Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben

von

Dr. Th. Barth.

XIX. Jahrgang 1901/1902.

Berlin W. 35.

Lützowstraße 107—8.

Verlag von Georg Reimer.

Wir wüßten nicht einen Punkt, in dem die Sozialdemokratie dem heutigen Staat wirklich gefährlich werden könnte; es gibt aber eine außerordentlich große Anzahl von Positionen, die nur mit Hilfe der Sozialdemokratie wirkungsvoll gegen die Angriffe der Reaktion vertheidigt werden können. Zerbricht die Sozialdemokratie in sich, so wird auch diese Vertheidigungslinie geschwächt. Daher ist es nicht die akute Krisis, die die bürgerlichen Parteien für die Sozialdemokratie herbeizuwünschen haben, sondern die organische Umformung der Partei von innen heraus; gewiß ein langsamer Prozeß, aber ein Prozeß, der eingesetzt hat, und der sich nicht mehr aufhalten läßt.

Die Wahlrechtsreaction in Sachsen hat es herbeigeführt, daß nicht ein Sozialdemokrat in den Landtag hineingekommen ist. Die Sozialdemokraten Sachsens sind für den Landtag mundtodt gemacht. Die Sozialdemokraten sind im Lande so zahlreich wie bisher; sie sind durch diese Einrichtung verbitterter, aber reden im Parlament können sie nicht; dies Ventil zur Ableitung der Leidenschaften ist geschlossen, und diese Stätte praktischer Arbeit, die die Utopien verscheucht, ist ihnen gesperrt. Welch ein sträflich kurzsichtiges Vorgehen; freilich das königliche Sachsen hat von allen deutschen Staaten stets die engherzigste und schlechteste Politik getrieben.

In Südafrika dauert das Elend des Krieges mit wechselnden Erfolgen für beide Theile fort.

* *
*

Nur keine Winkelzüge.

Die jüngste Plenarversammlung des deutschen Handelstages hat einen ziemlich kläglichen Eindruck hinterlassen. Um es in der Zollfrage möglichst allen recht zu machen, hatte man eine Resolution formulirt, die allerlei Mentalreservationen zuließ. Den industriellen Syndikatszöllnern war damit aber noch lange nicht genug geschehen; sie verlangten eine tiefe Verbeugung des Handelsstandes vor den Agrariern, das Bekenntniß, daß der neue Zolltarifentwurf eine weise Mittellinie einhalte und nur in dem Doppeltarif für die Getreidezölle einen kleinen Schönheitsfehler habe. In dem Bestreben, der Resolution des Ausschusses etwas mehr Kraft zu geben, wurde schließlich auch noch ein taktischer Fehler begangen, und so war das Ende vom Liede, daß der weitgehendste Antrag nur mit 151 gegen 146 Stimmen angenommen wurde, obgleich auch dieser Antrag bloß verlangte, daß „die Lebensmittelzölle im neuen Zolltarif keinenfalls die bestehenden des allgemeinen Tarifs überschreiten". Diese Zollsätze des allgemeinen Tarifs betragen bekanntlich für Brodgetreide 50 Mark per Tonne. Dem böswilligen Interpreten ist somit die Möglichkeit gegeben, der Bevölkerung zu versichern, daß die Vertretung des deutschen Handelsstandes nur mit knapper Noth einen Beschluß durchgesetzt habe, der gegenüber den in Kraft befindlichen Sätzen von 35 Mark Brodgetreidezölle von 50 Mark als eine zulässige Grenze bezeichne. Daß die Antragsteller die Sache anders gemeint haben, bedeutet dem unglücklichen Wortlaut gegenüber wenig.

Auch die Bedeutung der Opposition der industriellen Schutzzöllner gegen den Doppeltarif für Getreide ist in den Verhandlungen des Handelstages auf ein Minimum reducirt. Der Widerstand gegen die Doppelsätze ist in Wahrheit nur Schaumschlägerei, wenn man die Untersätze gleichzeitig als eine gerechte Forderung der Agrarier bezeichnet.

Das letztere Zugeständniß stärkt die Position der Agrarier mindestens ebenso sehr, wie ihnen die Opposition gegen die formelle Einfügung von Minimalsätzen in das Tarifgesetz Abbruch thut.

Die materielle Bedeutung des Doppeltarifs ist überhaupt nicht groß, und wenn die Doppelsätze aus dem Entwurf ausgemerzt werden, so ist noch herzlich wenig erreicht. Eine Bestimmung, wonach auch bei Handelsvertragsverhandlungen nicht unter bestimmte Zollsätze herabgegangen werden darf, ist schließlich für eine entschlossene Regierung kein Hinderniß, dennoch der Volksvertretung einen Tarifvertrag zur Genehmigung vorzulegen, in dem jene Vorschrift ignorirt ist. Nur als Symptom für die Stärke des Agrarierthums und die Schwäche der Regierung ist die Frage von Wichtigkeit, ob sich die Regierung durch einen Doppeltarif eine gebundene Marschroute vorschreiben läßt.

In Wirklichkeit ist die antiagrarische Bewegung über diesen Punkt übrigens schon hinaus.

Der ernsthafte Kampf wird sich nicht um die Minimalsätze des Entwurfs drehen, sondern darum, ob der jetzt bestehende Zollsatz von 35 Mark für Brotgetreide thatsächlich bestehen bleiben soll oder nicht. Millionen deutscher Wähler sind entschlossen, alles daran zu setzen, um auch die geringste Steigerung der Lebensmittelzölle zu verhindern. Es wird von der weiteren Entwicklung des Kampfes abhängen, ob nicht alsbald mit Aussicht auf Erfolg die Forderung zu erheben ist, daß die schon jetzt unverantwortlich hohen Lebensmittelzölle zu ermäßigen sind. Diese Frage wird dann unmittelbar praktisch werden, wenn — was keineswegs ausgeschlossen erscheint — sich herausstellen sollte, daß unsere Nachbarn nicht gesonnen sind, mit uns ohne weitere Herabsetzung unserer Lebensmittelzölle neue Handelsverträge abzuschließen. Gegenwärtig aber heißt noch ganz bescheiden die Parole: Kein Pfennig höhere Lebensmittelzölle!

Daß nach Lage der Dinge dies letztere Programm durchgesetzt werden kann, erscheint mir gewiß. Nur wenn die Arbeitermassen sich passiv verhalten würden, könnten die Agrarier hoffen, ihren Willen durchzusetzen. Die Befürchtung, daß die Arbeiter kein rechtes Verständniß für die enorme Tragweite der Zolltariffrage haben würden, darf jedoch heute bereits als geschwunden betrachtet werden. Der Wortlaut der ohne jede weitere Diskussion einstimmig angenommenen temperamentvollen Protestresolution des sozialdemokratischen Parteitages ist ein deutlicher Beleg, wie weit die Empörung über das geplante agrarisch-protektionistische Attentat in Arbeiterkreisen bereits gediehen ist. Diese gerechte Entrüstung ist von Woche zu Woche gewachsen; sie wird sich mit der Entwicklung der wirthschaftlichen Krisis und den unvermeidlichen weiteren Arbeiterentlassungen nothwendigerweise steigern.

Gegen den entschlossenen Widerstand der Arbeiterbevölkerung ist eine Blutabzapfung, wie sie die Agrarier vorhaben, aber überhaupt nicht durchzusetzen. Der Widerstand wird und muß sich allerdings, wenn er wirksam sein soll, streng innerhalb der Grenzen der Gesetze, und im Parlament innerhalb der Grenzen der Geschäftsordnung, halten. Man könnte den Agrariern keinen größeren Gefallen erweisen, als wenn man ihnen Gelegenheit gäbe, als Retter der Gesellschaft oder des Parlamentarismus zu posiren. Aber daß im Rahmen des Erlaubten jedes Mittel zur Anwendung gelangt, das geeignet ist, die agrarischen Pläne zu durchkreuzen, das ist eine patriotische Pflicht.

Die anämischen Beschlüsse des deutschen Handelstages können an dieser Sachlage nichts ändern.

Theodor Barth.

Die österreichischen Katholikentage und die österreichische Zukunft.

Die politischen Sommerversammlungen sind in Oesterreich seit jeher Wahrzeichen gewesen. In den heißen Monaten ruht die überlange parlamentarische Arbeit, die Wählerschaften kommen zu Worte, und da enthüllt sich jeweils, was im Volke zur Zeit an politischen Absichten rege ist. Die Arbeit der Volksvertreter zeigt die Richtung, welche das politische Leben einschlägt, nicht zuverlässig an; denn die Thätigkeit der Parlamentarier ist in Oesterreich mehr denn überall anderwärts parlamentarische Diplomatie, die sich von den Gesinnungen der Wähler oft beträchtlich entfernt. Diese sprechen sich ungeschminkt aus, wenn die politischen Ferien den Schwerpunkt aus den Couloirs in die Volksversammlungen verschieben. Da ist es denn ein bedeutsames Zeichen, daß heuer die politische Sommercampagne von dem Kampfe zwischen Klerikalen und Antiklerikalen erfüllt war. Der Sommer 1901 unterbricht auffallend die Gepflogenheiten der Jahre 1897—1900. In diesem Zeitabschnitte führte auf den Volkstagen nur die nationale Leidenschaft das laute Wort. Die Sprachenverordnungen Badeni's hatten die innere Politik in diese Bahn gedrängt. Unmittelbar vordem beherrschte der Ausgleich und die wirthschaftliche Kampfstellung gegen Ungarn die Köpfe der Wähler. Der Wahlfeldzug 1896 noch wurde ausschließlich unter der Losung: Ein gerechter Ausgleich! geführt. Man hätte schließen mögen, daß nun, da im nationalen Streite eine Pause eingetreten ist, das alte Problem des Ausgleichs wieder die Wählerschaften beschäftigen werde, umsomehr als die endgültige Ordnung mit Ungarn eine politisch-wirthschaftliche Lebensfrage des Reiches geworden ist, die Fertigstellung des autonomen Zolltarifes und die Abschließung von Handelsverträgen bevorstehen. Es wäre natürlich, wenn das Interesse der breiten Volksschichten bei diesen zukunftsschweren Fragen verweilte. Die Regierung Körber hat auch den Versuch gemacht, die scheinbar natürliche Entwicklung zu fördern, indem sie in der heurigen Frühjahrssession wirthschaftliche Angelegenheiten von weiter Wirkung zum Beschlusse brachte. Die Abgeordneten ließen sich bei diesem Thema festhalten; nicht so die Wählerschaften. Der Sommer 1901 war nicht von wirthschaftlichen Diskussionen bewegt. Im Vordergrunde standen — trotz der Landtagswahlen — die Katholikentage und die Protestversammlungen der antiklerikalen Parteien.

Wer Oesterreich kennt, wird diesen Rösselsprung der öffentlichen Diskussion nicht unlogisch nennen. Nationaler Zwist und Kulturkampf sind zwei Erscheinungsformen derselben politischen Wesenheit, des einen centralen Staatsproblems dieses Landes. Daß jeder Staat eine Besonderheit ist, seinen eigenen Bewegungsgesetzen folgt, scheint eine triviale Wahrheit. Gleichwohl wird ihre Erkenntniß den meisten Betrachtern durch die Gleichförmigkeit gewisser sozialer und wirthschaftlicher Vorgänge in den europäischen Kulturstaaten verhüllt. Nicht bloß ausländische Beurtheiler, auch sehr viele Oesterreicher schätzen, von diesem Irrthum befangen, die politischen Erscheinungen des alten Reiches falsch ein. Weil sich in Oesterreich die Klassenscheidung in Agrarier und Industrielle, Großunternehmer, Kleingewerbetreibende und Lohnarbeiter und die daraus entspringenden Interessenkämpfe wiederholen, weil andererseits die Organisationsformen eines modernen Staates vorhanden sind: Parlament, Ministerien, Verfassungsurkunde, konstitutionelle Garantien, erwarten sie, daß, nach der Erfahrung in anderen modernen Staaten, innerhalb dieser politischen Formen jene sozialen Gegensätze zum Austrag kommen müssen. Allein wenn jezuweilen die parlamentarische Tribüne einem Kampfplatz sozialer Interessen glich, so waren das nur vorüberziehende Bilder, gleich denen, die das Skioptikon auf eine Fläche wirft. Für Minuten erscheinen Farben und Linien als Wirklichkeit, der nächste Augenblick enthüllt die Täuschung, die weiße Fläche tritt hervor. Jene wirthschaftlich-sozialen Konflikte sind wohl Inhalt des politischen Lebens im modernen Staate. In Oesterreich ist jedoch gerade der Kampf um den modernen Staat Inhalt des politischen Lebens.

Von der kurzen Josephinischen Epoche abgesehen, war die Entwicklung Oesterreichs aus einem mittelalterlichen Feudalstaat in den neuzeitlichen Einheitsstaat nur eine formale. In den großen Staaten des westlichen Europa war der neu entstehende staatliche Apparat Werkzeug des Staatszweckes; in Oesterreich blieben die staatlichen Mittel Diener außerstaatlicher Mächte. Die neuen Organisationen der öffentlichen Gewalt, Armee, Bureaukratie und Gesetzgebung, blieben zweien Gebietern, dem feudalen Hochadel, der sie nach ständischer Tradition als sein zu eigenem Recht zustehendes Besitzthum betrachtete, und der katholischen Kirche, die sie als ausschließliches Werkzeug ihrer Zwecke in Anspruch nahm. Nach Niederschlagung der Revolution von 1848 wurde der Staat wohl politisch und administrativ reorganisirt, allein das Konkordat ordnete die innere Verwaltung vollständig den Zwecken der Kirche unter, die höheren Stellen in Armee und Bureaukratie fielen dem klerikalen Hochadel zu. Oesterreich wurde damals deutsch und centralistisch verwaltet. Adel und Kirche arbeiteten einträchtig, dieses System zu stützen. Die Katastrophe von 1859 und der Ruin der staatlichen Finanzen erwiesen, daß die ausschließliche Unterordnung des Staates unter jene beiden Mächte mit dem Fortbestande des Reiches unvereinbar sei. Die Staatsleitung mußte darauf Bedacht nehmen, daß der moderne Staat eine Fülle eigener Aufgaben zu lösen habe und hiezu der geistigen und sittlichen Kräfte der Bevölkerung nicht entbehren könne. Die Einführung der Verfassung und die Berufung des deutschen Bürgerthums, damals der einzigen regierungsfähigen Klasse, zur Theilnahme an der politischen Macht waren die ersten Maßnahmen, die Mittel des modernen Staates für seine eigenen Zwecke frei zu machen. Von diesem Augenblicke an beginnt jedoch auch der Krieg der alten Beherrscher der Staatsgewalt gegen die Neuordnung der Dinge. Der deutsche Centralismus, der den Feudalen und Klerikalen als Herrschaftsmittel bequem gewesen war, verlor für sie an Werth, als er der bürgerlichen Politik nutzbar wurde. Zu schwach, um den Kampf allein durchzuführen, benutzten sie daher die nationale Bewegung der slavischen Stämme, um die beginnende Umwandlung Oesterreichs in einen seiner Zwecke bewußten Staat zu hemmen. Nicht als ob sie die nationale Strömung künstlich geschaffen hätten; aber sie zogen mit Absicht jene extremen Bestrebungen groß, die ohne ihre Aufmunterung vorübergehende Träume eines jugendlichen Radikalismus geblieben wären, jenen politischen Nationalismus, der nicht eine kulturelle Erscheinung innerhalb des historisch gewordenen Staates und innerhalb seiner Lebensbedingungen bleiben, sondern sich selbst als oberstes politisches Ziel gegen den Staat verwirklichen will. Die Feudalen machten sich zu Vorkämpfern des czechischen Föderalismus; die katholische Kirche ließ den national-agitatorischen Neigungen ihres Klerus freies Spiel und organisirte zugleich ihre deutschen Anhänger in den Alpenländern als politische Partei gegen das deutsche Bürgerthum; ihre Tiroler Gruppe, die alte autonomistische Traditionen hatte, kam obendrein auch von dieser Seite dem Föderalismus zu Hilfe. So war vom Beginn der verfassungsmäßigen Aera an der nationale Streit mit dem Kampf der Feudalen und Klerikalen gegen den bürgerlichen Staat verquickt. Der Klerikalismus hat die Austragung des nationalen Kampfes erschwert, indem er die Ansprüche der Slaven förderte, andererseits die Deutschen innerlich zersetzte und hierdurch national schwächte. Der Nationalismus der Slaven wieder verzögerte den entscheidenden Sieg der bürgerlich-staatlichen Ideen, indem er die nichtdeutschen bürgerlichen Elemente den feudal-klerikalen Gegnern eines modernen Oesterreich als Bundesgenossen zutreibt. Die Etappen des nationalen Kampfes sind zugleich Phasen in der Entwicklung des kulturpolitischen Konfliktes; die Fortschritte der Klerikalen wieder hängen un-

mittelbar mit dem Ab und Auf der nationalen Bewegungen zusammen. Die innere Geschichte der zwei stärksten Volksstämme, des deutschen und czechischen, die zugleich die Träger des schärfsten nationalen Kampfes sind, zeigen eine ununterbrochene Kette von gegenseitiger Wechselwirkung nationaler und klerikaler Politik.

Auf deutscher Seite sind drei Entwicklungsstufen zu erkennen. Die erste reicht vom Beginne der Verfassung bis 1879, es ist die Zeit der deutsch-liberalen Herrschaft. Die deutsche Nation ist in zwei scharf unterschiedene Theile zerrissen; der größere national und freiheitlich, repräsentirt durch die Verfassungspartei, der kleinere klerikal und ein rücksichtsloser Förderer slavisch-nationaler Ansprüche. Zwei Versuche dieser Gruppe, im Bunde mit den slavischen Föderalisten die Verfassung zu sprengen und hierdurch die deutsch-liberale Herrschaft zu beseitigen — Belcredi 1868 und Hohenwart 1871 — mißlingen. Das deutsche Regime behauptet sich. In diese Zeit, besonders in die Jahre 1868 bis 1874 fällt der erfolgreichste Vorstoß des Staates gegen die Kirche. Das Konkordat wird annullirt, die Gleichstellung der Konfessionen festgesetzt, die Schule von der Oberaufsicht der Geistlichkeit losgelöst, die kirchliche Ehegerichtsbarkeit abgeschafft und ein Versuch zur Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche unternommen, der freilich Papier blieb, weil die nöthigen Ausführungsgesetze nicht zustande kamen. Der Träger dieser antiklerikalen Politik war das deutsche Großbürgerthum, die Wähler der Verfassungspartei. Im Jahre 1879 gelang es endlich der klerikal-slavischen Koalition, die Liberalen von der Herrschaft zu verdrängen, allerdings unter Verzicht auf die Beseitigung der Dezemberverfassung. Von da bis zum Jahre 1897 wurde das Deutschthum national zurückgedrängt und verlor zugleich seine Widerstandskraft gegen den Klerikalismus. Diese zweite Periode ist die Zeit unbestrittenen Vordringens des kirchlichen Geistes in der öffentlichen Verwaltung. Graf Taaffe ersah mit scharfem Auge, daß wirthschaftliche Fragen dazu dienen könnten, den Liberalismus zu zersetzen. In der aus hohen Censuswahlen hervorgegangenen Verfassungspartei schob er durch Herabsetzung des Wahlcensus in der Städte- und Landgemeinden-Kurie dem kleinen Bürgerthum die Entscheidung zu. Dieses trat mit wirthschaftlichen Forderungen auf den Plan, welche der wirthschaftlich-liberalen Auffassung der Verfassungspartei widersprachen. Die Deutschliberalen machten der zünftlerischen Gewerbereform Taaffe's, welche ihre nachdrücklichsten Vertreter gerade in deutschen Gewerbekreisen hatte, lebhafte Opposition. So gelang es, die Deutschen auch noch sozial zu spalten. Außerdem entfremdete der fünfzehnjährige unfruchtbare Kampf der Deutschliberalen gegen das deutschfeindliche Regime die alte Partei dem heranwachsenden Geschlecht. Man rechnete die unabläßige Zurückdrängung des Deutschthums, welche in den ersten zehn Jahren sogar in offene Mißachtung gekleidet war, der schlechten Politik der Liberalen zu Lasten. Mit den Trägern gerieth auch die antiklerikal-freiheitliche Bethätigung in Mißkredit. Es wurden damals zwei neue Strömungen im Deutschthum lebendig, beide kleinbürgerlichen Charakters: eine nationale in den Alpenländern und eine christlich-soziale in Niederösterreich; beide bekämpften Hand in Hand unter antisemitischer Flagge mit wachsendem Erfolge die deutschliberale Partei. In diesen Jahren gewannen die Klerikalen allgemach alle Stellungen zurück, aus denen sie die kurze liberale Epoche verdrängt hatte. Das Volksschulgesetz wurde 1883 von der slavisch-klerikalen Majorität offen durch eine klerikalisirende Novelle verschlechtert; die Administration unterhöhlte ihrerseits in stiller Arbeit neben dem Gesetze und vielfach auch gegen dasselbe die Schöpfungen der liberalen Zeit. Der Widerstand der Verfassungspartei in und außer dem Parlamente wider den um sich greifenden Klerikalismus wurde immer zaghafter, da in der mit ihrer wirthschaftlichen und nationalen Politik unzufriedenen Wählerschaft das Verständniß hierfür mehr und mehr erlosch. Durch den Sturz Taaffe's wurde die Zersetzung der deutschen Parteien beschleunigt. Die Deutschliberalen begingen die Sünde, sich mit ihren Erbfeinden, den Feudalen und Klerikalen zu der berüchtigten Koalition zusammenzuthun. Die verspätete Neuauflage eines deutschliberalen Regimes war in freiheitlicher wie nationaler Beziehung gleich demüthigend; die Partei brachte weder das Vordringen des Klerikalismus noch die nationalen Vorstöße der Slaven zum Stillstand. Als es offenbar wurde, daß die deutschen Minister nicht einmal die Errichtung eines slovenischen Trutzgymnasiums in der deutschen Stadt Cilli verhindern konnten, warf die nationale Erregung die Kombination der Parteiführer über den Haufen. Mit dem politischen Einflusse der Altliberalen war es zu Ende. Die Führung der Deutschen ging an die Kleinbürgerparteien über, an die Christlichsozialen unter Lueger und an die deutsche Volkspartei, erstere eine Spielart der Altklerikalen, letztere eine rein nationale Partei ohne die antiklerikalen Neigungen der Liberalen. Es gab also unter den Deutschen eine Partei des Widerstandes gegen den Klerikalismus überhaupt nicht mehr. Dieser war wieder der allein leitende Grundsatz der Verwaltung geworden, hat auch das mittlere und höhere Schulwesen vollständig dem kirchlichen Einflusse zurückerobert und sogar die Entwicklung der Judikatur ungünstig beeinflußt. Da kamen die Sprachenverordnungen Badeni's. Sie leiten die dritte Periode der deutschen Politik ein. Der Angriff auf die nationalen Lebensbedingungen des deutschen Volkes brachte sofort wieder eine scharfe Scheidung der deutschen Parteien. Die Altklerikalen traten offen, die Luegerianer versteckt an die Seite der deutschfeindlichen Regierungen. Die Folge war, daß mit dem lawinenartig anwachsenden nationalen Kampfeifer der Deutschen auch der Haß gegen jene Parteien zum Durchbruche kam. Nach Niederwerfung der slavischen Regierungen Badeni und Thun und nach Wiederherstellung der alten sprachenrechtlichen Zustände blieb in den aufgerüttelten deutschen Wählerschaften ein entschieden antiklerikaler Geist zurück. Die rege Kampfesfreude im Volke, das nach langen Jahrzehnten kränkender Zurücksetzung endlich wieder Erfolge sah, wandte sich gegen die klerikalen Parteien, die national unzuverlässig waren. Der Geist des nationalen Widerstandes hatte sogar eine Abfallsbewegung ausgelöst: „Los von Rom“ wurde in die Wirklichkeit übertragen und hat bereits Tausende katholischer Deutscher dem Protestantismus und Altkatholicismus zugeführt. Die Urheber dieser politisch-religiösen Strömung, die Alldeutschen sind auch die Vorkämpfer des Antiklerikalismus. Sie fallen, wie die Liguoridebatten der Frühjahrssession zeigen, den Klerikalismus mit einer bis nun in Oesterreich unerhörten Kühnheit an. Die anderen deutschen Parteien schlossen sich der von den Wählern gebilligten offensiven Politik an, sowohl die deutsche Fortschrittspartei, welche die von den Altliberalen geerbte Zaghaftigkeit in klerikalen Dingen abwirft, wie die deutsche Volkspartei, die unter ihren ersten, heute längst kalt gestellten Führern dem Klerikalismus passive Unterstützung hatte angedeihen lassen. Der Antiklerikalismus ist heute deutsche Parteiparole, und bei den vorjährigen Reichsrathswahlen wurden unter diesem Rufe in dieser Generation zum ersten Male wieder den Klerikalen schwere Wahlniederlagen beigebracht. Die deutsche Politik ist damit zu ihrem Ausgangspunkte zurückgekehrt. Sie ist wieder national selbstbewußt und zugleich grundsätzlich antiklerikal geworden. Diese Bewegung ist umso bedeutsamer, als sie — zum Unterschiede von der ersten Aera — das ganze Volk erfaßt und in den kleinbürgerlichen Parteien ihren Schwerpunkt hat. Es ist begreiflich, daß die katholische Kirche gegen diese angriffslustige Strömung mit allen Mitteln einen Abwehrkampf eröffnet. Die Katholikentage im deutschböhmischen Leitmeritz und im deutschmährischen Olmütz hatten jedoch nur die Wirkung, große Gegendemonstrationen der deutschen Parteien hervorzurufen, auf denen das Kriegsbündniß aller nationalen Gruppen gegen den Klerikalismus offen kundgethan wurde.

Die Czechen haben während dieser Jahrzehnte eine andere Entwicklung durchmessen. Sie traten zunächst, wie alle slavischen Volksstämme, als einheitliche Partei in

das konstitutionelle Leben ein. Eine Differenzirung setzt erst allmählich ein. Zwar lebt im czechischen Volke von altersher eine starke antiklerikale Ueberlieferung, der Hussitismus, der 1848 neben der nationalen Leidenschaft hell genug aufzuckte. Aber wie so viele hitzige Regungen jener Fiebertage ging auch die hussitische spurlos vorüber. Als die Czechen wieder in den politischen Kampf eingriffen, befanden sie sich unter dem Kriegsvolk des klerikalen Hochadels. Sie verloren mit diesem die Schlachten unter Belcredi und Hohenwart und nahmen ihren reichgemessenen Antheil an der Siegesperiode unter Taaffe. Die führende Partei, die Altczechen, welche das wirthschaftlich aufstrebende Bürgerthum ihres Volkes repräsentirten, errangen werthvolle Zugeständnisse, welche die kulturelle Zukunft der Nation für absehbare Zeit sichern. Dennoch war einem Theile des Volkes der Fortschritt nicht rasch genug. Eine immer lebhaftere Opposition, die Jungczechen, rannte gegen die politische Hegemonie der führenden Partei an. Der Widerstand wurde aussichtsreicher, als die Altczechen mit der Regierung die Annäherung an die Deutschen Ende der achtziger Jahre vollzogen, und riß endlich die Decennien alte Macht nieder, als die Führer der Altczechen mit den Deutschliberalen die Bedingungen eines nationalen Friedens, die Punktationen des Jahres 1890 vereinbarten. Das Gros der czechischen Wählerschaften, besonders das Kleinbürgerthum und die Bauern Böhmens, das den Ausgleich mißbilligte, weil es die eigene Stärke überschätzte, fiel an die Jungczechen. Diese hatten ihren Gegensatz gegen die Altczechen und Feudalen dadurch verschärft, daß sie neben der nationalen Schneidigkeit die uralten hussitischen Neigungen der Volksmassen in den Dienst ihrer Agitation stellten. Sie erfochten ihre Siege als „freisinnige Volkspartei“ unter antiklerikaler Flagge. Böhmen widerhallte damals von den hussitischen Schlagworten. Allein zur Macht gekommen, ahmten sie das Beispiel der Altczechen nach, verbanden sich mit den feudalen Magnaten, mit der hochkirchlichen polnischen Schlachta und mit den Deutschklerikalen. Das antiklerikale Programm wurde zurückgestellt, die etappenweise Erringung des „böhmischen Staatsrechtes“ sollte der Erfolg ihrer Politik werden. Schon der erste Schritt, die Sprachenverordnungen Badeni's, erwies sich als verfehlt. Sie leiteten ihre Nation in die Irre und setzten sie der Demüthigung einer vollen Niederlage aus. Kein Wunder, wenn das Vertrauen des Volkes in die jungczechischen Politiker erschüttert wurde, — wie ungefähr zehn Jahre vorher im deutschen Lager der Kredit der Deutschliberalen in Folge verfehlter parlamentarischer Taktik und nationaler Mißerfolge vernichtet wurde. Es setzt dann heute im Czechenvolke derselbe Prozeß ein, den die Deutschen durchlaufen haben. Wider die Jungczechen erheben sich zwei Widersacher; eine nationalradikale und eine klerikale Strömung. In Böhmen kämpft die letztere wohl noch nicht mit offenem Visir, sondern kleidet sich in die Form agrarischer Interessenvertretung. Die neu entstehende Agrarfraktion, die unter der Schutzhoheit der Feudalen steht, ist jedoch nichts anderes als der Schrittmacher einer klerikalen Bauernpartei. In Mähren liegen die Verhältnisse klarer. Die Jungczechen wurzelten hier nie tief im Volke, der Klerus hingegen war stets der mächtigste Faktor im Volke. Seit einiger Zeit arbeitet nun der ehrgeizige Erzbischof von Olmütz, Dr. Kohn, an der Gründung einer starken czechisch-klerikalen Partei. Mit Erfolg! denn im Vorjahre war diese bereits im Stande, den Jungczechen Reichsrathsmandate abzunehmen. Der Katholikentag von Kremsier war die Heerschau der neuen Partei. Auf czechischer Seite ist der Klerikalismus also im Vordringen.

Die Bedeutung dieser Sommervorgänge für den Lebensprozeß der österreichischen Politik ist klar zu durchschauen. Die innige Wechselwirkung zwischen Nationalismus und Klerikalismus im deutschen wie im czechischen Volke zeigt, daß eine Entwirrung der politischen Kernfragen nur zugleich von beiden Seiten aus erfolgen kann. Die dauernde Spaltung der Czechen in einen rein klerikalen und einen fortschrittlichen Flügel, im deutschen Lager eine mit der Angriffskraft der nationalen Parteien wachsende Abdrängung der Deutschklerikalen von ihrer slavenfreundlichen Politik würde eine politische Gruppirung vorbereiten, welche in der vierzigjährigen parlamentarischen Geschichte eine grundsätzliche Wendung darstellt. Die politisch gleichgesinnten Elemente der zwei stärksten Nationen würden sich als politische Parteien nähertreten können. Die Parteibildung nach rein nationalen Zielen wäre von national gemischten, politischen Gruppen abgelöst. Daß diese Entwicklung die nationale Verständigung näher rückt, liegt auf der Hand. Gleichzeitig würde jedoch zwischen den politischen Gruppen ein ehrlicher Kampf um die Grundsätze der Staatsregierung entbrennen, der vielleicht nicht sogleich, aber in absehbarer Zeit mit dem Siege der bürgerlichen Staatsidee endete, jedenfalls aber sofort dem Scheinkonstitutionalismus ein Ende machte wie der Verfälschung der öffentlichen Einrichtungen, welche staatliche Machtmittel sein sollen, aber kirchlichen und ständischen Zwecken dienstbar gemacht werden. Die Zukunft der österreichischen Frage liegt also in diesem Prozesse beschlossen; nur er kann Heilung bringen. Die Entscheidung liegt nicht im Parlament, sondern in der Bevölkerung, nicht in dem Spiele taktischer Kunststücke, sondern in dem Ausreifen politischer Ueberzeugungen.

Brünn. S. Rubinstein.

Agrarische Arbeiterfreundlichkeit.

Die Landwirthschaftskammer für die Provinz Hannover hat sich dieser Tage mit einer Publikation an die Oeffentlichkeit gewandt, in der sie die kleinen Landwirthe, die Gewerbetreibenden und die Arbeiter davon zu überzeugen sucht, daß eine Erhöhung der Zölle auf Brotgetreide für sie keinen Schaden, sondern sogar einen Vortheil bedeute. Es wimmelt in dieser Kundgebung von anfechtbaren thatsächlichen Behauptungen, wie sie in agrarischen Schriftstücken seit geraumer Zeit gang und gäbe sind. Daneben aber enthält das Pronunciamento einige charakteristische Ausführungen, die es verdienen, unterstrichen zu werden.

Das genannte Schriftstück wirft die Frage auf, was würde durch die Erhöhung der Zölle des Brotgetreides für eine Arbeiterfamilie sich an Mehraufwand ergeben, und beantwortet diese Frage folgendermaßen:

„Wenn man einen starken Konsum von Brot und Mehl annimmt, nämlich 200 kg pro Kopf und Jahr, so würde der Mehraufwand pro Tag, wenn man annimmt, daß ein Zollsatz von 7,50 M. zur Erhebung gelangen würde, weiter annimmt, daß die Zollerhöhung in dem Preise ganz zum Ausdruck kommt, was bewiesenermaßen nicht der Fall ist [was bewiesenermaßen seit der Aufhebung des Identitätsnachweises in vollem Umfange der Fall ist; D. Red.], für eine Familie von Mann und Frau nebst vier Kindern pro Tag 10 Pf. betragen.“

Diese Ausführung ist in mehr als einer Beziehung charakteristisch. Zunächst geht daraus hervor, daß auch die Landwirthschaftskammer für die Provinz Hannover ernsthaft mit einer Zollerhöhung für Brotgetreide von 3,50 M. auf 7,50 M. für den Doppelcentner rechnet. Sodann ergibt sich aus jener Aeußerung, daß die Landwirthschaftskammer mit den vier Spezies auf einem gespannten Fuße lebt. Legt man für eine Familie von sechs Köpfen einen Jahreskonsum von 200 kg pro Kopf und einen Zollsatz von 7,50 M. für 100 kg der Berechnung zu Grunde, wie es die Landwirthschaftskammer thut, so ergibt sich nach Adam Riese eine Zollbelastung für diese Familie in der Höhe von 90 M. pro Jahr oder fast genau 25 Pf. pro Tag. Aber auch wenn man nur die Zollerhöhung, gegenüber den jetzt bestehenden Zöllen, in Höhe von 4 M. pro Doppelcentner der Berechnung zu Grunde legt, so kommt man für jene Familie auf eine Zollbelastung von 48 M. pro Jahr oder

13 Pf. pro Tag und nicht 10 Pf. Auf 33⅓ Proz. mehr oder weniger scheint es danach der Landwirthschaftskammer nicht anzukommen, wie sie auch eine Belastung des täglichen Brotes in Höhe von 90 M. im Jahre für eine Arbeiterfamilie, die vielleicht nur 900 M. im Jahre Einkommen hat, anscheinend für gar nicht besonders drückend hält. Hoffentlich werden sich die Arbeiter der Provinz Hannover das recht gründlich merken.

Wenn sie aber etwa glauben sollten, daß nun damit der weiteren Belastung ihres täglichen Lebensunterhaltes Genüge geschehen sei, so würden sie sich sehr täuschen. Die Landwirthschaftskammer stellt ihnen vielmehr in Aussicht, daß, wenn sie sich nur in die Vertheuerung des Brotes finden wollen, sie auch mit Sicherheit darauf rechnen können, eine Vertheuerung des Fleisches zu erleben. Natürlich sagt dies die Landwirthschaftskammer nicht direkt; vielmehr tritt diese Seite der sozialen Fürsorge in den Versicherungen hervor, welche die Landwirthschaftskammer an die kleinen, Vieh züchtenden, Landwirthe richtet. Diesen kleineren Landwirthen wird nämlich auseinandergesetzt, daß auch sie an der Erhöhung des Getreidezolles um deswillen ein Interesse hätten, weil diese Erhöhung „das einzige Mittel sei, damit die Körner bauenden Gegenden nicht noch mehr zur Viehzucht übergehen müssen, wie es schon jetzt geschehen ist“.

„Schon heute — so heißt es dann wörtlich in den Ausführungen der Landwirthschaftskammer weiter — werden, wie es die Statistik der Produktion und des Verkehrs deutlich ergibt, bedeutend mehr Schweine gezüchtet, als zur Ernährung [der] einheimischen Bevölkerung nothwendig sind. Aehnlich liegen die Verhältnisse beim Rindvieh. Würden nun die Getreide bauenden Gegenden noch mehr zur Viehhaltung übergehen, so würde das Angebot an Vieh noch größer werden, und damit müßte naturgemäß der Preis desselben sinken. Also auch der Vieh züchtende Theil der Landwirthschaft hat ein Interesse an der Erhöhung der Getreidezölle, wenn nicht ein direktes, so doch ein indirektes, aber immer so groß, daß er sich für dieselbe aussprechen muß.“

Die Perspektive für die Arbeiterfamilie, von der oben bereits die Rede war, ist danach folgende: Nachdem sie zu Gunsten der lieben Agrarier eine Jahresbrotsteuer von 90 M. entrichtet hat, wird es den durch ihre Abgaben gekräftigten deutschen Getreideproduzenten möglich sein, weniger Getreide zu verfüttern, auf diese Weise die Entwicklung der Viehzucht künstlich zurückzuhalten und damit auch die Fleischpreise zu einer künstlichen Steigerung zu bringen. Sollte jene Arbeiterfamilie, nachdem sie ihre Brotsteuer von 90 M. bezahlt hat, überhaupt noch im Stande sein, für Fleisch irgend etwas auszugeben, so würde sie darnach künstlich erhöhten Fleischpreisen gegenüber stehen, die bewirken sollen, daß sie neben der enormen Brotsteuer auch noch künstlich gesteigerte Fleischpreise zu entrichten hat. Man kann in der That nicht liebevoller für das Wohl der arbeitenden Klassen besorgt sein!

Thatsächlich liegt die Sache nun allerdings nicht so, wie sie zur Beruhigung der viehzüchtenden kleinen Landwirthe seitens der Landwirthschaftskammer für die Provinz Hannover dargestellt wird. Wenn irgend etwas außer Zweifel steht, so ist es die nothwendige Einschränkung des Fleischgenusses bei künstlich gesteigerten Brotpreisen. Die 90 M., um die jene Arbeiterfamilie im Jahre ihren Brotkonsum künstlich vertheuert sieht, muß sie irgendwo ersparen; sie würde sie theilweise durch Verringerung des Konsums thierischer Produkte zu ersparen suchen. Der Fleischverbrauch würde deshalb ganz wesentlich eingeschränkt werden, und die auf diese Weise verringerte Nachfrage nach Fleisch würde gerade jene kleinen Landwirthe am schlimmsten treffen, die Getreide und sonstige Futtermittel haben zukaufen müssen, um Vieh aufzuziehen. Daß übrigens intelligente Vieh züchtende Bauern diesen Zusammenhang der Dinge auch klar einsehen, das geht aus dem sachverständigen Gutachten hervor, welches Mitglieder der oldenburgischen Landwirthschaftskammer kürzlich der Oeffentlichkeit übergeben haben. Es heißt in diesem lesenswerthen Gutachten unter anderem:

„Von einem Nothstande auf dem Gebiete der Viehzucht kann nicht die Rede sein. Die Preise waren meist auskömmlich, manchmal sogar sehr hoch, nur in Ausnahmefällen, die sich durch kein Gesetz aus der Welt schaffen lassen, zu niedrig. Eine Ueberproduktion an Fleisch ist auf absehbare Zeit ausgeschlossen. Erhöhung der Viehzölle ist darum kein Bedürfniß. Uebrigens würde nie eine Erhöhung der Viehzölle allein eintreten. Ist sie aber verbunden mit einer Erhöhung der Getreidezölle, so wird die Lebenshaltung der Masse des Volkes vertheuert. An Brot kann es kaum sparen. Worin es sich einschränkt, das sind die thierischen Produkte. Auf ihrem guten Absatz aber beruht die Blüthe der oldenburgischen Landwirthschaft, die zumeist aus kleinen und mittleren Betrieben besteht. Eine gleichzeitige Erhöhung von Getreide- und Viehzöllen würde darum den oldenburgischen Landwirthen mehr schaden als nützen.“

Aus diesen Worten spricht der praktische Viehzüchter; kein lateinischer Bauer und kein nothleidender Junker.

Nicht besser steht es mit den Versicherungen der Landwirthschaftskammer für die Provinz Hannover, daß die Arbeiter für alles, was sie den Agrariern in der Form der Brotsteuer Liebes und Gutes thun, in höheren Löhnen entschädigt würden. Wie eine Schwächung der Konsumfähigkeit von Millionen von Arbeiterfamilien und die damit in Verbindung stehende nothwendige Verringerung der Nachfrage nach allen Bedürfnissen des Lebens eine Steigerung der Produktion zur Folge haben kann, ist eine der sonderbarsten Vorstellungen. Theorie und Erfahrung zeigen, daß künstliche Preissteigerungen von Lebensmitteln nicht mit Lohnsteigerungen, sondern unmittelbar mit Lohnherabsetzungen Hand in Hand gehen. Die Wechsel auf die Zukunft, die den Arbeitern seitens der Agrarier angeboten werden, stehen an Solidität noch weit hinter den Wechseln der Trebertrocknungsgesellschaft zurück.

Ferdinand Svendsen.

Neue Lyrik.

Als der ungestüme Lärm des Naturalismus die litterarische Welt durchtobte und die Schaar der Empfindsamen sich verletzt zu scharfer Abwehr aufraffte, wer hätte damals eine so schnelle Wandlung vorausgesagt, wie sie sich während der letzten Jahrzehnte in der Dichtkunst und namentlich in der Lyrik vollzogen hat? Mit einem plötzlichen Ruck, ohne jede Vorbereitung, wurde der litterarische Geschmack von dem einen Extrem der brutalsten Affekte in das andere Extrem intimster Seelenregungen hinübergeschleudert —, mit einer Wucht, die uns gar nicht Zeit ließ, auf den Weg zu achten, der uns zu dem neuen Schauplatz führte. Nun sehen wir uns staunend in einer ganz anderen Umgebung, in der verzauberten Welt der Träume. Die neue Lyrik ist erdenfremd und zeitentrückt, sie weiß nichts von dem rauhen Kampf ums Dasein, nichts von dem Haß der Parteien, nichts von dem Triumphgeschrei der praktischen Technik. Eine blinde Träumerin, hat sie den ziellosen Blick nach innen gekehrt und merkt auf die leisesten Wallungen ihres Seelenlebens. In der Tiefe des eigenen Ichs entdeckt sie neue Wunder, spürt sie die feinsten Keime auf, erforscht sie die verschwiegensten Räthsel. Die erlauschten Geheimnisse formt sie zu Tönen, und die Töne läßt sie wie schillernde Farben erglänzen. Das liebt sie vor allem, die neue Lyrik: mit Tönen malen. Der Klang des Wortes ist ihr zu hart, und wiederum auf dem Wege zur Musik verliert das Wort zu viel von seinem Inhalt. So sucht die neue Lyrik Anlehnung an die Malerei, sie spricht in Bildern und verweist auf Farbenreize, wenn sie Stimmungen erzeugen will.

Gewiß war der bildliche Ausdruck immer das wichtigste Rüstzeug der Lyrik, er diente aber nur zur Bereicherung des poetischen Inhalts, — jetzt soll er ihn ganz ersetzen. Wir sollen schauen, was der Dichter empfindet.

Haben früher die Lyriker all ihre Kunst darauf verwandt, durch Klang, durch Reim und Rhythmus, dem Hörer ihre Gefühle zu vermitteln, so suchen sie jetzt durch das Symbol, — durch die Umformung des inneren Erlebnisses zu einem Bilde, — auf uns zu wirken.

Man sollte meinen, daß der Umweg, durch plastische Gleichnisse ahnen zu lassen, was man früher mit Worten umschrieb, die Verständigung zwischen Dichter und Leser erschwert. In der That sind die Symbolisten auch deshalb rasch in den Verruf der Unverständlichen gekommen. Bei tieferem Eingehen auf ihre Art merkt man aber wohl, daß sie eher die Unverstandenen waren, daß die Führenden unter ihnen, wenn auch in befremdlicher Form, doch mit sicheren Mitteln einen eigenartigen Reiz auf den seelenverwandten Leser auszuüben vermochten. Nicht alle! Die zahlreichen lyrischen Mystiker, die vor lauter Symbolismus überschnappten, darf man nicht mitrechnen.

Die Schnelligkeit, mit der die Symbolisten in immer weiteren Kreisen Anhänger für sich gewinnen, hat vielleicht eine ganz materielle Ursache. Jawohl! So sonderbar es klingt: der Symbolismus kommt den Tagesgewohnheiten mit kaufmännischer Kulanz entgegen. Wie verschafft man sich heut den Genuß einer lyrischen Dichtung? Die Verwandtschaft der Lyrik mit der Musik galt von jeher als so unumstritten, daß nie ein Lyriker, wenn er die Vermittlung seines Gedichtes erwog, anders als durch das Ohr zu wirken im Sinne hatte. Die Schöpfer der neuen Kunst messen dem Reim und Rhythmus eine geringere Bedeutung bei, die Radikalen glauben dessen sogar gänzlich entrathen zu können, weil alle Stimmung, alles Gefühl sich im Bilde spiegeln soll. So kann man lesend nachempfinden, was sonst nur für den Hörer zur vollen Geltung kam. Die Lyrik der Symbolisten scheint so recht geeignet, im Feierabendwinkel des traulichen Heims oder in lauschiger Waldeinsamkeit erfaßt zu werden. Sie bedarf nicht der für unsere Lebensgewohnheiten unbequemen Anstrengung des Vortrags, sie verliert dabei sogar erfahrungsmäßig, aber sie läßt sich lesen! Und die Freunde der Lyrik bestehen zum weitaus größten Theil aus Lesenden.

Merkwürdiger noch als die rasche Aufnahme der neuen Lyrik in allen Kulturländern ist das fast gleichzeitige Auftauchen der mit denselben Mitteln wirkenden Lyriker in all den verschiedenen Sprachgemeinschaften.

Otto Hauser führt den Ursprung der neuen Lyrik auf die englischen Präraphaeliten zurück, als deren Haupt — um die Mitte des vorigen Jahrhunderts — Dante Gabriel Rossetti auftrat. (Hauser hat die Sonette dieses englischen Lyrikers unter dem Titel: „Das Haus des Lebens“ meisterhaft verdeutscht). Von Rossetti und seinem Kreise vererbte sich die neue Lyrik auf die mit uns lebende Generation, als deren bedeutendster Vertreter Swinburne zu betrachten ist. Von England kam dann diese Kunstform über Belgien nach Frankreich und auch nach Deutschland. Daß dies auf dem Wege der litterarischen Anregung geschehen sei, wie Otto Hauser vermuthet, ist wohl nicht sicher anzunehmen. Denn die hervorragenden Dichter der neuen Lyrik erstanden plötzlich allerorten, wie aus sich heraus, jeder für sich und jeder auch in besonderer Eigenart. Man braucht bloß die Namen Maeterlinck, Verlaine, Hugo von Hofmannsthal neben einander zu halten, um sogleich die Ursprünglichkeit jedes Einzelnen trotz ihrer gemeinschaftlichen Kunstform vor Augen zu haben. Vielleicht stehen wir der Bewegung noch zu nahe, um das Gesetz zu erkennen, das sie hervorgerufen. Wunderbar ist das unvermittelte und unvorbereitete Emporwachsen symbolistischer Dichtung in einer Zeit, die seltener als irgend eine andere Epoche des Kulturlebens dem Einzelnen zur stillen Einkehr in sich selbst Ruhe gönnt, und gerade in all den Ländern, wo der Kampf um die äußerlichen materiellen Vortheile des Individuums am heftigsten wogt.

Daß die neue Lyrik selbst über die Grenzen von England, Frankreich und Deutschland hinaus fruchtbaren Boden fand, lehrt uns Otto Hauser in seinem Buche über die niederländische Lyrik aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts*). Das stille Volk der Niederländer, dem die Malerei eine ihrer ruhmreichsten Epochen zu danken hat, ist litterarisch nie stark hervorgetreten. Die Berühmtheiten des Landes vermochten nicht, außerhalb des heimischen Idioms ihren Dichterruf zu wahren, — weder Dramatiker noch Romanschriftsteller, die ja doch das größte, am leichtesten zu gewinnende Publikum haben, geschweige denn die Lyriker der niederländischen Zunge. Multatuli ist seit langem der Erste, der es verdient und hoffentlich auch so weit bringt, mit seinem köstlichen „Max Havelaar“ in die Weltlitteratur eingereiht zu werden. Seine aus Humor und Tragik kunstvoll gewobene Erzählung enthält auch einige lyrische Dichtungen von inniger Schönheit. Es ist um dieser poetischen Kleinodien willen schade, daß Multatuli einem früheren Zeitraum angehört, als jener Kreis, mit dem uns Otto Hauser in seiner erlesenen Sammlung bekannt macht.

Das Siebengestirn, die „holländische Dichterplejade“, — so bezeichnet Pol de Mont, der bekannteste aus der Gruppe, die kleine Schaar der Neuen. Sie bildet den Kern der Sammlung, der Otto Hauser noch einige andere bemerkenswerthe Zeitgenossen zugefügt hat. Ihre Dichtungen rühmt der Herausgeber geradezu als „klassisch“. Selbst wer sich zu diesem Enthusiasmus nicht hinreißen läßt, wird zugeben, daß die kluge Auswahl, die uns Hauser vorlegt, alles Anrecht hat, unsere gespannteste Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Neben dem vielseitigen, tief angelegten und sprachgewaltigen Pol de Mont — Hauser lehrt uns, daß sein Name nicht etwa französisch, sondern reingermanisch ist, — lernen wir den jung verstorbenen Perk mit seinen „schönheitsfreudigen“ Sonetten kennen, den Aestheten und Neuformer Kloos, den sonderbaren Rhythmusächter Verwey, den Mystiker Frederik van Eeden, den Impressionisten Gorter und andere, — alle in charakteristischen Proben, durch Hausers Uebersetzerfleiß vermittelt, ihre Persönlichkeit in knappen, markanten Umrissen dargestellt. Mit besonderer Sorgfalt wird uns die sympathische Lyrik von Helene Swarth, der „Dichterin der Liebe“, ans Herz gelegt, der auch als „Hollands größter Dichterin“ das Buch gewidmet ist. Die Verführung ist groß, von der anmuthigen und doch seltsamen Poesie dieser holländischen Sappho eine Probe mitzutheilen. Auch die anderen in dem Buche vertretenen Dichter verdienten eine solche Auszeichnung. Aber die ganze Sammlung ist ja bei aller Reichhaltigkeit der Auswahl selbst nur eine Probe, mit der bekannt zu werden den Freunden der Lyrik nicht dringend genug angerathen werden kann.

Um zu zeigen, daß man zu Hausers Vermittlungskunst volles Vertrauen haben kann, sei aufs Gerathewohl eine der Uebertragungen herausgegriffen:

Verzweiflung.

Von Helene Swarth.

O, die ganze Kammer ist voll Verzweiflung!
Ich öffne Fenster und Thür geschwind:
Mit mailichem Wehen
Der blühenden Schlehen
Liebliche Düfteb ringt mir der Wind.

O, die ganze Wohnung ist voll Verzweiflung!
Ich schlepp' meine Schritte durch Garten und Gang,
Durch die Zimmer streicht sie,
An der Treppe schleicht sie,
Mit lauernden Augen macht sie mir bang.

O, die ganze Stadt ist voll Verzweiflung!
In den stillen Straßen tritt sie heran,
In den Häusern lauscht sie,
In den Bäumen rauscht sie,
Wie kann ich entfliehn ihrem Zauberbann?

*) Die Niederländische Lyrik von 1875 bis 1900. Eine Studie und Uebersetzungen von Otto Hauser. (Baumert und Ronge, Großenhain.)

O, die ganze Welt ist voll Verzweiflung!
Ich trink' ihren Athem fern und nah,
Und wenn ich mich bärge
Im engsten der Särge,
Sie erwartete grinsend mich auch da.

In der Einleitung erklärt Otto Hauser, daß er „jeden Dichter in einer der seinen kongenialen Sprache zu verdeutschen suchte", daß er ebenso wie die charakteristischen Ausdrücke und Wendungen auch alle Eigenthümlichkeiten des Reimes und des Rhythmus zu wahren strebte.

Man ermesse, daß es für einen Schönheitssucher wie Otto Hauser keine geringe Selbstüberwindung ist, auf die vollendete Form, die ihm zu Gebote steht, zu Gunsten der äußersten Genauigkeit in der Wiedergabe fremder Lyrik Verzicht zu leisten. Freilich wird diese Treue der Formgebung durch die enge Verwandtschaft der niederländischen mit der deutschen Sprache erleichtert, sie ist aber deshalb nicht weniger rühmenswerth. Es wird nirgends soviel gestümpert wie in der Uebertragungstechnik, nirgends machen sich Unfähigkeit und Pfuscherei so breit wie in diesem Fach, und doch ist diese Kunstübung schwer wie irgend eine. Otto Hauser ist einer der sehr Wenigen, die ihre Aufgabe mit Virtuosität und wissenschaftlichem Eifer lösen.

Sigmar Mehring.

Ein Handelsherr als Minister.

In unserer Zeit, wo der deutsche Handelsstand durch die Schuld vieler seiner hervorragenden Mitglieder an Ansehen und Selbstachtung eingebüßt hat, ist es wohlthuend, einer Vergangenheit zu gedenken, die kaum ein halbes Jahrhundert hinter uns liegt, und in der deutsche Handelsherren nicht nur im geschäftlichen Leben eine große und führende Stellung inne hatten, sondern auch Wissenschaft und Kunst liebevoll und kräftig förderten und die politischen Geschicke der Nation bestimmen halfen. Es ist die Periode der Hansemann, Camphausen, Mevissen, Heydt, Beckerath, deren meiste, nachdem sie auf kommerziellem Gebiete glänzende und dauernde Schöpfungen begründet sowie Industrie und Nationalwohlstand gehoben hatten, den Kontorstuhl mit dem Ministersessel vertauschten. Heute möchten wir uns mit einem der bedeutendsten Männer dieses rheinischen Kreises, mit David Hansemann beschäftigen, dessen auf umfassendem und authentischem Aktenmaterial beruhende Lebensbeschreibung, von Alexander Bergengrün verfaßt, in stattlichem Bande uns vorliegt.*) Wir wollen ihn besonders als Politiker schildern, als den bezeichnendsten Typus des vormärzlichen bürgerlichen Liberalismus — einer Richtung, die damals im preußischen Staate eine große Rolle spielte und später den sehr zutreffenden Namen „Altliberalismus" empfangen hat. Denn kaum war er jung gewesen, so wurde er alt und veraltet.

Wie die Zeiten sich ändern! In der vormärzlichen Epoche waren es die beiden äußersten Provinzen Preußens, das Rheinland im Westen, Ostpreußen im Osten, die vorzugsweise den Freisinn vertraten und deshalb mit gewisser Geringschätzung auf die politische Zurückgebliebenheit der übrigen Staatsgebiete herabschauten. Jetzt ist Ostpreußen dem Junkerthum verfallen, und in dem schönen Rheinlande herrscht weit und breit die klerikale Partei.

David Hansemann, der jüngste Sohn eines armen hannoverschen Dorfpfarrers, ist aus bescheidenen Anfängen emporgestiegen. Er hat alles sich selbst verdankt, seiner Einsicht und Thatkraft, seinem Ideenreichthum und Ehrgeiz, seiner strengen Ehrenhaftigkeit und geschäftlichen Feinfühligkeit. Kaum war er in der neuen, selbstgewählten rheinischen Heimath, in Aachen, als Besitzer eines Wollengeschäftes zu mäßigem Wohlstand gediehen, als der Dreißigjährige alsbald große, ins Allgemeine gehende Schöpfungen ins Leben rief. Geachtet von seinen Mitbürgern und den Behörden, wußte er durch Gewandtheit, Beharrlichkeit und Rührigkeit zu höchsten Zielen zu gelangen. Er begründete 1824 die Aachener Feuerversicherung, der er dadurch eine charakteristische Eigenthümlichkeit verlieh, daß er von vornherein einen Theil ihrer Ueberschüsse für Zwecke öffentlichen Nutzens bestimmte. Er schuf 1834 den „Arbeitsverein", der Prämien- und Sparkassen für die arbeitenden Klassen sowie Verwahranstalten für Arbeiterkinder umfaßte — wohl eingerichtete Institute, die innerhalb des Aachener Regierungsbezirkes noch heute eine segensreiche Wirksamkeit üben. Das größte Unternehmen aber, das sein Gelingen hauptsächlich Hansemann's Geist und Thätigkeit verdankt, ist die Rheinische Eisenbahn, deren Gründung auf einer Strecke, die durch ihre orographische Beschaffenheit der damaligen Technik unerhörte Schwierigkeiten bot, nach langen Arbeiten und Kämpfen im Jahre 1837 zu Stande kam.

So erfolgreich die praktische Thätigkeit Hansemann's sich gestaltete, durch die er die Basis zur industriellen Größe Aachens legte: sein gründliches und klares Wesen drängte ihn zugleich, die Fragen, auf die sich sein Thun erstreckte, auch theoretisch zu durchdenken und in Schriften vor dem weiteren Publikum zu erörtern. Er wurde so eine in ganz Deutschland hoch geachtete und von allen Seiten anerkannte Autorität in Handels- und Eisenbahnangelegenheiten. Allein diese nahmen nicht ausschließlich seine Aufmerksamkeit und seine gewaltige Arbeitskraft in Anspruch. Er wandte solche auch den zollpolitischen und eigentlich politischen Interessen zu. Er trat in wiederholten Veröffentlichungen mit großem Nachdruck für die Nothwendigkeit einer Volksvertretung in Preußen sowie einer festen föderalen Einigung ganz Deutschlands ein, indem er an die Verwirklichung beider Forderungen zugleich ein originelles System ökonomischer Einrichtungen knüpfte.

Hansemann lebte in den Ideen eines eng begrenzten Bourgeois-Liberalismus, wie solcher damals in der französischen Verfassung Ludwig Philipp's zum Ausdrucke gelangt war. Die politischen Rechte sollen das ausschließliche Eigenthum der wohlhabenden Bürger sein; auf 200 bis 250 Seelen soll erst ein Wähler kommen. — Im heutigen Deutschland würde es demnach höchstens 250 000 Wähler geben! — Denn, sagt Hansemann, „die Gleichheit muß (?) eine Verflachung und Vergemeinerung der Ideen und die Gefahr des Umsturzes herbeiführen. Die Gleichheit ist der Freiheit Tod; sie geht dann durch sich selbst zu Grunde." Sätze, die mit apodiktischer Sicherheit aufgestellt wurden, ohne Schatten eines Beweises. Allerdings argumentirten diese Politiker immer im Hinblick auf die Vorgänge der ersten französischen Revolution, die sie fälschlich als für sämmtliche Völker und Zeiten vorbildliche verallgemeinerten. Hansemann sah überdies in dem vermögenden, aufstrebenden Bürgerstande die eigentliche materielle und geistige Kraft der Nation und suchte deshalb ihm, als dem besten und segensreichsten Faktor, den maßgebenden Einfluß auf das Staatsleben zu sichern. Doch zu Hansemann's Ruhme sei es gesagt: er erkannte auch die Pflichten des Bürgerthums gegenüber dem vierten Stande in viel höherem Grade an, als dies seitens der herrschenden Bourgeoisie in Frankreich und Belgien geschah. Er war dabei so konservativ, daß er dem Staate den „christlichen Charakter" gewahrt wissen, deshalb den Juden nur aus Gnade und in den westlichen Gegenden Deutschlands die vollen staatsbürgerlichen Rechte verleihen wollte. Ebenso war er auf zollpolitischem Gebiete der Mann des juste milieu: weder Zollfreiheit noch Prohibition, sondern gemäßigten Schutzzoll befürwortete er.

Von der Praxis war Hansemann ausgegangen. Er war dabei ein starrer, rechthaberischer, auf seinen Anschauungen und Thaten unerschütterlich bestehender Charakter. So wollte er von allgemeinen Ideen, von abstrakten Rechten nichts wissen; kühl müsse man prüfen, welcher Umfang an politischen Freiheiten und Rechten dem konkreten Staatswesen fromme, und nur so viel dürfe man be-

*) Berlin, J. Guttentag, 1901.

willigen. Dem Idealismus, der Begeisterung, dem Empfinden gestattete er keinen Einfluß auf die Politik. Er übersah hierbei freilich ein Doppeltes. Einmal, daß man ohne Idealismus und begeistertes Empfinden überhaupt nichts Bleibendes in der Menschenwelt schafft. Und zweitens, daß die kühle Prüfung schließlich immer darauf hinauslaufen wird, unwillkürlich eben das und nur das als angemessen und wünschenswerth zu betrachten, was den Interessen des kalkulirenden Individuums und seiner Gesellschaftsklasse entspricht. Das bewahrheitete sich auch bei den politischen Anschauungen Hansemann's.

Wir gedenken hier nur kurz seiner Thätigkeit in den rheinischen Provinzialständen sowie in dem Vereinigten Landtage des Jahres 1847. In beiden handelte es sich vor allem um eine an sich leichte und von der Volksgunst getragene Opposition, um die Forderung der von König Friedrich Wilhelm III. seit dem Jahre 1815 zugesicherten Reichs- und Volksvertretung. Daß Hansemann hier in erster Reihe kämpfte, soll ihm gewiß nicht vergessen werden, obwohl er dabei stets an eine aristokratisch-patrizische Gestaltung der Repräsentation gedacht hat. Allein ganz anders trat er in den Vordergrund und trug er eine Verantwortung, als er, unmittelbar nach der Märzrevolution, am 29. März 1848 das Finanzministerium in dem neu gebildeten Kabinett Camphausen übernahm. Neben diesem, seinem Kölnischen Genossen, gab er der Regierung das Gepräge. Die liberale rheinische Bourgeoisie war also nunmehr in der Lage zu zeigen, was sie vermöge.

Das Ergebniß war der Beweis voller politischer Unfähigkeit. Diese Männer kannten ganz genau die ihnen in früheren Jahren oft bewiesene Abneigung des Königs gegen ihre eigene Person und gegen jede Art verfassungsmäßigen Regimentes. Sie wußten, daß sie nur der Volkserhebung und dem Volkswillen ihre Stellung verdankten, und daß solche lediglich auf jenen Elementen beruhte. Ihre Aufgabe wäre es also gewesen, sich dieser damals allein mächtigen, des Gegengewichtes noch entbehrenden volksthümlichen Elemente zu bedienen, um Bureaukratie und Junkerthum gänzlich und dauernd zu entwaffnen und einen freien Staat zu begründen. Allein kaum waren sie ins Amt gelangt, so wurden sie Höflinge und Bureaukraten, so nahmen sie ängstlich auf die Gefühle des Königs und der Aristokratie Rücksicht und wandten sich voll Zorn und Verachtung gegen die „Anarchie“, gegen das „Gesindel“, gegen das allgemeine Stimmrecht. Inzwischen verhöhnten ihre neuen Freunde diese Roturiers, die anstatt feierlich in Frack und weißer Kravatte, im Straßenrocke und die Cigarre im Munde den Ministerrath abhielten. Hansemann hat wenigstens auf finanziellem Gebiete einige Reformen eingeführt. Aber sonst setzte er sein Vertrauen hauptsächlich „auf eine Armee unter tüchtigen, in rüstigem Alter stehenden Führern“. Diesen Bourgeois-Liberalen war offenbar das demokratische Wesen noch widerwärtiger als der Absolutismus. Sie ließen, absichtlich oder unabsichtlich, die kostbaren Monate ungenützt verstreichen, wo die Kraft des Volkes noch ungebrochen, wo es möglich war, durch thatkräftiges und folgerichtiges Eingreifen Absolutismus, Junkerthum und Militarismus auf lange hinaus zu beseitigen. Die Kollegen Hansemanns sahen endlich das Schiefe ihrer Stellung ein und traten am 20. Juni zurück; nur Hansemann, in seinem unzerstörbaren Selbstgefühl, blieb und übernahm mit Auerswald sogar die Leitung des Ministeriums. Freilich überschüttete ihn Friedrich Wilhelm IV. mit Beweisen intimsten Vertrauens, mit Ergüssen seines „Freundesherzens“, weil er ihn noch nöthig hatte, während er vom ersten Tage an dem Sturze dieses Ministeriums arbeitete, es aller Orten hemmte und vor seinen Vertrauten lächerlich machte; es sollte eben dazu dienen, daß jede Art von Liberalismus sich abnutze und so der Zeitpunkt gewaltsamer Reaktion allmählich herankommen.

Hansemann merkte von allem Dem nichts. Als unerschütterlicher Doktrinär, als selbstherrlicher Plutokrat sah er seine Aufgabe nur darin, „der Anarchie kräftig auf den Leib zu rücken“. So ebnete er gegen seinen Willen der Reaktion die Bahn. Sein Biograph aber billigt nicht allein solche Verblendung, er findet, daß sein Held in dieser Beziehung noch nicht früh und kräftig genug aufgetreten ist (S. 545). Und doch hätte Herr Bergengrün aus der geschichtlichen Erfahrung, wohin jenes Verfahren Staat und Volk gebracht hat, eine Belehrung schöpfen können, die dem Minister Hansemann natürlich nicht zu Gebote stand. Aber es gibt keine schlimmeren Blinden als die Leute, die nicht sehen wollen.

Die wahre Aufgabe eines freiheitlich gesinnten und einsichtigen Machthabers wäre es damals gewesen, die momentan kraftlosen und widerstandsunfähigen reaktionären Elemente: Junkerthum, Offizierstand, Bureaukratie, dauernd zu entwaffnen, die maßgebende Gewalt überall an neue, zuverlässige Kreise zu übertragen. Man mußte das besonnene, loyale, disziplingewohnte preußische Volk genügend kennen, um zu wissen, daß die Gefahr für die Zukunft nicht in der „Anarchie“ lag — wie schnell flaute selbst in Berlin die Bewegung ab! — sondern in der Reaktion. Und man sage nicht, solche Dinge ließen sich heute leicht aussprechen, als Prophetenthum post eventum, damals, im Wogen der Revolution, seien sie nicht erkennbar gewesen. Vielmehr fehlte es zu jener Zeit nicht an Männern, die das Richtige klar erkannten und es zu bethätigen suchten. Am 9. August 1848 beschloß die preußische Nationalversammlung: der Kriegsminister möge denjenigen Offizieren, die eine aufrichtige Mitarbeit an der Verwirklichung eines konstitutionellen Rechtszustandes mit ihrer Ueberzeugung nicht vereinigen könnten, den Austritt aus der Armee zur Ehrenpflicht machen. Das war der einzig richtige Weg, der, konsequent weiter beschritten und zumal auf die Verwaltung ausgedehnt, zur Sicherung der Errungenschaften der Märztage führte. Indem Hansemann sich ausdrücklich weigerte, ihn einzuschlagen (7. September 1848), hat er nicht allein seiner eigenen politischen Wirksamkeit, sondern auch der freiheitlichen Bewegung das Ende bereitet. Er sah das freilich nicht ein; er warf voll Zornes der Mehrheit der Nationalversammlung vor, daß sie um einer „Kleinigkeit“ willen den Konflikt vom Zaune breche. Das ist in der Erregung des Augenblickes und bei der ganzen Vergangenheit des Mannes entschuldbar; unentschuldbar dagegen, daß Herr Bergengrün auch heute noch nicht begreift, wie sich da zwei Welten schieden, und daß mit solchem Widerstande Hansemann der Hauptschuldige an der unmittelbar hereinbrechenden Reaktion wurde.

Sie trat sofort ein. Das mit der Nationalversammlung zerfallene Ministerium Hansemann ging ab, General Wrangel ward zum Befehlshaber der Marken ernannt. Der König und seine Kamarilla triumphirten. Hansemann selber, in seinem gekränkten Herrschergefühl, rief nach einer Regierung „aus denjenigen Volksklassen, welche nach ihrer Stellung der Ultrademokratie am meisten entgegenstehen und am leichtesten ihre Ansicht zur Kenntniß des Monarchen bringen können“, d. h. des ostelbischen Adels und der Armee (S. 554). Solche Gesinnung ward durch seine Ernennung zum Chef der Preußischen Bank belohnt. Freilich beließ man ihm das Amt nur so lange, bis der König sich stark genug fühlte, mit den von ihm unversöhnlich gehaßten Achtundvierzigern gänzlich aufzuräumen. Im April 1851 wurde Hansemann unter nichtigem Vorwande seiner Stellung entsetzt. Seitdem hat er den Dank der von ihm wieder zur Herrschaft beförderten „Volksklassen“ reichlich genossen. Er wurde von der Regierung geflissentlich bei Seite geschoben, in jeder Weise vernachlässigt und gekränkt. Sie setzte der Konstituirung der von ihm begründeten „Berliner Kreditgesellschaft“ jedes erdenkliche Hinderniß entgegen. Nur seiner ungewöhnlichen geschäftlichen Findigkeit und Originalität gelang es dennoch, die „Kreditgesellschaft“ als „Diskontogesellschaft“ zu Stande zu bringen.

Seinen gänzlichen Mangel an politischer Befähigung, der mit seinen glänzenden kommerziellen Gaben in so völligem Widerspruche stand, hat Hansemann bei allen schicklichen Gelegenheiten bewiesen. Er wirkte mit Kraft und Erfolg

gegen das Frankfurter Verfassungswerk von 1849 und das Erbkaiserthum. Diese Reichsverfassung war ihm nicht allein allzu demokratisch, nein, auch zu unitarisch. Er wollte Preußen und damit den übrigen Einzelstaaten ein weit höheres Maß von Selbständigkeit bewahren. „Herr Hansemann", schrieb entrüstet Max Duncker, „hat den Ruhm, dem spezifischen Preußenthum seinen klassischen Ausdruck verliehen zu haben." Wie in Heydt, Camphausen, Beckerath, war auch in Hansemann der rheinische Schatten- und Wortliberalismus vor der thatsächlichen Verkörperung der freiheitlichen und einheitlichen Ideen in zaghaften Konservatismus verflüchtigt. Umsonst erwiderten ihm auch gemäßigte Männer: Die Idee der Einigung Deutschlands mit preußischer Spitze sei stark genug, um sich trotz der mangelhaften Verfassung irgendwie durchzusetzen und über alle Schwierigkeiten zu triumphiren; die Annahme der Kaiserwürde bedeute ein unermeßliches Anwachsen der Macht Preußens und seines moralischen Ansehens. Hansemann forderte dagegen, daß der König die Reichsverfassung bestimmt ablehnen und durch einseitige Verständigung mit den Regierungen eine bessere Verfassung schaffen möge. Er empfahl also den Weg, der, wie man weiß, zur einfachen Wiederherstellung des alten Bundestages geführt hat. Er sah wieder nicht, daß damals bei den Fürsten die Gefahr lag, die jedes Verfassungs- und Einigungswerk Deutschlands bedrohte. Und ebenso beherrschte ihn blinde Furcht vor dem Neuen in den inneren Angelegenheiten Preußens. Er stimmte im Frühjahr 1849 der Oktroyirung eines reaktionären Wahlgesetzes für die zweite Kammer, der unseligen Schaffung der Censusklassen für die Wahlmänner zu. Und zwar obschon er im voraus wußte, daß die Fraktionen der Linken sich aus Verfassungsbedenken von den Wahlen fern halten, diese demnach eine rein reaktionäre Mehrheit ergeben würden, die er wiederum fürchtete. Er beging also nun den gleichen Fehler, wie einst als Minister: aus Angst vor volksthümlichen Strömungen und Institutionen absichtlich der schlimmsten Reaktion vorzuarbeiten.

Ja, nach allen Erfahrungen von Frankfurt und Olmütz her erblickte er das Heil Deutschlands lediglich in der Einigkeit Oesterreichs und Preußens. Er, der eifrige Preuße, lebte noch immer in dem Wahne, daß solche Einigkeit auch anders herzustellen sei, als durch völlige Unterordnung Preußens unter Oesterreich. Er stand in dieser Verblendung ziemlich allein. Denn wenn die Feudalpartei für den bedingungslosen Anschluß Preußens an den Kaiserstaat eintrat, so geschah solches ja mit der klaren Absicht der Unterordnung, weil man in Oesterreich das der „Revolution", d. h. jeder liberalen und deutsch-einheitlichen Richtung absolut entgegengesetzte Prinzip sah. Diese Partei opferte bewußt die Größe und das Ansehen Preußens ihren Klasseninteressen — deshalb hat sich allmählich Bismarck von ihr getrennt. Aber Hansemann war in anderer Lage: bei ihm war das Plaidiren für das Bündniß mit Wien nur Ausfluß politischer Unklarheit und Unfähigkeit. So war er auch leidenschaftlicher Gegner der Fernhaltung Oesterreichs vom Zollvereine sowie der zunehmenden Centralisation des letzteren im Kampfe um den französischen Handelsvertrag während der Jahre 1862 bis 1864. Er selber wollte einen lockern zollpolitischen Verband an Stelle einer wirklich nationalen, politischen und militärischen Einigung Deutschlands unter Preußens Führung setzen. Man sieht, im Vordergrunde seines Interesses standen doch wieder die ökonomischen Verhältnisse.

Hansemann starb am 4. August 1864. Er hat den völligen Zusammenbruch seines Systems nicht mehr erlebt.

Weshalb wir seine Bestrebungen hier dargestellt haben? Um an der Hand eines so wohl unterrichteten und zuverlässigen Führers, wie Bergengrün es ist, — desto zuverlässiger, als er von der wahren Bedeutung der von ihm erzählten politischen Vorgänge keine Ahnung hat und harmlos jeden Fehler zu einer rettenden That der „Realpolitik" aufputzt — nachzuweisen, zu welchen Irrthümern und Missethaten auch ein streng ehrenhafter, hervorragend kluger, gewandter und geschäftskundiger Mann durch den allen Aufschwungs, allen Idealismus, aller Grundsätze baren seichten Opportunismus einer scheinliberalen „Realpolitik" verleitet werden kann. Solche ist in den meisten Fällen nichts anderes als Abneigung gegen die Freiheit auf breiter Grundlage und der, oft unbewußte, Wunsch, sich nach oben hin möglich zu erhalten. Sie hat in zwei Zeitläuften verhängnißvollen Einfluß auf die Gestaltung der preußischen und deutschen Verhältnisse geübt: zum ersten Male in den Jahren 1848 bis 1850, zum zweiten bei Gelegenheit der Wandlung Bismarck's zum Schutzzolle und Junkerthume in den Jahren seit 1878. In beiden Fällen lastet auf ihr eine Verantwortung, deren Schwere erst die unparteiische Geschichtschreibung der Zukunft in vollem Maße bewerthen wird.

M. Philippson.

Chatterton.

Die Verse Gerhart Hauptmann's im Promethidenloos: „Die Dichter sind die Thränen der Geschichte, die heiße Zeiten mit Begierde schlürfen", finden in der deutschen Litteratur manche Stütze, in der englischen keine bessere als Thomas Chatterton, den Bristoler Wunderknaben, der, noch nicht achtzehn Jahre alt, seinem Leben freiwillig ein Ziel setzte.

Wunderkinder, ja selbst „Vorzugsschüler", haben meistens ein tragisches Geschick; denn sie halten in den seltensten Fällen, was sie versprochen. Ihre Begabung hat sich in der Jugend erschöpft, verbraucht, aufgerieben. In dem Alter, in dem sich bei anderen, glücklicheren Menschen erst der künstlerische Schaffenstrieb regt, stockt er bei ihnen bereits; sie sind vorzeitige Greise. Sie vermögen der Welt nichts mehr zu geben, und diese rächt sich, indem sie sie in das Massengrab der Verschollenen wirft. Ganze Bände einer Chronik der Vergessenen könnten mit ihren Namen angefüllt werden. Mozart allein bildet eine ruhmreiche Ausnahme: er ward unter die Sterne versetzt.

Thomas Chatterton blieb dieses tragische, oder eher noch dieses tragikomische Geschick versagt; doch tauschte er kein gnädigeres dafür ein. Als nachgeborener Sohn einer Küsterwittwe lebte er eine freudlose, beklommene Jugend dahin. Der Knabe hatte seines Vaters Eigenart geerbt. Launenhaft und excentrisch wie er war, bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt, bereitete er der schwachen Mutter manche schwere Stunde; ja sie sprach schon damals die Befürchtung aus, „es stünde nicht ganz richtig um seinen Verstand". Mit acht Jahren kam er in die Armenschule, ohne daß das Zusammensein mit Gleichaltrigen seine Verstocktheit und Ungeselligkeit gebessert hätte. Dafür wurde die Leihbibliothek seine Freundin. Der Zehnjährige erlebte die Genugthuung, seine glaubensbrünstigen Verse gedruckt zu sehen; bald danach auch seine ersten satirischen Versuche. An alten Papieren in der Bodenkammer hatte er seine geheimen Freuden. Hier tauchte er in die Welt des Mittelalters ein und machte die Bekanntschaft jenes Priesters Rowley, den er fortan zum Deckmantel seiner poetischen Erzeugnisse benutzte. Als Schreiber eines Advokaten erwarb er dieweil sein Brot. Die Einweihung einer neuen Brücke in Bristol veranlaßte ihn, mit seinen gelehrt-spielerischen Mystifikationen an die Oeffentlichkeit zu treten. Er durfte sich ins Fäustchen lachen, daß ihm alle Welt Glauben schenkte; der Gernegroß spottete der dummen Menschen und sogar des gescheiten Horace Walpole. In allen Bitternissen hielt ihn ein gewisser Galgenhumor aufrecht; der Selbstmord schien ihm die letzte Zuflucht. Da er sich aber plötzlich entlassen sah, erwachte sein Verlangen nach Glück aufs neue: London, das Neapel des Sprichworts für den Engländer, zog ihn unwiderstehlich an, wie Oxford den armen Bäckerlehrling bei Thomas Hardy. Der schöne Traum

zerrann, trotzdem er ein Bündel Manuskripte mitschleppte; genau vier Monate nach seiner Ankunft nahm er Gift. In der Tate-Gallery hängt zwar — gleich neben „Ecce ancilla domini!“ — ein Bild, das ihn in violettseidenen Höschen auf seinem letzten Lager zeigt; trotzdem ist es erwiesen, daß ihn Nahrungssorgen in den Tod trieben.

Seit der Zeit hat sich die Legende behauptet, junge Leute von Genie, die mit großen Gedichten und großen Dramen in der Tasche nach London kämen, fänden dort sämmtliche Thüren verschlossen.

Alle diese Thatsachen sind hinlänglich bekannt. Wenn man von Burns und Byron absieht, gibt es in der englischen Litteratur wenige Dichter, deren Leben so den Gebildeten geläufig ist wie das Chatterton's; ja man darf getrost behaupten, sein Leben sei den Meisten vertrauter als seine Dichtungen, ein rein menschliches Interesse habe das ästhetische zurückgedrängt. Denn in alle Bewunderung dieses frühreifen Talents mischt sich stets ein gewisses Kuriositätsinteresse, und mehr noch als Bewunderung war es vielleicht das Mitleid, das ihm einen Glorienschein wob. Sein Erdendasein war ein Thränenblatt der Geschichte, und namentlich die englischen Dichter haben es „mit Begierde“ geschlürft; sie wurden nicht müde, den Benjamin Apolls zu verherrlichen, wie ihm auch Alfred de Vigny ein Drama und Leoncavallo eine Oper gewidmet haben.

Man darf wohl sagen, Chatterton biete seinem Biographen einen dankbaren Stoff, so gut wie Heinrich von Kleist. Seine neueste Darstellerin, Helene Richter,*) die sich an Shelley die litterarischen Sporen verdiente, hat ihn wissenschaftlich monographirt; streng und ernst, ohne jene begeisterte Liebe, die weibliche Federn oft auszeichnet, vortrefflich in den eingestreuten Uebersetzungsproben, doch ohne rechte Plastik, was vielleicht durch allzu ausgeführte Spezialuntersuchungen verschuldet wird.

Zwei Ereignisse bilden die Marksteine seines Lebens: die Einweihung der Bristolbrücke und der briefliche Verkehr mit Horace Walpole. Erstere, der Anlaß zu den sogenannten Rowley-Fälschungen, kann nicht milde genug, letzterer, recht eigentlich sein Verhängniß, sollte ohne Gehässigkeit beurtheilt werden.

Aus Neigung zum Mittelalter verfiel Chatterton auf das Verfahren, seine eigenen Dichtungen zwei Mönchen aus dem fünfzehnten Jahrhundert unterzuschieben. Er hatte sich in seinen einsamen Mußestunden der alten Sprache zugewandt, ohne indes aus Mangel an Hilfsmitteln über den ersten Buchstaben des Alphabets hinaus zu gelangen, was ihn keineswegs hinderte, sich mit knabenhafter Wichtigthuerei seiner Kenntnisse zu rühmen. Chaucer war ihm in Speght's Ausgabe in die Hände gefallen, und er versäumte nicht, sich danach ein Glossar anzulegen, das er eifrig benutzte. Shakespeare und Spenser kannte er ebenfalls. Seine mittelenglischen Schreibungen sind gleichwohl reich an Mißverständnissen aller Art, wie Skeat im einzelnen ergötzlich nachgewiesen hat. Nun war es damals fast eine litterarische Tagesmode, die eigene Persönlichkeit zu verleugnen und eine fingirte als Strohmann auszugeben. Macpherson hatte es mit dem Ossian, Collins als Abdallah mit den persischen Eklogen, Horace Walpole als Onofrio Muralto mit dem „Schloß von Otranto“ so gehandhabt. Die Strömung des Zeitalters riß Thomas Chatterton mit. Wer weiß, ob dem ruhmgierigen Knaben nicht Macpherson's Erfolg zu Kopfe stieg? Er beging also eine fromme Fälschung, die überdies seiner Vorliebe für die Geheimnißkrämerei entsprach, ein „Plagiat im umgekehrten Sinne“. Die Zeitgenossen waren hinterdrein ebenso bereit, ihn als Betrüger zu entlarven, wie sie sich hinters Licht führen ließen. Doch Walpole besaß Einsicht genug, um die Täuschung zu entschuldigen: „Es war ja kein ernstes Vergehen, bei einem jungen Sänger, wenn er Banknoten gefälscht hatte, die nur im Sprengel des Parnasses Geltung haben sollten.“ Auch Helene Richter urtheilt nicht anders.

*) Wien und Leipzig 1900. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, Band XII).

Und doch wird dieser Walpole von englischen Beurtheilern häufig mit tödtlicher Verachtung gestraft. Coleridge schüttete die ganze Schale seines Spottes über ihn aus: „O, ihr Verehrer des Namens Mensch, freut euch, daß dieser Walpole nur ein Lord war!“ Bisweilen wird er sogar für das beklagenswerthe Ende des jugendlichen Dichters verantwortlich gemacht. Dieser selbst ließ sich, voll von einer an Heine gemahnenden Rachsucht, keine Gelegenheit entwischen, um seinen ehemaligen Gönner der Lächerlichkeit preiszugeben. In einigen an Horace Walpole gerichteten Versen bricht der aufs empfindlichste verletzte Stolz durch, zugleich eines der vielen Dokumente für das hohe Selbstbewußtsein des kaum dem Knabenalter Entwachsenen:

„Walpole! Nie glaubt' ein Herz ich zu erspähen,
So niedrig, wie ich deines nun gesehen!
Du, den nur Glück und Wohlsein stets umgaben,
Verschmähst den freund- und vaterlosen Knaben — — —
Wär' ich nur reich, Geringen nicht entstammt,
Du hättest nicht gewagt, mich so zu schmähen!
Allein ich werde neben Rowley stehen
Und leben, wenn du todt bist und verdammt!“

Was hatte der Herzlose gethan?

Aus der Enge seiner Schreibstube fiel Chatterton's Blick auf Horace Walpole, den Ministersohn und Verfasser des Romans „Das Schloß von Otranto“, an dessen gruseligen Begebenheiten sich noch Byron berauschte. Chatterton empfahl er sich vornehmlich durch seine verwandten alterthümlichen Neigungen. Er sollte ihn ad astra geleiten. So sandte er ihm denn Material in Hülle und Fülle, was von dem eitlen Twickenhamer Schloßbesitzer mit wohlwollendem Dank quittirt wurde. Ein Hoffnungsstrahl drang in die Misere des Advokatenlehrlings. Er ließ die Maske fallen, stellte sich als Sohn einer armen Wittwe vor und bat dringend um Unterstützung. Walpole's Mißtrauen war dadurch geweckt: mit Hilfe zweier Freunde wurde die Fälschung entdeckt. Der gelehrte Alterthumsforscher hatte sich von dem obskuren Burschen nasführen lassen. In gekränktem Stolz lehnte er nun jeden Beistand ab, versäumte aber nicht, wohlfeile Rathschläge zu ertheilen, unter anderem den, er möge „sich erst ein Vermögen erwerben, um dann seinen Neigungen nachgehen zu können“. Chatterton war schmählich enttäuscht; sein Alles hatte er an den Wurf gesetzt und hatte verspielt. Zwar suchte er seine Entrüstung zu meistern und den Briefwechsel fortzusetzen; doch bald danach wurden ihm sämmtliche Schriftstücke ohne ein begleitendes Wort zurückgeschickt. Der nicht minder eitle Chatterton stellte trotzdem die Bekanntschaft mit dem hochwohlgeborenen Mäcen als den „Verkehr zweier ebenbürtiger Fachmänner“ dar.

Wir werden nicht mit Walter Scott Walpole's Verhalten vollkommen vertheidigen. Daß er seine Hand zurückzog, weil er „keine einflußreiche Persönlichkeit“ sei, war selbstverständlich eine Ausflucht, eine Lüge. Er wollte eben nicht. Aber warum wollte er nicht? Weil ihn dieser Knabe bloßgestellt hatte. Später erdreistete er sich gar, eine unverblümte Sprache gegenüber dem Hochmögenden zu führen. Da machte dieser kurzen Prozeß und brach den Verkehr ab. Vor einigen Jahren wurde ein Brief Gustav Freytag's veröffentlicht, worin er einem Musenjünger einen bürgerlichen Beruf als Rückhalt und die Poesie gleichsam nur als Nebenbeschäftigung für „hours of idleness“ empfahl. Das Schreiben wurde in der Presse höchlich belobigt. Walpole hatte kaum etwas anderes gethan. Auch ihm, dem Dilettanten vom reinsten Wasser, erschien die Dichtkunst nur als eine adlige Liebhaberei, als das Vorrecht der Besitzenden. Daß er Chatterton's Talent nicht erkannte und förderte, steht auf einem anderen Blatt. Immerhin darf er sich hier mit ungezählten Verlegern und Redakteuren trösten, die Anfänger von oben herab behandelten und für armselige Stümper erklärten. Walpole war schlau genug, nachdem seines abgewiesenen Günstlings Genie verkündet worden war, mit seiner Anerkennung nicht zu kargen. Man wird ihm den Vorwurf eines hoffärtigen Gecken füglich nicht ersparen können; ihm die Schuld

an Chatterton's Selbstmord in die Schuhe zu schieben, ist albern.

Wenn ich einmal so ketzerisch sein darf, den Litterarhistoriker zu verleugnen und als moderner Genießender an die beiden Bände seiner Werke heranzutreten, so bleibt allerdings nicht allzuviel übrig, das uns heute noch erfaßt. Ich freue mich des frischen Balladentons, der manchmal überraschend getroffen wird, z. B. in der „Tragödie von Bristowe"; ich bewundere die „Resignation" als ein aus tiefstem Herzen quillendes Gedicht; ich staune die „Ballade von der Barmherzigkeit" als den Gipfel seines Schaffens an. Wenn ich mich jedoch auf den historischen Standpunkt stelle, — und er ist der allein berechtigte —, so muß ich bekennen: die englische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, dieser große Rokokogarten, hat vor Chatterton wenige Vertreter aufzuweisen, deren Schöpfungen Ewigkeitszüge tragen. Er führte sie einen beträchtlichen Schritt vorwärts, indem er die Eisenkette der Konvention, des herkömmlich Erstarrten lockerte und die Persönlichkeit in die Wagschale legte. So ist er ein unmittelbarer Vorläufer von Robert Burns geworden. Und wenn ich endlich rein menschlich urtheilen darf, so gestehe ich: Thomas Chatterton's Leben ist eine der ergreifendsten Tragödien. Nicht Kleist, nicht Hölderlin, nicht Lenau vermögen uns so mit innigstem Mitleid zu erfüllen. Sein Verzweiflungskampf in London ist eine herzbewegende Episode aus einem künstlerischen Erdenwallen. Als Gesammterscheinung bleibt dieser dichtende Knabe und Jüngling das größte Phänomen aller Litteraturgeschichte.

Max Meyerfeld.

Die That des armen Mannes.

Ein Mann, der es gewöhnt war Aushilfsarbeiten zu verrichten, und der bei diesem kärglichen Leben über die Mitte des Menschenalters gelangt war, ging an einem heißen Julitage durch einen Tannenwald. Die jungen Triebe an den Tannen glühten, das grüne Gras glühte, durch das Geäst brach in tausend Tropfen und Flecken und Inseln die Bläue. Als sich der Mann ermüdet auf eine kleine Moos überzogene Erhöhung setzte und die Hände zwischen den Knieen überlegte, ob er im Dorfe unten rasten, vielleicht eine Kleinigkeit im Krug verzehren oder besser ohne Aufenthalt den Weg heimwärts machen sollte, sah er in einer Wurzelschlinge, halb in der Erde steckend, ein rundes Etwas. Ein Pilz? Er nahm es auf. Es war ein Beutel, straff und schwer, wie im Märchen, so als ob sein Inhalt Goldstücke sein müßten. Noch hatte er kaum gedacht, daß das so sein müßte, da wußte er es schon und seine Augen quollen aus ihren Höhlen vor Gier, die noch ungläubig war, ob sie sich wirklich auf das stürzen dürfte, was sich ihr bot.

Ein Krampf machte die Glieder des Mannes steif, seine Augen sogen den Goldglanz in sein ganzes Wesen, so daß dieses bis zum Rande damit erfüllt wurde. Da war also das Gold, welches ihn sein Leben lang geflohen hatte! Die Augen wurden ihm matt, er fühlte Schwäche angesichts dieses Riesen, vor dem er gekniet, nach dem er gezittert und gelechzt hatte, dem er viele Gedanken geopfert. Seinen Kopf umgab ein Dunst, gebraut aus der Begehrlichkeit und dem Neide vergangener junger Tage — denn in seinem reiferen Alter hatte er sich in seine Lebenslage geschickt — und dem üppigen Triumph der Erfüllung.

Der Arbeiter war nicht besonders goldgierig gewesen, aber ein feiner Kopf, dem es nicht entging, was Lust und Glanz, Macht und eine gewisse Sicherheit im Leben auf sich hatten. Das Zorngefühl, nie zu diesen begehrten Dingen zu kommen, welche andere genossen, hatte ihm viel Häßliches in die Seele getragen, ihn am Lernen und Genießen gehindert; was aber von diesem Fieber in dem Manne unangekrankt war, war gut und vom Leben geläutert.

Ihm traten Thränen in die Augen über so viel Gerechtigkeit und Schicksalsgüte. Viele Thränen nach einander wie eine Perlenschnur liefen über seine bebenden Wangen und hinein in seinen zuckenden Mund. Eine ganze Weile blieb er so weinend und das, wovon sein Herz schwoll, war Dank, Dank! Der Rest seines dunklen Lebens würde nun anders werden, so wollte es das liebe, gute Schicksal! O, wie weichmüthig ihn das stimmte! Ein solides, nettes Haus, weiß, mit dunklem Fachwerk, das sah so traulich aus, blanke Fenster, vor der Thüre ein Garten mit Blumen. Er hatte Kressen immer so geliebt, arme Seele, Kressen in drei Farben: hellgelbe, brandrothe, braune und gefüllte Narzissen. Ach, was gab er sich mit solchen Nichtigkeiten ab wie ein altes Weib, so etwas hatte er auch früher schon haben können, aber Ansehen, Wohlleben, gutes Essen, faule Tage, dies und das — darauf kam es an!

Es war gerade so, als streichelte er mit seinen eigenen Händen seinen Körper, besonders den Magen, dazu liefen ihm immer noch die beiden Perlenschnüre über die Wangen.

Mitten in dieser Gefühlsauflösung kam ihm plötzlich die starke und zwingende Vorstellung, daß es erbärmlich sei, wie er da saß und weichliche Thränen vergoß über das Gold, und sich selber streichelte und ganz zerging vor Rührung darüber, daß er es nun so behaglich haben würde. Einfach ekelerregend kam er sich vor. Er schneuzte sich und richtete sich auf und sein Gesicht nahm eine strenge und aufmerkende Miene an.

Der Fink schlug, daß es schallte, schwieg und nur die Tannennadeln zischten sanft in einer sommerlichen Brise, die da und dort sich regte; die Stämme schwelgten im Licht, der Waldboden schien sich in Wärme zu dehnen.

Niedriger, unmännlicher, jämmerlicher war er noch nie gewesen als jetzt, wo er laut geweint hatte. Der Neid, der Hunger auf das Gold hatte ihn nicht so gedemüthigt als jetzt diese zerfließende Freude daran. Sie hatte ihn im Umsehen zu einem Greise, einem Lappen ohne Nerv gemacht, sie schwemmte alles, was er mühsam unbewußt zusammengetragen an Läuterung, Festigkeit, Widerstandskraft und Erfahrung aus seinem Wesen. Der Mann sah finster aus, stopfte den Beutel in seine geräumige Hosentasche und erhob sich: ein hoher, magerer, kantiger Körper von edlen Proportionen. In Gedanken ging er seines Wegs.

Nun gehörst Du auch zu denen, die man beneidet! Triffst Du einen armen Schlucker, einen Kameraden, da bist Du der, den man angeht; der, der nie genug thut. — Hast Du noch Kameraden? Alle, die Du kennst, die dunkle Schaar von Brüdern, die sind es nicht mehr, und die es sind, kennst Du nicht. Gibt es da wohl Kameradschaft? Sitzt da nicht jeder auf seinem Geldsack, satt und sich selbst genug und voller Angst um sein Besitzthum? Du denkst es Dir, kannst es aber nicht wissen. Ganz von vorne mußt Du anfangen, ganz von vorn. Das, was an dem Golde klebt, klebt Dir nun an wie eine Krankheit. Die Armuth kennst Du gut wie Deine eigene Tasche, ihre Krankheiten hast Du durchgemacht und bist mit dem Leben davongekommen.

Es war viel, was auf den Mann einstürmte! Ihm war, als stände hinter jedem Stamm ein dickbusiges Mädchen, die ihm mit weißen Patschhändchen winkte. Ich, ich, O ich!

Jede rief und winkte. Damit hatte er doch schon abgeschlossen seit, nun seit zehn Jahren mindestens, mit denen hatte er doch nichts zu thun, ebensowenig wie mit den Sorgen um seinen Gaumen. Was gingen ihn Leckereien an. Der Stuhl mit der weißen Schürze vor des Schlächters Thüre hatte seinetwegen stehen oder nicht stehen können. Jetzt würden diese Tafelfreuden im Gasthaus, dies Kartentrumpfen und Trinken und Schreien und Schwatzen anfangen. In der Zeit, wo andere das thaten, hatte er still für sich gesessen, etwas gebastelt und dabei gedacht, oder auch er hatte geschlafen und einen guten Traum gehabt, ganz klar und deutlich von einer Art und einem Wesen, wie es hier nichts gab, ganz klar und deutlich geschaut, mit

einer Befriedigung, einem Glück und einer Ruhe, wie es so etwas auch hier nicht gibt.

Hatte er solche Träume gehabt oder solche gute Stunden, dann konnte seinetwegen Geld haben, wer wollte, er hatte genug von anderer Art. Nicht für alle Tage. . . .

Nun hatte er Gold. Ganz unzweifelhaft war es für ihn, daß es mit all dem, was ihm die Armuth gebracht, aus sei. Es war ein Schritt von der Einfachheit zur Verworrenheit, von der Einsamkeit zur Gesellschaft, von der Härte und Kahlheit zur Weichheit und Bemäntelung.

Was das für eine unerwünschte Klugheit war, die ihm das ganz klar zu Gemüthe führte! Der Mann sah immer finsterer und strenger aus. Das war nun eben sein Schicksal: Weiber, Kumpane, Hetzerei, Neid, Dunst, Aerger, das gehörte zu dem Besitz, wie der Schwanz zum Ochsen.

Vor die Sonne hatte sich eine Wolke verirrt, vielleicht die einzige am Himmelsrund. Der Pfad lief in einen Hohlweg hinein, zu beiden Seiten standen die Tannen so dicht und geheimnißkrämerisch beisammen, wie es nur möglich war, vor Stämmen irrte der Blick. Graulich, dämmerig, verlassen und eintönig war das Revier. Da lag so viel dürres Geäst trocken und wirr durcheinander mit grünem Moos bebartet; Hundert alte Weiber konnten sich da ihr Brennholz beschaffen.

Der Mann machte die Bemerkung; er sah die krummen, gebeugten, kleinen Rücken der Sammlerinnen, die dürftigen Röcke. Die würde er fortan sammeln lassen, diese Weiberchen mit den ruhebedürftigen Körpern, während er sich schonte. So würde es kommen, und das war peinlich zu bedenken. Ihm fiel ein, daß man das Gold unter allen Umständen zum Wohlthun verwenden könnte. Da schnitt der Arbeitsmann eine Grimasse, was da mit drum und dran hing, das kannte er nur zu genau, zu haargenau, er wußte selbst kaum, woher ihm das Wissen kam. Freunde erwarb man sich nicht damit. Die Feinfühligen scheuen den Umgang mit ihren Wohlthätern, an dem Umgang mit den Schlauen und Dickfelligen ist nichts gelegen. Und wieviel Elend konnte man stillen und that man je das Richtige?

Was würden seine Kameraden sagen, wenn sie erfuhren, daß er unter die Besitzenden gegangen? Sollte er sich heimlich davon machen, sich anders wo ankaufen und sich behaglich einrichten? Das war so trübe! Und wenn er blieb? Was sie sagen würden, bedeutete nicht viel, aber wie sie blicken und fühlen würden, und wie er das ertrug. In den Augen dieser starre Neid, um die Lippen dies jammervolle Grinsen, gerade so jammervoll als wie er vorhin geflennt um den Beutel. Der Mann schlug mit seiner harten Faust auf den Schenkel, wo er steckte.

Einige machten sich an ihn heran, sogleich, die Meisten ließen ihn mit Widerwillen gehen als einen Abtrünnigen, einen Feind. Es schmeckte bitter, dies zu bedenken. Mit dem stillen Hochmuth der Geringen, die zu allerunterst sitzen an dieses Lebens Tafel, wohin sich nur das trockene, karge Brot verirrt, war es nun vorbei. Bisher hatte er mit bloßem Auge gesehen, mit nackter Hand getastet, kein Watte gepolsterter Mantel hatte seinen bloßen Körper geschützt. . . . Was nun alles vor ihm lag! Nicht etwa ein sorgenfreier Lebensabend, wie man so sagt, sondern lauter noch nie geschmeckte Sorgen und Erfahrungen.

Vor seinem leiblichen Auge liegt jetzt eine Lichtung, der Weg überwachsen im weichen Grund in einer nassen Stelle, welche feuchtes, heißes Grün bezeichnet, blühen Vergißmeinnicht, Blumen wie ein Schleier. Einige lange Tannen liegen da, stumm und säulenkahl, Sonnenflecke spielen auf ihren Leibern. Und die Vergißmeinnicht lächeln herauf zu den blauen Augen des Alls, die ihre stetigen, seligen großen Blicke herabschicken durch der Bäume Gitterwerk.

Der Arbeiter bleibt stehen und sieht sich das Glück des Sonnentags an. Die schlechten Tage hat er ertragen, die Kälte hat ihn getroffen, der Schnee sich auf Mütze und Schultern gehäuft, so wie er auf Hölzern und Büschen gelegen, der Frühling mit Wind und hervorbrechender Lieblichkeit, mit Regen, Nachtfrösten und sonniger Mittagszeit ist ihm geworden, die guten Sommertage haben ihn nicht ausgelassen. Voll Ruhe hat er sich gewärmt und genossen. Es will ihm scheinen, als läge diese Gewöhnung und Lebensführung schon in der Erinnerung. Jetzt ist ihm sein Kopf so voll Gedanken, daß es ihn zerstreut macht, er kann nicht einfach empfinden: es ist warm und schönes Sommerwetter, nimm's hin!

Jetzt schon anders! Und was kommt noch? Es wird ganz anders werden. Aber es liegt in seiner Hand — — Ja wohl, in seiner Hand, was das für ein fatales dummes Wortspiel ist! Wer Gold findet, legt es nicht aus der Hand. Das thut man nicht, im Gegentheil, man krallt die arme heiße Menschenhand wie eine Klammer darum, man sagt: endlich! Leben, komm, zeig' mir ein Gesicht wie ein williges liebes Weib!

So hält der Arbeiter den Beutel gepackt und geht vorbei an dem heißen Grün und dem Blumenschleier, ihm ist gerade so, als hätte er selbst einen Schleier vor den Augen. Aber ihm ist auch so, als sinken die großen Himmelsblicke in ihn hinein, sein Inneres mit Klarheit erhellend. Er will nicht Helligkeit, er will Dämmerung, Genußvorfreude, Sinnenvorgeschmack. Ganz klein kneift er die Augen zu und nagt an seinem Bart. Dann seufzt er laut, bleibt stehen, holt den Beutel heraus und wägt ihn mit einer verlegenen, schmerzlich gedrückten Miene. Ich hab nicht die Kraft, so nicht und so nicht, sagt er. Wie ein Hund an einem Strang fühle ich mich und vorher stand ich auf meinen zwei Beinen frei, hart und ohne viel Gedanken ruhig da und wußte, was ich war und wollte.

Das kalte, feste Gold mit seinem mächtigen Farbenglanz rinnt durch seine Hände wie ein Strom, ein fremder Strom, der ihn nichts angeht, und in den er doch mit Haut und Haar eintauchen soll. Und wie er ihn gleiten fühlt, überkommt ihn ein Lechzen danach, auf großartigste Weise zu verschwenden: zu verzichten. Ist das nicht des Armen Hochmuth würdig? Klärt sich da nicht der Seelenhimmel auf, den eine fremde Macht von außen kommend urplötzlich verdunkeln wollte? Der Mann blickt weit in die Helligkeit hinein, ein Rausch überschwemmt sein Wesen; ein königlischer Rausch!

Der Waldweg biegt in eine Landstraße mit tiefen röthlichen Wagengleisen ein, die bergab ziehen. Vom Hügel noch ganz winzig kommt ein Mann herab. „Das mag der Auserwählte sein", sagt der Arbeiter und zieht den Mund freudig in die Breite. Mag er ihn auch wegthun wie ich, dann bleibt das Gold ungenossen und seine Hände bleiben rein — ich gab ihm Gelegenheit zu einer männlichen Handlungsweise. Oder mag er es nehmen und zusehen und umlernen — ich hatte so viel Besinnung, das nicht zu mögen.

Mitten auf die Landstraße stellt der Arbeiter den schweren Beutel hin und macht sich mit Eile davon, erfüllt von Freudigkeit an einer That, die er seinem Wesen gemäß ausgeführt hat.

In der Schenke unten am Anfang des langgestreckten Dorfs rennt er in die Gaststube, an dem Wirth vorbei, der zugleich Fleischer ist und aus seinem offenen Stand im Hausflur mit seiner blutbespritzten Schürze hinter den rothen Fleischstücken steht.

Ob er etwas genießen will, fragt die Wirthin, die sich in der Gaststube vorfindet. „Ja wohl, Brot, Speck, Bier, dazu langt's." Der Arbeiter sieht die Wirthin mit einem verhaltenen Lächeln an. Sie ist ein hübsches Weib mit weißem Gesicht und vollem Hals, der Mund ist schwellend wie ein Sophakissen, die Nase klein und thöricht.

Er setzt sich dicht an das Fenster, von wo aus er die Landstraße im Auge hat, die er soeben herabkam. Die Frau bringt das Geforderte und betrachtet den Fremden. Vorhin hat sie in seinem Blick etwas bemerkt, was sie aufmerksam, lauernd gemacht hat. Damit dem Fremden seinerseits Gelegenheit werde, ihre reife üppige Gestalt und die Lockungen ihres Gesichts zu betrachten, bleibt sie hinter dem Tisch stehen, die Arme in die Hüften gestemmt, mit zähem Blick. Indes sieht der Arbeiter durch die Scheiben, ohne

sich zu rühren. Wo der Weg schwarz in den Wald einläuft, erscheint ein Mann, ein Arbeitsmann. An dem Rand der rothen Digitalis vorbei kommt er mit ungleichen Schritten. Es geht ordentlich stuckrig über die losen Steine im Weg, die der Regen herabgeschwemmt, dann wieder mit hüpfendem Stolpern. Er kommt näher, ein noch junger Mann, kochend gar von einer unbändigen, ängstlichen Erregung, halb wie ein Dieb so scheu, halb wie ein Betrunkener so bewußtlos.

Der Mann in der Gaststube ist ganz Auge und Beobachtung. Als der draußen vorbeihastet, begegnet er einem grellen, verdutzten, fiebernden Blick. Die Züge, denen zum ersten Mal nach dem Funde ein Menschenantlitz begegnet, sind wie gelähmt, die Hand greift nach der Brust. Das alles ist nur wie ein Blitz und vorbei aber der Arbeiter am Fenster sieht genug. Nachsinnend folgt er dem Beladenen draußen mit dem Blick, am Ziehbrunnen läuft der vorbei, wo die Dornbüsche stehen, dann ist er fort.

Die Wirthin hat es aufgegeben, den Fremden anzusehen, über die Schulter wirft sie ihm vom Gläserregal her einen Blick zu, als sie hört, daß er sich bewegt. Der Mann sitzt über den Tisch gebeugt da und besieht seine großen, braunen Hände innen und außen. Jetzt deckt er sie vor sein Gesicht. Die Wirthin wendet sich ihm zu, sie ist voll Neugier und einer unerklärlichen Erwartung, sie muß sehen, wie dies Gesicht wieder erscheint. Da — die Stirne leuchtet und in den Augen ist so ein Feuer wie der Abglanz eines Sonnenaufgangs und er lächelt. Die Wirthin besinnt sich, wo sie schon einmal — ja, sie weiß es, eine junge Schwester von ihr hatte so gelächelt, kurz ehe sie starb.

Wie er bald darauf geht, blickt sie ihm mit einem Bedauern nach, das ihr wie eine Lücke im Herzen klafft. Beinahe möchte sie ihn anrufen. — Aber was sollte sie ihm sagen? Sie zuckt mit den Achseln und überwindet den seltsamen Eindruck damit, sie geht zu ihrem Manne, dem sie schweigend ein Schwein zerlegen hilft.

In der Ebene ist die Sonne schon verschwunden, aber die Laubbäume um die Wiese, die sich wie eine Insel in den Wald breitet, stehen bis zur Hälfte ihrer Kronen im goldenen Licht. Der grüne Plan sieht aus wie ein Festsaal mit seinem kurzen ebenen Gras. Alles ist still, lauschend, heiter. Selbst die schwarzen Klafterhaufen am Torfstich, wo die Wiese aufhört, sehen heiter aus. Den fernen Häuschen strahlen die Wände und brennen die Fenster.

Unser Arbeitsmann vermag es nicht in seine eigne alleinstehende Behausung am Wiesenrand zu gehen. Es ist so viel Reichthum und Helligkeit in seiner Brust, die kann nicht schlafen, noch sich mit kleinen Alltagsdingen beschäftigen. Es treibt ihn zum Nachbarhaus, einer baufälligen Hütte, wo eine Familie sich mühselig durch Torfstechen und ein wenig Ackerbau ernährt. Die Familie besteht aus einem Bauern, seiner Tochter und deren Kindern. Der nichtsnutzige und ausschweifende Geliebte der Tochter hatte sich nach langen Vorspieglungen davongemacht.

Am Zaun schlendert der Arbeitsmann vorbei, sieht nach den Gänsen, die seine Ankunft durch Lärmen und Trompeten melden, aber niemand vernimmt es. Eine Katze springt verstohlen vom Fußpfad in den Sommerroggen hinein, der hart an dem Gärtchen steht. In der Umzäunung blühen auf trocknen Beetchen ein paar bunte Blumen. Der Arbeitsmann sieht das alles klar und voll Wohlgefallen und Wohlwollen an. Er lacht vor sich hin und dehnt die Brust, den Blick über das Dach hinaus in den Aether gerichtet, den die Abendsonne wie mit leichtem Goldstaub erfüllt.

Den Oberrock um die Hüften gewulstet, steht ein Weib in der räuchrigen Küche und rührt in einem schwarzen Gefäß auf dem grauen Herd. Es ist ein dunkelhaariges starkes Weib mit einem fahlen Gesicht, welches Fältchen kreuz und quer durchziehen, einem großen, guten Mund und offenen, unbewußten Augen, die Stirne kummervoll.

Ja, ganz allein zu Haus, erwidert sie auf des Nachbarn Frage, wo denn alle steckten. Ganz allein. Der Vater ging ins Dorf, sich zur Ader schlagen lassen, er nahm die Kinder mit. Sie stockt. Die Nacht über bleiben si beim Onkel.

Der Arbeitsmann weiß, daß dieser Onkel die Mutte der Kinder verachtet, ihr nicht erlaubt, zu ihm zu Besuc zu kommen. Er sieht zu, wie sie emsig rührt, als hing Leib und Leben an dem schleimigen Gesöff in dem Kesse Sie pustet und streckt den sehnigen Hals aus, um zu sehen ob der Trank schon seine Richtigkeit hat. Ihr ist das He vor Gram zugeschnürt, denkt der Arbeitsmann, und si meint, das müsse so sein!

Die Beiden kennen sich gut, wie sich ein paar still harte Arbeitsleute kennen, die nicht viel Zeit zu Worte haben. Ihr ist es nicht unlieb, daß der kantige, hochg wachsene Mann da in der Thüre steht und ihr zusieht, hat etwas mitgebracht in die enge Küche, irgend etwa Gutes, das fühlt sie, ist aber viel zu beschäftigt und dump um sich das klar zu machen.

Was kuckst'? fragt sie rauh, mit offenem Munde, dem zwei Zahnlücken sichtbar werden, zu ihm aufsehen Hast' denn heut' auch was vollbracht? Ich hab' gearbeit wie ein Pferd, da — Sie wischt mit dem Handrücken üb die Stirn und schleudert ihm die Schweißtropfen vor d Füße. „Jetzt koch ich der Kuh einen Trank." Sie he den Kessel, den grauer Rauch umhüllt, mit ihren braun gedrungenen Armen. „Die Kuh ist uns krank geworde Dann muß ich an' Aufwasch gehen, die Stube kehren, liegt noch alles.

„Ja, ich hab' heute was vollbracht", sagt der M Und Du sollst heute auch noch zu was kommen. Er st seine Hand nach ihr aus: „Feierabend sollst Du mache

Mit dem Kopfe zitternd, sieht sie ihn erschreckt an.

„Nicht so, sagt er gut seine Hand zurückziehend. brauchst keine Bange haben. Komm mit mir an die W an den Busch, wir sitzen da."

Die Frau lacht kurz auf. Was soll ich da! aus dem Weg', sonst kriegst Du das Kochende auf Füße!"

„Trag Du erst der Kuh hin, dann!"

O, ja wohl! Was hab' ich noch zu schaffen! läuft fort, und als sie in dem Ställchen die Kuh trä überkommt sie plötzlich ein Schrecken: er ging doch nicht f er ging doch nicht!"

Nein, er ist noch da, er steht in der niedrigen Thi und sieht hinaus. „Kommst Du jetzt?" fragt er.

Sie sieht ihn ganz ängstlich an, sie hängt an sei Augen.

Nee, nee, noch nicht! Und wieder thut sie eine A und noch eine und immer wartet der Mann. Ihr sch das Herz bis in den Hals. Was will er denn von Mit ihr in den Abend hinausgehen? Sie ist ein ehrb Weib trotz ihrem Unglück . . . . Und gleich darauf wird sich der Rohheit ihres Gedankens bewußt.

Wie unter einem Zwange handelnd, trocknet sie die Hände und läßt die Wulst ihres Oberrockes he „Du bist Einer", murmelt sie und geht ihm nach, wie voraus in den Abend schreitet. „Soll ich mit Dir spazieren laufen? Ich kenne hier jeden Fleck, was N zeigst Du mir nicht. Der Unsinn!"

Am Büschchen aus Erlengestrüpp, wo der Wiesenp sich ausbreitet und die beiden Waldränder sich wie z Arme darum schlingen, setzt er sich hin und bedeutet sich dicht zu ihm zu setzen. „Du bist so Einer", sagt unsicher in steifer Haltung, mit scheuem Seitenblick. W soll sie mit dieser Stunde, mit der großen Stille der grü Landschaft, der feierlichen matten Bläue des Himmelsrau der ganzen Abendherrlichkeit?

Er lehnt schweigend seinen Kopf auf ihren S Sie erschrickt. Er fühlt es, daß ihr Körper zurück Nicht so, sagt er, Du bist ein gutes Weib und ich bin Bruder und ich will Dir von meinem Ueberfluß abge

Du sollst ausruh'n. Sieh mal, ist das nich da der Abendstern? Das sagte er ganz langsam.

Das Weib senkt den Kopf und preßt die Lippen zusammen. Allmählich begreift sie: das ist eine neue Melodie, die ihr Alltag nicht kennt, eine schöne, sanfte und stolze Tonweise, sie dringt zu ihr aus des Mannes Wesen und durchdringt den Wall der Niedrigkeit und Unrast, all die Rohheit des Alltags. Ihre steifen Finger legen sich zusammen neben dem Haupte auf ihrem Schoß, zugleich mit zwei kleinen verirrten Thränen löst sich das Schöne und Tiefe aus ihrer Brust: ihre Mutterzärtlichkeit, die einstige Liebe zu dem schlechten, ungetreuen Manne, was sie als Kind Frohes und Seelenvolles gedacht . . .

Ihr thut der Feierabend gut, so schmerzlich gut, so ungewohnt ist dieses Betrachten des Abendsterns, der weichen Waldesarme, der breiten, längst bekannten Wiese. Aus einem Arbeitsthier wird sie zum Menschen.

Weiter kann ich Dir nichts geben, aber ist das nicht was, sagt der Mann, seinen Kopf höher an ihren Busen legend. Sie nickt und schüttelt mit dem Kopf, verdrießlich und verlegen und seufzt und sucht nach Worten, die alle ungeschickt sind. „Du bist so Einer", sagt sie schließlich, aber in der Betonung klingt es wie ein ehrendes Lob und Bewunderung. Ihr Kopf biegt sich in den Nacken, sie athmet wild auf und ihre scheuen, armen, verschämten Hände umfassen des Mannes Haupt und drücken es fest an sich. Sie möchte den ganzen Menschen in diesen aufschwellenden, betrogenen, darbenden Busen hineinbetten vor Dank und Seligkeit.

Der Arbeitsmann lächelt zu ihr auf, von Herzen zufrieden.

Das hieß den Tag königlich beschließen, so menschlich und liebevoll und wohlthätig an eines armen Weibes Herzen liegen!

Elisabeth Siewert.

Zur Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik.

Die diesjährige Generalversammlung des „Vereins für Sozialpolitik", welche vom 23. bis zum 25. September in München tagte, [gehört] zweifellos zu den interessantesten, auf welche der Verein zurück[blicke]n kann. Der erste Verhandlungstag war der Wohnungsfrage ge[widm]et; auf die lehrreiche Besprechung dieses Problems soll hier nicht [näher] eingegangen werden. Das Hauptinteresse beansprucht die folgende [zweit]ägige Debatte über die „**Wirkung der gegenwärtigen [und] Ziele der künftigen Handelspolitik**, insbesondere [in s]ozialpolitischer Beziehung". Hier maßen sich die hervorragendsten [wisse]nschaftlichen Vertreter der verschiedenen handelspolitischen Richtungen [in he]ißem Redekampfe; und die in großer Zahl herbeigeeilten Mitglieder [des] Vereins für Sozialpolitik folgten dem Streite oft in athemloser [Spa]nnung.

Daß der Sieg den Vertretern der liberalen Richtung zufiel, wird [von] keinem unbefangenen Beobachter geleugnet werden. Die von der [deuts]chen Reichsregierung eingeleitete hochschutzzöllnerische Handelspolitik [wur]de von den meisten Rednern verurtheilt; und diese liberalen Redner [hab]en auch in der Versammlung den größten Beifall. Nun soll man [z]war die Stimmen wägen und nicht zählen; wer aber dies zu thun [s]ucht, wird erst recht nicht im Zweifel darüber sein, daß gerade die [ang]esehensten Vertreter der nationalökonomischen Wissenschaft das Fest[halten] an der bisherigen Handelsvertragspolitik empfahlen; ich nenne [d]ie Namen **Brentano**, **Dietzel**, **Lotz**, **von Philippovi**ch und **von Schulze-Gävernitz**. Auch Prof. Schmoller hielt es für nothwendig, vor einem Uebergang zum Hochschutzzollsystem nachdrücklich zu warnen; trotzdem er sich bei der Beurtheilung der handelspolitischen Einzelfragen große Zurückhaltung auferlegte, verhehlte er nicht, daß ihn die Art und Weise, wie die Reichsregierung sich auf die Neugestaltung der deutschen Handelspolitik vorbereitete, mit „großer Sorge" erfülle; er ging sogar so weit, es als ein „namenloses Unglück" zu bezeichnen, wenn Deutschland auf handelspolitischem Gebiete dem Beispiele Frankreichs und anderer „neu-merkantilistischer" Staaten folgen würde. Mustert man dagegen die Reihe der Freunde der von der Reichsregierung inaugurirten Handelspolitik, so findet sich auf dieser Seite nur ein bekannter und angesehener Wirthschaftspolitiker, Prof. **Sering**. Indessen wird, wenn nicht alles trügt, auch die gewichtige Stimme dieses Anwalts der deutschen Landwirthschaft gegen die Erhöhung der deutschen Getreidezölle abgegeben werden; denn er hat seine Zustimmung zu dieser Erhöhung, welche er im Interesse zahlreicher deutschen **Bauern** wünscht, an Bedingungen geknüpft, welche voraussichtlich nicht erfüllt werden. Da nämlich — wie von niemand in der Generalversammlung bestritten wurde — die Erhöhung der Getreidezölle die Arbeiter in sozialpolitisch unerfreulicher Weise belasten und hauptsächlich den Großgrundbesitzern Vortheil bringen würde, **Sering** aber diese Wirkungen mißbilligt, so schlug er vor, zu Kompensationszwecken gleichzeitig mit der Erhöhung der Getreidezölle zwei wichtige Maßnahmen zu beschließen, erstens, zur Entlastung des Arbeiterbudgets, die Aufhebung wichtiger Finanzzölle, insbesondere des Kaffee- und Petroleumzolles, zweitens, zur Hebung des Lohnniveaus in den Theilen Deutschlands, wo der Großgrundbesitz vorherrscht, die Sperrung unserer östlichen Grenze gegen den Zuzug fremder Landarbeiter. **Sering** betonte ausdrücklich, daß er, falls diese Kompensationen nicht gewährt würden, **gegen die Erhöhung der Getreidezölle** sei. Es ist wohl kaum zu erwarten, daß eine zur Bewilligung höherer Getreidezölle bereite Mehrheit im Bundesrath und Reichstag der Erfüllung der Forderungen Sering's zustimmen würde.

Auf die einzelnen von den verschiedenen Rednern zur Vertheidigung ihrer Ansichten angeführten Argumente will ich jetzt nicht eingehen. Es waren meistens alte Bekannte; und wo etwa die Formulirung neu war, da empfiehlt es sich, die Veröffentlichung des Wortlauts der betreffenden Ausführungen abzuwarten. Die feinen Unterscheidungen, welche bei der Behandlung der komplizirten wirthschaftspolitischen Fragen gemacht werden müssen, prägen sich beim raschen mündlichen Vortrage dem Zuhörer meistens nicht genügend ein, um eine vortheilhafte Diskussion zu ermöglichen. Wenn der Bericht über die Verhandlungen veröffentlicht ist, wird sich allerdings noch mehrfach Veranlassung zur weiteren Erörterung der in München behandelten Fragen bieten.

Wird die Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik eine praktische Bedeutung erlangen? Werden die maßgebenden Kreise in Deutschland die Stimmen der Wissenschaft beachten? Zweifel hieran sind leider berechtigt. Viele unserer „Praktiker" sind mit dem Worte „Professorenweisheit" rasch bei der Hand. Möchte sich doch die Einsicht immer weiter verbreiten, daß die Arbeit der Männer der Wissenschaft darin besteht, den unendlich mannigfachen, oft tief versteckten Zusammenhängen der tausend verschiedenen Erscheinungen des Wirthschaftslebens nachzuforschen, die dem nicht geschulten Auge häufig verborgen bleiben, und daß die Urtheile, die auf Grund dieser mit vieler Mühe erarbeiteten Erkenntniß gefällt werden, im höchsten Maße verdienen, beachtet und geachtet zu werden!

Paul Arndt.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Autorenregister.

Die neben den Namen stehenden Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Jahrgang XIX. der „Nation“.

Oktober 1901 — Oktober 1902.

Sachregister.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Nummern, die freigelassenen die Seiten des neunzehnten Jahrgangs.

Die im Register klein gedruckten Titel beziehen sich auf in kleinerem Satz gedruckte Artikel.

Berlin den 5. Oktober 1901. 19. Jahrgang.

Die Nation.

...rift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

... eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). ... für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim ... er durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. ... andern Länder des Weltpostvereins bei ... Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

...rei Vereine haben über die zukünftige Gestaltung der ...utschen Handelsvertragspolitik berathen; der Verein für Sozialpolitik, wo Theoretiker sich geäußert haben, und andererseits der Centralverband deutscher Industrieller und der deutsche Handelstag, wo Interessenten das Wort nahmen.

Im Verein für Sozialpolitik werden Majoritätsbeschlüsse nich... gefaßt; sie würden dem Charakter dieser Vereinigung ...sprechen. Die Referenten und die Korreferenten sprechen, ... die nachfolgende Debatte sucht alsdann die Wider...he herauszuarbeiten, und eine Klärung der Anschauungen ...izuführen.

Eines ist sicher, die agrarische Bewegung kann aus ...m Redeturnier Ermuthigung nicht schöpfen.

Mit überzeugender Kraft vertrat Prof. Lotz den Stand...t, daß die deutsche Handelspolitik die heutigen Bahnen ... verlassen dürfe. Prof. Schmoller verkörperte wie stets ...wissenschaftliche Entschlußlosigkeit, die zur Zeit Bismarck's unter dem wohlklingenden, aber falschen Namen der Objektivität so erheblichen Schaden angerichtet und die heute an Einfluß glücklicherweise viel verloren hat; und schließlich trat Prof. Sering auf, dessen ausgesprochen agrarische Neigungen bekannt sind, und der gleichwohl seine agrarischen Forderungen mit Anschauungen bepackte, die seine Unterstützung den Großgrundbesitzern als ein Danaergeschenk erscheinen lassen mußte. Er gestand offen zu, daß die Getreidezölle eine schwere Belastung der Masse des Volkes darstellen; er hält diese Belastung im Interesse der Agrarier für geboten, aber er verlangt gleichzeitig Erleichterungen für jene, die an den Getreidezöllen zu tragen haben; so eine Aufhebung des Kaffee- und Petroleumzolles und vor allem eine Sperrung der Grenzen gegen fremde Arbeiter, auch gegen fremde landwirthschaftliche Arbeiter, damit die Lohnverhältnisse der landwirthschaftlichen Hilfskräfte durch Beseitigung der fremden billigen Konkurrenz von dem heut bestehenden Lohndruck befreit werden. Solcher Bundesgenosse ist den Agrariern unbequemer als ein offener Gegner. Die echten Bundesgenossen aber, die die Agrarier auf dem Kongreß gefunden haben, spielten eine recht untergeordnete Rolle. Der Kongreß zeigte, welchen starken wissenschaftlichen Rückhalt die Bestrebungen für die Fortführung der Handelsvertragspolitik haben.

Die Schwachmüthigkeit, die unserem Bürgerthum eigen ist, kam leider bei den Erörterungen des Handelstages zum Ausdruck. Statt mit äußerster Klarheit den Standpunkt zu wählen, ließ man sich herbei den zaghafteren Elementen Konzessionen zu machen, sodaß zwar die antiagrarische Stimmung des Handelstages außer jedem Zweifel steht; aber es fehlt jene Schärfe, die in einer Krisis wie der jetzigen allein geeignet ist, in dem Widerstreit der Meinungen ins Gewicht zu fallen. Der Handelstag zeigte sich wieder einmal außer Stande, die Rolle zu spielen, die ihm zufallen müßte; nämlich eine starke Vertretung der Interessen des deutschen Handels zu sein, und daher denn auch die Erscheinung, daß Handel und Wandel sich neue Organisationen zur Vertheidigung ihrer Position zu schaffen suchen, so den Handelsvertragsverein.

Der Centralverband endlich löste sich von seinem alten Plane des Bündnisses mit den Agrariern nicht völlig los; die Sammlungspolitik ist in der Theorie nicht gänzlich abgethan; aber thatsächlich ist sie todt, wie ihr Vater Herr von Miquel. Auch der Centralverband verlangt langfristige Handelsverträge; er erklärt daher den Doppeltarif für sehr bedenklich, weil durch ihn der Abschluß von Handelsverträgen verhindert werden könnte; lassen sich aber Handelsverträge

erreichen und eine Erhöhung der Getreidezölle zugleich, so ist das dem Centralverband sehr erwünscht.

Die Agrarier fassen diese Freundlichkeit sehr böse auf. Wie verzogene Bittsteller fragen sie: was bedeutet diese Freundschaft, die nicht an erster Stelle für die Befriedigung der agrarischen Forderungen eintritt; sondern die zugleich Handelsverträge verlangt und zwar auch dann, wenn unter diesen Voraussetzungen sich die agrarischen Wünsche nicht befriedigen lassen.

Es tritt immer deutlicher zu Tage, daß die Politik der Großgrundbesitzer zur Isolirung führt. Die Argumente, mit denen die Masse der Bevölkerung den Agrariern entgegentritt, sind verschiedenartig; die Schärfe, mit denen die Argumente vorgetragen werden, ist nicht die gleiche; aber daß die Politik des Bundes der Landwirthe in wachsendem Maße Gegner findet, steht heute fest, und die agrarisch-reaktionäre Presse verschließt sich denn auch dieser Sachlage nicht und zieht daraus ihre Konsequenzen.

Die „Kreuzzeitung", diese Stütze von Thron und Altar, droht der Industrie, wenn man die Wünsche der Agrarier nicht befriedige, so würden die Bündler zum radikalen Freihändlerthum übergehen und auf einen Schlag auch die sämmtlichen Industriezölle abbrechen; sie droht ferner, man werde der Großindustrie neue Lasten durch Fortführung der Sozialreform aufhalsen. Dieser politische Erpressungsversuch ist für die „Kreuzzeitung" sehr kompromittirend — überraschend ist er in den Spalten dieses Blattes nicht, — wirkungslos müssen überdies beide Drohungen sein. Die eine wie die andere Ankündigung beweist nur, daß die Kreuzzeitungspartei zu einer Bosheitspolitik durchaus bereit ist. Habemus confitentem. Sie gesteht es selbst; klar war das immer. Freilich es fehlt der Kreuzzeitungspartei in diesem Falle die Kraft, ihre Drohungen durchzusetzen. Denn die Regierung, sie mag noch so schwächlich sein, würde schwerlich für eine Politik umstürzlerischer Niedertracht zu haben sein, und die „Reichsfeinde" auf der Linken sind immer bereit auch ihrerseits die Politik „staatserhaltender" Catilinarier zurückzuweisen. Auf der Linken wehrt man dem Umsturz nach allen Richtungen hin, und man verlangt nur Fortführung und gesunden Ausbau der Caprivischen Handelsvertragspolitik, die sich für die gesammten Interessen Deutschlands bewährt hat.

Noch ein Wort verdient schließlich die Arbeit des Grafen Posadowsky, die den realen Untergrund für alle heutigen wirthschaftlichen Debatten in Deutschland darbietet.

Nur der Bund der Landwirthe und die äußerste Rechte bekennt sich zu der Festlegung eines agrarischen Minimaltarifs, wenngleich die Tarifpositionen selbst den Agrariern natürlich zu niedrig sind. Wie die Agrarier mehr und mehr isolirt werden, so wird es auch Graf Posadowsky mit seinem Vorschlag, daß die Regierung verlangen solle, man möge ihr für die Handelsvertragsverhandlungen die Hände binden.

Am 16. Juli wurde im „Stuttgarter Beobachter" der Charakter der Arbeit des Grafen Posadowsky enthüllt; in den abgelaufenen zweieinhalb Monaten hat die aufklärende Arbeit der Freunde einer gesunden Handelsvertragspolitik sich bewährt. Das Großgrundbesitzerthum ist in der staatsfeindlichen Richtung seiner Politik besser durchschaut; und Graf Posadowsky erscheint immer deutlicher als der Patron einer einzigen politischen Gruppe.

Vielleicht wird es bei dieser Sachlage allmählich dem Grafen Bülow leichter werden, zu erkennen, daß Zaudern Schwäche und nicht politische Klugheit ist.

Der Parteitag der Sozialdemokratie in Lübeck hat noch zwei Erörterungen von Bedeutung gebracht. Dürfen sozialdemokratische Parlamentarier das Budget be-
willigen; und welche Stellung sol
schaftsbewegung einnehmen, wenn
wirthschaftlichen Kampfe sich gez
Arbeiter vorzugehen, die zweifellos
Auch in diesen Fragen kam m
Lösungen, sondern zu Kompro
demokraten sollen das Budget verwe
sind gestattet, und die Partei vern
Arbeitern, den Strike zu brechen; a
wenn sich ein solcher Fall ereignet hat,
werkschaftlichen Organisationen ziehen
nicht gegen Parteigenossen als bli
Beschlüsse jener gewerkschaftlichen Org
lassen, die aus wirthschaftlichen Ursach
wandeln. Beide Beschlüsse vermeide
und suchen mit Vorsicht die Gegensätze

Mit einheitlicher Kraft erklärte
gegen die agrarische Politik der Leben
hier fand keine Diskussion statt, hier wa
zu überbrücken und keine Meinungsver
gleichen. Fort mit der Lebensmittelvert
Parole.

Ueberblickt man das Ergebniß des
tages, so ist es schließlich doch nicht so g
ist einig und stark gegenüber einer kon
praktischen Politik, und das ist die Hauptsac
der Zoll- und Handelspolitik weiß man,
Daß man in der Behandlung der Gewerksc
ist, erscheint als ein Gebot der Selbste
Tendenzen der Gewerkschaftsbewegung, die
licher Natur sind, decken sich nicht und kön
decken mit den Tendenzen der Partei, die
sammenhalt einer Lohnfrage wegen auf da
darf. Hier zu einem diplomatischen Ausgleich
hat die Partei gelernt, wie in der praktisch
losen Frage der Budgetbewilligung. Auch d
demokratie erfährt es, daß den schnurgeraden Radika
nus sich nur eine kleine Partei gestatten kann, die zugl
homogen ist, weil sie an Zahl keine Bedeutung hat.

Und die gleiche Entwicklung des Charakters der Par
zeigte sich auch in der Behandlung der Bernstein-Fra
Bernstein ist der Theoretiker der Partei, er zieht seine Schlüs
selbst wenn er in Einzelheiten mit Marx in Widerspru
geräth. Auch die Frage, ob dies zulässig ist, entschied de
Parteitag durch ein Kompromiß.

Immer wieder stand man vor der
Stagnation oder Fortentwicklung. Der enge Ra
entschied sich für Stagnation; die ehrlichen D
Fortentwicklung, und Fortentwicklung heißt für eine
Partei zugleich Anpassung an die Erfordernisse d
Lage.

Daß diese Gegensätze eine innere Krisis bede
klar; und die Geister sind feindlich genug gegen e
gerathen; daß diese innere Krisis aber nicht zu einer
Krisis, zu einer Spaltung führte, beweist zugleich den ge-
sunden politischen Instinkt der Sozialdemokratie. Sie sind
nicht so dumm, sich zu trennen, und die Sprengbomben-
politik für politische Weisheit zu halten.

Objektiv betrachtet, ist eine solche Klugheit auch für die politische Gesammtlage in Deutschland ein Glück.

Die Phantasten des Umsturzes von übermorgen un
Zukunftsstaates von überübermorgen macht die Soziald
kratie heute selbst lächerlich. Man kann behaupten,
Fragen sind von aktueller Bedeutung nur noch für die Sc
macher, die bedauern, daß die Sozialdemokratie die W
stands-kraft des heutigen Staates und der heutigen Ge
schaft so richtig zu beurtheilen beginnt, wie sie es t
In allen wirklich brennenden Fragen steht dagegen
Sozialdemokratie fast ausnahmlos mit den freisinni
Parteien zusammen; sie ist zur Zeit ein unentbehrli
Mitkämpfer gegen das reaktionäre Junkerthum.

Nr. 2. Berlin, den 12. Oktober 1901. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Nachdem der Krieg der Engländer gegen das holländische Element in Südafrika nunmehr zwei Jahre dauert, meldet der Telegraph folgendes aus Kapstadt:

„9. Oktober. Heute Nachmittag ist das Kriegsrecht in Stadt und Bezirk Kapstadt, auf der Kaphalbinsel, in Port Elizabeth und East London erklärt worden."

Man war über den Fortgang des Krieges außerordentlich schlecht unterrichtet. Wir erhielten seit langem in Europa Nachrichten über Kämpfe, deren Bedeutung kaum jemals völlig klargestellt wurde; nicht selten blieb sogar der entscheidende Ausgang der Zusammenstöße in Dunkel gehüllt. Da die Engländer über den Telegraphen verfügen, so konnte es für diese mystische Berichterstattung nur eine Erklärung geben: mehr Licht hätte die Lage der Engländer als überaus düster erwiesen; unter diesen Umständen ahnte man ihre schlimme Lage. Solche Annahme findet ihre vollgiltige Bestätigung durch das Telegramm, das oben mitgetheilt worden ist.

Wenn nach Jahre langen Kämpfen selbst die Stadt und der Bezirk Kapstadt, selbst Port Elizabeth und East London anfangen so unsicher zu werden, daß dort das Kriegsrecht proklamirt werden muß, dann freilich beginnt man völlig klar zu sehen. Diese Klarheit läßt sich in die Worte zusammenfassen: In der englischen Hauptstadt Südafrikas und unter den Kanonen der englischen Kriegsschiffe fühlt sich die Kolonialregierung dermaßen gefährdet, daß sie zu den äußersten Mitteln greift. Die Transvaal-Republik und der Oranjefreistaat sind nicht nur nicht erobert und noch viel weniger beruhigt; es droht überdies in Kapstadt selbst die Empörung auszubrechen, und um ihr vorzubeugen, sieht man sich veranlaßt, dort das Standrecht zu proklamiren. Die englische Herrschaft ist sogar in den Häfen der Kapkolonie auf das Ernstlichste gefährdet.

Das ist das Ergebniß eines Krieges von zwei Jahren.

Wenn man sich an die Nachricht erinnert, daß Kitchener vor kurzem mit der Einreichung seiner Entlassung gedroht hat, so ist es nunmehr nicht schwer, den Grund dieser Drohung zu erkennen. Augenscheinlich erforderte die militärische Lage eine so verzweifelte Maßregel, wie die Proklamirung des Standrechts in den größten Häfen der Kapkolonie. Diese Maßregel mußte auch den Blinden über die Lage in Südafrika die Augen öffnen; daß eine solche Klarheit aber das englische Ministerium auf das Aeußerste scheute, ist sicher.

Nunmehr hat doch die bittere Noth der militärischen Lage den Sieg über politische Erwägungen davongetragen. Und Europa erhielt das Eingeständniß, daß die englische Herrschaft nicht einmal in der Kapstadt als völlig gesichert betrachtet werden kann, und daß zur Aufrechterhaltung dieser Herrschaft zu den alleräußersten Zwangsmitteln gegriffen werden muß, die man anwendet, wenn das Verhängniß bereits vor den Thoren steht.

Es handelt sich heute also nicht mehr allein um die politische Zukunft des Oranje-Freistaats und der Transvaalrepublik, sondern zugleich um die politische Zukunft des englischen Kolonialbesitzes in Südafrika. Freilich ist Pretoria erobert; aber die Sicherheit der Kapstadt muß durch den Belagerungszustand garantirt werden.

Ueber die südafrikanische Politik der Salisbury, Chamberlain, Rhodes ist das Urtheil gesprochen. Diese Männer haben England in ein Unglück gestürzt, dessen Umfang noch garnicht abzumessen ist.

Die Motive für diesen Krieg waren frivole; die englischen Kriegsvorbereitungen waren ganz unzureichend; erst nach zahlreichen Niederlagen wurde die englische Waffenehre wiederhergestellt; die englische Kriegführung selbst ist voller Barbarei; die systematische Verwüstung des Landes, die

Fortführung von Frauen und Kindern in die sogenannten Konzentrationslager, in denen Hunderte und Tausende unschuldiger Wesen einem frühen Tode erliegen, findet in moderner Zeit nur ihres Gleichen in Strafmaßregeln, die Türken und Russen verhängen; so ist denn das militärische und moralische Ansehen Englands tief gesunken und dazu kommt, daß auch die politische Lage des Vereinigten Königreiches sich rapide verschlechtert hat und noch rapide weiter verschlechtert.

Heute sprechen bereits englische Zeitungen das Wort disaster aus; mit Recht. Allein dieser Niedergang Englands, den ausschließlich eine verwerfliche Politik herauf beschworen hat und der vom moralischen Standpunkt aus wohl verdient erscheint, ist doch zugleich ein politisches Unglück für die europäische Zivilisation.

Die Welt hat das Glück, daß auf dem Zarenthron ein wohlwollender und friedlicher Monarch sitzt. Wäre der Kaiser von Rußland ein Ehrgeiziger, so würde die Schwächung Englands die Petersburger Politik zu Uebergriffen reizen können, die für den Frieden der Welt und für das Gleichgewicht unter den Mächten verhängnißvoll sein müßten.

Und wird die russische Politik nicht schließlich doch in steigendem Maße die Gunst der Lage ausnützen; daß sich Frankreich dann aber bereitwillig anschließt, unterliegt keinem Zweifel. Es kann der Augenblick kommen, wo die ägyptische Frage wieder brennend wird, und der Augenblick, da die asiatische Frage brennend ward, ist bereits da.

Der Emir von Afghanistan ist gestorben. Sein Sohn Habib-Ullah hat den Thron bestiegen. Ueberall im Lande soll Ruhe herrschen. Ist das der Fall und wie lange wird dieser erfreuliche Zustand andauern? In Innerasien pflegen Thronwechsel sich fast niemals ohne Auflehnungen zu vollziehen, und wenn die offizielle russische Politik nicht intervenirt, so genügt es schon, daß ein ehrgeiziger russischer General an der Grenze von Afghanistan die Zeit zum Handeln für gekommen erachtet; alsdann ist es das Leichteste von der Welt, einen kleinen Brand in Afghanistan zu entfachen, den Rußland löschen wird genau nach der Methode, wie der Brand in der Mandschurei gedämpft worden ist. Und welcher Phantast wagt zu behaupten, daß England alsdann der Lage in Innerasien und am persischen Meerbusen und in Südafrika gewachsen ist?

Die Politik Englands unter Salisbury-Chamberlain ist vollständig zusammengebrochen; nicht Voraussicht und Berechnung behüten das Land vor einer allergefahrvollsten Krisis; vielleicht das — Glück.

Wir wünschen es, wie sehr auch die heutige auswärtige Politik Englands zu verdammen ist, denn wir wüßten nicht, welchen Vortheil die zivilisirte Welt davon haben sollte, wenn die engherzige französische Kolonialpolitik ungehindert an Ausdehnung gewinnen, und wenn Rußland für seine asiatischen Pläne sich jeder ernsten Rücksicht gegenüber England entschlagen könnte.

In Baden haben die Landtagswahlen stattgefunden; der Kampf — vornehmlich in den Zeitungen — war heftig, und das Ergebniß ist fast ohne Bedeutung. Die Verschiebungen unter den Parteien sind gleich Null, und das einzige wirklich Interessante an den Wahlen ist, daß trotz aller Anstrengungen auf den verschiedenen Seiten die politische Kraftvertheilung die alte bleibt.

Zu den alten Berliner Kommunal-Konflikten, die langsam an Schärfe nachzulassen scheinen, hat sich jetzt ein neuer Streitpunkt gesellt.

Der Oberpräsident der Provinz Brandenburg hat den Magistrat verständigt, daß er die erneute Wahl Kauffmann's der allerhöchsten Bestätigung nicht unterbreiten könne, da nach § 33 der Städteordnung die wiederholte Erwählung einer Verweigerung der Wahl gleichzustellen sei.

Es gibt Juristen, die diese Gleichstellung aus dem § 33 nicht herauslesen, und die daher behaupten, daß der Oberpräsident gesetzlich verpflichtet sei, die Akten weiter zu geben, damit nunmehr der König selbst der Wahl die Bestätigung verweigere. Denn, daß der König anders entscheiden werde, als der Oberpräsident, kann doch nur ein politisches Kind annehmen.

Somit haben wir denn hier eine juristische Doktorfrage vor uns, die jedes realen politischen Kerns bar ist. Nicht ein politisches Recht der Stadt steht in Frage, sondern die juristische Interpretationsfreude, und ob man sich nun für diese oder jene juristische Auslegung entscheidet, zur Erregung liegt diesmal auch nicht der allergeringste Anlaß vor, und es kann der Berliner Bevölkerung wirklich sehr gleichgiltig sein, ob die Nichtbestätigung Kauffmann's in dieser oder in einer anderen Weise dem Magistrat notifizirt wird.

Daß Kauffmann nicht bestätigt wurde, ist bedauerlich, aber da der König diese Nichtbestätigung im Rahmen von Rechten ausgeübt hat, die ihm ganz unzweifelhaft auf Grund der Gesetze zustehen, so gibt es in der bisherigen Richtung keine Möglichkeit weiter voranzukommen, und es bleibt für die Stadt nur übrig, sich nach einem neuen Kandidaten umzusehen, dessen politische Ueberzeugungen jede Gewähr für seine ehrliche Absicht bieten, die Selbstverwaltung zu schützen, und dessen Arbeitskraft und Fähigkeiten ihn geeignet erscheinen lassen, die tüchtigen Elemente im Magistrat zu verstärken. Daß dies schnell geschieht, ist bei der Arbeitslast in Berlin durchaus geboten.

* * *

Die Frau und die schöpferische Kulturarbeit.

Es gibt Bücher, die man als sehr verdienstvoll anerkennen kann, wenngleich man mit dem Ergebniß nicht übereinstimmt; ja nicht einmal mit der Methode, wie ein bestimmtes Ergebniß gewonnen worden ist. Zu diesen Büchern rechne ich die Schrift „Mutterschaft und geistige Arbeit"*), von zwei Damen, Adele Gerhard und Helene Simon, verfaßt.

Die Schrift faßt das Thema weiter als der Titel angibt. Thatsächlich wird die so interessante Frage erörtert, ist die Frau — nicht nur die Mutter — geeignet, neue Kulturwerthe in geistiger Arbeit unmittelbar zu schaffen.

Ich halte die Methode, die hier angewandt worden ist, für ungeeignet, und ich halte dementsprechend die Schlußfolgerungen, die gezogen worden sind, für sehr angreifbar; ich erachte die geistigen Bestrebungen der Frauen in der historischen Vergangenheit für weit weniger bedeutungsvoll, als die Verfasserinnen, und mir erscheinen gleichwohl die Möglichkeiten produktiver, geistiger Bethätigung des weiblichen Geschlechts in der Zukunft weit eher denkbar als der resignirte Schluß des Buches es vermuthen läßt. In allem Wesentlichen reizt mich also diese Schrift zum Widerspruch, und doch finde ich sie sehr lesens- und sehr beachtenswerth; denn es gibt Fragen von so komplexer Natur — und das sind die interessantesten — die nicht wie ein Exempel richtig oder falsch ausgerechnet sein wollen, sondern zu denen neues sachliches Material und neue Betrachtungen beigesteuert zu haben, schon von Nutzen ist, und läge ein Theil des Nutzens auch nur darin, zu zeigen, daß auf diesem Wege der Aufklärung nicht weiter voranzukommen ist.

Zunächst ist von einer Erörterung wie der vorliegenden jene Bethätigung der Frauen auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet auszuscheiden, die nicht einem inneren Drange, einer zwingenden Beanlagung, sondern ausschließlich der Nothwendigkeit entspringt, Geld zu verdienen. Es gibt

*) Eine psychologische und soziologische Studie auf Grundlage einer internationalen Erhebung mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung. Von Adele Gerhard und Helene Simon. Berlin, Georg Reimer. 1901.

heute thatsächlich ziemlich umfangreiche Möglichkeiten der Erwerbsthätigkeit für Frauen, und es wäre weder tragisch für das einzelne Individuum noch bedeutungsvoll für die Entwicklung der Kultur, wenn für handwerksmäßige Leistungen auf diesem oder jenem Gebiet die Frauen sich als weniger geeignet erweisen sollten. Es ist gleichfalls unzweckmäßig oder unmöglich, daß ein schwächlicher Mann Grobschmied oder Matrose wird, und es ist irrationell, daß ein baumstarker Bursche sich zum Schneider oder Haarkräusler anlernen läßt. Untersuchungen, die sich in dieser Richtung bewegen, haben eine gewisse untergeordnete Bedeutung zur Erkenntniß der wirthschaftlichen Gliederung der Gesellschaft, aber sie reichen nicht an das Problem von höchstem Interesse heran, auf welchem Boden die großen produktiven, geistigen Kräfte des Menschengeschlechtes wachsen; in diesem Falle: ob und in welchem Grade sie mit dem Geschlecht verknüpft sind.

In dem genannten Buche ist auf die sogenannte vorhistorische Zeit nicht eingegangen worden, obgleich es bekanntlich bahnbrechende Forscher gibt, die in jenen fernen Zeiten die unmittelbare Bedeutung der Frau für die Kultur sehr hoch veranschlagen; sie betrachten die damalige Frau in erster Linie als Schöpferin und Hüterin alles dessen, was die Menschheit aus den tiefsten Tiefen des Daseins hinausführte. Der Mann lieferte die brutale Kraft im Kampf gegen Thier und Nebenmenschen; die Frau hütete das Feuer; die Herdstätte wurde zur Heimath; bei der Herdstätte wurden die ersten nützlichen Pflanzen von der Frau gezogen; aus den Fasern der Pflanzen begann sie zu weben, und die ersten zahmen Thiere waren ihrer Obhut unterstellt. Hat die Entwicklung sich so vollzogen zur Zeit des Mutterrechtes, da der Vater für die Nachkommenschaft als gleichgiltig erachtet wurde, und die Mutter für die Kinder auch wirthschaftlich und sozial der alleinige Mittelpunkt blieb? Ging dieser ungeheure Kulturfortschritt von der Frau aus, war sie die Finderin dieser großen Güter für die Menschheit oder nur die Verwalterin, nachdem auch diese Entdeckungen von Männern gemacht waren, möglicherweise von den Schwächlingen, den Krüppeln des Stammes, die der Kraft entbehrend, sich durch Intelligenz nützlich zu erweisen hatten? Die Antwort wird schwerlich je mehr als eine Hypothese sein. Aber zweifellos ist es, daß die Frau in jenen Zeiten, da die Heimstätte alles barg, was die Menschheit an Kultur besaß, die Pflegerin dieser Kultur vor allem gewesen ist.

Ganz klar ist die Antwort zur historischen Zeit, zur Zeit staatlicher Entwicklung, da die Kultur mit ihren Wurzeln freilich von jedem Herdfeuer noch immer, und wie stets, kräftigende Wärme an sich zog; aber die Krone des Baumes war hinaus gewachsen über die Wölbung der Höhle, über das Zeltdach, über die Hütte, und sie wuchs beständig weiter und weiter und nach allen Richtungen über die Heimstätten hinaus.

Lübke hat einmal gesagt, daß man „die Künstlerinnen aus der Kunstgeschichte streichen könnte, ohne eine empfindliche Lücke im Entwicklungsgang zu erhalten". Diesen Ausspruch, der auch in der vorliegenden Schrift angeführt wird, kann man erweitern; man darf sagen, keine wahrhaft große Errungenschaft der Kultur in historischer Zeit bis zur Gegenwart ist mit dem Namen einer Frau verknüpft.

Es gab auf verschiedenen Gebieten vereinzelte bedeutende Frauen; zweifellos; hier kommen die nicht in Betracht, deren wunderbare Begabung sich im Verkehr des Menschen zum Menschen erwies, sondern nur jene Frauen, die hervorragend durch objektive Leistungen auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiete waren. Wie ganz erstaunlich dünn gesät sind sie; wie fast unübersehbar ist hingegen die Zahl solcher Männer auf allen Gebieten des Schaffens. Aber auch diese Männer füllen nur die Lücken, sie erhalten die Tradition von einem großen Wendepunkt der Kultur zum anderen, und diese Wendepunkte sind wiederum ausschließlich von Männern herbeigeführt worden. Nur Männer.

In dem vorliegenden Buche ist sorgfältig zusammengetragen, was die Frau in der Vergangenheit an unmittelbaren künstlerischen und wissenschaftlichen Kulturwerthen geschaffen hat; das Wenige, was vorliegt, ist im Einzelnen nicht verdienstlos, nicht reizlos; aber fehlte es, die Menschheit würde den Verlust unschwer verschmerzen können, gleich ungezählten Summen bemerkenswerther geistiger Männerarbeit, die untergegangen sind. Man kann sagen, daß wie das staatliche Leben, mit dem die historische Zeit beginnt, von den Männern getragen und fortgebildet wird — in den Jahrtausenden bedeuten vereinzelte weibliche Herrschergestalten nichts —, so ist auch die wissenschaftliche und künstlerische Kultur, die sich in diesem Männerstaat entwickelt hat, gleichfalls — ich betone — unmittelbar von Männern ausgegangen — auch hier haben die wenigen weiblichen Leistungen nur die Bedeutung erfreulicher oder beachtenswerther Arabesken. Wie groß der mittelbare Einfluß der Frau freilich immer war, als Geliebte, als Gattin, als Freundin, als Schwester und Mutter, das ist unermeßlich.

Am merkwürdigsten ist es vielleicht, daß die Frau schöpferisch und bahnbrechend auch auf den Gebieten nicht gewesen ist, die sie bleibend in der Praxis beherrscht hat, und die für sie die größte praktische Bedeutung haben mußten. Wir wissen nicht, daß innerhalb des häuslichen Lebens in historischer Zeit eine einschneidende Neuerung von der Frau ausgegangen ist; wir wissen nicht, daß für die Säuglingspflege besonders heilsame Beobachtungen von der Frau gemacht worden sind, und trotz der Justina Siegismundin, der „Brandenburgischen Hofwehmutter" und weniger anderen berühmten Praktikerinnen, von denen einige zur Feder griffen, hat auch die Frau auf dem Gebiete der Geburtshilfe nicht ihrem Geschlechte neue große Heilslehren gebracht.

Gewiß waren die Frauen von den Quellen der Bildung abgeschnitten, oder doch nur in seltenen Ausnahmefällen und nur in bestimmten Epochen konnten auch sie zu diesen Quellen gelangen. Diese Thatsache wird immer erklärend angeführt, und sicher ist ihr ein sehr erhebliches Gewicht beizulegen.

Nur eines erklärt sie ganz gewiß nicht. Wenn man über die Jahrhunderte hin beobachtet, mit welchen unsäglichen Schwierigkeiten zahllose Männer zu kämpfen hatten, um sich intellektuell vervollkommnen und dann intellektuell ausleben zu können, so bleibt bei den Frauen immer bestehen; von diesem eisernen Streben, von diesem unüberwindlichen Drange, von diesem heißen Ringen nicht vereinzelter Männer, sondern ganzer Schaaren, die in den allerungünstigsten Verhältnissen lebten, gewahren wir bei den Frauen nichts, was zur Vergleichung herangezogen werden könnte.

Und was bedeuteten die „Quellen der Bildung" für ein Lied oder für ein Bild in frühen Zeiten!

Will man ganz vorsichtig sein, so wird man sagen müssen, daß auch diese Erscheinung über die geistig produktiven Anlagen der Frau ein letztes Urtheil noch nicht ermöglicht, aber ein Drang wie bei den Männern zur Bethätigung ihrer Anlagen findet sich bis in die Neuzeit — und ich betone diese Zeitbegrenzung — bei ihnen sicher nicht.

Und dies ist wiederum so außerordentlich merkwürdig; in der Neuzeit, und seit hundert Jahren immer deutlicher hervortretend, ändert sich das Bild vollkommen. Die modernen Bestrebungen der Frauen tragen einen ganz anderen Charakter, als ihre völlig vereinzelte Bethätigung in den früheren Jahrhunderten, selbst zu jenen Zeiten der Blüthe der Geselligkeit, da die einzelne Frau stets etwas stärker von den Massen sich abzuheben begann. Immer handelte es sich in der Vergangenheit um das eigenartige und bemerkenswerthe einzelne Individuum; heute ist eine Bewegung der Frauen vorhanden, das heißt zahlreiche Frauen in den verschiedensten Ländern sind geistig schöpferisch thätig oder kämpfen mit geistigen Waffen für die Freiheit ihrer begabteren Genossinnen, und das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert weist Talente auf in einer Fülle

und Kraft, wie, man darf es wohl ohne Uebertreibung sagen, die gesammte Vergangenheit nicht entfernt zusammen genommen.

Es gibt zwar auch heute keine weiblichen Architekten, es gibt keine weiblichen Dramatiker, es gibt keine weiblichen Komponisten von Bedeutung. Aber die Bühne ist seit ein paar hundert Jahren der Frau erobert; als Sängerinnen und Schauspielerinnen haben sie das Größte geleistet, was sich leisten läßt; es gibt unter ihnen Frauen, die genial sind, wie es nur je einen genialen Schauspieler oder Sänger gegeben hat. Ich will mich nicht in jedes einzelne Gebiet verlieren und den zweifelhaften Versuch machen, die Größe der Begabung an dieser oder jener Frau abzuschätzen. Aber jedem Einwurf entrückt ist es, daß die Eliot, daß die George Sand, daß die Droste-Hülshoff und auch die Ebner große, starke und echte schaffende Künstlerindividualitäten sind, und welche Fülle von nicht geringer Begabung umgibt sie — gerade auch in der Litteratur.

Man kann noch immer sagen, daß die Begabung der Frau für einzelne Gebiete schöpferischer Bethätigung in der Kunst oder insbesondere in der Wissenschaft — und wie sollte das in der Kürze der Zeit anders sein — nicht erwiesen ist, aber daß die Begabung der Frau auch heute vom Hause eingeschlossen wird, und daß vereinzelte Ausnahmen nichts beweisen, das darf man bei der Fülle eigenartiger und starker Frauentalente nicht mehr behaupten. Eine solche stattliche and gewichtige Anzahl der „Ausnahmen“ zwingt zur generellen Berücksichtigung; und die ursprüngliche und starke Begabung war doch stets auch nur die Ausnahme bei den Männern, wenn man die Gesammtzahl in Betracht zieht.

Ich glaube nicht, daß es für die Ansprüche der Frauen beweiskräftig ist, wenn sie sich auf die überaus dünn gesäten, geistig produktiven Vorgängerinnen in der entschwundenen historischen Vergangenheit berufen. Was wir seit höchstens zweihundert Jahren einsetzend und seit sechszig oder siebzig Jahren sich mehr und mehr verstärkend in der Entwicklung der Frauenbewegung beobachten können, das ist, wie mir scheint, etwas ganz Neues im Leben der Frauen und etwas Neues im Leben der Menschheit, — soweit wenigstens eine historische Beleuchtung reicht — neu in dem Sinne, daß die ferneren Zeiten auch nicht einmal vergleichbare Anläufe, auch nicht Keime zu ähnlicher Entfaltung aufweisen. Und wie es in der Geschichte der Kultur, die ein unmittelbares Produkt der Männerwelt ist, eine Renaissance gibt, so gab es natürlich auch eine Naissance, nämlich in der Antike, der freilich die Anregungen aus Asien nicht fehlten. Warum sollten wir dem Phänomen nicht beiwohnen, daß unserer Zeit ein Auftauchen produktiver intellektueller Begabung in der Frauenwelt beschieden ist, eine Begabung, die nicht mehr eine seltene Blume ist, sondern die, wie meist bei geistigen Bewegungen, bündelweise aufsprießt und, obgleich noch auf bestimmte Gebiete beschränkt, immerhin in einer reifen Fülle, die niemals die überschaubare Vergangenheit gezeitigt hat.

Ein solches Phänomen wäre nicht wunderbarer als das scheinbar stets so plötzliche Hervorbrechen aller großen intellektuellen Bewegungen; und erst dem nachrechnenden Verstande gelingt es alsdann, einen Theil der Voraussetzungen klar zu stellen, die gerade damals diesen Umschwung erzeugten; aber wieviel bleibt stets dunkel.

Auch für die Frauen haben sich die Weltverhältnisse geändert; die Voraussetzungen ihres Lebens wurden andere; die sie belastende Männerbrutalität mußte sich allgemein mildern; die häusliche Thätigkeit durfte nicht mehr die Gesammtheit der Frauen gänzlich mit Beschlag belegen; die Bildungsmöglichkeiten und die Berührung mit dem Fluthen des gesammten öffentlichen und Kulturlebens mußten für die Frauen vorhanden sein. Das sind einige der alleraugenfälligsten Wandlungen, die jetzt sich vollziehen. Für einzelne Frauen bestanden stets in gewissem Umfange auch diese Vorbedingungen in der Vergangenheit; allein starke Beanlagung ist eine der seltensten Pflanzen, und ungezählten Samenkörnern muß Erde und Sonne und Regen nicht allzu ungünstig sein, damit auch nur einige stattliche Bäume aufsprießen. Das erklärt viel, ob alles?

Immerhin — die Lage nicht der vereinzelten Frau — auch nicht die einiger Frauen, sondern der Frauen war nie wie jetzt, und die Wirkung ist auch ohne Vorgang.

So bleibt das Bezeichnende und das von Grund aus Unterscheidende gegenüber der Geschichte des Mannes jedenfalls, daß der kämpfende Trieb zur geistigen Bethätigung, zur geistigen Befreiung das weibliche Geschlecht in der Vergangenheit niemals in gleicher oder ähnlicher Weise beseelt hat wie eine Unzahl der aus geistiger Nacht und Bedrückung sich empor arbeitenden Männer, wie ganze soziale Schichten und Völker. Die für die Kultur direkt produktiven Fähigkeiten der Frau zeigten sich jedenfalls nicht, und jedenfalls waren sie nicht in einer Stärke und Eigenart vorhanden, um damals selbst nur Beachtung, viel weniger Berücksichtigung zu erheischen. Die heutige Zeit, die den Frauen so unvergleichlich günstiger ist, wurde nicht von ihnen geschaffen, und sie haben sie nicht wesentlich erkämpfen helfen; aber als sie da war, erwies sie sich sogleich segensvoll der Frauenentfaltung auf einer ganzen Reihe von Gebieten und nutzbringend der Kultur, indem auch die Frau an dieser nun unmittelbar mitarbeitet wie bisher zu keiner Zeit.

Die Untersuchungen von Adele Gerhard und Helene Simon suchen festzustellen, in welchem Umfange solche Mitarbeit durch die Natur der Frau behindert wird, und ob die Pflichten der Mutter sich mit geistiger Arbeit verbinden lassen. Für diesen Zweck haben Umfragen stattgefunden, die zum Theil sehr interessante Antworten brachten; für diesen Zweck haben die beiden Verfasserinnen auch eine Statistik aufgestellt. Die Antworten sind so widersprechend, wie es zu erwarten war, und die Statistik wäre selbst dann ohne Beweiskraft, wenn das Material, das zur Verfügung stand, unvergleichlich umfangreicher gewesen wäre.

Geistige Arbeit, die etwas bedeutet, ist das Produkt allerindividuellster Veranlagung, und die Statistik ist das Ergebniß der jede Individualisirung ausschließenden Schematisirung, der durch die Zahl. Die Zahlen einer solchen Statistik, die als Beweis zusammen addirt werden, können gänzlich ungleichartige Werthe darstellen. Will man statistisch die Frage zu lösen suchen, ob sich die Pflichten als Mutter und die Anforderungen geistigen Schaffens vereinigen lassen, so könnte man auch mit Hilfe der Statistik ermitteln wollen, ob geistig produktive Männer heirathen sollen oder nicht; ob Kindersegen ihnen zum Behagen wird, ob nicht. Dem einen: Ja; dem anderen: Nein; und dasselbe zeigt sich auch bei der Enquête über die Frauen.

Zweifellos kommen für die Frauen besondere Hemmungen in Betracht; jene, die sich während langer Jahre alle Monate wiederholen; das Kindbett, die Zeit vorher, die Zeit nachher; das Klimakterium; aber daß diese Forderungen der Natur die Entwicklung schöpferischer Thätigkeit nur modifiziren, nicht wesentlich hemmen und unmöglich zu machen brauchen, lehren die Thatsachen, und den Klagen unter Frauen, daß, wenn sie keine Frauen und Mütter wären, sie zu einer ganz anderen Entfaltung gelangt wären, sind die Klagen unzähliger Männer an die Seite zu stellen, denen angeblich auch nur eine Anzahl Lebensumstände den Weg zur Größe versperrt hat.

Helene Böhlau schreibt die tapferen Worte:

„Ich denke, wenn die Frau ernsthaft etwas leisten will, wird sie Mittel und Wege finden. Der Wille, der starke Wille, ist größer als jeder Widerstand und der schwache wird von jedem Widerstand, sei es, was es sei, gebrochen.“

So ist es. Gewiß, das Schicksal hat unter Umständen große Anlagen bei kraftvollen Männern zermalmt, und auch das besondere Frauenschicksal vernichtet sicher einmal starke Fähigkeiten. Aber solch tragische Entwicklung ist selten; das Gewöhnliche ist, daß die Schwäche sich geknickt fühlt; und sie bleibt doch fast immer schwächlich, selbst dann, wenn ihr ein ganzer Sternenhimmel des Glücks gelächelt hat.

In dem Buche, das mir vorliegt, wird der Versuch gemacht, etwas aufzufinden, wie die idealen Vorbedingungen der Produktivität auf den verschiedenen Schaffensgebieten, um alsdann die möglichen Konflikte zu erwägen, die das individuelle Leben der Frauen herbeiführen kann. Ein Beispiel; es heißt in dem Buche:

„So scheint uns durchgängig die dichterische Produktion, mehr vielleicht als irgend eine andere, mit dem Mutterberuf in Konflikt zu gerathen. . . . Die dichterische Produktion ist ein Spinnennetz, welches, wenn es sich breitet, die Persönlichkeit mit leisen Fäden umgarnt. Andererseits erträgt es keine brutale Berührung der Außenwelt, wird leicht in den ersten Ansätzen zerfetzt, verweht. Wo die durch Störung abgerissene Kette der Begriffe sich wieder anknüpfen läßt — in der Wissenschaft nämlich, — versagt eine geistige Thätigkeit, auf die schon der Duft eines Rosenblattes, ein Windzug, der die Thüre aufstößt, einwirken kann."

Die Geschichte mit dem Rosenblatt und dem Windzug, aus der dann gefolgert wird, wie viel störender Kinder sein müssen, entspricht jenem „süßen" Dichtertypus, den man als Idealgestalt in Familienblättern findet. Aber die starken dichterischen Individualitäten kommandirten bekanntlich die Poesie, und wen ein Rosenblatt stört, der beweist nur, daß ihm die Kraft zu schöpferischer Konzentration überhaupt fehlt, oder daß sie ihm in der Arbeit erlahmt ist.

Ist die Auffassung an sich irrig, so ist die Folgerung nicht weniger irrig, daß die schöpferische Kraft dann sich gewiß am freiesten und schönsten entfalten wird, wenn der Entwicklung Hemmungen und Hindernisse fern gehalten werden. Solche Hemmungen und Hindernisse, die den einen erlahmen machen, fördern den andern im höchsten Grade; seine Kraft entwickelt sich, sein Wille stärkt sich, die lastende Macht des Schicksals, die schmerzt, spendet zugleich Erfahrungen; und so gibt es denn kein Normalschema und kein Normal-Paradies für die menschliche Produktion.

Es scheint mir vollends nicht zutreffend, wenn man vergleichend abwägt, wie die Frau durch die naturgemäßen Zwischenfälle ihres Lebens für die schöpferische Thätigkeit so viel schlechter gestellt ist, als der Mann.

Ihr Leben ist ein anderes als das des Mannes. Und ihre schöpferische Bethätigung, die die feinste geistige Blüthe der weiblichen Eigenart in ihrer Totalität ist, muß deswegen auch gegenüber der männlichen Entwicklung Modifikationen aufweisen. Aber daß diese anderen körperlichen Voraussetzungen nichts als Hemmungen darstellen, deren drückende Last sich wägen läßt, das ist eine Abstraktion, die in der Luft schwebt. Diese Hemmungen, wie auch die Mutterliebe, gehören zum Weibe unlöslich; das Weib und diese Hemmungen sind eins, und wenn die Frauen mehr sein wollen, als nachschaffende Anempfinder und entbehrliche Nachbetrachter dessen, was die männliche Kultur hervorbringt, dann muß aus der Besonderheit ihres Lebens mit seinen „Hemmungen" im ganzen weiten Gebiete der Kunst und auch in den weiten Gebieten jener Wissenschaften, die der individuellen Eigenart einen Spielraum lassen — also nur die durchaus abstrakten und exakten Wissenschaften ausgeschlossen — ein Ergebniß zu Tage treten, dessen Gewinn nicht darin besteht, daß die Schöpfung sich den von Männern hervorgebrachten Kulturwerthen möglichst annähert, sondern, von anderen individuellen Voraussetzungen bedingt, müssen der menschlichen Weltbetrachtung neue Nuancen hinzugefügt werden.

Heißt geistiges Schaffen ausschließlich nach dem Typus schaffen, der den Männern eigen ist, so werden die Frauen nie etwas anderes sein können als die vom Schicksal Belasteten, die mühsam hinter der Entwicklung des freier gestellten Mannes einherkeuchen. Aber wie im Gesang neben den männlichen Tenor der weibliche Sopran tritt, und wie der Mann die Kunst um diese Klangfarbe nie bereichern kann, so lange er ein Mann ist, so gibt es noch andere weite Gebiete menschlichen Schaffens, auf denen es sehr wohl denkbar bleibt, daß auch hier die Frauenstimme eigenartig und die Welt bereichernd einsetzt; eigenartig und die Welt bereichernd, nicht trotz, sondern wegen aller „Hemmungen".

Ob das sich in immer steigendem Maße ereignen wird? Die Frau wird von der Bühne, sie wird aus dem Konzertsaal nie wieder verschwinden. Hier schafft sie Werthe, die nur sie schaffen kann, und die doch erst seit den letzten Jahrhunderten der Menschheit in solchem Umfang zugänglich wurden.

Sicher bleibt überdies, daß auch nie, seitdem wir die Entwicklung der menschlichen Kultur verfolgen können, eine gleiche Fülle weiblicher Talente mit so beharrlichem Ernst an fast allen Werken der Kultur mitzuschaffen sich bestrebten.

P. Nathan.

Zum achtzigsten Geburtstage von Rudolf Virchow.

In diesen Tagen vollzieht sich in Berlin ein Vorgang, der in der Geschichte der medizinischen Wissenschaften wohl ebenso einzig dasteht, wie der Umfang der Leistungen des Mannes, dem er gilt. Aus allen Ländern strömen die hervorragendsten Vertreter der theoretischen und praktischen Medizin herbei, um den achtzigsten Geburtstag von Rudolf Virchow festlich zu feiern und öffentlich dem Dank Ausdruck zu geben, den seinem Wirken die gesammte medizinische Wissenschaft der Welt schuldet. So eigenartig der Vorgang ist, der die wissenschaftlichen Führer aller Kulturnationen in einem Gedanken geeinigt, der Größe eines Mannes huldigend, versammelt, so verständlich ist er für weite Kreise. Denn es war zur Genüge bekannt, wo auch immer Virchow in den letzten Jahrzehnten als Redner auf seinem eigensten Gebiete der Medizin auftrat, sei es in den Räumen der Berliner medizinischen Gesellschaft, sei es auf den Versammlungen der Deutschen Naturforschergesellschaft oder der internationalen medizinischen Kongresse, daß er stets den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit bildete. Seine programmartigen Reden namentlich in den internationalen Versammlungen gaben stets den Anlaß zu begeisterten Beifallsstürmen, die ebenso sehr den eben gehörten klassischen Ausführungen, wie der Anerkennung seiner früheren Arbeit galten. So leicht erklärlich auf Grundlage dieser bekannten Vorgänge die Thatsache ist, daß der achtzigjährige Geburtstag von Virchow den Anlaß zu neuen Festen gibt, so schwer, so fast unmöglich wird es dagegen, in kurzen Worten die Lehre, die er gegenüber der Vergangenheit durch seine Forschungen begründet und ausgebaut hat, eindrücklich und scharf zu schildern. Selbst seine ältesten Schüler, die zum Theil noch an dem Kampf zur Beseitigung jener älteren Auffassungen mitgewirkt haben, bekennen die Schwierigkeit der Aufgabe, dem durch ihn erreichten Fortschritt gerecht zu werden. Und gerade aus dieser Thatsache folgt die Bedeutung seiner Krankheitslehre; denn wir alle, ohne Unterschied des Alters und der Nation sind so vollkommen in der Virchow'schen Lehre aufgewachsen, daß es uns schwer wird, ohne Zwang uns in die vor seinem Auftreten herrschenden Auffassungen hineinzudenken. Nur Einer, der Meister selbst, versteht es, in seinen historischen Darstellungen, in denen ihn an weitem Blick und Einzelkenntnissen wohl keiner der Zeitgenossen erreicht, den Umschwung zu kennzeichnen, der auf ihn zurückführt. Die erste prinzipielle Grundanschauung, auf die er die moderne medizinische Forschung hingewiesen hat, ist nach seinen eigenen Worten der anatomische Gedanke. Früher stellte man über das Wesen, über die Natur der Krankheit Betrachtungen an, die je nach der Zeitrichtung mehr philosophischen oder beobachtenden Charakters waren; man haftete an den Symptomen und zog bald anatomische, bald klinische oder ätiologische Gesichtspunkte heran, um daraufhin mit Be-

nutzung von Hypothesen und Konstruktionen Krankheitsbilder aufzustellen, denen die einheitliche Grundauffassung fehlte. Nach Virchow heißt es nicht mehr: „Was ist die Krankheit?", sondern „Wo ist die Krankheit?" und Virchow behauptet, „daß kein Arzt ordnungsgemäß über einen krankhaften Vorgang zu denken vermag, wenn er nicht im Stande ist, ihm einen Ort im Körper anzuweisen." Mit dieser Auffassung, in der wir alle aufgewachsen sind, fiel mit einem Schlage eine Menge von Krankheitsvorstellungen, die höchstens noch in der Volksmedizin eine gewisse Rolle spielen, die Lehre von dem Fieber als selbständiger Krankheit, der Blutentmischung, den schlechten Säften, von den kritischen Ausscheidungen u. s. w. An sie schlossen sich zunächst die zwei weiteren Fragen nach dem näheren Sitze und nach der Art der Vorgänge, die das Kennzeichen der Krankheit, d. h. des abnormen Ablaufs der Lebensvorgänge bilden. Vor Virchow galt als Sitz dieser Vorgänge das Blut, es herrschte die Humoralpathologie, die in den grob sichtbaren Veränderungen der Körperflüssigkeiten das Wesentliche der Krankheitserscheinungen erblickte und die aus diesen Flüssigkeiten die Krankheitsstoffe, die neuen zu dem weiteren Fortschritt der Krankheit oder zur Heilung führenden Gewebsprodukte entstehen ließ. Hier setzte Virchow's Forschung ein, die ohne jede voreinnehmende Theorie sich nur auf die Beobachtung mit bloßem oder bewaffnetem Auge stützte. Aber so sehr gerade Virchow eine streng kritische und nüchtern beobachtende Forschernatur ist, so ist es von größtem allgemeinen Interesse auch für ihn feststellen zu können, daß er bei der Sammlung seiner glücklichsten und bahnbrechendsten Entdeckungen von einem vorausgenommenen Gedanken ausging von den Forschungen, die Schwann über die Zusammensetzung der pflanzlichen Gewebe aus der Einheit der Zellen angestellt hatte. Die Zellularpathologie ist die zweite Großthat Virchow'scher Forscherarbeit, der die ersten zehn Jahre seiner wissenschaftlichen Thätigkeit gewidmet waren. Nach dieser Lehre entsteht omnis cellula ex cellula, nicht nur die normale dem Aufbau und Wachsthum der Gewebe dienenden, sondern auch die Zellen, welche einen Bestandtheil krankhafter Gebilde darstellen. Virchow und seine Schüler gelangten dahin „alle Krankheitserscheinungen auf funktionelle, formative und nutritive Reizungen der Zelle zurückzuführen". Mit dieser auf unumstößlichen Beobachtungen sicher begründeten Lehre wurde ein jäher Umschwung in der Erkenntniß wichtiger Krankheitsvorgängen erreicht, der großentheils auf Virchow's eigene Einzelarbeit zurückzuführen ist. Als besondere Beispiele seien hier nur die Aufhellung der Entzündungsvorgänge, der Eiterbildung, der Eitervergiftung (Pyämie), der Leukämie angeführt. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte sich Virchow mit den krankhaften Geschwülsten; seine höchst umfangreichen Beobachtungen legte er in einem drei Bände umfassenden Werke nieder, das eine auch heute nicht erschöpfte Fülle von Ergebnissen enthält. Der dritte durch Virchow's Lehre herbeigeführte bahnbrechende Fortschritt liegt in der grundsätzlich gegen frühere Zeiten betonten gewissermaßen physiologischen Auffassung des Krankheitsbegriffes selbst, welcher jeden Mysticismus bannte und an dessen Stelle naturwissenschaftliche der Beobachtung zugängliche Grundlagen setzte. Nach Virchow betrachten wir „die Krankheit nicht als etwas Persönliches und Besonderes, sondern nur als die Aeußerung des Lebens unter veränderten Bedingungen, aber nach denselben Gesetzen, wie sie zu jeder Zeit, von dem ersten Moment an bis zum Tode, in dem lebenden Körper gültig sind". Die Krankheit ist kein eigenes Wesen, welches von außen den Körper befällt, wie ein mit besonderen Eigenschaften begabter Parasit, sondern ein Vorgang, der nur quantitativ geändert an den Zellen des Organismus abläuft, aber qualitativ nicht von den normalen Erscheinungen abweicht.

Mit diesen drei Lehren, deren Aufbau etwa in die ersten zwei Jahrzehnte seiner Thätigkeit fällt, war der Grund gelegt, auf dem das neue Gerüst der wissenschaftlichen Medizin aufgeführt werden konnte. Hätte mit diesem Zeitpunkt das Wirken von Virchow abgeschlossen, so wäre er nicht weniger der Reformator der Medizin gewesen. Aber es war ihm vergönnt, noch weitere vier Jahrzehnte diesen Aufbau selbst zu leiten. D. v. Hansemann, einer der jüngsten und bedeutendsten Schüler Virchow's, macht anläßlich seiner Arbeit über den Sektionsbefund des Gehirns von Helmholtz die feine Bemerkung, daß manche Männer in ihren geistigen Fähigkeiten dem Altersprozeß nicht unterworfen zu sein, sondern mit den Jahren noch an Geistesschärfe zu wachsen schienen. Zu diesen Männern gehört auch Virchow.

Er wurde von da zum Systematiker, nicht in dem philosophischen Sinne, daß er eine aprioristische Idee aufstellte, in die er seine Forschungsergebnisse hineinpreßte, sondern in dem naturwissenschaftlichen Sinne, daß er die vorurtheilsfrei gewonnenen Beobachtungen nach einer gemeinsamen Idee ordnete. Er begründete ein natürliches System der Krankheitsvorgänge, dessen Grundlage der anatomische Befund war. Er schuf eine eigene Nomenklatur, auf deren richtige Anwendung und Auslegung er streng hielt. Die Genauigkeit, die er auch mit philologischem Rüstzeug bewaffnet für die Bezeichnung der Beobachtungen verlangt, hat sich oft genug bei Meinungsverschiedenheiten über den ursächlichen Zusammenhang im Zusammenwirken äußerer Einflüsse und körperlicher Reaktionen bewährt. Es konnte nicht ausbleiben, daß mit dem Fortschreiten der Forschung durch neue Errungenschaften mancher Vorgang in anderem Lichte erschien. Bewundernswerth war dann stets die Kritik und die Unbefangenheit, mit der Virchow vage Vorstellungen richtig stellte, neue wirklich werthvolle Funde aber aufnahm, bewundernswerth aber auch die durch seine universelle Kenntniß gestützte Klarheit, mit der es ihm gelang Schwierigkeiten zu beseitigen.

Ein eigenes, bisher vielleicht nicht genügend gewürdigtes Verdienst als Systematiker hat er sich dadurch erworben, daß er für die Wechselbeziehungen zwischen äußeren parasitären Krankheitserregern und den durch sie hervorgerufenen Krankheitsvorgängen ganz scharfe, auch in der Nomenklatur noch heute geltende Definitionen einführte. Es hat sich das besonders damals bewährt und als unentbehrlich herausgestellt, als von Beginn der achtziger Jahre an die durch Pasteur und namentlich durch R. Koch und seine Schule eingeführte bakteriologische Methodik zu einer Fülle neuer glänzender Entdeckungen führte. Damals schien es eine Weile, als ob die junge bakteriologische Forschung an die Stelle des Virchow'schen anatomischen Systems das ätiologische System setzen wollte, als ob sie umgestaltend die Krankheiten statt nach den im Organismus eintretenden Veränderungen nach den sie daselbst auslösenden Krankheitsursachen gruppiren wollte. An sich sind beide Systeme ja natürlich und berechtigt; sie müssen sich in einigen Punkten decken, in anderen aus einander liegen; und es erwächst einfach die Frage, welches der beiden Systeme für die Medizin als angewandte Wissenschaft, die den Zweck hat Kranke zu heilen, Krankheiten vorzubeugen, gegebenenfalls das praktischere ist. Es läßt sich auch nicht bestreiten, daß in ganz einzelnen Fällen eben des Zwecks wegen die ätiologische Eintheilung sogar den Vorzug hat. Um ein vielgenanntes Beispiel zu gebrauchen, so rufen auf manchen Schleimhäuten verschiedene Gifte, wie Sublimat, aber auch verschiedene Krankheitserreger, wie der Diphtheriebazillus, der Cholerakeim bei dem höchsten Grade ihrer Wirksamkeit ganz gleiche anatomische Veränderungen vor, welche Virchow nach seinem anatomischen Eintheilungsprinzip als Diphtheritis identifizirt. Es ist aber für die Behandlung und Vorbeugung richtiger, diese Prozesse trotz anatomischer Gleichheit nach ihren Ursachen auseinander zu halten. Man könnte freilich von einer durch den Diphtheriebazillus, durch den Cholerakeim 2c. erzeugten Diphtheritis sprechen. Aber diese selben äußeren Krankheitserreger rufen in anderen Fällen wieder Veränderungen hervor, die durch eine einzige anatomische Bezeichnung nicht erschöpft werden. Virchow erhob in diesem und in einem ähnlichen Falle, dem der Tuberkulose,

Einspruch gegen die Heranziehung anatomischer Namen für ätiologische Vorgänge; Tuberkulose bedeute nur ein Knötchen, wie ein solches der Tuberkelbazillus gelegentlich neben vielen anderen Krankheitsprodukten erzeuge; es ginge aber nicht an, alle diese anatomisch ganz heterogenen Veränderungen mit Rücksicht auf die ätiologische Einheit unter dem gemeinsamen Namen der Tuberkulose zusammenzufassen. Man hat wegen dieser Opposition gegen die ätiologische Richtung damals Virchow als rückschrittlich bekämpft. Ganz zu Unrecht, denn von den Aelteren war kaum einer so bereit wie Virchow die thatsächlichen Errungenschaften der ätiologischen Forschungen aufzunehmen. Aber Virchow gebührt das Verdienst schon im Jahre 1890, als im Sturm und Drang der neuen Entdeckungen neben dem Bazillus die Zelle über Gebühr vernachlässigt war, als der Bazillus als das schädliche Ding an sich, der Organismus aber als in jedem Falle absolut hinfällig galt, energisch als der Erste zu betonen, daß erst der Kampf der Zellen und der Bakterien den Krankheitsvorgang auslöse, daß die Forschung da erst einzusetzen habe, wo die ätiologische Schule bisher schon abschloß, nämlich bei dem Eindringen der Parasiten in den Körper. Damals verhallten seine Worte; nach zehn Jahren fortgesetzter Forschung sind weite Kreise einschließlich einer Mehrzahl der Bakteriologen wieder dazu zurückgekehrt, die äußeren Krankheitserreger nicht mehr als absolute Schädlichkeiten zu betrachten, sondern den Kampf der Bakterien und der Zellen zum Gegenstand der Untersuchung zu machen. Ja Behring, der einstmals heftigste Gegner von Virchow, der 1892 sogar den bewußten Gegensatz zwischen seinen Immunisirungstheorien und den zellularen Lehren von Virchow betonte, citirt 1899 in einer größeren Arbeit Ausführungen von Virchow aus dem Jahre 1874 über Infektionsgifte, mit der Begründung, daß hier vor einem Vierteljahrhundert alles schon viel besser gesagt sei, als er selbst in der Absicht, Aehnliches auszuführen, hätte vorbringen können. Der scheinbare Gegensatz zwischen der Behring'schen Immunitätslehre und der Virchow'schen Zellenlehre ist inzwischen auch schon lange, namentlich durch die Forschungen von Ehrlich gehoben und damit der einzige ernste Angriff gegen die Zellularpathologie beseitigt. Das Grundprinzip der Virchow'schen Lehre wird eben in der Hauptsache bestehen bleiben, weil es fest auf sicheren Beobachtungen ruht, selbst wenn später verfeinerte Forschungsmethoden anstatt der Zelle eine niedere Einheit, oder wie er selbst sich ausdrückt, eine andere Formel setzen sollten.

Am heutigen Tage feiern wir Virchow in erster Linie als den Reformator der Medizin, ihn, der als Seuchenforscher und praktischer Sozialhygieniker für weitere Kreise gleichfalls Großes geleistet, den auch die Anthropologen als einen ihrer Ersten rühmen. So staunenswerth die Vielfältigkeit seiner Leistungen ist, so läßt sich, namentlich aus seinen eigenen in den Jugendarbeiten niedergelegten Aeußerungen der Zusammenhang erschließen, der zwischen ihnen besteht. Der Ausgangspunkt war für alle diese Studien die anatomische Forschung und die Beobachtung am Krankenbette, der er namentlich in jüngeren Jahren mit besonderer Vorliebe zur Ergänzung der pathologischen Beobachtungen oblag.

Bei der Beurtheilung der Leistungen von Virchow auf dem Gebiete der Hygiene ist es angebracht zwei Seiten seiner Wirksamkeit auseinander zu halten, seine praktische Bethätigung als Stadtverordneter Berlins in der Durchführung hygienischer Maßnahmen, mit welcher zugleich eine litterarische Stellungnahme zu brennenden Tagesfragen verbunden war, und seine theoretischen Programme über die Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege. Was die erste Seite betrifft, so hat seine Arbeit den Ausschlag bei der Entscheidung einiger wichtigen Fragen gegeben, die für die Entwicklung Berlins von einschneidender Bedeutung waren. Die Kanalisation und Berieselung wurden im Sinne seines berühmt gewordenen „Generalberichtes" entschieden und durchgeführt; die Errichtung der mustergiltigen städtischen Krankenhäuser ist zum großen Theil sein Werk; diese Angelegenheit gab ihm Anlaß sich mit der Geschichte des Krankenhauswesens litterarisch zu beschäftigen und hierüber wiederholt interessante historische Aufsätze zu veröffentlichen. In der Frage der Wasserversorgung und ihres Zusammenhanges mit der Verbreitung ansteckender Krankheiten hat er häufig im Laufe von Jahrzehnten an der Hand eigener Beobachtungen in den Kampf der verschiedenen Schulen eingegriffen und praktisch an Verbesserungen mitgewirkt. Die Einrichtung des städtischen statistischen Amtes ist zum großen Theil sein Werk. Wenig bekannt ist die genaue Fachkenntniß, mit der er regelmäßig trotz seiner Ueberhäufung mit anderer Arbeit bis in die jüngste Zeit die Schwankungen der Sterblichkeit verfolgt und beherrscht und sofort die praktischen Folgerungen aus den gemachten Beobachtungen zieht.

Eine ganz besondere Hervorhebung beanspruchen aber die Leistungen des jungen Virchow als theoretischen Sozialhygienikers. Sein Ruf als Reformator der Pathologie stellt diese Seite seines Wirkens vielleicht in den Schatten, aber sehr mit Unrecht. Denn hätte selbst der Pathologe Virchow nie gelebt, so hätte seine Stellungnahme in der Seuchenfrage allein genügt, ihm als einem der hervorragendsten Sozialhygieniker einen bedeutenden Ruf unter den Forschern des neunzehnten Jahrhunderts zu sichern. Die Grundsätze, die er in dem fünften und sechsten Jahrzehnt über den Zusammenhang zwischen Störungen der Volksgesundheit und sozialen Mißständen aufstellte und in epigrammartige kurze Sätze faßte, kommen erst heute zu ihrer Geltung, nachdem die naturwissenschaftliche Forschung die damals noch vorhandene Lücke durch die Entdeckung der spezifischen Krankheitserreger ausgefüllt hat. Die Entwicklung der Forschung schien von jenem Programm Virchow's aus dem Anfang der funfziger Jahre weit abzulenken, es schien bis vor Kurzem, daß allein die botanische Untersuchungsmethode der Bakteriologie genüge, um die Aufgabe der Erforschung und der Bekämpfung der Volksseuchen zu lösen. Heute, wo diese Richtung zu einem gewissen Abschluß ihrer Ergebnisse gelangt ist, zeigt es sich mit außerordentlicher Klarheit, daß sie schließlich wieder in die Bahnen einlenkt, auf die schon vor 50 Jahren Virchow hinwies, daß nämlich „die Volkskrankheiten überall auf Mangelhaftigkeit der Gesellschaft zurückdeuten, „daß sie sich immer nur da erzeugen, wo durch die schlechten sozialen Verhältnisse die Menschen sich längere Zeit unter abnormen Bedingungen befinden", so daß schließlich die Aufgabe jenen zunächst rein pathologischen Vorgängen mit Erfolg entgegenzuarbeiten nicht so sehr dem Arzte und Hygieniker, als dem Staatsmann und sozialpolitischen Reformator zukommt. „Epidemien gleichen großen Warnungstafeln, an denen der Staatsmann im großen Stil lesen kann, daß in dem Entwicklungsgange seines Volkes eine Störung eingetreten ist, welche selbst eine sorglose Politik nicht länger übersehen darf". Man muß eben noch heute dem weiten Blick, mit dem damals Virchow die Aufgaben des Seuchenforschers weit über die Mauern des Laboratoriums hinaus vorgezeichnet hat, nicht nur Bewunderung zollen, sondern auch Rechnung tragen.

Aber Virchow ist nicht nur Pathologe und Hygieniker, sondern auch Anthropologe. Zur Kennzeichnung seiner Bedeutung für diesen Forschungszweig, für welchen er außerordentlich zahlreiche thatsächliche Beiträge geliefert hat, genügt wohl die folgende Bemerkung. Im Jahre 1893 wollte die Redaktion der „Berliner klinischen Wochenschrift" aus Anlaß des fünfzigjährigen Doktorjubiläums von Virchow einen Aufsatz über seine Bedeutung als Anthropologe und Prähistoriker bringen. Sie wurde aber darauf hingewiesen, „daß die Thätigkeit des Jubilars in der Anthropologie zu schildern, eine Geschichte dieses in rascher Entfaltung begriffenen Forschungszweiges besagen würde. Seine Mitwirkung ist mit der neuen Entwicklungsgeschichte desselben durch ununterbrochen dauerndes Eingreifen so unauflöslich verbunden, steht so dominirend darin voran, daß eine Abtrennung nicht statthaben könnte".

Virchow wird am Tage seiner Geburtstagsfeier aus den zahlreichen Aeußerungen der Festesfreude den einheitlichen Wunsch vernehmen, daß es uns noch lange vergönnt sein möge aus dem Schatze seiner reichen Erfahrung zu lernen.

A. Gottstein.

A propos des Ministerwechsels in Holland.

In Folge des Ausgangs der Wahlen für die zweite Kammer der Generalstaaten hat sich in Holland ein in mancher Hinsicht bemerkenswerther Ministerwechsel vollzogen. Die von Dr. Kuyper und Dr. Schaepman geführte calvinistisch-katholische Opposition ist Regierungspartei geworden. Im Ausland ist aber die Meinung verbreitet, daß dieser Ministerwechsel auch einen entschiedenen Systemwechsel bedeute, wenigstens einleite. Dieser Meinung möchte ich entgegentreten.

Holland wird seit Jahrzehnten in entschieden demokratischem Sinne regiert. Die Krone ist nur Preisrichterin und hat nach den Wahlen dieses Sommers diese Funktion mit lobenswerther Objektivität erfüllt. Trotz einiger Zersplitterung der Hauptrichtungen in Fraktionen und Gruppen hat das parlamentarische System glatt gewirkt. Unter den Führern der siegreichen Hauptrichtung war Dr. Kuyper der hervorragendste und die Königin hat nicht gezögert, ihn zur Kabinetsbildung zu berufen, wiewohl er nach konservativen höfischen Traditionen schwerlich eine persona grata für diese Funktion sein konnte. Ist er doch von Haus aus ein aus bürgerlichem Kreise hervorgegangener Prediger, theologiae professor, religiös-politischer Agitator und, obwohl seine monarchische Gesinnung nichts zu wünschen übrig läßt, durchaus kein Hofmann. Ihn empfahlen nur sein Talent und die von ihm in der Zweiten Kammer erworbene Führerschaft. Auch sonst hat alles geklappt. Aus den zwei Hauptgruppen der Majorität, der antirevolutionären und der katholischen, zusammen ungefähr die Hälfte der Zweiten Kammer zählend, haben sich hervorragende Männer dem Premier zur Verfügung gestellt. Auch in seiner Formation ist das neue Ministerium somit ein entschieden parlamentarisches.

Die prinzipielle Bedeutung des Ministerwechsels ist, eben weil sich Holland nicht gegen den Volksgeist regieren läßt, von der Frage abhängig, ob die Wahlen eine entschiedene Geistesänderung der Wählerschaft ans Licht gebracht haben. Diese Frage muß verneint werden. Kuyper selbst hat im ersten Siegesrausche erklärt, daß „der Name Gottes in unserem Vaterlande den Sieg errungen habe", und die Meinung hervorgerufen, als ob künftig in Bezug auf das Verhältniß zwischen Staat und Religion andere Grundsätze zur Anwendung kommen könnten. Als Minister wird er sich davor aber wohlweislich hüten. Seine liberalen Vorgänger ließen der Entwicklung der Ideen, auch im kirchlichen Leben, freien Lauf, und er wird nichts anderes thun können, auch wenn er es wollte. Allerdings zeigt die jüngste Volkszählung eine wachsende Zahl zu keiner Kirchengenossenschaft gehörender Einwohner. Diese ist von ca. 15 000 in 1879 auf ca. 115 000 in 1899 gestiegen. Aber das neue Ministerium wird daran nichts ändern. Obrigkeitliche Zwangsmaßregeln würden bei unserem Volkscharakter in entgegengesetzter Richtung wirken und für Hunderttausende, die jetzt nominell, aus Mode, bei den Kirchengenossenschaften verbleiben, das Signal zur Loslösung bilden.

Der holländische Staat ist in religiösen Fragen jetzt neutral und wird es bleiben. Der Versuch einer Zwangseintheilung der Bürger in bestimmte vom Staate anerkannte Kirchengenossenschaften wurde, um eine Grundlage für Kostenumlagen zu erhalten, 1801 gemacht und ist schon damals mißlungen. Er wird nicht wiederholt werden. Der Begriff der Religionsfreiheit hat sich im 19. Jahrhundert von der Freiheit der Wahl zwischen vom Staate anerkannten Kirchengenossenschaften erweitert zur Freiheit der individuellen Ueberzeugung, und selbst Rom und Dordt-Genf vereint werden es nicht wagen, diese Errungenschaft des vorigen Jahrhunderts anzutasten. Einige noch übliche religiöse Formeln im offiziellen Verkehr mit der Krone sind in der Thronrede und der Antwort der Kammer etwas stärker accentuirt; das ist alles und dabei wird es, soweit staatliche Einmischung in Religionssachen seitens des neuen Ministeriums in Frage kommt, bleiben. Stellt es bei dem angekündeten neuen Sonntagsgesetze nicht das Bedürfniß nach einer gesetzlichen Arbeitspause, sondern die religiöse Heiligung des Sonntags in den Vordergrund, dann wird es sich gleich eine sichere Niederlage holen.

Es ist überhaupt nicht möglich, den Ausgang der Wahlen und den daraus hervorgegangenen Ministerwechsel richtig zu beurtheilen, wenn man sich den von den Klerikalen errungenen Sieg als einen Sieg eines politischen Systems über ein anderes denkt und die Personen, welche einerseits den Sieg errungen haben und andererseits die geschlagenen Liberalen repräsentirten, außer Acht läßt. Der Wahlsieg ist meiner Ansicht nach ein fast rein persönlicher.

Das Schicksal hat gewollt, daß im Laufe der sechziger Jahre zwei Männer von höchster geistiger Begabung, und wie ihr späterer Lebenslauf gezeigt hat, nach weiten politischen Zielen strebend, sich in ihrer Jugend in den Priesterrock haben stecken lassen, der eine, Dr. Kuyper, bei den Calvinisten, der andere, Dr. Schaepman im Dienste Roms. Beide sind Repräsentanten des „Willens zum Leben" und insbesondere des „Willens zur Macht", in gewissem Sinne politische Uebermenschen. Sie hätten, wenn sie in ihrer Jugend zur juristischen Laufbahn übergetreten wären, leicht die höchsten Stellen im Staate erreicht. Im Priesterrock konnten sie nur steigen mit den Parteien, an welche sie dieser Rock band. Keine dieser Parteien war isolirt im Stande zu regieren. Die katholische Religion zählt etwa ein Drittel, die Kalvinisten bilden gewiß kein Sechstel der Bevölkerung. Ihrer Natur nach sind sowohl Katholiken als Orthodoxe in Holland nur Hilfstruppen der Konservativen. So glänzend veranlagte Männer wie Kuyper und Schaepman können aber ihrer Natur nach nie konservativ sein, d. h. dem status quo das Wort reden. Ihr übersprudelnder Geist macht sie unruhig. Der Priesterrock hindert die Entwicklung so veranlagter Personen zu Volksmännern nicht. Sie betraten diesen Weg mit Würde, gewissermaßen als demokratische Erzieher ihrer eigenen Partei, kamen aber dennoch mit ihren Zöglingen in manchen Konflikt. Schaepman überwarf sich schon oft mit konservativen bischöflichen Kreisen, fand jedoch im Anfang seiner Laufbahn Schutz bei einem hohen ihm verwandten Geistlichen, dem Erzbischof Schaepman, als dessen Sekretär er zur Zeit des Vatikanischen Konzils in Rom verkehrte und nach dessen Tode bei Pabst Leo. Während er im Frühjahr wegen seiner Abstimmung über das Schulpflichtgesetz von der katholischen Presse mit Nichtwiederwahl und von seiner Partei mit Ostracismus bedroht wurde, ernannte der Pabst ihn zum Hausprälaten, und er stolzirt jetzt in der Kammer in dem Galakostüm dieser, wie es scheint, hohen Funktion umher. Und die katholischen Mitglieder der Kammer ernannten neulich den Hausprälaten zum Präsidenten ihres Klubs! Aehnlich wie Schaepman überwarf sich auch Kuyper mit dem politisch-konservativen Flügel der Orthodoxen. Bei diesen kam es sogar zu einer Spaltung und es entstanden, neben der Kuyper'schen antirevolutionären Partei, zwei, gerade während ich dies schreibe, wieder zu einer Gruppe vereinte Fraktionen, die frei-antirevolutionäre und die christlich-historische. In der Kammer zählt diese Gruppe etwa zehn Mitglieder. An der Formation des Ministeriums nahm sie keinen Antheil; wahrscheinlich weil ihr Führer, de Savornin Lohman, früher Kuyper's mächtigster Bundesgenosse, aus gleich anzugebenden Gründen, persönlich nicht mehr mit ihm zusammenwirken kann.

Dr. Kuyper und Schaepman sahen ein, daß, was sie isolirt nicht zu Stande bringen konnten, ihnen verbündet möglich wäre, wenn sie die katholischen und orthodoxen Wähler dazu bringen konnten, sich gegenseitig zu unterstützen in den Wahlkreisen, in welchen sie zusammen die Majorität hatten, doch bis jetzt, da aus gegenseitiger historischer Abneigung ein Katholik keinen alten Staatskirchler und dieser keinen Papisten wählte, von den Liberalen geschlagen wurden. Nach jahrelanger Arbeit ist ihnen dies gelungen. Es ist keine Fusion eingetreten, aber sie haben so lange die Liberalen als un- und antichristlich denunzirt, daß dieses Jahr endlich Katholiken und Calvinisten als christliche Verwandte Arm in Arm gegen den Beelzebub zur Wahlurne aufzogen.

Fest steht aber, daß bei den Wählern kein wechselseitiges Vertrauen erwachsen ist. Die Allianz bedeutet bloß, was man jetzt in Deutschland einen Kuhhandel nennt. Und sie ist ferner an den persönlichen Einfluß der Unterhändler gebunden. Man nehme die beiden Doktoren, oder auch nur einen von ihnen, fort und die diesmal erreichte Gruppirung wird wieder hinfällig.

Das jetzige Ministerium ist seinem Wesen nach eine Schöpfung des Duumvirats Kuyper-Schaepman.

Welchen untergeordneten Platz die Prinzipien dabei einnehmen, gibt Schaepman ganz offen selbst zu erkennen in seiner Chronica (Nr. 5 p. 61), wo er in einer Charakterskizze Dr. Kuyper's bezüglich dessen Amtsführung folgende Prognose zum Besten gibt:

„Er (Dr. Kuyper) verehrt das Systematische, das logisch Organische; er ist der große Schüler Calvins. Aber er kennt auch das Leben und dessen Erfordernisse und er schätzt sein System nicht geringer, weil er davon abweichen kann, wenn es sein muß. Er hat — und dies ist ein ungemeines Talent — den Muth sich durch den Vorwurf der Prinzipienlosigkeit sehr wenig, wenn überhaupt stören zu lassen. Erstens, weil er sehr gut weiß, daß nicht alles Prinzip ist, was in der Polemik mit diesem Namen genannt wird. Aber auch, weil es ihm nicht entgehen kann, daß die Anwendung eines Prinzips etwas ganz Anderes sein kann als das Bekenntniß. Wenn das Leben Forderungen stellt, welchen das System nicht genügen kann, dann muß das System, falls die Forderungen gerecht sind, für den Augenblick weichen. Hierin sieht Dr. Kuyper und mit Recht keinen Abfall, keine Verleugnung."

In diesen Sätzen zeichnet Dr. Schaepman, ohne es zu wollen, in erster Linie sich selbst. Daneben aber ist, weil er nach langjährigem Zusammenwirken ganz gewiß Dr. Kuyper ziemlich gut kennt, der Eindruck, den dieser auf ihn gemacht hat, auch für uns sehr lehrreich. Wenn nur bei einem der Duumvirn das „übermenschliche" Verhältniß, in welchem nach Dr. Schaepman Dr. Kuyper zu den von ihm verkündeten politischen Prinzipien steht, der Wahrheit entspricht, so werden unter dem neuen Ministerium die Erfordernisse des Lebens, meistens zusammenfallend mit den Möglichkeiten der Erhaltung des ministeriellen Lebens, diese Prinzipien bald abschwächen, wenn nicht ganz bei Seite schieben.

Auch die Parteien, welchen diese Führer zur Regierung verholfen haben, werden das Ministerium nicht belästigen, wenn dieses sich damit begnügt, ihnen dem allgemeinen Rechtsbewußtsein und den Erfordernissen des Lebens entsprechende Gesetzesvorlagen anzubieten und ihnen die kleineren Vortheile einer Regierungspartei, u. a. bei Ernennungen, in zureichendem Maße zukommen zu lassen. Denn auch die geistvollsten Führer können den historischen Charakter ihrer Parteien nicht ganz ändern, und dieser ist entschieden konservativ. Schon die Besetzung der Ministerstellen ist vorwiegend konservativ ausgefallen, und diese Richtung wird umsomehr auch deshalb eingehalten werden müssen, weil eine große Zahl Liberaler ihnen nur durch eine passive Unterstützung den Wahlsieg leicht gemacht hat.

Während in den letzten Jahren die klerikalen Führer, insbesondere auch de Savornin Lohman, der wahrscheinlich in nicht ferner Zukunft mehr in den Vordergrund treten wird, mit ausgezeichneter Klugheit ihre Parteien dirigirten, war die liberale Führung Pierson's nichts weniger als geschickt. Sein Ministerium war im Jahre 1897 aus einem anti-klerikalen Wahlsiege hervorgegangen; es hat aber den Klerikalen, insbesondere auf dem Gebiete des Unterrichts, so viel Konzessionen gemacht, daß es gar nicht sicher ist, ob es nicht von liberalem Standpunkte als eine Besserung der Zustände angesehen werden muß, daß die Klerikalen auch selbst die Verantwortlichkeit übernehmen müssen. Wenigstens wird die liberale Presse sich nicht mehr verpflichtet fühlen, solche Konzessionen zu vertheidigen, weil sie von quasi-liberalen Ministern gemacht wurden, deren politische Schwäche gebot sie zu schonen.

Es war für einen Liberalen aus alter Schule ordentlich eine Erleichterung, als das Ministerium Pierson abging. Schaepman und Kuyper spielten mit ihm wie Whistspieler, die ihren Mitspielern lächelnd die Taschen leeren, nicht weil ihnen die Karten so sehr günstig sind, sondern weil der Gegner die seinigen nicht zu benutzen weiß. Bisweilen gaben sie selbst ihrem Aerger über Pierson's Schnitzer Ausdruck. Man kann mit Pierson nicht einmal politisch debattiren, klagte Kuyper schon vor Jahren. Und Schaepman widmet ihm in der schon citirten „Chronica" einen Nachruf, in welchem er ihn gar nicht ernsthaft nimmt, um nicht zu sagen offen zum Besten hat. Dem abgegangenen Ministerium, sagt er, fehlte ein Premier. Pierson hatte es zusammengebracht, aber er war kein Hauptmann, kein Führer. Er war zu gütig. . . . „Die „monarques débonnaires", die „doux pasteurs de l'humanité haben in unseren Parlamenten ebensowenig Aussicht auf Ruhm, wie in den Jamben von Barbier." Und wie er sich selbst Pierson gegenüber fühlt — auf politischem Gebiete mit Recht — bringt folgende Stelle zum Ausdruck: „Nicht die großen Männer fehlen uns, wir sind aber alle zu groß, um Größe wahrzunehmen" (p. 58—59).

Das Facit war, daß anhaltend liberale Prinzipien von dem Ministerium Pierson verletzt wurden, aus lauter Schwäche. Und eben weil es aus Schwäche geschah, wußte auch niemand, wo künftig eine Grenzlinie entweder zwischen Liberalen und Klerikalen oder zwischen Liberalen und Sozialisten liegen könne. Mit einer konservativen Regierung haben wir wenigstens Aussicht eine Grenzlinie gegenüber den Sozialisten zurück zu gewinnen. In ökonomischen Fragen war die Pierson'sche ministerielle Politik eben so verschwommen wie in den politisch-religiösen. „Ich kann", so zieht der liberale Hoetink, parlamentarischer Reporter des „Algemeen Handelsblad" und scharfer Beobachter der Regierungshandlungen, seine Betrachtungen über den eingetretenen politischen Zustand zusammen, „im Interesse der liberalen ökonomischen Prinzipien mich über die Niederlage der Regierung weder verwundern, noch beklagen. Jedenfalls werden die Zustände klar. Ein ganzer Gegner ist mir lieber als ein halber Freund." (Onze Eeuw, p. 754.)

Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß Pierson nicht ein vorzüglicher Mensch und Gelehrter ist, mit einer glänzenden Vergangenheit als Professor, Bankdirektor und Finanzminister. Nur beim Kirschenessen mit Schaepman, Kuyper und dem Sozialistenführer Troelstra bekamen die Liberalen die Steine.

Nun hätte bei den Wahlen ein kräftiger Aufschwung der Liberalen im Lande zugleich die klerikale Gefahr und den zu schwachen Pierson beseitigen können. Dies verhinderten aber zwei Umstände. Erstens wieder die Klugheit des genannten Duumvirats. Subsidiär wünschten sie natürlich das Verbleiben von Pierson im Amte; sie warfen deshalb in den liberalen Wahlkreisen, wo von einem Gegner Pierson's die Rede war, ihr ganzes Gewicht zu Gunsten Pierson's in die Waagschale.

Und zweitens verrannte sich eine Gruppe entschiedener Liberalen in eine Sackgasse, als sie theils aus Prinzipienreiterei, theils um mit den Sozialisten Fühlung zu unterhalten, als ersten Programmpunkt eine Verfassungsänderung verlangte, um zum allgemeinen Wahlrechte für alle großjährigen Männer und Frauen mit proportioneller Vertretung zu gelangen. Obwohl nicht klar ausgesprochen, sollte dies allgemeine

Wahlrecht auch nicht vor den Pfleglingen der Armenpflege Halt machen.

Mit dieser Gruppe war im Wahlkampf gar nichts anzufangen. Ein Theil ihrer liberalen Wähler blieb ihnen treu, weil sie es mit diesem Programm doch schwerlich ernsthaft meinen und jedenfalls es nie durchführen konnten. Wir haben in Holland eine Periode schwerer politischer Kämpfe hinter uns, aus welchen nach der Meinung der überwiegenden Majorität ein Zustand hervorgegangen ist, der eine gesunde demokratische Entwicklung möglich macht. Das Wahlrecht umfaßt jetzt alle ökonomisch unabhängigen Bürger. Die gesetzlichen Vorbedingungen des Wahlrechts (Steuerzahlung, Wohnungsmiethe, festes Einkommen, Sparkasseneinlage, Prüfung) sind so niedrig bemessen, daß nur, wer zur Pauperokratie neigt, verlangen kann, daß auch den jetzt noch ausgeschlossenen Personen zum Wahlrecht verholfen werden müsse. Wo aus den Steuerrollen, wie in Holland, hervorgeht, daß bei weitem noch nicht die Hälfte der Wähler über 650 Gulden Jahreseinkommen hat, da ist nicht zu befürchten, daß kapitalistische Interessen die Volksvertretung beherrschen werden. Bezüglich des Frauenwahlrechts, insbesondere des Wahlrechts weiblicher Familienhäupter, und der proportionellen Repräsentation hat die Verfassung den Gesetzgebern an sich nicht zu rechtfertigende Beschränkungen auferlegt, aber diese Fragen sind noch nicht so reif, daß auch nur die entfernteste Möglichkeit zu erspähen ist, für eine bestimmte Lösung die Majorität in beiden Kammern zu erlangen. Und so lange die Beschränkung des Gesetzgebers nur als ein theoretischer Fehler der Verfassung gelten kann, kann natürlich auch garnicht an eine Verfassungsänderung gedacht werden. Vernünftige Politiker werden ein den praktischen Bedürfnissen entsprechendes Wahlrecht, wie wir es jetzt errungen haben, um so weniger den Gefahren idealistischer Experimente aussetzen, als unsere Volksvertretung in keiner Weise durch Krone, Oberhaus, Senat oder Referendum beschränkt oder im Gleichgewicht gehalten wird und auch die Provinzen und Gemeinden fast unumschränkt regiert. Allerdings besteht hier das Zweikammersystem. Da aber die Erste Kammer von den Provinzialstaaten gewählt wird, welche aus der nämlichen Wählerschaft hervorgehen wie die Zweite Kammer, kann sie nur einen temporisirenden Einfluß ausüben. Die erwähnte Gruppe scheint auch nicht bedacht zu haben, daß es doch keiner Forderung der Gerechtigkeit entsprechen kann, die Gemeindekassen auszuliefern an die Majorität aller Einwohner, von denen bei dem Vorherrschen des direkten Steuersystems etwa die Hälfte garnicht zur kommunalen Steuerpflicht herangezogen werden kann. Das jetzt herrschende System, welches den Reichswählern auch bei der geringsten Steuerleistung an die Gemeinde in dieser gleiches Wahlrecht zuerkennt, wurde seiner Zeit schon als zu weit gehend auch von Staatsmännern bekämpft, die sonst dazu mitwirkten, das Wahlrecht jedem ökonomisch selbständigen Bürger zugänglich zu machen.

Unter diesen Umständen wird es niemanden wundern, daß jenes Wahlprogramm, welches neue Verfassungskämpfe in Aussicht stellte, eine Spaltung der Liberalen hervorrief, die auch wieder von den Duumvirn ausgenutzt wurde. Sie begriffen natürlich sofort, daß eine liberale Fraktion mit solchem Programm ebensowenig je zur Regierung gelangen werde, wie die Sozialdemokraten mit ihren kollektivistischen Forderungen. Mancher dieser ungefährlichen Gegner kam durch ihre Unterstützung in die Kammer und hilft darin jetzt die liberale Minorität uneinig erhalten.

Falls sie also das Vertrauen bei ihren eigenen Gruppen behalten können, bleiben sie in Amt, Würden und Herrschaft gewiß so lange, bis der in dem besagten Programmpunkt zu Tage tretende neue Wahlrechtsrausch eines Theils der Liberalen vorüber ist.

Die Schwäche des Duumvirats liegt darin, daß es einerseits in der Unterstützung der extremen Parteien gegen die Liberalen zu weit gegangen ist, um sich leicht wieder gänzlich von ihnen loslösen zu können, und andererseits von der Unterstützung seiner, wie gesagt, ihrer Natur nach größtentheils konservativen Gruppen abhängt. Diesen stehen eventuell sowohl im rechten als im linken Centrum Staatsmänner zur Verfügung, denen im Allgemeinen die konservative und konservativ-liberale öffentliche Meinung ein größeres Vertrauen entgegenbringt als unseren genialen Doktoren. Rechts de Savornin Lohman und Mackay, links Röell, Premier des Ministeriums von 1894—1897. De Savornin Lohman war früher eng mit Kuyper verbunden. Er ließ eine hohe Stelle und noch höhere Aussichten in der Magistratur fahren, um ein Professorat an der von Kuyper gegründeten sogenannten freien Universität anzunehmen. Er wurde aber für seine Anhänglichkeit damit belohnt, daß sein Unterricht von einer eingesetzten Kommission heterodox befunden wurde und er demzufolge natürlich seine Entlassung nehmen mußte. Eine **demonstratio ad oculos**, daß die Lehrer an den Staatsuniversitäten freier sind als an der freien Universität. Es klingt denn auch ihm gegenüber beinahe ironisch, wenn die Thronrede von weiterer **Befreiung des Unterrichts**, auch mit Hinweis auf das höhere Unterrichtswesen, zu sprechen wagt. Lohman hat, wie schon gesagt, eine eigene Fraktion gebildet und kann mit Mackay, Premier des Ministeriums von 1888—1891 und jetzt zum Kammerpräsidenten gewählt, das Ministerium in Schach halten. In Röell hat andererseits die gemäßigte Linke einen erfahrenen und beredten Führer zurückgewonnen. Er kam in Utrecht mit einem der Ihrigen in die Stichwahl, und die Duumvirn konnten demnach seine Wahl nicht durch Unterstützung eines Mitgliedes der extremen Parteien hintertreiben.

Aus diesen Erwägungen ziehe ich den Schluß, daß selbst das Auftreten des großen Schülers Calvin's als Premierminister nicht bewirken kann, daß Calvin's Geist hier wieder lebendig wird. In meinem Artikel „Deutschland und Holland" in der „Nation" vom 9. Juni 1900 sagte ich (p. 504): „Auch ich glaube, daß in den letzten Jahrzehnten eine wirkliche Renaissance des alten munteren vlämisch-holländischen Geistes im Gange ist. Mit einem Worte kann ich für deutsche Leser meine Meinung ausdrücken; ich halte es nicht für unmöglich, daß später in den Geschichtsbüchern gesagt werden wird: in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat der Geist von Goethe den des Calvin aus Holland ausgetrieben."

Diesen Triumphzug des Goethe'schen Geistes werden die Duumvirn nicht aufhalten. Offen gesagt, scheinen mir beide von diesem Geiste auch selbst mehr angekränkelt zu sein, als sie ihren eigenen Gruppen gegenüber gerne anerkennen möchten.

Haag, 1. Oktober 1901.

S. van Houten.

Die astronomischen Instrumente von Peking.

Durch die Zeitungen geht die Nachricht, es seien durch ein Abkommen zwischen der deutschen und chinesischen Regierung die astronomischen Instrumente, welche unsere „Ostasiaten" als Kriegsbeute nach Berlin gebracht hatten, endgiltig unser Eigenthum geworden. Vor einigen Tagen noch las man's anders; da hieß es, man habe diese Reliquien den Chinesen abgekauft, und da kein eigentlicher Kriegszustand zwischen China und dem Deutschen Reiche bestand, so erschien jene ältere Angabe auch als die plausiblere, denn die Entführung von Raritäten nach Europa wäre nicht zu billigen. Wie dem aber auch sei, es ist wohl begreiflich, daß man in Peking auf die Wiedererwerbung solcher Schaustücke, mit denen ja doch niemals ein Chinese etwas anzufangen gewußt hat, keinen besonderen Werth legt. In manchen Blättern ist freilich behauptet worden, es seien chinesische Alterthümer vom höchsten Werthe, tausend Jahre

und darüber alt. Verhielte es sich so, dann würde man im Reiche der Mitte, welches die Vergangenheit weit mehr als die Gegenwart verehrt, wohl ganz andere Saiten aufziehen. Aber davon ist gar keine Rede, denn die fraglichen Objekte datiren erst aus dem Ende des 17. und dem Beginne des 18. Jahrhunderts, können also auf Ehrwürdigkeit keinen Anspruch machen und sind noch dazu nicht das Werk von Einheimischen, sondern von europäischen Christen. Für diese hat man aber in den höheren Regionen Chinas zu keiner Zeit viel übrig gehabt. So ist denn nicht anzunehmen, daß man im Lande der Zöpfe den entführten Instrumenten Thränen nachweinen wird; für uns besitzen sie übrigens auch nur ein bedingtes Interesse, weil wir das Inventar einer Sternwarte des genannten Zeitraumes ohnehin sehr gut kennen und eine Menge von Quadranten und Sextanten besitzen, von denen wahrscheinlich die neue Erwerbung wenig abweichen dürfte.

Wie sind nun aber diese Reminiszenzen aus einer längst hinter uns liegenden Epoche in der Entwicklung der Sternkunde gerade nach Peking gekommen? In der Tagespresse ist diese doch immerhin nicht unwichtige Frage, soweit wenigstens unsere Kenntniß reicht, noch kaum aufgeworfen worden. Es sei deshalb gestattet, auf dieselbe etwas näher einzugehen und darzulegen, was es mit den „chinesischen" Instrumenten für eine Bewandtniß hat. Eine gewisse Astronomie ist allerdings in China bodenständig, und nach den Untersuchungen des gelehrten niederländischen Sinologen G. Schlegel, der allerdings mit Jahrtausenden etwas sehr freigebig umgeht, hat jene sogar ein recht hohes Alter. Allein, wie man dies von dem starr-konservativen Volke gewohnt ist, große Fortschritte hat diese Wissenschaft bei ihm nicht gemacht, und nicht einmal die hochwichtige Evidenthaltung des Reichskalenders ließ sich durchführen, obwohl schon 2128 v. Chr. — das Datum ist durch Rückwärtsrechnung ziemlich genau festgelegt — die Hofastronomen Ho und Hi mit dem Tode bestraft worden sein sollen, weil sie eine thatsächlich eingetretene Sonnenfinsterniß schändlicherweise nicht vorausgesagt hatten. Bis zur Konstruktion eigentlicher Beobachtungsinstrumente haben es die Chinesen, vielleicht vom einfachen Gnomon oder Schattenmesser abgesehen, nie gebracht. Was sich an solchen in China vorfindet, ist das Werk der Jesuiten, welche vor zwei- bis dreihundert Jahren dortselbst eine überaus einflußreiche Rolle gespielt haben.

Die moderne Stellung des berühmten Ordens hat durchaus nichts mit der unbestreitbaren Thatsache zu thun, daß sich derselbe in früheren Zeiten und in fremden Ländern große Verdienste um die Kultur erworben hat. Was wir heute von den inneren Provinzen des Riesenreiches wissen, geht nach dem Urtheile des berufensten Kenners, Ferd. v. Richthofen's, auf die jesuitischen Geo- und Kartographen zurück. Es mag sich also wohl empfehlen, diese wirklich spannende Seite der chinesischen Geschichte etwas näher kennen zu lernen, zu erfahren, wie die klugen Patres das Vertrauen der Machthaber zu gewinnen wußten und ihre religiösen Zwecke stets mit wissenschaftlichen verknüpften.*) Die Pekinger Instrumente, die also nunmehr Potsdamer werden sollen, legen das beste Zeugniß dafür ab, in wie hohem Maße es gelungen war, Weltliches und Geistliches zu vereinigen. Heutzutage nimmt man an dieser Virtuosität des Ordens Anstoß, aber auf chinesischem Boden hat sie Triumphe gefeiert, über die sich nachträglich auch freuen kann, wer auf einem ganz anderen konfessionellen Standpunkte steht.

Der große Franciscus Xaverius war, nachdem er in Japan Ungeheures geleistet hatte, im Jahre 1552 auch nach China gekommen, starb aber dort gleich im ersten Anfange seiner Thätigkeit. Ihm folgten 1579 M. Ruggiero und 1582 M. Ricci, ein genialer Mensch, der bis zu seinem 1610 erfolgten Tode im Lande weilte und, als er im Alter von achtzig Jahren verstarb, das Bewußtsein mit ins Grab nehmen konnte, den Katholizismus in seinem Adoptivvaterlande fest begründet zu haben. In der That wurde ein Rückschlag der kaiserlichen Gunst rasch überwunden, und die drei deutschen Jesuiten Faber, Martini und Adam Schall, welche um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Träger der jesuitischen Missionsbestrebungen waren, durften sich, wenn auch Wechselfälle nicht ausgeschlossen waren — Schall sollte einmal in die bekannten zehntausend Stücke zerschnitten werden, wurde es aber nicht —, eines stets steigenden Einflusses erfreuen. Maßgebend hierfür waren in erster Linie die mathematisch-astronomischen Kenntnisse der Fremdlinge; dieselben brachten das Kalenderwesen in Ordnung, fertigten Karten der verschiedenen Theile des Reiches an und wußten sich überhaupt in jeder Weise nützlich zu machen. Dazu kam ein geschickter politischer Schachzug. Im Jahre 1644 machte sich der Mandschurenfürst Shuntshi, von dem die gegenwärtige Dynastie abstammt, zum Herren Chinas, und diese Staatsumwälzung hatte gleich anfangs bei den Jesuiten vollen Anklang gefunden. Vor allem schenkte ihnen deshalb Shuntshis Sohn, der große Kaiser Kanghsi (1661—1722), seine Zuneigung, und unter ihm stieg das Christenthum, obschon dessen Anhänger sich unter einander auf das Furchtbarste befehdeten**), zu einem Ansehen und zu einer Verbreitung auf, wie sie weder früher unter den toleranten Mongolenherrschern, noch später jemals erreicht wurden. Und in diesem Zeitabschnitte ist auch das Observatorium in Peking gegründet worden.

Dem Kaiser war leicht begreiflich zu machen, daß das „mathematische Tribunal", dessen Präsident und Räthe Jesuiten waren, auch eigene Beobachtungen anzustellen in der Lage sein müsse. Im südöstlichsten Winkel der sogenannten Tatarenstadt, welche bekanntlich durch eine Mauer von der gleichfalls rechteckigen Chinesenstadt getrennt ist, wurde eine Ecke der großen Zirkumvallation für diesen Zweck abgetrennt; ganz in der Nähe, nur durch einen großen Häuserblock getrennt, befinden sich die europäischen Gesandtschaften, um welche im Sommer 1900 ein so heftiger Kampf tobte. Wie nun diese Warte beschaffen, mit welchen älteren***) und neueren Instrumenten sie ausgerüstet war, darüber belehrt uns ein fast vergessenes, durch die Ereignisse der jüngsten Zeit aber wieder seinem Dunkel entrissenes, sehr beachtenswerthes Buch****) des Belgiers F. Verbiest, der nach Schall's Abgang selbst an die Spitze des mathematischen Kollegiums gestellt worden war. Die Beschreibung und die beigegebenen Tafeln setzen uns in den Stand, die nach Deutschland gebrachten Instrumente, auch ohne daß man dieselben in ihrer wirklichen Gestalt kennen

*) Als beste Quelle kommt in Betracht der erste Band des großen Richthofen'schen Werkes (China; Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien, Berlin 1877 ff.). Des Ferneren wurden zu Rathe gezogen die der Geschichte der Astronomie gewidmeten Spezialwerke von Maedler, R. Wolf und Weidler. Aus dem letzteren, welches bereits 1741 herauskam, kann noch jetzt mit Nutzen geschöpft werden.

**) Die Jesuiten wurden von den anderen Glaubensboten, die nach China gesandt waren und sich als Dominikaner und Franziskaner in die feine Diplomatie der Söhne Loyola's absolut nicht finden konnten, beim römischen Stuhle angeklagt, weil sie angeblich ein ganz verwässertes Christenthum lehrten und der Verehrung des Confucius und der Ahnen die weitgehendsten Konzessionen machten. Das war nun freilich nicht ganz ohne, denn die Gesellschaft Jesu trug in der That eine Weitherzigkeit zur Schau, die auch bei der Kurie schwere Bedenken erregte. Diese internen Kämpfe haben dem Christennamen in China mehr geschadet, als die späteren staatlichen Verfolgungen, die sich nach v. Richthofen in ziemlich engen Grenzen hielten.

***) Den wichtigsten, aber nur kleinen Bruchtheil der Suite bilden, wie es scheint, Beobachtungswerkzeuge aus der Zeit der Mongolenherrschaft über China, die allem Vermuthen nach arabischen Ursprung haben dürften.

****) Liber organicus astronomiae Europaeae apud Sinas restitutae, sub imperatore sino-tatarico Cam-hy appellato, 1668. Die ursprüngliche Ausgabe besteht hauptsächlich aus Abbildungen, während der vollständige erläuternde Text erst der 1687 zu Dillingen a. D. gedruckten Neuauflage beigegeben ward. Schon Verbiest vermochte 105 Ordensgenossen namhaft zu machen, die im Reiche der Mitte wirkten, und doch schließt sein Verzeichniß bereits mit dem Jahre 1681 ab, wogegen erst um die Mitte des nächsten Jahrhunderts ein entschiedener Rückgang der Missionsthätigkeit eintrat.

gelernt hat, auf ihre Eigenart taxiren zu können. Es sind Quadranten und anderweite Winkelmeßinstrumente, wie sie in dem Zeitraume, der Tycho Brahe's große Reformen auf dem Gebiete der Beobachtungskunst von der Anwendung des Fernrohres zu Messungszwecken trennt, allgemein üblich waren, und dann noch einige Globen und Armillarsphären, die wohl mehr dem Unterrichte, als der Praxis dienen sollten. Die größeren Exemplare waren im Freien aufgestellt und mögen deshalb, insofern der Pekinger Winter alles andere eher denn mild ist, stark durch Witterungseinflüsse gelitten haben. Für den Beobachter, der sich in kalten Nächten wohl schwerlich dauernd seinem Geschäfte hätte unterziehen können, war allerdings ein besonderer und bedeckter Raum bestimmt, der, soweit die Figurentafel es beurtheilen läßt, auch mit einer Heizvorrichtung ausgestattet gewesen zu sein scheint. Der belgische Astronom Quetelet, der sich sehr gründlich mit dem Leben und den Leistungen seines Landsmannes Verbiest beschäftigt, meint*), diese Sternwarte habe wenig mit dem gemein, was man sonst darunter verstehe, und müsse „d'un usage peu commode" gewesen sein. In China erleiden eben alle europäischen Vorstellungen eine Umwandlung.

Hier haben denn also auch noch viel später die Väter Jesu „zur höheren Ehre Gottes" ihre Studien gemacht; „la réligion", so drückt sich ein französischer Autor aus, „comme une belle reine, put paraître en public appuyée sur le bras de l'astronomie". Thomas, Couplet, De Jonghe, Gaubil, Jacques, Longobardi, Slavisek, Hallerstein, Kögler, um nur einige Namen herauszugreifen, haben während ihrer chinesischen Dienstzeit tüchtig für die Astronomie gearbeitet und wahrscheinlich zum großen Theile auch auf der Pekinger Warte observirt, wenngleich das Instrumentarium im 18. Jahrhundert längst nicht mehr den inzwischen bedeutend höher geschraubten Ansprüchen genügte. So kommt denn also den bewußten Instrumenten zweifellos geschichtlicher Werth zu, allein derselbe war ein viel höherer, so lange sie sich an der Stelle befanden, auf die sie unter der Regierung eines aufgeklärten Fürsten gestellt worden waren, und von der man sie nicht hätte entfernen sollen.

S. Günther.

*) Quetelet, Histoire des sciences mathématiques et physiques chez les Belges, Brüssel 1871, S. 237.

„Reine Wahlen."

In Ungarn hat in diesen Tagen die Erneuerung des Abgeordnetenhauses stattgefunden, und bis auf einige rückständige Bezirke und etliche Stichwahlen sind die Reichstagswahlen vollzogen worden. Die Wahlen vollziehen sich in Ungarn mit einem traditionellen, fast möchte man sagen, avitischem Gepränge und auch für die Wahlbewegung und die Wahltaktik hat in Ungarn die Ueberlieferung bestimmte Formen und Bräuche festgelegt. Die diesjährigen Wahlen aber haben sich unter einem bestimmten Schlagworte abgespielt. Es lautete: Reine Wahlen! Das Schlagwort ist eigentlich eine Verdammung der bisherigen Wahlen, welchen das Stigma aufgedrückt wurde, daß sie unrein, korrupt gewesen seien. Dieses Urtheil ist kein unwahres; durch besondere Reinlichkeit haben sich die ungarischen Wahlen nie ausgezeichnet. Für die Zeit der Wahlen hat sich in Ungarn eine besondere Moral herausgebildet, die jedes Mittel für erlaubt erklärte, welches zum Ziele führte. Diese Moral reicht nahezu ein Jahrhundert zurück, sie wurde fast Gewohnheitsrecht, und sie wurde von allen Parteien angenommen und kultivirt und am eifrigsten befolgt von jenen Parteien, die am lautesten über Wahlkorruption schrien. Diese Wahlmoral ist auch in das Rechtsbewußtsein der Bevölkerung übergegangen; lange vor dem Jahre 1848 betrachtete der ungarische Wähler den Anspruch auf das offene, jedermann zugängliche Zechgelage während der Wahlzeit als sein gutes konstitutionelles Recht, und als der Kreis der Wahlberechtigten erweitert wurde, befreundeten sich die neu hinzugetretenen Wähler am raschesten mit dieser Ueberlieferung aus der guten, alten Zeit. Der Stimmenkauf war zu allen Zeiten durch das Gesetz streng verpönt; aber Niemand hat es in Ungarn als schimpflich betrachtet, Stimmen zu kaufen und zu verkaufen. Der Umstand, daß das Gesetz gewisse Wahlauslagen als zulässig und gesetzlich anerkannte und auch noch anerkennt, wies theilweise die Wege, um den Wählern Vergütungen für die Ausübung des Stimmrechtes überhaupt und in einer bestimmten Richtung zukommen zu lassen. Es gibt in jedem Bezirke nur einen Wahlort, und die außerhalb dieses Ortes befindlichen Wähler mußten sich an denselben begeben. Es ist gestattet, sie durch Wagen dahin zu befördern oder ihnen die Vergütung für die Beförderung zu leisten. Erst bei den heurigen Wahlen wurde für diese Vergütung ein bestimmter Maßstab festgestellt; bis dahin waren der Munificenz der Kandidaten keine Schranken gezogen.

So kam es, daß die Kosten der Abgeordnetenwahlen sich immer mehr steigerten. Es wurde innerhalb und außerhalb der Mauern gesündigt, von der Regierung, der Regierungspartei und allen Oppositionsparteien. Es gab Bezirke, welche wegen ihrer Kostspieligkeit und ihrer Korruption im ganzen Lande berüchtigt waren; so ein Wahlbezirk im Pester Komitat unweit der Hauptstadt. Seit dreißig Jahren hat es in diesem Bezirk keine Wahl gegeben, die man nicht als eine skandalöse bezeichnen müßte. Zur Steuer der Wahrheit aber muß hervorgehoben werden, daß die erste dieser skandalösen Wahlen von der Partei eines nachmaligen hervorragenden Oppositionsführers inscenirt wurde, der mit seiner glänzenden Beredsamkeit in der Folge wiederholt gegen die Wahlkorruption zu Felde zog. Die Wahl kostete damals — es sind fast dreißig Jahre her — dem jungen Magnaten und seiner Familie über hunderttausend Gulden und dieses Vermögen war zum Fenster hinausgeworfen, denn zu jener Zeit war das Abgeordnetenhaus noch naiv genug, eine solche Wahl zu annulliren. Seither haben die Parteien das System der Kompensation gegen vitiose Wahlen in Anwendung gebracht und das änderte sich auch nicht, als die Rechtsprechung über angefochtene Wahlen — in Nachbildung des älteren englischen Systems — den vom Hause gebildeten Gerichtskommissionen übertragen wurde.

Woher stammte aber der Ruf nach „reinen Wahlen", wenn die Wahlkorruption von allen Parteien praktizirt wurde? Das ist allerdings eine eigenartige Geschichte, welche neuerdings die Unverfrorenheit des Ultramontanismus beweist. Bei den Wahlen des Jahres 1896 hat der damalige Ministerpräsident Baron Bánffy stark über die Schnur gehauen. Er ließ nicht nur den Verwaltungsapparat mit Brutalität arbeiten, sondern er wußte für die Zwecke der Wahlbeeinflussung sehr bedeutende Geldmittel zusammenzubringen, die er natürlich zur Unterstützung der Kandidatien der Regierungspartei und zur Bekämpfung der Opposition verwendete. Gegen die Gewaltthätigkeit des Verwaltungsapparates reklamirte die gesammte Opposition, besonders lebhaft die Kossuth-Partei; der Ruf nach „reinen Wahlen" wurde speziell von einer Partei besonders lebhaft erhoben, von der katholischen Volkspartei. Diese Partei hatte die Kanzel und die Gnadenmittel als Mittel im Wahlkampf verwendet, die Hetzkapläne, die gegen Protestanten und Juden aufwiegelten, waren ihre führenden Agitatoren und überdies hatten ihre Führer und Hintermänner sich genöthigt gesehen, sehr namhafte Geldmittel zu opfern. Die Magnaten und Prälaten, welche an der Spitze oder hinter der Volkspartei standen, arbeiteten mit den gleichen unrühmlichen Mitteln, wie Baron Bánffy. Eine führende Persönlichkeit der katholischen Volkspartei, sonst kein freigebiger Herr, hat kurz nach den Wahlen des Jahres 1896 ein Gut im Werthe von einer Million Gulden verkauft und es war ein offenes Geheimniß, daß von dieser

Seite ein großer Theil des Parteiwahlfonds beigestellt worden war. Die Niederlage, welche Baron Bánffy mit den überlegenen Mitteln der Regierungsgewalt der ultramontanen Partei, welche die Revision der kirchenpolitischen Gesetze auf ihre Fahne geschrieben hatte, zufügte, stachelte den Haß dieser Partei aufs Aeußerste an. Aus ihren Reihen ertönte am lautesten der Ruf nach Reinheit der Wahlen, und als Baron Bánffy an seiner Politik gegenüber Oesterreich und der Waghalsigkeit, mit der er mit dem Staatsstreich drohte und spielte, zu Grunde ging, wußte es die Volkspartei in den Kompromißverhandlungen mit Koloman v. Széll durchzuführen, daß als eine Bedingung des Friedensschlusses die Reinheit der Wahlen aufgenommen wurde. So kam das Gesetz zu Stande, durch welches für die Dauer von acht Jahren die Gerichtsbarkeit über angefochtene Reichstagswahlen der königlichen Kurie, dem obersten Gerichtshofe des Landes übertragen wurde; so kamen die verschärften Strafbestimmungen gegen Wahlbeeinflussung und Wahlkorruption zu Stande. Es war ein tiefer Schmerz für die katholische Volkspartei, daß sie die Aufnahme von Strafbestimmungen gegen den Mißbrauch der Kanzel und der Gnadenmittel nicht zu verhindern vermochte; aber die Majorität bestand unverbrüchlich darauf, daß die schwerste und gefährlichste Art der Wahlbeeinflussung unter Strafe gestellt wurde, und Herr v. Széll vermochte der katholischen Volkspartei nicht den Gefallen zu erweisen, die Streichung dieser Bestimmungen durchzusetzen.

Nun ist die erste Wahlcampagne unter dem Schlagworte der „reinen Wahlen“ vor sich gegangen. Ob es wirklich reine Wahlen waren? Vielleicht würde selbst Herr v. Széll Anstand nehmen, seine Hand dafür ins Feuer zu legen. Sicher ist nur, daß der Verwaltungsapparat weniger energisch ins Zeug ging, und daß weniger Geld ins Rollen kam. Den letzteren Umstand wollen gewiegte Kenner der Verhältnisse weniger auf den puristischen Eifer, als auf den wirthschaftlichen Niedergang zurückführen, der sich in den letzten Jahren fühlbar gemacht hat. Sicher ist aber auch, daß das, was man „reine Wahlen“ zu nennen beliebt, durchaus keinen fundamentalen Umsturz in den Parteiverhältnissen herbeigeführt hat. Die liberale Partei hat allerdings bisher 38 Mandate verloren, aber sie verfügt über 262 Stimmen und wird nach Abschluß der Wahlen wahrscheinlich 272 Mitglieder zählen. Die katholische Volkspartei hat in der Aera der „reinen Wahlen“ genau 5 Mandate gewonnen und ist von 15 auf 20 Mitglieder vorgerückt. Das ist der ganze Erfolg, den diese Partei aufzuweisen vermag, hinter der die streitende Kirche und die reaktionären Magnaten stehen. Größer ist der Erfolg der Kossuth-Partei, die 21 Mandate gewonnen und eine Stärke von 75 Mitgliedern erhalten hat. Wir glauben nicht, daß diese Partei geneigt sein wird, ihr Wahlglück auf die Reinheit der Wahlen zurückzuführen. Den Ausschlag für sie hat die werbende Kraft des Unabhängigkeitsgedankens inmitten einer zeitweisen Depression der Volkswirthschaft gegeben und die Wege hat ihr geebnet die Frivolität, mit der in der Aera Bánffy mit der Idee der wirthschaftlichen Sonderung Ungarns gespielt worden war. Im Wesen haben die „reinen Wahlen“ an der Zusammensetzung des ungarischen Abgeordnetenhauses nichts geändert. Die liberale Partei erscheint in einer Stärke, welche sie der Nothwendigkeit des Paktirens mit anderen Gruppen enthebt, und zur Stunde ist Herr v. Széll vollständig Herr der Lage. Wie lange? ist allerdings eine andere Frage. Die liberale Partei ist keine einheitliche und homogene und eine dumpfe Unzufriedenheit gewisser Gruppen mit der Methode der Rücken- und Kniebeugungen, welcher der Ministerpräsident seine bisherigen Erfolge verdankt, ist nicht zu verkennen.

Wien, 7. Oktober 1901.

Gustav Steinbach.

Theater.

Schiller-Theater: „Figaros Hochzeit“ oder „Ein toller Tag“ von Beaumarchais. — Berliner Theater: „Nacht und Morgen“, Schauspiel in 4 Aufzügen von Paul Lindau. — Lessing-Theater: „Fee Caprice“, Lustspiel in 3 Akten von Oskar Blumenthal.

Es ist eines der merkwürdigsten Daten der Litteraturgeschichte, dieser 19. August des Jahres 1785, da „Figaros Hochzeit“ in Petit-Trianon aufgeführt wurde: die Königin gab die Rolle der Susanne, der Graf von Artois den Figaro. Die Gesellschaft des ancien régime spielte sich selbst zu Grabe. Man hat gesagt: Nur wenige Jahre später, und dieser selbe Figaro stand in den Gärten des Palais Royal und entflammte die Massen, den König von Frankreich zu stürzen.

Es will mir scheinen, als wäre dem doch nicht so. Gerade darin, daß Figaro so wenig Aehnlichkeit mit denen hat, die auf die Klubbank sprangen, den Haß zu schüren, liegt meiner Ansicht nach die künstlerische Bedeutung von „Figaros Hochzeit“.

Beaumarchais selbst war nichts weniger als ein republikanischer Brutus. Er war ein Mann, der es verstand, im Trüben zu fischen. Eine jener gewandten Naturen, die sich den Großen unentbehrlich zu machen wissen. Ein gut Stück Figaro steckte in ihm. Er hat sich in große und gefährliche finanzielle Unternehmungen eingelassen, und es ist nicht anzunehmen, daß seine Hände immer rein geblieben sind. Er war das Kind einer verderbten Gesellschaft, und mit ihr und durch sie verderbt. Aventurier und Reklameheld zugleich.

Beaumarchais war ein Aventurier, der des Schicksals Gunst und Ungunst, Fortunens tollste Capricen im Uebermaß an sich erfahren hat. Heut Liebling der Massen und Günstling der Großen, ein Mann, an dessen Tisch Herzöge und Gräfinnen speisten, morgen Strafgefangener in St. Lazare, mit niedrigsten Verbrechern zusammen eingekerkert. Es ist ihm übel mitgespielt worden, doch spielte er selbst nicht minder kecklich mit Recht und Unrecht. Er verdiente Schläge, und sie trafen ihn, doch wußte es das Schicksal klüglich so einzurichten, daß es ihn schlug, wo er es nicht verdient, daß er gestraft wurde, wenn er just zufällig im schönsten Rechte war.

Und dann begehrte er auf. Ihm war ein glühendes Temperament gegeben, das ihn fortriß und durch das die anderen mit fortgerissen wurden. Er wußte den Haß zu schüren und seine Sache zu der eines Volkes zu machen. Er war der geborene Dramatiker, der die Konflikte aufspürt und so darzustellen weiß, daß jeder Zuhörer und jeder Leser sie wie seine eigenen in sich auskämpfen muß. Er besaß eine flammende Beredsamkeit und das Pathos der gekränkten Unschuld. Witz, Satire und Ironie standen ihm zu Gebote, er wußte, was die Massen aufreizt. Hätte es ihn selbst getrieben, den Volksredner zu agiren, — vielleicht daß er einer der gefährlichsten geworden wäre.

Aber sein Figaro, nein. Beaumarchais hat gehaßt wie wenige, aber in seine Dichtung fand der Haß keinen Eingang. Er war viel zu sehr Künstler, um irgend eine Gestalt zum Sprachrohr seiner eigenen Gefühle zu machen. Er schuf seine Gestalten aus reiner Freude an ihrem Sein. Er besaß die Kraft, die den Dichter über die Geschöpfe seiner Phantasie erhebt und ihn an kindischem Parteiergreifen hindert. So ging ihm die Gestalt des Figaros auf, der kecke Gesell, der sich in allem versucht hat und sich zu allem brauchen läßt, der die Intrigue liebt, weil er klug ist, und die Gerechtigkeit, weil er nicht im Rathe der Mächtigen mitsitzt; ein gefährlicher Bursche, der doch nicht alle Reinheit des Empfindens eingebüßt hat, den die Gesellschaft verderbt hat, ohne ihn schlecht machen zu können. Dieser Figaro hält keine Brandreden, er raisonnirt bloß. Er legt sich Rechenschaft von Dingen ab, über die andere vor ihm nicht nachgedacht hatten. Er findet sich im Schatten und die großen Herren im fröhlichsten Sonnenlicht, und er fragt sich, wie das zugeht, und sagt sich, daß,

nach Verdienst beurtheilt, er das bessere Anrecht für sich hätte. So spricht dieser Figaro allerdings Epigramme, die später von Mund zu Mund gingen, als die Bevölkerung aufstand, die Bastille zu stürmen.

Aber mit gleicher Liebe ist der Graf Almaviva erfaßt! Er ist leichtsinnig, genußsüchtig, dabei eine durchaus liebenswürdige Natur. Er ist ein Charmeur, dessen Nachstellungen sich das Kammerkätzchen nur ungern entzieht. Er hat die Leichtigkeit der Manieren, die hohe Stellung und Geburt verleihen: er ist nicht ohne Gerechtigkeitssinn, und wenn er dem weiblichen Theil seiner Untergebenen ein allzu guter Herr ist, so ist er gegen den männlichen sicherlich kein schlechter. Er ist die Verkörperung des Grundsatzes „Leben und leben lassen", der die Gesellschaft, der er angehörte, zu Grunde richtete. Und wenn Figaro in Epigrammen redet, so ist Almaviva oft genug mit seinen Repliken im Recht. „Figaros Hochzeit", das Lustspiel, von dem Napoleon später sagte, es sei „la révolution déjà en action" gewesen, ist Beweis dafür, wie sehr das Wesen der Dichtung Gerechtigkeit ist. Nur Dilettanten verkennen das. Auch ist Gerechtigkeit von allen Argumenten immer das stärkste.

So erstanden sie auf der Bühne des Schiller-Theaters wieder, die altbekannten Gestalten. Es gibt kaum ein zweites Stück, das eine gewesene Zeit, eine ausgestorbene Gesellschaft so lebensvoll darstellt wie „Figaros Hochzeit". Und die Aufführung des Schiller-Theaters war keine ganz schlechte. Es versagte „nur" gänzlich Herr Lettinger als Figaro. Doch gefielen Herr Rembe als Almaviva, Fräulein Wulf und Fräulein Brock als Gräfin und Susanne. Es war ein historischer Abend von hohem Reiz, — eine stark unmittelbare Wirkung ging von Beaumarchais' Lustspiel nicht mehr aus. Die Intrigue als solche ist zwar in Figaros Charakter begründet, wie sie es nur sein kann, aber auf unsern Bühnen hat sie sich allzu sehr überlebt; kein Figaro vermag ihr Charme und Jugend wiederzugeben. Sie ist wirklich in den hundert Jahren ganz unverhältnißmäßig schnell gealtert, die arme Intrigue.

* * *

Paul Lindau und Oskar Blumenthal haben die Theaterwoche mit ihren neuen Stücken bereichert. Diese neuen Stücke sind aber gleich sehr alt zur Welt gekommen.

In Augier's Spuren ist Paul Lindau mit seinem „Nacht und Morgen" nicht-erröthend gewandelt. Auf Augier weist die Verbindung von Kriminalroman und Ehebruchsdrama, die Lindau diesmal gefiel, auf Augier vor allem die Charaktertypen. Diese Menschen haben, auch wenn sie Legationsräthe im Auswärtigen Amt sind und eine Bismarckbüste ihr Zimmer schmückt, französisches Lustspielblut in den Adern. Unter ihnen bewundere ich am meisten die Frau, die ihrem Manne stets verzeiht und seinen Fehltritten mit einem klugen, müden Lächeln zusieht, weiß sie doch, daß er immer zu ihr zurückkehren wird, . . . sie hat die Gabe aufzutreten, als wäre sie noch nie dagewesen.

Der Legationsrath unterhält mit seiner Schwägerin ein Liebesverhältniß, trotzdem ihm seine Gattin zum mindesten ein Gefühl tiefer Achtung einflößt, — man sollte meinen, daß damit für ein Drama ausgiebig Stoff gegeben wäre, wenn das Seelenleben der Gestalten ein wenig berücksichtigt würde. Lindau ist anderer Ansicht. Er verknüpft mit dem Konflikt ein Kriminalmotiv und drängt das in den Vordergrund. Im Auswärtigen Amt ist ein Aktenstück gestohlen worden, der Legationsrath wird verdächtigt, Untersuchung wird eingeleitet und dadurch tritt sein Verhältniß zu seiner Schwägerin zu Tage. Ein kleines Nebendrama gilt noch dem Subalternen, der den Diebstahl wirklich begangen, — so wohnen ach! drei Dramenseelen in dieses einen Dramas Brust.

Schwer ist es Lindau gefallen, seine Kugeln ins Rollen zu bringen. Was Geschicklichkeit anbetrifft, ist sein erster Akt entschieden antifranzösisch. Dann aber findet er sich hinein, erzielt Spannung und weiß sie zu erhalten. Und keineswegs reizlos ist die Führung des Dialogs. Er ist natürlich, gewandt und pointenreich und entbehrt durchaus nicht der Stimmung. In dieser Dialogführung offenbart sich Geisteskultur und die Ueberlegenheit des Mannes, der mit offenen Augen viel gesehen hat. Hier läßt sich von Augier-Verwandtschaft reden. Es ist schade, daß man zu diesem Dialog das Drama mit in Kauf nehmen muß.

Oskar Blumenthal ist zu seiner „Fee Caprice" nichts weiter eingefallen, als daß es manchmal klug ist, einen Liebhaber der Frau durch den anderen überwachen zu lassen. Mit Recht sagte er sich also, daß er das Stück in Versen schreiben müsse. Nur bedachte er das Eine nicht, daß er mit den gereimten Versen seine ganze Bühnengewandtheit einbüßen würde, was dann leider der Fall war. Nun ist's ein gar kläglicher Anblick, den alten Bühnenpraktikus auf der Bühne, der lang beherrschten, eingezwängt in die enge Reimjacke die tollsten Verrenkungen machen zu sehen, um seine Personen nur nothdürftig vom Platze zu bewegen. Ich habe nie widerborstigere Gesellen gesehen, als diese Blumenthal'schen Figuren: sie haben die Bühnenscheu; sie wollen nicht kommen; sind sie aber einmal da, so sind sie nicht fortzubringen. Es ist schließlich kein Wunder, daß Blumenthal in solchen Nöthen ganz harmlos, bösartig harmlos geworden ist.

Ernst Heilborn.

Durchgefallen.

Der dicke Robert Schmidkunz durfte nur jeden zweiten Sonntag zu Hause essen. Zwei Jahre hatte er erfolgreich die Bänke der Untertertia gedrückt und konnte sich infolge seines angeborenen Beharrungsvermögens nicht zum Steigen entschließen. Da war Papa Schmidkunz die Geduld ausgegangen: er gab seinen Einzigen zu einem Lehrer in Pension; hier sollte er privatim für die höhere Klasse vorbereitet werden.

Robert, der schon zum Frühstück erschien, war den ganzen Tag über sehr aufgeräumt. Am Nachmittag kam Onkel Konrad, der sonntägliche Stammgast, und blieb zum Abendbrot da; seine fürsorgliche Schwägerin hatte ihm vom Mittag her ein ausgesuchtes Stück Gänsebrust aufgehoben.

Robert schützte bei Tisch Müdigkeit vor.

„Was, Piccolo", sagte der Oheim, „Du streckst schon die Waffen nach dem ersten Ei?"

Der zuckte die Achseln; und da man nicht über einen chronischen Mangel an Hunger bei ihm zu klagen hatte, ließ man ihn gewähren und sich selbst das Behagen nicht verkümmern.

Plötzlich, während eine Pause in der Unterhaltung eingetreten war, rückte Robert mit seinem lange gehüteten Geheimniß heraus.

„Also Herr Meister hat mir gesagt, im Laufe dieser Woche findet die Aufnahmeprüfung statt."

Wenn aus heiterem Himmel ein Blitzstrahl niedergefahren wäre, hätten Vater und Mutter auch nicht erschreckter Messer und Gabel zur Seite legen können. Sie sahen ihren Einzigen halb besorgt, halb zärtlich an. Nur Onkel Konrad ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Eigentlich hättest Du mit Deiner Enthüllung warten können, bis ich meine Gänsebrust eingesargt habe. Die Familientafel ist nun einmal nicht der Ort für Lebensfragen, zumal am Sonntag. Merk Dir das, mein Sohn. Wenn man ißt, soll nichts das Gleichgewicht des Magens stören. Schon die viele Rederei verursacht Schwankungen."

Inzwischen hatte Vater Schmidkunz seine Ruhe einigermaßen wiedergewonnen.

„Und das sagst Du uns erst jetzt, Robert?"

Wenn er seinen Sohn zweisilbig „Robert" nannte, drang fast gegen seinen Willen etwas Feierliches in seine Stimme ein.

„Ich denk', es ist noch früh genug, Papa. Ich wollt' Euch den Sonntag nicht verderben."

„Sooo, Bob — und was sagt Herr Meister dazu?"

„Er glaubt, daß ich's bestehe."

„Na, dann ist ja alles gut", warf Mutter Schmidkunz ein, erleichtert aufathmend.

„Nu hör' mich mal an, Piccolo." Der Oheim trank den Rest seines Biers aus und machte Miene zu einer gewichtigen Herzensergießung. „Ich hab' doch auch mal Examen gemacht, lang genug ist's freilich her, un' hab' doch noch so'nen Schimmer, wie's bei dem Rummel hergeht. Jetzt werd' ich Dir eine Poloniusrede übers Examen halten. Weißt Du, wer Polonius ist? Nein, natürlich nicht, das hast Du noch nich gehabt. Also, Konrad Schmidkunz seinem lieben Piccolo, Obertertianer in spe; Paragraph eins: Einiges muß man wissen. Daran ist nicht zu rütteln. Z. B.: daß ut den Konjunktiv regiert, daß $(a-b)^2 = a^2 - 2ab + b^2$, daß Cetinje die Hauptstadt von Montenegro is', daß die Schlacht bei Marathon 490 v. Chr. war u. s. w. Aber am letzten Abend lernt man nichts mehr dazu. Da legt man sich um neun Uhr in die Klappe un' schläft sich wie'n Murmelthier satt. Verstandez-vous? — Paragraph zwei: Laß Dich nich verblüffen. Man weiß allemal mehr, als man sich selbst zutraut, un' weniger, als einem die Herren von der Prüfungskommission zutrauen. Das steht bombenfest."

„Hörst Du auch gut zu?" mahnte der Vater, als ob von dieser Stegreifrede des Oheims Wohl und Wehe seines Kindes abhinge.

„Z. B.", fuhr Onkel Konrad fort, der mählich in sein Fahrwasser kam, „wenn man gefragt wird: wie breit ist die Themse bei Paris, so antwortet man dreist: so breit wie die Seine bei London. Das sind so'ne Kinkerlitzchen. (Sogar Mutter Schmidkunz lachte.) Vermuthlich wirst Du's nicht gefragt. Aber die Herren vom Fehmgericht haben manchmal Anlage zur Niederträchtigkeit. Da heißt's denn: gewappnet sein. Ueberhaupt, gewappnet sein is alles, im Streben wie im Leben. Das natürlich viel schwerer is als so'ne Tertianerquälerei."

Robert gab schon sichtliche Zeichen des Unbehagens. Er rutschte auf seinem Stuhl herum, als ob's der Marterstuhl sei.

„Ich bin gleich fertig. Ich will nur noch eins sagen. Wenn man von etwas keine Ahnung hat, weil man grad an dem Tag gefehlt oder geträumt hat — was ja in den besten Familien vorkommen soll —, so hält man schön den Mund und rennt sich nicht hinein. Wir nannten das auf der Penne „Eispips", das is die griechische Uebersetzung von Rheinfall bei Schaffhausen. — Paragraph drei bis zehn: Verlaß Dich auf Deinen Torkel. Das is doppelt so viel werth wie'n vollgepaukter Kopf. So — dixi, um mit dem alten Cicero zu sprechen."

Vater und Mutter Schmidkunz waren höchlich befriedigt über des Onkels wohlgesetzte Rede. Daß er sich an einem Sonntag Abend dazu aufraffte, war ihm besonders anzurechnen. Robert aber hatte gegen den Schluß hin nur noch mit halbem Ohr gehört. Er dachte an α impurum, die Kongruenzsätze und ähnliche todsichere Fragen. Immerhin war er artig genug, sich bei Onkel Kunz zu bedanken.

„So, nun muß ich aber gehen; sonst is das Haus zu."

„Ach was, Du hast noch 'ne Viertelstunde Zeit. Ich begleite Dich dann bis zur Pferdebahn."

Nachdem man von Tisch aufgestanden war, konnte es sich Vater Schmidkunz doch nicht versagen, seinen Sohn unter vier Augen vorzunehmen.

„Du weißt, Robert, ich mach' nicht so viel Worte wie Dein Onkel Konrad. Zweimal bist Du sitzen geblieben, in Untertertia wohlgemerkt; das ist ein starkes Stück. Ich erwarte von Dir, daß Du's diesmal packst. Denk doch an das viele Geld, das ich für die Privatstunden ausgebe. Du wirst uns nicht die Schande anthun, ein drittes Mal zu rasseln. Hörst Du, Robert? Das wäre einfach — — ich wüßte nicht, was ich mit Dir anfangen sollte. Geht es aber wider alles Erwarten schief, so brauchst Du auch nicht gleich den Kopf zu verlieren. Das sag' ich Dir als Dein Vater. Und nun gute Nacht!"

Onkel und Neffe brachen bald auf. Der Abschied von der Mutter war nicht ohne Ueberschwänglichkeit erfolgt; sie hatte ihrem Liebling unbemerkt noch eine Tafel Chokolade zugesteckt, überdies Onkel Konrad gebeten, den armen Jungen auf dem Heimweg mit all dem dummen Kram zu verschonen. Was dieser denn auch gern that.

* * *

Robert hatte absichtlich seine Eltern über den Examenstag im Unklaren gelassen. Das ging nicht ohne inneren Kampf, aber Herr Meister hatte an seinen Verschwiegenheitsstolz appellirt, und das verfing.

Am Freitag Nachmittag sollte die Prüfung sein. Donnerstag wurde eine Generalrepetition veranstaltet, die der Zögling nach Herrn Meister's Ansicht befriedigend bestand. Am Freitag Vormittag war ihm das Lernen untersagt; er sollte spaziren gehen. Robert zog denn auch eine Stunde ziellos durch die Straßen, aber die Rastlosigkeit trieb ihn bald wieder nach Hause. Es schossen ihm doch absonderliche Gedanken durch den Kopf. Zum ersten Mal gestand er sich ein, daß er in der Klasse sträflich gefaulenzt und eigentlich nichts Besseres verdient hatte. Der Kolbe, das Mondkalb, war doch wenigstens im zweiten Jahre durchgeschlüpft. Bis jetzt waren natürlich immer die dummen Lehrer dran schuld. Heute, zum ersten Mal, schien er den wahren Schuldigen zu erkennen. Was würde aus ihm werden, wenn er diesmal durchfiele? Mit dem Gymnasium war es natürlich aus; Gott, man kann auf der Realschule auch das Einjährige ersitzen, und höher ging Robert's Ehrgeiz nicht. Es war doch eine böse Geschichte. Der Vater hatte ihm zwar gesagt, es gehe nicht gleich an den Kragen, aber Robert empfand doch eine brennende Scham bei dem Gedanken, er könne ein drittes Mal unversetzt nach Hause kommen. Seine früheren Mitschüler würden sich todtlachen; der eingebildete Fresenius würde ihn anulken: siehste, Dicker, ich hab's geweissagt, nu kannste mit Eurem Portierjungen morgens losziehn. Eine verteufelt böse Geschichte! Je mehr er nachdachte, um so schwärzer malte er sich die Zukunft aus. Zuletzt konnte er überhaupt nicht mehr denken: da tanzten alle Gedanken um ihn im Kreise herum und schienen ihm Gesichter zu schneiden.

Eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit fand er sich bereits im Klassenzimmer ein, auf Leidensgefährten wartend. Aber niemand kam. Schon schlimm, dachte Robert. Das Herz fiel ihm in die Schuhe, als es drei schlug und er noch immer allein war.

Es war fünf vorüber, und noch immer erwartete Herr Meister seinen Schüler vergebens. Als es jetzt draußen läutete, eilte er selbst auf den Flur, um zu öffnen. Herr Konrad Schmidkunz wollte sich nach seinem Neffen erkundigen.

„Robert ist schon seit drei Uhr im Examen. Ich denke, er wird jede Minute zurückkommen. Wenn Sie hier so lange Platz nehmen wollen. . . ."

Doch Onkel Konrad lehnte dankend ab, er wolle lieber den Dicken abholen; die Schule sei ja gleich nebenan, da könne er ihn nicht verfehlen.

„Seit drei im Examen! Armer Piccolo! Wie werden sie Dich zerzausen!" Onkel Konrad wurde es doch recht schwül zu Muthe. Wär's glatt gegangen, wär's längst vorbei.

Auf der anderen Seite der Straße war eine kleine Bierwirthschaft, von deren Fenster aus sich der ganze Schulhof übersehen ließ. Konrad Schmidkunz trat ein, bestellte ein Glas Bier, steckte eine Cigarre an und blickte unverwandt zum Schulgebäude hinüber. Jetzt schlug es sechs. Vielleicht war es das Erlösungszeichen für den Delinquenten. Die Möglichkeit, daß er sofort nach Hause geeilt, war doch nicht ausgeschlossen. Onkel Konrad kam sich allmählich als Beobachter auf verlorenem Posten vor. Auf alle Fälle wollte er aber bis sieben Uhr ausharren.

Mit einem Mal sah er eine kleine Gestalt über den Schulhof huschen. Das Gesicht des Jungen ließ keinen Zweifel übrig: durchgefallen. Onkel Konrad sah von seiner sicheren Ecke aus, wie Robert unschlüssig am Thor stand, sich vergewisserte, ob ihn Meisters nicht vom Fenster aus beobachteten, und dann den Weg in entgegengesetzter Richtung einschlug. Hastig zahlte Onkel Konrad seine Zeche und trat hinaus, in den unfreundlichen Herbsttag.

Robert war auf verschiedenen Kreuz- und Querwegen in den Stadtwald gelangt. Gleichgültig schlenderte er dahin, den Kopf zu Boden gesenkt. Daß ihm einer auf den Fersen sein könne, mit der Möglichkeit rechnete er garnicht. Jetzt war ihm alles gleich. Die Verfolgung des Neffen war dem Onkel nicht leicht; es galt unbemerkt zu bleiben und ihn doch nicht aus den Augen zu verlieren. So hatte Onkel Konrad schon eine Viertelstunde den Späher gespielt.

Als der Junge jetzt aber von der Hauptstraße abbog und den bekannten Nebenpfad einschlug, der stracks zum See hinabführte, vermochte sich Konrad Schmidkunz nicht länger zu beherrschen. Er beschleunigte seine Schritte, bis er einen geringeren Abstand von dem Ausreißer gewonnen hatte, und rief mit dem ganzen Stimmaufwand, dessen er fähig war, den Namen des Neffen. Wie ein ertappter Dieb wandte sich dieser um.

„Na, Junge, wohin so spät?“ Und damit legte er ihm die Hand auf die Schulter.

Statt einer Antwort brach Robert in heftiges Schluchzen aus; kein Wort war aus ihm herauszubringen.

„Heul' Dich mal erst aus, dann darfst Du mir Deine Leidensgeschichte erzählen.“

Doch es bedurfte geraumer Zeit, viel Zuredens und schmeichelnder Worte, um den Kleinen zu beruhigen. Onkel Konrad fühlte, wie ihm die Augen feucht wurden, und schneuzte sich kräftig, um die Spuren des Mitleids wegzuwischen. Schweigend schritten sie neben einander her.

„Nun sag mal, Junge, was hattest Du eigentlich vor? Bist so ins Blaue, oder vielmehr ins Graue, hineingerannt?

Robert nickte.

„Na, nun laß Dir mal gefälligst nicht jedes Wort abkaufen. Das is unhöflich un' langweilig. Vor Dir sind schon Tausende durchgepurzelt, un' nach Dir werden noch Tausende durchpurzeln. Das werden oft die tüchtigsten Menschen im Leben; manchmal freilich auch Erztaugenichtse. . . . Du bist 'n guter Kerl, das weiß ich, wenn Du auch die Untertertia gar zu lieb hast; untergehen wirst Du darum nicht. Dazu haben die Schmidkunzens zu viel Fonds — wenn Du weißt, was das is. Was hier zwischen uns gesprochen wird, das bleibt unter uns; das versprech' ich Dir.“

Jetzt erst war Robert zum Sprechen zu bewegen. Er kaute an den Worten herum.

„Ich — ich wollte — nicht nach Haus.“

„So, wohin denn sonst?“

„Das — weiß ich — nicht.“

„Das weißt Du nicht? Du mußt doch ein Ziel gehabt haben.“

„Ich glaub' — ich wollt' — — —“

„Heut ist doch kein Wetter, um am See zu lustwandeln. Wolltest wohl mit den Nixen Zwiesprache halten? Was, Schwerenöther, Du?“

„Du weißt ganz gut, was ich da wollte, Onkel Konrad. Im vorigen Jahr ist der Hans Löwenberg aus meiner Klasse in den Kanal gegangen.“

„Jawohl, weil er krank, weil er verrückt war, weil der arme Teufel so 'was geerbt hatte. Aber 'n Kerl wie Du . . . . Pfui, schäm' Dich, Robert! Uebrigens, 's hat schon mancher am Wasser gestanden und is gründlich geheilt worden, wie er in die schmutzige Brühe hineingeschaut hat. . . . Hast Du denn gar nicht an Deine Eltern gedacht?“

„Doch — aber ich habe Angst gehabt vor Papa.“

„Versündige Dich nich, Robert; Dein Vater is die Güte selbst.“

„Aber Papa ist jähzornig. Einmal hat er mich geschlagen, wie er mich beim Lügen ertappt hat, das vergeß ich nicht.“

„Un' Du bist zu feige, Dir 'ne Tracht Prügel aufzählen zu lassen, die Du verdient hast. Da sag' ich zum zweiten Mal: Pfui, schäm' Dich, Robert!“

„Ach, Onkel Kunz, mir war alles schnuppe. Das ist es auch nicht, wirklich nicht, Onkel Kunz.“

„Was denn sonst?“

„Das kann ich Dir nicht so erklären.“

Endlich ließ er sich aber doch nach mehrmaliger gütiger Aufforderung sein Geheimniß entlocken.

„Also, also in der Schule haben mir die Lehrer immer gesagt, aus dem Schmidkunz wird doch nie was. Darüber hab' ich zuerst gelacht. Aber die Jungens haben dasselbe gesagt, ich könnte mal Stiefelputzer werden. Das hat mich gefuchst. Und Herr Meister hat's auch gesagt, ich gehöre zu den Schmarotzern der Gesellschaft. So 'was ähnliches, ich weiß nicht, ob ich's richtig behalten hab'. Und — und weil die mir's so oft gesagt haben, hab' ich's zuletzt geglaubt. Es ist auch 'was Wahres dran, das hab' ich gemerkt. Ich kann wirklich nicht wie die Andern arbeiten. Siehst Du, daß ich nicht durch's Examen komm', das hab' ich gleich geahnt. Das war grade so mit der Schwimmprobe. Da haben die Jungens auch immer gesagt: na, Schmidkunz, Du machst die Viertelstundeprobe doch Dein Leben nicht. Die ersten zehn Minuten ging's immer ganz gut, und dann ging mir auf einmal der Athem aus, und ans Ziel bin ich nie geschwommen. Da haben sie mich jedes Mal ausgelacht. Und wie ich's drei Mal gemacht hatte, da hat der Bademeister geflucht und gesagt, nun könnt' ich mein ganzes Leben im Schweinestall bleiben. Und beim Examen war's grade so. Da haben sie mir auch so lang den Muth genommen, bis ich — bis ich . . .“

Ein erneuter Thränenanfall machte dem Bekenntniß ein Ende. Wieder schritten Onkel und Neffe eine Weile schweigend neben einander her. Es war längst stockfinster, und sie hatten Mühe, sich zurecht zu finden. Der Regen hatte die Wege aufgeweicht und setzte heftiger als zuvor ein. Onkel Konrad war sehr ernst geworden. Er fühlte die Verpflichtung, dem Verzagenden, den er wie ein eigenes Kind liebte, einen Wahn auszureden, und wußte doch nicht, wie.

„Hör' mich 'mal an, Robert“, hub er endlich an „Du hast nie gelernt, die Zähne aufeinander beißen. Es is traurig, aber es is so. Das is das ganze Kunststück im Leben: zu wollen. Tamen heißt dennoch. Das Tamen mach' Dir für die Zukunft zur Richtschnur. Ich sage nicht: wer will, der kann; aber wer will, der kann nie ganz unglücklich werden. Du bist nich' schlecht un' bist nich' dumm, hast Herz un' Verstand auf'm rechten Fleck; Du bist nur schwach, hast keine Willenskraft. Die läßt sich aber erwerben, wenn man sich selbst in die Schule nimmt. Sich nicht irr machen lassen, darauf kommt's an, von früh auf. Wer 'was leistet, muß Selbstvertrauen haben. Und wer nichts leistet, darf sich nich' alles Selbstvertrauen auspeitschen lassen. Ein Mißerfolg macht stark, un' drei Mißerfolge machen stärker. Deinen Denkzettel hast Du weg; aber das is 'n Sporn für die Zukunft. Tamen, mein Junge, tamen! Und nun laß uns nach Hause gehen und Abendbrot essen!“

Max Meyerfeld.

Briefkasten der Redaktion.

Memor. Claude Tillier und sein „Onkel Benjamin“ haben im VIII. Jahrgang der „Nation“ (Nr. 11) eine höchst anerkennende Besprechung erfahren.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 3. Berlin, den 19. Oktober 1901. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Am vergangenen Sonntag feierte Rudolf Virchow seinen achtzigsten Geburtstag und Theodor Mommsen den Tag, an dem er vor fünfzig Jahren ordentlicher Professor geworden war. Bei Mommsen sprach in seiner bürgerlichen, heimlichen Gelehrtenwohnung in Charlottenburg der Kultusminister und eine Deputation der Universität unter dem geistvollen Harnack vor. Virchow umtosen noch fortgesetzt die Bewunderung und Verehrung der zivilisirten Welt.

An einem Monarchen ziehen die Regimenter vorüber; als der achtzigjährige Virchow sich im Abgeordnetenhaus immer von neuem von seinem Sitz vor der Präsidententribüne erhob, um eine Ansprache nach der anderen mit immer gleicher Frische über sich ergehen zu lassen, da nahm er Revue ab über zahlreiche gelehrte, medizinische und naturwissenschaftliche Körperschaften der zivilisirten Erde, die huldigend eine nach der anderen an ihm vorbeidefilirten. Ein imposantes Schauspiel trotz seiner ermüdenden Monotonie; so einzig, wie es kaum je die Welt zuvor gesehen hat und schwerlich so bald wiedersehen wird.

Virchow wie Mommsen Fürsten des Geistes; der eine, der mit Philosophie und nicht ohne bangende Bitterkeit die moderne Entwicklung, vor allem auch in Deutschland betrachtet; der andere, der in der Anerkennung, die ihm persönlich zu Theil wird, einen Maßstab zu haben glaubt für die Hingabe der Welt an die Ideale der freien Forschung und der bürgerlichen Freiheit. Beide Männer so groß als Forscher, wie unerschütterlich pflichtgetreu als Bürger. Beide seit dem Jahre 1848 und schon vorher Kämpfer für Deutschlands Einheit und Freiheit; und wie Kämpfer so Dulder in der schlimmen Zeit der reaktionären Erniedrigung.

Die Generation Deutschlands, die in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in das Mannesalter trat, ist reich an den ausgezeichnetsten Menschen; zu den Größten unter ihnen, ein jeder an seinem Platz, gehören Mommsen und Virchow, auf sie kann der politische Liberalismus stolz sein, denn sie gehören zu ihm, und auf sie kann die Nation stolz sein, denn sie haben den deutschen gelehrten Forschertugenden, dieser einzigen Verbindung von bahnbrechender Genialität, unermüdlicher, arbeitsamer Gewissenhaftigkeit und kritischem Scharfsinn, wieder einmal den Thron der Welt erobert.

Was können für Männer wie diese sogenannte „Auszeichnungen" bedeuten?

Als man bei Mommsen seiner Zeit sondirte, ob ihm der Titel Excellenz willkommen sein würde, gab er — wie erzählt wird — die Antwort, er wünsche als unbetitelter Gelehrter zu sterben. Theodor Mommsen wollte nur das sein, was er gewesen, ein Professor, und er ist sogar dem Titel Geheimer Rath aus dem Wege gegangen. Wie kann man unter solchen Umständen sich piquirt zeigen, daß Virchow weder geadelt noch mit der Excellenz behaftet worden ist.

Ob es beabsichtigt war, mag unentschieden bleiben; allein thatsächlich wirkt es als eine feinsinnige Aufmerksamkeit, daß der Kaiser neben einem freundlichen Handschreiben Virchow allein die große goldene Medaille für Wissenschaft zur Geburtstagsfeier überreichen ließ; diese wenigstens theilt Virchow nicht mit einem unbekannten excellenzlichen Hofmarschall und auch nicht mit irgend einem ostelbischen Krautjunker, der mit dem Von etiquettirt nichtig und vergessen durch dieses Leben wandert. Goethe ist unsterblich; aber der wirkliche Geheime Rath von Goethe mit dem

Titel Excellenz fügt jener Unsterblichkeit nur eine kulturhistorisch interessante Fußnote bei, die die Zeit erläutert, nicht den genialen Menschen.

Männer wie Mommsen und Virchow haben sich ihr Patent selbst ausgestellt, und dies Patent kann kein Monarch verifiziren, nur die Jahrhunderte in letzter Instanz.

Für den durch den Tod des freisinnigen Abgeordneten Wintermeyer erledigten Reichstagssitz in Wiesbaden ist der Genossenschaftsanwalt Crüger von der freisinnigen Volkspartei nominirt worden. Herr Crüger würde für den Reichstag eine sehr tüchtige Kraft und gerade für die bevorstehenden zollpolitischen Debatten äußerst nützlich sein; wir halten es daher für selbstverständlich, daß die Anhänger der freisinnigen Vereinigung für Herrn Crüger mit vollem Nachdruck eintreten werden; und wir hoffen, daß ihm ihre Stimmen auch alle jene Nationalliberalen geben, denen es ernst darum zu thun ist, die politische und wirthschaftliche Reaktion im Reichstag zurückzudrängen.

Entscheidende Siege meldet Lord Kitchener nicht aus Südafrika, hingegen berichteten seine Telegramme davon, daß er Burenkommandanten, die Bürger des Oranjefreistaates sind, unter dem Vorgeben sie seien Kaprebellen, hat hinrichten lassen; und Knaben von sechzehn Jahren, die begeistert für die Freiheit ihres Vaterlandes zu den Waffen griffen, ließ er auspeitschen. England, das einmal das Asyl der Freiheitskämpfer aus ganz Europa gewesen ist, peitscht heute Jünglinge aus, die bereit sind für die Freiheit der heimathlichen Scholle zu kämpfen und zu sterben. Solcher barbarischen Rohheit gegenüber kann man nur Mitleid und Verachtung empfinden; Mitleid mit jenem vornehmen Kreis von Engländern alten Schlages, die heute machtlos sind, und Verachtung mit jenen modernen Engländern, die heute in der Macht sind und die das heutige England mehr und mehr mit dem Haß der zivilisirten Welt beladen. Dieser südafrikanische Krieg hat eines ganz unwiderbringlich verschlungen: das moralische Ansehen, das England als politische Kulturmacht besaß.

Und dieses moralische Ansehen war zugleich ein großer Faktor im politischen Spiele Englands. Gladstone hat diesen Stein oft genug eingesetzt; er wußte, was ein Appell an die moralischen Empfindungen der Menschen bedeutet, um zugleich bestimmte politische Zwecke zu erreichen. Wenn jetzt die englische Politik wieder einmal mit bulgarischen oder armenischen Greueln zu operiren beginnen sollte, so wird man in Konstantinopel erwidern, daß die Methode, Freiheitskämpfer auszupeitschen, in Südafrika die englische Approbation erfahren habe; und die zivilisirte Welt wird zugestehen, daß Lord Kitchener sich auch als Henker in Armenien unter dem Großtürken bewähren würde oder einem neuen Rè Bomba gegebenen Falles zu empfehlen wäre. Aus dem heutigen England würde seiner Thätigkeit kein Gladstone flammende Worte vernichtend entgegendonnern.

Wie dieser südafrikanische Krieg auch endet, er hat einen unglaublichen moralischen Niedergang Englands enthüllt; und solcher moralische Niedergang ist zugleich ein politischer. Wer Freiheitskämpfer auspeitscht, der hat den Werthmesser für die Freiheit wie für die Vaterlandsliebe verloren. Die englische Politik, die sich zuerst zögernd in den Dienst der südafrikanischen Minenhyänen gestellt hat, ist allmählich herabgesunken auf das moralische und intellektuelle Niveau jenes Cecil Rhodes, der die englische Fahne für eine nutzbringende Fabrikmarke erklärt hat.

Britains ever, never slaves; aber die Sklavenhaltermoral triumphirt.

Mit 471,300 Unterschriften bedeckt ist vom finnischen Volke an den Finnischen Senat eine Adresse überreicht worden, damit das Schriftstück alsdann auf dem Instanzenzuge an den Zaren gelange. In der Adresse reklamirt das finnische Volk seine verletzten Rechte. Eine Stelle in dieser Adresse lautet:

„Eine der wichtigsten Gerechtsame, die dem finnländischen Bürger zukommen, besteht darin, unter dem Schutz der finnländischen Gesetze zu leben und zu wirken. Jetzt sollen Tausende und aber Tausende finnländischer Bürger dieser Gerechtsame beraubt werden, indem die neuen Wehrpflichtverordnungen sie verpflichten, bei russischen Truppen zu dienen. Und die Erfüllung der Wehrpflicht wird für diejenigen Söhne des Landes, die zum Eintritt in Truppen gezwungen werden, wo Sprache, Religion, Sitten und Lebensgewohnheiten ihnen fremd sind, zu einem Leiden verwandelt."

Und an anderer Stelle heißt es:

„Das finnländische Volk kann nicht aufhören, ein Volk für sich zu sein. Durch gemeinsame Schicksale, Rechtsanschauungen und Kulturarbeit zusammengehalten, wird unser Volk in der Liebe zu seinem finnländischen Vaterlande und seiner durch Gesetz bestimmten Freiheit treu verharren und wird nicht in seinem Streben schwankend werden, den anspruchslosen Platz in der Reihe der Nationen, den die Vorsehung diesem Volke angewiesen, in würdiger Weise auszufüllen."

Lord Kitchener und seine Bewunderer in England würden dem Zaren empfehlen, solch achtunggebietendes Nationalgefühl einer Kur durch Füsilladen und Stockschläge zu unterziehen.

Hoffen wir, daß der russische Zar weniger modern englisch empfindet und den gerechten Forderungen des finnischen Volks die Berücksichtigung zu Theil werden läßt, welche man von dem Anreger der Haager Friedenskonferenz schon längst zu erwarten berechtigt war.

* * *

Der Zolltarifentwurf im Bundesrath.

Der Bundesrath soll entschlossen sein, das Werk des Grafen Posadowsky mit Haut und Haaren, einschließlich des Doppeltarifauswuchses, zu verschlucken. Diese Aufnahmefähigkeit des Bundesraths überrascht uns nicht; wir haben nie etwas anderes erwartet.

Man muß sich erinnern, wie der Entwurf zu Stande gekommen ist. Die hohen verbündeten Regierungen haben wie fatalistische Muslimun die Resultate der emsigen Arbeit des Reichsamts des Innern an sich herankommen lassen. Sie waren so früh unterrichtet, daß schon ihr geduldiges Schweigen wie ein Konsens angesehen werden konnte. Sodann stand die preußische Regierung mit ihrem überwiegenden Einfluß hinter dem Entwurf. Ohne dringenden Anlaß aber bringt sich keine Bundesregierung in einen Gegensatz zu Preußen. Allerdings ging das Gerücht, daß innerhalb der Reichsregierung keine ungetrübte Freude über den Zolltarifentwurf herrsche und insbesondere der Reichskanzler von der Weisheit eines Doppeltarifs für Getreide keineswegs „voll und ganz" überzeugt sei.

Aber, so werden sich vermuthlich die Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten gesagt haben, wenn der Reichskanzler, der ja zugleich in Preußen Ministerpräsident ist nicht einmal in der preußischen Regierung genügendes Verständniß für seine Zweifel gefunden hat, weshalb sollen wir uns in oppositionelle Unkosten stürzen! Wir sind es schließlich nicht, auf denen die Verantwortung hängen bleibt, wenn der Abschluß neuer Handelsverträge an dem Doppeltarif für Getreide scheitern sollte. Die Verhandlungen mit den Nachbarstaaten hat der Herr Reichskanzler zu führen, und wenn er sich damit einverstanden erklärt, daß ihm die Hände durch einen Minimaltarif gebunden werden, so brauchen wir nicht kanzlerischer zu sein, als der Kanzler selbst. Schlimmstenfalls braucht man sich ja um

kann ruhig Handelsverträge mit niedrigeren Sätzen abschließen. Ohne Zustimmung des Reichstages kommen neue Handelsverträge so wie so nicht zu Stande. Vielleicht macht es auf die Reichsboten sogar einen besonders rührenden Eindruck, wenn der Reichskanzler schließlich vor sie hintritt und händeringend erklärt, daß es ihm zu seinem lebhaftesten Bedauern nicht möglich gewesen sei, die auswärtigen Kontrahenten von der Gerechtigkeit und Billigkeit der Minimalsätze zu überzeugen, daß er deshalb zu niedrigeren Preisen das Geschäft habe abschließen müssen.

Ich könnte mir denken, daß im Schooße der hohen verbündeten Regierungen derartige Erwägungen keine ganz geringe Rolle gespielt haben.

Im Uebrigen ist es — vom politischen Standpunkte aus betrachtet — ziemlich gleichgültig, von welchen Gesichtspunkten der Bundesrath ausgehen wird, um den Beschluß zu fassen, die Dinge gehen zu lassen, wie es Gott gefällt.

In dieser Frage hat die Volksvertretung das entscheidende Wort, und für deren Entschließungen ist es kaum von Erheblichkeit, ob der Bundesrath dem Zolltarifentwurf noch ein etwas manierlicheres Aussehen gibt oder nicht. Was aber wird der Reichstag thun? Das hängt davon ab, was die Bevölkerung thun wird.

Fest steht einstweilen nur das Eine, daß eine Opposition von mindestens 100 Mitgliedern vorhanden ist, die keiner Zollerhöhung zustimmen. Die andern drei Viertel des Reichstags haben ein mehr oder weniger offenes Ohr für die Wünsche schutzzöllnerischer Interessenten. Aber in diesem schutzzöllnerischen Heerhaufen ist jede Schattirung vertreten: der industrielle Schutzzöllner, der am Liebsten gar keine höheren Agrarzölle bewilligen möchte, wenn er ohne diese für die Industrie sein Zöllchen erlangen könnte; der Vollblutagrarier, der es unter 7½ Mark für Getreide nicht thun kann und seinen industriellen Bundesgenossen fortgesetzt die geballte Faust unter die Nase hält; der Freund langfristiger Handelsverträge, der besorgt ist, daß durch Annahme des Doppeltarifs der Abschluß neuer Tarifverträge unmöglich wird; der Schutzzöllner, welcher nur dunklen volkswirthschaftlichen Instinkten nachgeht, und der Schutzzöllner, der einem ganz bestimmten Interesse seine Aufmerksamkeit schenkt. Kurzum, aus diesem Haufen von Vertretern der verschiedenartigsten Interessen muß erst mühsam eine manöverirfähige Armee gebildet werden, und dazu ist viel Zeit erforderlich und eine höchst geschickte Leitung, die alle schutzzöllnerischen Interessengegensätze mit sorgsamer Hand auf Kosten der Konsumenten auszugleichen versteht, was unter fortgesetzten Angriffen vigilanter Gegner nicht ganz leicht ist.

Noch Eins ist bei dieser Perspektive nicht außer Acht zu lassen. Der Bund der Landwirthe hat nichts mehr zu fürchten, als ein Kompromiß auf der Basis nur wenig erhöhter Agrarzölle. Die Bündler haben seit Jahr und Tag so entsetzlich geschrien und renommirt, daß sie um allen Kredit kommen, wenn sie aus dieser Campagne nicht mit beträchtlichen Beutestücken heimkehren. Es ist deshalb sehr begreiflich, weshalb Herr Dr. Hahn kürzlich erklärt hat, lieber wollten sie es bei dem jetzigen Zustande noch provisorisch weiter bewenden lassen, als sich mit einer kleinen Zollerhöhung zufrieden geben. Wir verstehen das. Kommt nichts zu Stande, so bleibt den Führern des Bundes die Möglichkeit, ihre Gefolgschaft auf eine baldige bessere Zukunft zu vertrösten. Aber wie soll der Bund weiter leben, wenn seine Agitatoren mit einem Kaninchen von der Zolljagd heimkehren, auf der sie einen Sechzehnender zu erlegen gedachten. Der Bund der Landwirthe darf nicht bescheiden sein. Unverschämtheit ist sein Lebenselement. Mäßigung würde ihn tödten.

Der Bund der Landwirthe ist deshalb wie dazu geschaffen, ein schwächliches Kompromiß zu hintertreiben. Hoffen wir, daß es ihm gelingt.

Theodor Barth.

Zur Geschichte der russisch-englischen Politik in Afghanistan.

Während die ganze Welt mit gespannter Aufmerksamkeit den militärischen Begebenheiten in Südafrika folgt, bereiten sich in Centralasien an den Grenzen englischen und russischen Besitzes Ereignisse vor, die früher oder später in ihrer weiteren Entwicklung das allgemeine Interesse vielleicht noch lebhafter beschäftigen werden als der südafrikanische Krieg. Sollte selbst der Thronwechsel in Afghanistan diesmal ausnahmsweise glatt und ruhig vor sich gehen und ohne schwere Wirren verlaufen, so ist doch trotz aller Kunststücke der Diplomaten, die den kritischen Augenblick hinauszuschieben suchen, der Entscheidungskampf um die Herrschaft in Mittelasien eine historische Nothwendigkeit, zu der die beiden um die Hegemonie seit mehr als einem Jahrhundert rivalisirenden Mächte durch die unerbittliche Logik der Thatsachen gedrängt werden. Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der von beiden Seiten mit zäher Energie, rücksichtslosester Schroffheit und, wo es nöthig war, durch den Nachdruck der Waffen betriebenen Politik zeigt zur Genüge, daß ein Ausgleich der in Mittelasien auf dem Spiele stehenden Interessen kaum möglich ist und die Lösung der mittelasiatischen Frage nur durch die Gewalt der Waffen erfolgen kann.

Schon von dem Augenblicke an, wo Rußland versuchte, seine Herrschaft nach Mittelasien auszudehnen, war auch sein Augenmerk auf Indien gerichtet. Im Jahre 1675 bereits entsandte der Zar Alexäi Michailowitsch den Gesandten Kossimow zum Großmogul Aurengzik. Die wilden Landstriche Mittelasiens durchschreitend, gelangte Kossimow nach Kabul, wurde dann aber zur Rückkehr veranlaßt. Peter der Große faßte den Entschluß, seinen Einfluß in Mittelasien zu einem maßgebenden zu machen, aber die von ihm nach Chiwa entsandte Expedition wurde vernichtet. Katharina II., die sich besonders eingehend mit der Politik Englands beschäftigt hatte, beschloß 1791, von Orenburg aus nach Buchara und Kabul vorzugehen; ihr Tod im Jahre 1792 ließ aber eine solche Expedition nicht zur Ausführung kommen. Einige Jahre später — 1800 — wurde dem Kaiser Paul I. von dem ersten Konsul von Frankreich, Bonaparte, der Entwurf zu einer gemeinsamen Expedition nach Indien vorgelegt, um die Engländer aus Hindostan zu vertreiben, diese reichen Gebiete von dem englischen Joche zu befreien und den europäischen Staaten neue Handelswege zu eröffnen. 35 000 Franzosen sollten auf der Donau bis zum Schwarzen Meere und auf diesem und dem Asowschen Meere bis nach Taganrog transportirt werden. Von hier hätten sie nach Zarizyn zu marschieren und auf der Wolga und dem Kaspischen Meere Astarabad zu erreichen, um sich hier mit einer gleich starken russischen Armee zu vereinigen. Von hier sollten die vereinigten Armeen durch Chorassan auf Meschhed, Herat und Kandahar vorgehen. Der Krieg mit Oesterreich vereitelte diesen Plan Bonaparte's.

Der Kaiser Paul I. faßte nun im folgenden Jahre — 1801 — den Entschluß, eine solche Expedition selbständig ins Werk zu setzen. Er bestimmte dazu 22 500 Don-Kosaken unter dem Kommando ihres Atamans, des Generals der Kavallerie Orlow. Dieser rückte auch wirklich am 11. März ab und erreichte Orenburg, wo ihn am 5. April die Nachricht vom Tode des Kaisers Paul, der Thronbesteigung des Kaisers Alexanders I. und der Befehl zum Rückmarsch traf. So war dieses Unternehmen nicht zur Durchführung gekommen. Aber schon nach der Tilsiter Zusammenkunft Alexanders I. mit Napoleon nahm letzterer den Plan einer französisch-russischen Operation in Asien wieder auf. Aus dem Schriftwechsel zwischen beiden Herrschern geht hervor, daß ein Feldzug gegen England in Indien von ihnen in Erwägung und schon damals als durchführbar angesehen wurde. Nur die Ereignisse, der Krieg Napoleons mit Spanien, mit Oesterreich und schließlich der endgiltige

den einfältigen Minimaltarif auch nicht zu kümmern und Bruch Alexanders mit Napoleon verhinderten seine Ausführung.

Von da an richteten sich die russischen Ziele lange Zeit mehr nach dem Osten und beschränkten sich darauf, in Persien den maßgebenden diplomatischen Einfluß zu erringen. Afghanistan war inzwischen zu einem ohnmächtigen Staatswesen herabgesunken, so daß in Persien der von Rußland inspirirte Gedanke zur Annexion jenes Landes Gestalt annahm. Seit 1826 gelang dem Emir von Afghanistan indessen die Wiedervereinigung aller unter verschiedenen Herrschern und Häuptlingen zersplitterten Stämme zu einem großen Staate. Dost Mohamed hatte sich im Anfange seiner Regierung um die englische Freundschaft beworben, um seine Pläne zu verwirklichen, er war aber auf ziemlich schroffe Bedingungen gestoßen, die einen Nebenprätendenten begünstigten. Da wandte er sich an Persien und Rußland, dessen Agent Witkowitsch dem Emir eine hohe Meinung von der Macht Rußlands beizubringen verstanden hatte. Ein diplomatischer Notenwechsel, in dem England sich mit einer ziemlich unverfrorenen Nachdrücklichkeit gegen einen von Rußland und Persien mit Afghanistan abgeschlossenen Geheimvertrag wendete, eröffnete den Anfang der langen diplomatischen Kämpfe zwischen Rußland und England wegen Afghanistan.

Als nun im Jahre 1838 Rußland die Vorbereitungen zu einer zweiten Expedition gegen Chiwa traf, die russische Herrschaft sich immer mehr nach Süden ausdehnte und England befürchten mußte, daß jenes sich eine Basis für ein Vorgehen nach dem Hindukusch schaffen wolle, nahm der Vizekönig von Indien Lord Auckland die zweideutige Haltung des afghanischen Herrschers zum Vorwand und erklärte im Oktober 1838 Afghanistan den Krieg. Am 21. April 1839 besetzten englische Truppen Kandahar, am 23. Juli Ghazni. Am 5. November 1840 ergab sich Dost-Mohamed nach einer Niederlage den Engländern. Aber in einem von dem Sohne des Emirs Akbar angefachten Aufstand wurden 1841 hervorragende Engländer und dann in Kabul alle Europäer ermordet. Nur Reste der englischen Truppen kamen nach Indien zurück. Durch die Besetzung von Kabul am 15. September 1842 wurde die militärische Ehre wieder hergestellt, aber schon nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt wurde Afghanistan von den Engländern wieder verlassen. Dost-Mohamed bestieg den Thron in Kabul wieder und machte sich zum Herrn von ganz Afghanistan. Während des Krimkrieges ermunterte ihn England sogar, das von den Persern besetzte Herat zu nehmen, und ein englisches Korps landete in Buschehr im Persischen Golf. Der Süden Persiens wurde erobert, die von Persien erwartete russische Hilfe blieb wegen der Balkan- und Krimereignisse aus, und so wurde von Feruk Khan ein Friedensvertrag unterzeichnet, der England die Vorherrschaft im Persischen Golf sicherte.

Am 9. Juni 1863 starb Dost-Mohamed in Herat. Es brach nun wegen Thronstreitigkeiten unter den Söhnen des Emirs ein $4\frac{1}{2}$ jähriger Bürgerkrieg aus, der mit der Thronbesteigung von Schir-Ali endete. Trotz der Zusicherungen Rußlands, daß Afghanistan außerhalb seiner Interessensphäre liege, knüpfte es doch mit dem Emir Schir-Ali vertrauliche Unterhandlungen an; England bekam durch einen Agenten noch rechtzeitig Wind von dem Geheimvertrag, der Afghanistan völlig in Rußlands Gewalt gebracht haben würde, und schickte eine Gesandtschaft unter Sir Neville Chamberlain nach Kabul. Aber während die russische Gesandtschaft im Juli 1878 unter dem General Stoltjetow einen warmen Empfang fand, wurde die englische an der Grenze Afghanistans, im Chaikar-Paß, in beleidigender Weise zurückgewiesen.

Im November 1878 rückten nun die Engländer über die Grenze, worauf Schir-Ali im Gefolge der russischen Gesandtschaft nach Turan floh, wo er am 21. Februar 1879 in Mazarascherif starb. Sein Sohn Jakub Chan schloß ohne weiteren wesentlichen Widerstand Frieden. Allerdings gegen den Willen seiner Großen, wie die am 3. September 1879, also nach dem Friedensschluß erfolgte Ermordung der englischen Friedensgesandtschaft in Kabul bewies. Lord Roberts rückte in Eilmärschen aufs neue in Afghanistan ein und schlug die Afghanen in mehreren Gefechten. Jakub Chan hatte sich zwar den Engländern sofort angeschlossen, wurde von diesen aber doch nicht mehr als ganz zuverlässig angesehen und demgemäß nach Indien verbannt. An seine Stelle wurde im Einverständniß mit Rußland der eben verstorbene Abdur Rahman berufen.

Mit Hilfe russischen Geldes und englischer Truppen vermochte er sich unter den aufrührerischen Häuptlingen zunächst einen größeren Anhang zu verschaffen, es dauerte aber doch zwei Jahre, bis er sich gegen seinen Hauptrivalen Eyub Chan, den Bruder Jakub Chans, die Oberherrschaft sichern konnte. Seine Stellung zwischen Rußland und England war von Anfang an nicht beneidenswerth, gleichwohl hat er es sehr gut verstanden, sich mit beiden abzufinden, ohne einen vor den Kopf zu stoßen. Allerdings wollte diese Kunst gelernt sein, und Lehrgeld mußte Abdur Rahman auch zunächst wiederholt zahlen. So bei den Streitigkeiten mit Rußland (1885), in deren Verlauf er trotz britischer Unterstützung sich Rußlands Wünschen fügen mußte. In gleicher Weise verlor er 1892 Pamir; dafür schloß er aber mit England einen Vertrag, der, von geheimen, für Abdur Rahman günstigen Klauseln abgesehen, ihm zur Erweiterung seines Gebietes die Distrikte von Wachan am Hindukusch und ganz Kafiristan überließ. Außerdem erhielt er von der indischen Regierung eine jährliche Rente von 160 000 Pfund.

Der Sohn Abdur Rahman's hat nun den Thron von Afghanistan bestiegen. Die Zukunft muß lehren, ob er sich ohne blutige Verwicklungen auf ihm behaupten kann. Treten solche Streitigkeiten ein, so dürfte Rußland keinen Augenblick zögern, die aus vielerlei Gründen für seine Pläne günstige Situation auszunützen und den seit mehr als einem Jahrhunderte vorbereiteten Kampf durchzufechten, dessen Ausgang von gewaltiger Bedeutung für das Schicksal des Menschengeschlechtes sein würde.

J. Wiese.

Aufmarsch zum Zollkriege mit Oesterreich-Ungarn.

Die schönsten Handelsverträge nützen nichts, wenn sie durch Erschwerungen im internationalen Eisenbahnverkehr paralysirt werden. Deshalb enthalten die meisten Handelsverträge die Bestimmung, daß die vertragschließenden Theile sich auf dem Gebiete des Eisenbahntarifwesens, insbesondere auch durch Herstellung direkter Eisenbahntarife einander thunlichst unterstützen werden. Diese Bestimmung findet sich z. B. im Schlußprotokoll zu Art. 19 des russischen und zu Art. 15 des österreichisch-ungarischen Handelsvertrags. Wie sie im Verkehr mit Oesterreich-Ungarn von Seiten der preußischen Staatsbahnverwaltung ausgelegt wird, darüber gibt das kürzlich erschienene Protokoll einer am 16. Juni d. J. in Tátra-Lomnitz abgehaltenen Konferenz des Vereins der an dem Güterverkehr zwischen Oesterreich-Ungarn einerseits und Deutschland, Luxemburg, Belgien und den Niederlanden andererseits betheiligten Eisenbahn-Verwaltungen interessante Auskunft.

Von Seiten des österreichischen Eisenbahnministeriums war als Gegenstand der Tagesordnung angemeldet die „Festsetzung eines einheitlichen Vorganges bei Erledigung der auf Einführung und Erweiterung direkter Tarife abzielenden Anträge". Zu diesem Gegenstand führte der Ver-

treter des Ministeriums in der Konferenz aus, die österreichischen Eisenbahn-Verwaltungen hätten in letzter Zeit wiederholt wahrgenommen, daß Anträge auf Einführung neuer oder Ausdehnung bestehender direkter Tarife trotz des nachgewiesenen Verkehrsbedürfnisses an dem Widerstande der preußischen Staatsbahnen gescheitert seien, und es handle sich dabei offenbar um ein systematisches Vorgehen der preußischen Staatsbahnen, da sie jeden Antrag ablehnten, der ihnen eine Rückwirkung auf das deutsche Produktionsgebiet zu haben scheine. Ein solches Verhalten sei mit den Bestimmungen des Handelsvertrages nicht vereinbar. Denn der Grundsatz, daß es in die Willkür eines jeden Theiles gelegt sei, auch bei nachgewiesenem Verkehrsbedürfniß die Bildung direkter Tarife zu verhindern, ja sogar mit der offenen Begründung zu verhindern, daß ein direkter Verkehr in den betreffenden Artikeln wirklich zu erwarten sei, dieser Grundsatz sei aus den Bestimmungen des Handelsvertrags gewiß nicht herauszulesen. Verharre Preußen bei dieser Stellung, so müsse Oesterreich mit Repressalien vorgehen. So habe die Einstellung direkter Tarife für rheinisch-westfälisches Eisen nach Oesterreich bei den österreichischen Eisenindustriellen sehr böses Blut gemacht; die österreichische Regierung habe aber die Beschwerden dieser Industriellen mit dem Hinweis auf die Bestimmungen des Handelsvertrags abgewiesen; natürlich würde ihr die Vertheidigung dieser Tarife angesichts des Verhaltens der preußischen Staatsbahnen für die Folge nicht mehr möglich sein. Besonders bezeichnend sei aber die Stellungnahme der preußischen Staatsbahnen zu den Anträgen auf Bildung direkter Tarife für kondensirte Milch von Prag nach Hamburg transit mit der Bestimmung nach England.

„Preußen", so äußerte sich der Ministerialvertreter wörtlich, „hat sich bemüßigt gesehen, vorerst die Landwirthschaftskammern zu befragen und die Einführung dieser Transittarife von deren Zustimmung abhängig zu machen. Mit ganz der gleichen Berechtigung können und müssen die österreichisch-ungarischen Eisenbahnverwaltungen ihre Interessenvertretungen befragen, ob sie keinen Einwand zu erheben haben, daß der deutsche Verkehr nach Rumänien durch direkte, noch dazu auf ermäßigte Verbandstaxen aufgebaute Tarife unterstützt werde. Angesichts der erheblichen Konkurrenz, welche die deutsche Produktion der österreichisch-ungarischen auf dem rumänischen Markte macht, kann die Antwort nicht zweifelhaft sein."

Es liege auf der Hand, daß der einseitige Vorgang der Berücksichtigung der wirthschaftlichen Interessen des preußischen Landes absolut nicht aufrecht bleiben könne und daß demnach die preußischen Staatseisenbahnen entweder auf den vertragsfreundlichen Standpunkt zurückkehren oder damit rechnen müßten, daß auch die österreichischen Bahnen die wirthschaftlichen Forderungen der österreichischen Produktion auf Kosten der deutschen Interessen in den Vordergrund stellen. Nach der einen oder anderen Richtung müsse nunmehr die Entscheidung fallen, und er ersuche die Vertreter der preußischen Staatsbahnen sich darüber zu äußern, mit welcher Haltung ihrerseits die österreichischen Bahnen für die Folge zu rechnen hätten.

Der Vertreter des ungarischen Eisenbahnministeriums schloß sich diesen Ausführungen vollinhaltlich an und wies namentlich noch darauf hin, daß das prohibitive Vorgehen der preußischen Staatsbahnen hauptsächlich bei Tarifen, die landwirthschaftliche Produkte betreffen, zu bemerken sei. Die wiederholten Berufungen der ungarischen Staatsbahnen auf den Geist und Wortlaut des Handelsvertrags seien wirkungslos geblieben, und wenn der gegenwärtige Appell resultatlos bleibe, so müßten die ungarischen Bahnen ebenso wie die österreichischen alle zu Gebote stehenden Repressivmaßnahmen in Erwägung ziehen.

Der preußische Vertreter beschränkte sich auf eine diplomatisch-gewundene, nichtssagende Erwiderung, und so wird denn nun abzuwarten sein, ob durch die Thaten der preußischen Eisenbahnverwaltung die von Oesterreich-Ungarn gewünschte Antwort ertheilt werden wird. Wir müssen leider das Gegentheil fürchten. Die Liebedienerei vor den Agrariern ist unserer Eisenbahnverwaltung in den letzten Jahren so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie Anträge auf Erstellung von Tarifen, von deren Zweckmäßigkeit sie überzeugt war, abgelehnt hat, lediglich, weil sie den Beifall der Agrarier nicht finden konnten, und, um den zu entbehren, ist es ja bekanntlich garnicht nöthig, daß der Tarif agrarische Interessen verletzt, es genügt vielmehr, daß er sie nicht fördert, um ihr Mißfallen zu erregen. Mit Beispielen kann auf Verlangen aufgewartet werden. Was verschlägt es z. B. unseren Agrariern, wenn die Oesterreicher kondensirte Milch nach England exportiren? Selbst wenn sie dort in Wettbewerb mit deutscher Milch träte, was doch, so weit bekannt, nicht der Fall ist, so bringt der Transit durch Deutschland den deutschen Bahnen Nutzen. Verschränkt man den Transit, so erreicht man allenfalls, daß die Milch den Weg nach England über Triest oder Fiume nimmt und dabei etwas höhere Fracht zu tragen hat. Darin aber erblicken, wie es scheint, unsere Vollblutagrarier bereits eine „Förderung der deutschen Landwirthschaft", und die preußische Eisenbahnverwaltung stellt sich diesem „nationalen Interesse" gehorsamst zur Verfügung. Wie, wenn der Krakehl erst einmal auf der ganzen Linie losgeht, unsere Nachbarn auf dem Gebiete des Eisenbahntarifwesens das deutsche Exportinteresse zu schädigen vermögen, das haben die Vertreter der österreichisch-ungarischen Staatsbahnen deutlich genug zum Ausdruck gebracht. Aber was verschlägt es der preußischen Eisenbahnverwaltung, wenn Handel und Industrie unter ihren Maßnahmen leiden, sobald sie nur sicher ist, dadurch ein beifälliges Lächeln der Agrarier zu gewinnen! „So ein verliebter Thor verpufft Euch Sonne, Mond und alle Sterne zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft."

Jedenfalls verdienen die oben skizzirten Verhandlungen der Eisenbahnvertreter kaum mindere Aufmerksamkeit als die Aeußerungen, welche dem ungarischen Minister Szell über den deutschen Zolltarifentwurf zugeschrieben werden. Man sieht, daß die Atmosphäre der deutsch-österreichischen wirthschaftspolitischen Beziehungen überreich mit Zündstoff angefüllt ist, leider, wie wir uns sagen müssen, vorzugsweise durch das deutscherseits in majorem agriculturae gloriam beobachtete Verhalten. Geht man auf dem beschrittenen Wege weiter, so ist das Ende zweifellos der echte und rechte Zoll- und Eisenbahnkrieg. Hoffentlich lenkt man beiderseits rechtzeitig ein, wobei unsererseits nicht nur der Wunsch, einen Zollkrieg mit unserem südöstlichen Nachbar, mit dem wir in so weit verzweigten wirthschaftlichen Beziehungen stehen, zu vermeiden, sondern auch das Bestreben maßgebend sein sollte, von dem Vorwurf befreit zu werden, daß die Bestimmungen des bestehenden Handelsvertrags deutscherseits nicht loyal beobachtet werden.

Danzig. Fehrmann.

Die Einwanderungsbeschränkung in Australien.

Die Commonwealth von Australien, welche mit schmetternden Trompeten schon vor geraumer Zeit aller Welt als vollendete Thatsache angekündigt wurde, besteht in Wahrheit bis jetzt nur auf dem Papier; man hat zwar aus Freude über das Erreichte unendlich viele Feste gefeiert, unzählige Triumphbögen errichtet und den Champagner auf Rechnung der zukünftigen Einnahmen in Strömen fließen lassen, aber das seit dem 1. Mai versammelte Parlament vertrödelt kostbare Zeit in endlosen Debatten über Nebensachen, während man an die Hauptfragen noch kaum herangetreten ist. Unentschieden ist noch der zukünftige Sitz der Bundesregierung, zu welchem

der Konstitution zufolge keine der Hauptstädte definitiv gewählt werden darf und dessen baldige Festsetzung behufs stabiler Zustände innerhalb der Regierung von enormer Wichtigkeit ist; denn solange es keine Regierungshauptstadt gibt, verwaltet jeder Minister sein Ressort hauptsächlich von seinem Wohnsitz aus, und da jede der sechs Kolonien einen oder zwei Vertreter im Kabinet hat, ist bei den großen örtlichen Entfernungen die Geschäftsführung eine unglaublich langsame. Neben vielen anderen Dingen schlummert überdies der Zolltarif, dessen Entwurf erst ganz vor kurzem vorgelegt ist, noch im Schoße der Zukunft und noch werden die alten Zölle zwischen den verbündeten Kolonien erhoben und Schutzzoll regiert in Victoria, Freihandel in Neu-Süd-Wales, derweil Handel und Wandel in Erwartung dessen, was da kommen soll und muß, daniederliegen. Merklich abgekühlt hat sich bereits die Stimmung der noch vor wenigen Monaten im Vollstrom nationaler Begeisterung schwimmenden Bevölkerung und vollständig enttäuscht ist man mit den Leistungen des Ministeriums unter seinem Premier Mr. Barton. Dieser, ein vorzüglicher Jurist und hervorragender Vertheidiger in Kriminalsachen, hatte sich in dem langen Vorkampfe die Gunst der Massen durch seine Platformredem erworben; aber es kann einer ein hervorragender Redner und doch ein erbärmlicher Minister sein. Unter all seinen Kollegen war er der einzige, dem die praktische ministerielle Erfahrung fehlte, und dieser Mangel zeigt sich in der bedenklichsten Weise bei der Leitung seines bunt zusammengewürfelten, meist aus recht dickköpfigen, ehemaligen Premiers der Einzelkolonien gebildeten Kabinets, welche sich alle genügende politische Erfahrung zutrauen, Gesetzesvorschläge zu machen, von denen ihre Kollegen erst hören, wenn sie zufällig im Parlament anwesend sind, oder sonst durch die Zeitungen. Zu derartigen Anträgen, die nie in einem Ministerrath berathen worden sind, gehört auch die von Herrn Barton selber eingebrachte Immigration Restriction Bill, deren Inhalt auch deutsche Zeitungen gebracht und erörtert haben.

Ich habe jetzt vor mir die Melbourner Morgenzeitung liegen, welche die Rede enthält, mit der Mr. Barton diese Bill bei ihrer zweiten Lesung im Parlament zur Annahme empfahl. Er führte aus, daß nach dem neuen Gesetz als Grundlage für die Erlaubnißertheilung zur Einwanderung an „undesirable" (nicht wünschenswerthe) Personen eine Prüfung auf die Schulbildung festgesetzt sei, und darum habe er den Wortlaut gewählt, daß: „any person, who, when asked to do so by an officer, fails to write out and sign in the presence of the officer, a passage of 50 words in the English language dictated by the officer" (Personen, die auf Verlangen eines Beamten, nicht im Stande sind, in der Gegenwart dieses Beamten und nach seinem Diktat, 50 Worte in der englischen Sprache zu schreiben und ihren Namen zu unterzeichnen) von Australien ausgeschlossen bleiben sollen. Er beruft sich darauf, daß sein Vorschlag von der in einzelnen Kolonien (Neu-Seeland und Neu-Süd-Wales) bestehenden Gesetzgebung nur dadurch abweiche, daß er die Prüfung in der englischen Sprache verlange, während dort eine beliebige europäische Sprache genüge. Dies thue er nur zur Vermeidung von internationalen Schwierigkeiten, denn wenn man ohne Berücksichtigung der Hautfarbe oder Rasse gleichmäßig gegen alle Ausländer verfahre, könne sich niemand beschweren und eine englisch sprechende Gemeinschaft habe doch das Recht von jedem, der sich in ihr niederläßt, zu verlangen, daß er sich ihnen verständlich machen kann. Auf einen Zwischenruf, daß wenn die europäischen Nationen etwas Aehnliches von den Australiern verlangen würden, nicht einer unter Tausend von ihnen in Europa reisen dürfte, erwidert Barton, daß Europa sicherlich den Zweck des Gesetzes verstehen und daß Australien dasselbe in vernünftiger Weise handhaben werde. Ohne es direkt auszusprechen, läßt dieser große Staatsmann also ziemlich deutlich durchblicken, daß das Gesetz zwar nur auf die asiatischen Rassen Anwendung finden soll, aber doch alle Ausländer betrifft. Es bliebe demnach den individuellen Anschauungen eines Zollbeamten überlassen, nach vorgenommener Okularinspektion der Passagiere eines einlaufenden Schiffes diejenigen mit verdächtiger Hautfarbe oder Schlitzaugen der Schriftprobe zu unterziehen, alle anderen aber ungeprüft hereinzulassen; auch ist im Gesetzentwurf keine Bestimmung darüber getroffen, wieviele orthographische Fehler dem Einwanderungskandidaten in diesem Diktat erlaubt sind, noch sind Schulen auf den Quarantänestationen vorgesehen, in welchen dem Durchgefallenen Gelegenheit geboten ist, seine versäumte Erziehung nachzuholen. Mit schweren Strafen bedroht und haftbar für die Ausführung dieser Bestimmungen macht man dagegen die Schiffsgesellschaften, welche außerdem verpflichtet sind, die zurückgewiesenen Passagiere kostenlos zurückzubefördern.

Wie ein derartiges Gesetz im Laufe der Zeiten gehandhabt werden könnte, brauchen wir uns nicht auszumalen, weil zwar nicht Barton, wohl aber ein anderer Minister bereits die Zustimmung des Ministeriums zu einem Antrag gegeben hat, welcher statt des Diktats in englischer, ein solches in irgend einer europäischen Sprache genügen läßt; gleichzeitig erklärte dieser Minister offen, es sei nie beabsichtigt gewesen, das Gesetz auf europäische Nationen anzuwenden. Schwer genug wird auch die Erfüllung dieser Bedingung noch manchem Italiener oder Galizier und vielleicht auch manchem irischen Amerikaner werden, aber die Regierung wird den abgeänderten Entwurf zweifellos durch das Parlament bringen, da die Arbeiterpartei hiermit das erreicht, wonach sie schon lange gestrebt hat: eine einheitliche Gesetzgebung, die Australien ganz den Weißen sichert und alle billigen farbigen Arbeiter ausschließt.

Daß die Frage der asiatischen Einwanderung strenger gesetzlicher Regelung in Australien bedarf, um die Kolonien der weißen Rasse zu erhalten, kann, ohne daß man sich auf den krassen Standpunkt der völligen Ausschließung stellt, leider nicht bezweifelt werden, denn ohne solche Beschränkung würden die soviel näher liegenden, stark bevölkerten Länder China, Japan, Indien u. s. w. schon längst ihre überzähligen Millionen auf Australien abgestoßen und das Land mit ihnen überschwemmt haben. Die Natur hat nun einmal eine tiefe Kluft zwischen der kaukasischen und asiatischen Rasse gelassen, die eine Assimilation unmöglich macht, und es ist zu begreifen, daß die Europäer, die als erste von dem Lande Besitz ergriffen haben, auch das Recht sich anmaßen, bei Zeiten dafür zu sorgen, daß ihnen ihr Besitz erhalten bleibt.

Die bisher in Kraft gewesene Gesetzgebung der einzelnen Kolonien für Beschränkung der Einwanderung in Australien hat sich fast ausschließlich gegen die Chinesen gerichtet, denn weitergehenden, auf andere farbigen Rassen bezüglichen Parlamentsbeschlüssen wurde seitens der Krone die Genehmigung versagt, nachdem namentlich Japan, aber auch die britischen Besitzungen im Osten sehr energisch dagegen bei dem Kolonialamt in London protestirt hatten. Die chinesische Einwanderung nahm nach den ersten Goldfunden gewaltige Proportionen an: während im Jahre 1853 nur 2000 Chinesen in Victoria gezählt wurden, waren 1859 bereits 42 000 vorhanden, als die Gesammtbevölkerung Victorias noch nicht 450 000 Einwohner betrug. Bereits im Jahre 1857 waren daher in dieser Kolonie und in Südaustralien die ersten gesetzlichen Maßnahmen gegen weiteres Einströmen getroffen worden und seitdem hat fast jedes Jahr eine Verschärfung der Bedingungen stattgefunden, unter denen man die gelben Herren zuließ, denn es handelt sich eigentlich nur um Männer, da der Chinese seine Frau selten mit auf Reisen nimmt. Nur wenige lassen sich dauernd in Australien nieder, meist bleiben sie nur solange, bis sie genügende Ersparnisse gemacht haben, mit denen sie nach Hause zurückkehren, um bescheiden dort zu leben, und dazu gehört herzlich wenig. Die Zeit, die er braucht, um sich seine paar hundert Pfund Sterling zusammenzuscharren, sind für ihn Jahre der Verbannung; je

eher er sein Ziel erreicht hat, um so glücklicher ist er, und so hungert und spart er, wo er nur sparen kann, lebt in den erbärmlichsten Hütten, eng zusammengepfercht und arbeitet trotz des Achtstundentages mit Bienenfleiß und Ausdauer 18 Stunden am Tage. In Gewerben, wo der Chinese konkurrirt, kann kein europäischer Handwerksmann vorwärts kommen, seine fabelhafte, für den kultivirten Europäer einfach unmögliche Anspruchslosigkeit gestattet ihm viel billiger zu arbeiten und doch weit mehr zu ersparen; und dazu kommt noch seine chinesische Schlauheit. Unendlich erfindungsreich sucht er seine Mitmenschen zu übervortheilen, sei es, wenn er seinen Kohl oder seinen Fisch verkauft, oder wenn er sich sein Wasser oder Gas etwas billiger zu verschaffen sucht, wie zur ortsüblichen Taxe. Es erscheint ihm Sündengeld, wenn er das viele Wasser, welches er für seine Gemüsegärten im Sommer gebraucht, bezahlen soll, und es ist ein beliebter Kniff, vor dem Messer ein Rohr anzulegen und es um denselben herumzuleiten, so daß nur ein geringer Theil des gebrauchten Wassers registrirt wird. Das kooperative System hat bei den australischen Chinesen große Ausdehnung gefunden; sie betreiben in den australischen Städten recht umfangreiche Betriebe in dieser Art; die ganze Fabrikation billiger Möbel ist in ihren Händen, und die Genossenschaften der Gemüsebauer besitzen ausgedehnte und werthvolle Ländereien. Geht einer von ihnen nach China zurück, so läßt er sich vorher Naturalisationspapiere ausstellen und meldet sich auf Besuch ab; er selbst kommt dann aber niemals wieder, sondern die Papiere, die einen Marktwerth in China haben, wie Börsenpapiere bei uns, werden zu Hause verkauft und nach etlichen Monaten präsentirt sich ein anderes grinsendes, schlitzäugiges, gelbes Geschöpf mit ihnen bei den australischen Zollbehörden, die sich vergeblich Mühe geben, schlauer zu sein, wie die Chinesen. Sie sehen sich häufig so verteufelt ähnlich, daß das Photographiren nichts nützt; über lokale Verhältnisse werden sie von dem Vorbesitzer der Papiere so gut unterrichtet, daß sie die strengste Examination mit Glanz bestehen und die paar englischen Worte, über die es der Chinese nicht herausbringt, sind auch vorher gelernt worden. Die Chinesen, die nach Australien kommen, gehören fast ausnahmslos zu der alleruntersten Klasse, und umso mehr läßt sich der ziemlich allgemeine Widerwille gegen sie verstehen. Ihre Zahl hat sich trotz der rigorosen Gesetzgebung in den letzten Jahren kaum vermindert, ist dagegen seit den fünfziger Jahren ganz bedeutend zurückgegangen; es gibt heute in ganz Australien kaum 40 000.

Die Bestimmungen über die Einwanderung sind in den sieben Kolonien nicht die gleichen; in allen ist solchen Chinesen, die im Besitz von Naturalisationspapieren sind, die Rückkehr in die betreffende Kolonie, welche die Papiere ausgestellt hat, gestattet, sonst darf in Victoria, Queensland, Süd-Australien und West-Australien ein Schiff auf je 500 Tonnen Gehalt, in Neu-Süd-Wales auf je 300 Tonnen, in Neu-Seeland auf je 200 und in Tasmanien auf je 100 Tonnen einen chinesischen Einwanderer hereinbringen, außerdem muß aber in Neu-Süd-Wales und Neu-Seeland eine Kopfsteuer von 100 £, in Tasmanien eine solche von 10 £ entrichtet werden.

Die Gesetzgebung ist bisher nur in Neu-Seeland und Neu-Süd-Wales gegen andere wie chinesische Einwanderer mit Beschränkungen aufgetreten und setzt in diesen Kolonien fest, daß von Personen, die nicht britische Unterthanen sind, verlangt werden kann, daß sie einen schriftlichen Antrag auf Zulassung in irgend einer europäischen Sprache stellen. Sonst galten bisher überall die allgemeinen Bestimmungen, daß Geisteskranke, mit ansteckenden Krankheiten Behaftete, Verbrecher und solche Personen, die innerhalb einer vorgeschriebenen Periode der öffentlichen Armenpflege zur Last fallen könnten, nicht gelandet werden durften; in zweifelhaften Fällen müssen die Schiffseigner Sicherheit stellen. Gegen die vielen hausirenden Afghanen, Hindus u. s. w. hat man bisher, weil sie auch britische Unterthanen sind, wenig thun können, obgleich sie gewiß das wenigst wünschenswerthe Einwanderungsmaterial bilden. Anders liegt die Sache mit den asiatischen Plantagenarbeitern in Queensland; dieselben sind in dem tropischen Klima ganz unersetzbar, wenn man nicht die dort im Aufblühen befindlichen Industrien, namentlich den Zuckerbau, vollständig ruiniren will. Es wurden dort außer 8 051 Chinesen im Jahre 1898 8 617 Kanakas (Südseeinsulaner), 1 438 Javanesen und 3 247 Japanesen gezählt, die gegen allerdings sehr geringe Bezahlung Arbeiten verrichteten, welche ein weißer Arbeiter in der Temperatur absolut nicht zu leisten im Stande wäre. Fände also Mr. Barton's Bill Annahme, so steht Queenslands Zuckerindustrie vor dem Ruin.

Mit seltener Einmüthigkeit hat auch die australische Presse die Gelegenheit wahrgenommen, offen zu erklären, daß gesetzliche Bestimmungen in Bezug auf Beschränkung der Einwanderung, deren Auslegung doch recht zweifelhafter Natur sei, darauf hinwirken müssen, die so sehr erwünschte europäische, namentlich die deutsche und skandinavische Einwanderung einzuschränken. Rühmend wird der Kolonisten deutscher Abstammung gedacht, die fast die ersten Ackerbau treibenden Niederlassungen gegründet haben und die, wenn sie auch ihre Nationaleigenthümlichkeiten nie aufgegeben, und sie auf ihre Kinder vererbt haben, doch gute Australier geworden sind und durch ihren Fleiß und ihre Ausdauer wesentlich zur Förderung des Nationalwohlstandes beigetragen haben. Es wird darauf hingewiesen, daß in Süd-Australien, Victoria und Queensland eine ganze Reihe blühender, rein deutscher Gemeinden bestehen, wo in den Kirchen deutsch gepredigt und in den Staatsschulen deutsch unterrichtet wird, und deren Einwohner in intellektueller Beziehung weit über dem Niveau des gewöhnlichen Kolonisten stehen. Selbst wenn man den englischen Charakter der Kolonien zu bewahren bestrebt sei, sei die ausländische Einwanderung so verschwindend gegen die englische, daß absolut kein Grund zur Gefahr vorliege, und man sollte doch nicht vergessen, nach Amerika herüberzuschauen und darüber nachzudenken, wie dieser Welttheil heute dastehen würde, wenn man ihm die deutschen Elemente entzogen, und wenn man in ähnlicher Weise, wie Mr. Barton es beabsichtigte, dort der freien Einwanderung Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätte. Jedenfalls ist aus diesen Aeußerungen zu entnehmen, daß der Deutsche in Australien geachtet ist, wie kein Angehöriger einer anderen Nation, und fallen manchmal in erregteren Zeiten scharfe Worte, so dürfen wir sie nicht zu ernst nehmen, meist haben wir uns dafür schon im Voraus revanchirt.

W. Mommsen.

Die Miniaturenausstellung.

Abermals ladet die Wiener Hofbibliothek zu einer Besichtigung ihrer Schätze. Vor Jahresfrist, zum Andenken an Gutenberg, wies sie ihren Reichthum an Wiegendrucken. Nun, nach langen und mühsamen Vorarbeiten ihres trefflichen Leiters, des ausgezeichneten Orientalisten Karabacek und der Seinigen eröffnet sie uns einen Einblick in die Kleinkunst des Mittelalters.

Aus der Fülle der Handschriften, die hier vereinigt sind, hat man die allerkostbarsten ausgelesen. Ausgestellt sind sie in Fischer von Erlachs einzig schönem Säulen- und Kuppelsaal, den ich noch niemals ohne ein Gefühl der Ergriffenheit betreten konnte. Und bei ihrem Anblick versteht man gar wohl das Gefühl der großen Sammler der Renaissance, des Federigo von Montefeltre, der in seiner Bücherei niemals ein gedrucktes Werk gelitten hätte.

Sammlerglück und -Fleiß von Jahrhunderten mußten aufgewendet sein, ehe diese Kleinodien erworben wurden

Nur hier, an der Schwelle des Morgenlandes, konnte dieser Hort orientalischer Kunst zusammengebracht werden. Er ist vielleicht das letzte Ueberbleibsel jener gebietenden Rolle, die wir vordem dem andrängenden Osten gegenüber gespielt haben.

So drängen sich die Erinnerungen und die Werthe. An sich und durch die Ausstattung sind die Bücher und die Einzelnblätter merkwürdig. Man gewinnt Einblick in noch dunkle Perioden der Kunstgeschichte. Dazu kommt noch hoher Rang und weltgeschichtliche Bedeutung der Besteller wie der Eigner. Ein Reliquienschrein der Historie hat sich aufgethan und will gemustert sein.

Aus der Antike ist alle Kunst geflossen. Und so sehen wir denn auf den vier Blättern der Wiener Genesis die Helden des alten Testamentes ganz würdig und ohne Arg in der Toga schreiten. Höchst sonderbare Thiere drängen sich zur Arche Noäh und eine antike Stadt ragt, ernst wie ein Sinnbild dessen, was jeder Elementargewalt widersteht, über die grauen und anstürmenden Wogen der Sintfluth. Und ganz antiken Vorstellungen begegnen wir dann wieder in der Renaissance.

Ein Beispiel: ein neapolitanischer Kodex bringt in der Initiale eine Aufbahrung. Sie ist sehr sauber und künstlerisch vollendet in den Raum hineinkomponirt. Am Rande des Blattes aber vergnügen sich Putten mit Vogelfang. Das sieht aus, wie ein hübsches Gegengewicht gegen den Ernst des ersten Bildchens, bis man sich besinnt, daß sich das Alterthum das schweifende, unstäte Seelchen gern in Vogelgestalt symbolisirt und daß der große Vogelsteller, dem sie zuletzt alle ins Netz flattern müssen, der Tod ist.

Dieselben Motive kehren gerne und mit einer Unfehlbarkeit wieder, daß man nach ihnen beinahe bestimmen kann, woher die Sendboten stammten, welche der Gegend das Christenthum brachten, in der eine Handschrift entstanden ist. Die orientalischen Schulen haben ein reichverziertes Kreisornament — Blau in Gold — das sie mit der Initiale in Verbindung setzen. Die irisch-angelsächsische aber arbeitet mit Würfeln und bringt allenthalben den Drachen als Zierrath an. Der Drachenkopf ist nun gewissermaßen das Kennbild aller Handschriften, die aus dieser Quelle geflossen sind. Man wird ihn mindestens in der Zierleiste finden. So in der Handschrift, die Karl der Große dem Pabst Hadrian I. von Dragulf fertigen ließ. Sie behaupten sich durch mehr als ein Jahrtausend kenntlich und unvermischt nebeneinander.

Wie rasch die karolingische Kunstblüthe erlosch, zeigt das „Lobgedicht auf das Kreuz“ des Rabanus Maurus, das unter dem Sohn des großen Karl geschrieben ward. In den Text hineingestellt ist Ludwig der Fromme. Es wird wohl eine Art Aehnlichkeit angestrebt sein und dämlich genug steht der Kaiser da, der es verstanden hat, in der kürzesten Zeit eine unermessene Erbschaft an Macht und an Ruhm zu verzetteln. Der Figur eingeschrieben sind Worte des Segens, die den Schutz des Himmels für den frommen Kaiser erflehen.

In die Zeiten der großen Kirchenstreitigkeiten führt uns die Chronik des Ulrich von Richenthal. Es ist eine Sitzung des Costnitzer Koncils, ganz vortrefflich in der Perspektive. Kardinäle und Bischöfe sitzen gereiht um den Pabst Johann XXIII. An die Stürme, die aus jenen Berathungen entsprungen und einen großen Theil Deutschlands mit solchem Unheil heimsuchten, mahnt eine trotzige Taboritenbibel. Aus dem Besitz Wenzel IV. . . mit dem schönen Beinamen der Faule, rührt eine wunderschöne Abschrift der goldenen Bulle. Ueberall, wo es paßt oder nicht paßt, ist die Gestalt der Bademagd angebracht mit Ruthe und Schöpfeimer, auch der Eisvogel kehrt immer wieder. Heraldisch ist beides noch nicht erklärt: vielleicht thäte man auch gut, sich bei der Bademagd, die oftmals bis auf einen Schurz nackt ist, nicht eben um eine heraldische Erklärung umzuthun. Erstaunlich ist überhaupt der Reichthum an altböhmischen Handschriften. Die Schönste darunter hat einen Ehrenplatz in goldgeschnitztem Schrein, so daß man auch die Pracht des Einbandes bewundern kann.

Die Türkennoth zieht auf. Der ganzen Welt zum vollen Bewußtsein bringt sie Bajasid Jilderim. Schon unter ihm ist Konstantinopel dem Falle nahe. Die Rettung für das Abendland bringt Timur Lenk. Bei Ancyra schlägt er den Sultan der Osmanen, um ihn alsdann wie ein gefangenes, wildes Thier auf seinen Zügen der Weltverheerung mit sich zu führen. Ein Buch aus dem Besitze Bajasid's, das in jener Völkerschlacht in die Hände seines Bezwingers fiel, findet sich hier. Wenn aber Timur zu Hause in seinem Samarkand saß, dann dachte er auch anderes, als Schlachten und Greuel. Er läßt Regententugenden und Pflichten für seinen Sohn und Erben Schachroch kalligraphiren. Man möchte sie gerne lesen können, um an einem giltigsten Beispiel den Gegensatz zwischen Maximen und Thaten aufzuweisen. Aber so zeugen nicht allein Schädelpyramiden, mit denen er das ganze Morgenland übersät, auch ein Büchlein zeugt vom lahmen Timur und dem Wüthen der Mongolen. Eine schreckensvollere Zeit hat die Menschheit noch niemals gesehen. Selbst in ihr aber vergaß man nicht gänzlich der Kunst und der Gelehrsamkeit, wie man sie eben begriff. Das berührt mit eigenthümlichem Trost. Ein Fünkchen glomm weiter und nicht einmal dieser Sturm konnte es völlig verwehen.

Die Heldenzeit Ungarns: die wundersamen, mit aller Kunst der Renaissance ausgezierten Bücher aus dem Besitz des Mathias Corvinus, des prachtvollen, tapferen Mannes, an dessen Erinnern noch heute sein Volk mit aller Liebe hängt. Die Werdezeit Oesterreichs: der Ausgang der trübseligen Periode Friedrichs III., der mehr denn einmal heimathlos und wie ein Bettler umzog, obschon er in seinem Hause durch kluge Erbverträge und Ehestiftungen die Anwartschaft auf die reichsten Länder dieser Welt gesichert. Dem greisen Kaiser wird ein Bein amputirt. Die Jugend seines herzhaften und fröhlichen Sohnes: Maxens Lesebuch. Er sitzt ernsthaft und ehrbar im Kreise seiner Kameraden und trägt im blonden Haar ein Krönlein, weil er brav gelernt hat. In seiner Grammatik darf er sich gar mit Rosen kränzen. Ebenso ist da des armen Ladislaus Posthumus Fibel. Reiche Erinnerungen an Karl V. Sein Einzug in Brügge, voll Bewegtheit. Vor einem Statutenbuch des goldenen Vließ sein Jugendbild, mit dem fatalen Maul. Er sieht klug und entschlossen darein. Eine große Aehnlichkeit mit allen späteren Bildnissen. Am Rand mit wunderwürdiger Genauigkeit Erdbeeren in allen Stadien der Reife, Räupchen, deren Art man ohne Weiteres bestimmen kann, Schmetterlinge und endlich so häufig die bedachte Schnecke, daß man nothwendig irgend einen symbolischen Bezug annehmen möchte.

Viel Raum beanspruchen die französischen Kodices. Sie sind in der Feinheit der Ausführung und nach Reichthum der Erfindung aller Bewunderung werth. Zu nennen ist da vor allem das Statutenbuch des Michaelsordens mit zahlreichen aufs Feinste ausgeführten Porträts und des guten Königs René symbolischer Liebes- und Ritterroman. Immer selbständiger fühlt sich der Künstler; er dient nicht mehr. Das Bild betont sein eigenes Recht.

Die Legende von der Bilderfeindlichkeit des Islam ist nicht mehr aufrecht zu erhalten. Die Glanzzeit des Osmanenthums findet ihre malerische Verherrlichung. Da ist eine Heerschau Suleiman des Prächtigen mit dem Bildniß des Padischah. Das ganze Morgenland rückt auf. Die Schiiten Persiens illustriren so gut wie die Sunniten. Aus Herat, aus dem Besitz der Seldschuken-Beys Aegyptens stammen mit die schönsten Stücke. Man sieht den Dichter Sadi sinnend dargestellt: an Hafis, an des Karwini Wunder der Schöpfung ist die erlesenste Kunst gewendet. Ich habe noch niemals getreuere, liebevollere Thierbilder gesehen als im Karwini-Kodex.

Rein kalligraphisch genommen schlägt der Orient das Abendland auf der ganzen Linie. Die Kunst des Schönschreibens fühlt sich hier jeder anderen Kunst ebenbürtig.

Die Namen ihrer großen Meister werden dem Andenken überliefert. Tag und Stunde der Vollendung eines Werkes wird festgelegt. Sieben Koranabschriften füllen die Lebensarbeit eines tüchtigen und emsigen Mannes. Man nehme die Unterhaltskosten im wohlfeilen Morgenland noch so gering, so wird man immerhin als Preis einer Einzelnen auf eine Summe kommen, die erstaunlich hoch ist. Die Schahe Persiens selber üben diese Kunst und leisten Außerordentliches in ihr.

Erstaunlich ist ihr Raumgefühl. Die Buchstaben, verschlungen, bilden für sich ganz wunderbare Zierrathe. Dazu kommt die Umrahmung. Der Fayencen-Belag eines Badezimmers wird nachgebildet. Oder sie schaffen Teppichmuster von einer unnachahmlichen, ruhigen Schönheit. Man kann sich garnicht genug vor ihnen verweilen. Selbst wenn sie spielen, thun sie's mit Schönheit und Anmuth. Da ist ein Blatt, dessen Buchstaben aus Papier ausgeschnitten und einfach aufgeklebt sind. Dennoch macht es eine vortreffliche Wirkung. Das Geheimniß der Flächen-Dekoration, nach dem wir eben wieder mit einer so schmerzlichen Sehnsucht und mit so wunderlichen Experimenten suchen, hier ist es begriffen und mit einer schönen, unfehlbaren Sicherheit geübt. Eingeschlossen sind aber diese Kodices in ihrer würdige Bände. Der edle Lack von Schiras, reich geschmückt, kostbares Leder mit Goldpressung. An dekorativer Kraft kann sich denn doch keine Farbe dem Gold vergleichen.

Der ferne Osten, China sendet buddhistische Legenden. In ein Pflanzenblatt hineinkomponirt sind Genre-Scenen voll Lebendigkeit. Die sonderbaren und noch immer nicht ganz erklärten Hieroglyphen der Majas, der Urbewohner Mexikos finden sich. Auf dickes Thierfell sind sie hingemalt und man setzt die Entstehung der Handschrift in eine Zeit, lange bevor das Azteken-Reich durch die Spanier und Hernan Cortez zertrümmert ward.

Es ist ein unvergleichlicher Reichthum und eine Fülle der Anregungen jeder Art gespeichert. Und im liberalsten Geist ist alles dargeboten. Ein sehr geringfügiger Eintrittspreis, der viele Ausnahmen leidet. So werden alle Arbeitervereine unentgeltlich zugelassen und es ist eine Führung bestellt, ohne die alle diese Eindrücke wirr und ohne Frucht bleiben müßten.

Man könnte sich manches Nutzens von dieser Ausstellung versehen. Unser Kunstgewerbe, das nach langem Stillstand nun sich in Sprüngen und Kapriolen versucht, fände hier die edelsten Motive, die nur nachzubilden und weiter zu entwickeln wären, um reinsten Gewinn zu verheißen. Ganz besonders aus der Wirrniß unseres Buchschmuckes, der unerbaulich genug wuchert, wäre hier sicherer Ausweg zu finden.

Unendliches wäre für die Belebung des historischen Sinnes in unserer Jugend zu gewinnen. Denn hier werden todte Zeiten lebendig und sprechen in ihrer eigensten Sprache zu denen, die Ohren haben. Es quillt und strömt allenthalben. Dunkle Partien werden erhellt, schiefe Begriffe gerade gerenkt, Vorurtheile mit einem Male beseitigt. Niemals aber wußten wir zu nutzen, was sich uns noch so reich und bequem und unwiederbringlich dargeboten hat. Die Besucher tröpfeln in der Ausstellung. Bei denjenigen, die sie am meisten angehen würde, gilt sie sicherlich für fad. Es ist ja keine Hetz dabei und die wenigen Nuditäten in den Wenzelshandschriften allein lohnen doch den Besuch nicht. Dazu fand die Eröffnung zu einer Zeit statt, in der die Schulen geschlossen waren und zwei Monate ihrer Dauer verstrichen, in denen Wien eben nicht in Wien war. Derlei läßt sich nicht mehr einholen noch gut machen. Denn gerade bei uns klafft zwischen Sommer und Herbst eine nicht zu überbrückende Kluft.

Anderwärts hätte man eine so einzige Veranstaltung besser genutzt. Man hätte einiges Aufheben damit gemacht. So diente sie den wenigen Fremden als Lückenbüßer für leere Stunden. Die Vornehmheit des Ortes verbot, Lärm damit zu machen. Und so mag anderwärts aufgehen, was hier, bei uns gesät wurde. Man schilt uns Oesterreicher gerne Raunzer. Wir sind's. Aber jeder Anlaß bringt uns nur von neuem ins Bewußtsein, wie sehr wir Grund haben, es zu sein. Bei uns. Bei uns. Immer bei uns — es gilt kein kurioser Kapitel, als dieses bei uns!

Wien. J. J. David.

Ein falsches Eckermännchen.

Ende Mai dieses Jahres fand in Weimar eine Trauerfeier zum Gedächtniß des Großherzogs Alexander statt. Die Vorstände der Schiller-Stiftung, der Shakespeare- und der Goethe-Gesellschaft waren bei diesem Anlaß vertreten. Zunächst in ihrem Kreise und alsbald weit über ihre Kreise hinaus wurde dazumal der Antrag erwogen, Shakespeare ein Denkmal in Weimar zu setzen. Das abenteuerliche Vorhaben ist nicht glattweg mit Ja oder Nein abzuthun. Wenn ein bildender Künstler aus eigenstem Antrieb einen neuen Shakespeare-Typus schaffen wollte, ein Gegenstück etwa zu Klinger's Beethoven; — oder wenn ein eingeborener oder auswärtiger Freund Weimars der Stadt Goethe's, Herder's, Wieland's, Schiller's ein Shakespeare-Denkmal stiften wollte, wie vor Jahr und Tag ein reicher Amerikaner der Stadt Paris eine Bildsäule Shakespeare's unter der sofort eingelösten Bedingung geschenkt hat, Raum dafür auf freiem vielbesuchten Platze zu schaffen — immerhin! Wäre jedoch nur eine der herkömmlichen „Sammlungen" mit folgendem Preisausschreiben geplant, dann dürfte wohl gefragt werden, ob Kürnberger ganz umsonst gegen den Denkmalbettel geeifert hat. Weimar zu schmücken, könnte und sollte freier Eingebung, landsmannschaftlicher Liebhaberei und nicht zum Wenigsten dem genius loci vorbehalten bleiben. Uns Deutschösterreichern stünde es wohl an, dem Goethe-Haus einmal eine bildliche Verewigung von Grillparzer's Besuch zu widmen, sofern sich ein Künstler fände, der mit Pinsel oder Meißel den Augenblick, in dem Goethe dem Wiener Poeten die Hand reicht, um ihn zu Tische zu geleiten, annähernd so herzbewegend darzustellen vermöchte, wie das Grillparzer in der Selbstbiographie gelungen ist. Und der Goethe-Gemeinde hätte es schon längst geziemt, im Garten des Goethe-Hauses oder auf offenem Markt dem Redlichen eine Büste aufzurichten, der Heine's Hohnwort für alle Zeiten in ein Wahrwort gewandelt hat:

Und Eckermann immer am Leben.

Ebendarum, weil Eckermann „immer am Leben", bedarf er vermuthlich des äußeren Denkzeichens gar nicht. Für seinen Ruhm und Nachruhm hat er selbst am dauerhaftesten gesorgt durch das Vermächtniß Goethe's, das wir nur seiner Treue zu danken haben. Seine Gespräche mit Goethe werden unzählige Bücher von Eckermann weit überlegenen Geistern, nach mancher ketzerischen Meinung sogar ein gut Theil von Goethes eigenen Schriften überdauern. Bismarck's Ausspruch in Versailles ging vielleicht in dem Zahlenansatz ein bischen zu weit: die Nachwelt wird nicht gerade 32 von den 40 Bänden Goethe preisgeben, mit dem Rest aber, wenn's Noth thut, sich gern auf eine wüste Insel zurückziehen. So viel oder so wenig Goethe die kommenden Geschlechter aber auch als unverlierbares Gut betrachten und behandeln mögen: die Gespräche mit Eckermann dürften sie nicht ohne schweren Schaden ausschließen. Der reife, weise, grundgütige, ganze alte Goethe steht nirgends gewinnender, anschaulicher, zugänglicher, leibhaftiger, unmittelbarer vor jedem Empfänglichen, als in diesen lebenstreu festgehaltenen Arbeits- und Plauderstunden. Der einzige Schmerz, den das einzige Buch uns bereitet, ist, daß es endet, mit Goethe's Ende enden mußte.

Ein federflinker Franzose beweist die Nothwendigkeit dieses Endes, sofern das noch eines Beweises bedürfen würde, mit einem kürzlich im Verlag der Revue blanche gedruckten Bande: Nouvelles conversations de Goethe avec Eckermann 1897—1900.*)

Todtengespräche sind von Lucian bis auf Fontenelle und die jüngste Gegenwart immer neuer Wandlungen fähig und der Vorliebe witziger Köpfe würdig. Gescheuteres über Blüthe und Verfall unserer klassischen Litteratur wird nicht leicht zu hören sein, als in dem von Grillparzer im Elysium erlauschten Gespräch Friedrich's des Großen mit Lessing. Und werthvoller als die meisten, vielbogenstarken Romane Fritz Mauthner's ist sein Neues Todtengespräch, ein Blättchen, das Anzengruber's Einzug in den Olymp, das Herrenhaus der Litteratur, gilt. Goethe zum steten Zeugen und Richter der jüngsten Gegenwart zu machen, lag allerdings im Sinn seiner getreuesten Anhänger. Herman Grimm hat ja einmal, wenn ich mich recht entsinne, gemeint, es würde uns nicht wundern, Faust und Mephisto auf der Rednerbühne des deutschen Reichstages erscheinen zu sehen. Es ist ihnen einstweilen nur nicht beigefallen, in Wahlversammlungen oder in Vollsitzungen Gastrollen zu geben.

Der moderne Pariser Doppelgänger des ehrlichen Eckermann läßt sie und den echten Goethe noch weniger zu Wort kommen. Das einzige Mal, wo es geschieht, trifft er allerdings desto sicherer das Richtige. In den Wirren des Dreyfushandels begründete Bourget in einem offenen Brief an Barrès seine revisionsfeindliche Haltung mit dem angeblich Goethe'schen Wort: „Mieux vaut une injustice qu'un désordre“. Der Satz lautet in Goethe's geliebtem Ur-Deutsch ein wenig anders: „Es liegt nun einmal in meiner Natur; ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen.“ Die Gelegenheit, bei der Goethe so sprach, zeigt ihn in offenkundigem Gegensatz zur eigenmächtigen, blindwüthigen Volksjustiz: er tritt, auf seine eigenste Gefahr, bei der Belagerung von Mainz einer tobenden Rotte entgegen, die kurzweg einen mit Wagen, Kisten und Kasten Abziehenden todtschlagen will. Und Goethe's gebieterisches Halt! seine strenge, scharfe Rede rettet den sonst Verlorenen, der Plünderung und Brandlegung in der Dom-Dechantei Verdächtigten. Goethe schlug sich somit offenbar zu den „Intellektuellen“ gegen die Fanatiker.

Diesmal ist das neue Eckermännchen leicht in der Lage, Goethe's Ansicht über die Entstellung seiner Gedanken durch Bourget zum Besten zu geben. Was er aber als Goethe's Urtheile über Molière und Beaumarchais vorbringt, steht in offenbarem Widerspruch mit den vom alten, echten Eckermann verbürgten Aeußerungen. Und in den unzähligen anderen Fällen, wo ein Pseudo-Goethe sich über Tagesereignisse, die jüngsten politischen, künstlerischen, sozialistischen und litterarischen Moden im Gespräch mit Pseudo-Sorets, einem falschen Coudray und einem ebenso unechten Kunstmeyer u. s. w. ausläßt, bekommt man das thörichte Maskenspiel vollends satt. Der Abschluß des zweiten Faust genügt dem falschen Goethe unseres falschen Eckermännchen nicht mehr: er ruft Faust noch einmal auf Erden zurück, sous la forme d'un — agitateur socialiste. Als sein Gegenspieler erscheint, gleichfalls in Gestalt eines Sozialisten-Häuptlings Mephistopheles, den Faust aber nicht wiedererkennt . . . Der Entwurf von Friedrich Theodor Vischer, Faust im Bauernkrieg zu zeigen und der Epilog, den Renan zu Shakespeare's Sturm gedichtet, Caliban geht ein bischen mehr in die Tiefe, als dieses weit ausgesponnene Scenarium.

Was das neue Eckermännchen sonst über Octave Mirbeau, Lavedan, Prévost, Hervieu, Anatole France, Renard u. s. w. zu sagen hat, mag ja ganz nett wirken in einem Kaffee-Kränzchen oder in einem Künstler-Cabaret der „Neusten“. Im Uebrigen ist die Voraussetzung eines neuen Eckermann nach wie vor ein neuer Goethe, sowie die Vorbedingung eines neuen Busch ein neuer Bismarck bleibt. Kein einziger aus diesem Quartett hat sich leider bis zur Stunde neuerdings auf Erden, geschweige unter den Autoren der Revue blanche zum Wort gemeldet.

*) Paris, 1901.

Wien, 30. September.

A. Bettelheim.

Wedekind.

(„Marquis von Keith.“ Residenz-Theater, 11. Oktober).

Glücklich, wer geschickt und heiter
Ueber frische Gräber hopst.
Tanzend auf der Galgenleiter
Hat sich Keiner noch gemopst.
Wedekind.

I.

Frank Wedekind bringt nach meiner Erfahrung die erschütterndsten Lachausbrüche zuwege. Das erreicht er mit Bewußtsein. Auf welche Art? Wenn er etwa in ernsten Verhältnissen eine Düte Pralinés verwendet. Das wirft mich um. Es geschieht in dem Lustspiel „Die junge Welt“. Beim Lesen seiner ruhigen, doppelbodigen, seltsamen Gebilde meint man die stärksten komischen Eindrücke zu fühlen, die man überhaupt je gefühlt. Man fragt: wer ist dieser Mann? Einer, der mit korrektem Ernst die fürchterlichsten Dinge sagt, an denen man stirbt, — und der ruhig bleibt, während man stirbt. Es beginnt ein leises Lachen aus dem Ernst heraus, das immer heftiger wird, bis man bloß noch zuckt. Einen ernsten Auftritt zwischen zwei Frauen, Anna und Marguerite, schließt er plötzlich folgendermaßen: Marguerite (da das Kind auf ihrem Arm sagt: Mama, A-A!): Ja, ich komme. (Mit den Kindern unter Musik nach rechts hinten ab). Es ist romantische Ironie.

Noch entsinn' ich mich der Kühnheit, als er vor vier, fünf Jahren im Kaiserhof Novellen las. Aeltere Damen und Herren dieser litterarischen Vereinigung flohen schlotternd. Er aber las, durch nichts gerührt, einfach, in sich selbst geruhig, wie ein assyrischer Götze. Und ich höre noch die röchelnden Laute, das halberstickte Kreischen der Ausharrenden. Es waren drei Geschichten aus dem Buch „Fürstin Russalka“; man mag sie nachlesen. Worin ruhte die komische Wirkung? Worin ruht sie bei Wedekind so oft? In der Selbstverständlichkeit, mit der Ungewöhnliches dargestellt wird. Wer den „Liebestrank“, eine Komödie, liest, der schnappt bald nach Luft vor diesen ruhigen, frechen, unsagbar selbstverständlichen Vorgängen.*) Alles bei Wedekind ist stilisirt; mit Ruhe unter einen verzerrenden Sehwinkel geschoben; es ist eine ernste, unentwegte Verrücktheit. Was in den Betrachtern dabei vorwaltet, ist zunächst der sozusagen malerische Genuß an der verzerrten Linie. Was tiefer zu Grunde liegt, ist die Erinnerung an das Unzulängliche dieser Welt, in der Verzerrungen häufig, die Vollkommenheit nie zu finden ist.

Wedekind scheint ein Nachfahr der romantischen Ironie; vornehmlich Arnims; auch Jean Paul's. Schreibt Wedekind ein Stück, so läßt er seine Puppen nicht bloß spielen; er spielt mit seinen Puppen. Er gibt mittendrin der einen oder andern einen Klaps, daß sie torkelt; er ulkt über alles, auch über die selbstgeschaffene Illusion. Ein näheres Beispiel für seinen Zusammenhang mit der romantischen Ironie. Bei Jean Paul, bei Clemens Brentano geschieht Folgendes. Der Dichter spiegelt vor, daß die Urbilder seiner Roman-

*) Vor 1894 erschien „Frühlings Erwachen“ bei Cäsar Schmidt. 1895 „Der Erdgeist“, 1897 „Die Fürstin Russalka“ (mit den Gedichten), 1899 „Der Liebestrank“, „Der Kammersänger“, „Die junge Welt“, 1901 „Marquis von Keith“, sämmtlich bei Albert Langen.

gestalten irgendwo leben. Er begibt sich zu ihnen. Er bittet sie etwa um die Fortsetzung der Geschichte; unterhält sich mit ihnen von ihrer Verarbeitung. So zeigt Wedekind einen Dichter Meier (er wird nachher wahnsinnig), der zum Dramenhelden einen gewissen Carl Rappart verarbeitet. Das Drama fällt durch. Meier begibt sich nun zu Carl Rappart und macht ihm Vorwürfe. Er habe sich genau an Rappart's Mittheilungen gehalten; entweder habe Rappart ihm was vorgelogen, oder Rappart sei „ein verschrobener Mensch, der sein Leben nicht realistisch richtig zu leben verstände". Mit den Romantikern hat Wedekind auch den Dilettantismus gemein, in dem er seine Werke hinschludert. Romantisch ist an Wedekind: er wählt gern Menschen mit phantastischen, fabelhaften Berufen; die die weite Welt durchschweiften; der Marquis von Keith ist in zwei Erdtheilen heimisch, sollte in Paraguay Präsident werden, lebt in München, haust bald in Paris, umgiebt sich mit Russen. So geht es in den meisten seiner Stücke. Wedekind selbst ist ein halber Schweizer, ein halber Hannoveraner, der in Frankreich gewohnt hat, an der Isar zigeunert, mit einem Leipziger Theaterdirektor umherzog, in den eigenen Stücken auftretend, ohne etwa Schauspieler zu sein. Romantisch ist an Wedekind auch der mit Arnim gemeinsame Zug: er schöpft Komik aus tragischen Vorgängen. Ein Todesfall ist für Wedekind leicht eine Quelle des Gelächters. Man erinnere sich des „Kammersängers". Arnim dramatisirt etwan eine Disputation; der eine Gegner bringt so wuchtige Gründe vor, daß der andere am Schlagfluß sogleich verstirbt. Der tragische Vorgang also wird seiner tragischen Qualität entkleidet und wirkt bloß durch den Gegensatz zu anderen Dingen, durch sein Ueberraschendes. Er wirkt komisch. Man denkt an die Leichname im Bierdrama. Ein tödtliches Ereigniß, wie wenn plötzlich ein Schrank umfällt; bloß als wunderlicher Zwischenfall.

Worauf beruht das? Als wir Kinder waren, haben wir oft bei der Meldung sehr tragischer Vorgänge lachen müssen. Hier ist es ähnlich und doch anders. Es ist ein aufleuchtender Einblick in das Gesammtgetriebe — wo man vergißt, daß wir einmal sterben müssen, daß Sterben schmerzlich ist; wo man bloß den sachlichen Zusammenhang aller Dinge, das Ineinandergreifen fühlt; es ist ein erhöhter Standpunkt vor diesem absonderlichen Leben. Ein so schaltender Dichter braucht nicht gefühlsunfähig zu sein, er kann die Gefühle „überwunden" haben. Tanzend auf der Galgenleiter hat sich keiner noch gemopst. Das ist eine Trostphilosophie; und Voraussetzung für das Trostbedürfniß ist der Schmerz.

II.

Wedekind macht sich lustig über den Weltlauf. Er verhöhnt nicht bloß, was da kreucht und fleugt. Auch den, der es kreuchen und fleugen ließ. Er ist ein Prometheus, kalt wie eine Hundeschnauze, ein priapischer Prometheus, — doch ein Prometheus. Es finden sich bei ihm Züge, die an Ibsen erinnern. Es schreibt einer, der tiefe Blicke in das Leben that und tiefste Augenblicke durchlebt haben muß. Der für kein Zugeständniß an die bürgerlich anständige Welt zu haben wäre; der die bleiche und rothe Schaar seiner Verzerrungen in mattbunter, stiller Tollheit auftreten, durcheinandertaumeln, durcheinanderjubeln und verenden läßt; der mit keiner Wimper zuckt, ein kalter, überirdischer Puppenspieler. Seine Puppenstube ist halb Lachkabinet, . . . halb Schreckenskammer. Er gibt, wie ein Schatten-Shakespeare, eine verrücktgewordene Golemswelt; Gestalten in heutiger Tracht. Er zählt zu den „letzten Menschen", die sich die sentiments abgewöhnten und nur „Gesichtspunkte" bieten, dabei vom Himmel durch die Welt zur Hölle wandelnd.

Wedekind hat eine Genialität des Schmutzigen. Sein Reich lebt, wo über dem Koth beinahe die Ewigkeitssonne scheint. Die Abarten der Liebe sind sein Pürschbezirk. Er hat die unaussprechlichsten Gedichte in Deutschland geschrieben. Wo der späteste Heine aufhört, etwa beim Land Citronia, da fängt Wedekind's Gebiet an. „Die sexuelle Psychopathie, ich habe sie längst überwunden: und dennoch, ich vergess' es nie, es waren doch schöne Stunden". Eins seiner Gedichte hat die Ueberschrift „Krafft-Ebing". Auch „Stimme in der Wüste" wäre zu nennen; oder „Symbolisten". Was nie jemand in Deutschland auszusprechen wagte, bringt er in Verse. Die meisten dieser Gedichte sind zum Schreien. Köstliche Balladen gibt es dazwischen. Auch Idyllen, — „zum Kellner sprach die Kellnerin: mir wird so sonderbar zu Sinn". Das Leben ist für Wedekind hier eine Seuchenkrankheit, ohne daß er sich darüber aufregte. „Wenn mir dereinst von dieser Seuche Genesung wird im kühlen Grab, dann sei, daß Jung und Alt entfleuche, mein Denkmal eine Vogelscheuche: mein Hut auf meinem Bettelstab." Es spricht ein unglaublicher, äußerster Cynismus allenthalben, die eigne Erniedrigung dichterisch darstellend. Zwischendurch gelegentlich ein „Aufschrei." „Ich stehe schuldlos vor meinem Verstand und fühle des Schicksals zermalmende Hand. — — — — Wenn jetzt mich Irrsinn lindernd umfinge, wenn ich verkappt in den Himmel ginge! Verschlossen ward mir die Seligkeit, — ich schliche mich ein im Schelmenkleid." Der Gott und das Thier rufen aus ihm; er selber weiß es. Paul Verlaine hätte den Wedekind zum Chor der Verdammten gerechnet, zu den poètes maudits. Und Baudelaire hätte das dunkle Begräbniß dieses Verwünschten geweissagt, den ein mitleidiger Christ hinter einem Schutthaufen einscharrt, à l'heure —

A l'heure où les chastes étoiles
Ferment leurs yeux appesantis, —
L'araignée y fera ses toiles,
Et la vipère ses petits.

III.

Baudelaire ist der Stammvater dieser Teufelspoeten; Verlaine ihr Hauptmann. Aber die Pose des ersten, die Weichheit des anderen: von beiden trennt sich die hundeschnäuzige, unnennbare Komik Wedekind's. Er ahmt ihnen kaum nach: er hat seine Schändlichkeiten alle selbst empfunden. In der lyrischen Form setzt er den sterbenden Heine fort. Sonst wären als weitläufige Vettern, obzwar andere Temperamente, Rousseau und Strindberg anzuführen. Sie alle sind große Bekenner. Es kommt nicht darauf an, ob das, was sie bekennen, schön ist, — sie sind große Bekenner.

Wedekind hat die irdische Unbekümmertheit, das Freisein von zeitlicher Satzung. Er steht außerhalb der Gesellschaft, fast außerhalb der Welt. Ich sagte das hier vor einem Jahr und muß es verstärken. Er ist mit seinen Lebensinhalten einer der tiefsten Humoristen, die sich heut irgendwo bethätigen. Man genießt das seltene Schauspiel eines ganz Losgelösten. Wir ehren, inmitten unserer frisch-frommen, munteren Heuchelei, so eine gemeine Aufrichtigkeit. Wedekind zu loben ist bedenklich. Einmal werden die Leser wüthend, wenn man etwas scheinbar Verrücktes lobt. Zweitens mag es ihm selber schaden. Seine Kunst erwuchs aus der Stimmung eines Niemalsanzuerkennenden, der zum eigenen dämonischen Plaisir schrieb. Ich will ihn auch nicht loben. Nur sagen, daß ich im Innersten fühle, wie er manches gefühlt hat; daß Größe in diesem Henkershumor ist, Menschentiefes in diesem Schmutzbewußtsein. Das gilt auch vom „Marquis von Keith", der sich unter seinen Werken keineswegs am raschesten erschließt.

Der Marquis von Keith ist nicht nur ein Hochstapler. Er ist, was den Fall vertieft, ein Bastard; ein ungütig Bedachter; ein Friedloser, dem vom Schicksal nichts auf dem Präsentirbrett gereicht wurde. Ein schlauer Menschenerrather, mit der raschen Schnüffelwitterung des gestiegenen Knechts. Eine „Kreuzung von Philosoph und Pferdedieb" — aber doch mehr Pferdedieb. Er hinkt: doch er streckt die Waffen nicht. Er ist ein Bettler: doch er streckt sie nicht

Er kann, aus seiner Veranlagung heraus, nicht den ruhig bürgerlichen Weg gehen. Durchgangsstadium für ihn soll der Bau eines Kunstpalastes sein. Und nun die halbkomische Tragik. Er ist ein Verführer: aber die Geliebteste läßt ihn sitzen. Er ist ein Hochstapler: aber die Hauptstapelei mißlingt. Die Welt ist eine schlaue Bestie, findet er. „Das glänzendste Geschäft in dieser Welt ist die Moral." Eines Tages wird er darum moralisch sein. Ja, der Mann ist ein Verpulverer von Kräften; verzehrt sich, ohne das Glück zu erraffen; selbst ein Gehetzter; in solchen unterscheidlichen Zügen scheint er tiefer gesehen als etwa der Hofmannsthal'sche Casanova. Seltsam, wenn die Geliebte von dem Zusammengekrachten abrückt. Er behält den Glauben seines Lebensleichtsinns noch in diesen Herzkrämpfen. „Du gehst mit dem Glück; das ist menschlich. Was du mir warst, bleibst du darum doch." Es sind Augenblicke — Augenblicke. Der Kunstpalast wird gebaut werden; von der Moral. Von derjenigen Moral, die weder Kühnheit des Piraten in sich schließt, noch wahrhaft sittlichen Ernst des tieferen Menschen. Sondern die auf dem Mittelweg den Hundetrab geht. Die Welt beherrscht der Durchschnitt.

Das Stück ist ein Quartett von zwei Weibern und zwei Männern. Zwei Selbstlinge: Keith und seine Geliebte. Zwei Helfernaturen: Keith's Freund und Keith's Frau. Den zwei Gewissenhaften geht es schlecht, den zwei Gewissenlosen besser. Die zwei Anständigen sterben oder kommen ins Irrenhaus. Die zwei Unanständigen machen zwar Zugeständnisse und leiden Schmerz, aber sie rutschen weiter, Gottseidank; „das Leben ist eine Rutschbahn." Der Allzusittliche, der Freund, stiftet Schaden wie Gregers Werle. Der Unsittliche, der Schwindler Keith, nützt Vielen. In einer Sprichwörtersammlung las ich: „Wer ist gut für sich, ist gut für Andre." Der Kunstpalast wird ja gebaut! Ohne Schwindel kein Fortschritt, glauben Manche. Bei Keith „ist noch jeder mit einem blauen Auge davon gekommen", sagt der Mann selbst. Er vergaß freilich, daß Eine schlechter davonkam: seine Gemahlin, die ins Wasser ging.

. . . Dieses Stück mit seinen Lebensaspekten aufgeführt zu haben, ist ein Verdienst. Dem Doktor Martin Zickel muß lebhaft gedankt werden. Mehr dafür, daß er's that, als dafür, wie er's that. Die zuschauenden Leute erbrachten einen vollen Unbefähigungsnachweis. Während der Dichter sie nach seiner Pfeife tanzen ließ, glaubten sie, den Tanz des Dichters auszupfeifen. Sie werden sich für solche Stücke eine neue Technik des Sehens aneignen müssen; vorher müssen die Schauspieler sich die entsprechende Technik des Spielens aneignen. Alle werden dem Autor leichter folgen, wenn er aufhört ein Fragmentist zu sein und anfängt ein strafferer Künstler zu werden.

Wenn . . .

Alfred Kerr.

Sie!

Liebe Tochter!

Versprochen habe ich Dir es? so? Du mahnst mich an mein Wort, Dir die Wahrheit zu sagen, Du kannst nicht schlafen vor Angst und Sorge, siehst ihn verzweifeln, Deinen armen, einzigen Sohn, wirst herkommen, es zu verhindern, daß er sich ein Leids anthun könnte! — Verehrte Frau Tochter, ich will nicht den ganzen aufgeregten Zeterbrief abschreiben. Lies ihn durch, wenn Du wirklich einmal kommst — später einmal, und dann sage, wie Du ihn findest. Jetzt, — so lieb mir sonst Dein Besuch ist, jetzt können wir Dich hier nicht brauchen, ich nicht und er nicht, hörst Du, er gar nicht. — Aber was habe ich Dir denn versprochen? Doch sicherlich nur, über sein leibliches Wohl und Wehe ehrlich zu berichten, ganz gewiß nicht, Dir zu verrathen, was er heimlich denkt und dichtet. — Er dichtet nämlich, wie die Röver mir anvertraut hat. — Und meinst Du wohl, der Junge sagte mir, was er denkt? oder er zeigte mir seine Verse? Da kennst Du ihn schlecht! — Gleichviel, ich will Dein Verlangen erfüllen, Dir alles sagen, was ich weiß. Und ist's auch nur wenig, so kannst Du das Uebrige Dir selber dazu denken.

Die Sache ist die: Ich sitze am Frühstückstisch hier unten, es war so etwa vor einem Monat, da kam er herein: Guten Morgen, Großvater! — Weißt Du auch, wie viele verschiedene Arten es gibt, Guten Morgen zu sagen? Die verstand ich, die kannte ich, sie ging mir wunderlich zu Herzen: „Guten Morgen, Großvater!"

Jung, was ist? Du hast Dich verliebt?

Der arme Bursch! Natürlich leugnet er es sehr eifrig. Wer wird denn so was, wenn er neunzehn Jahre alt ist, seinem Großvater eingestehen! — Also er frühstückt neben mir, wie gewöhnlich, ißt ein weiches Ei, noch eins, ein drittes, ein Stück Schinken, noch eins, und noch eins. Beneidenswerther Appetit! Es macht ordentlich jung, ihn so dreinhauen zu sehen. Wir unterhalten uns, — er hatte Zeit, es war Sonntag, an dem er überhaupt nicht ins Comptoir muß, — wie gewöhnlich über die Zeitung, die Buren, die letzte Rede des Kaisers. Fräulein Röver geht ab und zu, mit dem Schlüsselbund klappernd, räumt die Teller fort, fragt nach dem Ball von gestern Abend. — Am Sonntag ist im Winter immer gestern Abend ein Ball für solchen jungen Mann gewesen. Wo? Ich kann's Dir nicht mehr sagen. Wahrscheinlich bei Verwandten seines Chefs. Erkundige Dich bei unserem Faktotum, der guten Röver, die führt, glaube ich, Buch darüber, wie oft er bei Frau Anders geladen war und wie oft bei Helgenreichs. Er antwortet also auf alle Fragen so wie immer: Es war patent, Champagner famos, Souper kolossal, was sonst noch? ah so, — ein Zögern — die Damen? ja, richtig, die Damen . . . auch schneidig, sehr!

Ich höre zu, obwohl ich meine Zeitung lese, und höre, wie seine Stimme zittert. Ich sehe auf, — er ist roth geworden. Also richtig, es stimmt. — Und so reden wir zwei denn noch von Südafrika weiter, und davon, wie sehr dieser Krieg das Haus Helgenreich und Anders und dessen Faktoreien schädigt.

Dann geht die Thür, zwei junge Freunde, seine Mitlehrlinge im Geschäft.

Du, Goswin, 's ist sicher, sie läuft Schlittschuh!

Goswin, hör' mal, wenn wir sie heute . . .

Verzeih', Großvater, — er, mit seiner von Dir anerzogenen Höflichkeit, kann's nicht vertragen, wenn andere nicht auch alle Formen gebührend beachten, — Du kennst doch Fred Anders, Herrn Helgenreich's Neffen? und hier Carlos Campe, der neulich schon bei mir zum Besuch war. Sie wollten nämlich mich heute auf die Eisbahn mitnehmen . . .

So mach, daß Du fortkommst, gute Unterhaltung, meine Herren. —

Und weg ist die Jugend. — Fräulein Röver setzt sich ans Fenster, — Du hast ihr wohl den Auftrag gegeben, den Jubelgreis auch nicht für eine Viertelstunde allein zu lassen? Sie häkelt und spricht, das geht rasch bei ihr, beides. Der Herr Enkel ist doch zu nett. Und so rücksichtsvoll. Und immer lustig. Nur heut' schien er so ein wenig verschlafen, mocht' nicht viel sagen. Nein, wenn man auch die halbe Nacht durchtanzt. Und dann noch so lange aufsitzt und dichtet! —

Dichtet! wie kommen Sie darauf, Röver?

Aber Herr Doktor! Vorher, wie ich hinaufgeh, ihn zum Frühstück zu holen, — sonst schreibt er wohl an seine Mutter, — aber daß das Verse waren, das konnt' ich doch sehen!

So? woran? richtig, Gedichte nennt man Worte, die in kurzen Reihen zusammenstehen und vorne und hinten bleibt das Papier hübsch rein und weiß.

Aber, Herr Doktor! Halten Herr Doktor mich für so ungebildet? — Und ich kenne doch Ihre alle. Und er hat das ja wohl von Ihnen, so was erbt sich. Er schob sie auch gleich so rasch in den Schreibtisch, wie Sie immer thun. Sie können meinen, ich wüßte nicht einmal! . . .

Nun, ich beruhigte die Brave. Daß sie höchst unterrichtet sei, daran zweifelte ich gewiß nicht, daß sie meine sämmtlichen Gedichte gelesen hätte, das allein verliehe ihr in meinen Augen eine Art von Glorienschein. Das heißt, halt, nein. Ich glaube, ich sagte ihr das gar nicht. Es hätte geklungen, als ob mich sonst kein Mensch mehr läse. Und — falls es auch wahr wär' — ich werde dergleichen doch nicht laut sagen.

Am Abend kommt Dein guter Junge verspätet zu Tisch: Großvater, verzeih! Ich konnte nämlich nicht fort von der Eisbahn.

Was, bis jetzt? Es war, denk' ich, 11 Uhr, als Ihr hingingt. Und nun ist's nach sieben? Mußt Du Dich unterhalten haben!

Gar nicht, sagte er. Nur — Du entschuldigst, wenn ich etwas eilig esse. Anders und Campe sind dort geblieben, ich versprach ihnen, wiederzukommen.

So? heute Abend? und hübsch war es gar nicht?

Nicht ein bischen. Kein Mensch eigentlich. Die Bahn schlecht. Es thaut ja. Man konnte kaum laufen.

Was machtet Ihr denn?

Oh, nicht viel, wir standen herum.

Waren denn nicht Bekannte von Ihnen da? keine Damen von gestern Abend? fragte die Röver.

Nein, grade sie nicht. Das heißt, — er wird wieder roth, — ich meinte, — die meisten nicht. Die beiden Fräulein Anders freilich, Fred's Schwestern und so noch ein paar junge Mädchen, aber eigentlich niemand. Herr Helgenreich fand es auch zu ledern. Er kam zu mir, fragte, wie es Dir ginge, Großvater. Er stand auch nur so da. Eigentlich begreife ich gar nicht, was der nur auf der Eisbahn wollte. Und gestern Abend, wie er tanzte! Fred sagte selbst, sein Onkel schiene vergessen zu haben, daß es ein Ball war für junge Leute.

Ich mußte lachen. Helgenreich ist nämlich, schätze ich, kaum über dreißig. Das sehen diese grünen Burschen schon als alt an. Und ich, der ich seinen Großvater kannte, den Gründer des Hauses, wunderte mich neulich noch, als ich Goswin bei ihm eingeführt habe, wie verständig und sachlich der blutjunge Mann von seinem Beruf, von den Chancen und Gefahren, von der Arbeit und den Erfolgen zu sprechen verstand, die ein Kaufmannsleben bringt. Mein Goswin findet, der Chef ist ein Dutzend Jahre älter, folglich darf er nicht mehr tanzen.

Uebrigens ist, soweit ich mich erinnere, Goswin an dem Abend wirklich noch einmal zur Eisbahn gegangen. Was er dort wollte und was er dort trieb, — ich fragte ihn nicht. Mein Prinzip war von Anfang an, er solle seine Freiheit hier haben. Wohnt er auch aus Sparsamkeitsgründen beim Großpapa, so ein junger Mensch muß sich unbeaufsichtigt fühlen, muß lernen, seine Entschlüsse zu fassen, recht zu thun und Unrecht zu meiden, auf eigene Faust. Schließlich, ein Mensch, ob jung, ob alt, beruht auf sich und in sich selbst nur findet er den besten Berather. Alles Lehren und Erziehen, was taugt's, wenn nicht in ihm die Richtschur den rechten Weg weist.

Also darum bin ich für Freiheit. Untersagte auch der Röver das allzuviel Fragen. Wenn er es braucht, so wird er schon reden, erklärte ich. Daß ihn was beschäftigte, sahen wir Beide, ich so wie sie. Manchmal war er übermüthig, recht wie ein Kind, und sang und trällerte durchs Haus. Manchmal ging er niedergeschlagen, schloß sich ein, bracht' kaum eine Silbe von den blassen, gepreßten Lippen. Von jedem Ball kam er mit Orden besternt nach Hause und warf sie alle fort. — Bis auf einen. Den trug er unter Rock und Weste auf der Brust. Ich sah es einmal, als ich ihn etwas fragen wollte, er war grade beim Anziehen. Schmuck und nett ist aber Dein Junge, das muß man ihm lassen. In dem frischgesteiften Hemde, wie er da stand vor dem kleinen Spiegel und sich mit zwei runden Pferdebürsten seinen schon kurz geschorenen Kopf bearbeitete — Du hättest ihn sicher geküßt vor Entzücken. Ich — ein Mann thut so was nicht.

Aber er sah es, wie ich ihn ansah und daß ich den goldenen Orden bemerkte.

Großvater, fängt er an und stockt, ja, natürlich, ja, Du wunderst Dich.

Nein, mein Junge, ich wundere mich nie. Laß das nur. Ich wollte Dich fragen . . . .

Aber Großvater, der Orden, ich habe ihn nämlich —

Von ihr, sagt' ich, das kann ich mir denken. Also, was ich Dich fragen wollte . . . .

Großvater, ruft er, wieso weißt Du . . . Nein, das ist nicht möglich! Fred und Carlos — wir haben uns doch das Wort darauf gegeben. Sie dürfen doch nicht . . . Ich würde das nie thun. Ich finde das wirklich . . .

Beruhige Dich. Sie verriethen mir nichts. Ich sah sie gar nicht. Und Du brauchst mir auch nichts zu sagen. Daß Kotillonorden von Damenhänden ausgetheilt werden, weiß ich selber — von damals noch. Wenn es auch ziemlich lange schon her ist, ich habe es erlebt. Aber wer nun grade die „Sie“ war, die Dir diesen Stern gebracht hat, da Du, wie ich merke, es mir nicht gern sagst, so will ich Dich nicht erst danach fragen. Es geht mich ja auch im Grunde nichts an.

Ach so, sagte er. Und seufzt dazu, halb wie erleichtert. Und halb wie enttäuscht.

An dem Tage also erfuhr ich noch nichts weiter. Daß ihm aber sein Geheimniß schon auf der Zungenspitze brannte, das sah ich wohl. Um so geduldiger konnte ich warten, bis es den Verschluß der Lippen sprengen würde.

Großvater, sagte er einmal, das Leben ist schön!

Freut mich, daß Du's findest.

Und ich bin zu glücklich, daß alles sich so gefügt hat und nicht anders. Daß ich hier bei Dir in der Stadt bin und nicht bei Mama auf dem Lande. Und dann, daß ich in dies Geschäft kam, gerade in dieses! Denk' nur, ich hatte mir immer ausgedacht, Offizier wollt' ich sein. Wie wäre das schrecklich!

Du warst verzweifelt, als es hieß, Kaufmann werden, Korinthen zählen, wie Du es nanntest.

Ja, damals! Da konnte ich ja noch nicht wissen . . . Und überhaupt. Selbst Korinthen sind interessant, wenn man bedenkt, wo sie wachsen — in Smyrna! Vielleicht kommt man selbst noch einmal hin.

Nach Smyrna? Voriges Jahr ist, glaube ich, Dein Chef, Paul Helgenreich, dort gewesen.

Ja, grade deshalb. Sie sagte, das heißt, ich meine . . . eine Dame sprach mit mir davon.

Eine Dame, die ich nicht kenne?

Nein, das ist richtig. Du kennst sie nicht, Großvater. Es ist schade. Sie sagte mir gestern, ich hätte einen schönen Beruf, dem Kaufmann gehörte die Welt, von Smyrna bis zum La Plata spanne er seine Fäden aus, habe er zu befehlen, könne Gutes stiften, seiner Vaterstadt Nutzen bringen, ganz Deutschland im Ansehen der Völker heben!

Wahrscheinlich eine ältere Frau, weit gereist, sehr erfahren, die gern und viel redet.

Sie? o nein! Was denkst Du, Großvater! Das heißt, Du sagst selbst, Du kennst sie ja doch nicht. Sie ist nämlich jung. Und gereist ist sie gar nicht. So wenig wie ich. Darum wünscht sie sich's grade. Wir sprachen gestern über Reisen. Sie hatte vorher mit Herrn Helgenreich getanzt, — (es ist wirklich komisch, seit einiger Zeit kommt er immer auf unsere Bälle und tanzt fortwährend, Fred findet es auch unbegreiflich!) — und da sagt sie zu mir —

Die junge Dame, die eben vorher mit Helgenreich tanzte?

Ja, die. — Wissen Sie, sagt sie, meine Schwester hat einen Offizier zum Mann. Das begreife ich nicht. Offiziere können jeden Tag todtgeschossen werden. Und müssen immerfort gehorchen, sich fügen, langweilige Rücksichten nehmen. Ich, sagte sie, ich, wenn ich einmal heirathen sollte, — einen Hamburger Kaufmann möcht' ich. Und keinen anderen!

Das sagte sie Dir?

Ja, denk' es Dir. Zu mir, beim Tanzen. Nachher, als sie mit Carlos walzte, — ich habe ihn ausgefragt, — da unterhielt sie sich gar nicht mit ihm. Fred hat ihr von seiner Mutter erzählt, und von seinen Tanten, Herrn Helgenreich's Schwestern. Mit mir sprach sie nicht von so gleichgültigen Leuten. Nur einen Hamburger Kaufmann, nur den. Das waren ihre wörtlichen Worte. Er ist Herr im eigenen Haus, ist wie ein Fürst!

Und Du denkst, Du wirst einmal so ein selbständiger Kaufmann? Nur, mein Junge — es fehlt Dir dazu noch etwas Geld.

Ach Großvater, daran denkt sie doch nicht! Das glaubst Du von ihr? So niedrig, so berechnend sollte sie sein?

Hm, 's ist eine wichtige Sache. Und ein richtiger Kaufmann braucht sie.

Ja, sagt der Junge, ja, nachher. Um sich zu etabliren natürlich. Aber so alt bin ich doch noch nicht, das hat ja Zeit.

Daß er auch einige Jahre noch Zeit hat, um sich eine Frau zu nehmen, sagte ich ihm nicht. Ich sah an dem Tage, wie glücklich er war. Sein hübsches Gesicht erstrahlte von Stolz, wie er den jungen Schnurrbart drehte und dastand und mich so zuversichtlich aus seinen blauen Augen ansah. — Wär' ich ein Mädel, — ich bin leider keines, — aber ich nähme ihn ganz sicher auch ohne Moneten, so dachte ich mir. Und da sagte ich ihm nichts, was seine Freude dämpfen konnte.

Und wieder ein paar Tage später finde ich ihn verstimmt. Die Röver hat es auch schon bemerkt, wie bedrückt er aussieht, und mir vertraulich es mittheilen wollen. Ich ließ sie nicht zu Worte kommen. Den ganzen Abend bleibt er zu Hause, hockt in der Ecke, thut, als ob er lesen wollte. Nur liest er nicht. Als ich schlafen gehen will, begleitet er mich auf mein Zimmer, sieht sorgsam nach, ob auch alles bereit steht, wie ich es brauche. Und da ich, müde vom langen Tage, mich in den Lehnstuhl sinken lasse, kommt er ganz nah und hinter mir stehend, beugt er sich vor und, meine Schulter streichelnd, sagt er:

Armer, alter Großvater! wie schwer Du an all der Jahrlast tragen mußt! Ja, das Leben ist hart.

So? frage ich, seit wann? neulich schien Dir's doch herrlich.

Schien es mir? Das weiß ich nicht mehr heute! — Der Junge saß vor mir rittlings auf dem Stuhle in all der Pracht seiner blonden Jugend — siehst Du, Großvater, leicht wird es keinem. Es gibt Konflikte. Und Herzenszweifel. Was thut man zum Beispiel, was ist recht und was ist unrecht, wenn . . . Aber nein, ich darf Dich nicht stören, Du wolltest ja schlafen.

Kind, schlafen ist in meinem Alter ein seltenes Gut. Einstweilen sitze ich hier im Lehnstuhl, viel zu müde, mich draus zu erheben. Erzähle mir nur.

Ja, sagt er noch zögernd, wenn Du meinst.

Warum denn nicht? Mann zum Manne — was könntest Du mir denn nicht erzählen!

Ja, sagt er ernsthaft und merkt meinen Spott nicht, ja, da hast Du recht, — unter Männern. Und es ist ja auch nur ein Fall, der mir so im Sinn liegt, gar nicht wirklich, nur leicht möglich. Also höre.

Und nun kommt's denn, zögernd, stockend: Ein Mädchen, reizend und bezaubernd. Nicht eigentlich schön, nein, das nicht, nur so . . . Unmöglich sie zu schildern, unmöglich! — (Er hat sich bei diesem Nichtschildernwollen eine halbe Stunde lang aufgehalten.) Einer liebt sie, glaubt zu spüren, daß sie ihm auch gut ist, an nichts, keinem Wort, an der Luft, einem halben Blick, einem Lächeln, nur so weil's sein muß! Und er ist sehr glücklich. Und doch traurig, denn er ist jung, eine Frau zu ernähren nicht fähig, weiß, daß sie beide noch warten müssen. Er hat zwei gute Freunde, die werden ihm rathen, was er thun soll, ihnen will er sich anvertrauen. Er thut's beinahe. Da aber erkennt er zu seinem Schrecken . . . die beiden Freunde — die lieben sie gleichfalls, sie, die auch er liebt. Das ist die Geschichte.

Hm! — Ich, als Orakel, sitze im Lehnstuhl mit einer Cigarre, höre ihn an und überlege. Was thut man in solchem knifflichen Falle? — Nichts, man wartet.

Warten! Großvater, nein, ganz unmöglich! Und wenn vielleicht Fred . . . Ich meine, wenn nun von den beiden Freunden einer spricht, einer, der's kann, der zum Heirathen reich genug ist!

Ist er denn auch alt genug? Ich dachte, daß Du mir die Geschichte von Deinesgleichen, — wem sie passirt, weiß ich ja gar nicht, — aber ich dachte, Du erzähltest mir was jungen Herrn Deines Alters geschehen ist, vielmehr geschehen könnte.

Ja, selbstverständlich. Aber, am Ende, wenn sie, die Drei, auch zum Heirathen noch etwas jung sind, — es ist übrigens thöricht, warum sollte man denn nicht mit beinahe zwanzig heirathen können! Die Mädchen thun's doch. Und sie ist viel jünger. — Aber sich verloben kann man in jedem Alter.

Da hast Du recht. Sich verloben kann man.

Großvater, fändest Du's ein Verbrechen, illoyal gegen beide Freunde, wenn, hm, wenn, ja, wenn man das thäte?

Ich setzte ihm darauf auseinander, es käme darauf an, wie „er", der Unbekannte nämlich, zu den Freunden stünde, wieviel die beiden ihm anvertraut hätten.

Nichts, versichert er mich, gar nichts.

Und dann ist da noch eine Frage, fahre ich fort zu doziren, und die ist auch in Betracht zu ziehen. Nämlich, was sie denkt, die junge Dame. Und ob sie ihn, den Herrn X, ob sie einen von den zwei Anderen lieber hat. Oder ob sie an alle drei nicht weiter denkt. Auch das wäre ja möglich.

Oh! er sah mich an, stockte, ward roth, die Augen, seine guten, blauen Augen, leuchteten, oh, ja, natürlich, darauf kommt's an. Ich weiß das sehr gut. Ich, . . . ich bilde mir's vielleicht ein. Und doch, ich bilde mir's nicht ein! Es ist so, es muß sein, es kann gar nicht anders!

Nun, wenn das so ist, entschied ich, so hat er, als ein Gentleman, der er gewiß ist, sich mit sich selber zu überlegen, ob er das Recht hat, jung und vermögenslos die Dame, die wohl auch noch jung ist, — oder nicht? — und vielleicht auch — oder wär' sie reich?

Er schüttelt den Kopf. Ich glaube, — ich weiß nicht, aber ich glaube, — sie ist siebzehn. Und ich fürchte, auch arm.

Fürchten! Dummer Junge, sagte ich, wär' sie reich, so wäre alles zu Ende, er dürft' überhaupt nicht mehr an sie denken. Aber bei einem armen Mädchen. . . . Die warten oft gern. Will's ihr zwar nicht wünschen, ihm erst recht nicht. Wie gesagt, es ist sehr zu überlegen, wie er ehrenhafterweise sich verhalten muß. Uebrigens, — es ist spät, heute Abend wird „er" die Sache schwerlich entscheiden. Ich möchte schlafen gehen. Und ich rathe Dir, das Gleiche zu thun.

— Was für ein thörichtes Mitgefühl hat man mit Liebesleuten, dacht' ich die Nacht noch, als er fort war. Unwillkürlich möchte man immer, und wenn man auch so alt wie ich ist, ihnen helfen. Und weiß doch, wie viel Leid und Herzbrechen aus solcher jungen Liebe entsteht. Er ist viel zu jung. In zwei Monaten wird er sie vergessen. In

Jahr und Tag wird er zehn Andere gesehen haben, die ihm besser gefallen. Das sagte ich mir. Aber trotzdem. — Ob ich noch so viel über ihn spottete in meinen Gedanken, sobald der Junge da vor mir stand, glaubte ich an ihn und fühlte mit ihm. Es lag eine gewisse unwiderstehlich poetische Macht in seinen Augen, im Ton seiner Stimme, in all dem Feuer so einer jungen, unschuldigsüßen, schmerzlichheiligen ersten Liebe. . . .

Und ein paar Tage später kam er wieder zu mir und hatte so viel auf dem Herzen, — ich sah's ihm gleich an, daß er es nicht allein tragen konnte.

Großvater, — die Röver war aus dem Zimmer gegangen, er hatte eine Zeit lang wie wartend dagestanden und schob sich nun um den Tisch herum auf das Sopha zu mir, — Großvater, soll ich Dir mal was zeigen?

Und zieht aus der Brusttasche, in Papiere höchst sorgfältig eingewickelt, eine Photographie. — Du weißt, vorigen Sonntag, es war doch unsere erste Radtour in diesem Jahr, Carlos hatte ein Lied dazu gedichtet, wunderhübsch! und Fred Anders seinen photographischen Apparat mitgebracht.

Was trugst Du bei zur Unterhaltung?

Nichts, sagt er leise, gar nichts, ich kann nichts. Ach, wie ich das fühle! Sie meinte, — eine Dame, nämlich, die mit dabei war, — sie meinte freilich, ein Mann könnte ganz nett sein, auch ohne so gesellige Künste. Und Herr Helgenreich, — er war mitgeradelt, der schlug mir auf die Schulter: Das geht auf uns beide. Freuen wir uns, daß wir wenigstens nett sind. Und — das ist die Dame, siehst Du, diese.

Eine Photographie, liebe Tochter, von Dilettanten aufgenommen und entwickelt. Eine Gruppe von zehn, zwölf Menschen, die Räder am besten. Ausgezeichnet ebenfalls die Stiefelsohlen der auf der Erde graziös gelagerten jungen Leute. Die Gesichter in Stecknadelgröße und für den Nichteingeweihten minder deutlich erkennbar.

Das ist Carlos, erklärte er mir, er bewegte sich grade, als abgedrückt wurde, darum ist sein Kopf hier doppelt. Und Fred und ich. Die Damen sind die zwei Fräulein Anders und da in der Mitte sie, ihre Freundin. Wie findest Du sie?

Hm. Ein junges Mädchen, das kann man gleich sehen, — mit schlanken Schultern. Sie trägt denselben Hut wie die anderen.

Ja, alle drei mit dem Band in den Farben unserer Schiffe. Herr Helgenreich schenkte ihnen die Bänder. Und darum machte er diese Aufnahme auch selber, stellte uns alle, sie in die Mitte und Fred durfte mit auf dem Bild stehen, sein Onkel hat abgedrückt für ihn. Ueberhaupt er war auf der Tour ganz so, als ob er zu uns gehörte. Fred meint, wenn der Chef nicht so alt wäre, wir müßten alle furchtbar eifersüchtig werden. Das heißt, — er sagte das nur zum Scherz so, verbessert er sich und wird dunkelroth dabei, er meinte, er wollte . . .

Natürlich, bestätige ich, zum Scherz. Du warst doch wohl nicht eifersüchtig?

Er lächelt nur: Ich? nein, ich nicht. — Die beiden Hände im Nacken verschränkt, den Kopf zurückgelehnt, saß er neben mir auf dem Sopha und starrte mit verzückten Augen die Photographie an, die noch vor ihm lag.

Großvater, plötzlich sprang er auf, was denkst Du von mir, daß ich so träume! Ich habe zu thun, ich will arbeiten, will mich eilen. Ich bin beinah zwanzig! Ich muß doch reich werden, eine Firma zu gründen, ein Haus und, — oh, ich muß ins Geschäft, höchste Zeit, adieu, Großvater. —

Weg war der Bengel.

Vor acht Tagen endlich, heut' vor acht Tagen — komme ich auf's Comptoir zu ihm. Ich thu' das nicht oft, hatte nur grade da in der Gegend etwas zu besorgen gehabt und meinte, es wäre grade die Zeit, ihn abzuholen. Und dann, daß ich es nur gestehe: ich wollte einmal Herrn Helgenreich sprechen, um zu hören, ob unser Junge auch seine Pflicht thut und nicht von dieser Liebesgeschichte so verträumt im Geschäft wie im Haus ist. Ich schlendere also hin. Mir ist es immer wie ein Festtag, wenn ich unseren Hafen sehe, die Schiffe, die Krähne, die Waarenballen, die Eisenbahnzüge. Und die Luft darüber, so eine ganz besondere Luft von Theer und Rauch erfüllt und frisch doch, weil man spürt, sie kommt über's Weltmeer. Und die Sonne goldet die Masten und leuchtet durch den Nebel der Dampfer und blitzt von den Schrauben, von den Kajütenfenstern und Wänden, auch in einem so besonderen Schimmer. Dann das Haus dort, das Getriebe, der Aufzug, der ohne Anhalten weiter geht, ein Läufer springt hinein in die eine Abtheilung, ein Postbote mit seiner Brieftasche in die nächste, sie ziehen vorüber, in die Höhe; aus den anderen, die abwärts gehen, steigen Leute im Gespräch, Commis und Makler, das läuft und eilt den ganzen Tag. Ich, jedesmal, wenn ich das Geschäftshaus betrete, bleibe stehen und sehe mir den Aufzug an.

Dann natürlich ersteige ich gemächlich die breite Treppe. Ich habe das unerfreuliche Recht, zu denen zu zählen, die sich nicht mehr eilen müssen. Oben, — den Plan im Eingang studire ich jedesmal vorher, — oben führt gleich der erste Korridor gradeaus zu den Comptoiren der Firma Helgenreich und Anders. Ich mache Halt vor der Thür zum Privatzimmer des jungen Chefs. Aber noch ehe ich anklopfen konnte, stößt von innen einer die Thür auf, — nicht einer, drei kommen mir ungestüm entgegen.

Großvater, Du!

Ja, ich bin's Goswin. Wen erwartest Du denn? Warum siehst Du so aufgeregt aus?

Den Chef! Du trafst ihn nicht? Und wir dachten, als wir einen langsamen Schritt draußen hörten, der hier vor der Thür hielt . . . Ach, was kann nur geschehen sein?

Sie müssen wissen, ruft der zweite, mein Onkel ist die Pünktlichkeit selber. Er fehlt sonst nie.

Unerhört, zürnt der junge Südländer Carlos mit seinem scharfen R und der tiefen Stimme, un—er—hört!! Er ist nicht an der Börse gewesen. Ueberhaupt seit heute Morgen hat er sich nicht im Comptoir blicken lassen!

Was sagen denn die anderen Herren? frage ich.

Die! Und nun ein Schwall von allen Dreien, die anderen Herren wären ja älter, wären geduldig. Sie aber, sie wollten heute Abend besonders früh fort, zu einer Ruderpartie, nothwendig, weil . . . ja, eben weil. Und sie könnten doch nicht fort, bevor der Chef unterschrieben habe und die Post expedirt sei. Und dann hätte eigens Fred's Mutter als er vorhin bei ihr anfrug, wo der Onkel denn steckte, ihm telephonirt, ihr Bruder käme, das ganze Comptoirpersonal solle warten, Fred und die anderen Lehrlinge vor allen, grade sie müsse er heute noch sprechen.

Grade sie! Was sollte das heißen? Sie hatten sich nichts vorzuwerfen, sie alle drei nichts!

Nun, nun, so ist's wohl nicht gemeint. Der Chef hat Anordnungen zu treffen.

Am Sonnabend Nachmittag so spät? Großvater, was denkst Du? Es ist unbegreiflich. Was kann nur geschehen sein!

Und abermals ergehen die Drei sich in Muthmaßungen, in Anklagen wider den Tyrannen, der sie zwecklos am Frühlingsnachmittag hier einsperrt, wenn nichts zu thun ist, nichts auf der Welt mehr. Nur, weil er zu alt ist, um zu begreifen, wie es jungen Menschen zu Muth ist.

Nehmt Euch in Acht, ich glaube, das ist er.

Richtig, in dem Aufzug gegenüber taucht sein Hut auf.

Onkel! ruft der junge Anders und will zu ihm hin, — aber . . .!

Neben Paul Helgenreich ist in dem schmalen Gehäuse ein zweiter Hut mit einer hellen Schleife und Feder sichtbar geworden, ein ungewohnter Anblick hier in diesem Hause; ein paar lachende Augen erschienen, ein kleiner Kopf auf schlanken Schultern. . . .

Das alles dauert nicht halb so lang, wie ich es schreibe. Da sind sie schon herausgesprungen, der Aufzug rückt weiter.

Oh, ruft sie, es war zu nett. Nein, wie das schön geht!

Und mit strahlenden Gesichtern, Arm in Arm kommt das hübsche Paar uns entgegen.

Die jungen Herren Lehrlinge stehen, nein, sie lehnen vielmehr neben mir an den Korridorwänden, stumm, alle drei, regungslos, wie festgebannt, mit zitternden Gliedern, bleich, die Augen weit aufgerissen, so als ob sie Gespenster erblickten.

Helgenreich ist auf mich zugegangen: Sie hier, Herr Doktor! Wie sich das gut trifft. Es macht mir wirklich Freude, wirklich. Daß ein Mann wie Sie grade der erste, der allererste ist, nach unserer engeren Familie, dem ich sie vorstellen kann! — Lilli, das ist Doktor Harden, Du weißt wohl, der Dichter. Und zugleich ist er ja der Großvater unseres Goswin da, des Schlingels, den Du so viel nach mir ausgefragt hast. Herr Doktor, meine Braut, Lilli Lorenz. Wir verlobten uns vor einer Stunde. —

Das ist also die Geschichte, soweit ich sie kenne.

Als wir dann fortgingen, Goswin und ich, da schwiegen wir beide. Es dunkelt so früh jetzt noch, ich konnte sein Gesicht nicht erkennen, hörte nur manchmal ein stoßweises Athmen, das er zurückhielt, das er nicht zum schluchzenden Seufzer anschwellen ließ. Ich fragte ihn nicht. Und er sagte mir auch nichts. Es war auch nicht nöthig, ich wußte schon alles. Armer Junge! Hier zu Haus, vor der Zimmerthür hielt er an:

Verzeih', Großvater, wenn ich jetzt nicht zum Essen mitkomme. Ich kann nicht, ich . . . Das heißt, ich habe noch was zu schreiben — fürs Geschäft. . . .

Ganz wie Du willst. Mein lieber Sohn, thu' genau, was Du magst. Ich werde Dich nicht tadeln und Dich nicht hindern.

Er nahm meine Hand: Ich danke Dir. Du bist gut, Großvater, ich danke Dir wirklich. — Und ging davon mit ganz ruhigem Gesichte.

Siehst Du, liebe Tochter, so benimmt sich einer, der ein Mann werden will. Und wenn Du nun herkämst und ihn vielleicht fragtest und durch Bereden und Wiederbereden sein junges Gemüth um all die Heiligkeit und Größe dieses Schmerzes betrügen wolltest . . . — Nein, kurzum, ich will es nicht.

Leb wohl. Sollten die Röver oder er selbst Dir in Briefen düstere Andeutungen machen, so höre sie nicht. Es thut sehr weh, es geht aber vorüber. Ich weiß das — von mir. Nun aber muß ich von Dir mir noch einen speziellen Orden ausbitten für diesen gewissenhaft genauen, väterlich-großväterlichen Schreibebrief. Ich hoffe, Du bist mit mir so zufrieden, wie ich es selbst bin.

Dein alter Vater.

P. S. Soeben bei Tisch hat Goswin viermal vom Braten sich geben lassen. Die Gefährlichkeit der Krankheit, das mußt Du doch als Arzttochter noch wissen, ist überwunden, wenn sich erst der Appetit wieder einstellt.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Maya. A Story of Yucatan. By Wm. Dudley Foulke. Illustrated. New York. G. P. Putnam's Sons. 1900. S. 219.

Von der Kultur der Maya, die vor der Entdeckung Amerikas ihren Höhepunkt erreicht hatte und bei der Ankunft der Spanier bereits stark auf die Neige gegangen war, werden wir erst durch die neuesten Forschungen in Stand gesetzt, eine annähernd richtige Vorstellung zu gewinnen. Auf diesem Gebiete hat man besonders in dem letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts Erfreuliches geleistet. Ausgrabungen in den öden Flachländern von Yukatan und in den Urwäldern an der Grenze von Chiapas und Guatemala haben Hunderte von Ruinenstätten aufgedeckt, welche von der Bedeutung der alten mittelamerikanischen Civilisation zur Zeit ihrer Blüthe, sowie von der Tüchtigkeit der toltekischen Baumeister und Bildhauer zeugen. Zur Bestätigung und Kräftigung dieses Zeugnisses dienen die wenigen, aber höchst merkwürdigen, uns erhaltenen Mayahandschriften, welche neulich in Facsimile veröffentlicht und dadurch dem Studium der Fachgelehrten zugänglich gemacht worden sind, aber der vollständigen Entzifferung noch immer harren.

Der vorliegende Roman behandelt die Lebensverhältnisse der in zahlreiche Stämme getrennten Maya in der zweiten Dekade des sechzehnten Jahrhunderts. Da wir von den Sitten und Anschauungen, der politischen und sozialen Einrichtungen dieser Völker keine genaue Kenntniß haben, so läßt der Stoff den Dichter mit seiner Phantasie ziemlich frei schalten und walten. Hr. Foulke hat jedoch die Yukatanische Halbinsel, in welche er die Begebenheiten und Personen seiner Erzählung versetzt, bereist und sich mit Land und Leuten möglichst vertraut gemacht. Auch die Ergebnisse der Alterthumsforschungen in allen Mayagebieten hat er mit großem Scharfsinn und künstlerischem Geschick zur Belebung und wahrheitsgetreuen Entwicklung der Handlung verwerthet. Die Geschichte fängt an mit der im Jahre 1511 auf Befehl des Nuñez de Bilbao unternommenen Fahrt von Darien nach Hispaniola, um Vorräthe und Verstärkungen für seine Kolonie zu holen. Bekanntlich scheiterte das Schiff auf den Felsenriffen in der Nähe von Jamaica, der Kapitän Valdivia und die Besatzung, im Ganzen zwanzig Seefahrer, retteten sich in ein Boot, allein sie wurden vom Sturm hilflos hin und her getrieben und nach dreizehn Tagen an die Küste von Yukatan verschlagen; unterdessen sind sieben gestorben und von den stets gleich daneben schwimmenden Haifischen verschlungen worden. Die Uebrigen, sobald sie das Land erreichten, wurden von den Eingeborenen festgenommen, mit Stricken gebunden und in Gefangenschaft gehalten, aber gut behandelt und mit Speisen reichlich versehen. Nach zwei Monaten, an einem großen Festtage, wurden der dickleibige Valdivia und die vier fettesten seiner Gefährten hinausgeführt und den Göttern geopfert und ihr Fleisch von der Menge feierlich verspeist. Dieser grausamen Ceremonie haben die Ueberlebenden durch das Pfahlwerk ihres Gefängnisses zugeschaut und wußten nun, weshalb man sie so gut gemästet hatte. Als sie bemerkten, daß das Volk betrunken war und auch ihre Wächter den Rausch ausschliefen, ergriffen sie die günstige Gelegenheit, diese Männer zu entwaffnen und sich zu flüchten. Wochenlang wanderten sie in den Wäldern umher, bis sie wieder von den Indianern gefangen genommen und zu Sklaven gemacht wurden. Ihr weiteres Schicksal geht uns hier nichts an. Nur die von einem derselben, Namens Sandoval, erlebten Abenteuer bilden den Hauptinhalt der trefflich erfundenen und geschickt ausgeführten Prosadichtung. Besonders gelungen ist die Charakterzeichnung der Heldin „Maya", die als eine typische Gestalt und glänzende Verkörperung der edlen Eigenschaften des Stammes, dem sie angehört, uns entgegentritt. Wie diese Prinzessin den armen, fast verkommenen Sandoval in einer Höhle, wo ihre Mädchen Wasser schöpften, entdeckte, und mit welcher genialen Erfindungskraft sie Wege und Mittel ersann, um ihn aus der Noth zu retten und mit der Einwilligung ihres königlichen Vaters zu heirathen und sogar als einen Gott verehren zu lassen, wird in mehreren ergreifenden Scenen mit tiefer psychologischer Kenntniß zur lebendigen Anschauung gebracht. Auch die Standhaftigkeit und Selbstaufopferung, die sie zeigt, um das Leben des geliebten Mannes zu schützen, als die Fabel von seiner Gottheit keinen Glauben mehr findet, sowie ihre ewigdauernde Liebe und Treue sind Züge, welche zur Ergänzung und Vollendung des vortrefflichen Seelengemäldes beitragen. Das Buch ist mit vier Abbildungen der Ruinenstätten von Uxmal und einem die erste Begegnung der Maya und des Sandoval darstellendem Titelkupfer versehen.

E. P. E.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 4. Berlin, den 26. Oktober 1901. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Es gibt noch Regierungen in Deutschland, die den Muth haben, das auszusprechen, was ihnen politisch als nothwendig erscheint, selbst auf die Gefahr hin, ein solcher Ausspruch könnte den Agrariern mißfallen. Graf Caprivi that dies frank und frei; Fürst Hohenlohe that es zögernd; das gehört der Vergangenheit an, und nunmehr muß man nach dem Herzogthum Koburg-Gotha gehen, um einen Minister sprechen zu hören, dem nicht die Furcht vor den Agrariern die Kehle zuschnürt und Zweideutigkeiten auf die Zunge oder auf die Federspitze legt, — Zweideutigkeiten, die bei uns als diplomatische Weisheit in offiziösen Noten offiziöser Blätter alsdann auftauchen.

In Gotha hatte der Staatsminister Hentig vor dem gemeinschaftlichen Landtag im Frühjahr dieses Jahres erklärt, daß die Verhältnisse des Landes die Regierung zwingen, eine „sichtbare Vertheuerung der nothwendigen Lebensmittel zu bekämpfen und für Handelsverträge einzutreten“.

Natürlich gibt es auch in Gotha Großgrundbesitzer; sie sind dort im Hauptverein für das Herzogthum Gotha organisirt; und ihr Wortführer mit dem echt bäuerlichen Namen Kammerherr von Wangenheim faßte die Klagen der Agrarier bei einer Versammlung jenes Vereins in die staatserhaltenden Worte zusammen:

„Seit Jahren trete die deutsche Reichsregierung, in schönster Verbrüderung mit Freisinn und Sozialdemokratie, für den Schutz der ausländischen Landwirthschaft ein (Rufe: Sehr richtig!) und sehe dem Untergang der deutschen Landwirthschaft gleichgültig zu. (Erneuter Beifall.) Bei der jetzigen Behandlung werde die Landwirthschaft nicht mehr lange bestehen, sondern bald völlig ruinirt sein.“

Und man faßte schließlich diese maßvoll-konservativen Anschauungen in ein Mißtrauensvotum zusammen, das der Gothaischen Regierung das „Bedauern und die Enttäuschung der Landwirthschaft“ aussprechen sollte.

Die Bevölkerung des Herzogthums hält glücklicherweise die politische Schläfrigkeit nicht für die höchste der staatsbürgerlichen Tugenden. Es wurde im Lande eine Gegenerklärung in Umlauf gesetzt und für diese Erklärung Unterschriften gesammelt. Es heißt in diesem Schriftstück:

„Nur drei Zehntel unserer Bevölkerung sind in Land- und Forstwirthschaft sowie Fischerei thätig, in der Landwirthschaft allein noch nicht ein Viertel der Bevölkerung. Mit Körnerfrüchten wird höchstens der vierte Theil der Bodenfläche unseres Herzogthums bestellt, nur dieser kommt also für die Getreidezölle in Frage. Nun haben aber von denjenigen, die Korn bauen, mindestens drei Viertel keinen Nutzen von der Erhöhung der Zölle, weil sie entweder die ganze Ernte in der eigenen Wirthschaft verbrauchen oder, soweit sie etwas davon verkaufen, den Mehrerlös für die infolge der Zollerhöhung theurer werdenden nothwendigen Anschaffungen von Kleidung, Werkzeug, Saatgetreide u. s. w. mitverwenden müssen. Höchstens ein Viertel der Kornerzeuger würde aus den gesteigerten Zöllen Vortheil ziehen können und zwar, je mehr Getreide einer baut, je größer also sein Besitz ist, um so größeren Vortheil. Dieses eine Viertel der Kornerzeuger stellt aber nur den sechzehnten Theil der gesammten Bevölkerung dar.“

Und an anderer Stelle heißt es in der Erklärung:

„Nach unserer Ansicht soll die Wirthschaftspolitik allen Gliedern des Volkes und namentlich dem kleinen Manne in allen Ständen einen angemessenen Antheil an der Verbesserung der Lebenslage gewähren und unter keinen Umständen die Nichtbesitzenden zum Vortheil der Besitzenden belasten, während der Landwirthschaftliche Hauptverein für das Herzogthum Gotha die entgegengesetzte Auffassung vertritt. Wir sind glücklich, aus der Erklärung der Herzoglichen Staatsregierung vom 8. Mai 1901 zu ersehen, daß ihre Anschauung mit der unsrigen harmonirt, und wir versichern hohem Staatsministerium, daß es bei seinem Eintreten für die nicht bemittelten Schichten unserer Bevölkerung die große Mehrheit der Staatsbürger hinter sich hat.“

Dieses Schriftstück nebst den Unterschriften wurde durch eine Deputation dem Staatsminister Hentig überreicht. Auf eine Ansprache des Oberbürgermeisters Liebetrau von Gotha erwiderte der Minister bei dieser Gelegenheit:

„Jedenfalls ist die Staatsregierung verpflichtet, dem gemeinen Besten zu dienen; in Erfüllung dieser Pflicht wird sie eingedenk sein müssen der Nothwendigkeit, unserer hochentwickelten Landesindustrie, die weit über die Reichsgrenzen hinaus vielfältige Beziehungen gesponnen hat, ihre Absatzgebiete zu wahren und ihre Abschließung von den Auslandsmärkten nach Kräften zu verhüten, in erster Linie aber die Erhaltung des Nahrungsstandes der Volksklassen mit dem niedrigsten und unsichersten Einkommen bei allen zollpolitischen Maßregeln im Auge zu behalten. Gerade die traurigen Erscheinungen auf dem Arbeitsmarkt, die wir gegenwärtig beobachten, legen diesem Gesichtspunkt aus Gründen der Menschlichkeit wie der Politik besondere Bedeutung bei. Die Regierung glaubt, in Abwehr jeglicher Einseitigkeit zu einer klaren Erkenntniß dessen gekommen zu sein, was der Natur unserer Staatsgemeinschaft in der Frage der Handelspolitik entspricht. Auf der dadurch gebotenen Linie ihres Verhaltens wird sie mit Festigkeit beharren Ihnen aber, meine Herren, und denen, die Sie hierher abgeordnet haben, sage ich nochmals den politischen Dank der herzoglichen Staatsregierung und den meinigen persönlich."

So in Gotha. Die Residenz des Reichskanzlers hingegen ist Berlin, und da werden die Beklemmungen von Handel und Industrie und die Befürchtungen der ärmsten Klassen vor dem Hunger mit sibyllinischen Aussprüchen kurirt, an denen nur eines — ihre unparteiische Gerechtigkeit zu rühmen ist; sie enttäuschen nämlich alle Welt ohne Unterschied der Partei ganz gleichmäßig.

Herrn von Tirpitz wird in diesem Augenblick die Ehre zu Theil, daß die Agrarier ihn auf die Anklagebank schleppen.

Als es sich um die Flottenvermehrung handelte, hat Herr von Tirpitz nämlich dem freisinnigen Abgeordneten Müller-Sagan erklärt, daß jeder neue Kreuzer ein neues Schwergewicht in der Wagschale zu Gunsten des Freihandels bedeute. Ein solcher Ausspruch, der natürlich zunächst den Zweck hatte, Freunde für die Flottenvorlage zu gewinnen, bringt die Agrarier schier zum Bersten vor Zorn. Du lieber Himmel, wozu sollte denn die „gräßliche Flotte" in ihrer jetzigen Größe vorhanden sein? Eine Flotte dieses Umfanges brauchen wir nicht zur Vertheidigung unserer Küsten und zum Schutze ostelbischer Rindviehheerden pflegt man auch keine Schlachtschiffe und Torpedoboote zu verwenden. Eine große Flotte soll einem großen überseeischen Handel das Gefühl der Sicherheit, das ihm unentbehrlich ist, gewähren, und überseeischer Handel heißt möglichst freier Austausch der Güter unter den Nationen zum Nutzen aller. Das ist zwar klar; aber ein Staatssekretär des Reichsmarineamtes durfte sich freilich nach — Berliner Gepflogenheit — bisher den Luxus nicht gestatten, politische Wahrheiten auszusprechen, die das Mißfallen des Bundes der Landwirthe erregen könnten.

Der frühere italienische Finanz- und Schatzminister Luzzatti hat sich wiederholt über den deutschen Zolltarifentwurf geäußert; er thut es jetzt wiederum in einem Interview, das er einem Korrespondenten des „Berliner Tageblattes" gewährt hat.

Herr Luzzatti sagt über den Zolltarifentwurf der Reichsregierung:

„Leider kam einige Wochen nach meiner Florentiner Rede wirklich jene Vorlage heraus, die in Italien denselben schlechten Eindruck machte wie in Oesterreich und in Ungarn. Immerhin hielt ich nun die These aufrecht: Der Reichskanzler habe die Veröffentlichung des Tarifes erlaubt, um die Agrarier durch die Evidenz der Thatsachen davon zu überzeugen, daß die Befriedigung ihrer Ansprüche nothwendiger Weise alle Staaten gegen Deutschland aufreizen müßte."

Herr Luzzatti beurtheilt den Reichskanzler wie die Agrarier falsch. Zu dem politischen Credo in Deutschland gehört es, daß unsere Agrarier überhaupt nicht zu überzeugen sind; nicht auf die „Evidenz der Thatsachen" kommt es ihnen an, sondern auf ihren kurzlebigen Vortheil; und dann Graf Bülow .... Bisher besteht sein Streben darin, die Quadratur des Kreises auf politischem Gebiet zu finden. Er hofft, daß er sich die Agrarier als Freunde erhalten kann und die Antiagrarier auch. Mit einer Zweideutigkeit nähern sich die offiziösen Blätter den einen und mit einer zweiten Zweideutigkeit den anderen und das Ende ist, daß wir einen Reichskanzler haben, über den die Bewegung hinweggehen wird.

Wohin kann diese Politik der Schwäche führen? Herr Luzzatti sagt es:

„Sollte die neue Zollpolitik der Isolirung in Deutschland siegen, so werden die Repressalien gegen die deutsche Industrie unvermeidlich sein; Deutschland wird weniger Waaren und mehr Menschen exportiren, und die deutsche Landwirthschaft wird durch den Ruin der deutschen Industrie noch mehr leiden, als die Erhöhung der Zölle ihr nützen wird. Deutschland, das die Hegemonie in der wirthschaftlichen Welt besitzt, nachdem es 1891 mit den Caprivi'schen Handelsverträgen den von Frankreich verlassenen Posten eingenommen — Deutschland wird alsdann wirthschaftlich herunterkommen und dadurch auch seinen politischen Einfluß verlieren."

Wenn man solche simplen Folgerungen eines hervorragenden Italieners in einem deutschen Blatte wiedergibt, so wird man an dem darauf folgenden Tage unfehlbar in allen Organen des vaterlandsliebenden Bundes der Landwirthe als vaterlandsloser Verräther der Heimath ausgerufen. Wer sich über die Größe der Gefahren, die Deutschland drohen, orientirt, ist ein Agent des Auslandes; zu dieser Kategorie gehörte augenscheinlich auch Moltke, als er die militärische Stärke Oesterreichs und Frankreichs vorsichtigerweise bei Zeiten feststellte. Ein Patriot ist, wer sich nicht scheut, Deutschland blindlings in Gefahren zu stürzen, um den Großgrundbesitzern höhere Einnahmen zuzuführen.

An der Universität Straßburg hat Herr Spahn eine Professur für Geschichte erhalten. Die Fakultät wurde bei Besetzung der Stelle nicht gefragt, und das einzige Motiv, mit dem die Berufung des Herrn Spahn bisher begründet worden ist, war dies: Er ist Katholik. Sein religiöser Glaube gibt ihm die besondere Anwartschaft auf eine Stelle als Professor der Geschichte. Mit dieser Anschauung sind die Ultramontanen natürlich sehr zufrieden, sie wollen, daß ein Katholik nur von einem Katholiken unterrichtet werde. Dieser ultramontane Standpunkt erhält jetzt dadurch eine besondere Stütze, daß der Kaiser in einem Telegramm nach Straßburg seine Befriedigung über die Berufung des Katholiken Spahn ausgesprochen hat.

Ob ein Professor an der Universität Protestant oder Katholik oder Jude ist, das erscheint uns gänzlich gleichgiltig; nicht gleichgiltig ist allein, daß er als Lehrer und Forscher seine Stellung auszufüllen vermag. Wenn in Zukunft jedoch nicht mehr ausschließlich die Befähigung, sondern auch das Glaubensbekenntniß maßgebend sein wird, dann werden wir freilich vielleicht gute Kirchengänger an den Universitäten haben; aber ob Leuchten der Wissenschaft, das bleibt fraglich; oder im Allgemeinen eigentlich nicht fraglich!

Und der protestantische deutsche Kaiser könnte auch in Erwägung ziehen, ob es zweckmäßig ist, immer neue Schranken zwischen Katholiken und Protestanten in Deutschland aufzurichten. Unser religiös fast halbirtes Reich verlangt die Annäherung von Katholiken und Protestanten aneinander. Jede Förderung der Trennung zwischen den Religionsgemeinschaften gräbt aber eine Trennungslinie auch durch die deutsche Einheit.

Der allgemeine Bergarbeiterausstand in Frankreich ist vertagt, sehr zum Aerger jener Staatsretter, die die Republik im Bürgerkrieg erwürgen und irgend ein militaristisches Regiment mit irgend einem Prätendenten oder einem Ehrgeizigen an der Spitze errichten möchten. Es ist erfreulich, daß die Bergarbeiter zögern, ihre Interessen und die Interessen des Staates in blindem Leichtsinn aufs Spiel zu setzen.

Auch in dieser schwierigen Lage hat sich Waldeck-Rousseau wieder durchaus bewährt. Seine besonnene Festigkeit zeigte den Arbeitern, daß er jede Ungesetzlichkeit mit kraftvoller Hand niederkämpfen werde, und sein politisches Programm mußte sie belehren, daß er die berechtigten Forderungen der Bergleute so viel wie möglich zu befriedigen bereit sei.

Waldeck-Rousseau zeigt sich bei jedem neuen Anlaß als ein klarblickender, hervorragender Staatsmann. Er weiß, was er will, und was er will, ist verständig im Interesse des Staates; er verzichtet freilich darauf, es als staatsmännisch zu erachten, aus Agitationen und Gegenagitationen herauszuhören, was er wollen darf.

Jene Buren, die die Waffen nicht tragen, sind von den Engländern gegen alles Kriegsrecht in sogenannte concentration camps zusammengepferchrt worden. Das Ergebniß dieser Kriegführung beleuchtet der „Standard" in folgender Weise:

„Es starben an Weißen im Laufe des August 1878, im September 2411, und was am schlimmsten ist, die Sterblichkeit unter den Kindern war im Steigen. Wir haben keinen Streit mit den holländischen Kindern, wie immer unsere Gefühle gegen ihre Eltern sein mögen, und alle Engländer werden herzlich betrübt sein zu hören, daß sechs bis siebentausend Knaben und Mädchen den Forderungen des Krieges während der letzten vier Monate geopfert worden sind. Es ist eine melancholische Thatsache, aber wir sehen nicht, daß irgend eine Schuld unsere Offiziere oder unsere Regierung treffen könnte . . ."

„Melancholische Thatsache" — außerhalb Englands spricht man von einer empörenden, verdammenswerthen, barbarischen Thatsache.

* * *

Georg von Siemens.

Der Tod dieses Mannes, der in der Nacht zum 24. Oktober aus einem ungewöhnlich thätigen Leben abgerufen ist, und dessen sterbliche Hülle an einem der nächsten Tage durch Feuer bestattet wird, ist in mehr als einer Beziehung ein nationaler Verlust. Deutschland ist nicht arm an tüchtigen Kaufleuten, an geschickten Industriellen, an begabten Technikern und an Gelehrten, die es verstanden haben, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung den Bedürfnissen des wirthschaftlichen Lebens dienstbar zu machen. Selten aber sind die Kaufleute großen Stils, die das gesammte Wirthschaftsleben der Nation einheitlich aufzufassen wissen, und die mit geschlossener Thatkraft weiten wirthschaftlichen Perspektiven gemäß auch zu handeln verstehen. In Deutschland ist das Emporkommen solcher weitblickenden Kaufleute noch besonders erschwert durch die mancherlei Vorurtheile eines Militär- und Beamtenstaates, der sich in die Rolle einer wirthschaftlichen Weltmacht noch immer nicht recht gefunden hat. Der Leutnant und der Assessor — und gar erst der Kavallerieleutnant und der Regierungsassessor — sind nicht bloß in ihren eigenen Augen, sondern auch nach der herrschenden philisterhaften Auffassung der sozialen Rangordnung viel fürnehmere Wesen, als der junge Kaufmann oder Industrielle, der mit der Börse oder mit russigen Arbeitern in unmittelbare Berührung tritt.

Derartige Vorurtheile haben in Deutschland nicht wenig dazu beigetragen, zahlreiche intelligente und energische junge Männer aus jenen Bevölkerungskreisen, in denen Besitz und Bildung heimisch sind, von den führenden Stellungen im wirthschaftlichen Leben fernzuhalten. Nicht zum wenigsten daraus erklärt sich die kleine Zahl königlicher Kaufleute in Deutschland neben der Unzahl königlicher Kommerzienräthe! Dem Doktor Georg Siemens ist in der Geschichte des neuen deutschen Reichs ein Platz als großer Kaufmann, als einer der größten deutschen Kaufleute unserer Zeit, gesichert.

Er hat nicht von der Pike auf gedient, nicht als Kaufmannslehrling Wechsel kopirt und das Comptoir ausgefegt. Er trat bereits als fertiger Mann, als Gerichtsassessor, der obendrein mehrere Feldzüge als Reserveoffizier mitgemacht hatte, in das kaufmännische Leben ein und sofort als Mitdirektor an die Spitze einer großen Aktienbank.

Als Siemens nach dreißigjähriger Thätigkeit am Ende des vorigen Jahres aus dem Direktorium austrat, nahm die Deutsche Bank den unbestrittenen ersten Rang unter allen deutschen Kreditinstituten — von der Reichsbank abgesehen — ein. Als er eintrat, betrug ihr Aktienkapital 15 Millionen Mark, als er austrat das Zehnfache jener Summe. In dem Umfange des Aktienkapitals kommt jedoch die Größe der den ganzen Erdball umfassenden und alle Zweige der Volkswirthschaft berührenden Geschäftsthätigkeit nur sehr unvollkommen zur Erscheinung.

Siemens selbst gab vor Jahresfrist auf diesen Blättern in einem Artikel über „Die nationale Bedeutung der Börse" eine Schilderung von der weitgreifenden, auch die auswärtige Politik des Landes beeinflussenden, unter Umständen selbst Kriege bei unseren Antipoden verhindernden Wirksamkeit einer modernen großen Bank. Die oberste Leitung eines solchen mächtigen Geldinstituts erfordert Männer mit Herrschertalenten. Es genügt nicht in die Geheimnisse der Wechselstube und der Arbitrage eingeweiht zu sein; eine leitende Bank muß heute, wie ein Großstaat, auch eine Geschäftspolitik treiben, in der alle einzelne Ressorts als Machtfaktoren in Rechnung zu ziehen und gelegentlich zu einheitlichen Machtzwecken zusammenzufassen sind.

Georg Siemens war durch ungewöhnliche Willenskraft und eindringenden Scharfsinn befähigt, eine solche Stellung, gleichsam als Premierminister eines Bankstaates, zu bekleiden. Er selbst wuchs mit diesem Staate und der Staat durch ihn. In der vernünftigen Ausübung der in seiner Bank ruhenden Geldmacht, darin lag für ihn der höhere Reiz seiner Stellung. Das Geldverdienen an sich, die bloße Plusmacherei, war ihm eigentlich langweilig; und das Börsenjobberthum verachtete er. Eine bei ihm stark entwickelte Neigung zur Paradoxie verleitete ihn nicht selten zu Aeußerungen, die wie Bekenntnisse einer kraß materialistischen Weltanschauung klangen, aber er war viel besser, als er sich selbst machte, von einer stolzen Rechtlichkeit, die sich degradirt gefühlt hätte, wäre sie im Gewande kleinbürgerlicher Moral erschienen. Seine ganze Auffassung vom geschäftlichen Leben hatte etwas Großzügiges. Keine Sentimentalität, keine Kleinlichkeit, keine Aengstlichkeit und keine Pfennigfuchserei. Die large Manier, die er als Bankdirektor zeigte, bethätigte er auch als Privatmann. Es war auch nicht die Spur von einem Geldprotzen in ihm. Seine reiche Freigebigkeit verlangte keinen Dank, und sein klares Urtheil konnte durch keine Schmeichelei bestochen werden. Er war nicht einmal eitel genug, um über „Auszeichnungen" piquirt zu sein, die weit hinter seinen Verdiensten zurückblieben.

Ein solcher Mann hätte auch als Minister Preußen und Deutschland bedeutende Dienste leisten können. Die vigilante Presse hatte ihn denn auch seit geraumer Zeit in die Liste der Kandidaten für das preußische Finanzministerium aufgenommen. Daß er das Zeug zu einem wirklichen Staatsmann besaß, erscheint mir gewiß. Aber in einer politischen Kombination, bei der ihm als Minister nur die Stimme des Predigers in der Wüste zugefallen wäre, hätte er sich nicht verbrauchen lassen. Als kaufmännisches Dekorationsstück auf einer bureaukratisch-agrarisch-schutzzöllnerischen Tafel zu dienen, dafür hätte er schönstens gedankt.

Die Ueberzeugung, unter den gegenwärtigen Verhältnissen als Ministerkandidat unmöglich zu werden, hat ihm ganz gewiß den Entschluß, an die Spitze des Handelsvertragsvereins zu treten, nicht erschwert. Er spottete gern darüber, daß er sich als Vorsitzender dieses Vereins habe einfangen lassen, während er aus der Direktion der

Deutschen Bank ausgetreten sei, um sich von Arbeit zu entlasten, aber er war entschlossen, die Aufgabe, die er einmal übernommen hatte, mit derselben Energie durchzuführen, wie er sie bei schwierigen Finanzunternehmungen zu entwickeln pflegte. Seine politischen Freunde, die Freunde der Handelsfreiheit, die Anhänger einer liberalen Wirthschaftspolitik haben deshalb noch ganz besonderen Anlaß, um diesen Todten zu trauern.

Bei der Zerfahrenheit unseres politischen Parteiwesens, bei der Schwäche unserer Regierungen, bei der entsetzlichen Konfusion in den herrschenden Ideen über volkswirthschaftliche Dinge, hätte ein so vorurtheilsfreier Geist, ein so rücksichtsloser Wille, eine so reiche Erfahrung und ein von kleinlicher Eitelkeit nicht beeinflußter Sinn gerade in den bevorstehenden zoll- und handelspolitischen Kämpfen die wichtigsten Dienste leisten können. Die Agrarier haben einen gefährlichen Gegner verloren.

Es ist eine grausame Tücke des Schicksals, daß es durch eine hinterlistige Krankheit eine überaus starke Willenskraft gerade in dem Augenblick lahm gelegt hat, wo dieselbe sich mit vollem Nachdruck in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen gedachte.

Der zu früh Dahingeschiedene hat hart mit dem Tode gerungen. Aber der Allbezwinger war unerbittlich. Er kennt kein Mitleid mit Verwandten und Freunden und keine Rücksicht auf das allgemeine Wohl.

Theodor Barth.

Der südafrikanische Krieg und die Zuckerprämien.

Wer zahlt den Krieg, den England gegen die Burenrepubliken führt? Die Kosten werden jetzt, trotz der allgemeinen Entrüstung auf dem Festlande Europas, von Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Belgien und den Niederlanden gezahlt.

In diesen Ländern hat man zwei Jahre lang zur Milderung des in Südafrika gestifteten Unheils Gelder gesammelt, aber in aller Stille, tagtäglich, bringen daselbst die Völker eine Steuer auf, deren Ertrag in die englische Staatskasse hinübergeschüttet wird. Viele Millionen Mark werden auf diese Weise aufgebracht, genug Millionen um auf die Anleihen, welche das Vereinigte Königreich zur Bestreitung der Kriegskosten abzuschließen hat, die Zinsen zu zahlen.

Die Ausfuhrprämien für Zucker stellen diese Beiträge dar.

Auf dem europäischen Festlande sind für die Zuckerausfuhr seit Jahren Prämien verliehen worden. Die Prämien aber mußten aus der eigenen Staatskasse gezahlt werden, und diese fand die dazu nöthigen Mittel nur durch immer höhere Besteuerung des eigenen Verbrauchs. Die Zuckerproduktion wurde so zu immer stärkerer Ausfuhr angespornt. Dem Fremden wurde durch billige Lieferung des Produktes der nationalen Landwirthschaft und der nationalen Industrie ein schönes Geschenk gemacht.

Dieser Fremde ist der Engländer.

In dem Lande, welches an der Politik der Ausfuhrprämien sich nicht betheiligte, in Großbritannien, wurde im Jahre 1874 die Zuckersteuer abgeschafft, und seitdem wurde aus den Kontinentalhäfen ein stets wachsender Strom von Millionen Centner Zucker dahin geleitet. Der Zuckerpreis ist dabei fortwährend gesunken. Die Völker Europas, welche Hunderttausende von Händen in Anspruch nehmen, um große Flächen fruchtbaren Bodens mit Rüben zu bebauen und in hunderten von Fabriken die Rüben zu bearbeiten, damit die Einwohner Londons zu künstlich niedrigen Preisen Zucker genießen können, — jene Völker bringen uns das klassische Wort über die arbeitsamen Bienen ins Gedächtniß; „Sic vos non vobis mellificatis apes“.

Seit einigen Monaten nun steht in jedem englischen Hafen der Steuerbeamte, der von dem süßen Produkte einen Einfuhrzoll erhebt. Die Ausfuhrprämie hier wird vom Einfuhrzoll dort aufgehoben. Die Mark und Pfennige, welche der Absender aus der eigenen Staatskasse empfängt, muß er am Eingang des englischen Hafens wieder abtreten. So wird in der Praxis verwirklicht, was Lord Northbrook in der „Times“ vom 27. Mai 1899 schrieb: „Wenn eine fremde Regierung eine Prämie von 2 Pence per Pfund zahlt, schenkt sie diese dem hiesigen Konsumenten. Falls unsere Regierung zum nämlichen Betrag einen Einfuhrzoll erhebt, profitirt der Konsument von der Prämie nicht in seiner Eigenschaft als Konsument, sondern in der als Steuerzahler, denn es ist ein Geschenk des prämiezahlenden Staates an das Budget des steuererhebenden.“

Vor ganz Europa ist dann im englischen Parlament am 18. April 1901 vom Kanzler des Schatzamtes Sir Michael Hicks-Beach bei der Berathung über die Staatseinkünfte gesagt worden, als er die Regierungsvorlage zur Stärkung der Staatsmittel ankündigte:

> „Der bei weitem größte Theil unserer Zuckereinfuhr kommt aus Ländern, welche Ausfuhrprämien zahlen. Das Prämiensystem aber kommt auf Folgendes hinaus. Das prämiezahlende Land spornt die Erzeugung auf eigenem Gebiete an und wendet zur gleichen Zeit alles an, um seinen eigenen Einwohnern den Zuckerverbrauch zu erschweren. Dadurch wird eine riesige Ueberproduktion von Zucker hervorgerufen, welche ihren Absatz auf fremdem Markt finden muß und gegenwärtig diesen Markt vornehmlich in England findet. Und so läßt sich sehr wohl denken, — wofern nicht die prämiezahlenden Länder entweder ihre Produktion schmälern oder ihre inländische Konsumsteuer herabsetzen, was in beiden Fällen die Wirkung einer Abschaffung der Prämien haben könnte, — daß bei einer Zuckersteuer hier trotz einer anfänglichen Preiserhöhung und einer Minderung des Verbrauchs die Einfuhr des auf England angewiesenen Zuckers so kräftig bleiben wird, daß der Preis sich wieder senken würde.“

Mit dieser Begründung wurde dem Unterhause klargemacht, daß, solange der Zuckerüberfluß des Kontinents nach den britischen Inseln seinen Weg zu suchen hat, ein Einfuhrzoll dem englischen Konsumenten wenig schaden könne. Weiter wurde von der nämlichen hohen Stelle bemerkt, daß, wenn der Zuckerpreis auch etwas steige, der Preis in England doch so niedrig bleiben werde, daß die etwaige Erhöhung zu ernsten Bedenken keine Veranlassung geben dürfte. Ist doch die jetzige Wohlfeilheit mit in erster Linie den Ausfuhrprämien zu verdanken! Sollte also immerhin der Preis um einen halben Penny per englisches Pfund (0,16 Mark per Kilogramm) steigen, so wäre dies für den britischen Konsumenten noch kein eigentlicher Verlust, sondern vielmehr nur ein Verzicht auf die aus fremder Politik herrührenden Vortheile. Und mittlerweile kann England die Früchte pflücken in der greifbaren Form von jährlich 6—7 Millionen Pfund Sterling, die aus dem englischen Zuckerzoll der Staatskasse zufließen werden.

Nach einer kurzen Erörterung nahm das Unterhaus die Regierungsvorlage an. Die Raffinade unterliegt jetzt einem Zoll von 4 sh 2 d per englisches Pfund oder 8,20 Mark per Kilogramm.

Es ist nicht schwer, approximativ klarzulegen, bis zu welchen Beträgen die europäischen Kontinentalstaaten die Bürde der englischen Kriegskosten auf ihre eigenen Schultern übernommen haben. Man hat nur die Mengen, welche jeder Staat nach Großbritannien ausführt, mit der bezüglichen Prämie zu multipliziren. Die Mengen sind ziemlich genau bekannt. Der Zucker ist als steuerpflichtige Waare überall Gegenstand amtlicher Kontrole und kaum ein Handelszweig kann genauere Daten aufweisen als dieser. Die Prämien sind ebenfalls kein Geheimniß. Seit 1897 haben die Vereinigten Staaten von Amerika uns der Mühe, sie zu berechnen, enthoben. Daselbst werden bekanntlich seit jenem Jahr die prämiirten Zucker, welche in die Union eingeführt werden, mit Ausgleichszöllen („Countervailing duties“) besteuert. Bei meinen früheren Studien

über die Zuckerfrage, zu welchen die Brüsseler internationale Konferenz im Jahre 1898 Veranlassung gab, und wobei ich mich bemühte, die Frage nach allen Richtungen zu erörtern (d'Aulnis de Bourouill, les primes à l'exportation du sucre, la Haye 1899), zeigte es sich mir, daß der amerikanische Finanzminister von tüchtigen Sachverständigen Auskunft erhält. Jedes Land übrigens, welches sich durch einen zu hohen Ausgleichszoll beschwert fühlt, kann ein Gerichtsurtheil anrufen. Für die folgende rechnerische Zusammenstellung habe ich also, um Spezialfragen für jedes Land zu vermeiden, mich im Großen und Ganzen dem Tarife der amerikanischen Ausgleichszölle angeschlossen, und ich bemerke nur, daß für das Deutsche Reich und Oesterreich eine Mittelprämie angenommen werden mußte, weil die aus jedem dieser beiden Staaten in England eingeführte Menge in den englischen statistischen Angaben nicht gesondert vorkommt. Wie viel deutscher Zucker speziell von der aus Deutschland hinausgeführten Tonnenzahl in England eintrifft, läßt sich nicht genau feststellen.

Zuckereinfuhr in Großbritannien und Prämien im Jahre 1900.*)

Herkunft		Centner (à 100 Kilogr.)	Prämie (in Francs) per 100 Kilogr.	Gesammtsumme (in Francs)
Frankreich	Raffinade	2 200 853	11,51	25 331 818
	Rohzucker	2 404 364	11,17	26 856 745
Deutschland u. Oesterreich	Raffinade	6 028 943	± 4,—	24 115 772
	Rohzucker	1 631 787	± 2,78	4 636 367
Belgien	Raffinade	292 000	4,—	1 568 000
	Rohzucker	1 036 000	3,90	4 040 000
Niederlande	Raffinade	1 154 531	3,66 à 3,33	4 098 584
	Rohzucker	225 710	3,14 à 2,81	706 457

Gesammtsumme der gewährten Prämien 91 353 743

Darnach wurde also im Jahre 1900 eine Summe von mehr als 91 Millionen Francs oder 72 Millionen Mark als Prämie an die Engländer vertheilt, — mehr als 3½ Millionen Pfund Sterling. In der nächsten Zukunft wird die Summe, bei der immer noch steigenden Ausfuhr, gewiß nicht geringer werden. Man kann deshalb ruhig sagen, daß von den festländischen Steuerzahlern der englischen Staatskasse so viel geschenkt wird, daß die Zinsen einer Anleihe von 150 Millionen Pfund Sterling — so hoch werden die Kosten des jetzt zweijährigen Krieges in Südafrika für England geschätzt — annähernd gedeckt erscheinen.

Kann nun dieser absurden Prämienwirthschaft kein Ende gemacht werden?

Es ist bekannt, daß seit der Brüsseler Konferenz von 1898, welche an dem Widerstande Frankreichs und Rußlands gescheitert ist, die Sachlage sich in manchen Beziehungen geändert hat. Die französische Regierung selbst hat die Unterhandlungen wieder angeknüpft. Sie hat mit ihrem Prämiensystem in den letzten Jahren bittere Erfahrung gemacht. Der Ertrag der Zuckersteuer wird in Frankreich in steigendem Maße durch die Prämien verschlungen. Die französische Rübenerzeugung dehnt sich immer mehr aus; bei stillstehendem Zuckerverbrauch im Inland muß jede Vermehrung der Produktion über die Landesgrenzen einen Ausweg suchen und wird die an Prämien verausgabte Summe immer größer. So hat die Zuckersteuer in Frankreich im Jahre 1900 17 Millionen Francs weniger netto eingebracht als in 1899. Dieses ungünstige Resultat wird ohne Zweifel in 1901 noch größere Verhältnisse annehmen. In den ersten 5 Monaten von 1901 war der Nettoertrag wieder 4 333 000 Francs geringer als in den korrespondirenden Monaten 1900. Die üble Sachlage ist dem französischen Finanzministerium völlig bekannt. In der in Paris erscheinenden offiziellen Monatsschrift „Bulletin de Statistique et de législation comparée", wurde in der letzten Märznummer offen eingestanden: der Nettoertrag der Steuer sei, von 45,69 Francs per 100 Kilogramm in 1899, in 1900 bis 40,33 Francs heruntergesunken. Der Protektionist Méline, der 1898 als Minister den französischen Delegirten zur Brüsseler Konferenz auftrug, das französische System gerade in jenen Details zu vertheidigen, welche die Staatskasse von dem Umfange der Ausfuhr abhängig gemacht haben, sieht jetzt den Schiffbruch seiner Politik.

Bei dem Umstande, daß die wichtigsten zuckerproduzirenden Staaten die nämlichen Wünsche hegen, — denn zwischen Deutschland, Oesterreich und Frankreich scheint man zu einem gegenseitigen Einvernehmen gekommen zu sein, — sollte da Rußland im Stande sein, die Erfüllung jener Wünsche dauernd dadurch zu hindern, daß es leugnet, Prämien zu gewähren, und daß es die Abänderung seiner Zuckergesetzgebung verweigert?

Weitere Oeffnung des inländischen Marktes und Verzicht auf die künstliche Aufstachelung der Ausfuhr, — das muß auf dem Gebiet dieses wichtigen Industriezweiges das Losungswort sein. Beide Ziele sind auf dem nämlichen Wege erreichbar. Der Fiskus entziehe sich allerwegen dem Druck der Prämien und erwerbe also Raum zur Ermäßigung der Steuer, durch welche er die Ausdehnung des inländischen Verbrauchs zurückhält.

Und im Uebrigen: wer einen Krieg führt, bezahle ihn gefälligst selbst.

Utrecht. J. d'Aulnis de Bourouill.

*) In dieser Tabelle fehlt Rußland. Dieses Reich gewährt wohl eine beträchtliche Ausfuhrprämie, wie ich ausführlich in meinem Buch über die Zuckerprämien nachgewiesen habe, und wie auch neulich von the Board of general appraisers in Nordamerika, nachher wieder vom Gericht zu Baltimore festgestellt wurde. Aber Rußland führt nichts nach England aus.

Die Kündigung der Handelsverträge.

Eine Aeußerung des früheren italienischen Ministers Luigi Luzzatti gegenüber dem römischen Korrespondenten des Handelsvertragsvereins, in der dafür plädirt wird, daß die bestehenden Handelsverträge vorläufig nicht gekündigt, sondern zunächst einmal stillschweigend für ein Jahr, also bis zum 31. Dezember 1904, verlängert werden, hat zu lebhaften Kommentaren in der deutschen Presse Veranlassung gegeben. In der That hat der italienische Staatsmann damit einen der bedeutsamsten Punkte in der gegenwärtigen handelspolitischen Situation berührt. Seine Aeußerung, die er nachher in präzisester Form dem römischen Korrespondenten des „Berliner Tageblatt" wiederholte, hat dadurch noch ein besonderes Interesse gewonnen, daß sie einer Mittheilung der „Schlesischen Ztg." auf dem Fuße folgte, wonach die konservative Partei entschlossen sein soll, die Frage der Kündigung der Handelsverträge alsbald nach Zusammentritt des Reichstages zum Klappen zu bringen. Die „Nordd. Allg. Ztg." hat in einer sichtbar offiziösen Auslassung zu dieser Frage ebenfalls Stellung genommen, indem sie die Reichsregierung dagegen verwahrt, als beabsichtige dieselbe, die Handelsverträge überhaupt nicht zu kündigen. „Der Entschluß" — so heißt es in dieser offiziösen Kundgebung wörtlich — „die geltenden Handelsverträge überhaupt nicht zu kündigen, wäre zweckwidrig und würde nur eine Stärkung der Position der ausländischen Staaten bedeuten, mit denen wir Handelsverträge auf neuer Basis abschließen wollen. Die deutsche Regierung muß sich aber selbstverständlich freie

Hand vorbehalten, im geeigneten Zeitpunkt die bestehenden Handelsverträge zu kündigen. Ob und wann dieser Zeitpunkt eintritt, hängt von dem weiteren Verlauf der Dinge, insbesondere von dem Zustandekommen des neuen Zolltarifs und von den Verhandlungen mit den anderen Staaten ab."

Wie bei offiziösen Dementis üblich, ist der eigentlich springende Punkt außer Betracht gelassen. Niemand verlangt von der Regierung, daß sie ein feierliches Gelöbniß ablegen soll, zu keiner Zeit und unter keinen Umständen die Handelsverträge zu kündigen. Worauf es allein ankommt, das ist die Frage, ob die deutsche Reichsregierung ihre Liebedienerei gegen das Agrarierthum auch so weit zu treiben gedenkt, daß sie eine Kündigung der Handelsverträge vornimmt, bevor mit unseren Nachbarstaaten eine Verständigung über neue Handelsverträge herbeigeführt worden ist. Will sie das alte Wasser fortgießen, bevor sie neues hat? — darauf allein kommt es an.

Die Agrarier werden sich sicherlich krampfhaft bemühen, die deutsche Reichsregierung zu einer vorzeitigen Kündigung der Handelsverträge zu veranlassen. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Reichsregierung durch ihr bisheriges Verhalten für ein derartiges Verlangen der Agrarier selbst die logische Unterlage geliefert hat. Was hat, so werden die Agrarier mit einigem Recht sagen, denn die Aufstellung eines neuen autonomen Zolltarifs mit Minimal- und Maximalsätzen und scharfen Kampfparagraphen für einen Sinn, wenn man nicht unsere bisherigen Mitkontrahenten damit in die Zwangslage versetzen will, sich hohen deutschen Zollsätzen gegenüber zu sehen, die nur durch Konzessionen ihrerseits ermäßigt werden können. Von unserem Standpunkt aus erscheint ja ein solches Verfahren als ein psychologischer Unsinn; aber die Reichsregierung, indem sie den Agrariern auf den Holzweg der Aufstellung eines neuen autonomen Zolltarifs folgte, hat sich leichtsinniger Weise den Ausweg, nicht zu kündigen, bevor keine Vereinbarung über neue Handelsverträge zu Stande gekommen ist, selbst erschwert.

Auch die bereits angezogenen Auslassungen in der „Nordd. Allg. Ztg." sind so ungeschickt wie möglich, wenn die Regierung thatsächlich beabsichtigt, so zu verfahren, wie es den deutschen Interessen ganz allein entspricht, d. h. also den Sperling der bestehenden Handelsverträge nicht früher aus den Händen zu geben, bis man die Taube der neuen Handelsverträge eingefangen hat. Der fortgesetzte Versuch, immer wieder durch zweideutige Redewendungen zwischen dem Verlangen der Gegner unserer Handelsvertragspolitik und den Wünschen der Handelsvertragsfreunde sich durchzudrücken, stürzt die Regierung aus einer Verlegenheit in die andere und läßt sie von Monat zu Monat haltloser und schwächer erscheinen. Wenn die Regierung, wie das in dem angezogenen Artikel der „Nordd. Allg. Ztg." geschehen ist, ganz überflüssiger Weise erneut aller Welt verkündet, „mit Hilfe des neuen Zolltarifs bezwecke sie, zu einer Neuregelung der handelspolitischen Beziehungen zum Auslande, insbesondere unter stärkerem Schutz der heimischen Agrarprodukte, zu gelangen", so provozirt sie doch damit geradezu die Einrede der Agrarier: Was aber dann, wenn es nicht gelingt, den „stärkeren Schutz der heimischen Agrarprodukte" bei den neuen Handelsvertragsverhandlungen durchzusetzen? Dann müßt Ihr doch nach allen Euren bisherigen Versicherungen, von der Nothwendigkeit dieses höheren Schutzes überzeugt, die Handelsverträge kündigen und den autonomen Zolltarif in Kraft setzen. Weshalb wollt Ihr also nicht diese Kündigung sofort vornehmen? Zumal da doch in der „Nordd. Allg. Ztg." von Euch selbst das Bekenntniß abgelegt wird: „Der Entschluß, die geltenden Handelsverträge überhaupt nicht zu kündigen, wäre zweckwidrig und würde nur eine Stärkung der Position der ausländischen Staaten bedeuten, mit denen wir Handelsverträge auf neuer Basis abschließen wollen."

Die Reichsregierung liefert den Agrariern also höchst eigenhändig die Waffen, mit denen sie den stillen Entschluß der Regierung, die Handelsverträge nicht zu kündigen, bevor man etwas besseres hat, bekämpfen können. Daß ein solcher stiller Entschluß bei der Reichsregierung vorhanden ist, das wagen wir nämlich trotz aller bisher gemachten schweren Fehler doch bis auf weiteres noch zu hoffen. Ein solcher Akt bodenlosen Leichtsinns, wie er seitens der Agrarier von der Reichsregierung erzwungen werden soll, würde allen bisherigen Sünden die Krone aufsetzen, — es wäre der letzte große Fehler, der noch begangen werden kann, und sicher der verhängnißvollste Fehler. Selbst wenn es gelingen sollte, was wir heute mehr als je bezweifeln, den Zolltarifentwurf durch den Reichstag zu bringen, so ist damit für die Praxis des wirthschaftlichen Lebens solange noch kein großes Unglück geschehen, wie die bestehenden Handelsverträge noch in Geltung sind; denn durch die bestehenden Handelsverträge sind die wichtigsten Zollsätze festgelegt. Der neue autonome Zolltarif bliebe also in allen wesentlichen Punkten auf dem Papier stehen. Erst wenn die jetzigen Handelsverträge über Bord geworfen sind, würde das Unheil im Zuge sein.

Die Frage der Kündigung der Handelsverträge ist somit die praktisch bedeutsamste Frage in dem ganzen zoll- und handelspolitischen Kampfe. Um diese Frage wird sicherlich zwischen Agrariern und Handelsvertragsfreunden ein erbitterter Kampf geführt werden, und wenn die Reichsregierung glaubt, sich fortgesetzt mit so flauen Redensarten, wie sie in der „Nordd. Allg. Ztg." jetzt zum Besten gegeben sind, um eine entschiedene Stellungnahme ihrerseits herumdrücken zu können, so verzichtet sie damit, wie uns scheint, auf den letzten Rest von Autorität gegenüber dem Agrarierthum.

Ferdinand Svendsen.

Fernand Khnopff.

Ein vlämischer Symbolist.

Der in Deutschland und Oesterreich vortheilhaft bekannte und jetzt, zur Zeit, in seinem dreiundvierzigsten Lebensjahre stehende Fernand Khnopff, gehört keineswegs — was zuweilen von Einzelnen behauptet worden ist — schlechthin zu der Schule der Präraphaëliten, so wie sie in Walter Crane, Morris, Dante Gabriel Rossetti und dem jüngst verstorbenen Burne Jones wohl ihre höchste Entfaltung gefunden hat, sondern er verkörpert in seiner Person eine ganz eigene, alleinstehende Kunstrichtung, welche der ihren nicht verwandter ist als die von Rops oder Gustave Moreau oder Max Klinger.

Khnopff wurde zu Grembergen bei Dendermonde geboren, als Kind eines reichen Patrizierhauses, dessen Vorfahren aus Oesterreich stammten und während der Regierung Albrechts und Isabellas nach Belgien ausgewandert waren. Seine Kindheit hat er vorzugsweise in Brügge verbracht, wo er etwa bis zu seinem zehnten oder elften Jahre mit seinen Eltern und seinem jüngeren Bruder lebte. Dieser Bruder war dort fast sein einziger Spielkamerad; denn, durch das gespannte Verhältniß zwischen Liberalen und Katholiken in Belgien, waren die Kinder beinahe ganz auf sich selbst angewiesen.

Gewöhnlich spielten sie allein in dem alten Garten, hinter der stattlichen Patrizierwohnung der Eltern, die mir stets ins Gedächtniß zurückgerufen wird, wenn ich das herrliche, in der Münchener Pinakothek befindliche Bild Fernands: „I look the door upon myself" betrachte. Jedesmal wenn ich jene reizende junge Frau mit dem Medusenhaupt erblicke, wenden sich meine Gedanken zurück zu irgend einem Patrizierschloß oder Heim, wo die alten Möbel einander von den längst dahingeschiedenen Todten zu erzählen scheinen.

Die beiden Kinder liebten ihre romantische Einsamkeit, und nahezu immer war die Abenddämmerung schon herein-

gebrochen, wenn sie sich auf die Mauer der lieblichen alten Stadt wagten.

Nirgends fühlt man das innig Anheimelnde der Abenddämmerung so wie gerade in dem alten Brügge, und Erinnerungen an die malerische, trauliche Stadt findet man in vielen Khnopff'schen Arbeiten wieder, obgleich er selbst Brügge seit seiner Kindheit, seit seine Eltern die Stadt verließen, niemals wiedergesehen hat. Er äußerte sich darüber einmal zu mir: „Ich habe es nicht gewagt; man hätte sie mir verdorben haben können."

In Brüssel, wohin die Familie später übersiedelte und wo Fernand seit dem Jahre 1880 den Winter stets verlebt hat, studirte er zuerst am Königlichen Athenäum, später an der freien Universität, und zwar ein Fach, welches dem künstlerisch hochbegabten jungen Manne besonders zuwider gewesen sein muß, nämlich die Jurisprudenz. Seine künstlerische Begabung scheint freilich ziemlich lange, etwa bis an sein zwanzigstes Lebensjahr in ihm geschlummert zu haben, denn erst im Jahre 1878 begann er unter Portaels seine Studien an der Königlichen Kunstakademie zu Brüssel. Später arbeitete er auf kurze Zeit im Atelier Jules Lefèbres in Paris, um darauf nach Brüssel zurückzukehren, wo er im Verein mit neunzehn anderen jungen Künstlern einen Kreis bildete, welcher unter dem Namen der „Zwanziger" oder „Vingtisten" bald allbekannt ward und Erhebliches zu der Entwicklung des Khnopff'schen Talentes beigetragen hat; und nicht allein des seinen, sondern auch des Talentes vieler der bedeutendsten unter den jüngeren Künstlern wie van Minne, Ensor, Dubois, Vogels, Charlier, Schlobach, van Ryſſelberghe, H. de Groux und Toulouse Lautrec.

Khnopff war einer der Gründer jener Künstlergruppe; die Ausstellungen haben viel dazu beigetragen, seine völlig individuelle Kunst der Oeffentlichkeit zu offenbaren, denn bis dahin war er von fast allen offiziellen Jurys völlig übergangen worden, und da ich überdies der Meinung bin, daß er auf die Bestrebungen dieses Kreises einen äußerst nachdrücklichen Einfluß ausgeübt hat, so will ich zunächst einige Worte über die Bedeutung der Vingtisten für die Kunstbewegung bei uns und in den Nachbarländern sagen.

Was die Zwanziger vereinigte, war an erster Stelle das Bestreben, ihren Verein zu einer Art neutralen Bodens zu gestalten, wo alles Originelle, Selbstgesehene, seinen Platz finden konnte; wo alle Opfer offizieller Dummheit und akademischer Pedanterie, — vorausgesetzt, daß sie wirkliches Talent besäßen —, liebe und gerngesehene Gäste sein sollten. Ihr einziges Motto war: „Alle Kunst sei frei, persönlich, modern; jede Schule, jede Richtung sei tolerirt, wenn die Künstler, die einer solchen angehören, selbst nur wahre Künstler sind." — Das Satirische und Sinnliche neben der reinsten Kunst der Seele; Tiefe der Gedanken neben der größten Verfeinerung der Ausführung; Idealismus und Realismus; Präraphaeliten und Moderne; die reichste Phantasie neben der brutalsten Nachahmung der Wirklichkeit, — — dies alles konnte man auf den jährlichen Ausstellungen der Zwanziger finden. Ihr größtes Verdienst besteht wohl darin, daß sie uns mit den herrlichen Gaben einer ganzen Reihe niederländischer, englischer, skandinavischer, französischer, spanischer und italienischer Künstler bekannt gemacht haben, deren Namen sogar in unserem kunstliebenden Belgien bis dahin völlig unbekannt geblieben waren: Toorop, Floris Verster, Kamerlingh Onnes, Isaak Israels, Melchers und die drei hochbegabten Maris (Willem, Jakob und Thys); Whistler, Thornley und Moore; Max Klinger, Oberländer und Liebermann; Besnard, Redon, Rodin, Renoir, Raffaëlli, Toulouse Lautrec und Segantini.

Es war hauptsächlich dem Einfluß dieses Kreises zu danken, daß Khnopff sich zu einer der interessantesten und eigenartigsten Gestalten unserer belgischen und vlämischen Kunst entwickelte, in der er, wie gesagt, einen ganz eigenen und abgesonderten Platz einnimmt, viel mehr abgesondert als z. B. James Enser oder Léon Frédéric.

Dieses Abseitsstehen liegt allerdings weit mehr in der Auffassung seiner bevorzugten Typen als in der Ausführung derselben.

Glänzende koloristische Virtuosität sucht man bei ihm vergeblich. Meistens malt er in ganz stillen, weichen Halbtönen; er braucht nur soviel Farbe, als er nöthig hat, um seine Gedanken auszudrücken. Auch findet man bei ihm wenig von den Eigenschaften wieder, welche wir gewohnt sind als speziell vlämische zu betrachten. Seine halb vlämische, halb deutsche Abstammung, sowie sein längerer Aufenthalt in Brügge, seine Freundschaft mit den Männern des litterarischen Kreises „la jeune Belgique", haben hingegen einen großen Einfluß auf seinen Charakter gehabt und viel zu der Bildung seiner sehr komplizirten Individualität beigetragen.

Der eigentlich deutschen Abkunft seiner Familie dürfen wir vielleicht seine Liebe zu der mit der Philosophie verwandten Allegorie, sein Talent zur Wiedergabe poetischer Gedanken zuschreiben; seiner Geburt in einem ruhigen vlämischen Dörfchen, seinem Aufenthalt in der romantischen alten Stadt dagegen seine tiefe, inbrünstige Liebe zur Natur, die er mit all' der Durchsichtigkeit, die sich in den Meisterwerken Memlincks und van Eycks findet, zu malen versteht.

* * *

Aus allen seinen Studien sticht ein einziger, sehr auffallender, weiblicher Typus hervor, ein seltsames, anziehendes und zugleich abstoßendes Frauenantlitz. Die Linien des ovalen Gesichtes zeigen fast ganz die reine griechische Form, manchmal vereinigt mit all' der vornehmen Würde, die der englischen Aristokratie eigen sein kann. Eine ziemlich alltägliche Stirn, über Augen, so schön gebildet, daß ihre Form uns an Skulpturen erinnert, eine klassische Nase .... Der obere Theil des Gesichtes, von beinahe idealer Schönheit, in sonderbarem Widerspruch mit den sinnlichen Lippen und dem schweren, breiten Kinn. In der „Jungen Dame mit dem Medusenhaupt" tritt der englische Typus hervor, aber die Lippen sprechen von viel genossenem Liebesglück und in den Augen liegt eine Sehnsucht nach neuen Küssen. In „Un Regard" begegnen wir wieder dem griechischen Typus, aber hier ist alle Kraft in den Augen konzentrirt; es ist ein Auge, das uns blendet, das uns in seinen Zauber gebannt hält. In „Immergrün" scheinen die Augen zu fragen und die Lippen zu verheißen, und in dem entzückenden Bildwerk „Sibyl" sieht man die Lippen sich bewegen, die Augenlider zittern über den halbgeschlossenen Augen, und es ist, als ob die leise schwellenden Lippen von dem jetzt Traum gewordenen Genusse flüsterten. In der wundervollen Zeichnung „Ein Engel" wird der Ausdruck fast völlig thierisch.*)

Auch das junge Mädchen in den bereits erwähnten „I look the door upon myself" ist diesem Cyklus verwandt; obgleich hier das geheimnißvoll Fascinirende fehlt. Welch eine Tiefe des Gefühls liegt in diesem meisterhaftem Gemälde und besonders in dieser Mädchengestalt von duftiger Zartheit, die traumverloren dasitzt, die feinen Händchen leicht erhoben unter dem runden, hervortretenden Kinn, beim geschlossenen Klavier, hinter den hohen Lilien .... Dort, zwischen den Lilien, wo sie in Wahrheit nichts erblickt als leeren Raum, sieht sie — so wenigstens verstehe ich das Bild — es wieder emporsteigen, das ganze Gedicht ihres ersten paradiesischen Jugendtraumes, und alles in ihr lebt wieder auf in wundersüßen Schmerzen, das traurige Glück ihres Herzens, all die Mysterien ihrer jungen Seele, all die Erinnerungen an eine erste Liebe.

Uebrigens nicht in seinen Figurengemälden allein, sondern auch in seinen Landschaften wandelt Khnopff nicht auf abgetretenen Pfaden; er verfolgt auch hier, fest entschlossen, seinen eigenen Weg.

---

*) Vide mein ausführliches Studium über Khn. in der Amsterdamer Monatsschrift „Elsevier", 1896.

Gewöhnlich von kleineren Dimensionen als seine sonstigen Malereien verleihen diese Landschaften verschiedenartigen Gemüthszuständen den ihnen eigenartigen Ausdruck. Sie sind so innig und fein gefühlt, so einfach und bewundernswerth ausgeführt, wie die kleinen Landschaften auf dem Hintergrunde unserer gothischen Meisterwerke. Ich erwähne hier besonders „Abend in Fosset“ (ein Dörfchen im Südlichen Belgien, wo Khnopff sich meist im Sommer aufhält), „Fosset in der Abenddämmerung“, „Das unberührte Wasser“ und „Lawn Tennisspiel“, letzteres halb Landschaft, halb Genremalerei, wo die völlig tadellosen Figürchen sieben junger Damen sich fast gänzlich in der herrlichen, stimmungsvollen Abendlandschaft auflösen.

Auch als Porträtmaler hat Khnopff bereits Bedeutendes geleistet. Damen und Kinder stellt er gern in zarten, blassen, aristokratischen Tönen dar. Besonders die Köpfchen und Hände sind vollendet. In einigen, z. B. in dem der „Alten Dame mit der weißen Spitzenhaube“, finden wir aber auch etwas von dem gesunden, kräftigen Realismus der großen holländischen Meister wieder.

Im Uebrigen sind seine Arbeiten nicht so zahlreich wie die der meisten seiner Zeitgenossen. Er arbeitet nicht leicht, und nur dann, wenn er den Trieb dazu in sich fühlt. — Soviel ich weiß, hat nur ein belgisches Museum eine seiner Arbeiten aufzuweisen*); dagegen findet man in den Sammlungen hervorragender Liebhaber mehrere seiner Werke; so bei dem Prinzen Sergius von Rußland seine hübsche Zeichnung: „Ein Profil“; seinen wunderschönen, schon erwähnten „Abend in Fosset“ und „D'après Flaubert“ bei dem verstorbenen Sir Edward Burne-Jones; andere bei dem Prince de Ligne und Madame Errera.

Zum Schluß noch ein Wort über Khnopff als Buchillustrator, als genialen Interpreten „dichterischer Vorstellungen“. Sein Verkehr mit Schriftstellern und Dichtern entwickelte in ihm einen großen und wahrhaft feinen Geschmack für Litteratur. Khnopff ist nicht bloß ein Künstler mit dem Pinsel, er hat auch ganz Bedeutendes in französischer Sprache geleistet; auch veröffentlichte er im „Studio“ äußerst interessante Beiträge. Daher rührt wohl der überaus litterarische Charakter einiger seiner Allegorien und auch die Vorliebe für Gedichtillustrationen, seine Neigung zur Zusammenfassung des Charakteristischen einer ganzen litterischen Arbeit in einer einzigen Skizze. Zu seinen allerbesten Leistungen auf diesem Gebiete zähle ich seine Titelillustration zu Rodenbachs „Bruges la Morte“ und Gr. Le Roy's „Mon coeur pleure d'autrefois“. Sein „Un Ange“, diese prächtige Verdolmetschung der genialsinnlichen Poesie Emile Verhaeren's, seine Illustrationen für die Dichtungen des Leconte de Lisle, für meine eigene „Claribella“ und für einige der besten Arbeiten von Péladan. Sein Hauptmerkmal als Illustrator ist die seltsame Gabe, welche er nur mit den allergrößten Modernen, mit Klinger und Rops etwa, theilt, nämlich, ein passendes Symbol für die innere Bedeutung, für die tiefste Eigenart einer Empfindung oder eines Gedankens zu finden, groß und adäquat genug, um den gesammten Inhalt zum Ausdruck zu bringen. So verkörpert gewiß „Das Opfer“ = l'Offrande die ganze Inbrunst, womit eine zarte Mädchenseele für einen Geliebten beten oder sich nach einem solchen sehnen kann.

Und also muß Khnopff unbedingt gerechnet werden zu den wenigen, unbestrittenen Meistern der symbolistischen Bewegung während der letzten zwanzig Jahre des nun hingegangenen Jahrhunderts.

Antwerpen. Pol de Mont.

*) Sein Lawn-Tennis-Spiel ward 1900 für das Brüsseler Museum angekauft.

Das Wesen des Christenthums.*)

Das Signal, mit welchem die Arbeit und Entwicklung der letzten hundert Jahre auf dem religiösen Gebiete des deutschen Protestantismus eingeleitet worden ist, waren Schleiermachers Reden über die Religion. Bezeichnend war die Adresse, an welche, der damals noch unbekannte Prediger an der Berliner Charité diese Publikation, welche ihm mit einem Schlag die Aufmerksamkeit der Nation verschafft hat, richtete: „An die Gebildeten unter ihren Verächtern“. So stand die Sache. Um die Existenzberechtigung des Religiösen handelte es sich. Das war 1799. Wir wollen keinen Vergleich ziehen; denn diese Reden und der Mann, der sie geschrieben, nehmen auf dem Boden der protestantischen Theologie und der evangelischen Kirche des letzten Jahrhunderts eine ganz einzigartige, unvergleichliche Stellung ein. Aber jedenfalls ist es ein bedeutsames Zeichen für den Weg, welchen der Entwicklungsprozeß auf diesem Gebiete inzwischen durchmachte, daß das Ende des Jahrhunderts, an dessen Schwelle Schleiermacher noch das prinzipielle Recht der Religion zu verfechten hatte, uns den außerordentlichen litterarischen Erfolg eines Buches brachte, welches von jener primären Frage ganz absehen kann, vielmehr es sich ausschließlich zur Aufgabe setzt, „das Wesen des Christenthums“ darzulegen. Das will doch wohl sagen: der Kampf, den einst noch Schleiermacher um Sein oder Nichtsein des religiösen Faktors zu kämpfen hatte, ist entschieden; die Eigenart, die Selbständigkeit des religiösen Problems ist anerkannt; der Kampf dreht sich nicht mehr um das grundsätzliche Recht, um die Objektivität des Religiösen, sondern um die Beurtheilung der speziellen Erscheinung, als welche es im Christenthum uns entgegentritt. Man schreibt jetzt nicht mehr über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern, man schreibt über das Wesen des Christenthums.

Und wenn ein derartiges Buch einen Leserkreis findet, der auf diesem Gebiet alles Aehnliche, wenigstens so, wie wir's in Deutschland gewöhnt sind, hinter sich läßt, so ist das ein Symptom, das für die derzeitigen geistigen Strömungen in unserem Volk beachtenswerth ist. Es ist schon eine bedeutsame Thatsache, daß die sechzehn Vorlesungen, welche Harnacks Buch „Das Wesen des Christenthums“ — denn dieses ist es, von dem wir reden — wiedergibt, vor einem Kreis von 600 Studirenden aller Fakultäten der Berliner Universität gehalten werden konnte. Noch bemerkenswerther aber ist, daß diese Vorlesungen, gedruckt veröffentlicht, binnen nicht viel mehr denn Jahresfrist in bis jetzt 25 000 Exemplaren Verbreitung gefunden haben. Das Buch eines Theologen nicht nur, auch inhaltlich ein theologisches Buch, nicht leicht zu lesen, an den Leser Ansprüche stellend, und ernste Denkarbeit verlangend, und — was bei dem deutschen, Bücher kaufenden Publikum sehr ins Gewicht fällt — mit einem Preis versehen, der einem Massenabsatz nicht gerade förderlich sein konnte. Alle diese Momente sprechen dafür, daß es sich hier nicht um den raschen Erfolg einer litterarischen Eintagsfliege handelt, daß das Buch des Berliner Kirchenhistorikers wirklich etwas zu sagen hat, und daß, was es sagt, wie es das sagt, dem Empfinden eines weiten Kreises unter den Gebildeten unseres Volkes nahekommt.

Vor allem durch die Art, wie Harnack seine Aufgabe löst. Das Wesen des Christenthums — also eine Art Destillation aus den litterarischen Quellen der christlichen Religion, eine theologische, dogmatische, philosophische Reflexion. So ist das Thema schon oft behandelt worden, das war der ausgetretene Weg, und so viele ihn gingen, so verschiedene „Wesen“ des Christenthums kamen zu Tag.

*) Das Wesen des Christenthums, Sechzehn Vorlesungen vor Studirenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität Berlin, gehalten von Adolf Harnack, Hinrichs'sche Buchhandlung.

Kein Wunder; es war die eigene Brille, durch welche sie immer wieder das Objekt betrachteten. Harnack schlägt einen anderen Weg ein; er behandelt die Frage: Was ist Christenthum? lediglich im historischen Sinn, d. h. „mit den Mitteln der geschichtlichen Wissenschaft und mit der Lebenserfahrung, die aus erlebter Geschichte erworben ist. Damit ist die apologetische und die religionsphilosophische Betrachtung ausgeschlossen". Es lohnt sich Harnacks Begründung zu dieser Auffassung und Behandlung des Themas in extenso wiederzugeben; sie eröffnet Gesichtspunkte über den speziellen Vorwurf hinaus, und wir werden auf diese Weise auch den kürzesten Einblick in den inhaltlichen Gang seiner Untersuchung gewinnen.

„Wo haben wir den Stoff zu suchen? Die Antwort erscheint einfach und zugleich erschöpfend. Jesus Christus und sein Evangelium. Allein so gewiß dies nicht nur den Ausgangspunkt, sondern auch den hauptsächlichen Inhalt für unsere Untersuchung bietet, so wenig dürfen wir uns damit begnügen, lediglich das Bild Jesu Christi und die Grundzüge seines Evangeliums darzustellen. Wir dürfen es deshalb nicht, weil jede große, wirksame Persönlichkeit einen Theil ihres Wesens erst in denen offenbart, auf die sie wirkt. Ja, man darf sagen, je gewaltiger eine Persönlichkeit ist und je mehr sie in das innere Leben anderer eingreift, um so weniger läßt sich die Totalität ihres Wesens nur an ihren eigenen Worten und Thaten erkennen. Man muß den Reflex und die Wirkungen ins Auge fassen, die sie in denen gefunden hat, deren Führer und Herr sie geworden ist. Deshalb ist es unmöglich, eine vollständige Antwort auf die Frage: was ist christlich? zu gewinnen, wenn man sich lediglich auf die Predigt Jesu Christi beschränkt. Wir müssen die erste Generation seiner Jünger — die, die mit ihm gegessen und getrunken haben — hinzunehmen und von ihnen hören, was sie an ihm erlebt haben.

Aber auch damit ist unser Stoff nicht erschöpft: wenn es sich in dem Christenthum um eine Größe handelt, deren Haltung nicht an eine bestimmte Epoche geknüpft war, wenn in ihm und durch dasselbe nicht einmal, — sondern fort und fort Kräfte entbunden worden sind, so müssen auch alle späteren Hervorbringungen seines Geistes mit hinzugenommen werden. Nicht um eine Lehre handelt es sich ja, die in einförmiger Wiederholung überliefert oder willkürlich entstellt worden ist, sondern um ein Leben, das, immer wieder aufs Neue entzündet, nun mit eigener Flamme brennt. Wir dürfen auch hinzufügen, daß Christus selbst und die Apostel davon überzeugt waren, daß die Religion, die hier gepflanzt war, in Zukunft noch Größeres erleben und Tieferes schauen werde, als in der Zeit ihrer Stiftung. Wie wir eine Pflanze nur dann vollständig kennen lernen, wenn wir nicht nur ihre Wurzel und ihren Stamm, sondern auch ihre Rinde, ihre Aeste und Blüthen betrachten, so können wir auch die christliche Religion nur auf Grund einer vollständigen Induktion, die sich über ihre gesammte Geschichte erstrecken muß, recht würdigen. Gewiß sie hat eine klassische Epoche erlebt, und noch mehr, sie hatte einen Stifter, der das war, was er lehrte — aber auf ihn sich beschränken, hieße den Augenpunkt für seine Bedeutung zu niedrig nehmen. Selbständiges religiöses Leben wollte er entzünden und hat es entzündet; ja das ist, wie wir sehen werden, seine eigentliche Größe, daß er die Menschen zu Gott geführt hat, auf daß sie nun ihr eigenes Leben mit ihm leben — wie können wir da von der Geschichte des Evangeliums schweigen, wenn wir sein Wesen kennen lernen wollen? . . . .

Wir werden demnach in diesen Vorlesungen erstlich von dem Evangelium Jesu handeln, und diese Aufgabe wird uns am längsten beschäftigen. Wir werden sodann zeigen, welchen Eindruck er selbst und sein Evangelium auf die erste Generation seiner Jünger gemacht hat. Wir werden endlich die Hauptwandlungen des Christlichen in der Geschichte verfolgen und die großen Typen zu erkennen suchen. Das Gemeinsame in allen diesen Erscheinungen, kontrolirt von dem Evangelium und wiederum die Grundzüge des Evangeliums, kontrolirt von der Geschichte, werden uns, so dürfen wir hoffen, dem Kern der Sache nahe bringen. — — Vielleicht ist es nicht ohne Gewinn, einmal nur die starken Züge ins Auge zu fassen und, unter Zurückstellung alles Sekundären, den gewaltigen Stoff in einer Konzentration zu betrachten."

Wir wollen hier nicht in eine nähere Betrachtung des Inhalts eintreten. Besonders hervorheben möchte ich lediglich noch die außerordentlich feine, klare Darstellung, welche Harnack jenem entscheidenden Entwicklungsprozeß widmet, in welchem die Wandlung der freien Christengemeinde zur organisirten Kirche und zum Kirchenthum, der christlichen Religion zum Katholizismus sich vollzieht auf dem Boden des hochdramatischen Kampfes, welchen das Christenthum mit den der griechischen Philosophie entstammenden gnostischen Systemen zu bestehen hat. Es war das Verdienst von Harnack's großem grundlegenden Werk, seiner Dogmengeschichte, den bisher in diesem Maße ungeahnten Einfluß des Hellenismus auf das Christenthum des zweiten und dritten Jahrhunderts in einer ganz überraschenden Tragweite nachgewiesen zu haben. Hören wir ihn selbst:

„Victi victoribus legem dederunt. Den Dualismus, den akuten Hellenismus hat die Kirche abgewehrt; aber indem sie eine Gemeinschaft mit einer ausgeführten Lehre, einem bestimmten äußeren Kultus u. s. w. wurde, nahm sie nothgedrungen Formen an, die jenen analog waren, die sie bei den Gnostikern bekämpfte. Man tritt in das Schema des Gegners über, wenn man stückweise seinen Thesen andere entgegensetzt. Und wie viel von ihrer ursprünglichen Freiheit hat sie eingebüßt! Jetzt mußte sie erklären: Du bist kein Christ, Du kannst überhaupt nicht in Beziehung zu Gott treten, wenn Du nicht allem zuvor diese Lehren anerkannt, jenen Ordnungen Gehorsam geleistet und bestimmte Vermittlungen aufgesucht hast. Auch soll keiner irgend ein religiöses Erlebniß für legitim halten, das nicht von der richtigen Lehre approbirt und von den Priestern gutgeheißen ist. . . . . Gewiß, diese ganze Entwicklung wäre wahrscheinlich auch ohne jenen Kampf eingetreten, aber daß sie so rapid eintrat und sich so sicher, ja drakonisch ausgestaltete, ist eine Folge des Kampfes, in welchem es sich um die Existenz der überlieferten Religion gehandelt hat. Ganz abzuweisen aber ist die oberflächliche Meinung, daß der persönliche Ehrgeiz einiger die Gesetzlichkeit und das ganze Priesterwesen begründet habe. Bereits das Ausströmen des ursprünglichen, lebendigen Elements erklärt ihr Aufkommen hinreichend. La médiocrité fonda l'autorité. Wer die Religion nur als Sitte und Gehorsam kennt, der schafft den Priester, um einen wesentlichen Theil der Verpflichtungen, die er fühlt, auf ihn abladen zu können; er schafft auch das Gesetz, denn ein Gesetz ist den Halben bequemer als ein Evangelium."

Harnack's Buch hat in der evangelischen Kirche eine außerordentliche Bewegung hervorgerufen, und man müßte meinen, der Widerhall, den es und sein glänzender litterarischer Erfolg fand, könnte nicht anders als ein freudiger und dankbarer sein. Denn Harnack hat mit seiner Veröffentlichung der evangelischen Kirche einen Dienst erwiesen; er hat das, was an ewigem Wahrheitsgehalt in der christlichen Religion enthalten ist, gerade jenen Kreisen nahe zu bringen unternommen, welche dem Kirchenthum skeptisch oder ablehnend gegenüberstehen, und die Zuhörerschaft, die das gesprochene Wort, und der Leserkreis, den das gedruckte fand, beweist, daß er das nicht ohne Erfolg gethan haben wird, daß sein Buch Eindruck machte, und daß es manchem Suchenden ein Wegweiser sein wird. Die Theologen, die auf diese Weise der evangelischen Kirche dienen, die ihre Gelehrsamkeit in eine so gangbare Münze ausprägen und, notabene! so glänzend wie Harnack schreiben können, sind nicht so dicht gesät, daß die Kirche nicht mit beiden Händen zugreifen sollte, wenn einmal einer aufsteht, der das im Stande ist. Bei aller prinzipiellen Verschiedenheit, allen Differenzen im einzelnen hätte man der eindrucksvollen, so erfolgreichen Apologie sich freuen können, die ein Gelehrter ersten Ranges, so innerlich überzeugt, so persönlich ergriffen, mit den Mitteln gediegenster Wissenschaft hier dem Christenthum widmete. Aber wie wäre das möglich gewesen? Hier schrieb ein Theologe über das Christenthum so, wie ein moderner Mensch, ein feingebildeter, objektiv urtheilender das heute machen würde, so wie ein Mensch von eigenem, echtem religiösen Leben und erfaßt von der unvergänglichen Wahrheit und Schönheit des unverfälschten Evangeliums, aber fern jeglicher Enge, vorurtheilslos uns das Wesen des Christenthums, das in allem Wandel der Zeiten zu erkennende, beschreiben würde. Das ist ein wesentlicher Vorzug des Harnack'schen Buches: Man merkt ihm die Wärme der Ueberzeugung an, aber es fehlt ihm das nicht immer angenehme und oft Mißtrauen erweckende spezifisch kirchliche Aroma. Es ist ein liberales Buch, obwohl diese Schablone hier nicht zutrifft, und Harnack selbst sie ablehnen würde, aber das ist es in dem Sinn, daß der wahre religiöse, kirchliche Liberalismus im Stande ist, nur er allerdings allein, zu zeigen, daß freieste Bildung und wahres religiöses Leben sehr wohl eins sein können, so,

daß erst von der Warte einer unbefangenen, vorurtheilslosen Betrachtung aus die Herrlichkeit jenes Christenthums Christi aufgeht, das, um mit Lessing zu reden, von dem Christenthum der Christen sehr zu unterscheiden ist, und wenn es nicht von unverwüstlicher Lebenskraft, ein göttlicher Funke wäre, längst hätte durch sie zu Grunde gerichtet werden müssen.

Diesen Eindruck erhält man wieder einmal, wenn man die Behandlung beobachtet, welche die kirchliche Rechte dem Harnack'schen Buch angedeihen läßt. Seit manchem Jahr hat keine Publikation eine derartige Diskussion innerhalb der evangelischen Kirche ausgelöst wie dieses Buch, und es schien zuerst, als ob man auch auf der orthodoxen Seite dem starken Eindruck sich nicht entziehen könne. Aber dann brach es wie auf Kommando los, und man kann jetzt keines der Blätter dieser Richtung in die Hand nehmen, ohne auf ein Anathema gegen den Berliner Ketzer zu stoßen. Auf den Pastorenkonferenzen gehört die Resolution gegen Harnack seit diesem Sommer zum eisernen Bestand, und in welcher Weise der Gemeinde die Sache mundgerecht gemacht wird, möge eine Probe aus einer Rede zeigen, mit welcher auf einem Missionsfest die Lüneburger Bauern aufgehetzt wurden. Der geistliche Hetzer sagte u. a.:

„Da ist ein Professor in Berlin, der hat gesagt: Christus gehört nicht in das Evangelium. Das glaubt Ihr wohl nicht?! Aber es ist wahr; er hat es aufgeschrieben, und ich kann es jedem zeigen. Dieser Professor will sich selbst an Christi Stelle setzen. Das ist gerade so thöricht, wie wenn jemand zum König von Preußen sagen würde, er solle seinen Rock ausziehen, er passe ihm doch nicht. So ist es auch mit dem Professor in Berlin. Der verkündigt anderes Evangelium und ist deshalb nach Pauli Worten verflucht, verflucht, verflucht!"

Das als Stichprobe, wie's gemacht wird. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die preußische Orthodoxie, die in dem Entrüstungssturm gegen Harnack natürlich die Führung hat, sich redlich bemühen wird, seine Stellung zu erschüttern. Und wenn ihr das nicht gelingt, so wird sie zum mindesten den Fall zu einer Fundgrube für neue Munition in ihrem alten Kampf gegen die freie Richtung in der evangelischen Kirche und speziell in den theologischen Fakultäten ausbeuten. Wir werden aller Wahrscheinlichkeit nach aus diesem Anlaß uns auf noch mehr gefaßt machen müssen.

Harnack's Buch selbst aber verdient, wie treffend bemerkt worden ist, „den Dank aller, die darum bangen, daß nicht Bildung und Unglaube, Christenthum und Barbarei mit einander gehen".

Roetteln. F. Holdermann.

Ein historischer Rückblick.

Es war im Jahre 1820, als ein so ehrenwerther Mann wie Sydney Smith in der gewichtigen „Edinburgh Review" die Vereinigten Staaten von Amerika feierlich von der Karte der Civilisation strich. Er sprach damals von Amerika etwa so, wie Josef Chamberlain vor zwei Jahren von Transvaal. „Wer liest — so fragte unser britischer Rhadamant — irgendwo auf diesem Erdball ein amerikanisches Buch? Wer geht zu einem amerikanischen Theaterstück? Wer sieht sich ein amerikanisches Bild oder eine amerikanische Statue an? Was schuldet die Welt bisher amerikanischen Aerzten oder Chirurgen? Wer trinkt aus amerikanischen Gläsern, oder ißt von amerikanischen Schüsseln, oder trägt amerikanische Kleider, oder schläft in amerikanischen Betten? Und endlich: Unter welchem alten tyrannischen Regiment Europas ist jeder sechste Mann ein Sklave, der von seinen Mitmenschen gekauft und verkauft und gepeinigt werden darf?"

Heute dreht der Amerikaner den Spieß um und richtet an den Engländer eine Reihe von Fragen, die nicht wesentlich anders lauten als die, welche Sydney Smith vor achtzig Jahre an Amerika richtete. „Weshalb bleibt England heute mehr und mehr hinter seinen großen europäischen Konkurrenten zurück? Weshalb ist der englische Markt mit amerikanischen Artikeln überfluthet? Warum werden die englischen Schiffe heute von deutschen überflügelt? Weshalb holt sich England heute Elektriker und Mineningenieure aus Amerika? Wie kommt es, daß amerikanische Lokomotiven auf englischen Schienen laufen? Wie erklärt es sich, daß amerikanische Sänger und Schauspieler auf Londoner Schaubühnen auftreten? Und wie ist es zu verstehen, daß eine Armee von 250 000 Mann in Südafrika sich vergeblich bemüht, eine Schaar von Farmern niederzuwerfen, deren gesammte Kriegsstärke zu keiner Zeit 50 000 Mann überstiegen haben kann?"

Ich beabsichtige nicht, in eine Beantwortung dieser Fragen einzutreten, aber gestern Abend las ich mit großem Interesse den dritten Band von Professor Hart's kürzlich erschienener „American History"*), und ich mußte mir die Augen reiben angesichts der Geschwindigkeit, mit der heutigen Tages die Geschichte arbeitet. Man hat kaum Zeit, die immer neuen Gesichtspunkte, die in den Beziehungen der einzelnen Länder zueinander auftauchen, zu observiren, so rasch ändert sich das Bild. Die Geschichte Amerikas von heute erscheint jeden Morgen in der Zeitung, die wir zum Frühstück lesen. Die Nachrichten aus Deutschland erreichen jeden Amerikaner ebenso schnell, wie sie von Berlin an den Rhein gelangen. Der Telegraph, die Eisenbahn und große Schifffahrtslinien haben die politische Isolirung schwer, wenn nicht ganz unmöglich gemacht, besonders für ein wißbegieriges und unternehmungslustiges Volk. Und doch liegt die Zeit noch innerhalb der Erinnerung heute lebender Menschen, da unsere amerikanische Republik, die heute von 76 Millionen Menschen bewohnt ist, diesseits des atlantischen Ozeans ebensowenig bekannt war, wie die Burenrepublik vor 1881.

Professor Hart's Werk ist eine werthvolle Bereicherung der Litteratur besonders um deswillen, weil es die amerikanische Entwicklung durch die Wiedergabe von zeitgenössischen Reden, Zeitungsartikeln, Briefen und Memoiren illustrirt. So wirft das Buch z. B. ein helles Licht auf jene sehr dunkle Periode zwischen der Schlacht bei Waterloo und der Revolution von 1848, in der Amerika für Europa politisch kaum existirte, und Europa in Amerika vornehmlich als das Land der Romantik, der Musik, der Litteratur in Betracht kam. Ein Europäer war im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts noch ein seltener Vogel in Amerika, und auf einen Amerikaner blickte man in Europa beinahe wie auf einen Wilden. Von jedem Reisenden, der zu jener Zeit Amerika besuchte, wurde erwartet, daß er von Abenteuern in der Wildniß berichten werde, und die Erzählungen über Amerika standen damals auf derselben Höhe, wie die mancherlei flachen Bücher, in denen bis vor kurzem die Buren als eine schmutzige, unwissende und elende Bevölkerung dargestellt wurden.

Europa war in jenen Jahren mit der Unterdrückung der freien Meinungsäußerung und mit der Befestigung des Metternich'schen Systems und dem Widerstande dagegen beschäftigt; die amerikanische Energie aber war absorbirt von der Eroberung der Wildniß und von der Erwerbung neuer Besitzungen in den westlichen Staaten. Im Süden des Landes hatte die Sklaverei als gesetzliche Einrichtung seit 1619 existirt, und die staatsmännische Weisheit in den Sklavenhalterstaaten begnügte sich nicht damit, die Sklaverei als eine kluge politische Maßregel zu preisen, sondern wies auch nach, daß sie für die Schwarzen vom Standpunkt der

*) „American History" told by Contemporaries. Volume III. National Expansion, edited by Professor Albert Bushnell Hart. New York, McMillan, 1901.

Humanität aus wohlthätig sei. Anschauungen dieser Art veranlaßten die Regierung der Vereinigten Staaten, die Annektion von Texas 1836 zu unterstützen, und führten 1847 zum Krieg mit Mexiko. Aber das waren häusliche Zwistigkeiten, die Amerika nicht in nähere Beziehungen zu Europa brachten. Die amerikanischen Konsuln und Gesandten an fremden Höfen betrachteten ihre Posten als Sinekuren, die ihnen durch früher geleistete politische Dienste zugefallen waren. Das Ideal eines Amerikaners von echtem Schrot und Korn aber bestand darin, tugendhaft im Lande zu bleiben und sich nicht durch Berührung mit der Verderbtheit der alten europäischen Civilisation korrumpiren zu lassen.

Das hat sich alles von Grund auf geändert. Der atlantische Ozean ist für die Vorstellung der heutigen Welt so zusammengeschrumpft, daß Newyork und Berlin gegenwärtig viel näher gerückt erscheinen als Berlin und Paris etwa im Jahre 1830. Selbst der Deutsche von 1870 erscheint uns heute schon ganz anders als der Deutsche von 1901; seine politischen Gesichtspunkte und Ziele sind seit der Einigung Deutschlands wesentlich verändert. Und beim Lesen der amerikanischen Geschichte, wie sie uns Professor Hart darstellt, hat man beinahe das Gefühl, daß der Amerikaner, der heute Filipinos und Cubaner zu beherrschen trachtet, das Geschöpf einer anderen Rasse ist, verglichen mit den Männern, die ihr Blut für die Lehre hingaben: daß alle Menschen gleich geboren seien.

London. Poultney Bigelow.

Die Tausend von Marsala.

Einmal besuchte ich das Atelier des Genueser Bildhauers Rivalta in Florenz. Dieser hatte gerade einen Garibaldi zu Pferde fertig gebracht — ein für Genua bestimmtes Denkmal. Während ich zu dem Cid der Rothhemden aufschaute, wie er auf dem Gebilde Rivalta's die Bewegungen des Feindes von einer Anhöhe aus kalt und ruhig beobachtet, und zu dem ihn tragenden Rosse, das die Ohren spannt und auf den Lärm der Kanonen horcht, öffnete sich die Thüre, und herein trat ein Mann, den Rivalta mir als Signor Curzio aus Genua vorstellte. Er wäre, hörte ich, einst Adjutant Garibaldi's gewesen, und so nahm er besonderes Interesse an dem neuesten Werke seines genuesischen Landsmannes, der Garibaldi-Statue. Als ich Signor Curzio befragte, ob er unter den Männern war, die mit Garibaldi zur Eroberung Siziliens auszogen, bejahte er es und präsentirte sich als einer von den „Tausend von Marsala." — „Warum" fiel ich ein, „nennt Ihr Euch ‚Tausend'. Es müßten ja Zehntausend gewesen sein, wenn alle, die vorgeben mit Euch bei Marsala gelandet zu sein, in Wirklichkeit mitgewesen wären." Und Signor Curzio erwiderte: „Sie haben Recht. Viele rühmen sich im Leben und über den Tod hinaus, Garibaldi zur Seite gewesen zu sein in jenem Augenblicke, als er dem Königreiche beider Sizilien den Garaus machte; und doch sahen sie nicht einmal die Schlote des Schiffes dampfen, das uns in die Ferne trug. Einmal traf ich mit einem bekannten Florentiner Schriftsteller zusammen. Auch er gab vor, einer von den „Tausend von Marsala" gewesen zu sein. „Wie?" wendete ich ein, „ich müßte mich doch Ihrer erinnern. Ich kannte jeden von den „Tausend." Endlich ging mir ein Licht auf. Y . . . war Garibaldiner, hatte sich gar, wenn auch nicht bei Marsala, mit der Regimentskasse aus dem Staube gemacht. Das war sein einziges Verdienst um die Einheit Italiens! . ."

Diese Geschichte kam mir in Erinnerung, als ich vor einiger Zeit auf einem nun auch in deutscher Sprache erschienenen Buche unter dem Namen des Verfassers Giuseppe Cesare Abba „Einer der Tausend" las. Er freilich war dabei. Und mit welcher Begeisterung war er dabei! „Aus Garibaldi's Feldzug im Jahre 1860. — Von Quarto zum Volturno" betiteln sich seine von Sofia Guerrieri-Gonzaga ins Deutsche übersetzten „Tagebuchblätter".*)

Die Uebersetzerin selbst stellt uns den Verfasser in ihrem Vorworte vor. Abba ist 1838 in einem ligurischen Dorfe geboren. 1859 machte er als piemontesischer Freiwilliger den Krieg gegen Oesterreich mit. Als 22jähriger Jüngling reihte er sich in die Schaaren Garibaldi's. Dann besuchte er die Universität Pisa, legte 1866 wieder das rothe Hemd an und focht unter Garibaldi in Tirol. Er wurde hierauf Schriftsteller, steht nun seit zwanzig Jahren im italienischen Schuldienste und wirkt gegenwärtig als Professor am Istituto tecnico in Brescia.

Die Uebersetzerin ist die anmuthsvolle Römerin Sofia, jüngere Tochter des Senators Carlo Guerrieri-Gonzaga. Ihre Uebertragung liest sich sehr leicht und scheint ihr von der Liebe zu der Sache, dem Interesse für den zum Ausbau der Einheit Italiens so wichtigen sizilischen Feldzug Garibaldi's, und der Sympathie für die reizvolle Darstellung des Verfassers eingegeben worden zu sein. Das Uebersetzertalent mag als Erbe von ihrem berühmten Onkel Anselmo Guerrieri-Gonzaga auf sie gekommen sein. Dieser hat Goethe's Faust und Hermann und Dorothea und überdies Treitschke's Essay über Cavour mit Formvollendung ins Italienische übertragen. Daß die Nichte aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt, mag der Umstand rechtfertigen, daß sie selbst als Tochter einer deutschen Mutter eine Halbdeutsche ist.

Man muß sich verwundern, daß Abba es zu keinem ersten Namen in der Litteratur gebracht hat, daß er heute ein halb verschollener Litteraturprofessor in Brescia ist; denn was er uns in den „Tagebuchblättern" bietet, die er als Jüngling geschrieben, ist stellenweise allerersten Ranges. Es sind da Abschnitte von ergreifender Schönheit. Es weht, um mit ihm selbst zu sprechen, „anakreontische Luft" durch sein Buch aus Sizilien. Und welch ein liebenswürdiger Enthusiast ist er! Unser von den Lehrmeistern unserer Jugend, vor allem von Homer, dann auch von Virgil erzogenes Auge schaut gern das sizilische Eiland von Sonne, Gluth und Glück umflossen, von den buntesten Farben bedeckt, auch von den grausigsten Schauspielen erfüllt, die sich auf der Brücke zwischen Unterwelt und Paradies vollziehen. In diese Stimmung weiß uns auch Abba zu versetzen, dessen Schilderungen in sizilischen Aether getaucht sind. Aber auch etwas von dem Fieber, das durch sein junges Blut strömte, als er sich mit anderen Gefährten dem Hexenmeister Garibaldi verschrieb, theilt sich dem Leser mit, der in athemloser Spannung diese Ergüsse eines Jünglings liest, der eine hohe, edle Seele in sich trug. Und der Zweiundzwanzigjährige war keineswegs der Unreifsten einer unter denen, die Garibaldi begleiteten. Unter den sogenannten Tausend gab es, wie Abba uns erzählt, zarte Knabengestalten, von denen er fürchtete, sie würden vielleicht schon bei den ersten Märschen zusammenbrechen — freilich auch Männer mit schon weißem Haar und noch jungem Herzen. In vielen brannte die Lust nach Abenteuern, in anderen wiederum die patriotische Gier, an Garibaldi's Seite für Gott und Italien zu kämpfen. Die Mehrzahl der im Zuge Befindlichen waren Lombarden: Bergamasken, Brescianer, Pavier, Mailänder. Die Lombarden waren eben selbst erst frei vom fremden Joche geworden und so hatten sie ihren Kämpferfuror noch nicht abgelegt. Doch auch Genuesen, wie Ligurier überhaupt, waren in der Schaar der Tapferen, unter ihnen der treffliche Abba.

Alles ward geheim vorbereitet. Die meisten der Mitziehenden wußten gar nicht, daß es gen Sizilien ginge. Aber so viel war doch bekannt, daß die Expedition sich gegen Se. Majestät den König von Neapel oder genauer

*) Berlin, Verlag Alexander Duncker 1901.

gesagt den König beider Sizilien richten würde. Anfangs Mai war unser Abba noch in Parma. Fest entschlossen mitzuthun, fuhr er nach Genua, wo sich Garibaldi aufhielt. Auf der Straße daselbst trifft er einen Senator, der ihn als Knaben gekannt hat. Der Senator hatte etwas munkeln gehört, von Aufrührern, die gegen den König von Neapel losziehen wollten. Der würdige Herr konnte nicht umhin, auf die jungen Grünschnäbel loszuhauen. Aber bald merkte er, daß auch Abba mitginge. „Wie?" donnerte er, „hat sich denn die Welt wirklich so verändert, daß so etwas möglich ist von einem jungen Manne, in einem entlegenen Thal Liguriens geboren, von frommen Kapuzinern auferzogen, friedlicher Leute Kind, und von der Mutter vergöttert?" Und dann fuhr der Alte fort: „Aber was hat Euch denn der König von Neapel gethan, daß Ihr ihn bekämpfen wollt, Ihr, die Ihr ihn nicht einmal kennt? Ihr Schurken!" Der gute Senator wußte gar nicht, daß auch einer seiner Söhne mithielt.

Auf zwei Fahrzeugen, dem „Piemonte" und dem „Lombardo", schiffte sich die tapfere Schaar am 6. Mai 1860 in Quarto ein. Abba war auf dem „Lombardo", als dessen Kommandant Nino Bixio, der getreue Gehilfe Garibaldi's, fungirte. Garibaldi selbst fuhr mit dem „Piemonte". Von Garibaldi spricht Abba wie von einem Gotte. Der Held dieser Maiepopöe muß etwas von einem Heiland an sich gehabt haben. Er hatte sich bereits bei Rom 1849 und dann in Amerika ausgezeichnet. Er strahlte also in dem Glanze, Heros zweier Welten zu sein. Aber er ward nicht minder geliebt als bewundert. Es gab Leute, die ihn in seinem Aeußern Christus ähnlich fanden. Von dem Manne, in dem die römische Kurie einen Antichrist sah, weil er den Kirchenstaat bekriegte, ließen schlichte Leute, wie dies von Augenzeugen erzählt wird, ihre Kinder segnen und taufen. Nonnen warfen sich ihm zu Füßen, als ob er Jesus von Nazareth wäre. Alles, was Abba über ihn berichtet, bestätigt, welch' eine magische Wirkung von Garibaldi ausging. „Voller Zweifel und kleingläubig sind wir kleinen Menschenkinder; er hat Glauben genug, um Berge zu versetzen. Alle Generale Italiens mit allen ihren Tugenden zusammen, hätten sie das leisten können, was er geleistet hat? Dazu gehörte sein Herz und vielleicht sein schöner Kopf, sein Antlitz, das an Moses erinnert, an einen kriegerischen Jesus, an Karl den Großen. Wer ihn sieht, der ist besiegt." Aber auch Bixio, der Mann mit der „Seele des Leonidas", übte einen gewaltigen Zauber. „Drohend steht er auf der Kommandobrücke, als wolle er einen Feind zerschmettern. Sein funkelndes Auge späht ringsumher — — Bixio! Das ist der Name, der ihm zu Gesichte steht! Es liegt doch in diesem Klang etwas von einem Wetterstrahl."

Am 7. Mai ward in Talamone gelandet. Abba schreibt mit Emphase: „Unsere Nachkommen werden sagen, daß auf der Fahrt nach Sizilien Garibaldi mit den Seinigen hier an das Land gestiegen ist." Es ging dann rasch weiter nach Sizilien. Garibaldi war in Marsala angelangt. Wie der an unbekannte Ufer verschlagene Fremdling bei Homer mit großen Augen von den Eingeborenen angeglotzt wird, die nicht wissen, wohin sie ihn thun sollen, so ergeht es den tausend Landenden in Marsala. „Die Stadt hatte noch nichts begriffen; aber die Straßenjugend war uns schon in großer Menge entgegengestürmt Einige weißgekleidete Mönche nahmen grüßend ihre großen Hüte ab, boten uns ihre riesigen, weit geöffneten Tabaksdosen an und fragten, indem sie uns die Hände drückten: „Seid Ihr Verbannte, Auswanderer oder Schweizer?"

Wohl ward Garibaldi nicht im Handumdrehen Herr der Insel, aber zu schwer machten es ihm die Bourbonen keineswegs. Sizilien war bereits im Innersten aufgewühlt, am meisten durch die zehnjährige Verschwörerarbeit Francesco Crispi's. Vielfach wunderte man sich, daß Garibaldi gewagt hatte, es mit einem so kleinen Häuflein gegen den bourbonischen Koloß aufzunehmen. Aber schon Abba hörte damals, daß es neben Crispi und Bixio, die Garibaldi in Genua zu dem Zuge gedrängt hatten, Nicola Fabrizi gewesen wäre, der von Malta aus, von wo er die Lage in Sizilien aus der Nähe beobachten konnte, zur Eile mahnte, denn wenn man die Einigung Italiens nicht noch in diesem Jahre bewerkstelligte, so könnte die Gelegenheit für immer verloren sein. Wie faul bereits die Macht der Bourbonen war, die sich durch ihr Willkürregiment nach und nach auch ihre besten Freunde entfremdet hatten, zeigt die Thatsache, daß die Garibaldiner aus dem Norden sogar vielfach vom Klerus, also den eigentlichsten Schildträgern des Königs von Neapel, willkommen geheißen wurden. Abba erzählt davon manches merkwürdige Stücklein. Schon in Marsala, der ersten sizilischen Station des Garibaldischen Eroberungszuges, jubelten allerhand Mönche in den verschiedenfarbigsten Kutten den Rothhemden zu. Garibaldi freilich wußte auch den Klerus von der Gemüthsseite zu packen. An den Straßenecken von Salemi ließ er eine Proklamation anschlagen, in der er sich „an die guten Priester Siziliens" wendete. Da machte einer die Bemerkung, der Diktator, als welchen sich Garibaldi mittlerweile hatte ausrufen lassen, hätte besser gethan, zu sagen, „An die Priester Siziliens, die gut sind". Es gab sogar Geistliche, die sich unter die kämpfenden Garibaldiner mischten. Manch' einer lud die Büchse und feuerte auf die bourbonischen Soldaten. Gar mancher Tapfere war unter ihnen. Abba sah einen, der, von einer Kugel getroffen, sich dieselbe aus dem Fleische riß und gleich darauf wieder ins Feuer ging. In Salemi schloß sich ein Mönch den Kämpfenden an und in feierlicher Ceremonie ertheilte er dem Diktator den Segen. Auf dem Schlachtfelde von Calatafimi las ein anderer die Messe. Ein Weiser in der Kutte war Pater Carmelo. Abba hatte den 27jährigen ganz für die Sache Garibaldi's gewinnen wollen. Auf einem Hügel, versunken in den Anblick des irdischen Paradieses Monreale, saßen sie zusammen und philosophirten. „Kommt mit uns; alle werden Euch liebgewinnen", feuerte ihn Abba an. — Darauf der Mönch: „Ich würde mitkommen, wenn ich wüßte, daß es etwas wahrhaft Großes ist, was Ihr zu thun gedenkt. Doch ich habe mit vielen der Eurigen gesprochen, und sie haben mir nichts anderes zu sagen gewußt, als daß Ihr Italien einigen wollt." — Abba: „Gewiß, um ein großes, einiges Volk daraus zu machen." — „Ein einiges Gebiet wollt Ihr wohl sagen; denn, was das Volk betrifft, sei es einig oder getheilt, sein Leiden bleibt Leiden; und ich wüßte nicht, daß Ihr die Absicht habt, es glücklich zu machen." — Abba: „Glücklich! Das Volk wird die Freiheit bekommen, und Schulen . . ." — „Und weiter nichts?" unterbrach der der Mönch. „Die Freiheit ist nicht Brot, und die Schulen auch nicht." — Abba: „Und was ist es denn, was Ihr hier brauchet?" — „Einen Krieg! aber nicht gegen die Bourbonen, sondern einen Krieg der Unterdrückten gegen die kleinen und großen Unterdrücker, die nicht nur am Hofe vorhanden sind, sondern in jeder Stadt und in jedem Dorfe."

Es muß ein tiefernster Mann gewesen sein, dieser Mönch, der den jungen Ligurier umarmte und küßte, ihm versprach für ihn zu beten und doch nicht mit ihm und den Garibaldinern gehen wollte. Er hatte wie ein Prophet geweissagt. Freiheit, Freiheit!! Was ist formale Freiheit allein, wenn die Vergewaltigung moralischer und wirthschaftlicher Natur dabei fortgedeiht? Der Mönch ward von dem Rothhemde aus dem Norden eingeladen mitzuarbeiten an der nationalen Wiedergeburt Italiens. Hat diese aber auch die sozialen Verhältnisse Siziliens umzugestalten vermocht? Es ist, als ob sich bis auf heute die Zustände nicht nur aus den Tagen der Bourbonen, sondern sogar aus denen der Anjous, in welchen die Rachesaat der sizilischen Vesper aufblühte, unausrottbar eingenistet hätten. Noch jetzt ziehen die Sizilianer, wenn ihnen die Noth den Athem zu nehmen droht, an dem Strange der Vesperglocke. Die Vesper soll allerdings nicht wie vor sechshundert Jahren den Fremden gelten, sondern den das Volk bedrückenden Gutsherren, den Kommunen mit ihrer Parasitenwirthschaft, den Gemeinde-

tyrannen, den Gabellotti, den Zöllnern, die im Volke Siziliens kaum eine edlere Rolle spielen, als in den Evangelien. In der Tiefe des sizilischen Volksthums lebt heute bittere Entrüstung darüber, daß Italien, das einige Italien, für die von der Natur so reich gesegnete, aber durch schändliche Mißwirthschaft zu Grunde gerichtete Insel so wenig gethan hat.

Während Abba auf Pater Carmelo eindrang, war der Sizilianer Crispi dem Diktator zur Seite. Der Berather Garibaldi's sollte dreißig Jahre später an der Spitze der Regierung des geeinigten Italien stehen. Gerade unter ihm aber brachen alle Wunden Siziliens von neuem auf, und Crispi hatte kein anderes Rezept für die Heilung der Insel als den — Belagerungszustand. Pater Carmelo also hatte Recht behalten. Er hatte mit anderen Worten gesagt, was Massimo D'Azeglio äußerte. Dieser meinte, Italien wäre gemacht und nun müßten die Italiener gemacht werden, und Pater Carmelo wieder meinte, was nützte es, daß ein Italien geschaffen würde, wenn die Sizilianer die Alten blieben?

Freilich im Lichte italienischer Freiheit sehen auch die Schäden Siziliens noch schrecklicher aus, als sie in Wahrheit sind. Das ist ja die Folge der Gedanken- und Preßfreiheit, daß sie alles Nachtheilige grell zu beleuchten vermag. Die Erlösung Siziliens durch Garibaldi hatte die Wirkung, daß der Vorhang von einer Welt von Korruption, Schande und Schmutz fiel, über welche die Bourbonen das Szepter hielten. Vierzig Jahre italienischen Regiments haben diese Verderbtheit und Schmach, die so tief eingewurzelt war, noch nicht ganz auszurotten vermocht. Noch nicht! sagen wir. Aber soll man darum verzweifeln an dem heilenden Einflusse der Zeit? Es war unter den Bourbonen jedenfalls schrecklicher, viel schrecklicher, als es jetzt unter dem Hause Savoyen ist. Damals lebten Hunderte von Palizzolos geehrt in Sizilien. Heute steht der eine Palizzolo vor Gericht, und nicht sizilische Gesinnungsgenossen, sondern oberitalienische Richter werden ihr Verdikt fällen. Der Augiasstall aus der Bourbonenzeit konnte eben in wenigen Dezennien noch nicht gereinigt werden.

Garibaldi's Zug war mit Rücksicht auf jenes Regime der Bourbonen, das Gladstone die Negation Gottes nannte, eine Nothwendigkeit. Diese Expedition, eine historische That, ist oft geschildert worden, aber nie in reizvollerer Anspruchslosigkeit, als von dem Ligurier Abba. Hat er wirklich all' das als 22jähriger Jüngling mitten im Kampfe in Noth und Tod geschrieben? Es sei mir gestattet meinen Zweifel zum Ausdrucke zu bringen. In Abba's Tagebuchblättern liegt ein Kunstwerk vor uns, das wohl erst allmählich jene Ausgestaltung und Rundung erlangt haben mag, in der es sich uns darstellt. Der Schriftsteller in Abba mag die nicht nur begreifliche, sondern vielleicht gar vom künstlerischen Standpunkte empfehlenswerthe Fiktion aufrechterhalten, daß es nur Tagebuchblätter seien, die er vor uns ausbreitet. In Wirklichkeit jedoch werden die Zeichnungen, die er unter dem Himmel Siziliens in bewegten Augenblicken hingeworfen, dann in frohen Stunden süßer und doch wehmuthsvoller Rückerinnerung durch Retouchirung, Farbengebung und inhaltsvolle Deutung zu jenen stellenweise entzückenden Gemälden entwickelt worden sein. Wir haben allerdings auch mancherlei von litterarischen Bizarrerien in dem Buche gefunden, die Sucht in den Vorgängen des Augenblicks Anklänge an heroische oder romantische Scenen bei Byron oder Manzoni zu entdecken oder das Bedürfniß, Reminiscenzen an das, was der Moment bot, aus Virgil oder Sallust heraus zu konstruiren.

Für diese Tagebücher müssen viele, wohl zu viele klassische Analogien herhalten. Ich sage aber offen: Ich bin mir nicht klar darüber, ob noch die zu frische Erinnerung an die Lyceal- und ersten Universitätsstudien bei dem Jüngling oder die spätere ernste litterarische Ausbildung des Mannes dies bewerkstelligte. Aber vielleicht hat beides zusammengewirkt, um in die sonst so flott geschriebenen Tagebücher mehr Litteraturgeschichte als genug hineinzutragen.

Niemand wird ohne Erkenntlichkeit für außerordentlichen Genuß diese Tagebuchblätter voll ausdrucksreicher Schilderungen auch aus der Natur Siziliens und dem Leben der Sizilianer aus Händen legen. Der Uebersetzerin, deren Arbeit, von einigen wenigen etwas hart klingenden Stellen abgesehen, alles Lob zu zollen ist, wäre der Erfolg zu gönnen, daß sie den klassischen Zug der Tausend von Marsala auch unter den Deutschen volksthümlich gemacht hätte.

Wien, Mitte Oktober.

Sigmund Münz.

Theater.

Johannes Schlaf: „Der Bann." Berliner Theater, 22. Oktober.

I.

Der Fall ist dieser: Eine Frau liebt jemanden, der nicht ihr Mann ist; doch sie läßt ihn ziehen, sie bleibt beim Mann.

Vier Gestalten: der Mann, seine Frau, ein Maler, ein Stubenmädchen. Das Stubenmädchen macht am Beginn solange rein, bis die Frau Charakterzüge losgeworden ist. Es sind also nur drei Gestalten: der Mann, die Frau, der junge Maler. Vom Wesen des jungen Malers bleibt zu sagen, daß er ein Maler und jung ist. Es sind also nur zwei Gestalten: der Mann und die Frau.

Der Mann und die Frau. Der Mann ist etwas dämonisch-sarkastisch in der Sprechart; hat an schmerzvollem Hohn etwas zuviel nach der romantischen Seite. Auch das plötzliche „Du" zum Maler am Ausgang — „Laß sie mir!" — verwundert uns; es fällt aus dem Ton selbst dieses stilisirten Realismus. (Denn Schlaf macht eine Wandlung durch: vom Naturalistischen zum Impressionistischen.) Das nebenbei. Also der Mann ist von Liebe für die Frau erfüllt; er leidet; er ist eifersüchtig, will es nicht gestehen; doch einmal schlägt er sie. Er übersieht die Frau, „sie ist eine Gans", und fühlt die Einsamkeit des Uebersehenden. Er kennt ihre Neigung zum Maler. Ein feiner Zug: er ist neidisch auf die Jugend dieses Malers, doch er hat ihn gern, weil er ihn beneidet. Er mißtraut weniger den Thatsachen als Empfindungen. Er weiß, daß im Grunde die Frau ihm zugehört. Doch er sagt sich: die Dinge liegen so, daß ich ihr Herz für mich schlagen mache; nicht so, daß ihr Herz für mich schlägt.

Ein Problematiker der Liebe, wie sie heut Europa stets eifriger malt. Der Gipfel ist bei d'Annunzio; inmitten des Fiebers körperlicher Hingebung, inmitten des letzten, wechselseitigen, wüthenden Taumels und küssender Seligkeit mißtraut der Held, ob die Sinne des Weibs ernstlich auf ihre Rechnung kommen; er mißtraut noch ihren Bewegungen. Schlaf ist neben d'Annunzio ein sanfter Heinrich. Aber Senge gibt es auch bei ihm. Nur entspringt sie einer bürgerlicheren Anschauung. Als die Gefahr dräuender wird, tritt Schlaf's Ehemann vor. Er könnte jetzt wie Doktor Wangel sagen: handle, meine liebe Gattin, in Freiheit unter eigner Verantwortung! Er thut auch so. In Wahrheit übt er den Bann; den fast mechanischen Einfluß eines stärkeren Willens gegenüber einer schwachen Person. Bei Ibsen ein sittlicher Ausgang; bei dem Naturalisten Schlaf ein sozusagen mechanischer. Er ist ein Abzeichner: er bietet nichts von Ethik.

Bleibt die Frau. Die Frau ist, wie gern bei Schlaf, eine zartere, jüngere, provinziellere Frau vom Meer. Ein blasses Geschöpfchen voll sympathischer Neurasthenie. Ein liebes Hascherl mit einem Viertelswillen und einem chronischen Schmerz, der aus ihr piepst. Ottilie heißt sie. Darin liegt aber der Unterschied: Ibsen's Hedda Gabler ist ein Raubvogel; die Frau vom Meer ist ein Zugvogel; die Ottilie ist eine „Gans". Der Anwesende hat immer Recht bei ihr. Unverkennbar, daß derjenige stärker auf sie wirkt, der stärker auf sie einwirkt. Sie duzt den Geliebten und sinkt dem Mann ans Herz. Sie küßt den Geliebten und sinkt dem Mann an den Hals. Es bleibt ihr das Enge, das Provinzielle. Das Schlaf'sche.

II.

Immerhin: es braucht schon Muth, ja einiges dramatische Wikingerthum, solche halben Gefühlchen, solche Zwielichtstimmungen des Herzens, so eine zweifelhafte, getheilte, zerflatternde Neigung ins Drama zu bringen. Es kann ja leicht komisch werden. Der Poet aber ist im guten Recht. Unsere Gefühle sind bekanntlich nicht klipp und klar, Schwarz oder Weiß. Sie flimmern. Auch in der schicksalsvollsten Lage bleibt die Grundstimmung oft ein Gemisch: Weiß und Schwarz. Schließlich entscheidet man sich. Aber wenn zehn Gründe bewirken, daß man Schwarz wählt, so können für Weiß immerhin sieben Gründe mitgesprochen haben. Ein Abgeordneter ist „von der Bevölkerung erwählt". Das heißt: zehntausend waren dafür, zugleich aber waren sechstausend dagegen. Die Wahl ist ein nothbehilflicher Ausdruck der vorhandenen Stimmung; so ist es mit den Gefühlen. Die Dramatiker früherer Zeiten gaben bekanntlich rund' und nette Gefühle. Auf moralischem Gebiet wissen wir längst, daß die Guten und die Bösen nicht allzu stramm von einander dürfen geschieden werden. In der Liebe wissen wir kaum so allgemein, daß es nicht bloß heißen kann: „Ich liebe Den oder Den". Sondern daß es heißen kann: „Ich liebe Den und auch Den". Auf diesem Feld einen dramatischen Vorstoß gemacht zu haben: darin liegt das Werthvollste an Schlaf's Zweiakter.

Aber Schnitzler hat ihn vorher gemacht. Seine letzte Dichtung hatte so ein Kreatürchen gestaltet, das nicht weiß, wann es liebt und wann es haßt. Jetzt ist es Der! Nein, jetzt ist es Dieser! Sie verläßt einen Bräutigam für den Geliebten, geht wieder zum Bräutigam, läßt den Bräutigam für einen Herzog, den Herzog wieder für den Liebsten, den gestorbenen Liebsten wieder für den lebenden Herzog. Ein Spielball! Und dennoch wird ihr Sinn im Grunde zu Einem gezogen. So ist Beatrice; die Verleiblichung der mehrfältigen Liebe. Ist Schlaf's Otti eine Beatrice? Nicht in Versen, sondern in halbimpressionistischer Alltagsrede? Nicht in der Renaissance, sondern in Berlin?

Mag sie es sein oder nicht: ich frage nach was andrem. Warum greift diese ganze Geschichte von dem Mann, von der Frau, von dem Maler nicht an die Seele? Ich setze gleich die Antwort her. Darum: weil sie nur den „Fall" bietet. Mit den entsprechenden, den nöthigen Zügen; doch ohne das Ueberschüssige, das den stärkeren Antheil schafft. Wir sagen: es stimmt. Wir sagen niemals: du bewegst uns. Auf dem Grunde der allgemein richtigen Thatsachen hätte sich der Reiz dieser besonderen Menschen erst zu entfalten gehabt. Das gibt's nicht. Es scheint, als spannte Schlaf's dichtende Seele zerbrochene Flügel aus. Als hätte das ein Mann geschrieben nicht bloß ohne Temperament, sondern von versagendem Willen.

Ich fasse zusammen. Er bereichert unser Drama durch einen Schulfall: die mehrfältige Liebe der Frau; nicht in der Renaissance, sondern in der Gegenwart. Er gibt keine Dichtung, er gibt das Gestell einer solchen; zureichend in allen Punkten, in keinem hervorstechend.

Schlaf ist kein Herzensdieb. Er hat zum eigensten Merkmal eine gewisse Ohnmacht; einen kranken Reiz. Doch er ringt um neue Werthe. Seine Sendung ist, ein deutscher Goncourt zu werden. Ein Versuchskünstler, ein Vorwärtsbringer, dabei ein Mann im Schatten, ein tapferer, blasser Schlemihl voll spröder Glorie.

Wir ziehen den Hut vor ihm.

Alfred Kerr.

Fragment.*)

Das Original wurde in einem Packet alter Bücher gefunden und war auf lila Briefpapier — Bath gestempelt — geschrieben. Ob es der Theil eines Tagebuches, ein Brief oder ein zu einem Buch bestimmtes Manuscript war, ließ sich nicht feststellen. B. S.

. . . . — in keinem Fall glauben. Dies hat nur den einen Zweck, daß durch mein Schicksal andere Frauen gewarnt werden sollen, so daß mein Kummer wenigstens noch einen geringen Nutzen bringt und andere vor dem entsetzlichen Schicksal bewahrt bleiben, das meiner wartet. Ich flehe meine gute, alte Mutter um Verzeihung, denn ihr Leben ist gebrochen durch den Schmerz um mich; ich flehe meine Kinder um Verzeihung und hoffe, daß sie nicht zu streng über ihre unglückliche Mutter urtheilen werden. Die Jahre mit all ihren Sorgen machen vernünftig, und so hoffe ich, daß sie erst sehr, sehr spät ihre Mutter verstehen und ihr verzeihen werden, wenn sie ihr Handeln auch niemals werden entschuldigen können. Nie, niemals!

Und du mir unbekanntes Wesen, der du mein Vater bist, du, der du mir gegenüber dasselbe thatest, was ich meinen Kindern gegenüber thue; wenn du noch lebst, verzeihe ich dir, und wenn du gestorben bist, werde ich deinem Andenken nicht fluchen, denn ich vergebe dir deine Sünde und hoffe, daß mir so auch die meine wird vergeben werden. Euch, meine lieben Kinder, bitte ich von ganzem Herzen ihr möget eurer unglücklichen Mutter verzeihen und ihr erlauben, daß sie, bevor sie aus diesem . . . . . .

Hier sind einige Worte durchgestrichen, darüber sind andere geschrieben und wieder durchgestrichen. Das Ganze ist unleserlich. B. S.

Euer Vater war in den ersten Jahren unserer Ehe sehr gut zu mir. Er liebte mich sehr, obwohl er wußte, daß ich für ihn nur ruhige Sympathie empfand.

Die Vollziehung der Ehe hatte nicht meinen inneren Wünschen entsprochen; ich hatte mich aber endlich seinem stürmischen Bitten gefügt und noch an unserem Hochzeitstage sagte er zu mir: „Die Liebe, die nach der Ehe entsteht, ist beständiger als die vor der Ehe. Du wirst mich schon lieb gewinnen."

Aber die Liebe läßt sich nicht zwingen. Ich konnte, wie sehr ich mich auch bemühte, Pauls Bild nicht aus meinem Herzen verbannen. Er war nun so weit, weit fort von mir und so lange schon, — sechs Jahre — und ich hatte alles, alles vernichtet, was die Erinnerung an ihn wachrief, sogar sein Bild, alle seine Briefe und eine Haarlocke, die ich bis zuletzt aufbewahrt hatte. Euer Vater aber empfand, daß ich noch immer an ihn dachte, und begann darunter zu leiden. Ich hatte Mitleid mit ihm und heuchelte Fröhlichkeit, heuchelte Liebe.

Eines Nachts aber erwachte ich durch einen furchtbaren Schlag: Euer Vater war aufgestanden, hatte die Lampe angezündet und fluchte entsetzlich, als ich ihn ansah.

Ich wußte nicht, daß er so sein konnte. Er warf mir vor, ich hätte ihn zu unserer Ehe überredet, hätte ihn nur aus Berechnung geheirathet, um versorgt zu sein, ich sei eine . . . . . und meine Mutter sei das auch schon ge-

*) Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von E. Otten.

wesen, und er hätte verd .... werden müssen, noch ehe er eine Frau geheirathet, die ihren Vater nicht kannte ..... er raste wie ein Wilder, und als ich zu weinen anfing, warf er mir in seiner Wuth die Wasserflasche vom Waschtisch an den Kopf, lief aus dem Zimmer und ging hinauf. Ich fühlte, wie das kalte Wasser langsam an meinem Körper herunterrann, und ein Frösteln ging durch meine Glieder; aber ich war gelähmt vor Kummer und Schrecken, so daß ich nicht aufstehen konnte und bis zum Morgen weinend in dem kalten, durchnäßten Bette liegen blieb.

Dann endlich kam euer Vater bekümmert zu mir herein, kniete vor meinem Bett nieder, bat mich um Vergebung und erzählte mir, wie er wach da gelegen, von Geldsorgen gequält, weil er nicht wußte, wie er am kommenden Tage zwei Wechsel einlösen sollte, wie er mich habe wecken wollen, um mir von seiner Angst und von seinem Kummer zu sprechen; wie er sich dann, da er mich so ruhig schlafen sah bezwungen habe, um mich nicht zu erschrecken und mir nur leise einen Kuß auf die Stirne gedrückt. Da aber habe ich plötzlich zweimal hintereinander im Traum „Paul!“ gerufen, und das hätte ihn, da er sich doch schon in einem nervösen, gereizten Zustand befand, zu dem Zornesausbruch und den entsetzlichen Worten verleitet.

Ich verzieh ihm, wir weinten beide, und noch an demselben Morgen ging ich mit ihm aus: er mußte versuchen, sich Geld zu borgen.

Aber alle unsere Bemühungen waren erfolglos. Da fragte euer Vater mich endlich zögernd, ob wir nicht zu Dailly gehen könnten. Ich sah an dem scheuen Blick seiner Augen, daß er sich wohl bewußt war, mit diesem Vorschlag ein Unrecht zu thun, denn Dailly war ein früherer Verehrer von mir und hatte mir einmal deutlich zu verstehen gegeben, daß .....

... wieder einige Worte durchgestrichen, in Folge dessen unleserlich. B. S.

Euer Vater aber sagte, wir würden unglücklich werden, und er müsse alles bis auf den letzten Stuhl verkaufen, und er würde ins Gefängniß kommen, und er könne Dailly ja in einem Monat das Geld mit Zinsen zurückgeben, und ich brauche ja nur mitzugehen, um Dailly zu sagen, daß ich ihm ewig dankbar sein würde. Und dann, meine lieben Kinder, habe ich es gethan, euch und eurem Vater zu Liebe. Und Dailly gab das Geld und wollte nichts von Zinsen wissen und sagte, daß er viel zu glücklich sei, uns beiden helfen zu können; beim Abschied aber mußte ich ihm meine Hand entziehen, die er zu lang und zu innig drückte. Von dem Tage begann ich unglücklich zu werden und euren Vater zu hassen.

Ich versuchte, die alte Neigung von früher zu zeigen, aber es wollte nicht gehen, und euer Vater merkte das und wurde ein ganz anderer Mensch, und fluchte oft, und während seine Geschäfte immer schlechter gingen, lief er in die Wirthshäuser und kam dann erregt nach Hause, und hatte an allem etwas auszusetzen, schlug bei Tisch das Service entzwei und warf mir immer wieder vor, daß ich keinen Vater hätte. Und das in Gegenwart des Dienstmädchens und der Verkäuferinnen in den Geschäften, und mein Leben ward zur Hölle, und ich wußte nicht mehr, was ich thun sollte, und wünschte nur immer, ich möge sterben, und ihr solltet dann in ein Waisenhaus kommen.

Dann, meine lieben Kinder, ist plötzlich Paul aus Indien zurückgekommen, und er hat euren Vater im Café getroffen, und als dann euer Vater nach Hause kam, wollte er absolut wissen, wie lange ich mit Paul verlobt gewesen sei, und warum die Verlobung zurückgegangen, und wo die Briefe wären, und ob ich noch Geschenke von ihm aufbewahrt hätte.

Und wenn er angeheitert war, sagte er, ich solle nur machen, daß ich fortkomme und zu meinem „lieben Paul“ gehen, von dem ja ich doch immer träume, und er sei nur dazu gut, mir die Kost zu verdienen, und ich solle nur so leben wie meine Mutter, dann hätten wir einander nichts vorzuwerfen.

Meine lieben Kinder, ich spreche hier die reine Wahrheit, und Gott ist mein Zeuge und Er wird nun bald zu Gericht sitzen über eure unglückliche Mutter und wird gerechter sein, als die Menschen und es mir verzeihen, daß ich Hand an mich selbst gelegt habe, denn ich bin wahnsinnig vor Kummer und will mich nur vor euch noch rechtfertigen, meine Kinder, auf daß ihr mich nicht im Grabe noch verfluchet. Eurem Vater habe ich stets gesagt, ich wolle Paul nicht sehen, und ich wolle nicht, daß er ins Haus komme, weil dann ein Unglück geschehen würde; euer Vater aber hat darauf bestanden, um mich zu quälen, und dann habe ich ihm endlich gesagt, ich würde aus dem Fenster springen, sobald Paul ins Zimmer träte. — Dann ist er eines Abends betrunken nach Hause gekommen, — zum Essen war er nicht dagewesen, — und alles war kalt geworden, und ich hatte von fünf bis sieben Uhr gewartet und selber nichts gegessen vor lauter Verzweiflung, und dann wartete ich in der kleinen Wohnstube bis acht Uhr, bis neun Uhr, und wollte eines von deinen Höschen flicken, Cornelius, und dann begann ich so zu weinen, daß ich nicht weiter nähen konnte.

Da kam euer Vater herein und sagte: „komm mal schnell herunter, ich habe einen Freund mitgebracht.“ Und ich: „Doch nicht Paul?“ und dann er wieder: „Du denkst natürlich immer an deinen Schatz, was? Aber komm nur herunter, dann wirst du schon sehen.“ Und dann ging ich hinunter, und o Gott, da stand Paul und ich wußte nicht, was ich thun sollte, und er kam auf mich zu und sagte: „Warum thust du so verlegen, es ist doch schon so lange her und du bist glücklich mit deinem Mann und du hast zwei Kinder.“ Und ich sagte darauf: „Ja, ich bin sehr, sehr glücklich.“ Und dann mußte das Essen aufgewärmt werden und Paul blieb da und euer Vater war mit einem Mal sehr lieb und gut zu mir. Ich dachte: Gott sei Dank, vielleicht wird jetzt doch alles noch besser werden!

Aber, meine lieben Kinder, — Gott vergebe es mir, ihr werdet es niemals können, — ich wachte die ganze Nacht und dachte wieder an Paul und ging Nachts in die Küche, weil ich hungrig war, und nahm Paul's Löffel und seinen Teller und aß davon, und trank aus dem Glase, aus dem er getrunken hatte, und ging dann wieder zurück in das Schlafzimmer. Euer Vater war aufgewacht und fragte mich, was ich gethan hätte. Ich sagte: „Ich habe gegessen und getrunken, denn heute Abend konnte ich nichts essen, weil der schreckliche Mensch da war, den du mitgebracht hattest.“ Und dann sagte er: „Nein, du Schlange, ich habe es wohl an deinen Augen gesehen, du liebst ihn noch immer; belüge mich nur nicht. Aber warte, ich werde dich ....“ und er stand auf und schlug mich mit einer Brennscheere vom Toilettentisch und mit seiner Faust, daß ich blutete; und ich fiel in Ohnmacht, und so ließ er mich liegen und ging wieder ins Bett, und morgens war ich krank, und der Doktor kam und fragte mich, wo ich all die blauen Flecke her hätte. Ich sagte ihm, ich sei gefallen und da gab er mir zur Antwort: „Dann sind Sie aber sehr sonderbar gefallen“, und dabei sah er euren Vater scharf an und fragte ihn, ob er ihn einen Augenblick allein sprechen könne. Euer Vater kam zurück, während ich auf dem Bett lag, und sagte: „Du Schlange, du willst mir meinen guten Namen nehmen, aber warte, ich werde dich doch noch mal ermorden.“

Darauf lief er fort, und ich blieb in meinem Bett liegen und weinte bitterlich. Gegen Mittag ging ich hinunter; später kam Paul, und er sah meine rothen Augen und die Beulen auf meiner Stirn und meine grün gekniffenen Pulse, und er fragte, wie das käme. Ich sagte wieder, ich sei gefallen, aber er erwiderte mir: „Nein, er hat dich geschlagen.“

Da sagte ich nichts mehr, und er trat dicht zu mir und fiel vor mir auf seine Kniee und flehte mich an, ich möge mit ihm fortgehen, er habe mich noch immer lieb. Und

dann, o Kinder, verzeiht mir, ist eure Mutter so schlecht gewesen und . . . . .

Die Seiten 12—17 fehlen im Manuskript. B. S.

. . . . gedacht habe, daß auch er so sei. Und alle Männer sind schlecht und gemein, und die Frauen sind unglückliche Geschöpfe, die sich nicht vertheidigen können. Und Paul wollte alles wissen, genau so wie euer Vater, wie lange wir glücklich mit einander gewesen, und wie lange es gedauert ehe du, Gerda, zur Welt gekommen. Und er fragte mich immer mehr und mehr, bis ich auch ihn zu hassen anfing. Er merkte das und machte es mir zum Vorwurf, daß ich unsere Verlobung rückgängig gemacht, und daß ich ihn schnöde weggeschickt und ihn die schönsten Jahre seines Lebens allein in Indien hätte verbringen lassen, um Geld zu verdienen; und daß ich ihn nun wohl in Gnaden hätte aufnehmen wollen. Wenn er aber arm gewesen wäre . . . . . . Und ich hätte ihm seine Jugend verdorben, und ich hätte unverheirathet bleiben müssen, wenn ich ihn wirklich immer lieb behalten hätte, und ich sei ihm nur gefolgt, weil euer Vater schlecht gegen mich geworden, denn sonst hätte er wohl niemals darauf zu rechnen brauchen . . . . . . und noch viel, viel mehr sagte er.

Ich habe ihm nichts darauf erwidert. Ich hatte kein Recht ihm etwas zu sagen, denn zwischen uns bestand nichts; wir waren nicht verheirathet, wir hatten keine Kinder. Und als er fort war, bin ich hinaufgegangen, um euch diese Zeilen zu schreiben, und dann habe ich aus dem Medizinschränkchen, das er aus Indien mitgebracht, und worin die Flasche Laudanum stand, —

Hier endet das Manuskript mit dem Schluß der Seite 19.

B. Stichter.

Graf Otto von Bray-Steinburg. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. Mit einem Vorwort von Professor Dr. K. Th. Heigel in München. Leipzig. Verlag von S. Hirzel 1901. V und 208 S.

Mit außerordentlichem Geschick ist aus dem reichen schriftlichen Nachlaß des Grafen Otto von Bray-Steinburg das Material zum Aufbau eines kleinen biographischen Meisterwerkes, welches sich vom Hintergrund der politischen Geschichte der jüngsten Vergangenheit abhebt, ausgewählt worden. Man lernt den Grafen Bray, den Sprößling des alten auf den Boden Deutschlands, nach Bayern, verpflanzten Adelsgeschlechtes, zumeist nach seinen eigenen amtlichen und vertraulichen Aufzeichnungen kennen und würdigen. Wo die Herausgeber das Wort nehmen, geschieht es mit lobenswerther Knappheit, ohne jede Tendenz eines falschen Heroenkultus. Sie führen uns zunächst die Jugendjahre des Grafen Bray vor Augen, die er theilweise, je nach den wechselnden diplomatischen Stellungen des Vaters, außerhalb Deutschlands verlebte. Auch die Anfänge seiner eigenen politischen Laufbahn entfernten ihn aus dem Heimathlande: nach Petersburg, Paris, Athen und dann wiederum an die Newa. Zum ersten Mal Minister des Auswärtigen im Jahre 1846 trat er in Folge der Verwicklung, die sich an den Namen der Lola Montez knüpfte, mit dem Gesammtministerium Abel zurück. Was über diese ihn ehrende Episode aus seinen Papieren mitgetheilt wird, ergänzt und berichtigt herkömmliche Darstellungen, wie diejenige H. von Treitschke's. Desgleichen bieten die Kapitel, die Bray's Theilnahme am bayrischen Märzministerium des Jahres 1848 und seine diplomatische Thätigkeit in Petersburg, Stockholm, Berlin während der funfziger Jahre skizziren, nicht weniges Neue. Den Höhepunkt des Interesses erreicht aber das vorliegende Büchlein mit der Schilderung der von Bray miterlebten und mit zu Stande gebrachten Ereignisse von 1866 und von 1870. Die Berichte, Briefe und tagebuchartigen Aufzeichnungen Bray's werden hier zu einer Quelle ersten Ranges, deren selbständiger Werth sich neben der Erzählung H. von Sybel's, neben der Schrift Luise von Kobell's: König Ludwig II. und Fürst Bismarck im Jahre 1870 u. a. behauptet.

Als Gesandter Bayerns in Wien hatte Bray nächst dem Freiherrn von der Pfordten wesentlichen Antheil an dem Abschluß des Friedens- und Bündnißvertrages von 1866. Als Nachfolger des Fürsten Hohenlohe im bayrischen Ministerium hatte er ein Hauptverdienst an der Verwirklichung der deutschen Waffenbrüderschaft gegen Frankreichs Anfall und an der Lösung der Schwierigkeiten, die der Gründung des deutschen Reiches vorangingen. Man muß seine in München gehaltenen Reden, sowie in Versailles geführten Tagebücher und von dort aus geschriebenen Briefe nachlesen, um der Haltung, die er im Sturm und Drang jener Tage einnahm, gerecht zu werden. Der Mann der alten Zeit hatte sich in der That, wie es im Vorwort heißt, zum Verständniß der neuen hindurchgerungen. Aber abgesehen von seinen eigenen Wünschen, das Maß der bayrischen Reservatrechte auszuweiten, mußte er mit dem entschieden ausgesprochenen Willen König Ludwig's II. rechnen. Beiläufig sei darauf hingewiesen, daß auch hier bezeugt wird, wie sehr König Ludwig II. gleichfalls eine Gebietsvergrößerung Bayerns ersehnte. Nach einer Anmerkung der Herausgeber (S. 192) hat Graf Bray in einer persönlichen Aufzeichnung von dem Mißlingen dieser Versuche mit um so größerer Bitterkeit gesprochen, „als er aus Bemerkungen Bismarck's den Eindruck gewinnen zu können geglaubt, daß der bayrische Wunsch sich leicht werde erfüllen lassen“. Eine andere der Beachtung würdige Einzelheit ist die Notiz, welche (S. 147) einem Bericht des bayrischen Gesandten in Berlin vom 6. August 1870 entnommen wird: „Herr von Thilo bemerkt . . . . Graf Bismarck habe mit Entrüstung gehört, daß die preußische Presse neuerdings von einem deutschen Kaisertitel für den König Wilhelm spreche; er habe Auftrag gegeben, solche Aeußerungen zu unterdrücken. Die Selbständigkeit Bayerns habe ihre Weihe durch die Vertragstreue Eurer Königlichen Majestät erhalten, ihren festen Kitt durch das vergossene Blut der Bayern, man brauche die Einheit Deutschlands nicht zu suchen und zu machen — sie sei schon da.“ Doch es wäre verfehlt, das uns in Bray's Denkwürdigkeiten Gebotene, das als ein Ganzes genossen werden will, zu zerpflücken. Sie werden neben dem Tagebuch des Kronprinzen, neben den Erinnerungsblättern Jolly's, Bamberger's u. a. einen Ehrenplatz behaupten.

A. St.

Theater-Bohème. Novelle von Hermann Schoene. Illustrirt von Rich. Mahn. Leipzig, Ernst Keil.

Unzünftige, d. h. nicht berufsmäßige Erzähler sind mitunter die willkommensten. Der frühere vortreffliche Komiker des Burgtheaters Schoene, der sich vorzeitig zur Ruhe begeben mußte, vertreibt sich und Anderen die Mußestunden mit ausnehmend fein ausgeführten Geschichten aus dem Schauspielerleben. Seine Charakteristik von Fritz Beckmann, die im Feuilleton der „N. Fr. Pr.“ vor Jahresfrist erschien, gehört zum Lustigsten und zugleich Wahrsten, was unsere Gallerie deutscher Schauspieler-Porträts überhaupt aufzuweisen hat. Schoene's fachmännische Vertrautheit mit der Bretterwelt, ihren Stammgästen, Beherrschern und Beherrscherinnen kommt auch dieser sehr unterhaltenden Erzählung zu Gute. Wer das alte Burgtheater kennt, weiß vielleicht die Urbilder zu so manchen in „Theater-Bohème“ konterfeiten Herren und Damen namhaft zu machen. Die zerrissene und im letzten Moment doch wieder zurecht kommende Künstlerehe ist eines guten Beobachters und Menschenkenners werth: in der Schlußwendung ist Schoene ein wenig zu milde. Sonst aber in der Schilderung der Heldin und ihrer Kameraden gibt er sich als Humorist echten Kalibers. Sein Büchlein ist gutes, altes Burgtheater.

—m.

Briefkasten der Redaktion.

Treuer Abonnent. Gerade für diese Gattung schöner Litteratur ist die „Nation“ kein guter Boden.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 5. Berlin, den 2. November 1901. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). – Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Zentral-Vorstand der nationalliberalen Partei und die ständige Kommission des Landes-Oekonomie-Kollegiums haben neuerdings Beschlüsse in Bezug auf die kommende Gestaltung der Handelsvertragspolitik des Reiches gefaßt.

Der national-liberale Parteivorstand spricht die Erwartung aus, „daß der zur Zeit dem Bundesrath vorliegende Entwurf eines Zolltarifgesetzes mit Zolltarif in der Weise verabschiedet wird, daß die Landwirthschaft für ihre Erzeugnisse den nothwendigen höheren Schutz findet, daß aber bei Gewährung dieses Schutzes diejenigen Grenzen eingehalten werden, welche den Abschluß der für Deutschlands wirthschaftliche Entwicklung in Industrie und Landwirthschaft, Handel und Gewerbe nothwendigen langfristigen Handelsverträge ermöglichen".

Dieser Beschluß ist ein Ergebniß der Verlegenheit. Er verlangt langfristige Handelsverträge und zugleich höheren Schutz für die Erzeugnisse der Landwirthschaft. Die eine Hand streckt man zur Landwirthschaft aus und die andere zu Industrie und Handel; nur die Konsumenten, vor allem die Masse der wenig bemittelten Arbeiter ist man ohne Umschweife zu opfern bereit. Diese Thatsache ist besonders beachtenswerth. Im übrigen aber bleibt das Problem bestehen: Was geschieht, wenn sich langfristige Handelsverträge bei einer Erhöhung der Zölle auf landwirthschaftliche Produkte nicht erzielen lassen? Wird dann die nationalliberale Partei bereit sein, auf langfristige Handelsverträge zu verzichten oder verzichtet sie alsdann auf eine Erhöhung der landwirthschaftlichen Zölle? Wenn Beschlüsse dazu da sind, die entscheidende Schwierigkeit zu umgehen, die die Interessen von Handel und Industrie einerseits und die Interessen des kurzsichtigen Großgrundbesitzerthums andererseits trennt, so ist die obige Formulirung ein Muster. Klarheit schafft sie nur in der einen Beziehung, daß nach der Auffassung des nationalliberalen Parteivorstandes über die Vertheuerung der Nahrungsmittel für die Aermsten wortlos zur Tagesordnung übergegangen werden darf.

Die ständige Kommission des Landesökonomie-Kollegiums bezeichnet als äußerste Grenze nach unten für den Roggen- und Weizenzoll 6 Mark. Sollte die Regierung unter diesen Satz heruntergehen, so wird „die gänzliche Ablehnung des neuen Zolltarifgesetzes als im Interesse der Landwirthschaft liegend erklärt". Diese Drohung gehört zu jenen erfreulichen Schrecknissen, die von der Linken des Reichstages nur herbeigesehnt werden können.

Das Organ des Bundes der Landwirthe freilich droht, die konservative Partei mit bündlerischem Dynamit in die Luft zu sprengen, falls sich die Rechte mit weniger als 7,50 Mark Getreidezoll zufrieden geben sollte. Auch dieser Vorsatz erscheint vom Standpunkt der Gegner höherer Getreidezölle durchaus löblich.

Ein Hinaufschrauben der Getreidezölle auf 7,50 Mark würde der sechsköpfigen Familie eine Brotsteuer von rund 90 Mark jährlich auferlegen; und da die Masse der kleinen Leute jährlich nur ein Gesammteinkommen von etwa 900 Mark hat, so könnte, vor allem wenn die jetzigen schlechten Zeiten anhalten, die staatserhaltende Kraft der konservativen Agrarier alsdann im vollen Umfange zur Geltung gelangen.

In der Generalversammlung des Bauernvereins „Nord-Ost", die in Stolp stattgefunden hat, referirte Reichstagsabgeordneter Steinhauer-Rummelsburg über den Zolltarif, und in dieser Versammlung kam alsdann eine Resolution zur Annahme, in der es zum Schlusse heißt:

> „Der Bauernverein „Nord-Ost" kann deshalb sowohl im Interesse der vier bis fünf Millionen kleiner landwirthschaftlicher Betriebe, als auch mit Rücksicht auf das ganze deutsche Vaterland nur solche Zölle wünschen, die den Verbraucher nicht mehr als jetzt belasten und den Abschluß von Handelsverträgen nicht verhindern."

Herr Steinhauer erklärte: „Für eine Politik, den armen Leuten die Groschen aus der Tasche zu locken und sich zu bereichern, ist ein liberaler Mann und ein Nord-Ost-Bauer nicht zu haben."

So diese rückständigen Bauern —; für diese Politik des aus der Tasche Ziehens hat hingegen das Junkerthum und sein Anhang volles Verständniß und eine Hingabe, als wäre der größte Eigennutz das köstlichste Gut des echten Konservativen.

Leopold Sonnemann in Frankfurt a. M. hat seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Er hat eine Zeitung wirklich großen Stils in Deutschland ins Leben gerufen und zu hohem Ansehen gebracht, und er war stets — als einer der Führer der süddeutschen Volkspartei — ein Verfechter bürgerlicher Freiheit. So oft wir uns auch in Einzelheiten von den politischen Ansichten Leopold Sonnemann's getrennt haben, seine öffentliche Wirksamkeit in ihrer Totalität*) ist ein nachahmenswerthes Beispiel von Hingabe an die Interessen des deutschen Volkes.

Zwei Reichstagsabgeordnete sind gestorben. Der Däne Johannsen und der Sozialdemokrat Schönlank. Sieht man davon ab, daß Johannsen seinen extrem-nationalen Standpunkt stets festgehalten hat, so war er im Uebrigen bei fast allen Fragen ein zuverlässiger Mitkämpfer der Liberalen. Schönlank war ein begabter Mann voll Temperament; seinem Temperament gab man schuld, wenn er nicht selten sich zu merkwürdigen Seitensprüngen hinreißen ließ. Heute wird man die Ursache für die Ueberraschungen, die er bereiten konnte, in seiner Krankheit erblicken dürfen, die sicher seit langem in seinem Körper sich eingenistet hatte, um ihn schließlich hinwegzuraffen.

Der russische Kriegsminister befindet sich an der Grenze von Afghanistan. Es ist zweifellos, daß diese Reise in das Innere Asiens beträchtlich vor dem Tode des Emirs von Afghanistan ihren Anfang genommen hat, allein dieser Umstand nimmt ihr nichts von ihrer Bedeutung. Die Reise beweist, welch außerordentliches Gewicht die russische Regierung den asiatischen Fragen zuweist; diese Inspektion des russischen Heeres in Asien thut dar, daß man in Petersburg kriegerischen Ereignissen in Asien gewachsen zu sein wünscht. Der Thronwechsel in Afghanistan wird die Nothwendigkeit der russischen Vorsicht möglicherweise schneller erweisen, als dies selbst in den Ministerien des Zaren erwartet worden ist.

Und während Rußland seine Wege in Asien planmäßig weiter verfolgt, proklamirt Chamberlain den Krieg in Südafrika bis zum Aeußersten. Daß er das thut, läßt sich verstehen. Jedes Einlenken in Südafrika wäre für ihn die Quittung über seine staatsmännische Unfähigkeit; diesen seinen Bankrott will er hinausschieben. Allein wenn das englische Volk diesem Führer noch immer weiter zu folgen bereit ist, so läßt sich das nur daraus erklären, daß die Massen im Vereinigten Königreich ohne Bekanntschaft mit allem und ohne Interesse für alles sind, was sich außerhalb der englisch sprechenden Welt abspielt. Und in Südafrika wird heute gleichzeitig ein gutes Theil asiatischer Zukunft entschieden. Nicht nur daß England im Kampfe gegen die Buren militärisch und finanziell schwer geschwächt wird, dieses geschwächte England sieht sich zugleich an der indischen Grenze in Persien und in China einem Rußland gegenüber, das an Stärke außerordentlich zugenommen hat. Die Vertheidigungskraft Englands schwindet und die Angriffskraft Rußlands wächst in gleichem Maße in Asien, während die Chamberlain'sche Politik in Südafrika das Prestige Englands als Großmacht und als Kulturmacht im Kampfe gegen ein tapferes, vaterlandsliebendes Bauernvolk zu Grunde gehen läßt.

*) Im Neuen Frankfurter Verlag erscheinen gerade jetzt die gesammelten Reichstagsreden von Leop. Sonnemann.

Bei Eugen Diederichs in Leipzig erscheint eine Gesammtausgabe der Werke von Tolstoi. Den Band, der den „Sinn des Lebens" enthält, hat die sächsische Staatsanwaltschaft wegen „Verächtlichmachung der Kirche" mit Beschlag belegt. Wie es scheint, richtet sich diese Beschlagnahme insbesondere gegen die Antwort, die Tolstoi an den heiligen Synod richtete, als dieser ihn exkommunicirt hatte.

In Rußland hat die Censur dieses Schreiben nicht beanstandet; in Sachsen aber fühlt sich die Staatsanwaltschaft veranlaßt, die griechisch-katholische Kirche zu retten und den Beweis zu erbringen, daß man in Leipzig gegen einen großen Schriftsteller weit russischer verfährt, als in Rußland.

* * *

Zollpolitische Fernwirkungen.

Daß der deutsche Zolltarifentwurf, auch wenn er, was ja immer wahrscheinlicher wird, niemals Gesetzeskraft erlangt, die deutschen Interessen schwer zu schädigen geeignet sei, trat bereits unmittelbar nach seiner Veröffentlichung zu Tage. Die auf geradezu naiven psychologischen Vorstellungen beruhende Annahme, daß Deutschland durch diese schwere schutzzöllnerische Rüstung seine handelspolitische Stellung gegenüber den Nachbarstaaten stärken werde, erwies sich sofort als irrig. Die Aufnahme des Entwurfs in sämmtlichen Nachbarstaaten war die denkbar schlechteste. Die öffentliche Meinung in Rußland, Rumänien, Oesterreich-Ungarn, Italien, der Schweiz fühlte sich durch diesen rücksichtslosen, schutzzöllnerischen Vorstoß provozirt und reagirte darauf sofort in gereizter Weise. Nirgends aber war der Eindruck schlechter, als in dem Deutschland politisch am nächsten stehenden Oesterreich. Man brauchte nur irgend eine österreichische Zeitung in die Hand zu nehmen, um sich davon zu überzeugen.

In Wirklichkeit aber ist der den deutschen Interessen schädliche Einfluß des Zolltarifentwurfs in Oesterreich noch ungleich schlimmer, als es aus der Presse erkennbar geworden ist. Ich habe mich in der abgelaufenen Woche einige Tage in Wien aufgehalten und dabei Gelegenheit zum Meinungsaustausch mit Abgeordneten, Journalisten und mitten im Geschäftsleben stehenden Männern gehabt. In diesen Kreisen, die den verschiedensten politischen Lagern angehörten, war nur eine Stimme darüber, daß der deutsche Zolltarifentwurf die Position der aufrichtigen Freunde Deutschlands in Oesterreich außerordentlich geschwächt habe.

Was man sich hätte vorher sagen können, das ist eingetreten: alle schutzzöllnerischen Instinkte in Oesterreich, und nicht minder in Ungarn, sind aufs Neue wachgerufen; die Protektionisten in Cisleithanien wie in Transleithanien wittern Morgenluft und schicken sich an, die durch das deutsche Vorgehen geschaffene protektionistische Konjunktur zum Schaden gerade des Deutschen Reiches auszunutzen.

Wenn es zu Handelsvertragsverhandlungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn kommen sollte, so werden speziell unsere deutschen Industriellen, die nach dem Donaustaat exportiren, ihr blaues Wunder erleben.

Die österreichischen Schutzzöllner schämen sich geradezu der Bescheidenheit ihrer bisherigen stillen protektionistischen Wünsche.

Wenn das mächtige Exportland Deutschland mit seiner in den letzten Jahren enorm erstarkten Industrie es für angezeigt hält, mit einer schutzzöllnerischen Fanfare das neue

Jahrhundert zu eröffnen, wie viel mehr Anlaß — so argumentiren die schutzzöllnerischen Industriellen Oesterreichs — haben wir, uns gegen einen so mächtigen Konkurrenten wie Deutschland abzuschließen. Der deutsche Zolltarifentwurf hat den Damm durchbrochen, hinter dem die verwegensten schutzzöllnerischen Forderungen aufgestaut waren, und die Regierungen in Oesterreich, in Ungarn, in Rumänien werden überschwemmt mit protektionistischen Wünschen, die sich immer ausschweifender gestalten, je mehr Wünsche angemeldet werden.

Der damit angerichtete Schaden ist gar nicht wieder gut zu machen.

Man muß dabei berücksichtigen, daß in Oesterreich-Ungarn eine so starke freihändlerische Partei, wie wir sie glücklicherweise in Deutschland besitzen — im Reichstage sitzen wenigstens hundert Vertreter, die keinen Pfennig an höheren Schutzzöllen bewilligen werden — auch nicht annähernd besteht. Insbesondere bieten auch die österreichischen Arbeiter der Handelsfreiheit keine Stütze, die sich an Kraft und an Zuverlässigkeit mit der deutschen Sozialdemokratie vergleichen ließe. Die schutzzöllnerische Reaktion hat es deshalb in Oesterreich viel leichter als bei uns.

Unter solchen Umständen erscheint es nahezu ausgeschlossen, auf der Basis des gegenwärtigen deutschen Zolltarifentwurfs mit Oesterreich-Ungarn einen auch nur halbwegs befriedigenden neuen Tarifvertrag zum Abschluß zu bringen. Wird ein solcher neuer Vertrag zwischen den Regierungen beider Länder überhaupt vereinbart, so wird er eine Karrikatur des bestehenden Tarifvertrages sein. Man wird sich gegenseitig nur über Zollerhöhungen zu verständigen haben, und die Verhandlungen werden sich nicht um die Formel drehen: für diese Zollermäßigungen deinerseits erhältst Du jene Zollnachlässe meinerseits; sondern um die Formel: für diese Zollerhöhungen meinerseits räume ich Dir jene Zollsteigerungen deinerseits ein.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß das schließliche Resultat solcher Verhandlungen die vertragsmäßige Fixirung eines Zustandes sein würde, der weit ungünstiger wäre, als der Zustand vor dem Abschluß des Handelsvertrages von 1892.

Für uns Vertreter der Handelsfreiheit, die wir die allgemeinen Interessen im Auge haben und nicht Geschäftsführer von Interessencliquen sind, die wir nationale Politik und keine bloße Zucker-, Eisen-, Getreide-, Vieh- oder Schnapspolitik treiben wollen, liegt deshalb das in der praktischen Handelspolitik gegenwärtig anzustrebende Ziel klar vor Augen. Es ist die Aufrechterhaltung des handelspolitischen status quo, wie er durch die Verträge von 1892 und 1894 geschaffen ist. Ein Mehr erscheint zur Zeit nicht erreichbar.

Die deutsche Regierung wird schwerlich so leichtfertig sein und die bestehenden Handelsverträge kündigen, bevor neue zum Abschluß gelangt sind. Eine weitere Frage aber ist, ob nicht die Regierungen unserer Nachbarstaaten ihrerseits kündigen werden. Bislang scheint man dazu in Oesterreich noch nicht entschlossen zu sein. Aber wer weiß, was geschieht, wenn die deutsche Regierung in dem chronischen Schwächezustande gegenüber unserem Agrarierthum verharrt. Es kann sich dann sehr wohl ereignen, daß die österreichische Regierung durch die österreichischen Schutzzöllner zur Kündigung gedrängt wird.

Kampf, rücksichtsloser Kampf gegen die agrarisch-protektionistische Strömung in Deutschland ist deshalb das wichtigste Erforderniß der gegenwärtigen politischen Lage, das wichtigste Erforderniß einer deutschen nationalen Wirthschaftspolitik.

Theodor Barth.

Landarbeiter und Kornzölle.

Zu denen, die behaupten, daß höhere Getreidezölle mit einer Sozialreform verträglich seien, gehört auch Adolf Wagner. Schreibt er doch: „Sie (die industriellen Arbeiter) werden dann wohl etwas höhere Getreidepreise und auch Brotpreise als die neuerlichen, übermäßig niedrigen, zahlen müssen, haben aber dafür einen gesicherten Absatz an die heimische Landbevölkerung." Es wird also nach Adolf Wagner der Lohn und damit die Konsumfähigkeit der Landbevölkerung, einschließlich der Landarbeiter, bei erhöhten Lebensmittelpreisen so steigen, daß eben diese Bedarfssteigerung auf dem Lande die Industriearbeiter sogar für Exportverluste entschädigen soll. Wagner hat damit auf jene Lehre zurückgegriffen, wonach eine natürliche Parallelbewegung zwischen Arbeitslohn und Weizenpreis bestehen soll. Die Theorie ist nicht neu.

Als im Jahre 1349 der schwarze Tod die Bevölkerung Europas dezimirte, machte sich die Verringerung des Arbeitsangebots alsbald in einem Steigen der Löhne geltend.

In allen Ländern finden sich nun Gesetze aus den darauf folgenden Jahren, welche verboten mehr Lohn zu geben und mehr Lohn zu fordern, als vor der Pest üblich gewesen war. Eines der berühmtesten dieser Gesetze war das englische „statute of labourers“, das im Interesse der Grundherren den ländlichen Arbeitern auch insbesondere verbot, sich dem städtischen Handwerk zuzuwenden. Daraus entwickelte sich dann die Feststellung der ländlichen Lohnsätze durch die Friedensrichter. Diese sollten den Lohnsatz nach Maßgabe der Getreidepreise so festsetzen, daß den Arbeitern stets die ihrem Stande zukommende Lebenshaltung ermöglicht werde. So nicht nur noch im sog. Lehrlingsgesetz der Königin Elisabeth, sondern während des ganzen 17. und 18. Jahrhunderts. Unter dem Einfluß dieser Gesetzgebung wurde die Vorstellung daß die Höhe der Getreidepreise das für das Einkommen des Arbeiters Maßgebende sein müsse, etwas so Selbstverständliches, daß, wo die Friedensrichter den Lohn mit Rücksicht auf die Grundbesitzer, deren Klasse sie angehörten, zu niedrig festsetzten, die Armenverwaltung aus der Armenkasse den Betrag zuschießen mußte, um den der Lohn hinter dem entsprechend den Getreidepreisen zum Leben Nothwendigen zurückblieb.

In dieser Weise ist die Vorstellung von der Parallelbewegung von Löhnen und Getreidepreisen historisch erwachsen. Sie ist eine Vorstellung von dem, was nach Standesrecht sein sollte, nicht aber von dem, was die wirthschaftliche Marktlage unter Herrschaft des freien Arbeitsvertrages nothwendig mit sich bringt. So groß aber ist die Macht überkommener Vorstellungen, daß selbst Adam Smith und Ricardo, die doch die Vertheilung der Güter nicht im Ständestaat, sondern im Staat der Rechtsgleichheit ins Auge faßten, von der Parallelbewegung von Löhnen und Getreidepreisen als von einem Axiom ohne nähere Prüfung ausgingen.

Dietzel hat sich das Verdienst erworben, in seiner Schrift „Kornzoll und Sozialreform" dieser Lehre nachdrücklich zu Leibe gegangen zu sein. Er hat die entgegengesetzte Bewegung von Getreidepreisen und Arbeitslohn nachzuweisen gesucht, und der Parallel- eine Konträrtheorie gegenübergestellt. Ihm gegenüber ist Prof. Diehl in Königsberg in einer gleichfalls „Kornzoll und Sozialreform" betitelten Schrift aufgetreten, um zu dem Ergebniß zu gelangen, „daß es ganz unmöglich ist, über die Zusammenhänge zwischen Getreidepreis und Arbeitslohn irgend eine feste Regel aufzustellen, — weshalb die Dietzel'sche Formel: hoher Getreidepreis niedriger Lohn, niedriger Getreidepreis hoher Arbeitslohn als zutreffend nicht angesehen werden kann". Obwohl nun schon Paul Mombert in seiner Untersuchung über die Belastung des Arbeitereinkommens

durch die Kornzölle einerseits die Dietzel'sche Aufstellung eingeschränkt, andererseits das Irrige in den Diehl'schen Ausführungen an der Hand von Thatsachen für sämmtliche Arten von Arbeitern dargethan hat, seien diese bei der Wichtigkeit gerade dieses Punktes noch mit Rücksicht speziell auf die Löhne der landwirthschaftlichen Arbeiter einer Kritik unterworfen.

Das einschlägige Kapitel bei Diehl führt den Titel „Historisch-statistische Widerlegung der Konträrtheorie." Welches sind nun die historischen und statistischen Beweise, die er ins Feld führt? Es sind die Aussagen agrarischer Interessenvertreter vor englischen Untersuchungsausschüssen: einmal aus dem Jahre 1814, als die englischen Agrarier nach Aufhebung der Kontinentalsperre hohe Kornzölle durchsetzen wollten, und dann aus den Jahren 1820—1822, 1833 und 1836, als die englischen Landwirthe, die trotz der höchsten Kornzölle von 1815—1846 beständig nothleidend waren, nach verstärktem Schutz der Landwirthschaft schrieen. Das Streben der von diesen Ausschüssen vernommenen Zeugen ging dahin, vor allem ihre Forderungen zu begründen. Eines der Hauptmittel hierfür war damals wie heute, daß man behauptete, die ländlichen Arbeitslöhne seien so sehr gestiegen, daß der Getreidepreis die Produktionskosten nicht länger decke. Diehl scheint sich bei der Verwerthung dieser Zeugnisse nicht bewußt gewesen zu sein, daß er es dabei mit durchaus einseitigen Aussagen zu thun habe. Wenigstens führt er, ohne sie irgend welcher Kritik zu unterwerfen, die Aussagen dieses oder jenes Pächters, Landagenten oder sonstiger Interessenten als klassische Zeugnisse an, während es sich doch bei ihnen allen um Parteiaussagen handelt, gemacht, um Interessenforderungen zu begründen, um Aussagen, die nur mit äußerster Vorsicht verwendbar sind. Wie wenig Diehl eine solche Vorsicht geübt hat zeigt, daß er sich fast ausnahmslos mit den Angaben eines oder zweier Zeugen über die Lohnhöhe in ihrer Grafschaft begnügt hat, um den Lohn der Landarbeiter für die einzelnen in Frage kommenden Jahre zu ermitteln. Als ob zu einem statistischen Ergebnisse nicht mindestens erforderlich wäre, daß man alle aus dem Zeugenverhöre verfügbaren Angaben berücksichtigt!

In welcher Weise haben sich die landwirthschaftlichen Arbeitslöhne und Weizenpreise seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in England aber in Wirklichkeit bewegt?

England hatte vom Jahre 1790 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts außerordentlich hohe Weizenpreise: von 1790—1813 in Folge des Krieges mit Frankreich und der Kontinentalsperre, von 1815—1846 in Folge hoher Kornzölle. Ueber die gleichzeitigen Löhne der Landarbeiter geben u. a. Aufschluß die auch von Diehl benutzten Agrarenqueten, sowie die in den Schriften der bedeutendsten englischen Agrarschriftsteller, wie Arthur Young, Caird, Milton (später Graf Fitzwilliam) enthaltenen Lohnangaben. Es betrug darnach im Durchschnitt der Jahre

	der Weizenpreis pro Quarter in sh	der Weizenpreis pro Tonne in Mark circa	der Arbeitslohn wöchentlich in sh
1760—1789	45	204,21	7,5 *)
1790—1799	55	250,68	9 **)
1800—1808	80	364,60	10,5 ***)
1809—1813	104	473,72	12 †)

Während die Weizenpreise von 1760—1813 um etwa 130 % gestiegen waren, sind also die ländlichen Löhne in dieser Zeit nur um 60 % gestiegen. Da nun in England, wie bereits angedeutet, die Armenkasse verpflichtet war, den nur zu ungenügenden Löhnen beschäftigten Arbeitern entsprechende Lohnzuschüsse zu zahlen, so stieg in dieser Zeit mangelhaftester Löhnung die jährliche Armensteuer Englands um nicht weniger als 500 %*). Sie betrug schließlich 1812 die Summe von 6 656 106 £.

Im Jahre 1815 wurde das Gesetz erlassen, das die Einfuhr von Korn in England überhaupt verbot, so lange der Weizenpreis weniger als 80 sh, d. i. circa 364 Mk. per Tonne kostete. Wie heute bei uns, so machten damals in England die Agrarier geltend, die hohen Weizenpreise würden auch dem Landarbeiter zu Gute kommen. Denn nur bei hohen Weizenpreisen sei der Landwirth im Stande, seinen Arbeitern hohe Löhne zu zahlen. Als aber in den folgenden drei Jahren der durchschnittliche Weizenpreis 76,94 und 83 sh per Quarter betrug, stiegen die Löhne nur so ungenügend, daß die Armensteuer von 5 400 000 £ im Jahre 1815 auf 7 800 500 £ in die Höhe schnellte. Je höher die Grundrenten waren, welche die Kornzölle den Grundeigenthümern sicherten, desto größer wurden die Beiträge, welche der Armensteuerpflichtige zu den von den Landwirthen gezahlten Löhnen zuschießen mußte!

Aber sind denn nicht mit dem Sinken der Weizenpreise nach wiederhergestelltem Frieden auch die landwirthschaftlichen Löhne herabgegangen? Gewiß! Aber weshalb? Einmal wurde mit wiederhergestelltem Frieden die englische Armee zum größten Theile aufgelöst und viele Tausende entlassener Soldaten vermehrten das Arbeitsangebot; zweitens stockte, nicht zum wenigsten in Folge der Kornzölle die Ausfuhr der englischen Industrieprodukte. Die englische Industrie war daher außer Stande, die Masse der verfügbaren Arbeitskräfte zu beschäftigen. Daher eine Masse Arbeitsloser, die den Lohn der Beschäftigten drückten. Die niedrigen Löhne der landwirthschaftlichen Arbeiter waren also nicht die Folgen der gesunkenen Weizenpreise, sondern der durch hohe Kornzölle mitverschuldeten Stockung im Absatz englischer Industrieprodukte.

Die Entwicklung der Weizenpreise und der ländlichen Löhne seit 1821 war folgende; es betrug durchschnittlich:

im Jahre	der Weizenpreis per Quarter	der Weizenpreis per Tonne in Mark circa	der Lohn**)
1821	54 sh 5 d	248,41 Mk.	9 sh 5 d
1824	62 sh	282,58 „	9 sh 4 d
1828	60 sh	273,48 „	11 sh
1833	52 sh 11 d	241,58 „	10 sh
1836	48 sh 6 d	220,61 „	9 sh

Es ist klar, daß sich der Landarbeiter in dieser Zeit bei einem durchschnittlichen Weizenpreis von 55 sh und einem Wochenlohn von 9—10 sh in einer weit besseren Lage befand als früher bei einem Lohn von 12 sh, aber doppelt so hohen Brotpreisen. Dies erkannte auch der Bericht des parlamentarischen Untersuchungsausschusses von 1833 an, indem er schrieb:

„Angesichts der zahlreichen Schwierigkeiten, denen die Landwirthschaft unseres Landes jetzt ausgesetzt ist und angesichts der Noth der Landwirthe, die unglücklicher Weise besteht, ist es für unseren Ausschuß ein Trost gewesen, zu sehen, daß die allgemeine Lage des ländlichen Arbeiters, so weit er voll beschäftigt ist, besser ist, als zu irgend einer früheren Zeit, und daß ihm seine Geldlöhne gestatten, sich von dem, was zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens gehört, mehr anzuschaffen."

*) Vgl. Arthur Young a six month tour through the north of England. 2 ed. 1771; ebenso J. Barton. Observations on the circumstances which influence the condition of the working classes. London 1817 p. 26.

**) Vgl. Barton a. a. O.

***) Vgl. Viscount Milton Address to the landowners of England. London 1832. 4 ed. p. 44 und 45.

†) Desgl. Im Jahre 1812 stieg der Lohn nach Milton und Young auf 14 sh. Es kostete jedoch der Quarter Weizen in diesem Jahre 122 sh 8 d.

*) Vgl. Porter the progress of the nation. London 1851. p. 90 und Browning Great Britain. London 1834. p 305.

**) Quellen: für 1821: Report on the agriculture of the United Kingdom. 1821. p. 48, 65, 121, 247, 133, 38, 81, 91, 126, 144; für 1824: Journal of the Statistical Society 1860 (B. XXIV); für 1828 vgl. Milton a. a. O.; für 1833: Report on agriculture question 218, 2115, 5802, 9896, 2392, 12738, 11118, 1725; für 1836: Report State of agriculture 1836. qu. 354, 3228, 4174, 7427, 8512, 13107, 11014, 5631, 7560, 3673, 2355, 3074, 236.

Das war zu einer Zeit, wo die Landwirthe sich „in Folge niedriger Weizenpreise“ für nothleidend erklärten!

In Jahren sehr hoher Getreidepreise hingegen, wenn Grundbesitzer und Pächter sich der besten Einnahmen erfreuten, waren die Landarbeiter nothleidend. Die starke Preissteigerung in den Jahren 1829—1831, in denen Weizen durchschnittlich 65 sh kostete, brachte wieder keine entsprechende Lohnsteigerung. Demgemäß stieg wieder die Armensteuer und da, wo die Armenkasse ihre Lohnzuschüsse versagte, versuchten die Arbeiter durch Gewalt höhere Löhne zu erzwingen. Es war die Zeit, wo auf dem Lande bald hier, bald dort ein nächtliches Feuer aufloderte, die verzweiflungsvolle That hungernder Landarbeiter. Im Jahre 1834 wurde das alte Armengesetz beseitigt. Das neue Gesetz verbot die Unterstützung Arbeitsloser oder schlecht gelohnter Arbeiter seitens der Gemeinde. Nun erst, beim Fortfall aller Lohnzuschüsse, erreichte die Noth der Landarbeiter bei hohen Getreidepreisen ihren Höhepunkt, und das sehr bald.

Mit dem Jahre 1837 begann nach einer 5jährigen Periode relativ niedriger Weizenpreise eine Zeit dauernd hoher Getreidepreise — bis zur Aufhebung der Getreidezölle. Weizen kostete in der Zeit von 1837—1846 durchschnittlich 58 sh 7 d der Quarter, d. i. etwa 266,48 Mark die Tonne. Furchtbare Krisen traten in Handel und Industrie ein und hinderten die übliche Aufnahme des Landarbeiterüberschusses in die Städte. Nach den Angaben von Tooke und Harriet Martineau konnten die Löhne auf dem Lande nicht entsprechend den erhöhten Lebensmittelpreisen steigen, und die Lage des Landarbeiters war nunmehr beim Fortfall aller Lohnzuschüsse die denkbar traurigste. Ja noch mehr! Nicht nur, daß die Löhne bei gesteigerten Weizenpreisen nicht stiegen, sie fielen sogar noch tiefer, als sie in der früheren Periode niedrigerer Weizenpreise gestanden hatten. Betrug doch, nach den verschiedenen dem Parlament vorgelegten Angaben, der Lohn der Landarbeiter in den Jahren 1843—1846 nur noch das unglaubliche Minimum von 7 sh wöchentlich*). „Davon“, so hieß es in einem Bericht, den Cobden dem Parlamente vorlas, „muß ein Arbeiter, seine Frau und seine Familie bestehend aus 4, 5 oder 6 Kindern leben, obgleich es mir völlig unklar ist, wie sie es machen.“ „Wenn Frauen und Knaben, die Feldarbeiten verrichten, an ihrer Gesundheit Schaden leiden“, so hieß es in einem anderen Bericht, „so ist das nicht die Folge des Arbeitens, sondern des Nahrungsmangels. Die Nahrung, die sie essen, ist in ihrer Art nicht schlecht, aber sie können sich nicht satt essen. Sie sollten mehr animalische Nahrung zu sich nehmen, aber bei dem jetzigen Stand der Löhne ist das unmöglich.“ In einem Polizeibericht hieß es über die außerordentlich häufige Festnahme von Bettlern: „Die Mehrzahl dieser Leute sind Landarbeiter. Die Entschuldigung für ihre Landstreicherei war stets die gleiche: die Unmöglichkeit, sich und ihre Familien von den Löhnen zu erhalten, die sie für ihre Arbeit empfingen.“ Das war zur Zeit höchster Schutzzölle und hoher Weizenpreise! Diese aus den Parlamentsdebatten jener Zeit beliebig vermehrbaren Angaben aber machten um so mehr Eindruck und haben auch heute noch ein um so größeres Gewicht, als sie von einem damaligen Vertheidiger der Kornzölle, dem Vertreter von Dorsetshire Graf Shaftesbury, als zutreffend anerkannt wurden. Ja noch mehr: da er sah, daß seine alte Meinung, niedere Brotpreise bedeuteten niedere Löhne, unrichtig sei, gab er, der von dem landwirthschaftlichen Dorsetshire zur Vertheidigung der Kornzölle gewählt war, lieber seinen Sitz im Parlament auf, weil er es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren zu können glaubte, der Beseitigung der Kornzölle länger Widerstand zu leisten**).

*) Vgl. Speeches by Richard Cobden. London 1870. p. 30, p. 155; vor allem fiel der Lohn in Dorsetshire, Wiltshire, Gloucestershire.

**) Vgl. Speeches of the Earl of Shaftesbury. London 1868. p. VI.

Im Jahre 1846 wurde die Abschaffung der Kornzölle vom Parlamente beschlossen. Vom Jahre 1850 sollte die Getreideeinfuhr — von einer unerheblichen Gebühr abgesehen — fortan frei sein. Wir haben gesehen, daß die Zeit, in der England dauernd höhere Weizenpreise als der Weltmarkt hatte, durchaus nicht eine Zeit hoher landwirthschaftlicher Löhne war. Im Gegentheil, in den Jahren höchster Getreidepreise, Preise, wie sie die kühnsten Forderungen unserer Agrarier noch übertreffen, war die Steigerung der ländlichen Löhne so ungenügend, daß die Armenkasse enorme Zuschüsse zahlen mußte. Als diese fortfielen, trat alsbald die Wirkung der ungenügenden Löhne auf das Deutlichste hervor. Nur in Jahren ausnahmsweise tiefer Weizenpreise befand sich der Landarbeiter in leidlicher Lage.

Wie waren nun fortan, in den Zeiten des Freihandels, die Weizenpreise, und wie war die Entwicklung der ländlichen Löhne? Die Antwort geben uns einerseits die Statistical Abstracts of the United Kingdom, andererseits die Untersuchung Bowley's im Economic Journal Vol. VIII. (p. 482) über die Lohnbewegung auf dem Lande seit 1840. Wir setzen hierbei den Weizenpreis von 1891 gleich 100, und bemessen die Weizenpreise der vergangenen Jahre in Prozenten des 1891er Weizenpreises, ebenso wie es Bowley bezüglich der Löhne ländlicher Arbeiter gemacht hat. Es betrugen danach:

im Jahre	die Weizenpreise	die landwirthschaftlichen Löhne
1840	179	75
1850	108	71
1860	146	87
1866	134	90
1870	126	92
1874	150	110
1877	153	112
1880	119	104
1883	112	100
1886	83	94
1891	100	100

In England hat sich also die Konträrtheorie in der That bestätigt. Während die Zeit künstlich erhöhter Getreidepreise nur relativ niedrige Löhne brachte, hat die Zeit, in der England den weit billigeren Weizenpreis des Weltmarkts den Monopolpreisen vorzog, wie wir aus den angeführten Zahlen ersehen, zu einer namhaften Steigerung der ländlichen Arbeitslöhne geführt.

Somit ist gerade im Gegensatz zu Prof. Diehl zu sagen, daß gerade die Lohnverhältnisse der englischen Landarbeiter den von ihm bestrittenen Satz bestätigt haben: hohe Getreidepreise niedriger Lohn, niedrige Getreidepreise hoher Lohn.

Als im Jahre 1887 Kebbel sein bekanntes Werk „the agricultural labourer“ herausgab, da schrieb er: Ungeachtet all dessen, was über die Lohnschwankungen gesagt worden ist, und ungeachtet der Meinungsverschiedenheiten, die bezüglich der Verhältnisse des Landarbeiters in vielen Punkten bei den Pächtern bestehen — eins wird von allen zugegeben, daß der Landarbeiter niemals besser daran war als jetzt.“ Das war zu einer Zeit, als Weizen 31 sh per Quarter, d. i. etwa 140 Mark die Tonne kostete!

In England ist man also nach den Erfahrungen vor und nach der Freihandelsära nicht mehr der Meinung, daß hohe Weizenpreise im Interesse der Landarbeiter liegen. Das glaubte auch Joseph Arch, der bekannte Gründer der ländlichen Arbeiterorganisationen und beste Kenner englischer Landarbeiterverhältnisse, in seiner Autobiographie ausdrücklich betonen zu müssen. „Schutzzölle“, so schreibt er, „können die Lage der Grundbesitzer verbessern und die des Pächters wenigstens erhalten, wie sie ist. Der Arbeiter jedoch, den jeder Verlust am schwersten trifft, muß durch sie unfehlbar leiden.“ Die Herausgeberin jener Autobio-

graphie des Joseph Arch ist die Countess of Warwick Obschon sie selbst zu den größten Grundbesitzern Englands gehört, schreibt sie in dem Vorwort der Autobiographie: „Zu der Zeit, als Weizen am theuersten und das Land am meisten werth war, ging es dem Arbeiter am schlimmsten.“ *)

Herrn Prof. Diehl ist die Lektüre der Autobiographie von Joseph Arch sehr zu empfehlen.

Hermann Levy.

Ostelbien im Superlativ.

Ostelbien ist bei der Schilderung deutscher Staatsverhältnisse im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ein sehr positiver Begriff geworden. Zu diesem Positiv gehört ber ein Superlativ. Der Superlativ von Ostelbien ist unregelmäßig gebildet und heißt Mecklenburg. Unter allen deutschen Staaten ist Mecklenburg der einzige, der mit seinem ganzen Gebiete östlich der Elbe liegt, wenigstens soweit sie monarchische Staatsform haben. Die freie Stadt Lübeck freilich theilt dieses Schicksal. Auch in ihrer Geschichte hat sich zuweilen der ostelbische Hauch fühlbar gemacht; beispielsweise als der Senat den Verleumder Bennigsen-Förder unmittelbar nach seiner verdienten Verurtheilung begnadigte, beispielsweise als die Senatsverordnung erlassen wurde, welche das Postenstehen bei Arbeitseinstellungen mit Polizeistrafen bedrohte. Aber Lübeck grenzt doch nur an Mecklenburg und gehört nicht dazu. Mecklenburg aber ist eine Welt für sich, ein wohlerhaltenes Stück Mittelalter im zwanzigsten Jahrhundert.

Aus dieser eigenthümlichen Welt erzählt uns ein kürzlich erschienenes schlichtes Buch, das den Titel führt: „Aus meinem Leben. Von Julius Wiggers.“**) Julius Wiggers hat schon einmal ein Stück aus seinem Leben erzählt; das Buch führte den Titel: „Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft“. Man ahnt schon an diesem Titel, daß der Inhalt des Buches recht interessant für den Leser, aber schrecklich für den Schreiber ist. Julius Wiggers wurde zwei Tage, nachdem er sich verheirathet hatte, unter dem Verdachte des Hochverrathes verhaftet, hat drei und zweidrittel Jahre in Untersuchungshaft gesessen, wurde auf Grund von Gesetzen, denen rückwirkende Kraft verliehen wurde, zu fünfzehn Monaten Zuchthaus verurtheilt, zu einem Jahre Festung begnadigt und nach Verbüßung dieser Strafe unter Verlust von Amt und Gehalt freigelassen. Sein jüngerer Bruder Moritz wurde neun Monate lang als gemeiner Sträfling in das Zuchthaus gesperrt, dann gleichfalls begnadigt, aber der Advokatur entsetzt.

Der Hochverrathsprozeß, in den die Brüder Wiggers verwickelt wurden, war ein Glied in einer Kette von drei Prozessen, die damals in der Welt Aufsehen machten. Der zweite spielte in Berlin und führte das Rubrum gegen Ladendorf und Genossen, der dritte spielte in Köln und hatte zum Hauptangeklagten den rothen Becker, der auch mehrere Jahre im Zuchthause gesessen hat, dann Oberbürgermeister von Dortmund und Köln und Mitglied des Staatsrathes wurde. In allen drei Prozessen war als Hauptbelastungszeuge ein gewisser Henze aufgetreten, der einige Jahre später wegen grober Fälschungen verurtheilt wurde und von dem man allgemein annahm, daß er in den Strafen für diese Fälschungen zugleich die Strafe für die Meineide erlitt, die er in diesen Prozessen geleistet. Auf die Anstifter dieser Meineide konnte man nur mit den Fingern hinweisen; nennen durfte man sie nicht.

Der Prozeß Waldeck mit den Zeugen Gödsche und Ohm und die drei Hochverrathsprozesse mit dem Zeugen Henze bilden einen Nachklang zu den Demagogenverfolgungen, und man muß dringend fordern, daß, wenn einmal die Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert zu Ende geschrieben wird, die finsteren Mächte, welche in dieser Geschichte geherrscht haben, mit etwas wahreren Farben geschildert werden, als sie dem Manne zu Gebote standen, der sich an dieser Aufgabe versucht hat.

Moritz und Julius Wiggers haben später dem deutschen Reichstage angehört und sind in weiten Kreisen bekannt geworden. Es waren grundverschiedene Naturen. Moritz war ein fröhlicher und thatkräftiger Mann. Er hat bis zu seinem Tode nicht aufgehört, die Zustände seines Heimathlandes zu beleuchten. Ueber das Steuerwesen Mecklenburgs, über die bäuerlichen und Domanialverhältnisse, über Kanalbauten hat er eine Menge nützlicher Anregungen gegeben und sich dabei stets vom gesunden Menschenverstande leiten lassen, ohne Unausführbares zu fordern.

Julius war dagegen eine kontemplative Natur; seine Liebhaberei gehörte der Sprache und den Sprachen. Ein Mann von unendlicher Milde und Abgeklärtheit des Wesens. Ich bin kaum einem Menschen begegnet, der einen so rührenden Eindruck auf mich gemacht hätte. Ein Mann, der unsäglich Schweres erduldet hat, und dem man anmerkte, daß er noch Schwereres erduldet haben würde, ohne einen Augenblick in seinen Ueberzeugungen zu wanken, und dem gleichwohl jede Empfindung des Hasses und der Rache fern blieb, der auf seine eigenen Schicksale zurücksah, als wären es die Schicksale eines Dulders aus ferner Vorzeit, der sie sub specie aeterni betrachtete.

Julius Wiggers hat seinen Lebensentwurf aufgezeichnet ohne die Absicht, ihn dem Drucke zu übergeben. Seine Angehörigen sollten wissen, was er erlebt hatte, und diese Angehörigen haben sein Werk dem Drucke übergeben. Sie haben Recht daran gethan. Als ich zu lesen begann, hatte ich den Eindruck, als liege eine langweilige Aufzählung von Thatsachen vor. Alles wird objektiv erzählt; keine allgemeine Reflexion knüpft sich an; kein Ausbruch einer gerechtfertigten Empfindung tritt zu Tage. Aber unmerklich nahm mich das Buch gefangen. Die goldechte Tüchtigkeit des Mannes tritt hervor; die Zustände Mecklenburgs werden so deutlich.

Am 1. April 1842 erhielt Julius Wiggers, der sich der Docentenlaufbahn gewidmet und als Gelehrter sich schon Anerkennung erworben hatte, folgendes großherzogliche Reskript:

> „Wir erwidern euch auf eure wiederholten Gesuche, daß euch an der Landesuniversität weder eine ordentliche noch auch nur eine außerordentliche Professur zu Theil werden kann. In Anerkennung eurer litterarischen Thätigkeit wollen wir euch jedoch nochmals ein Gnadengeschenk von 200 Thlrn. bewilligen.“

Wie führt uns das doch zugleich in medias res; in Preußen wurde damals schon jeder Landwehrmann mit Sie angeredet; in Mecklenburg redet man einen Professor mit Ihr an. Und noch dazu mit einem kleinen i!

Im Völkerfrühling von 1848 machten die Brüder Wiggers und andere verständige Leute den Versuch, ob man aus diesem Mecklenburg, das eigentlich kein Staat, sondern ein Junkergemenge war, wohl einen modernen Staat herstellen könne. Und in der That, vom Februar bis zum September 1850 war Mecklenburg dem Namen nach ein konstitutioneller Staat. Dann kam der Freienwalder Schiedsspruch und alles war vorüber. Diejenigen aber, die den Versuch gemacht hatten, das alte Mecklenburg aus den Angeln zu heben, wurden als Hochverräther in das Zuchthaus gesteckt.

Aus der Geschichte der nächsten Jahre sei nur eine Thatsache in die Erinnerung gerufen. In seiner Eigen-

*) Vgl. Joseph Arch, the story of his life ect. London. 1898. p. VIII.

**) Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1901.

schaft als Spruchgericht hatte der Rath der Stadt Rostock eine Anzahl von Personen freigesprochen, die am Nationalverein theilgenommen hatten. Darauf erging ein großherzogliches Reskript, in dem dem Rathe unter anderem gesagt wurde: „ihr habt euch erdreistet, dem bestehenden Verbot des gedachten Vereins in Unserem Lande die gesetzliche Kraft abzusprechen". Der Rath wurde durch Zwangsmaßregeln angehalten, sein freisprechendes Urtheil aufzuheben und Verurtheilungen zu erlassen. Seit dem Jahre 1848 wird in Preußen auch der Soldat der Linie mit Sie angeredet, in Mecklenburg noch im Jahre 1863 der Richter mit Ihr und noch dazu mit einem kleinen i.

Als im Februar 1867 der konstituirende Reichstag des Norddeutschen Bundes zusammentrat, bewährte sich der mecklenburgische Geist. Der mecklenburgische Bevollmächtigte Herr von Wetzell trat dafür ein, daß Moritz Wiggers von dem Amte eines Abgeordneten auszuschließen sei, weil er eine Zuchthausstrafe erlitten habe. Die überwiegende Majorität, zu der auch Prinz Friedrich Karl gehörte, erklärte die Wahl für gültig; Georg Vincke erklärte in der Debatte, daß Moritz Wiggers sich erhebliche Verdienste um seine Heimath erworben habe und von seiner heimathlichen Regierung mit ganz unverdienter Härte behandelt sei.

War im Jahre 1848 der Versuch mißlungen, aus Mecklenburg einen modernen Staat zu machen, so erneuerten die Brüder Wiggers in Gemeinschaft mit den übrigen mecklenburgischen Abgeordneten jetzt diesen Versuch, indem sie die Hilfe des Deutschen Reiches in Anspruch nahmen. Unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Unvereinbarkeit der mecklenburgischen Verfassung mit der Verfassung des norddeutschen Bundes beantragten sie, in die letztere folgende Bestimmung aufzunehmen:

„In jedem Bundesstaate wird die Gesetzgebung und die Feststellung des Budgets unter Mitwirkung einer aus Wahlen hervorgegangenen Volksvertretung ausgeübt."

Aber diese clausula Obotritica hat nicht denselben Erfolg gehabt, wie in der Folgezeit so manche clausula Bajuvarica. Die Unvereinbarkeit der mecklenburgischen Verfassung mit der Verfassung des norddeutschen Bundes wurde zwar am lebhaftesten von den mecklenburgischen Junkern bezeugt. Sie sprachen es aus, daß bei der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit und der Aufnahme in den Zollverein ganz Mecklenburg zu Grunde gehen müsse. „Da müssen selbst Lämmer Tigerzähne bekommen", rief Herr Josias von Plüskow aus.

Aber das Centrum wollte die clausula Obotritica nicht, weil es damals noch auf dem Standpunkte stand, die Zuständigkeit des Reichs auf das Aeußerste einzuschränken. Und auch Fürst Bismarck wollte sie nicht. Er erkannte zwar unumwunden an, daß die Homogenität zwischen Mecklenburg und den übrigen Bundesstaaten fehle. Aber er verwies darauf, daß die Zeit den Mangel heilen werde, daß der „Schutt" allmählich beseitigt werde. Der Schutt liegt bekanntlich heute noch.

Unmittelbar nach dem Jahre 1866 schrieb Karl Braun seine unverwüstlichen Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Er wollte Zustände schildern, die bestanden hatten und fortan unmöglich sein würden. Mecklenburg ist in diesen Schilderungen zu kurz gekommen. Einem Karl Braun der Zukunft bleibt es vorbehalten, Bilder aus Ostelbien zu schreiben, wenn die Zustände überwunden sind, die heute herrschen. Einstweilen besteht Ostelbien noch und Mecklenburg ist der Superlativ von Ostelbien.

Alexander Meyer.

Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten.

Die Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten, als das endgültige erfreuliche Ergebniß des 1865 beendeten Bürgerkrieges, befreite ungefähr fünf Millionen Neger, räumte ihnen das politische Wahlrecht ein und stellte sie in dieser Beziehung auf gleichen Fuß mit ihren ehemaligen weißen Eigenthümern. Obwohl diese durchgreifende Neuerung die tieferblickenden Urheber und Beförderer derselben mit manchen Bedenken erfüllte, trösteten sie sich doch mit dem Gedanken, daß die Ausübung einer so ehrenvollen Bürgerpflicht und öffentlichen Funktion der Freiheit einen erzieherischen Einfluß auf die schwarzen Wähler ausüben und die zur freien Erfüllung ihrer Wahlpflicht nöthige Fähigkeit bald erzeugen und entwickeln würde. Leider haben sie sich in ihren optimistischen Erwartungen arg getäuscht. Nur auf eine kleine Anzahl der neugebackenen Bürger hat der Besitz des Wahlrechts die erhoffte Wirkung gehabt, die große Masse ist davon völlig unberührt geblieben.

Während der letzten fünfunddreißig Jahre hat die Negerbevölkerung in den Vereinigten Staaten ungemein stark zugenommen und beläuft sich gegenwärtig auf ungefähr zehn Millionen Personen, von denen wenigstens vier Fünftel den Süden bewohnen und zum größten Theil frei geboren wurden. Man sparte weder Kosten noch Mühe, um für die Erziehung der Freigelassenen und ihrer Nachkommen zu sorgen. Nicht nur Elementar- und Fachschulen, sondern auch höhere Bildungsanstalten und sogenannte Universitäten wurden durch Privatleute oder aus öffentlichen Mitteln gegründet und erhalten und von den Negern recht fleißig besucht. Es war wirklich rührend zu sehen, mit welchem Eifer die Schwarzen, die als Sklaven im Lesen und Schreiben zu unterrichten bei Strafe verboten war, die Gelegenheit ergriffen, sich dieses neuerworbene Vorrecht des Freibürgers zu Nutzen zu machen. Daß der Eifer nicht überall anhaltend und erfolgreich war, durfte unter den schwierigen Umständen als selbstverständlich vorausgesetzt werden.

Im Allgemeinen ist die Kultur der Neger nur ein äußerlicher und oberflächlicher Anstrich geblieben, der leicht verwischt wird und wieder verloren geht. Die regelmäßige Arbeit des Ackerbaus oder des Gewerbefleißes hatte die Sklaverei den Negern aufgezwungen. Es ist also begreiflich, daß mit der Erlangung der Freiheit viele ehemalige Sklaven, welche die Arbeit für ein Merkmal der Knechtschaft zu halten pflegten, von derselben nichts mehr wissen wollten. Aus demselben Grunde machten sie sich von der ihnen bisher aufgenöthigten Seßhaftigkeit los und gingen massenweise ohne Ziel und Zweck auf die Wanderschaft. Aber diese Wirkung der Freiheit war meistens nur von kurzer Dauer und hat im Ganzen genommen zu keinen gefährlichen Ausschreitungen oder Zügellosigkeiten geführt. Die Neger hatten ihre Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit während des Bürgerkrieges in einer wirklich auffälligen Weise bewiesen. Als die weißen Männer im Süden die Waffen ergriffen und ins Feld rückten, mußten sie Frauen und Kinder unter dem Schutz der Sklaven oder wenigstens im Vertrauen auf ihre freundliche Gesinnung zurücklassen. Die Neger wußten wohl, daß der Sezessionskampf nur die Erhaltung und Ausdehnung der Sklaverei bezweckte, und daß ihr Schicksal vom Ausgang desselben abhängen würde. Die Abwesenheit ihrer Herren bot ihnen die allergünstigste Gelegenheit, sich zu empören, sich an ihren Unterdrückern zu rächen und vom Joch der Knechtschaft zu befreien. In das Lager der in das Gebiet der Südstaaten eingedrungenen Bundestruppen flüchteten sich denn auch viele Sklaven, wurden als Kriegskontrebande erklärt und konfiszirt. Diesen Ausdruck hat der bekannte Advokat und General Benjamin Butler zuerst auf die Flüchtlinge angewendet, um sie dem Kriegsrecht gemäß in Freiheit zu setzen. Sie wurden auch als Arbeiter benutzt und später zum Theil bewaffnet und

in das Bundesheer eingereiht und erwiesen sich fast durchweg als recht tüchtige Soldaten. Einen Aufstand haben sie dagegen nirgends versucht.

Nach der vollständigen Unterdrückung der Sezessionsbewegung verlangte das Problem der politischen Rekonstruktion der Südstaaten und der Wiederherstellung der Union eine dringende Lösung. Die an sich nicht leichte Aufgabe gestaltete sich durch enge Verbindung und allseitige Verwicklung mit der Rassenfrage noch viel schwieriger. Es herrschte im Süden eine tiefe Verstimmung und im Norden ein Mangel an Vertrauen, und diese Empfindungen legten den Unterhandlungen zwischen Siegern und Besiegten unüberwindliche Hindernisse in den Weg und ließen die Beiden zu keinem rechten Verständniß kommen. Die schmerzliche Niederlage und die ungeheueren Verluste hatten die einst so übermüthig auftretenden Südländer furchtbar erbittert, während die Nordländer kein Vertrauen auf sie setzten und meinten, sie dürften der gebührenden Strafe für den an dem gemeinsamen Vaterlande begangenen Verrath nicht entgehen. Die grimmige Gesinnung der früheren Sklavenhalter, als sie die veränderte Sachlage wirklich gewahr wurden, geht aus der folgenden Anekdote hervor. Eines schönen Morgens in Virginien meldete die Gattin eines Pflanzers ihrem Manne, die Neger seien alle fort, und er müsse etwas Holz hacken, damit sie das Frühstück bereite. Er nahm die Axt zum Holzhauen und rief beim ersten Hieb aus: „Verdammt sei Abraham Lincoln, der die Sklaven befreite!", beim zweiten: „Doppelt verdammt sei George Washington, der diese Republik gründete!" und beim dritten: „Vierfach verdammt sei Christoph Columbus, der Amerika entdeckte!" Dieser Groll wurde noch stärker, als der Kongreß den Entschluß faßte, den Freigelassenen das Stimmrecht zu verleihen und sie als freie Bürger ihren früheren Eigenthümern gleich zu stellen, eine Maßregel, die den Zweck hatte, die wehrlosen Schwarzen in Stand zu setzen, sich selber mit dem Wahlzettel vor Ausbrüchen der Rachsucht zu schützen. Die darauf bezügliche Gesetzgebung kam zumeist nur den sogenannten „Carpetbaggers" oder beutegierigen, umherziehenden Rucksackpolitikern zu Gute, die vom Norden nach dem Süden auf die Wanderschaft gingen, wo sie sich als eifrige Freunde der unwissenden und leichtgläubigen Schwarzen geberdeten, um ihre Wahlstimmen zu gewinnen und sich mit fetten Aemtern zu versehen.

Die von Parteigängern des Südens aufgestellte Behauptung, daß das im Jahre 1865 gegründete Freedmen's Büreau diese politischen Abenteurer geflissentlich begünstigte, ist allerdings durchaus falsch. Es wäre freilich wunderbar und fast unerhört, wenn alle Vertreter und Verwalter des Büreaus sich als ehrliche, gewissenhafte und selbstlose Leute erwiesen hätten, die sich aus reiner Menschenfreundlichkeit und Vaterlandsliebe der von dieser Organisation übernommenen ungemein schwierigen Aufgabe widmeten, ohne an den eigenen Vortheil zu denken und die günstige Gelegenheit zu benutzen, um einträgliche Aemter zu bekommen. Der mit der Oberverwaltung des Büreaus betraute Generalmajor, Oliver Otis Howard, hat dagegen unzweifelhaft seines wichtigen Amtes mit großem Pflichtgefühl und gründlicher Kenntniß gewaltet, und das gleiche Lob verdienten die meisten seiner Mitarbeiter. Namentlich haben sich die vielen Amerikanerinnen, zum größten Theil aus Neuengland, die als Lehrerinnen der freigelassenen Schwarzen und der bisher arg vernachlässigten armen Weißen wirkten, durch regen Eifer und seltenen Seelenadel ausgezeichnet. Mit welchem Erfolge diese freiwillige und philanthropische Thätigkeit belohnt wurde, ist daraus zu ersehen, daß in den neueingerichteten Elementarschulen während des ersten Jahres mehr als 100 000 Personen Unterricht ertheilt wurde.

Das Freedmen's Büreau bildet in der ihm durch einen vom Kongreß 1866 gefaßten Beschluß gegebenen endgültigen Gestalt ein imperium in imperio, da es auf drei Jahre mit allen Befugnissen eines Staates ausgestattet war. Den Bestimmungen der Bundesverfassung gemäß übt der Kongreß die gesetzgebende, der Präsident die vollziehende und das Obergericht die richterliche Gewalt aus; aber alle diese drei verfassungsmäßig getrennten Gewalten vereinigte das Freedmen's Büreau in sich und wurde dadurch mit einer in der Geschichte der Vereinigten Staaten bisher unbekannten Macht ausgerüstet und zwar unter der Erwägung, daß ungewöhnliche und gemeingefährliche Situationen außerordentliche, wenn auch nicht ganz unbedenkliche Gegenmittel fordern. Das Büreau erließ und vollzog Gesetze und legte sie öfters nach eigenem Gutdünken aus; es erhob Steuern, hielt Gericht, verfügte über das Militär zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Vollstreckung der von seinen Tribunalen gefällten Urtheile, kurzum besaß alle Befugnisse, die ein souveräner Staat zu handhaben oder unter abnormen Umständen sich zuzueignen pflegt. Die Ausübung der Gerechtigkeitspflege wurde dem Büreau durch die schändliche Parteilichkeit und Grausamkeit, mit welcher die Gerichte im Süden wider die Neger verfuhren, förmlich aufgenöthigt. Durch die ordentlichen Gerichtshöfe ließ sich das Bestreben der Südländer, die farbigen Staatsbürger ihrer neuerworbenen Rechte zu berauben und sie thatsächlich in den Zustand der Sklaverei zurückzuversetzen, am leichtesten verwirklichen. Es kam öfters vor, daß ein Neger wegen Diebstahls oder eines ähnlichen geringen Vergehens zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit im Zuchthaus oder in den höchst ungesunden Kohlengruben verurtheilt und dadurch in den meisten Fällen zum lebenslänglichen Sklaven der Gemeinde oder irgend einer Aktiengesellschaft gemacht wurde. Um solche Willkür zu verhüten und die brutale Behandlung der Neger zu bestrafen, schien es dem Kongreß durchaus rathsam, das Büreau mit richterlicher Gewalt zu bekleiden, deren Obliegenheiten es mit Herzhaftigkeit und Zuversicht auf sich nahm und im Ganzen mit Erfolg erfüllte. Das allerschlimmste und schandvollste Ereigniß in der Geschichte des Büreaus war der Krach der von ihm zwar nicht direkt betriebenen, aber mit ihm in enger Verbindung stehenden Freedmen's Bank, welche bestimmt war, die kleinen Ersparnisse der Freigelassenen anzunehmen und zu verzinsen und sie damit noch mehr zum Sparen anzureizen. Die Sparkasse war in der That eine wirthschaftliche Erziehungsanstalt und die verhängnißvolle Wirkung des Bankrottes auf die über den Verlust ihrer Einlagen bestürzten und empörten Einleger kann man sich leicht vorstellen. Die armen Schwarzen hielten das Vorkommniß für einen geflissentlichen, reiflich überlegten Betrug und wollten natürlich von Ermahnungen zur Sparsamkeit nichts mehr wissen. Warum sollten sie haushälterisch sein, wenn am Ende schlaue Schurken sie übervortheilten und den ganzen Ertrag in die Taschen stecken konnten? Unter solchen Umständen hätte der Kongreß nicht nur die Schuldigen streng bestrafen, sondern auch die nöthige Geldsumme bewilligen sollen, um die Opfer des Bankbruchs vollständig zu entschädigen.

Im Jahre 1869 erreichte das Freedmen's Büreau das gesetzlich bestimmte Ende seines Bestehens und löste sich demgemäß auf; an seine Stelle trat das 15. Amendement zur Bundesverfassung, welches die sicherste Bürgschaft für die persönliche Freiheit und die politische Erziehung der Neger zu bieten schien, aber in seiner Wirkung den sanguinischen Hoffnungen seiner Urheber in keiner Weise entsprach. Die Südländer haben in das zum Schutz der Schwarzen vom Kongreß vorgeschlagene und von der nöthigen Dreiviertel-Mehrheit der Staaten angenommene Amendement zur Bundesverfassung nur mit Widerwillen eingewilligt und nachher nichts unversucht gelassen, damit es seinen Zweck verfehle. Um dieses Ziel zu erreichen, griffen sie zu allerlei gesetzlichen und ungesetzlichen Mitteln.

Besonders erwähnenswerth sind die vielen Versuche, das fünfzehnte Amendement der Bundesverfassung auf quasi-gesetzlichem Wege zu umgehen. So z. B. entzieht die im Jahre 1890 vom Staat Mississippi angenommene Verfassung das Stimmrecht jedem Bürger, der irgend einen beliebigen Abschnitt der betreffenden Verfassung nicht lesen, oder, wenn derselbe ihm vorgelesen wird, nicht verstehen und genügend erklären kann. Dem Wortlaut nach ist gegen

diesen Paragraphen nichts einzuwenden; er scheint auch in keiner Weise das fünfzehnte Amendement der Bundesverfassung zu verletzen, das jede Unterscheidung zwischen Staatsbürgern „wegen Rasse, Farbe oder ehemaligen Zustandes der Sklaverei" ausdrücklich verbietet. Bei der Prüfung jedoch hat es sich herausgestellt, daß das Verständniß des Vorgelesenen bei den schwarzen Analphabeten immer äußerst mangelhaft war, während die ebenso unwissenden Weißen dieselben Worte fast ohne Ausnahme gut verstehen und zur Befriedigung der Inspektoren erklären konnten. Bei der Eröffnung der „constitutional convention" hielt der Vorstand eine bemerkenswerthe Rede, in welcher er die Versammlung auf die Dringlichkeit der Rassenfrage aufmerksam machte und ohne Rückhalt behauptete, es sei durchaus nothwendig durch eine gründliche Aenderung des Wahlsystems den Weißen die unbedingte Obergewalt in der Politik zu sichern. Dieses Ziel hat man durch die Annahme und einseitige, unehrliche Anwendung der erwähnten Bestimmung vollständig erreicht: die Neger haben größtentheils das Stimmrecht verloren, das den des Lesens unkundigen Weißen erhalten bleibt. Zu gleichem Zweck und mit gleichem Erfolge haben auch andere Südstaaten ein ähnliches politisches Zwickmühlenspiel in Scene gesetzt. Früher gab man sich oft aber nicht einmal die Mühe, den Schein zu wahren. In Südkarolina wurde bei der Wahl, die im Jahre 1876 unter der Leitung des Generals Wade Hampton stattfand, der entscheidende und bleibende Sieg der Weißen über die zahlreichen Neger nur durch Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten aller Art gewonnen. Dies wird von den Siegern selber zugegeben, die sich ihrer damaligen Leistungen noch immer gelegentlich rühmen und als ein nachahmenswerthes Beispiel anzuführen sich vermessen. Aus solcher Verachtung des Gesetzes, die einer angeblich guten Sache diente, sind auch die „horrid orgies and degradation of lynchings" hervorgegangen.

Ueber die Geistesgaben und Charaktereigenschaften der Neger hat man in der neuesten Zeit eingehende Untersuchungen angestellt und einige belehrende Schriften veröffentlicht. An diesen Forschungen und Erörterungen haben nicht nur hervorragende weiße Männer sich betheiligt, wie der jüngst gestorbene Präsident der „American Social Science Association", C. D. Warner und der Vorsteher des „Bureau of Education" der Vereinigten Staaten, W. J. Harris, sondern auch gebildete Neger, wie William Hannibal Thomas und Booker T. Washington, der als Prinzipal der Normal- und Industrieschule für Neger zu Juskegee, Alabama, die günstigste Gelegenheit hat, tägliche Beobachtungen zu machen und ein richtiges Urtheil zu gewinnen. Harris behauptet, daß der Neger in den Vereinigten Staaten durch beständigen Verkehr mit den Weißen während dritthalb Jahrhunderte „in den Besitz des sogenannten angelsächsischen Bewußtseins gekommen" und deshalb eigentlich nur als ein mit farbiger Haut versehener weißer Mensch zu betrachten sei. Dieser optimistischen Anschauung des bekannten Psychologen werden nicht gar viele beipflichten. Der Neger hat sich zwar der amerikanischen Umgebung einigermaßen angepaßt, aber in seinem Wesen und Streben die Hauptcharakterzüge seiner afrikanischen Ahnen beibehalten. Besonders auf dem Gebiet der Religion machen sich solche Rückfälle auf die niedrigsten Stufen der Fetischverehrung und Zauberei öfters bemerklich. Sehr pessimistisch sind andererseits die Ansichten des Negers Thomas in seinem neulich bei Macmillan in New York erschienenen Buch „The American Negro", in dem er selbst den Gebildeten seiner Rasse fast alle höheren geistigen Fähigkeiten abspricht. Daß seine Ausführungen manchen wahren Kern enthalten, wird niemand in Zweifel ziehen, aber im Ganzen sind sie stark übertrieben und ermangeln durchaus der Besonnenheit und Gegenständlichkeit, mit welcher Hr. Washington den ungemein schwierigen und verwickelten Stoff behandelt.

Was die Berufe anlangt, in denen die Freigelassenen Unterkunft gefunden haben, so sind sie auf dem Lande meistens gewöhnliche Feldarbeiter und in den Städten Dienstboten, Tagelöhner, Kellner und niedere Handwerker. Einige haben als Lehrer, Aerzte und Rechtsanwälte gute Dienste gethan. Für das Predigeramt hegt der zu überwallenden Gemüthsbewegungen und abergläubischen Vorstellungen stets geneigte Neger eine starke Vorliebe und seine drollige Aufführung als Kanzelpauker ist aus Witzblättern wohl bekannt. Schon als Sklaven haben übrigens einzelne Neger in verschiedenen Gewerben Vorzügliches geleistet, und in der ersten Zeit nach der Emanzipation wurde diese Thätigkeit in hoffnungsvoller Weise fortgesetzt und ausgedehnt. Mehrere der schönsten Bauten in Washington, wie die Freedmen's Bank, die British Legation, der Centre Market und wenigstens vier große Schulgebäude, sind von farbigen Baumeistern und Handwerkern errichtet worden.

Zu solchen Erfolgen haben die Gewerbschulen für die industrielle Ausbildung der Farbigen wesentlich beigetragen. Leider sind die Arbeitervereine („Labor Unions") einer weiteren Entwicklung dieser vielversprechenden Ausbildung äußerst hinderlich gewesen, da sie alle Farbigen von der Mitgliedschaft der Vereine und dadurch von einer höheren Arbeitsgemeinschaft ausschließen. Diese vielleicht mehr aus Furcht vor einer den Lohn herabdrückenden Konkurrenz als aus Rassenvorurtheil begangene Ungerechtigkeit hat u. A. zur Folge gehabt, daß bei den heute aufgeführten Bauwerken der Neger nicht mehr als Baumeister und selten als Maurer, Steinmetz oder Zimmermann mitwirkt, sondern, wenn er überhaupt zugelassen wird, nur die niedrigsten Handlangerdienste verrichtet. Selbst Leute, an denen äußerlich nicht das geringste Merkmal einer äthiopischen Abstammung zu entdecken ist, werden in die Acht gethan und an ihrem wirthschaftlichen Fortschreiten gehindert, sobald man von dem Makel farbiger Abstammung etwas erfährt. Vor einigen Jahren ließen sich zwei Brüder als Schriftsetzer in der Stadt Philadelphia nieder. Der eine wurde in einer großen Buchdruckerei und der andere in der Druckerei einer von einem Farbigen herausgegebenen Zeitung angestellt. Wegen seiner Tüchtigkeit wurde der Erste nach zwei Jahren zum Vormann befördert, aber bald nachher gelang es einem wißbegierigen Gesellen, seine gemischte äthiopische Herkunft ausfindig zu machen. Dieses äußerlich nicht mehr wahrnehmbare Fleckchen auf seinem Stammbaum empörte die übrigen aus Weißen bestehenden Arbeiter, die dem Besitzer der Druckerei erklärten, sie würden die Arbeit einstellen, wenn der „Neger" nicht sogleich entlassen werden sollte. Der Besitzer ärgerte sich über solche Anmaßung und sagte dem Vormann: „Von allen meinen Angestellten sind Sie weitaus der fähigste; verschaffen Sie mir die nöthigste Zahl von tüchtigen farbigen Arbeitern und ich werde die „strikers" gern gehen lassen". „Das kann ich schwerlich zu Stande bringen", war die Antwort; „aber ich habe einen rothhaarigen Bruder, der ein ganz vorzüglicher Buchdrucker ist. Geben Sie ihm meine Stelle und ich werde die seinige nehmen". Dies geschah und es wurde in Eintracht fortgearbeitet, bis es herauskam, daß der neue Vormann auch ein ausgebleichter, rothköpfiger „Mohr" sei. In ihrer verzweifelten Lage blieb den beiden Brüdern nichts übrig, als sich in einem entfernten Theil des Landes, wo sie völlig unbekannt waren, anzusiedeln und „zu den Weißen überzutreten" („go over to the whites" oder „pass for white", wie der oft gehörte Ausdruck lautet). Diesen Plan haben sie mit vollständigem gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Erfolge ausgeführt. Solche Fälle kommen ziemlich häufig vor und man hat es den Ausschließungs- und Verfolgungsmaßnahmen zu verdanken, daß sie sich in der letzteren Zeit außerordentlich vermehrt haben.

Die sogenannte „color line", ob sie durch die Hautfarbe oder durch genealogische Ueberlieferungen bestimmt wird, ist eine zwischen Staatsbürgern scharf gezogene Demarkationslinie, die zur Entstehung und Erhaltung eines ethnologischen Kastengeistes führt, der die Farbigen wie Parias behandelt und von jedem Antheil an den Gütern der Kultur auszuschließen sucht. In vielen Städten z. B. wird keinem Menschen mit der geringsten wahrnehmbaren

oder nachweisbaren Spur von Negerblut in den Adern, wie gebildet er sein mag, die Benutzung der öffentlichen Bibliotheken gestattet. Geheimbünde, wie der berüchtigte Ku-Klux-Klan, haben seiner Zeit nicht nur durch Mord und Brand eine im Dunkel waltende Schreckensherrschaft eingeführt, sondern ganz besonders gegen die zum Unterricht der Neger gegründeten Freischulen gewüthet, die Gebäude zerstört, die Lehrer und Lehrerinnen vertrieben und in vielen Fällen ohne Weiteres umgebracht. Dazu kamen die Greuel der Lynchjustiz, eines barbarischen, eigenmächtigen Verfahrens, dem Hunderte von Schwarzen, die an den behaupteten Verbrechen oft ganz unschuldig sind, jährlich zum Opfer fallen. Im Staat Louisiana wurde einmal das vom Volksgericht gefällte Strafurtheil am Sonntag vollzogen und der Ortsgeistliche, als guter und gefälliger Hirt, hat den Gottesdienst unterlassen, um seinen Schäfchen Gelegenheit zu geben, sich an den Qualen eines lebendig verbrannten Negers zu weiden. Selbst Frauen und Kinder sind aus der Kirche zum Scheiterhaufen geeilt und haben das Feuer geschürt. Eine bedentliche Erscheinung ist die im Norden und Westen merkbare Ueberhandnahme solcher roher, mit dem Fortschritt der Civilisation unverträglicher Grausamkeiten, welche als die Folgen der überall im Lande erregten und gepflegten Kriegswuth angesehen wird. Zu Terre Haute im Staat Indiana wurde vor einiger Zeit ein Neger vom Pöbel erdrosselt und verbrannt. Zum Andenken an das Vollbrachte trugen die Theilnehmer Ueberbleibsel des Körpers des Hingerichteten mit nach Hause. Ein abgesengtes Ohr und eine halbgeröstete Zehe, welche kostbare Souvenirs! Vielleicht wird diesen so sorgfältig aufbewahrten Denkstücken auch eine gewisse Zauberkraft zugeschrieben; denn Leute, die solche Handlungen begehen, stehen auf einer kaum höheren Stufe der Gesittung als der afrikanische Fetischverehrer. Ueber die in Terre Haute begangene Gewaltthat veröffentlichte die dort erscheinende „Gazette“ einen „Is Civilization a Failure?“ betitelten Leitartikel, in dem das Geschehene gerügt, aber „das demüthigende Geständniß“ gemacht wird, daß die Ortsbewohner im Grunde die Lynchjustiz billigten; diese Ansicht wird ferner durch die zahlreichen vom Sheriff erhaltenen Briefe bestätigt, die ihn lobten, weil er den Neger Ward dem wüthenden Pöbel übergab.

Peinlich überraschend ist der von Jane Adams erstattete Bericht über die Zunahme der Brutalität in den „Slums“ der Stadt Chicago seit dem Ausbruch des Krieges auf den Philippinen. Das Fräulein läßt sich die wirthschaftliche und folglich die sittliche Verbesserung der Zustände des gemeinen Volkes in den Großstädten angelegen sein und hat durch ihre Schriften und Vorträge zur Erreichung dieses Zieles sowie zur Förderung politischer und sozialer Reformen wesentlich beigetragen. Eine auffällige und unerfreuliche Erscheinung sind auch die „Hunnenbriefe“, die das barbarische Thun und Treiben mancher Amerikaner auf den Philippinen ohne Scham beschreiben. Den Krieg auf den Philippinen betrachteten viele amerikanische Soldaten und namentlich viele Freiwillige aus den Südstaaten als eine lustige Jagd auf „niggers“, die als Wild verfolgt und ohne Bedenken niedergeschossen werden dürften. Die natürliche Folge dieser Anschauung ist die Steigerung der in den Vereinigten Staaten gegen die Schwarzen ausgeübten Lynchjustiz, welche allen Rechtsbegriffen und geordneten Rechtsverhältnissen Hohn spricht, den Rassenhaß schürt und die ohnehin schwierige und das Gedeihen des Landes gefährdende Negerfrage noch schwieriger und gefährlicher macht. Daß diese Frage jetzt allgemein für eine brennende gehalten wird, ist aus den häufigen und eifrigen Erörterungen derselben in den Vereinigten Staaten deutlich zu ersehen. Längere Zeit hat die bekannte Bostoner Monatsschrift „The Atlantic Monthly“ in jeder Nummer einen größeren Aufsatz über die in den ehemaligen Sklavenstaaten herrschenden Zustände veröffentlicht. Die Artikel sind hauptsächlich geschichtliche Darstellungen und suchen die Ursachen der gegenwärtigen schlimmen Lage der Dinge zu erforschen und die Schuld auf den Norden oder den Süden zu schieben, je nach dem meistens durch Lokalpatriotismus oder Parteigeist bestimmten Standpunkt des Verfassers. Zu diesen belehrenden und zeitgemäßen, wenn auch etwas einseitigen Untersuchungen hat die überall in die Augen fallende Verschlimmerung des Uebelstandes durch die imperialistische Politik in Washington Anlaß gegeben. Durch die Fortsetzung dieser Politik und die gewaltsame Einverleibung der Philippinen ist der Zustand der Neger in den Vereinigten Staaten in hohem Grade verschlimmert worden; die Anerkennung der politischen Unabhängigkeit der Filipinos dagegen und die Errichtung einer von ihnen unter dem Schutz der amerikanischen Republik verwalteten freien Regierung würden eine günstige Wirkung haben und die glückliche Lösung der Negerfrage ohne Zweifel erleichtern.

E. P. Evans.

Der todte C. Karlweis.

Man wird leicht ungerecht den Lebenden, spricht man von Todten. Zählt man Ueberlebende, so gedenkt man vor allem der Verstorbenen. Die Gegenwart erscheint leicht arm der Vergangenheit gegenüber. — Und doch: immer wieder drängt sich angesichts des Todesschicksales eines Schaffenden der Wunsch auf, seine Thaten rühmend zusammenzuzählen, sich an dem Besitzstande vollbrachter Arbeiten und ihrer Bedeutsamkeit für die Entwicklung zu freuen, und manchem hilft der Tod erst zum Leben seiner Werke. Und manchesmal besinnt man sich erst angesichts des Verlustes, wie sehr die Thätigkeit, die Kraft dieses Mannes nöthig war, um die Kultur des Tages formen zu helfen.

Dem Wiener C. Karlweis ist es nun allerdings nicht so arg gegangen, daß er nicht Freunde gefunden hätte; auch waren seine Dichtungen so stark, so verwachsen mit dem Wiener Leben, daß ihnen in der Vaterstadt der Erfolg nicht fehlen konnte. Außerhalb der Grenzen wienerischer Lässigkeit und leiser Spöttelei hat man aber das Künstlerische, weil so unübertrefflich Einfachwahre seiner Romane und Stücke nicht recht begreifen können. Ich will nicht aus eines Künstlers Noth ihm eine Tugend machen: Karlweis gehörte in der That zu den Dichtern, denen das Inhaltliche am Herzen liegt, nicht das Formale. Er ist in seiner Weise zu den Oesterreichern vom Schlage Bauernfeld's und Raimund's zu rechnen. Er ist ein Schilderer. Seine Werke Kulturdokumente. Als solche heitere und manchmal auch wehmüthige, immer vortrefflich gesehene und graziös so gut wie plastisch wiedergegebene Zeugnisse von Wiener Art und Unart am Ende des 19. Jahrhunderts wird man sie lieben dürfen.

Allen Männern dieses Schlages, und in tragischer Größe gehört auch Grillparzer in diese Reihe, lag das Schicksal ihrer Stadt so sehr am Herzen, daß sie nicht Europäer werden konnten. Ihr Horizont war gering, aber das wollten sie. In ihren Seelen spiegelte sich alles, jede menschliche Entwicklung nur unter einer Beleuchtung: dem Wiener Lokalton. Sie gehören nicht zu jenen, die in die Welt der Gefühle und Gedanken getaucht sind, Verständniß für alles Menschlich-übermenschliche gewonnen haben und dann heimkehren, belehrt oder auch zerschlagen, gewachsen oder mit Herzen, die in der Fremde verkümmert sind. Karlweis, Bauernfeld, Raimund — sie gehören alle zu den engen Naturen, deren dichterischer Blick in die Ferne zu schweifen nicht gelernt hat. Sie waren so erfüllt vom Schicksale Wiens, daß sie keine überschüssigen Interessen für das weite Land vor der Donau hatten. Ihre Anschauung des Lebens, ihre Denk- und Gefühlsformen sind so sehr wienerisch, daß sie nur nach diesem Maßstab zu werthen verstanden. Es ist auch zu sagen, daß sie alle Dichter aus einer moralischen Kraft waren: sie wollten auf die Gestaltung des Wiener Lebens einwirken. Wie so viele jener Wiener, die man gerne als

oberflächlich dahinlebende, nur dem Tage zugewandte Menschen hinstellt, sind auch sie Ethiker gewesen, Weltverbesserer. Nur daß ihrem Willen, ihrer Einsicht keine große thätige Kraft entsprach.

Wir haben in Wien stets so viele Raisonneure, so viele Zeitkritiker, Feuilletonisten, Dramatiker und Schilderer und so wenige mitten im Leben stehende Schöpfer, so viele Ansätze zur Kunst und so wenig frisch quellendes Arbeitsleben.

Man ist dem Grundtone Karlweis'scher Individualität ganz nahe gekommen, wenn man solche typische Wiener Art charakterisirt hat. Das primäre Gefühl, aus dem seine Werke erwachsen sind, ist immer ein soziales. Jeder seiner Romane, jedes seiner Stücke ist ein Stück Leben, gesehen unter dem Gesichtswinkel einer bestimmten ethischen, moralisirenden Idee. Das Abmalen, das Gruppiren, das Entwickeln, das Reduziren von Charakteren bis auf ihr Ursprünglichstes und Menschlichstes, — all das tritt zurück hinter dem Wunsche eine soziale Verirrung zu geißeln, eine gesellschaftliche oder politische Dummheit durch Lachen aus der Welt zu schaffen — durch Kunst das Leben ändern, ist der Sinn jedes dieser Werke. Das lauteste Motiv, das Karlweis angeschlagen hat, und das in jedem seiner neuen Werke wiedergekehrt ist, war die Aufzeigung innerer Unwahrheit. Die Pose in jeglicher Form hat er gekennzeichnet. Aber er war kein grimmiger Mensch. Die lächelnde Weisheit — wenn man von einem Manne, den das Geschick in den fünfziger Jahren weggeführt hat, von Weisheit reden darf — war sein Kunstmittel. So hat er es auch nie geliebt, schlechte Menschen zu zeichnen, ich meine wirklich unmoralisch veranlagte Naturen, rechte Bösewichter. Immer war er darauf bedacht, ahnen zu lassen, wie auch dieser Mensch nur durch die Ereignisse gewandelt worden sei, und so war er, dem es als inneres Amt (wenn die Sache denn durchaus ins Philosophische gerückt werden soll) zu Theil geworden war, die Geißel über Verlogenheiten, äußere Glätte und innere Bosheit zu führen, im letzten Grunde dennoch ein Optimist, der von jedem Menschen nicht allein die beste Anlage voraussetzte, sondern auch die beste Hoffnung für die Zukunft hegte. Und auch darin traf er das Bild wienerischen Lebens vortrefflich, daß er in seinen Romanen und Theaterstücken immer Typen, nie starke einzelne Individualitäten zeichnete. Ich möchte auf seinen Roman „Wiener Kinder" verweisen, der mit den Büchern der Ebner-Eschenbach, des Ferdinand von Saar, und des Baron Torresani — ich weise die Werthung der künstlerischen Kräfte bei solcher Zusammenstellung von vornherein ab — zu den plastischen und wahrhaftesten Darstellungen Wiener bürgerlichen Lebens alter Art gehört. So ist es in der That vor zehn Jahren gewesen, oder doch: so sahen die Klarsten ihrer Zeit vor zehn Jahren. Dieser Roman hat eine Eigenschaft, die wenigen Büchern lebender Schriftsteller gegeben ist: er ist ein geschlossenes und rundes Bild. In der Beschränkung des Geistes- und Gefühlskreises liegt die Größe dieses Buches, das ungemein unterhaltend, aber weit mehr als Unterhaltungslektüre ist.

Von einem Hause berichtet das Buch. In den vielen Höfen, Stiegen, Gängen und kleinen Wohnungen des weitverzweigten „Freihauses" auf der Wieden, das zweihundert Schritte von der Kärntnerstraße entfernt altwienerisches und kleinbürgerliches Leben beherbergt, spielt das Buch. Nur Menschen, deren Tage hier in den kleinen Linien enger Berufsarbeit und enger Häuslichkeit vor sich gehen, treten vor den Leser, der so ein intensives Gefühl von der Art dieser erhält und ihre Schicksale versteht, auch zusieht, wie da und dort ein Kind des Hauses auf Abwege geräth. Hoffnungen für große Lebensthaten werden hier geboren und letzte Enttäuschungen über immer und immer versagte Erfüllung hier von alten Leuten getragen.

Das erste Theaterstück Karlweis', das Erfolg hatte, zugleich auch dasjenige, das am tiefsten ins Leben hineingreift, wenn es auch nicht das feinste ist, war „Der kleine Mann". Der Bezirkspolitiker wird verspottet. Die Rede geht über den Wahlkandidaten, der alles verspricht und nichts hält. „Der kleine Mann" — gemeint ist in deutlicher Beziehung auf die wirthschaftspolitischen Strömungen in Oesterreich (vor fünf Jahren noch mehr als jetzt) der Kleingewerbetreibende, für den im Kampfe gegen das Großkapital etwas geschehen muß. Nun wird an einer Fülle von typischen Gestalten, Wahlmachern, Geschäftsenthusiasten, unpolitischen Politikern und Bierraisonneuren die Wandlung: Vor der Wahl — Nach der Wahl gezeigt. Man hat in den letzten Tagen Karlweis den Wiener Blumenthal genannt; selten ist Schieferes gesagt worden. Dieses erste und populärste Stück so gut wie seine Nachfolger „Das grobe Hemd", „Onkel Toni", „Goldene Herzen", „Das liebe Ich" bis zu dem letzten „Der neue Simson", dessen Aufführung dem Sterbenden ein Trost war, beweisen die Verkehrtheit solcher Parallele. Bei Blumenthal lacht der, dem's gefällt. Bei Karlweis bleibt ein Rest von Ernst an der heitersten Stelle. Aber was soll die Antithese?

Die Titel fast aller Bühnenwerke Karlweis' weisen auf die moralisirende Richtung, von der ich sprach. Jedes von ihnen brachte einen Widerspruch des heutigen Wiener Lebens zu Tage, wies auf eine Dummheit der Zeit hin. Und wenn ich Karlweis einen Kulturschilderer nannte, so geschah das vor allem deshalb, weil er eine große Zahl von Typen geprägt hat, die für Wien ungemein charakteristisch sind und um derentwillen man auch seinen Stücken im Auslande Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Man wird die Verhältnisse in dieser Stadt besser begreifen, wenn man diese Menschen kennt: den falschen Mäcen mit dem sogenannten „goldenen Herzen", der aus Egoismus Altruist ist; den eigensinnigen harten Vater, der angeblich nur auf das Wohl seiner Kinder bedacht ist; den verkrachten Kavalier, der sich nach standesgemäßem Einkommen umsehen muß, der um jeden Preis „korrekt" bleiben will, also nichts thun kann, als seinen Namen für allerlei Unsauberkeiten verkaufen; den Salonsozialisten, der es bedauert, reich zu sein, weil man alsdann nicht von Sozialisten geschätzt werde, und weil er so eine Ungerechtigkeit gegen die vielen Armen darstelle, und der schließlich, als er das grobe Hemd der Armuth anziehen muß, zum Aristokraten wird. Aber gerade an diesem Stücke (dem „groben Hemd") zeigt sich am Technischen das vieux jeu, am Inhaltlichen die Gutmüthigkeit der Lebensdarstellung. Es ist alles nur ein Spiel, der junge Mann und seine Familie sind gar nicht verarmt, so ist ja alles wieder gut. Und der Sinn des Ganzen ist wiederum eine heitere Belehrung, eine leise Verspottung, ein lächelnder Ernst, der von seiner Wirkung nichts verliert, weil ihm die Stacheln des Hämischen fehlen.

Der große Zorn fehlte Karlweis, dafür war ihm die Heiterkeit gegeben und die Fähigkeit, glückliche, bezeichnende, witzige Worte für Menschen und ihre äußeren und inneren Beziehungen zu finden. Einen ständigen Kampf haben seine Stücke gegen die Verstandesmenschen geführt; aber wenn es eben schien, daß sich Karlweis in dem Lob der Sentimentalität verlieren und sich spätwienerischer unangenehmer Volkssängertradition anschließen wollte, so hat er pünktlich ein lustiges, spöttisches Wort gegen Rührseligkeit und verlogene Weichheit gefunden. Immer aber hat er den Sinnen ihr Recht gelassen.

Nun ist sein letztes Stück über die Bühne des „Deutschen Volkstheaters" gegangen; die Leute haben gelacht und sind auch nachdenklich geworden, als sie die Gestalt des Antikorruptionisten, des Weltverbesserers und Himmelstürmers mit oder ohne Ehrlichkeit verspottet sahen, und als sie Beifall geklatscht hatten und so dem Dichter gedankt, starb er leicht und auf den Lippen ein Lächeln.

Ihm ist zu danken. Nicht allein für manchen Abend der Heiterkeit gebührt ihm ein Wort des Abschiedes, sondern auch weil er zu den wenigen Wienern gehört, die das Gefühl des kräftigen wirklichen Lebens der Welt der Kunst gegenüber nie verloren haben. Eine Saite klang ja allerdings fast nie auf seinem Instrumente. Er wußte nichts von den Frauen. So hat er sich mit den obligaten Liebesgeschichten in seinen Stücken begnügt und nur in den Romanen und Novellen hat er sich auch um das Leben des Mädchens und der Frau angelegentlich bemüht.

Aber da ihn vor allem das soziale Moment in den Ereignissen interessirte, so hat er für die Versenkung in die Seele des Wiener Weibes wenig übrig gehabt. Vielleicht sollte aber gerade hier das Centrum seines künftigen Schaffens liegen. Eine kleine Novelle „Martins Ehe" (im Wiener Verlage 1901 erschienen) scheint es anzudeuten. Wir müssen trauern; sein Leben hat zu früh geendet.

W. Fred.

Griechische Begräbnißstätten.

Athen, im Oktober.

Anfangs September hatte ich mich in Hamburg an Bord des „Stambul" der deutschen Levante-Linie nach Konstantinopel eingeschifft — die Fahrt jedoch in Athen unterbrochen. Zehn Tage auf dem klassischen Boden Athens — es ist nicht viel! — aber jeder Tag bestätigte mir durch die Fülle erhebender Eindrücke, durch die mannigfaltigsten Anregungen, wie recht ich gethan hatte, auf den Besuch des goldenen Horns für diesmal zu verzichten.

Ganz zufällig, auf der Suche nach dem weltentrückten peloponnesischen Bahnhof, stieß ich eines Tages auf den Kirchhof des mit irdischen Gütern am dürftigsten versehenen Theils der Athener Bevölkerung und trat ein.

Selten haben Elend, Verwahrlosung und Armuth vereint ein so beredtes Bild herzzerreißender Oede hervorgebracht. Am Eingang statt der Leichenhalle eine orthodoxe Kapelle der dürftigsten Art. Der Glockenthurm, wie landesüblich, frei herausragend, mit herabhängenden Stricken, damit jeder beliebige nach Herzenslust läuten kann. Ist er müde, dann geht er über die Chaussee nach der gegenüberliegenden Schenke mit den riesigen rothangestrichenen Fässern und stärkt sich durch einen Schluck — schon bei den Alten ein erprobtes Mittel gegen seelischen Schmerz.

In der Mitte des eigenartigen Kirchhofes steht eine kleine Rotunde, einem ärmlichen Spielzeug gleichend, die Eingänge mit Brettern vernagelt. Die überwiegende Zahl der Gräber weist keine andere Verzierung auf, als die elementarsten Schnörkel aus gewöhnlichen, in den harten Boden eingetriebenen Kieselsteinen. Kreuze in allen möglichen grellen Farben, der Name des Verstorbenen in einer noch schreienderen Farbe kindisch darauf verzeichnet. Kleine Pyramiden, zerbrochene Säulen, Marmormedaillons, Gitterchen, Lämpchen sind seltene Ausnahmen. Auf einem verhältnißmäßig gut gepflegten Grabhügel, in einer Kiste mit dem Vermerk „Hoffmann's Stärke No. 1" — eine seltsame Reklame — ein noch frisches Skelett, der grinsende Schädel obenauf. Scherben von Amphoren und Oelgefäßen überall — genau wie vor 3000 Jahren.

Ein Vater, vermuthlich ein Tischler, hatte als Grabkapelle für seine 21jährige Tochter einen hölzernen, dorischen Tempel gezimmert. Ein Doppelgrab mit einem einfachen Marmorkreuz, vier Cypressen an den Ecken, von einem laubenartigen Gitter eingefriedigt, hebt sich von den anderen wie eine Oase in der Wüste ab.

Der Zufall machte mich zum Zeugen eines Leichenbegängnisses, das einen realistischen Maler zu einem Meisterwerk hätte begeistern können. Das Grab war eben zugeschüttet worden, drei Frauen aus den ärmsten Bevölkerungsklassen umgaben es. Am Kopfende bildeten zwei schräg in dem Boden steckende Holzscheite ein Kreuz; auf einem Arm desselben war mit Bleistiftzügen (für mich unleserlich) der Name des Verstorbenen, augenscheinlich ein Kind, geschrieben worden. Mitten auf dem Grabhügel stand ein Suppenteller voll gekochter Gerste, darin ein brennendes Kerzchen, kaum so dick wie ein Fünfminutenbrenner. Ein Pope, mehr ein Bauer als ein Geistlicher, murmelte ein Gebet, einen Weihkessel hin und her schwenkend, streckte dann die Hand aus und blickte scheel nach ein paar Kupfermünzen, die ihm die Hauptleidtragende in die Hand drückte, nachdem sie diese käufliche Hand inbrünstig geküßt hatte. Dann löschte sie — wohl die Mutter — die Kerze aus, schüttete die Gerste auf den Grabhügel, zerschlug den Teller, die Scherben gleichfalls auf dem Grabe zerstreuend, kniete ein Weilchen schluchzend nieder, während die beiden Freundinnen sich im Hintergrund hielten. Die Ceremonie war aus. — Wie oft mag die Sonne, die wie ein feuriger, goldener Ball zur Linken des Grabes am Horizonte verschwand, auf solch ein Herzeleid herabgesehen haben? Zu Häupten desselben Grabes harrten drei klaffende Grüfte ihrer Todten — die Trennungswand zwischen ihnen kaum eine Spanne weit. Die Akropolis, das überall sichtbare Wahrzeichen Athens, blickte mit ihren Prachtbauten mitleidig auf den elenden Kirchhof, der so gut in die Umgebung der Stadt paßt, in diese trostlose, halmlose Fläche, eine Art Exerzierplatz, wo einige Ziegen zu weiden wähnen. Als ich meine Schritte wieder der Stadt zulenkte, verwechselte ich den aufgehenden Mond mit der untergegangenen Sonne, so unheimlich golden war der Lichtkranz, der ihn umgab. Sobald die letzten Strahlen der Sonne, die bunten Farbengarben ihres Unterganges, auf ihn keine Rückwirkung mehr übten, leuchtete er wieder in seinem alten Silberglanz.

Ein unheimlich öder Weg führte mich unerwartet in großem Bogen zum Eingang des Kirchhofes, der Athen in seiner glänzendsten Zeit, vor dritthalb Jahrtausenden, zur höchsten Zierde gereicht hatte — die weit und breit berühmte „Gräberstraße", die attische Via Appia. Ihre zahlreichen, noch auffallend gut erhaltenen Grabdenkmäler gehören vielfach zu dem Schönsten, was wir der hellenischen Skulptur verdanken. Mag uns auch das Bild des anstürmenden Reiters Dexileos, der im Jahre 393 bei Korinth fiel, und die riesige Molosserhündin, die das Grab ihres Herrn noch treu bewacht, bei aller Vorzüglichkeit der Ausführung nur mäßig erwärmen, gewiß ist es, daß das Grabrelief der sanften Hegeso, die den Inhalt ihres Juwelenkästchens zum letzten Mal betrachtet, uns bis ins tiefste Herz bewegt, wie uns der mächtige Stier hoch an dem Grab des Dionysios — mir gefällt er besser als der Farnesische — über seine kraftstrotzende Vollkommenheit in Erstaunen versetzt, uns aber gleichzeitig ob des Stillstandes — vielleicht Rückganges? — der göttlichen Kunst des Phidias und Praxiteles tief deprimirt.

Weiter führte mich mein Weg wieder in Stadttheile, wo eine Verständigung mit meinen griechischen Brüdern ein Ding der Unmöglichkeit wird. Der Mond hatte endgültig den Sieg über die Wolken davongetragen. In seinem milden Schein sahen das griechische Forum und die römische Markthalle fast wie Kirchhöfe, manche Wohnungen wie pelasgische Gräber aus. Auf dem Trottoir schlummerten Scheintodte auf Lagern, die starke Aehnlichkeit mit Tragbahren hatten, den Schlaf des Gerechten. Licht und Schatten woben den Reigen mit unerhörter Kühnheit. Nur der Geist großer Zeiten wachte über der großen Gruft — Athen.

Die Wanderung hatte mir so gut gefallen, daß ich sie Tags darauf fortsetzte. Mein Ziel war diesmal der aristokratische Kirchhof Athens, den kein Fremder unbesichtigt lassen darf. Eine Marmorstadt, jedes Grab durch zierliche Gitter abgesondert, Gewächse, Blumen, schattenspendende Bäume, alle erdenklichen Marmorembleme und Zierrathe, Marmorplatten, Büsten, lebensgroße Gestalten nicht nur von Verewigten, sondern auch von den Ueberlebenden. Stattlichere Hermen, als sie die Siegesallee in Berlin aufweisen kann, Obelisken wie schwerlich in Deutschland vorhanden; eine geschlossene Bibel mit dem Kreuz auf dem Deckel ist augenscheinlich ein beliebtes Grabsteinmotiv. Familienbegräbnißstätten, so groß wie ein kleiner Tempel und ebenso schimmernd und starrend von zahlreichen hohen Marmorstelen mit Inschriften. Das Ganze ein höchst lehrreiches Museum für die Verwerthung edelster Marmorsorten und erbauliches Beispiel menschlicher Eitelkeit. Auf einigen Grabsteinen hat der Künstler neben dem in aller

Vollkommenheit ausgeführten Kopf des verstorbenen Ehegatten einen kaum entworfenen, rohen Klumpen gelassen, aus dem er später die Züge des überlebenden herauszumeißeln sich vorbehält.

In dieser Umgebung schrak ich vor einer stattlichen, weißgekleideten Dame, mit einem Veilchenstrauße auf dem Hute, fast wie vor einem Marmorgespenst zurück, beruhigte mich aber, als ich sie mit einer nicht minder weißen Freundin und einem weißen Pudel — diesen hatte sie dem Wärter am Eingange zur Aufbewahrung anvertraut — sich entfernen sah.

Auf einem künstlichen Hügel prangen einige große Marmorgrüfte, Nachahmungen einer cyklopischen Grotte; die tempelähnliche Ruhestätte Heinrich Schliemann's mit ihrem überreich mit hellenischen Heldengestalten geschmückten Fries ist die stattlichste von allen. Fürwahr, keine schlechte Stelle, um das Licht des lieben Tages ewig zu — betrauern!

Von den Stufen der Gruft dieses die Antike am inbrünstigsten vergötternden unter allen Deutschen sah ich die Sonne hinter mehrreihigen Bergzügen ins Aegäische Meer sinken; ich erkannte deutlich die malerischen Inseln, die es schmücken, meine Blicke verfolgten einen auf den Piräus zusteuernden Dampfer. Bei der unvergleichlich klaren Luft erscheint alles so nah, daß man wähnt, mit der Hand hinreichen zu können.

Hier fallen die Strahlen des untergehenden Lebenspenders nicht auf ein Militärkrankenhaus und auf einen schuppenähnlichen Bahnhof, sondern vergolden mit ihrem lieblichsten Schmelz die schlanken Cypressenwipfel, die farbendurchglühten Säulen der Akropolis, hoch über dem Kirchhof. Von den entzückenden Anlagen um das Denkmal Byron's, wo am Sonntag alle Welt auf römischem Mosaikboden lustwandelt, dringen die gedämpften Klänge einer Militärkapelle bis in den den Todten geweihten Hain herüber. Es ist kein so großartiger Friedhof wie die berühmtesten Italiens, aber unvergleichlich stimmungsvoller und poetischer als sie alle.

Ein Leichenzug hält am Eingang an, die Trauernden aus den begüterten Gesellschaftskreisen steigen aus einer Reihe von Wagen. Einige Männer im Frack holen den Sarg aus dem Leichenwagen. Der Zug setzt sich in Bewegung; voran wird der mit weißem Atlas gefütterte und schwarzem Flor besetzte Deckel des Sarges getragen, darauf ein riesiger Stiefmütterchenkranz, dahinter der Pope im großen Ornat. Der Todte, — Universitätsprofessor Efstratiadis nannte ihn die Todesanzeige an den Anschlagsäulen —, ein schöner Apostelkopf mit wallendem Bart, die Züge in der erhabenen Ruhe des Jenseits erstarrt, liegt mit gekreuzten Händen, — im Frack —, allen sichtbar, unter Blumen. Der ganze Kirchhof wird so durchquert, dann wird der Sarg schräg an dem Fußende des gähnenden Grabes niedergesetzt, die nächsten Verwandten knien um den Theuern, und unter lautem Schluchzen küssen sie die lieben Züge zum letzten Mal. Eine der leidtragenden Damen ist aufs Tiefste erschüttert, sie weint herzzerreißend, sie schreit und stößt alle heftig von sich, bis der Bruder — oder war es ihr Gatte — ein Offizier, sie mit sanfter Gewalt entfernt. Nun bleiben drei lebensstrotzende, junge Männer um den Todten auf den Knien, bedecken Hände und Antlitz mit inbrünstigen Küssen, ein schauerlich ergreifender Eindruck. Jemand schneidet hastig mit einer Scheere einige Strähnen vom Haupt- und Barthaar des Entschlafenen. — Die Leidtragenden verharren passiv, auch der Pope schweigt. Der Sarg, auf den der Deckel nur lose gefügt wurde, wird in das Grab herabgelassen, der Kopf des Todten ist gen Osten gewendet.

Ich bin empört ob dieser öffentlichen Schaustellung des Schmerzes — und doch bis zu Thränen gerührt. Als ich, der letzte, den Gottesacker verlasse, funkeln überall Lichter auf den Gräbern — am Himmel leuchtete noch kein Stern.

Diese Eindrücke waren die eigenartigsten, die höchsten, die ich in der hellenischen Hauptstadt erlebt hatte, so wollte ich sie mir ungeschwächt bewahren — ich setzte die schmerzvolle Trennung von Athen unabänderlich auf den folgenden Morgen fest.

E. Gagliardi.

Theater.

Skandinavisches Gastspiel. „Nora.“ 25. Oktober.

Frau Betty Hennings war ein schwerer Reinfall. Entweder man ist ein Historiker oder ein höflicher Mensch. Beides zugleich . . . das gibt es nicht.

Ich las ein paar Kritiken und wundre mich noch immer. Die Frau soll auf einmal maßgebend sein für die Auffassung der Nora. Ach Gott, sie schuf die Rolle vor zwanzig Jahren, im damaligen Stil. In ihrem damaligen Stil. Nicht etwan in Ibsen's Stil, der in späteren Tagen erst ganz verkörpert worden ist. Ich bin überzeugt, daß Ibsen weiter gesehen hat, als die damals blühenden Komödianten. Ich bin überzeugt, daß die jetzige Bühnenkunst seine Erfüllung eher ist, weil sie an Ibsen gelernt hat. Nicht aber Künstlerinnen, die dazumal spielten wie eine virtuosere Klara Meyer. Auf einmal soll auch das Zusammenspiel dieser Truppe maßgebend sein; obschon sie, Dänen und Schweden, zufallsmäßig aneinandergewürfelt sind! Es soll uns was zu lernen geben. Es kann sich in Wahrheit kaum vergleichen mit der feiner entwickelten Abschattung und Stufung der deutschen Ibsendramatik. Weil sie dort oben alles bewegter spielen, mehr als herkömmliches Theaterstück, darum sollen sie das Wunderbare verleiblichen! Nein, meine Theuren, es ist kein Ruhm, über die tiefen und doppelbodigen Inhalte der Ibsen'schen Rede hinwegzugaloppiren; das trifft jeder durchschnittliche Brettermensch. Es ist ein größerer Ruhm, Gott straf' mich, diese tiefen und doppelbodigen Inhalte zur Erscheinung zu bringen.

Ich gehe zu den Einzelheiten.

Von dem Alter der Frau Hennings will ich nicht sprechen. Aber ich muß doch. Warum soll ich denn meine Eindrücke anders wiedergeben, als ich sie gehabt habe. Es ist von Illusion keine Rede, wenn die Lerche von einer Stiftsgreisin gespielt wird. Dann soll doch Frau von Poellnitz das Hannele geben. Voltaire sagt: „qui n'a pas l'esprit de son âge, de son âge a tous les malheurs.“ Das Erörtern gewisser Punkte mag peinlich sein. Diese Peinlichkeit aber hat zu tragen, wer sie hervorrief. Es ist eine Sache des Takts, ob das lockende, freie Gewand eines neapolitanischen Fischermädchens von einer greisenden Frau mit runzligem Hals und erloschenen Augen besser vorgeführt oder besser nicht vorgeführt wird.

Alter hin, Alter her. Die ganze Art dieser Künstlerin gibt uns nicht viel. Man sieht eine seraphische Gestalt; das Mehrste der Erscheinung ist auf eine blühende Lady-Hausfrau zugeschnitten. Etwas Heuchelei in den Augen; ich kann mir nicht helfen. Sehr ins Edle stilisirte Barrison's geben einen Begriff vom Ideal dieser Gattung. Schwerer wiegt: im Benehmen ist Gemachtheit über Gemachtheit; Thuerei über Thuerei. Ein fortwährendes Sichniedlichstellen, nach der blonden Seite zu. Aber die Nora, die schließlich den Krempel ihrem Mann vor die Beine wirft; diese Nora muß was Urwüchsiges haben, selbst im Lerchenthum. Sie stammt aus Norwegen: nicht aus Dänemark. Frau Hennings ist eine liebenswerthe, gütige Macherin, mit ihrer bethulichen Ladyhaftigkeit. Aber eine Macherin. Augenrollen, grundlos und übertrieben; falsches Trällern, wo man das Gelernte, den Anlauf, den Einsatz gewahrt; fortwährendes Hinundher in gezierten Haltungen. Kurz: vorwiegend sichtbare Schauspielerei.

Es kamen dann Augenblicke, in denen man immerhin erkannte, was im Norden an ihr geschätzt wird. Ein Beispiel. Als Nora die Frau Linden ihrem Gemahl vorstellt, da hielt die Frau Hennigs ihren Arm in Helmer's Arm; ging wippend an seiner Seite, als wollte sie sagen: „Ich bin so stolz, Christine, Dir einen Dienst zu erweisen; und ogottogottogott, ich bin so furchtbar stolz auf meinen Mann." Hier war Puppenheim. Die verträumte Seite ... ich kann nicht sagen: stellte sie dar. Denn zur vollen Darstellung langt es nicht bei ihrer halbäußerlichen Kunst. Doch sie betonte sie; gut und reichlich. Als Nora dann mit den Enkeln spielte — nein, mit den Kindern — da war sie wieder liebenswerth in hohem Maße. Niemand soll ihr das bestreiten.

Und nur an allen wesentlichen Punkten, grade wo Ibsen über die hunderttausend Lerchen hinauskommt, die vorher längst auf allen Bühnen Europas geflattert waren: grade da blieb sie alles, alles, alles schuldig. Hierin liegt offenbar für einen Theil unserer Kritik das Wunderbare: daß sie versagt, wo in Ibsen's Kunst das Ibsen'sche Moment eintritt.

Dieses Moment herauszubilden war bei uns die Arbeit der letzten zehn Jahre. Bei dem Gastspiel unsrer nordischen Freunde gibt es zweifellos etwas zu lernen. Nämlich für sie.

Alfred Kerr.

Das Herrgottszeichen.

Zwei Frauen stehen im kniehohen Gras und Geblüm des Friedhofes, eines kleinen Gebirgsfriedhofes, der mit seinem Kirchlein auf schroffem Felsen, wie eine Festung über dem Thale liegt.

Wenn die Glocken hier oben Einem zum letzten Willkomm läuten, dann schallt es weit, weit hinaus und kommt von den Bergen drüben in wundersamen Echoharmonien zurück, wie Klänge aus einer anderen Welt. Das Engelsingen nennen die Leute das, wenn der Wind es hinauf trägt in ihre Alpeneinsamkeiten. Jetzt, in der sonnigen Stille, die über den kleinen und großen Kreuzen liegt, über all' dem bunt-wilden Wachsthum von hochgeschossenem Mohn, von Flox und Rosen, in deren Mitte ein offenes Grab harrt, ist es, als summte dieses Tönen schon in leisen Schwingungen dem Wanderer entgegen, der hier zur letzten Rast kommen soll.

Morgen ist das Begräbniß, eins aus dem Armenhaus. Deswegen sind die Frauen hier, die eine besonders, die mit gichtkrummen Fingern strickt. Trotz des eifrigen Gesprächs strickt sie emsig fort an den groben wollenen Mannsstrümpfen, die man hier zu Lande trägt und mit denen sie sich in ihren alten Tagen immerhin noch etwas neben der Versorgung im Armenhaus verdient. Ein Mütterchen mit hellen blauen Augen ist es, mit unglaublich klaren Blauaugen noch. Klug und lebenswillig schauen sie unter dem verwitterten Filzhut hervor. Sie erzählt der Anderen etwas, die eben erst gekommen, die Hände ruhend auf die Hüften gelegt, bei ihr steht. Ihre beiden dunklen Gestalten zeichnen sich scharf in die blaue Luft.

„Jetzt muß sie's wohl in Gottesnam erleiden, d' Lechnerin — Gott tröst s'! — Mein Verspruch und mein Schuldigkeit hab ich gethan. Den Pfarrer hab ich recht bitt', daß sie nicht zu ihrem Alten in die Gruben muß. Nichts hat's g'nutzt. Ang'schnauzt hat er mich, daß die Lechnerin so dumm ist und in die unschuldig Kindergruben will."

„Ja — das kann s' freilich nicht", brummt die Andere gleichmüthig. „Ist ja doch z' klein, die Kindergruben!"

„Weißt, auf das hat s' nimmer denkt, hat den Verstand nimmer beisamm gehabt. Nur bitt und beten hat sie: Nicht zu mei'm Alten, der Barmherzigkeit willen! Zu meine Kinder will ich! — — No ja, ihrer fünf liegen da beieinand. Drei sein am Leben geblieben, der Lois, die Theres und —"

Die Andere schaut tiefsinnig in das offene Grab. „Wo haben s' denn den Lechner hingeben?" fragt sie.

„Da ist er", sagt das Mütterchen und zeigt auf einen Schädel, der vor einer Stunde erst ans Licht befördert wurde. Er liegt in der Nähe, auf einem Grabhügel, mitten in rothblühendem Mohn. Die Blumen biegen sich über ihm zusammen und werfen ein warmes Licht auf ihn.

„Jess' Maria — das ist der Lechner? — Was der noch für Zähn' hat! — Wie lang ist es denn, daß er verstorben ist?"

„Achtzehn Jahr. — Ja, ich seh ihn noch wie heut vor mir, wenn er sein Rausch gehabt hat und auf sein Weib los ist, in Stall nach, aufs Feld 'naus — grad als ob ihn der Bös nicht auslasset, vor er 's Weib nicht unter seine Fäust hat. Und knirschen mit die Zähn hat er können, — ich hör's völlig noch. Da hat kein Zureden g'nutzt und keine Gewalt, nix. Auf alles ist er los in seiner Wuth. Und nachher, wenn er die Thür zug'schlagen hat, ist es drinnen weiter gangen — oh mein! Und die vielen klein' Kinder! Allfort eins in der Wiegen. Unser Herrgott weiß schon, warum er sie hübsch nacheinander wieder geholt hat."

„Ja ja, da hat d' Lechnerin freilich ihr Kreuz g'habt", gibt die Andere zu. — „No — jetzt werden s' da unten doch miteinand in Fried bleiben."

„Sie hat gesagt — das hat sie zu mir g'sagt: Lis, wirst sehen, ich hab kein Ruh, wenn ich zu mein Alten in die Gruben muß — kein Ruh! Da nutzt kein Sakrament und nix. Ich allein weiß, wie gottlos der in die Ewigkeit abg'fahren ist! — Und Recht hat sie g'habt. Da, schau her! Der Herrgott selber hat ihn gezeichnet, daß er einmal g'wiß und wahrhaftig unter die Böck' kommt beim letzten Gericht —"

Und unverzagt ob des Grausigen ihres Thuns nimmt sie etwas von der frisch aufgeworfenen Erde. Es ist ein Armknochen mit der vollständigen Hand daran. Wie zur Faust gekrümmte Knochenfinger.

Die Andere bekreuzt sich. „Heilige Mutter Anna! Ja was ist denn das?"

„Dem Lechner sein rechte Hand ist's. Siehst es — die rechte! Die, mit der er sein Weib halb erschlagen hat, mit der er 's Geld verthan hat und dafür g'spielt und getrunken und die Schulden aufs Gütel verschrieben, und ein Stück Vieh nach dem andern aus dem Stall g'führt. Krumm sein die Finger, als ob er gleich noch einmal zuschlagen wollt. So hat ihn der Herrgott gezeichnet! Der laßt sich nicht spotten! — D' Lechnerin hat sich soviel gefürcht', wie er todt war, und hat mich selbiges Mal halt angangen, daß ich die Nacht bei ihr bleib. No, da haben wir ihn hergerichtet, wie sich's gehört, die Händ gefaltet und den Rosenkranz dazu. Glaubst, sie sind beisamm geblieben, die Händ? Nix! Nit halten haben s' wollen! D' Lechnerin hat sie zusamm binden müssen mit dem Rosenkranz, daß es doch ein christlich Ansehn g'habt hat. — Wo ist der Rosenkranz — ha?!

Die Alte macht ein geheimnißvolles Gesicht, als wüßte oder ahnte sie schreckliche Dinge des Jenseits.

„Wann d' Lechnerin das noch sehet, da thät sie schon glauben, was ich ihr in ihrer Krankheit von der himmlischen Vergeltung hab gesagt!" —

„Ja — sie wird's doch etwa nicht geleugnet haben? — Oder ja —?"

Die Alte schaut sich um und spricht leiser.

„Ja — zeitweis schon! Wann's halt recht schlecht war und sie grausame Schmerzen hat leiden müssen, da hat sie zum Verzweifeln ang'fangen und von nix hören

wollen, als daß es aus sein möcht mit ihr und nur eine Ruh wär. Manchsmal hat sie mich heimlich, daß es kein Mensch hört, g'fragt: ‚Lis', hat sie g'sagt, und dabei haben ihre Augen völlig stier g'schaut in der Verzweiflung, — glaubst wohl sicher und g'wiß, daß es ein himmlischen Vater gibt? — Wenn er mir nur einmal ein Zeichen hätt gegeben von seinem Erbarmen, wenn ich so recht die Händ' hab ausgestreckt nach ihm! Nie ist das Zeichen kommen. Nicht einmal, daß ich eins von meinen Kindern in der Näh hab zum Trost. Alle sein sie fort, wo 's ihnen besser geht!' —

— Ja ja, wahr ist das schon g'wesen. Ich hab mir manchsmal frei nicht anders zu helfen gewußt, als mit beten. Völlig g'forchten hab ich mich vor so einem Unglauben und hab halt zum beten ang'fangen, daß der höllisch' Versucher doch möcht von ihr lassen. Einmal hat's gar eine von die Nonnenschwestern g'hört, was sie g'redet hat. Da war's aus! Bekreuzt hat sie sich und ein Zorn hat s' kriegt, nicht zum glauben. Und gleich den anderen Schwestern g'sagt. Wie aus dem Häusel waren s' alle, und haben der Lechnerin s' Reden verboten. Kein Wörtel mehr hat sie dürfen reden, bis der Pfarrer kommen ist. No, und der hat sie halt auch recht ausg'macht, daß sie nicht die rechte Geduld hat und die richtig Ergebung. Auf das ist s' ganz still dagelegen und hat mit so gloseten, glanzigen Augen nur so gegen die Decken g'schaut, als möcht sie ein Loch durchschaun. Und ich hab mich eine Weil nimmer zu ihrem Bett hingetraut, weil sie mich auch ausg'macht haben. Ich soll die Lechnerin nicht anhören, haben s' wollen. Aber das war doch ihr einziger Trost, weil ich sie kennt hab von klein auf. Da haben wir von ihre Eltern g'sprochen und halt so von die besseren Zeiten, von ihrem Viehstand, und wie alles hätt sein können, wenn sie sich den da nicht in Kopf g'setzt hätt. Dem Todtenkopf sieht man's freilich nicht an, wie sauber der Lechner gewesen ist, wie er sie geheirathet hat. Groß und stark, und Zähn hat er gehabt, wie von Porz'lan, und so ein eigens G'schau. Der hat wild schau'n können! War auch ein rechter Raufer! no, und wenn er mit der Büchsen aus ist — da haben s' gar allerlei über ihn g'redt. Hätt noch lang leben können, wenn er sich selber nicht zu Grund gerichtet hätt. — — Jetzt nimmt's mich bloß Wunder, ob der Lois kommt. Sie haben ihm wohl geschrieben. Mein! wie gern hätt sie den noch einmal gesehen. Der Lois war ihr der liebste; auf den hat sie am meisten g'halten. Aber die lange Zeit beim Militär! Jetzt eine Weil ist er ja erst wieder bei seinem Bauern."

Ein schiefgewachsenes Männchen kommt jetzt herbei, der Todtengräber.

„No, Weiberleut — wollt's etwa dem Lechner Grüß Gott sagen?" — Er deutet auf den Schädel.

„Du grauslicher Ding — na! Aber eingraben sollst ihn gleich wieder — in einem anderen Eckerl — da nicht. Schau, die Lechnerin hat sich so viel g'fürchtet vor ihrem Alten und hat so drum bettelt, daß sie nicht zu ihm muß. Kann sein, sie geht um, wenn man ihr den Willen nicht thut!"

„Ja", bekräftigt die Andere, „das kunnt schon sein!"

„Glaubt's, ich kann das frei machen, wie ich will? Zu was haben wir ein Bein'lhaus — ha?"

„Ja — aber dem Lechner sein Hand da, schau her! Grausen thät's einen, wenn man geht, für die Abgestorbenen beten und sehet die Pratzen! Weißt, was das ist? Ein Herrgottszeichen ist das! Jawohl! — — Geh, grab's wo ein, daß d' Lechnerin bei ihrer Leich nicht noch so eine Schand erleben muß."

„Da kann bloß der Pfarrer reden."

„Geh ihn halt d'rum an. Allsdann hat die Verstorbene ein Ruh, und die Gemeind auch. Wann die Lechnerin umgehen müßt auch noch!"

Der Todtengräber kraut im Haar. Dann geht er richtig hinüber ins Pfarrhaus, den Geistlichen fragen. Die Weiber haben ihn erst auf Gedanken gebracht, obwohl es ihn selber angewandelt hatte, sich zu bekreuzen, als er in der kühlen Grube den Arm mit den geballten Knochenfingern fand. Das war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen.

Der Pfarrer erscheint persönlich, um das Wunderbarliche zu sehen. Er schüttelt auch den Kopf.

— „Grab ihn halt wieder ein", entscheidet er, „brauchen die Leut nicht weiter 's Maul aufzureißen."

Unterdessen sprengt die alte Lis ausgiebig Weihwasser in das offene Grab und auf die Ueberreste seines bisherigen Bewohners. Damit hat sie der Lechnerin wenigstens noch gethan, was in ihren Kräften stand.

* * *

Am nächsten Morgen tragen sie die Lechnerin zur ewigen Ruh.

Ein kleines Geleite ist es, die paar Alten und Bresthaften des Armenhauses und noch einige Wenige dazu. Sie humpeln mühsam hinter dem Kreuz her, das ein schöner blonder Bub trägt, ein helläugiges Angesicht, rein und fromm anzusehen, wie das eines Seraphs.

Es geht steil den Berg hinauf zum Friedhof. Dazu laut und fleißig beten, da kann einem schon ein wenig der Athem ausgehen, besonders den Alten. Aber sie haben es sich nicht nehmen lassen, der Lechnerin das letzte Geleit zu geben. Erstens, weil ein jedes von ihnen dereinst denselben Liebesdienst für sich erwartet, und dann auch, weil die Lechnerin soviel hat leiden müssen, daß sie auf die Letzt schier noch in eine Todsünd verfallen und am Herrgott verzweifelt wäre. Da heißt es für die arme Seele wohl recht beten!

Die Glocken bimmeln und läuten, daß es hinaus schallt von der Höhe, weit ins Thal, nach den Gebirgen hinüber, die im blauen Morgenduft in ihrer ganzen Herrlichkeit dastehen. Sie geben das Echo zurück, und das wandert weiter, weiter, bis in die fernsten Klüfte. Dort oben kann man heute wieder das Engelsingen hören. Sie horchen auf, wenn sie dieses verlorene Klingen in den Felseinsamkeiten vernehmen, die Hirten, die es kennen, und Wanderer, die es noch nie gehört haben.

Kein Wölkchen am Himmel. Glanz und Sonnenschein weitum. Man könnte glauben, der Himmel thue für eine arme müde Seele seine Thore auf.

Die Armenhausleute, die Alten und Bresthaften, glauben es auch. Das ist der Stern, der in ihre Erdendämmerung leuchtet, der dem Leben und Tod seinen Stachel nimmt.

Bald ist das Begräbniß vorbei. Bedächtig geht es den steinigen Weg wieder hinunter, während das Grab schon halb zugeschaufelt ist. Der Todtengräber, ein hurtiges Männchen, thut alles schnell. Der Schweiß steht ihm auf der Stirn, weil es heut auch recht warm ist.

Als er einmal innehält, um sein großes blaues Schnupftuch hervorzuholen und damit gründlich übers Gesicht, den ganzen Kopf zu fahren, steht unversehens Einer vor ihm, ein hochgewachsener Bursch, erhitzt vom raschen Laufen. Das Haar klebt ihm naß an der Stirn, wie er den Hut abnimmt, um ein stilles Gebet zu verrichten.

„Bist etwa Du der Lechner-Lois?" fragt das Männchen.

Der Bursch nickt.

„Wärst um ein paar Tag früher kommen!"

„Freilich wohl! Aber wir haben grad die Mahd g'habt. Da kann ein Knecht nicht davon laufen."

„Ist ihr so auch wohl jetzt", sagt der Todtengräber philosophisch. Und den hübschen Burschen betrachtend: „Möcht sich freu'n, wenn sie Dich sehet! — Wie lang ist's, daß Du fort bist von da?"

„Seit mein zehnten Jahr."

„Aber seither hast s' doch etwa einmal heimgesucht?" Er deutet hinab auf die frischen Erdschollen.

„Ja schon — ein etlich Mal. Jetzt seit dem Militär wohl nimmer."

„Hat hart leiden' müssen und war halt verlassen; kein Zugehörig's mehr bei ihr. Die alte Lis ist wohl gut zu ihr gewesen. Die war ihr Bettnachbarin. Der darfst schon ein Vergeltsgott sagen. Hast sie am Weg herauf nicht gesehen?"

„Ich bin g'laufen, was ich hab können, derweil ich d' Mutter drunt nimmer antroffen hab. — Da — das hat sie mir vor einer Wochen noch geschrieben. Ich hab nicht glaubt, daß es mit ihr so gäch aus sein wird." — Er holt einen zerknitterten Zettel aus seiner Joppe hervor.

Da steht in großen, zitterigen, unbeholfenen Buchstaben das, was ihr gar schwer auf dem Herzen gelegen haben mußte: auch an den Sohn die Bitte um ein „einschichtig Grab". Dazu ein B'hüt Gott für diese Welt, und, kaum leserlich mehr, ein Segenswort.

Wie er den Zettel glatt streicht und anschaut und dann dem Anderen reicht, geht es feucht über seine Augen, doch nur so im Fluge.

Das Männchen liest langsam, ernsthaft, seine Schaufel in die Schollen gestemmt.

„Ist eh einschichtig jetzt, das Grab", sagt er. „Brauchst nichts, als das Kreuz frisch anmalen lassen und den Namen d'rauf."

Den Burschen kommt es an zu fragen: Und der Vater —? Aber er sagt nichts, eigentlich ohne zu wissen, warum. Er hat keine schöne Erinnerung an ihn, zumal der Mutter wegen. Sie allein steht ihm vor Augen, und jetzt auf einmal wie leibhaftig, so wie er sie das letzte Mal gesehen, vor er zum Militär ging, schon recht abgerackert, obgleich sie nicht alt war. Er sieht sie auch, wie er als Bub fortgebracht wurde, zu dem Bauern, der ihn nahm, als nach des Vaters Tod und seinen hinterlassenen Schulden ihnen alles verkauft worden war —: weinend gab sie ihm die Hand und schaute ihm nach — Deutlich steht alles jetzt vor ihm, woran er lange nicht mehr gedacht. Auch die Geschwister waren fortgekommen und später noch weiter gezogen, Städten zu. Keines hatte sich so um die Mutter gekümmert, wie er. Das schrieb sie ihm jedesmal, wenn sie überhaupt schrieb. Denn es fiel ihr schwer. Aus der früheren Bäuerin war eine Taglöhnerin geworden.

— „Auf drei Messen möcht ich zahlen, wenn der Pfarrer da wär. — Und wenn Du das Kreuz frisch richten thust, zahl ich's Dir auch unter Einem."

Sie machen die Rechnung gleich ab. Der Todtengräber steckt das Geld ein und verspricht, daß alles recht und in Ordnung sein soll.

Hernach geht der Lois zum Pfarrer wegen der Messen.

Schau, was aus dem Lois für ein schöner Bursch geworden ist! Ja, beim Militär, da werden sie halt gestreckt. Da kriegen sie völlig ein anderes Gestell.

Der Geistliche fragt ihn allerlei, während er das Geld für die Messen zusammenzählt und auf den Tisch legt. Er gibt, wie sich's gehört, Antwort, aber um ein langes Reden ist's ihm nicht. Es wurmt ihn, daß seine Mutter im Armenhaus hat versterben müssen. Eine böse Krankheit halt, berichtet der Pfarrer, in der sie niemand sonst hätte verpflegen können.

Während Lois das hört, schaut er durch das Fenster der Pfarrstube gerade nach dem Haus, wo er geboren worden, das einmal seinen Eltern gehört hatte. Auf einem Wiesenbühel liegt es, sauber und wohlhabend anzusehen. Er zieht die Stirn finster zusammen, wie er da hinauf schaut. Da könnte er, der Aelteste, jetzt sitzen!

„Warum hast Deine Mutter nicht früher heimgesucht? Wäre sie leichter gestorben."

Lois dreht den Hut in den Händen. „Herr Pfarrer, ich hab' mir gedacht, ich laß ihr das Geld zukommen, was die Reis' kostet; dafür kann sie sich was vergönnen. Und vorher war ich ja beim Militär."

Der Pfarrer tritt an einen Schrank und holt etwas.

„Sie hat sich nichts vergönnt. Gespart hat sie es wiederum für Dich. Die Nonnen haben es unter ihrem Kopfpolster gefunden, wie sie verschieden war, und haben es mir übergeben."

Zwei ganz abgegriffene Briefe sind es, von Lois selbst geschrieben, und in Papier eingewickelt, eine kleine Baarschaft mit der kaum leserlichen Aufschrift: Für den Lois.

— „Oh mein —!"

Mit unsicherer Hand nimmt der Bursch das Vermächtniß in Empfang. Es würgt ihn etwas in der Kehle. Er kann nichts sagen. Auch als der Pfarrer ihn aufmerksam macht, daß noch „etwas Gewand und so Sachen" von der Verstorbenen da seien, unten im Armenhaus abzuholen, schweigt er und stiert vor sich hin. Erst wie er das Geld klappern hört, das der Pfarrer für die Messen vom Tisch streicht, rafft er sich auf.

„Herr Pfarrer — bitt, nehmen Sie das auch dazu, und lesen halt Messen, soviel als es langt — daß es ihr jetzt in der Ewigkeit zu Gut kommt." Er legt das zerknitterte Päckchen vor den Geistlichen.

„Das ist brav von Dir, Lois! Wird ihr freilich zugut kommen! Sie hat nicht immer die gehörige Ergebung gehabt, hat an unserem Herrgott gar verzweifeln wollen —"

„Sie hat halt nichts Gutes auf der Welt gehabt!"

Der Pfarrer hebt die Hand.

„Ich weiß wohl — weiß wohl!"

„Nicht, daß ich Ungehöriges sagen will. Ich mein nur, daß es unser Herrgott ihr nicht so übel aufrechnen wird."

„Das ist seine Sach! Da gibt's nichts, als eine fleißige Fürbitt."

Der Bursche schweigt einen Augenblick. Dann scharrt er mit den Schuhen.

„So sag ich Dank jetzt, Herr Pfarrer."

„Wirst wohl etwa einen Kameraden aufsuchen?"

„Nein! Ich schau, daß ich fort komm — mich freut's nimmer da —" Und hastig schiebt er sich zur Thür hinaus.

Draußen auf dem Friedhof geht er noch einmal zu dem Platz, wo seine Mutter liegt. Das Grab ist jetzt dem Erdboden gleich gemacht, niemand mehr da.

Er nimmt den Hut ab und steht eine Weile, steht da mit finsterem Blick und denkt an allerlei. Er vergißt darob das Gebet für die Verstorbene. Dumpf fühlt er: jetzt erst hast Du keine Heimath mehr! Sie, die das Letzte für ihn aufgespart, war doch noch ein Stück davon gewesen — —

Er greift in das nächste Weihbrunnkesselchen und sprengt mit seiner braunen, gesunden Arbeitshand zögernd die Tropfen auf die lockere Erde, die wie frisch gepflügtes Ackerland duftet. — „B'hüt Gott, Mutter! —"

Dann geht er quer durch das Gras, umschauend, wie Einer, der hier für immer b'hüt Gott gesagt hat.

Um ihn, in der blauen Luft, flattern Schmetterlinge, und die Bienen summen über den Mohnblumen, die in allen Farben blühen. Im Kirchthurm oben, wo die Schallfenster noch offen stehen, glänzt das Metall der Glocken still im Sonnenschein.

Alles ist vorbei.

Es ist friedlich „wie im Himmel".

Wien. Goswina v. Berlepsch.

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Artikel des Herrn d'Aulnis de Bourouill in der vorigen Nummer ist auf S. 52 Sp. 2 der englische Zuckerzoll auf 4 sh 2 d per engl. Pfund oder 8,20 Mark per Kilogramm angegeben. Es muß natürlich heißen: per engl. Centner bezw. per 100 Kilogramm.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 6. Berlin, den 9. November 1901. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Seit einiger Zeit bestehen zwischen der Türkei und Frankreich gespannte Beziehungen. Der Vertreter Frankreichs in Konstantinopel Constans hatte die türkische Hauptstadt verlassen, weil er eine Reihe von Forderungen seines Landes nicht durchzusetzen vermocht hat.

Frankreich verlangt die Bezahlung erheblicher Beträge für zwei zweifelhafte Unternehmer und Projektenmacher Tubini und Lorando, und es vertritt die Forderungen einer französischen Gesellschaft, die Quai-Anlagen am Bosporus ausführen will. Als in dieser Angelegenheit eine günstige Entscheidung nicht herbeizuführen war, reiste Constans aus Konstantinopel ab, und man drohte in Paris mit militärischem Eingreifen durch eine Flottendemonstration. Diese Flottendemonstration ist jetzt in die Wege geleitet.

Der französische Admiral Caillard befindet sich mit einem Geschwader vor dem Hafen von Mytilene; er hat Truppen gelandet und ohne Zwischenfall die Stadt besetzt. Zugleich deutet die französische Presse an, daß es sich nicht mehr allein darum handeln könne, die ursprünglichen Forderungen durchzusetzen. Es müsse vielmehr das Ansehen Frankreichs im Orient gehoben und neu befestigt werden; in welcher Weise, das läßt sich bisher nicht allzu deutlich erkennen. Rechnet man hinzu, daß Mytilene von hoher Wichtigkeit ist, um sowohl den bedeutendsten Hafen Klein-Asiens Smyrna, wie um die Dardanellen, den Zugang zu Konstantinopel, zu beherrschen, so hat man eine Sachlage, die zwar nicht zu schweren Komplikationen führen muß, aber wohl führen kann.

Die erste Frage bleibt die, will Frankreich in der That nur den Exekutor für eine Anzahl Financiers spielen, oder in welchem Umfang verfolgt man in Paris auch rein politische Ziele? Plant man, einen Stützpunkt in Kleinasien oder auch eine Insel gegenüber Kleinasien zu erwerben? Und dieser Stützpunkt würde voraussichtlich zugleich ein Stützpunkt für Rußland sein. Gehen die französischen Absichten in dieser Richtung, so ist damit sogleich die ganze Mittelmeerfrage angeregt. Aus einer Bedrohung der Türkei würde damit zugleich eine Bedrohung der im Mittelmeer am stärksten betheiligten Mächte, Italiens und Englands.

Es ist denn auch erklärlich, daß Italien seinerseits ein Geschwader in den östlichen Theil des mittelländischen Meeres sendet, und auch England schickt hierhin seine Mittelmeerflotte. Greift Frankreich zu, so wird auch Rußland Appetit verspüren und Italien und England werden sich gleichfalls schadlos zu halten suchen.

Im Orient pflegen sich aber solche Aktionen nicht zu vollziehen, ohne daß die nichttürkische Bevölkerung des türkischen Reiches auch ihrerseits Aspirationen nach Selbständigkeit geltend zu machen sucht. Jede Erschütterung des türkischen Reiches ist eine Anregung für Armenier, für Griechen, für Macedonier, für Bulgaren, Montenegriner und Serben an die Verwirklichung ihrer nationalen Pläne zu gehen, die so vielfach im Widerspruch miteinender stehen und unmittelbar wiederum Rumänien, Oesterreich Ungarn und Rußland berühren. Schließlich ist aber die Gährung der mohamedanischen Welt selbst in Rechnung zu ziehen, und auch die Gegensätze zwischen den Jungtürken und dem Sultan können in jedem Augenblick die Lage noch weiter verwirren.

Derjenige, der in das orientalische Problem einen gewaltthätigen Eingriff macht, ladet eine schwere Verant-

wortung auf sich, und so möglicherweise auch Frankreich, weil der erste Schritt Folgen herbeiführen kann, die denn doch in gar keinem Verhältniß zu den Forderungen der unter französischem Schutz befindlichen Industriellen und der französischen Quaigesellschaft stehen.

Man darf voraussetzen, daß die französische Regierung gemäß ihren offiziellen Erklärungen keine abenteuerliche Politik zu verfolgen gedenkt; ob aber ihre Absicht sich aufrecht erhalten läßt, ist eine andere Frage. Wenn die Griechen auf den Inseln und in Kleinasien das Erscheinen französischer Schiffe als ein Signal betrachten sollten, sich gegen die Türkei in Tumulten zu erheben; wenn solche Tumulte blutig niedergeschlagen werden; und wenn man zugleich in Macedonien den Zeitpunkt für Emeuten als gekommen erachten sollte, dann befindet sich die Politik auf einer Bahn, die durch die besonnene Zurückhaltung der Großmächte nicht mehr allein bestimmt wird, vielleicht nicht einmal überwiegend bestimmt werden kann.

Sehr ernste Entwicklungen können sich anbahnen, und in erheblichem Grade liegt die Entscheidung im Bereiche des Unberechenbaren.

Wenn Frankreich in der Weise, wie es geschehen ist, einen Vorstoß unternahm, so ist auch hierin sicherlich eine Rückwirkung des südafrikanischen Krieges zu erblicken. England zählt nicht mehr wie bisher, und somit macht Frankreich den Versuch seine eigene Stellung im Mittelmeer zu verbessern. Ob Frankreich bei diesem Versuche unter allen Umständen maßvoll bleiben wird, ob es durch Ereignisse, die ohne sein Zuthun sich abspielen, schließlich weiter gerissen wird, das läßt sich nicht voraussehen, ebensowenig wie die Rückwirkung, die schließlich auf andere Großmächte eintreten wird, zumeist auf England und auf Italien.

Deutschland ist unmittelbar an diesen Ereignissen nicht betheiligt; wir sind keine Mittelmeermacht und unser Interesse an dem türkischen Reiche ist nur ein indirektes. Im Interesse des Friedens wünscht man bei uns jeden gewaltsamen Eingriff in das orientalische Problem vermieden; denn ein Eingriff kann stets zu ernsten kriegerischen Verwicklungen führen, die zwar nicht uns direkt bedrohen, aber doch die Wohlfahrt Europas. Und wir wollen weiter, daß die Bahn für unsere kaufmännische Bethätigung im Orient freibleibt. Wie die Lage sich also auch im Orient gestaltet, wir können abwarten, und wir haben nicht nothwendig, Partei zu ergreifen.

Was uns am Herzen liegen muß, ist ein schneller Ausgleich, der für Frankreich wie für die Türkei erträglich ist, damit einer stärkeren Beunruhigung und vielleicht einer Bedrohung des europäischen Friedens vorgebeugt werde.

Es ist bemerkenswerth, daß die französische Presse schwankt, ob sie die Entsendung von Caillard, die sich zunächst gegen die Türkei richtet, gleichzeitig als einen Vorstoß gegen Deutschland oder gegen England ausgeben soll; gegen England als Revanche für Faschoda, gegen Deutschland, das durch seinen Handel in der Levante und in Asien das alte französische Ansehen seit langem verdunkelt. Und nicht weniger beachtenswerth ist es, daß die englische Presse sich sogleich bemüht hat, durch ihre Artikel die öffentliche Meinung in Frankreich gegen Deutschland aufzureizen; genau dieselbe Methode, durch die versucht wurde, bei den Wirren auf Samoa und auf den Philippinen die Vereinigten Staaten gegen Deutschland zu hetzen. Der Erfolg ist diesmal noch deutlicher vorauszusehen.

Wenn Frankreich im Orient eine gewagte Politik betreiben will, Deutschland kann passiv bleiben, und braucht Frankreich nicht in den Weg zu treten. Bezahlt ein Land außer der Türkei die Zeche, so wäre es in jedem Falle zugleich England, dem heute jegliche Verschiebung der Machtverhältnisse im Mittelmeer wegen des Weges nach Indien und seiner Stellung in Aegypten empfindlich sein muß.

Auf diese Nüance der internationalen Erörterungen einzugehen, verlohnte nicht, erhielte man damit nicht ein neues Beispiel für die Kurzsichtigkeit, mit der heute in England auswärtige Politik überhaupt betrieben wird.

Die Lage für England ist durch den südafrikanischen Krieg schwer, aber dieser Umstand veranlaßt keineswegs die englische Presse vorsichtig die Empfindungen anderer Nationen zu schonen. Das thut nicht die Presse, und das thun nicht einmal die verantwortlichen Staatsmänner. Auch hierfür gibt es einen neuesten Beleg.

Herr Chamberlain hat kürzlich in einer seiner Reden die südafrikanische Kriegführung der Engländer in Parallele gestellt zu unseren Kämpfen in Frankreich während der Jahre 1870 und 1871.

Daß wir für unsere nationale Einheit unter striktester Beobachtung der Regeln eines Krieges unter civilisirten Nationen gekämpft haben, und daß die Engländer einen Eroberungsfeldzug zur Niederwerfung freier Männer unter Entfesselung aller Greuel eines Ausrottungskrieges führen, ist evident. Und es ist daher natürlich, daß man in Deutschland über den Vergleich empört ist. In einer Versammlung nach der anderen, an einer Hochschule nach der anderen protestirt man gegen den Vergleich Chamberlain's und mit guten Gründen.

Die moralische Entrüstung, die man bei uns in Deutschland empfindet, hat ja auch ihre politische Bedeutung. Neue Antipathien häufen sich gegen England, und wir haben leider schon viel zu viele und leider viel zu begründete; aber am Ende doch noch wichtiger ist es, daß sich bei uns immer mehr und mehr die Ueberzeugung von der Unfähigkeit und dem Leichtsinn englischer Staatsmänner festsetzt. Denn aus Unkenntniß mit dem Empfinden auf dem Kontinent entspringt es, wenn Herr Chamberlain leichter Hand einen neuen Brand nach Deutschland hinüberschleudert. Daß er diese Provokation beabsichtigt haben sollte, erscheint ausgeschlossen. Nur um einen kurzen Stundenerfolg in England zu erzielen, reizt er unbedenklich die deutsche Bevölkerung. Dieselbe leichtsinnige und frivole Politik, die England in den südafrikanischen Krieg gewaltsam hineinstieß, scheut sich nicht, bald hier, bald dort in der Welt durch Provokationen die Leidenschaften gegen das Vereinigte Königreich aufzustacheln.

Und das ist vielleicht das bedenklichste Zeichen, daß Männer solchen Schlages England aus einer internationalen Lage voll größter Gefahren hinausführen sollen. Wenn man solche Vorgänge immer von neuem sich wiederholen sieht, so wird einem die englische Zukunft ernstlich bedroht erscheinen.

Ein Supplement zu dieser politischen Unfähigkeit bildet die militärische Nachricht aus Südafrika, daß die Buren dem Obersten Benson, der selbst gefallen ist, eine schwere Niederlage beigebracht haben.

In Wien tagte in dieser Woche der Gesammtparteitag der Sozialdemokratie Oesterreichs. Die Berichte über die Verhandlungen liegen noch nicht vollständig vor; aber in einem wesentlichen Punkte lassen die Debatten schon ein Urtheil zu.

Man hatte auch dort seine Programmdebatte, und sie drehte sich auch in Wien um die Frage, kann die Sozialdemokratie für ihre Agitation die aufreizende revolutionäre Phrase entbehren; soll sie an ihr festhalten, obgleich die Entwicklung die innere Unwahrhaftigkeit der bisher für heilig gehaltenen Worte dargethan hat? Natürlich soll nicht behauptet werden, daß alle, welche an jenen Phrasen festhalten wollen bewußt ihre bessere Ueberzeugung opfern. Keineswegs; es gibt unter ihnen zweifellos viele Gutgläubige, die sich somit für berechtigt erachten, jene, die Aenderungen im Programm gemäß der neuen Erkenntniß verlangen, nicht für die Weiterblickenden, sondern für die Schwachmüthigen und Zaghaften zu erklären. B stehen bleibt in jedem Falle die Thatsache, daß bei uns wie in Oesterreich sich innerhalb der Sozialdemokratie siegreich eine Entwicklung vollzieht, die diese Partei mehr und mehr von der Utopie fort und zur nüchternen Prüfung der Realität hinführt.

Victor Adler, einer der hervorragendsten Führer der österreichischen Sozialdemokratie formulirte auf dem Parteitag die neuen Anschauungen. Er sagte:

„Sie, die Sie mit den Arbeitern leben, entspricht es Ihrer Empfindung, daß es den Arbeitern heute schlechter geht, als vor 10 Jahren? Glauben Sie wirklich, daß die Masse der Arbeiter ihre heutige Lebenshaltung vertauschen möchte mit der Lebenshaltung von vor 10 Jahren? Gewiß gibt es untergehende Branchen des Kleinbetriebes, wo die Dinge anders liegen. Ich möchte vor allem die großen Industriebranchen fragen. Indem wir sagen, es geht uns schlechter als vor 10 Jahren, würden wir ja auch sagen, vor 10 Jahren war's viel besser, als heute. Und eine solche Behauptung wäre doch sehr erstaunlich. Sobald einmal der Blick auf die Frage gelenkt worden ist: ist denn das buchstäblich richtig mit dem wachsenden Elend, müssen wir diesen Satz ändern."

Demnach steigert die moderne Entwicklung nicht das Elend der Massen; das ist auch die Anschauung der Liberalen. Aber, sagt Victor Adler, der Antheil der Massen an den Genüssen der Kultur wächst nicht entsprechend, wie die arbeitende Bevölkerung es wünscht. Mag man diesen Gedanken anklägerisch gegen die Gesellschaft ausdrücken, immerhin trifft er im Wesen auch mit den Ueberzeugungen jener Liberalen überein, die ernste sozialreformatorische Absichten hegen.

Die Genüsse des Lebens und der Kultur sollen in immer steigendem Umfang den breiten Massen zugänglich gemacht werden. Um diesem Ziel näher zu kommen, bedarf es aber keines Zukunftsstaates, und je fester die Sozialdemokratie reale Ziele zunächst ins Auge faßt, um so gleichgiltiger wird die Utopie, die nach dem Umsturz der heutigen Gesellschaftsordnung entstehen soll, den Anhängern der Sozialdemokraten erscheinen.

Sagte man den Arbeitern, ihr müßt auf Grund eines Naturgesetzes in der heutigen Gesellschaft mehr und mehr verelenden, so lag in solcher Behauptung der stärkste Anreiz, die Bevölkerung zur Zertrümmerung von Zuständen zu bringen, aus denen ein so furchtbares Naturgesetz sich angeblich ergeben soll. Diese Verelendungstheorie zusammengekoppelt mit dem ehernen Lohngesetz, das man bereits zu Erfurt über Bord geworfen hat, konnte die Arbeiter zu Thaten der Verzweiflung reif machen. Wie das eherne Lohngesetz, so schreitet nunmehr die Entwicklung auch über die Verelendungstheorie in ihrem ursprünglichen Sinn hinweg.

Gewiß sind wir von einem vollständigen Umschwung der Anschauungen innerhalb der Sozialdemokratie noch weit entfernt; in der Entwicklung aber sind wir begriffen, daß die realen, erreichbaren Aufgaben der Gegenwart innerhalb der sozialdemokratischen Bewegung beständig an Bedeutung gewinnen. Es bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß auch im heutigen Staat der Arbeiter sich empor arbeiten kann, und über das Tempo, über die Methoden seiner Förderung läßt sich in der That reden; über den Versuch das Unbekannte und das Unmögliche zu verwirklichen, hingegen nicht. In diesem Gegensatz tritt der große und gesunde Fortschritt der Entwicklung des sozialdemokratischen Parteilebens zu Tage.

Zwischen dem Reich und Württemberg ist eine Konvention über die Benutzung gemeinsamer Postwerthzeichen zu Stande gekommen. Dieser Vertrag ist in hohem Grade erfreulich; nicht darum, weil auf diese Weise einer unitarischen Idiosynkrasie Genüge geschehen ist, sondern aus rein praktischen Gründen.

Es ist ein praktisches Bedürfniß, daß innerhalb der deutschen Grenzen die Postwerthzeichen überall frei zirkuliren können, und daß dieses greifbare Bedürfniß sich gegenüber partikularistischen Ueberempfindlichkeiten durchgesetzt hat, ist das Zeichen einer gesunden Entwicklung. Diese Entwicklung wird auch Bayern um so schneller ergreifen, — und nur noch Bayern behauptet ferner seine Sonderstellung, — je unzweifelhafter es ist, daß die Einzelstaaten in ihrer berechtigten Selbständigkeit vor jeder Anfechtung sicher sind.

In der Trunkenheit haben sich zwei preußische Offiziere an einander vergriffen; die Folge war ein Duell; bei ihm hat ein Offizier sein Leben gelassen, um seine Ehre rein zu waschen.

In Jerusalem haben sich katholische und orthodoxe Mönche um die Frage, wer den Vorhof des Tempels ausfegen soll, zur Ehre ihres Gottes geprügelt, und bei dieser Prügelei gab es auch Verwundete und Todte.

Welchen Begriff von Religiosität, und welchen Begriff von Ehre haben wir in das zwanzigste Jahrhundert mit hineingenommen. Herrliche Blüthe der Civilisation!

Am vorigen Dienstag haben die Newyorker Munizipalwahlen stattgefunden und zu einer vollständigen Niederlage von Tammany Hall geführt. Dieser Sieg der anständigen Elemente der amerikanischen Viermillionen-Stadt über die organisirte Korruption ist von kaum zu überschätzender Bedeutung für die gesammte nationale Entwicklung der Vereinigten Staaten. Die Frage, ob es auf die Dauer möglich sein werde, in den amerikanischen Millionenstädten mit ihrer aus allen Nationalitäten zusammengewürfelten Bevölkerung ein government by the people auf breitester demokratischer Grundlage durchzuführen, ist in Amerika sehr ernsthaft diskutirt worden. Dieser Sieg über Tammany Hall zeigt, wie recht jene Optimisten vom Schlage des ausgezeichneten Karl Schurz haben, die an der Kernhaftigkeit der amerikanischen Bevölkerung selbst unter den schwierigsten Verhältnissen nie gezweifelt haben. Die Probe, die diesmal auf die Leistungsfähigkeit demokratischer Institutionen gemacht worden ist, ist in vollem Umfange beweisend.

Richard Croker, der Boß von Tammany Hall, hatte es fertig gebracht, einen sehr respektablen Mann, Mr. Shephard, einen der wuchtigsten Gegner der Tammany-Korruption, als Kandidaten für das Bürgermeisteramt zu gewinnen. Sein Programm hieß: Reform der bisherigen Mißwirthschaft. Die Munizipalreformer ließen sich aber durch diesen geschickten Trick nicht in Verwirrung bringen, sondern schaarten sich nur um so enger um Seth Low, einen in jeder Beziehung tadellosen, hochgebildeten und charakterfesten Mann, und trugen nach einem erbitterten Wahlkampfe den Sieg über Tammany Hall davon.

Man pflegt in Europa mit einer vielleicht nicht immer ganz gerechtfertigten Selbstzufriedenheit darauf hinzuweisen, daß eine munizipale Mißwirthschaft, wie die von Tammany Hall in keiner Hauptstadt Europas denkbar sei. Man mag das wohl zugeben. Aber wenn sie einmal eingerissen wäre, so erscheint es sehr fraglich, ob sich in irgend einer europäischen Hauptstadt so viel bürgerliche Energie zusammenfinden würde, um ein solches von einem geradezu genialen Organisator und Demagogen auferlegtes Joch mit den bloßen Mitteln der Selbstverwaltung abzuschütteln.

In dem amerikanischen Volke steckt mehr politischer Idealismus, als der europäische Pharisäismus sich träumen läßt.

Li-hung-Tschang ist gestorben. Seine politische Individualität ist trotz allem, was über ihn geschrieben worden ist, so unbekannt, wie das Land in seinem innersten Wesen, dessen Interessen er so oft zu vertreten hatte. Ob er eine bald für England bald für Rußland käufliche Kreatur, ob er ein aufgeklärter chinesischer Staatsmann war, ist noch völlig dunkel.

* * *

Agenten des Auslandes.

Es gibt gewisse politische Verleumdungen, die mit ermüdender Regelmäßigkeit in allen Ländern, in denen weißes Papier bedruckt wird, wiederkehren. Dahin gehört die Beschuldigung: diese oder jene Partei, dieser oder jener Politiker, sei ein „Agent des Auslandes".

Ich will nicht behaupten, daß es in der Geschichte nie vorgekommen sei, daß Landesangehörige die Geschäfte des Auslandes unter Verletzung der Interessen des Vaterlandes besorgt hätten. Sogar um schnöden Mammon. Aber solche auf Bestechung beruhenden Verräthereien waren die Spezialität vornehmer Herren. Höflinge, die das Vertrauen ihres Fürsten besaßen, ohne es zu verdienen, waren die beliebtesten Opfer ausländischer Bestechung. Der europäische Hofadel hat zahlreiche Exemplare derartiger Agenten des Auslandes aufzuweisen, deren Geschäft natürlich nur im Verborgenen blühte.

Daß dasselbe aber auch gratis, vor aller Augen, aus reiner politischer Perversität, betrieben werden könne, ist eine Erfindung der Neuzeit, die auf atavistischen Vorstellungen zu beruhen scheint. Man könnte ebenso gut von Einbrechern reden, die am hellen lichten Tage für fremde Rechnung aus den Schaufenstern der Juweliere Pretiosen stehlen.

Der Glaube an das Absurde hat aber in der Politik keine geringe Bedeutung. Es gibt nichts, was so dumm wäre, daß es nicht auch Gläubige fände. Publizistische Staarmätze, die auf stereotype Verleumdungen dressirt sind, dürfen deshalb nicht um deswillen völlig außer Acht gelassen werden, weil ihre Beschuldigungen sinnlos sind. Wenigstens von Zeit zu Zeit ist eine kalte Douche am Platze.

Im Allgemeinen wird man behaupten können, daß Parteien und Politiker, denen man heutigen Tages die Beschuldigung, Agenten des Auslandes zu sein, zuschleudert, besonders wackere, charakterfeste Persönlichkeiten mit großem moralischen Muth sind. Patriotische Maulaufreißer sind fast immer feige. Sie verkriechen sich nur zu oft mit ihrem schmutzigen Eigennutz hinter das große Gefühl der Vaterlandsliebe. Außerdem ist die Schaar der lauten Patrioten immer in der Mehrheit; in ihren Reihen kann auch der größte Angstmeier ohne Gefahr den Helden spielen. Wer es über sich vermag, aus diesem Ringe des bequemen Patriotismus herauszutreten, den Schmeichlern nationaler Vorurtheile die Wahrheit zu sagen, auch da, wo die eigene Nation Partei ist, Gerechtigkeit zu üben, und in Zeiten, wo die chauvinistische Bestie losgelassen ist, für Vernunft und Menschlichkeit einzutreten, der gehört schon um seines moralischen Muthes willen zu den Besseren seines Volkes.

Das wird auch bereitwillig zugegeben, wenn es sich um „Agenten des Auslandes" — im Auslande handelt. Als ein Lord Chatham und ein Edmund Burke in flammender Beredtsamkeit die Regierung Georg's III. angriffen, weil sie die gerechten Beschwerden der revolutionären amerikanischen Kolonien in Blut zu ersticken suchte, da nannte sie zwar der patentirte Patriotismus das damaligen Englands Agenten des Auslandes, aber die übrige Welt war darin einig, daß sie die echten Vaterlandsfreunde seien. Wenn Mr. Chamberlain heute diejenigen, welche die Grausamkeiten der concentration camps verdammen, die Politik der Farmenverwüstung verurtheilen, die Gerechtigkeit der englischen Politik in Südafrika bezweifeln, Pro-Buren nennt und sie dem Haß und der Verachtung ihrer Landsleute empfiehlt, so kann er der Begeisterung des jingoistischen Pöbels in England gewiß sein, aber außerhalb der Machtsphäre des Herrn Chamberlain ist man voll gerechter Bewunderung für jene kleine, muthige Schaar aufrechter Männer, die sich durch die Beschuldigung, Agenten des Auslandes zu sein, nicht abhalten lassen, der Wahrheit und der Gerechtigkeit furchtlos die Ehre zu geben. Diese Männer werden gelegentlich sogar aus Deutschland antelegraphirt von Nationalisten, die über Landsleute, welche Aehnliches unter ähnlichen Umständen bei uns wagen sollten, sicherlich das große nationale Anathema verhängen würden.

Dasselbe Schauspiel bei dem Dreyfus-Prozeß in Frankreich. Die Zola, Picquart, Trarieux, Jaurès, Labori wurden von dem vornehmen und niederen patriotischen Pöbel mit Schmutz beworfen, die Presse vom Schlage unserer „Post" heulte ihnen fortgesetzt die Anklage entgegen, sie seien Agenten des Auslandes, vom Dreyfus-Syndikat bestochene Schufte. Esterhazy dagegen wurde von einem Sprossen der Familie Orleans auf der Treppe des Justizpalastes abgeküßt und von der „patriotischen" Menge im Triumph nach Hause geleitet. Außerhalb Frankreichs beneidete man Frankreich um die von patriotischem Pflichtgefühl erfüllten „Agenten des Auslandes", die allein die Ehre Frankreichs vor der Welt wiederherzustellen wußten.

Bei uns in Deutschland wird jetzt auch einmal wieder das Geschwätz von den Agenten des Auslandes laut. Die publizistischen Vertreter der Brotwucher- und der internationalen Roßtäuscher-Politik thun sich dabei besonders laut hervor. Ich glaube, sie können ihre Lungen sparen. Man kennt diese Sorte von verleumderischem „Patriotismus" zur Genüge, und die Männer, die man mit der Verdächtigung, Agenten des Auslandes zu sein, anfällt, sind nicht schwachmüthig genug, um vor geschleuderten Stinktöpfen zurückzuweichen. Dagegen empfiehlt es sich, die Nase zuzuhalten.

Theodor Barth.

Der Rückgang der englischen Landbevölkerung.

Die Wirkungen der englischen Kornzölle, wie die Entwicklung Englands seit deren Aufhebung, sind im Allgemeinen kein Stoff, der einem Schutzzöllner Freude machen könnte. Eine Thatsache ist es jedoch, die in der letzten Zeit häufig auf agrarischer Seite betont wird, um Deutschland in mehr oder minder uneigennütziger Absicht vor einer Nachahmung der englischen Politik zu warnen. Seit Mitte des Jahrhunderts hat eine beträchtliche Abnahme der englischen landwirthschaftlichen Bevölkerung stattgefunden; im letzten Viertel des Jahrhunderts ist diese Abnahme von einer wesentlichen Einschränkung des Getreidebaus und einer dementsprechenden Ausdehnung der Viehzucht in Form der Weidewirthschaft begleitet gewesen. Der Schluß liegt nahe genug, die Verminderung der englischen Agrarbevölkerung aus dem Rückgang des Getreidebaus zu folgern, den die Aufhebung der Kornzölle zu einem unrentabeln gemacht habe.

Ist dies in der That der Fall gewesen? Ist es wirklich der durch den Freihandel verursachte Fall der Kornpreise, der das ländliche England zu einem weniger dicht bevölkerten Lande gemacht hat? Ist nicht vielleicht der zeitliche Zusammenhang zwischen Rückgang der Agrarbevölkerung und Abnahme des Kornbaus mehr als lose, so daß man berechtigt ist, nach anderen Ursachen der Minderung der ländlichen Bevölkerung zu suchen? Sind diese Ursachen unmittelbar abhängig von der Preisbildung des Weltmarkts gewesen, kann man daher glauben, sie etwa durch Zollpolitik beseitigen zu können, oder sind sie rechtlich-historischer Natur, so daß sie unter Ausnutzung jeglicher Preislage bei jeder Wirthschaftspolitik ziemlich nach der gleichen Richtung hinwirken?

Diese und andere Fragen will ich in den folgenden Ausführungen zu beantworten versuchen.

I.

Nach dem Fall der Kornzölle standen die Weizenpreise in England im Durchschnitt mehrerer Jahre kaum wesentlich ungünstiger, als es vordem der Fall gewesen ist.*) Die heftigen Schwankungen hörten auf, fremde Getreidezufuhren nahmen zu und verloren den sprunghaft spekulativen Charakter, aber gute und schlechte Ernten hatten dieselben Wirkungen wie vordem, nur daß jetzt der Ausfall der europäischen Ernten an Stelle der englischen das entscheidende war und die britischen Weizenpreise nicht mehr künstlich über dem Niveau der sonstigen europäischen gehalten wurden. Das Ende der vierziger Jahre brachte allerdings zuerst ein Fallen der Preise, vor allem in Folge verstärkter festländischer Produktion, die die Aufnahmefähigkeit des englischen Marktes für unbegrenzt hielt, doch machten die fünfziger Jahre, vor allem seit Beginn des Krimkriegs das reichlich wett. Nichtsdestoweniger bedeutete die Aufhebung der Zölle eine Revolution in der englischen Landwirthschaft. Das Gesetz suchte nicht länger dem Landwirth einen bestimmten Preis zu garantiren, ein Versuch, der oft genug gescheitert war, der aber doch immer wieder zur Grundlage der landwirthschaftlichen Rentabilitätsberechnung gemacht wurde. Die erträumte Gewißheit der Preisbildung war dahin, die Landwirthschaft wurde in die Konjunktur des Weltmarkts gestellt. Sie suchte derselben vor allem durch größere Kapitalsintensität zu begegnen: An 300 Millionen Mark wurden allein für Drainagearbeiten im Vereinigten Königreich verausgabt. — Zu dem Fehlen der vermeintlichen Gewißheit des Weizenpreises kam noch ein zweites Moment hinzu, das die englische Landwirthschaft in neue Bahnen leitete: Durch Wegfall der Getreidezölle, durch fiskalische Reformen u. s. w. war die Bevölkerung so konsumkräftig geworden, daß die Preise thierischer Produkte stark in die Höhe gingen. Die ersten 30 Jahre nach Aufhebung der Kornzölle waren also als Ganzes betrachtet zweifellos erfolgreiche Jahre für die englische Landwirthschaft. Wohl waren die Uebergangsjahre keineswegs schmerzlos, vor allem für die Pächter verschuldeter Grundherren, die weder Meliorationskapitalien aufnehmen konnten, noch, wie in dem ewig-klagenden Essex mit seinen schweren Getreideböden, sich auf einen Betriebswechsel in Richtung der Weidewirthschaft einlassen konnten. Es gab, begleitet von Mißernten, industriellen Krisen u. s. w. eine Menge Stockungen, wie sie aber unter dem alten Systeme des Monopols ebenso vorgekommen waren, nur daß sie von jetzt ab ein mehr lokales Gepräge trugen.**) Das steuerpflichtige Einkommen aus Landwirthschaftsbetrieb war zuerst etwas gefallen. Es betrug im Jahre 1857 41,2 Millionen £ für England und Wales, 50 000 £ weniger als 1846. Es war dagegen 1875 auf 50,1 Millionen £, also um 9 Millionen £ gestiegen.

Das Ergebniß dieser kurzen Betrachtung ist also, daß während der ersten 30 Jahre nach Aufhebung der Kornzölle die Kornpreise den Getreidebau sehr wohl lohnend gestalteten, nicht zu einer Umwandlung des Ackers zu Weideland zwangen und daher auch nicht zu einer Vertreibung der beim Ackerbau verwandten ländlichen Arbeiter führen konnten. Daß die Furcht vor fremder Konkurrenz den alten Schlendrian beseitigte, zu größerer Intelligenz, besserer Technik, zur Anwendung landwirthschaftlicher Maschinen und damit mancherorts zur Ersetzung der menschlichen Arbeitskraft trieb, ist selbstverständlich nicht zu leugnen. Wer dies aber beklagt, der stellt sich auf den Standpunkt der ländlichen Arbeiter, die während der Arbeitslosigkeit zu Beginn der 30er Jahre Scheunen und Ställe in Brand setzten. Das System, möglichst viel Arbeitskräfte zu beschäftigen — damit die Armensteuern nicht wüchsen — hat weder technisch für die Landwirthe noch sozial für die Landarbeiter zu erfreulichen Ergebnissen geführt.*)

Wenn in den Jahren nach Aufhebung der Zölle eine Umwandlung von Ackerland in Weideland in größerem Umfang stattgefunden hat, so lag das nicht an niederen Kornpreisen, sondern an ungewöhnlich hohen Fleisch- und Milchpreisen, eine Thatsache, die von der englischen Landwirthschaft nicht mißbilligt wurde. Man müßte für diese Jahre die Entvölkerung des platten Landes der Rentabilität und nicht der Unrentabilität der Landwirthschaft zuschreiben. Das gleichzeitige Steigen der Löhne landwirthschaftlicher Arbeiter läßt übrigens die Vermuthung nicht aufkommen, dieselben seien durch Entstehen der Weidewirthschaft arbeitslos geworden; vielmehr hat ihre, aus anderen Gründen erfolgte Abnahme zu höheren Löhnen, also zu höheren Kosten geführt und damit die Einführung von Maschinen wie die Ausdehnung der Weidewirthschaft begünstigt**).

Es läßt sich indeß bis 1867 nicht feststellen, ob und in welchem Umfange eine Umwandlung von Ackerland in Weideland geschehen ist, da die englische Agrarstatistik erst mit 1867 beginnt. Von sehr großem Umfang ist diese Umwandlung vor dem Krimkrieg wohl kaum gewesen. Gerade die Landschaften, die unter der Abschaffung der Staatsgarantie für einen auskömmlichen Weizenpreis am meisten litten, wie der Südosten Englands, haben damals diese Umwandlung sicher nicht vollzogen. Sie können sie selbst heute bei viel tieferen Weizenpreisen und viel höheren Arbeitslöhnen aus klimatischen Gründen nur unvollkommen vornehmen. Während der hohen Getreidepreise des Krimkrieges hat andererseits eine Gegenbewegung stattgefunden, die sogar die Verwandlung von Schafweiden in Kornfelder zur Folge hatte***). Nur für Irland läßt sich der Umfang der Verwandlung von 1847 an genau feststellen, doch bieten diese Zahlen, die ohne sichtbaren Einfluß der Preislage eine dauernde Abnahme der Kornflächen zeigen, keinen Anhaltspunkt für die Beurtheilung englischer Verhältnisse†). Der Versuch, aus der Statistik des auf englischen Märkten verkauften heimischen Getreides einen Schluß auf die Größe der Anbauflächen zu ziehen, muß allein schon durch Außerachtlassung des Ernteausfalls werthlos erscheinen††). Von 1867 an haben wir eine brauchbare Anbaustatistik. Kleine Unterschiede in den bebauten Flächen sind indes bei Benutzung dieser Statistik nicht sofort auf veränderte Produktionsbedingungen zu deuten; sie erklären sich vielmehr zur Genüge aus den Witterungsverhältnissen während der Saatzeit.

Von 1867—1878 inklusive hat die mit Korn bebaute Fläche des Vereinigten Königreichs wesentliche Veränderung nicht aufzuweisen. Sie hat sich immer zwischen 11 und 12 Millionen acres bewegt, obwohl hierin die nicht unbeträchtlichen Veränderungen in Irland mit eingeschlossen sind. Bei England allein ist Ende der 60er wie zu Beginn der 70er Jahre eine Abnahme der Getreideanbaufläche nicht festzustellen†††). Vergrößerungen der Weideflächen u. s. w.,

---

*) Die Weizenpreise standen:

1841—1845	per Quarter	54 sh	9	d
1846—1850	„ „	51 „	10	„
1851—1855	„ „	55 „	11	„
1855—1860	„ „	56 „	10½	„
1861—1866	„ „	47 „	11	„
1867—1872	„ „	56 „	2	„
1873—1879	„ „	50 „	5	„

Die fünfjährigen Perioden sind nach Tooke, Geschichte der Preise, deutsche Uebersetzung II p. 71, die sechsjährigen nach Brodrick, English Land and English Landlords p. 82 citirt.

**) 1831—1835 stand der Weizenpreis auf nicht ganz 53 sh, gegen fast 62 sh der vorgehenden Periode. Daher wurde 1835 eine Einschränkung der Anbaufläche um 30 Proz. vorgenommen. (Tooke II 19.)

*) Caird, English Agriculture in 1850/51 p. 18 and passim.

**) Caird, The landed interest p. 90 sqq.

***) Brodrick 86.

†) Grimshaw, Facts and Figures about Ireland.

††) Wenn man den Durchschnittsertrag per acre auf 28 bushels = 100 setzt, so schwankte der Ernteausfall von 1849—1866 zwischen 71 und 141.

†††) Hasbach, Englische Landarbeiter, Tabelle p. 262.

die gleichzeitig eintraten, erklären sich schon durch die Zunahme des kultivirten Landes. Von 1845 bis 1869 kamen allein 614 000 acres Commons, d. i. landwirthschaftlich unbenutzte Gemeinländereien zur Vertheilung und damit größtentheils zur landwirthschaftlichen Verwendung. Die landwirthschaftlich benutzte Fläche stieg von 1851—1871 von 24 Millionen auf 27 Mill. acres*). Die Getreidepreise Ende der 60er bis Ende der 70er Jahre gaben keinen Anlaß zur Aufgabe des Getreidebaus, wenngleich der Ertrag in Folge schlechter Ernten Ende der 70er Jahre zu sinken begann. Alles in allem war die Periode von 1867 bis Ende der 70er Jahre eine Periode des Blühens der Landwirthschaft. Der Kapitalszuwachs, der von 1857 an der Landwirthschaft des Vereinigten Königreiches zu Theil wurde, bezifferte sich nach Caird auf 3 1 Millionen £, von denen nur 60 Millionen £ durch Kapitalaufwand dem Boden zugeführt worden waren, der Rest also den kapitalisirten Mehrwerth darstellte, wie er ohne Zuthun der Landwirthe durch die günstige Konjunktur geschaffen war.

Das Bild ändert sich vom Jahre 1879 an. Von da ab hat ein im großen Ganzen stets fallender Getreidepreis zu einer wesentlichen Verminderung der Getreideflächen geführt. Die Ackerflächen im Vereinigten Königreich sind von 11 Millionen acres 1878 auf 9,79 Millionen 1888 und auf 8,8 Millionen acres 1898 gefallen. In England allein, ohne Wales, fand eine Abnahme von 7,11 Millionen acres auf 6,12 Millionen acres in den Jahren 1879—1894 statt. Gleichzeitig fielen die Reinerträge der Landwirthschaft bedeutend. Das steuerpflichtige Einkommen aus der Landwirthschaft für England ohne Wales, das 1876/77 48,4 Millionen betragen hatte, war 1889/90 auf 38,9 Millionen £ gesunken.**)

In dieser zweiten Periode also, in der die englische Landwirthschaft zweifellos eine ernste Krise durchmachte, hat eine bedeutende Verminderung des Ackerbaus stattgefunden, begleitet von einer entsprechenden Ausdehnung der Weiden. Von 11 Millionen acres im Durchschnitt der Jahre 1876/80 sind diese in England allein auf 13,1 Millionen 1891/95 gestiegen. In der früheren Periode läßt sich wohl seit 1866 eine Zunahme der Weiden gleichfalls feststellen, sie ist aber von wesentlicheren Veränderungen im Umfang des Getreidebaus nicht begleitet gewesen.

Für den ersten Theil dieser Periode, für die wir keine Statistik besitzen, dürfen wir wohl Schwankungen annehmen, die aber sicher den Umfang der Veränderungen seit 1879 nicht annähernd erreichten, wenn sie nicht überhaupt durch Wiederausdehnung des Getreidebaus nach dem Krimkrieg beseitigt wurden. Für die Periode nach 1879 ist zweifellos die Verwendbarkeit ländlicher Arbeiter durch Abnahme des Getreidebaus in Folge fallender Preise stark geschmälert worden. In der Periode vor 1879 sind weder fallende Preise noch eine stark abnehmende Getreideanbaufläche festzustellen.

(Schluß folgt.)

M. J. Bonn.

*) Ib. p. 259.

**) Goldstein, Berufsgliederung und Reichthum p. 105.

Die Haftung des Staats für Amtsvergehen.

Dem Kunsthändler Wendler sind, wie die Blätter seiner Zeit meldeten, während der lex Heinze-Campagne zahlreiche Aktstudien beschlagnahmt worden. Das Verfahren gegen ihn ist jedoch eingestellt und auf seinen Antrag die Herausgabe der beschlagnahmten Bilder an den Eigenthümer verfügt worden. Bei der Rückgabe stellte sich heraus, daß viele Blätter fehlten, und von den zurückgegebenen waren die meisten derartig beschädigt, daß Wendler die Annahme verweigerte und Ersatz forderte. Schon dieser Thatbestand gibt zu mancherlei Gedanken Anlaß. Es ist doch schwerlich anzunehmen, daß amtlich in Verwahrung genommene Gegenstände durch den amtlichen Gebrauch in Verlust gerathen oder derartig beschädigt werden. Aber die Thatsache der Beschädigung steht fest, und ebenso, daß der geschädigte Kunsthändler eine Schadenersatzklage gegen den Justizfiskus anstrengte. Diese Klage ist indessen in zweiter Instanz rechtskräftig abgewiesen worden, da der Staat für die Versehen seiner Beamten nicht hafte.

Diese Entscheidung erscheint dem allgemeinen Rechtsgefühl unbillig, aber sie entspricht dem geltenden Recht, wenigstens nach der herrschenden Meinung und der Judikatur des Reichsgerichts. Sie gibt von neuem Anlaß zur Prüfung der Frage, ob denn nicht die Haftung des Staats für die Versehen seiner Beamten endlich durch besonderes Gesetz eingeführt werden sollte.

Diese Frage ist gelegentlich der Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuchs im Reichstag eingehend berathen worden. Eine starke Strömung im Reichstage forderte, daß die Haftung der juristischen Personen aller Art für die Versehen ihrer Angestellten reichsgesetzlich im Sinne einer Festlegung dieser Haftung geregelt werde. Die Regierung verhielt sich ablehnend. Sie erklärte grundsätzlich, da diese Frage eine solche des öffentlichen Rechtes sei, erscheine es nicht angängig, daß die Reichsgesetzgebung sich mit ihr befasse, soweit die Beamten der Einzelstaaten in Betracht kämen. Verfassungsmäßig sei es ausgeschlossen, daß das Reich die Haftung der Einzelstaaten für ihre Beamten regele. Merkwürdigerweise scheint man an diese Kompetenzbedenken gar nicht gedacht zu haben, als die Regierung im folgenden Jahre selbst in der Reichsgrundbuchordnung die Haftung des Staats für seine Grundbuchbeamten in Vorschlag brachte. Nach § 12 der Grundbuchordnung trifft, wenn ein Grundbuchbeamter vorsätzlich oder fahrlässig die ihm obliegende Amtspflicht verletzt, den Betheiligten gegenüber die Verantwortlichkeit an Stelle des Beamten den Staat oder die Körperschaft, in deren Dienst der Beamte steht. Der Grundbuchbeamte ist aber gewiß kein Reichs-, sondern ein Landesbeamter. Dennoch erwähnen die Motive der Grundbuchordnung keinerlei Bedenken hinsichtlich der Kompetenz des Reichs, nach dieser Richtung Vorschriften zu machen. Ein anderes Reichsgesetz, welches in diese Frage einschlägt, ist das Gesetz betreffend die Entschädigungen der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochenen Personen. Auch hier ist durch Reichsgesetz die Haftung des Landesfiskus für gewisse Fehlsprüche der Landesgerichte ausgesprochen worden.

Aber auch hinsichtlich der Reichsbeamten lehnte die Regierung die Aufnahme einer Bestimmung in das Bürgerliche Gesetzbuch ab. Infolge dessen begnügte sich der Reichstag mit der Annahme einer Resolution, in welcher die Erwartung ausgesprochen wird, daß die Haftung des Reiches für den durch Reichsbeamte in Ausübung der Amtsbefugnisse verursachten Schaden für den Fall, daß der Ersatz des Schadens von den Beamten nicht zu erlangen sei, für das Deutsche Reich baldthunlichst einheitlich geregelt werde.

Das Bürgerliche Gesetzbuch enthält sonach über diese Frage keine besondere Bestimmung, es hat das früher geltende Recht unberührt gelassen. Nach Artikel 77 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch bleiben die landesgesetzlichen Vorschriften über die Haftung des Staates, der Gemeinden und anderer Kommunalverbände für den von ihren Beamten in Ausübung der diesen anvertrauten öffentlichen Gewalt zugefügten Schaden unberührt. Das hat aber eine ganze Reihe von Bundesstaaten nicht abgehalten, die Gelegenheit der Neuregelung des Bürgerlichen Rechts zu ergreifen, um Bestimmungen über die Haftung des Staates für die Versehen der Beamten zu treffen. So bestimmt Artikel 60 des bayerischen Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch vom 9. Juni 1899:

Verletzt ein Beamter des Staates, einer Gemeinde oder eines anderen Kommunalverbandes in Ausübung der ihm anvertrauten öffentlichen Gewalt vorsätzlich oder fahrlässig die ihm einem Dritten gegen-

über obliegende Amtspflicht, so trifft dem Dritten gegenüber die im § 839 des Bürgerlichen Gesetzbuchs bestimmte Verantwortlichkeit an Stelle des Beamten den Staat oder den Verband, in dessen Dienste der Beamte steht. Bei den Amtsgeschäften der Gerichtsvollzieher gilt dies auch für die Verletzung der Pflichten gegenüber dem Auftraggeber.

Eine gleiche oder wenigstens ähnliche Bestimmung haben zahlreiche deutsche Staaten getroffen.*)

Man kann sagen, daß in ganz Süddeutschland und in einem großen Theil von Mitteldeutschland die Haftung des Staats und der Gemeinden für die Versehen ihrer Beamten anerkannt ist. Anders in Preußen. Hier besteht nach wie vor derselbe in mehrfacher Beziehung bestrittene, in den verschiedenen Theilen der Monarchie verschiedenartige Rechtszustand, wie vor dem 1. Januar 1900. Die Rheinländer haben es sich nicht nehmen lassen, durch eine besondere Bestimmung außer Zweifel zu stellen, daß bei ihnen die Haftung des Staats auf Grund des Code civil trotz des Inkrafttretens des Bürgerlichen Gesetzbuchs bestehen geblieben ist. Es ist nämlich Artikel 1384 des Code civil ausdrücklich aufrecht erhalten worden, soweit derselbe auf die Haftung des Staates, der Gemeinden und anderer Kommunalverbände für den von ihren Beamten in Ausübung der diesen anvertrauten öffentlichen Gewalt zugefügten Schaden Anwendung findet. In den Gebieten des früheren gemeinen Rechts und des Allgemeinen Landrechts besteht dagegen nach der herrschenden Ansicht eine solche Haftung nicht. Das Reichsgericht hat wiederholt für beide Rechtsgebiete entschieden, daß der Satz von der allgemeinen Haftung des Staats für den Schaden, welchen seine Beamten durch rechtswidrige Handlungen einem Dritten zugefügt haben, als ein bestehender Rechtssatz nicht anzuerkennen sei. Allerdings sei es richtig, daß in der Praxis und Doktrin des gemeinen Rechts hie und da dieser Satz aufgestellt worden sei. Allein es fehle ihm an einer bestimmten positiven Grundlage und von einem Gewohnheitsrecht könne überall nicht die Rede sein, da diese Frage von jeher äußerst bestritten gewesen und bis zur Gegenwart in Theorie und Praxis auch entgegengesetzte Ansichten sich geltend gemacht hätten. Die für die unbedingte wie für eine beschränkte Haftung des Staats aus rechtswidrigen Handlungen seiner Beamten angeführten, vorzugsweise aus allgemeinen staatsrechtlichen Erwägungen entnommenen Gründe könnten nicht für geeignet gehalten werden, den Nachweis zu liefern, daß jene Sätze im positiven Recht, welches der Richter in Anwendung zu bringen habe, beständen. Eine Ausnahme hat die Praxis nur für diejenigen Fälle anerkannt, in welchen der Schaden durch ein Willensorgan des Staats verübt worden ist, dessen Handlungen als eigene Handlungen des Staates angesehen werden. Als solche gelten aber die gewöhnlichen Beamten nicht und ist dies vom Reichsgericht ausdrücklich festgestellt worden, z. B. für staatlich angestellte Baumeister, Gerichtsvollzieher, Bahnwärter.

Ueberschaut man die moderne Rechtsentwicklung, faßt man insbesondere ins Auge, wie ein nicht unbedeutender Theil der deutschen Staaten schon jetzt die Haftpflicht des Staates und der Gemeinden ausdrücklich anerkannt hat, so kann man nicht leugnen, daß die Entwicklung auf eine Feststellung der Haftung hindrängt. Freilich hat das Bürgerliche Gesetzbuch die Haftung der Beamten selbst für ihre rechtswidrigen Amtshandlungen in einer angemessenen Weise geregelt. Aber diese Vorschriften sind eben in zahlreichen Fällen unzulänglich, da es der Haftpflicht auf der Seite der in Anspruch genommenen Beamten an der erforderlichen materiellen Unterlage fehlt, namentlich wo es sich um Versehen der unteren Instanzen handelt. Deshalb soll eben der Staat eintreten für den durch seine amtlichen Einrichtungen hervorgerufenen Schaden. In dem Falle, von welchem wir bei dieser Betrachtung ausgegangen sind, hat der Staat die Beschlagnahme der Bilder verfügt. Es erscheint nun dem allgemeinen Rechtsgefühl nichts natürlicher, als daß der Staat auch dafür aufkommen muß, daß im Fall einer ungerechtfertigten Beschlagnahme die in Verwahrung genommenen Gegenstände dem Eigenthümer unbeschädigt wieder ausgeliefert werden.

Der Staat kann seine Funktionen nicht erfüllen, ohne seine Beamten mit einem reichen Maße von Befugnissen auszustatten und auf der anderen Seite von seinen Unterthanen Gehorsam gegenüber den Anordnungen der Beamten zu fordern. Wenn dann aber der Beamte die ihm vom Staate verliehene Amtsgewalt mißbraucht, so ist es eine Rechtspflicht, daß der Staat, welcher den Beamten überhaupt in die Möglichkeit versetzt hat, derartig vorzugehen, für den entstehenden Schaden aufkommt. Dabei darf man nicht übersehen, daß der Staat an die Unterwerfung des Publikums unter die Anordnungen seiner Beamten sehr weitgehende Anforderungen stellt. Dies lehrt schon ein Blick in die reichsgerichtliche Judikatur über den Widerstand gegen die Staatsgewalt. Allerdings liegt ein strafbarer Widerstand nicht vor, wenn der Beamte sich nicht in rechtmäßiger Ausübung des Amtes befindet. Aber die Amtsausübung wird nicht dann schon eine unrechtmäßige, wenn die Entscheidung im einzelnen Fall in das Ermessen des Beamten gestellt ist und der Beamte sein Ermessen in direkt zweckwidriger Weise hat walten lassen. Ferner wird nach feststehender Rechtsprechung des Reichsgerichts die Rechtmäßigkeit der Amtsausübung bei Vollstreckung einer höheren Anordnung so wenig wie durch die Angemessenheit, Zweckmäßigkeit, Opportunität der Maßregel, ebenso auch nicht durch die Gesetzlichkeit der Maßregel bedingt. Wenn also der Beamte von einer vorgesetzten Behörde, welcher er folgen muß, einen ungesetzlichen Befehl erhält, so muß der Dritte demselben unweigerlich folgen, und macht er sich anderenfalls nach der Judikatur des Reichsgerichts des strafbaren Widerstandes schuldig. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß als Voraussetzung des Vergehens des Widerstands gegen die Staatsgewalt nicht gefordert wird, daß der Dritte gewußt hat, der Beamte habe sich in rechtmäßiger Ausübung des Amtes befunden.

Schon an diesen wenigen Beispielen kann man erkennen, welche hohen Anforderungen der Staat an die Folgsamkeit seiner Unterthanen stellt. Unter solchen Umständen ist es eine Forderung der Gerechtigkeit, daß der Staat auch für den Schaden einsteht, wenn der von ihm in so weitgehendem Maße geschützte Beamte seine Amtsgewalt mißbraucht. Es kommt hinzu, daß auch im Privatrecht die allgemeine Rechtsentwicklung immer mehr dahin geht, die Haftbarkeit des Geschäftsherrn für seine Angestellten anzuerkennen. Auch unser Bürgerliches Gesetzbuch hat in dieser Beziehung gegenüber dem früher im größten Theil Deutschlands geltenden Recht einen gewissen Fortschritt gebracht, wenngleich es noch längst nicht an die strenge Haftung des Code civil heranreicht. Es hat bei kontraktlichen Verhältnissen die unbedingte Haftbarkeit des Schuldners für die Personen, deren er sich zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten bedient, ausgesprochen, und es hat bei außerkontraktlichen Verhältnissen den Geschäftsherrn als haftbar für seine Angestellten erklärt, aber ihm gestattet, durch den Nachweis der genügenden Sorgfalt bei Auswahl der bestellten Personen seine Haftung auszuschließen.

Die Gründe, welche gegen die Einführung der Haftung des Staats für die Versehen seiner Beamten geltend gemacht werden, und welche auch im Reichstag seitens der Regierungsvertreter hervorgehoben worden sind, sind denn auch weniger Rechtsgründe, als solche der Opportunität. Die Verhältnisse in den verschiedenen Ressorts, so wurde ausgeführt, seien verschieden. Die Stellung der höheren und der unteren Beamten verlange in dieser Sache Berücksichtigung. Die Gemeinde könnte nicht für einen Nacht-

*) Baden (Art. 5 des Gesetzes vom 17. Juni 1899), Elsaß-Lothringen (§ 40 des Gesetzes vom 17. April 1899) Hessen (Art. 78 des Gesetzes vom 17. Juli 1899) die beiden Fürstenthümer Reuß (§ 69 des Gesetzes vom 26. Oktober 1899; § 48 des Gesetzes vom 10. August 1899), Sachsen-Koburg-Gotha (Art. 18 § 1 des Gesetzes vom 20. November 1899), Sachsen-Weimar-Eisenach (§ 91 des Gesetzes vom 5. April 1899), Schwarzburg-Sondershausen (Art. 19 § 1 des Gesetzes vom 19. Juli 1899) und Württemberg (Art. 202 des Gesetzes vom 28. Juli 1899).

wächter und für eine leitende Magistratsperson, der Staat nicht für einen mit mechanischen Dienstleistungen betrauten Unterbeamten und für den Chef eines Verwaltungsressorts in gleicher Weise haftbar gemacht werden. Wenn für jedes Versehen eines Gemeindewächters, auf das z. B. ein Diebstahl sich zurückführen lasse, oder für jedes Versehen eines technischen Beamten, z. B. eines Fleischbeschauers, welcher ein trichinöses Schwein, an dessen Konsum sich später schwere Folgen knüpfen, habe passiren lassen, eine Haftung der Gemeinde eintreten würde, so könnte das, namentlich bei schwächeren Gemeinden, zu unerträglichen Belastungen führen.

Aber an sich liegt ein rechtlicher Grund für diese Unterscheidung zwischen den verschiedenen Beamtenkategorien nicht im mindesten vor. Es mag sein, daß gewisse Beamte, namentlich technische, eher in die Gefahr kommen, Dritten Schaden zuzufügen, als andere. Aber dadurch entsteht doch für den Staat kein Recht, die an sich begründete Entschädigungspflicht abzulehnen. Kann sich doch der Staat genügend sichern, indem er die Anforderungen an die Vorbildung seiner Beamten entsprechend einrichtet. Und es läßt sich doch gewiß nicht leugnen, daß der Staat, wie auch die Gemeinden bei der Auswahl ihrer Beamten in gewisser Beziehung wählerisch vorgehen. Jedenfalls ist es sehr viel richtiger, daß nach dieser Richtung die Anforderungen noch mehr verschärft werden, als daß aus diesem Grunde die Haftung des Staats und der Gemeinden für ihre Beamten ausgeschlossen bleibt.

Ebenso wenig darf aber die etwaige finanzielle Belastung ins Feld geführt werden, wo es sich um eine Forderung der Gerechtigkeit handelt. Besteht eine solche Forderung, so müssen eben Staat und Gemeinden die finanziellen Folgen tragen, wobei hinsichtlich der vorgeschobenen schwächeren Gemeinden auf die Vortheile des Versicherungswesens hinzuweisen ist, welches das finanzielle Risiko jedenfalls sehr erheblich ermäßigen wird. Aber es muß auch geleugnet werden, daß die finanzielle Belastung eine so überaus bedeutende sein wird, falls die Haftung des Staats und der Gemeinden für Amtsvergehen eingeführt würde. Gewiß wird diese Neuerung finanzielle Folgen haben. Denn andernfalls würde man sie nicht so dringend herbeiwünschen. Aber daß diese Folgen nicht unerschwinglich sein werden, beweist vor allem die Thatsache, daß man im früheren Gebiet des Code civil, wo die Haftung schon länger besteht, Klagen über die Unerschwinglichkeit dieser Last nie gehört hat. Dafür, daß im übrigen Deutschland die Verhältnisse ungünstiger liegen als am linken Rheinufer, ist irgend ein Anhaltspunkt nicht gegeben. Als ein Indiz gegen eine allzu große Belastung muß aber auch die Thatsache angeführt werden, daß die Fälle, in denen Beamte wegen solcher Vergehen persönlich angefaßt werden, in der Rechtspflege zu den großen Seltenheiten gehören. Dies findet seine Erklärung gewiß nicht allein darin, daß der materielle Erfolg für den Kläger in vielen Fällen kein bedeutender zu sein verspricht; denn es kommt doch auch vor, daß Beamte in der Lage sind, persönlich für den Ersatz des Schadens aufzukommen.

Jedenfalls ist es dringend wünschenswerth, daß diese Frage jetzt bald gesetzlich geregelt wird. Läßt die preußische Regierung ihren Widerspruch gegen die Haftung des Staats und der Gemeinden für die Amtsvergehen ihrer Beamten fallen, und es ist in der letzten Zeit wiederholt die Rede davon gewesen, dann erscheint es am Platze, nachdem Süddeutschland und ein Theil der thüringischen Staaten bereits vorangegangen ist, diese Frage für das ganze Gebiet des Deutschen Reiches einheitlich durch ein Reichsgesetz zu regeln. Damit hilft man den dann noch übrig bleibenden Bundesstaaten schnell über die etwa noch vorhandenen Bedenken hinweg.

Hamburg. A. Nöldeke.

Ist England im Verfall?

Seinen Feinden mag man schmeicheln, seinen Freunden ist man Wahrheit schuldig!

England reibt sich die Augen und fragt seit einiger Zeit verwundert, wie es kommt, daß man im geschäftlichen Leben Englands jetzt allenthalben Amerikanern und amerikanischen Produkten begegnet. Englische Zeitungen sprechen von der amerikanischen Invasion, wie man einst vom schwarzen Schrecken gesprochen hat. Ich will dieses umfangreiche Thema nicht theoretisch eingehend erörtern; ich will nur einige kleine Begebenheiten, auf Grund persönlicher Wahrnehmungen, mittheilen, die vielleicht einiges zu denken geben.

Seit geraumer Zeit bin ich von der Besorgniß erfüllt, daß es mit England bergab geht; und wenn nicht ein Wunder geschieht, so fürchte ich, wird England das Schicksal jenes spanischen Weltreiches theilen, in dem einst auch die Sonne nicht unterging.

Eine Kleinigkeit: man will sich in London einen Anzug machen lassen, geht zu einem Schneider erster Klasse und läßt sich in der umständlichsten Weise Maß nehmen. Der Stoff ist ausgezeichnet, der Preis mäßig im Vergleich zu Newyork. Man wird gebeten, in drei Tagen zur ersten Anprobe wieder zu kommen. Man erscheint zur festgesetzten Zeit, findet, daß der Anzug nur lose zusammengeheftet ist, und daß der Sitz nur sehr ungenau paßt. Die Heftfäden werden aufgerissen und der Anzug neu abgesteckt. Der Schneider äußert nicht die geringste Ueberraschung darüber, daß das Werk bisher mißglückt ist. Nach längerer Zeit kommt man wieder zu einer neuen Anprobe. Die Aermel sind einen Zoll zu lang, der Kragen so weit, daß er für ein Pferd passen würde, der Rock ist über der Brust viel zu eng und über der Hüfte so weit, als ob es sich um einen Mann mit einem Schmerbauch handelte. Man fragt den Schneider, ob er sich auch nicht in den Maßen versehen hätte; er bestreitet es und fängt aufs neue an, mit Kreide und Stecknadeln auf dem Anzug herumzuarbeiten. Der Kunde wird ungeduldig, und nur wenn er philosophische Anlagen hat, setzt er das Experiment fort in stiller Verwunderung, wie ein Etablissement Erfolg haben kann, das wegen eines einzigen Anzuges so viel Zeit vergeudet. Nach mehreren Tagen erscheint man abermals, um sich davon zu überzeugen, daß der Rock unter dem Arm drückt, und daß der Rücken voller Falten ist, so daß man sich schämen würde, in einem solchen Anzuge zu erscheinen. Der unermüdliche Schneider greift wieder zu Kreide und Nadeln; aber jetzt hat der Kunde die Sache satt und will nicht mehr Zeit auf das Kunstwerk des Meisters von der Scheere verwenden. Ein Schriftsteller von einigem Ruf kann in der Zeit, die er in London mit der Anprobe eines Anzuges verthut, 20 Pfund Sterling verdienen. Das Opfer der Londoner Schneiderkunst packt deshalb lieber die schlecht sitzenden Kleider in seinen Koffer, trägt sie ein oder zwei Mal an Bord des Ozeandampfers, um wenigstens zu verhindern, daß er bei der Ankunft in Newyork für das nagelneue Gewand auch noch Zoll zu bezahlen hat, und sucht sich dann sobald als möglich einen armen Verwandten aus, dem er das mißglückte Opus zum Geschenk machen kann. Dies ist kein isolirt dastehender Fall. Ich habe bei meinen englischen Freunden über diesen Gegenstand eine Umfrage gehalten, und sie theilten mir mit, daß man bei den meisten Londoner Schneidern derartige Erfahrungen machen könne.

In Deutschland ist man in dieser Beziehung weit besser daran. Ich war in Berlin in gleicher Lage wie in London und erhielt einen Anzug mit vollkommenem Sitz, nach Maß gearbeitet, in 36 Stunden. Dabei ist der Preis in Berlin ungefähr derselbe, und was die Façon anlangt, so stellt ein intelligenter deutscher Schneider einen „englischen“ Anzug mit derselben Gewandtheit her wie irgend eine andere Façon.

Nun zu einer anderen britischen Spezialität, dem Eisenbahndienst. England hat heute den kostspieligsten, langsamsten und unreinlichsten Eisenbahnverkehr unter allen civilisirten Staaten der Welt. In jeder Beziehung ist ihm der Eisenbahndienst der Vereinigten Staaten überlegen; aber auch in Deutschland, ja selbst in Frankreich reist man heute rascher, billiger und reinlicher. Es geht keine Woche vorüber, daß ich nicht, um Landluft zu genießen, London verlasse, und wenn ich einmal einen Zug antreffe, der seinen Bestimmungsort rechtzeitig erreicht, so streiche ich den Tag, an dem mir das passirt, im Kalender roth an. Es gibt ein paar Züge, die nach englischen Begriffen rasch fahren und leidlich komfortable sind. Der Regel nach aber ist der Engländer schon zufrieden, wenn er in ziemlich schmierigen und im Winter nicht geheizten Wagen 40 km per Stunde fährt. Dabei ist es eine Seltenheit, daß die Züge pünktlich abgehen und ankommen. Die Ueberfüllung der Wagen dagegen ist eher die Regel als die Ausnahme. Ich habe es oft genug erlebt, daß Passagiere während der ganzen Fahrt im Wagen stehen mußten, obgleich sie doch für einen Sitzplatz bezahlt hatten. Nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, reist man in einem Wagen dritter Klasse in Deutschland in Schnellzügen, z. B. auf der Strecke von Berlin nach Hamburg oder nach Frankfurt oder nach Köln bequemer und rascher als in einem Wagen erster Klasse in England, wobei man etwa das Vier- bis Fünffache zu bezahlen hat.

Nicht besser steht es mit den Dampfern in diesem Lande, das sich „Beherrscherin der Meere“ nennt. Es verkehrt an der ganzen englischen Küste kaum ein einziger Passagierdampfer britischer Flagge, den man in den Vereinigten Staaten für geeignet zur Beförderung des besseren Publikums halten würde. Ein Badezimmer ist in der Regel ganz unbekannt. Es fehlt an Kissen, selbst an Ueberzügen, von Privatkabinen garnicht zu reden. Man muthet den Passagieren zu, auf den Bänken der Kajüte über der Schraube zu kampiren, und setzt ihnen, wenn sie überhaupt etwas zu essen bekommen, eine Nahrung vor, die auf einem atlantischen Dampfer von den Passagieren dritter Klasse abgelehnt werden würde. Nun könnte man ja meinen, daß, wenn das Gebotene auch schlecht sei, so sei es wenigstens billig; aber auch das ist nicht zutreffend. Im Gegentheil, man bezahlt mehr als anderswo unter ähnlichen Verhältnissen. Man würde sich ja nicht beklagen, wenn es sich um den Schiffsverkehr im karaïbischen Meere oder im malayischen Archipel oder in der Levante handelte; aber ich spreche hier von dem regulären Dampferverkehr der besten englischen Gesellschaften zwischen London, Southampton u. s. w. nach den frequentirtesten Häfen des eigenen Landes und des europäischen Kontinents.

Was sodann den transatlantischen Verkehr anbetrifft, so tritt England immer weiter hinter Deutschland zurück, sowohl an Schnelligkeit und Größe der Dampfer wie auch insbesondere an Komfort. Was vom transatlantischen Verkehr gilt, gilt noch in viel höherem Grade von dem Dampferverkehr nach Afrika, Australien und Ostasien. Die deutschen Linien werden aus sehr begreiflichen Gründen mehr und mehr den englischen vorgezogen. Auf britischen Dampfern, die nach dem Kap gehen, ist die Verpflegung so miserabel, daß, wer es irgendwie vermeiden kann, sich nicht zum zweiten Male einem englischen Afrikadampfer anvertraut. Im Verkehr mit China zieht der erfahrene Reisende deutsche, französische, ja selbst japanische Schiffe den britischen Dampfern vor. Der Deutsche studirt die Bedürfnisse seiner Passagiere, der Brite ist in dieser Beziehung ganz gleichgiltig. Die P. & O., eine beträchtlich subventionirte britische Linie nach dem fernen Osten, berechnet 6 Pence für ein Glas Limonade; auf deutschen Dampfern wird Limonade umsonst wie Eiswasser gereicht. Die englischen Schiffe bieten keine Gelegenheit, Wäsche reinigen zu lassen auf einer Reise, die fünf bis acht Wochen dauert; deutsche Linien haben auf jedem Schiff eine vortreffliche chinesische Wäscherei, ein Komfort, der zwischen den Tropen garnicht hoch genug zu veranschlagen ist.

Diese Liste englischer Unzulänglichkeiten könnte beliebig verlängert werden. Die Engländer scheinen es verlernt zu haben, sich den Anforderungen der modernen Zeit rasch anzupassen. Sie leitartikeln fortgesetzt über die deutsche und die amerikanische Konkurrenz, aber sie wollen nicht einsehen, daß ihre Hauptkonkurrenten es gelernt haben, das besser zu machen, was in England schlecht gemacht wird.

Heutigen Tages spielt unter den Quellen des Nationaleinkommens auch der Fremdenverkehr keine geringe Rolle. Um Kinder besser erziehen zu lassen, aus Gesundheitsgründen oder zum Vergnügen werden fremde Länder aufgesucht. Es gab eine Zeit, wo der Fremdenstrom sich in starker Weise England zuwandte; aber England hat nichts gethan, um diese Bewegung zu ermuntern; weniger als nichts. Die englischen Hôtels sind in der ganzen Welt berüchtigt wegen ihrer Mangelhaftigkeit und Kostspieligkeit. Die von außen so poetisch aussehenden ländlichen Gasthäuser, deren Außenseite Künstler und Photographen entzückt, erweisen sich bei näherer Bekanntschaft als Trinklokale, in denen der Fußgänger oder Radfahrer, wenn er Glück hat, eine mangelhaft gekochte Mahlzeit, ein elendes Bett und die Bedienung einer Schenkmamsell findet, die sehr unwillig ist, wenn der Gast etwas anderes als Bier oder Whisky verlangt. In den größeren Hôtels findet man in der Regel deutsche Kellner, eine ödes Speisezimmer und einen Eigenthümer, der viel zu großartig ist, um sich selbst um den Komfort seiner Gäste zu bemühen. Man erfährt in der Regel von seiner Existenz erst etwas, wenn man die Rechnung zu bezahlen hat. Und diese Rechnungen sind gepfeffert. Ich habe auf diesem Gebiete eine sehr ausgedehnte Erfahrung; aber selbst in Griechenland habe ich keine solche Uebervortheilung in Hôtels gefunden wie in England. Nicht bloß, daß man Zimmer und Speisen enorm hoch bezahlen muß, wird auch Service, Licht, Bad, Heizung extra berechnet. Durchweg bezahlt man per Tag in einem kleinen schäbigen, ländlichen Hôtel bei miserablen Speisen, ungenügender Bedienung und schlechten Betten so viel wie in einem guten Hôtel in amerikanischen Städten, wie Springfield in Massachusetts, oder wie in den besten Hôtels in der Schweiz oder in Deutschland. Dem Amerikaner wird es bei einer Reise durch England auch durchaus verständlich, weshalb der unvergleichliche Bädeker so selten ein englisches Hôtel mit einem Stern bezeichnet.

Ich verzeichne diese Erfahrungen, die ich in England gemacht habe, mit besonderem Unbehagen, da ich gewohnt bin an jedem Sonnabend mit dem Ranzen auf dem Rücken auf ein oder zwei Tage die Nebenwege in diesem schönen Lande aufzusuchen. Ich habe keine Zeit, mich mit dem Wirth herumzustreiten und zahle deshalb am nächsten Morgen geduldig meine Rechnung. Wenn ich dabei mit 20 Mark per Tag fortkomme, so bin ich überrascht und sehr zufrieden. In Deutschland habe ich selten etwas zu klagen gehabt. Ich wurde in den Hôtels aufmerksam behandelt, die Speisen sind meist recht gut, der Wirth bekümmert sich in der Regel persönlich um seine Gäste, und wenn ich meine Rechnung zu bezahlen habe, so ist dieselbe nicht so hoch, um mir den Wunsch zu verleiden, bald wiederzukommen.

Was soll mit all diesen kleinen und, wenn man will, kleinlichen Erfahrungen bewiesen werden?

Ich habe nicht die geringste Neigung, England ungerechtfertigter Weise schlecht zu machen; ich möchte dagegen die Engländer auf die Thatsache aufmerksam machen, daß sie Tausende und Abertausende von Fremden, die froh sein würden, auf dieser reizenden Insel ihre Ferien zuzubringen, geradezu abstoßen.

Und das, was in den kleinen Dingen des Lebens sich vor unseren Augen abspielt, sollte das nicht auch einen Fingerzeig dafür bieten, weshalb England ökonomisch und politisch zurückkommt? Schließlich ist alles aus denselben Ursachen zu erklären: die schlimme Kriegführung in Südafrika und die Abwesenheit des elektrischen Lichtes in den Straßen von London, die schlampige englische Knaben-

erziehung und die elende Wasserversorgung der großen englischen Metropole. Bei jedem Schritt werden wir peinlich daran erinnert, daß große Nationen zu sinken beginnen, sobald sie aufhören, von anderen zu lernen.

Poultney Bigelow.

Die Sprache und ihr Richter.

Alexander v. Humboldt schildert einmal den furchtbaren Eindruck, den ein Erdbeben in jeder Seele hinterläßt. Was bisher als das Festeste galt, ist plötzlich erschüttert worden: der Erdboden, der uns trug, scheint treulos, ein Verräther. Zitternd schreiten wir einher, wie durch Flammen, wie über brechende Brücken. Das Gefühl der sichern Unterlage aller Existenz ist zerstört — bis leise, langsam doch wieder der Glaube an den unentbehrlichen Träger aller Lebewesen zurückkehrt.

Ein ähnliches Gefühl mag manchen durchbeben, der Fritz Mauthner's „Beiträge zu einer Kritik der Sprache"*) in die Hand nimmt.

Bis heut lebte er ruhig dahin in dem naiven Glauben an die Zuverlässigkeit der menschlichen Sprache. Er wußte wohl, daß das Wort zuweilen versagt, daß es Stimmungen, Eindrücke, Thatsachen gibt, die sich nicht ausdrücken lassen; auch daß die menschliche Rede täuschen kann gegen alle Absicht des Sprechenden. Wir kennen ja alle die Gefahr, die alte, entwerthete Ausdrücke in sich tragen. Wir wissen, daß die Wendung: „die Sonne geht unter" noch heut ein Kind in falsche, seit Jahrhunderten überwundene Vorstellungen zurückversetzt. Wir sind uns nur zu genau bewußt, welches Unheil Schlagworte wie „Legitimität" oder „Freiheit", „rechter Glaube" oder „nöthige Strenge" schon angerichtet haben. Aber dennoch —. Wir wissen ja auch, daß es auf dem Erdboden Morast gibt, wo der Fuß einsinkt, und tückisch täuschende Schneespalten, und plötzlich auftauchende Abgründe — wer zweifelt deshalb an der Zuverlässigkeit, mit der uns die Erde sonst trägt?

Und nun kommt ein Mann, der in leidenschaftlichem Ringen um die Wahrheit zum Todfeind der Sprache geworden ist — der Sprache, die sonst als Leuchte der Erkenntniß gefeiert wird! Er aber sieht in ihr die große Betrügerin, die uns um Wissen und Sicherheit und Glück und Ehrlichkeit bringt. In Jahrzehnten heißen Kampfes hat er sich mit ihr auseinandergesetzt, und je fester er ihr ins Auge blickte, desto mehr verstärkte sich sein Ingrimm. Während er Tagesarbeit leistete — die freilich oft genug sich über den Tag erhob — und während er eigene Werke schuf, blieb sein Auge im Geheimen mit unerbittlicher Festigkeit auf dies Eine Problem geheftet. Er suchte die Feindin Sprache in alle Schlupfwege zu verfolgen, ihr jede Ausrede zu verlegen. Und nun erscheint der erste Theil dieser großen Anklageschrift und sucht die Böse ganz zu entlarven. Nirgends gebe sie festen, zuverlässigen Boden; zweideutig sei jedes ihrer Worte. Hohle Phantasmata reiche die Lügnerin statt der Thatsachen, mythologische Schemen statt der Realität. Indem sie sich eindrängt zwischen den Menschen und die Wirklichkeit, schließe sie uns ab und trenne uns von dem wahren großen Leben. Wo zwei zusammenstehen, da sei sie auch unter ihnen und mache beide einsam, indem sie jedes wirkliche Verständniß unterbinde. Und — von allem das Schlimmste! — diese dämonische Intrigantin halte uns doch so fest in ihren Klammern, daß wir nicht entrinnen können und ihre Sklaven bleiben, selbst da wir sie richten!

Das Buch liest sich wie ein Lehrgedicht der großen alten didaktischen Zeit. Die tiefe Leidenschaft des Verfassers läßt nirgends Ermüdung, nirgends Abspannung aufkommen. Mit ganzer Seele ist er bei seinem großen Gedicht de natura rerum et linguae. Bald verspottet er die Gehaßte und gefällt uns in diesen Partien wohl am wenigsten, wo er oft allzu geistreich ist und etwa mit der Lieblingsschelte vom Esel (z. B. S. 83, 87, 99) Mißbrauch treibt. Bald entladt sich sein Groll in fast fanatisch hervorgesprudelten Anklagereden (wie S. 82, 5/7, 615). Da spricht dann der begeisterte Feind und Verächter alles Pfaffenthums fast wie ein orthodoxer Prediger, der die Nichtigkeit der Vernunft verkündet: „Begriffe und Worte sind die unfruchtbaren Eunuchen, welche den Harem der Natur für den Sultan der Natur, den Menschen bewachen, die Odalisken waschen, schmücken und singen lehren, aufgedunsene quickende Eunuchen" . . . (S. 593). Ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein bischen anderen Worten.

Wieder an anderen Stellen geht er, wie Lucrez, in ernste sachliche Prüfung ein, vertieft sich in Einzeluntersuchungen, kritisirt mit erfreulicher Vorurtheilslosigkeit und deduzirt. Oder er erzählt von eigenen Erfahrungen, läßt wie ein buntes Band ein Stück algierischer Landschaft vor unseren Augen auftauchen, bringt uns in die Kinderstube oder führt uns zu Spinoza, Goethe, Nietzsche. Zuweilen steigert sich dann auch die Unabhängigkeit fast bis zum Hochmuth. Gar zu gern schilt er andere, daß sie Gedanken „nicht zu Ende gedacht"; bei Nietzsche hält er das (S. 332) gar für eine gewohnheitsmäßige Sünde. Was heißt denn aber einen „Gedanken zu Ende denken?" Kann er nicht immer noch weiter geführt werden? setzt nicht Mauthner hier einfach, was für ihn „zufällig" der Abschluß einer Gedankenkette ist, kühn als objektives Ende? So ist er auch sonst im Abthun leicht allzu rasch, erhebt etwa gegen den amerikanischen Linguisten Whitney (den ich als Sprachphilosophen gewiß nicht hoch stelle) eine unhaltbare Anklage (S. 66) und ereifert sich mehr, als einem Skeptiker ziemt, über du Bois-Reymond's „Ignorabimus" (S. 265) — dem er ja doch ein neues Ignorabimus zur Seite stellt.

Aber in all dem fühlt man einen ganzen Menschen, dem es ernst um die Sache ist, und das allein schon gebietet Respekt. Und es ist ein Mann, der für seine Riesenaufgabe nicht gewöhnliche Kräfte mitbringt. Voll ist er sich der Widersprüche bewußt, in die dieser Kampf führen muß: gegen die Sprache kämpfen und doch mit ihren Mitteln (S. 1 f.); eine Psychologie aufbauen wollen, obwohl er die „Unmöglichkeit der Psychologie" (S. 219) anerkennt; die Metaphern und Abstraktionen der Sprache mit dem Anblick der Wirklichkeit beschämen, obwohl wir nur mit ein paar kümmerlichen „Zufallssinnen" an die Wirklichkeit herankommen. Aber daß er sich dessen bewußt ist, macht ihn doppelt gerüstet. Er bringt aus dem vieljährigen Ringen eine große Sachkenntniß mit; eine außergewöhnliche Schärfe der Kritik hat sein Tagesberuf in ihm noch gefördert; in der Kunst einer freien und doch fördernden Gliederung hat der Sprachkritiker bei den Romanschriftstellern in die Schule gehen können. Vor allem: nirgends verleugnet sich ein fest auf das Wesentliche gerichteter Wille zu verstehen — die wichtigste, und wohl leider auch die seltenste Gabe des Kritikers.

Wir können auf dies Werk wohl stolz sein. Wie wird bei uns auf die Presse gescholten! und es ist wohl auch nicht zu leugnen, daß im Großen und Ganzen der deutsche Journalist nicht auf gleicher Höhe steht mit dem Frankreichs oder Englands — im Großen und Ganzen; sehr rühmliche Ausnahmen kennen wir alle. Aber wenn wir nun den Verfasser dieses Buches als einen Vertreter dieses Standes präsentiren, wie wir es dürfen — denn als Tagesschriftsteller hat er sich die Stellung errungen, die er inne hat —, so mögen wir wohl fragen: wo ist in dem ausländischen Journalismus unserer Zeit dieser leidenschaftliche Ernst, diese wissenschaftliche Bildung, diese andauernde Kraft des Forschens zu finden? Und wir können die Hochmüthigen unter den Akademikern und sonstigen Fachleuten fragen: wie viel unter euch beherrschen die Sprache so,

*) Erster Band: Sprache und Psychologie. Stuttgart 1901, Cotta. Soeben ist auch der zweite Band: Zur Sprachwissenschaft, erschienen.

daß sie diese Probleme in solcher Form behandeln könnten?

Aber mit all dem ist Mauthner schwerlich gedient. Das ist gerade das Beste an dem Werk, daß man fühlt: auf ein Lob der Form kommt es dem Verfasser gar nicht an. Er will die Sache. Mag man seine Darstellung schelten — wie denn auch wir einiges nicht nach unserem Geschmack fanden —, wenn man ihm nur im Kern seiner Entscheidungen recht gibt. Kann man das? Ich fürchte — oder auch ich hoffe: nein.

Zunächst geht er sicherlich viel zu weit in dem Urtheil über die allgemeine Zweideutigkeit und Unzuverlässigkeit der Sprache. Mauthner übersieht, daß es eine Anzahl von „Wörtern" gibt, die völlig klar und unzweideutig sind und bleiben Sie zerfallen in zwei Klassen. Einige sind absolut unzweideutig, d. h. wo immer sie angewandt werden, haben sie eine völlig sichere und einfache Bedeutung. Dahin gehören vor allem die Zahlworte, bei denen Mauthner sogar gelegentlich (S. 19 f.) selbst darauf hinweist. Drei ist unter allen Umständen ein und dasselbe, ob wir es poetisch oder prosaisch, ob wir es auf Aepfel oder Leidenschaften beziehen; und hundert oder tausend gerade so. Daß Mauthner sehr treffend bemerkt, Ziffern seien keine Begriffe (S. 591), ändert nichts an der Thatsache, daß sie Worte sind und zwar ganz eindeutige Worte. Das Gleiche gilt von „rechts" und „links", von gewissen Pronominibus: „dieser" hebt stets und überall etwas Einzelnes in nicht mißzuverstehender Weise heraus. Nun ist es vollkommen richtig, daß alle diese Worte einer deckenden Definition nicht fähig sind; verständlich sind sie eben nur in der einzelnen Anwendung, dann aber hinterlassen sie auch gar keinen Zweifel. Sie sind gar nicht von den Objekten loszulösen. Eine Dreiheit ohne Benennung gibt es nicht; „dieser" fordert eine (wirkliche oder symbolische) Geste, einen begleitenden Fingerzeig. Ganz richtig; wer aber gibt Mauthner das Recht, die Klarheit eines Wortes mit seiner Definirbarkeit zusammenzuwerfen? Muß die Sprache unrecht haben, wenn sie unzweideutige Mittel gibt, weil das Denken die unberechtigte Forderung stellt, das lebendige Wort auf eine Formel bringen zu wollen? Mir sitzt ein Rock wie angegossen: darf ich dem Schneider die Zahlung verweigern, weil der Rock sich in zahllose Falten legt, sobald ich ihn an den Nagel hänge? — Die zweite Klasse gibt nur relativ unzweideutigen Sinn. Wenn ich zwei Säcke vor mir habe, und den einen als den unteren oder den vorderen, den größeren oder den schwereren bezeichne, so ist jeder Zweifel ausgeschlossen: alle diese Worte sind hier nur in Einer Bedeutung zu verstehen, und zwar in ganz derselben, die in jedem derartigen Fall sich von selbst versteht.

Nun ist aber ganz richtig, daß diese paar unzweideutigen „Orientirungsworte" wirklich eine verschwindende Minorität in dem Meer der Worte bilden, und daß wir mit vollem Recht an ihres Gleichen am wenigsten denken, wenn wir von den Mitteln der Sprache reden. Die ungeheure Mehrzahl aller Worte ist mehrdeutig, vieldeutig und bleibt das selbst in jeder einzelnen, in jeder speziellsten Anwendung.

Mauthner führt — in einer uns nicht eben glücklich scheinenden Weise — den Anfang des schönen Goethischen Mondliedes als Beleg an. Aber hier gerade zeigen sich auch die Schwächen seiner Beweisführung. Wenn der Dichter singt;

> Füllest wieder Busch und Thal
> Still mit Nebelglanz —

so ist es hierfür in der That völlig gleichgiltig, ob das Wort „füllen" bei der gefüllten Nelke oder dem gefüllten Suppenteller einen anderen Sinn hat, oder ob es gar im Französischen „lecken" bedeutet; in Goethe's Versen handelt es sich eben um Nelke oder Suppe schlechtweg nicht. Es ist danach hier so wenig zu fragen, wie ich etwa einen Arzt, der zu einer Konsultation kommt, frage, ob er als Staatsbürger, Familienvater oder Arzt erschienen sei: er ist das alles, ist aber in diesem Augenblick schlechterdings nur Arzt.

Und damit kommen wir zu einem Hauptpunkt. Ganz zweifelnd wie eine schier unfaßbare neue Wahrheit wirft Mauthner (S. 85) die Frage auf, ob der Satz nicht früher sei als das Wort. Aber das ist er zweifellos, und das ist für die Sprachforscher großentheils längst eine anerkannte Wahrheit, und das ändert eben die gesammte Sprachanschauung fundamental und entzieht vielen Partien von Mauthner's scharfer Sprachkritik den Boden ganz und gar! (Im zweiten Bande bekennt er sich allerdings nachdrücklich zu dieser sicher richtigen Anschauung und verdichtet sie (2,288) zu der Formel: „Im Anfang war der Satz"; aber im ersten trägt er ihr nirgends Rechnung und operirt nur mit den isolirten Worten.) Wundt's etwa gleichzeitig erschienenes großes Werk „Völkerpsychologie" hat selbst in der Gebärdensprache siegreich den Satz als das Ursprüngliche und Herrschende nachgewiesen — es ist dies eine der wenigen originellen Partien seines klugen und klaren, aber wenig anregenden Buches. Wie viel mehr gilt das Gleiche von der Lautsprache! Mit Recht konnte Wundt erklären, daß „die Vorstellung, der Satz werde aus ursprünglich selbständig existirenden Wörtern zusammengefügt, heute wohl als beseitigt gelten kann" (1,560). Und mit dieser Erkenntniß, daß die Sätze und nicht die Worte die Einheiten der Sprache sind, schwindet ein ungeheurer Theil der gegen die menschliche Rede erhobenen Anklagen. Es gilt nicht, was Mauthner (S. 347) behauptet: „das Urphänomen ist das der Wortbildung"; vielmehr ist das Urphänomen die Satzbildung und das Wort ist eine spätere, fast eine gelehrte Abstraktion — beinahe wie die Silbe, ja wie der Buchstabe. So wenig man nun von der einzelnen Silbe fordern darf, daß sie eine feste, unerschütterliche Bedeutung habe, so wenig auch im Allgemeinen von dem Wort. Ist der Satz klar, so hat die Sprache ihre Pflicht gethan. Sicherlich ist „Seele" ein gefährliches, meinetwegen ein an sich unbrauchbares Wort. Aber der Satz „meine Seele ist betrübt bis in den Tod" ist völlig klar und eindeutig; er überliefert dem Hörenden eine Vorstellung, die dieser ohne Weiteres realisiren kann. Wäre es wirklich ein Vortheil, wenn wir dafür sagten: „das unbekannte Etwas, das man früher mit dem mythologischen Irrwort „Seele" bezeichnete, ist bei mir betrübt bis in den Tod"? Das x wird in der Gleichung eindeutig.

Nun ist aber allerdings zuzugeben, daß das nur für den Alltagsgebrauch der Sprache gilt. Man könnte sich zwar auf den utilitaristischen Standpunkt stellen und sagen: wenn sie dem Bedürfniß der größten Menge genügt, hat sie ihre Schuldigkeit gethan. In der That berücksichtigt Mauthner diese Auffassung gar zu wenig; immer ist nur von den Einzelnen die Rede, deren tiefes Gefühl, deren scharfes Denken, deren besondere Natur durch den Durchschnittsgehalt der Rede nicht befriedigt wird. Zunächst ist denn doch wohl die Sprache, wenn man so teleologisch reden darf, für die vielen da und für den Alltag. Daß der letzte arme Kerl ein Mittel hat, um Brot für seinen Hunger zu bitten, ist am Ende noch ebenso wichtig, wie daß Goethe einen Ausdruck für sein innerstes Sehnen finde. Doch wollen wir das nicht pressen. Wir erkennen jenes Bedürfniß der Einsamen an. Und wir müssen es zugeben: ihnen versagt nur zu oft die Sprache den Dienst. Dafür sind sie die Auserlesenen, die Einzelnen. Wie Staat, Ehe, Gesellschaft, wie alle Formen des sozialen Lebens muß auch ihnen oft drückender Zwang dieselbe Sprache werden, unter deren Herrschaft Millionen sich willig und unbeengt beugen.

Zwar nicht allen gleich. Dem Künstler nicht so sehr wie dem Denker. Dieser ist es vor allem, an dem sich die Grenzen der Sprachfähigkeit des Menschengeschlechts verletzend, verwundend abzeichnen wie Ketten am Gelenk des Sträflings.

Der Künstler hat es noch gut. In beredten Worten weiß Mauthner zu schildern, wie die Sprache für den Meister der „Wortkunst", für den Dichter eine treue Helferin, eine liebevolle Führerin sei. Gerade was er ihr sonst zur Sünde rechnet, wird hier Verdienst: daß sie mit den schwankenden Umrissen der Worte Stimmungen erweckt und anregt, die über bestimmte Bilder herausgehen. Und wieder möchten wir fragen: ist das nicht schon genug zur Freisprechung? Wenn die Sprache solche Kunstwerke schaffen läßt wie Goethe's Gedichte — wenn sie der Noth des Armen hilft — ja, vielleicht schon, wenn sie dem Verkehr der Menschen solche Werkzeuge leiht wie die Zahlworte, ohne deren Leiter kein Thurm sich bauen läßt und keine Truppe sich kommandiren — dürfen wir dann nicht schon der Angeklagten ihre sonstigen Sünden dankbar verzeihen?

Mauthner freilich schmiedet Waffen gegen die Feindin selbst aus ihren Schutzwaffen. Er beklagt, daß kein Wort auch nur eine sichere Stimmung erwecke. „Es lächelt der See" — jeder realisire das in anderer Weise.

Und was schadet das? Wenn der an einen Bergsee denkt, jener an einen See in flacher, grüner Ebene, der dritte an die Erweiterung eines Flusses — um so mehr Lob für die Sprache, die so vielen etwas zu geben weiß, deren Geschenk sich so wunderbar jeder Vorstellung anpaßt! Und Goethe selbst wird ihm zum Eideshelfer. Und hier führt ihn sein Eifer fast zu advokatorischen Künsten. Sicher ist es, daß der Dichter oft genug die Unzulänglichkeit der Sprache empfand. Beredte Klagen strömen die Dichtungen aus der Epoche des „Urfaust" aus, und aus sehr viel späterer Zeit noch hätte Mauthner einen Vers citiren können, der mehr als alle Klagen des Faust oder Werthers seine eigenen Schmerzen verkündet:

> Ihr müßt mich nicht durch Widerspruch verwirren!
> Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren.

Ebenso hat Goethe Klage geführt über das Bedenkliche aller Terminologien. Freilich hat er dann auch wieder milde erklärt, daß wir, „die Neigung zu Hypothesen, zu Theorien, Terminologien und Systemen nicht mißbilligen können, weil sie aus der Organisation unseres Wesens nothwendig entspringen". Hier würde unser moderner Richter so „human" nicht urtheilen; um dieser Neigung wegen müßte er jene Organisation verdammen. — Ueberall aber, wo Goethe die Sprache anklagt, thut er es als Denker. Daß die Worte hindern, zu den Dingen vorzudringen, das empfindet der Philosoph Faust wie der Botaniker Goethe als schmerzliche Störung. Ganz falsch aber ist es, wenn der Zorn des aus Italien heimgekehrten Anbeters der Klassiker über das „schlechte Werkzeug" der deutschen Sprache von Mauthner zu einer Goethischen Verwerfung der Sprache überhaupt umgedeutet wird. Die Sprache als Kunst schien Goethe bei den Hellenen und selbst bei den Franzosen sicherlich bewundernswerth; und für die deutsche Sprache als Kunsthelferin zeugen gegen ihn, wie er selbst von Lessing sagte, seine Werke.

So bleibt denn also der letzte Anklagepunkt — derjenige allerdings, um dessentwillen denn doch das ganze Buch geschrieben wurde. Darin gibt Goethe unserem Sprachkritiker sicher recht und mit Goethen „alle die Weisesten aller der Zeiten": dem Denker, dem Forscher ist die Sprache ein unvollkommenes Hilfsmittel und oft genug geradezu ein Fangstrick und Verhängniß. Wer will das leugnen, der je über Worte zu Thatsachen vordringen wollte?

Und merkwürdig! hier plädirt der Ankläger selbst auf Freisprechung — freilich fast zufällig, fast versehentlich. „Nicht zwischen der Sprache und dem Denken ist eine Brücke zu schlagen", erklärt er (S. 180), „sondern zwischen dem Denken und der Wirklichkeit". Und in der That — wie hätte diesem Skeptiker entgehen sollen, wer eigentlich der Schuldige ist! So geistreich spricht er davon, wie die Annahme einer Wirklichkeitswelt eine freche Hypothese war (S. 620); wobei er freilich denn doch die Thatsachen ein wenig umbiegt. Wenn man selbst den spielenden Vergleich des naiven Glaubens an die Realität der Dinge mit der Hypothese des Forschers passiren läßt, so ist doch jene „freche" Annahme des Urlogikers nicht aus Einer einzigen Thatsache gefolgert, sondern aus unzähligen: aus dem Schmerz, den ihm jetzt der Biß eines Thieres zufügt; aus dem Wohlgefallen, mit dem ihn eine wohlschmeckende Frucht erfüllt; aus der Furcht, in die ihn ein Gewitter jagt u. s. w. — So scharfsinnig spricht Mauthner von unseren armen fünf „Zufallssinnen" und streichelt dies Lieblingswort mit einer Zärtlichkeit, die dem Worthasser als liebenswürdige Inkonsequenz nicht übel ansteht; so eindringend weiß er über das „Denken" (S. 593) zu philosophiren. Das also weiß er genau: wir können vor allem deshalb mit Worten die Wirklichkeit nicht wiedergeben, weil wir sie überhaupt nicht erreichen können. Wenn wir von den Dingen selbst nur unbestimmte Vorstellungen gewinnen können — ist es nicht die äußerste Ungerechtigkeit, von der Sprache zu fordern, sie solle bestimmte Vorstellungen geben? Wenn jeder Mensch nach seiner Natur andere Eindrücke empfängt, wie soll da die arme Frau Sprache allen die gleichen Eindrücke übermitteln? Was kann sie thun, als mit dem Durchschnitt operiren? Und was ist die von Mauthner tödtlich gehaßte „Abstraktion" anderes als eine praktische Anpassung an den Durchschnitt? Gewiß, es gibt so wenig einen „Baum" schlechtweg wie eine „Eiche" schlechtweg; es gibt sogar, wie grade Mauthner vortrefflich ausführt, kein „Ich" (S. 598): das „Ich" ist in Wirklichkeit ein „Regiment" von Einzelzuständen. Wer ist „Goethe"? eine Abstraktion, die den Dichter des „Werther" und des „Tasso" und der „Pandora" in eine unmögliche Einheit bringt. Was aber sollen wir anderes thun? Mit den Milliarden von Einzeleindrücken, die auf uns losstürmen, können wir nicht rechnen. Es ist Nothwehr, daß wir sie auf große Durchschnittsziffern bringen. Der Gesetzgeber muß Normen aufstellen; der Staat muß allgemeine Bestimmungen treffen; die Forschung muß Abstraktionen zwischen sich und die Wirklichkeit schieben. Thut es doch auch Mauthner gern auf eigene Hand. Der Worte wie „Bewußtsein", „Vernunft", „Seele" so scharf in ihrer Unwirklichkeit kritisirt, kommt doch wieder und wieder auf seine Lieblingsidee von den drei Grundtrieben der Menschheit, Hunger, Liebe und Eitelkeit, zurück. Sind das etwa keine Abstraktionen? ist diese Dreizahl etwa nicht eine kühne Durchschnittsziffer aus einer Unzahl von menschlichen Motiven, unter denen ich etwa Güte und Mitleid mit gleichem Recht zu benennen wage?

Wenn wir besäßen, was Mauthner vorschwebt: für jeden Eindruck ein genau passendes Wort — dann hätten wir eben nur, was nach Goethe die naturalistische Kunst gibt: für einen Mops zwei. Ein hübsches, wenn auch viel leichter wiegendes Buch, das man als Kaffee nach der schweren Mahlzeit, die uns die „Beiträge zu einer Kritik der Sprache" anrichten, mit Behagen schlürft: K. O. Erdmann's „Bedeutung des Wortes" (ebenfalls 1901 erschienen) zeigt sehr hübsch, wie viel gerade die Nebenwerthe der Worte, gerade die Mehrdeutigkeit der Ausdrücke leistet. Wir sind nur dadurch, daß die Worte (nach dem beliebten Scheltwort) „abgegriffene Spielmarken" sind, in der Lage, überhaupt zu spielen; „spielen" im höchsten Sinne des Wortes genommen, wie es Schiller nahm: als souveräne Bethätigung des Geistes. Was der menschliche Geist in Jahrtausenden geleistet hat, mag man geringschätzen; daß er ohne die Sprache, ohne die Sprache, wie wir sie besitzen, weiter gekommen wäre, ist eine „unvorstellbare Vorstellung". Eine Realiensprache, wie Swift sie ironisch schilderte, bei der man mit den Dingen selbst reden würde, statt mit „Bildern von Bildern von Bildern", wäre nie fähig gewesen, jenen großen Abstraktionen Vorschub zu leisten, die als „Naturgesetze" der menschlichen Technik neue Bahnen vorzeichneten. Eine begeisterte schweigende Anschauung, wie Maeterlinck sie preist und wie viele, die Mauthner verschweigt, sie anpreisen, von Carlyle bis zu Julius Hart, würde in der Seele des Einzelnen gestorben sein, ohne sich

dem Nächsten, abgeschwächt und verzerrt vielleicht, aber doch immerhin ein wenig mitzutheilen. Hätte Mauthner selbst die Sprache zu erfinden — selbst mit unseren heutigen so wesentlich vertieften Erfahrungen hätte er uns etwas Besseres schwerlich geben können, als was wir nun besitzen.

Talleyrand's berühmtes Witzwort meint, die Sprache sei da, um die Gedanken zu verbergen. Schon das gäbe ihr eine ausreichende Existenzberechtigung, denn wie viele Gedanken wollen verborgen sein! Wir aber meinen doch, ihr Zweck gehe darüber heraus: diese „nützliche Erfindung“ helfe auch meisterhaft, Gedanken einzukleiden, zu erhalten, fortzupflanzen; und wie für den Verkehr der Gleichzeitigen sei sie für den mit den dahingegangenen Jahrhunderten eine unvergleichliche Gabe, die der selbst im Geheimen lieben muß, der sie so leidenschaftlich haßt — wie nur ein enttäuschter Liebender.

Richard M. Meyer.

Franz Xaver Kraus: „Essays“.

Größtentheils auf Italien, zu dessen besten Kennern heute der Freiburger Theologe Franz Xaver Kraus zählt, bezieht sich die uns vorliegende Sammlung von „Essays“.*) Es sind deren im Ganzen zwölf; auch insoweit deutsche Stoffe behandelt werden, haben sie einen italienischen Hintergrund, wie die Kapitel über Ferdinand Gregorovius und Kardinal Hohenlohe. Denn Deutschrömer waren diese noch mehr, viel mehr als Kraus selbst, dessen Neigungen und Studien zwar Italien zugewendet sind, der aber wenigstens seinen ständigen Wohnsitz in Deutschland hat, während die Beiden Jahrzehnte lang sich in der ewigen Stadt aufhielten. Kraus freilich kennt sein Italien nicht etwa aus Büchern allein, sondern hat den innigsten Contact mit den erlauchtesten Geistern dieses Landes unterhalten. Der Ton, in dem er, um einige Italiener anzuführen, denen er persönlich nahe war, von einem Giovanni Battista de Rossi oder einem Antonio Stoppani spricht, ist noch mehr der des demuthsvollen Verehrers als etwa des kalten Forschers. Wer von den Edlen Italiens dem deutschen Theologen die Arme öffnete, hat sich in ihm nicht getäuscht. Mit Liebe vergilt Kraus, was ihm an Liebe in Italien entgegengebracht ward. Es geht ein intimer Zug durch seine Essays. Nicht alle die hier geschilderten Individualitäten allerdings konnte er von Angesicht zu Angesicht kennen. Manzoni, Rosmini und wohl auch Capponi gehören einer Zeit an, in der Kraus noch zu jung war, um Anspruch auf äußere Beziehungen zu ihnen zu haben. Aber selbst diese der Gegenwart längst entrückten Figuren weiß er uns durch Züge aus ihrem persönlichen Dasein so vertraut zu machen, daß es uns ist, als hätte er ihre Erscheinung in der Erinnerung wieder belebt. Manzoni und Rosmini stehen so plastisch vor ihm, weil Stoppani, der Naturforscher im geistlichen Kleide, der milde Vermittler zwischen Glauben und Wissen, der Jünger der Rosminischen Philosophie, ihm das Bild dieser Großen, denen er nahe gewesen, gegenwärtig zu machen in der Lage war . . . Die Erinnerung an Stoppani ist eine der am lebensvollsten gestalteten unter diesen Essays, die ein Buch von Erinnerungen und Porträts sind.

Er war eine anziehende Figur, dieser Abate Stoppani, ein lebendiger Protest gegen die Behauptung, daß die Priester in Italien durchwegs unpatriotisch empfänden. Unter dieser Soutane schlug vielmehr ein Herz für das Vaterland sowohl wie für die Wissenschaft, und der Tribut dieser gemeinsamen Liebesbethätigung ist sein Werk „Il bel paese“, eine geologische geographisch-physikalische und dabei patriotische Beschreibung Italiens von hochpoetischem Werth. Stoppani war in jenem kleinen lombardischen Orte Lecco geboren, der in Manzoni's berühmtem Roman „Promessi Sposi“ eine so hervorragende Rolle spielt. Manzoni lebte viel in Lecco, und Stoppani war viel mit ihm beisammen. Später vertauschte Manzoni sein Lecco mit einer Besitzung Brusuglio bei Mailand. Bekanntlich spielen Manzoni's „Verlobte“ im siebzehnten Jahrhundert, doch wären, wie Stoppani seinen Freund Kraus versicherte, die Figuren des Romans alle durchaus frei erfunden. „Weder Renzo noch Lucia, weder der brave Pfarrer Don Abbondio noch der Pater Cristoforo haben jemals gelebt; Manzoni hat ihnen Fleisch und Bein aus seiner Phantasie heraus erschaffen.“ Nichtsdestoweniger geschah es, daß, als Manzoni, viele Jahre nachdem er Lecco verlassen und das Volk ihn nicht mehr von Angesicht kannte, wieder einmal nach dem Städtchen kam, man ihm allenthalben die Orte zeigte, an denen die Helden seines Romans gelebt, und man versicherte ihn, daß alle diese Helden historische Personen wären, an deren Existenz im siebzehnten Jahrhundert nicht zu zweifeln erlaubt wäre. Kraus, der dies aus dem Munde Stoppani's hörte, knüpft daran die Bemerkung: „Die Geschichte hat Manzoni sehr erheitert, sie ist aber für jeden Litterarhistoriker beachtenswerth, und sie ist ganz geeignet, auf so manche Seite unserer hagiographischen Litteratur ein helles Licht zu werfen.“

Die Sympathien, die Kraus dem Wirken eines Stoppani entgegenbringt, der, allem Fanatismus abhold, dem geeinigten Italien herzlich zugethan war, zeugen davon, daß auch Kraus ein liberaler Theologe ist. Gegen den Freiburger Gelehrten, der auch der Verfasser der unter dem Namen „Spectator“ in der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ erschienenen kirchenpolitischen Briefe war, die nicht wenig Aufsehen in Deutschland machten, hörten wir wiederholt den Vorwurf erheben, daß er mit seinen Anschauungen über Kirche und Vatican hinter dem Berge hielte. Dieser Vorwurf schien uns nie ernstlich gerechtfertigt. Auf vielen Seiten seiner Essays deklarirt er sich als Gegner aller Glaubenseiferer und Freund edlen Maßes. Auch unterdrückt er keineswegs das Bekenntniß, daß die Kirche, deren Priester er ist, heute keine hervorragenden Geister in ihrer Mitte zähle. Kann man es deutlicher sagen, als es Kraus in einem Kapitel über Rosmini im ersten Bande seiner Essays aussprach? „Den Propheten Jeremias auf den Trümmern Jerusalems konnte kein tieferes Gefühl der Trauer durchziehen, als den gebildeten Katholiken, welcher sich heute inmitten der Ruinen sieht, die Freunde und Feinde ihm geschaffen. Es hat keine Periode der Kirche gegeben, welche an bedeutenden Männern ärmer als die heutige gewesen wäre. Die glänzenden Namen der katholischen Romantik sind dahin — transierunt; man kann, man muß, will man sich nicht gefährlichen Selbsttäuschungen hingeben, das Wort über den Kirchhof schreiben, der die Hoffnungen der dreißiger und vierziger Jahre bedeckt.“ Diese Worte zeigen aber in ihrer melancholischen Entsagung deutlich genug, daß Kraus auf katholischem Standpunkte geblieben ist, ja daß er das Bedürfniß hat, den Katholizismus groß und rein und in idealen Männern verkörpert zu sehen. Es fehlte der römischen Kirche auch in den letzten Jahrzehnten nicht ganz an solchen; nur hätten sie, wenn wir Kraus richtig verstehen, da die Kirche selbst ihnen wegen der Engherzigkeit und Enggeistigkeit ihrer Spitzen keinen Wirkungskreis geboten, sich bemüßigt gesehen, aus der geistlichen Sphäre herauszutreten und sich in ihrem Schaffen unter Anfeindung Seitens der Kirche mehr mit der bürgerlichen Gesellschaft, mit dem modernen Streben zu berühren. Als unter dem geistlichen Drucke mitleidend erklärt sich Kraus wenn er mit Rücksicht auf Stoppani sagt: „Mit jener Richtung, die dem geistigen Leben der Gegenwart ängstlich abwehrend gegenübersteht, mußte er ebenso wie wir alle, die wir uns Anhänger eines idealen Katholizismus nennen zusammenstoßen.“

*) Zweiter Theil, Gebrüder Paetel, Berlin 1901.

Solche Zusammenstöße mit den welt- und bisweilen kulturfeindlichen Strömungen im Vatican hatte selbst Kardinal Hohenlohe wie erholt zu erfahren. Der Gegensatz zwischen diesem deutschen Prälaten und der Kurie unter Pius IX. und noch mehr unter Leo XIII. resultirt deutlich genug aus den Blättern, die Kraus dem verstorbenen, ihm befreundet gewesenen Kardinal widmet. Wie sehr Hohenlohe abseits vom Vatican zu stehen pflegte, zeigt der Umstand, daß er bis zu Döllinger's Lebensende diesem anhänglich blieb, ohne sich viel darum zu kümmern, was man in geistlichen Kreisen über solch' ein auch in äußeren Kundgebungen sichtbares Freundschaftsverhältniß zwischen einem Fürsten der Kirche und einem von der Kirche Geächteten sagte. Ueber die Jesuiten habe sich Hohenlohe nach Kraus' Zeugniß in aller Offenheit mit Feindseligkeit geäußert; er war überzeugt, daß Kardinal Franchi, der erste Staatssekretär Leos XIII., wegen seiner maßvollen, einer Versöhnung mit Deutschland holden Politik durch Gift aus dem Wege geräumt worden. Hohenlohe war von so starker Abneigung gegen den Vatican erfüllt, daß er gern seine Stellung als Kardinal der Kurie gegen ein deutsches Bisthum vertauscht hätte. Er bewarb sich im Laufe der Jahre um das Bisthum Bamberg, dann Breslau und endlich Freiburg; doch die Kurie lehnte den Fürsten, wenn solch ein Posten zur Besetzung kommen sollte, stets ab. Kraus bemerkt: „Zum Bischof wäre Hohenlohe, sagte man, nicht geeignet; aber er mußte sehen, wie viele andere die Mitra erhielten und trugen, die es noch viel weniger waren.“ Nach Kraus wäre die deutsche Eminenz der einzige offenkundige „Italiano“ im Heiligen Collegium gewesen. Damit soll gesagt sein, daß außer Hohenlohe keiner der Kardinäle ernstlich eine Aussöhnung des Vaticans mit dem Quirinal gewollt habe. Auch das Bündniß Deutschlands mit Italien hat an Hohenlohe einen aufrichtigen Verfechter. Deutschland, meint Kraus, konnte sich bei der Kurie nur zweier Freunde rühmen: Hohenlohe's und Galimberti's, und als der letztere todt war, hatte es nur mehr einen Freund. Kraus also, der viel im Vatican gewesen, läßt uns errathen, daß Deutschland heute keinen, gar keinen Freund mehr bei der Kurie habe. Es fehlte bei Hohenlohe's Hinscheiden nicht an Stimmen, die behaupteten, der deutsche Kardinal wäre keines natürlichen Todes gestorben. Sogar in französischen Blättern konnte man lesen, es bewähre sich, daß die Luft Roms den deutsch- oder dreibund freundlichen Kardinälen nicht gut bekomme: Die Kardinäle Franchi, Schiaffino, Galimberti und Hohenlohe wären alle ziemlich unversehens dem diesseitigen Dasein entrückt worden. Wir wollen keine Anklagen erheben, wir berichten nur. Kraus freilich kann sich der Bemerkung nicht erwehren: „Ganz aufgeklärt sind die Umstände seiner letzten Erkrankung nicht; wie es scheint, konnte niemand ihm in den Wochen, die seinem Ende vorausgingen, nahen. . . . In gewissen Kreisen vernahm man den Hingang des Kardinals Hohenlohe mit sichtbarer Erleichterung. . . . Die deutschen Freunde verbargen sich nicht, daß mit diesem „letzten deutschen Kardinal“ mehr als seine Person zu Grabe gestiegen war. In Italien, wo er sich sehr ausgebreiteter Popularität erfreut hatte, betrauerte man den Tod dieses Freundes der Causa Italiana.“

Man kann auch von Kraus, ob seine Essays nun von Gino Capponi oder Don Luigi Bruzza, von Alessandro Manzoni oder Antonio Rosmini handeln, nichts Treff nderes sagen, als daß er ein Anhänger der Causa Italiana sei. Er ist ein Romfahrer, ein halber Römer sogar, aber kein Römling. In der Abhandlung über August Reichensperger, dem letzten seiner Essays, weist er den Ausdruck „Döllingerei“ dieses seines nun auch verstorbenen Freundes zurück; er bedauert es, daß der vielfach feinsinnige Centrumsmann dem Fraktionsterrorismus und den Gesetzen des Opportunismus erlegen sei, und bemerkt: „Er muß das selbst manchmal empfunden haben . . . gewisse Klagen geben Zeugniß davon, daß der Mensch und der Politiker nicht immer gut mit einander auskommen.“

Ein Glück, daß Kraus, der gern als Schriftsteller auch im Gehege der Politik pürscht, was übrigens auch in seinen uns vorliegenden Essays zum Ausdrucke gelangt, die Resignation besessen hat, nicht öffentlich im Treiben der Parteien mitzuthun. So durfte er ein Aristokrat des Geistes bleiben, als der er sich in seinem Buche wie in allen seinen Schriften zu unserer Freude gibt.

Wien. **Sigmund Münz.**

Chloroform.

Es ist so traurig und Du schläfst so tief. Du schläfst so tief, und fühlst, wie unendlich traurig es ist, daß Du so hinträumst, fühllos, schmerzenlos, während Messer ihre Schneide an Deinem Körper wetzen. Du fliegst im Traum wie eine Hummel, wie ein schweres, geflügeltes, tosendes Thier. Ueber grelle Blumenkelche hinweg, in die Abgründe dunkler, gigantischer Baumhöhlen. Du stürzst klaftertief, und schnellst entsetzlich empor, mit der Stirn in Wolken stoßend, die doch wieder hart und riesig sind, und Dich zurückstoßen. Dann wieder schlägt Wasser über Dir zusammen, Lebensmeer, Schmerzensmeer. Das ist Dein Blut, das davon rinnt, unter den fremden Händen, die Dich retten wollen. Und unter ihrer Handhabe liegst Du im nächsten Augenblick wie ein todtes Stück Holz. Nichts rinnt und nichts rieselt mehr, Du fliegst nicht mehr, und sinkst nicht mehr hinab in Bodenloses, Du fühlst nur Verebben, hölzernes Vergehen. Das rieselnde, fieberisch sickernde Sandmühlchen Deines Gehirns bleibt stehen. „Jetzt bin ich todt“ denkst Du, „soeben nahm man mir etwas aus dem Kopf. Es klafft etwas, steht weit offen mit einem grausen Spalt“ — — Du murmelst wie ein Sterbender und greifst ins rothflimmernde Leere — dann ist es still.

Und diese Stille währt hundert Jahr. Du bist jetzt scheintodt, und Du liegst im tiefen Sarge. Klaftertief. Nichts stört Dein Ohr, nichts greift Dein Gehirn, verstorben bist Du längst und liegst in unsagbarer Ruhe. Nur ticken hörst Du etwas, aus dem Untergrund Deines meilentiefen Schlafes, etwas Monotones, Unaufhörliches, Eindrucksloses wie das Ticken eines Wurms im Holze. Du hörst nicht darauf, Du bist ja todt, und doch dringt's durch den Sarg. Das ist das Grausige dieses Todtenschlafes, daß im Untergrund seiner Grabesruh noch etwas rumort und ebbt, nichts Lebendiges, etwas Quälendes, Namenloses, Wesenloses. — Wie Erdscholle, die sich in Millionstel Theilen von einem moosigen Felsen löst, an den Steinen niederrieselt und aufs Haupt und auf die Glieder eines Käfers fällt, der nun nicht mehr vorwärts kann und sich mehr und mehr verschüttet fühlt — —

Und er fühlt nicht viel, merkt nur Erde, Erde über sich —

Wache auf! wache auf! wache auf!

Roth glüht der Tag, und Jesus von Nazareth steht vor Dir, der Dich gerettet hat, der Juden König — —

Der Arzt, der Dich gerettet hat!! —

Fühlst Du das Mühlchen wieder rieseln —?

Es stäubt so fein! Es geht wie eine Kindermühle, langsam, hülflos, stockend — —

Du liegst in Deinem weißen, unbefleckten Kleid —

Die Starrheit Deines Todestraumes noch um die Lippen — — — — — — — — — — — — — —

Sie küssen Deine Hände, Deine Lippen —

Und nennen Dich mit sanften Stimmen ihr Alles! Ihr Gerettetes!

Und rascher, rascher fühlst Du das Mühlchen rieseln —

Jetzt ebbt's an Deinem Herzen, jetzt fühlst Du das Rinnen durch alle Adern gehn —

Blutrothe Schleier sinken von Deinen Augen —

Und Du schlägst die Lider auf — — — —

Auf Deiner Bettdecke liegt eine Rose. Du starrst sie an mit Traumblick. Was ist das für ein Ding? Aus welcher Welt fiel das auf Dich herab? Und Du begreifst die Rose nicht.

Du langst danach, und matt sinkt Deine Hand zurück.

Ein Lächeln irrt um Deine Lippen, das die Rose grüßen möchte. Noch aber begreifst Du die Rose nicht.

So liegst Du lange — gedankenlos.

Sonnenstäubchen flirren durchs offene Fenster. Du siehst ihnen zu mit weit offenem Blick. Du fühlst, daß Du lebst, daß Du soeben neu geboren wurdest. Du möchtest den Kopf ein wenig wenden, um zu erkennen, wo Du bist, aber dieser Vorsatz wogt und zittert nur wie ein matter Grashalm in Deiner leeren Gedankenwelt.

O welche Riesenanstrengung, mit der Hand bis zur Rose zu gelangen!

O welche süße große, große Mattheit!!

Und Deine Kinder kommen, Dein Mann, und legen ihre Wangen an die Deine.

Da stürzen Thränen Dir aus Deinen starren, langsam erkennenden Augen.

Dein Herz thut sich auf und jauchzt.

Und Deine Lippen formen ein Wort.

Sie vernehmen es, so zitternd es auch gesprochen wurde. Und sie beugen sich über Dich.

Zart, um Deine Mattheit nicht zu drücken.

Aber Du fühlst die warme Brust des Lebens über Dir; — Dankeslaute, Säuglingslaute fast an bloßer Daseinsseligkeit, entringen sich stammelnd Deinen Lippen — — — — — — — — — — — — — — —

Und Du fragst ergriffen: Wo bin ich? Was ist mit mir geschehen?

Nichts. Du bist in Deinem Hause. — Dein Blut floß fort. Und nur ein Messer saß in Deinen Rippen. Du athmetest Chloroform. —

Du fühltest keinen Stich und keinen Riß. Aber Dein Geist durchirrte dumpfgequält den Zeitraum von Jahrhunderten.

Zu diesem Leben, das Du oftmals klein, das Du nichtssagend nanntest, bist Du nun zurückgekehrt aus der Fremde. Eisnadeln stachen in fremden Welten Dein Gehirn, Du jagtest durch nie geahnte Sphären, Wolken konntest Du greifen, Sonnen zischten hinter Dir her Und jetzt bist Du zurückgekehrt in Deine nichtssagende Welt. Blicke sie an; ist sie nicht herrlich?

Was ist die Rose, die auf Deinem Bette liegt? Ein Hunderttausendmillionstel dieser Welt. Und davon ein Atom. Und dennoch griffst Du nach ihr — aufsteigend aus dem Nichts, in das Du Dich so oft gesehnt hast — wie nach dem Rettungsseil. An diese Rose hast Du Dich geklammert. An dieses Atom des nichtssagenden Lebens, mit aller gebrochenen Kraft!

Deine bleichen Lippen saugen die Rose durstig ein; jedes Sonnenstäubchen, das über Deinem Bette flirrt, möchtest Du halten. Halte, strecke die Arme aus! Noch ist alles Dein! Das rothe Blüthenblatt! Und der lebendige Staub irdischer Herrlichkeit!! — — — —

Ein Glas klirrt, jemand stieß an einen Tisch.

Und nun bist Du gänzlich wach.

Blitzschnell erinnerst Du Dich —

Chloroform!

Du athmest, Du schmeckst, Du riechst dieses Wort —

„Nie mehr! nie mehr! nie mehr!" stotterst Du.

Und Du weißt doch, daß das nicht gesprochen ist für immer. Daß, wenn die wilden Schmerzen wiederkommen, die Hoffnungslosigkeit, Du voll Schlafenssehnsucht wieder untersinken wirst im weißen Mantel der Narkose — — — — — — — — — — — — — — —

„Laßt mich trinken! leben!"

Der Lebensdurst steht auf, und reißt Dich mit empor. Urplötzlich hast Du überirdische Kräfte, Deine Mattheit stemmt sich, aufrecht sitzst Du im Bett.

Die bleiche Sehnsucht bist Du jetzt. Umschwebt noch vom Dufte des Durchlittenen.

In Deinen lebenfiebernden Händen stirbt die Rose. —

Elsbeth Meyer-Förster.

Histoire politique de la Révolution Française. Origines et Développement de la Démocratie et de la République (1789—1804) par A. Aulard. Paris. Libraire Armand Colin. 1901. XII et 805 p.

Der bekannte, auch in diesen Blättern schon mehrfach rühmend genannte Professor der Universität Paris hat den ihm, wie kaum einem anderen, genau vertrauten gigantischen Gegenstand der Geschichte von einem eigenartigen Gesichtspunkt aus zu behandeln unternommen und dadurch seine zahlreichen vorausgegangenen Arbeiten gewissermaßen gekrönt. Sein Ziel war, nachzuweisen, wie sich die Grundsätze des Programmes der großen Revolution, der Menschenrechte, insonderheit wie sich die Prinzipien der Rechtsgleichheit und der Volkssouveränität während der Jahre 1789 bis 1804 in der Wirklichkeit ausgenommen haben. Dies gibt seinem groß angelegten Werk die innere Einheit und verknüpft die einzelnen Haupttheile desselben, die durch folgende Stichworte bezeichnet werden: „Die Anfänge der Demokratie und der Republik 1789—1792", „die demokratische Republik 1792—1795", „die Bourgeois-Republik 1795—1799", „die plebiscitäre Republik 1799 bis 1804". Es ist klar, daß in diesen Schematismus vieles, was man in Werken, wie denen von Sybel, Taine, Sorel u. a. zu finden gewohnt ist, nicht paßt. Aber die Selbstbeschränkung, die der Verfasser sich auferlegt hat, befähigt ihn auch, über eine Menge von Fragen der inneren rein politischen Geschichte neues Licht zu verbreiten. Es sei nur auf die Untersuchungen über die ersten Anfänge einer republikanischen Partei, über die Wandlungen einzelner verfassungsmäßiger Einrichtungen, wie des Wahlrechtes oder der Preßfreiheit, über das Verhältniß des Staates zur Kirche hingewiesen.

Mancher wird geneigt sein, mit dem Verfasser darüber zu streiten, ob er die praktische Bedeutung der Menschenrechte nicht hier und da beträchtlich überschätzt und ob er ihrem Sinn nicht mitunter eine zu weite Ausdehnung gegeben habe. Aber jedermann wird zugestehen, daß die thatsächlichen Angaben seiner Darstellung auf dem breiten Grunde umfassendster und sicherer Beherrschung der kaum zu überblickenden Masse von Quellen ruhen. In der That hat Aulard bei der Benutzung von Gesetzen, Verordnungen, Wahlprotokollen, Reden, Berichten eine außerordentliche Umsicht und Vorsicht walten walten lassen und sich dabei keineswegs auf Gedrucktes beschränkt. Für das Studium der Parteikämpfe und der Schwankungen der öffentlichen Meinung hat er gewöhnlich mit vollem Recht Korrespondenzen und Journalen den Vorzug vor anfechtbaren Memoiren gegeben. Mehr als eine „revolutionäre Legende" wird durch sein kritisches Verfahren zerstört. So wenig er aus seiner warmen Sympathie für die treibenden Kräfte, die das neue demokratische Frankreich geschaffen haben, ein Hehl macht, so sehr läßt er es sich angelegen sein „als Historiker und nicht als Advokat einer These" zu sprechen. Er hat keine Geschichte des gesammten Zeitalters der Revolution schreiben wollen, aber niemand, der sich eingehend mit dieser beschäftigt, wird sein originelles stoffreiches Werk übersehen dürfen.

A. St.

Sechs Morgen in Florenz. Einfache Studien christlicher Kunst für Reisende von John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt von A. Wilmersdoerffer. Straßburg, J. H. W. Heitz. 220 S. 8°.

Von jeher hat die englische Litteratur in Deutschland schwer Eingang gefunden, aber ihre Wirkung ist auch immer, von den Zeiten der englischen Komödianten an bis auf unsere Zeit, um so nachhaltiger gewesen. Aehnlich ist es auch Ruskin in Deutschland ergangen. Mehr als ein Menschenalter, nachdem er in England schon eine anerkannte geistige Macht ist, beginnt er auch bei uns bekannt zu werden, und nun erwächst in wenigen Jahren fast eine ganze Litteratur von Uebersetzungen seiner Werke und Aufsätzen, Abhandlungen und Büchern über dieselben. Das Verdienst, den großen Aesthetiker und Sozialpolitiker in Deutschland eingeführt zu haben, gebührt in erster Linie den glänzenden Uebersetzungen aus seinen Werken von dem kürzlich verstorbenen Jakob Feis, die unter dem Titel „Gedankenlese aus den Werken John Ruskins“ in 8 Bänden erschienen sind. Eine gediegene Biographie des Schriftstellers und kritische Würdigung seines Lebenswerkes von Sam. Saenger dient demselben Zwecke, und nun ist in dem gleichen Verlage, wie die genannten Werke, auch ein neuer Band deutscher Uebersetzung erschienen, der uns so recht mitten in das eigenthümliche Gedankenleben des großen Engländers hineinführt.

Ruskin sah Florenz zuerst als 21 jähriger Jüngling im Jahre 1840, aber damals hatte er noch kein Verständniß für die Kunst dieser Stadt. Als er dann, schon berühmt durch die Veröffentlichung des ersten Bandes der „Modernen Maler“ im Jahre 1845 auf der großen, entscheidenden Reise seines Lebens dorthin zurückkehrte, gingen ihm der Geist und die Schönheit der alten christlichen Kunst auf. Er vertiefte sich in die Werke Giotto's und Memmi's, kopirte, zeichnete und schrieb mit unermüdlichem Fleiße Monate lang. Später kehrte er oft dorthin zurück und wurde ein begeisterter Bewunderer der primitiven Meister von Florenz. Um so schmerzlicher empfand er bei jeder Wiederkehr die zunehmende Zerstörung der alten Meisterwerke, und diese „Kaliban-Bestialität und satirische Verwüstung“, wie er sich ausdrückt, veranlaßte ihn zum Theil dazu, die „Mornings in Florence“ zu schreiben, um künftigen Geschlechtern das Andenken an jene Schätze zu erhalten. Den unmittelbaren Anlaß zu der Veröffentlichung bot ihm seine Thätigkeit als Professor der Kunst an der Universität Oxford, aus der eine Reihe von Schriften über die alte toskanische Kunst hervorgegangen sind, deren Abschluß das vorliegende Buch bildet.

Wer Ruskin einigermaßen kennt, wird keinen Reiseführer im gewöhnlichen Sinne erwarten. System und Methode, kühle Sachlichkeit und wissenschaftliche Genauigkeit — das sind alles Begriffe, die zu Ruskin's Denk- und Schreibweise in einem gewissen Gegensatze stehen. Man braucht nur die sechs Kapitelüberschriften zu lesen: Santa Croce, das goldene Thor, vor dem Sultan, das gewölbte Buch, die enge Pforte, des Hirten Thurm“, um zu sehen, wie anders Ruskin seine Aufgabe auffaßt und ausführt. Sein Streben geht nicht darauf, einen catalogue raisonné der florentinischen Kunstwerke zu geben; er schreibt auch keine Geschichte der Kunst, und Fragen antiquarischer Natur, die Echtheit oder Urheberschaft einzelner Bilder oder Bildwerke betreffend, interessiren ihn nur wenig. Seine Methode ist vielmehr, das Charakteristische, Bedeutende herauszuheben, es uns als nachschaffender Künstler vor Augen zu führen und uns dadurch ein Bild zu geben von der gesammten Denk- und Anschauungsweise der Zeit, in der die Kunst eines Giotto und Memmi wurzelte und gedieh. So behandelt er die Architektur der Franziskanerkirche Santa Croce, Giotto's Fresken in Santa Maria Novella, Memmi's Fresken in der spanischen Kapelle derselben Kirche und die Skulpturen Giotto's am Campanile des Domes, dazwischen auf einzelne Bilder Botticelli's und Angelico's hinweisend.

Sein künstlerisch hoch veranlagter und durch Jahre langes Studium und eigene praktische Ausübung auch mit der Technik der Kunst wohl vertrauter Geist dringt mit einer kongenialen Intuition in die Seele des Künstlers ein, liest aus den Farben und Linien das Geheimniß seines Schaffens, sowie die gesammte Welt- und Lebensanschauung, das psychologische Klima der großen Zeit, in der Giotto und Dante lebten und wirkten. Dabei ist sein Stil im höchsten Grade persönlich. Er beschreibt Bilder, Skulpturen und Bauwerke, wie Carlyle Geschichte schreibt, nicht objektiv kühl, sondern leidenschaftlich, moralisirend, oft ironisch und satirisch, Seitenhiebe austheilend auf Thorheiten und Schwächen der Gegenwart, durch Bemerkungen über politische und soziale Fragen die Darstellung unterbrechend und belebend. So ist denn das Buch von hohem Interesse zunächst für den, der die behandelten Kunstwerke an Ort und Stelle zu sehen das Glück hat, dann aber auch für jeden, der die Schönheit jener alten Kunst, die doch so mächtig auf die Neuzeit eingewirkt hat und uns oft so ganz modern anmuthet, nachzuempfinden vermag. Die Uebersetzung ist ansprechend und gewandt und mit einer geistvollen Einführung versehen.

Myslowitz O./S. Phil. Aronstein.

Aus dem litterarischen Nachlasse von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle. Herausgegeben von Franz Mehring. I. Bd. Stuttgart. J. H. W. Dietz Nachf. 1902.

Die Sammlung ist auf vier Bände berechnet. Der vorliegende umfaßt die ersten Publikationen von Marx und Engels vom März 1841 bis 1844. Das Buch ist eine werthvolle Bereicherung der Litteratur. Es enthüllt die Anfänge von Karl Marx, die bisher ziemlich im Dunkel lagen. Man kannte im Allgemeinen Marx erst seit der Veröffentlichung jener Schriften, in denen seine Lehren schon jene Bestimmtheit erlangt hatten, die sie kennzeichnet. Der geistige Entwicklungsgang des Mannes war trotz einzelner bedeutungsvoller Anmerkungen von Fr. Engels nicht klar. Es hat dann zahlreiche Versuche gegeben, die unmittelbaren Anreger der Marx'schen Ideen zu finden. Stammler, wohl der berufenste Interpret des Marxismus, weist allerdings darauf hin, daß das System in sich geschlossen und aus eigenen Grundgedanken erwachsen sei. Die vorliegende Publikation bestätigt diese Einsicht vollauf. Die Artikel aus der „Rheinischen Zeitung“, die ersten politischen Arbeiten von Marx bilden einen natürlichen Uebergang zu der in den Deutsch-Französischen Jahrbüchern begonnenen Kritik der Hegel'schen Staats- und Rechtsphilosophie, welche der Ausgang der Marx'schen Lehre ist. Die Ausführungen über das von den rheinischen Landständen beschlossene Holzdiebstahlgesetz werfen auf die psychologische und logische Entstehung des Marxismus ein weit helleres Licht, als z. B. Hinweise auf das 1842 erschienene Buch von Lorenz Stein und die Aehnlichkeit in der Auffassung von Staat und Gesellschaft, welche diese Darstellung des französischen Sozialismus mit den Marx'schen Gedanken habe. Von besonderem Interesse ist die Doktordissertation Marx', die zum ersten Male gedruckt wird. Sie ist leider nicht vollständig erhalten. Marx behandelt den Unterschied der Demokritischen und Epikureischen Naturphilosophie und gibt eine geistreiche Analyse der Lehren Epikur's auf Grund Hegelischer Dialektik. Marx zeigt sich in dieser Jugendarbeit als spekulativer Kopf von höchster Energie; die Dissertation ist ein weiterer Beweis für die heute übrigens allgemein gewordene Anschauung, daß Marx in erster Linie als Philosoph zu beurtheilen ist. Franz Mehring hat zu den einzelnen Publikationen eingehende Einleitungen geschrieben, welche — von der leidlichen Schnellfertigkeit, mit der die Marxisten nun einmal die geistigen Zustände einer Zeit zu betrachten lieben, abgesehen — sehr lesenswerth sind. Auch von diesen Ausführungen interessiren am lebhaftesten die biographischen Beiträge. Es fallen neue Lichter auf die Studentenjahre von Marx, auf die Entwicklungskämpfe seiner Werdezeit, auf das Verhältniß zu Bruno Bauer, Köppen, Arnold Ruge.

R.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 7. Berlin, den 16. November 1901. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Zolltarifentwurf ist vom Bundesrath verabschiedet worden, und er wird in den entscheidenden Positionen so gestaltet dem Reichstage vorgelegt werden, wie er der Oeffentlichkeit bereits bekannt war; Maximal- und Minimaltarif für agrarische Produkte sind beibehalten und überdies wird eine sehr erhebliche Hinaufsetzung der Zölle auf landwirthschaftliche Produkte, selbst im Minimaltarif verlangt.

Ueber die Gefahren, die ein solcher Doppeltarif für Deutschland im Gefolge haben kann, braucht kein Wort ferner verloren zu werden. Der Doppeltarif stärkt nicht die Stellung der Reichsregierung gegenüber dem Auslande, sondern er behindert unter Umständen ihre Bewegungsfreiheit. Er bedeutet nichts als eine Konzession an das Mißtrauen der Agrarier gegenüber der Regierung, und die Regierung ist schwach genug gewesen, diesem Mißtrauen Rechnung zu tragen; sie empfiehlt einen Entwurf dem Reichstage zur Annahme, der entweder bedeutungslos ist, oder der einen Riegel darstellt, um die Thür zu verschließen, durch die Handelsverträge hineingebracht werden können.

Man muß zugeben, daß dem Charakter der Reichsregierung solche Maßregel der Schwäche, die gleichzeitig vieldeutig ist, durchaus entspricht. Die Agrarier sollen befriedigt werden, und die Gegner der Agrarier sollen nicht bis zum Aeußersten gereizt werden; daher der Doppeltarif, der höhere agrarische Zölle in Aussicht stellt, und daher zugleich die Bestimmung, daß die Reichsregierung sich vorbehält diesen Doppeltarif in Kraft zu setzen, wenn es ihr beliebt, oder auch wenn es ihr belieben sollte, so kann sie ihn garnicht in Kraft treten lassen. Die Agrarier erhalten eine Versicherung, und die Gegner der Agrarier erhalten eine andere Versicherung. Diesen sagt man, hier habt ihr einen Minimalzoll von 5 oder 5,50 Mark auf Getreide, und jenen sagt man: aber ihr braucht euch nicht zu beunruhigen, denn wir sind durchaus nicht verpflichtet, diesen Minimalzoll in Anwendung zu bringen; auch bleibt die Hoffnung, daß, wenn es nicht anders geht, wir selbst Handelsverträge abschließen, in denen unter 5 resp. 5,50 Mark Getreidezoll herabgegangen wird. Und mit solchen Zwirnsfäden glaubt der Reichskanzler Graf Bülow eine Bewegung binden zu können, die das deutsche Volk bis in seine Tiefen erregt. Die Demagogie des Bundes der Landwirthe wird schwerlich vor dieser Zweideutigkeit Respekt haben; und die Millionen Arbeiter, kleine Landbesitzer, Kaufleute und Industrielle auch nicht.

Wir glauben, daß Graf Bülow an der Aufgabe scheitern wird, den Agrariern als Agrarier, den Kaufleuten und Industriellen als aufgeklärter Wirthschaftspolitiker und jedem vorurtheilslosen modernen Menschen als einer der ihrigen zu erscheinen. Das Urtheil wird voraussichtlich in allerkürzester Zeit auf allen Seiten dahingehen, daß auf die wohlmeinende schwache Greisenpolitik des Fürsten Hohenlohe eine Politik des Grafen Bülow gefolgt ist, die die Schwächlichkeit zum politischen System erhebt, um mit Mitteln Krisen zu vermeiden, die die Krisen verschärfen müssen. Diese Verschärfung ist unabwendbar; denn, wenn das Volk eine Regierung vor sich sieht, die nicht ihren eigenen Weg geht, sondern jenen, auf den sie durch das Drängen der Bevölkerung geschoben wird, so müssen sich Agrarier und Antiagrarier sagen, daß der Ansturm auf solche Minister mit äußerster Kraft in Scene gesetzt werden muß, weil nur unter dieser Voraussetzung auf eine Berücksichtigung der eigenen Interessen zu rechnen ist.

Daß das Interesse des Staates auf solche Weise besonders geschützt sei, kann man zwar nicht behaupten.

Eines muß man zugeben, es bildet sich wenigstens allmählich eine gewisse Homogenität innerhalb des preußischen Ministeriums heraus. Neben dem preußischen Ministerpräsidenten und Reichskanzler Grafen Bülow nimmt sich sehr gut der preußische Handelsminister Herr Möller aus. Sie verhalten sich zu einander etwa wie eine Radirung, die der künstlerischen Finessen nicht entbehrt, zu einem Cliché, dem jede künstlerische Finesse fehlt; aber das Sujet ist doch dasselbe.

Herr Möller ist einer der redebeflissensten Minister, die auf preußischer Erde je herumgewandelt sind; er redet im Osten und er redet im Westen, und was er redet, ist stets von jener Gemeinplätzlichkeit, um die der Leitartikelschreiber eines agrarischen Provinzialblattes, das vom Bunde der Landwirthe nicht subventionirt wird, seine Excellenz beneiden könnte.

Herr Möller ist jedenfalls darum Handelsminister geworden, um dem Handel und der Industrie klar zu machen, daß die „Grundlage unserer Kraft" die Landwirthschaft sei. Er hat in Krefeld darauf hingewiesen, daß man „mit Rücksicht auf die nationale Vertheidigung, weil wir die Grundlage an Menschenmaterial für unseren Militärstaat nicht hinunterdrücken dürfen", die Landwirthschaft nicht vollständig fallen lassen könne.

In einem trefflichen Leitartikel des „Berliner Tageblattes" vom Mittwoch Abend werden Herrn Möller daraufhin einige sachgemäße Fragen vorgelegt:

„Sollte dem Herrn Minister nicht bekannt sein, daß bereits heute sich unser Heer nur noch zum kleinsten Theil aus der Landwirthschaft rekrutirt, daß die weit überwiegende Zahl von Rekruten von der Industrie und den anderen nicht landwirthschaftlichen Berufen gestellt wird, ja daß sogar die prozentuale Aushebungsziffer für die Landwirthschaft gar nicht übermäßig günstig ist, daß sie zum Beispiel auch in überwiegend landwirthschaftlichen Gegenden, wie in Bayern und in der Provinz Hannover, erheblich hinter der relativen Gestellungsziffer der Industrie zurückbleibt; daß sie mit der steigenden Verbesserung der sanitären und Wohnungsverhältnisse in den größeren Städten und Industriebezirken, mit der Zunahme derjenigen gewerblichen Berufe, welche besondere Kraftanstrengung erfordern, wie des Bergbaues, der Hütten- und Maschinenindustrie, dem Schiffbau u. s. w., fortwährend kräftigere Leute heranziehen muß? — Ist es dem Herrn Minister unbekannt, daß die Zeiten hoher Getreidepreise und ungenügender industrieller Beschäftigung auch die Zeiten sind, in welchen Deutschland durch Auswanderung einen großen Theil seiner besten Kräfte verliert? . . .

Ist es dem Herrn Minister unbekannt, daß die Zeit der höchsten Getreidepreise auch die Zeit der stärksten Auswanderung war, daß es aber weniger die industriellen als gerade die landwirthschaftlichen Bezirke waren, welche das Hauptkontingent für die Auswanderung stellten? Gerade von dem Gesichtspunkte aus, die Wehrkraft des Reiches zu stärken, ist demnach in erster Linie eine Politik nothwendig, welche das Blühen von Handel, Industrie und Verkehr zur Folge hat, welche hohe Getreidepreise verhindert. . . .

Die Grundlage der Kraft eines Staates ist nicht nur das genügende Menschenmaterial, ist nicht nur der eigene Getreidebau, sondern vor allen Dingen auch gute Finanzen, und ist in dieser Beziehung die Landwirthschaft die Grundlage unserer Kraft? Herr Möller möge doch einmal einen Blick in die Ergebnisse des Aufbringens an Einkommen- und Ergänzungssteuer im preußischen Staate werfen, dann würde es ihm wohl klar werden, daß gerade diejenigen Kreise der Landwirthschaft, welchen er mit hohen Getreidezöllen helfen will, zu den Staatslasten nicht entfernt das beitragen, was sie vom Staate in Gestalt von Prämien, Schullasten und so weiter herausbekommen."

Du lieber Himmel; es klingt so hart, wenn Excellenz Möller immer von neuem und immer wieder apostrophirt wird: „Ist es dem Herrn Minister unbekannt"; „weiß der Herr Minister nicht". Es ist ja so schwer zu sagen, was einem preußischen Minister alles unbekannt ist; aber eines ist ihm bekannt, daß es einen Bund der Landwirthe und eine agrarische Kreuzzeitungspartei gibt, und diese Wissenschaft erscheint jenen Staatsmännern bedeutungsvoll genug, um aus ihr zu folgern, daß für die Großgrundbesitzer reichlich und immer reichlicher gesorgt werden muß.

Uns erscheint die Entwicklung, wie sie sich vollzogen hat, vom Standpunkt der Opposition aus, nicht ungünstig. Graf Bülow wird mit seinen Limonadentränken in fein geschliffenem Gefäße und Herr Möller wird mit dem Kredenzen von abgestandenem Wasser in Fabrikkrügen die Leidenschaften, die vorhanden sind und die nach der historischen Entwicklung vorhanden sein müssen, nicht abkühlen.

Die Bevölkerung hat ihr Schicksal in der Hand, und die Parteien der Linken im Reichstage werden die Interessen der erdrückenden Masse der Bevölkerung und des Staates siegreich vertheidigen können, wenn die Nation im Lande den parlamentarischen Kampf durch ihre Agitation stützt und belebt.

Die linke Seite des preußischen Abgeordnetenhauses hat durch den unerwarteten Tod des sich zur süddeutschen Volkspartei rechnenden Abgeordneten für Frankfurt a. M. Sänger einen schmerzlichen Verlust erlitten. Der an einem Schlaganfall plötzlich Gestorbene, der nur 41 Jahre alt geworden ist, war durch festen Charakter und politische Begabung ausgezeichnet; dabei ein liebenswürdiger Mann. Eine freisinnige Halbmonatsschrift „Das freie Wort", die er vor einiger Zeit begründete und die eine interessante Entwicklung nahm, wird ihren Begründer hoffentlich überleben.

Mit außerordentlicher Beschleunigung ist der französisch-türkische Konflikt zur Erledigung gelangt. Der Sultan hat die alten französischen Forderungen befriedigt; Frankreich hat sich gehütet, übertriebene neue Ansprüche zu stellen; das französische Geschwader verließ Mytilene, und ein französischer Diplomat wird nach Konstantinopel zurückkehren.

Dieser Ausgang ist in hohem Grade befriedigend, und das französische Ministerium ist zu beglückwünschen, daß es der Versuchung widerstanden hat, ein orientalisches Abenteuer größeren Stils zu insceniren; denn niemand vermag vorauszuberechnen, welche allgemeine Brandkatastrophe aus dem ersten kleinen Feuer auf türkischem Boden sich entwickeln kann.

Und auch die Schnelligkeit der Beendigung des Zwischenfalles war geboten, sollte nicht der Angriff auf die türkische Herrschaft an dieser Stelle zur Nachahmung an anderen Stellen anreizen.

Das Ergebniß ist, daß es Frankreich gelungen ist, seinen Willen durchzusetzen, ohne die allgemeinen Interessen zu gefährden. Das Unternehmen war gewiß nicht unbedenklich, aber jetzt da es zu ersprießlichem Ende geführt ist, kommt es auch anderen Mächten zu Gute, die gleichfalls unter der schlimmen türkischen Verschleppungspolitik gelitten haben. Auch Oesterreich-Ungarn ist es geglückt, nunmehr endlich einige alte hängende Streitpunkte mit der Türkei zu regeln.

Lord Salisbury hat eine Guildhallrede gehalten, als sei er preußischer Minister und habe über die zukünftige Zollpolitik des deutschen Reichs zu sprechen. Der englische Premier hat allgemeine philosophische Betrachtungen über die Zulässigkeit des Optimismus und des Pessimismus in der Politik angestellt, und dann sagte er mit Herrn Möller: Vertrauen Sie der Regierung. Das pflegen immer jene Regierungen zu verlangen, die kein Vertrauen verdienen; denen, die es verdienen, wird es ohne solches Ersuchen entgegengebracht, weil Thaten für sie sprechen.

Der englischen Regierung aber spricht die Thatsache das Urtheil, daß seit zwei Jahren ein furchtbarer Krieg in Südafrika tobt, den das Ministerium Salisbury-Chamberlain weder militärisch noch diplomatisch zu einem Abschluß zu bringen vermag. Das Einzige, was Lord Salisbury empfehlen konnte, war, diesen Krieg solange fortzusetzen, bis festgestellt ist, ob die Buren nicht früher zum völligen Zusammenbruch zu bringen seien, ehe die politischen und militärischen Schwierigkeiten Englands bis zur absoluten Unerträglichkeit gewachsen sind.

* * *

Die „ultima ratio“ des Duells.

Der Insterburger Zweikampf, bei dem der hoffnungsvolle Leutnant Blaskowitz sein Leben lassen mußte, hat wegen der tragischen Begleiterscheinungen ein ganz ungewöhnliches Aufsehen hervorgerufen. Vor allem der Umstand, daß sich ein Ehrenrath gefunden hat, der es für unerläßlich gehalten hat, daß eine in sinnloser Trunkenheit begangene „Beleidigung“, von deren Existenz der Beleidiger am anderen Morgen keine Ahnung gehabt haben soll, mit Blut abgewaschen werde, hat die öffentliche Meinung in Erstaunen gesetzt. Selbst grundsätzliche Anhänger des Duells, ehemalige Offiziere, erklären diesen Entscheid des Ehrenraths für unverständlich und meinen, der Verlauf müsse doch noch anders gewesen sein, als er bisher in der Presse dargestellt ist. Unter anderem richtet ein adliger Offizier, der lange Jahre Schwadronschef war, eine Zuschrift an die „Kreuzzeitung“, in der es wörtlich folgendermaßen heißt:

„Ein sinnlos Betrunkener kann keine bewußten Absichten haben, also ist und war ein Duell nicht nothwendig. Ich bin absolut kein Gegner des Duells, ich stehe ganz und gar nicht auf dem Standpunkt des Fürsten Löwenstein; aber ich sage, das Duell ist die ultima ratio. Es darf nur stattfinden, wenn jedes andere Mittel der Verständigung und Beilegung ausgeschlossen ist.“

Diese ziemlich weit verbreitete Theorie der ultima ratio ist, wie mir scheint, recht eigentlich der Nährboden des ganzen Duellunwesens. Man hat den Krieg als die ultima ratio regum bezeichnet, und man kann den Ausdruck gelten lassen, da wir ja leider für die internationalen Beziehungen zwischen den einzelnen Völkern keine erzwingbare Rechtsordnung haben. Wo das Recht nicht herrscht, muß in letzter Linie die Gewalt entscheiden. Ein Staat dagegen ist grundsätzlich nur denkbar, wenn in ihm das Recht herrscht. Der Ausdruck „Rechtsstaat“ ist eigentlich ein Pleonasmus. Ein Staat, in dem das Recht nicht herrscht, ist eben kein Staat, sondern eine willkürlich zusammengehaltene Gesellschaft. Für die Durchbrechung des Rechts — und das ist ein Duell — gibt es deshalb keine ratio, weder eine prima noch eine ultima ratio, und wer von einer solchen spricht, der bewegt sich in dem Ideenkreise des Anarchismus. Auch der Anarchist erkennt die Gesetze des Staates für sich nicht als verbindlich an. Der Anarchist der That protestirt gelegentlich durch Bombenwerfen und Meuchelmord gegen die Rechtsordnung, indem er sein subjektives Ermessen an die Stelle der objektiven Rechtsordnung setzt. Der psychologische Vorgang im Gehirn des Duellanten ist ganz derselbe, nur die Motive, aus denen er handelt, sind andere. Der Anarchist kümmert sich nicht um die Rechtsordnung, weil er davon ausgeht, daß diese nichts werth ist, und die Beziehungen der Menschen zu einander in freier Selbstbestimmung zu regeln seien. Der Duellant erkennt zwar im allgemeinen die Rechtsordnung an, aber wenn das, was er seine persönliche Ehre nennt, angegriffen wird, so hebt er wie der Anarchist die Rechtsordnung als für ihn in diesem Falle unverbindlich auf und stellt das Faustrecht an die Stelle des Gesetzes.

Ob er das Duell in dem einen Falle billigt und in dem anderen Falle für unsinnig erklärt, ist eine ganz nebensächliche Frage. Wer das Duell nicht in jedem Falle ausschließt, der verstößt genau so gegen die Rechtsordnung wie derjenige, der in zahllosen Fällen dasselbe für zulässig hält. Die Frage, wann ein Duell gestattet erscheint, ist eine Frage der bloßen Kasuistik. Wer nur bei schweren Beleidigungen das Duell zugestehen will, der setzt sich der Frage aus, was ist denn eine schwere Beleidigung? und diese Frage wird er nie zutreffend beantworten können. Wer nur bei thätlichen Beleidigungen den Zweikampf für zulässig hält, der steht vor dem berechtigten Einwand, daß wörtliche Beleidigungen unter Umständen viel schlimmer sind als thätliche.

So ist es denn auch garnicht zu verwundern, daß die Duellkasuistik immer wieder zu den ungeheuerlichsten Absurditäten führt, also z. B. zu der Absurdität, daß ein in sinnloser Trunkenheit ausgeführter unbewußter Schlag in das Gesicht eines Anderen ein Duell nöthig machen könne, wenigstens dann, wenn die Scene von Dritten beobachtet ist. Mit anderen Worten: wer das Duell in irgend einem Falle billigt, darf es konsequenterweise in gar keinem Falle grundsätzlich verwerfen.

Eben deshalb ist es auch ein solches Unding, daß Ehrenräthe, die unter derselben Autorität des Staates, der die Gesetze gegen das Duell erlassen hat, fungiren, unter Umständen ein Duell, d. h. eine offenbare Durchbrechung des bestehenden Rechts billigen, ja das Duell durch ihren Spruch, wenn auch nicht formell, aber doch thatsächlich geradezu erzwingen. Man hat wohl zu Gunsten der Ehrenräthe behauptet, daß sie auf eine Verminderung der Duelle hinwirkten. Das mag richtig sein, obgleich angesichts mancher Ereignisse der neueren Zeit die Richtigkeit dieser Behauptung berechtigten Zweifeln unterliegt; aber selbst wenn es wahr ist, — wie gering wiegt der Vortheil von hundert vermiedenen Duellen gegenüber dem Schaden, der durch ein einziges unter der Autorität des Ehrenraths ausgefochtenes Duell angerichtet wird. Wie kann man Achtung vor dem bestehenden Gesetz von irgend jemandem im Staate verlangen, wenn angesehene Organisationen in der Armee bestehen, die unter Umständen es einem Vertreter staatlicher Autorität, wie es der Offizier ist, zur Ehrenpflicht machen, das Gesetz zu verletzen. Es ist eine Anomalie sondergleichen, daß der Staat direkt Anordnungen zur Verletzung seiner eigenen Gesetze trifft. Ehrenräthe kann man als eine nützliche Institution nur insoweit gelten lassen, als sie sich mit ihren Entscheidungen streng innerhalb des Rahmens der bestehenden Gesetze halten. Solange aber Ehrenräthe sich genöthigt sehen, Entscheidungen zu treffen, die schlechterdings nur als Anreizung zur Verletzung der Gesetze zu charakterisiren sind, bilden gerade sie in den Augen aller derer, die aus Mangel an moralischem Muth keine selbständige Stellung in der Duellfrage einzunehmen wagen, die wichtigste Stütze des Duells.

Daß es nicht möglich sein sollte, das Duellunwesen aus einer so ausgezeichnet disziplinirten Armee, wie es die deutsche ist, zu beseitigen, wird niemand ernsthaft behaupten wollen. Wenn es von vornherein feststände, daß jeder, der sich duellirt und damit klarstellt, daß er nicht gewillt ist, den Gesetzen die gebührende Achtung zu Theil werden zu lassen, auf die Entlassung aus dem Offiziersstande bestimmt zu rechnen hat, so wäre damit für das gesammte Gebiet der Armee dem Unfug ein Ende gemacht; und wenn die Armee das Duell nicht mehr kennt, so ist es allenthalben deklassirt und verliert die Anziehungskraft in all den Kreisen, die das Duell nur nachäffen, weil es ihnen eine vornehme Offiziersinstitution zu sein scheint. Alle Versuche, durch noch so wohlwollende Verordnungen und Reglements die Duelle beschränken zu wollen, haben einen sehr untergeordneten Werth. Hier ist einer von den Fällen, bei denen es nur eine befriedigende Lösung gibt, und das ist die radikale Lösung: Wer der Autorität des Staates unterworfen ist, darf kein Duell eingehen; niemand ist würdig, irgend eine autoritäre Stellung im Staate zu bekleiden, der sich durch Eingehen eines Duells offenkundiger Rechtsverachtung schuldig gemacht hat.

Theodor Barth.

Der Rückgang der englischen Landbevölkerung.

II.

Die in der Landwirthschaft Englands und Wales selbständig Erwerbsthätigen betrugen:

1851 . . . . 1 760 000,
1861 . . . . 1 700 000,
1871 . . . . 1 504 000,
1881 . . . . 1 341 000,
1891 . . . . 1 311 000.*)

Eine flüchtige Betrachtung dieser Zahlen ergibt nun, daß die größte Verminderung, fast 200 000 stark, in den Jahren 1861—1871 stattgefunden hat. Eine nicht viel geringere Abnahme hat 1871—1881 sich vollzogen, nämlich über 160 000. Man mag nun meinethalben annehmen — was übrigens sicher nicht richtig ist, — der ganze Verlust von 1871—1881 sei auf Rechnung der schlechten Jahre seit 1879 zu setzen. Dann bleibt dort immer die Thatsache bestehen, daß die größte Abnahme der englischen landwirthschaftlichen Bevölkerung zu einer Zeit erfolgte, wo der Weizenpreis durchschnittlich auf 51 sh $8^1/_3$ d stand, wo gute Ernten stattfanden, und wo eine starke Verminderung der Ackerfläche sich meiner Ansicht nach nicht nachweisen läßt. Sollte dies letztere doch der Fall gewesen sein, dann wäre diese Abnahme nicht der Unrentabilität des Getreidebaues zuzuschreiben, sondern den besonders hohen Gewinnen, die die Fleisch- und die Milchproduktion abwarfen. Schon dieses negative Ergebniß weist darauf hin, daß der Versuch, die Abnahme der landwirthschaftlichen Bevölkerung aus der Unrentabilität des Getreidebaues zu beweisen, nicht überzeugend gelungen ist.

Der Duke of Bedford vertritt u. a. diese Auffassung in einem sehr interessanten kleinen Buche, in dem er manche Arcana des englischen Landsystems ausplaudert.**) Für je 200 acres Ackerland, meint er, das in Weide verwandelt wird, werden 5 ländliche Arbeiter überflüssig. Wenn man nun die Zunahme der Weideländereien auf Kosten des Ackerlandes von 1871—1881 in England und Wales gleich 2 Millionen acres setzt, so würden nach dieser Berechnung 50 000 Arbeiter überflüssig geworden sein. Die Abnahme der landwirthschaftlichen Bevölkerung in jener Zeit, in der zweifellos eine Einschränkung der Getreidefläche stattfand, ist über 160 000. Die Abnahme der ländlichen Arbeiter allein beträgt über 100 000. Selbst dann also, als eine wesentliche Einschränkung der Ackerfläche eintrat, ist sie nicht groß genug gewesen, um die Verminderung der ländlichen Bevölkerung vollständig zu erklären.

Eine richtige Vorstellung über die Gründe der Abnahme der englischen landwirthschaftlichen Bevölkerung kann man aus der Statistik allein nicht erhalten, wenn man mit der englischen Agrarordnung nicht vertraut ist.

England ist durch und durch ein Land des Großgrundbesitzes, es weist höchstens, (Wales einbegriffen) 166 000 eigentliche Landeigenthümer auf, von denen 2250 die Hälfte des Landes innehaben. Es ist ein Land der Pachtbetriebe, insofern von 32,6 Millionen acres in Großbritannien nur 4,6 Millionen durch Eigenthümer bewirthschaftet werden. Zudem ist es ein Land des landwirthschaftlichen Großbetriebes: 72 Proz. der englischen landwirthschaftlich benutzten Fläche wird von Betrieben über 100 acres (ca. 40 ha) eingenommen. Wenn uns der Rückgang der englischen landwirthschaftlichen Bevölkerung als warnendes Beispiel geschildert wird, wenn dadurch auf die Nachtheile des Freihandels hingewiesen wird, so wird damit oft bewußt oder unbewußt die Meinung hervorgebracht, als sei es der englische Bauernstand, der in so betrübender Weise decimirt wurde. Einen solchen Bauernstand hat es lange vor der Aufhebung der Kornzölle nicht mehr gegeben. Man findet wohl heute noch einzelne Kleinbesitzer bäuerlichen Gepräges oder Gruppen von solchen in einzelnen Landestheilen. Das sind Ueberbleibsel einer zerstörten agrarischen Ordnung, die sich in der für Großgrundbesitz und für Großbetrieb eingerichteten englischen Agrarverfassung nur mit Schwierigkeit zu behaupten vermögen, weil weder Staat noch Gesellschaft nach ihren Bedürfnissen organisirt sind. Die Mehrzahl ihrer Standesgenossen ist eben dieser aristokratischen Gesellschaftsordnung mit ihrer monopolistischen Landagglomeration, mit dem politischen, administrativen wie sozialen Ueberwiegen der Großgrundbesitzer vor der Reformakte und vor der Freihandelsagitation erlegen. Durch die verschiedensten Methoden, durch Auftheilung der Gemeinländereien, durch Chikanen und durch Aufkauf sind die Bauern größentheils vor Beginn des 19. Jahrhunderts beseitigt worden. In Perioden der glänzenden Erträge sind sie aufgekauft worden, weil die Vergrößerung der Großgüter wie die Bildung neuer Herrschaften nicht nur angenehm, sondern auch gewinnreich war. Bei fallenden Preisen, bei Untergang der Hausindustrie und der Transportgewerbe ließen sie sich auskaufen, weil sie sich nicht zu halten vermochten. Sie sind nicht sowohl den ökonomischen Wandlungen des 19. Jahrhunderts erlegen, sondern vor allem der Nachbarschaft des Großgrundbesitzes, der gute wie schlechte landwirthschaftliche Konjunkturen zu seiner Vergrößerung ausnutzte. Aus ihrem Verschwinden ist also die Abnahme der englischen Landwirthschaftsbevölkerung nicht zu erklären.

Sie ist auch nicht aus der Abnahme der Landwirthschaftsbetriebe verständlich, wie sich solche in der geringeren Anzahl ländlicher Wirthe ausspricht.

Allerdings hat eine solche Abnahme der selbständigen Landwirthe — und solche sind ja in England wesentlich Pächter — stattgefunden. Sie sind von circa 249 000 im Durchschnitt der Jahre 1851—1871 auf circa 223 000 1881 bis 1891 zurückgegangen.*) Der ganze Rückgang fällt hier in die Periode der geringeren Rentabilität der Landwirthschaft. Man darf wohl annehmen, daß auch ein ursächlicher Zusammenhang besteht, insofern viele Landwirthe bei schlechter Konjunktur nicht geneigt sind, ihr Kapital dem Boden als Betriebskapital anzuvertrauen. Abgesehen von den patriarchalisch verwalteten Gütern, wie etwa die des Duke of Bedford, ist die Beziehung des Pächters zum Lande eine ganz lose. Das Land ist eine Betriebsgelegenheit, die der Pächter für ein Jahr miethet, um darauf zu produziren. Alle Jahr findet ein starker Uebergang von Pächtern in andere Pachtstellen statt. Unter diesen Umständen vermag die Verschlechterung der Konjunktur sehr schnell eine Abnahme der Pachtbetriebe herbeizuführen, um so mehr, wo der Fall der Renten mit dem Fall der Preise nicht Schritt gehalten hat.**)

Auf der anderen Seite aber ist nicht zu vergessen, daß dem englischen Agrarsystem auch die Tendenz zum Großbetrieb innewohnt. Nicht nur, daß wenige große Pächter weniger administrative Schwierigkeiten machen und größere finanzielle Garantien bieten, als viele kleine; sie verursachen auch geringere Kosten. Der englische Landlord hat dem Pächter die Gebäude zu stellen; der Pächter liefert nur das Betriebskapital. Je weniger Pächter ein Landlord hat, desto weniger Ausgaben für Gebäude. Er stellt auch in vielen Fällen die Arbeiterhäuser. Der große Pächter, der mit Maschinen arbeitet oder Banden irischer Wanderarbeiter während der geschäftigen Zeit benutzt, braucht weniger Arbeiterwohnungen als der kleine Pächter. Zudem herrschte in England bis vor kurzem der Glaube an die wirthschaftliche und technische Ueberlegenheit des Großbetriebes, ein Glaube, der besonders dadurch verstärkt wurde, daß man die elenden Zu-

*) Goldstein, bes. p. 50.
**) The Story of a Great Agricultural Estate p. 195.

*) Hasbach 25 und Goldstein 61.
**) Channing, The truth about agriculture depression p. 93 sqq.

stände der irischen Zwergwirthschaften als typisch für den Kleinbetrieb ansah. Wer englische Agrargeschichte kennt, der weiß, daß gerade in den Zeiten günstiger landwirthschaftlicher Konjunkturen ein Umsichgreifen des Großbetriebes stattgefunden hat. Wenn in den ersten 20 Jahren nach Aufhebung der Kornzölle eine Verminderung der selbständigen Wirthe nicht stattgefunden hat, so liegt das, abgesehen von örtlichen Erscheinungen in Wales, an dem Umschwung in der Produktion, die von da ab große Kapitalaufwendungen seitens der einzelnen Pächter bedingte und damit natürlich einer gleichzeitigen Ausdehnung der Betriebe nicht günstig war. Eine Zunahme der von großen Pächtern eingenommenen Flächen hat dann bis 1885 stattgefunden; erst mit der schlechten Zeit hat ein Rückschlag begonnen, indem kleine Pächter eher als große geneigt sind, Renten zu zahlen, die dem Ertrag der Farmen nicht voll entsprechen*).

* * *

Welches indes auch die Ursache der Aenderungen in den Betriebsgrößen ist, eines ist klar: Die Abnahme der landwirthschaftlichen Bevölkerung von über 400 000 Erwerbsthätigen seit 1851, kann nicht durch eine Verminderung der selbständigen Wirthe um ca. 25 000 verursacht sein.

Sie ist im Wesentlichen durch Abwanderung der landwirthschaftlichen Arbeiter erfolgt. Von 1851—1871 sind die landwirthschaftlichen Arbeiter aller Kategorien von 1 254 000 auf 959 000 gesunken, also um fast 300 000; von 1871—1891 von 959 000 auf 759 000, also um 200 000. Auch hier zeigt sich also der stärkere Verlust zu einer Periode des Blühens der Landwirthschaft. Der weitaus bedeutendste Rückgang in einer Dekade, nämlich 230 000 fand in den blühendsten Zeiten von 1861—1871 statt. Um diese Abnahme durch Einschränkung des Getreidebaus zu erklären, hätten nach der Formel des Duke of Bedford 9 200 000 acres dem Getreidebau entzogen werden müssen, ein starkes Drittel der englischen Kulturfläche**)!

Es soll mit dieser Zurückweisung in keiner Weise behauptet werden, daß die Vergrößerung der Betriebe, die dadurch bedingte Anwendung von Maschinen, der Uebergang zur Fleisch- und Milchproduktion, die in England in Weidewirthschaft erfolgt, nicht vielerorts eine Ueberflüssigmachung der ländlichen Arbeiter bewirkt hat. Aber, wenn wir der ersten landwirthschaftlichen Autorität Englands***) Glauben schenken wollen, so waren diese Erscheinungen eher Folgen als Ursachen der Abwanderung ländlicher Arbeiter.

Der Uebergang zum Freihandel hat insofern den englischen Landarbeiter vom Lande weggelockt, als die darauf folgende gewaltige industrielle Entwicklung ihm weitaus günstigere Lebensbedingungen in der Stadt versprach. Dadurch erfolgte ein Steigen der ländlichen Löhne, das seinerseits die Landwirthe natürlich zur Ersparung menschlicher Arbeit und zur Anwendung von Maschinen trieb. Schon 1850—51, ehe die vollkommene Anpassung an die neuen Verhältnisse stattgefunden hatte, wo noch vielerorts eine Ueberfüllung des ländlichen Arbeitsmarkts herrschte, stand in den industriellen Bezirken Englands der Lohn des ländlichen Arbeiters 37 Proz. höher als in den rein agrarischen†). Die starke Entwicklung des Eisenbahnwesens, die zeitlich mit der Aufhebung der Kornzölle zusammenfällt, brachte die entlegenen Distrikte unter den Einfluß der Industriecentren und ihrer besseren Lebensbedingungen. Gleichzeitig erweckte die Agitation der Freihandelspartei in den dunkelsten Winkeln des Landes in der arbeitenden Bevölkerung das Bewußtsein von einer Tyrannei, die selbst, wo sie wohlwollend war, aller Menschenwürde ins Gesicht schlug. Man lese einmal die Geschichte eines Dorfpolitikers, diese

*) Duke of Bedford p. 137.
**) Hasbach 259 and 366, Goldstein.
***) Caird, The landed interest p. 92.
†) Caird, English Agriculture p. 512.

pathetisch einfache Selbstbiographie eines ehemaligen Landarbeiters*). Man muß sich sagen, daß von dem Augenblicke an, wo eine Landflucht möglich war, eine solche erfolgen mußte, selbst wenn die Getreidepreise immer auf 80 sh gestanden hätten.

So hoch waren sie allerdings in den Jahren 1861 bis 1871 nicht, aber selbst bei den gesteigerten Arbeitslöhnen, wäre der Kornbau wohl rentabel gewesen, wenn nicht die Fleisch- und Milchproduktion, in Folge des wachsenden Wohlstandes der arbeitenden Bevölkerung noch höhere Erträge abgeworfen hätte. Der Aufschwung derselben gab die Möglichkeit, die theuer gewordene Arbeit zu entbehren. Hierdurch wurde ein weiteres Steigen der ländlichen Arbeitslöhne verhindert, wie es nöthig gewesen wäre, um den Lockungen der Industrie — oder der Auswanderung — ein Gegengewicht zu bieten. Ein Steigen aber trat immerhin in jener Periode ein, ein Steigen, das nicht hätte stattfinden können, wenn nicht der Abfluß vom Lande größer gewesen wäre, als es der Abstoßung von Arbeitskräften und der Betriebsänderung entsprach. In der zweiten Periode 1871 bis 1891 und bis zur Gegenwart hat sich das in der That gezeigt: Es gibt zweifellos Distrikte, wo der Lohn des beschäftigten Arbeiters allerdings nicht gefallen ist, der Mangel an Beschäftigung aber klar beweist, daß die Arbeitsgelegenheit der Zahl der Arbeitsuchenden nicht entspricht**). In dieser zweiten Periode hat zweifellos der Fall der Preise zur Ersparung von Kosten wie zu wesentlichen Betriebsänderungen geführt, aber wie schon erwähnt, die Zunahme der ewigen Wende ist nicht annähernd groß genug, um den Abfluß der Arbeiter zu erklären.

Die Thatsache, daß dieser Arbeiterabfluß in verstärktem Maße in den günstigen Perioden stattgefunden hat, berechtigt einen zu der Annahme, daß auch eine wesentliche Erhöhung des Getreidepreises, wie eine wesentliche Ausdehnung des Getreideanbaus die Landflucht nicht hemmen würde. Sie würde höchstens nur zu einer Verstärkung der circa 30 000 Menschen betragenden irischen Wanderarbeit führen. Denn der ländliche Arbeiter in England wandert ab, ob die Löhne hoch sind oder ob sie niedrig sind; ja es scheint, daß gerade in den höher gelohnten Distrikten die die Abwanderung am stärksten ist.***) Er wandert ab, weil ihn kein anderes Band an den Boden fesselt, als die jahrhundertlange Abhängigkeit, weil irgendwelche Aussicht im Leben zu steigen, in der auf aristokratischem Monopolbesitz und kapitalistischem Großbetrieb beruhenden englischen Agrarordnung nicht vorhanden ist.

Es ist somit die englische Agrarordnung, die die Verödung des flachen Landes in England zur Folge gehabt hat. Schon die Entwicklung dieser Ordnung hat vielfach zu einem Rückgang der Landbevölkerung geführt. Die Geschichte der Einhegungen seit dem sechzehnten Jahrhundert, wie die Geschichte der schottischen und der irischen Lichtungen, wie der Auskauf der englischen Bauern haben zu denselben Ergebnissen geführt; Ergebnisse, die fast immer in Perioden günstiger landwirthschaftlicher Konjunktur mit besonderer Energie erstrebt wurden.

Es soll nicht geleugnet werden, daß diese Entwicklung, die durch den Kapitalreichthum weniger großer Besitzer und Pächter eine Anpassung an neue wirthschaftliche Konjunkturen leicht ermöglicht, technische wie wirthschaftliche Vorzüge hat. Es gibt kaum ein Land, dessen ländliche Distrikte ein gleiches Aussehen von Sauberkeit und Wohlhabenheit tragen, wie z. B. Südengland. Die Vertreibung der Bevölkerung ist der Preis gewesen, den England für die technische Vollkommenheit seiner Landwirthschaft bezahlt hat.

Es entbehrt nicht eines gewissen ironischen Reizes, daß Cobden und Bright die heftigsten Gegner der auf monopolistischen Rechtsverhältnissen beruhenden englischen Agrar-

*) A Village Politician, The Life Story of John Buckley ed. by F. C. Buckmaster.
**) König, Englische Landwirthschaft p. 61 und 77.
***) Zusammenstellung hierüber bei Goldstein p. 37.

ordnung mit ihrer Tendenz zu ausschließlichem Großgrundbesitz und vorwiegendem landwirthschaftlichen Großbetrieb gewesen sind. Allerdings schon vor ihrer Zeit ist durch Thornton, Mill u. a. der Ruf nach Schaffung kleiner Bauern ergangen. Aber erst durch sie ist die Forderung nach „Freihandel in Land“ zu einem politischen Feldgeschrei geworden. Wegen dieser Bewegung, die nur in Irland zur Gründung von Bauernstellen führte, in England aber nichts erreichte als gewisse Reformen in Bezug auf die Rechtsverhältnisse der Güter, sind Cobden und Bright beschuldigt worden, „gracchische Agrarrevolutionen“ zu erstreben. Heute, wo auch in England gewisse Vorzüge von Kleinbesitz und Kleinbetrieb anerkannt werden, sollten die Beiden eigentlich von den Schwärmern für innere Kolonisation unter die Zahl ihrer Kalenderheiligen aufgenommen werden.

III.

Es braucht wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, daß Deutschland mit über 2,5 Mill. selbständiger Landwirthe, mit 5½ Mill. Wirthschaftsbetrieben, von deren landwirthschaftlicher Fläche 86 Proz. in Eigenwirthschaft stehen, und nur 24 Proz. als Großbetriebe gelten, andere Verhältnisse aufweist, als England. Die Folgen der englischen Agrarordnung, die nicht durch die Beseitigung der Kornzölle verursacht sind, berechtigen also in keiner Weise zu der Voraussetzung, daß ein Aufhebung der Zölle bei uns zu einer Verödung des platten Landes führen würde. Man weist allerdings darauf hin, daß bei uns schon jetzt eine Abnahme der landwirthschaftlichen Bevölkerung eingetreten ist, die von 18,7 Mill. im Jahre 1882 auf 17,8 1895 gefallen ist. Daß dies nicht, wie für England behauptet wird, durch einen Rückgang des Getreidebaus verursacht worden ist, ergibt sich aus der Thatsache, daß die Getreideanbaufläche zu- und nicht abgenommen hat. Es ergibt sich auch aus den lebhaften Klagen über den Mangel ländlicher Arbeiter, die klar genug beweisen, daß man die Arbeiter nicht entlassen hat, weil die Betriebe nicht rentirten, sondern, daß die Fortführung der Betriebe durch das Davonlaufen der ländlichen Arbeiter erschwert ist. Dies gilt, wie ja bekannt, vor allem von den Gegenden des vorherrschenden Großbetriebes. Es ist dies eine Thatsache, die der Behauptung, der englische Landarbeiter sei nicht durch Rückgang des Getreidebaus, sondern durch die Abneigung, länger in einem Verhältniß gutsherrlicher Abhängigkeit zu bleiben, neues Gewicht verleiht. Der Rückgang unserer landwirthschaftlichen Bevölkerung ist in der That auf die Abnahme der Angestellten und Arbeiter zurückzuführen. Seit 1882 hat eine Abnahme der Erwerbsthätigen, Angestellten u. s. w. um 4,2 Proz. stattgefunden, der eine Zunahme der der selbständigen Erwerbsthätigen um 12,32 gegenüber steht.

Es ist nicht zu erwarten, daß eine Zunahme der Fleisch- und Milchproduktion bei uns zu einer Verminderung der landwirthschaftlichen Bevölkerung führen wird. Der Umschwung in der Bedeutung der Viehzucht und ihrer Produkte, der bereits bei uns eingetreten ist*), wird sich bei uns nur in einzelnen Distrikten in der Form der englischen arbeitsextensiven, kapitalintensiven Weidewirthschaft vollziehen.

Bei uns wiesen 1882 wie 1895 die Kleinbetriebe und die Mittelbetriebe per ha einen weit größeren Viehbestand auf, als die Großbetriebe, mit alleiniger Ausnahme des Schafbestandes. Soll das jetzt, wo die Viehzucht u. s. w. durch Forschritte der industriellen Bevölkerung bereits zum Rückgrat vieler Wirthschaften geworden ist, auf einmal anders werden, weil in England, das keine bäuerlichen Betriebe besitzt, die Flucht des Landarbeiters im Bund mit den klimatischen Verhältnissen es ermöglicht hat, kapitalintensive Großweidewirthschaft zu treiben?

* * *

*) Nach einer Aufstellung des Landwirthschaftsraths stammen bei den untersuchten Wirthschaften nur 26,4 Proz. der Einnahme aus Getreideverkauf, 40,6 Proz. aus Vieh and Viehprodukten (Lotz p. 205).

Beweisend für deutsche Verhältnisse scheint mir aus der englischen Agrargeschichte nur eines zu sein: Die Flucht des Landarbeiters. Sie hat stattgefunden ohne wesentlichen Einfluß der landwirthschaftlichen Konjunktur. Sie hat bereits vor der Aufhebung der Kornzölle begonnen, doch in Folge der starreren industriellen, technischen und politischen Bedingungen in weit geringerem Maße, als dies später der Fall war. Sie ist im wesentlichen eine Folge des rechtlich-geschlossenen Großgrundbesitzes — mit, drücken wir es einmal milde aus — politisch, gerichtlich wie sozial patriarchalischen Tendenzen. Wo bei uns ähnliche rechtlich-politische Zustände bestehen, da sind ähnliche Bevölkerungsbewegungen schon eingetreten und werden in ähnlicher Weise fortdauern. Keine Getreidezollpolitik wird daran etwas Wesentliches ändern. Man kann durch künstliche Schaffung industrieller Krisen Stauungen und Stockungen verursachen, aber nur, um durch Auswanderung zu verlieren, was man der Abwanderung zu entziehen hofft. Es ist nicht meine Absicht in eine Erörterung über Vorzüge und Nachtheile des Großgrundbesitzes einzutreten. Es ist nur nochmals darauf hinzuweisen, daß England das ausschließliche Vorherrschen von Großgrundbesitz und Großbetrieb mit ihren unleugbaren großen technischen wie finanziellen Vorzügen, durch eine Verödung des flachen Landes bezahlt hat. Wem dieser Preis nicht zu hoch ist, der mag für eine Handelspolitik eintreten, die in erster Linie dem Großgrundbesitz zu statten kommt. Er mag sie durch Schaffung aristokratischer wie großbäuerlicher Fideikommisse unterstützen. Er soll sich aber nicht einbilden, etwa durch diese Politik einen zahlreichen, fügsamen, konservativ-zufriedenen Landarbeiterstand in patriarchalischen Abhängigkeitsverhältnissen erhalten zu können, am wenigsten in einem Lande, wo die allgemeine Wehrpflicht die jungen Leute den Städten zuführt.

M. J. Bonn.

Vom jüdischen Geist.*)

Daß im Zeitalter der Völker- und Rassenpsychologie ein solches Buch geschrieben werden würde, ließ sich voraussehen; die Frage war nur wo und wie es entstände. Und auch da durfte man vermuthen, daß der Verfasser weder einem Volke angehören werde, in dem die Judenschaft unangefochten, noch einem solchen, in dem sie völlig unterdrückt ist. Brennend wird die Frage nach dem jüdischen Geist erst da, wo er als eine Macht mit anderen starken oder überlegenen Mächten ums Dasein kämpft. Das ist die Situation Frankreichs zur Zeit des Dreyfusprozesses. Man mag darüber urtheilen wie man will: die tiefe Bedeutung dieses Prozesses für das französische Geistesleben ist unverkennbar. Er mag an dem geistigen und kulturellen Thatbestande wenig geändert haben — eine immerhin anfechtbare Behauptung — jedenfalls hat er ihn in einer erschreckend deutlichen Weise offenbar gemacht und durch diese Klarlegung Direktiven zum Verständniß und zur Besserung gegeben. Es läßt sich kaum denken, daß Muret's Buch ohne die politischen Ereignisse der letzten drei Jahrzehnte geschrieben worden wäre, zum mindesten hätte es solchen Erfolg nicht haben können. So gehört es zu den vielen werthvollen Früchten jener schweren Zeit, die dem Unschuldigen von neuem beweisen können, daß er nicht umsonst gelitten hat.

*) L'Esprit juif. Essais de psychologie religieuse aux XIXme siècle. I: Essai de psychologie ethnique par Maurice Muret. 3me édition. Librairie académique Perrin et Cie. 1901. 3,50 Frcs.

I.

Das von Muret gestellte Problem kann in sehr verschiedener Weise gelöst werden; nicht nur bezüglich des Resultats, sondern mehr noch hinsichtlich der Methode. Das deduktive Verfahren würde aus irgend einer gegebenen oder angeblichen Thatsache ein ethnisches Charakterbild entwickeln; das induktive Vorgehen müßte sich auf eine Beispielsammlung beschränken. Muret kombinirt mit Recht beide Möglichkeiten, und zwar so, daß er die induktiven Kapitel durch zwei deduktive umrahmt, in deren erstem er den Rassenbegriff und die semitische Psychologie behandelt, um im letzten das Deduktive mit dem induktiv gewonnenen Resultat zu vergleichen. Daß beide so schön übereinstimmen, ist freilich kein Zufall, noch weniger ein durch die Probe als unfehlbar richtig erwiesenes Rechenexempel, sondern eine geschickte und vorausberechnete Wirkung. Der Verfasser war offenbar über die Grundzüge seiner Arbeit völlig im Klaren, ehe er ihre Komposition unternahm, woraus ihm solange niemand einen Vorwurf machen wird, als die aus dem deduktiven und induktiven Lager geholten Beweise sich als stichhaltig erweisen. Das zu untersuchen wird unsere nächste Aufgabe sein. Festen Boden gewinnen wir dabei wohl am ersten, wenn wir von der Beispielsammlung ausgehen.

Spinoza, Heine, Beaconsfield-Disraeli, Karl Marx, Georg Brandes, Max Nordau: dies die Typen des jüdischen Geistes nach Muret. Nach Nationen vertheilt, erhalten wir einen Holländer, drei Deutsche, einen Engländer, einen Dänen, wobei freilich Spinoza und Heine durch diese Klassifikation fast völlig ungenügend, Brandes und Marx nur schlecht charakterisirt werden. Zeitlich gehört einer dem siebzehnten, fünf dem neunzehnten Jahrhundert an; von letzteren wieder zwei seiner letzten Hälfte. Nach Berufen geordnet haben wir einen Philosophen oder Optiker, einen Dichter, einen Staatsmann oder Schriftsteller, einen Nationalökonomen, einen Aesthetiker, einen Journalisten.

Das völlig Willkürliche dieser Wahl leuchtet beim ersten Blick ein; aber doch auch zu gleicher Zeit eine starke, sozusagen negative Gemeinsamkeit. Denn die sechs Genannten sind sämmtlich Juden außerhalb des Judenthums, verstoßen oder ausgetreten, aber dennoch mit dem Stamme durch starke Bande verbunden. Mit arischer Kultur in engster Beziehung stehend, sind sie zweifellos schlechte Typen des jüdischen Geistes in engerem Sinne und insofern ist schon der Titel des Buches verfehlt. Nicht ohne Recht hat man dem Verfasser zu bedenken gegeben, daß er den Ghettojuden und strengen Ritualisten zum Gegenstand seiner Betrachtung hätte machen sollen. Aber worauf es Muret ankommt und was er mit dem Titel vielleicht nur unvollkommen hätte ausdrücken können, das ist der Einfluß bedeutender jüdischer Individuen auf die arische Kultur; von einem solchen kann begreiflicher Weise nur da gesprochen werden, wo sich diese Individuen bis zu einem gewissen Grade ihrer Stammeseigenthümlichkeiten begeben haben, eben um mit dem Indogermanen in Berührung zu kommen und auf ihn wirken zu können. In diesem Sinne ist ein Spinoza typischer als ein Maimon, ein Beaconsfield typischer als ein Moses, ein Brandes typischer als ein Nehemia. In diesem Sinne ist auch die Beschränkung auf das moderne, national aufgelöste und zerstreute Judenthum durchaus angezeigt und es wäre schwer, mehr und bessere kulturell wirksame jüdische Schriftsteller zu finden — Nordau abgerechnet. Man könnte freilich diese Beschränkung auf das Schriftstellerthum anfechten und wenigstens aus der Musik — da ja die Bearbeitung der bildenden Kunst unjüdisch sein soll — einige Beispiele verlangen, vielleicht überhaupt eine regelmäßigere Berücksichtigung der verschiedenen Hauptberufe verlangen. Dazu doch auch eine gleichmäßigere Behandlung der beiden Theile, deren Harmonie jedenfalls keine prästabilirte war. Die zwischen Induktion und Deduktion klaffenden Risse sind geschickt verklebt, aber ihr Dasein ist nicht völlig wegzuleugnen. Man hat den Eindruck, als seien die Einzelstudien zunächst selbständig entstanden und nachträglich zusammengefügt worden. Das Schwergewicht liegt offenbar auf der Einzelerscheinung, dem Porträt; zu der synthetischen Durchdringung oder Erweiterung hat die Kraft nicht gereicht.

Gleichwohl können wir hier nicht den individuellen Zügen unsere Aufmerksamkeit zuwenden, sondern nur bei jedem gezeichneten Typus das nach Muret spezifisch Jüdische hervorheben.

Bei Spinoza wird schon der Pantheismus als kabbalistische Wirkung bezeichnet, ebenso die intuitive Erkenntniß, die Emanationstheorie, das Leben in Gott, die unpersönliche Unsterblichkeit, die Identität des Guten mit dem Nützlichen aus semitischen Einflüssen hergeleitet. Im Dienste einer anderen Theorie könnte man freilich die gleiche Herleitung aus dem Neuplatonismus und Epikuräismus versuchen. Spinoza's Vorliebe für die Demokratie könnte eben so gut platonisch als spezifisch jüdisch genannt werden.

Heine, mit dem sehr scharf verfahren wird, soll sich mit seiner lügenhaften Verschlagenheit als Jude ausweisen. Sein Haß gegen die Pfaffen, sein Unverständniß für christliche Architektur, sein frivoler Spott auf alles Religiöse, seine endliche Bekehrung zur Religion seiner Väter werden als neue Beweise angeführt.

Auch Disraeli habe in der demokratisch regierten Monarchie England seinen Rassenhang zur Volksbeglückung und Volksmitherrschaft bethätigen können. Die von ihm gegen Ende seiner Laufbahn geplante Kulturreform Englands durch Befruchtung mit orientalischen Bildungselementen ließ diese Tendenz noch verschärft hervortreten.

Karl Marx stellt nach Muret in seinem Sozialismus die Urform des Katholizismus verbunden mit dem jüdischen Ideal dar, die er dem hierarchischen Katholizismus der Folgezeit entgegensetzen wollte. Seine geistige Zerstörungssucht, der Hang zum Extremen, seine Vaterlandslosigkeit sind weitere typische Züge des jüdischen Geistes.

Diese letztere zeichnet auch, trotz seines Widerspruchs, Georg Brandes aus, der in unverhüllter Bosheit darauf ausgehe, seine „Heimath" vor der europäischen Kulturwelt zu verkleinern und vom Standpunkt eines seichten Rationalismus die litterarische Entwicklung Europas zu meistern. Muret kann zu diesem Resultat freilich nur durch Ignoriren der zahlreichen Arbeiten von Brandes über skandinavische Litteratur*) und durch ausschließliche Berücksichtigung seiner „Hauptströmungen" kommen, deren Lektüre „genüge."

Max Nordau schließlich verkörpere in seiner ersten Periode ebenfalls das Extreme, Antithetische des jüdischen Geistes, welcher Worte, Gedankenblitze, Einzelzüge aneinanderreihe, statt sie synthetisch auseinander zu entwickeln. Seine Leidenschaft, zu verblüffen, mit Paradoxen zu spielen, in der Wissenschaft die Lösung des Welträthsels zu finden, sein fast anarchischer Sozialismus (?), in letzter Zeit seine zionistischen Pläne lassen keine Zweifel über die Herkunft und Richtung seines Geistes mehr aufkommen.

Es kann hier nicht untersucht werden, inwieweit Muret richtig porträtirt hat. Der Philosoph, der Nationalökonom, der Historiker mögen das, jeder für das ihm zufallende Kapitel, feststellen. Muret ist, wenigstens nach den benutzten Quellen zu urtheilen, nicht schlecht unterrichtet. Bei Spinoza schützt zwar die gute Sachkenntniß nicht vor eigenwilliger Beugung der Thatsachen unter seine Theorie. Bei Disraeli ist er auf die vorzubringenden Gegenargumente schon gefaßt und wehrt sich nach Kräften, wenn auch nur mit theilweisem Erfolg. Heine und Nordau sind hart mitgenommen, aber nicht gänzlich unrichtig kritisirt. Völlig verfehlt scheint nur das in Galle getauchte Brandeskapitel. Wie

---

*) Ich erinnere noch an die Bücher über Holberg und die Aufsätze über Kjelland, Jakobsen, Strindberg, Oehlenschläger, K. Elster.

man den Mann, dem wir die erste und beste Kenntniß Ibsen's und Björnson's verdanken, der über Andersen, Tegner, Kierkegaard, Lange so ausführlich und nach dem Maß seiner Kraft gerecht und schön geschrieben hat, als Vaterlandsverächter brandmarken kann, ist schlechterdings unerfindlich. Gut dagegen und nöthig war der Hinweis auf den einseitigen Parteistandpunkt in Brandes' großer und trotz dieses Grundfehlers doch werthvoller Litteraturgeschichte. Ebenso durfte das von Brandes beliebte, auf die Dauer unerträgliche Maßregeln von dem sogenannten naturwissenschaftlichen Standpunkt aus tadelnd erwähnt werden. Brandes war ein verdienstlicher Förderer dieser Bewegung in Dänemark; er mag aber nicht einsehen, daß Erscheinungen der Vergangenheit unmöglich nach ihrer Verwandtschaft mit der Gegenwart beurtheilt werden dürfen, und daß wir heute über die Antithese des Logisch-Realen längst wieder zur Synthese hinweggeschritten sind. — Es ist auffallend, wie sehr Muret einem Brandes und Nordau gegenüber den konservativen Staatserhalter herauskehrt und bald über den sittlichen Werth des Eigenthums, bald über die Heiligkeit der Ehe, bald über die unantastbaren Rechte des religiösen Gefühls sich verbreitet. Man weiß nicht recht, vor welchen Thüren solche Predigtworte erschallen, und kann sich überhaupt je und dann des Eindrucks nicht erwehren, als hätte der Verfasser von dem Bildungsstande seiner Leser nur eine bescheidene Meinung.

II.

Versuchen wir nun aus den deduktiven Rahmenkapiteln des Buches den jüdischen Geist nach seinen Haupteigenschaften zu charakterisiren, so ergibt sich annähernd Folgendes. Jeder Jude hat eine doppelte Nationalität: die seiner Rasse und die seiner politischen Heimath. So nannte Lagarde, den Muret leider nicht citirt, das Judenthum eine „Nation in der Nation". Er ist weiterhin von Natur demokratisch. Die Monarchie ist ein Joch der Vereinerleiung, eine objektive Interessengemeinschaft zur Förderung eines Abstraktums Staat, das der Jude haßt, denn er ist Individualist und Subjektivist. „Die Leidenschaft, die Persönlichkeit, der energische Wille, die scharfe Vernunft sind bei ihm vorherrschend." Als Beweis wird die jüdische Kunstbethätigung citirt, wie sie Renan schon bis ins Einzelne verfolgt hat, nicht ohne auf die unerwiesene kriegerische Untüchtigkeit des Semiten, die aus seinem Individualismus folgen soll, den bekannten Seitenblick zu werfen.

Der Jude ist ferner stark in der Anpassung an das Gegebene, in seiner Verwerthung und Vervollkommnung. Je weiter er diese Talente entfaltet, desto pessimistischer wird er. Darum scheut er die weitfliegende Spekulation und arbeitet gern an der Hebung des Volkswohls im Kleinen und anderen das irdische Wohl fördernden Reformen. Die schärfste Ausprägung des Individualismus in Politik und Religion war der Prophet.

Mit dieser Renan sehr getreu nacherzählten Psychologie des Semiten verglichen, nimmt sich das zusammenfassende Schlußkapitel recht blaß und mager aus. Der Jude des Alterthums sei typischer Deist, der moderne Jude typischer Gottesfeind. Der religiöse Jude von damals haßte die Wissenschaft, der wissenschaftliche Jude von heute haßt die Religion. Was dort messianischer Glaube war, ist hier Fortschrittsgedanke und Optimismus geworden. Woraus diese gegensätzliche Wendung zu erklären ist, erfahren wir leider nicht. Jetzt wie einst haßt der Jude die Autorität, liebt die Empörung. Kritisch und hochmüthig, zweifelt er nicht, wiederaufrichten zu können, was er niedergerissen hat. Nach wie vor ist der Jude überall zu finden und überall er selbst geblieben. Er ist heute der bevorzugte Träger des europäischen Geistes und der Entchristlichung der Welt, der Verbreiter des demokratischen und des sozialistischen Gedankens. Die christlichen Grundsätze der Mäßigung, der Resignation, des Verzichts erscheinen dem Juden als feiger Kompromiß; Armuth, Keuschheit und Gehorsam, die altchristlichen Gelübde sind die Zielscheibe seines Spottes. Mögen einige im jüdischen Geist das lobenswerthe Streben nach einer besseren Zukunft erblicken, die Wahrheit scheint doch mehr auf Seiten derer zu liegen, die in ihm den Zerstörer des Bestehenden erblicken. — —

Wenn es Muret gelungen ist, von dem jüdischen Geist ein deutliches Bild zu geben, so läßt sich kaum sagen, daß es ein richtiges und in den drei Theilen seines Buches ein einheitliches sei. Demokrat, Revolutionär, Realist, Weltbürger, Rationalist, Individualist, in diesen sechs Schlagworten ist das Fazit des Buches doch wohl enthalten. Daß darin mehr Tadel als Lob liegt, wird unbestritten sein; es fragt sich nur noch, ob überhaupt ein Lob darin liegt. Ehe diese Frage beantwortet werden kann, muß aber noch auf die Widersprüche in den fünf Epitheta hingewiesen werden. Das Wort „Demokrat" kann fast ganz in sozialistischem Sinne verstanden werden und steht dann mit dem Prädikat „Individualist" in einem Widerspruch, den Muret gefühlt und ausgesprochen, aber nicht beseitigt hat. Das Wort „Realist" ferner kann zu dem Prädikat „Demokrat" ebenfalls in Gegensatz treten. So erklärt z. B. Muret das Werk des Hauses Rothschild, das doch wohl für das Judenthum als typisch gelten darf, aus dem Triebe nach materiellem Genuß im Diesseits. Marx wollte auch den Himmel auf Erden, nur glaubte er das mit der Beseitigung der Rothschilds am besten erreichen zu können. Setzen wir das Spiel fort, so werden wir bald dieses, bald jenes Charakteristikum des jüdischen Geistes zu Gunsten eines anderen fallen lassen müssen: Beaconsfield ist kein Demokrat, Marx kein Individualist, Spinoza kein Revolutionär u. s. w. Mit einem Wort: der Rahmen ist zu eng, denn das Charakteristische dieses oder jenes großen Juden liegt oft außerhalb desselben; er ist zu weit, denn mehrere jüdische Typen finden in ihm Platz, ohne von allen Seiten umschlossen zu sein. Mit Bezeichnungen, die in Gegensatz zu einander gebracht werden können, läßt sich aber keine Definition herstellen.

Und doch soll gar nicht geleugnet werden, daß es einen jüdischen Geist gibt, man kann von ihm heute noch so gut wie von einer jüdischen Physiognomie sprechen. Was nicht hindert, daß diese Physiognomie und jener Geist auftreten können, ohne daß ihr Eigenthümer Jude wäre; was auch nicht ausschließt, daß sie dort gelegentlich fehlen, wo es sich zweifellos um Juden handelt.

Die Erklärung liegt auf der Hand. Der Verschmelzungsprozeß der arischen mit der semitischen Bevölkerung hat vor Jahrhunderten schon begonnen und macht immer größere Fortschritte. In den gemischten Ehen z. B. siegt abwechselnd das arische und das semitische Moment, bald physisch, bald geistig. Und ebendarum kann von einem jüdischen Geist im strengen Sinne für Westeuropa heute nicht mehr gesprochen werden. Wir haben zweifellos Bruchstücke und Spuren von ihm in Menge. Die Berufswahl entscheidet meist über die Art ihres Auftretens. Der jüdische Geschäftsmann wird uns an den Händler von damals, der jüdische Denker an den alten Propheten irgendwie erinnern. Die von Muret festgehaltenen Eigenschaften sind vorhanden, aber sie treten nur noch sporadisch und oft ganz abgeschwächt auf. Die Kulturaufgabe der arischen Völker aber ist die möglichst schnelle und vollständige Absorption der semitischen Kultur um ihrer eigenen Selbsterhaltung willen. Das geschieht nicht durch Ausnahmegesetze oder eine ihnen nachgebildete Praxis, es geschieht weder durch offenen Kampf noch durch versteckte Polemik oder vornehme Absonderung. Es geschieht einzig und allein durch den freundschaftlichen Verkehr auf dem Fuße der Gleichheit, durch das liebevolle Uebersehen dessen, was heute noch als trennend empfunden wird, durch Ignoriren der Differenzen, die auf diese Weise am schnellsten verschwinden. Alles, was die semitische Rasse im Kampf gegen die Unterdrückung und in ohnmächtiger Wuth gegen die Unterdrücker an Schroffheit und Schärfe in sich großgezogen hat, wird als gegenstandslos wie ein unbenutztes Organ erschlaffen

und absterben. Bleiben soll uns aber in unserer gedanken- und charakterlosen Zeit etwas von jenem stolzen Selbstbewußtsein, das sich selbst genug, keinem fremden Joch sich beugt. Bleiben soll unserer nur noch mit Massen und Zahlen rechnenden Epoche der entschiedene, ideale Individualismus.

La Tour- de Peilz (Genfersee).

Eduard Platzhoff-Lejeune.

Gorki's andere Welt.

Gorki's Lieblingsgestalten sind die Lebensfreien, die die Ketten der Welt überwanden, die Wanderer der Erde. Immer wieder schweifen seine Geschichten zu diesen Nomaden, die in der Bedürfnißlosigkeit die Freiheit fanden, die, wenn auch das Hungergespenst ihnen manchmal auf den Fersen sitzt, doch das Schwerste gelöst, mit sich und der Welt im Reinen zu sein.

Es kann ihnen nichts geschehen, sie haben das Leben, das sie brauchen. Enthusiastisch ist seine Schilderung, leidenschaftlich und verliebt, wenn ihm der vollendete Typus eines solchen zerlumpten Lebenssiegers aufgeht. Und fast wie Neid nach einer Ganzheit sieht es aus. Stärker noch empfindet man das, wenn man die Bücher dieses Russen ansieht, die in einer anderen Welt spielen. In der Welt der Dumpfheit, der Städte, wo die Menschen vom Dasein erdrückt werden, wo sie unter dem Joch schreiten, mit Dunkelheit geschlagen und lähmendem Zwang, hin und her sich windend im furchtbaren Hader mit dem eigenen Wesen, das schmähend und schmollend selbst nicht weiß, was es will und wünscht.

Diese dumpfe, beklommene und dunkle Wirrniß hat Gorki mit gleicher leidenschaftlicher Eindringlichkeit sich vorgestellt, wie den unbekümmerten Kehrmichnichtdran derer, die nichts mehr in ihrem gleichmäßigen Beschauen erschüttern kann.

Schmerzlich erlebt wirkt das Klagelied der Dumpfheit und schmerzlich ersehnt der Preis der Ueberwinder. Und charakteristisch ist's, daß gerade die größeren Dichtungen nicht auf den Pfaden der Freien wandeln, sondern in den verschütteten Engpässen der Sklaven des Lebens.

Schon der erste große Roman „Foma Gordjejew"*) ist ein Bild aus dem Bagno. Der Mensch, den Gorki vor uns aufwachsen läßt, geht daran zu Grunde, daß er peinvoll die Sinnlosigkeit seines Lebens fühlt, daß ihm „die Seele mit Gedanken wie mit Pech verklebt wird", daß sein Geist wohl rege genug ist, alles Widerspruchsvolle, Hämische der Existenz um sich herum, gierig aufzusaugen, daß er aber nicht zur überlegenen Souveränität reift, sich eine eigene, wie auch immer geartete Welt für sich aufzubauen.

Eine Spielart der Armen im Geiste ist das, nicht der des Evangeliums mit der Hoffnung auf das Himmelreich, der wahrhaft Einfältigen und Ergebenen, sondern jener schwerblütigen Selbstquäler, jener unberufenen Philosophen, die ein Verhängniß zwingt, über Dinge zu grübeln, in deren Chaos ihr ungeschulter schwerfälliger Geist keine Ordnung bringen kann. Trotzig, hilflose Lebensschmoller werden das, die verbissen fanatisch ihren Stein vor sich wälzen, bis er rückstürzend sie zermalmt.

Auch in Gorki's Novellen tauchten solche Gestalten auf, der Schuster Orlow, über den unüberwindlich periodisch der „Gram" kommt, und Konowalow, dessen fesselloses Vagantenthum dieser Schwermuth auch nicht ganz entfliehen kann.

*) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Und wieder hat Gorki das Thema in seinem neuen umfänglichen Roman „Drei Menschen" aufgenommen*). Wie ein Ergänzungsbild zum „Foma Gordjejew" wirkt er.

Unheilsgefährten sind der reiche Kaufmannserbe dieses Romans und Ilja Lunew, der Proletarier des neuen Buches. Verschieden ist der Lebensrahmen beider, aber gleich der Druck, der sie nicht aufathmen läßt, gleich die Gedankenwildniß, aus der sie nicht herausfinden und in der sie sich den Schädel einrennen.

„Das Leben hat uns alle an der Kehle gepackt und würgt uns", das ist die letzte Erkenntniß, zu der diese Menschen ihr enges Grübeln zwingen; wie eine hohe graue Mauer steigt die vor ihnen auf; elend, kümmerlich stolpernd, hilflos hin und her zappelnd wie Ratten in der Falle, laufen sie an dieser Mauer auf und ab, kratzen mit wunden Fingern an ihr herum, stottern und stammeln, ohne auch nur einen Schritt weiter zu kommen, immer wieder ihr Räthsel, das ihnen das Leben aufgab. Und es ist Symbolik darin, daß Gorki am Schluß dieses Buches seinen Ilja sich den Kopf an einer Mauer zerschellen läßt.

Dieser Ilja hat aber nicht nur gegrübelt, er hat auch eine That gethan. Eine Raskolnikowthat. Er hat einen alten Wucherer erschlagen.

Eifersüchtiger Haß gegen den reichen Alten, mit dem sich Ilja in den Besitz seiner Geliebten theilen muß, ist nur das äußere Motiv, die momentane Veranlassung; eigentlich konzentrirt sich in dem tödtlichen Streich vielmehr die Wuth und der Rachedurst über sein ganz verpfuschtes Leben.

Der Anklang an Raskolnikow scheint ganz bewußt gewählt und ebenso bewußt variirt die Schlußscene des Romans, wo Ilja vor versammelter Gesellschaft, diesen unentdeckt gebliebenen Mord freiwillig preisgibt, die typischen Tolstoibekennerscenen.

Bewußt scheint das, weil Gorki offenbar einen Generationsunterschied zum Ausdruck bringen will, einen trotzigen Gegensatz postuliren.

Raskolnikow und Nikita, der Sünder und Büßer aus der „Macht der Finsterniß" sind zerschmetterten Herzens. Müde und abgehetzt von ihrem Sündenbewußtsein, begehren sie nach dem läuternden Feuer der Buße; erdrückt, zu Boden gepreßt von der Uebermacht der Last, die sie allein nicht mehr tragen können, sehnen sie sich danach, wieder los und ledig zu werden; alle Vergeltung wollen sie leisten, ja, das Schwert mag auf sie fallen, wird nur das grauenvoll - ungewiß Drohende, das über ihnen schwebt, von ihnen genommen. Sie erniedrigen sich selber, um aufzuerstehen.

Als Generationsverwandten dieser großen Sünder und Büßer Dostojewski's und Tolstoi's stellt Gorki am Eingang seines Romans einen Vorfahr Ilja's auf, den Antipa Lunew, der fünfzig Jahre in Lastern gelebt und dann ein Asket geworden, der Schweigen und Entbehren wählte bis zum Tode.

Ganz anders aber ist nun die Vorstellungswelt seines Nachkommen Ilja und ganz anders sein Bekennerthum. Diesen Ilja hat nie die Reue gepackt über seine That; er sah vielmehr, wie rings um ihn ganz allgemein Dinge begangen wurden, die viel grausamer und zerstörender waren, wenn sie auch nicht, wie sein Mord, unter das Gesetz fielen.

Und er fühlte, ähnlich wie der Fürst in der „Auferstehung", den Aberwitz, daß die Beurtheilenden innerlich nicht besser sind als die Verurtheilten.

Da er aber kein Fürst und auch kein Geschworener, sondern nur ein Proletarier ist, hat er keine Gelegenheit, ein Beispiel der Selbstentäußerung zu geben, Amt und Würden niederzulegen.

Im Gegentheil, er verhärtet sich eher noch. Keine Erlösung, ein Ekel wäre es ihm, vor solchen Menschen als Angeklagter zu stehen.

*) Berlin, Bruno Cassirer. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe von Wilh. Scholz.

Daß Ilja schließlich den Mord in die Welt schreit, ist kein Kreuz auf sich nehmen, keine Büßersehnsucht wie bei Tolstoi und Dostojewski, es steigt aus einem ganz anderen Grunde. Und nun kommen wir von diesem Ilja der That wieder zurück auf Ilja den Grübler.

Als er vor der vergnügten, wurmstichigen, äußerlich so wohlsituirten, zu einem sinnigen Familienfest versammelten Gesellschaft brüsk die Schleier seiner That abreißt, ist er am Ende der Sackgasse seines Denkens. Er findet sich im Leben nicht mehr zurecht. Nicht wegen des Mordes. Sondern eher trotz des Mordes. Das Gewissen sticht ihn nicht. Das ist robust. Aber die dicke schwere Unklarheit seiner Existenz plagt ihn nach der That, von der er verworren irgend eine Befreiung hoffte, rastlos weiter. Er kann zu keiner Zufriedenheit gelangen. Selbst jetzt, wo er seine äußere Existenz durch den kleinen Kramladen in eine gewisse Behaglichkeit gebracht, quält ihn der dumpfe Lebensdruck, der ihm alles zum Ueberdruß macht, ein grimassirender Widerwille an allem. Es ist ihm, als ob er jeden Tag tiefer in eine Höhle ohne Boden versänke.

Wenn er rings um sich die satte Behaglichkeit der Selbstzufriedenen sieht, die betrügen und betrogen werden, ohne daß sie sich das Leben schwer machen, die das Leben nehmen, wie es ist, dann packt ihn eine ungeheure Wuth. Aufstören will er sie, eine Furcht will er in sie jagen, und wie der Anarchist die Bombe, so schleudert er unter die Schwatzenden und Zwitschernden sein Verbrechen. Das gleiche Motiv, das in einer Novelle Gorki's den freilich harmloseren Lebensgläubiger Orlow zu seiner wüsten Provokation im Spital hinreißt, treibt auch Ilja: „ein wilder, kecker Drang, eine leidenschaftliche Begier, alles über den Haufen zu rennen und sich von dem seine Seele bedrückenden Wirrwarr zu befreien, es war ihm, als ob er im nächsten Augenblick eine ungewöhnliche, große That vollbringen und mit einem Ruck all die Fesseln zerreißen würde, die seine düstere Seele niederhielten".

Kein Kreuz auf sich nehmen ist dies Bekenntniß, sondern eine Abrechnung, eine Abrechnung ähnlich der, die Iljas reicherer Bruder Foma Gordjejew am Schlusse jenes ersten Romans mit den Kaufleuten, den Vertretern dieser „besten aller Welten", abhält.

Ein seelischer Exhibitionismus ist's, er will diesen Leuten, die in so wohlstimmender Uebereinkunft die gleichen Hüllen um die gleichen Blößen tragen, einmal zeigen, wie ein nackter, von den Malen des Lebens gezeichneter Mensch aussieht. Einen Abgrund will er klaffen lassen, daß auch die anderen wenigstens einmal das empfinden, was ihn ewig verfolgt, das Grauen vor dem Leben. Und dies ist der einzige Moment seiner Existenz, wo er sich frei fühlt und einer Genugthuung bewußt wird. Etwas Luciferisches geht in diesem Augenblick von ihm aus: „er stand da und fühlte den Boden nicht unter seinen Füßen, und es war ihm, als ob er immer höher, immer höher emporschwebte. Breitschultrig, stämmig stand er da vor all diesen Leuten, warf sich in die Brust und reckte den Kopf in die Höhe. Die schwarzen Locken umrahmten seine hohe, blasse Stirn und die Schläfen, und seine Augen schauten voll Hohn und Bosheit." Und seine letzte Vorstellung, als die Todtenstille beklemmend im Raum hängt und an den Wänden schweigend erschrockene, jämmerliche Menschen umher stehen, ist: „Ihr denkt vielleicht, daß ich bereue, daß ich hier vor Euch Buße thun will? Da könnt ihr lange warten! Ich mach' mich lustig über euch — versteht ihr?"

Diese Stelle zeigt übrigens klar, wie bewußt Gorki die Gegensatzbedeutung dieser Scene zu den Dichtern der Buße beabsichtigt hat.

* * *

Dieser Roman ist uns interessant für die Vorstellungswelt der jüngeren russischen Generation. Betrachtet man ihn aber nicht als Dokument, sondern rein und streng auf das Künstlerische, so wird man ihn den bewunderungswürdigen Novellen Gorki's weit nachstellen müssen.

Diese Novellen waren fest und scharf geprägt, von lebendigem Odem erfüllt, und so sicher und unzweifelhaft standen Menschen und Ereignisse da, daß die ganz starke Illusion zwingender Naturnothwendigkeit von ihnen ausging. Die elementaren Leidenschaftsinstinkte wildwüchsiger Geschöpfe wehten uns mit dem heißen Athem einer Urnatur an. Dieser Roman des Reflektirenden von mehr als einhalbtausend Seiten wälzt sich dagegen mit müder Qual vorwärts. Man spürt keine schöpferische Ueberlegenheit Gorki's über seine Geschöpfe. Er scheint ebenso rathlos wie sie vor der öden grauen Mauer zu stehen, und um die Stimmung dieser Hilflosigkeit dem Leser zu suggeriren, schleppt er ihn auf und ab in immer wiederholten Situationen durch bleischwere Monotonie.

Die Persönlichkeit Iljas und seiner Schicksalsgefährten ist auch viel zu paradigmatisch auf den einen Ton gestimmt, als daß sie tragfähig genug für eine so in die Breite gezogene Lebensgeschichte sein könnte.

Auch merkt man, je mehr Bücher Gorki's man kennen lernt (doppelt und dreifach übersetzt schießen sie aus dem Boden), wie typisch die Requisiten sind. Auch in diesem Roman sind Apparat und Inscenirung alte Bekannte: das Hungerhaus, das vom Morgen bis zum Abend vom Lärm und Geschrei, vom Brüllen der Betrunkenen, vom Heulen geschlagener Weiber und Kinder erzittert, und das in der Dämmerung alle seine Bewohner aus ihren Löchern ausspeit; die verelendeten Menschen, die alle aussehen, als ob sie Prügel gekriegt hätten; die gemißhandelten, in die Ecke gestoßenen Kinder. Als Gegenbild der gefürchtete, tückische, ausbeuterische Schankwirth, dazu die beiden unentbehrlichen Typen, der alkoholphilosophische Schuster und die Gottergebenen, Demüthigen, die ihrer Erniedrigung froh das himmlische Jerusalem erhoffen; sie haben in dieser Zeitlichkeit meistens einen Buckel, oder sie sind Lumpensammler, und Tolstoi ist ihr wahrer Vater. Gorki hat sie nur adoptirt.

Im weiblichen Personenverzeichniß sind es dann vor allem die Dirnen, die Opfer der Gesellschaft, die in ihrer naiven Verdorbenheit und theilnahmsvollen Gutherzigkeit in Kontrast gesetzt werden zu den falschen wurmstichigen, mit Tugend und Korrektheit nur äußerlich drapirten Bourgeoisen.

Auch sie sind nicht neu geschaffen oder neu gesehen, sondern auch sie stammen von Tolstoi und Dostojewski.

Man hat den Eindruck, daß Gorki in diesem Roman den lebendigen Boden seiner Eigenkunst verloren hat und mit Litteraturgeschöpfen ein Spiel aufführt. Er leiht sich Personen von anderen und läßt sie nun nach seiner Pfeife neue Weltanschauung tanzen. Diese Mischung ergibt aber etwas Schiefes und Verzerrtes.

Daß Gorki in seiner Weltanschauung kühner und überlegener fühlt als die Bußgläubigen Tolstoi und Dostojewski, und daß seine Auffassung mir näher steht, das ist eine Sache für sich; für die künstlerische Betrachtung kommt es weniger auf den Stoff der Weltanschauung an, als auf die dichterische Kraft, mit der sie zum Ausdruck gebracht wird. Und da sind die Dichter der Buße siebenmal stärker als der Dichter des robusten Gewissens.

Felix Poppenberg.

Liebermann über Israels.

Auffälligerweise hat es weniger schreibende Maler gegeben als malende Dichter; das Umgekehrte hätte erwartet werden können, da die Vorbereitung, die das Malen erfordert, mehr abseits vom Wege liegt als die Technik des Schreibens. Strindberg malt nicht gut, die Goncourts malten gut, außerordentlich gut malte Victor Hugo. Die Bilder, welche Victor Hugo an den Rand seiner Manuskripte gekritzelt, die vielen selbständigen Blätter, welche er gezeichnet hat, wetteifern an Vortrag, packendem Interesse,

Glanz, Schönheit mit den Zeichnungen von Delacroix, sie lassen sie selbst in Bezug auf die Schärfe des Eindrucks, mit der sie wirken, noch manchmal hinter sich zurück. Ich glaube nicht, daß es Maler gegeben hat, welche Dramen geschrieben haben, die in ihrer Weise so bedeutend wären wie Hugo'sche Zeichnungen. Wie wenig mag freilich in den weiteren Kreisen die Ueberzeugung verbreitet sein, daß die Victor Hugo'schen Zeichnungen wirklich schön sind. Jeder französische Philister wird sie mit dem Gefühle der Bewunderung für Victor Hugo betrachten, sie wegen des Dichters ansehn. Victor Hugo's Erfolg in der bildenden Kunst, so berechtigt an sich, hat doch etwas Unfaßbares, ist eine der Zusammensetzung nach nicht bekannte Materie. Besteht er aus der Werthschätzung für Victor Hugo's Malerei, besteht er aus der für Hugo's Dichtkunst, besteht er aus beiden Elementen, in welchen Proportionen besteht er aus beiden Elementen? C'est à vous dégoûter de faire de la peinture. Eine ähnliche Erwägung mag auch den Malern zur Entschuldigung dienen, wenn sie nicht öfter schreiben; sie werden sich niemals darüber orientiren, wie weit der Erfolg, der ein Buch von ihnen erwartet, aus ihrem Buche stammt und wie weit aus ihrer Malerei. Was aber mehr, als daß die Maler nicht häufiger Dramen schreiben, beklagt werden muß, ist, daß sie zu selten Bücher über die Malerei schreiben. Im Bereiche ihrer Kunst gibt es Dinge, über die ganz allein die Maler Nachrichten geben können, und andere Erörterungen, in welchen die Maler elementarer, feuriger reden würden als die Schriftsteller. Sie müßten eine milde Monroe-Doktrin sich aneignen, mit dem Satze: die Malerei gehört auch den Malern; statt dessen haben sie sie fast ganz den Schriftstellern anheimgegeben.

Diese Betrachtungen werden dadurch hervorgerufen, daß Max Liebermann eine Studie über den Maler Israels verfaßt hat, welche jetzt veröffentlicht worden ist*) und daß er einen Zeitraum von zwei Jahren hingehen ließ, ehe er nach seinem Erstlingsbuche diese zweite Arbeit schrieb.

Sein erstes Buch hatte dem Maler Degas gegolten. Eine Bemerkung darin (ohne Präjudiz für die übrigen) wird nicht vergessen werden: „Degas komponirt nicht nur in den Raum, sondern mit dem Raum." Diese Erwägung hat nur ein Maler anstellen können; die Formulirung des Begriffs hat möglicherweise mehr, als die Lektüre mancher Aesthetik bewirkt, zur Anbahnung des Verständnisses für das gethan, worauf es einigen Malern ankommt. Einigen? Vielleicht wurde hier etwas ganz Wichtiges zur modernen Malerei ausgesprochen. Und dann war der Schluß dieser Arbeit wundervoll. Man wurde in eine gesteigerte Stimmung geführt, hierauf mit einer präzisen, zugleich hehren Charakteristik des Degas entlassen. Daß Liebermann nach einer derartigen Erstlingsschrift zwei Jahre mit dem Schreiben pausirte, war nicht zu verantworten. Und es bedurfte noch dazu, um ihn selbst nach einer so langen Frist zum Wiederschreiben zu veranlassen, eines äußeren Anstoßes. Er hatte nie mehr schriftstellern wollen; sein Gedanke war gewesen: „wer zum ersten Male in seinem Leben auf die Jagd geht, hat immer Glück; wer aber auch nur einigermaßen gescheit ist, versucht es nicht zum zweiten Male." Hätte nicht Israels mit ihm am Strande von Scheveningen eine Cigarette geraucht und wären nicht aus dem Munde des alten Freundes die Worte geflossen: Tiens, Sie sollten wie über Degas mal über mich schreiben, so hätte Liebermann sich nicht mehr zum Schreiben bequemt. Allein die Bewunderung und Liebe, die er für seinen alten Freund hegte, brachte zu Wege, was er weder sich noch anderen Leuten hatte zugestehen wollen.

Der alte Israels ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die es gibt. Aus der Generation nach Heine erwachsen, mit einem demgemäß entwickelten kosmopolitischen Antheil für Litteratur, mit eingehender Kenntniß der neueren Litteraturen Hollands, Frankreichs und Deutschlands, ist dieser durch das hohe Alter noch mehr vergeistigte Mann, dessen schwächlicher Körper von einem wahren Jugendenthusiasmus belebt wird, auch an den wissenschaftlichen Ergebnissen nicht fremd vorübergegangen, er hat Moleschott gelesen wie About und Zola, alles hat er kennen zu lernen und zu umfassen gesucht, hat Uhde gerühmt, ihn aber getadelt, weil er, statt nur modern zu sein, Christus malte; auf seinen Schultern hat die ganze neuere holländische Malerei sich erhoben, die drei Maris, Mauve leiten sich von ihm ab, er ist der Fürst der holländischen Malerei und ihr Vater, und dieser bejahrte Darsteller der holländischen Bauern und Fischer, der diese Kunst erst mit seinem vierzigsten Jahr begriffen hat, ist — ein Naiver. Noch dazu ist er Jude.

Nichts ist kurioser als seine Handschrift. Die ist so vag und sagt so sehr viel, und wie er schreibt, malt er. Dem Gefühl nach, nur dem Gefühl hingegeben, direktionslos. Man meint fast, er male im Dunkeln, er male, ohne mit den Augen hinzusehen, traumhaft ... Er malt selbstverständlich das Leben nicht ohne Rest, er ist Romantiker, Romantiker ohne es zu wissen. Zwischen seinem Stoff und seiner Darstellung bleibt ein Rest — seine Persönlichkeit, sein Romantismus, sein zärtliches, weiches, semitisch zärtliches, weiches Gemüth. Es kann freilich bei ihm nicht die Rede sein von jener Art schlechter jüdischen Künstler, die keine Anschauung haben, die mit dem Verstande vorgehen, deren Kunst ein Spiel ihrer geistigen Kräfte mit einer Kunst ist, für die sie nicht geboren sind. Israels ist für seine Kunst geboren, sein Schaffen quillt aus dem Unbewußten hervor.

Noch jetzt, mit seinen neunundsiebenzig Jahren, hat er seine schöpferischen Stunden. Nicht immer zwar die, in denen er die einzelnen Theile seiner Bilder malt, oft lange Zeit sich abmühend, um deren Vollendung zu erreichen. Wohl aber die, in denen er, der Stimme aus seinem Innern lauschend, in unbarmherziger Weise die einzelnen Theile zusammenschweißt, vieles auslöscht, aus ihnen die Betonung reißt, um in Einem Accent, an einem helleren Punkte dem Bilde die Seele zu geben.

Und naiv ist er gewesen, als er seine Kunst fand, sie in seinem vierzigsten Jahre fand, nachdem er bis dahin landläufig gemalt hatte. Er hat mir diese Wandlung erzählt. Er war ein sehr schlechter Maler, sagte er, und so ungeschickt mit seinen Händen; er fühlte, er würde nie ordentlich malen können. Er ging mit Bekümmerniß an den Bildern von Rubens vorbei, der schrecklich gut habe malen können, o, so gut, aber dessen große Bilder ganz schrecklich wenig intim gewesen wären. In den Museen habe er erst aufgeathmet, wenn er zu den alten holländischen Bildern kam, zu den Bildern seiner Landsleute. Aber erst im Museum zu Köln oder Düsseldorf sei ihm die Einkehr in sich gekommen — vor den „Spielern" von Knaus. Jawohl, vor den Spielern von Knaus. Als Israels es mir sagte, glaubte ich, daß so einem zu Muthe wäre, der in einem englischen Laden eine kolossal englische Sache sieht und an ihr einen Stempel bemerkt: Made in Germany. Erst später begriff ich, daß es für den Genius einerlei ist, wo er seine Anregung findet. Er kann an einem Gegenstande sich aufrichten, sich auf sich selbst besinnen, auch ohne daß dieser dem Wesen des Genius konform sein muß. Denn Knaus und Israels bilden ja, bei manchen gemeinsamen Zügen, Kontraste; der eine durch seine Theile sprechend, der andere durch seine Einheit. Der eine illustrirend, der andere schauend (das ohne Verkennung des Umstandes, daß auch Knaus seine außerordentlichen Verdienste hat, daß er ein Genius und daß er ein Zeichner, ja ein Maler erster Ordnung ist). Und Israels erzählte mir das in seinem Atelier zu einer Stunde, als seine Kunst eine Gloriole durch die Natur empfing, durch die Stimmung der Natur seine Kunst ihre Bestätigung erhielt. Die Dämmerung war hereingebrochen; vor dem breiten Fenster wirbelten, undeutlich erkennbar, Schneeflocken, das Bild auf der Staffelei war nicht mehr zu sehen, auch die anderen Bilder nicht, aus den Ecken schlich sich das Dunkel, die Konture lösten sich auf, aus dem Ofen brach stärker das

*) Jozef Israels. Kritische Studie von Max Liebermann. Berlin, Bruno Cassirer, 1901.

Feuer hervor, auf der kupfernen Wärmflasche unter Israels' Füßen (auf dem Antlitz empfing er den letzten Lichtschein des Tages) wiederholte sich der Feuerschein mit röthlichen Lichtern unscheinbar im Halbton; da, als das Ganze wie ein Israels'sches Bild aussah, erzählte mir dieser, welchen Einfluß auf ihn der Maler der „Spieler" gewonnen hatte.

Prachtvoll schreibt Liebermann über Israels. Er schildert sein Land:

Die Nebel, die aus dem Wasser emporsteigen und alles wie mit einem undurchsichtigen Schleier umfluthen, verleihen dem Lande das spezifisch Malerische; die wässerige Atmosphäre läßt die Härte der Konture verschwinden und gibt der Luft den weichen, silbrig-grauen Ton; die grellen Lokalfarben werden gedämpft, die Schwere der Schatten wird aufgelöst durch farbige Reflexe: alles erscheint wie in Licht und Luft gebadet. Dazu die Ebene, die das Auge meilenweit ungehindert schweifen läßt, und die mit ihren Abstufungen vom kräftigsten Grün im Vordergrunde bis zu den zartesten Tönen am Horizont für die Malerei wie geschaffen erscheint.

Er erklärt, weshalb keine Verbindung zwischen Israels und den impressionistischen Künstlern ist: wäre Israels wie sie, dann würde er einen Innenraum deshalb malen, weil er ihn malerisch reizt. So ging es Manet, dem die Malerei Endzweck war. Israels dagegen stellt — nun kommt ein Glanzwort Liebermann's — die „Psychologie des Raumes" dar; er malt einen Raum nur deshalb, weil in ihm ein Kessel mit dem singenden Wasser das Gefühl des Behagens weckt oder das Feuer auf dem Herd einen lauschigen Eindruck macht. „Israels malt noch — Bilder." Er vergleicht Israels und Rembrandt: wie dieser „empfindet er mit den Figuren, die er malt, er betrachtet die Welt nicht mit Lächeln oder spöttisch, oder von oben herab, sondern mitleidsvoll." „Wie Rembrandt's sind auch Israels' Bilder tief gestimmt, aber immer blond, weil jeder Ton in ihnen trotz seiner saftigen Tiefe von Reflex umgeben ist. Israels bewahrt daher seine Bilder vor dem gräulichsten Fehler, den ein Bild in malerischer Beziehung haben kann, nämlich daß es schwarz erscheint." Liebermann sagt auch mit Recht, daß man in Holland von den alten Bildern zu den modernen schreiten könne, ohne verletzt zu werden, und daß das in Deutschland nicht immer der Fall sei.

Er spricht auch von dem Detail. „Es ist klar, daß die Malerei, welche den großen Eindruck der Natur wiedergeben will, das Detail der allgemeinen Erscheinung unterordnen muß, aber vollendet sie deswegen weniger?' Velazquez vollendet mehr als van Eyck: „denn er kommt dem Eindruck der Natur — und das ist doch die Aufgabe der Malerei — näher."

Er macht sich auch über die vielen Richtungen lustig. Man sollte, sagt er, „nicht so viel von „Richtungen" sprechen, als ob die Richtungen den Künstler machen und nicht umgekehrt. Der alte Schadow pflegte seinen Schülern, die ihre schlechte Arbeit mit dem schlechten Zeichenmaterial zu entschuldigen suchten, zu antworten: „Mein Sohn, der Bleistift ist nicht dumm." Die Richtung ist nur das äußere Gewand eines Künstlers, steckt ein Kerl dahinter, so ist die Richtung gut; auch in der Kunst macht der Rock nicht den Mann."

Er geht auf Israels' Malen ein:

„Das Enveloppirte zieht er dem Bestimmten vor, das Träumerische der Abendstunde der grellen Sonne, das Geheimnißvolle, das uns mehr ahnen als sehen läßt, in einer nur ihm allein gehörenden Technik: kaum ein fester Strich im Bilde, nichts Materielles, alles durchgeistigt, keine Farbe, alles Ton; das Ganze mehr auf die Leinwand hingehaucht als gemalt."

Er urtheilt dann:

„Trotz seiner Jahre hat er sich die Seele des Jünglings bewahrt In jedem seiner Bilder ein Ringen, jener Moment im Kampfe mit dem Engel, wo Jakob sagt: ‚Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!' Er arbeitet mit höchster Konzentration aller seiner Kraft, während er arbeitet, ganz dabei, alles andere vergessend. ‚Wie der Handelnde', nach Nietzsche's Ausspruch: ‚willenlos. Er vergißt das, was hinter ihm liegt, und kennt nur ein Recht: das Recht dessen, was jetzt werden soll.' Unzufrieden übermalt er oft in ein paar Stunden das ganze Bild, an dem er monatelang gearbeitet hat, mit größter Rücksichtslosigkeit ganze Stücke, die vollendet waren, opfernd; aber dadurch gibt er dem Bilde jene Frische wieder, die wir an der Skizze bewundern, jene Frische, die durch langes Ueberarbeiten dem Bilde abhanden kommt und nur durch flüssiges Ineinandermalen erzielt werden kann."

„Israels Palette ist nicht reich, aber er weiß die wenigen Farben aufs reichste zu nüanciren."

Er macht auch vortreffliche Bemerkungen über die malerische Kultur, die die modernen Holländer nach Deutschland gebracht haben; er spricht darüber, daß nur in den technischen Ausdrucksmitteln an einen Fortschritt in der Kunst gedacht werden könne; was vollkommen sei, werde nicht überholt und „insofern können wir es nicht besser machen wollen", wohl aber könnten wir etwas anderes wollen. Und er spricht von allem; von Goethe, von Bismarck, von Dürer, von Holbein, vom Uebermenschen, von Lenbach, von der Standhaftigkeit Israels', vom alten Museum, von der neuen Pinakothek, von Anatole France, vom Zeichnen. Vom Zeichnen sagt er, daß er das latente Zeichnen vorziehe. Und manchmal überwuchern die Ideen; dann scheint es, als stände Israels unbetheiligt im Mittelgrunde. Nur scheinbar! Im Gegentheile! Sein Thema verliert Liebermann nicht aus den Augen; trotz der knappen Ausführungen und der nervösen Pinselstriche haben wir eine wohldurchdachte Komposition vor uns, in welcher alles auf Israels hinführt. Liebermann erfüllt in eminentem Grade die Aufgaben einer Vorrede. Die noch nicht verfaßte Biographie freilich — so weit soll Liebermann nicht aus seiner gewohnten Thätigkeit entfernt werden — wollen wir nicht von Liebermann erwarten. In Liebermann's Studie steht der holländige Künstler richtig im Raum; das Licht, von dem er beschienen wird, beleuchtet ihn vorzüglich, sowohl das direkte Licht, als auch das Reflexlicht, das vielfach verwendet ist. Der künftige Biograph wird die Figur von Israels nur aus der Ferne hervorzuholen, sie zu vergrößern und nicht zu ändern haben.

Allein an Einer Stelle möchte man sich mit der Liebermann'schen Arbeit auseinandersetzen, zwar nicht mit seiner Arbeit selber, nur mit einem Citate aus Israels. Liebermann schreibt:

„Israels sagte mir mal: ‚Außer Millet gibt es keinen Maler, der so wenig zeichnen und malen konnte wie ich, und dabei so gute Bilder gemacht hat'."

Das ist ein weites Feld. Von vornherein stimmt diese Auffassung wohl nicht in Bezug auf Millet's Zeichnen. Millet zeichnete mit einer beinahe akademischen Vollkommenheit, seine Zeichnung behält selbst in seinen Figuren von größtem Ausdruck etwas Regelhaftes, Gesetzmäßiges; es hängt das mit seiner Schulung in Frankreich zusammen.

Indessen in Bezug auf das Malen, in welcher Hinsicht zunächst angenommen werden könnte, daß Israels Recht hat, stimmt diese Bemerkung auch noch nicht. Man muß in Millet verschiedene Malereien unterscheiden und die Schwierigkeiten bedenken, welche dadurch entstanden, daß sein Stil etwas so Merkwürdiges erstrebt wie die Verkettung eines antiken oder michelangelesken oder poussinhaften Idealtypus mit der Erscheinung des französischen Arbeiters und der Arbeiterin. Ehe er zu diesem Stil gelangte, hatte er vorzüglich, allerdings altmeisterlich gemalt, durch diese erste Zeit wird mithin Israels' Bemerkung nicht bestätigt. Sie paßt aber auch auf die Zeit, in der Millet er selbst war, noch nicht. Er hat, da angelangt, die alte Technik aufgegeben und ein Malen von innen heraus begonnen. Er hat da, um auszudrücken, was er sagen wollte, seine Bilder überarbeitet, seine Malerei in dieser Epoche wurde infolgedessen oft zu schwer, gequält, trübe. Aber auch wenn man abrechnet, daß selbst in dieser Zeit manche ganz prachtvolle Malereien bei Millet vorkommen, ist auf diese Periode Israels' Ausspruch dennoch nicht anwendbar, man muß hin-

gegen sagen: Millet konnte vorzüglich, wenn auch nicht aus erster Hand malen, nur malte er nicht immer vorzüglich, nachdem er seine Seele gefunden hatte. Die Malerei läßt aber ihrer nicht spotten, und deshalb pflegen in seiner reifen Zeit seine Zeichnungen besser als seine Oelbilder zu sein; in ihnen hatte er nicht um den Ausdruck dessen, was ihn bewegte, zu kämpfen, seine Zeichnungen waren mühelose Hervorbringungen, auch die Pastelle noch immer müheloser als die Oelbilder. Uebrigens sind unabhängig vom technischen Standpunkt seine Oelbilder (von den in Oel gemalten Landschaften abgesehen, diese sind das Ewigste in Millet's Schöpfung) auch um deswegen weniger gut als die Zeichnungen und die Pastelle, weil er, dessen Stil etwa eine Linie beschreibt, auf der Rembrandt und Michelangelo liegen, am nächsten bei Rembrandt, am menschlichsten demnach, in seinen Kohlenzeichnungen ist und nirgends so nahe bei Michelangelo sich aufhält wie in seinen in Oel ausgeführten Bildern.

Was dagegen Israels betrifft, so ist bei ihm nie von einem Ueberbenutzen von vorhandenen Mitteln, wie bei Millet, der sein Instrument bis zum Zerbrechen angestrengt hat, zu sprechen, seine Malerei ist vielmehr recht eigentlich „mittellos“, sie wird allein durch seinen Instinkt hervorgebracht. Während Millet meist in seinen Zeichnungen am besten ist, ist es umgekehrt Israels gerade in seinen Bildern. Seine Kunst findet Gestalt erst in der Farbe. Er kommt von der Musik her. Bei Israels begegnen wir einer Schwäche im konstruktiven Theile, die die „rançon“ jener außerordentlichen musikalischen Empfindung ist, aus der seine Schöpfungen hervorgehen. Diese Bilder, die er, gleichsam ohne Grundlage, nur mit den Nerven macht, können etwas Inkonsistentes haben. Er ist ganz befähigt, Dinge, die vorübergehen, die nicht gemalt werden können, auszudrücken, z. B. die Abendröthe. Liebermann sagte einmal mit seiner wunderbar schlagenden Anschauungsweise bei einem Bilde von Monet, das eine Abendstimmung darstellte: Das kann nicht von Monet gemalt werden, das kann nicht gemalt werden, das wäre etwas für Jemanden wie Israels. Man kann beinahe finden, daß, was Israels malt, etwas gemein hat mit den Bildern von Ary Scheffer — wohlverstanden nicht jenes Ary Scheffer, der aus Dordrecht kam und ein recht mittelmäßiger Maler war, sondern des ganz anderen Ary Scheffer, welcher in Heine's Salonberichten und sonst nirgends existirt. Man kann finden, daß Israels der Ary Scheffer der modernen Schule ist, er besitzt die Empfindung jenes fabelhaft sensitiven von Heine geschaffenen Künstlers, vermehrt um die Empfindung für das Einfachere und für die Natur.

Es ist wahr, Millet kommt aus der Plastik, Israels aus der Musik und Manet kommt aus der Malerei. Und man liest das überall zwischen den Zeilen von Liebermann. Man erfährt es aber in der einzig verständigen Weise. Denn selbst „wenig malen können“ ist ja ein so relativer Ausdruck; Israels hat, zitternd und blinzelnd wie er malt, Meisterwerke der Malerei geschaffen, verglichen mit unendlich vielen andern Malern. Auch wenn man bei Israels von „Musik“, bei Millet von „Plastik“ spricht, wenn man bei Millet die Namen von Michelangelo und Rembrandt verwendet, sind alles das ja nur Worte, Schlagworte. Sind freilich nicht alle Worte nur Schlagworte? Und hat nicht Goethe recht, der sagt: „Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren?“ Worte haften, halten fest, anstatt nur zu berühren, erklären über die Sache hinaus und machen das, was von ihnen eingeschlossen werden soll, bei einer nicht ganz vollkommenen Ausgleichung leicht undeutlich. Es ist Liebermann gelungen, stets deutlich und unübertrieben zu sein. Er zeigt mit jener Anmerkung, mit der er Israels' zuvor erwähnte Bemerkung begleitet: „Wie Millet, ist auch Israels kein Talent, doch ein Genie“, wohinaus er will. Sehr schön zeigt er, wie diese beiden Künstler, Millet und Israels, der eine episch, der andere verschleiert, lyrisch — zusammenhängen. Wie Israels Werke von einer Breitzügigkeit der Komposition geschaffen hat, die man nur noch bei Millet findet. Er spricht von Manet und von Velazquez, von jenem spanischen Künstler, von dem Thoré, glaube ich, gesagt hat, daß er le peintre le plus peintre qui fût jamais war. Und er zeigt den Zug des Gefühls, der Millet und Israels zu Werken geführt hat, die jenseits des Malenkönnens liegen.

Herman Helferich.

Theater.

Schiller-Theater: „Lysanders Mädchen.“ Historisches Lustspiel in 1 Akt von J. V. Widmann.

Steht eine Zeitschrift in ihrem 19. Jahrgang und ist sie etwas mehr als eine Folge loser Blätter, die mit dem Drahtstift an einander geheftet sind, so darf sich wohl ein Gefühl der Wahlverwandtschaft, der Gemeinsamkeit geistigen Wollens zwischen den Mitarbeitern einstellen. Die Logen sind unmodern geworden, aber das hier ist doch etwas von moderner Logenbrüderschaft. Man hat die Empfindung: käm' ich da und dahin und sähe den und den, wir würden uns am Druck der Hand erkennen.

So war es etwas wie persönliche Freude, das ich gestern empfand, als J. V. Widmanns historisches Lustspiel „Lysanders Mädchen“ im Schiller-Theater so warmer Beifall zu Theil wurde. Etwas von der Empfindung des „Tua res agitur“.

Warum ich das alles hier schreibe? Um mich vor dir, gütiger Leser, zu entschuldigen. Denn ob du es zwar längst vergessen hast, muß ich doch bekennen, daß ich in diesen Blättern schon einmal über „Lysanders Mädchen“ geschrieben habe und somit kein Recht besitze, es wieder zu zu thun. Das war im Heft 11 des vorigen Jahrgangs. Bestände nun der Zweck dieser Notiz darin, auf jene andere zu verweisen und zuzumuthen, sie nachzulesen, so wäre mein Unterfangen sicherlich ganz ruchlos. Das liegt mir aber fern. Vielmehr möchte ich dich überreden, gütiger Leser, die weite Reise ins Schiller-Theater anzutreten und das Stücklein selbst zu sehen. Zumal es da ganz brav gespielt wird.

Eine modernisirte Antike. Lysanders Mädchen ist eine kluge, liebliche Athenerin, die als Kriegsgefangene nach Sparta gekommen. Athen und Sparta, das ist wie Berlin und Frankfurt an der Oder. Der kluge Frankfurter Obergeneral hat denn auch die Berlinerin als dame d'honneur und governess seiner beiden Töchter in sein Haus genommen, die echte, rechte Frankfurter Backfische sind. Nun aber fügt es sich, daß — ich lasse wohlweislich die Parallele mit Frankfurt fallen — es um die Moral im alten Sparta wieder einmal übel bestellt ist. Ein Staatsdiebstahl ist die cause célèbre des Tages. Und da hat Lysander den begreiflichen Wunsch, ein leuchtendes Beispiel asketischer Sittenstrenge zu geben. Der galante Tyrann von Syrakus hat eben seinen beiden Töchtern Staatsroben zum Geschenk gesandt — wie wenn die Mädchen so ganz aus sich heraus, freudig spontan, die zurückweisen würden? Das einzufädeln steckt er sich hinter die Athenerin, und damit hebt ein graziöses, lustiges Spiel an. Der Coup gelingt, Spartas Moral steht groß und erhaben da, und die Athenerin erhält ihre Freiheit und einen Mann, — was in der wirklichen Antike einen Widerspruch bedeutet hätte, in der modernisirten es füglich nicht mehr thut.

In geschmackvollen Reimversen ist das einaktige Stücklein geschrieben. Es ist, will nicht mehr sein als eben nur ein Spiel, aber es ist voll Anmuth und Grazie. Und mehr als das: überlegen, lächelnd blickt Widmann auf die Geschöpfe seiner Phantasie herab, er hat seine ironische Freude daran, festzustellen, daß „Zeus zuweilen thut, was ein

Mädchen will". Das Lustspiel erweist sich bei näherem Zusehen nachdenklicher und ironischer als es den Anschein hatte, — der feine und freie Geist, der Widmann eigen, gibt sich darin. Der verleiht ihm seinen Werth. Und der mag es auch entschuldigen, daß man ihm zweimal hier die Tauf-rede hält.

Ernst Heilborn.

Hunde.*)

Es ist Sonntagmorgen, und als ich hinaus auf den Vorplatz komme, liegt der Hof frischgeharkt vor mir. Der Hahn sitzt oben auf dem einen Zaunpfahl und streckt den rothen Kamm hoch hinauf ins Blaue und kräht feierlich drei mal; und unten gehen die Hühner gackernd mit ihren Küchlein umher und lehren sie Gottesfurcht und Sittlichkeit und ein anspruchloses Auftreten. Auf dem anderen Zaunpfahl sitzt die Katze, in ihren Schwanz gewickelt. Die Augen mit den messerschmalen Pupillen folgen dem Flug der Vögel über die Dächer; aber sie läßt sich von ihnen nicht in ihrer Seelenruhe stören, denn sie hat es gelernt, das Unmögliche nicht zu verlangen. Sie hat mit ihrem Schwanz einen Zirkel um sich gezogen und bekümmert sich nicht um die Eitelkeit der Welt und den Lärm dort draußen. Der Lärm ist übrigens nicht groß, heute am Sonntagsmorgen; der Hahn hat aufgehört zu krähen, zufrieden mit seinen traditionellen Dreimalen; man hört nur das Kuhgeläute von der Wiese auf der anderen Seite des Wegs und die Ferkel, die sich unten im Schweinestalle im Französischen üben: neuf-neuf, oui-oui.

Aber mitten auf dem Hofe liegt der zottig graue, ganz unbestimmbare Hund Rugg. Als er mich kommen hört, hebt er den Kopf, spitzt die Ohren und betrachtet mich mit zwei funkelnden braunen Augen; und erst nachdem ich seinen Namen: Rugg ausgesprochen und ein wenig mit den Fingern geknipst habe, zum Zeichen, daß ich mit ihm plaudern will, erhebt er sich, streckt sich mit einem langen Gähnen und kommt mir entgegen, liebenswürdig mit dem Schweife wedelnd. Aber dieses Wedeln ist weder einschmeichelnd noch besonders herzlich; es ist etwas mehr als eine reine Formalität, aber es ist kein eigentlicher Gefühlsausbruch. Es ist genau seinen Gedanken über meinen Menschenwerth und meine Stellung im Hause angepaßt. Denn ich bin nicht sein Herr, aber der Freund seines Herrn und darum auch der seine.

— Rugg, sage ich zu ihm, was bist du eigentlich für ein Hund? Dein Herr sagt, du seist ein verflixter Bauernköter; aber ich, der ich Gast im Hause bin und höflich gegen dich sein will, ich möchte dich eher einen Phantasiehund nennen. Dein langer Rücken und deine kurze Beine plaudern deine Verwandtschaft mit des Nachbars alten Sünder von einem Dackel aus. Deine rauhen Zotteln sind eine Erinnerung an den einen oder anderen Rattler unter deinen Vorvätern mütterlichseits; aber deine selige Mutter war kein Rattler — ich kannte sie recht gut und erinnere mich noch an ihr fröhliches Bellen, als sie mir in früheren Tagen unten am Kreuzweg entgegensprang, und sie glich am Ehesten einen Pudel. Aber du selbst, Rugg, wem gleichst du? willst du vielleicht versuchen, einen von diesen Dandie-Dinmonts zu spielen, die Walter Scott seiner Zeit in seinem Heimathlande in die Mode brachte und an die du wirklich entfernt erinnerst?

— Nein, antwortet Rugg, versuche nicht, meine Eitelkeit zu kitzeln. Ich bin froh, daß ich kein Racehund bin, und ich verstehe nicht, welches Amüsement dabei ist, gebunden dazusitzen und eine ganze Woche lang auf einer Hundeausstellung zu heulen. Ich versehe meinen Dienst ebenso gut ohne Medaille. Ich bewache meines Herrn Haus und Hof, und mein Gebell, das tiefer und kräftiger ist, als das der anderen kleinen Dorfköter hier in der Umgegend, hält die Landstreicher in Distanz. Und vorigen Herbst habe ich einen Fuchs todtgebissen.

— Kukeliku! sagt der Hahn auf dem Zaunpfahl bekräftigend.

Und es ist wirklich wahr: Rugg hat einen Fuchs erlegt, so klein und unbedeutend er auch aussieht, und dem Hahn das Leben gerettet. Ich erinnere mich genau; es war vorigen Herbst, und ich war selbst Zeuge seiner Heldenthat. Ich befand mich damals zu Besuch im Hause so wie jetzt. Wir hatten den Fuchs schon am Abend vorher gehört, als wir am Theetisch saßen und plauderten, während der Wind durch die Fensterritzen pfiff und Rugg auf seiner Matte neben der Thüre lag und mit einem Auge schlief. Plötzlich wurde er unruhig und begann zu knurren und leise zu bellen, bis er mit einem Male in höchster Raserei auffuhr, wie ein Besessener bellte und an der Thüre hinaufsprang, um hinauszukommen. Dazwischen machte er eine Pause, um mit gespitzten Ohren und gesträubtem Fell zu horchen. Wir horchen auch dem wunderlichen Laut, den der Wind vom Walde hertrug. Das war der Fuchs, der am Waldessaum saß und über die schlechten Zeiten klagte, denn er hatte gemerkt, daß die Hühner nachts in sicherem Gewahrsam waren. Seine Stimme erinnerte an einen Hund, der zu bellen versucht, aber es in Folge einer schweren Verkühlung nicht kann.

— Ach, laßt ihn nicht hinaus, sagte die Frau des Hauses — sonst holt ihn der Fuchs!

— Nein, sagte mein Freund, der Hausherr — Rugg ist noch zu klein, um mit dem Fuchs zu kämpfen.

Rugg mußte im Hause bleiben. Es half nicht einmal, daß er mit dem fuchsartigsten Ausdruck seiner braunen Augen das eine Bein gegen die Wand hob, in der Hoffnung hinausgeschickt zu werden. Diese List war alt und abgedroschen und wurde sogleich durchschaut. Er bekam einen Klapps von seinem Herrn, kroch unter den Tisch und vergaß sein geheucheltes Bedürfniß.

Aber am nächsten Tag nahm er seine Revanche. Wir standen in größter Ruhe da und spielten Croquet, als mit einem Male auf dem Hinterhof ein schrecklicher Aufruhr entstand. Rugg bellte, und die Hühner gackerten, als wäre der jüngste Tag angebrochen. „Der Fuchs!" riefen wir alle wie aus einem Munde und stürzten nach dem Kriegsschauplatze, die Croquethämmer hoch geschwungen. Na, der Fuchs hatte sich natürlich schon aus dem Staube gemacht; die Hühner wurden gezählt und in Ordnung befunden, und der Hahn war hoch hinauf in einen Kastanienbaum geflogen. Dort blieb er ungefähr eine Stunde sitzen. Der Schrecken hatte ihn plötzlich fliegen gelehrt; aber glücklich in Sicherheit hatte er die schwere Kunst wieder vergessen. Noch lange, nachdem der Friede wiederhergestellt war, saß er dort oben und maß mit den Augen die schwindelnde Tiefe hinab zum Boden und gackerte verlegen. Schließlich mußte er mit einer Leiter geholt werden. Und da erst sahen wir, daß er den Verlust von ein paar seiner schönsten Schwanzfedern zu beklagen hatte.

Aber wo war Rugg? Rugg war verschwunden. Es war vergeblich zu pfeifen und zu locken; er war mit dem Fuchs in den Wald gelaufen.

Der Frau des Hauses war herzensangst.

— Jetzt tödtet der Fuchs meinen armen kleinen Rugg, ich werde ihn nie wieder sehen.

Sie stellte sich den Fuchs als ein furchtbares reißendes Thier vor.

Ich tröstete sie so gut ich konnte.

— Man soll nie an dem Sieg des Guten verzweifeln, sagte ich zu ihr. Es ist wahr, daß Rugg kleiner ist als der Fuchs; aber er ist muthiger, und das Gefühl, sich in

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

der Ausübung seines Amtes zu befinden, macht ihn stark. Der Fuchs hingegen hat ein krankes Gewissen wie Baumeister Solneß.

— Er wird sich schon zu helfen wissen, sagt Rugg's Herr. Sein Vater war ein Dackel!

Als wir vom Mittagstische aufstanden, kam Rugg vom Walde heim. Er trug den Schweif hoch, die Augen leuchteten, und im Munde trug er den abgebissenen Schwanz des Fuchses.

Wir starrten zuerst uns erstaunt an, und dann Rugg. Hatte er wirklich den Fuchs getödtet, oder hatte Meister Reineke den Schwanz im Stiche gelassen, um sein Leben zu retten?

Rugg gab uns eine deutliche Antwort auf diese Frage. Noch immer mit dem Fuchsschwanz im Maule — es lohnte sich gar nicht zu versuchen, ihm denselben abzunehmen — machte er wieder Kehrt nach dem Walde, aber blieb auf halbem Wege stehen, ließ den Fuchsschwanz für einen Augenblick fallen und bellte kurz und deutlich:

Kommt mit! sagte er.

Wir folgten ihm, und er zeigte den Weg. Tief drinnen im Walde fanden wir den Fuchs, todt, in die Kehle und den Unterleib gebissen.

— Das ist ein Dackelbiß, sagte Rugg's Herr. Aber es muß ein junger Fuchs sein. Ein älterer würde sich nie auf diese Weise kriegen lassen.

Es war auch ein ganz junger und sehr schöner Fuchs, roth und weiß wie die Jugend sein soll. Die Beine und die Tatzen hatten noch etwas von der possirlichen Ungeschlachtheit eines jungen Hundes. Es war etwas Unschuldiges um ihn, wie er da lag, und kein langes oder besonderes sündiges Abenteuerleben hatte noch seinen Pelz schmutzig oder grau gefärbt. Wir kamen überein, ihm seine sündhafte Liebe zum Hahn zu verzeihen und seinen Pelz zum Kürschner zu schicken, um daraus einen Fußteppich machen zu lassen.

— Ja, Rugg, sage ich zu dem Hunde, nachdem wir diese Episode in unserer Erinnerung zusammen durchgegangen haben — das war dein großer Tag, Rugg, und du bist ein bewundernswerther Hund.

Und es ist wahr, je mehr ich an Rugg und seines Gleichen denke, desto mehr muß ich sie bewundern. Aber wenn ich dem, was ich für den Hund fühle, so recht auf den Grund komme, finde ich, daß das, was ich eigentlich am Meisten bei ihm bewundere, meine eigene Art ist; die Art des Menschen. Alle unsere Hausthiere, der Hahn auf seinem Zaunpfahl dort und die Katze auf dem ihren, die Kuh auf der Weide und die Schweine im Stall — alle diese sind theilweise unser eigenes Werk, des Menschen Werk. Wir haben sie alle ein wenig verändert, eine Eigenschaft gemildert und eine andere verschärft, wir haben sie nach unseren Bedürfnissen modifizirt. Aber aus dem Wolf und dem Schakal machten wir etwas ganz Neues, als wir sie zu Hunden machten; etwas, das vor uns kaum annäherungsweise in der Schöpfung vorhanden war. Nein, den Hund begnügten wir uns nicht zu modifiziren: wir haben ihn ganz und gar umgestaltet; ihn zu einem Gegensatz dessen gemacht, was er ehemals war, ihn gelehrt, sein eigen Fleisch und Blut zu hassen, und sich an dessen Todfeind, den Menschen, zu halten. In dieser Welt, wo alles von Anfang an uns feindlich gegenüberstand, hat der Hund allein gelernt, das Leben von unserem Gesichtspunkt anzusehen und mit unserem Maße zu messen, das gut zu nennen, was uns nützt, und das böse, was uns feindlich ist. Die anderen Thiere, die wir unter unsere Gewalt gebracht haben, dienen uns, ohne es zu wissen oder zu wollen. Die Katze fängt Mäuse ausschließlich zu ihrem eigenen Vergnügen, und sie hat nie verstanden, warum die wunderlichen Menschen sie loben, wenn sie eine Maus gefangen hat, aber ihr den Pelz waschen, wenn sie in der Unschuld ihres Herzens mit einem kleinen Vögelchen in der Schnauze anrückt. Sie ist es müde geworden, über diese Sache nachzugrübeln und macht auf jeden Fall das, was sie will. Die Hühner legen ihre Eier nicht, damit wir französische Eierspeise essen können, die Schafe bieten uns ihre Wolle nicht als einen schuldigen Tribut an; die Kuh brüllt wohl, aus Sehnsucht, gemolken zu werden; aber nur weil die Milch sie drückt. Der Hund allein hat es zu seiner Lust und seinem höchsten Ehrgeiz gemacht, uns mit Willen und Vernunft zu dienen.

Der Hund hat eine Religion, und sein Gott heißt: Der Mensch. Und unter allen Götteranbetern der Welt ist der Hund vielleicht der ausgeprägteste Monotheist. Er braucht einen Herrn. Ich erinnere mich an eine Geschichte von einem alten Hofhund, der seinen Herrn nicht kannte, denn er kümmerte sich nicht um ihn. Er war Jäger, der Herr; er hielt Rüden und Windspiele und verachtete den plumpen schwarzen Hund, der sein Haus bewachte. Aber dieser Hund wählte sich statt dessen selbst einen Herrn: einen alten Tagelöhner wählte er; den ältesten von allen, den, der am längsten auf dem Hofe gewesen war. An ihn schloß er sich an; ihm allein gehorchte er, und ihm folgte er, wenn er losgebunden war.

Aber gerade weil der Mensch den Hund nach seinem Antlitz geschaffen hat, wäre es mir ebenso unmöglich, ganz allgemein zu sagen, daß ich Hunde mag, wie daß ich sie nicht mag. Unter den Moslims von Kahira gibt es eine Sekte, die dasjenige ihrer Mitglieder für unrein hält, auf das im Laufe des Tages der Schatten eines Hundes gefallen ist. In der Mästersamuelsgasse in Stockholm wohnt ein älteres Fräulein, das jeden Abend mit ihrem Moppel das Abendgebet spricht und mit ihm nicht nur ihr Bett theilt, sondern auch ihre Zahnbürste; und ihr Herz würde allen Moppeln der Welt ebenso offen stehen, wenn sie nur die Mittel hätte, so viel Hundesteuer zu bezahlen. Die Liebe des Chinesen zu seinen Hunden hält einen gesunden Mittelweg zwischen diesen beiden Extremen ein: er ißt sie auf. Was mich selbst betrifft, so halte ich mich ebenfalls auf der goldenen Mittelstraße, wenn auch in anderer Weise. Ich mag die Hunde ungefähr so wie ich die Menschen mag, nämlich verschieden. Unter den Hunden so wie unter den Menschen gibt es Genies und Idioten, Schwärmer und Protzen, Philantropen und geborene Verbrecher. Unter den Hunden, die ich persönlich kannte, habe ich sowohl Witzbolde wie Männer von Ernst getroffen, und ich erinnere mich auch an den einen oder anderen Heuchler, der die tragische Maske nur trug, um eine äußerst dürftige Seele zu verbergen. Und auch darin gleichen die Hunde den Menschen, daß man sie eigentlich nur als Individuen goutiren kann. In der Herde sind sie beinahe immer verabscheuungswürdig wie die Menschen. Wenn ich auf einem schönen Wege spazieren gehe und über den Gang der Welt nachdenke und dann aus weiter Ferne das Geheul von dem Hundehof eines reichen Gutsbesitzers höre, dann mache ich am liebsten Kehrt und schlage einen anderen Weg ein. Und ich kann nicht leugnen, daß ich meine Hundefreundlichkeit jedesmal erkalten fühle, wenn ich ein großstädtisches Hundegesindel eine kleine Hündin in wilder Galoppade durch Parks und Anpflanzungen, über Wiesen und Beete verfolgen sehe.

Doch, der Hund, so wie wir ihn jetzt kennen, ist unser eigenes Werk, und wir können ihm kaum mit Recht irgend ein Laster oder eine Untugend vorwerfen, in der wir ihm nicht mit gutem Beispiel vorangegangen sind. Es ist auch nur das stete Beisammensein mit dem Menschen, das die Art des Hundes erhält und wir können ruhig voraussagen, daß er uns auch nicht lange überleben wird, wenn der Tag anbricht, wo das Feuer auf unserem Herde erlischt und unsere Wohnstätten zu Staub zerfallen. Die kleinen Rassen werden verschwinden, die großen werden vergessen, was wir sie gelehrt, und wieder das werden, was sie einmal waren, bevor sie uns begegneten. Und wenn keine Menschenstimme mehr einen Hund lockt, wird der Hund auch schon seine Sprache vergessen haben, und das einstige fröhliche Bellen wird sich nicht mehr von dem Hungergeheul des Wolfes und dem idiotischen Gelächter der Schakale unterscheiden.

Und insoferne ist die alte Geschichte von dem Hunde, der sich auf seines Herrn Grab legte, um dort zu sterben, ganz gewiß symbolisch für das Verhalten des ganzen Geschlechtes zu uns Menschen, die wir uns unter unseren Brüdern, den Thieren, so viele Diener erworben haben, aber nur einen Freund.

Hjalmar Söderberg.

Ludwig Sinzheimer: Der Londoner Grafschaftsrath. Ein Beitrag zur städtischen Sozialreform. Erster Band. Stuttgart, Cotta, 1900.

London hatte von jeher eine Sonderstellung in der Geschichte der Lokalverwaltung eingenommen. Die Munizipalreform, welche im Jahre 1835 als eine Fortsetzung der Parlamentsreform von 1832 durchgeführt wurde, hatte die Verwaltung der Hauptstadt nicht berührt, und als im Jahre 1855 in dem Metropolitan Board of Works der erste Ansatz eines centralen Verwaltungsorgans für London geschaffen wurde, hatte es damit keineswegs eine den übrigen Gemeinden gleichartige Verfassung und Verwaltung erhalten.

Diese Sonderstellung Londons unter den englischen Städten hat jetzt auch in der Litteratur einen adäquaten Ausdruck gefunden. Das große Werk Josef Redlich's über die englische Lokalverwaltung*) schließt die hauptstädtische Verwaltung völlig aus. Es liegt, wie Redlich in seinem Vorwort bemerkt, in der Entwicklung der Londoner Verwaltungsorganisation im XIX. Jahrhundert ein ganz besonderes Problem der Verwaltungslehre vor, das einer selbständigen Behandlung unterzogen werden muß.

Ein eigenthümlicher Zufall war es, daß, als der Druck dieses allgemeiner gehaltenen Buches schon fast abgeschlossen war, ein Werk zu erscheinen begann, das speziell der Londoner Verwaltung gewidmet ist. In diesem Werke veröffentlicht Ludwig Sinzheimer die Ergebnisse seiner langjährigen, in England angestellten Untersuchungen. Der erste Band, der uns jetzt vorliegt, behandelt die Geschichte des Metropolitan Board of Works, eine Periode, die 34 Jahre (1855—1889) umfaßt. Man kann diesen ersten Band nur als Einleitung zu dem eigentlichen Werke betrachten, da er lediglich die Vorgeschichte des Londoner Grafschaftsraths enthält.

Sinzheimer hatte bei der Abfassung seines Werkes drei Ziele im Auge, die ein allgemeines Interesse beanspruchen. Er will erstens die Beziehungen der Stadtverwaltung und der Klassengliederung auf einem bestimmten geographischen Gebiete in einem bestimmten Zeitabschnitt klarlegen. Er will zweitens feststellen, ob der sogenannte Munizipalsozialismus eine zunehmende Stärke der Sozialdemokratie in England ankündet. Als drittes Ziel schwebte ihm vor: einen Beitrag zu liefern zu einer auf empirischer Basis ruhenden Theorie des relativen Werthes des Staates und der Gemeinde für die unteren Klassen, einer Theorie der Bedeutung der staatlich-kommunalen Dezentralisation auf dem Gebiete der Sozialpolitik.

Naturgemäß wird die endgiltige Beantwortung dieser Fragen erst als Ergebniß der abgeschlossenen Untersuchung erwartet werden können. Eine eingehende Würdigung, die der hohen Bedeutung dieses Werkes entspräche, ist daher jetzt noch nicht möglich; sie muß bis zum Erscheinen des Schlußbandes hinausgeschoben werden.

Die Thätigkeit des Metropolitan Board of Works, die in dem ersten Bande beschrieben wird, umfaßt: das Kanalisations- und Straßenwesen, die Ueberwachung der Kellerwohnungen, die Parksverwaltung, das Ziehkinderwesen, die Durchführung der Wohnungsgesetzgebung, die Errichtung kommunaler Logirhäuser, das Pensions- und Unterstützungswesen und den Finanzhaushalt. Außerdem behandelt Sinzheimer in diesem ersten Bande die Frage der Londoner Wasser- und Gasversorgung, die Docks, die Omnibusse und Straßenbahnen, das Droschkenwesen, die Arbeiterzüge und die Pfandleihanstalten.

*) Josef Redlich, englische Lokalverwaltung; Darstellung der inneren Verwaltung Englands in ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrer gegenwärtigen Gestalt. Leipzig, Duncker & Humblot, 1901.

Es ist unmöglich, in einer kurzen Besprechung einen Begriff von dem reichen Inhalt des Buches zu geben. Ein Studium desselben lohnt sich in jeder Weise, und jeder, der diesen ersten Band gelesen hat, wird wünschen, daß es dem Verfasser, der so große Erwartungen erregt hat, gelingen möge, sie in dem zweiten Bande recht bald zu erfüllen.

Louis Katzenstein.

Dreißig Jahre preußischer Finanz- und Steuerpolitik. Von Octavio Frhrn. v. Zedlitz und Neukirch. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1901.

Der Verfasser gibt im Vorworte die Entstehungsgeschichte des Buches an. Es sei der Niederschlag der Studien, die ihm zur Vervollständigung der im Verlaufe seiner parlamentarischen Thätigkeit erworbenen Erfahrungen dienen sollen. Also theoretische Arbeiten eines Praktikers. Solche haben immer ihren Werth. Denn sie gehen von der Wirklichkeit des Staatslebens aus und kehren zu ihr zurück. Die Theorie als solche entfernt sich gerne von der konkreten Unterlage der Betrachtung, und wenn sie umfassendere Resultate gibt, so bleibt noch die Arbeit, diese denkend auf die besonderen Aufgaben des besonderen Falles anzuwenden. Wer rasche Belehrung wünscht, wird daher diesem ausblickreichen Spaziergange jene erste gerade aufs Ziel führende Postfahrt vorziehen. Das Buch erfüllt im Ganzen den Zweck, dem es dienen soll.

Es gibt eine bequeme Uebersicht über die Geschichte der preußischen Finanz- und Steuerpolitik seit Gründung des Reiches, über die leitenden Entwicklungsgedanken und die Erfolge der Maßregeln. Solange eine systematische Darstellung dieses Gebietes innerer Staatspolitik fehlt, füllt die Schrift eine Lücke aus. Die Bearbeitung leidet freilich an dem Mangel vieler aus moderner parlamentarischer Denkweise hervorgegangenen Geistesprodukte: sie entbehrt prinzipieller Gesichtspunkte und ist formlos. Das Finanzwesen ist wohl für sich ein abgeschlossener Theil der staatlichen Politik, es mag daher wohl für sich bearbeitet werden. Allein die Finanzen sind doch immer nur Mittel zum Zweck, und es wird niemals bei Betrachtung der Finanzverwaltung der stete Ausblick auf die staatlichen Aufgaben entbehrlich sein, denen die Finanzpolitik dient. Wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, ist die Konsolidirung der Finanzen nicht der einzige Gesichtspunkt; allgemein staatliche, volkswirthschaftliche, kulturelle Bedürfnisse weisen der Finanzpolitik den Weg. Das Buch streift wohl hin und wieder diese grundsätzlichen Bedingungen jeder Finanzverwaltung, aber sie sind nicht Prinzip der Betrachtung. Eine Folge dieses Mangels ist es denn, daß trotz steter Hinweise die Stellung der preußischen Finanzen mitten inne zwischen den Reichsfinanzen und denen der Selbstverwaltungsverbände nicht zu ihrem vollen Rechte kommt. — Der Mangel einer geschlossenen Form verursacht mancherlei unnütze Wiederholungen. — Von einigem Reiz für die Gegenwart sind die Bemerkungen, die Herr v. Zedlitz über die Kanalpolitik einstreut. Herr v. Zedlitz spricht mit unschuldsvoller Miene von den widersprechenden Schlüssen, die Miquel aus der Finanzlage für den Kanal zog, daß dieser ursprünglich zu pessimistisch über die Entwicklung der Eisenbahnüberschüsse dachte und in Folge dessen aufrichtig in den Kanälen ein Mittel sah, das günstige Verhältniß zwischen Betriebskosten und Ertrag der Bahnen zu erhalten, daß er aber später von der pessimistischen Auffassung zurückkam und in Folge dessen das Risiko der wasserwirthschaftlichen Vorlage für unbedenklich erklärte. Wir erfahren also, daß Miquel ehrlich für den Kanal war.

R.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 8. Berlin, den 23. November 1901. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Theodor Mommsen hat in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ folgende Erklärung veröffentlicht:

„Es geht durch die deutschen Universitätskreise das Gefühl der Degradirung. Unser Lebensnerv ist die voraussetzungslose Forschung, diejenige Forschung, die nicht das findet, was sie nach Zweckerwägungen und Rücksichtnahmen finden soll und finden möchte, was anderen außerhalb der Wissenschaft liegenden praktischen Zielen dient, sondern was logisch und historisch dem gewissenhaften Forscher als das Richtige erscheint, in ein Wort zusammengefaßt: die Wahrhaftigkeit. — Auf der Wahrhaftigkeit beruht unsere Selbstachtung, unsere Standesehre, unser Einfluß auf die Jugend. Auf ihr ruht die deutsche Wissenschaft, die das Ihrige beigetragen hat zu der Größe und der Macht des deutschen Volkes. Wer daran rührt, der führt die Axt gegen den mächtigen Baum, in dessen Schatten und Schutz wir leben, dessen Früchte die Welt erfreuen.

Ein solcher Axtschlag ist jede Anstellung eines Universitätslehrers, dessen Forschungsfreiheit Schranken gezogen werden. Abgesehen von den theologischen Fakultäten ist der Konfessionalismus der Todfeind des Universitätswesens. Die Berufung eines Historikers oder eines Philosophen, welcher katholisch sein muß, oder protestantisch sein muß, und welcher dieser seiner Konfession dienstbar sein soll, heißt doch nichts Anderes, als den also Berufenen verpflichten, seiner Arbeit da Grenzen zu setzen, wo die Ergebnisse einem konfessionellen Dogma unbequem werden könnten, dem protestantischen Historiker verbieten, das gewaltige Geisteswerk des Papstthums in volles Licht zu setzen, dem katholischen, die tiefen Gedanken und ungeheuere Bedeutung des Ketzerthums und des Protestantismus zu würdigen. In dem kläglichen Armuthszeugniß, das die Konfessionen damit sich selbst ausstellen, wenn sie ihren Anhängern verbieten, Geschichte oder Philosophie bei einem Lehrer anderer Konfession zu hören, und gegen etwaige Irrlehren das Mittel der Ohrenverstopfung verordnen, liegt zugleich eine der Allgemeinheit drohende Gefahr. In seinen Anfängen ist der Krebsschaden heilbar; späterhin ist er es nicht mehr.

Möchte jeder junge Mann, den der Universitätsberuf auf diese schwierigen Gebiete lockt, immer und vor allem dessen eingedenk bleiben, daß für den echten Erfolg die erste Bedingung der Muth der Wahrhaftigkeit ist, daß der Fanatiker, der die Wahrheit nicht zu begreifen vermag, nicht an die Universität gehört, noch weniger aber derjenige, der insoweit konfessionell ist, als er dabei zugleich ministeriell bleibt. Gewiß kann auch er als Gelehrter tüchtige Arbeit leisten; aber auf die Selbstachtung und auf die Achtung seiner Standesgenossen und der für den Seelenadel feinfühligen Jugend muß er verzichten.

Möglichem Mißverständniß zu begegnen, mag noch hinzugefügt werden, daß hier die Rede ist lediglich von den prinzipiellen Fragen, ob es gerechtfertigt ist, Universitätsprofessuren, außerhalb der theologischen Fakultäten, nach konfessionellen Rücksichten und mit konfessionellem Rechtszwang zu vergeben. Wie in dem einzelnen Fall der Ernannte sich persönlich zu seiner Konfession stellt, was er als Protestant oder als Katholik sein will oder sein soll oder sein kann, kommt dabei in keiner Weise in

Betracht. Der Schlag gegen die Universitätsfreiheit bleibt der gleiche, mag er in der besonderen Anwendung die eine oder die andere Konfession, diese oder jene Richtung treffen.

Möchte somit ein jeder, der bei der Anstellung von Universitätslehrern mitzuwirken berufen ist, dessen eingedenk bleiben, daß die voraussetzungslose Forschung, das heißt die Ehrlichkeit und die Wahrhaftigkeit des Forschers das Palladium des Universitätsunterrichts ist, und sich hüten vor dem, was nicht verziehen wird, vor der Verleitung zu der Sünde wider den heiligen Geist. Die Hoffnung wird vielleicht nicht täuschen, daß damit die Gesinnung unserer Kollegen zum Ausdruck gebracht wird.

Theodor Mommsen,

ordentlicher, öffentlicher Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin."

Solche ernste, ergreifende Worte haben ihr Echo gefunden; vierundachtzig Professoren der Universität und der Technischen Hochschule in München gaben folgende Antwort an Theodor Mommsen:

„München, 16. November.

Hochgeehrter Herr Professor!

Am Abend eines glorreichen, dem Dienste der Wissenschaft gewidmeten Lebens sind Sie mit der Schärfe, Klarheit und dem Freimuth, denen Sie und die Welt die Erfolge Ihres Wirkens verdanken, dafür eingetreten, daß das Vermächtniß großer Vorfahren, das Prinzip, mit dem die Wissenschaft steht und fällt, und welches die deutschen Universitäten zu den ersten der Welt gemacht hat, die Voraussetzungslosigkeit der Forschung, ungeschmälert denen, die auf uns folgen, erhalten bleibe. Im Bewußtsein der Verantwortlichkeit, die wir tragen, dieses uns überkommene Erbe zu hüten, sagen wir Ihnen für Ihre That wärmsten Dank."

Wirklich, was Mommsen geschrieben hat, war eine That, die verrichtet werden mußte. Und es bleibt zu hoffen, daß, wie die Münchener Professoren ihre Zustimmung laut erklärt haben, so auch die Lehrkörper der anderen deutschen Hochschulen sich in gleicher Weise vernehmen lassen werden.

Was bedeutet schließlich der lärmende Kampf um den Kleinkram der Gesetzgebung — so bedeutungsvoll er im einzelnen Fall sein kann — gegenüber dem großartigen Problem der Freiheit der Forschung. Die Geschichte der Fortentwicklung der Menschheit ist ein Spiegelbild der Entwicklung menschlicher Forschung, und jede Hemmung der freien Forschung heißt die menschliche Entwicklung verkümmern. Die Größe Deutschlands beruht aber ganz wesentlich auf dem vorurtheilslosen, dem sachlichen, kritischen und zugleich den nationalen Gedanken mit Hingebung pflegenden idealistischen Geiste, der auf unseren Universitäten im neunzehnten Jahrhundert gepflegt worden ist. Wenn an die Stelle solches Geistes ein Opportunismus gesetzt werden soll, der zu Gunsten dieser oder jener vorübergehenden politischen Konstellation diese oder jene Partei mit Universitätsämtern bedenkt, dann wird die Erziehung der geistigen Elite der Nation nicht mehr in der Hand der wissenschaftlich berufenen Lehrer — sondern in der Hand der politisch genehmen Lehrer liegen. Beruft man Männer zu Professoren der Geschichte, weil sie Katholiken oder weil sie Protestanten sind, so wird man je nach Lage der Politik auch zu Professoren der Nationalökonomie Männer machen müssen, weil sie Mitglieder des Bundes der Landwirthe sind. Und dieses Verlangen besteht ja heute bereits thatsächlich. Eine Wissenschaft wird man dann in Deutschland freilich nicht mehr haben; aber Professoren, die Schleppenträger der politischen Parteien sind; diesen haben sie zu dienen, doch nicht der vorbehaltlosen wissenschaftlichen Forschung.

Wir besitzen nicht in Deutschland das lebhafte politische Temperament, um bei jeder überraschenden und die Kritik herausfordernden Improvisation heimischer Regierungskunst laut und rückhaltlos Einspruch zu erheben. Meist betrachtet die Oeffentlichkeit solche Improvisationen mit jener gelassenen Ironie, die besagt: Höchst befremdlich, aber wir werden auch darüber hinwegkommen. Nur einen Punkt hat es immer gegeben, der, wenn er berührt wurde, den Deutschen zum Aufzucken brachte. Den Weg zur Wahrheit oder zu dem, was zu einer gegebenen Zeit als Wahrheit erschien, ließ der Deutsche sich nicht sperren. Die katholische Kirche hat das zu ihrem Nachtheil erfahren, und wir sind fest überzeugt, daß das jeder erfahren wird, der Gleiches versucht.

Man mag das Straßburger Ereigniß als einen jener improvisirten Zwischenfälle betrachten, an die wir gewöhnt sind, und die schließlich vereinzelt bleiben als Zeugnisse der Sprunghaftigkeit in unserer Politik. Gleichviel, es bleibt bei einem Eingriff an so empfindlicher Stelle nothwendig, daß sogleich nachdrücklichster Einspruch erhoben wird; denn wie Mommsen sagt:

In seinen Anfängen ist der Krebsschaden heilbar.

Ueber das Duell, dem der Leutenant Blaskowitz zum Opfer gefallen ist, haben die Richter ihr Urtheil gefällt. Die übliche Festungshaft, die dem Gegner des Todten und anderen Betheiligten zudiktirt worden ist, kann niemanden interessiren. Diese Strafen sind gänzlich ungeeignet, andere Personen abzuhalten, Beleidigungen durch ein Duell zu erledigen; die Strafen sollen auch nicht einmal solches Ergebniß herbeiführen. Die Verurtheilung ist eine Formalität ohne jede weiterreichende Bedeutung, und die gerichtliche Prozedur hat nur insofern Werth, als sie dazu beiträgt, den Thatbestand für die prinzipielle Erörterung klar zu stellen.

Wenn je eine Gerichtsverhandlung nichts klar gestellt hat, so that es diese. Man halte folgendes fest:

Es ist erwiesen, daß Leutnant Blaskowitz an jenem verhängnißvollen Abend sehr reichlich gezecht hat. Die Artillerieoffiziere fühlten sich veranlaßt, als sie den Leutnant Blaskowitz zu Gesicht bekamen, sich seiner anzunehmen. Warum nimmt man sich einer erwachsenen Person an? Wann hat man ein Recht hierzu? Doch nur dann, wenn die betreffende erwachsene Person außer Stande ist, für sich selbst zu sorgen. Und wenn sie dies nicht vermag, so vermag sie auch nicht die Folgen ihrer Handlungen abzumessen. Gleichwohl behaupten die Artillerieoffiziere, daß Leutnant Blaskowitz die Tragweite seiner Handlungen zu beurtheilen im Stande gewesen sei. Und wiederum behauptete ein anderer Zeuge, gleichfalls ein Offizier, daß Blaskowitz am Morgen vor seiner Abreise ihm gesagt habe: er glaube mit Artilleristen in Konflikt gerathen zu sein; sollte es der Fall sein, so möge der Freund die Angelegenheit ausgleichen. Also hier ist aus den Widersprüchen nicht herauszukommen.

Und dann: Das Regiment widmet dem Todten den allerehrenvollsten Nachruf. War Leutnant Blaskowitz schwer betrunken, so ist auch das freilich ein arger Vorwurf, aber vielleicht entschuldbar bei einem jungen Manne; war er aber nicht bis zur Unzurechnungsfähigkeit betrunken und behandelte er die Artilleristen bei Bewußtsein so, wie er es that, wie konnte man dann nach solchem Benehmen dem Erschossenen solchen Nachruf widmen? Wiederum welch eine Anomalie!

Wir hoffen, es wird, — wenn nicht anders, durch parlamentarische Intervention — der Fall Blaskowitz dahin führen, den militärischen Ehrbegriff gründlich zu revidiren, jenen Ehrbegriff, dem zu Folge schwere Trunkenheit einen Offizier nicht disqualifizirt; aber eine Beleidigung, bei mangelndem Bewußtsein ausgesprochen, kann nur durch ein Glücksspiel auf Leben und Tod beseitigt werden.

Wer seine Pflichten als Offizier nicht erfüllt, gehört nicht in das Offizierkorps und zu diesen Pflichten gehört es, sowohl jegliche Beleidigung der Kameraden wie Trunkenheit zu vermeiden. Wenn man jeden aus der Armee entfernt, der hiergegen verstößt, dann ist das Duell beseitigt und im

Offizierkorps wird ein besserer Geist leben, als jener, der einen Freibrief für Ausschreitungen in einer neuen Ausschreitung und zwar gegen die Gesetze — im Duell — sucht und findet.

Aus Südafrika sind keine Nachrichten von Belang eingelaufen; es scheint aber, daß allmählich die Stimmung in England trotz vereinzelter chauvinistischer Ausbrüche umschlägt. Die Zeichen mehren sich, daß das Vertrauen der Bevölkerung zu Salisbury und Chamberlain zu schwinden beginnt, und das wäre die Vorbedingung zu einem Ausgleich in Südafrika, der, um ein Ausgleich zu sein, erträglich für die Buren wie für England sein müßte.

* * *

Beginn der parlamentarischen Kämpfe.

Am nächsten Dienstag kommt der Reichstag wieder zusammen und damit tritt der Streit um die Zoll- und Handelspolitik des Deutschen Reiches in die parlamentarische Phase. Welche Aussichten bieten sich den Freunden der Handelsfreiheit in diesem seiner Mehrheit nach zweifellos reaktionären Parlament? Sicherer Verlaß ist nur auf etwa 100 ausgesprochen freihändlerische Mitglieder des aus 397 Mitgliedern bestehenden Reichstages, aber dies eine Viertel des Parlaments hat vor den bunt zusammen gewürfelten drei Vierteln, die aus sich heraus eine Mehrheit bilden können, eins voraus, und das ist nicht wenig: die hundert Freihändler wissen genau, was sie wollen. Sie sind entschlossen, der Schutzzöllnerei auch nicht die geringste weitere Konzession zu machen, weder der agrarischen noch der industriellen Schutzzöllnerei. Unter dem Protektionismus leiden wir in Deutschland schon gerade genug. Natürlich hängt das Wohl und Wehe eines großen Volkes nicht von der vielleicht geringen Steigerung eines einzelnen Zollsatzes ab. Wichtig aber ist es, daß man klar die Richtung erkennt, daß ganz unzweideutig zum Ausdruck gelangt, ob unsere Zoll- und Handelspolitik vorwärts oder rückwärts gehen soll. **Nunquam retrorsum!** das ist in diesem Falle die gegebene Parole aller Freunde der Handelsfreiheit. Es ist interessant, daß sich um diesen Standpunkt der Vertheidigung des seit den Handelsverträgen von 1892 und 1894 Errungenen gerade diejenigen Parteien gesammelt haben, die der konservative Jargon mit Vorliebe „Umstürzler" nennt. Daß die Sozialdemokratie und der Freisinn die „rettende That" des Jahres 1892 gegen die „staatserhaltenden" Konservativen, gegen das nicht minder „staatserhaltende" Centrum und gegen die Regierung des Monarchen, der seiner Zeit das Wort von der rettenden That gesprochen hat, vertheidigen müssen, ja mit Nachdruck nahezu allein vertheidigen werden, ist in der That eine wundervolle Ironie der Geschichte.

Die Position, welche die Handelsvertragsfreunde einnehmen, ist aber eben um deswillen, weil sie das Erprobte gegen das unsichere Experiment vertheidigen, auch eine viel stärkere, als die ihrer Gegner. Allerdings ist auch in parlamentarischen Kämpfen der Herrgott in der Regel mit den stärksten Bataillonen. Aber doch nur, wenn diese stärkeren Bataillone ebenfalls von einem einheitlichen Willen gelenkt werden. Aber gerade hier hapert's bei unseren handelspolitischen Reaktionären.

Wer soll in dieser reaktionären Koalitionsarmee die Führung übernehmen? Etwa der Centralverband deutscher Industrieller, der die agrarischen Minimalzölle des Entwurfs entschieden verwirft, oder der Bund der Landwirthe, der lieber radikal freihändlerisch werden will, als sich mit weniger als 75 Mark Zoll für die Tonne Brotgetreide zufrieden geben? Oder das Centrum, das alle Hände voll zu thun hat, seine rabiaten bayerischen Bauern mit den katholischen industriellen Arbeitern von Schlesien und Westfalen zusammen zu halten? Oder die Rechtsnationalliberalen, die sich an die unlösbare Aufgabe gemacht haben, zugleich den Handelsvertragsfreunden zu gefallen und den Bündlern keinen Kummer zu bereiten? Man hat wohl gemeint, die rasenden Ajaxe des Bundes der Landwirthe simulirten nur den Wahnsinn schrecklicher Enttäuschung und würden sich schon mit dem im Zolltarifentwurf Gebotenen zufrieden geben, wenn nicht mehr zu haben sei. Diese Annahme ist unseres Erachtens irrig. Die bündlerischen Agitatoren sind im Banne ihrer langjährigen Uebertreibungen. Sie haben ihre Gefolgschaft durch so ausschweifende Versprechungen verwöhnt, daß ihr ganzes Prestige in Frage steht, wenn sie am Ende der Zollkämpfe die zahme Hauskatze statt des wilden Tigers spielen.

Vielleicht, daß alle diese disparaten Elemente doch noch zu einer brauchbaren Mehrheit, zu einer **working majority**, zusammen zu schweißen wären, wenn in der Reichsregierung eine feste Hand die Zügel hielte. Aber auch sie wird ja von widerstreitenden Gefühlen beherrscht. Handelsverträge will sie offenbar; aber eine Zollpolitik treiben, die neue Handelsverträge ermöglicht, dazu fehlt ihr jener staatsmännische Muth, der den Grafen Caprivi in so hohem Grade auszeichnete.

Unter den gegenwärtigen hohen Offizieren des Reichsschiffs scheint niemand darüber im Klaren zu sein, wo das handelspolitische Metacentrum liegt.

Th. Barth.

Oesterreich, Ungarn und der deutsche Zolltarif.

Die österreichisch-ungarische Monarchie hat unter allen bestehenden Staatswesen wohl das kniffliсhste Staatsrecht. Der verwickelte Bau unserer Verfassung regt unerschöpflich die juristische Phantasie zu den kühnsten Konstruktionen an. Der fachfreudige Staatsrechtslehrer mag sich keinen ergiebigeren Gegenstand erdenken. Doch was die Freude des Gelehrten, ist das Kreuz des Staatsmannes. Hat er mehr als volle Arbeit, die widersprechenden Interessen in der modernen Gesellschaft mit dem Gesammtwohle zu vereinbaren, so reicht die dreifach gesteigerte Kraft nicht aus, die streitenden Wünsche auf eine Linie zu ziehen, wenn sie sich in den Häkchen und Winkelchen eines verwickelten Staatsrechtes verfangen. Die österreichisch-ungarischen Zustände sind sogar dem Verständnisse des deutschen Nachbars entzogen, auch wenn dieser sich der krausen Historie seiner Verfassung erinnert. Der alte deutsche Bund war freilich eine Art Gegenstück. Auch an ihm freuten sich die Juristen und verzweifelten die Politiker. Allein so verworren seine Façade, in seinem Kerne stak der Keim vernünftiger Entfaltung. Der moderne Staat braucht einheitlichen Staatswillen, einheitliches Militär, stetig bereite Geldmittel, daher als Menschen- und Geldreservoir eine einheitliche Volkswirthschaft. Im deutschen Reiche hat sich die Basis zuerst gebildet, aus dem Zollvereine wuchs die politische Einigung. In Oesterreich-Ungarn ist die Vernunft der Dinge auf den Kopf gestellt. Die Monarchie hat einen Herrscher, eine Staatsleitung, eine Armee, gemeinsame Finanzen und Staatsschulden, aber zwei Volkswirthschaften. Der Dualismus des Jahres 1867 hat trotz der verschrobenen Formen politisch und militärisch ein brauchbares Gebilde geschaffen. Doch hüben und drüben blieben an elementarer Einsicht in das Wesen des Staates die Politiker hinter der Staatsweisheit des alten Absolutismus zurück. Als dieser nach

Niederwerfung der ungarischen Revolution von 1849 das Reich auf einheitlicher Grundlage neu aufzubauen unternahm, war eine der ersten Thaten die Beseitigung der Zwischenzollinie und Herstellung eines Zollgebietes.

Im Jahre 1867 wurde aber die einheitliche österreichisch-ungarische Volkswirthschaft wieder entzweigetheilt. Wohl blieb die Monarchie ein Zollgebiet, aber die Union ist nicht grundlegendes Verfassungsrecht, sondern eine Art gewillkürten Vertragsrechtes. Das österreichisch-ungarische Staatsrecht kennt im Verhältniß der beiden Reichstheile zueinander zweierlei Gruppen von staatlichen Angelegenheiten: „Gemeinsame“ und „nach gleichen Grundsätzen zu vereinbarende“. Die „gemeinsamen“ fließen nach der wortreichen Erklärung des ungarischen Gesetzes aus der pragmatischen Sanktion, sie umfassen auswärtige Politik, Kriegswesen, gemeinsame Finanzen. Diese Angelegenheiten sind dauernd gemeinsam. Die „nach gleichen Grundsätzen zu vereinbarenden“ hätten zwar, wie die ungarische Erläuterung besagt, mit dem Staatsganzen nichts zu schaffen, ihre gleichartige Behandlung empfehle sich jedoch aus Gründen der Zweckmäßigkeit; zu ihnen gehört ein Theil jener wirthschaftlichen Maßregeln, die erst aus einem Agglomerat von Gebieten ein ökonomisches Ganze machen, wie gemeinsames Geldwesen, Zollgemeinschaft, Freizügigkeit der Unternehmungen u. s. w. Sorgfältig ist freilich alles vermieden, was die völlige Verschmelzung der beiden Hälften zu einer Volkswirthschaft bewirken könnte. Nur nach außen sollen sie in einem begrenzten Kreise eine Einheit darstellen. Das ungarische Gesetz spricht daher die Bereitwilligkeit aus, mit der anderen Reichshälfte von Zeit zu Zeit ein Zoll- und Handelsbündniß zu schließen, in welchem gewisse, genau bezeichnete Angelegenheiten geregelt werden sollen. Sollte keine derartige Vereinbarung zustande kommen, behalte sich Ungarn sein uneingeschränktes Gesetzgebungsrecht vor. Auf Grund der Verfassungsgesetze wurde dann ein Zoll- und Handelsbündniß abgeschlossen, welches die beiden Ländergebiete für ein Zoll- und Handelsgebiet erklärt, eine gemeinsame Zollgrenze schafft, die Festsetzung von Zollgesetzen und Tarifen sowie die Abschließung von Handelsverträgen nur auf Grundlage von Vereinbarungen beider Gesetzgebungen gestattet. Dieses Zollbündniß ist ein Bestandtheil des sogenannten „Ausgleiches“, der von zehn zu zehn Jahren erneuert wird. Der Kern des Ausgleiches ist die Feststellung der jährlichen Quote zu den gemeinsamen Auslagen. Das Zollbündniß ist zu beiden in direkte Beziehung gebracht. Denn die Ergebnisse des Zollgefälles sind vorab zur Deckung des gemeinsamen Erfordernisses zu verwenden. So ist der Riß zwischen Volkswirthschaft und Staatsganzem, wenn auch künstlich, überkleistert. Immerhin ist die Zollgemeinschaft nicht das einzig mögliche Verhältniß zwischen Oesterreich und Ungarn. Eine der ungarischen Parteien hat sie sogar von allem Anfange an bekämpft. Die Errichtung eines selbständigen Zollgebietes ist ein uralter Programmpunkt der Unabhängigkeitspartei. Jedoch diese verwirft den 1867er Ausgleich im Ganzen, die Zolltrennung ist ihr nur ein Theil der staatsrechtlichen Loslösung. Zu diesen folgerichtigen Gegnern der Zollunion gesellte sich in den letzten Jahren eine zweite Gruppe, welche die Zolltrennung auf Basis der staatsrechtlichen Gemeinsamkeit anstrebt. Diese Unionsgegnerschaft entstand in den industriellen und Handelskreisen. Ungarn bemüht sich mit Eifer, eine eigene Industrie großzuziehen. Mittel und Macht des Staates werden für dieses Ziel in freigebigster Weise aufgeboten. Die entstehenden Industrien sehen sich dem überlegenen Wettbewerb der alten österreichischen Fabriken gegenüber. Ebenso trifft die ungarische Kaufmannschaft auf die gefestigten Verbindungen des österreichischen Großhandels mit der ungarischen Provinz. Mit Erfolg trugen diese Elemente den Gedanken der Zolltrennung in die Reihen der herrschenden Partei, welche auf dem Boden der 1867er Gesetze steht. Die liberalen Politiker machten der lebhaften Bewegung sofort ein wichtiges Zugeständniß. Sie drückten den natürlichen Zusammenhang zwischen Staats- und Zollgemeinschaft, den die Gesetzgebung betont, in den Hintergrund. Ob Union oder Selbständigkeit sei lediglich eine Frage der Nützlichkeit. Das Zollbündniß galt vor der ungarischen Oeffentlichkeit als ein Mittel, von Oesterreich so viel Zugeständnisse als möglich zu erpressen. Denn daß Cisleithanien ein weit stärkeres Interesse an der Zollgemeinschaft habe, galt als ausgemacht, wurde dies doch von den ungarischen Handelsstatistikern Jahr für Jahr ziffermäßig bewiesen. Das Verhalten der österreichischen Regierungen schien diese Annahme zu bestätigen. Jedes Ministerium wich vor den Ungarn zurück. Daß diese Schwäche politische und nicht wirthschaftliche Gründe habe, wurde drüben nicht unterschieden. Dieser Irrthum über die Bedeutung des Zollbündnisses führte die ungarischen Politiker also von Erfolg zu Erfolg und schließlich zur — „Formel Széll“.

Der letzte Ausgleichsentwurf, von Bánffy und Badeni vereinbart, war für Oesterreich so nachtheilig, daß der polnische Ministerpräsident sich durch die Sprachenverordnungen eine Mehrheit erkaufen mußte. Die Deutschen durchkreuzten den Handel durch Obstruktion wider die Ausgleichsvorlagen. Die Ungarn wollten jedoch die erzielten Vortheile nicht mehr loslassen. Zweimal willigten sie in die provisorische Verlängerung des alten Ausgleichs, in der Hoffnung, die österreichischen Regierungen würden die parlamentarischen Schwierigkeiten doch noch besiegen. Als die Aussichten immer trüber wurden und zu besorgen stand, daß die werthvollen Errungenschaften verloren gehen könnten, ließen sie sich wider den Geist der 1867er Gesetzgebung bewegen, die Oktroyirung der Ausgleichsgesetze in Oesterreich mittelst des § 14 zu erlauben. Koloman Széll, der alte Deakist, machte es wie die schlauen Wilden, die ihre Fetische betrügen. Die ungarische Verfassung gestattet Vereinbarungen nur mit einem konstitutionellen Oesterreich zu schließen. Széll erklärte nun, er schließe keine Vereinbarungen. Da neue Abmachungen nicht getroffen wären, so sei der im Ges. Art. XII ex 1867 vorhergesehene Fall des selbständigen ungarischen Gesetzgebungsrechtes eingetreten. Ungarn stehe rechtlich nicht mehr in Zollgemeinschaft mit Oesterreich. Doch wolle es dieselbe faktisch noch bis 1907 beibehalten. Das ungarische Parlament verfügte daher einseitig, daß der vereinbarte Ausgleich in Ungarn bis 1907 als Gesetz zu gelten habe, vorausgesetzt, daß Oesterreich Reciprocität übe. Die hergebrachte Theorie, daß das Zollbündniß das tauglichste Pressionswerkzeug sei, ist in der „Formel Széll“ restlos aufgebraucht. An Stelle einer staatsrechtlichen Verknüpfung ist vorläufig ein rechtloses Nebeneinander getreten. Die Monarchie bildet nur mehr „thatsächlich“ ein Zollgebiet. So war die Zukunft der Union den Agitatoren für Zolltrennung in die Hände gespielt. Wolle Oesterreich ein neues Bündniß, so könnten die ungarischen Unterhändler ihre Zustimmung von neuen Zugeständnissen abhängig machen. Denn nur wenn sie solche heimbrächten, könnten sie ihrer Opposition zumuthen, die endlich errungene Selbständigkeit wieder aufzugeben. Um ein Ausbrechen des österreichischen Wildes aus dem Kreise vollends zu verhüten, wurde die Erneuerung des Zollbündnisses mit dem Abschlusse der Handelsverträge verquickt. Die ungarischen Statistiker hatten ihren Landsleuten nicht vergebens vorgerechnet, daß die Vortheile der Dezemberverträge lediglich der österreichischen Hälfte zugefallen seien. Wenn Oesterreich also Handelsverträge wolle, müsse es den Ungarn vorher die Zollunion abkaufen. Daher schreibt die „Formel Széll“ vor, daß das neue Zoll- und Handelsbündniß spätestens Ende 1903 perfizirt sein müsse. Ist bis zu diesem Zeitpunkte, mit dem auch die internationalen Verträge ablaufen, die Union nicht geschlossen, so könnte die Monarchie Verträge nur bis 1907 schließen, da dann mit diesem Jahre die Zollgemeinschaft ein Ende habe. Kein fremder Staat würde so kurzfristige Verträge bewilligen. Folglich müßte der auf Verträge erpichte Rechtstheil — natürlich Cisleithanien — um jeden Preis die Union bis 1903 in Sicherheit bringen. Nun war noch der Fall denkbar, daß die internationalen Verträge, so wie sie bestehen, einfach erneuert würden. Um dies

hintanzuhalten, bestimmt die „Formel Széll“ — einem Wunsche der ungeberdigen Agrarier nachgebend — daß der bestehende autonome Zolltarif, die Basis der Handelsverträge, durch einen neuen ersetzt werden müsse. Im Jahre 1901 müßten die Verhandlungen hierüber beginnen; der Endtermin, zu dem alle schwebenden Fragen erledigt sein müssen, ist der 30. Juni 1902. Denn spätestens an diesem Tage hat jener Theil, der die Kündigung der fremden Verträge fordert, dies dem anderen mitzutheilen. Die enge Spanne Zeit soll die Wucht des Druckes steigern.

Die Ueberspannung der ungarischen Eigensucht hat nun aber in Oesterreich eine unerwartete Reaktion hervorgebracht. Die Zolltrennungsgelüste traten auch in Cisleithanien mächtig auf. Die österreichischen Industriellen, die bis vor wenigen Jahren wie hypnotisirt auf das ungarische Absatzgebiet gestarrt hatten, begannen nüchterner zu rechnen. Die Verbindung mit Ungarn hat ihre Schatten.

Die Handelspolitik der ungarischen Agrarier hat es verschuldet, daß Oesterreich die natürlichen Märkte für seine Industrie und sein Kapital, die Balkanländer, nicht pflegen konnte. Um Ungarns willen wurde mit Rumänien ein Zollkrieg geführt, der die österreichische Industrie von ihrer beherrschenden Stellung verdrängte. Die ungarische Veterinärpolitik verhinderte, daß wir von Serbien, das ökonomisch auf Oesterreich angewiesen ist, im letzten Vertrage differentielle Begünstigungen erlangten, und dort mit der Konkurrenz anderer Staaten schwer zu kämpfen haben. Der für beide Theile ersprießliche Verkehr zwischen den Balkanvölkern und der Monarchie konnte sich bisher nicht recht entfalten, die Ausbreitung der österreichischen Industrie ist durch ungarische Schuld unterbunden, weil wir den östlichen Nachbarn die Agrarprodukte, mit denen sie uns bezahlen, nicht abnehmen. Auf der anderen Seite empfinden die österreichischen Fabrikanten die Konkurrenz der deutschen Industrie im Inlande drückend. Um den ungarischen Agrarprodukten den deutschen Markt zu öffnen, mußte Oesterreich die Industriezölle herabsetzen. Die stark entwickelte Unternehmerschaft weist nun mit Erfolg darauf hin, daß Oesterreich nach Deutschland Rohprodukte exportire, von dort Fertigfabrikate beziehe, anstatt daß die Arbeitslöhne, welche bei Verwandlung des Rohstoffes in das Endprodukt verdient werden, im Lande bleiben. Am tiefsten aber erbittert der rücksichtslose Krieg, den Ungarn auf eigenem Boden gegen die österreichische Industrie führt. Um den künstlich großgezogenen Fabriken Absatz zu sichern, wird die Tarifhoheit des Staates gegen den Geist des Zoll- und Handelsbündnisses zu Ungunsten der österreichischen Waaren ausgenützt, bei öffentlichen Submissionen der österreichische Bewerber grundsätzlich zurückgesetzt, Lieferungen und Unterstützungen werden nur unter der Bedingung vergeben, daß alles Material im Inlande beschafft werde, in den Schulen wird nur ungarisches Papier, beim Versand der Mineralwässer nur ungarisches Glas geduldet. Die österreichischen Kreise sehen diesen Kleinkrieg mit steigendem Unmuth, weil Ungarn hierzu als Kriegsschatz den Kredit ausnützt, den ihm das wirthschaftliche Verhältniß zu Oesterreich bietet. Ohne Oesterreich wäre es mit dem ungarischen Staatskredit schlimmer bestellt, so schlimm, wie etwa mit dem Kredit der Balkanstaaten. Ungarn hat vor den kleinen östlichen Nachbarn nur voraus, daß es seine chauvinistischen Illusionen mit österreichischem Geld und Kredit fördern kann. Die österreichisch-ungarische Bank, die dem cisleithanischen Kapital zugehört, dient vorwiegend dem ungarischen Kredit. Ihre Hypothekarabtheilung kommt fast ausschließlich dem ungarischen Bedürfniß zu Gute. Der Antheil Ungarns am Hypothekargeschäft der Bank betrug in den Jahren 1896, 1897, 1898, 1899 steigend 85, 86,1, 86,7, 87,8 Prozent des Gesammtgeschäftes. Die ungarischen Obligationen werden zum größeren Theil in Oesterreich abgesetzt. Man schätzt den österreichischen Besitz an ungarischen Schuldpapieren auf anderthalb Milliarden Kronen. Alle diese Umstände bestärkten die österreichische Oeffentlichkeit in der Ueberzeugung, daß die stetige Nachgiebigkeit gegen ungarische Wünsche wirthschaftlich nicht gerechtfertigt sei. Das volksthümliche Schlagwort: Trennung von Ungarn warb schaarenweise Anhänger. Niemand wirkte dieser neuen Bewegung entgegen. Die § 14-Wirthschaft rächte sich. Da die Regierungen den Ausgleich eigenmächtig gemacht hatten, fühlte sich keiner für denselben verantwortlich. Die „Formel Széll“ habe nun einmal, meinte ein wachsender Theil der Bevölkerung, die Zolltrennung angebahnt, also möge es dabei bleiben. Oesterreich könne, von Ungarn losgelöst, seine Industrie gegen Deutschland sichern; die Balkanstaaten und das große russische Absatzgebiet könne es gewinnen, wenn es seine Grenzen der östlichen Agrareinfuhr weit öffne. Wenn Ungarn die österreichische Industrie durch Kampfzölle ausschließe, habe es Oesterreich in der Hand, durch Beschränkung des Kredits und vor allem durch tarifarische Maßregeln Repressalien zu üben. Könne doch Ungarn sein Getreide in die westlichen Länder nur über Oesterreich befördern.

Das Drängen nach Zolltrennung hüben wie drüben, dem die selbstsüchtige Politik der ungarischen Staatsmänner den Boden bereitet hatte, drohte die Monarchie in einen schweren Verfassungsstreit zu stürzen. Die wirthschaftlichen Interessen haben in ihrem Kampfeseifer nämlich auf die Verfassungsurkunden nicht Bedacht genommen. Man erachtete, verführt durch den jetzigen Zustand, die Zolltrennung staatsrechtlich ohne Weiteres mit dem Dualismus für vereinbarlich. Und doch hätte die Unvernunft eines einheitlichen Staatswillens, gemeinsamer äußerer Politik und gemeinsamer Armee bei getrennten, feindlichen Volkswirthschaften stutzig machen müssen. Sollten die 1867er Gesetze, so unvollkommen sie sind, diesen Widersinn wirklich ermöglichen? Gewiß ist, daß beide Theile ihr selbständiges Gesetzgebungsrecht erlangen, wenn eine Vereinbarung nicht zu Stande kommt. Aber ist damit ausgesprochen, daß nun beide wie fremde Staaten souverän, ohne Rücksicht auf einander vorgehen können? Das Zollwesen gehört ja, wie z. B. die Wehrverfassung, zu jenen Angelegenheiten, die „nach gleichen von Zeit zu Zeit zu vereinbarenden Grundsätzen“ geordnet werden müssen. So wenig in Oesterreich und Ungarn die Heeresverfassung nach verschiedenen Prinzipien geregelt werden dürfen, so wenig die Zollgesetzgebung. Wenn beide Staaten gegen einander Zollschranken errichten wollten, wenn sie einen Zolltarif entwerfen oder mit fremden Staaten Handelsverträge schließen wollten, dürften sie nach dem Willen der Verfassung wohl selbständig, aber nicht ohne vorheriges Einvernehmen handeln. Dieses Hemmniß der Verfassung haben die eifrigen Befürworter der Trennung nicht bedacht. Die Interessen, die sich in den Ketten der Union behindert wähnen, hätten nicht viel größeren Spielraum gewonnen. Nur wäre zu dem ökonomischen Streit ein staatsrechtlicher getreten. Denn außer der Nothwendigkeit gleichartiger Grundsätze ist in den 1867er Gesetzen nichts vorgesehen. Wie die gegenseitige Rücksichtnahme zu gestalten wäre, ist unklar. Ein ernstlicher Versuch, die Zollunion zu lösen, würde also unübersehbare Verfassungskonflikte eröffnen, welche folgerichtig nur durch endgiltige Zertrümmerung des dualistischen Staatsrechtes zu schlichten wären.

In dieser Noth kam die deutsche Reichsregierung ihrem Verbündeten zu Hilfe. Die Veröffentlichung des Zolltarifentwurfes hat alle Schwierigkeiten, die natürlichen und die durch die Formel Szell geschaffenen künstlichen, vereinfacht. Die agrarischen Hochschutzzölle des deutschen Entwurfes mußten in Ungarn, von wo das Schlagwort der Trennung aufgeflogen war, jäh ernüchtern. Ungarn ist trotz der industriellen Anfänge noch auf absehbare Zeit Agrarland. Der Absatz seines Ueberschusses an Getreide, Mehl und Vieh ist eine Lebensfrage für das Land. Frankreich war seiner Zeit ein Käufer ungarischer Agrarprodukte. Die Franzosen gingen zum Absperrungssystem über und Ungarn verlor den Abnehmer. Nun will auch Deutschland die Thüre zuschlagen. Da muß dem verstocktesten ungarischen

Nativisten der Werth eines Marktes, wie ihn das aufblühende Oesterreich darstellt, klar werden. Rund 70 Proz. des ungarischen Gesammtexports gehen nach Oesterreich, vorwiegend Agrarprodukte. Nun wissen die Ungarn wohl, daß der Zollkrieg mit Rumänien die Viehzucht dieses Landes nahezu vernichtet hat. Ungarn könnte, wenn es den österreichischen Markt nicht festhielte, auch sein Getreide nirgends absetzen. Es muß daher wohl oder übel nicht bloß alle Zolltrennungsgelüste unterdrücken, sondern sich auch in das österreichische Wirthschaftsinteresse einordnen. Bisher war es stets ungarische Handelspolitik, das agrarsche Exportbedürfniß auf Kosten der österreichischen Industrie zu fördern. Die Ungarn waren begeisterte Freihändler, wie es die deutschen Agrarier waren, als der deutsche Weizen noch in England lohnenden Absatz fand. Als der Londoner Markt verloren ging und das industriell gewordene Deutschland sich in ein Getreideimportland wandelte, schwenkten sie in das Lager der industriellen Schutzzöllner. Die Aera der Bismarck'schen Schutzzollpolitik hob an. Die österreichische Monarchie ist an jenem Wendepunkte erst heute angelangt. Seit Abschluß der Dezemberverträge ist der Getreideexport Oesterreichs stetig zurückgegangen, zeitweilig muß Brotgetreide zugekauft werden. Die Verschiebung der Bevölkerung von der Landwirthschaft zur Industrie springt in die Augen. Nicht mehr die agrarischen, sondern die industriellen Interessen schlagen vor. Die Industrie aber ist schutzzöllnerisch. Da auf ihren Schultern die schweren Lasten der Großmachtstellung ruhen, da sie allein die rasch anwachsende Bevölkerung aufnehmen kann, so ist ihr Interesse das allgemeine. Auch den Agrariern muß die Kräftigung der heimischen Industriebevölkerung das nächste Ziel sein. Der deutsche Tarifentwurf konnte, was die Monarchie anbelangt, zu keiner günstigeren Stunde kommen. Er hat den „Schutz der nationalen Arbeit", die schutzzöllnerische Interessengemeinschaft von Agrariern und Industriellen, von Ungarn und Oesterreich, welche aus dem augenblicklichen Entwicklungsstande der österreichisch-ungarischen Volkswirthschaft von selbst gefolgt wäre, gleichzeitig zu dem einzig möglichen Schutzmittel wider die Wucht des deutschen Angriffes gemacht. Die Ausarbeitung des autonomen Zolltarifes und die Vereinbarung des gemeinsamen Planes zur Führung der Unterhandlungen mit Deutschland ist die wesentlichste Vorarbeit für den Abschluß des Zoll- und Handelsbündnisses. Alle anderen Schwierigkeiten sind nebengeordneter Natur.

Ob das neu geeinigte Oesterreich-Ungarn mit Deutschland einen Handelsvertrag schließen wird? Der deutsche Tarifentwurf ist jedenfalls das alleruntauglichste Instrument. Für die österreichische Volkswirthschaft als Gesammtheit hat ein Vertrag mit Deutschland nur dann Werth, wenn der Export an Rohstoffen, Cerealien und Vieh so lohnend wird, daß er die Kaufkraft der heimischen Bevölkerung steigert, den inländischen Kapitalreichthum mehrt, und der österreichischen Industrie also auf anderem Wege die Einbuße ersetzt, welche sie durch die Konkurrenz der deutschen Waaren auf dem heimischen Markte fraglos erleidet. Wenn aber Deutschland unsere Einfuhr an Mehl, Getreide, Vieh und thierischen Produkten unterbindet, ist es für die österreichische Gesammtwirthschaft ersprießlicher, wenn ihre Rohstoffe im eigenen Lande verarbeitet werden, wenn die heimische Industrie den Inlandsmarkt vollständig beherrscht und, erstarkt, dem deutschen Fabrikate auf dem Weltmarkt Konkurrenz macht.

Brünn.

S. Rubinstein.

Vom Börsen-Schlachtfelde.

„Wohl dem, der ohne Schuld und Fehle ..." — wohl dem, der heute weder als Direktor noch als Aufsichtsrath mit enttäuschten und — in mannigfacher Form — klagenden Aktionären zu thun hat. Wohl aber auch dem, der insofern ohne Schuld und Fehle ist, als er weder Schulden gemacht hat, um sich auf irgend eine Weise an kaufmännischen oder industriellen Unternehmungen zu betheiligen, noch Fehler begangen hat bei der Auswahl derselben und bei der Beurtheilung der heutigen Konjunktur. —

Aber wie Wenige von den im Erwerbsleben Stehenden und wie Wenige aus den Kapitalistenkreisen sind in dieser glücklichen Lage? Alle Uebrigen sind mitleidslos in den wirthschaftlichen Krieg hineingezogen worden, der vor etwa zwei Jahren mit leichten Scharmützeln begann, und der jetzt immer mehr sich zu einer wahren Landeskalamität zu entwickeln scheint. Ein großes Schlachtfeld dehnt sich vor uns aus, Trümmer wirthschaftlicher und persönlicher Existenzen bedecken dasselbe, und, um das Bild noch ähnlicher zu machen, fehlt es nicht an Gefangenen, nicht an Todten. Und mit immer wachsendem Schrecken liest das Publikum die täglichen Kriegsberichte: den Kurszettel.

Wie lange wird die Verwüstung noch andauern, was sind ihre Ursachen, wo muß die Hilfe gesucht werden? Das sind die Fragen, die heute alle Welt bewegen, und wenn auch die Beantwortung derselben sehr verschiedenartig ausfällt, so tritt doch immer klarer der unheilvolle Einfluß hervor, den Gesetzgebung und Rechtsprechung auf unsere wirthschaftlichen Verhältnisse ausgeübt haben. Selten sind wohl so zweckwidrige Mittel angewendet worden, um Ziele, um deren Berechtigung sich immerhin auch noch streiten ließe, zu erreichen. Und auch derjenige, der daran festhält, daß die Reichstagsmajorität das Gute will, wird nicht umhin können, zuzugeben, daß sie das Böse schafft. Denn angenommen, daß bei der Gesetzgebung der letzten Jahre Haß und Neid keine Rolle gespielt haben, und daß sich die Reichstagsmajorität von den besten Motiven habe leiten lassen, so waren folgende vier Gesichtspunkte maßgebend:

1. man fand das Börsenspiel unmoralisch und volksschädlich und wollte ihm entgegenwirken;
2. man wollte aus der Thätigkeit der Börse dem Staate größere Einnahmen verschaffen;
3. man wollte der leichten Erzielung von großen Gewinnen entgegenarbeiten;
4. man wollte die Bedeutung der Haute finance herabdrücken.

Und der Erfolg?

I. Nicht nur die Regierung, sondern auch die börsenfeindlichen Parteien selbst müssen jetzt zugeben, daß ihre Gesetze Zustände gezeitigt haben, welche die Unmoral schaffen, stabilisiren und sanktioniren.

Dabei hat aber das Börsenspiel selbst doch nicht ausgesetzt, besonders nicht in der vor kurzem abgelaufenen Hausseperiode, nur hat es sich vielfach anderer Formen bedient und hat sich vorzugsweise dem Auslande zugewendet.

II. Schon aus diesem letzteren Umstande ist dem Deutschen Reiche manche Einnahme entgangen. Das Gesammtresultat aber aller Stempelauflagen und Stempelerhöhungen sowie Geschäftserschwerungen ist ein derartiges, daß der Börsenorganismus heute geradezu als gelähmt erscheint, und statt der erwarteten Mehreinnahmen beinahe ein Versiegen dieser Steuerquellen konstatirt werden kann. Freilich wird diese Sachlage noch nicht allgemein anerkannt, und diejenigen, die während der letzten Jahre frohlockend auf die trotz Börsengesetzgebung steigenden Stempeleinnahmen hingewiesen hatten, erklären den jetzigen Ausfall als eine vorübergehende Konsequenz einer vorübergehenden Depression. Ein Trugschluß damals, ein Trugschluß heute! Gerade bei allen denjenigen Steuern, die in den Organismus

der Börse eingreifen, kann man von ordentlichen und außerordentlichen Steuereinnahmen sprechen. Die ordentlichen ergeben sich aus der ruhigen, von der Konjunktur nur wenig und nur mittelbar berührten Thätigkeit weiter Berufskreise; und nachdem die Gesetzgebung diese Berufsthätigkeit erschwert und gefährdet hatte — man denke nur an die Lahmlegung der so hochwichtigen Arbitrage — haben auch schon in den letzten Jahren, trotz des beispiellosen Aufschwungs von Industrie und Handel, diese ordentlichen Einnahmen immer mehr abgenommen, nur wurde dieses Resultat für manche verdeckt durch die großen außerordentlichen Einnahmen, welche direkt und indirekt dem Aufschwunge zu verdanken waren. Jetzt, wo diese schwinden, schwindet auch der Nebel, der die angerichtete Verwüstung bisher verheimlicht hatte.

III. Dem Ochsen, der da drischt, soll man nicht das Maul verbinden, den Leitern kaufmännischer Unternehmungen kann keine Gesetzgebung den Antheil am erzielten Gewinne ernstlich schmälern. Wird eine Thür zugeriegelt, so kann vielleicht eine andere geöffnet werden; und wenn wirklich einmal die Gesetzgebung auf diesem Terrain eine Wirkung erzielt, so darf man nicht zu früh frohlocken, — erst muß die Wirkung dieser Wirkung untersucht werden. In dieser Beziehung geben die Bestimmungen des Handelsgesetzbuches von 1897 über die Tantièmenvertheilung an Vorstand und Aufsichtsrath zu den schwersten Bedenken Veranlassung.

Wie bekannt, hat die Reichstagsmajorität es seiner Zeit durchgesetzt, daß die Gewinnquote des Vorstandes erst nach Abzug aller Reservestellungen, diejenige des Aufsichtsrathes gleichfalls erst nach Abzug dieser Reservestellungen und nach Vertheilung einer vierprozentigen Dividende zur Berechnung gelangen darf. Früher existirten derartige Einschränkungen nicht, und auch heute können die Wirkungen derselben durch Quotenerhöhung auf dem Wege der Statutenänderung und für den Vorstand außerdem noch durch Erhöhung seiner Bezüge auf dem Wege der Vertragsänderung ganz glatt paralysirt werden. Vielfach ist beides geschehen, nichtsdestoweniger bleibt ein gewaltiger Unterschied zwischen der früheren Situation und der heutigen.

Den Aktionären, die, um höhere Einnahmen zu haben und um ihre Aktien steigen zu sehen, in ihrer Majorität von jeher auf Ausschüttung möglichst hoher Dividenden drängten, stand und steht die Verwaltung gegenüber, welche, weniger kurzsichtig, auch das spätere Gedeihen der ihnen anvertrauten Gesellschaft im Auge hat und durch reichliche Rückstellungen die Position derselben allen möglichen Eventualitäten gegenüber stärken möchte. Diese im Interesse der Zukunft der deutschen Aktiengesellschaften durchaus wünschenswerthe Stellungnahme brachte den Mitgliedern der Verwaltung in dieser ihrer Eigenschaft keinen persönlichen Schaden. Heute, da sich die Tantième einzig und allein nach der Höhe der zu vertheilenden Dividende richtet, werden sie, falls sie bei der Normirung derselben besonders vorsichtig sein wollen, hierfür geradezu gestraft an ihren Einkünften. Nun darf man zu Ehren der deutschen Verwaltungen wohl annehmen, daß sie im Großen und Ganzen sich von diesem Gesichtspunkte nicht bestechen lassen, sondern ihren innersten Ueberzeugungen über das, was nöthig ist, folgen werden. Aber nicht zu leugnen ist, daß das Gesetz, indem es die Einnahmen der Verwaltungsmitglieder von der Höhe der zu vertheilenden Dividende abhängig macht, eine Einwirkung in der Richtung der höheren Dividende ausübt. Nimmt man das praktische Ergebniß dieser Einwirkung durchschnittlich für alle Gesellschaften, welche über 4 Proz. vertheilen, mit 1/2 Proz. an, so werden alle diese Gesellschaften in 20 Jahren durchschnittlich um 10 Proz. ihres Aktienkapitals schlechter dastehen als ohne diese gesetzliche Bestimmung. Durchschnittlich! Denn bei denjenigen, die sich zu stark haben beeinflussen lassen, wird sich der Unterschied als ein weit größerer erweisen und für die Frage „Sein oder Nichtsein" manchmal entscheidend geworden sein.

Man wende nicht ein, daß durch genaue Befolgung der für die Bilanzaufstellung maßgebenden gesetzlichen Vorschriften die Höhe der Dividende sich von selbst ergeben müsse, und der Aktionär ein Anrecht auf volle Ausschüttung des Jahresgewinnes nach Maßgabe der Statuten besitze. Diese Laienanschauung ist schon deshalb unbegründet, weil das Gesetz nur für einen Theil der zu bewerthenden Aktiven genauere Vorschriften erlassen hat und erlassen konnte.

Was hat also der Gesetzgeber mit seinen neuen Bestimmungen über die Tantièmenberechnung erreicht? Man nehme einmal an, daß die nächste Folge derselben bei einer Reihe von Aktiengesellschaften die gewesen ist, daß durch Statuten- und Vertragsänderung der Verwaltung ungefähr die gleichen Vortheile gesichert worden sind, die sie früher besaß, und daß alsdann die besprochene Einwirkung auf die Dividende stattgefunden hat. In diesem Falle hätte der Gesetzgeber eine Erhöhung der Einnahmen der Verwaltung bewirkt und gleichzeitig zur zukünftigen Schwächung der Gesellschaft und damit zur Schädigung der Aktionäre beigetragen. Ausgegangen war er aber von der Absicht, bei der Repartirung des Jahresgewinnes zwischen Verwaltung und Aktionären den Antheil der ersteren zu verkürzen und den Antheil der letzteren zu erhöhen. So werden heut zu Tage Gesetze gemacht!

IV. Genau in der gleichen Richtung liegen die Erfolge, die man, im Interesse der sogenannten Mittelstandspolitik, bei der Einschränkung der Bedeutung der Haute finance gehabt hat. An und für sich läßt sich gewiß nichts dagegen einwenden, daß in dem Kampfe, den die wirthschaftlich Starken den wirthschaftlich Schwachen liefern, der Staat den letzteren einen gewissen Schutz zukommen läßt, vorausgesetzt, daß derselbe nicht in offenbare Ungerechtigkeit ausartet. Und gebrauchen können sie wahrhaftig diesen Schutz, denn schon seit langem ist ihnen die Zeitströmung auf allen Gebieten feindlich. Im Bankfache liegen die Verhältnisse nicht anders. Die Haute finance hat vor ihren kleineren Konkurrenten eine Reihe von Vortheilen voraus, unter anderem auch die höhere Einschätzung ihres Wechselacceptes und die Möglichkeit, Originalbetheiligungen an großen Finanzgeschäften zu gewähren. Andere Gebiete dagegen sind den Großen und den Kleinen gemeinsam und auf diesen Gebieten finden dann, nach einem grausamen wirthschaftlichen Gesetze, die Konkurrenzkämpfe statt, die die Fruchtbarkeit des Gebietes zerstören und dadurch die Lebensfähigkeit der Kleineren in Frage stellen.

Auf diesem Wege ist schon seit 25 Jahren das Koupongeschäft zerstört worden, und heute reicht der direkte Gewinn aus demselben lange nicht mehr aus, um die zur Betreibung desselben nothwendigen Spesen zu decken. Andere Branchen des Bankgeschäftes sind gefolgt. In immer billigeren Inkassotarifen wird förmlich gewetteifert, und der Tag scheint nicht mehr fern, an dem beinahe alle deutschen Wechsel, selbst solche auf die kleinsten Plätze, ohne jede Vergütung eingezogen werden, und doch erfordert dieser Dienst gewaltige Personal- und Portospesen. Die Provisionen für Ausführung der Börsenaufträge wurden soweit herabgedrückt, daß die Bankgeschäfte immer mehr darauf angewiesen wurden, sich einen Vortheil durch Ersparung der Maklervermittelung zu sichern. Hiermit wird aber dem Makler oft ein Unrecht zugefügt, wenigstens ein moralisches. Denn, obgleich man seine Vermittelung ganz oder beinahe ganz umgeht, verlangt man doch von ihm, daß er seine Berufsthätigkeit — die Kursnotirung ausübt. Auf seinem Rücken so zu sagen, aber ohne Aequivalent für ihn, finden heute außerordentlich viele Effektentransaktionen statt, unter anderem beinahe der ganze Pfandbriefvertrieb. Aehnlich verhält es sich mit dem Verkehr der ausländischen Devisen, der freilich an der Börse nur noch ein bescheidenes Dasein fristet. Die meisten Umsätze auf diesem Gebiete wickeln sich auf Grund fester Offerten der größeren Bankhäuser ab, und auch hier hat die gegenseitige Konkurrenz den legitimen Nutzen in einer Weise herabgedrückt, daß er in gar keinem Verhältnisse mehr zu den Gefahren steht, die mit der neuen Praxis verbunden sind.

Eine wirklich gewinnbringende Thätigkeit kann das Bankgeschäft schon seit längerer Zeit eigentlich nur noch auf drei Gebieten entfalten.

Einmal auf dem der Zinsenberechnung, zumal in dem Unterschiede der Debet- und Kreditzinsen, dann auf dem der Provisionsberechnung bei Kreditgewährung; und die bittere Nothwendigkeit, gerade hier den Lohn der Thätigkeit zu suchen, hat sicherlich zu manchen schweren Verfehlungen, die in der letzten Zeit zu Tage traten, geführt. Auch auf diesen beiden Gebieten befindet sich in Folge ihrer größeren Hilfsmittel die haute finance im Vorsprung. Das dritte aber bildet das der Initiative, der eigenen Unternehmungslust. —

Freilich ist auch hier, sobald es sich um Finanzoperationen großen Stiles handelt, das Großkapital nicht zu entbehren, aber trotzdem ist hier noch ein Feld vorhanden, auf welchem sich Talente und Kenntnisse nutzbringend verwerthen lassen. In der gleichen Weise kommen die Effektenkäufe und Verkäufe in Betracht, welche für eigene Rechnung ausgeführt wurden. Die Einen griffen hierdurch in die Kursentwicklung der Börsenpapiere ein; die Folge war, daß sie denselben einen größeren Markt schafften und die Kursschwankungen verringerten, — beides für die Besitzer von großem Werthe. Und die Andern, die Arbitrageure, schränkten, indem sie aus dem Kursunterschiede der Papiere an den verschiedenen Börsen Nutzen zogen, diesen Unterschied ein und schufen einen Kanal, auf dessen nivellirendem Wasser die Uebelstände des einzelnen Platzes hinweggeschwemmt wurden. —

In diese für das Publikum und den Staat höchst wichtige Thätigkeit, von der sich ganze Bevölkerungsschichten direkt und indirekt ernährten, hat der Gesetzgeber mit rauher Hand eingegriffen. Durch Schaffung des Nichtigkeitseinwandes bei Ultimogeschäften, durch Erweiterung des Begriffs des Differenzeinwands und durch das immer stärkere Anziehen der Börsensteuerschraube ist nun auch dieses Gebiet vollständig verwüstet worden. Eine kleine Verbesserung ist freilich in der nächsten Zeit zu erwarten. Der Registerzwang wenigstens in seinem heutigen Umfange soll fallen. Erfüllt sich diese Hoffnung, so hat man es vor allem der energischen Haltung der Provinzgeschäfte zu verdanken, welche eine Situation, in der sie gesetzlich haftbar und gesetzlich schutzlos sind, nicht sanktioniren wollten, sondern trotz Gefahr und Schädigung es vorzogen, die Unhaltbarkeit des heutigen gesetzlichen Zustandes durch ihre Renitenz zu erweisen.

Aber auch nach Erfüllung dieser Hoffnung bleibt für weite Kreise die Situation eine sehr trübe, und wenn die Gesetzgebung nicht bald ganz andere Bahnen einschlägt, so wird die Präponderanz der haute finance und damit auch die Abhängigkeit der Staatsverwaltung von ihr eine immer größere werden.

Frankfurt a. M. A. Koßmann.

Die Rechtspflege in Frankreich während der Revolution.

I.

Dieser Titel des vorliegenden Werkes*) klingt fachmännisch; der Inhalt aber macht die umfangreiche und detaillirte Studie auch weiteren Kreisen zugänglich. Der Verfasser selbst bezeichnet sie als einen Beitrag zur Gesammtgeschichte der Revolution; seine Arbeit hätte auch — in enger Anknüpfung an das Werk Taine's — „Essai sur les origines de la justice française contemporaine“ genannt werden können. Seligman ist der Methode sowohl wie dem Geiste nach ein Schüler Taine's, und sein Buch eine ausführliche Durchforschung eines Spezialgebiets des großen Taine'schen Gesammtkreises. Eine Studie über die französische Rechtspflege während der Brechungsjahre zwischen dem ancien régime und der Revolution wird für diesen Schüler Taine's zugleich eine kulturgeschichtliche und sozialpolitische Studie, worin sich das öffentliche sowohl wie das private Leben und Treiben spiegeln.

*) Edmond Seligman: „La justice en France pendant la Révolution (1789—1792)“. Paris, 1901. Plon-Nourrit et Cie.

Die geschichtlichen Institutionen des heutigen Frankreichs stammen aus der ersten Zeit des Konsulats. Was sich damals formte, entsprang einer Vereinigung der durch die Revolution bestätigten Prinzipien und des in Bonaparte inkarnirten centralisatorischen Willens. Das Napoleonische Gesetz- und Gerichtssystem bezeichnet nur die letzte Phase der langen, vorbereitenden Arbeit der revolutionären Versammlungen. Das Jahr 1792 ist ein Abschluß- und Scheidungsjahr sowohl in der allgemeinen Geschichte der Revolution wie in der speziellen Geschichte des Gerichtswesens; während der dahinter liegenden Jahre brach sich das alte System des ancien régime gegen die von der Konstituirenden Versammlung ausgearbeiteten und durchgeführten Prinzipien. Diese in sich abgeschlossene Gruppe geschichtlicher Erscheinungen bildet den Gegenstand der vorliegenden Arbeit.

Der erste Hauptgegensatz zwischen dem Gerichtswesen vor und nach 1789 besteht in dem Gegensatz zwischen buntem pêle-mêle und überschaulicher, vereinfachter Einheitlichkeit. Während vieler Jahrhunderte waren die vielen Gerichtsfora aus dem Boden hervorgewachsen, allmählich und unmerklich wie organische Bildungen, anscheinend zufällig, aber in ihrem Wesen geschichtlich bedingt; sie hatten sich an und über einander gelagert, oder waren mit einander verwachsen; hier war eine leere Stelle, und dort war eine doppelte, also streitige Kompetenz; die zu durchlaufenden Instanzen waren wie ein langer Weg mit einer Anzahl Stationen, wo man nolens volens einkehren und geduldig auf die weitere Beförderung warten mußte. Dies alles wich einem neuen System reglementirter Einheitlichkeit, — ganz wie in territorialer Hinsicht das ganze Land durch neue Linien auf Kreuz und Quer in Departements eingetheilt wurde, ohne Rücksicht auf die alten, geschichtlichen Landschaftsgrenzen. Der zweite Hauptgegensatz zwischen den beiden Gerichtssystemen liegt in der unentwirrbaren Vermischung einerseits und dem vollständigen Auseinanderscheiden andererseits von administrativen und richterlichen Funktionen.

II.

Der Verfasser eröffnet sein Buch mit einer Zeichnung der in Betracht kommenden Behörden in Frankreich am Vorabend der Revolution; es ist wie ein amüsanter Spaziergang an seiner kundigen Hand durch ganz Paris, — das lebendige Paris jener verhängnißvollen Tage. Er fängt von unten an, mit dem gewöhnlichen commissaire de police; und wir steigen die vielen Absätze aufwärts, bis wir ganz nach oben gelangt sind, an das Parlament, wo der König selbst Recht spricht. Der Commissaire hat eine sehr weitläufige und etwas patriarchalisch gemüthliche Fülle von Obliegenheiten im Dienste der religiösen, moralischen und materiellen Wohlfahrt seiner Mitbürger. Er sorgt dafür, daß die Sonn- und Festtage ordentlich geheiligt werden; er sieht zu, daß die Trinkbuden geschlossen bleiben und die Gaukler von allerlei Art sich still verhalten während der Zeit des Gottesdienstes. Er verhindert das Spielen und den Verkauf von Gewinnzetteln, überwacht die Theatervorstellungen und unterdrückt die pornographischen Erzeugnisse der Künstler; und in der Nacht macht er Besuche bei den losen Frauenzimmern und denen, die bei ihnen logiren; mit dem Ueberwachen der Sitten der geistlichen Herren sind besondere Agenten beauftragt. Weiter hat er zuzusehen, daß das Fleisch und die Fische, die auf dem Markt verkauft werden, nicht faul, und daß Maß und Gewicht nicht falsch sind. Er soll ein wachsames Auge auf die Droschkenkutscher halten, daß sie nicht den Tarif steigern, und auf die Gri-

setten, daß sie nicht — zur Erinnerung des Spaziergangs am letzten Sonntag — ihre Fenster mit Blumentöpfen und Vogelkäfigen zieren. Er ist es auch, der die Steintafeln mit den Straßennamen an den Häuserecken aufhängt und der alle „vagabonds, gens sans aveu, caimands, marauds ou bélitres“ aus der Hauptstadt treibt. Außerdem ist er mit vielen und sehr ausgiebigen civilrechtlichen Befugnissen ausgestattet.

Der Chef des gesammten Polizeiressorts ist der lieutenant de police. Er ist Verwaltungsbeamter und Richter zugleich; als ersterer fertigt er die ominösen lettres de cachet aus, als letzterer fällt er theils allein theils mit einer Anzahl von Räthen am Châtelet Urtheile in civilen und kriminellen Polizeisachen, gegen welche das Parlament Beschwerdeinstanz ist. Als Vertreter der höchsten Gewalt im Staate und Werkzeug der absoluten Monarchie stand er in den vielen Machtbefugnißkonflikten dem Hôtel de Ville mit dessen municipalen Traditionen als Feind gegenüber; bei allen innerpolitischen Krisen schoß die Welle von unten in letztere Behörde hinauf und härtete sich diese zum festen Mittelpunkt der Interessen der Pariser Bevölkerung. Sonst waren die administrativen und richterlichen Funktionen derselben sehr spezieller Art und bezogen sich ganz besonders auf die Schifffahrt auf der Seine, — was freilich ein wichtiges Amt war in jener Zeit, wo die Seine mehr als die Landwege die große Zufuhrader von Lebensmitteln für die Hauptstadt bezeichnete und etwa dieselbe Rolle spielte wie heutzutage die Eisenbahnen und die Bahnhöfe und wo die Furcht vor Hungersnoth oft genug die Massen in Bewegung setzte. Auch für die Urtheile des Hôtel de Ville war das Parlament Beschwerdeinstanz.

Der lieutenant de police präsidirte außerdem, zusammen mit dem lieutenant civil und dem lieutenant criminel — alle drei in den herkömmlichen scharlachrothen Talaren bei den Ceremonien — am Châtelet, dem allgemeinen Gerichtsforum, wo alle Rechtssachen anhängig gemacht wurden, die nicht der Gegenstand einer speziellen Kompetenzbefugniß waren. Sämmtliche Aemter waren käuflich, und deren Inhaber bekamen nach einer gewissen Anzahl Dienstjahre den erblichen Adel. Der Stab von untergeordneten Angestellten war ungemein zahlreich; das komplizirte und zeitverschwendende Verfahren war geheim, — gegen 350 Gefangene harrten immer ihres Schicksals im Gefängniß von Châtelet, dem berüchtigten sogenannten „Petit Châtelet“. Beschwerdeinstanz war das Parlament.

In den mit Gegenständen der Goldschmiedekunst und der Kunstgewebe, historischen Gemälden, Heiligenbildern und Porträts der französischen Könige, von den besten Meistern gemalt, reichgeschmückten Sälen des Parlaments wurde die höchste irdische Gerechtigkeit ausgeübt. Der König selbst ist das Haupt dieser Institution, deren Mitglieder aus zwei Gruppen bestehen: den Pairs — den höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträgern Frankreichs, welche durch ihre Geburt ihren Platz im Parlament besitzen — und den 160 Beamten, sämmtlich den ersten „familles de la robe“ entsprungen, die ihre Plätze durch Kauf erworben haben. Die Kompetenz dieser Institution erstreckt sich über alles, was mit der Ausübung der Rechtspflege im weitesten Sinne des Wortes zusammenhängt. Es ist der König selbst, der diese Machtvollkommenheit besitzt; aber er ist in der Vollstreckung derselben gebunden, muß sie in gewissen Formen ausüben. Eine von diesen Formen ist das Einregistriren seiner Beschlüsse durch das Parlament; das Parlament überlegt, beurtheilt, beschließt und motivirt seine Entscheidungen; das Parlament hat solchermaßen das Recht, gegen die königlichen Beschlüsse Vorstellungen zu machen und sich zu weigern sie einzuregistriren. Der Widerspruch liegt ja offen am Tage; und der Keim des Zwiespalts, der zuerst durch die Einwirkung des Lawschwindels zu wachsen anfing, zersprengte allmählich das ganze Gebäude, bis schließlich alle beide, die Krone und das Parlament, nachdem sie sich in wüthenden Kämpfen während eines halben Jahrhunderts gegenseitig geschwächt hatten, von dem Strom der Revolution zusammen fortgerissen wurden. Das Gebiet der Gerichtsbarkeit des Parlaments erstreckt sich über mehr als ein Drittel des Landes. Seinem Prinzip nach ist das Parlament eine Instanz — und die höchste — für Beschwerden; indessen gelangen auch gewisse Rechtssachen direkt an seine Schranke. Seine Kompetenz umfaßt sowohl Civil- wie Kriminalsachen. Ein ungeheures Personal war an den Schranken des Parlaments thätig; der Ordre des Avocats, der das Parlament vor dem Mißbrauch seiner Macht schützte, wie das Parlament selbst die Krone vor dem Mißbrauch der ihrigen, zählte 600 Mitglieder, und die Compagnie des procureurs, welche mit dem Vertreten der Parteien betraut waren und die vielen schriftlichen Eingaben von den Advokaten abfassen ließen, 240.

Ueber dem Parlament gab es übrigens noch eine Instanz: den Conseil du roi, der das Recht einer Revision von Instanzurtheilen besaß. Der Vorsitzende ist der chancelier, Chef der Justiz und „Mund des Königs“, der an den lits de justice unter dem Souverän auf einem Stuhl sitzt, welcher mit dem Zipfel des liliengeschmückten Teppichs zu den Füßen des Königs bedeckt ist; mit dem Amte des Kanzlers ist dasjenige des Siegelbewahrers gewöhnlich vereinigt.

Neben dieser zusammenhängenden und aufsteigenden Reihe von Gerichtsinstanzen gab es eine große Anzahl Ausnahmeinstanzen mit speziellen und stark begrenzten Kompetenzen.

Paris ist die Hauptstadt; und alles Uebrige ist Provinz. Die administrative und gerichtliche Organisation im Lande ist auch — mit Ausnahme einiger großen Städte — eine andersartige als in Paris. Die aus der Feudalzeit stammende lehensherrliche Gerichtsbarkeit existirt noch am Vorabend der Revolution; dieselbe ist jedoch nach Seligman's Darstellung eine viel beschränktere und unbedeutendere als sonst angenommen wird. Erstens ist eine beträchtliche Anzahl sog. cas royaux errichtet, die den Königlichen Gerichtsbehörden vorbehalten sind; und diese cas royaux umfassen allmählich alle Rechtssachen von wirklicher Bedeutung. Zweitens können die justices seigneuriales nie in letzter Instanz Urtheile fällen; Beschwerde kann erhoben werden bei den Königlichen Gerichtsbehörden: la prévôté, le bailliage oder sénéchaussée, bis hinauf zum Parlament.

III.

Dieses Gerichtssystem war in Frankreich durch ein jahrhundertaltes Herkommen festgewurzelt. Zwei besondere Gründe weniger ideeller Natur trugen außerdem zur Beibehaltung desselben bei. Die Staatskasse zog großen Gewinn aus der Errichtung und dem Verkauf der richterlichen Aemter; und diese bezeichneten zugleich gleich viele Sinecuren nicht nur für die höheren Klassen, sondern auch für das niedere Bürgerthum. Die Beamtenwelt während des ancien régime bildete solchermaßen von oben bis unten ein durch Tradition und Interessen fest zusammenhängendes, wenn auch streng gegliedertes Ganzes, das sich dem Gros der Bevölkerung gegenüber als eine Kaste fühlte und benahm. Auch die Revolution brachte hierin nur insoweit eine Aenderung, als nachdem innerhalb dieser herrschenden Kaste eine Spaltung sich vollzogen hatte, die Macht von der oberen an die untere Schicht überging.

Die Ursachen des Zusammensturzes des alten Gerichtssystems lagen nicht vorerst in der Amtsführung. Es wurde untergraben — um zuletzt mit dem ganzen alten Gesellschaftsgebäude in sich selbst zusammenzufallen — durch die immer zündbarere Reibung zwischen den Machtsphären der Krone und des Beamtenthums. Der innere Fehler des Kastengeistes stürzte das ancien régime. Das Parlament war der Träger des Kastengeistes in diesem Kampfe, der sich zuerst nach oben, gegen den König wandte, um sich dann später auch nach unten, gegen die durch die Aufklärungslitteratur geschaffene „Opinion“ zu wenden. Von der anglisirenden Ideenwelt, die damals über Frankreich einbrach, hatte auch diese ehrwürdige Versammlung sich anstecken lassen; und aus Montesquieu's „Esprit des lois“

hatte sie sogar herausgelesen, daß das französische Parlament und das englische Parlament nicht nur den gleichen Namen, sondern auch das gleiche Wesen hätten. In direkter Opposition gegen die Krone gerathen, stand aber das Parlament zugleich ohne jeden Kontakt mit der durch dieselben Theorieen und Ideen englischer Provenienz geschaffenen und von den unteren Beamtenschichten getragenen Opinion, die nach Reformen verlangte, welche eben dem Parlament selbst ins Fleisch schnitten. Voltaire fängt seinen Kampf gegen die Strenge der Strafgesetze und gegen das geheime Kriminalverfahren an, und eine ganze Phalanx folgt in seinen Spuren; Broschüren und Streitschriften fliegen massenweise herum, und es bilden sich politische Klubs; und die Zeit naht, wo die Männer der That die Theoretiker ablösen und die Advokaten ausführen werden, was die Schriftsteller vorbereitet hatten. Das Parlament sieht sich völlig isolirt und fordert in seiner Rathlosigkeit die Einberufung der états généraux. Die nächste Ursache waren finanzielle Bedrängnisse gewesen; die Folge aber war die radikale Umwandlung der ganzen Justiz. Das Parlament hatte mit diesem Schritt, ohne es zu wissen, selbst die Axt an seine eigene Wurzel gelegt.

Die alte administrativ-gerichtliche Organisation gab den Rahmen ab, innerhalb welchem sich die Wahlen zur neuen nationalen Vertretung vollzogen. Mit der Form des Wahlvorgangs wurde aber zugleich auch das Wesen des Wahlkörpers bestimmt. Die Gemeinden wählten zunächst ihre Elektoren, die sich dann an den bailliages versammelten, um die Deputirten für die états généraux zu erküren; und es war dabei eine Selbstfolge, daß die kleinen Beamten an die das niedere Volk gewöhnt war, sich in seinen verschiedenen Angelegenheiten zu wenden, das große Wort und den entscheidenden Einfluß bekamen; das höhere Beamtenthum ging dabei gänzlich leer aus. Diese große Machtverschiebung vollzog sich nicht nur in der Provinz, sondern auch in Paris. Hier wurde für die Wahlen eine ganz neue Organisation geschaffen, mit dem Hôtel de Ville als festem Mittelpunkt. Die Stadt wurde in sechzig Distrikte eingetheilt; und unter den in ihnen gewählten 407 Elektoren befanden sich nicht weniger als 95 Advokaten und 42 Notare, während das höhere Beamtenkorps fast gänzlich fehlte und das eigentliche Volk überhaupt nicht in Betracht kam. Von den Deputirten, welche die Provinz durch die an den bailliages abgehaltenen Elektorenversammlungen an die Volksvertretung sandte, war ungefähr die Hälfte Juristen; und die bei weitem überwiegende Mehrzahl von diesen gehörte den unteren Behörden und dem Advokatenstand an. Jeder Deputirte war mit einem cahier versehen, worin die Elektoralversammlung, die ihn gewählt, ihre Wünsche und Klagen aufgezeichnet hatte; und jedes von diesen cahiers bezeichnete wieder ein Résumé von den cahiers, welche die Elektoren von ihren Gemeinden an die bailliages mitgebracht hatten. Wenn man, sagt Seligman, diese bescheidenen, oft unbeholfenen und gewöhnlich sehr kurzen cahiers der ländlichen Gemeinden durchliest, wird man von Bewunderung und Erstaunen ergriffen, wie die politischen Doktrinen, welche die Konstituirende Versammlung in die Praxis umsetzen sollte, in ihnen schon in eine definitive Form gebracht sind. Und die cahiers der Deputirten — dieser Wesensextrakt der cahiers der Elektoren — bezeichnen „la manifestation légale et officielle des volontes que la France de 1789 transmettait aux états généraux“. Die in ihnen geforderten Reformen beziehen sich auf das gesammte Gerichtswesen; und sie fordern beinahe einstimmig die vollständige Umorganisation des bestehenden Systems.

IV.

Als die Pariser Elektorenversammlung des dritten Standes beschloß, auch nach den Wahlen zusammenzubleiben, um den Kontakt mit ihren Wählern aufrecht zu erhalten, und die erste beste Gelegenheit benutzte, um sich im Hôtel de Ville als Kommune zu konstituiren, war die alte Staatsordnung thatsächlich vorbei und die Revolution Herr im Lande. Alle jene Corps und Behörden, unter denen die Funktionen der Macht vertheilt gewesen, beeilen sich, eine nach der anderen, dem neuen Machthaber ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Die Volksvertretung sendet ihm eine Deputation unter La Fayette, den er zum kommandirenden General der neuerrichteten Bürgergarde ernennt; der Erzbischof von Paris ertheilt ihm den kirchlichen Segen; und Ludwig XVI. findet sich persönlich im Hôtel de Ville ein, um von ihm Kenntniß zu nehmen. Diese Ehrenzeichen sind keine leeren Formen nur, sondern entsprechen einer faktischen Machtstellung. Hôtel de Ville fügt mit dem neuen Namen „Municipalité de Paris“ neue Befugnisse zu seinen alten, die ja beschränkt und bescheiden waren. Die ganze Funktion des lieutenant de police, seines früheren Gegners, ist an die Munizipalität übergegangen; jeder der 60 Distrikte, aus welchen es hervorgegangen (und die 1790 in 48 Sektionen umgewandelt wurden), ist jetzt eine regelmäßige Polizeibehörde, die ihres Amtes mit großer Empfindlichkeit und insolenter Schnüffelei waltet; und die polizeiliche Straßenaufsicht, dieser unterste Grad der Justizausübung, ist jetzt den Mitbürgern selbst anvertraut: Edelleute, Großkaufleute, Advokaten bilden nächtliche Patrouillen, welche die Wege überwachen und die Vagabunden verhaften. Ueber den gesammten Distrikten fungirt als Chef der Polizei der lieutenant du maire. — Nach diesem Beispiel der Munizipalität von Paris erweitern die Munizipalitäten in der Provinz ihre Machtsphären, in demselben Maße wie sich die alten Institutionen abschwächen.

Unter dem starken Schutze dieser Centralstelle der bürgerlichen Macht und Selbstherrlichkeit schritt die Konstituirende Versammlung zu den Aufgaben, welche ihr die cahiers auferlegt hatten.

Aus politischer Gefälligkeit gegen eine ungemein populäre Sache mehr als wegen der thatsächlichen Bedeutung derselben eröffnete sie die Reihe der Reformen mit der Aufhebung der Capitaineries, — Ausnahmegerichte in den großen königlichen Jagdgebieten der Umgegend von Paris. Dies geschah in der denkwürdigen Nacht vom 4. August 1789, wo auch die justices seigneuriales aufgehoben und die Käuflichkeit der Aemter verurtheilt wurden. Im Oktober beschloß die Versammlung die Einführung des öffentlichen Verfahrens in Kriminalsachen; und schon in demselben Monat hielt das Parlament seine erste öffentliche Kriminalsitzung. Für Verbrechen von lèse-nation wurde eine besondere Instanz für nöthig befunden, und das Châtelet wurde provisorisch dazu ausersehen. Dieser delikate und zweischneidige Vertrauensauftrag bezeichnete aber zugleich den Anfang vom Ende der alten Institution. Hôtel de Ville setzte sich durch sein Untersuchungscomité, das nur ein polizeiliches Räderwerk war, in direkte Verbindung mit dem Châtelet, um dessen Eifer gegen die „Feinde der Revolution“ zu stimuliren, fand aber bald, daß dasselbe zu langsam und zu milde vorging, und entzog ihm mit einer bestimmten Rechtssache plötzlich wieder sein Vertrauen, worauf das raison-d'être des Châtelets rasch zerbröckelte.

Mit dem Parlament hatte der neue Machthaber noch leichteres Spiel gehabt. Als Vorstufe zur völligen Vernichtung wurde dasselbe als in Ferien befindlich erklärt; es registrirte stumm die königliche Sanktion ein und protestirte nur in einem geheimen Aktenstück gegen die Vergewaltigung, wie auch später gegen die endgiltige Aufhebung. Die prevôtalen Behörden wurden zusammen mit sämmtlichen außerordentlichen Gerichten — mit Ausnahme der Handels- und Militärgerichte — im September 1790 aufgehoben. Die Konstituirende Versammlung hatte damals die ganze Reihe von Reformen diskutirt und beschlossen. Sie hatte die jury in Kriminalsachen angenommen, dagegen die jury in Civilsachen abgelehnt; die Appellationsgerichte wurden an bestimmte Orte gebunden; die Richter sollten für sechs Jahre gewählt werden und konnten wiedergewählt werden; die Ausübung des Anklagerechts wurde dem königlichen Commissaire genommen und einem vom Volke gewählten öffentlichen Ankläger übergeben; das Amt der Friedensrichter wurde mit Applaus eingeführt; in den 83 Departements wurden — von Paris abgesehen — 545

lokale Gerichtshöfe errichtet; Paris und Umgebung wurde in sechs Bezirke eingetheilt, jedes mit seinem Gerichtshof; das Priesteramt wurde als mit den richterlichen Funktionen unvereinbar erklärt; der Amtsrock, dies Insignium des ancien régime, wurde abgeschafft; mit dieser scheinbaren Etikettemaßregel wurde der Ordre des Avocats aufgehoben und die Freiheit der Vertheidigung proklamirt; die Käuflichkeit und die Erblichkeit der Aemter wurde beseitigt; als einziger und höchster Regulator des gesammten Gerichtswesens wurde ein tribunal de cassation errichtet, — was ein, wenn auch ganz vereinzeltes Gegengewicht gegen die extrem decentralisirenden Tendenzen des Reformwerks der Konstituirenden Versammlung bezeichnet. Mit den alten Behörden verschwand natürlich auch das Personal derselben; und in Paris wie in der Provinz schritt man zur Neubesetzung der neuen Plätze.

V.

Das neue System war auf dem revolutionären Dogma aufgebaut, daß es keine Mittelsperson geben dürfe zwischen dem Individuum und dem Staate. Nur durch die Vermittlung der ziemlich bedeutungslosen commissaires du roi erfuhr man an centraler Stelle etwas von dem, was sich in den neuerrichteten Gerichtsbehörden zutrug. Wie ohne Band nach oben, waren sie auch ohne Band unter sich. Die Zerstückelung des Territoriums der Hauptstadt in sechs Bezirke mit gleich vielen Gerichtshöfen, welche aus der Furcht der Konstituirenden Versammlung vor dem alten Centralisationssystem entstanden war, erwies sich in praktischer Hinsicht und in Bezug auf die Interessen der Rechtsparteien als minderwerthig. Besonders trat dies hervor in der von ihnen — bis zur Errichtung der jurys — provisorisch ausgeübten Funktion als Gerichtshöfe für Kriminalsachen. Die Anwendung des Prinzips der Oeffentlichkeit des Verfahrens zusammen mit den dadurch zugesicherten mannigfaltigen Garantien resultirte zunächst in einer beträchtlichen Verzögerung und Verschleppung in der Erledigung der Geschäfte; eine weitere beitragende Ursache bildete auch die Auflösung des Ordre des Avocats, des barreau, die dem zweiten Prinzip von der Freiheit der Vertheidigung zu Liebe vorgenommen war. Das Bedürfniß nach einer festorganisirten und vertrauenswürdigen Korporation ausgebildeter Juristen als Rechtsbeistände wurde auch so dringend gefühlt, daß, als die ehemaligen procureurs au Châtelet sich zu einem Syndikat unter dem Titel Société des hommes de loi zusammenschlossen, weder von richterlicher Seite, noch seitens des Publikums dagegen Einwand erhoben wurde. Diese „procureurs, à présent avoués“, 185 an Zahl, hätten reichlich genügt für die Ausübung des Rechtsbeistandes an den sechs Pariser Gerichtshöfen; aber zu gleicher Zeit mit ihnen hatten — in gloriam der freien Vertheidigung — mehr als 300 Graduirte sich in das Verzeichniß der öffentlichen Vertheidiger eintragen lassen, von denen gut zwei Drittel zu Müßiggang und Elend verurtheilt waren. Die Wiederherstellung des barreau trug viel zur Kräftigung der Pariser Rechtspflege bei; sie konnte aber nicht — ebensowenig wie die Errichtung von sechs provisorischen außerordentlichen Gerichtshöfen — verhindern, daß sich die Gefängnisse als Folge des schleppenden Gerichtsverfahrens mehr und mehr füllten. Die Insassen waren jetzt nicht mehr, wie in den Zeiten des ancien régime, Provinzler, die vor dem Parlament Beschwerde führten, sondern rekrutirten sich aus der Hefe der hauptstädtischen Bevölkerung, mit der sie vom Gefängniß aus durch Freunde und Freundinnen, die sie besuchten, in Verbindung blieben. Die Gefängnisse wurden immer mehr Hauptheerde der nahenden sozialen Unruhen und wahre Schulen von Fäulniß und Verbrechen. Besonders beherbergten sie Werkstätten für Falschmünzerei und gefälschte Assignaten.

Die Civil- wie die Kriminalprozesse jener verhängnißvollen Jahre, wo alles gährte, spiegeln die Brechungen des Zeitgeistes und die Ereignisse des Tages von der Straße und der Gesellschaft treulich wieder. Vor den civilrechtlichen Fora sind besonders zahlreich die Prozesse wegen Ehescheidung und Prozesse, die von Rachegelüsten gegen die Beamtenwillkür der alten Zeit diktirt waren; einerseits lockern sich die Sitten, andererseits fühlt man sich in seiner neuen Würde als citoyen français. In kriminalistischer Hinsicht nehmen die immer frecher florirenden Spielhöllen, die oft von heruntergekommenen Edelleuten oder vornehmen Abenteurerinnen gehalten wurden, einen großen Platz ein. Der wachsende Haß gegen die Aristokratie und die Geistlichkeit nimmt immer dümmere und rohere Formen an: ein Kutscher wird auf der Straße angehalten, weil er Tressen am Hut hat, und Abbé Fauchet führt Klage darüber, daß man in einen versiegelten Brief Koth gelegt hatte. Das Volksgemüth erbost sich; man wittert überall antirevolutionäre Schliche und greift zu den kleinlichsten und unausstehlichsten Tyrannenmaßnahmen.

In der Provinz begegnete das neue System noch größeren Schwierigkeiten; es erwies sich unmöglich, taugliche Kräfte in genügender Anzahl für die vielen Gerichtshöfe zu finden.

Unter diesen Behörden waren noch zwei Institutionen errichtet: ein bureau de conciliation, wo alle Rechtsparteien zuerst erscheinen mußten zwecks friedlicher Beilegung der Zwistigkeiten, und ein tribunal de famille, das Familienstreitigkeiten schlichten sollte. Sie wurden beide von keinem Belang.

Die neue jury bestand nach englischem Muster aus zwei Instanzen: einer jury d'accusation, welche nach gepflogener, geheimer Voruntersuchung entschied, ob hinreichendes Belastungsmaterial vorlag oder nicht für das Erheben der Anklage am lokalen Gerichtshof, wo dann der öffentliche Ankläger die Sache übernahm, und einer jury de jugement, welche sich über die Schuld oder Unschuld des Angeklagten auszusprechen hatte, worauf der Gerichtshof gegebenenfalls die Strafe nach dem code pénal festzusetzen hatte.

Seligman schließt sein Buch — der Geschichte gemäß — etwas sarkastisch. Das letzte Wort in der großen Reformarbeit behielt ein gewisser Doktor Guillotin. Von der ganzen Justiz, der alten und der neuen, blieb nur übrig die mechanische Funktion einer Maschine; an der Stelle des roi soleil und des peuple souverain installirte sich zunächst Ihre Majestät die Guillotine.

München. Ola Hansson.

Jeanniot.

Aus den illustrirten Boulevardzeitungen und den kleinen Zimmerchen neben und über den Montmartre-Cabarets ist eine neue kulturschildernde Kunst gewachsen. Die Verbindung und Wechselwirkung zwischen Cabaret und Malerei ist in der französischen Entwicklung zwischen 1890 und 1900 nicht zu verkennen. Man mag es in Grand-Carteret's Werken nachlesen, wie in den Hinterstuben bei Rodolphe Salis, später in der rüden boîte à Fursy eine Zeichenkunst geboren oder doch befruchtet wurde, die einen Stich ins Revolutionäre durch die Art, wie diese Künstler ihre Umgebung ansahen, hatte.

Wie groß die Wandlung im Wesen gerade solcher Zeichnungen, flüchtiger Kulturmalereien, also die Wandlung im journalistischen Sehen war, und wie da die einzelnen Rassen und Nationen grundverschieden sich entwickelten, kann man von den Franzosen ausgehend, in J. Pennell's mit gutem leider aber nicht vollständigem Bildermaterial versehenen neuen Werke „Die moderne Illustration“*) mit vielem Nutzen beobachten. Die Differenzen zwischen Jeanniot, Gibson und Thomas Theodor Heine, um nur drei Haupt-

*) Verlegt bei Hermann Seemanns Nachf. in Leipzig 1901.

vertreter zu wählen, sind nicht allein aus individuellen Verschiedenheiten so ungeheuer — mehr noch als jede Geschichte irgend eines anderen Kunstgebietes wird ein Vergleich der zeitgenössischen Graphiker zu einer Kulturgeschichte der einzelnen Nationen werden. Denn die Graphik bietet eine der besten Möglichkeiten zu einer unmittelbaren, frischen, möglichst reinen und kräftigen Wiedergabe der Individualität von Menschen und Klassen.

Der erste Blick offenbart einem die Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit der französischen Zeichner. Die einen sind Schwarzseher, andere, wenn man so sagen darf, Rothseher. Die Welt spiegelt sich in ihnen auf die unbarmherzigste Art. Ihrem Cynismus, der doch auch etwas Wehes hat, ist nirgendwo eine Grenze gesetzt. Nur manchmal schlägt bei ihnen allen eine lyrische Stimmung durch; denn selbst die blutigsten Verhöhner haben irgendwo in einem Herzenswinkel ihre versteckte Zartheit ihre heimliche Liebe als schwaches positives Gegengewicht ihrer sonst alles negierenden Naturen. So mischt sich manchmal Lyrik zur Satire.

Von dieser Art sind die Mitarbeiter der „Assiette au beurre". Da ist Steinlen, der das Roth so liebt, daß in seinen Zeitungsillustrationen immer irgendwo ein greller wüster Brandfleck auftaucht. Da ist Jossot, nichts weniger als ein Wirklichkeitsschilderer, ein Mensch, in dem sich jede Erscheinung gleich zu solch einer Groteske wandelt, daß er der stärkste Stilist des Tages geworden ist, weil es für seine Augen gar keinen natürlichen Zug gibt. Da ist schließlich Jeanniot, von dem man in Berlin jetzt vieles sehen kann. Unter dem Signum van de Velde's in dem Hohenzollernhause, wo man die unrichtige, aber wohlthuende Meinung erhalten kann, die breiten Massen der deutschen Völker kennten bereits nichts Heiligeres als das moderne Kunsthandwerk, sind Zeichnungen, Radirungen, Pastelle, Wasser- und Oelbilder Jeanniot's ausgestellt und erweisen, trotzdem ungeschickter Weise gerade die Sachen aus der Assiette au beurre, ja überhaupt fast alle Spiegelungen der Tagesereignisse weggeblieben sind, das Wesen dieses Künstlers in ausgezeichneter Weise.

Jeanniot gehört zu dem Typus chercheur de tares, von dem Catulle Mendès, übrigens selbst einer von ihnen, im Roman dieses Titels berichtet hat. Die chercheurs de tares sind Menschen mit einem organischen Sehfehler; ihre Gesichtskraft konzentrirt sich in dem Bemühen, die Schwächen der Menschen zu erkennen. Es ist vielleicht ein höchstes epikuräisches Ziel, in jedem einzelnen so gut wie in jedem Ereignisse die Schönheit, also die äußerste Genußmöglichkeit zu finden; sicherlich ist es das schwerste Verhängniß, in sich den Trieb und die Kraft zu haben, überall und überall den Fleck zu erblicken, im Heiligen die Schändlichkeit, im Wohlthun die Selbstsucht, in der Liebe Berechnung oder Thierheit, im Verstande die Anlage zum Rechenfehler. Solche Menschen leben. Ihre latenten Kräfte üben sich bei starken Naturen in politischen oder künstlerischen Thaten, bei schwachen genügen sie, um ihre Träger unglücklich zu machen. Jeanniot ist der Maler, der immer die Nebenstimmung sieht; niemals übersieht er eine Falte. Er erhascht den verstecktesten Schein von Verruchtheit im Gesichte einer Frau, und ohne daß er gehässig wäre, reizt er zum Hasse auf. Denn vor jedem seiner Werke erkennt man neue böse Heimlichkeiten der Menschen. Er ist nicht von der Art des Felicien Rops, der mit bösem, sündigem, lüsternem Cynismus die Menschen halbnackt auszieht, er läßt ihnen ihre Kleider, ist ein ernster, sicherlich gar nicht frivoler, sondern auf das Impressionistische seiner Werke stolzer Künstler — allein jede seiner Linien ist eine Enthüllung der Schlechtigkeit und Dummheit; das ist voller Ausdruck seiner Individualität, und er ist ein chercheur de tares.

In diesem Sinne hat er die Illustrationen zu der „fille Elisa" der Goncourts gemacht. So sind seine rauhen Zeichnungen. So malt oder radirt er in rohen Farbenflecken, leuchtet in Caféhäusern über Zeitungsblätter in das Antlitz von Menschen, denen man nun jede Gemeinheit zutraut, zeigt die Cocotte im Wagen ausgestreckt, und man weiß, sie ruinirt den letzten Sproß eines verendenden Geschlechtes und wartet auf die Prügel ihres „beguin", oder er stellt die kleine Grisette vor uns hin, allerdings nicht die Murger'sche, auch nicht die kleine Französin, wie sie nach der „vie de bohême" deutsche sentimentale Augen noch immer bei Bullier und im „Rat mort" suchen, sondern den „petit trottin', das „kleine Luder", das noch nicht auf Pneumatics fährt. Und natürlich steigt aus allen diesen Blättern neuester farbiger Schabkunst der Geruch des Pariser Reiches um Notre dame de Lorette auf, dringt in die Nase, und all die Schlechtheit, ja die Verruchtheit, die Jeanniot hinstellt, weckt neue Liebe, Sehnsucht dahin.

Man wird lyrisch. Auch der chercheur de tares ist es. Dies ist die Zwiespältigkeit seiner Natur. Er liebt es zarte verklingende Melodien der Landschaftsschönheit anzustimmen; ja er gehört zu den modernen Malern, die den innigsten Anschluß an die Wirklichkeit aufs Heftigste fordern. Seine Radirungen rühmt er sich vor der lebenden Natur gemacht zu haben, und doch muß man an Böcklin denken, von dem gerade jetzt (in Floerke's neuem Buche) wieder bekannt wird, daß er das „Abmalen", das Kleben am Modelle abgelehnt habe.

Wie auch immer: dem Schilderer der versteckten Verruchtheit, dem Manne, der stets die Nebenstimmung, das mitlaufende Gefühl nachempfindet, gelingen feine Luftstimmungen, ungemein zartes, jung-grünes Land weiß er trefflich zu malen. Allein man kehrt von Neuem zu den Werken zurück, wo er mit dem Griffel oder in flaumigen Farben Rennbilder zeigt, oder die Proben bei der Modistin, oder Leute, die oben auf der Imperiale eines Omnibusses sitzen, und mit den Händen in den Hosentaschen auf die jämmerliche Welt da unten . . . .

Im Hohenzollernhaus hängt ein Blick in ein Billardzimmer. Zwei Herren spielen; das Weib sieht zu. Der nicht spielt, schaut weg, der andere müht sich um einen schwierigen Kopfstoß; die Frau aber betrügt sie im Geiste alle beide.

Nie habe ich eine verruchtere Physiognomie gesehen. Niemals ist meinem Gefühle nach eine dreieckige Beziehung mit so wenigen äußerlichen Mitteln krasser, eindringlicher und erschrecklicher dargestellt worden. Ein Beitrag zur Frauenpsychologie ist dies . . . .

Jeanniot's Kunst ist mehr Litteratur als Malerei. Wenigstens dort, wo sie am persönlichsten ist, wirkt sie als Kulturdokument, als Durchleuchtung eines Lebensausschnittes, nicht als artistisches Werk. Man mag daraus einen Tadel oder ein Lob machen: diese Bilder erzählen von unserer Kultur, von den Pariser Menschen, von den Menschen überhaupt, sie geben ein besonderes Gefühl vom Leben, allerdings kein heiteres. Er ist nicht gemüthlich, Monsieur Jeanniot.

Berlin. W. Fred.

Das japanische Gastspiel.

Die Welt wird enger von Tag zu Tag. Innerhalb weniger Wochen haben norwegische Schauspieler und Frau Réjane mit dem Pariser Vaudeville-Ensemble auf Berliner Bühnen gastirt, jetzt sind Sada Yacco und O. Kawakami mit der Truppe des Kaiserlichen Hoftheaters zu Tokio in unserm Central-Theater eingekehrt. Die Welt wird eng, und die Entfernungen schwinden.

Und nun in dieser Enge thun unüberschreitbare Weiten sich auf. Kultur vereint und trennt auch wieder. Man wähnt, der Schmerzenslaut, irgend einem menschlichen Wesen abgepreßt, und sei es der letzte Wilde in den fernsten Einöden der Welt, müßte in menschlichen Herzen Widerhall finden; man wähnte, das Liebeslächeln der armen Geisha

müßte die Liebe in uns rufen, — und man sieht sich festgebannt in die Ausdrucksformen der eigenen Kultur, man kann von seinem Empfindungskothurn nicht hinunter, man wehrt sich mit irrem Lächeln gegen die Sprache menschlicher Herzen, die man nicht versteht. Nicht nur die Begriffe verrücken sich, auch das Herz versagt die Antheilnahme. Die Geisha liebt, und ihre Liebe dünkt uns wunderlich; die Geisha stirbt, wir sehen ihrem Sterben kühl, mit einem Kopfschütteln zu.

Man hat Sada Yacco die japanische Duse genannt. Der Vergleich ist bezeichnend für den Trieb des Menschen, dem Fremden ein befreundetes Ansehen dadurch abzugewinnen, daß man es etwas Wohlbekanntem naherückt. So sagt der Wilde: Gott ist das Feuer, das in meiner Höhle brennt. In Wirklichkeit besteht die Eigenart dieser japanischen Schauspieler eben darin, daß sie allem uns Bekannten unvergleichbar sind.

Lachen wird Weinen und Weinen Lachen. Zwei Krieger kämpfen um Tod und Leben, und ihr Kampf muthet uns an, wie eine Grotesk-Pantomime. Zwei Liebende finden sich nach jahrelanger Trennung wieder, ihr Leidenschaftsausbruch erinnert an das Fauchen von Katzen. Ein feierlicher Tanz zu Ehren des Gottes Buddha wirkt komisch wie die Körperverrenkungen Pierrots. Selbst Tod und Sterben gewinnen einen grotesken Anstrich. Jede Leidenschaft durchbebt den ganzen Körper und ruft die seltsamsten Bewegungen wach, aber eben dadurch wird sie uns zur Karikatur. Man ist nicht einmal im Stande zu sagen, wo die Grenzen zwischen gewollter Burleske und pathetischer Tragik liegen; man nimmt eins für das andere; denn diese Tragik wirkt auf uns burlesk. Oder ist auch das wieder Absicht? Sieht man des lustigen Pierrots tölpelhafte Leidenschaft, sein Grimassen-Elend vor sich? Man weiß das alles nicht. Man fühlt sich angeschmiedet an das Kreuz des eigenen Gefühlsausdruckes.

Die Geisha trifft einen Ritter, und die beiden lieben sich, wie sie sich sehen. Mit einem Nebenbuhler hat der Ritter einen Kampf auf Tod und Leben auszufechten. Er vergißt die Geisha dann über der Liebe zu seiner Braut, die Geisha verfolgt die beiden und erschlägt die Rivalin. Und wiederum: ein Ritter errettet ein junges Mädchen aus der Hand von Räubern. Beide werden von einander getrennt, nach Jahren findet er sie wieder als die Frau eines andern. Er droht, ihre Mutter aus Rache zu tödten, da verspricht sie ihm die Seine zu werden, wenn er ihren Gatten ermorden will. Und dann opfert sie sich selbst für ihren Mann. Das sind die beiden Dramen, die zur Darstellung gelangen. Aber diesen Stücken fehlt alles, was uns dramatische Entwicklung heißt. Der innere Zusammenhang tritt nicht zu Tage. Bilder gleiten vorüber, der Worte, die gewechselt werden, sind wenige, und diese Bilder sind keineswegs die für den Fortgang der Handlung entscheidenden. Man erhascht einige Fetzen, aber diese Fetzen geben kein Gewand. Man weiß was dargestellt werden soll, aber die Art der Darstellung befremdet.

Man fühlt das Unzulängliche der eigenen Begriffe. Mit den Worten „stilisirte Kunst" und „Naturalismus" glauben wir die Grenzen der Darstellungsmöglichkeiten festzulegen. Nun wohl! das hier ist stilisirte Kunst. Diese Bewegungen und Verrenkungen, gleichviel ob pathetisch ob grotesk, haben konventionelles Gepräge. Sie kehren wieder, und die gleiche Stellung deutet auf den gleichen Affekt. Gruppen bilden und lösen sich, die Haltung aller auf der Bühne ist zu einem Gesammteindruck ausgeglichen. Aber andererseits ist diese Kunst so naturalistisch, daß sich im Schmerz die Züge zur Grimasse verzerren, daß sich das Messer des Mörders roth färbt, daß Blut aus tiefer Wunde zur Erde sickert. Was uns Gegensatz dünkt, wohnt hier bei einander.

Und nun das Seltsame! Als durchirrte man eine fremde Gegend, in der alles unbekannt und beängstigend anmuthet, in der jeder Ausweg zum Irrweg wird, — und plötzlich hört man sich bei seinem Namen gerufen —, ähnliches empfindet man bei diesem japanischen Gastspiel. Alles scheint fremd und unverständlich, und dann wird einem doch die Offenbarung einer großen Gemeinsamkeit des Empfindens. Der Farbensinn dieser Japaner spricht zu dem unsern.

Man erzählt, daß japanische Mädchen Unterricht in der Kunst erhalten, Blumen so zusammenzustellen, daß ihre Farben einen Einklang geben. Man weiß, daß der vornehme Japaner seine Bilder aufgerollt bewahrt. Kommt ein Gast ins Haus, so werden sie ausgestellt, immer aber nur zu gleicher Zeit eine Auswahl derer, deren Farben harmoniren. Und vor diese Bilder stellt man Blumen, wieder in übereinstimmender Farbengebung.

Dieser Farbensinn entspricht nicht nur dem unseren — er wirkt wie eine Offenbarung. Zu wundersamem Einklang vermählen sich die Dekorationen, die Decken, die Gewänder. Kräftig und ausgesprochen die Farben, aber zu feiner Harmonie zusammengestimmt. Ein grelles Roth hebt sich von sattem Grau ab, durch einen Goldton vermittelt. Um ein leuchtendes Blau eine Fülle grüner, sänftigender Töne. Auf unsern Bühnen hat man ähnliches nie gesehen. Man meint das alles nur geahnt oder im Traum erschaut zu haben. Man fühlt eine Fähigkeit in sich erwachen, die man an sich selbst nicht kannte. Man sucht nach Erinnerungen, und sie entschwinden, man ruft sich Farbeneindrücke wach, und sie erbleichen neben dieser Wirklichkeit. Etwas wie Farbenrausch überkommt die Sinne. Und dieser Sinneseindruck, ähnlich einem sanften Schwingen, ruft eine seelische Empfindung wach. Eine Sehnsucht, die sich aus ihrer eignen Fülle stillt.

Zwischen dem lichten Grün der Bäume, an denen mattrosa die Blüthen hängen, baut sich zierlich aus hellem Stabwerk und lichten Vorhängen die leichte Hütte. Lampions hängen von der Decke herab und geben ein gedämpftes Licht. Auf dem Ruhebett die farbig durchwirkte Decke, ringsum eine Fülle sanft grüner Töne. Die Gestalt eines Mannes in leuchtend blauem Gewand richtet sich auf dem Ruhebett auf. Die Gestalt entschwindet. Ein Vogel ruft aus den Zweigen. Ein paar Augenblicke später, und ein junges Weib im hellen Seidenkleide ruht dahingemordet an eben der Stelle. Das matte Licht der Papierlaternen fällt auf ein wachsbleiches Antlitz, von dichtem, schwarzem Haar umkränzt.

Ernst Heilborn.

Teufelsdichter.*)

Die unansehnliche Zeitung war eben von der Presse gekommen, roch noch nach der Druckerschwärze. Der große, hagere Mann nahm sie der Aufwärterin hastig aus der Hand. Er hatte schon eine halbe Stunde ungeduldig auf das Blatt gewartet, war zweimal auf seinen Pantoffeln in die Küche geschlürft, um zu fragen, ob es noch nicht da sei, obgleich er im Voraus überzeugt war, daß es noch nicht da sein konnte, weil er sonst wohl hätte läuten hören. Seine Ohren lauschten scharf auf jedes Geräusch der Glocke, an jedem Donnerstag Vormittag, wenn er das Blättchen erwartete, in dem sein Beitrag zum Abdruck gelangte. Die Freude, sich gedruckt zu sehen, hatte ihn in die Redaktion des Schundblättchens getrieben, das in Ermangelung von irgend welchen talentvollen Mitarbeitern das bischen Versschmiedekunst, das er besaß, gerne exploitirte, namentlich da er kein Honorar verlangte.

Er war nun fünfzig Jahre alt. Dreißig Jahre lang war er Amateur im Journalismus und in der Litteratur gewesen, aber der Mangel an echtem Talent, seine Energielosigkeit, und ein Fehler, den er in seiner Jugend begangen, — nur ein leichtes Versehen allerdings — den die hypokrite

*) Einzig autorisirte Uebersetzung von E. Otten.

Gesellschaft ihm aber schwer anrechnete, hatten es ihm unmöglich gemacht, sich auf dem Gebiete des Journalismus oder der Litteratur einen Platz zu erobern. Aus den anständigen litterarischen Kreisen hatte man ihn als ein überflüssiges und schädliches Element verdrängt, und nun verdiente er sich sein Brot mit der Behandlung nicht ganz fairer Anwaltsfragen.

Aber die fixe Idee seines Talents verließ ihn nicht, war die Stimulanz seines Lebens. So seltsam es auch erscheinen mag, dieser Reimschmied allergeringsten Genres glaubte in seinem Tiefinnersten an seine Muse, und fand in ihr Trost und Lebenskraft. —

Er fühlte sich unverstanden, zurückgesetzt, verkannt. Sein Ruhm als geriebener Anwalt, als „schlauer Vogel", der ihm die Klientele all der Menschen verschaffte, die im Geheimen sich zankten und schwindelten, und die vor dem „Advokaten" eine gewisse Scheu empfanden, betrachtete er als etwas Verwerfliches, als etwas, was eigentlich unter seiner Würde und nur zum Geldverdienen gut war. Die Kunst, das war sein Terrain, und speziell die Poesie. Er hatte in seiner Jugend ein und einen halben Akt eines Dramas in Versen und dann später einen Gedichtband geschrieben, der den Titel führte: „Aphorismen von Zadok", und den er auf eigene Kosten in einer Druckerei für Festgedichte und Quodlibets drucken ließ. Er hatte die ganze Auflage bei sich im Hause und schenkte einem jedem, der es nur haben wollte, ein solches Büchelchen mit einer Widmung.

Er hatte einen kleinen Kreis von Bewunderern; arme talentlose Schauspieler, die Briefe auf die Bühne brachten, oder „dem Herrn Baron mittheilten, der Herr Graf wünsche ihn zu sprechen", und die es wohl niemals weiter bringen würden, auch „verkannte Künstler", schauten zu ihm empor, weil er ein Buch herausgegeben hatte, weil er Dorfkomikern Couplets lieferte, Couplets, die er aus dem Deutschen bearbeitete, und namentlich auch, weil er sie in dem Schundblatt in Poesie und in Prosa an den Theaterkritikern rächte.

Dann saßen sie des Abends nach der Vorstellung in der dunstigen Kneipe, tranken Bier, das er bezahlte, und rauchten Cigarren, die er zum Besten gab.

„Er war wieder famos heute", sagte Tambeen, der Komiker ohne Engagement, der schon fünf Gulden von dem Dichter geborgt hatte und auf den sechsten spekulirte.

„So, so", sagte der Dichter leicht hin, „man muß ja immer so rasch arbeiten, und ich war in dem Augenblick wirklich nicht in Stimmung."

„Na, aber ich sage Ihnen, daß Sie verd . . . . scharf waren, wirklich ganz famos."

„Na, na, Sie übertreiben . . . . noch eine Cigarre gefällig?"

Der Dichter verschenkte eine „Valle de Vinos".

Der Komiker nahm sie an, und ließ den Cigarrenstummel, den er noch in der Hand hatte, verstohlen in der Tasche verschwinden — für morgen früh. —

„Hat er da wieder Einen beim Schlafittchen?" fragte Dirksen, der Schweineschlächter, der artistische Neigungen hatte, und sich unter Künstlern „am behaglichsten" fühlte. Manchmal nahm er die anderen des Abends mit nach dem Zimmer, das hinter seinem Laden lag, am liebsten Donnerstags, wenn seine Frau die Kinder aus dem Konfirmandenunterricht abholte, und er ponirte dann Schinken, Schweinefüße, Weißbrot und dünnen Milchthee ohne Zucker.

„Den hat er gepackt, wie zwischen der Kneifzange", lachte der Komiker bewundernd.

„Sie sind doch ein ganzer Kerl", sagte der Schlächter zu dem Poeten, „wo zum Teufel holt er das nur alles her? Wollen Sie mir wohl glauben, daß ich nicht zwei Zeilen in Versen schreiben könnte!"

„Jeder sein Fach", sagte der Wirth gelassen. „Lassen Sie ihn mal ‚ausschneiden'."

„Ja, da haben Sie nun mal wieder Recht", sagte der Künstlerfreund geschmeichelt, „geben Sie mir noch so einen ganz kleinen Schnitt, was?"

Der Dichter war verletzt. Mit großen gurgelnden Schlucken trank er sein Glas leer.

„Wer ist diese Woche wieder an der Reihe gewesen?" fragte der Schlächter.

„Kaufen Sie sich das Blatt, wenn Sie 's wissen wollen", sagte der Dichter, noch immer ärgerlich.

„Hier ist's", sagte der Wirth, indem er das Blättchen, das die Spuren unzähliger schmutziger Daumen aufwies, aus der Innentasche seines Rockes zog. Sogar in seiner Wirthschaft lag es nicht öffentlich mit den anderen Zeitungen aus. In den großen Cafés mußte man den Kellner heimlich darum bitten, und er brachte es Einem dann mit dem Titel nach innen gekehrt; hier trug der Wirth es in der Tasche.

„Lesen Sie es mal vor", sagte der Schlächter, dem Dichter die Zeitung herüberreichend, „dann kapir' ich 's besser. Ich bin nur ein ungebildeter Mann, aber für was Schönes bin ich stets zu haben."

Der Dichter entfaltete das Blättchen sorgfältig und strich ein paar Mal mit der flachen Hand über die Falte, die sich gerade in der Mitte seines Schimpfgedichtes gebildet hatte. Er hatte darin einen Vers „auf den Prinzen", einen Knittelvers, und las ihn mit pathetischer, schwerer Stimme vor, indem er besonderen Nachdruck auf die Reimworte legte, damit es den Zuhörern nur ja nicht entginge, daß es „in Versen war". —

Aber es hatte keinen Erfolg. Der Schlächter und der Wirth waren zu royalistisch gesinnt.

„Nein, hören Sie mal", sagte der Schweineschlächter, „wenn Ihnen nichts Besseres einfällt, dann sollten Sie nur lieber ganz Ihren Mund halten."

„Ich wußte auch nicht, daß Sie Sozialist sind", sagte der Wirth.

„Und ich sage Ihnen, daß die Rothen gar nicht so sehr im Unrecht sind", meinte der Komiker.

„Sie sind ein Schlächter, und Sie mögen von Schweinen wohl viel verstehen, aber über Gedichte sollten Sie sich denn doch kein Urtheil anmaßen", sagte der Dichter gekränkt. „Es ist nicht roth, es geht nur gegen den Hof."

„Das wird, weiß Gott, wohl auf dasselbe herauskommen", meinte der Wirth.

„Wenn Sie nur einschenken, was bei Ihnen bestellt wird, mehr verlangen wir garnicht", wagte der Komiker einzuwerfen.

„Bezahlen Sie nur, was Sie schuldig sind!" schnauzte der Wirth zurück.

Der Dichter stand auf.

„Ihr seid alle miteinander dummes Pack", sagte er giftig, bezahlte und ging wüthend fort. Der Komiker ihm hinterdrein.

„Das sind Spießbürger, Sie sollten sich mit solchem Creti und Pleti gar nicht abgeben, es kommt doch nichts dabei heraus", sagte er draußen.

„Mich werden Sie nicht wieder in ihrer Mitte sehen", zürnte der Dichter.

Er hielt Wort. Er ging nicht mehr in jenes Wirthshaus, doch wenn er seine Verse für das Schundblatt schrieb, wurde er noch schärfer in seinen Anfällen auf den Hof, nicht weil er im Herzen gegen die Monarchie war, sondern nur um die dort in der Kneipe zu ärgern. Er rieb sich in geheimer Freude die Hände bei dem Gedanken, was sie wohl dazu sagen würden.

Der Komiker berichtete ihm das alles getreulich, schmückte das Bild mit Blumen seiner eigenen Phantasie aus, erzählte lang und breit, „was der gesagt hatte" und „was der andere darauf erwiderte" und . . . . . . „dann er", und „darauf ich", und „das Gesicht hätten Sie sehen sollen" und dann „saß der da mit seinem Mund voller Zähne".

Der Komiker ging niemals ohne den obligaten Gulden nach Haus, der von dem „Dichter" großmüthig

geliehen, und später von dem „Anwalt" sorgfältig gebucht ward.

Der Satiriker bedauerte es doch ein wenig, daß er seinen Kneipenruhm jetzt nur noch indirekt genießen konnte; er begann sich über den Streit zu ärgern. Wenn er dem Schlächter auf der Straße begegnen sollte, würde er dessen Gruß nicht unerwidert lassen, nein, so war er nun nicht. Er machte sich sogar manchmal was in der Gegend zu thun, in der unbestimmten Hoffnung dem Bewunderer zu begegnen, denn er hatte einen wahren Heißhunger nach Ruhm, er verschmachtete vor Gloriendurst. Was hatte man denn von seinen Gedichten, wenn man nicht hörte, was die Menschen dazu sagten?

Das Blatt kam jede Woche, er las sein Gedicht ein paarmal durch, legte die Zeitung zu den Uebrigen und damit war es aus. Die nächste Woche wieder ein anderes, doch niemals hörte er darüber sprechen, denn seine Beiträge erschienen natürlich anonym in dem verrufenen Organ. Sein Schreiber wußte es auch nicht. Seinen Klienten mußte er seine Mitarbeiterschaft an diesem allgemein verpönten Blatt verheimlichen. Die Presse hatte die Zeitung seit ihrem Bestehen nicht genannt. Wenn man ihn nur mal kritisirte, und wäre es auch noch so scharf, wenn er nur mal genannt würde, damit er wüßte, daß er mitzählte . . . . . Aber nein, rings um seine satirischen Gedichte und Verslein herrschte noch immer Todtenstille. Kein Geld, keine Kritik, kein Ruhm — nichts brachte sein Talent ihm ein, nur das Vergnügen, am Donnerstag Vormittag, so wie heute, das Blatt zu erhalten und sein Produkt darin abgedruckt zu sehen.

Die Glocke ertönte. Er zuckte leicht zusammen, hörte, wie die Aufwärterin langsam nach der Thür ging, wie sie zurückkehrte und anklopfte.

„Da ist das Blättchen."

„Sagen Sie doch Blatt", sagte er mürrisch.

„Ach, aber ich meinte . . . . es ist doch so klein."

„Das macht den Werth nicht aus."

Er entfaltete das Blättchen, fühlte sich behaglich und wohlgelaunt. Man hatte diese Woche seinen Vers auf der ersten Seite, gleich unter dem Kopf, abgedruckt. Er hielt es ein wenig vor sich hin, besah sich den Effekt und begann dann zu lesen. Es war ein Schimpfgedicht auf ein paar Studenten, die einem Fuchs befohlen hatten, durch das Fenster zu einem Uhrmacher einzudringen. Man hatte den Fuchs gefaßt und zur Wache gebracht.

„So ward der Fuchs für seine That
Bestraft von ‚Heil'ger Hermandad',
Und büßt sein Suchen nach ‚der Zeit'
Mit ‚stundenlanger' Einsamkeit!"

Er hatte die letzte Strophe gelesen und lachte ein heimliches, lautloses Lachen. Wieder nahm er die Zeitung auf und las das Gedicht noch einmal mit lauter Stimme. Es war aber auch zu ulkig! So was Geistreiches hatte er schon lange nicht mehr geschrieben; es war doch ein Skandal, daß er so verkannt wurde. — Wenn man die anderen Zeitungen las — da war so was einfach nicht drin zu finden — lauter dummes, langweiliges Zeug — . . . . . . nein, da war dies hier doch ganz was anderes . . . . und noch dazu im Versmaß . . . . . .

„Und büßt sein Suchen nach ‚der Zeit'
Mit ‚stundenlanger' Einsamkeit . . . . . !"

Famos erfunden, was? es war ein Uhrmachergeschäft und darum sage ich Suchen nach „der Zeit", Zeit in Anführungsstrichen, und gleich darauf „stundenlang", das bezieht sich dann wieder auf Zeit.

Plötzlich warf er das Blättchen hin . . . . . zu wem sprach er? . . . . . zu sich selbst? Er brauchte sich doch wahrhaftig seine eigenen Witze nicht zu erklären. . . . .

Doch verteufelt schade, wenn man so gar niemand hat, dem man seine Arbeit mal vorlesen kann. Es war doch nicht recht gewesen, daß er sich nicht verheirathet hatte; es muß doch zu nett sein, eine Frau zu haben, die einen versteht und bewundert . . . . . .

Es wurde geklopft.

„Herein"!

Die Aufwärterin zwängte sich durch die halbgeöffnete Thür.

„Ach, ich wollte nur sagen, ob Sie bitte aufmachen wollen, wenn was kommt; ich gehe Soda holen."

„Kommen Sie rein, hm . . . hm . . . wie heißen Sie doch gleich?"

„Frau Musterd heiße ich."

„Schön, Frau Musterd. Frau Musterd haben Sie wohl schon mal gehört, wer die Gedichte für dies Blatt macht?"

Ich? . . . . . Gott nein . . . . hab ich mich erschreckt . . . . es ist mir ganz schwach geworden . . . . . ich dachte, daß Sie was sagen wollten . . . . . über den Schlag in der Küche . . . . . . der Mörser ist mir vom Brett gefallen . . . . es ist aber nichts passirt . . . . es ist nur eine kleine Ecke abgestoßen."

„Ach, schwätzen Sie nicht so viel . . . . sehen Sie mal her . . . den Vers hier habe ich gemacht."

„Aber nein . . . . . wirklich . . . . Sie?"

„Ja, ich, der hier geht auf die Studenten, die in der letzten Nacht eingebrochen haben . . . . ."

„Die Lausbuben. Die meinen, daß sie sich alles erlauben können. Das sollte armer Leute Kind mal thun . . . ."

„Ganz recht, Frau Musterd, und das habe ich nun gerade gesagt in diesem Gedicht. Es reimt sich."

„Reimen? was? Sie machen auch Reime?"

Vor lauter Bewunderung ganz verwirrt, wischte sie sich die Hände an ihrer Schürze ab, obgleich diese noch nasser war, als ihre Hände.

„Ja, nun hören Sie mal zu . . . . . dann will ich es Ihnen vorlesen."

Die Frau blieb verlegen dicht bei der Thür stehen, ganz dicht, um möglichst rasch das Gebiet wieder zu erreichen, auf dem sie zu Hause war; sie stand da, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt und ihr Blick war mitleidig, wie wenn sie ihrem Mann zuhörte, der ihr die Todesanzeigen aus der Zeitung vorlas.

Er las mit lauter Stimme sein Poem, mit schwerem Nachdruck auf den Reimen und zum Schluß wieder laut lachend.

Die Frau lachte auch, gezwungen, genirt.

„Verstehen Sie das nun auch gut, Frau Musterd?"

„Jawohl, ... es geht auf die Studenten . . . . und 's ist wirklich schön", sagte sie kleinlaut.

„Ja, aber die Hermandad?"

„Ja, das weiß ich wohl, das sind die Schutzleute."

„Ah, ganz famos, Frau Musterd, Sie übertreffen meine Erwartungen."

Er fühlte sich nun, da sein Gloriendurst gelöscht war, doch wohl ein wenig verlegen, daß er es ihr vorgelesen hatte, fand, daß er eine komische Rolle spielte, und suchte sich die schwindende Selbstachtung zu erhalten, indem er einen ironischen Ton anschlug.

„Sehen Sie, Frau Musterd, etwas was g u t ist, muß von einem jeden verstanden werden."

„Na, es ist aber auch nöthig, daß die Zeitungen den grünen Jungen mal tüchtig die Wahrheit sagen; sonst würden sie immer unverschämter werden . . . ."

„Die Zeitungen", — sie rechnete sein Blatt unter „die Zeitungen". Er fühlte sich wohlig geschmeichelt; in die verkannte, verbitterte Seele ward süßer, heilender Balsam geträufelt.

„Soll ich jetzt mal nach Soda gehen? Wissen Sie, das heiße Wasser verkocht mir sonst ganz . . . ."

„Raucht ihr Mann, Frau Musterd?"

„Na und ob, der dampft wie . . . . . . na, wir wollen mal sagen, wie ein Schlot."

„Hier nehmen Sie 'ne Cigarre für ihn mit . . . . . . nein, warten Sie mal . . . . hier haben Sie noch eine . . . . . sagen Sie nur, ein Geschenk von mir . . . . . ."

Sie wischte sich wieder die rechte Hand an der nassen Schürze ab, und nahm die zwei Cigarren in Empfang.

„Ich dank' auch schön . . . . ich dank' auch schön . . . . soll ich nun mal schnell gehen? . . . ."

Sie ging, ungeschickt, erstaunt über diese besondere Liebenswürdigkeit und noch dazu nach dem Schlag in der Küche, zur Thür hinaus und fühlte die Cigarren in ihrer Hand wie etwas Fremdes, das sie gestohlen hatte . . . . . .

Der Dichter-Anwalt stand schon wieder am Fenster mit seinem Blättchen in der Hand und grübelte.

„Ich will doch nur lieber nichts auf Simons machen, vielleicht hat er doch recht mit seiner Idee von der Kunst für das Volk. Aber schade ist es doch . . . . . ein Vers auf die Subvention von J. M. wäre gerade so recht was, um sie in der Kneipe vor Neid bersten zu lassen . . . ."

B. Canter.

Der deutsche Außenhandel. Materialien und Betrachtungen. Von Georg Gothein, Mitglied des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses. Berlin. 1901. Siemenroth & Troschel.

Mit dem Erscheinen der in zwei Lieferungen ausgegebenen zweiten Hälfte des 827 Seiten füllenden Buches, dem in diesen Blättern bereits eine eingehende Besprechung gewidmet worden ist,*) liegt das Werk jetzt vollständig vor; es gelangt mithin gerade rechtzeitig vor Beginn der Reichstagsverhandlungen über den neuen Zolltarif in die Oeffentlichkeit. Die Erwartungen, zu welchen schon die erste Hälfte des Werkes berechtigte, sind in dem ganzen Werke in jeder Weise erfüllt worden. Dem allgemeinen Theile schließt sich jetzt ein spezieller Theil an, welcher den Außenhandel in den einzelnen Waaren behandelt. Es wird kaum einen bei den Zollberathungen in Betracht kommenden Artikel geben, über den in dem Buche nicht ein reichliches Material zu finden wäre. Neben der Ein- und Ausfuhrstatistik für alle in unserer Handelsstatistik enthaltenen Waaren werden die Zahlen über Produktionsverhältnisse Deutschlands und der wichtigeren Konkurrenzländer, über die in jedem Berufszweige vorhandenen Groß-, Mittel- und Kleinbetriebe sowie die darin Erwerbsthätigen beigebracht. Für die wichtigeren Waaren werden die Zölle der Kulturstaaten einander vergleichend gegenübergestellt und die Wirkungen der Zollsätze des In- und Auslandes wie der inneren Besteuerung auf die deutsche Industrie und den Verkehr Deutschlands mit den einzelnen Ländern untersucht. Ueberall aber werden nicht nur statistische Zahlen angeführt, sondern die gesammten Materialien sachkundig besprochen. Der Verfasser konnte sich hierbei nicht nur auf seine umfangreichen, auf manchen wirthschaftlichen Gebieten gewonnenen Kenntnisse stützen, sondern es standen ihm für diese Arbeit auch viele Hunderte von Gutachten sachverständiger Industrieller und Kaufleute zu Gebote. Ein ausführliches Sachregister und ein alphabetisches Waarenregister machen den Schluß. So ist das Werk ein Handbuch von höchstem praktischen Werthe geworden für alle diejenigen, welche sich in irgend einer Weise mit den Zollfragen allgemein oder im Einzelnen zu beschäftigen haben.

Ein Schlußwort gibt dem Verfasser Gelegenheit, nochmals auf seinen prinzipiellen Standpunkt hinzuweisen. Er hält unter gegebenen Verhältnissen einen Schutzzoll als Erziehungszoll für berechtigt, aber er betrachtet es als verfehlt, durch Zölle eine Produktion künstlich zu züchten, für welche die natürlichen Bedingungen im Lande nicht gegeben sind; ebenso verfehlt ist nach seiner Meinung auf die Dauer ein Schutzzoll, welcher es einer stark konzentrirten und dadurch zur Kartellbildung befähigten Industrie ermöglicht, im Inland dem Konsumenten hohe Preise abzunehmen und den Ueberschuß der Produktion billig nach dem Ausland abzustoßen, und am allerverfehltesten ein derartiger Zoll auf Halbfabrikate und Produktionsmittel. Von diesem „gemäßigt schutzzöllnerischen" Standpunkte aus hebt er aber gerade und mit Recht hervor, daß jeder, der das in seinem Werke enthaltene Material prüft, zu der Ueberzeugung kommen muß, daß wir fast in allen Zweigen gewerblicher Thätigkeit von Jahr zu Jahr mehr auf die Ausfuhr angewiesen sind, daß es heute unendlich viel weniger auf den Schutz des deutschen Marktes als auf die Sicherung des deutschen Außenhandels ankommt. Er beklagt deshalb auch das Bündniß gewisser Zweige der Großindustrie mit dem Großgrundbesitz zur gegenseitiger Gewährleistung hoher Zölle als ein unnatürliches, das in keiner Weise im Interesse der Industrie gelegen ist. Und mit besonderem Nachdruck wendet er sich gegen das von der Reichsregierung eingeschlagene Verfahren. „Für ein Land", bemerkt er, „daß in so hohem Maße auf die Ausfuhr industrieller Erzeugnisse angewiesen ist, ist es daher ein sehr gefährliches Vorgehen, statt den Gedanken der Erleichterung des gegenseitigen Austausches zum Siege zu bringen, einen hochschutzzöllnerischen autonomen Tarif aufzustellen. Der Erwägung, daß man einen Tarif haben müsse, von dem man bei den Verhandlungen ablassen könne, muß die viel schwerer wiegende gegenübergestellt werden, daß das deutscherseits gegebene Beispiel bei anderen, weniger industriell entwickelten Ländern in verstärktem Maße Nachahmung finden muß. Der Entwurf eines neuen deutschen Zolltarifs, der viele Hunderte von sehr erheblichen Zollerhöhungen bringt, für die ein Bedürfniß der heimischen Industrie in keiner Weise vorliegt, der nur verschwindende, kaum eine praktische Bedeutung besitzende Ermäßigungen aufweist, muß als ein prinzipieller Fehler bezeichnet werden; selbst wenn der Entwurf nicht zur Annahme gelangt, ist seine Aufstellung, seine Bekanntgabe bereits ein Unglück, denn entsprechend werden die neuen Tarifentwürfe der anderen Staaten lauten. Ob bei einer solchen handelspolitischen Gesammtrichtung überhaupt noch brauchbare Handelsverträge abgeschlossen werden können, ist mehr als zweifelhaft."

Das überaus verdienstliche Werk Gothein's schließt mit der Mahnung: „Bei der wirthschaftlichen Stufe, welche das deutsche Volk erreicht hat, ist der wahre Schutz der nationalen Arbeit der Schutz seines Außenhandels." In dem Kampfe für diesen Schutz der nationalen Arbeit wird sich sein Werk als eine sehr nützliche Waffe erweisen.

M. B.

*) Vergl. Jahrgang 1900/1901 der „Nation" Nr. 34.

Paul Schultze Naumburg: „Kunst und Kunstpflege". Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1901.

Einzelne Aufsätze, aus verschiedenen Anlässen entstanden, nunmehr gesammelt und doch nicht wie sonst Bücher solcher Art eigentlich disparat, sondern geeinigt durch eine geschlossene Persönlichkeit und eine auf die praktische Anwendung moderner Kunstanschauung gerichtete, strenge Auffassung der Kunstfragen. Der Verfasser, selbst bildender Künstler, hat eine natürliche Kraft der schriftstellerischen Darstellung. Er wird weder durch Eitelkeit, noch durch Lockungen eines „glänzenden" Stils verführt; wie etwa die durchaus logische Ausgestaltung eines Raumes, oder der einfache, im Zweck die Schönheit suchende Bau eines Möbels, sucht seine Schreibweise nichts, als die zweckgemäße Auseinandersetzung seiner Gedanken. Daß dabei nicht bloß das Unmittelbare, sondern tiefere Beziehungen und Zusammenhänge ebenso klar wie einfach hervortreten, macht seinen Stil schon eigenartig. Ueber verschiedene Fragen wird mit voller Sicherheit Treffliches gesagt, der Verfasser spricht gleichsam aus dem ästhetischen Gewissen der Zeit heraus, im Sinne jener nicht allzuvielen, welche das Kunstleben in seiner scheinbaren Verwirrung als ein Ganzes überblicken und zur Zeit und zum Leben der Menschen in organische Beziehung denken können. Die Kapitel „Naturalistischer Stil", „Dekorative Malerei", „Kopie und Imitation", „Variété der Zukunft", „Spiel und Spielzeug" gehören zu dem Besten, was in dieser Gattung geleistet ist.

Wien. Otto Stößl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 9. Berlin, den 30. November 1901. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Gumbinner Mord und das Insterburger Duell, die eine so lebhafte Kritik der Haltung einzelner Offiziere herbeigeführt haben, scheinen nunmehr auch verhängnißvoll zu werden für jene militärischen Vorgesetzten, die für die Entwicklung in den beiden Angelegenheiten vor allem die Verantwortung zu tragen haben. Es verlautet, daß der kommandirende General des ersten Armeekorps Graf Finck von Finckenstein zu Beginn des nächsten Jahres sein Abschiedsgesuch einzureichen gedenkt, und der Kommandeur des 147. Regiments in Insterburg ist thatsächlich verabschiedet worden.

Die Einzelheiten der Gumbinner und der Insterburger Vorgänge sind nach allen Seiten hin bereits in der Presse beleuchtet worden; und über das traurige Duell hat nunmehr auch der Reichstag gesprochen. So bleibt nur hervorzuheben, daß eine Feindschaft der Bevölkerung gegen die Armee oder gegen das Offizierkorps nirgends sich gezeigt hat. Das wäre ja auch undenkbar; denn das deutsche Volk und die deutsche Armee ist eins, und das deutsche Volk ist stolz auf Heeresinstitutionen, die für die deutsche Einheit die Voraussetzungen schaffen halfen.

Deutschlands und Preußens innere Entwicklung hat lange genug gelitten unter dem Gegensatz: Militär und Civil. Die Kluft beginnt sich jetzt mehr und mehr zu schließen, und sie wird um so schneller geschlossen sein, je einheitlicher das Volk in Waffen und die Masse des Volks im Arbeitsrock von dem Gebote durchdrungen sind, daß es nur eine Moral und nur ein Gesetz für die Nation wie für die Armee gibt. Eine solche Entwicklung muß auch dem militärischen Geiste zu gute kommen, der seine tiefsten Wurzeln in ernster Sittlichkeit und ernstem Pflicht- und Rechtsbewußtsein hat.

Daß dieses Ziel noch nicht erreicht ist, lehren die Vorgänge in Gumbinnen und in Insterburg, und daß wir der Erreichung des Zieles nur langsam zustreben, zeigt die zögernde Art, die vorhandenen Uebel zu mildern, statt sie auszurotten, und die öffentliche Erörterung zu bannen, statt die heilkräftige Wirkung einer sachgemäßen und vorurtheilslosen öffentlichen Aussprache zu würdigen.

Ein Beitrag zu diesem letzteren Kapitel ist es, daß in den Redaktionsräumen der „National-Zeitung" und in der Privatwohnung des Chefredakteurs des Blattes eine Haussuchung stattgefunden hat, um nach Schriftstücken, die jene militärischen Angelegenheiten betreffen, zu suchen. Die Haussuchung war vergeblich; aber was sollte sie überhaupt bezwecken?

Die „National-Zeitung" hat sich insbesondere ein erhebliches Verdienst erworben, indem sie jene Thatsachen veröffentlicht hat, die auf die Führung der Untersuchung in Gumbinnen Licht zu werfen geeignet waren. Es konnte bei diesen Veröffentlichungen auch nicht der Schein des Verdachtes auftauchen, daß hier mit unerlaubten Mitteln gearbeitet worden sei, und daß der Zweck der beste war, steht außerhalb jedes Zweifels. Wenn gleichwohl zu einer Haussuchung geschritten worden ist, so zeigt auch dieses Vorkommniß, daß die leitenden Personen des Gumbinner Prozesses in der unerfreulichen und schädlichen Befangenheit leben, als sei das Interesse der deutschen Presse dem militärischen Interesse schroff entgegen gesetzt, während — in diesem Falle gewiß — eine aufgeklärte Kommandogewalt sich mit dem Standpunkt der Presse durchaus in Harmonie fühlen müßte.

Theodor Mommsen erhält von deutschen Universitäten eine Zustimmungsadresse nach der anderen zu seinen Ausführungen über die nationalen Gefahren, die es im Gefolge haben muß, die Universitäten konfessionell zu zerreißen. Als erste preußische Universität hat sich Kiel angeschlossen, und wie verlautet, hat zu diesem Vorgehen Professor Hänel die Initiative ergriffen. Es folgte Breslau. Wo aber bleiben die anderen preußischen Universitäten, während die deutschen Hochschulen außerhalb Preußens so viel zahlreicher mit ihrer Zustimmung hervortreten? Wo bleibt vor allem Berlin? Oder sind die Berliner Professoren der Ansicht, daß die Besetzung von Kathedern mit Lehrern, die jeweilig einer bestimmten Konfession angehören müssen, für die Wissenschaft und für das gesunde Leben der Nation erwünscht, oder auch nur erträglich sei? Wer schweigt, scheint zuzustimmen, und es wäre wirklich unbegreiflich, wenn es deutsche Hochschulen geben sollte, deren Lehrkörper bereit wäre, durch Passivität dem Prinzip einer Konfessionalisirung der Universitäten Billigung oder doch thatsächlich Förderung zu gewähren.

Mit der Frage, die Theodor Mommsen so scharf und klar aufgeworfen hat, ist durch Professor A. Michaelis in Straßburg eine andere Frage verknüpft worden; sie in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen, hat sich Mommsen bei diesem Anlaß wohlweislich gehütet.

Professor Michaelis erhebt schwere Vorwürfe gegen die Art, wie die preußische Unterrichtsverwaltung bei der Besetzung der Professuren generell vorgeht, und als der Hauptförderer des Uebels wird der Ministerialdirektor Althof, eine leitende Person in der preußischen Unterrichtsverwaltung, bezeichnet. Aehnliche Vorwürfe sind schon vielfach erhoben worden, wenngleich nie mit so klaren Worten und solcher Vehemenz.

Allein diese Schmerzen sind doch nur ein einzelnes Kapitel — kein unwichtiges — aber ob die Grundlagen wissenschaftlicher Forschung in Deutschland prinzipiell verrückt werden, das rührt an eine Lebensfrage der gesammten Nation.

Um das Schicksal der deutschen Wissenschaft und nicht um das Schicksal einzelner Personen handelt es sich in diesem Augenblick. Für die Bewegung, die Mommsen entfesselt hat, kann die gesammte aufgeklärte Nation gewonnen werden; gegen die Behauptungen von Michaelis aber hat sich bereits Widerspruch erhoben, ob mit Recht, ist zunächst gleichgültig, und zwar selbst in liberalen Blättern. Hier zeigt sich deutlich, wie fehlerhaft es wäre, den Seitenpfad, den Professor Michaelis wählte, in diesem Augenblick weiter zu verfolgen, und den prinzipiellen Kampf für eine von politischen und kirchlichen Fesseln freie Wissenschaft mit einem Kampfe gegen eine einzelne Person in der preußischen Unterrichtsverwaltung zu verquicken.

Der Schutzverband mecklenburgischer Landleute und der liberale Landeswahlverein Mecklenburgs hielten den Zeitpunkt für gekommen, von neuem die Reform der mecklenburgischen Landesverfassung in Anregung zu bringen. Mit Recht.

Unter der Regentschaft konnte man auf eine Modernisirung der mecklenburgischen konstitutionellen Zustände nicht rechnen; nachdem nunmehr der junge Großherzog Friedrich Franz IV. zur Regierung gekommen ist, gibt es keinen formellen Vorwand mehr, Mecklenburg jene parlamentarischen Einrichtungen vorzuenthalten, die jeder deutsche Staat besitzt, und die von der Reichsverfassung naturgemäß vorausgesetzt werden.

Eine Petition, die für Mecklenburg die Einführung einer Verfassung verlangt, wurde vom Großherzog und dem Landtage, dessen Mandate durch Erbgang oder Kauf erlangt werden, „zur Kenntniß" genommen; der Landtag hat es überdies abgelehnt, über die Angelegenheit selbst zu verhandeln. Das Letztere war zu erwarten.

Eine andere Frage ist es, ob der Großherzog nicht seinerseits die Reform in Angriff nehmen will; wenn er politisch klug ist, thut er es, denn zur Ruhe werden die Fragen des mecklenburgischen Verfassungsrechtes so lange nicht kommen, als der „jetzige politisch-unsittliche Zustand" — wie der Abgeordnete Büsing im Reichstage sich ausdrückte — bestehen bleibt.

Auf die Dauer läßt sich kein moderner Staat ohne moderne Institutionen regieren; nicht einmal in dem gutartigen Deutschland, und wenn der mecklenburgische Großherzog einen offenen Blick für das politische Leben hat, so muß er erkennen, daß der Parlamentarismus freilich der Feind des feudalen Systems ist, aber die Executive und auch die monarchische Executive hat er überall gestärkt.

In dem Städtchen Wreschen sind eine Anzahl polnischer Kinder gezwungen worden, am deutschen Religionsunterricht theilzunehmen. Die Kinder widersetzten sich dem und ihre Eltern auch. Die Folge waren Krawalle. Die Angelegenheit hatte hierauf vor dem Gericht ein Nachspiel; sie endete mit schweren Verurtheilungen.

Die traurige Geschichte, die den gesammten Komplex der mit unserer Polenpolitik zusammenhängenden Fragen wieder in den Vordergrund rückt, beginnt jetzt auch internationale Bedeutung zu erlangen. In Galizien demonstriren die Polen gegen deutsche Schauspieler; man sammelt für die Verurtheilten, und die politischen Führer des Polenthums schüren die Erregung gegen Preußen. Man kann nicht wissen, wie nachhaltig diese Bewegung ist; würde sie es sein, so würde in Oesterreich wiederum eine Partei, und zwar eine sehr einflußreiche politische Gruppe, zu den Feinden des Dreibundes abschwenken; neben den Czechen alsdann auch die Polen.

Freilich blicken die Czechen auf Rußland als den Erlöser, und den Polen ist Rußland gerade der verhaßteste Feind. Eine polnische Bewegung, die sich in Oesterreich gegen Preußen richtet, ist also unmittelbar nicht gerade Deutschland gefährlich; aber solche Agitation müßte die Grundlage der österreichischen auswärtigen Politik, den Dreibund, angreifen und wäre damit vor allem eine Gefahr für Oesterreich selbst. Die nationalen Gegensätze in Oesterreich selbst würden sich damit weiter verschärfen, und jede Verschärfung macht Oesterreich für die gesammte internationale Politik kraftloser.

In Paris scheint man die Beweise dafür zu besitzen, daß unter Anführung von Missionaren in Peking durch französische Soldaten ausgiebig geplündert worden ist. Die französischen Soldaten wurden von den Missionaren ganz geschäftsmäßig durch Anweisungen dafür entlohnt, daß sie sich dazu hergegeben haben, nach den Direktiven christlicher Geistlicher chinesische Häuser auszurauben.

Zu pharisäischem Hochmuth liegt für uns kein Anlaß vor, wenn wir uns erinnern, wie die astronomischen Instrumente der Pekinger Sternwarte in unseren Besitz — leider gelangt sind. Und jetzt wird auch aus Italien berichtet, daß Ladungen chinesischer Bücher als Kriegsbeute dort eintreffen. Es scheint also, daß die einzelnen Nationen sammt und sonders Veranlassung haben, mit traurigen Gefühlen auf diesen Feldzug zur Vertheidigung der heiligsten Güter zu blicken, aus dem die Truppen, beladen mit kostbaren Gütern der Chinesen, zurückgekehrt sind.

Das Bild, das man in China von der europäischen Civilisation haben wird, muß ein düsteres sein; die Achtung, die man vor dem Christenthum hegen kann, wird eine sehr geringe sein. Nicht als Träger einer überlegenen Civilisation traten die Truppen vielfach auf, sondern leider als Barbaren mit besseren Waffen und besserer Disziplin, als sie China besaß. Die Rückwirkung dieser Erkenntniß wird sich leider in den Beziehungen der civilisirten Mächte zu China geltend machen.

Immer stärker empfindet man in Deutschland die Thorheit einer Vermischung von Politik und Sentimentalität.

Die vielbesprochene Rede Chamberlain's hatte der deutschen Bevölkerung die Zunge gelöst. Man betrachtete seine Worte als eine Beleidigung, und man benutzte die Gelegenheit, um diese Beleidigung zurückzuweisen, und um zugleich klar zu stellen, wie unpopulär die heutige englische

Politik in Deutschland ist. Solche Manifestationen gehen ohne Uebertreibungen niemals ab; darüber braucht man kein Wort zu verlieren, und solche Manifestationen brauchen auch so lange keinen Einspruch zu finden, als nicht die Absicht besteht, durch sie die internationale Politik zu beeinflussen. Sobald sich dies zu zeigen begann, trat bei uns glücklicher Weise allseitig eine Reaktion ein.

Gewiß hat eine große Nation auch das Recht, frei ihre Empfindungen zum Ausdruck zu bringen; aber auf Empfindungen kann man keine Politik aufbauen, und ein berechtigtes Gefühl wird zur sträflichen Sentimentalität, wenn gleichwohl dies angestrebt wird.

Unsere Lage in Europa ist keine derartige, daß wir uns allein zum Hüter des verletzten Rechtsgefühls und der verletzten Humanität aufwerfen könnten. Eine Intervention für die Buren wäre ein politisches Verbrechen gegen Deutschland. Daß diese Erkenntniß trotz aller Aufwallungen sich bei uns immer wieder Geltung verschafft, ist eine Nothwendigkeit, und nur die politische Narrheit der Alldeutschen wagt es, über die realen Nothwendigkeiten, die die Politik wie die Kultur uns auferlegen, hinwegzuschreiten. Denn man soll auch nicht vergessen, welch eine Kulturmacht England ist, und daß in England Millionen über den südafrikanischen Krieg denken, wie man auf dem Kontinent denkt, nur wissen sie nicht, wie England aus dem Sumpfe, in dem es steckt, herauszuführen sei, ohne daß das Vereinigte Königreich den schwersten politischen Schaden nimmt; und dies Problem ist, wie man gerechterweise zugeben muß, heute wirklich schwer genug zu lösen.

* * *

Fehlt leider nur das geistige Band.

Das Motivenwerk der verbündeten Regierungen, mit dem der neue Zolltarifentwurf bei der Volksvertretung eingeführt ist, erinnert stark an einen Trödelladen, in dem Möbel und Geräthe jedes Stils und jeder Zeit durcheinander stehen. Das Bett à la Louis XV. neben der Empire-Kommode, dem massiven alt-deutschen Schenktisch und den dünnbeinigen Stühlen der allermodernsten Sezession. Nirgends eine ordnende Hand, ein sichtender Geist und ein einheitlicher Plan. Es sieht aus, als ob Zollpolitiker jeder Schule ihr Scherflein zu dieser sogenannten Begründung beigetragen hätten, und als ob von dem verantwortlichen Herausgeber des Motivenwerks die von allen Seiten herbeigebrachten milden Gaben zur gefälligen Auswahl dem Reichstag vorgesetzt würden. Das Wesen eines Staatsmannes hat man aber bisher darin gesehen, daß er große nationale Aufgaben unter einheitlichen Gesichtspunkten zu lösen versucht und durch die Konsequenz seines Denkens und Handelns ein Zusammenarbeiten zwischen Regierung und Volksvertretung möglich macht. Von dieser Klarheit im Denken spürt man in der vorliegenden Begründung nichts; wie kann man erwarten, daß aus so unklarem Denken ein folgerichtiges Handeln erwächst. Das Einzige, was in dem Motivenwerk einem Grundgedanken ähnlich sieht, ist das Bestreben, die Interessen der Landwirthschaft als die primären Interessen des Staatslebens hinzustellen und ihnen alle anderen Interessen unterzuordnen. Aber auch dieser Gedanke wird immer aufs neue als allzu verwegen wieder eingeschränkt und nirgends konsequent durchgeführt. Jedoch das Schlimmste ist, daß die Begründung den Leser vollständig darüber in Dunkel läßt, was denn eigentlich unter dem Interesse der Landwirthschaft zu verstehen ist. Der Landwirthschaft soll durch erhöhte Zölle auf Agrarprodukte geholfen werden. Man darf deshalb mit Fug und Recht einen Beweis dafür verlangen, daß die Lage der Landwirthschaft durch hohe Zölle überhaupt zu bessern sei. In dieser Beziehung bleibt die Begründung alles schuldig. Während die öffentliche Diskussion den entscheidenden Punkt bei der Beurtheilung der agrarischen Schutzzollpolitik gerade in der Unterscheidung zwischen den Interessen der Bodenkapitalisten und den Interessen des landwirthschaftlichen Gewerbes gefunden und immer deutlicher erkannt hat, daß höhere Agrarzölle wohl die momentanen Verlegenheiten der Bodenkapitalisten beseitigen, aber niemals dem landwirthschaftlichen Gewerbe auf die Dauer vortheilhaft sein könnten, so existirt diese entscheidende Zweifelsfrage für die Begründung des Zolltarifentwurfs überhaupt nicht. Kein Wunder, daß bei dieser mangelnden Vertiefung die Motive völlig haltlos hin- und herschwanken, immer nur darauf bedacht, der einen Richtung nicht so viel zuzugestehen, daß die andere Richtung gar zu arg verschnupft werden könnte.

Dieselbe Haltlosigkeit zeigt sich auch in der Behandlung der Frage der Handelsverträge. Auch hier ist nirgends ein fester Plan erkennbar. Man kann nicht bestreiten, daß die bisherige Handelspolitik segensreich gewirkt hat, aber man fürchtet die unzufriedenen Agrarier vor den Kopf zu stoßen, wenn man auf derselben Bahn fortschreitet. Man ist zwar nicht ohne Sorge, ob die weitgehenden Zugeständnisse an das Agrarierthum nicht den Abschluß neuer Handelsverträge unmöglich machen werden, aber man hofft, daß sich schließlich noch alles zum Guten wendet. Ein so seichter Optimismus in so wichtigen Staatsangelegenheiten ist selten erlebt worden, und das angesichts einer Aufgabe, deren befriedigende Lösung von Monat zu Monat schwieriger erscheint.

Daß es möglich sein wird, mit Oesterreich-Ungarn einen neuen Tarifvertrag abzuschließen, der etwas anderes sein würde als die Karrikatur des bestehenden Vertrages, scheint schon heute nahezu ausgeschlossen. Die konstitutionelle Verwirrung ist in Oesterreich so groß, das staatsrechtliche Verhältniß zwischen Oesterreich und Ungarn so komplizirt, daß Oesterreich Ungarn zu der positiven Leistung eines neuen Handelsvertrages kaum noch fähig erscheint. Sollte ein solcher Handelsvertrag dessen ungeachtet aber zu Stande kommen, so könnte die Zustimmung dazu in Oesterreich-Ungarn nur durch so weitgehende Konzessionen an die Schutzzöllner des Donaureichs erkauft werden, daß für die deutsche Industrie der Abschluß eines solchen Handelsvertrages voraussichtlich ohne jeden Werth sein würde. Für die praktische Politik kommt deshalb in unserem Verhältniß zu Oesterreich-Ungarn eigentlich nur noch die einfache Verlängerung des bestehenden Vertrages ernsthaft in Betracht. Würde eine solche Verlängerung für einen Zeitraum von etwa fünf Jahren in Aussicht genommen, so würde damit auch Oesterreich-Ungarn die Möglichkeit geboten, zunächst einmal das handelspolitische Verhältniß der beiden Reichshälften der habsburgischen Monarchie auf eine neue gesetzliche Grundlage zu stellen. Die Verlängerung unseres Handelsvertrages mit Oesterreich-Ungarn würde aber weiter auch die einfache Verlängerung unserer Handelsvertragsverhältnisse zu den übrigen Nachbarstaaten des deutschen Reiches zur wahrscheinlichen Folge haben.

Je deutlicher aus dem eingehenden Studium des jetzt vorgelegten Motivenwerks der verbündeten Regierungen hervorgeht, daß weder eine klare Ueberzeugung noch eine feste Hand in der Reichsregierung bei der Einbringung dieses gesetzgeberischen Vorschlages gewaltet hat, um so klarer tritt als einziger Rettungsanker die einfache Verlängerung der gegenwärtigen Handelsverträge in den Gesichtskreis.

Das bloße Nichtkündigen der Verträge reicht nicht aus, da es eine Permanenz der Unsicherheit bedeuten würde. Eine vertragsmäßige Verlängerung aber auf eine Reihe von Jahren ohne materielle Aenderung der bestehenden Tarifverträge wäre durchführbar, und auch die deutsche Reichsregierung würde sich ja wohl zu so viel Courage aufschwingen, um den Agrariern die Zumuthung zu stellen sich mit einem solchen Provisorium abzufinden. Daß selbst in dem gegenwärtigen Reichstage eine Mehrheit für einen solchen Ausweg zu haben wäre, scheint mir sicher zu sein, doch das sind einstweilen spätere Sorgen. Zunächst kommt

es jetzt einmal darauf an, dieses in jeder Beziehung unzulängliche Motivenwerk parlamentarisch derartig zusamenzuhauen, daß das Durchbringen der Zolltarifvorlage unmöglich wird. Quod deus bene vertat.

Theodor Barth.

Die Chancen der Börsengesetzreform.

Seit ich im Juni d. J. in Nr. 36 der „Nation" über die Revision des Börsengesetzes berichtet habe, ist die Angelegenheit ein erhebliches Stück weiter gekommen. Am 11. und 12. Juni hat der Börsen-Ausschuß innerhalb der ihm durch das Einladungsschreiben des Reichskanzlers vom 9. Mai gezogenen Grenzen über die Reformfrage verhandelt. Als Ergebniß seiner Berathungen liegt ein vortreffliches Gutachten vor, welches durch die Bezeichnung „Vertraulich" der Benutzung in der Presse zunächst entzogen ist. Am 18. und 19. September haben dann im Preußischen Handelsministerium weitere Verhandlungen stattgefunden, bei welchen die nächstbetheiligten Reichs- und preußischen Ressorts vertreten waren und einerseits Vertreter der preußischen Fonds- und Produktenbörsen sowie der an ihnen betheiligten Geschäftszweige, andererseits die Führer der agrarischen Richtung im Reichstage zu Worte gekommen sind. Das juristische Element war durch eine Anzahl von Sachkennern vertreten, welche gleichfalls verschiedene Standpunkte einnahmen. Eine den Inhalt der Verhandlungen zusammenfassende „Registratur" ist veröffentlicht worden. Sie thut dar, daß das Revisionsbedürfniß auch von den Urhebern des Gesetzes kaum noch bestritten wird; die dilatorische Einrede, daß die bisherigen Erfahrungen zu einem abschließenden Urtheil nicht ausreichten, wird nur noch vereinzelt und anscheinend nur zur Gewissensverwahrung erhoben. Die Reichsregierung hat aus den stattgehabten Verhandlungen die Konsequenz gezogen, daß trotz der unveränderten parlamentarischen Konstellation mit der Inangriffnahme der Reformarbeit nicht länger gezögert werden dürfe. Eine im Reiche ausgearbeitete Vorlage liegt zur Zeit den Einzelregierungen zur Aeußerung vor, und es ist wohl keine Frage, daß sie in absehbarer Zeit dem Bundesrath zugehen wird.

Können diejenigen, welche unter Hinweis auf die für das gesammte wirthschaftliche und Rechtsleben eingetretenen Folgen des Gesetzes und der auf dasselbe aufgebauten Rechtsprechung die Revision gefordert haben, somit einen gewissen äußerlichen Erfolg verzeichnen, so ist doch nicht zu verkennen, daß eben aus der unveränderten Parteigruppirung und aus der nach wie vor bestehenden leidenschaftlichen Verfolgungssucht der Vertreter agrarischer Interessen und mittelalterlicher Wirthschaftsanschauungen gegenüber dem technisch vollkommensten Instrument der modernen Organisation der mobilen Kapitalmächte sich Hemmungsmomente ergeben, welche eine Reformation an Haupt und Gliedern bei der Zurückhaltung der Regierung ausgeschlossen erscheinen lassen. Wenn trotzdem eine communis opinio für die Revision zu Tage tritt, so ist der Grund hierfür darin zu erblicken, daß auf der einen Seite die beklagenswerthen Folgen der herrschenden Rechtsunsicherheit für Nationalwohlstand und Volksmoral zu sehr zu Tage liegen, als daß nicht auch ein Theil der Väter des Gesetzes geneigt sein sollte, zur Abhilfe die Hand zu bieten, während andererseits die Nächstbetheiligten materiell derartig geschädigt sind, daß sie sich auch mit sehr geringfügigen Aenderungen zufrieden zu geben geneigt erscheinen, vorausgesetzt nur, daß diese die erschütterte Rechtssicherheit einigermaßen wiederherzustellen geeignet sind.

Es giebt ein Erwägungsmoment, welches auch bei denjenigen, die dem mobilen Kapital feindlich gesinnt sind und mit einer gewissen Schadenfreude auf die Verluste blicken, welche den Bankiers aus der Erhebung des Register- und Differenzeinwandes erwachsen, ein Gefühl des Unbehagens und der Nachdenklichkeit hervorruft. Wenn man nämlich der Entstehung eines Vermögens bis an die Quellen nachgeht, so wird sich ergeben, daß auch die Mittel, mit welchen der Grundbesitz sich zu befestigen bestrebt ist, häufig der Erwerbsthätigkeit entflossen sind, welcher die gesicherte Grundlage durch das Börsengesetz entzogen ist. Der verstorbene Abgeordnete von Ludwig, Vertreter der Grafschaft Glatz im Reichstage, welcher die börsenfeindlichen Tendenzen des Centrums und des Agrarierthums in seiner Person vereinigte und, ein liebenswürdiger und origineller Herr, den parlamentarischen Zitatenschatz bisweilen durch Aeußerungen bereicherte, welche nicht das Gepräge der festgelegten Parteischablone tragend, vielmehr eine naive und ursprüngliche Auffassung der Lebensverhältnisse dokumentiren, hat einmal den Ausspruch gethan:

„Es ist heutzutage außerordentlich schwer, durch ehrliche Arbeit ein Vermögen zu erwerben — die Fälle einer Erbschaft oder Heirath natürlich ausgenommen."

Da steckt's! Die ehrliche Arbeit des Erbens und Heirathens, welche unserem Junkerthum als originärste und legitimste Eigenthumserwerbsquelle gilt wie etwa den alten Römern die Kriegsbeute, erschien gefährdet, als die verständnißvollen und gelehrigen Schützlinge des Börsengesetzes und der Judikatur anfingen, in die Vergangenheit zurückzugreifen und längst abgerechnete und anerkannte Rechtsverhältnisse mit Erfolg in Frage zu stellen. Nun konnte sich durch Vermittlung der Rechtsinstitute der Erbschaft und Mitgift allerdings ergeben, daß Junker Alexanders Hund die Kuh des anderen gebissen hatte. Das machte bedenklich. „Der angeborenen Farbe der Entschließung ward des Gedankens Blässe angekränkelt."

Die hier erwähnten Erwägungen führten dahin, den § 66 Abs. 3 des Börsengesetzes, welcher die Unwirksamkeit der Börsentermingeschäfte, falls nicht beide Theile zur Zeit des Geschäftsabschlusses in das Börsenregister eingetragen waren, auf die bestellten Sicherheiten und abgegebenen Schuldanerkenntnisse erstreckt, zum Gegenstand von Abänderungsvorschlägen zu machen. Bezüglich der Anerkenntnisse ist ein Widerspruch gegen ihre Wirksamerklärung bisher nicht bekannt geworden, wenigstens nicht, soweit es sich um ausdrückliche Anerkenntnisse ziffernmäßig festgestellter Verbindlichkeiten handelt. Der ferneren Forderung, daß in Ermangelung derartiger ausdrücklicher Anerkenntnisse einem gesetzlich zu normirenden, die normale Verjährungszeit erheblich abkürzenden Zeitablauf rechtserzeugende Kraft beizumessen sei, so daß nach Ablauf von 6 Monaten seit Empfang der Abrechnung das Recht der Erfüllungsverweigerung in Fortfall komme, stand in den Verhandlungen im preußischen Handelsministerium ein wenn auch vereinzelter Widerspruch entgegen. Das Gleiche war der Fall bei der Frage nach der Haftung der Sicherheiten. Hier widerspricht die statuirte Unwirksamkeit dem gesunden Menschenverstand und einfachen Rechtsgefühl ja ganz besonders. Denn der normale Redlichkeitssinn kann es sich nicht vorstellen, daß die Rechtsordnung jemand unterstützt, der das, was er ausdrücklich dem anderen zur Sicherheit für die Erfüllung der von ihm übernommenen Verbindlichkeit hingegeben hat, unter Verweigerung dieser Erfüllung zurückfordert. Der Anerkennung, daß dieses Resultat mit logischer Nothwendigkeit aus der Nichtanerkennung der Verbindlichkeit durch die Rechtsordnung folgt, steht die moralische Empörung über den sanktionirten Treubruch des den andern Theil in Sicherheit wiegenden Verpfänders entgegen. Man kann dem nicht einmal entgegenhalten, der Empfänger der Sicherheiten habe diese Sachlage ja doch gekannt oder kennen müssen. Denn man übersieht dabei insbesondere jene Grenzgebiete, in denen die Anwendbarkeit der gesetzlichen Bestimmungen im höchsten Grade zweifelhaft, ja ihre Unanwendbarkeit vor der von der Wissenschaft mit seltener Einhelligkeit zurückgewiesenen ausdehnenden Interpretation des Reichsgerichts eigentlich unzweifelhaft sein mußte. Angeblich moralische Gesichtspunkte aber sind es ja, welche überhaupt der konsequenzwidrigen Nichtklagbarkeit der

Börsentermingeschäfte zu Grunde liegen. Also Moral gegen Moral! Und die Rückforderung dessen, was der Kunde als Sicherheit gegeben hat, übersteigt in der That, wie Staub sich ausdrückt, „alle Grenzen der Moral", der gesetzliche Schutz eines solchen Mannes ist für einen Gesetzgeber „fast unschicklich". Zudem ist, wie Staub ebenfalls hervorhebt, die Hingabe der Sicherheit doch der Ausdruck der Ueberzeugung, die deponirte Summe in den sonstigen wirthschaftlichen Verhältnissen eventuell im Falle des Verlustes entbehren zu können. Also auch wirthschaftliche Gesichtspunkte können für die Rückforderung nicht geltend gemacht werden.

Der mehrerwähnte Jurist erblickt demnach in der Abänderung des Abs. 3 des § 66 des Börsengesetzes in einer auch dem § 50 dieses Gesetzes (verbotener Terminhandel) und dem § 764 B. G. B. (Differenzeinwand) gegenüber wirksamen Formulirung den „Kernpunkt der Börsenreform". Noch im Börsenausschuß herrschte denn auch in diesem Punkte Einstimmigkeit, obwohl ja auch er extrem agrarische Elemente mit umfaßt.

Die jüngst bekannt gewordenen Aeußerungen des Grafen v. Kanitz lassen jedoch eine Sinnesänderung auf dieser Seite erkennen. Von der Entschiedenheit der verbündeten Regierungen und der Freunde der Reform wird es abhängen, ob dieser Punkt, ohne welchen der Revisionstorso auch den letzten Werth verlieren würde, durchgesetzt wird oder nicht.

Selbstverständlich kann dabei der theoretische Gesichtspunkt, ob eine solche Wirksamkeit der Sicherheitsbestellung mit der Nichtigkeitstheorie vereinbar ist oder nicht, nicht in Betracht kommen. Der gutgläubige Bankier will seine Sicherheit behalten, um vor Schaden bewahrt zu sein — die juristische Konstruktion ist ihm gleichgültig. Ist die Rückforderung der Sicherheiten ohne Aufgabe der Nichtigkeit unzulässig, so beseitige man die letztere und setze an ihre Stelle eine Einrede. Oder aber man schaffe eine Naturalobligation, die nicht nur erfüllbar, sondern auch sicherbar ist. An derartigen rein theoretischen Konstruktionsfragen dürfen die Erfordernisse der Volksmoral und Rechtssicherheit nicht scheitern.

Was die Registeridee selbst anlangt, so besteht die beabsichtigte Aenderung in einem Ausweg, der als Aequivalent für die Verhinderung weiteren Eindringens der Korruption in den Handelsstand selbst durch Gleichsetzung der Eintragung in das Handelsregister mit der in das Börsenregister eine Erhöhung der auf die Eintragung gesetzten Prämie durch Beibehaltung ihrer Nothwendigkeit für die Legitimation zur Klage einführen will. In diesem Ausweg, welcher die Väter des Registers von dem beschämenden Gefühl der gähnenden Leere der Registerspalten befreien soll, ist das glänzendste Anerkenntniß des Bankerotts der Registeridee zu erblicken. Besser konnte nicht dokumentirt werden, daß es sich nur darum handelte, dem Geßlerhut Reverenz zu erzwingen.

Ist damit das Entgegenkommen gegen die Vorschläge der Frankfurter Handelskammer erheblich in seinem Werth herabgesetzt, so ist auch die völlige Gleichstellung des Handels- mit dem Börsenregister nicht ohne jeden Widerspruch geblieben. Unter Uebersehen des § 4 H. G. B.'s, der u. a. die Handwerker und Kleingewerbetreibenden von der Eintragung ins Handelsregister ausdrücklich ausschließt, macht man sich die durch die gleichzeitige, vielleicht nicht immer berechtigte Heranziehung einer Anzahl von sujets mixtes unter den Gewerbetreibenden zu den Zwangsbeiträgen der Innungen und Handelskammern entstandene Mißstimmung zu Nutze, um den Anschein zu erwecken, als enthalte das Handelsregister eine große Zahl schutzbedürftiger Elemente, während doch das H. G. B. selbst sie der sonst für nöthig gehaltenen Krücken formeller Verpflichtungsvorschriften in §§ 348—350 beraubt.

Daß die Eintragung in das Handelsregister nicht allein der in das Börsenregister gleichzusetzen ist, sondern daß noch gewisse andere Kategorien auch ohne Eintragung für termingeschäftsfähig anzusehen sind, darüber besteht ebenfalls Einigkeit. Jedoch ist auch hier Streit darüber, wie weit die Grenzen zu ziehen seien. Hinsichtlich der Börsenbesucher und der gewerbsmäßig Bankiergeschäfte Betreibenden, auch soweit sie nicht handelsregisterlich eingetragene Firmen haben, wird allseitig zugestanden, die Verpflichtungsfähigkeit aus Börsentermingeschäften nicht von der Eintragung ins Register abhängig zu machen. Dagegen widerstreben die Reformgegner der Hinzufügung der gewohnheitsmäßigen Terminhändler. Diese zarte Fürsorge für die eigentlich typischen Börsenspieler wird mit dem Mißtrauen gegen die Fähigkeit der Judikatur, die Gewohnheitsmäßigkeit einwandsfrei festzustellen, begründet. Aber was der Rechtsprechung bei Hehlern und Kupplern gelungen ist, dazu wird sie auch bei Spielern fähig sein.

Eine Konzession an das Rechtsgefühl enthält die zugestandene Aufrechnung der Verbindlichkeiten aus Börsentermingeschäften, deren Erfüllung vom Schuldner auf Grund der börsengesetzlichen Vorschriften über den Börsenterminhandel verweigert wird gegen die gemachten Gewinne aus anderen Börsentermingeschäften. Hier ist nur die zeitliche Umgrenzung dieser Kompensationsbefugniß allenfalls Gegenstand der Kontroverse.

Am schwierigsten, weil die im Reichstag so überwiegend vertretenen agrarischen Interessen am unmittelbarsten berührend, wird sich die Regelung des Getreideterminhandels und die Deklaration des § 50. Börs.-Ges. gestalten. Das schließliche Nachgeben der verbündeten Regierungen gegen das Verbot des Getreideterminhandels ist, wie sich aus den Aeußerungen ihres Kommissars entnehmen läßt, nur dadurch zu erklären, daß man auf die Entwicklung des Handels in Form der zwar technisch unvollkommneren, aber doch als Surrogat allenfalls verwendbaren kaufmännischen Lieferungsgeschäfte vertraute und sich dabei beruhigte, daß das Gesetz nur dem Börsenterminhandel in den speziell bezeichneten Waaren und Werthpapieren die Benutzung der Börseneinrichtungen entzog, nicht aber das ohne Benutzung dieser Einrichtungen geschlossene Einzelgeschäft in seiner Rechtsbeständigkeit tangirte. Nachdem sich herausgestellt hat, daß die Rechtsprechung diese Schranken nicht anerkennt, ist eine Deklaration der Absichten des Gesetzgebers unumgänglich geworden. Aber sie begegnet dem Widerstand derer, die die unverhofft gewonnene Position nicht aufgeben, vielmehr durch zu erlassende Strafvorschriften verstärken möchten. Auf der anderen Seite hat die Leidensgeschichte der Berliner Produktenbörse die Nothwendigkeit zuverlässiger Preisnotirungen und eines rechtsbeständigen Lieferungshandels auch für die Interessen der Landwirthschaft unzweifelhaft dargethan. Der demgemäß unter den Auspizien der preußischen Staatsregierung geschlossene Waffenstillstand kann vielleicht dadurch in einen allerdings beide Theile wenig befriedigenden Definitivfrieden verwandelt werden, daß dem vereinbarten Schlußschein und etwaigen zukünftig unter Mitwirkung der Reichs- oder Landesbehörden vereinbarten Nachfolgern gesetzliche Anerkennung gewährleistet wird. Die Willkür der Verwaltung ist schließlich noch eher zu ertragen als die Unberechenbarkeit der Rechtsprechung.

Alles in allem ist von der Reform bestenfalls ein die schlimmsten Auswüchse beseitigendes Flickwerk zu erwarten. Prinzipielle Lösungen müssen bei der derzeitigen Lage im Parlament und in der Regierung ebenso vertagt werden, wie eine Reform der den Verkehr aufs Schwerste belastenden Börsensteuer. Für eine solche wird in Zukunft der Rückgang der Erträgnisse der beste Antrieb sein.

Auch ein an sich unscheinbares Ergebniß wird nicht ohne Mühe zu erreichen sein. Gerade die Mannigfaltigkeit der an sich zum Theil wenig entscheidenden Einzelpunkte gefährdet ein ersprießliches Resultat. Schwer wird auch bei den Berathungen die Sachkunde und Autorität Georgs von Siemens vermißt werden. Aber, wie die Dinge liegen, ist jede die Rechtssicherheit fördernde Aenderung im Interesse der gesammtwirthschaftlichen Entwicklung zu begrüßen.

Heinrich Dove.

Die Krise des österreichischen Parlaments.

„Das Parlament kann kein politisches Spielzeug sein. Es ist oder es ist nicht." Mit diesen Worten hat der Ministerpräsident Dr. von Koerber die Konferenz der Parteiobmänner begrüßt, welche er einberufen hatte, um die Parteien zur parlamentarischen Arbeit zu ermuntern. Und das Ergebniß der Konferenz? Ach der gesunde Menschenverstand, der glaubt, Sein oder Nichtsein sei das einzig mögliche Dilemma, steht stille, wenn er das Ergebniß der Verhandlungen liest: Auf die klare, unzweideutige Frage ist eine Antwort erfolgt, die nicht ja und nicht nein ist und doch eine Antwort. Offenbar — das Parlament ist und ist zugleich nicht, und Oesterreich ist nicht mehr nach den Gesetzen der Logik, sondern nur mehr dialektisch zu erfassen.

Oder ist es etwa zu begreifen? Von allen 425 Abgeordneten gibt es nicht zehn, welche die Budgetberathung nicht wollen, die sie nicht in der kürzesten Zeit erledigt sehn möchten — Koerber und seine Ministerkollegen wünschen das Gleiche. Und trotzdem schreitet die Berathung nicht vorwärts, trotzdem geht es nicht. Von den 425 Abgeordneten gibt es nicht einen, der leugnete, daß die Ausgleichsvorlagen und die Handelsverträge im kommenden Frühjahr in Angriff genommen werden müssen, daß also für sie Raum geschaffen werden muß. — Das Ministerium gibt sich alle Mühe, die Bahn für diese Vorlagen frei zu machen. Und doch — es geht nicht! Gibt es etwa eine versteckte Opposition? Auch nicht, in diesen Dingen nicht. Denn die Feudalen wagen es nicht, in so eminenten Staatsfragen Opposition zu machen. Außer ihnen aber hat Koerber keinen Feind im Hause — nicht die Klerikalen, nicht die Liberalen, weder die Ultramontanen noch die Alldeutschen, weder die Slaven noch die deutsche Linke hat er zu Gegnern, selbst die Sozialdemokraten bereiten ihm keinerlei Schwierigkeit. Noch nie hat ein österreichischer Staatsmann in so hohem Maße die Sympathie fast aller Volksvertreter besessen — und doch, es geht nicht.

Da ist eine Regierung, ein Parlament, eine Majorität für die Fragen, die auf der Tagesordnung stehn, keine nennenswerthe Opposition — also, das Parlament ist. Wir erleben Plenar- und Ausschußsitzungen, es wird geredet und berathen, sogar sachlich berathen — also arbeitet das Parlament. Und trotzdem bricht der greise Monarch aus in die Klage: „Es ist zu verzweifeln!" Trotzdem beruft Koerber die allgemeine Obmänner-Konferenz und erklärt, so könne es nicht weitergehn, die Zustände seien unhaltbar.

Und noch mehr. Man kann sagen, die Bevölkerung selbst wünscht nahezu einmüthig das, was der Premier anstrebt! Die vitalsten Volksinteressen stehen auf dem Spiele, die wirthschaftliche Zukunft aller, die in Industrie, Gewerbe und Landwirthschaft thätig sind, der politische Einfluß ganz Cisleithaniens Ungarn gegenüber, die Hegemonie in der Monarchie. Und in allen diesen Fragen ist — ein seltener Fall! — Staatsverwaltung und Volk einig. Und doch die parlamentarische Krise!

Das österreichische Parlament tagt und arbeitet, es ist also. Aber es ist kein Parlament, es ist keine irgendwie mögliche Form der Volksvertretung. Für diejenigen, die dieses Haus wählen, welche bei der Wahl der Abgeordneten entscheiden, sind die auf der Tagesordnung stehenden Fragen nicht die Hauptfragen. Wir haben eine sogenannte Interessenvertretung: die vertretenen Interessen sind nicht Volks- und also auch nicht Staatsinteressen, sondern Forderungen einzelner Gruppen. Das Gruppeninteresse geht den Staats- und Volksinteressen voran, man ereifert sich, man kämpft für jenes, „Staatsnothwendigkeiten" erkennt man wohl an, aber man rührt keinen Finger dafür. Schon darum ist das Parlament nicht.

Aber dieser Gesichtspunkt entscheidet in der augenblicklichen Lage nicht. Die öffentliche Meinung, die allgemeine Ueberzeugung ist so mächtig, daß auch diese Abgeordneten das wollen, was geschehen muß, wenn ihr Herz auch nicht dabei ist. Herr Schneider möchte viel lieber die Juden ertränken, Wolf lieber die Tschechen anrempeln, die Aebte des Centrums zögen es vor, die Lutherischen auf den Scheiterhaufen zu schleppen. Aber da nicht alle Tage Kirchweih ist, sind sie auch bereit, das Budget zu berathen und Handelsverträge vorzubereiten.

Aber kaum haben sie sich zu Tische gesetzt und schon sitzt das Gespenst zwischen ihnen, der ungebetene, unerwartete Gast, dessen Anblick sie lähmt, das Gespenst der nationalen Frage. Niemand vermag zu sagen, woher es denn plötzlich gekommen, niemand weiß, warum es gerade jetzt emporgestiegen.

Vor zwei Wochen ahnte innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle niemand, daß es heute eine Universitätsfrage geben soll. Plötzlich entsteht zwischen italienischen und deutschen Studenten an der Innsbrucker Universität ein Streit. Selbstverständlich folgen Versammlungen, zu denen Abgeordnete geladen, bei denen alle alten Programmforderungen wieder laut werden. „Wir Italiener müssen eine selbständige Universität in Oesterreich haben." Das Ministerium begütigt, stellt in dunklen nichtssagenden Reden in Aussicht, man werde sich mit den Fragen befassen, nur daß Friede sei. Aber tags darauf verlangen die slovenischen Dozenten und Studenten in Graz eine slovenische Universität in Laibach, die tschechischen eine nationale Universität in Mähren, die ruthenischen in Lemberg und die deutschen, sie können nicht zurückbleiben und verlangen eine deutsche Universität in Brünn oder Olmütz. In vierzehn Tagen stehen fünf Universitäten auf der Tagesordnung und alle Staats- und Volksnothwendigkeiten sind von derselben abgesetzt.

Wie spiegelt sich dieser Vorgang im Parlament wieder? Die Regierung bleibt fast unberührt von dem Streit, sie erklärt einfach: Eine solche nationale Konzession würde die andere Nation verletzen und zur Obstruktion treiben; ich stehe der Sache wohlwollend gegenüber, aber ihr begreift, daß ihr euch in der Sache nicht an den Staat, sondern an die andere Nation wenden müßt. Mir geht begreiflicherweise das Staatsinteresse bevor, und das ist das Budget, der Ausgleich, die Vorbereitung der Handelsverträge.

Und hierin liegt der springende Punkt. Die Volksvertretung und ihr ganzes Gebaren läßt sich nur aus dem einen Verhältniß begreifen, aus dem Verhältniß des Staates zur Bevölkerung und ihren nach materiellen Interessen differenzirten Klassen, aus dem Kräftespiel zwischen Regierung, Majorität und Minorität. Bei uns aber läuft ein zweites Verhältniß mit unter: Das Verhältniß zwischen Nation und Nation, und dieses entscheidet. Ist die Regierung neutral, und das muß sie sein, so stehen die Parteien im Parlament in gar keiner Beziehung zum Staat und seiner Regierung mehr, sondern nur die Nationen zu den Nationen: Dann gibt es keine Mehrheit und keine Minderheit mehr, sondern ein Kampffeld, auf dem acht Heerhaufen neben einander lagern, unverbunden, ohne gemeinsame Interessen, jedes Fähnlein ängstlich darauf bedacht, daß ja nicht ein Nachbar die Demarkationslinie überschreite und sich heranschleiche. Dann gibt es nur mehr Feinde. Das Parlament wird so zu derjenigen Stätte, wo der Staat und seine Interessen eliminirt sind, und die nationalen Gegensätze in ihrer Reinheit in Erscheinung treten!

So ist das Parlament zwar da, aber es ist wiederum alles, nur kein Parlament. Denn mechanisch addirte, bloß physisch nebeneinander gesetzte Fraktionen, die nichts gemeinsam haben als das bellum omnium contra omnes, geben keine Volksvertretung. Finden wir doch in jedem normalen Parlament eine organische Gliederung der Parteien von der Rechten bis zur äußersten Linken, zahlreiche verbindende Glieder zwischen Konservativismus und Radikalismus, zwischen Landjunker und landlosem Proletarier. Wer zwischen diesen Parteien vermittelt, heißt wohl unter Umständen „Patriot". Die Nationen scheiden sich aber streng —

wer nur mit dem Gegner unterhandelt, gilt als Ueberläufer, als nationaler Verräther. Diese absolute Sonderung der Nationen im Parlament lähmt dasselbe und benimmt ihm alle Funktionen einer Volksvertretung.

In der Praxis liegen die Dinge allerdings nicht so arg, denn die nationalen Faktoren sind ja nicht allein wirksam, soziale und konfessionelle Momente durchbrechen vielfach die nationale Abgrenzung. Diese Momente leben alle im Bewußtsein der Parlamentarier, sie reden so, wie wenn sie von ihnen erfüllt wären. Aber nur deshalb reden sie so, weil sie anders handeln müssen. Sie zahlen den Staat und das Volksganze reichlich in Worten, weil sie Thaten für sie nicht haben. Der alte Grundsatz der Politik, daß man die Menschen nicht darnach einschätzen darf, was sie von sich meinen und sagen, sondern nur darnach, was sie thun und thun müssen, wird in Oesterreich nicht beherzigt. Diese Abgeordneten können nicht anders, sie sind belastet von Geburt an, weil sie aus einem unsinnigen Wahlrecht geboren sind, das die ökonomischen und sozialen Gegensätze ausscheidet und allein die nationalen wirksam werden läßt. Sie sind groß geworden nicht im Kampf für oder gegen Staats- oder Volksinteressen, sondern im Kampf der einen Nation gegen die andere.

Will man aber im Parlament das einzig mögliche Verhältniß herstellen, das Verhältniß zwischen dem Staat und der Bevölkerung in ihrer sozialen und ökonomischen Schichtung, dann verweise man die nationalen Streitfragen ad separatum. Täglich mehren sich in Oesterreich die Stimmen, welche die Ausscheidung der nationalen Fragen aus der Kompetenz der Volksvertretung die Errichtung rein nationaler Vertretungskörper mit eigenem Steuerrecht und die Uebertragung gewisser Kompetenzen auf sie fordern. Wenn die Italiener, Slovenen, Ruthenen und schließlich auch die Deutschen Universitäten wünschen, dann mögen sie dieselben beschließen, errichten und selber zahlen! Lasse doch der Staat den Nationen, was ihnen zukommt, und sichere sich selbst, was des Staates ist! Es gibt keine andere Auseinandersetzung zwischen den acht Nationalitäten, als die, daß man sie eben — auseinandersetzt.

Diesen Ausweg fordern diejenigen, die sich in Oesterreich um das Programm der nationalen Autonomie scharen. Ihr Rath scheint begreiflich, aber was nützt er in der augenblicklichen Situation? Verfassungsänderungen so gewaltiger Art erfordern nicht nur hohe Einsicht, sondern auch Zeit. Diese aber fehlt. Alle Aufgaben drängen sich. Vier Jahre regiert man bei uns ohne ordnungsmäßig bewilligtes Budget, der ungarische Ausgleich ist zu perfektioniren, die Handelsverträge stehen vor der Thür. Angesichts dieser Aufgaben kann eine Regierung nicht an den Umbau des Alten gehen. Und so griff das Ministerium zu dem Mittel, die Widerspenstigen durch den Hinweis zu bezähmen, daß die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung und die Macht auf Seite der Regierung seien und daß daher durch Beseitigung der Wahlprivilegien der Wille dieser Mehrheit zur Geltung gebracht werden könne. So hat denn Koerber erklärt: Entweder thut dieses Parlament seine Pflicht, oder es ist nicht mehr.

Wien. Rudolf Springer.

Die Besserung der Wohlfahrt auf dem platten Lande .... in Holland.

Neulich enthielt das „Sociaal Weekblad" unter dem Titel, mit welchem ich auch diesen Aufsatz überschreibe, eine Uebersicht der Anzeichen einer auf dem hiesigen platten Lande eingetretenen Besserung, welche ich mit einigen eigenen Zusätzen aus Anlaß des jetzt tobenden Streites über die Erhöhung der Kornzölle den deutschen Lesern der „Nation" zur Erwägung empfehle.

Vielfach findet man in der deutschen Presse, auch von Personen, die nicht durch agrarisches Sonderinteresse geleitet werden, die Behauptung vertheidigt, daß es nothwendig gewesen sei und noch nothwendig bleibe, im Interesse der Bodenkultur, durch hohe Einfuhrzölle dem in den siebziger Jahren auf dem Weltmarkt angefangenen Preisniedergang des Brotgetreides und der Futtermittel und in Folge dessen auch des Bodens entgegenzutreten. Es heißt, daß man „die Landwirthschaft nicht fallen lassen könne". Natürlich ist es nicht zu bestreiten, daß den zeitweiligen Besitzern damals ein Schaden drohte, welcher in Ländern, die, wie auch Holland, fortgesetzt auf Getreidezufuhr angewiesen sind, mit Einfuhrzöllen abgewendet werden kann. Der Preisfall des Bodens, als Folge des Rückganges des Nettogeldertrages vom Getreidebau, hat die Bodenkapitalisten in den Ländern des Freihandels denn auch ziemlich hart getroffen. Waren dieselben en bloc genommen, in dem Vierteljahrhundert 1850 bis 1875 schlafend, ohne Verdienst, reich geworden, in den folgenden Jahrzehnten sind sie vielfach ohne eigenes Verschulden zurückgekommen, und leider waren es zum Theil nicht dieselben Personen. Wer bei den hohen Preisen Land gekauft hatte oder sich bei einer Erbtheilung hatte zutheilen lassen und den Kaufpreis nach dem Maßstabe von $^2/_3$ des Bodenwerthes hypothekarisch geborgt hatte, konnte sich natürlich nicht auf seinem Gut halten und wurde, wie es hier in Holland heißt, „Bauer ab". Ebenfalls wurden die Pächter mit langen Kontrakten erheblich benachtheiligt. Vielfach waren die Eigenthümer zu Pachtnachlässen genöthigt, um ihre Pächter bei gutem Muthe und Gesinnung zu erhalten. Dieses Klasseninteresse des Landeigenthümers und langfristigen Pächters ist aber durchaus nicht identisch mit dem Interesse der Landwirthschaft als Ganzes. Letzteres findet seinen Ausdruck in der guten, rationellen Bestellung des Bodens und in der Erhaltung eines gesunden Betriebs mit ausreichenden Geräthen, Düngungsmitteln und Arbeits- und Nutzthieren.

Wie ist es der holländischen Landwirthschaft in diesem objektiven Sinne in dem letzten Vierteljahrhundert gegangen? Hat Holland die billige Versorgung seiner Bevölkerung mit Brot- und Fütterungskorn mit dem Ruin seiner Landwirthschaft bezahlen müssen? Wenn überhaupt niedrige Getreidepreise nicht nur die Bodenrente schmälern, sondern auch die Landwirthschaft ruiniren würden, dann hätte es in Holland in dieser Periode doppelt der Fall sein müssen. Denn zur selben Zeit hatte schon in Folge der Verdrängung der Garancine durch Anilinfarbstoffe und des Oels durch Petroleum die Kultur zweier früher ergiebiger Produkte der holländischen Landwirthschaft, Krapp und Raps, so gut wie aufgehört. Und die Herrschaft der Agrarier in Deutschland und Frankreich, theilweise auch in Belgien und England — letzteres so weit die Interessen der Viehzucht in Frage kommen — erschwerte obendrein unseren Produkten den Eingang in diese Länder. Es wurden aus angeblich sanitären Erwägungen für unser lebendes Vieh die fremden Grenzen meistens so gut wie ganz geschlossen. Die holländische Landwirthschaft befand sich somit in höchst schwierigen Verhältnissen.

Dessenungeachtet kann jetzt der Verfasser des oben erwähnten Artikels, Dr. Bruinsma, der in seiner Berufsthätigkeit als ländlicher Arzt alle Erscheinungen auch im Einzelnen persönlich zu beobachten im Stande ist und der als Schriftsteller gewiß nicht zu den Theoretikern des Freihandels gehört, im Allgemeinen ein erfreuliches Bild entwerfen.

Das Hauptgewicht wird auch von ihm dahin gelegt, wo es a priori erwartet werden konnte, nämlich auf die Besserung der Qualität des Bauernstandes. Eine schwere Zeit bewirkt bei einer kräftigen Bevölkerung nicht selten eine Auslese.

„Das Bauern", sagt Dr. Bruinsma, „war früher keine Kunst: Handelskenntniß war kein Bedürfniß; noch weniger besondere Studien oder Wissenschaft. Es wurde gesäet und gedüngt, gearbeitet und geerntet, wie Vater und Großvater es gethan hatten, mit regelmäßiger

Vertheilung und festem Fruchtwechsel von Jahr zu Jahr. Unter dem Drang der Umstände, der Schmälerung des Gewinns und des steten Preisrückgangs hat sich dies alles geändert, weil es sich ändern mußte; wer nicht mit wollte, wer keine neue Richtung einschlagen wollte, ging zu Grunde."

Das heißt, er wurde „Bauer oder Pächter ab"; ein Besserer trat an seine Stelle; der Landwirthschaft als Ganzem war mit dieser Aenderung gedient. An die Stelle eines unter den Zinsen eines zu hohen Ankaufspreises zusammenbrechenden Besitzers kam ein Käufer zu billigem Preise oder auch der hypothekarische Gläubiger; jedenfalls einer, der nicht durch Geldmangel genöthigt war, das Land auszumergeln.

Bei Regierung und Bevölkerung kam mit und durch den Fall der Bodenpreise, der zur Anstrengung anspornte, ein erhöhtes Interesse auch für Fachunterricht in allen Zweigen der Bodenkultur, für Versuchsfelder, für Probeversuche mit Samen und Dünger, für landwirthschaftliche und kooperative Vereine jeder Art. Eine bis dahin ungekannte Aktivität trat in jeder Richtung zu Tage, insbesondere auch auf dem Gebiete der Pferde- und Viehzucht. Neue Absatzgebiete wurden gesucht, auch für feinere Produkte, deren Kultur der Gartenwirthschaft beizuzählen ist. Auf jedes Detail wurde mehr Sorgfalt verwendet, z. B. auf die Auswahl des Samens, Quantität und Eigenart des Düngers; Dinge, die bei den früheren hohen Preisen ziemlich vernachlässigt wurden. Vieles bleibt noch zu thun; in vielen Kreisen ist noch die Kenntniß ungenügend, nicht abzuleugnen ist jedoch, sagt Bruinsma,

„daß viel Gutes zu Stande gebracht ist. Der drohende Untergang des Bearbeiters des niederländischen Bodens ist vor der Hand abgewendet, dank der erhöhten Kraftanstrengung vieler. Nicht gerade diejenigen, welche auf der gesellschaftlichen Seite als Landwirthe am höchsten standen, nicht die Bewohner fetter Landstriche sind hierbei in erster Linie zu nennen; auch die kleinen Leute, die Stillen im Lande, haben nicht geruht. Es ist für jeden, der sich unter ihnen bewegt auffällig, wie die Auffassung des landwirthschaftlichen Betriebs, die Einsicht in das Geschäft, die ganze Behandlung desselben in einem halben Menschenleben eine völlige Umgestaltung erfahren hat, wenn auch noch viele zurückgeblieben sind.."

Ich komme jetzt zu den statistischen Belegen für die besagten Besserungen, wobei ich das von Bruinsma beigebrachte Material aus den eben erschienenen Jaarcyfers 1900 noch etwas ergänzen kann.

Seiner Zeit wurde auch von den holländischen Agrariern behauptet, daß bei den niedrigen Getreidepreisen der Boden außer Kultur gerathen müßte. Von diesen Prophezeiungen hat sich auch keine Spur erfüllt. Der Uebergang von unkultivirtem zu kultivirtem Boden ist auch bei den niedrigeren Preisen regelmäßig, wenn auch langsam vorgeschritten. Für jede Kulturart — mit einer Ausnahme — ist seit 1879 die Hektarenzahl vermehrt, wie folgender Status ausweist:

	1879 ha	1899 ha
Ackerbau	855 770	865 676
Weide	1 113 447	1 185 366
Gartenbau	27 879	39 557
Obstkultur und Baumschulen	23 338	22 504
Wald	214 630	250 683
Total . .	2 235 064	2 363 786

Dieser erweiterte Flächenraum des Kulturlandes gibt aber keinen Maßstab der Erhöhung der Produktion. Dafür ist auch auf den Ertrag Bezug zu nehmen und bei diesem ist die Steigung noch weit bedeutender. Folgender Status weist die Erhöhung des Durchschnittsertrags per Hektar für die Hauptprodukte auf. Selbst damit ist noch der Grad der Besserung unserer Bodenkultur nicht völlig bezeichnet; denn auch Qualität und Gewicht der Produkte müßte dabei in Betracht kommen. Darüber aber schweigt die Statistik, wie auch über die zunehmende Verwerthung früher ziemlich verwahrloster Nebenprodukte, insbesondere Stroh für die Papierfabrikation.

Der Durchschnittsertrag betrug per Hektar in Hektolitern bezw. bei Zuckerrüben in Kilogrammen:

	1876/80	1881/85	1886/90	1891/95	1896/99
für Weizen	21.2	22.4	24.4	23.7	26
„ Roggen	17.4	18 5	19.7	20.3	21.5
„ Wintergerste .	36.1	40.3	40.5	41.4	40.9
„ Sommergerste.	27.1	29.2	30 3	31.0	33.0
„ Hafer	37.0	36.7	39.9	40.2	43.7
„ Kartoffeln. . .	112	161	147	169	195
„ Buchweizen *)	15.6	14 9	13.8	14 4	15.5
„ Bohnen	20 5	21.1	24.4	23.6	23.9
„ Erbsen	20.5	20 3	22 7	21.1	26.2
„ Zuckerrüben . .	23 360	25 520	24 098	25 393	32 951

Einen starken Fortschritt der Pferdezucht zeigt die stetig wachsende Zahl der Pferde unter 3 Jahren. Die mittlere Zahl war in 1871—1880 48 200, während die Statistik in 1899 65 200 ausweist; von Milchvieh stieg die mittlere Zahl von 911 200 in 1871—1880 auf 958 400 in 1899; von Kälbern von 434 600 auf 600 300. Nur die Zahl der Schafe ging von 895 800 (mittlere Zahl 1871/80) zurück auf 755 400 (1899); dagegen war ein Zuwachs bei Böcken und Ziegen von 150 100 auf 179 400 zu verzeichnen.

In unmittelbarem Zusammenhange mit den niedrigen Preisen der Fütterungskörner steht der ungeheure Zuwachs der Schweinezucht. Nach den bezüglichen statistischen Erhebungen waren an Schweinen:

	vorhanden am 1. Dezember des Jahres	im Laufe des Jahres geschlachtet
1871—1880	346 100	274 400
1881—1890	475 500	363 100
1890—1894	576 300	482 500
1895	662 200	584 400
1896	656 100	604 400
1897	653 500	584 500
1898	714 100	588 800
1899	737 600	610 900

Der Zuwachs der Vieh- und Schweinezucht ist um so merkwürdiger, da er stattfand bei sinkenden Preisen auch für diese Produkte. Nur die Schafzucht scheint unter dem Preisrückgang gelitten zu haben.

Auch nach der Statistik steht somit unumstößlich fest, daß die Freihandelspolitik der Bevölkerung den ganz unschätzbaren Vortheil der Verbilligung der Nahrungsmittel hat zukommen lassen, ohne daß Bodenkultur und Landwirthschaft darunter gelitten haben. Nur die Käufer von Grund und Boden in der Periode der Theuerung, die auf stets steigende Preise gerechnet hatten und nicht rechtzeitig eingesehen haben, welche Folgen die Aufschließung neuer Länder durch Eisenbahnen und Dampferlinien auf die Getreidepreise ausüben mußte, haben verloren, und die Grundbesitzer, die sich in dieser Periode nach den hohen Preisen häuslich eingerichtet hatten, haben zu einfacherer Lebensweise zurückkehren müssen.

Haag, 19. November 1901.

S. van Houten.

*) Die Kultur des Buchweizens ist auch quantitativ sehr zurückgegangen. In 1861—1870 war die Durchschnittszahl der mit Buchweizen bebauten Hektare etwas mehr als 67 000, in 1899 nur noch 29 000. Bruinsma schreibt dies u. a. dem Rückgang der Bienenkultur zu, deren Wirksamkeit bei der Befruchtung der Felder nicht entbehrt werden kann.

Parlamentsbriefe.

I.

Der Reichstag ist nach seiner Vertagung wieder zusammengetreten, um einige Vorlagen zu erledigen, mit denen er vor seiner Vertagung nicht fertig werden konnte, und er findet eine neue Vorlage vor, die an Wichtigkeit alles übertrifft, was ihn bisher beschäftigt hat. Schon in seiner äußeren Gestalt ist der neue Zolltarif nebst der „Begründung“ ein mehrhändiges Ungethüm; der Inhalt aber ist noch viel ungeheuerlicher.

Was die Regierung sich vorgesetzt hat, ist nichts Kleines; zunächst will sie einen Zolltarif durchsetzen, in dem sie das Ausland so feindlich behandelt wie möglich, und hinterher will sie Handelsverträge durchsetzen, in denen das Ausland uns so freundlich behandeln soll wie möglich. Es ist klar, daß der Augenblick eintreten wird, in dem die Unvereinbarkeit dieser beiden Zielpunkte für jedes Auge zu Tage treten muß. Es fragt sich, welchen Zielpunkt man dann im Auge behält und welchen man fallen läßt.

Es gibt in der liberalen Partei merkwürdiger Weise noch immer Optimisten, welche der Meinung sind, die Regierung werde die hohen Getreidezölle fallen lassen, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen habe, daß mit diesen hohen Getreidezöllen sich keine günstigen Handelsverträge abschließen lassen. Sie werde zu der Ueberzeugung kommen, daß das deutsche Reich ohne günstige Handelsverträge nicht bestehen kann; sie werde gewisse Worte zu ihrer Richtschnur nehmen, nach denen Weltpolitik, Weltmacht und Weltverkehr nicht außer Augen gelassen werden dürfen.

Ich bin genau der entgegengesetzten Ansicht. Ich bin heute schon überzeugt, daß der Reichskanzler, sobald er gesehen hat, daß er mit den Minimalzöllen keine Handelsverträge abschließen kann, entschlossen ist, an den Minimalzöllen festzuhalten und den Weg zu Handelsverträgen auf dem kleinen Umwege über einen Zollkrieg zu suchen. Une petite guerre! Daß der Zollkrieg endlich zu einem Frieden, und der Frieden zu Handelsverträgen führen wird, ist freilich sicher, denn jeder Krieg hat noch zu einem Frieden geführt. Auch auf den dreißigjährigen Krieg folgte der westfälische Frieden. Aber dieser Frieden machte die Verwüstung nicht ungeschehen, die inzwischen eingetreten war.

Was mich zu dieser Ansicht über die innersten Absichten des Reichskanzlers bewegt, sind zwei Umstände. Einmal eine Rede des Reichskanzlers, die er im Februar gehalten hat und die nach meiner Ansicht die ernsthafteste Rede ist, die von ihm jemals in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Es war auf einem Festmahl des Landwirthschaftsraths. Die Landwirthe und Junker waren ganz unter sich; im Reichstage sitzen Liberale, und deren Anwesenheit genirt, wenn man seine innersten Ueberzeugungen aussprechen will. In dem kleinen vertrauten Kreise aber kann man von der Leber fort sprechen.

Und hier hat der Reichskanzler gesagt, er gehöre einem Geschlechte an, das seit Jahrhunderten den deutschen Boden bebaut hat, und darum sollte man Zutrauen zu ihm fassen. Hier hat der Reichskanzler gezeigt, von welchem Gesichtspunkte aus er die öffentlichen Angelegenheiten betrachtet. Die Interessen der alten Geschlechter sind in guten Händen.

Der zweite Grund, der mich zu meiner Ansicht bewegt, ist die Sorgfalt, mit der schon jetzt Material zu einer Anklage gegen die Liberalen für den Fall gesammelt wird, daß die Handelsverträge nicht zu Stande gekommen. Es wird die Behauptung aufgestellt werden, die liberale Partei hätte die Interessen des Auslandes vertreten, hätte dem Auslande Waffen in die Hände gespielt, um die gerechten Ansprüche Deutschlands abzulehnen. Man stellt sich, als besitze das Ausland nicht Klugheit genug, seine eigenen Interessen zu wahren, wenn es von den deutschen Freihändlern nicht unterrichtet wird.

Wenn daher der entscheidende Augenblick herannaht, wird die Regierung sagen, sie habe das Ihrige gethan, um günstige Verträge abzuschließen; die Hartnäckigkeit des Auslandes, das durch die Freihändler angestachelt sei, hindere sie daran. Jetzt werde man zwar den Abschluß von Handelsverträgen nicht außer Augen lassen, aber der einzige Weg, um dahin zu gelangen, führe durch einen Zollkrieg. In diesen Zollkrieg möge man getrost eintreten; er werde schon zu einem günstigen Abschluß gelangen. Als es mit der Kanalfrage nicht vorwärts wollte, hörte man das Wort: „Miquel wird es schon machen“. Die Erfolge des Grafen Posadowsky auf dem Gebiete der Handelspolitik werden sich den Erfolgen Miquel's im Kanalbau an die Seite stellen.

Dank der Kartellpolitik, die früher bei uns die Herrschaft führte, besitzen wir einen Reichstag, der schon seit länger als drei Jahren versammelt ist und den Zusammenhang mit der Volksstimmung verloren hat. Jede Besorgniß um den Zolltarif und die Handelsverträge könnte schwinden wenn jetzt Neuwahlen ausgeschrieben würden. Jetzt beruht die einzige Hoffnung darauf, daß die Volksstimmung sich mit Macht geltend macht, und es dahin bringt, daß sie nicht überhört werden kann, obwohl Neuwahlen nicht in Aussicht stehen.

In Deutschland dauert es freilich zuweilen lange, ehe die Volksstimmung sich Bahn bricht. Vor mehr als vierhundert Jahren faßte Kaiser Maximilian den Plan, den ewigen Landfrieden in Deutschland durchzuführen. Sein Werk ist noch immer nicht gekrönt. Allerdings die Raubritter reiten nicht mehr auf den Stegreif. Mit Getreidezöllen, Liebesgaben und Spiritusringen erreichen sie mehr. Aber noch immer wird der Landfriede gebrochen von Leuten, die sich am Biertisch um Kleinigkeiten willen überworfen haben und sich nun mit der ritterlichen Waffe der Pistole niederknallen. Die Debatte vom Mittwoch hat gezeigt, daß von Gründen für und wider das Duell kein neues Wort vorgebracht werden kann. Aber etwas Neues hat sich doch gezeigt.

Der Kriegsminister Bronsart von Schellendorf, der erste, hat einst im Reichstage mit großem Nachdruck gesagt, in der preußischen Armee sei der Gehorsam ein unbedingter. Ein unbedingter; keine einzige Ausnahme wollte er zulassen. Aber eine Ausnahme ist jetzt doch an das Tageslicht getreten; ein königlicher Befehl, der das Duell einschränkt, wird von preußischen Offizieren nicht befolgt. Der Kriegsminister selbst hat das vor der Oeffentlichkeit einräumen müssen.

Es gibt nur eine Wahl: Landfriede oder Duell, Gesetz oder Anarchie. Die Wahl muß einmal getroffen werden, aber es dauert lange, bis wir dahin kommen.

Proteus.

Kaiser Friedrichs Leben.

Die Persönlichkeit des ersten deutschen Kronprinzen übte auf alle Menschen, die mit ihm in Berührung kamen, einen eigenartigen Zauber aus. Deshalb finden wir in den während des letzten Jahrzehnts reichlich erschienenen Denkwürdigkeiten und Biographien seiner Zeitgenossen so viele Zeugnisse, welch' tiefen Eindruck sein schlichtes Wesen, sein edles Gemüth, seine Begeisterung für Vaterland und Freiheit hinterlassen haben. Nicht minder werthvoll aber ist die aus diesen Quellen fließende Erkenntniß der Bestrebungen und Handlungen des volksthümlichsten Fürsten, dessen Ideale die des deutschen Bürgerthums waren und sind.

Dank schulden wir daher dem Professor Martin Philippson dafür, daß er die in vielen Werken zerstreuten

einzelnen Nachrichten zu einem treuen Lebensbilde*) zusammengefügt und diesem besonderen Werth dadurch verliehen hat, daß er einige bisher dunkle Perioden in dem Leben des Kronprinzen an der Hand eines reichen handschriftlichen Materials, das Freunde des Kronprinzen ihm zur Verfügung gestellt hatten, aufgehellt und die Ergebnisse seiner Forschung in das Buch aufgenommen hat. So enthält das Werk nicht nur den Stoff, den auch ein anderer aus der weitschichtigen Litteratur mit vieler Mühe zusammensuchen konnte, sondern es stellt wichtige Thatsachen aus unserer politischen Geschichte zum ersten Male fest und theilt bedeutsame Urkunden, die bisher noch nicht veröffentlicht waren, dem Leser mit.

Schwerlich dürfte im Allgemeinen Heinrich von Treitschke's Wort richtig sein, daß nur derjenige Geschichtsschreiber, der die Geschicke des Vaterlandes wie selbsterlebtes Leid und Glück empfinde, der historischen Erzählung die innere Wahrheit zu geben vermöge. Aber für den Biographen eines Mannes, der unserer Zeit nahegestanden hat, trifft es zu: steht er dem Gedankenkreise und den Bestrebungen des Helden fern oder steht er ihnen gar feindselig gegenüber, so werden wir von ihm vergeblich eine zutreffende Aufklärung über die Beweggründe des Handelns und eine gerechte Würdigung der Persönlichkeit erwarten. Deshalb konnte Treitschke in seiner kleinen Schrift „Zwei Kaiser" dem Kronprinzen nicht gerecht werden.

Und deshalb vermochte Philippson, dessen liberaler Standpunkt den Lesern der „Nation" bekannt ist, das Wollen und Vollbringen seines Helden uns klar und wahr vors Auge zu führen. Er selbst sagt am Schlusse des Vorworts:

„Gewiß kann die Biographie Friedrichs III. nur von einem solchen geschrieben werden, den lebhafte Sympathie mit dem edlen und unglücklichen Fürsten verbindet. Allein so gern ich mich zu solcher Empfindung bekenne, so herzlich ich wünsche, daß meine Darstellung sie auch bei dem Leser wieder anrege — ich habe mich doch redlich bemüht, auch andersgearteten Persönlichkeiten und Richtungen gegenüber historische Unparteilichkeit walten zu lassen."

Dieses Streben nach Gerechtigkeit gegen den Helden und seine Gegner durchzieht in der That das ganze Lebensbild und verleiht der Arbeit Philippson's den Anspruch auf dauernde Beachtung. Mag im Laufe der Zeit diese oder jene Einzelheit aus dem Leben des Kronprinzen noch bekannt werden, — das Gesammtbild, das Philippson von seinem Streben und seinem Charakter entwirft, ist nach dem Urtheil der noch lebenden genauesten Kenner des Kronprinzen so ausgezeichnet gelungen, daß kein wesentlicher Zug zu berichtigen sein wird. Dabei hat der Verfasser den dankbaren Stoff in anziehendster Weise dargestellt, so daß es ein Genuß ist, sein Buch zu lesen. Kein Verehrer des Kronprinzen sollte diesen Genuß sich versagen.

Nur wenige Punkte hebe ich aus dem Buche hier hervor.

Philippson theilt (S. 40 ff.) den Inhalt eines Gutachtens mit, worin der ältere Baron von Stockmar im Jahre 1854 auf Wunsch der Prinzessin von Preußen seine Gedanken über die für einen preußischen König nothwendige Vorbildung darlegt. Stockmar geht davon aus, daß ein Monarch weit mehr der harmonischen Ausbildung des Charakters, als vielfacher positiver Einzelkenntniß bedarf und deshalb bei gesinnungstüchtigen, aufgeklärten und erfahrenen Staatsmännern in die Schule gehen soll. Die Gesundheit des preußischen Staates hängt nach Stockmar's Ansicht davon ab, daß in ihm das ewige Naturgesetz herrscht, „welches den einzelnen Menschen bestimmt hat zu einer vollen Entwicklung, freien Thätigkeit und bestimmungsgemäßen Anwendung seiner persönlichen Kräfte auf dem ganzen staatlichen, also dem kirchlichen wie dem bürgerlichen Gebiete." Nur durch wahrhaft revolutionäre Entfaltung aller Kräfte des modernen Lebens im Kampfe mit den dumpfen Mächten der Vergangenheit habe Brandenburg-Preußen sich zur ersten Stellung aufgeschwungen. Diese Anschauungen des weisen Staatsmannes haben auf den preußischen Thronfolger unverkennbar eingewirkt, verdienen aber auch in unserer Zeit beachtet zu werden.

Wichtige neue Aufschlüsse erhalten wir namentlich über den preußischen Verfassungskonflikt von 1861—1866 und über die Opposition des Kronprinzen gegen seinen Vater und Bismarck aus Anlaß des Konflikts. Mir scheint, daß Philippson durch sein Streben nach Gerechtigkeit hier veranlaßt worden ist, einen zu strengen Maßstab an das Verhalten des Kronprinzen anzulegen. Daß der Kronprinz gegen Oktroyirungen protestirte, in Danzig sie sogar öffentlich mißbilligte, daß er seinen Gegensatz zu Bismarck während des Konflikts durch möglichstes Fernbleiben von den Staatsgeschäften an den Tag legte, ist sehr hoch anzuschlagen und verliert dadurch nicht an Gewicht, daß der Kronprinz es ablehnte, in dem Widerstande gegen die Regierung weiterzugehen. Einen dauernden und bedeutenden Erfolg des geleisteten Widerstandes berichtet Philippson selbst auf Grund eines Schreibens von Karl Mathy, daß nämlich weitere Oktroyirungen unterblieben.

Wohl auf Grund von Aeußerungen Gustav Freytag's und Max Duncker's meint Philippson, daß der Liberalismus des Kronprinzen etwas unbestimmt gedacht gewesen sei (S. 78). Ich vermag mich aber dieser Auffassung nicht anzuschließen. Das Prinzip des Liberalismus, Gerechtigkeit gegen Jedermann, hatte in dem Kronprinzen feste Wurzeln geschlagen; die Ideale des Liberalismus lebten in ihm stärker als in einem großen Theile des liberalen Bürgerthums. Obwohl er im deutschen Kriege des Jahres 1866 den reichsten Siegeslorbeer gepflückt hatte, blieben seine Anschauungen über das, was Recht gewesen, unverändert, während viele Liberale, durch die großartigen Erfolge der Bismarck'schen Staatskunst geblendet, ihre politischen Ansichten und Rechtsüberzeugungen änderten. Noch in den achtziger Jahren sagte der Kronprinz (S. 339): „Wie soll ich einstmals für dieses Land Regierungsmänner finden, da ja doch seit 1866 kaum ein einziger sein juristisches Examen abgelegt hat, der einen anderen Gott anbetete als den Erfolg!" Dabei war der Kronprinz keineswegs ein Doktrinär. Wie er als Feldherr und Staatsmann — in letzterer Eigenschaft zu Nikolsburg — in schwierigsten Lagen mit ruhigem Blick das Richtige traf, würde er auch als Herrscher sein politischen Ideale nach Zeit und Umständen verwirklicht haben. Sein Liberalismus dürfte schärfer bestimmt gewesen sein als der Duncker's und Freytag's.

Das Leben des Kronprinzen war auf das Innigste mit dem seiner Gemahlin verflochten. Deshalb geht Philippson's Buch mit Recht auch auf dieses ein und legt dabei die Haltlosigkeit so vieler Anklagen gegen die edle Fürstin dar. Bekanntlich gehörte zu diesen auch die Behauptung, die „Engländerin" habe den Kronprinzen veranlaßt, von der Beschießung der französischen Hauptstadt abzurathen. Philippson weist aber darauf hin, daß der Kronprinz ebenso wie Moltke und Blumenthal aus militärischen Gründen Gegner der Beschießung gewesen ist, weil davon kein Erfolg zu erwarten stand. Dagegen wünschte Bismarck die Beschießung, um bei den Neutralen nicht den Gedanken an einen Stillstand aufkommen zu lassen, und Roon schloß sich ihm an. Von ihnen beeinflußt, entstand in Deutschland eine heftige Bewegung nach dem Beginn des Bombardements. Blumenthal erzählt darüber in seinen durch Margaretha von Poschinger veröffentlichten interessanten Aufzeichnungen:

„Nicht allein, daß die Presse sich der Sache bemächtigte und förmlich blutdürstige Artikel in die Welt schickte, sondern auch im Berliner Reichstage wurden dahin zielende Interpellationen vorbereitet, um auf den Entschluß des Königs einzuwirken. Auch an mich kamen viele Privatbriefe, namentlich anonyme, die mich aufforderten, endlich meinen Widerstand aufzugeben, da man sonst glauben könnte, daß ich in meinem Eigensinn durch englische Damen bestärkt worden wäre. Der Kronprinz erhielt ähnliche Briefe, ließ sich aber dadurch nicht irritiren."

Und über das Ergebniß des schließlich doch befohlenen Bombardements berichtet Blumenthal: es habe sich bei der Uebergabe gezeigt, daß die Forts „noch armirt und wider-

*) Das Leben Kaiser Friedrichs III. Von Martin Philippson. Mit einem Bildniß des Kaisers in Heliogravüre. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann 1900. Preis 7 Mk.

standsfähig waren, obgleich unsere Geschosse sie arg zugerichtet hatten. Es konnte daher wohl kein Zweifel mehr darüber sein, daß Paris nur allein durch die enge Einschließung und damit verbundene Aushungerung gefallen war. Für den Kronprinzen lag darin eine große Genugthuung, denn er hatte es von Anfang an für richtig erkannt und es auch an entscheidender Stelle bestimmt ausgesprochen, daß man sich ganz allein auf die Aushungerung beschränken, das schwere Geschütz nur zur Sicherung der eigenen Stellung verwenden und jeden Versuch des Entsatzes von Außen mit Energie zurückschlagen müsse. Mit einer halben Maßregel, wie sie angewendet worden ist, dem sogenannten artilleristischen Angriff auf die Festung, den er ausführen lassen mußte, war er niemals einverstanden."

An diesem Beispiel läßt sich eklatant nachweisen, wie ungerecht die Kronprinzessin angeklagt worden ist. Werden deshalb aber andere Angriffe auf die edle Fürstin weniger Glauben finden?

Ich kann die Anzeige des Werkes von Philippson nicht schließen, ohne eines Bestandtheiles zu gedenken, der von der Kronprinzessin herrührt. Als der dem Fürstenpaare befreundete Justizminister Friedberg die silberne Hochzeit feierte, schenkten sie ihm ein von der Kronprinzessin gemaltes Bild ihres Gemahls. Niemand hat das Wesen des Kronprinzen inniger erfassen können als die Vertraute seines Lebens, und da diese zugleich eine Künstlerin war, gibt das Gemälde uns ein treues Abbild aus einer Zeit, wo schon die Resignation ihre Schatten über das einst strahlende Antlitz des Helden warf. Von dem Gemälde haben Meisenbach und Riffarth eine treffliche Heliogravüre hergestellt, die dem gut ausgestatteten Buche beigegeben ist. Beim Anblick des Bildes kommen mir die Verse in den Sinn, mit denen Carl Aldenhoven vor dreizehn Jahren eine Gedächtnißrede auf Kaiser Friedrich begann:

> Was vergangen, kehrt nicht wieder;
> Aber ging es leuchtend nieder,
> Leuchtet's lange noch zurück.

Gotha. Karl Sammer.

Der Weg des Thomas Truck.

„Denn dort bekämpft man sich und haßt sich nicht." Das Wort findet sich in den seltsamen, kaum ganz verständlichen Bruchstücken, die Goethe unter dem Titel „Fragmente einer Tragödie" veröffentlicht hat. Er hat, wie es scheint, in diesem Stück den Kampf einer neuen Weltanschauung gegen die alte, der jungen Generation gegen die greisenhafte darstellen wollen. Das Land, in dem man sich noch bekämpft, aber nicht mehr haßt, sollte wohl das Ziel sein, dem diese ringende Generation zustrebte. Dies Land bewegten Friedens ist es auch, wohin der Weg des Thomas Truck führt, von dem Felix Hollaender in seinem zweibändigen Roman uns erzählt.*) Es ist das Land, auf das uns die großen Russen gewiesen haben, vor Tolstoj schon Dostojewskij, der auch in den künstlerischen Darstellungsmitteln der große Meister Hollaender's ist. Hollaender hat mit diesem Buch Größtes unternommen: seiner Zeit in künstlerischem Bilde nicht nur etwas zum ästhetischen Genuß hinzustellen, sondern etwas fürs Leben zu sagen; Großes ist ihm gelungen: es ist ein sehr ernstes Buch, dessen Wirkungen sich zu reiner Erschütterung steigern, die so lange im Leser nachbeben, wie nur ein reiches Stück Leben, ein Leben, das nicht abgeschlossen ist, sondern auf die Zukunft hinweist, es vermag.

Also ein Tendenzroman! Allerdings; insofern die Interessen, von denen die Gestalten der Dichtung bewegt werden, sich berühren mit unseren eigenen Interessen. Jedes Kunstwerk, das nicht rein beschaulich bleibt, das uns, vulgär gesprochen, an die Nieren geht, gehört zur Tendenzkunst, aber es hört darum nicht auf, Kunst zu sein. Ich wüßte keine bessere Definition der Kunst zu geben, als die von Tolstoj formulirte: „Die Kunst ist eine Thätigkeit des Menschen, die darin besteht, daß er durch gewisse äußere Zeichen den anderen bewußt die von ihm erfahrenen Gefühle mittheilt, wobei die anderen Menschen von diesen Gefühlen angesteckt werden und sie ebenfalls empfinden." Ob ein Tendenzwerk demnach zur Kunst gehört oder nicht, entscheidet sich dadurch, ob es zu unserem Gefühl spricht oder aber zu den Urtheilen unseres Verstandes. Hollaender's Buch nun kommt allerdings vom Gefühle her und geht zum Gefühl, obwohl es selbstverständlich, wie alle sprachliche Kunst, den Umweg über die Verstandesurtheile nehmen muß; ja, es ist sogar so gefühlsmäßig, daß gegen den Schluß hin — ich komme noch darauf zu sprechen — das Gefühl mit dem Verstand durchzugehen scheint. Davon zunächst abgesehen, ist also der Zusatz „Tendenz" das größte Lob, das man Hollaender's Buch zollen kann. Jedes Kunstwerk ist entweder alexandrinisch oder tendenziös; wir empfinden uns in es hinein entweder durch Angelerntes, Angelogenes, durch die Erinnerung an den Schulsack, oder durch die Vermittelung unseres eigenen Innern, durch die Erinnerung an das Leben. Nun gibt es freilich Leser, deren Gefühlsleben sich auf gewisse interne Privatererlebnisse beschränkt, die aber umfassendere Fragen und Probleme des ganzen, des sogenannten öffentlichen Lebens nur mehr mit Begriffen erfassen. Von diesen wird wohl der tadelnde Beigeschmack in das „Tendenzwerk" hineingebracht worden sein. Aber das ist die alte Lichtenbergische Geschichte von dem Kopf und dem Buch.

Was Hollaender uns in diesem Buche gibt, ist die Lebensgeschichte eines Zeitgenossen, dessen feine Seele sich seltsam aus Sensibilität und Aufruhr zusammensetzt. Ohne daß wir zunächst im geringsten ahnen, in welche wilde Welt wir späterhin gerathen werden, zeichnet uns der Dichter in seinem ersten Buche in feinen Linien den seltsamen Garten und das melancholische Elternhaus des Kindes Thomas. Auch über seine eigene Kunst läßt uns Hollaender trotz vieler romantisch-idyllischer Schönheit in dem gemächlichen Eingang des Werkes zunächst noch im Unklaren: manche Gestalt, wie der robuste Vater des Helden oder gar der wohlbekannte, weiberberückende polnische Geiger sind recht sehr konventionell gerathen. Auch sonst wollen wir nicht gleich so warm und begeistert werden, wie der Verfasser es offenbar von allem Anfang an ist: oft gar zu viel berauschte Worte über Dinge und Gestalten, von denen wir noch nicht so hingenommen sind, wie die übermäßig bilderfrohe Sprache es voraussetzt. Wir sehen noch zu viel den Autor, der sich seiner Worte freut, und zu wenig in das Leben seiner Gestalten hinein. Und was bei fast allen deutschen Romanen, im Gegensatz etwa zu Dostojewskij und Stendhal, die beide kein Wort zu viel sagen, so empfindlich stört: wir werden mit einer Unmasse beschreibenden Details behelligt, das uns unmöglich interessiren kann. Wir wollen, vor allem im Eingang einer Geschichte, die sich als Erzählung vehementer Schicksale ankündigt, nicht damit aufgehalten werden, wie die Blätter sich bewegten, als Thomas Truck spazieren ging, und dergleichen. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß das Kolorit und Stimmung gebe. Ein Autor mag es etwa nöthig haben, um eine Scene lebhaft vor Augen zu haben, sich den Naturrahmen dazu zu beschreiben; es mag ihm auch Bedürfniß sein, um an einer Stelle vom Fleck zu kommen, sich ins Breite zu verlieren: das mögen nothwendige Stützen für die Arbeit sein, nachher aber möchten wir wünschen, daß sie entfernt werden. In einem Buch wie dieses, wo alles aufs Seelenleben aus ist, ist unser ganzes Interesse dahin konzentrirt, wir dürfen nicht verzettelt werden. Etwas anderes ist es, wenn ein Dichter versucht, eine geheimnißvolle Uebereinstimmung zwischen den Naturvorgängen und den Seelenereignissen zu statuiren, wie es Maeterlinck's Virtuosität ist und wie es allerdings auch Hollaender dann und wann

*) Der Weg des Thomas Truck. Ein Roman in vier Büchern. Zwei Bände. Berlin. 1902. S. Fischer's Verlag.

versucht. Aber für solche Märchenstimmungen ist sein Buch doch wieder viel zu kräftig und realistisch, und so fehlt es diesen Anläufen am nothwendigsten: sie sind nicht glaubhaft und darum ein überflüssig retardirendes Element.

Indessen — diese Ausstellungen ändern am großen Werth des Buches nur wenig. Man bekommt sogar fast ein persönlich freundschaftliches Verhältniß zu dem Buch, wenn man sieht, wie sein Verfasser, der acht Jahre an ihm und damit gewiß auch an sich gearbeitet hat, durch allerlei Konventionelles hindurch sich allmählich zur Freiheit und Eigenheit auch in den Mitteln seiner Kunstübung hindurchringt. Hollaender wächst an seiner Aufgabe; die Darstellung der Kinderseelen und Provinzgemüther ist ihm nicht zur Vollkommenheit gelungen, aber sowie sein Held nach Berlin und in die Gesellschaft vom „Nachtlicht", ringender Geister mit sozialistisch-anarchistischen Tendenzen kommt, bemächtigt sich des Dichters ein so starker Geist des Grotesken und groß verzerrender Charakterisirungskunst, daß uns kein Widerstand gegen Einzelheiten mehr möglich ist. Wohl besinnen wir uns manchmal, ob manche Zuthat aus dem Gewürzkasten Dostojewskij's nöthig war, ob wir nicht gar zu viel mit Alpträumen, Hallucinationen und gespenstischen Begegnungen gefüttert werden, ob nicht durch diese virtuosen Künste mehr Krankheit in die Seelen dieser aufstrebenden Generation versetzt wird, als vielleicht des Dichters eigentliche Absicht war, aber es ist uns nicht möglich, uns bei diesen Einwänden aufzuhalten: wir haben zu stark das Gefühl, von einem Künstler durch ein grell beleuchtetes Reich nächtlicher Schönheit geführt zu werden. Mit starkem Vermögen zeigt uns Hollaender, wie Thomas Truck durch Volksgram, unwürdige Liebe und unzählige nächtliche Diskussionen mit seltsamen Menschen hindurch sich zu einer Persönlichkeit, die auf sich selber steht, hindurchringt. Und von einer Fülle von außerordentlich fest und sicher auf die Füße gestellten Gestalten sehen wir uns umgeben: der Mechaniker Fründel, ein unheimlicher Stirnerverehrer und proletarischer Don Jouan, der Dichter Liers, der aus überfeinem Respekt vor seiner Kunst lieber schläft als dichtet, und viele andere, die bald mit starken Schritten durch das Buch hindurchgehen, bald wie zartes Gewölk vorüberzuhuschen scheinen, sind uns unvergeßlich, und diese Scenen und Figuren sind es eigentlich, die so zwingend an dem Buche sind, daß man geneigt ist, es zu denen zu zählen, zu denen man gern immer wieder zurückkehrt, um besonders Markantes noch einmal und wieder zu lesen.

Auf die Ideengänge, von denen die Menschen dieses Buches bewegt werden, näher einzugehen, ist nicht meine Absicht. Sie bewegen sich auf der Linie zwischen den Gedanken des unvergeßlichen M. von Egidy, der in einer schönen Episode des Buches wie eine monumentale, der Geschichte angehörende Gestalt handelnd eingreift, und dem wildesten Terrorismus. Zu zeigen, wie Thomas Truck aus diesem Gedankenkreis heraus seine eigene Höhe findet, jenseits aller Parteiung auf einsamer Warte zu stehen und nach der Zukunft zu weisen, ist die Absicht des Buches. Der Standpunkt, den Thomas Truck in dem Moment einnimmt, wo der Dichter ihn sich selbst überläßt, kommt dem Tolstoj's am nächsten, und vom Christenthum ist somit gegen Ende des Buches reichlich die Rede. Von einem Christenthum natürlich, aus dem all das herausgefunden wird, was Hollaender's Weltanschauung bedarf. Das ist der Punkt, wo mir, wie ich oben sagte, das Gefühl mit dem Verstand durchzugehen scheint; und das Gefühl hat es noch allewege mit Goethe's Rezept gehalten:

> Im Auslegen sei frisch und munter,
> Legt ihr's nicht aus, so legt ihr's unter.

Nach Hollaender's eigenen Worten will der eigentliche Sinn der Lehre Christi nichts anderes sagen, „als daß der edle Mensch in sich selbst, im Erwachen seines Ich-Bewußtseins, seines All-Ichs seinen Lohn findet, nicht von außen her, nicht im Jenseitswahn".

Wenn er's eigentlich so meinte, warum hat er's denn nicht eigentlich so gesagt? Und wenn er's schon wirklich so meinte, was ist durch diese Autorität groß gewonnen? Warum immer noch und immer wieder den neuen Wein in alte Schläuche füllen, wovor doch gerade Jesus gewarnt hat? Es ist uns von den Worten und Meinungen und auch von dem Leben des Nazareners so Ungenaues, Schwankendes und Widersprechendes berichtet, daß es gramvoll zuzusehen ist, wie die Neuerer seit Jahrhunderten immer wieder bemüht sind, wie Schmetterlinge um dieses Licht zu fliegen. Es hat kein anderes Resultat, als daß gewisse Leute, die nur gar zu gern das Licht verhängen, diese Lerchen, die der Sonne zufliegen wollen, für Nachtschmetterlinge und Ihresgleichen ausgeben.

Vielleicht ist diese Schwäche in der Ausdrucksform der Weltanschauung einem noch tiefer liegenden Gebrechen zuzusprechen, das in dem Buche auch hervortritt. Hollaender's Kunst versagt, wo er nicht nur die Sehnsucht nach Ganzheit und Freude darstellen will, sondern die Höhe und die Erfüllung selbst. Da ist dann nur ein stammelndes Hin- und Herreden vom Reich der Freude und dem Festsaal des Lebens; aber was zum Ausdruck kommt, ist nie üppige, geile Lebenskraft und Fülle, immer nur krankhaftes Emporspreizen und süchtige Gier. Das aber ist ein Manko, vor dem man ohne Einschränkung Ehrfurcht haben darf; es ist der Stempel der Echtheit, der diesem Schmerzensbuch aufgedrückt ist. Vielleicht aber, wie gesagt, kommt es daher, daß Hollaender, wo er Positives und Erbauendes geben will, zu den Formen grauer Vergangenheit seine Zuflucht nimmt. Trotzdem aber liegt doch über den schönsten Stellen dieses reichen Buches — reich, weil es die Armuth und Sehnsucht unserer Zeit zu ergreifendem Ausdruck bringt — eine Weihe, die zwar nicht die Erfüllung ist, aber sie ahnen läßt: die Weihe der Wehmuth, durch deren Thränenschleier hindurch wir in zitternden Umrissen göttliche Menschen in Tanz und Jubel andächtig zu gewahren glauben. Die Musik, die durch das Buch hindurchgeht, geigt in gedämpften Tönen uns in den Traum von dem Festsaal hinein, in dem in weißen Leuchtern alle Kerzen brennen. In dem Moment, wo Thomas Truck diesen Festsaal zu betreten sich anschickt, schließt das Buch, das uns durch Kampf und Qualen — Volksgram ist das schöne Lieblingswort Hollaender's — zur Reinheit geleitet hat. Es ist ein ehrliches Buch: es weiß nichts zu erzählen von Dingen, die noch nicht da sind; die Kämpfe, die Hollaender darstellt, sind für ihn vergangen und darum künstlerisch zu bewältigen; die Höhe aber, auf der wir von Thomas Truck Abschied nehmen, ist der Boden, auf dem wir weiter kämpfen. Von dem weiteren Weg des Thomas Truck ist daher auch noch nichts zu erzählen.

London. Gustav Landauer.

Theater.

Deutsches Theater: „Der rothe Hahn". Tragikomödie in 4 Akten von Gerhart Hauptmann.

Der Tod hat seine eigene Weihe. Er glättet die Falten, die das Leben in das Gesicht gegraben. Lug und Trug und die anderen kleinen, armseligen Künste bestehen nicht vor ihm. Die Todten, sagt man, sind ehrliche Leute.

Eine Hoffnung raunt, man dürfe angesichts des Todes noch einmal sein Leben schauen. Wollen und Begehren sind dann abgefallen, die großen Irrthümer des Lebens treten zu Tage. Es gilt Abschiednehmen. Und in dieser Abschiedsstimmung wird man sich noch einmal des Guten bewußt, das einem zu Theil geworden, das Herz wird weich und der Blick wird weit; die Seele regt ihre Schwingen. Vom Berge des Todes gesehen, gewinnt das armseligste Leben silbrigen Glanz. Auch das ist Weihe des Todes.

In „Michael Kramer" hatte Gerhart Hauptmann solche Gedanken verdichtet, aus ihnen heraus hat er seine

neue Tragikomödie „Der rothe Hahn“*) geschaffen. Das Motiv des „Biberpelzes“ wird aufgenommen, zum Theil werden die alten, wohlbekannten Gestalten wieder gerufen. Aber in diesen Ideen finden Motiv wie Charakteristik ihre Vertiefung. . . . . . .

Mutter Wolff hat ihren braven Mann verloren, und sich in zweiter Ehe mit dem Schuster Fielitz getröstet. Es geht den beiden soweit ganz propper, aber natürlich, Mutter Wolff hat den Sinn für das Höhere. Die Hütte, in der sie wohnen, ist ihr längst ein Aergerniß, der Schwiegersohn ist Baubeflissener und die Baracke hoch versichert. Nichts rathsamer, als sich selbst den rothen Hahn aufs Dach zu setzen. Vater Fielitz hat anfangs seine Bedenken, die Strafgesetzbuch und Zuchthaus heißen, aber die werden beschwichtigt. Und so brennt eines Tages, während die beiden klüglicherweise nach Berlin gefahren sind, das Häuschen nieder. Amtsvorsteher Wehrhahn nimmt mit dem ihm eigenen Scharfblick, geleitet von der tiefen Liebe für Thron und Altar, die ihn auszeichnen, die Untersuchung vor, und das Resultat ist durchaus befriedigend: einem Unschuldigen wird das Verbrechen zur Last gelegt.

Der imbecile Sohn des Gendarmen außer Diensten Rauchhaupt hat bei Ausbruch des Feuers „Tut Tut“ gerufen und eine Schachtel mit Schwefelhölzern aus der Tasche verloren, also ist er es gewesen. Und damit vertieft sich Problem wie Charakteristik. Der Vater des armen Idioten, der vorher kaum nach ihm gefragt, wird sich seiner Liebe zu dem Kind bewußt, und diese Liebe erfüllt sein ganzes Wesen. Er wird um seinetwillen zum Querulanten, er macht gar einen Selbstmordversuch. Frau Fielitz, verwittwete Wolff, verfolgt er mit seinem Haß, er läßt ihr keine Ruhe, er spürt der Fährte der Verbrecherin nach.

Und nun der ganz eigene Ausklang dieser Tragikomödie! Frau Fielitz' letzte Stunde ist gekommen, in ihrem Herzen ist irgend etwas nicht in der Ordnung. Rauchhaupt stellt sich ein, um ihr wie immer zuzusetzen, er hat auch irgend etwas entdeckt, was zu neuem Beweise das Material liefern könnte. Er ist gekommen, sie zu quälen, aber die Stunde hat, ob die beiden wollen oder nicht, ihre eigenen Rechte. Versöhnlicher wird der Ton, in dem sie mit einander reden. Auf das erbärmliche Leben dieser beiden verkommenen Menschen fällt irgendwie ein Lichtschein. Dummheit regiert die Welt; wer nicht mitmacht, ist faul, und wer mitmacht, hat ein Verbrechen auf dem Halse, er weiß nicht wie. Lebt man im Schmutz, kann man sich nicht rein erhalten. Aber bei alledem — tief im Herzen ist irgend etwas geblieben, was nicht schlecht war. Verbrechergesindel gewiß, aber man war besser, als es den Anschein hatte. Man wollte eben nur heraus aus dem Schmutz. „Ma langt . . . Ma langt . . . Ma langt immer so“, das sind die Worte, mit denen Frau Wolff in den Tod geht. Auch für sie, die Verkommene, hat er seine Weihe.

Gedanklich ist das wundersam tief, es birgt auch eine gute Tröstung. Eine Gerechtigkeit, die innerlich das ausgleicht, was das Leben verfehlt hatte, tritt sanft leuchtend zu Tage. Nicht eine matte Schönfärberei, sondern ein ehrliches Ringen nach Versöhnung. Ein Mann, der die Kämpfe des Lebens kennt und weiß, daß sie betrügen, appellirt gläubig an den Tod. Nicht aber ist es Hauptmann gelungen, diese seine frohe Botschaft überzeugend zu gestalten. Das Leben seiner eigenen Menschen straft ihn Lügen. Man findet innerlich nicht die Möglichkeit, ihm zu glauben. Zwischen seinem dritten und vierten Aufzug klafft eine doktrinäre Kluft. Man erkennt in der Sterbenden Mutter Wolff nicht wieder. Sie ist ein ganz anderer Mensch.

Und gerade weil man Mutter Wolff just so wie sie war liebgewonnen hatte, will man mit der anderen, der Verklärten, nichts zu schaffen haben. Der starre Realismus rächt sich an Hauptmann's seelischer Kunst.

*) Das Buch ist soeben in schöner Ausstattung im Verlage von S. Fischer, Berlin erschienen.

Charakteristik und Milieuschilderung ist Hauptmann auch diesmal wundervoll gelungen. Diese Gestalten leben alle. Mit wenigen Strichen sind sie so gezeichnet, daß man sie kennt. Man hört sie über Gleichgültiges sprechen und durchschaut dabei ihre ganze Lebensführung. Da ist alles echt und wahr. Und dabei sind diese Menschen in ihrem Treiben mit prächtigem, überlegenem Humor geschildert. Hauptmann erhebt sich innerlich über sie und blickt in guter Zuneigung auf sie herab. In alledem ist ganz echtes Künstlerthum! Und diese einzelnen Gestalten wachsen zu einem Gesammtbild zusammen. Man bekommt den Eindruck der kleinen Ortschaft, nahe bei Berlin, in der sie wohnen. Man erfährt die Geschehnisse des Tages, durchschaut, wie religiöse und politische Fragen sich in diesen Köpfen spiegeln. Verwaltung und Rechtspflege kommen zur Geltung. Mit wenig Mitteln ist eine ganz umfassende Milieuschilderung gegeben.

Aber diese Milieuschilderung geht wiederum auf Kosten des Dramas, als solchen. Jeder noch so einfache Vorgang schließt eine Anzahl von Scenen in sich, die naturgemäß in dem Geschehen selbst gegeben sind und es bedingen. Jede Handlung verlangt nach bestimmten Auftritten, die zu ihrem Zustandekommen und ihrer Entwicklung nothwendig sind. Diese Scenen fehlen in Hauptmann's neuer Tragikomödie. Bilder reihen sich an Bilder, aber das, was man nothwendig zu sehen verlangen müßte, fällt aus. Gerade das Entscheidende hat die Phantasie zu ergänzen. Statt dessen werden Dinge in Fülle vorgeführt, die nur in losem, zufälligem Zusammenhang mit dem Ereigniß stehen. Statt des Urbildes eine Anzahl von Spiegelungen, aus denen man es mühsam konstruiren muß. Von einer Drum-rum-dramatik könnte man sprechen. Nicht nur die herkömmlichen Gesetze dramatischer Handlung sind kecklich mißachtet, sondern auch die anderen, die in dem Wesen logischer Entwicklung als solcher liegen. Und das hat sich an Hauptmann's neuester Dichtung schwer gerächt. Keine Spannung stellt sich ein, die Stimmung zerflattert. An immer neuen Einzelheiten verblutet die innerliche Antheilnahme. Dem Aufwand an guter Kraft entspricht die Wirkung nicht.

Etwas Zerfahrenes hatte auch die Aufführung des Deutschen Theaters. Es waren Einzelleistungen, die nicht recht in einander griffen und nicht zu einander abgestimmt waren. Frau von Poellnitz legte die Charakterzeichnung der Frau Fielitz zu sehr in Hinblick auf den Ausgang der Tragikomödie an und wirkte damit in den ersten Akten matt, ohne doch die Einheitlichkeit der Gestalt zu retten. Gutes boten Herr Reinhardt als Schuhmachermeister Fielitz, Herr Sauer als Amtsvorsteher, Herr Bassermann als Schmiedemeister, aber sie standen jeder für sich allein, und mittelmäßige Leistungen traten neben die ihren. Die Aufführung als solche konnte die Bühnenwirkung des „Rothen Hahns“ nicht stärken.

Für seinen Autor aber mag dieser Mißerfolg mehr Sympathie wecken als viele Erfolge. Es ist etwas Stolzes darin, wie Hauptmann, alle Konzessionen (und das, was er dafür hält) mißachtend, nur nach den Geboten seines Innern schafft. Trotz allem, ein Weg aufwärts, den er geht.

Ernst Heilborn.

Der Blaubartsch.

Skizze aus dem Kleinstadtleben.

„Sag' mal Muttchen, warum nennt Ihr den Mann, der da hinter den großen Aepfelkörben sitzt, immer den Blaubartsch? Bartsch heißt er ja, das steht auf seinem Ladenschild, aber sein Bart und seine Nase sind doch eigentlich roth und nicht blau?“

So lautete die stereotype Frage, die mein Junge an mich richtete, sobald er an meiner Hand einhertrippelnd an

dem Obstteller vorbeiging, was fast täglich geschehen mußte. Ja, welche Antwort sollte da ein pädagogisch angelegtes Mutterherz wohl eingeben? Eine Erklärung dieses „Spitznamens“ dem Kinde gegenüber war ganz ausgeschlossen. Warum aber wurde dieser ganz harmlose, einfache Händler mit diesem garstigen Namen „Blaubartsch“ belegt, bei dessen Anklingen jeder unwillkürlich an den gräßlichen Ritter Blaubart aus den Grimm'schen Märchen oder der Offenbach'schen Operette denken mußte? Was sollte bei dem friedlichen Mitbürger eines kleinen Städtchens voller Pfahlbauern und Urphilister diese Bezeichnung bedeuten, bei der man sofort „das Gruseln bekam“ und die Gänsehaut über den Rücken laufen fühlte? Es ist ja wahr, es gab Unzählige des Namens Bartsch in der Stadt und eine Sonderbezeichnung brauchte wohl ein jeder, um sich von dem lieben Nachbar oder Vetter zu unterscheiden. So hatten wir denn schon den Stock-Bartsch, seines Zeichens Volksschullehrer, und den König-Bartsch, dessen Vater beim Vogelschießen von anno Dazumal den Meisterschuß gethan hatte. Dann erzählte man sich vom Nußbaum-Bartsch, dem dummen Kerl, der sich darüber gefuchst hatte, daß man ihm nach dem herrlichen Schattenspender vor seiner Thür diesen Namen beilegte! Flugs ließ er, um ihn loszuwerden, das Wahrzeichen abhacken, aber was that der malitiöse Volksmund? Er nannte ihn fortan den „abgehackten Nußbaumbartsch!“

Nicht zu vergessen ist der Molde-Bartsch, der mit Wein handelte, und dem man den Namen des Flüßchens angehangen hatte, an dem unser Städtchen liegt, in der böswilligen Meinung, daß alle seine Weine nach diesem Wässerchen schmeckten. — Auch unser Bartsch hätte sich bis an sein seliges Ende mit dem ihm zukommenden Namen „Aeppel-Bartsch“ begnügen können, wenn nicht in sein Leben Ereignisse so schwer wiegender Natur getreten wären, wenn nicht Verwicklungen so seltener Art seinen eben und glatt beginnenden Lebenspfad zu einem wahren Irrgarten gemacht hätten! Seine sonst wirklich ruhig denkenden Mitbürger fühlten sich dadurch bemüßigt, ihn zum Gegenstande kopfschüttelnder Unterhaltung zu machen. — Als dann die Wogen der Erregung über das Verhängniß, unter dessen Einfluß der „Aeppel-Bartsch“ zu stehen schien, am höchsten gingen, erfanden witzige, müßige Zungen (o widersinniger Sprachgebrauch, der an dieser Stelle eigentlich von geschäftigen Zungen hätte reden müssen!) für den Helden der Lebenstragödie, die sich da abgespielt hatte, den bezeichnenden Namen Blaubartsch. Sofort ging es wie im Märchenspiel Turandot, wenn der scharfsinnige Prinz Kalaf ein Räthsel glücklich gelöst hat! Alle Welt schrie: Optime, optime, er ist der Blaubartsch! — Er selbst ahnte wohl nichts von diesem Spottnamen, und hätte er ihn gehört, er hätte ihn nicht verstanden! Daß er und wie er aber der Blaubartsch werden konnte, ging folgendermaßen zu:

Fritze Bartsch war ein ganz einfacher Haushälter gewesen; er war nicht gerade einer von den Unzufriedenen, die etwa einen süßen Hang zu den „Socis“ spürten; dazu war er, wie man im Städtchen sagte, immerhin „zu wenig“, d. h. nicht regsam genug. Verfolgte er doch in seiner geschäftlichen Wirksamkeit das köstliche Wahrwort: „wer die Arbeit kennt, der reißt sich nicht danach“. Kein Wunder, daß ihm der Wochentage zu viele und der Sonntage zu wenige dünkten, und daß der Versucher leichtes Spiel hatte, der dem 26jährigen das genußreiche Leben eines Rentiers in den sattesten Farben schilderte. In diesem Falle wurde die Rolle der Schlange in dem Paradiese seiner ganz ungeprüften Einfalt von einem schlauen Sandfuhrmann gespielt. Natürlich, wo die Schlange begehrlich ringelt, konnte auch die „Eva“ nicht weit sein, und in diesem Falle fehlte es sogar auch an verführerisch aussehenden Aepfeln nicht. Handelte es sich doch in den vertraulichen Zwiegesprächen, die der Sandmann mit Fritze Bartsch hielt, um „eine allerliebste, rundliche Wittwe in den besten Jahren, mit einem famos rentirenden Obstkeller, kinderlos und gewillt, einem jungen strebsamen Mann Hand, Geld und Handel anzuvertrauen“. Fritze Bartsch mit seinen Schlaraffenneigungen biß gierig auf den Köder, der ihm da hingehalten wurde, an; der Sandmann aber, dessen Provisionsansprüche bei der heirathstollen Wittwe wohl nicht „auf Sand gebaut“ waren, schmiedete jedenfalls das Eisen, solange es warm war. Ehe Fritze so recht zur Besinnung kam, trank er den Werber-, vielmehr den Hochzeitswein und auf einmal war er im Besitz einer Frau, eines Häuschens mit Einrichtung und eines wohlassortirten Aepfelkellers. Bei näherer Besichtigung hätte er freilich gewünscht, die Frau so wohlerhalten und schmuck, wie das Häuschen zu finden, wobei er die Aepfel mit ihren frischen, rothen Bäckchen nicht einmal in das Bereich der Vergleichsmöglichkeiten zog. Hatte er auch bei seiner Hochzeitsfeier schallend mitgelacht, als seine Johanne, auf ihn zeigend, fidel ausrief: „jung gefreit, hat noch niemals gereut“, so wurde in der Folge sein Lächeln bei den Zärtlichkeitsanwandlungen der „jungen“, mindestens 50jährigen Wittwe, doch etwas sauersüßer. Dann aber ließ er seine Blicke wieder zufrieden auf seine bequemen, grünen Morgenschuhe gleiten, sog mit vollen Zügen den eigenartigen Duft der gefüllten Obstkörbe ein — und fühlte sich mit seinem Schicksal wieder vollständig ausgesöhnt. Das hielt nun so lange an, bis er ganz ausgeschlafen war und die Jahre lange Arbeitsmüdigkeit durch endloses Liegen im hochgethürmten Bett und Herumlümmeln auf dem breiten Schlafsopha aus den Gliedern getrieben hatte. Dann aber, als ihn das Faullenzen als Selbstzweck nicht mehr freute und er aus dem Höhlenbewohner in der dunkeln Ladenstube der fixe Obsthändler vor der Thür werden wollte, da „ging sein Trauern an“. Mutter Johanne, so nannte er seine Frau, war sehr eifervoll und ließ sich beim Obsthandel, der schon bei ihrem „Seligen“ ihre eigenste Domäne gewesen war, nicht dreinreden.

Blieb er allein bei den Herrlichkeiten der Obstvorräthe, so verfolgten sie die Furien der Geldgier und der Eifersucht zu gleichen Theilen und ließen sie fürchten, daß er zu wenig große Münze einnähme und zuviel Kleingeld der Galanterie ausstreue. Waren sie beide beim Verkauf und kam eine hübsche Köchin angejagt, die sich mit Fritze in ein scherzhaft-banales Gespräch einließ, so packte gewiß inzwischen die Frau ingrimmig unter die geforderten Birnen mehr als eine angefaulte, damit die Käuferin zu Hause gleich ihre Strafe fürs Kokettiren ereilte. — Kamen erwachsene Mädchen aus dem nahgelegenen Seminar, sich im Fluge etwas Obst holen, so passirte es, daß sie sich anstießen und sich auf den Gegensatz zwischen „alter Frau und jungem Mann“ aufmerksam machten. Mutter Johanne, der keine Nuance entging, rasirte darauf mit schnellem Griff den liebenswürdig von ihrem Mann aufgehäuften Kirschenhügel von dem Litermaß und sah für den Moment ihr Rachegefühl gestillt. Aber auch nur für den Moment, denn Aerger und Argwohn fraßen weiter und zerstörten jede Lebensfreude des ungleichen Paares. Bald bereitete die Frau ihrem Mann die Hölle auf Erden, und Fritze, der zuerst „pomadig“ die Unannehmlichkeiten des Ehestandes mit seinen Annehmlichkeiten auszugleichen versucht hatte, ging bald zu einer andern Kampfestaktik über. Er erinnerte sich wirksam an eine Sentenz, die er in der Instruktionsstunde beim Militär gelernt hatte und die da lautete: „Die beste Deckung ist der Hieb!!“

Er, der von selbst niemals an ein „hinter die Ehe gehen“ gedacht hätte, kam durch die rasende Eifersucht seiner Frau erst auf die Idee, mit unerlaubten Freiheiten zu liebäugeln.

Wollte er sie also recht ärgern, so bürstete er sich seinen fuchsrothen Schnurrbart unternehmungslustig auf, band sich eine glänzende, blaue Schürze um, die ihn in den Augen seiner blind verliebten Frau ganz unwiderstehlich machte, und scharmuzirte mit den übermüthigen Käuferinnen aus den Küchenregionen. Bei denen hatte sich mittlerweile die Mär von dem häuslichen Eifersuchtsdrama des „Aeppel-Bartsch“ schon herumgesprochen und mit der,

dem weiblichen Geschlecht eigenen, bösen Lust, mit dem Feuer zu spielen, fanden sie sich vollzähliger als früher ein, um die Alte foppen zu können. —

Eines schönen Oktobermorgens, die ersten Blanchebirnen waren gerade verkaufsreif, trat Regierungsrath's Minna, die von ihrem Fräulein die Manieren des höheren Flirt abgeguckt hatte, an den Stand unseres Fritze. Der wußte seine Frau in der Nähe, und mit einer Bosheit, die er im „Kampf mit dem Drachen" gelernt hatte, fing er an, gegen die willige Minna den Angenehmen zu spielen. Kokett, nach berühmtem Muster, wollte sie dem täppischen Fritz, um ihn abzuwehren, auf die Hand schlagen. Da muß ihn ein nie gekannter Taumel packen, er faßt sie um die Taille und gibt der hübschen Minna einen schallenden Kuß. Tückisch schielte er natürlich nach dem Ladenstubenfenster, aus dem ihm das wuthverzerrte Gesicht seiner Alten entgegenstarrt. Aber nur, wie eine flüchtige Vision, dann war sie sofort verschwunden und merkwürdiger Weise blieb alles ruhig. Fritze war etwas bänglich zu Muthe.

Die Zeit zum Mittagbrot kam, aber niemand rief ihn; endlich schlenderte er gleichgültig in die Ladenstube hinein, mit dem Gefühl des Delinquenten, der sich selbst dem Gericht stellt. Da war keine Menschenseele; gut also, man mault noch in der Küche! Aber auch die war leer, der Kochofen kalt. Nun überlief's Fritze doch ängstlich; er suchte, suchte, rief, sah rathlos aus dem Fenster, durchstöberte das Häuschen und siehe da, auf dem Boden fand er seine Frau an einem Dachbalken erhängt. Das war ihre noch nicht dagewesene Rache! — — — Fritze, sonst kein böser Mensch, empfand zuerst eine wehmüthige Erleichterung und dann, ganz hinten in seinem Gemüthskasten eine Art dumpfes Mitleid, gemischt mit dem vorahnenden Gefühl von allerlei Peinlichem. —

Es wurde damit aber nicht so schlimm, wie es ihm vorgeschwebt; die Verstorbene war nicht beliebt gewesen; dafür galt Fritz, Dank seinem farblosen Wesen, als „die gute Stunde" selber. Ihm verzieh seine Welt schnell das kleine bischen Schuld, das ihm nach den robusten Ehrbegriffen seiner Kreise kaum beizumessen war, und nach dem Sturm und Drang der ersten Wochen ruderte Fritze langsam aber sicher in das Fahrwasser eines gut rangirten Bürgers und — — Ehekandidaten. —

Man lief nun förmlich Sturm auf sein, bei der Alten doch sicherlich unbefriedigt gebliebenes Herz. Fritze war aber gewitzigt, und nun war ihm keine jung und harmlos genug. — Seine Wahl fiel auf ein allerliebstes 18jähriges Ding, das Kindermädchen einer wohlhabenden Familie, das ihm durch die kindliche Naschhaftigkeit, mit der es aus allen Düten, die es einzukaufen hatte, seinen Antheil vorwegnahm, schon in den Tagen der Trauer ein Lächeln abgenöthigt hatte. Ihre naive Begeisterung für seine Obstschätze schmeichelte ihm sehr, und erwärmte ihn für Elise. Und als Fritzens trockenes Herz erst einmal angewärmt war, brachte ihn die schlaue Elise bald zum „erlösenden Wort". Es wurde nicht lange gefackelt, und im Handumdrehen hatte Aeppel-Bartsch die zweite Frau. — — — Nun kam eine glückliche Zeit. Fritze hatte ein niedliches, junges Frauchen, das zu ihm aufsah, und Elise, — nun Elise hatte den Himmel auf Erden, der sich für sie in den gefüllten Obstkörben spiegelte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend konnte man beobachten, wie sie sich unausgesetzt Obst in den Mund stopfte; die ganze Nachbarschaft machte sich bald spottend darüber lustig. Sie ging ganz in dieser kaum geahnten Erfüllung ihrer Kinderträume, die sich alle ums Sattessen an etwas Gutem drehten, auf; in zweiter Reihe kam dann erst der Mann — und zu allerletzt das Haus. Auf die Länge der Zeit konnte Fritze nicht umhin, den Unterschied der Wirthschaftsführung an seinem eigenen, ihm wichtigen Leibe, zu empfinden. Elise hätte es ganz richtig gefunden, Frühstück, Mittagbrot, Vesper und Abendbrot aus den Obstkörben zu nehmen, und sie für ihr Theil that das auch, aber Fritze verlangte doch noch andere, kräftigere Kost! Für die hatte sie kein Interesse und nach ihrer kurzen Kindermädchenlaufbahn auch keine Vorschulung und so stiegen darob bald die ersten Wölkchen am blauen Horizont ihres Ehehimmels auf. Die hätten sich gewiß schnell und drohender verdichtet, wenn Fritz nicht andere Freuden in Aussicht gestellt worden wären, Freuden, die ihn nachsichtig gegen seine Frau stimmten. Es war nämlich Hoffnung auf ein Bartschkind vorhanden, und so trat Waffenstillstand in dem Kampfe um das häusliche Behagen ein. Frau Elise nützte denn auch diese Situation zu ihrem Vortheil aus; hatte sie früher Obst genascht, so war das jetzt bei ihr zur Manie geworden, zu einer Einseitigkeit der Ernährung, die ihr gewiß nicht gut that. Die „weise Frau" die nun doch ab und zu ins Haus kam, ließ es an Warnungen deshalb nicht fehlen, aber Elise war noch zu kindisch und unerfahren, um sich beherrschen zu wollen. So hockte sie denn Monat auf Monat, Aepfel kauend, hinter ihren Körben, und hatte angesichts ihrer schweren Stunde nur den einen Trost, daß diese in den April fiele, wo es bei den Obstkörben keine genußreichen Stunden zu versäumen gab. War sie dann erst wieder auf dem Platze, hei, da rückten die Erdbeeren ein, und da konnte die herrlichste Zeit wieder beginnen!! —

Eines Tages wurde ein kleiner braunrother Klumpen Fritze Bartsch in die Arme gelegt und als sein Sohn vorgestellt! Wie ihm nun doch die Augen in einer Art Regung des Vatergefühls übergingen, konnte er freilich das spitze, bleiche Gesicht seiner Frau nicht sehen, das da aus dem blau gewürfelten Kissen herausragte. Gegen das Fieber, das sich nach den ersten Tagen einstellte, konnte Elisens schlecht genährter Körper keinen Widerstand leisten. So ging das arme, junge Wesen an dem zu Grunde, was ihr die Wonne des Lebens ausgemacht hatte. Sie schleppte sich nicht mehr lange, und plötzlich stand Aeppel-Bartsch wieder allein in der Welt. —

Diesmal war aber das Alleinsein tragischer, da es ein kleines Wesen zu versorgen gab, das ihm die Vorsehung ans Herz gelegt hatte, und nicht vergebens, denn er liebte das hülflose Wurm in seiner Art. Je mehr aber das Knäblein zu thun gab, desto einstimmiger wurde die Volksansicht darüber, daß es nicht gut sei, wenn der „Aeppel-Bartsch allein bliebe". Auch ihm leuchtete das ein, und wieder ließ er seine Blicke ringsherum schweifen, und bei allem freundlichen Erinnern, das er der Mutter seines Kindes widmete, konnte er doch nicht umhin, sich vor den Klippen zu fürchten, die ihm in dem Hafen seiner zweiten Ehe so gefährlich geworden waren. — Er ging diesmal auf eine „wirthschaftliche" und um die auch sicher zu finden, und nicht wieder auf das Gespenst der Naschhaftigkeit an Obst zu stoßen, hatte er sich einen Plan zurechtgelegt, der seiner Bedachtsamkeit alle Ehre machte. — Es war inzwischen Spätherbst geworden und so fuhr er auf einige Tage ins Gebirge, zu seinem Geschäftsfreund, dem Obstpächter, von dem er durch die Marktweiber gehört hatte, daß „ihm zween liebliche Töchter wuchsen". — Daß die in ihrem Leben genug Obst gekostet hatten, leuchtete wohl jedem ein, und ob sie ordentlich Haus halten könnten, das sollte ihn der Augenschein lehren. Und der lehrte es auch; Auguste, die von ihm Erkorene, zeigte sich häuslich und gewandt, und war nur zu gern bereit, ihm zur Stadt zu folgen, deren Schönheiten ihr schon längst vorschwebten. Ehe man sich's versah, hatte Aeppel-Bartsch die dritte Frau. —

Zu essen und zu trinken bekam er nun wirklich pünktlich und ordentlich; auch das Kind und der Obstkeller blühten unter der sachverständigen Leitung. Am meisten aber blühte die Frau auf, die in der Stadt sehr schnell eine verfeinerte Erscheinung geworden war. Mit weit offenen Augen sah sie sich in den veränderten Lebensverhältnissen um; sie war durstig nach all' den Reizen, des nie gekannten Stadtlebens. Bald wurde es Fritze an der Tageskasse gewahr, daß Vergnügen viel Geld kostet. Seinem täglich hübscher werdenden Weibchen, das ihn so zärtlich zu

nehmen wußte, konnte er aber nicht gut etwas abschlagen, und wenn er auch murrte, so machte es ihm doch Spaß, mit seiner allerliebst geputzten Frau zu dem Vereinskränzchen, von dort aus großstädtisch ins „Café" und spät erst nach Haus zu wandern. — Unersättlich war Auguste, was das Vergnügen anbetraf; es schien Fritze Bartsch nicht beschieden zu sein, eine Frau zu finden, die Maß zu halten verstand. Oder sollte er etwa nicht der Mann dazu gewesen sein, dies richtige Maß, wenn nöthig, zu erzwingen? — — —

Faktum blieb jedenfalls, daß das Zeitwort „amüsiren" von jetzt an im Hause Bartsch groß geschrieben wurde, und zwar schließlich so riesengroß, daß alle möglichen Ereignisse, wie z. B. drei Kindtaufen in vier Jahren, nicht im Stande waren, dem Hause einen anderen Stempel aufzudrücken. Bald machten sich denn auch die schlimmen Folgen davon geltend, daß Auguste fortwährend von dem Kapital ihrer Körperkräfte lebte und keine Ruhe kannte. Ein wahres Stadt-Fieber tobte in ihr, und als sie schließlich kurz nach der Geburt ihres kleinen Mädchens bis an den frühen Morgen wie rasend tanzte, kam ein unvorhergesehener Blutsturz und aus war es plötzlich mit Lebenslust und Lebensfreude, aus für immer!! —

Ein wahres Verhängniß war es, das auf Aeppel-Bartsch lastete und ihn zu keiner Lebensfreude kommen ließ; drei wunde Punkte hatte er nun schon in seinen Gemüthserinnerungen; und drei Gräber galt es am Allerseelentag zu bekränzen! Nach den verschiedensten Systemen hatte er in dem Hazardspiel der Ehe seinen Einsatz riskirt, hatte Erfahrungen gesammelt, und trotzdem er von jeder einzelnen Lehre weisen Nutzen gezogen hatte, war er nur immer vom Regen in die Traufe gerathen!

Eins wußte er aber ganz genau, wenn ihm auch sonst alles wie ein Mühlrad im Kopfe herumging; jetzt nahm er sich keinesfalls wieder eine Frau.

Die Welt weiß aber besser, welche Glaubwürdigkeit solchen und ähnlichen Betheuerungen beizumessen ist, und so drängte sich denn eine ganze Prozession holder Weiblichkeit zu Aeppel-Bartsch, als er im Lokalblättchen der Mitwelt kund und zu wissen that, daß er eine „Wirthin" suche.

Nun begann eine wunderbare Zeit für Fritzen, eine Zeit, die man wohl als die seiner Sultansherrlichkeit hätte bezeichnen können, wenn nicht der Sultan solche Freuden im ewigen Abonnement genösse, dagegen bei Fritze die Herrlichkeit nur zu schnell immer wieder aufhörte. Das geschah zumeist dann, wenn er sich gezwungen fühlte, die Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten seiner „Stützen des Hausherrn", die einhellig auf dem sattsam bekannten Umwege über seinen Magen den Uebergang zu seinem Herzen suchten, durch trockene Freundlichkeit und sachliche Anerkennung zu beantworten. Dann kamen sauersüße Tage, manchmal auch ein raffinirter, heftiger Vorstoß mit Potipharregungen, bei denen sich Fritze, ohne gerade die Rolle des biblischen Joseph zu spielen, doch in keiner Weise zu standesamtlicher Erkenntlichkeit veranlaßt sah. Das Schlimmste bei der Sache aber war, daß nun ebenso wenig Ruhe in Fritzens Lebensführung eintrat, als da er noch verheirathet war! Er wechselte die Wirthinnen und wechselte mit den Fehlern und den Tugenden, aber behaglich wollte es nun einmal nicht um ihn werden. Die Nachbarn und Bekannten zischelten und sagten unter einander die berühmte weise Redensart: „Nee aber über a Bartsch aber ooch, er ist doch wie reene verhext; alleweil mit dem dummen Frauvolk muß er sich rumärgern!" Es war aber auch so.

Die eine hatte kein Herz für die Kinder, und die andere hatte keinen Sinn für den Obsthandel; Fritze Bartsch zu heirathen, dazu hatten sie merkwürdiger Weise aber sämmtlich Lust, ob sie nun jünger oder älter, hübscher oder häßlicher waren! — Halt, das stimmte doch nicht so ganz, wenigstens das Letztere, denn es mit einer Häßlichen zu versuchen, hatte sich Fritze noch nicht alt und wunschlos genug gefühlt. — Schließlich aber, nach einem großen häuslichen Krach, als es wieder einmal bei ihm zuging, wie auf dem Mägdemarkt zu Richmond, da machte er doch ein unschönes Mädchen zu seiner Wirthin. Wortkarg antwortete die auf seine barschen Fragen weiter nichts, als: „ich denke, es wird sich schon machen dahier".

So wie sie es gesagt hatte, so geschah es auch; Haus, Kinder und Geschäft gediehen unter der sanften Leitung der „Tante Anna". Ohne viel Aufhebens geschah alles Nöthige und Fritze, der Monate lang immer auf den Pferdefuß gewartet hatte, der wohl nachhinken würde, fühlte sich nachgerade von einem nie gekannten, häuslichen Gleichgewicht erfüllt. Anna ließ ihn thun, was er wollte, hatte keinen Vorwurf für seine kleine Schwäche, die in sechs bis sieben Seideln Bier, pro Tag, und einer rothen Nase, für immer, zum Ausdruck kam, und so wäre alles ganz gut und glatt weiter gegangen, bis es doch auch hier zu einer Krisis kam. — Ein Nachbar von Fritz, ein ältlicher Schuhmacher, Junggeselle, kam eines schönen Tages und rückte mit der Bitte heraus, Fritze möchte doch seinen Freiwerber bei Anna, deren ruhiges und gewandtes Wesen er seit lange beobachtet habe, machen. —

Da vollzog sich in Fritzens sonst langsam arbeitendem Gehirn eine Reihe von schnell auf einander folgenden Vorgängen, und seine Antwort lautete kurzweg: „Nee, Herr Nachbar, wenn's so steht, da werde ich mir die Anna lieber selber nehmen". — da mußte der Schuhmacher gedrückt abziehen, schleuderte aber noch beim Fortgehen die malitiöse Rede auf den verdutzten Fritze: „Ach so, Du hast wohl Angst, daß Dir Dein Privat-Kirchhöfel etwa nicht schnell genug besetzt wird?"

Und so kam Aeppel-Bartsch zu seiner vierten Frau, und zu seinem nun wohl verdienten Namen Blaubartsch.

Margarethe London.

Heinrich von Sybel: Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsakten. Neue billige Ausgabe in 7 Ganzleinenbänden. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin. Preis Mk. 24,50.

Sybel's großes Werk bedarf keiner erneuten Empfehlung. Es gehört zu den bedeutendsten Leistungen der modernen deutschen Geschichtsschreibung und ist seiner Zeit bei dem Erscheinen auch in diesen Blättern auf das eingehendste gewürdigt worden. Der Verleger des Werks hat sich jetzt in sehr dankenswerther Weise entschlossen, eine neue billige, jedoch unverkürzte Ausgabe erscheinen zu lassen, die nur etwa den dritten Theil des früheren Preises (Mk. 66,50) kostet. Durch diese wesentliche Preisherabsetzung ist auch weniger bemittelten Volksklassen die Anschaffung des ausgezeichneten Werks möglich geworden und Gelegenheit zu einem zugleich werthvollen und wohlfeilen litterarischen Weihnachtsgeschenk geboten. Diese neue Ausgabe ist inhaltlich mit der früheren vollständig identisch, was sich auch auf die Fußnoten und Bemerkungen bezieht. Neu ist nur das wohlgelungene Titelbild des Verfassers mit der Facsimileunterschrift, sowie ein gut bearbeitetes Namens- und Sachregister. Durch dies Register ist die Benutzbarkeit des Werks für Politiker und Journalisten, die öfter in die Lage kommen, sich über eine einzelne geschichtliche Frage rasch orientiren zu müssen, nicht unwesentlich gesteigert. Da diese billige Ausgabe auch in Bezug auf Druck und Papier recht gut ausgestattet ist, so können wir den Lesern der „Nation", die etwa noch nicht in den Besitz der früheren Ausgabe gelangt sind, die Anschaffung des Werks nur auf das wärmste empfehlen.

R.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 10. Berlin, den 7. Dezember 1901. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Während über den Zolltarif im Reichstage debattirt wird, wurde ein Argument, das 15 Centner wiegt, in das Gebäude hineingeschleppt; es war eine Petition gegen „jede Erhöhung der Lebensmittelzölle“, die mit 3 431 784 Unterschriften bedeckt ist. Diese Petition ist Seitens der sozialdemokratischen Fraktion überreicht worden. Auch in England wird die parlamentarische Geschichte eine eindrucksvollere Demonstration kaum zu verzeichnen haben. In Deutschland ist ein solcher Protest einzig in seiner Art, und seine Wucht und Bedeutung herabzudrücken, wird unmöglich sein. Fast drei und eine halbe Million Deutsche rufen einstimmig der Regierung Halt zu auf ihrem abschüssigen Wege; sie legen Verwahrung ein gegen eine Politik, die die Todesrate vermehrt, die die Aermsten mit dem Hunger bedroht, Krankheit und Verbrechen bei uns steigern muß, die den langsam wachsenden Wohlstand erschüttert und die politische Kraft Deutschlands und seine internationale Stellung beeinträchtigt; und warum dies alles? — damit ein ganz kleiner Bruchtheil der Nation, der heute schon zu den Staatspfründnern gehört, wiederum für eine kurze Spanne Zeit „standesgemäß“ fortvegetiren kann. Bis nämlich die nächste Generation der Großgrundbesitzer, die durch Erbschaft oder durch Kauf ihre Güter vertheuert erwarben, wesentlich schlechter dastehen wird als die heutigen „Nothleidenden“. Um einer kleinen Anzahl privilegirter Familien die glänzende Lebenslage noch zu verbessern und um einer anderen kleinen Anzahl privilegirter Familien ein Moratorium zu gewähren, wird die politische Zukunft der Nation aufs Spiel gesetzt.

Daß es sich um eine Frage von dieser Bedeutung handelt, muß man sich immer wieder vergegenwärtigen, und dann muß man an diesem gewaltigen Problem die Leistungen derer messen, die zur Vertheidigung der Vorlage sich parlamentarisch jetzt hervorwagen.

Der Reichskanzler Graf Bülow glaubt jedenfalls auch heute noch, daß man einen gleitenden Felsblock mit Zwirnsfäden festhalten kann, wenn man es nur geschickt anfängt, und daß durch ein paar kavaliermäßige Lufthiebe mit dem Spazierstöckchen sich große und ernste Schlachten gewinnen lassen. Wie lange wird diese Illusion bestehen bleiben können? Vielleicht daß sie erdrückt wird von jenen 15 Centnern mit drei und einer halben Million Unterschriften, von denen jede einzelne ruft: Fort mit dem Brotwucher.

In Wiesbaden kommt es zur Stichwahl. Der Sozialdemokrat Dr. Quarck erhielt 9500 Stimmen, der Freisinnige Dr. Crüger-Charlottenburg 6400, der Centrumskandidat 5926, der Nationalliberale 5452 und ein Landbündler 944 Stimmen. Es besteht also die begründete Hoffnung, daß der freisinnigen Volkspartei das Mandat erhalten bleibt, und diese Hoffnung kann man hegen, obgleich die „Kreuz-Zeitung“ und die „Post“ ihren Lesern zu verstehen geben, daß es sich eigentlich nicht lohne, einen Freisinnigen gegen einen Sozialdemokraten durchzubringen. Die Nationalliberalen in Wiesbaden und wohl auch das Centrum urtheilen voraussichtlich anders, so daß Herr Crüger die Majorität erlangen dürfte. Gleichviel, ein Gegner der Brotvertheuerung wird in jedem Falle gewählt, und das ist das Allerwichtigste.

Immer größer wird die Zahl der Universitäten, die Theodor Mommsen ihre Zustimmung zu seiner prinzipiellen Behandlung des Falles Spahn ausdrücken. Aber Berlin

fehlte und fehlt. Es ist daher der Hohn gerechtfertigt, mit dem die „Kreuz-Zeitung" die Berliner Hochschule bedenkt. Diese bittern Worte der „Kreuz-Zeitung" lauten:

„. . . Der Liberalismus . . . hat mit dem Fall Spahn für Altmeister Mommsen eine ungeheure Professorenbegeisterung entzündet, die aber freilich das unsagbar Komische an sich hat, daß sich die lodernde Flamme des Temperaments, in diesem Fall mit dem Kaltwasseraufgusse der Vorsicht, auszugleichen versucht. Bis jetzt sind es nämlich überwiegend die ordentlichen Professoren nichtpreußischer Hochschulen, die den Altmeister ihrer dankbaren Verehrung versichern, weil er wieder einmal ein „unvergängliches Wort" gesprochen habe. ... Demgegenüber ist namentlich die Zurückhaltung der Berliner Professoren so bezeichnend, daß wir uns nicht wundern würden, wenn Mommsen es schließlich bereute, sich mit so schwacher Deckung über die Landesgrenze hinaus gewagt zu haben."

Der „Kaltwasseraufguß der Berliner Vorsicht" ist leider in der That nichts weniger als ein herzstärkendes Getränk.

Ein sozialdemokratischer Redakteur in Dortmund, Bredenbeck, ist zu einer Gerichtsverhandlung gefesselt zu Fuß durch die Straßen transportirt worden. Daß ein Mann, der nur wegen Preßvergehens vorbestraft ist, und der nur eine neue Strafe wegen Preßvergehens zu erwarten hatte, wie ein gemeiner, der Flucht und roher Gewaltthätigkeiten verdächtiger Verbrecher behandelt wird, ist in der That unerhört.

Auch in der Dortmunder Stadtverordnetenversammlung ist der Fall zur Sprache gekommen und der Oberbürgermeister suchte das Verfahren zu rechtfertigen, und er protestirte dagegen, daß sogleich die ganze Presse Einspruch erhebe, wenn einem einzelnen Redakteur solches widerfahre.

Es handelt sich aber hier nicht um den Berufsgenossen und Redakteur, gegen dessen Behandlung Protest erhoben wird, sondern der Protest richtet sich generell dagegen, daß eine entwürdigende Behandlung auch dann zur Anwendung gelangt, wenn es sich weder um einen gemeinen Verbrecher handelt, noch begründeter Fluchtverdacht bestehen kann.

Die Demonstrationen der Polen gegen Deutschland dauern in Oesterreich an; auch in Warschau hat man gegen das Konsulatsgebäude demonstrirt. Diese Stimmung der Bevölkerung ist beachtenswerth; noch beachtenswerther aber ist es, daß sich an den Geldsammlungen zu Gunsten der in Preußen verurtheilten Polen ein aktiver österreichischer Minister betheiligt haben soll.

Also es sind die Polen und Czechen und der ultramontane Einfluß in Oesterreich gegen Deutschland; wenn Graf Bülow nun auch noch die materiellen Interessen Oesterreich-Ungarns schwer verletzt, weil unsere Junker es so verlangen, dann wird das Bündniß der beiden Kaiserreiche immer werthvoller werden — im Sinne unserer Feinde.

Natürlich sagen unsere Junker: Danach haben wir nichts zu fragen, ebensowenig wie wir darnach zu fragen haben, wenn die Unzufriedenheit bei den Millionen in unserm Lande steigt. Und Graf Bülow weist verschämt darauf hin, daß der wahre Patriot doch von solcher Erscheinung eigentlich überhaupt nicht sprechen sollte, damit das Ausland in seiner — Stupidität alsdann überhaupt nicht merkt, wo uns der Schuh drückt.

Präsident Roosevelt hat an den Kongreß eine Botschaft erlassen. Sie besagt so gut wie nichts. Die Maschinenpolitiker haben die Individualität von Roosevelt zum Schweigen gebracht, und er hat sich zu einer Botschaft entschlossen, die ebensowohl von dem verstorbenen McKinley herrühren könnte. Die Politik der Vereinigten Staaten soll also zunächst in jenen Bahnen erhalten bleiben, die unter McKinley gewandelt worden sind.

* * *

Ein Jubiläum der Ueberzeugungstreue.

Die Zeitungen, welche am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts erschienen, sehen den Zeitungen, die heute veröffentlicht werden, nicht ähnlicher als die Postkutsche der guten alten Zeit den heutigen Luxuszügen unserer Eisenbahnen, oder das kleine Segelfahrzeug, auf dem sich beherzte Männer zu ungewisser Fahrt auf das Weltmeer hinauswagten, den Schnelldampfern, welche die Fahrt von Europa nach Amerika gegenwärtig prompter zurücklegen, als ein Jahrhundert früher der Omnibus die Strecke von Potsdam nach Berlin. Die Zahl der Zeitungen, ihr Umfang und ihre Ausstattung, die Fülle des Stoffs, die Vielseitigkeit des Inhalts weisen einen gewaltigen Aufschwung auf.

Nur in einer Beziehung darf man zweifeln, ob das Zeitungswesen sich gehoben hat, und zwar in dem eigentlich wichtigsten Punkte. Will ein Preßorgan mehr sein als ein bloßer Vermittler von Neuigkeiten, will es auf die Entwicklung der öffentlichen Meinung einen bestimmenden Einfluß ausüben, so muß es eine eigene Ueberzeugung haben und vertreten. Macht sich die Zeitung dagegen zum bloßen Diener der Meinungen anderer, vertreibt sie die verschiedenartigsten Ueberzeugungen mit derselben Vorurtheilslosigkeit, wie der Krämer an der Ecke seinen Kunden je nach Bedarf Heringe, Schweizerkäse und Honigkuchen verkauft, so sinkt sie zum bloßen Händler mit gedrucktem Papier herab.

Es ist leider nicht zu verkennen, daß wir auf diesem Wege gesinnungsloser Zeitungsmacherei seit einem Menschenalter große Fortschritte gemacht haben. Was man heute „parteilose" Presse nennt, ist, bei Licht besehen, nichts anderes als die geschäftliche Ausbeutung der Denkfaulheit und Gesinnungslosigkeit. Was eine solche Zeitung darbietet, richtet sich nicht nach den ethischen oder politischen Zielen seiner Herausgeber, sondern nach dem Geschmack oder der Geschmacklosigkeit der journalistischen Konsumenten. Es wird so geschrieben, daß eine möglichst große Anzahl gedankenloser Leser und mit diesen eine möglichst große Anzahl von Inserenten herangelockt werde. Auf solche Weise machen heute unzählige Zeitungen in allen Ländern ihr Geschäft. Dieser geschäftliche Triumph der Gesinnungslosigkeit wirkt um so korrumpirender als die publizistischen Höflinge der denkfaulen Masse den Zeitungen mit höherem journalistischen Ehrgefühl das Leben außerordentlich schwer und nicht selten deren Fortexistenz unmöglich machen. Es ist deshalb höchst befriedigend, gelegentlich auch einen Fall von wirthschaftlicher Prosperität bei einem Zeitungsunternehmen feststellen zu können, das sich niemals vor Baal gedemüthigt hat; und ganz besonders interessant ist es, wenn man Gelegenheit hat, ein hundertjähriges Jubiläum publizistischer Ueberzeugungstreue in einem Lande gefeiert zu sehen, das in dem tugendhaften Europa mit Vorliebe als eine Pflegstätte des Mammonsdienstes und der politischen Korruption betrachtet wird.

Die Vereinigten Staaten von Amerika werden in der alten Welt, gerade was die politische Moral anlangt, sehr niedrig eingeschätzt, und auch das amerikanische Preßwesen gilt als ein Ausbund rücksichtslosester Indiskretion und gewissenloser Marktschreierei. Jene aus oberflächlicher Kenntniß entspringende Sucht zu generalisiren, die sich allenthalben in unserem öffentlichen Leben breit macht, hat dazu geführt, die Auswüchse des amerikanischen Preßwesens ebenso wie die bösen Erscheinungen in der Verwaltung mancher amerikanischer Riesenstädte als das Normale anzusehen und die skrupellosen und sensationellen Leistungen der amerikanischen „gelben" Presse neben den Thaten von Tammany Hall als typisch für die öffentliche Moral der amerikanischen Union zu behandeln.

Nichts kann falscher sein. Gewiß weist die amerikanische Presse eine Unsumme von Geschmacklosigkeit und das amerikanische öffentliche Leben mancherlei Verderbniß auf.

Aber diesen tiefen Schatten, die vielleicht in mancher Beziehung tiefer sind, als wir sie in Europa kennen, entsprechen auch helle Lichtseiten, entspricht insbesondere eine Kraft des moralischen Widerstandes, die, ein Zeichen eines jugendlichen Staatswesens, wahrscheinlich größer ist als in irgend einem Lande Europas. Es war eine wahrhaft großartige Leistung thatkräftigen Bürgersinns, die vor wenigen Wochen mit dem einfachen Mittel des allgemeinen Stimmrechts eine Korruptionsherrschaft wie die von Tammany Hall in der Millionenstadt Newyork entwurzelt hat. Richard Croker, der Boß von Tammany Hall, ist ein Demagoge mit ganz hervorragendem Organisationstalent und die auf eine ungeheure Patronage und enorme Geldmittel sich stützende Methode seiner Herrschaft konnte wohl dazu führen, dem sogenannten decent people die Lust zu verleiden, sich gegen einen solchen Tyrannen aufzulehnen. Daß die Revolution der anständigen Elemente von Greater Newyork gegen die organisirte Korruption bei den diesjährigen Novemberwahlen einen vollen Erfolg davongetragen hat, ist deshalb in der That ein bewunderungswürdiges Zeichen echt demokratischer Selbsthilfe. Ich bezweifle sehr, ob irgend eine Stadt Europas unter ähnlichen Umständen eine gleiche moralische Thatkraft entwickelt haben würde.

Unter den publizistischen Führern im Kampfe gegen Tammany Hall stand auch, und zwar in erster Linie, jenes Newyorker Preßorgan, das den Anlaß zu diesen Betrachtungen bietet, die „Evening Post“, eine Abendzeitung, die am 16. November d. J. die Feier ihres hundertjährigen Bestehens begehen konnte und bei dieser Gelegenheit eine illustrirte Jubiläumsnummer herausgegeben hat, welche die höchst interessante Geschichte des Blattes in engem Zusammenhang mit der Entwicklungsgeschichte der Stadt Newyork in den letzten hundert Jahren zur Darstellung bringt.

Die „Evening Post“ gehört nicht zu den verbreitetsten, wohl aber zu den angesehensten Zeitungen Amerikas. Sie hat in den hundert Jahren ihres Bestehens die mannigfachsten Schicksale erlebt. Als sie ihr funfzigjähriges Jubiläum feiern konnte, war sie in Folge des Boykotts der Sklavenhalterpartei auf eine Circulation von 1000 bis 2000 Exemplaren zurückgedrängt. Aber sie kann den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, zu keiner Zeit ihre publizistische Ehre und ihre politische Ueberzeugungstreue wirthschaftlichen Erwägungen zum Opfer gebracht zu haben. Fast während der ganzen Dauer des Jahrhunderts wurde das Blatt auch in finanzieller Beziehung von den geistigen Leitern kontrollirt, und diese geistigen Leiter waren durchweg charaktervolle Männer, die ihre Feder durch gesinnungslose Schreiberei zu beflecken außer Stande waren. Unter diesen leitenden Männern ragen ganz besonders hervor Bryant, dem die amerikanische Litteratur auch eine Anzahl bedeutender Dichtungen verdankt, John Bigelow (der Vater des auch unseren Lesern bekannten Poultney Bigelow), Carl Schurz, Edwin Lawrence Godkin, einer der geistvollsten Journalisten der Vereinigten Staaten, und Horace White, der noch gegenwärtig den politischen Theil des Blattes leitet.

Wie kein anderes Blatt der Vereinigten Staaten hat die „Evening Post“ vom Anfang ihres Bestehens an, wo sie als Sprachrohr Alexander Hamilton's angesehen wurde, bis zu dem jüngsten Siege über Tammany Hall alles bekämpft, was im öffentlichen Leben der Union gemein, verwerflich, niedrig und geschmacklos sich geberdete. Vor keinem noch so populären Vorurtheil haben sich die Herausgeber des Blattes gebeugt. Sie waren, wie es in der Politik eines großen Blattes nie ausbleiben kann, gelegentlich Irrthümern unterworfen, aber sie folgten ihrer innersten Ueberzeugung ohne Menschenfurcht und ohne Furcht vor wirthschaftlichen Verlusten. Sie bekämpften das Institut der Sklaverei zu einer Zeit, als die südlichen Sklavenbarone eine solche Verwegenheit dadurch straften, daß sie mit den Newyorker Geschäftsleuten, die in der „Evening Post“ zu inseriren wagten, den geschäftlichen Verkehr abbrachen. Sie trat für den Freihandel ein, als in den nördlichen Staaten der Union der Protektionismus mit der Prätention der allein seligmachenden Kirche auftrat. Sie zog gegen den Silberschwindel Jahrzehnte hindurch zu Felde und hat dem schließlichen Siege einer gesunden Währungspolitik in der wirksamsten Weise vorgearbeitet. Ohne sich einer der beiden herrschenden Parteien jemals völlig zu verschreiben, hat sie immer auf der Seite derjenigen Partei gestanden, die im gegebenen Augenblick die größten Bürgschaften für eine ehrliche und besonnene Administration bot. Den Civildienst-Reformern hat sie als ein Hauptorgan gedient. Grover Cleveland hat sie gegen James Blaine, McKinley gegen Bryan mit zum Siege verholfen. Kurzum, die Geschichte des Blattes weist eine Fülle von politischen Erfolgen auf, die als Frucht langjähriger energischer Kämpfe zugleich den Beweis erbracht haben, daß die Ueberzeugungstreue auch im politischen Leben kein leerer Wahn ist und auf die Dauer auch der sichtbaren Erfolge nicht entbehrt.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die „Evening Post“ bei dem hohen moralischen Standpunkt, den sie stets eingenommen hat, auch allen chauvinistischen Verirrungen, nationaler Verhetzung und dem patriotischen Maulheldenthum immer feindlich gegenübergestanden hat. Mit Recht können deshalb die heutigen Leiter des Blattes beim Rückblick auf die hundertjährige Geschichte ihrer Zeitung sagen: „Militavimus non sine gloria“.

Es ist für uns Deutsche eine Ehre, daß auch verschiedene Angehörige unserer Nationalität an der Entwicklung eines solchen Blattes nicht unwesentlichen Antheil genommen haben. Carl Schurz ist bereits erwähnt. Noch bedeutsamer erscheint der Einfluß, den Henry Villard auf die Entwicklung der „Evening Post“ ausgeübt hat, indem er die finanzielle Kontrole über das Blatt erwarb und desungeachtet den publizistischen Leitern völlige Unabhängigkeit einräumte, so daß sie ihren eigenen Ueberzeugungen ungehindert Ausdruck geben konnten.

Möge die „Evening Post“, die eine Zierde des Journalismus ist, ihren ehrenhaften Traditionen auch in dem zweiten Jahrhundert ihres Bestehens treu und eingedenk bleiben!

Theodor Barth.

Ein Zoll auf geistige Nahrungsmittel.

In den Besprechungen, welche dem Entwurf des neuen Zolltarifs von den verschiedensten Gesichtspunkten aus gewidmet worden sind, ist eine bemerkenswerthe Neuerung, die er dem deutschen Volke bringen will, bisher völlig übersehen worden. Die öffentliche Aufmerksamkeit war mit Recht so ausschließlich auf die den physischen Nahrungsmitteln zugedachte Zollerhöhung gelenkt worden, daß die Bestimmung, die auch die geistigen Nahrungsmittel belasten will, unverdientermaßen keine Beachtung gefunden hat. Auf den ersten Blick erscheint die darin ausgesprochene Absicht auch als unglaublich; denn sie ist so ungeheuerlich, sie steht zu dem Geist der Zeit in einem so entschiedenen Widerspruch, daß ihre Ausführung in Deutschland, das man heute noch zu den Kulturstaaten rechnet, von vornherein für unmöglich gehalten werden dürfte.

Die Bestimmung des Entwurfs ist wohl auch deshalb übersehen worden, weil man sie vorsichtiger Weise in eine Anmerkung versteckt hat. Hier fristet sie ein bescheidenes Dasein und fällt nicht zu sehr auf. Entweder hat ihr Urheber sich vor der öffentlichen Erkenntniß ihrer Bedeutung geängstigt, oder er war von Anfang an nicht sehr stolz auf sie, sonst hätte sie wohl einen vornehmeren Platz, der mehr ins Auge fällt, in dem Entwurf erhalten. Jedenfalls ist sie aber so bezeichnend für den kulturwidrigen Charakter des neuen Zolltarifs, daß man nicht früh und nicht deutlich

genug darauf hinweisen kann. Es handelt sich um den Zoll auf Bücher.

In Uebereinstimmung mit dem geltenden Tarif enthält der 12. Abschnitt des Entwurfs in Position 676 die Bestimmung, daß die Einfuhr von Büchern keinem Zoll unterliegen soll.

Der Abschnitt 12 enthält aber einige Anmerkungen, die neu sind, deren erste folgenden Wortlaut hat:

„Bücher, Kalender, Bilder, Musiknoten u. s. w. mit Einbänden, die ihrer Beschaffenheit nach mit mehr als 24 Mark für einen Doppelzentner zollpflichtig sind, unterliegen den Zollsätzen für die Einbände."

Die Position 671 des Entwurfs belegt die Einbanddecken, die mit Leder oder Gespinnstwaaren aller Art ganz oder theilweise überzogen oder damit ausgestattet sind, mit 50 Mark pro Doppelzentner. Der Bundesrath hat daran Anstoß genommen und den Satz auf 30 Mark ermäßigt.

Danach werden, sollte der Reichstag nichts dagegen einzuwenden haben, in künftiger Zeit alle fremden Bücher in einem Einband, der aus Baumwoll- oder Leinenfasern hergestellt ist, oder deren Einband auch nur mit einem Rücken aus solchem Stoff versehen ist, bei der Einfuhr mit 30 Mark zu verzollen sein. Diese Neuerung richtet sich hauptsächlich gegen England und die Vereinigten Staaten von Amerika. Aus anderen Ländern kann man im Nothfalle die Bücher auch ungebunden beziehen, aus England und Amerika aber kommen sie, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, nur in gebundenem Zustande. Der ganze Geschäftsbetrieb der dortigen Verleger ist auf diese Einrichtung zugeschnitten, und es würde ihnen daher, wenn nicht völlig unmöglich, so doch äußerst umständlich und im höchsten Grade lästig und störend für den ganzen Geschäftsbetrieb sein, für die nach Deutschland bestimmten Bücher hiervon eine Ausnahme zu machen, um sich dadurch der Zollbelastung zu entziehen.

In Wirklichkeit würde sich ein derartiger Zoll daher als ein Ausnahmezoll auf englische Bücher herausstellen. Im Ganzen sind aus den beiden in Betracht kommenden Ländern im Jahre 1900 516 Tonnen Bücher, Karten und Musikalien im Werthe von 2,5 Millionen Mark eingeführt worden. Man darf annehmen, daß die Hälfte dieser Einführungen aus ungebundenen Zeitschriften besteht, die keinen Zoll zu tragen hätten. Bei dem vorgeschlagenen Zollsatz von 30 Mark würde der Reichskasse aus dieser Einfuhr ein Betrag von rund 80 000 Mark zufließen. Irgendwelche finanzpolitische Hoffnungen hat man daher an diese Maßregel nicht zu knüpfen! Der Zollertrag würde, selbst wenn die sehr einschränkbare Einfuhr gebundener Bücher aus anderen Ländern mit in Betracht gezogen wird, so minimal sein, daß er bei weitem den Zeitverlust und den Arbeitsaufwand, welcher der Zollverwaltung daraus erwachsen würde, nicht deckt.

Also einen finanzpolitischen Zweck hat die fragwürdige Anmerkung nicht, doch vielleicht, so sagt man sich, hat sie eine wirthschaftspolitische Bedeutung, die sie rechtfertigen könnte, vielleicht soll sie irgend einer Klasse von Erwerbsthätigen einen „unentbehrlichen Schutz" verleihen.

Betrachtet man das Buch lediglich als Produkt des Autors, so kann von einer Konkurrenz, die ihm die Produkte der Auslandes machen, und die seinen Arbeitsertrag kürzt, nicht die Rede sein. Auf geistigem Gebiete gibt es nur einen friedlichen Wettbewerb, durch welchen die verschiedenen Nationalitäten in gemeinschaftlicher Arbeit sich bestreben, dem Kulturideal näher zu kommen. Bücher sind daher keine Konkurrenzartikel im wirthschaftlichen Sinne. Man kann durch den Zoll den Gebrauch ausländischer Bücher nicht in derselben Weise „zum Besten der heimischen Produktion" einschränken, wie etwa den Gebrauch fremder Nahrungsmittel und Kleidungsstücke. Ein Schutz des Autors und der Kultur, der er dient, kann demnach nicht beabsichtigt sein. Soweit die Schriftsteller Konsumenten ausländischer Bücher sind, werden sie vielmehr ebenso wie die gesammte deutsche Kultur dadurch geschädigt. Sie entgehen entweder der Anregung, die sie aus der Lektüre der fremden Geisteserzeugnisse schöpfen können, oder sie müssen größere materielle Opfer für die Anschaffung dieser Bücher bringen; denn, da Bücher wie gesagt nicht zur Klasse der Konkurrenzartikel gehören, muß der Konsument den Zoll tragen. Die Nachfrage nach Werken, deren Inhalt wirklich werthvoll ist, muß trotz des Zolls und der Preissteigerung, die er verursacht, befriedigt werden.

Nun erklärt allerdings das Zolltarifgesetz (§ 5, Absatz 11) die Zollfreiheit aller Kunstsachen, die für öffentliche Kunstanstalten und öffentliche Sammlungen, sowie auch anderer Gegenstände, die für öffentliche Anstalten zu Lehr- oder Anschauungszwecken eingehen. Es scheint damit die Möglichkeit der Schädigung, die dem Konsumenten durch die Verzollung droht, zum Theil wenigstens wieder aufgehoben zu sein. Diese beschränkte Zollfreiheit dürfte sich aber als illusorisch erweisen. Soweit der Bücherbezug der Bibliotheken und Lehranstalten durch den Buchhandel geschieht, wird es diesem gar nicht möglich sein, die für die an jene Anstalten gelieferten Exemplare ausgelegten Zollbeträge von der Zollverwaltung zurückzufordern. Der Buchhändler wird auch in diesem Falle genöthigt sein, sich den Zoll im Preise des Buches bezahlen zu lassen. Die Konsumenten, denen zu Liebe das Gesetz eine Ausnahme von der Zollpflicht zugelassen hat, werden also keinen Vortheil aus dem ihnen zugedachten Privilegium ziehen.

Für den Konsumenten erwächst aber aus der Verzollung ein anderer Nachtheil, der noch weit mehr ins Gewicht fällt als die Preissteigerung. Heute kann der Buchhändler, wenn bei ihm ein ausländisches Buch bestellt wird, mit Sicherheit den Lieferungstermin angeben, und er kann in Fällen besonderer Dringlichkeit die Besorgung beschleunigen. Beides wird aber unmöglich gemacht, sobald das Buch der Verzollung unterliegt; denn die Zollverwaltung läßt sich keinen Abfertigungstermin vorschreiben. Es läßt sich gar nicht ermessen, wie groß die materiellen und ideellen Nachtheile, die den Konsumenten aus der Verzögerung der Ablieferung erwachsen, sein würden.

Darüber wird sich wohl auch niemand irgend welchem Zweifel hingeben, daß der deutsche Buchhandel, der im vorigen Jahre für 21,5 Millionen Mark Bücher, Karten und Musikalien importirt hat, durch diese Neuerung empfindlich getroffen werden würde. Zunächst hätte der Buchhändler mit einer Vermehrung von Zeit- und Arbeitsaufwand und dementsprechend mit einer Steigerung der allgemeinen Geschäftsunkosten zu rechnen.

Die Zollbehörde wird jede eingehende Bücherkiste öffnen und auspacken müssen, um zu sehen, welche der darin enthaltenen Bücher gebunden sind. Außerdem sind die gebundenen Bücher in Papier eingeschlagen. Der Zollbeamte muß demnach auch die Papierhülle entfernen, um die Art des Einbandes beurtheilen zu können. Alle diese Manipulationen, die bei jeder Büchersendung vorgenommen werden müssen, um Zollpflicht oder Zollfreiheit zu konstatiren, kosten viel Zeit und Arbeit. Der buchhändlerische Importeur wird genöthigt werden, ein oder zwei Personen, die beständig auf dem Postamt mit Aus- und Einpacken u. s. w. beschäftigt sind, mehr als bisher anzustellen.

Es ist ferner in Betracht zu ziehen, daß andere Länder dem durch Deutschland gesetzten Beispiel folgen und die Einfuhr deutscher Bücher durch Zollbelastung erschweren werden. Unser Export von Büchern, Karten und Musikalien hatte im Jahre 1900 einen Werth von 78,7 Millionen Mark.

Die Vereinigten Staaten erhoben früher einen sehr hohen Schutzzoll, der 25 Proz. vom Werthe der eingeführten Bücher ausmachte. Es wurde allgemein als ein Kulturfortschritt begrüßt, als das McKinley-Gesetz im Jahre 1890 die Einfuhr nicht englischer Bücher ohne Rücksicht auf den Einband von diesem barbarischen Zoll befreite. Mit einiger Wahrscheinlichkeit kann man aber darauf rechnen, daß die Vereinigten Staaten jenen Zoll gegen deutsche Bücher wieder einführen würden, sollte die fragliche Bestimmung des deutschen Entwurfs Gesetzeskraft erhalten.

Aehnliche Retorsionsmaßregeln würden Oesterreich, das 1900 für 34,7 Millionen Mark Bücher, Karten und Musikalien von uns bezogen hat, die Schweiz und andere Länder ergreifen.

Darunter würde die Ausfuhr des deutschen Buchhandels jedenfalls schwer zu leiden haben.

Die Verzollung würde aber auch den deutschen Buchbinder treffen, in dessen Interesse sie doch geplant ist. Unsere Verleger lassen einen großen Theil ihrer Bücher, die für den Export bestimmt sind, entweder selbst oder durch die sogenannten Barsortimenter binden.

Wenn nun fremde Staaten die Einfuhr der Einbanddecke in derselben Weise wie Deutschland besteuern, so wird der deutsche Buchbinder, der heute in großem Umfange für das Ausland arbeitet, in erster Linie dadurch benachtheiligt werden. Ein beträchtlicher Theil der für Amerika bestimmten deutschen Bücher wird heute in Leipzig gebunden. Große Leipziger Buchbindereien erhalten ferner aus den skandinavischen Ländern, aus Ungarn zc. Aufträge auf Herstellung der Einbände ganzer Auflagen, die in Zukunft natürlich ausbleiben werden, wenn diese Länder den geplanten deutschen Zoll nachahmen. Der deutsche Buchbinder sollte sich daher vor allem gegen die ihm zugedachte Wohlthat wehren.

Der Zoll auf Bücher bringt keinem irgend welchen Nutzen, er schädigt aber alle Kreise, die geistige Nahrung vom Ausland beziehen müssen, und er bedeutet für die deutschen Buchhändler und Buchbinder eine Neuerung, die für sie eine drückende Erschwerung des Geschäftsganges und bedeutende Verluste zur Folge haben wird. Jeder Bücherzoll, und sei er noch so gering, ist eine zollpolitische Barbarei.

Louis Katzenstein.

Aus der großen Zeit.

Dokumente zu dem Leben und zu der Thätigkeit eines Mannes wie Bismarck können niemals werthlos sein; aber natürlich sind sehr zahlreiche Thatsachen auch dieser Entwicklung, die durch Briefe oder Aufzeichnungen belegt werden, uninteressant.

Der Historiker wird für jeden Baustein dankbar sein; denn es läßt sich niemals voraussehen, ob nicht eine Notiz, die heute nüchtern und gänzlich gleichgültig erscheint, in Verbindung mit irgend welchen anderen Nachrichten zur Bedeutung gelangen kann. Auf dem weiten Ruinenfeld, das eine Existenz wie die des Fürsten Bismarck zurückläßt, kann selbst ein unscheinbares Fragment wichtig werden zur Rekonstruktion des Riesenbaues. Das Sammeln ist gut und ist unbedingt nothwendig; aber durch solche Sammlung zu schreiten, wäre nicht wenig ermüdend, wenn nicht hin und wieder dieses oder jenes Stück unmittelbar ein reges, menschliches oder politisches Interesse wachrufen würde.

Mit solchen Empfindungen schlägt man die fast 1000 Seiten „Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck“ *) Blatt für Blatt um. Manches Stück dieses Anhangs war bekannt, wenigstens in den wesentlichen Zügen; vieles ist ganz neu; vieles bietet nichts unmittelbar dem Leser; einiges fesselt sogleich. Von dieser gesammten Materialiensammlung, die nur Dokumente enthält, kann man sagen, daß sie freilich neue Thatsachen beibringt, aber nicht einen neuen Zug dem Bilde Bismarck's hinzufügt. Natürlich. Dieser Mann hat sich ja vor unseren Augen ausgelebt. In Einzelheiten freilich wird sein Bild noch deutlicher; die Farben immer lebensvoller; die Linien immer schärfer.

*) Stuttgart und Berlin 1901. J. G. Cotta Nachfolger. Herausgegeben von Horst Kohl. Bd. I Kaiser Wilhelm I und Bismarck. Bd. II Aus Bismarck's Briefwechsel.

Von ganz anderer Art ist das Buch, das Robert von Keudell herausgegeben hat: „Fürst und Fürstin Bismarck“.*) Auch dieses enthält manches Dokument, manche Aufzeichnung; aber zugleich verbindenden Text und Raisonnement; wiederum fünfhundert Seiten großen Formats.

Herr von Keudell hat Jahre und Jahre unmittelbar unter dem Fürsten Bismarck gearbeitet. „Laufbursche“ nannte Bismarck ironisch die Anfangsstellung. Er war Hilfskraft dem Minister und in liebenswürdiger Aufopferung dem Hause Bismarck, vor allem der Fürstin, verbunden. Er hat viel Politisches miterlebt und mit durchgearbeitet und viel Menschliches beobachten können. Was er seinen Lesern bietet, ist im Detail häufig von sehr hohem Interesse.

Die lebensvolle Persönlichkeit des Fürsten Bismarck voll vulkanischer Kraft, Rücksichtslosigkeit, Skrupellosigkeit erscheint hier diplomatisch wohlwollend verhüllt; wenn solche Verhüllung wohlwollende Dankbarkeit genannt werden soll. Die Secret Pages des kleinen ruppigen Busch, der den großen Mann von außen nur beschnüffelte, enthüllen freilich unmittelbarer die Individualität Bismarck's, als dieser Band eines Mannes, der Jahrelang in der Intimität der Bismarck'schen Familie und der Bismarck'schen Politik gelebt hat. Es ist, als ob dieses Riesenbild mit seinen markigen Zügen und tiefen Tönen in lichte Aquarellfarben übertragen wäre. Kein Zug von Velasquez und auch nicht einmal ein Zug von Lenbach.

Und doch auch dieser Bismarck, aus dem in verehrendem Exorcismus die unterweltlichen Gewalten, die ihn so oft beherrschten, fromm gebannt sind, voll hohen Interesses; auch hier ein Wegweiser zu den tiefsten Bismarck'schen Tiefen, von denen er selbst sagt:

„Faust klagt über die zwei Seelen in seiner Brust, ich beherberge aber eine ganze Menge, die sich zanken. Es geht da zu wie in einer Republik . . . das meiste, was sie sagen, theile ich mit. Es sind da aber auch ganze Provinzen, in die ich nie einen anderen Menschen werde hineinsehen lassen . . .“

* * *

Eine vollgiltige Bestätigung erhält man nunmehr zu den Briefen Bismarck's an seine Braut und Gattin. Die Fürstin war ihrem Manne ein ausgezeichnetes Eheweib und ihren Kindern eine ausgezeichnete Mutter. Eine geistige Genossin des Fürsten Bismarck ist sie nicht gewesen. Nach dem Erscheinen des Keudell'schen Buches wird man hieran nicht mehr zweifeln.

Herr von Keudell erzählt viel von dem Familienleben; von dem abendlichen Beisammensein in der Wilhelmstraße. Wie der Minister aus dem Arbeitszimmer in den Familienkreis hineintritt, unter die Freunde und Kinder, die sich vergnügen, oder wie das Klavierspiel des Herrn von Keudell für einige Minuten Bismarck heranlockt; wie er die Thür öffnet, in die erleuchteten und belebten Familienzimmer hineinblickt, zuhört und wieder verschwindet. Und ebenso draußen auf den Gütern. Ein gesundes, echtes Familienleben voll zuverlässiger Liebe und zuverlässiger Hingebung; ohne Sentimentalität und voll innerer, erquickender Wärme. Ich glaube, nach Schilderungen aus anderer Feder und nach mündlichen Berichten zugleich ein Leben voll Derbheit und voll origineller Urwüchsigkeit, ein wenig im Stile jener köstlichen englischen Landedelleute des vergangenen Jahrhunderts, die Fielding verewigt hat. So nicht immer; aber zu Zeiten als Gegenstoß gegen den höfischen Zwang und gegen den Zwang diplomatischer Zurückhaltung, in denen Bismarck natürlich zugleich meisterlich sich bewegte, aber die seine reckenhafte Kraft beengten, und die er alsdann vorübergehend sprengen mußte.

In der Familie war Bismarck in gesunden, freudvollen Tagen je nach Stimmung und Anlaß der vollendete Weltmann, der bestrickende Plauderer, voll Zartsinn und Feinfühligkeit gegen seine Frau oder voll junkerlicher Ungebunden-

*) Erinnerungen aus den Jahren 1846 bis 1872. Berlin und Stuttgart. W. Spemann 1901.

heit und Derbheit, jene Mischung von bäuerlicher, lutherisch-germanischer Urkraft, hoher, ursprünglicher Begabung und höfischer Adelskultur, die ihn auszeichneten. Der Politiker und Staatsmann mit seinen Interessen kam nie in diesem Kreise zu Worte. Keudell verzeichnet in langen, langen Jahren, daß Bismarck nur bei einer einzigen Gelegenheit im Familienkreise eine politische Bemerkung gemacht hatte, so ganz beiläufig, freilich von einem hohem Interesse, die schleswig-holsteinische Frage betreffend, — sonst nie ein Wort über alles das, was den tiefsten Lebensinhalt dieses Mannes ausmachte.

Und dem entsprechend betrachtete die Gattin seine Arbeit und sein Werk nur unter dem Gesichtspunkt: wie beeinflussen sie jenen Bismarck, der der Meinige ist, der mir zugehört; was wird aus seiner Stimmung, was wird aus seiner Gesundheit. Wer seine Stimmung trübt, ist unser Familienfeind; wer ihn ärgert, ist hassenswerth; wer seine Gesundheit untergraben hilft, den soll der Teufel erwürgen.

Herr von Keudell theilt eine erhebliche Anzahl von schriftlichen Aeußerungen der Frau v. Bismarck mit; sie ergänzen vortrefflich die Briefe des Fürsten an seine Frau; sie geben das unmittelbare Bild, während die Briefe des Fürsten nur die Spiegelung zurückwerfen, die dieser vorurtheilslose, scharfe Geist von der Lebensgefährtin hatte. Und der Eindruck bleibt ganz einheitlich.

Die Fürstin macht, trotzdem sie dem Schaffenscentrum ihres Mannes gänzlich fern bleibt, keineswegs einen bornirten Eindruck. Wer den Umkreis seiner Fähigkeiten und echten Interessen nicht überschreitet und diesen Umkreis ausfüllt, wird immer noch als abgeschlossene Persönlichkeit erscheinen. So auch die Fürstin.

Sie plaudert in ihren Briefen mit Frische und sogar manchmal mit einer gewissen Grazie, und immer ohne jede Geziertheit und Gespreiztheit, ohne falsche Empfindung, ohne falsches Pathos, ohne falsche Bildung und ohne falsche Vornehmheit — auch eine echte, gesunde und vollblütige Natur in ihrer Art. Eine von jenen Frauen, deren Wirkungskreis das Haus und die Familie umschließen. Sie wäre die tüchtige Frau des Rittergutsbesitzers von So und So geworden, und ihre innere Gesundheit ist bewiesen, da es sie nicht aus den Geleisen warf, als sie die Lebensgefährtin eines Bismarck von ungefähr geworden war. Gewiß nicht ungewöhnlich durch ihre Begabung, in sehr engem Kreise lebend, aber ungewöhnlich durch die gesunde Selbstbescheidung, die es ihr ermöglichte, daß das Landedelfräulein doch nie etwas anderes zu sein ambitionirte als die Frau des Landjunkers Otto von Bismarck und die Mutter seiner Kinder, obgleich der Mann sich vor der Welt inzwischen zur Höhe der genialen Unsterblichen ausgewachsen hatte.

Es gibt keinen charakteristischeren Brief als jenen, den die Frau von Bismarck an Herrn von Keudell in das böhmische Feldlager am 17. Juli 1866 sendete:

„Hier sorgen alle Konservativen sehr, daß wir zu milde sein könnten gegen das feindliche Volk überall, und bestürmen mich mit Bitten, zur Wuth anzureizen. Daß wir nicht in Wien einziehen sollen, grämt mich übrigens auch sehr .... Die Jungen zittern und beben, daß Papachen zu sänftiglich verfahren möchte ... Uebrigens ist mir alles eins — wenn ich nur endlich wüßte, daß Bismarck wieder ganz wohl ist. Ach — wie können sich nervöse Fußleiden bessern, wenn man so entsetzlich angespannt ist.“ ....

Hier spiegelt sich die Schlacht von Königgrätz; der Ausblick auf eine unsichere Zukunft des Vaterlandes voll schwerster Gefahren und Blut und doch auch auf die Größe eines einigen Deutschland wieder im kleinen Rahmen der Kinderstube.

Das Ehegemahl des Einigers der deutschen Lande reizt echt frauenhaft und mit echt junkerlich rücksichtslosen Instinkten den Mann „gegen das feindliche Volk überall zur Wuth“. Und am Ende ist ihr alles eins gegenüber der Gesundheit ihres Bismarck, und von der Höhe der unvergänglichen Siege in Böhmen gleiten wir unmittelbar zu der schmerzhaften Realität „nervöser Fußleiden“ herab, die am Ende auch im Leben der Größten eine recht erhebliche Rolle spielen:

He had a fever when he was in Spain,
And when the fit was on him, I did mark
How he did shake: 'tis true, this god did shake.

Bismarck hat viel körperlich zu leiden gehabt. Jeder ernste Widerstand, jede tiefe Aufregung konnten so große Erschütterungen bringen, schüttelten ihn oft so, daß sie sich unmittelbar auch in schwere körperliche Leiden umsetzten; in nervöse Schmerzen, in Magenkrampf, in Gallenfieber, in Schlaflosigkeit, und erst in diesen hassenswerthesten Formen zeigte sich dann die Politik auch seiner Gattin wiederum.

Eine Auflehnung gegen seinen Willen erschien ihr als ein unverantwortlicher und vor allem böswilliger Angriff auf seine Ruhe und Gesundheit, und sein Gefühl geistiger, erfolgreicher Superiorität gegenüber seinen Gegnern, gesteigert von dieser häuslichen Frauenstimmung, die temperamentvoll zum Hasse anzureizen verstand, wirkte hierauf unter Umständen auch wiederum nach Außen zurück. Ob in späteren Jahren auf die Staatsgeschäfte unmittelbar, ist unberechenbar, sicher auf die Beziehungen zu politischen Persönlichkeiten und zu den Beamten.

Der Unterstaatssekretär von Thile schreibt einmal:

„Die hiesige Tretmühle war in der letzten Zeit ziemlich unerfreulich; nur armseliges Zeug, womit dann zwischen Varzin, Berlin und Ems Federball gespielt wurde. Dabei wenig Hilfe, und der Chef more solito eigensinnig, quänglich, bald in minima ohne Aktenkenntniß hineintapsend, bald auf erhebliche Dinge jedes Eingehen störrisch abweisend. Aber was thut's? Wenn seine Gesundheit gehörig wieder hergestellt wird, dann können wir dreist sagen: „Was kostet Europa?“

Bismarck gelangt mit den Jahren, soweit er es irgend durchführen konnte, zu einer immer absolutistischeren Erledigung der Geschäfte, und da jede Behinderung in dieser Richtung als eine Beeinträchtigung seiner Ruhe und Bequemlichkeit in der Häuslichkeit empfunden wurde, so wurde er auf dieser Bahn, wie verbürgt ist, durch seine Frau weiter und weiter vorwärts gedrängt. Vielleicht, daß ihr Einfluß auf diesem Umwege seinen schließlichen Sturz nicht unwesentlich vorbereiten half.

Das sind die einzigen deutlicheren Spuren, die unmittelbar von der engen junkerlichen Häuslichkeit dieses Familiendaseins in das öffentliche Leben hinüberführen.

Aus dem wogenden Getriebe, aus der elektrisch überspannten Atmosphäre, in der Bismarck beständig leben mußte, rettete er sich zu dieser natürlichen, ungezwungenen Primitivität zurück, um auszuruhen, um zu gesunden, so stets in kräftigender Berührung mit den unverfälschten Verhältnissen der Alltäglichkeit. Das Familienleben bot ihm Verwandtes, wie ein Ritt durch die Felder und den Wald der norddeutschen Ebene. Sie liebte er mit ihren einfachen Linien wie dieses einfache norddeutsche Familienleben.

Mag sein, daß die Entwicklung Bismarck's noch eine Einwirkung seiner Frau aufweist. Sie war religiös, wie ein Fräulein von Puttkamer es sein muß; nicht bigott. Religiöse Skrupel haben sein Handeln gewiß niemals beeinflußt; aber religiöse Zuversicht hat ihn in seinen Handlungen, nachdem sie der rücksichtslos rechnende Verstand vorgezeichnet hatte, wohl bestärkt. Was er wollte, mochte ihm in Augenblicken Gottgewollt erscheinen.

Nach dem Blind'schen Attentat, in jener schwersten Zeit des Bismarck'schen Lebens, überkam ihn eine gehobene Stimmung. Keudell sagt:

„Mehrmals hatte ich den Eindruck, daß er sich jetzt als Gottes „auserwähltes Rüstzeug“ fühlte, um seinem Vaterland Segen zu bringen. Ausgesprochen hat er es nicht.“

Und am Tage, der die Entscheidung über Krieg und Frieden mit Oesterreich brachte, hatte er Momente schweren Zweifels über den Ausgang des von ihm ersehnten Entscheidungskampfes.

„Er schlug die Bibel auf; sein erster Blick fiel auf die Worte des 9. Psalms (Vers 3–5): Ich freue mich und bin fröhlich in dir, und lobe deinen Namen, du Allerhöchster, daß du meine Feinde hinter sich getrieben hast: sie sind gefallen und umgekommen vor dir. Denn du führest mein Recht und Sache aus; du sitzest auf dem Stuhl, ein gerechter Richter."

„Er fühlte sich dadurch getröstet und mit neuer Hoffnung erfüllt. So erzählt die Gräfin Bismarck."

Vielleicht löste der kirchenfromme Kaiser Franz Josef in der Wiener Hofburg zu gleichem Augenblick seine Herzensnoth auf gleiche Weise und gelangte mit Hilfe seines Beichtvaters zu der gleichen Zuversicht: daß die Feinde fallen und umkommen werden vor dir, Allerhöchster.

Das ist ein Ausblick in eine jener Provinzen, in die ganz klar nie andere Menschen hineinsehen.

Aus dem weiten Bismarck'schen Reiche wäre noch über manch eine Provinz zu berichten.

Die Schleier von unserer großen Zeit heben sich langsam.

P. Nathan.

Parlamentsbriefe.

II.

Im Verlaufe der Diskussion über die Zollvorlage nahm der Reichskanzler Veranlassung, sich über die Kanalfrage zu äußern, und was er sagte, ist lehrreich für die Haltung, die die Regierung überhaupt einnimmt. Graf Bülow denkt nicht daran, die Kanalvorlage fallen zu lassen, aber das Staatswohl verlangt, daß sie mit Ruhe behandelt wird. Der Bau des Mittellandkanals ist durchaus nothwendig, aber er kann nur „mit der Zeit" realisirt werden. Die Regierung darf sich um der Kanalvorlage willen nicht mit der konservativen Partei überwerfen, denn darüber würde die freisinnige Partei Freude empfinden und — man begreift — das darf nicht sein.

Man kann in diesen Ausführungen das Wort Kanalvorlage durch das Wort Handelsverträge ersetzen, und man schildert damit die politische Lage auch in Beziehung auf die Frage, die wichtiger ist als die hochwichtige Kanalvorlage. Die Regierung versichert, es sei ihr aufrichtiger Wunsch, zu Handelsverträgen zu gelangen, deren Unentbehrlichkeit ihr einleuchtet, und man braucht in die Aufrichtigkeit dieser Versicherung nicht den geringsten Zweifel zu setzen. Aber es genügt ihr, wenn wir „mit der Zeit" zu Handelsverträgen kommen. Und bis diese Zeit herankommt, kämen wir ja durch eine vertragslose Zeit, die mit Zollkrieg identisch ist, hindurch. Vor der Hand will die Regierung den Versuch machen, dem Auslande Handelsverträge vorzuschlagen, die von diesem viel fordern und ihm nichts bieten. Sie hält es den Anforderungen des nationalen Stolzes für entsprechender, die Zugeständnisse, die sie schließlich doch machen muß, sich auf dem Wege des Kampfes allmählich entreißen zu lassen, als sie sofort entgegenzutragen. Vor allen Dingen will aber die Regierung aus Gründen des Staatswohls es nicht zu einem Zwist mit der konservativen Partei kommen lassen und setzt ihren Forderungen auf noch höhere Getreidezölle, als die sie anbietet, nur den schwächlichen Grund entgegen, daß man dann leicht genöthigt sein könne, die Zölle zu suspendiren. Es sieht mithin so aus, als ob die Regierung entschlossen sei, leichten Herzens einem Zollkriege entgegenzugehen.

Es hat eine Zeit gegeben, in der Graf Bülow in der vortheilhaften Lage war, dem Reichstage zuzurufen: „Meine Ansichten in der inneren Politik kennen Sie ja noch nicht." Dieses Vortheils ist er jetzt beraubt. Er hat sich wohl oder übel zu der Politik bekannt, die in der Zolltarifvorlage ihren Ausdruck findet.

Als Fürst Bismarck im Jahre 1879 seinen Wandel in der Wirthschaftspolitik begründete, lauschte die Welt auf. Wir waren der Ansicht und sind es noch heute, daß seine Ansichten irrig waren, aber es lohnte der Mühe, sie zu hören und sie zu bekämpfen. Es war darin eine geistige Arbeit der angestrengtesten Art verkörpert. Als Graf Caprivi die rettende That des Abschlusses neuer Handelsverträge vollbrachte, legte er sie mit einer Rede vor, die mit der achtungsvollsten Aufmerksamkeit angehört wurde, weil sie das Ergebniß eines sorgfältigen eigenen Nachdenkens, eines von dem Gefühle seiner Verantwortlichkeit tief durchdrungenen Mannes war. Und nun vergleiche man damit die Rede, mit der Graf Bülow eine so hochwichtige Vorlage einführte! Er hat deren Kürze später mit dem Scherze gerechtfertigt, er habe vorausgesehen, daß andere lange Reden halten würden. Natürlich, unter Kameraden ist es ja ganz egal, wer die langen Reden hält.

Der Versuch, eine eingehende Begründung der Vorlage zu liefern, wurde erst am zweiten Tage der Debatte durch den Grafen Posadowsky unternommen. Er begann damit, den Gegnern der Vorlage Ungründlichkeit und sogar bösen Glauben vorzuwerfen. Das ruft eine Reminiszenz wach. Als vor einigen Jahren im Reichstage das Verlangen nach einem Einfuhrzoll auf Schafwolle ausgesprochen wurde, erklärte sich Graf Posadowsky gegen dieses Verlangen, aber mit „feinem Lächeln" fügte er hinzu, seine Studien hätten in ihm Zweifel geweckt, ob es weise gewesen sei, seiner Zeit den Einfuhrzoll auf Wolle aufzuheben. Der Einfuhrzoll auf Wolle ist bekanntlich niemals aufgehoben, selbst in der Zeit des „schrankenlosen, wilden Freihandels" unter Delbrück und Michaelis nicht; aus dem einfachen Grunde, weil er nie geschaffen worden war. Männer wie die Professoren Dietzel, Lotz, Brentano, Conrad, wie ferner Schäffle, der mit einer ausführlichen Schrift gegen die Vorlage auf den Plan getreten ist, dürften in Beziehung auf Breite und Tiefe der volkswirthschaftlichen Bildung dem Grafen Posadowsky vielleicht doch gewachsen sein.

Im Uebrigen bewegten sich die Ausführungen des Grafen Posadowsky wie diejenigen des konservativen Redners hauptsächlich um den Gedankengang, daß die Gegner des Getreidezolls die Interessen des Auslandes wahrnähmen und damit patriotische Pflichten verletzten. Darauf ist die Antwort zu geben, daß niemand Deutschland das Recht bestreitet, zollpolitisch jede Dummheit zu begehen, daß wir Freihändler es aber nicht für patriotisch halten, von diesem Rechte einen so ausgiebigen Gebrauch zu machen, wie die Agrarier wollen. Richtig ist, daß die deutschen Getreidezölle einigen unter den auswärtigen Staaten wohl Schaden zufügen mögen, daß aber der Schaden, den sie dem deutschen Reiche thun, unvergleichlich viel größer ist.

Die Gründe, mit denen wir die Tarifvorlage bekämpfen, zerfallen in folgende drei Gruppen:

1. Hohe Getreidezölle belasten den Arbeiterstand in unerträglicher Weise, führen zu ungerechter Bedrückung und verstoßen gegen alle sozialpolitischen Erwägungen, hemmen außerdem die Produktivkraft des deutschen Volkes.

2. Erhöhung der Getreidezölle hilft der Landwirthschaft nichts. Gegenüber dem Nothstande der Landwirthschaft bilden sie ein Palliativmittel, das nur für die kürzeste Zeit wirkt und zu dem Verlangen nach immer weiterer Erhöhung Anlaß gibt. Sie erhöhen die Produktionskosten der Landwirthschaft und wirken, da die Landwirthschaft mit hohen Produktionskosten zu kämpfen hat, geradezu schädlich.

3. Hohe Getreidezölle reizen das Ausland zur Erhöhung seiner Industriezölle und schädigen daher die deutsche Exportindustrie, auf der der Wohlstand des deutschen Volkes beruht.

Dieser dritte Grund ist gewiß wichtig, hochwichtig sogar. Aber die beiden anderen Gründe sind wichtiger und für die Gegner der Vorlage ist es nicht gerathen, auf diesen dritten Grund das Hauptgewicht zu legen. Die Geltendmachung dieses Grundes mögen wir denen überlassen, die für die beiden ersten Gründe taub sind und sich schutz-

zöllnerischen Anschauungen mehr oder weniger zuneigen. Für diesen Grund mag der Centralverband der Industriellen zur rechten Zeit eintreten. Unsere Aufgabe ist es, die beiden ersten Gründe zu betonen.

Die Redeschlacht im Reichstage tobt, während wir dies schreiben, noch weiter. Von der Linken haben bisher die freisinnigen Abgeordneten Richter und Gothein und der sozialdemokratische Abgeordnete Bebel die wuchtigsten und auch sachlich inhaltreichsten Reden gehalten, während einer der Edelsten der Nation, Graf Arnim, durch einen Zwischenruf die Agrarier stärker kompromittirt hat, als es die längsten Reden, der Gamp, Hahn, Freih. von Wangenheim und Genossen je vermocht haben. Mehr noch als bei anderen Vorlagen bildet aber hier die Generaldebatte ein bloßes Vorpostengefecht. Der Hauptkampf wird erst nach Monaten in der Spezialdiskussion entbrennen.

Proteus.

Die Entwicklung des Protektionismus in Frankreich und dessen Bekämpfung.

In dem Augenblick, wo der handelspolitische Kampf mit so großer Heftigkeit in Deutschland entbrannt ist, hat es vielleicht einiges Interesse zu beobachten, was sich in Frankreich nach derselben Richtung hin vollzieht. Man bleibt dort nicht unthätig. Die „Vereinigung der Industriellen und Handeltreibenden Frankreichs“, deren Präsident Herr Lourdelet und deren Generalsekretär Herr Hayem ist, hat die Zolltariffrage auf die Tagesordnung ihrer Sitzungen während des Jahres 1901/1902 gesetzt. Diese noch ziemlich junge Vereinigung umfaßt zahlreiche Persönlichkeiten, die dem Handel und der Industrie von Paris angehören, daneben auch Mitglieder des Parlaments und Nationalökonomen. Ihre erste Sitzung in dem Geschäftsjahre 1901/1902 wurde am 6. November abgehalten. Es wurde beschlossen, ein Exposé entgegenzunehmen, welches von einem Meister der französischen Wissenschaft, Herrn Levasseur, Mitglied der Académie des Sciences morales et politiques, Professor am Collège de France und am Conservatoire des Arts et Métiers und Vice-Präsident des Internationalen Instituts für Statistik, vorgetragen wurde. Der Charakter und die Befähigung dieses Mannes sind allgemein bekannt und geachtet. Herr Levasseur ist der Verfasser der „Geschichte der arbeitenden Klassen in Frankreich“, deren erste Ausgabe vergriffen ist, und die soeben in einer neuen Ausgabe erscheint. Hiervon sind die ersten beiden Bände kürzlich herausgekommen. Herr Levasseur war einer der ersten, der auf wissenschaftlicher Grundlage für die Goldwährung kämpfte in einer Zeit, wo namhafte Nationalökonomen bei Beginn des Goldzuflusses aus Kalifornien und Australien weniger Scharfsinn zeigten als er. Es sei hinzugefügt, daß er Mitglied der nationalen Gesellschaft für Ackerbau ist, einer Art geschlossenen Akademie, welche viele angesehene französische Landwirthe umfaßt, und in welcher er stets für gesunde und gemäßigte Ideen eingetreten ist. Zahlreiche Reisen, besonders ein längerer Aufenthalt in den Vereinigten Staaten, haben Herrn Levasseur Gelegenheit gegeben, Vergleiche mit dem Auslande anzustellen; seine Werke über den Ackerbau in den Vereinigten Staaten, über die amerikanische Industrie bilden geradezu eine Autorität. Es war also von Bedeutung für die „Vereinigung der Industriellen und Handeltreibenden Frankreichs“, ihn über die Rückwirkung des Zolltarifs sprechen zu hören. Dieses Problem der Rückwirkung des Zolles auf die Konsumtion und die Industrie beschäftigt jetzt weite Kreise aufs Lebhafteste; das Internationale Institut für Statistik hat auf seiner Versammlung in Budapest mit diesem Studium ein besonderes Comité betraut, dem u. A. die Herren Yves Guyot, Delatour, Mandello, Atkinson, von Mayr, Nicolai (aus Belgien), A. Raffalovich ꝛc. angehören. Dieses Problem gehört zu den schwierigsten, da es eigentlich alle Untersuchungen in sich schließt, mit denen man sich gegenwärtig in der Zollpolitik befaßt. Der Beitrag des Herrn Levasseur ist höchst werthvoll, namentlich bezüglich seiner Mittheilungen über die Getreidebesteuerung in Frankreich. Man weiß, daß das Parlament dieses Landes im Jahre 1894 7 Francs (= 5,60 Mk.) Einfuhrzoll auf importirten Weizen pro 100 kg gelegt hat.

Herr Levasseur hat für sechs Jahre, in denen dieser exorbitante Zoll voller in Kraft war (1894—1899), den mittleren Durschnittspreis von einem Doppelzentner Weizen in Paris, London und Brüssel verglichen, ebenso den mittleren Durchschnittspreis in ganz Frankreich, England und Belgien. In Tabellen, die er veröffentlicht hat, zeigt er, daß der Preisunterschied im Durchschnitt zwischen Paris und Brüssel 4,87 Frcs., zwischen Frankreich und Belgien 5,26 Frcs., zwischen Frankreich und England 7,05 Frcs. betrug. Man kann sagen, daß die durch den Zoll von 7 Frcs. hervorgerufene Mehrbelastung im Durchschnitt 5 Frcs. per 100 kg beträgt. Der Zoll ist also nicht ganz und gar zum Ausdruck gekommen; er hat sich um 5/7 bewegt und dies genügte, um den Preis in Paris ungefähr 33 Proz. höher als in Brüssel zu treiben. Diese Mehrbelastung ist nicht gleich gewesen, 5 Frcs. betrug sie im Durchschnitt. Zu gewissen Zeiten war sie höher oder geringer; sie erreichte ihr Maximum, als die Ernte in Frankreich am schlechtesten ausfiel, und traf dann den Verbraucher in ihrer ganzen Brutalität. Abgesehen davon hat auf freien Märkten, wie England, der Preis eine ganz andere Tendenz zur Stetigkeit als auf Märkten, die durch Zölle geschützt sind. Man hatte sich eingebildet, daß Dank dem Schutzzoll der Preis in Frankreich stabiler bleiben würde; es war dies auch eine der Prophezeiungen der Protektionisten, die, wie so viele andere, nicht eintrafen. Die Weizenproduktion in Frankreich hat sich weiter entwickelt. Man hat das Verdienst hierfür gern dem Regime Mélines zugeschrieben; indessen entwickelte sich der Ackerbau auch vor der protektionistischen Reaktion; von zehn zu zehn Jahren nahm die mittlere Produktion zu, und wenn auch der mittlere Ertrag per Hektar nicht den Durchschnitt desjenigen in Dänemark oder in England erreichte, so liegt dies wohl daran, daß man in Frankreich Boden für den Getreideanbau nimmt, den man in jenen Ländern für andere Zwecke verwendet. Es ist nicht unmöglich, daß man sich in Frankreich mit seiner stabilen Bevölkerungsziffer dem Augenblicke nähert, wo es nur bei einer schlechten Ernte Getreide zu importiren braucht. Das Gleichgewicht zwischen Nachfrage und Produktion könnte leicht die preissteigernde Wirkung des Schutzzolls zum Schmerz der französischen Agrarier so gut wie völlig aufheben. Einstweilen muß Frankreich aber noch regelmäßig Getreide importiren, schon um dem verschiedenen Geschmack des Publikums zu genügen, welcher eine Mischung von französischem Mehl mit Mehlsorten fordert, die von ausländischem Getreide stammen, und von denen ähnliche nicht im Lande vorhanden sind. In den erwähnten sechs Jahren betrug die Gesammteinfuhr 33 Millionen Doppelzentner; in einem schlechten Jahre belief sie sich auf 19 Millionen, so daß für die fünf anderen Jahre $2^1/_2$ Millionen im Durchschnitt bleiben. Die Gesammternte betrug 529 Millionen Doppelzentner (88 Millionen im Durchschnitt). Mit den importirten Mengen macht dies 562 Millionen Doppelzentner aus, welche um je 5 Frcs. vertheuert wurden, das macht eine theoretische Vertheuerung von 470 Millionen Frcs. jährlich. In Wirklichkeit kommt die Vertheuerung nicht in ihrer Gesammtheit zum fühlbaren Ausdruck, denn man muß die Quantitäten in Abzug bringen, welche von den Landwirthen für ihren Betrieb verbraucht wurden. Man kann diese Landwirthe in zwei oder drei Kategorien theilen, und man muß diejenigen besonders betrachten, welche mehr als zehn Hektar bebauen und somit aus der von dem Konsumenten bezahlten Zollbelastung von 5 Frcs. in der Regel Vortheil ziehen.

4 800 000 kleine Besitzer bewirthschaften 12 571 000 Hektar; der mittlere Besitz von 10 bis 40 Hektar, (ungefähr 711 000 Betriebe) umfaßt 14 313 000 Hektar, der Großgrundbesitz mit 138 000 Eigenthümern umfaßt 22 493 000 Hektar. 850 000 Betriebe bewirthschaften darnach drei Viertel der gesammten Ackerbodenfläche; und sie produziren zwei Drittel bis drei Viertel der gesammten Ernte. Die künstliche Preissteigerung von 5 Frcs. kommt also dieser Gruppe zu Gute, und zwar in Höhe von 300 bis 330 Millionen Frcs. die von dem auf den Markt gebrachten Getreide erhoben wurden.

Dieser Profit ging an die Pächter, sofern sie eine Pacht vor dem Inkrafttreten des Zolles übernommen hatten; und an die Besitzer, sobald diese die Verpachtung erneuerten. Man führt Fälle an, in welchen der Kontrakt die Eventualität einer Steigerung des Zolles vorsieht.

Wer trägt die Mehrbelastung? Der Konsument von Brot. Der Preis des Getreides bedingt den Preis des Mehles und des Brotes, mit der Einschränkung, daß der Preis des Brotes nicht so rasch steigt oder fällt wie der des Getreides. Um den Zollbetrag wird in der Regel ein Kilo Brot vertheuert. Der durchschnittliche Verbrauch stellt sich nun in Frankreich per Kopf auf etwa 500 Gramm täglich; das ergibt für eine Person eine Zollbelastung von 9 Frcs. im Jahre, und von 45 Frcs. für einen Haushalt von fünf Personen. Dies ist in der That ungeheuerlich.

Das Auditorium des Herrn Levasseur hörte den Bericht, der hier inhaltlich wiedergegeben ist, mit Aufmerksamkeit an, und obwohl über eine Resolution nicht abgestimmt wurde, war doch die hervorgebrachte Wirkung sehr nachhaltig.

Einige Wochen vorher hatte Herr Yves Guyot, ehemaliger Minister der öffentlichen Arbeiten, Chefredakteur des „Siècle“, auf Veranlassung der britischen Handelskammer zu Paris die Frage, ob Frankreich seine kommerzielle Lage in Folge seiner protektionistischen Politik verbessert habe, beantwortet. Er ging die verschiedenen Arten des nationalen Zollschutzes durch, und er begegnete sich natürlich mit Herrn Levasseur in der Anschauung: Zölle auf Getreide, Zölle auf Vieh seien zu Gunsten der mittleren und großen Grundbesitzer eingeführt, welche die Minderheit bilden. Was den Wein anbetrifft, so habe die Zollgesetzgebung Absatzmärkte verschlossen, welche Frankreich mehr als jemals brauchen würde. Ehemals seien italienische und spanische Weine zur Vermischung mit französischen Weinen eingeführt; man habe jenen jetzt den Eintritt erschwert. Man habe damit den Ausländern gezeigt, daß es noch andere Länder gäbe, wo man billige und gute Weine finden könne als in Frankreich. Da Frankreich Schutzzölle gegen jene fremden Weine einführte, so habe man für diese anderswo Käufer gesucht und gefunden, ohne die Weine durch Frankreich gehen zu lassen. Die durch die Reblaus verursachte Krisis habe den französischen Produzenten Anlaß gegeben, eine bewundernswerthe Energie in der Wiederherstellung des französischen Weinlandes zu entfalten. Die Protektionisten haben zwar gerathen, viel Wein zu erzeugen, ohne sich jedoch um die Qualität zu bekümmern; man habe diese zu Gunsten der Quantität geopfert. Man habe Weinberge auf mittelmäßigem Boden angelegt und die Reben hochwachsen lassen, was eine reichliche Ernte, aber schwache und wenig alkoholische Weine ergab. Die Ausfuhr nach dem Auslande entwickelte sich unter solchen Umständen begreiflicher Weise nicht weiter; sie belief sich auf 2 350 000 Hektoliter im Jahre 1891 und auf 2 190 000 im Jahre 1900. Zu gleicher Zeit ist der innere Markt überfüllt, man verkauft den Wein zu 5 und 6 Francs per Hektoliter, es gibt sogar schon welchen zu 1,50 Francs.

Eine der Wirkungen des Protektionismus besteht darin, daß er die Kapitalien von ihrer natürlichen Verwendung ablenkt, um sie in künstlich erhaltene Betriebe zu werfen, daß er die Arbeiter Industriezweigen zuführt, welche nur in Folge jenes Privilegiums existiren; der Protektionismus bereitet deshalb Krisen vor, und er läßt in diesen Krisen den Sozialismus anwachsen. Die Zollerhöhung hatte den Baumwollspinnern nicht genützt; sie haben eine weitere im Jahre 1894 durchgesetzt. Wenn man die Entwicklung der Baumwollenindustrie nach dem Verbrauch von Rohmaterial beurtheilt, so findet man im Jahre 1891 eine Einfuhr von 1 764 000 Doppelcentner roher Baumwolle, im Jahre 1900 von 1 934 000, von denen 362 000 wieder ausgeführt wurden. Der Verbrauch von Baumwolle hat sich also in den Spinnereien vermindert, und diese sind häufig Krisen unterworfen. Der den Baumwollfabrikanten bewilligte Zollschutz wirkt heftig auf die Bandindustrie zu St. Etienne und auf die Industrie von gemischten Geweben zu Lyon zurück, und dies trotz des komplizirten Rückzolles, der existirt, dessen man sich aber seiner komplizirten Anwendung wegen wenig bedient.

Man kann aus den Debatten der französischen Kammer über das Gesetz betreffend die Handelsmarine ersehen, welche Wirkungen der für die Eisenindustrie eingeführte Zollschutz hat. Ein in Frankreich erbautes eisernes Schiff kostet 450 Francs per Tonne, gegen 250 Francs, die ein englisches Schiff kostet, das ergibt eine Differenz von 80 Proz. Es gibt in Frankreich 31 Eisenhütten, die mehr als 500 Arbeiter beschäftigen, und dies sind diejenigen, welche sich für den Schiffbau einen Schutzzoll von 50 Proz., für den Bau von Waggons einen Schutzzoll von 33 Proz., für Dynamomaschinen einen solchen von 33 Proz. und von 9 Proz. für Straßenbahnwagen bezahlen lassen. Diese Ziffern hat das Handelsministerium geliefert, welches nicht verzeichnet hat, welchen Schutzzoll diese 31 Hüttenwerke für grobe Eisenwaaren und Kurzwaaren, für Messerschmiedewaaren, für Schlosserwaaren, für Blechfabrikation, für Heizapparate, für Kupferwaaren, für chirurgische und optische Instrumente zahlen lassen.

Kürzlich ging in Folge der für den Weinbau hereingebrochenen Krisis eine Bewegung in Frankreich dahin, von der Regierung zu verlangen, sie solle von Rußland eine Reduktion der Zölle auf Wein in Fässern zu Wege bringen. Rußland hat sehr höflich geantwortet, es könne erst in Verhandlungen eintreten, wenn man sich bereit zeige, die Zölle von 7 Francs für Weizen zu ermäßigen. Die Cognac-Händler hatten eine Eingabe in demselben Sinne und zu Gunsten von Handelsverträgen bei Herrn Delcassé eingereicht. Dieser hat antworten müssen, daß das von Frankreich vor neun Jahren angenommene Schutzzoll-Regime den Abschluß von Handelsverträgen nicht zuließe.

Die von Frankreich gemachte Erfahrung ist derart, daß sie in den Augen jedes Unbefangenen von der Annahme eines Doppeltarifs abschrecken muß; da ein solcher die Beständigkeit der Zölle nicht gewährleistet, aber den Abschluß von Handelsverträgen verhindert.

Um dieses Bild zu vervollständigen, muß man darin noch die Gründung der internationalen freihändlerischen Vereinigung aufnehmen, welche gewissermaßen eine allgemeine Zusammenfassung der in Frankreich von den Anhängern der Handelsfreiheit gemachten Bemühungen und eine Verbindung mit ähnlichen Bestrebungen im Auslande bilden soll. Ins Leben gerufen haben diese Bewegung die Herren de Molinari, Chefredakteur des „Journal des Economistes“, Yves Guyot, ehemaliger Minister der öffentlichen Arbeiten, Chefredakteur des „Siècle“, Fleury, Generalsekretär der Gesellschaft für politische Oekonomie, unter der Mitwirkung der Herren Dombasle, Generalsekretär des Wörterbuchs des Handels, und Emile Macquart. Die konstituirende Versammlung der Vereinigung fand im Hause der gelehrten Gesellschaften am 14. November unter dem Vorsitz des Herrn de Molinari statt. Man schritt zur Ernennung der Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses*)

*) Den geschäftsführendenden Ausschuß bilden die Herren: G. de Molinari, Vorsitzender des vorläufigen Vorstandes, Chefredakteur des „Journal des Economistes“, korrespondirendes Mitglied des Instituts; F. Passy, Mitglied des Instituts, Vorsitzender der Gesellschaft für politische Oekonomie; J. Fleury, Generalsekretär des vorläufigen Vorstandes, ständiger Sekretär der Gesellschaft für politische Oekonomie; Baron d'Aulnis de Bourouill, Vorsitzender der Freihandels=

Es ist beachtenswerth, daß man an der Seite der gewohnheits- und berufsmäßigen französischen Verfechter der Handelsfreiheit fremde Persönlichkeiten antrifft, die ein großes Ansehen in ihrem Vaterlande genießen: den Baron de Bourouill für Holland, Strauß für Belgien, Cox, Barclay für England, Giretti und Canovai für Italien; unter den Franzosen finden wir Vertreter der Hafenstädte, wie Herrn Barthelet, der Band-, Bijouterie-, Seidenindustrie u. s. w. Herr Stanton, der Pariser Vertreter der „North American Review", hat angekündigt, er hätte bei seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten den Bescheid mitgebracht, daß die Vereinigung auf den Anschluß und die Unterstützung einer bedeutenden Anzahl von Freihändlern und freihändlerischen Gesellschaften in Amerika rechnen könne.

Die Männer, welche so ihre Bestrebungen darauf vereinigt haben, die Fesseln zu zerbrechen, welche die Beziehungen zwischen den Völkern hemmen, geben sich keiner Täuschung über die Schwierigkeit des Versuchs hin; indeß, es erinnerte einer der Redner sehr treffend daran, indem er das Wort Wilhelms von Oranien wiederholte:

„Es ist nicht erforderlich, etwas zu erhoffen, um etwas zu unternehmen."

Paris. Arthur Raffalovich.

Gesellschaft der Niederlande; L. Strauß, Vorsitzender der nationalen belgischen Liga für die Handelsfreiheit; Harold Cox, Sekretär des Cobdenklubs; Edoardo Giretti, Industrieller aus Bricharasio (Italien); Tito Canovai, Direktor der Italienischen Bank zu Rom; Yves Guyot, früherer Minister, Chefredakteur des Siècle; Valère Mabille, Vorsitzender der französischen Handelskammer zu Charleroi; Duché, Vorsitzender der französischen Handelskammer zu London; Th. Barclay, früherer Vorsitzender der britischen Handelskammer zu Paris; Brach, stellvertretender Vorsitzender des Syndikats der Seidenindustrie und des Seidenwaarenhandels zu Paris; Barthelet, früheres Mitglied der Handelskammer von Marseille; Mascurand, Vorsitzender des Syndikats der Phantasie-Bijouterien aller Arten; Colcombet, früherer Vorsitzender des Handelsgerichtshofs von St. Etienne; Hiélard, früheres Mitglied der Handelskammer von Paris; Emil Bernard, Industrieller; Germain Paturel, Kaufmann zu Saint-Mandé.

Grabbe.

Am 11. Dezember 1801 wurde Christian Dietrich Grabbe geboren — ein Dichter, der wie kaum ein zweiter den Einen ein Aergerniß und eine Thorheit, den Andern ein Prophet wurde. Wilhelm Scherer, der ihn nur den „thörichten Grabbe" nannte und ihn bloß lächerlich fand, bezeichnete ihn doch im selben Athem als „eine Art Vorbereitung auf Hebbel"; und sollte eine solche nicht doch mehr sein als nur lächerlich? Ferdinand Freiligrath, der ihn in einem berühmten Gedicht zum Typus des unglücklichen Genies erklärte:

> . . . durch die Mitwelt geht
> Einsam mit flammender Stirne der Poet;
> Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel —

Freiligrath hat von seinem Landsmann doch gleichzeitig ausgerufen:

> So ist's! wie Würfelklirren und Choral,
> Wie Kerzenflackern und wie Mondenstrahl
> Vorhin gekämpft um diese Hütten,
> So wohl in dieses mächt'gen Schädels Raum,
> Du jäh Verstummter, wie ein wüster Traum
> Hat sich Befeindetes bestritten.

Und war der wohl geeignet, als der typische Dichter zu gelten, in dessen Hirn Befeindetes wie ein wüster Traum sich bestritt?

Vor kurzem ist über den merkwürdigen Mann eine beachtenswerthe Schrift erschienen: Beiträge zum Studium Grabbe's von Carl Anton Piper.*) Während ihr zweiter Theil nur dem Jugenddrama „Herzog Theodor von Gothland" gilt, sucht der erste aus Grabbe's Leben ausführlich dessen pathologische Art nachzuweisen. Ein früher Keim zu geistiger Krankheit sei durch wüstes Leben, besonders durch Trunksucht, auch durch Originalitätshascherei und unglückliche Schicksale zu voller Kraft ausgebildet worden. — Und in diesem Jahr hat C. Spielmann Grabbe's „Hannibal" ergänzt und für die Bühne bearbeitet, weil dieser „Torso eines Riesen", dies „edle Stück wirklich menschlicher Tragikomödie" aus der Hand des „Titanen Grabbe" der Nachwelt nicht verloren gehen sollte. . . .

Narr oder Genie? Titan oder Thor? Bei welchem zweiten Dichter steht die Alternative so scharf und schneidend? Bei Lenz löst sie sich in einen Zeitunterschied auf: er war zeitweilig ein Narr, bis zuletzt all seine Begabung in der Geisteskrankheit verloren ging. Aber bei Grabbe sind es dieselben Werke, die für das eine wie für das andere Urtheil zeugen sollen!

Es gibt schon in seiner Biographie keinen Punkt, der nicht durch diese diametral entgegengesetzten Meinungen völlig verschieden beleuchtet würde. Bei Piper kann man das ganz hübsch verfolgen. Grabbe ist als Sohn eines Zuchthausaufsehers in Detmold geboren — und dies „Milieu" soll bei ihm (wie ein ähnliches bei Justinus Kerner) die Grundlage der Zerrüttung geliefert haben. Aber dann wird wieder nachgewiesen, wie kärgliche Reflexe diese Jugendeindrücke in Grabbe hinterließen, der überhaupt, wie viele seiner Zeitgenossen (Platen vor allem) eigentlich nur litterarische Erlebnisse kennt; denn auch das Erleben will gelernt werden. Sein eheliches Unglück erhält naturgemäß ein völlig verschiedenes Ansehen je nachdem, ob man ihn mit der Wittwe als einen unerträglichen, lasterhaften und halbverrückten Menschen darstellt oder ihr selbst die Schuld beimißt, ihm das Haus unleidlich gemacht zu haben. Sein letztes Unglück, das Zerwürfniß mit Karl Immermann, der sich des gestrandeten Abenteurers erst hilfreich angenommen hatte, ist von Oskar Blumenthal durchaus als eine Versündigung des „Düsseldorfer Theatermonarchen" an dem „hilflosen Detmolder Dichter" aufgefaßt worden, während Piper auf Grabbe's Unfähigkeit zu dauernden Freundschaften hinweist. Und so verschiebt sich überall das Bild in kaum wieder ähnlich vorkommender Weise.

Dem muß natürlich auch das Urtheil über seine dichterische Entwicklung entsprechen. Goedeke und Piper sehen deren Höhepunkt in den Hohenstaufendramen und andere Kritiker haben noch schärfer betont, daß die letzten fragmentarischen Dramen schlimmster Verfall seien. Andere sehen in diesen Entwürfen zu „Napoleon", „Hannibal", der „Hermannsschlacht", „Marius und Sulla" die eigentlichen Ruhmestitel Grabbe's.

Zu dieser letzteren Meinung muß ich mich bekennen, in so vielen Punkten ich auch sonst denen beistimme, die Grabbe's Persönlichkeit als eine durchaus ungesunde ansehen, der schon eben ihrer pathologischen Züge wegen ein wirklich großes Kunstwerk nicht gelingen konnte.

Mir ist sein „Herzog Theodor von Gothland", der Ludwig Tieck so gewaltig imponirte — war er doch „romantisch" genug! — kaum zu hart mit jenen Versen charakterisirt, die Platen gegen Immermann's „Cardenio und Celinde" schleuderte: „die größte, mehr als ekelhafte Metzelung, die je der fette Frosch Bombast im dunstigen Irrlichtsumpf poetischen Wahnsinns laichete". Mir ist „Don Juan und Faust" das Paradigma jener unglücklichen Versuche, geniale Meisterwerke rein stofflich zu überbieten, wobei es Grabbe an Vertiefung oder geistiger Erneuerung des Problems so völlig hat fehlen lassen, wie nur etwa Hamerling im „Ahasver in Rom". Mir sind „Friedrich

*) Berlin 1898, Alex. Duncker.

Barbarossa“ und „Kaiser Heinrich VI.“ verunglückte Haupt- und Staatsaktionen, die vor den berüchtigten Hohenstaufendramen Raupach's nur den Reiz wunderbarer Anachronismen und Stillosigkeiten voraus haben, wenn etwa König Tancred dem Erzbischof Matthäus auf seinen Ausruf „Auf gleiche Weise sterb' auch Ophamilla!“ erwidert: „Wie, dein Kollege?“ Und doch — hier ist schon einiges, was über die gleichzeitige Hohenstaufendramatik herausgeht: einige Volksscenen. Sie kündigen an, was die Fragmente bedeuten sollen.

In den Volksscenen seiner historischen Dramen liegt, meinem Urtheil nach, die ganze Bedeutung Grabbe's. Aber sie ist nicht gering. Sie bedeutet wirklich — so lebhaft das auch neuerdings wieder Albert Leitzmann und Otto Harnack bestritten haben — die Vorbereitung auf das neue Historiendrama, das dann mit Hebbel zuerst vollkräftig ins Leben trat.

Es lag in der ganzen Eigenart des Dichters begründet, daß ihm hier das Aeußerste gelingen sollte, das seinem freilich nur „partiellen Genie“ gegönnt war.

Immer entschiedener hat man neuerdings — mit vollem Recht — auf die realistischen Elemente in der Romantik hingewiesen. Der Gegensatz zu der „vornehmen Auswahl“ poetischer Stoffe und akademischer Behandlungsweisen gehört zu ihren fundamentalen Eigenheiten. Nach und nach sollte und wollte die Romantik als „fortschreitende Universalpoesie“ die ganze Welt für die Dichtung erobern, von der die Klassiker nur einen kleinen Ausschnitt gegeben hatten. So mußte sie denn die „Andacht zum Unbedeutenden“ lernen, mußte beachten, was bisher die Poesie als nebensächliches Detail angesehen oder vielmehr übersehen hatte. Daher drängen sich denn realistische Einzelheiten in die Dramen von Ludwig Tieck und Heinrich v. Kleist, in die Erzählungen von Achim v. Arnim und Clemens Brentano. Zum Dogma vollends wird ein gewisser Realismus, seit die jüngere Romantik die berühmte Forderung nach „Anschauung“ und Anschaulichkeit erhob. Nun gibt E. Th. A. Hoffmann Personalbeschreibungen, Gesten, individuelle Sprechweise so realistisch wieder, daß die Modernsten von ihm lernen konnten. — Aber immer bleibt dieser Realismus der Romantik in gewissen Schranken. Er wird eingeengt und wird gefärbt durch das Hauptpostulat der Schule: die „Ironie“. Der Dichter soll über dem Stoff stehen; die Stimmung ist die Hauptsache, die Darstellung selbst nur Mittel. Deshalb schiebt sich neben den Realismus die ungebändigte Phantasiethätigkeit und die Mystik bemächtigt sich der Wirklichkeit selbst: bei Hoffmann ist die Realität nur (wie Grabbe sagen würde) „ein Fratzenschneiden der Natur“, hinter dem eine geheimnißvolle, mystisch höhere Wirklichkeit verborgen liegt. Auf diese Weise entsteht die romantische Leidenschaft für die Tragikomödie, die dann Shakespeare's Beispiel sanktioniren muß.

All dies ist unentbehrliche Voraussetzung für Grabbe. Aus diesen Bedingungen geht er hervor; aber das „heitere Spiel“ der Kunst wird bei ihm (wie in anderer Art bei dem großen Künstler Heine) zur erlebten Tragikomödie. Aus der romantischen Stimmung geht sein greller Realismus hervor. Grabbe ist ein Romantiker, bei dem die Ironie tödtlicher Ernst geworden ist.

Durchaus wurzelt er in der Romantik, wie die meisten seiner dichtenden Zeitgenossen, wie Immermann, wie Heinrich Heine, wie Annette v. Droste. In den früheren Produkten tritt die Anlehnung an romantische Theorie und Praxis überdeutlich hervor. Romantisch ist in den historischen Dramen die ganze Art, wie er (nicht bloß formell, sondern auch inhaltlich!) Poesie und Prosa mischt; romantisch ist die Neigung zu bestimmten typischen Effekten, zu den Stimmungen des Grauens und Entsetzens; romantisch der Geniekultus und der Philisterhaß, der Spott auf die Pedanten, der etwa dem Don Juan in den Mund gelegt wird, die Ironisirung der Höflichkeitsformeln unserer guten Gesellschaft; romantisch ist noch ganz besonders die Leidenschaft für litterarische Kritik und Satire, die sich selbst in die Lagerscenen des „Napoleon“ eindrängt. Ein Märchenspiel wie „Aschenbrödel“ und gar das litterarische Possenspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ würde Grabbe ganz und gar in die romantische Schule einweisen, wenn die späteren Anläufe nicht da wären. Denn die Vermischung von Spiel und Wirklichkeit, die Manier, wie der Autor sich selbst als Bühnenfigur behandelt, die witzige litterarische Satire stammen ganz und gar von Tiecks Märchenspielen her, bei Grabbe genau so wie bei Immermann oder bei Brentano. Und wichtiger als dies alles ist ein anderer Punkt: romantisch im eigentlichsten Sinne ist Grabbe's Begriff des Volksthümlichen. Der wichtige Aufsatz „über die Shakespearemanie“ stellt fortwährend das richtige Gefühl des Volkes dem falschen der Gebildeten gegenüber. Während dieser — von Grabbe in charakteristischer Weise bei der Veröffentlichung vordatirte! — Aufsatz sonst überall die Abhängigkeit von der romantischen Schule durch Polemik zu verdecken, und auch wirklich abzustreifen sucht, bleibt hier Grabbe im scharfen Gegensatz zu Goethe's, Schiller's, Grillparzer's Verachtung des Publikums auf der Seite der Romantiker: „Das Volk ist eine wunderbare Erscheinung; die Individuen, aus denen es denn doch besteht, sind in der Regel nur mäßig begabt und fassen das Dargebotene oft sehr flach und einseitig auf. Dennoch pflegt im Volke als Gesammtheit stets die richtige Ansicht, das wahre Gefühl vorzuherrschen“.

Und hier ist nun das Scharnier, in dem sich die ganze Wendung der Kunst- und Weltanschauung Grabbe's dreht.

Der (auch stilistisch) sehr bezeichnende Satz, den wir eben citirten, gesteht den unlösbaren Gegensatz ein, der zwischen dem Volk als Gesammtheit und den einzelnen Individuen, „aus denen es denn doch besteht“, vorherrscht. Nun war für die Romantiker die Entscheidung dieses Konflikts leicht gegeben. Das Volk als Gesammtheit war ihnen die höhere Wahrheit, die Einzelnen waren gleichsam nur täuschende Erscheinungen der Oberfläche. Deshalb wird das Volk bei ihnen so durchaus unrealistisch aufgefaßt. Wie ist doch der große Charlatan Dr. Faust in Arnim's „Kronenwächtern“ voll Lebenswahrheit! wie packend sind der brave Kasperl und das arme Annerl von Brentano geschildert! Volksscenen aber bleiben bei denselben Künstlern, die einzelne aus dem Volke so realistisch hinstellen, opernhaft und konventionell. Man braucht nur Schiller's Lager Wallenstein's mit Brentano's Nachbildung „Viktoria“ zu vergleichen, um zu erkennen, wie weit die Romantiker hier hinter unserem volksthümlichsten Dichter trotz all seinem Idealismus an Wirklichkeitssinn zurückblieben.

Grabbe aber faßt in jenem Dilemma auf der anderen Seite Posto. Ihm verkörpern die Individuen die höhere Wahrheit. Oder vielmehr: er will das Problem lösen, durch Vorführung der unbedeutenden Individuen den Eindruck der großartigen Gesammtheit zu erzielen. Das war das wirklich geniale „Aperçu“, das war das Neue und Fruchtbare, das in den Hohenstaufendramen sich andeutet und vorbereitet und in den Fragmenten Wirklichkeit wird.

Man denke an die modernen impressionistischen Maler. Ton wird neben Ton gesetzt, jeder für sich ein häßlicher, nichtssagender Fleck. Und die Gesammtheit, vom richtigen Standpunkt aus gesehen, gibt ein schönes, bedeutungsvolles Gemälde.

Das war es, was Grabbe vorschwebte. Erreicht hat er es nicht, weil ihm der richtige Standpunkt fehlte. Kurzsichtig sah er aus zu großer Nähe auf die Leinwand. Friedrich Hebbel erst und dann Gerhart Hauptmann gewannen zu der Technik des Malens die Technik des Sehens hinzu. Seitdem haben wir die neue Kunst der Volksscenen.

(Schluß folgt.)

Richard M. Meyer.

Walter Besant.

Im Sommer dieses Jahres starb Sir Walter Besant, dreiundsechzigjährig, der frühere Compagnon von James Rice, der Verfasser des Romans „Allerlei Arten und Stände von Menschen", der Begründer der „Incorporated Society of Authors". Damit dürften seine Ruhmestitel erschöpft sein. Um es gleich zu sagen: Walter Besant hat sich um die Litteraten größere Verdienste erworben als in der Litteratur. Mit Fug und Recht ward er darum von der Königin in den Ritterstand erhoben. Als selbständiger Schriftsteller wird er mit einem Werk in die Litteraturgeschichte kommen. Richard Wülker bezeichnet ihn zwar als den bedeutendsten Romanschriftsteller unserer Tage. Aber was sollten wir von einer französischen Litteraturgeschichte denken, die dem Hüttenbesitzer-Ohnet ähnliche Auszeichnung zu theil werden lassen wollte, was von einer deutschen, die . . .? Doch nein: nomina sunt odiosa. Ein Glück für Professor Wülker, daß die bedeutenden englischen Romanschreiber unserer Tage bei uns so wenig bekannt sind. Immerhin sei in ihrem Namen feierlichst Protest erhoben.

Ein Jahrzehnt währte die gemeinschaftliche Thätigkeit von Walter Besant und James Rice. Eine Reihe von Romanen ist ihr entsprungen. Darunter „Der goldene Schmetterling" keine Eintagsfliege; doch auf seine schillernden Flügel hat sich längst der Staub gesenkt. Wem der größere Antheil am Erfolg zufällt, ist bis jetzt noch durch keine Dissertation festgestellt worden; aber man war stets bereit, ihn auf das Conto des Ueberlebenden zu setzen. Zwei Gründe mögen dafür den Ausschlag gegeben haben: einmal ist dieser gewöhlich im Vortheil, weil ihm die Möglichkeit geboten ist, sich bei den Ze'tgenossen aufs neue in Erinnerung zu bringen; zweitens gelang es Walter Besant, unmittelbar nach dem Tode seines Mitarbeiters den Treffer seines Lebens zu ziehen. Deshalb schoben ihm die dankbaren Mitbürger die bessere Hälfte der Anerkennung für seine voraufgegangene Thätigkeit zu.

1882 erschien der Roman „All Sorts and Conditions of Men". Dickens war schon zwölf Jahre todt, aber seine Tradition lebte noch kräftig weiter. Hier segelte Walter Besant behaglich im Dickens'schen Fahrwasser. Der Meister der „Pickwickier" hatte das Angebinde, das die moralischen Wochenschriften dem englischen Roman in die Wiege gelegt hatten, wieder neu aufgeputzt: die Charaktere haben alle „something odd". Von dieser Gewohnheit machte Besant ergiebigsten Gebrauch. Sie muß den Engländer besonders anheimeln, weil sie einen nicht unliebenswürdigen Nationalzug festhält. Thackeray mochte oder konnte sich noch nicht völlig davon lossagen. Erst George Eliot gab diesem Fielding'schen Kunstmittel beherzt den Laufpaß. Walter Besant klammerte sich daran und verdankte ihm gute Wirkung, verständnißinnigen Beifall. Da ist auch nicht eine Gestalt in den „All Sorts and Conditions of Men", die nicht irgend etwas Verschrobenes an sich hätte. In dem Boarding-House — fürwahr die geeignetste Stätte! — der Mrs. Bormalack ist eine Gesellschaft versammelt, die durchweg, gelinde gesagt, einen Sparren hat. Das fängt bei der Heldin Angela Messenger an — man achte einmal auf diesen Namen, der ihre Sendung auf Erden gleich zweimal auszudrücken beliebt — und hört bei dem amerikanischen Ehepaar Davenant auf. „Eine unmögliche Geschichte" hatte der Verfasser seinen Roman im Untertitel genannt, als hätte er selbst damit das Phantastische, Verstiegene seiner Fabel empfunden und entschuldigen wollen. Nur die Konsequenz, mit der diese Anhäufung von Unmöglichkeiten dargestellt ward, lieh ihr einen schwachen Schimmer von Wahrscheinlichkeit. In dieser Beziehung brauchen übrigens die englischen Humoristen bis zum heutigen Tag die Nachbarschaft der französischen Possenreißer nicht zu scheuen.

Diesem Roman, der eine gewisse kecke Liebenswürdigkeit, eine pausbäckige Frische bewahrt hat, widerfuhr, wie allgemein bekannt, ein merkwürdiges, ja einzigartiges Geschick. Die unmögliche Geschichte ward kühn in die Wirklichkeit übertragen. Der Traum des Dichters ging wider alles Erwarten in Erfüllung. Er gab den Anstoß zur Gründung des Volkspalasts im Osten Londons. Fünf Jahre nach dem Erscheinen des Romans erstand in Mile End Road im Herzen Whitechapels für die Armen Walter Besant's „Palace of Delight": ein Hirngespinnst ward in Stein verewigt. Was Miß Kennedy aus eigener Kraft und Tasche vermocht hatte, das zu realisiren, hielt das englische Volk für eine Ehrenpflicht. Man kann alle utopistischen Schriften der Weltlitteratur, von Plato's Idealstaat angefangen bis herab auf Bellamy's Firlefanzerei, durchgehen: nicht einer einzigen fiel solcher Lohn anheim wie dem harmlosen Roman Walter Besant's. Kaum ein Weltverbesserer hat so viel Greifbares in so kurzer Zeit gestiftet wie Angela Messenger. Die Naivetät der Engländer hat sich und Walter Besant in dem „People's Palace" ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Was er danach schuf, gehört nicht mehr der Litteraturgeschichte an; höchstens der Kulturgeschichte: denn seine antiquarischen Neigungen ließen ihn im London des achtzehnten Jahrhunderts einkehren, das er mehrfach eindringlich geschildert hat. Ihren Niederschlag fanden diese wissenschaftlichen Studien noch in einem seiner letzten Romane, im „Apfelsinenmädchen" (The Orange Girl). Leider ist es ein verwahrloster Hintertreppenroman, um nichts besser als „The Mystery in a Hansom Cab" oder ähnliche erbauliche Machwerke, trotzdem auch hier die Erinnerung an Dickens, nicht nur durch die obenauf schwimmende Tendenz, wachgerufen wird. Wie die „Pickwickier" eifert Besant gegen das Unwesen der Schuldgefängnisse; wie in „Oliver Twist" werden wir in einen Verbrecherkeller eingeführt. Aber, von anderen Mängeln zu geschweigen, die Technik — recht eigentlich die Achillesferse des englischen Romans, selbst bei seinen berühmtesten Vertretern — verräth hier die Hand eines Kindes oder eines Greises. „Das vierte Geschlecht" endlich, keine Fortsetzung des Wolzogen'schen Capriccios, sondern eine kriminalistische Ausdeutung des alttestamentarischen Bibelworts von der Rache Jehovah's, stellt geradezu entehrende Zumuthungen an den Durchschnittsleserverstand, dem das Blaue vom Himmel herunter fabulirt wird. Hier vertheidigt der Veteran zu schlechter letzt noch die Anwendung des Zufalls im Kunstwerk, woran vielleicht Max Halbe seine Freude hätte, auf die wir indes einstweilen noch zu Gunsten der poetischen Nothwendigkeit verzichten müssen. Besant's Kraft war erlahmt. An diesem Urtheil wird auch der nach seinem Tode erschienene Roman „The Lady of Lynn" nichts mehr ändern.

Seine Verdienste um den englischen Schriftstellerstand, namentlich um Anfänger in ihrem Kampf mit gewissenlosen Verlegern, werden sicher den Ruhm seines vorzeitigen Herbsts überdauern. Ein wohlwollender, gütiger Mensch ist mit ihm dahingegangen. Der hat sich mit ehernen Lettern in das Buch der Menschheit eingetragen. Viel mehr als den guten Willen brachte der Litterat nicht mit. In letztem Betrachte ist er ein gewisses Dilettantenthum nie los geworden. Vielleicht entschließt sich Professor Wülker deswegen doch, sein Gutachten ein wenig umzumodeln.

Max Meyerfeld.

Theater.

Otto Ernst: „Die größte Sünde." Lessing-Theater, 1. Dezember.

Der Dramatiker Otto Ernst war mit zwei Stücken erfolgreich. Nun gab man sein drittes, das vor den zweien geschrieben: um festzustellen, ob er bereits in der Jugend die Fehler besaß, die nachher so störend hervortraten. Das Ergebniß lautet: Jawohl!

Schon in zarter Jugend zeigte sich an unserm Dichter ein Hang, naheliegende Dinge sehr laut auszusprechen; ein Hang, der später in allen deutschen Gauen so stark bemerkt werden sollte. Mit wundersamer Frühreife war schon der Jüngling ein Spießer. In Vielen muß das Leben diese Eigenschaft erst nach und nach entwickeln. Man sieht Otto Ernst als Knaben; wie er dasteht und erhobenen Arms ruft: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch ans Licht der Sonnen!" Oder noch lauter: „Was lange währt, wird gut." Oder (triumphirend): „Ein gut' Gewissen — ist das beste Ruhekissen."

In die Mannesjahre eingetreten, begann Otto Ernst zu kämpfen, als Wikinger. Er schrieb „Die größte Sünde". Er kämpfte für etwas, das der Staat bereits erlaubt hatte: nämlich die nichtkirchliche Trauung. Sardou hatte so ein Stück verfaßt, Daniel Rochat. Hier wie dort gibt der Held nach; läßt sich als Ehemann zur kirchlichen Trauung bewegen. Bei Otto Ernst aus Hunger. Bei Sardou aus Eile; Daniel hat die Hochzeit hinter sich; es ist spät am Abend; die junge Frau bittet sehr. Kurz und gut: der welsche Windhund, der leichtsinnige westliche Nachbar, der frivole Gallier läßt seinen Daniel aus Eile handeln. Die Charakterstärke des Deutschen, des Schriftstellers Behring, erliegt nur vor dem Mangel an Draht. Er geht unter, von einem Millionär und einem Pastor bedrängt. Wenn Otto Ernst das Stück später gemacht hätte, in der Vollreife, dann wäre das Ende so gekommen: ein Regierungsabgesandter wär' aufgetreten und hätte gesorgt, daß diesem Manne nichts geschehen dürfe; denn die Behörden selbst gestatteten solche Handlungen von berechtigter bürgerlicher Freiheit. Zugleich hätte sich herausgestellt, daß der Pastor vor Jahr und Tag mehrere silberne Löffel gestohlen, der Kommerzienrath aber ein Sittlichkeitsvergehen sich heimlich hatte zu Schulden kommen lassen. Somit wären die Gegner verhaftet worden, der Held war Sieger.

In dem Jugendwerk geht er noch unter. Warum? wasmaßen? weshalb? Er nährte sich und seine Frau, die unkirchlich mit ihm getraut ist, im kleinen Ort durch Stundengeben. Diese Stunden werden ihm gekündigt. Infolgedessen muß er sich verkaufen, das ist klar. Es sei denn, daß jemand fragte: kann er nichts anderes thun? nicht nach Berlin ziehn und Schaffner werden? oder Stücke schreiben? oder dort unterrichten? Dem Helden, in der Zerstreutheit, fällt all das nicht ein. Behring fühlt, daß er sich unter allen Umständen verkaufen muß. Er thut es tieferschüttert.

Als die Noth aufs höchste schwoll, war die Frau krank geworden. Das gab den Ausschlag. Aber nachher, als sie gesund ist, als er selbst durchaus wohl ist, liegen die Dinge doch besser. Kann er da nichts gut machen? nicht sagen: wir sind Gott sei Dank wieder auf dem Posten; ich nehme gekräftigt den alten Standpunkt auf; ich habe, wenn ich Geld von dem Kommerzienvater empfing, in der Nothwehr gehandelt? Nein, das kann er nicht sagen. Es gibt wieder gar keinen Ausweg. Er muß sich todtschießen. Nur sich? Er muß auch die Gemahlin todtschießen. Dieser Mord und Selbstmord findet statt. Der Schriftsteller schreitet mit seiner Gemahlin in den Tod. Ich muß sagen: man ist heftig ergriffen.

Die größte Sünde liegt darin: sich selbst zu verleugnen. Man fragt vor dem traurigen Stück: hat Otto Ernst diese Sünde begangen? Es wäre schlimm, wenn er sie begangen hat. Doch ich fürchte, es ist noch schlimmer: er hat sie nicht begangen.

Ein Lichtpunkt ruht in der Gesinnung. Sie ist frei: heitlich. Es werden auf dem Theater Aeußerungen hingelegt wie: moderne Menschen brauchen keine Kirche, oder: wir sollen den Muth haben, unserer wissenschaftlichen Erkenntniß entsprechend zu handeln, ohne nach Rückschrittlern zu fragen, — solche Sätze werden spielend hingelegt. Wenn das in gegenwärtigen Zeitläuften geschieht, ist es immer gut.

Aber welches Pech, daß es in einem so sichtbar elenden Kunstwerke geschieht.

Arminius bei Kleist ruft: „Was brauch' ich Latier, die mir Gutes thun?" Uns geht es umgekehrt. Was nützen uns Cherusker, wenn sie von dieser Art sind?

Alfred Kerr.

Die Spieler.*)

1.

Ivan Glas saß an dem einzigen Fenster der kleinen Weinstube und starrte gerade vor sich hin in die Luft. Es begann schon zu dämmern, eine gelbliche Dämmerung senkte sich auf den großen, menschenleeren Platz dort draußen. Die Thür stand weit offen, die schwüle Luft strömte herein und erfüllte das Zimmer mit allen säuerlichen Dünsten der Gassen und Märkte, denn der Tag war heiß gewesen. Mitten auf dem Platze schaarten sich einige Menschen um eine Pferdebahn zusammen, die stehen geblieben war, und nun in der Dämmerung war etwas Irrendes und Unsicheres in ihre Bewegungen gekommen. Auf dem Trottoir unter dem Fenster stand ein junger Mann und ein junges Mädchen aus der Arbeiterklasse und küßten sich mit Augen, die von Liebe und Bier verschleiert waren. Ivan Glas sah all das und sah es gleichwohl nicht, denn er hatte plötzlich angefangen, an den Tod zu denken.

Er hatte einen gejagten Tag gehabt. Während alle seine Freunde und auch die Dame, die er liebte, verreist waren, fesselten ihn die Geschäfte an die Stadt, mit ihrer Hitze und ihrem Ruß und ihren Banken und Kommanditgesellschaften. Er hatte mit einem seiner Geschäftsfreunde zu Mittag gegessen, sie hatten von Aktien gesprochen und sich angestrengt zu verbergen, was sie gegenseitig von ihrer Stellung dachten; und erst nachdem sie auseinandergegangen waren, hatte er sich recht frei gefühlt, aber auch erst recht einsam. So hatte er hier in der Fensternische der Bodega ein Asyl gesucht, bei einem Glas Wein und einer Cigarette. Aber da, aus der Einsamkeit um ihn und aus der graugelben Dämmerung da draußen, war plötzlich eine Unruhe in der Herzgegend über ihn gekommen und ein Gefühl, wie daß der Tod umherging und in seiner Nähe vorbeistrich. Die Cigarette, die er rauchte, verbreitete den Duft von etwas Verflossenem, ein Aroma, das er aus früheren Zeiten kannte, als die Welt und er selbst noch jung war; es brachte Lichter und Stimmungen mit sich, die ihn durch ihre Deutlichkeit beinahe ängstigten, und wie als Würze des Ganzen schlich sich die Ahnung heran, daß er eigentlich schon todt war, seit langem schon, und daß nur eine kleine Formalität fehlte . . . nein, er konnte es nicht recht entwirren, und es lohnte vielleicht auch nicht der Mühe.

Er ging wieder ins Freie und durch die Straßen. Es war zu zeitig, um nach Hause zu gehen, und er empfand auch keine Lust zu soupiren.

An einer Straßenecke blieb er stehen.

*) Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

„Wo erwartet mich nun mein Schicksal?“ fragte er sich selbst. „Soll ich nach rechts oder nach links gehen?“

Er zählte die Westenknöpfe: rechts, links, rechts, links. Es wurde links, aber er bog nach rechts ab.

„Es gibt viele Kniffe“, sagte er zu sich selbst. Und manchmal kann man ja das Schicksal prellen.“ . . .

Er hatte schon einmal früher ähnliche Empfindungen gehabt. Das war bei einem Kollegenfest in einem Vorortgasthaus, vor vielen Jahren. Damals war es einer seiner Freunde, der nachher auf dem Heimweg vom Kutschbock herunterpurzelte, als er an Stelle des Kutschers kutschiren wollte, und sich dabei den Hals brach. Armer Gösta, ein so vergnügter, gemüthlicher Junge. . . .

Plötzlich machte er Halt, er hatte seinen Namen nennen gehört: Ivan Glas!

2.

Der Ruf kam von oben, von einem Balkon. Nun ja, er stand ja vor dem Klub! Seinem eigenen Klub, wo er Kneipwart war. Er nickte dem Manne auf dem Balkon zu und ging hinein. Er hatte mit einem Male seine Unruhe und seine bösen Ahnungen vergessen. Es gab keinen Ort, wo er sich so wohl fühlte wie hier. Allerdings war sein Pech am Spieltisch beinahe sprichwörtlich geworden, aber es hatte ihn zur Entschädigung dafür allgemein beliebt gemacht.

Er trat auf den Balkon hinaus, grüßte die zwei oder drei Zeitungsleser, die dort saßen, und warf einen Blick auf die Straße hinab, deren Laternenreihen gerade jetzt auffunkelten.

„Was gibt es neues?“ fragte er. „Steht etwas in den Abendblättern?“

„Nichts Besonderes. Salisbury hat einen charmanten Toast gesprochen. Er sagt, daß die größte Segnung, die der Krieg mit sich gebracht hat, die ist, daß England nun seine Armee vermehren muß.“

„War er nüchtern?“ fragte eine Stimme aus dem Innern des Zimmers, aber niemand antwortete etwas. Der, welcher gefragt hatte, war ein alter Herr, bekannt durch seine wunderlichen Ideen.

„Wird heute Abend gespielt? fragte Glas.

„Ja, es sitzen ein paar junge Leute drinnen, einige von den neuen. Ich glaube, sie spielen Poker. Ich weiß eigentlich nicht, wer sie kennt.“

Glas ging einmal durch die Räume. In einem kleinen rothen Kabinet saßen vier Spieler um einen Tisch. Einer von ihnen war ein alter Banquier, dessen Haar und Gesichtsfarbe gleich weiß war, und der immer seine fünf Karten auf den Tisch niederlegte, nachdem er einen hastigen Blick auf sie geworfen hatte. Er that das, damit das Zittern der Hand nicht verrathen sollte, was das Gesicht verbarg. Er war sehr reich, aber verlor außerordentlich ungerne. Die anderen drei waren junge Leute. Glas hatte mit ihnen Bruderschaft getrunken, weil er Kneipwart war, aber er kannte sie kaum. Dieser Umstand machte ihn besonders geneigt, an dem Spiele theilzunehmen. Er liebte es nicht, mit seinen Freunden zu spielen. Er spielte gern etwas hoch, und es war kein richtiges Vergnügen dazusitzen, und seinen guten Freunden Geldsummen abzugewinnen. Und weil er beinahe immer verlor, fühlte er sich jedesmal immer überzeugter, daß nun endlich die Reihe an ihn kommen würde zu gewinnen.

Sein bekanntes Pech bereitete ihm einen herzlichen Empfang bei den jungen Leuten, und auch in den Augen des alten Banquiers funkelte es wohlwollend auf, als Glas an dem Spiel theilnahm.

Er verlor wie gewöhnlich. Aber er machte gute Miene dazu.

„Das soll gut sein, wenn man anfangs ein bischen Pech hat“, dachte er.

Die anderen verloren auch. Nur einer gewann. Das war ein ganz junger Mann, sehr schön und sehr bleich, mit einem vollkommen regelmäßigen Gesicht, wie eine Wachsfigur aus dem Panoptikum. Er gewann ununterbrochen. Die langen Wimpern hoben sich nie. Die Augen waren zur Hälfte geschlossen, nur durch eine schmale Spalte rieselte der Blick auf die Karten hinab und über den beständig wachsenden Haufen von Marken und Banknoten und einzelnen Goldmünzen, der sich vor ihm aufstapelte. Denn alles strömte ihm zu. Er hatte schon alle Marken, man mußte von ihm kaufen, wenn man welche brauchte. Glas forschte in seinem Gesicht: empfand er denn nicht Angst oder Scham vor einem so unerhörten Glück? Sein Gesicht war regungslos, wie das eines Schlafenden. Nur ein einziges Mal, als er gleichsam zerstreut eine Goldmünze aufnahm und sie betrachtete, glitt der Schatten eines sehr starren Lächelns um seine zu rothen Lippen, und er glich in diesem Augenblick der Herzdame.

Es war sehr still am Spieltisch. Der alte Banquier hielt nicht mehr mit; er saß mit gekreuzten Armen da, und das Gesicht und der ganze Mann war zusammengesunken. Aber die Augen lebten noch, und die blinzelten sarkastisch Glas zu, als ein anderer der Spielenden, ein düsterer Mann mit einem Harlekinprofil sich erhob und in der Richtung nach dem Entree entfernte. Glas verstand, was die Augen sagten, der Mann mit dem Harlekinprofil geht fort, um mit dem Klubdiener zu konferiren, der ein Kapitalist ist.

Glas war der Einzige, der noch gegen das Wachsgesicht Stand hielt. Und was ihn bei gutem Muth erhielt, war, daß die anderen mehr verloren hatten als er, und daß er im übrigen in den letzten Minuten wirklich einen Theil dessen, was er verloren, wieder gewonnen hatte. Er hatte zwei Mal hintereinander vier Damen gehabt, und sieh da, nun kamen sie das dritte Mal, alle viere! Er gewann. Er gewann abermals. Sein Haufen wuchs: von dem anderen wanderten die Banknoten und Goldmünzen zu ihm hinüber. Das Wachsgesicht war ebenso unbeweglich, nur etwas öfter kam das starre Lächeln wieder und setzte sich bald um seine Lippen fest.

„Das ist offenbar ein reicher Bursche“, sagte Glas zu sich selbst. Warum soll ich nicht auch einmal gewinnen, ich habe eine ebenso gute Verwendung für das Geld wie er. Aber was ist denn das! Vier Damen, nun schon wieder. . . .“

„Ich habe nie ein so wunderliches Spiel gesehen“, sagte er, als er sie auf den Tisch ausbreitete und seinen Gewinn einstrich.

Es hatten sich Zuschauer um den Spieltisch versammelt. Von allen Seiten starrten weitgeöffnete Augen auf die vier Damen, die von allem unberührt, an ihren stilisirten Blumen rochen. Der Mann mit dem Wachsgesicht erwiderte starr ihr starres Lächeln.

„Ja“, sagte er schließlich, „Poker ist ein sehr eigenthümliches Spiel.“

„Ist es eigentlich ein Intelligenzspiel?“ warf einer der Umstehenden hin. „Oder ist es Hazard?“

Der alte Banquier antwortete:

„Es ist ein Intelligenzspiel, wenn man gewinnt; aber wenn man verliert, ist es grobes Hazard.“

Das Wachsgesicht nickte beistimmend.

Es war leer auf dem Tische vor ihm. Er hatte seinen ganzen Gewinn verloren.

Er sah auf seine Uhr.

„Es ist noch nicht zwölf“, sagte er. „Haben sie etwas dagegen, noch eine halbe Stunde weiterzuspielen?

Seine Stimme klang etwas trocken.

„Er vergißt, daß wir per Du sind“, dachte Glas. „Er ist also doch in Spannung gewesen.“

Glas wollte eigentlich am liebsten aufhören. Er wollte seinen Gewinn nicht verlieren, und er wollte auch nicht mehr gewinnen. Es mußte Maß bei allem sein. Aber es ging ja nicht an, eine Revanche auszuschlagen. Er verbarg unvollständig ein sehr deutliches und absicht-

liches Gähnen und begann wieder zu geben. Als er seine Karten aufnahm, hatte er wieder vier Damen. Ein Schauer durchfuhr ihn. Er wurde von der plötzlichen Gewißheit ergriffen, daß die Dame, die er liebte, ihn in diesem Augenblick betrog, da er zum ersten Male in seinem Leben Glück im Spiele hatte, und ein so unnatürliches Glück. Aber das Neue daran hatte ihn ganz und gar verhext, und während er die, die er liebte, in den Armen eines anderen zu sehen glaubte, und obgleich dieses Bild dieselbe schneidende und giftige Deutlichkeit hatte wie das Bild der Herzdame und des Treffbuben auf dem grünen Tuch des Tisches, verlor er doch nicht einen Augenblick das Spiel aus den Augen; keinen Vortheil, und sei er auch noch so gering, versäumte er auszunützen, der Erfolg schärfte seinen Blick, sein Spiel erschien ihm vollkommen genial, und er gewann ununterbrochen. Und er wurde auch gegen seinen Willen heiß, als er all dies Geld sah, das der andere nicht müde wurde, aus Brieftasche und Portemonnaie hervorzunehmen, Banknoten und Gold, Banknoten und Gold, und das er ihm mit einer schlaffen Geste über den Tisch zuschob. Er hatte nie gedacht, daß es um solche Summen gehen würde. Er erinnerte sich an seine Geschäfte. Er hatte einen großen Haufen Grubenaktien in einer Bank liegen, und in einigen Wochen, wenn die Belehnung ablief, würde er vielleicht gezwungen sein, sie unter dem Preise zu verkaufen. Mit Hilfe dieses Geldes konnte er sie behalten, er konnte Zeit und Spielraum gewinnen, Verlusten ausweichen, kluge Geschäfte machen. . . . Vier Damen!

Es war das letzte Mal. Das Wachsgesicht gegenüber sammelte noch einmal die Karten zusammen, wie um zu geben, ließ sie aber wieder fallen. Es war todtenstill im Zimmer. Er schlug die Augenlider nicht auf, und sein Gesicht war das eines Schlafenden, als Glas langsam die Noten in seine Brieftasche legte und die Goldmünzen zusammenscharrte und in die Hosentasche steckte.

Das Schweigen war drückend.

„Es hat wohl draußen geregnet?“ meinte Glas.

„Ja“, sagte sein Gegenspieler. „Ich glaube, es hat geregnet.“

3.

Ivan Glas war kaum hinunter auf die Straße gekommen, als die Angst schon aufs neue da war. „Wäre ich bloß zu Hause“, dachte er, „wäre die Nacht vorüber!“

Er sah sich scheu um. Es kam ihm verdächtig vor, daß ein Mann auf der anderen Seite der Straße in derselben Richtung ging wie er selbst und ebenso rasch. Er beeilte sich, um eine Ecke zu biegen, um von ihm fortzukommen, obgleich er dadurch einen Umweg machte.

Er ging rasch, und er war beinahe vor seinem Thore angelangt, als er denselben Schatten, dem er eben hatte ausweichen wollen, aus dem Dunkel sich loslösen und gerade auf ihn zusteuern sah. Er wich gegen die Mauer zurück, denn in seinem Herzen war Todesschrecken. Aber als der andere in den Laternenschein kam, sah er, daß es der Spieler war, dessen Geld er gewonnen hatte. Und er sah mehr, er sah in einem einzigen Blick, daß die Angst des anderen größer war als seine eigene; und er wurde plötzlich ruhig. Die beiden Männer standen todtenblaß einander gegenüber.

„Was wollen Sie?“ fragte Glas.

Als er keine Antwort erhielt, wiederholte er dieselbe Frage:

„Was wollen Sie von mir, sind Sie krank?“

Er hatte nun auch vergessen, daß sie per Du waren.

Der andere bewegte die Lippen, als wollte er antworten, aber er antwortete nicht. Und plötzlich, so wie er aus dem Dunkel gekommen war, verschwand er und war fort.

Ivan Glas fühlte eine erstarrende Ruhe, während er durch sein Hausthor und die Treppen hinaufging. Er begriff alles. Der andere war ein Dieb. Das Geld, womit er gespielt hatte, war nicht sein.

Hätte er es ihm zurückgeben sollen? Dummheiten. Er hatte es im ehrlichen Spiel gewonnen, und er gedachte es zu behalten. Er brauchte es. Er hatte sich schon an den Gedanken gewöhnt, daß es sein war, und er konnte es nicht mehr entbehren. Wie sollte es sonst mit seinen Aktien, seiner Bankanleihe und allen seinen Geschäften gehen?

Seltsam, daß er nicht gleich gesehen, daß dieser widrige Mensch ein Dieb war. . . .

Er ging in seinen Zimmern auf und ab. Seine Uhr war stehen geblieben, aber als er ans Fenster trat, sah er an den Sternen, daß es gegen zwei Uhr sein mußte. Das Brillantgeschmeide der Pleiaden funkelte hoch oben im Osten, und dort über dem Schornstein glitzerte der Aldebaran mattroth wie eine Laterne in einem nebligen Gäßchen. Er gähnte, die Angst war vorbei, und er dachte an die Zukunft, während er sich auskleidete. Er würde nie mehr spielen, er würde geschickte Transaktionen machen und reich werden, das wußte er, er fühlte es. Und sie, die er liebte — ein dummes Wort lieben! — wenn sie ihn auch betrog, was weiter? Die Welt ist voll Weiber, und wenn man nur Geld hat — — —

Durch alle offenen Thüren der Wohnung drang der plätschernde Laut aus dem undichten Krahn der Wasserleitung in der Küche. Und während er an Mäcenas dachte, der so reich war, daß er nicht einschlafen konnte, wenn er nicht das Plätschern eines Springbrunnens hörte, rollte er sich in seine Decke und schlummerte ruhig.

Hjalmar Soederberg.

Egon Hugo Strasburger: Lieder für Kinderherzen. Mit Bildern von Ernst Liebermann. 2. vermehrte Auflage. Berlin. Verlag Ernst Hofmann & Co. 1901.

Vor zwei Jahren in erster Auflage erschienen, fanden diese Dichtungen wohlverdient eine freundliche Aufnahme. Neben der technischen Fertigkeit, die sich besonders am Volksliede geschult hatte, wurde namentlich die Gewandtheit anerkannt, womit der echte Kinderton unter steter Wahrung wirklich poetischer Stimmung getroffen war. Inhaltlich weicht die neue Auflage von der vorhergegangenen darin ab, daß einige dieser zugehörende ernstere Gedichte von allgemein lyrischem Charakter durch andere von kindlicherem Typus ersetzt wurden, so daß die Sammlung nun ein einheitlicheres Gepräge erhalten hat. Was neu hinzugekommen, ist dem früher Gebrachten ebenbürtig: es sind Vorgänge und Anschauungen aus der Gemüthswelt, an welche die Lieder vorwiegend sich wenden. Neben dem einfach Alltäglichen und gewissen Gebilden des Volksmärchens, die dem Kindersinne wohlvertraut sind, finden wir allerdings auch Vorstellungen aus dem Gebiete des von Uralters her pädagogisch verwertheten Aberglaubens herangezogen: der Wolf, der schwarze Mann mit dem großen Sack und die böse Hexe; aber auch der Weihnachtsmann, das Osterhäschen und der wohlbekannte Storch fehlen nicht. Nur beschränkte Pedanterei könnte hieran Anstoß nehmen. Alle diese „Wahnvorstellungen“ sind den jungen Herrschaften längst geläufig, bevor sie die ihnen zugedachten Gedichte zu Händen bekommen. Jedenfalls ist die Verwendung all dieser Gebilde eine überaus geschickte, bisweilen sogar von einer entzückenden Naivetät und Lieblichkeit, wie bei dem allerliebsten neuhinzugekommenen „Wunsch“. Niedlich ist auch der ebenfalls neuhinzugekommene „Bubi“ mit seinen Betrachtungen, wie es in der Welt zu seinem Behagen hätte eingerichtet sein sollen. Eröffnet werden die Lieder jetzt durch eine gut ersonnene „Einladung“ an den betreffenden Leser- oder vielmehr Hörerkreis. Völlig neu ist der Bilderschmuck und das diesem angepaßte größere Format. Jedes Lied ist von einer hübschen, oft sinnigen und überaus ansprechenden Zeichnung in Holzschnitt von der bewährten Hand Ernst Liebermann's geschmackvoll und echt künstlerisch eingerahmt. Gewidmet ist das Buch „kleinen und großen Kindern“, diesen zunächst wohl deshalb, damit sie dem „Weihnachtsmann“ die Anschaffung desselben empfehlen. Wir erlauben uns, sie freundlichst dazu aufzufordern.

—l—m—n.

In Stellung. Von Marie Trommershausen (Andrae Romanek) Berlin. 1901. C. A. Schwetschke & Sohn.

Frau Professor Trommershausen hat unter dem Namen ihrer Familie Andrae Romanek in einem Roman „Ein Martyrium in Genf“ den Kampf zwischen dem Reformator Calvin und dem Kritiker der Dreieinigkeitslehre, dem Arzt Servede, dichterisch geschildert. Der Roman ist, wie wir fürchten, weder viel gelesen, noch genug gewürdigt worden; doch verrieth er ein ungewöhnliches Talent, eindringende Erfassung und fesselnde Darstellung des historischen Stoffes. Die Vorzüge ihrer Erzählungskunst hat die Verfasserin in einem zweiten Roman „Oben und Unten“*) bewährt.

Wir haben gleich nach Erscheinen des Buches den Werth desselben anerkannt, wenn wir auch abweichender Meinung waren, ob die Voraussetzung von welcher die Erzählerin ausging, nothwendig zu den von ihr gezogenen Konsequenzen führen mußte; wir fanden, daß sie allzu einseitig Partei ergriffen; daß sie die oberen Stände zu düster, die unteren Stände dagegen in zu lichten Farben geschildert habe. Vielleicht hat auch in dem neuesten Buche die Verfasserin nicht immer genug ihrer Neigung Widerstand geleistet, Licht und Schatten in grellen Gegensätzen zu vertheilen.

Die Heldin ihres Romans ist ein Mädchen, welches elternlos zurückblieb, kurz bevor es das Lehrerinnenexamen ablegen konnte, und dem es dann an eigenen Mitteln und fremder Unterstützung fehlte, um seine Studien zu vollenden. Von einer hochmüthigen Tante verlassen und ohne Erbarmen in das Leben hinausgestoßen, muß sie sich ihren Weg durch das Leben bahnen, immer „in Stellung“ sein unter verschiedensten Verhältnissen und mit sehr verschiedenen Aufgaben, die sie zu erfüllen hat, als Erzieherin, Kinderfräulein, Stütze, Pflegerin, Näherin und Stickerin.

Einen Heirathsantrag, dessen Annahme sie in unabhängige Stellung gebracht haben würde, lehnt sie ab, weil die Ansichten des Kavaliers, der sie um ihre Hand bittet, und ihre eigenen Ansichten, wie sie glaubt, durch eine unausfüllbare Kluft geschieden sind — für sie gibt dem Menschen nur die Arbeit Werth, jener schätzt die Arbeit gering; sie will schaffen, er ist auf Genuß bedacht. Die Art, wie sie ihn abweist, hat uns einige Bedenken erregt; wir würden denken, gerade weil sie sich unbehaglich und unbefriedigt in ihrer Stellung befand, weil über alles Erwarten ihr eine äußerlich angesehene, fast glänzende Zukunft eröffnet wurde, hätte sie in dem gemachten Antrag eine freundliche Fügung erkennen und vertrauensvoll ihr folgen müssen; wenn der Mann sie liebte und ihr Herz nur so viel für ihn sprach, wie es den Anschein hat; wenn sie, durch den Adel ihrer Gesinnung ihm ebenbürtig, an seine Seite trat, so durfte sie hoffen, den reichen, begüterten Mann für ein arbeitsreiches Leben zu gewinnen, dessen höchster Genuß darin bestanden hätte, anderen zu dienen und ihnen nützlich und förderlich zu werden. Ihre Absage ist die von ihr keinen Augenblick beklagte, nie erkannte, nie eingestandene Ursache, daß er in einer oberflächlichen Ehe als Spieler zu Grunde geht.

Schließlich ist jede Frau auch die Erzieherin ihres Mannes, wie der Mann der Erzieher der Frau. Eine so kluge Dame, wie diese Marianne, durfte den Gedanken nicht so schroff abweisen. — Abgesehen davon, ist der Grundsatz, den die Verfasserin vertritt, nach unserem Dafürhalten durchaus richtig. Nicht Geburt, natürliche Begabung und äußere Stellung, auch nicht der sichtbare Erfolg, den einer von seiner Arbeit aufzuweisen hat, entscheiden über den Werth des Menschen, sondern seine Treue; das, was einer in treuer und fleißiger Arbeit aus sich macht; die sittliche Tüchtigkeit, zu welcher er sich selbst erzieht und von Menschen und Verhältnissen sich erziehen läßt. Wenn wir nach diesem Grundsatz die Lebensstellung der herangewachsenen Mädchen beurtheilen, so kommen wir leicht dazu, einzusehen, daß es kaum eine Stellung in unseren europäischen Verhältnissen gibt, welche schwieriger mit sittlichem Gehalt zu erfüllen ist, als die Tochter eines wohlhabenden Hauses sein, welche nicht darauf angewiesen ist, um den Lebensunterhalt zu arbeiten, zu dienen, in Stellung zu sein. Oberflächlichkeit, Eitelkeit, Gefallsucht, Aeußerlichkeit werden einem solchen Mädchen leicht gefährlich. Der bunte Schimmer des geselligen Lebens fesselt sie doch nur für kurze Zeit und befriedigt sie gar nicht, wenn einmal der erste Reiz verflogen ist — sie wartet auf den kommenden Mann — sie verliert kostbare Lebensjahre, sie wird immer unfähiger, die Freude an dienender Arbeit zu begreifen und zu suchen; zuletzt verbittert sie in selbstsüchtigem Genuß — sie lebt nur sich, ihren Launen, ihrer Bequemlichkeit. Wir Deutsche stehen in dieser Beziehung den Engländern nach. In England ergreifen auch die Töchter wohlhabender Familien einen Beruf; sie sind nicht zu stolz, für ihre Arbeit ein Entgeld zu fordern und zu nehmen; sie geben ihrer Jugend einen sittlichen Gehalt durch die Mitarbeit an den sozialen Aufgaben, welche die Gegenwart gebieterisch stellt. Wir in Deutschland haben noch daran zu lernen, daß die Arbeit nicht schändet, — daß eine Tochter arbeiten soll, auch „wenn sie es nicht nöthig hat“, — daß sie keineswegs anderen das Brot stiehlt, wenn sie thätig mit eingreift; es wird sich immer Gelegenheit finden, wenn sie ja Ueberfluß hat, denselben zu guten Zwecken zu verwenden. Irren wir nicht, so bricht sich in Deutschland diese Erkenntniß immer siegreicher Bahn; aber es geht nur langsam voran. Unternehmungen, welche der Verwirklichung dieser Idee dienen, sind deshalb mit Freude zu begrüßen. Wir denken an die hochherzige Stiftung eines Mannes in Hamburg, der seinen Reichthum vermacht hat, um ein Stift zu gründen, in welchem nicht bloß invalid gewordene Lehrerinnen, Bonnen, Ladnerinnen Unterkunft und Versorgung finden, sondern auch Töchter (36) aus ehemals wohlhabenden, in ihren äußeren Verhältnissen zurückgekommenen Hamburger Familien Pflege, Erziehung und alle die Mittel finden, deren sie zu ihrer Ausbildung für die selbständige Ausübung eines Berufes als Lehrerin, Erzieherin, Künstlerin, Stütze bedürfen. Die Verfasserin des Romans „in Stellung“ kennt das Leben, das oft so harte Loos der Mädchen, welche darauf angewiesen sind zu dienen, zumal wenn sie, was ihre innere Bildung anlangt, hoch über denjenigen Familien stehen, bei welchen sie Stellung suchen müssen. — Sie weiß ergreifend zu schildern, Interesse und Theilnahme zu wecken für die armen Geschöpfe, welche unter dem Stolz, der Eitelkeit, der Prahlsucht, dem Dünkel, der Unwissenheit und inneren Rohheit ihrer Herrschaft zu leiden und zu dulden haben. —

Das Buch wird Müttern zu heilsamer Anregung dienen, Töchter zu Nachdenken reizen — allen wird es Schäden aufdecken, welche in unserem modernen Leben weit verbreitet sind, und gewiß vielen den Weg zeigen, auf welchem sie zum Frieden kommen; Welt und Menschen gegenüber eine Stellung gewinnen, welche sie stark macht in den Versuchungen des Lebens, sie mit der Arbeit nicht bloß versöhnt, sondern ihnen die Arbeit werth macht, als welche über den Werth des Menschen endlich allein entscheidet. Die Zeit dürfte kommen, welche den Werth der Arbeit bei Frauen richtiger schätzt, als unsere Gegenwart, namentlich in Deutschland. Der noch besseren Zeit, da der Werth der Menschen allein nach der Bedeutung ihrer Persönlichkeit und nicht nach dem Stande beurtheilt wird, müssen wir warten; wir dürfen sie vorbereiten helfen, wie die Verfasserin unserer Erzählung es ohne Zweifel auch thut; vor allem können wir uns selbst dazu erziehen und daran gewöhnen, daß wir die Menschen nach ihrem inneren Werth taxiren; aber in absehbarer Zeit werden in dieser Welt die Vertreter der höheren Lebensauffassung einsam sein und oftmals Märtyrer werden müssen.

Ehlers.

*) Sozialer Roman aus der Gegenwart. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1896.

Briefkasten der Redaktion.

Abonnent in Berlin. Errichtung der Handelskammer in Berlin erscheint höchst wahrscheinlich. Die zweite gestellte Frage ist einfach zu bejahen.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 11. Berlin, den 14. Dezember 1901. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der „Wjestnik Finanzow“ legt in einem offiziösen Artikel nochmals den Standpunkt der russischen Regierung gegenüber dem deutschen Zolltarifentwurf dar.

Der Artikel geht davon aus, daß kein Land sich in die inneren Angelegenheiten eines anderen Landes zu mischen habe; selbstverständlich; und der Artikel fährt dann fort:

„Was die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Rußland anbetrifft, so sind zwei Wege möglich: 1. Beibehaltung der jetzt bestehenden Tarife, also Verlängerung des jetzigen Handelsvertrages auf eine im Voraus festgesetzte Zeit; oder 2. Uebergang zu anderen Zolltarifen, deren Sätze unabhängig von den gegenseitigen Interessen der Staaten, welche den Vertrag geschlossen haben, festgesetzt werden und nur das heimische Bedürfniß zur Grundlage haben würden, die verschiedenen Industriebranchen jedes Landes gegen die auswärtige Konkurrenz gesondert zu schützen. Diesen Weg wird Rußland nothwendiger Weise betreten müssen, wenn der deutsche Zolltarifentwurf, welcher auf dem Prinzip des nationalen Egoismus beruht, angenommen wird. Im Jahre 1894 hat sich die russische Regierung dazu verstanden, den Zolltarif zu Gunsten Deutschlands beträchtlich herabzusetzen, einzig, weil Deutschland unseren Ackerbauprodukten gleiche Vortheile einräumte. Die russische Regierung hielt es damals für möglich, der russischen Industrie geringeren Schutz zu gewähren zu Gunsten des vom deutschen Markt abhängenden Ackerbaues. Wenn die deutsche Regierung es heute für nöthig hält, in Anbetracht der wirthschaftlichen Bedürfnisse ihres Landes die russische Einfuhr der ihr bis jetzt eingeräumten Vortheile zu berauben, und die Zölle erhöht, so wird die russische Regierung ebenfalls im nationalen wirthschaftlichen Interesse diesen Nachtheil ausgleichen müssen.“

Niemand kann sich über solche Ausführungen wundern. Wenn Deutschland seine Grenzen mit höheren Zollmauern umgiebt, so war es nach den Traditionen der russischen Politik vorauszusehen, daß das Zarenreich in gleicher Weise verfahren werde. Die offiziöse russische Aeußerung bringt also nichts Neues bei, sondern sie bringt nur eine Bestätigung dessen, was jeder Politiker wissen mußte.

Die Agrarier werden es freilich als Landesverrath betrachten, daß die Liberalen auf jene Gefahren hinweisen, die Deutschland handelspolitisch drohen. Das ist verständlich; denn der Patriotismus des Junkerthums verlangt, daß Deutschland blindlings und schweigend sich sein Wirthschaftsleben zerrütten und sich in schwere Kalamitäten hineintreiben läßt. Ein Feigling und eine Stütze des Auslandes, wer nicht bereit ist, den deutschen Wohlstand zu schädigen, damit das Großgrundbesitzerthum aus seinen Gütern vorübergehend höhere Renten ziehen kann.

Wir nehmen an, daß die lobenswerthe „Feigheit“ und die patriotische „Ausländerei“, die darin liegt, die deutsche wirthschaftliche Größe zu vertheidigen, recht verbreitet ist, und daß sie sich sehr hartnäckig erweisen wird.

Es wird aus Breslauer militärischen Kreisen berichtet, daß der Kaiser neuerdings Anordnungen getroffen hat, um die Zahl der Duelle in der Armee zu vermindern. Jeder Schritt auf dieser Bahn wird in der Bevölkerung dankbar begrüßt werden; aber das erstrebte Ziel kann nur erreicht werden, wenn jedes Duell eines Offiziers seine Ausstoßung aus dem Heer zur Folge hat. Bestimmt dies der oberste Kriegsherr, dann stehen wir auch unmittelbar am Ziele.

Die Stichwahl in Wiesbaden dürfte mit einem Siege des Dr. Crüger enden. Der Kandidat der Freisinnigen Volkspartei erhielt bisher 13 841, der Sozialdemokrat 13 785 Stimmen. Es scheint, daß das Centrum für den Frei-

sinnigen gestimmt hat, während Nationalliberale und Konservative dem Sozialdemokraten durch Stimmenthaltung und direkte Beihilfe Vorschub leisteten.

Dr. Crüger wird im Reichstage eine sehr schätzenswerthe Kraft sein.

Die Korporation der Berliner Kaufleute hat mit sehr großer Majorität es abgelehnt, sich aufzulösen und in die zu bildende Handelskammer überzutreten. Was die Regierung nun thun wird, läßt sich nicht voraussehen; sie erntet in jedem Falle, was sie gesät hat. Der Berliner organisirte Handelsstand hat der Drangsalirung genug, und er lehnt es ab, seiner Freiheit zu entsagen und sich vollständig unter behördliche Vormundschaft zu stellen.

Die Korporation der Berliner Kaufleute wird ihre unabhängige Position behaupten können, wenn ihre Energie und Kraft, die sich in der Generalversammlung gezeigt hat, sich in dem nachhaltigen Streben bethätigt, auch ferner die Interessen des Handelsstandes rückhaltlos zu vertreten und zu wahren; das Ansehen und die Intelligenz der Korporation sind hierfür genügende Legitimation, auch wenn die behördliche Abstempelung fehlt.

Die Straßendemonstrationen der Polen in Galizien und in Warschau haben ihre offizielle Sühne erfahren. Die russische Regierung hat sich völlig korrekt benommen, und die österreichische Regierung gleichfalls.

Auch abgesehen von der formalen Erledigung kann unsere Stellung zur russischen Regierung durch jene Vorgänge nicht beeinflußt werden, da man in St. Petersburg für Regungen polnischer Selbständigkeit Sympathien nicht hegt. Anders in Bezug auf Oesterreich. Zunächst dauern dort die Demonstrationen noch an. Diese Erscheinungen, die an die Oeffentlichkeit treten, sind nicht von besonderer Bedeutung; bedeutungsvoller wird es sein, wenn die Polen Oesterreichs nunmehr systematisch in eine antideutsche Politik einzubiegen beginnen sollten. Dann nagt an den deutsch-österreichischen Beziehungen in Wien der mächtige ultramontane Katholizismus, die Czechen und die Polen. Unter diesen Umständen muß man die nüchterne Frage aufwerfen: Welche reale Bedeutung kann fürder in schwierigen Lagen noch das deutsch-österreichische Bündniß haben? Wenn wir es nicht brauchen, mag es ein gutes dekoratives Stück sein; aber welchen Werth wird es erweisen, wenn der Ernst großer Entscheidungen eintritt? Wir sind überdies auf dem besten Wege, die nationalen Antipathien, die sich gegen das Bündniß auflehnen, durch wirthschaftspolitische Motive zu stärken. Wenn Deutschland unter der glorreichen Führung unseres Agrarierthums auf dem Gebiete des Wirthschaftslebens in Feindschaft mit Oesterreich-Ungarn geräth, so wird in dem benachbarten Kaiserreiche die Strömung gegen Deutschland an Stärke zur Freude aller Gegner Deutschlands zunehmen.

* * *

Das Vorspiel.

Die Generaldebatte über die Zolltarifvorlage ist beendet; es ist eine Reihe sehr eindrucksvoller Reden gehalten worden; es wurde sehr mittelmäßig gesprochen; es sind einige Zwischenfälle zu verzeichnen, die besser die Lage und die Gesinnungen beleuchteten, als die längsten Ausführungen es vermocht hätten. Und nun verschwindet die Vorlage in die Kommission. Auf wie lange? Das mögen die Götter wissen, oder jene, die den Muth haben, die Fähigkeit und den Drang nach schneller Verständigung über den Tarif auf der einen Seite des Hauses und das Bedürfniß nach äußerster Gründlichkeit auf der anderen Seite gebührend abzuschätzen.

Zu den parlamentarischen Verhandlungen konzertirte die politische Presse fort, und es ist beachtenswerth, daß die Zeitungen der Rechten ganz besonders beflissen waren, eine Note immer und immer wieder anzuschlagen. Unaufhörlich kehrt die Behauptung wieder, die Gegner der Brot- und Fleischvertheuerung konspiriren mit dem Ausland gegen die deutschen Interessen. Angeblich soll sogar Graf Bülow das „Betteln unserer Freihändler vor den ausländischen Thüren für würdelos erklärt" haben. Graf Bülow befleißigt sich bekanntermaßen viel zu sehr der Höflichkeit gegen alle Welt, um solche Worte zu gebrauchen; aber daß man auf der Rechten sich Mühe giebt, das, was er noch nicht gesagt hat, aus seiner Rede herauszuhören, bleibt bezeichnend.

Es ist gänzlich unwahrscheinlich, daß solche Behauptungen auf die Bevölkerung irgend einen Eindruck machen werden.

Die Linke hat niemals vor ausländischen Thüren gebettelt, und sie hat in dieser Beziehung niemals der Rechten Konkurrenz gemacht. Niemals hat die Linke ihre nationale Gesinnung in einer Weise zum Ausdruck gebracht, wie es damals die Konservativen thaten, als sie über die unbeschränkte Macht in Preußen verfügten.

Kein liberales Blatt erschien, als Kaiser Nikolaus von Rußland, der Gönner, Inspirator und Obervormund preußischer Konservativer, gestorben war, mit schwarzem Rande. Dieses Zeichen konservativer Landestrauer für einen fremden Monarchen zeigte die „Kreuzzeitung". Und als die Uniform des Kaisers Nikolaus in feierlicher Prozession, — gleichsam als handle es sich um einen Heiligen, — in die Kirche zu Brandenburg getragen wurde, da schritten hinter diesem Kleidungsstück eines russischen Zaren nicht Liberale, sondern die preußischen Konservativen, an ihrer Spitze der konservative preußische Ministerpräsident Herr von Manteuffel.

Aber ein Betteln vor fremden Thüren um Handelsverträge — etwa nach dem Vorbild der Konservativen um politische Protektion in Preußen durch das Zarenthum — wäre auch gänzlich sinnlos vom Standpunkt der Liberalen; denn gerade die Liberalen verfechten die These, daß das Ausland selbst durch die Drohung mit dem Minimaltarif nicht zu schrecken sei, und das Ausland würde sich natürlich auch nicht durch liberale Bitten, die es nicht gibt, erweichen lassen.

Das Ausland wird seine Interessen in Rechnung ziehen und unseren Tarif mit dem Zollkrieg dann beantworten, sobald es solches Vorgehen der Wohlfahrt des eigenen Landes nutzbringend erachtet. Handelspolitik wird ausschließlich durch materielle Erwägungen bestimmt, und wenn das Ausland der Ansicht ist und es am eigenen Leibe spürt, daß wir seine wirthschaftliche Entwicklung beeinträchtigen, so ist mit absoluter Sicherheit anzunehmen, daß dieses nämliche Ausland unsere handelspolitischen Interessen nicht schonen wird, ganz gleichgiltig ob papierne Leitartikel in unserer konservativen Presse diesen und ob papierne Leitartikel unserer liberalen Presse jenen Ton anschlagen. Sie haben Bedeutung für das Inland, für die Gruppirung der Parteien; nach Petersburg und Wien und Washington aber tönen diese Stimmen kaum hinüber, und sie fallen sicher nicht ins Gewicht gegenüber den greifbaren Bedürfnissen des eigenen Landes. Das Ausland wird zu uns Stellung nehmen in Rücksicht auf unsere wirthschaftspolitischen Handlungen, die nach außen wirken, und nicht in Rücksicht auf unseren wirthschaftspolitischen Parteihader, der unser heimisches Leben verschönt.

Freilich auch das Ausland bereitet sich bereits vor zu handeln. Aus Wien wird das gemeldet, aus St. Petersburg auch, und es heißt denn doch den Versuch der Verdummung zu weit treiben, will man der deutschen Bevölkerung einreden, daß unsere handelspolitischen Tendenzen nicht gleiche Tendenzen im Auslande hervorrufen werden. Das gerade ist ja die doppelte Wirkung, die der Protektionismus übt, daß er im eigenen Lande die Konsumenten

bedrückt, und daß er zugleich jene Produzenten des eigenen Landes schädigt, die exportiren müssen und die nun die Grenzen der fremden Länder durch hohe Schutzzölle gesperrt finden, sobald wir die eigenen Grenzen durch gleiche Zölle zu sperren suchen. Diese Gefahren bekommen immer deutlichere Umrisse und, wenn die Agrarier siegen, werden die Drohungen des Auslandes Realität sein.

Eine Realität ist aber bereits vorhanden. Es ist durch den Tarifentwurf ein Agitationsstoff geliefert, wie der rosigste sozialdemokratische Optimismus ihn sich nur wünschen konnte. Mit dem Tarifentwurf in der Hand hört die Deklamation vom Klassenstaat und von der Ausbeutung der Armen und Aermsten durch die Besitzenden, nämlich die weite Ländereien Besitzenden, auf, eine hohle Phrase zu sein. Auf Mark und Pfennig kann jedem, der schwer um das Leben kämpft, nachgerechnet werden, wieviel ihm der Staat demnächst abnehmen will, um diese Summe denen zu geben, die große Güter ihr eigen nennen oder auch riesige Güterkomplexe. Graf Caprivi sagte einmal, er sehe sich jeden Gesetzentwurf darauf hin an, wie er auf die Sozialdemokratie wirken werde; und er schloß die Handelsverträge. Graf Bülow denkt jedenfalls, er müsse sich jeden Gesetzentwurf darauf hin ansehen, wie er auf das güterbesitzende Junkerthum wirkt, und er legte daher den Minimal- und Maximaltarif mit erhöhten Getreide- und Fleischzöllen vor.

Die Wirkung ist nicht ausgeblieben. Die „Kreuzzeitung“ schreibt bereits, daß Graf Bülow seine Gegner im Reichstag „erbarmungslos abführte“ — eine überraschende Entdeckung — und daß seiner „Rede bedingungsloses Lob gezollt werden“ muß — eine sehr begreifliche Feststellung. Die Wirkung wird auch nach der anderen Richtung hin nicht ausbleiben; und man kann völlig überzeugt sein, daß die Sozialdemokraten, wenn sie unter sich sind, gleichfalls zufrieden behaupten werden: Der Tarifvorlage des Grafen Bülow muß „bedingungsloses Lob gezollt“ werden.

Und eigentlich war es ja immer so: Eine Entwickelung nach den Wünschen der äußersten Rechten ist stets in der preußischen Geschichte eine Förderung der äußersten Linken gewesen.

Damals, als in den fünfziger Jahren die Kreuzzeitungspartei in Preußen in ihrer Allmacht blühte, führten Bernhardi und Manteuffel über die herschende Clique folgendes Zwiegespräch:

> Bernhardi: „Wenn ihr Treiben nur konservativ wäre! Aber ich fürchte sehr, es könnte sich destruktiv erweisen, wenn man die Herren gewähren läßt.“ —
>
> Manteuffel, schon im Fortgehen, kniff sein Gesicht zu einer wunderbaren Grimasse zusammen und sagte nach einigem Zögern: „Ja, die bringen uns Revolutionen herauf.“

Revolutionen? Das hat das Junkerthum mit seiner reaktionären Politik im Jahre 1848 vollbracht; daran dachte Herr von Manteuffel. So leicht freilich wird es ihm, seitdem wir das Ventil des Parlamentarismus besitzen, nicht wieder gelingen, zum Glück für Deutschland. Aber immerhin zur Entwickelung der sozialdemokratischen Propaganda kann es nichts Ausgezeichneteres geben, als die eben erlebten Debatten über den Zolltarif, von dem wirkungsvollen Zwischenruf des Grafen Arnim bis zu der klaren Behauptung des Grafen Posadowsky, daß die Masse der Bevölkerung die Zollerhöhungen zu Gunsten der Bodenkapitalisten eben tragen müsse.

Das Vorspiel hat bisher nichts politisch Greifbares gebracht als solch ein staatserhaltendes Resultat.

P. Nathan.

Moderne Tendenzen in der Armenpflege.

Wer auf der Pariser Weltausstellung im vorigen Jahre die Säle durchwanderte, die der Darstellung der Wohlfahrtspflege geöffnet waren, kann sich der Wahrnehmung bedeutender Fortschritte auf dem Gebiete der Wohlfahrts- und Armenpflege nicht verschlossen haben. Es ist nicht allein die Thatsache, daß die Bestrebungen auf diesem Gebiete an Umfang in einem Maße zugenommen haben, mit dem frühere Zeiten auch nicht annähernd den Vergleich aushalten, sondern vielmehr noch der Umstand, daß diese Bestrebungen ein ganz neues, man darf getrost sagen modernes Gesicht gewonnen haben. Die Armenpflege der älteren Zeit trug einen überwiegend repressiven Charakter, wie er namentlich in den zahllosen Bettelverboten und Strafgesetzen wieder den Bettel zum Ausdruck kam. Die Aufklärungsepoche vom Ende des 18. Jahrhunderts war von philanthropischen Ideen erfüllt, die insofern einen Schritt vorwärts bedeuteten, als sie die Ursachen der Armuth zu würdigen begannen. Der heutigen Armenpflege gibt die soziale Tendenz das entscheidende Gepräge. Sozial ist hierbei in dem Sinne zu verstehen, daß die Versorgung der Armen auf festen gesetzlichen Boden gestellt und daß insinsbesondere mehr die vorbeugende Thätigkeit, d. h. die Verhütung der Armuth, als die nachträglich helfende Armenpflege betont wird. Wer in der Arbeit an der Armuth eine Lebensaufgabe erblickt und dauernd mit Theorie und Praxis des Armenwesens zu thun hat, kennt die Stunden verzweifelnder Ohnmacht, wo man helfen möchte und nicht helfen kann, weil alle die Mittel der Hilfe nur an der Oberfläche haften bleiben, zu den tiefen und tiefsten Gründen der Armuth nicht hinab dringen. Aber immer wieder drängt die Arbeit auf diesem Gebiet zu dem Studium und zu dem Erfassen dieser innersten Gründe, um das Uebel nicht von außen, sondern von innen zu begreifen und zu bekämpfen. Dieser Drang nach tieferer Erkenntniß, die ernste Bemühung, die Krankheit zu verhüten, statt den krank gewordenen Leib pflegen zu müssen, bildet sich dann von selbst um zu jener sozialen Tendenz, die unserer Zeit charakteristisch ist.

Nicht unwesentlich hat auf dem engeren Gebiet der Armenpflege der 1880 begründete Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit zur Beförderung solcher Bestrebungen beigetragen. Vor wenigen Wochen wurde in Lübeck die 21. Jahresversammlung abgehalten. Unter den dort zur Verhandlung gelangten Gegenständen ist nicht einer, der nicht ein wesentliches Stück sozialer Armenpflege in sich birgt. Ein Bericht über das ausländische Armenwesen, der die unendlich mannigfaltige Thätigkeit auf diesem Gebiete in den wichtigsten Kulturstaaten zur Darstellung bringt, ein Bericht, der sich mit der Fürsorge für Erhaltung des Haushalts beschäftigt, ein dritter über die Aufgaben der Armenpflege gegenüber trunksüchtigen Personen, ein anderer über das Verhältniß der Armenverbände zu den Versicherungsanstalten. Der letzte Bericht trägt direkt die Ueberschrift: „Soziale Ausgestaltung der Armenpflege“ und betont in überzeugender Weise die Nothwendigkeit jener sozialen Tendenz der Vorbeugung und Verhütung.

Freilich hat die Armenpflege, sie werde von amtlichen Stellen oder von der Privatwohlthätigkeit geübt, sich ihrer Aufgabe bewußt zu bleiben, d. h. der Aufgabe, zu helfen. Sie würde ihre Aufgabe verkennen, wenn sie die zur Verhütung der Armuth bestimmten wirthschaftlichen Einrichtungen selber schaffen wollte, statt die Folgen der Bedürftigkeit zu beseitigen. Aber es ist ihr nicht versagt, von ihrem Arbeitsgebiet aus die Einzelerscheinungen mit den allgemeinen Ursachen der Bedürftigkeit in Zusammenhang zu bringen und die Erscheinungen auch nach ihrer ursächlichen Seite zu verfolgen.

Wie sehr hierdurch das engere Gebiet der Armenpflege selbst gewinnt, zeigt die neuere Bewegung in der Armenkrankenpflege und in der Fürsorge für Kinder. Hier ist die

sehr charakteristische Erscheinung zu beobachten, daß trotz der umfassenden Leistungen auf Grund der Sozialgesetzgebung die Kosten der Armenpflege sich nicht vermindert haben, sondern namentlich in den größeren Städten durchgehends gewachsen sind, weil mit der Ausdehnung der Thätigkeit auf jenem Gebiet die Anforderungen gewachsen sind, die in Bezug auf ärzliche Hilfe, Krankenpflege und Heilstättenbehandlung auch gegenüber denjenigen Personen gestellt werden, die der Versicherungsgesetzgebung nicht unterliegen und als bedürftige Kranke der Armenpflege anheimfallen. Als symptomatisch darf ein Antrag betrachtet werden, der gegenwärtig die Stadtverordnetenversammlung von Berlin beschäftigt, ganz allgemein unentgeltliche Krankenhauspflege zu gewähren. Der von sozialdemokratischer Seite ausgegangenen Anregung stehen auch Mitglieder der Versammlung sympathisch gegenüber, die weit entfernt sind, Parteigänger der Sozialdemokratie zu sein.

Diese Tendenz vorbeugender Fürsorge ist in allen Kulturstaaten gleichmäßig erkennbar. Freilich hält die Entwicklung der einzelnen Länder nicht mit einander Schritt. Während Deutschland zu der umfassenden gesetzlichen Armenpflege noch das groß angelegte soziale Versicherungswesen geschaffen hat, sind die romanischen Länder von beiden noch mehr oder weniger weit entfernt. Aber gerade in den Verhandlungen, die darüber in den Parlamenten, in gemeinnützigen Gesellschaften und in der Presse geführt werden, tritt die Einsicht in die Nothwendigkeit verwandter Maßregeln immer deutlicher hervor.

In Frankreich ist das Bestreben, die Mitwirkung der öffentlichen Gewalten in der Armenpflege, die sich bisher nur auf Kinder und Geisteskranke erstreckte, über diese Grenzen hinaus zu erweitern, seit 10 Jahren unverkennbar. Es hat zunächst zu dem Gesetz von 1893 geführt, das die unentgeltliche ärztliche Hilfe und Krankenpflege für Bedürftige obligatorisch machte und gegenwärtig liegt den Kammern ein Gesetzentwurf vor, der eine allgemeine Verpflichtung zur Fürsorge für alte Leute zum Gegenstande hat. Ein anderer Gesetzentwurf betreffend die Unterstützung kinderreicher Familien ist von dem Conseil supérieur de l'Assistance Publique, dem Beirath des Ministeriums des Innern, berathen und empfohlen worden. Gleichzeitig ist der zweiten Kammer ein Gesetzentwurf über die Altersversicherung zugegangen, der allerdings zur Zeit wenig Aussicht auf Erfolg hat.

Ganz Ähnliches läßt sich für die anderen Länder fakultativer Armenpflege beobachten, so für Italien, Belgien und die Niederlande, wo neue Gesetze über diesen Gegenstand theils schon vorgelegt, theils in Vorbereitung begriffen sind. Allerdings ist in Italien von den an sich vortrefflichen Gesetzen über die milden Stiftungen vom Jahre 1890 das Beste auf dem Papier stehen geblieben, was mit den politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen daselbst zusammenhängt. In Belgien hat eine zum Studium der Reform der Armenpflege eingesetzte große Kommission kürzlich einen umfassenden Bericht erstattet, der sich durch Form und Inhalt weit über das Niveau gewöhnlicher parlamentarischer Berichte erhebt und in manchem Betracht geradezu als ein Kompendium des Armenwesens bezeichnet werden kann. Der Bericht ist von einer freien und weiten Auffassung getragen, die sich von jeder parteipolitischen und religiösen Voreingenommenheit fernhält. An zahlreichen Stellen kommt das weitgehende Verständniß für die sozialen Bedürfnisse der Zeit zum Ausdruck; namentlich ist dem lebhaften Wunsche der Einführung einer sozialen Versicherungsgesetzgebung im Sinne der deutschen Gesetzgebung wiederholt Raum gegeben. So heißt es in Art. 88 Absatz 4: „Die Kommission drückt den Wunsch aus, daß Gesetze über Unfall- und Altersversicherung bald dazu beitragen möchten, die Zahl der hilfsbedürftigen, kranken und arbeitsunfähigen Personen zu vermindern." Im Uebrigen beschränkten sich die Berathungen auf das eigentliche Gebiet der Armenpflege, nachdem der Justizminister auf die Anfrage eines Mitgliedes sich ausdrücklich dahin ausgesprochen, daß bei allem Interesse für die Frage der Versicherung es doch die nächste Aufgabe der Kommission sein müsse, sich mit der Reform des Armenwesens im engeren Sinne zu beschäftigen. Die Bedeutung vorbeugender Fürsorge wird an verschiedenen Stellen des Entwurfs besonders hervorgehoben.

In den Niederlanden, wo das Armenwesen bisher das Stiefkind der Verwaltung gewesen ist, und wo die Einrichtungen wesentlich auf der alten historischen Entwicklung des Diakonats und der kirchlichen Armenpflege beruhen, ist im Juni des Jahres ein Gesetzentwurf über die Armenpflege vorgelegt, der ebenfalls einen entschiedenen Schritt auf Einführung bezw. Sicherstellung öffentlicher Armenpflege thut.

Wesentlich ist wiederum allen diesen Bestrebungen, daß neben den helfenden Maßregeln die vorbeugenden besonders betont werden, unter denen die Ersetzung des Almosens durch Arbeit eine erste Stelle einnimmt. Ganz besonders gilt dies von den französischen Bestrebungen der sogenannten assistance par le travail, die in Frankreich heute geradezu im Vordergrunde steht und eine sehr lebhafte Diskussion und umfangreichere Litteratur hervorgerufen hat. Auf dem internationalen Kongreß für Armenpflege und Wohlthätigkeit, der 1900 in Paris stattfand, wurde die Frage nicht nur als eine Hauptfrage in einer der Generalversammlungen behandelt, sondern die Arbeiten einer ganzen, der 4. Sektion, waren ausschließlich ihr gewidmet. Schon der äußere Umfang der der Sektion erstatteten Berichte und der darüber geführten Verhandlungen, die nicht weniger als 547 Druckseiten umfassen, ist hierfür ein Beweis.

Die Schwierigkeiten der Einrichtungen zur Arbeitsverschaffung zeigten sich schon in der Revolutionszeit bei der Schaffung der ateliers de charité und wiederholten sich bei den berühmten, 1848 gegründeten, ateliers nationaux (Nationalwerkstätten). Beides waren bekanntlich Veranstaltungen, die in großem Stil den arbeitenden Klassen öffentliche Arbeiten schaffen wollten, und, weil sie ganz ungenügende Vorkehrungen gegen den Mißbrauch trafen, nach Aufwendung außerordentlich hoher Kosten scheiterten. Die neueren Bestrebungen sehen derartige allgemeine Bestrebungen, die das Recht auf Arbeit im eigentlichen Sinne zu verwirklichen suchen, nicht vor, sondern suchen die Einrichtung der Arbeitsverschaffung mehr zu individualisiren und in engen Zusammenhang mit der Armenpflege zu bringen. Andererseits sollen die Einrichtungen für die bedürftigen Arbeiter, insbesondere der Arbeitsnachweis, nicht unmittelbar Schöpfungen der Armenpflege sein. Die deutschen Einrichtungen der Naturalverpflegungsstationen und der Arbeiterkolonien sind in diesem Zusammenhang vielfach im Auslande erörtert worden. Eine direkte Nachbildung und zwar in organischer Verbindung mit den benachbarten deutschen Grenzstaaten haben die Verpflegungsstationen nur in der Schweiz und in Oesterreich gefunden, während die Arbeiterkolonien in der einen oder anderen Form auch anderwärts vorkommen, so namentlich in den Niederlanden und in Finland. Sehr bemerkenswerth ist der Zustand in Rußland, wo die organisirte Armenpflege überaus viel zu wünschen übrig läßt. Aber die neuere Bewegung, die sich der besonderen Förderung der regierenden Kaiserin erfreut, hat der Frage der Arbeitshilfe ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet und in den letzten 5—10 Jahren nahe an 300 Einrichtungen geschaffen, die speziell der Unterstützung durch Arbeit gewidmet sind.

Ein anderes Gebiet, das vielleicht noch mehr Förderung erfahren hat, ist das der Fürsorge für Kinder und jugendliche Personen. Die Bewegung wird auch hier von der Einsicht in die Bedeutung der Vorbeugung beherrscht; die Kinder sollen so erzogen und körperlich und sittlich so gekräftigt werden, daß sie auf eigenen Füßen zu stehen lernen; wo es nöthig erscheint, sollen sie ihrer verderblichen Umgebung entzogen werden. Hierher gehören namentlich die gesetzlichen Bestimmungen über die Zwangserziehung, zu denen der erste Anstoß von England ausgegangen ist

und die dann in allen Kulturländern Widerhall gefunden haben. Das jüngste dieser Gesetze ist das niederländische über die Ausübung der elterlichen Gewalt vom Februar 1901. Es nimmt ebenfalls zur Grundlage die der modernen Gesetzgebung eigenthümliche Auffassung von der Befugniß zur Einschränkung der elterlichen Gewalt. Den Eltern soll im gerichtlichen Wege die Ausübung der elterlichen Gewalt entzogen werden und das Kind der Zwangserziehung übergeben werden können. Im Zusammenhang hiermit steht eine ausgedehnte Bewegung zum Schutz von Kindern gegen Vernachlässigung und Mißhandlung durch Eltern oder Pfleger. Sie hat in Amerika ihren Ursprung genommen in der Society for the prevention of cruelty to children, die seit den 24 Jahren ihres Bestehens sich einer Zahl von nahe an 400 000 Kindern angenommen hat. In England haben sich die bereits vorhandenen Kinderschutzgesellschaften seit Kurzem zu einer Nationalgesellschaft vereinigt, die mit einem Jahresaufwand von mehr als einer Million Mark ganz außerordentlich günstige Erfolge auf diesem Gebiet erzielt hat. Im letzten Berichtsjahre waren es über 75 000 Kinder, um die sich die Gesellschaft kümmerte.

Wichtig ist bei ihrer Thätigkeit die Einsicht, daß eine nützliche Arbeit in großen Verhältnissen nicht allein durch freiwillige Kräfte geleistet werden kann, sondern eine unausgesetzte Aufsichtsthätigkeit erfordert, die die Gesellschaft durch besoldete Inspektoren, gegenwärtig 160, mit einem Durchschnittseinkommen von 2000 Mark üben läßt. Ueberhaupt tritt diese Einsicht namentlich in England und Amerika auch bei anderen Zweigen der Armenpflege und Wohlthätigkeit hervor, daß es nicht möglich ist, die mannigfache erziehliche und helfende Arbeit lediglich von der unbezahlten ehrenamtlichen Thätigkeit zu verlangen, sondern dem System freiwilliger Arbeit für gewisse, regelmäßige und besondere Sachkunde erfordernde Geschäfte eine mehr oder weniger große Zahl von besoldeten Kräften zur Seite zu stellen. Insbesondere ist in Amerika die Zahl der besoldeten Helferinnen sehr groß und übertrifft diejenigen der männlichen bezahlten Helfer.

In England ist die Bewegung zur Einführung von Frauen in die öffentliche Armenpflege, die nach der Local Acte von 1894 einen nicht unbedeutenden Aufschwung genommen hatte, neuerdings wieder etwas zum Stillstand gekommen. In Frankreich, wo in zahllosen Versammlungen und Vereinen die Gleichstellung der Frauen mit den Männern in der Armenpflege in den schönsten Redewendungen gepriesen wurde, ist thatsächlich noch nicht ein einziger Fall zu verzeichnen, wo eine Frau zur öffentlichen Armenpflege zugelassen worden wäre. Der schon erwähnte belgische Gesetzentwurf, ebenso das niederländische Gesetz sieht die Mitarbeit der Frauen ausdrücklich vor, wie auch in den neueren Gesetzen einzelner österreichischer Kronländer und schweizerischer Kantone durchweg die Frauenthätigkeit in der Armenpflege gefordert wird, über deren Werth eine Meinungsverschiedenheit kaum mehr besteht.

Es ist schwer, in so engem Rahmen das ungeheure, in der Litteratur und in unzähligen Verwaltungs- und Vereinsberichten vorliegende Material zu würdigen. Doch mögen die kurzen Andeutungen genügen, um Stand und Richtung der Bewegung zu charakterisiren. Es sind soziale Gesichtspunkte, die in der modernen Armenpflege zur Geltung kommen, und deren wesentliche Tendenz man vielleicht durch das Schlagwort ausdrücken kann, daß es die wesentlichste Aufgabe der Armenpflege sein soll, sich selbst überflüssig zu machen.

Emil Münsterberg.

Das vorläufige Ende der Krisis in Oesterreich.

Mit sieben getrennten Heerhaufen auf einer Wahlstatt haben wir jüngst das österreichische Abgeordnetenhaus verglichen, mit sieben Heerhaufen, die kein gemeinsamer Feind zusammenhält, kein gemeinsamer Freund zusammenführt, die sich weder um den Staat noch um das Volk kümmern und ihre lauernde Aufmerksamkeit nur darauf richten, daß nicht einer der vielen Nachbarn seine Demarkationslinie überschreite. Und nun geschieht das Unbegreifliche. Unerwartet, ohne rechten Anlaß, tritt ein Mann mitten unter die feindlichen Häuflein und ruft mit lauter Stimme: „Habt Acht! Einschwenken!“ Siehe, da schwenken sie alle ein, die stolzen Generäle der nationalen Armeen, die schneidigen Offiziere und die stimmgewaltigen rauflustigen Unteroffiziere. Wortlos, stumm, automatisch reihen sich die vormaligen Feinde an einander, sie murren nicht, sie folgen einfach und wagen nicht zu remonstriren.

Was gibt dem Manne die Macht? Man rufe sich die vergangenen Jahre und die Scenen im österreichischen Parlament in die Erinnerung zurück. Hilflos, verzweifelt, wortlos saß Graf Badeni, vordem der gewaltigste und gewaltthätigste Statthalter, den wir in Oesterreich ertragen, im Fauteuil und mußte all die Demüthigungen der Staatsgewalt von den Bänken der Deutschen über sich als das verantwortliche Organ dieser Gewalt ergehen lassen. Und — es waren dieselben Abgeordneten wie heute. Schweigend und niedergebeugt trug der stolze Feudalherr Graf Thun, schweigend und gefaßt selbst der schlichte Dr. Koerber noch vor anderthalb Jahren die zügellose Obstruktion der Nationalisten — es waren dieselben Abgeordneten wie heute. Und nun — welch ein Rollentausch! Es gibt eine Vergeltung in der Politik: Schrecken verbreitete die Rede des Ministerpräsidenten auf allen Bänken und doch sprach Koerber ruhig, fast akademisch, doch erließ er kein Pronunciamento, er erörterte nur „Möglichkeiten“. Woher der Rollenwechsel?

Man vergegenwärtige sich die Situation: Nachdem das Haus in Folge der Parteienanarchie zwei Monate mit Dringlichkeitsanträgen vertändelt hatte und die Abgeordneten, während die wirthschaftliche Krise die Massen des erwerbenden Volkes und die politische Stagnation die Hüter der Staatsinteressen in Verzweiflung brachte, in anmuthiger Folge zuerst die Innsbrucker, dann die Triester, die Lemberger, die Brünner, die Olmützer und zum Schlusse noch die Salzburger katholische Universität diskutirt hatten, raffte man sich auf, wenigstens das Budgetprovisorium zu erledigen. Und dieser Entschluß kam nur durch die unausgesetzten Drohungen Koerber's mit der Auflösung des Hauses zu Stande. Aber er kam zu Stande; das Budgetprovisorium stand endlich auf der Tagesordnung und die Volksvertreter freuten sich bereits über ihre eigene Opferwilligkeit, ihre staatsmännische Resignation, in der Erwartung, auch dem „nervös gewordenen“ Kabinets-Chef zu Weihnachten eine Freude bereitet zu haben. Unerwarteter Weise ergreift der Kabinets-Chef das Wort — offenbar um den Herren für ihre patriotische Haltung zu danken? Man läuft aus den Couloirs und dem Buffetsaal herein, um sich sein gutes Zeugniß zu holen. Man horcht:

„Meine Herren! Ich darf die Wahrheit nicht verschleiern. Das Haus folgt nur langsam, zu langsam den Bemühungen der Regierung . . . Was soll geschehen, wenn der Genesungsprozeß zu lange währt? Die konstitutionelle Mechanik empfiehlt das Mittel, von dem ich zu Beginn gesprochen habe, die Auflösung des Abgeordnetenhauses, bis eines mit einer anderen Gesinnung und größerer Arbeitslust gewählt wird . . . Wird die Bevölkerung nicht ungeduldig werden und eine Radikalkur verlangen? Man vernimmt ja schon jetzt viele Stimmen dieser Art, von denen die einen sagen, es liege ihnen am Parlament nichts, weil seine Befugnisse ihnen nicht passen*), während die anderen mit seiner Wahlgrundlage nicht

*) Die Czechen, welche als Föderalisten die meisten Kompetenzen des Reichsraths den Landtagen überweisen wollen.

zufrieden sind und die dritten noch eine ganz andere Melodie im Kopfe haben*). Wie nun, wenn eine Regierung, auf solche Wünsche und die Ungeduld der Bevölkerung sich berufend, im dringendsten Interesse der Staatsnothwendigkeit an die Verfassung greift, greifen muß? Diese Regierung ist für alle Zeit entlastet . . . ja, sie kann als die Retterin des Staates anerkannt werden! . . . Die Regierung will alles thun, um eine solche Katastrophe hintanzuhalten . . . Wir wollen in weniger erregter Zeit einer Fortbildung der Verfassung . . . auf verfassungsmäßige Weise nicht aus dem Wege gehen. Wir bitten Sie aber, den Blick auf die unabweisbaren Bedürfnisse des Staates zu richten. Meine Herren! Lassen Sie das Parlament nicht schuldig werden!"

Mußte eine solche Sprache im österreichischen Parlament nicht Geschrei, Tumult, Obstruktion hervorrufen, zumal sie geführt wurde ohne sichtlichen Anlaß? Nein! Alle Parteien schwiegen, gingen hin und ließen ihre Redner aus der Rednerliste streichen, bewilligten das Budgetprovisorium, unterließen die Einbringung von Dringlichkeitsanträgen, ja sie schlossen so rasch die Debatte, daß der Ministerpräsident in feiner Ironie bedauerte, dadurch um die Gelegenheit gekommen zu sein, noch einmal zu sprechen!

Was hat den hohen Muth und das gewaltige Gehabe der gewesenen Obstruktionisten so auf Null reduzirt? Was hat sie so kleinlaut gemacht? Die plötzliche Erkenntniß, daß hinter ihnen nur eine verschwindende Minorität der Bevölkerung steht, daß alle ihre Politik nur den Schein einer Bedeutung hat, weil ganz willkürliche Bevölkerungsausschnitte durch sie zur Vertretung kommen. Sie hören das Wort Absolutismus und sofort wird ihnen klar: Wenn das Parlament wegfällt — kein Mann steigt auf die Straße, kein Steuergulden wird verweigert, keine Stimme erhebt sich als das ohnmächtige Geflenne ihrer Presse. Sie hören nur das Wort Wahlreform und wissen: Frère, il faut mourir! Sie wissen, das allgemeine Wahlrecht sendet die großen Grundherren, die bis jetzt Oesterreich in Grund und Boden regieren, heim auf ihre stillen Schlösser, sendet die Staatsmänner mit den großen Phrasen heim in die Provinzstadt und macht sie wieder zu schlichten Provinzadvokaten mit geringen Expensen.

Nun vollzieht sich an ihnen der Fluch. Wären die einen in Wahrheit konservativ gewesen, dann wären sie unter die Massen ihrer Bauern gegangen und hätten sie — es wäre ja so leicht gewesen! — von der Nothwendigkeit einer Politik der Erhaltung, des Monarchismus und der Kaisertreue überzeugt. Wären sie in Wahrheit fortschrittlich, so hätten sie die Masse der Kleinbürger und Arbeiter nicht der Demagogie der Kapläne preisgegeben. Jeder in seiner Weise hätte auf ein vernünftiges Wahlrecht dringen müssen. Aber wozu? Man hatte sein sicheres, wenn auch kleines Mausloch der Kurie. Und so verkroch man sich in dieses Mausloch, draußen aber brüteten die Massen unaufgeklärt und ohne politische Erziehung dahin, bis sie in ihrer Hilflosigkeit der sinnlosesten Demagogie anheimfielen, soweit sie nicht durch die Sozialdemokratie vor der Thorheit der Juden- und Freimaurerhetze bewahrt wurden. Jede Partei, die sich auf ein Wahlprivileg stützt, verdammt sich selbst zur Ohnmacht, die Staatsgewalt aber, die sich durch Wahlprivilegien vor der „Demokratie" schützen will, gibt ihre Unterthanen geradezu der Demagogie preis. Macht aber hat nur ein Parlament, das auf breiter Basis ruht.

Warum lebten bei uns die Abgeordneten in dem Wahne der Macht, warum hatten sie Macht gegen Badeni und Thun? Weil diesen Feudalen kein Appell an das Volk zuzutrauen war, weil nach der Einführung der fünften Kurie die Wahlreformfrage für unabsehbare Zeit erledigt schien. Es gibt Leute, welche meinen, durch die Einführung des theilweise allgemeinen Wahlrechts sei der revolutionäre Zug ins Parlament gekommen. Das gerade Gegentheil ist richtig: Weil nach der Kreirung der fünften Kurie die nationalen Heißsporne der Furcht vor einer ernsten Wahlreform, weil sie der Furcht vor dem allgemeinen Wahlrecht ledig waren, darum gaben sie sich zügellos ihrer ausschließlich nationalistischen Politik hin. Weil Koerber die Frage der Zusammensetzung des Hauses wieder auf die Tagesordnung zu setzen den Muth hat, erweckt er in den Reichsboten das Bewußtsein ihrer . . . Relativität und macht sie bescheiden. Und zu dieser Bescheidenheit haben sie umsomehr Ursache, als man in Oesterreich allgemein weiß, daß der Kaiser das allgemeine Wahlrecht als angemessene Ergänzung der allgemeinen Wehrpflicht ansieht und ihm nicht abgeneigt ist.

Das Haus parirt. Und das Auffälligste ist dabei, daß man auf keiner Tribüne, auch nicht in der Presse, von den Motiven der Abdikation spricht, daß man die Erklärung Koerber's auf allen Seiten stillschweigend als „non avenue" behandelt. Man redet nicht gern vom Strick . . .

Warum gerade jetzt Koerber das Mene tekel an die Wand des hohen Hauses geschrieben, obwohl keine nahe Veranlassung gegeben war? Nach Weihnachten sollen abermals nationale Verständigungskonferenzen einberufen werden, und es ist die beliebte Methode der Nationalisten, bei solchen Anlässen, um mehr herauszuschlagen, sich von ad hoc einberufenen Versammlungen ein imperatives Mandat geben zu lassen. Thut man dies nicht, dann sorgen die Nationalradikalen dafür, daß die Verständigung durch übertriebene Postulate vereitelt werde. Koerber's Apostrophe erfolgte im Hinblick auf die bevorstehende deutsch-böhmische Ausgleichsaktion, auf die Verhandlung des ungarischen Ausgleichs und der Handelsverträge. Und in Anbetracht der Wichtigkeit und Dringlichkeit dieser Aktionen konnte das Haus nicht früh genug an seine Pflicht gemahnt werden.

Das Ergebniß dieser erregungsreichen Woche läßt sich wohl am besten so zusammenfassen: Das Abgeordnetenhaus ist wieder auf das vorbadenische Niveau gebracht, es wird ebenso gefügig sein wie zur Zeit Taaffe's, wo ihm die Wahlreform drohte, es bleibt aber ebenso unfähig und unzuverlässig. Wenn irgend eine Wandlung möglich ist, so kann eine Koalition, ähnlich jener in der Aera Windischgrätz zusammenkommen, nur müßten sich heute Tschechen und Deutsche vereinigen, um das gefährliche Ministerium wegzudrängen. Wahrscheinlich aber wird es hinsiechen, bis sich sein Schicksal erfüllt.

Wien. Rudolf Springer.

*) Die Militärkreise, viele Konservative und Klerikale, auch manche liberale Centralisten, welche die Wiederkehr des Absolutismus wünschen.

Parlamentsbriefe.

III.

Die Debatte über den Zolltarif hat sich länger hingezogen, als unseres Erinnerns je früher die Generaldiskussion über einen Gesetzentwurf. Daß neue Gründe hüben und drüben nicht vorgebracht werden, darüber ist kein Wort zu verlieren; das Parlament ist der am wenigsten geeignete Ort, neue Wahrheiten der staunenden Welt zu verkündigen. Die Kunst des Parlamentariers besteht darin, die allgemein bekannten Gründe wirksam zu gruppiren.

Wohl aber können und sollen parlamentarische Debatten den Erfolg haben, Licht über das Schicksal der Vorlagen zu verbreiten, denen sie gelten. Und in dieser Be iehung ist die jetzige Debatte ganz unfruchtbar gewesen. Wird die Regierung fest in dem Vorsatze bleiben, den Minimalzoll für Getreide nicht über das von ihr vorgeschlagene Maß auszudehnen? Und wenn sie es bleibt, werden die Agrarier, entgegen ihrer Ankündigung, sich zufrieden stellen mit dem, was sie erreichen können, oder werden sie ihrerseits zu dem Falle der Vorlage beitragen und ihn vollenden? Auf diese Fragen ist die Antwort unmöglich; vielleicht weniger aus dem Grunde, weil die betheiligten Personen ihre Gedanken

allzu tief in der Brust verschlössen, als vielmehr aus dem Grunde, weil sie selbst in der tiefsten Tiefe ihrer Brust die Entschlüsse heute noch nicht finden, die sie in Zukunft verwirklichen sollen. Nur das kann man heute schon sagen, daß gerade bei jenen, denen an der Verabschiedung der Vorlage das meiste liegt, am wenigsten Vertrauen in den Erfolg zu finden ist. Daß die Session von neuem vertagt, und im nächsten Winter unter Benutzung der Kommissionsarbeiten fortgesetzt wird, ist eine Voraussetzung, die schon zu den selbstverständlichen gehört.

Aus den Erklärungen der Minister Bayerns und Württembergs schien hervorzugehen, daß sie nicht mit leichtem Herzen den preußischen Vorschlägen gefolgt sind. Wenn auch einzelne Bauernführer Süddeutschlands an Entschlossenheit des Tons mit den abgehärtetsten Agrariern Ostelbiens wetteifern, so können doch süddeutsche Staatsmänner nicht darüber im Zweifel sein, daß die Anschauungen der Junkerpartei nicht für Landestheile zur Anwendung gebracht werden dürfen, in denen eine Junkerpartei nicht existirt. Sie sind offenbar nicht mit leichtem Herzen der preußischen Regierung bis auf den Punkt gefolgt, auf den sie gekommen sind, aber ob sie ihr, wenn auch mit schwerem Herzen, nicht noch weiter folgen würden, das wissen wir nicht.

Daß eine Periode der Handelskriege uns bevorsteht, mag die Vorlage siegen oder fallen, ist leider wahrscheinlich. Wie tief aber die Regierung in diese Handelskriege sich einlassen will, wie lange sie — etwa nach dem Vorbilde Chamberlain's — erklären wird, sie könne jetzt die Hand zum Frieden nicht bieten, weil ein glänzender, vollständiger Sieg unmittelbar bevorstehe, das wissen wir nicht.

Daß in den Kämpfen der letzten Woche die Kriegsfurie einige verzweifelte Ausdrücke hervorgelockt hat, daß ein Agrarierführer denen, welche das Brot nicht bezahlen können, Kartoffeln als ein dienliches Nahrungsmittel empfohlen hat, daß ein anderer aus der Höhe der Kavalierperspektive gemeint hat, der Hunger in den Familien rühre wohl daher, daß der Familienvater das Geld versoffen habe, darüber kann man wohl mit dem Spruche fortgehen: à la guerre comme à la guerre.

Graf Kanitz hat mit seiner gewohnten harten Dialektik den Beweis zu führen gesucht, daß das System der Handelsverträge mehr und mehr verlassen werden müsse. Er berief sich auf das Beispiel Englands, das doch den Handelsverträgen nur deswegen wenig geneigt ist, weil ihm alles, was in Handelsverträgen zugestanden zu werden pflegt, auch ohne Gegenleistung gewährt werden müsse. Die „wissenschaftlichen" Anschauungen des Grafen Kanitz üben leider auf die Regierung einen viel größeren Einfluß aus, als dieser selbst bewußt ist.

Für einen Tag wurde die zollpolitische Debatte durch eine Polen-Interpellation unterbrochen, welche den Krawall in Wreschen und den Prozeß in Gnesen, und die dadurch hervorgerufenen Tumulte in Lemberg und Warschau betraf. Graf Bülow erhob den Einwand der Inkompetenz des Reichstags und verließ dann mit großem Gefolge den Saal, ohne den Fortgang der Debatte hemmen zu können, da das Centrum, die ausschlaggebende Partei, die Stütze der Regierung, sich auf die Seite der Polen stellte. Der Krawall in Wreschen wurde dadurch hervorgerufen, daß polnische katholische Geistliche den ihrer Seelsorge anempfohlenen Personen erzählt hatten, die Jungfrau Maria habe nur polnisch gesprochen, der Papst spreche nur polnisch, und es sei ein Abfall vom rechten Glauben, deutsch zu beten. Mit diesen Ausführungen hatten sie Glauben gefunden. Diese Exposition des Dramas genügt, um die treibenden Kräfte zu erkennen, denen die beklagenswerthen Opfer der Justiz die schweren Strafen zu verdanken haben, deren sie mit allzugroßer Härte unterworfen worden sind.

Proteus.

Grabbe.

(Schluß.)

Grabbe stand nach Ursprung und Erziehung dem „Volk" näher als die romantischen Dichter, die alle aus den „höheren Ständen" stammten. Er fühlte sich selbst als ein Theil des Volkes. Er charakterisirt sich selbst, wenn er Deutschland und das deutsche Volk durch Thusnelda charakterisiren läßt: „Um uns: die rauhe karge Natur voll Sand und Wald, die uns zwingt, das Geringste zu beachten, damit wir einen mäßigen Wohlstand bewahren. In uns: das Herz, welches auch starr und streng sein sollte, und doch oft weichliche Gefühle nicht zu unterdrücken vermag." So hat er selbst realistisch das Geringste beachten wollen, so wissen wir von ihm, daß er bis zur Rohheit weiche Empfindungen hinter Grobheit und Trotz verbarg. — Und er war tief durchdrungen von der Bedeutung des Volkes. Es ist seine tiefste Grundanschauung über das Wesen der Geschichte und des historischen Dramas, was in „Kaiser Heinrich der Sechste" der Herr zum Knecht sagt. Sie sitzen auf den Trümmern antiker Ruinen bei Palermo — auch dies eine romantische Lieblingssituation, die Grabbe oft gewählt hat; an Hannibal wie an Marius lockte ihn das Bild, wie sie auf den Trümmern Karthagos sitzen, — recht ein Gemälde aus der historischen Genremalerei der Zeit, wie von dem Düsseldorfer Lessing gemalt! Und der Herr belehrt den Knecht: „Du, Freund, sieh da die Trümmer des Apollotempels — dort die Befestigungen der Karthager — da wieder der Römer — hier einen zerfallenen Thurm der Byzantiner wider die Korsaren — da Wälle und Linien der Sarazenen — alles zu Stücken. Nur eines ist geblieben: der Hirte wechselt hier mit Hirten, der, welcher hinaustreibt, hört das Rufen dessen, der hereintreibt, und ein Mann, der nicht schliefe, könnte sich doppelten Lohnes erfreuen. Die Halme beugen sich unter ihrer Schwere, wie trunken; und breithörnige Stiere wetzen ihre Hörner im Sande; Vater Aetna ernährt uns alle, und ob der Normann oder der Hohenstaufe Sizilien beherrscht, heut Abend tanzen unsere Landmädchen doch." Aufgeputzt durch eine homerische Reminiscenz und durch italienisches Lokalkolorit ist das doch die herrschende Lehre der ganzen Zeit: Grillparzer, Stifter, Annette v. Droste haben es verkündet, daß das Große stürzt, ewig aber mit der Macht des Beharrens siegreich das Kleine ausdauert. Das ist die Geschichtsphilosophie auch Grabbe's; es ist die Idee, die er in all seine späteren Dramen trug. Deshalb also schrieb er auch als Realist nur historische Dramen, wie die Klassiker und die Romantiker; deshalb hat er, der Schiller's Erbschaft antreten wollte, nicht „Kabale und Liebe" oder die „Räuber", sondern den „Tell" vor Augen; deshalb studirt er, wenn er von Goethe und seiner „tragischen Anmuth" spricht, nicht in „Stella" oder „Clavigo", sondern im „Egmont" die Technik, aus der immer noch mehr zu lernen sei als aus der Shakespeare's. Und deshalb eben auch tritt er mit einer breiten, immer anschwellenden Behandlung der Volksscenen in eine große und ruhmvolle Tradition, die die Romantiker verschmäht hatten.

Selbst Heinrich v. Kleist hat Volksscenen großen Stils nicht, so nah er besonders in der Hally-Episode der „Herrmannsschlacht" an sie heranstreift. In ganz anderer Weise hat er, freilich großartig und glücklich, das „Volk" in seine Dramen gebracht: durch Einzelfiguren in kunstvoller Abstufung, nicht durch Massenscenen. Und erst allmählig drang auch Grabbe zu ihnen vor. Die älteren Dramen sind noch ganz von Einzelgespräch erfüllt.

Freilich ist Grabbe der Aufgabe, große Gegensätze in pointirtem Dialog abzuwägen, keineswegs gewachsen. Don Juan und Faust reden vage an einander vorbei; die Hohenstaufen und ihre Zeitgenossen sprechen im Leitartikelton mit einander:

Mit
Derartigen Phrasen, wie ihr braucht. wird Deutschland
So lang noch eingeschläfert werden, bis
Es einst sich selbst zerreißt, und seine Stücke
Hungriger Nachbarn leichte Beute werden. . .

Kaum glücklicher ist er in der monologischen Selbstcharakteristik; in den wenigen Fetzen, die der junge Goethe in Straßburg in seine „Ephemeriden“ warf, zeichnet sich Sulla großartiger und bestimmter als in allen Reden bei Grabbe. Und so mag denn eine gewisse Verlegenheit dazu mitgewirkt haben, daß Grabbe schon in den Hohenstaufendramen darauf lossteuert, das Schwergewicht der historischen Tragödie von den Einzelscenen in die Volksscenen zu verlegen. Darin ist er durchaus ein Neuerer — ein Neuerer, wie schon gesagt, trotz seinem Anschluß an eine alte und ruhmvolle Tradition.

Die Geschichte der dramatischen Volksscene gehört zu den interessantesten Kapiteln in der Weltgeschichte des Dramas. Schon die Antike pflanzt in den Chorgesängen den Keim, der einst zum großen Baum erwachsen sollte; hier aber erscheint das „Volk“ durchaus stilisirt, in poetischer Auswahl, in rhythmischer Gesammtrede. Und in dieser Richtung schritt dann später die Aufnahme klassisch-dramatischer Formen bei den Franzosen bis zur völligen Beseitigung des „Volks“ auf der Bühne fort: in den höfischen Salons durfte es sich nicht einmal durch ausgewählte Vertreter repräsentiren lassen. Die Empörung gegen die Diktatur der Corneille, Racine, Boileau war daher eine Vorbedingung für das Aufleben der Volksscenen im deutschen Drama, für das sie dann ganz besonders bezeichnend geworden sind. Auf Shakespeare und sein großes, von Lessing, Herder, Goethe gepriesenes Beispiel geht die moderne Tradition der Volksscene zurück; die starken alten Ansätze im volksthümlichen Mysterienspiel sind abgestorben und vergeblich hat man neuerdings an sie wieder direkt anknüpfen wollen. Und zwar sind es fast ausschließlich die Volksscenen des „Julius Cäsar“, die auf das deutsche Drama gewirkt haben; die vielleicht noch bedeutenderen des „Coriolanus“ blieben ohne solchen Erfolg, weil die Tragödie selbst in den Kanon der deutschen Lieblingsstücke von Shakespeare nicht aufgenommen wurde. Insbesondere hat Goethe in seinem theatersichersten Drama, eben dem „Egmont“, die Volksscenen des „Julius Cäsar“, zum Theil mit wirklicher Anlehnung, nachgeahmt. Bekanntlich waren diese Auftritte fast das Einzige, was Goethe's großer Nebenbuhler in seiner berühmten Rezension am „Egmont“ zu loben fand.

Das Charakteristische dieser Volksscenen bei Shakespeare und Goethe ist nun dies, daß in ihnen das „Volk“ durchaus als eine homogene Masse erscheint. Natürlich stellt ein Dichter von der ungeheuren Gestaltungskraft des großen Engländers keine einzige Figur hin, die nicht eben schon deshalb, weil sie lebt, auch individuelle Eigenarten aufwiese; aber diese treten doch ganz zurück hinter den gemeinschaftlichen Kennzeichen der dramatischen Volksvertreter. Bei Goethe ist die bewußte Individualisirung noch weiter fortgeschritten — man vergleiche nur den Demagogen Vansen mit den römischen Tribunen Shakespeares! —; aber trotzdem bleibt die Gesammtcharakterisirung überwiegend. Die Kollektivpersönlichkeit, das Volk, soll durch ein paar Exponenten gezeichnet werden; es ist bei den beiden großen Dichtern dieselbe schwankende, unklare und im Grund unmächtige Masse, bestimmt, von den Einzelnen geführt zu werden — Heerdenmenschen, die jedem Uebermenschen zufallen, heut Caesar oder Egmont, morgen Brutus oder Alba.

Bei **Schiller** rückt die Volksscene ein großes Stück weiter. Und zwar in doppelter Hinsicht: er hebt den Gesammtcharakter, und er differenzirt die Individuen stärker. Das Erste liegt in seiner politischen Grundanschauung, aus der sich dann unter dem Druck der revolutionären Zeitstimmung jenes romantische Dogma von der geheimen Weisheit des bisher verachteten Volkes entwickelt; das Zweite hängt damit eng zusammen, aber auch mit Schiller's dramatischer Technik. Er hebt den Gesammtcharakter: das Volk, durch den Musikus Miller vertreten, steht dem Hof und der Gesellschaft als der bessere Theil gegenüber; das Volk nimmt kampfbereit für den bedrohten Don Carlos Partei, was es in Goethe's „Egmont“ nicht wagt. Aber beidemal bleibt doch die Volksmasse selbst noch hinter den Coulissen. Aber im „Tell“ ist das Volk der eigentliche Träger der Handlung und nicht nur in der Hauptfigur, sondern auch in den Standesrepräsentanten der Eingangsscenen und der Tagsatzung kommt es zum Wort — und zur That. Jene prachtvolle Rütli-Versammlung übrigens bildet den Uebergang zwischen den Volksscenen im eigentlichen Sinne und solchen, die man „höhere Volksscenen“ nennen möchte und die zu den größten Leistungen Schiller's gehören: die Gerichtsscene in der „Jungfrau“ (mit dem volksthümlichen Effekt des Donnerschlags), das Bankett im „Wallenstein“, endlich der Reichstag im „Demetrius“ — eine dichterische Schöpfung, die ihresgleichen in der Weltlitteratur nicht findet.

Und zweitens: Schiller arbeitet die **Individualitäten in der Masse** stärker, absichtlicher heraus. Neben dem typischen Volkscharakter wird die soziale Eigenart im „Tell“ betont (der Fischer, der Hirt, der Jäger; der Freie und der „eigene Mann“, der Priester und der Patrizier Reding). Oder auf der Grundlage gewisser selbst schon eigenartiger Volkseigenschaften werden landschaftliche und psychologische Nuancen herausgearbeitet wie in „Wallensteins Lager“. Alles dies, ohne daß doch die Homogenität des Volkes als solche geschwächt würde.

Und nun das Merkwürdigste. Einmal hat Schiller, freilich in gährender Jugend, schon erfüllt, was Grabbe vorschwebt: die Synthese von individueller Geringwerthigkeit und kollektiver Bedeutsamkeit. Die **Räuber** sind, jeder für sich genommen, elende Kerle; der Typus Spiegelberg überwiegt unzweifelhaft noch den des biedern Banditen Roller. Dennoch vertreten sie als Gesammtheit — die gerechte Stimme des Volkes. Ihre räuberischen Thaten werden zunächst doch aufgefaßt als die vollkommen berechtigte Reaktion gegen das Unrecht der Höheren und Besitzenden. Deshalb treibt diese Stimmung gewissermaßen mit Nothwendigkeit den edlen Empörer aus sich hervor: Carl Moor, den Ahnen von Gerhart Hauptmann's Florian Geyer. Die Einzelnen haben Unrecht — die Masse hat Recht. Es ist ein Gegenstück zu Schiller's eigenem Epigramm auf eine gelehrte Körperschaft:

> Jeder, siehst du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
> Sind sie in corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

Bei den Gebildeten hat der Einzelne, beim „Volk“ die geschlossene Masse größere Bedeutung. — Diese Grundidee der „Räuber“ hat dann ein Zeitgenosse Grabbe's, der geistreich-frivole **Julius v. Voß**, auf die Spitze getrieben: seine „Liebe im Zuchthaus“ führt lauter wirkliche Verbrecher vor, die in ihrer Gesammtheit doch einen innerlich berechtigten Protest gegen die Gesellschaftsordnung darstellen.

Dies ist der Punkt, wo **Grabbe's Weiterführung der Volksscene** einsetzt. Und zwar besteht seine Bedeutung darin, daß er nicht mehr wie Shakespeare, Goethe und Schiller von der Gesammtanschauung ausgeht, von dem Begriff des „Volkes“, sondern von dem Einzelnen. Oder, was etwa dasselbe ist: darin, daß er das Volk realistisch auffaßt.

Realist ist sicher auch Shakespeare, wenn er in den prachtvollen Revolutionsscenen seinen Jack Cade, den großen Demagogen, zum Exponenten der zerstörungslustigen Menge macht. Dennoch ist auch für ihn diese Masse das Ursprüngliche, das er in seine einzelnen Bestandtheile erst nachträglich zerlegt. Anders Grabbe. Er geht direkt darauf aus, den Einzelnen, den Beliebigen, den Ersten Besten im Volk zu studiren, um aus ihm und seinesgleichen die Menge erst aufzubauen. Ganz so, wie es dann Friedrich Hebbel in der „Judith“ und vor allem Gerhart Hauptmann in den „Webern“ thut.

Dieser Versuch, die Masseneindrücke zu analysiren, lag in der Luft. Jene Richtung, die ich die „desillusionistische“ nenne, ist daraus mit hervorgegangen. Ihre berühmtesten Beispiele, **Beyle-Stendhal's** Schlacht von Waterloo und **Mérimée's** Erstürmung der Schanze, sind realistische

Schlachtengemälde wie die Lagerscenen in Grabbe's Barbarossa oder wie eben dieselbe Schlacht bei Waterloo in seinem „Napoleon". Freilich geht der Realismus des bekehrten (und doch nicht ganz bekehrten) Romantikers noch weiter als der der französischen Klassizisten. Der deutsche Landsknecht in Italien muß über den niederträchtigen Schinken, den man in der Lombardei bekommt, schimpfen wie Gaudy's Schneidergesell und andere Vorfahren der Wilhelmine Buchholz; der Feldarzt des Varus muß vom Klystier sprechen . . . Ebenso schlägt in den Gerichtsscenen der „Hermannsschlacht" der versuchte Realismus in so groteske Parodie um, daß man sich mehr an Scheffel's Lied „Als die Römer frech geworden" erinnert fühlt als an Niebuhr's Forschungen, die Grabbe einmal mit unglaublicher Naivität — gegen Shakespeare's Anachronismen ausspielt!

Er ist eben noch nicht frei; seine realistische Beobachtung schielt immer noch nach den idealisirenden Darstellungen bei Shakespeare und Schiller herüber. Aber dennoch gelingt ihm Außerordentliches, gerade wo er sich an berühmte Muster anlehnt. Im „Hannibal" ahmt eine Scene jene „Teichoskopien" nach, die von Homer sich auf das historische Drama vererbt haben: wie in der „Jungfrau von Orleans", wie bei Kleist sehen wir die Schlacht mit den Augen einiger von hoher Zinne herabblickender Beobachter. Aber hier sind es nicht die würdigen Greise der Ilias, sondern ein Pförtner und sein Sohn, die zwischen die Schlachtschilderung triviale Bemerkungen über Großmutters Haare und höchst unpathetische Schimpfworte einschieben. Dennoch wirkt gerade diese Scene durch dies Nebeneinander von Groß und Klein bedeutend. Und ebenso erzielen die Marktscenen des „Hannibal" eine ähnliche Wirkung wie die Volksscenen in Hebbel's „Judith": die Erbärmlichkeit des alltäglichen Kleinkrams erhält gerade durch ihre Zähigkeit neben der Vergänglichkeit der Heroen einen fast großartigen Charakter:

Uebers Niederträchtige
Niemand sich beklage,
Denn es ist das Mächtige,
Was man Dir auch sage.

Gerade in der Naivität, mit der Grabbe in der „Hermannsschlacht" und vor allem in dem bedeutendsten seiner historischen Dramenversuche, im „Hannibal" volksthümliche Typen nebeneinander hingeworfen hat, liegt ihre Größe: sie wirken so in der That wie das Volk selbst in seiner typischen Buntheit. Dagegen ist er in „Marius und Sulla" ganz von der gefährlichen Nähe der Shakespearischen Volksscenen abhängig — die beiden Tribunen gehen direkt auf „Julius Cäsar" und „Coriolan" zurück — und hat im „Napoleon" die absichtsvolle Gliederung der Schiller'schen Volksscenen noch ungeschickt vergröbert.

Wie sehr nun aber dieser Realismus trotz bedeutender Anläufe noch in den Kinderschuhen steckt, zeigt ein merk- und denkwürdiger Umstand: Grabbe, der romantische Realist, bleibt bei allen Versuchen empirischer Beobachtung alle Augenblick am Buche kleben.

Verzeihlich erscheint das vielleicht noch in jener Benutzung von „Dokumenten", die bei dem historischen Drama wie bei dem historischen Roman ja noch heut zu Tage die naturalistisch Theorie für berechtigt hält. Wenn Grabbe sich verpflichtet fühlt, wohl beglaubigte „geschichtliche Worte" anzubringen, thut er in „Marius und Sulla" lediglich dasselbe, was noch ein viel konsequenterer Realist, Georg Büchner, in „Danton und Robespierre" sich aufzwang; ja er thut nichts anderes, als was die Brüder Goncourt thun, wenn sie ihren Romanfiguren Redensarten in den Mund legen, die Edmond oder Jules auf der Straße wirklich gehört haben. Aber schon hier zeigt sich, daß ein realistischer Stil noch nicht vorhanden ist. Grabbe versteht es noch nicht, diese historisch bezeugten Worte in den Stil der realistisch-historischen Genrebilder zu übersetzen. Vereinzelt gelingt ihm das: wenn Hannibal erfährt, daß Scipio Africanus beim Brand Karthagos Homerverse citirte, sagt er in erbitterter Ironie: „Macht der Bube aus Karthago eine homerische Reminiscenz!" Vortrefflich; gleich ist das Pathos des Citats in den pessimistisch-realistischen Stil der Tragödie getaucht. Aber das ist selten. Zumeist übersetzt Grabbe mit erstaunlicher Naivität aus dem Buch in die Bühne.

Er liest in einem Geschichtsbuch, daß Mithridates sich durch Gegengifte giftsicher („immun"!) gemacht habe; und somit schreibt er eine Scene, in der Mithridates Gegengift schluckt und sich seiner Abhärtung freut. Das wirkt ungemein komisch; fast so komisch, wie die Schlachtscenen, in denen der französische General „Feuer!" kommandirt und der deutsche (von der anderen Seite des Schlachtfeldes, über das Gewühl der Heere herüber!) antwortet: „Gleichfalls". Oder des Tacitus Bericht, wie die alten Germanen ihre Freiheit aufs Spiel setzten, wird gewissermaßen in eine dramatische Charade umgewandelt, in ein gestelltes lebendes Bild von der Art Pilotys! Damit vergleiche man etwa die große Art, wie Schiller in „Wallenstein's Lager" die für ihren Feldherrn schwärmenden Soldaten erzählen läßt, wenn ein Hahn kräht, mache es ihm Grauen. Das ist stilisirt. Bei Grabbe hätte Wallenstein auf offener Bühne einen Hahn sehen und einen Schreck bekommen müssen!

Noch merkwürdiger wirkt das Abschreiben aus dem epischen Bericht in den dramatischen in einem Fall wie folgendem. Eine Scene des „Hannibal" ist überschrieben: „Eine Höhe mit dichtem, dunklem Kastanienwald bei Capua. Man hört aus der Nähe das Brausen des Meers." Offenbar ist es vollkommen unmöglich, diese scenische Anweisung in scenische Anschauung zu verwandeln. Ganz anders wäre es, wenn der Held das Geräusch hinter der Scene durch ein Wort erklärte; aber obgleich er einen Monolog hält, überläßt er diese epische Angabe, genau wie Gerhart Hauptmann seine monologscheuen Figuren im „Sonnenaufgang", der auf dem Papier stehenden Anweisung!

Offenbar hielt Grabbe all dies für realistisch. Sein interessanter Aufsatz „über die Shakespearomanie" bringt auf jeder Seite Beweise für Grabbe's erstaunlichen Mangel an Selbstkritik. Alles wirft er dem Großen vor, woran er selbst laborirt: die Anachronismen wie die zerhackten Verse, die „bizarren und grotesken Charaktere" wie die Gleichstellung von „interessant" und „sonderbar". Oder sollte doch eine geheime Selbstbeobachtung in diese Shakespearekritik vermummt sein? Undenkbar ist es nicht; freilich auch das nicht, daß derselbe Dichter, der einmal Kotzebue wegen seiner Mache fast zu den Klassikern rechnet, ein ander Mal Shakespeare wirklich für eine leicht zu überbietende Größe hielt.

An Shakespeare dürfen wir ihn freilich nicht messen; auch nicht an Schiller oder Hebbel. Aber das „partielle Genie" bleibt doch immer ein Genie: ein Vorläufer der modernen Volksscene ist Grabbe wirklich gewesen. Was jetzt, nach Hebbel, der Realismus der großen Skandinavier in jenen Volksscenen geschaffen hat, die ihnen fast unentbehrlich geworden sind, Ibsen im „Volksfeind", Björnson in „Ueber unsere Kraft", selbst Garborg im „Paulus" — das ist Fortbildung der Tendenz, die Grabbe zuerst erfolgreich ausbaute. Und wenn aus der neuen Volksscene ein neues Volksdrama erwächst, wie ich es erhoffe — und Hauptmann's „Weber" deuten schon in diese Richtung — so wird der unglückliche und kranke Dichter der „Hermannsschlacht" und des „Hannibal" unter die Opfer zu rechnen sein, die unsere Litteratur darbringen mußte, um zu neuen Siegen zu gelangen.

Berlin, 29. November 1901.

Richard M. Meyer.

Aus der deutschen Heimath.

Jene Werke begrüßt man immer mit Freude, welche den Urboden des deutschen Volksthums bearbeiten und vereinigt ein Bild all der Kräfte und Besonderheiten, all der bestimmten Eigenthümlichkeiten, Schönheiten, Schwächen und Vorzüge geben, die in ihrer Gesammtheit den herrlichen Körper des deutschen Wesens bilden. Ohne kritische Forderungen, ohne ästhetische Beziehungen auf Momentanes begnügen sie sich, die ewigen Grundzüge der Heimath festzustellen, jene Urtraditionen aufzuzeigen und damit zu bewahren, welche den wesentlichen bedingenden und starken Kern der deutschen Individualität und alles deutschen Kunstschaffens ausmachen. Seit den Brüdern Grimm fehlt freilich ein künstlerischer, ein gelehrter Weiser, diese Fülle zusammerzufassen. Der Liebhaber greift schließlich wahllos eins und das andere Werk voll Ergötzen heraus aus dem unendlichen Zusammenhang und ahnt entzückt die gewaltige Einheit.

Von großer Anmuth sind zwei Schriftchen, die neulich herausgekommen.*) Das eine gibt eine Sammlung von Sprichwörtern über die Stände und Berufe, das andere eine von alten, theilweis bekannten, theilweis ganz neuen Schwänken und Volksmärchen. In beiden findet man alle jene Züge, die das Wesen der deutschen Heimath ausmachen. Freilich in zwei Lebensäußerungen bloß, aber in zwei bezeichnenden Ausdrucksformen des Volksverstandes. Im Sprichwort und in der Anekdote. Das Volkslied stellt schon eine höhere Idealität vor. Es kommt aus vollerer Brust, aus einer ungewöhnlichen Fülle von Empfindung, aus einer gesteigerten Macht des Wesens, es hat bei aller Einfalt doch immer das Pathos des gehobenen Moments, den singularen Ausdruck des individuellen, höchst persönlichen Seelenzustandes. Sprichwort und Anekdote zeigen das Volk, das naive, wie es in Hemdärmeln, bei der Arbeit, im Wirthshaus, beim Handel, auf der Straße, in der Stube redet, ohne besondere Weise, Betonung, ohne Beziehung auf eine Persönlichkeit. Und doch im glücklichsten Augenblick belauscht, in jenem Moment der Krystallisation, wo ein großer Gedanke, ein bezeichnendes Gefühl, ein unentrinnbarer Instinkt gerade in ein Bild, in ein Wort schlüpft und einen Satz einfach lebendig macht, daß er Füße bekommt und durch die Welt läuft mit behender Unsterblichkeit. Im Sprichwort wird die Sprache des gemeinen Umgangs erst zur feineren und geltenden Münze geschlagen, als welche sie erst von den bedeutendsten Ingenien der Nation höher verwerthet wird. Man kann sagen, daß das Sprichwort der Vater des Dichtworts sei.

Ich muß verzichten, in diesem schmalen Raume ein Gesammtbild zu geben, zu welchem diese kleine und treffliche Sammlung verlockt. Ich greife nur ein paar beliebige Worte heraus, um diese wunderbare Schlagkraft und Heiterkeit, diese stolze Energie und Sicherheit der Meinung, diese innere, beständige Beziehung auf das, was wir deutsches Wesen nennen, an ihnen zu zeigen: „Die Fürsten ändern sich nicht, es wechseln nur die Namen", „Fürstengnade hat kürzeren Athem, als eine Made", „Wenn die Großen sich rupfen, verlieren die Bauern die Haare", „Ein Hofmann muß kalt und warm aus einem Munde blasen." — Von den Amtsleuten: „Wie kann man beim Amtmann die Hände sehen, er hat sie ja immer in unsern Taschen, sagte der Bauer zum Jungen, der sich über das Brustbild vom Amtmann wunderte." „Des Schulzen Bauch drückt auf die ganze Gemeinde" — Ueber Medizin und Justiz: „Der Arzt und der Pflasterer bedecken ihre Pfuscherei mit Erde", „Ein Doktor und ein Bauer wissen mehr, denn ein Doktor alleine", „Advokaten — Schadvokaten", „Dem Gefäule na häd de Mann rächt, sacht de Awekoate, as äne bei (einer) Goldstücke in de Hand stoppede", „Die Gerechtigkeit hat zwei Ohren, ein langes und ein kurzes", „Kammergericht — Jammergericht", „Juristen und Aerzte sind gabengierig." — Ueber Künstler, Gelehrte, Lehrer, Geistliche: „Dichter und Mispeln gedeihen am besten, wenn sie einige Zeit auf Stroh liegen", „Der Dichter ist ein Mann, der köstlich lügen kann", „Kunst lacht über Künste", „Die Künstler lassen sich gerne dit Ohren mit Lobwurzen reiben", „Die Schreiber und die Lumpen wachsen auf einem Stumpen", „Beichtväter — Bäuchväter", „Bußväter — Busenväter", „Drei Dinge sind stets in der Pfaffen Hand: das schönste Weib, das schönste Haus, das schönste Land" . . .

Der Leser kann sich nun aus den paar Beispielen einen Begriff machen, welche Fülle von Laune, Einfällen und Geist in der anspruchslosesten und wieder prägnantesten Form ihn erwartet. Wenn man auch staunen muß, wie doppelzüngig Sprichwörter sind, deren eines stets wieder durch ein anderes aufgehoben wird. Aber da sie darin dem unfaßbar trügerischen und widerspruchsvollen Leben gleichen, sind sie in ihrem Widerspruch wieder von einer höheren Wahrheit. Schließlich ist das Sprichwort ja kein Erzieher, sondern der Seufzer eines vom Leben Geschundenen, Erzogenen, ein Stoßgebetlein und Momentresultat, in welchem eine geplagte Seele sich ihrem Schicksal empfiehlt, aber wenigstens sich so geberdet, als wüßte sie, was das Leben wolle, bedeute, verlange.

Von ähnlichem Reiz, wenn auch natürlich nicht so vollzählig, ist die Merkens'sche Anekdotensammlung. Man findet freilich allerhand Altes, Längstbekanntes, viel aber völlig Neues. Teufelsspuk und Humor, den derben Cynismus, wie die unwillkürliche Naivität, sinnvolle Dummheit jeder Art. Alle Mundarten ertönen, alle Dialekte zwitschern durcheinander. Sind freilich auch mehr Spatzen da, als Nachtigallen, so find's doch immer echte deutsche Spatzen. Ich meine, nichts Fremdartiges und Unechtes ist aufgenommen. Daß das Derbste immer wieder das Beste ist, darf uns nicht wundern. Darin findet sich eine Bildlichkeit und Sinnbildlichkeit des Ausdrucks, die geradezu zur Kunst selbst im höchsten Sinn führt: Mit der Anekdote wird ein Sprichwort gleichsam lebendig, es wird zu einer Gestalt, zu einem Erlebniß verdichtet und bald wird aus der Anekdote die tiefere Beziehung, Fülle und Anmuth des Kunstwerks selbst. Klingt diese folgende Geschichte nicht schon wie der Ansatz eines Gedichtes, schon spitzt der Vogel den Schnabel, der ihm wahrlich „hold gewachsen": „Ein Bauernsohn aus Kuppingen entlief seiner Heimath und wurde Hausknecht in päpstlichen Diensten. Als er nun zu Rom in stiller Nacht, auf dem Wachtposten von tiefstem Heimweh ergriffen, den Mond mit seinem traulichen Silberschein am dunklen Himmel emporsteigen sah, da brach er, überwältigt von Staunen und Freude, in den Ruf aus: „Dô ist jô der Kuppinger Mau'!" Oder ein ehrlicher Schwab kommt nach langer Wanderzeit wieder in die Heimath, wo alles sich verändert hat. Selbst die alte Windmühle ist fort: „Noi noi, au d' Mühl ischt scho fort, aber, Gott sei Dank, i glaub, der alte Wind ischt no do!" — Der Hechinger kommt auf dem Kreuzzug ins heilige Land, viel fremdes Volk staunt die Ankömmlinge an, unser Hechinger springt vom Schiff und ruft in seiner Herzenseinfalt: „Ist kein guter Gesell von Hechingen hie?" Oder die Geschichte: Einem jungen Mädel ist ein Malheur passirt, der Vater schilt die Mutter, die nicht ordentlich auf das Kind aufgepaßt: „Jo", erwiderte diese „dat eß god sage, ävver der Düvel sall mer en Dhöör (Thüre) verwahre, op die jede Schlössel paß."—

Liest man diese Geschichten und Sprichworte voll Herzenseinfalt, so ist einem mit eins ein freier Blick aufgethan auf ein treues Land von tiefster Schönheit, die ganze Landschaft spricht die Sprache der Heimath und alle Gestalten, lieb und werth und voll Glanz der Liebe werden lebendig und wandeln wie in einem goldenen Grund ihres echten, heimathlichen Wesens, das ihre tiefste Idealität bedeutet. Der Blick ist aufgethan auf eine Heimath, die wir in all dem Treiben, in dem wir gefangen sind, vergaßen

*) „Stand und Beruf im Volksmund." Herausgegeben von Rudolf Eckart. Göttingen. Verlag von Franz Wunder.

„Was sich das Volk erzählt." Deutscher Volkshumor, gesammelt und nacherzählt von Heinrich Merkens. Jena. H. Costenoble.

und die uns so lang verschlossen war. Tausend Weisheiten und Schönheiten sind uns wiedergegeben, wie von einem endlichen freien Ausblick.

Auf einer Wanderschaft in Tirol, kam ich einmal unweit von Bozen in ein Landwirthshaus. Es lag an der schönen weißen Straße längs der Etsch und blickte auf das helle Grün des eilenden Flusses und auf das sattere der Weinberge ringsum, aus denen das rothe Haupt des „Schlern“ sich scharf emporhob, jenes Berges, der die Gegend nach Franzensveste ziemlich beherrscht. Die Wirthin, eine starke, schöne, gescheite Frau, saß an unserem Tisch, nachdem sie den rothen, guten Landwein uns vorgesetzt. Mit dem sichern Takt des richtigen Frauen- und Wirthstalents hatte sie ungefähr herausgebracht, was uns am meisten interessiren mochte. Die Rede war vom Reisen und in die Weltkommen. Sie sei doch schon in Innsbruck gewesen, aber noch ihre Eltern seien höchstens bis Bozen gelangt auf der Wanderschaft ihres Lebens. Aber eine alte Frau der Gegend sei gar niemals von diesem Thal fortgekommen, indes ihr Sohn, der Josele, von lebhafter Wanderlust ergriffen, viel in der Welt umhergekommen sei. Und wenn er daheim war, habe er wenigstens alle Berge bestiegen, um die Welt zu sehen, von der er nun abgeschieden leben mußte. So habe er auch einmal seine alte Mutter auf den „Schlern“ hinaufgeführt, der ja für das Weiblein nicht allzubeschwerlich zu besteigen gewesen sei. Und da sei sie nun voll Staunen vor diesem Anblick gestanden, eine unbekannte Welt voll fremder, weißer Berge, vielfältiger Thäler, Straßen, Ortschaften im Glanz des reichen Tags zu ihren Füßen, und außer sich vor Staunen habe sie endlich gerufen: Jesses, Josele, endern (jenseits) Schlern is a no Welt“. . . .

Ja . . . Endern Schlern is a no Welt . . . für uns alle . . .

Wien. Otto Stoeßl.

Cabaret—Brettl—Petit théâtre.

Und er trat zum zweiten Male vor sein Volk und that ganz ernsthaft Buße für das, was er als Vater des „Ueberbrettls“ nach seiner Meinung gesündigt. Das war alles nicht fein genug, das war nicht bunt genug, das war nicht Kunst genug — das war zu trivial gewesen! Der Epoche des „lustigen Ehemanns“ soll entgegengesetzt werden — ja, was denn eigentlich? Ich fürchte, die Buße stand in keinem glücklichen Zeichen. Ich fürchte, vor Herrn v. Wolzogen's Augen schwankt des Weges Ziel mehr denn früher. Wird aus der Buntheit nicht Zerfahrenheit werden? Es ist gut, diese Frage aufzuwerfen, ehe es zu spät ist. Wolzogen hat verkündet: „Mein Ideal ist der Dilettant“! Kein Mensch wird ihn mit dem „Dilettanten“ chikaniren; ein jeder wird wissen, daß das Wort in seiner altitalienischen Bedeutung genommen ist: es ist gemeint der ästhetisch empfindende Liebhaber, der Mann der Gesellschaft, der Kunst ernsthaft übt, ohne daß die Kunstübung ihm jemals zum Metier gediehe. Was aber erlebt man in den kleinen Spektakeln Wolzogen's nunmehr: ein Komödiantenvolk von grausamer Mittelmäßigkeit. Berufsschauspieler, die auf dem Brettl anfangen oder auf dem Brettl enden. Oder Mißgriffe: das dünne Talent einer kleinen Sprecherin wird in die breite Rolle einer derbkomischen Alten hineinlancirt. Ist Wolzogen's Ideal, der begabte Dilettant, nicht aufzutreiben, so wird sich doch wohl der brauchbare Berufsschauspieler finden lassen. Und im Punkte der politischen Satire befragt, gab Wolzogen dem Interviewer die Auskunft: er werde sie pflegen, doch so wie ein „feingebildeter Weltmann“ sie pflegt, „ohne parteiische Aufgeregtheit“. „Ein Augurenlächeln, leise aber vielsagend, gehe dabei über die ganze Bühne.“

Dieser Punkt ist sehr der Rede werth; es scheint, daß von diesem Punkt so ungefähr das Sein oder Nichtsein der Unternehmung abhängt. In jenem Wort nämlich liegt ein so bedenklicher Grad von Aengstlichkeit, daß die Freunde seiner ursprünglichen Idee Herrn von Wolzogen den Rücken stärken sollten. Er wird nicht leugnen, daß er von den großen Meistern aller Kunst und Künste, den Franzosen, belehrt und bekehrt worden ist. Also muß er auch den Anregungen der Geschichte zugänglich sein. Eine Kunst, wie er im letzten Grunde sie üben möchte trotz allen Wankens und Schwankens der Absichten und der Einzelprojekte, die ist bei uns nicht, — die muß erst werden.

Wir hatten im Lauf des letzten Jahrzehnts in Berlin die Judic, die Guilbert, die „Roulotte“, eine zigeunernde Provinzausgabe des Pariser Künstlercabarets und — beinahe auch die schalkhaft-frivole und zornig-kühne Félicia Mallet, die, des vasten „Wintergartens“ ansichtig geworden, wo sie in der Nachbarschaft dressirter Elephanten ihre Gauloiserien singen und sagen sollte, mit dem Ausruf verduftete: „Berlin! Quelle triste ville.“ Dann hatten wohl rüstige deutsche Litteraten wie Theodor Wolff, Carl Mühling, Paul Goldmann, Sigmund Feldmann in Paris einzelne Landsleute, die kamen aufs Handwerk zu grüßen, durch den „Chat noir“, durch Aristide Bruans Kneipe, durch das Cabaret „zu den vier Künsten“, durchs „Glockenspiel“ geführt; und im weiteren Lauf der Dinge auch durch die „Boîte à Fursy“, die den „schwarzen Kater“ ersetzen sollte, und durch die „petits théâtres“ der „Mathuriner“, der „Kapuziner“, des „großen Guignol“, die die Cabarets fürs erste ablösten.

Bei uns, wo das Genre bisher überhaupt nicht gediehen ist, setzte man sich gleich in der letzten Station fest zu einer im Grunde planlosen Arbeit: es ward das „bunte Theater“.

In Frankreich aber steht eine mächtige Kultur hinter diesem scheinbar tändelnden, spielerischen, einer raschen, gefälligen Zerstreuung dienenden Genre. Was sich da als „petite comédie“, als Singspiel, als Revue gibt, läßt sich geschichtlich im Grunde auf die Formel der „Chanson“ oder des „Vaudeville“ zurückführen. Es gibt zwei außerordentlich eingehende Werke über den Gegenstand: das ist Julien Tiersots „Histoire de la Chanson populaire en France“ (Paris, Plon, Nourrit & Cie, 1889) und Auguste Font's Buch über Favart, die komische Oper und die comédie vaudeville (Paris, Fischbacher, 1894); ihre Lektüre sei den litterarischen Köpfen unter unseren Brettlmachern dringend ans Herz gelegt. Nicht zur Nachahmung, wohl aber zur Erkenntniß dessen, worauf es bei der Schöpfung dieser ihrer Kleinkunst ankommt. Mehr freilich noch als jene gelehrten Werke werden ihnen die Quellen selbst, der fast unerschöpfliche Schatz von Liederbüchern namenloser und namhafter Verfasser, zu enthüllen haben. Kaum etwas ist da gesagt und gesungen für die Ewigkeit und die Unsterblichkeit; aber all die fröhlichen oder sentimentalen, gemüthlichen oder bissigen, höhnischen oder schwermüthigen Gesellen, all die Grazie und Naivetät, all die Kenntniß der Welt und der menschlichen Instinkte, all der politische und soziale Zorn haben der Zeit und den Bedürfnissen und Wünschen der Zeit gedient. Schlagt ihr diese alten Bücher auf, so weht euch zunächst ein dichter Staub entgegen; doch wischt ihr den Staub vorsichtig weg, so habt ihr unvergleichlich bunte und anmuthige Bilder vergangenen Lebens; Eindrücke vom Spiel des Geistes und vom Feuer der Leidenschaften über mehr als ein Jahrhundert hin; die ungewollte „Geschichte“ einer glücklichen oder nur lustigen, einer launenhaften, der Erschöpfung und dem Ruin zueilenden Gesellschaft. Ihr vernehmt den Kanonendonner äußerer, das Gewittergrollen innerer Kämpfe; den Fall der Dynastien und die herrischen Naturlaute neuer Gewalt, den hellen Klang zerreißender Sklavenketten und den Durchbruch junger sozialer Schichten. In den zehn dicken Bänden des „Chansonnier historique“ hat man eine dichterische Chronik der Zeit und der Sitten, die noch heut von Leben glänzt und sprüht. Sie beginnt

mit einem scharf satirischen Lied vom üblen Erbe der sonnenköniglichen Regierung (1715):

> „Tristes et lugubres objets,
> J'ai vu la Bastille et Vincennes,
> Le Châtelet, Bicêtre et mille prisons pleines
> De braves citoyens, de fidèles sujets“ . . . .

Und sie endet mit einem Revuelied des Jahres 1789, da dieselbe Bastille ihre Rolle spielte. Der Sturm der Hoffnung geht durch diesen Sang:

> „La douce paix, depuis longtems bannie,
> Dans nos foyer peut reparaître encore,
> Et de nos maux la source étant tarie,
> L'hiver prochain sera le siècle d'or.“

Veränderlichkeit und streng konservativer Geist leben im Gallier neben einander. Es gibt kein Volk, das seiner litterarischen Ahnen und Wohlthäter so gern gedenkt wie der Franzose. In allen Blüthezeiten der chanson populaire knüpfte man an die Vergangenheit an. Eine der glücklichsten Cabaretschöpfungen trägt die Aufschrift „Tréteau de Tabarin“. Wer war Tabarin? Ein — Pomadenmacher im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts, der seine Waare am Pont neuf feilhielt und sich gemach (Wolzogen's Ideal eines Dilettanten) zu einem „Aristophanes der Straße“ heranbildete. Er weist auf die Geburtsstätte der neueren französischen Chanson hin: den Markt und die Gasse. Aus lyrischen Wallungen, rabelaisscher Derbheit, Satire und Geschichtsklitterung mischte sich die Gattung. Die Chanson war ein Verständigungsmittel, die fliegende Kunde dessen, was überall in Frankreich die Zeitgenossen erlebten, sahen, dachten, fühlten; ein Dokument ihrer Tugenden und Laster, ihrer Kulturfortschritte und ihrer Thorheiten. Und während in unseren Zeiten der cabaretier-gentilhomme Roldolpe Salis den alten Grévy andonnerte, Boulanger kritisirte, den senatorlichen Sittenheld Béranger sich vornahm oder Napoleonkultus mittrieb; während Aristide Bruan und Jules Jouy, zwei soziale Scharfmacher, im Verbrechen der Enterbten die menschliche Komödie und Tragödie aufwiesen; während Polin die Trotteleien des Gamaschenknopfs verulkte; während Fursy und Jules Moy an Felix Faure und seinem „Protokoll“ kein gutes Haar ließen; während der faunische Vincent Hyspa in der „Affaire“ nach allen Seiten Hiebe austheilte oder, als parisien de Paris, die Unpopularität der Weltausstellung kaustisch beleuchtete: da suchten die sentimentale Anna Thibaud, die schalkhafte Odette Dulac, die unverfrorene Marguerite Deval und die feine Mme. Amel die hell auflodernde Freude am volksthümlichen Lied im Publikum durch die Erinnerung an die große alte Zeit der Chansonniers zu festigen.

Man wählte den Begriff „chanson-roccoco“, weil man sich zumeist an die Liederdichter des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts hielt. Im Volk, in der Bourgeoisie aber nahm man den Mund schon voller. Man sprach vom „klassischen Lied“. Ich erinnere mich eines „Café-concert“ am Ende des „Boulevard Sébastopol“, aus der Mitte der neunziger Jahre her. Ganz nahe dem Pont neuf, dem ehrwürdigen Tummelplatz der alten Chansonniers. Da hörten an den Dienstagen und Sonnabenden sich die Leute in „klassischer Abendunterhaltung“ das Lied der Vorzeit an. Und mit dem Lied stieg auch der Geist der Vorzeit vor den leuchtenden Augen der Hunderte wieder auf. Gallet, Coulanges und Collé, Panard, Favart, Piron und Sedaine, Désaugiers und der große Freund und Liebling Béranger! Die Lieder der Großväter sind zu großem Theil noch die Lieder der Enkel. Es wird eine gewisse Gleichheit der politischen und sozialen Verhältnisse wiedererkannt; der esprit gaulois ist derselbe geblieben; Wein und Liebe sind Götterschöpfungen wie zuvor; im „Caveau“ Panards erblickt man eine andere gesellschaftliche Form des heutigen „Cabaret artistique“; es gilt das „. . à tout venant, Je chantais, ne vous déplaise“: von Legende und Historie, von derben Lügenmärlein und Mocquerien, von Wiege, Dasein und Tod, von Tanz und Festen, von Kunst und Wissenschaft und Handwerk. Und wie leben alle diese Chansonniers nur von ihrem Tag, — von dem, was sie erlebt. Was hundertfünfzig Jahr nach Favart der grobe Vater vom „schwarzen Kater“, Salis, in sein Auditorium schmetterte, in dieses nachgeborene „règne du bon plaisir“, das war immer Art und Waffen französischer Liederkunst: „Montmartre est le cerveau du monde! . . . Il faut railler les puissants, les forts, mépriser les mesquins, dédaigner les 'épiciers', s'enthousiasmer pour le beau et porter haut et ferme le drapeau sur lequel sont inscrits les noms des artistes réels.“ Und welche Kraftgestalten unter jenen alten Meistern der Chanson! Gallet, ein Riese von einem Zecher, der Heim und Herd nur vom Hörensagen kannte, Bacchus schlug ihn am Ende mit der schrecklichen Wassersucht. Gallet stirbt mit einem verwegenen Witz auf den Lippen. Er wird vom Pfarrer heimgesucht; und wie er des Gefäßes der letzten Oelung ansichtig wird, soll er gelallt haben: „Aha, Ihr kommt, mir die Stiefel zu schmieren, — recht so, Ehrwürden; geh' ich doch durch — Wasser zur Ewigkeit ein.“ Oder Collé, dieser „Lafontaine des Vaudeville“, der die Sklaven des Handels und Handwerks, die Notare und Aerzte ganz besonders aufs Korn genommen hatte und in Lied und Wandel das naivste Schwein von der Welt war. Sorglos, simpel; seine Freunde müssen für sein Gewand und seine Nahrung sorgen. So indelikat sein Aussehen, so delikat die Kunst seiner Verse.*) Oder Favart, der der größte Chansonnier seiner Zeit wurde, weil er die Sitten seiner Zeit am genauesten kannte! Seine Komödien und komischen Opern sind untergegangen: doch aus den morschen Schalen seiner Stücke blieben kleine feste Goldkörner zurück: Lieder voller Anmuth und Geist, die weiter klingen durch die Generationen. Er läßt sich anwerben als Sänger vom Marschall von Sachsen und geht mit nach Flandern. Von seinem Herrn sagt er: „Der Marschall kannte den Charakter unserer Nation gut genug, um zu wissen, daß die Strophe eines Liedes oder ein Schwänklein auf das feurige Gemüth des Franzosen mehr Wirkung thut als die schönsten Reden vor der Front. Er hat mich zum Chansonnier des Heeres gemacht, und ich habe den Auftrag zu singen und zu sagen von den bedeutsamsten Geschehnissen.“ . . .

Das ist in der französischen Chanson die alte und die neue Zeit. Es handelt sich um die organische Entwicklung einer Kulturform. Im Volk wechseln die Geschlechter, doch die Fackel des Zeitgedichtes wird in den verschiedensten Formen weiter getragen. Die in gewissen Epochen besonders stark fluthende Bewegung spielte jetzt nach Deutschland hinüber. Herr von Wolzogen hat Witterung gehabt — kein Zweifel. Aber er hat sein Lied nicht wie der Franzose vom Markt geholt —, vom Markt des Lebens. Der Zeitgeist ist nur leis herum gestrichen um seine Bude, in der man singt und spricht und Komödie spielt und tanzt und sich vermummt und Schattenspiele übt; aber kräftig hineingeweht ist dieser Geist nicht, selbst jetzt nicht, da Wolzogen seiner Bude den neuesten Stil des Tages, den Münchener G'schnasstil gab. Und doch wäre gerade er der Mann, bei uns eine charakteristische Kleinkunst auf die Beine zu bringen, eine solche, die das Leben der Zeit ausströmt und so dem

*) Ich kann mir's nicht versagen, aus Collé's „Chansons gaillardes“ ein köstliches Stück hierher zu setzen:

Les Quatre Ages De La Femme.

> Dans l'enfance
> La Femme est une fleur naissante;
> Cultivons la.
> Dans son adolescence,
> Une barque flottante;
> Arrêtons-là.
> Dans un âge plus mûr, une vigne absondante:
> Vendangeons-là.
> Dans sa vieillesse, hélas! une charge pesante;
> Supportons-là.

Fortschritt dient. Die Bierbaumweis', die ewige Litteraturparodie, die manchmal kaum der Litteraturbeflissene, geschweige denn das Volk versteht, die kleinen Teufeleien des Liebeslebens — die thun's auf die Dauer nicht; selbst Sada Yacco und ihr genialer Mann und Lehrmeister, so sehr ihr hoher Kunstverstand mitreißt, so hohe ästhetische Freuden das schimmernd Bildhafte ihrer Darstellungen dem Feinschmecker verschaffen —, sie ziehen den Karren nicht weiter.

Versteht Herr von Wolzogen dieses seltene und vielseitige Talent, seine Zeit nicht, oder versteht er sie nicht mehr? Ich glaube, er versteht sie recht wohl, aber er ist zu zaghaft und zu sorglos, seine Unternehmung gewissermaßen mehr oder gar mitten in die Zeit hineinzurücken. Er braucht das Zeitgedicht, wie das liebe Brot. Leise Ansätze gab es früher schon: es war kein Zufall, daß Detlev von Liliencron's realistisch-lyrische Schilderei von der aufziehenden Wachtparade, daß Peter Schlemihls unsterblicher Hauptmann, der die Dichtkunst kommandirt, daß die berühmte Geschichte vom Marschallsstab so durchschlugen in der Wirkung. Und wie kommt plötzlich Stimmung ins Publikum, wenn Wolzogen selbst vom verkauften Assessor erzählt oder von sächsischer Helligkeit und Philisterei. Ja, auch der Volksliedzauber und die Reize des Rokokogesangs, mit denen Elsa Laura Seemann, eine andere Madame Amel, in Vortrag wie in Erscheinung voll Natur und Charakter, den Hörer fesselt, liegen dem Interesse eines modernen Publikums nicht fern. Aber unsere Zeit ist so des Zündstoffs voll für Satire, für den Aerger, der in künstlerischer Form und zur Ergötzung des lieben Nächsten sich auslösen möchte, daß man wohl sagen kann: in der Luft liegen die Triebkeime, die das wahre Genre des Herrn von Wolzogen erschaffen könnten. Er nütze diese Epoche des in alle Kreise eindringenden Oppositionsgeistes! Nicht um innere und äußere Politik allein, um das ganze Gebiet der sozialen Existenz handelt es sich. Von einem seiner Mitarbeiter, den Herr von Wolzogen nicht zu nützen versteht, stammt das klassische Wort: „Schlechte Zeiten? Wunderbare Zeiten ham mer. Denn warum? Ma gift' sich so schön." Sollte es Herrn von Wolzogen wirklich nicht gelingen können, dieses heilsame „Gift" des Zorns und des Spottes vor allem im populären Kunstlied, aber auch im dramatischen Sittenbild, in der Tagesrevue frei zu machen?

Man weist immer auf das Schreckgespenst der Censur hin? Aber hat man den Kampf mit der Censur denn je ernsthaft unternommen? Alles kommt auf die künstlerische Form an. Das Götzenbild Censur ist nicht aus Erz, es ist nur aus Gips. Von diesem Gips ist im Laufe des letzten Jahrzehnts soviel heruntergeschlagen, daß weiterer Abbröckelung nichts Großes mehr im Wege steht. Als im Reichstag von 1869 die Gewerbenovelle zur Berathung stand, da rief Braun-Wiesbaden den Abgeordneten zu: „Geben Sie dem Volke Theaterfreiheit und Sie schaffen ihm eine aristophanische Komödie, in der Sie selbst auch vorkommen." Nun, wenn die Zeichen nicht trügen, ist das deutsche Volk stark im Zuge, ein politisches Volk zu werden, und der Weg zu jener Freiheit ist inzwischen breiter und praktikabler geworden.

Der Kunst das Pamphlet, im wahren und weiten Wortsinne, zu schaffen, dazu bedarf es einer Sammlung aller verfügbaren litterarischen Kräfte. Wir können weder mit einem Aristophanes noch mit einem Béranger aufwarten. Doch wir haben eine Reihe von Talenten, die in gemeinsamer Arbeit Herrn von Wolzogen vielleicht das schaffen könnten, was er jetzt so nöthig braucht. Im Einzelnen wird das Gefühl wachsen, wenn er im Kampf um das neue Genre den Mitbewerb vieler sieht. Vor der höchsten Kulturinstanz der französischen Nation, der „Akademie", durfte der Herr von Vogüé in seiner Antrittsrede die literarische Bedeutung des „Chat noir" preisen; ihn freut es, ein bestimmtes Kulturelement in frischer Blüthe zu sehen. Es hat gute Wege, bis sich in unseren Akademien so ein Herr von Vogüé finden wird, der das verherrlicht, was bei den Deutschen noch immer als „niedere Kunst" gilt und es in mancher Beziehung wohl noch ist. Doch sehr wohl lohnte sich der Versuch, Wolzogens zage Idee allmählich in die Elemente unserer Kultur hineinzuführen. Da ist zunächst Ernst von Wolzogen selbst; da ist der prächtige Ludwig Thoma, da sind Frank Wedekind, Otto Erich Hartleben, Ludwig Fulda, Christian Morgenstern, Hanns von Gumppenberg; da sind die muthigen und versgeübten Herren vom „Kladderadatsch", da sind Fritz von Ostini, Sigmar Mehring (auch ein trefflicher Uebersetzer fremdländischer Lyrik), Alfred Kerr und Fritz Engel, da ist Moszkowski und sein Kreis. Und auch Oskar Blumenthal, der neuere Kunst und Künste mit allerlei Spöttereien zu verfolgen liebt, manchmal sehr witzig, manchmal recht flach, sollte sich ermuntern lassen, ein Tänzchen mitzuwagen. Ist es denn gar so schwer einzusehen, daß man vom Letzten der Jüngsten immer noch mehr lernen kann, als von der eignen Generation? Man dient seiner Zeit nicht damit, die moquante „Ufergesellschaft" zu spielen, die gaffend die Hände in den Schoß legt, während das Schiff vom Strande möchte. Entweder legt alle mit Hand an, es flott zu machen, oder die Fahrt ins freie Meer, sie unterbleibe ganz.

Julius Elias.

Her Majesty's Juryman.

Ich habe häufig an Schwurgerichtssitzungen in Singapore als **Her Majesty's Juryman** theilgenommen und weiß davon allerlei Scherzhaftes zu erzählen. Genau besehen, ist ja nun eine Schwurgerichtsverhandlung kaum je etwas Scherzhaftes, und wenn mir darin besonders die Hauptperson bei einer solchen Gelegenheit beistimmen wird, womit ich natürlich nicht den vorsitzenden Richter meine, sondern den Herrn Angeklagten, so muß ich doch auch sagen, daß es ein sehr ernstes Ding ist, über einen Nebenmenschen zu Gericht zu sitzen, — wenn man nicht daran gewöhnt ist. Aber grade wie beim Richter, so entwickelt sich auch beim Geschworenen, wenn er sehr häufig seines Amtes walten muß, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das einfach Menschliche der verhandelten Sache, und er denkt nur noch an das vorliegende Problem, das je nachdem interessant oder langweilig sein kann, und an die technische Behandlung desselben seitens der Anklage und Vertheidigung, wobei es seinem Selbstgefühl schmeichelt, daß beide Parteien die Rede mit ausgesuchter Höflichkeit an ihn, d. h. an die Jury, richten, und er vergißt darüber den armen Teufel auf dem Stuhl des Angeklagten, der den Verhandlungen mit ganz anderen Gefühlen folgt.

So ging es auch mir, der ich ziemlich häufig die Ehre, — und ich hätte fast gesagt, das Vergnügen gehabt habe, Ihrer fernen britischen Majestät, — der englische Soldat drückt sich kürzer und im Grunde genommen respektvoller aus (car c'est le ton qui fait la musique): „der Wittwe", — der Königin Victoria, als Geschworener zu dienen, — beiläufig gesagt, so ziemlich der einzige Dienst für das allgemeine Wohl, der dort draußen vom Europäer verlangt wird. Zu meiner Zeit wenigstens bezahlte man in den **Straits Settlements** keinerlei direkte Steuern, keine Zölle (außer auf gewisse Sorten Spirituosen), und merkte von einem „Regiertwerden" überhaupt so gut wie nichts, — ein idealer Zustand! Besonders wenn ich damit die in jedem der obigen Punkte diametral entgegengesetzten Verhältnisse in den holländisch-indischen Kolonien vergleiche, die mir später aus eigener Anschauung bekannt wurden. Aber das gehört nicht hierher. — Ich will heut von meinen — sit venia verbo! — angenehmen Erinnerungen erzählen dies und das, was ich vor Jahren als **Her Majesty's Juryman** mit angesehen und gehört habe.

In Deutschland resp. in Europa, soweit es Schwurgerichte kennt, kommt man erst als sehr gereifter Mann und würdiger Bürger zu der Ehre, seinen eigenen Angelegenheiten einmal für einige Stunden, — und manchmal

werden auch Tage daraus! — entzogen zu werden, um die Geschworenenbank zu drücken. In Singapore kann sich jeder junge Ankömmling von Europa darauf gefaßt machen, mitthun zu müssen, sobald seine Anwesenheit zur Kenntniß der Behörden gelangt ist; denn polizeiliche Meldepflicht existirt nicht. So kommen einige nie dazu, weil sie offiziell nicht existiren, und andere, darunter meine Wenigkeit, erhalten den ehrenvollen Ruf mit großer Regelmäßigkeit Jahre hindurch. Als ich zum ersten Male meines Amtes als Juror waltete, war ich kaum 23 Jahre alt, es war allerdings eine „common jury“, die nur über „minor delicts“, also mit Ausschluß von Kapitalverbrechen, aburtheilt; mit 28 Jahren habe ich dann auch in „special juries“ gesessen und über Leben und Tod mit entschieden. Die Umstände bringen das draußen so mit sich: die europäische Kolonie eines Platzes wie Singapore ist, — oder war damals, denn darin hat sich seit der Zeit viel geändert, — verhältnißmäßig klein, und bestand zum weitaus größten Theil aus jüngeren Leuten, und da nur Europäer, und einige besonders ausgesuchte Persönlichkeiten aus anderen, den Europäern gleichgestellten Völkerschaften, wie „Eurasians“ (Mischlinge, gewöhnlich „Halfcast“ genannt, wenn sie selbst nicht in Hörweite sind), Armenier, asiatische Juden mit einem Anflug westlicher Bildung u. s. w., zu Geschworenen berufen werden, so ist die Auswahl naturgemäß nicht groß. An kleineren Plätzen sollen diese Schranken allerdings nothgedrungen viel weiter gezogen sein. Daß dabei oft eine wahre Parodie auf europäische Einrichtungen entstehen muß, ist klar, schon die unter englischer Herrschaft fast überall bestehenden städtischen Selbstverwaltungskörper, die „Municipalities“, in denen ein sehr großer Prozentsatz eingeborenen Blutes vertreten zu sein pflegt, geben manchmal ergötzliche Bilder davon. Und doch, trotz aller für den europäischen Beobachter mit unterlaufenden Lächerlichkeiten, — denn die Leute selbst da draußen nehmen die Sache heilig ernst! — hat das englische Regierungssystem für jeden freiheitlich Denkenden etwas sehr Sympathisches und für die zahlreichen Völker unter britischem Szepter den denkbar größten erzieherischen Werth.

Und nicht nur für diese! Für Alle, wenn sie nicht schon ganz fertige Menschen sind, die unter englischem Gesetz, unter Engländern leben! Das gilt wie vom Mutterlande, von woher sich ein ganzes Jahrhundert lang die bedeutendsten Geister des Kontinents werthvolle Anregungen und Lehren holten, so auch von der großen Mehrzahl der Kolonien, wo jeder vieles lernen kann, der lernen will. Unsere allerschwärmerischsten deutschen Kolonialpolitiker, die aus Intuition alles besser wissen, natürlich ausgenommen. Aber man braucht gar kein unbedingter Anglophile zu sein, um das zugeben zu müssen; schon mancher hat auch widerstrebend gelernt. Was mich anbetrifft, so habe ich da draußen außerordentlich vieles gelernt, — was mir in einer holländischen oder französischen Kolonie stets unzugänglich geblieben wäre. Welche Einblicke in Volksleben, Sitten und Gebräuche, Religion und Aberglauben, Strömungen und Anschauungen unter den Eingeborenen hat meine Theilnahme an den Schwurgerichtssitzungen mir verschafft! Welchen Vortheil, um nur ein Aeußerliches zu nennen, haben meine englischen Sprachkenntnisse davon gehabt, daß ich nicht nur Jahr aus, Jahr ein meine englischen Geschäftsbriefe schrieb und mit Engländern im Klub und auf dem Tennisplatz verkehrte, sondern auch die forensische Sprache lebendig vernahm, und durch die vor Gericht gehaltenen Reden veranlaßt, z. B. auch die Sitzungen des „Legislative Council“ besuchte, des gesetzgebenden Rathes der Kolonie, und dort guten und schlechten, witzigen und trockenen, interessanten und langweiligen Rednern über alle Dinge der Welt und noch einige lauschte!

Aber ich greife immer wieder hinaus über den Rahmen, den ich mir selbst für diese Plauderei gesteckt habe. Darum nun auch hinein in medias res einer Schwurgerichtsverhandlung vor den „Singapore Assizes“, um allerlei Aeußerlichkeiten zu schildern, die mir, der vielen dabei unterlaufenen Ungereimtheiten halber, in fröhlicher Erinnerung geblieben sind. Einen neuen Pitaval in orientalischer Ausgabe will ich natürlich nicht schreiben.

Der echt englische Pomp, der altenglische Zopf, die stockenglische Steifheit, von Europa mit herüber gebracht, und mit den geringstmöglichen Modifikationen auf die so gänzlich anders gearteten Verhältnisse eines Gerichtshofes zugepaßt, dessen Angeklagte zu 99 Proz., dessen Publikum zu guten 75 Proz., und sogar dessen eigene Mitglieder zu einem nicht ganz geringen Prozentsatz aus Asiaten bestehen, liefern die Hauptanlässe zu diesen Ungereimtheiten, die vermöge des häufigen Wechsels der vorsitzenden Richter immer wieder aufgefrischt werden. Ich habe als Her Majesty's Juryman 4 oder 5 Lords Chief Justices überdauert, an die ich mit einer Art von Dankbarkeit zurückdenke. Sie kamen direkt aus England oder aus einer weit entfernten anderen Kolonie, wo in jeder Beziehung möglichst entgegengesetzte Verhältnisse herrschten, und gingen so ziemlich mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks wieder, sobald sie einigermaßen ortswarm geworden waren. Ein jeder brachte natürlich seine Eigenheiten mit, an die sich dann wiederum das Singapore-Publikum zu gewöhnen hatte. Um zunächst das rein Persönliche vorweg zu nehmen, so ist mir noch deutlich in der Erinnerung, daß die erste Lordschaft, unter der ich „saß“ (man versteht mich hoffentlich, als Geschworener, — in anderer Beziehung habe ich, auf mein Wort! — noch nie „gesessen“), ein großer, schöner und ehrwürdig aussehender Mann, stotterte, und besonders den „P“- und „K“-Laut nicht heraus bringen konnte. Diesen Fehler dem Publikum zu verbergen, — einem asiatischen Publikum, das auf europäische Rücksichtnahme nicht eingeschult ist, trotz der Macht des Gerichtsvorsitzenden über sein Publikum! — war des Richters unausgesetztes und nicht immer ganz erfolgreiches Bemühen, und ich bin oft mit wahrem Mitgefühl Zeuge dieser schwer verheimlichten Anstrengungen gewesen. Denn mir war wohl bewußt, daß der Asiat einen mit derartigem Fehler Behafteten als von der Hand Gottes gezeichnet mißachtet, und Seiner Herrlichkeit, obgleich mit orientalischer Denkweise wenig vertraut, mochte wohl das Gefühl etwas Aehnliches sagen. Vielleicht aber ist ein Londoner Cockney-Publikum in dieser Beziehung einer asiatischen Hörerschaft ziemlich gleich. So quälte der arme Herr sich denn redlich, seiner Würde nichts zu vergeben, indem er sehr langsam sprach, und versuchte sich besonders mit den ominösen Worten: „Police Constable“, die in seinen Reden der Natur der Sache nach sehr häufig vorkommen mußten, möglichst unauffällig abzufinden. Die zweite Lordschaft war ein Mauritius-Mann, der einen französischen Namen, dafür aber die orthodoxestenglischen „Whiskers“ trug, die ich je sah, besser französisch als englisch sprach, Junggeselle und eine Zeit lang mein Tischnachbar im Hotel war und sich, — man denke: Lord Chief Justice einer großen Kolonie und Junior Clerk eines kleinen Kontores, und übersetze sich das einmal ins Deutsche! — mit mir sehr lebhaft zu unterhalten liebte. Dann war da sein Nachfolger, ein Ire, später in der Heimath Parlamentarier und politischer Schriftsteller, der Mann des feinen Sarkasmus, wovon weiter unten einige Proben, den er übrigens auch auf sich selbst anzuwenden nicht verschmähte; so meinte er in seiner Antrittsrede, der ich wieder mal das Glück hatte, beizuwohnen, er müsse wohl seines Namens wegen — O'Mallay — nach diesem „Pays aux Malays“ versetzt worden sein, denn sonstige Anknüpfungspunkte fehlten ihm gänzlich. Schließlich entsinne ich mich noch eines ganz grotesken Herrn, eines Kreolen —, wieder von Mauritius, mit einem wahren Lustspielnamen: Sir Lionel Cox, von dessen absolutem Unvermögen, sich in Singapore heimisch zu machen, gepaart mit dem anspruchsvollsten Auftreten und der peinlichsten Eifersucht auf seine Würde, die lustigsten Geschichten im Schwange waren. Der kleine abenteuerlich aussehende Herr pflegte förmliche Turnübungen auf seinem erhabenen Sitz im „Court“ auszuführen und sich, wie alle, die mit und unter ihm zu thun hatten, in eine fürchterliche Aufregung zu versetzen. Der

Arme! Er mochte wohl Nerven haben, denn er hatte das Haus voll Weiber, d. h. in allen Ehren: eine Frau, aber 7 heirathsfähige Töchter, alles echt Mahagony-Schönheiten, und die mochten ihm wohl manchmal den Kopf warm machen, wenn es bei ihrem Auftreten in der sehr farbenscheuen „Gesellschaft“ von Singapore irgendwie haperte!

Selbstverständlich kamen alle diese Herrlichkeiten ohne die geringste Kenntniß der malayischen Sprache, der lingua franca Hinterasiens, wie Hindostanisch die Vorderindiens ist, — geschweige denn des Chinesischen, Birmesischen, Siamesischen und der Dutzende von vorderindischen Idiomen, welche die dorther eingewanderte Bevölkerung nach Singapore mitgebracht hat. Sie kamen mit ihren feierlichen Staatsroben und Gewändern: von schwerer, rother Seide mit weißen Hermelinkragen, worin der eine wie ein venetianischer Grande und der andere wie eine Karikatur vom Maskenball aussah, und sie kamen alle sammt und sonders mit der hergebrachten großen, gepuderten Perrücke, zum Staunen des asiatischen Publikums, das den Gerichtssaal überhaupt für ein höheres Theater ansah, zur geheimen Freude des europäischen, zur Wuth der Advokaten, die dem strengen Zeremoniell gemäß dann ebenfalls in ihren „Whigs“ erscheinen mußten, und zu ihrer eigenen Qual. Früher oder später verschwanden denn auch diese Puderperrücken, — dies eine Zugeständniß an das Klima machte denn doch eine jede Ihrer Lordschaften, — wenn sie es garnicht mehr darunter aushalten konnten!

Die feierliche Eröffnung der Gerichtssitzungen war jedes Mal ein eindruckweckendes Schauspiel und das erste „Auftreten“ eines neuen Chief Justice machte regelmäßig volle Häuser. Die Prozedur war sonst jeden Sitzungsmorgen dieselbe. So lange die „Bench“, der erhabene, vom übrigen Saal vollständig getrennte Sitz des Gewaltigen noch leer war, herrschte ein vergnügliches Summen in dem großen, durch zahlreiche Punkahs gekühlten Raum. Wer kennt die Völker, zählt die Namen, besonders aber die Kostüme, die hier zusammenkamen! John Chinaman war natürlich in der Majorität, stellte er doch auch das größte Kontingent der vorerwähnten „Hauptpersonen“, aber die eifrigsten „Amateurs“ waren ohne Zweifel die Araber in ihren großen Turbanen und feierlichen, wallenden Mänteln, — die größten Hallunken, wie so oft, im schönsten Kleid; — die Kerls studirten da förmlich! Dann aber kam der große Moment: verschiedene „Ushers“, europäische, d. h. meist eurasianische Gerichtsdiener in gewöhnlichen, weißen Anzügen, die aussahen, als könnten sie recht gut mal einen „Wash“ vertragen, begannen ein mörderliches „Silence“-Geschrei, das von Polizisten mit „Diam“! ans asiatische Publikum weitergegeben wurde. Alles verstummte und erhob sich, auch die Jurors, die, 30—40 Mann hoch, der engeren Wahl der 7 „Dienstthuenden“ durchs Loos harrend, auf den Frontbänken des Zuschauerraumes saßen. Die Punkah über dem Sitz des Oberrichters begann krampfhaft hin und her zu schaukeln, 2 Gerichtstambis, — indische Gerichtsdiener oder besser Boten, — gleichfalls in Gewändern von zweifelhaftem Weiß, mit breiten rothen, goldbordirten Schärpen über der Brust und ebensolchen Baretten auf den Köpfen, (die zu den indischen Gesichtern darunter etwa genau so gut paßten, wie die Pickelhaube zum Schimpansen), erschienen in kümmerlicher Haltung hinter der Bench und legten rechts und links von dem erhabenen Mittelsitz Gerichtsschwert und Szepter („Mace“) nieder, ganz unförmlich große Dinger, die sie kaum schleppen konnten; eine heisere Stimme rief von irgendwoher etwas Unverständliches, — eine längere Proklamation, — erneute Silence- und Diam-Rufe, und „ER“ erschien und zwar stückweise, da er aus seinen Privatgemächern die hinter der Bench befindlichen Stufen erklimmen mußte. So konnte man denn zuerst den imposanten, weißgepuderten Lockenbau auftauchen sehen, dann ein gewöhnlich sehr rothes, echauffirtes Gesicht, darauf den schweren Hermelinkragen und den oberen Theil des rothseidenen Talars, und seine Lordschaft nahm, je nach Stimmung und Gemüthsart mit oder ohne Verbeugung gegen die „Bar“, auf dem erhöhten Mittelsitz Platz, manchmal gezwungen, seine Perrücke festzuhalten, wenn der unterirdische Kuli es zu gut mit seiner äolischen Wirksamkeit meinte.

An der „Bar“, der halbkreisförmigen, nach der weit höheren Bench zu bis auf einen schmalen Durchgang geschlossenen Tafel, nicht zu verwechseln mit der „Bar“ in Hotels, wo statt einer Lordschaft manchmal eine Barmaid zu thronen pflegt, ist die Advokatenschaft Singapores versammelt, angethan mit schwarzen Talaren aus leichtem klimamäßigen Stoff, worunter die weißen Beinkleider wenig stilvoll hervorsehen, an ihrer Spitze der „Attorney General“, der Oberstaatsanwalt, der allein von ihnen Seide trägt. Während des größten Theiles meiner „Aktivität“ als Her Majesty's Juror war dies ein kleines wohlbeleibtes Männchen mit kugelrundem Gesicht, Riesenglatze und von auffallender Stupidität, so daß der Oberrichter auf der einen und die Vertheidiger auf der anderen Seite, — beides seine geschworenen Feinde, bei jeder Gelegenheit unbarmherzig auf ihm herumritten, und die „Gentlemen of the Jury“, denen bei jedem neuen Witz auf Kosten des unglücklichen Beamten ein „knowing wink“ seitens des Angreifers zuflog, manchen stillvergnügten Augenblick als Extrabelohnung für ihre Mitwirkung hatten. Beim ersten Auftreten eines neuen Chief Justice hielt der ewig Uebergangene, — dessen notorischer Unfähigkeit wohl die fortwährende Berufung auswärtiger Kräfte zuzuschreiben war, (ich komme wahrhaftig ganz in den Theaterjargon hinein!) eine salbungsvolle Ansprache an den neuen Mann, — man kann sich denken, mit welch redlichem Gefühl! — und dann nahm die herkömmliche Tagesordnung ihren Lauf.

Hier traten nun zwei weitere wichtige Persönlichkeiten stark hervor: der „Clerk of the Court“, zu Deutsch Gerichtsschreiber, der allein in dem halbkreisförmigen Raum zwischen Bench und Bar, genau zu Füßen des hochthronenden Richters saß, und der ständige Dolmetscher. Ersterer war sozusagen das Gewissen, d. h. der diskrete Rathgeber des Herrn Richters, den er bei dessen chronischer Ortsunkenntniß auf möglichst unauffällige Weise vor Entgleisungen zu bewahren hatte, und der, da das englische Recht bekanntlich nicht kodifizirt ist, sondern stets nach Präzedenzfällen entschieden wird, zwischen Bergen von dickleibigen Bänden, frühere Entscheidungen enthaltend, saß, und einen sicheren Griff mit einem ungeheuren Gedächtniß verbinden mußte. Es kam denn auch nur selten vor, daß ein Fall zurückgestellt wurde, da eines dieser beiden Hilfsmittel für den Augenblick versagte. Man sieht hieraus, daß eine wortgetreue Uebersetzung nicht immer sinngetreu ist, und daß ein deutscher Gerichtsschreiber und ein englischer Clerk of the Court zwei sehr verschiedene Dinge sind! Und dann der ständige Dolmetsch, für Chinesisch und Malayisch nämlich; für die Dutzende von anderen vorkommenden Sprachen wurden je nach Bedarf „Kräfte engagirt“. Aber der Erstere war der Veteran des ganzen Gerichtshofes, ein alter, ausgemergelter, dünnbeiniger Chinese mit einem der frechsten Gesichter, die mir jemals vorgekommen sind, einem Rattenschwänzchen von Zopf, schlotterndem, gelbseidenem, recht unreinlichem „Baju“ (weiter Jacke) und dito violetten Beinkleidern, die, wenn das Licht von hinten fiel, transparent waren, was die Erbaulichkeit der ganzen Erscheinung nicht unwesentlich erhöhte; so steht der Alte vor meiner Erinnerung. Er hatte Lords Chief Justices und „Puisne Judges“ (beigeordnete Richter, die bei ganz schweren Fällen rechts und links von seiner Herrlichkeit auf niedrigeren Sesseln Platz nahmen, für gewöhnlich aber den Hauptheil des „Civil business of the Court“, also Privatklagen und Prozesse, erledigten), zu Dutzenden überdauert, und Jurymen zu Hunderten kommen und gehen sehen, er selber der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, und er tyrannisirte demgemäß mit unglaublicher Unverfrorenheit den ganzen Gerichtshof. Ich entsinne mich, um nur ein Beispiel anzuführen, als ob es gestern gewesen wäre, eines Falles, wo

ein brutaler Kuli mit schwerem Hammer einen der höchsten Beamten der Kolonie niedergeschlagen hatte, — und nun nach beendigter Verhandlung und erfolgter Schuldigsprechung seitens der Jury, der ich angehörte, durch einen neuen Chief Justice in gut viertelstündiger Rede im feinsten forensischen Englisch zu 14 Jahren schweren Kerkers verurtheilt wurde; nachdem Seine Lordschaft so sich selbst und die diskret Bewunderung markirende Advokatenschaar, einschließlich natürlich des Attorney General, höchlichst erbaut hatte, sagte Sie in selbstzufriedenem Ton zu dem Dolmetscher: „Uebersetzen Sie das Wort für Wort dem Schuldigen!" — Der alte, hagere Chinese dreht sich nonchalant um und schreit von seinem Platz dem Kuli zu: „Sala! Ampatblas tahun!" (Schuldig! 14 Jahre!), worauf der Kuli auf dies altgewohnte Stichwort hin schleunigst abgeführt wird. Die Advokatenschaar war zweifelsohne wiederum sehr erbaut, hütete sich aber, da man den neuen Mann noch nicht so recht kannte, dies irgendwie bemerklich zu machen, nur der Herr Oberstaatsanwalt konnte sich nicht enthalten, Seiner Lordschaft, die ganz erstarrt schien, einen kleinen ganz ungemein unschuldigen Blick zuzuwerfen. „Dear me", sagte sie endlich langsam (ich habe sogar noch den Tonfall der Worte im Ohr!), „Dear me, did you tell him everything I said?" — „I did, Mylord!" erwidert mit der größten Ruhe, und dem Gewaltigen stramm ins Gesicht sehend, der alte Chinese. Mühsam unterdrücktes Gekicher an der Bar und in der „Box" der Jury, ein scharfer Blick seiner Herrlichkeit in die Runde, und die geistesgegenwärtige Bemerkung: „Dear me, what a wonderfully comprehensive language Malay must be!" Dem Himmel sei Dank, jetzt durfte man sich ein befreiendes Lachen erlauben, denn seine Herrlichkeit hatten geruht, sich mit einem allerhöchsten Witz aus der Affaire zu ziehen; sie hat aber meines Wissens eingeborenen Verbrechern gegenüber nie wieder lange Reden gehalten.

(Schluß folgt.)

Port Said. Eberhard Hansen.

Zacharias Topelius: Ausgewählte Märchen und Erzählungen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Fr. Rosenbach. Mit Illustrationen der schwedischen Originalausgabe und einem Bildniß des Verfassers. Göttingen, Verlag von Franz Wunder. 1901. Preis 2,50 Mk.

Diese Märchen und Erzählungen des neben Runeberg angesehensten Dichters Finlands, von dem 1898 verstorbenen Verfasser als „Läsning för barn" zunächst für Kinder bestimmt, sind geeignet auch Erwachsene zu erfreuen. Ein eigenartig zarter poetischer Duft liegt über den mit psychologischem Scharfblick gegebenen Schilderungen der Wünsche, Leiden und Stimmungen der Kinder, und neben dem Spiel der Phantasie, das einzelne der Märchen entrollen, fesseln Schilderungen der nordischen Natur des Landes der tausend Seen, in dem harte Arbeit und ausdauernder Sinn eine weitreichende Kultur gezeitigt haben. Daß den Erzählungen zugleich eine moralisch-erziehende Tendenz innewohnt, beeinträchtigt ihren Reiz nicht; sie tritt nicht störend hervor, ist vielmehr häufig vom schalkhaft lächelnden Humor begleitet. Das mit hübschen Illustrationen und auch im Uebrigen geschmackvoll ausgestattete Büchlein wird vielleicht auch in weiteren Kreisen die Blicke auf das interessante Land lenken, dessen bewundernswerthe Fortschritte jetzt dem Fanatismus der Militär- und Beamten-Bureaukratie wie der Staatskirche Rußlands zum Opfer fallen sollen.

Die sprachgewandte Uebersetzung der Frau Prof. Rosenbach (Göttingen), einer Enkelin des berühmten Chemikers Wöhler, läßt vergessen, daß wir mit der Lektüre eines ausländischen Dichters uns beschäftigen.

L. v. B.

An den Menschen ein Wohlgefallen. Pfarrhausidyll von Joseph Viktor Widmann. Dritte umgearbeitete Auflage. Frauenfeld. 1901. Verlag von J. Huber.

Mit dem Weihnachtsgruß stellt dies Büchlein, ein willkommener Gast, zu Weihnachten sich ein. Viel Weihnachtsstimmung ist darin. Die Lichter am Tannenbaum brennen im Pfarrhaus, der älteste Sohn ist von der Universität heimgekehrt, Liebessehnsucht und Liebeskummer im jungen Herzen, und da erscheint ihm im weißen Kleide, mit dem Schleier und dem Kranze das Christkind leibhaftig — die Geliebte ist's, und er darf sie in die Arme schließen. Weihnachtsstimmung auch sonst. Die Freude an schlichtem, treuherzigem Menschenthum, an einfacher Schicksalsfügung und guter, gerader Denkweise spricht aus dem Buche. Behaglich schreiten die Hexameter einher, ruhigen, festlichen Ganges. Das Pfarrhaus wird wie in Vossen's „Luise" zu einer Oase ruhiger Lebensbetrachtung und friedsamer Lebensführung inmitten unruhiger Welt. Doch ist dies Idyll mit den Augen des Schweizers gesehen. Der reichliche materielle Lebensgenuß und die Behaglichkeit treten zurück gegen ein Ideal, das wir nicht just im Pfarrhaus suchen würden — die Freiheit. Die französische Julirevolution ist recht eigentlich das Erlebniß, das auf Sinnesart und Charakter des Pfarrers den entscheidenden Einfluß geübt hat. Der Sohn, selbst angehender Pfarrer, stößt sich nicht nur nicht daran, daß die Geliebte Katholikin ist — er freut sich dessen. Ein freier Geist herrscht unter diesen Pfarrersleuten, und wenn einmal kleinliche Bedenken aufsteigen, so werden sie schnell aus innerer Regung heraus unterdrückt. Und eben dieser freie Geist ist es, der Widmann an seinen Menschen ein Wohlgefallen gibt. Wer ihn kennt, findet ihn ganz in diesem Zuge wieder. Ist er doch frei genug, in dem Eingangsgedicht selbst des altmodischen Versmaßes zu spotten, das er sich gewählt. Auch thut die böse Freiheit der Stimmung des Idylls als solchen durchaus keinen Eintrag. Und wie ein gelebtes Idyll neben dem andern, dem erzählten, muthet es an, erfährt man, daß der hübsche Buchschmuck — von Widmann's Sohn gezeichnet ist.

E. H.

Die Handelsverträge, deren Bedeutung und Wirkung für Deutschland. Von Konsul W. Staudt. Berlin. 1901. Dietrich Reimer.

Wir werden in dieser Broschüre über vielerlei unterhalten, auch darüber, daß wir uns in handelspolitischer Beziehung zur Zeit in der schlechtesten aller Welten befinden; nämlich im Chaos. Der Verfasser, der diese überraschende Entdeckung gemacht hat, weist zugleich den Weg, wie aus dem Chaos herauszukommen sei; zunächst durch Zollkriege. Zollkriege sind zwar noch schlimmer als das Chaos, sollte man meinen, allein nach der Ansicht des Verfassers „selten von langer Dauer". Ist aber das heutige „Chaos", bei dem wir uns relativ recht wohl zu befinden wähnten, durch das gesteigerte Chaos des Zollkrieges, bei dem wir uns ganz sicher nicht wohl befinden werden, beseitigt, und sind die Zollkriege wirklich nur von kurzer Dauer gewesen, so ist die Regelung unserer zukünftigen Handelspolitik alsdann die Aufgabe für den allersimpelsten Kalkulator.

Herr Staudt sagt:

„Die Grundlage ist also die folgende:

Deutschland paktirt mit dem Lande A. Das Land A erhebt von den deutschen Erzeugnissen 50 Proz. Zoll vom thatsächlichen Werthe, Deutschland demgemäß den gleichen Prozentsatz von den Produkten des Landes A. Deutschland hat ferner mit dem Lande B einen Vertrag, laut welchem gegenseitig 40 Proz. vom thatsächlichen Werthe der zum Austausche gelangenden Güter als Eingangszoll erhoben werden. Wünscht das Land A dieselben Bedingungen zu haben, wie das Land B, also statt 50 Proz. nur 40 Proz. hohe Werthzölle für die Einfuhr nach Deutschland, so muß das Land A den Zoll für die Einfuhr aus Deutschland ebenfalls auf 40 Proz. herabsetzen."

C'est simple comme bon jour.

Man müßte über diese kleine Broschüre ein großes Buch schreiben, um die Unsumme naiver, gänzlich schiefer und falscher Behauptungen zurückzuweisen, die hier mit großem Eifer und vielem Erfolge zusammengedrängt worden sind.

—l.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 12. Berlin, den 21. Dezember 1901. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der österreichische Ministerpräsident, Herr von Körber, ist in Folge einer Interpellation nochmals auf seine Drohung, die Verfassung außer Kraft zu setzen, zurückgekommen. Er hat den Verfassungsbruch nicht wiederum an die Wand gemalt; aber er hob hervor, daß er ein „wahrheitsgetreues Bild der Situation entworfen und offen und rückhaltlos den ganzen Ernst derselben dargelegt habe." Man muß daher mit der Möglichkeit rechnen, daß in Oesterreich demnächst ohne Berücksichtigung der verfassungsmäßigen Bestimmungen, und somit gegen die Verfassung regiert werden wird.

Der Ernst der Lage, die dann geschaffen wird, ist offensichtlich.

Gewiß mag es gelingen, auch eine Zeitlang ohne Verfassung Oesterreich zu administriren. Aber in dem Augenblick wird das parlamentslose System ganz gewiß versagen, wenn in Oesterreich eine Regierung am allernöthigsten ist; wenn nämlich ernste Schwierigkeiten den Staat bedrohen. Es ist ja eine der üblichen Fiktionen, daß der Parlamentarismus die Kraft der Staatsgewalt geschwächt hat. Das genaue Gegentheil ist der Fall.

Die moderne Staatsgewalt ist zu einer Stärke und zu einem Einfluß gelangt, den sie niemals in absolutistisch regierten Reichen gehabt hat; sie vermag mit Hilfe des Parlamentarismus Aufgaben zu lösen, die das absolutistische Regiment nie in Angriff nehmen konnte; der moderne Verfassungsstaat muthet der Bevölkerung Leistungen zu, die der absolute Monarch zu dekretiren nicht wagen könnte; und nur das Volk, das eine Mitbestimmung hat, ist seinerseits zu Opfern bereit, die ein Volk, das von der Mitbestimmung ausgeschlossen ist oder dem diese beschränkt ist, nicht bringen würde. Ein verfassungsmäßiges Staatsleben erhöht die politische Leistungsfähigkeit eines Reiches und vermindert die Verantwortung der Regierung; mit stärkeren Machtmitteln ist eine Regierung also weniger gefährdet, und sie ist im entgegengesetzten Falle bei schwächeren Machtmitteln in höherem Grade Gefahren ausgesetzt.

Vom internationalen Standpunkt aus müßte man somit die Aufhebung der Verfassung in Oesterreich als eine weitere Schwächung des Nachbarreiches erachten. Für den Augenblick mag man so die Schwierigkeiten zurückdrängen; sie werden in entscheidender Stunde dann um so gewaltsamer und um so gefährlicher für Oesterreich hervorbrechen.

Lord Rosebery hat seine lang erwartete Rede in Chesterfield gehalten und seinen Landsleuten zu Weihnachten geschenkt. Die Wirkung derselben auf die englische Bevölkerung läßt sich noch nicht beurtheilen, aber es scheint, daß der Redner den Empfindungen großer Theile der Nation den passenden Ausdruck verliehen hat.

Wie stellt er sich zum südafrikanischen Krieg? Er verurtheilt den Jameson-Einfall; er ist der Ansicht, daß der südafrikanische Krieg sich hätte vermeiden lassen; er fordert, daß unter Festhaltung der Stellung Englands den Buren Humanität und weitherziges politisches Entgegenkommen bewiesen werde, damit überhaupt der Friede hergestellt werden könne. Er mißbilligt scharf die Haltung der Regierung, die die öffentliche Meinung der gesammten zivilisirten Welt gegen England aufgebracht hat. Gegen dieses Programm ließe sich, wie die Verhältnisse in Südafrika einmal liegen, wenig einwenden; allein es ist zur Zeit doch nur ein Programm, und es bleibt zweifelhaft, ob

England bereits wirklich soweit ist, einen versöhnenden Frieden mit den Buren zu schließen, und ob diese wiederum ihre volle Unabhängigkeit aufzugeben bereit sind.

Wie der Krieg thatsächlich in Südafrika steht, darüber fehlen zuverlässige Mittheilungen durchaus. Ein Sieg hier und ein Ueberfall dort, bald für die eine, bald für die andere Partei günstig, kann keinen Gradmesser bieten. Der einzige Maßstab ist die Nachricht, daß England neue Truppen aus den Kolonien nach Südafrika schickt, und daß aus dem Mutterlande selbst, das schon in so hohem Grade von Militär entblößt ist, weitere tausend Mann auf den Kriegsschauplatz expedirt werden sollen. Diese Thatsachen sprechen nicht dafür, daß man in London auf ein rasches Ende des Krieges rechnet, und sie widersprechen auch direkt jenen Nachrichten, die besagen, daß die Engländer das Land fester und fester in ihre Hand bekommen; dann würde man zu neuen Nachschüben, die so schwer aufzubringen sind, sich gewiß nicht entschließen.

Der Senat der Vereinigten Staaten hat den Hay-Pauncefote-Vertrag angenommen; es ist das jener Vertrag, der die entscheidende Kontrole über den zu bauenden interozeanischen Kanal zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean der nordamerikanischen Republik zuweist. Lange hat England diesem Vertrag widerstrebt; jetzt wird er internationales Recht werden. Daß England nachzugeben gezwungen war, daran ist ganz wesentlich der südafrikanische Krieg Schuld; er macht es der Londoner Politik unmöglich, irgend wo auf der Erde englische Interessen mit der Kraft und Zähigkeit früherer Zeiten zu vertheidigen.

Die Errichtung einer Handelskammer in Berlin ist für den 1. April 1902 vom Handelsminister dekretirt. Etwa 1300 Firmen werden über $^2/_3$ und 16 000 Firmen über $^1/_3$ der Handelskammermitglieder verfügen; also eine Schöpfung, die gänzlich unzweckmäßig ist.

* * *

Vom Handel bei Handelsverträgen.

Als im Mai 1900 in der Budgetkommission des Reichstags über die Deckung der Kosten der Flottenvermehrung verhandelt wurde, stand auch die Erhöhung des Zolles auf Bier von 4 Mark auf 6 Mark für den Doppelzentner zur Erörterung. Von den Vertretern der Reichsregierung und von Mitgliedern der Kommission wurde die Erhöhung als eine nützliche finanzpolitische Maßregel gepriesen. Der erhöhte Zollschutz für die deutsche Brauerei, der dadurch herbeigeführt und insbesondere von den Brauern im Königreich Sachsen längst gewünscht werde, wurde als eine angenehme Nebenwirkung bezeichnet. Ein ostelbischer Graf rühmte endlich dem schon so glänzend empfohlenen Zoll noch eine besondere handelspolitische Bedeutung nach; wenn man jetzt den Zoll um zwei Mark erhöhe, könne man ja bei künftigen Verhandlungen über einen neuen Handelsvertrag mit Oesterreich sich die zwei Mark wieder abhandeln lassen und dafür wichtige Zugeständnisse eintauschen.

Wie werden derartige Geschäfte gemacht? fragte der Graf. Der Kaufmann macht als Verkäufer auf den Preis, zu dem er seine Waare abgeben will, zunächst einen Aufschlag, und als Käufer bietet er zunächst weniger, als er für die Waare zu geben bereit ist. So macht es der Handel, versicherte der Graf. An welchen Handel der Redner hierbei vornehmlich gedacht, hat er leider nicht verrathen. Ein glücklicher Zufall aber hatte es gefügt, daß von den wenigen Kaufleuten, die dem Reichstag angehören, einer als Mitglied der Kommission zur Stelle war, und noch dazu einer, dem es im Ernst doch niemand bestreiten kann, daß er etwas vom Handel versteht, der Reichstagsabgeordnete Frese-Bremen. Herr Frese legte als Kaufmann gegen die von dem Grafen kundgegebene Auffassung vom Handel Verwahrung ein und verwies darauf, daß im Handelsverkehr der Welt Tag für Tag Hunderttausende von Geschäften gemacht werden, bei denen ein absichtliches Vorschlagen und Unterbieten ganz ausgeschlossen sind. In der ganzen Kommission vermochte niemand etwas dagegen zu erwidern. In dem Kommissionsbericht sind denn auch wohl die gräflichen Anschauungen über Handelspolitik wiedergegeben, von der kleinen Auseinandersetzung zwischen Graf und Kaufmann über den Handel enthält er kein Wort.

Und doch ist der kleine Vorgang so bedeutsam, denn er wirft mehr Licht auf die wahre Gesinnung maßgebender Politiker, als manche Rede und manches Buch. Der ostelbische Graf steht mit seiner ehrlich ausgesprochenen Ansicht von einem klugen Kaufmann und einer weisen Handelspolitik ja nicht allein. Sie sind alle seine Geistesverwandten, die Handelspolitiker, die mit dem Zustandekommen des jetzigen Zolltarifentwurfs den Abschluß günstiger Handelsverträge vereinen zu können meinen, gleichviel ob sie am Bundesrathstische oder unter den Reichstagsabgeordneten sitzen. Was insbesondere die Vertreter der Reichsregierung und die Vertreter der preußischen Regierung anlangt, so haben sie zwar ausnahmslos die Nothwendigkeit langfristiger Handelsverträge für die deutsche Ausfuhr betont. Aber gleich jenem kundigen Grafen wollen sie sich für den bevorstehenden Handel über neue Verträge fürsorglich mit Handelsobjekten versehen. Freilich erklärt keiner von vornherein offen, daß es nur auf ein Vorschlagen mit höheren Zöllen abgesehen sei, aber alle wollen doch in höheren Zöllen „bessere Waffen", ein „moderneres Instrument" für Vertragsverhandlungen erblicken. Und daß man auch in der Reichsregierung mit einem erheblichen „Ablassen" bei solchen Verhandlungen rechnet, ist unverhüllt ausgesprochen worden. Der Staatssekretär des Reichsamts des Innern hat erklärt, es sei garnicht daran zu denken, daß der vorgelegte Zolltarif sich unverändert mit den Sätzen von Handelsverträgen decken könnte, da werde noch viel Wasser in den Wein gegossen werden, und der preußische Landwirthschaftsminister hat mit dem ihm eigenen frischen Temperament rund heraus erklärt, daß zweifellos durch die Handelsverträge ein großer Theil der in der Zolltarifvorlage enthaltenen Sätze demnächst herabgemindert werde.

Die Liebe für Handelsverträge, welche die Vertreter der Reichsregierung zu hegen betheuern, soll also durchaus nicht platonischer Art bleiben. Sobald nur der neue Zolltarif unter Dach gebracht ist, soll ein frisches, fröhliches Verhandeln mit den anderen Staaten losgehen, um, da man selbst doch nun recht viel „abzulassen" hat, auch recht erhebliche Herabsetzungen der ausländischen Zölle zu Gunsten der deutschen Ausfuhr zu erlangen.

Welcher ausländischen Zölle? muß man fragen. Der bestehenden Zölle des Auslandes, welche gegenwärtig in den ausländischen Tarifen enthalten sind? Die deutsche Reichsregierung muß es glauben, aber sie nur allein kann es glauben. Seitdem der Verlauf der Vorarbeiten für einen neuen Zolltarif im Reichsamt des Innern keinen Zweifel mehr darüber ließ, daß eine große Zahl von Zollerhöhungen in Vorschlag gebracht werden würde, und vollends seitdem im Sommer dieses Jahres der zur Vorlage an den Bundesrath bestimmte Entwurf veröffentlicht war, ist in der Presse, in den Gutachten von Interessenten und in Versammlungen mannigfachster Art immer wieder und wieder darauf hingewiesen worden, daß ein von Deutschland gegebenes Beispiel, gerade vor dem Beginn von Vertragsverhandlungen seinen Zolltarif zu erhöhen, nothwendig in anderen Ländern Nachahmung finden werde. Ja, die schwere Sorge, welche die Aufstellung des neuen Zolltarifs über einen großen Theil des deutschen Handels und der deutschen Industrie gebracht hat, wurzelt gerade in der Ueberzeugung, daß es bei dem gegenseitigen Höherschrauben der Zölle trotz allen Verhandelns ganz unmöglich sein werde, der deutschen Ausfuhr die jetzt vorhandenen ausländischen Zollsätze für ihren Absatz zu erhalten, geschweige

denn eine Ermäßigung dieser Sätze zu erreichen, daß vielmehr eine wesentliche Erschwerung des deutschen Absatzes im Auslande das unausbleibliche Endergebniß sein werde. In den Reichstagsverhandlungen über die Vorlage ist von den Gegnern derselben die gleiche Ueberzeugung, am eingehendsten von dem Abgeordneten Gothein, vertreten worden. Doch nicht mehr um Worte allein, auch um Thaten handelt es sich. In allen Nachbarländern schickt man sich an, nach dem Beispiel Deutschlands einen auf stärkere Absperrung des inländischen Marktes berechneten neuen autonomen Zolltarif aufzustellen und gesetzlich durchzuführen. Von russischer Seite ist es, anfangs in verfehltem Tone, zuletzt aber doch ebenso sachlich ruhig wie entschieden ausgesprochen worden, daß, wenn Deutschland seine Zölle erhöht, Rußland in seinem wirthschaftlichen Interesse gar nicht anders verfahren könne, als auch seine Zölle zu erhöhen. Man mag die zollpolitische Selbständigkeit des Deutschen Reiches noch so hoch halten, man darf sich doch gegen die Konsequenzen, welche aus Deutschlands Vorgehen im Auslande voraussichtlich gezogen werden, nicht blind stellen. Und ebenso wenig darf man die bisher noch immer gemachte Erfahrung übersehen, daß, wenn nur erst zwei Staaten durch neue autonome Tarife ihre Zölle erhöht haben, niemals, durch keinen Handelsvertrag, das früher bestandene Maß internationaler Verkehrserleichterungen wieder erreicht worden ist.

Im Reichstage haben nichtsdestoweniger die offiziellen Vertreter sich mit mehr oder weniger Geschick um diesen Punkt, der heute den Kernpunkt der handelspolitischen Frage bildet, herumgeredet. Der Staatssekretär des Reichsamts des Innern berief sich darauf, daß seit Abschluß unserer Handelsverträge und der Meistbegünstigungsverträge eine große Anzahl von Staaten ihre Zölle wiederholt erhöht haben — soweit nicht, was er hinzuzufügen versäumt hat, ihre Zölle vertragsmäßig gebunden waren. Diese Vorgänge sind jedenfalls dazu angethan, erst recht zu beweisen, wie wichtig die vertragsmäßige Bindung ausländischer Zölle für den deutschen Außenhandel ist, und sie schließen andererseits gar nicht aus, daß jetzt erfolgende deutsche Zollerhöhungen dem Auslande willkommenen Anlaß bieten, seine Zölle noch weiter zu erhöhen. In der formalistischen Methode, die ihm in seinen Reden eigen ist, warf er sogar, unter Anrufung des nationalen Stolzes, seinen parlamentarischen Gegnern die Frage hin: Sie werden mir doch nicht bestreiten, daß Deutschland das Recht hat, seine Zölle zu erhöhen? Das heißt doch den Streitpunkt gründlich verdrehen. Im ganzen Reichstag, dessen Mitglieder sämmtlich auf Grund der Reichsverfassung gewählt sind, die die Zollgesetzgebung dem Reiche unterstellt, ist natürlich kein Einziger, der dem Deutschen Reiche das Recht bestritte, seine Zölle zu erhöhen. Ob es nöthig und dem allgemeinen Interesse des Vaterlandes nützlich ist, sie so zu erhöhen, wie die Vorlage es will — nur das ist der Gegenstand des Streites. In breiter Ausführlichkeit haben sich dann der Staatssekretär und der preußische Handelsminister über die Sammelpositionen in dem bestehenden Tarif ergangen, die bei den früheren Vertragsverhandlungen häufig Schwierigkeiten hervorgerufen und Nachtheile verursacht hätten, und die viel weiter gehende Spezialisirung im neuen Tarifentwurf gelobt. Es mag sein, daß die eine oder andere speziellere Eintheilung der Waaren sich künftig als nützlich erweisen kann, aber damit ist noch durchaus nicht die schutzzöllnerische Tendenz gerechtfertigt, welche bei der Spezialisirung obgewaltet und zahlreiche Erhöhungen veranlaßt hat. Mit Stolz konnte von seinem Standpunkte aus der Staatssekretär darauf hinweisen, daß, wenn der Entwurf Gesetz wird, das Deutsche Reich in der Zahl seiner Zölle die anderen Länder weit übertreffen wird: Frankreich hat 654 Tarifnummern, Rumänien 576, die Schweiz 476, die Vereinigten Staaten 705, Deutschland wird 946 Tarifnummern haben. Wenn das wirthschaftliche Gedeihen eines Landes von der Zahl seiner Zölle abhängig sein sollte, so würde es dann also Deutschland vor allem nicht fehlen können. Freilich mag mancher der Meinung sein, daß die wirthschaftliche Entwicklung, welche Deutschland in dem letzten Jahrfünft erreicht, doch beweist, daß man auch bei einem Zolltarif, der nur 387 Nummern besitzt — soviel finden sich im gegenwärtigen deutschen Tarif — leidlich vorwärts kommen kann. Wie der ostelbische Graf in der Zwei-Mark Bierzollerhöhung ein schönes Kompensationsobjekt sah, so blickt der Staatssekretär zuversichtlich auf die Hunderte von Zollerhöhungen, die er vertritt und die ihm beim „Handel“ nützen sollen.

Die Männer, die wirklich etwas vom „Handel“ verstehen, denken darüber anders. Am treffendsten und gründlichsten ist die hier in Betracht kommende Frage in dem Gutachten behandelt, welches die Handelskammer zu Hamburg vor zwei Monaten über Zolltarifgesetz und Zolltarif erstattet hat. Nach einem Hinweis auf die Thatsache, daß Deutschland in fast allen Industriegruppen dem Auslande ebenbürtig, in vielen überlegen ist und daß seine Ausfuhr an Fabrikaten in allen Gruppen die Einfuhr übersteigt, hat sie darin über die Frage der Vertragsverhandlungen Folgendes ausgeführt:

„Wenn bei dieser Sachlage Deutschland seine Schutzzölle erhöht und dadurch zeigt, daß es die Einfuhr aller Fabrikate als für sein wirthschaftliches Gedeihen nachtheilig erachtet, so muß das die anderen Staaten, zumal diejenigen, die noch eine stärkere Einfuhr von Fabrikaten haben und die für unsere Industrie als Absatzgebiete besonders wichtig sind, in derselben Ansicht bestärken und sie um so mehr veranlassen, an ihren hohen Zöllen festzuhalten, ja dieselben noch weiter zu steigern. Die gemeinsame Ueberzeugung beider Theile, daß jede Zollermäßigung, die sie zugestehen, eine Schädigung ihrer Volkswohlfahrt ist, ist der denkbar ungünstigste Boden für Vertragsverhandlungen, und die Erhöhung der Zölle zum Zwecke der Erlangung von Konzessionsobjekten ist deshalb eine schwache Waffe, weil jeder Gegenkontrahent in der Lage ist, sich in gleicher Weise, und noch stärker, zu rüsten, wie wir denn ja auch sehen, daß nach Bekanntwerden des Entwurfs verschiedene Staaten sich eifrig daran machen, dies zu thun. Gibt dagegen Deutschland in seinem Verhalten eine rationelle Würdigung der Thatsache zu erkennen, daß Verschiedenheiten des Klimas, des Bodens und viele andere Umstände, insbesondere die verschiedene Begabung und Tüchtigkeit der Bewohner, die verschiedenen Länder zur Herstellung verschiedener Waaren besonders befähigen, daß dies nicht nur für Bodenerzeugnisse, sondern auch für Fabrikate gilt (wie denn erfahrungsmäßig zwischen hochentwickelten Industriestaaten, z. B. Deutschland und England, ein sehr starker Austausch von Fabrikaten stattfindet) und daß die Einfuhr von Fabrikaten, die andere besser herzustellen in der Lage sind, nicht ein Nachtheil für die eigene Volkswirthschaft ist, der mit allen Mitteln verhindert werden müßte, so hat es einen günstigen Stand in den Verhandlungen und hat viel eher Aussicht den Gegner unter Geltendmachung dieses Standpunktes zu einer Ermäßigung seiner Zölle zu veranlassen, um dadurch einen beiden Theilen nützlichen Waarenaustausch zu ermöglichen. Dem würde es entsprechen, wenn Deutschland seinen bisherigen Zolltarif, d. h. den Vertragstarif, unter dem es sich günstig entwickelt hat, mit gewissen Modifikationen in Einzelheiten den Verhandlungen zu Grunde gelegt und sich auch zur Ermäßigung einzelner Sätze desselben im Wege der Verhandlungen bereit erklärt hätte.“ *)

Mit diesen Ausführungen hat die Hamburger Handelskammer den Punkt richtig hervorgehoben, auf den es bei den Verhandlungen über neue Verträge ankommt, wenn sie zu einem erfolgreichen Abschlusse führen sollen. Alle Zollerhöhungen und alle Spezialisirung der Zollsätze helfen nichts, wenn der unentbehrliche leitende Geist fehlt, wenn

*) Der Vollständigkeit halber seien hier noch die sich unmittelbar anschließenden Sätze mitgetheilt: „Hält man besondere Waffen für einen Gegner, der durch Festhalten an unangemessen hohen Zollsätzen auf deutsche Erzeugnisse den gegenseitigen Waarenaustausch beeinträchtigt, für erforderlich, so würde sich dieselbe in einer, der amerikanischen analogen Bestimmung bieten, daß auch in solchen Fällen, und nicht nur, wenn deutsche Erzeugnisse ungünstiger als gleichartige Erzeugnisse dritter Staaten behandelt werden, die Waaren der betreffenden Länder mit Zollzuschlägen belegt werden können. Die Billigkeit einer derartigen Bestimmung wird, wenn Deutschland mit einem niedrigen Tarif in die Verhandlungen eintritt, von dem hohe Zölle besitzenden Gegner anerkannt werden müssen. Die Waffe ist wirksamer, als die allgemeine Erhöhung der Zollsätze, und es ist anzunehmen, daß, wenn Deutschland den gekennzeichneten liberalen Standpunkt einnimmt, sie nicht zur Anwendung kommen wird.“

das Vertrauen auf den wirthschaftlichen Nutzen erleichterten internationalen Verkehrs für jedes Land mangelt. Aber die ganze gegenwärtige Gesetzesvorlage, die vorgeschlagenen Zollerhöhungen und ihre Begründung, die zu ihrer Vertheidigung von den Regierungsvertretern gehaltenen Reden — alles athmet einen Geist der wirthschaftlichen Absperrung, welcher in dem Fernhalten ausländischer Erzeugnisse oder doch in der Verminderung ihrer Einfuhr einen Segen erblickt. Alle Betheuerungen, daß man Zollkriege nicht wolle und neue Handelsverträge für nothwendig halte, können daran nichts ändern. Zwischen dem Geist, aus welchem die deutsche Handelsvertragspolitik der Jahre 1892 und 1894 geschaffen worden ist, und dem Geist, der bei Ausarbeitung der Zollvorlage gewaltet hat, klafft eine unüberbrückbare Kluft. Dies wird sich immer klarer herausstellen, je weiter die Berathung der Vorlage im Reichstage vorschreitet. Denn wenn eine Zollerhöhung oder ein neuer Zoll eine „bessere Waffe" für neue Vertragsverhandlungen ist, warum sich bei den Vorschlägen des Gesetzentwurfs bescheiden? Warum bei der Erhöhung eines Zolles um die Hälfte, die ja schon eine bessere Waffe sein soll, stehen bleiben, wenn man sich ohne Weiteres durch Verdoppelung des Zolles eine noch viel bessere Waffe verschaffen kann? Auf diesem falschen Wege gibt es kein Halten. Und wenn ein neuer autonomer Tarif eine gute „Rüstung" ist, so kann sich das Ausland eine solche oder eine noch bessere leicht ebenfalls verschaffen, es bedarf dazu nicht einmal finanzieller Aufwendungen, sondern nur eines Aktes der Gesetzgebung.

Der Vorschlag der Hamburger Handelskammer, bei den neuen Vertragsverhandlungen deutscherseits den bestehenden Vertragstarif zu Grunde zu legen, hat natürlich bei den Männern, welche die Zollvorlage geschaffen haben, keine Gnade gefunden. Auch der sonst gemachte Vorschlag, Deutschland möge von dem bestehenden autonomen Tarif ausgehen, ist von den Regierungsvertretern ausdrücklich zurückgewiesen worden. Der hierbei gemachte Versuch, zwischen beiden Vorschlägen einen wesentlichen Unterschied herzustellen, ist durchaus verfehlt. Der bestehende autonome Tarif ist von dem bestehenden Vertragstarif nicht zu trennen, weil er, soweit vertragsmäßige Abmachungen nicht bestehen oder künftig etwa in Fortfall kommen, noch geltendes Recht ist. Es läßt sich aber nicht bestreiten, daß der Vorschlag der Hamburger Handelskammer den Vorzug besitzt, den Grundgedanken der Handelsvertragspolitik am folgerichtigsten und darum, was den voraussichtlichen Erfolg anlangt, am wirksamsten zum Ausdruck zu bringen.

Es ist schon vor Jahren in diesen Blättern betont worden, daß es zur erfolgreichen Durchführung der Handelsvertragspolitik nicht eines Kalkulators, sondern eines Staatsmannes bedürfe, und diese Mahnung ist bei den Reichstagsverhandlungen angesichts der Vorlage und angesichts ihrer amtlichen Vertretung mit nur zu gutem Rechte wiederholt worden. Es ist rathsam, hinzuzufügen, daß, wenn es denn einmal bei Vertragsverhandlungen auf einen Handel ankommen soll, dieser Handel nicht im Sinne eines Krämers oder Pferdehändlers, sondern im Geiste eines großen Kaufmanns geführt werden muß. Es ist eine durchaus irrige Annahme, daß im geschäftlichen Leben der Erfolg vornehmlich von einem geschickten „Handeln", was weit mehr Feilschen genannt zu werden verdient, abhinge. Auch heute noch mag zuweilen zu einem solchen Verfahren gegriffen werden, im kleinen Marktverkehr mag Vorschlagen und Unterbieten noch häufiger vorkommen, im Pferdehandel und Kuhhandel soll es sogar die Regel bilden. Aber im Ganzen hat der Kulturfortschritt das Gebiet, auf welchem das Feilschen üblich, im Groß- wie im Kleinverkehr gradezu eingeschränkt. Wer z. B. heute in einem großen Waarenhause oder auch nur in irgend einem guten Spezialgeschäft 10 Pfennige abzuhandeln versuchte, würde kurz abgewiesen und wahrscheinlich obendrein noch ausgelacht werden. So ist es auch gekommen, daß eine vor Jahrzehnten noch häufig im Laden angebrachte Inschrift „Feste Preise" so gut wie ganz verschwunden ist, weil sich dieser Grundsatz heute eben von selbst versteht, und jedenfalls läßt sich behaupten, daß noch niemals ein Geschäft, lesbar für alle Kunden, ein Plakat herausgehängt hat: Hier wird vorgeschlagen! Wie der Großhandel, der diesen Namen verdient, verfährt, hat in der Budgetkommission des Reichstags sofort ein hanseatischer Kaufmann dargelegt, als sich zum ersten Male die Vorliebe für das handelspolitische Feilschen hervordrängte; über Handel und Handelspolitik hat sich in ihrem Gutachten die Hamburgische Handelskammer ausgesprochen, ein kaufmännisches Kollegium, das an Intelligenz und Sachkunde von keinem ähnlichen Kollegium der Welt übertroffen wird. Sollte wirklich für den Verkehr großer Staaten untereinander eine andere Anschauung maßgebend sein können?

Das Deutsche Reich hat sich durch den Abschluß der Verträge von 1892 und 1894 in den Mittelpunkt der gesammten europäischen Handelspolitik gestellt, es hat auf einen Zeitraum von 12 Jahren für einen wesentlichen Theil des internationalen Verkehrs jede neue Zollerhöhung ausgeschlossen und damit eine gesicherte Grundlage für die Erweiterung des gegenseitigen Absatzes geschaffen. Das war die „rettende That", vor allem im deutschen Interesse. Deutschland steht heute wieder unmittelbar vor einer ähnlichen Entscheidung. Wer die Verwerfung der Zollvorlage anstrebt, sollte deshalb seinem Widerspruch auch ein positives handelspolitisches Programm, über die Forderung langfristiger Handelsverträge, deren Werth doch von ihrem Inhalt abhängt, hinaus, zur Seite stellen. Man kann kein besseres positives handelspolitisches Programm finden, als es der Vorschlag der Handelskammer zu Hamburg enthält.

M. Broemel.

Aus der großen Zeit.*)

Von höchstem Interesse ist jede neue Aufklärung über die Beziehungen Bismarcks zu Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich. Drei Menschen, so verschiedenartig wie nur denkbar und darauf angewiesen, unter den schwierigsten Verhältnissen und unter dem Druck größter Verantwortung mit einander zu arbeiten oder doch neben einander zu wirken; jeder in seiner Zukunft an den andern unlöslich gekettet. Bismarck, der Disponent einer Firma, die er in die gewagtesten Verwicklungen hineinriß, die er vor den Bankerott zu stellen schien, und neben ihm der gegenwärtige und der zukünftige Inhaber des Hauses, von denen weder der eine noch der andere ihm auf seinen verschlungenen, steilen, schwindeligen Wegen zu folgen vermochte, auf Wegen, die Bismarck alsdann zur Unsterblichkeit führten und die Hohenzollern auf die höchste Höhe dynastischer Macht.

Als Bismarck Ministerpräsident wurde, kam er von der auswärtigen Politik her; aber er wurde nicht vor Aufgaben der auswärtigen Politik gestellt. Er, der Diplomat, der früher ein politischer Reaktionär gewesen, sollte den inneren Konflikt als Konservativer lösen.

Wilhelm I. wollte die Militärreorganisation durchsetzen. Sie ließ sich im Parlament erreichen, wie heute feststeht, ohne daß irgend ein Opfer gebracht zu werden brauchte, das vom militärischen Standpunkt aus nicht zu rechtfertigen gewesen wäre.

Wir kennen von Wilhelm I. nur diese eine weitreichende und einschneidende That, seinen seit Jahren und Jahren erwogenen Plan der Heeresreorganisation. Sie war an sich eine Nothwendigkeit; sie war in den Einzelheiten, um die sich der Streit drehte, und an denen Wilhelm I. festhielt, keine Nothwendigkeit. Aber mit größter Hartnäckigkeit verhinderte der König jeden Ausgleich, zweifellos zugleich gestachelt von seiner Umgebung, denen nicht sach-

*) Vergleiche „Nation" vom 7. Dezember; „Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck" Band I und II, Cotta 1901, und „Fürst und Fürstin Bismarck" von R. von Keudell, Spemann 1901.

liche Erwägungen, sondern ihr reaktionäres Parteiinteresse, ihr Haß gegen die sogenannte liberale Aera ihre Stellung vorzeichneten, und so wurde diese militärische Frage zu einer politischen Machtfrage. Sie erhielt dieses Gesicht um so eher, da weder Wilhelm I. noch die Regierung bisher irgend welche ausgesprochene Neigung oder irgend welche Fähigkeit gezeigt hatten, die militärischen Machtmittel für Zwecke zu gebrauchen, die der Nation damals am Herzen lagen. Die Militärreorganisation konnte daher vor allem dazu bestimmt erscheinen, die „Jakobiner" im Innern niederzuhalten.

Wilhelm I. war kein Reaktionär, er war konservativ; er war auch kein Pietist, er war fromm. Er hatte unter dem reaktionären Junkerthum gelitten; er war von der Kreuz-Zeitungspartei verleumdet, von den Geschäften und vom Throne durch diese Elemente ferngehalten worden. Er brach mit dem reaktionären Junkerthum, aber er war auch geneigt den Liberalismus des Bürgerthums verdächtig zu finden. Die Erinnerungen an 1848 lebten in ihm; diese Verdachtsmomente zu steigern, gelang stets seiner höfischen Umgebung. War er ohne Sympathie für die Kreuz-Zeitungs-Gruppe, so war er doch auch ohne innere Gemeinschaft mit den Ideen des Liberalismus, mit seinen Anschauungen von der inneren Politik und von den Aufgaben Preußens nach außen. Er war nicht junkerlich-feudal, sondern wohlmeinend patriarchalisch-absolutistisch gesinnt; ein patriarchalischer Absolutismus, der nicht die Verfassung zertrümmern, sondern sich mit ihr abfinden wollte; ein Parlamentarismus, korrigirt durch den Einfluß und das Ansehen einer gutgearteten und Gutes wollenden monarchischen Gewalt. Wilhelm I. war der echte Sohn Friedrich Wilhelm III., freilich mit den Erfahrungen des Jahres 1848, ohne daß doch neue und alte Zeit sich organisch durchdrungen hätten. Und eigentlich ist er so sein Lebtag geblieben. Die Welt änderte sich um ihn in unerhörter Weise; er änderte sich kaum, und seine größte, bewundernswerthe Eigenschaft war es, daß er in all diesem Wandel sein ruhiges, vornehmes Gleichgewicht behielt und mit seiner nüchternen Klarheit und seinem seelischen Takt schließlich jeder neuen Lage gewachsen blieb.

Seine mangelnde Beweglichkeit, die ihn unfähig machte, neue große Verhältnisse voraus zu konzipiren, oder auch nur für solche Konzeptionen anderer sich erwärmen zu lassen, sie war dann auch zugleich das gesunde Schwergewicht, das ihn in allem Sturm und Drang als den alten erhielt. Die allerunmittelbarste Lage überblickte er wohl ohne Phantastik, mit nüchterner Klarheit; er war vornehm, gütig, mit einem Anflug anmuthiger Schalkheit und vor allem durch echten Takt bewahrt die engen Grenzen seiner Natur zu überschreiten und in diesen Grenzen wiederum sich mit wahrhaft hoheitsvoller Sicherheit bewegend. Man kann sagen Wilhelm I. war ein ausgezeichneter Typus des konstitutionellen Herrschers; konservativ gesinnt, vorsichtig, immer zurückhaltend; immer bremsend; am Ende nachgebend; sich weiter treiben lassend und doch immer seine Position wahrend; die Macht, von der er sich schließlich vorwärts bewegen ließ und mit der er paktirte und die mit ihm paktirte, war freilich nicht sein Volk und nicht eine moderne Volksvertretung, sondern ein Mensch — Bismarck, und doch nicht weniger vulkanisch als ein vulkanisches Parlament.

Wilhelm I. hatte den Zusammenbruch von 1807 und den Zusammenbruch von 1848 erlebt. Er war Soldat, und er war zweifellos der Ueberzeugung, daß diese tiefsten Erschütterungen seines Lebens, die eine, die von außen herangekommen war, wie die andere, die im Innern sich abgespielt hatte, daß beide durch ein Heer, wie er es wollte, vermieden worden wären; das war der Gedanke seines Lebens, als er zur Regierung kam; an sich ein klarer, gesunder Gedanke, der durch des Königs natürliche starre Unbeweglichkeit und durch die Tendenzen seiner nächsten Umgebung, diese Unbeweglichkeit zu verhärten, wie durch die politische Schwäche und staatsmännische Unzulänglichkeit seines Ministeriums zum Scheitern verurtheilt schien. Aber Wilhelm I. hat gewiß ebensowenig die Absicht gehabt, mit dem vervollkommneten militärischen Instrument im Innern gewaltthätig eine reaktionäre Junkerwirthschaft aufzurichten wie nach außen eine Politik großer Initiative zu ergreifen.

Er schrieb einmal an L. von Gerlach: „Ich kannte und träumte nur ein selbständiges Preußen, eine Großmacht des europäischen Staatensystems;" und eine preußische Großmacht ohne ein starkes hohenzollernsches Königthum war ihm undenkbar. Ein Königthum, das sich im Innern kraftvoll und honett behauptete, und ein Preußen mit diesem Königthum an der Spitze, das sich gleich stark und gleich kraftvoll international zu halten vermochte. Das wird man als das bescheidene, nüchterne Staatsideal Wilhelms I. betrachten können, und für den einen wie für den anderen Zweck hatte er mit praktischer Klarheit das Heer als das entsprechende Instrument erkannt.

Eines war sicher; sein Staatsgedanke war für die inneren Aufgaben zu eng und zu einseitig, um ein modernes Volk befriedigen zu können, und ebenfalls zu eng und selbstbeschieden, um jenen besten Männern zu genügen, die nach den Idealen der Befreiungskriege und des Jahrs 1848 die Umgestaltung Deutschlands herbeiführen und seine internationale Stellung umgestalten wollten. So mußte die neue Aera bei der Unzulänglichkeit des Ministeriums, bei seiner Unfähigkeit das Parlament zu leiten oder Wilhelm I. zu leiten und diese Kräfte aneinander zu bringen trotz besten Willens auf beiden Seiten für den Staat gänzlich ergebnißlos im tiefen Sumpf unmittelbar vor der Abdankung Wilhelms I. enden.

Der Sohn Wilhelm I. hatte einen gänzlich anderen geistigen Stammbaum als sein Vater. Auch er hatte ein sehr starkes Hohenzollernbewußtsein, aber er war berührt durch das weite, geistige Leben Weimars, dessen Kenntniß allein seine Mutter in die Familie gebracht hatte, und diese Empfänglichkeit für das moderne Geistesleben paarte sich mit Empfänglichkeit für das moderne nationale Streben Deutschlands und für das moderne Staatsleben überhaupt; solche Ideen waren ihm auch durch seine Gattin von englischem Boden her nahe gebracht worden. So verfiel er, wenngleich aus anderen Ursachen und unter anderen politischen Verhältnissen genau derselben Verfolgung wie sein Vater. Die Kreuzzeitungspartei hatte den Koblenzer Hof Wilhelms und Augustas überwacht und aus dem politischen Leben ferngehalten; sie überwachte nunmehr und schaltete aus dem politischen Leben aus die Hofhaltung Friedrich Wilhelms und Victorias. Diese loyalsten Unterthanen haben in einem halben Jahrhundert zweimal die unmittelbaren Anwärter auf die Krone und ihre Frauen auf das tiefste persönlich verletzt und gekränkt, gegen sie intriguirt, gegen sie die Bevölkerung und das Heer einzunehmen versucht, und doch ist ihre Position von äußerster Stärke geblieben, von einer Stärke, die selbst Bismarck'scher Kraft gefährlich erscheinen konnte. Die Devotion oder auch die echte persönliche Hingabe des Hofmanns ist der genehme und leichte Tribut, den das preußische Junkerthum entrichtet, um seine herrschende Stellung im Staat aufrecht zu erhalten. Sie dienen am Hofe zugleich aus Vergnügen, aus Beruf und aus Anlage, um dann im Staate zu herrschen.

Und dieser Hofmann junkerlich-preußischen Stammes war gleichfalls Bismarck und mußte es sein; mit Fähigkeiten, die gerade auch auf diesem Gebiet bis zur höchsten Virtuosität und Genialität gesteigert waren.

Wilhelm I. hatte zur deutschen Frage und zur Kaiserfrage des Jahres 1848 keine Stellung gewinnen können; er war in der Krisis der Kämpfe in Italien ohne jede zuverlässige Steuerung; die liberale Aera, die ihn auf dem Thron und am Werke sah, verlief ergebnißlos; er konnte lange nicht gegenüber dem schleswig-holsteinischen Streit von dem engen Gesichtspunkt ausschließlicher Erwägungen des Legitimitätsprinzips losgelöst werden; nur mit äußerster Mühe war er zum preußisch-österreichischen Kriege zu veranlassen; nur mit äußerster Mühe war er nach dem Siege

zu jener politischen Mäßigung zu bewegen, die geboten war. Aus der Chamade der Emser Depesche wurde ohne ihn eine Fanfare gemacht, und als dann die Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt wurde, ertrug er es widerwillig, „moros“, fast in feindlicher Gesinnung gegen Bismarck, dem wesentlichsten Urheber einer so ungeheuren Wendung. Zu dem deutsch-österreichischen Bündniß, das sich so lange als ein fester Anker unserer auswärtigen Politik erwiesen hatte, war er kaum zu bewegen.

Aus der inneren Politik will ich nur ein entscheidendes Beispiel anführen. Es war der bedeutungsvolle Augenblick, als Bismarck mit Herrn von Bennigsen wegen des Eintritts liberaler Politiker in das Ministerium verhandelte.

Am 30. Juni 1878 schrieb über das Ergebniß dieser Verhandlungen Herr von Bennigsen an Eduard Lasker *):

„Die beabsichtigte Kombination ist wesentlich daran gescheitert, daß Bismarck in Varzin den Eintritt von Forckenbeck und Stauffenberg in das preußische Ministerium, resp. ein hohes Reichsamt, zugestanden hatte, später in Berlin aber für den Eintritt leider nichts thun wollte oder konnte, obgleich ich ihm fortwährend, ebenso wie im Sommer und Winter 1877 in Varzin, auf das Bestimmteste erklärte, daß ich allein nicht in das Ministerium treten würde, ...“

Und als die gleiche Angelegenheit Wilhelm I. schwer beunruhigte, weil ihm Bennigsen in zweifacher Beziehung als Liberaler und als Deutscher, der mehr deutsch als hannoveranisch-legitimistisch empfunden hatte, antipathisch war, da schrieb er an Bismarck am 30. Dezember 1877 den folgenden ungehaltenen Brief:

„Die Zeitungen gehen so weit zu versichern, Sie hätten Herrn von Bennigsen nach Varzin berufen, um mit ihm diese große Umwälzung zu bearbeiten, wobei er das Ministerium des Innern erhalten solle? Dies hat mich denn doch in einem Maße frappirt, daß ich anfangen muß zu glauben, es sei wirklich etwas der Art am Werke, von dem ich gar nichts weiß.“

Leider kennen wir nicht den Brief, mit dem Bismarck Wilhelm I. beruhigte, aber aus einem erneuten Brief des Kaisers vom 2. Januar 1878 läßt sich die Situation völlig überblicken. Da schreibt der Monarch:

„Daß an all den Gerüchten nichts wahr sein konnte, versteht sich ja von selbst.“ . . .

Durch den Militärkonflikt, an dessen Ende der König Abdankung, Revolution, Schaffot zu sehen meinte, an Bismarck gefesselt, durch die sich immer steigernden und bis ins Ungeahnte wachsenden Erfolge seines Berathers an ihn auch innerlich gekettet, kam Wilhelm I. schließlich zu folgender Stellung gegenüber dem Kanzler:

Es war die Rede von dem gewaltigen Einflusse des Reichskanzlers auf den Kaiser. Da sagte der Kronprinz zu Forckenbeck: „Ja, meine Herren, das ist nun mal so und nicht zu ändern. Wenn Bismarck meinem Vater eine Allianz mit Garibaldi vorschlüge — nun, der ist ja wenigstens General, das wäre nicht das Aergste; aber wenn er ihm die Allianz mit Mazzini proponirte — so würde mein Vater Anfangs verzweifelt im Zimmer herumlaufen und ausrufen: Bismarck, Bismarck, was machen Sie aus mir. Dann bliebe er mitten im Zimmer stehen und spräche: Wenn Sie jedoch glauben, daß dies im Interesse des Staates unerläßlich nöthig ist, so läßt sich am Ende nichts dagegen einwenden.“ **)

Um zu diesem Einfluß aber zu gelangen, welch eine Meisterleistung hatte durch psychologische Einwirkungen vollbracht werden müssen. Und zahlreiche Briefe, die Bismarck an seinen Monarchen geschrieben hat, sind das Genialste, was es auf diesem Gebiete gibt. Er ist der Vasall, er ist der Lehnsmann, er ist der Offizier; er ist der getreue Brandenburger; Gott und seine Königstreue gebieten ihm, dem König — wenn es sein muß — blindlings bis in den Tod zu dienen; in allen Tönen und Variationen dringt diese Melodie immer wieder zum wohlgeneigten Ohre Wilhelms I., und dann faßt Bismarck mit ehrfurchtvollster Verbeugung den Monarchen an die Hand und führt ihn über Wege, die jener nie wandeln wollte, und die er fast immer widerstrebend geht zu dem Gipfelpunkt moderner monarchischer Macht. Bismarck war ein Handlanger, denn er hat nach der Hand Wilhelms gelangt und ließ sie nicht mehr los. Wilhelm aber besaß die für einen Monarchen unschätzbare Eigenschaft, daß er nun gleichwohl und doch ohne Pose auch in den größten Verhältnissen nach außen nicht klein erschien.

Bismarck hat selbst einmal gesagt, er sei am stolzesten auf seine Befähigung als Hofmann, und er konnte stolz auch auf diese Gabe sein, die ihm Mittel zum Zweck wie der Klasse des Junkerthums bald unentbehrliches politisches Mittel bald Endzweck der Existenz ist; — das unentbehrliche Mittel am preußischen Hofe!

Ganz anders stand Bismarck zum Kronprinzen Friedrich Wilhelm. War Wilhelm I. befangen in der vormärzlichen Zeit, so lebte Friedrich Wilhelm — natürlich mit einem starken Unterbau hohenzollernschen Bewußtseins — in den Ideen des preußischen Liberalismus. Freilich der Kronprinz wich in einem charakteristischen Punkte ab; er gehörte nicht zu jenen, die allein oder überwiegend an die Möglichkeit „moralischer Eroberungen“ glaubten; die Bedeutung des Heeres war ihm, dem Sohne eines Soldatenkönigs, klarer als vielen Parlamentariern; gewiß eine starke organisirte Wehrmacht wollte er, doch dazu ein Volk, das, im engen Vertrauen der Monarchie verknüpft, mit dieser gemeinsam die nationale, die deutsche Kaiserfrage löste. Das waren die Ideen des Thronfolgers, und dieser sah nun wie das Regiment seines Vaters ohne großen deutschen Ehrgeiz durch den Zwiespalt mit der Bevölkerung Preußen weiter und weiter von der Bahn entscheidender Erfolge abführte, und diese Erfolge schienen für absehbare Zeit gänzlich versperrt, als Herr von Bismarck durch immer erneute Verletzungen der Verfassung Volk und Krone immer tiefer entzweite.

Am 6. September 1863 hatte der Kronprinz Friedrich Wilhelm an seinen Oheim Ernst von Koburg-Gotha geschrieben:

„Ich finde in dem bloßen Gedanken eines mehrköpfigen Direktoriums (des deutschen Bundes) schon den unvertilgbaren Kern der Unhaltbarkeit. Ein gemeinsames Hand-in-Hand-gehen von Preußen und Oesterreich, um Deutschlands Geschicke zu entscheiden, ist ein unfaßbarer Gedanke. Man nenne es Alternat, Koordinirung oder wie man es wolle, nie wird Deutschland Segen von seinen beiden Rivalen einernten, solange beide ihren Einfluß gleich geltend machen wollen.“

Das sind genau die Gedanken, die Bismarck beseelten, mit dem Unterschied, daß ihm der „Segen“ für Deutschland nicht die Voraussetzung seines Handelns war, sondern zunächst wollte er die Stärkung der realen preußischen Macht, um dann mit dieser Oesterreich auszuschalten, wie es der Thronfolger wollte. Und diese beiden Männer, deren Wollen sich so nah berührte, standen in bitterster Gegnerschaft einander gegenüber und zwischen ihnen, der Vater und Monarch, der an Bismarck nur festhielt, weil er in ihm den Bändiger des inneren Umsturzes erblickte, während auch der Minister über diese Aufgabe hinaus mit dem Sohne zugleich auf gemeinsame große Ziele blickte. Eine tragische Situation, die Wilhelm I. geschaffen hatte, die die Zukunft Preußens, Deutschlands und der Monarchie völlig zu verdunkeln schien, die Bismarck durchkämpfen mußte, wollte er neben dem Monarchen sich eine Stellung für seine große Thätigkeit schaffen, die er auch temperamentvoll durchlebte mit seinen Instinkten als preußischer Junker, und die er schließlich überwand durch jene Genialität seiner auswärtigen Politik, die Wilhelm I. zu Triumphen hinführte, die jener nie wahrhaft erstrebt und nie zu erschauen gehofft hatte.

---

*) Der Brief wird demnächst mit anderem interessanten Material aus dem Nachlaß von Eduard Lasker durch Geh. Leg.-Rath Cahn veröffentlicht werden.

**) Aus M. Philippson „Das Leben Kaiser Friedrich III.“ eine treffliche Darstellung mit vielen ganz neuen interessanten Thatsachen. Siehe auch Erich Marcks „Kaiser Wilhelm I.“, voll Wahrhaftigkeit in mildestem Lichte.

Es war klar, daß in dem Augenblick der Kronprinz die Stütze der Bismarck'schen Politik werden mußte, da sich enthüllte, daß dem Minister noch ein anderes Ziel vorschwebte, als eine preußische Monarchie ohne echten Ehrgeiz, gehindert in jeder ausgreifenden Thatkraft durch die Feindschaft des eigenen Volkes, und gestützt allein auf Junkerthum und Heer.

Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz hat der Kronprinz den König für die weitschauende Politik seines Ministers in mühevoller Anstrengung gewonnen, und als der Krieg von 1870 losbrach, sagte Friedrich Wilhelm zu seinem ältesten Sohne vor der Abreise zum Heere: „Wenn wir siegen, wird der König von Preußen Kaiser"; und er hat unablässig dann im Felde für die deutsche Einheit und das Kaiserthum gewirkt. Sein Tagebuch erweist es. Ich habe zwei Höhepunkte aus dem Leben des Kronprinzen angeführt, geringere Gipfel umgeben sie.

Friedrich Wilhelm war keineswegs eine geniale Natur; aber er war ein moderner Mensch, erfüllt von modernen Ideen und fähig, große politische Konzeptionen zu erfassen.

In einem Schreiben Bismarck's an seinen kaiserlichen Herrn wird die Frage erörtert, nach welchen Grundsätzen Friedrich Wilhelm wohl regieren würde:

„Was die Stellung Seiner Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen betrifft, so bin ich darüber, ob dermaleinst, wenn Höchstderselbe nach Gottes Rathschluß regiert, grundsätzlich liberal regiert werden wird, nicht unterrichtet. Ich weiß es nicht und habe für meine Person Zweifel; jedenfalls vermuthe ich, daß diese Richtung, wenn sie eintreten sollte, nicht dauernd sein wird."

Sehr wohl möglich.

Aber eins ist zweifellos. Für das Große, das Bismarck geschaffen hat, mußte Wilhelm I. langsam, fast stets nach Ueberwindung von starkem Widerstand, gewonnen werden; und nur jene Richtung der Bismarck'schen Politik, die dem modernen Staat entgegengerichtet war, pflegte Wilhelm I. anzuregen, bereitwillig zu fördern und zu ermuthigen. Für die großen Pläne Bismarck's war Friedrich Wilhelm gewonnen und mit seinen innersten Anschauungen war er sicher ein Gegengewicht gegen jede Annäherung an eine einseitige Junkerpolitik. Ob für immer; wer kann das wissen, wenn ein Bismarck nachhaltig den Versuch hätte machen können, sich auch der geistigen Individualität Kaiser Friedrichs zu bemächtigen?

Jedenfalls wurzelte die Eigenart Kaiser Friedrichs in anderem Boden als die Kaiser Wilhelms; die Voraussetzungen seines Strebens und Wollens waren andere. Daß dieses moderne Streben und Wollen nur vorübergehend zu entscheidendem wohlthätigem politischen Eingreifen gelangte, war die Tragik seines Lebens und war tragisch für Deutschland.

P. Nathan.

Die stumme Volksvertretung.

In den Kreisen jener Politiker, die den Doppeltarif verlangen und die an ihm nur eines auszusetzen haben, daß die Zollsätze für agrarische Produkte zu niedrig gegriffen sind, will das Gefühl der Bänglichkeit nicht weichen. Wird wirklich ihrer Seele Sehnen sich erfüllen, und wird es gelingen, den Weg zu Handelsverträgen durch einen hohen Doppeltarif zu erschweren, vielleicht zu sperren? Man wagt es nicht, zuverlässig zu hoffen, und man fürchtet, daß die Majorität des Reichstags, von der öffentlichen Meinung gedrängt, den Weg der Agrarier bis zum Schlusse mitzuwandeln, versagen könnte. Folglich muß der Einfluß der öffentlichen Meinung auf den Reichstag, soweit als möglich, ausgeschlossen werden.

Diesen Weg der Erörterung wandelt die „Kreuzzeitung". Sie macht sich daher das Verlangen zu eigen, es sei die Oeffentlichkeit von den Berathungen der Zolltarifkommission auszuschließen. Das Blatt der Junker sagt:

„Welchen Zweck hat die engere Berathung denn überhaupt, . . . wenn sie die Mitglieder nicht von einem gewissen Drucke, wie ihn die Ueberwachung durch das Publikum und die Presse immerhin ausübt, befreit, und vor allem der Regierung nicht Gewähr dafür bietet, daß vertrauliche Mittheilungen auch wirklich vertraulich bleiben, und nicht zur Kenntniß derer gelangen, denen sie vorenthalten werden sollen.

Der empfohlene Ausschuß der Oeffentlichkeit ist also eine Forderung des gesunden Menschenverstandes, weiter nichts."

Das dürftige, kleine Schurzfell, das die „Kreuzzeitung" ihrem Verlangen umhängt, braucht man nicht lange zu betrachten. Hat die Regierung wirklich sogenannte vertrauliche Mittheilungen zu machen und kann die Regierung nachweisen, daß die Bekanntgabe dieser vertraulichen Mittheilungen für Deutschland nachtheilig wäre, dann mag man für diesen Theil der Verhandlungen der Kommission die Oeffentlichkeit ausschließen. Diese Konzession kann theoretisch gemacht werden; daß sie eine praktische Bedeutung haben sollte, ist überaus unwahrscheinlich; denn im Allgemeinen pflegt solch ein Kommissionsgeheimniß immer nur ein secreto à voces zu sein.

Aber der Schutz vor den Ohren des Auslandes in unserer modernen Welt, in der es keine Geheimnisse gibt, ist nicht der einzige und nicht der wichtigste Grund, der die „Kreuzzeitung" jenem Vorschlag so geneigt stimmt. Mit der Offenheit der Naivetät ist ihr das Entscheidende, die Kommission von dem Druck und der Ueberwachung zu befreien, die Presse und Publikum „immerhin" ausüben. Da wir eine Volksvertretung zum Unglück haben, soll es wenigstens eine Volksvertretung sein, die vom Volk losgelöst ist und die unter Censur arbeitet; die ihr Werk nicht in Uebereinstimmung und unter Billigung der großen Masse der Nation löst, sondern die es gegen den Willen und gegen die Interessen der Millionen fertig stellt und wie ein Unglück dann plötzlich auf Deutschland herniederfallen läßt. Noch einen Schritt weiter und man gelangt zu jenem Plane des Herrn von Oldenburg, den dieser westpreußische Führer des Bundes der Landwirthe in einer Versammlung der Landwirthschaftskammer auseinander gesetzt hat. Weit besser als Berathungen unter Ausschluß der Oeffentlichkeit sind gar keine Berathungen des Parlaments, und die erreicht man, wenn die Regierung, wie es Herr von Oldenburg vorschlägt, den Reichstag auflöst und alsdann zu einer Suspendirung der Verfassung schreitet. Warum nicht einen Verfassungsbruch mit allen seinen möglichen Folgen für die Nation und die Monarchie, damit eine Anzahl Großgrundbesitzer den Gewinn aus einem Mindestzoll von 7,50 M. erhält. Sieben Mark und fünfzig Pfennige ist doch wirklich die Verfassung des deutschen Reiches nicht werth.

Der phantastische Cynismus solcher Vorschläge darf keineswegs belächelt werden. Hinter ihm steckt ein bitterer Ernst; nämlich die Empfindung und die Erkenntniß in den agrarischen Kreisen, daß eine Junkerpolitik ohne gewaltthätige Oktroyirung sich schließlich in dem Deutschland des allgemeinen Wahlrechts nicht wird durchführen lassen. Solch eine Junkerpolitik ist nur bleibend aufrecht zu erhalten, wenn die „Ueberwachung" des politischen Lebens durch die Presse und der „Druck" der Nation auf das Parlament — nicht nur für eine einzelne Kommissionsverhandlung — sondern für so lange, wie es eben geht, unwirksam zu machen versucht wird. Herr von Oldenburg hatte wohl gethan, zugleich die rein politische Bedeutung der agrarischen Tendenzen noch sichtbarer in den Vordergrund zu rücken, als es der verschämtere Vorschlag der „Kreuzzeitung" gethan hat. Gewiß, das agrarische Deutschland bedarf, wenn überhaupt, so in entscheidender Stunde einer stummen Volksvertretung; des Parlamentarismus in Einzelhaft.

O. E. Scandi.

Heinrich Düntzer.

Am 16. Dezember ist Heinrich Düntzer in seiner Geburtsstadt Köln nahezu neunzigjährig gestorben. Er war längst eine mythische Persönlichkeit geworden: der uralte, einsame Gelehrte, dessen Hand gegen alle erhoben war und gegen den alle Hände erhoben waren; der sprichwörtliche Träger aller Sünden, die die „Waschzettelphilologie“ wirklich oder auch nur angeblich auf dem Gewissen hat. Jede eindringende philologische Bemühung um einen Goethetext glaubt man mit dem Schreckwort: „Düntzer!“ zurückscheuchen zu können; jeder Dilettant, der eine unmögliche Hypothese unzureichend begründet, beschuldigt seine Kritiker der Düntzerei und ist gerettet.

Dies Schicksal ist nicht völlig unverdient über den ernsten und tüchtigen Mann gekommen; aber es ist nur der Reflex seines eigentlichen Schicksals, das wohl ein tragisches heißen darf. Wohl ist er eine typische Gestalt; aber er vertritt einen rührenden Typus, der nirgends häufiger ist als in Deutschland: den Gelehrten, der die Schönheit ach so unglücklich liebt. Es ist gewissermaßen der Fluch der Häßlichkeit ins Geistige verpflanzt: eine Erscheinung, die verdammt ist, die von ihr zärtlich umworbene Poesie zu verwunden und zu verscheuchen.

Düntzer hat sich gegen zahllose Angreifer, die fast alle er selbst auf sich dressirt hatte, in einer mehr noch polemischen als apologetischen Autobiographie gestellt: „Mein Beruf als Ausleger“ *). Der geistreiche Goethephilolog Max Morris hat aus diesem Buch treffend eine Selbstcharakteristik Düntzer's herausgehoben, die freilich eigentlich auf einen anderen Heinrich geht:

„Und wirklich war es merkwürdig, wie Heinrich viele Jahre stehn geblieben war, nur seine bissige Bitterkeit, von der man Ergötzliches erzählte, schien sich weiter ausgebildet zu haben. Der früher recht vielseitige und . . . umgängliche Mann hatte sich in seinen Eigenheiten verknöchert. Freilich fehlte es in seinen Vorlesungen nicht an willkommenen sprachlichen und sonstigen Bemerkungen, aber jedes anregende Leben mangelte“ (a. a. O. S. 38).

Düntzer wurde am 12. Juli 1813 als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren und die äußeren günstigen Umstände sind ihm, wie es in Deutschland bei der wissenschaftlichen Laufbahn nicht so selten begegnet, fürs Fortkommen schädlich geworden. Er studirte in Bonn und Berlin und hat in dem großen Philologen August Böckh stets den Schutzgott seiner Studien dankbar verehrt. 1837 habilitirt er sich an der rheinischen Hochschule und las, wie es scheint, anfangs mit entschiedenem Erfolg. Aber bald gerieth dieser ins Stocken, nach seiner Angabe durch die Intriguen des allerdings sehr herrschlustigen Philologen Ritschl — des einflußreichen Lehrers und Freundes von Friedrich Nietzsche. Wir werden doch wohl annehmen dürfen, daß jene Unfähigkeit, anzuregen, zu beleben, die sich in allen Schriften Düntzer's zeigt, auch in seinen Vorträgen abgestoßen haben wird. — 1846 gab er diese Stellung auf, übernahm die Leitung der Kölner Gymnasialbibliothek und hat dann den größten Theil seines langen Lebens als Privatgelehrter gewirkt. Hatte er zuerst der homerischen Forschung Arbeiten beigesteuert, die noch kürzlich Wilamowitz, der gestrengste Richter, zur höchsten Freude des Greises mit seltenem Lobe bedachte, so wurde bald die Bemühung um philologische Auslegung und biographische Erläuterung von Werken unserer klassischen Dichtung sein ausschließliches Arbeitsgebiet und hierin wieder nahm die Sorge um Goethe's Werke, vor allem auch den „Faust“, die Hauptstelle ein.

Unser Vaterland ist kein günstiger Nährboden für ungebundene wissenschaftliche Thätigkeit. Oft genug hat man es betont, daß anderwärts etwa ein Darwin oder ein Giambattista de Rossi eine wissenschaftliche Stellung einnahm, für die bei uns die Zugehörigkeit zu Universität oder Akademie fast selbstverständliche Voraussetzung wäre. Wir haben Privatgelehrte großen Stils gehabt — der größte war Goethe selbst; aber auch sie haben unter dieser Art „akademischer Ungebundenheit“ zu leiden gehabt. Vorurtheil und Erfahrung wirken zusammen, um uns ein gewisses Mißtrauen gegen den „höheren Finken“, den keiner akademischen Korporation angehörigen Forscher einzugeben. Einerseits wirkt unzweifelhaft ein gewisser akademischer Hochmuth, und den hat bald auch Düntzer zu kosten bekommen; obwohl gerade unter seinen Lieblingsfeinden neben dem Professor Scherer und dem Bibliothekar Schöll die „Dilettanten“ H. v. Loeper und W. v. Biedermann obenanstanden. Daneben aber ist wirklich gerade für die eigensinnig-individualistische Art des deutschen Gelehrten die Korporation ein unschätzbares Erziehungsmittel: das Gefühl der Gemeinschaft, der Gedankenaustausch im Sprechzimmer, vor allem die Pflicht, in täglicher Lehrthätigkeit von vielen Dingen Kenntniß zu nehmen, die man sonst vielleicht ignoriren würde, — all das hilft ein bischen aus unserer angeborenen Gottähnlichkeit heraus. Deshalb ist im Allgemeinen der Gymnasiallehrer als Gegner noch schlimmer als der Universitätsdozent, der Privatgelehrte aber viel ärger noch als jener. Das hat sich gerade an Düntzer gezeigt. Hingebende Liebe zur Sache darf ihm niemand abstreiten. Aber er brachte die Rechthaberei, die man dem deutschen Philologen wohl nicht ganz mit Unrecht nachsagt und jedenfalls in jener Periode mit vollem Recht nachsagen konnte, in sich zur klassischen Blüthe. Seit Gervinus hat niemand die krankhafte Unfähigkeit, sich zu irren, in solchem Maße besessen wie er. In seiner Lebensgeschichte sieht man es immer wieder, wie er es mit allen Freunden verdirbt und sich wundert, daß niemand es mit ihm aushalten konnte. Je mehr Gegner er sich großzog, desto mehr freute es ihn, die Wahrheit allein zu besitzen. Und was für Wahrheit! nicht große, beglückende Einsichten, die der Denker als einsamen geheimen Schatz hegen mag, sondern eine Ansicht hier über die Datirung einer Scene, dort über eine Konjektur oder eine Interpunktion. Immer mürrischer und verdrießlicher sammelte er die Splitter seiner Feinde zu einem köstlichen Museum und ahnte nichts von dem Balken, den alle Welt in seinen Augen sah. Nur etwa in den letzten zehn Jahren trat eine leise Erweichung ein und er hat die Studien einiger jüngerer Forscher zuweilen durch ein wohlwollendes Lob, öfters auch nur in der Mitte seiner grämlichen Ausstellungen durch eine non-mention honorable anerkannt.

Düntzer hat, wie alle Welt weiß, sehr viel geschrieben. Zumal die ersten Werke bedeuteten eine sehr entschiedene Förderung der Wissenschaft: die Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (1859), das Buch über Goethe und Karl August (1861—1865), vor allem die erste größere Schrift über den Faust (1850—1851). Sie zog ihm sofort die Gegnerschaft des großen Aesthetikers Fr. Th. Vischer zu, der dann in seinem mehr noch von Vischer-Kultus als von Goethe-Verehrung zeugenden „dritten Theil des Faust“ den „tausendfachen Münzer von Goethe's letztem Hosenknopf“ mit einem etwas reichlich oft zitirten Spottnamen behängt hat. Aber wer die frühesten, „rein philosophischen“ Bücher über den Faust kennt (unter denen allerdings auch schon ein ganz vortreffliches, von dem Leipziger Aesthetiker Weiße, sich befand), wird bei aller Hochachtung vor Vischer's oft kongenialer, oft eigensinnig versagender Interpretationskunst für Düntzer dankbares Lob übrig haben müssen. Vielfältig hat er neues Material herangeschafft, oft übersehene Schwierigkeiten aufgedeckt, nicht selten glücklich kombinirt. Und mehr oder weniger gilt das alles von der großen nie stockenden Fluth seiner Erläuterungsschriften zu Goethe, Schiller, Lessing, Uhland; seiner Biographien unserer drei Hauptklassiker; seiner biographischen und litterarhistorischen Abhandlungen und Sammlungen.

Aber in all diesen Arbeiten blieb sich auch das gleich, was die Schattenseite seiner verständigen Nüchternheit bildete: ein geradezu unheimlicher Mangel an poetischem Sinn, eine fast räthselhafte Harthörigkeit gegen das Räthselhafte und Mystische in aller Poesie. Er hat seine urprosaischen Umschreibungen vertheidigt: Goethe habe ja selbst den

*) Leipzig 1899, Ed. Wartig's Verlag.

Werth prosaischer Uebersetzungen aller Dichter anerkannt. Sicherlich; aber wäre diese Art von prosaischer Wiedergabe den Klassikern vorgekommen, so wäre Düntzer einem kräftigen Xenion so wenig entgangen wie einst Gedike oder Manso. Und dann: in dieser oft komisch wirkenden Unbehilflichkeit des Ausdrucks spiegelt sich eine tiefer liegende Schwäche wieder: seine absolute Unfähigkeit, zwischen Wichtigstem und Unwichtigstem einen Unterschied zu machen. Düntzer erzählt den Tod des von ihm, dem liberalen Katholiken, hoch verehrten Lessing, in folgendem unvergleichlichen Satz: „Es war am 15. Februar Abends vor 9 Uhr, als der große Geist in dem westlichen Eckzimmer des ersten Stockes des Hauses am Aegidienmarkte 12 (die beiden von Lessing bewohnten Zimmer sind jetzt zu einem vereinigt) aus der zerrütteten Hülle schied." . . . Diese Parenthese richtet den Faust-Kommentator und tödtet den Biographen der Charlotte v. Stein.

Das war aber verhängnißvoll. Der Litterarhistoriker hat in unserem Vaterlande keine günstige Stellung; zumal wenn er sich der Geschichte der neueren Dichtung widmet. Die lebenden Dichter haben oft allzu viel Interesse daran, die Urtheile der Litteraturgeschichte im Voraus zu verdächtigen; die Leser wollen nur zu häufig in der bequemen oberflächlichen Manier des Lesens, die bei uns zu Hause ist, nicht gestört werden. In Frankreich gehört die Besorgung klassischer Ausgaben großer Schriftsteller zu den anerkannten nationalen Ehrenpflichten; in Deutschland muß jeder Pfennig für solche Aufgaben mühsam erbettelt werden. Wenn bei uns ein Forscher über Goethe ein Werk voll so minutiöser Einzelarbeit veröffentlichen würde, wie jenseits des Rheins Spoelberg de Loverjoul mehrere über Balzac herausgegeben hat — er würde als byzantinischer Kleinkrämer todtgepfiffen; drüben hat man sich seiner Arbeit rechtschaffen gefreut. Und in diese Stimmung trat nun im kritischen Moment Düntzer herein. Er wurde der Kronzeuge aller Feinde der neueren deutschen Litteraturgeschichte. Hier war ja wirklich ein Gelehrter, der gar nicht ahnte, daß es zum Verständniß der Dichter poetischen Einfühlens bedürfe! mit Jahreszahlen und trivialen Worterklärungen wollte er alle Geheimnisse lösen! Freilich — er war fast der Einzige in seiner Art: wer würde gegen einen Herman Grimm oder Wilhelm Scherer, einen Rudolf Hildebrand oder Erich Schmidt im Ernst die gleichen Anklagen erheben? Aber er war durch seine Produktivität, und vor allem durch die nicht ohne guten Grund vielverbreiteten Erläuterungen zum „Faust", er war auch durch seine sprichwörtliche Streitlust, durch Vischer's und anderer Spott der bekannteste aller Goethe-Philologen. Und so sind uns allen die Zähne von den Trauben stumpf geworden, die dieser Vater der philologischen Goethe-Forschung gegessen hatte!

Sollen wir darüber seine großen Verdienste vergessen? sollen wir die Schuld nicht durch die Tragik seiner verbitterten Einsamkeit gesühnt glauben? Ich meine doch. War seine Sünde ja schließlich nur die, mit der einmal Goethe das tragische Schicksal einer Romanfigur motivirt: er hatte das Unglück, nicht liebenswürdig zu sein, wo er liebte!

Berlin, 17. Dezember 1901.

Richard M. Meyer.

Her Majesty's Juryman.

Folgen wir der „procedure" des Gerichtshofs einmal von Anfang an. Nach Erledigung der früher geschilderten Eingangsformalitäten wird vom Clerk of the Court der erste Fall aufgerufen, und der Angeklagte erscheint in seinem „Dock", direkt aus dem Fußboden emporwachsend, da unterhalb der Dielen die Zellen liegen. Je nach Gefährlichkeit des Verbrechers ist er von zwei kleinen indischen („Kling", — echt englische Mundgerechtmachung des geographischen Namens Kalingapatam, einer vorderindischen Landschaft, woher starke Einwanderung stattfindet, und gebraucht zur Bezeichnung fast aller südindischen Völkerschaften), — zwei stämmigen malayischen oder zwei riesigen Sikhpolizisten flankirt. Nun muß nach englischem Gesetz, das aus dem Mutterland ohne Weiteres auf die Kolonien übertragen ist, jeder zum, wenn ich nicht irre, siebenten Male rückfällige Delinquent von einer Jury abgeurtheilt werden, und es erhellt ohne Weiteres, daß demnach eine sehr große Anzahl der vorkommenden Fälle, an die 7 Europäer aus dem Publikum nebst dem ganzen Gerichtsapparat, ihre Zeit wenden müssen, sogenannte „Petty cases" sind, die in anderen Ländern ein einziger Polizeirichter in 5 Minuten abthut. Hier geht das nur dann so schnell, wenn, wohlgemerkt, bei „Petty cases", der Mann geständig; — dann fällt der Richter ohne Befragung der Jury sofort seinen Spruch und exit Culprit. Aber welcher Asiate gesteht wohl?! Unter Hunderten einer, nur die „oldest hands", denen die Geschichte schon langweilig geworden ist. Der Durchschnitts-Asiate aber leugnet, erstens, weil ihm das Lügen am besten liegt, zweitens weil er auf Freunde hofft, die ihn trotz Zeugeneides herauslügen (es würde gar zu weit führen, wollte ich all die je nach der „Religion" des Zeugen verschiedenen Einschwörungsmodos namhaft machen) — und drittens, weil er sich als Mittelpunkt der langen Verhandlungen sehr wichtig vorkommt. Manch armer Teufel in gelber und brauner Haut machte auf mich den Eindruck, — notabene wenn es nicht um Kopf und Kragen ging, sehr stolz zu sein auf diesen erhabensten Augenblick seines Lebens.

Also er leugnet, und nun gehts an die Ausloosung der Jury, womit meist allerhand artige, wenn auch der Würde des Orts entsprechend diskret belächelte Scherze verbunden zu sein pflegen. Denn wehe, wenn ein schlechtgelaunter Lord Oberrichter einen frivolen Juryman oder ein Mitglied des Publikums wegen „Contempt of Court" in die Hände nahm! 24 Stunden für die Asiaten oder $ 5 für die Europäer war das Mindestmaß. Und appellirt konnte dagegen nicht werden. Wehe auch, wenn nach der Mittagspause ein bereits eingeschworener Juryman später von seinem „Tiffin" in einem benachbarten Hôtel zurückkam, als Mylord, der das seinige in seinen Privatzimmern hinter der Bench einnahm und daher leicht prompt sein konnte. Das kostete allemal 5 $ und eine beschämende Ansprache coram publico vom hohen Olymp herab, mit so viel Sarkasmus als his Lordship zur Verfügung hatte, und ich entsinne mich, daß es einmal $ 10 gekostet hat.

Mylord: Ihr Name, Sir?

Juryman: Mr. Johnson, Mylord.

Mylord: Ihr Beruf?

Juryman (aufathmend): Uhrmacher, Mylord! Ich hatte die Ehre, Euer Lordship voriges Jahr zu — — —

Mylord (strenge): Sie sprechen zum Gerichtshof, Sir, und nicht zu irgend einer Persönlichkeit.

Juryman (kleinlaut): I beg your Lordship's pardon.

Mylord: Ziehen Sie Ihre Uhr heraus. Wieviel zeigt sie?

Juryman: 2 Minuten über Halb, Mylord.

Mylord: Very good, Sir! Jeden Anderen würde ich um $ 5 gestraft haben; Sie als Uhrmacher, der in jedem Augenblick ganz genau wissen sollte, was die Glocke geschlagen hat, strafe ich um — $ 10.

Juryman (bescheiden): Thank you, Mylord. (leise, nur für seine Mitgeschworenen verständlich:) Und dabei schuldet mir der Kerl noch meine Rechnung vom vergangenen Jahr!

Leises Gekicher in der Jury-Box, das aber unter dem drohenden Blick seiner Herrlichkeit sofort erstirbt. „The case proceeds".

Uebrigens war diese freie „Tiffin"-Pause auch erst eine Errungenschaft der Neuzeit. Bis kurz vor meinem ersten „Auftreten" als Geschworener war der Buchstabe des

Gesetzes, welcher vorschreibt, daß Jurymen zur Vermeidung möglicher Beeinflussungen seitens des Publikums von jeglicher Berührung mit der Außenwelt fern zu halten seien, auch in Singapore streng befolgt worden; sie waren auf Staatskosten in einem Raum des Gerichtsgebäudes abgefüttert worden, und wenn ein schwerer Fall in einem Tage nicht erledigt werden konnte, hatte der Staat Zimmer für die Geschworenen im nächstgelegenen Hotel gemiethet, wo letztere hinter einem polizeilichen Kordon einquartirt wurden; ja, da die armen Diener ihrer Majestät doch auch nach der schweren Sitzung etwas frische Luft schnappen mußten, hatte man sie Abends in staatsseitig requirirten Equipagen unter polizeilicher Eskorte spazieren fahren lassen. Dabei soll es denn einmal vorgekommen sein, daß die schon 4 Tage dauernde Verhandlung über einen ganz besonders schweren Fall mit einer neuen Jury von neuem begonnen werden mußte, weil einer der Geschworenen in einem Augenblick der Selbstvergessenheit während des ex officio Kutschirens an der Esplanade, (dem Korso Singapores), seiner ihm gleichfalls zu Wagen begegnenden Frau, die der ärmste Mensch so lange nicht gesehen, einen Gruß zugerufen und ihre Antwort empfangen hatte! — Der Betreffende, „the oldest German Resident of the place“, hat es mir selbst einmal mit großem Vergnügen erzählt, aber nicht dabei gesagt, welche Strafe ihm dies unerhörte Benehmen eingetragen hat.

Doch zurück zur Ausloosung der Geschworenen. Der Gerichtsschreiber zieht aus einem Kästchen einen Namen; 30—40 mit Vorladungen Bedachte harren besorgt seiner Verkündigung. Denn der erste Aufgerufene wird Obmann der Jury und hat das Wort für sie zu führen. Trifft das Loos einen Ausländer, an dessen Englisch noch Zweifel bestehen, oder gar einen Angehörigen der „gleichgestellten“ Nationen, dann wird der Zettel geschickt eskamotirt und ein anderer hervorgesucht. Uebrigens bin ich mehrmals foreman of the jury gewesen und habe als solcher sogar einmal aktiv in die Verhandlungen eingegriffen und den öffentlichen Dank des Gerichtshofes dafür erhalten. Es war ein kurioser „Käse“, wie wir Anglodeutschen den terminus technicus „case“ übersetzten. Mißbrauch der Amtsgewalt. Angeklagt waren die malayischen „P. C.“, (Police Constables) Nummer 40 und Nummer 44. Die Geschichte war Nachts passirt und ein großes weibliches Zeugenpersonal war aufgeboten, wovon die eine Hälfte auf 40 und die andere auf 44 schwor. Numero 440 bewachte seine beiden Kollegen und leistete sich während der ganzen Verhandlungen (die beiden Angeklagten leugneten natürlich hartnäckig, was an und für sich kein Unschuldsbeweis gewesen wäre) ein mir auffallendes hundsföttisches Lächeln. Ich erbat mir die Erlaubniß, eingreifen zu dürfen, ließ den Mann vortreten, halb links und halb rechts um machen und demonstrirte dem Court ad oculos, daß seine Nummer (vorn auf dem Dienstkäppi) von der einen Seite gesehen, 44 und von der anderen 40 ergab! Quid nunc, Salomo? Der ganz verblüffte Sicherheitswächter fiel, wie die Holländer sagen, durch den Korb, d. h. gestand. Lord Chief Justice O'Mallay machte mir ein Kompliment und der Attorney General, der blindwüthend gegen die anderen beiden „Nummern“ vorgegangen war, murmelte etwas von „those D . . . . . . Germans“. Was mir eine große Ehre war.

Die 7 Namen sind aufgerufen, — — — und mindestens 3—4 der Betroffenen ersuchen um Dispens. Dabei kommt wiederum alles auf his Lordship's Laune an. Neuangekommene Oberrichter haben z. B. noch gar keine Hochachtung vorm „Mailday“ und lassen denselben nicht als Entschuldigungsgrund gelten, — — nach einiger Zeit lernen sie aber die Wichtigkeit dieses Tages begreifen, und es hat ihrer gegeben, die sogar den Posttag ganz sitzungsfrei ließen, wenn der „Calendar“ nicht gar zu schwer war. Hatten sie soviel Ortskenntniß erworben, dann wurden sie im Interesse des Dienstes schleunigst versetzt, und es kam eine neue — — — Perrücke. Andere Entschuldigungsgründe waren: Unwohlsein, Familienverhältnisse, ungenügende Kenntnisse des Englischen. Der letzte war sehr zweischneidig, z. B.

Mylord: Weshalb wünschen Sie entschuldigt zu sein?
Juryman: With your Lordship's permission, weil ich nicht genug Englisch verstehe.
Mylord: Was sind sie für ein Landsmann?
Juryman: May it please your Lordship, Armenian.
Mylord: Wie lange sind Sie in Singapore?
Juryman: 12 Jahre, Mylord.
Mylord: And don't understand English?! Very well, Sir, — — Sie brauchen nicht in der Jury zu sitzen, — — aber Sie werden während der Dauer dieser Session täglich hierher kommen und hier bleiben, — — just to learn English!

Und der arme Kerl, — — ein sehr reicher Kerl, nebenbei, großer Rheder und bedeutender Kaufmann, mußte, statt wo möglich mit einem Tag Dienst als Juror davonzukommen, 2—3 Wochen jeden Sitzungstag an den Gerichtsschranken erscheinen!

Waren die sieben Geschworenen und zwei Reservemänner ausgelooft, dann durften die anderen Vorgeladenen sich bis zum nächsten Morgen entfernen, und die Jury wurde nun zunächst eingeschworen. Ein uralter, nur zu diesem Zweck noch „gebrauchter“ Usher besorgte dies vermittelst einer dito Bibel, — beide gleich unreinlich aussehend. Er hielt das abgegriffene Buch einem Jeden der Sieben in bedenkliche Nähe von Mund und Nase, und leierte dann die Schwurformel herunter, an der ich drei Jahre studirt habe, bis ich sie verstand, da der Mann an Interpunktionsversetzungen litt, und sein Organ außerdem schon mehr als defekt war. Desto genauer aber sind mir Worte und Tonfall schließlich im Gedächtniß geblieben: (Andante) „You shall well and truly try between our — (accelerando) sovereign Lady the Queen and the — (allegro) prisoner at the bar and find a verdict according to — (prestissimo) the evidence so help you God the next one“, resp. beim siebenten: „so help you God the Jury is sworn Mylord.“ Der betreffende Juror machte dann ein „Karpfenmaul“ in die Luft, was offiziell als „kissing the bible“ bezeichnet wurde, und es konnte endlich in die eigentliche Verhandlung eingetreten werden, worin einander also hocherbaulicher Weise „unsere erhabene Frau Königin“, und, in 99 von 100 Fällen, irgend ein halbnackter, schäbiger, schmieriger, stinkender Kuli gegenüberstanden! Und selbst war das Letztere nicht der Fall, so waren die moralischen Defekte der Gegenpartei Ihrer Majestät häufig nur desto schlimmer! Wurden dann von den vorerwähnten „Petty-cases“ so 10—12 Stück per Tag abgehandelt, — und die Jury mußte bei jedem neuen Fall neu wieder eingeschworen werden! — so gab das ein Massenaufgebot von Anrufungen der erlauchten Dame und des höchsten Wesens, das einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Uebrigens wurden Andersgläubige, Juden, Armenier, Parsis &c. nach ihrem eigenen Ritus eingeschworen, wobei bei Ersteren statt eines alten Buches ein alter Hut seine Rolle spielte.

Ueber die „vor mir“ verhandelten Fälle zu referiren, ist natürlich, wie schon gesagt, nicht meine Absicht. Genüge es, anzudeuten, daß die Auswahl die denkbar reichhaltigste war, vom wiederholten Diebstahl bis zu Seeraub, Mord und allerlei spezifisch asiatischen Unaussprechlichkeiten. Wie Eingangs erwähnt, waren es ja auch weniger die verschiedenen Sorten „Käse“ selbst, als, um im Bilde zu bleiben, die „Servirung“ derselben, die das Interessante der Verhandlungen — und den Gegenstand meines Studiums bildeten; Vorsitz, Anklage und Vertheidigung werden aber wohl überall mutatis mutandis in demselben Verhältniß zu einander stehen, wie in meinem englisch-hinterindischen Geschworenengericht, sadaß es sich erübrigt, darüber des Näheren zu berichten, obwohl ich bezweifeln möchte, daß die berühmten „triangular duels“ zwischen den genannten 3 Instanzen aller Orten mit so viel Hitze und manchmal Witz ausgefochten werden, wie unter den geschilderten besonderen Umständen in Singapore. Jedenfalls war die Zeit, die ich Ihrer großbritannischen Majestät als

getreuer und aufmerksamer Jurhman gewidmet habe, für mich nicht verloren, wenn auch mein verehrter Prinzipal, dessen Kontor ich dadurch für so manche Stunde entzogen wurde (er selbst kam nämlich fast nie daran), oft deswegen zu „grümbeln" (to grumble) pflegte, wie man da draußen auf Deutsch sagt. Ich selbst grümbelte natürlich immer mit, besonders an Posttagen.

Eberhard Hansen.

Secessionsdämmerung.

Die Wiener Kunstchronik ist seit einigen Tagen um einen Theaterskandal reicher. Das „Jungwiener Theater zum lieben Augustin" hatte seine Pforten geöffnet, weit geöffnet mit Hilfe einer mehrmonatlichen Vorankündigungsreklame, das Publikum aber sagte: danke, nein! und die Thore fielen wieder zu, sehr rasch, unheimlich rasch. Man kam, sah und siegte. Der Gegner hatte ausgesungen, ausgerungen, eh' er nur recht begonnen. Und nie ist das alte ominöse Volkslied so populär gewesen, wie jetzt. „O, Du lieber Augustin, alles ist hin . . ."

Na schön! mag man denken; so gibt es halt um ein Ueberbrettl weniger; der Verlust wird wohl zu verwinden sein. Gewiß, das wird er. Der Durchfall selbst aber in seiner unerhörten Eindeutigkeit stimmt nachdenklich. Die Darbietungen waren schlecht, reichlich schlecht; das ist nicht zu leugnen. Manch anderes aber in letzter Zeit, das nicht viel besser gewesen, hatte das liebe gute Publikum ohne Protest hingenommen. Und nun auf einmal so ungeberdig? Prätentiöse Nichtigkeiten und brutale Cynismen als „Kunst" kredenzt zu sehen, ist doch nichts Neues. Oder? Und trotzdem plötzlich all der Lärm? Nein, nicht „trotzdem", sondern gerade darum. Der starke Geduldfaden ist eben endlich gerissen. Spät aber dennoch. Und das johlende Hohngelächter, wie es das mehr als hundertjährige Theater an der Wien vordem kaum je gehört, dieses todbringende Gelächter hat keineswegs bloß dem „lieben Augustin" gegolten. Wenn mich in Gesellschaft einer geheimnißvoll beiseite zieht, um mir mit der Miene eines Staatsmannes einen zotigen Witz zu versetzen, (dergleichen soll vorkommen), dann werde ich mir als gesitteter Europäer ein verbindliches Lächeln abringen müssen, dem zweiten, der mich in gleicher Weise überfällt, werde ich weniger freundlich begegnen, und mit dem dritten müßte ich schließlich grob werden, oder, falls ich besonders gutmüthig veranlagt bin, erst mit dem vierten, mit dem aber gründlich. — Nun, das „Jungwiener Theater zum lieben Augustin" hatte das Unglück dieser Vierte zu sein. Jahrelang wurden einem allzugeduldigen Publico die erdenklichsten Spielarten von . . . Secession aufgetischt. Gemimte und geschriebene, bildnerische und kunstgewerbliche Secession der groteskesten Art. Und wenn irgendwo, dann mußte in Wien die Vermuthung platzgreifen, dies unglückselige Wort sei nicht von secediren, sondern von excediren abgeleitet. Der „liebe Augustin" als Prügelknabe bildet einen bemerkenswerthen Aktschluß in dieser Tragikomödie.

Spät, wie alles, war die „Moderne" in ihren verschiedenen Formen bei uns eingezogen. Dann aber gab sie sich uns restlos, nur — ihren Segen ist sie uns schuldig geblieben. Das ist nämlich unsere österreichische Spezialität: Man sträubt sich vorerst gegen alles Neue. Schließlich nimmt man es dennoch an. Dann aber mit solcher Hast und Ueberstürzung, so unvermittelt und ohne Uebergänge, daß die Vorzüge des Neuen nothwendig in ihr Gegentheil verkehrt werden müssen. Mit der modernen Kunst ging es nicht anders. Außerhalb der schwarzgelben Pfähle ward der Naturalismus geboren; bei uns feierte er seine wüstesten Orgien. Der Kult des Häßlichen war — als unvermeidliche Gefolgschaft des Naturalismus — in die Litteratur eingedrungen; bei uns wurde er zum Kult des Nurhäßlichen, das Häßliche zum Selbstzweck. Man suche bei den älteren Modernen nach Pendants zu unseren „Krannerbuben", „Ledigen Leuten" und den übrigen Zuhälterdramen, die das Gemeine um des Gemeinen willen pflegen. Oder nach anderer Richtung: man suche unter den modernen deutschen Revuen ein Gegenstück zu unserer mystisch-abstrusen „Wiener Rundschau"; daß sie vor kurzem zu bestehen aufgehört, war das erste Verständliche und zugleich Lobenswerthe, das sie geboten. Und nun erst in der bildenden Kunst! Draußen war der neue Styl geschaffen worden, hier wurden seine Auswüchse zum Kanon. Wir wollen dem Wesen der Kunst auf neuen Wegen nachspüren, hieß es dort. Wozu denn? klang das Echo; Kunst kommt von Können, bloß „anders sein" ist viel wohlfeiler und genügt vollkommen. Man nennt das Secession und macht ein gutes Geschäft dabei. — Was irgend ein von keinerlei Talent angekränkelter Nachbeter der modernen Kunstbestrebungen an extremsten Bizarrerien ersinnen konnte, was an Hyper- und Antinaturalismus, an Geschmacklosigkeit und posirtem Irrsinn nur irgend aufzutreiben war, hier wurde es breit und mit Behagen exponirt. Die Wiener Secession, die ein ernstzunehmender Faktor in unserem Kunstleben zu werden versprach, sie ist es, die all das krause Zeug mit offenen Armen empfängt, ja vielmehr, die es hütet und hegt, es in den fernsten Landen zu finden weiß, sobald die heimische Produktion an gemalter Pathologie oder pathologischer Malweise nicht mehr hinreicht. Anders sein und möglichst bizarr, das ist ihre einzige Parole. Die Berechtigung dieses Vorwurfs sei sofort erwiesen; an einer Kleinigkeit, die anzuführen darum durchaus nicht kleinlich genannt werden soll. Man erinnere sich an die mächtige Reklameposaune für die „Kunst im Hause"; dort tönt es als oberster Grundton hervor: das Schöne mit dem Zweckmäßigen zu verbinden, ein Streben, das sicherlich jeder Vernünftige gutheißen muß. Wie sich nun die Sezession zu dieser von ihr selbst in alle Welt hin ausgerufenen Forderung verhält, mag man aus ihren Plakaten und Katalogen ersehen. Schön hat diese Plakate wohl noch niemand gescholten, ihre Zweckmäßigkeit freilich läßt sich nicht so schroff leugnen. Denn, wenn man auf den Ankündigungssäulen einen blauen oder schwefelgelben Flecken erschaut, von dessen Schrift auch nicht ein Buchstabe zu entziffern ist, dann mag man mit der beruhigenden Gewißheit weiterziehen, die Sezession habe eine neue Ausstellung eröffnet. Der Zweck ist somit erfüllt. Minder friedlich sind die Kataloge, mit denen man wohl oder übel in nähere Berührung treten muß. Daß diese grellfarbigen Hefte — auch bei ganz kleinen Kollektionen — in einem Format erscheinen, für welches unsere Rocktaschen viel zu eng sind, das mag an der Unzulänglichkeit unserer Schneider liegen. Wie man sich aber mit einem Katalog verhalten soll, dessen Druckzeilen nicht quer, sondern parallel mit dem Buchrücken laufen (diesen Scherz hat sich die Sezession bei ihrer V. Ausstellung geleistet), das zu ergründen, ist mir bisher nicht geglückt. Es sei denn, daß man an der Garderobe des Kunsttempels der „Zweckmäßigkeit" halber noch eine dritte Hand erhielte. — Sapienti sat. Diese kleinen Züge beleuchten mit voller Klarheit, wie ernst es der Wiener Sezession um die Erfüllung ihres hochtrabenden Programmes zu thun ist.

Und das Publikum kam, stürzte sich in den Kampf mit dem ungefügen Katalog und schaute. Es sah und staunte. Doch über das Staunen hinaus zu Entrüstung und Abwehr konnte es nicht kommen. Denn hinter jeder Seltsamkeit, hinter jedem offenkundigen Atelierulk stand mit dräuend erhobenem Finger der Kunstweise irgend einer Zeitung und sprach: „Hüte Dich, o Publikum, ein wegwerfendes Urtheil zu fällen, denn Du hast gar kein Urtheil, kannst und darfst keines haben. Was Du hier siehst, ist die neue erhabene Kunst, die Kunst schlechtweg, die Du o misera contribuens plebs natürlich noch nicht verstehen kannst, ehe wir Dich erzogen und emporgezogen haben werden zu den lichten Höhen der Erkenntniß. Dann aber wirst Du sie begreifen, sofern Du nicht zu der großen Horde von Banausen und Idioten zählst, denen die wahre

Kunst alle Zeit ein Buch mit sieben Siegeln bleiben muß." — Und das liebe Publikum wollte weder zu den Banausen noch zu den Idioten gehören, und deshalb begnügte es sich damit, zu staunen; denn das war ihm nicht verboten worden. Wie ein Bauer, dem man einen Taschenaneroid als neues Lokomotivmodell vorführt, wie der mit einfältig-ungläubigem Lächeln dasteht, aber aus Furcht vor der Autorität des Anderen nicht zu widersprechen wagt, wiewohl er sich heillos dupirt fühlt, so standen die Leute vor der „neuen Kunst". Sie standen so. Imperfectum! Langsam, unerhört langsam ist der Bau des modernen Unfehlbarkeitsdogmas ins Wanken gerathen. Jüngst aber brach der erste klaffende Riß hinein. Das Lachen, das den „lieben Augustin" hinweggefegt, war ein befreiendes, ein heilsames Lachen. Dort haben sich die Leute den Alp des modernen Kunsthumbugs, der sie lange genug bedrückt, von der Seele gelacht. Und die Wirkung davon ist in der — Ausstellung der Sezession zu studiren. Man drückt sich nicht mehr scheu an den Bildern entlang mit einem hilflos fragenden Blick, der zu sagen scheint: verzeihen Sie, daß ich ein Idiot bin, aber ich kann hier leider keinerlei Kunstoffenbarung entdecken. Man hat es wieder dahin gebracht, mit eigenen Augen zu sehen, dem eigenen Urtheil zu trauen, — einem gewiß nicht immer richtigen Urtheil. Und daß die spärlich gesäten echten Kunstwerke dabei oft recht schlecht fahren, ist ebenso naturgemäß wie bedauerlich. Doch die Schuld daran trifft nicht das Publikum. Die Wiener Sezession ist es, die der modernen Kunst einen kaum je wieder gutzumachenden Schaden zugefügt hat durch ihre frivol und systematisch betriebene Verwirrung aller Begriffe vom Kunstschönen, und sie ist auch verantwortlich für die mehr als traurige Thatsache, daß heute bei uns die wahren Freunde der Kunst mit den wirklichen Banausen an einem Strange ziehen müssen. Man hat es eben — dank der Sezession — verlernt, die moderne Kunst überhaupt ernst zu nehmen. Auch im sezessionistischen Blätterwald raschelt es bedenklich. Ob es die Röthe der Scham ist über die allzulange geübte Duldung? Immerhin sieht es recht herbstlich aus. Es wird einsam um die Secession. Und nur einige Bäumchen, die all zu hart an der Quelle selbst stehen, die bleiben noch immer üppig grün, zumindest üppig. In einem dieser Blätter war jüngst zu lesen: es müsse denn doch seine tiefer liegenden Ursachen haben, wenn bei Malern so verschiedener Herkunft die gleichen Anzeichen aufträten, und das Publikum sei wohl sehr im Unrecht, derlei leichtfertig als Humbug oder Perversität zu bezeichnen. Dieser Trugschluß klingt zu plausibel und bieder, als daß er unwidersprochen bleiben soll. Wenn die erwähnten Schweden, Finländer, Schweizer u. s. w., die wir jetzt hier sehen, wirklich völlig unabhängig von einander ihre grotesken Bilder gemalt hätten, dann, dann allerdings — — Die Prämisse ist zu absurd, als daß ihr ein verständiger Schluß anzugliedern wäre. So steht die Sache aber nicht. Pardon, wenn ich die kleine Fälschung aufdecke: Weder Finland, noch die Schweiz oder Schweden liegen außerhalb der Welt, die Leute dort stehen mit dem übrigen Europa in einem durchaus hinreichenden Kontakt, und deshalb weiß man auch da oben recht wohl, daß das . . . Secediren heutzutage ein ganz gutes Geschäft ist. Daher die Aehnlichkeit! Und auf diesem Wege erklärt sich „die den ganzen Erdball umspannende Kunstbewegung" doch etwas leichter. Schade ist nur, daß die Wiener Secession durch die Werke, die sie aus der Ferne holt, den Anschein erwecken könnte, als sei das, was sie zeigt, die Kunst jener Länder. Sie selbst freilich kann, um sich treu zu bleiben, nur noch eine bestimmte Gattung von „Kunst" verwerthen und die weiß sie sich mit viel Findigkeit aus der ganzen Welt zu holen.

Quo usque tandem? fragt man da. So lange vermuthlich, als sich noch Käufer finden werden. Doch dafür einen Termin angeben zu wollen, ist schwer. Thatsächlich werden heute „Kunstwerke" gekauft, die man noch vor zehn Jahren von jedem Gschnasfeste oder Künstlerkneipabend als anstößig oder allzu sinnlos verbannt hätte. Die Allgebieterin Mode siegt über das ästhetische Empfinden. Heute ist bei uns Häßlichkeit, sofern sie nur hinreichend verschroben erscheint, Trumpf. Ob morgen nicht mehr? Man darf es hoffen. Denn in absehbarer Zeit muß es wohl wieder dahin kommen, daß die tüchtige Arbeit eines ernsten Künstlers schwerer wiegt, als die tollen Versuche eines Unreifen. — Ein häßliches Wort, dieses „tüchtig". Es klingt, zwar zufällig, aber mit Recht, an nüchtern an. Und ich wäre der Letzte, der einem Künstler das „Tüchtigwerden" als Ideal vorhielte. Doch muß man sich bescheiden, ohne es darum zu sein. Die Genies bleiben allezeit dünn gesät. Und tüchtig sein ist immerhin etwas, bloß „anders sein" aber ist nichts, das bare Nichts; auch dann, wenn dieses Nichts durch eine alberne Mode vorübergehend einen Schein von Daseinsberechtigung erhält . . .

Wien. Gustav Alexander Pahlen.

Mütterlis machen.

Das war in meiner Schulbubenzeit. Da wohnte im Bergdorfe Einsiedeln neben uns in einem alten Tätschhause eine arme Wittwe mit einem heiterschopfigen Kind, das Marieli hieß. Kein Tag verging, an dem wir nicht zusammen auf der Gasse waren und miteinander spielten. Ich mochte es gar wohl leiden, obschon es nur ein armselig Fetzelröcklein trug und barfuß lief, weil es mir allzeit den Willen that und mich gleich wieder mit seinen heimweherischen blauen Augen anlächelte, auch wenn ich noch so schlimm mit ihm umsprang und es in den heiterlachten Haaren packte. Am liebsten spielte das Marieli „Mütterlis" und wiegte dann ein in einen Lumpen gewickeltes Scheitlein, daran ein großer Erdapfel als Kopf steckte, also zärtlich, als trüge es ein Königskindlein in den bloßen Armen. So gern hatte es die Wickelkindlein, daß es sie in die Wänglein biß, wenn es an eines gelangen konnte. Ich meinerseits liebte aber mehr die lebhafteren Spiele, wie „Jagis", „Räuberis" und dergleichen, und gab mich nur dazu her Mütterlis zu machen und den „Vater" zu spielen, wenn ich mich vorher gehörig ausgewildet hatte. Gewöhnlich spielten wir vor unserem Hause. Das war ein einfaches Dorfwirthshaus, über dessen Eingang ein großer runder Schild von Eisenblech hing. Dieser Schild war eine große Merkwürdigkeit, wenigstens blieben viele Fremden davor stehen und beaugenscheinigten ihn lange und, wie es schien, mit großem Vergnügen, denn es pflegte sie allemal zu lächern. Auf dessen einer Seite stand mit großen Buchstaben zu lesen „Gasthaus z. Adam u. Eva", auf der anderen Seite aber waren der Adam und die Eva gar schön und, wie sie Gott erschaffen hatte, abgemalt. Adam trug ein zierliches Ahornblatt vor dem Leib und die Eva, die in einen zündbrandrothen Apfel biß, trug als Schürzchen die aufgelösten Enden ihres flachsfarbenen Haarschopfes. In dem Apfelbaum aber hauste eine fürchterliche Schlange. Oftmals zur Winterszeit warfen wir Buben mit Schneeballen nach den Stammeltern, also daß der Schild hin- und herwackelte und die Eva und der Adam aussahen wie ein in Eisbärenpelze gekleidetes Eskimopärchen.

Eines Herbsttages nun, da wir keine Schule hatten und uns vor dem Hause herzlich langweilten, — denn wir hatten bereits alle unsere wildern Spiele durchgelebt, — schaute das Marieli lange zu dem Wirthshausschild an unserem Hause empor, dann sagte es mit einemmale: „Du, Meiredli los, weißt Du, was der Adam und die Eva dort oben machen?"

„Ja", sagte ich, „den verbotenen Apfel essen sie."

„Nein", gab das Mägdlein zurück, „ich weiß, was sie machen."

„Was denn, sag'", wunderte ich.

„Eh, Mütterlis machen sie."

„O Du Dumme Du!" lachte ich heraus, „die haben gar kein Kind, da können sie doch nicht Mütterlis machen." Ja das leuchtete ihr ein, ohne Kind konnten sie nicht Mütterlis machen. Beschämt sah sie in ihren Schoß auf das bekleidete Stöcklein mit dem Erdapfel nieder. „Aber ich hab' eins", sagte sie halblaut.

„O gigi, das ist ja gar kein rechtes", machte ich, „das ist ja bloß ein Scheitlein und ein Erdapfel dran, das ist ja bloß ein Titibabi, gigi, gigi!" Sie blickte ein Weilchen starr auf ihr Babi nieder, dann gab es ein krummes Mäulchen und auf einmal weinte sie lautlos vor sich hin, daß die Thränen wie ein Bächlein über ihre Wangen gingen. Verlegen saß ich neben ihr auf dem Eckstein, hätte sie gern getröstet und wußte nicht wie. Aber mit einemmale versiegten ihre Thränen, sie hob das bleiche Gesichtchen und sah mich lächelnd an. „Hör'", sagte sie halblaut, „hör', ich will Dir etwas ins Ohr sagen."

„Was?" machte ich neugierig und leise und rückte recht nahe zu ihr her, „so sag's Marieli, so sag's!"

„Ja, aber Du darfst es niemand sagen, gelt?"

„Gewiß auf Ehr und Seligkeit nicht." Sie drückte sich ganz nahe an mich heran, hielt die mageren Händchen neben den Mund und raunte mir ins Ohr: „Die Klosterfrauen haben uns ein kleines Kindlein gebracht." Ich war starr vor Erstaunen und Neid. „Ein rechtes?" fragte ich endlich. „Ja, ein rechtes", sagte sie, „ein ganz lebiges, es kann schon weinen, hör' so: ihihih! und jetzt", machte sie stolz und warf ihren Erdapfel in den Gassengraben, „jetzt will ich das Babi auch nicht mehr, ich geh' jetzt lieber heim und mache mit dem Franzischgeli Mütterlis." Ich dachte nach, das mußte herrlich sein, mit so einem wahrhaftigen, lebendigen Kindlein Mütterlis zu machen. Da fiel mir plötzlich etwas ein. „Kann ich auch Mütterlis mit euerem Kindlein machen?" fragte ich leise, „es muß doch einer der Vater sein."

„Ja", sagte es und bekam wieder ein schiefes Mäulchen, „einen Vater hat es keinen und ein Vater muß sein, die Mutter sagt es auch und thut alleweil so viel weinen, daß das Franzischgeli keinen Vater nie gehabt hat und bloß eine Mutter." Sie blickte traurig auf den Boden. „Kann ich nicht der Vater sein?" fragte ich ängstlich, einen abschlägigen Bescheid fürchtend. Das Mädchen sann ein Weilchen nach, „Wohl, wohl", meinte es dann, „ich wollte Dich schon gerne der Vater sein lassen, aber weißt Du, die Mutter ist halt fort auf den Tagelohn, und da schimpft sie allemal so stark, wenn ich jemand in die Stube nehme, und darum schließt sie die Thüre ab und ich muß alleweil durch's Fenster steigen, um dem Franzischgeli den Lutscher und die Milch zu geben, wenn's weint; da darf ich halt Dich nicht mit hineinnehmen, aber, aber", nun kam ihr plötzlich ein Einfall, „weißt Du was, Meiredli, ich steige durch's Fenster hinein in die Stube, das darf ich, und hole das Franzischgeli, dann so gehen wir zusammen ob den Weiher hinauf in den Klosterwald. Dort weiß ich ein grünes Stübchen aus Tannreisig, ich hab' es gestern beim Tannzapfensammeln gefunden, und dort, gelt Meiredli, machen wir Mütterlis, Du bist der Vater und ich die Mutter und das Franzischgeli das Kind, und wenn es Vesper läutet, so trage ich das Kleine wieder zurück in die Stube, und wenn die Mutter darnach heimkommt, so merkt sie kein bischen, gelt?!"

„Ja, ja", stimmte ich bei, „so hol' jetzt nur schnell das Franzischgeli und bring' es in den Wald hinauf, ich gehe jetzt voraus." Sie sprang auf, verschüttelte den blonden Kopf und lief dem alten Tätschhause zu, ich aber jagte in tollen Sprüngen hinauf gegen den Klosterwald. Dort warf ich mich am Waldrand ob dem Weiher ins Farnkraut und mochte es kaum erwarten, bis das Marieli mit dem wahrhaftigen und lebendigen Titibabi ebenfalls gegen den Wald hinauflief. Da kam sie endlich. Ihre sonst so blassen Wangen waren geröthet, heftig keuchend ließ sie sich zu mir in die Farnfedern nieder. In den Armen trug sie das in eine Windel eingewickelte Franzischgeli, das mich aus seinem rothen Gesichtchen mit zwei kugelrunden Aeuglein munter anglotzte. Sie knüpfte ihm das aufgegangene Häubchen wieder und sagte: „Gelt, Meiredli, es ist ein schönes und ein so gescheites, horch nur, es kann schon reden." Und wirklich „chrr chrr" lallte das Franzischgeli und griff mit den kleinen Fingerchen nach einer über uns hängenden Staude, die voll rothglänzender Dornbuten war. „So", machte das Marieli, „jetzt hab' ich ausgeruhet, weißt, das Franzischgeli ist gar ein schweres. Komm jetzt, Meiredli, nun wollen wir ins Stübchen gehen." Es erhob sich und lief mit seinem großen Babi voran durch den Busch, sorgfältig Acht gebend, daß ja kein zurückschnellender Zweig ihr Kindlein treffe. Emsig lief ich hintendrein, und jetzt blieb sie stehen und vor uns, nahe dem rauschenden Hochwald, war etwas wie eine grüne Laube. Sie bückte sich, kroch hinein, ich ihr nach. Da standen wir in einem niedlichen grünen Stübchen, die Wände waren mit eitel Laub und Tannreisern ausgeziert und am Boden in einem Winkel befand sich eine kleine Bank aus einem angefaulten mit Moos gepolsterten Zaunstück bestehend. „So", sagte das Mägdlein, „jetzt sind wir hier und das ist jetzt unser Haus, und Du bist der Vater und ich bin die Mutter, nun müssen wir unserem Kind aber ein schönes Bettlein von Moos und Tannenbart herrichten, wie es im ganzen Dorf kein weicheres gibt, denn wir sind nun reich, reich und Du bist ein König und ich eine Königin und das Meiteli muß auch ein schönes, schönes Krönlein haben, gelt?"

„Ja", stimmte ich bei, „und ich muß jetzt auf die Jagd gehen und einen Bären schießen und dann so komm ich wieder heim und dann so essen wir zu Mittag, gelt?" Ich hatte zwei Aepfel im Sack und ein großes Stück Vesperbrot. Diese Dinge reichte ich dem Marieli. „Ja, ja, geh' jetzt nur", gebot sie und bewegte des Kleinen Aermchen hin und her zum Abschiedwinken. „Adie wohl, Königin!" sagte ich selbstbewußt und begab mich, einen dürren Ast stolz über die Schulter tragend, auf die Bärenjagd. Ruhelos stürmte ich nun im Hochwald umher, schoß und schleuderte meine Waffe nach allen faulen Baumstrünken und bemoosten Steinen ab, daß es nur so knackte, und endlich gelang es mir, ein greuliches Ungethüm von einem Bären, das auf ein Haar einer großen schwarzen Baumwurzel glich, zu erlegen und triumphirend kehrte ich mit meiner Beute heim. Mit großer Freude und Herzlichkeit wurde ich im grünen Schloßstübchen empfangen. Die Frau Königin hatte dem Franzischgeli ein gar weiches, lustig knisterndes und raschelndes Bettlein von dürrem Laub in einem Winkel des Stübchens hergerichtet; darauf lag nun das Wickelkind. Um das Häubchen hatte es ein zierliches Kränzlein von purpurrothen Dornbuten und mit den Händchen zerrupfte es ein Gentianenstäudchen voll blauer Glocken und versuchte allzeit damit zum Mäulchen zu kommen. Das sah gar vornehm aus, aber noch nobler war das Moosbänklein aufgerüstet. Auf zwei goldgelben Ahornblättern prangten die beiden Aepfel und auf lauter rosenrothe Herbstzeitlosen war das Stück Brot aufgetischt. Der ganze Tisch aber war mit weißen Bachsteinen garnirt und als süße Speise lagen auf einem Huflattichblatt eine Handvoll kohlenschwarzer Brombeeren und blaubestäubte Dornzwetschglein. „Gelt, das ist schön, Herr König!" sagte das Marieli. „Ja", bestätigte ich, nahm meine Tabakspfeife, ein langstieliges Lärchenzäpfchen aus dem Mund und warf die schwarze Wurzel in eine Ecke: „Hier habe ich den Bären, aber jetzt wollen wir essen." Allsogleich begann ich den einen der Aepfel anzubeißen und zögernd fragte das Marieli, ob es nun auch einen Apfel haben dürfe, eventuell sei es zufrieden, wenn es zweimal davon abbeißen dürfe. Ich überließ ihm jedoch großmüthig den andern Apfel ganz. „Das Brot wollen wir auf das Nachtessen sparren", meinte sie schüchtern. Erst war ich hierin sehr bestrickt, am liebsten hätte ichs gleich auch aufschnabulirt, aber dann hätten wir ja nichts mehr zum Nachtessen gehabt und ein König kann doch nicht ohne Nachtessen ins Bett. „Meinetwegen", sagte ich und sie versorgte das Stück Brot in ihrem Fetzelröcklein. Ich aß derweilen ihre Brombeeren und Dornzwetschglein

sauber alle auf. Auf einmal fing das Franzischgeli zu schreien und zu quieken an. „Vater", bat sie, „nimm das Kind, ich will noch schnell den Tisch abräumen und aufwaschen." Nicht ohne eine gewisse Unruhe nahm ich das quiekende Wispelding auf und trug es im grünen Stübchen umher. Es war eine sauere Arbeit, das Kleine wollte sich durchaus nicht beruhigen lassen, und ehe ich mich's recht versah, hing die Windel auf allen Seiten auf den Boden herab und das Franzischgeli lag splitternackt und zappelnd auf meinen Armen. „Frau Königin", sagte ich unruhig, — „das Franzischgeli schwitzt, mein' ich." Ich hielt es weit von mir und da schoß das Marieli erschrocken vom Moosbänklein auf und nahm mir das Zappelbeinchen rasch ab. „Ach, Du armes Schatzeli!" wehklagte es, „Du liebs Mäuschen Du! Komm, komm, ich will Dich schon herumtragen, daß Du nicht so frieren mußt." Sie wickelte das Kind sorglich wieder ein und trippelte damit, es allzeit zärtlich wiegend, im Stübchen herum: „Ja, mein Schatzeli", sagte sie liebkosend, „es hat halt kalt, so hat's, mein Zibuseli*), mein Schatzengelein, mein liebs, liebs Herzelein! Du Du Du!" machte sie neckisch und tippte des Säuglings Lippen, — „ja, so mach' Aeugelein, ja, so mach' ein Mäulchen! — Es hat auch gar so kleine Oehrchen wie ein Haselmäuschen und so feine Fingerchen und kleinwinzige Nägelchen dran, o Du Du Du! Man möchte es grad zu Tod drücken. Maiteli, Schatzeli, Mäuselein! Da da, da!" jetzt herzte und verküßte das Marieli die Kleine, daß sie Zeter und Mordio schrie. Die kleine Mutter schien alles um sich her vergessen zu haben und begann dem quiekenden Kind Schlummerliedchen zu singen:

„Franzischgeli im Wald
Diis Müetterli chunt bald!
Franzischgeli, körsch nüd?
Es ruschet im Gstüüd —,
Diis Müetterli chunt z'springe,
Will's s' Heiweh thuet zwinge,
Will s' Härz so mueß blange,**)
Will es Glöggli dri hanget
Und es Schlägeli dri inne,
Thuet allewiil chlingle:
Buebeli mis, Buebeli mis!
Bis s' Glöggli thuet springe."

Und wirklich bald schlief das Franzischgeli ein. Ich hatte mich auf das Bänklein niedergelassen und gelangweilt den mütterlichen Zärtlichkeiten zugesehen. „Marieli", sagte sie, „ich thue nicht mehr mit, ich geh' lieber heim."

„Ach Du", machte sie halblaut, „wohl, so thu' jetzt noch ein Bischen, es hat ja noch gar nicht einmal Vesper geläutet."

„Meinetwegen, ich geh' halt heim." Sie wäre zu gerne noch im grünen Stübchen geblieben, hätte die junge Königin gemacht und ihr Prinzeßchen gewiegt und gehegt. „Bloß noch ein Weilchen", flehte sie, „gelt, Meiredli?"

„Ich geh' heim", machte ich und sprang auf. Da bekam sie rothe Wänglein: „Hör'!" flüsterte sie, „jetzt weiß ich etwas, nun machen wir Zigeunerlis, weißt Du, wie uns der Schullehrer erzählt hat und wo sie dann das Kind gestohlen haben und wo es dann der Vater find't und der Mutter heimbringt und wo sie dann eine so große Freude haben, gelt?!" Ich überlegte ein Weilchen. Wohl, wohl, das ging mir ein, Zigeunerlis das thät' ich schon machen und das Kind verstecken. Und dann wollte ich's den bösen Zigeunern wieder entreißen und alle erstechen und erschießen und auf einmal so wollte ich mit dem Kind wieder vor der Frau Königin stehen: da habt ihr euer Kind, die Zigeuner sind alle todtgeschlagen von mir! Das mußte großartig werden. „Ja, ich thue", beschied ich, „so leg jetzt das Franzischgeli weg und kehr Dich gegen das Moosbänklein und dann stehle ich's und trage es fort." Zögernd legte es das Marieli auf das Laubbettlein nieder; das Mägdlein überkam doch etwas wie Angst, ich könnte zu weit damit gehen und mich im Wald verlaufen. „Aber gelt, Meiredli, Du bringst es mir gleich wieder, he?" ermahnte es, mit den großen blauen Augen besorgt zu mir aufschauend, „es, fürchtet mir sonst".

„Ja, ja", machte ich, „so lug jetzt doch einmal weg so lug!" Nun wandte sie sich ab und husch — war ich mit dem schlafenden Wickelkind zum grünen Laubstübchen hinaus und auf und davon im Unterholz. So gar schnell gedachte ich nicht zurückzukehren, denn das wäre doch kein rechter Zigeuner, der bei der Thüre schon wieder reumüthig zurückkehrte. So lief ich weit und immer weiter ins Holz hinein. Da gerieth ich mit einem Male in die Brombeerranken und mit Wonne bemerkte ich, wie sie alle von überreifen schwarzen Träubchen strotzten. Ich begann davon zu pflücken, aber da es mit dem Kind im Arm nicht gut ging, so wickelte ich das sorglich ein, legte es behutsam unter einer Erlenstaude nieder und begann zu beernen. Ein Weilchen mochte ich also im Brombeergerank und Farngestrüpp herumgelaufen sein, da flatterte auf einmal ein schwarzer Vogel vor mir auf und hing sich, angstvoll nach mir äugend, ins wilde Gerank. Das mochte eine junge Walddrossel sein, denn nun erhob sie sich wieder taumelnd und hastete schwerfällig über die Heidelbeerständchen auf eine niedere Staude. Ein paar Sprünge und fast hätte ich sie erhascht und nun ging eine wilde Jagd los durch Busch und Gestrüpp und richtig im Hochwald gelang es mir, den hülflos flatternden Vogel zu fangen. Ich war überglücklich. Triumphirend schoß ich mit der unerwarteten Beute davon, um meine Gespielin damit zu überraschen. Lange, lange irrte ich im Wald herum, konnte mich nicht mehr zu unserm Laubhüttchen zurückfinden. „Meiredli!" tönte es da mit einem Male fern von mir im Holz. „Meiredli, Meiredli!" kam ein ängstliches Rufen aus weiter Ferne. „Da bin ich, Marieli!" schrie ich, die freie Hand an den Mund legend, „ich komme gleich!" In tollen Sprüngen ging's durch das Unterholz in der Richtung nach der Marielis Stimme, verzweifelt pikte mich der Vogel in die Hand. „Meiredli, Meiredli!" schallte es näher.

„Ja!" Da theilte sich das Gebüsch und das Marieli stand mit zündbrandrothen Wangen vor mir. Ihr Röcklein war zerrissen und ihre flachsfarbenen Haare hingen ihr wild um die Ohren und ins Gesichtchen. „Lug, lug, Marieli!" lärmte ich, „lug, was für einen großen Vogel habe ich gefangen!"

„Ja", machte sie schwerathmend, „aber, aber — wo hast unser Maiteli?!" sprudelte es heraus. — Jeses, Gott und Vater im Himmel oben! Das Maiteli, das Maiteli das hatte ich ganz vergessen. Eine entsetzliche Angst überfiel mich und ich stotterte: „Eh, das Franzischgeli, eh ja, eh ich hab' es halt versteckt, weil ich, weil ich", die Thränen schossen mir in die Augen und ich pläärte hinaus: „Weil ich halt ein Zigeuner bin."

„Wo hast es denn versteckt?" fragte sie hastig. Ja, das war eine heikle Frage, die ich auch mit dem Doktorhut auf dem Haupt nicht hätte beantworten können. „Eh, mein' ich, dort, nein dort, oder dort!" Ich zeigte nach allen vier Himmelsrichtungen. Da ward es mir schier schwarz vor den Augen, denn das Marieli war todtenbleich geworden und in seinen Augen lag ein Schrecken, der mich lähmte, und husch — entflog meiner zitternden Hand die Drossel. Ich sah ihr mit keinem Blicke nach. „Jeses, jeses, unser Franzischgeli!" schrie jetzt das Mägdlein auf und sein armselig Fetzelröcklein schlotterte ihm um den Leib. Starr sah es einen Augenblick ins Gestäude, dann nahm es rasch meine Hand und sagte, mit thränenerfüllten Augen mich zärtlich anblickend: „Gelt, Meiredli, Du hilfst mir das Franzischgeli suchen, he?" Ja, wollte ich sagen, aber da wies sie mich ins Gebüsch: „So lauf, so lauf und such auf dieser Seite und ich suche auf der andern. Franzischgeli, Schatzeli, Schatzeli!" schrie sie auf und schoß mit ihren blutiggeritzten Füßen ins Gestäude. Und „Franzischgeli, Franzischgeli!" heulte ich und jagte ebenfalls durchs Gebüsch. Ich suchte und suchte schreckerfüllt und immer ferner

---

*) Schmeichelkätzchen.
**) sich sehnen.

her hallten des Marielis verzweifelte Rufe, bis sie ganz verstummten. Ich konnte das Kind nicht mehr finden. Es begann zu dämmern, der Wolf kam mir in den Sinn, der das Rothkäppchen fraß, und wie eine Eule im Hochwald unheimlich käuzte, dachte ich mir, das sei gewiß die Hexe, welche die Kinder verlocke und schlachte. Eine wahre Todesangst ergriff mich, ich suchte den Ausgang aus dem Wald zu finden und lief dann im Galopp heimzu. Dort wurde ich sofort einem peinlichen Verhör unterzogen, denn man hatte mich mit dem längst sammt dem Kindlein vermißten Marieli spielen sehen, und da bekannte ich meine Missethat. Mittlerweile war es Nacht geworden. Ein Wächter und ein Landjäger, die geängstigte Wittwe, mein Vater und ich, gingen mit Laternen ausgerüstet in den Klosterwald hinauf auf die Suche nach den vermißten Nachbarskindern. Es wollte aber nicht gelingen, sie zu entdecken, ich starb schier vor Kummer und also irrten wir bis zum Morgengrauen im finstern Holz herum. Aber als die Meisen schon im Geäste herumzuflattern begannen, stand der Nachtwächter plötzlich still und machte halblaut: „Seht, seht, da liegen sie!“ Er und der Landjäger hoben die Laternen hoch und wirklich, da lag im bereiften Farnkraut im bloßen Hemde und mit blutigen Füßen das Marieli und schlief, und an seiner blutrünstigen Wange ruhte, sorglich in des Mägdleins Fetzröcklein eingewickelt, das Franzischgeli, lutschte munter an einem großen Stück Brot und äugelte die ganze nächtliche Streifpartie seelenvergnügt an. — Von der Zeit an durften wir mit dem Franzischgeli nicht mehr Mütterlis machen. Als das Wickelkindlein später einer Kinderkrankheit erlag, war Marielis Schmerz größer als der seiner Mutter, es war einfach untröstlich und plünderte Feld und Wald, um das kleine Grab zu schmücken.

(Schluß folgt.)

Zürich. Meinr. Lienert.

Pantheon-Ausgabe: Goethe's „Faust“. — H. v. Kleist's „Michael Kohlhaas“. — Shakespeare's „Sommernachtstraum“. Verlag von S. Fischer. Preis: jedes Bändchen 2 Mk.

Die Büchlein sind leicht, schmiegsam und biegsam. Man kann sie bequem in die Rocktasche stecken, wenn man eine Reise thut oder einen Spaziergang in den Park macht. Sie stellen keine Last dar. Man hat einen Freund bei sich, der die Stunden des Alleinseins kürzt; einen Freund in schönem Gewande. Im Aussehen geschmackvoll, gefällig, graziös, doch einfach: das ist das andere Merkmal dieser Büchlein — zwei Charaktereigenschaften, die zu ihrer Popularisirung wesentlich beitragen müssen. Aber die Verlagshandlung, die so rüstig mitgeht mit der modernen Litteratur und nun auch Schätze der Vergangenheit zu heben sich anschickt, würde ihre „Pantheon-Ausgabe“ schwerlich auf den Markt, zumal auf den bunten Weihnachtsmarkt geworfen haben, wenn sie nicht allen Kauflustigen einen Preis gesetzt hätte, der eine weite Verbreitung sichert. Populär sind auch die Klassikerausgaben von Reclam, Hendel, Cotta, Spemann, — aber die Form, in der sie sich vorstellen, ist nicht so schön und elegant und praktisch zugleich.

Doch was würde alle Herrlichkeit und alle Güte des äußeren ästhetischen Eindrucks nützen, wenn die textliche Form nicht ihren sicheren inneren Werth hätte. Die Herstellung dieser Texte erfolgt auf wissenschaftlichem Wege, doch ohne wissenschaftlichen Apparat. Die Texte werden sein: treu, ehrlich, pietätvoll. Dafür leistet der Name des Herausgebers Otto Pniower, in dem wir einen ausgezeichneten Philologen und mehr noch: einen umsichtigen und erfahrenen Litteraturkenner schätzen, die geforderte Bürgschaft. Ihm gesellen sich als Helfer die besten Gelehrten Deutschlands. Die Sammlung steckt sich litterarisch weite Ziele und kennt keine nationalen Grenzen; aber sie wird keinen Praß todter Litteraturwerke anhäufen, die sich nur an die Gelehrsamkeit wenden; sondern sie hat lediglich die Ansprüche eines modernen Publikums im Auge, indem sie die lebendigen Schätze der Weltlitteratur uns neu vermittelt. Goethe, Shakespeare, Kleist geben nunmehr den Grundakkord an. Ein Weltgedicht, das zum Besitzthum aller Völker geworden; ein Märchendrama, das immer und überall für den Inbegriff aller Poesie gelten wird und im besonderen, dank der Schlegelschen Uebersetzung, ein Stück deutschen Litteraturschatzes geworden ist; eine Charakternovelle, meisterhaft und musterhaft, die sich psychologisch als eine Vorgängerin neuester Epik erweist.

Den „Faust“ hat Otto Pniower eingeleitet, als besonderer Kenner der Entstehungsgeschichte. Das Vorwort enthält nicht Material, sondern bloß Resultate in gefälliger Form. Den „Sommernachtstraum“ sendet mit knappen, interessanten historischen Bemerkungen Gregor Sarrazin in die Welt. Erich Schmidt aber gibt nicht nur einen Beitrag zur Geschichte, Komposition und Stil des „Kohlhaas“, soweit das bloß genießende Publikum sie zu wissen braucht. Er erweitert seine Bemerkungen zu einer Charakteristik der Zeit, in der die Novelle spielt, des Dichters, der sie geschrieben, und des rein künstlerischen Gehalts, der sie unsterblich macht. Schmidt's Darstellung ist frisch, lebhaft und überaus reich im Ausdruck.

Dem Gedanken des Unternehmens liegt ein englisches Muster zu Grunde. So wie dieses Unternehmen sich nun aber vorstellt, ist es deutsches Gewächs. Kein Zweifel, die Pantheon-Ausgabe ist in jedem Sinne geeignet, Freunde um sich zu sammeln, — jetzt und bei ihren ferneren Ausfahrten in die Welt.

J. E.

Otto Specter's Vogelbuch. Mit Gedichten von Gustav Falke. Erstes Tausend. Hamburg 1901. Alfred Janßen. Mark 1.

Um die Wende des alten Jahrhunderts konnte es scheinen, als sollte sich die deutsche Lyrik in eitel Tiefsinn und Mystik auflösen. Als sollte nur noch lyrische Ueberkunst für das exklusive Publikum der Künstler gepflegt werden. Aber schon machten sich die Erfolge der Bierbaum und Wolzogen bemerkbar, die bedacht waren, den heiteren, leichtlebigen Variété-Stil für die Masse der Gebildeten ins Leben zu rufen. Und R. Dehmel, der bedeutendste Vertreter der lyrischen Symbolisten in Deutschland, bescherte den Kindern im Bunde mit dem Münchener Maler Ernst Kreidolf sein entzückendes Bilderbuch „Fitzebutze“. G. Falke schlug die gleiche Richtung ein in seinen Gedichten zu „Otto Specter's Katzenbuch“ (1900) und neuerdings zu desselben Zeichners nachgelassenem „Vogelbuch“ (1901). Damit ist eine heilsame Ablenkung angebahnt.

Während Dehmel aus eigener Anschauungsfülle schöpfte und Ernst Kreidolf dazu nöthigte, seiner Intuition zu folgen, liegt bei Falcke-Specter das umgekehrte Verhältniß vor. Der Dichter nimmt den zweiten Rang ein, er ist nicht der Führer, sondern der Begleiter, er illustrirt die Bilder mit seiner poetischen Zugabe. Ein paar Stücke hat er freilich selbständig beigesteuert wie das ergötzliche „Zwiegespräch“. Vorzüglich ist er dazu befähigt, durch den Text die Schöpfungen des bildenden Künstlers zu erläutern und abzuschließen. Denn er ist eine Otto Specter verwandte Natur. Beide schauen mit hellen Kinderaugen in die Welt, sie wissen sich feinsinnig in die Heimlichkeiten und Eigenthümlichkeiten, die Individualität der zwei- und vierbeinigen Hofgenossen hineinzuversetzen, und sie wissen ebenso gut, was davon das empfängliche Gemüth von klein Peter und Lottchen warm berührt und ihnen erquickende Reize und herzhafte Neuigkeiten anvertraut. Aus dem tiefen Quell ihrer Liebe sind ihre Schöpfungen emporgetaucht.

Wie Specter's Zeichnungen äußerlich anspruchslos auftreten, obwohl sie, reif und gehaltvoll, aus hingebenden Beobachtungen verdichtet sind, so scheinen auch Falke's knappe und schlichte Verse wie im Fluge ausgestreut zu sein. Und doch pulsirt in ihnen das fröhlichste Leben, es haucht aus ihnen ein kräftiger Duft, der sich dem Kinde einschmeichelt, unversehens es erfreut und erfüllt. Die Hühner, die Gänse und Enten, die Störche, Rabe, Dohle und Rohrdommel werden in ihrem gegenseitigen Verkehr, vor dem Hause und im Felde, im Wald und auf der Welle vorgeführt; Hund und Katze reden auch ein Wörtchen mit — denn alles, was fleucht und kreucht, wird hier anthropomorphisirt — und das Kind und seine Mama gucken hierhin und dorthin und sagen einander munter Bescheid. „O du Kindermund, o du Kindermunder, | Unbewußter Weisheit froh, | Vogelsprache kund, Vogelsprache kund | Wie Salomo!“ Diese Rückert'sche Strophe kommt dem sinnenden Leser wohl gelegentlich wieder einmal ins Gedächtniß. Unbewußte Weisheit quillt ungezwungen aus den leichtsprudelnden Dichterworten; von dem manchmal altklugen Großstadtton der Dehmel'schen kleinen Detta klingt nichts darin, eher etwas von Andersen's naiver Märchenweise wie in

dem Prosastück: „Der Storch zahlt Miethe". Falke zielt nicht auf weise Lehren und schöne Floskeln. Ihn leitet vielmehr, wovon auch seine Poesie für die großen Kinder zeugt, seine angeborene Lust zu fabuliren. In dem Geschichtchen „Witt und swatt" erwartet man zwischen dem weißen und dem schwarzen „lüttge Hahn" einen erbitterten Zweikampf; aber die beiden Kumpane fangen nur „ludhals an to krein. Wider hat dett awerst keine Folgen hatt". Der Dichter gefällt sich in kurzen Liedern und Schilderungen, schalkhaften Schnurren, muthwillig pointirten Späßen und ironisch gestimmten Lügenmärchen. Bloß die „Storchparade" ist von kernigem Ernst. Die rhythmisch abwechselungsvolle, äußerst zartfühlig behandelte Sprache, klar und leicht verständlich, ist mit verblüffenden Wendungen geputzt und reichlich mit den landläufigen Nachahmungen der Vogelsprache aufgestutzt worden: Kikeriki — gluck gluck — gickel, gackel, gakel — klapp klapp — rab rab; das Geschrei der durstigen Gänse erscheint in passender Verstärkung und Ausdeutung: „Schnater, schnater, schnater, Water wüllt wi, Water".

Hier wie an anderer Stelle fällt die schleswig-holsteinische Mundart auf. Denn in erster Linie hat das „Vogelbuch" jedenfalls denselben Zwecken zu dienen wie die vorangehende Veröffentlichung. Wie Alfred Lichtwark, der auch das neue Werk mit einem rasch orientirenden Vorwort versah, damals ausdrücklich erklärte: „Das Katzenbuch soll zunächst der Hamburger Familie gehören." Doch wird sich zweifellos das reizende „Vogelbuch", nachdem ihm sein bescheidener Vorgänger die Wege geebnet hat, einen Freundeskreis erwerben, der weit über die Grenzen der norddeutschen Seehandelsstadt hinausgeht.

Tilsit. A. K. T. Tielo.

Studienfahrten. Farbenskizzen und Randglossen aus Gegenden der Kultur und Kunst von Benno Rüttenauer. Straßburg. J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Rüttenauer, der Poet und Essayist, ist den Lesern dieses Blattes kein Fremder. Sie kennen seine ehrliche Männlichkeit, das freie Wort, die Liebe zur Kunst, das Urtheil, das sich nicht lenken läßt, die Lust Ketzer zu sein. Die Rheinfranken sind tapfere Leute, sie lassen sich nicht imponiren und wissen einem unbescheidenen Gegner wohl über den Mund zu fahren. Sie sind frank, frisch und herbe und haben ein gesundes Gelächter. Die französische Nachbarschaft wirkt etwas herüber; nicht daß sie französeln, aber es ist ein munterer Tropfen in ihrem Blute. Die Zunge sitzt lose, und die Brust ist doch breit und das Wort wuchtig. Schöne Dome ragen in ihrer Nähe, wir werden uns nicht wundern, daß Rüttenauer die Gothik liebt, der Romantik hold ist und dem Katholizismus die künstlerische und sinnenfrohe Seite abgewinnt. Er ist ein guter Führer in Ländern, wo es Kirchen zu beschauen gibt, aber er weiß auch, wo ein guter Tropfen quillt, er ist im Aueracher Bräu zu Kufstein zu Hause wie in der Krone zu Dambach im Elsaß und weiß den Unterschied zwischen einer württemberger und einer elsässischen Kneipe haarscharf anzugeben; als ein echter Fahrender hat er den Kopf voller Sprichwörter und Schwänke, und Lieder und Chronika wohnen auf seinen fröhlichen Lippen. So ist der gereifte und tüchtige Mann ein Jüngling geblieben, ein flinker Wanderer, der am Liebsten Schusters Rappen reitet, die breite Heerstraße meidet und unser Führer wird, wo sich der müßige Strom von Reisenden und sportsmäßigen Touristen nicht hinfindet. Wir folgen Rüttenauer über den hohlen Karst wie der Reiter über den Bodensee; plötzlich bricht ein Strom aus dem Felsen und treibt auch sofort eine alte Getreidemühle, es ist der Timavus des Vergil. Ein ander Mal geht es nach der Normandie, in Normannen Weise: vor dem Hause am Rhein wird das Schiff bestiegen und erst in Havre gelandet. Und es geht nach Lyon, und Avignon, und nach Arles, wo wir den Mistral kennen lernen, aber nicht den Frédérique Mistral, und nach Aix in der Provence zu König René, der die fromme Kunst der Malerei mehr liebte als seine Krone, und nach Flandern und Brabant und dem Elsaß und gen Ihringen in Baden, wo der beste Wein im Lande wächst: ein Weißwein leise schillernd, der aus schwarzen Burgundertrauben gewonnen wird; und nach Breisach, und nach Colmar zu Grünewald und Schongauers Maria im Rosenhag, und nach Freiburg zu Hans Baldung, zu der Thurmpyramide des Münsters und seinen schönen, bemalten Glasfenstern.

Im Wandern wandern die Gedanken, von Kufstein bis Kitzbichl wird abgehandelt: woher der schlechte Stil kommt; die Abnahme der Macht der Sitte im Verhältniß, wie Bildung und Befreiung des Individuums zunehmen; der tiefere Sinn des Unterschiedes zwischen salzburgischem Kreuzstickelzaun und tyrolischem Kringelzaun; der Verein zur Erhaltung schwarzwälder Dorftrachten; das schwarzwälder und das tyroler Haus; wie man Zimmer ausmalt und wie man sie tapezirt. So gibt es immer etwas zu meditiren; ein Einfall kommt wohl auch zweimal vor, das ist etwas viel für einen Einfall, eine Sammlung von Aufsätzen ist eben noch kein Buch. Und es sei erlaubt zu sagen, daß Bemerkungen aus einem Reisetagebuch noch kein Aufsatz sind; es geht zuweilen etwas abgerissen zu. Ein paar Mal werden wir erinnert, daß in dem trefflichen Rüttenauer ein starrköpfiger Theoretiker steckt. Sehr ungern vernehmen wir von dem freigesinnten und tüchtigen Mann Tiraden gegen die „moralisch sozialistisch evangelische Gleichmacherei", gegen die moderne demokratische Weltanschauung seit der Reformation, die „über die Funktionen der oberen und unteren Theile eines Volksorganismus bedenkliche Begriffe" in die Welt gesetzt habe. Es war eine sehr schwache und theoretische Stunde, in der sich Rüttenauer durch die elegante Suada eines Havreschen Straßenjungen zu einer Philippika gegen das Alphabetenthum anregen ließ. Das Geschrei über Gleichmacherei haben wir noch immer zu hören bekommen, wenn sich eine breitere Schicht in höhere Bildungs- und Lebenssphäre aufarbeiten wollte und nach besseren Lebensbedingungen rang. Es ist heute keinem hochstrebenden Manne erlaubt, diese starke Kulturbewegung, dieses Emporströmen zum Lichte aus ästhetischem Aristokratismus geringschätzig zu mißachten. Der bedeutende Mensch mag nach Verwirklichung seiner Individualität ringen, er mache seine Stärke geltend, so dient er am Besten der Allgemeinheit. Aber auch die Masse ist Stärke, und ihr Fortschreiten ist die einzige Hoffnung, die einzige Gegenwehr gegen ein Pfaffenthum, das immer wagehalsiger und gefährlicher unsere Kulturfreiheiten, Kunst und Forschung zu knebeln und seiner buchstabengläubigen oder jesuitischen Herrischkeit zu unterwerfen sucht. Ein Blick auf die Verdummung in Spanien und die Verthiertheit im südlichen Italien könnte Rüttenauer belehren, welch holde Begleiterscheinungen das Analphabetenthum, diese gepriesene Panacee zur Jungerhaltung des menschlichen Geistes zeitigt. Die Schule, die Laienschule ist die Waffe, die uns die Reformation in die Hand gegeben, wir wollen sie ewig dafür preisen! Wer sie verunglimpft, verliert das Recht, sich zu beklagen, wenn der Pfaff ihm in das Haus dringt und ihm Unfrieden und Thränen stiftet.

L. Beer.

Richard Deeken: Manuia Samoa. Oldenburg bei Richard Kalling.

Ein preußischer Offizier, zur Kräftigung seiner Gesundheit nach südlichem Klima geschickt, kommt nach Deutsch-Samoa und schreibt, von heller Begeisterung über dieses Südsee-Eiland ergriffen, ein flottes und nach vielen Richtungen hin bemerkenswerthes Buch zum Preise dieser deutschen Kolonie. Dabei ist das Ganze nicht etwa aus einer gewissen Kommersstimmung heraus verfaßt — zu welcher Annahme der Titel „Manuia Samoa" (hoch! Samoa!) leicht verführen könnte —; das Buch hält sich fern von Uebertreibungen, auch von jener billigen „nationalen" Begeisterung, die an allen Ecken der Welt nöthigenfalls mit Feuer und Schwert für ein „greater Germany" eintreten möchte. Rein kaufmännische, nüchterne Erwägung und dann freilich auch die wärmste Begeisterung für Klima, Vegetation und Menschen in Deutsch-Samoa leiten den Verfasser bei seinen Rathschlägen für die Auswanderung intelligenter und unternehmungslustiger Deutscher nach dort und für die Investirung deutschen Kapitals in Cacao und Cocospflanzungen. Zwischendurch finden wir Schilderungen von Eingeborenen, Sitten nnd Gebräuchen (wie „Ein Südsee-Idyll"), die von großem Reiz und mit geradezu poetischer Schönheit vorgetragen sind. „Schön Tosi", die samoanische Schönheit von 14 Jahren, scheint auf das preußische Kriegerherz nicht ohne Eindruck geblieben zu sein.

Was uns der Verfasser sonst über das unheilvolle Wirken amerikanischer Missonare, über Mataafa, aus altsamoanischer Zeit u. s. w. mittheilt, ist von hohem Interesse und wird viel zur Aufklärung weit verbreiteter Irrthümer bei der Beurtheilung dieser deutschen Kolonie beitragen. Möge das durch gelungene photographische Originalaufnahmen des Verfassers reich illustrirte Buch die weite Verbreitung finden, die es verdient. —nn.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 13. Berlin, den 28. Dezember 1901. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verlag der „Nation“, Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In Central-Amerika gibt es bereits Krieg und Revolution; nunmehr droht auch in Südamerika ein Konflikt auszubrechen und zwar von weit größerer Bedeutung.

Seit längerer Zeit bestehen Streitigkeiten zwischen Chile und Argentinien, und öfter als einmal waren beide Staaten an den Rand kriegerischer Konflikte gelangt. Auch die Ursachen der diesmaligen Zerwürfnisse sind denen der früheren Jahre durchaus verwandt. Es handelt sich um Grenzstreitigkeiten, um Gebiete, die von dem einen wie von dem anderen Lande in Anspruch genommen werden; zum Theil sind diese Gebiete von höchst zweifelhaftem Werth, so im Süden Patagonien; zum Theil sind sie trotz ihrer Unwirthlichkeit außerordentlich werthvoll ihrer Bodenschätze wegen, wie die Minendistrikte in Atacama.

Konsequent verfolgt Chile in Südamerika eine ausgreifende unruhige Politik. Wiederholentlich hat es den Nachbarstaaten werthvolle Gebietstheile entrissen, und die Folge dieser Erfahrungen ist es, daß im Allgemeinen die Neigung in Südamerika besteht, sich auf die Seite Argentiniens und gegen das aggressive Chile zu stellen.

Es wäre sehr erwünscht, wenn der Kampf vermieden werden würde, und zwar auch aus dem Grunde, weil in Argentinien in großem Umfange europäisches, auch deutsches, Kapital angelegt worden ist. Vorläufig scheint auf beiden Seiten die ernste Neigung zu bestehen, zu einem Ausgleich zu gelangen; sollte sich dies als unmöglich erweisen, so ist leider zu befürchten, daß der Krieg auf Argentinien und Chile nicht beschränkt bleiben wird.

Wiederum kommen ungünstige Nachrichten aus Koweit am persischen Meerbusen. Koweit ist der Hafenplatz, an dem die im Wesentlichen mit deutschem Kapital zu erbauende Bagdadbahn das südliche Meer berühren würde. Diese Position scheint England erwerben zu wollen. Es hat den „Herrscher“ von Koweit veranlaßt, sich selbstständig zu erklären, sich von Konstantinopel unabhängig zu machen, und da der Herr von Koweit keine Möglichkeit hat, seine Souveränität mit eigenen Kräften aufrecht zu erhalten, so bedeutet sein Vorgehen, daß England ein verschleiertes Protektorat über diesen Küstenplatz anstrebt.

In Konstantinopel wird man keine Neigung haben, England diese Position auszuliefern. Rußland wird jedenfalls ebensowenig einwilligen, daß das Vereinigte Königreich am persischen Golf sich festsetzt, und wenn Deutschland auch keine unmittelbaren Interessen dort zu vertreten hat, so kann es doch in Berlin nicht erwünscht sein, wenn die anatolischen Bahnen dermaleinst in einen englischen Hafenplatz ausmünden sollten. Gleichwohl sucht England immer erneut seine Hand auf Koweit zu legen; freilich hat es den Anschein, als wäre für diese aggressive Politik in London weit weniger Stimmung vorhanden als in Kalkutta.

England steckt in diesem Augenblick so tief in Schwierigkeiten; der südafrikanische Krieg ist noch immer eine so ernste Sache, daß man in London kaum geneigt sein wird, rücksichtslos vorzugehen, auf die Gefahr hin ernstere Komplitationen zu schaffen.

Wenn Rußland ernstlich will, daß die politischen Verhältnisse in Koweit bleiben, wie sie waren, dann wird England nochmals seine Hand zurückzuziehen gezwungen sein.

Die Nachrichten aus Südafrika lauten wie seit langem. Die Engländer haben eine Anzahl kleiner Erfolge und eine Anzahl ernsterer Schlappen zu verzeichnen. Es ist dem unermüdlichen Dewet sogar gelungen, ein größeres englisches Lager zu stürmen. Auch dieses Jahr geht trostlos für Südafrika zu Ende.

* * *

Die Politik im Jahre 1901.

Das abgelaufene Jahr ist für Deutschland das Jahr des Grafen Bülow. Er konnte sich im Amt des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten heimisch machen; er amtirt nunmehr lange genug, um beurtheilt werden zu können, überdies zu einer Zeit, in der sehr wichtige Fragen des Staatslebens zur Entscheidung standen, und seit Herr von Miquel aus dem Amte geschieden war, gab es im Ministerium keine Person, die der selbständigen Entwicklung einer Bülow'schen Politik hätte hindernd in den Weg treten können.

Genau vor einem Jahr schrieb ich an der nämlichen Stelle:

. . . „Es bleibt abzuwarten, ob auch Graf Bülow die interimistische Politik der wohlmeinenden Schwachheit und der schwächlichen Geschicklichkeit fortführt, die einsetzte, als Graf Caprivi mit seiner Politik staatlicher Sachlichkeit gegen die Agrarier gescheitert war, oder ob der neue Reichskanzler das Staatsinteresse vor allem wieder stabilirt und hierfür kämpft trotz Parteien und trotz Hofintriguanten."

Die Antwort liegt vor, deutlich genug, obgleich Graf Bülow sich alle Mühe gegeben hat, um auch heute noch seinen Ausspruch berechtigt erscheinen zu lassen: „Sie kennen mich ja noch gar nicht." Er selbst hat alles gethan, um die Kenntniß seiner politischen Individualität zu verhüllen; das ist charakteristisch genug; aber schließlich kann man Kanzler des deutschen Reiches nicht Jahr und Tag incognito bleiben, um immer noch unter dem Personalvermerk herumzugehen: Gebildeter Europäer mit wohlmeinenden Absichten gegen Gott und die Welt. . . . . .

Auch dieses Jahr ist für die innere Politik von erschreckender Sterilität gewesen, und die wenigen staatlichen Aktionen, die besondere Beachtung verdienen, sind fast ohne Ausnahme beklagenswerth für Deutschland.

Gibt man sich angestrengter Mühe des Forschens hin, so findet man doch fast nichts Erfreuliches. Notiren wir, daß Württemberg sein Recht auf die Herstellung besonderer Postwerthzeichen aufgegeben hat; das ist ein gesunder Fortschritt — nicht in der Richtung formalistischer Einheitsbestrebungen, die keinen Boden im Volke haben, wohl aber wurde erreicht eine bequemere Ausgestaltung unseres inneren Verkehrs zum Nutzen von Württemberg wie des gesammten Reiches, wenn man Bayern aussondert. Notiren wir ferner, daß die traurigen Ereignisse in Gumbinnen und Insterburg dem Monarchen Anlaß gegeben haben, zu interveniren; daß er die für die Führung des Prozesses in Insterburg verantwortlichen Personen verabschiedete und die Bestimmungen gegen das Duell noch schärfer faßte, so hat man für das Jahr 1901 die glorreichen Errungenschaften, die aus dem engsten Rahmen der fachmännischen Spezialbestimmungen heraustreten, auf dem Gebiete der inneren Politik einigermaßen bei einander.

Und nun neben dem Konto der Errungenschaften das Konto der Belastungen.

Daß eine Reform des Börsengesetzes eine Nothwendigkeit ist, wird auf allen Seiten zugegeben; sogar Führer der Agrarier bekennen sich zu dieser Ansicht. Eine Aenderung der bestehenden Bestimmungen ist geboten, nicht um ein paar Hundert Börsenbesuchern die Lebensbedingungen zu erleichtern, sondern weil unser gesammtes Erwerbsleben beeinträchtigt wird, wenn das zentrale Organ für die wirthschaftlichen Funktionen nicht geordnet arbeiten kann. Und auch die Rückwirkung auf das Staatsleben ist nicht nur eine mittelbare, sondern zugleich eine ganz unmittelbare; eine hinsiechende Börse bietet nicht jene Hilfe bei der Unterbringung von Staatsanleihen, die eine Börse mit gesund pulsirendem Leben zu bieten vermag.

In Zeiten, da die internationale Politik sich in ruhigen Bahnen bewegt, läßt der Schaden sich ertragen; in Zeiten starker politischer Beunruhigung aber kann es sich schwer am Staate rächen, wenn die Börse des Landes in ihrer Leistungsfähigkeit stark herabgedrückt ist. In Zeiten allgemeinen wirthschaftlichen Aufschwunges, übersieht man, daß eine Fesselung der Börsen auf die Entwicklung der Prosperität hemmend wirkt; aber in Zeiten der Krisis, wie jetzt, verschärft eine solche Hemmung die allgemeine wirthschaftliche Kalamität außerordentlich.

Allein die Anforderungen des Augenblicks haben ebensowenig wie die Anforderungen der Zukunft unsere Regierung veranlassen können, schnell und durchgreifend an eine Reform des Börsengesetzes zu gehen. Zögernd wurde die Aufgabe in die Hand genommen, und die Hoffnungen auf Aenderungen sind auf das Aeußerste herabgestimmt. Man muß leider annehmen, daß die Reform nicht den Geboten genügen wird, die in der Sache liegen und die das allgemeine Interesse durchaus erfordert. Die Regierung wird mit ihren Vorschlägen für das Parlament voraussichtlich nur so weit gehen, wie das agrarische Vorurtheil es gestattet, und sie wird dafür zu sorgen suchen, daß die Neuregelung nicht für die Urheber des Börsengesetzes eine Quittung ist über ihre Unfähigkeit, wirthschaftliche Fragen sachgemäß zu erledigen.

Noch schlimmer steht es in Preußen mit der Kanalvorlage.

Die Kanalvorlage war von neuem im preußischen Abgeordnetenhaus eingebracht worden. Die Ankündigung des großen Werkes war damals so matt, daß man sogleich erwarten konnte, die Vorlage werde dahinsiechen, gleich dem früheren Entwurf. Wirklich expedirten die Konservativen in der Kommission die Vorlage allmählich ins Jenseits, und Herr von Bülow schaute zu, wie dieses Projekt wirthschaftlicher Nothwendigkeit, für das der Kaiser sich so überaus stark eingesetzt hat, Glied für Glied zu Tode gemartert wurde.

Es wäre voraussichtlich möglich gewesen, auch in diesem Abgeordnetenhause die Kanalvorlage zu retten, wenn ein starker Wille in der Regierung diesem Ziele zugestrebt hätte. Dieser Wille war nicht vorhanden. Es schien für die Kraftlosigkeit der Regierung freilich eine Entschuldigung zu geben. Man nahm an, daß, solange Herr von Miquel Mitglied des Kabinets sei, eine Politik, die sich gegen die Agrarier richtete, schon innerhalb des Ministeriums zu wirkungsloser Halbheit abgeschwächt werden würde. Es war daher die Frage, ob das Scheiden des Herrn von Miquel aus dem Amte diese inneren Widerstände zu beseitigen geeignet sei.

Die Antwort liegt vor. Die gemaßregelten Beamten kamen meist in höheren Stellungen wieder zur Anstellung; die gänzliche Verfehltheit der Entlassung wurde damit um so deutlicher zur Anschauung gebracht. Das Abgeordnetenhaus wurde nicht aufgelöst; das Ministerium wurde zwar umgestaltet, aber in seinem Wesen weder verändert noch in seiner Aktionskraft erhöht, denn der Redetrieb des

Herrn Möller ist zwar eine Gabe, aber eine Kraft schwerlich, und als Graf Bülow neuerdings im Reichstage in Bezug auf die Zukunft der Kanalvorlage inquirirt wurde, gab er die Antwort, sie werde „mit der Zeit“ realisirt werden.

Gegen ein solches Programm hat auch die Rechte nichts einzuwenden; sie würde sich auch keiner Aufregung hingeben, wenn der Reichskanzler erklären sollte, „mit der Zeit“ müßten die Getreidezölle abgeschafft werden. Das ist ein Wechsel ohne Verfalltag, für dessen Prolongirung die Gefälligkeit des Grafen Bülow sorgen wird.

Die Ausführung des großen Kulturwerkes ist vertagt; die Bedeutung, die die Inangriffnahme der Arbeiten für die Festigung unserer erschütterten wirthschaftlichen Entwicklung haben könnte, fällt nicht in das Gewicht; und das starke Engagement des Monarchen für den Bau wird langsam in Vergessenheit zu begraben versucht.

Als die Kanalvorlage wiederum im Abgeordnetenhause zum Scheitern gebracht wurde, schrieb die „Kölnische Zeitung“, die nicht das Interesse zu verfolgen pflegt, der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, das Folgende:

„Das Ergebniß ist wohl die schärfste Verhöhnung, die je einer Staatsregierung von parlamentarischen Mehrheitsparteien geboten worden ist.“

Die Antwort auf diese „schärfste Verhöhnung“ ist, daß Graf Bülow geduldig „mit der Zeit“ rechnet, die seit einem Jahrhundert das Junkerthum nicht verändert hat.

Die Ausschaltung des Herrn von Miquel konnte eine politische Bedeutung haben; allein den Ausspruch hätte Herr von Miquel auch thun können, daß die Kanalvorlage „mit der Zeit“ realisirt werden würde, und Herr von Miquel hätte auch die agrarischen Zölle nebst Doppeltarif gebilligt, und er würde nur dadurch seine Eigenart zum Ausdruck gebracht haben, daß er die Vorlage mit größerem Geschick vertreten hätte als es seine überlebenden Nachfolger gethan haben. Die Beseitigung des Herrn von Miquel aus dem Ministerium erscheint somit heute nicht mehr als ein Vorgang von politischer Bedeutung, sondern von persönlichem Werth für den Grafen Bülow. Nicht die politische Richtung ist geändert worden, sondern Graf Bülow wurde der einzigen Person ledig, die in Folge ihrer geistigen Selbständigkeit mit dem Reichskanzler in Rivalität hätte treten können. Auch das hatte sein Gewicht; zwar nicht für den Staat, aber für den Grafen Bülow.

Daß es keine Bedeutung für den Staat hat, beweist zu aller Evidenz der vorgelegte Zolltarif. Ueber seine wirthschaftliche Tragweite bedarf es heute keiner Auseinandersetzungen mehr. Doch verdient es in das Gedächtniß zurückgerufen zu werden, wie Graf Bülow sich zu dieser fundamentalen Frage gestellt hat oder doch zu stellen schien.

Bereits um die letzte Jahreswende erklärte Graf Klinckowström, daß man mit dem Reichskanzler über die Höhe der Getreidezölle handelseinig sei; Graf Kanitz bezeugte der Leitung der Reichspolitik öffentlich sein Vertrauen, und alsdann ließ sich Graf Bülow im Landtag dazu herbei, den Agrariern einen „gesicherten“ und schließlich einen höheren Zollschutz zu versprechen. Das war die eine Melodie.

Andere Aeußerungen, die vom Grafen Bülow herrühren sollten, und die im Allgemeinen diskreter behandelt wurden, nachdem sie mit Geschick an die geeigneten Ohren gebracht waren, klangen durchaus nicht so. Sie kamen etwa auf den Ausspruch hinaus, der dem Kaiser in den Mund gelegt worden ist: „Der Doppeltarif ist ein Unsinn. Bülow ist derselben Meinung.“

Nachdem es durch diese nach beiden Seiten schielende Methode zu Wege gebracht war, daß in der That Niemand den Grafen Bülow zu kennen vermeinen konnte, erschien der Doppeltarif durch eine eigenartige und deutungsfähige Indiskretion zuerst in die Oeffentlichkeit und zum Schluß als Gesetzesvorlage.

Was war erreicht durch dieses Vorgehen?

Die Agitation für und gegen das Agrarierthum war natürlich nicht eingeschläfert worden. Beide Theile hatten nichts versäumt, um sich gefechtbereit zu machen, und alle jene Vorgänge änderten an der Sachlage gar nichts, aber sie sind bezeichnend für die geräuschlos vorwärtsgleitende diplomatisirende Methode des leitenden Staatsmannes; als Symptom für diese sind sie beachtenswerth. Dabei ist es von geringerer Bedeutung, ob Graf Bülow nachgiebig genug war, um sich solche Methode durch die wechselnde Stärke der auf ihn einstürmenden Einwirkungen aufzwingen zu lassen, oder ob sie seiner innersten Natur entspricht. Voraussichtlich trifft beides zusammen, und jedenfalls liegt das Ergebniß dieser Bülow'schen Politik vor.

Bei den Gegensätzen, die in Preußen und Deutschland historisch geworden sind, muß auch mit Staatsmännern, die eine agrarische Politik verfolgen, gerechnet werden. Die Vergangenheit hat uns mit solchen Möglichkeiten belastet, und mit ihnen muß sich die Bevölkerung, zustimmend oder opponirend, abfinden.

Vom Standpunkt des Liberalismus aus ist eine agrarische Politik falsch und verderblich, aber auch eine falsche, verderbliche Politik kann mit zweckmäßigen Mitteln gefördert werden. Oder man kann auch eine falsche, verderbliche Politik überdies mit unzweckmäßigen Mitteln betreiben, und dann werden die Fehler des Endzieles gesteigert durch die Fehler, die begangen werden, um das falsche Endziel zu erreichen.

Dem Grafen Bülow muß man den Vorwurf machen, daß diese letzte Methode die seine ist.

Er konnte sich auf den Standpunkt stellen: Den Großgrundbesitzern sollen durch Zölle die Einnahmen erhöht werden. Waren die Handelsverträge abgelaufen, so stellte er demgemäß dem Ausland seine Bedingungen; er war frei diese Bedingungen nach Lage der Verhältnisse zu modifiziren, ein Vortheil, dessen sich kein Staatsmann entäußern durfte. Er konnte schließlich, wenn er es für geboten hielt, selbst die Gefahren eines Zollkrieges mit allen ihren bösen Konsequenzen für Deutschland entfesseln; eine verderbliche Politik, aber doch wenigstens voll sachlicher Konsequenz.

Die Bindung der Regierung durch den Doppeltarif bedeutet hingegen dem Ausland gegenüber durchaus keine Stärkung, im Gegentheil eine Schwächung. Das Ausland wurde vorzeitig allarmirt; das Ausland kann rechtzeitig seine Gegenmaßregeln ins Auge fassen. Der Doppeltarif kann als Waffe daher überhaupt nur einer schwachen und kurzsichtigen Regierung erscheinen.

Eine starke Regierung sagt dem Auslande: Unter diese Sätze, die ich jetzt euch vorschlage, will ich im Interesse meines Landes nicht herabgehen; und eine schwache Regierung sagt: Unter diese Sätze kann ich nicht heruntergehen, denn ich bin durch einen Doppeltarif, den mein eigenes Parlament festgesetzt hat, gebunden. Allein für das Ausland ist der Grund für die Normirung der Zollsätze ganz gleichgiltig; ob Wille der Regierung, ob Parlamentsbeschluß, nicht auf die Motive, sondern auf die realen Zahlen kommt es an. Und das Ausland wird denken, daß bei der Stimmung so großer Massen des deutschen Volkes voraussichtlich der Wille des Parlaments noch eher geändert werden kann, als der Wille einer Regierung umgestaltet werden könnte, die weiß, was sie beabsichtigt. Also auch vom Standpunkt klar schauender Agrarier aus ist der vorgelegte Zollgesetzentwurf mit Doppeltarif schädlich und unzweckmäßig für die agrarischen Zwecke.

Nur eine unverständige, kurzsichtige Agitation konnte aus kleinlichem Mißtrauen diesen Gesetzentwurf verlangen; und nur eine agrarische Regierung, die ebenso kurzsichtig ist, konnte in ihrer Schwäche solchem Mißtrauen Rechnung tragen. Man kann ganz sicher sein, niemals hätte der agrarische Fürst Bismarck sich in solche Sackgasse von Parteien des Parlamentes und von Agitatoren im Lande drängen lassen.

Ist der Doppeltarif schon in der Theorie eine unbrauchbare Waffe gegen das Ausland, so kann doch diese Waffe

überhaupt nur zur Anwendung kommen, wenn der Reichstag zur Verabschiedung jenes Gesetzentwurfes gelangen sollte. Die Durchberathung von neunhundert und einigen vierzig Tarifpositionen ist aber in jedem Falle eine Riesenaufgabe, und bei den im Reichstage herrschenden schroffen Gegensätzen ist eine solche Aufgabe voraussichtlich in absehbarer Zeit überhaupt nicht zu lösen.

Die Einigkeit der sogenannten Majoritätsparteien ist durchaus nicht gesichert; aber die Einigkeit der keineswegs schwachen Opposition ist freilich gesichert. Unter diesen Umständen ist anzunehmen, daß das Werk der Regierung zusammenbrechen und die ganze Aktion im Sumpfe stecken bleiben wird. Man wird dann soweit sein, wie man war, bevor der Tarif eingebracht wurde. Die Regierung kann nunmehr versuchen, ihre handelspolitischen Absichten gegenüber dem Auslande durchzusetzen.

Freilich nach zwei Richtungen hin hat sich die Lage geändert.

Im Ausland sind durch unser Vorgehen Tendenzen entfesselt worden, die einem Abschluß von Verträgen ungünstig sein müssen, und noch wichtiger ist die Wirkung auf das Inland.

Dieser vorgelegte Tarif, um den Monate und Monate bereits die erbittertsten Kämpfe geführt werden, und um den weitere Monate und Monate mit größter Leidenschaft gekämpft werden wird, er wühlt die Leidenschaften der Bevölkerung auf das Tiefste auf. Keine Partei wird von diesen Kämpfen einen gleichen Vortheil haben, wie die Sozialdemokratie. Und wenn bei den nächsten allgemeinen Wahlen die Sozialdemokraten mit annähernd hundert Stimmen in den Reichstag einziehen, so wird dieses Ergebniß vor allem herbeigeführt worden sein, durch das Zusammenwirken des deutschen Reichskanzlers mit den „staatserhaltenden Parteien".

Graf Bülow wollte innere Kämpfe vermeiden, und wir finden Deutschland mitten in schweren Kämpfen. Das hätte kein Reichskanzler ändern können. Aber es war möglich, daß um die wirthschaftlichen Fragen ein einziger, kurzer, scharfer Kampf geführt ward, und zwar in dem Augenblick, da die Entscheidung in Bezug auf das Ausland getroffen werden mußte. Praktisch war dieses Vorgehen; zweckmäßig sowohl für eine agrarische wie für eine antiagrarische Regierung. Statt dieses einen einzigen, kurzen Kampfes hat Graf Bülow sich entschlossen, zunächst den Kampf um den jetzigen Tarif durchzufechten, auf den alsdann der Kampf um die Handelsverträge selbst folgen muß, sodaß Jahr und Tag die handelspolitischen Fragen mit ihrer die Bevölkerung aufwühlenden Wirkung das politische Leben beherrschen werden. Von Zweckmäßigkeit ist diese Politik weit entfernt.

Graf Bülow hat sich in diesem Jahr als ein Kanzler erwiesen, der den Agrariern nachzugeben bereit ist und, — was vielleicht das Schlimmere ist, — selbst für solche Ansprüche, die sowohl den Agrariern, als dem Staat abträglich sind.

Ob man agrarische Anschauungen vertritt, ob man zu den Gegnern der Agrarier gehört, gleichviel — sobald man vorurtheilslos die Sachlage prüft, muß man zu der Erkenntniß kommen, es stellt der Streit um den jetzigen Tarif nur ein Vorpostengefecht dar, das für den schließlichen Ausgang der politischen Kampagne eine letzte Entscheidung in gar keinem Falle bringt. Wenn ein Feldherr ein solches vermeidbares Vorpostengefecht engagirt mit der Möglichkeit, ja mit der Wahrscheinlichkeit einer schweren Niederlage, mit der Aussicht es unentschieden abbrechen zu müssen, so handelt er gewiß nicht klug; wenn er aber durch diesen nichts entscheidenden Kampf überdies den sozialdemokratischen Gegner auf das Aeußerste stärkt, ihm die Möglichkeit liefert, sich mit Waffen und Munition in Hülle und Fülle zu versehen, dann ist er ein kluger Staatsmann nicht, auch nicht ein kluger agrarischer Staatsmann.

Graf Bülow kam, wie Fürst Bismarck, von der auswärtigen Politik her, als er an die Spitze des Staates trat. Und wie Fürst Bismarck überträgt auch er die Methode der Diplomatie auf das politische Leben im Innern. Damit freilich hört die Aehnlichkeit auf. Fürst Bismarck würde niemals geglaubt haben, daß man mit diplomatischer Geschicklichkeit allein um die scharfen wirthschaftlichen Gegensätze in Deutschland herumlaviren könne; und Fürst Bismarck hätte niemals einen äußerst schweren und unter allen Umständen nachtheiligen Kampf, um eine gänzlich minderwerthige Position wie den jetzigen Doppeltarif geführt.

Graf Bülow erscheint nicht als der überlegene Führer der Agrarier, sondern als ein Reichskanzler, der agrarischen Neigungen zugänglich ist und der sich von den Agrariern führen läßt!

Aus der Aera der „schwächlichen Geschicklichkeit" sind wir nicht herausgetreten und in die Aera „staatlicher Sachlichkeit", die das Staatsinteresse vor allem wieder stabilirt und hierfür kämpft „trotz Parteien und trotz Hofintriguanten", sind wir leider nicht eingetreten.

P. Nathan.

(Ein zweiter Artikel folgt.

Die Ersatzwahl in Schweinitz-Wittenberg.

Am 20. Dezember hat in dem Wahlkreise des verstorbenen Reichstagsabgeordneten Dr. von Siemens eine Ersatzwahl stattgefunden, die noch nicht zu einem endgiltigen Ergebniß geführt, sondern eine Stichwahl nothwendig gemacht hat. Diese Ersatzwahl gibt nach verschiedenen Richtungen hin zu Erörterungen politischer Natur Veranlassung.

Interessant ist schon die Wahrnehmung, daß in diesem Falle die sonst beinahe konstante Regel einer Abnahme der Stimmen bei Ersatzwahlen gegenüber den Hauptwahlen sich in das gerade Gegentheil verkehrt hat. Es ist ein ungewöhnlicher Stimmenzuwachs von ca. 15 % gegen die Hauptwahl vom Jahre 1898 zu konstatiren, und zwar haben alle drei im Felde stehenden Parteien an Stimmen zugenommen: die Konservativen um 814 (von 7231 auf 8045), die Sozialdemokraten um 313 (von 1736 auf 2049), die Freisinnigen um 950 (von 5694 auf 6644).

Die Konservativen ebenso wie die Sozialdemokraten hatten ihre Kandidaten aus dem Jahre 1898 erneut ins Feld gestellt, während für Herrn von Siemens der Unterzeichnete als Kandidat eingetreten war. Mit Rücksicht darauf, daß Herr von Siemens als ein im Kreise angesessener und um den Kreis in mannigfacher Beziehung verdienter Großgrundbesitzer ein an sich stärkerer Kandidat war als ich, kann der Stimmenzuwachs der Freisinnigen nur auf den Umstand zurückgeführt werden, daß es bei dieser Ersatzwahl gelungen ist, der Bevölkerung in diesem vorwiegend ländlichen Wahlkreise — die Bevölkerung vertheilt sich zu zwei Dritteln auf plattes Land und nur zu einem Drittel auf zumeist kleine Landstädte — die Schädlichkeit des agrarpolitischen Treibens der Konservativen deutlicher zum Bewußtsein zu bringen, als vor drei Jahren.

Man muß dabei wohl im Auge behalten, daß die Ersatzwahl diesmal sich ausschließlich um zoll- und handelspolitische Fragen und insbesondere um die Frage der Zollerhöhung für Ackerbauprodukte gedreht hat. Die Freisinnigen haben mit rücksichtslosester Deutlichkeit ihren jede Zollerhöhung ablehnenden Standpunkt in Rede und Schrift klargestellt. Dasselbe hat die Sozialdemokratie gethan; während die Konservativen zunächst versuchten, sich um die offene Erörterung dieser Fragen überhaupt herumzudrücken. Als sie dann durch die energische Agitation ihrer Gegner gezwungen wurden, mit der Sprache herauszurücken, haben sie sowohl in den Kreisblättern, die den Konservativen als

publizistische Sprachrohre dienten, wie in den Wählerversammlungen, die sie abhielten, ängstlich vermieden, mit dem Bunde der Landwirthe zu fraternisiren. Es wurde als eine Art Verleumdung behandelt, daß Herr von Leipziger, der konservative Kandidat, auf dem Boden des Programms des Bundes der Landwirthe stehe. Nur so viel wurde zugegeben, daß er dem Bunde der Landwirte näher stehe als die beiden anderen Kandidaten. Herr von Leipziger vertrat deshalb auch in der Zollpolitik nur den Standpunkt der Regierungsvorlage. Wenn man berücksichtigt, daß derselbe Herr 1898 unter der Fahne des Bundes der Landwirthe, die damals von dem Amtsvorsteher, jetzigem Landrath Baron von Palombini gehalten wurde, ins Feld zog, so erscheint dies Abrücken vom Standpunkt des Bundes der Landwirthe besonders charakteristisch.

Daß die Konservativen von ihrem Standpunkt klug operirten, als sie beschlossen, den Bund der Landwirthe nicht öffentlich zu grüßen, sondern nur unterm Tisch die Hand zu drücken, hat der Erfolg gelehrt; denn auch sie haben rund 800 Stimmen gegen das Jahr 1898 gewonnen, die beiden antiagrarischen Parteien zusammen allerdings beinahe 1300 Stimmen. Hätten sich die Konservativen mit dem Bunde der Landwirthe identifizirt, dann würden sie wohl schwerlich mit einer solchen Unverfrorenheit, wie es geschehen ist, den ganzen amtlichen Apparat des Kreises bei der Wahl für sich haben in Anspruch nehmen können. Die beiden Landräthe haben das äußerliche Dekorum allerdings leidlich gewahrt; nur haben sie nicht verhindert, daß die Kreisblätter — das Schweinitzer Kreisblatt sogar in der unverschämtesten Weise — schimpften. Amtsvorsteher und Ortsrichter (Gemeindevorsteher) sind jedoch von der konservativen Wahlleitung nahezu ausnahmslos als Wahlagenten in Thätigkeit gesetzt worden. Man hat durch sie die Bevölkerung nach allen Regeln der Kunst beeinflussen lassen. Auch an dunklen Drohungen mit materiellen Nachtheilen,*) wenn nicht konservativ gewählt werde, und an Erpressungen von Unterschriften für den konservativen Wahlaufruf hat es keineswegs gefehlt. Wirthe, die ihre Lokale bereits für liberale Versammlungen zur Verfügung gestellt hatten, und zwar auf Grund einer schriftlichen Vereinbarung, kamen in zahlreichen Fällen bei dem liberalen Wahlbüreau darum ein, von ihrem Wort wieder entbunden zu werden. Manchmal erschien auch die Frau mit, um das Mitleid der freisinnigen Wahlleiter anzurufen. Selbstverständlich wurde in keinem Falle auf dem Schein bestanden; die Wirthe wurden einfach aus ihren Verpflichtungen entlassen.

Das wichtigste Druckmittel der Konservativen war aber das Format und die Farbe des Stimmzettels. Ein Antrag des liberalen Wahlcomités, für alle drei Parteien gleichartige Stimmzettel herzustellen, wurde von den Konservativen ohne Weiteres abgelehnt. Mit einem wahren Raffinement ging die konservative Wahlleitung darauf aus, zu verhindern, daß die beiden anderen Parteien Stimmzettel herstellen konnten, die denen der Konservativen ähnlich waren. Man hielt mit der Vertheilung der Stimmzettel bis zum letzten Tage vor der Wahl zurück, ließ zum Theil erst am Tage der Wahl die konservativen Stimmzettel mit Hilfe der Gemeindevorsteher in den einzelnen Dörfern vertheilen und hatte obendrein für verschiedene Distrikte verschiedenformatige Stimmzettel anfertigen lassen. Trotz aller Vigilanz des liberalen Wahlbüreaus, das nach dem Muster jedes irgendwo auftauchenden konservativen Stimmzettels gleichartige liberale Stimmzettel anfertigen ließ, gelang es deshalb den Konservativen in den meisten Wahlorten, Stimmzettel auszugeben, die von denen der beiden anderen Parteien wesentlich verschieden waren. In welchem Umfange dieser Wahlkniff dazu geführt hat, die Wähler einzuschüchtern und zur Abgabe von konservativen Stimmzetteln zu zwingen, läßt sich natürlich nicht feststellen. Der freche Versuch der Verletzung des Wahlgeheimnisses, wie er in den gekennzeichneten Manövern liegt, verdient aber, öffentlich an den Pranger gestellt zu werden, und zeigt die Nothwendigkeit der von freisinniger Seite schon öfters angeregten und auch vom Reichstag mehrfach angenommenen Reform unseres Wahlverfahrens durch Verwendung amtlicher Kuverts. Der Versuch, das gesetzlich vorgesehene Wahlgeheimniß durch solche Stimmzettelkünste zu durchbrechen, bezeichnet eine solche Niedrigkeit der politischen Gesinnung, daß schon aus rein moralischen Erwägungen der Bundesrath Anlaß hätte, jene von Rickert und mir zuerst eingebrachten und inzwischen bereits öfter durch Dreiviertel-Mehrheit im Reichstage angenommenen Anträge auf Sicherung des Wahlgeheimnisses auch seinerseits zu acceptiren. Die Absicht jener Stimmzettelkünste geht offenbar nur darauf hinaus, amtlich oder wirthschaftlich abhängige Wähler zu nöthigen, gegen ihre Ueberzeugung konservativ zu wählen, also ein falsches Zeugniß ihrer wirklichen Ueberzeugung abzulegen. Eine Parteileitung, die es planmäßig darauf anlegt, derartige falsche Zeugnisse herbeizuführen, ist offenbar systematisch bemüht, die Wähler zu degradiren, sie gewissermaßen zum politischen Meineide zu verleiten. Die Konservativen sind auch im Wahlkreise Wittenberg-Schweinitz durchweg recht kirchlich gesinnte Männer. Hoffentlich haben sie die Weihnachtsfeiertage dazu benutzt, um sich an der Hand christlicher Predigten und Erbauungsschriften einmal zu vergegenwärtigen, was es auch vom religiösen Standpunkte aus heißt, das politische Gewissen eines Wählers zu vergewaltigen.

Daß es trotz aller dieser Machinationen gelungen ist, den freisinnigen Kandidaten noch unter günstigeren Aussichten, als das im Jahre 1898 der Fall war, in die Stichwahl zu bringen, — damals blieb Herr von Leipziger nur um 199 Stimmen, diesmal um 648 Stimmen hinter der Gesammtstimmenzahl seiner beiden Gegner zurück — zeigt, daß selbst in einem so vorwiegend ländlichen Wahlkreise, wie es der Wahlkreis Schweinitz-Wittenberg ist, die Erhöhung der Ackerbauzölle bei der Mehrheit der Bevölkerung auf entschiedene Abneigung stößt. Auch die kleineren Landwirthe kommen mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß sie bei dieser Politik der Lebensmittelvertheuerung die Mitgeschädigten sind. Selbst der verdünnte Aufguß des protektionistischen Tränkchens, wie ihn die Regierung kredenzt, findet keine Gegenliebe. Wie aber würde sich die Sache erst stellen, wenn die Konservativen einmal ohne die schützende Beihilfe des Regierungsapparats in den Wahlkampf ziehen müßten, und einmal wirklich freie Wahlen stattfänden?!

Theodor Barth.

*) So erschien z. B. im „Schweinitzer Kreisblatt" folgendes Inserat:

Die Landwirthe 2c, in Hohenbucko haben — um mit den gegen die Interessen der Landwirthschaft wirkenden Geschäftsleuten nicht mehr zu verkehren — sich dahin geeinigt, ihre Waaren 2c. nur noch von Gesinnungsgenossen zu beziehen und in Ermangelung solcher durch Bezug im Ganzen zu beschaffen.

Lord Rosebery's Programmrede.

Es mehren sich die Anzeichen, daß England kriegsmüde ist, und daß es bald friedensbedürftig sein wird. Seine Hilfsquellen sind noch nicht erschöpft, wohl aber die Lust, dieselben in infinitum anzuwenden, um Bahnlinien von der Kapstadt und Lorenzo-Marquez nach Johannesburg zu bewachen, nur um es einigen Minenbesitzern zu ermöglichen, die Goldproduktion wieder aufzunehmen. Für solch armseliges Resultat Steuern zu zahlen, Schulden zu machen und die Konsols entwerthet zu sehen, seine Kriegsmacht bis zum Aeußersten anzustrengen, die Kolonien um Hilfe anzubetteln, zum ersten Male in der Geschichte jeder Großmacht gegenüber zu großer, ungewohnter Bescheidenheit gezwungen zu sein, und bei allen Völkern ohne Ausnahme verhaßt zu werden, das geht König und Volk doch über den Strich.

Chamberlain's Rede über die Humanität der englischen Kriegführung im Vergleich mit der deutschen und österreichischen in Frankreich und Bosnien, grell beleuchtet durch die statistischen Resultate der Mordlager, in welche die Greise, Frauen und Kinder hineingetrieben sind, hat endlich weiten Kreisen die Augen geöffnet für die absolute Unfähigkeit Chamberlain's in allen Angelegenheiten, bei welchen das Ausland Partei ist. Unvergleichlicher Boss beim Wahlgeschäft, ausgezeichneter Klopffechter im Parlament, energischer und weitsichtiger Verwalter, fehlt ihm alles, was im internationalen Verkehr den klugen Staatsmann bildet. Man sieht, leider zu spät, den Fehler ein, daß man diesem Manne die internationalen Beziehungen des Kolonialamtes anvertraut hat. Sein letzter oder vielmehr jüngster Fehler, der deutschen Regierung ihren schon überaus schweren Stand ihrem eigenen Volke gegenüber fast unhaltbar gemacht zu haben, hat endlich sichtlich auch in den höchsten Kreisen eine ihm fatale Verstimmung erzeugt und in Rosebery einen offiziellen Kandidaten für die Führerschaft eines Geschäftsministeriums hervorgerufen, in welchem Chamberlain als politischer Bundesgenosse geduldet, aber sein Einfluß streng auf innere Angelegenheiten beschränkt sein würde.*) Gewissermaßen könnte es eventuell auch ein Friedensministerium heißen, da Rosebery den Buren die Aussicht eröffnen will, im Vertragswege ins Empire einzutreten, und bereit ist, der Verstimmung des Auslandes über die Weise der Kriegführung Rechnung zu tragen.

Ich nehme nicht an, daß Chamberlain sich solche moralische Degradation gefallen lassen wird; auch nicht, daß in dem jetzigen Parlamente eine Majorität gegen Chamberlain zu Gunsten Rosebery's zu finden ist. Ich glaube demnach auch nicht an Friedensaussichten, bevor in England die Kriegsmüdigkeit zum Friedensbedürfnisse herangewachsen ist. Erst müssen die Engländer einsehen, daß Chamberlain sie in eine Sackgasse geführt hat, aus welcher kein Ausgang zu finden ist. Es scheint allerdings, daß die Vergewaltigung der sich im Felde befindenden Buren einige Fortschritte gemacht hat; bei der Einseitigkeit der Berichte kann es jedoch auch anders sein. Aber nehmen wir alle Berichte aus Kapland für wahr an, so bleibt dennoch noch auf Jahre die Sache unentschieden. Die Burenabtheilungen werden kleiner, möglicherweise aber noch zahlreicher werden; sie werden sich mehr in unzugänglichen Gegenden versteckt halten; die Möglichkeit, den Engländern so schwere Schlappen zu bereiten, wie neulich Botha und Delarey noch im Stande waren, wird verschwinden, aber sonst wird nichts geändert sein. Der Endzweck, eine friedliche und befreundete Kolonie oder Kolonialgruppe in Südafrika zu bilden, ist auf gewaltthätigem Wege nicht erreichbar.

In dieser Hinsicht zeigt sich Rosebery weitsichtig. Nur bleibt er leider beschränkt wie der beschränkteste Engländer, wenn er meint, auf dem von ihm in seiner Rede angedeuteten Wege den Frieden erreichen zu können. Bei seiner Huldigung des Empire gibt er davon die etwas poetisch unklare Umschreibung als „eine Leidenschaft von Zuneigung und Familienangehörigkeitsgefühl, von Stolz und Hoffnung", und er erwartet, daß die Buren, wie eine zur Ehe gezwungene Braut sich in dieser Familie heimisch fühlen werden. „Der Schlüssel und die Voraussetzung von allem" — was er von seiner Politik vorspiegelt — „ist, daß wir mit den Buren, für Gutes und Schlechtes, für Reichthum und Armuth, in eine dauernde, unvermeidliche Ehe verbunden sind, welche zu trennen über unsere Macht geht, und daß es unser aller Interesse, das des Buren, wie das des Briten ist, daß ein Krieg wie dieser nie wieder diese friedliche Gegend verheere. Ich wünsche zu vereinen, zu heilen und die todesgefährliche Wunde, welche dieser Krieg geschlagen hat, nicht offen zu halten." Um in dieser Bildersprache zu bleiben: der Verführer will sich der geschändeten Frau antrauen lassen, wenn sie nur in Zukunft sich recht hübsch betragen will. Er will nicht, wie Chamberlain, die Unterwerfung der Burencenturionen durch die Waffen, wenigstens nicht durch die Waffen allein; er will auch eine Unterwerfung der bisherigen Burenregierungen. Zu diesem Zwecke will Rosebery allerdings Krüger nicht aufsuchen, sondern sich finden lassen. Es ist jedoch einleuchtend, daß er vergeblich warten wird. Denn es sind nicht Friedensbedingungen, die er anbietet, sondern Unterwerfungsvortheile, die er dunkel andeutet. Ich bin nicht in Krüger's Politik eingeweiht. Aber aus dem Bekannten zum Unbekannten schließend, wird er sich nach meiner Meinung hierzu nicht hergeben. Unterhandlung mit Krüger kann unmöglich etwas anderes bedeuten, als Zurücknahme der Einverleibungsproklamationen, Wiederanerkennung der Republiken als vertragsfähige Staaten. Es wäre möglich, daß ein Friedenstraktat sie fortbestehen ließe unter Bedingungen, die künftig keine selbständige auswärtige Politik seitens der Buren zulassen, aber wenn künftig gar kein Burenstaat fortbestehen sollte — und Rosebery schließt dies ausdrücklich aus — kann auch von einem Friedensvertrage keine Rede sein. Auch Bismarck, auf dessen Beispiel Rosebery sich beruft, suchte in 1866 keinen Frieden nach mit den Staaten, die er einverleibte; nur verpreußte er keine Bevölkerungen, die sich nicht assimiliren ließen; nicht z. B. Süddeutsche. Rosebery sollte Bismarck's Vorgehen noch näher studiren. Ich habe schon einmal („Nation" vom 28. April 1900) auf die Stellung Bayerns hingewiesen. Bayern und überhaupt die mit Preußen im Kaiserreich verbundenen Staaten haben von ihrer Souveränität theoretisch nichts eingebüßt, wiewohl von deren internationaler Aktionsfreiheit gar nichts übrig geblieben ist. Wenn je Bur und Brite sich in Südafrika in einen Staat zurechtfinden sollen, kann es nur auf ähnlichem Wege sein.

Damals habe ich auch beigefügt, daß ich nur auf dieses Beispiel hinwies, um zu zeigen, daß intakte Souveränität und beschränkte Aktionsfreiheit sich vereinen ließen. Ob sich in dieser Richtung eine Lösung der afrikanischen Frage finden lasse, wage ich nicht zu beurtheilen. Hätte Rosebery angedeutet in dieser Richtung arbeiten zu wollen, seine Worte würden von schwerwiegender Bedeutung gewesen sein, was sie jetzt nicht sind. Um so weniger, da er in Bezug auf die Kriegführung nach dem Herzen Chamberlain's gesprochen hat. Daß Eigenthum und Freiheit der privaten Nichtkombattanten in beispielloser Weise verletzt sind, scheint ihm ganz in der Ordnung. Die Tausende hingesiechter Frauen und Kinder, deren Schatten jetzt mehr als irgend etwas Anderes jede Annäherung erschweren, sind ihm kaum der Erwähnung werth. Diese scheußlichen Lager scheinen nach seiner Ansicht den regulären Grausamkeiten des Krieges beizurechnen zu sein. Mir scheint, um noch einmal in Rosebery's Bildersprache zu reden, mit dem Mörder, wenn auch nur aus Fahrlässigkeit, so vieler Tausender Frauen und Kinder eine Ehe unmöglich.

Wer in England wirklich Frieden mit Ehre will, muß auf Scheidung hinwirken der englischen und burischen Staaten in Südafrika. Ein geräumiger Burenstaat mit Seehafen nach Osten kann mit England in Frieden leben, wenn er von England auch als vollgiltiges Mitglied der Staatengemeinschaft anerkannt wird. Die Mitarbeit an der Errichtung eines solchen Staates könnte die Sühne sein, welche England zahlte für den Irrthum, einem wenn auch genialen Boss wie Chamberlain auswärtige Angelegenheiten anvertraut zu haben, der nicht nur den Krieg gegen die Burenstaaten verschuldet, sondern auch durch seine Einverleibungsproklamationen jeden Frieden unmöglich gemacht hat und eine offene Wunde schuf, an welcher selbst das riesenstarke England schließlich hinsiechen wird.

*) Die Rede Rosebery's läßt schwerlich eine andere Deutung zu. Er will nicht einstimmen in den Ruf, Chamberlain und Milner los zu werden, insbesondere will er Milner halten. Dies, nachdem er Chamberlain's Fehler scharf gerügt und wörtlich gesagt hat: „Wenn er nur seine zweifellose Fähigkeit im persönlichen Angriff (power of invective) für seine Gegner im Inlande bewahren wollte, würde er wenig Schaden anrichten im Vergleich mit jetzt (comparatively little harm) und er würde uns ersparen, was dem Auslande gegenüber eine nationale Unannehmlichkeit, wenn nicht eine Gefahr ist." Rosebery kann doch schwerlich die Buren schon den Gegnern im Inlande beirechnen.

Rosebery nennt ganz offen die jetzige englische Regierungspolitik eine Ausrottungspolitik — policy of extermination. Die englische Kriegspartei schreckt weder vor diesem Wort noch vor der Sache zurück. Aber auch mit einem Schreckensregiment ist offenbar den Buren gegenüber nichts zu gewinnen. Staunenswerther noch als deren Kriegstüchtigkeit ist die Leidensfähigkeit ihrer Frauen. Trösten sie sich, wie ich von einer französischen Châtelaine las, als in einer mittelalterlichen Fehde ihre Kinder hingerichtet wurden, mit dem j'ai la moule; bald werden wir ihnen neue Feinde gebären? Vielleicht.

Ganz gewiß ist, daß aus den Hüften dieser internirten Frauen keine Generationen hervorgehen werden, die in das englische Empire a passion of affection and family-feeling, of pride and of hopefulness mitbringen! Und gewiß ist auch, daß an Stelle der Frauen, die in Südafrika hinsiechen, in den holländischen und vlämischen Ländern eine ungezählte Menge tüchtiger junger Frauen bereit ist, Mütter einer künftigen aufständischen Generation zu werden.

Mit dem Kriege hat England nur das Rechtsgefühl, mit dem fahrlässigen Kindermord alles menschliche Fühlen verletzt.

21. Dezember 1901. S. van Houten.

Die Bedeutung der Schönheit.

Wer an der Schwelle des Alpenlandes wohnt, der hat oft Gelegenheit Rufe des Entzückens über die Schönheit der Natur zu hören. Wer ein wenig Beobachter ist, wird dabei nicht versäumen zu bemerken, daß diese Ausbrüche von Jahr zu Jahr häufiger werden. Der Durst nach der Schönheit der Gebirgswelt wie das Genießen derselben steigert sich immer mehr. Nicht bloß unter denen, die in einem Strom, wenn die Sommerzeit herannaht, Stadt und Land überschwemmen, nein auch unter den Bewohnern dieses Landes selbst. Auf dem schönen Zürichberg, wo vor wenig Jahren noch der Spaziergänger einsam seine Wege ging, drängen sich an sonnigen, hellen Tagen Hunderte und Tausende, um über den See hinweg den Kranz der Schneeberge zu schauen. Den tiefsten Eindruck von der Kraft, die der Verehrung der Schönheiten heute innewohnt aber habe ich doch aus der sandigen Ebene aus Berlin bekommen. Wir hatten Besuch von einer dortigen Freundin, und das Gespräch lenkte sich auf die Auswahl der Kinder für die Ferienkolonien. Es handelt sich nicht darum, die eigentlich kranken Kinder auszuwählen, sagte die Freundin, es handelt sich darum Kinder auszuwählen, welche den Aufenthalt in den Kolonien genießen können, denn wenn sie einmal etwas Schönes gesehen haben, zehren sie ihr ganzes Leben daran. Solchen Eindruck macht also das Schöne, sagte ich mir da im Stillen. Und für so wichtig wird es gehalten, es den Kindern nahe zu bringen, daß eine Frau von großer Erfahrung es für ausschlaggebend für die Auswahl der Kinder hält.

Freilich, wenn ich mich ein Wenig umsah in der Umgebung, in die mich das Leben gestellt hatte, konnte ich nicht blind bleiben gegen die wachsende Bedeutung, die dem Schönen gezollt wird. Das Kunstgewerbe erwacht aus seinem hundertjährigen Schlafe, die Städte bevölkern sich mit schönen Häusern, die Bierlokale werden zu sprichwörtlichen Palästen umgebaut, die Kaffeehäuser werden ausgemalt, die Schulen sollen nicht bloß hell und geräumig, nein sie sollen geschmückt werden, um das Auge der jungen Generation zu bilden. So scheint die Welt das Schöne zu umkreisen, wie die Motte das Licht, angezogen von einem mächtigen inneren Trieb. Hat das nicht eine tiefere Ursache? Hängt es mit dem Wesen unserer Kultur zusammen, daß das Schöne einen immer größeren Einfluß auf unser Leben gewinnt? Und liegt hinter der Schönheit eine tiefere Bedeutung verborgen?

Was ist das Schöne eigentlich? Es ist so bestimmt, so deutlich und doch wieder so unbestimmt, so mannigfaltig. Der Eine denkt an eine geliebte Person, der andere an die Natur, der dritte an die Kunst, der vierte an die Litteratur. Wir wollen ausgehen von etwas, was alle für schön halten z. B. von der Sixtinischen Madonna Raphael's. Warum? Schon da gehen die Meinungen auseinander, aber sie finden sich doch darin zusammen, daß die Bedeutung des Dargestellten von einem wesentlichen Einfluß auf das für schön Halten ist. Einer ganz ähnlichen Zusammenstellung von Farben und Formen, welche diese Bedeutung nicht ausdrückte, welche bedeutungslos wäre, würde man das Prädikat Schön nicht zu Theil werden lassen. Worin besteht nun diese Bedeutung? Stellen wir uns auf den Standpunkt des von keinerlei Dogma befangenen Naturforschers. Eine Frau ist da mit einem Kind, mit einem eigenthümlichen, so verständlichen und doch so erhabenen Ausdruck, mit den Formen vollkommener Gesundheit und Kraft, so natürlich und doch wieder so übernatürlich. Warum übernatürlich? Ja weil man sie so nicht finden würde, wie weit man auch sucht. Warum denn so natürlich? Ja weil man sie so überall findet, wo man auch sucht. Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Ja Raphael hat offenbar nicht eine einzelne Frau mit ihrem Kind abgebildet, denn eine solche, die seiner Madonna entspräche, gibt es nicht. Er hat sich aber auch nicht bloß seiner Phantasie überlassen, sondern er hat die wirkliche Mutter mit ihren Kindern zum Vorbilde genommen. Aber nicht eine einzelne Mutter, sondern eine große Reihe von Müttern, die er gesehen, hat er in diesem Bilde vereinzigt. Von allen hat er die Vorzüge wiedergegeben, von keiner die Fehler. Er hat das geschaffen, was der Philosoph die ideale Mutter, der Naturforscher den Typus der Mütter mit dem Kind nennen würden. Und diese beiden Bezeichnungen führen uns weiter. Der Mann, der zuerst die Ideen der Welt geschenkt hat, Plato, hatte einen Lehrer Sokrates, der in einem seiner merkwürdigen Gespräche den Eros als den Vater aller Dinge pries — Eros, den Gott des Schönen. Existirten nun zwischen dem Schönen und den Ideen gewisse innere Beziehungen? Vielleicht ist es der Naturforscher, der hier wieder eine Auskunft geben kann. Er sagt, die Madonna sei der Typus der Mutter, da wo sie der Philosoph das Ideal nennt. Das bedeutet, daß diese beiden Bezeichnungen im Grunde dasselbe meinen, nämlich das von all seinen Fehlern befreite Wesen, das sich aus dem Vergleiche aller Vorhandenen, der freilich immer nur an einer gewissen Anzahl gezogen werden kann, ergibt. Und doch haben Ideal und Typus wieder verschiedene Gesichtspunkte. Der Naturforscher hat, wenn er von Typus spricht, das allen Einzelwesen zu Grunde Liegende, der Philosoph im Ideal das Endziel der Entwicklung im Auge. Der eine den Anfang, der andere das Ende des Seins — existiren dazwischen gewisse Beziehungen. Eros ist der Gott mit dem Bogen, der auf etwas zielt. Er drückt den Bogen ab, das ist der Anfang — er erreicht das Ziel, das ist das Ende. Zwischen den Beiden liegt unser Leben, unser Ringen das ist die Sehnsucht nach dem Ziel. Können wir uns ein Bild davon machen, wie wir eingeschaltet sind? Eine Zusammenfassung des Ringens der ganzen Menschheit ist das, was wir Kultur nennen. Wird uns dieses Ringen ans Ziel führen? Auch an mein Ohr sind die Rufe geschlagen, die sich in neuerer Zeit erhoben haben, daß unsere Kultur auf einem Irrwege sich befinde, daß nur eine Rückkehr zur Natur die Menschheit retten könne.

Kein anderer von denen, die diesen Ruf erhoben haben, genießt in der Welt ein solches Ansehen wie Tolstoi. Von der Macht und der Art des Eindrucks, den er hervorgerufen, weiß ich nicht besser Rechenschaft zu geben als mit den Worten, die Georg Brandes in seinen Eindrücken aus Rußland gebraucht. An einer Stelle sagt er:

„Nach seiner (Tolstoi's) Ansicht hängt nichts von der Wissenschaft oder der Kunst ab. Nein, Leben und Tod sind zwei ernste, unlösbare Räthsel. Die große Predigt, welche Leben und Tod täglich vor den Ohren des Schriftstellers halten, übertäubt den Lärm der ganzen Erde für ihn. Das Verständniß des Menschen scheint ihm angesichts des Räthsels des Lebens so schwach, daß der einfachste Verstand ebenso gut daran ist, als wie der höchste."

Und als eine Konsequenz dieser Nichtachtung von Wissenschaft und Kunst ergibt sich die eigene Stellung Tolstoi's im Leben. Wenn der einfachste Verstand gegenüber dem alles überschattenden Räthsel vom Leben und Tod ebenso gut daran ist, wie der höchste, muß man nicht die Vorzüge aufsuchen, die mit diesem einfachsten Verstand verbunden sind. Und sie sind nach Tolstoi's Auffassung unverkennbar. Sie liegen in der Einfachheit, die aus der Einfachheit der Aufgaben entspringt, der Ruhe, die die Beschränktheit der Lebensziele mit sich bringt, der Güter, welche die Gemeinsamkeit des Lebens, der ganzen Existenz unter einer großen Masse ähnlicher hervorruft. Daher predigt Tolstoi das Leben des russischen Bauern als das ideale. Und welchen Eindruck er damit hervorbringt, das zu schildern überlasse ich wieder den Worten, mit denen Georg Brandes schließt:

„Zuletzt kommt Riepins meisterhaftes Gemälde, das auch in anderen Ländern aus den Reproduktionen bekannt ist: ein weites Feld mit einem Hintergrund von Wäldern; Bauern pflügen in der Mitte, im Vordergrund ist Tolstoi nach russischer Art pflügend abgebildet, mit einem weißen Pferd angespannt an den alten hölzernen Pflug und ein anderes weißes Pferd am Zügel hinter sich führend, das die Furche zieht. Denn dies ist Leo Nikolajewitsch selbst, diese starke, breitschulterige Gestalt, mit dem weichen, weißen Hut, der die eingesunkenen Augen vor der Sonne schützt, mit dem blauen Bauernrock, der am Halse offen ist und die nackte Brust sehen läßt und den hohen Stiefeln, die in dem weichen Acker einsinken. Hier gibt es nichts, das an den Grafen, an den geborenen Aristokraten erinnert. Die dicke, breite Nase, die mächtigen Kinnladen sind die des russischen Bauern. Aber was für ein wunderbarer Bauer! Diese Haltung! Diese ungeheure Kraft in der Einfachheit! Es ist der Bauer in Betrachtung versunken, als ein Held, als ein Genie, als ein Zivilisator. Was ist es, das er bebaut? Was ist es, das alle diese, Junge wie Alte, die Männer mit guten Absichten bereiten und bebauen? Schwarze Erde, fruchtbare Erde — neues Land — Kornland, . . . die weit gewölbte, reiche, warme Natur, — die weite, unbeschränkte Ausdehnung, die das Gemüth mit Melancholie und Hoffnung erfüllt, — das Unbegreifliche, dunkle Geheimnißvolle, — die Geburtsstätte neuer Wirklichkeiten und neuer Mysterien, — Rußland und die Zukunft."

Immer wieder habe ich mich unter dem Eindruck des wunderbaren hier entwickelten Bildes stehend, gefragt: ist das auch wahr, bedeutet der russische Bauer die Zukunft? Rußland, dieser gewaltige, unentwickelte Leib Europas . . . das mag sein, aber hat Tolstoi Recht, wenn er in der Rückkehr zum Gemüths- und Geisteszustand der Bauern allein unsere Hoffnung sieht? Offenbar nur dann regte sich in mir die Kritik, wenn seine Voraussetzungen ganz erfüllt sind. Leisten Wissenschaft und Kunst wirklich nichts für die Lösung der Räthsel vom Leben und Tod? Es kam mir erst allmählich, daß diese Frage eigentlich einen doppelten Sinn hat. Zuerst dachte ich wie wohl jedermann an die Antwort, die vielleicht Wissenschaft und Kunst in Bezug auf das Wesen von Leben und Tod geben könnten. Aber es liegt jedenfalls noch in der Zukunft, ob sie das je thun werden und keine Handhabe bietet die Gegenwart, um hierüber zu streiten. Erst allmählich aber kam es mir zum Bewußtsein, daß abgesehen hiervon Wissenschaft und Kunst auf das Leben, das wir gegenwärtig leben, einen Einfluß gehabt haben, der Tolstoi's Voraussetzung widerspricht. Und wie sie uns zu Andern gemacht hat, als unsere Vorfahren waren, wie sie die Art unserer geistigen Thätigkeit verändert hat, wie sie diese entwickelte in einer Weise, die wir nie mehr aufgeben möchten, das wurde mir klar an der Hand von Erfahrungen, die ich jetzt schildern möchte. Was in dem Menschen wirklich arbeitet, will die Wissenschaft erforschen, sie begnügt sich nicht mit den überlieferten Anschauungen, die ja doch nur das ungenügende Wissen der Vergangenheit in die Gegenwart fortsetzen. Es gibt gewiß viele Wege, auf denen die Wissenschaft zu einer Antwort an Tolstoi führt, ich will aber nur den mittheilen, den ich selber gegangen bin.

Ein junger, deutscher Gelehrte macht eine Expedition mit zu dem Stamm der Bakairi in Südamerika. Diese Indianer sind im Urwald noch ganz auf dem Naturzustand verblieben, bis vor wenigen Jahren haben sie das Eisen nicht gekannt. Sie leben ein glückliches Leben, der Urwald schützte sie vor Feinden, die dort reiche Natur gewährte ihnen leicht ihren Unterhalt, sie kennen nicht das Streben nach Rang und Reichthum, weil es Auszeichnungen bei ihnen nicht gibt, aber sie lieben die Geselligkeit und verstehen das Erzählen und die Scherze. Hier hat man also das Beispiel eines Naturzustandes, der alle die Lichtseiten vereinigt, die demselben von seinen Vertheidigern gewöhnlich zugeschrieben werden. In ihrem Glücksgefühl sind diese Indianer auch höchst freundlich gegen die Wenigen, die sie besuchen, und Dr. von den Steinen, der vor einigen Jahren als der Erste der Europäer bei ihnen war, rechnet die Abende, die er bei ihnen im Flötenhause, d. h. im Gesellschaftshause des Dorfes verbrachte, zu den glücklichsten seines Lebens. Zu diesen Indianern kam nun auch Dr. Ranke und lebte einige Monate mit ihnen, um sie zu studiren.

In seinen Bemerkungen über die Sehschärfe bei südamerikanischen Indianern findet sich eine Mittheilung, die mich zum Nachdenken anregte. Sie lautet also:

„Ich glaube, darüber wieder Beobachtungen an meiner eigenen Person anführen zu dürfen. Mit mir selbst ging im Verlauf der Reise eine Veränderung vor sich, die sich mir nach und nach sehr bemerklich machte. Ich war, als gebildeter Europäer, gewohnt, mich mit Genuß der Betrachtung landschaftlicher Schönheit hinzugeben. Als sich die Reise immer weiter in die Länge zog und damit die Heimkehr in immer weitere Ferne rückte, hätte ich viel darum gegeben, wenn ich mich mit der alten Genußfähigkeit an der Schönheit der landschaftlichen Bilder und Beleuchtungen hätte erbauen können. Oft setzte ich mich am selben Tage abends an das Ufer des Flusses, um in stiller Betrachtung die Schönheit und Großartigkeit der tropischen Natur auf mich wirken zu lassen. Aber es kam zu keiner Betrachtung der Natur im Großen und Ganzen mehr. Ich hatte es vollkommen verlernt, ein Landschaftsbild im Ganzen aufzufassen; wo ich auch hinsah, überall beschäftigten mich sofort die Einzelheiten, überall sah ich etwas, das der genauesten Fixirung werth erschien und das unwillkürlich die ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Diese Versuche, die einer gewissen Komik nicht entbehrten, endeten stets mit dem gleichen Resultat. Ich machte alle möglichen Einzelbetrachtungen, aber zu einem geistigen Beschauen des Ganzen kam es nicht und die Sammlung und damit die ersehnte beruhigende Wirkung blieb aus."

Was ist der Charakter dieser Veränderung, die hier Dr. Ranke von sich selbst schildert? Er zieht den Schluß, daß es eine Annäherung an die Auffassung ist, die der Indianer von der Natur hat, denn er fährt fort:

„Auf Grund dieser Beobachtungen glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich dem Indianer die Fähigkeit eines Naturgenusses in unserem Sinne absprechen. Ihn werden in noch höherem Maße, als das bei uns der Fall war, die Einzelheiten beschäftigen, und er wird sich überall bemühen, mit der Akkomodation die ganze Umgebung aufzulösen und das Ungleichartige vom Gleichartigen zu unterscheiden."

Eine solche Annäherung an das Seelenleben der Indianer hat bei der Expedition nichts Befremdendes. Jene Indianer waren nicht feindlich oder wild, für die Glieder der Expedition fiel die Nothwendigkeit fort, ihnen gegenüber den Standpunkt der Fremden, der Kulturmenschen gegenüber dem Naturmenschen zu bewahren. Sie lebten im Gegentheil mit den Indianern, sie suchten sich in deren Auffassung des Daseins zu versenken, und in welchem Grade dieses Dr. Ranke gelang, kann man aus seiner anderen Mittheilung „Beobachtung über den Bevölkerungsstand und Bevölkerungsbewegung aus zwei Indianerdörfern des Schinguquellgebietes" entnehmen. Wenn man das liest: „da ich zuletzt jede Person im Indianerdorf und einen großen Theil ihrer Familienbeziehungen kannte", kann man nicht im Zweifel sein über die Vertiefung der Beziehungen

zwischen Europäer und Indianer. Und der Prozeß dieser Vertiefung war kein unangenehmer, kein mit einem Gefühl der Leistung verbundener, denn Dr. Ranke fährt weiter an der angegebenen Stelle fort:

„Damit hängt aufs Engste eine zweite Beschränkung meines Seelenlebens zusammen, die wieder in der ununterbrochenen Beschäftigung der Aufmerksamkeit ihren Ursprung hat. Selbst wenn wir Tage lang, in der gleichförmigsten Umgebung, Windung für Windung unseres korkzieherartig gewundenen Flusses durchfuhren, litt ich doch nie unter Langeweile. Immer gab es etwas zu sehen oder zu hören; man war in einer ununterbrochenen Spannung; man war sich bewußt, daß das Uebersehen eines noch so geringfügigen Umstandes über Sattwerden oder Hungern, eventuell über Leben und Tod entscheidend sein konnte. Mit diesem Fehlen der Langeweile verlor sich auch das Nachdenken über die mehr theoretischen Probleme des Lebens, auf das wir uns den Naturvölkern gegenüber so viel zu Gute thun.“

Und von der Art, wie das Gehirn der Indianer die Natur auffaßt, gibt Dr. Ranke ein gutes Beispiel, indem er erzählt, wie er dieselbe festhält. Eines Tages, so berichtet er, kam es während der Reise im vollständig unbewohnten Gebiet jenseit des Paratinga zu einer Meinungsverschiedenheit über die einzuschlagende Richtung zwischen Dr. Meyer, dem Chef der Expedition, und Antonio, ihrem Führer. Antonio war ein Bakairiindianer, derselbe, der auch schon v. d. Steinen durch dieses Gebiet geführt hatte. Dr. Meyer wollte direkt südlich marschiren, Antonio aber sagte, man müsse nach Westen zu gehen. Am nächsten Morgen machte Antonio eine Rekognoszirungstour, von der er mit der Nachricht zurückkehrte, er habe einen Platz gesehen, wo er vor 9 Jahren mit Dr. Carlos, dem jetzigen Professor v. d. Steinen, ein Reh geschossen habe. Um das würdigen zu können, setzt Dr. Ranke hinzu, muß man die dortige Gegend gesehen haben, eine Terrainwelle nach der anderen und eine gleicht der anderen aufs Genaueste, immer mit den gleichen, in der Sonnenhitze verkrüppelten Bäumen bestanden, so daß man versucht ist, sie mit Gegenden wie das berüchtigte Steinerne Meer zu vergleichen. Mit welcher photographischen Treue mußte sich also das Bild der Gegend in Antonio's Gehirn eingeprägt haben, und wie muß es dort unverändert 9 Jahre lang festgehalten worden sein, um es dann wieder zu erkennen und seinen Weg danach einzurichten, sage ich. Es war mir anfänglich unmöglich, mir ein solches Verhalten anschaulich vorzustellen. Als ich Dr. Ranke kennen lernte, unterhielt ich mich öfter mit ihm über das, was den Gedankeninhalt der Indianer bildete, und ich erstaunte auch, wenn mir von seiner Seite die Antwort wurde, daß derselbe so gar keine Aehnlichkeit mit dem des Europäers habe.

Aber wenn der menschliche Geist mit seinen Fähigkeiten auf der Thätigkeit des Gehirns beruht, so muß es doch eine gemeinschaftliche Grundlage geben, denn das Gehirn des Indianers und des Europäers gleichen sich zum Verwechseln. Zufällig entdeckte ich nun eine solche Aehnlichkeit da, wo die Entwicklung, die dem Europäer eigenthümlich ist, in einem Gehirn nicht stattgefunden hatte.

Als ich von dem Gedächtniß Antonio's erzählte, wurde mir berichtet von einem merkwürdigen Fall, den Professor Bleuler im Burghölzli in Behandlung hatte. Derselbe hatte einer Schwachsinnigen die Aufgabe gestellt, ihre Lebensgeschichte zu schreiben und war überrascht durch die Treue, die Anschaulichkeit, mit der sie jedes, auch das unbedeutendste Ereigniß beschrieb. Und diese Person mit dem überraschenden Gedächtniß war ihm wegen Schwachsinn zur Beobachtung übergeben. Sie war nämlich wegen Kindesmords angeklagt und ihre Vertheidiger machten geltend, daß sie die Folgen ihrer Handlungsweise nicht hätte zu beurtheilen vermögen. Ist das nun möglich, hängen Schwachsinn und ein solches Gedächtniß zusammen? Und was verbindet den Wilden mit einem Wesen, das mit unseren Gesetzen in Widerspruch geräth? Steht das Nicht-Beurtheilenkönnen der Folgen der Handlungsweise in einer Beziehung zu dem Nicht-Genießen der Naturschönheit? Die Beziehung ist offenbar eine doppelte. Einmal sind dem Indianer wie der Europäerin eigenthümlich das treue Gedächtniß, zum anderen können sie beide die zukünftige Entwicklung ihrer Handlungen nicht überschauen.

Dabei aber müssen wir noch eine Unterscheidung machen. Es würde wahrscheinlich garnicht zutreffen, wollte man den Indianer in demselben Sinne für schwachsinnig halten, wie die Europäerin. Die Folgen seiner Handlungsweise kann der Indianer in einem Sinne viel besser übersehen wie diese, aber mit unseren Gesetzen würde er, wenn er unter uns lebend, seine Naturmenschheit bewahren könnte, wahrscheinlich auch in Konflikt kommen. Worin liegt also die Beziehung? In dem Verhältniß des Individuellen zum Allgemeinen. Die Gesetze sind von der Allgemeinheit ausgearbeitet und die Europäerin ist schwachsinnig, weil sie die Unterordnung des Individuums unter die Allgemeinheit nicht mitmacht, der Indianer aber, trotzdem er nicht schwachsinnig ist, kennt diese Unterordnung nicht, weil sie in seinem Umgebungskreis nicht vorkommt.

Wie bewahrt Antonio 9 Jahre hindurch das Gedächtniß der Landschaftsbilder? Er bewahrt es, wie eine photographische Platte es bewahren würde, d. h. ganz unverändert. Und ebenso bewahrt die Schwachsinnige alle Erlebnisse ihrer Kindheit. Ihr Gehirn ändert nichts an diesen Eindrücken, weil es nicht arbeitet. Darin besteht eben der Gegensatz gegen den arbeitenden Geist des Kulturmenschen. Dieser vergißt, weil er alles, was die Sinne bringen, auflöst in einzelne Bestandtheile und daraus neue Gruppen bildet. Das ist eben der Vorgang der Forschung, auf dem unsere Kultur beruht. Jene Schwachsinnige ist nicht im Stande, die Folgen ihrer Handlungsweise einzusehen, weil sie die Sinneseindrücke, die sie empfängt, nicht aufzulösen vermag, entsprechend den Gesetzen, die sie enthalten, seien es Natur- oder menschliche Gesetze. Mag sie noch so treu die Eindrücke festhalten, es ist nicht dieses, sondern das Umbilden derselben, was die Bildung, die Kulturarbeit ausmacht. Und darin unterscheidet sich auch der Europäer vom Wilden.

Sehen wir so, wie uns die Wissenschaft enthüllt eine Veränderung in der geistigen Thätigkeit, die die Kultur bei dem Menschen hervorbringt, sehen wir, wie diese geistige Thätigkeit einen Einfluß besitzt auf das Empfinden der Naturschönheit, so fragen wir weiter, inwiefern ist denn diese geistige Thätigkeit ein Gewinn. Auf der einen Seite sehen wir die stehen, welche unter Führung von Tolstoi zur Umkehr rufen, auf der anderen Seite winkt der Gewinn der Naturschönheit.

Weist die Wissenschaft den sicheren Weg zur Schönheit und spielt die Schönheit im Leben wirklich die Rolle, die eine Erhöhung, eine Anstrengung aller unserer geistigen Fähigkeit werth ist? Ist die Schönheit wirklich ein Produkt der Kultur?

Halt, wird man hier sagen! Hat nicht der Wilde auch Sinn für Schönheit? Erscheint ihm nicht seine Geliebte auch schön? Versucht er nicht sich zu schmücken? Gewiß der Sinn für Schönheit ist in der Natur weitverbreitet. Schon der Vogel hat sein schönes Gefieder, um dem anderen Geschlechte zu gefallen, und Darwin hat die Lehre von der geschlechtlichen Zuchtwahl auf die vielen Beispiele gegründet, die er in dieser Beziehung finden konnte. Aber der Mensch steht zu der Natur in einer doppelten Beziehung. Einmal ist er ein Glied der Natur, ein Mitglied des Thierreichs und insofern theilt er mit den anderen Sinnen auch den Sinn für Schönheit. Daneben aber steht er der Natur auch gegenüber, er erkennt sie. Und von dieser ganz verschiedenen geistigen Thätigkeit ist die erste Frucht die Erkenntniß der Schönheit der Natur. Ganz verschieden von jener anderen Schönheit, die auch der Wilde kennt, beruht sie auf etwas, was in der Wildniß, in primitiven Zuständen überhaupt verloren geht. Sie ist eine noch gar nicht alte Errungenschaft des Menschen. Es ist ja bekannt, wie ein Studium der Litteratur ergeben hat, wie die ersten Beschreibungen der Schönheit der Aussicht, die man von einem hohen Berge genießt, sich bei Petrarca

finden. Du Bois-Reymond datirt charakteristischerweise von dieser Beschreibung das Ende des Mittelalters und den Anfang der neuen Zeit. Es ist gewiß kein Zufall, daß von jener Periode der Renaissance her auch der Anfang der modernen Wissenschaft datirt, d. h. die Auflösung der Natur in Klassen und das Aufstellen von Typen derselben.

Der zweite Gedanke erinnert uns an Dr. Ranke's Schilderung von dem Verlust des Empfindens der Naturschönheit zu der Zeit, wo er der Natur wieder wie ein Wilder gegenübertrat.

Nicht die Sinne, nicht der Geist änderten sich zu jener Zeit, denn nach Europa zurückgekehrt, hat Dr. Ranke ganz wieder wie früher empfunden. Es war die Stellung des Menschen zur Natur, die sich änderte. Nicht mehr wissenschaftlich wurde die Natur angepackt, nicht mehr das Typische aus ihr herausgelöst, sondern die Einzelobjekte erlangten die Beziehung zu dem Leben des Einzelwesens, die sie bei uns, wo die Gesammtheit den Einzelnen schützt, verloren haben.

Dann aber denken wir weiter an das Beispiel von Raphael, das ich vorhin erwähnte. Der tiefe Eindruck, den seine Madonna hervorbringt, liegt darin begründet, daß sie nicht Einzelwesen, sondern Typen repräsentirt. Und dieser Typus, wie gewinnt man ihn? Ein merkwürdiges, modernes Experiment ist geeignet uns darüber Aufschluß zu geben. Es sind die sogenannten Kombinationsphotographien. Mit Hülfe eines besonderen Apparates hat man eine Anzahl Köpfe von Personen, die dem gleichen Stande angehören, übereinander photographirt. Das Resultat ist nicht, wie man zuerst denkt, ein Wirrwarr, ein widerwärtiger Mischmasch, sondern ein neuer Kopf, der erscheint. Und dieser neue Kopf ist allen ähnlich, die in ihm vertreten sind, und doch wieder ist er keinem gleich. Er trägt in vollkommener Weise den Typus der Klasse von Menschen, der er angehört. So hat man z. B. auf diese Weise Photographien von den Kutschern der Bostoner Pferdebahn und von den Kondukteuren derselben angefertigt. Jedermann, der diese Photographien ansieht, sagt sofort: „das sind die Kutscher — das sind die Kondukteure". Dabei aber sind diese Köpfe typischer, d. h. der Typus kommt in ihnen mehr zum Ausdruck, als in allen einzelnen Individuen, die zu ihrer Darstellung verwendet wurden. Wie kommt das? Ein wenig Nachdenken belehrt uns darüber. Die Fehler der einzelnen Repräsentanten einer Klasse sind individuell, d. h. mannigfaltig, verschieden, sie gleichen sich aus, sie summiren sich nicht. Die Vorzüge aber sind dem Typus eigenthümlich, sie sind gleichartig, sie summiren sich.

Daher muß die Kombination mehr Vorzüge und weniger Fehler enthalten, als das Individuum. Aber freilich nur Vorzüge und Fehler im Sinne des Typus, nicht im Sinne der Schönheit. Der Künstler, der das Schöne darstellen will, der Raphael der Madonna muß noch etwas hinzufügen. Gibt es nicht auch häßliche Typen, gibt es nicht auch einen Verbrechertypus? Also es gehört zum Schönen noch etwas Anderes, als die Gewinnung des Typus. Was ist das? Was ist die Fähigkeit des Künstlers, das herauszulesen? Am besten sehen wir es aus dem Beispiel, das wir eben anführten, aus dem Verbrechertypus. Ist das nicht das Gegentheil des Schönen die Verkörperung des Häßlichen. Wir wundern uns nicht, daß es solche Widersprüche in der Welt gibt. Tag und Nacht sind uns ja die anschaulichsten Beispiele davon. Und wenn die ganze Welt in lauter Typen geordnet wird, so müssen auch die Typen diese Widersprüche aufzeigen. Aber warum erscheint uns der eine häßlich, der andere schön? Es genügt also nicht das Typische, um schön zu sein, wie wir schon erwarteten, es kann etwas typisch und doch häßlich sein. Was kommt noch dazu? Um uns das deutlich zu machen, knüpfen wir noch einmal da an, wo wir vorhin das Thema gelassen haben. Es gibt zwei Arten von Schönheit, sagten wir da. Eine, die der Mensch empfindet, als Glied der Natur, eine andere, die er empfindet, der Natur gegenüber stehend, sie erkennend. Gibt es nicht eine Beziehung zwischen diesen beiden Arten von Schönheit? Warum erscheinen sie uns beide als schön? Warum bezeichnen wir sie mit demselben Wort? Fragen wir uns zunächst einmal, was die wesentlichste Vertretung der Schönheit im ersten Sinne, die geschlechtliche Schönheit, bedeutet. Irgend ein Individuum erscheint einem Individuum des anderen Geschlechts als schön, weil es in ihm den Wunsch nach Erzeugung einer neuen Generation erweckt. Eine neue Generation liegt in der Zukunft, die Schönheit der Gegenwart bedeutet etwas, was sich in der Zukunft erst erfüllt. In dem anderen Sinne aber hat die Schönheit als Gegensatz den Typus des Verbrechers.

Was ist der Verbrecher? Derjenige, der die gesellschaftliche Ordnung bedroht. Und was ist die gesellschaftliche Ordnung? Das ist die Organisation, die sich die Menschheit gegeben hat, um weiter zu leben, d. h. ihrer Zukunft entgegenzuleben. Hier ist das Band, welches beide Arten von Schönheit verknüpft; beide bedeuten etwas, was die Gegenwart leistet, um die Zukunft in vollkommenerer Weise herbeizuführen, beide bedeuten die Garantie der Weiterentwicklung. Sofort aber sieht man auch, was die beiden Arten der Schönheit unterscheidet, was sie trennt. Die erste bezieht sich bloß auf die Zukunft des Individuums und derer, die von ihm abstammen. Die zweite bezieht sich auf die Zukunft der ganzen Menschheit. Und man sieht, wie die Schönheit der Natur erst von dem Moment an dem Menschen erkennbar wurde, wo er nicht mehr bloß als Individuum ihr gegenüberstand, wo eine geordnete Gesellschaft, eine Kultur so weit vorgedrungen war, die Natur aus ihren Gesetzen zu begreifen, d. h. in ihr die Zukunft vorauszusagen. Dann wird es uns auch deutlicher, was das Typische mit dem Schönen zu thun habe, wie es die Grundlage bildet, auf das sich das Ideal entwickelt. Das Typische verdankt eben seine Entstehung der geistigen Thätigkeit des Menschen, die die gleichartigen Begriffe vereinigt, die die Klassen und damit die Typen schafft. Indem wir diese geistige Arbeit leisten, begründen wir die Zukunft des Menschengeschlechts, wir lernen, wie man gegenüber den in der Natur waltenden Kräften das Dasein des Menschen einrichtet. Wir ernten aber fortwährend als eine Art Belohnung dieser geistigen Thätigkeit die Empfindung der Schönheit der Welt. Das ist eine Eigenthümlichkeit des Kulturmenschen, wie wir gesehen haben, etwas, was sie von den Naturmenschen unterscheidet. Wollen wir das wieder aufgeben? Nein, nein, abermals nein. Wenn wir zu etwas zurückkehren wollen, so ist es zu der Auffassung, die einer der am Höchsten stehenden Vertreter des Menschengeschlechts, der Vater des Ideenbegriffs Plato, einst gehabt hat, wenn er die Begriffe schön und gut, häßlich und schlecht als gleichbedeutend hinstellte.

Und das ist keine Umkehr, denn das Genie Plato's ist der Zeit, in der er lebte weit, weit vorausgeeilt. Wie seine Ideen erst von der modernen Welt wahrhaft begriffen werden, so wird seine Vorstellung des Schönen die Zukunft beherrschen. In dem Sinne, wie uns die Schönheit der Natur als die höchst entwickelte Empfindung der Schönheit erscheint, in dem Sinne, wie wir auf allen Gebieten der Schönheit zustreben, in dem Sinne, wie ich heute die Bedeutung der Schönheit darzustellen versuchte, ist das, was Plato sagte auch für uns wahr.

Zürich.

Justus Gaule.

Zu Anzengruber's Briefen.

In zwei starken Bänden, besorgt vom getreuen Anton Bettelheim, bietet uns der Cotta'sche Verlag Ludwig Anzengruber's Briefe dar.

Es ist natürlich, daß der erste Band der wichtigste ist. Er umfaßt die Jugendbriefe, in denen sich Anzengruber schrankenlos offenbart. Noch hat er keine Gelegenheit, öffentlich auszusprechen, was ihn bewegt. So erfüllt er seine Sendschreiben ganz besonders an den vertrauten Franz Lipka mit allen seinen Humoren.

Es ist das ganze Selbstgefühl eines jungen Menschen in ihnen, der sich anders als diese anderen erkennt, der über Dingen grübelt, die diesen Jahren und einem solchen Berufe sonst fremd bleiben. Er weiß sich berufen und er glaubt an seinen Stern. Eine Ahnung, die sich so erfüllte, wie die spätere eines vorzeitigen Endes.

Nachher löst ihm der schöne und starke Erfolg noch einmal die Zunge. Das Glück, das so überraschend im Meldeamt der Polizeidirektion ihn beschlich, macht ihn mittheilsam, offenbart die ganze Liebenswürdigkeit und innere Güte seines Wesens. Es währt nur kurze Frist und jener heroische Kampf um das Brot für die Seinen und um den Erfolg beginnt, der seine letzten Jahre erfüllt ohne Unterlaß, und der seine Riesenkraft vor der Zeit verzehrte. Es arbeitet sich schlecht mit dem „Feldschandarm Sorge" hinter sich.

Von Anbeginn erscheint er durchaus männlich. Es ist wenigen vergönnt, ihm näher zu treten. Die hält er allerdings fest mit der Macht einer geschlossenen, ja einzigen Persönlichkeit. Es sind immer dieselben Namen, die wiederkehren. Er ist durchaus nicht übelnehmerisch. Ganz besonders mit Friedrich Schlögl, der ihn offenbar ein wenig terrorisiren will, kommt es immer wieder zu Differenzen, die immer wieder beigelegt werden. Er will ungenirt auch durch Liebe sein und bleiben.

Es ist keinerlei Wehleidigkeit in ihm. Er hadert mit dem Geschick, das ihm mehr als einmal übel genug mitgespielt hat. Oefter noch spottet er voll Ingrimm darüber. Einen höchst geringen Raum scheint in diesem Dichterleben die Liebe einzunehmen. Wir hören in sehr jungen Jahren von einer Art Freite um ein Fräulein Wallner. Später, als Schmierenkomödiant beim Direktor von Radler hält er um Mathilde Kammeritsch an. Die beiden Briefe an sie sind köstlich in ihrer Ehrbarkeit. Im Bratenrock — stilistisch — tritt er vor die Geliebte, offenbart ihr seine ganze Tüchtigkeit, die freilich noch sehr ungewissen Aussichten in die Zukunft, die ihm gestatten, an eine Ehe zu denken. Hier empfängt er einen Korb, dessen er noch auf dem Sterbebette schmerzlich gedenkt. Seine Vermählung mit Adelinda Lipka, die traurig genug endigte, wird nur ganz beiläufig erwähnt.

Alles dürfen seine Freunde von ihm begehren. Er ist, wenn er es irgend vermag, zu jedem Rath, zu jeder Arbeit für sie zu haben. Ja, in der kurzen Zeit, da ihm die Einnahmen überraschend und für seine damaligen Begriffe überreichlich zuströmten, ist er zu sehr ansehnlichen Opfern für sie bereit. Da hat er einen Kollegen von Wiener Neustadt her, Karl Gürtler, lieb. Es geht dem Wanderkomödianten übel, und der alte Götterbruder — die Schauspieler hatten unter sich einen Götterbund gegründet, dem auch Anzengruber angehörte — springt ihm mit einer sehr ansehnlichen Summe bei, die mancher Reiche nicht für einen immerhin unsicheren Zweck aufwenden würde.

Aber, er streckt die Hand nur aus, um Freunde festzuhalten, ihren Druck zu empfangen oder zu erwidern. Niemals zu wechselseitiger Waschung. Ein Lob über die Lippen zu bringen, das nicht aus Herzensgrunde herauf kam, ist ihm unmöglich. Er erkennt das Gelungene und erfreut sich seiner. Er ermuthigt. Er legt, selbst mit der Zeit und in ihr sehr bedrängt, Hand an, so bei Wilhelm Bolin's Versuch, aus dem „Einsam" ein Stück zu schälen — später „Stahl und Stein" — bei seinen Bemühungen, einem Einakter des Freundes die Pforten des Burgtheaters zu erschließen. Er schätzt das Vortreffliche, man kann sagen Einzige an dem ihm so verwandten Rosegger und umschreibt doch mit einer unglaublichen Bestimmtheit die Grenzen dieser Begabung. Er holt sich bei niemandem Rath; höchstens beim Steyrer in Kostümfragen. Es ist eine unglaubliche Sicherheit, man muß beinahe sagen: eine Souveränität in ihm, die jedermanns Meinung gelten läßt und sich vor gar keiner beugt. Man beanstandet ihm eine Erzählung. Er hört achtungsvoll zu. „Kommt doch ins Büchel." Am Ende: warum ihm etwas ans Herz gewachsen ist oder er's für bezeichnend für sich hält, dies weiß doch nur der Produktive und man darf ihm da nicht darein reden.

Er ist durchaus nicht so naiv in seinem Schaffen, wie man gemeiniglich glaubt. Er erkennt Fehler und ist bemüht, sie zu beseitigen. Da ist „der Schandfleck", den man eben in abscheulicher Verballhornung auf die Bühne gezerrt hat. Die beiden Hälften des Romans sind inkongruent. Er verschließt sich der besseren Einsicht nicht. Aber er kann nicht an eine Umarbeitung gehen, denn er muß erwerben, ehe ihm nicht ein Freundeskreis, eigentlich nur Bolin, in der zartfühlendsten Weise die Summe zur Verfügung gestellt, die der Seinigen Unterhalt während dieser Arbeit deckt. Ein gleiches Anerbieten für den „Meineidbauern" lehnt er ab. Mit vollem Ernst: die Aenderungen, die man von ihm begehrt, vielmehr ihm nahe legt, wären durchaus keine Verbesserungen geworden. Ueberhaupt hat das Stück eine einzige Konzession: Jacob's Tod mit Gesang, Zitherschlagen und Alpenglühen. Die heraus, und es gibt in der Weltlitteratur wenig, was sich an Kraft und Tragik damit vergleichen darf.

Er trägt sich mit einzelnen Stoffen unendlich lange, so rasch er, muß es sein, arbeiten kann. Er macht sein Stück unter Umständen in sechs Wochen fertig. Aber schon ein Brief vom 2. September 1864 enthält die Worte: „Ich arbeite eben ein neues Volksstück: „das vierte Gebot" — soll hübsch werden, so Gott und mein Genius will." Ich hatte wiederholentlich die Ansicht geäußert, ob nicht der Umgang mit Schlögl und seine „Familie Grammerstädter" Stoffwahl und Behandlung gefärbt hätten. Daran ist nun nicht mehr zu denken. Ebenso schleppt er „Diebsannerl" sehr lange mit sich herum. Ueber seine letzten Absichten ist er sich immer klar. Man lese den Brief an Dr. Julius Duboc, eine Confessio poetae, wenn es je eine gab. Er verlangt seine Anerkennung. So will Friedrich Schlögl beim Meineidbauern nicht mitgehen — überhaupt ein raunzender Herr, der tausend Rücksichten begehrt, um keine üben zu dürfen. Desto inniger erfreut Anzengruber Rosegger's jubelnder Zuruf. Aber an Schlögl schreibt er goldene Worte: „So braucht der Schaffende, aus Freundesmund wenigstens, die Aufmunterung, und legt der Beste die Feder müde in den Winkel und überläßt das Feld den Faiseurs. Und diese, die auch Ehrgeiz haben, sind nicht ins Herz zu treffen, sondern rächen sich höchstens mit einem Couplet über die neidigen Leut'." Daran ward's und wird es immer bei uns verfehlt.

Er erkennt die Nothwendigkeit, daß auch das reichste Talent von Zeit zu Zeit sich in jenen Produktionen ergehe, die nicht das Letzte an Nerv und Geist von ihm fordern. Es sind ihm in diesem Bestreben allerdings manchmal Fehlgriffe unterlaufen: überhaupt langt er ins Leere, oder er erfaßt mit eiserner Faust seinen Stoff und unser tiefstes Herz. Man lese: „Wir haben an vielen reichbegabten Naturen gesehen, wohin es führt, immer auf das Klassische aus zu sein. Kleist, Grabbe, Lenz und andere mehr illustriren das Kapitel." Und: „Und was nun soll ich denn anfangen, statt lustig zu produziren und wenn es auch einmal ein schwächeres Geisteskind wird, mit Nebelbildern Irionisches zu treiben? Ich muß gestehen, abgesehen davon, daß auch das ärmere Kind meiner Muse mich, den Vater, doch durch einige Tantième unterstützt, was ganz angenehm ist, denn warum sollen gerade andere das Privilegium haben, ein ganzes Leben lang mittelmäßige Arbeit sich theuer bezahlen zu lassen?" Ein Merks für alle die,

so bei einem Dichter Zeter schreien, wenn ihn der reichere Erwerb der Bühne lockt, und es ganz selbstverständlich finden, daß der Handwerker in Scheffeln fortträgt, was dem Begabteren und Ehrlicheren nur so Stück für Stück in den Säckel klingt.

Der Hinweis auf die Nachwelt genügt ihm nicht, so wenig er einen Schaffenden überhaupt ausfüllen kann. Denn zunächst will man doch seinen Tag erfüllen, genießen, leben. Er hat da über Grillparzer und sein Loos voll des tiefsten Verständnisses gesprochen. „Eintagsfliegen tanzen auch vergnügt in der Sonne und der Sieg, der sich vollführt, wenn alles andere todt, ist kein sehr erbaulicher Trost für den Gottbegnadeten, der dann auch nicht mehr lebt." Er erkennt sich vorzeitig zurückgedrängt, man weiß ja, der einzige geborene Dramatiker, den Deutschland in einer gewissen Periode hatte, sah sich von der Stätte seiner Siege zurückgestoßen durch O. F. Berg und Offenbach, mußte für das Vierte Gebot im Theater in der Josephstadt einen mühseligen Unterschlupf finden. „Ich leide unter einer Verstimmung, man könnte sie eine großstädtische heißen, ich erlahme, alle Talentlosigkeit ist mir um eine Nasenlänge vor, meine Verhältnisse verschlechtern sich, andere verstehen es doch besser; es ist eine wahre Anmaßung, für das Gesunde, das Echte und Rechte sich einzusetzen, man hat nichts als Anfeindungen davon." Man preist ihn als Reformator: ich meine, eher beinahe als Vollender des Volksstückes . . . „Nach Nachahmern hat es mich nie gelüstet, sondern nach Nachtretern, nicht meine Art und Eigenheit, meine Richtung empfehle ich zur „Nachfolge, nicht meinen Gang, sondern den Weg, den ich nehme. So ist's, seh'n S'." Aber gerade die plumpen Nachahmer gewinnen es ihm ab. Er betrachtet sich als einen Reformator, dem eine Reform geglückt ist, aber ohne Erfolg.

Am 12. Februar 1876 schreibt er: „Heute begraben wir den alten Rott. Es wird somit bald keine Schauspieler und kein Publikum für Volksstücke geben und sohin die größte Dummheit sein, Volksstücke schreiben zu wollen." Es war ihm sehr übel ergangen, ehe er sich so weit resignirte. Denn leicht ergab sich der Mann nicht, der vor seinem Eintritt in den Kampf sich zurief: „Gußeisern ist mein Humor und wir werden sein, wie wir waren: es kommt eine Zeit, wo ich der Welt zeige, daß ohne Protektion ein Talent aufkommt — ich will mich protegiren — selbst!"

Es ist ein frühes Aufmerken auf alle Dialekte in ihm. Er färbt seine Briefe damit und nur so war es denn auch möglich, daß er, ohne einer bestimmten Mundart zu folgen, gewissermaßen den Kern und die Wesenheit des Bajuvarisch-österreichischen, sein Allgemeinverständliches zu heben wußte. Er hat eine große Freude am parodistischen Zitat, wie so ziemlich jeder, der ein gutes Gedächtniß hat, seine Klassiker so herzlich verehrt, daß er weiß, sie nehmen keinen Schaden dabei, wenn man gelegentlich sich seinen Schwank mit ihnen verstattet. Er erkennt die Reaktion, sieht sie bei uns und in Deutschland umgehen, erschrickt, wenn er sie irgendwo auftauchen zu sehen vermeint, wo er vor ihr sicher zu sein geglaubt, so in Rosegger's „Heimgarten". Er ruft ihm zu: „Du fingst mit Helfert heimlich an!" Da hatte er wohl Unrecht. An der inneren Ehrlichkeit der Entwicklung Rosegger's, so kraus und im Zickzack sie manchmal zu gehen scheint, kann wohl niemand zweifeln.

Zeitig steckt er sich einen Termin, bis zu dem er seinen Erfolg haben will. Er ist sein dreißigstes Jahr und ziemlich auf den Tag hat er denn auch Wort gehalten, um nachher noch nicht ganz zwei Jahrzehnte unter uns und im oftmals sehr getrübten Lichte zu wandeln. Es wird ihm bange bis dahin. Da kommt ein Stoßseufzer: „Tempora mutantur. Nun ja, so wechselt liebe Zeiten, ändert euch aber ein bischen schnell." Es kommt auch über ihn inmitten seines Wanderlebens, das dennoch zu so gar keiner leidlichen Aussicht führt, wie Verzagen. Er hat schon so viel geschrieben ohne allen Erfolg und schon nach Neujahr 1861 klagt er: „Ich hab's jetzt faktisch satt, rühre so bald gewiß keine Feder mehr, um eine Posse oder ein Volksstück zu schreiben, ich werfe mich jetzt auf feine Lustspiele und dergleichen mehr — aber alles hat Zeit, hin und her aus und eine Bühne und Bablatschen" — unser noch ungesteigertes Brettel — „reicht sich so allgemach die Hand." Mit einer Art ehrlichen Entsetzens erkennt er, innerlich ein reinlichster Mensch, dem jede Art Bummellebens ein Greuel ist und bei Freund Lipka mit einer gewissen Heftigkeit auf einen bürgerlichen Beruf, und sei es der eines Tagschreibers drängt, in welche schlimmen Gefahren ihn dies Zigeunern, in das er unwillig genug gerathen, zu stürzen droht: „Du wirst und kannst mich schon herzlich bedauern, wenn Du willst, über die Zerrissenheit meiner Lage, der auch, wenn sie anhält, bald die Zerrissenheit des Charakters und Versumpfung aller Anlagen folgen dürfte." Er bleibt rein. Er vermerkt es höchstens schwankhaft, er habe nun Glück bei den Lokalsängerinnen. Das Sexuale, das sonst auf diesen Schmierenfahrten gerne den Hauptreiz macht, das so manchen auf diese Bahn zieht, auf der er verkömmt, ihm ist in diesen gewiß ehrlichen Mannesbeichten nicht der kleinste Raum vergönnt. Immer wieder auf diesen jammervollen Fahrten bis ins wilde Slavonierland richtet er sich an sich selbst auf: „Ich geh meiner Wege vorwärts, 's ist so ein fester Glaube in mir, daß eine höhere Macht mich nicht werde fallen lassen." Seine Mutter, deren Gedenken und Trauer nie mehr von ihm ließ, erhält ihn aufrecht. Und noch eines: nicht umsonst fertigt er sich: „Thatkräftiger Fatalist für heut und immer" und formulirt seinen Schicksalsglauben in den herrlichen Sätzen, würdig des Spinoza, den er 1861 sicherlich nicht gelesen hatte, würdig des Steinklopferhanns: „Ich hoffe und strebe, solange ich noch die Gedanken anderer wieder zu fühlen und zu geben vermag, solange ich noch Gedanken, die in mir auftauchen, festzuhalten verstehe — und so gerüstet kämpfe ich — und siegen muß ich oder fallen — daß aber das Erstere geschehen möge, das hoffe ich zu Gott, aber nicht zu dem alten Ueberall und Nirgends der Kirche, sondern zu dem, der in den Adern des Weltalls dem Blutstrom gleich gesetzmäßig pulsirt und und in dessen Hand ich mich willenlos ergebe und doch sein werde, der ich bin."

Auch sein Urtheil über Theaterdirektoren hat er nach eigenen Erfahrungen als Darsteller und Dichter mit der frühreifen Bestmmtheit des Genius in eine klare Formel gefaßt: „Groll ist ein Ochse, wie so ziemlich alle Direktoren." Ich weiß nicht, ob er späterhin zu einer besseren Einsicht über diese vielgeschmähte Menschenklasse kam. Daß er einen oder den anderen für einen Lumpen ansah, spricht dafür. Aber freilich — es gibt auch dumme Lumpe und sie sind keineswegs ungefährlich.

Ich habe viel citirt. Und lange nicht genug, um einen rechten Anbiß zu diesem kostbaren Buch zu geben. Und ich meine immer, den Mann soll man thunlichst viel selber reden lassen. Denn einmal hat er eine gar kostbare Treuherzigkeit des Wortes. Er sucht keineswegs hohe Gedanken. Die blühen in seiner verschlossenen Brust auf. Inmitten eines trockenen Geschäftsbriefes blitzt eine Wendung auf, wie neugeprägt, noch mit jenem Hauch darüber, den sie aus der Münze mit bekommen. Auch er ist einer jener Glücklichen, die am Born der Sprache saßen, ihr Rauschen vernahmen, und also die ursprüngliche Weise empfingen und mit sich trugen in die laute Welt. Es ist ein gewachsenes Deutsch bei ihm.

Es ist ein schöner und wackerer Eifer um die bürgerliche Rechtschaffenheit in ihm. Seine Verpflichtungen sind ihm heilig und er sucht mit Aufgebot aller seiner Kräfte ihnen gerecht zu werden. Bringt ihn irgend ein Zufall in ein schiefes Licht, so ist er bemüht, alles in der unanfechtbarsten Weise klar zu stellen. Eine unerhörte Arbeitskraft. Wenig Bedürfniß nach Erholung, nach neuen Menschen, nach neuen Eindrücken. Was der Unstäte vom Bauernwesen so im Vorüberhuschen gesehen, das genügt ihm durch sein Leben lang. Er wehrt ab, als rege sich das Blut seiner Ahnen, die nahe St. Agatha, dem Heim des großen

Stefan Fadinger gesessen, so sehr bestimmend in ihm. Es bleibt dennoch kaum eine andere Erklärung. Denn nicht umsonst sind alle Instinkte des Volkes in diesem Einzigen lebendig.

Wir sehen ihn fast immer in der Stadt. Die Landwohnung, die er nach Wiener Brauch mit den Seinen bezieht, die macht er nur aus Pflicht mit. Uebles Wetter verstimmt ihn da sofort. Er geht gerne auf seinen Trunk in der „Nische" oder in die Schlöglgesellschaft. Das muß denn aber auch nach seinen Wünschen bestellt sein, sonst schilt er „übrigens war es in dem Beisel schlechter Getränke und üblen Fraßes halber nicht auszuhalten". Gerne setzt er sich mit seinen wenigen Vertrauten, wenn sie der Weg nach Wien führt, mit Bolin oder Rosegger in ein Café, um zu plauschen, sendet ihnen ganz rührende Worte nach, wenn sie ihn verlassen haben. Er gehört zu jenen entschiedenen Naturen, die keinen Gleichgiltigen um sich dulden können. Lieber allein sein. Er kann auf die unmittelbare Beobachtung verzichten, so oft und so drängend ihn Rosegger zu sich in die grüne Steyermark lädt. Es ist etwas Spöttisches selbst in seinen Ablehnungen. Wornach sich die anderen abzappeln, dies trägt er in sich.

Es ist leicht, ihm eine Freude zu machen. Für jede Aufmerksamkeit, die man ihm erweist, dankt er herzlichst. Nur freilich ein tiefer Pessimismus erwacht in ihm und will nicht mehr weichen. Er erlebt allerdings seine Renaissance, die man wohl vom Anzengruber-Cyklus im Stadttheater her datiren kann. Es war dabei auch nicht alles so glatt hergegangen. Die Vorstellung des „Pfarrer" war schlecht. Allmählich arbeiten sich die Schauspieler auf ihn ein, es findet sich auch das Publikum. Da kommt eine Unterbrechung: Tewele geht ab und der Direktor will den beliebten Schauspieler vorher noch „ausnützen". Er ist immer bestrebt, die Darsteller und ihre Eigenart zu berücksichtigen. So erfüllt ihn das Entgegenkommen der genialen, aber zuchtlosen Gallmeyer mit freudigen Erwartungen. Er begehrt aber zu viel von ihnen. Er stellt ihnen Aufgaben. Das haben sie nie geliebt. O. F. Berg war bequemer. So stellt er denn an das neugegründete „Volkstheater" keine gar zu hohen Ansprüche mehr. Er behielt nur zu sehr Recht.

Alles Gethue ist ihm verhaßt und verdächtig. Er wittert das Kränkliche und Entnervende. In dieser Hinsicht ist sein Urtheil, sein Argwohn bei der Erscheinung Richard Wagner's höchst merkwürdig.

Es ist manches mit ihm zu Grabe getragen worden. Immer wieder spukt durch seine Briefe ein neuer Stoff und ganz besonders einer: „Tartuffe's selige Erben" kehrt immer wieder. Ihm bangte vor der Zensur, die jeden seiner Schritte und nicht ohne Grund beargwöhnte. Er war so gar nicht militärfromm. Bekam er einmal ein Stück nicht gar zu übel zugerichtet aus ihren Klauen, dann konnte er sich gar nicht genug verwundern.

Er litt schwer unter dieser Stadt, die den Blendern nachläuft und die Tüchtigen in der Einsamkeit, Nippesfabrikanten reich macht und Plastiker verhungern läßt. Er kannte sie wie einer und er stimmte nicht in ihr Lob ein. Gescholten hat er sie einmal, und seine Strafrede ist das „Vierte Gebot". Ein Mann, kam er in eine so durchaus verweiberte Periode, daß dazumals ein gewisser Muth dazu gehörte, sich zu ihm zu stellen, ihn aus der „Nische" zu erlösen, in die man ihn gedrängt hatte, einmauern wollte, da er am kräftigsten war.

Zwei große Dramatiker hat Oesterreich geboren. Den einen haben sie von der Bühne weggeekelt, bis er seine Sachen rein für sein Pult schrieb, Epigramme drechselte voll Giftigkeit und sie verhehlte, weil er Gegnerschaften scheute, und nach Goethe, ja neben ihm der größte Gnomiker ward, den wir in Deutschland haben. Den anderen verdrängten feile Macher und er suchte als Witzblatt-Redakteur seine Zuflucht vor der Noth des Tages und flüchtete sich in die Erzählung, als in jene Form, die nächst der Bühne noch die unmittelbarste Wirkung gestattet. Wie vieles mußte er sich so abzwingen! Und dennoch entstand der „Sternsteinhof" auf diesem Wege. Und es wird denn, wenn er es aushält und nicht nur sein Humor gußeisern ist, endlich jeder bei uns was. Nur freilich: was in ihm gesteckt hatte, das wird er niemals, niemals mindestens unverkümmert. Eine unverkümmerte Entwicklung streitet dem Genius loci und ein Genie, das nicht ein wenig hochstapelt, können wir uns nicht denken.

Wien. J. J. David.

Die vierte Ausstellung der Berliner Sezession.

Der allgemeine Eindruck der Ausstellung läßt etwas zu wünschen. Es fehlt an Kontrastwirkungen. Freilich geht dieser Mangel aus der Natur der Ausstellung hervor: sie ist diesmal ausschließlich den graphischen Künsten gewidmet.

Wie es in der Vorrede zum Katalog heißt, waren bisher, des mangelnden Raumes wegen, Zeichnungen nicht ihrer Bedeutung gemäß gezeigt worden, in dieser Winterausstellung kommen sie allein zu Wort. Und man hat nun einen Eindruck, der etwas dem der Aquarellausstellungen in London gleicht. Aus einiger Entfernung gesehen, wirken die Wände mit den zahllosen Arbeiten in fast durchweg hellen Tönen ermüdend. Eine Gesammtwirkung erhält man nicht, man muß den Dingen nahekommen und sich an Einzelheiten halten.

Nur von einigen Arbeiten werde ich sprechen, die mir auffielen. Eine irgendwie erschöpfende Uebersicht zu geben beabsichtige ich nicht.

Bei Liebermann möchte ich die Aufmerksamkeit nicht auf das Pastellporträt eines jungen Mädchens lenken, denn man weiß, daß er das kann, sondern von seinen Zeichnungen sprechen, die man vielleicht nicht so würdigt wie seine Pastelle. Unter diesen Zeichnungen möchte ich ein Bauernhaus hervorheben, das in einem alten silbernen Rahmen gar schön gebettet ist. Ein Bauernhaus mit einer Frau ist dargestellt, man sieht etwas schwarze Kreide — etwas weiße Kreide für die Lichter — und einige Mischtöne, welche bläulich wirken. Nichts ist in dieser Zeichnung ausgeführt; Ziegel des Daches, Stämme, Zweige, Laub, Laterne angedeutet. Und das Ganze ist eine doch noch mehr, als der Künstler ahnt, wohlthuende Erscheinung. Der Künstler meint, etwas aufgezeichnet zu haben, was ihm als Material für die Unterstützung seines Gedächtnisses dienen sollte. Stattdessen ist aber unter seinen nicht einmal „geschickten" Händen diese flüchtige Materialniederlegung zu einer Phantasie in Schwarz und Weiß von solchem Wohlklang geworden, daß man an ein sehr richtiges Wort von Whistler erinnert wird. Dieser geschmackvolle Amerikaner und Umwerther alter Werthe sagte nämlich (er hat viel gesagt, dies aber ist einer seiner wahrhaft guten Aussprüche), es sei durchaus nicht nöthig, daß die Farben auf einem Bilde etwas ausdrücken müßten, Menschen zum Beispiel oder Landschaften, immer also Formen. Nein, sagte er, warum sollen Farben Formen ausdrücken, wozu denn? Können die Farben nicht spielen, wie Musik?, fügte er mit seinem freundlich diabolischen Lächeln hinzu. Und in der That, es läßt sich denken, daß Farbenzusammenstellungen um ihrer selbst willen schön sein und dienen können, ebenso wie die Töne einer Musik. Es läßt sich kein Grund angeben, warum den Farben das verwehrt sein sollte. Weiter kann man aber auch sagen, daß die Töne in einer Zeichnung, trotz der kleineren Skala, dasselbe vermögen. Nichts hindert, den Reiz der Zusammenstellungen von Schwarz, Dunkelgrau, Bläulichgrau und Weiß zu genießen, unabhängig

von den Formen, welche mit diesen Nuancen ausgedrückt werden sollten. In leichtem Sinn ist das gemeint, wenigstens so weit es in Bezug auf Liebermann zur Anwendung gebracht werden soll, Liebermann ist ja kein Dekoratives beabsichtigender Künstler. Aber dennoch, nebenbei fällt es einem bei einer solchen Zeichnung von Liebermann ein wie diesem Bauernhaus; wie da alles Charme und Ton hat, sich vornehm hält, singt und klingt. Es ist eine Zeichnung von bestrickendem, von „japanischem" Effekte. Man genießt den Reiz, der in der Gruppirung der Töne waltet, ehe man sich über den Gegenstand Rechenschaft gibt, der dargestellt werden sollte.

Als eine an sich tonschöne Zeichnung sei ferner auch seine Allee mit Bäumen, im Hochformat, genannt. Ganz verwischte Kreidestriche — es ist etwas sehr Schönes, Tonschönes, Koloristisches. Ganz ohne das Wissen des Autors. Oder man sehe eine unscheinbare, winzige Zeichnung an, ein Blatt, das offenbar aus seinem Skizzenbuch gerissen ist, eine Kuh. Die Kuh steht auf einem Felde, vor ihr ein Baum. Hinten scheint ein waldiger Hintergrund sich zu erstrecken. Doch nimmt man wahr, daß da, wo der Baum steht, die schwarze Linie und da, wo der Hintergrund einsetzt, die schwarze Fläche genau nöthig sind und höchst angenehm wirken. Sie wurden vom Maler nur so verstanden, um die Beschaffenheit des Ortes wiederzugeben, um mitzutheilen, daß hier in der Natur ein Baum, dort in der Ferne ein waldiger Hintergrund gewesen sei. Im Grunde oder wenigstens gleichzeitig sind aber diese dunklen Linien und Flächen auch hier, weil sie einem Gesetz folgend hier sein müssen. Das Gesetz der wohlthuenden Vertheilung lichter und dunkler Flächen hat sie hergebannt. Solche Gesetze kommen nicht in den Werken jedes Malers zum Ausdruck. Liebermann wußte nichts davon, daß dies Gesetz in ihm spräche. In den Zeichnungen Menzel's, der ein immenser Beobachter ist, kommt dieses Gesetz nicht in diesem Grad zum Vorschein, es sinkt bei ihm vor der Souveränität seines Beobachtens, denn er ist ein Prosaist, zu Boden — bei Liebermann entwickeln sich die Striche in einem wahrhaft malerischen Gefüge, ihm unbekannte innere Mächte bestimmen sie. Man kann diese Qualität auch Stil nennen.

Daß ich in größeren Mengen Zeichnungen von Klinger gesehen habe, ist jetzt genau zehn Jahre her. Es hat mir 1891 einen ungeheuren Eindruck in München gemacht, als ich Zeichnungen von ihm sah. Wir sind hier auf einem ganz anderen Gebiet als bei Liebermann. Nicht vom Malerischen wird ausgegangen, sondern von der Beobachtung von einzelnen Theilen. Geduldig setzt Klinger Detail an Detail in seinen Studien. So sind seine Studienköpfe entstanden, an die in München ausgestellt gewesenen erinnert mich hier ein schöner weiblicher Studienkopf. Seine Akte sind ausgezeichnet und fesselnd. Auch eine hier ausgestellte Federzeichnung, eine Alte, aus einem Goya'schen Werk entsprungen (eine Jugendarbeit von Klinger), erinnert an die damalige Münchener Ausstellung. Ein altes weibliches Raubthier zieht durch die Straße, den Mund zu einer lächelnden Grimasse verzogen, Federhut und aufgenommener Rock. Auch eine ausdrucksvolle Arbeit, Mann und Weib auf einer Chaiselongue, ist damals schon in München gewesen, ein eigenartiges Jugendwerk, nicht in allen Theilen gut gezeichnet. Im Tageslichte liegen das Weib und der Mann hinter einem herabgelassenen Vorhange. Auf den unverhüllten Körper des Weibes fällt das Licht (man fühlt die Schönheit dieser Beleuchtung), der Mann zählt mit der Hand auf ihrer Schulter — eine Illustration zu Goethe in Italien, das Mädchen ist bei Klinger aber aus einer erheblich schlechteren Menschenklasse — Verse, die er gedichtet hat. In seiner andern Hand hält er eine Cigarette. Der Mann ist Klinger, er sieht nicht durchaus wie Klinger aus, hat aber etwas mit ihm gemeinsam. Sein Auge bemerkt man noch vor dem blonden Kopfe des Weibes, der, ihm zugewendet, von uns in der Rückenansicht gesehen wird. Das Auge des Mannes ist ausgezeichnet. Das Blatt ist überhaupt ausgezeichnet, intim, ein höchst talentvolles Jugendwerk, obwohl wie hervorgehoben, nicht ohne Mängel.

Von dem radirten Werke Klinger's ist ein bedeutender Theil der Ausstellung einverleibt worden. — Die beigesteuerten beiden Plastiken sagen nicht viel, besonders nicht die Mädchenbüste in Marmor.

Höchst unerfreulich, von wie großer Virtuosität auch immer, sind die farbigen Zeichnungen, mit denen Kuehl diesmal erscheint. Manier ist in ihrem Ton — die Schule der Unaufrichtigkeit.

Die Pastelle von Ludwig v. Hofmann sieht man mit dem lebhaftesten Antheil; auch seine Zeichnungen zeugen von seiner Begabung. Leistikow stellte gewandte Radirungen aus. Von Skarbina's Einsendungen gefällt am besten die Modistinnengruppe. Amüsant fand ich von Käthe Münzer eine Spielerei, die „Begrüßung", es lag etwas Gutgeschautes, Uebermüthiges drin. Recht leer erscheint mir, was Franz Staffen eingesendet hat. Ein Unstern hat über den zur Ausstellung gekommenen Aquarellen von Thoma gewaltet. Ulrich Hübner ist mit einem „Seestück" sehr gut im Aquarell vertreten, Alberts hat sehr gute Zeichnungen, Gaul vorzügliche Thierstudien.

Käthe Kollwitz hat Feuer, Ausdruck, Farbe, Leidenschaft — und eine sehr gute Technik — in ihren Darstellungen und Entwürfen zu Aufstandsbildern.

Die Zeichner des „Simplicissimus" und der „Jugend" nehmen einen erheblichen Antheil an der Ausstellung der Sezession. Thomas Theodor Heine hat brillante Sachen beigesteuert. Mit großem Vergnügen sah ich die beiden Blätter, auf deren erstem zwei Trinker im Freien einander gegenübersitzen, neben dem einen seine Gattin in grünem Kleide. Auf dem zweiten Bilde hat der Trinker sein Gegenüber mit seinem Maßkruge beinahe erschlagen und der Gattin grünes Kleid ist beinahe noch um ein Atom grüner geworden. Die Färbung von Heine's Blättern ist stets dem Leben abgewendet, sie ist stilisirt und verträgt sich ausgezeichnet mit ihrer Linie. Der geschmackvolle Stilist kommt auch in der Färbung der Blätter — Ausnahmen passiren ihm natürlich zuweilen — zum Vorschein. Prachtvoll erscheint mir die Farbensymphonie in Heine's Zeichnung „Am Galgen". Dem stilistischen Leben seiner Linie — das ist das, was ihn groß macht — fügt er solchermaßen oft einen dekorativen — neuen — Reiz der Farbe hinzu. Sein Kollege Thöny kommt in der Sezession nicht so gut zur Erscheinung wie vor einigen Wochen bei Schulte, wo er wahrhaft glänzend vertreten war. Eine noch nicht allseitig bekannte große Begabung ist der Münchner Carl Strathmann.

Herman Helferich.

Mütterlis machen.

Es kam dann ein Tag, an dem die arme Wittwe nebenan im Tätschhaus fort und außer Landes zog. Ob dem alten Gerümpel, neben einem wurmstichigen Spinnrad auf einer Stabelle kauerte das Marieli auf dem Wagen, sah mich mit seinen großen, heimweherischen Augen trübselig an und winkte mir im Davonfahren solange zu, als es mich sehen konnte. Und wie es hinter einem Hause verschwand, war mir, als sei ein gutes Engelein aus der Gasse fortgezogen. Jahre vergingen. Ich war zum angehenden Manne geworden und hatte von meiner ehemaligen nachbarlichen Gespielin nie mehr etwas vernommen. Eines Morgens nun, wie ich am Fenster stand und nach dem Wetter ausschaute, kam aus einem Seitengäßchen mit einem Male ein Landjäger geschritten und an seiner Seite ging müd und abgehetzt, ein junges Weib, das auf den Armen

ein Kind trug. Das Kleine mochte etwa ein Jahr alt sein, war mit einem weiß und rothgesprenkelten Fähnchen bekleidet und schwang in den Händchen ein hölzernes, bemaltes Babi. Gesenkten Hauptes schleppte sich das bleiche Weib dahin und verschwand mit dem Landjäger in der nahen, nach dem Rathhaus führenden Gasse. Obschon ich ihr Gesicht nicht recht hatte sehen können, war sie mir doch so bekannt vorgekommen und plötzlich ging mir ein Licht auf: zwei große, heimwehkranke Augen lugten mich an, — es war das Marieli, meine Gespielin von ehedem, die man da am Hause vorbeigeführt hatte. Also so mußte ich die Arme wiedersehen. Ob die Kleine wohl ihr Kind war? — Ein Weilchen nachher ergriff ich den Hut, verließ die Stube und ging auf das Rathhaus. Wie ich nun in dessen Hausthür stand, war droben vor der Amtsstube des Gemeindepräsidenten ein ungeheuerer Lärm und ein heilloses Gepolter, ein pläärendes Weinen, ein Schimpfen, Hin- und herlaufen und Stampfen und eine Stimme schrie alleweil: „Ich geb' es nicht, nein, ich geb' es nicht! Laßt mich los! O mis Büebli, mis Büebli!" Eine Kinderstimme pläärte ineinemfort: „Nännä, Nännä, Nännä!" In ein paar Sprüngen war ich die Stiegen hinauf. Im Gang vor der Amtsstube balgten sich zwei Landjäger, ein fremder und der einheimische mit einem jungen, bleichen Weib herum, das ein Kind, welches sich mit den Aermchen um ihren Hals krampfte, wüthend vertheidigte. Aber die Beiden suchten es der Aufschreienden mit roher Gewalt zu entreißen. In der Thüre stand der Gemeindepräsident und schaute dem wilden Ringen zu. Das bleiche Maitli, — es war richtig mein ehevoriges Nachbarkind, das Marieli, — schlug, biß und kratzte verzweifelt drauflos und schrie gellend auf, denn fast gelang es den Polizisten ihr das heulende Kind zu entwinden. Da fuhr die dröhnende Stimme des Präsidenten in das Geschrei: „Halt, halt, laßt sie los! Laßt ihr ins Donners Namen den Fratz, das geht ja beim Eid zu, wie beim Kindleinmord zu Bethlehem, ich bin aber kein Herodes, ich." Die Landjäger ließen knurrend von der Schweraufathmenden ab. „Aber das sag' ich Dir Maitli", wetterte der Präsident, „mit dem Herumstreichen und Herumfahren in fremdem Land geht's nicht mehr. Leg einmal Deine dumme Schüchternheit ab und thu' nicht so geschämig, die hiesigen Leute haben schon heiklere Dinge gesehen und verrupftere Katzen und sind doch nicht roth geworden. Also bleib im Land und nähre Dich redlich, wie's heißt, sonst sperr' ich Dich ein, verstanden! Dem Bauer jenseits des Sees, der Dich angeführt hat, will ich also schreiben, daß Du ihm das Kind durchaus nicht überlassen wollest, es sei da nichts zu machen, er wird Dich dann wohl gehörig unterstützen, hat's und vermag's."

„Ich will nichts von ihm, keinen Rappen, lieber verhungern!" rief die Marie die ihr Büblein stürmisch liebkost hatte und nun ihre aufgelösten und zerzausten Haare ordnete. „Ja, Maitli", sagte verwundert der Präsident, „was bist denn Du für eine Gespaßige? Hast denn so einen Abscheu vor ihm, daß du von ihm nicht einmal etwas annehmen willst, hast ihn denn nicht gern?"

„Nein", machte sie kurz.

„Warum denn nicht?"

„Ich, ich, — er ist so ein, — ach, ich weiß es selber nicht." Starr vor Verwunderung glotzten die drei auf das Maitli, das seinem Kleinen sorglich das Näschen schneuzte. „Hm, hm", meinte der Präsident, „Du bist jetzt eine Seltsame Du und wirst auf einmal heikelnäschig. Magst ihn nicht und hast trotzdem mit ihm wilde Hochzeit gemacht und ein Büblein von ihm angenommen, schau, schau."

„Ja", stammelte sie halblaut, ward über und über roth und blickte scheu am Boden hin, — „weil ich halt gar so unerfahren war und, und —" sie umhalste plötzlich also ungestüm ihr Büblein, daß es mörderisch aufschrie, — „weil ich halt die kleinen Kindlein gar so gern habe." Jetzt lachten die Landjäger ein Fuder Pflastersteine heraus und der Präsident stimmte polternd ein, wie der Schnee, der vom Dach fährt. Da faßte das Marieli ihr Knäblein fester und huschte flink, ohne mich im mindesten zu beachten, die Stiegen herunter. „Maitli!" lärmte ihr der Präsident nach, „daß Du mir nun ordentlich thust, im Land bleibst und arbeitest, sonst gilt's dann Ernst!" Sie hörte den Zuruf nicht mehr, war längst aus dem Rathhause. Wie ich nun mit dem Präsidenten in der Amtsstube saß, erzählte er mir, wie das Marieli nach dem Tode seiner Mutter über den See in den Dienst eines großen Bauern gekommen sei und von ihm, kaum sei sie sechszehn Jahre alt gewesen, ein Kleines erhalten habe. Sie sei aber noch vorher vom Hofe geschickt worden. Später habe es den Bauern gereut, sie fortgethan zu haben, und er sei bereit gewesen, sie zu unterstützen und das Kind zu übernehmen. Um das Letztere habe er sogar gebittet und gebetet, doch das Maitli sei darauf nicht eingegangen und weder mit Güte noch mit Gewalt zu veranlassen gewesen, zum Bauern über dem See zurückzukehren oder ihm das Kind zu überlassen. Und nun habe er, der Präsident, heute das Letzte versucht, seinetwegen möge der eigenschirrige Trotzkopf nun das kleine Krötlein behalten, er sei kein Kindleinfresser. Uebrigens könne man auch nicht sagen, das Kind werde von ihr vernachlässigt, im Gegentheil, sie wende alles an den kleinen Zaupf*) und hungere lieber, um dem irgend einen hoffärtigen Fetzen erkrämern zu können. Zudem sei sie jetzt gewarnt und werde sich nun wohl anders als mit Betteln durchzuhelfen suchen, da sie im Dorf bleiben müsse; sie habe sich ja nur aus Scham und Scheu vor den Dorfleuten in anderen Gegenden herumgetrieben, es sei merkwürdig genug, daß solche Geschöpfe dann wieder handkehrum so geschämig sein könnten. Aber an den Weiber- und Roßlaunen könne sich der Teufel verrechnen. Damit war unsere Unterredung zu Ende. Ich erkundigte mich im Dorfe nach der Armen, konnte sie aber nicht ausfindig machen. Bald nachher jedoch sah ich sie mehrmals. Sie ging auf den Taglohn, d. h. sie ging in die Häuser, den Leuten waschen, Böden und Decken fegen und dergleichen. Immer hatte sie ihr Kleines mit und sang den ganzen Tag drauflos, wie eine Lachdrossel im März, trotz ihrer anstrengenden Arbeit.

Eines Tages führten mich Geschäfte das Dorf hinab und über den Sägeplatz. Es war Herbst und über dem Thal lachte der blaue Föhnhimmel, nur um die Bergzacken weit hinten im Thale hockten still und unbeweglich, wie steinbeschwerte Schanzenkörbe, schwarze Wolkenballen und wie geladene Kanonen stachen die beiden Bergspitzen daraus hervor. Aber niemand dachte mehr an ein Gewitter um diese Zeit. Bei dem Brücklein auf dem Sägeplatz hielt ich einen Augenblick an, denn ein Bild am Dorfbach fesselte mich. Dort stand an einer Waschbank die Marie, meine frühere Gespielin und fuhr mit den nackten, vollen Armen wacker in der aufklatschenden Wäsche herum. Neben dem verglimmenden Feuer, darob ein großer Kessel hing, am Bach, spielte ihr Büblein, der Josebeli, und kroch eben in das schier vollständig ausgetrocknete Bachbett. Das Kind sah geradezu wohlgekleidet aus. Es trug ein nettes weißes Sommerhütchen, ein rothes Röcklein und kleine neue Schnürschuhe und in einem Händchen hielt es einen großen angebissenen Apfel. Besser konnte das Kind des Gemeindepräsidenten nicht ausgerüstet sein. Es begann Sandhäufchen und Grübchen zu machen. Alle Augenblicke sah die junge Mutter nach dem im Bach kriechenden Kinde aus, ihre Augen strahlten vor Glückseligkeit und halblaut trällerte sie ein Schelmenliedchen nach dem anderen vor sich hin. Jetzt erblickte sie mich, grüßte freundlich und sah dann flüchtig erröthend und scheu auf ihre Wäsche nieder. „Marie!" redete ich sie an. „Ja, Herr?" Lächelnd streifte mich ihr großes, blaues Auge. „Wie geht's Dir, magst Du auskommen mit Deinem Kleinen?"

„Ja, es fehlt uns soweit nichts." Es wurde wieder still und sie schaffte wacker drauflos. Sie war offenbar

*) zerzaustes, unordentliches Kind.

kein Waschweib landüblicher Art, sonst hätte sie nicht getrachtet, das Gespräch so kurz abzuthun. „Wie heißt denn das Knäblein?" fragte ich, um doch etwas sagen zu können. „Josebeli", machte sie. „So, so, Josebeli."

„Ja." Damit ging der Gesprächsfaden wieder aus, ich sagte ihr höflich Adieu und auf Wiedersehen. „Adie, Herr!" machte sie halblaut aber freundlich. Ich ging, etwas mißmuthig, daß sie von ihrem ehemaligen Spielgefährten so wenig Notiz genommen, weiter, meinen Geschäften nach, doch freute es mich anderseits, zu wissen, wie glücklich und zufrieden sie sich mit ihrem Büblein trotz ihrer armseligen Verhältnisse fühlte. Es ging gegen Abend, als ich von meinem Ausgange aufs Land zurückkam. In tiefstem Blau leuchtete der Himmel und nur über den Bergzacken im Hinterthale stand eine brandkohlenschwarze Wetterwand und etwas wie das Knurren eines Stieres war dort hinten. Ich wunderte mich nicht wenig, den Bergfluß, die Alp hochangeschwollen zu finden, als ich über die große Brücke ins Dorf kam, doch war es ja nichts neues, daß am scheinbar hellsten Tage plötzlich alle Bäche aufgingen von Gewittern im fernen Thalende. Wie ich gegen das Brücklein am Dorfbach schritt, sah ich mit einem Male einen großen Auflauf von Leuten und beim Kochkessel, daran die Marie gestanden, drängten sich eine Anzahl Männer in einen wirren Knäuel zusammen und daraus hervor kam ein herzzerreißendes Heulen, wildes Aufschreien, jämmerliches Bitten und Beten. Beängstigt eilte ich ebenfalls zu und mir war, als müßte ich vor Schrecken ohnmächtig werden: In den Armen einiger handfesten Männer wand sich die Marie, biß, schrie, geiferte und kratzte um sich, wie eine wüthende Wildkatze und lärmte keuchend: „Laßt mich los, los, ihr Teufel ihr! Ich will ihm nach, das Wasser nimmt's fort, es lugt mich noch an mit den blauen Aeuglein, lugt, lugt, dort ist sein rothes Röcklein! Büebli, Büebli!" Sie rang und mühte sich verzweifelt, so daß sie die starken Männer nur mit Ach und Noth zu meistern vermochten, aber endlich gelang es ihnen, die heiser Aufkreischende in den nahen Spital wegzuschleppen und zu tragen. Was da gegangen sei, fragte ich ein altes Weib. Eh, das gestaute Wildwasser sei mit einem Male, von niemandem erwartet, halt wie schon oft, wenn es im Hinterthale heimtückisch ein Gewitter abgelassen habe, dahergerast und habe der Wäscherin Büblein, das im Bache gesessen sei, mitfortgerissen und begraben und nur mit größter Mühe sei es gelungen, die Wäscherin, die dem Kleinen nachgesprungen sei, aus dem hochgehenden Wasser zu ziehen. Nun da sie wieder zum Bewußtsein gekommen sei, so thue sie wie eine Verrückte und wolle durchaus wieder ins Wasser, obwohl ihr Kind gewiß schon längst im großen Bergfluß dem fernen See zutreibe. Es sei eigentlich sündhaft, wie sich das Maitli aufführe, es thäte nicht jede so wüst, wenn ihr das Wasser schon unverhofft ihr wildgewachsenes Kind und damit eine große Last abnähme. Aber dieses Fahrweib habe ja sonst immer ein Wesens und Gethue mit seinem Früchtlein gehabt, als wär's ein ehrliches und hätte einen Millionär zum Vater. Da sehe man wieder, es müsse eben allerlei für Narren und Küchenausfresser geben. Ich machte mich davon. Am anderen Tage erkundigte ich mich nach der Unglücklichen und ihrem Kinde. Das Kind sei nicht mehr gefunden worden, hieß es, werde allweg unter ein Bachport gerathen sein, was es mit dem Maitli sei, wisse man selber nicht recht. Sie sei jetzt auffallend ruhig geworden, sitze alleweil still auf einem Bänklein und starre vor sich hin, der Arzt meine, sie sei schwermüthig geworden und könnte sich noch ganz hintersinnen. Später bekam ich den Bescheid, die Wäscherin sei nun wirklich ganz verrückt geworden, da sie aber still und gutartig sei, so habe man sie wieder laufen lassen. Sie führe sich durchaus recht auf, wasche den Leuten wieder und nur die kleinen Kinder seien vor ihr nicht sicher, denn wo sie eins in einer Wiege oder auf der Straße erblicke, wolle sie es forttragen und Mütterlis damit machen, man habe ihr schon zweimal Kinder mit Gewalt wegnehmen müssen und der Arzt habe gemeint, er thäte das Maitli doch besser versorgen, es gefalle ihm gar nicht, sei total geistesgestört. Etwa einen Monat nachher begegnete ich ihr. Sie saß vor einem alten Hause auf der Stiege und starrte, die Lippen im Selbstgespräch bewegend, in den Boden. Ein schwermüthiger Schatten lag auf ihrer bleichen Stirne. „Marie", redete ich, wie geht's Dir?" Sie hob langsam den Kopf, sah mich mit ihren großen blauen Augen forschend an und fragte mit weinerlicher Stimme! „Wo ist der Josebeli?" Es packte mich am Herz. „Der Josebeli", antwortete ich, „der ist jetzt ein schönes Engelein im Himmel."

„Ja, ich weiß es", sagte sie und ein glückliches Lächeln ging plötzlich über ihr Gesicht, „er ist das schönste Engelein von allen, der Herr Pfarrer hat's auch gesagt, — und sitzt dem Gottvater im Schoß zuoberst am Tisch und macht „ritte, ritte Rösseli!" mit ihm und singt alleweil:

„Josebeli im Wald,
Diis Müetterli chunt bald.
Josebeli,. körsch nüd?
Es ruschet im Gstüüd —,
Diis Müetterli chunt z'springe,
Will's s' Heiweh thuet zwinge;
Will s' Härz so mueß blange,
Will es Glöggli dri hanget
Und es Schlägeli dri inne
Thuet allewil chlingle:
Buebeli mis, Buebeli mis!
Bis s' Glöggli thuet springe."

Mit leiser, glockenreiner Stimme hatte das Maitli das Liedchen gesungen. Plötzlich sah sie sich rasch allseitig um und flüsterte dann: „Du hör', wollen wir Mütterlis machen? Weißt, wir bekommen dann ein Kindlein, ich hab's aber versteckt, weil es mir die Buben alleweil nehmen wollen, schau!" Sie griff rasch unter ihre Schürze und brachte ein hölzernes, bemaltes Babi zum Vorschein. Dann wiegte sie's zärtlich im Arm, herzte es und ließ ihre mageren Finger wie ein Spinnlein über den Rock nach dem Babi laufen und machte neckisch: „Es chunt es Chrämüseli*) g'schwind, g'schwind, g'schwind is Büebelis Härzeli ine!" Als ich leise von ihr wegging, sah sie erschrocken auf, versteckte flink ihr hölzernes Babi wieder und staunte vor sich hin. Ein paar Tage später sah ich die Arme zum letzten Male, sie lag todt, mit triefenden Haaren und Kleidern auf einer Matrazze im Spital. Eben war sie aus dem vom zerrinnenden Neuschnee hochgeschwollenen Dorfbache gezogen worden, in den sie sich gestürzt hatte, als sie darin ein rothes Nastuch treiben sah. Sie wird es für das Kleidchen ihres Bübleins gehalten haben.

Zürich.

Meinr. Lienert.

---

*) Klettermäuschen.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 14. Berlin, den 4. Januar 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die politischen Neujahrstelegramme und Neujahrsreden sind diesmal keineswegs bedeutungslos gewesen. Der Zar Nicolaus von Rußland hat in sehr herzlichen Worten an den Präsidenten Loubet depeschirt und spricht in gewohnter Weise von dem „befreundeten und verbündeten Lande". Der französische Kriegsminister André hinwiederum wendet sich an den russischen Kriegsminister Kuropatkin; in seinem Telegramm finden sich die Worte:

„Möge eine nahe Zukunft uns neue und ebenso kostbare Erinnerungen vorbehalten, wie diejenigen, die das vergangene Jahr hinterlassen hat."

Dieser Hinweis auf die Waffenbrüderschaft in China und dieser Wunsch nach einem erneuten, gemeinsamen kriegerischen Zusammenwirken ist bezeichnend. Im Uebrigen ist dieser Austausch von Liebenswürdigkeiten zwischen Paris und Petersburg hergebracht.

Für die internationale Lage neu ist jedoch die Intimität zwischen Rom und Paris. Minister Prinetti hat diesen Umschwung zuerst öffentlich bekannt gegeben, und nunmehr hielt der französische Botschafter in Rom Barrère bei dem Neujahrsempfange seiner Staatsangehörigen eine Ansprache, in der sich folgende Stelle findet:

„In wenig mehr als vier Jahren gelang es beiden Regierungen, jede Ursache der Zwietracht und des Mißtrauens auszuscheiden. Sie regelten die Frage der tunesischen Kapitulationen, sie traten an die schwierige Frage der Wiederherstellung der handelspolitischen Beziehungen zwischen Frankreich und Italien heran und lösten sie zum Besten der großen Handelsinteressen Frankreichs und Italiens, und sie setzten die Grenzen ihrer Besitzungen im Rothen Meere fest. Endlich haben sie, um dieses fruchtbare Werk zu vollenden, jede Ursache des Mißverständnisses zwischen beiden Nationen im Mittelmeerbecken beseitigt. Auch auf diesem Gebiete befinde ich mich in der glücklichen Lage, daß ich lediglich den vollzogenen Fortschritt zu verzeichnen habe. Minister Prinetti hat diesen in seiner kürzlich abgegebenen Erklärung mit einer Genauigkeit und einem Glück dargelegt, über welche ich mit Freuden meine Genugthuung ausspreche, und zu deren Echo sich Minister Delcassé gewiß an anderer Stelle machen wird. Diese Erklärungen Prinetti's zeigen mit beredter Schärfe, daß die Aera der Mißverständnisse zwischen Frankreich und Italien auf dem Gebiet, auf dem ihre Lebensinteressen auf dem Spiele stehen, fortan der Vergangenheit angehörte, und daß zwischen beiden Regierungen vollkommener Einklang der Anschauungen herrscht. Es gibt also zwischen Frankreich und Italien keine Mittelmeerfragen mehr."

Das sind Erklärungen von außerordentlicher Bedeutung. Daß sie den Dreibund unter allen Umständen gleichgültig lassen können, darf man nicht behaupten. Eine unvorsichtigere italienische Politik dürfte geneigt sein, die Stütze gegen Frankreich im Dreibund für entbehrlich zu erachten, sobald die Intimität mit der Republik einen gewissen Grad erreicht hat. Es fragt sich nur, welche Garantie man in Rom dafür besitzt, daß dieser Zustand auch dann von Dauer sein wird, wenn Italien in Europa allein dasteht.

Diese Wirkungen der italienisch-französischen Freundschaft wären solche abgeleiteter Art; ganz unmittelbar wird von diesen Ankündigungen aber England betroffen. Gibt es für Frankreich und Italien ferner keine Mittelmeerfragen, so heißt dies, England hat die italienische Stütze im Mittelmeer verloren; eine Wendung von höchster Bedeutung; die Isolirung Englands ist dann vollendet; eine splendid isolation könnte sie der prahlerischste Mund nicht nennen. Die Wirkungen des südafrikanischen Krieges zeigen sich immer deutlicher, und man kann nicht zweifeln, daß auch noch andere Wirkungen zu Tage treten werden.

Es ist unter diesen Umständen nicht verwunderlich, daß England neue Stützpunkte sucht. Die Ankündigung, daß der Prinz von Wales zur Geburtstagsfeier des deutschen Kaisers nach Berlin kommen wird, ist ein Beweis dafür, daß man in London den Wunsch hegt, mit Deutschland die Beziehungen zu pflegen, und daß man die Chamber-

lain'schen rednerischen Taktlosigkeiten durch höfische Liebenswürdigkeit in Vergessenheit bringen möchte. Wenn nur die deutsche Bevölkerung des Elends in Südafrika vergessen könnte.

Der ungarische Ministerpräsident Koloman von Szell endlich wies in seiner Ansprache auf die Bedeutung der deutschen Zollpolitik hin und mahnte Oesterreich in „zwölfter Stunde" zu sachlicher Mitarbeit. Die Zahl jener, die die „zwölfte Stunde" für die österreichischen Verhältnisse schlagen hören, wächst beständig.

Das abgelaufene Jahr hat den Freisinnigen noch einen Wahlerfolg gebracht. Dr. Th. Barth, der Herausgeber dieser Zeitschrift, ist aus der Stichwahl vom 30. Dezember im Reichstagswahlkreise Wittenberg-Schweinitz mit 9463 gegen 8862 Stimmen, die auf den konservativen Agrarier Herrn von Leipziger fielen, als Sieger hervorgegangen. Gegenüber der Hauptwahl vom 20. Dezember, die bereits mehr Stimmen aufwies, als jemals früher bei irgend einer Wahl in diesem Wahlkreise abgegeben sind, zeigt die Stichwahl abermals einen Zuwachs von rund 1500 Stimmen, der beiden rivalisirenden Kandidaten ungefähr zu gleichen Theilen zugefallen ist. Außerdem sind vermuthlich nahezu sämmtliche bei der Hauptwahl abgegebene sozialdemokratische Stimmen auf den freisinnigen Kandidaten übergegangen, entsprechend der von der Parteileitung unzweideutig ausgegebenen Parole: gegen den Lebensmittelvertheurer! Der Wahlkampf wurde schließlich mit einer Erbitterung geführt, die deutlich erkennen ließ, wie sehr die Konservativen von der symptomatischen Bedeutung des Wahlausfalls in diesem spezifisch ländlichen Wahlkreise durchdrungen waren. Die Stützen von Thron und Altar stiegen bis an den Hals in den Schmutz, um das Mandat zu erwischen. Freche Boykottandrohungen in den amtlichen Kreisblättern, raffinirte Stimmzettelkniffe, die ungenirteste Benutzung des ganzen amtlichen Apparats seitens der konservativen Parteileitung, Entlassung von Arbeitern, die verdächtig waren, bei der Hauptwahl freisinnig gewählt zu haben: nichts fehlte. Schließlich drückten die Edelsten der Nation auch noch die Edelsten des Radauantisemitismus an das Bruderherz und ließen sich in einigen Dutzend höchst geheim vorbereiteter Wählerversammlungen von den antisemitischen Gentlemen Wilberg, Mannes und Konsorten ihren Edelmuth, ihre Uneigennützigkeit und ihre Vaterlandsliebe rednerisch bescheinigen, während über den freisinnigen Kandidaten Dr. Barth so viel zusammengelogen wurde, wie eine erfinderische Zunge überhaupt von sich zu geben vermag. Diese Verbrüderung mit dem Antisemitismus, um einen konservativen Kandidaten zu retten, der durch seine Verheirathung mit einer Jüdin nach gewöhnlichen bürgerlichen Taktbegriffen wohl Anlaß zu einiger Reserve gegenüber den antisemitischen Helfershelfern gehabt hätte, hat den bisher erreichten Tiefstand konservativer Wahlmoral noch um ein Beträchtliches herabgedrückt.

Die Konservativen haben in diesem Wahlkampfe nichts verschmäht: kein schlechtes Mittel und keinen anrüchigen Bundesgenossen. Sie sind geschlagen in einem Wahlkreise, in welchem außer Wittenberg keine Stadt von auch nur 5000 Einwohnern existirt, dessen Wählerschaft zu zwei Dritteln auf dem platten Lande wohnt, und in einem Wahlkampfe, der sich nicht nur vornehmlich sondern beinahe ausschließlich um die Frage der Agrarzölle drehte, und bei dem einer der entschiedensten Gegner der agrarischen Schutzzöllnerei, der nicht im Kreise ansässig war, den im Kreise angesessenen Landtagsabgeordneten des Kreises geschlagen hat. Vox populi!

Der galizische Landtag hat die Vorgänge in Wreschen besprochen.

Die Polenfrage findet bei uns bekanntlich keineswegs eine einheitliche Beurtheilung und die Wreschener Vorgänge ebensowenig; aber über den Punkt sind wir in Deutschland alle einig, daß wir die Kritik innerer preußischer Vorgänge in einem außerdeutschen Parlament, in diesem Falle in dem galizischen Landtag, als eine anmaßende Einmischung auffassen. Die Wreschener Vorgänge sind eine preußische Angelegenheit, die wir der Jurisdiktion keines fremden Staates unterwerfen, und eine internationale Frage in Bezug auf die Polen deutscher Staatsangehörigkeit gibt es nach unserer Auffassung nicht.

Diesen Standpunkt hat auch eine offiziöse Note der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" zum Ausdruck gebracht, in der die Vorgänge im galizischen Landtag besprochen werden.

Daß eine solche Auseinandersetzung zwischen Deutschland und unserem Verbündeten Oesterreich-Ungarn stattfinden konnte, bleibt bezeichnend und zeigt den Weg, den die innere österreichische Entwicklung bereits zurückgelegt hat.

* * *

Die Politik im Jahre 1901.

Die Parteitaktik mag die Behauptung aufstellen, daß die internationale politische Intimität mit der internationalen Handelspolitik nichts gemein hat; daß enge internationale politische Freundschaft bei scharfer handelspolitischer Feindschaft und umgekehrt bestehen kann. Solch eine Behauptung kann freilich weder vor der Logik noch vor der Erfahrung sich halten.

Man könnte ebenso gut behaupten, daß zwei Individuen, die sich gegenseitig auf das Schwerste wirthschaftlich zu schädigen und nach Möglichkeit zu ruiniren suchen, dieser schroffen Gegnerschaft auf ihre Beziehungen im Allgemeinen keinen Einfluß einräumen. Auch in den Beziehungen der Staaten zu einander ist das Naturgemäße, daß schlechte wirthschaftliche Beziehungen gleichzeitig zu einer Belastungsprobe für die politische Freundschaft werden. Die Gemeinsamkeit der politischen Aufgaben kann solche Belastungsprobe möglicherweise ertragen; das hängt vom Einzelfall ab; allein immerhin stellen ernstere wirthschaftliche Gegensätze Kräfte dar, die dahin treiben, die in Betracht kommenden Mächte auch politisch zu trennen.

Die Geschichte liefert die Beispiele.

Es gibt keinen Historiker, der den Zollverein für die Gründung des Deutschen Reichs als bedeutungslos erachtete. Und die unmittelbare Gegenwart predigt noch eindrucksvoller. Die französisch-russische Allianz hat zum Fundament finanzielle Transaktionen. Rußland waren die englischen Geldspinden versperrt, die deutschen wurden ihm durch den Fürsten Bismarck verschlossen; um seinen Geldbedarf befriedigen, um seine Anleihen unterbringen zu können, ging man nach Paris, und die finanzielle Hilfe setzte sich alsdann unmittelbar in eine politische Allianz um, die nun durch neue französische Millarden immer wieder gesichert und befestigt wird. Ganz genau dieselbe Lehre geben die Beziehungen Frankreichs zu Italien. Diese Lehre ist darum besonders deutlich, weil Frankreich ganz systematisch Italien wirthschaftlich drangsalirt hat, um es politisch gefügig zu machen; vielfach sogar, indem auch wirthschaftliche Interessen Frankreichs jenen politischen Zielen geopfert worden sind, und diese Kur ist in Italien keineswegs spurlos vorübergegangen. England schließlich, das in der Entwicklung des modernen Staatstypus am fortgeschrittensten ist, weist von der Kontinentalsperre bis auf den jetzigen südafrikanischen Burenkrieg in Hülle und Fülle Belege für die intimste Verflechtung von politischer Politik und Wirthschaftspolitik auf.

Es entspricht sogar die Behauptung der Wahrheit, daß, wie im inneren Leben der Völker, wie in den parlamentarischen Berathungen die wirthschaftlichen Fragen immer mehr in den Vordergrund treten, so auch in der internatio-

nalen Politik. Die internationale Größe eines Reiches ist von seiner finanziellen Leistungsfähigkeit in so hohem Grade bedingt, daß ein scharfer Angriff auf den Wohlstand eines Staates und selbst das Vorenthalten größerer wirthschaftlicher Vortheile überaus aufreizend, gleichsam wie eine nationale Bedrohung wirken kann, und demgemäß kann solche Bedrohung genau jene Folgen haben, wie die rein politische Bedrohung oder Einengung; sie führen unter Umständen unmittelbar zu internationalen Neugruppirungen — Rußland und Frankreich — oder auch zum Krieg — wie der Burenkrieg in Südafrika beweist.

Nur die politische Frivolität kann diese Zusammenhänge leugnen; sie sind vorhanden. Die politische Ehrlichkeit müßte vielmehr sagen, daß es Lagen gibt, in denen wirthschaftliche Maßregeln selbst auf die Gefahr hin, die internationale Lage eines Landes zu verschlechtern, durchgeführt werden müssen. Zweifellos. Wenn man aber, wie die Opposition in Deutschland, die beabsichtigten handelspolitischen Maßregeln auch unbedingt aus Gründen des materiellen Wohles der Bürger des eigenen Landes verwirft, dann liegt eine wesentliche Verstärkung dieser Position darin, daß gleichzeitig Gründe der internationalen Politik für die nämliche Entscheidung ins Gewicht fallen.

Es wäre eine Uebertreibung zu sagen, daß die Bülow-Posadowsky'sche Handelspolitik — ihre Durchführung vorausgesetzt — den Dreibund sprengen und uns die erbitterte Feindschaft Rußlands zuziehen muß. Aber, wenn die deutsche Handelspolitik für Rußland, für Oesterreich-Ungarn, für Italien erhebliche wirthschaftliche Nachtheile im Gefolge hat, so werden diese Reiche sich bemühen, den Schaden abzuwehren und zu repariren, und der Versuch der Abwehr und der Versuch auf andere Weise sich schadlos zu halten, kann sehr wohl zugleich unbequeme politische Konsequenzen für uns zeitigen.

Die Bülow-Posadowsky'sche Handelspolitik wird jedenfalls nicht geeignet sein, unsere politischen Beziehungen zu Rußland zu verbessern und die Festigkeit des Dreibundes zu erhöhen. Es ist in Rußland stets leicht, Propaganda für eine Politik der Unfreundlichkeit gegen Deutschland zu machen. Wir haben das seit dem Berliner Kongresse immer wieder erfahren; und haben sich die Beziehungen der Dreibundsmächte zu einander schon an und für sich gelockert, so wird eine Deutschland abträgliche internationale Konstellation auch durch jene agrarische Wirthschaftspolitik Förderung erfahren, die uns im Innern unter allen Umständen schwer schädigen muß.

Eines ist sicher, eine Erhöhung unserer agrarischen Zölle wird das Zarenreich um so enger wirthschaftlich und damit auch politisch an Frankreich fesseln. Diese Fesselung braucht keine unmittelbare Bedrohung für uns zu sein; aber sie bleibt doch stets das starke Fundament, auf dem die Bedrohung in jedem Augenblick sich erheben kann.

Es gibt nun keine unüberbrückbaren politischen Gegensätze zwischen Deutschland und Rußland; nur der russische Chauvinismus hat vorübergehend in gefährlichster Weise solche Gegensätze vorgetäuscht. Und dieser Chauvinismus, der, durch versteckte polnische und französische Einflüsse verstärkt, in Rußland eine Macht geblieben ist, wird eine sehr substantielle Kräftigung aus einer deutsch-russischen Verfeindung auf wirthschaftlichem Gebiete erfahren.

Wäre der Dreibund auch heute noch, was er einmal gewesen, so würden die Tendenzen der politischen Einigkeit wirthschaftliche Anfechtungen leichter zu überstehen vermögen; allein es wäre Verblendung, zu behaupten, daß der Dreibund seinen Charakter nicht bereits erheblich geändert hat.

Der Dreibund besteht; aber die Staaten, die den Dreibund bilden, haben in ihren Anschauungen oder in ihrem inneren Bestand so erhebliche Wandlungen durchgemacht, daß diese Veränderungen zugleich das Wesen des Dreibundes, seine Kraft und seine Bedeutung umbilden mußten.

Die Aufgabe des Dreibundes ist es gewesen, die betheiligten Staaten gegen Angriffe auf ihren bisherigen centralen Besitzstand sicherzustellen. Diese Aufgabe hat er gelöst. Hingegen hatte der Dreibund nicht den Zweck, über diesen Rahmen hinaus den einzelnen Staaten eine unmittelbare Stütze zu sein. Deutschland hat seine Kolonialpolitik ausschließlich aus eigenen Kräften bestreiten müssen, und es ist, soviel bekannt, niemals von Berlin aus der Anspruch erhoben worden, für diese Aufgaben Kräfte des gesammten Bundes einzusetzen. In Rom und in Wien hat man dagegen der gleichen Versuchung nicht immer widerstanden. Oesterreich hat wiederholt versucht, Deutschland direkt für die österreichischen Interessen auf der Balkanhalbinsel einzuspannen, und in Italien hat man es immer verdrossen empfunden, daß der Dreibund den Aspirationen der römischen Politik auf Nordafrika nicht genügend Unterstützung brachte. Den indirekten Vortheil für eine überseeische Politik, der darin liegt, daheim durch die Deckung des Dreibundes gesicherte Grenzen zurückzulassen, vergaß man oft genügend zu würdigen.

Daß an solche unbefriedigten Wünsche die Gegner des Dreibundes einmal anknüpfen würden, um den Zusammenhalt zu lockern, war klar.

Dieser Versuch, untermischt mit wirthschaftlichen Pressionsmitteln, ist von Frankreich wiederholentlich gemacht worden, und die Einwirkungen sind an Italien nicht spurlos vorübergegangen. Das Verhältniß Italiens zu Frankreich hat sich außerordentlich gebessert; des zum Zeichen fand eine italienische Flotte einen sehr freundlichen Empfang an der französischen Küste, und der Minister Prinetti erklärte im italienischen Parlament, daß über die brennenden Punkte der nordafrikanischen Frage zwischen Rom und Paris eine Verständigung bestehe.

Man kann durchaus nicht behaupten, daß Italien hierdurch seine Pflichten gegen den Dreibund verletzt hat, und man muß sogar zugeben, daß die Nöthigung für einen italienischen Staatsmann stieg, sich mit Frankreich zu verständigen, je schwächer der Rückhalt wurde, den das in den südafrikanischen Krieg verstrickte England bieten konnte, um die heute bestehenden Machtverhältnisse am Mittelmeer aufrecht zu erhalten.

Aber andererseits ist doch nicht zu verkennen, daß Frankreich sein Wohlwollen für italienische Wünsche in Afrika nicht ohne Gegengabe gewähren wird, und die werthvollste Gegengabe, die Italien den Franzosen bieten kann, wäre sein Austritt aus dem Dreibund oder doch eine Haltung, die ohne den Dreibund zu sprengen, dessen bisherige Bedeutung wesentlich herabdrückte.

Tritt in Rom die Besorgniß zurück, daß Frankreich die italienischen Staatsmänner von neuem in Nordafrika nasführen könnte; ist man in Rom gezwungen, die englische Hilfe für die eigene Mittelmeerpolitik niedriger zu veranschlagen, und wird man hierdurch um so dringender zu direkten Verhandlungen mit Frankreich veranlaßt; hält man einen Angriff Frankreichs über die Alpen auf Italien für überaus unwahrscheinlich; fürchtet man nicht, daß ein Umschwung in Frankreich die Klerikalen wieder zur Macht bringen könnte, und daß damit eine französisch-italienische Verschwörung der Ultramontanen sich gegen die Einheit Italiens richten könnte, und ist man andererseits auch in den monarchischen Kreisen Italiens darüber beruhigt, daß nicht eine französische radikale Regierung eine republikanische Propaganda auf der Appeninenhalbinsel ermuntern wird, — trifft alles dies zusammen, so wird der Dreibund italienischen Staatsmännern in seinem Werthe möglicherweise gemindert erscheinen.

Eine vorsichtige italienische Politik wird sich zwischen Deutschland und Frankreich ähnlich zu stellen suchen, wie Deutschland zwischen Oesterreich und Rußland, sich stets zu halten gesucht hat; es wird den defensiven zuverlässigen Rückhalt an dem einen Reiche festhalten, ohne doch die Beziehungen zu dem anderen Reiche in Verfall gerathen zu lassen. Italien kann auf Frankreichs Entgegenkommen nur so lange rechnen, wie Italien durch seine Stellung in dem Bunde der französischen Republik unter Umständen bedrohlich erscheint. Fällt diese Deckung für Italien fort, so wird es für Frank-

reich zu einer Macht, die vereinsamt ein besonderes Entgegenkommen kaum verdient.

Eine römische Politik, die am Dreibund festhält, als dem unverrückbaren Fundament gesicherter italienischer Großmachtstellung, und die doch zu Frankreich in nutzbringenden Beziehungen bleibt, ist komplizirt, ist schwierig, genau wie unser Festhalten am Dreibund, kombinirt mit dem Wunsche, zu Rußland in freundschaftlicher Fühlung zu verbleiben. Aus dieser nicht leicht einzuhaltenden Mittellinie sind die Italiener wiederholt abgedrängt worden; zur Zeit Crispi's in der Richtung auf einen besonders schroffen Gegensatz zu Frankreich; in diesem Augenblick kann man feststellen, daß die Tendenz stark die entgegengesetzte ist, die auf Ausgleich mit und auf Anlehnung an Frankreich. Wie zur Zeit Crispi's schließlich der Bruch mit Frankreich vermieden wurde, so muß auch jetzt nicht das andere Extrem, das der Sprengung des Dreibundes, erreicht werden.

Mit solchen Fluktuationen innerhalb des Dreibundes war stets zu rechnen; ganz anders sind die Veränderungen beschaffen, die in Oesterreich Platz gegriffen haben; sie sind von fundamentaler Bedeutung, und sie scheinen allmählich irreparabel zu werden.

Man konnte voraussehen, daß eine Politik, die die Feindschaft der slavischen Unterthanen und der Ultramontanen gegen die eigenen deutschen Bürger als Staatsprinzip benutzte, schließlich einmal die Rückwirkung dieser inneren Entwicklung auch auf die auswärtige Politik zu fühlen bekommen würde. Dieser Augenblick ist offensichtlich jetzt da. Man muß es aussprechen, jenes Oesterreich des Grafen Andrassy, mit dem Fürst Bismarck in Gastein zu einem für die Ruhe Europas so segensvollen Pakt gelangte, existirt nicht mehr. Der papierne Pakt ist vorhanden, aber der eine vertragschließende Theil hat seinen Charakter in einer Weise geändert, daß auch das Bündniß seinen Charakter gründlich gewandelt hat.

Die inneren Schwierigkeiten Oesterreichs sind beständig gewachsen. Zur Zeit Andrassy's würden die czechischen Regimenter Oesterreichs gegen Rußland unbedingt marschirt sein; ob aber auch heute noch czechische Regimenter selbst nach einer ersten Niederlage Oesterreichs im Kampfe gegen Rußland zu gebrauchen wären? Der Werth Oesterreichs als Bundesgenosse gegen Rußland hat sich jedenfalls überaus vermindert, und mit dieser Verminderung der militärischen Qualitäten hat die Bundeszuverlässigkeit Oesterreichs sich gleichfalls beständig verringert.

Die Czechen, die Ultramontanen und jetzt auch die Polen untergraben systematisch die guten Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland, und sie haben nicht nur große Erfolge in der Bevölkerung, sondern auch in den herrschenden Kreisen. Es war überaus bezeichnend, daß in dem Augenblick, da der Kronprinz von Preußen als Gast des Kaisers von Oesterreich in Wien weilte, der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand das Protektorat über den katholischen Schulverein übernahm, und bei dieser Gelegenheit soll er eine aggressive Rede gehalten haben. Dieser katholische Schulverein ist aber eine ultramontane Kampfesorganisation gegen die Deutschen Oesterreichs. Und eine sehr starke Stütze für die Ultramontanen soll hinwiederum die Gräfin Chotek, die Gemahlin Franz Ferdinands sein. Welche Erfolge Ultramontanismus und antideutscher Nationalitätsfanatismus zu erzielen vermögen, sehen wir in diesem Augenblick in Galizien, wo das Polenthum und der Katholizismus in untrennbarer Verschlingung zu so aggressivem Vorgehen gegen Preußen sich hinreißen ließen, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" sich zu einer scharfen offiziösen Abweisung veranlaßt sah; eine Abweisung, die das Verhältniß zu einem engen Bundesgenossen überraschend beleuchtet.

Zweifellos hat sich Kaiser Franz Josef stets als bündnißtreu erwiesen; aber er steht in hohem Alter. Zweifellos sind die Deutschen bündnißtreu, aber ihr Einfluß auf das Staatsleben in Oesterreich ist in sehr hohem Grade zurückgedrängt. Auch die Ungarn schätzen das Bündniß mit Deutschland trotz französischer Neigungen in den radikalen Kreisen und starker ultramontaner Neigungen in führenden katholischen Kreisen.

Das sind die Hemmungen, mit denen in Oesterreich-Ungarn eine Politik wohl zu rechnen hätte, die sich gegen das deutsche Reich wenden wollte. Dem Bündniß zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland fehlt noch nicht die Basis; aber diese Basis ist doch viel schmaler geworden, als sie war, und es scheint vor allem, daß die Zersetzung in Oesterreich jene Basis beständig weiter einengt und schmälert.

Findet ein Regierungswechsel in Oesterreich-Ungarn statt, und kommt Erzherzog Franz Ferdinand auf den Thron, so wird seine Gemahlin, die Gräfin Chotek, unter verwandten Voraussetzungen vielleicht danach streben, eine gleiche Rolle zu spielen, wie die Gräfin Eugenie de Montijo, die spätere Kaiserin Eugenie, in Frankreich. Ob mit demselben Erfolge?

Zur Zusammenfassung aller Deutschland feindlichen Bestrebungen in Oesterreich-Ungarn wäre vor allem eine ultramontane Politik geeignet, und es scheint, daß ultramontane Kreise auf die Gräfin Chotek genau wie auf die Gräfin Montijo einen großen Einfluß üben. Auf dem Umwege über Frauenpolitik sind Reiche häufiger als einmal in Katastrophen gestürzt worden, und der Boden in Oesterreich ist entsprechend vorbereitet.

Es gehört also nicht mehr zu den gänzlich fernen Unwahrscheinlichkeiten, daß Oesterreich zur Politik der Thugut, Schwarzenberg, Buol, Bach und Beust zurückkehrt, zu jener Politik, die ihren konzentrirtesten Ausdruck zur Zeit Friedrich des Großen in der Koalition Oesterreichs, Frankreichs, Rußlands gegen Preußen gefunden hat. Das wäre le cauchemar des coalitions, der die Nachtruhe des Fürsten Bismarck bedrückte.

Allein die Verhältnisse sind heut andere als zur Zeit Maria Theresias und selbst als zur Zeit des Grafen Andrassy. Im Kampfe gegen Friedrich den Großen war Oesterreich die führende und die bei weitem stärkste und gefährlichste Macht; als Graf Andrassy amtirte war Oesterreich-Ungarn noch immer eine kraftvolle Großmacht und zu einer offensiven Politik sehr wohl fähig. Diese Offensivkraft ist heute jedenfalls stark herabgemindert; das macht Oesterreich weniger furchtbar als Gegengewicht gegen Rußland, aber auch ungefährlicher in einer Koalition gegen Deutschland. Es wäre bei den inneren Zuständen Oesterreichs auch sicher ein gewagtes Experiment, wenn eine Wiener Regierung die Offensive gegen Deutschland ergreifen wollte.

Fürst Bismarck selbst hat mit seinem illusionslosen, durchdringenden Blick den Zeitpunkt vorausgesehen, da der Dreibund seine Bedeutung verlieren könnte:

> „Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche Angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren rathsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden, und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrage zwischen Großmächten gesichert, und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zu Stande gebracht wurde. . . . Er dispensirt nicht von dem toujours en vedette."

Mit der Thatsache, daß der Bund bereits inneren Veränderungen unterworfen war, die seine Bedeutung herabsetzten, muß Deutschland rechnen; die Möglichkeit, daß diese Veränderungen sich weiter entwickeln, und den Bund schließlich sprengen, tritt wenigstens in den Bereich der Erwägungen.

Fast ein viertel Jahrhundert hat das Bündniß mit Oesterreich-Ungarn, alsdann durch Italien verstärkt, seine Aufgabe erfüllt; das ist eine lange Zeit. Nun wird Deutschland wieder stärker daran erinnert, daß wir an der gefährdetsten Stelle Europas unsern Sitz haben, und daß wir stetig zu heilsamer Wachsamkeit und zur Zusammenfassung unserer Kräfte gezwungen sind.

Unsere Lage ist keineswegs eine bedrohte. Unsere Beziehungen zu Rußland scheinen gute zu sein, und Ruß-

land hat so gewaltige Aufgaben in Asien vor sich, die Lösung dieser Aufgaben ist heute zur Zeit der Schwäche Englands so verlockend, daß eine geschickte Berliner Politik mit St. Petersburg ihr Auskommen gewiß finden kann.

Die zweite Vorbedingung für eine ruhige Zukunft liegt darin, daß Deutschland den Kreis seiner realen Interessen nicht unvorsichtig und ungebührlich erweitert. Unsere politischen Hauptinteressen werden für absehbare Zeit in Europa verbleiben, und um so fester in Europa verankert sein, je schwieriger sich die Verhältnisse in Oesterreich gestalten. Unsere europäischen Interessen nachdrücklich zu vertreten, sind wir stark genug. Von der überseeischen und Weltpolitik uns auszuschließen, liegt keine Möglichkeit und kein Anlaß vor, aber eine führende und dominirende Rolle auf diesem Gebiete spielen zu wollen, kann Deutschland mexikanische Enttäuschungen napoleonischen Angedenkens bringen. Daß wir aus der Weltmarschallepisode und aus den chinesischen Wirren mit heiler Haut herausgekommen sind, ist daher ein großes Glück und ein Verdienst unserer Diplomaten gewesen.

Gleiche Erwägungen verbieten es Deutschland, den Buren in Südafrika mehr zu bezeugen als Sympathie, die freilich wohlfeil genug ist. Und gleiche Erwägungen müssen uns veranlassen, bei allen amerikanischen Händeln die berechtigten Interessen der Vereinigten Staaten sorgfältig zu schonen. Solange wir nicht auf das Eis gegangen sind und uns muthwillig ein Bein gebrochen haben, wird auch Frankreich unter seinem klugen und vorsichtigen Ministerium Waldeck-Rousseau ein korrekter Nachbar sein, der nichts zu wünschen übrig läßt. Die Klugheit und Vorsicht des französischen Ministeriums zeigte sich wiederum in der Schnelligkeit, mit der die Flottendemonstration gegen die Türkei beendet wurde.

England steckt wie unter der Königin Victoria so jetzt unter dem König Eduard in großen Schwierigkeiten; sie können in Asien schnell wachsen, vor allem, wenn der neue Herrscher in Afghanistan nicht das Regiment mit so starker Hand wie sein Vater führt. Auch in dem europäischen Südosten auf der Balkanhalbinsel pflegt jedes Frühjahr die Gefahren zu steigern.

Diesen Entwicklungen kann Deutschland abwartend zuschauen. Nur die Entwicklung in Oesterreich-Ungarn berührt uns unmittelbar und muß stark unsere Politik gegenüber Rußland beeinflussen. Als ein einzelner Faktor für die Gestaltung dieser Beziehungen ist auch die deutsche Handelspolitik zu betrachten, die freilich zunächst und vor allem nach den inneren Bedürfnissen Deutschlands eingerichtet werden muß.

Die Behauptung der Liberalen geht dahin, daß unsere wichtigsten inneren Bedürfnisse mit unseren wichtigen internationalen Bedürfnissen in dieser Beziehung durchaus zusammenfallen.

P. Nathan.

Kaiser Friedrich im Feldlager 1870.

Es ist seit Jahrzehnten ein bei Zahllosen feststehender Glaubenssatz, daß Kronprinz Friedrich Wilhelm im Herbst 1870 Monate lang die Beschießung von Paris und damit dessen Ergebung an die Deutschen verhindert habe, und zwar unter dem Einflusse seiner kosmopolitisch empfindenden Mutter und besonders seiner als Engländerin mehr mit den Franzosen als mit den Deutschen sympathisirenden Gemahlin. Diese Ansicht wurde schon zu jener Zeit vielfach geäußert und durch eine gewisse Presse unablässig verbreitet; sie gewann derart an Bestand, daß sogar ein Mitglied des preußischen Königshauses, Prinz Adalbert, sich nicht scheute, ihr am 4. Januar 1871, und zwar an der eigenen Tafel des Kronprinzen in Versailles, Ausdruck zu verleihen. Vergebens wandte man dagegen ein, daß die Kronprinzessin sich bei jeder Gelegenheit, besonders im dänischen Kriege, als glühende deutsche Patriotin bewährt habe; vergebens wies man darauf hin, daß, mit Ausnahme Roon's, sämmtliche Militärs des Großen Hauptquartiers, Moltke an der Spitze, vom Anfang bis zum Ende Gegner der Beschießung gewesen waren, und zwar aus technischen Gründen; vergebens wurden neuerdings diese militärischen Motive von Major von Moltke (1891) und General von Blume (1899) überzeugend auseinander gesetzt. Die angeblich Wissenden lächelten überlegen ob solcher verlorenen Liebesmühe, und die Beschuldigung wurde mit demselben Brustton unfehlbarer Gewißheit aufrecht erhalten, mit dem so viele andere Anklagen gegen Kaiser Friedrich und seine Gattin immer von neuem verbreitet worden sind. Des Fürsten Bismarck „Gedanken und Erinnerungen", diese unerschöpfliche Fundgrube politischer Weisheit und historischer Unwahrheiten, bekräftigten mit ihrer ganzen Autorität die kecke Legende. An nicht weniger als drei Stellen (Bd. II S. 98. 102. 110) sprechen sie von den „Kreisen hoher Frauen", die mit ihren aus England bei uns importirten Schlagworten „Humanität, Zivilisation" die Beschießung verhindert hätten — ein Mißverständniß darüber, wohin solche Andeutungen zielen, ist unmöglich.

Diese bösartige Beschuldigung endgiltig widerlegt zu haben, ist ein hervorragendes Verdienst der „Tagebücher des Generalfeldmarschalls Graf von Blumenthal" *), die dessen Sohn Albrecht soeben veröffentlicht hat: eine höchst dankenswerthe Bereicherung des Memoirenschatzes, den wir erfreulicher Weise für die große Zeit von 1866 bis 1871 bereits besitzen.

Nicht eine vollständige Selbstbiographie des Feldmarschalls dürfen wir in dem Buche suchen. Es beginnt mit einem kurzen Abrisse seines Lebenslaufes, den er selber als Achtunddreißigjähriger aufgezeichnet hat, als er noch nichts von der hohen und ruhmvollen Stellung ahnen konnte, die er einst erringen sollte: er war siebzehn Jahre lang, noch sechs Jahre länger als Moltke, Sekondeleutnant gewesen und bekleidete, wieder seit vier Jahren, die Würde eines Premierleutnants, als er, an jedem weiteren Avancement verzweifelnd, 1848 das curriculum vitae verfaßte. Wir finden ihn dann in seinen Tagebüchern aus dem Kriege des Jahres 1866 wieder. Auch diese sind leider allzu knapp und fast rein persönlich gehalten; sie lehren uns eigentlich weniger, als die Mittheilungen, die der Feldmarschall der Frau Margarete von Poschinger für ihre Materialiensammlung zur Geschichte des Kaisers Friedrich gemacht hat. Das historisch Wichtigste sind hier die Angaben (S. 45—47) über die bisher unsichere Chronologie der Mitwirkung des Kronprinzen bei den Unterhandlungen von Nikolsburg, wo er bekanntlich den Anschauungen Bismarck's betreffs der Gestaltung des Friedensvertrages zum Siege über die aus leidenschaftlicher Erregung hervorgehenden übermäßigen Ansprüche des Königs Wilhelm verhalf.

Den bei weitem ausführlichsten, eingehendsten und bedeutsamsten Theil des Bandes bilden die Tagebücher aus dem Jahre 1870/71. Sie sind durch den Chef des Generalstabes der dritten Armee gleichzeitig, von Tag zu Tage, niedergeschrieben: schlicht, einfach, augenscheinlich ohne den entferntesten Gedanken an einstige Veröffentlichung. So gewähren sie ein durchaus authentisches historisches Material, aus dem wir eine ebenso mannigfache wie sichere Belehrung schöpfen. Sie zeichnen zunächst das Verhältniß des Generals zu seinem erlauchten Oberbefehlshaber in charakteristischer Weise. Der Kronprinz behandelt seinen amtlichen Berather mit dem größten Vertrauen, mit vollkommener Offenheit; in seiner edel bescheidenen Weise erklärt er ihm, daß er Blumenthal die erfochtenen Siege zumeist verdanke; er hält an ihm fest gegenüber den vielfachen Intriguen, die gegen den vielbeneideten General-

*) Stuttgart und Berlin, Cotta's Nachfolger.

stabschef gesponnen werden, dessen kaltes und etwas selbstisches Wesen und dessen persönliche Empfindlichkeit die Zahl seiner Widersacher erhöht. Indes bei aller Güte und Freundlichkeit läßt sich der Prinz seinen Einfluß als Oberbefehlshaber nicht entwinden und macht gelegentlichen Versuchen Blumenthal's, ihn bei Seite zu schieben, höflich, aber entschieden ein Ende (man lese nur die charakteristische Szene S. 174 f.). Eine Verstimmung kam bei dem stets liebenswürdigen und leutseligen Wesen Friedrich Wilhelm's nicht auf. Er blieb muthig und zuversichtlich auch in den kritischsten Tagen des Feldzuges. „Die sogenannten Heulmeyer und Schwarzseher werden von ihm nicht geduldet und durch einige gute Witze zum Schweigen gebracht" (S. 192). „Gott sei Dank", ruft Blumenthal aus, „der Kronprinz ist nicht besorgt und sieht mit frischem Muth in die Zukunft" (S. 220). Er steht damit im Gegensatze zu dem König, den das Alter ängstlich stimmte. Wilhelm I. wollte deshalb nichts von einer Schwächung des Belagerungsheeres vor Paris hören und widersetzte sich, anfangs November, der von dem Kronprinzen und Blumenthal dringend und wiederholt geforderten und von Moltke gutgeheißenen Verstärkung des ersten bayrischen Korps in Orleans gegen die ungeheure Uebermacht der französischen Loirearmee. Blumenthal wurde vor Verdruß und Zorn krank. Als der König endlich einwilligte, war es zu spät: von der Tann wurde bei Coulmiers von dem dreifach stärkeren Feinde zurückgeworfen und mußte Orleans räumen. „Wenn nur der König", meint Blumenthal ärgerlich (S. 160), „mit seinem Hauptquartier und sämmtlichen Prinzen fortgehen wollte, dann würden wir die Sache schon beschleunigen und der Friede wäre vor der Thür."

Und nun die Beschießungsfrage.

Blumenthal, Moltke und der Kronprinz verwarfen einstimmig die Beschießung von Paris, und zwar weil sie überzeugt waren, daß bei den mangelhaften und oft unterbrochenen Verkehrswegen man nicht eine hinreichende Menge von schweren Geschützen und Schießbedarf heranbringen könne, um den artilleristischen Angriff mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg zu unternehmen. Ein Mißglücken würde aber auf deutscher Seite viele Menschenleben fordern, die deutsche Heeresführung um ihr Ansehen bringen, den Muth und zugleich die Erbitterung der Feinde verstärken und die Abneigung gegen die Deutschen in ganz Europa zu gefahrdrohender Höhe steigern. Das bloße „fähnrichsmäßige" Losschießen werde demnach nicht nur nichts nützen, sondern die deutschen Interessen in gefährlichster Weise schädigen (S. 136. 143. 183. 184). Sie hatten die Genugthuung, daß sämmtliche militärische Fachmänner dieser Ansicht beipflichteten, mit alleiniger Ausnahme des Theoretikers Roon (S. 195). Alle Uebrigen waren der Meinung, daß Paris nur durch Hunger zur Ergebung gezwungen werden könne. Freilich hatte man im deutschen Lager ebenso wenig wie in Paris selbst eine Ahnung von den ungeheuren Hilfsmitteln, die eine solche Weltstadt in ihrem Schoße birgt, und setzte deshalb den wahrscheinlichen Termin der Uebergabe immer wieder viel zu früh an. Bismarck aber stimmte aus politischen Erwägungen der Ansicht des Kriegsministers bei. Mit dem ihm eigenen unbedenklichen Zielbewußtsein ließ er kein Mittel unversucht, um den König zur sofortigen Anordnung des Bombardements zu bestimmen. Er legte ihm eine angebliche Meldung aus Berlin vor, es werde binnen wenigen Tagen im Reichstage einen großen Sturm geben, weil die Beschießung noch immer nicht begonnen habe (S. 184). Er drohte dem Monarchen sogar mit einem Aufstande in Berlin; als aber der König strengen Befehl zur Dämpfung etwaiger Unruhen in der Hauptstadt ertheilte, mußte der Bundeskanzler, aus Furcht, von dem Gouverneur von Berlin Lügen gestraft zu werden, sich selbst dementiren. „Er läßt keinen Stein unumgedreht, um sein Ziel zu erreichen", sagt Blumenthal (S. 185 f.), den er durch Schmeicheleien aller Art zu gewinnen suchte. Wirklich wurde wenigstens der Kronprinz schließlich derart bearbeitet, daß er wiederholt — am 18. und 21. November — äußerte: es würde doch besser sein, die Pariser mindestens aus einigen Geschützen zu beschießen, um sie zu erschrecken und in Furcht zu bringen (S. 161, 164). Also nicht Friedrich Wilhelm hat sich, angeblich von seiner „englischen" Gemahlin bestimmt, der Beschießung von Paris andauernd widersetzt, sondern Blumenthal und Moltke. Damit fällt die Legende von solcher Beeinflussung endgiltig. Dieses Ergebniß wird durch andere Umstände bestätigt. Mitte Dezember 1870 hört Blumenthal zu seinem unendlichen Erstaunen, man behaupte, „daß die Kronprinzessin und die Königin mich bearbeitet haben, Paris nicht bombardiren zu lassen". Zuerst bemerkt er noch ganz gelassen: „Die Leute kennen mich wirklich wenig, und wenn ich auch wirklich zuweilen fremden Einflüssen zugänglich sein mag, so sind es doch nicht Damen, die meine Meinung oder Handlungsweise leiten könnten" (S. 187). Wie er denn thatsächlich seiner eigenen Gattin in seinen Niederschriften so gut wie gar nicht gedenkt. Er sieht das Hineinzerren der hohen Damen überhaupt für eine „tief angelegte Intrigue" an (S. 189, 190). Und da reißt ihm endlich die Geduld. An der Tafel des Kronprinzen erklärt er dem Prinzen Adalbert: wer solche Dinge erzähle, der sei ein Lügner, der Prinz möchte es demselben wiedersagen; nur Bosheit und Schadenfreude könnten so infame Lügen verbreiten (S. 216). Also damals wurde der grimme Blumenthal bezichtigt, unter der Einwirkung von Damen zu stehen, zu denen er nicht die mindesten persönlichen Beziehungen hatte!

Erst nach dem Ende des Krieges trat er der Frau Kronprinzessin näher. Er bewunderte ihre Natürlichkeit, ihr warmes Empfinden, ihre sachliche Einsicht. „Jetzt kann ich mir erklären", schreibt er (S. 283), „warum sie so viele Feinde und Neider gehabt hat; sie steht in ihrer Natürlichkeit unendlich hoch über anderen, aber es kann ihr niemand nachmachen. Man vergibt ihr ihre Natürlichkeit und Einfachheit nicht und möchte sie gern in die steifsten Formen der Etikette einschnüren, wodurch sie gerade das verlieren würde, was sie in den Augen jedes vernünftigen Menschen so hoch stellt."

Bismarck, Roon und eine absichtlich irre geführte öffentliche Meinung — der Referent gesteht, daß er mit allen seinen ununterrichteten Mitstreitern vor Paris solche damals theilte — bewogen endlich den König, den Beginn der Beschießung auf Ende Dezember festzusetzen. Das Ergebniß entsprach vollkommen den Voraussetzungen Moltke's und Blumenthal's, wie im Grunde auch des Kronprinzen: das Bombardement verursachte den Deutschen durch die Erwiderung seitens der Pariser Forts empfindlichen Schaden an Offizieren und Soldaten; die Pariser wurden keineswegs entmuthigt, sondern ihr Haß und Rachedurst lediglich heller entflammt; nicht einmal der große Ausfall vom 19. Januar 1871 ward durch die Belagerungsbatterie der Deutschen verhindert, denen auf feindlicher Seite eine große Ueberzahl schwerer Geschütze gegenüber stand. Nicht um eine Stunde ist durch die „Bombardirer" die Uebergabe von Paris beschleunigt worden: sie war lediglich und ausschließlich das Werk des Hungers. —

Auch sonst bringen Blumenthal's Tagebücher viel des Interessanten. Wir erwähnen nur kurz einen scharfen Tadel der Mißgriffe des Großherzogs von Mecklenburg und des Prinzen Friedrich Karl in ihren Kämpfen gegen die Loirearmee; er bestätigt von autoritativer Seite die Ausstellungen, die Hoenig in seinem bekannten Werke: „Der Volkskrieg an der Loire" an den Maßregeln jener fürstlichen Feldherren gemacht hat. Die Thätigkeit Gambetta's als Heeresorganisator wird in Kurzem ebenso anerkannt, wie das General von der Goltz ausführlich in seinem Buche über den Diktator von Tours gethan hat. Der 3. Dezember 1870 wird nach eigener Aussage Friedrich Wilhelm's als der Tag angegeben, wo das Streben des Kronprinzen, dem Hohenzollernhause die deutsche Kaiserwürde zu schaffen, durch die endliche Einwilligung seines an den alten Ueberlieferungen hängenden Vaters mit Erfolg

gekrönt wurde (S. 177). Die moderne Gesinnung, die liberale Richtung und die hochfliegenden Entwürfe des Prinzen hatten ihm zahlreiche Widersacher bis zu den ersten Persönlichkeiten des Staates hinauf erweckt; dazu kam noch eine instinktive Scheu des regierenden Herrn gegenüber seinem Nachfolger. Kurz, die Verdienste des Kronprinzen wurden von der offiziellen Welt systematisch verkleinert oder ganz übergangen. So hatte sie nach Königgrätz die Thatsache sorgfältig verschwiegen, daß die sieghafte Entscheidung dieser Schlacht lediglich durch Friedrich Wilhelm herbeigeführt worden; und so geschah es ihm nach Weißenburg, Wörth, Sedan, wo auch dessen dritte Armee dem Kampfe die endgiltige Wendung gegeben hatte (S. 102). Aller Ruhm wurde auf diejenigen Truppentheile gehäuft, bei denen der Kronprinz sich nicht befand.

Man erinnert sich aus den „Gedanken und Erinnerungen" Bismarck's (II, 94 ff.) seiner lauten Klagen über die Gegnerschaft und Zurücksetzung, die ihm während des französischen Krieges von den Generalen zu Theil geworden sei. Er sucht freilich, um sich desto sicherer als den unschuldig Gekränkten darzustellen, den König und Moltke als unbetheiligt an dieser Beleidigung zu bezeichnen, die nur von den „Halbgöttern" des großen Generalstabs ausgegangen sei. In Wahrheit zielte sein Unmuth viel höher. Er klagte Blumenthal, am 19. Dezember 1870 (S. 198 f.), gesprächsweise bitter gerade „über den König und den General von Moltke, die ihn seit einiger Zeit ohne jede Kenntniß und Theilnahme an den Operationen ließen, die ihn eigentlich ganz unhöflich und grob behandelten. Die nichtachtende, unhöfliche Behandlung könne er nicht länger ertragen, er sei allem dadurch krank und müsse der Sache ein Ende machen, wenn er überhaupt noch länger leben wolle." Indem er die gewagtesten militärischen Pläne äußerte, setzte er hinzu: „er wäre als Royalist in den Krieg gezogen, er käme aber anders heraus; nach dem Kriege bleibe er nicht Minister." — Recht charakteristisch für diesen „Vasallen und Diener" der Hohenzollern, der nur so lange seine Unterthänigkeit bewahrte, wie er selber den Herrn regierte. Auch die chronische Drohung mit seinem Rücktritte erscheint hier; „das Mittel scheint aber nicht mehr recht zu ziehen", bemerkt trocken der General. Blumenthal beurtheilte diese Klagen und Drohungen ganz richtig: daß es dem gewaltigen Manne ganz unerträglich sei, irgendwo und irgendwie eine zweite Rolle zu spielen. „Daß andere in ihrem Kreise auch etwas leisten wollen und können, und daß es Dinge gibt, die auch einmal ein anderer besser verstehen kann, das scheint ihm schon eine unberechtigte Anmaßung."

General von Blumenthal war nicht nur ein genialer Stratege, er war auch ein scharf und einsichtig beobachtender Psychologe. Niemand wird seine Tagebücher ohne das Gefühl nicht sowohl der Sympathie als vielmehr der Bewunderung für die hohe und eigenartige Begabung ihres Verfassers aus der Hand legen.

M. Philippson.

Einige Bemerkungen zur Kaiserrede.

Noch haben sich, in Künstlerkreisen und in der Gesellschaft, die Gespräche über die Rede des Kaisers bei dem Festmahl, das er den Bildhauern der Siegesallee gegeben, nicht beruhigt. Der Eindruck war ein ganz ungewöhnlicher, aus drei Gründen. Nicht allein durch die auch in ihr wieder zu Tage tretende, rednerische, künstlerische Begabung, auch durch das Diktatorische der Aussprache, das Richtunggebende, Autoritäre wurde man, mehr als sich mancher eingestehen mochte, gefesselt; es liegt in dem Geiste unserer dekadenten Zeit, daß das Auftreten von so fest geäußerten Ansichten Eindruck macht, welcher Art auch immer die Färbung dieser Ansichten sein mag. Endlich aber wurde eine bedeutende Zahl derer, die die Rede lasen, auch durch die Färbung dieser Ansichten selbst angezogen. Bei dem, was den Schwerpunkt der Rede gebildet hat, deckte sich das kaiserliche Empfinden mit dem von außerordentlich vielen seiner Leser. Vor dem Eingehen auf die viel diskutirten Worte aber, die der Kaiser „den sogenannten modernen Richtungen und Strömungen" in leidenschaftlicher Aussprache widmete, soll hier auf einen mehr unscheinbaren Satz, den die Rede enthält, hingewiesen werden, den Satz: „Das Gefühl für das, was häßlich oder schön ist, hat jeder Mensch."

Der Kaiser hat mit diesen zur Unterstützung seiner Ansichten vorgebrachten Worten etwas ausgesprochen, was de facto von allgemeiner Gültigkeit ist: so leicht wir in Bezug auf andere auch die Sicherheit dieses Gefühles bestreiten, nehmen wir alle es in der Tiefe unserer Herzen für uns selber instinktiv in Anspruch. Um so mehr ist es nöthig, zu bemerken, daß diese Aeußerung in dem seltsamsten Lichte erscheint, wenn man sie an den Erfahrungen des letzten Jahrhunderts entlang führt oder auch nur an einigen von denselben. Ueberaus oft ist es vorgekommen, daß unsere Ansichten über das, was schön, was nicht schön sei, sich geändert haben, sowohl die Ansichten von uns als Einzelwesen wie unsere Ansichten als Ansicht der Nation.

Ohne solche Drehung im Ganzen würde die seit langem Kurs habende Meinung über die Bedeutung Wagner's eine Unmöglichkeit sein. Erinnert man sich überhaupt noch auch nur des Begriffes: Wagnerianer? Weiß man noch, daß diese mit Ausnahme einzelner hervorragenden Mitglieder ungeschlachte Menschenklasse nothwendig war, um das deutsche Volk zu bekehren und das Verständniß für das Richard Wagner'sche Genre von Schönheit herbeizuführen? Vielleicht hat man vergessen, wie gering und angefochten der Erfolg der ersten Lohengrinaufführung war, wenngleich sie in Weimar unter Liszt, mithin unter so manchen den Erfolg begünstigenden Umständen stattfand. Die Einzelnen, denen Lohengrin schön erschien, stießen sich an einer Majorität, die ihn nicht schön fand. Die Majorität stand zwar unter der Einwirkung eines vorgefaßten Planes, einer Intrigue, einer Personenfrage. Dennoch hieße es, sie ungerecht beurtheilen, wenn man sagen würde, sie habe nicht nach ihrem Gefühl geurtheilt. Sie würde unzweifelhaft ihr Gefühl in uneindämmbarer Weise zum Ausdruck haben kommen lassen, wenn sie zum Enthusiasmus gebracht worden wäre. Sie hätte sich gar nicht von vorgefaßten Plänen zurückhalten lassen können. Jede Personenfrage wäre ohnmächtig gewesen, wenn in dem Publikum von Weimar schon damals die veränderte Aesthetik Platz gegriffen hätte, welche bei uns seit dem Durchbruch Wagner's besteht. Man denke ein Theaterpublikum von heute: wäre heute ein noch so geschickt eingefädeltes Intriguenspiel im Stande, eine Niederlage für eine etwa neuentdeckte Oper Wagner's herbeizuführen, wenn diese in ihrer Art so bedeutend wäre wie der Lohengrin es ist? Unsere Ansicht, die Ansicht einer ganzen Welt hat sich, trotzdem wir zu fühlen glaubten, wir sähen sofort, was an einem Kunstwerk sei, von Grund aus geändert.

Und sehen wir nicht in den Biographien Beethoven's, wie sehr die Quartette mißfielen? Und bei der Eroica-Symphonie rief jemand: „ich gäb' noch einen Kreuzer, wenn's nur aufhört." War er unehrlich genug, entgegen seinem Gefühle für das, was schön oder häßlich sei, zu urtheilen? Der Geschmack ist nicht nur insofern schwankend, als, was dem einen seine Eule, dem anderen seine Nachtigall ist, er ist besonders eine Generationenfrage.

Nicht minder belustigend, von dem Mitgefühl für die unglückseligen Genies abgesehen, würde es sein, die Irrthümer zusammenzustellen, die von den Jurys für den

Pariser Salon seit den letzten hundert Jahren begangen worden sind. Aus den Bildern, die sie zurückgewiesen haben, könnte man eine wunderschöne Gemäldegalerie anlegen, aus Meisterwerken bestehend, während sie Tausende von Bildern durchgehen ließen, die uns jetzt in ihrer erschreckenden Mittelmäßigkeit betrüben. Unter den im Laufe der Zeit Refüsirten befinden sich Namen wie die von Corot, Rousseau, Millet, Delacroix, Diaz, Decamps, Barye, Chintreuil, Chassériau, Puvis de Chavannes, Courbet, Manet, Whistler — die Liste wird wirklich zu lang, um sie hier aufzuzählen. Und dennoch kann man sich das Vergnügen nicht versagen, wenigstens von einigen dieser Zurückweisungen die Details zu geben.

Vor fünfundzwanzig Jahren, 1876, wies die Jury vom Pariser Salon ein Porträt Manet's zurück, das den Maler Desboutin darstellte. Es glauben seitdem einzelne, daß Manet ein großer Künstler gewesen ist, und daß er in diesem Bilde besser als Frans Hals und beinah' so gut wie Velazquez war. Aber das glauben nur einzelne, der Ruhm Manet's ist noch nicht zur offiziellen Sicherheit gekommen. Immerhin, so weit hat der öffentliche Geschmack seit dem Jahre 1876 sich geändert, daß, wenn ein Bild von der Art und von der Qualität wie jener Manet einer Jury des Pariser Salons heute vorgelegt würde, sie nicht daran denken würde, dem Bilde den Passirschein zu versagen.

Vier Jahre vorher hatte die Jury des Pariser Salons, deren Präsident kein geringerer als der Maler Meissonier war, ein Bild von Courbet zurückgewiesen. Auch wir würden heute das eine oder das andere Bild von Courbet zurückweisen, aber nicht ein solches wie jenes, das eins von seinen guten Bildern war. Und wir nannten soeben Meissonier „keinen geringeren als". Was war uns denn eingefallen? Seit etwa zehn Jahren hat eine Abbröckelung seines Ruhmes stattgefunden, so daß man jetzt nicht mehr von ihm sagen darf: „kein geringerer als", ohne rückständig zu sein, da er vielmehr nur noch als „allenfalls geschickt" gilt, obwohl das unzweifelhaft ein Unrecht nach der anderen Seite, eine Verkleinerung Meissonier's ist. Nichts in Sachen des Geschmackes steht eben fest. Auch das Urtheil über die Antike insofern nicht, als es andere Theile der Antike sind, die man jetzt liebt, als die waren, die man früher liebte. Der Laokoon ist eine vergessene deklamatorische Gruppe; der Apollo von Belvedere so la la; allerdings die Venus von Milo wunderschön in unseren Augen — obwohl es manche Künstler gibt, welche meinen, die Gewandpartie wäre vorzüglicher als die obere Hälfte. Nein. Gewiß kann man sich nicht dabei beruhigen, daß man sagt, das Gefühl für das, was häßlich oder schön ist, hat jeder Mensch; denn waren das nicht auch Menschen, die Rembrandt entsetzlich fanden und die von ihm meinten, er sei einem Diebe gleich durchs Fenster in den Tempel des Ruhmes eingestiegen? Waren andererseits nicht auch das Menschen, die, es ist vor noch absehbarer Zeit geschehen, nichts Höheres kannten als Guido Reni und die allenfalls Raffael in einem Athem mit ihm nannten? Und dieser selbst; hat sein Ruhm sich nicht etwas schlafen gelegt, muß er denselben nicht mit anderen Größen, welche früher etwas seltener als er genannt worden sind, theilen, übertrumpfen ihn nicht sogar einige? Alles ist im Wechsel, nichts beständig als der Wechsel. Das Gefühl für das, was schön oder häßlich sei, ist nicht in einem Menschen wie im anderen, nicht in einer Generation wie in der anderen, doch sind alle Menschen — oder doch die meisten — und alle Generationen ehrlich im Ausdruck ihrer Gefühle gewesen.

Wir können uns jetzt kaum vorstellen, daß Maler wie Ruysdael und Corot, nicht immer bewundert worden wären, da sie doch das Kunsterbe der Menschheit so beträchtlich vermehrt haben und gegen ihre Schönheit ein Widerspruch so unmöglich scheint wie gegen das zweimal zwei ist vier. Das Zeitalter Ruysdael's war nichts weniger als gleichgültig gegen Kunstwerke, fand aber an den seinen so wenig erwähnenswerth, daß es ihn darben ließ und ihn auf dem kümmerlichsten Wege sein Leben zu fristen zwang. Und Corot wurde ein schönes Bild vom Salon des Jahres 1842 zurückgewiesen, ihm, dem Maler, der die lyrische höchste Vollkommenheit im neunzehnten Jahrhundert erreicht hat. Vorne auf dem Bilde sah man eine beinahe konventionell edle Gruppe der Taufe Christi; im Mittelgrunde und in der Ferne eine ideale Landschaft. Im Jahre 1845 wies die Jury zwei Bilder von Delacroix zurück, im Jahre 1837 hatte sie eine Landschaft von Theodore Rousseau nicht angenommen, eine sehr schöne Baumlandschaft, von der man heute vielleicht finden würde, daß sie etwas konservativ sei, nie aber begreifen, daß sie jemals revolutionär gewesen. 1846 wurde Millet zurückgewiesen. Er hatte eine Versuchung des heiligen Hieronymus gemalt, sie wurde von der Jury nicht gut gefunden und Millet war so arm, daß er, um diese Leinwand nicht ungenützt zu lassen, auf die Versuchung ein neues Bild malte, einen Oedipus. Von 1850 bis 1859 wurden alle Einsendungen des nachmals berühmt gewordenen Puvis de Chavannes zurückgewiesen. Im Jahre 1859 traf dasselbe Schicksal die ausgezeichnete Komposition Millet's, la Mort et le Bûcheron. Er schrieb damals einem Freunde: „Es ist schrecklich, nicht so sehr wegen meiner Eigenliebe als weil ich mir nun nicht mehr verschaffen kann, was wir nothwendig brauchen. Holz haben wir noch für zwei bis drei Tage, danach wissen wir nicht, wie wir uns welches verschaffen werden, denn man wird es uns ohne Bezahlung nicht geben".

Damals, genau da, hatte Millet seinen „Angelus" vollendet . . .

Dabei hat in den Jurys nicht so viel böser Wille geherrscht, wie man vielleicht annimmt. Mehr ein wirkliches Unvermögen, neuartige Erscheinungen unter den Malern erkennen zu können. Möglicherweise wird man aber einwenden, das sei gerade vorgekommen, weil die Jurys wegen ihrer Fachzugehörigkeit nicht über die nothwendige Unbefangenheit verfügten — darum sei jetzt auf den Fall Böcklin hingewiesen. Böcklin's Asche ist kaum erkaltet, noch flattert das letzte Wort der Kundgebungen bei seinem Tode im Winde. Wie war es aber früher? Seit längeren Jahren stehen wir bewundernd vor der Persönlichkeit Böcklin's, vor noch etwas längeren Jahren hatte Böcklin die gleiche Persönlichkeit, wir aber wußten sie nicht zu deuten. Selbst sein Sammler Graf Schack verließ ihn, verließ ihn just an der Stelle, als Böcklin seinen eigenen Aufschwung nahm. Auch die damalige Leitung der Nationalgalerie refüsirte eins seiner Bilder, es wurde von Malern und sehr hoch stehenden Liebhabern gegen ihn agitirt. Niemand schien ihn zu verstehen; nur einige Künstler kamen mit; aus den Kreisen der Kunstgelehrten fast niemand; aus dem großen Publikum fast keiner.

Fern davon, daß man die Ueberzeugung hegen kann, daß das Gefühl für das Schöne oder Häßliche beim Auftreten der Kunstwerke sich richtig einstelle, muß man vielmehr von der Ueberzeugung ausgehen, daß dies Gefühl Irrthümern unterworfen ist. Ein unausweichliches Naturgesetz will, daß das Leben mancher schöpferischen Künstler ein Kampf sei; die Originalität und Wichtigkeit ihrer Werke vermag geradezu an dem Widerstande, wenn nicht Widerwillen, gemessen zu werden, den sie im Anfang hervorriefen. Denn unser Gefühl für das, was schön und häßlich ist, funktionirt besonders unmittelbar nach dem Auftauchen der Kunstwerke in einer wenig zuverlässigen Weise. Der Künstler, den die Idee von etwas Neuem ergriffen hat, den es mit allen Gewalten drängt, daß er es reproduzire, daß er es schaffe, er eilt wie im Siebenmeilenschritte von uns fort; wir, die Antheilvollen, Wißbegierigen, Gelehrigen, kommen ihm langsam nach wie wir können, vielleicht erst unsere Enkel. Oder wie es Victor Hugo wunderschön in einem die Dinge leichter, beschwingter und zugleich wahrer darstellenden Gleichniß ausgesprochen hat: „les lettrés, les érudits, les savants, montent à des échelles; les poètes et les artistes sont les oiseaux."

Wenn man sich vorstellt, wie es das Wesentliche des Künstlers ist, daß er entfaltet, was die Welt noch nicht ahnt, so können nicht ewige Gesetze, wie die, von denen der Kaiser geredet hat und gegen deren Gültigkeit ja bereits von allen Seiten Einwendungen erhoben worden sind, den Künstler binden. Alle wahren Kunstwerke tragen allerdings ein Gesetz in sich und unsere Aufgabe, der Kunstfreunde Aufgabe, bildet es, das Gesetz aus den Kunstwerken herauszulesen. Es sind Gesetze, mit den Kunstwerken insofern unlöslich verbunden, als sie, wenn die Kunstwerke andere wären, anders lauten würden. Die Kunstwerke sind das Primäre. Und der Kaiser selbst hat etwas davon anerkannt, denn er sagte, wodurch seine Bemerkungen über die Gesetze etwas von ihrer Exklusivität verloren: „Ein jedes Kunstwerk birgt immer ein Körnchen von dem eigenen Charakter des Künstlers in sich."

Will man nun eine Abschweifung zu den ganz großen Künstlern machen, so ist in ihnen nicht nur ein Körnchen von eigenem Charakter, sondern ein absolut mysteriöses Wesen. Auf den höchsten Gipfeln der Kunst stehen sie in einem Verhältniß zum Fürsten oder Papst, der ihnen die Aufträge gibt, das über das Verhältniß selbst des Staatsmanns oder Feldherrn hinausgeht, insofern, als der Fürst bei diesen seinen Bevollmächtigten weiß, was ihr Ziel ist; bei den Künstlern weiß er es um so weniger, als diese selbst es nicht allzu genau wissen; sie werden von den Projekten des Fürsten getragen — wohin, das erklärt erst die Nachwelt.

Beim Ertheilen von monumentalen Aufträgen in gewöhnlicheren Zeitläuften ist nun das eine schwer zu ersetzende Voraussetzung, daß eine Schaar von für diese Aufgaben gut disziplinirten Künstlern zur Verfügung stehe. Eine solche Schaar bot sich bei seinen Aufträgen einem Ludwig dem Vierzehnten dar. Seine Künstler standen im Verhältniß zu ewigen Künstlern nicht sehr hoch; aber die Poesie, die ihnen aufgetragen wurde, konnten sie ihrerseits kommandiren, sie besaßen ein sicheres „métier", konnten glänzend improvisiren, festlich, stattlich, heiter, bedeutend sein, sich den Forderungen des Herrschers bis zu überzeugenden Werken anschmiegen, sie waren Virtuosen. Eine naturwissenschaftlich nachgewiesene Erscheinung ist, daß die Organe verkümmern, die nicht gebraucht werden; es würde zu weit führen, wenn man nachweisen wollte, wie in einigen Ländern der Mangel an monumentalen Aufträgen eine private Kunst entstehen ließ. Und die Künstler änderten sich mit dem veränderten Wesen ihrer Arbeit. Es ist jetzt eine so vollständige Unabhängigkeit bei ihnen eingetreten, daß sie selbst von den Erwartungen, die auch nur mit einem Käufer verbunden werden, absehen. Wir sehen, wie die tiefsten und quellgründigsten Künstler sich in sich einspinnen und nur mit sich beschäftigt sind. Sie sind viel stolzer geworden. Man kann diesen Wechsel mit einer Veränderung im Wesen der Komponisten vergleichen. Die besten Komponisten unseres klassischen Zeitalters eigneten sich noch gegenseitig ihre Motive an oder wiederholten gelegentlich ihre eigenen, wie Handwerker. Die Komponisten der darauf folgenden romantischen Zeit haben das alles aufgegeben und sind viel heikler in ihrer Künstlerehre geworden. So ist bei den unsere Kunst führenden Malern jetzt ein Streben, sich selbst zu leben; und wer ihnen Aufträge ertheilt, fährt, wie jeder Galeriedirektor weiß, nicht zum Besten. Besser ist man dran, den Künstlern ihre sozusagen unbelauscht fertig gewordenen Werke abzunehmen. Die Künstler bedürfen wegen ihres Mangels an Sicherheit dieses während der Arbeit Alleingelassenwerdens. Es sei erlaubt, hier an eine Figur aus dem Paul Heyse'schen Roman „Im Paradiese" zu erinnern, den Maler Rosenbusch, der entzückend zeichnen konnte, wenn er es ohne Auftrag that, und dem die Hände kraftlos niedersanken, wenn er einen Auftrag vollziehen sollte. Die aus der Epoche heraus schaffenden Künstler sind in Privatthätigkeit gebannt. Und in dem Rahmen dieser Thätigkeit haben sie außerordentliche Verdienste auch in Neuerungen der Technik, in der Aneignung eines Sehens, wie es die Alten noch nicht kannten, sich errungen.

Währenddessen liegt die monumental dekorative Seite der Kunst brach. Künstler zweiter Ordnung unter der Führung eines Künstlers, der sein schönes Talent allmählich hat verflachen lassen, konnten allein für die vom Kaiser gewollten Pläne in Erwägung genommen werden; es ist nicht nöthig, in einer schmerzenden Wunde herumzuwühlen und zu betonen, daß die Resultate, die wir bei der Siegesallee, doch nicht nur bei der Siegesallee, aus dem Streben nach monumentalem Schmuck haben herauskommen sehen, das Maß einer tiefen Mittelmäßigkeit nicht überschreiten.

Bedauerlich ist es aber, daß der Kaiser die Künstler, die gerade abgewendet von der Beschäftigung mit der monumental dekorativen Kunst sich ohne Eigennutz ihrer allerdings privaten Kunst hingeben, nicht nur in ihrer Richtung getadelt hat, sondern auch in ihrer Arbeitsweise. Wiederum möchte man an eine Figur aus dem schon citirten Paul Heyse'schen Roman anknüpfen, den Bildhauer Janssen. Dieser Bildhauer macht an den Wochentagen bestellte Heiligenbilder, schlecht und recht, ja mehr schlecht als recht. Am Sonntag macht er, wie man sich aus dem Roman erinnern wird, Kunstwerke, die wenigstens für ihn sein Höchstes bedeuten, mag selbst zugegeben werden, daß sie möglicherweise nur, um mit dem Kaiser zu sprechen, nach technischer Seite zu größerer Vollendung hinzielen. Jedenfalls sind sie für ihn die Freude seines Daseins. Die Heiligenstatuen in der Woche macht er, um den Unterhalt zu finden, der ihm die Sonntagsarbeit ermöglicht. Was würde man nun aber sagen, wenn er in der Beschäftigung seines Sonntags, die uninteressirten, freilich einer neuen Richtung zugehörigen, Werken gilt, als ein Gewerbetreibender bezeichnet würde und in der Arbeit in seinen Wochentagen, die allerdings Heiligenbilder zu Tage fördert, als ein Künstler? Etwas zu solchen Erwägungen hat aber der Kaiser beigetragen, indem er den Ausspruch that: „Eine Kunst, die sich über die von mir bezeichneten Gesetze und Schranken hinwegsetzt, ist keine Kunst mehr, ist Fabrikarbeit, ist Gewerbe, und das darf die Kunst nie werden."

Der Kaiser sprach auch von der „Reklame". Mit der Reklame ist es ein eigen Ding, sie existirt, wird aber von lebenden Wesen verfaßt. Die die Rezensionen schreiben, sind wie Bileam, insofern der sprach, wie er mußte. Ihre Willenskraft wird oft überschätzt. Ihnen geht's wie den Jurys, von denen so viele Maler glauben, daß sie ungerecht urtheilen. Mehr als von ihrem Willen werden die Kritiker von der Wirkung bestimmt, die die Werke auf sie ausüben. Sind sie begeistert, so schicken sie ihre Grundsätze über alle Berge; sonst natürlich folgen sie ihren Grundsätzen, wie alle Menschen.

Zu dem, was der Kaiser darüber sagte, daß die modernen Richtungen und Strömungen in den Rinnstein niedersteigen und die Kreise des Volkes zu erheben nicht geeignet wären, läßt sich vielleicht bemerken, daß man von Rembrandt's Kunst eigentlich dasselbe sagen könnte. Zum Beispiel eines seiner schönsten Bilder stellt ausschließlich ein geschlachtetes Stück Vieh dar; ein anderes, ganz herrliches, zeigt „die Familie des Zimmermanns" in einer Auffassung, daß die große Masse schwerlich dadurch Erhebung findet. Rembrandt hat aber die Kunst mehr als irgendwer befruchtet, und er wird sie befruchten, bis der letzte Adept der Malerei auf dem erkalteten Erdball stirbt. Dem Kreise der Maler, Kunstforscher und -freunde steht Rembrandt schlechterdings am höchsten, gilt er als der erste moderne Künstler. Seinen volkswirthschaftlichen Ertrag wird man nichtsdestoweniger niedrig ansetzen. Man möchte sagen, Rembrandt sei wie eine mit weichem Material hergestellte Platte, von welcher nur einige Abdrücke gewonnen werden könnten. Ist der Kreis der Liebhaber befriedigt, so ist die Platte erschöpft; will man versuchen, Abdrücke darüber hinaus oder gar tausende von Abdrücken zu bekommen, so sinken diese ins Dunkle, Unscheinbare, Un-

verständliche. So ist der volkswirthschaftliche Werth mancher idealistischen Künstler größer als der eines Rembrandt. Kunst für die Meisten und Kunst der Wenigen. Und nichts könnte legitimer sein als eine Freude an einer Kunst, durch welche die möglichst große Zahl erquickt wird. Der Wunsch des Landesherrn, der die Befriedigung der meisten seiner Landeskinder will, ist so berechtigt; nur die bei weitem lebendigsten, begabtesten Künstler, die wir haben, bewegen sich nach einer anderen Richtung, in dem Fahrwasser Rembrandt's. Bei den Künstlern nach dem Sinne des Kaisers kann, das zeigt ein Blick auf die Siegesallee, auch nicht im entferntesten daran gedacht werden, daß sie eine Wandlung zu einem idealistischen Stil herbeiführen könnten. Und so gleicht der Wunsch des Kaisers, um mit dem Dichter zu reden, einer „barque qui remonte le courant, mais qui n'empêche pas le fleuve de descendre."

Herman Helferich.

Robert von Mohl.

Robert von Mohl, der am 4. November 1875 gestorben ist, hat „Lebenserinnerungen"*) hinterlassen, welche die Hinterbliebenen, um niemanden zu verletzen, ein Vierteljahrhundert im Pult verschlossen und nun der Oeffentlichkeit übergeben haben. Mohl hat vieles erlebt; er war unter Erzherzog Johann deutscher Reichsjustizminister; er war ein Theilnehmer an dem Frankfurter Fürstentage von 1863; er war Gesandter am Hofe König Ludwigs II. von Bayern. Er hat viel zu erzählen und er weiß zu erzählen. Er gehört dem wissenschaftlichen Adel Deutschlands an; Johann Jakob Moser war sein Vorfahr und Helmholtz war sein Schwiegersohn. Er selbst und drei seiner Brüder haben sich in der Wissenschaft einen Namen gemacht. Hugo Mohl war Botaniker und Julius Mohl Orientalist. Und wenn Moritz Mohl auch bis an sein spätes Lebensende ein querköpfiger Politiker gewesen ist, so hat ihm doch niemals jemand Kenntnisse und Fleiß abgesprochen. Robert von Mohl war kein schöpferischer Geist, aber er besaß ein sehr ausgebreitetes und wohl geordnetes Wissen und seine Bücher thun als Nachschlagewerke noch heute gute Dienste.

Höchst eigenthümlich ist die Anordnung seines Buches; statt „Lebenserinnerungen" hätte er es „System meines Lebens" nennen können. Wie ein Lehrbuch gliedert es den Stoff. Im ersten Kapitel spricht er über seine Familie vom Urgroßvater bis zum Enkel. Dann folgt seine wissenschaftliche Thätigkeit, zuerst die Professur und dann die Schriftstellerei. Dann seine Thätigkeit als Abgeordneter, die sich in vier Körperschaften über Jahrzehnte erstreckt. Dann seine Thätigkeit als Gesandter beim Bundestag und an verschiedenen Höfen. Zuletzt die Reisen die er gemacht hat, von der Jugend bis zum Alter. Ueberall eine höchst logische Anordnung, aber jeder chronologische Zusammenhang fehlt. Ein Mann, der sein Leben in dieser eigenthümlichen Weise beschreiben kann, spricht sich selbst das Urtheil, daß ihm jede innere Entwicklung fehlt.

Er ist mit zahlreichen interessanten Menschen in Berührung gekommen und er hat mit seinen Bekanntschaften geschaltet wie ein guter Haushalter. Wie etwa sein Bruder, der Botaniker, jede interessante Pflanze, die ihm zu Gesicht gekommen ist, beschrieben und in sein Herbarium gelegt hat, so entwirft er eine Porträtskizze von jedem hervorragenden Menschen, der ihm begegnet, treu in den Strichen, aber ohne Lebhaftigkeit der Farbe. Er verfährt mit großer Objektivität; seinen eigenen Bruder, den seltsamen Moritz Mohl, schildert er mit grausamer Genauigkeit, ohne sonderliche Liebe, aber auch ohne Spur von Gehässigkeit und führt mit einer gewissen Naivität aus, die Vollständigkeit seines Werkes habe es verlangt, daß er auch über dieses eigenthümliche Menschenkind genaue Rechenschaft ablege.

In diesem Reichthum an Porträtskizzen liegt der Werth des Buches, der von künftigen Geschichtschreibern ausgeschöpft werden wird. Nur selten vergreift er sich vollständig, so bei der Schilderung von Friedrich List, von Paul Pfizer, von Gneist, dem er ohne nähere Motivirung sowohl Talent als Charakter absprechen will. Eine Menge von Personen, die ihrer Zeit eine größere oder geringere Rolle gespielt haben, werden uns wieder lebendig; nur der Schilderer selbst will uns nicht recht lebendig werden.

Vor einigen Wochen besprach ich an dieser Stelle die Selbstbiographie von Julius Wiggers, die in der trockensten Weise Thatsache an Thatsache reiht, und uns zuletzt dadurch fesselt, daß wir erkennen, der Verfasser, der in fast selbstvergessener Weise spricht, sei eine kernhaft tüchtige und brave Natur. Mohl weiß eine Fülle von interessanten Thatsachen zu berichten, aber die Ereignisse gehen an ihm vorüber, wie an einem Spiegel. Sie machen keinen tiefen Eindruck auf ihn; er selbst bleibt uns gleichgültig. Der fleißige Porträtzeichner hat sein eigenes Porträt nicht zu zeichnen vermocht.

Wiggers erzählt von Mecklenburg, Mohl anfänglich von Württemberg. Wie Mecklenburg der Musterstaat des Feudalismus, so war Württemberg das Muster eines geistlosen Schreiberstaates mit einem starken Zusatz von dem was der Amerikaner Knownothing-thum zu nennen pflegt. Wie sich die Universität Tübingen in den zwanziger und dreißiger Jahren entwickelt hat bei dem Bestreben, sie ausschließlich mit Landeskindern zu besetzen, wird man nicht ohne Befremden sehen.

Robert Mohl, im Gegensatz zu seinen Brüdern Moritz und Hugo und zu so viel anderen Schwaben, ist seit dem Jahre 1848 ein Mitglied der erbkaiserlichen Partei gewesen. Aber man begreift nicht recht, wie er dazu gekommen ist, sich dieser Partei anzuschließen. Die Stärke der Ueberzeugung, die wir bei einem Paul Pfizer, David Strauß, Römer finden, fehlt ihm vollständig. Aus seinem Buche würden wir auch keinen Eindruck davon gewinnen können, welche Bedeutung das Jahr 1866 für Deutschland gehabt. Er erzählt die Ereignisse dieses Jahres, wie er so manche minder wichtige Dinge erzählt. Ein Mann von großer Rezeptionsfähigkeit, aber ohne starke wissenschaftliche und politische Ueberzeugungen, sehr verwendbar für Geschäfte von untergeordneter Bedeutung, aber versagend in dem Augenblicke, wo es galt Farbe zu bekennen, liefert er seinen Lebenserinnerungen eine Reihe von anmuthigen Arabesken, mit denen man die Erzählung vom Ausbau des Deutschen Reiches ausschmücken kann. Aber ich muß gestehen, daß ich vor der Lektüre seines Buches von seiner Bedeutung eine günstigere Meinung gehabt habe als nachher.

Alexander Meyer.

*) 2 Bände. Deutsche Verlagsanstalt.

Die Zukunft des Buches.

Bedächtige Leser fügen einem so hochfahrenden Titel stillschweigend oder ausdrücklich die Juristenklausel hinzu: rebus sic stantibus. Wer weiß, welche grundstürzende Umwälzungen im Zeitalter der Entdeckungen der nächste Tag bringen kann? Hat vor ein paar Jahren auf einer Naturforscherversammlung nicht einer der Berufensten, ein Siemens, die Möglichkeit angedeutet, den Segen der Elektrotechnik über kurz oder lang dem kleinsten Betrieb zuzuführen und damit den Fluch übermächtiger Kapitalskräfte aus der Welt zu schaffen, der sozialen Noth ihren Stachel zu nehmen? Einstweilen hat sich diese Hoffnung noch nicht, jedenfalls nicht in wünschenswerthem Umfang verwirklicht. Und bevor solche Weissagungen sich erfüllen, ist es nicht nur erlaubt, sondern geboten, an die Stelle chiliastischer Träumereien oder verwegener Staatsromane nüchterne Kleinarbeit, praktische Versuche zu setzen. Neuer Errungenschaften auf dem Gebiet der Buchdruckerkunst bleiben wir nach den Ueberraschungen der Schnellpressen und Setzmaschinen unabläßig gewärtig. Ein genialer Zufall oder Einfall kann möglicherweise Gutenberg und seine Leute ein- für allemal abthun.

Vorher, „unter den obwaltenden Umständen“, heißt es, mit dem bestehenden Verfahren immer weiter vorwärts zu kommen. Zur Lösung dieser Aufgabe müssen Schreiber, Drucker und Vertreiber einander gehörig in die Hände arbeiten. Zeuge dessen die Lehren und Erfahrungen der vielhundertjährigen Geschichte der schwarzen Kunst. Zeuge dessen die anregenden Gedanken, die einem selbständigen Kopf beim Studium der Histoire de l'Imprimerie en France — der Festgabe der Imprimerie nationale zur Pariser Weltausstellung von 1900 — gekommen sind. In einem — wunderlicherweise nur in 375 Exemplaren gedruckten, für die Collection du Bibliophile Parisien bestimmten, d. h. der großen Oeffentlichkeit so gut wie gänzlich entzogenen, — Büchlein huldigt der frühere Minister des Auswärtigen Gabriel Hanotaux gebührendermaßen dem deutschen Schöpfer des Buchdrucks, dessen erste Bibel in der Gediegenheit ihrer Ausführung vielleicht niemals erreicht, geschweige übertroffen worden ist.*) Auf Gutenberg's Spuren schritten die ersten Pariser Drucker fort. Fast durchweg Gelehrte, mehr als einmal überlegene Naturen, faßten sie ihren Beruf wie eine Sendung auf; bewußt und unbewußt wurden sie Nothhelfer und Werkmeister der Renaissance. Sehr anmuthig zeigt Hanotaux weiterhin, wie mit dem Wandel der Zeiten auch die Büchertrachten sich ändern. Die stattlichen Quartanten, in denen im Siècle de Louis Quatorze die Größen des XVII. Jahrhunderts in den Offizinen des Louvre gewandet wurden, entsprechen, wie die Maroquin-Einbände der Ruette und Boyet dem Ideal des guten Tons und guten Geschmackes, das der Hof des Sonnenkönigs dem übrigen Europa vorhält.

Das XVIII. Jahrhundert putzt seine Bücher wie königliche Favoritinnen heraus: die Pompadour und die Generalpächter begönnern die Vollendung von bilderreichen Prunkbänden, deren Eleganz und Ueppigkeit ihresgleichen suchen.

Mit und neben diesen Luxusbüchern gedieh und vervollkommnete sich indessen das schmucklose, handliche, den Massen erreichbare „livre de combat.“ In Holland setzt mit den Elzeviren die ununterbrochene Reihe bequem in der Tasche zu bergender Oktav-, Duodez- und Sedezbände ein, Vorboten der ungebundenen, „sanskulottischen“ Flugschriften der Revolution. Das XIX. Jahrhundert findet sich nach allerhand tastenden Versuchen auch im Bücherreich geraume Zeit mit einem philiströsen Durchschnittsregiment, dem Format Charpentier ab. Nach fünfzigjähriger Vorherrschaft hat auch das Stündlein dieses broschirten gelben Dreieinhalb-Franken-Bandes geschlagen. Der französische Buchhandel steht vor oder eigentlich inmitten großer Krisen, aus denen es nach Hanotaux nur einen Ausweg gibt. Seines Erachtens kann die Zukunft des Buches keine andere sein, als — die Gegenwart des Zeitungsblattes. „Der eigentliche Nebenbuhler des Buches ist das Journal. Und das Journal hat Erfolg, weil es billig ist. Die Demokratie will billige Bücher, wie sie billigen Wein haben will!“ In Zukunft kann es nach Hanotaux nur zwei Arten von Büchern geben:

I. Luxusbücher für Liebhaber, in sehr kleiner Zahl aufgelegt, Wunderwerke der Ausstattung, des Einbandes, der Bilderbeigabe; Raritäten, die Affektionswerth und Affektionspreis gewinnen;

II. Ganz billige, nur auf Massenabsatz berechnete, volksthümliche Bücher zu einem Franc, wenn nicht gar zu 6, 5, oder 3 Sous, le livre populo. „Ja wohl“ — so behauptet Hanotaux nachdrücklich — „zu 3 Sous (etwa: zehn Pfennige). Zeuge dessen die Tagesblätter, die ihrem Leserkreise für den gleichen Preis in jeder Nummer nicht nur den Druckstoff eines Bandes liefern, sondern ins Haus schicken. Gar nicht davon zu reden, daß sie ihre große Auflagen mit größter Hast im Mittelpunkt der Hauptstadt herstellen lassen müssen mit ausnehmend kostspieligen Maschinen, während der Verleger seine Texte zur Hochsommerzeit in der Provinz vervielfältigen lassen könnte. In Gestalt eines wohlfeilen, gehefteten, zusammengefalteten Journals wird nach Hanotaux' Ansicht das moderne demokratische Buch seinen Weg machen. In solcher Form wird die Wissenschaft bis in den letzten Marktflecken vordringen und sich einwurzeln. Der Bauer und der Arbeiter kann heute lesen. Nun heißt es, ihm den rechten Lesestoff herbeischaffen. Er verlangt anderes, als Kalender. Der große Verleger von Morgen wird Derjenige sein, der verstehen wird, für ihr Bücherbrett vorzusorgen.“

Aehnlichen Phantasieen hat der Schreiber dieser Zeilen schon 1897 im letzten Abschnitt eines Aufsatzes über Reclam's Universal-Bibliothek das Wort zu reden gewagt:*) „muß Reclam's einfacher, fruchtbarer Grundgedanke nur auf die Werke der Geschiedenen beschränkt bleiben: Wäre es nicht denkbar, die Besten unter den Lebenden in den Kreis der Pfennigbibliothek zu ziehen? Einen Anlauf in dieser Richtung hat Reclam selbst genommen, als er für seine Jubelnummern neue Schöpfungen moderner Größen wählte: für Nr. 1000 Heyse, für Nr. 2000 Raabe, für Nr. 3000 Jensen, (— seither für Nr. 4000 Rosegger —). Kann sich ähnliches nicht wiederholen? Kann die Universal-Bibliothek, die ihre meisten Texte ohne Entgelt drucken darf, den berufensten Poeten, Forschern und Erzählern der Gegenwart im Vertrauen auf ihren unvergleichlich stärkeren Absatz mit dem Vortheil eines unvergleichlich größeren Publikums nicht annähernd dieselben Honorare bieten, wie ihre jetzigen Verleger? Und sollte und müßte derart das Pfennigheft im deutschen Verlagswesen vielleicht einen ähnlichen Umschwung herausführen, wie der $3^1/_2$-Francsband in der französischen Leser- und Schriftstellerwelt? Durchweg Fragen, die leichter vom Volkswirth als vom Kritiker und auch vom Kenner unserer gesellschaftlichen Zustände nicht schlankweg mit Ja oder Nein zu beantworten sind. Wagen wir trotzdem ein paar „unvorgreifliche“ Bemerkungen.

„Wir haben in Deutschland viel strenger geschiedene Klassen von Bücherkäufern als in Frankreich: eine Erfahrung, die schon in der beklagenswerthen Mannigfaltigkeit unserer Bücherpreise zum Ausdruck kommt. Das Jahr 1870 hat uns wohl gleiches Maß, Geld und Gewicht, nicht aber gleiche Durchschnittspreise für die gangbarsten deutschen Verlagsartikel gebracht. Und so lange nicht ein Bismarck

*) „Parmi les beaux livres il n'en est pas de plus beau peut-être que la fameuse Bibel de Gutenberg.“ La Seine et les Quais. Promenades d'un Bibliophile. Par Gabriel Hanotaux de l'Académie française. Frontispice à l'eau forte par A. Robida. Paris. 1901. H. Daragon.

*) Zuerst erschienen in Cosmopolis, Januar 1897; jetzt: Anton Bettelheim Acta diurna. Wien. 1899. Hartleben. S. 15.

des Verlagswesens innerhalb oder außerhalb der Leipziger Buchhändlerbörse mit diesem partikularistischen Unfug in unserer Bücherwelt aufräumt, „probirt ein jeder, was er mag". Das große Loos gewinnt freilich nur, wer seine Zeit recht versteht. Und die fordert zumeist sehr theuere oder sehr billige Bücher. Die einen, ganze große Gruppen von gelehrten Fach- und Akademieschriften, Kunstwerke des Buchgewerbes, livres-bijou u. dgl. werden jederzeit nur auf engere Kreise der großen Intelligenz oder des großen Besitzes, auf öffentliche Sammlungen, auf Fach- und Liebhaberbibliotheken angewiesen sein. Die anderen werden nach der (einem der boshaftesten Gedichte Heine's als Titel und Motto vorangestellten) Geschäftsregel in die Welt geschickt: „die Pfannekuchen, die ich bisher gegeben für 3 Sgr., ich gebe sie nunmehr für 2 Sgr.; die Menge thut es". Man begreift den ingrimmigen Widerstand trotziger Künstler gegen solche Krämerweisheit, die ein Hebbel mit dem Wort abfertigte: „Die Seidenwürmer hören nicht auf zu spinnen, weil wollene Zeuge Mode werden." Das verlangt auch kein Kenner vom Künstler. Wir hoffen und wünschen nur, daß noch andere, als die bisher Bevorrechteten, an Genuß und Glanz des feinen Gespinstes sich erlaben dürfen. Deshalb verdrießt es uns nicht, daß der Zweimark- den Dreimarkband unterbietet. Deshalb heißen wir es willkommen, daß der Einmarkband von Cotta's Weltlitteratur und das Pfennigheft der Universal-Bibliothek den Kampf noch mehr erhitzt. Wer will sagen, wie weit dieser Konkurrenzstreit führt? Wer kann voraussehen, ob sie und ihresgleichen den mittleren und kleinen Verlegern nicht so gefährlich werden, wie jede moderne Großindustrie dem Kleingewerbe? Dann bliebe Reclam, seinen Nachahmern und Nebenbuhlern nur übrig, in ganz anderem Umfang als bisher die lebendige Produktion des Tages zu pflegen. Uns Lesern könnte eine solche Ausdehnung der Pfennigbibliothek, sofern sie auf dauerhafterem Papier schöner gedruckt würde, nur willkommen sein. Und mit der immer mächtiger anwachsenden Zahl der Leser würde auch die angemessen anwachsende Entschädigung der Schreiber so sicher eintreten, wie für die Hauptmitarbeiter einer auf Massenverkauf ausgehenden Zeitung."

Ich habe keine Ahnung, ob Hanotaux diese Ausführungen gelesen oder gegenwärtig hatte, als er seinen Essay Le livre niederschrieb. Mich freut es jedenfalls aufrichtig, daß ein so gescheuter Forscher in der Sache völlig mit mir übereinstimmt. Und ich hege die Zuversicht, daß unser Wort früher oder später Fleisch wird.

Wien, Ende Dezember 1901.

Anton Bettelheim.

Multatuli und klein Walther.

Ein Roman? Nein, ein Roman sind die „Abenteuer des kleinen Walther"*) gewiß nicht. Ich würde nicht einmal wagen, das Buch schlechthin eine Dichtung zu nennen. Denn der Begriff der Dichtung ist ja wohl der, daß die Gestalten sich von ihrem Schöpfer loslösen, um ihren eigenen Daseinsbedingungen gemäß ihr Schicksal zu erfüllen. Multatuli aber gibt seine Menschen nicht frei, in jedem Augenblick guckt er ihnen über die Schulter, und klirrend müssen sie auf ihren Wegen die langen Ketten seines Räsonnements nach sich ziehen.

Freilich, diese Multatuli'schen Räsonnements! Ich könnte mir denken, daß jemand sie als das Beste seines Buches bezeichnete. Von den geringsten Alltäglichkeiten greifen sie zu den Sternen, in das Dunkel menschlicher Verstecktheiten fällt ein grelles Licht, und mit seiner Feuerseele predigt ein Mann, der viel ertragen mußte, über Gesellschaft und Staat und Kirche, über die Thorheiten der Weisen und den Sinn der unklugen Leute. Der Haß hat seine Augen geschärft, und die Satire plädirt seine Sache. Er fürchtet nichts, denn was zu verlieren war, hat er bereits verloren, und seine Aufrichtigkeit verschmäht die Fetzen, ihre Blößen zu decken. Es ist Leidenschaft und Größe in diesen Herzensergüssen Multatuli's.

Aber mit den Abenteuern des kleinen Walther haben sie wenig zu schaffen. Man könnte auf den Gedanken kommen, die Geschichte dieses Kindes, wie sie Multatuli erzählt, herauszuschälen und als Text eines Buches zu drucken, zu dem die langen Räsonnements die Anmerkungen bilden könnten. Das würde dann aussehen, wie ein Klassiker von einem schreibseligen Philologen kommentirt. Nur daß dieser Philologe eben kein Philologe wäre, sondern ein Mann, dem das Herz brennt über die Ungerechtigkeit der Welt, der nach Aussprache lechzt, und keine andere Gelegenheit findet, sich frei zu sprechen, als den Anlaß, den ihm die Abenteuer des kleinen Walther bieten. Da wird er in jeder Alltäglichkeit den Zündstoff suchen, ein Stück wohleingerichteter Welt in Brand zu setzen, in jeder Thorheit des Kindes wird er die konventionellen Lügen der Menschheit geißeln, er wird bekehren und eifern, zürnen und locken, — und der Text über seinen leidenschaftlichen Zeilen erzählt ruhig die schlichten Abenteuer eines harmlosen Kindes.

Multatuli aber ist der Dichter und Kommentator zugleich, und die Erlebnisse des kleinen Walther sind zum großen Theil aus eigenen Jugenderinnerungen erwachsen. Man gewinnt den Eindruck, daß der Kampf, den er um die Gerechtigkeit zu führen hatte und der ihm seine schriftstellerische Mission gab, sein eigenes Wesen wandelte. Neben sein ursprüngliches Selbst trat waffenklirrend der Kämpfer Multatuli und wuchs sich zu eigener Persönlichkeit aus. Die Kraft seines Hassens entnahm er der Liebefähigkeit jenes, die angeborene Keuschheit der Gefühle schlug in Cynismus um, tief religiöses Empfinden wandte sich — gegen Gott. Es ist eine Duplizität des Wesens, die in jedem Augenblick überrascht, und den fremdartigen Reiz des seltsamen Buches erhöht. Die Geschichte des kleinen Walther an sich hat nicht Multatuli, der Kämpfer, erdacht, sondern ein stiller, weltfremder Mann mit ach! so verwundbarem Herzen.

* * *

Auf die Romantiker geht die Kunst der Milieuschilderung zurück. Aus ganz subjektiven Bedürfnissen heraus ist sie entstanden. Sie ist im Briefe bereits gang und gäbe, ehe sie in das objektive Kunstwerk eintritt. Schreibt der junge Schleiermacher an die ihm Nahestehenden, so ersteht das Zimmer mit, in dem er sich befindet, der Tisch, an dem er sitzt. Es macht etwas aus, ob die Sonne hell durch seine Scheiben scheint, oder ob der Ofen geheizt ist und Winterwolken den Himmel bedecken. Um sich geben zu können, muß er mitgeben dürfen, was um ihn ist, seine Stimmung beeinflußt. — Die Milieuschilderung war dann bereits von Balzac zu künstlerischer Höhe erhoben worden, lange bevor Taine sie theoretisch postulirte.

Die Abenteuer des kleinen Walther als solche bedeuten alles, was sie gelten, durch wundersam feine Schilderung des Milieus. Diese Milieuschilderung geht von der Familie aus, der der kleine Held entsprossen, sie greift auf die Verwandten und Freunde, auf Schule und Geschäftskontor über, sie zieht die Stadt und das Volksleben, Kirche und Staat in ihre Kreise. Diese Milieuschilderung ist meisterhaft. Ihren eigentlichen Werth aber erhält sie dadurch, daß sie ganz subjektiv bedingend und nothwendig ist. Als einen Vorläufer der Modernen erweist sich Multatuli damit in seinen „Abenteuern des kleinen Walther."

So leuchtende Farben Multatuli zu Gebote stehen, diese Milieuschilderung ist Grau in Grau gehalten. Es ist

*) Aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. 2 Bände. Minden 1901 und 1902. J. C. C. Bruhns' Verlag.

die Enge, die Beschränktheit, in der klein Walther aufwächst. In diese Enge fällt kein Sonnenstrahl. Seine Mutter ist darauf angewiesen, mit wenigem hauszuhalten, Kartoffeln bilden die tägliche Mahlzeit, und Walthers neue Anzüge hat sein Bruder Stoffel bereits abgetragen. Die Bedürfnisse des Tages verschlingen jedes Interesse, nur das Nächstliegende gilt, und die brutale Nützlichkeitsfrage bestimmt Werth und Unwerth aller Dinge. Und diese Enge hat eine entgeistete Frömmelei verengt. Was die Geldfrage unberührt läßt, richtet der Buchstabendienst am Katechismus zu Grunde. Die Selbstsucht regiert im Bunde mit der Heuchelei. Beiden gemeinsam entstammen Stoffels Weisheitssprüche, sie bestimmen das Gebahren der Familie, sie bedingen darüber hinaus die Schule und das Geschäft, in das Walther eintritt, Handel und Wandel des Volkes, Verfügungen und Maßnahmen der Regierung. Grau in grau ist die Enge gezeichnet, und der in ihr aufwächst, ist ein Kind mit weichem, verwundbarem Herzen.

Die Geschichte des kleinen Walther ist eine Geschichte der Gefühlsfeinheiten. Nichts Außerordentliches geschieht — die eigentlich romanhaften Abenteuer sind nur Beiwerk — aber der Alltäglichkeit ist ihre schwere Last gegeben. Scheinbare Geringfügigkeiten üben eine unheilvolle Macht, unüberlegte Worte trüben diese Kinderseele, wie geworfene Steine einen Wasserspiegel. Kleine, knabenhafte Unthaten werden in thörichter Engherzigkeit aufgebauscht, die allgemeinen Kindheitsmiseren, das Unverstandensein und Falschbeurtheiltwerden, thun ihr Theil dazu. Es ist ein Ereigniß in dem Leben dieses Kindes, wenn ihm die Augen geöffnet werden über Allernatürlichstes, ein Ereigniß, wenn die Gleichaltrigen sein Schamgefühl verletzen. Und immer leidet das Kind in seinen Empfindungen Schiffbruch, wenn die Anschauungsweise der Erwachsenen ihm gegenübertritt. Denn seinen Begriff von Gut und Böse trägt es in sich, und feiner und gerechter sind seine Unterscheidungen als die der großen Leute. Klein Walther denkt sich nichts dabei, seine Bibel zu verkaufen, um einen Schmöker aus der Leihbibliothek dagegen einzutauschen, gelegentlich entwendet er auch seiner Mutter einen Gulden: aber er will in Scham vergehen, da er in wohlhabendem Hause das Dienstmädchen, mit dem er noch kurz zuvor gut Freund gewesen, nicht zu erkennen vorgegeben hat. „Ehe der Hahn dreimal krähet, wirst du mich dreimal verleugnen.“

Das Kind, das in dieser Enge aufwächst und dessen Leiden und Freuden Gefühlsnuancen bestimmen, ist — ein Dichter. Oder klein Walther wäre doch ein Dichter geworden, wenn es Multatuli vergönnt gewesen wäre, den Faden der Erzählung zu Ende zu spinnen. Der Knabe lebt in einer Welt für sich. Und neben der engen Wirklichkeit, die sich grau in grau zeichnet, die immer nur hemmt und zurückweist, ersteht in holden Farben, tröstend, lockend, die andere Welt dieser jugendfrischen Phantasie. Einen Räuberroman hat Walther gelesen, die Räuberromantik ist um ihn, und auf wildem Roß sprengt er durch weite Gefilde. Als Eroberer träumt er sich nach Afrika, er baut der kindlich Geliebten einen Thron. Seine Phantasie, seine Sehnsucht greift zu den Sternen. Wie er älter wird, beginnen ihm diese Traumbilder zu verblassen, aber andere treten an ihre Stelle. Sein Königreich sucht er nunmehr im Herzen derer, die er lieb hat. Ihnen streut er die Rosen seines warmen Empfindens auf den Weg. Nicht mehr baut er erträumte Reiche neben die Wirklichkeit, — das alltägliche Leben selbst beginnt sich ihm leis zu verklären. Die Augen gehen ihm langsam auf für den Reichthum, die Schönheit der Enge.

Ein Kind, das ein Leben in seiner Phantasie lebt und Gefühlsfeinheiten unterliegt, — wie thörichte Streiche muß es der brutalen Wirklichkeit gegenüber vollführen! Die Dümmsten haben ein Recht über ihn zu spotten, die Vorsichtigen dürfen mit Augenaufschlag versichern, daß nie etwas aus ihm werden kann. Die Reinheit seines Empfindens reißt ihn in tollste Abenteuer. Er ist schon ein großer Bursche und noch im Stande, den Rock, den er anhat, zu versetzen, um eine Stunde später für das so erstandene Geld einen viel schlechteren, alten Rock zu kaufen. Aber freilich, er brauchte Geld, um seinen schmählich gekränkten Stolz wiederherzustellen und — war dann mit dem Geld doch nicht im Stande, es zu thun. Fancy hatte ihm da einen Streich gespielt. Und Fancy, die Phantasie, die holde Führerin seines dürftigen Lebens, lockt ihn immer von dem geraden Wege ab, der zu dem Ziele „allgemeine Anerkennung“ führt. In thörichtem Selbstvergessen ist jung Walther im Stande, ganz verruchtem Gesindel von seinen paar Groschen abzugeben, sobald sie es nur der Mühe werth halten, sein Mitleid anzurufen. Er ist der Narr seines guten Herzens, eine Narrheit, die die Welt nicht vergibt.

Mit keuscher Feder ist das alles beschrieben. Es kommen arge Scenen in den „Abenteuern des kleinen Walther“ vor: unreife, früh verderbte Knaben theilen sich ihre „Geheimnisse“ mit; eine alte, frömmelnde Weibsperson lockt Walther nächtlicherweile in ihr Zimmer und sucht ihn zu verführen; die Wirthin eines liederlichen Hauses feilscht mit der Mutter ihres Opfers um ein paar Groschen. Aber gerade diese Scenen offenbaren die Reinheit des Empfindens Multatuli's. Unerschrocken und unbekümmert um gang und gäbe Meinungen greift er das Schmutzige an. Aber es ist etwas Priesterliches in der Art und Weise, wie er es thut. Und in den Hierophanten wandelt sich der Priester, wo es gilt, in die keuschen Geheimnisse der Kindesseele einzudringen. Die kindliche Empfindungsreinheit ist ihm das Wunder, das man nur von fern, verehrend anschauen darf. Jeder Eingriff Erwachsener in solch leise erwachendes Leben bedeutet ihm ein Sakrileg. Die wenigen Gestalten, die dieser Satiriker in sein Herz geschlossen hat, haben eines gemeinsam: innerlich sind sie Kinder geblieben.

Multatuli, der Atheist, predigt im Grunde die Lehre dessen, der die Kindlein zu sich kommen hieß.

* * *

Er hat vieles ertragen, und das — hat ihn gerecht gemacht.

Man denke, ein Mann, der von unserer Kultur nichts weiß und kennt (es ist das ja ein häufig verwandtes Motiv) träte mit einem Mal in unsere Gesellschaft, unsere religiösen Gemeinschaften, unseren Staat. Er wüßte nichts von den Phrasen, mit denen wir uns unser Leben und unsere Lebensart zurecht gerückt haben, er sähe mit offenen, ungetrübten Augen. Ueberall würde er die Lüge finden und die Ungerechtigkeit, die Macht des Stärkeren und die Heuchelei. Wohlgegründete Autoritäten, über die wir nachzudenken längst verlernt haben, erschienen ihm hohl und nichtig, Thaten, die die Gewohnheit geheiligt, dünkten ihn verbrecherisch. Nun wohl, Multatuli ist dieser Mann. Das Unrecht, das ihm wiederfahren, hat ihn gerecht und sehend gemacht.

Es gibt nichts Phrasenloseres, als diese Gerechtigkeit des Multatuli. Nie macht er vor Begriffen Halt, und gälten sie so wohlgeprägt wie „Kindespflicht“ und „Mutterliebe“. Für ihn gibt es keine Autorität als die eine: Gerechtigkeit. Was auf ihr nicht zu bestehen vermag, das reißt er nieder. Er greift in den Himmel und zieht Gott von seinem Thron, weil er der Ungerechtigkeit müßig zuschaut und das Gebet des Gerechten nicht erhört. Darum ist Gott nicht. Und die Flamme seines Hasses lodert hell auf, und unbarmherzig verfolgt er die Widersacher der Gerechtigkeit in ihre Schlupfwinkel und deckt ihre Blößen auf. Die bitterste Satire steht ihm zu Gebote, der Schmerz des zu Unrecht Geächteten und Verfolgten macht ihn erfinderisch. Vor keinem Cynismus schreckt seine Rücksichtslosigkeit zurück, denn — dieser Multatuli will ja bekehren, überzeugen, gewinnen. So oft sein Glaube von den Menschen getäuscht wurde, verloren hat er ihn nicht. Im Grunde seines Herzens hofft und hofft er. Er schreibt nur, weil er hofft.

Sein Temperament reißt ihn fort in alle Bitternisse der Satire: aber in seinem Innern schreit es nach Liebe.

Und im Grunde seines Herzens ist Multatuli selbst, der große Satiriker, — der kleine Walther geblieben, der sich seine Welt neben der Wirklichkeit träumend und hoffend erbaut. Wie nur irgend jemand hat dieser Richter das Bedürfniß, frei zu sprechen; da, wohin sein Blick nicht reicht, lebt ihm das Schöne und das Gute. Denn irgendwo muß das Gute, an das er glaubt und glauben will, doch sein! Die Holländer, seine Landsleute, haben sich ihm in ihrer Erbärmlichkeit gezeigt, er sucht das bischen Menschenthum, nach dem er lechzt, bei Juden. Die Geistlichen seiner Religion haben seine Erwartungen Lügen gestraft, er zeichnet das Idealbild eines katholischen Paters. Die Erwachsenen hat er feil befunden, er flüchtet sein Herz zu Kindern. Multatuli glaubt an die Fremden, die Andersgläubigen, die Kinder, denn er glaubt, um zu glauben. Mit seinem Hassen tritt er auf den Markt, er schreit es in die Gassen — sein Lieben hütet er verschämt, und gleichsam gegen seine Absicht tritt es zu Tage. Und verschämt zaubert sein Lieben Idyllen in seine Satiren hinein. Der katholische Pater erzählt die wundersame Geschichte seiner Jugendliebe, ohne zu ahnen, daß er liebte und geliebt worden ist. Mit einem derben Waschmädel spinnt sich ein zarter, ganz seelischer Herzensroman an. Und klein Walther selbst ist die idyllische Gestalt, die ein Satiriker mitten in seine verachtete Welt hineingesetzt hat — die er nach seinem Selbst geschaffen und zu der er sich bekannt.

„Walther empfand wohl, daß Liebliches zu lesen stand auf der Seite des großen Lebensbuches."

Ernst Heilborn.

Onkel Toon's Sylvesterabend.*)

So lange ich zurückdenken kann, gingen wir am Sylvesterabend, bevor wir zu Hause im Familienkreis den seligen Ausgang des alten Jahres feierten, alle zusammen in wichtigem Aufzuge zu Onkel Daan und zu Onkel Toon, um ihnen so gegen halb neun Uhr Glück zu wünschen.

Onkel Daan war reich und Onkel Toon war arm. Onkel Daan war Mutters Bruder und Onkel Toon war Vaters Bruder. Onkel Daan, der reiche, der in Indien sein Glück gemacht hatte und dort seine Frau und sein Kind hatte sterben sehen, war nicht übermäßig reich, aber er konnte sehr gut leben, namentlich da er allein stand in der Welt, bescheidene Bedürfnisse hatte, und dabei nicht ungeschickt mit ein paar „losen" Gulden auf dem Effektenmarkt manövrirte. Onkel Toon lag der Familie zur Last, lebte von dem, was die gutsituirten Verwandten für ihn zusammengebracht hatten. Er hatte eine bescheidene Anstellung bei der Regierung gehabt und war ohne Pension verabschiedet, weil er es durch seine Unordnung anderen möglich gemacht hatte, zwei Jahre lang zu stehlen.

Mein Vater hatte Onkel Toon sehr gern. Ich weiß nicht recht, ob das seinen Grund darin hatte, daß die ganze Familie Vergnügen daran fand, zwischen Onkel Daan und Onkel Toon Parallelen zu ziehen, wobei der reiche Onkel Daan stets hoch über den armen Onkel Toon erhoben ward.

Es war beim Vater auch etwas Familienstolz mit im Spiel, auch etwas von seiner edlen Natur, die ihn stets geneigt machte, dem Schwächeren Recht zu geben und beizustehen, auch dann, wenn der Schwächere Unrecht hatte. Und Onkel Toon hatte Unrecht: er war gereizt, brummig, niemals zufrieden, ein Gewohnheitsmensch, der es liebte, faullenzend seine Pfeife zu rauchen und sich über das Unrecht zu beklagen, das die Welt, das Reich und seine Vorgesetzten ihm angethan hatten. Seit seiner Entlassung antimonarchisch, und wegen Mangels an Vermögen auch ein wenig sozialistisch gesinnt, glückte es ihm, bis die Kinder groß waren und seiner Tyrannei für immer ein Ende machten, in unsere sonst so friedfertige Familie den Geist des Aufruhrs und des Zankes zu verpflanzen.

Wenn wir Kinder zu Onkel Toon kamen, der uns die schönsten Drachen machte und Vogelkäfige und wollene Springtaue in drei verschiedenen Farben, und prächtige Cartonpuppen für unser Kindertheater, und der es dadurch verstand, uns immer wieder in seine kleine Wohnung zu locken, — einem kleinen Häuschen am äußersten Ende der Stadt — aber doch ein ganzes Haus, er wollte nicht mit anderen zusammen wohnen — so horchte er uns aus. Er war ein Virtuose im Aushorchen von Kindern. Während er eine Puppe klebte oder ein Tau flocht, und wir mit Kinderhabsucht ungeduldig auf alle die Wunder warteten, die für uns unter seinen Händen wuchsen, frug er uns aus.

„Eure Mutter hat Euch sicherlich wieder hergeschickt, nicht wahr?"

„Nein Onkel, Mama schickt uns nie hierher."

„So, thut sie das nicht? Na, wißt ihr, da hat Eure Mutter auch ganz recht, sie schickt Euch aber doch wohl zu Onkel Daan? thut sie das nicht?"

Bei diesen Worten zog er die Flechtarbeit ein wenig weiter aus dem hohlen Kork, aus dem er mit Hilfe von vier Stecknadeln eine Flechtspindel gemacht hatte. Jetzt kam ein Ende scharlachrother Wolle, grob geflochten, daraus zum Vorschein.

„Thut sie das nicht?" sagte er, freundlich aufsehend.

„Ja Onkel, wir müssen für Mama immer zu Onkel Daan gehen und nie zu dir."

„Da hat sie recht, Deine Mutter. Onkel Toon ist auch nur ein armer Mann und Onkel Daan ist reich, da gibt's was zu erben."

„Und Onkel Daan ist so'n guter Mann und immer mit allem zufrieden", sagte mein Schwesterchen, eifrig nachsprechend, was sie schon so oft von der Mutter gehört hatte.

„Ja, und Onkel Toon ist immer brummig, ist er das nicht?"

„Nein", sagte Schwesterchen, die nicht wagte, ihm das so gerade ins Gesicht zu sagen.

„Nun, Du sagst es ja nicht, es ist nur Deine Mutter, die es sagt, Du bist ein viel zu artiges Kind, um so etwas zu sagen, nicht wahr?"

„Ja, Mama sagt's, aber ich nicht, Onkel."

Nach einem solchen Besuch begann Onkel Toon seinen Angriff. Er bereitete systematisch einen allgemeinen Familienstreit vor und erwog und überlegte sich seinen Schlachtplan aufs Gründlichste. Er fing damit an, zu Onkel Daan zu gehen und ihm zu erzählen, daß es durchaus nicht zartfühlend von seiner leiblichen Schwester sei, so auf seinen Tod zu hoffen, und das nur wegen der paar lumpigen Cents, die er besaß. Er, Toon, sei doch höllisch froh, daß auf seinen Tod nicht gewartet werde, und er möchte, so arm wie er sei, doch um keinen Preis mit Daan tauschen.

Nach diesem Besuch ging er zur Mutter. Er nahm ihr irgend ein kleines Geschenk mit, einen Gurkenhobel oder einen Photographierahmen oder ein kleines Brett mit Reißnägeln. Er wußte, daß meine Mutter dadurch sanft gestimmt wurde: Toon war wohl ein Brummbär, aber er hatte doch ein gutes Herz, nicht wahr, daß er von seinem bescheidenen Einkommen auch noch Geschenke kaufte. Und wenn Mutter sich dann bedankte, sagte Toon mit abwehrender Handbewegung:

„Nicht nöthig, es ist ja nicht der Rede werth, solche Kleinigkeit, wenn ich nur mehr hätte, so wie Dein Bruder Daan zum Beispiel, dann würde ich es anders um mich herrollen lassen wie er . . . ich würde nicht auf meinen Tod warten lassen . . . und ich würde es lieber für die Kinder auf der Sparbank anlegen, als damit auf dem Effektenmarkt zu spekuliren."

Dann ging Onkel Toon nach Hause und harrte geduldig der Dinge, die kommen würden. Wenn Onkel Daan zu Mutter kam, „saß" etwas zwischen ihm und der Mutter.

*) Einzig autorisirte Uebersetzung von E. Otten.

Onkel Daan „grollte“ und Mutter „schmollte“. Sie sagten einander nichts. Das war es gerade, daß sie sich beide nicht äußerten; der verschwiegene, unausgesprochene Groll von Bruder auf Schwester und von Schwester auf Bruder, der den Geist des Glücks und des Friedens zerstörte, ohne daß man eigentlich wußte, wie das kam. Onkel Toon wußte genau, daß das alles so gehen würde und genoß diese Ueberzeugung mit kleinlich-perfider Freude. Wenn Onkel Daan wieder gegangen war, still, gedrückt, mit einem kalten Gruß von Mutter, kam Onkel Toon.

„Er ist doch wirklich der Beste von den Zweien“, sagte meine gute Mutter dann.

Daan sollte doch nur ja nicht glauben, daß sie sich so viel aus seinem Gelde machte, sie hätte einen Mann, der reichlich sein Brot verdiente und wohl selbst für seine Kinder sorgen würde. Sie brauchte, Gott sei Dank, nicht auf seine Erbschaft zu rechnen. Onkel Toon war wohl ein wenig brummig, aber dazu hatte er doch wahrhaftig auch allen Grund. Er war in seinem Leben auch gar zu sehr zurückgesetzt worden.

Onkel Toon kannte diese Stimmung. Er roch es an der Luft des Hauses, wenn man so über ihn dachte, und der Wind aus dem Loche pfiff. Er blieb zum Essen da, verbrachte den Abend in dem behaglichen Wohnzimmer und dann, dicht beim Ofen, fortwährend paffend, begann er leise zu murren gegen die Regierung, gegen das Reich, gegen die Weltordnung, gegen die Menschen. Er schielte verstohlen zu Mutter herüber, sah an ihrem Gesicht, daß sie ihm zuhörte, daß sie Mitleid hatte, und wenn Onkel Toon dann des Abends fortging und Mutter ihm herzlich Adieu sagte und ihn, die Hand freundlich auf seine Schulter gelegt, bis an die Hausthür begleitete, wälzte er sich voller Behagen in jener Sphäre von sentimentalem Mitleid und schmeichelhaften Ehrenbezeugungen, wie ein frostiges Kind in einem warmen Bett.

Wenn er dann mal draußen war, hörte er auf zu murren. Dann lachte er in sich hinein, boshaft, triumphirend. „So, das sollte Daan mit all seinem Gelde ihm mal nachmachen, sich so bei der Familie einzuschmeicheln.“

Am Sylvesterabend gingen wir alle zuerst zu Onkel Toon, weil er der ältere war, und dann zu Onkel Daan, um Glück zu wünschen. Dies Jahr hatte Onkel Toon sich einen neuen Tric ausgedacht. Er wollte Punsch und Pfannkuchen zum Besten geben — sonst bekamen wir nur eine Hand, einen Wunsch und einen Apfel. Es würde ihm auf diese Weise vielleicht glücken, sie so lange bei sich zu behalten, daß sie keine Zeit mehr haben würden, zu Onkel Daan zu gehen.

Onkel Toon, allein in seinem Häuschen am äußersten Ende der Stadt, wartete. Die Aufwärterin war nach dem Essen nach Hause gegangen. Onkel Toon hatte selbst Wasser aufgesetzt und sich von dem Bäcker warme Pfannkuchen besorgen lassen, die er in einer Porzellanschüssel auf den Ofen stellte, damit sie frisch blieben. Er saß im Wohnzimmer; die große altmodische Lampe mit dem grünen Schirm brannte hell.

Er sah auf die altfriesische Uhr, schon nach acht . . . sie blieben lange aus . . . nur noch mal ein Pfeifchen stopfen . . . seine dürren Finger um den braunen, hölzernen Pfeifenkopf gelegt, wühlten in dem Steintopf mit Portorico — „grober Schnitt“.

Er zündete sie sich an über der Lampe und begann behaglich daran zu ziehen, während sein durchfurchtes Antlitz mit den boshaft glänzenden Aeuglein plötzlich einen grünlichen Schimmer bekam — der Widerschein des Porzellan-Lampenschirms. Sie blieben doch sehr lange aus . . . in früheren Jahren waren sie immer vor acht schon da gewesen; diesmal, je später desto lieber. So würde es ihm sicherlich glücken, sie da zu behalten, bis für Daan gar keine Zeit mehr übrig blieb. Warum mußten sie auch zu Daan? Weil er Moneten hatte. Aber die brauchte sein Bruder gar nicht, von ihm nicht und von keinem Menschen. Seine Familie war gar nicht so hinter dem Gelde her. Wenn er das gewesen wäre, er, Toon, dann würde er jetzt auch reich sein. Aber er war kein Spieler, er hatte auch den Inländer nicht „ausgesogen“. Den indischen Großkapitalisten traute er nicht. Ja, er, Onkel Toon, war arm . . . aber was that das? Armuth schändet nicht, er war arm —, aber er brauchte sich, Gott sei Dank, keinerlei Vorwürfe zu machen, er hatte niemals andere für sich arbeiten lassen, er war zu gut gewesen, zu sanftmüthig und man hatte ihn mißbraucht.

„Donnerwetter, wie spät sie kamen heute Abend, halb neun . . . ich will mal rasch runter gehen an die Thür . . . nein, nicht an die Thür, sie könnten gerade in dem Augenblick kommen, und dann würde es so aussehen, als hätte ich sie hierher zwingen wollen. „Aber zwingen, das that er nicht, Gott behüte, . . . er dachte nicht daran, jemanden zwingen zu wollen . . . sie mußten alle aus sich selbst heraus kommen . . . das war ihre Pflicht. Aus Ehrfurcht vor seinem Alter und aus Respekt vor ihm, Onkel Toon, dem Bruder ihres Vaters.

Mißgestimmt seine Pfeife schmauchend, blieb er da sitzen . . . eine lange träge halbe Stunde. Es war jetzt schon beinahe neun . . . und sie kamen nicht . . . und die Pfannkuchen wurden kalt — und das Wasser verkochte. Sie würden jetzt nur ein paar Minuten bleiben, denn sonst hätten sie nichts mehr von ihrem eigenen Abend.

Vielleicht waren sie wohl zuerst zu Daan gegangen . . . wenn sie ihm das aber angethan hätten, dann würde er, ja, was würde er eigentlich? . . . ach, daß er ihnen nicht auch etwas anthun konnte, daß er so machtlos war! . . . das, das hat man nun davon, wenn man auf ein ehrliches Leben zurückblickt und arm geblieben ist . . . das Geld — das ist alles. Ehrfurcht vor dem Alter — Familienbande — Mumpitz, alles Mumpitz! Geld, das war alles in der Welt. Sie saßen nun bei Daan. Da war es so viel geräumiger und so viel eleganter als bei ihm. Daan konnte sie bewirthen, ohne daß er selbst Wasser aufsetzte und ohne daß er sich Pfannkuchen vom Bäcker besorgen ließ. Daan hatte zwei dienende Geister, eine Haushälterin und ein perfektes Mädchen. Als ob die Haushälterin es nicht sehr gut allein hätte schaffen können! Das war so'ne Art Dame. Sie blickte immer auf seine Füße, wenn er zu Daan kam. Ja, Fremde haben oft mehr einzubringen, als die eigene Familie. Das kam vom Reichthum, der macht die Menschen übermüthig, es gibt nur wenige, die den Luxus vertragen. . . . Eine Haushälterin und ein perfektes Mädchen! Würde für ihn denn nicht ebenso gut eine Aufwärterin genügen . . . er thäte besser daran, sein Geld für die Kinder seiner Schwester aufzuheben, als es so leichtsinnig hinauszuwerfen . . . halb zehn . . . jetzt würden sie nicht mehr kommen . . . sie waren zu Daan gegangen . . . ganz gewiß, da war kein Zweifel . . . Geld hockt bei Geld . . . bei Toon ist nichts zu holen . . . von Toon giebt's nichts zu erben . . . so ist die Welt. . . .“

Mißmuthig zog er mit kleinen giftigen Zügen an seiner klebrigen Pfeife . . . und als sie leer war, legte er sie auf den Aschenbecher. Langsam ging er in die Küche, drehte den Petroleumkocher auf „klein“, blies ihn aus und nahm den Wasserkessel mit hinein . . . er schlürfte wieder zurück, holte die Pfannkuchen . . . goß sich ein Glas Punsch ein . . . begann zu trinken und Pfannkuchen zu essen, mutterseelenallein . . . er trank drei Glas . . . wurde ein wenig duselig . . . blies die Lampe aus und ging in sein Schlafzimmer, wo das kleine Nachtlicht auf dem Nachttisch brannte. . . . Beim matten, unsicheren Schein des kleinen Lichtchens zog er sich aus, während sein Schatten auf dem Vorhang alle seine Bewegungen grotesk mitmachte. Er stieg ins Bett — lag lang im träumerischen Halbschlaf und sann und grübelte . . . „nur unbesorgt, nur unbesorgt, er würde schon mit ihnen fertig werden, mit Daan, mit seinem Bruder und dem schlechten Weib seines Bruders . . . eine Mesalliance war's, er war immer dagegen gewesen. . . .“ So fiel er endlich gegen Mitternacht in tiefen Schlaf.

Als Onkel Toon am nächsten Morgen aufgestanden war und seiner Gewohnheit gemäß nach dem Abreißkalender griff, der über seinem Nachttisch hing, blickte er ein wenig erstaunt auf . . . er riß jeden Tag das Blättchen ab, und legte es vorsichtig auf den Stapel zu den übrigen. Auf der Rückseite der Blättchen stand eine Geschichte, die, wenn das Jahr um war, ein ganzes Buch bildete. „Ach ja richtig, es war gestern der letzte gewesen . . . er mußte einen neuen Kalender kaufen . . . daß sie ihm den nicht einmal schenkten. . . . Alles mußte er selbst thun . . . niemand, der sich um ihn kümmerte . . . er hatte ja kein Geld. . . .“

Die Aufwärterin kam. Sie grüßte ihn flüchtig, wie gewöhnlich.

„Kommen Sie mal rein, gehört sich das, daß Sie mich so begrüßen? Sind Sie auch schon so, wie die andern?“

„Aber ich sage doch guten Morgen.“

„Ja, das höre ich wohl, ich bin nicht taub. Aber zu Neujahr könnten Sie wohl was anderes sagen. . . .“

„Neujahr? . . . aber es ist ja noch gar nicht so weit. . . .“

„Was sagen Sie da? . . .“

„Es ist heute erst der letzte, und heut Abend ist Sylvester.“

„Ach so, ach so . . . na, dann habe ich nichts gesagt . . .“

Onkel Toon lief zum Abreißkalender und besah sich das zuletzt abgerissene Blättchen. Da steckte das Geheimniß seines vergebenen Wartens. . . . Er hatte am vorigen Tage, ohne es zu merken, zwei Blättchen zugleich abgerissen. . . .

B. Canter.

Heinrich Schneegans: Molière. (Geisteshelden. Eine Sammlung Biographien. 42. Band.) Berlin 1902, Ernst Hofmann & Co. 261 S. 8°.

Sein Weltbürgerrecht in der deutschen Litteratur hat Molière verhältnißmäßig spät erhalten, trotz der großen Verehrung, die ihm Goethe, wie wir's durch Eckermann wissen, gezollt hat. Zu nicht geringem Theile wird das wohl mit der Auflehnung Lessing's gegen die Vorherrschaft der französischen Bühnenkunst zusammenhängen. Wie er diesen Dichter im Ganzen gewürdigt, ist direkten Aeußerungen seinerseits schwer zu entnehmen, und nur in seinen Jugenddramen hat er ihn zum Vorbild gehabt. Auffällig bleibt immerhin, daß die Hamburger Dramaturgie, die vorwiegend Stücke französischen Ursprungs behandelt, in Bezug auf Molière eine äußerst knappe Ausbeute bietet. Von den zweiundfünfzig Aufführungen des damaligen Repertoire kommt nur ein einziger Abend auf Molière, dessen Frauenschule eine ziemlich summarische Besprechung erhält, woneben die Urtheile anderer über diese Komödie eingehender erörtert werden (53. Stück). Im Uebrigen werden, auch nur im Hinblick auf das Urtheil anderer Kritiker, bloß vorübergehend gestreift: der Misanthrop (28. Stück), die Stegreifkomödie zu Versailles (86. Stück) und der Geizige (92. Stück). Für das Theater, das Neuheiten allemal bevorzugt, scheint Molière damals als ziemlich veraltet gegolten zu haben, zumal er durch Gottsched eine besondere Pflege genossen, was bei Lessing auch mit ins Gewicht gefallen sein mochte. Späterhin hat das ablehnende Verhalten der Romantiker, mit A. W. Schlegel an der Spitze, nicht wenig zu einer andauernden Gleichgiltigkeit gegenüber Molière's Dramen bei uns beigetragen, worüber schon in Goethe's Gesprächen mit Eckermann geklagt wird. Die erste vollständige und wirklich poetisch gehaltene Uebersetzung von Molière's Werken, die wir dem Grafen Baudissin verdanken, gehört den Jahren 1865—1867 an; die metrisch gedichteten Stücke sind dort in Blankversen wiedergegeben. Erst im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts schenkte uns Ludwig Fulda seine vollendete, theils in gereimten fünffüßigen Jamben, theils im Faustmetrum gehaltene Uebertragung der Meisterwerke Molières, denen er zwei auch originaliter in Prosa verfaßte Komödien, den Geizigen und den eingebildeten Kranken, in musterhafter Verdeutschung hinzufügte.

Für eine eingehende Kenntniß und Würdigung Molière's empfiehlt sich nun die kürzlich erschienene Biographie von Professor H. Schneegans. Er faßt darin die Ergebnisse der französischen und deutschen Molièreforschung in einer für das Bedürfniß des gebildeten Laien geeigneten Weise zusammen, sein Augenmerk zugleich auf die Originalität des Dichters richtend, auf das eigenartige Kompositionsverfahren des Komikers in künstlerischer und technischer Hinsicht, sowie auf seine kulturelle Bedeutung als Vorkämpfer wichtiger Menschheitsinteressen. Besonders das, was Goethe so sehr an Molière schätzte, sowohl das überlegene künstlerische Verfahren wie auch das liebenswürdige Naturell, „der reine Mensch, an dem nichts verbogen und verbildet ist“, gelangt hier zur vollen Geltung. Vom Schematismus der doktrinären Aesthetik unabhängig, weiß der Verfasser von keinem Rang- oder Gradunterschied zwischen den verschiedenen Gattungen der komischen Dichtung, darum weiß er in Molière sowohl den genialen Possendichter wie den Schöpfer des satirischen Sitten- und Charakter-Lustspiels gleich sehr zu würdigen. Mit Recht betont der Verfasser, keiner vor Molière habe gewagt auf der komischen Bühne zeitgemäße Fragen in großem Stile zu behandeln, bestehende Einrichtungen anzugreifen, Sitten und Zustände litterarischer, religiöser und allgemein kultureller Art zu verspotten. „Vor ihm war die Gattung der Komödie in der That untergeordnet“, heißt es treffend, „er erhob sie zu einer poetischen Gattung, die den nachhaltigsten Einfluß auf das Leben seines Volkes ausüben konnte.“ Dabei hält sich der Verfasser frei von der Befangenheit auf das Lehrhafte in den Komödien Molière's das Hauptgewicht zu legen. Ihm ist Molière vor allen Dingen „Künstler, der sich von seinen jeweiligen Empfindungen, von den Eindrücken, die er von außen empfing, und von den Leidenschaften, die sein Inneres erfüllten, bestimmen ließ, bald eine lustige, harmlose, nur die Unterhaltung wollende Posse zu dichten, bald ein ernstes, die Gebrechen und Fehler der Zeit rügendes satirisches Lustspiel zu ersinnen.“ Nachdem der enge Zusammenhang von Molière's Stücken mit seinen Erlebnissen nunmehr feststeht, ist die Darstellung seines Lebens im engsten Anschluß an den Gehalt und Charakter der Werke nicht nur gegeben, sondern bietet auch den Vortheil einer größeren Anschaulichkeit, die das Buch durchweg auszeichnet. Molière's Größe als Mensch und Dichter stets im Sinne habend, bleibt der Verfasser auch seiner Schwächen beidenfalls eingedenk. Daß er dessen Gleichgiltigkeit für die Gestaltung der Fabel und für einen sorgfältigeren Bau der Handlung mit etwas zu großer Nachsicht behandelt, wird man seiner Liebe und Verehrung für den Dichter gern zu Gute halten.

Zu wünschen wäre jedoch, daß das Buch stilistisch auf gleicher Höhe mit dem Inhaltlichen stände. Eine abkühlende Nüchternheit des Tones macht sich besonders kenntlich in der stereotypen Wiederkehr gewisser Wendungen und mancher Wiederholungen. So beispielsweise wird die Entlassung der Köchin Martine (Femmes savantes) wegen ihrer Verstöße gegen die Grammatik dreimal kurz nach einander erwähnt. Bei einer neuen Auflage, die dem verdienstvollen Buche nicht fehlen kann, müßte all derlei beseitigt werden. Für eben diese Gelegenheit hätten wir noch anderes auf dem Herzen. Gegen Schluß, S. 254 Zeile 7 aufwärts, wäre in dem angeführten Ausspruche Goethe's die Präposition für zwischen den Worten wir und unsere einzuschalten. An mehreren Stellen (S 41, 111 und 212) wird von Aegyptern geredet, wo offenbar die auf dem Theater so überaus verwendbaren Zigeuner gemeint sind. Bei Anführung der Schmähschrift Élomire hypocondre (S. 234) wäre vielleicht auf das gehässig hergestellte Anagramm in der Betitelung hinzuweisen gewesen. Schließlich wären die Angaben betreffs der Gemahlin des Prinzen von Orléans (S. 215) richtig zu stellen. Erwähnt wird die Fürstin dort als „Charlotte Elisabeth von Bayern“. Sie trug den Namen Elisabeth Charlotte (im Volksmunde „Liselotte“) und war eine pfälzische Prinzessin, was ihrem Herrn Schwager späterhin den erwünschten Vorwand für seine Verwüstungen der Pfalz darbot.

Wilh. Bolin.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 15. Berlin, den 11. Januar 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Beginn des Jahres 1902 wird denkwürdig bleiben, weil seit Jahrzehnten zum ersten Male von allen Seiten, sowohl durch Staatsmänner wie durch die Presse, die Bedeutung und der Werth des Dreibundes kritisch erörtert wurde. Diesen Zeitpunkt konnte man herannahen sehen. Er ist jetzt da, und Deutschland hat solche Auseinandersetzungen nicht zu scheuen; sie erhalten nunmehr neue Nahrung durch die Rede über den Dreibund und über die italienisch-französischen Beziehungen, die Graf Bülow im Reichstage gehalten hat.

Ein einzelner Anlaß zu diesen Erörterungen ist formell aus der Welt geschafft. Die österreichisch-ungarische Regierung mißbilligte offiziell die Behandlung der Wreschener Vorgänge im Galizischen Landtag; und das Wiener „Fremdenblatt“ bedauert in einem offiziösen Artikel die Deklaration des Fürsten Czartoryski, die er „besser hätte unterlassen sollen“, und schließt die Erörterungen mit dem Satze:

„Es ist neuerlich der Beweis erbracht worden, daß es bei der Innigkeit der beiderseitigen Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland keine Zwischenfälle geben kann, die eine Schwierigkeit bereiten können oder deren plötzliches Auftauchen zu fürchten wäre. Die stärkste Wurzel des Bundesgefühles in beiden Staaten ruht darin, daß jeder Theil in seinem Hause Herr ist. Eine solche Auffassung des Bundesverhältnisses gestattet eben auch bei jedem Anlasse jenes offene Verhalten, in dem ein werthvoller Vorzug solch vertrauensvoller Beziehungen liegt.“

Deutlicher spricht der „Pester Lloyd“, da die ungarische Regierung den Polen aus parlamentarischen Gründen vorsichtige Rücksichtnahme nicht angedeihen lassen muß. Das Blatt schreibt:

„Im galizischen Landtage verirrte sich Fürst Czartoryski in unverantwortliche Deklamationen über die Affaire von Wreschen und Gnesen.“

Und der „Lloyd“ fügt hinzu:

„Man lasse den Wreschner Fall mit allem, was sich daran geheftet hat, abgethan und begraben sein. Das österreichisch-ungarisch-deutsche Bündniß ist wohl stark genug, um — wie die Wiener Mundart lautet — einen Puff aushalten zu können; besser ist jedoch immerhin, wenn ihm auch solche Püffe, die nicht weh thun, aber einen starken Schall erzeugen, erspart bleiben.“

An dem guten Willen und an der Loyalität der in Oesterreich-Ungarn regierenden Kreise ist demnach nicht zu zweifeln. Allein die Thatsache bleibt bestehen, daß in Oesterreich Millionen Polen, Millionen Czechen und der gesammte starke Einfluß der Ultramontanen gegen Deutschland arbeiten oder doch bei jeder sich bietenden Gelegenheit gegen Deutschland zu arbeiten bereit sind. Die österreichische Regierung wird mit ihren eigenen Unterthanen und mit ihrem eigenen Parlament nicht fertig; wird sie da stark genug sein, die Bevölkerung zu meistern, wenn Polen, Czechen, Ultramontane in einem kritischen Augenblick eine antideutsche auswärtige Politik verlangen? Und wenn die Regierung sich auch zu einer antideutschen Politik nicht fortreißen läßt, wird sie stark genug sein, eine deutschfreundliche Politik mit Kraft und Nachdruck verfolgen zu können? Das ist die Frage.

Der einzelne Zwischenfall ist durchaus befriedigend erledigt; die unbefriedigenden Zustände aber in Oesterreich, die den Nährboden auch für diesen Zwischenfall abgaben, sind nicht zu beseitigen, wie wir in Deutschland leider befürchten müssen. Die deutsche Presse hat es stets vermieden, das Amt als berathender Nebenvormund für die

österreichischen Verhältnisse sich anzumaßen; man läßt sich in Deutschland damit genügen, zu sagen, was ist.

Auch in Italien versichert man, daß die römische Rede des französischen Botschafters Barrère, und daß die Ausführungen des italienischen Ministers Prinetti keineswegs bedeuten sollen, es beabsichtige das Königreich aus dem Dreibund auszuscheiden. Um so besser. Ob diese Absicht sich aber verwirklichen läßt? Gewiß, ein Flirt muß nicht zu einer Scheidung führen, aber eine Scheidung kann auch mit einem Flirt beginnen. Wir in Deutschland wünschen es nicht; doch behalten wir uns vor, die Konsequenzen kühl ins Auge zu fassen.

Der Dreibund hat die betheiligten Staaten fast ein viertel Jahrhundert vor jeder Anfechtung ihrer nationalen Existenz geschützt. Das ist etwas Großes. Erscheint diese Segnung nicht mehr groß und verlockend genug, um die drei Staaten an einander zu fesseln, so kann Deutschland seine internationale Stellung allein aufrecht erhalten. Ob aber Oesterreich-Ungarn und Italien das ebenso leicht vermögen, ohne in gefährliche Komplikationen zu gerathen? Das mag man dort entscheiden.

Es muß jedenfalls der Ansicht entgegengetreten werden, als ob Deutschland einen überwiegenden Vortheil vom Dreibund hat. Wir schätzen ihn; er war sehr werthvoll für uns, sonst hätten wir ihn nicht geschlossen, aber sein Werth ist für uns nicht mehr der alte, und nur wenn Italien und Oesterreich-Ungarn auch ihrerseits von der Nützlichkeit dieses Vertrages tief durchdrungen bleiben, kann er überhaupt eine Bedeutung für uns behalten. Wenn hierüber die Zweifel sich mehren, so ist Deutschland mit seiner Kraft und seinen friedlichen Tendenzen in der auswärtigen Politik durchaus in der Lage, auch des Dreibundes zu entbehren. Unsere Stärke und unser befriedigter Ehrgeiz, der mit den Nachbarn keine Verwicklungen zu suchen braucht, sind ausreichende Garantien für die Zukunft.

Auch die Erörterungen über unser Verhältniß zu England sind weiter geführt worden. Graf Bülow hat sich im Reichstage über die bekannten Aeußerungen Chamberlain's in Betreff unserer Kriegsführung, die so viel böses Blut gemacht haben, geäußert, und Graf Wolff-Metternich, der als unser Botschafter nach London geht, hat bei einem Abschiedsessen in Hamburg, dem Orte seiner bisherigen Thätigkeit, unsere politischen Beziehungen zum Vereinigten Königreich beleuchtet. Graf Bülow und Graf Metternich widersprachen einander scheinbar, doch nur scheinbar.

Graf Bülow nahm Stellung zur rednerischen Entgleisung eines einzelnen englischen Ministers; er war nicht freundlich gegen Chamberlain; aber Chamberlain ist nicht die englische Regierung, und Chamberlain's Rede war vor allem kein Regierungsprogramm. Wenn Graf Bülow die Chamberlain'schen Worte nochmals im Reichstage zurückgewiesen hat, so erkennt man den internationalen zwingenden Grund für solche Abwehr jedenfalls nicht nach all der bereits erfolgten Abwehr. Neben die Worte, die sich gegen eine einzelne, unbedacht hingeworfene Behauptung Chamberlain's wenden, kann aber sehr gut die Rede des Grafen Metternich treten. Er wandte sich in einer geschickten Wendung gegen unsere chauvinistischen Englandhetzer und sagte dann:

„Ich halte es auch in unserem Interesse, wenn wir dem alten Kulturvolk germanischer Abkunft jenseits des Kanals, wie in d.r Vergangenheit, so auch in Zukunft mit derjenigen Achtung begegnen, welche auch allein schon die internationale Höflichkeit erfordert.“

Gewiß; wir mißbilligen in Deutschland unverhohlen und auf allen Seiten die Politik Englands in Südafrika; aber nur ein kleiner Kreis in Deutschland vergißt darüber, was die Kultur der Welt dem Vereinigten Königreich, dieser stammverwandten Nation, zu danken hat.

Es ist nicht so, wie Chamberlain in einer neuen Rede in Birmingham gesagt hat; England sei die „am meisten gehaßte“ Nation:

„Die anderen Völker beneideten England, verleumdeten es in der häßlichsten, verdammenswerthesten und schändlichsten Weise und lauerten mit Freude auf seinen Sturz, den sie nahe wähnten. Es sei durchaus falsch, daß diese Gesinnung darin ihren Grund habe, daß die gegenwärtige Regierung, und besonders der Kolonialsekretär nichts tauge.“

Chamberlain hat seine Landsleute über die Bedeutung des südafrikanischen Krieges irregeführt; er führt sie irre über die Stimmung der Millionen außerhalb Englands. Sicher ist jedenfalls, daß die erdrückende Masse des deutschen Volkes weder England in der „häßlichsten, verdammenswerthesten und schändlichsten Weise“ verleumdet, noch auf seinen Sturz lauert. In Deutschland beklagt man nur eins, den Burenkrieg, der das politisch-moralische Ansehen der jetzigen Regierung in England untergraben hat, und der die internationale Machtstellung Englands so schwer schädigt.

Professor Michaelis in Straßburg hat, wie erinnerlich, den Herrn Ministerialdirektor Althoff heftig angegriffen; er hat behauptet, daß der Einfluß des Herrn Althoff auf die preußischen Universitäten unheilvoll gewesen ist. Es ist das gute Recht derer, die anderer Ansicht sind, Herrn Althoff in Schutz zu nehmen. Das ist geschehen.

Prof. Schmoller hat eine Anzahl Universitätslehrer zu sich gebeten, Herrn Althoff dazu, und er hat hierauf in einem sehr langen Toast, den der offiziöse Telegraph weiter verbreitete, des Näheren erläutert, wie sehr er den Gefeierten „verehrt“. Er hat diese Verehrung in einer ungewöhnlich geschmacklosen Weise zu erkennen gegeben. Er wollte zwar „keinen Weihrauchkessel anzünden und schwingen“; aber was er angezündet und geschwungen hat, war schlimmer als wohlriechender Weihrauch im Weihrauchkessel; er spendete platte Schmeicheleien. Ein Mann von Geschmack bedient sich dieser nie, gewiß nie, wenn der Gefeierte anwesend ist, und ihm Lob und Lob und immer von neuem Lob prasselnd in das Gesicht geschleudert werden muß.

Herr Schmoller gab schließlich auch für das Schicksal des Herrn Althoff eine psychologische Erklärung; er sagte:

„Räsonniren über Vorgesetzte ist ein psychologisches Bedürfniß in den meisten Ständen. Der Beamte, der Offizier, der Professor muß sich so Luft machen; wer die Dinge von außen und von unten sieht, wer gar noch gehorchen muß, der muß auch schimpfen dürfen. Friedrich der Große verstand dies; er sagte: Räsonnirt so viel Ihr wollt, aber gehorcht!“

Wenn das Portrait, das Herr Prof. Schmoller von seinen Kollegen entwirft, zutreffend wäre, wenn sie in Wahrheit das Bedürfniß haben, über Herrn Althoff als ihren „Vorgesetzten“ zu „räsonniren und dann zu gehorchen“ — dann freilich hat Herr Althoff sehr recht, die Professoren so zu behandeln, wie er es thun soll. Herr Professor Schmoller aber mit seinem Syruphymnus auf den „Vorgesetzten“ und seinem Programm des „Räsonnirens aber Gehorchens“ stellt jenen Typus des deutschen Professors sicher nicht dar, für dessen Selbständigkeit man sich zu begeistern Veranlassung hätte. Prof. Schmoller wenigstens würde einen Althoff verdienen, wie ihn Michaelis gezeichnet hat.

Ob bei solchen Ausführungen allen anwesenden Professoren ganz wohl gewesen ist? Es wäre bedauerlich. Die Stellung der preußischen Professoren hat Herr Schmoller jedenfalls nicht gehoben.

Und die Stellung Althoffs auch nicht. Der Toast, der ausgebracht wurde, ist bezeichnender für Herrn Schmoller als für Herrn Althoff, und was beweist überhaupt ein Toast gegenüber sachlichen Darlegungen.

Uns scheint nur eines; wenn ein einziger Journalartikel solch eine Wirkung hat, und wenn man die Stellung des Angegriffenen um eines Artikels willen in solcher krampfhaften und übertriebenen Weise zu festigen sich bemüht, dann muß jener Artikel stark sein, weil er nur allzu viel objektive Wahrheit enthält. Das werden sich alle Jene sagen, die geneigt sind,

den Fall Althoff ruhig zu prüfen. Herr Althoff wird daher als kluger Mann, der er ist, Herrn Schmoller schwerlich dankbar sein können.

Der sozialwissenschaftliche Studentenverein in Berlin ist vom Rektor der Universität aufgelöst worden. Der Rektor hat sich hierzu entschlossen, weil er glaubte annehmen zu dürfen, daß eine seiner Anordnungen, — betreffend die Betheiligung von Damen an den Vorträgen und Diskussionen — von der Vereinigung umgangen worden sei. In jedem Falle ist die Auflösung in hohem Grade bedauerlich. Im sozialwissenschaftlichen Studentenverein bethätigte sich ein überaus reges Streben, Klarheit zu gewinnen über die Probleme des modernen wirthschaftlichen und politischen Lebens; zu den Vortragenden gehörten hervorragende Männer der verschiedensten Schulen und Richtungen. Daß eine solche Quelle der Bildung und Anregung für die studirende Jugend versiegt, ist ein Verlust. — Hoffentlich läßt sich ein Ausweg finden.

In Jena hat ein Offizier einen Studenten erschossen. In der Sylvesternacht Morgens zwischen 5 und 6 Uhr — diese Angaben genügen zur Charakteristik der Situation — fand die Forderung statt. Die Folge ist der Tod eines jungen strebenden Mannes. Hoffentlich steigert sich die Empörung der Bevölkerung über solche Vorgänge endlich so sehr, daß diesem kommentmäßigen Morden in unserer zivilisirten Welt ein Ende gemacht wird.

Der chinesische Hof ist nach Peking zurückgekehrt. Damit ist die Episode der Boxerbewegung geschlossen; doch die Todten stehen nicht wieder auf.

Der russische Staatsrath von Bloch ist gestorben; eine eigenartige Gestalt, ein Geschäftsmann, ein Millionär und Idealist, der sich die Aufgabe gestellt hatte, den Krieg zu bekämpfen, indem er die Unmöglichkeit darzuthun suchte, bei der verheerenden Wirkung moderner Waffen Kriege zu führen. Wer wird das Ziel solches Strebens erleben?

* * *

Graf Posadowsky und die geschichtliche Wahrheit.

Die gegenwärtig noch in Kraft stehenden Handelsverträge des Deutschen Reiches, welche das Ergebniß der deutschen Handelspolitik der Jahre 1891 bis 1894 sind, haben bei der ersten Berathung der Zolltarifvorlage im Reichstage heftige Angriffe und entschiedene Vertheidigung gefunden, aber nur aus den Reihen der Abgeordneten. Die Herren, welche vom Bundesrathstische sprachen, haben sich in dieser Frage vollkommen indifferent gezeigt. Wie nachdrücklich sie auch erklärten, daß der Abschluß langfristiger Handelsverträge angestrebt werden müsse und solle, sie fanden kein Wort der Rechtfertigung, geschweige denn der Anerkennung für die bestehenden Verträge. Es würde freilich auch ein sehr gewagtes Beginnen gewesen sein, mit der Vertretung dieses Zolltarifs die Vertretung der bisherigen Handelspolitik sachlich vereinigen zu wollen. Eine Bemerkung über die Handelsverträge ist indessen doch vom Bundesrathstische gefallen, die um ihres Inhalts wie um ihres Urhebers willen eine nähere Beleuchtung verdient. Sie zielt, wenn auch nicht dem Wortlaut, so doch dem Sinne nach auf einen Mann, der heute nicht mehr antworten kann, weil er seit Jahren im Grabe ruht, auf den Grafen Caprivi.

Diese Bemerkung rührt von dem Staatssekretär des Reichsamts des Innern Grafen Posadowsky her. In die einleitenden Worte zu Citaten, welche er aus Reichtagsreden des früheren Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes Freiherrn Marschall von Bieberstein machte — um den neuen Zolltarif als eine natürliche Konsequenz der Caprivi'schen Handelsverträge hinzustellen! — flocht er die Bemerkung ein:

„Der Freiherr v. Marschall, der doch, man kann das wohl sagen, die Seele der Handelsvertragspolitik des Jahres 1891/92 war."

Was Graf Posadowsky in diesen Worten als etwas hinstellt, was allgemein bekannt sei, ist vielmehr im Gegentheil eine durchaus neue Entdeckung. Niemand wird die Verdienste verkennen wollen, welche Freiherr von Marschall sich in den Kämpfen um die Handelsverträge als Mitarbeiter und Mitstreiter des Grafen Caprivi erworben hat, und insbesondere werden alle Freunde der Handelsvertragspolitik bereitwillig anerkennen, wie er in der Vertheidigung der Handelsverträge und in der Bekämpfung der agrarischen Agitation, auch nach der Entlassung Caprivi's bis zu seinem eigenen Sturz, hinausgewachsen ist über den Schutzzöllner, der er ursprünglich gewesen war. Aber der Träger der deutschen Handelsvertragspolitik der Jahre 1891 bis 1894 und die Seele dieser Politik war Graf Caprivi.

Es muthet seltsam an, daß man diesen Satz heute noch unter Beweis stellen muß, unter Beweis stellen muß gegenüber einem Manne von der Stellung des Grafen Posadowsky. Das allgemeine Urtheil müßte ja bis heute schwer geirrt haben, wenn er mit seinem Urtheil Recht hätte. Man hat bisher allgemein unbedenklich und unbeanstandet von „Caprivi'scher" Handelsvertragspolitik gesprochen, wie man von „Bismarck'scher Zollpolitik" gesprochen hat, die Freunde in gutem Sinne, die Gegner in bösem Sinne, alle aber in dem Sinne, daß mit dem Namen zugleich der wirkliche, geistige Träger dieser Politik bezeichnet werden sollte. Und dieses allgemeine Urtheil hat mit allem Nachdruck der Mann bestätigt, der Caprivi an die leitende Stelle berufen, der deutsche Kaiser. Als er bei dem Festmahl, welches am 18. Dezember 1891 zur Einweihung des Kreishauses Teltow stattfand, die erste Nachricht von der Annahme der Handelsverträge im Reichstage mittheilte, sprach er die denkwürdigen Worte, die heute mehr als je wieder angeführt zu werden verdienen:

„Wir verdanken dieses Ergebniß der Arbeit des Reichskanzlers von Caprivi. Dieser schlichte preußische General hat es verstanden, in zwei Jahren sich in Themata einzuarbeiten, die zu beherrschen selbst für den Eingeweihten außerordentlich schwer ist. Mit weitem politischen Blick hat er es verstanden, im richtigen Augenblick unser Vaterland vor schweren Gefahren zu behüten. Es ist selbstverständlich, daß einzelne Interessen Opfer bringen müssen, damit das Wohl des Ganzen vorwärts gebracht werde. Ich glaube aber, daß die That, die durch Einleitung und Abschluß der Handelsverträge für alle Mit- und Nachwelt als eines der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse dastehen wird, geradezu eine rettende zu nennen ist. Der Reichstag in seiner größten Mehrheit hat gezeigt, daß er den weiten politischen Blick dieses Mannes erkennt und sich ihm anschließt, und es wird dieser Reichstag sich einen Mark- und Denkstein in der Geschichte des Deutschen Reiches damit gesetzt haben. . . . Ich bin überzeugt, nicht nur unser Vaterland, sondern Millionen von Unterthanen der anderen Länder, die mit uns bei dem großen Zollverband stehen, werden dereinst diesen Tag segnen."

Es ist, gegenüber der Behauptung des Grafen Posadowsky, besonders bedeutsam, wie in diesen Worten der Monarch, dessen persönliches Eingreifen in Staatsangelegenheiten doch bekannt ist, seine Person ganz zurückstellt und nur der Verdienste, der recht eigentlich persönlichen Verdienste seines Kanzlers gedenkt.

Und mit diesem Urtheil stehen auch alle Thatsachen, die bisher bekannt geworden sind, in Uebereinstimmung. Als Caprivi seine überaus schwierige Stellung 1890 übernahm, fand er im Reichskanzleramt umfangreiche Vorarbeiten für Verhandlungen über einen Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn vor, aber nach den Angaben des Fürsten Herbert Bismarck in seinen Reichstagsreden und den Mittheilungen, welche unter Berufung auf ihn die Abgeordneten Dr. Hahn und von Kardorff ebenfalls im Reichstage

gemacht haben, war dabei beabsichtigt, zunächst einen neuen autonomen Zolltarif mit wesentlich erhöhten Sätzen aufzustellen und dann erst in Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn einzutreten. Es bestand also die Absicht, denselben verfehlten Weg zu beschreiten, der mit dem jetzigen Zolltarifentwurf eingeschlagen werden soll. Zum Heile Deutschlands ließ sich Caprivi nicht auf diesen Irrweg locken, sondern nahm den damals bestehenden Zolltarif als Grundlage der Verhandlungen. Die ersten Vorbesprechungen über eine handelspolitische Annäherung zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn haben im September 1890 gelegentlich der Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm mit dem Kaiser Franz Joseph in Rohnstock stattgefunden. Freiherr von Marschall war zwar bereits am 1. April desselben Jahres zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt worden, aber er ist überhaupt nicht in Rohnstock gewesen. Dagegen war Caprivi anwesend und er hat mit dem damaligen gemeinsamen Minister der auswärtigen Angelegenheiten für Oesterreich-Ungarn Grafen Kalnocky diejenigen Besprechungen gepflogen, welche die eigentlichen Verhandlungen über einen Handelsvertrag vorbereiteten. Als dann der Abschluß der vier „großen“ Verträge erfolgt war, war es Caprivi, der sie am 10. Dezember 1891 im Reichstage vorlegte mit jener großen Rede, welche ebenso die wirthschaftliche Lage Deutschlands treffend schilderte wie ein daraus hergeleitetes handelspolitisches Programm klar aufstellte. Wie bedeutend auch der Antheil des Freiherrn von Marschall an der parlamentarischen Vertretung der Handelsverträge im weiteren Verlaufe der Reichstagsdebatten gewesen ist, in der ganzen Zeit seiner Kanzlerschaft hat Caprivi dabei doch immer die leitende Stelle eingenommen. Die geflügelten Worte, welche aus den damaligen Kämpfen entsprungen, hat er geprägt; der „Mann ohne Ar und Halm“ und „wenn wir nicht Waaren exportiren, müssen wir Menschen exportiren“, sind von ihm gesprochen, weil er die leitenden politischen und wirthschaftlichen Gedanken als Staatsmann bis zu ihren vollen praktischen Konsequenzen durchgedacht hatte.

Es leben aber auch heute noch Männer genug, welche aus persönlichem Verkehr bezeugen können, daß Caprivi in Wahrheit die Seele der nach ihm benannten Handelsvertragspolitik war. Als im Frühjahr 1891 die Preise für Roggen auf die Höhe von Nothstandspreisen gestiegen waren und von vielen Seiten, nicht nur von liberaler Seite, die zeitweilige Aufhebung der Zölle auf Brotkorn gefordert wurde, erhielt der Verfasser dieser Zeilen von dem damaligen Reichskanzler die Aufforderung, ihn zu einer Besprechung der zoll- und handelspolitischen Fragen zu besuchen. Auf die damals stattgehabte einstündige Besprechung folgte sehr bald, auf mein eigenes Ersuchen, eine zweite Unterredung von gleicher Dauer. Ich bin damals von ihm geschieden mit der Ueberzeugung, daß er diese Fragen, denen ich doch selbst den größten Theil meiner Lebensarbeit gewidmet habe, mit weitem staatsmännischen Blick erfaßt und bemeistert hatte. Caprivi hat in jener Zeit, wo die Agitation für Suspension der Getreidezölle in Deutschland ihm für die Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn störend war, mit mehreren Abgeordneten verschiedener Parteien ähnliche Besprechungen über dieselben Fragen gehabt; keiner wird einen anderen Eindruck empfangen haben, als den, welchen ich empfangen habe.

Endlich aber sollte doch auch der Verstorbene in einer Sache, die ihn so nahe angeht, selbst gehört werden. Als der Abschluß der Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz unmittelbar bevorstand, benutzte Caprivi am 27. November 1891 die erste Berathung des Etats im Reichstage zu einer politischen Rede, in der er aussprach, er hoffe, daß er in der zweiten Dezemberwoche in der Lage sein werde, im Hause die Handelsverträge einzubringen. Unmittelbar fuhr er fort:

„Selten in meinem Leben bin ich schaffender Freude so nahe gewesen, wie in diesem Augenblick, wo die Verträge ihrer Vollendung entgegensehen.“

Diese Worte lassen keinen Zweifel darüber, daß Caprivi die Handelsverträge als **sein** Werk ansah. Sie sind aber auch charakteristisch für den Mann. Er spricht nicht mit der falschen Bescheidenheit, die im Grunde nur verkappter Stolz ist, er spricht nur mit der Genugthuung, die jeder Mensch über ein wohlgelungenes Werk, das er geschaffen, empfinden muß, wenn er nicht selbst des Urtheils bar sein soll. Er spricht in dem überzeugenden Tone der Wahrheit wie ein Mann, der, frei von persönlichem Interesse, nur geleitet ist von dem sachlichen Streben, für sein Vaterland Gutes zu schaffen.

Wie kommt, muß man billig fragen, in handgreiflichem Widerspruch mit allen angeführten Thatsachen und Zeugnissen, Graf Posadowsky dazu, die „Seele der Handelsvertragspolitik“ für Freiherrn von Marschall zu reklamiren? Liegt doch in seiner Behauptung der Vorwurf, daß Caprivi, an dessen Lauterkeit der Gesinnung und des Charakters bisher sich auch der erbittertste Gegner nicht herangewagt hat, eine Politik als seine eigene vertreten, allen Ruhm und alle Ehre, welche sie anfangs einbrachte, hingenommen habe, obwohl ihm bekannt sein mußte, daß die Seele dieser Politik garnicht er, sondern ein anderer Mann war. Mancher mag vielleicht annehmen, daß Graf Posadowsky in seiner amtlichen Stellung von solchen Fragen mehr wissen müsse, als alle Außenstehenden. Diese Annahme ist jedoch völlig unzutreffend. In den Jahren 1891/92, von denen er gesprochen, lebte Graf Posadowsky, aller großen Politik fern, als Provinzialbeamter, als Landeshauptmann der Provinz Posen, in Posen. Erst am 12. August 1893 ist er zum Staatssekretär des Reichsschatzamts ernannt worden. Bei der Berathung des Handelsvertrags mit Rußland ist er auch im Reichstag erschienen, er hat aber nur an den Verhandlungen über das Gesetz, durch welche der Nachweis der Identität bei der Getreideausfuhr aufgehoben worden ist, persönlich theilgenommen. Aber Graf Posadowsky ist in dieser Sache nicht einmal ein einwandsfreier Zeuge, denn seine ganze Darstellung ist von einer bestimmten Tendenz geleitet. Er will den Zolltarifentwurf in Beziehung setzen zu den Handelsverträgen der Jahre 1891/94, er will nachweisen, daß die Caprivische Handelsvertragspolitik in nothwendiger Konsequenz den Posadowsky'schen Tarif habe zeitigen müssen. Der einzige Zeuge, den er hierfür ins Feld führen zu können glaubt, ist der Freiherr von Marschall. Je höher dieser Mann erscheint, um so schwerer würde sein Zeugniß ins Gewicht fallen. Aktenmäßig, ressortmäßig mögen die Verhandlungen über Handelsverträge zu den Obliegenheiten des Auswärtigen Amtes gehören. Aber als leitender Staatsmann steht über allen Staatssekretären der Reichskanzler, das hat doch auch der jetzige Reichskanzler dem Grafen Posadowsky vor versammeltem Reichstag in der Bueck'schen Affaire deutlich bewiesen.

Den Mann, der im stillen Skyren den ewigen Schlaf schläft, kann der Streit über seine Verdienste um die Handelsvertragspolitik nicht mehr kümmern. Alle Gegner der Handelsvertragspolitik haben ihre Angriffe und Verunglimpfungen gegen ihn gerichtet, weil sie in ihm die „Seele“ dieser Politik sehen. Diejenigen, die mit dem Kaiser in den Handelsverträgen eine rettende That erblickten und noch heute erblicken, bewahren dankbar das Andenken an ihn als das Andenken an den einsichtigen, thatkräftigen und charakterfesten Träger dieser Politik; sie dürfen vertrauen, daß in der Zukunft der unparteiische Richterspruch der Geschichte ihnen Recht geben wird, sie dürfen aber darum auch heute nicht ruhig zusehen, daß von seinem Grabe der ihm gebührende Kranz gerissen wird.

M. Broemel.

Rußlands Kulturentwicklung.

Seit einem Menschenalter nehmen die Leistungen der hervorragendsten Dichter Rußlands, durch tüchtige Uebersetzungen in europäische Kultursprachen allgemeiner zugänglich gemacht, einen Ehrenplatz in der zeitgenössischen Litteratur ein. Den drei großen Namen Turgenjew, Dostojewsky und Tolstoj haben sich mittlerweile jüngere beigesellt, die einer ebenso vielseitigen Aufmerksamkeit nicht nicht weniger würdig sind. Allgemach erweitert sich diese Aufmerksamkeit auch auf die Vertreter der russischen Wissenschaft, soweit sie namentlich dortige Zustände, den Entwicklungsgang der Kultur im östlichen Riesenreiche zum Gegenstande hat und solchenfalls zuverlässigere und vollständigere Aufschlüsse ertheilen kann, als dies durch Ausländer möglich, auf deren Mittheilungen man bisher angewiesen war. Unter dem in solcher Hinsicht Werthvollen, selbstverständlich den europäischen Lesern in einem ihnen vertrauten Idiom zugeführt, steht das Werk von Paul Milukow obenan: „Skizzen russischer Kulturgeschichte“. Im Frühling 1899 beim Erscheinen des 1. Bandes dieser vom Verfasser durchgesehenen Deutschen Ausgabe*) wurde in den vorliegenden Blättern auf den verdienstvollen Autor selbst hingewiesen unter Zusage einer eingehenden Würdigung seines Werkes, sobald dessen Publikation weiter vorgeschritten sein würde. Der kürzlich erschienene zweite Band veranlaßt das Einlösen des damaligen Versprechens, obwohl wenigstens noch ein dritter Band aussteht, dem man nach genommener Kenntniß der beiden veröffentlichten mit größter Spannung entgegensehen wird.

Gleich ausgezeichnet sowohl durch die Reichhaltigkeit des dargebotenen Materials wie namentlich durch die dem Stande der heutigen Wissenschaft durchaus ebenbürtige Behandlung desselben, spricht dieses gediegene Werk, wie schon bei der vorläufigen Anmeldung zu erwähnen war, ganz besonders durch seine reinmenschliche, über nationalistische wie konfessionelle Vorurtheile gleich erhabene Gesinnung an. Damit ist zugleich gesagt, daß der Autor eine dem heutigen offiziellen Rußland und dessen die öffentliche Meinung durch eine monopolisirte Presse beherrschenden Anhang durchaus entgegengesetzte Richtung einhält. Der hochgradigen Begeisterung für alles Eigene, welche sich in gehässigster Anfeindung alles Fremden, womit alle Einflüsse von Kultureuropa gemeint sind, nicht genug thun kann, stellt der Autor die einfache Thatsache entgegen, daß alle geschichtliche Entwicklung im Erweitern und Befestigen der freien Beziehungen zwischen den Kulturnationen bestehe, und daß Rußland selbst, durch seine vor zwei Jahrhunderten stattgehabte Annäherung an Westeuropa, aus den Verhältnissen einer rückständigen Abgeschlossenheit herausgetreten, die durch keine Menschenmacht wiederbelebt werden kann. Viele dieser Vergangenheit gehörende Faktoren sind noch vorhanden und machen sich überwiegend geltend, vor allem die weltabgekehrte Glaubensmacht der Kirche und der eng ihr verbündete Absolutismus mit seinen anscheinend eine unfehlbare Allmacht ausübenden Organen. Bei aller seit je aufgewandten Energie und Umsicht lassen sich doch die Gesetze des geschichtlichen Wachsthums nicht meistern: die Erfordernisse der ökonomischen Entwicklung, welche die unabweisbare Voraussetzung menschlicher Wohlfahrt bilden, gestatten kein Verharren in abgelebten, diesem Zwecke hinderlichen Staats- und Gesellschaftsformen; und eben die nämlichen Gesetze fördern die Verwirklichung einer vollbewußten menschlichen Thätigkeit, deren Streben zu einer möglichsten Uebereinstimmung mit allgemein menschheitlichen Lebensidealen nothwendig hindrängt.

Ueberzeugend wird solches in den einzelnen Hauptabschnitten dargethan. Das Mißverhältniß zwischen der territorialen Ausdehnung und der im Vergleich zu Kultureuropa geringen Bevölkerungsdichte erweist sich als eine wesentliche Ursache der ökonomischen Rückständigkeit, die um so nachhaltiger wirkt, als von offizieller Seite dauernd Gebietserweiterungen angestrebt werden, während ein großer Theil der Bevölkerung noch nicht zu seßhafter Lebensweise und einer dem angemessenen wirthschaftlichen Thätigkeit gelangt ist. Daß die wirthschaftlichen Zustände in ihrer Gesammtheit demnach keineswegs musterhaft und den reichen natürlichen Hilfsquellen des Landes entsprechende sind, wird aus den dabei bestimmenden Faktoren erklärt, wie sie in der Art der Bodenbearbeitung, im Charakter des Handels und der Verkehrsmittel und in der Beschaffenheit des dortigen Kreditwesens sich kenntlich machen. Durch seine vor zwei Jahrhunderten vollzogene Annäherung an vorgeschrittenere Kulturgebiete zu einem Bruch mit seinen primitiven wirthschaftlichen Verhältnissen angewiesen, ist Rußland wohl immer mehr von seiner Vergangenheit abgekommen, ohne sich deswegen an die ökonomische Entwicklung der europäischen Mitwelt gebührend anzuschließen. Alle dort gebotenen Kulturvortheile, soweit sie namentlich dem in der Regierung und ihren Organen konzentrirten Staatswesen förderlich, sich eifrig aneignend, beharrt es doch bei gewissen primitiven Daseins- und Arbeitsformen, neben denen eine künstlich gezüchtete Industrie aufgekommen, deren Resultate in keinem Verhältniß zu den ihr gewordenen Schutzmaßregeln stehen. Indem die Staatsverwaltung hauptsächlich Entfaltung und Unterhalt ausgedehnter Heeresmassen bezweckt, treten alle übrigen Rücksichten dagegen zurück, und so trägt beispielsweise das russische Verkehrswesen vielfach das Gepräge eines nur jenem Zweck dienenden Zusammenhangs, dessen Unzulänglichkeit für andere wichtige Lebenserscheinungen sich besonders in den während der letzten Zeit wiederkehrenden Hungerjahren fühlbar machte, weil Kanalbauten und Chausseewesen ebensowenig in einander greifen, wie ihnen die inzwischen hergestellten Eisenbahnlinien von ausreichendem Nutzen sind. Belangvoll sind ferner die Ausführungen über die Entwicklung der sozialen Verhältnisse, wobei die vor vierzig Jahren durchgeführte Bauernbefreiung zur Sprache kommt; auch hier tritt jenes Schwanken zwischen fortschrittlichem Streben und mehr oder weniger gewolltem Beharren im Rückständigen, die eben gedachte wichtige Reform vielfach erschwerend, zu Tage.

Die überaus lehrreiche Darstellung der Schul- und Bildungsverhältnisse weist die nämlichen Gegensätze im Verhalten von Oben her auf: nach gewonnener Einsicht thatsächlich vorhandener Mängel und Uebelstände ein redliches, obschon gewöhnlich überhastetes Bemühen um Abhilfe, worauf dann, sobald der größere Bildungsbedarf sich einstellt, das primitive Niveau intellektueller Zustände, anderwärts als beschränkter Unterthanenverstand hochgeschätzt, durch allerhand restriktive Verfügungen thunlichst beizubehalten gesucht wird. Ganz besonderes Interesse bietet die Uebersicht der Litteratur- und Kunstentwicklung, weil es sich hier um ein Geistesleben handelt, welches, vorwiegend ohne eigentliche Förderung von Oben her, mehrfach auch ihrem Einfluß entgegenwirkend, ausschließlich als ein natürliches Ergebniß der einstigen Annäherung an Kultureuropa sich behauptet. Obwohl inhaltlich, nach einer Uebergangsepoche bloßer Nachahmung, nunmehr durchaus national, tragen diese Erzeugnisse, durch berufene Vertreter zu wahrhafter Vollendung erhoben, einen allgemein menschlichen Charakter, der ihnen das Verständniß und die Anerkennung der älteren Kulturvölker zusichert. Zunächst wohl von einem durch günstige Umstände bevorzugten Bevölkerungstheile getragen, erweist sich diese zweifellos selbständig humanitäre Entwicklung dem Autor „als ein Voranschreiten jener Bevorzugten auf der weiten Straße der russischen Aufklärung, auf welcher sie von den zurückgebliebenen Brüdern allgemach eingeholt werden, weil bei diesen der Bildungsdrang zu einer lebendigen Kraft angewachsen, während die intelligente russische Litteratur im buchstäblichen Sinne eine durchaus volksthümliche zu werden sich anschickt“.

*) Verlag Otto Wigand in Leipzig.

Für eine eingehendere Kenntnißnahme all dieser Ausführungen erlauben wir uns auf das vortreffliche Werk selbst zu verweisen. Ein Blick auf den Entwicklungsgang des russischen Religionswesens möge hier zur Veranschaulichung sowohl der Darstellungsweise wie der Ueberzeugungen des Autors dienen. Bei der Ueberfülle des Materials und dessen reichlich umständlicher Behandlung muß unsere Wiedergabe, auch bei gedrängter Zusammenfassung des Hauptsächlichen, eine gewisse Freiheit des Verfahrens sich vorbehalten.

In den Bereich „westlicher" Kultur ist Rußland mit Annahme des Christenthums getreten. Bekanntlich geschah es von Byzanz aus, dessen Bekenntnißform nach nahezu siebenhundertjährigem Bestand in der mittlerweile erreichten Stabilität des Dogmatischen und Rituellen hier eingeführt wurde, und zwar von Oben her, genau wie sieben Jahrhunderte später die Annäherung an die weltliche Kultur von Westeuropa. Den nationalistischen Ultras gilt diese spätere Annäherung als ein Unglück, wogegen sie in jener einen Segen begrüßen, allerdings damit erklärlich, daß die Annahme eines „die Gottheit auf allein richtige Weise preisenden Ritus" — dies der wörtlich genaue Sinn der von gedachter Bekennerschaft sich selbst gegebenen Bezeichnung Prawoslawny — eine hinlängliche Grenzscheide gegen die als irrig und verwerflich anzusehenden Religionen bildet. Bis zum Einbruch der Mongolen 1223 verharrte die russische Kirche in völliger Abhängigkeit von der hierarchischen Centralstelle zu Konstantinopel, von welcher aus alle höheren Kirchenämter mit eigenen Leuten besetzt wurden; die aus Einheimischen genommene niedere Geistlichkeit verblieb langehin schriftunkundig, die Formeln des Gottesdienstes nur auf dem Wege mündlicher Mittheilung sich aneignend. Diesem Mißstand ward binnen der 250 Jahre währenden Mongolenherrschaft abgeholfen. Nach Abwerfen derselben 1462 — gegen ein Jahrzehnt nach Einnahme Konstantinopels durch die Türken — war die Bedeutung der einheimischen Geistlichkeit eine so wesentliche geworden, daß die ehemalige Abhängigkeit von Byzanz nur in der Anerkennung des dortigen Patriarchen als kirchlichem Oberhaupt bestehen blieb, bis auch dieses Band ein Jahrhundert später durch Einsetzung eines eigenen Patriarchen zu Moskau gelöst wurde. Innerhalb eben dieses Jahrhunderts entwickelte sich die in der Folgezeit mit besonderer Vorliebe gehegte Theorie vom heiligen Rußland und dessen segensreicher Weltmission, die aufs trefflichste zur offiziellen Expansionspolitik stimmt. Hiernach ist Moskau das „dritte Rom", berufen zur Herrschaft über alle Christen der Welt, weil ihm allein die Wahrung des rechten Glaubens bis zur zweiten Auferstehung Christi anheimgegeben worden. Das erste Rom gerieth in Verfall auf Grund seiner Lossagung von der christlichen Gemeinschaft, durch allerhand Irrlehren dazu vermocht; hierdurch zum zweiten Rom geworden, kam Byzanz um dieses Vorrecht, indem es seiner Verirrungen halber „den Söhnen Hagar's" in die Hände gegeben ward. Zu einem vierten Rom wird es der dreieinige Gott nicht kommen lassen, weil nicht nur „die Sonne echter Frömmigkeit" über dem dritten leuchtet, sondern dessen Kirche selbst eine unmittelbare Gründung der Apostel ist. Nicht von den Griechen empfing das Zarenreich den christlichen Glauben, es erhielt seine Heilslehre „durch den heiligen Andreas, den Bruder des Apostels Petrus, als er auf seinem Wege nach Rom" durch die betreffenden Länder gewandert. Trotz ihres nationalistischen Anstrichs ist bei dieser Lehre die Anlehnung an ein „westliches" Vorbild unverkennbar. Die damit erstrebte Lossagung von der Vormundschaft des „zweiten Rom" wurde immerhin erreicht, und zwar unter werkthätiger Mitwirkung seitens der Fürstengewalt, die es ihrerseits nicht verabsäumte die Kirche sich unterthänig zu machen und dieselbe allgemach in die Zahl der Staatsinstitute einzureihen. Innerhalb dieser Entwicklung selbst, die genau um die Zeit der Anknüpfung mit Westeuropa vollzogen war, hat sich der Lehrgehalt, ungeachtet mancher nur Aeußerlichkeiten betreffender Reformen, bekanntlich unverändert erhalten. Eben diese offizielle Kirche ist es, auf welche sich der chauvinistische Nationalismus, unter Hinweis auf ihre Unwandelbarkeit und der damit angeblich erwiesenen tiefen Wurzeln im lebendigen Volksbewußtsein, seit der späteren Hälfte des jüngstverflossenen Jahrhunderts beruft. Aber diese nämliche Kirche hat vor unseren eigenen Augen den Bannfluch über den größten und edelsten Dichter Rußlands ausgesprochen, womit für alle Außenstehenden, bei denen der Vorgang ein gerechtes Aufsehen erregte, deutlich wurde, daß es mit jener gerühmten Einheitlichkeit des Volksglaubens dort wohl nicht ganz richtig sein dürfte.

Nach der Behauptung der offiziellen und offiziösen Nationalisten soll das byzantinische Christenthum, namentlich im Hinblick auf seine Stabilität, dem russischen Volksgemüth durchaus homogen sein. Jedenfalls hat sich die russische Bevölkerung als solche mit der Annahme dieser Heilslehre nicht übereilt, nachdem sie damit von landesväterlicher Seite bedacht worden war. Bis zum Einbruch der Mongolen, also von 988 bis 1223, beharrte das Volk, vom Mitmachen anbefohlener Ritualien abgesehen, innerlich im angestammten Heidenthum. Erst mit jener schweren Heimsuchung bekam das Christenthum dort die tiefere Bedeutung, der es seine Verbreitung beim Niedergang der antiken Welt verdankt: den Mühseligen und Beladenen ein Trost und Halt zu sein. Obgleich auch dann noch vorwiegend im Ausüben gewisser Aeußerlichkeiten bestehend, war es doch zu einem bewußt gefühlten Lebensinhalt geworden, zu einem lebendigen Glauben, dem es, wie in den Zeiten des Urchristenthums, an der mündlichen Ueberlieferung der Hauptlehren und der nöthigen Gebete vollauf genügte, ohne daß man hier um die dogmatischen Subtilitäten sich kümmerte, mit denen die Vertreter der Kirche während der drittehalb Jahrhunderte bis zum Abwerfen des Mongolenjoches die künftige Lossagung von Byzanz vorbereiteten. Als dieses vollzogen war, fand sich die Kirche ihrerseits bewogen, anläßlich der ihr zugefallenen Pflege der „rechten Gottesverehrung", eine genaue Durchsicht der ihren Lehren zu Grunde liegenden Schriftquellen vorzunehmen. Zeitlich fällt dieser Vorgang in die spätere Hälfte des 17. Jahrhunderts, wo die durch die Reformation in Westeuropa heraufbeschworenen Religionskriege bereits durchgekämpft waren. Die Reformarbeit der russischen Kirche, auf das Reinformelle beschränkt, erwies sich doch als eine so einschneidende, daß sie zu einer Spaltung innerhalb der Bekennerschaft führte. Neben der großen Zahl, die sich den Verfügungen der Kirche willig hingab, behauptete sich ein ansehnlicher Theil, der am „alten Glauben" und seinen Bräuchen mit äußerster Zähigkeit festhielt. Obgleich es sich dabei um bloße Aeußerlichkeiten handelte — Art der Bekreuzigung, Beibehalten oder Weglassen gewisser Ausdrücke in den Gebeten, die Wortfolge darin, Einzelheiten in den Fastenbräuchen und dergleichen mehr — so tritt doch hier unverkennbar ein Trieb zu selbständiger Religionsauffassung, die Bethätigung wirklicher Selbstprüfung hervor. Dieses war der offiziellen Kirche, der es bei ihrer Bekennerschaft um eigenes Denken keineswegs zu thun war, durchaus nicht zu Sinn, namentlich da diese Regungen zum Austritt aus dem kirchlich gewollten geistigen Stillstand fast durchgehends mit spontaner Aneignung des Lesens, mithin eine unmittelbare Prüfung der heiligen Schrift ermöglichend, sich äußerten.

Zunächst trug dieses außerkirchliche Christenthum einen ausgeprägt asketischen Charakter. Die auf kirchlicher Ueberlieferung gegründete Erwartung des als nah bevorstehend angesehenen Weltendes, wie sie im Laufe des 17. Jahrhunderts auch dem Westen nicht fremd war, dort jedoch nur so poradisch zu einem entsprechenden Verhalten führte, machte sich hier um die zweite Hälfte des nämlichen Jahrhunderts mit leidenschaftlicher Vehemenz geltend. Beim angenommenen Zeitpunkt für die Katastrophe kam es in vielen Gegenden Rußlands zu ernstlichen Vorbereitungen. In Sterbegewänder gehüllt und eingesargt, harrten die auf weiten Feldern versammelten Scharen tagelang auf den Posaunenschall zum jüngsten Gericht. Die apokalyptische Vorhersage

vom Weltuntergang durch Feuer führte späterhin zu selbstgewollten Massenverbrennungen, die unter den inzwischen seitens der Kirche entfesselten Verfolgungen kolossale Dimensionen annahmen. Innerhalb der zwei Jahrzehnte seit Eintritt des Schisma betrug die Zahl der solchem Selbstmord Erlegenen über 20 000; bei einzelnen Bränden sollen an 2500 Personen jedes Alters und Geschlechts ums Leben gekommen sein. Die Ueberreizung der Gemüther legte sich allgemach von selbst: die Erwartung des Weltendes trat aus dem akuten Zustand in einen latenten über, eine weltabgekehrte Lebensanschauung und Lebensführung bei den immer zahlreicher werdenden Gläublern fördernd. Ihre Reihen mehrten sich ansehnlich unter Peter I., der diese durch Fleiß, Betriebsamkeit und Wohlstand hervorragenden Gemeinden zu Steuerzwecken auszunutzen vorzog, statt sie, wie seine unmittelbaren Vorgänger, durch grausame Maßregeln und nichts fruchtende Hinrichtung einzelner Mitglieder zu erbittern. Die asketische Glaubensrichtung der russischen Schismatiker zeitigte noch weitere Erscheinungen von strenger Weltabkehr. Eine dieser Abzweigungen, die der sogenannten Chlysten, fröhnte einem entschiedenen Quietismus und lebte in stiller Beschaulichkeit unter Beschränkung auf die allernöthigste Arbeit dahin. Eine andere Gruppe verachtete sogar die Arbeit als „eitel“: ihre Bekenner ergaben sich einem unsteten Wanderleben — der echte Christ soll ja bloßer Erdenpilger sein — und ließen sich durch Almosen seitens der „Weltgesinnten“ bis zu ihrem innigst herbeigesehnten Lebensende ernähren. Eine noch weiter gehende Verschärfung asketischen Lebensverhaltens als die in den angeführten Gruppen, und wie diese ebenfalls allen Regierungsmaßregelungen beharrlich widerstehend, zeigt die am Ende der 60er Jahre des 18. Jahrhunderts aufgekommene Bekennerschaft, welche die einst vom Kirchenvater Origenes an sich vorgenommene Verstümmelung zum Kennzeichen ihrer Zugehörigkeit gemacht hat.

Weit über diese, dem offiziellen Kirchenglauben bei allem rituellen Abweichen inhaltlich im Wesentlichen noch verwandten Bekenntnißformen erheben sich die einem tieferen Gemüthsbedürfniß entsprungenen, wahrhaft reformatorischen Regungen, deren Ansätze bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurückreichen. Zweifellos durch socinianische Einflüsse geweckt, denn es handelt sich um Verwerfung der Dreieinigkeit und um die Brüdergleichheit aller an Christum glaubenden Menschen, wurde die in den westlichen Provinzen aufgekommene Bewegung von den Zionswächtern anfänglich unterdrückt. Aber in ihrem Eifer für die Wahrung des herkömmlichen Glaubens gegen die hereinbrechende Ketzerei sorgte die offizielle Kirche durch ihre unablässige Polemik selbst für Erhaltung und Bekanntwerden sowohl der einheimischen wie der auswärtigen Aeußerungen freierer Religionsauffassung. Durch die seitens des Zaren unter Zusicherung unbehinderter Religionsausübung herangezogenen Westeuropäer kamen weitere Anregungen in der nämlichen Richtung hinzu, und um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert begegnet man kritischen Auflehnungen gegen den offiziellen Glauben, und zwar auf Grund eines fleißigen Studiums der Evangelien, woraufhin die betreffende Bekennerschaft sich gern als „evangelistische“ bezeichnete. Wiewohl auch hiergegen die kirchliche und behördliche Wachsamkeit es an repressiven Gewaltmaßregeln nicht fehlen ließ, behauptete sich die freireligiöse Bewegung, weil auf wirklich geistigem Bedürfniß und sittlicher Selbstzucht der Individuen basirt, mit einer achtunggebietenden Energie, die sich in ihren Erfolgen zu erkennen gab.

Gleichzeitig mit den vorhin erwähnten ultraasketischen Ritualisten der Selbstverstümmelung trat die freireligiöse Sekte der Duchoborzen (Geisteskämpfer) ins Leben. Ihnen war es vor allem um möglichstes Verständniß der Heilslehre und ihrer evangelischen Offenbarung zu thun; deshalb verwarfen sie den in bloßem Formwesen bestehenden, keine Spur von Einsicht bietenden offiziellen Gottesdienst mit seinen ermüdenden und durch ihre Zeitdauer auch äußerst langweiligen Zeremonien, bei denen das Mitmachen als Verdienst vor der Gottheit gilt, ohne daß die Seele eine wahrhafte, auf die Gesinnung wirkende Erbauung davontrüge. Bei ihrer überaus raschen Verbreitung machte diese einem unverkennbaren Freiheitsbedürfniß entgegenkommende Bewegung eine wechselvolle Entwicklung durch. Zwischen gelegentlichen Rückfällen in einen der offiziellen Kirche sich nähernden Ritualismus und einer an Pantheismus streifenden reingeistigen Religionsauffassung schwankend, bisweilen auch in muckerliche Ausschweifungen verfallend, brachte sie es doch zu einer in den mannigfachsten Lebensbeziehungen sich kundgebenden Läuterung des religiösen Denkens und Fühlens, wodurch das intellektuelle Niveau ausgedehnter Bevölkerungsschichten eine anerkennenswerthe Hebung erfuhr. Begünstigt wurde dies nicht wenig durch die von Oben her ihnen vergönnte Duldung unter den drei liberaleren Perioden der Reichsverwaltung: der humanitär-aufklärerischen unter Katharina II., der mystisch-gefühlsseligen Alexanders I. während dem ersten Jahrzehnt seiner Herrschaft, und dem eine gleiche Dauer umfassenden Reformwirken Alexanders II. In diese segensvolle Zeit des bald darauf in andere Bahnen einlenkenden Monarchen fällt auch das Emporkommen der seitdem häufig erwähnten Stundistengemeinden. Wie aus der Bezeichnung ersichtlich, haben hier deutsche Impulse mitgewirkt, doch nicht in Form missionarischer Bekehrung. Diesem deutschen Einfluß hat die ihm voraufgegangene freireligiöse Bewegung im Russenthum den Boden bereitet; zudem ist jener Einfluß selbst ein sozusagen einheimisch akklimatisirter. Er ging von den unter Katharina II. in Südrußland angesiedelten Einwanderergemeinden aus, denen ihre evangelische Bekenntnißfreiheit zugesichert war. Wie für die frühesten deutschen Ansiedler in Amerika, war auch ihnen die Pflege der heimathlichen Religion der einzige geistige Lebensinhalt, zu dessen Förderung neben dem sonntäglichen Gottesdienst häusliche Erbauungsstunden an Werktagsabenden üblich wurden. Die im Alltagsbedarf den deutschen Ansiedlern geläufige Sprache ihrer neuen Heimath war in jenen Stunden häufig zur Anwendung gekommen. Freundschaftlicher Verkehr mit den in eben den Gegenden zahlreich wohnhaften Russen von außerkirchlicher Gesinnung vermochte diese zur Betheiligung an den Andachtsstunden, denen sie eine so entschiedene Befriedigung entnahmen, daß fortan auch unter ihnen Zusammenkünfte zu gegenseitiger Erbauung durch Lesen und Erklären der evangelischen Schriften allgemach in Gebrauch kamen. Alles kirchliche und administrative Einschreiten gegen diesen in einer würdigen Lebensführung sich bethätigenden geistigen Aufschwung ist erfolglos geblieben. Trotz schonungslosen Verfolgungen und Ausweisungen, die ein Theil dieser Bekennerschaft zu erdulden gehabt, umfaßt der Stundismus gegenwärtig über 30 Gouvernements mit vielen Tausenden von Anhängern, die sich stellenweise eine aufgezwungene Angehörigkeit zur offiziellen Kirche gefallen lassen, in entfernteren Gegenden aber auch dieser entwürdigenden Nachgibigkeit überhoben sind. Als Krone der bisherigen freireligiösen Bewegung und deren edlere Aeußerungen voraussetzend, trat letztlich die von Leo Tolstoj angeregte, auf Erneuerung des Christenthums als ethischer, vorwiegend gegen den christlich-verlogenen Militarismus gerichteter Lebensanschauung zu Tage. Es entspricht dies auf religiösem Gebiete der die Blüthe der russischen Litteratur auszeichnenden Hinneigung zum Volke und zu dessen spontanem Bedürfniß nach höheren Lebenszielen, auf welche wichtige Thatsache weiter oben hingedeutet wurde.

Unzweifelhaft wird man dem vom Autor erbrachten Nachweis zustimmen müssen, daß Rußlands Kulturentwicklung, bei aller Eigenartigkeit gewisser Einzelheiten, in ihren Hauptzügen eine dem vorgeschritteneren Westen durchaus analoge, mit anderen Worten eine allgemein menschliche ist und mithin alle Stadien menschlicher Entwicklung als solcher, wie namentlich an der Religion sichtbar, erkennen läßt. Wo die Religion in so ausgedehntem Maße zu einem wahrhaften Gemüthsbedürfniß geworden und das Hauptgewicht ihrer Geltung auf streng sittliches Verhalten fällt, da ist das Volksbewußtsein über den Zwang einer

monopolisirten Staatskirche und ihre Formschanken hinweggeschritten. Es ist eine Mündigkeitsäußerung mit dem unverkennbaren Gepräge des modernen Individualismus, ein Behaupten des Selbst in seinem solidarischen Zusammenhang mit den Mitmenschen, das man als Bürgen für weitere Fortschritte innerhalb des höher gearteten geschichtlichen Daseins begrüßen darf.

Dankenswerth, wie diese wichtige Belehrung ist, wird der deutsche Leser gleichwohl in die stellenweise etwas ungefüge Wiedergabe des verdienstvollen Werkes nicht ohne einiges Widerstreben sich finden. Für seinen Bedarf wäre eine geringere Ausführlichkeit, besonders weil dabei viele nur dem einheimischen Leser geläufige Vorkenntnisse vorausgesetzt sind, besser am Platze gewesen. An vielen Stellen wünscht man ein konzentrirteres Verfahren, welches rascher über gewisse verhältnißmäßig belanglosere Einzelheiten orientirt, deren Fülle und theilweise Einförmigkeit reichlich ermüdet und das Zurechtfinden auf dem immerhin fremden Gebiete erschwert. Bei dem zweiten ausführlicher gehaltenen Bande ist dieser Mißstand besonders fühlbar. Auch fehlt ihm ein Druckfehlerverzeichniß, wie es dem ersten Bande beigegeben und beim noch folgenden nachzuholen wäre. Alsdann wäre auch ein erklärendes Verzeichniß gewisser Worte und Benennungen wünschenswerth. So beispielsweise erfährt jener, der Rußland nicht kennt, nun nirgend die Bedeutung des Wortes Chlysten, ebenso bleibt er ohne Aufklärung über die geographische Lage der häufig erwähnten Milchgewässer. Daß Bibilzitate statt nach Luther's Verdeutschung unmittelbar aus dem russischen Manuskript übersetzt worden, ist weniger hinderlich, als die schwankende Schreibart mancher Namen theils nach russischem, theils nach europäischem Sprachgebrauch: Makar und Makarius, Dmitry und Demetrius, Matwei und Matthäus, Nikodim und Nikodemus und dergleichen mehr. Ein wenig befremden wird auch „Jesusgebet“ statt Vaterunser, das „wiederbelebte“ Europa statt Renaissancezeit, „Chronograph“ für Chronist. Den großen Leserkeis, den wir dem Buche wünschen, möchten wir hiermit rechtzeitig auf kleinere Ungelegenheiten aufmerksam gemacht haben, damit man beim Studium desselben sich leichter darüber hinwegsetzen möge.

* * * *

Parlamentsbriefe.

IV.

Vor Weihnachten hatten die Verhandlungen des Reichstags ein unerwartet frühes Ende gefunden; die Mehrheit hatte sich entschlossen, nachdem sie den Zolltarif an eine Kommission verwiesen hatte, die Berathung des Budgets in das neue Jahr hinein zu verschieben. Die erste Sitzung im neuen Jahre brachte eine Ueberraschung, indem sich der Reichskanzler unmittelbar nach dem ersten sehr harmlosen Redner aus dem Hause zu einer hochpolitischen Rede erhob.

Das letzte Wort, das auf der Reichstagstribüne im alten Jahre gefallen war, war eine wehmüthige Klage des Herrn Hasse, des Vorsitzenden des alldeutschen Bundes darüber, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, mit dem englischen Kolonialminister Mr. Chamberlain Abrechnung zu halten. Man kennt die tapfere Art, in der Herr Hasse solche Fehden auszufechten pflegt. Seine Tapferkeit halten wir in vollen Ehren, aber seine Geschicklichkeit kommt der Tapferkeit nicht gleich. Es mag nicht jedermann der zu erwartenden Rede des Herrn Hasse mit Behagen entgegengesehen haben.

Nun hat Graf Bülow eine Rede gehalten, die Herrn Hasse vielleicht veranlassen wird, zu schweigen, weil er einsehen wird, daß selbst er etwas Stärkeres nicht bieten kann. Graf Bülow verfuhr schonungslos mit der Person des Mr. Chamberlain, richtete aber seine Worte so ein, daß sie außer dieser Person niemanden, nicht das englische Volk und nicht die englische Regierung treffen sollten. Da auch Lord Rosebery die Taktlosigkeit des Mr. Chamberlain sehr scharf beleuchtet hatte, ist die Erwartung nicht ausgeschlossen, daß die öffentliche Meinung in England demnächst aufhören wird, die Sache des Kolonialministers in diesem Falle zu der ihrigen zu machen.

Nachdem Graf Bülow über diesen Gegenstand sich in einer Weise ausgesprochen hatte, die genügt hätte, um den Tag zu einem sensationellen zu machen, fügte er Aeußerungen über den Dreibund hinzu, die stark genug waren, um der ganzen Woche einen sensationellen Charakter aufzuprägen. Er sprach in kühlem Tone die Erwartung aus, der Dreibund werde erneuert werden, aber er ließ alle die Freundschaftsbetheuerungen gegen die Bundesgenossen aus, die sonst bei dieser Gelegenheit an den Mann gebracht werden. Er deutete in geschickter Weise an, daß nicht Deutschland der Staat sei, der an der Erhaltung des Dreibundes das größte Interesse habe, und er suchte dem vorzubeugen, daß irgend jemand erschrickt, wenn es eines Tages zur Thatsache werden sollte, daß der Dreibund nicht mehr besteht, daß in Oesterreich die czechischen Agitationen, in Italien die französischen Werbungen einen größeren Erfolg gehabt haben, als bisher.

Also ein abgekühltes Verhältniß zu England und ein abgekühltes Verhältniß zu Oesterreich und Italien an Einem Tage! Wir haben gegen den Inhalt der Rede des Grafen Bülow in beiden Beziehungen nichts einzuwenden; wir können uns sehr gut vorstellen, daß Fürst Bismarck unter den heutigen Verhältnissen inhaltlich dasselbe gesagt haben würde. Aber wenn Fürst Bismarck es gesagt hätte, würden wir zu ihm das Vertrauen gehabt haben, daß er auch unter den veränderten Verhältnissen das Staatsschiff mit fester Hand geleitet haben würde, und Graf Bülow hat uns bisher keine Gelegenheit gegeben, uns von seiner Festigkeit zu überzeugen.

Wenige Stunden, bevor er im Reichstage diese Rede hielt, hatte er im weißen Saal die Eröffnungsrede für den Landtag verlesen, und diese Eröffnungsrede enthielt nur Einen wichtigen Satz, nämlich den, daß die Kanalvorlage ad Calendas graecas vertagt sei. So feiert Miquel noch im Grabe einen Sieg.

Können wir das Zutrauen haben, daß eine Regierung, die eine von ihr als hochwichtig bezeichnete Vorlage leichter Hand einseitigen Sonderinteressen preisgibt, in stürmischer Zeit die auswärtigen Interessen des Reiches mit starker Hand wahren wird? Graf Bülow hat mehrere Wendungen gebraucht, die ihn als einen sehr eleganten Causeur erscheinen lassen, aber zwischen einer Causerie und einem staatsmännischen Programm ist ein Unterschied.

Der Beginn der Etatsdebatten im Reichstage und im Landtage brachte Klagen und Vorwürfe über das Defizit hier und dort.

Proteus.

Helene Swarth.

Schon vor zehn Jahren schrieb Paul Raché einen bemerkenswerthen kleinen Artikel über Helene Swarth in „Das Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes“ (Juli 1890) und charakterisirte ihre Dichtung mit folgenden Worten: „Durch alle ihre Gedichte geht ein leiser Zug der Trauer, eine trübe Grundstimmung liegt über jedem Vers ausgebreitet und aus dem einfachen Liebeslied wie aus der Ballade klingt uns ein deutlich vernehmbarer Ton der

Schwermuth und Klage entgegen." Helene Swarth war für Deutschland entdeckt, aber so groß und allgemein ihr Ruhm in dem benachbarten Holland ist, so unbekannt blieb sie bei uns, während eine Ada Negri alsbald eine Uebersetzerin fand und nun in Deutschland mindestens ebenso berühmt ist, wie in ihrer Heimath. Aber Helene Swarth theilt ihr Schicksal mit der großen polnischen Dichterin Marya Konopnicka, von der wenig mehr in deutscher Sprache erschien als die zwei Dutzend Lieder, die ich für „Aus fremden Zungen" (1900 und 1901) übertrug. Und doch gilt Marya Konopnicka für das größte lyrische Talent im zeitgenössischen Polen. Auch Helene Swarth war fast ein Jahrzehnt hindurch die öffentlich anerkannte Hauptgröße der Litteratur ihres Landes. Willem Kloos, Frederik van Eeden und Hermann Gorter, die schon damals Vollendetes geschaffen hatten, wurden als „Dekadenten" gebrandmarkt und waren nur im Kreise des „Nieuwen Gids" bekannt. Heutzutage stehen sie im Vordergrunde, Helene Swarth jedoch etwas abseits unter den „Vorläufern" der großen „klassischen" Periode der holländischen Litteratur, die nach 1880 einsetzte. Sie ist jedenfalls konservativer als jene, aber nicht weniger individualistisch, vielleicht nicht so eigensinnig, doch ebenso eigenartig, noch heute wie zur Zeit ihres ersten Auftretens der Liebling aller holländischen Freunde der Lyrik, selbst von Willem Kloos, wenn auch nicht ganz willig, anerkannt.

Helene Swarth gehört zu jenen Dichtern, die gar keine Entwicklung durchgemacht zu haben scheinen, die schon in ihrem Erstlingswerke im Wesentlichen fertig vor das Publikum treten. Darf man ihnen daraus einen Vorwurf machen? Oder bezeugt es vielmehr die Originalität ihres Talentes, daß sie schon so früh ihr eigenstes Ich gefunden haben? Ich wage nicht zu entscheiden. Auf der einen Seite haben wir das stets wieder sich erneuende Genie Goethe's, auf der anderen Swinburne, dessen gesammtes Schaffen keimartig schon in seinen Jugendgedichten, dem ersten Theil der **Poems and Ballads**, beschlossen liegt. Helene Swarth's Entwicklung war eine rein äußerliche, in ihren Versen spiegelt sie sich so wenig, daß es unmöglich ist, ihre Gedichte, die sie wie Goethe die seinen, nicht chronologisch, sondern nach künstlerischen Grundsätzen geordnet hat, zu datiren. Man muß ihr Leben kennen, um dies thun zu können, dann aber sieht man, daß ihr Leben und Dichten untrennbar mit tausend Fäden zusammenhängen, sieht, wie wahr, wie individuell ihre Poesie ist, während sonst gewiß mancher den Eindruck der Kunst, ja der Künstlichkeit allein empfängt.

Vor mir liegt ein langer autobiographischer Brief der Dichterin, dem ich meine Angaben entnehme.

Helene Swarth ward 1859 zu Amsterdam geboren, das jüngste von neun Kindern. Mit sechs Jahren übersiedelten ihre Eltern nach Brüssel und da erhielt sie eine ganz französische Erziehung. „Einige Verse von Lamartine, **Le Poète mourant, Le Crucifix** und vor allem ein Fragment aus Jocelyn, die meine Schwestern recitirten, waren mir eine Offenbarung meiner Berufung", schreibt sie mir. Mit acht Jahren schrieb sie ihr erstes Gedicht und trug von da an stets Papier und Bleistift in der Tasche, „wo Früchte, Marbeln, ein Federmesser und ein Bändchen **Fables de Florian** beisammen hausten". In Amsterdam, wo sie 1871—1873 lebte, besuchte sie eine streng calvinistische Schule, darauf wieder in Brüssel eine „liberale", im Wesentlichen katholische. Der Kontrast machte sie nach langen religiösen Seelenkämpfen zuletzt so skeptisch, daß sie sich weigerte, die Katechisationen der **Eglise évangélique** zu besuchen, erst ihr Bruder, der daheim langsam an Tuberkulose dahinsiechte, brachte sie wieder dazu. Er war der einzige, der die Verse, die sie schrieb, beachtete. Nach wenigen Wochen starb er. „Die Schicksalsschläge, die mich so jung trafen, hatten mich ganz ungläubig gemacht und nun verschob ich, von Jahr zu Jahr, die Lügenthat der Annahme als Glied einer Kirche, deren Glauben ich nicht theilte". Erst mit achtzehn Jahren ließ sie, passiv, die „heuchlerische Ceremonie" an sich vollziehen. Von wie großer Bedeutung diese Gewissenskämpfe für die werdende Dichterin waren, ersieht man aus ihrer ganzen Dichtung, der man die stete Bezugnahme auf die Bibel als Manier vorwerfen müßte, wenn sie nicht in solcher Weise tief begründet wäre. Es ist dabei stets zu bedenken, daß in Holland, dem Lande der Rechtgläubigkeit und strengen Kirchenzucht, diese Kämpfe viel intensiver, viel nachhaltiger sein mußten, als etwa in dem doch intellektuell freieren Deutschland. Ihre volle Eigenart erhielt Helene Swarth's Poesie aber erst dadurch, daß zu dem religiösen Skeptizismus mit seinen biblischen Bildern die Erotik hinzutrat und sich mit ihm verquickte. Wieder muß man auf eine Parallele bei Swinburne verweisen. Auch bei ihm, dem begeisterten Atheisten, ist die erotische Lyrik von Anspielungen auf die heilige Schrift durchtränkt, sodaß die wohlwollendste Kritik schon in seiner **Atalanta in Calydon** und noch mehr in **Chastelard**, dem ersten Theile seiner Maria Stuart-Triologie, Blasphemien witterte, über die **Poems and Ballads** aber entsetzt war. Zu verwundern ist nur, daß Helene Swarth von ihrem Volke nicht ebenso verdammt und mit dem großen Bann belegt ward wie Swinburne von den Engländern der fünfziger Jahre. Denn wenn auch der moderne Geist, die neue Aufklärung in Holland ihren siegreichen Einzug gehalten hatte und selbst kühne Bibelkritiker, die nicht weniger radikal sind als Wellhausen, erstanden, so ist doch die den Holländern ebenso wie ihren Brüdern in Belgien angeborene Frömmigkeit dieselbe geblieben. Vielleicht hörten nur die wenigsten den Skeptizismus aus Helene Swarth's Gedichten heraus, allzusehr berauscht von dem Wohlklang ihrer Verse, deren Hauptthema ja ein anderes war: die Liebe.

Die mittelniederländische Volkslyrik ist reich an den entzückendsten Liebesliedern, deren Naivetät durch die vielen Diminutiva, die das Holländische zu einer so zärtlichen Sprache machen, noch erhöht wird. Die Kunstlyrik aber bewegt sich bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein in steifen Alexandrinern. Wohl schreiben Hooft und Vondel zahlreiche Liebesgedichte in Sonett- und Liedform, aber es ist nicht die aus dem Herzen quellende Lyrik, sondern jene, die, wenn sie von Liebe dichtet, an Petrarca oder Shakespeare denkt. Was Goethe für Deutschland war, ist Helene Swarth für Holland: Befreierin, Pfadfinderin, Erste. Und darin liegt ihre bleibende Bedeutung für die niederländische Litteratur. Wohl hatte schon Jacques Perk, der zu früh gestorbene, einige schöne Liebessonette geschrieben, fein in der Form, neu im Ausdruck, auch wohl empfunden, aber sie erscheinen doch nur wie ein Nachklang der Vondel'schen Lyrik, schöner und wärmer, doch noch nicht blutwarm, beseelter, doch noch nicht ganz Seele. Auch Helene Swarth mußte erst lernen. Die vielen Dichter, die sie las, erst die französischen, dann die deutschen, lehrten sie nicht viel, das Beste hat sie das Leben gelehrt.

Anfangs dichtete Helene Swarth, wie erwähnt, französisch; 1879 erschien ihre erste Sammlung, **Fleurs du Rêve**, in Paris, drei Jahre später eine zweite, **Les Printanières**, eine dritte, **Feuilles mortes**, blieb unveröffentlicht, denn mittlerweile war die Dichterin von dem vlämischen Dichter Pol de Mont für ihre Muttersprache gewonnen worden. „Das beste Gedicht, das ich gemacht habe, ist Helene Swarth", bekannte Pol de Mont selbst. Schon in diesen französischen Jugendgedichten zeigt sich ihre Eigenart, doch erst theilweise, denn die Liebe war noch nicht mit ihrer ganzen Süße und Bitterkeit über sie gekommen, und alle die reichen Töne schlummerten noch in den wenigen, aber edelmetallenen Saiten ihrer Leier; ganz leise erst klingen sie an:

> Dans cette nuit d'été sereine et solennelle,
> Qu'un souffle harmonieux caresse de son aile
> Et que remplit l'odeur des champs et des forêts,
> Oh! ne sentez-vous pas que jamais on n'oublie,
> Et que vous monte au coeur une mélancolie
> Faite d'amour et de regrets:

Es ist etwas Germanisches in diesen französischen Versen, in gleicher Weise aber zeigen ihre niederländischen Verse französische Schulung. Die größere Reichhaltigkeit des germanischen Wortschatzes verführt die Dichter nur zu oft zur Nachlässigkeit, die wortarme französische Sprache, der die Fähigkeit, stets neue Worte zu bilden, fast gänzlich mangelt, zwingt zu peinlichster Sorgfalt, zu äußerster Glätte. Darum aber fehlt den meisten französischen Gedichten der unterschiedliche Charakter. Man nehme ein Gedicht irgend eines „Parnassianers" vor und suche zu entscheiden, von welchem es ist. Und könnte nicht die citirten Verse der jungen Niederländerin ein Léon Dierx, ein Leconte de Lisle, ja Théophile Gautier selbst geschrieben haben, wenn man nur auf die Sprache sieht? Durch eine solche französische Formfeinheit unterscheiden sich nun ihre niederländischen Gedichte von allen anderen. Was Willem Kloos durch eine Rauhheit des Ausdrucks, Herman Gorter durch seinen Impressionismus erzielt, nämlich, daß man aus ihren Versen sofort den Autor erkennt, das erzielt Helene Swarth durch dieses Mittel. Formschöpferisch ist sie nur selten. Die Vorliebe für die vierzeiligen Strophen geht wohl auf Lenau, ihren Liebling, zurück, die Vorliebe für das Sonett theilt sie mit Willem Kloos, Frederik van Eeden und Albert Verwey, den anderen Großen der modernen holländischen Litteratur; die Pantuns, die auf javanische Vorbilder zurückgehen, fand sie in Chamisso's Werken. Dagegen ist die Art, wie sie männliche und weibliche Reime regelmäßig mit einander wechseln läßt, ganz französisch; die Freiheit unserer Dichter wie der englischen in diesem Punkte verschmäht sie und vermeidet jede Unregelmäßigkeit, jeden Schein mangelnder Kunstfertigkeit.

Helene Swarth's erste Gedichtsammlung in holländischer Sprache, Eenzame Bloemen, die 1884 erschien, und ihre zweite, Blauwe Bloemen (ebenfalls 1884), machten sie in Belgien und bald auch in Holland bekannt, berühmt und gelesen. Diese beiden Bändchen und mehrere andere vereinigte sie später zu zwei größeren, Poezië (1892) und Verzen (1893). Seither erschienen noch Blanke Duiven (Weiße Tauben, 1896), Diepe Wateren (Tiefe Wasser, 1897), Stille Dalen (Stille Thäler, 1898) un Najaarsstemmen (Herbststimmen, 1900).

Der Inhalt aller dieser Werke ist der ihres Lebens: ihr Lieben, Hassen und Trauern. Willem Gerard van Nouhuys, der auch in Deutschland bekannte Lustspieldichter, nannte sie darum in seinen Studien en Critieken die „Dichterin der Liebe". Unter immer neuen Bildern erzählt sie ihren schlichten Herzensroman:

Gebet.

Ich kniet' in meinem stillen Kämmerlein,
Von Tann- und Sommerrosendüften schwül
Und silberweiß vom Licht, das hell und kühl
Hereinfloß. In dem vollen Mondenschein

Kniet' ich und bat: „O Gott, den ich nur fühl',
Gib mir ein Zeichen klar von Deinem Sein!"
Und bange wartet' ich und wilde Pein
Flog mir durchs Herz. Und horch! ein wirr Gewühl

Von Teufelsstimmen kreischte immerdar:
„Es ist kein Gott!" und bebend sprach mein Mund
Die Schreckensworte nach. Dann war es still.

Da sah ich, daß ein Wesen vor mir stund
In Licht gekleidet; und er sprach: „Ich will
Dein Gott sein." — Weh, daß er ein Mensch nur war!

Nach dieser Erkenntniß verwandelt sich ihre Liebe in heißen Haß gegen ihn, der ihr einst Liebe schwor und ihr dann — seine Freundschaft anbot.

Sie erzählt, wie erst Liebe und Stolz in ihrer Brust um den Thron, der nicht für zwei ist, kämpften, wie endlich Stolz, der „kühne Kriegsmann", Liebe, das „Gotteskind, das Blut und Thränen trinkt", besiegte und niederschlug, und wie sie dann mit eigenen Händen ihr Herz verbrannte:

Ich stand auf dem Riff zwischen Wasser und Land,
Wo das Schiff meiner Hoffnung zerschellte am Strand,
Und muthig da hab' ich mein Schiff verbrannt
Mit eignen Händen.

„Ich will auf dem sinkenden Wrack nicht stehn,
Voll Hoffnung nicht stets noch um Rettung flehn.
Mein Herz macht mich schwach: so soll es vergehn
In diesen Bränden!"

Dann bracht ich das blutige Opfer dar:
Ich schleppte mich selbst, wie ein Lamm, zum Altar
Und riß aus dem Busen das Herz mir gar
Mit eignen Händen.

Dann warf ich es selbst in den brennenden Kiel,
Der loderte auf, wo es niederfiel.
So endet' ich tragisch das Trauerspiel
Mit eignen Händen.

Ich löschte den Brand mit dem brausenden Meer,
Hab' kein Herz, kein Schiff, keine Schätze mehr,
Hab' alles geopfert auf Gottes Begehr
Mit eignen Händen.*)

Aber Verzweiflung erfaßt sie in ihrem Weh: die ganze Kammer, die ganze Stadt, die ganze Welt ist ihr voll Verzweiflung.

Ganz allmählich erst wird ihr Schmerz sanfter, bis er nicht mehr ist als eine süße Wehmuth.

Sie gedenkt ihrer „ermordeten Liebe", aber gesteht, daß auch sie an ihrem Tode Schuld ist. Im Traum erscheint sie ihr, „die Augen tragisch, marmorn das Gesicht", und sie wandelt mit der Todten wieder durch die Stadt, wo sie Himmel und Hölle fand im Leben, bis sie zusammenbricht, und sie die Ohnmächtige in ihren Armen weitertragen muß, aber da sie ihr zum zweiten erscheint, ist ihr Auge „seligstrahlend, klar und stet". Im Blumenschmuck kommt sie und nimmt sie bei der Hand:

Und wie wer dürstet, einen Becher Wein,
Trank ich aus Blume, Blick und Händedruck
Mir Himmelsfrieden in die Seele ein.

Da stirbt der treulose Geliebte und ihr Schmerz erwacht wieder. Sie besucht sein Grab und erkennt, daß ihr nicht Haß, sondern Liebe durchs Leben Geleit gab, und sie, die ein Recht hat, den ersten Stein auf ihn zu werfen, bedeckt seine Sünde mit ihrer Liebe, wie

Die verirrte Mutter ihr schlafendes Kind
Mit dem Mantel beschützt vor Wetter und Wind.

Immer wieder klingt dieses mütterliche Empfinden an. Sie lädt den Todten aus dem dunklen Grab in das „Haus ihrer Treue", wo sein Bildniß auf dem marmornen Altar steht, „umweht von Reseda- und Himbeerduft", und will ihn da warm wiegen in ihren Armen. Und nun erst gesteht sie, wie glücklich sie war, da sie liebte und sich geliebt wähnte, und singt in süßem Gedenken alle die Lieder, die sie einst fühlte, doch nicht in Worte brachte. Ich übersetze eines der schönsten dieser Liebesgedichte:

Mein Schweigen baute eine Mauer auf
Rings um mein golden Haus zum Schutz für mich;
Da wohn' ich frei und fern dem Weltenlauf
Doch gilt die hohe Mauer nicht für Dich.

Du hast das Losungswort, o sei nicht hart!
Poch ans geheime Thor im Sternenschein!
Mein treuer Page weiß, wen ich erwart'
Mit Flammenrosen und mit Purpurwein;

*) Dieses Gedicht ist meinem Helene Swarth gewidmeten Buche „Die niederländische Lyrik von 1875—1900" entnommen. Man findet darin die meisten der Stücke, auf die ich anspiele, sonst aber keines der hier angeführten. O. H.

Wen ich erwart' im weißen Brautgewand
Mit einem Myrthenkranz im Lockenhaar,
Umringt von blonden Träumen, hellen Brand
In blauen Augen, meiner Mägdeschaar;

Erwarte unterm Sang und Saitenspiel
Der Träume, deren Kreis mich dicht umschließt;
Mit Worten nicht, doch o! mit Küssen viel
Und Thränenthau . . . er weiß, für wen er fließt!

Dies ist Helene Swarths Liebeslyrik. Sie erlebte einen zweiten Frühling, als sie mit Frits Lapidoth, seit 1894 ihr Gemahl, bekannt ward. Auch diese Gedichte sind von hoher Schönheit, aber die jugendliche Inbrunst ist einer kühleren Flamme gewichen. Der Schmerz, der ihre erste Liebe weihte, ist ihrer zweiten erspart geblieben.

Wenn man Helene Swarths Liebeslyrik charakterisiren will, muß man hervorheben, daß sie ihre Empfindungen weniger in Worten als in Bildern ausdrückt. Sie zeigt sich dadurch als von den Präraphaeliten, deren ersten, Dante Gabriel Rossetti, sie kennt und schätzt, beeinflußt oder wenigstens ihnen verwandt in höherem Grade als die meisten anderen modernen holländischen Dichter. Wer seinen Dante kennt, wird auch manche feine Reminiszenzen an die Divina Commedia und die Vita nuova finden, die ihren Versen ein auserlesen künstlerisches Gepräge verleihen, aber sich nirgends aufdrängen, so daß sie den meisten Lesern wohl unbewußt bleiben.

Es ist nur natürlich, daß sich Helene Swarth auch auf anderen Gebieten der Lyrik und der lyrisch-epischen Dichtung bethätigt hat. Ihre reizenden „Aquarelle“ aus Dorf und Stadt und aus dem Kinderleben sind vor allem zu erwähnen. Sie sind das Holländischeste in ihren Werken. Die Freude am Kleinleben gemahnt an alle die großen alten Meister, an einen Mieris, einen Ruisdael, nur daß sie heller, durchsichtiger von Farbe sind — Aquarelle. Der einfache fünffüßige Jambus verhütet allen Wortprunk und schmiegt sich der Realität wunderbar an. Ein Beispiel:

Badende Knaben.

Mild sät die Sonne ihre goldnen Funken
Durchs Zitterlaub der Pappeln auf die Fluthen,
Wo, schlank und blond, zwei flinke Knaben schwimmen,
Wie Schwäne weiß und stolz wie junge Götter.
Auf Hals und Armen bebt der Blätterschatten
Und funkelnd fließt von beider breiten Schultern
Ins Wogenblau ein Regen von Juwelen.

Mit der Kunst des echten Malers läßt sie alles bei Seite, was außer dem Gesichtskreise liegt, und was sie schildert, zeichnet sie mit wenigen, aber klaren Strichen ohne jegliche Zuthat, ohne „Moral“ oder Pointe.

Die gleichen Vorzüge weisen ihre wenigen, meist mittelalterlichen Balladen auf, von denen man in ihren beiden größeren Sammlungen nur mehr acht aufgenommen findet. Es ist das schöne, aber etwas blasse Mittelalter der deutschen romantischen Schule, das hier wieder auflebt, das Mittelalter der zwei Königskinder, die nicht konnten zusammenkommen, modern nur in der Art, wie es geschildert wird.

So schön alles ist, was Helene Swarth schreibt, so sichert ihr doch nur ihre Liebeslyrik die bleibende Bedeutung in der niederländischen Litteratur. In ihr gab sie ihr tiefstes, ihr innerstes Ich, frei von jener falschen Männlichkeit, die wir bei so vielen Dichterinnen finden, ganz fraulich und darum so echt. Daß sie in den Niederlanden die erste war, die nicht von Liebe, sondern aus Liebe sang, macht sie in ihrer Heimath unvergeßbar für alle Zeit. Aber müßte man ihr selbst alle inneren Vorzüge absprechen, ihr bliebe doch der Ruhm, die holländische Sprache gemeistert zu haben, wie keiner vor ihr.

Wien. Otto Hauser.

Ueber Kunst und Künstler.

In letzter Zeit mehren sich die Werke, in denen Naturforscher und Soziologen, Philosophen und ausübende Künstler selbst die Entstehungsbedingungen des Künstlers und der Kunst zum Gegenstande ihrer Untersuchung machen. Man will den Begriffen Genie und Talent beikommen, man möchte die Wechselwirkungen ergründen, die zwischen den Großen und ihrer Zeit, ihrem Lande, ihrer Umgebung, ihrer Familie bestehen. Daß der große Mann, sei er nun ein Politiker, ein Dichter, oder ein Maler gleichsam aus dem Himmel auf die Erde fällt, um durch sein Dasein unsere Kultur zu verändern, das glauben heute wohl die Wenigsten. Auch die Entwicklung der Großen und damit auch der Einfluß, den sie nehmen, stehen unter gewissen Gesetzen, die zu erforschen man sich bestrebt. Es gibt über dieses Kapitel eine ganze reiche Litteratur. Und wenn nun jemand seinerseits einen Beitrag dazu liefern möchte und auf ernste Beachtung Anspruch erhebt, so darf man wohl annehmen, daß er diese Litteratur kennt und sich mit ihren Ergebnissen auseinandersetzt.

Professor P. J. Möbius, der eben in einem Buche „Ueber Kunst und Künstler“*) seine Ansichten über das Werden des Künstlers darlegt, hat sich die Sache leicht gemacht. Er kennt weder A. Odin's „Genèse des grands hommes“, noch Ribot's „L'hérédité psychologique“, noch die Schriften von Konrad Lange und Karl Groos, die ihn über das Wesen der Kunst hätten aufklären können. Allerdings hätte er wahrscheinlich nach Kenntnißnahme dieser Werke den größten Theil seines Buches nicht geschrieben. Für Möbius ist die Kunst „ein Können, das nicht jeder hat“, und bei dem man zwei Stufen unterscheidet „je nachdem es sich um Erfindung und um Anwendung des Erfundenen handelt“. Die Künste lassen sich nach ihm eintheilen in nützliche, schöne und Spielkünste. Und „der Kern aller Kunst ist die Lust an einer besonderen Art der Erscheinung oder ein auf besondere Erscheinungen gerichteter Wille. Der Maler ist also Maler, weil er den Malwillen hat.“ Natürlich liegt bei dieser Anschauung kein Hinderniß vor, den Kochwillen neben den Malwillen zu setzen, und die Kochkunst neben die Malerei. Und wenn Möbius in der Aufzählung der Künste, die er gelten läßt, der Kochkunst keinen Rang anweist, so ist das vom Standpunkte seiner Theorie eine Ungerechtigkeit, die sich die Köche nicht gefallen zu lassen brauchen. Für Möbius sind Mechanik, Musik, Mimik, bildende Kunst und Dichtkunst Urkünste. Zu ihrer Ausübung bedarf es eines besonderen Seelenvermögens, des Talents. So viele Künste, — so viele Talente gibt es also. Die Talente sind demzufolge primäre Seelenvermögen, Grundkräfte, besondere Triebe. Ein solcher Trieb hat seine ihm eigenthümliche Phantasie, Erinnerung u. s. w. Alle diese Triebe sind vererbt und ihre Anwesenheit drückt sich physiognomisch aus. Gall's Schädellehre findet in Möbius einen späten Anerkenner und er sucht und findet bei Dichter-, Musiker- und Malerköpfen die Buckeln und Wülste, in denen ihr Talent sichtbarlich wohnt. Das Angeborensein des Talents steht für Möbius ganz außer Frage. Es wäre gewiß sehr gesund für ihn gewesen, nachzulesen, wie Ribot die Theorie der „loi de l'innéité“ bekämpft. Ist nun das Talent angeboren, argumentirt Möbius weiter, so muß es von der Beschaffenheit der Eltern abhängen. Und die große Entdeckung, auf die sich Möbius viel zugute thut, ist die, daß „mit Ausnahme der Poesie die Vererbung der Kunsttalente ausschließlich vom Vater ausgeht.“ Der Umstand, daß beim poetischen Talente es meistens die Mutter ist, die das Kind beeinflußt hat, veranlaßt Möbius, die Dichter mehr oder minder zu den Intelligenzen zu rechnen; denn Scharfsinn, Urtheilskraft sind mütterliches Erbtheil. „Bei den gescheiten Leuten, die man gut kennt, ist immer die Mutter gescheidt,

*) Johann Ambrosius Barth 1901, Leipzig.

und die Söhne dummer Weiber sind immer dumm." Möbius hätte sehr gut daran gethan, sich einmal von De Candolle sagen zu lassen, was bei solchen Untersuchungen über das Wesen der Talente oberstes Gesetz ist: Nicht nur die Erblichkeit, auch das Milieu ist dabei immer in gleicher Weise zu beachten. Vom Milieu aber steht in Möbius' Buch kein Wort und er scheint also anzunehmen, daß Umgebung, Erziehung, Lebensumstände, Zeit und Ort auf das Werden eines Talentes so gut wie keinen Einfluß nehmen. Das Talent ist angeboren und damit basta. Natürlich macht es Möbius eine schreckliche Schwierigkeit, zu bestimmen, wo das Talent aufhört und wo es beginnt. Insbesondere bei der Dichtkunst weiß er sich und dem Leser gar keinen Rath. Eigentlich ist ihm das Wesen des Talentes ebenso unklar, wie das Wesen der Kunst und des Künstlers. Er operirt fortwährend mit Begriffen, unter denen sich jeder etwas anderes denken mag. Möbius faßt seine Lehre in folgenden Satz zusammen, dessen zwei Theile sich vollkommen widersprechen: „Jedes Kunsttalent ist die Steigerung einer allen Menschen zukommenden Eigenschaft oder Fähigkeit, ist als angeborener Trieb von besonderer Stärke aufzufassen." Der erste Theil des Satzes ist gewiß richtig; der Künstler ist vom gewöhnlichen Menschen nicht im Wesen, sondern im Grade unterschieden. Die Eigenschaften, die ihn kennzeichnen, sind allgemein menschliche Eigenschaften, die sich bei ihm durch ihre besondere Stärke, durch ihr besonderes Verhältniß zu seinen übrigen Eigenschaften eigenthümlich entwickelt haben. In einer gewissen Zeit unseres Lebens, in der Kindheit sind wir alle Künstler gewesen, Dichter und Plastiker, Musiker und Schauspieler. Ich empfehle Herrn Prof. Möbius dringend, in Konrad Lange's schönem Werke, „Das Wesen der Kunst", sich über diesen Begriff einigermaßen zu informiren. Lange bestimmt die Kunst folgendermaßen: „Kunst ist die theils angeborene, theils durch Uebung erworbene Fähigkeit des Menschen, sich und anderen durch Werke seiner Hand oder seines Geistes, oder durch Produktionen seines Körpers einen Genuß zu bereiten, bei dem in dem Bewußtsein des Künstlers und des Genießenden außer der Lust kein weiterer Zweck vorhanden ist." Diese spezifische Lust des Künstlers und des Genießenden aber ist die bewußte Selbsttäuschung — die Illusion. Jedes Kind ohne Ausnahme kennt den Illusionsgenuß. Wenn es Häuser baut und Soldaten spielt, wenn es Märchen zuhört oder selbst welche ersinnt, wenn es sich Puppen macht und mit Puppen spielt, so ist das alles in seinem eigentlichen Wesen Kunstspiel und Kunstgenuß. Aber die wenigsten, die allerwenigsten dieser kleinen Künstler werden große Künstler. Wir wissen viel zu wenig über die Kraft der ersten Eindrücke, über die umwerthende Macht des Milieu im zartesten Alter wie später dann zur Zeit der Pubertät, um entscheiden zu können, welche Rolle diese Erziehung durch das Leben in der Talententwickelung einnimmt. Aber zweifellos ist die Bedeutung dieser Rolle in jedem Falle. Die physiologische Vererbung steht heute außer aller Frage. Und somit auch die Vererbung der zum Talent nöthigen physiologischen Elemente. Die psychologische Vererbung läßt sich auch durch ein Machtwort des Prof. Möbius nicht dekretiren. Wäre wirklich die Vererbung der Talente im Sinne Möbius' das Gesetz, dann müßte man nothwendiger Weise einen gewissen Parallelismus zwischen den Künstlern, die in einer Stadt gelebt haben, und der Anzahl der Künstler, die in der Stadt geboren wurden, konstatiren. Aber schon Odin hat darauf hingewiesen, daß dieser Parallelismus nirgends existirt und daß also bei der Entstehung von Talenten andere Einflüsse wichtiger sein müssen, als die bloße Vererbung. Möbius betont immer wieder, daß er selbst in künstlerischen Dingen ein Laie ist. Dieser Hinweis ist überflüssig. Er ergibt sich von selbst. So unter anderem aus der Erörterung der Frage, ob „zwischen den Talenten und den anderweitigen Fähigkeiten oder Eigenschaften feste Beziehungen bestehen." Es gibt keine widersinnigere Anschauung als etwa zu glauben, der Kunsttrieb sei eine Eigenschaft **neben** allen übrigen. Ganz im Gegentheil! Das Künstlerische im Menschen ist eine besondere Verbindung aller seiner Eigenschaften. Das Charakteristische einer jeden Kunstübung ist die Thätigkeit der Phantasie, der Phantasie, von der nebenbei gesagt Möbius gar nichts zu sagen hat. Das Verhältniß aller Eigenschaften eines Künstlers zu seiner Phantasie, die Verbindungen, die seine Gedanken und Gefühle mit ihr eingehen, die Steigerung, die sie dadurch erfahren, und kraft welcher sie auf die übrigen Menschen wirken, das macht den Künstler aus. Das befähigt ihn, in anderen die Illusion zu wecken, die nun einmal zum Wesen der Kunst gehört, oder, besser gesagt, das Wesen der Kunst überhaupt ausmacht. Wenn man also von Vererbung bei Künstlern spricht, so müßte man vor allem die Frage untersuchen, inwieweit Phantasie vererbbar ist. Da wird sich denn herausstellen, daß wohl eine Anlage überkommen werden kann, nicht aber ein Können. Diese Anlage aber wird so häufig vererbt, daß die Zahl der also Veranlagten in gar keinem Verhältniß steht zu den wirklichen Künstlern. Den Künstler macht die Kombination der psychischen Elemente aus. Alle diese Elemente, jedes einzelne für sich, werden vererbt. Man kann also wirklich sagen, das künstlerische Talent (eben diese Kombination der vererbten Elemente) werde mit Einem geboren. Aber die Kombination, die dem Künstler eigenthümlich ist, ist deswegen durchaus nicht vererbt.

Das Verhältniß der psychischen Elemente, die das Talent ausmachen, zu einander wird endgiltig erst durch die Art und Weise bestimmt, wie sie im Leben und zum Leben erwachen, wie sie sich zu einander und gegen einander stellen. Jede Kunst ist eine Art, das Leben anzuschauen und seine Anschauung zu genießen. Diese Lebensanschauung ist ein Produkt der besonderen Lebenskraft des Individuums. Das Werkzeug, mit dem diese Kraft arbeitet, ist verschieden, so wie ja auch die Ausdrucksweise der Künste verschieden ist. Darin liegt die Differenzirung der Künste. Gewiß giebt es im Gehirne verschiedene Kraftzentren. Ein Zentrum der Sprache, ein Zentrum für optische und akustische Eindrücke, ein mechanisches Zentrum u. s. w. Aber eigene Kunstzentren neben diesen anzunehmen erscheint mir mindestens überflüssig.

Möbius hält noch an der längst veralteten Eintheilung der Künste in nützliche und schöne fest. Und er plagt sich redlich, dem Begriffe des Schönen irgendwie beizukommen. „Wenn etwas schön sein soll", sagt er, „darf es nicht niedrige zwiespältige Gefühle oder Gedanken hervorrufen." In der Verfolgung dieses Satzes kommt er zu höchst erbaulichen Schlüssen. Er hält es für geboten, auch auf die „Reaktion der Unreifen" Rücksicht zu nehmen. Er ist in seinem Innern von der Nützlichkeit und Vortrefflichkeit der Blechhosen, Schürzen und Feigenblätter überzeugt und findet „das Verfahren der vatikanischen und anderen Behörden auch ästhetisch durchaus gerechtfertigt". Er unterscheidet als echter Philister, der er ist, sorgfältig und bedachtsam zwischen Darstellungen, die dem Kunstsinne und solchen, die der Sinnlichkeit des Malers ihr Dasein verdanken. Selbstverständlich hält er für die letzteren Blitz und Bannfluch bereit. „Die technische Vortrefflichkeit kann solche Werke nicht zu wirklichen Kunstwerken machen, sie sind vom ästhetischen Standpunkte aus unter allen Umständen tadelnswerth. Aber auch dann, wenn jeder Dolus fehlt, ist die gemalte volle Nacktheit nicht für die Oeffentlichkeit geeignet, weil sie bei Unreifen nothwendig unästhetisch wirkt, und ein künstlerisch gesinnter Mensch nie solche Wirkungen hervorbringen will." So gibt es denn für des Prof. Möbius' kunstverdrehende Aesthetik a priori „Scenen und Situationen, deren Kern die Unanständigkeit ist," und die keines Meisters Genie aus dem Gebiete der Pornographie, dem sie unrettbar verfallen sind, herausheben kann. „Hierher gehören die bekannten Darstellungen der Jo, der Leda, der Danae". Es ist selbstverständlich, das Möbius Makart's „Einzug Karl's V." und Goethe's „Tagebuch" in denselben Schwefeltopf wirft, in dem Correggio und Tizian bereits höllisch braten. Schließlich und endlich müßte nach Möbius, „da ja überall die Instinkte der urtheillosen Menge

den Ausschlag geben", die reine Kunst elend zu Grunde gehen, wenn — die Polizei nicht wäre. „Es kann wohl sein, daß die Behörden einmal fehlgreifen, aber unter Umständen wird bei ihnen die Kunst besseren Schutz finden, als bei denen, die öffentliche Vergnügungen veranstalten." Auf die Ausführungen, die Prof. Möbius als Schutzmann der Lex Heinze in so schöner Tugendpose vorbringt, möchte ich mit den Worten Konrad Lange's antworten, „das Nackte aus der Kunst verbannen, hieße soviel wie einem Menschen den Gebrauch des Messers verbieten, nur weil er sich damit allenfalls auch die Kehle durchschneiden könnte."

Von dem erzieherischen Werth und erzieherischen Kraft der Kunst hält Möbius nicht viel. Er glaubt auch nicht, daß die Kunst die Gesellschaft veredelt. Er meint, daß es bei den meisten Menschen beim Kunstgenuß nur auf die oberflächliche Ergötzung ankomme. Was Kunstgenuß aber eigentlich ist, scheint ihm selbst theoretisch wie praktisch ein Buch mit sieben Siegeln zu sein. Indem der Künstler den Leser, Hörer oder Beschauer kraft seines Talentes zwingt, ihm in das Reich seiner Illusion zu folgen, hebt er ihn aus dem Alltag heraus, stellt ihn in eine Gefühls- und Gedankenwelt, die ihm neue Horizonte erschließt. Der Künstler steht immer auf einem höheren Standpunkte als seine Mitmenschen. Sein Standpunkt ist seine Eigenart. Er sieht mehr, besser, anders. Gewiß kann einem die Gabe bei der Geburt verliehen werden, aus der Niederung zur Höhe zu streben. Aber man wird mit keinem Standpunkt geboren. Das Wort des Beaumarchais läßt sich auf die Künstler nicht beziehen. Um ein Künstler zu sein, bedarf es größerer Mühe, als geboren zu werden.

Wien. Rudolph Lothar.

Theater.

(Deutsches Theater: „Lebendige Stunden". Vier Einakter von Arthur Schnitzler.)

„Lebendige Stunden? Sie leben doch nicht länger, als der Letzte, der sich ihrer erinnert. Es ist nicht der schlechteste Beruf, solchen Stunden Dauer zu verleihen, über ihre Zeit hinaus." Nur daß der Künstler, der der flüchtigen Stunde solches Leben verleiht, die Stunde selbst nicht lebt. Der Drang zu erfassen, zu gestalten erstickt in ihm die persönliche Antheilnahme. Wirklichkeit wird Phantasie, und Phantasie wird Wirklichkeit. Das Leben, das er führt, objektivirt sich ihm, die Gebilde seines Innern treten trennend zwischen ihn und die Gefährten seiner Tage. „Er scheint sich uns zu nahn, und bleibt uns fern; Er scheint uns anzusehn, und Geister mögen, An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen."

Ein Zuschauer nur. Viel von dem Elend des Künstlerthums ist in diesem einen Wort. Das höchste Opfer ist erheischt: das Selbst des Künstlers. Das ist ein Wesenszug in Goethes Leben: er bringt dies Opfer immer wieder, opfert die Geliebte, opfert den Schmerz um seine Toten, und eben dadurch, daß er das alles heitren Sinnes, aus sich selbst heraus thut, bewahrt er sein Selbst auch der Kunst gegenüber. Geringere werden von ihr aufgezehrt. Sie werden sich selbst „Problem", und die ihnen Nahestehenden werden ihnen „Modell". Das Leben ein Schauspiel nur, das sie von dem Parterre aus studieren.

Arthur Schnitzlers neue Einakter „Lebendige Stunden"*) behandeln dies Problem des Künstlerthums. Sie fassen es allgemeiner als es wohl richtig ist, — wie ich es noch eben, seine Ansicht zu deuten, als allgemein giltig ausgesprochen habe. Und merkwürdig genug! Dieses Sichselbstnichtleben-dürfen erscheint bei Schnitzler zunächst nicht als ein Elend, eher als ein Vorrecht. Als freute sich der Mann im Parterre, einen so guten Platz erwischt zu haben, von dem aus sich alles trefflich beobachten läßt.

Künstlerdramen haben fast immer den Nachtheil, daß aus dem gelebten Leben, das man auf der Bühne vor sich sieht, das Wesentliche, das Künstlerthum, nicht erhellt. Hier, bei Schnitzler, ist dieser schwere Nachtheil geradezu Postulat geworden: die innere Antheillosigkeit des Künstlers an dem Leben, das er führt, an dem Schmerz, der auf ihn einstürmt, gilt es darzuthun. Man muß es ihm also glauben, daß seine Künstler Künstler sind, oder man müßte zu dem Rückschluß fähig sein: Ah! ein Theilnahmloser, also ein Künstler. Beides heißt von dem Zuschauer mehr verlangen, als er zu leisten gewillt sein dürfte.

Nur die That überzeugt auf der Bühne. In einem Garten vor der Stadt („Lebendige Stunden") sitzen zwei Männer einander gegenüber, beide von demselben Todesfall betroffen. In der Toten hat der eine die Geliebte früherer Tage, die Freundin seines Alters, der andere die Mutter verloren. Und den alten Mann verbittert das Leid, wie er den leicht getrösteten Kummer des Jünglings sieht, und er theilt ihm mit: deinetwillen hat sich deine Mutter selbst den Tod gegeben, damit du Ruhe für deine Arbeit findest. Auch das wird der Jüngling verwinden, — muß er verwinden, will er das Opfer werth sein. Die Mittheilung selbst wirft ein Licht auf den Charakter des alten Mannes. Aber der Jüngere? Er ist ein Dichter.

Nicht jede That überzeugt auf der Bühne, sondern eben nur die, die aus einem Charakter organisch erwächst. Der Maler Remigio („Die Frau mit dem Dolche") ist von einer Reise heimgekehrt, er will sein Weib in seine Arme schließen, da gesteht sie ihm ein, daß sie ihm untreu gewesen. Er weist sie wie ihren Liebhaber verachtungsvoll von sich. Doch da der sein Leben bedroht, greift das Weib zum Dolch und stößt den Buhlen nieder. Wie Remigio sie so dastehen sieht, die Augen schreckensvoll geöffnet, den blutenden Dolch in der Hand, tritt er an ihr halbvollendetes Bildniß und malt und malt. Aber sein Malen überzeugt nicht, denn man weiß nichts von ihm, als daß er ein Theilnahmloser ist.

In einen seltsamen Rahmen hat Schnitzler dies Bild aus dem Venedig des 16. Jahrhunderts eingeschlossen. In einen Rahmen, den Theorie ersonnen. Nichts als ein jähes, geheimnißvolles Erinnerungsbild war die Scene aus dem Venedig der Renaissance. Eine Frau aus unseren Tagen, die Gattin eines Dichters, der ihr seelisches Leben grausam in einem Drama preisgegeben, hat mit ihrem Liebhaber in einer Bildergallerie ein Stelldichein. In einer „Frau mit dem Dolche", dem Gemälde eines unbekannten Meisters um 1530, erkennt sie ihr Selbst aus vergangenen Tagen wieder, Erinnerungen erwachen, was sie in ihrer Präexistenz erfahren, jener Treubruch und jene Mordthat, wird ihr deutlich. Sie fühlt das gleiche Schicksal wie damals über sich, sie gibt dem Werben des Liebhabers Gehör.

Ungleich tiefer als in „Lebendige Stunden" ist das Problem in dieser „Frau mit dem Dolche" erfaßt. Die Theilnahmlosigkeit des Künstlers treibt die ihm Nahestehenden in ihr Schicksal. Er selbst wird zu einem Vampyr, der das Blut für die Gebilde seiner Phantasie aus dem Herzen derer saugt, die ihn lieben. Die Stimmungskraft entspricht nicht dem Aufwand an Mitteln, aber es ist doch Stimmung da. Die Psychologie des Künstlers, auf die es ankommt, ist in den Eierschalen der Theorie stecken geblieben, aber diese theoretische Psychologie löst doch in den Nebenpersonen psychologisch interessante Vorgänge aus. Der Eindruck ist ein gedanklicher, aber das Schauspiel bleibt nicht ganz eindruckslos.

Vielleicht liegt diese Neigung, gedanklichen Conceptionen nachzugehen, im Zug unserer Tage. Hauptmann war ihr unterlegen, nun Schnitzler auch. Die Reaktion auf einen gedankendürren Realismus konnte nicht ausbleiben, — heut kleiden sich die eben noch verpönten Gedanken in etwas wie

*) Das Buch ist soeben im Verlag von S. Fischer, Berlin, erschienen.

Fleisch und Blut, verbeugen sich höflich und stellen sich als Menschen vor. Doch selbst im Bannkreis seiner eigenen Theoreme hat der feinsinnige Wiener Poet Stimmungen gerufen, die wiederum hinausweisen ins Reich der Kunst.

Und Schnitzler hat sich gleichzeitig in den beiden anderen Stücken seines Einakter-Zyklusses auf seine gute Gestaltungskraft besonnen. Feierlich und ernst genommen, blieb die Theorie ihm Theorie; in kecker Travestie und kühn humoristischer Erfassung erschloß sich ihm das Leben.

„Literatur" parodirt gar lustig die Empfindungswelt der beiden ersten Stücke. Nicht mehr gilt es die Ehe, sondern das „Verhältniß"; an Stelle der Künstler treten Caféhauslitteraten. Auch ihnen wird das Erlebniß zum Stoff für ihre Romane. Unfähig, wahrhaft zu empfinden, schlachten sie ihre Herzenserfahrungen litterarisch aus, sie nehmen sorgfältig Abschrift von ihren Briefen, um sie gelegentlich „verwenden" zu können. So drohen zwei Romane gleichzeitig zu erscheinen, der eine von ihm, der andere von ihr, die beide denselben Briefwechsel enthalten. Das führt zu einem lustigen Spiel, in dem sich die Charaktere offenbaren, eine geschickte Verwicklung kommt hinzu, — da sie inzwischen ein neues Verhältniß mit einem Baron eingegangen. Die Wechselwirkung zwischen Charakteristik und Handlung, die Schnitzler vorher schuldig geblieben, ist hier wieder hergestellt. Das alles lebt. Und man kannte Schnitzler diese Fähigkeit nicht, die Dinge keck und leicht zu nehmen.

Wohl aber wußte man von seinem kraftvollen Humor, der ursprüngliche Tragik des Geschehens seltsam zu spiegeln weiß, dem erbarmungslose Wirklichkeit zu Spiel, und Spiel zu grauser Wirklichkeit zu werden vermag. Sein „Grüner Kakadu" ist unvergessen. Und dieser selbe Humor, wenn auch nicht zu gleicher Flughöhe erhoben, tritt in dem letzten dieser Einakter „Die letzten Masken" kraftvoll zu Tage. Mit allereinfachsten Mitteln, in weiser Beschränkung, hat Schnitzler hier ein eigenartiges dramatisches Werk geschaffen.

In einem Spital ist die Scene. Verkommenes, vom Tode gezeichnetes Gesindel spukt nächtlicherweile da herum. Ein Schauspieler spielt seine erbärmliche Lebensrolle mit der Illusionsfähigkeit des Schwindsüchtigen weiter. Einen sterbenden Journalisten aber drängt es, seinem Feinde einmal seinen Haß ins Gesicht zu schreien. Mit dem Schauspieler zusammen hält er in Fieberhallucination Probe seiner Hassensorgie ab. Und dann kommt dieser Feind, ein gefeierter Modeschriftsteller, und er vermag seinem Haß nicht Worte zu verleihen, und von gleichgiltigen Dingen reden die Beiden recht freundschaftlich. Und der gefeierte Schriftsteller sitzt ungerührt an dem Bett des sterbenden Mannes und ergeht sich in kleinlichen Auslassungen seiner engen, kurzsichtigen Eitelkeit.

Wieder klingt das gleiche Thema an. Menschenleid gibt dem Künstler seine tiefsten Anregungen. Der erbärmliche Schauspieler kopirt die Sterbenden, dem Modeschriftsteller war sein Spitalbesuch „in vieler Beziehung interessant". Hier aber ist jeder seelische Vorgang in Handlung umgesetzt. Die Handlung als solche wirft auf die Charaktere, wirft in die Tiefe menschlicher Herzen einen Schein. Bei aller Einfachheit des Geschehens tritt echte Tragik zu Tage, die Tragik der elend im Trosse der Kunst Verkommenden, die Tragik des Künstlers, der — sei er auch noch so erbärmlich — sein Leben nicht leben darf, der in Herzensängsten nach stofflicher Ausbeute lugt. Und diese Tragik umspielt ein selbstherrlicher Humor. Das hier ist Dichtung.

Bewunderungswürdig, wie Schnitzler im Stande ist, das gleiche psychologische Problem in ganz verschiedenen Erscheinungsformen zu erfassen.

Die Aufführung des Deutschen Theaters war im Großen und Ganzen vortrefflich. Irene Triesch und Albert Bassermann erwiesen ihr großes, gutes Können. In einigem Abstand von ihnen sei Max Reinhardt dankbar erwähnt.

Ernst Heilborn.

Der Jüngling aus Nain.

Der Jüngling hatte die Augen aufgeschlagen, sich erhoben und war mit den Worten „Liebe Mutter!" in die Arme der Wittwe geeilt.

Das ängstliche Staunen des umstehenden Volks löste sich in erschütterte Ausrufe auf, und dumpfes Murmeln der Dankgebete, lautes Stammeln der von Freude Ueberwältigten ward hörbar.

Der Messias hatte sich unbemerkt ganz still mit seinen Jüngern entfernt, und nun drängte alles herbei, den Wiederauferstandenen zu berühren und dem Jubel über das miterlebte Wunder Ausdruck zu geben.

Die Mutter aber, der noch die Thränen über die Wangen liefen, die man jetzt wohl Freudenzähren nennen mußte, nahm zitternd vor Erregung den Sohn bei der Hand und führte ihn durch das Stadtthor zurück zu dem kleinen Häuschen, das sie in ihrer Angst und Noth schon gefürchtet hatte, nach dem Tode ihres Einzigen als Darbende verlassen zu müssen.

Wie Bienengesumm klangen die Fragen und Erzählungen des draußen auf der Straße stehenden Volks herein, und auch die Mutter fand nun Worte für ihren lieben Sohn.

„Der Herr sei gelobt und gepriesen! Er hat uns große Gnade gewährt und sichtbarlich ausgezeichnet. Dir hat er das Leben und mir den Ernährer wiedergegeben. Jener ist wahrlich der Messias, der Gesalbte!"

Der Sohn hatte sich ganz im Hintergrunde der ärmlichen Stube auf einen hölzernen Schemel niedergelassen, blickte mit großen Augen geradaus, stützte sein Kinn auf die Hand und sagte kein Wort.

„Was ist es mit Dir?" fragte die Mutter besorgt. „Fühlst Du Dich noch zu schwach? Soll ich Dir ein stärkendes Süpplein bereiten, und möchtest Du Dich ruhen?"

Er schüttelte schweigend nachdenklich das Haupt.

Derweil waren einige von den Nachbarn hereingekommen und sprachen ihm ihre Glückwünsche aus, die er ohne ein Wort wie ein Stummer mit anhörte. Auch sie verwunderten sich, wie die Mutter, über sein Verhalten und gaben zu verstehen, daß vielleicht doch eine Blödheit des Geistes bei ihm zurückgeblieben wäre. Hinwiederum schien es ihnen gar nicht möglich, denn seine Gestalt war kräftig, sein Antlitz sanft gerundet und sein ganzes Aussehen blühender als je zuvor.

Und die Besucher gingen kopfschüttelnd hinaus in der Hoffnung, daß die Zeit ihm die Freudigkeit und Lebenslust wiedergeben würde, die er früher gezeigt hatte.

Doch sie waren im Irrthum über seine Gemüthsverfassung.

Denn wenn er auch wieder mit Hingebung und großem Eifer in seinem Kämmerlein sich wie ehedem seiner Beschäftigung als Holzschnitzer hingab, so lag doch von Stund an ein so tiefer Ernst, eine so weihevolle Ruhe über seinem ganzen Wesen, daß selbst die Mutter ihn kaum wiedererkannte. Hätte sie nicht die Gewißheit gehabt, daß es doch ihr Sohn war, sie hätte geglaubt, ein anderer wäre an seine Stelle getreten. Hatte er bisweilen sonst wohl abends mit anderen Jünglingen einen Gang durch die Gassen gemacht und mit den jungen Mädchen gescherzt, so mied er jetzt entschieden solchen Umgang, las nach dem Tagewerk beim Schein des thönernen Oellämpchens in den heiligen Schriften und sprach fast nie.

Da fragte ihn endlich die Mutter, als sie sah, daß es gar nicht anders mit ihm wurde:

„Mein lieber Sohn, was ist es, was Dich bekümmert? Denn ich sehe wohl, daß Du nicht so bist, wie Du einst warst. Hat Dich der Tod so sehr erschreckt, daß Du nicht wieder fröhlich sein kannst? Oder hattest Du schon die himmlische Musik der seligen Schaaren gehört und den Glanz des göttlichen Lichts geschaut, daß Dir alles Irdische gering und unwerth erscheint?"

Er antwortete mit einem kurzen: „Nein, liebe Mutter!"

„Oder", fuhr sie fort, „hatte Deine Seele schon die eherne Pforte der Hölle durchschritten, und erblicktest und empfandest Du die furchtbaren Qualen, die dort für uns sündige Menschen bereit gehalten werden?"

Und wieder antwortete er: „Nein, liebe Mutter."

„So sage mir, was Dich bedrückt!"

Er seufzte tief auf. „Ach, Mutter, warum weiß ich nichts, gar nichts von dem, wo ich gewesen bin? Warum erinnere ich mich nicht im geringsten der Freuden oder der Qualen jener Stätten, von denen meine Seele zurückgekehrt ist? Wo bin ich gewesen? Was fühlte ich? Auch nicht der leiseste Hauch davon ist in meinem Gedächtniß zu verspüren."

„Du wirst es vergessen haben", suchte ihn die Mutter zu beruhigen.

„Warum sollte ich es vergessen haben? Erinnere ich mich doch genau der Vorgänge meiner früheren Lebenszeit bis in die Tage der Kindheit!"

„Quäle Dich nicht mit solchen Dingen und grüble nicht darüber! Verkümmere Dir nicht Dein Dir wiedergeschenktes Leben!"

Aber diese Mahnung verhallte für ihn. Er blieb wie verwandelt und bewahrte sein sonderbares Wesen.

Doch arbeitete er emsiger als je zuvor, und der Segen waltete über seinem Schaffen, und die Mutter sparte Geld....

Nach ungefähr einem halben Jahre sagte er eines Tages: „Liebe Mutter, höre wohl meine Bitte und verschließ Dein Herz nicht meinem Willen! Du kannst ja jetzt gut leben von dem kleinen Handel, den wir eingerichtet haben, und wirst auch ohne meine Hilfe nicht Mangel leiden. Ich aber muß nun aufbrechen."

„Wohin?" fragte die überraschte Frau.

„Zu ihm!" sagte der Jüngling ernst. „Noch habe ich ihm nicht den rechten Dank aussprechen können, wie es sich gebühret; auch habe ich manche Frage auf dem Herzen, die nur er allein beantworten kann. Laß mich also ziehen!"

Da gab die Mutter ihm gerührt ihren Segen und freute sich über sein dankbares Herz, trug ihm Dankesgrüße an den Messias auf und bat ihn, nicht zu lange in der Ferne zu verbleiben.

Aber die wahren Gründe seiner Reise blieben ihrem Geiste verschlossen.

Dieser machte sich also auf den Weg, den Messias mit seinen Jüngern zu suchen. Als er einen Tag gewandert war, vernahm er die Kunde, daß der Gesuchte mit seinen Jüngern am Galiläischen Meere weile. Und er stand des Morgens sehr frühe auf und begab sich dorthin.

Singend kamen ihm zwei Männer entgegen und erzählten ihm, der eine, daß er blind, der andere, daß er taub gewesen sei, und daß der Messias sie von ihrem Leiden befreit habe.

Doch das war ihm alles nichts, denn solche Thaten hatten wohl auch schon andere verrichtet. Nur das an ihm geschehene Wunder erschien ihm ein tiefes Räthsel.

Endlich sah er das Gewimmel des Volks, Krüppel, Kranke und Elende jedes Alters und jedes Standes, die den hohen Mann am Ufer umdrängten. Und er trat hinzu, und die Blicke des Messias hatten ihn sofort erkannt. Und dieser winkte ihm. Da öffneten die Jünger eine Gasse durch die Menge, und der Jüngling gelangte dicht an den Messias heran. Er ergriff seine Hand und küßte sie, aber er konnte kein Wort reden.

Da sagte der Messias und sah dabei die Umstehenden mit seinen strahlenden Augen freudig an: „Wahrlich, ich sage Euch, ein stummer Dank, den das Herz fühlt, ist mehr werth, als gedankenlose, laut geplapperte Worte der Freude. Dieser ist von den Todten auferweckt, und ich weiß, daß sein Herz rein ist."

Da aber begann der Jüngling zu sprechen und sagte ganz leise zu ihm: „Herr, von wo hast Du mich zum Leben zurückgerufen?"

Der Messias warf ihm einen forschenden Blick zu, und ein Schatten schien über seine reine weiße Stirn zu huschen. Dann aber wandte er sich zum Wasser, hieß seine Jünger einen Kahn vom Pflock lösen, setzte sich hinein und forderte den Jüngling ganz allein auf, ihm zu folgen. Darauf trieb er das Boot mit kräftigen Ruderschlägen bis weit auf den See hinaus, daß das Gewimmel des Volks wie Ameisen erschien und niemand als Himmel und Wasser ihre Stimmen vernehmen konnte. Hier zog er die Ruder ein, und während der Kahn sich sacht hin und her bewegte, sprach er sanft zu dem Jüngling:

„Was willst Du mich fragen?"

Sprach der Jüngling: „Dir ist die Macht gegeben über Himmel und Erde, über Leben und Tod, also hast Du auch das Wissen. Was ist es mit dem Tode, Messias?"

„Du hattest ihn!" antwortete dieser.

„Aber wo weilen wir nach dem Tode?"

„Im Paradiese die Gläubigen, in der Qual die Ungläubigen."

„Aber wo war *ich* dann? rief der Jüngling mit schmerz-verzerrtem Gesicht. „Ich weiß von nichts, von gar nichts!"

„Drei sind der verführerischen Mächte", hub der Messias feierlich an, „die der Böse den Menschen schickt: die Leidenschaft des Fleisches, die Hoffahrt der Welt und der Zweifel des Verstandes. Du zweifelst! Lege ab diese letzte Sünde und werde ganz ein Kind Gottes!"

„Er weicht mir aus," dachte der Jüngling, und laut sagte er: „Du antwortest mir nicht."

„Ich habe geantwortet", erwiderte der Messias und ergriff die Ruder.

Und während das Schifflein wieder dem Ufer zustrebte, erklang es dem bleich dasitzenden Jüngling im Takte der Ruderschläge: Er weicht mir aus! Er weicht mir aus!

Mit lautem Zuruf wurde der Messias vom Volk empfangen; der blasse Jüngling aber eilte mit verstörter Miene von dannen und entschwand den Blicken der Jünger, die ihm verwundert nachgesehen hatten . . .

Er wanderte und wanderte auf einsamem Pfad. Er wich mir aus, tönte es immer noch in seinem Innern. Plötzlich aber durchzuckte ihn wie ein Blitz der Gedanke: Wie, wenn jener nichts wußte und darum nicht antworten konnte? Und nun erhoben sich neue Fragen riesengroß in ihm, neue Grübeleien durchschwirrten wie aufgejagte Vögel sein fieberndes Gehirn. Wenn er der Messias war, warum antwortete er dann nicht? Es mußte ihm doch ein Leichtes sein, ihn über die unerklärliche Dunkelheit seines Zustandes im Tode aufzuklären! Oder war er nicht der Messias? Wie konnte er ihn dann auferwecken? War er selbst vielleicht nicht todt und nur im Starrkrampf des Scheintodes gewesen? Dann war die Auferweckung aber auch kein Wunder, sondern ein ganz natürlicher Vorgang. Warum ließ jener dann das Volk bei dem Glauben, daß hier ein Wunder geschehen sei?

Er mußte hell auflachen, als er sich diese Fragen vorgelegt hatte; aber sein Lachen klang wie das eines Wahnwitzigen. Dann wurde er ruhiger; tiefe Traurigkeit befiel ihn, und schwarze Schatten senkten sich auf seine Seele.

Gegen Abend gelangte er nach einer Herberge, weit ab von der gewöhnlichen Heerstraße. Niemand kannte ihn. Er gab an, ein Kaufmann aus Sidon zu sein, und bestellte das Abendessen auf seine Kammer.

Als die Magd mit dem zubereiteten Abendmahl nach einiger Zeit bei ihm eintrat, schrie sie laut auf, so daß der Herbergwirth und seine Genossin eilends herbeikamen.

Der Jüngling hatte sich einen Dolch bis ans Heft gerade ins Herz gestoßen und war todt. Sein Antlitz aber zeigte einen fröhlichen Ausdruck, als wenn er theilnähme an seligen Freuden.

Max Hoffmann.

Gedichte von Josephine Freiin von Knorr. Stuttgart und Berlin. Cotta. 1902.

Im Jahre 1854, also vor nahezu einem halben Säculum, sandte Baronin Knorr „mit Gedichten an Freifrau Marie von Ebner“ folgende Verse an die dazumal noch völlig unbekannte Meisterin:

Es wird Dein Auge ruh'n auf diesem Buche,
Durchblättern wirst Du diese Seiten hier,
Dann glaube, daß ich oft Verständniß suche,
Doch mehr noch hoffe und verlang' von Dir.

An manchem Ohre mag mein Lied verklingen,
Ein Ton, der kaum beachtet schwinden muß.
Dir aber soll er in die Seele dringen,
Der Dichtung trauter heimathlicher Gruß.

Was nicht ersetzen kann der Sprache Kunde,
Der inn're Zug zum vaterländ'schen Klang,
Du fühlst ihn für das Lied im Herzensgrunde:
Denn eine Heimath ist Dir der Gesang.

Du kennst sie wohl, die duftigen Gestalten,
Die lichte Welt im Reich der Poesie —
O laß die ganze Macht der Heimath walten,
Vergiß mein Wort und denk' allein an sie!

Der Name Marie Ebner ist mittlerweile jedem Freunde deutscher Kunst vertraut geworden. Josephine von Knorr ist der Jugendfreundin werth geblieben bis zur Stunde. Einer vor ein paar Jahren im gleichen Verlag erschienenen Auswahl ihrer Verse hat Marie v. Ebner einen liebreichen offenen Geleitbrief mitgegeben. Die lyrische Naturkraft von Baronin Knorr haben die Besten ihrer Landsmannschaft, Grillparzer, Betty Paoli und Ferdinand von Saar jederzeit anerkannt. Ihre Liederbücher und Sammlungen wurden von stimmfähigen Kunstrichtern willkommen geheißen, besonders lebhaft von Alfred Marchand, dem französischen Kritiker der Poëtes lyriques de l'Autriche. Der jüngste Band Gedichte von Josephine Freiin v. Knorr beschenkt uns mit den reinsten und reifsten Früchten ihrer Kunst. Geistliche Gedichte, Marienlieder stehen einer Standes- und Glaubensgenossin der Droste wohl an. Tiefe, echte Gläubigkeit verträgt sich bei Josephine v. Knorr indessen nicht bloß mit edelster Duldung: unsere Dichterin zeigt sich durchdrungen von allen großen Gedanken ihrer Tage. Ein gewaltiges, aus dem Jahre 1880 stammendes Gedicht „Das neunzehnte Jahrhundert“ vergegenwärtigt in wuchtigen, von Schillerischem Schwung erfüllten Strophen den Umschwung der Weltgeschicke von Napoleon bis auf Bismarck: in der Schlußwendung hält die Dichterin Einkehr bei dem eigenen Ich:

In diesem 19. Jahrhundert

. . . fluthete mit stetem Branden
Die Woge meines Lebens hin und her;
Denn für die Wellen ach, gibt es kein Landen,
Zurückgestoßen fordert sie das Meer.
So strömte auf und nieder es im Schwanken,
Die Wolken jagten und der Tag war schwül.
In ihrem Banne hielten mich Gedanken,
Mit seinem Zauber lockte das Gefühl.
Die Fragen, die mir bang im Herzen riefen,
Es löst sie kein Jahrhundert künft'ger Zeit.
Für ihre Höhen — ihre Abgrundtiefen
Hat eine Antwort nur die Ewigkeit.

Zeugniß für diese ganz auf sich selbst gestellte Natur geben die Cyklen „Inneres Leben“, „Betrachtung“, „Vergangenheit“. Den Grundton ihres Wesens gibt das (von Marie Ebner bewunderte) Einleitungsgedicht

Dunkel.

Wenn ich es auch hehle
In der Stunde Scherz,
Ja, mir ist die Seele
Dunkel und das Herz.

Herz und Seele dunkeln
Nur so tiefschwarz nicht,
Daß sie nicht auch funkeln
Könnten farbenlicht.

Wie oft plötzlich schimmert
Eines Fittichs Sammt
Die Granate flimmert
Und der Purpur flammt;

So wie die Ranunkel,
Die Viole blüht,
So von Farbe dunkel
Ist auch mein Gemüth.

Viel wäre noch zu sagen: von der Versenkung unserer Dichterin in das Naturleben (Cyklus: „Blumen und Falter“); von dem Cyklus „Japan“ und anderem mehr. Für diesmal sollte nur der Antheil für das Lebenswerk einer Dichterin geweckt werden, die durchaus ihren eigenen Weg geht. Schärfer gesiebt hätte die Sammlung im Einzelnen sein können. Im Ganzen lernt jeder Empfängliche in und aus diesen Blättern eine Persönlichkeit kennen und verehren, die dauernder Sympathie würdig ist.

—m

Graf Wilhelm Bismarck. Ein Lebensbild nach dem von der Familie dargebotenen und anderem Material entworfen von Johannes Penzler. Stuttgart, W. Spemann 1902.

Man ist nicht ungestraft der Sohn des Fürsten Bismarck. Hat man alsdann die Augen geschlossen, so erhält man sogleich sein litterarisches Monument in einem recht umfangreichen Buche. Und ein solches Werk könnte interessant sein. Man kann vom Sohne nicht sprechen, ohne des Vaters und der Häuslichkeit, in der Graf Wilhelm aufwuchs, zu gedenken. Das Verhältniß vom Vater zum Sohne würde manchen psychologischen Aufschluß bieten. Von alle dem ist nichts in diesem Buch zu finden; dagegen ein paar Briefe ohne besondere Bedeutung, der Abdruck von Reden jeglicher Art des Grafen Bismarck, auch gänzlich werthloser, und von einigen Dokumenten, die zu seinem Leben gehören, und überdies hier und dort eigenes Raisonnement von besonderer Geschmacklosigkeit.

Daß ein Schriftsteller, dem die Familie Bismarck Material zur Verfügung stellt, ein Verehrer des Hauses ist, kann man als eine nothwendige Voraussetzung betrachten und das erscheint durchaus naturgemäß. Daß aber diese Verehrung mit so geringem Takt zum Ausdruck kommt, und daß dem Biographen die Fähigkeit zu charakterisiren so gänzlich fehlt, dies ist wirklich kein Gebot der Nothwendigkeit.

—n.

Martin Spahn: Der Große Kurfürst. Mainz. 1902. Kirchheim.

Der Verfasser dieser Schrift, dessen Name in jüngster Zeit die Oeffentlichkeit viel beschäftigt hat, legt eine rühmliche Unparteilichkeit an den Tag. Er preist Luther und Jesuitenthum, Protestantismus und katholische Kirche, Hohenzollern und Habsburger als gleich verdienstvoll für die Fortentwicklung des deutschen Volkes. Das ist leider alles, was man an dem Werkchen loben könnte, das übrigens keineswegs, wie der Titel ankündigt, eine Geschichte des Großen Kurfürsten, sondern eine kurzgefaßte Geschichte Deutschlands vom Augsburger Religionsfrieden (1555) bis zu den Verträgen von Utrecht (1713) ist. Die Epoche des Großen Kurfürsten nimmt nur gerade so viel Raum ein, wie ihr zeitlicher Umfang erfordert, das heißt ein Drittel der 151 Seiten des Buches. Dieses ist ebenso unreif in seinem gedanklichen Inhalt, der die geschichtliche Wahrheit nur allzu häufig auf den Kopf stellt, wie in seiner Form, deren unverkennbare jugendliche Frische oft durch Geschwollenheit oder Trivialität entstellt wird. Es wäre unbegreiflich, daß anstatt eines der zahlreichen verdienstvollen katholischen Historiker gerade dieser Mann zu der wichtigen Stellung eines ordentlichen Professors an einer durch ihren hohen wissenschaftlichen Charakter hervorragenden Universität berufen worden ist, wenn nicht offenbar politische, parlamentarische Beweggründe hier den Ausschlag gegeben hätten.

M.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 16. Berlin, den 18. Januar 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Herr Chamberlain hat in Edinburg folgende Sätze ausgesprochen:

„Die Zeit kommt jetzt, wo es nothwendig sein mag, strengere Maßregeln zu ergreifen, um die Aufständischen und die Guerillabanden zu bekämpfen. Wenn diese Zeit da ist, wird die Regierung Präzedenzfälle für alles, was sie thun wird, in dem Vorgehen jener Nationen finden, die Englands Vorgehen als Barbarei und Grausamkeit verurtheilen; aber sie wird sich doch nie dem nähern, was diese Nationen in Polen, im Kaukasus, in Bosnien, Tonkin und im Kriege von 1870 thaten."

Daß der englische Kolonialminister die Absicht gehabt hat, mit solchen Worten Deutschland zu provoziren, erscheint gänzlich ausgeschlossen. Er zielte nach einer ganz anderen Richtung; er wollte das Gewissen der englischen Bevölkerung beruhigen; er wollte jene Engländer, die die Konzentrationslager für eine Barbarei halten, zu der Ueberzeugung bringen, daß Krieg Krieg sei, und daß andere Nationen, die Deutschen eingeschlossen, noch weit schlimmer verfahren wären. Er sprach für Engländer, nicht für Deutsche. Daß seine Worte in Deutschland gehört werden würden, zog er nicht in Betracht. Sie wurden gehört; sie wurden bei uns sehr übel genommen, denn wenn wir uns erinnerten, was Engländer über die englischen Maßnahmen in Südafrika gesagt haben, so dürfte man es bei uns als eine Beleidigung erachten, daß die englische Kriegführung sich nie dem nähern werde, was wir im Jahre 1870 gethan haben.

Die deutsche Presse ist Herrn Chamberlain die Antwort nicht schuldig geblieben und schließlich hat Graf Bülow auch im Reichstage die Behauptung des englischen Kolonialministers zurückgewiesen. Ueber den Ausfall Liebermann von Sonnenbergs kann man schweigen; dieser Volksvertreter ist nur zufällig aus den antisemitischen Hetzversammlungen in das Parlament verschlagen worden.

Betrachtet man nüchtern die Sachlage, so ergibt sich, daß Herr Chamberlain aus Gründen der inneren englischen Politik das deutsche Selbstbewußtsein empfindlich gereizt hat; das war zweifellos eine Taktlosigkeit und ein politischer Fehler; und nun weist Graf Bülow seinerseits — augenscheinlich auch aus Gründen der inneren Politik — Herrn Chamberlain schroff zurecht; er gleichfalls reizt damit das englische nationale Empfinden, während er zugleich erklärt, daß wir mit England gute und geordnete Beziehungen unterhalten wollen.

Die internationale Politik ist ein zu feines Instrument, als daß man sie den Zwecken der inneren politischen Lage dienstbar machen dürfte. Der inneren Lage soll ein Staatsmann Herr bleiben, auch ohne Aushilfen bei der internationalen Politik zu suchen. Diesen groben Fehler hat Chamberlain gemacht, und haben wir keine Veranlassung, unsere Beziehungen zu England zu lockern, dann führte der Weg, den Graf Bülow einschlug, auch am Ziele vorüber. Es standen dann andere Mittel zur Verfügung, um das zu erreichen, was erreicht werden sollte, ohne internationale Verstimmungen herbeizuführen, die in Berlin augenscheinlich nicht beabsichtigt gewesen sind.

Die Verhältnisse liegen nun so, daß Chamberlain in Deutschland eine tiefe Verstimmung hervorgerufen hat, ohne diese Wirkung zu beabsichtigen, und Graf Bülow hat eine gleiche Verstimmung in England erzeugt, ohne daß solche Verstimmung in seine politische Rechnung zu passen scheint.

Die Politik beruht auf realen Interessen und auf vorsichtig abgewogenem Wollen; statt dessen werden die englisch-deutschen Beziehungen im Augenblick bestimmt von Stimmungen und Verstimmungen; wir präsentiren die Rechnung unserer Beschwerden an England, und England

seine Rechnung an uns. Solche Rechnungen mit ihren vagen Posten aus dem Empfindungsleben der Nationen sind niemals zum rechnerischen Ausgleich zu bringen, und es giebt nur eine Möglichkeit aus der Sackgasse herauszukommen, indem man sich in England und Deutschland aus dem politischen Zank heraus arbeitet und die Politik wieder auf reale politische Interessen basirt.

Wir in Deutschland finden nicht, daß Herr Chamberlain ein idealer Minister ist, und wir finden nicht, daß der südafrikanische Krieg unser Lob beanspruchen kann; aber wir sind in anderer Beziehung auch der Ansicht, daß die Interessen Deutschlands und Englands nirgends zu einem Zusammenstoß drängen. Wir wissen, daß die Engländer gleichfalls mancherlei an uns auszusetzen haben, das ist ihr gutes Recht; aber wenn man auch jenseits des Kanals, wie zu vermuthen, überzeugt sein sollte, daß ein ernstens Zerwürfniß mit Deutschland von der politischen Lage Englands nicht gefordert wird, dann thäte man hier und drüben gut, abzuwiegeln, die Leidenschaften zu beruhigen und nüchtern an die Interessen beider Länder zu erinnern.

Es ist nicht zu befürchten, daß aus diesem politischen Zank, dem jeder zwingende politische Inhalt fehlt, ernste Gefahren entstehen; aber einen reichlichen Bodensatz von Antipathien lassen solche Erörterungen zurück, und solche Antipathien können sich immer einmal unheilvoll bemerkbar machen.

Für die beginnende englische Parlamentssession, die mit einer geschäftsmäßigen Thronrede eröffnet wurde, bringt der deutsch-englische Hader Herrn Chamberlain jedenfalls Vortheil; er wird sich mit England identifiziren, und er wird verlangen, daß man ihn vertheidigt, als sei England angegriffen; dies unmittelbare Ergebniß hat der Hader wohl in jedem Falle.

So oft Herr Waldeck-Rousseau vor die Oeffentlichkeit tritt, muß man ihn von neuem bewundern. Frankreich war einmal das Land der großen Worte, und man war in große Worte dort so vernarrt, daß man ihnen zu Liebe sich nicht scheute, sehr ernste Gefahren heraufzuführen. Jetzt überläßt Frankreich den kostspieligen politischen Wortpomp anderen Ländern, und Waldeck-Rousseau betreibt eine Politik klarer nüchterner Sachlichkeit mit hoher Vollendung und größtem Erfolge.

Waldeck-Rousseau hat in Saint-Etienne mit einer großen politischen Rede die Wahlkampagne eröffnet. Er konnte darauf hinweisen, welcher Umschwung unter seinem Ministerium sich in Frankreich vollzogen hat. Unmittelbar bevor er ins Ministerium trat, kam Faschoda; es war die Zeit des Dreyfushandels, und die Feinde der Republik waren fast Herren des Heeres. Jetzt ist Frankreich international geachtet; die Beziehungen zu Italien sind gebessert; Dreyfus ist vergessen, und die Feinde der Republik befinden sich in bedrängter Defensive. Schritt für Schritt sind diese Erfolge errungen worden; ohne Großsprecherei und ohne unnöthigen Lärm und heute ist die Republik stark und gesichert.

Rousseau zog aus den bisherigen Erfolgen die Konsequenzen; ohne jede Zweideutigkeit gab er die Parole für den Wahlkampf aus. Der Stoß soll sich richten gegen die offenen und gegen die versteckten Feinde der Republik. Gegen die Umstürzler von Rechts und gegen die Méliniſten.

Es ist wahrscheinlich, daß die zuverlässigen Republikaner zusammen mit den sozialistischen Arbeitern zu einem entscheidenden Siege gelangen werden.

Prinz Heinrich, der Bruder Kaiser Wilhelms, wird nach Amerika gehen, um dort der Taufe einer kaiserlichen Yacht durch die Tochter des Präsidenten Roosevelt beizuwohnen. Es scheint, daß dieser Akt internationaler Courtoisie in den Vereinigten Staaten angenehm berührt hat. Man beabsichtigt den Prinzen Heinrich in liebenswürdigster Weise zu empfangen. Wir können uns solcher guten und freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten gewiß freuen. Nur mag man nicht vergessen, daß Festlichkeiten ebenso schnell vergessen zu sein pflegen, wie das Feuerwerk, das bei solcher Gelegenheit abgebrannt wird. Die Lichter werden ausgeblasen, und die Wirkung ist vorüber.

Soll dieser Besuch des Prinzen Heinrich in den Vereinigten Staaten mehr sein, als ein neuer Tribut an die politische Liebhaberei für das Sensationelle, dann wird den Festen die nüchterne sachliche Politik zu Hilfe kommen müssen. Wir wünschten es; und die Voraussetzung realer politischer Annäherung kann nicht zweifelhaft sein. Die großen gemeinsamen Interessen, die Deutschland mit den Vereinigten Staaten verbinden, liegen auf dem Gebiete des Wirthschaftslebens; zu festen Klammern können diese Interessen geformt werden — ob auch von einer Regierung, die den Posadowsky'schen Zolltarifentwurf vorgelegt hat? Da haben wir einen neuen Beitrag zur Inkonsequenz unserer Politik.

Die konservative Presse zeigt sich bemüht, die Verhandlungen der Zolltarifkommission im Reichstage nach Möglichkeit zu diskreditiren. Da die Kommission angeblich nicht schnell genug arbeitet, wirft man ihr Obstruktion vor. Auf die Gegenfrage, ob die Konservativen denn in der Kanalkommission des Abgeordnetenhauses gleichfalls Obstruktion betrieben hätten, erwidert nunmehr die „Kreuz-Zeitung“:

„In der Kanalkommission hatte die Gründlichkeit der Berathungen den ausgesprochenen Zweck, ein annehmbares Resultat zu erzielen. Dort handelte es sich nicht darum, daß eine grundsätzlich oppositionelle Minderheit die Absicht gehabt hätte, einen positiven Beschluß der Mehrheit zu vereiteln; sondern die Mitglieder der Mehrheit zeigten sich bemüht, über ihre Bedenken hinwegzukommen und einen Weg zur Verständigung zu suchen . . . Während es also in der Kanalkommission darauf ankam, mittels gründlicher Erörterung ein positives Ergebniß zu erzielen, ist es das Bestreben der Tarifgegner, durch ihre sogenannte „Gründlichkeit“ einen negativen Ausgang der Verhandlungen zu erzwingen.“

Du lieber Himmel, warum über Worte streiten? Unleugbar ist jedenfalls das Folgende: Auch die Linke im Reichstag hat nur den Wunsch, daß das Ergebniß über die Tarifvorlage genau dahin führt, wohin die Gegner des Kanals gelangt sind durch die „Gründlichkeit“, die sie ihrerseits entwickelt haben. Nach diesem konservativen Vorbild ist die Linke bereit zu arbeiten, und sie wünscht sich gar keinen anderen Erfolg, als jenen, der den preußischen Konservativen zu Theil geworden ist.

Das Reichskriegsgericht hat das Urtheil in Sachen Krosigk aufgehoben, und die Verhandlungen über den Mord in die Vorinstanz zurückgewiesen. Damit ist die Bahn frei für ein Urtheil, das dem Rechtsbewußtsein der Allgemeinheit zu genügen vermag.

Auch Prof. Adolph Wagner hat in Sachen der Suspendirung des sozialwissenschaftlichen Studentenvereins durch den Rektor der Berliner Universität das Wort ergriffen. Er erkennt die Verdienste dieser studentischen Vereinigung an; er weist die gegen sie gerichteten Anklagen zurück und schließt:

„Leider hat der Vorsitzende des sozialwissenschaftlichen Vereins sich durch eine ungeschickt abgefaßte Ankündigung gegen ein einmal bestehendes Rektoratsverbot — dura lex, sed lex — vergangen. Das verdiente eine Rüge für den Vorsitzenden, aber eine dauernde Schließung des Vereins ist eine harte Strafe dafür. Im Interesse des sozialwissenschaftlichen Studiums und berechtigter studentischer Interessen wäre eine Milderung dieser Strafe sehr zu wünschen. Ich würde es sehr bedauern, wenn kein derartiger Verein mehr bestehen oder etwa eine Neubildung eines solchen wieder verhindert würde. Und ich weiß, daß ich mit dieser Ansicht nicht allein unter meinen Kollegen verschiedenster politischer Richtung stehe.“

Und dieser Brief Wagner's ist abgedruckt in der „Kreuz-Zeitung“; sie verwahrt sich zwar gegen die Ausführungen, aber sie bringt das Schreiben doch.

* * *

Schäffle's Kritik des Tarifentwurfs.

„Ein untaugliches Mittel für einen unstatthaften Zweck" — so kennzeichnet, kurz und schlagend, Schäffle*) die im Posadowsky-Tarif geplante Agrarzollerhöhung; sie „kann nothleidenden Landwirthen nicht helfen; und diejenigen, welchen sie vorübergehend Vortheil bringen mag, sind nicht nothleidend": die kleine Minderheit der größeren Grundbesitzer, zu deren Gunsten dem deutschen Volke „eine schwere Privatabgabe" auferlegt werden würde (S. 2. 103. 121). Von dem Entwurfe als Ganzem heißt es, daß er die völlige „Verwilderung ehemaliger gemäßigter Schutzzollpolitik" bedeute, das „Wagniß einer Parforcekur auf das Ungefähr" statt „ruhiger Fortbildung des Bestehenden" (S. 211).

Nach allen Seiten hin wird dies in dem geheimnißvollen Dunkel des „wirthschaftlichen Ausschusses" erzeugte Wesen in das Licht unbarmherziger Kritik gezogen — mit allen Gewichten, die behufs Bewerthung eines Zollprogramms in Frage kommen, gewogen. Und immer lautet das Urtheil vernichtend, immer wird der neue, so zollschwere Tarif „zu leicht erfunden", ob man ihn vom Produktionsstandpunkt oder vom Vertheilungsstandpunkt aus betrachtet; ob der Handelspolitiker und der Sozialpolitiker zu Gerichte sitzen, oder der Finanzpolitiker, welcher die Zollsätze auf ihre Rechtfertigung als Verbrauchssteuern prüft; nur wenige, ganz wenige von den zahllosen Zollerhöhungen, die aus dieser Pandorabüchse auszufliegen drohen, werden als legitime Heraufsetzungen von Abgaben auf Luxusobjekte gebilligt. —

Als Letzter von den Koryphäen der deutschen Sozialökonomie, nach Brentano, Conrad, Schmoller, Wagner, hat der Altmeister in Stuttgart sein Votum abgegeben. Er ist an der Schwelle des Greisenalters angelangt; aber nach dem Feuer der Sprache, der Schneidigkeit der Beweisführung, der Stahlhärte der Formeln, zu denen er die Ergebnisse seiner Kritik zusammenzuschweißen versteht, zählt der Siebziger noch immer zu der Jugend. Die Gegner des Tarifs können sich dazu gratuliren, daß mit ihm — wie Bismarck einst von sich sagte — „ein neues Bataillon in der Schlachtordnung" erschienen ist, so kampfeslustig und so kampfeskräftig, so gewiß des endlichen Sieges des nationalen, allmähliche Wegräumung der Zollhemmnisse heischenden Interesses über die protektionistischen Sonderinteressen.

Umgekehrt muß dies „neue Bataillon" den Agrariern und Genossen besonders fatal sein. Nicht nur wegen der Wucht der Argumente, mit denen es zu Felde zieht; sondern auch deshalb, weil ihm gegenüber gewisse, des Eindrucks auf die öffentliche Meinung selten ermangelnde taktische Kniffe, deren die Schutzzollpartei schon seit lange gegen die „Manchestermänner" sich bedient — auf welche sie von der Zeit der „Bauernbriefe" her vortrefflich eingexerzirt ist, schlechterdings nicht „ziehen".

Schäffle als „Feind der Landwirthschaft" hinstellen zu wollen, wäre geradezu grotesk. Kaum einer unter den führenden Geistern hat für die agrarpolitischen Reformbestrebungen ein so offenes Ohr gehabt, hat ihnen so weitgehende Zugeständnisse gemacht; auch in dieser Schrift wieder gibt er seiner Sympathie für Errichtung einer gesetzlichen Verschuldungsgrenze, für ein „positivstes Eingreifen des Staats" behufs Entschuldung des Grundbesitzes — „eine Aktion selbst im Maßstabe der Grundentlastung und Reallastenablösung um die Mitte des 19. Jahrhunderts" —, für umfassende innere Kolonisation des Ostens, zu deren Verwirklichung „kein Staatsvorschuß zu groß erschiene" (S. 168), rückhaltlos Ausdruck. „Man kann die Agrarreform nicht ernst genug nehmen."**) Allerdings sieht er sie nicht unter dem Gesichtswinkel des ostelbischen Majoratsherrn an; das A und O der Agrarpolitik ist ihm die wirthschaftliche Kräftigung und ziffernmäßige Vermehrung des mittleren und kleinen Bauernthums.

Jedoch Schäffle als „süddeutschen Demokraten" abzustempeln — welchem leider das Organ für Erkenntniß der nationalen, politischen, volkswirthschaftlichen Bedeutung des Adels fehle, welcher gar nicht in Betracht ziehe, gar nicht zu ermessen vermöge, wie großes Unheil dem Vaterland drohe, wenn, zufolge Versagung höherer Agrarzölle, zahlreiche, vom Nimbus eines historischen Namens umwobene „Edelste der Nation" ihre angestammten Güter nicht halten könnten, sie an die Finanzbarone verschleudern müßten — ginge gleichwohl nicht an. Von agrarischer Seite wird aber zweifellos versucht werden, mit jener Titulatur gegen ihn zu operiren; daher mag es zweckmäßig sein, hier in Kürze seine Stellung zur „altpreußischen Grundaristokratie" darzuthun.

Sie danke — schreibt er — ihren derzeit noch gewaltigen Einfluß im Staat und im Reiche einer „gewissen geschichtlichen Nothwendigkeit" . . . „Ihre große Macht . . . ist begreiflich; denn das Deutsche Reich ist aus dem Ei des altpreußischen Staates geschlüpft." Der Kredit des Adels beim deutschen Volke stehe heute höher „als in jener liberalen Epoche vor einem Menschenalter, da die Leute nicht selten waren, welche den gothaischen Adelskalender für nicht viel mehr als ein Petrefaktenverzeichniß sozialer Paläontologie des heiligen römischen Reiches angesehen haben" (S. 217/218).

Aber die Grundaristokratie möge sich hüten, diesen Kredit leichtfertig zu verscherzen, indem sie sich um die Fahne künstlicher Bodenrentensteigerung schaart; indem sie ihren Einfluß zu Gunsten von hohen Zöllen auf Getreide, auf Holz aufbietet, d. h. zu Gunsten von Maßnahmen, welche hauptsächlich ihr zu wirthschaftlichem Nutzen gereichen würden.

> „Die alten Feudal- und Grundherrlichkeitsabgaben waren, wenigstens lange Zeit, ganz oder theilweise Abgaben für jene öffentlichen Zwecke, die in der Verwaltung der Feudal- und Gerichtsherren standen, und waren erst später Privatabgaben geworden, welchen keine Gegenleistung entsprach."
>
> „Die künstliche Bodenrentensteigerung aber wäre von allem Anfang an eine Abgabe an eine kleine Klasse, welche nichts entgegenleistet, und welche für das, was sie dem Gemeinwesen arbeitet, durch öffentliche Gehaltbezüge gut bezahlt ist. Die alten Grundherrlichkeitsabgaben waren wenigstens zuletzt nicht ‚ungemessene', sondern ‚fixirte Abgaben'; jetzt will man sich mit dem Widerstande gegen Vertragstarife die weitere Steigerung der zolltarifarisch geschaffenen neuen Abgabe an den Großgrundbesitz sichern" (S. 216).

Vielleicht gelingt es jetzt noch einmal die Kraftprobe mit Erfolg zu machen. Aber es wird ein Pyrrhussieg sein! Die Grundaristokratie wird „gut thun, ihre Macht zu dauernder Aufrechterhaltung des Tarifs nicht zu überschätzen" . . . „Die Tage sind für immer . . . vorbei, in welchen die gebildeten Mittelklassen, Kapital und Arbeit, so starke Zumuthungen ruhig aushalten wollen . . . Man darf sich nicht über die Gefahr einer früher oder später ausbrechenden Gegenbewegung täuschen, wird daher einen Besen, der mit der Zeit noch mehr als alle Getreidezölle wegfegen könnte, besser in der Ecke stehen lassen."

„Die englische Grundaristokratie war . . . unmittelbar vor der Antikornzollbewegung noch sehr stark gewesen; sie ist dennoch dieser Bewegung gänzlich unterlegen und hat nicht einmal Miene machen können, bei den neuesten Grundrentenrückgängen wieder nach der Preisschraube der früheren Getreidezölle zu greifen. Im heutigen Deutschland steht aber, bei allgemeinem Stimmrecht, der Bodenrentnerklasse jetzt schon eine zu $^3/_5$ nichtlandwirthschaftliche Bevölkerung gegenüber." Selbst dann, wenn die ganze bäuerliche Wählerschaft bei der Partei der Ostelbier beharrte, wäre die dauernde Aufrechterhaltung des „Rentenzüchtungstarifs" nicht gesichert; aber daß sie dies thue, ist keineswegs zu erwarten: „die Interessen der Großgrundaristokratie und die des arbeitenden Bauernstandes . . . sind . . . nicht identisch, zum Theil sehr entgegengesetzt. Unter der Landbevölkerung mag . . . nach den ersten Enttäuschungen, die fast unausbleiblich erscheinen . . . in dem Jahre, wo

*) Schäffle, Ein Votum gegen den neuesten Zolltarifentwurf. Tübingen, Verlag der Laupp'schen Buchhandlung 1901.

**) Schäffle, Kern- und Zeitfragen, 1895, S. 191.

erstmals die Getreidezölle empfindlicher sein werden, die Agitation mit so unwiderstehlicher Propaganda einsetzen, wie es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegen die alten Grundherrlichkeitsabgaben geschehen ist" (S. 219).

Schon jetzt geht durch manche Länder eine mächtige Agitation auf Einzug der Grundrente, auf Bodenverstaatlichung; diese Agitation, auch bei uns sichtlich im Fortschritt begriffen, wird durch Erhöhung der Zölle auf Getreide, auf Holz noch stärker angefacht werden (S. 220).

Vor allem aber sollten die Vertreter des sogenannten „befestigten" Besitzes sich scheuen, in die Flamme zu blasen, sollten die angetragene Zollhilfe, „die sie nicht brauchen", jedenfalls am wenigsten brauchen, „und die gerade bei ihnen gegen das noblesse oblige verstößt, in weiterem Ausblick auf die politisch nachtheiligen Folgen ablehnen" (S. 230).

Denn:

„Das Privilegium, welches der Staat durch Schutz eines ewigen Fideikommisses gewährt, ist angefochten und anfechtbar. Es hat in Hinsicht auf künstliche Steigerung der Bodenrente noch etwas besonders Anstößiges. Die bedeutende" — natürliche — „Steigerung der Bodenrente, welche sich während der ersten zwei Drittel des 19. Jahrhunderts vollzogen hat, ist den jetzigen Inhabern der Familiengüter wohl großentheils verblieben; bei Grundbesitz, der nicht zum Verkauf kommt, und nicht in Erbtheilung geräth . . . tritt das mit dem Besitz des Bodens verbundene Recht auf den Bezug der gewachsenen Grundrente, auf fortgesetzt und ohne eigenes Zuthun gestiegen gewesenen Antheil am Ertrage der Nationalproduktion greifbar für jedermann in Erscheinung. Wenn nun auch dieser Grundbesitz die stationär, selbst etwas rückgängig gewordene Grundrente künstlich gesteigert haben, wenn er das Risiko, welches ihm nach der obersten Forderung der auf das Privateigenthum an den Produktionsmitteln gegründeten Gesellschaftsordnung obliegt, von seinen höchst tragfähigen Schultern abwälzen wollte, so kann dies die Abneigung gegen das Privilegium des Fideikommisses nur mächtig steigern . . , kann eine radikale Strömung aufkommen, welche das ganze Institut . . . in Frage stellt.

Auf der fideikommissarischen Befestigung des Familienwohlstandes ruht aber der ganze große Einfluß, welchen der Stand im Staat und bei Hof, in den Herrenhäusern, in der Armee, in der Diplomatie einnimmt" (S. 230).

Mir scheint: dem wahren Interesse der Grundaristokratie dient nicht, wer ihr räth, kraft Tarifdotationen für den Geldbeutel zu sorgen, und sie bei solchem wenig „standesgemäßen „Unternehmen zu unterstützen sich befleißt; sondern dieser „süddeutsche Demokrat", welcher sie beschwört, von dem Va-banque-Spiel des „Rentenzüchtungstarifs" so bald als möglich sich loszusagen; ihr klar macht, daß das politische Prestige des Adels dabei schwerste Einbuße erfahren müsse; ihr vorhält, daß sie, die als „Stütze von Thron und Altar" den Brand der Sozialdemokratie zu löschen bestrebt sein sollte, ihn schürt — daß ferner, falls sie in der Kornzollfehde obsiegt, neben dem alles Privateigenthum negirenden Marxismus der Agrarkommunismus auf deutschem Boden üppig ins Kraut schießen wird; daß die Wogen sozialdemokratischer Leidenschaft, die bisher gegen das große Geldkapital schäumten, die Richtung gegen das große Bodenkapital nehmen werden.

Die übliche Taktik, den Gegner höherer Kornzölle als Feind der Landwirthschaft oder des Adels abzuthun, versagt hier. Nicht minder versagt die Redensart vom „herzlosen Manchestermann". Mit der Anschuldigung, welche, wie thöricht sie auch ist, doch immer von neuem wieder alle mobil gemacht werden, die der Gestaltung des Zollwesens in freihändlerischem Sinne das Wort reden — mit der Verleumdung, als ob sie „ihre Seele dem Kapitalismus verschrieben" hätten, das Interesse der reichen Unternehmer über das der armen Arbeiter stellten — ist dem Manne, welcher seit Jahrzehnten als Vorkämpfer energischer Sozialpolitik unermüdlich sich bethätigt hat, welcher einer der wirksamsten Pioniere der Arbeiterversicherung und des Arbeiterschutzes gewesen, welcher jetzt wiederum mit in erster Linie derer steht, die auf Wohnungsreform drängen, schlechterdings nicht beizukommen.

Ebensowenig aber mit dem stereotypen Schlagwort vom radikalen „Doktrinär", der, blind gegen die Verschiedenheit der zeitlichen und räumlichen Verhältnisse, im Banne des Dogma des laissez-passer stehe. Im Gegensatz zu den meisten deutschen Professoren huldigt Schäffle allerdings nicht dem List'schen Schema, nach dem jedes Volk auf gewisser Entwicklungsstufe sich des Schutzzolls bedienen soll, um der Industrie, jedoch nur dieser, emporzuhelfen — aber er ist nicht freihändlerischer, sondern protektionistischer gesinnt wie sein Landsmann; er hat nämlich „zu einer Zeit, da die Väter der jetzigen Agrarier noch im Haß gegen die Pflug und Geschirr vertheuernde rheinische Industrie für den Freihandel erglühten, mäßige Schutzzölle auch für die Landwirthschaft für zulässig erklärt" (S. 21, 85). Ihn zu der „in den Cobdenställen losgekoppelten Meute" zu zählen — er zitirt diese geschmackvolle Wendung des Cirkus Busch-Stils mit grimmigem Behagen — wäre selbst für Herrn Klapper unmöglich. Bis heute steht er auf dem Boden der Anschauung, daß das System vorsichtig zugemessener Protektion, welches der Zollverein befolgte, Segen gebracht habe; prinzipiell vertritt er die Berechtigung des Zollschutzes zwecks temporärer Erziehung gewisser Produktionszweige, wie hinsichtlich gewisser Produkte zwecks dauernder Emanzipation vom Auslande (S. 86); — es sei, meint er z. B., vielleicht wünschenswerth, daß, um der nationalen Kriegsbereitschaft willen, Deutschland vom Pferdeimport aus Rußland sich unabhängig mache, und aus diesem Grunde eine Erhöhung des Pferdezolls, trotz mancher Bedenken, diskutabel. (S. 46.)

Aber, wie die Dinge heute bei uns liegen — in Anbetracht der Entwicklungsstufe, welche unsere Volkswirthschaft derzeit erreicht hat — glaubt er, daß ein allgemeines Emporschrauben der Tarifsätze vom Standpunkt „rationeller Schutzzollpolitik" a limine zu verwerfen sei; zu verwerfen auch seitens der Anhänger des „Nationalen Systems der politischen Oekonomie" List's: „der alte Streit, ob Zölle als Mittel der nationalen Arbeiterziehung angewandt werden dürfen, ist eine ganz untergeordnete Sache im Vergleich mit der allgemeinen Herabsetzung der nationalen Lebenshaltung zum Zwecke künstlicher, allgemeiner Steigerung großgrundbesitzlicher Bodenrenten; dagegen können Altfreihändler und Altschutzzöllner von einst nur Schulter an Schulter kämpfen" (S. 98).

Wie die Dinge heute bei uns liegen, erscheint ihm ein ruhiges, schrittweises Weitergehen auf der von Caprivi eingeschlagenen Bahn unbedingt erforderlich — plaidirt er mit größter Entschiedenheit für einen Tarif, welcher nicht, wie der jetzt vorliegende mit seiner fast universellen, vielfach maßlos gesteigerten Protektion und vor allem seinen hohen Minimalzöllen für Getreide, den Abschluß langfristiger, den Industrieexport erleichternder Handelsverträge in Frage stelle (S. 201), sondern die Verwirklichung solchen Zweckes durch thunlichstes Entgegenkommen gegenüber den Kontrahenten sichere — durch thunlichste Herabsetzung der Zölle, auf deren Minderung sie Gewicht legen und für welche sie ein billiges (s. u.) Aequivalent zu bewilligen bereit sind.

An und für sich würde das „gerüttelt volle Maß ihrer nachtheiligen Folgen" sogar für Beseitigung der bestehenden Getreidezölle sprechen (S. 210); aber die Mehrzahl der Gegner des Tarifs sage sich: „man müsse, wenn auch die Abschaffung das Ziel bleiben müsse, zu schonender Rückbildung Zeit lassen; zuvor, in der nächsten Vertragsperiode, positivere Förderungen der Landwirthschaft mit Nachdruck in Angriff nehmen, welche den Verzicht auf Zölle gestatten" (S. 211) — auf die Dauer seien die Getreidezölle „politisch unhaltbar" (S. 217).

Diese Anschauungsweise, weit entfernt „doktrinär" zu sein, ist vielmehr weit „realistischer" als die jener, welche meinen, mit dicken Ziffern auf dem Papier des Tarifentwurfs dem Auslande Furcht einzujagen, und nicht sehen, daß die Getreidezölle, sollte man auch jetzt ihre Erhöhung erzwingen, über kurz oder lang wieder herabgesetzt werden

werden — je stärker die Erhöhung, desto rascher wird die Reaktion kommen und desto gewaltsamer wird sie schalten.

Und ist diese Anschauungsweise etwa „radikal“? Darauf mag wieder Schäffle selbst antworten:

„Hört man die Agrarier, so müßte man annehmen, daß die ‚Industriestaatler‘ — d. h. diejenigen, welche weder die Industrie, noch die bessere, allgemeine Lebenshaltung der Gesammtbevölkerung preisgeben wollen — mit Bestrebungen radikalster Art gegen die deutsche Landwirthschaft und den ganzen Bauernstand sich tragen und in grundstürzenden Angriffen vorangegangen seien . . . Der Radikalismus liegt auf der anderen Seite“. Die Agrarier „wagen radikal alles, wenn nur eine künstliche Steigerung der Bodenrente für jene kleine Grundbesitzergruppe erreicht wird, welcher Getreide- und verwandte Zölle überhaupt Vortheile bringen können. Sie sind es, welche die einschneidendsten Maßregeln fordern . . . sie setzen mitleidlos die Blüthe der Industrie aufs Spiel; sie sehen einer absoluten oder doch relativen Herabsetzung der Lebenshaltung des ganzen Volks gleichgiltig entgegen; sie erschweren die Sozialpolitik; sie riskiren eine Schwächung der Steuerkraft, sie bedrohen die finanzielle Leistungsfähigkeit für Militär- und Kulturausgaben; unter ihnen befinden sich die Schwärmer für frisch-fröhliche Zollkriege, sie schrecken vor keiner Brüskirung des Auslandes zurück“.

„Brüskirung des Auslandes“ — der Agrarier, welcher die eben citirten Sätze liest, wird sich über die Fülle ihm unangenehmer Wahrheiten, welche sie enthalten, kein Kopfzerbrechen machen, sondern nur mit Vergnügen Akt nehmen von dieser Wendung und auf Grund derselben den Widersacher, gegen welchen mit den übrigen Schlagworten nichts auszurichten ist, als „Angstwinseler“ (S. 202) zu charakterisiren versuchen; aber auch damit ist es nichts.

Schäffle hat von jeher den Grundsatz der Gegenseitigkeit in der Handelspolitik vertreten, das Fair-trade-principle. Auch in dieser Schrift wieder betont er, wir dürften uns nicht gefallen lassen, daß „andere Nationen uns die Thür vor der Nase zuschlagen“ (S. 201); die „Gleichberechtigung im Welthandel“ sei genau zu wahren; als Mittel vorübergehender Retorsion gegen einzelne Getreideländer seien selbst höhere Getreidezölle zu ertragen, wenn auch in keinem Falle wünschenswerth; „von einem Kriechen Rußland und Amerika gegenüber kann auf dem Standpunkt des gegenwärtigen Votums keine Rede sein“ (S. 203) . . . „Unter billigen Handelsverträgen verstehe ich nicht solche, welche das Freihandelssystem Englands verallgemeinern, sondern solche, die in Billigkeit jenen Verkehr einräumen und gewährleisten, welcher unter Berücksichtigung der Entwicklungshöhe und Produktionsrichtungen jedes kontrahirenden Theils wechselseitigen Vortheil gewährt“ (S. 204). —

Man sieht: alle die Methoden, mittels deren die Wortführer der „Sammlungs“-Politik der öffentlichen Meinung so geschickt den Eindruck zu suggeriren wissen, daß der solcher Politik entgegentretende Autor der Beachtung von vornherein unwürdig sei — sei es wegen unbegreiflicher Einseitigkeit des volkswirthschaftlichen oder politischen Standpunkts, die ihn zum „Feinde der Landwirthschaft“, bezüglich zum „Demokraten“ habe werden lassen; oder wegen „kapitalistischer“, des sozialen Empfindens barer, verderbter Gesinnung; oder wegen Minderwerthigkeit des Intellekts, zufolge deren er die Varietät und Komplizirtheit der Verhältnisse nicht zu fassen vermöge und daher ödem Doktrinarismus und krassem Radikalismus verfallen sei; oder wegen Mangels an echtem deutschem Mannesmuth, welcher nur „Gott fürchtet und Nichts sonst in der Welt“, Konflikten mit dem Auslande kühl bis ans Herz hinan entgegensieht — alle diese Kniffe, mittels welcher man um die lästige Nothwendigkeit, die Gegner mit Gründen zu widerlegen, sich herumzudrücken vermag, sind dem Verfasser des „Votum gegen den Zolltarifentwurf“ gegenüber nicht verwendbar — womit natürlich nicht gesagt werden soll, daß sie nicht trotzdem verwendet werden werden.

Auszuführen, wie Schäffle seine entschiedene Ablehnung des Posadowsky-Tarifs im Einzelnen begründet, ist nicht die Absicht dieses Artikels, welcher vielmehr nur bezweckt, den Leser auf die außerordentliche Bedeutung dieses Beitrags zur Zollkontroverse aufmerksam zu machen und ihm dessen Studium aufs Dringendste zu empfehlen. Wer dieses so inhaltreiche und so gedankenschwere Werk seinem geistigen Besitze einverleibt hat, den werden nicht mehr „plagen Skrupel und Zweifel“ — der wird sich klare, richtige Antwort wissen auf alle die Fragen, welche der Streit, der jetzt im Vordergrund unseres öffentlichen Lebens steht, bereits aufgewirbelt hat und weiter aufwirbeln wird.

Bonn. Heinrich Dietzel.

Zwangsgenossenschaften.

In Nr. 38 der „Nation“ von 1896 berichtete ich über eine österreichische Regierungsvorlage, betreffend die Errichtung von Berufsgenossenschaften für Landwirthe. Die Regierungsvorlage führte als die wichtigsten Aufgaben der Berufsgenossenschaften beispielsweise an: die Errichtung von genossenschaftlichen Magazinen und Speichern für die Lagerung landwirthschaftlicher Produkte sowie die Errichtung von Schlachthäusern, Backhäusern und dergleichen mehr, den Ankauf der landwirthschaftlichen Produkte der Genossenschaften und den Verkauf dieser Produkte, die Anschaffung von landwirthschaftlichen Maschinen zur gemeinsamen Benutzung, die Pflege des Kredits u. s. w. u. s. w. Man konnte glauben, in den sozialdemokratischen Zukunftsstaat versetzt zu sein — allerdings nur auf agrarischem Gebiet verwirklicht.

Jene Regierungsvorlage hat eine traurige Geschichte erlebt. Es war im Dezember 1901 zum sechsten Mal, daß das österreichische Abgeordnetenhaus sich mit der Vorlage zu beschäftigen, Gelegenheit hatte. Fünf Mal war die Vorlage irgend wo stecken geblieben, jetzt, beim sechsten Mal, hat das österreichische Abgeordnetenhaus dieselbe durchberathen. Doch wer weiß, ob nicht noch in letzter Stunde ein widriges Schicksal die Verabschiedung verhindert.

Von den großen Plänen der ersten Regierungsvorlage: Interessenvertretung — Rentengutsbildung — Schuldenentlastung — zwangsweise wirthschaftliche Organisation — ist wenig übrig geblieben. Eine Interessenvertretung nach dem Muster der preußischen Landwirthschaftskammer ist im Großen-Ganzen das geringfügige Resultat — zum Glück für die österreichische Landwirthschaft.

Vom 10. Dezember 1901 ab beschäftigte sich das Haus in sechs Sitzungen mit der Vorlage. Die Verhandlungen hatten vollständig das Gepräge des — preußischen Abgeordnetenhauses. Das Agrarierthum ist international und arbeitet überall mit den gleichen Klagen und Mitteln.

„Wir wollen einen Ort schaffen, wo wir unsere gerechten Forderungen aufstellen werden, und wir werden trachten, dieselben auch durchsetzen“ — so führte der Berichterstatter aus und fuhr fort: „Vor 10 Jahren war es, als die jetzigen Handelsverträge abgeschlossen wurden. Wie trostlos stand damals die Landwirthschaft den Handelsverträgen gegenüber.“ Und der Berichterstatter ließ die weiteren Pläne durchblicken: „Eins aber ist sicher: die Krone der ganzen Rettung des Bauernstandes wird erst dann dem Werke aufgesetzt werden, wenn es uns geglückt sein wird, auch die Entschuldungsfrage gelöst zu haben. . . . Wenn seine Excellenz der Finanzminister Schwierigkeit macht — so wandte sich der Berichterstatter an den Landwirthschaftsminister — sagen Sie, es handelt sich um die Rettung des größten, des arbeitenden Standes des Staates, sagen Sie, wenn Hunderte von Millionen für Kanonen, Festungen und andere Waffen gefunden werden, daß auch für die Landwirthschaft ein paar Millionen gefunden werden müssen, sagen Sie ihm, es handelt sich hier auch um den Ausbau von Festungen, in welchen der österreichischen Landwirthschaft Schutz und Vertheidigung gesichert werden soll. . . .

Wahr ist es und keine Ueberhebung, sondern nur eine bescheidene Ueberzeugung, daß eben aus den ländlichen Kreisen die besten Männer unter die Waffen gerufen werden und Sie selbst, Städte- und Märktebewohner, werden mir nicht in Abrede stellen, daß aus einem gesunden Bauernstande auch ihre Massen sich immer neu erfrischen, gewiß zu Ihrem Vortheil.

Und der berühmte deutsche Nationalökonom Professor Wagner, der auch in Wien vor kurzem gesprochen hat, hat Ihnen die hohe Bedeutung der Gesundung der Landwirthschaft vor Augen geführt und ist mit aller Wärme dafür eingetreten, wie hochwichtig es für alle Stände ist, einen gesunden kräftigen Bauernstand zu haben."

Was man will? Der Abgeordnete Iro sagte es:

„Dem in der ärgsten wirthschaftlichen Nothlage befindlichen Bauern kann heute nicht durch Bettelsubventionen, nicht durch landwirthschaftliche Berufsgenossenschaften mit dem für die Regierung sehr billigen Rechte auf Selbsthilfe geholfen werden. Das Gesetz, dem wir unsere Zustimmung geben sollen, wird von uns, wie ich bereits eingangs bemerkte, allerdings nicht abgewiesen, weil wir die Wichtigkeit der Zwangsorganisation des Bauernstandes anerkennen, und weil wir sie als die nothwendigste Vorbedingung für eine durchgreifende agrarische Gesetzgebung im Staate erachten und ansehen.

Weil wir aber die Rettung des Bauernstandes aus seiner elenden Lage nur von einer weit ausgreifenden agrarpolitischen Gesetzgebung, zum Beispiel auf dem Gebiete des Steuerwesens, der Zoll- und Handelsverträge, der Hypothekarentschuldung, der Preisbestimmung der landwirthschaftlichen Produkte, des landwirthschaftlichen Kredit- und Absatzwesens u. s. w. erhoffen, muß, wenn einmal die Landwirthe auf Grund des vorliegenden Gesetzes organisirt sind, unbedingt sofort neben diesen Berufsgenossenschaften eine zweite Körperschaft geschaffen werden, der das Recht zusteht, die Regierung zu einer solchen groß angelegten Staatshilfe für die Bauern auf allen Gebieten anzuregen und anzutreiben. . . .

Wir haben seinerzeit mit Freuden der Aktion zur Förderung des Kleingewerbes zugestimmt. Diese sogenannte Aktion zur Förderung des Kleingewerbes wurde mit ganz winzigen Beträgen begonnen, der böhmische Landtag hat 5000 Fl. bewilligt, der Staat fing mit 50 000 Fl. an; an die Beträge, die im heurigen Budget eingestellt sind, erinnere ich mich nicht genau, ich glaube, es ist eine Million. Diese Aktion soll hauptsächlich darin ihren Ausdruck finden, daß man den Kleingewerbtreibenden die Maschinen zur gemeinsamen Benützung zur Verfügung stellt, um dadurch der größeren Industrie gegenüber konkurrenzfähiger zu werden. Wir sind mit Feuereifer dafür eingetreten, daß man den Kleingewerbtreibenden diese Gelder zur Verfügung stellt.

Was wir in dieser Beziehung für die Kleingewerbetreibenden verlangt haben, müssen wir auch für die Landwirthe verlangen, weil bei den Landwirthen die gemeinschaftliche Benützung von Maschinen noch viel leichter möglich ist, als bei den Kleingewerbetreibenden. Wenn man einer Gemeinde zum Beispiel Saatmaschinen, Dreschmaschinen zur Verfügung stellt, so werden die gemeinsam mit Maschinen arbeitenden Landwirthe leichter Dienstboten entrathen können, an denen sie heute so großen Mangel leiden.

Wir werden also während der nächsten Budgetberathung den Antrag stellen, daß der gleiche Betrag wie für die Förderung des Kleingewerbes auch zur Förderung des kleinen Bauernstandes eingestellt werde.

Ich halte es für nothwendig, nochmals zu betonen: Sobald das Gesetz über die Berufsgenossenschaften geschaffen sein wird, muß ein neuer Ackerbauminister in das Ministerium eintreten, es muß der heutige Ackerbauminister, der sich nicht um die Interessen der Ackerbauer, wie seine Haltung anläßlich der agrarischen Forderung des Verbotes des Blancoterminhandels gezeigt hat, sondern um die Interessen der Börsenjober kümmert, abtreten."

Fast muß man sich als Nicht-Landwirth für einen Menschen zweiter Klasse halten, wenn man solche Ausführungen liest. Doch wir in Preußen sind ja an derartige Hymnen auf die Landwirthschaft und deren volkswirthschaftliche Bedeutung gewöhnt.

Es wird nun also endlich eine landwirthschaftliche Interessenvertretung für die österreichischen Landwirthe geschaffen, doch das ist bei der Vielgestaltung Oesterreichs keine Kleinigkeit. So stellt sich auch die beschlossene Vorlage nur als ein „Rahmengesetz" dar, dessen Ausbau in die Hände der einzelnen Landtage gelegt ist. Und beim Lesen der Verhandlungen kommt man auf den Gedanken, daß mancher Abgeordneter für die Vorlage gestimmt hat in der Erwartung, daß sein Land schließlich von derselben nicht berührt werden wird.

Die Organisation selbst, die geplant ist, interessirt die Leser der „Nation" wohl nicht, es mag nur hervorgehoben werden, daß die Ansichten über die Einbeziehung des Großgrundbesitzes und des Kleinbesitzes in die Organisation sehr weit auseinandergehen. Sehr zutreffend wird in dem Ausschußbericht über den Großgrundbesitz bemerkt:

„Auch ist es nicht selten, daß Großgrundbesitzer füglich nicht als eigentliche Landwirthe bezeichnet werden können, indem sie neben der durch Verwalter oder Pächter besorgten Bewirthschaftung ihrer Güter oft irgend einen vom landwirthschaftlichen ganz verschiedenen Hauptberuf betreiben und daher ihre berufsständischen Interessen sich mit jenen der wirklichen Landwirthschaft nicht decken würden."

Das können sich auch die deutschen Großgrundbesitzer merken.

Les extrêmes se touchent. Der Abgeordnete Dr. Fiedler gab einen Ueberblick über die Stellung der Parteien zur Regierungsvorlage und führte aus, wie die Parteien getheilter Meinung über die Regierungsvorlage schon 1893 gewesen seien.

„Auf der einen Seite hat die liberalistische Auffassungsweise in der Wirthschaft natürlich keinen großen Gefallen an dieser Vorlage gefunden. Auf der anderen Seite ist es eigenthümlich, daß sich unter den Lobrednern dieser Vorlage zwei wirthschaftliche Parteien zusammengefunden haben, welche auf ganz entgegengesetzten Standpunkten stehen, ich meine nämlich die konservative Partei und die sozialistische Partei. Allerdings hat jede Partei diese Vorlage von ihrem Standpunkte beurtheilt, die sozialistische Partei hat diese Vorlage als den ersten Schritt zur Vergesellschaftlichung der landwirthschaftlichen Produktion begrüßt, die konservative Partei dagegen glaubt, daß durch die Verwirklichung dieser Vorlage, durch die Schaffung einer neuen Organisationsform der Landwirthschaft die gegenwärtigen Rechtsverhältnisse, die gegenwärtige Rechtsform in Betreff der Landeskultur gesichert werden könne. . . . Es hat seit dem Jahre 1893 eine gewisse Ernüchterung Platz gegriffen unter der landwirthschaftlichen Bevölkerung, insbesondere bei uns in Böhmen und diese ist zum Theil daraus erklärlich, daß man sich nach und nach der Motive bewußt wird, weshalb es eigentlich zu dem Gedanken einer einheitlichen Organisation des landwirthschaftlichen Standes gekommen ist. . . .

Es hat sich, möchte ich sagen, infolge der Agrarnoth eine gewisse Entmuthigung der Bevölkerung bemächtigt. Die Bevölkerung erhofft nichts mehr als Hilfe vom Staat und es ist eine interessante Thatsache, daß während gerade in jener Partei, wo der Glaube an die Allmacht des Staates in Wirthschaftsangelegenheiten am lautesten proklamirt wurde, nämlich in der sozialdemokratischen Partei, dieser Glaube zu verblassen beginnt, derselbe Glaube gerade zu dieser Zeit in der landwirthschaftlichen Bevölkerung mit festen Wurzeln zu keimen anfängt. Man träumt da in der landwirthschaftlichen Bevölkerung von der Idylle eines Bauernhofes, welcher mitten im brausenden Meer der allgemeinen Weltwirthschaft gesichert und ruhig steht; feste Wälle schützen ihn vor dem Anprall der Wellen und eine höhere Macht sorgt da für das Wohlergehen der Bauernfamilie und man stelle sich die Durchführung dieses Traumes leicht vor. Gesetzliche Freitheilbarkeits-, Verschuldungs- und Erbrechtsbeschränkung sollen die festen Wälle bilden, von welchen die Wogen der Weltwirthschaft wirkungslos abprallen werden und der Staat als höhere Weisheit soll durch geeignete Organisation, durch geeignete Maßregeln, durch Einführung des Getreidehandelmonopols, durch allgemeine Entschuldung u. s. w. für das Wohlergehen der Bauernfamilie sorgen. Ob diese Pläne, welche man da hegt, und deren Durchführung man von der Allmacht des Staates erwartet, wirklich durchführbar sind oder nicht, steht heute nicht im Centrum der Erörterung, das wollen wir beiseite lassen. Aber soviel ist gewiß, daß es gefährlich wäre, die Bevölkerung ohne Eingreifen zu lassen."

Eine merkwürdige Auffassung über die landwirthschaftliche Gesetzgebung. Der wirthschaftlich Kranke erhält nicht die Medizin, die geeignet ist, ihn gesund zu machen, sondern die, die ihm die schmackhafteste ist.

Doch soll man sich noch wundern über agrarische Logik? Das Beste leistete ein Abgeordneter, der über die Noth der Landwirthschaft sprach und zu dem Schluß kam:

„Je größer das Reich ist, innerhalb dessen wir keine Zollgrenzen haben, desto größer ist für uns das Absatzgebiet, wo wir unsere Produkte leichter absetzen können, und es ist Pflicht der Regierung, dafür zu sorgen, daß unsere landwirthschaftlichen Produkte hauptsächlich im Inlande gekauft werden, daß man nicht fremde, ausländische Produkte

hereinlasse, bevor unsere Produkte an den Mann gebracht sind. Haben wir dann noch einen Ueberschuß, dann ist es Pflicht der Regierung, im Verkehre mit dem Auslande dafür zu sorgen, daß wir auch außerhalb des Reichsgebietes einen guten Absatz für unsere Produkte finden."

Wie gesagt, die Aufgaben der Berufsgenossenschaften sind erheblich geringere geworden.

Nach dem Beschlusse des österreichischen Abgeordnetenhauses wird der Wirkungskreis der Berufsgenossenschaften im wesentlichen begrenzt sein durch den Zweck der Interessenvertretung. Im § 11 Absatz 2 ist ausdrücklich ausgesprochen:

„Grundsätzlich ausgeschlossen ist die Betheiligung der Berufsgenossenschaften an Erwerbsunternehmungen was immer für einer Art, somit namentlich die Betheiligung an Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften oder Darlehnskassen durch Leistung von Beiträgen oder Uebernahme von Antheilscheinen oder Haftungs-Verpflichtungen.

Insbesondere kommen diesen Genossenschaften gemäß den durch die Landesgesetzgebung und durch das Statut festzustellenden Bestimmungen folgende Aufgaben zu:

a) die Vermittlung des Ankaufes der von den Genossenschaftern in ihrem Betriebe benöthigten landwirthschaftlichen Bedarfsartikel;

b) die Vermittlung des Verkaufes der landwirthschaftlichen Produkte der Genossenschafter, insbesondere auch zur Versorgung des Heeresbedarfes;

c) die Anregung zur Bildung und Förderung, sowie die Beaufsichtigung von Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften zur Errichtung von Magazinen und Speichern für die Lagerung und den gemeinsamen Verkauf landwirthschaftlicher Produkte, dann zur Errichtung von Kellereien, Sennereien, Schlachthäusern, Backhäusern und anderen für die gemeinsame Verarbeitung und Verwerthung landwirthschaftlicher Produkte bestimmten Unternehmungen. . . ."

Man fürchtet die Einbeziehung der wirthschaftlichen Unternehmungen, aber läßt gleichwohl Thüren genug auf, durch die die Verfolgung wirthschaftlicher Aufgaben wieder hineingebracht werden kann. In den früheren Vorlagen war man erheblich weiter gegangen, da hatte man Bäckerei-, Schlächtereibetrieb u. s. w. einbezogen. Man hat diese Aufgaben fallen gelassen, „weil diese Geschäfte der Genossenschaft ein gewisses Risiko mit sich bringen könnten, welches bei einer Zwangsgenossenschaft zu großen Härten führen würde". Also nur das Risiko kam in Betracht und nicht die Rücksicht auf andere Berufsstände. Theoretisch wird Mittelstandspolitik gepredigt — praktisch werden alle möglichen Vortheile gesucht und Millionen Staatsmittel werden herangeholt, um auf Kosten der Steuerzahler, auf Kosten der wirthschaftlichen Lage von Handel und Gewerbe den eigenen Verdienst zu heben.

In welch' merkwürdige wirthschaftliche Anschauungen sich das Agrarierthum verwickelt hat, zeigt am besten die übertriebene Meinung, die man von dem Werthe der Zwangsbildungen hat; wird doch in dem Ausschußbericht ausgeführt:

„Das Gefühl der Solidarität erzeugt ein Bedürfniß nach dem Zusammenschlusse in einer Berufsorganisation, in welcher nicht nur der Einzelne seine Ansprüche gegenüber der Gesammtheit zur Geltung bringen kann, sondern welche dem Einzelnen auch Pflichten und die Rückstellung von egoistischen Ansprüchen gegenüber dem Bedürfniß, Lebensbedingungen des gesammten Berufsstandes auferlegt.

Dies ist der gesunde sittliche Kern der berufsständigen Organisation und die Vorlage trägt diesen Bedürfnissen Rechnung, indem sie die Grundlage für eine nicht von Zufälligkeiten und lokalen Einzelinteressen abhängige, sondern eine umfassende, auf gesetzlicher Grundlage beruhende, von öffentlich rechtlichen Gesichtspunkten getragene, geschlossene und daher als Machtfaktor in Betracht kommende Organisation schaffen will."

Bei solchen Auffassungen kann es nicht Wunder nehmen, daß sich konservative und sozialistische Parteien in den Zielen begegnen. Man erstrebt wieder das Zeitalter des „obrigkeitlichen Systems", in dem es vorzugsweise „öffentliche Anstalten" sind, „welche man für bestimmte Seiten der Wirthschaftsförderung errichtet". Gierke in seinem Werke über die Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaften hebt hervor: „In unserm Jahrhundert ist endlich auch hier die Initiative und Gestaltgebung in das Volk zurückgekehrt", und er zeichnet die großen wirthschaftlichen und sittlichen Vortheile, die dies zur Folge hat. Jene Zwangsgenossenschaften sind so recht geeignet, die Initiative dem Volke zu nehmen.

Schließlich sollen die Zwangsberufsgenossenschaften nicht zu Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften werden — aber nun gibt man jenen das Aufsichtsrecht über diese! Das ist eine Bestimmung, geeignet, die freien Genossenschaften zu tödten; sie wurde angenommen, obgleich von Seiten der Regierung das völlig Verfehlte derselben hervorgehoben wurde, „daß es hieße den ersten Theil des § 11 (betr. die Ablehnung des Risikos) auf den Kopf stellen, wenn in diese Organisation eine fremde eingeführt würde". Doch ein echter Agrarier hat Uebung darin, die Dinge auf den Kopf zu stellen.

Hans Crüger.

Parlamentsbriefe.

V.

Die erste Lesung des Reichshaushalts hat eine volle Woche in Anspruch genommen und das Hauptereigniß derselben waren die Auslassungen des Reichskanzlers über die auswärtige Lage, deren schon im vorigen Briefe gedacht wurde. Sie haben bei allen Parteien in den wesentlichsten Punkten Zustimmung gefunden. Eine Ausnahme machte der Herr Liebermann von Sonnenberg, der durch seine unparlamentarischen Ausfälle gegen Englands Minister und Armee nicht allein den Reichskanzler zu einer kräftigen Abwehr veranlaßte, sondern sogar Herrn Hasse zwang, sich gegen diesen allzu alldeutschen Standpunkt zu verwahren.

Die Aeußerungen des Reichskanzlers haben in England heftige Mißstimmung erregt; das thut uns leid, mehr um der Engländer als um unsertwillen, aber vor der Hand ist daran nichts zu ändern. Graf Bülow befand sich im Zustande nothgedrungener Abwehr. Herr Chamberlain hatte sich nicht darauf beschränkt, was sein gutes Recht war, die englische Armee zu verherrlichen, sondern er hatte anderen Armeen, darunter der unsrigen den Vorwurf barbarischer Handlungen gemacht, und das mußte zurückgewiesen werden. Wir rechnen uns zu denjenigen Blättern, denen aufrichtig daran gelegen ist, ein gutes Verhältniß zu England aufrechtzuerhalten. Aber ein solches gutes Verhältniß wird in Zukunft nur möglich sein, wenn man in England weiß, daß es gewisse Dinge gibt, die wir uns auch von sehr guten Freunden nicht gefallen lassen.

Im weiteren Verlauf der Debatte kam auch die Berufung des Professors Spahn nach Straßburg zur Sprache und brachte Herrn von Köller, den Staatssekreär für Elsaß-Lothringen auf den Plan. Er entledigte sich seiner Aufgabe mit der ganzen staatsmännischen Geschicklichkeit, die wir von jeher an ihm bewundert haben. Er rechnete vor, daß es in Straßburg sehr wenig katholische Professoren gebe, und daß darum die Nothwendigkeit bestanden habe, einen katholischen Professor zu berufen. Und mit der ganzen Biederkeit, die ihn beseelt, versicherte er, es sei kein Grund, sich darüber aufzuregen. Und eigentlich rege sich auch niemand darüber auf. Die Frage, ob der noch sehr jugendliche Professor Spahn durch seine wissenschaftlichen Leistungen einen Anspruch auf eine solche Berufung erworben habe, ließ er unberührt. Man darf wohl zu ihm das Zutrauen haben, daß seine Unbefangenheit nicht durch Sachkenntniß getrübt ist. Das Centrum ergriff mit Vergnügen die

Gelegenheit, Herrn von Köller seine Zustimmung dazu auszusprechen, daß er für die Parität in der Wissenschaft sorge.

Die Berathungen der Zollkommission haben begonnen und haben sofort eine interessante Wendung herbeigeführt. Es stellte sich heraus, daß die Mehrheit sich bereits gegen die gefürchtete Obstruktion gerüstet und den Plan gefaßt hatte, die Obstruktion durch Schweigen zu beseitigen. Man wollte der Opposition einen oder zwei Redner gönnen, und dann zur Abstimmung schreiten, ohne zu erwidern. Natürlich sollte die Abstimmung für unveränderte Annahme des Regierungsentwurfs ausfallen.

Ein solches Verfahren bedeutet den Verzicht auf jede Berathung und die Annahme einer gemachten Vorlage mit mamelukenhaftem Gehorsam. Einer so tief einschneidenden Vorlage gegenüber hatten sich zu einem solchen Verfahren nicht allein die beiden konservativen Parteien vereinigt, sondern auch das Centrum, welches in früheren Jahren auf den geschäftsordnungsmäßigen Schutz der Minderheit so viel Werth gelegt hatte und zu legen Veranlassung hatte, und sogar die nationalliberale Partei, die sonst in parlamentarischer Tugend allen anderen voranzuglänzen bemüht ist.

Die Aufrechterhaltung dieses Verfahrens hat denn freilich nur von zwölf Uhr bis Mittag gedauert; es stellte sich sehr bald heraus, daß bei einem solchen Gesetz doch manche Dinge zur Sprache kommen, die man mit Schweigen nicht abthun kann.

Eine Interpellation wegen der mangelhaften Versorgung der Veteranen hatte lediglich den Erfolg, daß der Reichsschatzsekretär seine Taschen umkehrte, um zu beweisen, daß sie leer seien. Es war derselbe Reichsschatzsekretär, der vor Jahr und Tag bewiesen hatte, daß man den ganzen Flottenplan durchführen könne, ohne für neue Einnahmen zu sorgen. Herr von Thielmann machte eine feine Unterscheidung zwischen den Veteranen, deren Ansprüche schon anerkannt seien, und die „berechtigt" seien, und den bloßen „Anwärtern", die kein anderes Recht haben, als zu warten, bis Geld da sei. Wenn man diese Anschauung verallgemeinern und aussprechen wollte, daß jeder Gläubiger einen Anspruch auf Befriedigung erst von dem Augenblicke an habe, wo der Schuldner den Anspruch anerkennt, so würde dies einen bemerkenswerthen Umschwung in der Rechtslage zur Folge haben.

In der großen Zeit des deutschen Reiches legte man Werth darauf, die Versorgung der Männer, die im Kampfe für das Vaterland ihre Gesundheit zum Opfer gebracht hatten, sicher zu stellen und gründete darum den Reichsinvalidenfonds. Während eines Menschenalters hat der Tod unter den Veteranen eine Ernte gehalten und inzwischen hat man den Reichsinvalidenfonds mit so vielen anderen Ausgaben belastet, daß die Mittel zur Erfüllung derjenigen fehlen, die für einen patriotischen Sinn die nothwendigste ist.

Im Abgeordnetenhause hat die Erörterung der polnischen Frage die Zeit in Anspruch genommen; zwei Interpellationen, die eine von polnischer Seite, die andere von der Gegenpartei gestellt, hatten die Handhabe geboten. Wir sind nicht mit allem einverstanden, was die Regierung in dieser Sache angeordnet hat und noch weniger mit Allem, was die untergeordneten Organe zur Ausführung dieser Anordnungen gethan haben. Das Schema F. spielt ja stets seine verhängnißvolle Rolle. Aber es ist nicht an der Zeit auf Einzelheiten einzugehen. Die Regierung und mit ihr das Deutschthum ist der angegriffene Theil, und die Polen sind die Angreifer. Es steht ihnen schlecht, sich jetzt den Anschein zu geben, als ob sie die Verfolgten seien.

Die polnische Agitation richtet sich darauf, der Regierung unter allen Umständen Schwierigkeiten zu bereiten, gleichviel welches der nächste Erfolg sei. Man rechnet in phantastischer Weise mit einer künftigen Zeit, in welcher auswärtige Verwicklungen eintreten und die Polonisirung so weit vorgeschritten ist, daß man den Versuch erneuern kann, die Deutschen von dem Boden zu verdrängen, den sie kultivirt haben.

Der polnische Klerus, von dem die Agitation ausgeht, stellt schulpflichtige Kinder in die Feuerlinie, verleitet die Eltern dieser Kinder zu Gewaltthätigkeiten, die streng zu ahnden das Gesetz nicht unterlassen kann, hält sich selbst fern von dem Schusse und bejammert dann die Opfer, die er auf dem Gewissen hat.

Eben so widerwärtig wie dieses Schauspiel ist das frevelhafte Spiel, das mit der Religion getrieben wird. Es wird die Auffassung verbreitet, daß die polnische Sprache ein unentbehrlicher Bestandtheil der katholischen Religionsübung sei. Wer nicht polnisch spricht, ist kein rechter Katholik. Eigentlich hätten die deutschen Katholiken, hätten die geistlichen Oberen, die italienisch sprechen, dringende Veranlassung, einem solchen Gebahren entgegenzutreten. Da sie es nicht thun, werden wir daran erinnert, daß das deutsche Volk die Aufgabe hat, der Vorkämpfer gegen den Ultramontanismus zu sein, gleichviel in welcher Sprache er auftrete.

Proteus.

Aus unserem Citatenschatz.

Höfische Kunst.

Vasari erzählt im 2. Bande Seite 456 seiner bekannten Lebensbeschreibungen, die in Florenz im Jahre 1550 erschienen, folgendes Begebniß aus dem Künstlerleben der in der Sixtinischen Kapelle beschäftigten florentiner und umbrischen Meister. Die Erzählung bezieht sich auf die Wandgemälde, die von Perugino, Pinturicchio, Signorelli, Botticelli und Cosimo Roselli geschaffen wurden.

„Man sagt aber, daß der Papst (Sixtus IV.) außer der Bezahlung für den, der seine Arbeit am besten vollbringen würde, einen Preis ausgesetzt habe; und der sollte den Preis erhalten, welcher nach dem Urtheil des Pontifex selbst des Lobes und Verdienstes werth erscheinen würde. Als nun der Bilderkreis vollendet war, kam Seine Heiligkeit selbst, das Werk zu sehen, und jeder der Meister hatte sich bemüht, den Ruhm und die Ehre für sich zu erhalten. Cosimo Rosselli aber, der sich den Uebrigen im Erfinden und Zeichnen nicht gewachsen fühlte, suchte seine Schwäche zu verbergen. Deshalb bedeckte er sein ganzes Werk mit feinstem Ultramarin und mit lebhaften Farben, und auf alle seine Bilder setzte er goldene Lichter, und da gab es keinen Baum, kein Kraut, kein Gewand und keine Wolke mehr, die er nicht vergoldet hätte, in der Hoffnung, daß der Papst, weil er wenig von dieser Kunst verstand, ihm den Sieg zuerkennen würde. Es kam der Tag, daß jeder Meister sein Werk enthüllen mußte, und so zeigte auch Rosselli das seinige, über welches die anderen Meister nicht genügend zu spotten und zu lachen wußten, obwohl sie mit seiner Schwäche Mitleid hätten haben sollen, statt ihn zu verhöhnen. Der Papst ging endlich, das Werk der vollendeten Kapelle zu besichtigen und sofort blendete ihm das Himmelsblau, das Gold und die anderen schönen Farben Cosimos die Augen. Und weit mehr als alle übrigen gefiel ihm diese Arbeit, weil er eben wenig Urtheil in diesen Dingen besaß. Daher fällte er denn den Spruch, daß Cosimo ihn mehr befriedigt und besser gearbeitet habe als die anderen, die doch so viel mehr verständen als er selbst. Und so erhielt thatsächlich Cosimo die Belohnung als tüchtigerer und besserer Künstler vor den anderen. Ja, der Papst befahl den übrigen, daß sie ihre Gemälde auch mit Gold und schönerem Himmelsblau bedeckten, damit sie den Arbeiten Cosimos an Farbenpracht und -Reichthum nicht

nachstehen möchten. Da wurden die anderen Maler mißmüthig, ja, beinahe verzweifelt und, um dem geringen Kunstsinn des heiligen Vaters wohl zu gefallen, gingen sie daran, all das Gute zu verderben, was sie gemacht hatten. Cosimo lachte nun noch mehr über die, welche einst über ihn gelacht hatten, als sie ihn wegen seines vielen Goldes verspotteten."

Römische Plaudereien.

Unter dem Titel: Römische Reminiscenzen und Profile*) veröffentlicht Sigmund Münz eine Reihe von Aufsätzen, die sich an sein früheres Buch: Italienische Reminiscenzen und Profile, gleichsam ergänzend anschließen. Die italienischen Reminiscenzen erstreckten sich regional nicht südlicher als Florenz; auch die neue Sammlung beschränkt sich nicht auf Rom, sondern bezieht die Romagna und den Süden bis hinab nach Sizilien, wenn auch in wenigen Beispielen, ein und reicht sogar gelegentlich über die italienische Grenze bis nach Wien und Charlottenburg, indem jedoch immer die Einheit in geschickter Weise gewahrt bleibt. Aeußerlich betrachtet, handelt es sich um eine Sammlung von Nebenarbeiten, um Abfälle von dem eigentlichen Beruf: der Thätigkeit als politischer Journalist. Wir finden eine ziemlich bunte Musterkarte: einen sommerlichen Schmerzensbrief, das Parlament tagt und tagt und will nicht auseinandergehen, die Deputirten schwatzen und schlafen, den Redner unterbricht sein eigenes Echo. Eine italienische Wahlkampagne, wo der Herzog gegen Rigoletto kandidirt — nämlich gegen den Bariton Graziani — und ein Kandidat von dem alten Adel des Hauses Levi gegen den Maler Chierici unterliegt, der das Genre auf die Leinwand und als Sozialist den Teufel an die Wand malt. Und da ist ein Fest in Orvieto und das Wunder des heiligen Januarius in Neapel, eine Dominikanerpredigt und die Beschreibung der Villa Falconieri in Frascati. Den Hauptbestand der Sammlung bilden Nekrologe, Bücherbesprechungen, Interviews, Charakteristiken, Alles in Allem mehr Feuilletons wie Korrespondenzen. Zuweilen scheinen zwei Aufsätze in einen zusammengezogen zu sein, immer ist der gelegentliche Ursprung auf das Geschickteste verwischt, eine Einheit gebildet. Ein merklicher, künstlerischer Instinkt, viel Geschmack für die Form macht sich angenehm bemerkbar, in manchen Aufsätzen verräth sich sogar eine eigenartige Technik, die Kunst des Essai wird mit Besonderheit geübt und bereichert. Spottlust und die Skepsis des politischen Beobachters werden durch den Takt des erfahrenen Weltmannes gemildert, der weiß, wie weit er zu gehen hat, und daß nationale Eitelkeit eine nicht unlöbliche Qualität und für einen klugen Journalisten, der dem eigenen Lande zu dienen wünscht, das Objekt vorsichtiger Schonung ist.

Wenn ein so erfahrener, in dem fremden Lande bewanderter, in seinen diplomatischen und künstlerischen Salons versirter Berichterstatter das Wort nimmt, so erweitern sich die einzelnen Aufsätze zu einem Gesammtbilde, hinter der Plauderei taucht die Natur des Landes, die Naivität der kleinen Bevölkerung, die soziale Misere, die politische Zerfahrenheit, die „die Nationen dekomponirende" Kirche auf. Italien wird mit einem Worte Pasquale Villaris das Volk des Karnevals und der Feste genannt; waren die älteren Italiener Rhetoren, so sind die neuen Advokaten. Rom ist die Stadt der Gleichgültigen, gleichgültig gegen das öffentliche Leben, gleichgültig gegen die Poesie und Kunst, noch immer die Stadt, „welche die ganze Welt ausbeutete, Italien negirte . . . nichts that und auf fremde Kosten lebte"; die Stadt der Trägheit und der Skepsis, in der „der Glaube einen hypokritischen Zug hat und der Unglaube mit Pathos und Intoleranz auftritt"; „die verkörperte Blague", wo „das nichtssagendste Wässerlein in Marmor gefaßt wird und eine prunkende Inschrift verkündet, wer dies gethan". Da ist die verrottete Parlamentswirthschaft, Politiker, die „das Parlament zu einer Spielbank degradiren und ihren Einfluß in klingende Münze umsetzen"; und der unselige Regionalismus, und die Phrase, die leidige, unheilvolle, nicht zu tödtende Phrase! Der Unterstaatssekretär Rosano, der von der Tribüne herab ausführt, daß Dank den Bemühungen der Regierung die Zahl der an ansteckenden Krankheiten Verstorbenen von 110 000 im Jahre 1889 auf 61 904 im Jahre 1891 gefallen sei, woran Münz die Berechnung knüpft, daß, „wenn Minister und Unterstaatssekretäre durch weitere drei Jahre beredt geblieben wären", schon im Jahre 1895 kein Italiener mehr an einer ansteckenden Krankheit hätte sterben sollen; „Italien hat die Todesstrafe abgeschafft, warum sollte es nicht im Stande sein, durch Parlamentsbeschluß den Tod abzuschaffen?" — dieser Unterstaatssekretär Rosano ist doch mehr eine traurige wie belustigende Figur. In dem heutigen Italien ist das politische Lied wirklich ein recht garstig Lied.

Der Gegensatz zwischen den beiden Gesellschaften, die sich in Rom wie Feuer und Wasser scheiden, dem Rom des Vatikans und dem königlich gesinnten Rom, ergibt eine natürliche Disposition für die Sammlung. Eine dritte Gesellschaft, eigentlich ein Appendix: die Deutschen in Rom, wurde mit Rücksicht auf das Interesse des Lesers an die Spitze gestellt, dem so tragisch dahingeschiedenen Re Umberto ein eigenes Schlußkapitel gewidmet. Von den drei Gesellschaftsgruppen: der internationalen, der royalistischen und der vatikanischen, ist die Welt des Klerus noch immer die anziehendste. Mögen auch die Einwohner des Vatikans „von allen feineren Genüssen losgelöst" sein, „Monsignori ohne höheren geistigen Wuchs, ohne künstlerisches Empfinden, von kleinen politischen Ambitionen und Intriguen"; mag auch die Bemerkung Mommsen's berechtigt sein, daß „das Kardinalskollegium von heute in intellektueller Hinsicht recht inferior" ist. Die vatikanische Welt allein hat in Rom Kultur, und zwar eine eigenartige, alte Kultur von wunderlicher Färbung. Mittelalter und Neuzeit, Frivolität und Heiligkeit, Fanatismus und leidenschaftliche, patriotische Anhänglichkeit an den Namen Italien neben einander und durcheinander gemengt; Monsignori in fadenscheinigen und fleckigen Talaren neben „eleganten Primadonnen der Staatskunst" wie der Kardinal Sanfelice, Herzog Guglielmo Sanfelice di Acquavella, ein schöner, vornehmer Mann, der Abgott der Neapolitaner, ihr designirter Kandidat für Petri Stuhl, hoheitvoll, von heiliger Lebensführung, barmherzig wie Carlo Borromeo — huldvoll lächelnd nimmt er auf seinem Weg durch die enthusiasmirte Menge die ihm zugeworfenen Sträußchen entgegen und wechselt Kußhändchen mit seinen Verehrern. Da sind geistliche Politiker, violette Monsignori, „die wie Damen behandelt sein wollen"; und Monsignore Galimberti, der den Kopf auf die Seite neigt und weiblich neckisch lächelt; Galimberti, in dem „mindestens so viel Sakristei wie Salon" steckte, „der glatte, sophismenreiche Diplomat", der sein Gegenüber gleichsam am Rockknopf faßte, es in „schillernde Argumente" einwickelte, redete und redete und es schließlich mit der Ueberzeugung losließ, es überredet, besiegt, gänzlich geschlagen, gefangen und gefesselt zu haben. Ein Diplomat mit Leib und Seele, die Welt war ihm ein Schachbrett, auf dem Er, Galimberti, die Figuren rückte; „der große Consiliarius der Kurie, wenn es galt, einen Ausweg aus einer verwickelten Situation zu finden . . . der Meister, alle Verlegenheiten wegzulächeln . . . einen Rückzug in Ehren anzutreten, eine den Schein rettende Formel für den Besiegten zu finden", dessen Niederlage nicht wahrgenommen werden sollte. Von der Publizistik gekommen, blieb er immer Journalist, er lebte mit dem Tag und seinen Ereignissen, Zeitungen und politische Flugschriften waren seine Lieblingslektüre, er ging dem politischen Klatsch nach. Im Rufe der Heiligkeit hatte er nie gestanden, die Collegen im Vatikan kannten seine galanten Ver-

*) Römische Reminiscenzen und Profile von Sigmund Münz. Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur. 1901.

gnügungen. „Bin ich in Rom", sagte er einmal zu Münz, „so weiß ich, wie ich mir den Abend vertreibe. Ich spreche in diesem oder jenem Hause vor, verbringe ein Stündchen in zwangloser Konversation, finde immer Frauen von Grazie und Temperament, die mit Geschmack und richtigem Instinkt die neuesten Erscheinungen der Belletristik oder der Kunst beurtheilen. Solche, ich will nicht sagen tiefe, aber immerhin spirituelle Causerie, in der weiblicher Geist herrscht, hat unendlichen Zauber für einen Mann, dessen Beruf sich durch Staatsgeschäfte, diplomatische Komplikationen und kirchenrechtliche Kasuistik windet". In Wien, klagte er, fühle er sich vereinsamt; „es fehlt diesen Leuten alle Vertrautheit mit der Poesie und Kunst des Katholizismus. Sie kennen nur die Toilette des kirchlichen Lebens, nicht den Geist."

Bei dem Ausgleich zwischen Preußen und der Kurie hat Galimberti eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die Unterhandlungen gingen manchmal über Wien, und in Rom war er der Gegenpart des preußischen Gesandten Schlözer. Galimberti hatte eine Art Schwärmerei für Bismarck, er war den Deutschen nicht abhold, ein versöhnlicher Mann. Unter dem neuen Sekretär, dem Sizilianer Rampolla, bekamen die Jesuiten die Oberhand, der Fanatismus zog in den Vatikan, selbst das traurige Ende des Königs Humbert bot ihnen Gelegenheit, den ritterlichen Gegner zu verunglimpfen und seine Wittwe zu kränken. Münz entwirft ein sorgsames und gerechtes Bild des gütigen Mannes, den er mit Recht einen Bürgerkönig nennt. Er schildert ihn, wie er im einfachen, grauen Anzug, den niedrigen Filzhut auf dem Kopf, den er ewig grüßend lüftet, ohne Adjutanten in kleinem Wägelchen durch die Straßen fährt. Er fühlte sich unter dem Volke sicher, er glaubte keinen Feind zu haben. Seine Unterthanen klassifizirte er nicht nach dem politischen Bekenntniß, der Republikaner stand ihm so nahe wie der Legitimist. Als Italien sich rüstete, dem großen Patrioten Mazzini, diesem unwandelbaren Gegner der Monarchie, ein Denkmal zu setzen, stellte sich König Humbert mit 100 000 Lire an die Spitze der Sammlung. Er war eine großmüthige Natur, der Mann mit den düsteren Brauen und dem martialischen Schnurrbart hatte das weiche Herz eines Menschenfreundes. Als die Cholera in Neapel wüthete, lud Venedig den König zu einem Feste ein. Der König erwiderte: „A Venezia si festa, a Napoli si muore, parto per Napoli." Er war der Träger vieler Bürgerkronen, aber die Königskrone schien ihn zu drücken. Mit Recht sagt ihm Münz nach, daß er etwas Resignirtes hatte: als „pflichtgemäß repräsentativer Faktor" stellte er sich allen nationalen Kundgebungen mit seiner Person zur Verfügung. Er trug die Krone „nicht wie ein Mirakel", sondern um der Einheit und Ordnung willen die Volkseinrichtungen ergänzend. Sprach er, so sprach ein König, „der von der Konstitution bestellt und bestimmt war, ein Dokument abzulesen, dessen Urheberin seine Regierung war". Nie wollte ein König so wenig herrschen wie er. Die Staatsakte, sagt Münz, vollzogen sich unter ihm, nicht in ihm und aus ihm; er unterwarf sich seinen Berathern, er meinte, einem Könige komme es nicht zu, einen Entschluß aus dem Eigenen zu fassen. Das mag seine Tugend gewesen sein; sicher war es auch seine Schwäche. Zwanzig Jahre lang hat Italien, dieses Italien der decentralisirenden Tendenzen, des eingewachsenen Regionalismus, der politischen Unreife „in keiner Stunde das starke, ausdrucksvolle Walten eines Königthums" empfunden. „Wie gütig er war, sagt Münz, er war nicht stark . . . Rom war eigentlich ein zu großer Schauplatz für Umbertos Bürgertugenden." Sein Dasein hat keine individuelle staatsmännische That aufzuweisen; die Probleme, die er übernahm, hat er nicht zu lösen verstanden. „Er hatte ein goldenes Herz, aber kein scharfes Auge, auch kein scharfes Ohr." Männer, die viel in seiner Nähe waren, erzählen, daß ihm die Gabe zu hören — seelisch zu hören, abging. Er unterlag leicht Suggestionen, aber da er es nicht verstand sich Meistern anzuvertrauen, so wurden diese Suggestionen das Unglück von Italien. Und so war das einzig Neue unter der zwanzigjährigen Regierung Umbertos die Inauguration der kolonialen Politik, der Aera der Großmannssucht, die zu dem kläglichen afrikanischen Abenteuer führte.

Es liest sich unsäglich lächerlich bei Münz, daß die eiserne Faust unter Umberto Crispi hieß. Die eiserne Faust! Wohl eher die eiserne Stirn, das eherne Gewissen! Münz hat in einem früheren Buche „Aus dem modernen Italien" Crispi einen respektvollen Artikel gewidmet; jetzt vermag er seiner kaum ohne ein Witzwort zu gedenken; so oft er ihn nennt, macht er ihm eine humoristische Verbeugung. Aber wir müssen wieder sagen, die Tragik überwiegt das Komische. Crispi hat ein gehäuftes Theil zu der politischen Korruption Italiens beigetragen, er hat die unseligen politischen Gepflogenheiten seines Geburtslandes Sizilien, die wir naiven Abendländer verbrecherisch nennen, in den Dienst regierungstreuer Wahlen genommen. Wahrhaftig, es ist recht übel um das politische Italien bestellt; beinahe jeder Person, die Münz auftreten läßt, werden einige kleine Lächerlichkeiten umgehängt; die einzige Ausnahme ist Graf Nigra, ein Schüler Cavour's und der Erbe seiner selbstlosen und idealistischen Traditionen. Der ausgezeichnete Aufsatz, den Münz dem von ihm hochverehrten Manne widmet, gehört zu den politisch und menschlich ergibigsten seiner Sammlung.

In dem ersten Theil, der die „Deutschen in Rom" behandelt — Deutsche in ziemlich weitem Sinn, auch der Schweizer Gesandte Bavier findet unter ihnen Gastrecht — bildet den Mittelpunkt, wie natürlich, Graf Bülow. Der kluge und erfahrene Journalist macht dem einflußreichen Staatsmann so manche Verbeugung; er weiß solche Beziehung zu schätzen. Auch in dem Kapitel „Die deutsche Kolonie" möchten wir hinter den Höflichkeiten für den sogenannten Künstlerverein ein Augurenlächeln vermuthen. Neben den beiden Kardinälen Hohenlohe und Melchers, die in ihrem Verhältniß als Deutsche einander kontrastirt werden, steht Johannes Brahms, den Münz in Rom kennen lernte, und von dessen Persönlichkeit und späteren Tagen er manches Wissenswerthe zu berichten weiß; die hageren Charakterzüge des Bildhauers Kopf; Elpis Melena, die deutsche Freundin Garibaldi's. Ein besonders geistreicher und witziger Artikel ist Theodor Mommsen gewidmet. Wunderhübsch ist die Charakteristik Kurd von Schlözer's, der als preußischer Gesandter die Verhandlungen mit dem Vatikan führte. Schlözer war ein schlauer und vorsichtiger Mann, er hatte die Hosen aufgeschürzt, auch wenn der Boden trocken und der römische Himmel noch so blau war. Langsam in der allersimpelsten Droschke fährt der „Cardinale Schloezer" nach dem Vatikan; „wer hätte vermuthen sollen, daß auf so elendem Karren der souveräne und ungeduldige Wille Bismarck's demüthig dahinschlich?" Das bronzene Thor des Vatikans ist erreicht; „die Schweizer sehen respektvoll zu, wie der Gesandte Preußens bedächtig die Hosen herabschürzt." Die Verhandlungen werden inter pocula geführt.

Unter der deutschen Kolonie darf der Name Malvida von Meysenbug nicht fehlen. Der kleine, ihr gewidmete Aufsatz ist eine Besprechung ihres letzten Werkes, des im Jahre 1898 erschienenen „Lebensabend einer Idealistin". Die Idealistin ist dem skeptischen Politiker, dem ironisirenden Weltbeobachter etwas räthselhaft, er hat nicht viel Fühlung mit ihr. Diese Natur ist ihm beinahe unglaubwürdig. Er ist ihr schon im Bülow'schen Salon begegnet, er nannte sie damals: die Aetherische, l'angelica, etwa im Sinne des Fra Angelico, des sanften Heiligenmalers von Fiesole. Er schildert sie mit respektvollen Worten als „eine greise Dame von jugendlicher Lebhaftigkeit, von einem Schwung, der keine Hindernisse kennt, von unendlichem Glauben an die Entwicklungsfähigkeit und Güte der menschlichen Natur." Auch in ihrem eigenen Hause hat er verkehrt, wo viele Menschen von Bedeutung aus- und eingingen, von dem sanften Leuchten ihrer Geistigkeit angezogen. Dort saß sie ruhig und andachtvoll im Fauteuil, und ihre Augen unter dem schwarzen Spitzenhäubchen blickten bald freundlich drein

bald schlossen sie sich wie zu innerer Sammlung, während sie mit einer Stimme erzählte, „die sich wie eine Glocke dem Innersten des Besuchers mittheilt.“ Wir, die wir erst spät dieses edelsten Verkehrs theilhaftig wurden, kennen den Glockenklang nicht mehr, die Stimme ist zart geworden, die Greisin muß ihrer inneren Lebhaftigkeit Einhalt thun. Aber wenn sie redet, zieht ein reiner, lieblicher Schimmer über das verehrungswürdige, noch immer zur Liebe weckende Antlitz, eine keusche, höhere Schönheit verrathend, die unvergänglich ist. Malvida von Meysenbug hat viel gelitten, weil sie viel geliebt hat. Sie sagt von ihrem Inneren, daß es immer voller Musik war, sie darf es auch von ihrem Leben sagen. Es ist ein rührendes und fast beschämendes Schauspiel in ihren Erinnerungen zu finden, wie frühzeitig das Positive ihrer Natur wirksam wird, wie bald sie sich ein Ziel wählt, mit welcher Treue und Festigkeit sie ihm zustrebt, wie schmerzvoll sie jede Ablenkung empfindet. Ihre Ansichten haben wohl manchmal gewechselt, an der Hand der Liebe ist sie unvermerkt zu neuen Formen geglitten. Sie suchte Wahrheit, aber der Wege scheinen viele zu sein, und das Gefühl ist Wegweiser. Was sie aber einmal erkannt hatte oder zu haben vermeinte, hielt sie mit Eifer und Strenge fest, in idealen Dingen ist sie nie um eines Zolles Breite gewichen, sie wurde unerbittlich und sogar schroff. Irrthümer sind ihr nicht erspart geblieben, sie wurzelten in ihrem Idealismus. Sie glaubte das Gute stets zu nahe, und indem sie selbst Hand anlegte, keine Schwärmerin, eine muthige und freudige Arbeiterin, eine zarte Heldin der That, empfand sie ihre Mitarbeiter so zahlreich und berauschend nahe und die ersten kleinen Wellenschläge des Erfolges so täuschend deutlich, scheinbar so stark und siegreich, daß sie das plötzliche Stocken und Einhalten nicht begreifen konnte, die unsichtbaren Widerstände, die innere Zähigkeit der Materie, die physikalischen Rückschläge wie ein Scheitern empfand, bis zum Verzweifeln oder doch zum Zweifeln an menschlicher Güte und Entwicklung sich verirrte — nicht wußte oder nicht erkannte, daß der natürliche Fortschritt, auch auf kulturellem, ideellem Gebiet sich für die Mitlebenden unmerklich vollzieht und immer erst nach langen Zeiträumen, summirt, gleichsam überraschend, mit einem Male zu Tage tritt. Das Wirken des Einzelnen setzt sich scheinbar aus gescheiterten Bemühungen zusammen; der Fortschritt, den ihm die Generation verdankt, wird erst ihren Nachkommen ersichtlich.

Der „Lebensabend“ ist ein würdiger Abschluß, in aller Einfalt der Natur ein kleines, vollkommenes Kunstwerk. Die selbstgewählte Aufgabe ist gelöst, die Stürme und Schmerzen sind überstanden. Es wird Ruhe in diesem bewegten, von Liebe bewegten Dasein; otium cum dignitate, erfüllt mit würdigen Gedanken, würdigen Beschäftigungen, würdigen Beziehungen. Zuweilen erfolgt ein stärkerer Wellenschlag; eine neue Freundschaft wird geschlossen, neue Schmerzen wollen getragen sein. Das Alter zieht die Kreise enger, die Beziehungen zur Ewigkeit werden deutlicher empfunden. Manchmal glaubt die Greisin, es ist der Abschluß. Aber immer folgt ein Morgen der Freundschaft, immer wieder taucht eine edele Freude auf, das sanfte Feuer dieser liebevollen Natur ist nimmer im Erlöschen.

Wir haben Münz für manche Anregung und Belehrung zu danken, wir verdanken seinem Buch auch künstlerische Eindrücke. Aber keine Freude wiegt die Bewegung auf, die er uns schenkte, indem er das theure und verehrte Bild der Idealisten vor unsere Augen rief.

Rom.

Ludwig Beer.

Neue Kunsterscheinungen.

In Hamburg hat jetzt eine Konkurrenz um ein Bismarck-Denkmal stattgefunden. Solche Angelegenheiten erwecken in der Regel kein lebhaftes Interesse. In Hamburg lag der Fall anders, weil einem Entwurfe — einstimmig — der erste Preis zuerkannt ward, der den Fürsten anders darstellte, als es jemals zuvor geschehen. Bismarck war nicht als General dargestellt, der sich mit einer Uniform abfindet. Er war vielmehr in einem Gleichniß dargestellt und dieses gefiel über die Maßen. Um den Erfolg zu feiern, veranstaltete man ein Festmahl; wie in Berlin wurde des Längeren bei dem Mahle über Kunst gesprochen, der Hauptredner sagte in der Substanz: wir haben den Fürsten als den Schloßherrn von Friedrichsruh, unseren Nachbarn, als den alten, von den Lasten des Amtes befreiten Landedelmann gekannt, doch so durfte er nicht dargestellt werden. Nicht minder würde es unrecht gewesen sein, ihn darzustellen, wie er in seiner Amtszeit ausgesehen hatte, obwohl das auf allen bisherigen Bismarckstandbildern erstrebt worden ist, wo man den Fürsten als Staatsmann, als Reichskanzler oder als Redner feierte. Alle bis jetzt errichteten Bismarckdenkmäler zeigen manche Züge von konkreter Genauigkeit, Züge des historischen Bismarck, wie man sie aus der noch lange nicht abgeschlossenen Geschichte seines Lebens und Wirkens kennen lernt, im Herzen des Volks lebt er anders. Da lebt er als eine Einheit, bald als eine Legende, befreit von Einzelzügen, als die Verkörperung eines Traums, als die Gestalt, durch die erfüllt worden ist, was das deutsche Volk seit Jahrhunderten ersehnt hat; deshalb war es angezeigt, den Fürsten Bismarck in dem Gleichniß eines Ritters darzustellen. Das waren Worte, in denen eine Vorstellung von der Unzulänglichkeit der bei uns üblichen Denkmälerplastik lag. Und ein anderer Redner sprach mit einem Hinweis auf Berlin und die Siegesallee von „dem plastischen Bombast und der theatralischen Schaustellung, die gegenwärtig für offizielle Denkmäler an der Tagesordnung“ wären. Das geschah an einer ebenfalls offiziellen Festtafel zu Hamburg. Es geschahen also Wunder; und es verlohnt, den in Hamburg so bejubelten Denkmalsentwurf auf sein Sujet hin anzusehen. Auch wenn man nur eine schlechte zinkographische Wiedergabe davon kennt, kann man die Idee des Erfinders begreifen. Er hat Bismarck, losgelöst von Ort und Zeit, als einen idealen Ritter dargestellt. Er hat seine Gesichtszüge simplifizirt; wie Bismarck in der Ferne der Zeiten, in die Nacht der Jahrhunderte untergetaucht, seinem Volke immer mehr als eine fabelhafte Gestalt erscheinen wird, so hat er ihn dargestellt. Manche Ausdruckseigenschaften seines Gesichts hat er fortfallen lassen: das Scharfe, sehr Kluge, Diplomatische; das unvermeidlich Gewaltsame, ja Brutale in einen mehr heraldischen Ausdruck von Kraft umgewandelt; die Züge der Güte, der Biederkeit verstärkt. Er hat dem Fürsten die Erscheinung gegeben, wie sie etwa in den Kirchen die alten Ritter haben, die wir dort auf Sarkophagen ruhend ausgestreckt finden. Natürlich hat er Bismarck aufgerichtet und die Grabplatte in Fortfall kommen lassen. Bismarck steht wie ein einfacher, gewaltiger Kämpe vor uns, gerüstet, die Hände auf das große steinerne Schwert gestützt. Wie ist der Erfinder zu dieser Konzeption gekommen? Vielleicht hat er die Knöpfe, Achselklappen, Stiefel des Berliner Bismarckdenkmals und anderer Denkmäler so unerträglich gefunden, daß er dadurch auf diese Idee gekommen ist. Vielleicht hat er Erwägungen über das angestellt, was im Bereich der Denkmalsplastik nicht glücklich ist und hat Goethe beigepflichtet, der sich als einen ausgesprochenen Gegner des zeitgenössischen Kostüms bei Standbildern bekannte. Das Kostüm ist ein Unglück für die Denkmalsplastik, eine Verhinderung der Schönheit. Je mehr wir bei uns jetzt Denkmäler errichten sehen, desto mehr kommt uns die Beschäftigung mit dem Kostüm in der Plastik traurig und unschön vor. Es gibt

für uns in der Denkmalsplastik, sobald wir Schönheit wollen, nur das Nackte oder von Kostümen das griechische, römische, den Harnisch der Bildhauer der Frührenaissance. Wir sympathisiren mit Schlüter, der auf dem schönsten preußischen Denkmal den Großen Kurfürsten über seine Zeit hinausgehoben und in antiker Tracht als idealen Feldherrn geschaffen hat. Wir spenden den Bildhauern Beifall, die Ludwig den Vierzehnten, anstatt in dem Kostüm eines Monarchen, in dem Habitus eines Gottes zu Pferde sitzend triumphiren ließen. Rodin war Romantiker, als er einen Dichter des 19. Jahrhunderts nicht bekleidet, sondern nackt darstellte. Und romantisch ist auch in der Tendenz der Entwurf eines Denkmals für Bismarck, auf welchem der Fürst in einem Ritterharnisch erscheint. Der Erfinder schließt sich den Rolandsdarstellungen in unseren alten Städten an.

* * *

Ein ganz merkwürdiger Künstler in der Berliner Sezession ist der Maler C. Latendorf. Man ist bei ihm wie auf einer Landstraße, fernab von allem, was einen interessirt. Man glaubt zu träumen. Man sieht sich vor einem Wirthshaus, zwischen Fuhrknechten, vor einer stille haltenden Postkutsche. Der Postillon ist vom Bock gestiegen, steht blauroth im Gesicht da. Er führt die Pferde, die getrunken haben, an den Wagen zurück, spannt an, fährt weiter. Die Räder knarren, Staub steigt auf. Der Wagen ist nur noch eine Staubwolke. Man sieht dann nichts mehr, Chaussee und Wirthshaus sind verschwunden. Man ist dann von den Bildern Latendorf's weggegangen und wieder unter die Majorität von Bildern von Geschmack zurückgetreten, unter welchen die Aquarelle von C. Latendorf veraltet, zurückgeblieben aussehen wie nichts sonst. Wie kommt es, daß solch ein Maler anders malt als alle andern? Auf einem seiner Aquarelle zeigt Latendorf das Auftreten einer fremdländischen Musikkapelle. Versonnen spielt der Chef dieser Musiker; er ist kein Rigo, spielt nicht für die Hörer, ist absorbirt; denkt an seine ferne Heimath oder wie viel ihm das Spiel bringen wird oder er denkt an beides, indem er solide zusammenrechnet, wie er sich für den Erlös seines Spiels zu Hause einrichten wird. Versonnen wie er spielt, hört ihm eine Bürgerin zu — keine Prinzeß Chimay! Die Hörerin, dumm zum Umsinken, denkt, wie wunderschön diese Musik ist. Auf einem anderen seiner Aquarelle wird man in ein Theater geführt, auf die Gallerie. Wie das vorige spielt dies Bild — spielen alle Bilder Latendorf's — in einer kleinen Stadt, fast stets zwischen denselben Menschen derselben Familie, die, ich bin überzeugt, nur in des Künstlers Geiste existirt. Ausgezeichnet ist auf diesem Bilde vom Theater die Nähe des Kronleuchters gemalt, zur Anschauung gebracht, für die Empfindung wiedergegeben: als ob man in unmittelbarer Nähe dieser Helle wäre. Die Helle meint man greifen zu können. Eine Person auf der Gallerie starrt in einer Art Hypnose ins Parket nieder. Die Gallerie ist mäßig besetzt. Die Komposition vorzüglich — wie aus der Natur geschnitten. Man sieht eine derbe Person, eine vergnügte Person, einen eitlen Narren, einige gesunde Soldaten.

Alles, was Latendorf malt, erscheint ohne Geschmack, ohne Bildwirkung. Alle jungen Maler der Sezession haben Geschmack: nur er nicht. Dafür hat er etwas von der Natur in die Wiege erhalten, was die meisten von ihnen nicht haben: die zwingende Begabung. Woher kommt es, daß Leute wie er existiren, oder richtiger, daß er jetzt existirt, Jahre nachdem er gelebt haben müßte? Er gehört in die Epoche, in der Spitzweg malte. Der malte mit bildmäßigem Clairobscur, das hatte er vor ihm voraus, in der Begabung tritt Latendorf vor ihm nicht zurück. Er malt wie der Fisch schwimmt, wie der Seidenwurm spinnt, und er ist zu spät gekommen; wie ein aus den Lüften niedergefallener Stein auf unserem Boden ohne Zusammenhang mit unserem Boden ruht, ist er in seiner Welt, nicht in der unsern. Was man in einer Zeit empfand, als er noch nicht geboren war, empfindet er. Aus der Kunstschule von Weimar ist er hervorgegangen, aus Belehrungen heraus, die auf eine neue Kunst gerichtet waren. Und er treibt rückständige Kunst! Das zeigt, daß Künstler nicht durch Gesetze und Regeln, nicht durch die „ewigen" und nicht durch die anderen gebildet werden, daß sie vielmehr schaffen, wie sie müssen, und der Beruf dazu aus ihnen selbst entsteht. Der junge Latendorf könnte das beweisen; bei seiner scheinbaren Geringfügigkeit ein geborener Künstler. Er trinkt nicht anders als aus seinem Glase.

* *

Bei Schulte sind außerordentliche Zeichnungen eines Engländers, William Rothenstein. Sie zeigen etwas von dem Höchsten, wozu eine Begabung zweiten Ranges aufsteigen kann.

Eine der Zeichnungen stellt einen sehr energisch zurückgelehnten alten Herrn dar, in einer Technik, wie die Franzosen des 18. Jahrhunderts. Dann ist ein kleines Portrait Thomas Hardy's ebenfalls in der Art und so schön wie eine leicht getönte Zeichnung eines Franzosen aus dem 18. Jahrhundert; man muß den Schmelz des Gesichtes, die Schönheit des Ohrs, den Glanz der Stirn, den Zug um den Mund beachten. Dann kommt George Moore's Portrait, das mit zarten Farben getönt ist; Charles Conder, eine feine Röthelzeichnung (wieder in der Technik des 18. Jahrhunderts). Dann eine Zeichnung, auf der Rodin dargestellt ist, ähnlich, sehr lebendig und mit einem geringen Aufwand von Mitteln hergestellt. Ein Portrait von Charles Ricketts mit C. H. Shannon, eine Zeichnung, die an alte Meister denken läßt und speziell das Bild von van Dyck hervorruft. Daneben hängt der Profilkopf Seymour Haden's, des Arztes und Kupferätzers, bei dem man gar an Holbein's Erasmus denkt. In all diesen Zeichnungen ist gewiß etwas, bald hier, bald dort, stets etwas anderes, das nicht da wäre, wenn es nicht ein British Museum und viele andere Sammlungen gäbe, in die der Künstler oft hineingegangen ist und sich an all der Schönheit festhielt. Er ist ein Eklektiker. Mehr ein lernender Künstler, als ein geborener, mehr ein empfangender, als ein gebender; mehr durch seine Feinfühligkeit zum Schaffen hingelenkt, als durch die starke Stimme der Natur und durch Naivetät dazu getrieben. Ein Künstler, der auf Geschmack gestellt ist, bei dem es indes persönlich ist, daß er mit einer unglaublichen Energie des Strebens und der Verfeinerung begabt ist. Er schmiegt sich eng der Natur und dem Charakter seines Modells an, ein ausgezeichneter Portraitkünstler.

Eine andere Abtheilung in seinen Zeichnungen ist die, wo ein sinnlicher Reiz entwickelt wird. Das geschieht jedoch anders als bei den Zeichnungen von Liebermann, es sind bei Rothenstein schwächere Zeichnungen auch schon deshalb, weil sie von einem Bewußtsein des Reizes, der in ihren Tönen liegt, nicht frei sind. Da ist eine Zeichnung hübsch, beinah' wenigstens hübsch, weil es einige rothe und schwarze Flächen und Linien auf einem raffinirten Papiergrund gibt. Auf einigen Blättern, die in Deckfarbe als Gouachen ausgeführt sind, erweist sich Rothenstein als ein ganz verdienstvoller, aber nicht hervorstechender Maler von kirchlichen Innenräumen.

Als Künstler, namentlich aber als Zeichner kann man ihn als einen glänzende Fortschritte bekundenden Nachfolger von Legros kennzeichnen. Dieser in London lange Zeit ansässig gewesene Franzose ist in Deutschland nahezu völlig unbekannt geblieben. Von ihm hat Rothenstein offenbar viel gelernt, immerhin nur die Anfangsgründe. Legros begnügt sich, ein feiner Stilkünstler zu sein, ein genügender Ausläufer der alten Meister in seinem eigenen Stil. Rothenstein ist mehr Sucher, mit einer größeren Klaviatur. Mehr Weichheit, Jugend, Sensitivität ist in ihm, eine leichtere wandlungsfähige Hingabe. Der Techniken des 18. Jahrhunderts und der der Meister der Blüthezeit bemächtigte er sich, wendet sie mit der sichersten Handfertigkeit an und sinkt nie zum Virtuosenthum nieder.

An Legros erinnern unter den Zeichnungen die Landschaften „Ein Schloßthor", ein „Altes Thor", unter Rothenstein's Oelbildern steht die Landschaft, die „Mondschein" betitelt und übrigens recht schlecht ist, unter Legros' Einfluß.

Vor Rothenstein's Oelbildern wird man von einer Vollkommenheit wie vor manchen der Zeichnungen nicht reden dürfen; sie sind sehr sympathisch, sie sind aber noch nicht gut, noch etwas mager. Was an ihnen sehr gefällt, ist die Unmittelbarkeit der Malerei, die bei einem Künstler wie Rothenstein durchaus nicht zu erwarten war. Der so raffinirte Zeichner benutzt die Oelfarben mit weniger Raffinement. Er entfaltet einen guten Sinn für das Räumliche und die plastische Erscheinung der Gegenstände sieht er; die Farben setzt er gut hin. Insbesondere die Stillleben in den Zimmern, deren „Interieurs" er malt, Gegenstände, die auf den Kaminen stehen, dann Schränke, Bilderrahmen, Blumen, Bücher sind stofflich richtig, frei, sicher gemalt. Von Raffinement merkt man nur etwas in der Auswahl einiger seiner Bilder. Da ist das Bildniß eines englischen Bildhauers. Er hat ihn mit dem Cylinder auf dem Kopfe dargestellt, wie er im dunklen Paletot, den Kragen hochgeschlagen, das bartlose Gesicht im Profil gesehen, in einem trübgrauen Zimmer einen kleinen Kunstgegenstand hält; aus dem dunkelfarbigen Bild leuchtet lediglich das Profil heraus. In dem koloristisch schönen Bilde „the cheap Jack" ist der Maler auf die Fährte der französischen romantischen Schule gegangen — unpersönlich. Auch in dem Bilde „Puppenheim" ist er noch nicht er selbst; ein lebensgroßes Damenportrait, aus Watts und italienischen Einflüssen gemengt, ist mißglückt; das kleinere Bildniß einer Schauspielerin in einer Theaterrolle ziemlich witzig in jener Malerei gehalten, die zu der Zeit üblich war, in der die in der Rolle dargestellte Dame leben sollte; auf dem Bilde sind ein dunkles Grün und ein Gold darauf sehr hübsch zusammengestimmt, sonst gefällt es nicht sehr. In den Interieurscenen erweckt die Malerei Rothenstein's die persönlichsten Empfindungen.

Drei Interieurscenen hat er ausgestellt, englische Zimmer. In dem einen Zimmer sitzt ein Sammler, betrachtet Kupferstiche; in dem zweiten sieht man eine Gruppe von jungen Damen, die eine liest in einem bequemen Stuhle am Kamin, in dem ein Kohlenfeuer brennt, die andere, von hinten gesehen, hebt die Hand zu einem Bücherbord auf und holt ein Buch herab. Das dritte Bild ist aber das weitaus beste, wie unter den Interieurbildern, so unter allen Bildern, die Rothenstein hier ausgestellt hat. Es ist von der schönsten, malerischen sowohl als Lebenskultur, ein Anblick, dem man nicht widerstehen kann, so freundlich ist das Zimmer, so hell scheint die Sonne herein, so blank glänzt das Klavier, dieses wunderhübsche alterthümliche aufgeklappte Klavier von hellem Holze, das hübscheste Klavier, das man überhaupt je gesehen hat, auf ihm spiegeln sich Vasen mit Blumen, ein Teller mit gelben Früchten; und an der Wand über dem Klavier — einer graugelb hellen Wand — hängen mit geistreichem Raffinement sehr niedrig gehängte Gravüren nebeneinander.

In diesem Zimmer von einem zwar allerliebsten, aber trotz der Heiterkeit etwas pretiösem Geschmacke steht nun, um die Ungesundheit auszugleichen, ein schönes blühendes junges Weib am Fenster, lüftet vorsichtig die Gardine und blickt hinaus.

Dergestalt, daß man, so unzufrieden man sonst mit den Leuten sein mag, die bei einem Bilde das „Was" vor dem „Wie" ansehen, vor diesem Bilde in ganz der gleichen Lage ist wie diese Leute: von dem Reiz dieses „Gegenstandes" ist man so angezogen und gefesselt, daß man das Bild wundervoll finden würde, selbst wenn es nicht frei, leicht und keusch auch in der Malerei wäre. Uebrigens hat es in der Malerei leider einen Fehler: die Gravüren an der Wand müßten, um zu dem Charakter zu stimmen, aus dem 18. Jahrhundert sein. So hübsch die Gravüren auf Rothensteins Bilde aber eingerahmt sind (breite und etwas wunderliche Passepartouts und sehr schmale Rahmen), so hat der Maler das fast unbegreifliche Versehen begangen, in die Passepartouts nicht farbige Kupferstiche aus dem 18. Jahrhundert, sondern moderne Gravüren (Goupil & Cie.) zu stecken, die mit etwas harten Tönen den Fleck ein wenig unerfreulich machen.

Von einem so geschmackvollen und anziehenden Künstler möchte man jedoch nicht mit einem, wenn auch noch so beiläufigen Tadelsworte Abschied nehmen und so sei noch von dem herrlichen Pastell die Rede, das Rothenstein von Charles Ricketts gemacht hat, den er im Bunde mit C. H. Shannon bereits einmal gezeichnet hatte. Diese Arbeit behandelt allerdings wieder einen sehr anziehenden „Gegenstand". Riketts besitzt einen jener Künstlerköpfe, die wir auf einigen der Porträts van Dyck's verewigt finden. Rothenstein hat auf dem unteren Theil seines Pastells eine leichte Andeutung der Körperlinien vorgenommen und dieser Theil wirkt durch die Schönheit des zerfließenden Kontours; die Art des Zeichnens und das graubraune Papier stammt von Whistler. Der obere Theil, das Gesicht selbst, ein fast vollständig ausgeführtes Pastell, zeigt einen Schmelz des Kolorits, eine Feinheit der Töne um Bart und Kinn, in den Augen und um die Augen Linien und Farben, um die man den Künstler bewundern muß. Das Ganze ist die Leistung eines „feinen Europäers", der Whistler kennt und es verstanden hat — was nicht oft geschieht —, van Dyck mit Liebe zu sehen.

Herman Helferich.

Coquelin.

(Das Fräulein von Seiglière. — Molièreabend. — Schauspielhaus 13. und 14. Januar.)

I.

Ein Gesicht wie die fromme Helene. Ein Spießergesicht, was Zwinkerndes um die Augen, eine Stülpnase, ein Gesicht mit Nischen; ein halbes Klownsgesicht. Drumont nennt ihn den Schauspieler des Judenthums; den Schauspieler des Gambettismus: weil Gambetta sein Freund war. Man verschaffe sich im Buche dieses Rasenden den Genuß des dritten Abschnitts. Da bringt er sie zusammen, den Histrionen und seinen jüdischen Kaiser. Es ist Abends bei Daudet; Coquelin liest die „Könige im Exil". Der Tod hat nach Gambetta schon die Hand gereckt; aschgrau, doch vollblütig, gedunsen von krankhaftem Fett, das letztemal, wo ihn Drumont erblickt, ein Gezeichneter, lehnt er am Thürpfosten, hört mit angestrengter Aufmerksamkeit den Lieblingsmimen und das willkommene Werk, darin „die ehemaligen Zepterträger verhöhnt werden, alle die Nachkommen erlauchter Geschlechter, die über Europa geherrscht", — und Gambetta scheint zu denken: jetzt bin ich an der Reihe!

Drumont hat viel einbildnerische Kraft. Er macht für Coquelin die Republik verantwortlich: mit demselben Recht, wie er Bonapartes Semitismus zu erwägen gibt. Hat es überhaupt einen Sinn, Schauspieler politisch einzukasteln: dann gehört Coquelin zu einem verstorbenen Fürstenhof.

Und der Schauspieler dieser dritten Republik heißt Antoine.

II.

Coquelin ist ein Sprecher ersten Ranges. Neun Zehntel seiner Kunst ruhen auf dem überlegenen Ballspiel mit Klängen, mit Stufungen, mit Wechsel von Höhe und Tiefe der Stimme, mit dem Zungentempo, mit der Meisterschaft des Umschlagens, des Verschluckens, des Indenbartmurmelns, des Abspringens. Mit einem Wort: Artikulationshumor. Wenn er im „Fräulein von Seiglière" als

grauköpfiger Advokat mit einem Schloßherrn, oder mit einer Dame, oder mit einem jungen Mann redet: so hüpft seine Stimme wie ein Eichhörnchen, bald dehnt sie sich wie ein Gummizug, bald schnobert sie wie ein Hund, bald flackert sie wie ein Licht, bald schürft sie in der Unterwelt wie eine Ratte, bald fährt sie auf den Kernpunkt, wie der Reiher auf den Fisch. Die Stimme scheint zu zwinkern wie das Auge. Und das Auge scheint zu quieken. Wenn er merkt, was mit diesem jungen Mann los ist; daß er dem Schloßherrn aufs Dach steigen will, wenn er Zusammenhänge ahnt; wenn er begreift, ohne zu sprechen; wenn er vermuthet, ohne zu begreifen; wenn er mit dem jungen Mann zur Thür hinscharwenzt, Artigkeiten tauscht, halbe Winke wechselt: dann ist er im Fahrwasser. Er scheint die Drolligkeit und Subtilität selber. Alles ist meisterlich gemacht, sitzt fest, arbeitet schlagend: trockner Witz, kaltblütige Gewandtheit, pfiffige Ironie: Das ist die eine Seite.

Sein zweites Merkmal ist Kraft. Hier liegt sein bescheiden republikanisch Theil. Er ist ein Schlächterssohn. Ein Gehenkter und Gerissener, der auf zerkleinerte Wirkungen spielt: aber vom Mutterleib her ein Bursche mit starken Knochen. So gestaltet er im Tartüff (ich freute mich, dieses Stück auf unserem Hoftheater zu sehen) — so gestaltet er im Tartüff besonders den handfesten, hanebüchenen, fleischlichen Zug. Er ist mehr Räuber als Schleicher. Führt mehr die Keule im Wappen als das Stilett. Er bekommt, schon im Aussehen, eine schwere, bewegungslosere Wucht; kompakt und albdrückend; man ist froh, wenn der Kerl aus dem Haus ist. Am stärksten bleibt das äußere Bild im Gedächtniß. Seelische Vorgänge überzeugend zu machen scheint seine Sendung nicht. Der begabte Mann hat nicht den geringsten Ewigkeitszug.

Bild und Stimme: beides zusammen wirkt in der Darstellung des Mascarill, in den Précieuses ridicules. Mascarill ist der gebildete Hausknecht; auf Beseeltheit kommt es da so dringend nicht an. Coquelin gibt eine Studie, wie hingewirbelt, dennoch in jeder Einzelheit herausgearbeitet. Ein ziervoller Lakai, schnalzig und schmalzig, wandelt wie ein Bräutigam. Er wälzt sich in lieblicher Entzückung, wenn er mit schöngeistigen Fräuleins scharmuzirt, er belächelt sich, er gurgelt vor fetter Selbstwonne, er leckt sich wie ein Kätzchen, er schmilzt vor Protzenglück, er zittert vor selbstzufrieden süßer, geistreicher Lust. Man muß das sehen, diese farbige Gestalt einer gallischen Posse, von einem Sohn des Landes verkörpert. Hier ist Coquelin auf der Höhe. Man bewundert ein Gemisch von Technik und Laune. Zwar bleibt er derselbe: mehr ein Unterhalter als ein Gestalter. Mehr der Schöpfer eines Bildes und einer Stimmwirkung als der Schöpfer eines Menschen. Aber das Bild und der Klang leben fort.

Alles in allem: Die Existenz des verstorbenen Dichters Jean Paul würde Herr Coquelin nicht begreifen, — auch wenn man ihm sehr zuredete. Urgründiger Humor wie beim Swift oder Sterne liegt gleichfalls über seine Grenzen hinaus. Er ist ein Komödiant, der uns Neues kaum, Innerliches garnicht zu sagen hat. Doch er versteht sein Handwerk auf eine Art, die an Genialität streift. In diesem Fach der epigrammatischen Wirkungen herrscht er als Kaiser.

Und er hat den mildernden Umstand, der letzte seiner Dynastie zu sein.

Alfred Kerr.

Stimmen der Dämmerung.

„Er ist ein komischer Kauz.“ Die Frau vom Hause sprach gedehnt. Sie saß dabei auf der Veranda ihrer Villa und sah ins Grüne des schönen und weiten Gartens. Es war nach dem Diner, das man ausnahmsweise zu Viert, ganz im kleinen und engsten Kreise eingenommen hatte.

„Das find' ich nun gar nicht“, entgegnete der Mann in jener leisen Gereiztheit eines Uebersättigten, dem dennoch zum vollen Behagen etwas fehlt. Dies war sein Klub, in den er heute sicherlich wieder nicht kam. Er verwünschte deshalb diese ganze Villa, die ihn im Sommer zwang, sich mit einer solchen Hingebung, den einen Monat am Meer ausgenommen, seiner Familie zu widmen.

„Du mußt mir immer widersprechen.“ Das war richtig. In den Hauptsachen hatte er gar nichts darein zu reden. Da bestimmte sie, was geschehen sollte. So behauptete er seine Würde und seinen Standpunkt mindestens durch Opposition in Nebendingen oder vielmehr nur in Worten. Das war männlich und dabei ohne eigentliche Gefahr.

„Wenn ich aber am Direktor nichts finden kann, was komisch oder nach einem Kauz schmeckt?“ vertheidigte er sich.

Sie lächelte überlegen: „Du bist oberflächlich in solchen Dingen, wie alle Männer . . . Gewiß — er stellt in der Welt etwas vor. Er hat seine Position und ich glaube ganz gerne, daß seine Beamten sich vor ihm und seinen Kenntnissen fürchten. Denn er soll schrecklich viel gelernt haben, hält sogar Vorträge über „Fortschritte und Verbesserungen“, welches, nebenbei bemerkt, nicht ganz mein Geschmack ist. Das sieht aus, als wollte man sich Reklame machen, und man überläßt das besser denen, welche erst in die Höhe kommen und beachtet werden wollen.“

„Das hat allerdings etwas für sich.“

„Entschuldige. Bis ich fertig bin. Er hat ferner sicherlich ganz leidliche Manieren. Man merkt zwar, daß er sie sich erst spät bei einem Tanzmeister gekauft hat. Das ist auch nicht ganz das Richtige. Wenigstens war es ein geschickter Mann und hat ihm was beigebracht. Mag ja nicht leicht gegangen sein.“

Ihr Mann kicherte und hoffte, sie so milde zu stimmen. Denn eigentlich ist die Stunde nach dem Diner nicht die Zeit zu solchen Auseinandersetzungen. Wenn aber seine Frau einmal in das hineingekommen war, was er ihre Philosophie nannte, so brauchte sie schon eine gute Weile, ehe sie wieder auftauchte. Und so fuhr sie fort:

„Er ist also durchaus das, was man eine mehr als acceptable, eine gute, ja eine glänzende Parthie nennt. Es fehlt ihm vielleicht ein wenig an Verbindungen. Das gibt sich. Die hätten wir, ganz important. Man könnt' ihn unschwer lanciren — es ist ja gegenwärtig eine Mode für Männer der Arbeit, die durch sich selbst was geworden sind — etwas erfinden, was ihn interessant macht. Aber nun sieh' mal, wie er sich mit dem Mädel benimmt! Man zeigt ihm, daß man ihn gerne bei sich sieht: man empfängt ihn im allerengsten Komitee und . . .“

„Und Du meinst, er beißt so schwer an?“

Sie vernichtete ihn förmlich mit ihrem Blick. „Möchtest Du solche Redensarten nicht lieber für dort sparen, wo sie hingehören? Für Deinen Klub? Hier finde ich sie ziemlich deplacirt. Wir haben es Gottlob nicht nöthig, unsere einzige Tochter jemandem an den Hals zu werfen, und ich hätt' ihn gewiß nicht ermuthigt, ohne zu merken, daß er Heddy sehr liebt. Vernarrt ist er in sie, kann ich Dir sagen. Aber wie benimmt er sich nun wieder? Er geht um sie herum, er traut sich zu keinem offenen Wort oder Antrag. Sie ist ja noch sehr jung. Aber derlei merkt ein Mädchen doch, daß er sich ordentlich vor ihr fürchtet. Wo soll da der Respekt vor ihm herkommen, den sie haben müßte und nach

seiner Reife und seinen Kenntnissen auch haben könnte, wenn er sich so benimmt? Denn in meiner Familie haben die Frauen immer Respekt vor den Männern gehabt: ob die es nun verdienten oder nicht."

„Vielleicht imponirt sie ihm nun schon zu sehr. Denn die Frauen in Deiner Familie haben immer auch etwas Imponirendes an sich gehabt" entgegnete er in einer schwachen Bosheit.

Sie zuckte hochmüthig die Achseln. Beide schwiegen und blickten in die immer stärker einfallende Dämmerung. Sie warf ihre Cigarette hinter sich, trat in das Zimmer und prüfte mit einem raschen Blick die Ordnung darin. Sie war vollkommen. Die Lichter waren abgedämpft und der Samovar stand schon auf seinem Ebenholztischchen.

* * *

Das junge Paar hatte sich inzwischen im Garten ergangen. Immer höher stiegen sie. Denn die Villa lag auf einer Anhöhe.

An der Kuppe des Hügels war ein Lufthäuschen errichtet. Man übersah die schmale Straße der Sommerfrische, die sich in einer Schlucht hinzog, an ihren Wänden emporklomm. Höhere Gipfel, ganz bewaldet, standen ins Blau.

Eine Lücke schied das Oertchen von der Stadt. Auf der Straße war ein starker Verkehr von allerhand Fuhrwerk, von zahlreichen Ausflüglern, die nun, zu Einbruch der Dämmerung, hastig heimwärts strebten. Schon begannen sich unzählige Lichter zu entzünden und zu einem Flammenkreis zusammen zu schließen.

Die Beiden saßen nieder. Es war im Grund ein schönes Paar. Denn er war über Mittelgröße; durchaus blond und kräftig, aber schon mit einem Ansatz von Fülle und die ersten grauen Haare drangen vor. Sie war sehr schmächtig und zierlich. Ein ungewisser Hochmuth lag um ihren Mund. Ihn zeigen Mädchen, die wissend zu werden beginnen. Wunderschön und ganz ohne Tadel waren ihre Hände. Sie trug keinen Ring an ihnen. Wunderschön und nachtschwarz war ihr Haar.

Es war eine gewisse Befangenheit in beiden. Denn er kämpfte mit sich, um zu einem Entschlusse zu gelangen, der ihm aus allerhand Gründen nicht leicht fiel.

Sie aber hatte Andeutungen vernommen, von der Art, wie sie ein Mädchen immer versteht. Eines aber gab ihr eine Sicherheit: wie ihre Entscheidung immer fallen würde, und so sehr ihre Mutter diese Verbindung, der sie selber nicht abgeneigt war, wünschen mochte, sie war vollkommen Herrin ihrer selbst und gewiß, für ihren Entschluß unangefochten zu bleiben.

Es war sehr still um die beiden. Nur manchmal ging ein Windhauch und ließ die Föhrennadeln knistern und kritzen. Vor ihnen, ohne Regung, wie in Stein gehauen, lag ein gewaltiger Bernhardiner, das schöne Haupt wachsam erhoben. Ueber der Ferne lag's weißlich von Nebel. Die Sterne aber blinkten sehr hell.

Zu beiden sprach der Frühling, der seinen grünen Mantel eben über diese Höhen geworfen hatte — eindringlicher zum Mann, stärker zu den unberührten Sinnen des Mädchens, das ihn in sich selber rumoren fühlte.

Der Direktor war vom raschen Steigen etwas außer Athem gekommen. Denn sie waren das letzte Stückchen Wegs förmlich gelaufen. Auch ihr Herz schlug ungestümer. Aber das war aus einem anderen Grunde. Denn noch war ihr rasche Bewegung, bis zur Erschöpfung, ein Bedürfniß.

„Es ist schön hier", begann er endlich.

„Finden Sie?"

„Gefällt's Ihnen denn nicht, Fräulein Heddy?"

„Ich weiß nicht", kam es sehr einfach zurück.

„Aber Sie sagten mir doch, hier säßen Sie am Liebsten."

„Muß es deshalb auch schön sein?"

Er überflog sie mit einem raschen, heißen Blick. Wie stimmte da alles, war ganz persönlich, wie sie es tragen mußte, wie vielleicht nur sie es tragen durfte! „Ich denke, Sie haben Geschmack."

Sie neigte mit einer Gebärde voll hübschen Stolzes das Haupt: „Es freut mich, daß Sie das finden. Es gefällt mir hier wirklich. Es ist hier einsam. Aber, ich habe nur einige Schritte und ich bin bei den Menschen, zu denen ich gehöre. Sie dürfen nicht lachen. Aber man spürt das Leben und es hält doch hübsch Distanz. Das scheint mir das Rechte — sich alles nur so weit nahe kommen lassen, wie es mir gerade paßt." Und sie lockte ihr sehr helles Lachen voll einer unverkümmerten Jugend.

„Das wird nicht immer und nicht in allen Fällen gehen, Fräulein Heddy!"

„Ist schon möglich, Herr Direktor. Aber ich möcht' es doch erst probiren und darauf ankommen lassen."

Er wurde ernst, und so sah sie ihn eigentlich am liebsten. Denn er hatte alsdann etwas wirklich Bedeutendes an sich und man merkte, daß er manches mit sich und mit der Welt abgethan. Ein ander Gesicht hatt' er in solchen Augenblicken, mußte sie denken. Eines, vor dem man sich fürchten mußte und das zu erhellen man manches thäte. „Es ist das ein sonderbarer Quietismus, Fräulein Heddy", sprach er. . . „Und er leuchtet mir nicht ganz ein."

„Das hab' ich ja auch nicht begehrt".

„Und ich könnt' ihn auch durchaus nicht theilen."

„Das verstehe ich ja ganz gut, Herr Direktor."

Er entzündete sich eine Cigarre. „Sie erlauben, Fräulein?" Und er begann ernsthaft, nicht ohne Gewichtigkeit:

„Sie müssen mich verstehen, Fräulein Heddy. Denn mir liegt viel, kann sein alles daran, daß Sie mich verstehen."

Sie lächelte: „Ich werde mich bemühen."

„Was Sie sich denken, das ist romantisch. Das sind die Frauen mit himmelblauen Schleppmänteln und mit Händchen, die zu nichts gut sind, als die Kleinodien zu empfangen, die ihnen der Ritter heimbringt. Nicht einmal dazu, einen Verband aufzulegen, wenn er einen Hieb abbekömmt. Denn dazu sind wir zu nervös, zu wehleidig, zu ekel. Und es geht ohne Wunden nicht ab: denn wer was erobern will, muß kämpfen."

„Kann sein", entgegnete sie. „Aber muß ich zuschau'n dabei? Sehen Sie, Herr Direktor, unser Nachbar hat zwei Buben. Reizende Kerlchen, sag' ich Ihnen, und zum Fressen lieb. Gestern kommen sie ins Raufen. Abscheulich, sag' ich Ihnen, wie sie sich in die Haare gefahren sind und die allerliebsten Gesichter ganz roth vor Wuth und ganz verzerrt. Als wollten sie einander ermorden, nicht anders, und es sind doch leibliche Geschwister und sie theilen sonst jeden Bissen miteinander. Muß mir das gefallen? Ich will nichts von diesen Häßlichkeiten des Lebens wissen."

„Dann werden Sie es nie verstehen."

Sie zuckte ohne jede Entgegnung sehr gelassen die Schultern.

„Sie sprechen wie eine, die für sich den Tag wünscht. Den vollen, reinen Tag. Und die anderen mögen alle immerhin in der Nacht sein und bleiben."

„Alle nicht", gab sie ehrlich zurück.

„Es ist aber etwas zwischen Tag und Nacht gesetzt. Etwas, das sie verbindet und das schöner ist, als sie beide: die Dämmerung."

„Der Tag ist zum Genießen, gut. Die Nacht ist auch zum Genießen oder zum Ruhen, gut. Die Dämmerung aber?"

„Sehen Sie, Fräulein Heddy. Sie sind ein Sonnenkind. Sie haben eigentlich keinen Wunsch gekannt. Mir ist alles geworden, was sich ein Mensch nur wünscht. Aber nicht leicht und Eines steht mir immer noch aus. Ich bin lange, sehr lange im Dunkeln gewesen. Und dann ist endlich eine Stunde gekommen — da hab' ich tief geathmet und meine Brust ist weiter geworden, wie von einer merkwürdigen Erquickung und Stärkung, und ich habe gespürt — es dämmert. Interessirt Sie das, Fräulein Heddy?"

„Ja, ja!" hauchte sie.

„Und alles hat seine eigene Musik. Der Tag hat sie mit seinen tausend Geräuschen, die so durcheinander klingen und verwirren und stacheln. Denn sie vereinigen sich sämmtlich zum Ruf zur Arbeit und zur Mahnung dazu. Und auch die Nacht hat ihre tausend Stimmen und sie dringen auf uns ein und rauben uns den Schlaf. In der Dämmerung aber begegnen sie einander und dämpfen sich gegenseitig, und es ist eine süße Ruhe und eine ganz heimliche und sordinirte Weise voll Beruhigung. Da hört man, was in uns ist, und was aufwächst in uns. Das sind die Stimmen der Dämmerung."

„Sie müssen schön sein."

„Ja, sie sind schön und feierlich. Und sehen Sie, Fräulein, wem die ganze Nacht unfriedlich vorübergeht, der wartet voll Sehnsucht, bis es grauen will, und er weiß bei sich: dann kommt ihm der Schlaf mindestens für so lang, daß er nicht ganz ohne Erquickung und Rast in den Tag hinein geht. Und wieder, wer am Tag sich abgequält hat, der ersehnt den Abend. Dann wird er sich seiner besinnen, abklingen lassen, was zu grell war, und seine Ruhe vorbereiten, indem er den Stimmen der Dämmerung horcht. Wollen Sie denen Ihr Ohr leihen, Fräulein?"

„Stimmen der Dämmerung? Das klingt so mystisch."

„Es ist auch ein Mysterium. Der Mensch ist erst dann vollkommen, wenn er ihnen horchen gelernt hat. Erst dann versteht er den Tag und seine Helle und die vielen Labsale der Nacht. Wollen Sie an meiner Hand niedersteigen in die Dämmerung und ihre Stimmen behorchen lernen?" Er haschte ihre Hand.

Sie ließ sie ihm, aber ohne jede Regung. „Ich weiß nicht. Ich bin wohl noch zu jung dafür. Mir genügen noch Tag und Nacht. Jedes für sich und wie es ist."

„Wollen Sie nicht, Fräulein Heddy?"

Es überlief sie bei diesen gehauchten Worten. Ein Frösteln kroch in ihr auf, unnennbar, aber lähmend: „Nein, nein" und ihre Stimme klang spitz, wie Kinderstimmchen, „ich fürchte mich davor. Ich mag das nicht."

Ein Glöckchen klang. Die Theestunde war gekommen. Neben einander, aber ohne ein Wort, gingen sie dem Hause zu; hinter ihnen, die Ruthe hoch, mit wiegendem Haupt, der Bernhardiner. Kein Wort sprachen sie im Abstieg.

Das Haus war sehr hell und gemüthlich. Man trank gemeinsam den Thee und sprach allerhand Gleichgültiges. Der Direktor empfahl sich. Er lehnte ab, sich einen Wagen kommen zu lassen. Lange hielt er Heddy's Hand, ehe er einsam seinen Weg ging.

Die Frau wendete sich mit einer heftigen Bewegung: „Hat sich der Direktor endlich erklärt?"

„So halb und halb. Aber ich weiß nicht, ob ich ihn verstanden habe. Er sprach wunderlich. Von Dämmerungen, die ich mit ihm theilen soll."

„Und Du?"

„Ich weiß nichts. Mir ist nur bang gewesen." Und sie stützte den Kopf müde in die Hand. Ein Fenster stand offen; und ihr war, als wehe ein banger, gezogener Laut zu ihr — eine jener Stimmen der Dämmerung, in die sie nicht niedersteigen wollte und vor denen sie erschauerte. . . .

Wien.

J. J. David.

Aus Eduard Lasker's Nachlaß. Herausgegeben vom Geh. Legationsrath Dr. W. Cahn. Erster Theil: Fünfzehn Jahre parlamentarischer Geschichte (1866—1880). Berlin. Georg Reimer. 1902.

Die Wahlen zum Abgeordnetenhause im Jahre 1882 waren für die Nationalliberalen sehr ungünstig ausgefallen; die sogenannten Sezessionisten hatten einen Zuwachs nicht erhalten. Das gab Eduard Lasker Anlaß, unter großen historischen Gesichtspunkten die politischen Gegensätze in Deutschland und Preußen zu prüfen, und die Vorbedingungen eines Erstarken des Liberalismus zu untersuchen. Diese Arbeit, die Dr. Cahn jetzt herausgegeben hat, ist die letzte aus der Feder Lasker's, und sie ist leider Fragment geblieben.

Lasker stellt den Gegensatz zwischen Liberalismus und Feudalismus in unserer politischen Entwicklung klar; er schildert die Bedeutung des Liberalismus für den modernen Staat; diese großzügigen Darlegungen, voll Klarheit, Schärfe und Unparteilichkeit muß man nachlesen. Er war dann dazu fortgeschritten, bis zu den Folgerungen zu gelangen; allein der Schluß fehlt, und doch kann man ihn ergänzen. Schon die Einleitung gibt die entscheidenden Andeutungen, zu denen die gesammte Argumentation hinstrebte. Lasker sagte:

„Damit die Liberalen siegen, die Herrschaft über die Gemüther zurückerobern, die Regierung im Staate an sich bringen, muß eine organisirte liberale Partei entstehen und sich als eine in sich zusammengesetzte, aktionsfähige Einheit kundgeben. Die Fraktionen, in welche die Liberalen zerlegt sind, können die Partei nicht ersetzen, ihre Funktionen nicht ausüben. In der Bildung unabhängiger, selbständiger, gegen einander abgeschlossener Fraktionen liegt der Sitz des Hauptübels, welches bisher den Aufschwung der liberalen Politik verhindert, und deren periodische Niedergänge vorbereitet hat. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß unter geeigneten Voraussetzungen die taktische Theilung einer großen Partei in Fraktionen eine größere Bewegungsfreiheit gestattet und die Vorberathungen fruchtbarer machen kann; aber eine solche Gliederung einer einheitlichen Partei hat mit dem heutigen Fraktionswesen der Liberalen in Deutschland nichts gemein. Die gegenwärtigen Fraktionen haben gar nicht die Neigung, einander zu ergänzen, stehen vielmehr sich feindlich oder doch lieblos gegenüber, und von Zeit zu Zeit, so oft nämlich eines der maßgebenden Fraktionshäupter es für angezeigt hält, einen Vortheil zu Gunsten der engeren Fraktion über die Nachbarfraktion zu gewinnen, bricht plötzlich der Kampf mit der feindseligsten Gesinnung voller politischer Gegnerschaft hervor. . . ."

Im Jahre 1883 wurden diese Ausführungen niedergeschrieben, und erscheinen sie etwa 1902 nach langen 19 Jahren antiquirt? Leider nicht.

Die Bedeutung der Lasker'schen ausgezeichneten Charakteristik der deutschen politischen Zustände liegt darin, daß sie nicht nur historischen, sondern zugleich unmittelbar politischen Werth auch heute haben, und so ist es doppelt dankenswerth, daß sie durch den Herausgeber veröffentlicht worden sind.

—n.

Eduard Pötzl: Heuriges. Skizzen aus Kunst und Leben. Wien, Robert Mohr, 1902.

Ein cisleithanischer Finanzminister hat Oesterreich einmal in offener Kammerverhandlung das Land der Uebertreibungen genannt. Es steckt viel Wahrheit in diesem Ausspruch Emil Steinbachs. Der Kirchensturm der Konkordatskämpfe und 30 Jahre nachher die Luegerei: schwarze und rothe Uebertreibung! Die Sezession in Wien — Exzeß statt naturgemäßer Entwicklung, die höchste Hetz', der höchste Heurige (Most, Sauser). Den Hansnarren und Gauklern, den Hanswürsten und Gecken, die Unnatur als das Einzigrichtige ausschreien, leuchtet Pötzl heim, wie sich's gebührt. Jeder Hieb sitzt. Seine (zuerst im „Neuen Wiener Tageblatt" gedruckten) Schnurren sind und bleiben unterhaltend trotz und mit ihrer zeitgeschichtlichen Geltung. In einer Geschichte der Wiener Kunst-„Uebertreibungen" werden Pötzl's Blätter nicht vergessen werden dürfen. Vor banausischem Hohn bewahrt ihn sein Künstlersinn. Neben wohlgelungenen Spöttereien stehen außerordentliche, der Einreihung in jede Auswahl von Musterprosa würdige Landschafts- und Sittenbilder: z. B. „Schneesturm".

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 17. Berlin, den 25. Januar 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. **Th. Barth.**

Verlag von **Georg Reimer,** Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{3}{4}$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Reise des Prinzen Heinrich als Vertreter des deutschen Kaisers in die Vereinigten Staaten gewinnt beständig an politischer Bedeutung. Es ist heute nicht mehr zu bezweifeln, daß die Festlichkeiten, die man jenseits des Oceans zu Ehren des Prinzen Heinrich veranstalten wird, mehr sein werden als Akte der Courtoisie, daß sie gleichzeitig den Wunsch, drüben und bei uns, zum Ausdruck bringen, freundschaftliche und intime Beziehungen gegenseitig zu pflegen. Eine solche Entwicklung findet unseren vollsten Beifall.

Es gibt keine Frage, die dahin führen könnte, Deutschland und die Vereinigten Staaten politisch zu verfeinden. Nur durch das Ausstreuen erfundener Nachrichten war es möglich, in den Vereinigten Staaten einen Argwohn gegen Deutschland vorübergehend rege zu erhalten, zu dem nicht der geringste begründete Anlaß vorlag. Wir erwarten von der Reise des Prinzen Heinrich eines mit Bestimmtheit, daß jene tendenziösen Versuche, die Beziehungen zwischen Deutschland und der großen Republik jenseits des Oceans zu trüben, nunmehr jegliche Bedeutung verlieren. Man wird drüben klar erkennen, daß Deutschland keine politischen Ziele verfolgt, die die Vereinigten Staaten zu beunruhigen geeignet wären; denn es gibt in Deutschland keine politische Richtung, die auf Landerwerb in der anderen Hemisphäre ausginge.

Auch unter schwierigen Verhältnissen hat der ausgezeichnete diplomatische Vertreter der Vereinigten Staaten in Berlin, Mr. White, stets das Ziel im Auge behalten, die Mißverständnisse und die Animositäten zu beseitigen, die hin und wieder zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland aufgetaucht sind; er war immer bereit, die öffentliche Meinung seines Vaterlandes darüber aufzuklären, daß in Deutschland schwarze Pläne gegen die Vereinigten Staaten nicht gehegt würden. Die politische Arbeit von Mr. White ist nicht vergeblich gewesen. Die Reise des Prinzen Heinrich ist eine eindrucksvolle Manifestation für den Willen des Deutschen Reiches, die Beziehungen zu der nordamerikanischen Republik zu pflegen und vor jeder Störung zu bewahren. In diesem Rahmen hoffen wir auf einen vollen Erfolg.

Dieser Erfolg wird dann von langer Dauer sein, wenn es uns gleichzeitig gelingt, auf dem Gebiete des Wirthschaftslebens mit den Vereinigten Staaten zu einer für beide Theile wohlthätigen Verständigung zu gelangen.

Politisch gibt es keine Differenzpunkte mit Amerika, und handelspolitisch liegt es im Interesse der Vereinigten Staaten wie in unserem Interesse, jede Störung in dem Güteraustausch der beiden wirthschaftlich so gewaltig vorwärtsstrebenden Mächte fernzuhalten. Wenn sich die amerikanisch-deutsche Freundschaft auf der festen realen Basis wirthschaftlicher Verständigung aufbaut, so wird sie von bleibendem großen Segen für beide Mächte werden, und die Initiative des Kaisers wird dann mehr sein als der Ausfluß einer glücklichen Inspiration; sie wäre eine staatsmännische That von hoher Bedeutung und an die Seite zu stellen der Verwirklichung des Systems der Handelsverträge unter dem Grafen Caprivi.

Trotz dem Doppeltarif und dem Grafen Posadowsky ist auch solche Entwicklung nicht undenkbar; wir haben schon stärkere Schwankungen der Entwicklung durchgemacht. Es käme nicht einmal darauf an, eine neue Politik zu inauguriren, sondern nur das Abbiegen von jener Politik hintenanzuhalten, die der Kaiser eine „rettende That" genannt hatte, und auf der alten Grundlage dann weiter zu bauen.

Man kann sich wohl die Frage vorlegen, ob einer der Vorgänger des jetzigen Kaisers im vergangenen Jahrhundert — Kaiser Friedrich ausgeschlossen — die Initiative zu solcher Fahrt eines königlichen Prinzen nach den Vereinigten Staaten ergriffen hätte. Die Antwort wird lauten: dynastische Vorurtheile, Antipathien gegen die republikanische Staatsform hätten die preußischen Monarchen von einem ähnlichen Schritte zweifellos abgehalten. Soviel Vorwürfe auch das jetzige Regiment erfahren mag, ein Zug freier Modernität liegt doch in ihm, und immer wieder bricht dieser moderne Zug freier Vorurtheilslosigkeit durch. So kommen wir ruckweise vorwärts; während es doch heilsam und wünschenswerth wäre, daß aus den überraschenden Episoden ein konstantes Regierungsprogramm würde. Wer kann darauf rechnen?

Eine der Veranstaltungen zu Ehren des Prinzen Heinrich in den Vereinigten Staaten ist ganz besonders charakteristisch. Die New-Yorker „Staatszeitung", das einflußreichste Organ der Deutschen in den Vereinigten Staaten, veranstaltet ein Bankett, zu dem die gesammte angesehene Presse des Landes, natürlich auch die englisch geschriebene, geladen ist, und Prinz Heinrich hat gleichfalls sein Erscheinen zugesagt. In einem republikanischen Staatswesen wie die Vereinigten Staaten ist die Presse eine noch größere Macht als sonst wo in der Welt. Daß Prinz Heinrich als Vertreter des deutschen Kaisers mit der Presse daher in unmittelbare Berührung tritt, ist ein ganz besonders glücklicher Gedanke, und der moderne Geist, der diese ganze Expedition beseelt, kommt scharf auch dadurch zum Ausdruck, daß ein Bruder des Kaisers von Deutschland sich als Gast in die Gesellschaft von Journalisten begibt, die der Feudalismus bei uns als „Zeitungsschreiber" zu bezeichnen liebt, wenn er milde gesinnt ist, und als „Preßbengel", wenn er mit seinem echten Empfinden nicht zurückhält.

Ist es unter solchen Umständen verwunderlich, daß die „Kreuz-Zeitung" in ihrer spaltenlangen Uebersicht über die Ereignisse der äußeren Politik in der letzten Woche die Reise des Prinzen Heinrich ganz am Schluß mit drei und einer halben Druckzeile abthut? Die „Kreuz-Zeitung" kann natürlich nicht anders als zustimmen, aber wenn ein Blatt, das für jede höfische Defilirkur Spalten zur Verfügung hat, und das jeder entbundenen Prinzessin ganze Artikel mit genealogischen Angaben widmet, nicht vier ganze Zeilen über diese Reise bringt, so ist solche lakonische Kürze von außerordentlicher Beredtsamkeit.

Es kommt immer einmal wieder der Augenblick, wo es sich herausstellt, daß die deutsche Politik nicht unter dem Gesichtswinkel des ostelbischen Junkerthums geführt werden kann; daß Weltpolitik für Deutschland eine unumgängliche Nothwendigkeit ist; und wenn einen solchen Schachzug der Weltpolitik ein Hohenzoller thut, dann vermeidet es freilich die „Kreuz-Zeitung", ihn zu verdammen; aber ihre Loyalität ist nur gerade groß genug, um drei und eine halbe Zeile mit der Betrachtung dieses Ereignisses zu füllen, das doch wirklich mehr bedeutet als eine Festlichkeit bei irgend einem Minister oder Botschafter, der eine ausführliche Besprechung in diesem Blatte nicht fehlen würde.

Ein Sohn Rudolf von Bennigsen's, Landrath von Bennigsen, ist im Duell erschossen worden.

Der eheliche Friede seines Hauses wurde durch einen Nachbar gestört; er lag mit seiner Frau in Scheidung; er forderte den Friedensstörer; dieser erschoß seinen schon so schwer gekränkten Gegner und fuhr darauf nach Berlin, um sich mit liederlichen Weibern in anrüchigen Lokalen bei Sekt und Musik zu vergnügen. Nach dem Ehrenkodex der Edelsten der Nation war dieses Duell eine Nothwendigkeit; Herr von Bennigsen mußte sich der Kugel eines Ehrlosen preisgeben, der eine Frau verführt und nach einem Morde Zerstreuung bei der Demimonde sucht; das ist die herrschende Moral bei uns. Die Moral aber, die endlich einmal zum Siege gelangen muß, verlangt, daß ein Verbrechen ein Verbrechen bleibt und eine Niedrigkeit eine Niedrigkeit, auch dann, wenn sie kommentmäßig in Glacéhandschuhen von einem sogenannten Gebildeten zur Ausführung gelangt.

Abermals ist in einem vorwiegend ländlichen Wahlkreise, in Schaumburg-Lippe, der Versuch der Agrarier das Reichstagsmandat eines Handelsvertragsfreundes zu erobern, kläglich gescheitert. Die agrarisch-konservativ-antisemitische Koalition hatte sich diesmal der Führung eines Grafen Reventlow, eines skrupellosen antisemitischen Demagogen, anvertraut, und der Bund der Landwirthe hatte seinen Segen und seine Mithilfe gespendet. Resultat bei einer außerordentlich starken Wahlbetheiligung: Anwachsen der agrarischen Stimmen gegen 1898 um etwa 10 Proz., Anwachsen der antiagrarischen Stimmen (freisinnige und sozialdemokratische) um mehr als 50 Proz. Stichwahl zwischen Graf Reventlow (Antisemit) und Demmig (freis. Volkspartei). Demmig's Wahl in der Stichwahl, bei der die Sozialdemokraten den Ausschlag geben, ist sicher. Ein abermaliges klares Verdikt gegen die Brotwucher-Politik.

In Charlottenburg hat sich eine Vereinsgründung vollzogen, die Beachtung verdient. Alle Männer von zuverlässigen liberalen und freisinnigen Ueberzeugungen, ganz gleichgiltig, welchem besonderen Fraktionsfähnchen sie bisher gefolgt sind, haben sich zu gemeinsamem politischem Kampfe zusammengeschlossen. Es ist richtig, daß die besonderen Charlottenburger Verhältnisse zunächst diese Annäherung herbeigeführt haben; allein, was dort von Nothwendigkeit ist, ist es an zahlreichen Orten, und immer wieder stellt es sich von Neuem heraus, daß nur durch ein Zusammenfassen aller freisinnigen und liberalen Kräfte der Ansturm der Sozialdemokratie und der Reaktion abgeschlagen werden kann. Hoffen wir, daß der Charlottenburger Verein, der seine Thätigkeit mit einer trefflichen Rede des Professor von Liszt begonnen hat, zur Blüthe gelangt, und daß dieses Vorbild überall dort Nachahmung findet, wo gleiche Vorbedingungen vorhanden sind. Es wäre endlich einmal Zeit, über die Verstimmungen und Vorurtheile der Vergangenheit hinweg sich für gemeinsame fruchtbringende Arbeit zu sammeln.

In Konstantinopel wurde die Konzession für die Bagdadbahn unterzeichnet. Alle Vorbedingungen für den Bau sind vorhanden bis auf eine, vielleicht die wichtigste. Wo soll die Türkei das Geld für die Garantien hernehmen? Hoffentlich wird auch diese Schwierigkeit schließlich überwunden und ein großes Werk für die Kultur der Welt kommt durch deutsche Thatkraft zu Stande.

Auch das französische Parlament hat seine England-Debatte gehabt; ihr Verlauf war freilich ein völlig anderer als in Berlin.

In Berlin Rekriminationen um Worte; in Paris reale Beschwerden in großer Anzahl gegen das Vereinigte Königreich. In Berlin kamen Verstimmungen zum Ausdruck; in Paris erörterte man greifbare politische Interessengegensätze.

Aus diesen Thatsachen sollten wir in Deutschland, und sollte man in England die Folgerungen ziehen. Deutschland und England müssen nicht aneinandergerathen; aber die Mittelmeerfragen von Aegypten bis Marocco; Fragen in Centralafrika, in Hinterindien, in China trennen England und Frankreich und verlangen eine vorsichtige Behandlung, sollen die Beziehungen zwischen beiden Staaten ungetrübte bleiben. Wir haben kein Interesse, England und Frankreich gegen einander zu hetzen; aber wir haben auch kein Interesse, durch eine schroffe Stellungnahme gegen England der französischen Politik durch unsere Thorheit die Bahn frei zu machen.

* * *

Bodenkapitalismus und Landwirthschaft.

Anläßlich meiner Wahl in Wittenberg=Schweinitz hatte ich in einem öffentlichen Schreiben zum Ausdruck gebracht, daß ich es mir als Vertreter dieses vorwiegend ländlichen Wahlkreises werde ganz besonders angelegen sein lassen, „die Interessen der Landwirthschaft gegenüber der kurzsichtigen und eigennützigen Politik der Großgrundbesitzerpartei wahrzunehmen". Ob dieser verwegenen Aeußerung verfiel die „Konservative Korrespondenz" in publizistische Tobsucht und schloß einen wuthschnaubenden Artikel mit den zierlichen Worten: „Man kann nicht zugleich die Raubgier der Wölfe unterstützen und sich als Beschützer der Schafe aufspielen." Nun habe ich allerdings nicht an jene Schafe gedacht, welche die „Konservative Korrespondenz" hier für die konservative Partei reklamirt, sondern an intelligente Landwirthe. Diesen läßt sich aber unschwer der Beweis führen, daß die konservative Schutzzollpolitik nur die Interessen des in Grund und Boden angelegten Kapitals vertritt, und zwar im Gegensatz zu den Interessen des landwirthschaftlichen Gewerbes.

Es trifft sich gut, daß das amtliche Kreisblatt in Wittenberg dafür einen klassischen Beleg liefert. In seiner Nummer vom Sonntag den 19. Januar bringt dies Kreisblatt einen leitenden Artikel unter der Ueberschrift „Wem nützt der Getreidezoll?" Es wird darin der vergebliche Versuch gemacht, auch für den kleinsten Landwirth einen Profit aus dem Getreidezoll herauszurechnen. Die dabei zur Anwendung gebrachten Trugschlüsse sind hundertmal widerlegt und bedürfen keiner weiteren Erörterung. Sehr interessant aber ist folgendes Zugeständniß: „Der Kapitalwerth — so heißt es wörtlich und zwar obendrein in Sperrdruck — alles, auch des kleinsten Grundbesitzes wird durch die höheren Zölle gesteigert." Dann fährt der Artikel, der vermuthlich Gemeingut der preußischen Kreisblätter ist, wörtlich weiter fort: „Durch die Erhöhung des Kapitalwerths aber wird die Gefahr verringert, daß dem kleinen Besitzer die Hypotheken gekündigt werden, und ihm bleibt so sein kleines Grundstück, das in den meisten Fällen sein ganzes Besitzthum ausmacht, sicherer erhalten."

Dem Artikelschreiber kam es darauf an, die kleinen Landwirthe zu ködern, und deshalb exemplifizirt er in erster Linie auf die kleinen Grundbesitzer, für die, wie wir später sehen werden, die Regel der Steigerung des Kapitalwerthes des Grundbesitzes nicht einmal zutrifft. Er läßt sich dabei aber ein Zugeständniß entschlüpfen, das den Interessengegensatz zwischen der Landwirthschaft und den Bestrebungen der Getreidezöllner völlig klarstellt. Der Gedanke ist durchaus richtig, daß ein Getreidezoll, welcher eine künstliche Preissteigerung des im Inlande produzirten Getreides bewirkt, auch eine Rückwirkung auf den Preis des Grund und Bodens haben muß, auf dem das künstlich im Preise gesteigerte Getreide wächst. Sicherlich trifft das zu für jenen größeren Grundbesitz, der in der Lage ist, über den eigenen Bedarf hinaus Getreide zum Verkauf auf den Markt zu bringen. Daß der Kapitalwerth dieses Grundbesitzes durch höhere Zölle gesteigert wird, kann dem amtlichen Wittenberger Kreisblatt also ohne weiteres zugegeben werden. Es ist auch ganz richtig, daß diese Steigerung des Kapitalwerths der eigentliche Zielpunkt der auf Erhöhung der Getreidezölle gerichteten agrarischen Bestrebungen ist. Durch die Erhöhung des Kapitalwerths der Güter will man, um wiederum mit dem amtlichen Wittenberger Kreisblatt zu reden, „die Gefahr verringern, daß dem Besitzer die Hypotheken gekündigt werden". Mit anderen Worten: man wünscht den Preis von Grund und Boden durch höhere Getreidezölle zu steigern, um den stark verschuldeten Grundbesitzern zu ermöglichen, weiter wirthschaften zu können. Das ist in der That des Pudels Kern.

Wie stellt sich aber nach solchen Zugeständnissen das Interesse der Landwirthschaft? Es liegt doch auf der Hand, daß, wenn der Kapitalwerth von Grund und Boden künstlich gesteigert wird, damit auch die Kauf= und Pachtpreise künstlich in die Höhe getrieben werden. Werden aber Kauf= und Pachtpreise für Grund und Boden künstlich gesteigert, so werden damit die Produktionsbedingungen für das landwirthschaftliche Gewerbe verschlechtert. Je höher die Zinsensumme des Kaufpreises von Grund und Boden, oder je höher die Pacht ist, um so höher sind auch die Produktionskosten für die auf solchem Grund und Boden hervorgebrachten landwirthschaftlichen Produkte. Der wesentlichste Grund dafür, daß das deutsche Getreide mit dem nordamerikanischen und argentinischen Getreide nicht zu konkurriren vermag, liegt ja schon heute darin, daß der Preis von Grund und Boden bei uns unvergleichlich viel höher als in den Präriestaaten Nordamerikas oder in Argentinien ist. Mit jeder durch unsere Schutzzollgesetzgebung bewirkten weiteren künstlichen Preissteigerung des Grund und Bodens muß deshalb die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Landwirthschaft weiter zurückgehen. Eine Gesetzgebung, die durch Steigerung der Getreidezölle eine Steigerung des Kapitalwerths des Grundbesitzes, oder korrekter gesprochen, eine Steigerung des Preises von Grund und Boden, bewirkt, ist somit offenbar den Interessen des landwirthschaftlichen Gewerbes entgegengesetzt.

Es ist ein Kardinalfehler, wenn man die Interessen des in Grund und Boden angelegten Kapitals und des landwirthschaftlichen Gewerbes zusammenwirft, wie das seitens der agrarischen Agitatoren mit besonderer Vorliebe geschieht. Auch da, wo der wirthschaftende Landwirth zugleich der Eigenthümer des in Grund und Boden steckenden Kapitals ist, muß man, um eine klare Einsicht in die Verhältnisse zu bekommen, doch die Interessen des Bodenkapitalisten und des Landwirths auseinander halten. Eine Maßregel, die wie die Erhöhung der Getreidezölle ihn als Landwirth schädigt, kann ihm unter Umständen als Eigenthümer von Grund und Boden, also als Bodenkapitalisten, vortheilhaft sein. Je weniger er Landwirth und je mehr er Bodenkapitalist ist, um so stärker ist sein eigennütziges Interesse an künstlich erhöhten Getreide= und Grundstückspreisen. Am klarsten tritt dies Interesse dort hervor, wo der Eigenthümer von Grund und Boden das landwirthschaftliche Gewerbe selbst garnicht ausübt, sondern bloß als Bodenkapitalist in die Erscheinung tritt. Auf der anderen Seite tritt die Schädigung der Landwirthschaft durch eine derartige künstliche Preisbildung am deutlichsten dort hervor, wo der das landwirthschaftliche Gewerbe Ausübende nicht Bodenkapitalist, nicht Eigenthümer von Grund und Boden ist, sondern sich genöthigt sieht, unter der Ungunst künstlich gesteigerter Pachtpreise zu wirthschaften. Eine zwingende Logik führt somit von dem Zugeständniß des amtlichen Wittenberger Kreisblatts zu der Behauptung, daß die Interessen der Landwirthschaft durch die agrarischen Bestrebungen auf Erhöhung der Getreidezölle auf das Schwerste geschädigt werden.

Und nun noch ein paar Worte über das angebliche besondere Interesse der kleinen Besitzer an einer künstlichen Steigerung des Preises von Grund und Boden. Es liegt auf der Hand, daß die Wirkung künstlich gesteigerter Getreidepreise sich zunächst nur auf den Kapitalwerth — um bei der Ausdrucksweise des Wittenberger Kreisblatts zu bleiben — jenes Grundbesitzes übertragen läßt, der fortgesetzt im Stande bleibt, über die Bedürfnisse des eigenen Betriebes hinaus Getreide zum Verkauf auf den Markt zu bringen. Das aber trifft für die kleineren landwirthschaftlichen Betriebe, insbesondere für die Betriebe unter 5 ha, durchweg nicht zu. Gerade bei diesen kleineren Betrieben wird deshalb auch die Wirkung einer Steigerung des Kapitalwerths nicht unmittelbar eintreten. Diese Wirkung wird vielmehr erst eintreten, wenn der kleinere Grundbesitz mit dem größeren zusammengelegt wird und auf solche Weise Betriebe geschaffen werden, die es ermöglichen, größere Quantitäten von Getreide zum Verkauf auf den Markt zu bringen. Höhere Getreidezölle mit ihrer Tendenz zur Steigerung des Preises von Grund und Boden bei größeren Besitzungen bilden somit außerdem einen Anreiz zur Aufsaugung der

kleineren landwirthschaftlichen Betriebe durch größere. Die Entwicklung der englischen Landwirthschaft, insbesondere die Aufsaugung der freien Bauerngüter durch die Latifundienbesitzer, zeigt uns deutlich, daß es sich hier nicht bloß um rein theoretische Betrachtungen handelt, sondern daß historische Vorgänge die Richtigkeit dieser Theorie erwiesen haben.

Eine fortgesetzte Steigerung der Getreidezölle würde zweifellos auch in Deutschland einen starken Anreiz für das Bauernlegen bilden. Man mag deshalb die Getreidezölle betrachten von welchem Standpunkt aus man will, sie erweisen sich immer als Instrumente des Bodenkapitalismus und als Schädlinge der Landwirthschaft. Es ist dankenswerth, daß das amtliche Wittenberger Kreisblatt dieser Erkenntniß durch sein offenes Zugeständniß eine so wirksame Förderung hat zu Theil werden lassen.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

VI.

Das Plenum des Reichstags hat einen großen Theil seiner Zeit darauf verwendet, eine Interpellation wegen der herrschenden Arbeitslosigkeit zu besprechen. Hätte die Debatte im Reformverein zu Rahnstädt stattgefunden und hätte Onkel Bräsig persönlich eingegriffen, so hätte sie kein wesentlich anderes Ergebniß haben können. Es wäre schwer zu sagen, welche Frage in dieser Diskussion nicht berührt worden wäre. Indessen verdient ein Moment hervorgehoben zu werden; Herr Staatssekretär Graf Posadowsky erklärte, die Regierung werde zu einer Beschränkung der Freizügigkeit niemals die Hand bieten. Dieses Blatt hat während der vielen Jahre, in denen Herr Graf Posadowsky Staatssekretär ist, kaum jemals ihm ein Wort der Anerkennung widmen können; um so begieriger wollen wir die erste Gelegenheit, die sich bietet, benutzen, um dies nachzuholen.

In der Budgetdebatte wurde bei dem Titel „Gehalt des Reichskanzlers" die Frage gestellt, wie es mit der Haltung des Bundesraths gegenüber den vom Reichstage seit Jahren wiederholten Beschlüssen wegen Einführung von Diäten und wegen Sicherung des Wahlgeheimnisses stehe. Die erste Frage war darum sehr zeitgemäß, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, der Bundesrath wolle, um dem Zolltarif die Wege zu erleichtern, sich mit den Diäten befreunden. Die zweite Frage war nothwendig, weil eine Anzahl von Wahlprüfungen neue sehr schwere Fälle von Verletzung des Wahlgeheimnisses ergeben hatten. Die Antwort des Reichskanzlers ging dahin, der Bundesrath habe weder in dem einen noch in dem anderen Falle dem Beschlusse des Reichstags zugestimmt; seine Gründe könnten nicht angegeben werden, weil die Mitglieder des Bundesraths lediglich nach ihren Instruktionen stimmten.

Diese Antwort klammert sich an den Buchstaben der Verfassung, beweist aber gerade dadurch, wie abänderungsbedürftig dieser Buchstabe ist. Es ist ein unnatürlicher Zustand, daß man der Volksvertretung, die mit ausführlichen Gründen einen Wunsch ausspricht, ein kahles Nein ohne Grund entgegenstellt. Der Reichskanzler berief sich darauf, daß der Reichstag, der so häufig Regierungsvorlagen ablehne, sich nicht wundern dürfe, wenn der Bundesrath eine Reichstagsvorlage ablehne. Das mag sein, aber über Wortknappheit des Reichstags hat sich der Bundesrath noch nie zu beschweren gehabt.

Die Berathungen der Zollkommission rücken so langsam vor, wie erwartet wurde. Der erste erhebliche Beschluß, der gefaßt wurde, war eine Niederlage, die der Regierung von den Agrariern und Industrieschutzzöllnern bereitet wurde. Die Umhüllungen der Waaren sollen zollpflichtig sein und bleiben, selbst wenn sie wieder in das Ausland geführt werden. Es läßt sich nicht vorhersehen, ob das große Werk, welches die Regierung vorlegt, an einem Konflikte mit der rechten oder mit der linken Seite scheitern wird.

Im Abgeordnetenhause wurde die Generaldebatte des Staatshaushalts vorgenommen und dabei selbstverständlich die eigenthümliche politische Lage, in der wir uns befinden, besprochen. Eine Vorlage, die von der Regierung wiederholt als wichtig und dringlich bezeichnet worden war, ist zurückgestellt, um „seiner Zeit" wieder vorgenommen zu werden. Drei Minister wurden mit auffallender Plötzlichkeit entlassen, um durch andere ersetzt zu werden, die denselben Faden spinnen. Herr Graf Bülow lehnte ein Eingehen auf diese auffallenden Umstände mit den Worten ab, daß der König die Minister entlasse und ernenne, daß der König bestimme, wann ein Landtag geschlossen oder aufgelöst werden soll. Er blieb die Antwort auf die Frage schuldig, wofür denn ein Minister verantwortlich sei, wenn er für die vom Könige unterzeichneten Regierungsakte nicht verantwortlich ist.

In diesem Falle war das Zurückweichen hinter die Machtvollkommenheit der Krone um so weniger angezeigt, als es hinreichend bekannt ist, daß Graf Bülow, der freilich eben so mit ganzer Seele für den Kanalbau ist, wie der selige Herr von Miquel es gewesen ist, diejenigen Maßregeln empfohlen und mit Mühe durchgesetzt hat, die dahin geführt haben, daß die Kanalvorlage zur Zeit versumpft ist. Es lag ein Fall vor, in dem der Ministerpräsident die dringendste Veranlassung gehabt hätte, mit seinen eigenen Gründen hervorzutreten und die Krone aus dem Spiel zu lassen. Aber an Gründen, an sachlichen Erwägungen, pflegen die Reden des Grafen Bülow eben so arm zu sein, wie reich an zierlichen Wendungen.

Zwei sehr ernsthafte Interpellationen haben das Abgeordnetenhaus beschäftigt: der Fall Kuhlenkampf und das Eisenbahnunglück bei Altenbeken. Ein junger Amtsanwalt in Neu-Ruppin ist von dem brennenden Ehrgeiz erfaßt, auch einmal einen Steckbrief zu erlassen. Ein Hochstapler, der in herkömmlicher Weise einige unvorsichtige Damen um geringe Beträge gebrandschatzt hat, wird zu diesem Zwecke in die Reihe der gemeingefährlichen Verbrecher erhoben. Zu diesem gemeingefährlichen Verbrecher hat nun aber der Amtsanwalt das rührende Zutrauen, daß er seinen Namen und seine Heimath richtig angegeben hat, was zuweilen die Hochstapler unterlassen. In Folge dessen hielt er Personen mit demselben Namen und derselben Heimath für verdächtig.

Aber halt! es ist ja ein „besonderes Kennzeichen" vorhanden; der gemeingefährliche Verbrecher hat einen Schlapphut und einen Havelock getragen, und diese beiden Kleidungsstücke sind in Deutschland so selten, daß sich damit schon etwas ausrichten läßt. Man wird also bei einem fünfzig Meilen entfernten Manne, der denselben Namen trägt, Haussuchung nach einem Schlapphut und einem Havelock abhalten, und wenn sie gefunden werden, ist der Verdacht bestätigt. Dank deinem Engel Piccolomini, sie werden nicht gefunden (im Vertrauen gesagt, mir wäre es schlechter ergangen), und so fehlt zum Nachweis seiner Unschuld nichts weiter, als daß er aus dem Handgelenk sein Alibi für einen weit in der Vergangenheit zurückliegenden Tag nachweist. Aus dem Handgelenk kann er das nicht; er braucht ein Telegramm und vier Stunden Zeit, und diese vier Stunden kann man nicht besser anwenden, als ihn in Sträflingskleidung zu stecken.

Der neue Minister des Innern, der bei dieser Gelegenheit zum ersten Male sich hören ließ, hat in korrekter Weise die schuldigen Beamten seines Ressorts bestraft; der Justizminister hielt es für angemessen, dem Opfer dieses Vorfalls den Vorwurf zu machen, sich in seiner Vertheidigung indolent bewiesen zu haben. Wer einer lächerlichen Anschuldigung zum Opfer fällt, ist verpflichtet, seine Unschuld zu beweisen.

Man hat Klage darüber erhoben, die Presse habe den Fall zu sehr aufgebauscht. Das Unglück liegt vielmehr darin, daß hundert und aber hundert Fälle, die ähnlich verlaufen, gar nicht aufgebauscht werden. In einem Rechtsstaate soll der Beamte sich vor Zuwiderhandlungen gegen das Gesetz in demselben und in noch höherem Maße hüten, wie jeder Privatmann und die Folgen seiner Irrthümer tragen. Bei uns hat ein Beamter, der einen zu großen Diensteifer zeigt und in Folge dessen Fehlgriffe begeht, häufig nicht mehr zu fürchten, als daß der vorgesetzte Minister ihm hinterher „das Geeignete eröffnet".

Wenn der Fall Kuhlenkampff einige komische Züge aufweist, (der selige Roderich Benedix hat vor fünfzig Jahren einige davon in dem Lustspiel „der Steckbrief" bearbeitet; das Königliche Schauspielhaus, das stets auf der Höhe der Zeit steht, könnte es einmal hervorsuchen), ist das Eisenbahnunglück in Altenbeken furchtbar traurig. Mißgriffe werden nie vermieden werden können, aber hier treffen drei Mißgriffe unbegreiflicher Art zusammen. Ein Blockwärter gibt das Einfahrtssignal, obwohl er zu dem einzigen Zweck angestellt ist, es unter den vorliegenden Umständen zu verweigern; ein Zugführer verliert bei einem plötzlichen Fahrthinderniß den Kopf so vollständig, daß er die vorgeschriebenen Maßregeln unterläßt, den Zug nach hinten zu sichern. Endlich versagt der Telegraph den Meldedienst für Stunden. Daß so seltene Fälle zusammentreffen, erweckt doch den Verdacht, daß die Herren „von der Feder", die von den Aufgaben der „Herren vom Leder" keine Vorstellung haben, nicht immer die nöthige Wachsamkeit besitzen.

Proteus.

Die Einheitsmarke in Württemberg.

In ihrem Jahresrückblick über die innere Politik hat die „Nation" den Einzug der Einheitsmarke in Württemberg als das erfreulichste Geschehniß in Deutschland bezeichnet. Der parlamentarische Verlauf, den die Angelegenheit in Stuttgart nahm, ist nicht ohne Interesse.

Im letzten Mai wurde im württembergischen Landtag zum Postetat der Antrag Galler gestellt, gegenüber der Regierung zu erklären: „Im Interesse möglichster Erleichterung des Postverkehrs innerhalb des Deutschen Reichs empfiehlt sich zwischen der württembergischen und der Reichspostverwaltung eine Vereinbarung zu treffen, wonach unter Wahrung des verfassungsmäßigen Reservatrechts und der eigenen Postverwaltung Württembergs übereinstimmende Postwerthzeichen ausgegeben werden."

Dieser Antrag erregte damals lebhafte Ueberraschung und Befriedigung im Reich, zumal kein Zweifel darüber bestehen konnte, daß einem solchen Antrag die Mehrheit der Volksvertretung sicher sei, wenn er von der Volkspartei ausging. Der Antrag hatte eine Vorgeschichte. Schon im Jahre 1888 diskutirten die damaligen Führer der Volkspartei die Modalitäten einer Verrechnung bei gleichen Marken unter Wahrung der Verwaltungsselbständigkeit. Als im Landtag 1895 bis 1900 die Volkspartei die Konsequenz daraus, daß sie zwar keine Mehrheit aber die relativ stärkste Fraktion repräsentirte, in den Landtagsverhandlungen zu ziehen hatte, wurde die Einheitsmarke im Schooße der Fraktion berathen. Damals lag die Sache so, daß ein dahingehender Antrag der württembergischen Regierung die Stimmen der Volkspartei erhalten haben würde, während der Gedanke die Initiative zu ergreifen, auf den Widerspruch von zwei damaligen Abgeordneten stieß, deren Majorisirung nicht im Sinne der anderen lag. Hätte Mittnacht, der — wie die neuerlichen Erklärungen zeigen — thatsächlich gesonnen war, den Schritt zu thun, aber der Meinung lebte, die Kammermehrheit d. h. auch die Volkspartei würde dagegen stimmen, jene Stimmung gekannt, so würde noch unter seinem Konsulat der Vertrag abgeschlossen worden sein. Sein Irrthum war eine Folge jener Zurückhaltung, welche ihn womöglich nur aktuelle Fragen diskutiren ließ. Der Distanzritt Podbielski's nach München und Stuttgart, welcher im November 1899 die auf den offiziellen Jahrhundertsbeginn geprägte Marke seinem kaiserlichen Herrn heimbringen wollte, hatte in Württemberg kein Hochgefühl geweckt. Ob Mittnacht's gefällige Antwort nur platonisch gemeint war, entzog sich bis in die jüngste Zeit der Beurtheilung.

Im jetzigen neuen Landtag fand im Schooß der Volkspartei der Vorschlag, die Initiative zu ergreifen, keinen Widerspruch mehr. Auch war festgestellt worden, daß die Postverwaltung in Folge der von Mittnacht veranlaßten Statistik einen Verrechnungsmodus gefunden hatte, der die finanzielle Beeinträchtigung ausschloß. Demgemäß wurde der Eingangs erwähnte Antrag eingebracht. Derselbe sprach die Voraussetzung aus, daß eine ziffernmäßige Berücksichtigung der jährlichen Steigerung der Einnahmen aus den Werthzeichen dauernd gewährleistet wird, daß das Kündigungsrecht sowie die Zustimmung zu den bildlichen Darstellungen gewahrt, insbesondere aber, daß die Portosätze im innern Landesverkehr, auch soweit solche niedriger sind, als die Reichspostsätze, beibehalten werden; denn die württembergische Bevölkerung erfreut sich der niedrigsten Portosätze in Deutschland. Es besteht ein ermäßigter Nachbarschaftstarif; der geschlossene Stadtbrief wird hier für 3 Pfennig befördert; wir besitzen ein beliebtes Posteinzahlungskouvert, welches die Beifügung eines Briefes ermöglicht u. s. w. Man wird aus diesen Beispielen im übrigen Deutschland mit einem löblichen Neid erkennen, daß die Schwaben nicht aus Verbortheit, sondern aus einem wohlverstandenen Verkehrsinteresse an ihren eigenen Sätzen festhalten.

Bei der Berathung des Antrags im letzten Sommer sprachen sich die übrigen Parteien, insbesondere die Deutsche Partei und die Sozialdemokratie, zustimmend aus, mit Ausnahme des Centrums, das zwar kein non possumus aussprach, aber sich seine Stellung vorbehielt und die Verweisung in die Finanzkommission beantragte. Die Regierung erklärte, daß sie sich zur Zeit nicht äußern könne, weil die Postverwaltung noch Verhandlungen pflege, und der Ministerrath noch nicht Stellung genommen habe. Das Haus beschloß einstimmig die Verweisung in die Kommission.

Anfang November theilte die Staatsregierung den Ständen „zur Kenntnißnahme" das „Uebereinkommen" mit, welches die beiden Postverwaltungen vom 1. April 1903 ab auf 5 Jahre, von da an kündbar, über die Ausgabe gleicher Postwerthzeichen abgeschlossen hatten. Dieser Vertrag entsprach den von dem Antrag Galler ausgesprochenen Voraussetzungen in der Hauptsache, während im Einzelnen drei Punkte Seitens der Volkspartei durch den Referenten und Vorsitzenden der Finanzkommission Abg. Liesching für ergänzungsbedürftig erklärt wurden. Die Regierung erklärte sich bereit, als die Kommission diese Wünsche theilte, hierüber mit der Reichspostverwaltung zu verhandeln, wodurch in materieller Hinsicht die Uebereinstimmung nahe gerückt war.

Allein es ergaben sich durch die Behandlungsweise der Regierung in unvorhergesehener Weise staatsrechtliche Komplikationen. Die Kammer war vor die Frage gestellt, ob ein Staatsvertrag von dieser Tragweite den Ständen bloß zur Kenntnißnahme und nicht vielmehr zur Genehmigung mitzutheilen sei. Die staatsrechtlichen Referate Liesching's und des Vizepräsidenten Kiene (Centrum) gelangten zu dem Resultat, daß der Vertrag den Ständen zur Beschlußfassung zu unterbreiten sei, und zogen in ihren Anträgen die Konsequenz daraus. Allerdings in einer materiell verschiedenen Richtung. Denn das Centrum, welches sich inzwischen entschieden gegen die Einheitsmarke aussprach, beantragte die Zustimmung zu verweigern. Die Volkspartei dagegen beantragte die Mittheilung des Vertrags zur Zustimmung; ebenso die Sozialdemokratie. Die Deutsche Partei war getheilter Ansicht, den Privilegirten genügte die Kenntnißnahme. Die Finanzkommission lehnte den Antrag

des Centrums ab, und nahm denjenigen der Volkspartei an. Es gehört zu der Tradition der württembergischen Stände, — die schon in jener altersgrauen Zeit bestand, als der ältere Pitt sagte, „es gebe nur zwei Verfassungen, die englische und die württembergische", — daß sie ihr Recht der verfassungsmäßigen Mitwirkung hüten. Wiederholt haben sie im letzten Jahrhundert, speziell auch beim Abschluß von Postverträgen, derartige Beschlüsse gefaßt, um dieses Recht zu wahren. Es wäre offenbar eine starke Zumuthung speziell an demokratische Mandatare, daß sie aus Anlaß ihres Zugeständnisses an die Einheitsmarke en passant auch noch der württembergischen Staatsregierung das ständische Mitwirkungsrecht preisgeben solle. Selbst wenn keine Verletzung des „Reservatrechts" in Frage kommt, und selbst wenn der „Staatsvertrag" keine „Last auf das Königreich" übernimmt, wie die Verfassungsurkunde voraussetzt, ist zu beachten, daß das zweijährige Etatsgesetz geändert wird, welches bis 1. April 1903 Ausgaben „von Regiearbeiten zur Herstellung von Postwerthzeichen" durch Ständevotum festgesetzt hat. Denn während diese Ausgaben nicht mehr entstehen, werden Ausgaben anderer Art als Leistung an die Reichspostverwaltung gemacht. Daß eine solche von der Administration herbeigeführte Aenderung der Genehmigung durch die Stände bedarf, hat der Berichterstatter überzeugend begründet, wobei er sich auf die ersten Staatsrechtslehrer, insbesondere auch auf Laband stützen konnte.

Der Ministerpräsident Breitling erklärte, „die Regierung" müsse, da der Vertrag das Reservatrecht intakt lasse, und keine Last übernehme, daran festhalten, daß derselbe nur zur Kenntnißnahme vorzulegen war. Die Abänderung des Etatsgesetzes werde nach 1903 im Rahmen der „Rechnungsergebnisse" der etatsrechtlichen Prüfung und Genehmigung der Stände unterstellt sein. Uebrigens behalte sich die Regierung die endgültige Stellungnahme zu letzterer Frage vor. Sie sei nicht konfliktslüstern. Auch legte er der Mehrheit, welche der Einheitsmarke materiell zustimmt, nahe, sich mit einer „Verwahrung" zu begnügen. Allein es führt zu üblen Konsequenzen, wenn man ein Recht just dann, wenn man es anwenden sollte, nur verwahrt, d. h. kalt stellen läßt. Die Mehrheit beharrt darauf, daß der Vertrag der etatsmäßigen Genehmigung der Stände sofort unterstellt wird.

Unmittelbar vor der morgen stattfindenden Plenarberathung fand nach einem Ministerrath eine abermalige Berufung der Finanzkommission statt. In dieser theilte Minister von Soden mit, daß die Reichspostverwaltung den Wünschen der Finanzkommission in den fraglichen drei Punkten durchaus entsprochen hat. In staatsrechtlicher Hinsicht aber gab der Ministerpräsident Namens der Staatsregierung folgende Erklärung ab:

„Die Regierung hat jederzeit anerkannt, daß sie wegen derjenigen Abweichungen von dem verabschiedeten Hauptfinanzetat für 1902, welche durch die Ausführung des Postübereinkommens veranlaßt werden, den Ständen seinerzeit Rechnung abzulegen und ihre Genehmigung einzuholen habe. Inwieweit solche Abweichungen eintreffen werden, ist im allgemeinen dem von der Regierung vorgelegten Uebereinkommen und dem zu demselben im Schoße der Finanzkommission gegebenen Erläuterungen zu entnehmen. Wenn die Stände in die etatsrechtliche Prüfung dieser Abweichungen sofort eintreten und dieselben zum Gegenstand eines alsbaldigen Beschlusses machen wollen, so kann die Regierung sich hiermit vollkommen einverstanden erklären."

Hierauf stellten die Abg. Lisching, F. Haußmann, Galler den Antrag:

„Nachdem den bei der Prüfung des Vertragsinhalts in der Finanzkommission hervorgehobenen Bedenken durch Vertragsergänzung Rechnung getragen ist und nachdem die Königl. Staatsregierung durch das in ihrer Erklärung vom 22. d. M. ausgesprochene Einverständniß die sofortige Beschlußfassung der Stände über die durch das Uebereinkommen veranlaßten Abweichungen von dem Hauptfinanzetat für 1902 ermöglicht hat, noch bevor solches zur amtlichen Verkündigung und Ausführung gelangt ist, beschließt die Kammer der Abgeordneten unter ausdrücklicher Wahrung des Anspruchs der Stände auf Einholung ihrer Zustimmung zu diesem Uebereinkommen, die durch dasselbe veranlaßten Abweichungen von dem verabschiedeten Hauptfinanzetat nicht zu beanstanden."

Dieser Antrag wurde mit allen Stimmen gegen diejenigen des Centrums angenommen. Derselbe wird morgen vom Hause mit einer Mehrheit von über $^2/_3$ der Stimmen zum Beschluß erhoben werden.

Für Württemberg lag der entscheidende Punkt des Problems der Einheitsmarke in der Wahrung seiner inneren Selbstverwaltung und weiterhin in der Abwehr einer finanziellen Schädigung. Diese beiden Zwecke sind erreicht. Gleichzeitig ist die freie Austauschmöglichkeit der Postwerthzeichen und das Recht zur Benutzung der gleichen Marke für das Reichspostgebiet und für Württemberg geschaffen. Diese Verkehrserleichterung ist gewiß zu begrüßen, und wenn man in vielen Kreisen, insbesondere auch außerhalb Württembergs eine ideelle Genugthuung über den Wegfall staatlicher Sonderzeichen empfindet, so sind die Schwaben nicht so geartet, daß sie jene Empfindungen nicht theilen würden, wenn es sich um eine äußere Form handelt und jener Kern der Selbstverwaltung erhalten bleibt, welchen die förderative Reichsverfassung ermöglicht und gewährleistet.

Stuttgart, 23. Januar 1902.

Friedrich Haußmann.

Ernst Wichert.

Am 21. Januar ist Ernst Wichert, der Richter und Dichter, wie er sich selbst nannte, plötzlich verstorben. Am 11. März des vergangenen Jahres hatte er unter lebhafter Theilnahme des geselligen und geistig angeregten Berlin die Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres gefeiert, im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kraft, als ein glücklicher Mann. In der Tischrede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, pries er dankbar sein Glück. Nach langjähriger gewissenhafter Thätigkeit als Beamter im Besitze der goldenen Muße, theilnehmend an jeder geistigen Bestrebung der Zeit, ausgezeichnet durch die Anerkennung, die ihm seine Berufsgenossen, die Dichter wie die Richter, und die ganze Lesewelt widmeten, erfreut durch ein Doktordiplom, das ihm die Fakultät Königsberg gewidmet hatte, im Kreise einer zahlreichen und heiteren Familie, deren einzelne Glieder ehrenvolle Stellungen in der Welt einnahmen, entbehrte er nichts. Noch vor Wiederkehr seines Geburtstages sollte sich der Spruch an ihm bewähren, daß das Leben des Menschen siebzig Jahre währt.

Als Dichter nahm er keine hervorragende, aber eine unangefochtene Stellung ein. Er hatte nicht übermäßig viel zu sagen, aber er bemühte sich nie, etwas zu sagen, was er nicht wußte, und was er zu sagen hatte, trug er geschmackvoll vor. Er wollte nie für mehr gelten als er war, und darum ließ ihn jedermann gelten für das, was er war. Ein liebenswürdiges, wenn auch nicht tief gehendes Lustspiel „Ein Schritt vom Wege" verträgt noch heute, dreißig Jahre nach seiner Entstehung, das Licht der Lampen, ein anderes, „Der Narr des Glücks", war aus einer Preisbewerbung als Sieger hervorgegangen; einige Bände „Lithauischer Geschichten" sind lesenswerth, weil sie ein Bild einer im Schwinden begriffenen Nationalität gewähren, die er von Grund aus kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte.

Als er im Jahre 1888 von Königsberg nach Berlin versetzt wurde, trat er, der Kammergerichtsrath, alsbald in den Verein „Berliner Presse" ein, und nahm an dessen Sitzungen einen so regen Antheil, daß er sehr bald zum

Vorsitzenden gewählt wurde, und dieses Amt hat er wiederholt, auch in seinem Todesjahre bekleidet. Er hat zu manchen guten Einrichtungen die Anregung gegeben, die auch nach seinem Tode fortbestehen werden. Bei den Vorurtheilen, die in hohen amtlichen Kreisen gegen die Presse und deren Angehörigen bestehen, gehörte ein gewisser Muth zu diesem Schritte, aber Wichert hat den nie zu bedauern gehabt. Er hat durch seine Thätigkeit den kollegialen Geist in dem Verein gefördert und sich in amtlichen Kreisen die Anerkennung erworben, daß diese Nebenstunden der gewissenhaften Erfüllung seiner amtlichen Pflichten keinen Abbruch thäten.

Dichter und Richter, vor allen Dingen aber ein vortrefflicher Mensch. Das werden alle bekunden, „die seiner Sitten Freundlichkeit erfahren". Wie treffend dieser von Schiller geprägte Ausdruck ist, ist mir fast nie so klar geworden, wie ihm gegenüber. Neid, Mißgunst, Gehässigkeit fanden keinen Platz in seinem Herzen und auf seiner Stirn. Und so wird sich bei Hunderten das Bedauern regen, daß die Natur keinen Gebrauch von ihrer Vollmacht gemacht hat, dem menschlichen Leben achtzig Jahre statt der siebzig zuzumessen.

Alexander Meyer.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Verherrlichung der Gesetzesverletzung durch einen Staatsanwalt.

Es gehört zu den beweglichsten Klagen der staatserhaltenden Parteien in Deutschland, und in Preußen insbesondere, daß der Respekt vor der Heiligkeit der Gesetze bei den niederen Volksklassen immer mehr schwinde. Man sollte danach annehmen, daß es zu den wichtigsten staatsbürgerlichen Aufgaben der herrschenden Elemente, besonders der Beamten, vornehmlich aber der Justizbeamten und vor allen anderen der Staatsanwälte, gehöre, den unteren Volksklassen durch die peinlichste Respektirung der Gesetze ein gutes Beispiel zu geben. Statt dessen verzeichnet die politische Chronik der letzten Woche einen Fall, in dem ein aktiver Staatsanwalt, der Staatsanwaltschaftsrath Cuny, in einer öffentlichen Versammlung, vor etwa tausend früheren und jetzigen akademischen Bürgern, ein begeistertes Loblied auf die Verletzung bestehender Gesetze singt. Der Vorfall hat sich ereignet auf einem Kommers alter Burschenschafter, am Sonnabend den 18. Januar, am Jahrestage der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, an einem Tage, an welchem bekannt wurde, daß der Sohn eines Mitbegründers des Deutschen Reiches, ein Landrath von Bennigsen, an der Wunde gestorben sei, die ihm in einem frevelhaften Duell der Zerstörer seines ehelichen Friedens beigebracht hatte. Die charakteristischen Worte der Rede des Staatsanwalts Cuny auf diesem Kommers sind in der Tagespresse übereinstimmend folgendermaßen wiedergegeben:

„Die alten Feinde der Burschenschaft sind auch die Feinde des ritterlichen Zweikampfs. Wir halten fest an der alten deutschen Sitte unserer Altvordern, die ihre Lust hatten am Waffenspiel. Wir wollen den Schläger nicht tragen nur zum Kommers oder gar zu Prozessionen, wir wollen ihn schwingen im fröhlichen Kampfe. Und wenn wir auch dafür sorgen wollen, daß kein Mißbrauch geschieht und daß in immer zahlreicheren Fällen nicht zur Pistole, sondern zum blanken Säbel gegriffen wird, so wollen wir uns doch auch heute dazu bekennen, daß es viele Ehrenhändel gibt, die gar keine andere Lösung zulassen als den Gang mit den Waffen."

Diese Aeußerung, die nicht etwa am Schlusse des Kommerses, sondern bei Beginn desselben in einer wohlvorbereiteten Rede durch den Präsidenten des Kommerses in programmatischer Form vorgetragen wurde, ist die nackteste Aufforderung zur Verletzung der Gesetze, die sich denken läßt. Hier verkündet ein Staatsanwalt die Lehre, daß eine Gesetzesverletzung unter gewissen Umständen schlechterdings geboten sei, ja daß es eines anständigen Menschen geradezu unwürdig sei, unter allen Umständen die bestehenden Gesetze zu achten. Und dieser selbe Staatsanwalt, der heute die Gesetzesverletzung als Ehrenpflicht über den Schellendaus preist, tritt morgen wieder als öffentlicher Ankläger auf, vielleicht gegen einen sozialdemokratischen Arbeiter, der bei einer Zusammenkunft Arbeitsloser ein paar respektwidrige Bemerkungen gegen den Schutzmann oder einen anderen Repräsentanten staatlicher Autorität gemacht hat. —

Man wird darauf gespannt sein dürfen, ob diese öffentliche Verherrlichung der Gesetzesverletzung durch einen aktiven Staatsanwalt seitens der obersten Justizverwaltung für etwas so gleichgiltiges angesehen wird, daß man diesen Repräsentanten des Rechtsstaats als öffentlichen Ankläger ruhig weiter amtiren läßt. Sollte es der Fall sein, so wäre damit ein neuer überzeugender Beweis geliefert, daß die obersten Träger der Staatsgewalt den Kampf der öffentlichen Meinung gegen das Duell ihrerseits wirksam zu unterstützen nicht bereit sind. Was nützen alle sentimentalen Redensarten, die bei den Duellverhandlungen im Parlament und in der Presse über die Opfer unsinniger Duelle fallen. Der Krokodilsthränen sind genug vergossen.

Wenn man darüber klagt, daß kein Mittel zu finden sei, um dem Duell wirksam zu begegnen, so liegt darin ein gutes Stück Heuchelei. Die Kreise, welche die eigentlichen Träger des Duellunfugs sind, wollen die Mittel, die zum Ziele führen, nicht anwenden. Nichts erscheint doch näherliegend, als daß derjenige, der durch Eingehen eines Duells mit vollster Absichtlichkeit die Gesetze verletzt hat, nicht weiter als Träger staatlicher Autorität fungiren kann. Würde jeder Duellant, ohne jede Ausnahme, aus jeder staatlichen Stellung, insbesondere auch aus dem Offiziersstande und aus dem Stande der Regierungsbeamten, entfernt, so wäre damit dem Duellunwesen der denkbar stärkste Riegel vorgeschoben. Es wäre damit zum Ausdruck gebracht, daß kein Duellant würdig ist, irgend eine Staatsstellung zu bekleiden, und daß der Staat unter gar keinen Umständen gewillt ist, sich in irgend einer autoritären Stellung durch einen Beamten vertreten zu lassen, der die Gesetze nicht für sich selbst verbindlich sein läßt. Ein Staatsanwalt aber, der die Verletzung der Gesetze öffentlich verherrlicht, dürfte auch nicht einen Tag länger im Amte bleiben.

Als eines der wichtigsten Bekämpfungsmittel des Anarchismus wird vielfach eine stärkere Bestrafung der öffentlichen Verherrlichung anarchistischer Verbrechen empfohlen. Zwischen anarchistischen Thaten und Duellen ist allerdings, auch wenn es sich in beiden Fällen um den Tod eines Menschen handelt, noch ein Unterschied, aber das Preisen einer Gesetzesverletzung als eines Akts höherer Sittlichkeit bleibt genau so pervers, ob nun ein Anarchist oder ob ein grundsätzlicher Anhänger des Duells sein subjektives Belieben über die objektive Rechtsnorm stellt.

Junius.

Ueber das Vorurtheil.

I.

Es besteht allgemein kein Zweifel darüber, daß Vorurtheilslosigkeit ein erstrebenswerthes Ziel, daß ein in Vorurtheilen befangener Mensch minderwerthiger Natur sei. Und doch ist es außerordentlich schwer, mit dem Begriff des Vorurtheils (praejudicium, préjugé, prejudice) einen bestimmten Sinn zu verbinden. Etymologisch erfahren wir nur, daß vor einem Urtheil etwas geschehe, und schließen weiter daraus, daß dieses Geschehniß das

Urtheil erschwere oder unmöglich mache und darum zu beseitigen sei. Welcher Art ist nun dieses hindernde Geschehniß und wie beschaffen das es ersetzen sollende Urtheil?

Seien wir aufrichtig: wir beschuldigen einen andern des Vorurtheils meist dann, wenn er unsere Meinung, die wir natürlich für die richtigere halten, nicht theilt. Wir sprechen weiter von Vorurtheilen da, wo sich ein Einzelner oder eine Gruppe gegen eine neue Erkenntniß verschließt, die täglich an Anhängerschaft gewinnt. So redete man von Vorurtheilen gegen das elektrische Licht, das Zweirad, die Korsetbeseitigung, das Reformkostüm, den Hypnotismus und andere Neuerungen. Demnach ist der vorurtheilslosere Mensch immer der mit der Zeit gehende, Erfindungen und Entdeckungen sich aneignende und in Gebrauch nehmende Mensch. Aber die Vorurtheilslosigkeit kann sich auch rein negativ im Ablegen von Gewohnheiten, in der Entäußerung von Verpflichtungen und Glaubenssätzen bethätigen. Man wird einen Mann, der den Kirchenbesuch aufgibt, an Neujahr keine Visitenkarten schickt, sich weigert seine Kinder auf das apostolische Symbol hin konfirmiren zu lassen, viel eher als vorurtheilslos bezeichnen als einen, der das Umgekehrte auf sich nimmt, obwohl er vielleicht gerade dadurch schwereren Vorurtheilen aus dem Wege geht. Es handelt sich bei der Vorurtheilslosigkeit immer um eine Erleichterung, ein Abwerfen des Hergebrachten, ein Vereinfachen des Bestehenden, eine Befreiung, ein Loswerden von lästigen Fesseln.

So zweifellos alle diese Merkmale anerkannt sind, so wenig haben sie doch direkte Beziehung zum Begriff des Vorurtheils, der gerade nur besagt, daß das richtige Urtheil durch vorherige Erwägungen irgendwelcher Art irregeführt werde oder daß ein falsches Urtheil das richtige nicht aufkommen lasse. Denn das ist die zweite Definition, die man dem Vorurtheil, immer auf die Etymologie gestützt, geben könnte und gegeben hat. Vorurtheil ist die ohne genügende Kenntniß des Gegenstandes erfolgte Verurtheilung seiner Nützlichkeit. Diese Auffassung macht aber den Begriff noch bedenklicher, als er schon ist. Oben sahen wir schon, daß die Identifizirung von Vorurtheil und Reaktion, Fortschritt und Vorurtheilslosigkeit, ohne Weiteres nicht angeht: Fortschritt ist nicht immer von Nutzen, Reaktion nicht immer vom Uebel. Nun erfahren wir, daß ein Vorurtheil immer Ablehnung bedeutet, während die ungenügende Kenntniß des Gegenstandes doch eben so gut Zustimmung hervorrufen kann. Oder ist ein Bauer, den man für eine Neuerung zu stimmen veranlaßt, die er nicht begreift, nicht eben so gut in Vorurtheilen befangen, als jener andere Bauer, der in gleicher Unkenntniß dagegen stimmt? Und um auch ein Beispiel für unser erstes Bedenken gegen den herkömmlichen Vorurtheilsbegriff anzuführen: lassen sich gegen das Fahrrad nicht sehr ernste hygienische Einwände geltend machen und ist es nicht Unrecht, sie als Vorurtheile abzuthun, während man den gedankenlos darauflos fahrenden Radler als vorurtheilslosen Kopf rühmt? So hat man denn auch hier und da den Begriff des günstigen Vorurtheils eingeführt und damit zugestanden, daß kritiklose Zustimmung sowohl als kritiklose Ablehnung unter den Begriff Vorurtheil fallen können Nur verwirrt das unser Problem noch mehr und schließlich weiß keiner mehr, was er davon zu halten hat. Eine Auffassung freilich läßt sich als den eben skizzirten widersprechenden Meinungen gemeinsam und aus ihnen logisch folgend erkennen: jedes Vorurtheil, einerlei ob es der Reaktion oder dem Fortschritt zustimmt, ob es billigt oder verurtheilt, ist eine Gedankenlosigkeit, ein träges, unselbständiges Mitmachen und bequemes Gutheißen, das aus der Welt geschafft und durch freies individuelles Denken und Entscheiden ersetzt werden muß.

Damit wäre gewiß viel erreicht. Wir kämen z. B. von dem eigenthümlichen Glauben los, als müsse der Vorurtheilsfreie sowohl als der in Vorurtheilen Befangene in größeren Gruppen auftreten. Den Mann, der zum ersten Mal die Eisenbahn benutzte, hat man einen gefährlichen Narren gescholten. Gesellten sich einige hundert zu ihm, so waren das vorurtheilslose Leute. Die wenigen Tausend, die ihr Leben dem Dampfroß nach ein paar Jahrzehnten noch immer nicht anvertrauen wollten, nannte man in Vorurtheilen befangene Reaktionäre. Der einzelne endlich, der heute noch neben den Schienen her im Wagen oder zu Fuße reist, ist — trotz Ruskin — wieder ein gefährlicher Narr. Es scheint also, daß man Vorurtheile nur in Gesellschaft hegen und ablegen darf, daß ferner diese Vorurtheile sich nach dem jeweiligen Kulturstande ändern und schließlich in ihr Gegentheil verkehren. Verlangt man ernstlich vom einzelnen, er solle, statt sich dieser oder jener Mehrheit in gedankenloser Opportunität anzuschließen, für sein Verhalten sachliche, selbst gefundene Gründe angeben, so wird zweifellos ein gut Theil Vorurtheile aus der Welt geschafft. Da, wo die Bequemlichkeit der Neuerung zur Seite steht, wie bei den meisten zuerst heftig abgelehnten Fortschritten im Verkehr und im häuslichen Leben bedarf es nicht einmal dieser Anstrengung; die Vorurtheile bringen sich selbst ums Leben, da das Festhalten an ihnen zu viel Unannehmlichkeiten aller Art nach sich zieht.

II.

Ganz anders liegen die Dinge bei den Vorurtheilen theoretischer Art, bei jenen, die unser intellektuelles, ethisches und ästhetisches Leben betreffen. Der naive Glaube, daß man mit logischen Gründen allein diesen oder jenen von seiner vorgefaßten Meinung abbringen könne, erlebt auf diesem Gebiet bittere Enttäuschungen, die eine Erklärung verlangen. Warum kann ich, um zunächst bei den einfachsten Fällen zu bleiben, eine liebende Gattin mit den besten Beweisen nicht überzeugen, daß ihr Mann ein Betrüger ist? Warum einen Offizier nicht, daß die augenblickliche Duellpraxis sich nicht halten läßt? Warum einzelne Engländer nicht, daß es viele fromme und brave Buren gibt? Weil unser logisches Urtheil durch eine Reihe von Gefühlsfaktoren bedingt wird, die oft uns unbewußt am Werke sind und größere Macht über uns haben, als der aufrichtige Wille, gerecht und unparteiisch zu sein. Hier kommen wir zur dritten Bedeutung des Vorurtheilsbegriffs: vorurtheilslos sein heißt unparteiisch sein, heißt objektiv logischen Erwägungen „ohne Rücksicht auf persönliche Interessen“ sine ira et studio Gehör geben, heißt die Wahrheit um der Wahrheit willen anerkennen und sich willig in das allgemein als recht Erkannte fügen. Wenn aber nun kein Mensch unparteiisch und jeder interessirt wäre? Dann ließe sich freilich das Vorurtheil nicht aus der Welt schaffen; und das ist, wie wir sehen werden, der Fall.

Nicht nur die Empfindung, auch der Verstand hat seinen „Gefühlston“. Bleibt es dabei, daß Haß wie Liebe blind machen, so ist im Voraus anzunehmen, daß unsere Urtheile nicht von dem Indifferenzpunkt zwischen beiden ausgefüllt werden, sondern bald nach diesem, bald nach jenem Extrem hin schwanken. Dem Urtheil eines Mannes, den wir kennen, legen wir mehr Gewicht bei als dem eines Unbekannten. Dieser Unbekannte scheint uns wiederum glaubwürdiger als ein anderer mit weniger hochklingendem Namen und weniger angenehmem Aeußeren. Ein Mensch, der uns Unrecht gethan hat, ist immer in Gefahr auch in seinem sonstigen Verhalten und Streben von uns verkannt zu werden; ein Wesen, das wir lieben, darf sich ungestraft Freiheiten erlauben, die wir bei anderen scharf zu verurtheilen geneigt wären. Der Volksmund sagt mit Recht, daß jedes Ding zwei Seiten habe. Das heißt doch wohl nicht, daß es an sich zugleich recht und unrecht sein könne, sondern, daß sich für eine Individualität Gründe zu seiner Vertheidigung, für eine andere solche zu seiner Verwerfung finden dürften. Ja, das gleiche Individuum ist unter Umständen geneigt, den gleichen Gegenstand heute in den Himmel zu heben und morgen in die Hölle zu verdammen. So hat man je und dann Männer unerbittlich verurtheilt, die eine Partei heftig angriffen, deren Führer sie früher waren. Mit Unrecht sieht man hier immer Chrakterlosigkeit und Falschheit. Es ist sehr wohl denkbar, daß wir für einen von uns hochgestellten Menschen nur Gründe der Entschuldigung und Bewunderung finden,

einem uns als verächtlich geschilderten Charakter immer und überall die niedrigsten Motive unterlegen. Man nennt das populär: für oder gegen jemand „eingenommen“ sein, d. h. ohne nähere Betrachtung des Einzelfalls alle Lebensäußerungen eines Individuums in einem bestimmten günstigen oder ungünstigen Lichte zu betrachten. Gar zu leicht vergessen wir, daß die gesammte geistige Wirklichkeit nicht etwas von allen objektiv gleich Erfaßtes, Eindeutiges ist, das die Marke des Guten und Bösen an der Stirn trägt, sondern, daß die uns treffenden geistigen Eindrücke bewußt oder unbewußt interpretirt, tausendfach verschieden aufgefaßt werden und die Möglichkeit einer oft völlig gegentheiligen Werthung in sich enthalten. Die uns von den Gedanken, Gefühlen und Willensäußerungen anderer zugehende Kunde ist nur ein Rohstoff, den wir verarbeiten und uns aneignen müssen als individuelles Erlebniß: eine nach Inhalt und Umfang gewaltige Aufgabe, die wir dem entsprechend selten mit der erforderlichen Gewissenhaftigkeit lösen. Vielmehr geben wir dem auf möglichste Kraftersparniß drängenden Arbeitszentrum unseres Ich nach und werthen die von einer bestimmten Seite kommenden Eindrücke ohne weitere Kontrole nach allmählich sich herausbildenden Analogien und festen Schemata. Wir reden uns ein, was von dieser Person komme, sei nothwendig interessant und der Beachtung werth, was dagegen jene Person sage, müsse stets mit Vorsicht aufgenommen werden, sei oberflächlich und werthlos. So sind die Vorurtheile fertig, ohne daß uns auch nur das geringste Bedenken gegen dieses summarische Zwangsverfahren käme. Ja, wir scheuen uns nicht die gleiche Person abwechselnd in dieser oder jener Kategorie abzuthun, je nachdem sie in ihren sonstigen persönlichen Beziehungen zu uns sich wohl- oder übelwollend gezeigt hat. Es wird uns gar zu schwer die Bedeutung eines übelwollenden Menschen anzuerkennen und die geistige oder sittliche Inferiorität eines geliebten Wesens als Thatsache hinzunehmen. Und doch lehrt uns das Leben immer von neuem, daß Licht und Schatten bei einander wohnen, daß kein Glück vollkommen, kein Unglück trostlos, kein Mensch verloren und kein Heiliger sündlos, keine Verirrung ohne Rückweg und keine Heldenthat ohne Schwäche ist. Aber wir weigern uns dieser Erkenntniß beharrlich, sei es aus einer das Studium der Nüancen fürchtenden Bequemlichkeit, sei es aus einem Einheits- und Vollkommenheitsbedürfniß unseres Geistes, der das Geliebte fleckenlos und das Verächtliche rettungslos verdammt wissen will.

Nun gibt es freilich Thatsachen von solcher Stärke, daß selbst das hartnäckigste Vorurtheil, wenn es sich nicht dem Vorwurf der Tollheit aussetzen will, nicht Stand zu halten vermag. Aber diese Fälle sind sehr selten, denn meist lassen auch scheinbar eindeutige Thatsachen noch eine Fülle wahrscheinlicher Deutungen im entgegengesetzten Sinne zu. Dazu kommt, daß der im Vorurtheil Befangene, mag er auch mit seinem Urtheil ganz allein stehen, so geschickt den Thatsachenbestand zu ordnen, so klug ihn für seine Zwecke zurechtzulegen, so eigenartig ihn zu beleuchten weiß, daß er in der Mehrheit der Fälle nicht widerlegt werden kann. Kein Advokat versteht es so ausgezeichnet, die Lücken der gegnerischen Beweisführung auszuspähen und aus übersehenen Kleinigkeiten furchtbare Waffen zu schmieden, als jenes uns oft unbewußt beherrschende Prinzip der geistigen Selbsterhaltung, das unserer Auffassung mit allen Mitteln Recht verschaffen will. Gewiß, wenn jener vorhin erwähnte betrügerische Gatte ein Bekenntniß ablegt oder seine eigene Frau bestiehlt, wird diese bei aller Liebe zu ihm seine Schuld zugeben müssen. Aber sie wird z. B. sich nicht ergeben, bis ihr Mann ihr die mündliche Versicherung der Wahrheit seine Aussage gegeben hat, sie wird Gründe suchen, aus denen er sie belogen haben könnte, sie wird eine schriftliche oder eidliche Bestätigung verlangen und den Verdacht gegen andere ihr unliebsame Personen nicht los werden können. So beharrlich weigert sich, so schwer entschließt sich unser Ich zu dem Bruch mit einer langsam erworbenen Auffassung der Dinge und selbst im schlimmsten Falle sucht es doch durch allerlei Scheingefechte und verzweifelte Ausfälle ihm das Plötzliche zu nehmen, die Kontinuität zu wahren und den Rückzug ehrenvoll zu gestalten. Es ist unverständig, diesen verzweifelten Widerstand gegen die Evidenz zu bespötteln oder als unlauter zu brandmarken; ist er doch nur eine neue Bestätigung des Gehorsams dem Entwicklungsgesetz gegenüber, eine neue Aeußerung des Selbsterhaltungstriebes in seiner letzten Verzweigung und Verfeinerung, gegen den anzukämpfen für die Nächstbetheiligten und die weiter Interessirten ein aussichtsloses Unterfangen ist. Ankämpfen sollte man vielmehr gegen die Bildung jener Mythen in unserem Ich, gegen das langsame Sichfestsetzen notorisch falscher Anschauungen über Menschen und Dinge. Es ist leichter, Vorurtheile an der Bildung zu verhindern, als sie zu zerstören. Denn in wie wenigen Fällen liegen die Dinge so einfach wie in dem obigen Fall! Wie schwer gelingt es z. B. Vorurtheile, besonders ungünstige, über den Charakter ehrenhafter Personen, über den Vertreter einer mißliebigen Welt- oder Kunstanschauung, einer Religion oder eines Standes, zu beseitigen! Hier finden sich immer Argumente für das Vorurtheil und mancherlei Mittel, die Ueberzahl der gegnerischen Einwände kampfuntüchtig zu machen.

III.

Zugegeben, heißt es. Aber bisher war nur von Vorurtheilen die Rede, deren Beibehaltung ein persönliches Interesse hatte; Vorurtheile, deren Parteilichkeit persönlichen Rücksichten aller Art entsprang. In einer Unzahl von Fällen existiren solche aber nicht. Wir haben uns zwischen zwei neuauftauchenden Möglichkeiten — Menschen, Meinungen, Urtheilen — zu entscheiden, die uns gleich fern stehen. Nach welchem Prinzip wählen wir? Stehen wir hier nicht den Dingen völlig unparteiisch und unintereſſirt gegenüber oder gibt es auch hier „Vorurtheile“, die für uns nach einem bestimmten Prinzip die Entscheidung treffen?

Es ist kein Zweifel, daß wir auch da, wo scheinbar keinerlei Lebensinteressen im Spiele sind Entschlüsse fassen, die mit unserer Subjektivität zusammenhängen und, von ihr beherrscht, sachlichen Argumenten aus dem Wege gehen. Man spiele etwa einem musikalischen Laien Weber's „Aufforderung zum Tanz“ und den ersten Satz von Beethoven's C-Moll-Symphonie vor; oder man zeige ihm ein Bild von Böcklin und eins von Breughel; er hat gewiß kein Interesse im gewöhnlichen Sinn bei diesem Vergleich — und doch läßt sich seine Wahl voraussehen. Instinktiv greift er nach dem, wonach er nach einer längeren Erwägung der folgenden Art greifen mußte: Was liegt in der Linie meiner Entwicklung, was schließt sich ungezwungen an den augenblicklichen Stand meiner Erkenntniß, meiner geistigen, sittlichen, künstlerischen Reife? Was fördert mich ohne über die Entwicklungsmöglichkeiten meines Ich hinauszugehen? Aehnlich verhalten wir uns alle in ähnlichen Fällen. Die logische Erwägung, die objektiv sich aufdrängende geistige, ethische, ästhetische Vollkommenheit verfehlen gewiß ihre Wirkung nicht, aber der Gefühlsfaktor spielt bei ihrer Werthung eine bedeutende Rolle. Wir weisen zunächst und kategorisch alles ab, was überhaupt außer dem Bereich unserer vermuthlichen Entwicklung liegt; wir wenden uns dann gegen jene Eindrücke, die einer überwundenen Entwicklungsphase entsprechen; wir schieben endlich zögernd und behutsam aus dem Weg, was von unserer erworbenen Bildung noch durch unerklommene Vorstufen getrennt ist. Es bleibt als assimilirbares Material übrig, was sozusagen die direkte Fortsetzung des eingeschlagenen Weges bildet, was uns vorwärts bringt, ohne uns zur Verleugnung liebgewordener Einsichten zum Verzicht auf alte Gewohnheiten zu zwingen. Sobald ein Neues an unseren Geist herantritt, beginnt sofort dieser Prozeß der Sichtung und Verarbeitung, der Assimilation und Sekretion in unserem Unterbewußtsein, hier und da wohl in voller Klarheit unseres prüfenden und entscheidenden bewußten Ich. Das endgültig verworfene oder zu späterer, erneuter Prüfung bei Seite gelegte Material wird von Andersgearteten begierig aufgenommen, unser Verhältniß zu ihm von ihnen

als Vorurtheil bezeichnet. Der sehr geläufige Vergleich mit dem Erdboden, in dem jener Same aufgeht und dieser abstirbt, während ein anders beschaffener Boden das umgekehrte Resultat zeitigt, liegt nahe und ist nicht schlecht gewählt.

Nur glaube man nicht, es werde hier einem Determinismus im Sinne der Prädestinationslehre das Wort geredet. Diese Anziehung und Abstoßung verläuft keineswegs nach starren, von Ewigkeit festgelegten Gesetzen, sondern unterliegt mancherlei Schwankungen und Mißgriffen von seiten des sie oft völlig frei wählenden Individuums. Es zum Gebrauch dieser Freiheit anzuleiten, ist ein Erziehungsproblem ersten Ranges, das zugleich auf die Frage nach dem Vorurtheil richtig und ausreichend antwortet. Leiten wir von Jugend auf das sich entwickelnde Menschenkind zu einer provisorischen und summarischen Assimilation des ungeheuren Bildungsstoffes an und überlassen wir ihm selbst die Sichtung dabei; unsere Aufgabe ist gelöst, wenn wir ihn objektiv in Berührung mit dem gesammten Material gebracht haben, das sein geistiges Wesen gegebenen Falls befruchten könnte. Erziehen wir es ferner dazu, sich der Macht der Thatsachen ohne Rücksicht auf persönliche Lust- und Unlustgefühle zu beugen und sich der objektiven Hochschätzung dessen, was es seiner Individualität nach nicht lieben, der Geringwerthung dessen, was es trotz seiner Minderwerthigkeit nicht hassen kann, nach Kräften zu befleißigen.

Zusammenfassend käme dieser Ueberblick über das Problem des Vorurtheils zu folgenden Schlüssen: der Gebrauch des Wortes Vorurtheil im Sinne von Reaktion oder unkritischer Ablehnung ist zugleich zu weit und zu eng. Seine Fassung als gefühlsmäßiger Widerstand gegen einen sich aufdrängenden Thatbestand ist unmißverständlicher unter der Voraussetzung, daß man darin die Wirkung eines oft völlig berechtigten geistigen Selbsterhaltungstriebes sehe, der sich nicht aus der Welt schaffen läßt. Anzukämpfen ist nur gegen das die Thatsachen vergewaltigende und über die Kompetenz, den Schutz und die Förderung des eigenen Ich hinausgreifende, die Wirklichkeit meistern wollende Vorurtheil.

Tour-de-Peilz am Genfersee.

Eduard Platzhoff-Lejeune.

Wilhelm Hertz.

Ein Nachruf.

Am 7. Januar ist Wilhelm Hertz nach kurzem und schwerem Leiden, 65 Jahre alt, verschieden. Er wurde vor der Zeit dem Leben entrissen; sein früher Tod kam wohl allen unerwartet. Man dachte nie daran, daß dieser Mann einmal sterben könne, er sah immer mit so heiteren und gütigen Augen ins Leben, und er hing an ihm mit der treuen und herzlichen Liebe, die nur er besaß und die er auch seinen Freunden, seiner Dichtung und seiner Wissenschaft gab.

Wilhelm Hertz wurde in Stuttgart (24. September 1835) geboren. Seine Mutter starb, nachdem sie dem Kind das Leben geschenkt und sein Vater folgte ihr in wenigen Jahren nach. Wilhelm Hertz blieb mit einem Bruder zurück, auch diesen nahm der Tod, gewaltsam und aus der blühendsten Jugend. Ein anderer hätte sich in dieser Einsamkeit vereinsamt und verlassen gefühlt, aber das Leben war für Wilhelm Hertz schon damals so unerschöpflich reich und schön, daß er sich und seinen Schmerz darin vergessen konnte. 24 Jahre alt kam Hertz nach München, nachdem er die Knaben- und Studentenjahre in seiner Heimath verbracht; in München ist er auch, abgesehen von kurzen Unterbrechungen, geblieben, hier hat er auch seine Frau gefunden. Eine Frau, so still und rein und treu wie er, es gibt wohl kaum wieder zwei so gleichgestimmte Menschen. Die Ehe blieb ohne Kinder, darum waren die beiden Gatten sich alles, sie war seit Jahren leidend, und er sorgte für sie in immer gleicher, zarter und ritterlicher Liebe.

Wilhelm Hertz studirte in Tübingen. Der Sanskritist Roth, der die Hymnen des alten Rigveda mit Hilfe der abendländischen Wissenschaft und ihrer Methode ergründen und erklären wollte, und der die einheimischen indischen Ausleger Ignoranten schalt; der Sprachforscher und Metriker Westphal, einer unserer kühnsten und interessantesten Gelehrten, der aber manchem alten Recken gleich sein Geld und Gut vertrank, das waren unter anderen seine Lehrer. Vor allem fühlte Hertz sich zu Ludwig Uhland hingezogen, den er auch sein ganzes Leben in derselben Treue verehrte und dem er im Wesen so sehr glich. Beide Schwaben, beide Dichter und Gelehrte, beide dem germanischen und romanischen Mittelalter, seiner Sage und seiner Dichtung besonders zugethan, beide von derselben stillen und deutschen Innigkeit.

In München lebte damals Konrad Hofmann als Dozent für germanische und romanische Litteratur, wieder ein Mann von seltener Ausgedehntheit des Wissens, so daß Wilhelm Hertz in seinen Lehrjahren wirklich Anregungen empfing, die sich kaum ausschöpfen ließen: für seine Wissenschaft und für seine Dichtung. Konrad Hofmann hatte eigentlich alle Sprachen studirt und war fast zufällig beim Altdeutschen und Altfranzösischen geblieben. Er kam Wilhelm Hertz zuerst freundlich entgegen, sah in ihm aber später einen Konkurrenten, der ihm unbequem werden konnte, und erschwerte, in diesem unbegreiflichen Vorurtheil befangen, dem jungen Forscher nur allzusehr seine Wege. Jahrzehnte lang gingen die beiden Männer, ohne ein Wort zu wechseln, an einander vorbei; bis endlich Hofmann an Hertz herantrat, um ihm mitzutheilen, daß er ihn für die bayerische Akademie als Mitglied vorgeschlagen.

In seinem wunderschönen Nachruf auf Conrad Hofmann erwähnt Wilhelm Hertz dieses ganze ihm widerfahrene Unrecht mit keinem Wort, er hat es ganz verziehen und dann fast vergessen. In späteren Jahren erfuhr Wilhelm Hertz die meisten der Auszeichnungen, welche die Wissenschaft zu vergeben hat, und im Kreise seiner Collegen (er war Professor an der technischen Hochschule) hatte jeder für ihn die herzlichste Liebe und Verehrung.

Das erste, was Hertz herausgab, war ein Gedichtbüchlein (Hamburg 1859), von dem er eine kleine Auswahl in seine gesammelten Dichtungen (Stuttgart 1900) aufnahm. Es sind Lieder von sinnlicher Wärme und Heiterkeit in volksthümlichem Ton, rein und reich in der Form, tief und zart in der Stimmung. Sie führen in die drängende, kämpfende Zeit der Jugend und der Blick des Dichters geht schon damals ins Weite und Allgemeine, ihm wird ein schönes Mädchen zum Sinnbild aller Schönheit, der Frühlingstag zum Frühling, er erzählt, wie auch er das Glück und den Schmerz der Jugend, die Schönheit und die Trauer der Welt erfuhr. Man möchte von diesen Gedichten keines hergeben, denn in jedem lebt, in seiner stürmischen und treuen deutschen Jugend der Wilhelm Hertz, der uns in seinen großen Werken nie wieder von sich erzählte. Aber man fühlt doch, daß Wilhelm Hertz' eigentliche Kunst nicht die Lyrik ist, eben weil er zu bescheiden war und weil er sich seinen Schmerzen und Stimmungen nicht ungestüm und rückhaltlos hingab, ohne etwas anderes als nur sie und nur sich zu empfinden. Auch bedurfte er einer Poesie, in der er schwelgend verweilen konnte, die sich erst dem erschloß, der sich langsam in sie hineinsann und hineinträumte.

Wilhelm Hertz vergaß über dem Vergangenen das Gegenwärtige, über dem Ewigen das Vergängliche: und eins neigte sich ihm zum andern hin, die Schatten der Vergangenheit belebten sich an unserm warmen und athmenden Sein und die uns umgebende Gegenwart schwebte zum Himmel empor. So war denn auch seine Kunst: sie gab der Gegenwart die Vergangenheit und gab ihr aus der Vergangenheit die Dichtung, aus der Dichtung aber, was heute

noch gegenwärtig ist und was immer gegenwärtig sein wird. Wilhelm Hertz war als Dichter Uebersetzer von mittelalterlichen Dichtungen, und er war auch als Dichter, um die Vergangenheit ganz begreifen zu können, Gelehrter.

Zuerst hat Wilhelm Hertz alte Sagen nicht übersetzt, sondern neu erzählt. Die Schuld und die Liebe, den Schmerz und die Prüfungen von Lanzelot und Ginevra besang die erste dieser Dichtungen. Eine andere schildert die Werbung Hugdietrich's, der als Frau verkleidet zu der Geliebten schleicht, die der Vater in einem Thurm verschlossen hält, und der sich die Geliebte dann auch durch seine Tapferkeit verdient; in entzückend zarten und keuschen Versen. Eine alte Sage von Kaiser Heinrich folgte, das köstlichste und tiefste dieser Werke ist das vom Bruder Rausch, dem heidnischen Kobold, der in ein Kloster geräth und dessen Mönche in einer wundervollen Maiennacht zur Lebens- und Liebestollheit verführt, bis er dem Guardian des Klosters weichen muß und nun in der Welt die Dummheit der Christen erfährt. In dieser Dichtung erklingt vernehmlich die Liebe für das alte, stolze, freie Heldenthum, das den Menschen nahm, wie er war, und ihn seiner Lebenskraft und Lebenslust gern überließ; daneben hört man einen sehnsüchtigen, schmerzlichen Beiklang, weil dies Heidenthum dem Christenthum und seiner Fleischabtödtung und Askese unterlag. Vielleicht hat Wilhelm Hertz in seiner verschwiegenen Art diesem Gedicht einen persönlichen Schmerz anvertraut: das Gelehrtenthum entfremdet uns ja so oft dem heiteren Leben, es nimmt uns die beste Kraft und verlangt Entsagung um der Entsagung willen. Das Büchlein vom Bruder Rausch ist die lebensvollste Schilderung vom deutschen Geister- und Koboldglauben und erzählt die hübschesten Sagen, die ihnen gelten, der ganze Widerstreit des Lebensübermuths und der Treuherzigkeit dieser Kobolde mit der Beschränktheit und Frömmelei der Menschen kommt auch so hübsch zur Geltung.

Die erste große Uebersetzung von Wilhelm Hertz ist die von Tristan und Isolde des Gottfried von Straßburg (1877). Die spielende Grazie und Feinheit des Originals ist hier bis in alle Einzelheiten nachgefühlt und wunderbar wiedergegeben. Die Uebersetzung wird von Anmerkungen begleitet, die uns in das deutsche Leben des Mittelalters einführen und zugleich von den anderen Sagen über Tristan und Isolde berichten, diesen tiefsten Liebessagen, die das Mittelalter erfand; alles gibt sich uns in einzig schöner und klarer Form. Es folgte 1886 das Spielmannsbuch, eine Uebertragung von alt-französischen Gedichten, heitern, ernsten, lieblichen, schwermüthigen — eins ist ebenso entzückend übersetzt wie das andere. Auch dieses Buch ist mit prächtigen Anmerkungen ausgestattet und eine Einleitung über das Leben der Spielleute im Mittelalter geht ihm voran, auch das hübscheste und anschaulichste, was wir in der Art besitzen. 1898 erfreute uns Hertz noch durch die Uebersetzung von Wolfram von Eschenbach's Parzival. Es ist bei Weitem die schönste Bearbeitung, die wir haben, vielleicht zu viel geglättet und ausgeglichen, die oft herben Gegensätze in Wolfram's Kunst erscheinen darin nicht ganz so, wie sie sind. Die Abhandlung über Parzival und die Gralssage, die das Buch eröffnet, ist die klarste und übersichtlichste Darstellung dieser unendlich komplizirten Probleme.

In seinem gelehrten Schaffen, das besonders der Erforschung deutscher Sagen galt und in den letzten Jahren zu den fabelhaften Berichten führte, die sich in der mittelalterlichen Welt an Aristoteles und Alexander knüpften, war Wilhelm Hertz auch immer Künstler, leise, nachfühlend und vorsichtig. Er wußte sehr wohl, was die Zeit thut, um unsere Erkenntnisse abzurunden, zu erklären und in Zusammenhang zu bringen. Wilhelm Hertz erzwang keine Resultate, sondern forschte bedächtig und ernst. Es ist ja in unser Gelehrtenleben jetzt auch die Unruhe der Zeit eingekehrt, so viele glauben, daß sie fortwährend schaffen müßten und immer zeigen, daß sie auch noch da sind, so viele drängen sich auch vor ihre Wissenschaft und preisen im Grunde nur ihren Geist und ihre Gelehrsamkeit an, sie geben Fragmente über Fragmente und nur Anregungen, keine abgeschlossenen Werke. Von alledem hatte Wilhelm Hertz nichts, er gab selten, aber was er gab, war bis ins Letzte vollendet. Seine Werke waren klar, durchsichtig und nie dozirend, sondern einfach erzählend, so daß man auch seine gelehrtesten Schriften, in denen sich die Citate oft staunenerregend häufen, immer gern liest. Wilhelm Hertz überschätzte seine Arbeiten nie, eben weil er treu an ihnen hing und weil er sie so gut kannte. So wie er seiner Wissenschaft oblag, sie langsam und bedächtig auskostend, mit der ungetrübten Freude am Forschen, still und in künstlerischer Behaglichkeit, in treuester und selbstlosester Freundschaft, in immer gleicher Heiterkeit und der milden Nachsicht, die nur eine sehr lange Erfahrung gibt — so war Wilhelm Hertz in seinen letzten Jahren, und so gab er sich denen, die ihn kannten.

Als Wilhelm Hertz starb, war es überwältigend zu sehen, wie viel treue und wahre Freunde er besessen, und keinem können Worte nachgerufen werden, die in ihrer Freundschaft rührender und ergreifender wären, als die Worte, die der bayerische Minister v. Riedel im Namen der Freunde am Grabe sprach. Wilhelm Hertz gehörte von jeher der Vergangenheit ebenso wie der Gegenwart, er hatte immer etwas Verklärtes an sich. Er wird sich uns im Tode nur noch weiter verklären, er wird immer um seine Freunde sein, und sie werden in dunklen Stunden den besten Trost aus der Erinnerung an seine Güte, seine Heiterkeit und seinen Gleichmuth schöpfen. Das weitere Deutschland aber, das bisher so wenig von ihm weiß, wird ihm noch mit tausendfachem Dank alle Gaben vergelten, die er aus den verklungenen Tagen der Vergangenheit emporhob und die er zu neuem, reinem Leben erweckte.

München, 15. Januar 1902.

Friedrich v. der Leyen.

Theater.

Molière-Fulda: „Amphitryon". „Der eingebildete Kranke". — Lessing-Theater, 19. Januar.

I.

Den Eingebildeten Kranken hat man hundertmal gegegeben; die tiefere Anziehung war Amphitryon.

Daß Jupiter die Gestalt eines thebanischen Feldherrn annimmt; daß er nächtens die Frau dieses Feldherrn umarmt; daß der wirkliche Feldherr heimkommt; daß Jupiter sich nun als Jupiter zu erkennen gibt, einen Heldensohn verspricht und fortschwebt: diese Fabel, als Fabel, wäre für uns bedeutungslos. Denn mit dem Faktum, daß ein Gott das eheliche Amt verwaltet, wissen wir nichts anzufangen; mit einem Gotte wissen wir nichts anzufangen; mit dem Troste, Herkules werde zur Welt kommen, wissen wir nichts anzufangen.

Was schiert es den Ehemann, wenn seine Frau den Herkules gebären wird, da er ihn doch nicht zeugte? Wir forschen weiter: wird in Alkmene die Erinnerung nicht nachwirken? Wozu gäb' es Unterschiede zwischen Menschen und Göttern, wenn die Frau nicht künftig den Unterschied zwischen ihrem Gemahl und Jupitern bemerken sollte? Der Hund, der öfter Kuchen fraß, wird sich nicht gern an Brot gewöhnen. Kurz und gut: für Friedrich Hebbel würde das Drama nach Jupiter's Abreise beginnen. Die heutigen Landesgenossen des Molière wendeten die Fabel wohl nach der Seite des Frauentrugs. Es war Jupiter — sagt sie. Doch mit der reinen Fabel wissen wir nichts anzufangen.

Auch Molière wußte mit der reinen Fabel nichts anzufangen. Er gab etwas Zwitterhaftes für die Gefühle heutiger Menschen. Er nahm die Fabel nicht ganz ernst: doch er behielt sie. Er nahm die Fabel nicht ganz ernst: doch mit offenbachisch herumspringender Freiheit nahm er sie noch lange nicht. Sein Gott ruft am Schlusse: „Daß

man mit Jupiter getheilt, kann nimmermehr als Schande gelten." Es ist noch besser als das spanische Wort: Außer meinem König keiner! Wir sprechen: Immerhin . . . Auch der Dichter schließt mit einem: Immerhin. Das Beste sei, von solchem Fall zu schweigen.

Also was hat Molière mit der Fabel gemacht? Er schlug, wie ich es sehe, drei Vortheile aus ihr. Erstens: er kränzte sie mit allgemeinen, anmuthigen, schlüpfrigen Späßen; mit Witzen über das Drumunddran jeden Ehebruchs; mit Hindeutungen auf ähnliche Themen; mit Anzüglichkeiten, mit Seitenblicken; kurz: mit Nebenwirkungen. Er nimmt also die unverzerrte Fabel und kränzt sie mit Nebenwirkungen. Zweitens: er benutzt sie, einen Verwechslungsschwank zu schreiben. Jupiter verwandelt sich in Amphitryon? Dann können zwei Amphitryons auftreten. Merkur verwandelt sich in den Diener Sosias? Dann können zwei Sosiasses auftreten. Mit einem Wort: er macht eine Komödie der Irrungen, wie beim Shakespeare, wo zwei gleiche Herren mit zwei gleichen Dienern ebenfalls herumlaufen. Bei Shakespeare sollen wir an zufällige Aehnlichkeiten glauben. Glaublicher ist schon Molière: wo so ein Gott, der alles kann, die Aehnlichkeiten mit Bewußtsein schafft; glaublicher ist das Märchenhaftere. Am glaublichsten würden heutige Schwankdichter den Fall wenden; er würde (in einem Punkt) verfeinert sein, mit Rücksicht auf unser gewachsenes psychologisches Mißtrauen: der Spaß des Verwechselns bestünde nur darin, daß jemand für einen gehalten würde, der er nicht ist. Nicht daß jemand von der eignen Frau ob äußerer Aehnlichkeit für den gehalten würde, der er nicht ist; das beiläufig.

Die dritte Wirkung, die Molière aus der Fabel schlägt, ist uns die werthvollste. Er hat sie gewiß nicht aus dem Plautus. Ich kann es im Augenblick nicht feststellen, — doch er hat sie gewiß nicht aus dem Plautus. Die dritte Wirkung liegt in einer seelischen Subtilität; Jupiter leidet unter der Erkenntniß, daß die Alkmene ihm zwar jeden Reiz gewährt; daß sie dabei jedoch eines Anderen gedacht. Er leidet unter der Erkenntniß, daß er sie besaß — und nicht besaß. Hier liegt (im Keim) die Trauer, die Zergliederung, die Grübelei, das Selbstmißtrauen des erotischen Mannes, wie bei Hebbel, bei Bourget, bei Schnitzler, bei d'Annunzio. Jupiter ist auf dem Weg, der schmerzvoll-grüblerische Liebesmensch zu werden. Besitz genügt nicht: er lechzt nach dem Bewußtsein des Besitzens. Seine Liebe schielt über das Thatsächliche hinaus. (Ist das ein griechischer Jupiter?) Kurz und gut: bei Friedrich Hebbel wäre hier der Kern des Dramas. Bei körperlicher Herrschaft nagender Groll über unbefriedigtes Bewußtsein. Bei Friedrich Hebbel würde sich Jupiter innerlich verbluten, obschon er ja unsterblich ist, und vorher die Alkmene hinrichten lassen. Bei dem gallischen Dichter fährt Jupiter bloß mit einer gewissen schwermüthigen Gefaßtheit ab. Das ist der anziehendste Punkt für uns an diesem reizenden Zwitterstück. Indem sonst der Dichter einen wahren Helden und sein Weib ohne Ironie schildert; indem er einen Gott ohne Ironie schildert: indem überläßt er es doch dem Zuschauer, einige Ironie für ihre Betrachtung aufzubringen. Darin liegt das Feine . . . und das Zwitterhafte.

Also dies wären die drei Wirkungen, die Molière aus der Fabel entnahm. Wie Kleist sie verinnerlicht (und verdunkelt), um ein Haar nach der Hebbelschen Seite zu, das bildet ein Blatt für sich. Mit der deutlicheren Verkündigung von des Herkules Geburt hat er unanrührbarste Dinge des christlichen Glaubens . . . entweder gefeiert oder angespaßt.

Glaublicher ist das Erste.

II.

Statt der Kleistischen Selbständigkeit gibt Ludwig Fulda eine vorzügliche, getreue Uebertragung. Er befriedigt Molière's gerechten Anspruch, „nicht von einer gleich großen Individualität verschlungen zu werden". Die Uebertragung braucht freie gereimte Jamben, wie immer; den Faustischen Vers. Dieser Ton ist natürlich nicht ganz Molière; er ist sozusagen lyrischer. Des Franzosen feurige, zugleich altväterische Exaktheit liegt nicht darin; vielmehr was Ungebundeneres, Moderneres. Der am ehesten entsprechende Ton für Molière wäre der Ton Lessing'scher Epigramme. Oder gar Logau'scher Epigramme? aber so gewiß diese Verse echter klängen, so gewiß wären sie minder genießbar. Ludwig Fulda's Umschreibung, welche Verse immer sie braucht, ist glänzend. Die Spitzen werden freigelegt, herausgeschält, greifbar gemacht; alles strömt in munterer Bewegtheit wie die lebendige Stegreifkunst des Urbilds; zuweilen matter, wie's trifft, — in summa: glänzend. Braucht Molière ein Wortspiel: „Les bêtes ne sont pas si bêtes que l'on pense", so ruft Fulda mit einem Seitenblick auf Jupiters Verwandlungen: „Ein Schwan ist darin klüger als uns schwant." Manchmal, wo Fulda's Reime klingeln, denkt man: laßt ihn! er hat nicht die Pflicht, es besser zu machen als Molière; es wird in durchgereimten Stücken fast eine Nothwendigkeit. Härten sind nicht häufig. Der Feind, „um uns zu springen an die Kehle", schickt Reiter in das Thal. „Et ce n'est plus alors Jupiter qui paraît" wird übersetzt: „Und als Nicht-Jupiter dringt er ans Ziel". Ich selbst, sagt jemand, „war mir bereits geeilt voraus". Aber das ist vereinzelt. Hie und da wird Fulda deutlicher als Molière. Einen Vers wie „Ah! que dans cette occasion j'enrage d'être honnète femme!", überbietet er mit der hübschen Wendung: „Die Ehrbarkeit bringt nur Verdruß; ach, würde sie mir doch gestohlen!" In anderen Punkten ist er . . . . zurückhaltender als Molière. Fulda's Jugendsünden bestehen in Unterlassungen. Seine Keuschheit machte sich beim Beaumarchais fühlbar, indem er das Herrenrecht oder jus primae noctis erröthend strich. Alkmene fragt nun ihren Mann: „Ai-je fait quelque mal de coucher avec vous?" Dieser Vers fehlt bei Fulda. Er rühmt in der Vorrede, „daß jede einzelne Zeile einer Zeile des Urtextes entspricht". Immerhin: dieser Vers fehlt. Er konnte den Vers übersetzen; er konnte dem Direktor überlassen, den Vers für die Aufführung zu streichen. Immerhin: er hat den Vers nicht übersetzt. Schlüpfrige Dinge halb verborgener Art bei Molière, sozusagen einen zarten Widerglanz des Unanständigen läßt Fulda überhaupt vermissen.

Das Ganze bleibt eine ausgezeichnete Arbeit. Fulda ist ja ein Mann, dem es an dichterischen Formfertigkeiten in keinem Augenblicke gebricht. Bei dem es nur darin hapert, was er in diesen Formen selbst zu sagen hat. Ein Mann, der, wenn er eigene Späße macht, sie immer noch im Geiste jener Zeiten macht. Späße, die wir dort hinnehmen, indem als mildernder Umstand die Zeit erwogen wird; die aber frostig wirken, sobald sie ein Heutiger darreicht. Wieweit so ein Amphitryonstück die „munteren" Züge seines Kalifenstücks beeinflußten, wird er wissen. Die dichterische Figur, die Fulda macht, hängt mit den Vorzügen seines Uebersetzerthums zusammen. . .

Immerhin: es scheint nicht wohlgethan, wunde Punkte zu berühren, wo soviel Ausdauer, soviel seltene Gewandtheit, soviel liebreicher Ernst etwas Bleibendes zustande gebracht.

Alfred Kerr.

Wie „Tschamperlig" Prügel bekam.

Eine Skizze.

1.

In Schattenhalb ist die Morgenschule zu Ende. Mit einem Krach fährt die Schulstubenthür auf und wie aus einer alten Kanone die Steinkugeln kommen die Buben herausgeplatzt. Das torkelt über die sechstrittige Steintreppe hinab, daß klumpenweise zwei und drei und vier der Wildfänge in der schneeweichen Straße stehen oder liegen.

Einen, einen kleinen, schwachen Ersthosenmann haben sie über die Treppe seitwärts hinausgestoßen. Der liegt in einem Schneehaufen, hat den Kopf an die Mauer des Nachbarhauses geschlagen und zetert; aber um ein bischen Flennen hält sich die wilde Schaar nicht auf. Sie löst sich in der Straße. Die größere Hälfte der Buben trottet bergan, dem saubern Oberdorf zu, die andere schwenkt zur Linken ab in eine Mulde hinunter, wo die Hütten nahe bei einander hocken wie frierende Kücken, wo das arme Volk wohnt.

Der Renner-Ferdinand, dem Strahlenhannes seiner, der zu den braunen armseligen Armeleuthütten hinunter gehörte, läuft mit der bergan ziehenden Schaar. Er steht mit einem halben Dutzend Kameraden im Gespräch, bei dem blitzend die Augen, stampfend die Füße und fuchtelnd die Fäuste so eifrig mitreden wie die Mäuler. Auf die lang sich ausziehende Linie der heimkehrenden Schulbuben aber schauen links und rechts der Straße die Häuser, steif, schläfrig; die blinden Fenster unter den Schneedächern sehen aus wie blinzelnde Augen. Ueber die Häuser hernieder aber blicken die Berge, himmelhoch, schimmernd im Schneeglanz, ruhig und klar und groß und seltsam wach im Vergleich zu den blinzelnden Häusern.

Die Bubenschaar, unter der der Renner-Ferdinand steckt, kommt mitten im Wege zum Stehen.

„Und immer neue Soldaten schicken die reichen Engländer hin“, sagt der Muheim Jost, der größte unter ihnen, ein Baum von einem Buben.

„Und sie werden beim Eid doch nicht Meister!“ schreit der spinnbeinige Dorfschreinerbub, der Zurfluh-Kari dazwischen.

Der Renner-Ferdinand, kurz und stämmig gebaut, ein saubergegossenes Menschenkind, steht breitspurig da.

„Aber die Frauen und Kinder lassen sie sterben wie die Fliegen“, stößt er heraus. Er hat die lederfarbenen rauhen Hände in die Seite gestemmt. Auf dem Rücken trägt er eine Ruine von einem Schultornister; sechs Brüder haben den vor ihm getragen.

Ein anderer Bub, der Simmen-Felix, fährt mit einem auf die Engländer gemünzten Fluch in die Unterhaltung, dann wiederholt der Zurfluh-Kari: „Und Meister werden sie doch nicht!“

„Bah! Das geht wie bei uns“, sagt der große, schlanke Muheim-Jost, „über die alten Schweizer ist auch keiner Meister geworden!“

„Es sind aber halt viele gegen wenige“, wirft einer zahm ein, der bisher geschiegen hat.

„Und ausrotten wollen sie das ganze Volk“, brüllt der Simmen-Felix.

„Und wer ist schuld an allem?“ brennt auch der Renner-Ferdinand wieder auf; die blauen, freien Augen sind ihm ganz dunkel vor Zorn.

„Niemand als der — der — wie heißt er — — —“ Der Simmen-Felix, der im Uebernamenfinden ein Meister ist, findet den rechten Namen nicht, den er sucht.

„Der Tscham — — hilft der Zurfluh-Kari aus, stockt aber dann selber.

„Der Tschamperlig“, ruft der Renner-Ferdinand. Eine seltsame Mischung von Wuth über den, den er nennt, und Stolz, daß er ihn nennen kann, liegt in seinem Ton.

„Tschamperlig! hahaha“, lacht da einer kreischend hinter dem Knaben auf. „Mußt nicht s' Maul aufthun wollen, wenn Du nichts Rechtes drin hast!“ Eine Anzahl Kameraden haben sich der Knabengruppe zugesellt. Einer von ihnen steht dicht hinter dem Ferdinand, grinst ihn von oben herab — er ist um einen guten Kopf größer — aus sommersprossigem, schmalem Gesicht an und streicht langsam vorüber.

„Esel“, sagt der Ferdinand, der einen Augenblick zusammengefahren ist ob der hinterrücksen Unterbrechung.

„Selber Esel!“ tönt ihm das Echo von dem sich langsam entfernenden anderen zurück.

„Geht es Dich an, was wir reden?“ schreit der Ferdinand in heller Entrüstung; er tritt einen Schritt vor die Kameraden hin. Drüben bleibt auch der andere stehen, der Ochsenwirthssohn, der fürnehme Ochsenwirthssohn. Er hat wie der Ferdinand einen Schulsack auf dem Rücken, aber seiner ist neu von glänzend schwarzem Leder. Und der ganze Bub ist sauber, fast herrisch angethan; die Hände hat er in Fausthandschuhen stecken, die Beine in Ueberstrümpfen und am Hemd trägt er einen weißen Kragen, wo die anderen alle mit freiem Halse gehen. Eine Pelzmütze sitzt ihm auf dem braunen glatten Haar; der Ferdinand hat nur eine grobe gestrickte Kappe über die Ohren zu ziehen.

„O, du Hudel“, hänselt der vom Ochsen, der Gabriel Christen, den Ferdinand, „Du Bettelfink!“ Der Gabriel verhöhnt andere gern; er hat ein paar graugrüne große, kalt blickende Augen unter der hohen Stirne stehen, sein Mund ist groß, seine Lippen sind aufgeworfen; wenn er eifrig redet, spuckt er die Worte hervor oder spuckt bei jedem Worte.

„Bettelfink“, wiederholt er.

„Du — hast uns noch nie etwas geben müssen“, schreit der Ferdinand. Seine Hände sind zu Fäusten geballt. Sein Gesicht hat sich höher gefärbt, das tiefe Roth der festen Backen blitzt von dem Weiß des übrigen Gesichtes ab. In verschlissenen, verfärbten Kleidern steht er da, die Fransen hängen ihm von den Hosen auf die groben Schuhe, von den Aermeln auf die Hände, und der Rock zeigt mehr vielfarbige Flicken als ursprünglichen Stoff, aber keck und frisch und sauber steht er da, der Ferdinand.

„Ihr habt ja nicht einmal Geld, Käse zu kaufen“, höhnt der Christen.

„Lügner“, schallt es ihm zurück.

„Nichts als Schulden habt Ihr! — Bettler!“ Als der Christen das schreit, geht es wie ein Ruck durch den prallen Körper des anderen. Er ist zu klein und zu jung für den großen älteren Bengel. Er kann nicht an ihn, wie er möchte, er hebt nur beide Fäuste und bäumt sich in einem allmächtigen Zorn auf. „O, Du, Du —“ die Rede und der Ausdruck fehlt ihm. Dann blitzen ihm die Augen: „Du Tschamperlig!“ schreit er in heller Wuth dem anderen zu. Wie er das schreit, kann jeder merken, daß es für den Buben keinen verachtungswürdigeren Namen gibt.

Die Bubenschaar bricht in ein Lachen aus, halb weil der Ferdinand den Namen, den er heute in der Schulstunde gehört hat, falsch sagt, halb weil der irgendwie dem nicht just beliebten Gabriel Christen einen Trumpf herausgegeben hat, auf den dem letzteren die Antwort fehlt. . .

Der Ferdinand hat sich umgewendet; er scheint sich zu erinnern, wo er hingehört; nach Unterhaltung gelüstet ihn nicht mehr, langsam trollt er sich. Langsam verlieren sich auch die übrigen Dorfbuben in den Hütten.

Da geht die Schulstubenthür noch einmal auf und heraus tritt der Lehrer, der Balthasar Frisch. Der ist schuld, daß in die Buben von Schattenhalb ein sonderbarer Geist gefahren ist, ist schuld, daß die, die sonst wirklich schattenhalb von aller Sonne der Neuigkeiten sitzen, heute wissen, wie es weit in der Welt draußen einen Krieg gibt, einen nach Ansicht mancher Menschen, auch nach der des Lehrers ungerechten Krieg. Balthasar Frisch, der Lehrer, ist erst eine Woche in Schattenhalb, ist nicht hingewählt, sondern lediglich zur Aushülfe da, weil der andere arme Schlucker, der wirkliche Lehrer des Ortes krank ist. Balthasar übt zum ersten Mal ein Amt aus, wenige Wochen vorher ist er aus dem Seminar getreten. Aus dem Seminar hat er seine Burenfreundlichkeit, seinen Engländerhaß mitgebracht. Seit er in dem Bergnest sitzt, sucht er in seiner Freizeit alle Wirthshäuser nach Zeitungen ab und holt sich darin neue Nahrung für seine politische Neigung und Abneigung. Der Balthasar ist blutjung, begeistert für alles Gute und Schöne und ist einer, der noch nicht schweigen kann, wenn in ihm etwas nach Aeußerung drängt. So hat er heute nicht schweigen können, als er an der Schulwandkarte den Buben die Grenzen von Frankreich hat zeigen müssen und dabei zufällig mit dem Lineal nach England hinüber gerutscht ist.

„Gehört das auch dazu?“ hat der Simmen-Felix aus der Schülerschaar gerufen; der Simmen-Felix hat immer sein Maul offen im Unterricht.

Da hat Balthasar Frisch seine Kinder aufklären müssen, daß England nicht zu Frankreich gehört, und da — da ist sein Herz mit ihm durchgegangen und er hat ohne allen Grund vor den Buben seiner Entrüstung Laut gegeben. Das ist gewesen, wie wenn man einen übervollen Siedetopf umwirft; es hat nur so gebrodelt. Wie dies England die Heimath neumodiger Tyrannen sei! Ein Mann ist in der Welt, den Balthasar Frisch haßt mit seinem ganzen, vielleicht ein Theilchen dummen, ein Theilchen überspannten, sicher aber ehrlichen Herzen, er hat ihn nie gesehen, aber er wünscht sich ihn herauf in sein Bergland, daß er ihm Auge in Auge gegenüber stehen könnte, der armselige Schulmeister dem Meister über Krieg und Frieden, dem englischen Minister Chamberlain. Und von dem Mann hat Balthasar Frisch seinen Buben erzählt. Des Lehrers braune Augen haben geblitzt, sein ganz junger brauner Schnurrbart hat gezittert und sein volles rundes Gesicht ist weiß gewesen vor Entrüstung. So hat er geredet, daß die schwer zu weckenden Bergbuben wie besessen sind seitdem; das Feuer, das in dem Lehrer brennt, hat in den Schülerherzen gezündet, an einem ganzen Dorfbrand ist der Balthasar Frisch schuld; er ahnt es freilich noch kaum. Die Hände auf dem Rücken, stampft er langsam und gesenkten Kopfes bergan durch den Schnee. Er hat dünne schwarze Hosen an und einen schwarzen langen Rock, beide voller Flecken, beide ins Grünliche absterbend, auf dem braunen steckigen Haar sitzt ihm ein steifer, runder, auch einmal schwarz gewesener Filzhut; aber breitschultrig ist er und von festen Knochen, noch nicht ausgehungert, wie er es vielleicht in ein paar Jahren sein wird, wenn er erst im Amt steht, Frau hat und so viele Kinder, als ein armseliger Schulmeister allemal haben muß. Er schlendert straßauf, der Lehrer, dessen nicht bewußt, was er angerichtet hat, langsam seinem Kostort zustrebend, dem Kreuzwirthshaus.

2.

Einen Dorfbrand hat er angefacht, der Balthasar Frisch! Es wird ihm selber fast Angst, wie es in den Köpfen der Schulbuben plötzlich flackert und flammt. Es sitzt sonst ein langsames Volk in den Bergen, langsam im Denken wie im Thun; vom Lärm der großen Welt hallt ganz selten ein Echo herüber nach Schattenhalb und über manches, was die Außenwelt in ihren Grundvesten erschüttert, zucken die von Schattenhalb, wenn sie es hören, die Achseln: „Bah, was geht es uns an!“ — Aber jetzt! Wie aus dem Geleise sind die Buben! Der Lehrer soll alle Tage aus dem Burenkriege erzählen. Thut er es nicht, so hockt ihm keiner still, ist keiner zur Arbeit zu gebrauchen, thut er es, halten sie nachher ein paar Stunden in den Schulbänken aus, in ihrer Freizeit aber hallt das Dorf von den Vorboten einer Empörung wider: es geht etwas vor unter der Schattenhalber Jugend, es brennt, Balthasar Frisch — es brennt in den Köpfen!

Ganz allein ist er freilich nicht schuld, der Lehrer. Etwas anderes hilft noch mit. Vor einem Jahr haben die Buben von Schattenhalb den Schiller'schen „Tell“ gesehen. Zu Neudorf ist er gespielt worden, auf einer großen, schönen Bühne und von Bauern gespielt, von Urner Bauern. Das sind sicher keine Künstler gewesen, aber die Begeisterung hat sie Künstlern ebenbürtig gemacht, sie sind auf die Bühne getreten und haben ihre eigene Geschichte gespielt. Erwachsene Leute, gelehrte Leute, hausbackene und einfache Leute, alle sind gleich gepackt worden von dem Spiel im Tellhause zu Neudorf, die Buben von Schattenhalb jedoch sind damals in einer unglaublichen Erregung heimgekommen. Von jenem Tage an haben sie ihre heimathlichen Berge mit anderen Augen angesehen. Diesen Bergen zu Füßen haben die tapferen Väter gewohnt! Aus den Thälern haben sie die Tyrannen vertrieben! Der kleinste und ärmste Lotterbub hat sich um ein paar Zoll höher aufgerichtet, etwas hat ihm die Brust herausgetrieben, und nach Süden und nach Norden, nach allen Himmelsrichtungen haben sie über die Gletscher hinausgeblickt: „Es soll uns einer kommen! Wir sind da, sind da wie die Alten, die lang vor uns gewesen sind! Es soll einer kommen!“

Nun hat der Lehrer vom Burenkrieg erzählt! Den Buren sind auch die Tyrannen ins Land gefallen; auch dort stehen steinalte Leute, Männer und halbgewachsene Buben im Feld! — „Gerade wie es einmal bei uns gewesen ist“, geht die Rede durchs Dorf! Und nicht nur die Jungen, das Schulvolk allein, auch die Alten steckt die Entrüstung an. Es kommen nicht viele Zeitungen in das Bergnest herauf, aber hinter den wenigen sind die von Schattenhalb jetzt her wie Hunde hinter einer Katze. Was vom Burenkrieg darin steht, das wird nachher in allen Gassen, unter allen Hausthüren verhandelt. Gut ist es auch, daß es Winter ist; wenn es Sommer wäre und ein Engländer käme in das Bergdorf herauf, die Alten würden ihn ungastlich genug aufnehmen, die Buben würden ihn steinigen.

Ein paar Tage lang zeigt sich kein Engländerfreund im ganzen Schattenhalb. In der Schule läßt nur der Ochsenwirthssohn, der Gabriel Christen, zuweilen ein hämisches Wort fallen, das beweist, daß er nicht mit den anderen gleicher Meinung ist —. Aber er darf nicht zu laut werden, der Gabriel, er hat sonst zu viel auf dem Kerbholz bei allen denen, die er fühlen läßt, daß seines Vaters Geldsack der größte im Dorf ist. Der Name, den ihm der Renner-Ferdinand im Zorn angehängt hat, ist ihm eineweg schon geblieben. Der Gabriel heißt und bleibt der „Tschamperlig“. Die Dorfbuben wissen, daß der Name nicht richtig ist, aber er bezeichnet ihnen das Richtige und er fliegt dem Gabriel bei allen Gelegenheiten, in allen Tonarten an den Kopf.

Da wird eines Tages im Dorf bekannt, daß dem Gemeinderath eine Beschwerde eingereicht worden ist gegen das ungebührliche Gehaben einer Anzahl Bürger, vor allem der schulpflichtigen Jugend. Die Beschwerde hat der Ochsenwirth verfaßt, der große Mann mit dem großen, schmucken Gasthaus, das er Hotel nennt, und der im Sommer die Stuben voller Engländer hat. „Eine Schande sei es für die Gemeinde, wie dorfaus und -ein auf die Fremden geschimpft werde, von denen im Sommer die halbe Bevölkerung lebe. Der Gemeinderath möge dafür Sorge tragen, daß nicht das verrückte Gethue der Schreier dem ganzen Dorf zum Schaden und Unglück ausfalle; daß Schattenhalb als gefährliches Nest verschrieen werde, wohin die fremden Gäste ruhig gar nicht den Fuß setzen könnten! So der Sinn der Eingabe! Ihr Ton war scharf und mit Grobheiten, die den Verklagten galten, war darin nicht gespart.

„Habt Ihr's gehört?“ raunten die Schulbuben von Schattenhalb.

Der Gabriel, der Tschamperlig, kam in ein Kreuzfeuer böser Blicke. Er verzog den breiten Mund, seine grüngrauen Augen schillerten. Erst lief er aus dem Bereiche ihrer Fäuste, dann warf er ihnen alle Schimpfworte zu, deren er sich just erinnerte. Den Haupttrumpf spielte er zuletzt aus: „Der Vater wird's Euch schon zeigen, Ihr Burenkühe!“

Aber der Ochsenwirt hat sich den unrechten Finger verbunden. Der Gemeinderath weist seine Beschwerde zurück, weil — es den Alten mit dem Schimpfen wider die Engländer nicht Ernst, dem Schimpfen der Jungen aber kein Werth beizumessen sei. Beim Dorfvolk aber erntet der Ochsenwirth offenen Hohn. Die Erregung wächst. „Wenn Du Dein Maul nicht hältst, thun wir Dir's zu, Du Engländer“, drohen die Bauern dem Christen. Da muß auch gerade in diesen Tagen in den Zeitungen die Nachricht stehen, daß in Südafrika die Buren in einem großen Gefecht den Engländern schwere Verluste beigebracht haben.

Ein junger Bauer liest es am Sonntag in einem Wirthshaus den anwesenden Gästen vor. Die es mit anhören, gestatten sich darauf für den Burensieg einen Freudenrausch, der nicht allein von der Freude herrührt; aus der Wirthschaft aber findet die Nachricht den Weg in die Gassen unter den Jungswuchs von Schattenhalb. Die Buben sind wie toll vor Freude, vor dem Ochsen steht alle Augenblick eine Schaar, die den Wirth und seinen Buben mit allerlei Spott und Narrheit vor die Thüre zu locken sucht. Diese aber lassen sich nicht blicken und so vergeht der Tag noch ruhig.

Am Montag Morgen in der Schulstube feiern die Buben, die immer schon eine halbe Stunde vor Beginn des Unterrichts da stehen, eine Orgie der Freude. Die unglaublichsten Dinge werden laut unter der Schaar. Einer will wissen, die Engländer seien schon alle aus den Burenstaaten wieder hinausgeschmissen, ein anderer prophezeit, sie würden alle ins Meer gejagt. Der wilde Simmen-Felix kreischt: „In Acht nehmen sollten sich die Engländer, über kurz oder lang würden die Buren in London einziehen!" Die Uebertreibungen wachsen ins Ungeheuerliche. Da treten der Renner-Ferdinand und der Muheim Jost gleichzeitig ein. Der Muheim Jost geht in ein paar großen Schritten nach seinem Platz, wirft den Schulsack ab und reißt die Kappe vom schwarzen Haar, dann nützt er eine augenblickliche Stille im Stimmengewirr der anderen und sagt ein lautes: „So, jetzt haben wir ihn!" in die Stube hinein. Alle Köpfe fahren nach ihm herum, der um seiner jungen Kraft willen Ansehen bei den meisten genießt. Der Renner-Ferdinand, der Bettelbub, lacht mit seinem ganzen heiteren kreuzgesunden Gesicht, als sei etwas Großes zu kommen. Der Jost aber zieht einen Kalender hervor. „Da ist er", schreit er und schlägt eine Seite auf, auf der in schwarzem, schlechtem Druck das Bild eines Mannes sichtbar ist, der ein langes, bartloses Gesicht und in einem Auge ein Monocle hat. Unter dem Bilde steht der Name „Chamberlain".

„Da ist er, der Tschamperlig!" sagt der Jost und hält den Kalender hoch. Ueber alle Bänke torkeln die Buben daher und umdrängen den Kameraden. Der reißt das Bild des englischen Ministers aus dem Kalender, macht sich mit seinen festen Armen Bahn, geht an die Wandtafel vor und heftet das Bild mittelst einer Stahlfeder daran. „Da ist er", sagt er noch einmal; er triumphirt, daß er den Vielgehaßten gleichsam her hat bringen können. Die Buben umdrängen die Tafel; zuerst hält die Neugier sie in Athem, dann, als sie das Bild genug gemustert haben, regnet es Hohn- und Haßreden auf den Fetzen nieder. Der Renner-Ferdinand stellt sich vor die Tafel hin, ein festes, sauberes Kerlchen, wie er ist, steht er kerzengerade da, ein Bein vorgesetzt, eines zurückgestellt; in der Hand hält er sein offenes Taschenmesser. Er zielt; vielleicht denkt er in dem Augenblick an den Neudorfer Tell, da er auf den Apfel anlegt! Seine ganze Seele legt der Bub in sein Zielen, dann stößt er zu, dem Tschamperlig gerade ins Monocle hinein. Die That weckt alle Furien in der Schulstube, in einem Hui ist das Bild in Fetzen, zerspießt, zerschnitten, zerrissen.

Mitten in den größten Lärm hinein tritt der Christen-Gabriel. Die Schüler schlagen ein Gewieher auf, als er über die Schwelle schreitet; zum Glück folgt ihm der Lehrer, der Balthasar, auf dem Fuße, sonst möchte dem Ochsenwirthbuben unheimlich geworden sein.

Der Lehrer hat so viel Macht und Gewicht, daß der Lärm verstummt, selbst einzelne herausfordernde Rufe langsam einschlafen. Der Unterricht kann beginnen. Der Balthasar Frisch leitet ihn mit einer Strafpredigt ein, die so scharf ausfällt, daß die Buben ganz zahm werden darnach, und selbst, als die Schule aus ist, auf dem Heimweg nicht in ihren Freudentaumel zurückfallen. Der Renner-Ferdinand freilich vergißt wiederum, wo er hingehört, und läuft mit denen, die ins Oberdorf hinauf trotteln. Er ist ein schwatzlustiger Bub, der Ferdinand, einer der eifrigsten unter denen, die jetzt so plötzlich zu Schattenhalb Politik treiben.

Auch der Christen-Gabriel läuft mit den anderen; ihre Zahmheit hat ihn sicher gemacht. Die Buren, den anderen ihre Freunde, zu verspotten wagt er freilich nicht, aber sonst läßt er seiner Lust zu foppen freien Lauf und wirft dem und jenem ein hämisches Wort zu. Die ärmeren und körperlich ihm nicht gewachsenen besonders sucht er sich immer heraus, weiß auch, daß er manchmal die Lacher auf seine Seite bekommt. Er nimmt auch wieder den Renner-Ferdinand zur Zielscheibe; ein „Bettelfink" um den anderen regnet auf den ein. Der Ferdinand bleibt die Antwort nicht schuldig, und im Weiterschreiten gerathen die Beiden hitzig an einander. Der hagere Gabriel sieht aus, als hätte er Lust die Fäuste reden zu lassen. Wie zwei Kampfhähne gegen einander aufstehend, heimlich von den anderen gestachelt, gelangen sie so bis an den „Ochsen" hinauf. Da hat der Gabriel einen unglücklichen Einfall. Der Umstand, daß die Uebrigen sich bis jetzt nicht auf die Seite des Ferdinand geschlagen haben, hat ihn frech gemacht, vielleicht auch, daß er sich in der Nähe des väterlichen Hauses geborgen fühlt. „Gelt, Du hast schweigen müssen von Deinen Buren in der Schule", zieht er den Ferdinand auf.

„Bah, nicht wegen der Buren, wegen des Lärms hat der Lehrer gescholten", vertheidigt sich achselzuckend der Blonde.

„Schlechte Kerle sind sie doch, die Buren", reißt der Gabriel eine Schmähung vom Zaun nach Art des unartigen Kindes, das nichts als weh thun will. Aber er zieht sich vorsichtig einige Schritte zurück, der Vortreppe am Ochsen näher.

Weiß, sauber, breit und mächtig steht der Gasthof an der Straße. Eine breite Doppeltreppe führt zu der schweren Hausthür hinauf. Ueber dieser, auf langer, schwarzer Tafel prangt in mächtigen Goldbuchstaben ein „Hôtel du Boeuf", und über die Firmatafel hinweg lugen im Sommer die jetzt hinter geschlossenen Läden verborgenen Fenster dreier Stockwerke.

„Halt's Maul!" sagt der Ferdinand auf den Schimpf des Gabriel.

Der zieht sich noch mehr dem Hause zu. Sein Gesicht ist spitz und gelb und voll eines gehässigen Ausdrucks. Jetzt zieht er die hagere Gestalt höher auf. „Ein schmutziges Volk sind sie, die Buren, ein verlogenes Volk sind sie!"

„Tschamperlig!" schreit der Ferdinand auf. Die Schmähworte, die ihm selber gegolten haben, hat er hingenommen, jetzt ist sein pausbackiges Gesicht in ein purpurnes Roth getaucht. Seine blauen Augen blitzen, seine Arme heben sich langsam. Mit einem plötzlichen Ruck wirft er dann die Schultasche von sich.

Der Gabriel ist am Fuß der Gasthoftreppe angelangt. Er lacht laut auf.

„Schön zusammenhauen werden die Engländer Euere Buren!"

„Tschamperlig!" schreit der Renner-Ferdinand. Es klingt wie ein frischer, fröhlicher Trompetenstoß vor dem Gefecht.

In diesem Augenblick erscheint in der Hausthür des Gasthofes der Ochsenwirth, Gabriel Christen, der Aeltere. Der Renner-Ferdinand hat ihn noch kommen sehen, aber schon halb im Sprung, den er auf seinen Buben, den Gabriel, hinthut. Und vor den Augen des Wirths reißt der kleine gedrungene Bub dessen Sohn, den langen Spötter, zu Boden.

Der Angriff ist so plötzlich erfolgt, daß der Gabriel ihm nicht zu wehren vermag. Er hat des Ferdinands Knie auf der Brust ehe einer drei zählen kann; der Blonde ist wie toll; er hämmert auf den anderen ein: „Wart Tschamperlig, haben sollst es jetzt einmal, Elender Du!"

Die übrigen Buben drängen heran, ein Halloh der Freude ums andere bricht aus ihrer Schaar, aber jetzt eilt

der Ochsenwirth plötzlich über die Treppe herab seinem Sprößling zu Hilfe.

Und da!

Was jetzt geschieht, ist das Werk weniger Augenblicke. Der Ochsenwirth ist ein kleiner, dicker Mann, in einem Anzug, der wenig Bäuerisches mehr an sich hat, auch sein Wesen hat im Verkehr mit den Fremden sich abgeschliffen; er ist kein rechter Schattenhalber mehr. Er hat aber auch die rauhe Kraft in seinem Wirthswohlleben eingebüßt, die sonst in den Gliedern aller Gebirgler steckt. Und all das bringt ihn jetzt zu Schaden.

Wie ein Ruck ist es durch die Dorfbuben gegangen. Der Ochsenwirth hat nach dem Renner-Ferdinand gegriffen, der auf der Brust seines Buben kniet, aber er hat ihn noch nicht erreicht, da sind schon ein Dutzend feste, junge Fäuste an ihm. Wie eine Meute fällt die Knabenschaar über ihn her. Ein halbes Dutzend eilt dem Ferdinand zu Hilfe, der Mühe hat, den im Grunde ihm überlegenen Gabriel zu bändigen.

„Haltet ihn", schreit der kleine Blonde. Rein aus dem Häuschen ist er jetzt, und mit seiner übermüthigen Wildheit steckt er die anderen an.

„Haltet ihn!"

Die Buben haben den Gabriel bei Armen und Beinen. Der Ferdinand aber reißt sich den Ledergürtel vom Leib und entblößt den Gegner dort, wo die Mutter den Ersthosenbub straft.

„Wart Tschamperlig, Elender!"

Die Bubenschaar jauchzt. Hell auf jauchzt sie, immer und immer wieder! Der Ferdinand haut! Und was dem Gabriel geschieht, das — das Unglaubliche — plötzlich geschieht es auch seinem Vater, dem Ochsenwirth, dem würdigen, dem großen Mann. Aber nicht den Ochsenwirth klopfen sie aus und seinen Sohn, die Buben; an die denkt kein Mensch mehr, den Engländerfreunden gilt es, den Engländern, dem verhaßtesten von allen, dem — — — dem Tschamperlig!

* * *

Der Lärm in der Straße bringt das Dorf in Aufruhr. Von allen Seiten rennen Männer und Weiber und Kinder herzu. Der vordersten einer ist der Lehrer, der Balthasar Frisch. Er wirft sich mit seinen jungen, starken Armen unter die tollen Burschen. Ein paar andere Männer greifen zu. Die Schulbuben stieben anseinander. Der Christen und sein Bub sind frei. Taumelnd, verwirrt und außer Athem, schleicht sich der Alte ins Haus, der Bub flennt, stampft und schäumt vor Wuth; ein paar mitleidige Weiber führen ihn dem Vater nach. Aber der Balthasar Frisch hat sich auf den Heimweg gemacht. Er kann sich nicht helfen, er muß lachen. Es ist zum Lautausplatzen lustig: Wie die Beiden im Schnee gelegen und die Richter, die Buben, zugehaut haben!

Er gelangt auf die Brücke, die den Dorfbach überbiegt. Die nahen Gletscher leuchten, die Berge strahlen in Reinheit, die Luft ist klar und eiskalt, und da kommt dem Balthasar Frisch ein Gedanke. Er reckt sich, seine Faust ist geballt, seine braunen Augen flammen nur so. Er sieht ein Bild; in einer Zeitung hat er es jüngst gesehen: ein langes hageres, kluges Gesicht mit kalthöhnischem Ausdruck, mit einem Augenglas ins Auge geklemmt. Der Balthasar hebt die Faust nach der Richtung hin, wo nach seiner Meinung England liegen muß. „Chamberlain", murrt er aus allen Herztiefen heraus, „daß Du nicht selber dort im Schnee gelegen hast, Chamberlain!"

Göschenen. Ernst Zahn.

Der neue amerikanische Finanzminister.

Der soeben zum Finanzminister der Vereinigten Staaten ernannte Leslie Mortier Shaw ist, wie sein Vorgänger im Amte, ein „self-made man" im besten Sinne des Wortes, der sich durch Einsicht, Ehrlichkeit und Charakterfestigkeit um das Vaterland vielfach verdient gemacht hat. Er wurde am 2. November 1848 zu Morristown im Staat Connecticut geboren. Er war noch ein kleines Kind, als seinen Vater der damals stark herrschende Wandertrieb nach dem Westen ergriff und die ganze Familie sich in dem kurz vorher in die Union aufgenommenen und noch dünn bevölkerten und fast unbebauten Staat Jowa ansiedelte. Als der Knabe aufwuchs, wollte er sich an der durch den Besuch der Gemeindeschule zu erhaltenden Erziehung nicht genügen lassen, sondern faßte den Entschluß die zu Mt. Vernon, Jowa gegründete Hochschule, Cornell College (nicht mit der Newyorker Cornell-Universität zu verwechseln) zu besuchen, wo ihm im Jahre 1874 die Würde eines Baccalaureus ertheilt wurde. Da seine Eltern nicht im Stande waren, ihn mit den nöthigen Geldmitteln zu versehen, mußte er während dieser Lernzeit sich selber durch Arbeit ernähren und hatte natürlich mit Noth und Entbehrungen öfters zu kämpfen. Er wußte jedoch diese Schwierigkeiten zu überwinden und lag seinen Studien mit unermüdlichem Eifer und bemerkenswerthem Erfolge ob; gerade die scheinbar ungünstigen Umstände, in denen er sich befand, trugen zur Entwicklung so eines durch Selbstständigkeit, Unabhängigkeit, Thatkraft und Tüchtigkeit ausgezeichneten Charaktergepräges bei, das ihm später als Staatsbürger und Beamter sehr zu Statten kam. Darauf studirte er die Rechte, wurde aber mittlerweile genöthigt, als Volksschullehrer und zur Erntezeit als Tagelöhner auf dem Lande sein Brot zu verdienen. 1876 erwarb er die Befugniß als Rechtsanwalt zu praktiziren und hat seitdem diesen Beruf in dem Landstädtchen Denison, Jowo, ausgeübt.

Wie es sich wohl erwarten ließ, fing Herr Shaw als hervorragender Advokat und patriotisch gesinnter Bürger auch an, sich mit der Politik zu beschäftigen. Zu gleicher Zeit war er ernstlich bestrebt, sich gründliche Kenntnisse der Finanzwissenschaft und Staatswirthschaft zu verschaffen. Diese Kenntnisse, die er als Bankdirektor Gelegenheit fand praktisch anzuwenden, hatten auch eine vortheilhafte Wirkung auf seine politische Laufbahn, denn als die Währungsfrage eine große, alle anderen Fragen überschattende nationale Bedeutung bekam und zum Mittelpunkt des Präsidentschaftswahlkampfes im Jahre 1896 gemacht wurde, trat Herr Shaw mit Einsicht und Energie gegen die Führer der Partei der freien Silberprägung auf und stellte die das gemeine Volk verblüffenden und verwirrenden Wahnschlüsse dieser Worthelden unumwunden bloß. Dadurch trug er viel zur Niederlage Bryan's bei und gewann in so hohem Grade das Vertrauen seiner Mitbürger, daß er zweimal nach einander (1898—1902) zum Gouverneur des Staats Jowa gewählt wurde. Ueber die von ihm eingeführten Reformen, namentlich in der Administration der Straf- und Wohlthätigkeitsanstalten, deren Wirksamkeit dadurch erhöht und deren Verwaltungskosten beträchtlich vermindert wurden, haben sich selbst seine politischen Gegner beifällig geäußert. Hoffentlich wird er als Finanzminister auch freieren zollpolitischen Anschauungen huldigen und Anlaß nehmen, für die Beseitigung der jetzt vorhandenen, ärgerlichen, eines großen Freistaats unwürdigen amerikanischen Zollbeläftigungen unverzüglich zu sorgen. Besonders in Newyork ist die Art und Weise wie die Zollbeamten das Reisegepäck der Ausländer und der heimkehrenden Amerikaner handhaben, nur als ein Skandal zu bezeichnen.

E. P. Evans.

Briefkasten der Redaktion.

M. in Berlin. „Wie Onkel Benjamin über das Duell denkt" ist schon früher in der „Nation" zum Abdruck gebracht. Das Citat ist allerdings so köstlich, daß man nicht oft genug daran erinnern kann.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 18. Berlin, den 1. Februar 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Geburtstag des deutschen Kaisers hat zu einer Reihe von internationalen Höflichkeitsbezeugungen Veranlassung gegeben, unter denen die sinnreichste das Geschenk einer Statue des jungen Goethe seitens des deutschen Kaisers an die Stadt Rom ist. Zwischen Italien und Deutschland gibt es keinen besseren Vermittler als Goethe's Genius. Der große Wolfgang ist das edelste Produkt der geistigen Kultur Deutschlands, und niemand hat die Reize des ewig jungen Rom mit Geist und Sinnen so erfaßt wie der Dichter der römischen Elegien. „Der hohe kapitolinische Berg war ihm ein zweiter Olymp."

„O, wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meinen Scheitel sich neigte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag."

Die liebenswürdige Aufmerksamkeit des deutschen Kaisers hat auf die Italiener ebenso enthusiasmirend gewirkt wie die Ankündigung der Fahrt des Prinzen Heinrich nach Amerika auf das leicht entflammbare Volk der Vereinigten Staaten. Der geistvolle Professor Hugo Münsterberg an der Harvard-Universität hat vor einiger Zeit in einem Essay den Nachweis geführt, daß das als spezifisch materialistisch verschrieene amerikanische Volk in hohem Maße idealistisch gesinnt sei. Jeder, der sich mit dem Wesen des amerikanischen Volkes genauer beschäftigt, wird ihm darin Recht geben. Nicht bloß die Aeußerungen der amerikanischen Presse, sondern auch Privatbriefe bestätigen uns, daß die Sendung des Prinzen Heinrich die Popularität des deutschen Kaisers in Amerika ganz außerordentlich gehoben hat. Die schlechte Laune unserer Agrarier und konservativen Rückschrittler, die eine solche nahe persönliche Berührung unseres Kaiserhauses mit den Repräsentanten einer demokratischen Republik als einen Verstoß gegen die höfische Kleiderordnung ansehen, kann unter solchen Umständen nur erheiternd wirken.

Unsere Agrarier haben übrigens in letzter Zeit häufiger Gelegenheit gehabt, schiefe Gesichter zu schneiden. Die Aussichten, daß das Zolltarifgesetz zu Stande kommt, werden fortgesetzt düsterer, und jede Ersatzwahl zum Reichstage beweist aufs neue, wie selbst in vorwiegend ländlichen Wahlkreisen der agrarische Einfluß im Schwinden ist. Zu der agrarisch-konservativ-antisemitischen Niederlage in Schaumburg-Lippe ist jetzt eine neue charakteristische Niederlage in dem sächsischen Wahlkreise Döbeln-Roßwein getreten. Unter den sächsischen Wahlkreisen ist dieser einer der am meisten landwirthschaftlichen. Er war bisher durch den jüngst verstorbenen nationalliberalen Agrarier Dr. Lehr vertreten und niemals früher in den Händen der Sozialdemokraten. Jetzt hat der sozialdemokratische Kandidat im ersten Wahlgange über den nationalliberalen und konservativen Gegenkandidaten den Sieg davongetragen. Während die Stimmen der extremen und der gemäßigten Agrarier gegen das Jahr 1898 zusammen nur um etwa 100 Stimmen gestiegen sind, ist die Sozialdemokratie um 2000 Stimmen gewachsen. Auch hier hat sich dieselbe Erscheinung gezeigt wie bei allen Ersatzwahlen der letzten Monate: eine deutliche Absage der Bevölkerung an die Brotwucherpolitiker selbst in Gegenden, die einen vorwiegend oder wenigstens stark ländlichen Charakter tragen und deshalb den Agrariern relativ günstige Chancen boten.

Die Verhandlungen des württembergischen Landtages betreffs der Einheitspostmarke haben den bereits in der vorigen Nummer der „Nation" signalisirten erfreulichen

Verlauf genommen. Das Postübereinkommen ist glücklich unter Dach und Fach gebracht, und das als ganz besonders partikularistisch verschrieene Württemberg hat gezeigt, daß es nationaler denkt, als viele andere deutsche Staaten, in denen das nationale Phrasenthum nur zu oft in aufdringlichster Weise hervortritt. Der Umstand, daß diese Reform der Initiative einer demokratischen Partei zu verdanken ist, liefert aufs neue einen Beweis dafür, daß das Verständniß für vernünftige Einheitsbestrebungen noch heute vorwiegend im liberalen Lager zu suchen ist.

Ein Gerücht, wonach unter Vermittlung der holländischen Regierung Friedensunterhandlungen zwischen England und den Burenrepubliken angeknüpft seien, hat durch eine Bemerkung des Führers der Majorität des englischen Unterhauses Mr. Balfour eine festere Substanz erhalten. Zu einem besonderen Optimismus scheint jedoch noch kein realer Anlaß gegeben zu sein. Immerhin ist es erfreulich, daß durch derartige Mittheilungen das englische Volk mehr und mehr an den Gedanken eines Friedensschlusses zu Bedingungen, die auch für die tapferen Buren annehmbar sind, gewöhnt wird.

* * *

So geht es nicht.

Allmählich scheint es den leitenden Männern in der Reichsregierung zum Bewußtsein zu kommen, welchen schweren Fehler sie begangen haben, indem sie sich an die Aufgabe machten, eine alles umwälzende Revision des Zolltarifs vorzunehmen, ohne vorher das Zustandekommen neuer Handelsverträge durch Verhandlungen mit unseren Nachbarn gesichert zu haben. Auch Graf Caprivi hätte wahrscheinlich keine Tarifverträge zu Stande gebracht, wenn er die Sache so wie die jetzige Reichsregierung beim verkehrten Ende, d. h. bei einer vorherigen Veränderung des bestehenden Zolltarifs, angefaßt hätte. Die jetzige Reichsregierung hat sich ihre Aufgabe aber dann weiter dadurch außerordentlich erschwert, daß sie in ihren Zolltarifentwurf nicht nur zahlreiche Erhöhungen der bestehenden Zollsätze einstellte, sondern obendrein das Tarifschema von Grund aus änderte. Es war charakteristisch für die bureaukratische Behandlung der ganzen Zoll- und Handelspolitik, daß man sich auf diese Veränderung des Schemas, auf die systematische Neueintheilung und die detaillirte Gliederung des neuen Zolltarifentwurfs ganz besonders viel zu Gute that. Es war den Bureauarbeitern gelungen, die Zahl der Einzelpositionen des Zolltarifs der Zukunft auf beinahe tausend zu steigern, und man gab sich dem Wahne hin, damit nicht nur für dieses Reformwerk im Inlande Begeisterung, sondern auch im Auslande Bewunderung erwecken zu können. Mit einem Zolltarif von nahezu tausend Positionen ausgerüstet hoffte man, bei den späteren Handelsvertragsverhandlungen die glänzendsten Geschäfte zu machen.

Diese Träume sind jetzt ausgeträumt. Man fängt allmählich auch in der Reichsregierung an zu begreifen, welche Ruthe man sich mit diesem Zolltarif der tausend Positionen gebunden hat, und wie gerade die zahllosen kleinen und großen Aenderungen der bestehenden Verhältnisse, welche man vorschlägt, der Opposition Gelegenheit geben, ihre Pflicht eindringender Kritik im vollsten Maße auszuüben. Es ist kaum verständlich, daß der zitatenkundige Reichskanzler sich bei der Vorlegung dieses Tarifmonstrums nicht an das Wort erinnert hat: Qui trop embrasse, mal étreint.

Man hat viel über die schwarzen Obstruktionspläne der Opposition geschrieben. Wozu eine solche Obstruktion? Sie ist ja garnicht erforderlich. Jede auch nur einigermaßen gewissenhafte parlamentarische Prüfung der Zolltarifvorlage macht die Verabschiedung des Werks in der gegenwärtigen Legislaturperiode des Reichstages unmöglich. Nur ein Parlament, das sich in einer protektionistischen Hurrahstimmung befände, könnte frivol genug sein, eine solche Vorlage im Handumdrehen anzunehmen. Eine Opposition von mindestens hundert Reichstagsmitgliedern, die durchdrungen ist von der völligen Verfehltheit des ganzen Werkes und von der Gemeinschädlichkeit der protektionistischen Politik, wie sie in dieser Vorlage zum Ausdruck gelangt, wird niemals auf die gründliche Kritik einer solchen Vorlage Verzicht leisten.

Die bisherigen Verhandlungen in der Zolltarifkommission haben denn ja auch zur Genüge erwiesen, welche zahllosen sachlichen Bedenken gegen den Regierungsentwurf zu erheben sind. Diese Verhandlungen aber haben ferner dargethan, daß die protektionistische Mehrheit der Kommission an volkswirthschaftlicher Einsicht noch weit hinter der Reichsregierung zurückgeblieben, und daß die Regierung deshalb nicht selten gezwungen ist, wesentliche Bestimmungen ihres Entwurfs auch denjenigen Parteien gegenüber vertheidigen zu müssen, die sie nothwendigerweise für das Zustandekommen des ganzen Werkes braucht. In der Frage der Ursprungszeugnisse z. B. hat sich der Staatssekretär Graf Posadowsky in der Zolltarifkommission genöthigt gesehen, Arm in Arm mit den Freisinnigen und Sozialdemokraten gegen seine protektionistischen Busenfreunde zu marschiren. Diese Gegensätze in den Anschauungen der Regierung und der schutzzöllnerischen Parteien über das, was erreichbar und durchführbar ist, werden sich im Laufe der weiteren Verhandlungen immer deutlicher bemerkbar machen. Die Agrarier, welche unter den Einflüssen des Bundes der Landwirthe stehen, sind mit dem, was ihnen die Regierung in ihrer Vorlage an Zollerhöhungen bietet, keineswegs zufrieden. Sie können es auch nicht sein, denn sie haben bei ihren Agitationen um höhere Agrarzölle den Mund so voll genommen, so viel von dem drohenden Untergang der Landwirthschaft gefabelt und die Appetite ihrer Hintermänner dermaßen gereizt, daß eine Getreidezollerhöhung von 3,50 Mark auf 5 Mark ihnen in der That auch nicht im entferntesten genügen kann. Ihre durch viele Jahre fortgesetzten Agitationssünden zwingen sie zur Unbescheidenheit: sie können sich nicht mit geringen Zugeständnissen begnügen, ohne sich in gewissem Sinne politisch lächerlich zu machen und das Vertrauen ihrer eigenen Anhänger zu verlieren. Die agrarischen Widerstände gegen die nach ihrer Meinung nicht weit genug gehende Vorlage der Regierung sind bisher sehr unterschätzt worden. Sie werden sich in steigendem Maße bemerkbar machen, je weiter die Verhandlungen in der Zolltarifkommission vorrücken.

Der praktische Politiker muß unter solchen Umständen schon heute damit rechnen, daß der Zolltarifentwurf der Regierung weder zur Annahme noch in absehbarer Zeit auch nur zur Verabschiedung in irgend einer Form kommt. Das wird, wie man annimmt, auch der Reichsregierung von Tag zu Tag klarer, und deshalb ist auch wohl das Gerücht entstanden, die Regierung wolle versuchen, entgegen ihren früheren Absichten schon jetzt in Verhandlungen mit Oesterreich und Rußland wegen des Abschlusses neuer Tarifverträge einzutreten. Daß eine solche Absicht besteht, ist möglich; daß jedoch bei derartigen Verhandlungen etwas Brauchbares erreicht wird, ist nicht eben wahrscheinlich. Wie die Regierung aber überhaupt glauben kann, durch solche Verhandlungen aus den durch die Vorlage des neuen Zolltarifs erwachsenen Schwierigkeiten herauszukommen, ist schlechterdings nicht einzusehen. Auf welcher Basis sollen denn jene Handelsvertragsverhandlungen eröffnet werden? Auf der Basis unseres gegenwärtigen Generaltarifs? Oder auf der Basis des dem Reichstage zur Berathung vorliegenden Zolltarifentwurfs?

Man scheint in gewissen Regierungskreisen anzunehmen, man könne Tarifverträge abschließen, bei denen die wesentlich erhöhten Zollsätze des deutschen Zolltarifentwurfs als Vertragszollsätze eingestellt werden, und dann wäre man in

der Lage, vor den Reichstag zu treten und die Annahme dieser Handelsverträge auch von den grundsätzlichen Handelsvertragsfreunden fordern zu können. Diese Rechnung hat aber mehrere Fehler. Selbst wenn das Unwahrscheinliche gelänge, die Nachbarstaaten Deutschlands zum Abschluß solcher Tarifverträge zu veranlassen, so wäre damit die Annahme im Reichstage seitens der grundsätzlichen Handelsvertragsfreunde noch keineswegs gewährleistet. Handelt es sich um einen Handelsvertrag, dessen Tarifsätze durchweg unter den Sätzen des Generaltarifs liegen, so ist ja allerdings auch der grundsätzliche Freihändler in der Regel genöthigt, solch einem Handelsvertrag zuzustimmen, weil ein derartiger Tarifvertrag, so ungenügend er an sich sein mag, doch immer noch freihändlerischer ist als der Generaltarif mit seinen höheren Sätzen. Durch Ablehnung des Tarifvertrages würde er also einen Zustand schaffen helfen, der seinen freihändlerischen Grundsätzen weniger entspricht.

Ganz anders liegt die Sache, wenn es sich um einen Tarifvertrag handelt, in dem höhere Zollsätze, als sie der bestehende Generaltarif des eigenen Landes vorsieht, zur vertragsmäßigen Geltung gebracht werden sollen. Das ist aber augenscheinlich die Absicht der Reichsregierung, wenn sie ernsthaft daran denkt, vor Verabschiedung ihres Zolltarifentwurfs in Handelsvertragsverhandlungen mit Oesterreich und Rußland einzutreten. Würde dem Reichstag ein solcher Tarifvertrag mit Sätzen, die höher als diejenigen des gegenwärtigen Generaltarifs sind, zur Annahme unterbreitet, so liegt für die freihändlerische Opposition durchaus kein Anlaß vor, einen solchen Tarifvertrag zu genehmigen, auch ganz abgesehen davon, daß ein derartiger Handelsvertrag wohl kaum Konzessionen an die deutsche Ausfuhrindustrie enthalten würde, die überhaupt der Rede werth wären. Acceptirte die freihändlerische Opposition einen solchen Vertrag, so gäbe sie damit zugleich ihre Zustimmung zu schutzzöllnerischen Erhöhungen über den gegenwärtig zu Recht bestehenden Generaltarif hinaus; und da es sich bei diesen Zollerhöhungen vornehmlich um Lebensmittelzölle handeln würde, so könnte die Opposition ohne Verleugnung ihrer wichtigsten zollpolitischen Grundsätze einem solchen Handelsvertrag garnicht zustimmen. Die Regierung müßte also schon versuchen, aus den agrarischen und industriellen Schutzzöllnern eine Mehrheit für einen solchen Vertrag zu gewinnen. Das würde ihr gewiß nicht leicht werden, da den Agrariern die agrarischen Zollsätze eines solchen Vertrages sicherlich nicht hoch genug, und den industriellen Schutzzöllnern die Konzessionen des Auslandes sicherlich zu gering erscheinen würden.

Um zu einem positiven Ziele zu gelangen, müßte deshalb die Reichsregierung sich schon dazu verstehen, Handelsverträge zu vereinbaren mit Zollsätzen, die unter den Sätzen des gegenwärtigen deutschen Generaltarifs liegen. Wenn sie derartige Verträge zu Stande bringt und gleichzeitig die jetzt in Kraft befindlichen Handelsverträge kündigt, so daß die Sätze des Generaltarifs wieder allgemeine Geltung erlangen, so wären allerdings die freihändlerischen Handelsvertragsfreunde in die Zwangslage versetzt, für die neuen Handelsverträge zu stimmen, weil sie immer noch besseres bieten würden, als der dann wieder zur Geltung gebrachte Generaltarif. Daß für derartige Handelsverträge, die unter solchen Umständen zu Stande kommen und deren Abschluß ein vollständiges Fallenlassen des gegenwärtigen Zolltarifentwurfs bedeutete, die protektionistische Mehrheit des Reichstages zu haben wäre, ist aber noch mehr als bloß zweifelhaft.

Mit anderen Worten: die Zoll- und Handelspolitik der Regierung ist dermaßen verfahren, daß auch der Versuch, durch Abschluß neuer Tarifverträge aus der Sackgasse herauszukommen, als ein Versuch mit untauglichen Mitteln erscheint.

Meines Erachtens gibt es jetzt nur noch eine Möglichkeit, um ohne schwere Schädigung der wirthschaftlichen Interessen des eigenen Landes aus der Verwirrung herauszukommen, die die Regierung selbst angerichtet hat. Diese eine Möglichkeit ist die bloße Verlängerung der bestehenden Handelsverträge auf eine Reihe von Jahren, vielleicht auf fünf oder sechs Jahre. Das könnte natürlich nur im Wege eines neuen Vertrages geschehen, dem auch der Reichstag seine Zustimmung zu geben hätte. Wenn aber die Regierung die Einsicht und Entschlossenheit besäße, diesen Weg zu wandeln, so würde sie dafür auch eine Mehrheit im Reichstag haben. Die ganze freihändlerische Opposition würde selbstverständlich einer solchen einfachen Verlängerung zustimmen; die Mehrheit der Nationalliberalen und voraussichtlich auch die Mehrheit des Centrums würde es aber schwerlich über sich gewinnen, einen derartigen einfachen Verlängerungsvertrag abzulehnen. Rußland, Oesterreich-Ungarn und Italien würde man voraussichtlich ohne große Schwierigkeit dazu bestimmen können, in eine derartige Verlängerung auf eine Reihe von Jahren zu willigen. Damit aber wäre für uns in Deutschland zugleich die Möglichkeit geboten, die Frage der Neuregelung unseres Zolltarifs innerhalb der nächsten fünf Jahre zu ordnen. Man braucht dann die Sache nicht zu überstürzen. Man kann der Bevölkerung Gelegenheit geben, bei den nächsten allgemeinen Wahlen sich darüber zu äußern, wie sie zu einer derartigen protektionistischen Neuregelung unseres Zollwesens steht, und es wäre dann auch Zeit geschaffen, um durch geeignete Enqueten speziell über die Lage des landwirthschaftlichen Gewerbes in Deutschland jene Unterlagen für die gesetzgeberischen Entschließungen zu schaffen, die heute fehlen.

Die vertragsmäßige Verlängerung der bestehenden Handelsverträge auf eine Reihe von Jahren ist in der That das einzige Mittel für die Regierung, aus einer völlig verfahrenen Situation wenigstens noch mit leidlicher Manier herauszukommen.

Theodor Barth.

Aus der Geschichte der badischen Volksvertretung.

Das badische Verfassungsleben, dessen Bedeutung in der Werdezeit der nationalen und liberalen Kräfte ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der vaterländischen Geschichte sichert, erhebt sich an zwei Punkten zu einer wahrhaft idealen Höhe. Zuerst gleich am Anfang bei Beginn des landständischen Lebens auf dem ersten Landtag von 1819; ein ganz wunderbarer Frühling der konstitutionellen Gedanken, auf den leider nur zu bald der starke Reif der Metternich'schen Reaktion fiel. Und dann, wie eine Oase in der reaktionären Wüste, der Landtag von 1831, der „lange Landtag", denn er währte ununterbrochen fast ein Jahr, jener Landtag, von dem das Wort galt, daß auf ihn die Augen ganz Deutschlands, ja Europas gerichtet waren.

Diesem denkwürdigen Abschnitt badischer und hier zugleich deutscher Geschichte gilt der 3. Band der Badischen Landtagsgeschichte von Leonhard Müller*), mit deren zwei ersten Bänden ich seiner Zeit die Leser der „Nation" bekannt gemacht habe. Er war eine Frucht der Julirevolution, wie Müller mit Recht bemerkt, dieser Landtag, nicht zuerst eines Systemwechsels in Folge des Regierungsantritts des Großherzogs Leopold, dem allerdings sein Mentor Ludwig Winter einst Grundsätze mitgegeben, die heute noch für jeden Fürsten und für solche, die es werden wollen, ein vortreffliches Rüstzeug sein würden:

„Das Privatleben des Fürsten müsse, soweit es die Natur der Dinge gestatte, von dem öffentlichen Leben getrennt werden. Vorsichtig werde der Regent handeln, wenn er nicht gestatte, daß in seinen Privat-

*) Badische Landtagsgeschichte, dritter Theil 1825—1833, von Leonhard Müller, Berlin 1902, Verlag von Rosenbaum & Hart.

zirkeln über die Staats- und Regierungsangelegenheiten seines Landes gesprochen werde. Bei der Befragung seiner Räthe müsse er Freimüthigkeit walten lassen; Widerspruch dürfe ihn nicht aufbringen. Er solle nicht merken lassen, daß einer oder der andere der Räthe ein größeres Vertrauen besitze; durch ein solches vorsichtiges Benehmen begegne er der Intrigue der übrigen, die sich im anderen Fall verbänden, um den begünstigten zu stürzen. Dieser häßliche, kleinliche Intriguengeist, der dem Regenten selbst alles Vertrauen zu den Menschen benehme, sei das Grab aller vernünftigen Politik."

Diese Lehren waren vortrefflich, aber der Fehler war, daß der, für den sie bestimmt waren, nach einem kurzen Anlauf jenen unverantwortlichen Rathgebern das Ohr lieh, vor denen Winter gewarnt hatte.

Will man inmitten einer politisch trübseligen Gegenwart, in der man oft den Glauben an die durchdringende Kraft der fortschrittlichen Ideen im Volk fast verlieren möchte, sich erheben, neuen Muth fassen, so ist dieser badische Landtag von 1831 so recht geeignet dazu. Was ihm vorausgegangen im badischen Ständehaus, das war eine erzreaktionäre Gesellschaft, fast durchweg Kreaturen der Regierung, diese Landtage von 1825 und 1828, zu deren Beurtheilung genügt, was Metternich damals dem führenden Minister H. v. Berstett schrieb:

„Was man von Karlsruhe hört, ist korrekt. Ihre Regierung gleicht in dieser Beziehung einer Fackel, welche durch tiefe Nacht leuchtet. In Zeiten, welche eine ganz eigenthümliche Solidarität der Schlechten und des durch sie erzeugten Bösen darbieten, ist das gute Beispiel ebenfalls stets fruchtbar."

Nicht ein einziges Organ im Land besaß die freiheitliche Richtung, in dem sie ihr Manifest für die Landtagswahlen von 1830 veröffentlichen konnte; es erschien als „Privatschreiben aus dem Badischen über die bevorstehenden Wahlen" in einem Straßburger Blatt, außer Lands, aber inzwischen hatte die Julirevolution den Thron der Bourbonen umgestürzt, und was die Hauptsache war: der freiheitliche Wind, der von Westen kam, traf in Baden eine Stimmung des Volkes, die einen Landtag wählte, für dessen Geist nichts bezeichnender ist als der Ausspruch Eines von jener nie aussterbenden Sorte, die von ihrem Liberalismus keinen Gebrauch macht, solange Gefahr damit verbunden ist: „Die ganze Kammer ist liberal, der Großherzog ist liberal, selbst die Minister sind liberal, jetzt ist es angenehm liberal zu sein."

Allerdings die Regierung, in welche Ludwig Winter eingetreten war, hatte diesmal völlige Wahlfreiheit proklamirt. „Von allen Versuchen, auf die Wahlen zu influiren, gänzlich abzustehen, den Ständen mit aller Offenheit und Aufrichtigkeit entgegenzutreten, und alles zu vermeiden, was einer Chikane oder Intrigue gleichsieht", so hatte der neue Minister des Innern empfohlen und am 18. November 1830 erging an alle Kreisdirektoren ein Zirkular mit der Weisung, weder mittelbar noch unmittelbar auf die Wahlen einzuwirken, da „Se. Königliche Hoheit mit der Regierung des Landes zugleich die Verpflichtung übernommen hätten, die Verfassung desselben nach ihrem Inhalt und Zweck wahrhaft und treu zu erfüllen".

Der führende Geist des Landtags war Rotteck. Das Jahr 1831 bezeichnet die Höhe seines Einflusses, seiner politischen Thätigkeit. Mit einem mündlichen Gruß „vom Rotteck" war der freisinnige Wahlaufruf durchs Land verbreitet worden; in nicht weniger als 5 Bezirken, meist ländlichen, wurde er, der akademische Lehrer, der Freiburger Geschichtsprofessor, gewählt. Dem Bauernstand galt sein erfolgreichstes Wirken; mit der Abschaffung der Herrenfrohnden, der Zehnten, gewisser Adelsvorrechte ist sein Name für immer verbunden. Daß dieses sein Eintreten für die Befreiung der Bauern ihm den heftigsten Widerstand der I. Kammer und der in ihr vertretenen Grundherren eintrug, erhöhte nur seine Popularität, an die kein politischer Name in Baden seitdem mehr herankam. Worte wie die „Zum Höfling bin ich verdorben, ich bin Volksvertreter" gingen wie ein Lauffeuer durchs Land, und seine Abrechnung mit den Junkern der I. Kammer lebte lange fort in der Erinnerung des Volkes. Charakteristisch dafür ist eine von Müller mitgetheilte Probe politischer Poesie jener Zeit, ein Stück aus einer Dichtung, die den Kampf Rotteck's mit der I. Kammer verherrlicht und den Titel führt: „Badens Volkskammer 1831, ein Volksgespräch in einem Wirthshaus auf dem Schwarzwald". Vogt, Lehrer und Bauern treten auf.

Der Lehrer spricht:

Wahrhaftig, ihr Bauern, man merkt es euch an,
Wie stolz Ihr seid, daß der seltene Mann
Eurem Schwarzwalde angehöret!
Der Mann, den Deutschland verehrungsvoll nennt,
Dessen großer Geist so umfassend erkennt:
Was noth thut zur Freiheit, zum Glück!
Ja, wünschet, daß Gott uns noch lange erhalt'
Diese Stütze des Rechts, diesen Damm der Gewalt,
Diesen Schrecken der Aristokraten.

Vogt:

Unserm Rotteck, der den Teufel nicht scheut,
Der uns Bauern von drückenden Lasten befreit,
Ihm schalle aus dankbarer Brust;
Ein Hoch, das weit durch die Thäler klingt,
Zu allen volksfeindlichen Ohren dringt,
Du, Rotteck, Du bist unsere Lust.

Bauern:

Unser Rotteck soll leben
Hoch und zehntausendmal hoch!

„Rotteck's Fahrt ins badische Oberland — nach Schluß des Landtags — war ein Triumphzug, Bürgerkavallerie geleitete ihn von einem Dorf zum anderen. Böllerschüsse verkündeten die Ankunft. Von Nah und Fern strömte das Volk zusammen und empfing ihn mit dem Ruf: Zehentfreiheit! Frohndfreiheit! Preßfreiheit! Hoch Leopold der Bürgerfreund! Hoch Rotteck der Bauernfreund! Wo immer er Halt machte, wurden besondere Festlichkeiten veranstaltet, Dankadressen, Ehrenbürgerbriefe und andere Geschenke überreicht."

So jugendfrisch war damals die Kraft der liberalen Gedanken in der Bauernschaft vor allem und so unmittelbar äußerte sich die Freude des Volkes an seinem neuen Verfassungsleben.

Wer in jenen Jahren des langen Landtags nach Karlsruhe kam und die Ständekammer besuchte, der fragte zuerst seinen Nachbar: „Welcher ist der Rotteck? Welcher ist Welcker?"

Mit Welcker's Namen, der gleich seinem Freunde Lehrer an der Freiburger Universität war, damals im Gegensatz zu Heidelberg der Hochburg des Liberalismus im Land, ist das erste badische Preßgesetz verbunden, auch eine Errungenschaft des 31er Landtags. Und Welcker war es auch, der auf dem Gebiete der nationalen Frage, die den Patrioten Badens von Anbeginn des landständischen Lebens am Herzen lag, die Führung der Kammer übernahm mit seiner Motion auf „Vervollkommnung der organischen Entwicklung des deutschen Bundes zur bestmöglichen Förderung deutscher Nationaleinheit und deutscher staatsbürgerlicher Freiheit". Die Regierung, der die Behandlung der Sache aus Rücksicht auf Wien höchst unbequem war, suchte derselben mit dem immer noch beliebten Mittel der Inkompetenz der Kammer einen Riegel vorzuschieben. Die schneidige Abwehr, die der Abgeordnete Duttlinger diesem Einwand zu Theil werden ließ, ist heute noch empfehlenswerth:

„Man hat behauptet, die Kammer habe nicht das Recht, sich mit der Angelegenheit zu beschäftigen, die der Abgeordnete Welcker zum Inhalt seiner Motion machte. Dieser Behauptung muß ich auf das Feierlichste widersprechen; denn es gibt gar nichts unter der Sonne, was nicht möglicherweise Gegenstand der Besprechung und der Erörterung der Kammer des Großherzogthums ist; und außerdem ist der nahe Zusammenhang der Angelegenheit, um die es sich handelt, mit den Angelegenheiten, womit sich die Versammlung alle Tage beschäftigt, leicht nachzuweisen. — Ich bitte nur den ersten Artikel unserer Verfassung zu lesen, der so lautet! Das Großherzogthum ist ein Bestandtheil des

deutschen Bundes, und den 2. Artikel, der lautet: Alle organischen Bestimmungen und Beschlüsse des Bundes sind Gesetze für das Großherzogthum Baden."

Rotteck aber, der der Sitzung präsidirte, in welcher dann die Regierungskommissäre einen unter dem Namen „die große Retirade" lange noch in der Erinnerung fortlebenden Exodus vollzogen, schloß die Besprechung der Angelegenheit mit den Worten:

„Die Motion des Abgeordneten Welcker wird also nicht in die Abtheilungen gehen und auf diesem Landtag nicht mehr in der Kammer zur Berathung kommen. Dafür wird sie in die Abtheilungen des deutschen Volkes gehen; sie wird erörtert werden in dem großen Parlament der öffentlichen Meinung und der Berichterstatter wird sein — die freie Presse."

Einen Begriff von der Schaffensfreudigkeit dieses Landtags, der neben den Fragen der Volksbildung und des Budgets so schwierige Materien wie die Gemeindeordnung und das Gerichtswesen mit aller Gründlichkeit behandelte, erhält man, wenn man liest, daß die Kammer am Schluß auf nicht weniger als 1600 erledigte Petitionen zurückschauen konnte. In nie mehr erreichtem Umfang kam das Petitionsrecht vor dieser wahrhaftigen Volksvertretung zur Geltung und kein Geringerer als Rotteck selbst war Präsident der Petitionskommission, ein Beweis für die Bedeutung, die man dem Petitionsrecht damals beilegte. Eine dieser vielen Petitionen verdient als charakteristisches Zeichen der Zeit und zugleich des Wandels der Dinge seitdem heute noch Erwähnung: die Petition um Aufhebung des Cölebats, unterschrieben von 23 katholischen Laien aus Freiburg, denen nicht weniger als 156 katholische Geistliche des Landes ihre Vollmacht unter Verschluß beigefügt hatten. Mit allen gegen 2 Stimmen wurde die Petition dem Staatsministerium dringend empfohlen, mit der Bitte um Einleitung einer Synode, auf welcher vorzugsweise die Frage des Cölibats zu verhandeln wäre. Nicht minder bezeichnend für die Weitherzigkeit und Unbefangenheit des konfessionellen Standpunktes jener badischen Volksvertretung ist der Schluß des Protokolls über die Sitzung, in der die Cölibat-Petition besprochen wurde. Es heißt dort:

„Da sich im Verlauf der Berathung ergeben, daß einzelne Mitglieder rücksichtlich der Religionsgemeinschaft anderer sich im Irrthum befanden, so hebt dies der Abgeordnete Fecht — nebenbei bemerkt protestantischer Dekan heraus, indem er sagt: „Die Ehre der Kammer ist mir ein Heiligthum und zur Ehre derselben muß ich bemerken, daß es nun schon neun Monate sind, daß wir uns hier befinden, und manche Mitglieder noch nicht wissen, was die anderen für einer Konfession angehören, etwas, das in anderen Ländern fast unglaublich scheinen könnte, und darum verdient diese erfreuliche Erscheinung nicht nur durch das Protokoll, sondern auch durch das Landtagsblatt vor der Vergessenheit gesichert zu werden, als ein schönes Beispiel für ganz Deutschland". (Laut zustimmend erhob sich die ganze Versammlung.)"

Am letzten Tag des Jahres 1831 hielt der Landtag seine letzte Sitzung und nie sind Vertreter des Volkes mit einem einmüthigeren beglückenderen Gefühl, einer großen Sache gedient zu haben, in ihre Heimath zurückgekehrt, nie herzlicher von ihren Wählern aufgenommen worden. Es war ein leider nur zu kurzes Glück für das badische Land. Schon das nächste Jahr brachte ein Hagelwetter der Reaktion. Am Bundestag wurde gegen Baden mobil gemacht, der eben erst in Kraft getretenen badischen Preßfreiheit das Lebenslicht ausgeblasen; an die Spitze des Ministeriums der reaktionäre Herr v. Reizenstein berufen, die freiheitlichen Organe im Land unterdrückt, die Universität Freiburg wegen ihrer „in politischer und sittlicher Hinsicht verderblichen Richtung reorganisirt", Rotteck und Welcker in den Ruhestand versetzt. Der Landtag von 1831 ward eine Oase, jenseits deren wieder die alte Wüste der Reaktion anhub und — die Vergessenheit, in welcher jene ganze liberale Zeit vergraben worden ist.

Und doch ist die liberale Entwicklung einer späteren Zeit in Baden undenkbar, ohne die Arbeit jener ersten Anfänge, ohne die Grundlegung der liberalen Gedanken im Herzen des Volkes durch die großen Patrioten der 20er und und 30er Jahre, durch das weit über die Grenzen des badischen Landes seine tiefe, bleibende Wirkung ausübende, ideale Bild eines konstitutionellen Lebens, einer Volksvertretung, wie der Landtag von 1831 war, der größte, den Baden je gehabt. Sein Andenken, den herrlichen Reichthum seiner Gedanken und Männer wieder ans Tageslicht gezogen zu haben, lebendig, frisch, als wenn wir die große Zeit miterlebten, ist das Verdienst des Verfassers der Badischen Landtagsgeschichte, der uns in diesem dritten Band ein herzerquickendes Bild gezeichnet hat. Dieses Verdienst ist um so anerkennenswerther, als ihm, wie auch die Vorrede zu diesem Band erwähnt, bittere Anfechtungen nicht erspart geblieben sind. Möge der Historiker des Badischen Landtags nur um so mehr dadurch angespornt werden, sein Werk furchtlos und beharrlich zu Ende zu führen.

F. Holdermann.

Parlamentsbriefe.

VII.

In der Zolltarifkommission haben die Vertheidiger der Handelsvertragspolitik jetzt gute Tage; sie können von der Arbeit ausruhen, denn die Agrarier und Schutzzöllner haben es übernommen, die Regierung zu bekämpfen und stellen Anträge von so absonderlicher Art, daß man auf den Gedanken kommen könnte, sie hätten die Absicht Obstruktion zu machen. Alle Zollkredite sollen gekündigt werden, während unsere Brenner und Zuckerfabrikanten von Steuerkrediten den umfassendsten Gebrauch machen; alle Waaren, sogar die zollfreien, sollen mit Ursprungszeugnissen versehen werden. Der Handel, der schon längst als ein nothwendiges Uebel gilt, soll nun auch zu einem unmöglichen Uebel gemacht werden. Herr Graf von Posadowsky ist schon einige Male recht ernstlich böse auf die Agrarier geworden und Herr Staatssekretär von Köller hat in einer Depesche aus Straßburg um fünf Minuten Aufenthalt gebeten, da er einen besonderen Kommissarius abordnen wollte, um agrarischen Ueberschwang zu bekämpfen. Daß die Aussichten auf Verabschiedung des Tarifs in dieser Session oder auch nur in dieser Legislaturperiode sich sehr verschlechtert haben, ist klar. Anscheinend liegt aber den Agrariern weniger daran, den Tarif bald festgestellt zu sehen, als daran, die Handelsverträge möglichst bald gekündigt zu sehen. Wenn ihnen das gelingt, so haben sie eine Verwirrung geschaffen, von der sie die besten Erfolge für sich erwarten.

Die beiden interessantesten Tage der Plenarberathungen gehörten dem Centrum. An dem ersten Tage fragte es an, wie es mit dem Jesuitengesetze stehe. Graf Bülow war nicht da; Graf Posadowsky verlas eine kurze Erklärung. Ihr Inhalt ging dahin, die Sache bedürfe sehr reiflicher Ueberlegung; dem wird Jedermann zustimmen. Allein die Ueberlegungsfrist dauert nun schon Jahre, und in dieser Zeit hätte jeder Grund, der dafür und der dagegen spricht, zehnmal abgewogen werden können.

Schließlich muß doch ja oder nein gesagt werden, und zu beiden Antworten gehört Muth. Sagt die Regierung nein, so wird sie erleben müssen, daß das Centrum gelegentlich seine Unterstützung versagt, wo sie am nöthigsten gebraucht wird. Sagt sie ja, so werden die Jesuiten und das Centrum ihren Sieg mit einem Geräusch feiern, der lästig werden kann.

Mehr oder weniger sind mit Ausnahme des Centrums alle Parteien in der Frage gespalten; auch die Sozialdemokraten weigerten sich diesmal, dem Centrum ohne

Vorbehalt Gefolgschaft zu leisten. Ich will nur eine persönliche Ansicht aussprechen, indem ich sage, daß man sich täuscht, wenn man glaubt, das Jesuitengesetz erreiche seinen Zweck. Die Jesuiten sind in ihrer Arbeit durch das Jesuitengesetz so wenig gestört, wie es die Sozialdemokraten durch das Sozialistengesetz waren. Der Kampf gegen Jesuitismus und Romanismus, den auch wir für unerläßlich halten, besteht darin, daß man das geistige und religiöse Leben von jeder Fessel befreit.

Wie es damit in Deutschland aussieht, hat der zweite von dem Centrum in Anspruch genommene Tag gezeigt, an dem über den „Toleranzantrag" verhandelt wurde. Daß ein solcher Antrag vom Centrum gestellt werden konnte, ist beschämend genug; daß er aber gestellt werden mußte, beweist das reiche Material über die in den deutschen Staaten bestehende Gesetzgebung, mit dem er ausgestattet ist. In Mecklenburg besteht der Grundsatz: Cujus regio ejus religio in vollem Umfange. Wer nicht der Augsburgischen Konfession angehört, wie sie das mecklenburgische Konsistorium auslegt, dem ist es zwar „gestattet", devotionem domesticam zu exerziren, häusliche Andacht zu pflegen, aber ohne Zuziehung eines Geistlichen. Unter dieser Vorschrift stehen Juden, Dissidenten, Katholiken und Reformirte. Nur die landesherrliche Gnade kann eine Ausnahme gestatten, und diese Gnade wird in der That von Zeit zu Zeit gewährt.

Der Reichskanzler und seine Mitarbeiter wissen gegen den Toleranzantrag des Centrums nichts weiter einzuwenden, als daß er nicht zur Kompetenz des Reiches gehöre. Ein sehr schwächlicher Vorbehalt, denn das Reich ist kompetent zu allem, wenn es kompetent sein will. Wenn Fürst Bismarck etwas ernstlich wollte, waren alle Kompetenzbedenken in wenigen Minuten erledigt.

Der Reichskanzler hat jetzt einige Staaten, wie Mecklenburg und Braunschweig zu dem Versprechen bewogen, die böseften bei ihnen bestehenden Beschränkungen aufzuheben. Andere Staaten zeigen sich zurückhaltend; in Sachsen sind die Dissidenten in bedrängter Lage. An dem Tage, wo die landeskirchlichen Behörden aufhören, ketzerrichterliche Thätigkeit zu üben, wird zur Bekämpfung des Jesuitismus mehr geschehen sein, als alle Jesuitengesetze vermögen.

Unter den Initiativanträgen, die der Reichstag am letzten Schwerinstage verhandelte, befand sich auch der Antrag auf bessere Sicherung des Wahlgeheimnisses durch Einführung von Wahlkouverts und Isolirräumen. Der aus freisinniger Anregung hervorgegangene Gesetzentwurf ist bereits mehrfach im Reichstage mit großer Mehrheit angenommen. Nur die Konservativen wollen auf die Möglichkeit, die elenden Stimmzettelkniffe fortzusetzen, nicht verzichten. Alle übrigen Parteien sind für diese Reform gewonnen, die allenthalben, wo sie eingeführt ist — und sie hat sich allmählich fast die ganze Welt des allgemeinen Wahlrechts erobert — die besten Resultate hervorgebracht hat. Auch in Baden und Württemberg ist die Reform zu allgemeiner Zufriedenheit durchgeführt. Hessen wird in nächster Zeit nachfolgen. Aber der Bundesrath — non si muove. Er läßt schreiende Wahlmißbräuche ruhig bestehen, verharrt in Passivität, macht sich auf diese Weise zum Mitschuldigen jener Mißbräuche, verhindert, daß der Art. 20 der Reichsverfassung zur Wahrheit werde und gerirt sich noch obendrein so, als ob es eine impertinente parlamentarische Zumuthung wäre, ihn bestimmen zu wollen, das verfassungsmäßig gewährleistete Wahlgeheimniß zur Wahrheit zu machen. Die härtesten Worte, die dem Bundesrath wegen dieser seiner Haltung im Reichstage gesagt wurden, sind noch immer viel zu milde für diese unverantwortliche Renitenz.

Im preußischen Abgeordnetenhause breitet sich die Budgetdebatte mit gewohnter Behaglichkeit aus. Beim Etat des landwirthschaftlichen Ministers werden die Klagen der Landwirthschaft ausführlich wiederholt. Herr von Podbielski ist viel redelustiger als sein Vorgänger war; er hat den Agrariern scheinbar viel Vergnügen bereitet und viel Lob von ihnen geerntet, allein auch an ihm bewährte sich der Satz: Magnum est veritas et superabit. Gegen Erhöhungen der Zölle auf Gerbstoffe sprach er sich mit Entschiedenheit aus. Es geht nicht an, dem deutschen Volke nur so viel Fußbekleidung zu gewähren, wie mit der Lohe westfälischer Eichen hergestellt werden kann; es geht eben so wenig an, dem deutschen Volke nur so viel Brod zu gewähren, wie aus dem Roggen ostelbischer Fideikommißbesitzer gebacken werden kann.

Proteus.

Aus unserem Citatenschatz.

Bekenntnisse einer schönen agrarischen Seele.

Nachstehende Citate sind entnommen der Broschüre eines Herrn Dr. Ernst Lange über den „Zusammenschluß der Deutschen Spiritusindustrie", die im agrarischen Verlag von Parey in Berlin vor kurzem herausgekommen ist.

Lange schildert die Eigenschaften des Geh. Regierungsrath, Professor Dr. Max Delbrück, des Leiters der Versuchsstation, die vom Verein Deutscher Spiritusfabrikanten errichtet worden ist, wörtlich folgendermaßen:

„Seine völlige Hingabe an die Interessen der Industrie, für die er arbeitete, seine Gabe weitere wissenschaftliche und technische Kräfte heranzuziehen und für seine Zwecke, d. h. für das Interesse der Industrie auszunutzen und festzuhalten, dabei nicht sich selbst, sondern stets seine Mitarbeiter nach außen hin in den Vordergrund stellend, seine durch unabhängige äußere Lage und durch Familienbeziehungen gestützte Art, auf Behörden und einflußreiche Personen einzuwirken, die Rücksichtslosigkeit, die er gelegentlich zeigen konnte, wenn ihm Personen und Dinge begegneten, die dem, was er für die Industrie als ersprießlich erkannt hatte, abträglich zu sein schienen, und auf der anderen Seite wieder die schöne Freimüthigkeit (sic!), mit der er einzulenken verstand, sich selbst des Irrthums zeihend, wenn er keine Gefahr mehr sah oder das Interesse der Industrie eine andere Stellungnahme verlangte, — das alles wirkte zusammen, ihn zu den fast einzig dastehenden Erfolgen seiner nunmehr 27 jährigen Thätigkeit zu befähigen."

Solche Männer braucht nach Dr. Lange die Industrie. Denn dadurch konnten „seit gut $1^1/_2$ Jahrzehnten die Beziehungen zwischen der Industrie und der Steuerpolitik einen früher nicht gekannten Charakter" annehmen. Denn heute machen

„nicht die Staatsmänner oder Steuerpolitiker Gesetze, machen neue Steuern, sondern die Vertreter der Industrie; und diese benutzen die Steuergesetzgebung bewußterweise als Mittel, Produktion und Konsumtion in die Bahnen zu lenken, die ihren Wünschen entsprechen. Noch in den achtziger Jahren konnte man aus berufenstem Munde den Ausspruch hören, die Erhöhung der Spiritussteuer und der Schutz der landwirthschaftlichen Spiritusindustrie seien zwei unvereinbare Dinge. Heute ist das ein völlig überwundener Standpunkt. Braucht die Industrie Mittel, so werden sie in Gestalt einer neuen Steuer von den Konsumenten erhoben, wobei man nebenher noch durch Eindämmung des volksverwüstenden Alkoholmißbrauchs ein moralisches Werk thut. Will man sich eine Konkurrenz vom Halse schaffen (Melassebrennerei), so wird sie flugs durch Steuern erdrückt. Dazu bedarf es nur der nöthigen Intelligenz und der erforderlichen Macht, d. h. des gehörigen Einflusses auf die gesetzgebenden Faktoren. Beides besaßen und besitzen die Vertreter der Spiritusindustrie in hohem Grade, und so werden die skizzirten fast beispiellosen Erfolge erzielt."

Das Duell.

(Nach einem Lucian'schen Todtengespräch.)

Socrates. Alcibiades.

Socrates: Alcibiades, Du warst auf Erden ein so guter Kenner der Mode und stets ein Löwe in der Gesellschaft, erzähle mir doch, welche Bewandtniß es mit der sonderbaren Mode der Duelle hat. Charon sprach mir in letzter Zeit des Oefteren von jungen kräftigen Männern, die seinen Nachen benutzt hätten, und nannte sie Opfer von Duellen. Was heißt das?

Alcibiades: Auch ich hörte davon und erfuhr, daß der hagere spanische Ritter, mit dem Du so gern über den Begriff Ehre philosophirst, unser braver Freund Don Quixote, ein guter Kenner des Duellwesens sei. Ich ging zu ihm und fand ihn im eifrigsten Gespräch mit dem dicken Gottfried von Bouillon. Sie verhandelten gerade unser Thema, schrien aber so gewaltig und hatten so rothe Köpfe, daß ich aus der ganzen Sache nicht recht klug geworden bin. Nur das Eine ist mir klar geworden, daß das Duell dazu dient, eine schadhaft gewordene Ehre wieder herzustellen.

Socrates: Ich verstehe, man tödtet denjenigen, der die Ehre eines anderen verletzt hat. Wir alten Griechen waren milder, als die heute lebenden Barbaren.

Alcibiades: So einfach liegt die Sache doch nicht. Im Duell wird nicht selten der Beleidigte statt des Beleidigers getödtet.

Socrates: Und dadurch wird die Ehre des Beleidigten wiederhergestellt, daß ihm derjenige, welcher seine Ehre verletzte, auch noch das Leben nimmt? Du bist ein Schalk, Alcibiades, der sich über den alten Socrates lustig machen will.

Alcibiades: Keineswegs. Dein Freund Don Quixote behauptete sogar, daß auch die Ehre des Beleidigers durch ein Duell wieder hergestellt würde, während Gottfried von Bouillon beständig von einem Gottesurtheil redete. Er schien zu glauben, daß die Götter bei einem Duell jenem den Sieg verleihen, dem das Recht zur Seite stehe. Don Quixote bestritt das, indem er darauf hinwies, daß er in seinem berühmten Duell mit den Windmühlenflügeln von den Göttern im Stich gelassen sei, obgleich er zweifellos im Recht gewesen.

Socrates: Aber wie kann denn jemand, der einem anderen ein Unrecht zufügt, indem er dessen Ehre verletzt, dadurch die eigene durch solches Verhalten geschädigte Ehre wieder herstellen, daß er den Beleidigten ums Leben bringt?

Alcibiades: Da fragst Du mich zu viel, Socrates. Ich kann Dir nur berichten, was ich von jenen über das Duell als Reparaturwerkstätte der Ehre vernahm. Der eigentliche Streit zwischen Don Quixote und Gottfried von Bouillon drehte sich übrigens um etwas ganz Besonderes. Beide waren darüber einig, daß ein Duell bei dem Verdacht der Untreue einer Gattin unvermeidlich sei zwischen dem vermuthlichen Verführer und dem getäuschten Gatten. Während aber Gottfried von Bouillon die Ansicht vertrat, der Ausgang des Duells werde zeigen, ob der Verdacht begründet gewesen sei, erklärte Don Quixote, daß auch der erweisliche Verführer wieder zum Ehrenmann werde, wenn er im Duell den gekränkten Gatten umgebracht habe.

Socrates: Und so etwas ist Gesetz bei den heute Lebenden?

Alcibiades: Oh nein, die Gesetzbücher nennen das Duell ein Vergehen und setzen Freiheitsstrafe darauf, aber die Mode ist stärker, als das Gesetz. Man fürchtet das Urtheil der Gesellschaft, der Nachbarn, der Schwätzer, der Leute, mit denen man täglich umgeht, mehr, als das Urtheil der Gerichte und des eigenen Verstandes.

Socrates: Man begeht also aus moralischer Feigheit eine ungesetzliche Handlung, um nicht in den Verdacht zu kommen, des physischen Muths zu entbehren, den auch die stärkeren Thiere, den jeder Hirsch und jeder Eber besitzt?

Alcibiades: Von dieser moralischen Feigheit sagten weder der Spanier noch der Franzose etwas. Sie sprachen nur von dem Muth und der Tapferkeit der Duellanten, die ihr Leben aufs Spiel setzen, um ihre Ehre zu vertheidigen.

Socrates: Und diese tapferen Männer haben nicht den Muth, das Rechte zu thun, die Gesetze zu achten und der Stimme ihres eigenen Gewissens und ihrer eigenen Vernunft zu folgen? Die Angst vor der Meinung anderer, mag diese auch noch so absurd sein, ist so groß, daß man ohne Besinnen das Gesetz verletzt. Diese tapferen Männer würden vielleicht auch stehlen, wenn die Meinung der Gesellschaft, in der sie verkehren, einen geschickt ausgeführten Diebstahl für ebenso geeignet erklären würde, eine verletzte Ehre zu repariren, wie einen geschickt ausgeführten Mord.

Alcibiades: Ich wollte, Du versuchtest einmal unsern Freund Don Quixote davon zu überzeugen, daß die Duell-Tapferkeit bei Licht besehen nur ein Produkt moralischer Feigheit ist. Er rief immer wieder aus: wie kann denn ein betrogener Ehegatte die Ehre seines Hauses anders wiederherstellen, als indem er den Verführer zum Duell herausfordert!

Socrates: Kann denn die schuldige Frau, oder der schuldige Verführer oder der unachtsame Ehegatte dadurch in der Achtung eines Verständigen auch nur um das Gewicht einer Pfauenfeder steigen, daß dem begangenen Unrecht eine einfältige Brutalität, die Verletzung oder der Tod eines der Betheiligten, vielleicht gar des gänzlich Unschuldigen, hinzugefügt wird?

Alcibiades: Nach der Meinung der Verständigen gewiß nicht. Aber hatte nicht auch zu unserer Zeit die Meinung der Thoren größeres Gewicht, als die der Weisen? Hättest Du sonst den Schierlingsbecher trinken müssen, Socrates?

Socrates: Du mahnst mich zur rechten Zeit, Alcibiades, daß nicht Weisheit, sondern Thorheit die menschliche Welt regiert.

Pergamon in Berlin.

Die Griechen haben einen neuen Sieg erfochten, einen durchschlagenden Kunstsieg. Sie haben in Berlin den „grand succès" der Winter-Kunstzeit davongetragen und dieser Erfolg wird Jahrhunderte durchdauern. Wer in den Weihnachtsfeiertagen das neue Pergamon-Museum besucht und die Völkerwanderung der Berliner zu dem großen pergamenischen Altare des Zeus und der Athena gesehen hat, wird gewiß sein, daß dieser Modebesuch mehr als Mode ist. Man ist hingerissen, man ist überwältigt. Die gewohnheitsmäßigen Skeptiker schweigen, die verschiedenen Vertreter des „Modernen" — was man so darunter alle fünf Jahre versteht — schweigen, die Naturalisten, die Stilisten — sie schweigen alle. Ja, es schweigen sogar diejenigen, welche längst wissen, was es mit dem Griechenthum auf sich hat, was bei diesen genialen Kulturmenschen Natur und Stil, Phantasie und Leidenschaft, Bewegungskraft und Rhythmus, höchste Musik des Anschauens, Witz und Humor, Anmuth und Erhabenheit, unendlich Wildes und unendlich Zartes in allen Gebieten der Dichtung und der Kunst bedeuteten. Es schweigen selbst die Kenner Griechenlands. Aber es ist ein beglücktes Schweigen. Wer kann diese Fülle der Gesichte in Worte bannen! Vor einem Jahre eroberte sich Aeschylus mit seiner „Oresteia" in einem neuen Sinne die große Welt von Berlin; man war dahinter gekommen, daß hier ja die tiefsten Fragen, die unser eigenes Leben bewegen, hinreißende, unmittelbar packende Darstellung gefunden! Und nun will es das Geschick, daß auch das mächtige Bildhauerwerk von Pergamon, indem es gewissermaßen die

ganze antike Bildhauerei zusammenfaßt, uns dadurch fesselt, daß Jedermann sich sagt: ja, das geht uns ja auch ganz unmittelbar an, da sind bildnerische Probleme gelöst, an denen die Zeit vergeblich herumrathet, da ist ja alles, was wir selbst möchten und was wir in getheilten Haufen, bald Stil suchend, bald Natur heischend, anstreben, zum Erstaunen geleistet. So groß ist die Wirkung, daß man zunächst ganz kleinlaut wird. Denn um 170 vor Christus unter König Eumenes II. wurden zu Pergamon bereits die größten künstlerischen Probleme auch des zwanzigsten Jahrhunderts nach Christus gelöst.

Daß das nicht zu viel gesagt ist, wollen wir mit einigen derben Strichen zeigen. Wir müssen uns ja sowie so ganz an die künstlerische Ausdeutung, ans reine Genießen dieser Werke halten. Geschichtlich ist so wenig davon zu erzählen! Wir können nicht wie vor Werken des Phidias große historische Erinnerungen und Hilfskräfte aufrufen, um uns die Künstlerschöpfung noch interessanter zu machen, als sie durch sich selbst ist. Ueber die Kunstperiode, welcher die pergamenischen Altarbildnereien angehören, wußte der mächtig im Alterthum belesene Johann Joachim Winckelmann in seiner „Geschichte der Kunst des Alterthums“ nur zu sagen:

„In Kleinasien blieben die Könige in Bithynien und zu Pergamus große Beförderer der griechischen Kunst, nachdem dieselbe bereits in Syrien gefallen war; Attalus und Eumenes, dessen Bruder, suchten sich die Griechen durch große Freigiebigkeiten zu verbinden und jenem errichtete die Stadt Sicyon aus Dankbarkeit eine kolossalische Statue, neben einem Apollo, auf dem öffentlichen Platze der Stadt. Dieser hatte sich in Griechenland dermaßen beliebt gemacht, daß ihm die mehrsten peloponnesischen Städte Säulen aufrichteten. Zu Pergamus ließen diese Könige eine große Bibliothek anlegen; es wurden aber auch von den Gelehrten an diesem Hof untergeschobene Schriften unter dem Namen älterer Skribenten geschmiedet, und die Gelehrten in Alexandrien stritten mit jenen um den Vorzug in diesem Betruge. Man sollte beinahe hieraus schließen, daß auch in der Kunst mehr Kopien, als eigene ursprüngliche Werke hervorgebracht worden.“

Das ist alles, was Winckelmann's riesige Belesenheit über Pergamon und seine Kunst zu erfahren wußte. Das Gewaltwerk, das nun vor unseren Augen in Berlin steht, der große Altar mit seinen Hunderten von überlebensgroßen Figuren, war ihm nicht einmal dem Namen nach bekannt. Nichts wußte er von den weiteren hundert Gewandstatuen, Torsen und Heldengestalten, von den Reliefs zur Telephossage, die wir jetzt in der Reichshauptstadt aufgestellt finden. So glaubte er noch schließen zu dürfen, daß die Kunst von Pergamon „mehr Kopien“ als „eigene ursprüngliche Werke hervorgebracht“ habe. Und das Gegentheil ist der Fall! Wir stehen einer ganzen, höchst ursprünglichen Kunstepoche gegenüber, deren leidenschaftliche und große Eigenart sich zu früheren athenischen und peloponnesischen Epochen verhält wie die Kunst des Peter Paul Rubens zu Raffael und Tizian. Wir erkennen am großen Gigantenfries wie an einigen Statuen und Köpfen mehrere große Meister, welche in ihrer Art nahe an die Meisterschaft eines Phidias streifen und nach meiner Meinung nichts nachgeben der Kunst eines Praxiteles und Lysippos, sowie man ihre Werke nur unter ihrer moralisch-technischen Bestimmung ansieht. Wir unterscheiden neben ihnen auch die Hand mehrerer Schüler, welche nicht jene absolute Meisterschaft der organischen Gestaltentwicklung zeigen, die uns an den besten Figuren hinreißt, aber selbst an ihnen ist Phantasie und eine fröhliche Rücksichtslosigkeit des Temperamentes, eine gewisse sichere Formenkenntniß und die Fähigkeit plastischen Rhythmus festzuhalten so hoch entwickelt, daß das Ganze des Altars mit einer seltenen künstlerischen Ueberzeugungskraft wirkt. Als Komposition übertrifft es alles, was wir aus dem Alterthum kennen. Wer aber war der geniale Meister, der diese Giganten- und Götterschlacht im Ganzen entwarf? War es Theorretos, war es Orestes oder Dionysiades? Oder einer von denen, deren Namensreste unter den Reliefs wir nicht zu erkennen vermögen? Wer sie waren, meldet „kein Lied, kein Heldenbuch.“ Deutlich sehen wir im Anschauen des Werkes aus vielen Anzeichen wie ein großer Meister das Ganze entwarf, den geistigen Plan angab, wie er sich dann gewisse Gruppen zur eigenen Ausführung vorbehielt, die er zum höchsten plastischen Ausdruck brachte. Wir sehen andere Gruppen an andere Künstler vertheilt und glauben lebendig dabei zu sein, wie sie sich, von einem allgemeinen Ehrgeiz erfaßt, gegenseitig zu überbieten suchen. Denn nicht bis in jede Einzelnheit konnte der Gesammtmeister die Pläne und Modelle herstellen. Ob ein Gigant eine Schlange mehr haben sollte, ob in der Ausführung eine Hand Vogelkrallen oder eine Löwentatze bekam, ob die Ringelung des Schlangenleibes in dieser oder jener Form zwischen anderen Formen auslud, das mußte, bei der ganzen Natur dieser Marmorarbeit, auch den einzelnen Künstlern überlassen bleiben. Der Meister konnte da nur im Ganzen zum Rechten sehen. Unterdessen aber beobachteten die Bildhauer sich gegenseitig und hatte der Eine ein Kampfmotiv oder ein Bewegungsmotiv schön heraus, so suchte er sicher den anderen zu überbieten, das Motiv zu steigern, zu variiren in einem Kunstrausch, einem Wettkampf, der wie in der Arena nach dem Sportpreis strebte.

Dieser natürliche Hergang des Entstehens verräth sich so deutlich an der genialen Gigantenschlacht, daß man schon zu der Zeit, da die Platten noch im Alten Museum dalagen, um in der Vogelperspektive gesehen zu werden, unwillkürlich auf solche Schlüsse kam. Nunmehr aber, da sie in der Altarform selbst, als ein zusammenhängendes Ganzes sich vor unseren Augen hinreihen, können wir erst ganz übersehen, welche Aufgaben sich dieser freie Wettkampf einer gleichgesinnten Künstlerschaft gestellt hatte. Diese einzigen Meister haben sich eine Aufgabe geleistet, welche kein Bildhauer vor ihnen und nach ihnen in dieser Weise jemals wieder versucht hat. Nicht Phidias, nicht Michelangelo, nicht Rauch und Begas, nicht Lysippos und Polyklet haben jemals annähernd vor der plastischen Aufgabe gestanden, welche die großen Meiselmusikanten von Pergamon sich auferlegten und gelöst haben. Schon deshalb glauben wir, daß diese Werke allmählich eine neue europäische Kunstepoche anbahnen und viel tiefer auf das Zeitbewußtsein wirken werden, als des Phidias unübertreffliche Hochgestalten mit ihrem grandiosen Animalismus. — Das Problem von Pergamon ist ein Fries von lebensgroßen und überlebensgroßen Gruppen, deren Figuren so weit aus dem Hochrelief herausgeholt sind, daß sie halben, dreiviertel Körperumfang, unter Umständen auch noch mehr in räumlicher Rundgestalt herausgeben. 26 Meter lang wurde der Zug der wandelnden und kämpfenden Gestalten allein an einer Seite. Die einzelnen Gestalten mußten also dem Beschauer, der den Fries entlang wanderte auf eine künstlerisch ausgiebige Entfernung, stets als Vollstatuen erscheinen, bei denen man nur die äußerste Rückseite nicht sieht. Die einzelnen Figuren aber nicht nur, sondern die Gruppenmassen selbst ergaben — und ergeben im Weiterschreiten immer andere Ansichten. Nicht wie bei einem niederen Relief, wo sich die Ueberschneidungen und Seitenansichten nur perspektivisch verschieben, ohne eine eigene künstlerische Bedeutung zu gewinnen. Solche Reliefs bleiben in der Hauptsache innerhalb der Anschauungsgesetze eines Malwerks auf der gleichen Fläche stehen, da der Künstler die Reliefwölbung nicht realistisch projizirt. Auf dem Pergamonaltar aber sind die Figuren plastisch so weit heraus, daß sie fast die Tiefe von Giebelfiguren gewinnen. Da sie nicht hoch unter dem Dache gesehen wurden, sondern in galeriemäßiger, bequemer Anschauungshöhe umgangen werden, so trat die Kunstforderung auf, daß die Reliefkörper nicht nur in der Vorderansicht, sondern in jeder menschenmöglichen Seitenansicht auch durchkomponirt sein müßten. Auf eine gewisse mathematische Entfernung unter dem Seitenwinkel, in dem das herankommende Auge darauf blickt, mußte auch die Seitenwirkung nicht nur einzelner Figuren, sondern größerer Gruppen wie bei einer Vollgruppe auf öffentlichem Markte künstlerisch festgestellt werden. Da ist zum Beispiel die mächtige Gruppe des Zeus, der in seiner Linken die Aegis schwingt, während er mit der Rechten auf den Giganten Porphyrion einen Blitz schleudert. Unter dieser Rechten ist, blitzdurchbohrt, ein

junger Gigant zusammengebrochen; unter der linken, ägisschüttelnden Hand sinkt ein anderer Gigant in sich zusammen, Porphyrion aber mit seinem Prachtrücken und Schenkeln, die in mächtige Schlangenleiber auslaufen, will dem Zeus irgend einen Gegenstand, wohl ein Felsstück, entgegenschleudern. Zeus ist in der Brustansicht dargestellt, ein wunderbar durchorganisirter Mannesköper im reiferen Alter, die Lenden und den Oberkörper gewandlos, um die Beine aber das reichentwickelte Gewand. Dem plastischen Bruststück ist mit Porphyrion ein nicht minder prachtvoller Mannesrücken, voll von entsprechender Energie des ganzen Muskelsystems kontrastirt; in korrespondirenden Kontraststellungen sind auch die beiden jungen zusammengestürzten Giganten. Dieses ganze körperliche Kontrastleben aber ist nicht auf eine Ansicht berechnet; schon wenn Du aus der Entfernung heranschreitest, ergeben die Beine des in der Kniebeuge Zusammengesunkenen, die Schlangenschenkel des Porphyrion, der Körper desselben mit dem Leibe des Jupiter eine wunderbare, ineinanderstrebende Masse von Flächen und Gliedern, die sich verständnißvoll von einander loslösen. Jede einzelne Figur ist schon in der Seitenansicht eines Winkels von sechzig Graden in einem harmonischen Formenflusse zur Gruppe gestellt. Wir schreiten weiter auf 45 Grad, wir stehen unmittelbar in grader Linie vor Zeus und Porphyrion, wir gehen nach entgegengesetzter Richtung bis zu jenen gleich hohen Graden der Schrägsicht und da enthüllen sich, wie in einem Panorama, die sämmtlichen Figuren immer zu schöneren und zugleich ausdrucksvolleren energetischen Gruppen. Es ist wie ein Kaleidoskop, das mit jeder Weiterdrehung aus denselben Sternen ein neues Bild zusammenschießen läßt. Und mit Staunen sehen wir, daß jeder Schritt, den wir thun, auch von den Künstlern bedacht ist; daß sie unter jedem Gesichtswinkel nicht nur die volle Energie des Vorgangs zu möglichst hinreißender Klarheit und Verständlichkeit zu bringen gesucht haben, sondern innerhalb dieses Strebens auch jene harmonische Ergänzung der plastischen Flächengefühle, jenen wunderbaren Rhythmus von Animalischem und Gegenständlichem in Gewändern und Waffengestalten festhalten, was uns dann eben bis ins Aeußerste durchkomponirt erscheint. Blicken wir also schon von der Seite auf eine solche Gruppe, so erkennen wir ihre Bedeutung nicht nur, sie zeigt uns andere geistige Seiten des Kampfes, indem wir die Summe der Grundmotive auch körperlich von einer anderen Seite sehen. Wo die Verkürzung des Frieses auf die Länge der Schrägsicht die Gestalten zu sehr zusammendrängt, erblicken wir doch ein unheimliches Auf- und Abgewoge von Leibern, das wie ein wirkliches Kampfgetümmel aus der Ferne erscheint; ungeheuerliche Spannung bemächtigt sich unser, was dort wohl zwischen Göttern und Giganten sich ereignen mag.

Indem wir nun fortschreiten, nehmen wir zunächst wahr, daß alle sieben Frieswände (eingeschlossen die Treppenwangen) in bestimmte körperlich und geistig getrennte Gruppen auseinandergehalten sind, etwa wie auf einer historischen Komposition von Rubens oder Raffael, daß sogar an den drei längsten Wänden eine gewisse malerische Symmetrie von zwei und drei Hauptgruppen sich hergestellt hat. Denn die Figuren streben aufeinander los, größere Flächenmassen von Pferden und Wagen geben gewisse malerisch-plastische Grundakkorde. Und im langsamen Weiterschreiten sehen wir im Wechsel der Schrägsichten und Vorderansichten, wie eine Gruppe durch Vermittelung dieser Schrägsichten fortwährend in die andere aufgeht, wie ein fortwährender Uebergang aus einer Gruppe in die andere auch geistig hergestellt ist, sodaß die wahre „unendliche Melodie“ entsteht, die aus nichts Anderem, als lauter bestimmten, in sich gegliederten Einzelmelodien besteht. Und nur auf naturalistischem Wege wird diese Kontinuirlichkeit des ganzen plastischen Systems hervorgebracht! Der Gigant gehört wohl zur Zeusgruppe oder zur Athena und all sein Interesse ist mit uns geistig auf die Handlung der Gruppe gelenkt, aber vielleicht sein Schwanz ist eine Schlange, die in der nächsten Gruppe erscheint und dort mitkämpft, noch im Todeskampfe ihres Menschenleibes ein selbständiges Hydraleben führt. Moralisch sehen wir, was für eine Riesenarbeit diese olympischen Götter thun, indem sie dies Geschlecht mit Schlangenschenkeln und Leibern, mit Löwentatzen und Löwenköpfen, mit Vogelkrallen und Riesenflügeln an Menschengestalten hinwürgen müssen; das Reinmenschliche überwindet die gefahrvollste aller Kraftverbindungen: das Menschenthier, den Thiermenschen. Kaum ist hier eine Hand, ein Schlankenkopf gewürgt, gefesselt, so zwingt die andere Hand, die andere Klaue, der vielköpfige Schlangenleib zur Abwehr. So greift moralisch eine Gruppe in die andere. Denn kein thierisches und menschliches Glied ist unthätig, unangespannt in diesem Riesenkampfe, der sich über hundert Meter erstreckt als ein Riesenreigen. Da ist z. B. an dem Ende der Südseite eine Kampfgruppe der Asteria. Diese, im langen Gewand mit kurzem Mantel bekleidet, tritt mit resolutem Fuße auf das eine Schlangenbein eines Giganten, den sie mit der Linken am Haar zurückgerissen hat. Mit der Rechten versucht sie ihm von oben überdrückend ihr Schwert in den Brustkorb zu jagen. Er aber faßt mit seiner Hand ihren Unterarm und will so den Stoß verhindern. Ihr Hund fährt ihm mit dem Maul ins andere Schlangenbein, sodaß er seine rechte Hand benutzt, um den Hund in die Mähne zu packen. So muß er sich gegen beide gleichzeitig schützen und so greift denn moralisch jede plastische Erzählung aller einzelnen Gruppen durch die kriegerische Vielgeschäftigkeit aller Betheiligten fortwährend in die andere über. Aus diesem geistigen Zusammenhange aber entsteht der ununterbrochene physische Zusammenhang kontrastirender Leiber und Gruppen, die nun in diesem kaleidoskopischen fortwährenden Wechsel und Uebergang ein großes Gesetz, ein Talent aller betheiligten Künstler zusammenhält: das große Gesetz des Rhythmus.

Die meisten Menschen, welche sich mit dem Griechenthum beschäftigt, kennen nur einen Rhythmus der plastischen Linien, den sie sich am Umriß der Körper herauskonstruiren. Sie gleichen denjenigen, welche einen homerischen Vers nur nach dem Takt, d. h. dem daktylischen Versmaße, klingen hören, während dieses Maß eben nur den Takt wie in der Musik, aber nicht den Rhythmus des Verses bedeutet, den der wirkliche Homerleser erst aus dem plastischen Sinne des Verses (wie jedes deutschen Verses) herausholt. So will in Wahrheit die griechische Bildhauerei schon mit Phidias durchaus nicht auf mehr oder minder konventionelle Umrißlinien hinaus; sie will vielmehr ganz aus der Fläche, aus dem organisch belebten Gliederganzen, wo Schenkel und Lende, wo Brust und Arm wie große Raumakkorde wirken, verstanden sein. Da ergibt sich ein ganz anderer, unendlich lebhafterer Rhythmus des Anschauens, wo der bloße Umriß nur eine angenehme Nebenfolge der stereometrisch empfundenen Körpernatur ist. Da werden die unsterblichen Lenden des Theseus vom Parthenon zu London als naturalistische Marmornachahmung einer menschlichen Raumform und bewegenden Kraftform zu gewaltigen Akkorden des menschlichen Lebens selbst und der Rhythmus, der den vergrößertnaturwahren Heldennacken über den Deltamuskel und die Schulter, die Rückenmuskeln hinunterführt, ist ein stereometrischer Rhythmus aus der Empfindung der ganzen organisch belebten Körpermasse heraus. Da wirken die gewaltigen Theseusschenkel wie breite Celloakkorde — Rhythmus wird durchaus empfunden aus dem ganzen organischen Bewegungsleben der marmornen Raumelemente, nicht aus der abstrakten Umrißlinie. Und als unsterbliche Meister im unendlichen Gegenspiele der Formen von Göttern und Göttinnen, von Giganten, Titanen, von Menschen und Thierformen die Rhythmen des Raumes festzuhalten, sie mit Beethoven'schem Phantasiereichthum zu variiren, erweisen sich die unbekannten Meister Orestes, Dionysiades und wer sonst die Namenlosen waren.

Darauf soll nun der Leser vor allem den Fries betrachten, um staunend zu sehen, daß in dem ganzen wildnaturalistischen Getriebe dieser Kämpfe, das die feurige Phantasie der Höllenstürze eines Rubens nicht übertreffen

könnte, ein wunderbarer, gewaltiger Rhythmus der Bewegungsablösung und der lebendigen Organformen durchgeführt ist. Und das verbunden mit jener vollständigen Seitenansichtkunst; der Rhythmus selbst durch diese Kunst vermittelt und fortgeführt. Und das alles zwanglos! Nichts schematisch! Nichts scheinbar durch abstraktes Maß! Alles wie aus dem Handgelenk heraus!

Der Altar ist in dieser geschilderten Beziehung einzig in aller Kunstgeschichte. Die Metopen des Parthenons als Hochreliefs können nicht damit verglichen werden. Ich suche meine Kunsterinnerungen aus England und Italien, aus ganz Deutschland zusammen: niemals hat vor und nach der pergamenischen Zeit die Aufgabe so für die Bildhauer gestanden. Reliefs mit halbplastischen Figuren, tiefplastischen hat es genug gegeben. Ich gedenke des wunderbaren Hochreliefs in der Marienkirche zu Krakau, des Marienaltars des großen polnisch-deutschen Meisters Veit Stoß. Es ist etwas darin vom größeren Rhythmus der Plastik, wenn es auch ein schmerzhafter, rauher ist. Die Figuren sind tiefplastisch herausgeholt, es ist eine verwandte plastische Leidenschaft des Schmerzes darin, wie in Pergamon die des Kampfes ist. Aber technisch betrachtet bleibt es doch nur ein ausgehöhltes Malerbild, ein Altarbild. Die Seitenkunst und ihr unendlicher Anschauungsrhythmus in dieser pergamenischen Gestalt ist Meistern ersten Ranges eine terra incognita geblieben. So groß aber ist dieser Rhythmus, der durchaus mit naturalistischer Wahrheit zusammenfällt, daß der Beschauer im Herankommen an die Gruppen öfters einer ganz wunderbaren Täuschung unterliegt. Er glaubt, in gewissen Ansichten vollständig erhaltene, noch unzerstörte Gruppen und Figuren zu erkennen. Er glaubt diese Göttin Artemis, dieser Alkyoneus, der unter der Hand der Athena fällt, auch der Othos und andere Gestalten seien uns unversehrt erhalten. Von weitem in der Seitenansicht ist die Logik der Stellungen dieser Körper so groß, der Rhythmus der Formenfolge so entsprechend, daß die Phantasie die fehlenden Körpertheile, die verlornen Schienbeine und Oberschenkel unwillkürlich ergänzt. Bei der seitlichen Verkürzung wird man ja auch in der plastischen Naturansicht z. B. ein Schienbein so stark zwischen Fuß und Knie verkürzt sehen, daß es so zu sagen ausfällt. An unseren Gruppen ist es nun wirklich ausgefallen und doch glauben wir es im Gefühl mitzusehen, doch ist Artemis im Gesammtgefühl, in der Charakteristik ihrer Gestalt von einer so großen persönlichen Logik im Rhythmus ihrer Bewegung, daß wir sie von weitem mit strammen Beinen der Jägerin glauben einherschreiten zu sehen, während wir beim Näherkommen mit Entsetzen gewahren, daß der beste Theil der Beine fehlt. Diese Täuschung erleben wir nicht nur einmal, sondern fast an jeder Gruppe. Sie ist zugleich ein Triumph für die Gelehrten und die Bildhauer Freres und Possenti, welche, wie nach Gesetzen vergleichender Anatomie, die Bruchstücke und Körpertheile entsprechend wieder zusammengefügt und — ohne sogenannte „Ergänzungen“ — jedes Glied im richtigen Winkel an seine Stelle gebracht haben. Es ist der innere Triumph der antiken Bildhauer, daß die Leidenschaftlichkeit und Wahrheit ihrer Darstellung nach der Logik ihres rhythmischen Anschauens auch unserer Phantasie die Ergänzung des Zerstörten wie in einem Traum, in einer Vision vorspiegelt.

Vieles wäre, nachdem wir diesen grundsätzlichen Hinweis zum Genusse des Werkes gegeben haben, über die Schönheit desselben im Einzelnen zu sagen. Es erscheint uns ganz zweifellos, daß der große Meister des Ganzen wesentlich an der Ostseite die Fülle seiner organisatorischen Kraft hat walten lassen. Von dem prachtvollen Giganten Klytios an über die Hekate bis zu Othos und Artemis, weiter zur Zeusgruppe und Athenagruppe einschließlich die herrlichen Aresrosse fühlt und sieht man überall einen besonderen Hochstand der körperlichen Durchbildung der Figuren, welcher der Kunst früherer Zeiten nichts nachgibt. Meister wie Lysippos und Phidias selbst hätten den Zeuskörper, den Porphyrion, den herrlichen Apolloleib auch nicht naturreicher und organisch-schöner aus dem Marmor uns heraus-„tranchiren“ können. Denn die große Kunst der Parthenongiebelfiguren, die Kunst, die man auch am „Laokoon“ in Rom noch so lebendig sieht: jene Fähigkeit, die Körperform mit dem Bildhauereisen uns geradezu aus dem Marmor herauszusezіren nach der Logik ihrer anatomischen Struktur selbst, ist auch an dieser Altar-Ostseite aufs Höchste entwickelt. Nur griechische Naturkenntniß, nur griechisches Körpersportsgefühl konnte das leisten. Der Leib des Apollon ist ganz sonnig mild, eines wohlgenährten jungen Mannes Leib, fleischig, aber die Muskeln nur zu mäßigem Gebrauche, wie es dem Pfleger schöner geistiger Künste natürlich ist. So erkennen wir auch hier die verwandte Charakteristik mit dem Apollo von Belvedère, zu dem sich auch sonst Beziehungen ergeben. Artemis dagegen — natürlich ins Weibliche übersetzt — hat relativ viel härtere, rundliche Mädchenmuskeln; sie ist die renngewöhnte Jägerin. So sind alle Gestalten der Götter und Giganten nach den besten griechischen Traditionen volle körperliche Individuen; da ist nichts Schematisches, nichts Abstraktes, nichts „Griechisches“, wie es sich früher die Schulmeister dachten und jetzt griechenunkundige Sezessionsmalerchen vorstellen. Da ist alles Individualität bis ins letzte Glied hinein wie das schon mit den Gestalten Homers, seinem Odysseus und all seinen Helden der Fall war. Unendlich ist das individuelle Formvergnügen, das uns in diesem Sinne die ganze Ostseite des Pergamonaltars verschafft, in der Großartigkeit der Formbehandlung zugleich. Am wenigsten gut ist die Nordseite weggekommen. Die Motive sind zwar auch hier gleich bewundernswürdig, aber — ohne die stärkere Beschädigung vieler Figuren außer Rechnung zu stellen — man sieht, daß das Formengewissen der Meister hier nicht ganz so stark war. So genial die Idasgruppe gedacht ist, so ist es doch mittelmäßige Körperarbeit; man merkt etwas die Schule. Dennoch tauchen auch hier Gestalten ersten Ranges auf wie die oft gerühmte „Nyx“, die Nacht, die zudem so vortrefflich erhalten ist.

Ein Studium für sich sind die Gewandmotive. Hier ist das rhythmische Moment als gleichzeitig naturalistisches, lebenswahres so ausgebildet, daß selbst Leute, die keinen Hexameter lesen können, einen Begriff von dem bekommen müssen, was das Geheimniß des griechischen plastischen Rhythmus war. Man betrachte die Reiterin Selene. Ihr Pferd ist im Galopp herangekommen und scheut vor dem Stiergiganten. Sie sitzt auf ihrem Mantelgewand. Und dieses bildet nnn eine der bewundernswürdigsten Draperieen. Die Gewandfalten zeichnen den Galopp nach, der ganze Rhythmus der Bewegung des Thieres sammt der Rückschleuderung der Gegenbewegung ist festgehalten und das Resultat ist ein wahres Bouquet von einem Gewandzipfel aus solcher Natur heraus. Es ist der Naturrhythmus, der auch unsere winterlichen Schneeflocken in schönen Krystallen niederfallen läßt. Und so ist durch den ganzen Fries jede Gewandbewegung nicht nur motivirt, sondern zugleich ein hinreißendes Moment der Leidenschaft des Ganzen, das mitten in aller Leidenschaft zum rhythmischen Bewegungsbilde krystallisirt.

Wenn man den glücklich erhaltenen Schlangenkopf, der neben dem Klytios sich aufbäumt, betrachtet, sieht man auch hier die völlig freigewordene Naturwahrheit. Diese Schlange ist nicht mehr heraldisch; wie auch der prachtvolle Kopf eines Molosserhundes, der einen Giganten in den Nacken beißt, in jedem „modernen“ Kunstsalon Aufsehen erregen würde. Die Rasse der Pferde kennt man von der Alexanderschlacht. Aber wie lebenswahr sind diese Köpfe, diese stolzen Hälse, diese Pferdeschenkel durchempfunden! Und doch sind sie zugleich das schönste Ornament, im edelsten Sinn ornamental wirkt jede Form im Ganzen. Welch ein Werk! Welch eine Künstlerschaft! Welcher Stil! — Wir haben nichts sagen können von den hundert Figuren und den sonstigen Schätzen, welche das Pergamonmuseum birgt. Ein ander Mal darüber. Nur das, was die Neu-Aufstellung des Altars dem künstlerisch gebildeten Auge im ersten Staunen in der ersten Gesammtübersicht

als ein Niedagewesenes entgegenbringt, konnte hier angedeutet werden, auf daß auch andere dieses Staunen überfalle und es einst fruchtbar werde für unser eigenes, weiterstrebendes modernes Kunstschaffen. —

Wolfgang Kirchbach.

Musikkritik.*)

Die Musik befindet sich noch in dem Stadium der Jugend, einer Jugend, die ihre Kräfte noch gar nicht zu schätzen, ihre Macht noch nicht zu gebrauchen weiß.

Was ist denn Musik? Wer kann den Begriff definiren? Klingende Architektur, Bildhauerkunst, die statt des Thones Luftschwingungen meißelt. Sie verfügt über eine Farbenpalette wie die Malerei; aber sie verfliegt wie der Wind, ein Luftstoß und sie ist nicht mehr. — Doch in Erz gegossen besteht sie fort: der Buchdruck hat sich ihrer bemächtigt, sie über die ganze Welt verbreitet. Gerade so wie die Litteratur, wie ein Buch ist sie unzerstörbares Gemeingut geworden. Und eines hat die Musikschrift noch voraus. Sie wird von allen Völkern, allen Ländern gelesen und verstanden, sie wird ohne Rücksicht auf Sprache und Rasse den kommenden Geschlechtern als unantastbarer Schatz überliefert.

Die Litteratur konnte sich lange Zeit dieses Privilegs der Unsterblichkeit rühmen, ohne Rivalen, und Horaz durfte mit Recht sagen, er habe ein Denkmal errichtet, dauernder als Erz. Erz springt, Farben verbleichen: das Wort bleibt bestehen. Jetzt kommt eine neue Kunst, gleichfalls stärker als Marmor und Erz. Die Litteratur wittert einen Rivalen. Und wie empfängt sie, wie behandelt sie diesen neuen Ankömmling? Instinktiv hassen die Dichter die Musik; selbst die, die sie in Versen besingen, legen ihr große Sünden zur Last und reden von einer frivolen Kunst, die mit der Mode komme und gehe. Sie wollen nur die Musik todter oder ausländischer Meister gelten lassen. Mindestens lehnen sie sich gewaltsam gegen jede neue Kunst ihrer Zeit, ihres Landes auf. „Was brauchen wir uns mit neuen Opern zu quälen“, schreibt Alfred de Musset, „wir haben ja die alten Meister, die Vertreter der einzig wahren Tonkunst“, was ihn nicht hindert, sie gleich nachher als „die vergänglichste aller Künste“ zu bezeichnen. Und wie spricht Diderot von Rameau: „Er phantasirte in unverständlichen Visionen, in apokalyptischen Traumoffenbarungen über die musikalische Theorie, die kein Mensch verstehen könne; er schrieb auch eine ganze Reihe Opern mit harmonischen und melodischen Floskeln, mit unzusammenhängenden Phrasen . . . er verdrängte den großen Florentiner, ihn werden die italienischen Virtuosen schon wieder verdrängen.“ Diderot und Musset schwärmen für die Italiener; andere sind noch schlimmer und lehnen sich gegen alles Neue auf. Als der „Barbier von Sevilla“ erschien, hieß es: „Tolle Konfusion, schwache Ansätze, schreiendes Durcheinander, allemanischer Tonlärm, schlechtgesetzte Phrasen, bizarre Modulationen, und so was nennt man Eigenart“. (Gezeichnet: Augustin Thierry.)

Die Musik wechselt, wie alles in der Welt, ohne Unterschied. Die Tragödie hat gewechselt, das romantische Drama hat gewechselt — aber sie sind deshalb nicht untergegangen. Das große Publikum versteht nichts von den Bildern des 15. Jahrhunderts, von der Kunst des Mittelalters; die Leute haben gothische Wunderbauten zu Ruinen zusammengehauen, sie meinen, die Gothik sei nur in Ruinen wirksam, bei Mondschein u. s. w. Es ist fraglich, ob Leute aus dem Volke irgend welche Freude an Albrecht Dürer's Gemälden haben. Wie viel Menschen lesen die göttliche Komödie, den rasenden Roland, oder Ilias und Odyssee? Gibt es ein eklatanteres Beispiel für die Allvergänglichkeit, als die todten Sprachen?

Jedes Ende bedeutet für die Kunst einen neuen Anfang. Wo die alte Kunst abschließt, fängt die neue an. Die Musik kann ja Erreger des Augenblicks sein; sie ergreift ganze Schaaren, bringt ganze Völker in Aufruhr. Der Lärm verhallt, die Kunst steht fest wie eine Bildsäule: unbeweglich, schweigsam, sie bleibt, wie sie ist.

Man irrt, wenn man glaubt, sie sei nothwendig auf das Heer der Sänger und Spieler angewiesen. Man liest eine Beethoven'sche Sinfonie am prasselnden Kaminfeuer, wie man eine Racine'sche Tragödie liest; beide bleiben auch ohne öffentliche Darstellung das, was sie sind.

Die, welche den Tonwerken das ewige Leben absprechen, glauben selbst nicht an ihr Gerede; sonst könnten sie nicht die alten Meister auf Kosten der neuen verherrlichen. In Wahrheit kämpfen sie nur gegen das glänzende Wachsthum der Musik, kämpfen mit allen Mitteln und Waffen, die ihnen erreichbar sind. Da man die Musik nicht zum Schweigen bringen kann, sucht man sie herabzusetzen, eine untergeordnete Kunstgattung aus ihr zu machen, etwas Minderwerthiges und doch Reizendes, wie Roqueplan sagt: eine Unterhaltungskunst. Daher der blutige Kampf gegen alle ernste Musik, dieser heuchlerische Enthusiasmus für Gesang, für Melodie. Ein trügerisches, bedeutungsloses Feldgeschrei!

Ich kenne Leute, die ihre Vorliebe für Blumen dadurch dokumentiren, daß sie ihnen die Hälse brechen, um Sträuße zu flechten: für sie existirt die Pflanze mit ihrer wunderbaren Gliederung der Wurzeln, Stengel und Blätter gar nicht; ihre einzige Daseinsberechtigung beweist sie ihnen nur durch die Blüthe, eine Pflanze ohne Blüthe hat für sie kein Interesse. Andere wieder studiren die Pflanze in allen Einzelheiten, vertiefen sich in ihre Entwicklung, versinken in Bewunderung vor ihren so weise angeordneten Bildungen, ihren graziösen, zarten oder kräftigen Linien und sehen die Blüthe nur als den treibenden Höhepunkt des Stengels, als den beredten Ausdruck seiner Lebensfülle an. Kann man behaupten, sie haßten die Blüthen? Warum also die Musiker als Feinde der Melodie hinstellen, weil sie ihr nicht alles Uebrige opfern wollen? Niemand haßt die Melodie; hassenswerth sind einzig die albernen, thörichten Verleumdungen, mit welchen man unter der Flagge der Melodie kämpft.

Man verlangt, der Musiker dürfe nicht durch Wissenschaft glänzen. Aber was man in dem Falle für Wissenschaft hält, ist ganz einfach musikalische Begabung, und wenn man Begabung hat, soll man sie zeigen und nicht damit hinter dem Berg halten; wenn auch der gute Ton verlangt, nicht mit ihr zu renommiren, so wäre es andererseits blöde, zu thun, als hätte man keine, nur um den Talentlosen ein liebenswürdiges Lächeln abzugewinnen.

Dadurch, daß die französische Musikkritik nicht von Musikern, sondern von Litteraten ausgeübt wird, ist die Musik ihren intimsten Feinden in die Hände geliefert; die Rathschläge, die man ihr gibt, sind ihr Tod. Man sagt nicht: Musiker seid groß, kraftvoll, erhaben! Sondern seid leicht verständlich, dient dem landesüblichen Volksgeschmack. Jetzt eben gibt man den Komponisten, die sich mit neuen Opern beschäftigen, den Rath:

„Für einen dramatischen Komponisten bedarf es keiner algebraischen oder chemischen Spezialstudien. Mögen ihre Werke bühnenmäßig und melodisch sein; alles Uebrige wird man ihnen dann gern nachsehen.“

Das ist doch eine direkte Aufforderung zu musikalischer Stümperei.

Ganz besonders muß in diesem ewigen Kampfe zwischen Litteratur und Tonkunst die krasse Uebertreibung in den citirten Urtheilen auffallen. Man kann unmöglich mehr ernste Musik schreiben, ohne sich der Gefahr auszusetzen mit Koth beworfen zu werden, wie der gemeinste Verbrecher. Man hat kein Recht — so scheint's — einen eigenen Stil zu schreiben. Nicht selten werden Schriftsteller

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Dr. Wilhelm Kleefeld.

von im allgemeinen ganz liberalen Anschauungen die unduldsamsten Ketzer im Punkte der Musik; sie verlangen Versammlungsfreiheit, Redefreiheit, Preßfreiheit, Zensurfreiheit und wollen die freie Kunst in Ketten legen.

Die Musik lacht über diese Narren; sie lacht über all die Schmähungen, die man ihr zufügt. Was liegt ihr daran, daß man sie eine ephemere Kunst nennt! Sie lebt, sie wird leben und kämpfen.

Sie wird kämpfen, als Kunst einer modernen Kultur, als Ausdruck einer zum Höchsten und Schönsten gerichteten Civilisation, in der Zeit des Sturm und Drang.

Die Schriftsteller, die der tondichterischen Bewegung entgegenarbeiten — vielleicht aus Ueberzeugung, vielleicht aus diesem oder jenem bedeutungslosen Motiv — gerathen, ohne es zu merken, in die Speichen des Weltenrades, das die Menschheit dem leuchtenden Morgenrothe einer großen Zukunft entgegenführt. Der Lauf des Weltenrades, das sie zermalmt, wird vielleicht einen Augenblick aufgehalten, zum Stillstehen gebracht — niemals!

Man kann diese Unglücklichen nur beklagen, die ein launenhaftes Geschick zwingt, ihre Kräfte, ihre Fähigkeiten einer undurchführbaren Sache zu widmen, zwecklos und ruhmlos, ohne den Dank der Mitwelt, ohne den Ruhm der Nachwelt. Ohne zu wissen, was sie reden, wiederholen sie jahraus jahrein dieselben banalen Schlagworte mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig wäre. Es gibt zu denken, wenn man Männer von Geist eine so undankbare Aufgabe verfechten sieht. Einmal müssen sie doch müde werden. Mehr als einer ist zum Feinde übergegangen: sie werden schließlich alle übergehen. Dann ist die Schlacht gewonnen. Dann wird es nicht mehr heißen: Die schönen Künste und die Musik, sondern die Musik und die schönen Künste. Wenn die Musik einen gesonderten Platz einnimmt, wird es der Ehrenplatz sein.

Paris. Camille Saint-Saëns.

Heimweh.*)

Er sagte dem Doktor, er müsse um acht Uhr morgens in der Destille auf dem Posten sein und sei nie vor Mitternacht mit der Arbeit fertig. Die Destille lag in einer ungesunden Hintergasse, die unter polizeilicher Aufsicht stand, doch er hatte sich bis jetzt seine Gesundheit zu erhalten gewußt, dadurch daß er um fünf aufstand und einen langen Spaziergang durch die Felder machte.

„Eine Seereise thut Ihnen noth“, sagte der Doktor. „Warum gehen Sie nicht auf zwei oder drei Monate nach Irland zurück? Sie werden als ein anderer Mensch zurückkommen.“

Bryden würde Irland gern wiedersehen, das fühlte er. Und drei Wochen später landete er in Cork.

Er war jetzt dreißig, vierzehn Jahre war er in Amerika gewesen. Und als er im Eisenbahnwagen saß, tauchte sein Heimathdorf vor seinem Auge auf, die Felder, eins neben dem andern, die Wege, das Moor und der See. Weit in den buchtenreichen See erstreckte sich ein großes Stück Felsland, etwa drei- bis vierhundert Morgen einer felsigen Landspitze, und auf dieser Landspitze hatten die Bauern ihre Hütten bauen dürfen. Die Besitzer von Georgehaus, das auf dem freundlichen, grünen Hügel lag, bedauerten es oft, daß sie den Leuten erlaubt hatten, sich auf der Landspitze anzusiedeln, und sie hielten das Dorf, das die Leute da gebaut, für einen Schandfleck. Aber die Bauern zahlten hohe Pacht für ihre Bodenstreifen; die Grundherren bedauerten es, daß sie nicht ohne diese Pacht auskommen könnten, und daß die Landspitze zu felsig sei, um sie zur Viehzucht zu benutzen.

Schwerfällig bewegte sich der Zug den ganzen Tag dahin. Als James Bryden am Ziel anlangte, war die Sommersonne im Untergehen begriffen; und als er ausstieg und sah, wie schön und windstill der Abend, that es ihm leid, daß er sich nicht kräftig genug fühlte, um zu Fuß zu gehen. In Ballyholly war Jahrmarkt, da würden ihm viele Leute auf dem Heimweg begegnen. Sicher würde er die Nachbarn treffen, die er in seiner Jugend gekannt, und von ihnen erfahren, wo er ein sauberes Unterkommen haben könne. Die Seereise hatte ihm wohl gethan, aber sieben Meilen war für ihn heut zu viel; er erinnerte sich, daß er das letzte Mal, da er diesen Weg gegangen, die sieben Meilen in anderthalb Stunden zurückgelegt hatte, obwohl er ein schweres Bündel am Stock trug. Am Bahnhof wartete ein Wagen; er nahm den Wagen, und verkürzte sich den Weg durch eine Unterhaltung mit dem Fuhrmann. Der Fuhrmann erzählte ihm von dem Land, seinen Aussichten und den Leuten, die es verlassen hatten. Er erzählte ihm, was ihn am meisten interessirte, daß Mike Scully viele Jahre in „King's County“ als Kutscher in Stellung gewesen, aber er wäre zurückgekommen und hätte sich ein Haus gebaut mit einem schönen Boden aus Steinmörtel. Das Haus hätte eine gute Dachkammer, und Mike würde sich freuen, einen Miether zu bekommen. Bryden erinnerte sich, daß Mike Scully Reitknecht im Herrenhaus auf dem Hügel gewesen und Jockey hatte werden wollen; aber mit einem Mal war er zu einem stattlichen, großen Mann aufgeschossen und hatte nun Kutscher werden müssen. Bryden suchte sich zu vergegenwärtigen, wie Mike aussah. Er erinnerte sich nur, daß er groß und schlank gewesen, und war überrascht, als der Fuhrmann auf einen Mann in mittleren Jahren mit plumpen Hüften wies, der gerade durch das Gutsthor trat.

„Das ist Mike Scully“, sagte der Fuhrmann.

Und Mike war ebenso von Bryden's Erscheinung überrascht. Es dauerte einige Zeit, bis er in dem breitschultrigen Mann, der da vor ihm stand, eine Spur von dem Bürschchen, das nach Amerika gegangen war, entdeckte.

„Du bist 'n hübscher Mann geworden, James. Aber Du hast eingefallene Backen und siehst sehr bleich aus.“

„Ich bin zuletzt nicht recht wohl gewesen, das ist mit ein Grund, weswegen ich zurückgekommen bin. Ich wollt' Euch alle mal wiedersehen.“

Darauf bezahlte James den Fuhrmann, sagte ein „Grüß Gott!“ zu ihm, und James und Mike gingen zusammen den Weg hinan. Mike bestand darauf, James' Reisetasche zu tragen, und sie schlugen den Weg ein, der um den See herumführte, denn die Bauernhäuser lagen weiter zurück. Unterwegs machte James den Vorschlag, er wolle Mike wöchentlich zehn Schilling für Kost und Wohnung bezahlen. Mike war damit ganz einverstanden, und dann fragte ihn James, was aus dem und jenem im Dorf geworden sei.

„Die meisten jungen Leute sind fort, es sind sehr schlechte Zeiten. Ich glaub' nicht, daß einer außer mir eine Fünfpfundnote besitzt. Und da oben im Herrenhaus sind sie auch schlecht dran, so heißt's wenigstens.“

Bryden sah große Veränderungen im Bezirk; er erinnerte sich der dichten, gut gepflegten Wälder, jetzt waren sie vom Wind mitgenommen, die Abzugsgräben verstopft und die Brücke, die über den Seezufluß führte, dem Einstürzen nahe. Der Weg führte zwischen langen Feldern hindurch, wo Viehherden weideten, die Landstraße war aufgeweicht und verwahrlost, so daß sich Bryden wunderte, wie die Bauern ihre Karren darauf fahren könnten. Endlich kamen sie ins Dorf, und der Schlamm vom Regen der letzten Woche war noch nicht getrocknet. Es sah trostlos aus, selbst an einem so schönen Abend, und Bryden dachte, an einem nassen Tage müßten sich sogar die Schweine elend fühlen. So weit er sehen konnte, war Mike's Haus das einzige, worin er sich getraute zu schlafen. Und als sie eintraten, war es ihm seltsam und vertraut zugleich,

*) Aus dem Manuskript übersetzt von Max Meyerfeld.

Hühner in der Küche zu sehen. Aber da er mit der Heimath wieder eins zu werden wünschte, bat er Frau Scully, sie nicht hinauszujagen, denn ihm mache es nichts aus. Darauf erzählte Mike seiner Frau, Bryden sei in Duncannon geboren (so hieß das Dorf), und wie er Bryden beim Namen nannte, reichte sie ihm die Hand, nicht ohne sie vorher an der Schürze abzuwischen, und hieß ihn herzlich willkommen.

„Ich hab' Ihren Vater und Ihre Mutter gekannt, Gott hab' sie selig!"

Mike erzählte ihr, Bryden wolle bei ihnen wohnen und in der Kammer schlafen. Er müsse sich aber, meinte Mike, in der Küche waschen, weil es schwer sei, einen Eimer Wasser die Leiter hinauf zu schaffen bis in die Kammer. Und dann sprach er von dem See, der dicht bei war, und wie angenehm es sei, bei schönem Wetter darin zu baden. In diesem Augenblick kam Frau Scully mit einer Tasse Milch vom Küchenschrank, und Bryden sagte, der Doktor hätte ihm Milch verordnet. Sie meinte, er solle Milch in Hülle und Fülle haben; dann schnitt sie ein Stück Speck ab, legte es in den Topf und sagte, er müsse doch sicher nach seiner langen Reise hungrig sein. Die Männer steckten ihre Pfeife an, und Mike bat Bryden, ihm von Amerika zu erzählen, und während Frau Scully den Topf im Auge behielt, hörte sie aufmerksam zu.

„Wir sind zu alt", sagte sie, „und können nicht dran denken, hinüberzugehen. Wir müssen unsere Tage hier beschließen, aber wir hören gern von Amerika."

„Der Verdienst ist gut genug", sagte Bryden, „aber was nützt das, wenn man von acht Uhr morgens bis zwölf Uhr nachts zu arbeiten hat? Hier arbeitet man, wenn's einem beliebt, und setzt sich hin, wenn's einem beliebt, hier hat man seine Gesundheit. Ich kann Euch sagen, wenn man 'ne leichte Blutvergiftung gehabt hat wie ich, wenn einem die Hände anfangen abzumagern, wie ich's durchgemacht habe, wenn man junge Leute am Stock gehen sieht, dann macht man sich so seine Gedanken darüber, daß gute Luft und Kartoffeln am Ende auch nicht zu verachten sind."

Scullys schwiegen, sie sahen etwas verstimmt aus nach Bryden's Beschreibung von Amerika, und Bryden fühlte sich plötzlich außerordentlich niedergeschlagen. Er hatte sich auf das Wiedersehen mit Mike gefreut, aber Mike war sehr verändert, und es schien, als hätten sie sich in dieser ersten Stunde alles gesagt, was sie sich zu sagen hatten. Bryden war es schon, als müsse er auf und davon; er war gespannt, wie der Abend hingehen würde, und Mike schien darüber nachzudenken, daß es nöthig sei, irgend etwas zu unternehmen. Er stand auf und sagte, er wolle mal durch's Dorf gehen und ein paar Leute mitbringen, die Bryden früher gekannt habe. Bryden aß weiter; gegen neun kamen sie allmählich an. Und er erfuhr, daß der Steinmetz Higgins gestorben, daß Mary Kelly, die im Herrenhaus zu waschen pflegte, verheirathet und nach Amerika gegangen, daß Patsy Carabine im Armenhaus sei. „Aber was hab' ich mit all dem zu schaffen?", fragte sich Bryden, und er hörte sie sagen, sie wüßten mit ihrem Pachtgut nichts anzufangen, wenn sie's umsonst hätten. Ein zerlumpter Buckliger mit grauem Haar, den er sich als jungen Buckligen vorstellen konnte, sagte, die Kartoffeln seien wässerig und es sei keine Kraft drin. Die interessanteste Thatsache, die sie ihm zu berichten hatten, war, daß O'Connor eine Stute und ein Füllen im Werthe von vierzig Pfund verloren habe. So war es eine unendliche Erleichterung für ihn, als sie aufbrachen.

Mike schichtete frischen Torf auf; er hoffte, das Feuer werde so hell leuchten, daß sich Bryden in der Kammer dabei ausziehen könne.

Das Bett, in dem er lag, war nicht schlechter als manches, das er in Newyork gehabt. Aber die Einsamkeit des Landes schien ihm bis auf die Knochen zu gehen und das Mark gefrieren zu machen. Eine Fledermaus war in der Kammer, gegen zwölf Uhr heulte in der Ferne ein Hund, und er zog sich die Decke über den Kopf. Nie war er so unglücklich gewesen. Das Geräusch des an der Seite seiner Frau in der Küche schnarchenden Mike erhöhte noch seine Bangigkeit. Dann schlummerte er ein wenig ein; er lag auf dem Rücken und träumte, er sei wach, und die Menschen, die er abends am Herd gesehen, erschienen ihm wie Gespenster, die aus einer unbekannten Gegend, aus Morast und Sumpfrohr auftauchten. Er streckte die Arme nach seinen Kleidern aus, entschlossen, aus dem Haus zu fliehen, doch in dem Gedanken an die einsamen Wege, die zum Bahnhof führten, fiel er aufs Kissen zurück. Gänse waren auf der Landstraße, ihr Geschnatter hielt ihn wach, aber endlich schlief er ein; er war zu müde, um länger wach zu bleiben, und er wurde erst um acht munter, als Mike die Leiter halb hinaufstieg, ihm zurief und fragte, ob er aufstehen und sein Frühstück haben wolle. „Was wird's zum Frühstück geben?", fragte er sich, als er sich in die Kleider warf. Es gab Thee und heiße Pfannkuchen, außerdem frische Eier. Die Küche sah im Tageslicht freundlicher aus, er hörte Mike nicht ungern zu, als er von seiner Feldarbeit sprach. Es war angenehm, aus der Küche ins Freie zu treten und mit Mike auf die Weide zu gehen.

Mike hatte ein Gut von etwa zwanzig Morgen in Pacht (wenigstens fünfzehn davon waren Brachland); er bepflanzte einen Morgen mit Kartoffeln, etwas Korn und Rüben für seine Schafe. Er hatte ein nettes Streifchen Wiese, und da er die Vermuthung aussprach, das schöne Wetter werde anhalten, kehrte er nach Hause zurück, um die Sense zu holen. Als er den Schleifstein in seinen Gurt steckte, entdeckte Bryden eine zweite Sense, und er fragte Mike, ob er mitgehen und ihm helfen solle.

„Du hast so manches Jahr nicht gemäht, da wirst Du wohl nicht viel helfen können. Geh lieber am See spazieren, aber wenn Du willst, kannst Du am Nachmittag beim Wenden helfen."

Bryden fürchtete, das Seeufer werde sehr einsam sein, aber ist man Rekonvalescent, so bietet die Freude über die wiederkehrende Gesundheit genug Zerstreuung. So verbrachte er den Morgen angenehm am Seeufer, den Enten im Schilfe lauschend.

Der See erzitterte im nebligen Wetter wie ein großer Spiegel, den jemand angehaucht, und Bryden dachte, er könne unabläßig den Flug der Möven beobachten. Eines Tages traf er den Gutsherrn, und sie hatten ein kleines, freundliches Gespräch mit einander. Er erzählte ihm, daß er die letzten vierzehn Jahre in Amerika gewesen und nun nach Duncannon zurückgekehrt sei, in der Hoffnung, wieder gesund zu werden. Nein, er beabsichtige nicht, in Irland zu bleiben, er sei nur auf Besuch da. Der Gutsherr zeigte Interesse für ihn und machte ihm, in der Erwägung, daß er nichts Rechtes mit seiner Zeit anzufangen wisse, das Anerbieten, ihm sein Boot zu leihen. Bryden freute sich darüber; er fuhr um die Inseln, blickte, indem er seine Ruder bei Seite legte, nach den alten Schlössern und dachte an die Piraten der Vorzeit, von denen ihm der Gutsherr erzählt hatte. In jenen frühen Tagen stand der See viel höher als jetzt, und die Steine waren noch da, an denen die Seebewohner ihre Boote befestigt hatten.

Aber neben dem großen See lag noch ein kleinerer im Moor, wo die Bauern ihren Torf stachen. Dieser See war wegen seiner Hechte berühmt, und der Gutsherr erlaubte Bryden, dort zu fischen. Jeden Abend sah er nach seinen Angeln, und als er eines Abends einen Frosch suchte, um ihn als Köder zu benutzen, traf er Mary Dirken, die ihre Kühe zum Melken heimtrieb. Mary Dirken war des Schäfers Tochter und wohnte in einer Hütte nahe beim Herrenhaus, aber sie kam ins Dorf, so oft dort Tanz war, und Bryden war manchmal ihr Partner gewesen. Bis zu diesem Abend hatte er wenig Gelegenheit gehabt, mit ihr zu sprechen. Er mochte sie so gern, daß er seinen Frosch vergaß, und sie vergaß ihre Kühe, und sie standen plaudernd beisammen.

„Du fängst schon an, besser auszusehen", sagte sie, „nun wirst Du uns wohl bald verlassen."

„Warum nicht gar?"

„Ihr dadrüben seid vornehme Leute; ich höre, ein Mann kriegt täglich seine vier Dollar."

„Aber er hat auch viel mehr für Essen und Kleidung zu zahlen als hier. Irland ist besser, als Du denkst."

„Dir ist Irland also", sagte sie, indem sie ihre Augen auf ihn richtete, „lieber als Amerika, Du findest es hier nicht zu einsam?"

Der Gutsherr schoß gerade im Schilf, das um den Moorsee wuchs, und die Sumpfschnepfe schwirrte mit scharfem Geschrei hoch über ihnen.

Sie sahen einen Vogel fallen und beobachteten den Hund, der ihn im Schilf aufspürte; als er ihn gefunden hatte, vergaßen sie den ganzen Vorfall. Bryden bemerkte, daß Mary's Wangen noch frischer waren, als er sie in Erinnerung hatte, daß ihre Zähne klein, weiß und gleichmäßig schön. In diesem Augenblick schaute aus bleichen irischen Augen Bryden eine Frauenseele an. Er war verwirrt, wandte sich ab und, einen Frosch erspähend, der aus einem Grasbüschel hervorlugte, sagte er:

„Ich hab' mich nach einem Frosch für meine Angel umgesehen."

Der Frosch sprang nach rechts und nach links und wär' ihm beinah ins Gebüsch entwischt; doch er fing ihn noch und kehrte, ihn in der Hand haltend, zurück.

„Es ist grad' ein Frosch, wie ihn der Hecht gern hat", sagte er, „sieh nur, was er für einen großen, weißen Bauch und einen hellen, gelben Rücken hat."

Und ohne weitere Umstände stieß er den Draht, an dem der Haken befestigt war, durch den lebenden Körper des Frosches, zerrte ihn durch den Mund, zog die Haken durch die Hinterbeine und knüpfte die Angel an das Ende des Drahts.

„Nun muß ich aber nach meinen Kühen sehen", sagte Mary, „es ist Zeit, sie heimzutreiben."

„Willst Du nicht an den See kommen, wo ich meine Angel auswerfe?"

Sie dachte einen Augenblick nach; der Frosch machte verzweifelte Anstrengungen am Haken.

„Nein, ich kann von hier aus sehen, wie Du Deine Angel auswirfst."

Und sie schaute ihm nach, wie er den Hügelabhang hinabging zum Rand des Sees und seine Angel hineinwarf. Dann trieb sie ihre Kühe heim, und von da an traf sie ihn jeden Abend am Hügelabhang.

Eines Tages sagte sie zu ihm:

„James, es wär' besser, Du kämst nicht so oft hierher."

„Hast Du's nicht gern?"

„Das schon, doch 's ist hierzuland nicht der Brauch, zusammen zu gehen, und ich möcht' nicht ins Gerede kommen."

„Hast Du Angst, der Priester wird von der Kanzel gegen uns sprechen?"

„Er hat gegen das Zusammengehen gesprochen, doch darauf kommt's ja nicht so an, was der Priester sagt. . . . Es ist doch auch nichts dabei, so zu plaudern."

„Nun und . . . Es ist doch auch nichts dabei, zusammen zu gehen."

„Nichts besonderes, aber Heirathen kommen in dieser Gegend anders zustand. Hier scharwenzelt man nicht lange."

Am nächsten Tag wußte man's im Dorf, daß James Mary Dirken heirathen würde.

Seitdem ihm daran lag, sich auf dem Tanzboden vor den Burschen auszuzeichnen, ging's lustig her im Sprengel; schon eine Zeit lang hatte man sich in jedem Haus, wo es nur irgendwie eine Diele zum Tanzen gab, vergnügt, und wenn die Bauern kein Geld hatten, das Faß Bier zu bezahlen, that es James Bryden, damit Mary zu ihrem Tanz käme. Sie erzählte ihm, sie wären manchmal in einen anderen Sprengel hinüber, wo der Priester dem Tanzen nicht so abhold sei, was James in Erstaunen setzte. Am nächsten Morgen bei der Messe wunderte er sich über ihre schlichte Inbrunst. Einige von ihnen hielten beim Gebet die Hände über den Kopf, einige warfen sich zur Erde und stöhnten beim Gebet, und all dies kam James Bryden sehr neu und sehr alt vor. Aber der Gehorsam dieser Leute gegen den Priester überraschte ihn. In seiner Knabenzeit waren sie nicht so gehorsam gewesen, oder er hatte es vergessen, und er lauschte, halb ärgerlich, halb verwundert, dem Priester. Er rief seine Pfarrkinder einzeln auf und zankte sie aus, weil er gehört habe, in ihren Häusern werde getanzt. Auch Liebschaften seien wieder im Sprengel vorgekommen; er beabsichtige, dagegen einzuschreiten. Er wagte sogar von der erniedrigenden Leidenschaft der Liebe zu sprechen, und Bryden konnte trotz seines Aergers ein Lächeln nicht zurückhalten und verglich die Schwäche und Unselbständigkeit der Leute um ihn herum mit der männlichen Thatkraft derer, die er in Amerika zurückgelassen.

Als sie eines Abends beim Tanz waren, klopfte es an die Thür; der Pfeifer hörte auf zu spielen, und die Tänzer flüsterten: „Es hat uns Einer verrathen, — es ist der Priester." Und die Bauern drängten sich, von Scheu ergriffen, um das Feuer in der Hütte und fürchteten sich, die Thür zu öffnen. Doch der Priester sagte, wenn sie es nicht thäten, würde er sich dagegenstemmen und sie gewaltsam öffnen. Alle mit Ausnahme Bryden's hatten Angst. Er sagte, er ließe sich von keinem drohen, ob Priester oder nicht, und schritt auf die Thür zu. Mary packte ihn beim Arm und redete auf ihn ein; wenn er dem Priester etwas sage, würde der von der Kanzel gegen sie sprechen, und sie würden von den Nachbarn gemieden. Darauf ging Mike Scully zur Thür und ließ den Priester herein. Es war ein großer, hagerer Mann, mehr als sechs Fuß hoch, und James dachte, er hätte mit ihm seine liebe Noth gehabt, wenn er versucht hätte, ihn hinauszuwerfen. Er kam herein und sagte, sie wären dabei, ihre Seelen in die Hölle zu tanzen.

„Wenn Euch danach der Sinn steht, thätet Ihr besser, nach Amerika zu gehen."

„Wenn ich damit gemeint sein soll, Herr, so will ich morgen gehen, Mary kann ja nachkommen."

„Mary ist ein braves Mädchen und hat keine Lust — — Das ging gar nicht auf Sie, Mr. Bryden. Sie haben doch nicht das Tanzen in den Sprengel gebracht, Sie haben's bei Ihrer Ankunft vorgefunden."

Frau Scully bat den Priester, seinen Rock abzulegen und sich am Feuer zu trocknen, und er freute sich dieses Zwischenfalls. Er merkte, daß er einen Fehler gemacht, so barsch mit Bryden zu sprechen. Denn er hoffte, ihn zu trauen, Bryden war ein reicher Mann und würde sich als ein guter Kunde erweisen, Bryden würde ihm für die Trauung fünf Pfund zahlen. Ganz gewiß, er hatte ein bischen übereilt gesprochen.

„Ich hab' gar nicht so viel gegen das Tanzen, das Trinken ist es", sagte er, zu Bryden gewandt.

„Keiner ist betrunken."

„Das ist schon wahr", sagte er, indem er sich im Zimmer umblickte, „aber ich kann nicht wissen, ob es keiner sein wird, eh' ich nach Hause gehe."

„Ich bin bei manchem Tanz gewesen, seitdem ich hierher zurückgekehrt bin, und hab' nur sehr wenige betrunken gesehen. Meiner Ansicht nach gibt es beim Tanz nicht die meisten Betrunkenen."

Der Priester schaute flüchtig auf die Weiber, die sich in eine Ecke gedrückt hatten, und es schien Bryden, daß er auf sie als auf das größere Uebel blickte.

„Wie Sie sehen, Mr. Bryden, versteh' ich mich auf meine Pfarrkinder. Sie sind so lange draußen gewesen."

Da er es nun für genug hielt, hieß er sie alle auseinander gehen, und sie machten sich kleinlaut auf den Weg. Mary drängte dem Priester Bryden's Schirm auf, da er seinen vergessen hatte, und ihr zu Liebe war Bryden damit einverstanden.

Als er diese Nacht im Bett lag, dachte er über alles nach; und es schien ihm, als kenne er diese Menschen durch und durch: er war mit ihnen fertig, es gab keine Rückkehr zu ihnen. „Sie thäten alle besser daran, nach Amerika zu gehen“, sagte er, „und dort ein klein wenig unabhängig zu werden.“ Er wollte nicht mehr nachdenken, nur schlafen. Um drei in der Frühe sollte er auf sein, mit Dirken auf einen Jahrmarkt gehen. Er ging dorthin, um seinen künftigen Beruf zu erlernen, wie man Vieh kauft und verkauft. Dirken hatte ihm gesagt, er brauche nichts zu fürchten, der Preis für's Vieh sei im Steigen und das Land auf den Weg der Besserung. Mary sollte von ihm fünfzig Pfund Mitgift bekommen, — sie war sein einziges Kind — und er brächte damit ein großes Opfer; mit diesem Geld und dem Rest von Bryden's Ersparnissen hätte das junge Paar über hundert Pfund auf der Bank, und der alte Dirken erklärte, er hätte in seinem ganzen Leben noch keinen Pächter gekannt, der mit so viel angefangen.

Bald nach Weihnachten sollte die Hochzeit sein; aber James Bryden hatte gesagt, vor dem Frühjahr könne er sein Geld nicht aus Amerika bekommen. Abgesehen davon, daß ihn dieser Verzug ein wenig ängstigte, schien er völlig glücklich und zufrieden. Da erhielt er eines Tages einen Brief von einem Freunde aus Amerika, von einem, der mit ihm in der Destille bedienstet war. Der benachrichtigte ihn, daß die Besitzer an der Börse schwere Verluste gehabt und ihren Bankrott angemeldet hätten, und setzte James auseinander, was für eine außerordentliche Gelegenheit das für sie wäre, die Konzession zu bekommen.

Der Geruch der Großstadtgasse war über den Ozean gedrungen und hatte ihn auf dieser westlichen Landspitze ausfindig gemacht. Mitten in der Nacht erwachte er aus einem Traum: er stieß einen betrunkenen Gast durch die offenen Thüren in die Dunkelheit hinaus. Die Großstadtgasse war ihm fortan beständig in der Nase, und er hörte nur noch den Klang des Geldes, das in die Ladenkasse eingestrichen wurde. Aber wie sollte er Mary Dirken sagen, daß er sie nicht heirathen könne? Das war das Räthsel, das Albdrücken, das ihn aus dem Schlaf aufschreckte.

Sein Freund hatte ihm mitgetheilt, daß, falls er sich entschlösse, zurückzukommen und mit ihm das Anwesen zu kaufen, er sofort kommen müsse; aber Mary Dirken sitzen lassen, erschien ihm so grausam, daß ihn davor schauderte. Er machte sich auf, um sie zu treffen; er wollte ihr die Wahrheit sagen. Er liebe sie nicht, sie wären nicht für einander bestimmt, alles sei nur ein Irrthum gewesen, zum Glück hätte er den Irrthum entdeckt, eh' es zu spät wäre. Aber Mary, als ob sie erriethe, was in ihm vorging, schlang die Arme um ihn und bat ihn, er möge ihr sagen, daß er sie liebe, daß sie sofort heirathen würden. Verblüfft und entmuthigt, hatte er sie stehen lassen. — Er wußte, daß er sie nicht heirathen könne; wenn er noch länger zögerte, es ihr mitzutheilen, würde er die Aussicht auf Erwerb der Wirthschaft verlieren. Nicht die Sucht nach Geld gab ihm das Gefühl ein, daß er Mary Dirken nicht heirathen könne, sondern dieser kahle Landstrich, die im Winkel hockenden Hennen, der Priester, der kam, um das Tanzen zu verbieten, und mehr als all dies: der Geruch der Großstadtgasse, der über den Ozean gedrungen war. Er war fast entschlossen, fortzugehen, ohne einem ein Sterbenswörtchen zu sagen. Mitten auf dem Weg war er stehen geblieben, es zu Ende zu denken. Zu beiden Seiten des Wegs lag ein armseliger Garten, und er haßte den kleinen Hügel, auf dessen Anhöhe das Dorf begann; mehr als alles andere haßte er das Haus, wo er nach seiner Verheirathung mit Mary Dirken wohnen sollte. Er konnte es sehen, von da, wo er stand, es lag am Rand des Sees. Zwanzig Morgen Weideland umgaben es, denn der Gutsherr hatte ihnen einen Theil seines Besitzes abgetreten. In diesem Augenblick ward er Mary gewahr; er rief ihr zu, sie solle durch den Zaun kommen, und sagte:

„Mary, ich hab' gerad' einen Brief aus Amerika bekommen, ich muß sofort hinüber, ich muß mit dem nächsten Schiff fort. In einem Monat werd' ich wieder da sein, und Anfang Sommer wollen wir heirathen. Es ist ja nur ein ganz kleiner Aufschub.“

„James“, sagte sie, „glaubst Du, daß Du je wiederkommst?“

„Glaubst Du's nicht? Warum sagst Du das? Komm' ich denn nicht wieder, um Dich zu heirathen? Oder möchtest Du nach Amerika mitgehen?“

„Wenn Du erst Amerika wieder gesehen hast, würdest Du ja doch hier nie mehr zufrieden. Wann gehst Du, James?“

„Jetzt gleich. Ich komme knapp noch zur rechten Zeit, wenn ich den Zug erreichen will, ich muß mich eilen. Vielleicht treff' ich jemand unterwegs, der mich mitfahren läßt.“

„Wo soll ich Dir Deine Kleider hinschicken? Läßt Du sie zurück?“

„Ich schreibe, ich telegraphire.“

Er stürzte davon. Er wollte ihren Vater nicht mehr treffen, wollte keine Auseinandersetzungen mehr und fühlte sich erst in Sicherheit, als er im Zug saß. Vierzehn Tage später war er in seiner Gasse. Vier Wochen später kauften er und sein Freund die Destille; und der Dunst der Destille und des Alkohols und das Geschrei der Menschenmassen auf der Straße waren ihm vertraut, und er sprach manches Dankgebet, dafür daß er dem Leben auf jener westlichen Landspitze entronnen. Er heirathete, hatte Kinder, sie wurden älter und er wurde alt, sein Weib starb, das Geld kam und ging. Aber diese Dinge waren die Begebenheiten seines Lebens und schienen merkwürdig unpersönlich. Jeder hat ein persönliches Leben, das keiner außer ihm kennt: James Bryden's persönliches Leben war seine Erinnerung an Mary Dirken; ganz deutlich sah er den öden Hügelabhang mit dem Moorsee und den Binsen rings herum und den größeren See in der Ferne und dahinter wellenförmige Umrisse ferner Berge.

George Moore.

Das österreichische Sprachenrecht. Eine Quellensammlung. Von Dr. Alfred Fischel. Brünn. Friedr. Irrgang. 1901.

Die politischen Kämpfe um das Sprachenrecht in Oesterreich sind Machtkämpfe. Sie wären erbittert, auch wenn sie um das künftige Recht ausgefochten würden, denn sie sind ein Ringen um die Hegemonie zweier Kultur- und Sprachkreise. Allein ihre Heftigkeit, die Gewalt, alle Leidenschaften aufzurütteln, entspringt nicht zum letzten Theile daher, daß der geltende Rechtszustand ungewiß ist. Jede Maßregel wühlt die Bevölkerung um so tiefer auf, weil bald der eine, bald der andere Theil wider bestehendes Recht benachtheiligt zu sein behauptet Es herrscht über die grundlegenden Fragen zwischen den Parteien heller Zwist, weil das positive Recht unklar, ja zum großen Theil unbekannt ist. Das Sprachenrecht theilt dieses Schicksal mit allen jenen Materien, die seit dem Uebergange aus dem absolutistischen in das verfassungsmäßige Regime noch nicht einer gesetzlichen Neuregelung unterzogen wurden. Die unbeschränkte Gewalt des Monarchen hatte der genauen Fixirung entbehren können, da sie, ihres Wollens wohl bewußt, in jedem einzelnen Falle die nöthige Weisung gab. Bis zum Jahre 1848 war zweifellos die deutsche Sprache alleinige Staats- und Behördensprache. Doch ist dieser Rechtszustand nirgends so deutlich festgelegt, daß man sich in jedem Streitfalle heute noch auf eine unumstößliche Bestimmung stützen kann. Wäre dies möglich, so entfiele ein großer Theil der Streitpunkte, da seither außer dem unglücklichen Art. 19 der Verfassung eine gesetzliche Norm allgemeiner Natur nicht erfloß. Die Interpretationskünste, welche mit dem Art. 19 geübt werden, sind nur möglich, weil es streitig ist, was vorher herrschendes Recht war. Seit der Art. 19

Gesetz ist, wurden eine Menge Verordnungen erlassen. Jede einzelne erregt Streit, weil jedesmal die Frage aufgeworfen werden kann: Widerspricht sie nicht dem gesetzlichen Zustand, wie er vor der Verfassung bestand und zweifellos durch Art. 19 nicht beseitigt ist? Oder: Ist sie konform diesem Rechte, aber widerspricht sie der durch Art. 19 anerkannten „Gleichberechtigung“? Der Zwist kann nur auf Grund einer vollständigen Kenntniß des gesammten Rechtsstoffes entschieden werden; eine solche aber ist nicht leicht zu erwerben. Es fehlte bisher eine Sammlung aller sprachrechtlichen Normen. Die Uebersicht über die schwierigste und wichtigste Frage der inneren Politik war eine Art Geheimlehre, in die Laien nicht eindringen konnten. Da ist es denn verwunderlich, daß ein Buch, wie die Quellensammlung Dr. Fischel's nicht längst verfügbar ist. Eine nicht unwesentliche Schwierigkeit stellte einem solchen Werke die Taktik der Regierungen entgegen. „Wird doch in manchen Ministerien und an anderen obersten Stellen die Kenntniß des letzteren (des Sprachenrechts) in seiner stufenweisen Entwicklung als eine Art Geheimlehre betrachtet, in welche Unberufenen einzudringen durch Versiegelung der Akten verwehrt wird. . . .“ Um so dankenswerther ist es, daß der Verfasser die Energie aufwandte, das zerstreute Material, das sich seit 1526, dem Geburtsjahre der Monarchie, in Erlässen des Landesherrn, Ständebeschlüssen, Ministerialverordnungen, Entscheidungen der höchsten Stellen angesammelt hat. Die lückenlose Sammlung gestattet eine Verfolgung des sprachlichen Rechts durch alle Phasen seiner Entwicklung. Der werthvollen Zusammenstellung der Urkunden hat Dr. Fischel eine Darstellung des Entwicklungsganges der deutschen Geschäftssprache vorausgeschickt, die in knapper Form die Geschichte der Regierungssprache erzählt, die politischen Gedanken klar aufzeigt, welche in den einzelnen Phasen zur Erweiterung oder Einschränkung der deutschen Staatssprache führten, endlich unter scharfeindringender Analyse aller Rechtsgedanken die wichtigsten Streitpunkte, zum Theil durchaus originell, löst und eine Beschreibung der heutigen Gestaltung des Rechtes gibt. Diese Einleitung gehört zu dem Besten, was die reiche Sprachenlitteratur in Oesterreich hervorgebracht hat. Sie unterrichtet auch den Fernerstehenden so kurz als erschöpfend über das politische und juristische Wesen der wirren österreichischen Sprachenkämpfe. Die Untersuchung mündet in die Mahnung an die deutschen Politiker, bei ihren Forderungen von der Grundlage auszugehen, daß die deutsche Regierungssprache auch heute noch in Oesterreich geltendes Recht ist.

R.

Georges Blondel: La France et le Marché du Monde. Paris 1901.

Das vorliegende Buch gibt einen Ueberblick über die Weltwirthschaft und weist mit Nachdruck auf die Gefahren hin, die sich aus der weltwirthschaftlichen Lage für Frankreich ergeben. Diese Gefahren machen sich in jedem Lande allen denen bemerkbar, die in der Weltwirthschaft nur eine Summe von Interessengegensätzen sehen, gegen die sich die einzelnen Völker zu wehren haben. Bei der Einseitigkeit dieses Gesichtspunktes vergißt man natürlich, daß die Interessensolidarität in der Weltwirthschaft überwiegt und immer mehr an Bedeutung zunimmt, und daß der Vortheil, der daraus für die einzelnen, am Weltverkehr betheiligten Länder entspringt, selbst durch eine bornirte Schutzzollpolitik nicht völlig aufgehoben werden kann. Dieser Vortheil besteht aber vor allem darin, daß die einzelnen Volkswirthschaften, indem sie sich in die Weltwirthschaft wie Glieder in einen höheren Organismus einfügen, auch der größeren Lebenskraft und der vollkommeneren Gesetzmäßigkeit desselben theilhaftig werden. Es ist der gleiche Prozeß, der sich vollzog, als die Dorfwirthschaft in die Stadtwirthschaft und die Stadtwirthschaft in die Territorialwirthschaft überging. Die niederen Organismen gehen nicht zu Grunde, indem sie von den höheren abgelöst werden, sie verlieren nur einen Theil ihrer Selbständigkeit, erweitern aber ihre Lebenssphäre und gewinnen an Lebensenergie. Die extensive Entwicklung, wie sie der Weltverkehr mit sich bringt, wird von einer intensiven begleitet, und in demselben Verhältniß, wie die internationalen Beziehungen wachsen, gewinnt auch die Nationalität stetig an Macht und Bedeutung.

In der Kulturgemeinschaft, welche sich auf der festen und breiten Grundlage der Weltwirthschaft erhebt, kann von einem gegenseitigen Vernichtungskampf der zu ihr gehörenden Völker nicht die Rede sein. Es würde sich daraus ja ein unlösbarer Widerspruch ergeben. In ihr streben sie alle im friedlichen Wettbewerb nach einem und demselben Ziele und arbeiten Hand in Hand.

Während im wirthschaftlichen Leben die Bedeutung dieser Interessensolidarität häufig genug nicht erkannt wird, ist sie im wissenschaftlichen Leben eine unbestrittene Thatsache. Sie ist erst kürzlich bei der Geburtstagsfeier Virchow's klar in die Erscheinung getreten. In dieser Thatsache liegt aber auch die tröstliche Bürgschaft, daß alles, was die Völker trennt und entzweit, vor der Macht der sie zu einer Gemeinschaft verbindenden Kulturfaktoren mit der Zeit verschwinden muß. An diesem friedenverheißenden Werke arbeitet auch Georges Blondel, einer der hervorragendsten Nationalökonomen des heutigen Frankreichs. Er hat es sich besonders angelegen sein lassen, durch seine Werke*) bei den Franzosen Verständniß und Würdigung für Deutschlands wirthschaftliche Entwicklung zu wecken. Ueber die nationalen Gegensätze hinaus.

L. Katzenstein.

Ludwig Uhland's sämmtliche Werke. Mit einer litterarisch-biographischen Einleitung von Ludwig Holthof und dem Bildniß des Dichters. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden 4 Mark.

Zur Erfindung der Buchdruckerkunst mußte die Verbilligung der Bücher hinzukommen, um die gewaltige Umwälzung, die damals eingeleitet war, dem Abschluß zuzuführen. Man kann kühnlich behaupten, daß geistig heute auch die Massen, soweit sie intellektuelle Bedürfnisse haben, nicht mehr zu darben brauchen, während sie körperlich noch so vielfach darben müssen. Auf geistigem Gebiet wenigstens gibt es keine Partei von solchem Einfluß gleich dem der Junker, die dem Volke wie das tägliche Brot so das Sonntagsbrot seelischer Erholung und Läuterung vertheuern könnte. Das Agrarierthum ist noch heute erfolgreich, während die Kirche seit dem sechszehnten Jahrhundert ihre Macht über die Geister schwinden sieht.

Alle Werke Ludwig Uhland's, seine dichterischen wie wissenschaftlichen Arbeiten liegen jetzt gut gebunden, sauber gedruckt, ein Porträt dazu, für 4 Mark vor. Die Originalausgabe seiner wissenschaftlichen Werke hat einmal 83 Mark gekostet, jetzt erhält man sie zugleich mit den Poesien für den zwanzigsten Theil jenes Preises. Das ist eine kulturhistorische Thatsache, die mehr bedeutet für die menschliche Entwicklung, als oft in langen lärmenden Sessionen der Parlamente geleistet wird. Aus diesen lautlosen Umwälzungen muß allmählich eine neue Menschheit hervorgehen; sie schöpft ihre sittlichen und geistigen Kräfte aus Quellen, die noch vor kurzer Zeit nur einem kleinen Kreise zugänglich gewesen sind, und neben die Schule tritt damit eine Macht, die weit mehr bedeutet als jene, da sie zugleich die reifen Jahre beeinflußt.

Es kann aber in Deutschland keinen besseren und edleren Erzieher geben, als gerade Uhland. Diese billige Gesammtausgabe seiner Werke ist daher freudig zu begrüßen, und auch die biographische Einleitung ist sachgemäß, nur der Ton sänftiglicher Entschuldigung für Uhland's politische Thätigkeit berührt unangenehm. Diese Nüance ist so bezeichnend für unsere Tage. Vom Jahre 1848 spricht der wohlerzogene Deutsche, der die Schroffheiten meidet, zum wenigsten im Tone mißbilligender Zurückweisung. Und doch liegen in jenem Jahre die Keime der Versailler Kaiserproklamation. Daß Uhland aber die achtundvierziger Leiden handelnd mitdurchlebte, verwebt seine Gestalt nur um so unlöslicher mit dem edelsten Streben der deutschen Nation.

—n.

---

*) Vgl. Etudes sur les populations rurales de l'Allemagne et la crise agraire, Paris 1897, und
L'essor industriel et commercial du peuple allemand, Paris 1900.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 19. Berlin, den 8. Februar 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Endlich! Die offiziöse Presse gesteht ein, daß der Zolltarifentwurf des Grafen Posadowsky in Gefahr schwebt, durch die Agrarier getödtet zu werden. Die agrarischen Forderungen seien übertrieben; die Regierung könne diesen Forderungen nicht zustimmen, und würden sie aufrecht erhalten und in den Gesetzentwurf hineingebracht, dann müsse die Regierung die Vorlage fallen lassen. Also eine Krisis in voller Schärfe, heraufbeschworen durch die Agrarier.

Nur einer Regierung konnte diese Wendung Ueberraschung bereiten, die die staatsmännische Unbesonnenheit besaß, den Entwurf des Grafen Posadowsky vorzulegen. Was sollte denn die Agrarier veranlassen, ihre Forderungen herabzudrücken? Sie wollen überhaupt keine Handelsverträge; sie erachten Handelsverträge als ein Uebel; und sie wollen gewiß keine Handelsverträge, die ihnen nur eine Zollerhöhung in den Grenzen des Minimaltarifs bringt. Wenn man auf dem Standpunkt steht, daß der erfreulichste Zustand der ohne Handelsverträge ist, dann wird man doch wirklich nicht einem Gesetzentwurf zustimmen, der Handelsverträgen zustrebt, und der damit schon vom rechten Wege abführt, und der überdies das noch viel schwerer zu sühnende Verbrechen begeht, die erregte Begehrlichkeit der Agrarier durchaus nicht zu befriedigen. Die Agrarier wollen sich selbst bereichern, und sie wollen aus politischen Gründen, Handel und Industrie schädigen, warum also aus Schonung gegen Handel und Industrie einem Gesetzentwurf zustimmen, der dieser Bereicherung engere Grenzen zieht?

Zu diesen prinzipiellen Erwägungen kommen solche taktischer Art hinzu? Wenn man sich jetzt bereits auf die Sätze des Minimaltarifs festlegt, wo soll alsdann der Stoff für weitere agrarische Agitationen hergenommen werden? Auf solche Weise würde die Agitation des Bundes der Landwirthe sich ja höchst eigenhändig den Mund verbinden. Und ein Agitationsverband wie dieser zerfällt und spricht sich selbst das Todesurtheil, wenn er nicht seine Daseinsberechtigung durch die Erregung von Unzufriedenheit tagtäglich erweist. Ebenso wenig wie das Centrum sich in seinen kirchenpolitischen Forderungen jemals befriedigt erklären kann, ebensowenig vermag dies der Bund der Landwirthe. Will diese agrarische Vereinigung lebendig bleiben, so muß sie die Nothwendigkeit ihrer Existenz stets und ständig erweisen, so muß sie darthun, daß das Großgrundbesitzerthum nur im Bunde seine wirksame Vertretung findet, und es hieße doch zu Gunsten der Regierung auf diese Vertretung verzichten, wollte man eingestehen, daß die Vorlage der Staatsbehörden alles Wünschenswerthe und Nothwendige bereits gewährt. Schwerlich werden sich die Führer des Bundes der Landwirthe zu diesem Bekenntniß verstehen und ganz gewiß nicht im gegenwärtigen Augenblick.

In kürzester Zeit wird die Generalversammlung des Bundes der Landwirthe stattfinden; sollen alsdann die Führer des Bundes sagen: Unsere Interessen sind bei der Regierung außerordentlich gut aufgehoben; wir erhalten, was gefordert werden kann? Man wird voraussetzen dürfen, daß sie genau das Gegentheil behaupten werden; sie werden darthun, daß die Nothwendigkeit für die Existenz des Bundes um so augenscheinlicher erwiesen sei, da nicht nur die Opposition im Parlament, sondern auch die Regierung die Landwirthschaft preiszugeben, zu verrathen bereit sei. Man darf annehmen, daß Graf Bülow einige kräftige Wörtchen zu hören bekommen wird.

Und vom Standpunkte der Agrarier aus wäre solches Vorgehen durchaus logisch. Es mag sein, daß die Bündler unter Protest in einer äußersten Zwangslage einer geringeren Steigerung der landwirthschaftlichen Zölle zustimmen, dann nämlich, wenn eine weitere Steigerung unter gar keinen Umständen zu erlangen ist, und wenn die Fortsetzung der Opposition auch jenen Gewinn gefährden könnte. Aber der ganze Streit um den jetzigen Entwurf hat ja am letzten Ende nur die Bedeutung der Formulirung eines Wunschzettels.

Ob die Regierung diesen Wunschzettel erfüllen kann, hängt zugleich von den auswärtigen Mächten ab. Und sich schon in ihren Wünschen, in ihren theoretischen Ansprüchen von vornherein zu beschränken, das wird den Bündlern kaum beifallen; dazu ist im äußersten Nothfalle Zeit, wenn das Ausland gesprochen hat. Aber seiner eigenen Staatsregierung gegenüber braucht man sich solche Beschränkung doch nicht aufzuerlegen; der Bund der Landwirthe wird das schwerlich thun.

Und die Bündler werden zur Bescheidenheit gewiß nicht erzogen werden durch jene sanften offiziösen Ermahnungen, die ihnen jetzt zu Theil werden. Graf Bülow kennt den Charakter der Agrarier nicht, wenn er auf diese Weise zum Ziele zu gelangen hofft!

Sie wollen Handel und Industrie in ihrer Entwicklung überhaupt hemmen; sie wollen Handel und Industrie herabdrücken und sie wollen daher, wenn möglich, überhaupt keine Handelsverträge, und sie wollen sich selbst gewiß nicht genügsam bescheiden, um einer internationalen handelspolitischen Entwicklung Vorschub zu leisten, die ihnen in tiefster Seele verhaßt ist.

Um den vorgelegten Tarifentwurf zu retten, muß die Opposition der Agrarier besiegt werden; es ist sehr fraglich, ob das gelingt. Um den vorgelegten Tarifentwurf zu retten, muß aber auch die Opposition der Linken besiegt werden; es ist ebenso fraglich, ob dies gelingt, und wenn diese beiden Klippen umschifft sind unter größten Anstrengungen und größten Schwierigkeiten und unter Entfesselung aller Leidenschaften auf allen Seiten, dann muß die Regierung von vorne anfangen, und unter erschwerenden Umständen die Verhandlungen mit dem Auslande beginnen; und wenn diese Verhandlungen mit dem Auslande zum Abschluß gebracht sein sollten, dann beginnt der Kampf im deutschen Reichstage von neuem.

Wenn eine Prämie darauf gesetzt worden wäre, die Schwierigkeiten für die deutsche Regierung zu steigern und die handelspolitischen Aussichten Deutschlands nach allen Seiten hin zu verschlechtern, so müßte dem Vorgehen, wie es geübt wird, der Preis zuerkannt werden. Graf Posadowsky ist ein geschickter Mann, aber seine Fähigkeiten hören gerade da auf, wo ein gewandter und fleißiger Bureaukrat über das Schreiberwerk und über die parlamentarische Redegewandtheit hinaus staatsmännische Eigenschaften einzusetzen hätte. Und in dieses bureaukratische Dorngestrüpp hat sich auch Graf Bülow hineinführen lassen, weil ihm die Kraft zu rücksichtslosem Abbiegen fehlte.

Wie zu erwarten war, hat die englische Regierung es höflich abgelehnt, auf die holländischen Vorschläge zur Beilegung des südafrikanischen Krieges einzugehen. Immerhin kann man die Hoffnung hegen, daß weitere Verhandlungen folgen werden.

Die englische Regierung hat selbst auf die Möglichkeiten hingewiesen, wie ein besseres Ergebniß erzielt werden könnte. Die Verhandlungen sollen in Afrika selbst geführt werden zwischen den dortigen befehlenden Männern und Lord Kitchener. In der That empfiehlt sich das. Allein, ob die kämpfenden Buren hierzu bereit sind? Und ob England annehmbare Bedingungen zu stellen bereit wäre?

In jedem Falle wird man voraussetzen dürfen, daß der frühere Standpunkt Chamberlain's nicht mehr jener der englischen Regierung ist. Wäre dies der Fall, so bedürfte es keiner Verhandlungen; denn sind die Republiken annektirt, so gibt es nur noch eine militärische Frage in Südafrika, und es ist ein Raum für Verhandlungen darüber nicht mehr vorhanden, wie das künftige Schicksal der Republiken zu gestalten sei. Es scheint, daß diese letzte Möglichkeit in England nun doch offen gehalten werden soll.

Ein Theil der englischen Presse bemüht sich, die Wirkung der Reise des Prinzen Heinrich nach den Vereinigten Staaten abzuschwächen; man wünscht Antipathien drüben gegen Deutschland aufzustacheln, und man streut in englischen Zeitungen daher die Behauptung aus, Deutschland habe sich bei dem spanisch-amerikanischen Konflikt in versteckter Feindschaft gegen die Vereinigten Staaten zu stellen gesucht. Die Behauptung ist unwahr, und der Versuch mit dieser Unwahrheit zu operiren, verräth nur von neuem, daß die englische Presse es verlernt hat, politisch klug zu operiren. Die Amerikaner sind zu verständig, um sich auf solche Weise fangen zu lassen, und die einzige Wirkung jener Ausstreuungen wird daher die sein, daß die Verstimmungen in Deutschland gegen England neue Nahrung erhalten. Ist dies ein erstrebenswerthes Ziel für die englische Politik; sind die Schwierigkeiten für England in der Welt noch nicht groß genug? Es scheint wirklich, daß die englische politische Klugheit im Schwinden begriffen ist, und jedenfalls vermag sie sich der heutigen Weltlage nicht anzupassen.

* * *

Die amtliche „Erhebung über die Rentabilität typischer Landwirthschaftsbetriebe“.

Der Zolltarifkommission ist eine Drucksache: „Erhebung über die Rentabilität typischer Landwirthschaftsbetriebe“ zugegangen, welche den Beweis erbringen soll, in wie hohem Maß die Verzinsung des in der Landwirthschaft angelegten Kapitals sowie die des Werths von Grund und Boden hinter dem landesüblichen Zinsfuß zurückbleibt. Als Folge dieses Ergebnisses wird gefordert, die Landwirthschaft rentabler zu gestalten, und als Mittel hierzu soll die Erhöhung der Agrarzölle dienen.

Die Erhebungen sind vom deutschen Landwirthschaftsrath durch die Landwirthschaftskammern oder, wo es solche nicht gibt, durch die sonstigen landwirthschaftlichen Centralvereine durch Versendung von Fragebogen vorgenommen worden. Von den beantwortet zurückgereichten erwiesen sich nur 1525 als brauchbar, da „die Erhebung eine geordnete Buchführung zur Voraussetzung hatte und alle unzulänglich beantworteten Fragebogen von vornherein von der Bearbeitung ausgeschieden worden sind“.

Freilich ist damit noch gar nicht bewiesen, daß die als „brauchbar“ befundenen beantworteten Fragebogen auch wirklich auf geordneter Buchführung beruhendes wahrheitsgetreues Material enthalten.

Ein ostpreußischer Landwirth schreibt mir darüber:

„Es ist mir bekannt, daß dem ganzen Ostpreußischen landwirthschaftlichen Centralverein in Königsberg rund 120 Fragebeantwortungen eingereicht sind, von denen etwa 60 ganz ungenügend waren, und die übrigen 60 behandelten nur die Gruppe der neunziger Jahre, konnten also den Kern der Frage nicht beantworten. Dem Centralverein für Litthauen wurden etwa 40 Antworten eingereicht. Auf meine Frage an den damaligen Generalsekretär, wie viele von diesen aus Buchführungen heraus und wie viele Phantasieantworten ad hoc seien, erhielt ich die Antwort, daß sich das seiner Kenntniß entzöge. Von einem Kreisverein weiß ich, daß „gemachte Antworten“ eingereicht wurden.“

Da aus dem Regierungsbezirk Königsberg von 100, aus Gumbinnen von 38 Betrieben die Ergebnisse der Erhebungen mitgetheilt sind, so dürfte recht viel „Phantasiearbeit“ in diesem „Material“ enthalten sein. Und so wie in Ostpreußen dürfte wohl noch in manchen anderen Gegenden verfahren worden sein.

Eine eigentliche eingehende Kritik der „Erhebung über die Rentabilität typischer Landwirthschaftsbetriebe“ erweist sich schon um deswillen als unmöglich, weil das Urmaterial, die beantworteten Fragebogen, gar nicht mitgetheilt werden, sogar nicht einmal das Schema derselben. Es wird be-

richtet, wie einzelne Landwirthschaftskammern bei der Erhebung verfahren sind, was den Schluß nahe legt, daß andere ganz anders verfahren sind; im Uebrigen soll man die Schlußergebnisse auf Treu und Glauben als richtig hinnehmen; jede Nachprüfung durch eine Kritik ist unmöglich; die „Erhebung“ bringt demnach keinen „Beweis“, sondern lediglich eine „Behauptung“ und zwar nur eine solche von interessirter Seite.

Handelt es sich bei den „untersuchten Betrieben aber denn wirklich um typische?

Die Landwirthschaftskammer von Schlesien verneint diese Frage, weil nur seitens des „mit besonderer Intelligenz, mit besonders angestrengtem Fleiß und mit verhältnißmäßig reichem Betriebskapital bewirthschafteten Besitzes“ die Fragen beantwortet seien, während die anderen sich gescheut hätten, einen Einblick in ihre Verhältnisse zu gewähren.

Gewiß können solche Momente bei Einzelnen mitgewirkt haben, aber in weit stärkerem Maße dürfte die Scheu vorgelegen haben, günstige Betriebsresultate nicht mitzutheilen, da man damit ja hätte zugeben müssen, wie wenig Ursache man zum Schreien habe, wie wenig man berechtigt sei, eine künstliche Vertheuerung seiner Erzeugnisse durch Zollerhöhungen zu fordern.

Aber noch aus ganz anderen Gründen handelt es sich bei der „Erhebung“ nicht um die Typen der deutschen Landwirthschaftsbetriebe, ist es grundverkehrt, daraus diejenigen allgemeinen Schlüsse zu ziehen, die daselbst merkwürdiger Weise gezogen werden.

Seite 6 heißt es: „Die höchste Verzinsung zeigen die Betriebe in Schwarzburg-Rudolstadt mit 3,6 Proz.“, ferner Seite 8: „Verhältnißmäßig am wenigsten tritt die Viehzucht als Einnahmequelle hervor in den Betrieben von Rudolstadt (27,1 Proz.)“ u. s. w.

Es sind aus Schwarzburg-Rudolstadt insgesammt 3 Betriebe, einer von 34, einer von 112 und einer von 210 ha untersucht worden, wobei übrigens der Werth des Betriebes von 34 ha auch mehr als 150 000 M. beträgt. Nun besitzt das Fürstenthum aber 12 950 Landwirthschaftsbetriebe unter 20 ha Größe mit 29 342 ha landwirthschaftlich benutzter Fläche, nur 294 Betriebe von 20—100 ha mit 9 657 ha und nur 20 Betriebe über 100 ha mit 5 060 ha landwirthschaftlicher Fläche. Die Betriebe bis 20 ha halten 1 474 Pferde, 14 747 Stück Rindvieh und 20 959 Schweine, die über 20 ha großen 1 121 Pferde, 4 142 Stück Rindvieh und 3 998 Schweine oder pro 100 ha wurden gehalten bei den Betrieben unter 20 ha 5 Pferde, 50,5 Stück Rindvieh und 71,4 Schweine, bei den Betrieben über 20 ha aber nur 8 Pferde, 28 Stück Rindvieh und 27 Schweine. Demnach dürfte selbst im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt die Einnahme aus der Viehzucht nicht 27,1 Proz., sondern über 50 Proz. der Gesammteinnahme aus dem Verkauf eigener Erzeugnisse der Landwirthschaft ausmachen.

Und wie in diesem Minaturfürstenthum, so vernachlässigt die „Erhebung“ die kleineren Betriebe in allen anderen Erhebungsbezirken. So wird aus Sachsen-Coburg-Gotha nur einer der 75 Großbetriebe, keiner der 29 383 Klein- und Mittelbetriebe berücksichtigt, obgleich die Fläche der ersteren kaum 1/7 der landwirthschaftlich benutzten Gesammtfläche ausmacht.

Im Königreich Preußen hat man Material für die Rentabilität der 2 048 113 landwirthschaftlichen Betriebe unter 2 ha nur von 4 Betrieben aus der Provinz Brandenburg beigebracht, in allen anderen Provinzen hat man es nicht der Mühe werth gehalten, auch nur sich um einzigen zu kümmern. In Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen, Schleswig-Holstein, Hannover und im Regierungsbezirk Kassel haben auch die Betriebe von 2—5 ha landwirthschaftlich benutzter Fläche eine Untersuchung nicht gelohnt; nur in Brandenburg hat man die Erhebungen auf 5 von 38 077 vorhandenen, in Westfalen auf 2 von 47 372 in Hessen-Nassau auf 2 von 48 241 in der Rheinprovinz auf 3 von 85 283 und in Hohenzollern auf 2 von 4370 ausgedehnt.

Nicht sehr viel besser sind in Preußen die Betriebe von 5—20 ha, die eigentlichen Bauernwirthschaften fortgekommen: so fehlen darüber Angaben im Regierungsbezirk Gumbinnen, in Posen, Schlesien und Schleswig-Holstein, obgleich davon in Ostpreußen 25 688 mit 382 145 ha, in Posen 41 125 mit 434 883 ha und in Schlesien 80 326 mit 751 114 ha vorhanden sind. Im Regierungsbezirk Königsberg hat man ganze 2, in Westpreußen 3 von 27 774, im Pommern 2 von 31 424, in der Provinz Sachsen 4 von 42 357, in Schleswig-Holstein 2 von 22 997 in die Erhebungen einbezogen. Aus Brandenburg wird das Material von 21, aus Westfalen von 22, aus der Rheinprovinz von 47 und aus Hohenzollern von 10 Betrieben beigebracht.

Im übrigen Deutschland ist es nicht besser; von den 1 188 254 nichtpreußischen Betrieben unter 2 ha ist wirklich einer in der bayerischen Pfalz herangezogen, von den 493 538 Betrieben von 2—5 ha landwirthschaftlich benutzter Fläche insgesammt 19 davon je einer aus Bayern rechts und links des Rheins, je 2 aus Württemberg, Baden und Elsaß, 5 aus Hessen und 6 aus Lothringen. In Mecklenburg-Schwerin, Oldenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Anhalt, beiden Schwarzburg, Reuß ä. L., Lippe, Lübeck erstreckt sich die Erhebung nicht einmal auf die eigentlichen Bauernbetriebe von 5—20 ha.

Es ist nun doch ein absolutes Unding, daß der eine Landwirthschaftsbetrieb unter 2 ha in der bayerischen Pfalz, die 4 in Brandenburg irgendwie „typisch“ sein können für die 3 236 367 Betriebe dieser Größenklasse in ganz Deutschland; und um nur weniges besser ist es bezüglich der beiden nächsten Größenklassen; aber ebenso verfehlt ist es einen Riesenbetrieb von 3349 ha landwirthschaftlich benutzter Fläche in die Sammlung aufzunehmen; derartige Einzelbetriebe — und um diese handelt es sich, nicht um Besitzgrößen — sind überhaupt nicht typisch in Deutschland, allermindestens aber müssen, um Ergebnisse allgemeinerer Natur zu gewinnen, solche Riesenbetriebe ausgeschieden werden; dieser eine spielt für das Gesammtresultat eine größere Rolle als alle Betriebe bis 20 ha zusammengenommen.

Als das wichtigste wissenschaftliche und praktische Ergebniß der „Erhebung“ hat man allgemein aufgefaßt, daß von den Gesammteinnahmen aus dem Verkauf selbsterzeugter Produkte auf Getreide 26,4 Proz., auf andere Ackerfrüchte 16,3 Proz., auf Vieh und Viehprodukte 40,6 Proz., auf technische Nebengewerbe 8,9 Proz., auf Wald 1,1 Proz., Wein 0,4 Proz. und auf die übrigen Einnahmen 6,3 Proz. entfallen.

Schon das Resultat, wonach die Einnahmen aus der Viehzucht — einschließlich der Geflügelzucht — 40,6 Proz., die aus dem Verkauf aller Getreidearten nur 26,4 Proz. der Gesammteinnahmen ausmachen, erschien als ein schwerwiegendes Argument gegen die Erhöhung der Getreidezölle; selbst in den Kreisen, welche die Erhebung veranlaßt und veranstaltet hatten, war man über dieses Ergebniß so konsternirt, daß man sorgfältige Geheimhaltung desselben proklamirte; als es leider doch durchsickerte, mußte dieser Eindruck abgeschwächt werden, was auf Seite 8 mit Folgendem geschieht:

„Das Verhältniß zwischen Getreide und Vieh wird der Natur der Erhebung nach dadurch zu Ungunsten des ersteren verschoben, daß der Wirhschaftsbedarf an Getreide ganz, der an thierischen Produkten dagegen nur zum Theil aus der Wirthschaft entnommen zu werden pflegt: dementsprechend wird von thierischen Erzeugnissen mehr in baare Einnahmen umgewandelt.“

Die Behauptung dürfte selbst für die befragten Betriebe nicht zutreffen. Der Bedarf an Milch, Butter, Käse, Geflügel und Eiern wird wohl durchgehends ganz aus der eigenen Wirthschaft entnommen; eine Ausnahme machen die Wirthschaften, welche Butter verkaufen und für den eigenen

Bedarf bezw. den des Gesindes Margarine kaufen. Mehl, Brot, Graupen, Gries, Grütze werden aber in stets steigendem Maß für die eigene Wirthschaft angekauft, das Getreide, das nicht an das Vieh verfüttert wird, dagegen gelangt zum Verkauf.

Die Deckung des Fleischbedarfs findet allerdings großen Theils nicht aus der eigenen Wirthschaft statt, besonders ist dies im Sommer nicht der Fall; der Bedarf im Herbst und Winter wird dagegen zum erheblichen Theil aus dem Fleisch selbst geschlachteter Schweine gedeckt.

Im großen Ganzen dürfte daher der Werth der aus der eigenen Viehwirthschaft entnommenen thierischen Erzeugnisse dem des daraus entnommenen Getreidebedarfs allermindestens gleichkommen.

Die an das Vieh in eigener Wirthschaft verfütterten Mengen selbsterzeugten Getreides können hier nicht in Betracht kommen; sie sind ein Zwischenprodukt des Betriebes, wobei es gleichgiltig ist, ob sie hoch oder niedrig im Kurse stehen.

Auch die Behauptung, daß der Einnahme aus der Viehzucht enorme Ausgaben für die Beschaffung von Futtermitteln gegenüberstünden, trifft gerade für die Mehrzahl der Viehwirthschaften nicht zu, da diese vorwiegend eigenes Getreide verfüttern. Trotz der mehrfach stärkeren Viehhaltung in den Klein- und Mittelbetrieben ist die Ausgabe für Futtermittel in denselben selbst pro ha nur gerade halb so groß wie in den Großbetrieben (7,9 Mk. : 15,8 Mk. p. ha). Die Aufwendungen für zugekaufte Futtermittel machen selbst in den untersuchten Betrieben der Gruppe I noch nicht 7 Proz., bei Gruppe III (Großbetriebe) dagegen rund 25 Proz. der Einnahmen aus der Viehzucht aus.

Bei der Viehzucht spielt eine große Rolle die Ausgabe für Anschaffung von Vieh an Stelle des abgegangenen. Aber auch hier sind die Ausgaben des Großbetriebes relativ viel größer als die des Kleinbetriebes, der sich vielmehr mit der Aufzucht beschäftigt als jener; bei ersterem beträgt diese Ausgabe 30,2 Proz., bei letzterem nur 16,4 Proz. der Einnahme aus der Viehzucht.

Grundfalsch ist der vielfach gemachte Schluß, daß nur 40,6 Proz. der Gesammteinnahmen der deutschen Landwirthschaft aus dem Verkauf selbstgewonnener Erzeugnisse auf die Viehzucht entfallen. Dieser Antheil ist sehr viel größer, der der Einnahmen aus dem Getreideverkauf entsprechend kleiner.

Das Bild, das die „Erhebung" hier gibt, ist in Folge der enormen Bevorzugung des Großbesitzes und des großbäuerlichen Besitzes gegenüber dem Klein- und Mittelbesitz bei der Sammlung des Materials ein völlig verzerrtes.

Nach der Viehzählung von 1895 entfielen auf je 100 ha landwirthschaftlich benutzter Fläche

	Rindvieh	Schweine
auf die Betriebe bis 2 ha	78,26 Stück	191,66 Stück
" " " von 2 " 5 "	85,30 "	71,17 "
" " " " 5 " 20 "	64,05 "	43,31 "
" " " " 20 " 100 "	47,12 "	26,93 "
" " " über 100 "	24,99 "	11,35 "

Die „Erhebung" erstreckt sich aber bei den Betrieben unter 2 ha nur auf 0,0006 pCt. von deren gesammter landwirthschaftlich benutzter Fläche, bei denen von 2—5 ha nur auf 0,006 pCt. der Fläche, bei denen von 5—20 ha bereits auf 0,132 pCt., bei denen von 20—100 ha auf 1,5 pCt. und bei denen über 100 ha sogar auf 2,04 pCt. der Betriebsfläche.

Nun bringt es die Erhebung fertig, bei den „typischen" Betrieben der Provinz Brandenburg von 1—2 ha Größe einen Erlös aus verkauftem Getreide von 30, 37, 23, 50 und 72 M. nachzuweisen; typisch sind solche Betriebe in der Provinz Brandenburg eben so wenig wie in Schlesien der Betrieb mit 4,25 ha Größe, welcher einen Erlös von 825 M. aus verkauftem Getreide nachweist; man muß vielmehr auch in Schlesien mit der Lupe suchen, um solch einen Betrieb ausfindig zu machen — das sind eben Ausnahmen, nicht Typen. Es wird dabei auch vollständig die Gegenrechnung für angekauftes Mehl, Brot u. s. w. übersehen. Aber selbst die durch 14 Getreide verkaufende Betriebe von 2—5 ha aus Hessen höchst einseitig beeinflußte Erhebung kommt zu dem Ergebniß, daß die Einnahme aus dem Verkauf von Getreide bei den Betrieben bis 5 ha nur 9,2 pCt. der Gesammteinnahme ausmacht und bei den ebenfalls nichts weniger wie unparteiisch ausgesuchten Betrieben von 5—20 ha zu dem Satz von 19,6 pCt.

Wenn man die „Erhebung" zu einer Schätzung des Antheils der Viehzucht und des Getreideverkaufs an dem Erlös aus dem Verkauf selbstgewonnener Produkte der deutschen Landwirthschaft sachgemäß, d. h. nach Maßgabe des Vorhandenseins der einzelnen Betriebsgrößen verwendet, so kommt man zu dem Ergebniß, daß mindestens 55—60 pCt. der Einnahmen der deutschen Landwirthschaft aus der Viehzucht stammen, höchstens 18—20 pCt. aus dem Verkauf von Getreide. Wie da das Mittel der Erhöhung der Getreidezölle der deutschen Landwirthschaft die bessere Rentabilität gewähren soll, ist völlig unerfindlich!

Aber auch die Berechnungen bezüglich der Rentabilität beweisen rein nichts; sie beruhen auf unkontrolirbaren Angaben; selbst die Auswahl der Fragebogen entzieht sich jeder Kritik. Vor allem ist die Feststellung des Gesammtwerths der Betriebe oder der des Grund und Bodens willkürlich. Man kann für einen Kaufpreis, der den wahren Werth weit übersteigt, doch nicht eine Verzinsung verlangen! Wer auf seinem Gut ein kostbares Schloß besitzt, das den Werth des Gebäudekapitals bedeutend erhöht, kann dessen Verzinsung ebenso wenig beanspruchen; er wird wenigstens sicher nicht geneigt sein, einen entsprechenden Betrag als Nutzungswerth in Ansatz zu bringen; auch die „Erhebung" dürfte das in keiner Weise gethan haben.

Bestenfalls könnte sie beweisen, daß die Rentabilität im Großgrundbesitz eine rückgängige sei.

Aber auch das wird gerade von Großgrundbesitzern selbst vielfach bestritten; so schreibt mir ein ostpreußischer Großgrundbesitzer:

> „daß die Ueberschüsse (seines Gutes) ständig gewachsen sind, auch in der Periode der neunziger Jahre gegenüber den Zeiten der höchsten Getreidezölle."

Der Abg. Bräsicke, selbst Gutsbesitzer in Ostpreußen, hat im Reichstage die Lage der dortigen Groß- und Mittelbauern als eine durchaus befriedigende geschildert. Der Rittergutsbesitzer Wüstenberg-Rexin*) hat in einer sehr dankenswerthen Schrift „Ein Großgrundbesitzer über die Resultate seiner Wirthschaft" ziffernmäßig nachgewiesen, daß ein tüchtiger Landwirth noch immer nicht nur durchkommen, sondern in seinen Vermögensverhältnissen vorwärts kommen kann.

Und vom mittleren und Kleingrundbesitz kann man wohl sagen, daß es ihm überall gut geht, wenn er den Schwerpunkt seiner Wirthschaft auf die Viehzucht legt, daß er Noth leidet, wo er vorwiegend Getreide baut; die schlesischen Bauern klagen weit mehr wie die anderer Gegenden; die Statistik ergibt aber auch, daß kaum irgendwo anders der Viehstapel so gering ist.

Es kann nicht Aufgabe dieses Aufsatzes sein, Punkt für Punkt kritisch alles das zu beleuchten, woran diese Enquete krankt, worin bei der Verwerthung ihrer Ergebnisse gefehlt worden ist. Eines nur kann als unumstößliches Fazit daraus gezogen werden:

Eine Erhebung, welche brauchbares Material liefern soll, darf nicht durch Fragebogen, die man den Interessenten zusendet, vorgenommen werden; sie darf eben so wenig in die Hand der Interessenvertretungen gelegt werden; es ist zwar nicht nothwendig diese dabei vollständig auszuschalten, aber ein wahrheitsgetreues Bild wird sich nur dann ergeben, wenn Vertreter der verschiedensten wirthschaftspolitischen Anschauungen durch Vernehmung der Interessenten im kontradiktorischen Verfahren, durch Sammlung von

*) Danzig, A. W. Kafemann, 1902.

Material nicht in einseitiger Richtung bestrebt sind, alle Seiten einer Frage zur Erörterung zu bringen.

Nichts hat die unbedingte Nothwendigkeit einer derartigen parlamentarischen Enquete über die Lage der Landwirthschaft klarer dargelegt, als die „Erhebung über die Rentabilität typischer Landwirthschaftsbetriebe“.

Nicht auf die Erforschung der Rentabilität als solcher kommt es an, sondern auf die der Ursachen einer ungenügenden Rentabilität; dafür leistet die „Erhebung“ so gut wie nichts.

In der zweiten Hälfte der 80er, Anfang der 90er Jahre sind in den verschiedensten deutschen Bundesstaaten eingehende Erhebungen über die Lage der Landwirthschaft in einer großen Anzahl Landgemeinden gemacht worden, und fast immer wurde eine Nothlage in der übermäßigen Ausdehnung des Getreidebaues, dem mangelnden Futterbau, zu geringer oder zu schlechter Viehhaltung ungenügender Fütterung mangelnder Intelligenz, schlechten Verkehrswegen 2c. weit mehr gefunden, als in dem Sinken der Getreidepreise,

Trotzdem ist die Anbaufläche für Halmfrüchte seitdem noch gestiegen, freilich in höherem Maße noch deren Ertragsfähigkeit, am stärksten aber der Viehstapel nach Zahl sowie nach Qualität.

Für die agrarische Bewegung ist die Wiederausgrabung der damaligen Untersuchungen ein schwerer Schlag, ein weiterer war die von der Geschäftsstelle der nationalliberalen Partei veranlaßten Erhebungen über die Stellung der Landbevölkerung der Provinz Hannover zu den Agrarzöllen; überwunden werden kann diese Bewegung, die eine schwere Gefahr für unser gesammtes Staatsleben ist, nur durch eine Untersuchung, die auf allen Seiten Glauben beanspruchen kann, durch eine parlamentarische Enquete.

Der neue Landwirthschaftsminister hat seine Bereitwilligkeit dazu erklärt, also los damit!

Berlin, den 2. Februar 1902.

Georg Gothein.

Chamberlain's Pyrrhus-Sieg.*)

Chamberlain fängt an — gleich wie Rosebery in Chesterfield — von einer Verständigung mit den Führern der Buren zu reden, und zwar in einer Weise, daß, wenn irgend ein Burenfreund meinen möchte, daß er sich mit Rosebery verständigen könnte, so dürfte er sich ruhig auch gleich an Chamberlain wenden. Chamberlain suchte Annäherung an Rosebery, und da die offiziellen Oppositionsführer das Nämliche thaten, hatte er mit der Opposition leichtes Spiel. Für den Augenblick ist trotzdem noch keine Aenderung zu erwarten, da jede Verständigung unmöglich ist, so lange die papierene Annexion der Republiken nicht beseitigt ist, und die Regierungen der südafrikanischen Republiken nicht wieder als vertragsfähige Machthaber anerkannt sind. Der Fortschritt liegt eben darin, daß Regierung und Opposition, aus letzterer insbesondere Sir Charles Dilke, anerkennen, daß die voreilige Annexion eine fast unüberwindliche Schwierigkeit geschaffen hat, welche — dies sieht auch die Regierung ein — politisch so bedenklich ist, daß für England eine Verständigung wünschenswerth wird, auch wenn diese mit einer vertragsmäßigen Autonomie erkauft werden sollte. Offenbar wird Chamberlain entweder durch seine geheimen Berichte über den wirklichen Zustand in Südafrika, oder durch Einflüsse seitens des Hofes, seiner Kollegen oder der Partei gezwungen, den klaren und — wenn er haltbar wäre — auch klugen Standpunkt zu verlassen, den er bis jetzt einnahm. Auf diesem Standpunkte fußend, konnte er nur sagen: mit annektirten Ländern paktirt man nicht; dies eben macht das Wesen der Annexion aus. Man kann natürlich mit den Kombattanten, welche die Waffen strecken, Bedingungen über deren persönliche Freiheit oder Straflosigkeit festsetzen; politische Bedingungen über die künftige Staatsorganisation aber nicht. Annexion hat als unvermeidliches Korrelat, daß solche politische Vereinbarungen mit niemandem getroffen werden, weder mit Regierungshäuptern, noch mit Heerführern. Milner hat ganz folgerichtig in Südafrika verkündet, daß der Krieg nie beendet werden würde. Der Sinn seiner Worte war natürlich nur, daß nie Friedensschluß stattfinden könne; wenn England aber seine Politik nicht gründlich ändert, wird auch kein Friedenszustand eintreten. Dies ist es, was den Engländern unheimlich wird, und was Regierung und Opposition bedrängt. Sehr witzig sagte Mac-Kenna, seconder des Amendements Cawley, daß er mit der Meinung der Regierung, einen zweiten Krieg in Südafrika unmöglich zu machen, einverstanden sei, doch ihre Methode, diesem zweiten Kriege dadurch zuvorkommen, daß sie den ersten nicht beende, mißbillige er.

Was die Fortsetzung des Kriegs bedeutet, darüber gaben die Verhandlungen einige offizielle Ziffern. Vom 1. April bis Ende des Jahres betrugen die Kosten 46 300 000 Lstr. Etwas weniger als angenommen wurde, was sich wahrscheinlich daraus erklärt, daß nur jener Betrag erwähnt wurde, welcher unter dem Rubrum „Kriegskosten“ in der Staatsrechnung liquidirt wird, nicht aber die Beträge, um welche in Folge des Krieges andere Titel angeschwollen sind. Im Jahre 1901 wurden nach Südafrika geschickt 81 000 Mann und 139 000 Pferde. Ebenso räthselhaft wie es ist, wo nach Kitchener's Kriegsberichten die kämpfenden Buren noch herkommen, ebenso unaufgeklärt bleibt es nach diesen Berichten, wohin diese ungeheuere Truppen- und Pferdesendungen verdufteten. Sei dem wie ihm wolle, solchen Aufwand an Gut und Blut kann auch England nicht lange vertragen. Wenn die Kriegsluft selbst bleiben sollte, die Kraft wird bald fehlen.

Auch ein ethischer Faktor wird die Regierungspartei zur Beendigung des Krieges treiben. Seine Ohnmacht, die Buren niederzuwerfen, hat offenbar Kitchener veranlaßt, es mit Einschüchterung durch Exekutionen und Greuelthaten zu probiren. Die Konzentrationslager mögen eine humanitäre Nothwendigkeit gewesen sein, man hätte sie dann auch so einrichten sollen, daß dieselben den ersten Requisiten menschlichen Verbleibens entsprachen. So aber steht Kitchener nicht über dem Verdacht, daß er das Leiden der Frauen und Kinder ansah als eine erwünschte Schraube, um die Hartnäckigkeit der Kämpfer zu brechen. Offenbar haben diese Greuel nicht nur die Gegner erbittert und zum äußersten Widerstand gereizt, sondern auch in der Regierungsmehrheit einen latenten Widerstand erzeugt. Es gibt auch unter ihnen humane Menschen, die es empört, wenn solche Greuel verübt werden, obgleich auch sie nicht gegen die Regierung stimmen zu Gunsten einer Opposition, die ebenfalls die Annexion aufrechterhalten will und den Krieg daher fortsetzen muß.

Steuern erhöhen, Anleihen schließen, Greuel verüben, die Armee erschöpfen, das ist das unschmackhafte Menu, das die politische Beköstigung in England liefern wird, so lange es auch nur einige Tausende Buren gibt, die sich in den ungeheueren Gefilden der Republiken und den Gebirgen Kaplands ernähren können. Man hat dafür die Genugthuung, es den Minenbesitzern zu ermöglichen, einige Millionen Gold zu produziren; das ist wirklich aber auch alles, was in der anderen Waage liegt für jeden, der nicht bei den Armeelieferungen persönlich interessirt ist.

Man betrachte zur Beurtheilung des Zustandes, den Roberts und Kitchener schufen, in Gedanken Südafrika aus

*) Dieser Artikel wurde vor der Mittheilung Balfour's über die von der holländischen Regierung ergangene Note geschrieben; er hat aber seine Aktualität nicht verloren; die hervorgehobenen Thatsachen erklären sowohl die Haltung der holländischen wie der englischen Regierung.

S. v. H.

der Vogelperspektive. Von den Hafenplätzen und der portugiesischen Grenze fahren Eisenbahnzüge, theilweise gepanzert, nach Johannesburg, Pretoria und auf einigen Seitenlinien zwischen Stacheldraht und an Blockhäusern entlang, in welchen ein ansehnlicher Theil der englischen Armee ein kümmerliches Dasein führt. Von Zeit zu Zeit sammeln sich an Punkten dieser Bahnlinien Reiterabtheilungen, die einen raschen Ritt in die Umgebung machen und einige Beute und eine kleinere oder größere Zahl wehrbarer und nicht wehrbarer Gefangene zurückbringen. Das ist alles, was mit dem ungeheueren Aufwand an Gut und Blut erreicht wird. Halten die Burenkämpfer sich nur auf genügender Entfernung, um gegen diese wilden Jägerritte gesichert zu sein, so brauchen sie nichts zu thun, als fortzuvegetiren, um England in wenigen Jahren völlig zu erschöpfen. Thatendrang und Wagemuth verhindern sie natürlich, ihre Aufgabe so nüchtern aufzufassen; sie wollen dem Feinde Schaden zufügen und ihn besiegen, deshalb erleiden sie auch Verluste und werden sie von Zeit zu Zeit besiegt. Diese kleinen Zusammenstöße, von welchen Kitchener berichtet oder auch nicht berichtet, wenn es ihm so gefällt, gehören aber nicht zu den Nothwendigkeiten der burischen Kriegführung. Die Buren gewinnen um so sicherer politisch die Partie, je mehr sie diese Zusammenstöße vermeiden.

Gehen wir den Verhältnissen auf den Grund, so liegt die Ursache des Jammers jetzt in der Verwirrung der politischen und militärischen Ziele der Kriegsoperationen. Als das gehoffte politische Resultat nicht eintrat, weil die Voraussetzungen sich als irrig erwiesen, hätte England sich mit der Wiederherstellung seines militärischen Prestiges begnügen und nicht probiren sollen, dennoch auf militärischem Wege unerreichbare politische Resultate zu erzielen.

Jeder auch nur halbwegs vernünftige Krieg — und es gibt ja vernünftige Kriege — muß seine Rechtfertigung finden in einer lebensfähigen international-politischen Neuerung, welche sich wie von selbst einstellt, nachdem die militärische Macht, die entgegenstand, gebrochen ist. Das Schwert hat z. B. die Einigung Deutschlands und Italiens nicht geschaffen; es hat nur den Widerstand Oesterreichs, Frankreichs und der kleinen Fürstenhäuser gebrochen. In den Geistern war die Einheit vorhanden.

Als Chamberlain den Krieg provozirte, handelte er aus folgenden Erwägungen, zum Theil sehr richtigen, zum Theil aber sehr irrigen:

1. Seine Hauptthesis war folgende: es ist nicht wünschenswerth, daß Südafrika in ein paar Republiken und einige unter einander nicht verbundene englische Kolonien zersplittert bleibt. Es wäre vernünftig, unter englischer Führung ein geeinigtes Südafrika zu schaffen mit einheitlichem Rechts-, Zoll- und Verkehrssystem. Ganz richtig. Auf friedlichem Wege wäre dieses Ziel in ein paar Jahrzehnten erreichbar gewesen.

2. Seine faktische Voraussetzung war, es bestehe in Südafrika keine so starke Rassenantipathie, daß sein ökonomisch-politisches Ideal deswegen zu scheitern brauche. Der von Krüger und seiner Umgebung geleistete Widerstand gegen die großafrikanischen Bestrebungen und zum Zweck dauernder Theilung Südafrikas zwischen Buren und Engländern fände seiner Meinung nach keine Stütze beim Volke selbst. Das war ein Irrthum.

3. Die Existenz einer großafrikanischen Strömung auch in Burenkreisen kann Chamberlain natürlich nicht unbekannt gewesen sein. Doch hat er gedacht, daß die Träger dieser Ideen sich auf die Seite Englands schlagen, wenigstens sich England nicht feindlich gegenüber stellen würden. Da aber zur Zeit niemand dachte, daß England sich mit einer nominellen Herrschaft begnügen würde, noch auch nur im Traume denken konnte an einen Bund von England mit seinen Kolonien auf dem Fuße gleichberechtigter Mächte, so hatten bisher die wenigen, die solche Gedanken über die Zukunft Südafrikas hegten, diese Zukunft ohne England gedacht.

4. Aus diesen irrigen Voraussetzungen folgte Chamberlain's militärischer Irrthum, ein kleiner Stoß würde genügen, um Krüger und seine Umgebung zu stürzen. Krüger stand nicht allein, als England ihn stürzen wollte, und eben darum nicht, weil es England war, welches seine Beseitigung wünschte. Ein Jahrhundert von Unrecht vereinte auf einmal alle Nicht-Engländer, sowohl in den Republiken als in den englischen Kolonien, zu einer großafrikanischen Partei ohne England. Burisch oder britisch wurde auf einmal die Losung.

Das an sich vernünftige, aber ganz unreife und unvorbereitete politisch-ökonomische Ziel Chamberlain's ist unmittelbar nach dem Anfang des Krieges in den Hintergrund getreten und der Kampf ist ganz offen ein Rassenkrieg geworden mit dem Ziele, in das angeblich auf englischer Rassengemeinschaft und Sympathie aufgebaute Empire eine kleine, wehrbare, antienglische Nation, die sich mit der Kraft der Verzweiflung dagegen sträubt, durch militärische Machtmittel hineinzuzerren. Wenn irgend eine Nationalität sein Recht auf eigene Existenz und eigenes Wachsthum erwiesen hat, so ist es wohl die holländisch-afrikanische, wie sie sich im Kriege gezeigt und gebildet hat. Welche Helden, welche Märtyrer! Die ganze Welt ist in Bewunderung, die Engländer besserer Qualität nicht ausgenommen.

Nur weil Chamberlain vor dem Kriege vernünftige Ziele hatte für die Entwicklung der natürlichen Reichthümer des Landes, Ziele, die jedoch ebensogut vielleicht besser ohne England oder durch vernünftige Gebietstheilung erreichbar waren und sind, nur darum sollte England doch wahrlich nicht fortfahren, sich moralisch zu degradiren und materiell zu ruiniren in Bestrebungen, um die vernunftwidrige Annexion dieser feindlichen Nationalität aufrecht zu erhalten, weil sie einmal auf dem Papier proklamirt ist.

Das ist ein allzu widersinniges und auch allzu unprofitables Geschäft. England wird es über kurz oder lang aufgeben, aufgeben müssen.

Doch muß erst die Regierungskunst in England wieder zu Ehren kommen und ihre Degradation zur Wahlmache aufhören. Die demokratischen Einrichtungen zeigen bei der Mangelhaftigkeit der Volkserziehung in England, und nicht in England allein, eine gefährliche Seite. Vernünftige Ueberlegung tritt zurück gegenüber unklaren Volksströmungen und interessirten Zukunftsträumen. Der wirkliche Staatsmann, der berufsmäßige kühle Verfechter des erreichbaren Guten, respektive des kleineren Uebels wird zurückgedrängt von Wahlmachern, die dem Volke das Unmögliche vorspiegeln, sei es auf materiellem oder ideellem Gebiete. So wird England, wo Chamberlain den Empiretraum entfesselt hat, durch dessen Verwirklichung dem britischen Weltreiche erhöhte Wohlfahrt und gesteigerter Glanz zufallen sollte, und wo die Rosebery's und Asquith's auf gleichem Wege Popularität zu erhaschen suchen, nicht leicht eine Parlamentsmajorität nach Westminster schicken, mit der bescheidenen Devise: „zu retten, was zu retten ist".

Insbesondere wird diese Devise auch nicht zur Geltung gelangen in Bezug auf das Verhältniß zu den Kolonien, welches ebenfalls in unheildrohende Unordnung gerathen ist. Seit ich in diesem Blatte auf die Gefahren hinwies*), die Chamberlain's Politik in dieser Hinsicht heraufbeschwor, haben die Kolonien stets neue Truppen gesandt, und nun entpuppt sich allmählich die Schwierigkeit, daß die im Parlament vertretenen Länder, wiewohl sie nach roher Schätzung doch noch 4/5 der Truppen gestellt haben und die Kosten nahezu ganz bezahlen, sich gleichwohl nicht mehr frei fühlen, Chamberlain's südafrikanische Irrthümer zu liquidiren. Die Kolonien aber leiden nicht unter dem Krieg; der kleine Aderlaß an meistens zu Hause doch wenig leistenden Rekruten

*) So in dem Artikel „Neue Irrwege Chamberlain's" in der „Nation" vom 17. März 1900.

schadet ihnen nichts. Wollen sie nicht mehr schicken, so hören sie damit auf. Sie können somit leicht den Krieg ins Unendliche fortsetzen, auch wenn die britischen Inseln unter den Lasten keuchen.

Chamberlain benutzt dieses ungesunde Verhältniß, um sich politisch zu halten. Wir müssen auf die Sympathien der Kolonien Acht geben, sagt er; ein Rückzug in Süd-Afrika wäre für die Stimmung in den Kolonien gegenüber uns gefährlich. So entwickelt sich der Zustand, daß England zu besserer Einsicht geneigt ist und unter den Lasten seufzend zum Friedensschluß hin neigt; wohingegen die Kolonien in jugendlichem Uebermuth noch jingoistisch bleiben, während sie dem Mutterlande gegenüber anspruchsvoll geworden sind. Mit Recht überdies enttäuscht und geärgert, wenn sie einsehen, wie ich in dem oben erwähnten Artikel nachwies, „daß die Lobhudelei der Kolonien nur Heuchelei sei und ihnen keine andere Rolle zugedacht ist als Territorien zu bilden, wo ohne Verletzung der Neutralität Miethssoldaten angeworben werden können, wie im vorigen Jahrhundert in den deutschen Kleinstaaten.“ Ein einziges Mal kann der König sein Machtwort hören lassen, da er, nicht das Parlament, über Krieg und Frieden entscheidet, und werden die Kolonien sich hierbei wohl beruhigen? Sie werden mit Recht ihrerseits ein „nie wieder“ hören lassen und regelmäßigen Einfluß auf Krieg und Frieden beanspruchen. Nicht England wird die Kolonien haben, sondern die Kolonien England. Der Schwerpunkt der englischen Politik wird irgendwo in der Welt, nicht mehr in Westminster und in Europa liegen. Es wäre nur leichte Ironie zu behaupten, daß Mr. Seddon, der Premier von Neu-Seeland sich in unseren Tagen schon anschickt die Führerrolle im verbündeten Empire zu übernehmen. Qui vivra, verra!

29. Januar 1902. S. van Houten.

Parlamentsbriefe.

VIII.

Von den Fragen, die bei Gelegenheit der Budgetberathung im Reichstage wie im Abgeordnetenhause aufgeworfen werden, kann keine sich an Interesse nur entfernt mit den Verhandlungen der Zolltarifkommission messen. Man wird lebhaft an das Schicksal erinnert, welches die Kanalvorlage der Regierung gehabt hat, so daß schon hier und dort in Blättern, die keineswegs oppositionell gesinnt sind, die Frage gestreift worden ist, ob die Regierung auf die fernere Berathung der Vorlage noch Werth legen könne. In Regierungskreisen trägt man sich indessen wohl mit der Hoffnung, daß die Agrarier, sobald sie einsehen, daß sie ihre Flügel zu weit gespannt haben, in sich gehen und nehmen werden, was sie bekommen können. Die Haltung des Centrums ist eine solche, daß man darauf gefaßt sein muß, es werde sich als eine Stütze der Regierung benehmen. So wird das Schicksal der Zolltarifvorlage noch auf lange Zeit die Welt in Spannung halten.

Auf die Zustände des Volksschulwesens in Mecklenburg wurden gelegentlich Streiflichter geworfen, die von neuem die Frage nahe legen, ob nicht das Deutsche Reich Veranlassung hat, sich mit den Zuständen dieses Einzelstaates in Verfassung und Verwaltung eingehend zu beschäftigen. Indessen dazu ist der Augenblick noch nicht gekommen. Mit feierlichem Ernste erklärte der Regierungsvertreter, es dürfe an den Souveränitätsrechten Mecklenburgs nicht gerüttelt werden.

Von sozialdemokratischer Seite wurden einige arge Uebelstände aufgedeckt, die sich in einzelnen Krankenhäusern zugetragen haben, und die thatsächliche Richtigkeit der Behauptungen konnte nicht widerlegt werden. Es ist durchaus erwünscht, daß solche Dinge, wenn sie sich einmal ereignen, in der Oeffentlichkeit so scharf als möglich gerügt werden, damit Wiederholungen nach Möglichkeit vorgebeugt wird; ein billiger Sinn wird aber anerkennen, daß es sich hier um Ausnahmen handelt, und daß die deutsche Krankenhauspflege den Vergleich mit derjenigen anderer Staaten nicht zu scheuen hat.

Die Patentgesetzgebung der Schweiz wurde von den Patentschwärmern einer scharfen Kritik unterzogen, die aber hinterher zugeben mußten, daß sie mit der deutschen Patentgesetzgebung auch nicht zufrieden sind. Wenn aber nun der Vorschlag angeknüpft wurde, den Handelsverkehr mit der Schweiz so lange abzubrechen, bis sie reuig ihr Patentwesen verbessert habe, so ist dabei nur zu bewundern, daß auch ein freisinniger Abgeordneter sich hinreißen ließ, einer derartigen Unbesonnenheit das Wort zu reden.

Im Abgeordnetenhause wurde eine große Summe für einen bei Berlin zu errichtenden Viehmarkt für Magervieh bewilligt, für den weder gesundheitspolizeiliche noch marktpolizeiliche Gründe geltend gemacht werden konnten, und der weniger im staatlichen als im agrarischen Interesse liegt. Die Abgeordneten Dr. Crüger und Kreitling hatten den Vorschlag mit den besten Gründen, aber vergeblich bekämpft.

Der Handelsminister Möller machte die Mittheilung, daß ein Gesetzesvorschlag auf Revision des Börsengesetzes jetzt glücklich bis an den Bundesrath gelangt sei. Sein etwas plötzliches Verfahren bei Errichtung der Berliner Handelskammer suchte er damit in ein besseres Licht zu setzen, daß er darauf hinwies, man könne ja die erlassenen Bestimmungen wieder ändern.

Die Duelle der letzten Monate, die ein peinliches Aufsehen erregt haben, haben der Freisinnigen Vereinigung Veranlassung gegeben, einen Gesetzentwurf einzubringen. Freilich ist das Duell auf dem Wege der Gesetzgebung allein nicht auszurotten, wohl aber wäre es auf dem Wege der militärischen Disziplin auszurotten. Wie der Kriegsminister Bronsart einst mit erhobener Stimme erklärte, ist der Gehorsam in der deutschen Armee ein unbedingter und sobald der oberste Kriegsherr erklärt, ein Duell sei unter allen Umständen verboten, gibt es in der Armee kein Duell mehr, und wenn es in der Armee abgeschafft ist, ist es auch im Bürgerthum abgeschafft.

Inzwischen muß durch die Gesetzgebung geschehen, was durch sie geschehen kann. Die Vorschläge des Gesetzentwurfs sind sehr wohl durchdacht und maßvoll. Es wird vorgeschlagen, das Duell und die Herausforderung nicht wie bisher mit Festungshaft sondern mit Gefängniß zu belegen, dieselbe Strafe, die auch auf Widerstand gegen die Staatsgewalt oder Ministerbeleidigung steht. Dadurch daß man auf das Duell die vornehme Strafe der Festungshaft setzte, gab man dem Duell den Anschein, als sei es ein vornehmes Verbrechen, gewissermaßen ein Verbrechen mit Eichenlaub. Das ist häufig unrichtig. Nicht selten ist das Duell nur die Konsequenz nichtswürdiger Handlungen, wie Völlerei oder Unzucht. Nach der Veranlassung, die zum Duell geführt hat, soll man den Duellanten beurtheilen.

Sodann soll das Duell mit Unfähigkeit zur Bekleidung von Aemtern im Staats- oder Heeresdienst belegt werden. Auch der eifrigste Vertheidiger des Duells kann dagegen nichts einwenden. Die Vertheidiger des Duells geben zu, es verstoße gegen menschliche und göttliche Gesetze, aber die Ehre gebiete, die Strafen wegen dieser Gesetzesverletzung auf sich zu nehmen. Wenn es die Ehre gebietet, eine Freiheitsstrafe auf sich zu nehmen, so gebietet die Ehre auch, aus dem Dienste eines Staates auszuscheiden, dessen Gesetze man verletzt hat. Es ist ein unerträglicher Zustand, daß jemand als Offizier, als Polizeipräsident, als Landrath eine Thätigkeit in einem Staate ausübt, dessen Gesetze er verletzt hat, während er berufen war, sie zu schützen.

Daß der Duellant zivilrechtlich für die von ihm begangene Tödtung oder Körperverletzung verantwortlich gemacht wird, ist darum sehr wünschenswerth, weil diese Rechtsfolge einer unerlaubten Handlung von der Ausübung des Begnadigungsrechts unabhängig ist.

Der Gesetzentwurf über die juristischen Prüfungen und die Vorbereitung zum höheren Justizdienst wird einer sehr eingehenden Berathung in der Kommission unterzogen werden müssen.

Proteus.

Die Landesregierungen und der Differenzeinwand.

Zu den merkwürdigsten Ergebnissen, welche das an wunderbaren Erscheinungen schier unerschöpfliche Börsengesetz hervorgebracht, gehört auch der Gegensatz, welcher sich zwischen den ordentlichen Gerichten und den Börsen-Ehrengerichten bei der Behandlung des Differenzeinwandes herausgebildet hat. Während die Judikatur insbesondere der höchsten Gerichte eine förmliche Aufforderung für das Publikum bildete, den Differenzeinwand nach Kräften zu erheben, und während sie ihm bei der Ueberwindung entgegenstehender moralischer Hindernisse zur Seite stand, haben die Börsenehrengerichte die Erhebung dieses Einwandes in ihrem Urtheilen konsequent als ehrlose Handlungsweise gekennzeichnet und diesen Urtheilen durch ebenso konsequente Ausschließung der Betreffenden von der Börse einen weiteren adäquaten Ausdruck vorliefen. Diese Stellungnahme der Börsenehrengerichte erhält aber eine ganz besondere Bedeutung durch den Rückschluß, den sie gleichzeitig auf die Haltung der Landesregierungen in dieser Angelegenheit zuläßt. Nach § 17 des Börsengesetzes steht den Vertretern der Landesregierungen, den Staatskommissaren, die Berufung gegen die Entscheidungen des Ehrengerichts an die periodisch zu bildende Berufungskammer offen. Nach § 2 des Börsengesetzes haben die Staatskommissare den Geschäftsverkehr an den Börsen sowie die Befolgung der in Bezug auf die Börse erlassenen Gesetze und Verwaltungsbestimmungen nach unserer Anweisung der Landesregierung zu überwachen. Sie sind berechtigt, den Berathungen der Börsenorgane beizuwohnen und die Börsenorgane auf hervorgetretene Mißbräuche aufmerksam zu machen. Sie haben endlich über Mängel und über die Mittel zu ihrer Abstellung Bericht zu erstatten. Mit diesen Rechten und Pflichten, die ihnen das Gesetz übertragen, haben die Staatskommissare der verschiedenen Börsen niemals Veranlassung gehabt, gegen die ehrengerichtlichen Entscheidungen in Betreff des Differenzeinwandes Widerspruch zu erheben, sie haben vor allem niemals von dem ihnen laut § 17 des Börsengesetzes zustehenden Berufungsrechte gegen die betreffenden Entscheidungen des Ehrengerichts in Betreff des Differenzeinwandes Gebrauch gemacht. Ebensowenig haben die Landesregierungen selbst, deren Vertreter in der Gesammtheit den Bundesrath darstellen, bisher Veranlassung gehabt, das Verhalten ihrer Staatskommissare in dieser Frage irgendwie zu rektifiziren. Es ergibt sich also aus diesem Zusammenhange, daß die Landesregierungen mit der Auffassung der Börsenehrengerichte in der Beurtheilung des Differenzeinwandes vollkommen einverstanden, daß auch sie der Meinung sind, daß die Erhebung des Differenzeinwandes als eine unehrenhafte und demgemäß zu ahndende Handlung zu betrachten sei.

In den am 18. und 19. September v. J. unter dem Vorsitz des Herrn Handelsministers stattgehabten Verhandlungen über das Börsengesetz, deren Wortlaut in der Beilage zu Nr. 17 des Ministerialblattes der Handels- und Gewerbe-Verwaltung vom 2. Oktober v. J. mitgetheilt ist, wurde auf Seite 264 des Berichtes der Anregung, den im Handelsregister Eingetragenen die Differenzeinrede zu verbieten, zunächst mit dem Hinweis widersprochen, daß im Handelsregister viele eingetragen seien, die nicht hineingehörten; sodann wurde dieserhalb folgende Erklärung von börsengegnerischer Seite abgegeben:

„Es liege durchaus keine Veranlassung vor, solche Personen, wie z. B. Bäcker, Schlächter oder kleine Kaufleute in dieser Beziehung schlechter zu stellen wie Lehrer, Beamte oder Aerzte, denen die Einrede jedenfalls nicht genommen werden sollte."

„Schlechter zu stellen" — dieser Ausdruck spricht Bände, er enthält eine förmliche Weltanschauung. Das Recht, den Differenzeinwand zu erheben, d. h. also in unehrlicher, um nicht zu sagen, betrügerischer Weise zu verfahren, wird hier als eine regelrechte — Vergünstigung für das Publikum hingestellt, die — es ist schwer, keine Satire zu schreiben — besonders Lehrern (!) und Beamten (!) zu Gute kommen müsse! Daß die Agrarier, die solche Grundsätze in dem erwähnten amtlichen Bericht proklamirt haben, sich für den Diffenzeinwand begeistern, kann nicht Wunder nehmen; daß aber die Regierung, die sich durch ihre bisherige Haltung in dieser Frage mit den Börsenehrengerichten identifizirt hat, auf die Dauer keinen Rechtszustand dulden kann, der der fruchtbarste Boden für unredliche Manipulationen — besonders für Lehrer und Beamte! — ist, kann für den Einsichtigen nicht zweifelhaft sein.

Mercator.

Ein geschichtliches Drama Strindberg's.

Die Gesammtausgabe, welche Emil Schering von Strindberg's Schriften veranstaltet, ermöglicht es auch dem deutschen Leser, die Wandlungen dieser merkwürdigen dichterischen Persönlichkeit in großen Zügen zu verfolgen. Daß der Dichter des „Vater" und der „Fräulein Julie", der Verfasser der „Beichte eines Thoren" und der „Legenden", der Naturalist und spätere Romantiker und Mystiker nun den Boden der Historie betritt und als Fünfzigjähriger Geschichtsdramen schreibt, deren Berechtigung er als Dreißig- oder Vierzigjähriger wohl zornflammend bestritten hätte — das ist eine weitere Etappe dieser wechselvollen Natur; und ich füge hinzu: eine durchaus erfreuliche. Die Befähigung Strindberg's zum historischen Drama schien mir schon bei seinem „Gustav Wasa" unzweifelhaft. Mit seinem großzügigen „Gustav Adolf"*) hat er dem in der naturalistischen Schule erwachsenen historischen Drama — ich denke dabei an Ibsen's: „Kaiser und Galiläer" als Typus desselben — eine weitere interessante dramatische That eingefügt.

Betrachten wir im Allgemeinen Wesen und Stimmung des Dramas. In der ganzen ins Einzelne gehenden Schilderung des Schauplatzes, in der Art, auf die Phantasie des Lesers durch diese scenischen Bemerkungen einzuwirken, wird man unwillkürlich an „Kaiser und Galiläer" erinnert; diese Beschreibungen der Scene wirken mit großer Unmittelbarkeit, in ein paar Zeilen die ganze Stimmung zusammenrückend und, was mehr, das Stück ist scenisch aufführbar. Der scharfe Psychologe, als den man Strindberg auch in seinen Verirrungen erkennen muß, zeigt sich in der knappen Charakteristik der Persönlichkeiten; und beinahe am stärksten der Nebenfiguren, von denen fast jede eine individuelle Färbung hat und als Rolle wirkungsvolle Momente besitzt. Diese Nebenfiguren als Träger des lokalen und historischen Milieus verwerthet Strindberg mit großer Sicherheit, und man darf ihm zugestehen, daß er das historische Material, welches in einer Gustav Adolf-Tragödie nicht gering ist,

*) Gustav Adolf, Schauspiel in 5 Akten. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag 1901. 3,50 Mark.

ziemlich glücklich in diese Personen hineingebracht hat. Ganz hat auch Strindberg dieses historische Element nicht in lebendige Anschauung für die Bühne umzusetzen vermocht, und die Hauptfiguren erscheinen damit zuweilen mehr belastet als die nebensächlicheren Personen. Aber das liegt im Wesen der Sache. Von den Hauptgestalten erwartet man mehr Handlung als von den Nebenfiguren, von denen man sich historische Details eher gefallen läßt. So schleicht sich denn hier am ersten eine gewisse Kälte und das Fühlen des Verstandesmäßigen ein . . . Den mystisch-romantischen und religiösen Zug endlich in seiner Natur konnte Strindberg in dieser Sphäre außerordentlicher Personen, buntester Geschehnisse und der von widerstreitenden religiösen Meinungen förmlich geschwängerten Atmosphäre aufs Glücklichste zur Entfaltung bringen. Eine Zeit, in welcher der Welt Ende gekommen, und der Antichrist auf den Wolken daherzufahren schien in Rauch, Brand und Blutdampf, ein trefflicher Hintergrund für einen mystisch-religiös veranlagten Dichter.

Dasjenige, was Schiller in seinem Wallenstein darzustellen trachtete: das Handeln des Helden aus dem ihn umgebenden und beeinflussenden Milieu zu erklären — sein Lager war sein Schicksal — das sucht in einem gewissen Sinne auch Strindberg. Bei Strindberg sind es jedoch mehr die Wechselfälle des Kriegs, welche auch der genialste Feldherr nicht immer zwingen kann, sondern die nur zu oft ihn zwingen.

Strindberg hat in seinem Drama sehr einleuchtend zu Gemüthe geführt, was in jener Zeit und in den vom Krieg kahl gefressenen Landen die Verpflegung der Truppen bedeutet. Gustav Adolf ist dadurch mehr als einmal genöthigt, entgegen seinem ursprünglichen Willen zu handeln. Er sagt selbst einmal von der vis maior des Krieges zu seinen Generalen: „Gute Freunde; wißt ihr, ich fühle, wie jemand mich bei den Haaren gefaßt hat, um mich dahin zu ziehen, wohin ich nicht will . . .“ Dieses Zugeständniß würde ein Alexander oder Napoleon oder Friedrich der Große seinen Generalen gegenüber kaum gemacht haben. Aber Gustav Adolf, wie ihn Strindberg zeichnet, ist keine solche harte, innerlich feste Natur. Er ist weich, neigt zur Melancholie und zeigt sich Einflüssen zugänglich. Er scheint über der Sache zu stehen, in Wahrheit befindet er sich im Strudel und Fluß derselben, die den Schwimmer bald hierhin, bald dorthin schieben. Dieser Anblick erweckt entschieden das lebhafte Gefühl einer tragischen Ironie, die sich mit dem Ende des Helden verstärkt, da er fällt in dem Augenblick, als er sich aus dem Strudel heraus wieder ans freie Land gekämpft hat.

Sehr gut hat Strindberg in Gustav Adolf das Naive verkörpert, das so oft die Begleiterscheinung des Genius ist. Er ist wie ein liebenswürdiges Kind, sagen die Generale von ihm. Aber es ist auch so etwas wie ein tragisches Verschulden in diesem lichten leichten Sinn, „in diesem göttlichen Leichtsinn, der alles, was er thut, richtig findet.“ Der Beeinflussung des Moments nicht immer gewachsen, führt er zur Inkonsequenz, dem schlimmsten Fehler eines Helden und Kriegführers. Dieser leichte Sinn macht sich keine großen Gedanken darüber, ob das, was der Moment fordert, in seinen Konsequenzen zu billigen oder ob dem Drängen des Augenblicks zu widerstehen ist. Er handelt gemäß dieser Forderung des Augenblicks, und so geht das im höchsten Sinne Heldenhafte und Tragische, der Widerstand gegen das Schicksal, bei ihm verloren. Hingegen handelt Gustav Adolf da und dort entgegen dem Richtigen und Sinngemäßen mit einer unnöthigen Härte, vielleicht aus dem dunkeln Gefühl seiner Inkonsequenz heraus in dem Bestreben, sich konsequent zu zeigen. Die, welche gewohnt sind, Gustav Adolf im Glorienlicht zu sehen, werden gegen diese Auffassung protestiren. Aber wie Strindberg diesen Charakter angelegt hat, aus seinem Wesen und den Umständen erklärt, ist er folgerichtig gezeichnet. Man könnte sagen: er sei eine Art Geistesverwandter Egmonts.

Die Zeit und Umstände, in welche dieser Charakter hineingestellt ist, hat Strindberg mit breitem Pinselstrich und zugleich intim geschildert. Gleich die erste dramatische Scene führt in den unseligen Wirrwar des Krieges aufs glücklichste ein. Es ist der Tag der Landung Gustav Adolfs. Ein Müller und seine Frau neben der seit Jahren stillstehenden Mühle im Gespräch. Sie ist Katholikin, er Protestant. Die Bettelarmuth dieser Leute wird noch übertroffen durch das Unglück mit ihren Kindern. Der Sohn ist im Krieg; die Tochter von Reitern fortgeschleppt und jetzt Soldatendirne. Das Gespräch, das die beiden Alten führen, hat ergreifende Accente. Der Müller schildert eine Scene aus dem Gemetzel der vergangenen Jahre: „wo die Kroaten nach der Bachquelle zu mordeten, daß der Mühlfall roth ging und das große Rad Blut quirlte wie beim Herbstschlachten; erinnerst Du Dich der Leiche, die in den Schaufeln hängen blieb und auf- und niederwallte, auf und nieder . . . ich sehe sie noch, und das Achsenmaul trägt das Zeichen . . . . Darum sagen sie, sind die Seerosen dies Jahr so roth . . . und die Aale im Teich sind so fett wie nie vorher, aber keiner wagt sie zu essen, denn sie riechen wie Kadaver und sind leichenblau im Fleisch . . . .“ Er sieht drei Eichelleserinnen daherschleichen und fährt fort: „Da ist das Eichelvolk, die einzigen Vögel, die dies Jahr streichen! Die Stare sind nie gekommen, der Nußhäher bleibt aus, keine Schwalben bauen unter dem Dachbart, keine Saatkrähen oder Wildtauben auf dem unbesäeten Acker, der nur Distel und Hauhechel trägt. Kein Hecht schlägt in der Schilfbank, kein Barsch steht auf dem Steingrunde; die Fische im Bach und Graben sind nach dem Meere ausgewandert, von Büchsen- und Kanonendonner erschreckt. O Land! Land! Mein armes deutsches Land! Was haben wir gethan daß wir so leiden müssen?“ Und als die Müllerfrau entgegnet: „Wir haben gesündigt . . .“, erwidert er verzweiflungsvoll: „Welche wir? Es geht ja her über Böse wie Gute, über Evangelische wie Päpstliche, über Kaiserliche wie Kurfürstliche? — Tilly . . . . brandschatzt ja bei seinen eigenen Katholiken; und Wallenstein, der schreckliche Friedländer, plündert ja sein eigenes Herzogthum Mecklenburg! Das ist ja die babylonische Verwirrung, das ist die Sintfluth, der jüngste Tag . . .“ Er sieht die Eichelleserinnen hinter dem Pferd eines Kroaten, vor dem sie sich eiligst verstecken, etwas aufheben, und das ganze Elend des Volkes preßt sich in den Worten zusammen: „Siehst Du die Krähen, die dem Säemann folgen! Der Säemann ist das Pferd — o Gott, wer Pferd wäre in diesen Läuften!“

Mehr in großen Bildern als in geschlossenen Akten stellt uns Strindberg den Siegeslauf dar, der seinen Helden durch Deutschland bis zu dem verhängnißvollen Lager vor Nürnberg und dem tragischen Finale der Lützener Schlacht führt. Wie der Vertheidiger der Reformation zum Eroberer wird — der andere Theil seiner tragischen Schuld — das hat Strindberg in energischen und zugleich psychologisch feinen Zügen auseinandergesetzt. Unsere Sympathie gewinnt Gustav Adolf, je mehr er zum tragischen Helden wird. Von einer wahren Trauermarschstimmung ist der letzte, fünfte Akt erfüllt. Man fühlt das Ende, den Tod in der Luft dieser Scenen, über die es schwer und schwarz wie ein Bahrtuch hereinhängt. Die letzte Scene zeigt Gustav Adolf aufgebahrt in der Schloßkirche von Wittenberg. Wie diese Scene theatralisch wirken wird, wage ich nicht zu beurtheilen. Mit stimmungsvoller Hand ausgestattet, kann sie vielleicht musikalisch wie ein Verklingen in feierlich gehaltenen Tönen wirken. Rein dramatisch betrachtet, erscheint sie freilich angreifbar. Der Held ist todt — was hat er noch auf der Bühne zu schaffen? Strindberg sucht diesem berechtigten Einwand dadurch zu begegnen, daß er die Getreuen Gustav Adolfs die Inschriften der niedergelegten Kränze lesen und ihm daraus gewissermaßen einen Nekrolog halten läßt. Es sind schöne Worte, welche sie aussprechen. Die Summe dieses Heldenlaufes drängt sich in den Worten zusammen: „Wir mußten die Wüstenwanderung machen, um einen Schimmer von Kanaan zu

sehen." Dieser Schimmer von dem gelobten Lande — er ist das Aufleuchten einer welthistorischen Wahrheit, welche den König selbst und seine Umgebung dieser Kriegszug gelehrt hat: Wahres Leben und wahre Kulter können nur bestehen und gedeihen in der Freiheit und der Toleranz. Die wahre Lehre Christi, die Lehre der Menschen- und Bruderliebe, sie bricht aus dem düsteren Gewölk dieses Dramas wie ein Abendsonnenstrahl, der auf dem Sarge des Helden ausruht. „Wir sind weit gekommen, Fabricius, weit fort von Landesverweisungen und Ketzeredikten!" sagt Grubbe, der Sekretär des Königs, zu dem Hofprediger Fabricius. Darum auch die Duldung für die in dem ganzen Drama eine große Rolle spielenden Juden, welchen Strindberg wie schon in seinem „Gustav Wasa" besondere und hohe Werthung widerfahren läßt.

Der engere und der weitere Kreis, der um das Schicksal Gustav Adolfs sich gruppirt, ist, wie schon hervorgehoben wurde, mit kurzer, prägnanter Charakteristik gezeichnet. Eine wenig sympathische Figur ist die Königin. Um so ansprechender die Vasallen und Kriegsgenossen Gustav Adolfs: Baner, Brahe, Torstenson, Stenbock, Tott, der idealistische Rälamb, jeder eine vollgehaltige Gestalt von scharfen Umrissen und wirksamer Bühnenprofilirung. Einige Stufen tiefer, in der eigentlichen Soldateska, finden wir noch gelungenere Gestalten: Den Feldwebel, den Profossen, den Lagerschulmeister, und endlich den Quartiermeister, eine dramatische Persönlichkeit, in welche Strindberg die ganze religiöse Sektirerei und das Spintisiren und Sinniren einer von religiösen Fragen so ungeheuer durchwühlten Zeit hineingelegt hat. Originell ist die Scene, in welcher zwei alte Todtengräber wegen religiöser Meinungsverschiedenheiten beim Ausschaufeln eines Grabes in Streit gerathen, um vom Quartiermeister dann belehrt zu werden. Ueberhaupt ist das religiöse Hin und Her und Für und Wider in dem ganzen Drama wie ein Leitmotiv konsequent und anschaulich wiedergegeben. Aus diesem Chaos von Meinungen wächst die große Schlußtendenz: es gibt nur eine Religion, die der Liebe — folgerichtig und siegreich hervor.

— Wie das Werk auf der Bühne wirken wird, läßt sich schwer prophezeien. Ich hoffe, daß eine idealgesinnte Direktion bald einen Versuch machen wird. Strindberg selbst hat eine Reihe von Strichen angebracht, die in der Nachbemerkung einzeln zu finden sind. Ich glaube, es werden noch einige dazu kommen müssen.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Schweizer Dichtung.

„Sie sind ein hartes und herbes Geschlecht." Jawohl, das sind sie, die Bauern droben auf den engen Hochthälern nordwärts dem Gotthard. Herb und hart wie die Natur, die sie umgibt und bedräut, der sie Trotz bieten müssen mit nie zagendem Muth, und der sie dennoch anhängen in innigster, tiefwurzelnder Liebe. Dem auf sich selbst gestellten, aus dem Weltgetriebe schier ausgeschalteten Bergvolk zeigt die Natur doch etwas mehr, bedeutet sie ganz anderes, als uns Armen, uns Großstädtern und . . . Nervenbesitzern. Wo der Föhn mit donnerähnlichem Rasen über die Firne jagt und die Lawinen löst, wo er die Wildachen schwellt mit seinem heißen Athem, daß sie schäumend zu Thal stürzen, gierig nach dem wohlbestellten Fruchtland, das sich, karg genug, eingebettet hat inmitten der Steinriesen, wo der Winter seine rauhe Hand schwer lastend, erdrückend fast vor die Schwellen der hölzernen Hütten legt, dort mag wohl ein herbes und starkes Geschlecht erwachsen; und ein schönes, stattliches zugleich. Stark an Gliedern, grad im Sinn, von jenem ruhigen Stolz, den Kraft und Gesundheit lehren. Mit einem Wort: ganze Kerle, an denen man seine Freude haben muß.

So stehen die Gestalten da, die Ernst Zahn, selbst ein echtes Kind des schweizer Hochlands, uns zeichnet. Den Lesern dieser Blätter ist Zahn wohlbekannt. Erst vor wenigen Tagen ist er wieder hier zu Gaste gewesen und hat uns erzählt, „wie Tschamperlig Prügel bekam". Tschamperlig, das ist der böse Chamberlain, der Erzfeind der freiheitlichen Buren, der Erzfeind überhaupt. So hat der Herr Lehrer in der Schule gesagt, als er vom Frankenland, das er erklärte, mit dem Lineal zufällig etwas höher, bis England gerutscht war. Und die Buben erhitzen sich nun mächtig für die um ihre Freiheit ringenden Buren. Ihren Tell kennen sie recht wohl, im Bauerntheater wurde er jüngst gespielt. „Tschamperlig", so haben sie den Namen verstanden, ist der Geßler, der böse, rohe Vogt. Tschamperlig wird zum schlimmsten Schimpf. Und bald haben sie neben dem allzu entfernten Tschamperlig auch einen in der Nähe. Den Gabriel Christen nennen sie so. Denn der hält es mit den Engländern, theils weil er, der Sohn des reichen und vielmögenden Ochsenwirths, sich den Hungerleidern überhaupt gern entgegenstellt, theils wohl auch, weil der Vater als „Hotelier" den Engländern nicht allzu gram sein darf. Bedenklich glost der Funke, den der Schullehrer in den jungen Köpfen entzündet hat. Und wie Zorn und Begeisterung zum höchsten gestiegen sind, da fallen die Buben über ihren Tschamperlig her, doch nicht bloß über den jungen, auch über Tschamperlig senior sozusagen, über den reichen Ochsenwirth, und prügeln die Beiden, daß es nur so schallt. Die Freiheit hat gesiegt! — Durch ihre humoristische Färbung sticht diese kleine Erzählung von Zahn's anderen Arbeiten ab, die sich fast alle ernst, oft düster zeigen. Und doch ist sie für den Dichter ganz charakteristisch. Nur wie durch ein verkehrt gehaltenes Theaterglas gesehen: kleine Leute, ein kleiner Anlaß, ein kleiner Kampf. Dahinter aber doch der weite Ausblick. Die Jungen, die für das, was sie recht finden, eintreten, auch gegen den mächtigsten Mann im Dorfe, die sind echtester Zahn. Ein Stück Michael Kohlhaas steckt in jeder seiner Figuren; auch in den Buben, die ihren Tschamperlig verhauen. — Und das ist es, was uns Neurasthenikern (wer's nicht ist, melde sich) so unsäglich wohl thut an diesen Menschen: ihr frisches Drauflosgehen, ihre Willenskraft, so stählern wie ihre Muskel, ihre gesunde, ungebändigte Art. Kraft und Unerschrockenheit! Sagen wir es kurz: ihr Heldenthum, das sich den wilden Naturgewalten gegenüber nicht minder bewährt, als vor den Läufen der Franzosenflinten.

Ob Ernst Zahn mit diesen seinen Helden als „Moderner" bestehen mag; wer weiß? Ich glaube kaum. Er wird sich vorläufig damit begnügen müssen, ein Dichter zu sein. Den modernen Forderungen kann er nicht genügen. Es gibt viel zu viel dramatische Spannung in seinen Dichtungen, so daß sie — ach! — gar nicht langweilig sind, mitunter greift auch ein zufälliges Naturereigniß entscheidend in die Menschenschicksale ein, (das soll sogar in Wirklichkeit vorkommen) und er stellt uns in einem kurzen Satze klar vor Augen, was man als litterarische Milieuschilderung über zwölf Seiten dehnen und . . . ungenießbar machen könnte. Freilich thut er auch noch etwas, was ihm selbst von Gemäßigteren vorgeworfen werden mag. Er läßt seine Menschen nicht immer ganz auf der Erde, wo sie mit ihren sehnigen Beinen recht wohl dastehen könnten, fest und zäh wie die Tannen im Hochwald; er hebt sie ein Stückchen höher; wie mit einem phantastisch-romantischen Zaubermäntelchen umkleidet er sie, dadurch wachsen ihre Tugenden und Leidenschaften über das Menschliche hinaus; sie werden gar zu groß. Sollen wir ihm darum gram sein? Oder dürfen wir ihm nicht vielleicht auch dafür danken? Wie oft haben wir bei den Typen der Hypernaturalisten gedacht: Recht traurig, daß es auch solche Menschenkinder gibt. Ist es dann gar so schlimm, wenn wir bei Zahn sagen müssen: Nein, solche Prachtkerle gibt es ja gar nicht, aber — schön wär's, herrlich

schön, wenn es sie gäbe! — Nicht alle Figuren Zahn's sind übrigens so überlebensgroß gezeichnet. Und die es sind, die erscheinen darum keineswegs unwahr. Durchaus nicht. Sie bleiben Menschen, warmblütige Menschen, deren Schicksale uns menschlich nahe gehen; daß sie aus dem Leben geholt sind, sieht man, trotz des romantischen Aufputzes und trotz der Vergrößerung, die sie unter des Dichters Hand erfahren haben. Da es aber heutzutage eine Menge Leute gibt, die unter Naturalismus lediglich die Darstellung von Tuberkulose, Nymphomanie und ähnlichen Lieblichkeiten verstehen, so wird Zahn dem Vorwurf der Unnatur wohl kaum entgehen. Er mag sich trösten. Die Gesellschaft, in der er sich da befindet, ist nicht so übel. Gerade einige von seinen engeren Landsleuten und nicht die schlechtesten trifft derselbe Vorwurf; bloß J. C. Heer und Meinrad Lienert, von dem hier noch die Rede sein soll, seien erwähnt. Und wenn der große Conrad Ferdinand nicht schon jenen letzten Weg gegangen wäre, der zugleich der dankbarste ist für einen deutschen Dichter, wenn er uns heute erst erstünde in seiner Eigenart mit seiner Wucht und Farbengluth und Phantasie, wer weiß, wie er von den „Ganz-Litterarischen" empfangen würde. Ich wollte nicht Bürgschaft leisten für seinen jungen Ruhm . . .

Und nun, da alle, die anderen Sinnes bleiben wollen, hinreichend gewarnt sind, sei mit vollstem Nachdruck auf Zahn's jüngstes Werk verwiesen, auf den prächtigen „Albin Indergand."*) Diejenigen, die des Dichters früheres Schaffen verfolgt haben, werden bekannte Typen wiederfinden. Den stattlichen Präses Zum-Brunnen sehen wir in der Novelle „Menschen"**) vorgebildet, den Albin Indergand im „Büßer"***), und der kluge, energische und doch so unendlich milde Pfarrherr von Anderhalden gemahnt an manch eine der edlen Priestergestalten, die Zahn uns vordem beschert hat. Mit dem Stoff des „Albin Indergand" scheint er sich lange getragen zu haben. Daher die deutlichen Spuren in den früheren Novellen. Als ob er einen Anlauf nehmen wollte zu dem großen Sprung. Er ist geglückt. Die Gestalten, deren Thonmodelle wir früher gesehen haben, noch mit den Fingerabdrücken des Knetenden daran, die sind jetzt ausgereift und durchgebildet, in die große Form gegossen, in die ganz große; ein Bischen über Lebensgröße. Das ist dem Abstand des Beschauers angemessen; denn wir müssen zurückblicken bis an die Wende des 18. Jahrhunderts. Da lebt zu Anderhalden, einem kleinen, in der Bergeinsamkeit gelegenen Dorfe der reiche Zum-Brunnen. Er ist Präses, Bürgermeister würden wir sagen, aber in Wirklichkeit ist er viel mehr; er ist der unbeschränkte Herrscher von Anderhalden, nicht als Tyrann, sondern seiner überragenden Persönlichkeit wegen. Der geborene Herrscher. Ein Hüne, der die Decke des Zimmers streift, wenn er die sehnige Gestalt voll aufrichtet, dabei ein kluger umsichtiger Mann, dessen Hauswesen der ganzen Gemeinde als Vorbild leuchtet, dessen Lebensführung ein jeder bewundert. „Wie dieser unser Präses ist keiner", sagen die Anderhaldner. Auch mit dem Pfarrherrn, einem Seelenhirten von wunderbarer Güte, stehen die Bauern allesammt sehr gut. Sie ständen noch viel besser mit ihm, wenn er ihnen nicht in einem Punkte Trotz böte, ihnen allen mit dem mächtigen Präses an der Spitze. Da ist nämlich der Albin Indergand. Ein halbwüchsiger Bursche, der Sohn des Bauern vom Laui-Eck, der unter der Hand des Henkers geendet hat. Den Sündenbuben nennen sie den Sohn, den verhaßten Jungen mit dem wild-trotzigen Blick. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, heißt es. Der hochwürdige Herr aber glaubt an den Albin, er glaubt fest an den Jungen, der ihn vom Augenblicke, da er ihn zum ersten Mal gesehen, so seltsam gefesselt hat, und er nimmt den Albin zu sich, er hält und hütet ihn gegen die ganze Gemeinde. Und — — man gestatte mir jetzt einige lange Gedankenstriche — — zehn Jahre später heißt der Führer der Anderhaldner gegen die Franzosen Albin Indergand. Und wieder verstreichen die Jahre. Der Präses Zum-Brunnen ist todt, auch der gute Pfarrer schläft schon hinter der kleinen Kirche, die er so lange betreut. Die Anderhaldner aber erfreuen sich wieder gesegneter Friedenszeit; und wenn sie zu dem Steinwandgut hinaufblicken, wo der Albin Indergand mit Weib und Kindern haust, dann sagen sie: „Wie dieser unser Präses ist keiner." — Was die langen Gedankenstriche da oben sagen sollten und verschweigen, das wolle man gefälligst bei Zahn selber nachlesen. Auch die genaueste Inhaltsangabe könnte, selbst wenn sie die dramatische Lebendigkeit der Vorgänge wiedergäbe, dem schönen Buche nie gerecht werden. Es fehlte der Reiz der klangvollen Sprache Zahn's und, last not least, die Schilderung des Schauplatzes, der Steinriesen und gleißenden Firne, der ganzen Hochlandspracht, die der Dichter schier andächtig, voll hingebender Liebe immer wieder malt und stets in neuen Tönen. Er gehört eben selbst zum „Bergvolk"; er liebt seine Berge und hat auch Ursach' sie zu lieben . . .

Von Ernst Zahn zu Meinrad Lienert ist es nicht allzuweit. Zumal wenn man ihre jüngsten Werke in Betracht zieht. Der Schellenkönig*) ist dem Albin Indergand nahe verwandt, nicht bloß in der Stoffwahl. Früher zeigten sich die beiden fast gleichaltrigen Schweizer recht verschieden geartet. Lienert ist der leichtfüßigere, der lustige. Er sucht seinen Bauern lieber von der humoristischen Seite beizukommen. Er jodelt, wo Zahn einen Choral anstimmt, er frozzelt, wo der andere predigt. Ich entsinne mich eines Satzes aus einer seiner „Erzählungen aus der Ur-Schweiz", der mir seiner drastischen Urwüchsigkeit wegen im Gedächtniß haftet. „Die Küsse", hieß es dort, „die der Seppel der Lies aufbrannte, schnalzten, wie wenn eine Kuh das Bein aus dem durchweichten Erdreich zieht". Zart ist er ja nicht gerade, der Vergleich, aber von einer grandiosen Plastik. — Und nun tritt Lienert mit seinem neuen Buche plötzlich ernst auf, sehr ernst sogar. Sein „Schellenkönig" gemahnt, wie gesagt, an den „Indergand". Hier wie dort die böse Franzosenzeit (1798—99), hier wie dort ein einzelner Jüngling, der durch die Macht seiner Person, durch seine wilde Kühnheit das ganze Volk mit sich fortreißt. Und Lienert zeigt sich auch hier als der Herr seines Stoffes, nicht minder in der zweiten Novelle „Ziumarstalden", einer Erzählung aus dem 5. Jahrhundert, die eine Episode aus dem blutigen Einzuge des Christenthums in die schweizer Berge mit Kraft und prächtigen Farben schildert. — Ob Lienert uns das nächste Mal modern-heiter kommen mag oder wuchtig schreitend in historisch-romantischem Gewande — er soll hoch willkommen sein.

Wien. Gustav Alexander Pahlen.

Theater.

Deutsches Theater: „Es lebe das Leben". Drama in 5 Akten von Hermann Sudermann.

Sudermann's neues Drama „Es lebe das Leben" ist ein ganz absonderlich schlecht durchdachtes Werk, aber es gibt zu denken. Es führt auf die organischen Zusammenhänge, die zwischen Kunst und Sittlichkeit bestehn.

Ein Ehebruchsdrama. Der Baron Völkerlingk hat mit der Frau seines Herzensfreundes, des Grafen Kellinghausen, die Ehe gebrochen. Beide sind durchaus edle Naturen. Er ist ein Mann, der sich mit Leib und Seele in den Dienst der Allgemeinheit stellt, sie die beste Gattin, die ihren Mann klug leitet und ihm sein Heim behaglich macht; die beste Mutter und ihrem Kinde seelische Berathern.

*) Albin Indergand. Roman, Frauenfeld J. Huber 1901.
**) Menschen, Novellen, Deutsche Verlagsanstalt.
***) Bergvolk, Novellen, Th. Schröter, Zürich 1901, 2. Auflage.

*) „Wildleute", 2 Erzählungen, Orell Füßli, Zürich.

Was die beiden gefehlt haben, liegt denn auch Jahre zurück; das strafbare Verhältniß hat sich längst in reine Herzensfreundschaft gewandelt. Sie haben gesühnt in Reue. Die Frau besitzt ein Recht, an ihren Mann die Frage zu stellen, ob sie ihm nicht immer eine gute Gattin gewesen, und die Antwort lautet bejahend. Ihr Vergehen selbst? Was war es weiter als die Wahrung eines individuellen Herzensrechtes gegenüber den kalten Forderungen der Gesellschaft? So argumentirt wenigstens Sudermann.

Sie haben gesühnt in Reue. Mir scheint das ein etwas wunderlicher Begriff. Menschen, denen ihr Vergehen nicht einmal nachher leid ist, sind wohl überhaupt in der Minderzahl. Elegische Reuegefühle aber mögen alte Betschwestern kitzeln. In Wahrheit gibt es nur eine Reue, die der That. Und das heißt hingehn, sich selbst dessen zeihen, was man gethan, und die Verantwortung auf sich nehmen. Alles andere ist Redensart.

Es fehlt denn auch in Sudermann's neuem Drama nicht an der unfreiwilligen Parodie seiner eigenen Anschauungen. Der Ehebruch ist dadurch zu Tage getreten, daß ein sozialdemokratischer Agitator, der früher Geheimsekretär des Barons gewesen, auf dessen Beziehungen zur Frau seines Freundes in einer Wahlversammlung angespielt, den Betheiligten allen auch das Zeitungsreferat darüber blau angestrichen zugesandt hat. Der Baron wird gewählt, er spricht im Reichstag über die Heiligkeit der Ehe. Der Sozialdemokrat hört die Rede mit an, er sagt sich: was muß der Mann, der so denkt, innerlich in seinem Schuldbewußtsein durchgemacht haben! und geht hin und bringt dem Baron die kompromittirenden Briefe zurück. Als dramatische Motivirung bedarf das wohl keiner näheren Bezeichnung. Aber es ist etwas Schönes um so ersichtliche Reue!

Die Beiden, die den Ehebruch begingen, haben nur eben ihr individuelles Herzensrecht gewahrt. Wozu dann aber überhaupt noch Reue? Doch sieht es auch um dies Persönlichkeitsrecht etwas seltsam aus. Mag man die Vorrechte des Individuums so weit spannen, wie man will — Sudermann ist ja wohl sehr „revolutionär" — eine Grenze ist ihnen immer gezogen: die der Wahrhaftigkeit. Innere Wahrheit ist Lebensgrundbedingung. Diese edlen Ehebrecher aber haben fünfzehn Jahre in schmählicher Lüge gelebt: dabei verkommt man. Nur sie sind dadurch immer edler geworden. Mit Recht stellt denn auch der betrogene Ehemann an seine Frau die Frage: warum bist Du nicht zu mir gekommen und hast gesagt, Du könnest ohne ihn nicht leben, Du mußt Dich scheiden lassen? Die Antwort lautet: ich hätte Euch beide damit unglücklich gemacht. Und sie wollte Glück spenden! Glück in Unwahrhaftigkeit? Und also doch kein individualistisches Recht, auf dem sie fußt, sondern ein altruistisches?

Wieder folgt die unfreiwillige Parodie auf dem Fuße. In die Enge getrieben, hat die Frau ihrem Mann bekannt, daß sie die Ehe gebrochen. Die beiden „Freunde" stehen einander gegenüber. Ihrer beiderseitigen Anschauung gemäß müßten sie zu einem Duell schreiten. Das aber geht nicht an. Beide gehören derselben hochkonservativen Fraktion des Reichstags an, die Ehefrage wird eben im Parlament diskutirt, Aufsehen muß um jeden Preis vermieden werden. Sie weisen das Duell weit von sich. Also: dieser Baron Völkerlingk, für den Sudermann das individualistische Herzensrecht geltend gemacht, gehorcht doch wieder einem ganz altruistischen Motive?

Die Unklarheiten häufen sich, immer aber sieht man sich dem einen gegenüber: innerlicher Unwahrheit und Unmoral.

Und diese innere Unwahrheit hat Sudermann's neuem Drama übel mitgespielt. Es geht in leere, verlogene Theatralik auf.

Die beiden Männer stehen einander gegenüber, sie sagen sich beide, daß ein Duell unmöglich ist. Was thun? Ein freundlicher Zufall will es, daß der Sohn des Barons Völkerlingk soeben eine Broschüre gegen das Duell geschrieben. Die edle Ehebrecherin hat ihn dazu inspirirt. Sie rufen ihn herbei, sie tragen ihm den Fall als eine Doktorfrage gemüthlich, theoretisch vor. Und der Sohn spricht seinem Vater das Todesurtheil. Plaudite, amici!

Jubelt Beifall, o Freunde! Baron Völkerlingk ist entschlossen in den Tod zu gehen, die Weisheit seines Sohnes und sein Gewissen wollen es so, aber er hat eine unmotivirte Frist von 24 Stunden ausgebeten. Die nutzt der betrogene Ehemann, ihn zu einem Fraktionsdiner einzuladen, damit keinerlei Argwohn aufkommen könne! Das Fraktionsdiner hat statt, aber vorher hat die Frau des Hauses Gift genommen, um ihren Freund dem Leben zu erhalten, — einer von ihnen darf ja nur sterben, sonst gäbe es Aufsehn, das eben im Interesse der Partei vermieden werden soll. Man geht zu Tische. Der Hausfreund toastet auf den betrogenen Ehemann, der auf den Hausfreund; die Frau des Hauses aber erhebt ihr Glas zu einem Trinkspruch: „Es lebe das Leben!" Das Glas zerspringt, sie stirbt. Man kann von einem fünften Akt füglich nicht mehr verlangen.

Mit den inneren Motivirungen fallen die äußeren, mit den ethischen Unklarheiten verwischt sich die Charakterzeichnung. Keine der vielen Hilfsmotivirungen, deren Sudermann benöthigte, um den schlecht fundamentirten Bau zu stützen, ist stichhaltig, keine der vielen Personen des Stückes lebt. Die Schauspieler des Deutschen Theaters sahen sich denn auch vor unmögliche Aufgaben gestellt, nur Herrn Bassermann gelang es, aus seinem Eigenen heraus dem Grafen Kellinghausen ein lebensvolles Ansehn zu verleihen, die anderen blieben Puppen, die Theater spielten. Am schlimmsten aber hat sich die innere Unwahrhaftigkeit an der Sprache des Dramas gerächt. Wer etwas zu sagen hat, dem steht ja wohl das rechte Wort zu Diensten. Sudermann hat sich in Geistreichigkeiten ergangen, die nicht geistreich sind, er ist in Schilderung der falschen Gefühle unerträglichem Schwulst verfallen. Ein Kunstwerk, das nicht innerlich mit wahrhaft sittlichen Prinzipien in Einklang steht, bleibt unwahr durchaus.

Ein Wort in diesem Drama klingt wie ein Selbstbekenntniß. Baron Völkerlingk sagt nach der glänzenden Reichstagsrede, die dem Sozialdemokraten so tiefen Eindruck gemacht: wer einmal Erfolg gehabt habe, sei damit an ein Kreuz geschmiedet. Mag sein. Doch aber nur dann, wenn man nicht ein Kerl ist, der auf eigenen Füßen steht. Nicht der Sache um ihrer selbst willen dient.

Ernst Heilborn.

Die Geschichte eines Verbrechens.*)

I.

Eines Tages sagte die Mutter dem Wanjuschka Kusin bei Tisch:

„Du solltest nach der Stadt gehen, Wanja."

Wanjuschka schwieg still. Er schälte eine heiße Kartoffel, blies laut auf seine Finger, die Lippen hatte er zu einer Trompete zugespitzt und bewegte ärgerlich die Augenbrauen.

Die Mutter betrachtete sein rundes, jugendliches Gesicht, seufzte und wiederholte etwas leiser:

„Du könntest wirklich gehen . . ."

„Wozu denn?" fragte Wanjuschka und nahm die Kartoffel von einer Hand in die andere.

„Nimm das Beil und gehe . . ."

„Da gibt's genug von unseren Leuten, die mit ihren Beilen ausgezogen sind. . . ."

---

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Stefania Goldenring.

„So nimm die Schaufel . . . Jetzt werden bald die Keller gefüllt . . . Da kannst Du Holz hauen oder sonst etwas . . . Würdest Dich schon irgendwie durchschlagen; geh, Wanja . . .“

Wanjuschka hatte wohl Lust, in die Stadt zu gehen, aber er antwortete der Alten kein Wort. In den zwei Wochen, die seit dem Tode des Vaters vergangen waren, hatte sich Wanja zu einem ganz selbständigen Menschen entwickelt. Bei dem Leichenschmaus hatte er zum ersten Mal ungestraft Schnaps getrunken, und jetzt war er bereits so weit, daß er mit vorgestreckter Brust und sorgenvoll zusammengezogenen Augenbrauen durch das Dorf ging, mit der Mutter kurz und in abgerissenen Sätzen sprach, worin er den Vater nachahmte . . .

Nach Tisch ging die Alte daran, ihren Mantel zu flicken, und Wanjuschka kroch auf den Herd hinauf, wo er etwa eine halbe Stunde still dalag, dann fragte er:

„Wie viel Geld hast Du?“

„Einen Rubel und sechzig Kopeken . . .“

„Gib mir die sechzig Kopeken . . .“

„Was willst Du damit?“

„Auf den Weg.“

„Gehst Du?“

„Jawohl, ich gehe . . .“

„So nimm — und gehe, mein Junge . . . Wann willst Du gehen?“

„Morgen.“

Bei Tagesanbruch segnete ihn die Mutter mit dem kupfernen Bild des Nikolaj Ugodnik.

Wanjuschka band seinen Gurt um, steckte das Beil in den Gurt, rückte die Mütze über die Ohren, schlug mit den Händen, auf die er dicke Handschuhe gezogen hatte, über die Hüften und sagte:

„Nun gehe ich! Leb wohl . . .“

„Mit Gott, Wanja! Nimm Dich vor den Stadtleuten in Acht . . . sei vorsichtig mit ihnen . . . sie sind hinterlistig. Trinke keinen Wein . . . sag ich Dir!

„Schön“, sagte Wanjuschka, rückte seine Mütze keck nach der Seite und ging auf die Straße hinaus.

Es war noch finster. Kaum war er zehn Schritte von seiner Stube entfernt, als er sich nach seiner Mutter umsah, die ihm nachrief; doch sah er sie im Dunkeln nicht mehr, nur hörte er ihre Worte, die ängstlich in nächtlicher Stille erklangen.

„Der Wein wirkt vernichtend, Wanja . . . Auch die Frauen meide in der Stadt . . . Kannst Dir eine böse Krankheit von ihnen holen . . .“

„Adieu!“ rief Wanjuschka.

Da that es ihm plötzlich leid um die Mutter, um das Dorf, um sein altes Stübchen. Er blieb stehen und horchte . . . Aber es war bereits still, — die Mutter war fort. Seufzend ging er der unbeweglichen, schweigenden Dämmerung entgegen, die vom Tagesanbruch noch nicht berührt war . . .

Als er über das Feld schritt, dachte er daran, daß es ihm vielleicht gelingen würde, in der Stadt ordentlich zu verdienen, und wenn er heimkehrte, könnte er Wasilissa Schamowaja heirathen. Und vor seinen Augen stand die üppige, starke, saubere Wasilissa . . . Oder vielleicht findet er bei einem reichen Kaufmann eine Stelle als Hausdiener und heirathet nicht mehr Wasilissa, sondern irgend ein Mädchen aus der Stadt.

Er ging weiter, indessen entzündete sich hinter ihm langsam die Morgendämmerung, ringsumher schwanden unsichtbar die nächtlichen Schatten, und auf den Schnee fielen matt die gelben Strahlen der winterlichen Sonne. Der Schnee knarrte lustig und laut unter den Füßen; Wanjuschka sang ein Lied. Die drei Geldstücke klingelten in seiner Hosentasche, frohe Zukunftsträume und kühne Pläne schwirrten im Takt zu dem Lied in seinem Kopf. Es ging sich leicht und gut, die Füße blieben in dem festgetretenen Schnee nicht stecken, die eisige Luft drang tief in die Brust hinein und erfüllte sie mit Muth, während die anmuthig schöne Ferne den Wanderer lockte. Die Menschen, denen Iwan ab und zu begegnete, sahen ihn mit freundlichen, guten Augen an.

Der Reif fiel auf Wanjuschka's kaum sichtbaren Schnurrbart, aber der Jüngling streckte die Oberlippe vor und betrachtete sie mit Vergnügen: — der Schnurrbart erschien ihm lang und schön . . . Eine große, kohlenschwarze Krähe schritt schwerfällig abseits vom Wege über den Schnee. Wanjuschka pfiff. Aber der dunkle Vogel sah zu ihm mit einem Auge ganz keck hinauf und trippelte noch näher zum Weg herbei. Da schlug Iwan die Handschuhe knallend zusammen, aber auch hierbei erschrak der Vogel nicht . . . „Hä, Teufel!“ murmelte Kusin und ging schnell weiter.

Gegen Mittag, als Iwan mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, erhob sich ein Schneegestöber auf dem Feld. Von den Schneehügeln rissen sich durchsichtige, weiße Wolken los, flogen davon, begegneten einander und bedeckten das Gesicht des Jünglings mit weißem, kalten Staub. Zuweilen schnellte vor Iwan's Füßen eine Masse von Schneeflocken empor, als wollten sie den Burschen im Weitergehen hindern; sodann stieß ihn der Wind im Rücken, als mahnte er ihn zur Eile. Die weite Ferne verbarg sich in trüben Wolken, der Wind pfiff, fegte die Spuren an der Erde fort, lief am Weg entlang und heulte und winselte. Die Menschen und Pferde, denen man begegnete, erschienen vor den Augen und verschwanden wieder, wie Steine im Wasser. Wanjuschka schloß die Augen und ging im Dunkel, unter dem Lärm und den düsteren Sturmliedern einher, — er fühlte eine Müdigkeit in den Hüften, seine Füße wurden schwer . . .

Den Schnee mit den Füßen aufwirbelnd, dachte er mit Groll an die Mutter: „sie sitzt da . . . und ich muß im Sturm wandern . . .“

Dann wurde er so müde, daß er an nichts mehr denken konnte und nur wünschte, so schnell wie möglich in die Stadt zu kommen, sich zu erwärmen, auszuruhen und Thee zu trinken. Mit gebücktem Rücken, herabgelassenem Kopf ging er wie ein Stier vor sich hin, ohne ringsumher etwas zu bemerken, bis er schließlich in dem Sturmgeheul den düsteren Fabrikpfiff vernahm. Er blieb stehen, richtete sich auf und seufzte tief. Sodann zog er das Geld aus der Tasche heraus und steckte es in den Mund an die Wange, damit es durch sein Klingeln die Stadtbewohner nicht in Versuchung bringe . . .

Durch die graue Schneeschicht hindurch glich die Stadt einer schweren, auf der Erde lagernden Wolke.

Es wurde zum Feierabend geläutet. Der Wind trug die vollen Glockenklänge durch die Luft und übertönte mit seinem Geheul ihren kupfernen Klang. Wanjuschka zog die Mütze vom Kopf, bekreuzte sich und sagte vor sich hin:

„So wäre ich nun angelangt . . .“

II.

Als Wanjuschka ins Gasthaus trat, da berührte eine dicke, feuchte Luft sein Gesicht und wischte ihm wie mit einem nassen Läppchen das stechende Kältegefühl von den Wangen ab. Blauer, scharfer Rauch schwebte unter der niedrigen Balkendecke und kniff in die Augen; ein Geruch von Schnaps, Tabak und verbrannter Butter drang in die Nase ein; das Geräusch und das Treiben in dem Gasthause waren ganz verwirrend und betäubend, so daß Wanjuschka sogleich einen angenehmen Schwindel empfand. Er drang zwischen den Tischen langsam vor und suchte nach einem Plätzchen, doch fand er keins. Ueberall saßen betrunkene Droschkenkutscher mit rothen Gesichtern, halb nackte, mit Lumpen bekleidete Arbeiter, die Iwan mit neugierigen und düsteren Blicken anschauten. Einer von ihnen, ein großer, magerer Mann mit rothem Schnurrbart winkte Iwan herbei, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Willkommen, Tölpel! Komm her! . . .“

Wanjuschka entfernte sich von ihm und stieß mit der Schulter ein kleines, kugelrundes Mädchen an. Sein Gesicht

war hellroth, die Augenbrauen tiefschwarz und groß wie ein Schnurrbart.

„Gib acht, Du Grünschnabel!“ schrie sie mit heiserer Stimme.

In der Vorderecke des Gasthauses, neben dem Lämpchen, das vor dem Heiligenbild brannte, saß am Tisch nur ein Mann; Wanjuschka trat zu ihm heran und sagte: „Darf ich mich zu Ihnen setzen?“

„Immer feste!“

Kusin setzte sich, knöpfte den Kragen der Jacke auf und sagte:

„Ph — — a; viel Volk!“

„Solche Orte pflegen nicht leer zu sein . . .“

„Vom Dorf her?“

„Ja . . .“

„Nach Arbeit?“

„Ich möchte gern arbeiten . . .“

„Hier ist nichts zu machen . . .“

„Wieso? . . .“

„Glaub mir nur. Ich bin die dritte Woche hier . . .“

„Gibt's keine Arbeit?“

„Man kann sterben, ehe man welche bekommt!“

An dem Tische huschte der Aufwärter wie eine Eidechse vorbei.

„Ich möchte Thee“, rief ihm Wanjuschka zu und begann, seinen Tischnachbarn zu beobachten. Es war ein etwa fünfundzwanzigjähriger Bursche, der mit einer befleckten und zerrissenen, wattirten Frauenjacke bekleidet war. Von großer und magerer Gestalt, beugte er sich tief über den Tisch, als wollte er sein pockennarbiges, jedes Haarwuchses, selbst der Augenbrauen beraubtes Gesicht vor den Menschen verbergen. Hin und wieder warf er den kurz geschorenen Kopf mit heftiger Bewegung empor und betrachtete Kusin unruhig, mit großen, grauen Augen, als erriethe er irgend etwas. Sobald er bemerkte, daß auch Wanja ihn prüfend beobachtete, da verzog er seine schmalen Lippen zu einem Lächeln und sagte:

„Ich hatte einmal einen Mantel, auch eine Mütze — alles ist draufgegangen. Die Stiefel sind nur noch geblieben . . .“ Er schob einen langen Fuß, der mit einem festen Lederstiefel bekleidet war, unter dem Tisch hervor und fügte hinzu:

„Werde auch diese bald verkaufen, versetzen müssen . . .“

Wanjuschka hatte Mitleid mit ihm und Angst um sich selber. —

„Vielleicht wird's noch irgend wie gehen . . .“, sagte er.

„Ach wo! Hier gibt's unserer Leute wie Blätter im Herbst . . .“

„Sieh, wie viel Volk hier ist. Und alle wollen essen . . .“

„Wollen wir zusammen Thee trinken?“ schlug ihm Wanjuschka vor.

„Danke! Besten Dank . . . Ich habe schon getrunken . . . Aber vielleicht ein Gläschen Schnaps . . .“

Und er seufzte tief.

Wanjuschka befühlte mit der Zunge das Geld im Mund, sann nach, dann winkte er mit dem Finger den Aufwärter herbei und befahl wichtig:

„Ein halbes Fläschchen . . . für zwei Personen . . .“

Der Pockennarbige lächelte erfreut, sagte aber kein Wort.

„Wo übernachtest Du?“ fragte Wanjuschka.

„Hier, in der Nähe . . . für die drei Kopeken . . . Und Du?“

„Ich bin soeben erst angekommen . . .“

„Ach, was! Wollen wir zusammen wohnen?

„Oh, ja!“

„Oh, ja!“

„Das ist nett! Wie heißt Du?“

„Iwan . . . Kusin . . .“

„Und ich — Salakin Jeremjej . . .“

Sie schwiegen und sahen einander lächelnd an. Als der Aufwärter den Schnaps brachte und Wanjuschka seinem Gast ein Gläschen eingegossen hatte, stand dieser auf, erhob das Glas, stieß mit Kusin an und sagte:

„Nun, auf unsere Freundschaft!“

Wanjuschka gefielen diese Worte sehr. Er leerte das Gläschen mit einem Schluck, schnalzte und sagte erfreut:

„Zu zweien lebt es sich besser!“

„Wenn es sich überhaupt leben läßt!“

„Ich bin zum allerersten Mal in der Stadt, um Arbeit zu suchen . . . Vorübergehend war ich wohl schon hier, — zum längeren Aufenthalt komme ich aber erst jetzt“ — erzählte Wanjuschka und füllte die Gläser zum zweiten Mal.

„Ich ebenfalls . . . Bis jetzt habe ich immer auf Gütern gearbeitet. Aber ich habe mich mit dem Verwalter gezankt, er mich weggejagt, der rothe Hund!“

„Mein Vater ist vor Kurzem gestorben. Jetzt bin ich selber — erwachsen . . .“

Neben ihnen saßen am Tisch zwei Fuhrmänner, beide waren weiß angeschmiert. Sie stritten laut. Der eine, — ein großer, alter Mann — stieß mit der Faust auf den Tisch und schrie:

„Es mußte mit ihm so kommen!“

„Weshalb denn?“ — fragte der andere mit dem schwarzen Bart und einer Narbe auf der Stirn.

„Weshalb? weil er nichts verstand! Was für ein Arbeiter war er denn? Die guten Arbeiter — sind wie Mehl, Teig, Brot! Die unfähigen sind . . . wie Kleie — und Spreu . . . Gut für's Vieh . . . dazu sind sie wohl auch bestimmt . . .“

„Sie sind alle gleich bedauernswerth“, sagte der Schwarzbärtige. Salakin hatte den Streit mit angehört und sagte:

„Das stimmt nicht . . .“

„Was?“

„Daß alle bedauernswerth sind. Nehmen Sie mich zum Beispiel . . . Der Verwalter, Matwjej Iwanitsch, ist mein Feind . . . Weswegen hat er mir gekündigt? Ich habe zwei Jahre gearbeitet . . . alles gethan, was nöthig war. — Plötzlich hatte er etwas gegen mich . . . ich liefe der Köchin Marie nach und . . . dergleichen! Und wegen der Zügel . . . auch da war ich schuld . . . Die Zügel waren einfach fortgekommen! Da heißt's suchen! Und plötzlich bekommt er mich an — fort mit Dir! Brauche Dich nicht mehr . . . Wie? Er braucht mich nicht . . . Ich selber brauche mich aber . . . Ich muß leben! Nun, kann ich ihn bedauern, den Verwalter?“

Salakin schwieg eine Weile und sagte mit tiefer Ueberzeugung:

Ich kann nur mich selber bedauern, sonst niemand!“

„Natürlich!“ sagte Wanjuschka.

Nach dem dritten Glase legten sie ihre Arme breit über den Tisch und saßen noch lange einander gegenüber: der Schnaps und das Geräusch hatte sie erregt. Und Salakin begann, Wanjuschka umständlich, ohne Zusammenhang und eifrig von seinem Leben zu erzählen.

„Ich bin ein Findelkind!“ erzählte er. „Muß für die Sünde der Mutter mein Leben tragen . . .“

Wanjuschka betrachtete das pockennarbige, erregte Gesicht seines Freundes, nickte ihm zustimmend mit dem Kopf zu; es schwindelte ihm davon noch mehr.

„Wanja! Bestelle noch eine halbe Flasche! Was kommt es darauf an?“ rief Salakin und machte eine verzweifelte Handbewegung. Wanjuschka antwortete:

„Das . . . kann ich . . .“

III.

Als Wanjuschka erwachte, — da sah er sich auf einer Pritsche liegen, im halbdunkeln Keller, dessen Balkendecke ebenso durchfurcht war, wie Salakin's Gesicht. Er suchte mit der Zunge im Mund — das Geld war nicht da, dafür aber brennender, bitterer Speichel. Wanjuschka seufzte tief und sah sich um.

Die ganze Kellerstube war mit niedrigen Pritschen vollgestellt, auf denen gleich Schmutzhaufen zerlumpte, dunkle Gestalten lagen. Einige waren schon erwacht und krochen mit schwerfälligen Bewegungen auf den Erdboden hinunter, die anderen schliefen noch.

Die mit gedämpften, heiseren Stimmen geführten Unterhaltungen vereinten sich mit den Schnarchlauten der Schlafenden; es wurde irgendwo mit Wasser geplantscht. Die zerfetzten Gestalten der Menschen sahen in dem grauen Halbdunkel des frühen Morgens wie zerrissene Herbstwolken aus.

„Bist schon wach?“

Neben Wanjuschka stand Salakin. Sein Gesicht war roth, er hatte sich wohl soeben mit kaltem Wasser gewaschen. Er hielt ein kupfernes Körbchen mit vielen kleinen Rädchen in der Hand, betrachtete diese mit einem Auge, mit dem anderen sah er Wanjuschka lächelnd an.

„Haben gestern gebummelt . . .“, sagte Kusin und blickte den Freund vorwurfsvoll an.

„Den Magen ordentlich befeuchtet . . .“, erwiderte dieser mit zufriedener Stimme.

„Mein ganzes Geld ist draufgegangen . . .“

„Macht nichts! Es wird auch so gehen . . .“

„Ja, Du kannst lachen . . .“

„Sei nicht besorgt . . . Ich habe 17 Kopeken, nachher verkaufe ich die Stiefel . . . Davon können wir leben!“

„Wirklich? Thust Du das?“ fragte Wanjuschka und blickte dem Freund ungläubig ins Gesicht; als er sah, daß Salakin schwieg, fügte er hinzu:

„Jetzt mußt Du . . . mir helfen . . . Da ich mit Dir mein Geld vertrunken habe, so mußt Du . . .“

„Nun gewiß! Das versteht sich von selbst. Gleiches Leid und gleiche Freude . . . Wir sind nicht reich, werden uns beim Theilen nicht zanken . . . Es gibt nicht viel zum Theilen! . . .“

Seine Augen und seine Stimme beruhigten Wanjuschka, und er fragte sodann:

„Was hältst Du in der Hand?“

„Rathe!“

Kusin blickte umher und fragt mit halblauter Stimme:

„Für falsches Geld, ja?“

„Wunderkerl!“ rief Salakin lachend. „Hast gerathen! Wieso weißt Du davon?“

„Ich habe davon gehört. Sieben Meilen von unserem Dorf entfernt hat sich ein Bauer damit beschäftigt . . .“

„Und . . .“

„Nichts. Er ist nach Sibirien verschickt worden . . .“

Salakin sann nach, schwieg eine Weile, drehte das kupferne Körbchen in der Hand hin und her und sagte seufzend:

„Ja dafür wird man verschickt . . .“

„Es ist also dasselbe?“ fragte Wanjuschka leise und zeigte mit dem Kopf auf das Körbchen.

„Nn—ein! Das ist einfach — ein Uhrwerk . . . Steh auf, wir wollen Thee trinken gehen! . . .“

Wanjuschka erhob sich von der Pritsche, streifte das Haar mit der Hand glatt und sagte:

„Komm!“

Aber das Kupferding hatte seine Neugierde erweckt, und er empfand etwas wie Angst vor ihm. Als er nun sah, daß Salakin es auf der Brust versteckte, da fragte er ihn:

„Wo hast Du es her?“

„Hab's auf dem Markt gekauft, als ich den Mantel verkaufte. Habe siebzig Kopeken dafür bezahlt.“

„Wozu brauchst Du es?“ fragte Wanjuschka.

„Siehst Du“, begann Salakin geheimnißvoll und beugte sich zu seinem Ohr herab, — „ich wollte schon immer dahinterkommen, wieso Die Uhr die Zeit bestimmen kann. Ist es Mittag, — so schlägt sie zwölf Uhr . . . Wie geht das zu? 's ist nur gewöhnliches Kupfer, aber so zusammengesetzt, daß es sich auf die Zeit versteht . . . Der Mensch kann die Zeit nach der Sonne bestimmen, das lebende Vieh versteht nichts davon . . . lebt einfach so! Und diese Rädchen . . . das Kupfer . . .“

Wanjuschka hatte Kopfschmerzen. Er ging neben dem Freund her, vernahm seine unklare Rede und dachte mit Sorge daran, wie Salakin sich benehmen würde, wenn er die Stiefel verkauft hat. . . . Wird er ihm wenigstens die Hälfte des vertrunkenen Geldes abgeben oder nicht?

Er blickte Salakin in die Augen und fragte:

„Wann wirst Du Deine Stiefel verkaufen?

„Jetzt trinken wir Thee und dann gehen wir. . . . An der Uhr arbeite ich schon lange im Geiste. Ich habe viele Leute . . . kluge Menschen danach gefragt. . . . Der Eine sagt dies, der Andere — jenes. . . . Es ist nicht zu verstehen!“

„Wozu willst Du es denn wissen“, fragte Wanjuschka neugierig.

„Ach, es ist doch interessant! Wie seltsam! Der Mensch geht . . . er lebt, aber ihm fällt es leicht. . . .“

Salakin sprach so viel und so eifrig von der geheimnißvollen Kraft der Uhr, daß Wanjuschka unwillkürlich von der Begeisterung des Freundes hingerissen wurde und selber ebenfalls darüber nachzusinnen begann, wieso die Uhr die Stunden zeigte. Und während die Freunde Thee tranken, philosophirten sie eifrig und unabläßig über die Uhr.

Sodann gingen sie, um die Stiefel zu verkaufen, und erhielten dafür zwei Rubel und vierzig Kopeken.

Salakin war über die niedrige Schätzung der Stiefel betrübt. Am Markt lud er Wanjuschka ins Wirthshaus ein und gab vor Kummer einen ganzen Rubel aus. Als sie zu später Nachtzeit, taumelnd und laut sich unterhaltend, die Herberge aufsuchten, da klingelten in Salakin's Tasche nur noch vier Kupferstücke. Wanjuschka hatte ihn untergefaßt, stieß ihn mit der Schulter und sagte freudig:

„Freund! ich liebe Dich wie meinen leiblichen Bruder. Bei Gott! Du Herzensmensch. . . . Nimm mich ganz hin! Ja! bei Gott! Wenn Du willst, so steige auf meinen Buckel . . . ich will Dich tragen . . .“

„Närrchen!“ stammelte Salakin . . . „Thut nichts! es geht immer weiter! Morgen — verkaufen wir . . . den ganzen Sack . . . Zum Teufel damit! Ha?“

„Es ist nichts mehr da!“ sagte Wanjuschka laut und sang mit dünner Stimme:

Bin nicht hübsch und arm dazu

Salakin blieb stehen und fuhr fort:

Und auch schlecht gekleidet. . . .

Fest aneinander geschmiegt sangen sie zusammen mit wilden Stimmen:

Niemand will aus diesem Grund
Frei'n das arme Mädchen!

„Aber Matwiej, der rothe Teufel . . . soll mich erkennen!“ — schloß Salakin unerwartet, hob den Arm in die Höhe und drohte mit der Faust in der Luft.

IV.

Es vergingen zwei Wochen.

Einmal lagen die Freunde nachts hungrig und böse auf den Pritschen der Kellerstube und Wanjuschka machte Salakin leise Vorwürfe:

„An allem bist Du schuld! — Wenn nicht Du, so würde ich irgend wo Arbeit gefunden haben!“ . . .

„Geh zum Teufel!“ rieth Salakin dem Freund kurz.

„Schimpfe nicht! Ich sage die Wahrheit!“ . . . Was ist jetzt zu thun? Vor Hunger werden wir sterben!“

— „Geh, heirathe die Kaufmannsfrau . . . dann kannst Du satt werden . . . Waschlappen! . . .“

„Narbenfratze, Flicknase!“

Nicht zum ersten Mal unterhielten sie sich in dieser Weise.

Am Tage gingen sie halb bekleidet, blau gefroren in den Straßen umher, doch gelang es ihnen nur selten, etwas zu verdienen. Sie spalteten Holz, zerhackten auf den Höfen das schmutzige Eis, und wenn sie dafür jeder zwanzig Kopeken bekommen hatten, dann verzehrten sie das Geld sofort. Auf dem Markt ließ sich manchmal eine Dame von Wanjuschka den Korb tragen und gab ihm ein Fünfkopekenstück, wenn er ihr eine Stunde lang den mit Fleisch und Obst vollgepackten Korb nachgeschleppt hatte. In solchen Fällen fühlte Wanjuschka, dessen Leib vor Hunger schmerzte, daß er die Dame haßte; da er aber fürchtete, dieses Gefühl irgend wie zu äußern, stellte er sich freundlich gegen sie und gleichgültig gegen alles, was in dem Korbe lag und seinen Hunger reizte.

Zuweilen bat Wanjuschka um Almosen, wobei er sich vor der Polizei in acht nehmen mußte; Salakin verstand es dagegen, hin und wieder ein Stück Fleisch, ein Stückchen Butter, einen Kohlkopf, ein Gewicht zu stehlen. Dann zitterte Wanjuschka vor Angst und pflegte zu dem Kameraden zu sagen:

„Du wirst mich ins Verderben ziehen! Ins Gefängniß werden sie uns schleppen . . ."

„Im Gefängniß kriegen wir Nahrung und Kleidung", — entgegnete sodann Salakin resolut. „Bin ich denn schuld daran, daß es leichter ist zu stehlen, als Arbeit zu finden?"

An diesem Tage hatten sie mit knapper Noth sechs Kopeken für das Nachtlager zusammengescharrt, Salakin hatte irgendwo französisches Brot und ein kleines Bündchen Mohrrüben geklemmt, mehr aßen sie an diesem Tage nicht. Vor Hunger brannten ihre Eingeweide, und der knurrende Magen versetzte sie in schlechte Laune, da er sie nicht schlafen ließ.

„Wie viel habe ich für Dich ausgegeben?" — fragte Salakin Wanjuschka vorwurfsvoll. „Du hattest in Deinem Vermögen nicht mehr als eine Jacke und ein Beil . . ."

„Und sechzig Kopeken? Hast vergessen?"

Sie grinsten einander wie zwei böse Hunde an, Wanjuschka hatte Salakin bereits zweimal, so zu sagen unabsichtlich, mit dem Ellenbogen zwei Seitenstöße versetzt. Aber er wollte keinen offenen Zank mit dem Kameraden haben; hatte er sich doch an ihn gewöhnt, und er begriff, daß es ihm ohne diesen wohl noch schlechter ergehen würde.

In der Stadt allein zu sein — ist fürchterlich. So zerlumpt, halb nackend nach dem Dorf zurückzukehren — wäre eine Schande vor der Mutter und den Dorfmädchen, — vor jedem Einzelnen. Auch Salakin lachte ihn jedesmal aus, wenn Wanjuschka von einer Rückkehr nach dem Dorfe sprach.

„Geh, geh!" sagte er zähnefletschend. „Erfreue Deine Mutter . . . hast schönes Geld verdient, bist ein Herr geworden. . . ."

Trotzdem hielt eine traurige Hoffnung auf Erfolg Wanjuschka in der Stadt zurück. Bald schien es ihm, daß irgend ein reicher Mann sich seiner erbarmen und ihm Arbeit geben würde; bald dachte er, daß Salakin irgend einen Ausweg aus diesem kümmerlichen, hungrigen Leben finden würde. Die Hoffnung auf die Geschicklichkeit des Kameraden wurde von diesem selber aufrecht erhalten; oft sagte er:

„Thut nichts! Wir kommen schon durch, warte nur. . . . Wir schlagen uns durch!" . . .

Er sprach mit großem Glauben und sah Wanjuschka dabei ganz besonders scharf an. Dann schien es Wanjuschka, daß sein Kamerad ein Mittel kannte, daß ihnen helfen sollte.

Trotz alledem aber, als er in dieser Nacht dicht neben seinem Kameraden lag, da dachte er, daß, wenn aus der Decke ein Ziegelstein auf Salakin's Kopf fiele, — so wäre es ganz gut. Und er erinnerte sich, wie unlängst mitten in der Nacht ein wildes Geschrei sich erhob, das allen großen Schrecken eingejagt hatte, und vor seinem Gedächtniß erstand das blutübergossene, von einem Ziegelsteine, der aus der Decke des Kellers gefallen war, plattgedrückte Gesicht eines Mannes.

„Eine große Summe — Deine sechzig Kopeken . . . brummte Salakin. — Wenn Du aber . . ."

„Was soll ich?"

„Wenn Du muthiger wärest . . ."

„Nun?"

„Ach, nichts mehr . . ."

Wanjuschka sann nach und sagte:

„Du verstehst nichts. Nur schwatzen kannst Du, ohne zu überlegen."

„Wer, ich?"

„Ja, Du . . ."

„Ach, ich würde es ja sagen . . ."

„Was denn? Nun, angenommen, ich wäre muthiger geworden . . . Was dann?"

„Dann?"

„Na ja!"

„Ich will es Dir sagen."

„Sprich."

„Ich werd' es sagen, nur . . ."

„Hast nichts zu sagen!" — erwiderte Wanjuschka entschieden.

Salakin warf sich unruhig auf dem Lager hin und her, Wanjuschka kehrte ihm den Rücken, seufzte bang und flüsterte hoffnungslos.

„O, Herr . . . wenigstens ein Räuschchen." . . . Einige Minuten lagen sie schweigend. Plötzlich erhob sich Salakin, beugte den Kopf über Wanjuschka, so daß er mit den Lippen beinahe sein Ohr berührte und sagte kaum hörbar:

„Iwan! . . . Höre . . . komm mit mir."

„Wohin?" fragte Wanjuschka ebenfalls ganz leise.

„Nach Borisowo. . . ."

„Wozu?"

„Ich sag's Dir unterwegs."

„Sag es jetzt gleich."

„Komm nur! Ich sag's Dir . . . wir wollen . . . Matriej Iwanow bestehlen. — Bei Gott!"

„Scher' Dich zum Teufel!" sagte Wanjuschka mit Angst und Zorn.

Aber Salakin legte sich mit seinem schweren Körper über ihn und begann ihm ins Ohr zu flüstern.

„Höre doch . . . es ist ja ganz einfach! Wir kommen hin, thun, was sich gehört, und — gehn wieder zurück! Wer wird uns im Verdacht haben? Ich kenne dort alles ganz genau, jeden Weg und Steg. Auch wo das Geld liegt, weiß ich. . . . Und Silber giebt's dort . . . Löffel, Becher . . ."

Der heiße Athem Salakin's wärmte Wanjuschka's Wange, die Angst schmolz in seinem Herzen. Trotzdem wiederholte er leise:

„Ich sage Dir, scher' Dich fort, Teufel!"

„Nein, warte nur . . . Denke, wie fein wir leben würden! Nach langer Zeit wieder einmal volle Magen, ganze Schuhe und ganze Kleider . . ."

Wanjuschka lag schweigend da, während Salakin nicht aufhörte, ihm heiße, überzeugende Worte in's Ohr und ins Gehirn einzuflüstern.

Endlich fragte Wanjuschka ihn:

„Viel Geld?"

(Schluß folgt.)

Maxim Gorki.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 20. Berlin, den 15. Februar 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

England und Japan haben ein Bündniß zum gegenseitigen Schutze ihrer Interessen abgeschlossen. Damit hat England einen Schritt gethan von ganz außerordentlicher politischer Tragweite.

Der Bündnißvertrag, auf den die öffentlichen Erörterungen oft genug zurückgreifen werden, hat in den entscheidenden Bestimmungen den folgenden Wortlaut:

„Die Regierungen von Großbritannien und Japan haben, ausschließlich geleitet von dem Wunsche, den status quo und den allgemeinen Frieden im fernen Osten aufrecht zu erhalten, ferner aus besonderem Interesse an der Erhaltung der Unabhängigkeit und territorialen Integrität des chinesischen und des koreanischen Kaiserreiches und endlich, um in diesen Gebieten allen Nationen die gleichen Vortheile zur Entwicklung ihres Handels und ihrer Industrie zu sichern, folgendes Uebereinkommen getroffen:

Artikel I. Die beiden Vertragsmächte, nachdem sie gegenseitig die Unabhängigkeit von China und Korea anerkannt haben, erklären selbst durch keinerlei aggressive Absichten in einem der beiden Länder beeinflußt zu sein. Da indes beide Mächte ihre besonderen Interessen im Auge haben, von denen sich die Großbritanniens hauptsächlich auf China beziehen, während Japan außer seinen Interessen in China in besonders hohem Grade auch solche politischer, kommerzieller und industrieller Natur in Korea besitzt, so erkennen die vertragschließenden Parteien an, daß es für jede von ihnen zulässig sein soll, Maßregeln zu ergreifen, welche unentbehrlich sein würden, um diese Interessen zu wahren, wenn dieselben, sei es durch ein aggressives Vorgehen irgend einer anderen Macht oder durch Unruhen in China und Korea bedroht sind und sich dadurch für einen der beiden vertragschließenden Theile die Nothwendigkeit ergibt, zum Schutze von Leben und Eigenthum seiner Staatsangehörigen zu interveniren.

Artikel II. Wenn entweder Großbritannien oder Japan in der Vertheidigung ihrer bezüglichen, oben beschriebenen Interessen in einen Krieg mit irgend einer anderen Macht verwickelt werden sollte, wird der andere Theil strenge Neutralität bewahren und sich bemühen, zu verhindern, daß andere Mächte sich an den Feindseligkeiten gegen seinen Verbündeten betheiligen.

Artikel III. Wenn in diesem Falle irgend eine Macht sich den Feindseligkeiten gegen diesen Verbündeten anschließt, wird die andere Partei ihm zu Hilfe eilen, den Krieg mit ihm gemeinsam führen und in wechselseitigem Einvernehmen Frieden schließen.

Artikel IV. Die vertragschließenden Parteien kommen überein, daß keine von beiden, ohne die andere zu befragen, sich auf separate Abmachungen mit einer anderen Macht zum Schaden der oben bezeichneten Interessen einlassen wird."

Der Vertrag läßt der Interpretation einen gewissen Spielraum. Tritt er auch dann in Wirksamkeit, wenn der Ausgangspunkt des internationalen Streites nicht in Ostasien liegt, wenn etwa das persische Problem, das Japan durchaus nicht berührt, wenn Schwierigkeiten in Afghanistan sich bis zum Aeußersten zuspitzen sollten? Freilich sind das zunächst theoretische Erwägungen.

Der offensichtliche und unmittelbare Zweck der Vereinbarung kann nicht verkannt werden; weder England noch Japan wollen in Ostasien sich Verschiebungen vollziehen lassen, die ihnen abträglich wären; solche Verschiebungen aber wurden bisher mit Nachdruck nur von Rußland angestrebt, und so wird es auch in absehbarer Zukunft bleiben. Das Bündniß hat also die Aufgabe, den russischen Ehrgeiz in Ostasien zu zügeln, diese Aufgabe vor allem; man kann fast sagen ausschließlich; denn französische und deutsche Aspirationen, wenn sie überhaupt einmal in die Erscheinung treten sollten, würden England niemals so bedrohlich erscheinen, um ihretwegen durch ein Bündniß die alten politischen Traditionen des Vereinigten Königreiches aufzugeben, das Programm, in der internationalen Politik mit völlig freien Händen dazustehen.

Vom deutschen Standpunkt aus kann dieses Bündniß weder Bedauern noch Befürchtungen erregen. Auch wir haben an einer revolutionären Politik im äußersten Osten kein Interesse. Wir wollen unseren Handel mit China

entwickeln, wie England, wie Japan, wie die Vereinigten Staaten; wir wollen die Politik der offenen Thür, wir wollen Handelspolitik und nicht Eroberepolitik. Insofern der Vertrag eine Stütze für den Frieden ist und dem freien wirthschaftlichen, internationalen Wettbewerb dient, fördert er daher auch die Interessen Deutschlands.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Vertrag das vorgesteckte Ziel erreicht, wenigstens insofern die chinesischen Küstengebiete in Betracht kommen. Japan und England sind stark genug, um in diesen Gebieten eine Entwicklung zu verhindern, die sie nicht billigen, und sie werden bei solchem Versuche nicht allein stehen; vor allem auch China selbst wird, soweit die japanischen und englischen Machtmittel wirkungsvoll bethätigt werden können, geneigt sein, mit jenen beiden Mächten gemeinsam russisches Drängen und russische Ansprüche abzuweisen. Aber England und selbst Japan beherrscht nur die Küste und die Küstenprovinzen, und damit ist es für Rußland gegeben, sein Operationsfeld nach Innerasien zu verlegen.

Man wird sich schwerlich täuschen, wenn man annimmt, daß dieser Vertrag der Anlaß für Rußland sein wird, nunmehr die innerasiatischen Fragen thatkräftig wieder anzufassen und dort die Schraube anzusetzen. Der Vertrag mag die englischen Interessen in Ostasien schützen; aber er reizt Rußland zu gleicher Zeit jetzt seine Gegenzüge gegen England an einer Stelle zu thun, wo das vereinigte Königreich am allerschwächsten, am angreifbarsten ist, in jenen weiten Gebieten, die sich vom persischen Golf landeinwärts bis nach Tibet hinziehen; der Ländergürtel um die indische Grenze wird wieder der Schauplatz verstärkter englisch-russischer Rivalität werden. Um England in China gefügiger zu machen, wird Rußland die alten erprobten Mittel benutzen und die indische Grenze beunruhigen.

Der Vertrag schafft jene Zweideutigkeit aus der Welt, mit der kleine politische Intriguanten und große politische Phantasten spielten, jene Zweideutigkeit, als sei es möglich, durch direkte Verständigung zu einem bleibenden Ausgleich der russisch-englischen Interessen zu gelangen. Die Festsetzung proklamirt öffentlich, daß der vorhandene Interessengegensatz sich nur entsprechend den Machtverhältnissen regeln werde, und England hat daher durch Heranziehung von Japan seine Kraft zu stärken gesucht. Wenn man die Machtfrage aufwirft, so spitzen sich stets die Gegensätze zu, das wird auch in diesem Falle eintreten. Trotz aller verbindlichen Versicherungen weiß man nunmehr in Rußland, daß England öffentlich zu verkünden wünscht, es sei im Augenblick an der Grenze seiner Nachgiebigkeit in Bezug auf die ostasiatischen Fragen angelangt.

Daß dieses Bündniß Rußlands Vorgehen in Asien nicht zum Stillstand bringen wird, kann man als zweifellos betrachten, und wenn man zugeben muß, daß dem russischen Ehrgeiz in Ostasien jetzt in der That erhebliche Schwierigkeiten in den Weg treten, so wird der russische Expansionsdrang nunmehr dort gegen die Grenzwandungen drücken, wo sie schwächer sind. In dieser Ablenkung der russischen Pressionen auf ungeschütztere Stellen, die besonders empfindlich für England sind, liegt die große Gefahr, die dieses Bündniß für das Vereinigte Königreich im Gefolge haben wird. In Persien, in Afghanistan, in den Gebirgsthälern des Himalaya wird Rußland seine Antwort ertheilen, und damit kommen wir zu der ursprünglich aufgeworfenen Frage zurück, die der Vertrag nicht völlig aufhellt. Ist Japan zur Hilfeleistung irgend welcher Art verpflichtet bei Ereignissen, die sich in Innerasien abspielen, und die England berühren?

Allein selbst für den Fall, daß Japan auch alsdann einzugreifen verpflichtet wäre, seine Hilfe würde in Innerasien nur von geringer und untergeordneter Bedeutung für England sein können. Und damit tritt der englisch-russische Gegensatz in seinem innersten Wesen wiederum zu Tage.

England kann Rußland auch mit Hilfe Japans nirgends ernstlich anpacken; das russische Ostasien und Innerasien sind Außenposten, und ein Angriff hier, wie auf die russischen Hafenplätze am schwarzen Meer und an der Ostsee, die der englischen Flotte zugänglich sind, trifft niemals ein russisches Lebenscentrum. Rußland kann hingegen unmittelbar einen Stoß gegen Indien, dieses Lebenscentrum Englands, führen; hierin liegt die außerordentliche politische Ueberlegenheit Rußlands gegenüber dem vereinigten Königreich. Diese Ueberlegenheit ist an einer Stelle in Ostasien abgeschwächt, aber sie besteht fort, und zwar nunmehr voraussichtlich drohender als zuvor an der indischen Grenze.

Will England seine Lage durchgreifend verbessern, so müssen seine Beziehungen zu großen europäischen Militärmächten sich freundlich und intim gestalten; zu jenen Mächten, die, von sanftem Druck bis zur Beunruhigung und schließlich zur Bedrohung fortschreitend, auf Rußland unmittelbar einzuwirken vermögen. Allein Frankreich ist der Verbündete Rußlands; Oesterreich entsendet seinen Thronfolger nach Petersburg, um sich noch weiter dem Zarenreich anzunähern, und Deutschlands Freundschaft zu pflegen, gibt man in England sich keine Mühe, jene deutsche Freundschaft, von der es abhängt, ob Rußland sich überhaupt großen asiatischen Unternehmungen widmen kann, ob nicht. Ein Deutschland, das mit der Hoffnung endgiltig gebrochen hat, intime Beziehungen zu England zu pflegen, wird Rußland freieren Spielraum für Inner- und Ostasien geben; ein Deutschland hingegen, das sich auch nur gleich wohlwollend zu Rußland wie zu England stellt, wird das Zarenreich in seiner asiatischen Politik zu vorsichtigerer Zurückhaltung veranlassen.

Die letzten Entscheidungen für die asiatischen Probleme liegen hier, und Deutschland kann abwarten, ob die englische Presse es bleibend für nützlich erachten wird, gegen uns mit untauglichen Mitteln kleine politische Intriguen anzuzetteln. Politisch untauglich für den beabsichtigten Zweck sind die Mittel, aber nicht untauglich, die Stimmung in Deutschland gegen England weiter zu verschlechtern.

Zu solcher Betrachtung liegt ein neuer Anlaß vor. Im englischen Parlament ist nun gleichfalls die Frage erörtert worden, ob England den Versuch gemacht hat, durch eine Pression die Vereinigten Staaten in der kubanischen Frage von der Kriegserklärung gegen Spanien abzuhalten. Der Vertreter des Kabinets hat rundweg in Abrede gestellt, daß die englische Regierung derartiges unternommen habe; diese Verneinung schließt den Vorwurf in sich, daß die deutsche Regierung in jener offiziösen Notiz die Unwahrheit gesagt habe, in der sie behauptete, nicht Deutschland habe eine Intervention zu Gunsten Spaniens vorgeschlagen, wohl aber England; und machte damit Deutschland eine falsche Angabe und behält England Recht, so liegt die Schlußfolgerung nahe, daß dann wohl auch jene englische Behauptung richtig sein würde, der zu Folge Deutschland es war, das die Großmächte zu veranlassen suchte, den Vereinigten Staaten in den Arm zu fallen. Diese Deduktionen fallen nunmehr zusammen.

Der „Deutsche Staatsanzeiger" veröffentlicht aus der kritischen Zeit ein Telegramm unseres Botschafters in Washington, in dem dieser mittheilt, daß der englische Botschafter am gleichen Orte die Initiative ergriffen habe, um durch einen neuen Kollektivschritt der Mächte den Krieg ababzuwenden. Unser Botschafter begleitete die Uebermittelung des englischen Vorschlages mit dem Votum:

„Ich persönlich stehe einer solchen Kundgebung ziemlich kühl gegenüber. Holleben."

Und der Kaiser machte zu dem Schlußsatze des Botschafters die Randbemerkung:

„Ich halte sie für gänzlich verfehlt, zwecklos und daher schädlich . . . . . Ich bin gegen diesen Schritt!"

Damit ist klargestellt, daß im entscheidenden Höhepunkt der Krisis Deutschland jedes Einschreiten ablehnte; England

hat dagegen auch damals zu einem solchen Einschreiten die Großmächte aufzufordern für zweckmäßig erachtet.

Es wäre wirklich nicht nothwendig gewesen, diese Klarstellung herbeizuführen, wenn sich die englische Presse nicht bemüht hätte, durch eine falsche Darstellung der politischen Haltung Deutschlands im spanisch-amerikanischen Konflikt unsere guten Beziehungen zu den Vereinigten Staaten systematisch und jetzt wiederum bei der Reise des Prinzen Heinrich über den Ozean zu schädigen.

Graf Bülow hat auf einem Festmahl des Landwirthschaftsraths in einer Tischrede gesagt:

„Die verbündeten Regierungen sind darüber einig, daß die von ihnen vorgeschlagenen Getreidezollsätze die Grenze bezeichnen."

Und er fügte hinzu:

„Ich will nicht verhehlen, daß mich die Hoffnung leitet, daß Sie mithelfen werden, daß die Verabschiedung der Vorlage nicht verhindert werde durch Forderungen wie die auf Vermehrung und Erhöhung der Zölle."

Darauf hat drei Tage später die Generalversammlung des Bundes der Landwirthe dem Grafen Bülow in einer Resolution einstimmig erklärt:

„Die Vorlage der verbündeten Regierungen ist für die deutsche Landwirthschaft nicht annehmbar; sollte es nicht gelingen, derselben in den Berathungen des Reichstages eine Gestalt zu geben, welche den berechtigten Forderungen der deutschen Landwirthschaft entspricht, so erwartet der Bund der Landwirthe die Ablehnung derselben."

Und die „Vereinigung der Steuer- und Wirthschaftsreformer", die mit „staatsmännischen" Manieren und „wissenschaftlicher" Argumentation die agrarischen Forderungen vertritt, ließ sich ihrerseits so vernehmen:

„Die Versammlung erklärt, daß der gegenwärtig dem Reichstage vorliegende Zolltarif den Erwartungen nicht entspricht und deshalb für die deutsche Landwirthschaft nicht annehmbar ist."

Nun kann Graf Bülow sich unterwerfen, oder dem Tarifentwurf bereiten seine konservativ-agrarischen Freunde das gleiche Schicksal, wie der Kanalvorlage. Dem Grafen Bülow fehlt nicht die Uebung, solche Behandlung mit Wohlwollen hinzunehmen.

Besondere Beachtung verdient eine Verhandlung in der badischen Ersten Kammer. Geheimrath Freiherr von Neubronn erklärte dort:

„Es sei sein prinzipieller Standpunkt, daß weder das Reich, noch der Staat, noch die Gemeinde nothwendige Lebensmittel, wie Brot und Getreide, mit Abgaben belegen sollten. . . . Eine Zollerhöhung werde durch die Steigerung der Erträgnisse zu einer künstlichen Steigerung der Bodenpreise führen, was auch nicht im Interesse der Landwirthschaft läge. Die Unterstützung der Landwirthschaft durch Zollerhöhung werde auf die Allgemeinheit drücken. Mit der Zollerhöhung würden die Getreidepreise und mit diesen die Brotpreise in die Höhe gehen; es würde durch die Zollerhöhung eine Steuer geschaffen, die besonders die untersten Kreise der Bevölkerung drücken werde. Der Staat solle, falls er einen Erwerbsstand heben wolle, nicht Mittel anwenden, die andere Stände schädigten. Die landwirthschaftlichen Betriebe seien nicht in der Ueberzahl. Es müsse auch darauf hingewiesen werden, daß selbst nur ein kleiner Prozentsatz der Landwirthe an der Zollerhöhung ein wesentliches Interesse habe. Man dürfe auch nicht vergessen, daß auf keinem andern gewerblichen Gebiete so wie in der Landwirthschaft die wirthschaftliche Lage des Einzelnen verschieden sein könne. Selbst unter den Getreidebau treibenden Landwirthen gebe es Abstufungen, wo die unterste Stufe kein Interesse, sondern eine Schädigung von der Erhöhung der Getreidezölle habe. In den früheren amtlichen Erhebungen vom Jahre 1883 über die Lage der Landwirthschaft sei ausgeführt, daß die große Mehrzahl der Landwirthe in Baden an einer Zollerhöhung kein Interesse hätte. Auch heute werde es nicht anders sein.

Einen wirklichen Vortheil brächten die Zölle nur den Großgrundbesitzern, die mehr Getreide bauten, als sie für ihre Bedürfnisse brauchten. Das Interesse des Handels und der Industrie sei der Zollerhöhung entgegengesetzt, da sich bei ihr nicht durchführen lasse, daß günstige und langfristige Handelsverträge abgeschlossen würden. Als Folge der Zollerhöhung werde das Ausland unsere Exportwaaren, insbesondere unsere Industrieprodukte mit hohen Zöllen belegen.

Eine weitere Folge der Zollerhöhung werde sein, daß in die untersten Kreise eine Mißstimmung hineingetragen werde, die von einer zielbewußten Partei zu ihren Zwecken und zum Nachtheil des Staates benutzt werde. Redner glaubt, daß der Staat in einer Zeit, wo in Industrie und Handel ein Rückgang sich eingestellt habe, wo die Löhne nicht erhöht werden könnten, wo es für viele an Arbeitsgelegenheit und an Arbeitsverdienst fehle, vorsichtig vorgehen und nicht durch seine Gesetzgebung das nothwendigste Lebensmittel vertheuern solle.

Redner gibt zum Schlusse noch der Ansicht Ausdruck, die Zolltarifvorlage werde wohl nicht Gesetz werden und alles beim Alten bleiben."

Wer ist der Mann, der diese treffliche Rede gehalten hat? Wir erhalten hierüber aus Baden folgende Zuschrift:

„Geh. Rath, Exzellenz Freiherr von Neubronn, der in der Staatsanwaltscarrière bis zum obersten Richter des Landes emporgestiegen, ist ein ebenso scharfsinniger wie schlagfertiger Jurist. Ein in sich gefesteter, selbständiger Geist und Charakter, wie er ist, hatte er so manchen Strauß mit den Häuptern der nationalliberalen Partei, zu der er sich in ihren „besseren" Tagen rechnete, namentlich aber mit der Bureaukratie in den oberen Regionen auszufechten. Diese „hochmögenden" Kreise fürchten denn auch den bis an die Zähne gewappneten Gegner, der auch im stärksten Kugelregen den Kopf oben behält, wie das Feuer. Neubronn's ganzes Wesen erinnert an jene hochgestellten oder, richtiger gesagt, sich selbst hochstellenden älteren badischen Beamten, die eine würdige Mittelstellung zwischen Regierung und Opposition einnahmen, die bald dieser, bald jener die Wahrheit ins Gesicht sagten und dafür ernteten — den Undank von oben und unten."

Die sächsische zweite Kammer hat eine Ministerkrisis heraufbeschworen und schließlich es erreicht, daß der Finanzminister aus dem Kabinet ausgeschieden ist; seine Geschäftsführung verdiente in der That die schärfste Kritik. Interessant ist es, daß dieses Ministerstürzen von einem deutschen Parlament vorgenommen wurde, dessen Majorität aus zahmsten Nationalliberalen und gewiß zahmen reaktionären Konservativen besteht; es ist ein guter und völlig einwandfreier Präzedenzfall, den übrigens unsere Agrarier in jedem passenden Augenblick nachzumachen bereit wären. Den Parlamentarismus als Machtmittel gegen die Krone benutzt die Rechte ja auch bei uns sehr gern, so that sie es bei der Kanalvorlage, und nur jener Parlamentarismus ist ein Uebel, der den Bestrebungen des reaktionären Großgrundbesitzerthums unbequem ist.

* * *

Diner und Cirkus.

Bei dem Festmahl des Deutschen Landwirthschaftsraths hat Graf Bülow einen Trinkspruch ausgebracht, der als eine Art zollpolitische Programmrede behandelt worden ist. Ich glaube, man hat diesen Programmtoast in seiner Bedeutung sehr überschätzt.

Ohne Zweifel hat der Reichskanzler die Absicht gehabt, dem radikalen Agrarierthum zu Gemüthe zu führen, daß auch die Nachgiebigkeit der Reichsregierung ihre Grenzen hat. Sollte er sich aber der Hoffnung hingegeben haben, daß die Toastermahnungen auf die Agrarier Eindruck machen würden, so hat er inzwischen aus den Reden und Beschlüssen des Bundes der Landwirthe im Cirkus Busch sich davon überzeugen können, daß die Agrarier durch „Toastdrohungen" nicht einzuschüchtern sind. Und weshalb sollten sie auch mit der Politik des Terrorismus brechen, der der Bund der Landwirthe bisher alle seine Erfolge zu verdanken hat? Vor diesem agrarischen Terrorismus ist Graf Bülow bisher Schritt für Schritt zurückgewichen. Seine Laufbahn als Reichskanzler, wie als Ministerpräsident in Preußen, ist von fortgesetzten Demüthigungen und Niederlagen begleitet gewesen.

In der Kanalpolitik wich der Starke muthig gleich mehrere Schritte zurück. Er hat es nicht gewagt, eine Vorlage aufs neue einzubringen, für welche die preußische

Regierung ihr ganzes Prestige eingesetzt und sogar die Krone selbst sich in einer Weise engagirt hatte, daß die Niederlage den denkbar empfindlichsten Charakter bekam. Die Zoll- und Handelspolitik des Grafen Bülow ist bisher ebenfalls eine fortgesetzte Kette von Mißgriffen und Mißerfolgen gewesen. Der Zolltarifentwurf ist ein bureaukratisches Meisterstück politischer Ungeschicklichkeit. Er hat jeder Opposition, sowohl der freihändlerischen, wie der extremschutzzöllnerischen, ein ganzes Arsenal von Angriffswaffen geliefert. Selbst für die entschlossenste Regierung würde es eine Herkulesarbeit sein, dieses überladene Tarifschiff durch alle Klippen und Untiefen des parlamentarischen Meeres hindurch zu führen.

Aber von einer solchen Entschlossenheit ist bei dem gegenwärtigen Reichskanzler nichts zu spüren gewesen. Er konnte doch niemals darüber im Zweifel sein, daß auch das weiteste Entgegenkommen gegen die schutzzöllnerischen Wünsche die Agrarier nicht zu bescheidenen Staatsbürgern machen würde. Er mußte wissen, daß jede Gabe von den Agrariern mit einem „Mehr nicht?!" aufgenommen werden würde. Wollte er das schwergefährdete Werk überhaupt zu Stande gebracht sehen, so durfte er von vornherein auch nicht den geringsten Zweifel aufkommen lassen, daß in dem Dargebotenen das äußerste Maß der Zugeständnisse an das Agrarierthum enthalten war. Statt dessen hat er die Stellung eines Geschenkgebers eingenommen, der sich entschuldigt, daß er nicht mehr gibt. Damit hat er aber geradezu die Geschäfte des agrarischen Radikalismus besorgt.

Die Agitationen des Bundes der Landwirthe müssen in demselben Grade wirksamer werden, in welchem die Schwäche der Regierung, gegenüber den agrarischen Mehrforderungen, deutlicher zu Tage tritt. Die Leitung des Bundes der Landwirthe hat diese Situation denn auch mit gewohnter Rücksichtslosigkeit ausgenutzt, und heute ist der Bund stärker als je. Die gemäßigteren Agrarier in der konservativen Partei, die recht gern mit dem Grafen Bülow sich über die Annahme des Zolltarifgesetzentwurfs, wie er geht und steht, vereinigen möchten, sind einem fortgesetzten Druck jener öffentlichen Meinung ausgesetzt, welche durch die ununterbrochenen Wühlereien des Bundes der Landwirthe in agrarischen Kreisen geschaffen ist. Sie wagen es immer weniger, gegen den Stachel zu löcken. Der Terrorismus der agrarischen Radikalen behagt ihnen keineswegs, aber sich nachdrücklich dagegen aufzulehnen, dazu sind sie heute gar nicht mehr im Stande. Der Bund der Landwirthe beherrscht in zoll- und handelspolitischen Fragen thatsächlich die ganze konservative Partei und darüber hinaus noch einen sehr beträchtlichen Theil der Nationalliberalen. Die Wahrscheinlichkeit, daß es dem Reichskanzler gelingen wird, durch mehr oder weniger geschickte Tischreden den Einfluß des Bundes der Landwirthe zu brechen, ist außerordentlich gering. Auch durch weiteres Entgegenkommen wird er schwerlich den Bund der Landwirthe befriedigen. Er wird mit noch so weitgehenden Konzessionen niemals den immer steigenden Forderungen des Bundes gerecht werden können. Der Bund lebt vom zollpolitischen Kriege. Wie es im Fortgange des dreißigjährigen Krieges den damaligen Armeen nur noch darum zu thun war, daß der Streit nicht zu Ende käme, weil jeder Frieden, er mochte aussehen, wie er wollte, sie überflüssig machte, so ist auch der Bund der Landwirthe allmählich zu einer Kampforganisation geworden, die den Krieg um des Krieges willen führt. Zahllose Existenzen sind heute politisch und wirthschaftlich von ihm abhängig. Kommt es zu einer Regelung der zoll- und handelspolitischen Fragen, die auf einen Zeitraum von zehn oder zwölf Jahren stabile Verhältnisse schafft, so wird es außerordentlich schwierig, wahrscheinlich unmöglich sein, die agitatorische Organisation des Bundes der Landwirthe aufrecht zu erhalten.

Gerade bei den aktiven Elementen des Bundes der Landwirthe ist deshalb auch keinerlei Neigung ersichtlich, um der schönen Augen des Grafen Bülow willen sich für irgend eine positive Lösung ins Zeug zu legen. Der in der Resolution des Bundes jüngst im Cirkus Busch zum Ausdruck gebrachte Wille, lieber den ganzen Zolltarif zu Falle zu bringen, als von den exorbitanten Forderungen etwas Wesentliches aufzugeben, ist deshalb keineswegs nur aus taktischen Erwägungen hervorgegangen, sondern ist ganz aufrichtig gemeint. Die Opposition der extremen Agrarier gegen den Zolltarifentwurf ist in ihrer Aufrichtigkeit, wie ich glaube, sehr unterschätzt, und das wird auch Graf Bülow noch zu spüren bekommen.

Die Reichsregierung, wer immer sie auch in Zukunft leiten mag, wird unter allen Umständen mit der Opposition des Bundes der Landwirthe zu kämpfen haben, während die Opposition der Freunde der Handelsfreiheit sich in demselben Augenblick in eine Stütze wandelt, wo die Reichsregierung zu der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik zurückkehrt. Der Bund der Landwirthe ist in diesen Fragen der dauernde, die Sozialdemokratie nur der vorübergehende Gegner der Reichsregierung. Diese Thatsache ist durch keinen auch noch so geistreichen Trinkspruch aus der Welt zu bringen.

Theodor Barth.

Der Entwurf eines Gesetzes über das juristische Studium in Preußen.

Der Gesetzentwurf „über die juristischen Prüfungen und die Vorbereitung zum höheren Justizdienst", den die preußischen Minister der Justiz und der Unterrichts-Angelegenheiten unter dem 21. Januar dem Abgeordnetenhause haben zugehen lassen, trägt einer längst von der großen Mehrzahl der akademischen Lehrer der Rechtswissenschaft ausgesprochenen Ansicht in dankenswerther Weise in sofern Rechnung, als er die erforderliche Zeit des juristischen Universitätsstudiums von 3, auf $3^1/_2$ Jahre verlängert, den bisher in Preußen 4 Jahre dauernden praktischen Vorbereitungsdienst der angehenden Juristen dagegen auf den Zeitraum von $3^1/_2$ Jahren beschränkt.

In der That sind auch Zahl und Umfang der in dem akademischen Unterricht zu bewältigenden einzelnen juristischen Disziplinen, wie die Motive mit Recht hervorheben, seit einem Menschenalter sehr erheblich gewachsen. So ist als ganz neue bedeutende Disziplin das Verwaltungsrecht eingefügt, und welche Wichtigkeit jetzt das in alter Zeit als bloßes Schlußkapitel des deutschen Privatrechts betrachtete Handelsrecht besitzt, braucht nicht erst dargelegt zu werden. Sehr richtig heben auch die Motive hervor, daß das immer weiter ausgebildete öffentliche Recht selbst in Civil- wie in Strafprozessen die Entscheidung einer Menge von Vorfragen bedingt, die eine früher für die große Mehrzahl der Juristen nicht erforderliche genauere Kenntniß des öffentlichen Rechts voraussetzt. Endlich aber sind seit 1897 eine Anzahl praktischer Uebungen für obligatorisch erklärt, und diese praktischen Uebungen, die sich vorzüglich bewährt haben — neben den obligatorischen Uebungen werden noch andere gehalten, an denen die Theilnahme freigestellt oder für wünschenswerth erklärt ist — erfordern wiederum einen bedeutenden Zeitaufwand.

So sind jetzt die Stunden mit den unumgänglichen Vorlesungen dermaßen besetzt, daß für interessante Spezialvorlesungen passende Stunden, für Stunden, die z. B. wegen Erkrankung des Dozenten ausgefallen sind, Ersatzstunden oft gar nicht gefunden werden können.

Die Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs hat dabei zwar es ermöglicht den Unterricht im römischen Rechte einzuschränken. Diese Einschränkung aber muß ein gewisses Maß beobachten, wenn nicht die richtige Erfassung des gegenwärtig geltenden Rechts selbst Schaden erleiden soll.

Aus gleichem Grunde muß auch dem Studium der Geschichte des deutschen Rechts genügender Raum bleiben, und ein Irrthum ist es zu glauben, daß das bürgerliche Gesetzbuch, das mit den zugehörigen Nebengesetzen ein höchst umfangreiches Material enthält, dem Anfänger so leicht verständlich sei.

Freilich ist eine Menge früherer Kontroversen beseitigt, vieles einfacher und faßlicher gestaltet. Aber es fehlt auch nicht an recht komplizirten Bestimmungen; an Stelle der alten tauchen, wie natürlich, neue Kontroversen auf, und die beim Lesen scheinbare Einfachheit darf über die Schwierigkeit der Anwendung vieler Bestimmungen in ihrem Zusammenhange nicht hinwegtäuschen.

Je mehr übrigens wieder ein gemeines für das ganze Reich geltendes Recht das Partikularrecht der einzelnen Staaten verdrängt, um so mehr sind die Universitäten wieder in den Stand gesetzt, die Ausbildung der Studirenden bis zur unmittelbaren praktischen Brauchbarkeit zu vollenden. In alter Zeit gab es überhaupt keinen praktischen Vorbereitungsdienst, und noch bis zur Einführung der Reichsjustizgesetze war es in Hamburg, Bremen und Lübeck möglich, unmittelbar nach Beendigung der Studienzeit und Absolvirung der akademischen Doktorprüfung in die Advokatur einzutreten. Die Einführung eines langen Vorbereitungsdienstes hängt zusammen mit dem Stillstand gemeinsamer Gesetzgebung. Der Universitätsunterricht konnte die an die Stelle tretende partikulare Gesetzgebung nicht genügend berücksichtigen; er beschränkte sich mehr auf allgemeine Sätze und Betrachtungen. Die Einzelheiten, welche allein in der partikularen Gesetzgebung enthalten waren, mußte der Vorbereitungsdienst dem angehenden Juristen einprägen. Jetzt ist der Universitätsunterricht wieder praktischer und anschaulicher geworden; der praktische Vorbereitungsdienst kann dementsprechend gekürzt werden.

Allerdings aber muß der Universitätsunterricht ausreichend benutzt werden, und hier hat sich ein nicht ganz leicht auszurottender Krebsschaden eingenistet. Eine große Anzahl junger Leute hält es absolut nicht für nöthig, in den ersten Semestern Vorlesungen zu besuchen; nur die Praktika, über die man Zeugnisse erhalten und dem Gesuche um Zulassung zur ersten Staatsprüfung beifügen kann, werden von ihnen nothdürftig besucht; ja es gilt eine solche Ignorirung des akademischen Unterrichts vielfach für vornehm; man geht am Schlusse der Studienzeit dafür zum Einpauker, bei dem man nicht selten durch mechanisches Auswendiglernen und Benutzung der Berichte über vorkommende Examensfragen das früher Versäumte zu ersetzen sucht. Die Befürchtung liegt nicht fern und ist mehrfach und so auch vom Abgeordneten Träger bei der neulichen ersten Lesung des Gesetzentwurfs gegen eine Verlängerung der Studienzeit geltend gemacht worden, daß dann, während fleißige und zugleich befähigte Studirende ohne Grund gezwungen werden würden, länger zu studiren, für eine große Anzahl nur die Zeit eines meist kostspieligen, oft nicht unschädlichen Bummellebens werde verlängert werden.

Man könnte dieser Gefahr entgegentreten durch Einführung einer nach dem dritten Semester zu absolvirenden Zwischenprüfung. Die Vorlage sieht aber in Uebereinstimmung mit einem Beschlusse des deutschen Juristentages, in Uebereinstimmung auch mit den meisten Rednern, welche bei der ersten Lesung im Abgeordnetenhause gesprochen haben, von solcher Zwischenprüfung ab. Daß sie aber unter allen Umständen zu verwerfen sei, kann nicht zugegeben werden, wie auch der Abgeordnete Porsch ausführte. Die Freizügigkeit der Studirenden auf den deutschen Universitäten würde sie — was der Justizminister mit Recht nicht wünscht — nicht aufheben, allerdings etwas beschränken. Diese Beschränkung aber wäre nicht durchaus vom Uebel: 4 oder gar 5 verschiedene Universitäten, wie es jetzt zuweilen vorkommt, braucht der Jurist nicht zu besuchen; ein allzuhäufiger Wechsel ist vielmehr schädlich, und der fleißige Student wird sich im Nothfalle auch nicht scheuen, von Professoren geprüft zu werden, bei denen er einzelne der betreffenden Vorlesungen nicht gehört hat. Es ist auch nicht nöthig, mit dem Bestehen der Zwischenprüfung die Fächer, worauf diese sich bezieht, als für das Studium erledigt zu betrachten; der Student würde in der Zwischenprüfung nicht so examinirt werden, wie in der ersten Staatsprüfung, welche reifere Examinanden voraussetzt; sie würde wesentlich nur den Fleiß beglaubigen.

Aber immerhin ist die richtige Einrichtung der Zwischenprüfung schwierig und, wie die Motive der Vorlage ergeben, will daher die Regierung statt der Zwischenprüfung ein Anderes, ein Zwischenzeugniß einführen, welches ausgefertigt werden soll auf Grund der Anmeldebücher und der Zeugnisse über praktische Uebungen und in letzteren gefertigte Arbeiten. Dies Zeugniß soll nicht unmittelbar von den akademischen Lehrern ertheilt, vielmehr bei einer von der Unterrichts- und der Justizverwaltung zu bestimmenden Stelle erwirkt werden. Soll diese Centralstelle gründlich prüfen, so wird ihr eine nicht zu bewältigende, eigentlich unmögliche Aufgabe gestellt; sie kann in Wahrheit nur aus den Zeugnissen der akademischen Lehrer ein Gesammtergebniß in mechanischer Weise ziehen. Diese Zeugnisse sind also das Entscheidende; das Zeugniß jener Centralstelle — es könnten übrigens mehrere derartige Stellen im preußischen Staate eingerichtet werden, und die Sache würde dieselbe bleiben — erscheint nur als formelles Attest, um den folgenden Zeugnissen über Theilnahme an akademischen Vorlesungen Kraft zu verleihen. Abgesehen aber davon, daß Zeugnisse der einzelnen akademischen Lehrer zuweilen nach verschiedenem Maßstabe ertheilt werden möchten, und daß dabei sehr leicht eine übermäßige schädliche milde Beurtheilung einreißen kann, besteht nicht die geringste Garantie dafür, daß die gelieferten schriftlichen Arbeiten auch wirklich das eigene geistige Produkt der Zeugnißbewerber sind. Wenn die Theilnahme an praktischen Uebungen eine freiwillige ist, oder sich nicht sehr bedeutende Konsequenzen an gute Zensuren knüpfen, ist die Gefahr, daß zur Anfertigung der Arbeiten fremde Hilfe herangezogen wird, nicht groß.

Anders aber, wenn die Zensuren der Arbeiten das Zeugniß für die staatliche Anerkennung der Fortsetzung des Studiums bedingen. Gemeinsames Arbeiten, Benutzung der in einem früheren Semester gegebenen Kritiken des Professors, der ja nicht im Stande ist, in jedem Semester völlig neue passende Themata und Rechtsfälle zu geben, und Hilfe älterer Studenten werden dabei vorkommen, und bekanntermaßen besitzen manche Einpauker in der Herbeischaffung jedes für das Examen zu verwerthenden Stoffes ein großes Maß von Findigkeit; sie könnten alsbald auch das Zwischenzeugniß als Anlaß zu neuer ergiebiger Thätigkeit benutzen.*) Endlich aber werden die theoretischen Vorlesungen noch mehr, als neuerdings schon der Fall, in der Werthschätzung gegenüber den praktischen Uebungen zurücktreten; denn die Theilnahme an letzteren, nicht aber der Besuch der ersteren bedingt das Zeugniß. Es ist das ein schwerer Uebelstand; die Behandlung praktischer Fälle läßt sich auch in der wirklichen Praxis nach Beendigung der Studienzeit erlernen; der Gesammtüberblick über die einzelnen Disziplinen, der zugleich die leitenden Ideen der Gesetzgebung, den Gang der geschichtlichen Entwicklung erkennen läßt, kann nur durch eine theoretische Vorlesung oder durch mühsames und nicht allzu sehr durch Unterbrechungen gestörtes Studium umfangreicher Werke gegeben werden; zu letzterem Studium kommt es aber, wenn einmal die Beschäftigung in der wirklichen Praxis begonnen hat, nicht leicht. Mit Recht hat daher schon der bayerische Justizminister vor einseitiger Bevorzugung der Praktika und vor Vernachlässigung der theoretischen Vorlesungen gewarnt.

Alles in allem genommen, scheint daher doch, wenn nicht trotz der Verlängerung der Studienzeit die bisherige Freiheit gewahrt bleiben soll, ein wirkliches Zwischen-

*) Ja, es könnte sogar, wie in Berlin vermuthet wird, ein gewerbsmäßiges Anfertigen solcher Arbeiten gegen Bezahlung vorkommen.

Examen vor den geplanten Zeugnissen den Vorzug zu verdienen.

Indes dürfte es aller solcher künstlichen Einrichtungen nicht bedürfen, wenn die nach Beendigung der Studienzeit stattfindende erste Prüfung das leisten würde, was sie leisten soll, bei der jetzigen Einrichtung aber nicht leisten kann.

Hat der Studirende die Gewißheit, daß er mit mechanisch eingelernten Brocken und mit Arbeiten das Examen nicht bestehen werde, deren richtige Behandlung und Lösung durch die Tradition nicht selten in den Kreisen der Kandidaten bekannt geworden ist, und in natürlich durchaus unsträflicher Weise auch von einem Einpauker in seinen Lehrstunden benutzt werden kann*), und weiß er anderseits, daß das in den ersten Semestern Versäumte sich in der Regel in den späteren nicht mehr nachholen läßt, so wird auch schon in den ersten Semestern das systematische Versäumen der Vorlesungen besonders der finanziell gut gestellten Jugend, der Couleurstudenten, aufhören, der Fleiß ein besserer werden.

Die zweckmäßige Einrichtung der ersten Staatsprüfung, über welche besonders der Abg. Peltasohn in treffender Weise sich aussprach, ist also das Empfehlenswerthe, Entscheidende.

Hier nur wäre vor allem die jetzt für Kandidaten und auch wohl Studirende vorhandene Oeffentlichkeit der Prüfungen abzuschaffen oder doch zweckmäßig zu beschränken. Eine Korona von dreißig bis fünfzig Zuhörern wirkt schon insofern schädlich, als viele Kandidaten dadurch befangen gemacht werden, und die Examinatoren oft zweifelhaft sind, ob aus Schüchternheit oder aus Unwissenheit Fragen gar nicht oder halb unrichtig beantwortet werden. Die jetzt bestehende Oeffentlichkeit kann aber — und das ist der Hauptpunkt — benutzt werden für geistloses Einlernen beim Einpauker. Die Zuhörer können sich die vorkommenden Fragen merken und dem Einpauker übermitteln, der dann im Stande ist, sie zu registriren, und bei seinem Unterricht zweckmäßig zu verwenden. Natürlich ist es unvermeidlich, daß manche Fragen, schon weil sie Hauptpunkte betreffen, im Laufe der Zeit sich wiederholen.

Daß die Oeffentlichkeit als Garantie für die Unparteilichkeit der Examinatoren erforderlich sei, wird niemand behaupten. Ihr Nutzen besteht einzig und allein darin, daß die Examens-Aspiranten einen Begriff davon erhalten, wie etwa gefragt und geantwortet wird. Die Kunst des Antwortens können aber jetzt die Studirenden in den zahlreichen praktischen Kollegien genugsam erlernen, wenn sie nur wollen. Will man ein Uebriges thun, so gestatte man, daß jeder Examens-Aspirant oder Student im letzten Semester einmal bei den Prüfungen auf spezielle Erlaubniß des Vorsitzenden anwesend sei.

Ein fernerer Uebelstand ist daß jetzt vier — früher waren es sogar sechs — Kandidaten zusammen mündlich geprüft werden. Es würde viel besser sein, je zwei Kandidaten in der Hälfte der jetzigen Dauer der mündlichen Prüfung zu examiniren. Je länger die letztere dauert, um so mehr kann die geistige Spannkraft der Kandidaten erlahmen; man weiß schließlich nicht mehr, war der Kandidat, der in den zuletzt an die Reihe kommenden Fächern — und das sind gewöhnlich die Fächer des öffentlichen Rechts — schlecht antwortete, geistig ermüdet — denn natürlich wirkt die Examensaufregung nach ein paar Stunden auch ermüdend — oder wußte er nichts. Ein gutmüthiger Examinator läßt nach dem Grundsatz „In dubio benignius“ die erstere Annahme gelten, und so besteht mancher, der von Rechts wegen hätte fallen müssen. Dazu kommt, daß eine Prüfung einer Mehrzahl von Kandidaten leicht zu einem übermäßig milden Urtheil führt. Man sagt sich etwa: die Unterschiede zwischen den Kenntnissen der Einzelnen sind nicht groß; nun müssen alle fallen oder alle durchkommen, und dabei siegt wieder leicht das „In dubio mitius“. Wie in einer Kette hält hier ein Examinand den andern. Die Hauptsache aber ist, daß ganz von selbst, je mehr Kandidaten gleichzeitig examinirt werden, um so mehr die Gefahr vorliegt, daß das Examen, statt Gelegenheit zu eingehenderen Auseinandersetzungen zu geben, in ein Abfragen sich verliert, bei welchem der gut Eingepaukte dem gründlicher Wissenden gegenüber oft im Vortheil ist.

Bei manchen Kandidaten sind auch die jetzt auf sie fallenden Fragen völlig ungenügend, um ein sicheres Urtheil über sie zu fällen. Zwar die Ausgezeichneten und die krassen Ignoranten sind bald erkannt; aber zweifelhafte Kandidaten müßte man oft einer länger dauernden Prüfung unterwerfen. Die Vereinigung einer Mehrzahl von Kandidaten in einer und derselben mündlichen Prüfung ist dabei zwar nicht ein rechtliches, wohl aber ein faktisches Hinderniß, die Prüfung dem individuellen Falle gemäß zu gestalten. Dagegen würde die Zertheilung der Prüfung in eine Prüfung über die Fächer des Privatrechts und eine zweite an einem anderen Tage stattfindende Prüfung über die Fächer des öffentlichen Rechts ein richtiges Gesammtbild über die Leistungen der Kandidaten sehr erschweren; die einzelnen Fächer der Jurisprudenz sind ja auch nicht so getrennt, daß nicht — und zwar gerade bei einer nicht mechanischen, vielmehr geistvollen Prüfung — die Fragen von einem Gebiete auf das andere hinüberspringen könnten. Mit Recht hat daher während der Debatte im Abgeordnetenhause der Justizminister sich gegen solche Trennung erklärt. Dagegen eine Ergänzung*) des Examens durch schriftliche Klausurarbeiten, wie solche schon in mehreren deutschen Bundesstaaten angeordnet und auch von mehreren Abgeordneten empfohlen sind, dürfte zweckmäßig sein angesichts des Umstandes, daß die frei anzufertigende große schriftliche Arbeit, die daneben beizubehalten wäre, bei der Verschiedenheit der Themata den einzelnen Kandidaten leicht sehr verschiedene Chancen bietet.

Wie aber alle Einzelheiten sich verhalten mögen, das dürfte sicher sein, daß es ein verhängnißvoller Schritt sein würde, an die Zeugnisse, welche über Theilnahme an Uebungen gegeben werden, allzu bedeutsame Folgen zu knüpfen und dementsprechend die Zahl der für eine Uebung zuzulassenden Studirenden der nöthigen Kontrole wegen durch Verordnung auf eine Maximalziffer zu beschränken. Die Zahl der an den Universitäten vorhandenen Professoren und geeigneten Dozenten würde dann entfernt nicht ausreichen. Man würde auf Assessoren greifen müssen, die dann alsbald nach Maßgabe ihrer Anciennetät geborene Anwärter auf erledigte Professuren werden könnten, ohne doch durch litterarische Leistungen eine eigentlich wissenschaftliche Befähigung dargelegt zu haben. Damit würde allmählich das jetzige Institut des Privatdozententhums als Pflanzstätte der akademischen Lehrer zusammen mit dem Vorschlagsrechte der Fakultäten für erledigte Professuren beseitigt und der Anfang gemacht werden, die juristischen Fakultäten in Schulen**) nach Art der Gymnasien umzugestalten. Daß eine solche Entwicklung beabsichtigt sei, ist freilich nicht zu glauben; aber die Gefahr jener Umgestaltung liegt nicht völlig fern.

Das einzig Zulässige und wohl auch Richtige dürfte sein, den akademischen Lehrer zu verpflichten jede ihm für die praktische Uebung eingelieferte Arbeit selbst nachzusehen und zu zensiren; Zuziehung von Assistenten des Professors ist ein ganz verderbliches Institut und müßte verboten werden. Auf diese Weise würden von selbst praktische Uebungen mit Hunderten von Theilnehmern ausgeschlossen sein, während andererseits Professoren, die eine erhebliche Anzahl von Arbeiten nachzusehen sich die Zeit nehmen können, daran nicht gehindert werden würden. Jeder Theilnehmer an einer praktischen Uebung müßte, damit diese

---

*) Die Gleichförmigkeit der Ausführungen in diesen schriftlichen Arbeiten überrascht oft, wie mit Bezug auf einen Bericht des Vorsitzenden der preußischen Justizkommission der Abg. Porsch hervorhob. Oft wird man aber auch dadurch überrascht, daß ein Kandidat, der eine brauchbare schriftliche Arbeit geliefert hat, in der mündlichen Prüfung völlig versagt.

*) Eine Prüfung über Nationalökonomie dürfte aber schwer zu ermöglichen sein!

**) Dagegen auch der Justizminister und Abg. Eckels.

Uebung als benütztes Kolleg gelte, eine Minimalzahl von Arbeiten liefern, und nur diejenigen Arbeiten müßten gerechnet werden, bei deren Besprechung im nachfolgenden Kolleg der Verfasser gegenwärtig war. Die unter die einzelnen Arbeiten etwa vom Dozenten gesetzten Zensuren würden für die Zulassung zur Staatsprüfung nicht in Betracht kommen. Aber nur solche Arbeiten dürften dem Gesuche beigefügt werden, die der Dozent als „voll befriedigend" oder „gut" bezeichnet hätte und die unmittelbar nach der Besprechung der Verfasser mit der schriftlichen auf Ehrenwort gegebenen Versicherung versehen hätte, daß er sie allein und ohne fremde Hülfe angefertigt habe; unter diese Versicherung würde der Dozent sein Vidi zu setzen haben.

Zum Schluß möge aber nochmals hervorgehoben werden, daß die Einführung eines siebenten obligatorischen Semesters eine absolute Nothwendigkeit geworden ist; sie ist es auch dann, wenn im Uebrigen alles so bleibt, wie es ist. Denn wie der Justizminister sehr richtig bemerkte, gerade die Fleißigen und Strebsamen, welche gründlichere und gediegenere Kenntnisse sich zu eigen machen wollen, bedürfen dazu in der Mehrzahl jetzt längerer Zeit; sie haben aber, wenn sie aus freien Stücken jetzt ein siebentes Semester studiren, den Nachtheil, denjenigen ihrer Altersgenossen gegenüber, die mit knapper Noth nach nur sechs Semestern die Prüfung bestehen, im Dienstalter zurückzukommen. Uebrigens würde es wohl zweckmäßig sein, das Dienstalter — behufs Meldung zur Assessor-Prüfung — für die innerhalb desselben Semesters zur Prüfung sich meldenden Kandidaten nach dem mehr oder minder guten Ausfall des Examens zu bestimmen. Es würde dazu gehören, daß der Ausfall des Examens durch eine Anzahl von Punkten, die dem Examinirten ertheilt werden, bezeichnet würden. Die jetzt üblichen Zensuren: „ausgezeichnet", „gut" und „ausreichend" könnten beibehalten werden („gut" z. B. bei Ertheilung einer bestimmten Anzahl von Punkten u. s. w.); aber die Unterschiede der einzelnen Fälle, namentlich in der Kategorie „ausreichend" sind gegenwärtig enorm, und ihre Nichtberücksichtigung enthält für viele Kandidaten eine schwere Ungerechtigkeit.

Das Einpaukerthum, sofern es vielen Studirenden jetzt die Vorlesungen ersetzt, ist im Abgeordnetenhause von allen Rednern als Unwesen gekennzeichnet worden. Durch ein genügend scharfes Staatsexamen und durch praktische Uebungen kann es zu Dem wieder gemacht werden, was es ursprünglich war und nur sein sollte, zu einer Nachhilfe für weniger Befähigte in den späteren Semestern. Jetzt ist es theilweise zu einem Schlinggewächs geworden, welches die Hörsäle besonders mancher theoretischen Vorlesungen veröden läßt, die Faulheit und Bummelei in gewaltigem Maße befördert und das Studium direkt und indirekt — indirekt dadurch, daß Bummelei und Geldverthun und Schuldenmachen regelmäßig in derselben Person zusammentreffen — gewaltig vertheuert.

Völlig verkehrt wäre es — diese Ansicht wurde vor kurzem freilich in einer Zeitung vertreten — die Justizaspiranten schon vor Beginn des Studiums praktisch bei Gerichten zu beschäftigen. Diese jungen, eben von der Schule entlassenen, aller und jeder juristischen Kenntnisse entbehrenden Leute würden einerseits eine Landplage werden für die Richter, die sie beaufsichtigen und beschäftigen sollten, und anderseits würden sie die wohl beim Bureaupersonal erlangten völlig untergeordneten Kenntnisse nachher für praktische Wissenschaft halten und vermuthlich nachher auf der Universität erst recht „nichts" thun.

Göttingen. L. v. Bar.

Gewerbliche Förderung des Handwerks.

Wer eine Reise thut, hat etwas zu erzählen. Der Abgeordnete Trimborn war nach Wien gereist, hatte das dortige Gewerbemuseum kennen gelernt und — er hatte viel zu erzählen, er hatte eine Fülle von Anregungen in sich aufgenommen, die er zu Nutz und Frommen des Handwerks in Preußen verwerthen wollte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß mit jener Wiener Reise eine Aenderung in der Handwerkerpolitik eintritt, denn Trimborn gehört zu der heut herrschenden Partei, der Centrumspartei, die bisher der Thurm war in dem Kampfe der Zünftler für die Wiederherstellung mittelalterlicher Einrichtungen. Kleine Ursachen, große Wirkungen. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß gerade aus dem Centrumskreise heraus ein Antrag kam, der fast vollständig auf — modernen liberalen Geist gestimmt ist. Anpassung des Handwerks an die heutigen wirthschaftlichen Verhältnisse, der Handwerker soll nach Möglichkeit in seiner Konkurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie gehoben werden, das ist das Leitmotiv des Trimborn'schen Antrages; man glaubte im Abgeordnetenhause Trimborn sogar dahin verstanden zu haben, er wolle die Handwerker veranlassen, sich in Zukunft nicht mehr so ausschließlich mit den Einrichtungen des Innungswesens und mit dem Befähigungsnachweis zu beschäftigen. Trimborn will die Handwerker modernisiren. Was bezweckt zunächst der Antrag? Eine gewerbliche Centralstelle soll in Preußen errichtet werden, die nach folgenden Richtungen hin das Kleingewerbe zu fördern hat:

a) Veranstaltung dauernder und zeitweiliger Ausstellungen von kleingewerblichen Motoren, Maschinen und Werkzeugen in gewerblich entwickelten Orten; Unterweisung in deren Gebrauch und entgeltliche Ueberlassung solcher an Genossenschaften; Errichtung einer Auskunftsstelle über bezügliche Fragen, insbesondere über Leistungsfähigkeit, Materialienverbrauch, Anschaffungsgelegenheit und Preis derartiger Maschinen und Werkzeuge;

b) Vorführung bewährter Arbeitsmethoden und technischer Fortschritte des Kleingewerbes in Lehrkursen; Vermehrung und weiterer Ausbau der Meisterkurse mit Unterweisung in der Buch- und Rechnungsführung; Erleichterung des Besuches dieser Kurse durch Gewährung von Stipendien; Errichtung einer Auskunftsstelle für alle einschlägigen Fragen;

c) Förderung der Lehrlingsausbildung (Veranstaltung von Sammelausstellungen prämiirter Lehrlingsarbeiten, Auszeichnung und Belohnung von um die Lehrlingsausbildung besonders verdienter Meister, Unterstützung der Errichtung von Lehrlingsheimen);

d) Förderung des gewerblichen Genossenschaftswesens (Gründung von gewerblichen Rohstoff-, Magazin-, Werk- und Produktivgenossenschaften, Hebung des Absatzes ihrer Erzeugnisse, Zuwendung von Arbeiten für den Staatsbedarf, Unterrichtskurse über das Genossenschaftswesen, Errichtung einer Auskunftsstelle);

e) Regelmäßige Berichterstattung über die Ergebnisse der staatlichen Gewerbeförderung.

„Ich würde es nun" — so führte Trimborn aus — „gar nicht wagen, mit einer so weitreichenden, fast kühnen Anregung an Sie heranzutreten, wenn nicht das, was mein Antrag bezweckt, in einem Lande, dessen kleingewerbliche und handwerkliche Verhältnisse ähnlich liegen wie bei uns, in weitem Umfange, in großem Stile und mit relativ erheblichem Erfolge durchgeführt worden wäre . . . ich trete also nicht als anspruchsvoller Erfinder neuer Ideen und Entdecker neuer Bahnen vor Sie; diese Prätension erhebe ich gar nicht. Ich trete nur vor Sie als bescheidener Referent, der aus fremden Quellen schöpft."

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte die Rechte und das Centrum den Ausführungen des Redners — mit Erstaunen die Linke. Waren denn das wirklich neue Ent-

deckungen? Brauchte Trimborn Verwahrung einzulegen dagegen, als „Erfinder“ betrachtet zu werden? Hatten nicht liberale Männer seit Jahrzehnten darauf hingewiesen, daß nur auf den im Antrage bezeichneten Wegen eine wirkliche Förderung des Kleingewerbes möglich wäre? Hatten nicht liberale Männer stets betont: der Handwerker solle nicht Kapital und Fabrik bekämpfen, sondern dahin streben, konkurrenzfähig der Großindustrie zu werden? Schulze-Delitzsch hatte 1853 einen Aufruf an die deutschen Handwerker gerichtet, in dem es heißt: „Anstatt sich über die Einflüsse der Fabriken und des Handels, über die Uebermacht des Kapitals zu beklagen, sollte man sich lieber selbst der Vortheile der Fabrikeinrichtungen, des kaufmännischen Betriebes bemächtigen und sich das Kapital dienstbar machen.“

Jahr für Jahr waren von liberaler Seite im Reichstag und Abgeordnetenhaus die entsprechenden Anregungen gegeben, doch Centrum und Rechte hatten nur Hohn und Spott dafür. Zwangsinnung und Befähigungsnachweis sollten die Mittel sein, um dem Handwerk den „goldenen Boden“ wieder zu verschaffen; Anträge der Liberalen, die hinzielten auf eine Aktion im Sinne des Trimborn'schen Antrages wurden abgelehnt. Es bedurfte jener Wiener Reise, um die Anschauungen zu beeinflussen. Und ist es denn für Deutschland neues, was Trimborn uns aus Wien erzählt? Keineswegs; in Nürnberg wirkt seit Jahren das Gewerbemuseum in gleicher Art — Württemberg und Baden haben eine Gewerbeförderung, die im Wesentlichen den Anregungen des Trimborn'schen Antrages entspricht, das heißt, insoweit diese Anregungen zweckmäßig sind; denn z. B. die Anregungen unter d) sind von recht zweifelhaftem Werth. Die österreichische Gewerbeförderungsaktion ist eingehend bereits in Nr. 49 der Blätter für Genossenschaftswesen von 1901 behandelt; Dr. Hampke, Rath bei der Gewerbekammer in Hamburg, hat im dortigen Gewerbeverein einen Vortrag gehalten über „Die neue österreichische Aktion zur Hebung des Kleingewerbes und die mit derselben gemachte Erfahrung“; der Vortrag ist im Druck erschienen; der deutsche Gewerbekammertag hat am 5. und 6. Januar 1900 eine Resolution gefaßt, in der die Regierungen dringlich ersucht werden, „bei der nahe bevorstehenden Errichtung von Handwerkerkammern diesen Mittel in ausreichendem Maße zur wirthschaftlichen Hebung des Handwerks, insbesondere zur Errichtung von Meisterkursen, zur weiteren Ausbildung von Handwerkermeistern, zur Veranstaltung von Ausstellungen mustergültiger Maschinen und Werkzeuge, zur Errichtung von gewerblichen Auskunftsstellen, zur Anregung und zur Bildung von Kredit-, Rohstoff-, Werk- und Magazingenossenschaften zur Verfügung zu stellen“.

Und doch könnte man nach dem Antrag Trimborn und dessen Begründung glauben: das seien die allerneuesten Entdeckungen. Alles wiederholt sich im Leben und in der Geschichte. Wie haben sich derzeit die Konservativen gegen das Genossenschaftswesen verhalten? Sie haben es bekämpft, und nur mit Ueberwindung der größten Schwierigkeiten konnte Schulze-Delitzsch die gesetzliche Anerkennung der Genossenschaften erringen — heute gebärden sich die Herren der Rechten und des Centrums, als wenn es ihr Verdienst wäre, das Genossenschaftswesen in Deutschland eingeführt zu haben, sie werden unwillig, wenn von liberaler Seite ihren Bestrebungen entgegengetreten wird, das Genossenschaftswesen zu mißbrauchen. Und an Mißbräuchen fehlt es leider nicht. Da wird offiziell Mittelstandspolitik gepredigt — und gleichzeitig werden Staatsmittel für Genossenschaften in Anspruch genommen, um den Mittelstand „auszuschalten“. Die Genossenschaft ist nur das Mittel, um Staatsmittel zu erhalten. Auch der Antrag Trimborn geht auf solchen Abwegen.

Der Antrag Trimborn schloß sich an die Verhandlungen über die Anträge Felisch und Hitze, die als Ziel hatten: auf Umwegen den Befähigungsnachweis einzuführen. Dr. Hitze gab dabei die schöne Erklärung ab: „In dem Kampfe für den Befähigungsnachweis haben im deutschen Reichstage Deutschkonservative und Centrum über 20 Jahre stets treu zusammengehalten.“ Der Abgeordnete Freiherr von Zedlitz forderte den Befähigungsnachweis „im Interesse der Hebung der gedeihlichen Entwicklung unseres Handwerks, damit es wieder den goldenen Boden bekommt“.

Welcher Widerspruch nun zwischen diesen Anträgen und dem Antrag Trimborn! Bei Felisch-Hitze-Zedlitz die Luft des Mittelalters, Rückkehr zu mittelalterlichen Einrichtungen — bei Trimborn moderner, liberaler Geist, Anpassung des Handwerks an die modernen Betriebsformen.

Vernichtender übrigens wie in der Sitzung des Abgeordnetenhauses am 4./5. Februar konnte das Handwerkergesetz von 1897 nicht verurtheilt werden — die Verurtheilung erfolgte durch die Zünftler. Die Liberalen sind unschuldig an diesem Gesetz, es ist das Werk derer, die es jetzt verurtheilen.

Der Antrag Trimborn und verschiedene andere, den Gegenstand behandelnde Anträge sind einer Kommission überwiesen. Hoffen wir, daß die Kommission das Wort Schulze-Delitzsch's als Wahlspruch nimmt: „Einer Zeit, in der es vor allem gilt um gleiches Recht und gleichen Raum zur freien Thätigkeit für alle, der darf man nicht mit dem Geschrei um Schutz und Privilegien entgegentreten, ohne die eigene Unreife einzugestehen.“

Technische und kaufmännische Bildung in Verbindung mit genossenschaftlichen Organisationen bilden das Fundament für die wirthschaftliche Entwicklung der Handwerker. Auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens kann der Staat nichts oder wenig machen. Trimborn verkennt offenbar in seinem Antrage das Wesen der Förderung des Genossenschaftswesens, wie dieser Punkt überhaupt der schwächste seiner Anträge ist, ist doch in ihm, allerdings versteckt, ein Recht der Handwerker auf Arbeit enthalten — um so mehr kann und muß der Staat leisten auf dem Gebiete der technischen und kaufmännischen Schulung der Handwerker. Wenn man unter diesem Gesichtspunkt den Etat betrachtet, so bietet sich kein erfreuliches Bild. Langsam, immer langsam voran, scheint die Devise zu sein, während doch alsbald in jeder Provinz Meisterkurse in Verbindung mit Wanderkursen entstehen sollten, während endlich das Fachschul- und Fortbildungsschulwesen einer einheitlichen Förderung unterworfen werden sollte. Ein Recht auf Arbeit hat der Handwerker so wenig wie der Handarbeiter, der Arzt, der Rechtsanwalt — aber ein Recht auf die Möglichkeit, sich technisch für das Gewerbe vorzubereiten, das hat der Handwerker. Nicht daß ich glaube, daß dann jeder Handwerker zum Wohlstande gelangt, dies Ziel ist eine Utopie, genau wie es eine Fabel ist, wenn von dem goldenen Boden gesprochen wird, den das Handwerk im Mittelalter gehabt hat. Es ist damals geklagt, wie heute geklagt wird. Doch die Stätten zu schaffen, auf denen der Handwerker sich die nöthige Bildung aneignen kann, um ausgerüstet mit dem nothwendigen Wissen den Wettbewerb aufzunehmen — das ist eine Aufgabe des Staates.

Hans Crüger.

Parlamentsbriefe.

IX.

Der Karneval ist vorüber, und die Fastenzeit ist angebrochen. Damit hat sich die Stimmung in den agrarischen Kreisen geändert. Man war sehr munter gewesen, hatte sich Faschingsscherze wie den geleistet, daß Graf Bülow dem Grafen Caprivi zum Verwechseln ähnlich sehe, und hatte das Gelübde abgelegt, alles durchzusetzen und keine Abschlagszahlungen anzunehmen. Der Reichskanzler hat sich endlich genöthigt gesehen, diesem Treiben einen Dämpfer aufzusetzen, und hat erklärt, daß die Regierung

über die von ihr selbst gemachten Vorschläge nicht hinausgehen werde.

In einem Theile der liberalen Presse ist auf diese Erklärungen des Reichskanzlers etwas zu viel Gewicht gelegt worden. Den Tarif, wie die Regierung ihn vorgelegt hat, fürchteten wir; die Durchführung der agrarischen Forderungen haben wir keinen Augenblick gefürchtet, wenigstens nicht für dieses Jahr. Allerdings wenn jetzt Getreidezölle von fünf bis sechs Mark gewährt werden, kann es nicht ausbleiben, daß in wenigen Jahren Zölle von acht bis zehn Mark folgen und so ad infinitum. Eben darum ist es erforderlich, daß dem Drängen nach Zollerhöhungen endlich ein Riegel vorgeschoben wird.

Die Stellung der freisinnigen Partei kann heute nur dieselbe sein, wie bei dem ersten Bekanntwerden der Vorlage; jeder Zollerhöhung muß bei jeder Position ein erheblicher Widerstand entgegen gestellt werden. In der Lage der Industrie ist nirgendwo ein Grund zu entdecken, der zu einer Zollerhöhung Anlaß geben könnte. Es sind nur Gelüste einiger Großindustriellen vorhanden, die zwar viel verdienen, aber doch gern noch mehr verdienen wollten, und die für die Zollerhöhungen, die sie anderen als Lockspeise bewilligen, unverhältnißmäßige Gegenleistungen erwarten. Von den beiden Gegnern, die wir zu bekämpfen haben, ist Bruder Bauer der Lärmendere, der Zentralverband der Industriellen aber der bei weitem Gefährlichere, weil er in der Stille und auf Hintertreppen wirkt und mit Trinkgeldern bis zum Betrage von zwölftausend Mark nicht spart.

Dem sozialdemokratischen „Vorwärts" hat der Wind einmal wieder einen „geheimen" Erlaß auf den Tisch geweht. Etwas „Geheimes" ist auch immer etwas „Hochgefährliches", was „Neugier" macht, näher hinzuschauen. Diese Neugier hat zu geräuschvollen Verhandlungen geführt, aber sie ist schlecht belohnt worden. Die Mitglieder des Reichstags zerfallen in zwei Gruppen: in die, welche es für nothwendig gehalten haben, den Flottenplan zu bewilligen, und in solche, die ihn nicht bewilligt haben. Diejenigen, welche bewilligt haben, finden in dem geheimen Erlaß nichts, was, wenn es ihnen früher bekannt gewesen wäre, sie veranlaßt haben könnte, mit ihrer Bewilligung zurückzuhalten. Und die, welche in dem geheimen Erlaß einen Grund gefunden haben, die Bewilligung zu versagen, sind in der glücklichen Lage, nichts bewilligt zu haben. Wer eine Geldforderung für ungerechtfertigt hält, kann doch nicht mehr thun, als sie ablehnen; ob er sie aus einem oder aus tausend Gründen ablehnt, ist gleichgültig. Die Einen sind nicht getäuscht und die Anderen sind nicht geschädigt geworden. Um ein Verbrechen des Betruges zu konstruiren, muß man wenigstens Einen Mann haben, der getäuscht und geschädigt worden ist. Und dieser Eine war mit der Laterne nicht zu finden.

Bei der Berathung des Reichsjustizetats waren allerlei Schäden unseres Rechtswesens zu besprechen. Der Abgeordnete Schrader hat Gelegenheit genommen, seinen Duellantrag in einer wohldurchdachten Rede zu vertheidigen, auch gegen weitergehende Anträge, die vom Centrum ausgehen. Es ist undurchführbar, den Duellanten mit der Strafe des Mörders zu belegen, aus dem einfachen Grunde, weil man nie eine Geschworenenbank finden wird, die einen Duellanten dem Henkersbeil ausliefert; sie würde ihn eher ungestraft entschlüpfen lassen. Die Regierung hat zu dem Duellantrage lieber geschwiegen, wie überhaupt der Sekretär des Reichsjustizamts ein unübertroffener Meister in der Kunst ist, zu verschweigen, was er nicht weiß. Ein Staatsanwalt, der es für zeitgemäß gehalten hat, in einer burschikosen Rede das Duell zu verherrlichen, ist von Berlin in die Provinz versetzt worden und, wie es heißt, soll das für ihn ein Denkzettel sein; wir finden, daß der Denkzettel ungebührlich milde ausgefallen ist.

Zu dem sensationellen Falle Kulenkampf, der früher besprochen ist, hat sich der eben so sensationelle Fall Bredenbeck gesellt. In dem einen Falle mußte ein Mann Sträflingsstrümpfe anziehen, weil er den Fehler begangen hatte, einen Namen wirklich zu tragen, den ein Strolch sich fälschlich beigelegt hatte; in dem anderen Fall mußte ein sozialdemokratischer Redakteur Handschellen tragen, weil er nahe der Grenze wohnte. In beiden Fällen wurde zugegeben, daß untergeordnete Beamte Fehler begangen hätten, aber sie haben sie nur begangen, weil sie das Gesetz mißverstanden, und sind darum straffrei. Unkenntniß des Gesetzes entschuldigt im allgemeinen nicht, aber den Beamten, der das Gesetz zu handhaben hat, entschuldigt sie.

Proteus.

Die Sprache der Roman-Menschen.

Randbemerkungen eines kritischen Romanlesers.

Ebenso unwahr wie das, was die Roman-Menschen oft thun, kann auch das sein, was sie sprechen. Und zwar gilt dies nicht mit Bezug auf den Inhalt, sondern auf die Form.

In der modernen Erzählungs-Litteratur läßt sich nach dieser Richtung hin allerdings ein bedeutender und erfreulicher Fortschritt erkennen; der unnatürliche Monolog ist viel seltener geworden, und der Dialog nähert sich der Sprache des wirklichen Lebens: aber dessen ungeachtet läßt die Ausdrucksweise der Personen auch im modernen Roman noch immer recht viel an Natürlichkeit zu wünschen übrig, und gerade auch die gefeiertsten Romanschriftsteller sind es, die sich an ihr recht oft versündigen, sowohl im Dialog, als ganz besonders im Monolog.

Der Monolog ist im Roman überhaupt entbehrlich; er muß auf die Bühne beschränkt bleiben, wo dem Autor oft kein anderes Mittel zu Gebote steht, dem Publikum über gewisse geheime Gedanken und Empfindungen seiner Personen den nothwendigen Aufschluß zu geben: im Roman aber fällt dieser Entschuldigungsgrund vollkommen weg, denn der Autor ist keineswegs auf diesen unnatürlichen Nothbehelf angewiesen, sondern durchaus in der Lage, die Seelenvorgänge seiner Personen zu zeigen, ohne sie auch nur ein einziges Wort darüber sprechen zu lassen.

Merkwürdiger Weise wählen manche Autoren trotzdem, also ganz ohne Zwang, den Monolog als Mittel. Und wie thun sie das!

Doris Freiin von Spättgen läßt den Helden ihres Romans „Fee" folgendermaßen zu sich selber sprechen:

„Schäme Dich, Albrecht Arnau! .. Ermanne Dich und scheue den Sturm nicht! Denke nur an sie, die verlassene, kleine Waise, die holdselige Mädchenblume, die in den vergangenen Monaten all Dein Denken erfüllt hat! Drücke den bräutlichen Kuß auf diese reine Stirn und dann fort, hinaus, in den Krieg!"

Albrecht Arnau heißt nämlich er selber. Ich möchte aber den Menschen kennen, der in einem Selbstgespräch sich selber mit dem vollen Namen anspricht! Sonderbarer Weise ist diese Art der Apostrophe gerade eine sehr beliebte Romanwendung.

Wilhelm Jensen läßt den wunderlichen Helden seines Roman „Ueber die Wolken" also zu sich sprechen:

„Das Unglück will allein, daß ich nur ein simples, prosaisches Geschöpf bin, das keine Begier hat, kritische Tinte, sondern nur reine Luft zu trinken — höchstens mit einem Zusatz ungewässerten Weines, wenn der gute Dionysos mir zufällig mit seiner Kürbisflasche in den Weg kommen sollte. Und es scheint, da steht er leibhaftig vor der Thür, von Helios angelacht. Sei gegrüßt Joviskind!"

In demselben unnatürlichen Stil sind die Gespräche gehalten, die dieser wunderliche Kauz mit allerlei leblosen Dingen führt, und die daher im Grunde auch nichts Anderes sind als Monologe.

Friedrich Spielhagen läßt in seinem Roman „Angela" die gleichnamige Heldin in folgender Weise philosophiren:

„Glück! Wie ich das Wort schon hasse! Der Name für die Spiegelung, nach der die armen Menschen lechzend rennen durch dieses Lebens Wüste! Oder wo wäre es denn, das Glück? In der schönen Kinder glänzenden, dunklen Augen. . . Oder soll ich den alten Mann fragen, der die halb erloschenen Augen mit den zitternden Händen vor dem mitleidlosen Strahl derselben Sonne schützt, zu der er einst in seiner Jugend Tagen, als zu seines Glückes Spenderin und Zeugin, die Arme betend emporgehoben haben mag u. s. w."

Auch der Held in Paul Heyse's „Merlin" pflegt laut mit sich selber zu sprechen und thut dies — man höre und staune! — sogar in einem öffentlichen Lokal. Heyse sucht diese Monologomanie seines Helden zu begründen und schreibt mit Bezug darauf:

„Er wußte es selbst, daß er mit der Schwäche behaftet war, zuweilen laut zu denken, und pflegte dies zum Beweise gegen die Thorheit anzuführen, daß überspannte Realisten den Monolog aus dem Drama verbannen wollen."

Daß alte und einsame Menschen, und wohl auch einzelne Individuen mit besonders lebhafter Art zu denken, bisweilen die Gewohnheit haben mit sich selber zu sprechen, das soll und kann natürlich nicht geleugnet werden: was aber mit aller Entschiedenheit als völlig unwahr zurückgewiesen werden muß, das ist die Art, wie die Autoren ihre Personen dies thun zu lassen pflegen. Wer mit sich selber spricht, der thut es so, wie er denkt, denn das Selbstgespräch ist nichts Anderes als ein lautes Denken. Nun denkt aber wohl jedermann in unzusammenhängenden Sätzen, sozusagen in Schlagworten, und nicht in wohlgefügten, bilderreichen, mehr oder weniger bombastischen Tiraden, wie sie die vorhin angeführten Beispiele enthalten. So wie diese Roman-Menschen mit sich selber sprechen, also denken, so spricht der wirkliche Mensch nicht einmal zu einem Anderen, geschweige denn mit seinem eigenen Ich.

Die Romanschriftsteller sollten es überhaupt vermeiden, die Seelenvorgänge bei ihren Personen mit direkten Worten zu schildern, denn die sprunghafte, aphoristische Art unseres Denkens läßt sich naturgetreu nur schwer wiedergeben, ganz genau überhaupt nicht.

Sehr nahe ist ihr Arthur Schnitzler in seiner vielbesprochenen Novelle „Leutnant Gustl" gekommen, in der er das interessante Experiment macht, die ganze Erzählung von A—Z in der subjektiven Form zu geben, in der sich die Vorgänge der Erzählung in der Seele des „Leutnants Gustl" abspielen. So schreibt er z. B. statt: der Leutnant fragte sich, wie lang es denn noch dauern solle, er zog die Uhr zu Rathe, aber vorsichtig, damit es niemand bemerke:

„Wie lang wird es denn noch dauern? . . . Ich muß auf die Uhr schauen . . . schickt sich wahrscheinlich nicht, aber wer sieht's denn? . ."

Aber so glänzend dieses technische Experiment durch die damit erzielte Naturtreue auch gelungen ist; längere Erzählungen in dieser Weise zu schreiben, ginge doch nicht an.

* * *

Ebenso unnatürlich wie den Monolog behandeln viele Romanschriftsteller auch den Dialog. Die verschimmelten ästhetischen Dogmen von der „schönen" Sprache sind merkwürdiger Weise noch immer nicht ganz abgethan, und selbst Schriftsteller von Ruf scheuen sich nicht, die schwülstigsten Theaterphrasen von sich zu geben.

Um gleich mit Friedrich Spielhagen zu beginnen: Senor de Lerma spricht zu seiner einstigen Geliebten — er ist ein gebrochener Greis — von der Vergangenheit und ihrer gemeinsamen Liebe in folgender Weise:

„Es ziemt dem elenden Krüppel nicht, die Erinnerungen von Stunden wachzurufen, die dahin sind, und vergangen wie der Mondschein, der auf den weiten Wiesen von Ballycastle-Park lag, wenn der Liebende Nächtens auf stillverschwiegenen Pfaden zu der Geliebten schlich; dahin, wie das langgezogene Schluchzen der Nachtigallen in den Erlenbüschen, wenn ihn das Grauen des Tages aus ihren Armen gerissen hatte, und er, berauscht von ihrer Küsse Gluth, ein überseliger Mann, dem Frühroth entgegenschritt — in solchen Stimmungen mochte wohl die warnende Stimme schweigen u. s. w." (Angela).

Da stelzt doch jedes Wort auf Kothurnen einher!

Wilhelm Jensen läßt den Maler Gerald Winnenpfennig zu seinem Freunde also sprechen:

„. . . Die Jugend! Was kommt aus dem Worte wie aus dem dorrenden Wüstensande, den der Zauberstab berührt! Ein Frühmorgen von Thaudiamanten funkelnd, für alle Sinne in Glanz und Schönheit getaucht, in Klang und Duft, so herrlich, so übermächtig, um die Brust zu zersprengen, die ihren Reichthum nicht fassen kann. Alle Quellen der Erde springen auf und singen von uralten, ewigen Wundern, jeder Blutstropfen fühlt, daß er ein Kind der göttlichen Sonnenmutter ist, jede Scherbe auf dem dürren Ackerfelde wird zum blitzenden Edelsteine. Und das junge Herz kann's nicht tragen, zu viel ist's, die selig jauchzende Lippe schlägt vom Ueberschwang in ein närrisches Lachen um; die Begeisterung macht trunken, und aus den strotzenden Säften quillt ein Rausch übermüthiger Thorheit. Das ist die Jugend, so klingt sie aus den Liedern, klopft sie als der Herzschlag aus der Menschengeschichte. In den Händen, die noch nicht müde und schlaff geworden, trägt sie das Banner alles Großen, des heiligen Dranges aus dem Staub der gemeinen Wirklichkeit in reine Athemluft. Sie ist der Sonnenfrühling, zu reich an Blüthen, daß viele von ihnen vergehen müssen, zwecklos gewesen erscheinen; doch in den verbleibenden erhöht sich dafür die reifende Kraft, und sie bringen dafür die werthvollen Früchte des Herbstes. Aber diese Jugend war, Michael . . ."

(Jahreszeiten).

Das ist zweifellos schön gesagt, ist die Sprache eines echten Dichters, aber in der „gemeinen" Wirklichkeit spricht man eben nicht so, selbst dann nicht, wenn man ein Dichter ist, was bei dem Sprecher dieser Worte nicht einmal zutrifft; so schreibt man bloß, und auch das nur, wenn man Poet ist. Ueber dem Stil und der Länge dieser Schilderung vergißt man auch ganz, daß dies alles gesprochen wird; erst durch den Name Michael, mit dem der Sprecher seinen Freund anredet, wird man wieder daran erinnert. Jener ist übrigens damit noch bei weitem nicht zu Ende, sondern spricht vielmehr noch einige Seiten hindurch ohne Unterbrechung in diesem Stile fort, und diese Länge allein würde schon genügen, die Rede unnatürlich zu machen, selbst wenn ihr Inhalt anderer Art wäre, wenn er sich in Ausdrücken und Wendungen bewegte, deren man sich im gewöhnlichen Leben zu bedienen pflegt.

Bei einem Autor, der seine Personen in den schönsten Versen vor sich hin sprechen läßt, kann es natürlich nicht in Erstaunen setzen, wenn er auch die Prosa des Dialogs zur Poesie und damit unwahr macht.

Daß sich aber nicht nur Schriftsteller der alten Schule wie Spielhagen und Jensen — von den zahlreichen diis minorum gentium gar nicht zu reden — sondern auch Realisten vom reinsten Wasser in der Sprache ihrer Personen gegen die Wahrheit zu versündigen, das beweist ein so eisig nüchterner, bedächtig abwägender Schriftsteller wie Gustav Schwarzkopf. Er läßt die Hauptperson seines Buches „Lebenskünstler" diesen Begriff mit folgenden Worten definiren:

„Ich nenne diese klugen, vorsichtigen Menschen, die zur rechten Zeit zu schweigen und zur rechten Zeit zu reden, das Unangenehme von sich fernzuhalten wissen, die es verstehen, unter allen Umständen ihre Vortheile zu wahren, ohne dabei auch nur im Entferntesten gegen Recht und Gesetz zu verstoßen, die es verstehen, mit allen erlaubten Mitteln die ihnen erreichbare Höhe zu erklimmen und sich auf derselben zu behaupten, die an sich und ihre Mitmenschen nur die Anforderung stellen, deren Erfüllung man billiger Weise erwarten kann, die es versuchen, jeder Situation gerecht zu werden und sich nach jeder zu formen, die mit den lächerlichen Theorien aufgeräumt haben und nur mehr der Stimme der praktischen Vernunft Gehör schenken, die es dazu gebracht haben, die Stimme ihres Herzens zeitweilig unterdrücken, ihre Neigungen und Abneigungen ihren Zwecken unterordnen zu können, diese Menschen nenne ich Lebenskünstler."

Das ist gewiß nüchtern gesprochen und himmelweit von jedem Ueberschwang entfernt, dennoch bleibt es als Dialog unnatürlich, denn in solchen wohlüberlegten Worten, in einer so langathmigen — nicht einmal gedruckt einwandfreien — Periode spricht niemand; das ist eben Papierdeutsch.

Vollends unnatürlich und unwahr wird der Dialog, wenn der Inhalt und die Form des Gesagten mit dem Stande und Bildungsgrade des Sprechenden im Widerspruche steht.

Konrad Telmann läßt einen alten Fischer im bayerischen Hochland seinem Sohn mit folgenden Worten drohen:

„Wenn der dritte Abend gekommen ist, und der Verräther lebt noch immer, bist Du mein Sohn nicht mehr, sondern sollst geächtet sein wie ein Verbrecher und vogelfrei wie ein Flüchtling." (Am Eibsee).

Unwahr ist es auch, wenn bei Robert Schweichel eine tyroler Bäuerin sagt:

„Ich wußte, was ich wollte, als ich den Marlinger heirathete." (Auf dem Kranwetthof).

Drei Sätze, und in jedem ein krasser Verstoß gegen die Wahrheit der Form! Das Imperfektum ist für eine tyroler Bäuerin nämlich so gut wie gar nicht vorhanden. Und nicht nur für ihresgleichen, sondern für das lebendige Wort in Oesterreich überhaupt. Denn das im norddeutschen Dialekt so vorherrschende Imperfektum wird in Oesterreich selbst in den höchsten Kreisen nicht gebraucht oder doch fast nur in Bezug auf die Hilfsverba; nur bei Schauspielern und Professoren kann man es hören, also bei Leuten, die gewohnt sind, Gedrucktes nachzusprechen, oder bei solchen, die „schön" sprechen wollen. Daß übrigens das Imperfektum als gewöhnliches Vergangenheitstempus nicht einmal korrekt ist, sondern nur in der Erzählung und bei Berichten auf dem Platze, davon haben die, die es so häufig gebrauchen, natürlich keine Ahnung.

Besonders drollig wird die Unnatur, wenn ein Schriftsteller den Dialekt wiedergeben will und es nicht kann. So z. B. Adolf Wilbrandt:

„. . . und dann trug sie ihre spitze Nas' so hoch, wollt' von meiner Lieb' nichts wissen, da dacht' ich . . ."
(Der Dornenweg).

Man sollte meinen, Wilbrandt, obschon selber ein Norddeutscher, hätte lange genug in Oesterreich gelebt, um den Dialekt besser zu beherrschen und seinen österreichischen Lesern nicht einen derartig unnatürlichen Mischmasch als tyroler Dialekt aufzutischen. Mit den ganz falsch gebrauchten Apostrophen in „Nas'", „wollt'" und „dacht'" glaubt er weiß Gott wie naturgetreu gewesen zu sein! Hat er denn in Oesterreich nie von einer Nasen sprechen gehört?

Ein Seitenstück hiezu liefert Konrad Telmann, der gleichfalls einer Tiroler Bäuerin folgende Worte in den Mund legt:

„Mocht' er sich dann nur um sein letzt' Bischen Ehr' und Achtung trinken, mir konnt's recht sein!"
(Unter den Dolmiten.)

Geradezu köstlich ist C. Haasz. Im „Künstlerleben" sagt eine Wienerin:

„Bübeli, das war der schönst' Moment mein's Lebens! J hoab halt nit anders meint', als zwei Flügeln wachset mir und ich flög' wie a kloans Engele (!) auf und in Himmel eini."

Dieses greuliche Gemisch von Hochdeutsch („flög"), Schwäbisch („Bübeli", „Engele"), Oberösterreichisch („kloans") und Nirgendheimisch („hoab", „meint'") mit wienerischen Brocken („aufi", „eini" 2c.): das soll Wiener Dialekt sein!

Merkwürdiger Weise begehen selbst solche Autoren, die den in ihren Büchern angewendeten Dialekt zweifellos vollständig beherrschen, nicht selten arge Verstöße gegen dessen Natürlichkeit. So läßt P. K. Rosegger seine Bauern im Umlaut sprechen und Formen wie „gäb'" und „läßt" gebrauchen, und Ludwig Ganghofer legt seinen Dirndln Ausdrücke in den Mund wie „Mag man mich hören!" (Der „Unfried".)

Und doch wissen beide natürlich sehr wohl, daß der Umlaut in diesen Formen selbst von gebildeten Bewohnern der Alpenländer fast ebenso wenig gebraucht wird wie jene Wendung mit „mag". . . . .

Das Traurigste oder, wenn man will, das Drolligste an der ganzen Sache ist aber, daß die Kritik an diesen krassen, schreienden Unwahrheiten blind und taub vorüberzugehen pflegt, ja, daß sie es garnicht versteht, wenn man zwischen der Sprache des Autors und der seiner Personen einen Unterschied macht.*) Während sie aber das unmöglichste Papierdeutsch der Roman-Menschen oft ungerügt hingehen läßt, wohl gar noch deren „schwungvolle" Ausdrucksweise lobt, fällt sie über Autoren, deren Figuren viele Fremdwörter gebrauchen, wie z. B. Ossip Schubin und Baron Carl Torresani, ein absprechendes Urtheil und wirft ihnen ihr schlechtes Deutsch vor. In ihrer blinden Sprachreinigungswuth sehen diese Kritiker garnicht ein, daß die Personen dieser Autoren so sprechen müssen, weil in den Kreisen, zu denen sie gehören, nun einmal so gesprochen wird; daß diese Autoren also nur recht und billig gehandelt haben und der Unwahrheit geziehen werden müßten, wenn sie's nicht gethan hätten.

Theodor von Sosnosky.

*) In einer sonst überaus freundlichen Besprechung meines Buches „Der Sprachwart" hat Professor Richard Friedrich mit Bezug hierauf geschrieben: „Wohin soll es führen, wenn zwischen dem, was der Sprache der Autoren und der ihrer Gestalten angehört, geschieden wird?"

Theater.

Alfred Capus: „Das Glück." Lessing-Theater, 8. Februar.

I.

Als ich Maurice Donnay im vergangenen Frühjahr kennen lernte, redeten wir eines holden, umschleierten Vormittags — der Dichter war eben vom Land hereingekommen — von deutschen Studentenliedern, von der Geschlechtersittlichkeit in Gallien (er schwor, während ich herzlich lachte, daß es in Frankreich über die Hutschnur gehe; als anmuthiger Kritiker müßt' ich sogleich zufügen: quis tulerit Gracchos de seditione querentes?) — und wir mühten uns, Donnay's Stellung im jüngeren Drama festzulegen. Er fragte plötzlich: „Kennen Sie Capus?" Schon war er beruhigt über seine Stellung, als er dies Bedenken nicht verhehlen mochte. Mit seiner Offenheit, genauer: mit seiner witzigen Naivetät, denn er ist ein verwöhnter ungezogener Junge im besten Mannesalter, sprach er „ehrlich" und nachdenksam:

„Kennen Sie Capus?"

II.

Capus, wenn ich ihn vom Donnay aus darstellen soll, ist minder lyrisch, minder witzig. Capus ist der innigere Spießer; Donnay der frechere Poet. Beide Männer haben Galgenhumor: nur hat Capus mehr Humor, Donnay mehr Galgen. Donnay's Stücke sind ein Gelächter (sie leuchten und glitzern, auch in Thränen der entgötterten Liebe). Die Stücke des Capus sind eine Beruhigung. Kleinlaut sind beide. Ermüdete Weltstadtseelen. Bei Donnay geht eine hold verfaulte Welt halb seufzend, halb lustig zu Grunde; bei Capus wird sie in Gutmüthigkeit und Resignation eingerenkt; er läßt Fünf grade sein; ein Schuß Nachgiebigkeit, ein Schuß Ironie, ein Schuß Versöhnung. Versöhnung wäre zuviel, es ist ein Sichabfinden.

Bezeichnend für den Capus ist die Stoffwahl. Sein erstes Stück war „Brignols Tochter" oder Brignol et sa fille. Eine Einrenkung; eine Lebenssache mit Gutmüthigkeit; die Leute kommen mit dem blauen Auge davon. Der Held ist ein halber Schwindler, — aber kein schlechter Mensch! Er macht faule Geschäfte, — aber der Mann hat bloß zu viel Rosinen! Er pumpt jemand an, der hinter seiner Tochter her ist, — aber der heirathet sie, obschon er was anderes hätte thun können. Na also. Kinder, Kinder, es ist ja nicht so schlimm. Das Leben bietet Schlupfwinkel; es ist mancher Humor dabei, bloß nicht pathetisch werden, bloß keine Umstände!

... „La veine" gibt wieder so ein Stück Flachheitskunst. Will sagen: vertiefte Flachheitskunst. Einlenken, Waffenstrecken, Gutmüthigkeit. Durch die Seele dieser Menschen fließt nicht etwan ein „brennendes Recht" (um ein wundersames Wort aus dem Florian Geyer zu brauchen); sondern ihre Ethik brummt: Ach Gott, man muß doch eigentlich schon . . . Man kann doch eigentlich nicht gut anders, was? . . . Sie handeln kleinlaut anständig. Wie mir scheint: aus Kraftlosigkeit zum Unrecht.

In dem neuen Stück ist ein Rechtsanwalt ohne Geld; er freit ohne Standesamt eine Blumengeschäftsinhaberin. Der Mann steht vor dem Schwabenalter; auch bei ihr ist es lange her, daß sie verführt wurde. Seitdem hat sie anständig gelebt; na ja. In diesem Meer von Paris, in dieser Sturzfülle mulmiger Sittlichkeiten, in dieser ganzen Welt, die auf der Kippe steht: da scheint eine Spur von verläßiger Anständigkeit noch am schätzbarsten. Durch einen Zufall steigt unser Rechtsanwalt; aber wie? Ein Blumenmädel schanzt ihm Prozesse zu, aus Dankbarkeit für die einstige Prinzipalin; dieses Blumenmädel lebt als unterhaltene Geliebte eines reichen Mannes. So ist das Leben. Der Anwalt kriegt also Prozesse, Geld, kommt in das Parlament, ist ein gemachter Mann. Die Geliebte wird ihm gleichgültig, er scharwenzt um eine andere, — denn es scheint ja so natürlich, daß man bei verbesserten Glücksumständen solche Neigungen hat. Alles droht zu krachen.

Aber zuletzt kehrt er zu der gewohnten Charlotte zurück. Ohne Rausch, eher sarkastisch brummend. Er scherzt (freilich im Ernst): „Woll'n wir uns heirathen?" Er ist nah an den Vierzig; wozu Geschichten machen? Kurz: er handelt recht, aus allgemeiner Enttäuschung. Es ist die Nachgiebigkeit ermüdeter Weltstädter. Halb zerriebne Großstadtmenschen. Verträgliche Egoisten. Eine stille Pleite vor dem Lebenskampf.

III.

Das ist der Kern von Alfred Capus.

Seine Flachheitskunst steht neben dem farbigeren Donnay, der einen dünnen Abglanz Heinrich Heine's in sich trägt; neben dem träumerisch poesiehaften Curel; neben Ancey mit der kalt bewußten Rohheit; neben Lavedan's weltläufiger Sittenzeichnung; und neben der klobigen Nutzdramatik von Brieux, der (an Umfang) ein französischer Max Dreyer ist. Seine Flachheitskunst bildet immerhin eine Vertiefung gegen das vorletzte Drama desselbigen Volks: das Spitzfindigkeitsdrama; das Aeußerlichkeitsdrama.

Capus ist ein entnervter Wahrheitsfreund, ein technisch ungeschickter Wahrheitsfreund; doch immerhin ein Wahrheitsfreund. Er hat (möcht' man sprechen) den Willen zum Germanischen: ohne die Kraft einer unverbrauchten Rasse. Ein armer, lächelnder, gerupfter Spätling, der es ehrlich meint, und dessen Blut zu dünn geworden ist.

Alfred Kerr.

Die Geschichte eines Verbrechens.

V.

Drei Tage nach dieser Unterhaltung gingen sie über die breite Landstraße dicht nebeneinander her. Salakin redete auf den Kameraden lebhaft ein und schaute ihm in die Augen:

„Verstehst Du — zu allererst setzen wir den Schoppen in Brand . . . Wenn dort Feuer ausbricht, dann werden sie alle hineinrennen, Matwiej ebenfalls . . . Er läuft nach dem Schoppen und wir — zu ihm!"

„Und schälen ihn wie ein Eichen aus . . ."

„Und wenn sie uns fassen?" fragte Wanjuschka nachdenklich.

„Ganz ausgeschlossen!" sagte Salakin: „Wer soll uns nachlaufen?"

Und mit strenger Stimme fügte er hinzu:

„Sie müssen das Feuer löschen und können nicht den Dieben nachlaufen. Hast verstanden?"

Wanjuschka nickte bejahend mit dem Kopf.

Es war Anfang März. Weicher, dicker Schnee fiel mit schweren Flocken gemach von dem unsichtbaren Himmel herab und verdeckte die Spuren der beiden Männer, die zwischen zwei Reihen Birken, deren Zweige abgebrochen waren, dahingingen.

„Wenn es nur glückte!" sagte Wanjuschka schwer seufzend.

„Sollst 'mal sehen, wie es gelingt!" versprach Salakin mit Ueberzeugung.

„Gott gebe es! Das heißt, wenn es gelingt . . . o Herr! so würde ich nie wieder eine solche Sache unternehmen! . . ."

Die Kameraden gingen schnell, weil sie sehr dürftig gekleidet waren. Salakin trug seine Frauenjacke, die mit einer unglaublichen Anzahl von Löchern geschmückt war, aus denen schmutzige Watte hervorsah. Seine Füße staken in großen Filzschuhen, über den Kopf hatte er eine vom Alter grau gewordene Mütze gezogen. Wanjuschka hatte an Stelle der Jacke einen braunen Kittel erworben, dessen rechter Aermel seltsamer Weise schwarz war. In den Pantoffeln, in der Mütze mit dem zerbrochenen Dach und mit der Gurtschnur sah er eher einem betrunkenen Handwerker, als einem Bauern ähnlich.

Am Vorabend des Tages, den sie zu ihrem Vorhaben bestimmt hatten, war es Salakin geglückt, irgendwo eine kupferne Kasserolle und ein Plätteisen zu klemmen; er hatte sie einem Kaufmann, der mit altem Eisen handelte, für achtzig Kopeken verkauft, so daß er jetzt einen halben Rubel in der Tasche hatte.

„Wenn wir einem Fuhrmann begegneten, der uns mitnehmen könnte . . ." sagte Salakin. „Sonst kommen wir nicht vor Nachtzeit an . . . es sind über vierzig Werst! Wir würden ihm fünf Kopeken pro Nase geben, wenn er uns mitnähme . . ."

Der Schnee lag dick auf ihren Köpfen, fiel auf ihre Wangen, klebte ihnen die Augen zu, schmückte ihre Schulter mit weißen Epauletts und setzte sich an ihren Füßen fest. Um sie her und über ihnen brodelte unaufhaltsam eine weiße Grütze, sie konnten nicht sehen, was vor ihnen lag.

Wanjuschka ging schweigend, mit herabgelassenem Kopf, wie ein altes, krankes Pferd, das man zum Abschlachten führte, während der lebhafte, redselige Salakin ringsumherschaute und nicht aufhörte zu schwatzen . . .

„Wie weit wir sind, — wie viel wir noch zu gehen haben, — keine Ahnung! Ist das ein Schnee . . . Aber eigentlich kann es uns recht sein — die Spuren werden verwischt . . . mag es nur weiter schneien . . . Nur läßt sich dabei schlecht Feuer anlegen . . . Man sieht, es gibt nichts auf der Welt, das nach allen Richtungen hin, — hier und dort — zufrieden stellen könnte . . .“

Die Schneeflocken wurden kleiner, trockener und fielen nicht mehr gerade und langsam zur Erde herab, sondern sie begannen, ängstlich, wirr und noch dichter in der Luft zu kreisen. Plötzlich trat aus ihnen in schwerer, dunkler Form ein Gebäude hervor; es schien, als ob die schweren Schneehaufen, die auf seinem Dache lagerten, es in die Erde eingruben.

„Das ist . . . Fokin's Gehöft“, sagte Salakin . . . „Wir wollen in's Wirthshaus einkehren, einen Schluck nehmen . . .“

„'s ist nöthig“, sagte Wanjuschka, der am ganzen Leibe zitterte.

Vor der Schenke standen unbeweglich zwei Pferde, die an einen Bauernschlitten gespannt waren. Die kleinen, zottigen Pferdchen blickten mit ihren schwachen Augen düster drein und schüttelten den Schnee von den Wimpern. Das schmucklose Polster war von schwarzem Staub durchtränkt.

„Ach, der Kohlenmann“, sagte Salakin. „Wenn er unseren Weg nähme . . .“

Thatsächlich saß in der Schenke, am Tisch beim Fenster ein junger Bursche und trank Bier. Wanjuschka fiel dessen lange, komische Nase auf dem mageren, mit schwarzen Flecken bedeckten Gesicht auf. Der Kohlenmann saß mit wichtiger Miene auf dem Stuhl aufgelümmelt, hatte die Füße breit auseinander gespreizt und trank mit langsamen Schlucken aus dem Glase. Als er es geleert hatte, verschluckte er sich, sein ganzer Körper zitterte, so daß er seine wichtige Haltung vollständig verlor.

Wanjuschka trat an den Ausschank heran, goß ein Gläschen wohlriechenden, bitteren Schnapses herunter und zeigte Salakin den Kohlenmann.

„Fährst nach der Stadt, junger Mann?“ fragte Salakin, indem er sich dem Kohlenmann näherte.

Dieser sah ihn an und antwortete mit dumpfer Stimme:

„Wir fahren nicht leer in die Stadt . . .“

„So kommst Du aus der Stadt?“

„Was geht es Dich an?“

„Mich? Weil ich mit meinem Kameraden nach Borisowo gehe . . . haben dort Arbeit beim Butterhändler angenommen . . . nimm uns auf den Wagen, wenn Du denselben Weg hast . . .“

Der Bursche sah Salakin an, nachher Wanjuschka, goß sich Bier ein, und während er ein Stückchen Korken aus dem Glase mit dem Finger herausfischte, antwortete er kurz:

„Es macht uns Umstände . . .“

„Nimm uns mit, sei ein guter Freund! Wir geben Dir jeder ein Fünfkopekenstück . . .“

„Brauchen wir nicht“, sagte der Bursche, ohne Salakin anzusehen.

„Um Christi willen, nimm uns mit!“ bat Wanjuschka leise und ängstlich.

Der Bursche blickte zu ihm auf, zog die Augenbrauen streng zusammen und schüttelte verneinend mit dem Kopf.

„Was bist Du für ein Kerl!“ rief Salakin. „Was macht es Dir aus? Wir haben weit zu gehen, sind müde, unsere Kleider — sieh her . . .“

„Hättet euch wärmer anziehen sollen“, sagte der Kohlenmann spöttisch.

„Wenn wir aber kein Geld dazu haben?“ bemerkte Wanjuschka bittend.

„Siehst, wir sind arm . . .“

„Warum seid ihr arm?“ fragte der Kohlenmann gleichgültig und trank sein Bier weiter.

Wanjuschka und sein Kamerad sahen sich an, dann schwiegen sie beide und blieben unbedeckt vor dem Kohlenmann stehen.

Die rief sich die alte Wirthin an.

„Solltest nicht so hart sein, sondern sie mitnehmen. Warum soll das Pferd umsonst laufen, sie geben Dir doch jeder fünf Kopeken. Laß Dir das Geld im voraus geben und laß sie mitfahren.“

Der Kohlenmann betrachtete die beiden Kameraden wieder nacheinander. Dann seufzte er und fragte:

„Zu zehn Kopeken? . . .“

„Nun gut!“ rief Salakin und machte eine zustimmende Bewegung mit der Hand . . . „Nimm . . . hier, nutze uns aus!“

„Sieh Dir das Geld an“, rief die Alte.

Der Kohlenmann warf das Zwanzigkopekenstück auf den Tisch, horchte auf den Klang, biß es mit den Zähnen, dann trat er an den Ausschank, warf das Geldstück noch einmal hin und sagte zu der Alten:

„Nimm es für das Bier . . .“

„Ein Hund!“ flüsterte Salakin Wanjuschka zu.

„Du setze Dich in den leeren Schlitten“, sagte der Kohlenmann zu Wanjuschka, als ihm die Alte Rest gegeben hatte, — und Du — zu mir . . .“

„Schön!“ stimmte Salakin bei. „Warum sollen wir nicht zusammen bleiben?“

„Warum wollt ihr zusammen sein?“ fragte der Kohlenmann argwöhnisch.

„Es würde wärmer sein . . .“

„Pff!“ lächelte der Kohlenmann. „Nein, thue, was ich befehle.“

„Wenn es Deinem Freund einfallen sollte, mein Pferd anzutreiben, dann binde ich Dich . . . und . . .“

Er sprach nicht zu Ende, lachte, dann fing er an zu husten und hustete lange.

VI.

Sie waren etwa fünf Werst gefahren, als der Kohlenmann schließlich mit seinem Nachbarn zu sprechen begann:

„Wer bist Du?“

„Ein Mensch!“ sagte Salakin zwischen den Zähnen.

Es war kalt im Fahren, Salakin bebte am ganzen Körper. Das Schneegestöber hatte fast ganz nachgelassen, aber es wehte ein scharfer Wind. Zweimal war Salakin bereits vom Schlitten hinuntergesprungen und am Wege nebenhergelaufen, in der Hoffnung, sich zu erwärmen. Aber es lief sich schwer in dem tiefen, weichen Schnee, er wurde leicht müde, kletterte wieder auf den Schlitten und fror sodann noch mehr. Jedesmal, wenn er aus dem Schlitten heraussprang, schob der Kohlenmann, der mit einer festen Pelzjacke und einem dicken Mantel bekleidet war, aus dem Mantelärmel einen stämmigen, kurzen Stock heraus, an dessen Ende eine Kette mit einem daran hängenden Pfundgewicht befestigt war. Salakin wußte, daß dieses Instrument die tatarische Waffe war, und heftiger Zorn, der ebenso streng war, wie die Kälte, preßte sein Herz zusammen.

„Menschen sind alle!“ sagte der Kohlenmann. „Ich fragte, wem Du angehörst?“

„Ich — gehöre zu niemand! Habe keine Familie“, antwortete Salakin und rief nach vorn:

„Wanja, lebst Du?“

„Ja!“ erwiderte Wanjuschka nicht laut.

„Frierst wohl?“

„Ja . . .“

„Seid froh, daß ich euch angucke“, begann der Kohlenmann brummend. „Ihr Unglückskerle, zerlumpte Gesellen . . . Faulpelze . . .“

Salakin saß zusammengekauert da und schwieg; er achtete darauf, daß seine Zähne nicht zu laut klapperten.

Er blickte hinter sich und sah durch die nunmehr langsam fallenden Schneeflocken hindurch die öde, bläuliche Ebene. Kalt und bange wehte es von ihr her. Und es gab nichts, worauf sein Blick haften bleiben konnte.

„Wir sind drei Brüder Semakin's . . . Wir brennen Kohlen aus, bringen sie nach der Weinhandlung in die Stadt . . . ja. Wir leben in Freundschaft. Haben ganze Kleider und Stiefel und werden satt . . . alles nach Wunsch, Gott sei Dank! Wer zu arbeiten versteht, nicht faulenzt und die Zeit nicht unnütz vergeudet, dem geht es immer gut . . . ich habe die Absicht, nach den Feiertagen zu heirathen . . . So ist es! Wer arbeiten kann, hat ein leichtes Leben . . ."

Das Pferd konnte kaum vorwärtsgehen, der Schlitten bewegte sich ruckweise, und Salakin schwankte wie eine Nuß auf der Handfläche.

Die düsteren, dumpfen, schweren Worte des Kohlenmanns fielen wie kalte Ziegelsteine auf seine Seele; es schmerzte und kränkte ihn, die heisere Stimme dieses Menschen zu hören.

„Wanjuschka!" rief er.

„Ha?"

„Du solltest ein Stückchen laufen . . ."

„Wozu?" fragte Kusin mit schwacher Stimme.

„Erfrierst sonst . . ."

„Schadet nichts . . ."

Der Kohlenmann seufzte, dann lächelte er, fuhr mit dem Aermel über die Nase und begann von neuem.

„Sind das Menschen! Was habt Ihr vom Leben? Kälte und Hunger . . . Fühlt man sich bei solchem Leben wohl? Das Leben muß man genießen . . ."

„Theile Dein Geld mit mir, dann werde ich fein leben!" sagte Salakin gereizt.

„Was?"

„Theile mit mir, sage ich."

„Ich werd' Dir 'was theilen! Das — hast gesehen?"

Vor Salakin's Gesicht pendelte das Gewicht an der Kette. Er sah das von einem Lächeln verzerrte, schwarze Teufelsantlitz des Kohlenmanns. Plötzlich fühlte sich Salakin wie von Flammen umfangen, sein Herz schien ihm in der Brust zu springen, die Flammen schlugen aus, drängten nach dem Kopf und färbten alles vor seinen Augen mit einer blutigrothen Farbe. Er holte mit dem rechten Arm so weit aus, wie er nur konnte, versetzte dem Kohlenmann mit dem Ellenbogen einen Stoß ins Gesicht, so daß dieser rücklings niederfiel. In demselben Augenblick fiel das Gewicht zwischen seine Schultern, er fühlte einen heftigen Schmerz, der ihn am Athmen behinderte.

„Zur Hülfe! . . . Mord! . . ." rief der Kohlenmann in abgerissenen Worten.

Aber Salakin stürzte sich mit der ganzen Last seines Körpers auf ihn, packte den Hals des Kohlenmannes mit den Fingern, drückte ihn fest zusammen, umklammerte seinen Bauch mit den Knieen und schrie aus voller Brust:

„Nun sprich! schreie! sprich!"

Der Kohlenmann keuchte, biß mit den Zähnen in Salakin's Kleider und Schulter; er zappelte unter ihm, wie ein Fisch unter dem Wasser und suchte mit den Händen ebenfalls nach dem Halse seines Gegners. Die Peitsche war ihm aus den Händen gefallen, doch blieb sie mit einem Riemen an seinem Handgelenk befestigt. Sie streifte Salakin's Körper, und jede Berührung rief Angst hervor, trotzdem sie keine Schmerzen verursachte.

„Wanjuschka! Hilf mir!" . . . rief Salakin mit wilder Stimme.

Wanjuschka lag vor Kälte erstarrt im Schlitten, in den Kohlensäcken vergraben; als er den Kohlenmann schreien hörte, befiel ihn große Angst. Instinktiv errieth er, worum es sich handelte, und steckte den Kopf noch tiefer in die Säcke hinein . . . Ich sage . . . daß ich schlief . . . daß ich nichts gehört habe . . . legte er sich rasch zurecht. Als aber des Kameraden Ruf zur Hülfe erklang, da lief ein Schauer über seinen ganzen Körper, und er sprang aus dem Schlitten heraus, wie ein Schneeball von den Hufen des Pferdes. Durch sein Hirn schoß wie ein Funke der Gedanke, daß, wenn der Kohlenmann Salakin bezwungen hat, er auch ihn, Wanjuschka, tödten würde. Als er vor den beiden Menschenkörpern stand, die zu einem riesigen Knäuel zusammengeballt waren, als er das blutübergossene, aber trotzdem schwarze Gesicht des Kohlenmanns und die Peitsche sah, die an dessen rechter Hand hing, mit deren schwarzen Fingern jener krampfhaft nach ihr suchte, — da ergriff Wanjuschka diese Hand und begann, sie zu zerren, zu biegen und zu reißen . . .

Das kleine, zottige Pferd mit den traurigen Augen trottete, mit dem Kopf nickend, den Weg entlang und zog in eine kalte und verödete Ferne drei Menschen, die keuchend und mit den Zähnen knirschend, in dem Schlitten miteinander wüthend rangen. Das zweite Pferd fürchtete wohl, daß es von den Faustschlägen und den Fußhieben getroffen werden könnte und begann, sich von seinem Gefährten ganz langsam zu entfernen.

VII.

Als Wanjuschka erschöpft und erhitzt den Kampf beendigt hatte, fragte er ängstlich blickend mit halblauter Stimme:

„Sieh her . . . wo ist das Pferd? Es ist fort!" . . .

„Das Pferd erzählt nichts", murmelte Salakin und wischte sich dabei das Blut von dem verwundeten Gesicht. Als Wanjuschka die ruhige Stimme des Kameraden vernahm, da legte sich seine Angst ein wenig.

„Nun haben wir etwas Schönes angerichtet!" sagte er und blickte den Kohlenmann dabei von der Seite an.

„Besser, daß wir ihn umgebracht haben, als daß er uns erschlagen hätte . . ." erwiderte Salakin ebenso ruhig und fügte sofort sehr geschäftig hinzu:

„Jetzt wird er ausgezogen. . . . Du nimmst die Pelzjacke, ich den Mantel . . . Schnell . . . sonst treffen wir womöglich jemand . . . oder man holt uns ein . . .

Wanjuschka begann schweigend, den Kohlenmann zu rütteln und die Kleider von ihm abzustreifen; fortwährend blickte er dabei zu dem Kameraden hinüber, und er dachte: hat denn Jeremjej gar keine Angst?

Die sachliche Art, in welcher sein Gefährte den Erschlagenen behandelte, rief in Wanjuschka Staunen und Schrecken zugleich hervor. Noch mehr wunderte er sich über Salakin's narbiges, zerkratztes Gesicht — es zuckte und verzerrte sich, als unterdrücke er das Lachen, seine Augen leuchteten so seltsam, als hätte er zu viel Wein getrunken oder eine große Freude erlebt.

Wanjuschka hatte beim Raufen seine Mütze verloren, Salakin nahm die Mütze des Kohlenmannes, schob sie Wanjuschka hin und sagte: „Setz sie auf . . . es ist kalt. . . . Auch sieht es nicht gut aus . . . ein Mann ohne Hut . . . auf einmal . . . Wieso denn?"

Er begann, die Hosentaschen des Ermordeten umzudrehen und that es so flink und behend, als hätte er sich sein Leben lang nur damit beschäftigt, Menschen zu morden und zu berauben.

„Es muß alles bedacht werden", — sagte er, während er den Geldbeutel des Kohlenmannes öffnete. „Kein Mensch geht ohne Hut . . . Siehst Du . . . ein Goldstück . . . fünf Silberrubel . . . nein, sieben und ein halb . . ."

„Du . . ." begann Wanjuschka ängstlich und betrachtete dabei das Geld mit leuchtenden Augen.

„Was denn?" fragte Salakin und sah ihn dabei scharf an.

„Willst' was davon haben? — Da nimm!"

Er hielt Wanjuschka das Geld hin und murmelte verächtlich:

„Von der Sorte werden wir jetzt genug haben! Vorwärts, Pferdchen! Lauf!"

Salakin klopfte mit der Handfläche laut auf den Hals des Pferdes.

„Ich fragte nicht nach dem Geld" — sagte Wanjuschka

„Ich wollte etwas wissen."
„Was denn?"
„Hast Du . . . das zum ersten mal gethan?" Wanjuschka zeigte mit den Augen auf den entkleideten Körper des Kohlenmannes.
„Dummkopf!" rief Salakin lächelnd. „Bin ich denn ein Mörder, was?"
„Ich fragte nur, weil mir ganz schwach ums Herz wurde, als Du ihn auszogst. . . ."
„Was ist denn dabei, lebende Menschen werden doch auch ausgekleidet, warum sollte man die Todten nicht ausziehen."
Plötzlich taumelte Salakin, der bis jetzt gekniet hatte, und fiel schwer auf Wanjuschka's Füße nieder. Wanjuschka erbebte, als würde er mit kaltem Wasser übergossen, schrie auf und stieß den Kameraden von sich fort; das Pferd war bei dem Geschrei in Galoppschritt übergegangen!
„Es ist nichts . . . gar nichts," — stammelte Salakin und hielt sich an Wanjuschka fest. Sein Gesicht war blau, die Augen nahmen einen stumpfen, trüben Ausdruck an.
„Er hat mir eins zwischen die Schultern versetzt . . . davon ist mir schwach geworden ... aber es geht vorüber ...
„Jeremjej!" begann Wanjuschka mit zitternder Stimme. „Kehren wir um . . . Jesus!"
„Wohin?"
„Nach der Stadt! Ich habe Angst . . ."
„In die Stadt — können wir nicht! Nein . . . wir fahren weiter, verkaufen das Pferd. . . . Nachher — zu Matwiej . . ."
„Ich — habe Angst!" sagte Wanjuschka traurig.
„Wovor denn?"
„Wir sind verloren, Bruder! Sind wir dazu ausgegangen?"
„Scher' Dich zum Teufel!" rief Salakin laut und seine Augen blitzten zornig. „Verloren? Was heißt das — verloren? Sind wir beide die Einzigen, die Menschen morden? Ist das vielleicht zum ersten Mal auf der Erde passirt?"
„Sei nicht böse", bat Wanjuschka mit weinender Stimme, als er sah, daß des Kameraden Gesicht wieder einen ganz verzweifelten und gleichsam trunkenen Ausdruck annahm.
„Wie soll ich nicht böse sein!" entgegnete Salakin unzufrieden.
„Da ist was Schönes herausgekommen! . . ."
„Schau' mal her, was wir thun," sprach Wanjuschka, der am ganzen Körper zitterte und sich ängstlich umsah.
„Wohin bringen wir ihn? Wir müssen doch bald nach Wischenki kommen . . . wozu schleppen wir ihn mit?"
„Prrr! Teufel!" rief Salakin dem Pferd zu und sprang flink und leicht, wie ein Ball aus dem Schlitten heraus.
„Hast Recht, Bruder!" — murmelte er und packte den Kohlenmann bei der Hand. „Faß ihn an, schlepp mit! an den Füßen, so! Trage mit!"
Wanjuschka faßte die Leiche an den Füßen an und bemühte sich, deren Gesicht nicht zu sehen, aber er bemerkte trotzdem an der Stelle des Antlitzes eine gräßliche, runde blaue Masse.
„Eine Grube graben!" kommandirte Salakin. Dabei sprang er in dem weichen Schnee umher und wühlte ihn mit kräftigen, flinken Bewegungen der Füße nach beiden Seiten auf. Das nahm sich so drollig aus, daß Wanjuschka bei der Leiche stehen blieb, die er auf den weichen Schnee gebettet hatte, und dem Kameraden zusah, ohne ihm zu helfen.
„Eingraben! eingraben!" sagte Salakin, während er die Brust und den Kopf des Ermordeten im Schnee verschüttete.
Die beiden Freunde waren zwei Schritte vom Schlitten entfernt; das Pferd ließ den Kopf hängen, blickte zu ihnen mit einem Auge hinüber und stand unbeweglich, wie erfroren, da.
„Fertig, — weiter!" sagte Salakin.
„Zu wenig!" . . . bemerkte Wanjuschka.
„Was ist zu wenig?"
„Man merkt . . . es ist hüglich . . ."
„Ganz gleich! es wird doch nicht glatt . . ."
Sie stiegen in den Schlitten, lehnten fest aneinander und fuhren weiter. Wanjuschka blickte oft hinter sich auf den Weg, und es schien ihm, daß sie furchtbar langsam fuhren, weil der Schneehügel über der Leiche des Ermordeten ihm nicht aus den Augen schwand.
„Treib' das Pferd an!" bat er Salakin leise, schloß die Augen fest zu und machte sie lange Zeit nicht wieder auf. Als er sie öffnete, sah er links am Wege immer noch eine kleine Erhöhung auf dem Schnee.
„Ach . . . wir sind verloren, Jeremjej . . .", sagte Wanjuschka beinahe flüsternd.
„Wieso denn?" entgegnete Salakin dumpf. Wir verkaufen das Pferd . . . und gehen nach der Stadt zurück ... dort können sie uns suchen! Jetzt wären wir in Wischenki angelangt . . . Der Weg fiel nach einem nicht allzu tiefen Schneethal hinab. Schwarze, nackte Bäume erschienen zu beiden Seiten des Weges. . . . Eine Dohle schrie auf. . . . Die Kameraden erbebten und sahen einander schweigend an ...
„Du — vorsichtiger . . .", flüsterte Wanjuschka Salakin zu.

VIII.

Geräuschvoll, ungezwungen und lachend traten sie in's Wirthshaus ein.
„Nun, guter Mann," — sagte Salakin zum Wirth — „schenk uns jedem ein Gläschen ein!"
„Gern!" erwiderte der große schwarze Bauer mit einer kahlen Platte und stand von seinem Sitz auf. Er sah Wanjuschka so freundlich und ruhig an, daß dieser mitten in der Schenkstube stehen blieb und verlegen lächelte.
„Hier bei uns ist es Sitte" — bemerkte der Wirth, als er vor Salakin den Schnaps hinstellte — „daß man Grüß Gott! oder guten Tag sagt, wenn man hereinkommt. Ihr kommt wohl von weit her?"
„Wir? Nein, wir . . . d. h. wir sind nicht so weit her . . . etwa dreißig Werst . . .", erklärte Salakin.
„Nach welcher Richtung?"
„Nach dieser!" Und Salakin zeigte auf die Thür des Wirthshauses.
„So kommt Ihr aus der Stadt?" — fragte der Schankwirth.
„Wanja, komm, trinke . . ."
„Ist wohl Dein Bruder, dieser Wanja?"
„Nein!" antwortete Wanjuschka rasch. „Was sind wir für Brüder? . . ."
In der Ecke des Wirthshauses, neben der Thür saß ein kleiner Bauer mit einer spitzen Vogelnase und grauen, scharfblickenden Augen. Er stand von seinem Platz auf, näherte sich langsam dem Ausschank und sah sich die beiden Freunde genau und ungenirt an.
„Was willst Du?" fragte der Wirth.
„Gar nichts! . . ." sagte dee Bauer mit kreischender Stimme.
„Ich dachte, es wären vielleicht Bekannte. . . ."
„Wir wollen hier ein wenig warm werden", sagte Salakin, entfernte sich von dem Ausschank und zupfte Wanjuschka am Aermel. Sie setzten sich an einen Tisch bei Seite, der Bauer mit der Vogelnase blieb am Ausschank und flüsterte dem Wirth etwas zu.
„Laß uns weiterfahren!" sagte Wanjuschka leise zu Salakin.
„Warte noch!" — erwiderte Salakin laut.
Wanjuschka blickte den Kameraden vorwurfsvoll an und nickte mit dem Kopf. Es schien ihm, daß es jetzt gefährlich und verhängnißvoll wäre, laut vor dem Menschen zu sprechen.
„Schenk uns noch jedem ein Gläschen ein!" schlug Salakin vor.
Die Thür des Wirthshauses knarrte, und es traten noch zwei Leute ein: ein alter Mann mit langem grauem Bart und ein kleiner, untersetzter mit großem Kopf; dieser

war mit einem kurzen, bis an die Knie reichenden wattirten Mantel bekleidet.

„Grüß Gott!“ sagte der Alte.

„Seid gegrüßt!“ erwiderte der Wirth und blickte Salakin an.

„Wem gehört das Pferd da draußen?“ fragte der Untersetzte und zeigte mit dem Kopf auf die Thür.

„Diesen Leuten dort“, sprach der Bauer langsam und wies mit dem Finger auf Salakin.

„Uns!“ bestätigte Salakin.

Wanjuschka vernahm die Stimme, sein Herz verging ihm vor Angst. Es schien ihm, daß die Leute hier alle so seltsam und einfach sprachen, als wüßten sie alles, als wunderten sie sich über nichts und als erwarteten sie irgend etwas.

„Laß uns fahren“, flüsterte er zu dem Kameraden.

„Wer seid Ihr denn?“ fragte der Untersetzte Salakin.

„Wir sind Fleischer . . .“ antwortete Salakin . . . „Wir handeln mit Fleisch . . .“

„Was soll das? . . .“ rief Wanjuschka unruhig, aber nicht laut.

Alle vier Bauern hatten jedoch seinen Ausruf gehört, drehten ihre Köpfe langsam nach jener Seite und richteten ihre neugierigen Blicke auf ihn. Salakin hielt dieselben ruhig aus, nur seine fest zusammen gepreßten Lippen zuckten; Wanjuschka aber ließ den Kopf über den Tisch hängen und wartete mit verhaltenem Athem. Das wolkenschwere Schweigen hielt lange an. . . .

„Ich habe bemerkt,“ begann endlich der untersetzte Bauer, „daß die Vorderwand des Schlittens blutige Flecke hat . . .“

„Was ist?“ entgegnete Salakin mit frecher Stimme.

„Ich habe kein Blut bemerkt“, sagte der Alte, „wieso denn Blut? Ich sah mir das Polster an . . . es — war schwarz . . . folglich ist es des Kohlenmanns Schlitten. . . . Schenk mir ein, Iwan Pjetrowitsch. . . .“

Der Wirth schenkte Schnaps ein und ging langsam, wie eine sattgegessene Katze an die Thür. Der Bauer mit der Vogelnase, wartete bis er an ihm vorbei war, und ging ebenfalls hinaus.

„Nun“, sagte Salakin und stand vom Stuhl auf, „nun Wanjuschka, jetzt müssen wir weiterfahren! Wo ist der Wirth? Wir wollen zahlen.“

„Er kommt bald“, sagte der untersetzte Bauer, drehte Salakin den Rücken und wickelte sich eine Cigarette. Wanjuschka erhob sich ebenfalls, ließ sich aber sogleich wieder auf den Stuhl nieder, seine Füße waren schwach und wollten ihn nicht tragen. Er starrte den Kameraden wie abwesend an, und als er sah, daß Salakin's Lippen zitterten, begann er vor Angst und Schrecken zu weinen.

Der Schankwirth kehrte allein zurück. Ebenso langsam und ruhig, wie er hinausgegangen war, ging er wieder hinter den Schanktisch zurück, stützte sich mit den Ellenbogen darauf und sagte zu dem Alten.

„Es wird wieder warm . . .“

„Es ist doch auch Zeit . . .“

„Wir fahren jetzt!“, sagte Salakin laut und näherte sich dem Schanktisch. Zahlen . . .“

„Warte“, sagte der Wirth mit einem leichten Lächeln.

„Wir haben keine Zeit . . .“ entgegnete Salakin nicht mehr so laut, die Augen zu Boden senkend.

„Warte nur!“ wiederholte der Wirth.

„Worauf denn?“

„Ich habe nämlich zum Dorfschulzen geschickt . . .“

Wanjuschka sprang vom Stuhl auf. Aber er setzte sich wieder.

„Ich brauche den Schulzen nicht“, verkündigte Salakin, zuckte mit den Achseln und setzte seine Mütze mit einiger Verlegenheit auf.

„Er braucht Dich aber“, sprach der Wirth gemächlich und rückte dabei von Salakin fort. Der Alte und der Untersetzte wurden durch die Unterhaltung, die ihnen unverständlich war, neugierig gemacht, und sie rückten näher an den Schanktisch heran.

„Er will Dich fragen, wie das zugeht: — Du handelst mit Fleisch und hast Kohlensäcke im Schlitten.“

„A—a—a!“ rief der Alte aus und entfernte sich rasch von Salakin.

„Da haben wir's!“ sagte der Untersetzte. Sie haben das Pferd fortgejagt!“

„Nein!“ rief Wanjuschka mit dünner Stimme.

Salakin wehrte ihm mit der Hand ab, wandte sich zu ihm und sagte mit verzerrtem Lächeln:

„Wir sind hergekommen . . . es paßte uns so . . . abgemacht . . .“

Etwa fünf Bauern traten geräuschvoll und hastig in die Schankstube ein. Einer von ihnen, ein großer, rothhaariger Mann, hielt einen langen Stock in den Händen. Wanjuschka betrachtete sie mit weit geöffneten Augen, es schien ihm, daß sie alle wie Betrunkene taumelten, die ganze Stube drehte sich ihm vor den Augen.

„Guten Tag, Burschen!“ sagte der Bauer mit dem Stock. „Nun, sagt uns einmal, . . . wer Ihr seid. . . . Und woher? Ich bin nämlich der Dorfschulze und Ihr?“

Salakin betrachtete den Schulzen und brach in Gelächter aus, das sich wie das Bellen eines Hundes ausnahm. Aber sein Gesicht wurde bleich. . . .

„Du — lachst? —“ sagte einer von den Bauern streng und begann, die Aermel aufzukrämpeln.

„Warte, Kornej . . ., beruhigte ihn der Dorfschulze. „Eins nach dem anderen. Sie müssen so wie so . . . Ihr Jungens, sagt einmal . . . grad' heraus — wo nahmt Ihr das Pferd her?“

Wanjuschka glitt schwerfällig und langsam von seinem Stuhl auf den Fußboden, wie geschmolzener Schnee vom Dach, und begann knieend mit abgerissener dumpfer Stimme sich zu bekreuzigen:

„Glaubensgenossen . . . ich war es nicht! Er. . . . Wir haben das Pferd nicht fortgejagt . . . wir — haben den Kohlenmann ermordet . . . einen Menschen todtgeschlagen! Er liegt nicht weit von hier . . . im Schnee vergraben. . . . Wir haben das Pferd nicht fortgetrieben . . . es ist von selbst davongegangen . . . wir fuhren . . . mit dem zweiten allein weiter . . . bei Gott! Ich war es aber nicht! Das Pferd ist von selbst ausgerissen . . . wird schon wiederkommen. Wir wollten ihn nicht erschlagen, er fing mit uns an . . . drohte mit der Peitsche . . . wir wollten nach Borisowo . . . den Verwalter berauben . . . Feuer bei ihm anlegen . . . aber die Pferde haben wir nicht angerührt. . . . Das habe ich alles von ihm. . . .“

„Habt Ihr gehört!“ — rief Salakin laut. Er riß die Mütze vom Kopf und warf sie den Bauern zu Füßen, die an der schweigsamen, dicken, dunklen Mauer standen.

Wanjuschka schwieg, ließ den Kopf auf die Brust hinab, seine Arme hingen schlaff herunter, und er wurde ganz weich, — als ob er schmelzen sollte.

Die Bauern blickten düster und schweigend drein. . . . . Endlich seufzte einer von ihnen, — der mit der Vogelnase und der kreischenden Stimme — und sagte laut und zornig:

„Solche . . . Dummköpfe!“

— — — — — — — — — — — — — —

Sie wurden natürlich verhaftet. Und man verurth Wanjuschka zu sechs Jahren Zwangsarbeit und Salakin zu acht. . . .

Maxim Gorki.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 21. Berlin, den 22. Februar 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107 108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In den nächsten Tagen wird Prinz Heinrich den Boden der Vereinigten Staaten betreten. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß ihm ein ausgezeichneter Empfang zu Theil werden wird. So wird denn diese Reise dazu beitragen, die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten noch herzlicher zu gestalten, und sie waren — bedeutungslose Verstimmungen abgesehen — auch seit den Tagen der Unabhängigkeitserklärung stets die besten.

Es gibt auf der weiten Welt keine ernsten Gegensätze, die Deutschland und die Vereinigten Staaten zu einem Zerwürfniß führen müßten. Millionen Deutscher haben ein zweites Vaterland in der großen Republik jenseits des Wassers gefunden, und Tausende von Amerikanern haben deutsche Bildung nach Amerika verpflanzt. Geistige und wirthschaftliche Beziehungen verbinden die beiden Staaten auf das Engste, und kein politischer Gegensatz beeinträchtigt solche fruchtbringende Wechselwirkung.

Wir in Deutschland hoffen, daß der Strom friedlicher Anregungen herüber und hinüber sich nunmehr noch verstärken wird zum Segen für die Vereinigten Staaten wie zum Segen für Deutschland und zum Segen für die Weltkultur.

Die „Kreuzzeitung“ behauptet das Folgende:

„Es macht der freisinnigen Presse viel Kopfzerbrechen, ob der Kompromißantrag der Abgeordneten Herold, Graf Kanitz und Graf Schwerin trotz der Rede des Reichskanzlers im Landwirthschaftsrath den verbündeten Regierungen annehmbar sein werde.“

Heute könnte die „Kreuzzeitung“ hinzufügen: und trotz der Erklärungen des Grafen Posadowsky in der Zolltarifkommission. Aber welch ein Irrthum ist diese Behauptung.

Ob die Agrarier sich dem Willen des Grafen Bülow unterwerfen und den Tarifentwurf der Regierung am Ende gut heißen; ob man zu einem anderen Ausweg gelangt, das alles kann der Opposition gänzlich gleichgültig sein und ist ihr gänzlich gleichgültig; denn die Opposition bekämpft mit gleicher Entschiedenheit die Vorschläge der Regierung, wie natürlich die noch höheren Zollforderungen der Agrarier in der Kommission. Und wie auch die beiden heute aus einander gehenden Theile, der Reichskanzler und die Agrarier, sich schließlich zu einander stellen, die Aufgaben der Opposition erleiden darum auch nicht die allergeringste Aenderungen. Unannehmbar sagen sie zu dem einen Vorschlag wie zu dem andern und handeln demgemäß in dem einen Falle wie in dem anderen.

Verständigen sich aber Agrarier und Regierung nicht mit einander, so würde damit nur die Henkersarbeit an dem Tarifentwurf des Grafen Posadowsky von anderen Händen, als ursprünglich zu erwarten war, vollzogen werden. Dann würden die Agrarier dies Tarifmonstrum zertrümmern, zu dessen Zertrümmerung die Opposition bereit ist, und gewiß auch stark genug sein würde.

Man kann heute vielleicht schon fragen: Wer hat noch ein reges Interesse an der glücklichen Verabschiedung des Tarifentwurfes? Der Bund der Landwirthe, diese Interessenvertretung, die sich die Landwirthschaft selbst geschaffen hat, jedenfalls nicht, und auch keine einzige politische Partei der Rechten in voller Geschlossenheit. In der Regierung aber dürfte wohl nur Graf Posadowsky für sein eigenes Kind zärtliche Gefühle empfinden.

Die gesammte Aktion der Regierung wie der Majorität im Reichstag wird somit im Sumpf enden. Regierung

und Majorität sind uneinig, und die Majorität in sich ist keineswegs einig; aber wenn unter ihnen auch vollständige Einigkeit nochmals erzielt würde, so wird es doch schwerlich gelingen, die Opposition zu überwinden, und schließlich bedeutet diese gesammte heimische Aussprache gar nichts, bis auch seinerseits das Ausland das Wort zu endgiltiger Entscheidung genommen hat. Die heutigen, lärmenden parlamentarischen Verhandlungen haben daher nur die Bedeutung einer Episode, sie haben die Bedeutung, daß die Parteien bei uns die Kräfte aneinander messen, und dieser aufregende Ringkampf ist von dem Reichskanzler zugelassen worden, mit dem einzigen, kaum noch abzuwendenden Ergebniß, die Aussicht der Reichsregierung für die wirthschaftspolitischen Verhandlungen mit dem Ausland zu verschlechtern, und zwar unter jedem Gesichtspunkt zu verschlechtern, sowohl unter dem agrarischen wie unter dem antiagrarischen.

Man wird sich daher in Deutschland mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß eine Verlängerung der bestehenden Handelsverträge noch das befriedigendste Ergebniß sein würde. Von diesem Ausgang würden nach Lage der Verhältnisse die Freisinnigen befriedigt sein.

Lächerlich und inhaltlos ist die Drohung der Rechten, daß sie zum Nachtheile der Industrie dem radikalen Freihandel zustreben würde, wenn man die geforderten Agrarzölle nicht bewillige. Zunächst denkt die Rechte natürlich nicht daran, den heutigen Getreidezoll von 3,50 Mk. preiszugeben, und noch weniger wird die Regierung dazu bereit sein, um dem Haß der Agrarier Vorschub zu leisten, in plötzlicher Weise zum radikalen Freihandel überzugehen. Und die Freisinnigen insbesondere fühlen sich zu sehr als eine staatserhaltende Partei, um sich zu einem unvermittelten Vorstoß von reaktionären Katilinariern verleiten zu lassen.

Will man Erschütterungen vermeiden, so mag man versuchen, die heutige handelspolitische Lage zunächst festzuhalten; das ist auch vom freisinnigen Standpunkte kein ideales Ergebniß, aber ein erträglicher Zustand für die Industrie, wie für den Handel und für die Landwirthschaft bleibt dann bestehen und ein wenigstens einigermaßen erträglicher Zustand auch für die Masse der Konsumenten. Das wäre die mittlere Linie, nach der Herr Handelsminister Möller, der Mittlere-Linien-Sucher, auf dem Ausguck sein sollte.

In Triest wie in Barcelona haben Streiks zu bedauerlichen, blutigen Zusammenstößen mit der bewaffneten Macht geführt. Es gab zahlreiche Todte in Triest wie in Barcelona. In Triest, wo Anarchisten die Lage zu verschärfen suchten, ist die Ruhe wieder hergestellt; in Barcelona dauert die Empörung an, die dort zugleich die Richtung gegen die Centralregierung zu nehmen scheint.

Der Telegraph meldet, daß Frankreich und Marokko nach gegenseitiger Vereinbarung gemeinsam die Oase Figig besetzt haben. Man sieht auch manchmal eine Hauskatze in einem Löwenkäfig; für einige Zeit bewährt sich wohl solche Vergesellschaftung; aber sie endet nie gut.

* * *

Kornzoll und Sozialreform.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Nationalökonomen, welche die deutsche Bevölkerung über die Gefahren eines Uebergangs zum Hochschutzzollsystem aufzuklären wünschen, ist die Erforschung und Darlegung des Zusammenhanges zwischen Handelspolitik und Sozialpolitik. Viele Gebildete — nicht die Schlechtesten — machen ihre Stellungnahme zu wirthschaftspolitischen Maßregeln von der sozialpolitischen Bedeutung derselben abhängig. Wenn in diesen Kreisen die Erkenntniß durchdringt, daß der Kornzoll eine Verschärfung der sozialen Gegensätze bewirkt, so werden die Schutzzöllner manche werthvolle Unterstützung verlieren.

Man darf sich jedoch keiner Täuschung darüber hingeben, daß das Problem des Zusammenhanges zwischen Handels- und Sozialpolitik zu den schwierigsten gehört, welche der Wirthschaftswissenschaft gestellt werden. In den Versuchen einer Lösung des Problems macht sich die Verschiedenheit der Anschauungen vom Wesen des Lohns, des Zinses, des Unternehmergewinns und der Rente und von dem Verhältniß dieser Einkommensarten zu einander geltend. Denn wie könnte jemand die sozialpolitischen Wirkungen handelspolitischer Maßregeln, d. h. den Einfluß derselben auf die Bewegung des Lohnes, der Rente u. s. w., erkennen, wenn er nicht zum richtigen Verständniß der Gesetze vorgedrungen ist, nach welchen sich die Vertheilung der wirthschaftlichen Güter im Allgemeinen vollzieht! Es ist daher ungemein schwer, dem gebildeten Laien, dem diese Vorkenntnisse in der Regel fehlen, den Zusammenhang zwischen Handels- und Sozialpolitik klarzumachen; und ich halte Schäffle für sehr optimistisch, wenn er der Ansicht ist, daß die Nationalökonomie, welche zur Aufdeckung des bei der Untersuchung unseres Problems am häufigsten vorkommenden Irrthums, nämlich zur Widerlegung des Satzes „hohe Getreidepreise, hohe Löhne" erforderlich sei, „von jedem Manne mit gesundem Menschenverstand in weniger als einer Viertelstunde begriffen werden könne". („Ein Votum gegen den neuesten Zolltarifentwurf", Tübingen 1901, S. 106.) Wer wirklich zum Verständniß der Frage gelangen will, muß sich einer längeren intensiven Gedankenarbeit unterziehen; jedenfalls muß er sich zunächst mit der grundlegenden Rentenlehre Ricardo's, die allein den Schlüssel zur Erkenntniß der wichtigsten Punkte der Sozialpolitik liefert, vertraut machen.

Die öffentlichen Erörterungen des Problems sind in der Regel sehr oberflächlich. Man weist meistens nur darauf hin, daß der Arbeiter in Folge von Zöllen als Konsument leidet. Die Prüfung des Einflusses von Zöllen auf die Lage des Arbeiters als Produzenten ist fast immer unzulänglich.

Eine genauere wissenschaftliche Untersuchung der sozialpolitischen Folgen handelspolitischer Maßregeln hat vor Kurzem, im Anschluß an die Erörterungen dieses Problems in Cobden's Tagen, Professor Heinrich Dietzel in Bonn unternommen. Er ist zunächst mit einer Darlegung der Bedeutung von Getreidezöllen für die Sozialreform an die Oeffentlichkeit getreten, hat aber damit bereits die Hauptarbeit zur Aufhellung des Zusammenhanges zwischen Handels- und Sozialpolitik geleistet. Es geschah dies in einem Vortrage, den er am 15. Dezember 1900 in der „Volkswirthschaftlichen Gesellschaft" zu Berlin hielt und später unter dem Titel „Kornzoll und Sozialreform" veröffentlichte (Berlin 1901, Verlag von Leonhard Simion).

In diesem Vortrage stellte sich Dietzel die Aufgabe, zu untersuchen, „wie die materielle Lage der arbeitenden Klasse durch den Kornzoll beeinflußt wird". (S. 5.) Die Untersuchung erstreckt sich erstens auf den Grad der Stetigkeit der Beschäftigung der Arbeiter, zweitens auf die Höhe des Lohnes. Dietzel gelangt zu dem Ergebniß, „erstens, daß der Kornzoll die Schwankungen auf dem Arbeitsmarkt häufiger und stärker macht, indem er die Häufigkeit und das Maß der Oscillationen des Kornpreises, und damit des Brotpreises, steigert, zweitens, daß der Kornzoll, wenn er den Kornpreis dauernd erhöht . . . . die Tendenz zur Erniedrigung des Arbeitslohnes auslöst". (S. 55.) Demnach passen Kornzoll und Sozialreform zu einander „wie die Faust aufs Auge". Indem Bismarck die Einführung des Kornzolls nicht nur zuließ, sondern eifrig betrieb, „bekämpfte er als Handelspolitiker, was er als Sozialpolitiker erstrebte". (S. 3.)

Die Beweisführung Dietzel's und seine Auseinandersetzung mit gegnerischen Anschauungen läßt sich nicht mit kurzen Worten wiedergeben. Wer sich über den Gedankengang, der zu so wichtigen Schlüssen führt, unterrichten will, muß sich der Mühe unterziehen, die Schrift Dietzel's selbst

aufmerksam zu studiren; diese Mühe wird übrigens reichlich gelohnt werden.

Ich möchte hier nur auf einige Punkte in der Schrift eingehen, welche von einem Kollegen Dietzel's, Professor Karl Diehl in Königsberg, angegriffen worden sind. Diehl hat im Sommer 1901 eine Broschüre veröffentlicht, welche sich direkt gegen Dietzel's Schrift richtet und gleichfalls „Kornzoll und Sozialreform" (Verlag von Gustav Fischer, Jena) betitelt ist. In dieser Abhandlung sucht Diehl, wie er im Vorwort sagt, „den Nachweis zu führen, daß die von Dietzel befürchteten Wirkungen für die Arbeiterklasse nicht eintreten werden, wenn wirklich die Getreidezölle erhöht werden". Er hält Kornzoll und Sozialreform für wohl verträglich. Die Ausführungen Diehl's sind mehrfach, auch von Vertretern der nationalökonomischen Wissenschaft, als eine wirkliche „Widerlegung" der Behauptungen Dietzel's bezeichnet worden; und man begegnet nicht selten der Auffassung, daß die Streitfrage nun zu Ungunsten Dietzel's entschieden sei. Diese Beurtheilung der so überaus wichtigen Angelegenheit beruht meines Erachtens, abgesehen von der das ruhige Urtheil störenden Parteileidenschaft, auf einer kaum glaublichen Kritiklosigkeit. Ich halte die Angriffe Diehl's für gänzlich verfehlt. Seine Haupteinwände gegen Dietzel's Ausführungen sollen im Folgenden genauer geprüft werden.

Mit dem ersten Theil der Schrift Dietzel's, welcher die Stetigkeit der Beschäftigung der Arbeiter betrifft, befaßt sich Diehl nur kurz. Er gibt zu, daß der Kornzoll den Kornpreis und dieser den Brotpreis beeinflusse, und daß ferner der Kornzoll eine Stabilisirung der Preise nicht bewirken könne (S. 9). Er glaubt indessen, daß eine „irgendwie bedeutende Vergrößerung der Schwankungen des Getreidepreises" bei den „gemäßigten" (5 bis 6 Mark) Schutzzöllen nicht zu erwarten sei. Ich lasse diese Frage des Maßes der zu erwartenden Vergrößerung der Schwankungen, um nicht zu weitläufig zu werden, auf sich beruhen; das Wesen der Ausführungen Dietzel's berührt sie nicht. Diehl geht aber weiter und leugnet die von Dietzel erwarteten üblen Folgen einer solchen Vermehrung der Schwankungen des Getreidepreises.

Dietzel hatte geschrieben (S. 6, f.):

„Mit jedem Hinauf des Brotpreises sinkt die Nachfrage nach irgend welchen Dingen, die entbehrlicher sind als Brot. Die landwirthschaftlichen oder industriellen Unternehmer, welche solche Produkte erzeugen, erleiden eine Verminderung ihres Absatzes; Arbeiter werden entlassen, und die, welche ihre Stellen behalten, bekommen niedrigeren Lohn."

Hierzu bemerkt Diehl (S. 10, f.):

„Ich halte diese ganze Argumentation für durchaus nicht stichhaltig. Denn es hängt alles zunächst von der Vorfrage ab: geht nicht dem Hinauf des Brotpreises ein Hinauf des Lohnes parallel? Ist dies der Fall, so tangirt die Zollerhöhung das Arbeiterbudget überhaupt nicht, und alle die g fürchteten Wirkungen bleiben aus. Ich will die Prüfung dieser Frage einer eingehenden Untersuchung weiter unten vorbehalten und einmal annehmen, aber nicht zugeben, Dietzel hätte Recht mit seiner Behauptung, daß diese lohnerhöhende Wirkung der Steigerung des Getreidepreises nicht einträte. Selbst dann ist noch nicht entschieden, daß wirklich eine ungünstige Konjunktur in den Branchen eintreten müßte, die entbehrlichere Dinge, als Brot, herstellen; denn es sind hier die engen Zusammenhänge nicht zu vergessen, die zwischen den einzelnen Haupterwerbszweigen einer Nation bestehen. Selbst angenommen also, daß eine Lohnverkürzung und damit eine Schwächung der Kaufkraft des Arbeiters einträte, so hat doch das „Hinauf des Brotpreises" für zahlreiche landwirthschaftliche Unternehmen die Bedeutung einer Erhöhung ihrer Rentabilität: sie werden in ihrer Kaufkraft bedeutend gesteigert, sie können Meliorationen vornehmen, mehr Arbeiter beschäftigen ihre Lebenshaltung verbessern, und damit kann der Ausfall, der eventuell durch Lohnverkürzung der Arbeiter eintreten sollte, wieder ausgeglichen werden."

Der Einwand Diehl's, daß der Schwächung der Kaufkraft der Arbeiter eine Stärkung der Kaufkraft der Getreideproduzenten entspreche, würde Dietzel's Beweisführung entkräften, wenn sich die Nachfrage der Getreideproduzenten und der Arbeiter auf dieselben Waaren bezöge, und wenn die Stärkung der Kaufkraft der einen ebenso groß wäre wie die Schwächung der Kaufkraft der anderen.

Die erste Voraussetzung trifft jedoch nur in beschränktem Maße zu: was die Arbeiterfrau in Folge der Brotvertheuerung nicht mehr kaufen kann (Kleidungsstücke, billige Luxusgegenstände u. s. w.), wird vielleicht von der Frau eines kleinen Getreideproduzenten gekauft; in den meisten Fällen wird sich aber die Mehrnachfrage auf Waaren erstrecken, welche die mittleren und großen Getreideverkäufer zu konsumiren pflegen; diese sind aber von den Konsumartikeln der Arbeiterklasse sehr verschieden. Die Verschiebungen in der Kaufkraft der betreffenden Bevölkerungsschichten werden sich also den Produzenten wohl bemerkbar machen, die einen zur Einschränkung, die anderen zur Ausdehnung ihrer Betriebe veranlassen und dadurch die von Dietzel geschilderten Schwankungen auf dem Arbeitsmarkte mit Nothwendigkeit hervorrufen. Wenn die landwirthschaftlichen Unternehmer ihre Mehreinnahmen zu Meliorationen verwenden wollen, so stören sie die „Konstanz des Arbeitsmarktes" erstens durch eine Steigerung der Nachfrage nach den Gegenständen (Werkzeugen, Materialien u. s. w.), welche zur Melioration erforderlich sind, zweitens dadurch, daß sie die Arbeiter, welche die Meliorationen vornehmen sollen, anderen Erwerbszweigen entziehen.

Die weitere Voraussetzung, welche Diehl stillschweigend macht, nämlich, daß die Stärkung der Kaufkraft der Getreideproduzenten ebenso groß sein würde wie die Schwächung der Kaufkraft der Arbeiter (genauer: der Getreidekonsumenten), ist gleichfalls unzutreffend. Denn der Getreidezoll hat ja die Tendenz, eine unwirthschaftliche Steigerung des Anbaus von Getreide — durch Bestellung geringerer Bodenklassen oder durch Anwendung kostspieligerer Betriebsmethoden — hervorzurufen bez. eine durch wirthschaftliche Gründe gebotene Einschränkung des Getreidebaus zu hemmen. Die Mehrkosten der unwirthschaftlichen Bestellung sind von dem Mehrerlöse, der aus den Taschen der Getreidekonsumenten in die der Getreideproduzenten fließt, in Abzug zu bringen. Es entsteht durch den Getreidezoll ein wirklicher Produktionsausfall. Wo aber weniger produzirt wird, kann auch nur weniger vertheilt und ebenfalls nur weniger kapitalisirt werden. Ein „Ausgleich" des Ausfalls, „der eventuell durch Lohnverkürzung der Arbeiter eintreten sollte" (Diehl S. 11), ist unmöglich.

Die „üblen Folgen" der Schwankungen auf dem Arbeitsmarkte werden von Diehl recht gering veranschlagt. Sie sind jedoch für die Arbeiter, selbst wenn sie bald wieder in anderen Erwerbszweigen Beschäftigung finden, sehr empfindlich. Ich erinnere an die Zeitverluste und Kosten, welche das Aufsuchen einer neuen Arbeitsgelegenheit mit sich bringt, an die mangelnde Ausnutzung mühsam erworbener Geschicklichkeiten, an die mit dem Arbeitswechsel häufig verbundenen Wohnungsveränderungen und zeitweiligen Trennungen von der Familie.

Den zweiten Theil der Schrift Dietzel's, welcher von dem Einfluß des Getreidepreises auf die Höhe des Lohns handelt, hat Diehl einer längeren Kritik unterzogen.

Vor allem beanstandet Diehl die in der Beweisführung Dietzel's angewandte „abstrakte" Methode. Nicht etwa verwirft er diese Methode grundsätzlich; er beklagt sogar aufs lebhafteste, daß das „abstrakte" Denken in der Nationalökonomie zu Gunsten historisch-statistischer Spezialstudien so sehr in den Hintergrund getreten sei (S. 25). Aber er wirft Dietzel „methodologische Fehlgriffe" vor, nämlich die Anwendung der „deduktiven" Methode in einer Weise und auf einem Gebiete, „wo ihre Untauglichkeit schon seit lange erwiesen ist" (S. 26).

Eine Auseinandersetzung des Wesens der „abstrakten" Methode oder der „Isolirmethode", wie sie besser genannt wird, kann hier nicht gegeben werden. Wer sich über die Vortheile derselben bei der Erforschung gesellschaftlicher Thatsachen und über die Berechtigung derselben neben der „historischen" Methode genauer unterrichten will, sei auf die

hochinteressante Behandlung dieser Fragen in der „Theoretischen Sozialökonomik" Dietzel's (Leipzig 1895) verwiesen.

Bei der Erörterung des Problems „Kornzoll und Sozialreform' bedient sich Dietzel der Isolirmethode folgendermaßen. Er setzt auseinander (S. 42), daß es zur klaren Erkenntniß des Verhältnisses zwischen Kornpreis und Lohn eines Beispiels bedürfe, „dahin zurechtgemacht, daß alle störenden, verwirrenden, die Einsicht erschwerenden Verhältnisse ausgeschaltet sind".

„Denken wir uns ein Gebiet, in welchem nur Korn gebaut wird, und in welchem es nur gibt Grundherrn und Arbeiter — freie, aber landlose Arbeiter. Dann bedingt also die Bewegung der Arbeiterziffer sowohl die Bewegung der Nachfrage nach Korn wie die der Nachfrage nach Beschäftigung in der Kornproduktion.

Das Land ist in diesem Gebiete, wie überall in Wirklichkeit, von verschiedener Produktivität, d. h. hier erzielt gleiches Arbeitsquantum mehr, dort weniger Korn.

Zunächst sei nun folgende Situation gegeben:

Gemäß der derzeit vorhandenen Gesammtnachfrage der Arbeiter nach Korn und nach Beschäftigung stehen drei Bodenklassen in Kultur, sind gerade voll in Anspruch genommen. Nämlich Land I. Klasse, wo der Arbeiter im Durchschnitt 8 Zentner, Land II. Klasse, wo er im Durchschnitt 7 Zentner, Land III. Klasse, wo er im Durchschnitt 6 Zentner Korn erbringt. Land IV. Klasse — wo das Kopfprodukt an Korn nur 5 Zentner beträgt — ist noch frei.

Wie hoch wird, bei dieser Situation, sich der Lohn stellen? Um die Einsicht möglichst zu erleichtern, ist es zweckmäßig, anzunehmen, daß die Arbeiter in natura, in Korn, gelohnt werden. Was die Grundherrn an Korn noch übrig haben, nachdem sie die Arbeiter gelohnt und ihren Eigenbedarf gedeckt haben, verkaufen sie ins Ausland."

Dietzel untersucht nun, wie hoch unter solchen Voraussetzungen der Lohn sein würde. Dann ändert er eine der Voraussetzungen: er nimmt an, die Produktivität des Kornbaus steige in dem Gebiet, und er prüft, welchen Einfluß diese Aenderung auf die Bewegung der Rente und des Lohnes ausüben würde. Das Ergebniß lautet: Steigt die Produktivität, so sinkt die Kornrente, steigt der Kornlohn. Ebenso gewinnt er, indem er später annimmt, die Produktivität des Kornbaus sinke in dem Gebiet, den Satz: Sinkt die Produktivität, so steigt die Kornrente, sinkt der Kornlohn.

Das Beispiel Dietzel's dient also offenbar zur Aufdeckung eines Kausalzusammenhanges zwischen wirthschaftlichen Phänomenen, der sonst unter der Fülle der konkreten Begleitumstände verborgen bliebe oder nur mit großer Mühe erkannt werden könnte. Wenn der Kausalzusammenhang der in Gedanken isolirten Phänomene gefunden ist, dann handelt es sich für den Historiker und Politiker darum, nunmehr auch die anderen Faktoren, „die störenden, verwirrenden Verhältnisse", in die Rechnung einzusetzen und mit allen ihren Wirkungen zu berücksichtigen. Dann erst wird es möglich, die konkreten Ereignisse in ihrer Totalität zu erfassen. Auch Dietzel betont in der vorliegenden Schrift ausdrücklich, daß in der Wirklichkeit nicht immer auf eine Erhöhung des Kornpreises ein Sinken des Lohnes folgen würde. „Die Tendenz zur Lohnbaisse", sagt er (S. 52), „kann durch Verhältnisse, welche in der Richtung auf Lohnhausse wirken, durchkreuzt, d. h. kann abgeschwächt, vielleicht gänzlich unwirksam gemacht werden."

Die Bedeutung der Untersuchung Dietzel's hat Diehl in seltsamer Weise mißverstanden. Er glaubt, Dietzel meine, „aus solchen Prämissen, wie er sie aufstellt, wirklich ein lebenswahres Bild der im wirthschaftlichen Leben sich abspielenden Interessen- und Machtkämpfe gewinnen zu können" (S. 31). Dietzel hat aber bereits in der meisterhaften Darlegung der Bedeutung der Isolirmethode in seiner Diehl gewiß nicht unbekannten „Theoretischen Sozialökonomik" den Satz begründet: „Die mittelst solcher Prämissen unter Anwendung der Isolirmethode abgeleiteten Kausalformeln sind nicht im Stande, die ‚volle Wirklichkeit' des Wirthschaftslebens zu erklären, haben nur hypothetische Geltung" (S. 79).

Daß Diehl die „abstrakten" Sätze Dietzel's sowie auch Ricardo's, auf den er als ein warnendes Beispiel hinweist, mißverstanden hat, zeigt er selbst bei seiner Besprechung der „fehlerhaften Methode der klassischen Nationalökonomie" (S. 31). Er versucht nachzuweisen, daß die „abstrakte" Betrachtung wohl dazu dienen könne, „das Wesen einzelner volkswirthschaftlicher Erscheinungen zu erklären", daß aber dieses selbe Verfahren gar leicht auf Abwege führe, wenn es auch dazu dienen solle, „die faktischen Entwicklungstendenzen gewisser volkswirthschaftlicher Phänomene aufzuhellen" (S. 28). Zum Beweise führt er Ricardo an, der mit seiner „einseitigen" Betrachtungsweise die volkswirthschaftliche Entwicklung ganz falsch beurtheilt, und dem auch die „thatsächliche Entwicklung völlig Unrecht gegeben" (S. 31) habe.

„Vollends . . . . . nach Aufhebung der Getreidezölle zeigte es sich, wie Ricardo sich geirrt hatte: nicht kam es so, wie Ricardo vorausgesetzt hatte, daß England für einen kleinen Theil seines Getreidebedarfs auf das Ausland angewiesen ist, sondern nur noch einen verschwindenden Bruchtheil seines Getreidebedarfs deckt England aus dem Inland." (S. 31.)

Es ist mir räthselhaft, wie ein wissenschaftlicher Forscher aus den irrigen Vorstellungen, denen sich Ricardo bezüglich der künftigen Entwicklung Englands hingab, Schlüsse über die Methode Ricardo's bei der Erklärung allgemeiner wirthschaftlicher Phänomene ziehen kann. Man muß doch unterscheiden zwischen Ricardo, dem nationalökonomischen Theoretiker, und Ricardo, dem Politiker und Propheten! Nur in seiner ersteren Eigenschaft hat er sich unvergänglichen Ruhm erworben. Seine Größe lag in seinen scharfsinnigen Abstraktionen. Er war in seinem Element, wenn er „isoliren" konnte, wenn er sich also z. B. die Frage vorlegte: Wie werden sich Arbeitslohn, Profit und Rente zu einander verhalten, wenn „die betheiligten Menschen bei ihrem Handeln allein von ihrem Streben nach Vortheil erfüllt sind", wenn „keine technischen Fortschritte in der Landwirthschaft gemacht werden", wenn „kein Getreide aus dem Auslande herbeigeschafft wird", wenn „es nur zwei Klassen der landwirthschaftlichen Bevölkerung gibt, nämlich die rentebeziehenden Grundherren einerseits und die kapitalistischen Pächter mit ihren Arbeitern andererseits", und wenn im übrigen keine Aenderung eintritt? Der hohe Werth der durch solche Abstraktionen gewonnenen Erkenntniß ist ganz unabhängig von der praktischen Anwendung dieser Erkenntniß auf die Probleme des wirklichen Lebens. Ein guter Theoretiker kann ein guter, aber auch ein schlechter Praktiker sein. Daß Ricardo also als Politiker die „thatsächliche Entwicklung" Englands mehrfach falsch beurtheilt hat, ist zwar bedauerlich, besagt aber nichts gegen seine Verdienste als Theoretiker. Es muß allerdings zugegeben werden, daß Ricardo an dem Mißverständniß seiner theoretischen Darlegungen zum Theil selbst schuld ist; seine Auseinandersetzungen sind sehr unsystematisch, und seine theoretischen Erörterungen sind häufig mit wirthschaftspolitischen Erwägungen und Prophezeiungen vermengt.

Gegen die Abstraktionen Ricardo's und Dietzel's wendet Diehl im wesentlichen nichts anderes ein, als daß dieselben — Abstraktionen sind. Ricardo gegenüber weist er darauf hin, daß es technische Fortschritte gibt, daß Getreide vom Auslande eingeführt wird u. s. w. (S. 30), und Dietzel gegenüber betont er, daß „in Wirklichkeit die Verhältnisse ganz anders liegen" als in Dietzel's Beispiel (S. 32); es gäbe nicht zwei Gesellschaftsklassen, Grundherren und ländliche Arbeiter, sondern große, mittlere und kleine landwirthschaftliche Besitzer; die „Einflüsse, die auf die Lohnbildung bestimmend seien", seien „verschiedenartig" (S. 35) u. s. w. Natürlich rennt Diehl damit nur offene Thüren ein. Was er gegen Ricardo sagt, war diesem wohlbekannt; er bringt auch für Dietzel und wohl sämmtliche Leser seiner Schrift nichts Neues. Bei jedem Satze setzt Dietzel (wie Ricardo) voraus, daß die wirkliche Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens höchst mannigfaltig und verwickelt ist; er spricht meistens von „Tendenzen", oder er setzt vorsichtig „caeteris

paribus“ hinzu. Er weist gelegentlich auch direkt auf andere Faktoren hin, welche die Lohnbewegung beeinflussen. So sagt er (S. 48):

„Zu behaupten, daß die Lohnhausse, welche während der letzten Generation eintrat, *allein* durch die Kornpreisbaisse bewirkt sei, wäre natürlich durchaus falsch. Die Produktivität der Volkswirthschaften Westeuropas stieg ja keineswegs allein, stieg ja keineswegs am meisten hinsichtlich der Versorgung mit Korn, sondern gleichfalls — meist sogar in *weit höherem Grade* — auf dem Gebiet *des Bergbaus, der Industrie, des Transports.* Die Kornpreisbaisse war *ein* Kausalfaktor der Lohnhausse, aber nur ‚unus ex multis‘.“

Zur Beurtheilung der Polemik Diehl's vergleiche man dieses Citat mit der Zusammenfassung der Meinung Diehl's in dem positiven Satze (aus dem sechsten Abschnitt „Historisch-statistische Widerlegung der Conträrtheorie“: S. 44),

„daß für den Stand der Arbeitslöhne die Höhe der Getreidepreise längst *nicht* so maßgebend ist, als die Umstände, die den guten oder schlechten Stand des betreffenden Erwerbszweiges bedingen; ob die betreffende *Industrie* lohnende Arbeitsgelegenheit, ob sie günstige oder ungünstige Konjunkturen aufweist, und wie im Zusammenhang damit der Stand von Angebot und Nachfrage nach Arbeitskräften ist, dies ist viel *entscheidender* für die Lohnhöhe, als der Stand der Weizenpreise.“

Nicht Dietzel hat den Fehler begangen, zu sagen, daß der *wirkliche* Durchschnittslohn des Arbeiters durch den Kornpreis bedingt werde; sondern die von Dietzel citirten und bekämpften agrarischen Wortführer haben dies gethan, indem sie die „Besserstellung der Arbeiter“ von der Erhöhung der Getreidepreise abhängig machten.

Daß in Dietzel's Beispiel die „Schlußfolgerungen mit logischer Schärfe gezogen sind, so daß das Schlußresultat stimmen müßte“, giebt Diehl zu (S. 31); aber er bestreitet, daß die Voraussetzungen, aus denen sich die Folgerungen ergeben, „richtig“ sind. Auf die „Richtigkeit“ kommt es hierbei aber nicht an; alle stimmen ja darin überein, daß die Voraussetzungen der Wirklichkeit nicht ganz entsprechen. Diehl hätte fragen müssen, ob die Voraussetzungen zulässig sind, d. h. ob man alle „störenden, verwirrenden, die Einsicht erschwerenden Verhältnisse“ ausschalten dürfe, um den Zusammenhang zwischen Kornpreis und Lohn klarzulegen. Daß der methodologische Kunstgriff der „Ausschaltung“ störender Einflüsse die Erkenntniß nothwendig fälscht, wird er selber nicht behaupten; daß er, unvorsichtig angewandt, die Erkenntniß fälschen kann, ist gewiß richtig; auch ist zuzugeben, daß die durch Abstraktion gewonnenen Sätze von unvorsichtigen Leuten leicht mißverstanden und mißbraucht werden können. Jeder kann Diehl zustimmen, wenn er (S. 30) hervorhebt, daß bei der Anwendung der Isolirmethode große Vorsicht geboten sei; aber an solcher hat es Dietzel bei der Behandlung des Problems „Kornzoll und Sozialreform“ nicht fehlen lassen; auch ist es zweifellos, daß Dietzel bereit ist, bei jeder Beurtheilung konkreter Fälle die „ausgeschalteten“ Faktoren wieder einzuschalten.

Diehl zieht also die „historische“ Methode zur Prüfung des Problems „Kornzoll und Sozialreform“ vor. Insbesondere versucht er, aus der Lohnstatistik Aufklärung über den Zusammenhang von Getreidepreisen und Löhnen zu erhalten. Ich halte einen solchen Versuch von vornherein für aussichtslos. Die Lohnstatistik ist zu lückenhaft, und alle anderen für die Erkenntniß der Lohnbewegung in Betracht kommenden Materialien sind zu mangelhaft, als daß irgend welche genauere Vergleichungen möglich wären. Die vorhandenen spärlichen Angaben beziehen sich fast nur auf die Geldlöhne. Die Berechnung der Reallöhne, auf die es bei unserem Problem ankommen würde, ist fast unmöglich. Vergleichungen der Reallöhne, die zu verschiedenen Zeiten verdient wurden, können nur auf Grund der allersorgsamsten Berechnungen angestellt werden. Das Material, welches Diehl anführt, ist ganz unzulänglich. Auf eine genauere Kritik der einzelnen Zahlen kann ich mich hier nicht einlassen; viele sind sehr kritiklos nebeneinandergestellt; häufig ist der Unterschied zwischen Geld- und Reallohn ganz vernachlässigt. Wenn die nationalökonomische Wissenschaft sich auf nichts anderes stützen könnte, als auf solches statistisches Material, dann könnte sie allerdings, wie Diehl zum Schluß (S. 56) selbst sagt, „über das Problem, wie eine Erhöhung oder Erniedrigung des Getreidepreises auf die Lohnhöhe einwirken wird, nichts Bestimmtes sagen“; dann müßte sie in der That offen ihr „Ignoramus“ eingestehen. Aber in dieser Zwangslage sind wir durchaus nicht. Die Aufschlüsse, die uns auf dem induktiven Wege versagt bleiben, können wir auf deduktivem Wege durch die Abstraktion erhalten. Die Aufhellung fast aller wichtigen wirthschaftlichen Probleme ist durch Abstraktion und Deduktion erreicht worden.

Die historische Methode hat übrigens Dietzel in seiner Schrift *nicht* angewandt, offenbar da ihm bekannt war, daß diese aus den oben angeführten Gründen zu keinem Ergebniß führen könnte. Diehl meint zwar, Dietzel habe auch einen „Thatsachen-Beweis“ (S. 11) für seine Auffassung erbringen wollen. Dies ist jedoch schon wegen des hypothetischen Charakters seiner Ausführungen ausgeschlossen. Dietzel verweist nur einmal (S. 47) ganz kurz darauf, daß thatsächlich in ganz Westeuropa in den letzten Dezennien der Lohn gestiegen, die Rente gefallen sei, fügt aber sofort hinzu, daß beim Steigen des Lohnes außer dem Sinken des Kornpreises noch viele andere Momente mitgewirkt hätten.

Auch bei diesem Theil seiner „Widerlegung“ rennt Diehl offene Thüren ein.

Besonders hervorheben möchte ich noch, daß der Nestor der deutschen Nationalökonomen, Schäffle, sich in seinem vortrefflichen mit bewundernswerther frischer Kampflust geschriebenen „Votum gegen den neuesten Zolltarifentwurf“ ganz entschieden auf Dietzel's Seite stellt. Er stimmt Dietzel's Theorie von der „Konträrbewegung“ des Lohnes und der Rente unbedingt zu und empfiehlt das Studium der „äußerst lesenswerthen“ Broschüre Dietzel's, der „einer der scharfsinnigsten und bedeutendsten Oekonomisten, welche jetzt leben“, sei (S. 104).

Eine ausführlichere Darlegung der „Produktivitätstheorie“, auf welche sich die Erörterung des Problems „Kornzoll und Sozialreform“ stützt, wird Dietzel, wie er (S. 46) ankündigt, demnächst an anderer Stelle geben. Es ergibt sich jedoch schon aus den von ihm angeführten Citaten, daß diese bereits von *Thünen* scharf formulirte Theorie in der neuen Lohnlitteratur zur nahezu einstimmigen Anerkennung gelangt ist. So konnte Dietzel auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in München sagen: „Daß im Bereich der Industrie die Produktivitätsbewegung die Lohnbewegung regulirt, ist bei uns (Brentano, Schulze-Gävernitz) wie in England, Nordamerika, Frankreich schon nahezu herrschende Meinung; ich habe nur die Konsequenz für das Gebiet der *Landwirthschaft* gezogen.“ (Protokoll der Verhandlungen, S. 249.)

Es ist also zwar unbestreitbar, daß auf eine Erhöhung der Getreidezölle nicht mit Nothwendigkeit ein Sinken der Löhne folgen wird; denn die lohndrückende Tendenz des Getreidezolls kann ja durch lohnsteigernde Tendenzen, z. B. in Folge einer günstigen Industriekonjunktur, aufgehoben werden. Es ist auch wohl zweckmäßig, Politikern, welche nicht an abstraktes Denken gewöhnt sind, recht deutlich auseinanderzusetzen, wie die Formeln Dietzel's gemeint sind, daß also der Lohn auch noch von zahlreichen anderen Faktoren abhängig ist als vom Kornpreise u. s. w. Aber Dietzel selbst gegenüber waren die Warnungen durchaus nicht am Platze; er hat deutlich genug gesagt, wie die Sätze zu verstehen seien. Er hat eine „Kausalformel“ angeben, aber nicht — nach dem Muster der Prophezeiungen Ricardo's — „faktische Entwicklungstendenzen“ aufhellen wollen.

Die Richtigkeit von Dietzel's Kausalformel ist durch Diehl's Einwände keineswegs erschüttert. Es bleibt dabei, „daß der Kornzoll, wenn er den Kornpreis dauernd erhöht, die Tendenz zur Erniedrigung des Arbeitslohns auslöst“.

Darum ist es auch richtig, was Dietzel mit einer französischen Wendung sagt: wenn die Worte Kornzoll und Sozialreform Sprache hätten, so würden sie schreien darüber, sich zusammen zu finden (crier de se trouver ensemble). Es besteht thatsächlich die Gefahr, daß eine arbeiterfeindliche Handelspolitik das niederreißt, was eine arbeiterfreundliche Sozialpolitik aufbaut.

Frankfurt a. M. Paul Arndt.

Alexander Meyer.

Zum siebzigsten Geburtstage.

Lieber Freund!

Sie haben es Sich als eine besondere Gunst ausgebeten, daß „Die Nation" unsere Leser nicht an Ihren siebzigsten Geburtstag erinnern möge; aber gerade dieser Geburtstagswunsch kann Ihnen von der Redaktion nicht erfüllt werden. Man wird nicht ungestraft siebzig Jahre alt, wenn man so lange wie Sie im öffentlichen Leben gestanden und das Gewerbe des Schwarzkünstlers ausgeübt hat. Unter den Gratulanten ist aber sicherlich niemand zur Sache besser legitimirt als „Die Nation", welche von der ersten Nummer an fortgesetzt, durch mehr als achtzehn Jahre Ihrer thatkräftigen Unterstützung sich erfreut und aus Ihrer Feder so vieles — auch Gedenkblätter zu siebzigjährigen Geburtstagen — gebracht hat; was unseren Lesern zur Belehrung, zum Genuß und zur Erheiterung diente. Die Werke der Journalistik sind kurzlebiger Natur, noch kurzlebiger wie unser Freund Claude Tillier meint, als die Kunstwerke des Kochs. „Ein Ragout läßt sich aufwärmen, eine Schüssel Gansleber kann einen Monat lang existiren, und ein Schinken darf seine Bewunderer öfter um sich versammeln; aber ein Zeitungsartikel hat keinen Nachmorgen. Man ist noch nicht zu Ende, so hat man den Anfang schon vergessen, und hat man das Ganze durchlaufen, wirft man es auf den Pult, wie man seine Serviette auf den Tisch wirft, wenn man gegessen hat." Was Claude Tillier's Onkel Benjamin in dieser vielleicht allzu sehr pointirten Weise von dem einzelnen Zeitungsartikel sagt, gilt aber ganz gewiß nicht von der journalistischen Gesammtarbeit. Die vielmehr in immer höherem Grade das moderne Leben beeinflußt. Die Wirkung des einzelnen Artikels mag so wenig erkennbar sein, wie der Schlag der einzelnen Welle ans Felsgestade, aber dem unabläßigen Anprall der Wogen, hält selbst das festeste Gestein auf die Dauer nicht stand. Darf man deshalb sagen, daß die Thätigkeit eines Journalisten, der seit Jahrzehnten, so wie Sie das Ohr der öffentlichen Meinung besessen hat, spurlos an der geistigen Entwicklung des Volkes vorübergegangen sei? Allerdings haben Sie die Unvorsichtigkeit begangen, Sich an keiner Modenarrheit, an keiner populären Geschmacklosigkeit, an keiner eigennützigen Politik und an keinem Aberglauben zu betheiligen. Sie haben nie Vernunft und Wissenschaft verachtet und deshalb nur sehr selten dort gestanden, wo der Beifall am lautesten ertönt. Sie glauben weder an die Gebetswunder der Mrs. Eddy noch an die Heilswirkungen des Protektionismus. Weder die philosophischen noch die dichterischen Uebermenschen erregen Ihre Begeisterung. Das Unklare, Preziöse, Gespreizte derer, die viel wollen und wenig können, ist Ihnen ein Greuel, und deshalb haben Sie auf breite Erfolge verzichten müssen. Sie verstanden wohl die Kunst, aber nicht das Geschäft des Journalismus. Auch Witz und Humor konnten diesen Mangel nicht ersetzen. In einem seiner bimetallistischen Waffengänge antwortete unserem Freunde Ludwig Bamberger einmal ein Gegner auf eine Bemerkung, die das Parlament zum Lachen brachte: „Wenn ich Witze machen wollte!" — Er hatte nie einen besseren Witz gemacht; denn alle Welt wußte, daß es ihm auf dem Gebiete des Witzes nicht am Wollen, sondern am Können gebrach. Auch Ihnen ist der Witz, der Ihre Reden belebte, nicht immer zu gute gerechnet. Man erfreute sich an der glänzenden Schale des Witzes, aber wollte manchmal den bitteren Kern der Wahrheit, der darunter verborgen war, nicht zu sich nehmen.

Aber was nützt es, Ihnen alle Fehler Ihrer Tugenden vorzuhalten. Sie werden Sich jetzt, mit Ihren siebzig Jahren, doch wohl nicht mehr ändern. Glücklicher Weise füge ich hinzu. Gerade so wie Sie sind in Ihrer schriftstellerischen Eigenart, in Ihrer Unfähigkeit, Sich den Tagesströmungen in der Litteratur, in der Kunst, in der Politik anzupassen, sind Sie ein besonders werthvoller Faktor unseres öffentlichen Lebens. Unter den Gefahren des öffentlichen Lebens ist vielleicht keine größer als die Gefahr der eigenen, besseren Ueberzeugung, aus Opportunität oder aus Bequemlichkeit oder Schwäche untreu zu werden. Wir wären wahrscheinlich nie so tief in den protektionistischen Sumpf gerathen, wenn es mehr Freihändler in Deutschland gegeben hätte, die so wie Sie die Schutzzöllnerei als eine intellektuelle und moralische Perversität behandelt hätten.

Leider kommt Ihre Stimme in den Parlamenten nicht mehr zu Gehör. Sie haben den Kampf mit dem Unsinn dort und auf dem Forum aufgegeben. Ihre siebzig Jahre werden Ihnen zum Vorwand dienen, um dem Drängen Ihrer Freunde, Sich erneut ins parlamentarische Getümmel zu stürzen, zu widerstehen, aber Ihre Feder lassen wir noch nicht frei. Sie dürfen an ihrem siebzigsten Geburtstage mit berechtigtem Stolz sagen: militavimus non sine gloria, aber noch ist es nicht Zeit, Sich in den wohlverdienten Ruhestand zurückzuziehen. Dazu sind alle jene Mächte, gegen die Sie Zeit Ihres Lebens gekämpft haben, Unverstand, kurzsichtiger Eigennutz, Aberglaube und Geschmacklosigkeit noch zu lebendig.

Zunächst bitten wir Sie, Sich für die nächsten zehn Jahre, bis zum 22. Februar 1912, aufs neue „der Nation" verpflichten zu wollen.

Mit den herzlichsten Geburtstagsgrüßen Ihr freundschaftlich ergebener

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

X.

In der Zollkommission ertönte der Ruf: „Mann über Bord!" Herr von Kordorff hat, ermüdet und geärgert, den Vorsitz niedergelegt. Uebernommen hat ihn ein mecklenburgischer Konservativer, Herr Rettich, der, wie man sich militärisch auszudrücken pflegt, ein „schönes Kommando" hat und sich eifrig bemühen wird, die Redner zu ermahnen, bei der Sache zu bleiben. Ob unter seiner Leitung die Sachen besser vorwärts gehen werden, als in den letzten vier Wochen, während deren nichts geleistet ward, was Dauer verspricht, bleibt abzuwarten.

Im Grunde zeigen die Konservativen ebensowenig Neigung, die Vorlage zum Abschluß zu bringen, wie die Liberalen. Für die Konservativen kommt Alles darauf an, ob die Regierung schwach und kurzsichtig genug sein wird, die bestehenden Handelsverträge zu kündigen und so den Handelskrieg heraufzubeschwören. Hat der Kampf einmal begonnen, so finden die Hyänen des Schlachtfeldes ihre Rechnung.

Am meisten Interesse daran, daß Etwas zu Stande komme, hat das Centrum. Als die maßgebende Partei fühlt es die Verpflichtung, der Regierung stets Etwas zu bieten, damit es Etwas von ihr fordern kann. Es hat daher einen Vorschlag ausgearbeitet, der auf den Namen

„das Kompromiß" getauft ist und hat dafür die Mehrheit der Kommissionsmitglieder gewonnen.

Dieses Kompromiß ist nun nicht etwa ein Ausgleich zwischen der Unvernunft und der Vernunft, was ein sehr mäßiger Gewinn sein würde, sondern ein Ausgleich zwischen der Unvernunft und der größeren Unvernunft; die von der Regierung vorgeschlagenen Zollsätze sollen um etwa 50 Pfennige erhöht werden und so eine moderirte Verwüstung eintreten.

Allein auch dieses Kompromiß war verlorene Liebesmüh, denn Graf Posadowsky erklärte in der Kommission: Es muß als durchaus ausgeschlossen bezeichnet werden, daß die Minimalzölle, dem Antrag Herold entsprechend, erhöht werden. Graf Posadowsky zeigte aber zugleich den Weg, wie Regierung und Rechte sich wieder einander nähern könnten; er empfahl den Agrariern auf Minimalzölle ganz zu verzichten und nur generell hohe agrarische Zölle in den Tarif einzusetzen, wenn man denn „um jeden Preis hohe Zölle aufrecht erhalten wolle." Diese gewiß gut gemeinten Worte sind thatsächlich der reinste Hohn. Sie bedeuten: Die Agrarier mögen sich das Vergnügen machen, hohe Getreidezölle in den Tarif einzusetzen, aber die Regierung behält sich das Recht vor, in den Handelsverträgen diese hohen Zölle nach Bedürfniß zu ermäßigen. Man kann nicht mit mehr naiver Liebenswürdigkeit die Agrarier als politische Kinder oder die Bevölkerung täuschende Charlatans behandeln.

Die liberale Partei hat von Anfang an in der Regierungsvorlage den Feind gesehen, der zu fürchten und zu bekämpfen ist. Zollsätze von acht bis zehn Mark sind heute nicht ernsthaft zu befürchten; vielleicht werden sie nach zehn Jahren ernsthaft zu befürchten sein, wenn es heute nicht gelingt, jede Zollerhöhung abzuwehren. Die Redner des Cirkus Busch sind doch nur die Picadores, die mit ihren bunten Bändern die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und von der Hauptsache ablenken wollen. Wir aber wollen unseren Blick auf die Hauptsache richten. In der wirthschaftlichen Lage liegt heute kein Grund, einen einzigen Zollsatz zu erhöhen. Und darum muß jede einzelne Erhöhung nachdrücklich und mit sachlichen Gründen bekämpft werden.

Im Reichstage und im Abgeordnetenhause wurden fast gleichzeitig allerlei Mängel der Rechtspflege, der bürgerlichen wie der militärischen besprochen. Die grassirende Duellseuche forderte geradezu heraus, wiederholt die Mittel zur Abhilfe zu besprechen. Die Regierung hat bisher noch keine Geneigtheit an den Tag gelegt, auf die beantragten Abänderungen der Gesetzgebung einzugehen. Der theologisirende General von Roon wiederholte einen alten Spruch, daß das Duell erst abgeschafft werden könne, wenn die Sünde aus der Welt geschafft sei.

Während man im Parlament sich Mühe gab, für die Aufrechterhaltung des Gesetzes zu sorgen, hielt ein Beamter der Staatsanwaltschaft, der zur Wahrung des Gesetzes verpflichtet ist, vor einer Versammlung von Couleurmützen eine Rede, in der er das Duell, also die Verletzung des Gesetzes glorifizirte. Einige Tage darauf wurde er unter Gewährung der Umzugskosten in eine andere Stelle versetzt. Der Justizminister gab dazu im Abgeordnetenhause die sehr nöthige Erläuterung, diese Versetzung sei nicht eine Beförderung, sondern eine Strafe gewesen und als solche empfunden worden. Jedenfalls hat der Betroffene Grund, sich für die gnädige Strafe zu bedanken. Der Justizminister hielt damit den schreienden Fall für erledigt und fand bei dem nationalliberalen Herrn Krause Unterstützung.

Herr Justizminister Schönstedt hat überhaupt die für einen Staatsmann sehr nothwendige Gabe, öffentliche Dinge mit Gelassenheit anzusehen. In Frankfurt hat man am Weihnachtsheiligabend Jemanden aus Versehen in eine Zelle gesteckt und die Feiertage über 60 Stunden lang ohne Speise und Trank eingesperrt gehalten. Der Justizminister fand die Erklärung darin, daß der Betroffene nicht Lärm genug gemacht habe. Er hat Recht; wir müssen alle lernen, viel mehr Lärm zu machen. Leider hören den Minister eben so schwer, wie der Gefängnißwärter in Frankfurt gehört hat.

Die — ich will mich aus Vorsicht sehr milde ausdrücken — höchst eigenthümlichen Vorgänge in dem Gumbinner Mordprozeß gegen zwei Unteroffiziere wurden von verschiedenen Seiten zur Sprache gebracht. Ein neu ernannter vortragender Rath des Kriegsministeriums, der früher als Staatsanwalt beim Berliner Landgericht in Prozeßsachen Lorbeeren gepflückt hatte, übernahm es, den Beweis zu führen, daß in allen Punkten nach dem Sinne des Gesetzes verfahren worden sei. Ich erinnere mich, daß ein früherer Kollege dieses Herrn einmal einen Aufsatz geschrieben hat, in dem er bewies, es gäbe ein „juristisches Denken", das den Laien für immer unzugänglich sei und allein zu einer richtigen Auffassung aller Dinge befähige. In diesem juristischen Denken zeigte sich Herr Romen als Meister. Daß es ihm wirklich gelungen ist, Ausführungen aufzubauen, die den Laien für immer unverständlich bleiben müssen, bewies die Heiterkeit, die er erregte.

Proteus.

Der Aberglaube des Eddyismus.

Es ist eine überraschende und wenig erfreuliche Erscheinung, daß in Nordamerika, wo die modernen wissenschaftlichen Errungenschaften, namentlich in ihrer Einwirkung auf die Umgestaltung und Verbesserung des materiellen Lebens, am meisten in die Augen fallen und glänzende Erfolge erzielt haben, die Gaukeleien des Geister- und Gespensterglaubens sich gleichzeitig in der krassesten Gestalt bemerklich machen. Von diesen immer von neuem aufsprießenden und überall üppig ins Kraut schießenden spiritistischen Lehren dehnt sich zur Zeit die sogenannte „Christian Science" in bedauerlichem Grade aus. Die Stifterin dieser Sekte ist eine gewisse Frau Eddy, die behauptet, sie habe die „christliche Wissenschaft" im Jahre 1866 entdeckt. Die in einem 1875 erschienenen „Science and Health with Key to the Scriptures" betitelten Buche weitläufig erläuterte angebliche Wissenschaft läuft lediglich auf die Wiederbelebung und dreiste Ausbeutung des derbsten Aberglaubens des Alterthums und des Mittelalters hinaus. Der Inhalt bietet ein wunderliches Gemisch von Ideen, das an systematischer Ordnung und logischem Zusammenhang der Gedanken, sowie an guter Schreibart recht viel zu wünschen übrig läßt. Die Verfasserin scheint sich einzubilden, sie sei das weibliche Ebenbild des Heilands, und sie steht in dem Wahn, sie habe die Kraft alle im Neuen Testament aufgezeichneten Wunderkuren zu bewirken. Um diesem Wahn eine gewisse wissenschaftliche Grundlage zu geben, stellt sie die Theorie auf, alle Krankheiten seien nur Illusionen und können niemandem schaden, der an ihre Wirklichkeit nicht glaubt, und sie seien nur zu heilen durch die Einwirkung der Wahrheit auf den Geist. Katarrh, Fieber, Rheumatismus und Schwindsucht werden nicht durch Feuchtigkeit, Luftzug oder Infektion, sondern allein durch den Glauben an die Schädlichkeit dieser Dinge erzeugt. Geschwülste, Krebsgeschwüre, Luftröhrenentzündungen kommen in der Wirklichkeit gar nicht vor, sondern seien nur Ausgeburten der Phantasie. Der christliche Wissenschaftler soll vor allen sogenannten ansteckenden Krankheiten durch seinen Glauben vollständig gesichert werden; er könne sich auch in ungesunden sumpfigen Gegenden aufhalten oder in einem über und über erhitzten Zustande dem kältesten Luftzuge aussetzen, ohne Gefahr zu laufen, Fieber, Husten, Influenza, Gelenkschmerzen, Gliederreißen, Lungen- oder Luftröhrenentzündung zu bekommen. Krankheiten werden durch die Wirkung der Wahrheit auf den Geist und in keiner anderen Weise geheilt.

Der Geist allein entscheidet, ob ein Glied bei einer Verrenkung oder Quetschung sich anders färbt, schmerzt, aufschwillt oder sich entzündet. Wenn man das Bein bricht, so braucht man nur zu glauben, es sei nicht gebrochen, und es wird heil. Die Cholera und andere Seuchen werden nicht durch irgend eine Infektion oder durch Bakterien, sondern lediglich durch den Glauben an ihre Existenz verursacht; durch die Beseitigung dieses Glaubens wird die Ansteckungsgefahr beseitigt. Wie stimmt aber diese Erklärung mit der Thatsache überein, daß Tausende von Menschen an solchen Epidemien sterben, ohne von Bakterien etwas zu wissen oder an die Ursachen derselben zu glauben oder überhaupt zu denken? Wenn die Erwerbung solcher Krankheiten vom Glauben in diesem Sinne abhängig wäre, so würden sie einen Säugling oder Blödsinnigen nie befallen. Bekanntlich hat Frau Eddy einmal an Zahnweh gelitten, der Glaube brachte ihr keine Linderung des Schmerzes und sie mußte sich, wie ein gewöhnlicher Sterblicher, zum Zahnarzte bemühen. Es ist sehr leicht, alle physischen Leiden zu leugnen und als lauter Einbildungen zu behandeln, so lange sie nicht in dem eigenen Fleisch sich peinlich bemerklich machen. Auf einem Landgut in England soll sogar ein Pferd, das die Thierärzte aufgegeben hatten, von einem in London wohnenden Jünger der Frau Eddy in zwei Tagen vollständig geheilt worden sein. Ist auch diese Kur dem Glauben des Patienten, die Krankheit sei bloß eine Täuschung, zuzuschreiben? Die Anhänger der christlichen Wissenschaft brüsten sich mit diesem Fall und scheinen keine Ahnung zu haben, daß die ganze Geschichte, wenn sie nicht als ein derber Spaß zu betrachten, ihre Grundlehre ad absurdum führt. Das sind Einwürfe, die auch der simpelste Verstand erheben kann.

Die oben angeführten kurzen Auszüge aus Frau Eddy's Buch genügen, um einen richtigen Begriff des Inhalts zu geben. Das Buch umfaßt 663 ziemlich eng gedruckte Oktavseiten, könnte jedoch um die Hälfte abgekürzt werden, ohne einen einzigen darin enthaltenen Gedanken zu verlieren, wenn man sich die Mühe geben wollte, die endlosen Wiederholungen zu streichen, abgesehen von den vielen Stellen, welche albernes und durchaus unverständliches metaphysisches Zeug in schwülstige Worte einzukleiden suchen. Das Wunder ist, nicht daß solcher Blödsinn geschrieben und veröffentlicht wird, sondern daß so viele sonst für verständig und gebildet gehaltene Menschen in diesem trüben Gemisch biblischer und scheinwissenschaftlicher Phrasen eine göttliche Eingebung sehen können.

Frau Eddy's Schriften, namentlich das bereits erwähnte Hauptwerk, haben trotz der außerordentlich hohen Preise einen riesigen Absatz gefunden, so daß die anfangs ziemlich unbemittelte Verfasserin zu einer Millionärin geworden ist. Trotz aller frömmelnden und phantastischen Schwärmerei ist sie eine echte Yankee von altem Schrot und Korn, und sie versteht es, mit den vorgeblichen Offenbarungen ein gutes Geschäft zu machen. Sie verfaßte ihr erstes Werk über die christliche Wissenschaft und erwarb das ausschließliche Verlagsrecht darauf, sechs Jahre bevor es veröffentlicht wurde; indessen suchte sie die Lehre in Privatkreisen zu verbreiten und ihr Anhänger zu verschaffen, bis dann der Boden bearbeitet war und das Buch, wie sie selber sagte, „mit Gewinn herausgegeben werden konnte". In der Regel pflegen auserwählte, vom göttlichen Geiste angehauchte Personen bei der Verkündigung ihrer Heilsbotschaften nicht mit so kluger Vorsicht und Verschlagenheit zu verfahren. Als der neue amerikanische Religionsstifter und längst entlarvte und von der Bildfläche verschwundene Schwindler, Herr Schweinfurth, behauptete, er sei der in einem menschlichen Körper wiedererschienene Christus, fielen sein ganz modernes und modisches Wesen, seine eleganten Anzüge, seine Prachtlust einigen schlichten Leuten unangenehm auf, die deshalb seine Ansprüche in Zweifel zogen und ihn schließlich zur Rede stellten. Darauf erklärte er in allem Ernst, er sei zwar als Jesus von Nazareth der dürftigste der Dürftigen einmal gewesen und hatte bekanntlich nicht, wohin er sein Haupt legen konnte; aber derartige Entbehrungen seien nicht mehr zeitgemäß. Die Leidensgeschichte des armen Zimmermanns habe er auf dem Calvarienberg, wie er damals sagte, „vollbracht"; sie liege hinter ihm und brauche nicht wiederholt zu werden. Jetzt habe er eine ganz andere Aufgabe: er wolle am irdischen Leben Theil nehmen und irdische Schätze nicht verachten, sondern sie sammeln und zur Förderung seiner heutigen Mission verwenden. Mit dieser Erklärung waren die Jünger zufrieden und kamen den Wünschen des Meisters mit großer Freigebigkeit entgegen.

Es gibt in der That kein einträglicheres Gewerbe, als den religiösen Betrug mit Schlauheit zu betreiben. Joseph Smith, der Stifter des Mormonenthums, fing seine merkwürdige Laufbahn als Schatzgräber und Banknotenfälscher an, gab jedoch diese Geschäfte wegen der damit verbundenen persönlichen Gefahr auf und wendete die für die Herstellung falscher Kassenscheine erworbene Geschicklichkeit an, um ebenso werthlose, von uns erst nach dem Tode zu präsentirende Anweisungen auf die himmlische Schatzkammer zu verfertigen und in Umlauf zu bringen. Welches Glück er bei diesem Unternehmen gehabt hat, dürfte aus der heutigen Menge und Macht der „Heiligen des jüngsten Tages" ersichtlich sein. Es wäre leicht, noch andere Beispiele dieser Art anzuführen, denn es gibt vielleicht kein Land, wo so zahlreiche Sekten ihr eigenthümliches und oft unheimliches Wesen treiben und so sonderbare Auswüchse der religiösen Schwärmerei entstehen und vergehen wie in Nordamerika, das in dieser Beziehung es selbst mit Indien, dem ältesten Wohnsitz der Arier, aufnehmen könnte.

Von allen neuen Religionssystemen kann keines sich einer so großen Anzahl Märtyrer rühmen wie der Eddyismus. Fast jede amerikanische Zeitung, die man in die Hand nimmt, berichtet über Todesfälle, die durch die Anwendung der Heilvorschriften der christlichen Wissenschaft und die damit verbundene Verwerfung aller Arzeneimittel herbeigeführt wurden. Diesem Verfahren fallen kleine Kinder in Massen zum Opfer, und die schuldigen Eltern werden alsdann wegen Fahrlässigkeit schwer bestraft; aber von den Verurtheilten und ihren Mitgläubigen werden solche gerechten Strafen als Verfolgungen angesehen: sie dienen das Feuer des Fanatismus eher zu schüren als zu löschen.

Der bedeutende pekuniäre Erfolg der Frau Eddy erregte natürlich eine ihr recht unangenehme Konkurrenz. Gegenwärtig sind die dreistesten und gefährlichsten Mitbewerber und Mitbewerberinnen John Dowie in Chicago und Helen Wilmans in Sea Breeze, Florida. Diese Dame widmet sich hauptsächlich der sogenannten Fernbehandlung (absent treatment), und sie hat es so weit gebracht, daß sie die Ansuchungen um Heilung gar nicht selbst zu lesen braucht, sondern die nöthigen Antworten und Anweisungen einem mit Schreibmaschine versehenen Sekretär überläßt. Die größten Wunder geschehen ohne Verzug, wenn man nur hübsch dafür bezahlt. Die Aufschrift, mit welcher der Ablaßkrämer Tetzel seinen Sammelkasten geschmückt haben soll, würde Frau Wilmans mit eben so gutem Fug, in einer zu ihrem betrügerischen Betrieb passenden Form, auf die Thür ihrer Wohnung heften können: „Sobald das Geld im Kasten klingt, das Leiden aus dem Leibe springt". Sie will auch im Stande sein, nicht nur Krankheiten, sondern auch die Armuth zu heilen, sie hat also der Frau Eddy gleichsam den Vorsprung abgewonnen. Bis jetzt haben wir jedoch nicht erfahren, daß jemand durch ihre Heilkraft reicher geworden sei, sie selber ausgenommen. Offenbar will sie aus Klugheitsrücksichten ihre Theorie zuerst in eigener Person auf die Probe stellen und die Richtigkeit ihrer Lehre an den Ergebnissen derselben beweisen, ehe sie andere Leute von der Armuth zu befreien sucht.

Vor einigen Jahren haben Frau Bertha Gunther-Peterson und Fräulein Ida Schön aus Hannover Frau Eddy in Concord, New-Hampshire, besucht und ihr im Namen der „Mitglieder der ersten Kirche Christi der Scientisten in Deutschland aus Hochachtung für ihre geliebte Lehrerin und Führerin" ein prachtvolles Exemplar der Bibel geschenkt. Dieser Besuch machte in dem Städtchen

ungewöhnliches Aufsehen, und das Lokalblatt (Concord Monitor) brachte einen Leitartikel, in dem der Redakteur über die Sache ausführlich Bericht erstattete und die Behauptung aufstellte, die oberwähnte Kirche Christi der Scientisten sei, abgesehen von der Staatskirche, die einzige von dem deutschen Reiche je amtlich anerkannte Kirchengemeinde („the only denomination which has ever been granted a charter by the empire"). Es wird ferner erzählt, daß einer der ersten Kranken, den Frau Gunther-Peterson mit Erfolg behandelte, Herr von Moltke, ein Neffe des Feldmarschalls Grafen von Moltke war. Er hatte verschiedene Aerzte zu Rathe gezogen, ihm wurde aber durch die Anwendung der verschriebenen Rezepte nicht im Geringsten geholfen; nur die Glaubensheilung hat seine Gesundheit in kurzer Zeit vollständig wiederhergestellt. Dieser Fall erregte, nach dem Concord Monitor, lebhaftes Interesse in Berliner Hofkreisen und veranlaßte „die Schwester" des Kaisers, an Frau Eddy's Lehre Theil zu nehmen und ihre Schriften mit Eifer und Vortheil zu lesen. Herr von Moltke ließ sich in die Kirche Christi der Scientisten aufnehmen und, da er musikalisch ist, betheiligt er sich als Solosänger an dem Gottesdienst. Diese Darstellung der Vorgänge in Hannover beruht natürlich auf Aussagen der beiden Wallfahrerinnen nach der christlichen Heilquelle in Concord. Wir fügen hinzu, daß Frau Peterson die Tochter eines Arztes ist und das vorgeblich als „Medical School" gestiftete und vom Staat bevorrechtigte und von Frau Eddy geleitete „Massachusetts Metaphysical College" besuchte. In dieser alle Arzeneien verpönenden „Arzeneischule" wurde sie in die Geheimnisse der christlichen Wissenschaft eingeweiht.

Hannover ist also der Mittelpunkt, von dem dieser aus der neuen Welt eingeführte Gefühls- und Glaubensschwindel sich nun in Deutschland auszubreiten droht. In Berlin, dessen Bewohner auf ihre Geistesbildung und Verstandesschärfe stolz sind, scheint dieser mystisch-metaphysische Unfug gleichwohl, wie die öffentlichen Erörterungen beweisen, Wurzel geschlagen zu haben. Auch dort wurden Unterrichtsstunden in der neuen Lehre abgehalten und sind zwei „Kliniken" zur Aufnahme der Patienten und zur Ausübung der Heilkunde eröffnet worden. Die erste unerläßliche Bedingung für die Behandlung ist, daß der Leidende eines der beiden Bücher der Frau Eddy kaufen muß, von denen das eine vierzehn, das andere zweiundzwanzig Mark kostet. Das letztere wird besonders empfohlen, weil die bloße Lektüre desselben schon genügen soll, um die Krankheit zu lindern oder oft zu bannen. Außerdem ist dieses Buch in Taschenform hergestellt und kann bequem stets mitgenommen werden, so daß die fortwährende Berührung desselben mit dem Körper heilkräftig wirkt, die Genesung fördert und Rückfälle verhindert.

Daß Gemüthserregungen und Glaubensvorstellungen auf die Genesung der Kranken förderlich oder hinderlich einwirken können, ist allgemein bekannt. Ein Arzt, auf den man vollständiges Vertrauen setzt, kann oft gewisse Krankheiten ebenso gut mit gefärbtem Wasser wie durch Medizinen heilen. Die Patienten glauben an die Wirksamkeit des verordneten Mittels und verdanken diesem Glauben die Wiederherstellung ihrer Gesundheit. Diese Suggestiv-Therapie läßt sich mit oder ohne Hypnose anwenden. Auf solche psychischen Beeinflussungen sind die Wunderheilungen, welche zu Loretto, Lourdes, Trier und an anderen Wallfahrtsorten bewirkt werden sollen, und auch die unleugbaren Erfolge vieler Kurpfuscher zurückzuführen. Zu derselben Kategorie gehört die christliche Wissenschaft so weit sie eine praktische Bedeutung hat; wie sie von Frau Eddy erklärt und angewendet wird, muß sie als ein Mischmasch von einem geringen Theil Selbstbetrug und einer starken Dosis von bewußtem, verwerflichem und gewinnsüchtigem Schwindel bezeichnet werden.

München. E. P. Evans.

Aus unserem Citatenschatz.

Ulpianus [† 228 n. Chr.] über den antiken Eddyismus.

Für Aerzte wird man auch diejenigen ansprechen dürfen, welche sich nur zur Behandlung eines einzelnen Körpertheils oder zur Heilung eines bestimmten Leidens erbieten: also etwa Spezialisten für Ohren oder Fisteln oder Zähne. Dagegen dürfen zu den Aerzten nicht solche Individuen gezählt werden, welche die Kranken besprechen oder Gebetsturen mit ihnen vornehmen oder, um einen diesen Betrügern geläufigen Ausdruck zu brauchen, exorzisiren: derlei Dinge haben nichts mit der Heilkunde zu thun, wennschon Manche ihr Lob ausposaunen und versichern, ihnen sei auf diese Art geholfen worden.

L. 1 § 3 D. de variis et extraordinariis cognitionibus 50, 13.

Victor Hugo als Lyriker.

Im 19. Jahrhundert waren es zwei Dichter in Frankreich, denen bei ihrem Tode die außergewöhnliche Ehrung eines Begräbnisses auf Staatskosten zu Theil wurde, Béranger, der im Jahre 1857 unter der Theilnahme des ganzen Volkes zu Grabe getragen wurde, und Victor Hugo, dem Paris 1885 mit allem königlichen Pomp das letzte Geleit gab. Man muß in Deutschland an die Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag denken, um sich einen Begriff zu machen, mit welcher leidenschaftlichen Begeisterung sich das gesammte Franzosenvolk für seine Dichter zu erwärmen vermag. Béranger, der Chansonnier, der theilnehmende Freund der Armen und Bedrängten, wurde von Millionen seiner Landsleute geliebt wie ein Vater, Victor Hugo, der pathetische Dichter, der sich in allen Gattungen der Poesie zum Meister aufwarf, wird wie ein Fürst umhuldigt.

Am 26. Februar feiert Frankreich den hundertjährigen Geburtstag Victor Hugos. Der Bedeutung des Dichters entsprechend wird man auch außerhalb des Landes in allen Kulturcentren den Gedenktag würdigen, nicht zum wenigsten in Deutschland, das sich von jeher mit besonderem Eifer den gallischen Geisteshelden zugewendet hat. Sollte es — was nahe liegt — mit einigem Ueberschwang geschehen, so werden die Franzosen die Letzten sein, sich darüber zu wundern. Sie werden jede noch so schmeichlerische Verherrlichung ihres großen Landsmannes als selbstverständlichen Tribut für das Weltgenie Victor Hugos aufnehmen. In ihren Augen bildet Victor Hugo eine der Spitzen der Weltlitteratur, sie lassen Goethe nur so neben ihm gelten und stellen ihren Dichter in eine Reihe mit Shakespeare. — vielleicht noch mit dem Vorbehalt, daß dieser nicht so vielseitig war, da er keine Romane geschrieben hat.

Zum Glück verträgt es die Größe Victor Hugos, daß man ihn nicht von so einseitig chauvinistischem Standpunkt zu schätzen braucht und dennoch zu dem Urtheil gelangen kann, er verdiene es, über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus geachtet und bewundert zu werden.

Victor Hugo ist unter den Franzosen des 19. Jahrhunderts einer der Ersten als Dramatiker, als Romanschriftsteller und als Lyriker. Auf allen diesen Gebieten leistete er Vorzügliches, auf allen diesen Gebieten war er für sein Vaterland bahnbrechend. Wir in Deutschland aber, die wir seine Schöpfungen mit schärferem kritischen Auge prüfen, können uns der Einsicht nicht verschließen, daß Hugos Drama und Roman keinen Höhepunkt in der schöngeistigen Litteratur unserer Zeit bedeuten. Man müßte Shakespeare so fremd und verständnißlos gegenüberstehen, wie die Franzosen dem unvergleichlichen Briten gegenüber es noch immer thun, um ihre beharrliche Ueberzeugung von dem dramatischen Genie

Victor Hugos zu theilen. Seine Wichtigkeit als Romanschriftsteller wird vielleicht auch schon von Franzosen eingeschränkt, zum mindesten von denen, die in Maupassant den unübertrefflichen Meister des Stils bewundern und seiner epigrammatischen Knappheit den Vorzug geben vor Hugos wortreichem und oft allzu redseligem Pathos.

Anders steht es mit der Lyrik Hugos. In dieser Kunst wird der französische Dichter von den Deutschen wohl gar unterschätzt. Der Gründe gibt es viele. Die lyrische Poesie ist eine so intime Kunst, daß sie nur auf gleichgestimmte Seelen wirkt. Ihre Darbietungen vermögen den Einen zu entflammen, den Andern nicht bloß kalt zu lassen, sondern geradezu zu langweilen. Selbst in Frankreich würde eine Umfrage, wer der hervorragendste Lyriker des 19. Jahrhunderts sei, lange nicht alle Antworten auf Victor Hugo vereinigen. Abgesehen von den Frömmlingen, die zweifellos den salbungsvollen Lamartine voranstellen, abgesehen von Jungparis, das sich an Verlaine und Maeterlinck berauscht, würde doch ein beträchtlich Theil litterarisch beachtenswerther Stimmen auf den flotteren, leidenschaftlicheren Musset fallen.

Uns Deutschen gilt Musset ohne Weiteres als der echtere Poet. Er weiß schon durch die burschikose Verachtung aller poetischen Zopfthümelei, durch den graziösen Tändelton seiner Verse und durch seine romantisch-blasirte Spottlust in uns verwandte Stimmungen zu erzeugen. Wir sehen in ihm einen Geistesvetter unseres Heinrich Heine. Zu Victor Hugo können wir uns nicht so rasch in Beziehung setzen. Seine feierliche Würde, seine selbst in der Lyrik langathmige Redekunst, sein schauspielerisches Wortgepränge sind Eigenheiten der lateinischen Rasse, mit denen wir uns schwer befreunden können. Wir lassen sie uns im Drama und im Roman mitunter gefallen, die Lyrik, die wir uns nicht anders als leicht beschwingt vorstellen, wird von solchem Pomp erdrückt.

Wenn wir aber erst heraus haben, daß all' dieser zeremoniell anmuthende Prunk gar nicht so ernst zu nehmen ist, ja, daß sich dahinter ein pochendes Herz voll wärmster, edelster Empfindung birgt, werden wir uns mehr und mehr zu diesem Dichter hingezogen fühlen, der nur durch fremdländische Tracht uns ungewohnt erscheint, mit seiner menschlichen Güte indessen uns bald vertraut wird.

Früh hat Victor Hugo seine Leyer gerührt, und schon in jugendlichem Alter wurde er von Erfolg gekrönt. Gleich die ersten royalistischen Oden trugen dem Achtzehnjährigen Preise bei den Blumspielen in Toulouse ein und gewannen ihm die Zuneigung Ludwigs XVIII., der ihm ein Jahresgehalt von 1500 Francs aussetzte. Der Dichter ließ sich von diesem leichten ersten Siege nicht verblenden. Die drei, vier Oden in einem veralteten, schülerhaft nachgeahmten Stil hatte er selbst am schnellsten vergessen, er begann sofort eigene Bahnen zu wandeln und lenkte seine Phantasie in das märchenreiche Morgenland. Mit einer an Freiligrath erinnernden, schöpferischen Einbildungskraft lebte er sich in die seltsame, von allerlei Kontrastempfindungen durchkreuzte Gefühlswelt der Orientalen hinein und schilderte mit einer trotz seiner Jugend vollendeten Verskunst und in satten, leuchtenden Farben das roh-sinnliche Gemüthsleben morgenländischer Völker.

Durch Goethe's „West-östlichen Divan" und bald darauf durch Rückert's „Oestliche Rosen" war man in Deutschland längst mit der echten Poesie des Orients bekannt, als Victor Hugo mit einem eben nur erträumten, dichterisch geahnten Spiegelbilde vor seine erstaunten Landsleute trat. Seine „Orientales" haben nichts von der kulturhistorischen Wahrheit, die uns aus jedem Verse Goethe'scher und Rückert'scher Morgenlanddichtung entgegenleuchtet. Noch viel weniger weiß der Franzose etwas von der charakteristischen Reimkunst des fernen Ostens, wie sie Rückert, Platen, Bodenstedt in Makamen und Ghaselen so bewundernswürdig nachgebildet haben. Hugo gibt uns nur Eigenes in Form und Inhalt. Beides aber hob sich von der herkömmlichen Lyrik seines Volkes so kräftig ab, daß man wohl begreifen kann, wie diese neuartige Poesie allenthalben Aufsehen erregen mußte. Mit einem Schlage war er ein berühmter Lyriker.

Seine Reime hallten in nie gehörten, reichen und mannigfaltigen Klängen, seine Rhythmen hatten Schwung und Feuer, sein Sprachschatz war umfassend und unerschöpflich. An dem Aufbau seiner Strophen erkannte man den Dramatiker, an der Plastik seiner Darstellung den schauenden, phantasiebegabten Dichter. Man lese z. B. aus seinen „Orientales" die Romanze:

Der Schleier.

Was habt ihr Brüder? Sagt, was wollt ihr?
Ihr starrt gesenkten Haupts auf mich.
Mit furchtbar droh'nden Blicken grollt ihr,
Wie Leichenfackeln schauerlich.
Das Hüfttuch ist zerstört von Schlitzen —
Ihr bergt die Hand im Gürtelknauf,
Und halbgezückte Dolche blitzen,
Als wüßten sie des Zieles Lauf.

Der älteste Bruder.

Hobst du den Schleier heut von deinem Antlitz auf?

Die Schwester.

Ich bin im Frauenbad gewesen.
Und unterwegs vor jedem Blick
Der Gjaurs und der Albanesen
Zog ich verschleiert mich zurück.
Bei der Moschee — auch weiter oben —
Mir ist's nicht mehr erinnerlich —
Hat plötzlich sich ein Wind erhoben,
Der Schleier hob — — bewegte sich . . . .

Der zweite Bruder.

Grad' ging ein Mann vorbei, in grünem Kaftan? Sprich!

Die Schwester.

Ja — möglich! — Aber jenem Frechen
Hat sich mein Antlitz nicht enthüllt.
— Was gibt's? Ich hör' euch leise sprechen, —
Wovon? Ich ahn' es angsterfüllt.
Ihr sinnt auf Blut! Bei meiner Seele,
Ich schwör's, daß nichts mich ihm verrieth.
O Gnade! Furcht schnürt mir die Kehle!
O schont das Weib, das vor euch kniet.

Der dritte Bruder.

Roth war die Sonne heut, da sie am Abend schied.

Die Schwester.

O Gnade! Nichts hab' ich verbrochen!
Ihr stürzt mit Dolchen auf mich zu — —
Von meinen Brüdern — ich — erstochen!
Mein Schleier! Reiner Schleier du!
Ihr guten Brüder, nehmt mich wieder!
Reicht mir die Hand zur Stütze her!
Ich fühl's, auf meine Augen nieder
Fällt schon ein Schleier, schwarz und schwer.

Der vierte Bruder.

Den Schleier wenigstens wirst du nicht lüften mehr.

In dieser Gedichtsammlung findet sich ein Gesang, der wegen seiner ganz besonders kunstvollen Form die Bewunderung aller Kenner erregte: „Die Dschinns" (böse Geister, die nach der Vorstellung der Orientalen Nachts durch die Luft sausen und ähnlich der wilden Jagd die armen Menschen ängstigen). Hier bietet Hugo mit origineller Tonmalerei eine in der französischen Lyrik einzig dastehende Kunstschöpfung. Das Lied beginnt in der ersten Strophe mit dreisilbigen Verszeilen, die von Strophe zu Strophe um eine Silbe zunehmen, bis sie nach der achten sich ebenso gleichmäßig wieder von Strophe zu Strophe silbenweise verkürzen.*) Treffend wird damit das allmähliche Herauf-

*) Eine deutsche Uebertragung der „Dschinns" enthält „Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert" von Sigmar Mehring, (Baumert und Ronge, Großenhein).

ziehen des Geisterspuks, dann sein erderschütterndes Tosen und nun wieder sein langsames Verschwinden charakterisirt. Im Meer versinkt der Troß.

Und droben
Kein Schall!
Zerstoben
Der Schwall.
So gehen
Ideen
Verwehen
Im All.

Victor Hugo gilt in Frankreich als das Haupt der romantischen Schule, deren Ziele Georg Brandes so definirt: „Die Sehnsucht ist die Form des romantischen Strebens, die Mutter all' seiner Poesie. Und indem sich der Romantiker der Sehnsucht hingibt, jagt er egoistisch seinem persönlichen Glück nach." Ganz so stimmt das bei Victor Hugo nicht. Die Sehnsucht lockte ihn in die Nebelferne des sonnigen Orients, aber er verlor sich nicht in diesem Traumland, er blickte mit offenen Augen um sich, er hörte auf das schicksalsreiche Leben, das ihn umwogte, und er wandte sich kühn und stark den Kämpfen des Tages zu.

Seine Kampfnatur offenbarte Victor Hugo gleich bei seinem ersten Auftreten, — nicht, daß er sich damals schon gegen die ihm anerzogenen aristokratischen Anschauungen aufgelehnt hätte, wohl aber durch einen fast noch muthigeren Ansturm gegen die überkommenen Gesetze der französischen Prosodie. Die Regeln über Reim und Rhythmus waren in Frankreich seit Jahrhunderten festgelegt, und kein Dichter von Ruf wagte daran zu rütteln. Der Alexandriner beherrschte wie der Papst in der Christenheit uneingeschränkt und mit dem Nimbus der Unfehlbarkeit alle Gattungen der französischen Poesie, und dieser Alexandriner selbst galt als unwandelbar und unantastbar für alle Zeiten. Wie Corneille und Racine ihn in ihren Tragödien pflegten, so bekannte sich Molière zu ihm in Lustspiel und Posse, so behielt ihn Voltaire unverändert bei und bis in die neue Zeit hinein Lamartine in seinen lyrischen Ergüssen, Barbier in seinen Satiren. Es war immer derselbe zwölf- bis dreizehnsilbige, in der Mitte getheilte Reimvers, der in strenger Ordnung ein männliches und ein weibliches Reimpaar mit einander abwechseln ließ.

Wir dürfen freilich nicht an das langweilige Ungeheuer denken, das man im Deutschen „Alexandriner" nennt, an den steifbeinigen Jambenvers, den Martin Opitz von Boberfeld zu Anfang des 17. Jahrhunderts unseren westlichen Nachbarn nachbildete:

Die Sonne macht mich kalt, der Tag verfinstert mich,
Ich geh' und weiß nicht wie, ich geh' und suche dich.

Diesen eintönigen Klapperrhythmus haben alle unsere Dichter, die den Alexandriner im Deutschen anwandten, bis heutigen Tages erhalten. Kein einziger folgte der Versuchung, den Vers so frei nachzubilden, wie er im Französischen auftritt. Die Franzosen nämlich messen nicht, wie wir es thun: kurz lang, kurz lang, kurz lang u. s. w., sondern sie zählen einfach die Silben. Dadurch erhält der echte, der französische Alexandriner eine Beweglichkeit, die hier und da an den abwechselungsreichen antiken Hexameter und an unseren alten geschmeidigen Nibelungenvers erinnert. Dennoch begreift man nicht, daß das unfruchtbare Dogma, den Vers in der Mitte zu theilen und mit klösterlicher Pedanterie stets ein männliches Reimpaar auf ein weibliches folgen zu lassen, nicht längst den sonst so revolutionslüsternen Franzosen lästig geworden war.

Victor Hugo wagte als der Erste einen Bruch mit der Jahrhunderte langen Ueberlieferung. Er theilte den Alexandriner — unerhörte Vermessenheit! — statt in zwei gleiche Hälften nach Belieben in verschieden große Abschnitte, ja, er ließ sich sogar zu einer weiteren Mißachtung des Alexandriners verleiten, indem er das Satzende nicht von der Verslänge abhängig machte, sondern in seiner Rede unbekümmert um Reim und Versschluß von einer Zeile zur anderen hinübergriff. Damit war die diktatorische Gewalt des Alexandriners gebrochen, und dieser Vers wurde endlich, nachdem er so lange eine unglaubliche Tyrannei auf Gedankengang und Sprachbildung der französischen Poesie ausgeübt hatte, ein gefügiges und vielseitig verwendbares Instrument in der Hand des Dichters.

Von der Umgestaltung des Alexandriners zur Benutzung neuer Versformen war nur ein Schritt. Schon in seinen „Orientales" hatte Victor Hugo bewiesen, wie erfinderisch er in der Bildung neuer Rhythmen und Strophen sein konnte. Auch in seinen späteren Gedichtsammlungen überrascht er den Leser oft genug mit originellen Formen, — originell für den Franzosen, denn unsere deutsche Lyrik weist eine so unendliche Mannigfaltigkeit poetischer Formen auf, daß alle Verskünste anderer Völker an sie nicht heranreichen.

Merkwürdig ist es nun bei Victor Hugo zu beobachten, daß er, der sich so energisch von den äußerlichen Fesseln des Alexandriners befreit hat, dem logischen Gesetze, das dieser Vers allen französischen Dichtern aufzwang, ganz und gar unterworfen blieb. Die Zweireihigkeit des gereimten Alexandriners legte es den Dichtern nahe, ihre Gedanken in Gegensätzen zum Ausdruck zu bringen, man gebrauchte die beiden Reimzeilen zu Kontrastwirkungen, und Victor Hugo konnte sich dieser altgewohnten Redeform nicht entziehen, ja er bediente sich ihrer sogar auch in kürzeren Versen. Er brachte es darin zu einer virtuosen Gewandtheit, er wurde der berühmte Meister der Antithese.

Hatte sich in der Brust des Dichters zuerst der Trieb geregt, die Schranken der poetischen Form zu überwinden, so entwickelte sich später mit der Reife zum Manne der Drang nach Freiheit im politischen Leben. Hugo, der die Erziehung einer ganz in feudalen Vorstellungen befangenen Mutter genossen hatte, gewann bald in dem Wirbel der stürmischen Zeiten, die das französische Volk nach der großen Revolution nicht mehr zur Ruhe kommen ließen, einen weiteren Gesichtskreis. Erst waren es die sozialen Verhältnisse, die das Herz des Dichters rührten, und bald begriff er, daß die Einflüsse gewisser politischer Parteien, die Herrschgelüste der durch Geburt und Priesterthum bevorzugten Klassen zum Theil an dem Elend der unteren Volksschichten schuld seien. So wurde der Dichter von einem thronstützenden Söldling zum freien, unabhängigen Verfechter des selbständigen Volksrechts. Die 1835 erschienenen „Chants du crépuscule", die Lieder der Dämmerstunde, enthielten schon die ersten Ansätze zur Wandlung seiner sozialen Gesinnung, und in der Folge trat er immer kräftiger für die volksfreundlichen Anschauungen ein, zu denen er sich tapfer durchgerungen.

In einer seiner Vorreden bekennt er: „Von allen Treppen, die vom Dunkel zum Licht führen, ist die schwierigste und verdienstvollste zu erklimmen sicherlich die, geborener Aristokrat und Royalist zu sein und Demokrat zu werden."

Das Märtyrerthum für sein mannhaftes Auftreten blieb auch diesem Dichter nicht erspart. Zwar wurde er nicht wie in unseren Tagen sein Nachfolger Zola vom zelotischen Pöbel verhöhnt und mit Schmutz beworfen, auch hatte er nicht wie sein Vorgänger Béranger die allzu kühnen Verse mit monatelangen Gefängnißstrafen zu büßen, doch mußte er, als sich Louis Napoleon zum Herrscher aufwarf, als ein mit Todesstrafe bedrohter Regierungsfeind außer Landes flüchten. Aber in seiner Verbannung, auf den Inseln im Aermelkanal, erst auf Jersey, dann auf Guernsay, wuchs seines Zornes Gewalt gegen den dritten Napoleon zur mächtigsten Kundgebung eines gekränkten, für sein Volk in Liebe pochenden Dichterherzens. So entstanden „les Châtiments", das „Buch der Züchtigungen", in welchem die Napoleonwirthschaft und das ihm zur Hand gehende Pfaffenthum aufs Heftigste gegeißelt werden. Ein berühmt wurde ein in diesem Buch enthaltenes Gedicht:

„Kartenspiel“ mit seinem vernichtenden Spott gegen Thron und Kirche:

Der Herr und Satan spielten.
Was sie in Händen hielten,
War irdisches Gezücht.
Zum Tische flog die Karte —,
Da kam hier Bonaparte,
Dort Mastaï ans Licht.

Ein Pfäfflein, wenig rühmlich, —
Ein Prinz, glückritterthümlich, —
Zwei Buben . . . . kein Gewinn!
„Der Stich ist unbeträchtlich!“
Rief Gott und schob verächtlich
Das Paar dem Teufel hin.

Der schnitt die schönste Fratze,
Griff zu mit hast'ger Tatze:
„Dank, daß Du die mir gabst!“
Zog ab und — ließ auf Erden
Den Einen Kaiser werden,
Den Andern aber Papst.

Nun ja, dieses Gedicht verschnupft noch heute fromme Gemüther. Es passirte sogar, daß, als die vorstehende Uebersetzung im vorigen Jahre gelegentlich einer litterarischen Matinée in Berlin vorgetragen wurde, die — „Norddeutsche Allgemeine Ztg.“ höchst empört darüber war und den Uebersetzer mit Vorwürfen überschüttete, wegen der Verspottung eines Papstes (Pius IX.), gegen den dieselbe Zeitung einst die Maigesetze veröffentlicht hatte, und wegen Unehrerbietigkeit gegen einen Kaiser, dessen Sturz doch gerade Deutschland herbeigeführt hat!

Wie so leicht bei scharfen Aeußerungen eines Unerschrockenen fanden sich auch hier Stimmen, die die Energie des Dichters in seinen „Châtiments“ und namentlich seine rücksichtslose Verhöhnung der Kirche mißbilligten. Ein in Deutschland viel verbreitetes Buch nennt jene Gedichte „bis zur Unvernunft leidenschaftlich“, und in Frankreich, im katholischen Frankreich bilden diese „Châtiments“ eines katholischen Dichters die offizielle Schullettüre in den oberen Gymnasialklassen!

Eine mitschwingende Saite in unserem Herzen erklingt, wenn wir Victor Hugo's Familienlieder hören. Die 1831 erschienenen „Feuilles d'automne“ und das 1878 herausgegebene Büchlein „L'art d'être grand-père“ zeigt uns den Dichter in seinem rührend innigen Verhältniß zu Weib, Kindern und Enkeln. Wir in Deutschland, die wir auf die Pflege des Gemüths mit Recht so stolz sind, haben gleichwohl wenig Dichter, die uns so intime Bilder ihres Familienlebens aufrollen, die uns an den Leiden und Freuden der Großen und Kleinen im traulichen Dichterheim so ergreifend Antheil nehmen lassen wie Victor Hugo.

Eine kleine Zeichnung aus dem häuslichen Rahmen des Dichters möge den Abschluß bilden:

Klein Hannchen.

Für irgend ein Verbrechen hatte man
Klein Hannchen eingesperrt. Ich schlich heran,
Und skrupellos, in frevelhafter Güte
Gab ich der Sünd'rin eine Zuckertüte.
Das war Auflehnung gegen die Gewalt!
Und jeder, dem die Ordnung heilig galt,
War tief empört. Nur Hannchen hat geschworen:
„Ich will auch nie mehr in der Nase bohren!
Ich laß mich nie mehr von dem Kätzchen krau'n.“
Die Andern schrie'n: „Das Kind kann Euch durchschau'n!
Es weiß: wenn jemand zürnt, kommt Ihr es schützen.
Ihr müßt auch jede Unart unterstützen!
In alles mischt Ihr Euch! Ja, wenn im Haus
Kein Recht gilt, ist's mit der Erziehung aus.
Wer soll das Kind dann zum Gehorsam bringen?“
— Ich stutzte. „Ihr habt Recht in diesen Dingen“,
Bekannte ich. „Denn solche Duldsamkeit
War für die Völker schädlich allezeit.
Sperrt mich nur auch ein!“ —
„Ihr verdient's entschieden!“
— Da nickt das kleine Hannchen höchst zufrieden
Und schaut mit superklugem Blick empor
Und tuschelt zuversichtlich mir ins Ohr
Den ernsten Trost aus dankbarem Gemüthe:
„Dann bringe ich dir eine Zuckertüte!“

Es gibt Dichtungen, die über alle Cliquen und Liebhabereien hinauswirken, die von Herzen zu Herzen gehen und alle kritischen Tüfteleien über Klassik, Romantik und Symbolismus bei Seite schieben, — zu diesen gehört die Lyrik Victor Hugo's. Man vertiefe sich darein, und man wird reich belohnt werden durch die glückliche, erhebende Stimmung, die sie in uns erregt.

Sigmar Mehring.

Theater.

Felix Dörmann: „Der Herr von Abadessa.“ Herbert Eulenberg: „Münchhausen.“ — Schauspielhaus 15. Februar; Berliner Theater 19. Februar.

I.

Dörmann's Kern ist: Interessantheit mit Wildgeschmack; eine gewisse Schlaffheit; eine gewisse Leere; und ein paar sehr schöne Gedichte. Cochon triste viennois. Ich gebe ein paar Verse, die zwei Dörmann'sche Seelen ausdrücken. Für die Interessantheit mit Wildgeschmack:

Du hast mit krampfigen Fingern
Die dampfenden Glieder enthüllt,
Du hast in meiner Umarmung
Eine brünstige Wölfin gebrüllt.

Dann für schlichtere Trauer: „. . . Was ich Herbes auch empfunden, was die Liebe mir verdarb, ist gelind hinabgeschwunden, seit die junge Blüthe starb; wilde Schmerzen sacht verlohten, Gram und Groll erstickt die Zeit, — dem Gedächtniß einer lieben Todten ist dies Buch geweiht.“ Die letzten, innigeren Zeilen hab' ich im Laufe von vier oder fünf Jahren liebgewonnen. Einmal bin ich nachts aufgestanden, Leser, und holte das Bändchen, worin sie stehn. Was ich sagen wollte: Dörmann's erste Periode sind Poesien solcher Art. Dörmann's zweite Periode sind Wiener Dramen mit einem Stich. Dörmann's dritte Pe . . .

Dörmann's dritte Periode ist der Herr von Abadessa. Dieses Märchenzauberspiel in Versen hat weder den Wildgeschmack (bloß noch Operninteressantheit). Es hat keine Innigkeit (bloß noch Verweichlichung). Es hat keine Beobachtung des Thatsächlichen (bloß noch Uebernommenes). Und es wurde mit einem Preise belohnt. So ist das Leben. Die Richter, weil die Verse wohlfeil sind, hielten sie auch für preiswerth.

II.

Oper ohne Töne: Das bezeichnet den Kern des Stücks. Aber wann erscheint ein Drama opernhaft? Dann: wenn Vorgänge von herkömmlicher Romantik sich abspielen; wenn das äußere Bild dieser Vorgänge betont ist, mehr als die seelische Betheiligung; wenn wir vollends diese Vorgänge bereits in einer Oper gesehen haben. Dörmann beginnt mit Lohengrin. Ich halte sein Verfahren für ganz bewußt. Die Heldin steht am Ufer, spricht von einem Befreier, den sie im Traume sah: da kommt er angefahren. Dörmann liebäugelt selbst mit der Wortwelt dieser bestimmten Oper, welche den strahlenden Schützer von Brabant kommen und scheiden sieht. Dörmanns Leute rufen an der Peripetie: „Und einen Schützer brauchen wir u. s. w.“ „Wir brauchen einen Schützer u. s. w.“ Die Heldin steht am Ufer und singt

zwar nicht: „Mein Aug ist zugefallen, ich sank in süßen Schlaf, in lichtem Waffenscheine ein Ritter nahte da“. Jedoch sie spricht vom Traum, der ihr „den Herrlichen gezeigt“; sie fleht, in Erwartung des unbekannten Fahrzeugs:

> Wo bleibst Du, Herr?
> Aus goldner Fesseln wehevollem Zwang
> Befreien sollst Du mich . . .

Und als Spannung und Sehnsucht den Gipfel erreichen, kann sie den Ruf ausstoßen: „Ein Schiff! Ein Schiff!“ Das Schiff kommt näher; und nun tritt — —

Und nun tritt der fliegende Holländer auf die Bühne Eine gewisse Opernseeluft strömt ringsum. Der „Abenteurer“ erscheint „zwischen den Klippen“, das Mädchen steht „wie erstarrt, ganz statuenhaft mit weit offenen Augen“. Jetzt beginnt das Duett. Valentino singt, nein spricht:

> Verzeiht, Madonna, wenn ich Euch erschreckend
> Und ungemeldet, ungelegen komme —
> Der Sturm schlug mich ans Land — dort liegt mein Schiff,
> Von harten Klippenzähnen angebissen.

Sie ruft gebannt dem Fremden zu: „Seid Ihrs, seid Ihrs?“ Und nun, als er sie eine kurze Weile verlassen hat, tritt er im zweiten Akt als Tannhäuser wieder vor sie. Der Sänger drückt die Augen ein und schlägt in vollen Tönen vor dem versammelten Hofe, er singt ein freveles Lied:

> Süß sind der taumelnden Liebe Wonnen,
> Ueppiger Stunden bunt wechselndes Bild.

Unter der Hand ein Rückfall in den fliegenden Holländer: „Ruhelos flog ich von Strand zu Strand . . . Ewiger Sehnsucht rastloses Fluthen.“ Bald wieder ganz Tannhäuser: „Seligste Sünde erringt nur die That! . . . Herrin der Liebe, von Flammen umloht . . . Liebe ist Leben und Liebe ist Tod.“ Die Vasallen ziehen die Schwerter, stürmen auf den sündhaften Sänger, umdrängen den Liebesrasenden. Ha! (denkt man) „In Stücke reißt ihn!“ „Reißt ihn zu Boden!“ Kurz und gut: Finale.

Dörmanns Gesammthandlung ist natürlich abweichend von den Handlungen dieser drei Opern. Gewisse Auftritte sind entnommen; gewisse Züge. Er bietet gewisse herkömmlich romantische Bilder ohne Beseeltheit. Es wäre opernhaft, auch wenn die Handlung keiner bestimmten Oper gestreift würde. Man betrachte den Schlußakt; er ist mehr italienisch-französisch. Der Abenteurer will die Heldin verlassen, da stößt sie nicht nur den Dolch in sein Herz wie eine Sopranistin; sie steckt auch den Palast in Brand, setzt alles unter Kolophonium. Ha! (denkt man). Und diesem Kulissenglanz stehn verbrauchte, betheiligungsarme Worte gegenüber; an den Glanzpunkten recht wächserne Poseurverse. Das zusammen macht eine Oper ohne Töne. „Ce qui ne vaut pas la peine d'être dit, on le chante“ sagt der Barbier von Sevilla. Also warum keine Musik?

III.

Zu diesem Abenteurerspiel kam ein zweites: der Freiherr von Münchhausen sein Held, Herr Eulenberg sein Verfasser. Wie zeichnen diese jüngeren Poeten einen Abenteurer? Bei Dörmann ruft er: „Ueber des Meeres grollende Wogen komm' ich gezogen“. Und die Heldin ruft (wörtlich): „Ueber des Meeres grollende Wogen kam er gezogen“. Dörmann spricht sozusagen: wie herrlich ist es doch ein Abenteurer zu sein; wie herrlich ist es doch so kühn zu sein; wie herrlich ist es doch Weiber zu berücken durch Gesang; wie herrlich ist es doch ein Haarkräusler zu sein. Herr Eulenberg aber meint sozusagen: wie lustig sieht es aus, wenn man ein Lügengenie ist; jedoch im Innern . . .! Eulenberg meint: es gibt manchen Narren, dessen Seele derart zerrissen . . . Eulenberg ahmt recht herzlich den Cyrano von Rostand nach und schrieb auf den Theaterzettel: ein deutsches Schauspiel. Eulenberg macht aus dem Bramarbas einen verweinten Fant, der kaum noch lügt. Die Wehmuth ist Hauptsache, die Prahlerei Nebenwerk. So zeichnen diese jüngeren Poeten einen Abenteurer.

Nach der Wirklichkeit zu blicken haben sie nicht die Laune. So eine Abenteurergestalt zu temperiren durch den Afrikareisenden Dr. Esser; oder durch einen ZeitschriftenInhaber, der für Sensationen sich ein Bein ausreißt, über alles judizirt, und sich als den treuen Eckart eines Volks aufspielen möchte: für solche Drolligkeiten haben unsere Dichter kein Auge. Hofmannsthal, als er den Casanova zeichnete, hat wenigstens die innere Dummheit des Abenteurers durchblicken lassen . . . Aber Dörmanns Abenteurer ist von Wachs; der des Andern durchsättigt mit deutscher Treue. Den rechten Zug, den rechten Schuß, den rechten Schmiß, den rechten Wurf, den rechten Stich hat Keiner. Der Dörmannsche glaubt, er könne frei schalten, und wird erdolcht zur Strafe; am Schluß dieses Werks steht ein düsteres „Siehste!“ Der Eulenbergsche greift ein Sektglas, trinkt auf die deutsche Treue, weil er seines Wohlthäters Frau nicht schänden will, und schneidet sich die Pulsadern auf. Möget ihr beide glücklich werden, der eine in der Friseurinnung, der zweite im Kriegerverein.

Poeten! Wählt einen andern Beruf. Schlagt euch die Abenteurerstücke aus dem Sinn! Werdet Journalisten in Budapest; werdet Assessoren in Potsdam!

Und laßt mich aufhören, Kritiker zu sein.

Alfred Kerr.

Der Moralist.*)

Er konnte ausgezeichnet raisonniren.

Und man würde ihm blindlings vertraut haben, wenn er so am Philosophiren war, den einen Arm schwer auf seinen Stock gestützt und mit dem anderen oratorische Gesten machend; dann klopfte er auf das Tischchen, das vor ihm stand, und fuchtelte ostentativ mit dem Zeigefinger in der Luft herum. Ich glaube, daß wirklich ein Schauspieler in ihm steckte.

Er wußte sich famos vorzuthun, und es gab sogar Augenblicke, in denen sein tiefes und feines Gefühl ihn fast überwältigte; dann drängte er mit kurzem Hüsteln gewaltsam die Thränen zurück, die ihm in die Augen treten wollten, dann schloß er die Lippen fest zusammen und starrte wehmüthigen Blicks in eine weite Ferne. . . .

Er war ein angenehmer Mann.

Und nur ein Band fesselte ihn an die Erde, an dieses Leben.

Seine einzige Tochter.

Wenn er von ihr sprach, dann merkte man erst so recht, was eigentlich in diesem Mann steckte.

„Wenn ich sie nicht mehr hätte“, pflegte er dann zu sagen, in dem Ton eines Menschen, der allen irdischen Dingen Lebewohl gesagt, und für den das Leben keinerlei Reiz mehr hat, „wenn ich sie nicht mehr hätte, dann wüßte ich wohl, was . . .“

Und mit mannhaft energischem Griff nahm er sein großes Bierglas, führte es zum Munde und trank mit großen, gierigen Zügen. Es war, als leere er einen Giftbecher. Als wollte er unmittelbar beweisen, wie er sich schon so ganz losgelöst habe von allem Materiellen. . . .

In dem Lokal, wo er zu Mittag zu essen pflegte, empfand man für unseren Moralisten eine gewisse Verehrung.

Er kam immer gegen halb fünf.

Dann waren die meisten Tische schon besetzt in dem Volksspeisehaus, dessen Besitzer sich alle Mühe gab, der ganzen Sache einen gewissen vornehmen Anstrich zu geben.

*) Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von E. Otten.

Es lief da zum Beispiel ein Kellner herum in einem kurzen schwarzen Rock, mit einer weißen Schürze vor, wie in den besseren Cafés und Restaurants. Allerdings verkehrte der Mann ein wenig familiärer mit den Gästen als seine Collegen aus den „eleganteren" Lokalitäten; alles in allem aber ging es doch sehr nett zu.

Zur Zeit des Mittagessens fand sich dort ein ganz eigenartiges Publikum zusammen.

In einer Ecke, immer ganz isolirt von den anderen, saß ein großer, bleicher, hagerer Jüngling mit einem unzufriedenen, verbitterten Gesicht. Er blickte auf diese Gesellschaft mit einem gewissen Mitleid herab, und es jammerten ihn die Bedauernswerthen, die hier für ihre wenigen Groschen eine „Magenfüllung" suchten; er wußte, daß sie ihn, den Mann mit den neuen, großen, hehren Gedanken doch nicht verstehen würden. Er grüßte niemanden. Er hatte alles abgeschüttelt, was auch nur im Entferntesten noch an das dumme Ceremoniell der langsam zusammenbrechenden, menschlichen Gesellschaft erinnerte. Er fühlte sich als der unverstandene, machtlose Führer, als der Wegbahner eines leidenden, schmachtenden, duldenden Proletariats. Er aß mit einer gewissen matten Lustlosigkeit; dann drückte er den breitrandigen Filzhut auf seine langen Schwärmerlocken und ging fort mit den müden, schwerfälligen Schritten eines freudlosen Mannes, der im Tiefinnersten seiner enttäuschten Seele vor Allem und vor Allen einen unüberwindlichen Ekel empfindet. . . .

Und dann stand der Kellner da und blickte ihm nach mit einem ironischen Zug um die Mundwinkel, zupfte an seinem Bart und wühlte in seiner Geldtasche, in den Groschen und Pfennigen. . . .

Und ferner saß in dem Volksspeisehaus ein braves, vergnügtes, immer fideles altes Spießbürgerlein. Er war eines Jeden intimer Freund. Menschen, die zum zweiten oder dritten Mal zum Essen kamen, streckte er, sobald die kleine Glasthür des Entrees hinter ihnen zugefallen, mit ungestümer Herzlichkeit die Hand entgegen. Er ließ sich den Rothkohl und das Rindfleisch, das an mindestens fünf von den sieben Tagen der Woche das Menu bildete, stets trefflich munden. Er trank sein Gläschen Lagerbier in kleinen Zügen, sparsam, mit leuchtenden Augen in das Glas blickend, während er sich ganz dem Genuß hingab, wie sich ein Kenner das erste Gläschen einer selten guten und abgelagerten Marke schmecken läßt. . . . Er schnitt sich seine Portion Rindfleisch in kleine Stückchen und kaute lange Zeit daran herum mit den schlaffen Kaubewegungen eines zahnlosen Greises. Aber niemals wurde er ungeduldig. Wenn der Besitzer des Lokals mit seinem Schmerbauch, seiner dicken Uhrkette mit vielerlei Anhängseln, seinen neuen, krachenden Stiefeln und seinem aufdringlichen Pomadengeruch an ihm vorbeikam, dann wies das alte Männchen stets lächelnd auf die Portion Essen auf seinem Teller, kam ihm respektvoll huldigend entgegen und versicherte einmal übers andere, daß heute wieder alles „deliziös" sei. Er wußte wohl, daß der Wirth das gerne sah. Und außerdem war es eine gute Reklame für die Neulinge.

Und dann sagte der Patron, jovial-gutmüthig und mit komischer Protektormiene:

„So, schmeckt's?"

„Köstlich, ganz köstlich!" rief der Alte ihm dann zu.

Und oft geschah es auch, daß der Patron ihm ein paar Worte zuflüsterte.

Dann wollte er sofort seine Serviette losknöpfen, aufstehen und sich ihm zur Verfügung stellen.

Aber der Patron wollte das nicht haben, drückte den anderen auf seinen Stuhl zurück und sagte:

„Nein, nein, es hat Zeit, essen Sie nur erst ganz ruhig, hören Sie!" Und dann ließ der Esser es sich weiter trefflich munden.

Die Sache war die, daß der lachende Optimist so eine Art „öffentlicher Rathgeber" oder „Briefkasten" war. Er stand in dem Ruf einer gewissen Gelehrsamkeit. Er konnte famose Briefe schreiben; und oftmals, wenn Noth an den Mann kam, fungirte er sogar auch als Amateur-Gerichtsvollzieher. Der Patron schätzte ihn in hohem Maße. Und wenn dann Ende des Monats die kleine Summe für die „diners" nicht so ganz vollzählig war . . . der Patron schenkte ja allerdings nichts . . . hielt sich immer noch ein Hinterpförtchen offen, wartete ruhig ab, wie alles sich weiter gestalten würde. . . . Aber wenn dann der Kellner ihn diskret flüsternd fragte, ob er doch serviren dürfe, dann brummte der Patron etwas wie „armer Teufel" und „es wird sich schon alles finden". . . .

Und der arme, alte Optimist bekam sein Mittagsmahl.

In der Welt dieser schiffbrüchigen Proletarier und in einem solchen Lokal wird dem Magen zu Liebe manche Demüthigung mit lachendem Antlitz erduldet und erlitten.

Täglich erschien auch unser Moralist um Punkt halb fünf in dem „would be" vornehmen, billigen Volksrestaurant. Der Patron lächelte kaum merklich, wenn die straffe, hochaufgerichtete Gestalt des Moralisten sich zeigte — den glänzenden Cylinder auf dem Kopf, schwarze, mit Tinte fabelhaft lang in Stand gehaltene Handschuhe an den Fingern, seinen Spazierstock dandyhaft schwingend, wie ein gut aufgelegter Mann, der mal „fesch" sein will. . . . Aber man brachte dem Moralisten wirklich eine gewisse Ehrerbietung entgegen.

Der Kellner strich sofort diensteifrig mit der flachen Hand über das fettige, schmutzige Tischtuch mit den zahllosen Flecken, nahm den Hut in Empfang, in den die Glacés achtlos hineingeworfen waren, und ließ dem würdigen Mann Zeit, sich einen Augenblick zu verpusten.

Während dessen war der alte, lächelnde Optimist schon eifrig damit beschäftigt, dem „Verehrten" kleine Blicke aufrichtig-freudiger Begrüßung zuzuwerfen, indem er geduldig darauf wartete, daß es dem Würdigen genehm sein würde, ihm Beachtung zu schenken. Mit schwacher, halb gebrochener Stimme — mit der Stimme eines Mannes, für den es ein schweres Opfer bedeutet, unter Foltern und Seelenqualen für seinen Körper zu sorgen, an Dinge, wie Essen, überhaupt nur denken zu müssen — mit der Stimme eines zu Tode gequälten Menschen fragte er dann endlich den Kellner:

„Was gibt's heute?"

Der Kellner war erstaunlich rasch fertig mit seiner Antwort — er gab fast immer dieselbe Auskunft. . . .

Und der Moralist, gleichsam erfreut, dieses Thema wieder fallen lassen zu können, nickte lässig. Es sei gut so.

Dann konnte der Optimist es kaum noch aushalten. In seinem Herzen empfand er einen gewissen eifersüchtigen Haß gegen den Verehrten, denn eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß der eigentlich so eine Art Konkurrent von ihm sei. Aber der Optimist war ein praktischer Mann und blieb dennoch gut Freund mit ihm.

„Na, Herr de Lange, wie geht's? wie steht's?" rief er dann im fröhlichsten Ton von der Welt, sein Glas Bier geräuschvoll hinstellend, indem er sich behaglich zurücklehnte wie jemand, der ein köstliches, üppiges Diner verspeist hat und nun mal so recht gemüthlich plaudern möchte.

Dann blickte der Moralist langsam auf mit unbestimmt umherirrenden Augen, der Sphäre seiner düsteren Betrachtungen gleichsam plötzlich entrückt.

Bleich, traurig, ernst, ruhig, kühl-höflich.

„So, Herr Valkenburg, sind Sie auch da? Ich danke Ihnen, es geht so ziemlich."

Und mit gnädigem Entgegenkommen streckte er langsam die Hand aus. . . . Aber der Optimist war schon aufgesprungen: diensteifrig, unterwürfig, stets bereit, seine Minderheit herauszukehren; er würde es niemals gelitten haben, daß der andere sich für ihn derangirte, und war froh und stolz, daß Herr de Lange, der Moralist, der edle und gelehrte Mann, ihm die Hand reichte. . . .

Dann war das Eis gebrochen.

Die meisten der Gäste lauschten mit gespanntem, bewunderndem Gesicht dem Geschwätz, dem Raisonniren, der sogenannt-gelehrten Unterhaltung dieser beiden armen Teufel.

Optimist und Moralist wollten es einander zuvor-

thun an Tüchtigkeit. Waren höllisch eifersüchtig auf einander. Hätten sich gar zu gern etwas Giftiges gesagt. Wagten es aber nicht.

Der Jüngling in der Ecke, der niemanden grüßte, genirte sich manchmal nicht, laut, roh und ungebildet über den Unsinn zu lachen.

Dann sah ihn Moralist mit mitleidigem Kopfschütteln, Optimist mit funkelnden Augen an.

Aber auf den „Anarchisten" machte weder das Eine noch das Andere Eindruck.

Mitten in einer glänzenden Moralpredigt des Edelmüthigen stülpte er sich oft den Hut schief auf seine Schwärmerlocken und ging fort mit Riesenschritten, sich nicht herablassend, auch nur ein Wort zu sagen. . . .

Das war dann für den Edlen und Weisen wieder eine willkommene Veranlassung, über die Sitten unserer Zeit zu philosophiren.

Man hörte ihn gerne sprechen in dem Speisehaus und meist bot ihm der eine oder der andere der Gäste, damit er nur fortfuhr, ein Glas Bier oder „was anderes" an.

Das wußte der Moralist wohl, und auch der Besitzer des Lokals, dem diese Betrachtungen stets klingenden Gewinn brachten.

Der Patron hatte den Braven gern. Und ermuthigte ihn durch enthusiastische Zurufe, in seinen Reden fortzufahren.

„Famos, ganz famos! Sie haben wirklich Recht!"

Dann bekam Moralist Cigarren, die er mit seinem Philosophentrübsinn in Empfang nahm, und deren Spitze er abbiß mit dem Gesichtsausdruck eines Menschen, dessen Seele all den „Weltschmerz" nicht länger ertragen kann. Oft weilte er Stunden in dem Lokal, und wenn er dann gegen Abend nach Hause ging, nahm er von Zeit zu Zeit den Patron bei Seite, ließ keinen Augenblick das Hoheitsvolle, Feierliche, Erhabene seiner Haltung außer Acht, und flüsterte ihm etwas zu.

Dann zögerte der Wirth wohl manchmal einen Augenblick.

Verschwand in irgend eine Ecke und kontrolirte unauffällig, wie viel noch „für ihn stand".

Moralist wartete das Resultat ab, aufrecht wie eine Tanne und unablässig in das Mysterium einer weiten Ferne starrend. . . .

Und das Ende war fast immer, daß er seinen Willen bekam.

Er ließ die in Papier gewickelte Flasche, die der Kellner ihm gereicht hatte, hoheitsvoll in eine seiner hinteren Rocktaschen verschwinden.

Grüßte mit der vornehmen Gemessenheit eines angesehenen, unantastbaren Mannes, schlug leicht an seinen Hut . . . fuhr halb in seine schwarzen Glacés . . . ging fort.

So war Moralist an jedem Mittag des Jahres.

* * *

So kam er auch in das dumpfige enge Häuschen in dem sehr abgelegenen Stadtviertel, in dem er zwei kleine Zimmerchen bewohnte. Und zur Frühjahrs- oder Sommerszeit, solange nur noch ein leichter Schimmer des langsam wegsterbenden Spätsonnenlichts am Himmel war, und im Winter bei dem übelriechenden Qualm einer spärlich leuchtenden Lampe, saß dort an dem Fenster, das ausblickte auf die endlose, unfreundliche, trübe Dächerreihe der angrenzenden Straße, die Tochter des Moralisten.

Immer schnurrte dort das Rad einer Nähmaschine, und immer starrten die matten, blauumränderten Augen des skrophulösen Kindes auf Bahnen weißen Stoffes, den die kleine Nadel der Maschine wild und leidenschaftlich durchstach, während sie mit ihren schmalen, durchsichtigen Händchen an dem Rade drehte. Und wenn er eintrat, warf sie stets einen scheuen, ängstlichen Blick auf den Moralisten.

Er war ein nobler Vater, ein empfindsamer Vater. Er küßte sie auf die Stirn mit viel herzlicher Liebe.

Das vergaß er niemals.

Und dann zog Moralist seinen schwarzen Tuchrock aus, verwahrte ihn sorgfältig in einem Schrank, zog eine alte Hausjoppe an, setzte sich sein Mützchen auf und ließ sich behaglich nieder.

„Schätzchen, willst Du mich mal bedienen?" fragte er dann, die soeben angekommene Zeitung entfaltend. Der Moralist wollte vor allen Dingen „auf dem Laufenden bleiben."

Das skrophulöse Kind mit den blauumränderten Augen zögerte.

Thränen liefen ihr über die Wangen. Er, scheinbar höchst erstaunt, erschreckt:

„Was ist denn, Liebling?"

Aber sie konnte vor Weinen nicht sprechen, hatte doch Angst, daß er böse werden würde. Stellte Vaters Gläschen hin, that ein wenig Zucker hinein, wußte schon wo sie die Flasche zu suchen hatte und goß, am ganzen Körper zitternd, den Cognac in das Glas.

Vater hatte sein „Schlafmützchen" herzlich gern . . . Moralist hoffte, daß ihr Kummer sich legen würde, nippte, während er die Zeitung las, an seinem ersten Gläschen.

Stopfte sich seine Pfeife.

Aber das Schluchzen hörte nicht auf. Er legte die Zeitung nieder.

Sah sie fragend an.

„Van Dam ist hier gewesen" brachte sie endlich zögernd heraus.

„So?" sagte Moralist, wie jemand, der eine unwichtige Neuigkeit gleichgiltig vernimmt. „Und was hatte er zu erzählen?"

Da ward es ihr zu arg.

„Zu erzählen, zu erzählen!" schrie das skrophulöse, abgearbeitete Kind des Schiffbrüchigen. „Zu erzählen! Er wartet bis Mittwoch. Wenn er dann die Miethe für diese Woche nicht vor zwölf bekommt, müssen wir Abends ausziehen. So, nun weißt Du's!"

Und ihre schmale, eingefallene Brust stöhnte und hustete vor wildem Schmerz unter dem qualvollen Weinen.

Und dann und wann warf sie in der Wildheit ihres plötzlich ausbrechenden Kummers böse Blicke auf die Cognacflasche und sie mußte sich Gewalt anthun, um sie nicht in tausend Stücke zu zerschlagen . . . .

Aber sie wußte von früher her, daß das doch nichts half. Und sie fühlte wieder, wie der Stock des edlen Philosophen auf ihre mageren Schultern niedersauste . . . . So würgte sie ihre Verzweiflung hinunter. „Ich werde morgen zu ihm gehen", sagte Vater, der schon vor heißerem Feuer gestanden hatte.

Und eine viertel Stunde später saß das bleiche Mädchen mit feuerrothen Augen und kreidebleichen Wangen wie betäubt da und drehte wieder an dem Rade.

Der Schein der Petroleumlampe zauberte einen hübschen goldigen Glanz in des Moralisten Flasche, deren Inhalt immer mehr abnahm . . . .

Jetzt konnte man eine gewisse friedliche Seelenruhe, eine gewisse erhabene Weltweisheit lesen in den Zügen des Mannes, der dort in seinem Armstuhl saß, den „Goldtropfen" zwischen seinen schmatzenden Lippen, ab und zu mit lauerndem Blick erspähend, wie viel es noch zu trinken gab . . . .

* * *

Ich habe die Tochter des Moralisten kürzlich wegen „Veräußerung fremden Eigenthums" vor Gericht erscheinen sehen: Von Angst und Hunger getrieben hatte sie ihre Nähmaschine, die auf Abzahlung gekauft und deren Betrag noch längst nicht beglichen war, verpfändet.

Und die Stammgäste des Volksspeisehauses empfinden nach dem furchtbaren Schlage, von dem er betroffen, mehr noch als früher, das tiefste Mitleid mit dem braven, unglücklichen Moralisten, der sich nicht schämt, bittere Thränen zu vergießen, der aber als unantastbarer, einwandsfreier Mann den Kopf hoch trägt . . . . . .

J. Blok.

Zeitschriften.

Die Hohenzollern und der Adel der Mark.

(„Historische Zeitschrift.“)

Unter diesem Titel findet sich in der neuesten Nummer der „Historischen Zeitschrift“ (Bd. 88, 2), welche sich unter der gegenwärtigen Redaktion sicher nicht durch eine übermäßig liberale Richtung auszeichnet, ein recht beachtenswerther und zeitgemäßer Aufsatz von Felix Priebatsch. Der Herr Verfasser, der sich durch mehrere Spezialarbeiten zur Brandenburgischen Geschichte einen Namen gemacht hat, hebt mit Recht hervor, daß „dem märkischen Junkerthum eine eigentlich historische Untersuchung noch nicht zu theil geworden sei“. Diese kann er im engen Rahmen eines Essays auch nicht bieten. Aber wir lernen doch aus dem vorliegenden Aufsatze recht viel Zuverlässiges und Neues. Denn sein Autor bewegt sich keineswegs in Allgemeinheiten und im Stil der historischen Romane, die für so Viele die einzige Quelle ihrer Kenntniß der brandenburgischen Geschichte geworden sind. Wenn man nur den aus Urkunden zusammengestellten „Exkurs“ über das Steigen der adligen Grundherrlichkeiten und die ländlichen Frohndienste von 1440 bis 1525 auf Seite 242 u. f. ansieht, wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß sich Herr Priebatsch seine Arbeit nicht leicht gemacht hat, und ihm für seine zusammenfassenden Betrachtungen über das Verhältniß der Hohenzollern zu dem märkischen Adel Glauben schenken.

Die verschiedenen Wandlungen der Beziehungen zwischen dem fremden Fürstengeschlechte der Hohenzollern und dem einheimischen Adel, der ja aber auch erst seit dem 12. Jahrhundert hier eingewandert war, an der Hand der Darlegungen von Priebatsch im Einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht der Platz. Wir wollten ja auch hier nur auf den Aufsatz hinweisen, um bei dem heutigen Kampfe zwischen den märkischen Junkern und dem modernen Staate für die, welche diesen Streit im Lichte der Historie beurtheilen wollen, eine lautere Quelle nachzuweisen. Wir setzen daher nur wenige Sätze hierher, welche die Resultate andeuten, zu denen Herr Priebatsch gekommen ist. S. 238 sagt er: „Das Ergebniß der großen Besiedelung des Ostens im 12. und 13. Jahrhundert war die Bildung freier Bauerschaften durch die westdeutschen, ehedem hörigen oder halbfreien Einwanderer, freier Bauerschaften, über die nur der mächtige Fürst des Landes, der Markgraf, gebot, und über die gewissermaßen als ihr militärischer Schutz, aber mit sehr mäßigen Ehrenrechten und Hebungen ausgestattet, die Mannschaft, der zahlreiche Kleinadel hinausragte. Jetzt — gegen Ende des Mittelalters — trat eine völlige Rückbildung zum Theil nach altdeutschem, zum Theil nach altslavischem Muster ein. Zwischen die herabgesunkenen Bauern und den Fürsten schob sich als herrische Zwischenexistenz, jeden direkten Verkehr beider ausschließend, als lokale Erbobrigkeit, der Adel. Es entstehen jene Zustände, die sich in ihren charakteristischen Zügen im ganzen Nordosten durch die Jahrhunderte hindurch, fast möchte man sagen, bis in unsere Zeit fortgepflanzt haben. Alle Verhältnisse im Dorfe sind auf das Wohl des Gutshofes zugeschnitten, dessen Inhaber für die gesammte ländliche Bevölkerung — denn seit der Reformation wird auch der Geistliche in dies System eingespannt — der Dienstherr, der Gerichtsherr, ja eine Art Dorfpotentat wird, dem sie im Leben und Sterben stündlich ihren Tribut zahlen müssen.“ Nur noch einige Sätze mögen ausgehoben werden — neben dem, daß die märkischen Junker den Mangel an Arbeitskräften schon vor Jahrhunderten mit denselben Mitteln bekämpften, wie die heutigen noch möchten, nämlich durch Bekämpfung der Freizügigkeit der ländlichen Bevölkerung und ihrer Verpflichtung zu stetig steigenden Frohndiensten auf den Gutshöfen (S. 237) — um die Zeit der Entstehung des märkischen Junkerthums in seiner heutigen Gestalt zu fixiren. „In dieser Zeit“ — der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts — entwickelt sich erst das Wesen des märkischen Junkers, wie wir es kennen, jener behäbig patriarchalische, naiv rücksichtslose Zug, jener Glaube an seinen Beruf in diesem Lande, jene Sicherheit nach oben wie nach unten. In diese Zeit reichen auch nur die Erinnerungen des heutigen märkischen Adels zurück; in dieser Zeit wurzeln seine Wappen- und Lokalsagen, seine Familiengeschichten, die in auffälliger Weise das Kolorit des 16., ja mehr noch des 17. Jahrhunderts tragen“ (S. 239).

X. X.

Deutschland am Scheidewege seiner Wirthschaftspolitik. Zwangloses Heft II: Der Zolltarif vor dem deutschen Reichstag. Dresden, 1902. Verlag von O. V. Böhmert.

Der bekannte Volkswirth und frühere Direktor des Kgl. sächsischen statistischen Amtes Professor Dr. Victor Böhmert gibt unter dem Titel „Deutschland am Scheidewege seiner Wirthschaftspolitik“ gegenwärtig einige zwangslose Hefte heraus, die in außerordentlich beredter und überzeugender Weise das Verkehrte des Bülow'schen Vorgehens in der Zoll- und Handelspolitik klarlegen. Das jetzt vorliegende Heft II bringt auf 36 Oktavseiten neben einigen statistischen Anlagen zwei Abhandlungen, eine über die Entstehung und Begründung des Zolltarifentwurfs und eine zweite über des Reichskanzlers Heimathpolitik und des Kaisers Weltpolitik. Der klaffende Gegensatz zwischen der engherzigen Schutzzollpolitik, die es nicht wagt, den agrarischen Forderungen entgegenzutreten und die sich deshalb immer weiter auf den Weg der wirthschaftlichen Absperrung drängen läßt, und der Weltpolitik des Kaisers, die ohne realen Untergrund bleibt, wenn die Ziele der Bülow-schen Heimathpolitik zur Erfüllung gelangen sollten, wird von Böhmert in wirksamster Weise hervorgehoben.

„Die Weltpolitik unseres Deutschen Kaisers — so schreibt u. a. der Verfasser — steht auf einer höheren Warte als auf der Zinne der deutschen Agrar- und Schutzzollpolitik. Sie weist der Nation mit Recht eine Zukunft auf dem Wasser an und erstrebt einerseits eine Hebung der Wasserstraßen und des ganzen Kanalwesens im innern und andererseits eine bessere Benutzung der völkerverbindenden Meere durch Erweiterung von Handel und Schiffahrt Deutschlands nach allen Welttheilen. Als der Nord-Ostseekanal unter der Anwesenheit von Seeschiffen und eingeladenen Vertretern aller Kulturnationen feierlich eröffnet wurde, betonte unser Kaiser lebhaft die internationale Bedeutung der neugeschaffenen Wasserstraße. Ein frischer seemännischer Zug weht durch Deutschland, sobald der Kaiser seine Seefahrten antritt und fremden Völkern seinen Gruß entbietet und seine Theilnahme bezeugt. Der nach Amerika vom Kaiser ertheilte Auftrag ihm eine Jacht zu bauen, und die Entsendung seines Bruders zur Taufe dieses Fahrzeuges und die Einladung der Tochter des amerikanischen Präsidenten, die Taufe des kaiserlichen Schiffes zu vollziehen, scheint ein internationales Ereigniß zu werden, welches auch die Annäherung und Verständigung zweier Völker über manche Verkehrs- und Zollfragen erleichtern kann. Der Kaiser hat gezeigt, daß er auch fremden Unternehmern und Arbeitern etwas zu verdienen geben und sich auch an ausländischen Leistungen gern erfreuen will. Wer den Welthandel mit fremden Nationen fördern will, muß damit beginnen, selbst von ihnen zu kaufen, ihnen Aufträge zur Arbeit zu ertheilen und dadurch reelle Vertragsverhältnisse und Bündnisse anzubahnen, welche weitere gegenseitige Beziehungen zur Folge haben werden . . . Die Initiative, welche der Kaiser in der deutschen Flottenfrage ergriffen hat, ist ein weiterer Beweis, daß er Deutschlands Seeschiffahrts- und Handels-Interessen in allen Welttheilen schützen und das Ansehen seiner Nation überall verbreiten will.

Mit allen diesen Schritten unseres Kaisers, sowie mit der Wahl Caprivi's zum Reichskanzler und mit der Anerkennung des Abschlusses des Handelsvertrags mit Oesterreich als einer „rettenden That“ steht die neueste Zollvorlage des Grafen Bülow und die Uebertrumpfung der Bismarck'schen Schutzzollpolitik in einem kaum lösbaren Widerspruche . . .!“

Diese Böhmert'schen zwanglosen Hefte sind es werth, in den weitesten Kreisen unseres Volkes verbreitet zu werden.

R.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 22. Berlin, den 1. März 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Prinz Heinrich findet augenscheinlich in den Vereinigten Staaten eine ausgezeichnete Aufnahme. Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit wird ihm gegenüber von allen Seiten entfaltet. Wir können uns in Deutschland dessen freuen.

Die Frage bleibt, werden die Feste, die gefeiert, und die Toaste, die gesprochen worden sind, irgend eine bleibende Spur in den Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutschland zurücklassen. Wir glauben wohl, und wir wünschen es in jedem Falle. Das eine zum wenigsten wird erreicht werden; es wird in Zukunft schwieriger sein, die Bürger der Vereinigten Staaten in Vorurtheile gegen Deutschland zu verstricken und mit Mißtrauen gegen uns zu erfüllen.

Der Trinkspruch, den Prinz Heinrich auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten ausgebracht hat, schloß mit den Worten:

„Es ist mein aufrichtiger und gewisser Eindruck, daß ein starkes Gefühl persönlicher Freundschaft zwischen uns ersteht. Möge es sich ausdehnen zum Heile unserer zwei großen Nationen!"

Und Präsident Roosevelt erwiderte:

„Wir würdigen es in hohem Maße, daß Seine Majestät der deutsche Kaiser Sie zu dem amerikanischen Volke entsandt hat, und ich danke Ihnen persönlich und dafür, was natürlich von viel höherer Wichtigkeit ist, daß Sie einen Schritt unternommen haben, der naturgemäß die beiden großen Nationen enger an einander knüpfen muß, deren Freundschaft so viel für die zukünftige Wohlfahrt der ganzen Welt bedeutet."

In der That, auch wir in Deutschland wünschen mit den beiden Rednern, daß zum „Heile der beiden großen Nationen" und für die „zukünftige Wohlfahrt der ganzen Welt" das Gefühl der Freundschaft zwischen uns und den Amerikanern wachsen möge. Und diese Hoffnung kann man hegen, denn es gibt keine Gegensätze, die geeignet wären, die beiden Völker zu entzweien, sondern nur Vorurtheile, die ihre Entfaltung hier und drüben der Unkenntniß oder der Intrigue verdanken. Beiden, der Unkenntniß und der Intrigue, wird der jetzige internationale Austausch von Sympathiebezeugungen entgegenwirken.

Und noch ein Gutes erwarten wir von dieser Fahrt. Prinz Heinrich wird aus der großen Republik jenseits des Ozeans mit Eindrücken zurückkehren, die für unsere innere Entwicklung in Deutschland Bedeutung erlangen können. Die gewaltige Entfaltung dieser Republik, die hervorragende Begabung von Personen, die aus den ärmlichsten Verhältnissen zu höchster Macht emporgestiegen sind, wird ihm in unmittelbarer Leibhaftigkeit zeigen, daß die moderne Welt noch andere Männer erfordert, als sie das ostelbische Junkerthum zu produziren vermag. Solch eine Erfahrung in der unmittelbaren Umgebung des Monarchen mag unter Umständen nicht gänzlich gleichgültig sein.

Und trotz allem ersteht ein modernes Deutschland.

Die Reise eines Hohenzollern nach den Vereinigten Staaten ist schon an und für sich ein Zeichen hierfür. Die Zeiten der Gerlach sind vorüber, da die politische Erwägung sich fragte, ob es möglich sei, mit anderen Staaten, als solchen, deren monarchische Legitimität jedem Zweifel entrückt ist, in internationale Freundschaft zu treten. Und der Widerstreit einer neuen gesunden Entwicklung und überkommener Verknöcherung offenbart sich nur um so deutlicher, wenn man diese Feste auf republikanischem Boden vergleicht mit dem Staatsideal, das der preußische Minister des Innern, Herr von Hammerstein, im Abgeordnetenhause entwickelt hat. Welch eine Dissonanz, in derselben Zeitung zu lesen von dem Zukunftsideal einer engen Freundschaft zwischen Deutschland und Amerika, ein Ideal, das nur ein frei- und

weitdenkendes, vorurtheilsloses Regiment bei uns verwirklichen kann, und daneben diese ministerielle Verherrlichung des pommerschen Landraths, der nichts ist und nichts sein will als die Stütze des engen, vermauerten, in Kastengeist und Vorurtheil befangenen Polizeistaates!

Weltpolitik und Junkerstaat — es gibt keine größeren Gegensätze, und die Bedeutung dieses Gegensatzes sollte schließlich trotz aller Intriguen auch dort erkannt werden, wo in einem monarchischen Staat die letzte Entscheidung steht. Von der Aufhebung des Sozialistengesetzes zu den Caprivi'schen Handelsverträgen, von der „gräßlichen Flotte" zur Kanalvorlage, und von der Kanalvorlage zur Reise des Prinzen Heinrich führt eine Straße, und diese Straße führt hinaus aus der Enge des Junkerstaates.

Die agrarische Presse feierte vor aller kürzester Zeit den Grafen Bülow als den besten Reichskanzler, den sich die Rechte nur wünschen könne, und nunmehr erfahren Graf Posadowsky, Freiherr von Thielmann und die anderen Vertreter des Grafen Bülow in der Zolltarifkommission die unfreundlichste Behandlung, weil sie das wiederholen, was auch der Reichskanzler bereits gesagt hatte. Der Reichskanzler scheint demnach von seiner Güte bereits sehr viel eingebüßt zu haben.

Die schlimmste Verhöhnung der Regierung liegt aber darin, daß die agrarische Presse sich noch immer so stellt, als hätten die Minister in der Frage der Minimalzölle ihr letztes Wort überhaupt nicht gesprochen. Die Rechte hält an der Annahme fest oder gibt sich den Schein, an der Annahme fest zu halten, daß die Regierung zu anderen Entschließungen als den bisherigen gelangen werde. In dieser Auffassung kommt eine Gesinnung zum Ausdruck, wie sie wegwerfender über eine Regierung nicht gehegt werden kann. Die Rechte behauptet nicht weniger und nicht mehr, als daß der Reichskanzler und die Staatssekretäre nebst den preußischen Ministern, die sich bei der Debatte betheiligten, nicht verdienten, ernst genommen zu werden. Erklärungen, die jene abgeben, mögen noch so bestimmt lauten, so soll doch dem nichts im Wege stehen, daß diese selben Männer unter dem Druck der Rechten das Entgegengesetzte von jenem schließlich thun werden, was sie vorher hoch und theuer versichert hatten, unter allen Umständen thun zu wollen. Kann eine konservative „staatserhaltende" Partei die Autorität der Regierung wirkungsvoller — erschüttern und diskreditiren?

Die Opposition kann diesen Auseinandersetzungen der konservativen Partei mit der konservativen Regierung in Gemüthsruhe zusehen, und sie sieht in dieser Entwicklung nur die Bestätigung der alten Lehre, daß in Preußen seit den Freiheitskriegen kein Ministerium — auch nicht das Ministerium Manteuffel — mit den Junkern friedlich zu regieren im Stande war. Was das Junkerthum auf politischem und wirthschaftlichem Gebiete verlangt, war immer staatszertrümmernd; von den Zeiten des Freiherrn von Stein bis zu dem Grafen Bülow hat diese Erfahrung noch jeder Minister schließlich zu irgend einer Zeit seiner Laufbahn machen müssen. Sie ist dem jetzigen Reichskanzler nicht erspart; dafür, daß er die Folgerungen aus diesen Thatsachen zu ziehen bereit ist, fehlt freilich bisher jedes Anzeichen.

In den Ausschuß des Handelsvertragsvereins sind von der freisinnigen Volkspartei die Herren Reichstagsabgeordneten Crüger und Schmidt-Elberfeld, sowie Herr Fabrikant Dr. Gerschel-Berlin, und von der nationalliberalen Partei die handelspolitisch auf gleichem Boden stehenden Landtagsabgeordneten Zuckschwerdt und Reichardt, sowie der Staatsminister a. D. Hobrecht eingetreten.

Es ist eine gesunde Entwicklung, daß nunmehr endlich auch angesehene Politiker der freisinnigen Volkspartei und der nationalliberalen Partei führende Stellungen im Handelsvertragsverein übernommen haben. Diese Männer neben dem Abgeordneten Gothein, von der freisinnigen Vereinigung, der an die Stelle von Georg von Siemens getreten war, sind eine lebendige Verkörperung der Thatsache, daß freisinnige Volkspartei, freisinnige Vereinigung und Theile der nationalliberalen Partei sich in dem großen gemeinsamen Interesse zusammengefunden haben, die segensvolle Politik der bisherigen Handelsverträge zu vertheidigen.

In Barcelona scheint wieder Ruhe zu herrschen, und auch im übrigen Spanien hat die revolutionäre Bewegung keinen bedenklichen Fortschritt zu machen vermocht. In Triest herrscht desgleichen Ruhe, und die Strikebewegung in Italien, die ebenfalls eine politisch-revolutionäre Färbung hatte, bietet wohl keine ernsten Gefahren mehr. Es zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit, daß der moderne konstitutionelle Staat weit weniger die Bewegungen der Massen zu fürchten hat, als der Absolutismus.

* * *

Der einzige Ausweg.

Der aus der Initiative des Centrums hervorgegangene Kompromißvorschlag hat zweifellos die Aussichten des Zolltarifgesetzentwurfs der Regierung weiter verschlechtert. Zu Windthorst's, ja selbst noch zu Lieber's Zeiten hätte die Centrumspartei einen so ungeschickten Schachzug unterlassen. Weder für das Centrum noch für die Konservativen konnte es schwer sein, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, welche Antwort seitens der Regierung in der Zolltarifkommission den Antragstellern zu Theil werden würde. Wußte man aber, daß Graf Posadowsky erklären werde, für die verbündeten Regierungen sei der Kompromißvorschlag in jeder Beziehung unannehmbar, so war das Einbringen des Antrags vom Standpunkte derjenigen, die eine positive Lösung anstreben, ein unverzeihlicher taktischer Fehler. Er hat nur die Position der Bündler vom Schlage der Wangenheim und Heim innerhalb des Gesammtlagers der Agrarier verbessert; denn diese können jetzt mit Recht darauf hinweisen, daß die Väter des Kompromißvorschlages sich durch ihr — wie man sich bündlerischerseits ausdrückt — sehr weites Entgegenkommen gegen die Regierung nur selbst kompromittirt hätten, daß somit die intransigente Politik des Bundes der Landwirthe auch taktisch die bessere gewesen sei. Die Kompromißagrarier andererseits, denen es schon bisher an Entschlossenheit mangelte, haben sich durch ihren Kompromißvorschlag die einfache Unterstützung der Regierungsvorlage selbst erschwert und können angesichts der Haltung der Jakobiner im eigenen Lager ihren Rückzug viel schwerer bewerkstelligen als vor Einbringung ihres Antrages.

Wie unter diesen Umständen der Zolltarifentwurf der Regierung Gesetz werden soll, ist schlechterdings nicht abzusehen. Die eigentliche Opposition gegen den Zolltarif hat dabei bisher nur einige Vorgefechte zu liefern brauchen. Für die ganze mehr als ein Viertel des Reichstages umfassende Linke, bestehend aus den drei freisinnigen Fraktionen und der Sozialdemokratie, ist der Entwurf der Regierung in keiner Position, welche die Zollsätze der gegenwärtigen Handelsverträge übersteigt, annehmbar. Diese Opposition ist davon durchdrungen, daß bereits die gegenwärtig bestehenden Handelsvertragszollsätze, sowohl die agrarischen wie die industriellen, allzu hoch sind. Sie werden deshalb keiner einzigen Zollerhöhung ihre Zustimmung geben, und sie sind nach wie vor entschlossen, den äußersten Widerstand im Parlament zu leisten.

Die zollpolitische Lage ist danach heute die, daß die verbündeten Regierungen auf der Annahme eines Zolltarifentwurfs bestehen, der von mindestens 100 Mitgliedern des Reichstages, die bisher ihre Kräfte in Folge der Fehler ihrer agrarischen Gegner schonen konnten, unerbittlich in allen Theilen bekämpft wird, während gleichzeitig der

agrarische Radikalismus das Maß der ihm in diesem Entwurfe gemachten agrarischen Zugeständnisse für so gering hält, daß er die Annahme ohne wesentliche weitere Erhöhung der Agrarzölle ebenfalls ablehnt. Dazwischen steht eine zerfahrene, jeder energischen Führung entbehrende Armee von Konservativen, Ultramontanen und Nationalliberalen, die sich untereinander mißtrauen, bald mehr industrielle, bald mehr agrarische Interessen vertreten, zum Theil — wie die Nationalliberalen — nicht gesonnen sind, über die Zugeständnisse des Entwurfs hinauszugehen, theils — wie die Konservativen und die Majorität des Centrums — nicht riskiren, ihren Wählern mit den bloßen Zollerhöhungen des Entwurfs vor die Augen zu treten. Daß es bei einer solchen Konstellation möglich sein sollte, in diesem Jahre, oder selbst während der nur noch vierzehnmonatlichen Dauer der Legislaturperiode des gegenwärtigen Reichstages, den Zolltarifentwurf zur Verabschiedung zu bringen, erscheint nahezu ausgeschlossen.

Es fragt sich nun, ob die Regierung das Schiff, auf dem sie ihren unklugen Zolltarif verfrachtet hat, einfach vor dem Winde treiben lassen will, bis die nächsten allgemeinen Wahlen herankommen, oder ob sie das Ruder herumdrehen und einen anderen Kurs segeln will. Werden die gesammten zoll- und handelspolitischen Fragen in chaotischer Verwirrung den Wahlen des Jahres 1903 zugeführt, so muß die Sozialdemokratie ein glänzendes Wahlgeschäft machen. Die Frage der künstlichen Lebensvertheuerung zu Gunsten des in Grund und Boden und in geschützten Industrien angelegten Kapitals würde jede andere politische Frage niederdrücken, und bei der ungeheueren agitatorischen Kraft dieser Wahlparole in den unteren und mittleren Klassen der Bevölkerung würde die Sozialdemokratie als radikalste aller Parteien auch aus Bevölkerungsschichten Zuzug erhalten, die ihr bisher völlig fern gestanden haben. Daß die Sozialdemokratie es dabei auf hundert und mehr Mandate bringen würde, ist so gut wie gewiß.

Daß es der Ehrgeiz des Grafen Bülow sein sollte, unter seiner Kanzlerschaft die Sozialdemokratie, die heute bereits die numerisch stärkste Wählerschaft hinter sich hat, auch zur stärksten Partei im Reichstage zu machen, ist kaum anzunehmen. Aber wie will er aus der angerichteten Verwirrung herauskommen? Man spricht davon, die Regierung wolle versuchen, jetzt den Weg zu beschreiten, den sie von vornherein hätte gehen sollen, nämlich den Abschluß neuer Handelsverträge durch ernsthafte Verhandlungen mit unseren Nachbarn vorzubereiten. Es gibt Leichtgläubige, die da meinen, diese Vorbereitungen seien schon längst getroffen; aber nichts läßt erkennen, daß man dabei bereits über die ersten Pourparlers hinausgekommen sei. Die Reichsregierung hat die vorherige Durchberathung ihres famosen Zolltarifentwurfs ja auch wiederholt selbst als die unerläßliche Voraussetzung für neue Handelsverträge bezeichnet. Die Wahrscheinlichkeit spricht deshalb dafür, daß für den Abschluß neuer Handelsverträge noch so gut wie nichts geschehen ist. Kann ein nüchterner Politiker danach erwarten, daß ein Abschluß neuer Handelsverträge in absehbarer Zeit möglich ist, daß es möglich ist, mit unseren Nachbarstaaten, die wie Oesterreich-Ungarn selbst noch garnicht darauf vorbereitet sind, in Verhandlungen über die Veränderung der gegenwärtig bestehenden Handelsvertragsbeziehungen einzutreten?

Es gibt in der That nur noch einen einzigen Ausweg aus all diesem Wirrsal, das ist die einfache Verlängerung der gegenwärtig bestehenden Handelsverträge, eine Verlängerung im Wege eines neuen Vertrages, nicht im Wege der bloßen Nichtkündigung. Der Industrie muß die Möglichkeit gegeben werden, wieder auf eine längere Zeit mit festen Zolltarifsätzen der wichtigsten Exportländer zu rechnen. Das Mindeste wäre deshalb eine Verlängerung der bestehenden Verträge um weitere fünf Jahre, also bis zum Ablauf des Jahres 1908. Eine solche einfache Verlängerung ist erreichbar, wenigstens heute noch. Die Verlängerung eines bestehenden Zustandes durchzusetzen, ist immer leichter, als etwas Neues zu schaffen. Auch in unseren Nachbarstaaten ist die Neigung, mit Deutschland einen Zollkrieg zu beginnen, bisher noch nicht groß. Die Regierungen aller Staaten, mit denen Deutschland 1891 und 1893 Handelsverträge abgeschlossen hat, würden deshalb voraussichtlich für eine unveränderte Verlängerung der bestehenden Handelsverträge um weitere fünf Jahre zu gewinnen sein.

Die deutsche Reichsregierung, die einen solchen Verlängerungsvertrag dem Reichstage vorlegen würde, könnte selbst in diesem Reichstage auf einen Erfolg rechnen. Die hundert Stimmen der freihändlerischen Opposition wären ihr dabei von vornherein sicher. Die Nationalliberalen würden bis auf wenige Stimmen einem solchen Vertrage ebenfalls zustimmen müssen, mit dem auch die schutzzöllnerische Industrie sich gut und gern abfinden würde. Und das Centrum? Das Centrum fühlt sich in der gegenwärtigen Lage höchst ungemüthlich. Die Arbeiter unter den Centrumswählern werden zusehends rebellischer. Das Centrum wird deshalb einer einfachen Verlängerung um fünf Jahre wohl ebenfalls Geschmack abgewinnen. Dabei würde das Centrum und auch die Konservativen sich gewiß nicht verhehlen, wie gefährlich das Scheitern eines solchen Vertrages im Reichstage für die dann ja unmittelbar nothwendig werdenden Neuwahlen sein würde. Man denke sich Neuwahlen, bei denen die Freunde der Handelsfreiheit die Rolle der Vertheidiger einer Regierungsvorlage und obendrein einer Regierungsvorlage, die internationale Verträge umfaßt, übernehmen würden!

Je nüchterner man die gegenwärtige zollpolitische Verwirrung betrachtet, um so deutlicher erscheint die bloße Verlängerung der bestehenden Verträge als der einzige Ausweg für eine vernünftige Politik.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XI.

In der Zolltarifkommission ist die große Entscheidung gefallen, die nichts entscheidet, sondern das alte Chaos fortbestehen läßt. Es ist ein Antrag angenommen, den man mit dem Namen des Kompromisses bezeichnet; es ist schwer, sich einer Wiederholung des alten Wortwitzes zu erwehren, der eine Parallele zieht zwischen „ein Kompromiß schließen“ und sich kompromittiren. Unter Kompromiß versteht man im gewöhnlichen Leben einen Vergleich, durch den von zwei streitenden Theilen ein jeder auf einen Theil seiner Ansprüche verzichtet. Dieses Kompromiß hat die Eigenthümlichkeit, daß beide streitenden Theile sich fern halten; weder die entschlossenen Agrarier noch die Regierung will etwas davon hören. Wenn die Hochzeitsgäste eine gemeinsame Reise antreten, aber das junge Ehepaar still zu Hause bleibt, so kann man das, ohne der Sprache die äußerste Gewalt anzuthun, nicht eine Hochzeitsreise nennen, und so kann man den von der Zolltarifkommission gefaßten Beschluß auch nicht ein Kompromiß nennen.

Die Kommission hat für die vier Getreidearten Minimaltarife festgesetzt, von denen die Regierung mit Recht behauptet, es sei unmöglich, auf deren Grund Handelsverträge abzuschließen; aus dem Wortlaut der von der Regierung abgegebenen Erklärungen läßt sich sogar heraushören, daß sie nicht mehr ganz sicher ist, ob sie auf Grund der von ihr selbst vorgeschlagenen Minimalzölle im Stande sein würde, Handelsverträge abzuschließen, ja daß sie an der Weisheit der Minimalsätze selbst irre geworden ist. Die einflußreichsten Regierungsmitglieder, der Reichskanzler, die Staatssekretäre des Innern und der Finanzen, die preußischen Minister der Landwirthschaft und des Handels, die Bundesbevollmächtigten der Königreiche erklären der

Reihe nach mit der größten Bestimmtheit — eine Bestimmtheit, die sich gegen die konservative Partei richtet, wird „Schroffheit" genannt, — daß ein Antrag, der die von ihr vorgeschlagenen Minimalzölle erhöht, unannehmbar ist, und die Mehrheitsparteien, die Regierungsparteien, die maßgebenden Parteien, die staatserhaltenden Parteien nehmen einen solchen Antrag an, und des Wohlklangs wegen nennen sie ihn ein Kompromiß.

So ist nun ein wackeliges Fundament gelegt, auf dem sich der Riesenbau eines Tarifs in 946 Stockwerken erheben soll. Es scheint fast undenkbar, daß Lebewesen, die gewohnt sind, nach Zwecken zu handeln, sich auf eine solche Arbeit einlassen sollten, und doch muß man darauf gefaßt sein, daß das Undenkbare geschieht. Wer in Verlegenheit ist, rechnet auf Zwischenfälle. Auch die freisinnige Partei wird sich der Aufgabe nicht entziehen können, an der hoffnungslosen Arbeit theilzunehmen, und wird dabei nicht vergessen dürfen, daß der Kampf gegen die Agrarzölle nicht der einzige ist, der ihr obliegt; fast noch wichtiger ist es, nachzuweisen, wie wenig berechtigt bei der heutigen Wirthschaftslage jedes Streben nach erhöhten Industriezöllen ist.

Im Abgeordnetenhause hat der neue Minister des Innern, Freiherr von Hammerstein, seine Antrittsreden gehalten und hat im Sturme die Herzen der Konservativen gewonnen. Vorzüge, die sie an seinen Vorgängern vereinzelt bewunderten, vereint er in seiner Person. Von Herrn von Köller hat er den parlamentarischen Takt, von Herrn Freiherrn von der Recke die oratorische Begabung, von Herrn von Puttkamer das strenge Rechtsgefühl.

Er sprach sich zunächst über die Wahlvorgänge in Greifswald-Grimmen und das, was ihnen folgte, aus. Für ihn liegen die Sachen sehr einfach; weder der Widerstand der Konservativen gegen die Kanalvorlage noch die übertriebenen Forderungen der Agrarier haben ihn verwirrt. Ihm zufolge gibt es gute und schlechte Menschen. Die guten sind die königstreuen, und an ihrer Spitze steht der Landrath, der die Aufgabe hat, sie zusammenzuhalten und zum Siege zu führen. Und die schlechten sind die Sozialdemokraten, vor deren Berührung sich die guten zu scheuen haben. Wer aber diese Scheu nicht trägt, wer mit ihnen spricht, ihre Anwesenheit duldet, sich ihre Unterstützung gefallen läßt, der steht mit ihnen auf gleicher Stufe, und vor ihm müssen sich die Guten in derselben Weise hüten. In einem Saale, in dem die Schlechten getagt haben, können die Guten binnen Jahr und Tag kein Festessen abhalten. Wenn die Schlechten versuchen, einen der Ihrigen in den Reichstag zu wählen, so ist das Agitation, und Agitation ist etwas Verwerfliches. Und wenn sie den Frevel so weit treiben, zu siegen und den Sieg bei Speise und Trank feiern, so ist das eine Orgie. Wenn aber der Landrath alle Machtmittel, die in seine Hand gegeben sind, aufbietet, um die Guten zum Siege zu führen, so thut er nur seine Schuldigkeit. Und wer ihn tadelt und gar seinen Tadel in lächerliche Verse kleidet, verfällt dem Strafrichter. Der Standpunkt des neuen Herrn Ministers ist ein sehr verständlicher, und am besten haben ihn seine Geheimräthe verstanden, von denen einer Töne anschlug, wie sie von Seiten eines Regierungskommissarius im Parlament noch nicht gehört wurden.

Sehr klar war auch die Stellung, die der Minister in der Frage der Berliner Bürgermeisterwahl einnahm. Mit Gewalt soll ihn niemand zwingen, Gründe anzuführen, aus denen Herr Kaufmann nicht bestätigt ist.

Es verdient erwähnt zu werden, daß auch einige nationalliberale Abgeordnete den Versuch gemacht haben, den Anschauungen des Herrn Ministers zu widersprechen. Aber auf ihrem Standpunkte vierundzwanzig Stunden lang zu verharren, das schien bedenklich, ein Wagestück, da kehrten sie lieber zu Arendt und Zedlitz zurück.

Proteus.

Neue Briefe F. Lassalle's.

Aus dem Nachlasse ihrer Vorkämpfer hat die Sozialdemokratie Deutschlands kürzlich die Briefe der Oeffentlichkeit übergeben, welche Ferdinand Lassalle in den Jahren 1849—1862 an Marx und Engels geschrieben hat.*) Die Korrespondenz ist leider nur halbschlächtig, die im Nachlasse Lassalle's verbliebenen Gegenbriefe von Marx sind im Erbwege an den verstorbenen Botschafter Grafen Paul Hatzfeld gekommen, und die Versuche, von dieser Seite über die litterarisch wie zeitgeschichtlich werthvollen Schriftstücke Aufschluß zu erhalten, sind bislang gescheitert. Bruchstücke der Lassalle'schen Schreiben waren bekannt; Eduard Bernstein und Franz Mehring hatten die Briefe vor Jahren schon litterarisch verwerthet, jener in der Einleitung zur Gesammtausgabe der Reden und Schriften Lassalle's, dieser in der Geschichte des deutschen Sozialismus. So mannigfach ihre Urtheile über den Gründer der deutschen Parteibewegung auseinanderlaufen, sie sind einig in der Ueberzeugung, daß jene Briefe das von bürgerlicher Seite entworfene Porträt eines „nationalen, staatstreuen" Lassalle endgiltig berichtigen. So weit es sich um übertreibende Schilderungen handelte, welche die in den Marx'schen Gedanken erstarkte Partei durch Lassalle ins Unrecht setzen sollten, hat die Zeit selbst sie verblassen gemacht. Es bedurfte der neuen Urkunden nicht. Um so deutlicher beleuchten sie die Kluft, welche trotz der Gleichartigkeit der Ausgangsideen die beiden Männer scheidet. Schärfer als aus ihren Schriften und anderen Bekenntnissen enthüllt diese intime Aussprache von Person zu Person, daß die Meinungsverschiedenheiten in theoretischen Fragen, die abweichende Auffassung der politischen Vorfälle und taktischen Aufgaben nur als gelegentliche Folgeerscheinungen eines tiefinnerlichen Gegensatzes in Denkart und Temperament auftauchen. Manches erklärt ja das ungleichartige Schicksal, welches Marx frühzeitig aus dem Heimathboden riß und ihm zur Gewohnheit machte, die politischen Dinge eher als europäischer Demokrat denn als Deutscher zu bewerthen. Gleichwohl brodelte in seiner demokratischen Gesinnung ein gut Theil leidenschaftlichen Nationalismus mit, der mitunter ungeberdig werden konnte wie der echtfärbigste alldeutsche Chauvinismus. Seine ungerechten Ausfälle gegen die österreichischen Slaven sind ein Beispiel dafür. In jenen Zeiten, da wider die Metternich'sche Staatenordnung das deutsche und italienische Nationalgefühl revolutionirte, waren demokratisch und national vielfach verwandte Leidenschaften. Viele Männer gingen vor 1848 und in den Revolutionsjahren ein kürzeres oder längeres Stück Weges miteinander, die später grimmige Gegner werden sollten.

Die ersten Briefe der vorliegenden Sammlung bringen manchen mehr oder weniger verschollenen Namen wieder in die Erinnerung zurück: Bloem, den Vertheidiger Lassalle's, Bürgers, Meyen, Becker, den späteren Oberbürgermeister von Köln, die von ihren revolutionären Anfängen weit ab geführt wurden. Lassalle's demokratisch-sozialistisches Bekenntniß änderte sich freilich nicht, als sich das feudale Preußen über die Jahre der Reaktion weg schwerfällig in einen konstitutionellen Staat verwandelte. Aber wenn er trotzdem nationale und staatliche Dinge vorurtheilsloser betrachtete als Marx, so lag dies weit mehr als in seinem Lebenslaufe, der ihn in Deutschland festgehalten hatte, in seiner seelischen Anlage begründet. Marx' Entwicklung geht, wie die neuen Beiträge Franz Mehring's zu seiner Jugendgeschichte erweisen, auf einen heißen Erkenntnißdrang zurück. Lassalle wird von einem leidenschaftlichen Persönlichkeitsgefühl vorwärts getrieben. Daher mag es wohl rühren, daß er treu in der Gedankenwelt des spekulativen Idealismus verharrte. So viel er in wirthschaftlichen

*) Aus dem litterarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle. Herausgegeben von Franz Mehring IV. Band. Stuttgart. J. H. W. Dietz Nachf.

Dingen von Marx lernte, die Philosophie seines Freundes, der ökonomische Materialismus, hat ihm nichts gesagt. Er dachte, schrieb und redete stets als Jünger Hegel's und Fichte's.

Diese innige Anlehnung an die deutsche Philosophie erklärt am unmittelbarsten, warum Lassalle nationaler anmuthet als Marx, in dessen materialistischer Geschichtsauffassung viel französische und englische Denkelemente enthalten sind. Die starke Subjektivität hat auch den Hauptantheil an dem staatlich-nationalen Empfinden Lassalle's. Beständig in Deutschland lebend, spürte er die kleinstaatliche Misere wie ein persönliches Hemmniß. Daher kreuzen sich seine Gedanken über deutsche Politik in natürlichen Bahnen mit denen der kleindeutschen Staatsmänner. Die strenge Staatsgesinnung ist bei Lassalle zu gleichen Hälften der Hegel'schen Lehre wie dem unbewußten Preußenthum zuzuschreiben. Marx' Scharfsinn hat das deutlich erkannt. In einem Briefe an Lassalle's Nachfolger Schweitzer („Neue Zeit", Jahrgang XV) schreibt Marx: Der „Staat" verwandelte sich ihm daher in den preußischen Staat. So wurde er zu Konzessionen an das preußische Königthum, die preußische Reaktion (Feudalpartei) und selbst die Klerikalen gezwungen . . .

In der That bleibt so viel auch heute wahr, daß Lassalle's Politik gleichsam die demokratische Seite jenes deutschen Staatssozialismus darstellt, wie ihn Bismarck später ins Werk zu setzen suchte. Lassalle's Entwicklung ist durch seinen Tod jäh abgebrochen worden. So konnte sich sein Sozialismus nicht neben dem Marx'schen entfalten; daß aber Lebenskraft in den Lassalle'schen Grundgedanken lag, beweist die Gegenwart, in welcher innerhalb der deutschen wie der französischen Sozialdemokratie eine Annäherung an jenen staatspolitischen Sozialismus sich anbahnt, dessen Weiterbildung Lassalle nicht mehr gegönnt war. Die neuveröffentlichten Briefe steuern viel bedeutsames Detail zu der gesicherten Wahrheit, die für die Erkenntniß der Schöpfer des neueren deutschen Sozialismus das fruchtbarste Kriterium bildet: Hat Marx die gesellschaftlichen Zusammenhänge tiefer erfaßt, so offenbart Lassalle den schärferen Blick für die Natur und die Bedürfnisse des konkreten modernen Staatswesens.

Wie Lassalle in diese Sicherheit des Urtheils hineinwächst, läßt sich an den Briefen mit Genuß verfolgen. Die Schreiben aus den Jahren 1849 bis 1852 sind noch voller Hoffnung, daß der Wiederausbruch der Revolution in Frankreich unvermeidlich sei. Am 24. Oktober 1849 schreibt er: „Dennoch glaube ich allerdings, daß im Frühjahr oder Sommer 1850 die Revolution in Frankreich eclatiren wird." Am 16. April 1850: „Sehr gefreut hat mich, daß Du die Revolution für so nahe bevorstehend hältst, um so mehr, weil dies mit meinem Urtheil übereinstimmt, ich aber damit hier ziemlich allein stehe, da die Meisten erst auf die Zeit der Präsidentenwahl (Ende 1851) in Frankreich wieder hoffen zu können glauben" . . . Bekanntlich ist an Stelle der sozialen Revolution Louis Bonaparte's Staatsstreich eingetreten. Auch dieses Ereigniß kann sich Lassalle nicht anders als nach einem etwas gewaltsamen Schema zurechtlegen: „Die französische Bourgeoisie abdizirt ihrer politischen Herrschaft, für die sie sechzig Jahre gestritten und drei Könige besiegt hat. Sie abdizirt derselben, weil sie erkennt und erklärt, daß das Fortbestehen ihrer wirthschaftlichen Institutionen nur noch unter der Diktatur des Militärdespotismus möglich sei! . . . Mit dem 2. Dezember ist die Gesellschaft haarscharf vor dem Abgrund der neuen proletarischen Revolution angelangt. Schon seh' ich sie stürzen. Verwunderlich allein ist die unvergleichliche Stupidität der Bourgeoisie, mit der sie ihren Todtenschein für einen Lebensversicherungszettel hält" . . . Die stilistisch prächtigen Sätze lesen sich heute, nachdem die französische Bourgeoisie mehr als dreißig Jahre in ihrer dritten Republik haust, seltsam genug. Natürlich glaubt Lassalle nicht an den Bestand des zweiten Kaiserreiches. „Ob dieses Interimistikum lange dauern wird? Ich kann ihm jedenfalls nur sehr, sehr kurze Dauer zugestehen . . . Seine Herrschaft wird jedenfalls nur nach Monaten berechnet werden." Auch Marx täuschte sich bekanntlich über die Dauer des Napoleonischen Regimes. Da ist es denn reizvoll, daß die Gräfin Hatzfeld nüchterner und zutreffender urtheilt, als die beiden gelehrten und scharfsinnigen Männer. Sie schreibt, wie Mehring mittheilt, an Marx: . . . „sagen Sie mir Ihr Urtheil über die schändliche Geschichte in Paris. L. ist, scheint mir, verblendet durch seine allzu heftigen Wünsche, die er durchaus realisirt sehen will. Das heißt, er beurtheilt richtig die Ursachen und Wirkungen der Katastrophe; nur scheint es mir, daß er sich Illusionen über die Dauer macht, welche die Herrschaft dieses Landstreichers haben kann. Ich kann mich der Ansicht und Furcht nicht verschließen, daß sie mehrere Jahre dauern kann." — Mit der Zeit erschließen sich dem in Deutschland zurückgebliebenen Lassalle die Zusammenhänge des realen politischen Lebens, und er lernt treffender urtheilen. Während des Krimkrieges ist er, gestützt auf „kabinetsmäßige Informationen", die ihm seither stets reichlich zukommen, in der Lage, Marx eine Reihe werthvoller Mittheilungen über die „diplomatischen Unterhandlungen und die Vorgänge am preußischen Hof zugehen zu lassen. Marx benutzte dieselben für seine Korrespondenz an die „New York Tribune". Wiederholt und energisch wendet sich Lassalle wider die abenteuerlichen Ideen von Marx, daß das englische Ministerium nur einen Scheinkrieg gegen Rußland führen wolle und daß Palmerston ein bezahlter russischer Agent sei. Marx hatte, wie seine Publikationen über die großen politischen Fragen zeigen, für die nothwendige Eigenartigkeit der äußeren Politik des Inselreiches keinen Blick. Daher ist ihm auch die vielfach schwankende Haltung englischer Staatsmänner Rußland gegenüber nicht verständlich. Lassalle müht sich, durch das Zeugniß eingeweihter Diplomaten wie durch geschichtliche Exkurse Marx' Irrthümer aufzuklären. Gleichwohl theilte er, wie der Brief vom 7. März 1854 zeigt, noch die übertriebene Furcht vor Rußland, damals übrigens ein Erbstück aller deutschen Parteien, die Kreuzzeitungsmänner ausgenommen.

Der nächste europäische Krieg, der 1859 zwischen dem durch Rußland gedeckten Kaiser Napoleon und Oesterreich geführt wurde, findet Lassalle und Marx in lebhaftem Meinungsgegensatze. Friedrich Engels hatte in einer Broschüre „Po und Rhein" behauptet, es bestehe ein heimliches Bündniß zwischen dem Zaren und dem Kaiser Napoleon III., dessen Zweck es sei, Oesterreich zu vernichten, Deutschland das linke Rheinufer zu nehmen und Europa so unter die doppelte Knechtschaft des Bonapartismus und Zarismus zu bringen. Es sei daher Pflicht der Deutschen, Oesterreich in jenem Kriege beizuspringen, den Rhein am Po zu vertheidigen. Lassalle aber veröffentlichte um dieselbe Zeit seine berühmt gewordene Broschüre „Der italienische Krieg", in welcher er gegen die allgemeine Preßmeinung auseinandersetzt, das deutsche Volk habe in diesem Kampf bei Seite zu stehen, die italienischen Einigungsbestrebungen nicht zu hindern; es sei vielmehr die Aufgabe Preußens, nunmehr durch sofortige Aufrollung der schleswig-holsteinischen Frage das deutsche Einigungsziel gegen Oesterreich durchzusetzen. Ueber diesen tiefen Gegensatz entspinnt sich eine durch fast zwei Jahre fortgeführte Korrespondenz; die Briefe Lassalle's schwellen zu ganzen Abhandlungen an. Scheinbar enthalten sie einen neuen Gesichtspunkt zur Beurtheilung der Lassalle'schen Brochüre. Er versicherte, es sei ihm darum zu thun gewesen, die preußische Regierung vor einem populären Krieg gegen Frankreich abzuhalten, der ihre Macht für lange Zeit gefestigt und der demokratischen Sache schweren Schaden zugefügt hätte. Deshalb habe er gezeigt, daß die deutsche Demokratie durchaus auf Seite Italiens gegen Oesterreich stehen müsse. Er habe den Krieg, den der Prinzregent von Preußen entschlossen gewesen sei zu führen, unpopulär machen wollen, um die Unpopularität für die demokratische Sache auszunützen. Allein da heute kein Mensch mehr ernsthaft wird behaupten wollen, Lassalle habe seine Broschüre als überzeugter Kleindeutscher

geschrieben, so ändert das in den Briefen an Marx enthüllte Motiv am Wesen des Streites nichts. Die Hauptsache bleibt, daß Lassalle richtig erkannt hat, nicht das eingebildete zaristisch-bonapartistische Bündniß, sondern Oesterreich sei der gefährlichste Feind der deutschen Einheit, und daß er die Energie des Volksempfindens gegen diese Macht lenken wollte. Er hat nur in einem Punkte geirrt, wenn er schreibt: „Ich habe auch der Regierung darin (in der Broschüre) einen höchst nationalen und populären Weg angegeben, den sie — in abstracto ganz gut gehen könnte, in concreto aber durchaus nicht gehen kann noch wird. Und weil sie diesen Weg nicht einschlagen wird, hoffe ich, darin das Mittel gefunden zu haben, sie gründlich zu depopularisiren." Diesen Weg, die schleswig-holsteinische Frage als Anlaß zur Lösung der deutschen Frage zu nützen, ist die preußische Regierung bekanntlich gegangen und hat sich damit „gründlich popularisirt".

Reichlich fließen in den Briefen Aperçus über die inneren deutschen Zustände. Lassalle berichtet fortlaufend über die politischen und wirthschaftlichen Vorgänge. Ergötzlich sind die Schliche der Briefschreiber, ihre Korrespondenz vor der „Schnüffelei der preußischen Spürnasen" zu sichern. Sie schreiben unter Deckadressen, die vorsichtig gewechselt werden. Trotzdem verschwindet hie und da ein Brief. Lassalle glaubt, daß die Polizei einen Vorwand sucht, ihn aus Deutschland wegzuärgern. „Ich bin, so zu sagen, der Letzte der Mohikaner im Rheinland. Jeder Organismus sucht das ihm Anomale auszustoßen und es ist Lachstoff für 6 Winterabende, wenn ich Ihnen erzählen wollte, was die Polizei in dieser Hinsicht schon alles gegen mich versucht hat", — so schreibt er 13. Juni 1853 an Frau Marx. Auch im Januar 1855 berichtet er noch von einem Versuch der politischen Polizei, durch Einschiebung eines Pseudo-Lassalle's, der unter den Arbeitern als Agent provocateur auftrat, ihm an den Leib zu gehen. Lassalle erzählt den Hergang ganz genau, macht sich über die vergeblichen Anstrengungen lustig, und fügt, da er befürchtet, der Brief könnte geöffnet werden, boshaft hinzu: „Neigt sich aber wirklich eine kupferfarbige Polizeinase auf dieses Blatt, so gönne ich ihr vom Herzen, darin das ihr hier ausgestellte geistige testimonium paupertatis zu lesen." Grimmiger wird er, wenn er von seinen Kämpfen mit den rheinischen Gerichten in den Hatzfeld'schen Prozessen spricht. Nach 1860, als er Marx davor warnt, in Berlin einen Beleidigungsprozeß wider ein nationalliberales Blatt anzustrengen, schreibt er: „Wenn ich an diesen zehnjährigen täglichen Justizmord denke, so zittert es mir wie Blutwellen vor den Augen. . . . Nie wölbt sich meine Lippe zu einem Lächeln tieferer Verachtung, als wenn ich von Richter und Recht bei uns sprechen höre!"

Seine volle Galle aber ergießt sich jedesmal, wenn er auf das tödtlich gehaßte fortschrittliche Bürgerthum und seine Vertreterin in der Oeffentlichkeit, die Presse, zu reden kommt. „O, unsere Polizei ist, man sage, was man will, noch immer ein viel liberaleres Institut als unsere Presse. . . Wie ist gegen dieses interessirte Stillschweigen, gegen diese stillschweigende Verschwörung aufzukommen? Pas possible! Von Gewissen und Scham haben sie keinen Rest mehr! Was nicht in ihren interessirten Kram paßt, darüber memento mori. Ein Trappist kann nicht stummer sein." Und so fort über einen Zustand, der heute nicht mehr recht verständlich ist, seit es Blätter jeder Parteirichtung gibt. Lassalle selbst trug sich mit dem Plane, der demokratischen Partei ein großes Blatt zu schaffen. Marx sollte nach Erlaß der Amnestie 1861 nach Berlin übersiedeln. Der Gedanke konnte nicht ausgeführt werden, weil das preußische Ministerium sich weigerte, Marx, der das preußische Bürgerrecht verloren hatte, wieder zu naturalisiren. Lassalle setzte sich mit aller Wucht für die Wiederaufnahme ein, er schildert seine Versuche bei dem Polizeipräsidenten v. Zedlitz und beim Minister Grafen Schwerin sehr lebendig. Schließlich „hat er den Minister so weit, daß dieser verspricht, die Sache an den Magistrat zu weisen", womit alles gewonnen wäre. „Aber ich muß sagen, ich glaube nicht, daß Schwerin sein Versprechen hält. Andere werden ihn wohl wieder breit schlagen". In der That wurde Marx' Naturalisation verweigert. Zum Heile für die Freundschaft der beiden Männer, die nie hätten einträchtig in Deutschland wirken können, während sie sich par distance trefflich zu einander fügten.

Bernstein behauptet, es habe zwischen Lassalle und Marx nie ein tieferes Freundschaftsverhältniß geherrscht. Auf Lassalle's Seite war jedenfalls warmes Freundschaftsgefühl für den älteren Kampfgenossen vorhanden. Wiederholt spricht er diese Empfindung in wahrhaftigen Wendungen aus. Anfangs der fünfziger Jahre ging es Marx in London sehr schlecht. Er kämpfte mit Nahrungssorgen, in den harten Zeiten starben ihm ein paar Kinder. „Durch andere vernahm ich, daß es Dir die Zeit über nur zu traurig gegangen, dies aber sich jetzt ein wenig gebessert hat. Ich litt bei dieser Nachricht, denn Du gehörst zu den wenigen, für die ich wirklich sogar ein Faible habe und denen ich manchmal lieber noch geholfen sehen würde, als mir selbst." So weit er kann, hilft er auch aus: mit Darlehen, vor allem aber mit erfolgreichen Bemühungen, Marx den deutschen Büchermarkt, den er nach 1849 verloren hatte, wieder zu gewinnen. Den Verlag der 1859 erschienenen „Kritik der politischen Oekonomie" übernahm Franz Duncker auf Lassalle's dringende Empfehlung. Vor der geistigen Kraft des Freundes empfand Lassalle unbedingte Bewunderung, wie sie ihm, der ganz Hochmuth und Selbstbewußtsein war, kaum ein anderer entlockt hat. Sind die Meinungen über eine Frage getheilt, so vertheidigt er seinen Standpunkt in endlosen Briefen. Lassalle's Trauerspiel „Franz von Sickingen" scheint Marx und Engels lebhaft angeregt zu haben. Zwischen den drei Männern, die der schaffenden Poesie sonst so ferne stehen, entspinnt sich eine aufschlußreiche Diskussion über tragische Idee, tragische Motive, dramatische Technik, welche auch der Litterat mit Vergnügen lesen mag. Die Aufrichtigkeit, mit der Lassalle für Marx empfand, leuchtet auch aus einem Briefe vom 4. Juni 1858 überzeugend hervor. Lassalle braucht einen freundschaftlichen Rath. „Ich habe viele Freunde und tüchtige Männer, aber . . . sie sind mir nicht geistig unabhängig genug, um entschieden Werth auf ihr Urtheil zu legen, wenn es mit dem meinen übereinstimmt, nicht geistig bedeutend genug, um großen Werth darauf zu legen, wenn es von dem meinigen abweicht. Zum ersten Mal seit 13 Jahren schwankte ich in einem Falle, zum ersten Mal brauch' ich jemand, der jene beiden Eigenschaften in hinreichendem Maße hat, um mir rathen zu können. Darum wende ich mich an Dich, mit der herzlichen Bitte, mir baldigst und erschöpfend Deine Ansicht auszusprechen." Der schwierige Fall war eine — Duellaffaire. Lassalle war von einem gewissen Fabrice — nach einer skandalösen Prügelscene auf der Straße — gefordert worden. Er lehnt ab, geräth aber nachher ins Schwanken. Prinzipiell hält er das Duell für ein „unsinniges Petrefakt einer überwundenen Kulturstufe" und „durch die Prinzipien der demokratischen Partei ausgeschlossen". Andererseits ist es ihm unerträglich, für feige gehalten zu werden. „Du wirst mir Deine Meinung erschöpfend darlegen und wegen dieser momentanen Unschlüssigkeit, in die sich ein gut Theil Rachsucht mischen mag, nicht geringer denken, denn Du bist nicht Jemand, der mit Kammerdiener-Augen sieht." Wie nachdenklich machen diese Worte! Sechs Jahre später provocirte Lassalle ein Pistolenduell mit dem wallachischen Bojaren v. Rackowitz. Die Prinzipien kamen ihm nicht in den Sinn, das „gut Theil Rachsucht" hatte sie weggeschwemmt.

S. Rubinstein.

Die Phrase von der formalen Bildung.

In dem Kampf um die Vorherrschaft der alten Sprachen im höheren Unterrichtsbetriebe hat von jeher die Phrase von der „formalen Bildung" eine der Hauptwaffen in den Händen der Vertheidiger des allein selig machenden Griechisch und Latein gebildet. Ueber den Werth der sogenannten klassischen Bildung, das heißt der gründlichen Kenntniß der geistigen Schätze des Alterthums, haben sich die Meinungen geklärt. Daß wir noch auf unabsehbare Zeit hinaus, wenn nicht für immer, anknüpfen müssen an die Ueberkommenschaften griechischer und römischer Kunst, Litteratur, Welt- und Staatsweisheit, das nehme ich als ausgemacht an und darüber rede ich nicht weiter. Daß aber zur Aufrechterhaltung des Zusammenhanges des modernen Kulturmenschen mit dem Geistesleben der antiken Welt die beiden todten Sprachen nicht den Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts zu bilden brauchen, sondern daß dieser Zusammenhang sich auch bei einer viel geringeren Stundenzahl für Griechisch und Lateinisch herstellen läßt, daran hege ich keinen Zweifel. Die Beibehaltung der so ungeheuer überwiegenden Stundenzahl an Gymnasien für Griechisch und Lateinisch zusammengenommen — 12 Stunden wöchentlich gegenüber 16 Stunden in allen übrigen Schulfächern — wird von unseren „Humanisten" ganz überwiegend nur noch vertheidigt mit der stets wiederkehrenden, von einem dem anderen nachgesprochenen Phrase: Griechisch und Lateinisch sind die Grundsäulen der formalen Bildung.

Nun muß ich sagen: in der ungeheuren Litteratur über die Frage von der Stellung der alten Sprachen im Gymnasialunterricht bin ich zwar unzählige Male jener Phrase von der formalen Bildung begegnet, aber nicht ein einziges Mal habe ich eine wirklich verständliche, überzeugende, ja auch nur eine schlechtweg inhaltreiche Erklärung des Wesens der formalen Bildung unter dem Gesichtspunkt gefunden, daß sie nur oder doch am besten durch den Unterricht in der lateinischen und griechischen Grammatik vermittelt werde. Alles und Jedes, was zum Beweise dafür geschrieben worden ist, erweist sich bei der ersten scharfen Prüfung als inhaltlos.

Was könnte man phrasenlos, also ganz nüchtern und aus der eigenen Erfahrung geschöpft als formale Bildung bezeichnen? Doch wohl den gedanklichen Rahmen für alles aufzunehmende Wissen. „Formale Bildung" soll, wenn es irgend etwas bedeutet, doch wohl besagen, daß es sich nicht um die Bildung selbst, also um den aufgenommenen Bildungsstoff, handelt, sondern um die Formen, die diesem Bildungsstoff bei der gedanklichen Verarbeitung gegeben werden. In diesem Sinne kann man als formale Bildung ansehen die Grundlagen für alles menschliche Denken, also z. B. die Unterscheidung zwischen Wesen und Form, zwischen den Begriffen und Ausdrücken dafür. Man könnte sodann als eines der Zubehöre formaler Bildung bezeichnen: die Fähigkeit der Eintheilung, also dessen, was durch eines der unzähligen überflüssigen Fremdwörter Klassifizirung benannt wird. Es gehört ferner dazu die Uebung im Herausfinden von Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten. Vielleicht könnte man ganz allgemein sagen: zur formalen Bildung gehört die Uebung in der Anwendung der von Kant aufgestellten „Kategorien", also möglichste Klarheit über Begriffe und Anwendung der Begriffe: Allheit, Vielheit, Einzelheit — oder: Behauptung, Verneinung, Einschränkung — oder: Wirklichkeit, Möglichkeit, Nothwendigkeit — oder der Denkform von Ursache und Wirkung. — kurz alles das, was kein aus der Anschauung der Dinge selbst gewonnenes Wissen, sondern eine rein geistige Einordnung des Schatzes von Selbstgeschautem oder durch Unterricht zu einer Scheinanschauung Gewordenem bedeutet.

Nun frage ich jeden unbefangenen und unparteiischen Leser, also jeden, der kein persönliches, ja auch kein sachliches unmittelbares Interesse an der herrschenden oder dienenden Stellung der beiden klassischen Sprachen im höheren Unterricht hat: gibt es irgendetwas von den oben angedeuteten Bestandtheilen der formalen Bildung, was durch die Grammatik der alten Sprachen überwiegend oder besser vermittelt würde als durch die meisten übrigen Unterrichtsgegenstände? Dies ist der Punkt, auf den es in der ganzen Streitfrage ankommt, und hier erwarte ich die Beweise — aber die phrasenlosen — unserer „Humanisten" für den Vorrang der lateinischen und griechischen Grammatik vor allen übrigen Fächern. Sowie man den Behauptungen der Schwärmer für die lateinische und griechische Grammatik unerbittlich auf den Grund geht, zerstieben sie in nichts. Nehmen wir einen der wichtigsten formalen Grundbegriffe: den von Ursache und Wirkung. Der Schüler lernt allerdings z. B. aus der lateinischen Grammatik, daß zwischen dem Wörtchen pro und dem Worte patria ein Abhängigkeitsverhältniß insofern besteht, als pro die „Ursache" ist für die Ablativform patria. Schön, das ist ein Stückchen formaler Bildung. Will man aber behaupten, daß genau dieselbe formale Bildung nicht auch errungen werden kann durch das Abhängigkeitsverhältniß zwischen „für" und dem Akkusativ „das Vaterland"? Aber wie unendlich eindringlicher lehrt jede naturwissenschaftliche Erkenntniß, gleichviel welcher Art, das ewige Weltgesetz von Ursache und Wirkung, das gewiß einen der wichtigsten Bestandtheile aller formalen Bildung ausmacht. Ich behaupte sogar, daß der unlösliche Zusammenhang von Ursache und Wirkung selbst einem recht jungen Schüler durch die Lehren vom „Regieren" der Kasus durch die Präpositionen, oder von der Anwendung des Indikativs, Konjunktivs oder Optativs nach gewissen Umstandswörtern u. s. w., nicht annähernd so überzeugend einleuchtet, wie durch irgend ein wissenschaftlich erklärtes Vorkommniß in der Natur. Denn welcher denkende Schüler wird an die zwingende Naturnothwendigkeit des Ablativs nach pro glauben? Ihm wird, und mit Recht, der Gedanke kommen, daß es sich hierbei möglicherweise um launenhafte Sprünge des Sprachgeistes handelt, zumal da die meisten grammatischen Regeln Ausnahmen zulassen, wodurch ja eigentlich ihr formaler Werth für die Gewinnung fester Grundanschauungen in Frage gestellt wird.

Schlagen wir irgendwo bei einem der Hauptverfechter der lateinischen und griechischen Grammatik auf und versuchen wir, uns von ihm belehren zu lassen. Da ist ein Professor Christian Muff, der Leiter der Landesschule Pforta, einer der angesehensten „Humanisten". In seinem kürzlich erschienenen Buche „Humanistische und realistische Bildung" (Berlin, G. Grote) finde ich folgende Sätze: „Wenn es wahr ist, und das kann niemand im Ernst bestreiten, daß nicht alles, was gelehrt wird, um seiner selbst willen gelehrt wird, sondern um der Erweckung und Stärkung einer geistigen Kraft willen, wenn es also bei gewissen Thätigkeiten nicht sowohl auf eine Mehrung des Wissens abgesehen ist, als darauf, daß jemand geschickt gemacht werde, seine Sinne zu gebrauchen, die Dinge klar aufzufassen und fest zu behalten, durch planvolles, in strenger Folge vorschreitendes Denken die Erscheinungen zu begreifen, auch verwickelte Gedankenzusammenhänge zu zergliedern und sich ein selbstständiges, sicheres Urtheil zu bilden: dann gibt es eine formale Bildung. Dieser Aufgabe nun, denken und sprechen, klar denken und bündig sprechen zu lehren, Augen und Ohren zu öffnen und den Geist zu voller Aufmerksamkeit zu spornen, dient nichts anderes in solchem Maße wie die zweckmäßige und methodisch richtige Betreibung der alten Sprachen. Man wohne nur eine Stunde dem lateinischen oder griechischen Unterricht in einer unteren oder mittleren Gymnasialklasse bei, und man wird staunen, welch heilsame, die verschiedenen Geisteskräfte beschäftigende und stärkende Zumuthungen an den Knaben gestellt werden. Wenn man in den Deklinationen und Konjugationen die Verschiedenheit der Bezeichnung durch ganz bestimmte, klar geschiedene Endungen ausgedrückt findet; wenn die Mannigfaltigkeit der Form die Mannigfaltigkeit der Gedanken getreu wiederspiegelt: welche Schulung gewährt das! Der reich gegliederte Bau der Formenlehre, der fest in sich gefügt ist und das

Bild einer geschlossenen Einheit bietet, deren Glieder organisch unter einander verbunden sind; das streng gesetzmäßige und doch anmuthig freie Gefüge der Syntax, die genaue Wahl des Ausdrucks, die Fülle der ähnlichen und doch so verschieden gebrauchten Partikeln und Präpositionen: das alles muß nothwendig zu scharfem Aufmerken, zu energischem Denken und genauem Verknüpfen anhalten."

Hier haben wir den geradezu klassischen Versuch, die Phrase von der formalen Bildung so klingen zu lassen, als ob irgendetwas dahinter stecke. Ich sage keinem, der z. B. gründlich Französisch kennt, das heißt mehr als durch die werthlose Spielerei, genannt französischer Unterricht, auf unseren Gymnasien erworben wird, etwas Neues, wenn ich behaupte, daß alles, was Herr Professor Muff den alten Sprachen als einen durch nichts übertroffenen Vorzug nachrühmt, von der französischen Grammatik vollauf, ja viel besser als durch das Lateinische geleistet wird. Gibt es irgend eine Feinheit des Lateinischen, etwa in der Anwendung der Kasus, in der Unterscheidung zwischen Indikativ und Konjunktiv, in der berühmten consecutio temporum, die nicht im Französischen mindestens ebenso fein geboten wird? Begnügen wir uns nicht mit allgemeinen Redensarten, sondern gehen wir den Dingen scharf auf den Leib: welcher Vortheil für die formale Bildung soll darin stecken, daß der Schüler lernt, die alten Römer haben den Genitiv von mensa durch mensae bezeichnet, also durch eine Beugung des Wortausganges selbst, wogegen die Franzosen den Genitiv mittels de la table ebenso deutlich, wenn auch auf andere Weise, durch Benutzung einer Präposition bezeichnen? Vielleicht würde selbst ein Sextaner begreifen, daß dem Französischen der Preis der Klarheit vor dem Lateinischen gebührt, denn die Form mensae sagt ihm nicht, ob sie eines Tisches oder des Tisches, einem oder dem Tische bedeutet, wogegen de la table über seine Bedeutung selbst außerhalb des Satzgefüges keinen Zweifel läßt. Wie steht es also mit der „Aufgabe, klar zu denken und bündig zu sprechen", Herr Muff? Mir scheint, das Französische, ja selbst das Deutsche löst diese Aufgabe ungleich besser, als das Lateinische. Es ist ja auch nicht wahr, daß der Lateinschüler (so wenig wie der Schüler des Griechischen) „in den Deklinationen und Konjugationen die Verschiedenheit der Bezeichnung durch ganz bestimmte, klar geschiedene Endungen ausgedrückt findet". Herrn Muff wird doch wohl nicht nur bekannt, sondern auch gegenwärtig sein, daß es im Lateinischen eine Fülle von verwechselbaren Deklinations- und Konjugationsformen gibt. Es ist mir sehr fraglich, ob die lateinische Deklination mit ihrer Gleichheit von horti (des Gartens) und horti (die Gärten) die formale Bildung mehr fördert als die „durch ganz bestimmte, klar geschiedene" Bezeichnungen auseinander gehaltenen französischen Formen du jardin und les jardins. — Wie immer man sonst über die größere Fähigkeit der alten Sprachen denken mag, die verschiedenen Formen der Deklination und Konjugation durch Endungen auszudrücken, — von einem größeren formalen Bildungswerth der Endungen gegenüber irgendwelchen anderen Sprachformen, z. B. der Präpositionen wie im Französischen und im Englischen, kann doch im Ernst sprachwissenschaftlich keine Rede sein.

Was gewinnt ein Lateinschüler an formaler Bildung z. B. durch eine Form wie mensibus? Er erfährt hierdurch: es handelt sich um ein Hauptwort in der Mehrzahl und im dritten Fall — es kann aber auch der sechste sein. Ein Sextaner also, dem dieses Wort in einem Satze begegnet, wird den Versuch machen, es nach seinen äußeren Merkmalen, also nach der Endung, zu „bestimmen". Ich leugne nicht, daß in dieser Geistesthätigkeit eine formal bildende Uebung steckt. Wird aber nicht mindestens dieselbe geistbildende Thätigkeit geübt, wenn ein Knabe ein ausgerupftes Gänseblümchen nach seinen Merkmalen „bestimmen" soll? Ich lasse ganz dahingestellt, in welchem Falle der innere Gewinn größer ist; für die formale Bildung sehe ich keinen wesentlichen Unterschied zwischen dem Bestimmen von Wortformen und von Naturformen, oder höchstens einen Unterschied zu Gunsten der Beschäftigung mit den Naturformen.

Die Herren „Humanisten" thun immer so, als seien die lebenden Kultursprachen in ihrer Syntax so verwahrlost, in ihrer Synonymik so armselig, daß sie mit dem unvergleichlichen Latein und Griechisch keinen Vergleich aushalten. Dies kommt einfach daher: unsere Humanisten sind in den allermeisten Fällen vortreffliche Kenner des Lateinischen und des Griechischen, aber sehr mäßige Kenner des Französischen und Englischen. Wäre es ohne diese Unkenntniß des tieferen Lebens der neueren Sprachen denkbar, daß ein so gelehrter Mann wie der Professor Oskar Jäger, früher einer der ersten Rufer im Streit für die Oberherrschaft des Lateinischen und Griechischen, jetzt ein wesentlich stillerer Mann, in einem Büchlein, das ehedem eine gewisse Bedeutung besessen haben soll: „Das humanistische Gymnasium", einen Satz schreiben konnte, in dem er als Beispiele für die feinere Synonymik des Lateinischen Wörter wie dignitas, honor, decus für „Ehre" aufführt und dann gemüthlich hinzufügt: „daß von den neueren Sprachen das Französische und Englische nur „honneur", „honour", das Italienische aus dem Lateinischen auch „decore" hat"? Ist eine solche Unkenntniß bei einem Manne, der über die grundlegenden Fragen der Sprachwissenschaft zu schreiben sich unterfängt, schicklicherweise gestattet? Herr Jäger brauchte nur in den beiden Musterwörterbüchern des Französischen und Englischen von Langenscheidt nachzuschlagen, so würde er einen viel größeren Reichthum an Synonymen für „Ehre" finden, als im Lateinischen und Griechischen zusammengenommen. Das Französische und Englische hat durchaus nicht bloß honneur und honour, sondern es hat, wenn Herr Jäger es erlaubt, oder auch wenn er es nicht erlaubt, noch solche feinen Abstufungen wie: réputation, dignité, foi — und reputation, credit, dignity, glory, womit aber für keine der beiden Sprachen die Reihe der begriffsverwandten Wörter erschöpft ist.

Derselbe große Sprachphilosoph meint dann auch, das Lateinische sei bildender für einen deutschen Schüler, weil der Sprachgeist des Lateinischen von dem des Deutschen stärker abweiche als der des Französischen und Englischen: „Die Muttersprache kommt dem, welcher aus der fremden Sprache in sie überträgt, gleichsam auf halbem (beim Französischen und Englischen auf ganzem) Wege entgegen; das Lateinische richtet sich nicht nach uns." Ich empfehle Herrn Jäger, sich einmal einen der ersten Unterrichtsbriefe von Toussaint-Langenscheidt für Französisch oder Englisch anzusehen, z. B. die fremdsprachlichen Sätze mit ihren darunter stehenden wörtlichen deutschen Uebertragungen; vielleicht geht ihm dann die allgemeine sprachwissenschaftliche Wahrheit auf, daß es überhaupt keine Sprache gibt, die sich nicht in ihrem ganzen Satzgefüge, in ihren sprachlichen Launen, in ihren seltsamen, nur ihr eigenen Wendungen mindestens so vom Deutschen unterscheidet wie das Latein. Die Zahl der sogenannten „idiomatischen" Ausdrücke im Französischen und Englischen ist weitaus größer als im Lateinischen und mindestens ebenso groß wie im Altgriechischen. Unsere klassischen Philologen wissen nur leider zu wenig von diesem geheimnißvollen Leben und Weben in den von ihnen verachteten, weil nicht gekannten, neueren Fremdsprachen.

Aber ein begeisterter Schwärmer wie Oskar Jäger geht sogar soweit, dem Unterricht im Lateinischen und Griechischen einen höheren Bildungswerth für die Sittlichkeit beizumessen: „Ich kann den wichtigen und schwierigen Begriff Ehre weit besser zum Verständniß bringen, wenn ich dem Schüler zeigen kann, wie der Grieche und Römer den sittlichen Gedanken, der hier in Frage kommt, gedacht hat." Man braucht diesen Satz nur abzuschreiben und kann jedes Wort darüber sparen. Auf derselben Höhe steht Herrn Jägers anderer erstaunlicher Ausspruch: „An dem Lateinischen zunächst erarbeitet sich der Knabe, der Jüngling nach den verschiedenen Reifestufen die ganze Reihe ethischer Begriffe auf den verschiedenen Gebieten; er erarbeitet sich

religiöse, staatliche, soziale u. s. w. Begriffe: Staat, Recht, Freundschaft, Liebe, Verfassung, Gerechtigkeit, und wie sie alle heißen" — wörtlich so von Herrn Gymnasialdirektor Professor Oskar Jäger gesagt, nicht etwa ihm von einem boshaften Spötter im Kladderadatsch in den Mund gelegt.

Endlich die Behauptung unserer „Humanisten" von dem unübertrefflichen formalen Bildungswerth, der in der lateinischen und griechischen Syntax stecken soll. Ich darf an dieser Stelle ohne Unbescheidenheit einflechten, daß ich auch Einiges von lateinischer und griechischer Syntax zu verstehen glaube. Unsere „Humanisten" behandeln ihre Gegner, die für den formal bildenden Gleichwerth der neueren Sprachen oder der Naturwissenschaften eintreten, immer so, als hätten sie es mit vollkommenen Banausen zu thun, die wohl vor langen Jahren einmal ein wenig Latein und Griechisch Dekliniren und Konjugiren gelernt, dies aber auch wahrscheinlich schon wieder vergessen haben. Ich bilde mir nicht das Geringste auf meine treu bewahrten und durch das Lesen der alten Klassiker immer wieder aufgefrischten Sprachkenntnisse im Lateinischen und Griechischen ein, aber ich möchte denn doch bemerken, daß ich z. B. das Griechische, wenn es sein muß auch das Altgriechische, leidlich fließend spreche und Latein flott lese, mir also wohl ein Urtheil erlauben darf über den Vergleichswerth seiner Syntax oder der des Lateinischen — und der beider hauptsächlicher neuerer Fremdsprachen. Nun bitte ich die Leser, auch die „Humanisten" unter ihnen, einmal in einer ausführlichen französischen Grammatik die Abschnitte zu lesen über die Unterschiede von du (Theilungsartikel) und de, vom Gebrauch des Subjonctif, von der consecutio temporum u. s. w.; oder in einer größeren englischen Grammatik den Abschnitt über will und shall, — would und should, über die Unterschiede von the und a u. s. w. Das Lateinische hat eine gut durchgebildete Syntax, aber das Französische und das Englische nehmen es an Klarheit wie an Feinheit der syntaktischen Unterscheidungen mindestens mit dem Lateinischen und selbst mit dem Griechischen auf. Wer dies bestreitet, dem bestreite ich die tiefere Kenntniß der neueren Sprachen. Man zeige mir den Satz in der besten lateinischen oder griechischen Prosa, der nicht mit allen Feinheiten ins Französische und ins Englische übersetzt werden könnte; dagegen versagt das Lateinische, weniger das Griechische, in zahllosen Fällen den feinen Abtönungen gegenüber, die sich in bester französischer wie englischer Prosa finden.

Was bleibt dann noch von der „formalen Bildung" übrig? Es gibt ein sicheres Merkmal der formalen Bildung für jeden deutschen Arbeiter auf geistigem Gebiet, also für den Gelehrten, für den Schriftsteller: die mustergiltige Beherrschung der Muttersprache. Wenn wirklich die überwiegende Beschäftigung mit lateinischer und griechischer Grammatik und Litteratur die formalbildenden Wirkungen hätte, die von den „Humanisten" immer behauptet werden, so müßte doch an diesen selbst sich der formal bildende Segen des klassischen Unterrichts am herrlichsten erweisen. Nun lehrt mich aber meine Beschäftigung mit der Litteratur über diese Fragen, daß gerade die Schriften unserer „Humanisten" in formaler Hinsicht tief unter denen ihrer Gegner stehen. Ihr Deutsch läßt im Stil wie selbst in der bloßen Sprachrichtigkeit erstaunlich viel zu wünschen. Es gäbe eine sehr lehrreiche, wenn auch wenig angenehme Arbeit, wollte ich einmal aus den Schriften der Vorkämpfer der lateinischen und griechischen Grammatik als der Grundlage aller formalen Bildung Seite für Seite Sätze ausziehen, in denen weder von formaler Bildung noch von irgendwelcher feineren sprachlichen Kultur etwas zu spüren ist. Es wimmelt in den meisten dieser Schriften von allen groben Verstößen, die in den wohlbekannten neueren Hilfsbüchern für richtiges Deutsch gebrandmarkt werden. Vielleicht unterzieht sich einer der Berufsgegner der „Humanisten" einmal dieser heilsamen, ja fast nothwendigen Arbeit.

Man vertheidige nach wie vor die Segnungen der Beschäftigung mit griechischer und römischer Kunst und Litteratur; aber man verschone uns endlich mit der nachgerade unerträglich, weil inhaltlos gewordenen nachgesprochenen Redewendung von der höheren formalen Bildung, die nur durch die lateinische und griechische Grammatik zu gewinnen sei.

Berlin. Eduard Engel.

Haller's Gedichte.

Die Stadt Bern hat sich dazu aufgerafft, endlich eine alte Ehrenschuld abzutragen. Dem in Wissenschaft und Litteratur hervorragendsten ihrer einstigen Bürger, Albrecht v. Haller, den das 18. und 19. Jahrhundert einfach den großen Haller zu nennen pflegte, setzt sie ein würdiges Denkmal, das auf den Platz vor der im Bau begriffenen Universität soll zu stehen kommen, auf einen Hügel, der die „große Schanze" heißt und eine freie, herrliche Aussicht hinüber nach den Alpen gewährt, den „Pfeilern des Himmels", die sich nach einem Worte Ewald's v. Kleist, Haller, indem er sie besang, „zu Ehrensäulen gemacht". Wenn man weiß, daß namentlich im 18. Jahrhundert Bern und Haller für ganz Europa unzertrennliche Begriffe waren, so dürfen sich ferner Stehende wohl wundern, daß die zweite Säkularfeier von Haller's Geburtstag (1708) herannahen mußte, bis diesem universellen Geiste und edlen Manne eine Auszeichnung zu Theil wird, mit der die Stadt gegenüber politischen und kriegerischen Führern nicht kargte. Drei Denkmäler von Harnischmännern besitzt sie: die Statue Berchtolds von Zähringen, des Gründers der Stadt — das Reiterstandbild Rudolfs v. Erlach, des Siegers von Laupen — und das Monument Adrians v. Bubenberg, des Staatsmannes und treuen Vertheidigers des Städtchens Murten gegen Karl den Kühnen von Burgund. Diese Bevorzugung von Männern ferner Vorzeit, von deren persönlicher Erscheinung man so wenig mehr weiß, daß den Bildhauern für ihre Darstellung ziemlich freier Spielraum gegeben war, während Haller's Denkmal eine rechte Porträtstatue werden kann, hängt mit dem auch heutzutage noch vorwiegend politischen Sinne der bernischen Bevölkerung zusammen, deren Stadt ja auch die Bundeshauptstadt der Eidgenossenschaft ist. Für litterarische Dinge ist das Interesse in Bern immer noch so schwach, daß, obwohl das Todesjahr Haller's (1777) bei der hundertsten Wiederkehr (1877) durch eine sehr würdige Feier begangen wurde, das beste litterargeschichtliche Werk, das wir über Haller besitzen — von Ludwig Hirzel, dem verstorbenen Professor der Universität Bern verfaßt — noch Jahre lang nach seinem Erscheinen in Bern selbst nur etwa in fünf Exemplaren abgesetzt wurde. Dagegen hat nun die zum Theil von deutschen Hochschulprofessoren ausgegangene Anregung, Haller ein würdiges Denkmal zu setzen, doch in allen Kreisen der Bevölkerung freudige und thätige Theilnahme hervorgerufen. Man kann selbst Handwerker nennen, die sich um die Sammlung von Beiträgen eifrig bemühen. Daß man aber auch auf Beiträge des Auslandes, namentlich Deutschlands hofft, ist bei der Bedeutung, die Haller als Bahnbrecher auf naturwissenschaftlichem und medizinischem Gebiet hatte, und mit Rücksicht darauf, daß er in seinen besten Mannesjahren der Ruhm der Universität Göttingen war, wohl zu verstehen.

Von der wissenschaftlichen Größe Haller's soll indessen hier nicht die Rede sein. Vielmehr möchten diese Zeilen mit der anfechtbarsten und angefochtensten Seite seiner Geistigkeit sich beschäftigen, mit seinen thatsächlich nicht mehr gelesenen Gedichten. Und auch da ist es nicht etwa auf eine litterargeschichtliche Studie abgesehen, welche es z. B. unternehmen könnte, nachzuweisen, welches der sprachliche Einfluß Haller's auf spätere große deutsche Dichter, auf Schiller besonders, gewesen sei. Denn hierüber gibt es ein

vortreffliches Buch des Züricher Hochschulprofessors Dr. Adolf Frey. Lieber möchte ich die Eindrücke schildern, die der Leser von heute empfängt, wenn er sich entschließt, Haller's „Versuch schweizerischer Gedichte" selbst zur Hand zu nehmen und dem an Umfang bescheidenen Buche einige Stunden stiller Versenkung zu gönnen, bei der ein gelegentliches Einnicken niemand zum Kapitalverbrechen soll gemacht werden. Denn das sei ehrlicher Weise sogleich zugestanden, daß in diesen durchweg philosophirenden Gedichten, die nach drei Dezennien nun ebenfalls zweihundert Jahre alt sein werden, der moderne Leser auf viele langweilige Stellen trifft. Und doch gewähren sie andererseits wieder viel Vergnügen und flößen uns durch die Gesinnung, die in ihnen waltet, vor dem Manne, der sie schrieb, größte Achtung ein.

In letzterer Beziehung namentlich trifft man auf ganz außerordentliche Stellen, die in Bezug auf weitherzige Lebensanschauung, tapfern Freimuth, ja sogar eigentliches Freidenkerthum in unseren Augen noch gewinnen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß im 18. Jahrhundert Bern, wie Venedig, eine streng aristokratisch regierte Republik war, in der ein freies Wort leicht aufs Schaffot führen konnte und Bürger, die sich im Kirchenbesuch lässig zeigten, mit Ausweisung aus den Landesgrenzen bestraft wurden. Eine Gesellschaft, in der man Thee trank, war der Regierung hierdurch allein schon verdächtig, weil der Thee zu regem Gedankenaustausch ermuntert, nicht wie der Wein vergnügte Rauschstimmung bewirkt.

Und da wagte der zweiundzwanzigjährige Haller den Vers: „Was Böses ist geschehen, das nicht ein Priester that?" (In „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben".) Und er wiederholte ihn drei Jahre später in dem Gedicht „Die Falschheit menschlicher Tugenden":

„War nicht ein Priester stets des Eigensinnes Bild,
Der Göttersprüche red't und, wenn er fleht, befiehlt?"

Es ist dasselbe Gedicht, in dem er sich auch gegen Nonnengelübde ausspricht, was nun allerdings im protestantischen Bern ungefährlicher war, als ein ganz allgemein gehaltener Ausfall auf Pfaffenthum. Die betreffenden Verse zeigen aber schönes Menschengefühl, Sinn für die echte Bestimmung des Weibes und mögen darum hier stehen:

„O! ihr, die die Natur auf beßre Wege weist, —
Was heißt der Himmel denn, wenn er nicht lieben heißt?
Ist ein Gesetz gerecht, das die Natur verdammet,
Und ist der Brand nicht rein, wenn sie uns selbst entflammet?
Was soll der zarte Leib, der Glieder holde Pracht?
Ist alles nicht für uns, und wir für sie gemacht?"

Und darum beklagt er die Fälle, wo

„. . . . List und Geiz des Schöpfers Zweck verdrungen,
Was Er zum Lieben schuf, zur Wittwenschaft gezwungen."

Auch bezweifelt er die Echtheit cölibatärer Gefühle. Mögen die Frommen immerhin „in prahlende Trompeten stoßen" und rufen:

„Das Weib hört auf zu sein, der Engel fängt schon an" —

der Dichter bleibt skeptisch, er glaubt nicht,

„daß ungefühlt in ihr die Jugend blüht
Und nur der Andacht Brand in ihren Adern glüht,
Daß kein verstohlner Blick in die verlaßne Welt
Mit sehnender Begier zu spät zurücke fällt,
Daß immer die Vernunft der Sinne Feuer kühlt
Und nur ihr eigner Arm die reine Brust befühlt."

Das sind auch im Ausdruck, nicht bloß dem Gedanken nach, für jene Zeit und für die Umgebung, in der Haller lebte, außerordentlich freie Verse.

Demselben schönen, rein menschlichen Gefühle für das Naturrecht der Liebe begegnen wir in einer Stelle der „Alpen":

„Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt;
Er liebet sie, sie ihn, dies macht den Heirathschluß.
Die Eh' wird oft durch nichts als beider Treu befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie von nahen Zweigen,
Die Wollust deckt ihr Bett auf sanft geschwollnes Moos,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schooß.
O! dreimal selig Paar! Euch muß ein Fürst beneiden;
Denn Liebe balsamt Gras, und Ekel herrscht auf Seiden."

Weiter als hier Haller in der Schilderung einer „freien Liebe", die weder Priester noch Standesamt braucht, geht doch auch die vom Theater-Publikum immer so gern gehörte Stelle in der Operette „Zigeunerbaron" nicht, wenn auch da neben der Nachtigall schalkhafter Weise noch der Storch als Zeuge zitirt wird. Und man wende nicht ein, daß durch J. J. Rousseau's die Rückkehr zur Natur fordernde Schriften solche Anschauungen Gemeingut der Zeit und konventionell gewesen seien; denn Haller's „Alpen" gehören nicht der Mitte oder gar dem letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts an, sondern wurden 1729 geschrieben.

Und auch auf anderem Gebiet zeigt Haller mitunter eine Gesinnung, die den modernen Leser sympathisch berührt. Da haben wir z. B. in dem bereits erwähnten Gedicht von der „Falschheit menschlicher Tugenden" die auch im Ausdruck wahrhaft pompöse Stelle, die den Kriegsruhm, den Schlachtenmuth dadurch in gewisse Grenzen zu bannen sucht, daß sie nachweist, es gebe auch tapfere Thiere:

„O Held! Dein Muth ist groß: es soll, was Du gewesen,
Auf ewigem Porphyr die letzte Nachwelt lesen.
Allein, — wenn auf dem Harz, nun lang genug gequält,
Ein aufgebrachtes Schwein zuletzt den Tod erwählt,
Die dicken Borsten sträubt, die starken Waffen wetzt
Und wüthend übern Schwarm entbauchter Hunde setzt,
Oft endlich noch am Spieß, der ihm sein Herzblut trinkt,
Den kühnen Feind zerfleischt und satt von Rache sinkt, —
Ist hier kein Heldenmuth? Wer baut dem Hauer Säulen?
Die Jäger werden ihn mit ihren Hunden theilen."

Daß Hunde, denen das Wildschwein den Bauch aufgeschlitzt hat, „entbauchte Hunde" heißen, nöthigt ja wohl dem modernen Leser ein Lächeln ab. Ich möchte aber gleich beifügen, daß die alterthümlichen Ausdrücke und Wendungen und auch die alemannischen Dialekteigenthümlichkeiten, denen man in Haller's Gedichten häufig begegnet, den Reiz der Lektüre eher vermehren als verringern, auch da, wo man über sie lachen muß. Wenn ich in einer Schilderung aller der abergläubischen Kulte, die es auf Erden schon gegeben hat, auf die Verse stoße:

„Das tumme Memphis sucht im Sumpf den Krokodil
Und räuchert einem Gott, der es verschlingen will" —

so amüsirt mich die unwillkürliche Komik dieser zwei Zeilen aufs köstlichste, ohne daß ein Dichter, der vor bald 200 Jahren dergleichen in einem Lande schrieb, in dem es eine schriftdeutsche Umgangssprache damals überhaupt nicht gab, in meinen Augen irgend etwas einbüßen könnte. Man findet in Haller's Gedichten sprachlich noch viel kuriosere Stellen. So sagt er z. B. einmal, indem er einen „Mann von altem Schrote" beschreibt, daß

„— zwischen Haß und Gunst bei ihm ein Abtritt ist".

Er will sagen, daß Haß und Gunst bei einem solchen Manne streng geschieden sind; doch rief schon bei Haller's Lebzeiten das bedenkliche Wort, in Norddeutschland namentlich, Mißverständniß und Spott hervor, während man in Bern noch im 19. Jahrhundert von den Rathsherren, wenn sie sich zu geheimer Abstimmung zurückzogen, ohne jeden Hintergedanken zu sagen pflegte: „sie begeben sich auf Abtritt".

Man muß nur, wenn man Haller's Gedichten auch sprachlich gerecht werden will, nicht bloß auf die Unbeholfenheit seiner Ausdrücke und Wendungen achten, sondern ebenso einiges Feingehör für die Stellen haben, in denen er seiner Zeit im Ausdruck geradezu voraneilt. So fiel

mir in dem Gedicht an seinen Freund, den Mathematikprofessor D. Geßner, eine Strophe auf, die ich als Uhlandisch bezeichnen möchte, wobei denn freilich auch der Gedanke an eines der bekanntesten Uhland'schen Frühlingsgedichte erinnert:

„Sieh, wie die trunknen Auen blühn,
Die Wälder deckt ein schönres Grün,
Als das, so sie im Herbst verloren.
Die dürrsten Anger werden bunt,
Ein jeder Busch hat seinen Mund;
Wir aber sind ohn' Aug' und Ohren."

Als zehnjähriger Knabe hörte ich zum ersten Mal Verse Haller's; mein Vater sprach sie:

„Unselig Mittelding von Engel und von Vieh!
Du prahlst mit der Vernunft und Du gebrauchst sie nie."

„Gelt, das ist aus dem Faust?" sagte ich, weil mein Vater öfter auch Verse aus dem „Faust" im Munde führte. „Wo denkst Du hin!" antwortete er und nannte den bernischen Dichter. Es kommt mir aber vor, daß meine Vermuthung sich nicht ganz auf falscher Fährte bewegte. Wenn Mephistopheles vom Geist im Menschen sagt:

„Er nennt's Vernunft und braucht's allein
Um thierischer als jedes Thier zu sein" —

oder wenn Faust ausruft:

„Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt,
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt" —

so würden die citirten Haller'schen Verse in solchen Gedankengang ganz gut hineinpassen und selbst an die „Spottgeburt aus Dreck und Feuer", die sich im „Faust" freilich nicht auf den Menschen, sondern auf Mephistopheles bezieht, darf man erinnern. Und wenn wir in Haller's Gedicht „Ueber den Ursprung des Uebels" auf den Vers stoßen:

„In der Begier genießt und im Genuß begehrt —",

so klingt das doch wahrhaftig wie ein Vorspiel zu dem Faustischen:

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

Gerade Goethe aber hat durch einen Ausfall auf zwei sehr bekannte Verse Haller's wohl am meisten dazu beigetragen, Haller in Verruf zu bringen, indem er ihn als „Philister" brandmarkte, — das Schlimmste, was man von einem Dichter sagen kann. In seinem Gedichte „Von der Falschheit menschlicher Tugenden" hatte Haller den eigentlich ganz sokratischen Gedanken behandelt, daß alles Wissen und alle Gelehrsamkeit aufrichtige Naturen zuletzt doch zu dem Bekenntnisse führen müsse, daß man nichts wisse:

„Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist.
Zu glücklich, wem sie noch die äußre Schale weist."

Hierauf bezieht sich Goethe in seinem Gedichte:

Allerdings.

Dem Physiker.

„Ins Innre der Natur —"
O Du Philister!
„Dringt kein erschaffner Geist."
Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern!
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.

„Glückselig, wem sie nur
Die äußre Schale weist!"
Das hör' ich sechzig Jahre wiederholen,
Ich fluche drauf, aber verstohlen;
Sage mir tausend und tausend Male:
Alles giebt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale.
Alles ist sie mit einem Male;
Dich prüfe nur zu allermeist,
Ob Du Kern oder Schale seist."

Kein philosophisch und naturwissenschaftlich gebildeter Leser von heute wird diesen Gedanken Goethe's seine Zustimmung versagen. Aber nur wenige, ganz große Naturforscher der Gegenwart können ihnen auf Grund so tiefer eigener Naturkenntniß beipflichten, wie es Haller — der Anatom, der Physiologe, der Botaniker, der praktische Arzt — selbst würde gethan haben, wenn er die Goethe'sche Paraphrase seiner eigenen Sentenz noch erlebt hätte. Nur würde er den letzten Sinn seiner Sentenz gleichwohl als zu Recht bestehend erklärt und etwa auf die Schwierigkeit hingewiesen haben, ihn anders als mit diesem Gegensatz von Außen und Innen auszudrücken. Denn, daß das tiefste Lebensgeheimniß durch alle Naturphilosophie nicht erklärt werden kann, das geben auch Darwin und die größten lebenden Erforscher der Mysterien der Weltentstehung zu. Andererseits — wie sehr begreift man den Ueberdruß Goethe's dieser Sentenz gegenüber, besonders wenn sie mit pastoraler Salbung ausgesprochen und dem in seinen naturwissenschaftlichen Bestrebungen so manche Entdeckerfreude genießenden großen Dichter vielleicht gar als theologische Nichtigkeitserklärung alles physikalischen Forschens entgegengehalten wurde. Aber daß Haller selbst erst der Belehrung bedurft hätte, es gebe in der Natur, wenn man sie wissenschaftlich betrachtet, kein Außen und Innen, können wir in Hinblick auf Haller's anatomische Studien nicht zugestehen. Und es ist keineswegs philisterhaft, wenn ein großer Naturforscher, sei es auch mit vielleicht nicht ganz geschickt gewählten Worten, in das Bekenntniß einer allem menschlichen Erkennen gezogenen Grenze ausbricht. Philister sind im Gegentheil jene leicht befriedigten, Nicolai haften oder schulmeisterlichen Naturen, die in jedem Zeitalter Triumphgesänge anstimmen, „wie wir's so herrlich weit gebracht", — was Goethe selbst verspottete.

Daß nun Haller, dessen Gedichte ohne Ausnahme seinen Jünglings- und ersten Mannesjahren angehören, durch Erziehung und durch den engen Sinn seiner Umgebung in der Vaterstadt wie auch durch den Geist seines Zeitalters, in seinen Gedichten, die ohnehin fast durchweg lehrhafte Diskussionen in Versen vorstellen, hie und da Züge aufweist, die uns jetzt philisterhaft vorkommen, soll hier nicht geleugnet werden. In erster Linie wären da die kleinen Vorreden zu nennen, die er einzelnen Gedichten vorausschickt, und die gewöhnlich als Entschuldigung dafür, daß er überhaupt Verse schreibe, ein körperliches Unwohlsein anführen, das ihn an ernsterer Thätigkeit behindert habe. „Da ich mich nach einer Krankheit langsam erholte und zu keiner anderen Arbeit noch die Kräfte hatte" — liest man z. B. in der Einleitung zu dem Gedicht über „Vernunft, Aberglauben und Unglauben". Und einmal spricht er sich selbst in Versen das dichterische Talent ab: „Ich aber, dem sein Stern kein Feuer gab zum Dichten". — (In „Die verdorbenen Sitten".) Gerade in diesem Gedicht aber zeigt er mehr Feuer als sonst und an einigen Stellen sogar Humor. Die feurige Stelle ist die Versreihe, die mit den in der Schweiz auch heutzutage zuweilen noch citirten, weil mitunter als zeitgemäß empfundenen Worten beginnt:

„Sag' an Helvetien, Du Heldenvaterland,
Wie ist Dein altes Volk dem jetzigen verwandt?"

Humor aber steckt in der Schilderung eines patrizischen Modegecken, von dem es unter anderem auch heißt: „Wer flucht so neu als er?" und im Gegenstück hiezu, in dem „Rusticus":

„Der wie die Vorwelt spricht und wie die Vorwelt trinkt".

Weit mehr jedoch als Humor, der bei Haller eine allerdings seltene Pflanze bleibt, nimmt den Leser auch heute

noch die relative Kraft der Sprache bei größter Knappheit für den Dichter ein; es ist etwas Horazisches in diesen Gedichten, so schon in seinen frühesten, noch fast der Knabenzeit angehörenden Versen:

„Den Fisch, der Ströme bläst und mit dem Schwanze stürmt,
Hast Du mit Adern ausgehöhlt;
Du hast den Elephant aus Erden aufgethürmt
Und seinen Knochenberg beseelt."

(Morgengedanken, 1725.)

Oder man nehme das Wort in den „Alpen" über die Heldenahnen:

„In deren Faust der Blitz und Gott im Herzen war", —

das einem modernen Dichter, der die tapferen Transvaalburen kurz charakterisiren wollte, ganz wohl anstehen würde. Und wie anschaulich und kraftvoll ist in dieser Dichtung die Schilderung des Staubbachs bei Lauterbrunen, die mit den Versen schließt:

„Ein Wandrer sieht erstaunt am Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen."

Das Zierliche und Anmuthige lag dem ernsten und etwas schwerfälligen Wesen Haller's ferner; doch fehlt es nicht ganz. Man darf doch immerhin an das Zeugniß Klopstock's erinnern dafür, daß ein Liebesgedicht Haller's seiner Zeit gesungen wurde, also in Töne gesetzt war. Haller's „Doris" ist gemeint. „Hirzel's Daphne, den Kleist innig wie Gleiman liebt" — sang im Nachen auf dem Zürichsee dieses Gedicht Haller's, das allerdings für eine längere Seefahrt ausreichte, da es aus 22 sechszeiligen Strophen besteht. Da trifft man auf die für Haller's sonst so strengen Ton außerordentlichen Zeilen:

„Wenn eine Schöne sich ergeben,
Für den, der für sie lebt, zu leben,
Und ihr Verweigern wird ein Scherz —
. . . .
Wenn zärtlich Wehren, holdes Zwingen
Verliebter Diebstahl, reizend Ringen
Mit Wollust beider Herz berauscht;
Wenn der verwirrte Blick der Schönen
Ihr schwimmend Aug' voll seichter Thränen,
Was sie verweigert, heimlich heischt" —

Das sind Verse, die man Wieland zutrauen würde. Ein paar Strophen weiter folgt dann freilich der unglaublich naive Gemeinplatz:

„Wie angenehm ist doch die Liebe!"

* * *

Und hiermit sei mein dilettantischer Gang durch Haller's Gedichte beendet, obschon ihrer viele — z. B. die einst berühmte Trauerode auf den Tod seiner Gattin („Auf das Absterben meiner geliebten Marianne") gar nicht erwähnt wurden. Durch das Vorgebrachte wird dem Leser doch immerhin Haller's Bild wieder etwas aufgefrischt worden sein, dies vielleicht so sehr, daß der Eine oder der Andere ganz gern seinen Obulus an das Berner Monument des lieben, alten Herrn beisteuert. Dabei fällt mir ein, wie auch Litteraten, die meistens nicht mit Glücksgütern gesegnet sind, doch zu einem ihnen nicht zu wehe thuenden kleinen Beitrag an das Denkmal gelangen könnten. Sie würden jedesmal, wenn sie mehr nach deutscher Gewohnheit als gerade nothwendiger Weise Goethe citiren, ein Zehnpfennigstück in eine Büchse werfen. Das, ein einziges Jahr lang fortgesetzt, würde ein recht artiges Sümmchen ausmachen und hätte dazu den Sinn einer Sühne jenes doch etwas zu grausamen Goethewortes über Haller.

Bern. J. V. Widmann.

Guizot redivivus.

Nicht von Guizot, dem am Ruder stehenden Staatsmann, soll hier die Rede sein, dessen Bild in Deutschland zuletzt wohl mit feinstem Verständniß von Karl Hillebrand aufgefrischt worden ist. Auch nicht von Guizot, dem Historiker, dessen eigenthümliche Größe trotz allem, was Neuere und Neueste an ihm auszusetzen hätten, in Geltung bleiben wird. Es ist vielmehr der Guizot des Alters, der von den Geschäften entfernt lebt, und dessen geschichtliche Betrachtung, abgesehen von der Darstellung der englischen Revolution und einigen Nebenarbeiten, vornehmlich seiner eigenen Laufbahn zugewandt ist.

So tritt er uns entgegen in einer kürzlich herausgegebenen Sammlung von Briefen, die er an seine Freunde, Charles Lenormant, den berühmten Archäologen, und dessen Frau, die Adoptivtochter Madame Récamier's, gerichtet hat.*) Ein Enkel der Lenormants, Charles de Loménie, selbst würdiger Träger eines Namens von bestem Klang, hat diese Briefe herausgegeben und mit einer Reihe von erläuternden Anmerkungen versehen.

Seine Ausgabe erhält dadurch noch einen eigenthümlichen Reiz, daß ihr ein höchst sympathisches Vorwort des Monseigneur de Cabrières, Bischofs von Montpellier, vorausgeht. In der That darf der Herausgeber als etwas Außerordentliches hervorheben: „Ein katholischer Bischof, in dem die großen Ueberlieferungen des französischen Episkopates sich fortsetzen, hat dem Charakter und den Handlungen desjenigen französischen Protestanten eine Huldigung darbringen wollen, der seit Du Plessis-Mornay und Sully neben Cuvier den größten Ruhm davongetragen hat." Der Bischof seinerseits beklagt zwar schmerzlich, daß Guizot nicht der alleinseligmachenden Kirche angehört, daß er sie trotz allen Strebens nach Unparteilichkeit „nicht richtig verstanden", hie und da sogar gegenüber dem heiligen Stuhl „das gewöhnlich korrekte Maß des Denkens und der Sprache vergessen hat". Aber er sieht ihn „auf dem Wege des Heils" einherwandeln und bezweifelt nicht, daß „die Einigung, die auf Erden nicht sichtbar wurde, in der Ewigkeit sich vollzogen haben wird".

In der ersten, schmächtigsten Gruppe der vorliegenden Briefe werden Fragen der Moral, Religion und Kirchenpolitik, bei deren Behandlung der puritanische und strenggläubige Guizot sich auch mit katholischen Freunden auf einem Boden zusammenfinden konnte, noch nicht berührt. Es handelt sich hier um die fünfviertel Jahre, die unmittelbar auf die Februar-Revolution folgten. Guizot war vor dem Sturm, der ihn zu Fall gebracht, wie Louis Philipp, nach England entwichen. Sein Plan, durch die Aufstellung seiner Kandidatur für die Wahlen von 1849 noch einmal auf die öffentliche Bühne zurückgeführt zu werden, scheiterte. Sich selbst den Wählern vorzustellen, verschmähte er. Aber in den Briefen, die er damals theilweise zum Zweck der Mittheilung an Freunde schrieb, hat man werthvolle Zeugnisse seiner Denkweise. Sein Herz gehört nach wie vor „der konservativen Partei", und er nimmt die Nachrichten über ihre Neubildung hoffnungsvoll auf. Auch erkennt er ihr allein die „Fähigkeit einer Regierungspartei" zu. Indessen hat er doch einiges aus der Vergangenheit gelernt und bekennt freimüthig: „Ich erhebe nicht den Anspruch, mich niemals getäuscht und nie Fehler begangen zu haben." So schwingt er sich denn zu dem Satz auf: „Gewiß: Frankreich kann nicht mit und durch die Mittelklassen regiert werden, seine Regierung bedarf eines weiteren Feldes." Freilich fügt er sofort mannichfache Einschränkungen hinzu. Auch bleibt das allgemeine Wahlrecht ihm ein Greuel, und die Politik, die er als leitender Staatsmann verfolgt hatte, schätzt er, der Schiffbrüchige, als „gut für Freiheit und Ordnung, für

*) Les années de retraite de M. Guizot. Lettres à M. et Madame Charles Lenormant. Précédées d'une lettre de Monseigneur de Cabrières, Evêque de Montpellier. Paris, Hachette 1902.

Fortschritt und Sicherheit, für äußeres Ansehen und inneres Wohlergehen".

Nach Frankreich zurückgekehrt, widmete Guizot, wie bekannt, sein Leben hauptsächlich seiner Familie, seinen Freunden und einer bis ins höchste Greisenalter nicht nachlassenden litterarischen Thätigkeit. Zugleich nahm er als Präsident der Akademie eine weithin sichtbare repräsentative Stellung ein. Aus dieser Zeit, von 1850 bis 1874, stammt die Hauptmasse der von Charles de Loménie veröffentlichten Briefe. Sie sind fast alle aus Guizot's Tuskulum, jenem Landsitz Val-Richer in der Normandie, geschrieben, das er selbst einmal als „Stätte der Ruhe und Arbeit, Ordnung und Freiheit" preist. Hier, wo er sich von theuren Schatten der Vergangenheit umgeben wußte, im Kreise der Nächsten, den Kämpfen des Tages entrückt, gab er im brieflichen Gedankenaustausch weichen und duldsamen Gefühlen Ausdruck, in denen keine Spur des starrsinnigen Calvinismus zu bemerken ist. Ein unverwüstlicher Optimismus, wie man ihn nicht häufig bei gefallenen Größen findet, macht sich in den Worten Luft: „Ich habe Glück und Freuden ohne Grenzen und ohne Trübung gekannt. Diese Vergangenheit genügt, meine Seele auszufüllen, und selbst heute sehe ich mich in den Hoffnungen und Wünschen meiner Jugend nicht getäuscht . . . Das Leben ist meiner Ansicht nach das, was es kostet, werth." Mit jenem Optimismus aber verknüpft sich ein unerschütterlicher Glaube an eine höhere, weisere Leitung, wie er sich gelegentlich in dem Geständniß ausspricht: „Ich bin wohl schwer getroffen worden, in der Tiefe des Geistes und in der Tiefe des Herzens, im Privatleben und im öffentlichen Leben. Aber nie hat mein Mund, nicht einmal meine Seele gemurrt. Ich habe alles hingenommen, nicht nur ohne innere Auflehnung, sondern mit Vertrauen."

Neben diesen religiös-moralisirenden Sätzen, die mannichfach variirt werden, kommen rein litterarische Gegenstände zu ausführlicher Behandlung. Die eigenen Arbeiten Guizot's nehmen dabei begreiflicher Weise die erste Stelle ein. Man verfolgt das Entstehen und Fortschreiten seiner „Memoiren", die ihn Jahre lang aufs Eifrigste beschäftigten. Man sieht, wie die großen Historiker des Alterthums ihm als Muster vorschweben, die auch die Geschichte ihrer Zeit geschrieben haben „Allen Stolz der Vergleichung bei Seite gesetzt", äußert er einmal, „ich fühle keine Verlegenheit, dasselbe zu wagen, wie sie. Keine Bitterkeit erlaubt viel Freimuth. Es sind die Persönlichkeiten, die die Wahrheit vergiften." Jeder Kenner weiß den hohen Werth der Memoiren Guizot's zu schätzen, wird aber auch ihre subjektive Färbung und stellenweise sehr bedenkliche Lückenhaftigkeit nicht außer Acht lassen. Es sei, um ein Beispiel dafür anzuführen, nur auf die Seiten verwiesen, in denen die Beziehungen Frankreichs zur Schweiz vor dem Ausbruch des Sonderbundskrieges zur Sprache kommen. Wer möchte das Wort nicht würdigen, das Guizot selbst einmal in diesem Briefwechsel (S. 112) fallen läßt: „Ich bin entschlossen, mir das Vergnügen zu machen, für meine eigene Genugthuung, nicht für die Anderer, zu reden. Die Herzogin von Talleyrand sagte mir eines Tages, als sie von den Memoiren ihres Onkels sprach: ‚Wenn man so viel in seinem Leben gelogen hat, begreife ich nicht, daß man sich nicht einmal das Vergnügen macht, die Wahrheit zu sagen.' Ich habe nicht so viel gelogen wie Herr von Talleyrand, aber ich habe oft — das Französische bleibt unübersetzbar — menagirt und transigirt."

Sattsam ergibt sich aus den vorliegenden Briefen, wie hoch Guizot neben seinen Memoiren seine „Betrachtungen über das Wesen der christlichen Religion" stellte. Die Idee, dies Werk zu schreiben, ging ihm auf, als er das „Leben Jesu" von Renan durchblätterte. Man kann sich denken, ein wie vernichtendes Urtheil der orthodoxe Leser über einen „Zerstörer" fällt, der, wie er meint, „doch nicht genug Leidenschaft und Keckheit im Verhältniß zu dem Uebel besitzt, das er anrichtet". „Renan möchte gern", schreibt er ein anderes Mal, „daß man ihn nicht für den Urheber der Verwüstungen halte, die er verschuldet hat, und sich im Voraus gegen die Folgen schützen". Stellen wie diese werden das Wohlgefallen des Bischofs von Montpellier besonders gefunden haben. Aber auch manche Aeußerungen, welche die Politik betreffen, müssen sehr nach seinem Geschmack gewesen sein. In erster Linie sind dahin diejenigen zu rechnen, die sich auf Italien beziehen. Schon der Krieg von 1859 fand keine Gnade vor Guizot's Augen. Er schien ihm „nur durch fremden Ehrgeiz und deklamatorische Künste" hervorgerufen sein. Als sich sodann im Frühling 1860 Mittelitalien unter dem Scepter Victor Emanuel's mit Norditalien zusammenschloß, fand er, „daß das Chaos sich immer weiter ausdehne" und prophezeite: „Das italienische Chaos wird das europäische Chaos werden." Allerdings entriß die Encyklika vom 22. Dezember 1864 ihm die Worte: „Rom hat seinen alten Verstand verloren . . es gibt Lehren für alle Welt, für die Päpste wie für die Könige, für Rom wie für Jerusalem." Aber Garibaldi's 1867 gewagter Versuch, den letzten Rest der weltlichen Herrschaft des Papstthums zu beseitigen, empörte ihn aufs Tiefste. Er wünschte sehnlich, daß der Revolutionär vor Ankunft der französischen Regimenter den päpstlichen Zuaven erläge.

Die Frage der deutschen Einheitsbewegung beschäftigte ihn nicht weniger lebhaft, wie die der italienischen. Auch hier verleugnete seine Antipathie sich durchaus nicht. „Die Völker sind närrisch", schrieb er am letzten Tage des Jahres 1863, kurz bevor die Kanonen in Schleswig-Holstein sich hören ließen — „und die Regierungen unfähig. Die Deutschen scheinen mir im Zug, die größten Narren von allen zu sein."

Sehr richtig aber hatte er doch wenige Monate vorher bemerkt: „Der nationale Geist nimmt in der deutschen Einheitsbewegung einen größeren Raum ein, als der revolutionäre." Auch ahnte er, daß es zu einem Zusammenstoß zwischen Frankreich und Deutschland kommen werde. Lange vorher hatte er prophezeit: „Das Kaiserreich Napoleon's III. kann nur durch seine eigenen Fehler umgestürzt werden . . . der Kaiser wird alles sagen und thun, was nöthig ist, um Europa zu hindern, sich seinetwegen zu beunruhigen; er wird so lange wie möglich jeden gefährlichen Schritt verschieben . . . aber der Augenblick wird eintreten, ich bin davon überzeugt."

Guizot hat die Katastrophe des Jahres 1870 als hochbetagter Greis noch erlebt. Man sieht aus diesen Briefen, wie tief sie ihn ergriff, ohne seine Thatkraft zu lähmen oder seinen Glauben an die Zukunft seines Vaterlandes zu erschüttern.

„Um meinem Optimismus treu zu bleiben", schrieb er vierzehn Tage nach der Schlacht von Sedan, „flüchte ich mich in die große Geschichte." Nach dem Kriege erschien der erste Band seiner volksthümlichen Erzählung der Vergangenheit Frankreichs. Ursprünglich nur als Belehrung seiner Enkel gedacht, sollte sie doch auch einen Beitrag dazu liefern, „Frankreich aus den Ruinen der Gegenwart zu erheben". In den Zeitungen war von einem Plan die Rede gewesen, Guizot als Botschafter nach London zu senden. Er wollte nicht davon reden hören. „Ich kann vielleicht", war seine Meinung, „wenn die Ereignisse es fordern, mit einiger Wirksamkeit sagen, was ich für die Ehre, die Rechte und die Interessen meines Landes als nützlich erachte, aber man muß nicht zur aktiven Politik zurückkehren, wenn man sie nicht mehr leiten und ihre ganze Verantwortlichkeit mit ihrer ganzen Bürde übernehmen kann. Seit dreiundzwanzig Jahren habe ich in meiner Zurückgezogenheit nicht gerade otium, aber doch laborem cum dignitate gefunden. In dieser Lage werde ich sterben." Dies ist einer der letzten Sätze, die sich in den von Charles de Loménie ans Licht gezogenen, nach Form und Inhalt gleich werthvollen Dokumenten findet. Man könnte, um ein passendes Motto für das Ganze zu gewinnen, einen anderen Satz aus ihnen auswählen, der folgendermaßen lautet: „Die Aufgabe, die wir in dieser Welt zu lösen haben, ist: immer bereit zum Tode zu sein und zu leben, als wenn man die Ewigkeit für sich hätte."

Zürich. Alfred Stern.

Unsterbliche.

Ein Märchen.

Er war berühmt. Nicht etwa, weil er selbst es glaubte, oder weil Tag für Tag ein anderes Blatt, ein anderer Kunstrichter dem lieben Publikum dies zu glauben anbefahl. Nein! Er wäre in beiden Fällen, wenigstens sich selbst gegenüber, noch ehrlich genug gewesen, in diese Berühmtheit einige Zweifel zu setzen, noch vorsichtig genug, nicht allzuwuchtig damit aufzutreten. Solche Berühmtheit, das hatte er minder Klugen seiner Kollegen abgemerkt, pflegt zu knarren, wie neue Thüren und unbezahlte Schuhe. Ja, es war ganz derselbe Ton, wenn er auch nicht immer durch das Medium der Luft in sein Gehirn drang, sondern oft nur durch eine Miene oder Bewegung solch großstädtischer „Berühmtheiten" diese Empfindung wachreizte. Ihm schien es wenigstens so, denn er war nervös und ehrlich. Aber der aufrichtige, einathmige Beifallssturm, der ihm entgegenbrauste, so oft er die Bühne betrat oder verließ, das feierlich keusche Schweigen, das ihm die Seelen all der Hunderte hinzugeben schien, die an seinen Lippen hingen, wenn er sprach, die hatten es ihm verkündet, daß er einer der Auserwählten sei, ihnen durfte er glauben.

Und Tag für Tag, so oft er, seine Arbeitsstube durchwandelnd, sich mühte, den großen Gestalten großer Dichter seinen Athem, sein Fleisch und Blut zu leihen, hörte er im Geiste diesen Sturm oder diese Stille. Sie waren immer um ihn, immer bei ihm, seine Genien und Richter zugleich. Ein falscher Ton nur, eine unnatürliche oder geistverlassene Bewegung — und er fühlte sich selbst erröthen oder erbleichen. Und hatte ihn auch niemand gehört oder gesehen, als die vier stummen Wände seiner Arbeitsstube — ihm war, als hätte sich der Sturm in Stille, die Stille in Sturm verwandelt, und er fühlte sich gerichtet. Aber immer seltener wurden diese Augenblicke. Schon stand er auf der Sonnenhöhe seiner Kunst, und die Gestalten all der Großen, denen er sein Wesen geliehen, die Geister all der Dichter, die seine Seele befeuert, hatten ihn über sich selbst hinausgetragen. Er war zum Meister geworden, dem Blick, Stimme und Geberde wie durch einen Zauber gehorchten, und nicht nur auf den Brettern, auch in dem lautlosen Frieden seiner Arbeitsstube, dem die Gestalten, die er nachschuf, immer freier, leichter und makelloser entstiegen. Und oft kam es wie ein Rausch über ihn. Seine Kraft trug ihn, seine Stimme berückte ihn, und die mystischen Gewalten der Kunst, die ihn früher oft plötzlich tückisch verlassen hatten, nun dienten sie ihm, nun gebot er ihnen, wie ein Gott seinen Elementen! Er war berühmt und verdiente es auch, das wußte er nun.

Zuweilen aber, und zwar oft gerade mitten in der Seligkeit eines solchen Krafttaumels, überkam ihn ein seltsames Gefühl. Ihm schien dann, als glitte ein geheimnißvolles Etwas über seinem Haupte hinweg, mit leisem, erhabenem Flügelschlage, unfaßbar, unerreichbar. . . . Gab es noch einen Geist, der ihm nicht gehorchte, noch einen Zauber, dem er nicht gebot? Dann verdoppelte er seine Kräfte. Aber umsonst! Diese Empfindung blieb ihm: erst dies räthselhafte über ihn Hinweggleiten, dann ein tiefes inneres Mißbehagen, das auch über die leuchtendsten Farben seiner Kunst etwas wie einen grauen Dämmerschein warf. Und er sann . . . sann . . . Ehrlich und nervös, wie er war, trat er auch in die letzte Hinterstube seines Ichs, und dort fand er die Ursache seiner dumpfen Qual: sein Ehrgeiz schrie nach Unsterblichkeit! Sie war es, die er über sich hinweggleiten fühlte, unfaßbar, unerreichbar für seine Kunst. Mußte es so sein? Und er schlug die Hände vor's Antlitz und sann weiter. . . .

Zwanzig, fünfzig Jahre nach seinem Tode würde man noch von ihm sprechen, das wußte er. Die Letzten, die ihm gelauscht, ihm zugejubelt, trugen seinen Ruhm in ein neues Jahrhundert hinüber, auf die Lippen einer Generation, die weichfluthend dieselbe Woge der Zeit ins Dasein getragen, die ihn daraus hinweggerissen. Dann lebte sein Name in Büchern auf. Ein Schauspieler in Büchern — mein Gott! Er mußte lächeln. . . . Eine gepreßte Blume, ein vertrockneter Falter erzählen mehr von ihrem sommerlangen Dasein, als der Name eines Schauspielers von Jahrzehnten seines Ringens. Die Gestalten aber, denen er seine Seele, sein Blut und Fleisch geliehen, die lebten weiter wie Vampyre, und heischten von anderen dasselbe. Und andere gaben es ihnen, mußten es ihnen geben, — sich selbst, ihre ganze Vergänglichkeit, weil sie nicht anders konnten. Dann sanken auch sie ins Grab oder in die Bücher, denn auch über ihre Häupter war es hinweggeglitten mit leisem, erhabenem Flügelschlage, unfaßbar, unerreichbar. . . .

Unsterblichkeit . . .!

Und er wurde krank an dieser Empfindung. Sein schönes, prunkvolles Heim, sein geliebtes Weib, sein spätgeborenes und darum doppelt theures Kind — nichts, nichts, er fühlte es, konnte ihm diesen Verlust ersetzen! Und wenn nun die Frühlingsluft durch seine prächtigen Gemächer fluthete, und leise die welken Lorbeerkränze bewegte, die fürstliche Hände ihm gespendet, oder den Strauß dürftiger Feldblumen, den ein armer Student als einziges Zeichen stummer Bewunderung schüchtern vor seine Thüre gelegt, dann konnte er mit einem Griff beide herabreißen. Wie haßte er nun dies dürre Geraschel! So würde der Wind einst über sein vergessenes Grab hinstreichen, oder die Hand eines gelangweilten Lesers durch die Blätter des Buches fahren, das auch seinen Namen barg, denn nicht mehr von ihm konnte der Erinnerung überliefert werden.

Unsterblichkeit. . . .

Da stand es eines Tages leibhaftig vor ihm, das verhaßte Wort! In dem Blatte, das er täglich las, stand es, und dabei ein Name, den er schon einmal gehört und wieder vergessen zu haben glaubte. Nein, wie seltsam! Und plötzlich lachte er auf. Doch nicht höhnisch, neidisch oder böswillig, nein, nur deshalb, weil er sich erinnerte, schon einmal irgendwo über den Träger dieses Namens gelacht zu haben. Und dem wurde nun Unsterblichkeit verheißen? Und wieder lächelte er. Aber eine fiebernde Neugierde zwang ihn, weiterzulesen. Von Zeile zu Zeile flog sein Blick; seine Wangen rötheten sich, und als das Blatt ihm nichts mehr zu sagen hatte, sprang er mit einem Satz ans Fenster seiner Stube und starrte unverwandt nach einem der gegenüberliegenden Häuser, als stünden der alte, rissige Bau und das, was er soeben gelesen, in irgend einer Beziehung zu einander. Und dem war auch so: denn da drüben, das wußte er nun, hauste der Glückliche, dem sie Unsterblichkeit verhießen. Hatte er ihn noch nie gesehen? Doch! Und die leicht vorgebeugte, hagere Gestalt eines Mannes wandelte an seinem Geiste vorüber. Der mußte es sein! Aber nicht allzuoft hatte er ihn gesehen, und stets nur flüchtig: wenn er auf der Straße an ihm vorüberschritt, den Hut tief ins Gesicht gerückt, theilnahmslos gegen alles, was um ihn vorging; oder wenn er, was noch seltener geschah, für einen Augenblick ans Fenster trat, mit einem fremden, weltvergessenen Ausdruck im Antlitz, bleichen Wangen und nervös zuckender Stirne. Aber weder Name noch Stand seines Nachbars war ihm bisher bekannt gewesen. Erst hatte er ihn für einen verbummelten Studenten genommen; dann, wie allmählich Jahr um Jahr dahinschwand und sein Gegenüber weder die Wohnung veränderte, noch seine seltsame, weltscheue Lebensweise, für einen Sonderling; endlich beschäftigte er sich nicht einmal mehr im lässigen Gedankenspiele mit ihm. Die stille, absonderliche Häuslichkeit ihm gegenüber war ihm etwas Alltägliches geworden, so alltäglich und gleichgiltig, wie die rissigen Mauern des alten Hauses, die sie umschlossen, und wunderlich genug von dem glänzenden Heim des gefeierten Schauspielers abstachen. Darüber waren nun zwei ganze Jahrzehnte dahingeglitten, Jahrzehnte, für die er, soweit sie das Leben seines Nachbars umgrenzten, keine anderen Marksteine fand, als den Tag, da er im Salon eines berühmten Kritikers über den „seltsamen Dichter" gelacht, weil es

andere thaten, und die Stunde, da derselbe Kritiker ihm und den anderen gebot, an die Unsterblichkeit dieses „Seltsamen“ zu glauben. Und er erröthete. . . .

Unsterblichkeit!

Da packte ihn die alte Qual, und mächtiger, folternder denn je; denn nun hatte sie etwas Persönliches gewonnen, hatte gleichsam Leben angenommen und Gestalt. Und was ihm früher nur Sehnsucht gewesen, nun wurde es Leidenschaft, wühlende, boshaft beharrende Leidenschaft, die um jeden Preis auf irgend eine Weise an ihr Ziel gelangen wollte. Konnte auch er selbst nicht unsterblich werden, wissen, belauschen wollte er, wie man es wurde, den Schleier lüften, hinter dem dies Mysterium sich barg, wie ein werdender Stern hinter kosmischem Nebel. Was hatte der „Andere“, der Unsterbliche da drüben, vor ihm voraus? Er mußte es wissen! Wie unterschied sich hier Schaffen von Schaffen, Räthsel von Räthsel? Auch seiner Kunst, in den Momenten höchsten Triumphes hatte er dies empfunden, wohnte etwas Unsagbares, etwas Orphisches inne. Wie kam es, daß diese in der Zeit ihre Grenzen fand, jene in der Unvergänglichkeit ihr Reich haben sollte? O, er wollte es erfahren, und bald! Erst dachte er an die Anknüpfung persönlicher Beziehungen. Aber sogleich wies er diesen Einfall zurück. War er doch selbst Künstler und wußte, wie scheu Lippe und Seele werden, wenn sie von diesen Geheimnissen sprechen sollen.

Da kam ihm ein anderer Gedanke. Wie, wenn er sich unbemerkt einmal in die Stube des Dichters schliche, den Moment des Schaffens und den Schaffenden selbst belauernd? Das war's! Und mit dämonischer Gewalt bemächtigte sich dieser Wunsch zuletzt seiner ganzen Seele. Aber wie ihn befriedigen und wann? Jeder seiner Blicke wurde nun zum Spion; stundenlang spähte er, hinter dem zarten Gewebe eines Vorhanges sich verbergend, nach dem Fenster seines einsamen Nachbars. Aber es verrieth ihm nichts. Niemand zeigte sich dahinter, und die blanken Sonnenstrahlen, die so klar und nüchtern alle Dinge ringsum beleuchteten, ließen ihm seine Pläne und Einfälle doppelt abenteuerlich erscheinen. Anders war es des Nachts; da hatte die Wirklichkeit ihr Ende erreicht, und Menschen, Dinge und Träume durften groteske Schatten werfen. In diesen Stunden, die kein Pulsschlag des Lebens mehr durchfieberte, die so geheimnißvoll und spurlos dahinglitten, als trügen die blausilbernen Fluthen des Vollmondlichtes selbst sie ins Meer der Zeit hinab — in diesen Stunden wandelte seine Phantasie schwindelfrei wie eine Somnambule über den Abgrund des Unmöglichen hinweg. Plan um Plan entwarf er, und jeder Gedanke dieser schlummerlosen, räthsellüsternen Nächte wurde zur Brücke, die ihn endlich, endlich hinübertragen sollte, über diesen Strom von Qual und Begierde in das Heiligthum desjenigen, dem es gegeben war, für die Unsterblichkeit zu schaffen. Denn auch er ruhte nicht. Der schmale Lichtstreif, der sich durch eine Ritze des dichtverhangenen Fensters stahl, verrieth es dem Lauernden. Also schuf er! Und die Gewißheit, daß derselbe Lichtstrahl, der ihm dies verkündete, theilnahmlos dem Mysterium anwohne, dem seine ganze Seele entgegenlechzte, machte ihn halb toll.

Erschöpft sank er während einer solchen Nacht einmal auf sein Lager zurück und schloß die brennenden Augen. Aber wie geschah ihm da plötzlich? Es war, als streife ein weicher Athem seine Stirn, als ergriffe mit leisem Druck eine fremde Hand seine Rechte. Erstaunt fuhr er auf. Vor ihm stand eine majestätische Gestalt. Weiße Schleier umflutheten sie und fielen in dichten Falten bis zu ihren Füßen hernieder. Auch ihr Angesicht war verhüllt — verhüllt selbst die Hand, die seine bebende Rechte ergriffen. Und ihre Stimme sprach wie durch Wolken zu ihm: „Komm', ich will Dir das Glück eines Unsterblichen zeigen!“

Und schon standen sie in der Stube des Dichters; so plötzlich, als wären sie nur eben in eines der anstoßenden Gemächer des Schauspielers getreten. „Blick' um Dich“, gebot die Gestalt dem Gefangenen, „hier ist alles beseelt; kein Ding in seiner Nähe, dem er nicht einmal Sprache geliehen oder leihen könnte, keine Stelle, über die nicht ein Genius oder Dämon hinweggeschritten wäre. Alles kannst Du betrachten, alles will ich Dir zeigen; denn er sieht uns nicht — er schafft!“

„Dort!“ hauchte der Künstler, und sein Auge blieb an dem Schaffenden selbst hängen. Aber das waren nicht mehr dieselben, ihm seit Jahrzehnten bekannten Züge. Das war kein Mensch, der sich, der Wirklichkeit und seiner selbst bewußt, fleißig an seinem Arbeitstische niedergelassen hatte. Dies Antlitz schien entseelt, sein Blick starr und doch auch wieder unheimlich belebt, als banne ihn ein Bild, eine Erscheinung, die noch jenseits der Grenze des Seienden stand, niemandem sichtbar als ihm und seiner Kraft, der räthselhaften Kraft, die sie aus dem Chaos des Werdenden heben sollte. Und krampfhaft schlangen sich seine Hände ineinander, seine Züge verlängerten sich, es war das Bild eines Sterbenden. . . . Dann fuhr es wie ein Riß der Qual durch die Muskel des bleichen Angesichts: einer stummen, hilflosen Qual, die den athemlosen Beobachter erschauern machte; so hatte sein Weib gelitten in der Stunde des Gebärens, in den Augenblicken, die jenen fürchterlichen Wehrufen vorangingen. . . .

Und die verhüllte Gestalt an der Seite des Künstlers sprach: „Das ist mein Geheimniß! Täglich sterben und sterbend gebären!“

„Wer bist Du?“ fragte er; denn Furcht beschlich sein Herz.

„Du wirst es erfahren! Doch sieh, nun wandelt er!“

Der Dichter hatte sich erhoben. Die Hand an die Stirne gepreßt, begann er auf und ab zu schreiten. Aber auch darin lag keine Freiheit. Es schien, als hätte eine Statue Leben bekommen, um als Statue weiterzuwandeln. Eine Erstarrung war der anderen gewichen. Dieses Auf- und Niederschreiten hatte nichts mit dem Gehen bewußter Menschen gemein. Es war eine blinde, ziellose Hingebung des Leibes an die Schwerkraft, etwas wie eine peinliche Reflexbewegung der Gewalt, die ihn aufwärts tragen wollte und doch immer wieder zurückgleiten ließ.

„Wenn Du ihm Schwingen leihen könntest!“ seufzte der Schauspieler.

„Er hat sie!“ erwiderte die Geheimnißvolle. „Der Vogel, der zur Sonne emporsteigt, fühlt mehr vom Widerstande der Luft, die seine Flügel zertheilen, als dieser von dem Boden, darüber er schreitet. Er wäre kein Unsterblicher, wenn es ihn nicht im Augenblick des Schaffens mit sich emporreißen könnte! Das ist mein zweites Geheimniß: der heilige Augenblick, der die Materie zum Geiste verklärt!“

„Wer bist Du?“ fragte er wieder. Aber sie schwieg. Nur hinter den Hüllen, die ihr Angesicht verbargen, flammte es auf, so blendend, so unerträglich, daß er den Blick zu Boden schlagen mußte.

Noch immer wandelte der Dichter auf und nieder, auf und nieder — ruhelos. . . .

„Siehst Du die, die ihn begleiten, ihn verfolgen, vor ihm herschweben?“ fragte die Verschleierte.

„Ich seh' nur ihn!“

„Ah — ich vergaß!“ Und wie ein heimliches Lachen klang es durch ihre Stimme. „Werde sehend wie er — für einen Augenblick!“ Und sie legte die Hand auf seine Stirne.

Er erbleichte . . . es war wie eine Geisterschlacht, wie das „jüngste Gericht“ Michel Angelo's, aber ohne seine Typen, nur von seinem geheimnißvollen Sinn durchleuchtet. Wie dort die Erde, überall aufklaffend, die Todten gebar, so standen hier die Gedanken auf, die Gestalten, endlos, wie aus einem Chaos emporgeschleudert. Und der Geist thronte als Schöpfer und Richter über ihnen. Zu ihm stiegen sie auf, er hob sie in die Glorie eines ewigen Seins oder stieß sie in die Nacht des geheimnißvollen Schoßes zurück, der sie geboren. Mit dem einen Blick verklärte, mit dem anderen verdammte er, und wo er hinsah wurden Engel, Dämonen, Menschen oder Menschlein.

„Und er?“ flüsterte der Schauende bebend. „Leidet er?“

„Du fragst? Gedenkst Du der Stunden, da er nicht schaffen kann? Dann öffnet sich das Chaos wider ihn und zeigt ihm nur Fratzen, die Lemuren seiner eigenen Kraftlosigkeit. Sie heften sich wie Furien an seine Fersen, verzerren ihm die Wirklichkeit, verfinstern ihm die Sonne, peitschen ihn vor sich her, daß er oft aufschreien möchte wie ein Wahnwitziger. Hundert Stunden muß er büßen für jede, die er genoß wie diese!“

„Warum darf er nicht alle so genießen?“

„Wer ist wie ich?“ sprach sie; und ihm war, als rolle ein Donner durch das schweigende Gemach. Aber in den Widerhall dieses Donners mischte es sich wie ein erstickter Triumphschrei: der Dichter trat an sein Pult und schrieb. . . .

„Hat er diese geliebt?“ frug der Schauspieler, und seine Hand wies auf das Bild eines reiz- und jugendverklärten Weibes, das wie ein märchenerzählender Frühling auf den Schaffenden herniederlächelte.

„Er hat sie geliebt und ihr die schönsten Lieder gesungen. Dann hat er sie verlassen. . . .“

„Warum?“

„Sein Genius gebot es ihm. Genien rasten nicht gern im Feuerschein des häuslichen Herdes!“

„So hart ist sein Herz?“

„Du irrst, er leidet mit allen!“

„Der Einzelne ist ein Theil der Gesammtheit! Wie kannst Du so sprechen?“

„Das fragst Du — mich?“ Und ihm schien, als sähe er durch ihre Schleier hindurch ein schönes, aber höhnisch lächelndes Lippenpaar. . . .

„Ich spreche immer so — das ist das dritte meiner Geheimnisse. Wie viel aber kann ihm der Einzelne gelten, ihm, der täglich den Einzelnen in sich selbst vernichten muß, grausam, selbstmörderisch? Denn so heischt es sein Genius, sein Dämon. Und er muß ihm gehorchen, ihm dienen, mit zerrissenem Herzen, entsagenden Sinnen, ohne Ende, ohne Widerspruch! Kein Idol darf in seiner Brust sein neben diesem. Und fällt er einmal, dann ist es für immer. Dann bleibt er liegen auf der breiten Heerstraße der Halben; es kann die Straße des Erfolges sein, nie aber ist es jene der Unsterblichkeit! Doch — wie könntest Du — wie könntet Ihr seine Qualen ahnen? Ein Tantalus, hungert und dürstet er im Paradiese seiner eigenen Phantasie!“

„Doch die Menschen danken es ihm —“

„Du willst sagen, die Menschheit, jene, die nach ihm leben werden. Vielleicht . . . nie jene, die zugleich mit ihm athmen! Denn sein Auge taucht in jeden Abgrund, auch in den ihres Herzens, darum fürchten und hassen sie ihn, den Nachfolger der Propheten, die sie gesteinigt und steinigen werden, immerdar! Auch sie haben ihr Mysterium: das heilige Dunkel, daraus ihnen Glück und Leben quillt. Doch er entschleiert es; er, der über Zeiten und Formen hinwegsieht, in die seligen Gefilde der Vollendung seiner Gattung. Sie aber glaubt von Ewigkeit her vollendet zu sein, und auch dieser Glaube ist heilig . . . denn er erhält sie . . .“, setzte sie leise, fast zögernd hinzu.

Ihm aber schien, wie er sie anblickte, als verdichteten sich ihre Hüllen. „Darum also scheut er die Menschen?“

„O, er hat sie oft gesucht, mit hungerndem, blutendem Herzen! Aber sie wichen vor ihm zurück, immer weiter, je inniger er sich seinem Genius hingab. Und wo er Liebe suchte, fand er Mißtrauen, wo er glühte, Kälte, wo er treu war, Verrath! Denn innerlich graut allen vor ihm: wie vor einem Gewitter, das über ihrem Horizont aufsteigt, wie vor der Pein, sich selbst erkennen zu müssen. „So viel ist durch seine Seele gegangen“, sagte sie, „wie kann er gut sein?“ Denn daß all dies auch durch ihre Seele geht, täglich, stündlich, wissen sie nicht. Und wenn sie es wissen, haben sie andere Namen dafür!“

„Aber wofür blutet dann seine Seele?“ fragte der Schauspieler entsetzt. „Wofür leidet und entsagt er, wenn die Menschen ihn fliehen, und er nicht einmal sich selbst angehören darf?“

„Für seine künftige Macht, für die Gewalt, die Dich und alle unterjocht, wenn er selbst schon längst nicht mehr athmet! Seine ganze, unzertheilte Seele zwingt Euch dann in seinen Dienst, das Blut des Opfers hat sich in Wohlgerüche verwandelt, die Euch berauschen. Ihr werdet getragen und wähnt selbst zu fliegen — das ist das Geheimniß Deiner Kunst!“

„Und wer bist Du, die es mir gedeutet?“

„Die euch beide trägt — Natur!“ Sie sprach's, und wie ein Blitz glitt es an ihm vorüber, daß er die Augen schließen mußte. Als er sie wieder öffnete, fand er sich allein, in seinem eigenen Gemache. Noch stahl sich der schmale Lichtstreif aus der Nachbarwohnung zu ihm hinüber, aber er kehrte sich ab — nun graute ihm davor! Und sein Heim schien ihm noch einmal so schön: dieses Heim, das die friedlichen Athemzüge seiner schlummernden Lieben durchwehten — dieses Heim, daran der Genius der Unsterblichen — vorübergegangen war.

Wien. M. E. delle Grazie.

Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Von August Ehrhard, Professor an der Universität in Clermont-Ferrand. Deutsche Ausgabe von Moritz Necker. Mit Porträts und Facsimiles. München 1902. Beck.

Dies zuverlässige Buch über den großen österreichischen Dramatiker verdiente es gewiß, übersetzt zu werden; es verlangte es fast, denn es ist eigentlich nie französisch gewesen. Nur in der uns befremdenden, aber für den Franzosen natürlichen Bewerthung Racines als eines Dramatikers vom ersten Rang und in der Ueberschätzung von Voltaire's Einfluß auf Grillparzer zeigt sich der fremde Ursprung; sonst möchte man, lobend wie tadelnd, wiederholen, was Napoleon über ein anderes deutschfreundliches Buch mit sehr viel weniger Recht verbreiten ließ: „Ce n'est pas un livre français“.

Gründlich und etwas schwerfällig; wenig lebendig, aber nach höchster Objektivität strebend, nicht sehr glücklich geordnet und geistreich zusammenfassender Urtheile fast ganz ermangelnd — so wirkt es noch über die treffliche Leistung des wohlbekannten Uebersetzers und Bearbeiters hinaus unfranzösisch. Gelegentliche Fehlgriffe wie in einem Ausdruck bei Hegel (der nie „seinen Geist spielen ließ“ wie etwa Victor Cousin) oder in der Charakteristik Hölderlin's konnten auch einem Deutschen begegnen; und leider auch die geschmacklose Bemerkung: „Wie dankbar wäre man Grillparzer, wenn er gleichfalls taub gewesen wäre, damit auch Beethoven sich genöthigt gesehen hätte, schriftlich zu plaudern!“ Die Karikatur der alten Lehre vom Volksepos oder die höchst philiströsen Erörterungen über Sappho, Esther, die Jüdin haben so wenig eine nationale Ursache wie die sehr hübschen Hinweise auf gewisse Wiederholungen und Umwandlungen von Motiven und die guten Bemerkungen über Grillparzer's Wahrheitsliebe und seine politische Stellung. Eine Vertiefung der Probleme, wie sie etwa Baldensperger's ausgezeichnetes Werk über Gottfried Keller bringt, gibt Ehrhard nirgends. Aber bis wir die heißersehnte Biographie Grillparzers von Sauer erhalten, bleibt dies die beste und klarste Zusammenstellung der bisherigen Ergebnisse mannigfacher Forschungen über den Dichter der „Hero“ und der „Libussa“.

R. M. M.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 23. Berlin, den 8. März 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Prinz Heinrich setzt seine Eilfahrt durch die Vereinigten Staaten fort; allerorten bejubelt und gefeiert. Ansprachen werden an ihn gehalten, Ansprachen hält er, und man muß gestehen, daß er mit großem Geschick den Ton zu finden weiß, der in den Vereinigten Staaten die Herzen gewinnt; eine gewisse kernige Schlichtheit gemischt mit jener berechtigten Bewunderung für die Entwicklung drüben, die dem naiven Selbstgefühl der Amerikaner wohlgefällig ist.

Prinz Heinrich ist sicherlich heute bei Millionen in der Republik eine populäre Gestalt. Als ein freier, moderner Mann voll Takt bewegte er sich ungezwungen unter freien Männern, und sein Erfolg beruht darauf, daß nicht ein Zug bei ihm an jene hochmüthige Beschränktheit erinnert, die das Junkerthum bei uns als ein unentbehrliches Etiquette adliger Vornehmheit erachtet. Die Sympathie aber, die Prinz Heinrich sich erworben, wird Deutschland zu gute kommen, und nichts weiter als Sympathie und Vorurtheilslosigkeit erwarten wir von den Amerikanern, wie wir stets gleiche Sympathie freudigen Herzens zu gewähren bereit sind. Der Erobererzug des Prinzen Heinrich ist geglückt, weil es gelungen ist, die Herzen der Amerikaner für das moderne Deutschland zu gewinnen.

Die prinzliche Fahrt hat auch zu einem erfreulichen Austausch von Depeschen zwischen dem Oberbürgermeister Kirschner von Berlin und Mr. Seth Low, dem Mayor von Newyork, geführt. Herr Kirschner depeschirte:

„Am heutigen Tage, an welchem Newyork den Bruder des deutschen Kaisers als Gast begrüßt, geben wir der Freude über die innige Freundschaft Amerikas und Deutschlands und der Hoffnung auf deren Fortdauer und Befestigung herzlichen Ausdruck.
Magistrat von Berlin. Kirschner.

Der Mayor von Newyork antwortete:

Im Namen der Stadt Newyork erwidere ich Ihre freundschaftlichen Grüße. Newyork wird den Prinzen mit aller Herzlichkeit empfangen. Mit Ihnen hoffen wir, daß sein Besuch viel dazu beitragen wird, die Bande, welche die beiden Länder stets verbunden haben, zu dauernder Freundschaft zu kräftigen. Ich kann jetzt noch hinzufügen, daß der Prinz uns alle gefangen genommen hat.
Low, Mayor.

Es muß mit Freude begrüßt werden, daß Oberbürgermeister Kirschner als erster Vertreter der Bürgerschaft von Berlin die Gelegenheit ergriffen hat, um mit dem ersten städtischen Vertreter von New-York solche Worte zu wechseln.

Es scheint, daß bei den agrarischen Konservativen die Neigung wächst, sich auf den Tarifentwurf der Regierung zurückzuziehen. Der Bund der Landwirthe freilich bleibt bisher unerschütterlich auf seinem bisherigen Standpunkt stehen, und so fragt es sich, werden Konservative und Centrum wagen, sich vom Bunde der Landwirthe in der Fürsorge für das Großgrundbesitzer-Interesse übertrumpfen zu lassen. Werden sie dem Bund die Möglichkeit geben wollen, zu sagen: Wären wir nicht im Stiche gelassen worden von den lauen Freunden der Landwirthschaft, von den gouvernementalen Konservativen und von den regierungsfrommen Ultramontanen, dann hätten wir ganz andere Erfolge zu erzielen vermocht; woraus zu folgern ist: Fort mit jenen schwachmüthigen Agrariern und ersetzt sie durch uns, die für die unverschämtesten Forderungen unserer Auftraggeber

mit allen Mitteln der Demagogie stets einzutreten bereit sind. Augenscheinlich bereitet es dem Centrum und den Konservativen einige Beklemmung, eine Wahlparole dieser Art dem Bunde der Landwirthe zu liefern.

Die Opposition kann sich damit begnügen, diese Schwierigkeiten innerhalb der Majorität festzustellen. Diese Schwierigkeiten erleichtern die Aufgabe der Opposition, aber die Aufgabe der Gegner der Agrarier wird durchzuführen versucht werden und hoffentlich mit Erfolg, selbst dann, wenn Regierung und Agrarier sich wieder zu gemeinsamer Action zusammengefunden haben sollten, um den Aermsten die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse zu vertheuern.

Es scheint, daß auf einem anderen Gebiet die kulturfeindlichen Mächte in Preußen einen Sieg erringen werden. Ministerialdirektor Dr. Kügler, der Leiter des Volksschulwesens scheidet aus dem Kultusministerium, und es wird behauptet, daß er durch einen Mann reaktionär-orthodoxer Richtung ersetzt werden wird. Man hat keinen ausreichenden Grund anzunehmen, daß Herr Kultusminister Dr. Studt solchen Umschwung zu verhindern suchen wird. Von einer geistigen Individualität des Herrn Dr. Studt zu sprechen, ist zwar nicht leicht, soweit das aber möglich ist, wird er sich gewiß nicht darum bemühen, daß den Ultramontanen und protestantischen Orthodoxen die Herrschaft über die Volksschule versagt bleibt.

Die Zuckerkonferenz in Brüssel hat zu einer internationalen Verständigung geführt. Das ist ein Ereigniß von großer Bedeutung. Agrarischer und industrieller Egoismus hatten eine Lage geschaffen, die schließlich von allen betheiligten Staaten als unerträglich empfunden worden war. Eine Gesundungskur wird nunmehr unternommen werden. So könnte denn auch diese Entwicklung eine Lehre für unsere Regierung sein; sie zeigt, wohin es führt, wenn ein Staat sich auf extrem schutzzöllnerisch-agrarische Bahnen drängen läßt.

In Serbien hat ein Putsch gegen die Dynastie stattgefunden. Ein Agent der Karageorgewitsch versuchte ein Pronunciamento; er wurde über den Haufen geschossen, und damit war das Unternehmen zu Ende.

* * *

Die Brüsseler Zuckerkonvention.

„Das Unerwartete, hier ward's Ereigniß." Internationale Zuckerkonferenzen erschienen bisher stets als Variationen über das Thema „Der Liebe Mühe umsonst". Der neuesten Zuckerkonferenz in Brüssel stellte man ebenfalls das ungünstigste Horoskop. Aber Noth lehrt Beten; und die Zuckernoth wuchs von Jahr zu Jahr in so bedrohlicher Weise, daß die Zuckerproduzenten in ihren eigenen Vorräthen zu ersticken drohten. Trotzdem wäre voraussichtlich auch diesmal kein positives Resultat zu erzielen gewesen, wenn nicht in der Haltung des bedeutendsten Zuckerkonsumenten Europas, in der Haltung Englands, das obendrein nur als Verbraucher und nicht als Produzent in Betracht kommt, ein Umschwung eingetreten wäre. Das freihändlerische England hatte früher in konsequenter Berücksichtigung seiner Zuckerkonsumenten sich auf den Standpunkt gestellt, wenn es Frankreich, Deutschland, Oesterreich u. s. w. beliebe, Exportprämien auf den nach England gelangenden Zucker zu zahlen, so könnte sich England das gut und gern gefallen lassen, weil dadurch der Zuckerverbrauch in England auf Kosten der kontinentalen Exportländer bedeutend verbilligt, der Verbrauch gesteigert und die wesentlich auf Zucker basirenden Industrien für den Weltmarkt ganz besonders konkurrenzfähig würden. Dieser einfache Konsumentenstandpunkt ist inzwischen von England verlassen worden. Die englische Regierung scheint sogar entschlossen gewesen zu sein, beim Nichtzustandekommen einer die Zuckerprämien beseitigenden internationalen Vereinbarung selbständig mit Ausgleichszöllen gegen die Prämienländer ebenso vorzugehen, wie es die Vereinigten Staaten bereits seit mehreren Jahren gethan haben.

Was England zu der Veränderung seiner grundsätzlichen Haltung in der Prämienfrage veranlaßt hat, ist nicht genau zu erkennen. Die Rücksichtnahme auf die englischen Rohrzuckerkolonien ist schwerlich ausschlaggebend gewesen; dazu sind die Interessen der englischen Rohrzuckerkolonien doch nicht bedeutend genug. Ich glaube, in dieser veränderten Haltung Englands kommt in beachtenswerthem Maße ein Abweichen von den Grundsätzen des Freihandels zum Ausdruck, wie es seit einiger Zeit auch anderweitig in der englischen öffentlichen Meinung unverkennbar ist. Die starken finanziellen Anforderungen des südafrikanischen Krieges, die bereits zu einer Wiedereinführung des lange vorher abgeschafften Zuckerzolls geführt haben, sind nur allzu geeignet, jenen verkappten Schutzzöllnern Gehör zu verschaffen, die zunächst für die Wiedereinführung solcher Schutzzölle plädiren, welche zugleich einen finanziellen Ertrag für die Staatskasse versprechen. Hat doch aus solchen Erwägungen heraus selbst ein früher so radikal-freihändlerisch gesinnter englischer Volkswirth wie der Statistiker Sir Robert Giffen öffentlich zu Gunsten eines Einfuhrzolls für Brotgetreide Stellung genommen. Allerdings will er nur einen Getreidezoll von 1 sh per Quarter bewilligt wissen; aber wir kennen ja aus der Geschichte unserer Getreidezölle, wie stark der Appetit beim Essen wächst. „Du fingst mit einem heimlich an, bald kommen ihrer mehre dran." In der veränderten Haltung Englands gegenüber den Zuckerprämien haben wir ein neues Anzeichen der Deviation vom freihändlerischen Kurse zu beachten. Sollte der südafrikanische Krieg noch einige Jahre dauern, so kann diese Deviation sehr beträchtlich werden. Unsere deutschen Schutzzöllner würden dabei einige sehr lehrreiche, allerdings auch sehr kostspielige Erfahrungen sammeln können.

Dem kaum lösbar erscheinenden Problem einer internationalen Vereinbarung über die Abschaffung der Export-Zuckerprämien ist dagegen das Abweichen Englands von der radikalen Freihandelsdoktrin offenbar zu Gute gekommen. England hat die Interessen seiner Zuckerverbraucher geopfert, um die Gesetzgebungen der Zuckerexportländer zur Vernunft zu zwingen, und diesem Zwange scheint man sich wohl oder übel fügen zu wollen. Nicht bloß den offenen, sondern auch den versteckten Exportprämien will die Brüsseler Konvention den Garaus machen. Ja sogar jenen indirekten Prämien, welche durch die künstliche Preissteigerung des Zuckers seitens der Kartelle auf den durch hohen Eingangszoll nach außen abgeschlossenen Märkten Oesterreichs und Deutschlands ermöglicht werden, ist man dadurch zu Leibe gegangen, daß man eine Grenze für den sogenannten „Ueberzoll", d. h. den die inländische Verbrauchsabgabe übersteigenden Eingangszoll für alle Vertragsstaaten in der Höhe von 6 Frcs. für den Doppelzentner festgesetzt hat. Dieser Ueberzoll — eine neue Wortbildung, die sich ebenbürtig neben dem Uebermenschen und dem Ueberbrettl behaupten wird — bildet recht eigentlich den Kardinalpunkt des ganzen internationalen Abkommens. Die Fixirung der Maximalhöhe eines solchen Ueberzolls, die sich gegen die Preistreibereien von Produzentenkartellen richtet, ist ein Novum in internationalen Vereinbarungen. Die Bestimmung wird voraussichtlich Schule machen und auch bei künftigen Handelsverträgen eine Rolle spielen. Denn was von den Kartellprämien der Zuckersyndikate gilt, paßt nicht minder auf die Exportprämien, die von anderen Kartellen, z. B. von Eisenkartellen thatsächlich bezahlt werden, um die Preise für Exportwaare gelegentlich auf dem Inlandsmarkte ganz wesentlich höher zu halten, als auf dem Weltmarkte.

Das deutsche Zuckerkartell, das es fertig gebracht hat, den in Deutschland produzirten Zucker den deutschen Konsumenten noch um das drei- bis vierfache der staatlichen

Exportprämie weiter zu vertheuern, wird von den Ueberzoll-Bestimmungen jetzt unmittelbar betroffen. Ob es sich auflösen wird oder bestehen bleibt, um den immerhin noch recht stattlichen Ueberzoll von fast 5 Mark für den Doppelzentner auszubeuten, muß die Zukunft lehren. Bricht das Kartell zusammen, so müssen bei einem Artikel wie Zucker, von dem zwei Drittel des gesammten Produktionsquantums gegenwärtig aus Deutschland ausgeführt werden, während nur ein Drittel in Deutschland konsumirt wird, die inländischen Preise mit den Weltmarktspreisen sich auf dem gleichen Niveau halten, natürlich abgesehen von den Transportkosten und Verbrauchssteuern. Ein bestehenbleibendes Kartell könnte die inländischen Zuckerpreise hinter der Schutzzollmauer des Ueberzolls bis zur Höhe von 6 Francs künstlich treiben. Sollte dies Thatsache werden, so wird man versuchen müssen, den Ueberzoll in Deutschland selbständig weiter herabzusetzen, um dem Unwesen des Zuckerkartells definitiv ein Ende zu machen, und so an Stelle der künstlichen eine natürliche Preisbildung zu ermöglichen.

Die Brüsseler Konvention, deren Zustandekommen ja jetzt gesichert zu sein scheint, ist einer der interessantesten internationalen Verträge, die je auf volkswirthschaftlichem Gebiete abgeschlossen sind. Sie greift stärker in die Produktionsverhältnisse und die Steuerautonomie der einzelnen Vertragsländer ein, als man es bisher für erträglich hielt. Aber der Unverstand der Gesetzgeber hatte solche Dimensionen angenommen und solchen schweren Schaden angerichtet, daß nichts weiter übrig blieb, als sich zu fügen. In diesem Falle kann man wirklich von einem segensreichen Zwange sprechen.

Theodor Barth.

Preußen und die katholische Kirche vor hundert Jahren.

Die maßgebende Stellung, die das Centrum, die klerikale Partei, sich innerhalb Preußens und Deutschlands seit der Abkehr Bismarck's vom Kulturkampfe in immer wachsendem Umfange erobert hat, ist vor allem dem Grundsatze zu danken, dem die Reichs- und Staatsregierung seit einem Vierteljahrhundert beständig huldigt: Daß das Heil der bürgerlichen Gesellschaft von der Religiosität des Volkes abhänge, und daß diese mit der Konfessionalität gleichbedeutend sei. Der fromme Glaube soll das wirksamste Mittel gegen umstürzlerische Bestrebungen darbieten, und solcher Glaube wird betrachtet als bedingt durch die Einpferchung aller Bürger in die engen und schroff umschriebenen Grenzen eines kirchlichen Bekenntnisses. Die konservative Partei hat diesen Gedanken, der auf Verstärkung der bestehenden Autoritäten hinausläuft, gern zu dem ihrigen gemacht, und deshalb geht sie, die sich so laut ihres eifrigen Protestantismus rühmt, doch in den meisten Dingen mit den Vertretern Roms Hand in Hand. Sie beruft sich für ihre Konfessionalität auf die angeblich von ihr repräsentirte altpreußische Ueberlieferung. Daß in Wahrheit solche weder auf den großen Kurfürsten noch auf Friedrich II. zurückgeht, ist jedem Gebildeten bekannt; man weiß von den beiden genialen Hohenzollernherrschern, daß sie grundsätzliche Feinde jeder konfessionellen Richtung waren. Aber daß auch Friedrich Wilhelm III., der noch unter der Regierung Wilhelms I. so oft als mustergiltiger Zeuge für spezifisch preußische Weisheit angerufen wurde, keineswegs zum Eideshelfer für die Zeloten taugt, wird neuerdings durch eine wichtige Urkundenveröffentlichung schlagend bewiesen, die über die religionspolitische Stellung jenes Königs und seiner Minister, in den Anfängen seiner Herrschaft, keinerlei Zweifel bestehen läßt.*) Der Monarch und seine vertrauten Diener waren, trotz oder vielmehr wegen ihrer aufrichtigen persönlichen Frömmigkeit, Anhänger der Aufklärung, der Duldsamkeit, der möglichsten gegenseitigen Annäherung der Bekenntnisse. Solche Grundsätze waren vor hundert Jahren in Preußen maßgebend, solches war, mit Ausnahme der kurzen, wahrlich nicht lobenswerthen Regierung des mystischen Wollüstlings Friedrich Wilhelm II., die wirkliche altpreußische Ueberlieferung.

Man liebte es damals, sich mit den Anschauungen gerade der gebildeten Volkskreise zu identifiziren. Man rief in den Akten der höchsten Behörden „die Toleranz", „den Geist des Jahrhunderts" an (Seiten 257, 835); man trat gegen die Klöster auf, weil „deren Beibehaltung bei dem Publikum keinen guten Eindruck machen würde" (S. 780). Die Staatsregierung trat also keineswegs, wie in der Gegenwart, als Bußpredigerin auf, die die Unterthanen wegen ihrer Gott- und Sittenlosigkeit abkanzelt und mit allen Mitteln zur äußerlichen Religiosität antreibt. Der Großkanzler von Goldbeck scheute sogar „scheinbare, wenn auch an sich nicht begründete Critiquen im gegenwärtigen Zeitalter, wo man überall Intoleranz und Geistesdruck zu wittern geneigt ist" (S. 12). Kein Gedanke an konfessionelle Scheidung der Universitäten: in Frankfurt a. O. und in Königsberg wurden je zwei Lehrstühle der katholischen Theologie errichtet und deren Jünger auf Staatskosten mit Freitischen begabt (359). Aber noch mehr: Die Regierung suchte an kleinen und ärmeren Orten gemischten Bekenntnisses dieselbe Kirche gleichmäßig für Protestanten und Katholiken zugänglich zu machen.

Hierbei fand sie freilich lebhaften Widerstand von Seiten nicht sowohl der evangelischen wie der katholischen Geistlichkeit. Der Bischof von Kulm, Graf Rydzynski, stellte vor: Toleranz bringe allerdings dem Staate großen Vortheil; „andererseits ist es aber auch gewiß, daß, wenn der Indifferentismus gegen die christlichen Religionen unter dem Deckmantel der Toleranz einschliche, selbiger dem Staate weit überwiegende Nachtheile verursachen würde"; und „der wechselweise Gebrauch der Kirchen von Seiten verschiedener Religionsbekenntnisse müsse solchen Indifferentismus erzeugen" (76). Je häufiger und lauter heute, selbst von staatlicher Seite, dieser Einwand des Bischofs: Ausgleichung der konfessionellen Grundsätze bedeute Förderung der religiösen Gleichgiltigkeit, wiederholt wird, um so bezeichnender ist die Art, in der ihn die damalige westpreußische Regierung beantwortete. „Nur dann", schrieb sie im März 1799 dem Geistlichen Ministerium, „wenn die katholischen Religionsverwandten das Wesentliche ihrer Religion in das Aeußerliche derselben und in diejenigen Prinzipien, durch welche sie sich von anderen Religionsparteien unterscheiden, setzen sollten, welches wir jedoch dem vernünftigen Theile derselben nicht zutrauen, könnte durch allmähliche Vermischung der Grenzlinien zwischen beiden Religionssystemen Indifferentismus zu besorgen sein. Allein wer das Wesen der christlichen Religion nach der Lehre des Stifters derselben bestimmt und die Gebräuche jeder Religionspartei nur als Mittel ansieht, die erhabenen Religionswahrheiten dem sinnlichen Menschen näher zu bringen, wer zwischen Kirchenordnung und Religion, zwischen dieser und der Theologie unterscheidet, — dem kann die Aussicht auf eine nähere Vereinigung der verschiedenen Religionsparteien nur frohe Gefühle, nicht aber ängstliche Besorgnisse erregen" (95).

So sprach vor mehr als einem Jahrhundert eine preußische Bezirksregierung, so wagte sie amtlich dem geistlichen Ministerialdepartement zu berichten! Und heute? Heute sucht man die Schranken, die die Bekenntnisse trennen, immer höher und dichter zu machen, treibt man das damals angestrebte „Simultaneum" aus Kirche und Schule.

Um solches im Keime zu ersticken, setzten einige Bischöfe sogar Unruhen unter der Bevölkerung ins Werk (116). Sie

*) H. Granier, Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Achter Theil: 1797—1803. (Publikationen aus den Kgl. Preußischen Staatsarchiven, Bd. 76). Leipzig, Hirzel, 1902.

beriefen sich dann, nach uralter Demagogenweise, auf die von ihnen selbst hervorgerufenen Demonstrationen, um die Regierung einzuschüchtern (140). Das geistliche Departement war empört über die „noch immer fortdauernden intoleranten Gesinnungen der katholischen Geistlichkeit und die fanatische Denkungsart des gemeinen Mannes" (178). Wenn es, um des Friedens willen, dem Könige vorschlug, das Simultaneum einstweilen fallen zu lassen, pflichtete der Monarch dem, unter Aeußerung seines „größten Mißfallens mit der blinden Intoleranz der katholischen Geistlichkeit", nur unter der Bedingung bei, daß, um solche zu strafen, in Zukunft nicht mehr das Geringste aus Staatsmitteln zur Ausbesserung katholischer gottesdienstlicher Gebäude bewilligt und die Protestanten von allen lokal hergebrachten Abgaben an die katholischen Pfarreien befreit würden (24. Sept. 1799, S. 186). Er verhehlte auch den Bischöfen seine Mißstimmung nicht (202) und ließ sich durch keinerlei Vorstellungen von seinen Beschlüssen abbringen (281), so daß das Ministerium diese 1801 zur Ausführung brachte (460/464). Im März 1803 erfloß über die Aufhebung des Parochialzwanges ein förmliches Gesetz (S. 803 f.).

Die offiziellen Klagen über katholische Intoleranz sind überhaupt häufig, zumal in Betreff der neu erworbenen polnischen Provinzen. Noch immer spuken Besorgnisse wegen geheimer jesuitischer Propaganda, wie gerade die Berliner Aufklärung dergleichen hegte und verbreitete. Das Auswärtige Ministerium trägt seinen Kollegen vom Departement des Innern vor, „daß der Verdacht eines bestehenden planmäßigen Bestrebens zur immer mehreren Ausbreitung des Katholizismus noch keineswegs widerlegt ist", und verlangt deshalb „größte Vorsicht in der Annahme von Katholiken zu preußischen Bürgern" (so sagte man damals anstatt „Unterthanen", S. 51). Der König verzichtet sogar auf sichere Einkünfte, wenn es sich darum handelt, Wallfahrten zu verhindern, „da S. M. abergläubische Einrichtungen selbst nicht um eines zufälligen Vortheils willen befördern wollen" (559). Allein die Grundsätze unbedingter Religionsduldung standen dem Könige und seinen Räthen doch über aller konfessionellen Abneigung oder Besorgniß. Als ein hoher Beamter auf die neuerworbenen Provinzen ein angeblich in Ostpreußen herrschendes Gesetz anwenden wollte, daß zum Uebertritt eines Protestanten zum Katholizismus die Einwilligung des protestantischen Konsistoriums nothwendig sei, erklärten die maßgebenden Minister sich heftig gegen eine derartige „höchst intolerante Verfassung" und gaben den Uebertritt frei (12). Ebenso wurden Versuche protestantischer Bevölkerungen zur unduldsamen Ausschließung ihrer katholischen Mitbürger von städtischen Aemtern durchaus abgewiesen (617).

Diese Achtung vor der religiösen Ueberzeugung vertrug sich jedoch sehr wohl mit scharfer Betonung und Uebung der staatlichen Gerechtsame gegenüber der Kirche, und zwar in einem Umfange, von dem in der Gegenwart, wenigstens soweit die katholische Kirche in Betracht kommt, nicht mehr die Rede ist. Diese Kirche hat heute in Preußen eine ungleich freiere und selbständigere Stellung, als vor einem Jahrhundert. Die Staatsgewalt lehnte jeden Versuch der Bischöfe, ihren Einfluß auf Kosten jener zu erweitern, grundsätzlich ab (207). Sie übte die Aufsicht über die Prälaten mit großer Strenge, verwies sie hart bei ungebührlichem Auftreten, behandelte sie gelegentlich als reine Staatsbeamte und verurtheilte sie in beträchtliche Geldstrafen (328. 822).

Die Einmischung auswärtiger geistlicher Behörden, selbst des Papstes und seiner kurialen Anstalten, in die Angelegenheiten der preußischen Katholiken wurde nach Möglichkeit vermieden. „Wir sind beständig darauf bedacht", schreibt am 30. Juli 1800 das Auswärtige Departement an einige seiner Ministerkollegen (321), „den Einfluß und die Autorität des römischen Stuhles in Angelegenheiten der königlichen Unterthanen katholischer Religion zu mindern und zu schwächen und die Fälle der Verwendungen nach Rom so selten als möglich zu machen." Der Kardinalskongregation der heil. Inquisition wurde in Preußen jede Wirksamkeit abgeschnitten (636). Um so weniger durften die Generale und sonstigen fremden Ordensoberen Einfluß auf die preußischen Mönchs- und Nonnenklöster üben, die ausschließlich einheimischen Vorgesetzten unterstellt werden mußten (457. 463). Es geschah dies in der Form, daß die preußischen Klöster jedes Ordens einen Provinzial wählten, den der Papst nur zu bestätigen hatte, und der die preußischen Ordensanstalten selbständig verwaltete (756). Institute, die sich dieser Regel nicht unterwarfen, wurden kurzer Hand aufgehoben (671) — alles Dinge, die damals die Katholiken ganz natürlich fanden, deren Erneuerung aber durch die Gesetzgebung der Kulturkampfszeit als unerhörte Eingriffe in die Freiheit der Kirche bezeichnet wurden.

Man verbot der Geistlichkeit aller Grade, auch den einheimischen Bischöfen und Ordensobern, jeden unmittelbaren Verkehr mit dem Auslande und besonders mit Rom. Ein solcher durfte nur durch die Regierung und zuletzt durch den königlichen Gesandten am päpstlichen Hofe stattfinden. Auf dem gleichen Wege kamen von Rom und dem Auslande überhaupt die geistlichen Sachen wieder in das Land. Jede päpstliche Bulle, jedes päpstliche Breve, jede Verfügung fremder geistlicher Behörden und Persönlichkeiten bedurfte zur Veröffentlichung oder gar zur Giltigkeit der Genehmigung seitens der Staatsregierung. In Temporalien gestattete man dem römischen Hofe überhaupt keine Einmischung. Verletzungen dieser Grundsätze trat die Regierung mit größter Schärfe entgegen (56 f. 437. 616. 634 f. 861). Der amtliche Verkehr mit einem päpstlichen Nuntius oder Legaten war untersagt (68 f.). Um so weniger wollte man in Berlin selbst einen Abgesandten des Papstes sehen. „Daß eine Nuntiatur in dem Lande eines protestantischen Souveräns", schreiben die Staatsminister dem Könige am 15. Juli 1801 (459), „ganz unschicklich und dort noch mehr als in katholischen Ländern nachtheilig ist, weil dadurch der päpstliche Einfluß erst recht Wurzel faßt, der Papst von allem, was ihm verborgen bleiben soll, Kenntniß erhält und im Lande selbst eine eigene, von dem Souverän unabhängige Jurisdiktion erhält, glauben wir bemerken zu dürfen. Wir halten daher dafür: daß die Idee einer Nuntiatur, eines Nuntii, Legaten, Vicarii Apostolici und jede ähnliche, als unschicklich und höchst schädlich, gänzlich zu verwerfen sei". Schon nach acht Tagen — 23. Juli — drückt Friedrich Wilhelm seine Zustimmung zu dieser Ansicht aus (4[illegible]4). Der preußische Gesandte in Rom wurde im August 1802 angewiesen, die auf Errichtung einer Nuntiatur in Berlin zielenden Pläne von vornherein abzulehnen; überhaupt dürfe kein auswärtiger Prälat Aufträge erhalten, die sich auf preußische Gebiete oder Unterthanen bezögen (S. 635; vgl. 859).

Vielmehr wollte die damalige preußische Staatsregierung sich selbst völlige Freiheit der religionspolitischen Gesetzgebung und Verwaltung sichern. Sie verwarf es deshalb grundsätzlich, sich hierin dem römischen Stuhle gegenüber durch irgend welche Abmachungen und Konkordate zu binden; ja, sie lehnte den Gedanken ab, der protestantische König könne sich überhaupt dem Papste in irgend welcher Weise verpflichten. „Bei einem Konkordate", sagt das Auswärtige Departement, „kann bloß der Papst gewinnen, die weltliche Gewalt nur verlieren." (349. 592. 614. 835. 863). Aus diesen Thatsachen geht hervor, wie weit im Jahre 1821 die Reaktion in Preußen schon vorgeschritten sein mußte, damit Niebuhr damals mit Rom die Abmachungen treffen durfte, die in der Bulle De salute animarum niedergelegt wurden und noch heute die Verhältnisse der katholischen Kirche in Preußen regeln.

Ohne königliche Zustimmung wurde keine geistliche Stellung verliehen (862) — es ist das also keine Neuerung der Falk'schen Aera. Der König ernannte die Bischöfe, und der Papst hatte sie nur zu bestätigen. Ein landesherrlicher Kommissar wohnte der Konsekration des neu ernannten Bischofs bei. Jeder Bischof, überhaupt jeder geistliche Pfründner mußte dem Könige den Huldigungseid ablegen; der vom Bischofe dem Papste zu leistende Eid ward von allen, einer protestantischen Obrigkeit mißfälligen Sätzen

gereinigt. Einwendungen des Papstes dagegen erfuhren kühle Zurückweisung (226 ff. 459. 462. 464. 643).

Die so eingesetzten Bischöfe unterstanden, wie in allem Uebrigen, so auch in ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit, dem landesherrlichen Oberhoheitsrechte. Die beiden niederen Instanzen waren bischöfliche; für die dritte Instanz, die sonst in Rom gesucht werden mußte, delegirte der Papst für jede Diözese Preußens Prosynodalrichter; die Parteien durften sich jedoch, anstatt an diese, auch an die weltlichen Richter wenden. Letztere waren allein kompetent, wo es sich um Vergehungen Geistlicher gegen die Staatsgesetze oder um Vermögensfragen handelte (218. 460. 615. 857. 862).

Die Eheschließung wurde von dem kirchlichen Rechte ganz unabhängig gestellt. Immerhin gestattete man den Katholiken, die in kanonisch unzulässigen Verwandtschaftsgraden sich verehelichen wollten, Dispensation einzuholen. Hierfür mußten die preußischen Bischöfe sich vom Papste ein für alle Mal die erforderlichen Fakultäten ertheilen lassen — was freilich nicht ohne Schwierigkeiten und Bedingungen zu erreichen war (209. 218. 242. 459. 862).

Irgend welche Beschränkung von Mischehen zwischen Evangelischen und Katholiken durch konfessionelle Forderungen oder gar Weigerung seitens der katholischen Geistlichen zog sofort fiskalische Strafen nach sich, die die empfindliche Höhe von fünfzig Thalern nebst den Kosten der Untersuchung erreichten (418). Den katholischen Eheleuten der ehemals polnischen Provinzen stand es frei, die Scheidung, anstatt vor dem geistlichen, vor dem weltlichen Richter zu suchen, „als Schutzwehr, die eine solche Einrichtung wider die Mißbräuche der geistlichen Jurisdiktion gibt"; während in den deutschen Provinzen des Staates sämmtliche Scheidungsklagen katholischer Eheleute vor den weltlichen Richter gehörten (481. 500). Die Zensur katholisch theologischer Schriften lag den Kammern, nicht den bischöflichen Beamten ob (393).

Man sieht, die ganze Politik der Regierung der katholischen Kirche gegenüber bildete ein wohl erwogenes und gut geordnetes System, das ausgezeichnet funktionirt. „In dem größten Geschäft wie in dem kleinsten, berichtete das auswärtige Departement am 22. August 1802 dem Könige (S. 630), hat das Kabinetsministerium immer den Gesichtspunkt vor Augen gehabt, auf der einen Seite einer weisen und wohl verstandenen Toleranz, auf der anderen Seite aber den hohen Majestätsrechten und überhaupt allen und jeden Gerechtsamen Ew. Königlichen Majestät in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten nicht das mindeste zu vergeben." So sorgsam die Regierung sich hütete, in das katholische Dogma einzugreifen, hielt sie doch die Hierarchie mit fester Hand in vollkommener Unterordnung unter die weltliche Gewalt und duldete keinerlei Eingreifen ausländischer kirchlicher Obern. Damit waren übrigens die katholischen Unterthanen des Königs, die Geistlichkeit und sogar die Bischöfe ganz zufrieden; ja, wie alle diese, so überschüttete der Papst selber bei jeder Gelegenheit den Monarchen mit glänzenden Lobpreisungen seiner Duldsamkeit und Gerechtigkeit. Man hörte damals nichts von den Klagen über die inferiore Stellung des Katholizismus in Preußen, mit denen wir jetzt, da diese Kirche bei uns eine viel stolzere und einflußreichere Stellung erlangt hat, in regelmäßiger Wiederholung bedacht werden.

Wie richtig schildert Wilhelm von Humboldt, als preußischer Gesandter in Rom, das am päpstlichen Hofe einzuschlagende Verfahren (599): „Mit Festigkeit und Beharrlichkeit durchgeführte Kosequenz ist unstreitig das einzige Mittel, in Rom etwas durchzusetzen, und wie viel dies Mittel vermöge, hat die bisherige Erfahrung gelehrt. Bei dem immer gegen den römischen Hof beobachteten höflichen und nachsichtsvollen Betragen ist man gewiß sicher, nie dort in eigentliche Streitigkeiten zu gerathen." Das ist freilich gerade der entgegengesetzte Weg, als der, bald mit großem Lärm gegen Rom zu Felde zu ziehen, bald mit geflissentlicher Unterwürfigkeit sich um dessen Gunst zu bewerben. Wie wenig dieser letztere, in neueren Zeiten eingeschlagene Weg zu gedeihlichem Ziele führt, hat auch „die bisherige Erfahrung gelehrt". —

Besondere Berücksichtigung verdient noch, um der Parallele mit den Vorgängen des Kulturkampfes willen, das Verfahren der preußischen Regierung vor einem Jahrhundert gegenüber den Klöstern, und zwar um so mehr, als deren dem Staate gerade damals eine große Menge zuwuchs: theils durch die Erwerbung ehemals polnischer Provinzen, theils durch die Annektirung bisheriger geistlicher Fürstenthümer in Folge des Reichsdeputations-Hauptschlusses von 1803. Der Versuch der Regierung, zur gründlicheren Verhinderung des Einflusses auswärtiger Oberen das Aufsichtsrecht über die preußischen Klöster den Diözesanbischöfen zu verschaffen, scheiterte an der entschiedenen Weigerung des Vatikans, der in jenen Zeiten heftiger religionspolitischer Wirren die Mönche und ihre Vorrechte zu schützen um so eifriger beflissen war (242, 247, 545, 582, 587). Es war die Epoche, wo nicht nur in Frankreich die Klöster zum weit überwiegenden Theile verschwanden, sondern auch, mit Nachahmung der Vorgänge im Josephinischen Oesterreich, in Bayern und anderen süddeutschen Staaten Aufklärung und weltliches Beamtenthum einen vernichtenden Feldzug gegen das Ordenswesen unternahmen. Um so weniger Bedenken fühlte die protestantische Regierung Preußens, gegen die Klöster einzuschreiten. Im Beginn erschwerte sie nur aus pekuniären Gründen die Aufnahme von Novizen, die an einen Erlaubnißschein seitens der weltlichen Behörden geknüpft wurde (148). Bald schritt man zu positiver Verminderung der Zahl der Bettelmönche, die, nach dem Berichte dreier Staatsminister vom 13. und 22. Dezember 1800 (373), „für die Wohlfahrt des Staates und die Sittlichkeit des Volkes, auf welche sie durch ihre herumziehende Lebensart einen anerkannt nachtheiligen Einfluß haben, in jeder Rücksicht wünschenswerth" sei. Der König verfügte deshalb, daß deren Einkleidung nicht vor dem 24. Lebensjahre stattfinden solle (375, 480). Wenige Wochen später erging eine Kabinetsordre, die für die Zukunft die Aufnahme von Ausländern in die preußischen Klöster verbot; diese mußten, damit die Ausführung dieser Ordre gesichert werde, alljährlich eine Liste ihrer Insassen einreichen (405, 689). Die Zulassung von Novizen überhaupt wurde sogar von einer besonderen Prüfung abhängig gemacht (856).

Allein der Widerstand, den die Regierung bei der versuchten Unterordnung der Klostergeistlichkeit unter die Autorität der einheimischen Bischöfe seitens dieser selbst und besonders des Papstes fand, veranlaßte jene zu dem Entschlusse, allmählich und mit Vorsicht zu gänzlicher Aufhebung und Säkularisation der Klöster zu schreiten (457, 464). Sie war sicher, damit den Beifall des „gebildeteren, besseren Theiles des Publikums" selbst unter den Katholiken zu finden (496). Die Mönche sollten durch die Säkularisation „von ihrem unthätigen Leben zu einem nützlichen Wirkungskreise geführt werden" (585). Sogar einzelne Bischöfe stimmten der Einschränkung des Ordenswesens zu (604). Man begann also, nach Josephinischem Vorbilde, seit 1801 in den ehemals polnischen Provinzen mit der Einziehung einiger Klöster, deren Insassen lebenslängliches Gehalt erhielten, deren Gebäude und sonstigen Einkünfte aber zu Zwecken des Unterrichts oder Armenwesens bestimmt wurden: so in Graudenz, Kalisch, Sieradz, Warschau, Posen (407 ff. 449 ff.). In der letzteren Stadt führten die Karmelitermönche durch Ermahnungen, Predigten und angebliche Wunderzeichen einen förmlichen Aufruhr der fanatisirten Volksmassen herbei, der aber durch Aufgebot von Militär ohne Blutvergießen unterdrückt wurde (469 ff., 547).

Die grundsätzliche Zurückweisung des preußischen Antrages durch die Kurie gab dann den Anlaß, die Aufhebung der Klöster, zumal in den neu annektirten westfälischen Landen, in größtem Umfange vorzunehmen. Man ließ nur diejenigen Klöster bestehen, die kein eigenes Vermögen besaßen, deren bisherige Insassen also der Staatskasse zur Last gefallen wären, sowie die, die Seelsorge betrieben oder nützliche Schulen unterhielten (704, 773, 786, 790). Es ist hervorzuheben, daß, gegen die Ansicht der Minister, der

König, der immer wieder als grundsätzlicher Feind des Ordenswesens erscheint, auch diejenigen Klöster, die bisher Gutes geleistet haben, aufzuheben befiehlt (vgl. S. 792). Die adligen Fräuleinstifter in der Abtei Essen ließ er nur unter der Bedingung bestehen, daß Damen aller drei großen christlichen Bekenntnisse dort Aufnahme finden, während bislang nur Katholikinnen das Recht hierzu besessen hatten (815 ff.).

Sonst ging es an eine gewaltige Säkularisation. Es verschwanden innerhalb weniger Monate die Abteien Werden und Kappenberg, das Benediktinerkloster Lamspringe, die drei Augustiner-, drei Benediktiner- sowie das Zisterzienserkloster im Fürstenthum Hildesheim, das Zisterzienserkloster Hardehausen, das Benediktinerkloster Gerode, die beiden Augustinerklöster sowie eine Benediktinerabtei im Fürstenthum Paderborn, zwei Klöster in Erfurt, die reiche Zisterzienserabtei Marienfelde im Münsterschen, das gräfliche Damen- sowie das männliche Kanonikerkapitel zu Essen. Es ist zu bemerken, daß von geistlicher Seite gegen diese massenhafte Einziehung frommer Stiftungen zum Nutzen des ketzerischen Staates auch nicht der mindeste Einwand erhoben wurde. Sie ging in größter Ruhe und Regelmäßigkeit vor sich. —

Welch' einen Weg nach rückwärts haben wir in dem jüngst vergangenen Jahrhundert durchlaufen! Die katholische Kirche Preußens, die im Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms III. sich in allen äußeren Ordnungen willig der Staatsgewalt unterwarf, ja ohne Murren von ihr sich tausendjährige Besitzungen entziehen ließ, ist heute eine maßgebende politische Macht und diktirt dem Staate ihre Gesetze. Sie verfährt dabei, wie sie seit den Tagen Kaiser Konstantins gehandelt hat. So lange sie sich in demüthiger, abhängiger Stellung befindet, predigt sie Duldsamkeit und Achtung der Minderheiten, kämpft sie für „Freiheit und Recht"; sobald sie zur herrschenden Stellung gelangt, wird sie zur Vorkämpferin der Intoleranz, Geistesbeschränkung und Benachtheiligung der Minoritäten. Der preußische Staat aber, der einst im Namen der Gewissensfreiheit, Aufklärung und Duldung die Hierarchie im Zaume hielt, beugt sich jetzt demüthig vor ihr und bekämpft in ihrem Gefolge die heilsamen Grundsätze, die früher den schönsten Ruhm dieses Staates und seiner bedeutendsten Herrscher ausmachten.

M. Philippson.

Parlamentsbriefe.

XII.

In der Zolltarifkommission gab es fast ebenso viele Geschäftsordnungsdebatten als Zolldebatten. Die Mehrheit und der auf ihre Absichten eifrig eingehende Vorsitzende machten den Versuch, den Mitgliedern der Minderheit sogar zur Begründung ihrer Anträge das Wort abzuschneiden. Es wurde der Versuch gemacht, eine Intervention des Präsidenten des Hauses oder des Seniorenkonvents herbeizuführen; schließlich hat man sich über einen modus vivendi geeinigt. Aehnliche Streitigkeiten sind früher weder im Reichstage noch im Landtage jemals vorgekommen. Man sieht nicht recht ein, zu welchem Zwecke eine Kommission eingesetzt wird, wenn man sie an der Berathung hindern will.

Von den 946 Positionen des Tarifs hat die Kommission nun etwa ein Dutzend erledigt; meist hat sie Erhöhungen der Zollsätze über die Regierungsvorschläge hinaus angenommen, so für Buchweizen, Hirse, Mais, Dari, Malz. Die Regierung, welche sich gegen die Erhöhung der Minimalsätze eifrig gewehrt hatte, schaut diesem Treiben der Kommission fast mit übergeschlagenen Armen zu. Eine Aeußerung des Grafen Posadowsky wurde dahin verstanden, es komme auf diese Beschlüsse wenig an, da die Zollsätze der Abänderung durch Handelsverträge unterlägen. Er halte es für zweckmäßig, die Vorlage der Regierung ohne viel Federlesen, wo möglich en bloc anzunehmen; bei den Handelsverträgen werde sich das Weitere finden. So ist seine Auslassung verstanden worden; eine stenographirte Niederschrift findet ja in den Kommissionen nicht statt.

Wenn die Regierung in der That der Ansicht ist, daß auf diesen Zolltarif wenig ankomme, so ist nicht zu begreifen, daß sie auf seine Ausarbeitung so viel Zeit und Mühe verwendet hat. Da sie aber diese Zeit und Mühe aufgewendet, gebietet die Höflichkeit, daß der Reichstag ihr eine gründliche Berathung widme, und die linke Seite wird es an dieser Höflichkeit nicht fehlen lassen. Ob Handelsverträge zu Stande kommen werden, wissen wir ja nicht. Es gehört dazu Geschicklichkeit, die wir diesem Ministerium zuzutrauen nicht gezwungen sind, und es gehört dazu guter Wille, den wir wenigstens bei den Nachfolgern dieses Ministeriums nicht voraussetzen dürfen. Wollte die Regierung etwas vorlegen, was en bloc angenommen werden kann und woraufhin Handelsverträge abgeschlossen werden können, so hätte es den bestehenden Tarif zu Grunde legen sollen; daß auf Grund desselben gute Handelsverträge zu Stande kommen können, hat Graf Caprivi bewiesen.

Die Berathung des Etats des Auswärtigen ist für den Reichskanzler stets eine sehr günstige Gelegenheit. Es werden dabei von Alldeutschen, Antisemiten und Sozialdemokraten so viele sich kompensirende Thorheiten vorgetragen, daß derjenige, der darauf antwortet, nothwendig als ein weiser Mann erscheinen muß. Graf Bülow fand für seine eleganten Redewendungen eine dankbare Zuhörerschaft und durfte sich rühmen: Et militavi non sine gloria; aber er hat doch auch sein Südafrika gefunden. Die Mittel für die Fortführung der Usambarabahn wurden gestrichen, dem Kommissionsbeschlusse gemäß, in namentlicher Abstimmung, bei beschlußfähigem Hause. Was diese Abstimmung zu einer besonders bemerkenswerthen macht, ist, daß bei dieser wie bei einigen kleineren Fragen eine klaffende Spaltung im Centrum hervorgetreten ist.

Die Ergebnisse der Brüsseler Zuckerkonferenz kamen zu einer vorläufigen Besprechung, und es zeigte sich, daß die konservative Partei mit Ausnahme weniger Heißsporne das unabwendlich Gewordene, Selbstverschuldete mit Resignation hinnehmen wird.

Aus den Budgetverhandlungen des Abgeordnetenhauses ist das seltene, aber wenn es einmal vorkommt, hocherfreuliche Ereigniß zu verzeichnen, daß der Präsident des Hauses, der streng-konservative Herr von Kröcher, eine Aeußerung des Ministers des Innern mit großem Ernst zurückgewiesen hat. Herr von Hammerstein hatte in einer früheren Sitzung einen sozialdemokratischen Redakteur, der schmählich und gesetzwidrig behandelt worden war, dadurch beleidigt, daß er ihn einen Sitzredakteur nannte, wie er später selbst zugestand, ohne jeden thatsächlichen Grund. Die Sozialdemokraten, die im Landtage nicht vertreten sind, nahmen im Reichstage ihren Genossen in Schutz, und diese gerechte Abwehr nannte Herr von Hammerstein einen hämischen Angriff. Herr von Kröcher führte ihm zu Gemüthe, daß sein Kollege im Präsidium hämische Angriffe nicht zulasse. Daß Herr von Hammerstein diese Zurechtweisung stillschweigend hinnahm, erfüllt uns mit den frohesten Hoffnungen für seine Zukunft.

Proteus.

Russische „Reformen“ und Maßnahmen.

Der gegenüber unserer Zeitrechnung etwas später erfolgende Jahreswechsel in Rußland hat neben den bei dieser Gelegenheit üblichen Ordensauszeichnungen auch einige nicht unwichtige Ueberraschungen gebracht, die auf eine gewisse Reformwilligkeit der russischen Regierung schließen ließen.

Zunächst ist der russischen Studentenschaft ein Neujahrsgeschenk gemacht worden, das zwar weit entfernt ist, die weitgehenden, aber berechtigten Wünsche der akademischen Jugend zu befriedigen, aber immerhin ein leises Einlenken der Behörden bedeutete. Der Minister der Volksaufklärung, General Wannowski, der durch ein versöhnliches Regiment die Lösung der Studentenfrage, dieses offenen Geschwüres am Staatskörper, seit Monaten dank der Minirarbeit hinter den Kulissen vergeblich versuchte, hatte schließlich auf Grund eines Ukas den Studenten das Recht, sich zu organisiren und Arbeitsnachweise, Lesehallen, Bibliotheken, Unterstützungskassen und Speisehäuser zu gründen, ertheilt. Die Verbände, welche die Studenten gründen dürfen, sollen künstlerische, litterarische und wissenschaftliche Ziele verfolgen oder sich mit der Ausübung von Handwerker- oder allgemein physischen Beschäftigungen befassen. Es liegt auf der Hand, daß die Fassung der Bestimmung eine weitgehende Deutung zuläßt; die Leitung der Verbände und die Verwaltung der verschiedenen Bibliotheken, Lesehallen, Speisehäuser und Arbeitsnachweise wird einer Kommission von Studenten und Professoren obliegen. Das sind immerhin Zugeständnisse, die man noch vor einem Jahre für unmöglich gehalten hätte und die als erste Abschlagszahlung an die berechtigten Forderungen der Studentenschaft auch bei uns zu Lande, die wir mit Interesse die Fehde zwischen der russischen Studentenschaft und Regierung in ihren verschiedenen Phasen verfolgt haben, mit Freude begrüßt werden. Dagegen eine allgemeine Reform der Schulverhältnisse von den Gemeindeschulen bis zu den Hochschulen durchzusetzen, dürfte dem Minister bei seinem hohen Alter und der mißlichen Lage der staatlichen Finanzen von vornherein wohl nicht beschieden sein — sie erfordert eine Herkulesarbeit von Jahrzehnten.

Ebenso gebieterisch nothwendig erweist sich eine Umgestaltung der Anstellungsverhältnisse der russischen Beamten. Auch sie soll geschehen. Eine Kommission des Reichsrathes hat einen Entwurf ausgearbeitet, der soeben den einzelnen Ressorts zur Begutachtung überwiesen ist, und der eine völlige Umwälzung in der ganzen russischen Bureaukratie bei seiner Durchführung bedeuten würde. In seinen Grundzügen will er vor allem die bisherigen Vorrechte der bevorzugten Klassen des Stamm- und Dienstadels beschränken oder ganz beseitigen. Bisher war es diesen Klassen möglich, in jede bureaukratische Laufbahn ohne abgeschlossene Vorbildung einzudringen und dabei so weit vorzurücken, wie es Gunst und Persönlichkeit nur irgend ermöglichen. Durch dieses System wurde ein ungeheueres Streber- und Schmarotzerthum großgezogen, die Faulheit, Feilheit und Unfähigkeit gefördert, rüstiges Wollen, Wissen und Können dagegen in den Hintergrund gedrängt und in die Bahn der allgemeinen Lodderei geführt. Diesen Augiasstall zu reinigen, wird nicht leicht sein. Gelingt die Reinigung aber, so wird die Verwaltung des mächtigen Landes sehr bald einen anderen und besseren Anstrich bekommen.

Auch die russischen Bauern sollen bedacht werden. Das russische Ministerium des Innern hat eine Reihe von hohen Beamten beauftragt, ein „neues Bauerngesetz auf Grundlage des Manifestes vom 19. Februar 1861“ auszuarbeiten. Dies Vorgehen berührt die wundeste Seite der russischen inneren Politik und beansprucht eine erhöhte Aufmerksamkeit weit über die Grenzen Rußlands hinaus. Die Agrarfrage in Rußland ist eng verknüpft mit der gesammten wirthschaftlichen Lage des Zarenreiches, dessen ökonomische Krise nicht zum geringsten Theil mit dem trostlosen Zustande der russischen Bauernschaft zusammenhängt. Wenn unser östlicher Nachbar seit nunmehr einem Jahrzehnt aus der chronischen Hungersnoth nicht mehr herauskommt, so ist dies hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß das Manifest vom 19. Februar 1861, auf dem sich das neue Gesetz aufbauen soll, den Bauer neben den — vielfach recht zweifelhaften — persönlichen Rechten auch das Recht auf Hunger gebracht hat. Dieses Manifest knüpfte den Landmann für ewige Zeiten an die Scholle, und zwar an eine engbegrenzte Scholle, die mit dem fortwährenden Anwachsen und der durch Heirath bedingten Theilung der Familien nach und nach zur Bildung mikroskopisch kleiner Landsitze führen mußte, die nicht einmal die bescheidenste Einzelperson mehr sättigen können. Weil die Bauern, dank der proletarischen Vermehrung, auf immer kleinere Landstücke angewiesen sind, werden Wiesen und Weiden in steigendem Maßstabe unter den Pflug genommen und dadurch die Viehhaltung noch weiter eingeschränkt, die schon vorher zu klein war, um dem Acker genügend Dünger zuzuführen. Außerdem haben die grauenhaften Nothjahre 1891/92 und 1897/98 die Viehstapel ungemein vermindert; die Thiere wurden aus Mangel an Futter geschlachtet oder für Brot und Steuern verkauft. Es fehlt an Thieren zum Pflügen; kurz und gut, die gesammte Wirthschaft ist desorganisirt. Durch Parzellirung des unhaltbar gewordenen Großbesitzes sollte man dem Bauern Land genug geben, um leben zu können. Durch vernünftige Verwaltung der Staatsausgaben sollte man ihre Kaufkraft schonen und heben, und durch Einführung eines verfassungsmäßigen Regimentes, durch Selbstverwaltung in Gemeinde, Stadt und Reich sollte man die Intelligenz wecken; man sollte durch Einführung moderner Institutionen zur Kapitalbildung ermuthigen, damit die Landwirthschaft die Industrie, und diese die Landwirthschaft befruchte. Statt dessen scheint man der russischen Bauernschaft ein neues Bauerngesetz nach dem Muster von 1861 geben zu wollen, obwohl die Nothjahre 1891 bis 1901 hätten genügen sollen, die völlige Unzulänglichkeit des Vertheilungsmodus vom Jahre 1861 erkennen zu lassen. Der Zar selbst soll die Unhaltbarkeit dieser Zustände eingesehen und sich im vorigen Jahre mit grundsätzlichen Abänderungsvorschlägen getragen haben; auch Herr von Witte soll dieser Ansicht zuneigen. Aber Herr Sipjagin, dessen innere Verwaltung Rußlands keine Triumphe gefeiert hat, war — leider! — anderer Ansicht.

Im Uebrigen aber wird in dem äußerlich so „friedlichen“ Rußland, in dem es gleichwohl bald hier, bald dort Krawalle und Studentenemeuten gibt, Censur und „der Zustand des verstärkten Schutzes“ wacker weiter gehandhabt. Fast täglich treffen Meldungen über Maßregelungen mißliebiger Blätter ein. Vor wenigen Monaten wurde sogar das offiziöse Blatt die „Nowosti“ mit dem Verbote des Einzelverkaufs während eines Monats bestraft, weil es einen Artikel von Sergei Tolstoi aufnahm, in welchem man den Versuch zur Erschütterung der Autorität der orthodoxen Kirche zu finden glaubte, und jetzt können die beiden Herausgeber der vorzüglichen Tageszeitung die „Rossija“, die für immer verboten ist, auf dem Wege nach Sibirien und in der Verbannung zu Irkutsk darüber nachdenken, wie unvorsichtig sie waren, als sie, die Verfechter des Selbstherrscherthums, einen Artikel gegen den Zaren aller Reußen veröffentlichten.

Nachdem ferner im Dezember auf Grund eines vom Zaren bestätigten Beschlusses des Ministerkomitees über die Städte Riga, Jurjew (Dorpat), Minsk, Mohilew, Hornel, Dwinsk (Dünaburg), Witebsk, Bjelostok, Nishni Nowgorod, Kasan, Tomsk, Jaroslaw, Ssaratow, Pottawa, Ssamara, Kischinew und das Gouvernement Wilna „der Zustand des verstärkten Schutzes“ verhängt worden ist, eine Maßregel, die bereits in den Gouvernements Peterburg, Moskau, Charkow, Jekatorinoslaw, Kijew, Podolien und Wolhynien, in den Städten Rostawa-Dar, Taganrog, Nochitschewan, Tiflis, in einigen Ortschaften des donischen Gebietes und des Gouvernements Cherson, in den Stadthauptmannschaften St. Petersburg und Odessa und mehreren anderen Orten und Bezirken des europäischen Rußlands bestand,

befindet sich nunmehr ein sehr großer Theil der bedeutendsten Städte, ja ganze Gouvernements, im Ausnahmezustand. Um die Wirkung dieses „Zustandes des verstärkten Schutzes" auf die so „beschützten" Verwaltungsbezirke würdigen zu können, muß man die einschlägigen Bestimmungen durchlesen, nach denen z. B. die Gouverneure alle öffentlichen und privaten Versammlungen verbieten, jede Fabrik und Handelsniederlage auf eine bestimmte Zeit schließen, einzelnen Personen den Aufenthalt in den betreffenden Städten oder Gouvernements untersagen können. Ferner sind die Gouverneure befugt, einzelne Kriminalfälle den Kriegsgerichten zur Aburtheilung nach dem Kriegsgesetze zu übergeben, auch alle Personen, welche als politisch unzuverlässig gelten, aus allen landschaftlichen, städtischen und friedensrichterlichen Behörden entfernen zu lassen. Die Polizeichefs und die Kommandeure der Gendarmerie können jede Person, die verdächtig ist, Staatsverbrechen begangen zu haben, bis auf zwei Wochen in Untersuchungshaft nehmen lassen.

Wie man Angesichts dieser und ähnlicher Maßregeln von den geplanten Reformen eine Hebung der wirthschaftlichen, intellektuellen und moralischen Verhältnisse Rußlands erwarten kann, wird selbst dem Optimisten unverständlich bleiben.

J. Wiese.

Die Stiftung eines Wiener Strafrichters.

Um die Jahreswende erschoß sich der Vize-Präsident des Wiener Landesgerichtes, Dr. Ferdinand von Holzinger, in seiner Amtsstube. Um Mitternacht war der Herr des grauen Hauses vor dem Kriminal vorgefahren. Das begab sich auch sonst hie und da, wenn der Hofrath vor einer besonders wichtigen Verhandlung stand und in voller Stille Akten studiren wollte. Dem an der Eingangspforte wachhabenden Justizsoldaten schenkte er, wie bei früheren Nachtbesuchen des Untersuchungs- und Strafgefängnisses, eine Cigarre. Dann stieg er in sein Bureau im zweiten Stockwerk. Am nächsten Morgen fand man ihn mit durchschossener Schläfe, den Revolver in der Rechten, auf dem Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch. In wenigen zurückgelassenen Zeilen verabschiedete er sich. Die Aerzte, so hieß es in dem wortkargen Zettel, hätten ihm vollständige Erblindung diagnostizirt. Er bitte seine Freunde und Bekannten, ihm ein wohlwollendes Andenken zu bewahren.

Dieser Selbstmord eines der meistgenannten, meistbeschäftigten, meistgefürchteten Strafrichter erregte nicht nur bei den Journalisten, nach Goethe's Meinung den geborenen Allarmisten, gewaltiges Aufsehen. Holzinger war Gegnern und Parteigängern jahrzehntelang wie die leibhaftige Verkörperung unseres rückständigen, zumal in politischen Delikten erbarmungslosen Strafgesetzes erschienen. Die Alldeutschen vergaben ihm niemals die Verurtheilung Schönerer's nach dessen Ueberfall in der Redaktion des „Neuen Wiener Tageblatt". Die „Arbeiterzeitung" stellte ihn wegen seiner Härte in Sozialisten- und Anarchistenprozessen wie bei Lebzeiten auch nach seinem Tode als Urbild des „schlechten Richters" hin. Mehr als ein Anwalt, dem er als Gerichts-Präsident bös mitgespielt hatte, ließ nun den wehrlosen Geschiedenen die volle Schärfe des Nachrufes fühlen. Die Klerisei zeigte nicht übel Lust, dem Selbstmörder jede kirchliche Einsegnung zu verweigern. Ein Aergerniß, das nur durch ein ärztliches Zeugniß mit der Erklärung verhindert wurde, Hofrath Holzinger habe im Zustand der Unzurechnungsfähigkeit Hand an sich gelegt. Die Skandalsucht kleinerer Blätter vollendete das Rachewerk an dem Todten. Allzu erfindungsreiche Reporter fabelten und fackelten seltsame Dinge über die angeblichen, tiefer liegenden, lichtscheuen Ursachen des unheimlichen Endes. Ihre schmutzige Phantasie griff mit ihren Märchen verwegen den Schauerroman-Schreibern vor, denen Holzinger's Gestalt und Schicksal auf die Dauer schwerlich entgehen wird.

Das Geheimniß seines Lebens und Sterbens vermöchte nur ein Seelenforscher und Herzenskündiger vom Schlage Balzac's oder Dickens' zu lösen. Anzengruber, dessen Cousine Holzinger geheirathet hatte, verkehrte bis in seine letzte Lebenszeit mit dem in seinen geselligen Umgangsformen weltmännischen Kriminalisten. Die Vettern spielten, wenn ich nicht irre, allwöchentlich ihre Partie Schach mit einander. Im Gespräch über Tagesereignisse stießen ihre schnurstracks entgegengesetzten Weltansichten dabei mehr als einmal schroff auf einander. Der Dichter des „Fleck auf der Ehr" machte nie ein Hehl aus seinen schweren Bedenken gegen arge Gebrechen der heutigen Rechtsordnung, gegen übermäßige Härten und Widersprüche der Kriminaljustiz, gegen jeden Gewissenszwang im Kapitel der sogenannten Religions- und politischen Verbrechen. Die Möglichkeit eines ungerechten Schuldspruches erregte den Dichter im Tiefsten. Den kleinsten Schlendrian im Verfahren, jede Einschüchterung oder Verspottung des Angeklagten empfand er wie eine ihm persönlich widerfahrene Unbill. Wie nah ihm unverdient erduldetes Leid anderer ging, zeigte sich eines Abends an unserem Stammtisch.

Eine Verlorene wurde eines Morgens erschlagen in einem verrufenen Haus aufgefunden. Eine jüdische Prostituirte wurde verdächtigt, das Mädchen, mit dem sie vorher gelegentlich Zank gehabt hatte, umgebracht zu haben. Sie kam vor Geschworene, die sie zum Erstaunen des Staatsanwaltes auf sehr fragwürdige Inzichten hin schuldig sprachen. Katharina Steiner kam in das Zuchthaus. Nach mehreren Jahren stellte sich heraus, daß die Unglückliche völlig unschuldig an dem Mord gewesen: ein Geisteskranker aus guter Familie hatte nach einer wilden Nacht den Todesstoß geführt. Katharina Steiner wurde nach Erledigung der nöthigen Förmlichkeiten in Freiheit oder richtiger, da zu jener Zeit unschuldig Verurtheilte in Oesterreich keinen Anspruch auf Entschädigung hatten, auf das Pflaster gesetzt. Auf milde Gaben angewiesen, klopfte Katharina Steiner einmal auch an die Thür eines Zugehörigen der Anzengruber-Tafelrunde. Thränen glänzten in den Augen des Dichters, als von diesem Besuch die Rede war. Er hat die Bemitleidenswerthe, die später wohl selbst bei ihm vorsprach, reich bedacht und, wenn ich nicht irre, die Kalendergeschichte „Wissen macht — Herzweh" unter der Nachwirkung dieses außerordentlichen Eindrucks geschrieben. Die Standreden des Hubmayr im „Fleck auf der Ehr'" sind auf den gleichen Ton gestimmt:

„G'studirte Herrn hab'n ausg'rechnet, daß im Verlauf von oan Jahr im Durchschnitt so und so viel Diebstähl, Einbrüch, Mörd und Todtschläg' vorkommen müßten, no und dös muß stimmen, dös muß aufgebracht werd'n, wie d' Rekruten und wie sich's manchmal, wonn a selten, beim Militari erst in der Kasern' herausstellt, daß oaner zu Soldaten nit taugt, so a im Strafhaus, daß oaner zum Verbrecher koane Anlag'n hat, da wird er halt suprawitirt und mer laßt'n lauf'n . . ."

Und noch unverkennbarer lautet die Nutzanwendung:

„Wie dö anfangs in dö G'schicht h'neinkämma is, ohne z' wissn wie, nur daß s' vielleicht doch of oan' glücklich'n Ausgang vertraut hat, so woaß s' hitzt nit, wie s' herauskimmt und dürft dazu wol a koan Vertrau'n mehr hab'n und dös nit mit Unrecht. Wer woaß dann um ihr Unschuld? Kanonen lösen, Glocken läuten, dös thut mer nur, wann a gar G'fährlicher wo aus oaner Festung ausbricht — bei ihr'm Entlassen is 's in aller Still'n herg'angen; Steckbrief schickt mer nach allen Ecken und Enden hinter o'am Gravirten her — ihrthalbn is koan anziger Freibrief nur nach oa'n Enderl wohin abg'ang'n; a Oeften picken alle Mäuern voll Kundmachungen mit ausg'setzte Belohnungen — z'weg'n ihr is nix kundg'macht word'n eppa mit oaner zugesprochenen Entschädigung und dös war vielleicht 's oanzige, was 'n Leut'n d' Aug'n öffnet', wann af'm G'moa'namt der Brief mit dö fünf Siegel einlanget' und 's Geld dort ausg'händigt wurd; denn dös überzeugt dö Dümmsten und g'schweiget dö Boshaftigsten, weil oa'm jeden einleuchten möcht', daß mer sich oaner fraglichen Sach will'n koane Unkösten machet. Was aber so ohne Aufsehen in der Welt vorgeht, find't selten bei'n Leuten a Einseh'n . . . Wann amal so a Aktenstoß mitn Protokollen, Urthelsschöpfungen und — woaß der Teufel — was noch all'm über oan

Menschen voll g'schrieb'n wor'n is, dann kriegt davon leicht selber oan's so a Tintenspritzerl für sein' Lebzeit ab! „G'sess'n, g'sess'n is s' doch" wurden die Leut' sag'n und sie kann's koam verwehr'n . ."

Wer im Buch und auf der Bühne mit so feurigem Ungestüm für die Opfer einer blinden oder verblendeten Strafrechtspflege sich einsetzt, nimmt schwerlich im Privatverkehr ein Blatt vor den Mund. So manches Mal mag denn auch Anzengruber dem Vetter, der nach den anarchistischen Mordanschlägen zum Vorsitzenden eines Ausnahmegerichtes berufen wurde, seine Meinung nicht vorenthalten haben, ob und wie weit Gesinnungen, bevor sie zu Thaten sich verdichten, strafbar seien. Mehr als einmal hat der Dichter Bekannten gegenüber seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß ein Kriminalist, der wie Holzinger tagtäglich Noth, Elend, Vergewaltigung in nächster Nähe zu sehen bekomme, schlechterdings nicht vermöge, sich in den Gedankenkreis der mit der geltenden Gesellschaftsordnung Unzufriedenen hineinzuversetzen. Niemals aber ist über Anzengruber's Lippen auch nur der leiseste Zweifel an der persönlichen, felsenfesten Ueberzeugung Holzinger's von der Richtigkeit und Nothwendigkeit seines Denkens und Handelns gekommen. Er hätte sonst gewiß nicht Holzinger buchstäblich bis zum letzten Tage als seinen unbedingt zuverlässigen Vertrauensmann betrachtet und behandelt und — wie 1873 als Trauzeugen — am 9. Dezember 1889 zu seinem Testamentszeugen gewählt.

Als Holzinger am Morgen des 10. Dezember in der Wohnung des Dichters erschien, um seinen letzten Willen zu vernehmen, war Anzengruber unmittelbar vorher jählings verschieden. Ohne viel Worte that er aber seine Pflicht und weit über seine Pflicht. Was in Holzinger's Macht stand, geschah für die Kinder, für die Gesammtausgabe, für das Andenken Anzengruber's. Wie seinerzeit der Senats-Präsident Rizy für seinen großen Anverwandten Grillparzer, war nun Holzinger bereit, für seinen Vetter Anzengruber mit Rath und That einzustehen. Wer immer ein Herz hat für den Dichter der „Kreuzelschreiber" und des „Sternsteinhof", schuldet Holzinger für diese Haltung Dank und Anerkennung.

Der Biograph des Dichters insbesondere darf und wird nie vergessen, mit welchem Entgegenkommen Holzinger seine Bestrebungen gefördert hat. Das letzte Mal sah ich den Hofrath vor Jahresfrist. Ich wollte ihn vor der Herausgabe der Briefe von Ludwig Anzengruber in einigen heiklen Fragen zu Rathe ziehen und besuchte ihn, seiner freundlichen Aufforderung folgend, in seiner Amtsstube. Er hatte kurz vorher eine lebensgefährliche Krankheit überstanden. Sein Aussehen erschreckte mich geradezu. Der ehedem so aufrechte, mit soldatischer Strammheit und Eleganz auftretende Mann schien vom Tode gezeichnet; die Gesichtsfarbe war wachsbleich; die stets mit dem Zwicker bewehrten Augen blickten müd und trübe. Es fiel mir nicht leicht, meine Bewegung zu verbergen. Wiederholte, angelegentliche Fragen nach seinem Befinden beantwortete er mit der Versicherung, daß er sich wieder vollkommen wohl fühle. Und für seine volle geistige Regsamkeit legte seine alte Schlagfertigkeit beruhigendes Zeugniß ab. In ein paar zweifelhaften Punkten, die ich ihm zur Beurtheilung überließ, waren wir — wie in ähnlichen Fällen im Lauf der letzten zwölf Jahre — vollkommen einig.

Eine Frage, die ich ihm vorlegte, beschäftigte ihn, ein klein wenig auch aus fachmännischem Interesse, sehr lebhaft. In einem norddeutschen Autographen-Katalog war eine Reihe von Briefen Anzengruber's an eine Ungenannte zum Verkauf ausgeboten worden. Eine dieser Zuschriften hatte ich erworben, weil ich, schon nach der knappen Inhaltsanzeige des Händlers, vermeiden wollte, daß diese, traurige Familienangelegenheiten berührende, Zeilen Unberufenen vor Augen kommen sollten. Wer aber die Adressatin war, konnte ich schlechterdings nicht errathen. Ich hegte nur die Vermuthung, daß die Dame, der Anzengruber wiederholt für Christbescheerungen seiner Kinder dankte und Besuche in Aussicht stellte, in Wien gewohnt haben müsse. Holzinger prüfte den Brief und sagte dann kurzweg: „Ich habe auch keine Ahnung, wer die Adressatin gewesen sein kann. In Wien aber hat sie sicher nicht dauernd gewohnt." Seine Beweisführung gegen meine Annahme war so bündig, daß ich — zu Holzinger's sichtlichem Vergnügen — unwillkürlich sagte: „So prüft nur ein gewiegter Kriminalist ein Schriftstück." Wir plauderten noch ein Stündchen. Beim Scheiden versprach er mir, zur Enthüllung des Anzengruber-Denkmals zu kommen.

Am nächsten Morgen erhielt ich einen Brief, in dem mir der Hofrath mittheilte: er habe noch an demselben Abend mit seiner Frau über die fragliche Korrespondenz gesprochen; beim Kramen unter alten Papieren habe sich herausgestellt, daß die Unbekannte ein treffliches, altes (mittlerweile verstorbenes) Fräulein gewesen sei, in deren Hause Anzengruber als junger Ehemann mit seiner Gattin während der Flitterwochen in Breitenfurt gewohnt und mit der er auch späterhin gelegentlich gern verkehrt habe. Zufällig habe er auch die Antwort der Dame auf jenen von mir gekauften Brief aufgefunden, den mir der Hofrath zugleich beilegte und dauernd überließ.

Die nächste Holzinger-Botschaft brachte mir die Zeitung, die Meldung von seinem Selbstmord, die mich sehr bewegte. Nach meiner innersten Ueberzeugung hat die Katastrophe keine andere Ursache, als das in Holzinger's Abschiedsbrief angegebene Motiv: die Sorge vor Erblindung. In seinem Beruf ging dieser Strafrichter so unbedingt auf, daß für ihn mit dem Ende seiner Amtsführung auch die letzte Stunde gekommen war.

Hätte es noch eines Beweises für diese unlösliche Zusammengehörigkeit des Mannes mit seinem Berufe bedurft —: er würde durch Holzinger's jüngst im „Neuen Wiener Tageblatt" mitgetheiltes Testament erbracht werden. Den Fruchtgenuß seines Vermögens soll seine Wittwe zeitlebens haben. Später aber sei das ganze Kapital einer Stiftung zuzuwenden, die schuldlos durch ein Verbrechen Beschädigten zu Gute kommen solle. Der Einfall kennzeichnet den ganzen Mann. Sein Herz fühlt nicht, zum mindesten nicht zuerst, mit Howard, Beccaria, Mittermaier für die Angeklagten, Verurtheilten und Sträflinge. Sein Antheil gilt vor allem den Opfern des Verbrechens. Dieser Gedanke ist offenbar das Ergebniß langer Erfahrungen, einer durchaus selbständigen Lebensanschauung.

Der Einzelne kann mit einer verhältnißmäßig noch so beträchtlichen Stiftung den unabsehbaren Schäden, die Raub, Diebstahl, Betrug, Gewaltthätigkeit aller Art anrichten, wenig oder gar nicht abhelfen. Und der nach einem ungeheuren Elementarunglück aufgetauchte Vorschlag des greisen Lorenz von Stein: alle Kulturstaaten sollten für alles ähnliche, durch Erdbeben, Hochwasser und andere Katastrophen verschuldete Elend solidarisch durch Sammlungen und Ersparnisse vorsorgen, hat wenig Aussicht, verwirklicht oder gar auf internationale Versicherungsfonds gegen Masseneinbrüche, Bankschwindel 2c. ausgedehnt zu werden. Um so nachdenklicher stimmt das Vermächtniß unseres Strafrichters, auf das Goethe's Wort über Lichtenberg's Witze zutrifft: „wo Holzinger eine Stiftung macht, liegt ein Problem verborgen."

Wien, Ende Februar 1902.

Anton Bettelheim.

Miß Buckton, eine Dichterin.

Es war doch etwas mehr als nur eine gelegentliche Reise, die sie zu uns führte. Zwischen ihr und ihrem Heimathlande England lag der Kummer über die Greuel des Burenkrieges, den sie wie ein Kind empfand, das von den Ungerechtigkeiten der Welt nichts weiß. So suchte sie bei uns Verständniß. Und nun sie gegangen, bleibt uns ein schmales Bändchen kurzer Gedichte, „Through Human Eyes“*), Miß Buckton's Bild wieder vor die Erinnerung zu rufen.

Mit der Wirklichkeit und den Geschehnissen des Alltags haben diese Gedichte wenig oder nichts zu schaffen. Macht die Brutalität des Lebens sich doch einmal geltend, so empfindet man den mädchenhaften Schauer vor etwas Unbegreiflichem mit. Rein seelische Empfindungen sind es vielmehr, die sich leise in diese Rhythmen schmiegen, von einem Erinnerungsbild, von einer Sehnsucht gerufen. Eindrücke der Kunst drängen nach eigener Gestaltung. Die diese Gedichte geschrieben, ist sehr viel heimischer im Lande der holden Täuschung, als in dem des Seins, — wenn nicht von l'art pour l'art, so darf man doch von l'art par l'art hier reden.

Musikalische Impressionen rufen diese Verse wach. Dann ist es wie ein Andante, das forttönt, und sich unmerklich in Worte umsetzt. Aber auch ein Bild, eine Statue geben den Anlaß, oder das Spiel der Duse, das Fragen nach Menschenschicksal auslöst. Ahnungen erstehen oder werden in Sehnsucht gesucht. Es gibt einen geheimnißvollen Klang, den die Seele ahnt und der ihr Frieden spenden würde. Sie weiß von einem nie gesehenen Gesicht, nach dem das Herz verlangt und das die Dämmerung entschleiern könnte. Das Auge spiegelt eine seelische Heimath, in der vielleicht das Verlangen Ruhe finden dürfte. Und mit feinen, geschärften Sinnen wird der Duft des Wintertages eingesogen: es ist etwas vom Geruch grüner Pappelzweige und Primelknospen darin, — eine Täuschung, deshalb so wollüstig, weil's eine Täuschung ist.

Blumenfeste werden begangen. Tulpen stehen im Garten in brennenden Farben, ein Symbol der Spende, die das Herz darbringt. Blumen blühen, bräutlich erschauernd, und warten deß, der kommen soll, ihrer froh zu werden. Man meint in einer gemalten Landschaft zu wandeln, die eben nur ein Gleichniß für die Seelenstimmung ist, ein Malereden thut sich auf, wie Rossetti und Burne Jones es sich träumten. Mehr und mehr wird man gewahr, wie weit man der Wirklichkeit entrückt ist; kein Klang tönt mehr hinüber, das Symbolische ist in Erscheinung getreten, die Farben sind zu einander abgestimmt, die Linien stilisirt. Die Geliebte ist gestorben. Aber keine Klage wird laut, kein Seufzer ertönt. Die Gewißheit des Ineinsseins ist da, die Seele wird sich aufmachen, die befreundete Seele von Stern zu Stern zu suchen. Und wird sie finden. Das ist so selbstverständlich ausgesprochen, als gäbe es gar nichts Gewisseres auf Erden als das Märchen. Und indem man diese Verse liest, sieht man auch das Bild vor sich, wie es etwa Burne Jones gemalt hätte. Eine schlanke Gestalt schreitet über die Himmelswiese, gebückt, die Lilie in der Hand. Mit der berührt sie die Sternblumen im Grase, und die stehen ihr Rede und Antwort über den Verbleib der abgeschiedenen Seele, die sie sucht.

So weit man blicken mag, ist der Himmel blau. Nur eine kleine Wolke schwebt hoch in den Lüften. Sie nimmt die Seele auf, die schwebt mit ihr. „Segle, gesegnete Wolke, mit deiner zarten Last. Segle, bis du dich auflösest im endlosen Blau. Meine Seele gleitet dann wieder, still hernieder durch den Himmel, — neugeboren.“ Das kleine Gedicht heißt „Purification“. Der christliche Gedanke der seelischen Wiedergeburt ist hier in pantheistisches Empfinden untergetaucht. Was aber diesem wie vielen Gedichten von Miß Buckton einen eigenartigen Zauber verleiht: das Symbolische erscheint als das Natürliche. Die Thore sind hinter der Wirklichkeit zugefallen, das Land der Seele hat sich aufgethan, und es dünkt einen vertrauter als alles, was man kannte.

Die litterarischen Zusammenhänge, in die sich diese kleine Sammlung stellt, liegen offen zu Tage. Dieser Dichterin haben der Dichter Rossetti und seine jüngere Gefolgschaft die Zunge gelöst. Robert Bridges hat in schönen Versen ganz in derselben naiv-stilisirten Art das Bändchen eingeleitet. Aber in diese Manier trägt Miß Buckton doch einen eigenen Ton. Etwas Mädchenhaftes, das, wie verschleiert es auch sein mag, dem Leser in dieser rein seelischen Kunst einen leis' sinnlichen Hauch übermittelt.

Overhead the Mimosa bloom
    Sways in the sun:
Trembling joy in his myriad leaves
Lifts the blossom, that sighs and heaves
    For love of one . . . .;

Quickly come, o quickly come!
    The hour is late.
The shadow sleeps on the dial-face,
And the hush of noon-day keeps the place
    Where Love doth wait.

Auch bei uns in Deutschland sind Ansätze zu solcher Lyrik vorhanden. Meine Gedanken aber weilten, während ich diese Gedichte las, bei einem ganz anderen, bei Heine. Nichts hat diese Lyrik mit Heine's Kunst gemeinsam, nichts dies zarte Sehnen mit seinem Lieben. Wie er das Geliebtwerden träumt, das ist es: „Die Lotosblumen erwarten ihr trautes Schwesterlein.“

Ernst Heilborn.

*) London 1901. Elkin Mothews, Vigo Street.

Musikkritische Glossen.

Jahr und Tag sind vergangen, seit ich an dieser Stelle zum letzten Mal über unser modernes Musikleben berichtet habe. Das ist wohl lange Zeit, und ich kann's dem Leser kaum verargen, wenn er den Grund dieses andauernden Schweigens in der unergründlichen Faulheit seines Berichterstatters zu suchen geneigt sein sollte. Und doch würde mich dieser Vorwurf mit Unrecht treffen, denn beim Apoll und allen neun Musen, wenn etwas faul ist im Freistaat der Musikanten: ich bin es nicht. Freudig und hurtig wär' ich am Amte, ließen sich die bleischwere Langeweile und die tödtliche Oede des Stillstandes, die über dem zeitgenössischen Musikschaffen lagern, durch den frischen Hauch der Begeisterung wegbannen. Allein vergeblich sucht das Auge nach dem Helden, dies vermöchte, und kehrt trostlos zum Anblick der regungslosen glatten Fläche zurück. Goethe's Schilderung der Meeresstille gibt so recht ein Bild unserer heutigen Musikproduktion: — keine Luft von keiner Seite, Todesstille fürchterlich. Unversehens hat sich der Lebensquell der deutschen Musik im Geklüfte verloren und statt der erquickenden Bronnen breiten todte Wasser sich vor unsern Blick. Hin und wieder, wenn ein Fröschlein ins Wasser hüpft oder etwan ein kleiner Bengel sich einen Scherz erlaubt, kräuselt und bewegt sich das träge Element ein wenig, und dann heißt's am Ufer gleich: ein Ereigniß, eine That, und die Reporter tuten die seltsame Kunde in alle Welt. Ehe sich der Bedächtige aber des Wunders versehen, liegt der matte Spiegel wieder in starrer Ruh. Willkür und Zufall, nicht die lebendige Kraft, hatten das Wunder gewirkt.

Es ist nicht etwa ein Gemälde aus griesgrämiger Einbildung, das ich hier entworfen. Ich zeichne die Verhältnisse, wie sie sind. Seit Jahresfrist haben wir kein neues musikdramatisches Werk zur Aufführung gelangen sehen,

das auch nur Lebenskraft über eine Spielzeit hinaus erwiesen hätte. Und keineswegs sind wir in der Reichshauptstadt die von Pech besonders Begünstigten, wie man nach den Erfolgdepeschen und Reklamenotizen aus der Provinz hin und wieder anzunehmen geneigt sein könnte. Mustert man im letzten Bühnenalmanach das Verzeichniß der Opernnovitäten, die vom Herbst 1900 bis zum Herbst 1901 auf deutschen Bühnen erschienen, so wird man besten Falls zwei oder drei Stücke ausfindig machen, die kennen zu lernen auch den Berliner Musikfreunden erfreulich und belehrend gewesen wäre. Und auch von diesen war keines ein Treffer, hat keines den Schluß der Saison überlebt. Siegfried Wagner's zweite Oper, „Herzog Wildfang" gehört trotz des Lärmens, das um sie entfacht wurde, bereits heute der Vergangenheit an, und Ludwig Thuilles „Gugeline", auf die man nach dem fesselnden „Lobetanz" mit einiger Hoffnung warten konnte, ist an der blutarmen Klingklang-Poesei des Herrn Bierbaum vorzeitig verschieden. Das stadtläufige Urtheil der Spree-Athener, die ihren Theaterdirektoren gerne eine besonders ungeschickte Hand in der Wahl der Novitäten nachrühmen, hält also einer sorgfältigen sachlichen Prüfung der deutschen Opernverhältnisse nicht Stand. Es wird zur Zeit überall mit Wasser gekocht. Das ist ein schlechter Trost, wenn man wie wir in Monatsfrist drei rauschende Mißerfolge erlebt, aber er darf zur Entlastung der ungerecht verklagten Opernleitung nicht verschwiegen werden.

Ueber die Werke selbst zu reden, verlohnt kaum der Mühe. Alfred Sormann's „Sibylle von Tivoli", eine kindliche, rohe Nachäfferei des längst verflossenen italienischen verismo und Wilhelm Kinzl's „Heilmar", ein unklares Erlösungsdrama von unechter Wagnerart aber unverfälschter Neßlerei, sind durch eine Versenkung bereits ins Massengrab des Archivs verschwunden. Dorthin wird ihnen Eugen d'Albert's „Improvisator" bald folgen. Es ist eine lange, lange prunkende und hohle Meyerbeeriade, zu der nur leider statt eines Scribe ein Stümper den Text, statt des geriebenen Opernkomponisten ein unruhig und rücksichtslos pröbelnder Instrumentalkompositeur die überdicke Partitur verfertigt hat. Alle drei Arbeiten kennzeichnet ein geradezu erschreckendes Unverständniß für das Wesen und die Lebensbedingungen des Dramas. Damit aber genug davon. Todtgeborenen Kindern schreibt man keine Nekrologe.

Etwas erfreulicher, wenn auch nicht gut, ist es um den Ertrag der Konzerternte bestellt. Eine stattliche Zahl neuer Werke ist uns, namentlich durch den wagemuthigen Richard Strauß, vorgeführt worden. Fehlten darunter auch die „Meisterstücke" ganz, so waren doch hin und wieder Versuche und Studien zu gewahren, in denen ein Neues sich anzukündigen schien. Aber auch hierbei war in der großen Mehrzahl der Fälle zu beobachten, daß es sich mehr um ein äußerliches Nutzbarmachen der durch Wagner und Liszt neugewonnenen Kunstmittel, als um ein organisches Schaffen von Innen heraus handelte. Die Einen versuchten, den neuen Wein in die alten Schläuche zu fassen, und andere wieder glaubten schon Großes zu thun, wenn sie ein dünnes Wasserfädelein durch die neuen Röhren rieseln ließen. So gab es wohl gelegentlich eine kleine Aufregung für die Snobs, für Modenarren und Geschmäckler, leer aber gingen die aus, die nach der Kunst wie nach dem Brode des Lebens verlangte.

Dem Stillstand im musikalischen Schaffen unserer Zeit entspricht ganz naturgemäß eine auffällige Regsamkeit in der geschichtlichen Durchforschung unserer Tonkunst. Die Erfolglosigkeit der Nachahmer Wagner's läßt das Lebenswerk des Bayreuther Meisters vorläufig als einen Abschluß geschichtlicher Entwicklungen erscheinen, und unwillkürlich wenden sich Blick und Geist nach den Vorstufen des Erreichten, nach den Anfängen, den Wachsthums- und Wandlungsstadien unserer heutigen Kunst zurück. Unmittelbar wird aus diesen philologischen und historischen Bemühungen dem zeitgenössischen Schaffen gewiß kein sonderlich Heil erwachsen, mittelbar aber — man denke nur an die Folgen der Bach-Renaissance im 19. Jahrhundert — kann die Beschäftigung mit den Denkmälern alter Tonkunst, die Betrachtung längst verflossener musikalischer Strömungen sehr wohl befruchtende Anregungen bieten. Nicht alle Keime sind im Laufe der großen, öfter unterbrochenen geschichtlichen Entwicklung zum Gedeihen und Blühen gekommen, und gerade unter den Werken früh verschollener, durch Zufall nicht zum Druck gelangter Tonsetzer findet sich vielleicht manches, was zum tieferen Verständniß unserer Kunst förderlich ist und mittelbar auch dem Schaffen zu Gute kommen kann. Ich erinnere hier zum Vergleich an die bedeutsame Erzieherrolle, die zu vieler Erstaunen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit einem Male dem holländischen Kleinmeister Pieter de Hoogh zufiel.

So möchte es denn nicht übel angebracht sein, Musikern und Musikfreunden während dieser „stillen Zeit" ein gelegentliches ernsthaftes Befassen mit musikgeschichtlichen Studien zu empfehlen. Diese Wissenschaft ist noch jung und steht bei vielen nicht gerade in gutem Ruf. Biographischer Kleinkram und ästhetische Spekulation machten sich darin lange Zeit übermäßig breit. Darunter litten namentlich die meisten Bücher, die sich mit dem Leben und Wirken der Tonkünstler aus den letzten anderthalb Jahrhunderten beschäftigten. Neuerdings ist darin ein erfreulicher Wandel erfolgt, und wir sehen auch Arbeiten, die sich an weitere Kreise wenden, darnach streben, die großen geschichtlichen Zusammenhänge darzulegen und aus der Betrachtung der Kunstwerke nicht Regeln, sondern Einsichten zu gewinnen.

Ein besonders lobenswerthes Buch dieser Art liegt vor in Richard Heuberger's neuer Schubertbiographie.*) Heuberger ist der erste, der eine Lebensbeschreibung und Würdigung Franz Schubert's auf die Kenntniß seiner sämmtlichen, seit wenigen Jahren in einer vierzigbändigen Ausgabe vereinigten Werke gründen konnte. Er hat sich dieser Schicksalsgunst würdig erwiesen und uns die aufschlußreichste Uebersicht über dies gewaltige Schaffen gegeben. Manche Seite der ungeheueren Schubert'schen Thätigkeit, z. B. seine Leistungen als Kirchenkomponist, findet hier die erste gute, zusammenfassende Darstellung. Sehr geschickt und gerecht weiß der Verfasser die Bestrebungen und Thaten seines Helden in den Zusammenhang der allgemeinen Musikentwicklung einzureihen, und ganz vereinzelt erscheint trotz aller Biographenbegeisterung ein Fall von Ueberschätzung, wie die Behauptung, was der Männergesang nach Mozart geworden sei, erschöpfe sich in Schubert, der auch zeitlich der erste Männerchorkomponist gewesen sei. Hier ist Carl Maria von Weber zu Unrecht übersehen worden; seine Vaterlandslieder und seine Jägerchöre sind älter als Schubert's Kompositionen dieser Gattung und haben auch die Entwicklung des Männergesangs stärker bestimmt. Weniger Neues konnte Heuberger natürlich in der Schilderung des Lebenslaufs bringen, doch bereichert das hübsche Buch unsere Anschauung von Schubert's Dasein dafür durch eine außerordentlich reiche Sammlung seiner Bildnisse und charakteristische Zeichnungen aus seinem Dunstkreis. Zweifelsohne wird Heuberger's gediegene und fesselnd geschriebene Arbeit bis zum Erscheinen einer großen das kulturgeschichtliche Moment breiter ausführenden Biographie als das reichhaltigste und zuverlässigste Lebensbild unseres größten Liedermeisters zu gelten haben und demgemäß bald weiteste Verbreitung finden.

Weiter zurück in die Geschichte und auch tiefer in die Wirrniß formgeschichtlicher Zusammenhänge führt uns ein allzu breit angelegtes Buch von Ludwig Landshoff über „Johann Rudolph Zumsteeg".**) Der schwäbische Tonkünstler, dessen Name weiteren Kreisen nur durch seine freundschaftlichen Beziehungen zum jungen Schiller bekannt geblieben ist, nimmt in der Geschichte des deutschen Liedes und namentlich der deutschen Ballade eine

*) Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie" 1902. Band 14 der Sammlung „Berühmte Musiker".

**) Berlin, Verlag von S. Fischer.

bemerkenswerthe Stellung ein. Aus Carl Löwe's Autobiographie wissen wir, daß der Vollender unserer Ballade sich selbst als Nachfolger Zumsteeg's betrachtete, und daß Schubert sich in seinen lyrisch-epischen Erstlingsgesängen eng an die von Zumsteeg hinterlassenen Kompositionen derselben Gedichte anlehnte, hat vor Jahren schon Max Friedländer nachgewiesen. Der „Mozart Wirtembergs" verdiente und lohnte also die Forschermühe vollauf. War doch da den Bildungselementen und Anfängen einer Kunstgattung nachzuspüren, die zu den bedeutendsten und kennzeichnenden Errungenschaften der deutschen Musik des 19. Jahrhunderts gehört. Mit Erfolg hat Landshoff nachzuweisen verstanden, daß die Verwerthung tonmalerischer und mimischer Figuren und Motive, die Zumsteeg's Balladen und den durchkomponirten Gesängen Löwe's und Schubert's eigenthümlich ist, auf Anregungen zurückzuführen ist, die das damals beliebte Melodram darbot. Es ist deshalb bedauerlich, daß gerade der musikhistorische Theil seiner Untersuchungen nicht völlig mitgetheilt ist. Gern hätte man dafür auf manche Einzelheit aus dem bescheidenen Lebensgang des Musikers verzichtet, obwohl die behagliche Art der Erzählung und die Fülle kulturhistorischer Züge auch diese umfangreichen Kapitel lesenswerth machen.

Eine Episode daraus will ich dem weitverbreiteten Geschlecht des Ben Akiba zu Liebe hier anführen. Zumsteeg hatte 1793 „Colma", ein Bruchstück aus Ossian in der Uebertragung Goethe's (Werther) als Monodie für eine Singstimme mit Klavierbegleitung bearbeitet und veröffentlicht. Als Goethe vier Jahre später in Stuttgart Zumsteeg kennen und seine Komposition schätzen lernte, kam ihm, wie sein Tagebuch verräth, plötzlich der Einfall, „Colma" für das Theater zu arrangiren. „Wenn man Fingaln und seine Helden sich in der Halle versammeln ließe, Minona singend und Ossian sie auf der Harfe akkompagnirend vorstellte und das Pianoforte auf dem Theater versteckte, so müßte die Aufführung nicht ohne Effekt sein." Also Goethe auf dem Holzweg des Herrn Bierbaum, die wunderlichste Schöpfung unserer Ueberbrettelei, das „lebende Lied" vorahnend! Aber gemach, bisweilen schläft auch Homer, und Goethe schrieb zu seiner Gedankenverirrung: worüber ich nach meiner Rückkunft denken muß. Und er dachte und besann sich, Herr Bierbaum aber ging unter einen Berliner Stadtbahnbogen und gründete die Kleinkunst des Trianon-Theaters. Und durch alle hohlen Köpfe klang's nun wie Aeolsharfenton: wir haben eine neue, feine, eine intime Kunst, niedlich, himmlisch, süß und wundervoll! Ach ja, wir haben's weit gebracht.

Heinrich Welti.

Theater.

Hermann Katsch: „Die Kollegin." Lessing-Theater, 5. März.

I.

O wie bedauerlich, daß die Mehrzahl aller Kritiken tadeln muß.

Mittwoch ist das Stück gespielt worden; Donnerstag früh soll ich es besprechen, und wenn ich mich in den Abend zurückträume . . . ich weiß nicht, wieso der Gedanke kommt, die Handlung lasse sich nur in tragischen Jahrmarktsversen erzählen. Der Geist bewegt mich, ich fange an.

War ein Mädchen ohne Renten und studirte die Chemie; einen Oberassistenten schätzte und verehrte sie. Dieser war, ich thu's euch kund, tief im Grund ein schofler Hund. Er umgarnte ihre Seelen; bat, sie sollt' es nicht erzählen. Schwatzt' ihr holde Worte vor, — bis sie ihren Kranz verlor.

Dahingegen, liebe Leute, seh'n wir auf der andren Seite einen wackeren, braven Herrn, — rauhe Schale, edler Kern. Führt euch alle zu Gemüth den gewalt'gen Unterschied. Schon die farbige Kravatte, die der kalte Erzlump hatte! Jener andre aber (hört nur) wohnte still bei einem Gärtner. Ging in schlichter Jack' und Hose, brachte täglich eine Rose — von dem Gärtner duftig-frisch zu Mariannens Arbeitstisch.

Als der Schuft sie nun verlassen, thät sie ihn von Herzen hassen. Ging noch einmal, blaß und stumm, ins Laboratorium. Spritzt sich, ohne viel zu hadern, etwas in die Pulsesadern. Streifte so ihr Leben ab, schwapp, hinab, ins kühle Grab.

Mädchen, blicket auf Marianne, nehmt euren Kranz in Acht, trauet niemals einem Manne, wenn ihr selbst den Doktor macht. Ha, was nützt das viele Wissen, wenn die Lieb' das Herz zerrissen . . .

II.

Warum kommt einem der Gedanke, diese Handlung sei nur in Jahrmarktsversen erzählbar? Darum: weil das Innerste des Werkes mit Jahrmarktsbilderbogen verwandt ist. Sie zeigen die Thatsachen, erschreckliche und schmerzvolle: die seelischen Uebergänge zeigen sie nicht. Sie machen Linien mit dem Laternenpfahl, für Halbblinde: leisere Linien, aus einer Versenktheit geschöpft, machen sie nicht. Sie arbeiten mit dagewesenen Zügen: mit erlebten arbeiten sie nicht. Ich könnte diese Periode fortsetzen; ich will lieber ein Exempel anführen.

Der Held soll als kalter Streber gemalt werden. Als nun die Heldin ihm an die Brust sinkt . . . was thut er zur Darlegung seines Charakters? Er blickt, während des Mädchens Hände zum ersten Mal seinen Hals umspannen, er blickt einfach auf die Taschenuhr. Wenn das den Mann nicht kennzeichnet, kennzeichnet ihn garnichts; o Schurke, berechneter!

Das wäre ein Beispiel für die Bilderbogencharakteristik. Jetzt ein Beispiel für die fehlenden Uebergänge. Der erste Aufzug enthält nichts; man nennt das Exposition; er enthält aber diesmal wirklich nichts. Der zweite Aufzug bringt die Liebesszene; die Hingabe. Im dritten Akt fragte sich der Autor: was soll ich im dritten Akt bringen? Er antwortete: die Abwendung. Aber nur Abwendung einen ganzen Akt lang? Nein (dachte der Autor), ich werde zuerst einen Kommers im Hause veranstalten, das dauert eine ganze Zeit; und zuletzt (dachte der Autor), zuletzt lass' ich rasch den Helden eintreten und sich abwenden. Das hat er gemacht. Statt die einzelnen Stadien der Abwendung vorzuführen, gibt er in zwei gewaltigen Streichen Liebe, dann hast-du-nicht-gesehn vollzogene Abwendung. Das ist es kaum, mein Theurer, worauf wir Gewicht legen. Was er nicht gab, darauf kommt es an.

Aber wie hätte er's gegeben!

. . . Es bleibt bedauerlich, daß die Mehrzahl aller Kritiken tadeln muß. Sind aber die mehrsten Stücke, die man spielt, lobenswerth? Wie viele bleiben denn? also wie wenige sind zu rühmen! Es liegt nicht an uns: es liegt an Euch.

Mit aller Anstrengung will ich doch einen Versuch machen, Gutes herauszufinden. Herr Katsch ist Maler von Beruf; ein Mann, den um sein rechtliches Wesen mancher schätzt. Es soll ein Vorzug sein, meinetwegen, daß er zum erstenmal so ein Laboratorium auf's Theater gebracht; und zum erstenmal den Selbstmord durch Lufteinspritzung in die Pulsader.

Laboratorium und Luftmord bilden vorläufig seine Individualität.

Alfred Kerr.

Die Weste.*)

Manche Leute neigen dazu, mehr oder weniger kostbare Raritäten zu sammeln, je nachdem es ihnen die Mittel gestatten. Auch ich besitze eine kleine Sammlung, doch ist sie nur bescheiden, wie es beim Anfang immer der Fall ist. Da ist mein Drama, das ich noch im Gymnasium während der lateinischen Stunden schrieb . . . einige getrocknete Blumen, die durch neue ersetzt werden müssen, da ist . . . Ich glaube, sonst ist nichts mehr da, außer einer sehr alten und abgenutzten Weste.

Schaut her! Das Vordertheil verblichen, der Rücken durchgerieben, voller Flecke, ohne Knöpfe, mit einem Loch, das wahrscheinlich mit der Cigarette ausgebrannt ist, an einer Seite. Das Interessanteste an ihr sind aber die Schnallenbänder. Das Ende mit der Schnalle ist verkürzt und nicht von Schneiderhand angenäht, das andere ist fast der ganzen Länge nach von der Schnalle zerstochen.

Es ist daraus leicht zu errathen, daß der Eigenthümer dieses Kleidungsstückes wahrscheinlich jeden Tag an Gewicht abnahm, und zuletzt dahin gelangte, wo eine Weste aufhört, ein unentbehrliches Kleidungsstück zu sein, dafür aber ein bis zum Hals zugeknöpfter Rock aus dem Trauermagazin sich als nothwendig erweist. Ich gestehe, daß ich heute diesen Tuchfetzen gern jemand abtreten würde, er ist mir lästig geworden. Ich besitze nämlich noch keine Schränke für die Sammlung und möchte andererseits diese Krankenweste nicht unter meinen Sachen halten. Es gab jedoch eine Zeit, da ich sie für einen über ihren Werth weit hinausgehenden Preis erstand, und ich hätte noch mehr bezahlt, wenn man zu feilschen verstanden hätte. Der Mensch hat im Leben Augenblicke, in welchen er sich gern mit Gegenständen umgibt, die ihn wehmüthig stimmen.

Das traurige Schicksal weilte nicht bei mir, sondern in der Wohnung meiner nahen Nachbarn. Aus dem Fenster konnte ich jeden Tag in das Innere ihres Stübchens schauen. Im April sah ich noch drei Personen: den Herrn, die Frau und ein kleines Dienstmädchen, das, soviel ich weiß, auf dem Koffer hinter dem Schrank schlief. Der Schrank war dunkelroth. Im Juli — wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt — blieben nur zwei Personen: der Herr und die Frau. Das Dienstmädchen war zu einer Herrschaft gezogen, die ihm drei Rubel monatlich zahlte, und die alle Tage Mittag kochte.

Im Oktober war nur noch die Frau zurückgeblieben, das heißt nicht ganz allein, denn im Zimmer befanden sich noch viel Sachen: zwei Betten, ein Tisch und ein Schrank . . . aber Anfang November wurden die unnöthigen Sachen öffentlich versteigert, und die Frau behielt von allen Andenken nur eine Weste ihres Mannes zurück; diese besitze ich jetzt. Das kam so. Ende November rief die Frau eines Tages einen Händler mit alten Sachen in die leere Wohnung und verkaufte ihm ihren Schirm für 30 Kopeken und die Weste ihres Mannes für 20 Kopeken. Dann verschloß sie die Wohnung, ging langsam über den Hof, gab dem Portier die Schlüssel ab, blickte noch einmal nach dem Fenster, das sie nichts mehr anging; feine Schneeflocken fielen darauf; schließlich verschwand sie hinter dem Thor.

Auf dem Hofe blieb der Händler mit alten Sachen zurück. Er stellte den großen Kragen seines langen Mantels auf, schob den eben gekauften Schirm unter den Arm, wickelte die von der Kälte gerötheten Hände in die Weste ein und rief:

— Alte Sachen, kaufe alte Sachen!

Ich rief ihn.

— Haben Ew. Wohlgeboren etwas zu verkaufen? — fragte er, als er eintrat.

— Nein, ich möchte Ihnen etwas abkaufen.

— Wahrscheinlich wollen Ew. Wohlgeboren den Schirm haben . . . entgegnete der Jude.

— Er warf die Weste auf den Boden, schüttelte den Schnee vom Kragen und begann mit großem Eifer, den Schirm zu öffnen.

— Ein feines Stück! — sagte er. Bei solchem Schnee ist nur solch ein Schirm zu gebrauchen. Ich weiß, daß Ew. Wohlgeboren einen Schirm ganz von Seide haben können, sogar zwei. . . . Aber das ist gut für den Sommer! . . .

— Was wollen Sie für die Weste? — fragte ich.

— Was für eine Weste? . . . entgegnete er erstaunt, wahrscheinlich an seine eigene denkend.

Aber bald besann er sich und hob rasch die am Boden liegende auf.

— Für diese Weste? . . . Fragen Ew. Wohlgeboren nach dieser Weste? . . .

Dann schien ein Verdacht in ihm aufzusteigen, und er fragte:

— Was will der Herr mit solch einer Weste? . . .

— Wie viel verlangen Sie dafür?

Seine gelben Augäpfel erglänzten, die Spitze der langen Nase wurde noch röther.

— Der geehrte Herr werden einen Rubel geben! — entgegnete er, indem er die Waare so vor mir ausbreitete, daß alle ihre Vorzüge zu sehen waren.

— Ich gebe einen halben Rubel.

— Einen halben Rubel? . . . für solch einen Anzug? . . . Das ist unmöglich! — sprach der Händler.

— Keinen Groschen mehr.

— Bleiben Sie gesund und scherzen Sie, so viel Sie wollen! . . . sagte er, mich vertraulich auf die Schulter klopfend. — Sie wissen ja selbst, mein Herr, was solch eine Sache werth ist. Das ist doch kein Anzug für ein kleines Kind, sondern für eine erwachsene Person. . . .

— Na, wenn Sie die Weste nicht für einen halben Rubel geben können, dann entfernen Sie sich. Ich gebe nicht mehr.

— Werden Sie nur nicht böse! — unterbrach er und wurde weicher. — Bei meinem Gewissen, für einen halben Rubel kann ich sie nicht hergeben — aber ich verlasse mich auf Ihren Verstand. . . . Mag der Herr selbst sagen, was die Weste werth ist, und ich werde darauf eingehen! — Ich lege lieber zu, wenn es nur nach Ihrem Willen geschieht.

— Die Weste ist 25 Kopeken werth, und ich gebe Ihnen einen halben Rubel. —

— Einen halben Rubel? Meinetwegen! . . . seufzte er und packte mir die Weste in die Hände. — Ich verliere gern, wenn ich heute bei diesem Wind nicht mehr auszurufen brauche!

Und er zeigte mit der Hand auf das Fenster, hinter dem die Schneeflocken wirbelten.

Als ich das Geld hervorholen wollte, schien der Händler sich an etwas erinnert zu haben, riß mir die Weste noch einmal aus der Hand und begann, schnell in den Taschen derselben nachzusuchen.

— Was suchen Sie da?

Vielleicht habe ich etwas in der Tasche gelassen, ich weiß es nicht genau! — entgegnete er mit dem natürlichsten Ton, dann gab er mir den erstandenen Gegenstand wieder und fügte hinzu: — Legen Sie wenigstens fünf Kopeken zu! . . .

— Leben Sie wohl! — sagte ich und öffnete die Thür.

— Ich empfehle mich! . . . Ich habe zu Hause einen sehr guten Pelz. . . .

An der Schwelle drehte er sich noch einmal um und fragte: — Vielleicht soll ich dem gnädigen Herrn Schafkäse bringen?

Nach einigen Minuten rief er wieder auf dem Hof: „Kaufe alte Sachen!" — und als ich an's Fenster trat, grüßte er mich und lächelte freundschaftlich.

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Stefania Goldenring.

Es begann so stark zu schneien, daß es fast dunkel wurde. Ich legte die Weste auf den Tisch und begann zu träumen, bald von der Frau, die zum Thor hinausgegangen war, bald von der Wohnung, die neben der meinigen leer dastand, und von dem Eigenthümer der Weste, über dessen Grab eine immer dichtere Schneeschicht heranwuchs.

Es sind noch keine drei Monate her, als ich hörte, wie sie sich an einem heiteren Septembertage unterhielten. Im Mai summte sie sogar ein Lied, — er lachte, als er ein Witzblatt las. Und heute . . .

Anfang April waren sie in unser Haus gezogen. Sie standen ziemlich früh auf, tranken Thee aus einem blechernen Samowar und gingen zusammen in die Stadt. Sie, — um Stunden zu geben, er — ins Büreau. Er war ein kleiner Beamter, der zu seinen Vorgesetzten mit solchem Staunen emporblickte, wie ein Reisender auf das Tatragebirge. Dafür mußte er viel arbeiten, — den ganzen Tag. Ich sah ihn sogar um Mitternacht bei der Lampe über den Tisch gebeugt. Seine Frau saß gewöhnlich neben ihm und nähte. Manchmal sah sie ihn an, unterbrach die Arbeit und sagte:

— Es wird für heute genug sein, leg' Dich schlafen.

— Und wann wirst Du schlafen gehen? —

— Ich will nur noch ein paar Stiche nähen.

— Na, dann werde ich noch ein paar Zeilen schreiben . . .

Sie bückten sich wieder über ihre Arbeit und vertieften sich darein. Nach einiger Zeit sagte die Frau wieder:

— Lege Dich! . . . geh zu Bett! Manchmal antwortete auf ihre Worte meine Uhr, und dann schlug die erste Stunde. Diese beiden Menschen waren junge Leute, weder schön noch häßlich, und ganz still.

So viel ich mich erinnere, war die Frau viel schlanker als der Mann, der für einen so kleinen Beamten von ganz kräftigem Wuchs war. Jeden Sonntag Mittag gingen sie untergefaßt spazieren und kamen spät abends wieder. Mittag aßen sie in der Stadt.

Einmal begegnete ich ihnen an dem Thor, das den botanischen Garten von dem Park trennt.

Sie hatten sich zwei Becher des vortrefflichen Quellwassers und zwei große Pfefferkuchen spendirt; dabei hatten ihre Gesichter den ruhigen Ausdruck der Spießbürger, die gewohnt sind, warmen Schinken und Meerrettig zu essen und Thee dazu zu trinken.

Ueberhaupt brauchen die armen Leute nicht viel dazu, ihr geistiges Gleichgewicht zu erhalten. Ein wenig Nahrung, viel Arbeit und viel Gesundheit. Das Uebrige findet sich von selbst.

Meinen Nachbarn schien es an Nahrung oder wenigstens an Arbeit nicht zu fehlen. Aber mit der Gesundheit war es nicht immer gut bestellt.

Im Juli erkältete sich der Ehemann, aber es war nicht schlimm. Seltsamer Weise bekam er in derselben Zeit einen so starken Blutsturz, daß er ohne Bewußtsein blieb. Es war in der Nacht passirt. Nachdem die Frau ihn in die Betten eingehüllt hatte, ließ sie die Portierfrau in's Zimmer kommen und lief selber, einen Arzt zu holen. Bei fünf Aerzten war sie vergeblich, schließlich griff sie zufällig einen in der Straße auf.

Als der Arzt sie bei dem flackernden Laternenlicht betrachtete, hielt er es vor allem für nöthig, sie zu beruhigen. Da sie von Zeit zu Zeit taumelte — jedenfalls vor Müdigkeit — und da keine Droschke zu sehen war, so reichte er ihr die Hand und erklärte ihr, daß ein Blutsturz noch nichts beweise.

— Es kann eine Kehlen-, Magen- oder Nasenblutung sein, Lungenblutungen kämen seltener vor. Uebrigens, wenn ein Mensch immer gesund gewesen und niemals hustete . . .

— O nur manchmal! — flüsterte die Frau und blieb stehen, um Athem zu schöpfen.

— Das hat nichts zu sagen. Es kann ein leichter Luftröhrenkatarrh sein.

— So . . . es ist Katarrh! — wiederholte die Frau nunmehr laut.

— Hatte er niemals eine Lungenentzündung? . . .

— Doch! . . . — entgegnete sie und blieb wieder stehen. Ihre Füße begannen zu zittern.

Ja, das ist aber wohl schon lange her? — bemerkte der Arzt.

— O, ja . . . sehr, sehr lange! . . . bestätigte sie eiligst. — Es war noch im vorigen Winter.

— Vor anderthalb Jahren.

— Nein. . . . Aber noch vor Neujahr. . . . Es ist schon lange her!

— Ach! . . . Wie dunkel diese Straße ist, — außerdem ist auch der Himmel ein wenig bewölkt . . . sagte der Arzt.

Sie traten ins Haus ein. Die Frau fragte den Portier besorgt, wie es ginge, und erfuhr, daß sich nichts geändert hätte. In der Wohnung sagte ihr die Portierfrau ebenfalls, daß alles beim Alten wäre; der Kranke schlief.

Der Arzt weckte ihn vorsichtig, untersuchte ihn und sagte auch, es habe nichts zu bedeuten.

— Ich meinte gleich, es sei nichts! — sagte der Kranke.

— Es ist nichts . . . wiederholte die Frau und drückte seine schweißbedeckten Hände. — Ich weiß doch, daß es Magen- und Nasenblutungen gibt. Bei Dir ist es jedenfalls aus der Nase. . . . Du bist so stark, mußt Bewegung haben, und Du sitzt immer. . . . Nicht wahr, Herr Doktor, er muß Bewegung haben? . . .

— Ja, ja! . . . Bewegung ist überhaupt gut, aber ihr Gatte muß einige Tage im Bett bleiben. Kann er auf's Land fahren?

— Das geht nicht . . . — flüsterte die Frau traurig.

— Das thut nichts. Dann bleibt er in der Stadt. Ich werde ihn besuchen, vorläufig kann er liegen und ausruhen. Sollte der Blutsturz sich jedoch wiederholen . . . — fügte der Arzt hinzu.

— Was dann, Herr Doktor? — fragte die Frau und wurde bleich wie Wachs.

— Gar nichts. Ihr Mann wird ausruhen, es wird heilen. . . .

— In . . . der Nase? — fragte die Frau, die Hände faltend.

— Ja . . . in der Nase! Das versteht sich. Beruhigen Sie sich, das Uebrige überlassen Sie Gott. Gute Nacht.

Die Worte des Arztes hatten die Frau so beruhigt, daß sie nach der Angst, die sie seit einigen Stunden ausgestanden hatte, beinahe heiter wurde.

Es ist doch nicht so schlimm! — sagte sie, halb lachend, halb weinend. Sie kniete am Bett des Kranken nieder und begann, seine Hand zu küssen.

— Was ist da Schlimmes! . . . wiederholte der Gatte leise und lächelte.

— Wie viel Blut verliert der Mensch im Kriege und wird doch wieder gesund! . . .

— Sprich jetzt nicht mehr — bat ihn die Frau.

Draußen begann es zu dämmern. Im Sommer pflegen die Nächte ja bekanntlich kurz zu sein.

Die Krankheit zog sich bedeutend länger hin, als man gedacht hatte. Der Mann ging nicht mehr ins Bureau; das machte ihm keine Sorge, weil er als Privatbeamter keinen Urlaub zu nehmen brauchte und wiederkommen konnte, wann er Lust hatte und — eine Stelle finden würde. Da es ihm besser ging, so lange er zu Hause blieb, so gab die Frau noch einige Unterrichtsstunden mehr in der Woche und bestritt damit den Haushalt.

Gewöhnlich ging sie um acht Uhr morgens nach der Stadt. Gegen ein Uhr kam sie auf einige Stunden nach Hause, um für den Mann das Mittagsessen auf der Spiritusmaschine zu kochen, dann lief sie wieder fort.

Die Abende verbrachten sie jedoch gemeinsam. Um nicht zu faulenzen, brachte sich die Frau etwas mehr Arbeit mit. Ende August begegnete sie dem Arzt in der Straße. Sie gingen eine lange Strecke zusammen. Schließlich faßte sie den Doktor bei der Hand und sagte mit flehender Stimme:

— Aber, bitte, besuchen Sie uns auch ferner. Vielleicht hilft Gott! . . . Er ist jedesmal so beruhigt, wenn Sie dagewesen sind . . .

Der Arzt versprach zu kommen; die Frau kam verweint zu Hause an. Auch der Kranke wurde infolge des anhaltenden Sitzens gereizt und unruhig. Er begann, der Frau einzureden, daß sie sich um ihn zu viel Sorge mache, daß er trotzdem sterben werde, und schließlich fragte er:

— Hat Dir der Arzt nicht gesagt, daß ich nur noch wenige Monate zu leben habe?

Die Frau erstarrte.

— Was sprichst Du? — sagte sie. — Wie kommst Du auf solche Gedanken? . . .

Der Kranke gerieth in Zorn.

— So komm' mal hierher zu mir, hier! . . . — sagte er hastig, und zog sie an den Händen herbei. — Schau mir in die Augen und antworte: sagte es der Arzt Dir nicht?

Und er versenkte seinen fieberhaften Blick in sie. Es schien, daß unter diesem Blick eine Mauer ein Geheimniß aussagen müßte, wenn sie ein solches besäße.

Auf dem Antlitz der Frau verbreitete sich eine seltsame Ruhe. Sie lächelte sanft und hielt diesen wilden Blick aus. Nur ihre Augen schienen wie verglast.

— Der Arzt sagte, — entgegnete sie — daß es nichts zu bedeuten habe, Du müßtest nur ausruhen . . .

Der Mann ließ sie plötzlich los, begann zu zittern und zu lachen, dann machte er eine Bewegung mit der Hand und sagte:

— Siehst Du, wie nervös ich bin! . . . Ich habe mir fest eingeredet, daß der Arzt nichts von mir hält. . . . Aber . . . Du hast mich überzeugt . . . jetzt bin ich wieder ruhig! . . .

Und immer heiterer lachte er über seine Einbildung.

Uebrigens wiederholte sich dieser Verdachtsanfall nie wieder. Der sanfte Frieden seiner Frau war für den Kranken doch das beste Zeichen, daß sein Zustand nicht gefährlich war. Wieso sollte er es auch sein?

Er hustete zwar, doch das hing mit dem Luftröhrenkatarrh zusammen. Manchmal zeigte sich infolge des langen Sitzens auch Blut — aus der Nase. Auch fieberte er, aber eigentlich war es kein Fieber, sondern — ein solcher nervöser Zustand.

Im allgemeinen fühlte er sich immer besser. Er empfand eine unbezwingliche Lust nach weiten Spaziergängen, doch — fehlte ihm die Kraft. Es kam sogar eine Zeit, das er am Tage nicht im Bett liegen wollte, sondern er saß angezogen, zum Ausgehen bereit, auf dem Stuhl und wartete, bis ihn die augenblickliche Schwäche verließ.

Nur eine Sache beunruhigte ihn.

Als er eines Tages seine Weste anzog, merkte er, daß sie sehr weit sei.

— Sollte ich so abgemagert sein? . . . flüsterte er.

— Es ist doch ganz natürlich, daß Du ein wenig elend aussiehst, — entgegnete die Frau. — Aber man darf doch nicht übertreiben . . .

Der Mann sah sie prüfend an. Sie hob nicht einmal die Augen von der Arbeit auf. Nein, diese Ruhe konnte nicht künstlich sein! . . . Die Frau weiß vom Arzt, daß er nicht so krank ist, sie hat also keinen Grund, sich zu grämen.

Anfang September traten die fieberhaft-nervösen Zustände immer stärker auf und hielten tagelang an.

— Das ist eine Kleinigkeit! — sagte der Kranke. — In der Uebergangszeit vom Sommer zum Herbst fühlt sich der gesündeste Mensch nicht so recht wohl und pflegt etwas erregt zu sein. . . . Es wundert mich nur, warum meine Weste mir immer weiter wird. . . . Ich muß furchtbar abgenommen haben und kann natürlich nicht eher gesund werden, bis ich wieder zugenommen habe, da hilft nichts! . . .

Die Frau hörte aufmerksam zu und mußte gestehen, daß der Mann recht hatte.

Der Kranke stand jeden Tag auf und kleidete sich an, obgleich er ohne Hilfe seiner Frau kein Kleidungsstück anlegen konnte. Es gelang ihr, ihn wenigstens dazu zu bewegen, daß er nicht den Rock, sondern den Ueberzieher anzog.

— Da soll man sich wundern, daß ich schwach bin, — sagte er manchmal, wenn er in den Spiegel sah, — ist's ein Wunder? Wie sehe ich denn aus!

— Das Gesicht verändert sich immer leicht, — bemerkte die Frau.

— Das ist wahr, aber ich nehme auch am Körper ab . . .

— Scheint es Dir nicht bloß? — fragte sie mit dem Ausdruck großen Zweifels.

Er wurde nachdenklich.

— Ha! vielleicht hast Du recht. . . . Denn seit einigen Tagen . . . fällt es mir sogar auf . . . daß . . . meine Weste . . .

— Laß doch sein! — unterbrach die Gattin — Du bist doch nicht dicker geworden. . . .

— Wer weiß? Nach der Weste zu urtheilen. . . .

— Dann müßtest Du Dich auch kräftiger fühlen.

— Phü! Du möchtest gleich alles haben. . . . Zuerst muß ich doch ein klein wenig zunehmen. Ich muß Dir sogar sagen, daß ich auch dann noch nicht gleich kräftiger sein werde. . . .

— Aber was machst Du dort hinter dem Schrank? . . . fragte er plötzlich.

— Nichts! Ich suche ein Handtuch im Koffer und weiß nicht . . . ob es sauber ist.

— Streng Dich nicht so an, Deine Stimme schnappt ja beinahe über . . . der Koffer ist doch schwer . . .

Der Koffer mußte thatsächlich schwer sein, denn sie bekam ganz rothe Flecke im Gesicht. Aber sie war ruhig.

Seit jenem Tage schenkte der Kranke seiner Weste immer größere Aufmerksamkeit. Alle paar Tage rief er seine Frau herbei und sagte ihr:

— Nun, sieh her. Ueberzeuge Dich selber: gestern konnte ich hier noch den Finger hineinstecken, — hier. . . . Heute geht es nicht mehr. Ich beginne wirklich zuzunehmen! . . .

Aber eines Tages hatte die Freude des Kranken keine Grenze. Als die Frau von den Stunden zurückkam, begrüßte er sie mit leuchtenden Augen und sagte sehr bewegt:

— Hör mich an, ich will Dir ein Geheimniß sagen. . . . Ich habe mit dieser Weste ein wenig geschachert. Um Dich zu beruhigen, schnürte ich den Gürtel jeden Tag selber fest und deshalb — wurde die Weste eng. . . . Auf diese Weise zog ich gestern den Gürtel bis ans Ende. Ich fürchtete schon, daß mein Geheimniß nun verrathen werden müßte, indessen . . . Weißt Du, was ich Dir sagen werde? . . . Ich gebe Dir mein heiligstes Wort, heute mußte ich den Gürtel ein wenig lockern, anstatt ihn fester zu ziehen! . . . Er war mir direkt eng, obgleich er gestern noch etwas lose war. . . . Jetzt glaube auch ich, daß ich gesund werde. . . . Ich selber! . . . Mag der Arzt denken, was er will.

Die lange Rede hatte ihn so angestrengt, daß er zum Bett flüchten mußte. Als ein Mensch aber, der, ohne den Gürtel festzuschnüren, zuzunehmen begann, legte er sich nicht hin, sondern lehnte sich an die Frau und hielt sie umarmt.

— Nein! . . . flüsterte er, — wer hätte es gehofft? . . . Zwei Wochen lang betrog ich meine Frau und redete ihr ein, daß die Weste zu eng sei, und heute ist sie thatsächlich zu eng! . . . Na . . . na! . . .

Und sie saßen den ganzen Abend aneinander geschmiegt. Der Kranke war so bewegt wie nie zuvor.

— Mein Gott! — flüsterte er und küßte die Hände seiner Frau — und ich dachte, daß ich immer weiter abnehmen würde . . . bis . . . zum Schluß. Seit zwei Monaten glaube ich heute zum ersten Mal daran, daß ich gesund werden kann. Denn einen Kranken belügen alle, und die Frau am meisten. Aber die Weste — kann nicht lügen! . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn ich heute die alte Weste betrachte, so sehe ich, daß zwei Personen an ihren Schnallenbändern gearbeitet haben. Der Mann rückte die Schnalle jeden Tag, um

seine Frau zu beruhigen, und die Frau — verkürzte den Gürtel, um ihrem Mann Muth einzuflößen.

„Werden sich diese Beiden noch einmal begegnen, um sich das ganze Geheimniß von der Weste zu gestehen? . . .“ dachte ich und schaute zum Himmel empor.

Man sah den Himmel über der Erde fast nicht mehr. Der Schnee fiel in so dichten, kalten Flocken herab, daß selbst in den Gräbern die Menschenasche fror.

Wer will jedoch sagen, daß es hinter diesen Wolken keine Sonne gäbe? . . .

Boleslaw Prus.

Für die freien Hilfskassen. Eine Vertheidigungsschrift von Dr. J. Silbermann. Schriften des kaufmännischen Hilfsvereins für weibliche Angestellte zu Berlin.

Seit es im deutschen Reich eine staatliche Zwangsversicherung gibt, hat man den freien Vereinigungen, die ähnliche oder gleiche Zwecke verfolgen wie die Reichsversicherung, das Leben schwer gemacht. Mit sachlichen Gründen suchte man die freien Hilfskassen zu bekämpfen und aus jenem Formalismus heraus, dem es als ein unerträglicher Schönheitsfehler erscheint, daß die Einheitlichkeit der staatlichen Versicherungsgesetzgebung durch Unternehmungen von Privaten durchbrochen wird. Die politischen Aesthetiker, denen die Symmetrie des staatlichen Aufbaues über alles geht, sind immer bereit, mit der Axt der Gesetzgebung jeden Baum zu fällen, der mit kräftigen Wurzeln in gesundem Boden gedeihend, nach den eigenen in ihm liegenden Gesetzen zur freien Entfaltung gelangt ist. Das Land solcher politischen Schablone ist vor allem Frankreich; das Land, das nicht das Leben unter die Schablone zwingt, sondern das immer bereit ist, die Schablone dem vielgestaltigen Leben zu opfern, ist vor allem England. Und eins ist sicher. Die französische Methode hat die Kraft, die Initiative und Tüchtigkeit der Bevölkerung geschwächt.

Diese prinzipiellen Gegensätze bilden wiederum den Hintergrund, von dem sich auch die sachliche und geschickte Polemik dieser kleinen Schrift zu Gunsten der freien Hilfskassen abhebt.

Das Entscheidende bleibt: erfüllen die freien Hilfskassen den Zweck, den sie erfüllen sollen, und andererseits schädigen sie etwa die staatlichen Zwangskassen in einem solchen Umfange, daß diesen eine ersprießliche Bethätigung unmöglich gemacht ist? Gegenüber diesen beiden fundamentalen Fragen bleibt es von untergeordneter Bedeutung, ob kleine Reibungsflächen zwischen den Zwangskassen und den freien Hilfskassen vorhanden sind. Man kann im Einzelnen dann bessernd eingreifen; aber solche Bedenken untergeordneter Art sollten nicht zu einem Eingriff führen, der sich das Ziel setzt, mit der Existenz der freien Hilfskassen selbst aufzuräumen.

Nun kann keine Rede davon sein, daß die freien Hilfskassen die Zwangskassen ernstlich bedrängen; das wird nicht einmal behauptet. Zugleich aber erbringt die angezeigte Schrift den Beweis, wie leistungsfähig die freien Hilfskassen selbst sind.

Die Verwaltungskosten bei den Hilfskassen sind niedriger als bei den Zwangskassen, und die Leistungen sind höher.

„Es entfielen auf 1 Mitglied:

	Beiträge bei den Orts-Kr.	Beiträge bei den Fr. Hilfsk.	Leistungen bei den Orts-Kr.	Leistungen bei den Fr. Hilfsk.	mith. Leistgn. b. d. fr. Hilfsk. relat. höh. (+), niedrig. (—)
	Mk.	Mk.	Mk.	Mk.	Mk.
1895	15,97	18,63	13,22	15,80	+ 0,38
1896	16,41	18,66	13,09	15,22	+ 0,34
1897	16,72	18,61	13,77	15,95	+ 0,63
1898	16,96	18,74	13,89	16,27	+ 0,93
1899	17,33	18,99	15,10	19,81	+ 3,27

„Die Statistik zeigt, daß die Ortskrankenkassen, denen die Mitglieder zwangsweise zugeführt werden, während der letzten 10 Jahre ihre Beiträge um 23 Proz. haben steigern müssen, um im Verhältniß zu den Hilfskassen Minderwerthiges zu leisten, während die letzteren ihre Beiträge nur um 16 Proz. erhöht haben, und dies wahrscheinlich auch nur deswegen, weil sie durch die Erschwerung der Mitgliedervermehrung zu höheren Ausgaben gezwungen waren; denn die langjährigen Mitglieder erfordern stets höhere Aufwendungen.“

Heute steht die Frage nicht mehr zur Entscheidung, ob Zwangsversicherung oder Freiwilligkeit. Auch die ehemaligen Gegner der Zwangsversicherung können sich der Erwägung nicht verschließen, daß die Fürsorge ohne gesetzliche Reglementirung heute nicht entfernt so weit ausgebaut wäre, wie sie es thatsächlich zum Segen großer Bevölkerungsmassen durch die Zwangsversicherung ist. Allein als völlig verfehlt muß es erscheinen, die ihren Zweck erfüllenden freien Hilfskassen dem Untergang weihen zu wollen, aus Vorliebe für die Schablone, und weil sich hier oder dort untergeordnete Unzuträglichkeiten gezeigt haben. Diese letzteren mag man vorsichtig beseitigen, nicht die Institution selbst.

Das eine soll man nie vergessen, und dies wenigstens ist auch heute wahr geblieben; die freien Hilfskassen schaffen nicht allein Segen durch ihre finanziellen Leistungen, sondern sie wirken auch eminent erzieherisch auf die Bevölkerung. Das *freiwillige* Zusammenarbeiten der Bürger eines Staates für soziale Zwecke ist die einzige Schule, die wir bisher besitzen zur Erziehung für praktische Humanität, für besonnene Voraussicht, für das, was man in Frankreich civisme nennt; und solche Gesinnung bildet schließlich den besten Schutzwall gegen politischen Fanatismus und politische Utopisterei.

P. N.

Hugo von Tschudi: Manet. Bruno Cassirer. Berlin. 1902.

Ein kurzer, scharfer Essai über diesen weitwirkenden großen Meister der französischen Malerei, der — und dies ist das wahre Kriterium malerischer Bedeutung — die Ausdrucksmittel seiner Kunst vertieft und bereichert hat durch eine Darstellung des Lichts und der Lichtwirkungen, der Luft und der Luftwirkungen um ihrer selbst willen. Die bisher erreichte Linearperspektive fand erst durch ihn ihre nothwendige Ergänzung in einer unendlich vervollkommneten Luftperspektive. Daß er keineswegs der erste auf diesem Wege war, ist gewiß. Velasquez, Goya, Constable sind vor ihm, Claude Monet neben ihm. Tschudi setzt ihn an die gebührende Stelle neben diese. Die natürlichen Grenzen dieser Schrift, — eines Essais — gestatteten nicht, die Konsequenzen der künstlerischen — der Naturanschauung Manet's für die moderne Malerei, für die Grundprinzipien ihrer Entwicklung auszuführen; in kurzen, bedeutenden Worten werden sie immerhin ersichtlich gemacht. Sie liegen wesentlich in einer Umwerthung des Begriffs „malerisch“, der Auffassung von Komposition, von Farbe. Durch Manet ist sozusagen das malerische „Ding an sich“ zu seinem Recht gekommen. Der Gegenstand in seiner farbigen Auflösung in der Licht- und Luft-Umwelt. Auch die Folgerungen über diese Stellung Manet's müssen weitergehenden Ausführungen überlassen bleiben, wozu diese Studie anregen wird. Auch wie Manet's Kunst die Maler der „Ideen“ und „Stimmungen“ beeinflußt hat, wie sich das Studium der Natur, die Frage des „vor der Natur“ Stehen's entwickelt hat, konnte nur angedeutet, nicht ausgeführt werden, aber es sind nicht immer die besten Schriften, welche alles sagen, sondern oft die, welche alles enthalten und zur weiteren geistigen Ausführung, zum Zu-Ende-Denken anregen. So ist auch Tschudi's Arbeit eine — „beste Schrift“, würdig ihres großen Gegenstandes, jenes Malers Manet, für den Felicien Rops das sinnvolle **Ex libris** gezeichnet hat mit der Umschrift **Manet — et manebit.**

Wien. Otto Stoeßl.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Reise des Prinzen Heinrich in den Vereinigten Staaten hat mit dem Austausch von Depeschen zwischen dem deutschen Kaiser und dem Präsidenten Roosevelt abgeschlossen. Neben Worten der Kourtoisie enthalten beide Depeschen den Ausdruck des Wunsches, daß Deutschland und Amerika verbunden bleiben mögen in Freundschaft und Sympathie für einander. In Deutschland wird diese Hoffnung aufrichtig getheilt, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß auch in den Vereinigten Staaten die Vorurtheile schwinden, die Intriguanten gegen uns dort zu erregen versucht haben. Eine Reise aber, die geeignet war zwei mächtige Nationen einander zu nähern, ist ein Erfolg — er kommt auf das Konto des Prinzen Heinrich —, und der Plan zu dieser Reise war ein glücklicher politischer Gedanke; er kommt auf das Konto des Kaisers.

Preußen wird in immer höherem Grade ein moderner Staat und Deutschland gleichfalls. Die Modernisirung besteht im Folgenden:

Das Junkerthum und die höfischen Kreise haben zwar stets versucht die Fürsten zu beherrschen, und sie haben die Fürsten bald zu zwingen, bald zu verleiten, bald zu überreden versucht, eine Junker- oder eine Camarilla-Politik zu treiben; aber seitdem die selbständige militärische Macht des Adels in Deutschland gebrochen worden war, fand die Einwirkung auf das Staatsoberhaupt hinter verschlossenen Thüren und herabgelassenen Vorhängen statt; und die Beherrscher ganzer Reihen schwacher Fürsten spielten, sobald die Thüren sich öffneten, die Vorhänge aufgezogen waren, und das profane Volk in die Fürstenschlösser hineinblicken konnte, die ergebenen und devoten Diener jener Kronenträger, die nach dem Diktat und unter der Leitung der höfischen Umgebung regierten. Nichts ist charakteristischer für unsere Lage, als daß diese Form der Herrschaft über die Fürsten stark erschüttert ist. Augenscheinlich verzweifelt das Junkerthum und die Kamarilla daran, auf diese Weise die Politik Preußens und des Reiches zu beherrschen, und jene, die erbitterte Gegner des modernen Parlamentarismus waren, solange geheime Einflüsse ihnen ihre Macht garantirten, sind nunmehr unmittelbar dazu übergegangen, sich der Mittel eben jenes verhaßten Parlamentarismus zu bedienen, um so ihren Willen gegen die Krone und gegen die Minister der Krone durchzusetzen. Wir hörten einmal, daß die Krone gegen die Machtgelüste des Parlamentarismus geschützt werden müßte, und jetzt bemächtigen sich die Schützer der Krone des Parlamentarismus, um die Krone unter ihren Willen zu beugen. Und doch ist dies nur ein Gegensatz der Methode, nicht des Prinzips. Das Prinzip, das dieser Politik zu Grunde liegt, ist gänzlich unverändert geblieben. Es handelt sich darum, die Herrschaft einer kleinen Clique über ein Land aufrecht zu erhalten; das geschieht je nach Lage der Verhältnisse, indem als Werkzeug dieser Herrschaft ein schwächlicher Fürst benutzt wird, oder indem gegen den Fürsten die parlamentarischen Machtmittel und die demagogisch bearbeitete öffentliche Meinung in Bewegung gesetzt werden, wenn der Fürst nicht geneigt ist, sich ausnützen zu lassen. Konservativ ist nichts an dieser Politik, als das unverrückte Ziel, die eigene Machtstellung in jedem Falle zu behaupten.

Nach solchem Schema handelten die preußischen „Konservativen", als sie wiederholt die Kanalvorlage zu Falle brachten. Das Veto der „Konservativen" verhinderte, daß dieses große Werk, für das der Monarch und seine Minister sich einsetzen, in Angriff genommen wurde, und in der parlamentarischen Oeffentlichkeit brachten die Konservativen das Zurückweichen der Krone und die Schwäche des Ministeriums

zu deutlicher Erscheinung, weil das ihren eigenen oder ihren vermeintlichen Interessen entsprach. Man nennt das „Stärkung der Autorität", freilich nicht der Krone und nicht der Regierung, aber doch Stärkung der konservativen Partei-Autorität.

Nunmehr beginnt dasselbe Spiel bei der Zolltarifvorlage. Im Reichstage erklärt die Regierung, daß sie nicht in der Lage sei über die Normirungen des eingebrachten Entwurfes hinauszugehen. Die „Stützen von Thron und Altar" hören auf zu stützen; die Rechte revoltirt gegen die Regierung im Reichstage, und im preußischen Landtage wollen diese selben Stützen einen Majoritätsbeschluß zu Stande bringen, dahin gehend, daß die preußische Regierung die Reichsregierung zwingen möge, die bisherigen Bülow'schen Erklärungen als verfehlt zu bezeichnen und daß die Reichsregierung überdies gezwungen werden soll, gemäß dem Diktat der „konservativen" Rechten die agrarischen Zölle zu einer Höhe emporzuschrauben, die der Reichskanzler und seine Beamten bisher als unvereinbar mit dem Staatswohl erklärt hatten. Es gab eine Zeit, da sagten die Konservativen: „Autorität, nicht Majorität"; jetzt benutzen sie die Majorität des Parlamentes gegen die „Autorität" der Regierung, und sie haben sich doch nicht geändert, denn sie wollten nie etwas anderes als ihre eigene Macht — ihre politische und wirthschaftliche Macht — aufrecht erhalten — einmal durch Ausnutzung der Autorität — einmal durch Ausnutzung der Majorität, wie es die Lage erfordert.

Und diese Politik nüchternsten und zähesten Egoismus wird dann zugleich noch mit dem Mantel religiöser Heiligkeit umkleidet. Die „Kreuz-Zeitung" setzte gerade jetzt auseinander wie der „Liberalismus, Demokratismus und Sozialismus" aus einander hervorgewachsen sind; wie der Liberalismus für die nachgeborenen Parteien die Verantwortung zu tragen habe. Warum?

„Diese gemeinsamen Wurzeln aber des Liberalismus, Demokratismus und Sozialismus sind der Materialismus, die auf die bloße Diesseitigkeit hin gerichteten Interessen."

Natürlich, die konservative Partei, die das deutsche Volk bis in seine Tiefen seit Jahren und Jahren aufregt, um höhere agrarische Zölle zu erlangen, verfolgt damit augenscheinlich auf das Jenseits gerichtete Interessen, und man kann der Sozialdemokratie nicht wirkungsvoller entgegentreten, als indem man das wahrhaft biblische Verlangen aufstellt, es sollen sich jene, die große Güter besitzen, auf Kosten selbst der ärmsten Brotesser bereichern. Kann man denn noch aufopfernder dem Materialismus entsagen, um sich den Fragen des Jenseits zu widmen?

Schließlich wird doch einmal der Tag kommen, da überall erkannt wird, wen eigentlich die Stützen von Thron und Altar stützen.

Der Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten hat im preußischen Abgeordnetenhaus mitgetheilt, daß die englische Regierung bereit sei, Liebesgaben für die Buren der Konzentrationslager durchzulassen. Herr von Richthofen fügte hinzu, man könne hoffen, daß England noch weiter entgegenkommen werde, wenn wir in Deutschland es verständen, die berechtigten englischen Empfindungen zu schonen.

Es ist aus dieser Rede herausgehört worden, daß Deutschland möglicherweise sogar als Friedensvermittler zwischen England und den Buren zu wirken berufen sein könnte. Nichts in jenen Ausführungen zwingt zu einer solchen Folgerung, und es scheint keineswegs, daß man in England heute dem Frieden geneigter ist als seither. Aber gleichviel, und wie sehr man auch den Frieden für Südafrika herbeisehnen möge, uns scheint es keineswegs eine erfreuliche politische Aussicht, wenn gerade Deutschland das Vermittlerwerk übernehmen würde.

Gewiß, das Prestige Deutschlands würde damit weiter wachsen, und auch das Prestige ist eine Macht; aber man soll sich hüten, sie zu theuer zu erkaufen. Als Fürst Bismarck auf dem Berliner Kongreß der ehrliche Makler für den europäischen Frieden war, rückte Deutschland zum ersten Mal seit den Zeiten der alten Kaiserherrlichkeit wiederum in den Mittelpunkt der europäischen Entwicklung. Das war nicht wenig, und doch nicht genug, um die jahrzehnte lange Feindschaft Rußlands gegen uns aufzuwiegen, die die Folge des Kongresses gewesen ist. Es ist nur allzu wahrscheinlich, daß England eine verwandte Vermittlerrolle mit gleichen Empfindungen lohnen würde. Schließlich erscheint der Vermittler als der Schuldige, wenn nicht das vorgesteckte Ziel vollkommen erreicht worden ist, und er wird dementsprechend dann mit ausgiebigem Uebelwollen bedacht. Der Boden für solche Empfindungen ist in England genügend vorbereitet.

Diese Erörterungen haben, wie wir glauben, leider nur theoretische Bedeutung. Aber auch falsche politische Theorien soll man nicht aufkommen lassen. Wäre der Moment da, so gäbe es keinen geeigneteren Staat seine guten Dienste anzubieten als Holland, dessen Regierung schon einmal die Stimmung in London geprüft hat. Die civilisirte Welt würde hinter Holland stehen, und Holland könnte den Engländern niemals als ein Vermittler erscheinen, dessen gute Gründe besonders unwiderstehlich sind durch die realen Machtmittel des Trägers der guten Gründe.

Wir sind, wie es scheint, noch lange nicht so weit; inzwischen wird es gut sein, die Lehre des Freiherrn von Richthofen in Deutschland zu beherzigen und bei aller Unabhängigkeit des Urtheils über die englische Politik jene Sachlichkeit und Gerechtigkeit zu bewahren, die eine um die Kultur der Welt so hochverdiente Nation wie die englische doppelt erwarten darf.

Die Engländer haben in Südafrika eine neue schwere Niederlage erlitten. Delarey sprengte 1300 Engländer mit fünf Geschützen unter Lord Methuen vollständig auseinander. Die Buren machten Hunderte von Gefangenen, unter diesen Lord Methuen. Man muß die Buren bewundern, und man darf bei den Engländern doch eines bewundern: die Bevölkerung im Mutterlande bewahrt trotz aller Enttäuschungen ihre volle Selbstbeherrschung und versagt es sich, über die unglücklichen Heerführer mit wohlfeilen Vorwürfen gemein herzufallen.

* * *

Prinz und Demokratie.

Die Amerikafahrt des Prinzen Heinrich, die nunmehr abgeschlossen ist, gestattet ein günstiges Gesammturtheil. Auch wenn man nicht alles für baare Münze nimmt, was die elektrischen Dräthe, diese geschmeidigsten Höflinge unserer Zeit, über den Triumphzug des Prinzen gemeldet haben, so bleibt immer noch ein großer Erfolg übrig. Die Persönlichkeit des Prinzen Heinrich hat den Amerikanern augenscheinlich sehr gefallen, und die freundschaftlichen Töne, die in den zahllosen Reden von beiden Seiten angeschlagen sind, tragen den Charakter aufrichtiger Herzlichkeit. Was uns ferner von den Ansprachen des Prinzen mitgetheilt wird, verräth eine so geschickte Anpassung an den Nationalcharakter des Volkes der Vereinigten Staaten, daß man den Berathern des Prinzen bei dieser klippenreichen Redefahrt ebenfalls Anerkennung nicht versagen kann. Es war also ein Erfolg, ein Erfolg, der auch den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu gute kommen wird. Das wird auch der anerkennen dürfen, der da weiß, daß Begeisterung keine Heringswaare ist, die sich aufspeichern läßt für lange Jahre.

Es gibt kein Volk der Welt, das leichter entflammbar wäre als das Volk der Vereinigten Staaten; aber jede neue Sensation verdrängt auch rasch den Eindruck der früheren, und die Fahrt des Prinzen Heinrich war vor allen Dingen für die Amerikaner eine Sensation, das sensationelle

Ereigniß der Wintersaison. Daß es der Bruder eines regierenden Kaisers war, der mit der größten Demokratie der Welt in so freundschaftliche Beziehungen trat, gab den Festen den Reiz des Pikanten. Der ungezwungene Verkehr dieser kaiserlichen Hoheit mit den Vertretern der großen Republik wirkte auf die Nerven der amerikanischen Gesellschaft so prickelnd wie die Erscheinung des puritanischen Benjamin Franklin in den Pariser Salons des ancien régime auf die blasirte Hofgesellschaft Ludwigs XVI. Der augenscheinliche Erfolg der Mission hängt sicherlich nicht zum wenigsten mit dem Umstande zusammen, daß ein kaiserlicher Prinz der Träger solcher Botschaft war. Schickte Präsident Loubet einen Bruder oder einen Sohn nach Amerika als Träger der freundschaftlichen Gefühle Frankreichs für die Vereinigten Staaten, so würde dieser Sendling ebenfalls sehr freundlich aufgenommen werden, aber ein sensationelles Ereigniß würde es nicht sein.

Man hat aus dem Enthusiasmus der Bürger einer demokratischen Republik gegenüber dem Sprossen eines fürstlichen Geschlechts, dessen Chef eine Kaiserkrone trägt, allerlei nicht immer schmeichelhafte Schlüsse auf die Aufrichtigkeit demokratischer Gesinnungen in den Vereinigten Staaten gezogen. Meines Erachtens hat man dabei vielfach das Wesen unserer modernen Demokratien überhaupt verkannt. Abraham Lincoln glaubte den Charakter der amerikanischen Demokratie darin zu erkennen, daß sie ein government for the people by the people darstelle, eine Regierung für das Volk durch das Volk. Wenn man indes an den gewaltigen Einfluß denkt, den die großen amerikanischen Trustmagnaten auf alle Funktionen des politischen Lebens ausüben, so wird man leicht dazu gebracht, das „for the people“ mit einem großen Fragezeichen zu versehen. Und wenn man sich des geradezu despotischen Einflusses erinnert, den ein Boß Croker, ein Boß Quay und zahlreiche andere große und kleine Parteityrannen sich in der demokratischen Union erringen konnten, so muß man das „by the people“ mit einem weiteren nicht minder großen Fragezeichen versehen.

In älteren Definitionen wird der Begriff der Demokratie aus der Tendenz zur Gleichheit hergeleitet. In dieser Beziehung halten die heutigen Vereinigten Staaten jedoch die Probe ebenfalls nur noch sehr unvollkommen aus. Ich sehe ganz ab von der Ungleichheit, die zwischen den Angehörigen der weißen und der schwarzen Rasse besteht; aber auch die gesellschaftliche Differenzirung zwischen den freigeborenen weißen Amerikanern nimmt von Jahr zu Jahr in immer wachsendem Grade zu. Der Professor an der Harvard-Universität Hugo Münsterberg, ein außerordentlich scharfsichtiger Beobachter der amerikanischen Entwicklung, fragt in einem höchst lesenswerthen Essay On American Democracy*): Where is the equality in the inner life of America? und er beantwortet die Frage selbst mit folgenden Ausführungen:

„Natürlich ist es wahr, daß wir öffentliche Schulen haben, in denen alle Kinder gleich sind; das Bedauerliche ist nur, daß sie nicht benutzt werden. Ja, es unterliegt keinem Zweifel, daß wir uns schnell einem Zustand nähern, wo niemand in einer Stadt seine Kinder in öffentliche Schulen schickt, wenn es ihm seine Mittel erlauben, den Unterricht in einer Privatschule zu bezahlen. Das ganze Erziehungssystem wird in kurzer Zeit aristokratisch. Es verhält sich hiermit ähnlich wie mit dem Fahren auf der Eisenbahn. Amerikaner, welche nach Europa gehen, pflegen darüber zu spotten, daß es in den europäischen Eisenbahnzügen mehrere Klassen gibt, und zu rühmen, daß amerikanische Eisenbahnzüge nur eine einzige Klasse führen; aber fragt man genauer nach, so wird man schwerlich einen seiner Bekannten finden, der nicht auf einer Reise in Amerika von einer großen Stadt zu einer anderen sorgfältig jene einzige Klasse vermeidet, indem er im Salonwagen reist. Dieser Kastengeist der Passagiere spiegelt den Charakter der Gesellschaft wieder. Die Art und Weise, wie die feine Gesellschaft, nicht allein die von Newyork und Newport, ihre Feste feiert und ihre Hochzeiten begeht, ist nicht nur ein Muster von Eleganz und Luxus, sondern stellt auch eine geflissentliche Nachahmung der aristokratischen Sitten dar. Einen typischen Ausdruck findet dies in der ungeheuren Ausdehnung der Stammbaummanie. Die Heirathen amerikanischer Erbinnen mit europäischen Glücksjägern des hohen Adels erscheinen mir unamerikanisch und daher nicht typisch; sie entstammen den Launen einzelner Individuen und sind kein eigentliches Symptom des Volkslebens. Aber die genealogische Leidenschaft, der Stammbaumspleen, blüht unter dem besten Theile der Nation, und doch ist sie offenbar antidemokratisch. Wenn eine einzelne Familie von Connecticut drei Bände von 2740 Quartseiten gebraucht, um ihre eigene Geschichte drucken zu lassen, wenn Vereinigungen wie die „Töchter der Revolution“ 27 000 Mitglieder zählen, wenn die genealogischen Gesellschaften wie die „Colonial Dames“, die „Töchter der holländischen Damen“, die „Mayflower-Abkömmlinge“ u. s. w. jedes Jahr an Mitgliederzahl wachsen, — so kann die aristokratische Unterströmung nicht bezweifelt werden. Es ist daher kein Zufall, daß die alte Aristokratie aus den Südstaaten gerade jetzt anfängt, sich mit dem Norden auszusöhnen: Das öffentliche Leben beginnt, sich mehr und mehr in ihrer Richtung zu bewegen.

Wir kennen wenigstens aus der Ueberlieferung die Einfachheit, mit welcher ein früherer Präsident auf seinem Pferde allein nach dem Kapitol ritt, um den Diensteid zu leisten, und vernehmen, wie er sein Pferd an den Pfosten band; wir sahen jüngst, mit welchem Schaugepränge der Amtsantritt des Präsidenten gefeiert wurde. Dies aristokratische Verlangen nach einer äußeren symbolischen Ausschmückung sickert durch alle Schichten der Bevölkerung, bis herab zu dem Eisenbahnschaffner und dem Fahrstuhlbedienten, die heute stolz auf ihre auffallende Uniform sind, während noch vor kurzer Zeit, wie mir berichtet wird, ein freier Amerikaner sich dagegen auflehnte, irgend eine Uniform im Privatleben zu tragen. Die Tendenz, verfeinertere und höflichere Manieren anzunehmen, gehört nothwendigerweise zu diesem Umschwung. Das Spucken und das Kauen von Tabak nimmt von Jahr zu Jahr ab. Männer, welche ihre Füße auf den Tisch legen, und Frauen, welche sich während der Unterhaltung hin- und herschaukeln, werden immer seltenere Erscheinungen.

Doch das sind schließlich äußerliche Dinge. Im geistigen Leben offenbaren sich die wirklich wichtigen Veränderungen; Veränderungen, welche man nicht einfach als Ausflüsse des Snobbismus bezeichnen kann, und welche nichtsdestoweniger nicht zum geringsten Theile entschieden aristokratischer Natur sind. Hierher gehört der beständig wachsende Einfluß der Männer mit höherer Schulbildung im öffentlichen Leben. Die Thatsache selbst ist neuerdings oft mit statistischen Zahlen belegt worden, und ihre Bedeutung ist klar: Die Leute mit sorgfältigerer Ausbildung werden zu jener höheren Stellung gebracht, welche die Aristokratie ihnen gern anbietet, und welche die Demokratie ihnen nicht streitig machen kann trotz des offensichtlichen Widerspruchs mit demokratischen Grundsätzen. Parallel mit dieser Bewegung geht nothwendigerweise eine zweifache Entwicklung: Das Wachsen des Verständnisses für Pflichten und Verantwortlichkeiten gegenüber dem Gemeinwesen und die Zurückdrängung kommerzieller Bestrebungen durch ästhetische und intellektuelle Ideale.“

Man kann dieser scharf zugespitzten Kritik der heutigen amerikanischen Demokratie sicherlich auch andere Wahrnehmungen entgegenstellen, welche die Tendenz zur Gleichheit noch immer als stark wirksam erscheinen lassen; aber der Grundgedanke der Münsterberg'schen Darstellung, die wachsende Neigung zu aristokratischer Absonderung, ist jenseits des großen Wassers ebenso deutlich erkennbar, wie in unserem alten Welttheil die stetig fortschreitende Entwicklung zu demokratischeren Formen des öffentlichen Lebens. Amerika wird von Jahr zu Jahr mehr europäisirt; Europa, und nicht zum wenigsten Deutschland, von Jahr zu Jahr mehr amerikanisirt. Die Fahrt des Prinzen Heinrich ist ja im Grunde ebenfalls eine Konzession an die demokratische Entwicklung. Ein Prinz aus erlauchtem Fürstengeschlecht tafelt mit Vertretern der Presse, die recht eigentlich als die Inkarnation der demokratischen Idee, so wie sie heute wirksam ist, erscheint. Nicht die äußere Regierungsform, ob Republik, ob Monarchie, ist heute dafür entscheidend, ob ein Staatswesen mehr oder minder demokratisch regiert wird; entscheidend ist vielmehr der stärkere oder geringere Einfluß der öffentlichen Meinung auf die Regierung des Landes. Public opinion, öffentliche Meinung, das ist noch immer in den Vereinigten Staaten die allmächtige Herrscherin. In ihrer Herrschaft kommt heute der demokratische Charakter des ganzen Staatswesens vornehmlich zum Ausdruck. Das Gastmahl, welches die amerikanische Presse dem Prinzen Heinrich gab, war deshalb unzweifelhaft die politisch interessanteste Begebenheit der ganzen Fahrt.

*) American Traits by Hugo Münsterberg, Boston and Newyork, Houghton, Mifflin & Co., 1901.

Indem der deutsche Kaiser diesem Theil des Reiseprogramms seine Zustimmung gab, hat er den demokratischen Charakter der Prinzenfahrt auch seinerseits unterstrichen. Es wird ihm kaum schwer geworden sein, das zu thun; denn er ist der demokratischste Fürst, der heute auf irgend einem Thron sitzt. Kein anderer Monarch ist auch nur annähernd so beflissen, die öffentliche Meinung der Welt für sich zu gewinnen. Er nimmt an allem Antheil, was die Welt bewegt, wie es selbst der Chefredakteur eines Weltblattes intensiver nicht thun könnte. Seine Handlungen werden beständig der öffentlichen Meinung ausgesetzt.

Die öffentliche Meinung wird immer mehr zur Beherrscherin der Welt; Demokratie ist heute: Herrschaft der öffentlichen Meinung.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XIII.

Es war ein Triumph der liberalen Partei, nachdem in Folge des deutschen Krieges der Militär- und Verfassungskonflikt beigelegt war, zum ersten Male der Verfassungsbestimmung Genüge zu thun, daß das Budget vor Beginn des Budgetjahres festgestellt werden soll. Jahrzehnte lang ist an dieser Regel streng festgehalten worden; seitdem eine reaktionäre Mehrheit das Uebergewicht erlangt hat, ist man gegen diese Vorschrift gleichgültig geworden. Es ist fast zur Regel geworden, daß das Budget erst im April festgestellt wird, und so wird auch in diesem Jahre im Abgeordnetenhause verfahren werden. Als Herr von Bennigsen Präsident war, ordnete er Abendsitzungen an, wenn die Gefahr vorlag, daß die Budgetfeststellung sich verzögere; der gegenwärtige Präsident hat oft mit Abendsitzungen gedroht, aber ausgeführt hat er seine Drohungen nicht. Die Verzögerung ist um so weniger begründet, als erhebliche Aenderungen des Budgets nicht beschlossen werden; den Mitgliedern der liberalen Partei kann man Obstruktion nicht zum Vorwurfe machen; die ungebändigte und eigentlich gegenstandslose Redelust fällt den Mehrheitsparteien zur Last.

Bei Berathung des Kultusbudgets machte das Centrum seine schrankenlosen Wünsche, namentlich hinsichtlich der Ausantwortung der Schule an die Kirche geltend. Die Antworten, die der Kultusminister gab, lassen sich ungefähr in den einen Satz zusammendrängen: „Ich habe keine Instruktion." Zugestanden hat er nichts; definitiv für alle Zukunft abgeschlagen noch weniger etwas. Dieser Minister wird nie der Urheber innerer Krisen werden.

Das Abgeordnetenhaus hat selten Gelegenheit, den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in seiner Mitte zu sehen; diesmal erschien Herr von Richthofen, um Kenntniß von dem Entgegenkommen Englands hinsichtlich der deutschen Liebesthätigkeit in Südafrika zu geben. Er knüpfte daran einige taktvolle Ausführungen, die von dem Hause gut aufgenommen wurden. Die öffentliche Meinung ist mit der südafrikanischen Politik Englands nicht einverstanden. Sie hält sie für hart und für unklug. Diese Mißhelligkeit ist nun nicht aus der Welt zu schaffen. Aber die Mehrheit des deutschen Volkes will diese Mißhelligkeit nicht ausgedehnt, sondern streng auf den Punkt beschränkt sehen, an den sie sich angeheftet hat. Es gibt viele Punkte, in Betreff deren wir mit England einverstanden sind und es als unseren guten Freund betrachten müssen. Hoffentlich überzeugen sich die Engländer, daß wir unbefangene Beobachter und nicht erbitterte Feinde sind. Herr von Richthofen schlug Töne an, die in England sympathisch berühren mußten.

Im Abgeordnetenhause war man nicht allein bemüht, den Buren in Transvaal Pflege und ärztliche Hilfe zu bringen, sondern man hat auch eine Hilfsaktion für die Buren in der Reichstagskommission in Scene gesetzt. Die Konservativen und das Centrum haben sich zu dem Antrage vereinigt, die Regierung möge die Beschlüsse annehmen, welche die Mehrheit der Reichstagskommission gefaßt hat. Die Konservativen waren einstimmig; nur ein Mann mit stählernem Rückgrat schloß sich aus, der Vorsitzende des Bundes der Landwirthe, Herr von Wangenheim, dem die Zollsätze der Reichstagskommission ungenügend sind. Das Centrum schloß sich in seiner größeren Hälfte an. Den Freikonservativen erschien der Antrag so bedenklich, daß sie eine abgeänderte Fassung vorschlugen; sie wollen die Regierung nur auffordern, eine Verständigung mit dem Reichstage zu suchen. Die Nationalliberalen, selbst die in der Partei wirklich vertretenen Agrarier, haben sich an dem Abenteuer nicht betheiligt.

Eine Regierung auffordern, etwas, was sie mit den stärksten Ausdrücken als unannehmbar bezeichnet hat, doch anzunehmen, ist im politischen Leben erlaubt, aber es gilt als ein Akt der Feindseligkeit und wird daher nur von solchen Parteien erwartet, die der Regierung in offener Feindseligkeit gegenüberstehen. Die Feindseligkeit wird verschärft, wenn derjenige, der die Aufforderung erläßt, keinen Beruf zum Reden hat. Die Zollfragen sind Reichssache; die Regierung kann dem Landtage den Einwand der Inkompetenz mit demselben Rechte entgegenstellen, mit dem sie dem Reichstage diesen Einwand in der Polenfrage entgegengestellt hat.

Die Regierung ist offenbar bemüht, einen offenen Bruch mit den Agrariern zu vermeiden; sie tritt ihren übertriebenen Forderungen entgegen, erhebt aber mit Recht den Anspruch, eine Hüterin agrarischer Interessen zu sein. Die Agrarier lassen es sich offenbar angelegen sein, die Regierung vor die Alternative zu stellen, entweder sich ihnen bedingungslos zu unterwerfen oder mit ihnen offen zu brechen. Sie fordern diese Alternative heraus, weil sie der Regierung zu dem letzteren Schritt nicht die Entschlossenheit zutrauen. Ein vorsichtiger Mann protestirt unter diesen Umständen nicht, sondern wartet wißbegierig ab, wie sich die Dinge entwickeln werden.

Die Zahl der Beschlüsse, welche die Zolltarifkommission faßt, nachdem sie von der Regierung vorgängig als unannehmbar bezeichnet sind, wächst von Tag zu Tag. Die Zusammenstöße mit der Regierung mehren sich, und der Staatssekretär von Richthofen wird mit einer Behandlung beehrt, durch die bisher nur Graf Caprivi ausgezeichnet worden war. Der Staatssekretär sagte: „Die Reichsregierung werde darüber keinen Zweifel lassen, daß sie eventuell Verträge gegen die Beschlüsse der Kommission abschließen werde." Und Herr von Wangenheim stellte fest, daß „zwischen der Majorität der Kommission und der Reichsregierung absolut gegensätzliche wirthschaftliche Anschauungen herrschen." So weit ist nunmehr auch Graf Bülow in der Intimität mit den Agrariern gelangt. Die Wahrscheinlichkeit, daß die ganze Arbeit der Kommission eine vergebliche bleiben wird, wächst somit in immer höherem Maße. Unter diesen Umständen ist es verwunderlich, daß man der Kommission für diese vergebliche Arbeit gesetzliche Diäten bewilligen will, die man den übrigen Reichstagsmitgliedern vorenthält.

Der Reichstag ist, abweichend vom Abgeordnetenhause, mit der Budgetberathung rechtzeitig fertig geworden, und er hat, gleichfalls abweichend vom Abgeordnetenhause, eingreifende Beschlüsse gefaßt. Er hat den Anleihebetrag erheblich heruntergesetzt, theils allerdings, indem er die Einnahmeposten höher veranschlagte, theils, indem er erhebliche Abstriche, namentlich in der Kolonialverwaltung machte. Das Eisenbahnprojekt in Ostafrika hat vor der Hand keine Aussicht, über das bisher Ausgeführte hinaus verwirklicht zu werden. Man wird die Kolonialpolitik in Zukunft mit nüchterneren Augen betrachten.

Proteus.

Ein Arbeiterinnenklub.

Disraeli's Wort von den „zwei Nationen, zwischen denen kein Verkehr und keine Sympathie besteht“, ist als Charakteristikum für das Verhältniß zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden zur Hälfte noch immer zutreffend. In großstädtischen Verhältnissen trifft man noch häufig selbst wohlmeinende und fürsorgliche Arbeitgeber, die Hunderte von Fabrikarbeiterinnen beschäftigen, ohne mit deren Lebensverhältnissen und Bedürfnissen auch nur im geringsten vertraut zu sein. Der Verkehr zwischen ihnen beschränkt sich darauf, daß der Fabrikant den Arbeiterinnen ihre Arbeit anweist und dafür ihren Lohn auszahlen läßt; wie sie ihn verwerthen, entzieht sich seiner Beurtheilung. Wer nicht zu einem Studium der Arbeiterfrage oder der sozialen Zustände durch Beruf oder Neigung gedrängt wird, erfährt höchstens durch einen Zufall, daß die „Schlafstelle“, die diese Mädchen inne haben und bezahlen, ihnen nur das Anrecht auf Benutzung eines Bettes in den Nachtstunden gibt; daß ihr Aufenthalt in dem meist auch von der Familie des Vermiethers bewohnten Raum an Sonntagen oder auch in den freien Abendstunden der Woche zumeist mit mißmuthigen Augen verfolgt — wenn überhaupt geduldet — wird. Die alleinstehende Fabrikarbeiterin — und sie zählt in den Industriestädten nach Tausenden — hat kein trauliches Heim; keinen warmen, erhellten, behaglichen Raum, in dem sie nach der eintönigen und ermüdenden Tagesarbeit die abendlichen Feierstunden verbringen könnte. Sie hat keinen Platz, an dem sie eine nothwendige Näharbeit vornehmen oder ein anregendes Buch lesen könnte. Ihre Anregung findet sie auf der Straße, in den hellerleuchteten Läden mit verlockenden Auslagen; bei den Klängen der Musik, die aus untergeordneten Vergnügungslokalen ihr entgegentönen, wenn sie abends die Arbeitsstätte verläßt. Da ist es kein Wunder, wenn der Mangel an einem zur Erholung geeigneten Raum, wenn der erzwungene Verzicht auf Behaglichkeit in den Mädchen die Sucht nach Vergnügen, nach rohen, brutalen Genüssen emporwuchern läßt; wenn der Wunsch, das Wenige an Jugend und Jugendkraft auszunützen, das die anstrengende Arbeit und das Ringen um die nackte Existenz ihnen übrig läßt — wenn dieser Wunsch so Manche Neigung für eine Lebensweise verspüren läßt, in der Arbeit keine Rolle spielt.

In England hat das Verständniß für diese Verhältnisse in Frauenkreisen eine lebhafte Bewegung hervorgerufen, die bezweckt, durch Gründung von Arbeiterinnenklubs und Abendheimen den Bedürfnissen der großstädtischen Arbeiterinnen Rechnung zu tragen und ihnen mitten im Getriebe der Industriecentren sichere Häfen zu schaffen, in denen sie Ruhe und Behagen, Anregung und geistige Förderung, Unterhaltung und Vergnügen finden können. Die überraschenden Erfolge und die schnelle Ausbreitung dieser Klubs im Ausland führten vor drei Jahren auch in Berlin zu einem Versuch mit der Errichtung eines Abendheims für Arbeiterinnen*), dem seither mehrere ähnliche Gründungen gefolgt sind. Ueber die Bedürfnißfrage konnte kein Zweifel obwalten; die Schwierigkeit der Ausführung lag einerseits darin, Verständniß und Vertrauen für das Unternehmen bei den Arbeiterinnen zu finden, die theils religiöse und politische Beeinflußung befürchteten, theils zu stumpf und energielos waren, um die dargebotene Hand ergreifen zu können, theils auch zu leichtfertig, um dem durch minderwerthige und zweifelhafte Vergnügungen verdorbenen Geschmack eine andere Richtung zu geben.

Andererseits schien es fast unmöglich, dem Plan für diesen ersten Versuch in Berlin**) in philanthropischen Kreisen Freunde zu schaffen und Interesse und Förderung dafür zu gewinnen. Die Schwierigkeiten wurden als unüberwindlich bezeichnet und die Nothwendigkeit einer solchen Einrichtung wurde unterschätzt oder nicht gewürdigt. Die Initiative deutscher Philanthropen und Sozialreformer ist eben für rein ideale Zwecke, für Volksbildungs- und Unterhaltungsbestrebungen noch nicht sehr lebhaft. Bemerkenswerth ist, daß der Stein schließlich durch einige junge Mädchen ins Rollen kam, die sich bereits auf anderen Gebieten sozialer Hilfsarbeit bethätigt hatten und die mit Geduld und Energie einige Freunde für den Gedanken warben.

Die Bedenken, die bei der Gründung verschiedentlich geltend gemacht wurden, haben sich nun in dreijähriger Praxis als grundlos erwiesen. Die Schaaren wartender Kavaliere, die das Haus belagern und zu Konflikten mit der Polizei führen sollten, — die „unsittlichen Mädchen“, die alle besseren Elemente vertreiben würden, sind nicht erschienen. In langsamer, aber stetiger Entwicklung hat das Heim sich einen Kreis von Arbeiterinnen herangezogen, die ihre freien Stunden dort verbringen und sich einen Mittelpunkt zur Pflege der Geselligkeit, einen Ersatz für die fehlende Häuslichkeit geschaffen haben. Abweichend von der Einrichtung der englischen Klubs steht das Heim jeder Arbeiterin offen; niemand wird nach Namen, Konfession oder Parteirichtung gefragt; und die stets anwesenden Comitémitglieder oder ihre Helferinnen befleißigen sich bei allem Bestreben, den Gästen des Heims mit Rath und That zur Seite zu stehen, selbst den Schein einer parteipolitischen Beeinflussung zu vermeiden.

Es ist nicht Wohlthätigkeit, sondern ein Stück Volkserziehung, das dort — wenn auch auf einen kleinen Kreis beschränkt — getrieben wird. Nähabende, Sing- und Turnstunden, Vorträge und Hülfeleistungen in der Wirthschaft füllen die Zeit der Stammgäste aus und übermitteln ihnen manche nützliche Kenntniß oder Fertigkeit, bereiten ihnen angeregte Stunden. Das gemeinsame Arrangement von Festlichkeiten und die damit verbundenen Vorbereitungen für kleine Aufführungen, zu denen alle Freunde und Verwandte der Arbeiterinnen geladen werden, verjagt für Wochen die geistige Oede ihres Daseins, und lehrt sie eine ganz neue Art von Vergnügungen schätzen, die sie mit großem Eifer zu erfassen pflegen. Einer guten Oekonomie gelingt es, für niedrigste Preise gute und schmackhafte Mahlzeiten herzustellen, die den Mädchen eine kräftige und gesundheitsgemäße Ernährung ermöglichen. Das Verständniß für die Vortheile eines solchen genossenschaftsähnlichen Wirthschaftsbetriebs ist auch unter den Arbeiterinnen sehr lebhaft; so mußte auf ihren Wunsch und ihr Drängen das Heim, das ursprünglich nur des Abends geöffnet war, schon im ersten Jahr seines Bestehens einen Mittagstisch eröffnen, durch den dem Heim zahlreiche neue Anhängerinnen gewonnen worden sind. Viele haben sich daran gewöhnt nach der Lohnzahlung Speisemarken für die ganze Woche einzukaufen und ihre Ausgaben in gewissenhafter und sparsamer Weise zu berechnen und zu vertheilen, während es unter den Besucherinnen früher ganz allgemein üblich war, daß sie ihren Lohn schon vor Schluß der Woche verausgabt hatten und auf Kosten ihrer Gesundheit während der letzten Wochentage auf warmes Essen verzichten mußten. Es erfordert die sachgemäße Vertheilung der einzelnen Ausgabeposten schließlich ein zu großes Maß von Selbstdisziplin von denen, die mit der Unsicherheit der Existenz zu kämpfen haben; man versagt sich zur Zeit der gefüllten Börse schwer einen Wunsch, um dann später darben zu müssen. Dazu kommt noch, daß selbst unter besser bezahlten Arbeiterinnen das Bedürfniß nach Gegenständen, die das Leben angenehm und behaglich machen, noch schlummert und erst bei richtiger Verwendung des Einkommens geweckt und befriedigt werden kann. Hierfür kann das Zusammensein der verschiedenen Elemente im Heim erziehlich wirken.

Wenn das Heim den Arbeiterinnen auch nicht unmittelbare wirthschaftliche Vortheile sichert, wenn auch nicht — wie bei einer Berufsorganisation — ein Einfluß auf den

*) Das erste Berliner Arbeiterinnenheim befindet sich Brückenstraße 8. I. Es durfte soeben eine Einladung zur Besichtigung seiner neuen Räume versenden.

**) Eine ähnliche Einrichtung auf deutschem Boden bestand damals nur in Dresden.

Arbeitsvertrag, auf die Höhe des Lohns oder die Verkürzung der Arbeitszeit ausgeübt werden kann, so wird eine indirekte Wirkung auf die Verbesserung ihrer wirthschaftlichen Lage entschieden erzielt, ganz abgesehen davon, daß der Verkehr im Heim den Besucherinnen geistige Förderung schafft.

In einer Zeit, in der Staatsschutz und Selbsthilfe der Arbeiter sich in dem Bestreben begegnen, ein Mindestmaß von freier Zeit und Muße für alle Lohnarbeiter sicher zu stellen, sollte man nicht außer Acht lassen, daß dies nur Mittel zu dem Zweck sein kann, der arbeitenden Klasse zu einer besseren Lebenshaltung und höheren Kultur zu verhelfen. Das können aber Gesetze, das kann die Berufsorganisation allein nicht erreichen. Dazu fehlt es besonders den arbeitenden Frauen an Einrichtungen, die sie zu einer richtigen Verwendung ihrer Mußestunden anleiten. Dazu müssen sie lernen, einen Theil ihres Lohnes nicht für materielle Genüsse gröbster Art hinzugeben, sondern ihn zur Verfeinerung des Lebens und zur Veredlung seines Inhalts zu benützen; neben den Glauben an den Werth der materiellen Güter auch den neuen Glauben an ideelle Werthe zu setzen.

Das Berliner Arbeiterinnenheim scheint uns ein Mittel zur Erreichung dieses Ziels zu sein.

Alice Salomon.

Hermann Allmers.

Am 9. d. M. ist Hermann Allmers in seinem Hause zu Rechtenfleth nach jüngst vollendetem einundachtzigsten Jahre an Altersschwäche gestorben. Das Uebel hatte ihn schon seit längerer Zeit schwer und immer schwerer heimgesucht und aus den Reihen der noch im Leben Ringenden ausgelöscht, und wenn diese gleich in zartfühlender Pietät ihn nicht empfinden ließen, wie schwer der Zusammenbruch seiner Kräfte für andere zu ertragen sei, sondern im Gegentheil ihm durch allerlei immer sehr bereitwillig aufgenommene Huldigungen den Abend seines Lebens zu verschönern trachteten, so mußten sie doch untereinander gestehen, daß ein sanfter Schluß bei so hoffnungslosem Verfall ein innigst zu wünschendes Ziel wäre. Dieser sanfte Schluß ist denn auch glücklicherweise eingetreten; aus einem der Ohnmachtsanfälle, die ihn nicht selten trafen, ist er nicht wieder erwacht; ein harter Todeskampf ist ihm erspart geblieben, wie ihm auch der harte Kampf ums Leben immer erspart gewesen ist. Ein Licht ist erloschen, das zwar keine weithinstrahlende Leuchte war, aber viele, viele Jahre lang um seine gesellige Flamme einen weiten Kreis von Familiaren zu traulichstem Vereine zu versammeln pflegte und mit der Wärme reinster Herzensgüte und mit dem lustigen Funkensprühen eines übermüthigen und oft glänzenden, dem Humor Fallstaff's nicht unebenbürtigen, Humor alles und sich her erbaute und zu hellem Jubel entzückte.

Allmers Werth beruhte ganz und gar auf seiner Persönlichkeit. Was er geschaffen, als Künstler geschaffen hat, ist, abgesehen von einigen recht hübschen Liedern, nicht eigentlich zu zählen; sein treffliches Marschenbuch steht viel höher, als seine gesammte Poesie nebst seinen römischen Schlendertagen; und wenn man ihn dennoch unter den Dichtern nennt und ihm zu Liebe sogar eine eigene Kategorie „Marschendichter“ erfunden hat, so liegt das an dem Reiz, ja an dem Zauber, den seine Persönlichkeit ausübte, namentlich auf wesentlich jüngere, zu ihm begeistert emporschauende Jünglinge und Knaben ausübte. Es kam da eben eines zum anderen. Der kritiklose Enthusiasmus der Jugend, die Liebenswürdigkeit des so viel älteren, geistvollen Mannes, der ohne gerade blank und bar in bewußter Unwahrheit zu schmeicheln, doch in seinen jungen Gästen das erhebende Gefühl zu wecken wußte, daß eben sie etwas ganz Besonderes seien, famose Männer der Zukunft, deren die schönsten Kränze harrten; und dann die ganze Umgebung des originellen, stets gastfreien Hauses mit der malerischen, historisch gebräunten Halle, die des Abends so fröhlich von burschikosen Liedern erdröhnte, der Garten, das für viele Besucher gänzlich neue Milieu des reichen, patrizischen Marschenhofes, das schöne Wetter, das für alle Besucher Rechtenfleths unerläßliche Bedingung war, und endlich die Wärme, mit der der Verfasser seine Dichtungen vorzutragen wußte. Er war ein Meister des Vorlesens und Erzählens; der schwere Schaden seines Mundes, der Fremden zunächst seine Worte unverständlich machte, wurde schon nach wenig Stunden kaum noch bemerkt, und alte Bekannte verstanden ihn sogut wie jeden anderen. Nur Eines bewirkte sein Uebel, Eines, das seinen Liedern wieder zu Gute kam: ein tiefes, herzliches Mitgefühl der Zuhörer, zumal wenn es sich um Liebesleid und Entsagung handelte; dann fühlte sich jedes Herz ergriffen von den Schmerzen, die eine edle, zarte Seele in einem so abnormen Körper mochte erduldet haben. Und hier ist Allmers auch, so leicht und sonnig sein langes Leben sonst verlaufen sein mag, wohl ein gut Theil Noth und Pein und Kampf mit unüberwindlichen Mächten beschieden gewesen. Allein die Sonne brach immer wieder durch, und in den Jahren, da das Herz allmählich sich seine Stürme abgewöhnt und Mores zu lernen pflegt, war ungetrübte Heiterkeit der Grundzug seines Wesens.

Wir haben ihn früher, bei Gelegenheit seines siebzigsten Geburtstages einen Don Juan der Freundschaft, einen Sardanapal der Brüderschaft genannt. Das ist er, bis seine körperliche Schwäche ihn an sein Haus fesselte, geblieben; nie kam er von einer Reise, nie von dem ersten besten Ausfluge zurück, ohne nicht mindestens ein halbes Dutzend ganz bedeutender, prachtvoller Menschen kennen gelernt zu haben, höchst geniale Naturen, die den Marschallstab im Tornister trügen. Denn er war unendlich leichtgläubig; nicht nur, daß sein eigener Optimismus ihm einen Helden in jedem Studenten oder Handwerksburschen zeigte, er ließ sich überdies auch von allerlei verdächtigen erbschleichenden Tartüffes (denen schließlich seine treuen Verwandten das Haus verbieten mußten) umgarnen und mißbrauchen. Und konnten Frömmler zwar ihm unter keinen Umständen ein X für ein U machen, so mischten sich in die ungeheure, wirklich nach Tausenden zählende Masse seiner Freunde doch Elemente, die manchen der Feineren nach und nach zurückschreckten. Er freilich empfand das wenig und war glücklich über jedes Prosit das ihm am Biertisch zugerufen wurde und stolz auf jedes Bravo, das ihm Gymnasiasten entgegen jubelten. Es gab keinen in Bezug auf Menschen kritikloseren Kopf. Dabei war er sonst voll gesunden Urtheils, scharfsinnig und sehr reich an Kenntnissen, eines der wunderlichsten Originale, nach dem Dickens oder Reuter eine unsterbliche Figur hätten zeichnen können.

Wenn sich über Hermann Allmers, dem letzten seines Stammes (so nennt ihn die seit vielen Jahren fertige Grabschrift) die Gruft, die er sich in seiner geliebten Heimath erbaut hat, schließen wird, bleibt auf jeden Fall eine schöne Spur seines Erdendaseins zurück. Ein großer Kreis von Männern, unter ihnen viele, die Deutschland zu seinen allerbesten rechnet, werden ihm das Andenken treuer Freundschaft im Herzen bewahren; seiner Heimath wird sein Haus, in dem er so viel Schönes und Merkwürdiges gesammelt und mit feinem Sinn aufgestellt hatte, noch lange ein geweihter Wallfahrtsort bleiben, und in vielen jungen Seelen wird hoffentlich die Saat, die er nicht müde ward, um sich auszustreuen, keimen und reifen, die Saat frischer Freude an allem Schönen in Natur und Kunst, an allem Wahren im Reiche der Wissenschaft und vor allem die Saat makelloser, uneigennütziger Menschenliebe und Güte.

Horn b. Bremen. A. Fitger.

Großstadtpoesie.

Großstadtpoesie — es ist ein neues Wort, und nach vieler Meinung wohl auch ein neuer Begriff, wenn nicht gar ein Paradoxon.

Gerade in neuester Zeit wird ja ein geradezu fanatischer Kampf gegen die litterarische Bedeutung der Großstädte geführt; als das Gegentheil aller Poesie, als ungeheuerliche graue Riesenprosa sollen sie die Poesie der Landschaft, der Kleinstadt, des Volkes vernichten. Ueber die „graue Steinwüste“ erklingen die ästhetischen wie die moralischen Klagerufe, und unsere modernen Städtezerstörer überbieten die Bismarck und die Lagarde im Zorn über diese Riesenmißgeschöpfe und Häßlichkeitszentralen. Berlin vor allem, der „Wasserkopf der Monarchie“, erntet den gehäuften Zorn der neuen Aesthetik. Nicht bloß die „Heimathskunst“, die da leugnet, daß eine Großstadt eine wahre Heimath sein könne — auch die weitherzigere „Höhenkunst“ etwa Fritz Lienhards sieht die Hauptstädte als Hauptsitz der Verflachung an. Und nicht bloß Pietisten rufen: Gott schuf das Land, und der Teufel die Städte, sondern auch ein so radikaler Bekenner der revolutionären Entwicklungslehre wie W. Bölsche hat in seinem geistreichen Essayband „Hinter der Weltstadt“ vom Standpunkt der „ästhetischen Kultur“ ganz ähnlich geurtheilt.

Poesie der Großstadt! Sie bekreuzigen sich alle davor, wenn sie nicht lieber höhnisch lächeln. Wir armen geborenen Großstädter fühlen uns überstimmt, überrannt, über den Haufen geworfen von dieser Invasion der poetischen Großstadtfeinde, die obendrein noch so gern in unsere Städte ziehen, um nur ja die prosaische Luft der verruchten Hunderttausender-Neste am eigenen Leibe ihre schädlichen Einwirkungen ausüben zu lassen. Wehrlos, entwaffnet rufen wir die Vorzeit zu Hilfe und die Geschichte.

Das ist klar — Völker und Zeiten, die mindestens so naiv waren wie unsere jüngsten Aesthetiker und vielleicht ebenso poetisch, über die Poesie der Großstadt haben sie ganz anders geurtheilt. Den Frommen des Alten Testaments, so oft sie über die Sünden von Babel klagen mögen, ist die große Stadt ein Wunder Gottes, voll poetischen Zaubers wie nur irgend Behemoth das Nilpferd und Leviathan das Krokodil und die anderen halb märchenhaften Ungeheuer, die der Herr bändigt. Salomo, der weise Friedenskönig, wird als Städtebauer verherrlicht, und die ganze Bewunderung des Beduinen und des Landmanns für die große Stadt spricht aus den orientalisch übertreibenden Maß- und Zahlenangaben. Da ruft Gott bei dem Propheten Jona über Ninive: „Dich jammert des Kürbisses, daran du nicht gearbeitet hast, hast ihn auch nicht aufgezogen, welcher in einer Nacht ward, und in einer Nacht verdarb: und mich sollte nicht jammern Ninives, solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn hundertundzwanzigtausend Menschen, die nicht wissen Unterschied, was recht oder link ist, dazu auch viele Thiere?“ „Dazu auch viele Thiere“ — wie neuerdings Bölsche geistvoll über die „Thiere der Großstadt“ gehandelt hat, so bilden schon dem Propheten des alten Bundes diese Mitbewohner einen unentbehrlichen Theil im Lärm und Leben der Weltstadt.

Die typische Großstadt der Bibel ist Tyrus, die phönizische Handelsmetropole. Entzückt schildert der Prophet Hesekiel ihre Pracht und ihren Verkehr. „O Tyrus, du sprichst: ich bin die allerschönste. Deine Grenzen sind mitten im Meer, und deine Bauleute haben dich aufs allerschönste zugerichtet . . . Die Syrer haben bei dir geholt deine Arbeit, was du gemacht hast, und Rubine, Purpur, Teppiche, feine Leinwand und Korallen und Krystalle auf deine Märkte gebracht . . .“ Aber all sein Reichthum, sein Kaufgut, seine Waare, seine Schiffleute, seine Schiffherrn und die seinen Handel treiben — all das ist der Vernichtung geweiht. Und ebenso ruft Jesaja: „Wer hätte das gemeint, daß es Tyrus, der Krone, so gehen sollte, so doch ihre Kaufleute Fürsten sind, und ihre Krämer die Herrlichen im Lande.“ Wer fühlt aus den Klagen und Drohungen nicht den ästhetischen Genuß heraus, den die Strafprediger empfinden, indem sie diese Stätten der Pracht gleichsam zum Abschied beschauen? wie ein schönes, aber sündiges Weib erscheint schon ihnen Ninive oder Tyrus — wie später Babel-Rom in der Offenbarung Johannis — und die Schönheit ist so groß wie die Sünde. Der Reiz der Buntheit, des bewegten, vielsprachigen Verkehrs, der Ansammlung von Schätzen in den Bazaren wird schon hier voll empfunden; und ein lebhaftes Gefühl für die Individualität der Großstadt macht sich in diesen einfachen, groß durchgeführten Personifikationen und Allegorien Luft. Die Klagen der Propheten sind nicht nur zufällig so oft Klagen um Jerusalem, die Stadt: sie ist ihnen wirklich „die Krone“. Sie ist es durch ihre symbolische Bedeutung und ihren historischen Ruhm, wie dem Italiener Rom, Roma intangibile, die nationale Einheit verkörpert; aber sie ist es zugleich durch ihre Schönheit, Pracht und Ausdehnung, wie jeder Franzose auf Paris stolz ist, mag auch der verlachte Provinziale die große Sünderin schelten.

Auch ist dies Anstaunen der großen Stadt keineswegs etwa den Juden als einem „Städtervolk von Beginn an“ — was sie durchaus nicht waren — eigenthümlich. Ganz ebenso schwelgen etwa die Märchen von Tausend und einer Nacht, aber auch die Geschichtschreiber des übrigen Orients in der Schilderung prachtvoller Königstädte, in der Abmessung ungeheurer Weichbilder, der Zählung der Thore des hundertthorigen Thebens, der Beschreibung ihres Reichthums.

Und diese Freude an großstädtischer Pracht dauert fort, als der Occident endlich auch mit den großen Städten gesegnet — oder bestraft wurde, die der Orient längst besaß. Tyrus wird zum Vorbild für die griechischen Kolonien, für jene üppigen Kaufmannsstädte und Metropolen des Genusses, deren eine den Namen der „Sybariten“ sprichwörtlich gemacht hat. Diese Kolonien sind, merkwürdig genug, die Heimath der europäischen Wissenschaft geworden; die Philosophie hat in Thales und Pythagoras, die Geschichtschreibung in Herodot, die Mathematik in Archimedes ihre ersten einflußreichen Meister in diesen vielberufenen Luxusmärkten gefunden, während die Poesie in kleineren Inseln und Städten des Heimathlandes zuerst glänzend aufblühte, dann aber in der einzigen wirklichen Weltstadt des alten Hellas, in Athen, durch eingeborene Dichter auf strahlende Höhe geleitet ward.

Athen ist für die antike Poesie, wie wir sie kennen und wie sie seit Jahrtausenden alle spätere litterarische Produktion der Kulturwelt beherrscht, die unentbehrliche Voraussetzung; nicht das Lesbos der Sappho oder Anakreons Teos, auch nicht Pindars Theben und des Tyrtäos Sparta — Athen meinen wir, wenn wir von griechischer Kunst, griechischer Kultur, griechischer Poesie reden. Und die attische Kunst ist im vollsten und strengsten Sinne eine Großstadtpoesie. Das massenhafte Auditorium eines klugen, durch tägliche Eindrücke vielfältig gebildeten Volkes ist die selbstverständliche Voraussetzung für Solon wie für Demosthenes, für Aischylos wie für Sophokles. Die großen Dimensionen des hauptstädtischen Theaters, der Luxus der Ausstattung, wie nur die Metropolis ihn gestattet, die musische Ausbildung, die der Landbewohner in solchem Grad seinem Kind nicht gewähren kann — all das sind wichtige Faktoren des hellenischen Dramas, dieser feinsten und stärksten Blüthe althellenischer Poesie. Und vor allem sind großstädtisch durch und durch die beiden großen Antipoden, in denen man freilich auch deshalb schon Verfall sehen wollte: Euripides und Aristophanes. Die starke Entwicklung des verstandesmäßigen Elements, die Originalitätssucht, die Neigung zu starken Effekten sind großstädtische Mängel des Tragikers; seine tiefe Psychologie, sein einsamer Dichterstolz, seine glänzende Sprache sind Vorzüge, zu denen ihm das Gedränge der mächtigen Stadt verholfen hat, ihm wie dem Sohn Madrids Calderon, wie dem Pariser Racine, wie dem Wiener Grillparzer. Und ein Großstädter wie Molière ist Aristophanes mit seiner

Keckheit und seiner Skepsis, mit seiner Lust an zeitgemäßen Anspielungen und politisch-sozialen Wirkungen; mit der Freude, alle Zauberkunst des städtischen Theaters in den Dienst neuer Kunst zu stellen, die er mit einem zweiten Wiener, Raimund, theilt; mit der genialen Unbefangenheit in moralischen Fragen und der entschiedenen pädagogischen Neigung auf religiös-philosophischem Gebiet, die ein dritter Sprößling der glücklichen Donaustadt, Anzengruber, von ihm geerbt haben könnte. Großstädtisch ist das Dialektspiel, das die Buntheit der polyglotten Märkte auf der Bühne nachahmt; ist der witzige Refrain, der etwa bei dem Wettkampf zwischen Aischylos und Euripides in den „Fröschen“ völlig an das moderne Kuplet erinnert und zweifellos wie dies den jubelnden Zuhörern als willkommenes, täglich zitirtes Gastgeschenk zugedacht war; ist die breite Anwendung der Parodie; ist aber auch der elegische Ton, die Sehnsucht nach dem Landleben und dem Frieden, die den Großstädter so leicht ergreift und die bei Aristophanes so oft durchbricht wie der „Entrüstungspessimismus“ bei Euripides. Aus dem vielgestaltigen Leben der Großstadt, aus der verwickelten Seelenkunde hochkultivirter Residenzbewohner, ja aus der chronique scandaleuse der nur hier vorhandenen „oberen Zehntausend“ schöpfen diese Dramatiker mit vollen Händen, und Athen lebt in ihren Werken, eine Großstadt durchaus. Mag sie auch moderne Dimensionen nicht gehabt haben — moderne Eigenschaften besaß sie in vollem Maß und mehr als genug, die goldene Stadt der Athener!

Und nun gar Rom! Das Wunder der Welt, das größte der Wunder, das angestaunte ungeheure Meisterwerk menschlicher Kunst! Niemand wird bestreiten, daß keine Stadt je mit größerem Recht Weltstadt heißen durfte, als Rom, von wo erst der Senat, dann die Kaiser „urbi et orbi“ geboten: „der großen Stadt — und dem übrigen Weltkreis“. Die Welt ist gewissermaßen nur Vorort; oder das unendliche Reich ist nur ein Groß-Rom. Diese Stadt ist alles, was die kühnsten Hyperbeln V. Hugo's nur irgend von Paris rühmen und fabeln konnten: das Gehirn der Welt, das Herz der Menschheit. . . Hier konzentrirt sich alles, Kunst und Sünde; Herrschergewalt und Kaufmannslist; Talent und Hochstapelei; und hier denn auch die Poesie der neuen, der römisch-griechischen Kultur: Ja, nicht bloß diese Dichtung — die Sprache selbst ist ein Produkt der Stadt und auf die Stadt zunächst berechnet. Eine großstädtische Schriftsprache ist das gewaltige Latein, die mächtigste aller Weltsprachen bis auf diesen Tag. Und den gleichen Charakter zeigen die Dichter. Vergil mag noch etwas Ländliches haben; Großstädter durchaus, geborene oder gewordene, sind vor allem die beiden eigenartigen Vertreter der römischen Poesie, Horaz und Ovid. Horaz zeigt wieder jenen parodistischen Zug, den so viel Großstadtpoeten aufweisen, den neben ihm auch der originelle Erotiker und politische Kupletdichter Catull besitzt; er hat jene spielende Gewandtheit und Eleganz, die selbst das angeborene Talent erst in der Mitte einer kritiklustigen und hochgebildeten Umgebung gewinnt; und vor allem: durchaus erfüllt seine Satiren die Freude an dem lauten Gewühl, dem Sprachengewirr, der Trachtenbuntheit und sozialen Abgestuftheit seines „Milieus“. (Daß er gelegentlich das stille Landleben preist, spricht nicht dagegen, sondern stimmt dazu.) Die Originale so gut wie die Typen leben in seiner Boulevardpoesie bis auf unseren Tag fort; die Bildungsaristokratie und das Litteratenproletariat haben durch Horaz zuerst klassische Porträtirung erfahren und Mäcenas nicht weniger als der unerträgliche peripatetische Schwätzer sind von ihm so trefflich „festgenagelt“ worden, daß Ludwigs XIV Hofpoet Boileau alles ohne Weiteres ins Pariserische übersetzen konnte. So ist Horaz Großstadtpoet im doppelten Sinne: nach seiner Art und nach seinem Stoff. Und Großstadtpoesie ist sicherlich auch die Ars amandi des dekadenten Virtuosen Ovid, der in seiner Verbannung so traurig die Unentbehrlichkeit Roms beweint. Nun gar Spätere wie Martial zeigen wirklich jenen Charakter hauptstädtischer Fäulniß, den man allzu gern ohne Weiteres mit Großstadtpoesie gleichstellt, in erschreckender Weise.

Gegner der Großstadtpoesie werden das vielleicht alles zugeben. Gewiß, werden sie sagen, die Poesie Roms ist die einer von Land, Landschaft, Naturgefühl vielfach fast ganz losgelösten Schriftstelleraristokratie; und in geringerem Maße zeigt selbst die Athens den gleichen Ton. Aber das beweist nichts für die Berechtigung der Großstadtpoesie. Die Dichtung der Horaz und Vergil ist eben keine echte, ursprüngliche; Nachahmer nähren sich von eleganten Umformungen und Wiederholungen. Horaz ist ein klassischer Ludwig Fulda, Ovid meinetwegen ein Sudermann höheren Stils. So zeugen sie gegen und nicht für jenen Begriff: sie beweisen eben, daß Großstadtpoesie an sich Dichtung zweiter Hand, Verfall, Mache ist. — Für die attischen Dramatiker wird man nicht so weit gehen, wird aber doch zu bedenken geben, daß die rasche Erschöpfung vielleicht eben auf dieser Zentralisation der Poesie beruhte.

Vor allem wird man, und dies sicherlich mit Recht, einwenden: eine antike Großstadt sei etwas ganz anderes als eine neue. Die Bedenken, die gegen die poetische Brauchbarkeit von Paris oder Wien und gar von New-York oder Berlin sich erheben ließen, träfen auf Theben und Athen oder vollends auf Rom nicht zu. Malerisch seien die antiken Trachten, künstlerisch die öffentlichen Bauten gewesen, was man von unseren Hauptstraßen schwerlich rühmen darf; und viel enger und unmittelbarer sei damals Land in Stadt übergegangen. Der Südländer lebe noch heut mehr im Freien und somit ländlicher als „wir in unserem kalten Norden“: in Genua oder Venedig habe er nicht unter jener Isolirhaft in der Wohnungszelle zu leiden, die über den Städter in Kopenhagen oder Stockholm unerbittlich verhängt sei.

Das ist alles wahr. Wahr bleibt aber doch auch, daß das alles den Kern nicht trifft. Das Wesen der Großstadtpoesie liegt unter allen Umständen darin, daß die spezifischen Eigenheiten der vielbevölkerten Stadt ihre Voraussetzung bilden. Die Menschenmenge, die auf engem Raum zusammengepfercht ist, und ihre Gesammtwohnung: jenes Riesenhaus mit unendlich vielen Höfen, Stockwerken, Kellern und Böden und mit leider viel zu wenig Gärten, das wir „Stadt“ nennen — dies sind ihre stofflichen Bedingungen. Und daraus erwachsen formale Bedingungen, die wir bei Aristophanes und Euripides, bei Horaz und Ovid durchaus erfüllt sehen. Und somit, wenn auch die antike Großstadtpoesie mit der modernen sich so wenig deckt wie etwa die Idylle Theokrits mit der Bernardin de St. Pierre's — Großstadtpoesie ist und bleibt sie. Und echte Poesie ist es eben doch, was ein Genie wie Aristophanes, ein großes Talent wie Euripides, ein Virtuose wie Horaz, und ein Gemisch von all dem und vielem anderen wie Ovid aus dem brodelnden Hexenkessel der wallenden und wogenden Menschenmenge geschöpft haben.

Vor allem: die Großstadt ist die Mutter der Psychologie in der Dichtung. Die alte Poesie zeichnet in großen Typen; individualisirende Seelenkunde erobert erst das vergleichende Menschenstudium der Hauptstädte. Und wer will leugnen, daß hierin der Weiterentwicklung der Weltlitteratur ein unendlich wichtiges Ferment geschenkt ward? — Nicht ohne Gefahr; zu viel Psychologie kann die Poesie tödten, weil sie an die wissenschaftliche Behandlung der Dinge zu nah heranführt. Flaubert, die Goncourt, Zola haben empirisch bewiesen, was a priori klar war: daß die litterarische Form der psychologischen Detailarbeit Grenzen setzt. Aber immerhin — wo wären ohne die Entdeckung der interessanten Persönlichkeit Hamlet, Tasso, Hjalmar? ja vielleicht auch Faust? Und nie hätte die interessante Persönlichkeit entdeckt werden können, wo kein genügender Hintergrund normaler Figuren sie wirksam hervortreten ließ!

Wie stark aber in der alten Zeit auch ganz direkt die Großstadt als solche poetisch galt und wirkte, dafür haben wir ein höchst merkwürdiges Zeugniß. Wenn die Offenbarung Johannis die wunderbare Zukunft ausmalt, so ist es ihr natürlich, eine himmlische Großstadt zum Sitz der

ewigen Freuden zu machen. Das „Goldene Jerusalem" der Apokalypse ist keine Idylle, sondern eine Großstadtdichtung. Rom ist das selbstverständliche Urbild der Himmelsstadt. Eine „große Stadt" ist es „und hatte eine große und hohe Mauer und hatte zwölf Thore" und ihre Länge wie ihre Breite waren zwölftausend Feld Wegs. Nicht ein leerer Raum, den Engelschöre durchschweben; nicht eine grüne Asphodeloswiese, auf der selige Paare wandeln — eine unendlich umfangreiche, von Unzähligen erfüllte, ummauerte Stadt ist für das Urchristenthum die Heimath der erlösten Seelen!

Aber freilich — auch hier geht das Preislied auf die Pracht der großen Stadt zusammen mit dem Scheltlied: das irdische Rom, das Sündenbabel, wird mit Fall und Vernichtung bedroht wie einst Tyrus und Jerusalem. Und Rom fiel. Zahllose Söldnerschaaren erfüllten die Weissagung des Propheten, bis schließlich der „sacco di Roma" der Vandalen Genserichs das Letzte that. Und auf Jahrhunderte gab es im Abendland keine wirkliche Großstadt mehr. Athen war ein verfallener und vergessener Trümmerhaufen, Rom noch immer groß und wichtig als Sitz des Papstes, aber verdunkelt durch die einzige wirkliche Weltstadt des früheren Mittelalters: durch Byzanz. Und Byzanz übernimmt deshalb in der mittelalterlichen Spielmannsdichtung die Rolle der Wunderstadt, und die naiven Pilger und die rohen Krieger und die unerfahrenen Kaufleute rühmen in stereotypen Formeln die Pracht, die Buntheit, die Poesie der Großstadt Konstantins.

Als dann Rom sich wieder hebt, erbt es von diesem Glanz. Bei der Sehnsucht eines Petrarca und der Wiederbelebung der „Urbs" spielt neben dem patriotischen Interesse das ästhetische mit. Das Haupt der Christenheit in dem kleinen Avignon! nach Rom gehört es, wo eine tausendjährige Vergangenheit das Postament, wo ein riesiger Umfang des belebten Raums den Spielplatz für seinen Glanz bilden können!

Von neuem wird Rom das Wunder der Welt, gepriesen auch gerade um jener ästhetischen Vorzüge willen, ohne daß doch zunächst eine eigentliche Großstadtpoesie sich entwickelt. Das Mittelalter ist eben doch wesentlich eine agrarische Geschichtsperiode; selbst in Italien sind die stolzen Städte Toscanas und der Lombardei nur landschaftliche Zentralen, und erst jenseits des Mittelalters entwickeln sich Florenz, Genua, Venedig zu wahren Weltstädten. Doch schon an der Schwelle der neuen Zeit wagt sich eine eigentliche Großstadtpoesie frisch hervor. Die Humanisten mit ihrer feinen Witterung für das Künftige bringen die „Städtegedichte" in Mode: auf Roma nobilis folgen Genova la superba, Venezia la bella, folgen bald auch Basel, Nürnberg, Köln und zuletzt so manche Stadt und manches Städtchen, das auf so viel Ruhm in lateinischen Distichen nicht mehr Anrecht hat, als später die kurmainzischen und kurkölnischen Nachahmungen von Versailles auf schwülstige Alexandrinergedichte. Etwa von 1480—1550 herrscht diese Sitte, von der wir uns durch eine hübsche Auswahl von G. Neff (Berlin 1896) eine gute Vorstellung machen können. Wohl bilden das Preislied auf die historische Größe, die Schilderung der landschaftlichen Lage, die Beschreibung berühmter Denkmäler den Hauptbestand; aber daneben kommt doch auch ganz allgemein „urbis pulchritudo et elegantia" zum Recht, und Lärm und Buntheit auf dem Markt werden antheilsvoll geschildert.

Endlich aber wird die moderne Großstadt geboren. Im 16. und 17. Jahrhundert gibt es nur eine wahre Großstadt: Venedig. Paris ist nur der Annex des Hofes, zeitweilig nur ein großer Vorort von Versailles. Wohl hat es schon zu den Zeiten des Rabelais gewisse Eigenthümlichkeiten der Riesenstadt deutlich zum Bewußtsein seiner Poeten gebracht; aber die Stadt Paris hat doch lange als solche nur nationale Bedeutung, während der Hof schon in der Zeit der Minnesinger und unbestritten seit Ludwig XIV. von überragender internationaler Geltung war. London ist damals nur, was es übrigens in manchem Sinne noch heut ist, eine ungeheuere Kleinstadt mit einem kleinen großstädtischen Kern. Wien oder gar die anderen größeren deutschen Städte, Reichs- oder Residenzstädte, sucht niemand aus andern als geschäftlichen Gründen auf. Rom selbst, das natürlich seine Bedeutung nicht verlieren kann, wird verdunkelt durch die Lagunenstadt. Sie allein bietet den verwöhntesten Ansprüchen alles: Baulichkeiten von höchstem künstlerischen Reiz, ein Straßenleben von bezaubernder Mannigfaltigkeit, Reichthum und Verderbtheit, musterhafte polizeiliche Ordnung und unvergleichliche Gelegenheit zu Abenteuern. Ueberall Theater, Spielhäuser, Feste; überall Verführung, überall Neuheit. Dies ist der klassische Boden für einen Casanova; dies ist das Stelldichein der Abenteurer und der vornehmen Herren aus der ganzen Welt. Der junge Fürst, der die Welt kennen lernen soll, muß nach Venedig; die gescheiterte Existenz, die in Paris oder Amsterdam zusammenbrach, setzt ihre letzte Karte auf Venedig. Die ganze Stadt ist ein Kunstwerk, die ganze Stadt ist eine Individualität. Venedig wird neben und trotz Rom die erste große Fremdenstadt der Welt; Wirthshaus und Café, Lohndiener und Courier machen hier ihre große Schule durch. Die Damen von unzweideutigem Ruf spielen eine Rolle wie erst wieder in dem Paris Napoleons III.; ganz Europa kennt ihre Namen. Der moderne Journalismus in seiner schlimmsten Abart kommt hier in dem Revolverjournalisten Pietro Aretino, vor dem Fürsten zittern, zur Macht und eigentlich auf die Welt. Die großen Ateliers gefeierter Meister werden in Tizians Stadt zuerst ein Wallfahrtsort der Höchstgestellten und Höchstgebildeten, was sie nie wieder so wie hier waren, ehe das heutige Paris sich entwickelte; denn auch die großen Malerfürsten der Niederlande werden nur von Einheimischen aufgesucht, und wer kam zu Dürer oder zu den Bildhauern der französischen Renaissance?

Erst von Venedig ist der Welt der moderne Begriff der Großstadt aufgegangen. Diese klassische Weltstadt bringt sofort ihre typische Poesie hervor. Große Dichter sind es eben nicht, aber charakteristische Erscheinungen: Goldoni mit seiner Freude an dialektischer und sozialer Nüancirung, Gozzi mit seiner blasirten Märchensehnsucht, Pamphletisten, Memoirenschreiber, galante Improvisatoren. Es ist nicht zu leugnen, daß die erste Weltstadt des modernen Europa für die Großstadtpoesie nicht eben glücklich Propaganda macht. Aber ganz Italien stand ja in tiefem litterarischen Verfall, seit die großen Florentiner dahin gegangen waren. Und besser als die deutsche Hof- und Kleinstadtpoesie war diese venetianische Weltstadtdichtung sicherlich immer noch!

Aber Deutschland war — glücklicherweise und leider — noch nicht reif für Großstädte. Goethe hat in seinem ganzen langen Leben deren nur zwei gesehen und die im Ausland: Venedig eben und Rom. Frankfurt, Berlin, Nürnberg — was wollten die damals bedeuten! und nicht einmal nach Wien ist er gelangt, der einzigen deutschen Stadt jener Epoche, die durch Umfang, Tradition, Reichthum einigermaßen auf den — damals noch nicht geprägten — Titel einer Großstadt Anspruch erheben konnte. Von jenen beiden aber war Rom ihm nur als großes Denkmal antiker Kunst und Kultur wichtig; Venedig, wie ich an dieser Stelle früher einmal gezeigt habe, gerade als Großstadt, als gewissermaßen künstliches Produkt unheimlich. Allenfalls ist in seinem Behagen an dem Straßenleben Neapels — das doch eine eigentliche Großstadt nicht war — etwas von Großstadtfreude zu spüren. Im Ganzen aber ist er nach Art und Neigung entschiedener Kleinstädter: „bin Weltbewohner, bin Weimaraner." Ja er ist vielleicht der erste, bei dem die ästhetische Abneigung gegen die Großstadt stark und entschieden hervortritt. Die antike Stadt mag noch ein Bedürfniß scheinen, ja in der „Achilleis" eine lobenswerthe Schöpfung:

> Städte zerstört er nicht mehr, er baut sie: fernem Gestade
> Führt er den Ueberfluß der Bürger zu. —

Aber wie ironisch wird die moderne Großstadt im zweiten Theil des „Faust" abgefertigt:

> Ich suchte mir so eine Hauptstadt aus,
> Im Kerne Bürger-Nahrungs-Graus,
> Krummenge Gäßchen, spitze Giebeln,
> Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;
> Fleischbänke, wo die Schmeißen hausen,
> Die fetten Braten anzuschmausen;
> Da findest du zu jeder Zeit
> Gewiß Gestank und Thätigkeit.
> Dann weite Plätze, breite Straßen,
> Vornehmen Schein sich anzumaßen;
> Und endlich, wo kein Thor beschränkt,
> Vorstädte grenzenlos verlängt.
> Da freut' ich mich an Rollekutschen,
> Am lärmigen Hin- und Widerrutschen,
> Am ewigen Hin- und Widerlaufen
> Zerstreuter Ameis-Wimmelhaufen.
> Und wenn ich führe, wenn ich ritte,
> Erschien ich immer ihre Mitte,
> Von Hunderttausenden verehrt.

Es ist die typische moderne Haupt- und Residenzstadt mit ihrem Gedränge, ihrem Lärm, ihrer schlimmen Luft und ihrer schlechten Raumvertheilung. Als Vorbild diente wohl besonders unser armes Berlin, inzwischen seit Goethe's Besuch stark angewachsen und ihm aus mancher Beschreibung doch nur ungenau bekannt. An anderer Stelle wird der Spott vervollkommnet durch einen mephistophelischen Blick auf die Ueberzahl täglich erstehender Monumente, da Friedrich Wilhelms III. Denkmäler für die Helden der Freiheitskriege vielfach einen heut leider nur wieder allzu aktuellen Verdruß erregten. So geht denn auch Goethes Poesie ins Stadtgewühl nur da, wo es unvermeidlich war: in den Volksscenen des „Egmont", wo ihn aber Shakespeare, der Dichter des elisabethanischen London leitet, oder in den mißvergnügten venetianischen Epigrammen. Die bewegten bunten Bilder des „Götz" zeigen Hof und Bauernhochzeit, Schloß und Zigeunerlager, die Kleinstadt Heilbronn und das Schlachtfeld; im „Faust" ergehen sich die Bürger einer mittleren Stadt; kein Roman Goethe's entwirft Bilder aus dem Leben der Metropolen. Schiller dagegen mit seiner stürmisch vordringenden Lust ins Weite zu wirken, hat viel eher etwas Großstädtisches. Er bedarf eines Theaters von räumlich großen Dimensionen, und seine von Personen überfüllte Scene verlangt auch ein menschenreiches Auditorium: man kann sich den „Tell" nicht, wie die „Iphigenie", vor dem engen Kreis einer geladenen Hofgesellschaft gespielt denken. Zwar weicht auch sein Drama noch dem großstädtischen Gedränge aus, das nur einmal im „Don Carlos" dumpf hinter den Kulissen rollt; aber der „Geisterseher" spielt in Venedig und zieht mit Eifer Nutzen aus den „barbarischen Avantagen" der lebensvollen Weltresidenz. Das Verhältniß wiederholt sich bei Grillparzer: auch er isolirt seine Bühne von dem Lärm der großen Stadt, der nur gelegentlich in den „Ottokar" oder die „Jüdin" hineinschallt; aber für den „Armen Spielmann" ist Wien der nothwendige Schauplatz, Wien mit Prater und Vorstädten, mit den Fleischbänken, wie Mephistopheles sie schildert, und den Fiakern; mit städtischem Reichthum und städtischem Elend. Und jene Vision der großen Stadt, die auf den Hintergrund primitiver Verhältnisse in „Libussa" das künftige Prag malt, ist vielleicht die erste Schilderung der modernen Großstadt, in der Bewunderung und Anklage mit ganz neuen Tönen zusammenklingen — die erste von den jetzt herrschenden Gesichtspunkten aus gegebene Beurtheilung eines „neuen Babel". Wie die Propheten das glänzende Tyrus, so malt Primislaus das goldene Prag; aber wie die Großstadtfeinde von heut, so ruft die Seherin:

> Glück auf den Weg! ich geb euch auf von heut.
> Und eine Stadt gedenkt ihr hier zu baun;
> Hervorzugehn aus euren frommen Hütten,
> Wo jeder war als Mensch, als Sohn und Gatte,
> Ein Wesen, das er selbst, und sich genug.
> Nicht Ganze mehr, nur Theile wollt ihr sein
> Von einem Ganzen, das sich nennt die Stadt . . .
> Aus eurem Land, das euch und sich genug —
> Wollt ihr heraus mit habbegier'gem Trachten
> Und heimisch sein im Fremden, fremd zu Haus . . .

Während dessen aber ging in der Poesie eine leise und doch wichtige Wendung vor sich. Die Romantik wollte „fortschreitende Universalpoesie" sein: mehr und mehr sollte alles poetisch „bearbeitet" werden, aus der Prosa in höhere Regionen steigen. Und wie sie mit diesem schönen und tiefen Programm vieles entdeckt hat, so auch den Reiz der Großstadt in seiner Eigenart. Oder vielmehr: sie hat ihn wieder entdeckt; denn Alterthum und Mittelalter kannten ihn, wie wir sahen, und erst die neurasthenische „Platzfurcht" des 17. Jahrhunderts hatte sich in der Poesie gänzlich aus dem Lärm der Straßen und Märkte in idyllische Stille von Park und Dorf geflüchtet.

Freilich wagten die Romantiker sich nicht gleich an die moderne Großstadt: das mittelalterliche Augsburg ist es, an dem Arnim seine „Kronenwächter" Rührigkeit, Regsamkeit, rasche Buntheit bewundern läßt. Aber Einer ging doch weiter. Berlin war der Romantik der Ursitz von Philistrosität und Langeweile. Ungerecht im höchsten Grade vergaßen sie Rahel über Nicolai und sogar Ludwig Tieck über Schmidt v. Werneuchen. Nur die große Kaserne der Nüchternheit, nur des heiligen Römischen Reichs Riesentintenfaß sollte das vielverhaßte „Spree-Athen" sein. Aber E. Th. A. Hoffmann sucht kühn neben der Banalität das Geheimniß. Auch die große Stadt, gerade die große Stadt, erhält für ihn unheimlichen Reiz. Das geheime Leben neben dem offen zu Tag liegenden, Spuk und Wunder neben Polizei und Kriminalräthen, indische Magier in den Konditoreien — so sieht er Berlin. Und so entdeckt er von seinem Standpunkt aus, was bald der Kern der neuen Großstadtpoesie werden sollte: die Mysterien der großen Stadt.

Beides vereint die französische Romantik. Victor Hugo's „Notre Dame de Paris" hat gerade deshalb so ungeheuer gewirkt, weil er unter dem poetisch stilisirten Bild des mittelalterlichen Paris das neue mit seiner unermeßlichen Bewegung und seinen wunderbaren Schicksalen erkennen ließ. Und damit setzt der neue Siegeszug Lutetias ein. Endgiltig wird die Seinestadt zur typischen Großstadt. Mag Barbier in kraftvollen Jamben das Gleichniß der alttestamentarischen Propheten neu beleben und die Dirne Paris schmähen oder mag Eugene Sue in seinen „Geheimnissen von Paris" die Riesenbühne dieses sozialen Mikrokosmos — oder Makrokosmus? — vor uns aufbauen — Paris ist hier wie dort mehr als nur die Hauptstadt Frankreichs: es ist die Weltstadt schlechtweg. Mögen Sue's zahllose Nachahmer, wie Gutzkow und Spielhagen, Berlin oder wie kleinere Kopisten Hamburg, Königsberg, Brüssel zum Schauplatz ihrer romanhaften „Geheimnisse" machen — Paris stand immer Pathe bei all ihren Schilderungen und verdarb mit seinem Glanz oft genug die Portraitähnlichkeit der doch immerhin noch ziemlich kleinstädtischen andern „Großstädte". Und politische Momente trugen dann noch weiter dazu bei, Paris in poetische Beleuchtung zu setzen. Nicht bloß für den gealterten Verfasser von „Notre Dame" war die Stadt der Renan und Michelet, der Taine und Mérimée, der Courbet und Manet, der Delacroix und Carpeaux „das Gehirn der Menschheit". Mit gläubiger Andacht schauten nicht bloß die eingewanderten Provinzler und Ausländer, nicht bloß die About und die Turgenjew zu der Unmenge von Intelligenz und Begabung auf, die hier angehäuft war — hier, wo Renan seine Lehre lernte, Hunderttausende seien der Kessel, in dem die Vorsehung Einen großen herrscherhaften Mann braue. Auch denen, die fernblieben oder nur gelegentlich kamen, ja ihnen erst recht wurde Paris das imposanteste der neuen Weltwunder. Adolf Menzel hat einen Abend im Tuileriengarten zur Zeit der Weltausstellung gemalt: da fehlt natürlich im Vordergrund nicht der junge deutsche Gelehrte,

der wie betäubt und geblendet in dies sprühende Farbenspiel hineinschaut.

Und so erwacht und entsteht eine ganz neue Konzeption der Großstadt. Die merkwürdige Organisation dieser riesenhaften Individualität lockt und zieht. Wie das Meer brandet die Volksmenge; wie die Wüste breiten die Häuser eine ungeheure wuchtige Monotonie aus. Flaubert greift zu und schildert das Ungethüm unter karthagischer Verkleidung in „Salammbô“, unverhüllt in der „Education sentimentale“. Die Goncourt schreiben ihre Großstadtepen und eröffnen „Manette Salomon“ mit der berühmten und glänzenden Hymne auf den malerischen Reiz der im Abendroth daliegenden Weltstadt — einen Reiz, den dann auf Whistler's Pfaden die Raffaelli und Skarbina und so viele noch in Bildern auszudrücken suchen. Und mit dem Daudet, der den Schluß von „Fromont jeune et Risler ainé“ schreibt, hält die neue Mythologie der Großstadt ihren Einzug, um ihren Klassiker zu finden in dem Autor des „Ventre de Paris“ und des „Oeuvre“. Zola wird endgiltig der Schöpfer der neuen Großstadtpoesie. Die Kraft, die Lebensfülle, der dämonische Zauber der ungeheuern Sirenen werden Gegenstand dichterischer Erfassung; die Größe der Stadt wirkt bei aller Häßlichkeit und Verderblichkeit packend, monumental wie das Genie Napoleons. Und dies ist echte Poesie, denn „dieses auch ist Menschenleben“, wie Freiligrath rief; und es ist eine neue Welt poetischer Interessen, künstlerischer Aufgaben, psychologischer Probleme, wie die alte Großstadtdichtung sie nicht entfernt kannte.

Natürlich hat auch diese neue Richtung sklavische Nachahmer in Deutschland nur zu zahlreich erweckt. Erst verkroch man sich etwas ängstlich in die Großstadt-Idylle: Wilhelm Raabe und besonders Heinrich Seidel suchten die Kleinstadt in der Weltstadt auf. Dann kopirte man, was man von Zola kopiren konnte, wie es einst bei Sue geschehen war; unser Quartier Latin ward dem Murgers ähnlich gemacht und unsere Kneipen denen Mussets. Der Berliner Lokalroman blieb aber fast überall bloße Prosa, bei Lindau, Mauthner, Frenzel wie bei Kretzer, Bleibtreu, Tovote (Hollaenders neuestes Werk, dem man wirklich epische Größe nachrühmt, kenne ich noch nicht). Jene gewaltige Beseelung der Kollektivpersönlichkeit fehlt, jenes Einfühlen in die Seele der Menge, der Menge als geschlossener Einheit: es fehlt, was Zola's Werke trotz all ihrer Mängel zu epischen Produktionen erhebt und selbst den Romanen der Goncourt vorübergehend echte Poesie verleiht. Es gelang nur den kürzeren, lyrischen Großstadtdichtungen der Arno Holz, Julius Hart und ihrer Freunde vorübergehend.

Aber dennoch fehlt auch die Großstadtpoesie im eigentlichen Sinn unserer neueren deutschen Dichtung nicht. Noch andere, fremde Einflüsse waren inzwischen an der Arbeit gewesen. Die Häßlichkeit, die sich in dem modernen Stadtbild so vielfach breit machte, hatten auch die Bewunderer der Metropole nicht verkannt; aber sie ertrugen sie als Nothwendigkeit. Nun aber ward das Schönheitsgefühl empfindlicher. Für Ruskin ward die Aesthetik Sache der Moral, und mit moralischem Pathos forderte er die Verbannung der Schornsteine und die Verschönerung der Straßen. Was William Morris ins Werk zu setzen begann, das dichtete dann Zola im großen Maßstab zur vollendeten Wirklichkeit um: in „Travail“ baut er eine große Stadt auf, rein und elegant wie ein Schmuckkästchen, ohne das Heulen der Dampfmaschinen, ohne das Pfeifen, Läuten, Stampfen der Straßenbahnen, Kraftwagen, Fahrräder, Lastwagen, ohne die Lebensgefahr der Dammüberschreitungen. . .

Diese Großstadt nun, ausgestattet mit dem mächtigen Betrieb der modernen Zentrale, aber ästhetisch gereinigt, schwebt auch deutschen Großstadtenthusiasten vor. Hugo v. Hofmannsthal hat zuerst, wie einst Arnim, sie durch das Sieb der historischen Entfernung von den Schlacken der Gegenwart zu reinigen gesucht. Das Venedig, das er im „Tod des Tizian“ prachtvoll schildert, ist dem Paris der „Manette Salomon“ ähnlicher als Hofmannsthal's eigenem zweiten Bild Venedigs im „Abenteurer“. Aber es ist eben eine ästhetisch durchgebildete Großstadt ohne Schornsteine und Miethskasernen. Eine solche Großstadt meint auch sein noch strenger stilisirender Genosse Stefan George, wenn er von der Pracht unserer vergötterten Städte spricht; eine solche von „ästhetischer Kultur“ zu einem wirklichen „Gesammtkunstwerk“ umgeschaffene Riesenstadt dürfte auch W. Bölsche sich gefallen lassen, der jetzt, von der Häßlichkeit abgestoßen, „hinter der Weltstadt“ an einem kleinen See sein Quartier aufgeschlagen hat — um doch von hier Berlin zu beobachten.

Eins fehlt noch fast ganz: die Individualisirung des Großstadtbildes. Wie im Alterthum erst Tyrus und dann Rom, wie im Zeitalter des Barocks Venedig, so ist in dem des Cylinderstils Paris die Großstadt schlechtweg geworden. Diese Stadt hat man studirt, an ihr auch individuelle Züge beachtet; und dies Bild ist typisch geworden zum Schaden der anders gearteten Städte. Nur die Wiener haben in ihren Prater- und Kaffeehausschilderungen etwas von der eigenthümlichen Atmosphäre der Kaiserstadt an der schönen blauen Donau festgehalten. Wer aber kann das Berlin schon in den „Rittern vom Geist“ und noch im „Zug nach Westen“ unterscheiden von dem Paris Huysmans', dem London Moores, dem Christiania und sogar dem Helsingfors der Garborg und Hamsun? Wenn der Münchener Lokalroman seine eigene Physiognomie hat, so liegt es daran, daß Walter Siegfried und Helene Böhlau die Großstadt fast ganz hinter der Künstlerkolonie verschwinden lassen. Aber hat nicht jede ihr eigenes Gesicht, Berlin und Dresden und Hamburg, München, Leipzig und Frankfurt? ist London nicht ein völlig anderes Wesen als Paris? werden New-York und St. Petersburg ihre Eigenart nicht auch im Leben der Straße, im Rhythmus des Verkehrs, in den Schwingungen der Kollektivseele verrathen?

Hier bleibt noch viel zu thun. Wie man einst alle Dichter nach Byron frisirte und alle Heroen nach Napoleon kostümirte, bis sich doch die Persönlichkeit Bahn brach, so hat man auch hier auf typischer Grundlage der individuellen Natur zum Recht zu verhelfen. Und das wird geschehen. — Eine „Heimathskunst“ mag ruhig entstehen, aber auch in der großen Stadt so gut wie auf dem Lande. Einleben soll sich der Schilderer nicht bloß in anekdotische Kleinigkeiten und charakteristische Ecken, sondern vor allem in die Eigenart der Gesammtphysiognomie. Auch hier hat sich die neue Psychologie zu bewähren. Kleinlich darf sie nicht werden, die großen und eben deshalb poetischen Linien nicht verderben. Und haben wir eine solche Großstadtpoesie — wer wird dann noch leugnen, daß es wirklich Poesie ist?

Berlin. Richard M. Meyer.

Die Wohlthäterin.*)

Eine junge Engländerin ohne Vermögen erbt von ihrem deutschen Onkel ein Gut, das in der Nähe von Stralsund liegt und das ihr die hübsche Summe von vierzigtausend Mark jährlich — (2000 Lstr.) einbringen soll. Sie reist sofort mit ihrer Schwägerin, deren Nichte, Gouvernante und Kammerzofe über Berlin dorthin, sich die Sache einmal anzusehen. Der brave Onkel hatte vor seinem Tode ihr geschrieben, er hoffe, sie werde das Gut bewohnen, bewirthschaften und dort ein neues, ein besseres Leben führen lernen: einfach, bescheiden, bei fleißiger Arbeit, — bis irgend ein Nachbar und tüchtiger Landwirth ihr den natürlichen Schut[z]

*) The benefactress. By the Author of Elizabeth and her German garden. London, Macmillan, 1901.

des Gatten gewähren könne. Dazu nun spürt das Fräulein Anna wenig Lust. Sie ist fünfundzwanzig Jahre schon alt und hat von den Männern, denen sie bisher freigebig Körbe austheilte, keine besonders günstige Meinung. Doch da sie in dem alten Haus ist, zum erstenmal in ihrem Leben sich als Herrin und selbständig fühlt, da gefällt dies Gefühl ihr, sie beschließt einstweilen zu bleiben. An einem schönen Aprilmorgen, im Garten, — ihrem eigenen Garten, — überlegt sie's sich, wie das neue, das wirklich gute, bessere Leben, das sie beginnen will, aussehen soll. Nicht so, wie es der Alte wünschte, sondern vielmehr nach ihrem Kopfe.

Seit sie ein Kind war, hat sie unter dem Druck der Wohlthaten gelitten, die ihres Bruders, des armen Baronet reiche Gattin, — geborene Dobbs, — ihr angedeihen ließ. Nun will sie selber Wohlthäterin werden. Arme Damen aus guter Familie, — nicht „vulgar“, wie die geborene Dobbs, — die gelitten haben vom Wohlthatempfangen, die sollen bei ihr ein Heim finden und Frieden und das Glück, sollen in dem reinen Bewußtsein, als ihre Schwestern im eigenen Hause hier zu leben, dessen Güter frei mitzugenießen, aller Bedrückungen vergessen! Und da sie mündig ist und nun Geld hat — wer könnte es ihr wehren, diese edlen, menschenfreundlichen Absichten auch auszuführen?

Die Schwägerin, die überhaupt von der Reise, dem wildfremden Lande, dem Mangel jeglichen gewohnten Komforts, — das Haus eines alten Einsiedlers in Pommern! man bedenke, was das für eine Londoner Dame heißen will, — halbkrank und empört ist, fährt nach England zurück, mitsammt ihrer noch viel empörteren, höchst aufgebrachten Kammerjungfer, und überläßt die neue Guts- und Vermögensbesitzerin ihren schönen Beglückungsträumen. Nur der Lady halberwachsene Tochter, der eigenen Mutter zu dick, zu unbequem und im Wege, und die brave Gouvernante, beide von schwärmerisch verliebter Gemüthsart, bleiben noch zum Schutz für Miß Anna. Also kann sich denn diese sofort auf die Suche begeben nach den zu Beglückenden.

Der Pastor hilft ihr bei der Arbeit, ein guter Landpastor, ohne allzuviel Welterfahrung, den sie gleich nach englischer Sitte zu Tische geladen und um Rath befragte. Der Inspektor natürlich bekämpft sie. — Unerhört überhaupt, daß der mächtige Mann, der hier bisher zu herrschen gewohnt war, nicht nur einem Frauenzimmer sich fügen soll — Frauen sind gut zum gehorchen, dienen, kochen, flicken, um Kinder zu warten und dergleichen mehr, sonst doch aber zu nichts auf der Welt! — unerhörter noch, daß diese Fremde, die weder von der Wirthschaft, noch von der Rangordnung hierzulande das Allermindeste versteht und kaum die Sprache, daß dieses kleine englische Fräulein es wagte ihn, ihn, den Herrn Oberinspektor, der sich sonst adeligen Gutsbesitzern gleich gestellt hat, wie einen Dienenden zu behandeln, dem blutarmen Pastor nachzusetzen.

Es kommen leider auf die Annoncen nicht sehr erfreuliche Wesen zusammen. Nachdem das Haus zu ihrem Empfange ganz neu hergerichtet worden, die Räume licht und hell und heiter, zum Theil schlicht geweißt, um nach den Begriffen modernster Symbolik die edle Reinheit, die klare Ruhe auszudrücken, die fortan hier herrschen sollen, empfängt Fräulein Anna, selbst zitternd vor Freude, in glückvoller Erwartung des Glückes, das sie zu spenden denkt, ihre Gäste und künftigen Schwestern. Einstweilen sind's drei nur, anstatt der zwölf, die sie aufnehmen wollte und für die sie schon die Zimmer so behaglich — nach ihrem eigensten Geschmacke — hergerichtet hat, mit hübsch gestempeltem Billetpapier auf dem Tisch, mit Büchern im Schrank, wie sie auch für sich sie wählen würde: Shakespeare, Goethe, Schiller, Heine — einen Band Maeterlinck hat sie noch heimlich eben zuletzt dazwischen geschoben. Aber die Drei, die künftigen Schwestern, die nun glücklich gemacht werden sollen, sind nicht so entzückt, wie die Hausherrin selber und nicht in so gehobener Stimmung. Anna sagt ihnen wiederholt, gleich beim Empfang, daß sie von ihnen keinerlei Dankbarkeit erwarte. Daran haben die guten Damen selbst noch gar nicht gedacht. Die eine spricht immerfort von dem Opfer, dem schweren Opfer, das sie gebracht als sie von ihrem einzigen geliebten Sohne sich blutenden Herzens losgerissen, um hier dem jungen, alleinstehenden Mädchen, — als solches hatte die Annonce Fräulein Anna bezeichnet, — durch ihre Gegenwart nützlich zu sein. Daß der Sohn Schulden hat, daß sie darauf rechnet, durch eine Heirath mit der halb verrückten kleinen Engländerin ihn rangiren zu können, das erwähnt sie noch nicht. Die zweite, die alte Baronin, die das Dienstmädchen gleich ausfragen will, neugierig alles, selbst die Küche durchstöbert, um den wahren Grund zu erfahren, weshalb Miß Anna eigentlich den ganz unverständlichen Einfall hatte, sie hier bei sich aufzunehmen, die findet die hellen Tapeten zu unpraktisch, die Bedienung zu nachlässig und ist doch selber unter falschen Voraussetzungen hergekommen. Denn sie ist zwar aus einer alten, aber durchaus nicht guten Familie. Ihr Bruder hat im Spiel betrogen, und ihre Schwester tritt als Chanteuse im Wintergarten zu Berlin auf. Und nun erst die Dritte! Sie thut freilich nichts Schlimmes weiter, als daß sie den Milchtopf umwirft und zerbricht, sagt friedlich zu allem und jedem: „Nu eben!“ und sitzt am Fenster, das Kochbuch studirend, das die Prinzessin-Haushälterin, den Geschmack pommerscher Damen gut kennend, zwischen Goethe und Heine gestellt hat. Aber dieses arme Fräulein, Kuhräuber geheißen, wagt es eines Abends vor den zwei anderen, der Baronin und der Frau „von“, eine Treppe hinaufzugehen. Und dabei ist sie eines Briefträgers Tochter! — In Parenthese: diese Stelle enthält die einzige Unklarheit zwischen den beiden Sprachen, die sich die Verfasserin, ob mit, ob ohne Absicht zu schulden kommen läßt. Hat das Fräulein Kuhräuber deutsch geschrieben, — (wie anzunehmen, da sie kein Wörtlein englisch versteht) — so konnte sie ihren verstorbenen Vater nicht als a man of letters bezeichnen, das deutsche Wort „ein Gelehrter“ ist aber mit einem Briefträger nicht zu verwechseln. Und auf englisch, wo dieser letztere postman heißt, stimmt's wieder nicht zum man of letters. So hinkt der Wortwitz auf beiden Füßen.

Wie nun die junge Wohlthäterin schon bei der allerersten Begrüßung von einem leisen Mißbehagen, einem chill befallen wird, wie ihre frohe Begeisterung wieder und wieder sich aufraffen will, sie sich bemüht in ihren frei gewählten Schwestern wirkliche Lebens- und Denkensgenossinnen zu finden und wie dennoch die Kühle, die Fremdheit allmählich sich bis zur offen eingestandenen Enttäuschung steigert, das ist in dem Buche anschaulich geschildert.

Keinem begeisterten Menschenbeglücker bleibt wohl solche bittere Erfahrung gänzlich erspart. Man stellt sich's so schön vor, den Armen zu helfen, und gerade die besten, edelsten Herzen träumen davon. Aber es gehört zum Wohlthun, wie zu allen schwierigen Dingen auf dieser Welt, eine Lehrzeit, und die bringt Schmerzen, — es gehört Verstand dazu, praktischer, klarer, nüchtern abwägender Verstand. Und der ist meist in solchen weichen, gebensfrohen Frauenherzen, in solchen heiß empfindenden, mitleidvollen Weltverbessererköpfen nicht stark entwickelt.

Dann noch ein Grund: „enthusiastische Philanthropen, die umhersuchen nach Objekten, denen sie ihre Wohlthaten zuwenden, sehen selten, was ganz nahe vor ihren Füßen sich begibt.“ — „Charity begins at home“ — so lautet ein kluges englisches Sprichwort, das die Verfasserin in obigen Worten weiter ausgeführt und erklärt hat: Zu Haus fangt an, bei Euch daheim, bei Euren Nächsten mit Bessern und Helfen. Und erst wenn Ihr in Augenweite keine, gar keine Seele mehr findet, der Ihr etwas geben könntet, dann macht Euer Herz auf für die Fremden und Euer Haus auf für die Armen, die „zu Beglückenden“. Wie vielen Mädchen, wie vielen Frauen möchte man, damit sie solche Weisheit daraus schöpften, das lustige Buch der Engländerin zu lesen geben! Nur — daß sie die nüchterne Weisheit lernen, bleibt unwahrscheinlich. Zweierlei Arten von Menschen gibt es in dieser Beziehung (nicht überhaupt, überhaupt gibt's wohl so viele Arten, wie Menschenköpfe) — die Einen überlegen sich vorher die Folgen ihres Thuns.

Es sind die Vorsichtigen, Klugen, Vernünftigen. Nun, sie werden allzu utopisch-phantastische Pläne dann wahrscheinlich unterlassen und sich vor Enttäuschungen weise hüten. Die Anderen aber — und sie sind die Besseren und ohne die liebenswürdigen Dummheiten, die sie jeden Tag begehen, bliebe unsere Welt sehr langweilig, herzlos, — die überlegen gar nicht, sie fühlen! Im Herzensdrang gehen sie fort vom Hause, gründen irgendwo in der Ferne ein Heim für frierende Negerkinder am Aequator oder eines wie diese Anna für ältliche Damen aus guter Familie, die, um nicht von Wohlthaten zu leiden, ihre Wohlthaten empfangen sollen. Und dann leiden sie selber bitter, bitterlich, daß weder die nackten Negerknäblein noch die vertrockneten alten Weiber so freudig ihre Gaben schätzen, wie sie aus ihres Herzens Reichthum mit vollen Händen sie spenden wollten. Und dann kommt der Spott, und dann treffen die Pfeile der Undankbaren, die Pfeile des Neides, den minder barmherzige Naturen neben solchem Herzensreichthum immer empfinden. Und weil sie weich sind und weil sie gut sind, so begehen sie entweder zehnmal dieselbe Thorheit und leiden darum zehnmal dieselbe Qual und den Schmerz der Enttäuschung oder, — ihr leichtverwundbarer Stolz zieht sich in sich selber zurück, umgibt sich mit einer doppelten, dreifachen Rinde von Bitterkeit und Menschenverachtung, läßt sie vor der Zeit hart werden, kalt und alt und traurig. Daß solche Menschen durch Erfahrung „vernünftig" werden, zu kühl abwägenden Vorherdenkern, daß sie ihren Wagemuth zügeln lernen und doch dabei gütig und mitleidvoll bleiben, — es kann ja sein!

Die hübsche Anna kommt aber gar nicht in die Lage, eine solche Charakterprobe abzulegen. Das Buch will nicht nur eine Satire auf übereiltes Wohlthun geben. Es schildert vor allem, ähnlich wie die früheren hier besprochenen*) beiden Bände derselben Verfasserin: Elizabeth and her German Garden, und A solitary summer, den Abstand zwischen englischen und deutschen Begriffen. Wie Lady Estcourt, gebore Dobbs und ihre feine Kammerjungfer, — die nur in den ersten Familien gelebt hat und lieber sterben will, als die Fahrt von Stralsund hinaus auf das Gut in einem Leiterwagen machen, — sich über pommersches Essen beklagen: Chokoladensuppe, Schweinekotelettes und Zitterpudding und am nächsten Tag Schweinebraten und immer so weiter, — ebenso machen sich die Deutschen über die Londoner Damen lustig. Ihre verrückten Einfälle, ihre Toiletten, — ein weißes Kleid, ganz ausgeschnitten, mit bloßem Hals und bloßen Armen trägt Fräulein Anna tagtäglich zu Tische! und noch besonders ihre Unabhängigkeit gibt auf allen Gütern meilenweit in der Runde den Stoff der Unterhaltung. Wie kann denn auch ein junges Mädchen sich einbilden, unabhängig durch das Leben kommen zu wollen!

„Alle Weiber", sagt der gute Pastor Manske, „müssen heirathen. Ihre Bestrebungen mögen hoch genug fliegen, daß sie dem edelsten männlichen Geiste zur Ehre gereichten . . . Aber das Fleisch des Weibes ist schwach. Es vermag nicht allein zu stehen. Es vermag nicht die Bestrebungen seines eigenen Geistes in die Wirklichkeit umzusetzen. Es bedarf fortwährender Führung. Es ist ein ausgezeichneter Stoff, aber es ist und bleibt nur ein Rohstoff . . . Und so ist's nie von irgend welchem praktischen Nutzen, bis die Hand des Herrn und Meisters es in die richtige Form gebracht hat." — Diese Frauenbeurtheilung der Deutschen dient, neben allem anderen noch, dem Humor der Verfasserin zur Zielscheibe.

Das Buch will aber, zur Unterscheidung von jenen zwei früheren, nicht nur eine geistreiche Plauderei geben, nicht nur Land und Leute zeigen und Himmel und Garten und Luft und Gedanken. Es ist ein Roman. Und zwar trägt er als Motto das weise Wort von Wilhelm Busch:

Man bedarf der Leitung,
Und der männlichen Begleitung! —

*) „Nation", Nr. 37 vom 16. Juni 1900.

Deshalb hat Anna Estcourt auf dem Gut in Pommern — einen Nachbarn. Da nun dieser Nachbar nicht allein englisch spricht, Handschuhe trägt, schon vom Rücken aus gesehen zum Unterschied von den Anderen hier, wie ein Gentleman erscheint, sondern noch obendrein reinlich ist, — er wäscht sich sogar um 2 Uhr Nachts, nach dem Feuer, während alle übrigen Helfer, besonders der Pastor das warme Wasser, das Anna ihnen vorsorglich bereit stellt, erstaunt zurückweisen ehe sie ihr Glas Bier austrinken, — so kriegen die zwei sich. Und somit lernt sie das wahre „bessere Leben" kennen, wie es der Erbonkel für sie gemeint hat.

Vielleicht wird Anna als Frau gar nicht einmal widersprechen, wenn ihr Gatte beschließen sollte, die drei unausstehlichen, alten Damen, die sie als ihre Schwestern aufnahm, fortzuschicken?

Es wird darüber nichts berichtet. Nur am Abend vor der Katastrophe heißt es, Anna hätte bis dahin wie halb im Schlafe gelebt. „Am nächsten Tage aber wachte sie auf und blieb sehr wach seitdem — (wide awake) — für ihr ganzes übriges Leben."

Da sie sich aber in dieser Katastrophe genau so kindlich, warmherzig, so aufopferungsfähig und hülfsbereit zeigte, wie sie bis dahin geschildert wurde, so wollen wir an dieses plötzliche wide awake-sein, lieber nicht so recht glauben, sondern denken uns Frau Anna von Lohm als eine der thöricht edelmüthigen, liebreichen Seelen, wie Miß Anna Estcourt war.

Herr von Lohm nämlich, der Nachbar, sitzt verhaftet, der Brandstiftung angeklagt, im Gefängniß zu Stralsund. Sein Bruder glaubt an sein Verbrechen und reist nicht zu ihm; die Schwester erhält das Telegramm mit der Schreckensnachricht bei einem Picknick — und verschweigt es. — Es gibt ja überhaupt gar keine Grenze für die Herzlosigkeit und die Geisteshärte deutscher Verwandten! Und die Leute alle glauben, der adlige Herr Amtsvorsteher habe selbstverständlich seine Scheune in Brand gesteckt, weil ihm die Versicherungssumme erwünscht war. Seine eigene Wirthschafterin, der Advokat, der Staatsanwalt, alle, sie zweifeln nicht an seiner Schuld. Nur die kleine Engländerin, die gar nichts weiß, nichts davon versteht, die bisher ihn zurückwies, weil sie ihn nicht liebte, als „Wohlthäterin" überhaupt nicht an Liebe noch an Heirath denken durfte, die will gegen ihn nichts hören. Sie fährt in die Stadt, erzwingt sich den Zugang zu ihm, sieht ihn im Gefängniß — und verlobt sich dort mit ihm! — Wie gesagt, es ist ein Roman, ein recht romanhafter noch dazu. — Und so hat denn glücklicherweise nicht der Herr von Lohm das Feuer angelegt. Sondern ein junger Kandidat des Predigtamtes, der sterblich in Miß Anna verliebt, durch schlechte Verse von der dummen kleinen Nichte in den Glauben eingewiegt, sie liebe ihn wieder, von den bösen Einflüsterungen des schurkischen Inspektors verführt, im Eifersuchtswahnsinn mit der vortrefflichen Zigarre, die ihm der Herr von Lohm geschenkt hat, diesem seinem Nebenbuhler die Scheune in Brand setzte und nun obendrein noch schwört, daß jener selbst das Verbrechen beging.

Solche und ähnliche kleine Unwahrscheinlichkeiten sind aber vollkommen Nebensache. Ob man nun wirklich in Deutschland so leicht eine verarmte Prinzessin findet, die eine Haushälterinnenstelle mit so dankbarer Freude annimmt und derselben so praktisch vorsteht wie Prinzessin Ludwig der ihren, darauf kommt es schließlich nicht an. Das Buch ist spannend, am Schluß sogar rührend. Wenn man es aber durchgelesen hat und es wieder zur Hand nimmt, so geschieht es weniger, um die ergreifende Verlobung in der Gefangenenzelle noch ein zweites Mal zu lesen, als jene Seiten, die uns zum bestätigenden Kopfnicken, zum Lächeln, oft zum Lachen bringen.

Allerliebst sind die ersten Eindrücke der Engländerinnen in dem neuentdeckten Welttheil Pommern geschildert, die Fahrt aufs Gut, wie Anna ihrem Kutscher sagen will, daß es im Wagen so schauderhaft nach Fischen riecht, sich nur auf das richtige Wort nicht besinnen kann und ihre

Begleiterinnen, alle drei, fragt, wie fish wohl auf deutsch heißen könne?

Fisch? fragt der Kutscher dagegen und deutet aufs Meer hinaus: dort wären solche. Er hat das Lederzeug ihr zu Ehren heute Morgen mit Fischthran eigens schön blank gerieben.

Und dann die Anreden des Schulmeisters, der Gesang der Dorfkinder, und erst der Pastor! So zärtlich umarmt er seine ältliche Gattin und nennt sie „mein Schatz“. Aber wenn sie's wagt, eine Meinung auszusprechen, die Frau, die ihm „himmlische Rosen ins irdische Leben webt“, fährt er sie an: „Weib, halt den Mund!“ — „Wie man sieht war Frau Manske in dieser Minute nicht mit Rosen gerade beschäftigt.“

Das alles liest sich so vergnüglich, daß wir als die Moral des Buches nicht, wie Manske im Schlußkapitel, die Heirathsnothwendigkeit des Weibes erkennen, auch nicht die Thatsache, „daß junge englische Mädchen von unserer eigenen weiblichen Jugend viel lernen könnten!“ — sondern die andere: daß Lachen so wunderbar erfrischend ist, und daß man die allerharmlosesten, wie die unwahrscheinlichsten Dinge mit Freuden aufnimmt, sobald ein so graziöser, kluger, geistvoller Humor die Fabel trägt.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Theater.

Deutsches Theater: „Ecclesia triumphans“ „Puß“, „Volksaufklärung“. Drei Einakte von Max Dreyer.

Hans im Glück! An ihn muß ich denken, wenn ich mir Dreyer's Künstlerwallen vergegenwärtige. Mit einem guten, gediegenen Klumpen Erzes begab er sich auf den Weg; das war sein erstes Drama „Drei“. Jedes neue Stück brachte dann den Eintausch gegen das Minderwerthige. (Der „Probekandidat“ war doch wenigstens noch die ertragreiche Milchkuh.) Zuletzt aber fallen drei Steine, es plumpst im Wasser der Vergessenheit, und — wir feiern mit Dreyer seine neueste Première.

Etwas nimmt Dreyer mit nach Haus: die unausgedachten Gedanken anderer Leute. Zehrpfennige, die durch vieler Finger gegangen, als da sind, Sentenzen, Sprichwörter, Leitartikelphrasen. Und das alles glänzt ihm wie Gold. Hans im Glück!

Auffallend bleibt, wie wenig er im Stande ist, diese Gedanken anderer selbst irgendwie weiter zu denken. Seit den Tagen griechischer Philosophen ist immer wieder behauptet worden, auch von Nietzsche, der Selbstmord könne eine freie That der Selbstbestimmung sein. Man geht in den Tod, weil man sein Leben ausgelebt zu haben meint. Und in vielen Fällen mag das zutreffen. Unrichtig aber dürfte es sein, daß sich die Angehörigen über solchen Selbstmord geradezu begeistern; sie werden gemeinhin wenig Geschmack daran finden. Dreyer aber zeichnet eine Tochter, die an ihrem Vater mit leidenschaftlicher Liebe und Verehrung gehangen, und die nun entzückt ist, daß der kerngesunde, alte Mann sich selbst eine Kugel ins Herz gejagt hat. Sie wird ganz böse, stellt man nur das Ansinnen, ihr Vater könne die herrliche That in einem Anfall geistiger Umnachtung vollbracht haben. Und an solcher Gesinnung erhitzt sich Dreyer's Lyrik. Und von der Lyrik ist der Weg zur Dramatik nicht mehr weit. Man gibt dieser Tochter einen Mann, der anders denkt und noch dazu ein Streber ist. Dieser verächtliche Streber wünscht seinen Schwiegerpapa kirchlich beerdigt zu sehen; da man ihm obendrein die Direktorstelle an einem frommen Krankenhaus in Aussicht stellt, fälscht der Barbar sein ärztliches Gutachten und zieht die Zurechnungsfähigkeit des Verewigten in Zweifel. Darob eine echt dramatische häusliche Scene, in deren Verlauf der galante Gatte seiner Frau erklärt: „Wenn Du gegen mich zeugst und Dich verrückt geberdest, so ist das ein Beweis mehr für mich.“ Siehe Erblichkeitstheorie. Und über dieser Auseinandersetzung fällt der voreilige Vorhang. Nicht doch! Das kleine Söhnchen schmiegt sich zuvor noch an Mamas Knie und läßt sich seine Geschichtslektion überhören, die mit den Worten anhebt und schließt: „exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor“. Dieser scherzhafte Vorfall nennt sich „Ecclesia triumphans.“

Immerhin, Dreyer hat sich seine Dramatik hier doch noch etwas kosten lassen. Ein Ehepaar von so elektrischer Zärtlichkeit darf wohl dramatische Funken sprühen. In den beiden anderen Stücken aber ist Dreyer schlicht den geraden Weg aufs Ziel gegangen. Er setzt einen Vertreter seiner Ansicht und einen der entgegengesetzten einander gegenüber, und der seine Meinung verficht, behält recht. So erfreut und belehrt der Poet zugleich.

Die Scene stellt zwei Fauteuils dar, in denen je eine Mutter, mit je einer Tochter begabt, Platz genommen haben. Die eine vertritt die Ansicht, daß man den Kleinen sagen müsse, der Storch bringe die Kinder. Die andere (Basedow-Dreyer) erklärt, sie habe ihrer Tochter zu wissen gethan, daß das Kind in der Mutter entstehe und so lange darin lebe, bis es selbst lebensfähig geworden. Diskussion darüber. Und während der Erörterung wird's dramatisch. Die Tochter der Storchmutter sieht, wie die Katze „Puß“ Junge wirft, geht zur Mama und sagt: Du hast gelogen, bekommt dafür Schläge und muß Abbitte leisten. Der Zuhörer ist aufgeklärt. Leider aber mußte bei der Erstaufführung des Deutschen Theaters das eigentliche Drama, wie Eva „Puß“ belauscht, hinter die Scene verlegt werden. Puß, die Hauptdarstellerin, hatte abgesagt. Sie sei erst im Mai soweit.

Der dritte Einakter heißt „Volksaufklärung“, und wieder stellt die Scene die zwei gegenüberstehenden Fauteuils dar. (Im Deutschen Theater hatte man abwechselungshalber den einen durch ein Sopha ersetzt.) In dem einen sitzt A, im anderen B. A ist der Ansicht, man müsse den Portier fortjagen, weil er das fünfte Kind bekommen, was vom sozialen, hygienischen, ästhetischen Standpunkt aus zu verurtheilen sei, B vertheidigt den Portier. Der Portier wird gerufen und von A zur Rede gesetzt und bis zum Eintreffen des sechsten Kindes begnadigt. Pointe: A und B sind mit einander verheirathet. A ist Geheimrath, folglich Streber und zeugungsunfähig. B betrügt A mit einem Assessor. Ueberpointe: A und B beneiden beide in ihrer Kinderlosigkeit den Portier.

Ich sage mir: wer aus so tauben, vom Wasser der Alltäglichkeit platt gewaschenen Kieselsteinen drei einen Abend füllende Dramen zu machen weiß, ist — Hans im Glück.

Ich sage mir des weiteren: die Aufführung des Deutschen Theaters war gut. Die Herren Fischer, Rittner, Sauer gaben den theoretischen Figuren Leben. Aber diese Aufführung wäre sehr viel besser gewesen, wäre — sie ganz unterblieben.

Ernst Heilborn.

Alltag.

Bei der Aspernbrücke bildeten die Fackelträger Spalier und ließen den Zug passiren. Die Pferde zogen flinker an, und die Kolonne der Trauerkutschen beeilte sich, dem Leichenwagen nachzukommen.

Professor Wollgärtner ließ ein goldenes Etui zwischen seine Finger gleiten, entnahm ihm eine Cigarette und wollte das Etui schon wieder zuklappen, als ihm einfiel, daß es doch schicklich wäre, seinem Nachbar auch eine Cigarette anzubieten. Aber Doktor Valentin lehnte dankend ab. Er rauche überhaupt nicht.

„So, da kommen Sie aber um einen großen Genuß, lieber Kollege", meinte der Professor, und drückte sich behaglich in seine Ecke. Er rauchte schweigend eine Weile. Dann fuhr er plötzlich in seinen Rock und zog die Uhr, die er repetiren ließ. „Drei Uhr! Vor halb sechs kann ich nicht zurück sein. Dieser Centralfriedhof! Eine ganze Reise! Und um sechs muß ich zu einem Diner. Wird am Grabe gesprochen werden? Was meinen Sie?"

Doktor Valentin zuckte die Achseln.

„Der arme Kerl!" Der Professor zündete die zweite Cigarette am Stummel der ersten an. „Ich würde wirklich nicht den ganzen Nachmittag opfern, um da hinaus zu fahren, wenn wir uns nicht so nahe gestanden hätten. Er hat ja auch in unserem Hause verkehrt. Schade! schade! Und so zu enden! Sagen Sie mir nur, um Himmelswillen, was ist ihm denn eingefallen, sich umzubringen? Ich begreife das gar nicht."

Aus der Tiefe des dämmerigen Wagens blitzten die Brillengläser des Doktors Valentin.

„Aufrichtig gesagt, mich hat das Ende nicht überrascht."

„Nicht überrascht? Das verstehe ich nicht! Wir waren doch alte Freunde, ich kannte Friedrich Becher seit — warten Sie — ja seit 67. Wir waren als Studenten zusammen lustig, wir waren in Kompagnie betrübt, wenn wir kein Geld hatten. — Junge Leute, Sie wissen ja — es gab eine Zeit, wo ich keinen Heller in der Tasche hatte. Bei Gott, keinen Heller! — — Aber ich hätte geschworen, Becher würde steinalt werden, bei seiner Konstitution, bei seinem Temperament! Beneidenswerth! Ich habe ihn oft plaidiren hören, diese Ruhe, dieser Gleichmuth, dieser, wie soll ich sagen, fast schon pathologische Mangel an Galle! Der Mann ist ja berühmt geworden durch seine Temperamentlosigkeit! Sie gewann ihm die schönsten Prozesse. Und sein ganzes Leben, so ganz ohne jede Aufregung, ohne Zwischenfälle. Heirathet ein schönes, junges Mädchen mit viel Geld, hat drei schöne, gesunde Kinder, hat neben seiner Vertheidigerthätigkeit eine schöne ruhige Kanzlei mit bester Civilpraxis — keine Passionen, keine Schulden, nichts, nichts, und hängt sich auf! Na, wenn Sie daraus klug werden!"

Doktor Valentin antwortete nicht. Der Wagen holperte über schlecht gepflasterte Straßen, die Fenster waren dicht beschlagen, die Gaslaternen flammten wie feurige Räder vorüber.

„Sie waren ja Hausarzt bei Becher's, lieber Kollege. Also ist Ihnen schon früher etwas aufgefallen im Wesen des armen Fritz? Hat er vielleicht zu Ihnen gesprochen, gab es in seinem Leben vielleicht doch etwas, das ihn drückte oder peinigte, und dem er nur durch den Tod entgehen konnte? Wie ich vorgestern mit meiner Frau nach Hause komme — wir waren beim Handelsminister geladen gewesen, nur ganz intim im kleinsten Kreise — und ich finde im Abendblatt die Nachricht von dem schrecklichen Selbstmord — ich war ganz fassungslos. Ganz fassungslos! Es gab mir wahrhaftig einen Stich ins Herz. Sind wir schon auf der Simmeringer Hauptstraße?"

Er wischte die Scheibe mit dem Aermel ab. An armseligen Häuserchen vorbei rasselten die Wagen. Viele Menschen gingen auf den Bürgersteigen. Aber es blieb keiner stehen, um der langen Wagenreihe nachzusehen. Man hat sich hier daran gewöhnt, daß der Tod zweispännig, vierspännig oder gar achtspännig tagaus tagein vorüberfährt. Man schenkt ihm keine Beachtung mehr. Er gehört zum Straßenbild dieser Vorstadt. Ein Tramwaywagen klingelte vorbei, vor einer Weinschänke standen lachend und lärmend ein paar Bursche, schweres Fuhrwerk war aneinandergerathen, die Kutscher stiegen vom Bock herab, fluchten, schrieen und peitschten die Thiere, über dem Viadukt, der hier die Straße übersetzt, donnerte mit tanzenden Lichtern ein Zug.

„Ach ja", sagte salbungsvoll der Professor, indes der Reif der Scheibe wieder alles im glänzenden Nebel verschwinden ließ, „so hastet der Alltag weiter und kümmert sich nicht um das Leid, das der Tod über uns bringt. Der Lauf der Welt! Wie bald wirst Du vergessen sein, mein armer Freund!"

Doktor Valentin sprach nichts. Aber sein hartnäckiges Schweigen verdroß den Professor. Er zwirbelte die Enden seines Backenbartes zwischen den Fingerspitzen und dachte nach, ob ein weiteres Dringen in den Kollegen nicht etwa von diesem als müßige Neugier ausgelegt werden könnte. Er wollte gewiß nicht indiskret sein, aber die ganze Geschichte war ja ein psychologisches Räthsel. Er mußte die Lösung haben. Diese Wißbegier war er seinem Forschungseifer schuldig. So begann er denn wieder.

„Es hat Sie nicht überrascht, sagten Sie vorhin, lieber Kollege. Also kennen Sie die Gründe, die den armen Fritz in den Tod trieben? Wissen Sie, ich als einer seiner besten und intimsten Freunde habe ein Recht zu fragen. Und wen soll ich fragen? Das ist ja eine Krankheitsgeschichte, nicht wahr? Oder sind die Gründe nicht etwa pathologischer, sondern — wie soll ich sagen — diskreter Natur? Dann freilich —"

Doktor Valentin schüttelte den Kopf.

„Keines von beiden. Doktor Becher ist am Alltag zu Grunde gegangen."

„Am Alltag? Was soll das heißen?"

„Sie werden mich gleich verstehen, da Sie ja Doktor Becher, wie Sie sagen, seit vielen Jahren kannten. Doktor Becher war ein sehr begabter Mensch." —

„Ja, ja, das war er gewiß, äußerst begabt."

„Aber er hat Zeit seines Lebens nicht den Weg seiner Begabung gefunden. Er war als Vertheidiger berühmt durch seine unerschütterliche Ruhe. Seine Kaltblütigkeit brachte ihm Erfolge. Aber er war als Jurist durchaus nicht hervorragend. Das gestand er selbst. Vielleicht wäre er ein großer Arzt geworden, aber er scheute jede Berührung mit kranken Menschen, er war furchtbar ängstlich und zitterte vor der Möglichkeit irgend einer Ansteckung. Vielleicht wäre er ein guter Soldat gewesen, denn seine Furcht bezog sich nur auf Krankheiten. Vielleicht steckte ein Dichter in ihm; aber er wäre sich lächerlich vorgekommen, wenn er eines Tages ein Drama oder einen Roman geschrieben hätte. Er betonte ja immer, er sei ein ernster Mensch. Kann man ein Dichter sein, ohne Achtung für den künstlerischen Beruf zu haben? Das weiß ich nicht."

„Seltsame Frage."

„Ich habe sie mir oft gestellt. Doktor Becher gehörte zu jenen Menschen, die in Künstlern, Dichtern, Schauspielern, Musikern nur halbe Existenzen sehen, Spaßmacher besserer Art. Er hätte nie solche Leute bei sich empfangen. Und doch gehörte er vielleicht kraft seines Talentes zu ihnen. Er hatte sicherlich, ganz sicherlich Talent. Aber wozu?"

„Zum Leben gewiß nicht, sonst hätte er kein solches Ende genommen."

„Da mögen Sie recht haben, Talent zum Leben heißt, das Talent, das man besitzt, bis zum Aeußersten ausnützen, und mit seiner Hilfe dem Leben abtrotzen und abringen, was möglich ist. Nun stellen Sie sich einen Menschen vor, der da weiß, in seinem Hause wäre ein Schatz vergraben und er stirbt Hungers, weil er den Schatz nicht finden kann."

Der Professor machte ein zweifelndes Gesicht: „Und deswegen hat er sich umgebracht?"

„O nein! Das war nur der Grund für eine gewisse Empfindlichkeit und Reizbarkeit seines Wesens, wenn er nicht gerade in seinem Berufe stand. In seinem Berufe nämlich suchte er hartnäckig nach dem verborgenen Schatz. Er glaubte bei jedem Prozesse, bei jedem schwierigen Fall, jetzt und jetzt würde er das geniale Wort sprechen, die geniale Brücke schlagen, das Außergewöhnliche thun oder reden. Aber er fand es nie. Trotz der Entschlossenheit, mit der er es suchte. Den Leuten imponirte seine Ruhe, seine Gelassenheit. Das war die eiserne Maske, hinter der er mit schauspielerischer Virtuosität sein Suchen verbarg. So oft er in den Gerichtssaal ging, trug er den Kopf hoch. Wenn er nach Hause kam, war er müde, abgespannt. Er

pflegte immer später nach Hause zu kommen, als er beim Weggehen angesagt hatte. Einmal dauerte die Verhandlung länger, einmal war er zu langsam gegangen. Jeden Tag empfing ihn seine Frau mit einem leisen Vorwurf. Und jedes Mal gab er auf diesen Vorwurf eine unwirsche Antwort. Damit war die Stimmung der Mahlzeit verdorben. Doktor Becher ärgerte sich, und wenn er dann zu seinem schwarzen Kaffee sich in sein Studirzimmer zurückzog, ließ er die Thüre unsanft ins Schloß fallen. Aber dann blieb er hinter der Thüre stehen und horchte, bis er hörte, wie seine Frau ausrief: ‚rücksichtslos!‘ Dann biß er wüthend die Spitze von seiner Cigarre ab. Kleinigkeiten, werden Sie sagen. Kleinigkeiten in einer guten und treuen Ehe. Denn die beiden Menschen liebten sich wirklich, obzwar sie wenig gute Stunden miteinander verlebten. Blieb Doktor Becher abends zu Hause, dann sprach die Frau von der Wirthschaft, die sie ausgezeichnet verstand. Oder sie erzählte von den Kindern, von der Schule, von Mimis Kleidern und Fritzls Aufgaben, von dem, was die Gouvernante gesagt und der Hauslehrer gerathen. Das waren lauter Dinge, die Becher nicht interessirten. Er liebte seine Kinder abgöttisch, aber all dieses Alltägliche mochte er nicht hören. Wenn er aber seinem Unmuth Ausdruck gab, dann las er in den Augen seiner Frau einen Vorwurf, als ob er die Kinder zu wenig liebe. Und auf diese unausgesprochene Anklage antwortete er heftig. Dann entstand Streit und Hader und häßlicher Zank. Zuweilen gingen Doktor Becher und seine Frau spazieren. Vor einem Blumenladen blieben sie stehen. Sie sagte nichts, aber er fühlte den Vorwurf. Seit ihrer Brautzeit hatte er ihr keine Blume nach Hause gebracht. Es wäre ihm lächerlich vorgekommen; das thun ‚Dichter‘. Und alles ‚Dichterische‘ im Alltag war ihm verhaßt. Er führte fortwährend einen erbitterten Krieg mit dem Alltag.“

„Den führen wir Alle“, sagte lächelnd mit einem Seufzer der Professor.

„Aber wir bestehen ihn, weil uns unser Talent die Waffe dafür in die Hand gibt. Wir verklären den Alltag durch das Talent. Nein, ich drücke mich schlecht aus. Es braucht gar keine Verklärung, er kann uns nur nichts anhaben, wenn wir wissen, was wir im Leben bedeuten. Der Alltag ist das Gestein, in dem des Lebens Werth für uns steckt. Das Talent ist das Werkzeug, mit dem wir diesen Werth für uns herausschlagen. Können wir das nicht, dann ist das Leben für uns nichts als eine kahle, staubige Felsenwüstenei, wo wir uns den Fuß ritzen an tausend scharfen Steinen, wo uns der Staub den Athem verschlägt, und wo uns jeden Augenblick große und kleine Felsbrocken auf den Kopf fallen. Es kommt mir immer wunderbar vor, daß nicht mehr Menschen den Versuch machen, aus dieser gefährlichen Wüste zu entkommen. Denn offenbar sind die Menschen, die kein Talent haben, in der Mehrzahl. Talent! Vielleicht ist es nur eine Brille. Die Schätze, die wir finden, sind gar keine Schätze. Wir nehmen und geben sie nur als solche, und wenn der Schliff unserer Brille von dem Brillenschliff unserer Mitmenschen gar zu verschieden ist, dann können wir sammt unseren Schätzen verhungern. Vielleicht ist Talent auch nur ein Narkotikum oder ein Anästhetikum. Ich weiß sehr wohl, daß Talent ein schlechtes Wort ist für das, was ich meine. Ibsen nennt es ‚Beruf‘. Es gab eine Zeit, da nannte man es ‚Bestimmung‘. Gleichviel! Es ist unter allen Umständen der Weg, den wir gehen müssen. Weil dem armen Doktor Becher die Empfindung des Müssens fehlte, weil er sein Lebelang den Gedanken nicht los wurde, auf falschem Weg zu sein, sich in der Felsenwüste verirrt zu haben, wurde er vom Alltag zerrieben. Er konnte über die spitzen Kiesel nicht weiter gehen, erstickte am Staube, brach unter fallenden Steinchen zusammen. Eines Tages nach dem Mittagessen biß er die Cigarre nicht ab, sondern warf sie in die Ecke, und hing sich auf.“

Die beiden Männer im Wagen schwiegen. Die Straße führte nun durch flaches Land, und sie mußten bald am Ziele sein. Eigentlich bereute Doktor Valentin, so viel gesprochen zu haben. Was verstand Professor Wollgärtner von der Leidensgeschichte dieses Armen? Der Professor aber dachte, angeregt durch die Erzählung, daran, welche glänzende Carrière er gemacht, weil er den Alltag zu nutzen verstand. Und er lächelte in der Erinnerung, daß er nie vergessen hatte, seiner Frau Blumen zu bringen. Er vergaß dies am allerwenigsten, wenn er gerade wieder eine kleine Liaison am Wickel hatte. Professor Wollgärtner befand sich in sehr behaglicher Stimmung. In jener Stimmung, die einen beschleicht, wenn wir sehen, daß jemand eine Sache, die wir in Fülle haben, nicht besitzt.

„Talent! Talent!“ sagte er, weil er fühlte, daß er etwas sagen müsse. „Sie meinen wohl Lebenskunst, mein Lieber!“

Doktor Valentin konnte nicht mehr antworten, denn der Wagen hielt. Als die beiden Herren in die Friedhofskapelle traten, stand schon der Prediger hinter dem Sarge und sprach. Er sprach über Hiob, Kap. 8 Vers 9: ‚Unser Leben ist ein Schatten auf Erden.‘ Und Doktor Valentin dachte in seinem Herzen daran, daß auch im Buche Hiob die Rede ist vom unnützen Mann, daß aber für den rechten Mann die Zeit seines Lebens aufgeht wie der Mittag und das Finstere wie ein lichter Morgen wird.

Wien. **Rudolf Lothar.**

Richard Wagner. Von Houston Stewart Chamberlain. Textausgabe. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann.

Das bedeutende Werk Chamberlain's, einstweilen gewiß die geist- und aufschlußreichste Einführung in Richard Wagner's Leben und Kunstwelt, erscheint hier in handlicherem Format und wird in dieser neuen, billigeren Gestalt manchem Förderung und Genuß gewähren, dem die schöne, aber kostspielige illustrirte Ausgabe nicht leicht zugänglich geworden wäre. Man kann dies freudig begrüßen, selbst wenn man in der Auffassung des Verhältnisses, in dem Wagner zu seiner Zeit stand, und in der Beurtheilung von Einzelheiten anderer Meinung ist, als der Verfasser, denn Chamberlain's Buch ist ein Kunstwerk, ein geistiges Bildniß des großen Meisters, das durch die Klarheit und Selbständigkeit der Anschauung und durch die schöne Einheit in der Darstellung immer seinen Reiz und Werth behält. Aus diesem Grunde kann man es begreifen, daß es dem Verfasser widerstrebte, Retouchen vorzunehmen, doch ist es nicht zu billigen, daß auch sichtliche Mißverständnisse, wie das über Mozart's Plan einer musikalischen Antikritik (S. 137) und anderes, was z. B. in dieser Zeitschrift beim Erscheinen der ersten Ausgabe angeführt wurde, mit mehr Beharrlichkeit als Einsicht weiter konservirt werden. Auch die ungerechten Aeußerungen über die Zürcher Freunde und Gönner hätten nach den neuen quellenmäßigen Darlegungen A. Steiner's unbedingt einer Korrektur bedurft. Doch allen Einzelheiten und Einseitigkeiten zum Trotz bleibt das stattliche Buch auch fürderhin eines der ruhmes- und lesenswerthesten der ganzen umfangreichen Wagnerlitteratur.

H. W.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 25. Berlin, den 22. März 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verlag der „Nation“, Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Eine international bedeutungsvolle, eingreifende Erklärung Rußlands und Frankreichs wird offiziell bekannt gegeben. Rußland und Frankreich bestätigen, daß ihr politischer Standpunkt in Bezug auf die ostasiatische Frage vollkommen jenen Anschauungen entspricht, die in dem englisch-japanischen Vertrage vom 30. Januar 1902 niedergelegt worden sind; alsdann aber fährt die Note, die den auswärtigen Ministern der Großstaaten übermittelt worden ist, folgendermaßen fort:

„. . . Gezwungen, ihrerseits den Fall ins Auge zu fassen, wo eine aggressive Aktion der betheiligten Mächte oder neue Wirren in China, welche die Integrität und die freie Entwicklung dieser Macht in Frage stellen, zu einer Drohung für ihre Interessen werden könnten, behalten sich die beiden verbündeten Regierungen vor, eventuell auf Mittel bedacht zu sein, um sich einen Schutz zu sichern.“

Wenn Rußland und Frankreich erklären, daß die Respektirung der im englisch-japanischen Vertrage niedergelegten Grundsätze „zugleich eine Garantie für ihre speziellen Interessen im äußersten Orient ist“, und wenn sie in demselben Schriftstück ausführen, sie seien gleichwohl gezwungen, den Fall ins Auge zu fassen, daß die betheiligten Mächte zu einer aggressiven Aktion übergehen, oder daß neue Wirren in China ausbrechen könnten, so muß die Hoffnung in St. Petersburg und Paris gering sein, daß der englisch-japanische Vertrag den Frieden im äußersten Osten schützen und verbürgen wird. Erklärungen von diesem Gewicht gibt man nicht ab gegenüber gänzlich vagen und fernliegenden Gefahren; zu ihnen entschließt man sich nur dann, wenn eine „Drohung“ für die eigenen Interessen bereits im Bereiche naher Möglichkeiten liegt.

Die Note ist also eine Warnung an England und an Japan, und sie enthält zugleich die Ankündigung der Thatsache, daß dem verbündeten England und Japan „die verbündeten Regierungen von Frankreich und Rußland“ gemeinsam gegenübertreten würden. Hier erfahren wir zum ersten Male, daß der Bund Frankreichs und Rußlands sich auch auf Fragen außerhalb Europas erstreckt, und vielleicht wird er für diese Probleme früher zu greifbarer Bedeutung gelangen als in Europa.

Eines ist klar; die ostasiatische Frage spitzt sich zu. Rußland weicht nicht zurück, sondern bringt gegenüber England und Japan nunmehr auch Frankreich ins Spiel, und beide Mächte behalten sich vor, jene Mittel im gegebenen Falle zur Anwendung zu bringen, die sie zu ihrem Schutze für nothwendig erachten — möglicherweise also auch die Besetzung chinesischen Gebietes.

Diese Möglichkeit rückt darum näher, weil in den Südprovinzen Chinas an der Grenze der französischen Besitzungen neuerlich aufständische Bewegungen Platz gegriffen haben. Wie Rußland die Mandschurei „provisorisch“, so

könnte Frankreich diese Gebiete „provisorisch" zu okkupiren geneigt sein. Und wie das Ende des Provisoriums in der Mandschurei schwer abzusehen ist, so wäre vielleicht auch das Ende einer solchen Okkupation in Südchina nicht klar zu erkennen. Was aber gedenken die englisch-japanischen Verbündeten solcher Entwicklung im Norden und im Süden Chinas gegenüber zu thun? Wird vor allem England geneigt sein, über Proteste hinauszugehen, und wird diese allmähliche Verschärfung der Lage im äußersten Osten eine Rückwirkung auf die englischen Entschließungen in Südafrika haben?

Jedenfalls weiß nunmehr England und Japan, daß sie es im Osten nicht mit Rußland, sondern mit dem Zarenreich und dem ihm verbündeten Frankreich zugleich zu thun haben, und Koalition steht drohend gegen Koalition, beide Theile zu wachsender Behutsamkeit mahnend, sollen schwere internationale Verwicklungen vermieden werden.

Deutschland kann dieser Zuspitzung der Gegensätze im äußersten Osten ohne Beängstigung zuschauen. Auch wir wollen den Frieden und können daher unseren Einfluß für eine friedliche Entwicklung geltend machen. Und auf eine friedliche Entwicklung ist noch immer zu rechnen, denn England wird sich hüten, seine Verlegenheiten zu steigern. Wird die Lage aber ernster, so wird die eine Koalition wie die andere Koalition Deutschlands Interessen berücksichtigen müssen, denn weder die einen noch die anderen werden leichten Herzens geneigt sein, die Zahl der eigenen Gegner durch den Zutritt der starken deutschen Machtmittel zu kräftigen.

Die Buren haben den schwer verwundeten Lord Methuen — wie es scheint — bedingungslos freigegeben. Diese That großherziger Humanität war gleichzeitig ein Akt außerordentlicher politischer Klugheit. Herr Chamberlain wie Herr Milner wird nunmehr darauf verzichten müssen, die Burenkämpfer als disziplinlose Freibeuter zu charakterisiren, die man gleich Räubern zu behandeln ein Recht hat.

Welch ein Edelsinn, ohne jede Gegenleistung einen verwundeten feindlichen General freizulassen, der darum dem sicheren Tode verfallen gewesen wäre, weil die Rücksichtslosigkeit der Engländer den Buren jeden Zuzug von Aerzten abgeschnitten hat; solch Edelsinn ist gleich großartig wie die heroische Tapferkeit jener Freiheitskämpfer. Und seine Früchte trägt die Freigabe Lord Methuen's ganz sicher. Die Sympathieen der zivilisirten Welt wachsen weiter für die Buren, und den Engländern muß es immer schwerer werden, sich jenen Verpflichtungen zu entziehen, die ein Gegner wie dieser sich moralisch erzwingt.

In Rußland zeigen sich neuerdings immer wieder Anzeichen einer starken Gährung unter der Bevölkerung; Studenten und Arbeiter demonstriren, und es kommt zu ernsten Zusammenstößen mit der bewaffneten Macht. Die neuesten Vorgänge dieser Art haben sich in Petersburg abgespielt, am letzten Sonntag. Wenn man englischen Darstellungen glauben darf, so kam es zu einem hartnäckigen Ringen zwischen Tausenden von Arbeitern, die von Studenten angeführt wurden, und den Truppen. Studenten und Arbeiter scheinen ohne große Anstrengung überwältigt worden zu sein. Ihr Schicksal wird ein bedauernswerthes sein, und es ist traurig, daß die russische Regierung sich zu Reformen, die der modernen Zeit entsprechen, nicht entschließen kann. Andererseits erscheint jeder Versuch, durch Straßendemonstrationen eine Umgestaltung des Staatswesens erzwingen zu wollen, so lange gänzlich aussichtslos, als die russische Regierung sich auf das Heer verlassen kann.

Unmittelbar bevor die französische Deputirtenkammer durch Wahlen erneuert wird, hat sie noch einen sehr einschneidenden Beschluß gefaßt. Es sind die Legislaturperioden von vier auf sechs Jahre verlängert worden.

Die Regierung stimmte diesem Antrag zu; sie würde es nicht gethan haben, wäre sie nicht fest überzeugt, daß die Neuwahlen den Republikanern einen entscheidenden Sieg bringen werden. Es wird aber natürlich dem Ministerium erwünscht sein, daß eine zuverlässige republikanische Kammer möglichst lange vor den Wechselfällen neuer Wahlen geschützt bleibt.

Herr von Schönerer schloß im österreichischen Abgeordnetenhause eine seiner Reden zur Vertheidigung der Deutschen mit dem Rufe: „Hoch und Heil den Hohenzollern". Herr von Schönerer behauptet, ein Freund der Deutschen und des Deutschen Reiches zu sein; wäre er ein bezahlter Agent der Feinde Deutschlands, so hätte er seinen Auftraggebern auch nicht gefälliger sein können. Herr von Schönerer ist freilich kein bezahlter Agent, sondern der Typus jener österreichischen Parlamentarier, denen jedes Gefühl für politischen Takt und politischen Anstand verloren gegangen ist.

Solche Reden finden ihr Gegenstück in der Erscheinung, daß der Alldeutsche Stein und der Czeche Dyk, der eine mit einer Hundepeitsche, der andere mit einem Revolver bewaffnet, im Parlamente aneinander zu kommen suchten. Die parlamentarische Auseinandersetzung zwischen Hundepeitsche und Revolver wurde glücklicherweise bisher verhindert.

Es ist den Agrariern gelungen, den Reichstagswahlkreis Rastenburg-Gerdauen zu behaupten. Der konservative Kandidat v. Rautter erhielt nach bisheriger Zählung 9546, der freisinnige Dultz 4805 und der Sozialdemokrat Ebhardt 3618 Stimmen. Selbst dieser „Sieg" bringt den agrarischen Konservativen schwere Bitterniß. Die Konservativen haben nämlich einen Zuwachs von nur 415 Stimmen zu verzeichnen, während die liberalen Stimmen um 1960 und die sozialdemokratischen um 355 sich vermehrten, so daß die beiden antiagrarischen Parteien zusammen 2315 Stimmen in einem überwiegend ländlichen Wahlkreis mehr aufgebracht haben, als bei der letzten Wahl. Und das geschah, obgleich der Regierungsapparat hergebrachtermaßen für den agrarischen Konservativen thätig war. Es ist in dieser Beziehung bezeichnend, daß es den Sozialdemokraten unmöglich war, auch nur eine einzige Wahlversammlung in dem Kreise einzuberufen und abzuhalten; zum Theil wurden sogar die sozialdemokratischen Vertheiler von Flugblättern der politischen Erziehung durch den Knüttel theilhaftig, und wenn nicht die Freisinnigen mit gleicher Brutalität bedacht worden sind, so wurde doch ihnen gleichfalls die Wahlagitation auf das Aeußerste erschwert. Trotzdem entwickelte sich in diesem ländlichen Wahlkreis eine starke, immer wachsende Strömung gegen das Agrarierthum.

Die Nachwahlen der letzten Zeit ertheilen den Ministern Lehre um Lehre; daß diese Lehren einen Eindruck auf die Regierung hervorgerufen haben, kann man freilich noch immer nicht erkennen. In den Kreisen der Agrarier hingegen beginnt man aufzumerken. Es schreibt die „Deutsche Tageszeitung", das Organ des Bundes der Landwirthe:

> „Die Verfechter einer strammen agrarischen und nationalen Wirthschaftspolitik werden . . . einen schweren Stand haben."

Das erhoffen auch wir von der Zukunft; und man wird schon heute nach immer wieder bestätigten Erfahrungen der letzten Zeit behaupten können, daß eine ganze Reihe ländlicher Wahlkreise bei entsprechender Arbeit und bei geschickter Auswahl des Kandidaten den agrarischen Konservativen abgenommen werden kann.

In Breslau hat die Sozialdemokratie ihren Besitzstand siegreich vertheidigt. Eduard Bernstein, der hervorragende Theoretiker der Partei, ist in den Reichstag gewählt worden.

* * *

Wer wird zurückweichen?

Die Zolltarifkommission, welche jetzt Gelegenheit hat, einige Ferienwochen hindurch "über ihre bisherigen Thaten nachzudenken," hat noch keine Sitzung abgehalten, in der sie es nicht fertig gebracht hätte, sich einige Schritte weiter von der Regierungsvorlage zu entfernen. Für alle diejenigen, denen daran gelegen war, eine positive Lösung zu finden, war die Aufgabe klar vorgezeichnet. Es mußte aus den ziemlich disparaten Elementen der im allgemeinen schutzzöllnerischen Majorität eine parlamentarisch operationsfähige Mehrheit geschaffen werden, die sich mit der Regierung über das Maß des Erreichbaren verständigte. Die freihändlerische Opposition trat denn auch unter der Voraussetzung in die Kommissionsverhandlungen ein, daß sie die Last der Opposition im Wesentlichen allein zu tragen haben würde. Die Linke hat ihre Anstrengungen bald einschränken können, denn die Agrarier haben die Geschäfte der Opposition so gründlich besorgt, wie wir Freihändler es uns nicht träumen ließen. Jede auch nur einigermaßen wichtige Position ist bisher gegen den ausdrücklichen Widerspruch, theilweise sogar gegen feierliche Proteste der Regierung, durch die agrarische Mehrheit der Zolltarifkommission über die Ansätze der Regierungsvorlage hinaus gesteigert worden. Das gilt ebensowohl vom Brotgetreide wie von Viehfuttermitteln wie vom Küchengemüse. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß es mit allen anderen noch ausstehenden agrarischen Zöllen, insbesondere mit den Vieh- und Fleischzöllen, ebenso gehen wird.

Die agrarischen Mitglieder der Kommission stehen alle unter den Einflüssen der demagogischen agrarischen Agitation, die seit Jahren virtuos betrieben worden ist, und riskiren es schon gar nicht mehr, der Stimme ihrer eigenen Vernunft Gehör zu geben. Diese Einflüsse sind so stark, daß es meines Erachtens auch gar nicht mehr möglich sein wird, in der zweiten Lesung sich ohne Weiteres auf die Regierungsvorlage zurückzuziehen. Drehte sich die Meinungsverschiedenheit zwischen den Agrariern und der Regierung um einige wenige Positionen, so ließe sich in der zweiten Lesung wohl ein Ausgleich finden, aber die von der agrarischen Mehrheit der Kommission beliebten Zollerhöhungen tragen einen durchaus systematischen Charakter, der den einfachen Rückzug auf die Regierungsvorlage kaum noch möglich erscheinen läßt. Die Agrarier würden mit einem taktischen Ungeschick sonder Gleichen gehandelt haben, wenn sie einen Rückzug in der zweiten Lesung ins Auge gefaßt hätten und trotzdem ihre Rückzugslinie in jeder Sitzung sich selbst immer mehr verbauten. Sie rechnen augenscheinlich vielmehr mit weiteren Konzessionen der Regierung.

Es fragt sich nun, ob man annehmen kann, daß die Regierung fest bleibt. Trotz der feierlichen Erklärungen, die seitens der Regierungsvertreter in der Kommission abgegeben sind, wonach die Regierungsvorlage bereits das Maximum der Zugeständnisse an das Agrarierthum enthalten soll, erscheint es keineswegs sicher, daß die Regierung nicht dennoch in den späteren Stadien der Verhandlungen weiter zurückweichen wird, vielleicht unter der reservatio mentalis, daß ja später bei Handelsvertragsverhandlungen doch alle Zollsätze wieder reduzirt werden könnten, auch die Mindestzollsätze für Getreide, wenn sich das als schlechterdings nothwendig erweisen sollte.

Die Regierungsorgane haben schon bisher das Argument sehr ausgiebig benutzt, daß der ganze Zolltarif eigentlich nur eine formale Bedeutung habe, nur als Unterlage für die folgenden Handelsvertragsverhandlungen dienen solle, daß für die Praxis dagegen nur die verminderten Zollsätze der demnächst abzuschließenden Handelsverträge in Betracht kämen. Eine solche Argumentation ist wie dazu geschaffen, das Gewissen einer schwachen Regierung zu betäuben und weitere Konzessionen an die Wünsche der Agrarier als ziemlich unbedenklich erscheinen zu lassen. Kommt auf der Grundlage des neugeschaffenen autonomen Zolltarifs überhaupt kein neuer Handelsvertrag zu Stande, so kann es ja bei den bestehenden Handelsverträgen vorläufig sein Bewenden haben, und die Sätze des neuen autonom Zolltarifs bleiben nach wie vor einstweilen auf dem Papier stehen.

Die Freunde der Handelsfreiheit haben deshalb meines Erachtens immer noch viel mehr damit zu rechnen, daß die Hoffnungen der Agrarier auf die Schwäche der Regierung sich erfüllt, als daß die Agrarier selbst zurückweichen.

Theodor Barth.

Ueber Krankheitssysteme.

Zu allen Zeitabschnitten seit dem Bestehen eines selbständigen ärztlichen Berufes fanden sich führende Männer, die es als eine lohnende Aufgabe für ihren überlegenen Scharfsinn empfanden, die Summe der Kenntnisse ihrer Zeit unter einheitlichen Gesichtspunkten zu ordnen; die Erscheinungen oder der Ablauf der Krankheit, ihre Ursachen oder die Wege der Bekämpfung bildeten dann die Grundlage der Eintheilung. So entstanden die verschiedenen Krankheitssysteme, deren Inhalt uns die Geschichte der Medizin überliefert. Ihr Studium beweist, daß mancher moderne und als neu Aufsehen erregende Gedanke nicht nur einmal, sondern sogar mehrfach in älteren Zeiten schon maßgebend gewesen ist. Es lehrt aber weiter, daß der Fortschritt ärztlichen Wissens und Könnens viel seltener durch die Bildung von mehr oder weniger natürlichen oder künstlichen Systemen, als durch das unbefangene, in kein System eingezwängte Sammeln und Verwerthen von Beobachtungen gefördert wurde. Das Bestreben, die Erfahrungen eines Zeitabschnitts nach einheitlichen Gesichtspunkten zu ordnen, die zugleich die Richtung für die praktische Aufgabe des Arztes geben, Krankheiten zu heilen und ihnen vorzubeugen, ist nicht nur berechtigt, sondern unabweisbar. Der Lösung dieser Aufgabe aber stellen sich große, fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Schon die Definition des Begriffs der Krankheit war zu allen Zeiten verschieden und Gegenstand des Streites. Krankhafte Vorgänge im Organismus, hervorgerufen durch äußere oder innere Einwirkungen, werden dem Betroffenen und seiner Umgebung, durch die augenblicklichen Erscheinungen, die sie hervorrufen oder durch ihre Folgen kenntlich; aber die Bezeichnung dieser Vorgänge ist der Willkür und dem Wechsel unterworfen und an sich für starre Abgrenzungen wenig geeignet.

Während manche Krankheitsformen zu allen Zeiten gleichartig auftreten, unterliegen andere, deren Entstehung von äußeren wechselnden Einflüssen abhängig ist, mit diesen zugleich einem Wandel. In der ersten Hälfte des Mittelalters, als die Bewohner des Landes anfingen, sich in festen Plätzen zusammenzudrängen, nur auf Schutz des Leibes gegen Waffengewalt bedacht, da machte die Versorgung mit frischen Nahrungsmitteln, namentlich im Winter, große Schwierigkeiten; denn es gab in den Städten weder Weideplätze noch verstand man es, die Nahrungsmittel zu konserviren. Schon aus diesem Grunde, ganz abgesehen von den sonstigen hygienischen Mißständen mittelalterlicher Städte, traten damals ganz andere Krankheitsformen als jetzt in den Vordergrund. Es läßt sich umgekehrt vermuthen, daß die damaligen Aerzte von den funktionellen Nervenerkrankungen unserer Tage, von den durch Ueberanstrengung erzeugten Erkrankungen der Sinnesorgane nicht viel gemerkt haben werden. Aber selbst die Auffassung der zu allen Zeiten herrschenden Krankheiten ist abhängig von der Meinung und Lehre des Tages. Man sollte erwarten, daß über eine Gruppe von Krankheiten, die zu allen historischen Zeiten dem Menschengeschlecht sich hinzugesellten und offenbar stets in gleicher

Form auftraten, auch eine gleichartige Auffassung sich geltend gemacht haben müßte. Diejenigen Krankheiten, die wir heut als Infektionskrankheiten bezeichnen, heben sich durch ihre Eigenart untereinander und vor den anderen Erkrankungen heraus. Sie übertragen sich durch Ansteckung von Person zu Person, eine Thatsache, die schon in prähistorischen Zeiten der Aufmerksamkeit nicht entging. Aus der Berührung entsteht stets wieder nur die ursprüngliche Krankheit. Durch Ansteckung mit dem Kontagium der Masern entsteht nie Scharlach, Typhus, Pocken oder Pest und umgekehrt. Die Erscheinungen auf der Haut, ja auch die Symptome der innerlichen Veränderungen, sind so deutlich, daß es keiner besonderen ärztlichen Bildung bedarf, um die einzelnen Formen zu trennen; jede junge Mutter vermag heute den typischen Masernausschlag von dem des typischen Scharlachs zu unterscheiden. Und dennoch lehrte erst 1676 der Breslauer Arzt Döring die Abtrennung des Scharlachs von den Masern, vorher warf man beide Krankheiten einfach zusammen. Es ist wenig über hundert Jahr her, daß man den Flecktyphus vom Unterleibstyphus absonderte, zwei Krankheiten, die nur das eine Symptom der Bewußtlosigkeit gemeinsam haben, sonst aber in jeder Beziehung himmelweit von einander abweichen. Der Bericht von Thucydides über die atheniensische Pest gilt als ein Meisterwerk der Schilderung. Aber trotz Aufwandes größten Scharfsinns ist es dem heutigen Seuchenforscher unmöglich, zu ergründen, welche infektiöse Krankheit damals vorgelegen, ob eine Mischung mehrerer Seuchen, oder eine heut nicht mehr vorhandene oder eine der noch jetzt bekannten Volksseuchen, auf deren keine übrigens die Schilderung mit einiger Wahrscheinlichkeit zurückzuführen ist. Unsere Vorgänger werden nicht so blind gewesen sein, um einen Masernausschlag nicht von dem des Scharlachs unterscheiden zu können; auch ihr Scharfsinn war nicht geringer, als der unserer Zeitgenossen. Aber diese Männer hielten von ihrem damaligen Standpunkt aus eine Reihe von Erscheinungen für unwesentlich, die uns, weil wir über eine breitere Erfahrungsgrundlage verfügen, höchst wichtig erscheinen. Und es läßt sich vermuthen, daß eine spätere Zeit auch bei der Betrachtung der Geschichte unserer Tage verwundert fragen wird, wie wir für manche Erscheinungen einfach blind sein konnten. Die Erklärung für die eigenartige Auffassung der Infektionskrankheiten durch frühere Zeitabschnitte liegt ganz einfach darin, daß vom Alterthum bis ins 17. Jahrhundert hinein der ärztliche Grundsatz maßgebend war: „non interesse quid morbum faciat, sed quid tollat." Die systematische Verschiedenheit im Ausgangspunkt der Betrachtung bedingte also den auffälligen Unterschied in der Deutung der Beobachtungen.

Der Aufstellung von Krankheitssystemen kommt überhaupt nur ein historischer Werth zu, insofern als sie ein Bild der theoretischen Auffassung der Krankheitsvorgänge in einem bestimmten Zeitabschnitt geben. Allenfalls haben Systeme noch eine Bedeutung als Hilfsmittel des Unterrichts.

Dagegen stellen sie nicht ein Hilfsmittel für weitere Fortschritte unseres Erkennens dar. Gerade im Gegentheil bilden sie oft eine Schranke, die das weitere Vordringen einengt. Das geniale Krankheitssystem, das Galenus ausbildete und in dessen Ausbau er die Lücken thatsächlichen Wissens einfach durch Kombinationen ausfüllte, hat Jahrhunderte hindurch unverändert bestanden und für die Auffassung des Mittelalters genügt, weil dieser Zeitabschnitt jedem Fortschritt durch Beobachtungen abgeneigt war und Mystik und Dogma bevorzugte. Und in späterer Zeit hat noch jeder Versuch, das Handeln des Arztes von den aprioristischen Formeln eines einheitlich schön ausgebauten Systems abhängig zu machen, zwar für kurze Zeit eine Schaar begeisterter Jünger auf sich vereint, aber unser Können nur auf Abwege geführt. Ja, umgekehrt knüpfen häufig genug große Fortschritte an die Namen solcher Forscher an, die die Kraft besaßen, die Fesseln des herrschenden Systems ihrer Zeit zu sprengen und lediglich auf das sich zu stützen, was ihre Sinne sie am Krankenbett selbst wahrnehmen ließen, nicht aber was eine vorgefaßte Meinung von ihnen verlangte zu sehen. Und gerade unsere größten Meister, von denen hier nur zwei genannt werden sollen, Hippokrates und Sydenham, haben für alle Zeiten den Grundsatz festgelegt, daß nicht aprioristische Hypothesen und naturphilosophische Anschauungen, sondern die aus unbefangener Beobachtung an Kranken selbst gewonnenen Erfahrungen die eigentliche und alleinige Quelle medizinischen Wissens seien.

Wohl kein Zeitalter der Medizin hat sich mit solcher Entschiedenheit auf diesen Standpunkt gestellt, wie das heutige, das die gänzliche Verbannung der Spekulation aus der Medizin verlangt und diese nur als einen Zweig der Naturwissenschaften gelten läßt, deren Methode die Beobachtung und der Versuch sind und deren reiche durch die Fortschritte der Physik und Chemie gewonnenen Hilfsmittel auch für die Medizin herangezogen werden.

Und doch kann auch unsere Zeit des Krankheitssystems nicht entbehren, wenn auch aus einem anderen Grunde als frühere Perioden. Wir lehnen es freilich ab, die Krankheiten als besondere Wesen aufzufassen, die sich von einander trennen lassen, wie die verschiedenen Pflanzenarten; sie sind uns vielmehr nur Vorgänge, die denselben physiologischen Gesetzen unterworfen sind, wie der Ablauf der normalen Vorgänge im Körper und die nur quantitativ von diesen abweichen. Wir brauchen auch das System nicht, um aus diesem Gesetze abzuleiten, die dann unsere Handlungsweise im Einzelfalle in enge Grenzen ketten. Aber wir brauchen ein Krankheitssystem zur Erfüllung einer unabweislichen Forderung, nämlich um eine Hilfswissenschaft medizinischen Forschens zu fördern, die medizinische Statistik. Die wissenschaftliche Statistik ist nicht viel über hundert Jahre alt, sie ist eine echte naturwissenschaftliche Forschungsmethode, die mit unbefangen gewonnenen Zahlen und Maßen arbeitet und die, die Gewinnung eines einwurfsfreien Grundmaterials vorausgesetzt, mit gleichem Rechte Schlußfolgerungen zuläßt, wie der Versuch und die Beobachtung. Ihr besonderer Zweig, die Medizinalstatistik, ist noch erheblich jünger, aber schon wird man sich immer mehr ihrer grundlegenden Bedeutung als erfolgreicher Forschungsmethode bewußt und bemüht sich, ihr sichere Grundlagen zu schaffen. Ueber die Methodik selbst ist man sich einig geworden, ebenso über die Fragestellung; es fehlt nur noch das Allerwichtigste, das brauchbare Material, an dem die Methode ihre Anwendung finden könne. Verhältnißmäßig gut vorgearbeitet ist auf dem Gebiete der Sterblichkeitsstatistik, an welcher die Staaten, die Gemeinden und nicht zum wenigsten die Lebensversicherungsgesellschaften ein großes Interesse neben der rein ärztlichen Wissenschaft haben. Ganz brach aber liegt noch die Statistik der Erkrankungen. Sie war bisher fast ausschließlich für den Arzt ein Bedürfniß und außer ihm noch höchstens für kleine Interessengruppen. Seit dem Vordringen sozialer Anschauungen, seitdem die Erkrankung des Einzelnen auch als ein materieller Schaden für die Gesammtheit gilt, ist dies anders geworden. Die Aufgabe der Gemeinden, für die körperlich und seelisch Erkrankten, für die Stummen, Blinden und Siechen in öffentlichen Anstalten zu sorgen, die Haftpflicht der Unternehmer für entstandene Unfälle kamen zunächst in Betracht, vor allem aber dann die Einführung der Zwangsversicherung der Arbeiter gegen Krankheit und gegen Invalidität. Entsprechend der Richtung, welche die moderne Medizin seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts genommen, verband sich gleichzeitig mit der Frage nach der Ausdehnung der Erkrankungen die weitere Frage nach deren Vermeidbarkeit und Verhütung, zumal im Zusammenhang mit den Schädigungen des Berufs. Die Lösung dieser Fragen ist auf das Engste mit der Schaffung einer Morbiditätsstatistik verbunden. Eine solche Statistik setzt aber, da sie mit ganz bestimmten Bezeichnungen zu rechnen hat, und nicht sich darauf einlassen kann, daß die Grenzen mancher Krankheitsgruppen labil in einander übergehen, ein ganz scharf eintheilendes, zugleich

praktischen Bedürfnissen entgegenkommendes Krankheitssystem voraus. Und dieses System hat ihr die ärztliche Wissenschaft zu liefern.

Es erwächst daher die Frage, inwieweit die heutige Medizin in der Lage ist dieser Anforderung zu entsprechen. Ihre systematische Gestaltung im neunzehnten Jahrhundert ist eine eigenartige gewesen. In den ersten Jahrzehnten stand die deutsche Medizin ganz unter dem Bann naturphilosophischer Abstraktionen, von denen die französische und englische Forschung schon früher sich frei gemacht hatte. Spekulationen über das Wesen des Lebens und der Lebenskraft, phantastische Hypothesen über das Prinzip der Krankheit, welche willkürlich Analogien von anderen Naturkräften auf die belebten Gewebe übertrugen, bildeten die Grundlage der Systematik, während die einzelnen Krankheitsformen nach den augenfälligsten und äußerlichsten Symptomen geschieden wurden. Dies änderte sich im fünften Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts durch den Sieg der naturwissenschaftlichen Methodik und die Uebertragung der anatomischen Technik auf die Erforschung der Krankheitsvorgänge. Bichat und Rokitansky bereiteten den Wandel vor, zahlreiche Forscher trugen zum Fortschritt des Erkennens bei, der endgültige Sieg ist unauslöschlich besonders an die Namen von Johannes Müller und Rudolf Virchow geknüpft. Die Grundanschauung ist seitdem unverändert geblieben; aber die mächtige Eigenart von Virchow und seine jahrzehntelange unermüdliche Arbeit bewirkte es, daß in den ersten vier Jahrzehnten dieser neuen Aera die Systematik sich ganz an die Ergebnisse seiner eigensten Arbeiten der pathologischen Anatomie anlehnte. Nicht die Methodik, wohl aber das System bekam dadurch den Charakter einer gewissen Einseitigkeit. Denn die pathologische Anatomie läßt uns die von der Norm abweichenden Veränderungen der Gewebe erkennen, welche unter dem Einfluß des krankheitserregenden Reizes sich herausbilden, aber der Befund an der Leiche zeigt uns doch nur die Endstadien dieser Vorgänge in dem besonderen Falle, in dem der Organismus diesen äußeren Reizen unterlegen ist. Den Ablauf der gleichen Vorgänge in dem für den Arzt wichtigeren Falle, in dem der Körper siegreich aus der Krankheit hervorgeht, müssen wir auf anderem Wege zu erforschen trachten, als durch die Untersuchung im Obduktionsraum; in vielen Fällen ist es dann überhaupt unmöglich, mit den heutigen Hülfsmitteln der Forschung krankhafte Veränderungen sichtbar zu machen. Dann gilt es freilich, getreu dem Virchow'schen anatomischen Gedanken, die Methoden weiter auszubilden, um den Sitz der Erkrankung schließlich doch sinnlich wahrnehmbar zu machen. Aber nicht hierin allein liegt die Schwierigkeit der Forschung, sondern in einem anderen Punkte. Die verschiedensten äußeren Reize können an dem gleichen Organe gleichartige Veränderungen hervorrufen, während umgekehrt der gleichartige äußere Reiz je nach seiner quantitativen Stärke und dem Orte seines Einwirkens ganz verschiedene anatomische Veränderungen hervorrufen kann. Krankheitsursache und anatomische Veränderung decken sich also vielfach, gehen aber noch häufiger auseinander. Das System, das die Krankheit nach dem Prinzip der auf den äußeren Reiz eintretenden anatomischen Veränderungen eintheilt, wird also den Ursachen der beobachteten Veränderungen nicht gerecht und umgekehrt. Dieser Zwiespalt trat besonders deutlich zu Tage, als durch Pasteur und R. Koch ungefähr um die Jahre 1880—1890 die Erforschung der bakteriellen Ursachen der Infektionskrankheiten ihre glänzenden Resultate zeitigte. Damals wurde festgestellt, daß den verschiedenen eigenartigen Infektionskrankheiten, dem Milzbrand, der Tuberkulose, der Cholera, der Diphtherie u. s. w. ganz bestimmte, für jede Krankheit verschiedene Krankheitserreger aus der botanischen Klasse der Bakterien entsprechen. Alle diese selben Krankheitserreger vermochten neben der ausgebildeten, der spezifischen Krankheit mit typischem anatomischen Krankheitsbefund, noch andere qualitativ und quantitativ ganz verschiedene Krankheitsbilder je nach Thierart, Spielart und Individualität und der Art des befallenen Gewebes hervorzurufen, ja sie konnten gelegentlich, ganz ohne Krankheitsvorgänge auszulösen, auftreten und doch, was praktisch von großem Belang war, konnte der gesund gebliebene Träger dieser Kontagien die Weiterverbreitung der Krankheit vermitteln. Was für die belebten Krankheitserreger galt, das traf in gleicher Weise für die unbelebten, die zahlreichen organischen und unorganischen Gifte zu. Der von den Hauptvertretern der bakteriologischen Forschung, besonders von einigen Franzosen, angestrebte Versuch, das pathologisch-anatomische System ganz zu stürzen und durch das an sich gleichberechtigte System der Gruppirung der Krankheiten nach deren Ursachen, durch das ätiologische System, zu ersetzen, scheiterte schnell, ohne je praktische Bedeutung erlangt zu haben. Denn die fehlende Uebereinstimmung zwischen Krankheitsursachen und Krankheitsablauf trifft eben beide Systeme gleichmäßig, und eine befriedigende Lösung kann nur dadurch gefunden werden, daß man beide Systeme in einer höheren Einheit verbindet, in der der Begriff der Krankheitsursachen eine schärfere Fassung erfährt. Es scheint aus den Forschungen des letzten Jahrzehnts sich zu ergeben, daß der einigende Gesichtspunkt in der besonderen Berücksichtigung des **Krankheitsausganges** gefunden wäre; denn dieser Ausgang ist ja die Folge des Ausgleichs zwischen krankheitserregendem Reiz und krankhafter Reaktion des Gesammtorganismus oder des befallenen Einzelorgans. Wenigstens ist sowohl die klinisch-epidemiologische Forschung wie die experimentelle Richtung auf verschiedenen Wegen zu diesem gleichen Endergebniß gekommen und namentlich diese letztere hat in ihren hochwichtigen Untersuchungen über Immunität die Mechanismen des Kampfes dem Verständniß näher gebracht, in welchem der Körper Sieger über den Krankheitsreiz wird. Man kann also an sich sowohl die Krankheitsursache, wie die Veränderungen des Organismus, die im Verlauf der Krankheit vor sich gehen, wie den schließlichen Ausgang zur Grundlage der Eintheilung für die verschiedenen Krankheitsformen erwählen. Aber die neueste Richtung neigt dazu, das letztgenannte Moment in den Vordergrund zu stellen, das ja von dem quantitativen Verhältnisse der beiden ersten direkt abhängig ist, sie also beide vereint. Nur muß man sich dann darüber klar werden, daß die Folge dieses Vorgehens einen ziemlich radikalen Bruch mit dem bisherigen System der Aufstellung von Krankheitseinheiten bedeutet und daß es einer langen Zeit bedürfen wird, ehe die in der bisherigen Auffassung auferzogenen Aerzte sich der neuen Anschauung angepaßt haben werden.

Während es sich bei diesen Umgestaltungen scheinbar zunächst um eine Frage rein theoretischer Betrachtungen handelt, von denen das **praktische** Vorgehen der Aerzte und Hygieniker überhaupt nicht berührt wird, erfuhr die sich jetzt vorbereitende Umgestaltung der Systematik eine Stütze gerade von den Anforderungen der **Praxis** heraus. Wie bekannt, ist die Thätigkeit des Arztes in den letzten Jahrzehnten durch die Einführung der sogenannten Sozialgesetzgebung, durch das Krankenkassen-, Invaliditäts- und Unfallgesetz erheblich beeinflußt worden. Die Thätigkeit des Arztes ist nicht mehr mit der Beseitigung des krankhaften Vorgangs abgeschlossen, sondern durch die weiteren Aufgaben, den Genesenen wieder erwerbsfähig zu machen oder dem Eintritt der Invalidität vorzubeugen, erweitert worden. Damit ist auch für den Praktiker der Ausgang des Leidens in den Vordergrund gerückt. Dieser Ausgang hängt aber vielfach nicht nur von dem Erfolge rein ärztlicher Maßnahmen, sondern von dem Einfluß äußerer Lebensverhältnisse, von der Ernährung, Wohnung, Beschäftigung, erblichen Anlage u. s. w. ab. Es tritt damit an den Arzt die Aufgabe heran, alle diese Faktoren, soweit sie den Ausgang der Krankheit beeinflussen, soweit sie dann auch den noch Gesunden für bestimmte Erkrankungen empfänglicher machen, bei seinen Maßnahmen mit zu berücksichtigen.

Dadurch wird aber ein System praktisch unzulänglich, das die krankhaften Vorgänge nur nach rein medizinischen Gesichtspunkten betrachtet, sei es, daß die anatomischen Veränderungen, sei es, daß die letzte zufällige Ursache der Erkrankung die Grundlage für die Eintheilung gibt.

Die wissenschaftliche Pathologie, von der die Sozialwissenschaft im Interesse einer brauchbaren Morbiditätsstatistik ein Eintheilungsschema für die Krankheiten verlangt, ist im Zustande ihrer augenblicklichen Entwicklung daher nicht in der Lage, ihr einen abgeschlossenen Entwurf zu geben, vielmehr umgekehrt genöthigt von ihr Anregungen im Interesse praktischer Verwerthbarkeit aufzunehmen.

Nun muß man in diesem Falle streng zwischen den praktischen Bedürfnissen der Mortalitätsstatistik und denen der Morbiditätsstatistik unterscheiden. Die erstere rechnet mit dem eingetretenen Tode, dem speziellen Falle, in dem der Körper erliegt. Die Schwierigkeiten der Feststellung einer Todesursache sind nur technischer, nicht prinzipieller Natur. Bei dem Fehlen einer Leichenschau oder einer ärztlichen Obduktion wird ein mehr oder weniger großer Bruchtheil unrichtiger Diagnosen zu verzeichnen sein. Aber in allen Fällen, die zur Obduktion kommen, ist der Arzt in der Lage, die wesentliche Todesursache in der greifbaren Form einer anatomischen Diagnose festzustellen und damit in ein Todesursachenschema einzureihen. Wir verfügen in Deutschland über mehrere solcher Schemata, die eine Mischung eines pathologisch anatomischen und ätiologischen Systems mit Ueberwiegen des ersten Gesichtspunktes darstellen. Wir besitzen das von keinem Geringeren als R. Virchow aufgestellte Schema, dessen sich die Stadt Berlin bedient, das Schema des Reichsgesundheitsamts und das schon mehrere Jahrzehnte alte Schema der bayrischen amtlichen Statistik, die in der Sammlung und Verwerthung medizinalstatistischen Materials den modernen Bundesstaaten vorbildlich voranging. Alle diese Schemata sind einander ähnlich, praktisch brauchbar und erfüllen bei dem gegenwärtigen Stand unseres Wissens vollauf ihren Zweck, eine Grundlage für statistische Zwecke der Sterblichkeitsbewegung abzugeben.

Die Morbidität ist dagegen ganz anderen Gesetzen unterworfen, wie die Mortalität. Viele Todesfälle treten ohne den Umweg über Erkrankungen ein. Umgekehrt führt der größere Theil der Erkrankungen überhaupt niemals zu Todesgefahr; bei denjenigen Erkrankungen, mit denen Todesgefahr verbunden ist, ist der Prozentsatz der Todesfälle ein außerordentlich schwankender, ja bei derselben Krankheit kann nach Zeit und Art das Mortalitätsverhältniß in weiten Grenzen schwanken. Die Aufzeichnung der Krankheiten hängt von ihrer Meldung ab; das Krankheitsgefühl des Befallenen ist aber rein subjektiv; während der Eine mit schweren Veränderungen seinem Beruf nachgeht, leidet der Andere so heftig, daß er schon bei den ersten Erscheinungen den Arzt aufsucht. Auch gibt es eingebildete und vorgetäuschte Erkrankungen, und schließlich geht bei einem chronischen Leiden derselbe Kranke je nach seinem wechselnden Befinden bald seinem Beruf nach, bald steht er eine Zeit lang in ärztlicher Behandlung. Zu diesen technischen Schwierigkeiten kommen die in obiger Ausführung dargelegten prinzipiellen Hindernisse, daß die heutige Medizin über kein Eintheilungssystem der Krankheiten verfügt, welches zugleich der Ursache der Erkrankung, ihren Erscheinungen und ihrem Endausgang in einheitlichen, streng von einander geschiedenen Gruppen gerecht wird. Für die Sterblichkeitsstatistik fällt die letztere Schwierigkeit hinweg, weil, wie angeführt, für sie die älteren Systeme noch ausreichen. Die Sozialwissenschaft und die soziale Praxis verlangt aber von der Medizin dringend auch die Grundlagen der Morbiditätsstatistik.

Auf der VIII. Jahresversammlung des Centralverbandes deutscher Ortskrankenkassen, die 1901 in Stuttgart abgehalten wurde, wählte man eine Kommission, welche in Verbindung mit Aerzten und Behörden die Grundlagen für eine Morbiditätsstatistik schaffen solle, nach der dann sämmtliche Krankenkassen gehalten sein sollen, einheitlich Statistik zu treiben. Mit der Durchführung dieses Planes wäre für die Sozialwissenschaft nicht nur, sondern auch für die medizinische Wissenschaft und die Hygiene außerordentlich viel gewonnen; er setzt aber voraus, daß das enorme Material der Krankenkassen, das bis jetzt bei uns und in anderen Ländern fast werthlos war, nach praktisch brauchbaren Gesichtspunkten geordnet wird. Dann muß aber die unentbehrliche Mitwirkung des Arztes bei der schriftlichen Feststellung der Diagnosen auf den Krankheitsscheinen nicht nur einheitlich und in wissenschaftlicher, sondern auch in einer jeden Zweifel ausschließenden Form zur Geltung kommen.

Die Krankenkassen und die auf ihr Material hingewiesenen Berufsstatistiker, ja zur Noth die Aerzte, die für die Hygiene und Therapie die Krankenstatistik brauchen, haben ein sehr geringes Interesse an den Feinheiten der örtlichen anatomischen Diagnose und an der wissenschaftlichen Bezeichnung. Die ersteren haben auch relativ geringes Interesse an der Beziehung der Einzelkrankheit zum Tode, denn der Tod belastet die Kasse weniger als die Krankheit, und ein sehr geringer Bruchtheil der behandelten Krankheitsfälle endet überhaupt tödtlich. Sie haben vorzugsweise ein Interesse an drei Punkten, erstens an der Dauer der Erkrankung, zweitens an dem Ausgang des Leidens, ob es zur ganzen, theilweisen Arbeitsfähigkeit oder zur Invalidität führt, und drittens an den ursächlichen Beziehungen der Erkrankung zu dem Berufe, in dessen Ausübung der Erkrankte leidend wurde. Ueber diese drei Punkte kann unter allen Umständen ein sicheres Material gewonnen werden. Ueber diese drei Punkte hinaus hat der Arzt und Hygieniker nur ein Interesse an einem vierten Punkte, der ebenfalls ohne Schwierigkeiten beantwortet werden kann, nämlich an der spontanen Uebertragbarkeit, der Ansteckungsfähigkeit des Leidens.

Da die Medizin den Krankenkassen für die Erkrankungsstatistik kein wissenschaftlich einheitliches und praktisch brauchbares System liefern kann, so entsteht die Frage, ob nicht einfach die drei sozialen Forderungen der Kassen als die Grundlage für die Hauptgruppen der Morbiditätsstatistik herangezogen werden sollen. Es steht gar nichts im Wege, zunächst drei große Krankheitsgruppen aufzustellen: A. Kurzdauernde spontane Erkrankungen. B. Langdauernde spontane Erkrankungen: a) mit überwiegendem Ausgang in Arbeitsfähigkeit, b) mit überwiegendem Ausgang in Invalidität (bezw. Tod). C. Krankheiten, deren Entstehung direkt durch den Beruf veranlaßt wird: a) innere, b) äußere Erkrankungen.

Wenn man nun dieses Schema, dessen sozialpolitische Gesichtspunkte für den Arzt zuerst etwas Befremdendes haben, mit den jetzt bestehenden Sterblichkeitsschematen vergleicht, so sieht man, daß deren große Untergruppen meist nicht auseinandergerissen zu werden brauchen, sondern sich oft ungetheilt in eine der drei neuen Gruppen einfügen lassen. Nur bei einer geringen Zahl von Krankheitsbezeichnungen kann ein Zweifel entstehen; in diesen Fällen wird eben die Kommission autoritativ zu entscheiden haben, welcher Gruppe die einzelne Krankheitsform künftig zugerechnet werden solle. Um nun auch den Bedürfnissen der Aerzte gerecht zu werden, sollen die drei oben genannten Gruppen nur die Haupteintheilungen bilden, in die als Unterabtheilungen konventionell und in Ermangelung eines besseren Systems die heut geltenden anatomisch-aetiologischen Krankheitsnamen eingereiht werden. Für die wissenschaftliche Morbiditätsstatistik aber sollen vorläufig nur die drei Hauptgruppen Berücksichtigung finden. Nimmt die Kommission diese hier vorgeschlagene Eintheilung in die genannten Hauptgruppen an, so entgeht sie der Schwierigkeit, daß das ganze beizubringende Material durch die Unverwerthbarkeit der ärztlichen Diagnosen unbrauchbar wird.

Der Kassenarzt, zu dem ein Kranker mit Klagen über Husten oder Erbrechen kommt, wird bei der ersten Untersuchung wohl selten die Diagnose auf Lungenschwindsucht oder Magenkrebs stellen können; er wird aber auch später, wenn der Fall für ihn klar liegt, auf den offenen Schein nie die wahre Diagnose, sondern chronischen Lungenkatarrh oder chronischen Magenkatarrh schreiben. Unter dieser statistisch falschen Diagnose erscheint aber heute ein großer Bruchtheil der genannten Erkrankungen bis zum Eintritt der Invalidität. Dazu kommen noch die zahlreichen unbeabsichtigten Irrthümer in der Diagnose und die zahlreichen Fälle, die sich nicht in ein Schema bringen lassen, weil primäre, allgemeine und sekundäre, vielleicht sogar tertiäre Organerkrankungen sich in einem Krankheitsfalle vereinigen können.

Aber Dauer und Ausgang des Leidens, wie der Zusammenhang mit Berufsgefahren, wo solchen die Wissenschaft klar aufgedeckt hat, sind bestimmte, zahlenmäßig zusammenfaßbare Begriffe, mit denen die Morbiditätsstatistik rechnen kann und vorläufig in Ermangelung besserer Systeme allein rechnen muß. Mögen die Interessenten an einer Morbiditätsstatistik sich mit dem begnügen, was ihnen zu bieten heute möglich ist, und von der Zukunft den besonderen Ausbau des Schemas erwarten. Nur bei weiser Beschränkung kann etwas Brauchbares erreicht werden, und die Schaffung einer Morbiditätsstatistik ist ein dringendes, schon zu lange vertagtes Bedürfniß. Will man aber durchaus ein Krankheitssystem mit weitgehender Spezialisirung zu Grunde legen, so ist bei dem gegenwärtigen Stand der pathologischen Systematik ein brauchbares Ergebniß kaum zu erwarten.

A. Gottstein.

Parlamentsbriefe.

XIV.

Das Abgeordnetenhaus verhandelt noch immer in unendlichen Reden über den Etat, von Zeit zu Zeit unter Zuhilfenahme von Abendsitzungen, und von Zeit zu Zeit von einzelnen Rednern gemahnt, daß noch weitere Abendsitzungen anberaumt werden möchten. Einer dieser Mahner stellte am letzten Mittwoch fest, daß 60 weitere Redner zu Wort gemeldet seien, worauf ihm berichtigend aus dem Hause entgegenhallte: Noch 80. Die Produktivität des preußischen Abgeordnetenhauses auf dem Gebiet des Redens ist also unbestreitbar; auf dem Gebiet nützlicher gesetzgeberischer Thätigkeit ist sie hingegen umso bestreitbarer.

Mit dem Kultusetat ist man schließlich fertig geworden, und der Herr Kultusminister Studt hat sich wohl gehütet, seinem wohlbekannten Bilde einen neuen Zug hinzuzufügen.

Vor dem Schlosse in Berlin stehen bekanntlich zwei Rosse mit zwei Rossebändigern; der eine Rossebändiger hindert sein Pferd, vorwärts zu springen, und der andere Rossebändiger drängt sein Pferd zurück. Der Volkswitz hat von dieser Thätigkeit gesagt, sie stelle den gehinderten Fortschritt und den geförderten Rückschritt dar. Der Herr Kultusminister Studt handelt nach dem gleichen Grundsatz; er hindert den Fortschritt, und er fördert den Rückschritt, wobei gegenüber den lebensvollen Rossebändigern nur der eine Unterschied zu verzeichnen ist, daß Herr Studt das eine wie das andere mit einer gewissen stillen Kraftlosigkeit thut.

Im vergangenen Jahre hatte die Regierung eine Forderung für Kreisschulinspektoren im Hauptamt aufgestellt. Centrum und Rechte hatten diese Forderung abgelehnt, und nunmehr ist Herr Studt zu den Anschauungen des Centrums und der Rechten hinübergeglitten; er hat die Remunerationen für die Kreisschulinspektoren im Nebenamte wesentlich erhöht. Dies bedeutet aber, daß die Kreisschulinspektionen in immer weiterem Umfange in die Hand von Geistlichen übergehen sollen, statt sie in die Hand von Fachleuten zu legen. Das Haus stimmte dem Minister zu, und der Minister kann stolz sein als Förderer des Rückschritts.

Auch in der Frage der Mädchenerziehung enttäuschte Herr Studt seine Freunde nicht. Er bekannte sich zu dem nicht mehr ganz neuen Satz: Die ideale Stellung der Frau in der Familie muß erhalten bleiben, und er betrachtet es als dieser idealen Stellung der Frau entsprechend, wenn der Staat nur zögernd sich dazu entschließt, den Frauen eine gute, dem modernen Leben entsprechende Bildung zu verschaffen. Zwar vollständig soll die Frau von den modernen Bildungsquellen nicht abgeschnitten werden; aber eine Errichtung staatlicher Mädchengymnasien und eine Oeffnung der Universitäten für Mädchen beabsichtigt Herr Studt nicht.

Nur das eine gibt selbst Herr Studt zu, daß die einseitige „ästhetisch-litterarische Bildung" der sogenannten höheren Tochter nicht ein Wunderwerk moderner Kultur hervorzubringen vermag; das Ergebniß ist in der That bei zahlreichen jungen Mädchen eine Seichtheit und Unbildung, die nur nothdürftig durch eine geschmacklose Tapete oberflächlichen Schulwissens verhüllt ist. Daß Herr Studt diesen ernsten Nothstand durchgreifend beseitigen wird, brauchen seine Freunde nicht zu befürchten; er wird sich bewähren als Hemmer des Fortschrittes.

Auf Herrn Studt folgte Herr von Thielen, der Eisenbahnminister, mit seinem Etat. Laut sind vor allem die berechtigten Klagen des Ostens, in Sonderheit Schlesiens und Breslaus über mangelnde Berücksichtigung ihrer Verkehrsinteressen. Herr von Eynern zog die Folgerung, daß Agitiren und Schreien nothwendig sei, um zu Erfolgen zu gelangen. Er hat nicht ganz Unrecht. Die Zeiten sind vorüber, da die guten Gründe im Parlamente entscheidend ins Gewicht fielen. Heute beherrscht das Programm des Bundes der Landwirthe das politische Leben Deutschlands. Schreien und nochmals Schreien, und nach diesem Programm wird ein nicht unerheblicher Theil jener achtzig Redner, deren Zungenfertigkeit sich noch zu bethätigen hat, handeln.

Proteus.

Zusammenhänge.

I.

Nachdem die französischen Religionskriege des sechszehnten und die deutschen des siebenzehnten Jahrhunderts die Selbständigkeit von Adel und Bürgerthum gebrochen und die bisher beschränkten Landesherren vermöge ihrer im Kirchenkampf geschaffenen stehenden Heere absolut gemacht hatten, folgte die Periode der dynastischen Fehden, welche die zweite Hälfte des siebenzehnten und das ganze achtzehnte Jahrhundert erfüllen. Der Unterthan aller Klassen — die Bezeichnung wurde erst jetzt auf alle ausgedehnt — war nunmehr Besitz geworden und wurde als solcher gewonnen, verloren und vergeben.

Frankreich und Rußland traten in die neue Phase von vornherein mit ungeheuerer Uebermacht ein. Nicht allein waren die Hugenottenkriege vorüber, als der dreißigjährige begann, nicht allein hatten sie, in einer geschützten Ecke Europas ohne fremde Invasion verlaufend, Frankreich ungleich weniger geschädigt, als der dreißigjährige uns, die wir in centraler Lage von den umgebenden Weltmächten Frankreich, Oesterreich, Schweden zerfleischt worden waren: sondern der Bürgerkrieg, der in Frankreich den Katholizismus siegen ließ, hatte gleichzeitig dem mit ihm identifizirten Königthum zur Ueberwindung der Provinzialherzöge und dadurch dem Land zur politischen Einheit verholfen, während Deutschland umgekehrt durch die mit dem Leben von zwei Dritteln seiner Bewohner erkaufte Wahrung des Protestantismus vollends den Lokalherren überliefert und in die berühmten eintausendsiebenhundertundzweiundsechzig selbständigen Staaten zerfallen war, von denen 296 an der nominellen Reichsregierung theilnahmen. In eine ähnliche Relation geriethen wir um dieselbe Zeit zu unserer östlichen Flanke. Polen, der größte Eroberer des Mittelalters, war von 35 Millionen Einwohnern, die es Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zählte, hundert Jahre später durch die theilweise Befreiung der Unterjochten allerdings auf 27 Millionen herabgesunken, hatte aber vor der ersten Theilung immer noch seine respektabelen zwölf, deren chaotische, durch die Sachsenkönige auf Deutschland übertragene Bewegungen uns in Mitleidenschaft zogen. In Rußland — last, not least — waren die sechzig germanischen Fürstenthümer, die Rurik's Erben gestiftet, bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts von dem Moskauer aufgesogen worden, der vom Steuereinnehmer der mongolischen Einbrecher sich zum Herrn der

Schwesterstaaten und theilweis der Mongolen selbst gemacht hatte. So geschah es, daß um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, die wir als einen geeigneten Gesichtspunkt für unser Thema annehmen können, Frankreich und Rußland etwa je 25 Millionen Einwohner unter centralisirter Regierung besaßen, während Oesterreich etwa fünfzehn durch Ungarn gelegentlich halbirte Millionen, Deutschland ohne Oesterreich und Preußen seine zum internationalen Nichts zersplitterten elf, und Preußen nur $3\frac{1}{2}$, bis 1740 nur $2\frac{1}{2}$ Millionen zählte. Dabei sind die circa 13 Millionen, die Polen immer noch sein eigen nannte, und deren Schwäche in der Hand begehrlicher Nachbarn so gefährlich geworden war, wie vorher ihre Stärke, nicht einmal berücksichtigt. Aus diesen Vergleichszahlen, ohne deren beredte Sprache die Ereignisse nicht zu würdigen sind, hatte sich die Gegenwart zu gestalten.

Inmitten des nunmehrigen allgemeinen Ringens um Land und Leute, inmitten des Haschens, Feilschens und Theilens von Provinzen, Städten und Dörfern durfte Friedrich II. als Vertreter der den Staatsgedanken damals allein enthaltenden deutschen Macht sich für berechtigt ansehen, Erbansprüche seines Hauses wahrzunehmen, um, wie er freimüthig zugibt, aus der thatsächlichen Kurfürstenlage in das wirkliche Königthum zu gelangen, aus dem „König in Preußen“ zum „König von Preußen“ zu werden. Mit den $2\frac{1}{2}$ Millionen Unterthanen, mit denen er begann, mit 9 000 000 Thalern, die sein Vater groschenweis gespart*), und etwa 80 000 Mann, die der alte Herr noch meistens selbst mit der ganzen herben Tüchtigkeit seiner geliebten Mark gedrillt, eroberte das jugendliche Genie in zwei kurzen Feldzügen Schlesien und schuf dadurch die Situation für den siebenjährigen Krieg.

Die furchtbarste Koalition aller Zeiten bildete sich gegen den Helden, den alle fürchteten, der aber mit seiner Handvoll knorriger, durchsetzender Menschen auch allen geographisch im Griffe lag. Oesterreich, das Schlesien wieder gewinnen wollte und dafür zehn Jahre gerüstet und Unterstützung geworben hatte; Rußland, das, abgesehen von akuteren Motiven, schon unter dem großen Peter dem ersten sächsischen Polenkönig die Theilung Polens und der baltischen Provinzen vorgeschlagen**), den Antrag später Preußen gegenüber wiederholt***) und seitdem zur Förderung des Planes systematisch an der Mürbemachung Polens, Preußens und des nachmals zur Betheiligung herangezogenen Oesterreichs gearbeitet hatte; Sachsen-Polen, das Oesterreich und Rußland — die im Gegensatz zur französischen Mitbewerbung keine stärkere Dynastie als die lebenslustige Dresdener in Warschau etablirt sehen wollten — seine zeitweise Vereinigung dankte, und schon deshalb mitmachen mußte****); Frankreich, das die von Preußen den Engländern

*) In einer kronprinzlichen Rechnung vom Jahre 1720 erscheinen u. a. folgende Posten: „Die Schu aufm Leisten schlagen 1 Groschen. An einen Reitknecht, welcher die Mundirung herausgebracht, 2 Groschen.“ Worunter der König eigenhändig schrieb: „Wenn meine Laquaien, Kutscher, Reitknechte Fritzen aufwarten, sollen sie nichts davor bekommen. Denn ich bezahle sie davor, und ich und Fritz sind einerlei. Sonsten bin ich zufrieden vor die guhte Haushaltung. Berlin, Januar 4. 1720. Friedrich Wilhelm.“ Mit derselben Genauigkeit behandelte der König die Rechnungen der Kriegs- und Domänenkammer, d. h. des Staatsministeriums.

**) Patkul's Bericht an Peter I. vom 10. Dezember 1763.

***) Hermann's Geschichte des russischen Staats, IV. 259.

****) Von den beiden sächsischen Königen Polens hatte der erste, wesentlich durch österreichisches Geld gewählte, nach den Memoiren der Schwester Friedrichs des Großen, Markgräfin von Bayreuth, 354 Kinder; der zweite, nach den Aufzeichnungen des englischen Gesandten Sir Charles Williams allerdings weniger. Unter ihren Damen figurirten Töchter und Schwiegertöchter. „The king's absolute and avowed hatred of all business and his known love for idleness and low pleasures prevent his making a figure in Europe“, sagt von dem zweiten enthaltsameren der genannte englische Gesandte an seinem Hofe. Und diese beiden Prasser meinten zwischen Oesterreich und Rußland mit der damaligen polnischen Nation ein Reich begründen zu können, und wurden und waren dafür katholisch.

während des amerikanischen Krieges versprochene Beschützung Hannovers wettmachen und auf Reichskosten profitiren mochte; Schweden, dessen Landtag durch französisches Geld pure bestochen war, und das Heilige Römische Reich, das traditionell im Schlepptau Oesterreichs segelte: alle diese, zusammen 91 Millionen Einwohner zählenden Staaten hatten sich gegen Friedrich und die $3\frac{1}{2}$ Millionen Preußens nach unendlichem Bündeln verbunden.

Die Bildung einer starken politischen Nationalität zu verhindern, wo seit dem Untergang der Hohenstaufen die den Nachbarn so viel bequemere Reichsohnmacht vegetirte, war das gemeinsame Anliegen Europas geworden. An Höfen und Börsen wurde die Theilung Preußens durch den Siebenbund erwartet und Friedrich konnte bei Kriegsbeginn keine 100 000 Thaler mehr in Amsterdam geborgt erhalten. Die englische Subsidie von $4\frac{1}{2}$ Millionen Thalern jährlich kam erst zwei Jahre später und nicht immer regelmäßig; die sogenannte englische Hilfsmacht bestand wesentlich aus Hannoveranern und Braunschweigern und schützte nur Hannover.

Nachdem Friedrich theils von dem schleswig-holsteinisch-geborenen, durch Erbstreitigkeiten antidänisch und darum propreußisch gesinnten russischen Thronfolger privatim informirt worden war, theils in der Weise des achtzehnten Jahrhunderts weitere Nachrichten über den bevorstehenden Angriff von einem sächsischen Kanzlisten und einem österreichischen Legationssekretär erkauft hatte, Oesterreich aber die geforderten beruhigenden Erklärungen ablehnte, brach der König, um der ungeheueren Uebermacht wenigstens einen und zwar den nächstliegenden Faktor zu entziehen, am denkwürdigen 29. August 1756 in Sachsen ein. Die russische Zarin Elisabeth, deren Hilfe erst kürzlich durch Zuerkennung des Kaisertitels seitens des Deutschen Reiches belohnt worden war, erließ darauf, mit dem antipreußischen Bündnißvertrag in der Tasche, ein Cirkular, welches Friedrich als muthwilligen Ruhestörer darstellte; das Reich faßte einen dröhnenden dito Beschluß gegen den König; und sämmtliche Alliirte vervollständigten ihre bisherigen Abmachungen durch ein Theilungsschema, wonach Rußland Ostpreußen, Oesterreich Schlesien, Frankreich einen Theil der Niederlande und anderes, Sachsen-Polen*) Magdeburg, Halberstadt und die Saalgegend, Schweden Vorpommern, und Kurpfalz Kleve und Geldern erhielten. Wenn überhaupt, wäre Preußen danach als Brandenburg mit etwas Pommern übrig geblieben. Was Friedrich entgegenzusetzen hatte, war sein Feldherrnkopf, eine geringe Zahl entschlossener Unterthanen und eine ungewöhnliche Fähigkeit, von den wechselseitigen Antagonismen der für den Augenblick geeinten Siebenbündler Vortheil zu ziehen. Was sein Genie in Feld und Kabinet leistete, erscholl bald durch die Welt; wie er dennoch unter obwaltenden schweren Umständen seinen Generalen einzuschärfen hatte, erforderlichen Falls mit einem Mann stets gegen drei zu kämpfen, ergibt sich u. a. aus dem bekannten, an Prinz Heinrich von Bogendorf am 21. Juli 1762 gesandten Schreiben, worin der König sagt: „dès que le général de Werner se sera mis à la portée de Neisse avec 10 bataillons, il sera toujours suffisant avec la garnison pour empêcher 30 bataillons enemis de réussir au siège“; während, was ihm die gegenseitige Eifersucht der zeitweis alliirten Gegner für Chancen gab, für unsere heutige Situation noch immer seine Wichtigkeit hat, und zusammen mit einer eigenartigen persönlichsten Folgeerscheinung, die den Krieg beendete, besonders merkwürdig geworden ist.

*) Sachsen-Polen hat also fast zwanzig Jahre früher an einem Vertrage zur Theilung Preußens theilgenommen, als Preußen, um die Aufsaugung des ganzen Polen durch Rußland zu verhindern, an einem Vertrage zur Theilung Polens, obschon letzterer Preußen bereits von Peter I. vorgeschlagen war. S. oben. Ueberdies war durch innere Zwietracht unterstützt das deutsche Westpreußen schon mehrere Jahrhunderte vorher von den Polen erobert, in Sprache und Ortsnamen polonisirt und, wo wie in Thorn Widerstand sich erhob, mit Blutbädern traktirt worden. Alles dies, obschon damals die Accentuirung der Nationalität anderswo kaum bekannt war, und Denationalisirungen noch nicht durch Regierungsmaßnahmen, sondern, wenn überhaupt, nur durch den Einfluß der Zeit oder Zahl oder Kultur zu erfolgen pflegten.

Wenn Ludwig XV. der Koalition beigetreten war, um nach dem Beispiel seines Vorgängers das durch den dreißigjährigen Krieg vollends zerfallene Deutschland zu plündern, so durfte er doch nicht vergessen, daß Oesterreich in Spanien, Italien und den Niederlanden sein alter Gegner war, und daß den Kaiser in Deutschland zu stärken den Franzosen mithin auf anderen Gebieten nachtheilig werden mußte. Die Folge dieser Erwägungen war, daß die ostensibelen Operationsbefehle, die der König seinen Generalen durch die Minister zugehen ließ, von geheimen Gegenbefehlen, die er ihnen durch seinen persönlichen Berather, den Grafen Broglie, sendete, in entscheidenden Augenblicken contrecarrirt wurden. Deutschland zu schwächen, ohne Preußen Oesterreich zu opfern, war das Ziel seiner Politik. Wir besitzen darüber authentische Zeugnisse in den Ereignissen und Staatsschriften der Zeit. Als die französische Armee auf ihrem langsamen Marsche allmählich ins Halberstädtische gedrungen war und danach nicht weiter vorrückte (1757), schrieb Sir Andrew Mitchell, der uns wohlgesinnte englische Gesandte am preußischen Hofe, an seine Regierung: „Wenn Frankreich Preußen ruiniren wollte, könnte England es nicht mehr retten. Aber Frankreich will nichts dergleichen. Friedrich II. hat Freunde am französischen Hofe, und man sieht dort offenbar ein, daß Preußen allzu sehr zu schädigen Frankreich nur zum Nachtheil gereichen könnte. Hätten die Franzosen nach der preußischen Kapitulation von Kloster Zeven energisch gehandelt, so wären sie heut in Berlin, und Friedrich wäre hoffnungslos verloren." Entsprechend ließ sich der Herzog von Choiseul, ein Minister Ludwig XV., der nicht im Geheimniß seines Königs war, nach Beendigung des Krieges über den französischen Antheil an demselben in einem Generalbericht an die Krone folgendermaßen vernehmen: „Ich konnte für die Ereignisse nicht einstehen, sondern nur die Mittel zu ihrer Herbeiführung liefern. Diese Mittel wurden reichlich gegeben, und unsere Instruktionen waren bestimmt und klar. Es ist nicht meine Schuld, wenn Ew. Majestät Generale weder die dargebotenen Mittel benützten, noch Ew. Majestät Befehle befolgten. Es ist unmöglich, Sire, daß Ew. Majestät schlechter bedient werden konnten, als Dero Generale es in diesem Kriege gethan haben. Einige von ihnen ermangelten des Talents, andere fügten zu diesem Defekt noch ein gerüttelt Maß von Treulosigkeit und Perfidie. Ich konnte den Einfältigen keine Begabung und den Unehrlichen keine Treue geben. Was ich aber Ew. Majestät heute zu rathen verpflichtet bin, ist, keinen der Generale, die im letzten Kriege Dero Armeen geführt haben, jemals wieder die Ehre eines Kommando zu gewähren." Zu diesem Doppelspiel der hohen Politik trat die Unlust der französischen Offiziere, welche, vom Hauch der nahenden heimischen Ereignisse bereits berührt, ihre eigenen Autoritäten verspotteten und den Heldenkönig Preußens verehrten. Roßbach wurde ebenso sehr wie durch die siegessichere Taktik des Generals von Seidlitz durch die generelle Bewunderung gewonnen, welche der damalige preußische Soldat dem französischen einflößte. Und nicht bloß dem Soldaten: in Paris selbst war die Stimmung nach Roßbach wie etwa in Wien nach Königgrätz. So militärisch wie politisch war Roßbach ein umgekehrtes Jena — Jena, das nur wenige Meilen davon liegt und im Wechsel der Menschen und Tüchtigkeiten so bald den Revers der Medaille zeigen sollte.

Aehnlich wie Ludwig XV. zielte Elisabeth von Rußland auf die Schwächung beider Hauptkombattanten, ohne Preußen durch Oesterreich oder Oesterreich durch Preußen vernichten und sich damit im Sieger einen um so viel stärkeren und um so weniger genirten Nachbar schaffen zu wollen.

Durch Friedrich's Sarkasmen gegen ihren unbeschreiblichen Lebenswandel gereizt, durch die schlesischen Kriege alarmirt, hatte sie unmittelbar nach denselben sich mit Oesterreich gegen Preußen verbunden und in ihrer weiblichen Ungeduld „den Bären zum Tanzen zu bringen" (wie ihr Minister Bestuscheff sich freundlich über die uns zugedachte Produktion ausdrückte) ohne unmittelbaren Anlaß oder Zweck am 15. Mai 1753 von ihrem Senat den Grundsatz registriren lassen, „daß Rußland sich jeder Vergrößerung Preußens zu widersetzen und diesen Staat mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln des Friedens und des Krieges auf seinen früheren Umfang zurückzuführen habe". Als aber der Bär nun seinerseits sich anticipando erhob und weniger tanzte als biß, handelte sie nur so weit nach der feierlich verzeichneten Maxime, als es sich ohne allzu sorgsame Schützung Oesterreichs durchführen ließ. Ihr Carthaginem esse delendam erwies sich als unter der Voraussetzung gesprochen, daß sie, aber kein Dritter davon profitire. Gleich Louis XV. ertheilte Elisabeth ihren Generalen doppelte Ordres. Als nach den Niederlagen von Züllichau und Kunersdorf Friedrich sich in der äußersten Enge befand, hielt der russische Feldherr den österreichischen zuerst durch Verhandlungen fest, verweigerte sodann weiter vorzugehen und rückte schließlich nach Polen ab. Marie Theresien's Klagen ließen Elisabeth erklären, sie würde lieber ihre Juwelen und Kleider verkaufen, als den Krieg unterbrechen. Nichtsdestoweniger, als etwas später die Oesterreicher den Russen die Hand reichen wollten, um mit vierfacher Ueberlegenheit die hungernde preußische Armee bei Schweidnitz zu ecrasiren, bedurften die Russen nach den Aufzeichnungen des preußischen Obersten Warnery Wochen für Tagesmärsche und blieben, als sie es endlich nicht mehr vermeiden konnten, am Platze zu sein, inaktiv. Elisabeth dankte darauf dem General Buturlin in einem eigenhändigen Schreiben — sie schrieb gerne eigenhändig, weil sie ihrer Mutter, die es noch nicht konnte, damit hatte aushelfen müssen — für seine kluge Schonung der Truppen, und sandte ihm gleichzeitig die formelle Ordre zur stürmischen Offensive. Das Schreiben enthielt die wirkliche Instruktion, die Ordre war zur Mittheilung an die Oesterreicher bestimmt, die sich dadurch zur Fortsetzung des Krieges ermuthigt sehen sollten, welcher sie und die Preußen gleichmäßig mitnahm. Sir Andrew Mitchell, der obengenannte englische Gesandte im preußischen Lager, ein Freund und Bewunderer Friedrich's, schrieb damals nach Haus: „Unser bester Trost ist, daß die Russen im ganzen Kriege ihre Vortheile nicht ausgebeutet haben, sondern stets Gewehr bei Fuß machen, wenn alles in ihrer Gewalt ist."

Trotzdem er von diesen inneren Gegensätzen im feindlichen Lager allen Vortheil zu ziehen wußte, war die Gefahr für den König schließlich eine dringende geworden. Trotzdem unsere zentrale Lage, so oft eine Quelle der Gefahr, die Vielheit der Gegner in eine Mannigfaltigkeit der Interessen spaltete, die ihre Operationen hemmte und die unseren förderte, war die Dauer des Krieges schließlich eine aufreibende geworden. Dazu kam der bittere Ernst Oesterreichs. Nach sieben Jahren des allzu ungleichen Kampfes war Land und Heer Preußens erschöpft und die Aussicht auf längeres Ringen schwach. Am 16. Januar 1762 schrieb Prinz Heinrich an den König aus dem Lager von Hof, daß es sich nur noch darum handeln könne, den Untergang möglichst hinauszuschieben. Der Giftbeutel, den der König bei sich trug, liegt bekanntlich im Hohenzollernmuseum zu Berlin.

C. A.

Tragisch-politische Kunstfahrt?

Ein Theil der Presse kommentirt seit einigen Tagen den Plan einer Studentenfahrt nach Paris — sie ist nunmehr bis nach den französischen Wahlen verschoben worden —, wo an der Porte St. Martin Schillers „Räuber" zur Aufführung gebracht werden sollen, mit einem Ernste und einer Gewichtigkeit, die nachgerade diesem harmlosen Unternehmen eine Bedeutung beimessen, welche es unter keinen Umständen haben darf. Junge Leute halten sich für berufen, ihre theatralischen Künste an der Seine zu zeigen. Sie verbinden gewissermaßen das Nützliche mit dem Angenehmen: sie amüsiren

sich und glauben an ihre ästhetische Mission. Das ist ihr Recht; und es verschlägt nichts, es macht den Herrschaften wenigstens augenscheinlich nichts aus, daß man unter der Hand die Studenten in allen größeren Rollen durch Berufsschauspieler ersetzt hat. Die Idee des Ganzen bleibt darum doch, was sie ist, nämlich jugendlich wagemuthig. Wäre das Richtigste, den Wanderlustigen viel Vergnügen und gute Reise zu wünschen. Wer reist, der riskirt ja auch.

Aber anstatt nun diesen theatralischen Exbummel gelassen als das zu nehmen, was er ist, hat ein Theil der Presse, wie gesagt, die schwersten Bedenken erhoben. Voran hat die Kölnerin gefunden, daß jene Vorstellungen geeignet sein könnten, „das Ansehen und die Stellung unseres Studententhumes zu beeinträchtigen und zu verschieben“. Worauf denn das „Berliner Tageblatt“ in der Person seines Pariser Korrespondenten sich schleunigst von Herrn Lavisse bescheinigen läßt, daß etwas derartiges nicht zu befürchten sei: „Nirgends stehen die deutschen Universitäten in höherem Ansehen, als in Frankreich,“ schreibt er; und wenn das gleich äußerst schmeichelhaft klingt, entspricht es doch durchaus der Wirklichkeit. Jeder, der drüben im Lande gewesen, hat sich davon überzeugen können. Die deutsche Wissenschaft und die Achtung vor ihr würden selbst noch eine mißlungene Dilettantenvorstellung überdauern können. Allenfalls würden diejenigen an ihr verzweifeln, die eben in aller Schauspielerei eine levis macula sehen. Und das sind auch in Frankreich nicht die Geister, auf die es ankommt.

Man hat sich dann gefragt, ob es nicht zu feindseligen Kundgebungen kommen könne, und hat sogar für diesen Fall vorbeugen wollen. Nun ist es ja in Paris noch schwerer, als sonst irgendwo, zu sagen, was für Wetter morgen sein wird. Die psychischen Temperaturumschläge sind dort häufig und schroff, ihre Wirkungen können gefährlich sein.

Ich kenne das aus langjähriger Erfahrung, ich habe viel und andauernd in einem Pariser Studentenmilieu gelebt. Ich weiß, wie rasch die Stimmung da umspringt. Ein Fall namentlich steht mir als besonders charakteristisch noch frisch in der Erinnerung. Es war nach dem großen Bazarbrande. Der deutsche Kaiser hatte sofort sein Beileidstelegramm gesendet. Man fand das „chic“. Er wurde einmal wieder als „épatant“ gefeiert. Kurz darauf kommt die Nachricht, daß der Monarch, um das Maß seiner Liebenswürdigkeit voll zu machen, der Prinzessin Wagram auch noch die Summe von zehntausend Francs überwiesen hat. Würde man es glauben, wenn man es nicht selbst mit angesehen hätte? In einem Nu ist die Atmosphäre wie mit Blitz geladen. Es kommt zu den erregtesten Erörterungen, man erklärt: La France est assez riche par elle-même. — Das sind die Aprillaunen, vor denen man niemals sicher sein wird. Man muß das zugeben. Aber andererseits sind wir doch seit geraumer Zeit in eine Periode der Accalmie getreten, und es besteht einige Aussicht, daß sie noch weiter andauern werde. Das politische Barometer zeigt eben nicht auf Sturm. Freilich werden Leute, wie Drumont, Rochefort und Millevoye sich darum nicht abhalten lassen, ihre Hetzartikel loszulassen; doch die sind täglich fällig, einerlei wie gerade das Thema lautet. Möglicherweise versuchen auch die Nationalisten in der bevorstehenden Wahlzeit, aus der neuen deutschen Invasion Kapital für sich zu schlagen. Doch ob das wahrscheinlich ist oder nicht, es genügt vor allem, daß ein entschlossenes Ministerium am Ruder steht, um jeden Unfug im Keime zu ersticken. Das Ministerium Waldeck-Rousseau, mit Herrn Lépine an der Spitze der Pariser Polizeipräfektur, pflegt gewöhnlich nicht zu fackeln. Es wird sich auch gewiß nicht bieten lassen, daß es über einer Theatervorstellung zu unliebsamen Vorfällen komme. Die deutschen Studenten mögen sich also beruhigen. Ihre ästhetische That wird schwerlich die Dimensionen eines politischen Ereignisses annehmen. Ich glaube, man überschätzt sich selbst etwas, wenn man die Wirkung dieser Spielabende zu ernst veranschlagt. Die Herren dürfen es schon weniger wichtiger nehmen.

Paris will sich amüsiren, es will unterhalten sein. Das ist von jeher der hervorstechendste Zug in seiner Physiognomie gewesen. Indifferent, insofern es selten etwas aus voller Seele erfaßt; erreg- und bestimmbar, weil es sich den Eindrücken des Augenblickes hingiebt, so schwankt und wechselt es in seinen Empfindungen. Es braucht stets etwas Neues. Heute geht es zu Sada Yacco und begeistert sich für japanische Schauspielkunst. Wer will sagen, ob es morgen vielleicht, lediglich des Ungewohnten wegen, sich nicht einmal für ein Schiller'sches Stück interessirt? Unmöglich ist das nicht; nur darf man bei der Mehrzahl auf keinen innerlichen, verständnißvollen Antheil rechnen.

Man würde die „Räuber“ als eine Kuriosität anstaunen, wahrscheinlich mit etwas hochmüthig selbstzufriedener Verwunderung über diese formlos barbarische Kunst. Cela m'a rendu malade, sagte eine Dame, die in München Richard III. gesehen hatte. Voraussichtlich würde es ihr mit ihresgleichen heute wieder so ergehen. Nur ganz wenige werden im besten Falle diesem Stücke ein litterarisches Verständniß entgegenbringen. Und seien wir ehrlich: kann es denn anders sein? Würden wir eine dauernde, eine tiefere Wirkung verspüren, wenn man uns in Berlin ein Drama aus der französischen Frühklassik vorspielen wollte, etwa den „Venceslas“ oder den „Saint-Genest“ Rotrou's, der doch auch ein genialer Dichter gewesen? Derartige Werke, die für den Entwicklungsgang einer Litteratur von epochaler Bedeutung gewesen sind, haben einen geschichtlichen Werth, der sich nicht ohne weiteres ins Aktuelle umsetzt. Sie wirken erst im Zusammenhange dessen, was man vorher und nachher aus historischer Einsicht hinzufügen muß.

Und darum wird der Eindruck der „Räuber“ auf das eigentliche Pariser Publikum stets sein Befremdliches und auch im günstigsten Falle sein Unbegreifliches behalten. Mag immerhin der Beifall laut ertönen, er wird keinen breiten, dauernden Nachhall haben. Eine starke Sensation — ja, das mag es geben; aber sie wird vorübergehen und von anderen abgelöst werden. Also auch in ästhetischer Hinsicht, meine ich, soll man keine übertriebenen Erwartungen hegen. Paris ist raschlebiger, vergeßlicher, als man denkt. Wenn man mit ästhetischen Demonstrationen über den nächsten Erfolg hinaus noch weitere Zwecke beabsichtigt hätte, könnte man unter Umständen arg enttäuscht werden. Der Franzose hat das Wort von den Ereignissen, die keinen lendemain haben.

Nun soll freilich nicht geleugnet werden, daß auch eine flüchtige Begegnung zweier großer Kulturnationen immerhin ihr Erfreuliches hat, und wenn sie nur einen günstigen persönlichen Eindruck vermittelt. Die deutschen Studenten werden in Paris eine freundliche Aufnahme finden, das leidet kaum einen Zweifel. Der Franzose ist liebenswürdig, interessirt liebenswürdig, ein Gastgeber, der sich und sein Haus ins beste Licht setzen möchte. Darum versäumt er es nicht, der hospitalité française gelegentlich selbst ein Loblied zu singen. Ob sie darum anders oder besser sei, als die Gastlichkeit, die wir mehr als einmal in Deutschland gegenüber französischen Gästen bethätigt haben? Man darf es billigerweise bestreiten; doch die Hauptsache bleibt, daß diesmal beide Theile sich im Geiste freundlicher Würdigung betrachten lernen. Dann wird die Kunstfahrt, der man, wie es scheint, mit Befürchtungen und mit politischen Beklemmungen entgegenblickt, als ein Akt gutgemeinter Höflichkeit verlaufen. Das Fazit des Ganzen wird eine angenehme Erinnerung sein.

Hat man sich mehr erwartet? Hat man mehr gewollt? — Wer darf es behaupten? Bisher ist der Mime bei uns noch kein politischer Emissär gewesen. Und schließlich weiß man hier zu Lande auch recht gut, daß Abschlagszahlungen in Liebenswürdigkeiten bei dem Franzosen auf die Dauer doch nicht verfangen. Er selbst übt die Kunst der geselligen Höflichkeit viel zu virtuos, um an ihren konsistenten Werth zu glauben. Was ihm imponirt, ist weit eher eine stolze, selbstbewußte Zurückhaltung. Man verkennt ihn, den Pariser, wenn man nicht weiß, daß er im Grunde doch eine reservirte Natur ist.

G. F. Busch.

Peter Michel.

Ein Roman von Friedrich Huch.*)

Wohl den meisten, die um den Helden des Romans Peter Michel, der alles nur kein Held ist, gelebt haben, wird sein Wesen wie sein Lebensgang normal und regelmäßig erschienen sein. Was war daran auch besonderes? Daß es dem Sohne eines Dorfschusters, dessen Frau einer alten Lehrersfamilie entstammt, gelingt, mit Hilfe von Einschränkungen und Stipendien sich durch Schule und Universität durchzubringen, um als Mathematiklehrer sein Brod zu finden, und daß er beim nöthigen Alter und Einkommen angelangt die Tochter einer anständigen Familie heirathet — daran war nichts außergewöhnliches. Nein, wenn wir alle, die Peter gekannt haben, seine Eltern, die Kantorsleute, bei denen er während seiner Schulzeit wohnte, später seine Kollegen und Vorgesetzten und schließlich seine Frau Tinchen und deren Familie fragen könnten, wir würden von keinem (mit Ausnahme der Frau Rektor) erfahren, daß Peter anders als sie selbst, als die Norm gewesen sei.

Leider scheint es dem Buche Peter Michel bei manchen Lesern (wenigstens in Hamburg, wo es als an dem Wohnsitz des Verfassers und des Verlegers zuerst beachtet wurde) nicht besser zu ergehen: sie sehen nichts darin, was vom Gewöhnlichen, Alltäglichen abweicht; sie erkennen einen gewissen Humor an, im ganzen finden sie aber das Buch lang und langweilig und sind froh, nachdem in 11 Kapiteln unnöthig viel Unnöthiges und auch manches in guter Gesellschaft besser nicht zu Sagende gesagt worden ist, wenn im 12. Kapitel, wie ihnen scheint, alles zu einem guten Ende kommt und Peter mit einigen „schönen, vernünftigen" Worten vom Schauplatz der Erzählung abtritt. — Wir aber sehen im Peter Michel ein außergewöhnliches Buch in mehr als einer Hinsicht.

Peter Michel ist ein Alltagsdrama — ein Drama ohne schwere Verwicklungen, ohne himmelstürmende Leidenschaften, pathetische Gebärden und große Worte, ja fast ohne äußere Handlung, aber darum nicht minder grausam und erschütternd . . . . . Eine weiche, zarte, träumerische Seele wird gezeigt, die dem Leben mit seinen Nothwendigkeiten, Pflichten und Lasten rath- und hilflos gegenübersteht, und für deren Schicksale das Bestimmende nicht in ihr liegt, sondern im äußeren Leben mit all' seinen Zufälligkeiten. Wie es diesem gelingt, sie langsam und stückweise zu vernichten, so daß zum Schluß von allem, was an Besonderem, Persönlichen in der Seele lag, schier gar nichts mehr zu spüren ist, das bildet den Inhalt dieses Alltagsbuches, und in diesem seelischen Untergang liegt für uns eine herbere Tragik, als wenn der Held stirbt, wie das in dem Schablonenroman die Regel ist.

Als ein gemüthvolles und gemüthverlangendes Kind sehen wir Peter im Elternhause, fremd der nüchternen herzlosen Mutter, dem grüblerischen Vater dagegen in inniger Freundschaft verbunden, in dem er unbewußt seine eigne schwache Natur sieht. Im Grunde ist Peter im männlichen Körper eine weibliche Seele; der äußere Ausdruck dafür ist die Vorliebe für weibliche Thätigkeiten: „Frau Michel nähte und flickte, und Peter lernte auf seinen Wunsch Strümpfe stopfen." In Träumen vergeht seine Kindheit: „nur wenn er an die Welt und seine einstigen Schicksale in ihr dachte, befiel ihn eine dunkle Beklommenheit." Als mäßig begabten, aber unendlich gutmüthigen und arglosen Knaben sehen wir ihn dann in der Stadt bei Kantorsleuten eine glückliche Schulzeit verleben: bei der Kantorsfrau findet er die zärtliche Liebe, die die eigene Mutter ihn hat vermissen lassen, deren Tochter Liesel ist ihm sein einziger Kamerad — und so träumt er weiter bis er zur Universität kommt und weiter, bis er sie als Lehrer verläßt und ist noch immer ein weltfremdes, ahnungsloses Kind, „seine Züge waren fester, regelmäßiger geworden, doch der Ausdruck seiner Augen war derselbe." Da bringt ihm der Zufall in einem Streit mit der Mutter die erste seelische Erschütterung; er erkennt ihre niedrige Natur, fühlt, eine wie weite Kluft ihn von ihr trennt „und in seiner Seele war es trübe . . . er hatte sich Hoffnung gemacht, alles würde sich zum Guten lenken . . . vor ihm lag die Welt im Dunkel und ein Gefühl öder Vereinsamung überkam ihn." Als er seine Anstellung als Lehrer erfährt, da ist er wie gelähmt: „er fühlte sich unfähig zu irgend einem Posten, der ihm Verpflichtungen gegen die Welt auferlegte, der ihn zum Gliede in einer großen Kette machte." Aber auch hier geht zunächst alles gut: bei des Rektors Frau Ottilie, einer zartempfindenden, künstlerischen Natur findet er die liebevolle und verstehende Sympathie, deren er bedarf, und mit ihr verlebt er die glücklichste Zeit seines Lebens. Da er noch immer glaubt das Liesel zu lieben (in Wahrheit liebt er Ottilie), treibt sie ihn, sich um seine Jugendgeliebte zu bewerben. Bei dieser Brautfahrt wird er vom Liesel, die sich inzwischen zur Dirne aus Temperament entwickelt hat, verführt und als er (wirklich ein reiner Thor) glaubt, nun seien sie verlobt, da reißt sie ihn in die Wirklichkeit: „glaubst Du denn, daß ich Dich ewig um mich haben mag? — Du gefielst mir plötzlich — das ist das ganze Geheimniß." Peter ist es, „als habe seine Seele einen Schlag mit einem Stock erhalten"; noch hat er sich nicht erholt, da trifft ihn eine neue Erschütterung in dem völligen Bruch mit der Mutter, und matt, wie gelähmt sehen wir ihn zu seiner Thätigkeit zurückkehren. Noch einmal verlebt er mit Ottilie eine still-glückliche Zeit; durch sie lernt er sogar Musik, wenn er sich auch anfangs dagegen sträubt, „da ihm der Gedanke beunruhigend war, etwas zu thun, das so auffallend war, durch das er etwas von sich selbst veräußere". Dann wirkt der gewaltsame Tod seiner Mutter, mit der er sich wieder versöhnt und die er zu sich genommen hat, schwer auf sein Gemüth — und nun beginnt er sich allmählich, allmählich zu verändern; er, der früher immer für sich gelebt hat, findet jetzt Gefallen am Umgang mit den Kollegen, er lernt Skat und Kegeln, läßt sich von Liesels Gatten Treuthaler zum Freunde nehmen und für dessen Schwester Linchen als Bräutigam fangen, wird nach einem verzweifelten, kläglich mißlingenden Versuch, sich aus den Maschen des Netzes „Ehe" herauszuzappeln, zum Altar geschleppt . . . . Dann senkt sich der Vorhang, um sich noch einmal nach langen, langen Jahren zu heben — und da sehen wir Peter als vollkommenen Durchschnittsmenschen, das Muster eines Ehemannes und Familienvaters, nun in Wahrheit „ein Glied in der großen Kette". Von seiner ehemaligen Schüchternheit und Unmännlichkeit ist nichts mehr zu merken; er kann sogar reden und die Worte, mit denen er dem Liesel — sie ist inzwischen von Treuthaler geschieden und Gräfin geworden — sein jetziges Glück schildert und auf sein früheres thörichtes Leben zurückblickt, sind wirklich hübsch, ob wir sie auch schon hundert Mal gehört und gelesen haben.

Wir gingen davon aus, daß die Zerstörung der Seele durch das Leben den Inhalt dieses Buches bilde; wir können diesen Satz jetzt einengen und sagen: es ist die Gewöhnlichkeit, die Alltäglichkeit seiner Lebenssphäre (sind andere Lebenssphären anders?), die seinen lebendigen Untergang herbeiführt. Da ist an erster Stelle seine Mutter. Diese hausbackene, beschränkte Frau ohne Herz und Gemüth, die alles aus Pflichtgefühl, nichts aus innerem Drang thut (aus Pflichtgefühl drückt sie ihrem Vater die Augen zu, schläft aber in der Nacht nach seinem Tode ruhig in seinem Bett, aus Pflichtgefühl pflegt sie ihren schwachsinnig gewordenen Mann, nachdem sie ihn das ganze Leben hindurch gequält und geistig mißhandelt hat) — diese Frau, die nur ihren Sohn aus Pflichtgefühl liebt und von ihm Liebe aus Pflichtgefühl verlangt (denn es heißt „Du sollst Vater und Mutter ehren"), ist für ihn ein Verhängniß. Die Erschütterungen, die er durch die Erkenntniß ihres Wesens und durch die Konflikte mit ihr erleidet, machen seine Seele

*) Hamburg, Alfred Janssen.

so wund, daß es dem Gift der Gewöhnlichkeit und Gewohnheit möglich wird, in sie einzudringen und sie langsam zu zerstören. Wir kennen kein zweites Buch unserer Tage, in dem die Macht, Herrschsucht, Unduldsamkeit der mittleren bürgerlichen Kreise so erschreckend zu Tage tritt, wie hier. Wie die Mutter trotz aller individuellen Züge ein Typus ist, der Typus der Eltern, die ihre Kinder nicht kennen und nicht verstehen, die sich aber trotzdem berechtigt glauben, für sie die Vorsehung zu spielen, eben weil sie die Eltern sind, so sind auch fast alle anderen Gestalten aus dieser Gesellschaftsschicht Typen. Dies spricht nicht gegen, sondern für die Kunst des Autors: denn das ist gerade ein Merkmal des Philisteriums, daß es das Individuelle zerstört und Typen schafft. Diese Typen glauben dann natürlich, alle Menschen um sich zu kennen, sie ahnen es nicht, wenn jemand anders ist als sie. So sagt der Kantor von Peter, der als Bewerber um Liesel auftritt: „er ist der rechte Mann für sie, er hat so etwas ruhiges, bestimmtes; wenn er einmal etwas will, so setzt er es auch durch. Er wird ihr schon die Flügel beschneiden.“ Eine blutigere Ironie kann es nicht geben. — Ebenso ist der Rektor in völliger Unkenntniß über das Wesen seiner Frau, er thut alles, was seine Pflicht ist, für sie, aber nichts aus einem unmittelbaren, unbewußten Gefühl heraus. Und sie empfindet dies, leidet darunter und wird, wie Michel, im Laufe der Zeit („non vi, sed saepe cadendo“) eine andere. — Bei einer Figur müssen wir noch einen Augenblick verweilen, weil ihr die Mission zu Theil wird, die Assimilirung Peters zu vollenden, bei Tinchen: sie ist das anständige junge Mädchen, „eine jungfräuliche Seele, die nach grüner Seife duftet“. Mit wenigen Strichen nur ist ihr Bild doch genügend gemalt. Wenn es bei der ersten Begegnung mit Michel von ihr heißt: „sie ließ sich verlegen an einem Rohrstuhl heruntergleiten, bis sie auf ihn zu sitzen kam“, so sehen wir die ganze Grazienlosigkeit dieses Wesens vor uns; und aus wenigen Worten ihrer Unterhaltung erkennen wir ihre Geistlosigkeit. Und wie sie liebt! „Es zeigte sich auch bald, daß sie ihn liebte. Er sagte einmal, seine Lieblingsfarbe sei blau, und von da an trug sie täglich ihr blaues Kleid. Sie wußte alsbald, wie viel Stück Zucker er in den Kaffee nahm, wie stark er den Thee und wie weich er die Eier liebte, so daß sich Peter bei ihr sehr wohl aufgehoben fühlte.“ Begegnen wir nicht täglich solchen Magenehen und Tinchens? — Wie vollkommen Tinchen ihre Mission erfüllt, haben wir gesehen. Daß der Autor es uns erspart, diesen Auflösungsvorgang in all seinen Phasen mitzuerleben, dafür wissen wir ihm Dank. Denn wer Peters Wesen erfaßt hat, für den ist es klar, daß die Ehe mit einem Tinchen für ihn den Tod bedeutet.

Wie die von uns näher besprochenen Gestalten, so sind alle in diesem Buch von erstaunlichem Leben und innerer Wahrheit; dies allein erklärt aber noch nicht das zwingende Gefühl der Wirklichkeit, das wir bei der Lektüre haben. Dies hängt noch mit etwas anderem zusammen. Alles, was sich in diesem Buche ereignet, ereignet sich zufällig, ebenso zufällig wie im wirklichen Leben. Wir wissen nie im voraus, wie es nun kommen wird, und fühlen immer, es hätte genau so gut anders kommen können. Man höre, um nur ein Beispiel zu geben, wie die Berufsfrage für Peter entschieden wird: „einmal trat der Großvater ins Zimmer und fand Peter mit seinen Hellern beschäftigt . . . und er fragte ihn, ob er nicht Lust habe, Rechenlehrer zu werden, und Peter nickte ohne Ueberlegung.“ Und so geht es durch das ganze Buch; nie haben wir das Gefühl, daß etwas sich ereignete, weil der Autor es für seinen Roman gerade so gebraucht. Und damit kommen wir zu einem weiteren Grunde für den Hauch von Wirklichkeit, den das Buch ausströmt. Es ist das (wenigstens im Anfang) vollständige Zurücktreten des Autors hinter seine Erzählung. Als wir dies Buch zu lesen begannen, wurden wir geradezu an das Standard work der neueren Romanlitteratur, an Madame Bovary erinnert. Scheinbar bleibt diese Objektivität durch das ganze Buch; nirgends urtheilt Huch über seine Personen, nirgends moralisirt er oder stellt allgemeine Betrachtungen an. Wenn trotzdem, je weiter wir uns in das Buch hineinlesen, die Stimmung des Verfassers durchschlägt, so daß wir fühlen, wem seine Sympathie, wem sein Haß gilt (wodurch, was zu bedauern ist, das Buch etwas tendenziös wirkt), so liegt das an einer Eigenschaft des Autors, von der wir noch nicht sprachen, an seinem Humor.

Von seinem Humor ist das ganze Buch erfüllt, im letzten Drittel so stark, daß man, wenn man das Buch aus der Hand legt, es mit der Bezeichnung „humoristisch satirischer Zeitroman“ genügend charakterisirt glaubt. Im innersten Wesen wurzelt der Huch'sche Humor im Gemüth; das sieht man an den ersten Kapiteln. Später wandelt er sich, durch den Gegenstand getrieben, in das Bittere und Scharfe und mündet im letzten Kapitel in die furchtbarste Ironie aus.

Doch nicht im Humor liegt für uns die wesentliche Bedeutung dieses Buches, wir erblicken sie vielmehr in der Tiefe, mit der seelische Vorgänge erfaßt sind, mit dem Verstande erfaßt und von dem Herzen wiedergegeben.

„Peter Michel“ ist ein Erstlingswerk. Oft haben wir bemerkt, daß einem guten Erstlingswerk nichts gefolgt ist, weil es ein ganz persönliches Buch, die Geschichte des Verfassers oder sonst ein Erlebniß war. Beim „Peter Michel“ fühlen wir: mag manches in ihm nach der Wirklichkeit gemalt und manches erlebt sein, so ist alles in ihm innerlich gesehn und empfunden. Und darum erwarten wir noch viel von Huch.

Hamburg. Wilhelm Wintter.

Französische Litteratur*).

Le journal d'une femme de chambre: der Titel verspricht einiges, aber das Buch hält noch viel mehr, es ist so ziemlich das Dreisteste, was uns bisher geboten worden. C'est un livre sans hypocrisie, erläutert der Autor, c'est de la vie . . . Tristesse qui fait rire, comique qui fait pleurer les âmes hautes, puissiez-vous les retrouver ici. Aber ich zweifle, ob der deutsche Leser diesen philosophisch bitteren Nachgeschmack haben wird. Er wird sich wohl mehr an dem bodenlosen Cynismus dieser Darstellungen stoßen und bald, sehr bald einen ehrlichen Widerwillen verspüren. Der gesunde Sinn sträubt sich gegen die morbide Wollust am Schmutz. Was uns hier vorliegt, ist ein Zersetzungsprodukt, aus kranker Zeit und, wenn nicht alles trügt, aus kranker Seele geschaffen; mit einem Wort, eine unerquickliche Leistung.

Die Heldin des Romans ist Mademoiselle Céléstine R . . . , Kammerzofe von Beruf, Sumpfpflanze durch Hang und Gewöhnung, ein Ausbund jedweder Liederlichkeit. Sie hat alles gesehen und alles erlebt. Sie scheut vor nichts mehr zurück, weder vor dem Worte, noch vor der Sache; und dieses gereifte Laster legt nun den Schatz seiner Erfahrungen nieder, die Summe seiner sauberen Erinnerungen. Da öffnen sich die cabinets de toilette und die Alkoven, die Gesindestuben und Schlafzimmer; es fließt ein Spülicht menschlichen Schmutzes ab, ein Dunst von Fäulniß strömt aus: les âmes dont on arrache les voiles et qu'on montre à nu, exhalent une si forte odeur de pourriture.“ Wenn man in einem Zeitalter der Gesittung einstmals gesagt hat, daß es für einen Kammerdiener keinen Helden gebe — jetzt, in einem Zeitalter rücksichtsloser Rohheit, scheint es so zu stehen, daß es für die Leute vom inneren Dienst keinen anständigen Menschen mehr gibt. Die ganze vornehme Welt, die Welt des Müßigganges und des Genusses, est sale et pourrie . . . On peut dire d'elle, sans la calomnier, qu'elle ne vit que pour la

*) Octave Mirbeau, le journal d'une femme de chambre. Paris. Charpentier. 91. Tausend . . ., Paul et Victor Margueritte, Les braves gens. Paris. Plon 18me édition.

basse rigolade et pour l'ordure. — Mademoiselle Célestine drückt sich immer mit energischer Deutlichkeit aus. — Und die Dienerschaft? Sie ist so, wie die herrschende Klasse sie braucht, ein Werkzeug ihrer Selbstsucht, ein Mittel der Lüste, verachtet, verschlissen, angesteckt und verdorben durch die Berührung mit jener Gesellschaft, das Opfer einer infekten und übergegangenen Kultur! On prétend qu'il n'y a plus d'esclavage . . . Et les domestiques, que sont-ils donc, eux, sinon des esclaves? . . . Esclaves de fait, avec tout ce que l'esclavage comporte de vileté morale, d'inévitable corruption, de révolte engendreuse de haines . . . Les domestiques apprennent le vice chez leurs maîtres . . . Le vice, on ne voit que lui, on ne respire que lui, on ne touche que lui . . . On exige de nous toutes les vertus, toutes les résignations, tous les sacrifices, tous les héroïsmes, et seulement les vices qui flattent la vanité des maîtres, et ceux qui profitent à leur intérêt*) . . .

So die sachverständige Philosophin, die ihre Beobachtungen aus der antichambre hat. Die große Welt, gerichtet von der umgebenden kleinen, geschildert in den Momenten perverser Intimität. Das high life, welches Paul Bourget uns immer mit einer Mischung von sehnsüchtigem Verlangen und gewichtigem Ernste vordozirt hatte, wird hier plötzlich einmal von unten beleuchtet, mit all dem Ingrimm der Verachtung und der Gehässigkeit.

Und so stellt dieses Buch denn eine Absage dar an die Gesellschaft von heute, eine Kriegserklärung an ihre moralische, politische und geistige Niedertracht. Es ist ein Sittenroman — oder will doch ein solcher sein — der unbarmherzig über alles den Stab bricht. Darin erinnert es unwillkürlich an ähnliche Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts, die gleichfalls mit ihrer Zeit ins Gericht gehen und Abrechnung halten. Man kann auf Choderlos de Laclos und seine „Liaisons dangereuses" verweisen, die am Vorabend der Revolution veröffentlicht sind. Sie erzählen von den petites maisons, der Frivolität, dem Lasterleben vornehmer Damen und Herren, von Gewissenlosigkeit und höchster Schamlosigkeit. Aber der Stoff wird immer leichthin behandelt, schlüpfrig, nur obenauf ein Firniß verdünnter moralischer Entrüstung und zum Schluß ein sühnendes Strafgericht. Das Ganze bleibt trotzdem eine pikante Skandalgeschichte, leichtgeschürzt, im Geschmack der galanten Epoche. Insofern bildet es auch wieder den denkbarsten Gegensatz zu dem modernen „Journal d'une femme de chambre". Hier bei Mirbeau wird alles auf den vulgärsten Ton gestimmt, der Ausdruck wird frech, unfläthig, das Publikum der haute noce hat sich encanaillirt, gerade so, wie das auch im wirklichen Leben der Fall ist. Die gute Gesellschaft — schon im achtzehnten Jahrhundert nicht durchaus die beste — ist noch weiter um etliche Stufen hinabgestiegen. Das Niveau der äußeren Bildung hat sich merklich gesenkt. Und ferner hat sich die Sprache, die schöne klare Sprache mit dem schlimmsten Argot versetzt. Was sie dadurch an impertinenter Deutlichkeit gewonnen hat, das verliert sie hinwiederum für den fremden Leser an leichter Verständlichkeit. Man sollte aber nicht vergessen, daß die französische Litteratur in ihren größten Perioden immer — wenn man diese merkantile Bezeichnung gestatten will — eine Exportlitteratur gewesen ist. — Und was dann weiter dem Buche Mirbeau's seinen Charakter gibt, das ist die beißende, die parteipolitische Gehässigkeit, welche überall vorbricht. Diese fanatische Wuth gegen das genußsüchtige Bourgeoisthum und seine Satelliten, diese Verhetzung der Stände und Richtungen gegen einander, das alles zeugt gleichfalls vom Zeitgeist des neuesten Frankreichs.

*) Man meint immer, daß es keine Sklaverei mehr gibt . . . Und die Diener, was sind die denn anderes sonst, als Sklaven? . . . Richtig Sklaven, mit allem, was die Sklaverei von moralischer Gemeinheit, von unvermeidlicher Verworfenheit und rachsüchtigem Hasse an sich hat . . . . Die Diener lernen das Laster bei ihrer Herrschaft . . . Das Laster, man sieht, man athmet, man rührt an nichts anderes . . . Man verlangt von uns alle Tugenden, alle Entsagung, alle Opfer, alle Hingabe, und Laster nur insoweit, als sie der Eitelkeit der Herrschaft schmeicheln, und solche, welche ihrem Interesse dienen . . . .

Auch das neue Buch von Paul und Victor Margueritte ist bis zu einem gewissen Grade kennzeichnend für die litterarischen Zustände im Nachbarlande. Der französische Roman hatte sich in seinem Streben nach realistischer Wahrheit immer enger an die nächste Wirklichkeit angeschlossen. Dreimal, zuerst bei Balzac, dann bei Zola und schließlich bei Bourget suchte er in Cyklen, die mehr oder minder fest gefügt waren, ein Rundbild der umgebenden Kultur zu entwerfen. Die Elemente, die Motive dazu entnahm er dem Leben des Tages; die Komposition als solche blieb Erfindung des Dichters. Nun aber sind die Brüder Margueritte einen Schritt weiter gegangen. Sie haben auch den Stoff, die Geschehnisse, den Verlauf ihrer Epopöe einfach der Wirklichkeit nachgezeichnet und in einer auf vier Bände berechneten Romanfolge, welche den Gesammttitel „Une Époque" trägt, die Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 vorübergeführt. Die moderne Kunstform der Prosaerzählung ist im Kreislauf ihrer Entwicklung wieder zum historischen Berichte gekommen. Das eigentlich Dichterische wird Beiwerk und Einkleidung; das Verdienst des Schriftstellers liegt nicht mehr in der schöpferischen Ausgestaltung, sondern lediglich in der Art des Vortrags, in der plastisch greifbaren Darstellung. — Nun ist nicht zu leugnen, daß die Brüder Margueritte ganz hervorragende Schilderer sind. Der große Ausfall Trochu's im ersten Bande, der Rückmarsch des Generals Chanzy auf Vendôme im zweiten Bande sind in ihrer Wirkung auf den unbefangenen Leser geradezu packend. Auch hier in dem vorliegenden dritten Buche findet sich wieder ein Schlachtengemälde, das man in Farben und Massen förmlich vor sich sieht. Das ist der Reiterangriff des Generals Galliffet bei Sedan.

Ducrot hat eben den Befehl zum Vorrücken gegeben. „Gallifet, der keinen Offizier zur Verfügung hatte, bat Ducrot um einen der seinigen und ließ durch ihn dem Obersten Bauffremont den Befehl des Generals überbringen . . ."

„Da, während fast gleichzeitig die ersten Schwadronen des ersten Regiments Chasseurs d'Afrique vorgingen, sprengte Bauffremont vor die Front und warf sich mit den Husaren in die Tiefe der Schlucht von Fraicheau. In demselben Augenblick stürzten von der rechten Seite der Division zwei Schwadronen von den dritten Chasseurs d'Afrique vor, General Galliffet an der Spitze. Von allen Seiten, in auf- und niederwogenden Fluthen über das Plateau hinstreifend, flogen die Massen zum Angriff, eine ununterbrochene Lawine. Die Formationen brachen sich, schlossen sich wieder zusammen und gingen von neuem vor. Auch die letzten Schwadronen hieben ein . . . . . . Eine halbe Stunde lang, hin über das ganze Plateau, über die Abhänge von Floing, von Cazal, zur Tiefe gerissen über den riesigen Abstieg hin, von Stufe zu Stufe sich wälzend, an den Steinbrüchen zerschellend, rollte der Sturm seine Schlossen von Pferden daher."

„Weiße Flecke von todten Thieren, blaue Flecke von Jägern lagen hingesät über die Felder im grauen Staube. Hinter der Division Margueritte waren noch einige Schwadronen von Salignac-Fénelon und Bonnemains ins Gefecht gekommen. Umsonst die Bravour, die immer wieder von neuem einsetzte, sich immer wieder versuchte. Man hieb ein, man kam wohl über die Plänkler hinaus, die sich sogleich hinwarfen, um dem Hieb zu entgehen; sie erhoben sich wieder und schossen in den Rücken; man kam auch noch zwischen den Unterstützungstrupps durch, die kaum gelitten hatten . . . . . Man gelangte nicht an die schwarze Hecke, an die unübersteigbare Barre der geschlossenen Regimenter."

„Endlich wurde . . . . zum Sammeln geblasen."

„Um Galliffet, unbeweglich, durch ein Wunder davongekommen, stolz und elegant auf seinem schäumenden Fuchse, sammelten sich die Reiter aller Gattungen. Man sah bunt zusammengewürfelte Trümmer von Schwadronen, Reste von Regimentern sich wieder formiren. Einige grüne Jägerdolmans tauchten zwischen dem Blau der Husaren und der afrikanischen Jäger auf. Züge herrenloser Pferde rasten im gestreckten Galopp herbei, drängten sich instinktiv ans Glied. An vielen rieselte rother Schaum hernieder. Ducrot, der, mit dem Degen in der Hand, währenddessen versucht hatte, eine Infanteriebrigade ins Feuer zu führen, schickt den Hauptmann de Kerbrecht wieder zu Galliffet. Es soll noch einmal angegriffen werden."

„Gallifet zeigt auf das vorliegende Terrain: ein senkrechter Abhang, tiefer unten Steinbrüche. Ducrot kommt hinzu, zeigt auf ein

Gefälle zur Rechten, ruft: Noch einen Versuch, lieber General! Wenn alles verloren ist, wenigstens dann für die Ehre der Waffen!"

„Mit stolzem Schwung und hinreißendem Muth antwortet Gallifet: „So viel Sie wollen, Herr General! So lange noch jemand übrig ist!"

— —

„Vorn auf der Marfée, im Süden über Frenois, vor der goldstrotzenden Gruppe der Fürsten und seines Stabes, verfolgte König Wilhelm mit dem Fernglas, wie im Schauspiel, die endlos niedergehenden Angriffe der Division Margueritte. Auf der anderen Seite der Maas, auf den Plateaux von Floing und Cazal, sah er an seiner Infanterie sich weiße Wogen brechen: sie würden die tiefen Massen, ihren sieghaften Ansturm nicht überschwemmen. Und vor diesem Wirbeltreiben vergeblich hingeopferter Menschen und Pferde, in unwillkürlicher Bewunderung vor der Größe des heroischen Wahnsinns, rief er aus: O! die tapferen Leute!"

Es liegt ein wilder Rythmus in diesen Sätzen, die über einander hinstürzen, sich stoßen, drängen und überfluthen. Die Sprache reißt fort, es wird einem warm; man fühlt den Sturmwind großer historischer Dinge vorübersausen.

G. Ransohoff.

Im Namen des Vaters . . . .*)

Im Anfang dieses Jahrhunderts, welches sich bereits seinem Ende nähert, kurz nachdem wir die feindlichen Eindringlinge vertrieben und bevor das heute entwerthete konstitutionelle System unter blutigen Unruhen begründet worden war, gab es in dem damals friedlichen Marineda einen bescheidenen Schuhmacher, dessen Zuspruch meistens Stutzer und Offiziere bildeten, aus Gründen, die der scharfsinnige Leser nicht erst zu errathen braucht, da wir sie ihm gleich mittheilen wollen.

Der Meister hieß Santiago Elviña und wäre eine bemerkenswerthe Erscheinung gewesen, hätten nicht zwei oder drei Defekte, ohne ihn gänzlich zu verunstalten, dieselbe ein wenig beeinträchtigt. Seine Augen waren ausdrucksvoll und groß, aber in einem derselben schwebte ein kleines, weißes Wölkchen, das ihn am Sehen hinderte — unglücklicherweise; und seine Haut wäre schön glatt gewesen, hätten sie nicht die niederträchtigen Blattern wie ein Sieb zugerichtet. Das Haar (das einem Gerüchte zufolge in seiner Kindheit sehr kraus und üppig gewesen sein soll) war entschwunden und hatte nur einen spärlichen Kranz hinterlassen, ähnlich dem Schein, welcher auf den Kirchenbildern Sankt Peters Haupt umleuchtet. Trotz all dieser Mängel hätte der Schuster immerhin noch eine stattliche Figur abgegeben, wäre sein linkes Bein nicht über einen Zoll kürzer gewesen, als das rechte, und wäre der entsprechende Fuß nicht ein wenig schief eingesetzt und lahm gewesen.

Man ging so weit, zu behaupten, daß der schusterliche Beruf Santiago's aus dieser Unvollkommenheit stammte, da er ganz spezielle Fußbekleidungen mit doppelter Korksohle benöthigte, und der Wunsch, sich selbst gut zu beschuhen, ihn dahin gebracht habe, mit gleicher Vollkommenheit und Meisterschaft die anderen beschuhen zu lernen. Denn an Händen und Armen war Santiago nichts weniger als lahm — im Gegentheil flink und gewandt, und jede Arbeit ging ihm leicht von Statten. So hatte er das winzige Pantöffelchen aus Prunellstoff geschaffen, welches in der Charwoche am Fuße der Kommandeuse prangte, ebenso die Soldaten- oder Matrosenstiefel mit festen Sohlen. Es machte einem förmlich Vergnügen, zuzusehen, wie Elviña als strenger Kritiker ein Paar Schuhe vom Leisten nahm, sie in Reih und Glied vor sich aufstellte, sich zurücklehnte und sich an dem Glanze des Lackes, der Genauigkeit der Stiche, der schönen Einfassung der Sohlen, kurz an allen Einzelheiten weidete, welche ein Meisterwerk der Schuhmacherkunst zieren.

Aber — über seinen Beruf kam der gute Santiago nicht hinaus; außer seiner schusterlichen Geschicklichkeit suchte man an ihm vergebens ein anderes Verdienst oder Merkmal des Scharfsinns, der Besonnenheit, des Verstandes und der Tauglichkeit.

Er war platt, arm an Geist, leichtgläubig bis zum Uebermaße, aus Unschuld und Herzensgüte, noch mehr als aus Unwissenheit und Einfalt; sein Glauben an das Menschengeschlecht war so grenzenlos, daß er trotz goldener Hände für sein Handwerk, noch nicht wohlhabend war, was er den unzähligen Streichen und Betrügereien, die er seiner unwahrscheinlichen Vertrauensseligkeit verdankte, zuzuschreiben hatte. Es wäre schwer, die unzählige Schaar Unverschämter anzuführen, welche gratis beschuht in Marineda herumliefen — auf Kosten des engelgleichen Elviña. Und das Beste war, wenn jemand ihn deswegen neckte, antwortete er, den Kopf schüttelnd: (denn er war trotz seines Mißgeschickes ein wenig halsstarrig und störrisch!): „Wenn er mir die Schuhe schuldig ist — umso schlimmer für ihn! In der anderen Welt wird er sie mir mit Zinsen zu bezahlen haben. Es wird über seine Seele hergehen — es sei denn, daß der Unglückliche keine hätte und statt dessen . . . Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Droben aber ist jemand, der Rechnung führt . . .! Und sehr genaue!" Mit seinem durchlöcherten Gesicht, dem Wölkchen im Auge, seinem kahlen Kopf und dem krummen Fuß hatte er es doch dahin gebracht, eine musterhafte Frau zu finden, mit hübschem Gesicht und mehr als mittlerem kaufmännischen Verständniß. Unter ihrer Leitung gedieh das Haus, wuchs das bescheidene Vermögen, herrschte Reinlichkeit im Laden, Frieden und Wohlstand am heimischen Herd. Die Schusterin sichtete die Kunden, leitete den Verkauf und die Lieferung der Waaren, verhütete die Kindereien ihres Mannes und trieb die Baarzahlungen ein. Durchdrungen von ihrer Ueberlegenheit hatte sie sich zu seiner Beschützerin aufgeworfen und pflegte zu sagen: „Was würde wohl aus dem armen Tropfe ohne mich!"

Das grausame Geschick wollte es, daß Santiago bald erfahren sollte, wie viel er an dieser Bevormundung zu verlieren hatte. . . . Seine Gattin starb, indem sie einem Kinde das Leben schenkte . . . und Santiago blieb allein mit der Sorge, das kleine Mädchen aufzuziehen. Dieses — Margarita geheißen — lebte wie durch ein Wunder; der Vater nährte es mit Milch und Suppe, unterstützt von den mitleidigen Nachbarinnen; und mit Abschnitzeln von Sohlen, Lederabfällen, Ahlen und Hämmern spielend, wuchs die Kleine auf, gedieh, entwickelte sich, wie eine Rose am Strauch. Hätte man damals Goethe's Dichtung schon gekannt, so wäre wohl jedem der Vergleich zwischen Faust's Liebchen und der nicht minder lieblichen Margarita aus dem Schusterladen eingefallen, denn gleich jener besaß sie goldblondes Haar und das bescheidene, dabei fröhliche Wesen. Sie war weder zart noch blaß, sondern frisch und kernig, wie es die Mädchen von Marineda zu sein pflegen; ein feiner Flaum bedeckte ihre Haut, reines, jugendliches Blut färbte ihre Wangen, ihre grünlichen Augen glichen Seen, in welchen sich die Sonne spiegelt.

Verstehst Du jetzt, weiser Leser, weshalb der Laden des guten Santiago Elviña so viel Zuspruch von Stutzern und Offizieren hatte?

Als Margarita in das Alter kam, in welchem sich das Kind in ein begehrenswerthes Weib verwandelt, hatte sie ganz allein, ohne Hilfe oder Rath, die Kunst entdeckt, ihre Schönheit mit unschuldigen und wohlfeilen Mitteln zu heben, als da sind: kunstvolle Frisur, Blumen am Mieder, der gutsitzende Schuh (sie war ja an der Quelle), Kleider aus ärmlichem Kattun, niedlich zugeschnitten und geschmückt . . . durch die Schönheit der Trägerin. Ohne sonstige Künste oder Aufwand war Margarita wie die Sonne, und es ist wohl unnöthig zu erwähnen, daß ihr Vater sie verstohlener Weise mit kindischem Stolz betrachtete.

Und der Schuster stellte für sich folgende Betrachtungen an: „Alle finden meine Tochter reizend — das glaube ich wohl! Sie sagen nichts, als was wahr ist. Und doch bleiben sie weit zurück — sie ist viel hervorragender, als sie glauben, denn sie vereinigt mit ihrer körperlichen Schönheit noch Schätzenswertheres: die Gesinnung einer Heiligen, Heiterkeit, Verstand, dieselbe Anlage wie ihre verstorbene Mutter für die Leitung und Ordnung des Haushalts. Da

---

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen von Ellen Godwyn.

sie zugleich so gut und fromm ist, weiß ich, daß nicht ein böser Gedanke oder eine sündhafte Handlung bei ihr vorkommen kann. Wenn man also den Ruf ihrer Schönheit und Tugend bedenkt, wäre es gar kein Wunder, wenn sich ein Herr in sie verlieben würde . . . . und wenn nicht ein Herr, dann doch ein gutgestellter Handwerker, wie Nicefero, der Kunsttischler, der so viel um meinen Laden herumstreicht. Derjenige, welcher sie liebt, was hätte er sonst zu thun, als zu mir zu kommen und mir zu sagen: „Meister Santiago, ich liebe Ihre Tochter . . . und dies . . . und jenes.“ Und ich? Was habe ich wohl zu antworten? „Wenn sie einverstanden ist . . . und so . . und so.“ — Dann die Kirche — und übers Jahr Enkelchen!“

In diesen hochgeschraubten Erwartungen lebte Santiago Elviña dahin. Niemals vorher hatte er so viele und so vornehme Kundschaften gehabt. Man kann sagen, daß die gesammte Offizierswelt der Garnison bei ihm kaufte, so daß er sich genöthigt sah, Lehrlinge anzunehmen und die Nächte hindurch bis zwölf, ein Uhr arbeitete. Die Offiziere zahlten baar, feilschten nicht, lobten die Waare und sagten obendrein Margarita Süßigkeiten. Santiago war von diesen Käufern entzückt. Eine der besten Kundschaften war ein Franzose, welcher Armand Deslauriers hieß und Fechtmeister im Regimente Borbón war. Er war sehr stolz auf seine Beine und hielt darauf sie, wenn er des Nachmittags ausritt, durch eigene Reitstiefel aus geripptem Lack zu heben, die, wie er sagte, niemand in ganz Spanien außer Santiago zu machen verstünde. Das wohlgeformte Bein war übrigens nicht das einzige Anziehende an dem Fechtlehrer; er erfreute sich eines von Pomade glänzenden, kastanienbraunen Schnurrbartes, eines geschmeidigen, wie aus Marmor gemeißelten Körpers, welchen die täglichen Fleuretübungen noch elastischer machten, ferner rühmte er sich einer Sammlung von Reitpeitschen mit silbernen Griffen, prallsitzender Hosen, wallender Halsbinden und phantastischer Uhrkettenanhängsel — was Armand Deslauriers alles in den Augen des ganzen weiblichen Marineda sehr gefährlich machte — gleichviel welchen Standes und Charakters — Damen und Arbeiterinnen, Wittwen, Ehefrauen und Mädchen. Es muß hinzugefügt werden, daß der Beruf Deslauriers den Vätern, Gatten, Brüdern und Verlobten dagegen einen gewissen Schrecken einjagte.

Wie wir bereits erwähnt haben, war der schöne Fechtmeister ganz verliebt in die Stiefel, welche Elviña fabrizirte, und kein Tag verging, an dem er nicht bei ihm vorsprach, um entweder irgend eine Reform oder Verbesserung für diejenigen, welche er gerade trug, vorzuschlagen oder zu überwachen wie die, welche der Meister eben in der Arbeit hatte, vorschritten. Da war eine Steppnaht zu straff, dort ein Besatz einen Zoll zu hoch, hier eine Quaste, die verstümmelt war und durch eine neue ersetzt werden mußte . . . . Jeder derartige Zwischenfall war für Deslauriers ein Vorwand, lange Zeit in der Schusterwerkstatt zuzubringen, in einem wackeligen Sessel sitzend, mit französischer Aussprache und Beredtsamkeit, doch in ganz verständlichem Spanisch plaudernd und Kriegserlebnisse und lustige Geschichten erzählend, welche Elviña herzlich lachen machten.

Plötzlich schien es, als ob Deslauriers seine Vorliebe für Reitstiefel ganz verloren hätte. Tage um Tage vergingen . . . . er zeigte sich nicht im Laden.

Santiago zollte diesem Phänomen wenig Aufmerksamkeit, denn ein anderer ernster Umstand nahm dieselbe ganz in Anspruch. Margarita war krank, sehr krank.

Was fehlte ihr? Wie soll man das ergründen! Wie soll man wissen, warum ein Mädchen von sechzehn oder siebzehn Jahren abmagert, das Essen verschmäht, gelber wird als eine Citrone, immer Thränen in den Augen hat und eine Leichenbittermiene aufsetzt, sich in ihrem Zimmer einschließt, die Tage auf dem Bette liegend zubringt, oder in einem dunkeln Winkel sitzend, mit herabhängenden Armen und herabhängendem Kopfe, und trotz aller Fragen nicht antwortet, was ihr fehlt und was ihr eigentlich ist!

So raisonnirte Santiago Elviña, und so antwortete er auch den Nachbarinnen, die in verschiedenen Tonarten Nachrichten über das Mädchen verlangten oder ihre Zurückgezogenheit besprachen . . . . Eines Tages vertraute der biedere Schuster zufällig seine Betrübniß der Mutter des Kunsttischlers Nicéforo an, jenes eifrigsten Bewerbers um Margarita, der vor einem Jahre unermüdlich die Straße umkreist hatte. Die Gevatterin schwieg dazu, sich mit der Stricknadel den Kopf kratzend. Endlich antwortete sie auf seine Klagelieder, aber mit geflissentlich ausweichenden, dabei vielsagenden Worten: „Ja, ja, was wollen Sie, Meister Santiago . . . . Die Mädchen . . . die glauben, die Welt ist groß und nur dazu gemacht, sich zu unterhalten und zu genießen! . . . . Die Herren . . . die mit dem aufgezwirbelten Schnurrbart, die gefallen ihnen . . . die Sporen tragen und daher traben, daß die Straße dröhnt! Sie verachten einen ehrlichen Handwerker, einen braven Mann, der sie heirathen möchte und sie zur Königin in seinem Häuschen machen will . . . . und gehen dafür mit jenen Müßiggängern, die sich hinterher über alle lustig machen . . . ja, ja, das kennt man schon . . .“

Das Gesicht Santiago's war in diesem Augenblicke des Pinsels eines großen Künstlers würdig. Ich glaube, selbst sein blindes Auge sprühte Funken und Blitz.

„Señora Clara! Señora Clara“, stammelte er . . . und gleich darauf, als er den Gebrauch seiner Sprache und seiner Kräfte wiedererlangt hatte, schrie er mit solcher Heftigkeit, daß er selbst erschrak: „Lügnerin! Erzlügnerin!“

„Selbst Lügner“, rief die erboste Frau, wie eine Natter auffahrend. „Wollt Ihr mir etwa weißmachen, daß Ihr von nichts wißt? Das mögt Ihr Dummköpfen einreden — aber ich lasse mir so etwas nicht aufbinden! Und dabei noch so aufbegehren . . . . das wäre mir das Rechte. Laßt Euch also sagen, daß wir Familienmütter es satt haben, mitanzusehen, wie Eure Tochter ein schlechtes Beispiel gibt und um zwölf Uhr Nachts mit dem Franzmann auf den Gartenbänken scharmuzirt, zum Aergerniß des ganzen Viertels. Wie meint Ihr wohl werden diese Spaziergänge endigen? Geht nur“, fügte sie mit blutigem Hohne hinzu „und trefft Euere Vorbereitungen . . . . für das, was dabei herauskommt. Von jetzt in sieben Jahren könnt Ihr einen neuen Lehrjungen in der Schusterwerkstatt haben!“

Santiago antwortete nichts. Er war völlig sprachlos. Seine Kehle brachte keinen Laut hervor. Er griff sich mit den Händen nach dem Kopfe und rannte, so schnell es sein verkrüppelter Fuß erlaubte, nach seinem Hause und ging geradenwegs in Margarita's Zimmer . . . . Was zwischen Vater und Tochter gesprochen wurde, ist unbekannt, obschon man es aus den darauffolgenden Vorgängen schließen kann. — Ungefähr eine Stunde nach dieser Unterredung legte Santiago ein reines Hemd an, nahm sein Sonntagsgewand aus der Tiefe des Schrankes hervor und zog ein paar knarrende neue Stiefel an. Dann begab er sich geräuschvollen Trittes in die Kaserne, die jenseits des Gartens lag. Dort fragte er nach dem Fechtmeister, Herrn Deslauriers, und wurde in ein Zimmer geführt, in dem der Franzose in Gesellschaft mehrerer Offiziere trank und rauchte.

Zuerst sah der beleidigte Vater gar nichts, so dicht war der Tabaksqualm, welcher das Zimmer erfüllte, dann aber gewahrte er durch den Rauch hindurch seinen Beleidiger, der ihm mit dem Becher in der Hand entgegenging.

„Holla, Meister Elviña . . . . Welche angenehme Ueberraschung, Meister Elviña . . . . Sie hier . . . welche große Ehre! . . . Setzen Sie sich und trinken Sie einen Schluck Rum!“

Dieser Empfang verblüffte den Schuster. Er wurde sich bewußt, daß der bloße Anblick des Franzosen ihn vor Wuth erbeben machte und daß es ihm unmöglich sein würde, zu sprechen. Mechanisch ergriff er das Rumglas und mechanisch goß er den Rum in die Kehle hinunter . . . . Die mäßigen Menschen besitzen eine Zuflucht mehr als die Ausschweifenden — der Rum löste Elviña sofort die Zunge.

„Ich habe mit Ihnen zu reden . . .“, begann er in kategorischem Tone, „aber nicht hier: wir müssen allein sein.“

„O! Allein — das ist unnöthig", erwiderte ihn nachahmend der Franzose. „Und weshalb, mein Herr? Jeder hier kennt den Grund Ihres Kommens. Jeder weiß, daß ich Señorita Margarita ein paar Artigkeiten gesagt habe... und daß Sie beide mich festhalten wollten! A propos, wie geht es ihr? Immer si jolie? Richten Sie ihr mein Kompliment aus!"

Santiago fühlte sich neuerlich erbeben. Seine Zähne schlugen auf einander . . . und nicht aus Angst! . . .

„Noch ein Glas Rum", antwortete er, die Hand ausstreckend.

Die Offiziere gruppirten sich im Kreis um sie herum, mit Lachen und Witzworten die Scene begleitend. Elviña leerte das Glas und fühlte, wie sein Inneres sich erhitzte.

„Wenn Sie also nicht mit mir allein sprechen wollen, so werde ich vor allen reden. Mir gilt es gleich. Der Rabe braucht nicht schwärzer zu sein, als seine Flügel. Ich komme, um zu verlangen, daß Sie meine Tochter heirathen und zwar binnen vierundzwanzig Stunden. Wenn Sie das nicht thun, so erschlage ich Sie wie einen Hund."

Der Lärm herum verdoppelte sich, und Deslauriers machte eine ironische Verbeugung.

„Herr Elviña, sehr verbunden für die Ehre, die Sie mir erwiesen, indem Sie meine weiße Hand für Ihre herrliche Tochter begehren! Ich würde mit größter Freude ihr Gatte werden . . . Aber ich habe ein Gelübde abgelegt . . . wie soll ich sagen . . . ein Gelübde der Keuschheit . . . ich bleibe Junggeselle."

Hier wurde das Gelächter der Umstehenden so geräuschvoll, daß die schmutzigen Gläser im Zimmer erbebten. Santiago schwieg; er drückte die Zähne aufeinander, ergriff die Rumflasche, füllte noch ein Glas und trank von neuem einen Schluck . . . . und plötzlich, ohne zu spaßen, stürzte er mit erhobener Hand auf den Fechtmeister los . . . Zehn oder zwölf Arme trennten ihn von Deslauriers, aber nicht schnell genug, als daß die Hand des Schusters nicht bereits die Schläfe seines Feindes gestreift hätte.

Als er sich überwältigt sah, stellte sich bei dem Schuster unerwartet die Reaktion ein, und er begann zu weinen . . . . bitterlich zu weinen.

Und der Fechtmeister, der die Stirne gerunzelt hatte, als er sich von einer Ohrfeige bedroht gesehen, näherte sich dem Vater, als er ihn schluchzen hörte und sagte, nicht ohne vorher den umstehenden Offizieren ausdrucksvoll zugeblinzelt zu haben:

„O, Señor Elviña! Sie haben mich schwer beleidigt . . . Sie haben die Hand wider mich erhoben . . . . Das ist sehr ernsthaft zwischen Kavalieren . . . . Meine Herren, Sie waren Zeugen der Beleidigung. Herr Elviña ist mir Satisfaktion schuldig. Eine Satisfaktion auf dem Felde der Ehre . . . . Ah . ."

„Hören Sie, Elviña? Sie sind dem Herrn Deslauriers Satisfaktion schuldig!"

„Satisfaktion?" stammelte der Schuster, ohne zu begreifen, mit thränenerstickter Stimme.

„Ja . . . Sie müssen sich schlagen."

„Uns schlagen?" antwortete der Vater: „Gewiß wollen wir uns schlagen! Gleich . . . ohne Zögern. Aber gehen wir hinaus, denn hier überwältigen mich ja alle!"

„O — wir meinen nicht dasselbe, Señor Elviña . . . . Es soll kein gemeiner Faustkampf sein, sondern ein Zweikampf wie zwischen Edelleuten. Die Ehre erfordert es so . . . ."

„Werden mich diese Arme nicht überwältigen? Werden sich diese Herren nicht dazwischen werfen?" jammerte der Unglückliche.

„Wie meinen Sie das? Sagte ich Ihnen nicht, daß es einen Ehrenhandel gilt?"

„Also gut . . . . Gehen wir daran! Auf welche Weise . . ."

„Nein, nein; jetzt nicht. Kennen Sie denn nicht die Gebote der Ritterlichkeit, Herr Santiago . . . Zweikämpfe finden stets vor Tagesanbruch statt . . . . Morgen ganz früh im Garten . . . Diese Herren werden sekundiren . . . Um sechs erwarten wir Sie. Ich bin der Beleidigte und wähle den Säbel."

„Geben mir die Herren das Wort, mich nicht zu überwältigen?" wiederholte Elviña mißtrauisch.

Man versicherte ihn, daß sich am nächsten Tage niemand zwischen ihn und Deslauriers werfen werde.

„Also, auf morgen!"

„Ach, Ihr sollt sehen . . . quelle bonne farce! sagte der Franzose, nachdem der arme Teufel fortgegangen war. „Cet animal-là hat noch nie einen Säbel gesehen! Ich werde ihm einen Denkzettel in Gestalt einer Tracht Prügel geben, daß ihm die weitere Lust vergeht, uns zu belästigen . . . . . dann werden wir ihn hierherführen, ihn mit Rum betrunken machen . . . . und werden ihn tanzen lassen. Damit der Spaß vollkommen sei und damit man sieht, daß ich seine Dummheit nicht mißbrauchen will, werde ich mir, da er einäugig ist, ein Auge verbinden. . . . Nous allons rire!"

. . . .

Die Wahrheit in Ehren — wenn dies auch den Heldenmuth des Schusters etwas herabsetzt — in jener Nacht schlief Elviña nur wenig. Punkt fünf Uhr früh trat er in die Kapelle der „Schmerzensreichen", um die Frühmesse zu hören. Inbrünstig folgte er dem Gottesdienst, betete einige Salve Regina, und beim Hinausgehen veranlaßte ihn der Zufall oder ein schwer zu definirendes instinktives Gefühl, das Reliefbild oberhalb der Thüre zu betrachten. Es stellte die Jungfrau Maria, den todten Sohn in den Armen haltend, dar, das Sinnbild der Schmerzensreichen. Santiago erinnerte sich an Margarita, welche er im tiefsten Schlummer zurückgelassen hatte . . . und sein einziges taugliches Auge verschleierte sich, so daß er auf beiden nichts sehen konnte.

„Ich hätte einen Schluck Rum trinken sollen, um Muth zu fassen!" dachte er, während er seine Schritte zum Garten lenkte.

Dort wurde er bereits von Deslauriers und einer Gruppe von Offizieren erwartet, die seine Ankunft mit Gelächter und gegenseitigem Anstoßen begrüßten. Der Schuster wollte sich mit geballten Fäusten auf seinen Widersacher stürzen; allein die fingirten Sekundanten hielten ihn davon ab.

. . . . ja, kannte er denn den Duellkodex nicht? Sie gingen daran, ihm alles Punkt für Punkt zu erklären . . .

So hält man den Säbel . . . so macht man einen Ausfall . . .

Santiago wartete resignirt und niedergeschlagen ab, bis die possenhaften Vorbereitungen getroffen waren.

Die Sonne wurde vertheilt; die Waffen wurden geprüft, der Kampfplatz abgemessen, alles mit großer Wichtigthuerei; dann wurde Deslauriers verbunden, um die Chancen auszugleichen. Santiago entledigte sich seiner Jacke, Armand Deslauriers seines Rockes, jeder ergriff einen Säbel und eine Stimme ertönte: „Achtung auf das Zeichen!"

Die Neugierigen ringsum wollten sich über den Zweikampf zwischen dem Fechtmeister und einem krummen Schusterlein, welches noch niemals einen Säbel in der Hand gehalten hatte, halbtodt lachen . . . . Deslauriers stand vergnügt lächend in der schneidigen und eleganten Stellung eines erfahrenen Fechters, die Spitze des Säbels gegen den Boden gesenkt. „Los!" rief einer der Sekundanten.

Dies hören, sich bekreuzigen und mit lauter Stimme ausrufen: „Im Namen des Vaters, des Sohnes . . ." und mit geschwungenem Säbel auf seinen Feind losstürzen, war eines für Elviña, ehe jener mit dem verbundenen Auge sich von der unerwarteten Bewegung Rechenschaft ablegen konnte. Bei den Worten „. . . und des heiligen Geistes!" hatte die Klinge schon den Körper des Verführers durchbohrt, der einen Augenblick schwankte, taumelte und mit ausgestreckten Armen entseelt zu Boden stürzte. Ein Blutstrom ergoß sich aus der Wunde und bildete eine rothe Lache um den Leichnam.

Emilia Pardo Bazán.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 26. Berlin, den 28. März 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Des Charfreitages wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verlag der „Nation“, Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Telegraph meldet aus Südafrika, daß die Mitglieder der Regierung von Transvaal eine Unterredung mit Kitchener gehabt haben und alsdann auf Grund einer Erlaubniß des englischen Oberkommandirenden nach dem Oranjefreistaat gereist sind, um sich mit den dortigen Führern der Buren zu verständigen. Ist das der Beginn von Friedensunterhandlungen? Man muß es annehmen; welcher Art aber die Bedingungen sind, auf deren Basis der Friede hergestellt werden soll, darüber fehlt noch jegliche zuverlässige Mittheilung.

Wir wollen wünschen, daß dem Blutvergießen nunmehr ein Ende bereitet wird, und hoffentlich sind die Engländer klug genug, mit dem heroischen Burenvolk zu einem Einverständniß zu gelangen, das die Bürgschaft einer dauernden friedlichen, zukünftigen Entwicklung für Südafrika bietet. Nur eine solche Lösung liegt im wohlverstandenen Interesse der beiden streitenden Parteien, wie auch im Interesse der zivilisirten Welt.

Deutschland wird heute in England vielfach als ein Feind betrachtet und zwar darum, weil wir an der englischen Politik in Südafrika eine Kritik geübt haben, die im Wesen vollständig mit der Kritik der Opposition in England übereinstimmt. Wir haben die Motive, die zu diesem Kriege geführt haben, [illegible] bedenklich gefunden; wir hegen Bewunderung für jenen kleinen zähen Volksstamm in Südafrika, der auf seine Façon seelig werden will, und so lange im menschlichen Herzen der Trieb nach Freiheit und nach nationaler Selbstständigkeit wohnen wird, werden Männer wie die Buren immer Bewunderung erregen; und schließlich mißbilligten wir jene englische Politik auch darum, weil sie für England selbst verhängnißvoll sein mußte, weil sie das Schwergewicht Englands in der internationalen Politik herabdrückt, ein Gewicht, das die Civilisation der Welt und das auch Deutschland, trotz vorübergehender Reibung mit unsern angelsächsischen Vettern, nicht missen kann. Wir meinen, daß diese Erwägungen sich als überaus stichhaltig bereits erwiesen haben, und es wird schwerlich einen englischen Staatsmann geben, der bei richtiger Voraussicht jener Entwicklung, die sich schließlich ergeben hat, den Krieg gleichwohl begonnen hätte.

Das Südafrikanische Abenteuer ist nicht mehr rückgängig zu machen; aber seine Folgen lassen sich abschwächen. Solche Abschwächung wird dann eintreten, wenn Engländer und Buren zu einem Ausgleich gelangen, der ein friedliches Nebeneinanderleben der beiden Rassen ermöglicht; sie beide haben erwiesen, welch' zähe Kraft ihnen innewohnt, und daß es besser ist, sich zu verständigen als sich gegenseitig zu würgen, bis zur Vernichtung des einen und bis zur äußersten Erschöpfung des anderen.

Eine tiefe Erschöpfung Englands ist es keineswegs, was Deutschland erwünscht sein kann. Ein schwaches England kann Rußland und Frankreich zu Thaten in Asien reizen, die auch auf die europäischen Verhältnisse schließlich zurückwirken müssen, und zwar in einer Weise, die uns nicht gleichgiltig sein kann.

Eine zuversichtliche Hoffnung für das Ende des südafrikanischen Krieges kann man leider noch nicht hegen; kommt es aber zum Frieden, dann ist zugleich ein Anlaß zu immer wiederkehrender erbitterter Polemik zwischen England und Deutschland aus der Welt geschafft. Und wir meinen, beiden Nationen wird es nützen, wenn sie mit vorurtheilsloser Sachlichkeit sich wieder darauf besinnen, welche Fülle gemeinsamer politischer und gemeinsamer Kulturinteressen sie verbindet, und daß ihre wirthschaftlichen Rivalitäten niemals in offene Feindschaft auszuarten brauchen.

Cecil Rhodes ist gestorben. Es liegt etwas Tragisches darin, daß dieser Mann das Ende des unglücklichen Krieges, den er vor allem entfesselte, nicht erlebt hat. Rhodes war ein Mann von ungewöhnlicher Energie und Rücksichtslosigkeit und ihm ermangelte eine gewisse Größe nicht. Aber er war doch ein Verhängniß für sein Geburtsland England. Er verkörperte jenen Typus von Politikern, die den Plan des Imperialismus aufgegriffen haben; das führte ihn politisch mit Chamberlain zusammen, und die in der Verfolgung dieses Imperialismus die feste Basis englischer Macht erschütterten. Man kann englische Weltpolitik nur von London aus betreiben, und er ist der erste, der den verhängnißvollen Versuch machte, sie von der „Peripherie“ des Reiches, von Kapstadt aus, zu verfolgen.

Graf Bülow ist nach Italien abgereist, und er spricht dort, voraussichtlich in Venedig, den italienischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Prinetti. Diese Zusammenkunft ist ein Beweis dafür, daß man sowohl in Rom wie bei uns die guten bisherigen Beziehungen aufrecht zu erhalten wünscht; das bedeutet aber: Erneuerung des Dreibundes sowie Wiederabschluß eines Handelsvertrages. Man darf zwar nicht erwarten, daß bei der jetzigen Zusammenkunft bindende Vereinbarungen getroffen werden; hoffentlich werden aber die Wege für den Abschluß der Verträge jetzt geebnet.

Um das aus den Vereinigten Staaten bei uns eingeführte Fleisch vor dem Verderben zu schützen, kommt in Amerika Borsäure zur Verwendung. Fleisch, das derartig hergerichtet ist, wird nunmehr von der Einfuhr nach Deutschland ausgeschlossen, weil angeblich Borsäure gesundheitsschädlich wirke. Unseres Wissens wird diese Gesundheitsschädlichkeit von ersten Autoritäten bestritten; allein sollte die objektive Wissenschaft in der That die Gefahren von Borsäure zu erweisen vermögen, dann werden sich die Amerikaner fügen müssen. Freilich auch wir dürfen uns alsdann nicht wundern, wenn jene ihre Wissenschaft gleichfalls heranziehen, um deutsche Importartikel auf ihre Gesundheitsschädlichkeit zu prüfen, und um sie alsdann im gegebenen Falle desgleichen auszuschließen.

Vor einem sollten wir uns hüten, schwankende wissenschaftliche Anschauungen zu benutzen, um wirthschaftliche Absperrungsmaßregeln, natürlich im Interesse der Agrarier, vorzunehmen. Dieses Kunststück können die Amerikaner natürlich auch zu Wege bringen, und Zollplänkeleien und Zollchikanen bleiben gleich verderblich und zwar für beide Theile, ob sie nun als offener wirthschaftlicher Kampf oder als verdeckter Kampf geführt werden, für den die wissenschaftliche Hygiene Vorwand und Entschuldigung zu liefern fänftiglich veranlaßt wird.

* * *

Die schwankenden Reihen.

Vor ein paar Wochen war Graf Bülow der beste Reichskanzler, den sich die Agrarier wünschen konnten; so behaupteten die Organe der Rechten. Als jedoch die Erklärungen der Reichsregierung in der Tarifkommission erfolgt waren, die besagten, daß die verantwortlichen Leiter der Politik unter gar keinen Umständen die agrarischen Schlimmbesserungen des Tarifs gutheißen würden, da war Graf Bülow jedenfalls nicht mehr der beste Reichskanzler, und nun verschworen sich die Agrarier hoch und theuer, daß, wenn nicht nach ihren Wünschen verfahren werden würde, dann wären sie zum Fürchterlichsten entschlossen; und dieses Fürchterlichste sei, sie würden radikale Freihändler werden und rücksichtslos auch die Industriezölle niederreißen. Auf die Periode des Schmeichelns, durch das der Reichskanzler bethört werden sollte, und auf die zweite Periode der Wüthigkeit, durch die der Reichskanzler eingeschüchtert werden sollte, ist nun die dritte Periode gefolgt, die der geschäftsmäßigen Kühle.

Da die Parole Alles oder Nichts von der Oeffentlichkeit lächelnd für das genommen worden ist, was sie bedeutete, so besinnen sich die Agrarier als gute Kaufleute auf ihre — staatserhaltenden Eigenschaften.

Die „Kreuzzeitung“ behauptet: „Im Parteiinteresse hätten wir nichts zu fürchten“; aber höher als die Partei steht das Interesse des Staates.

> „Wenn in Rücksicht auf die nachhaltigen üblen Folgen, die eine derartige Wühlerei im großen verursachen würde, der Wunsch immer reger wird, in der Zollfrage zu einer raschen und annehmbaren Verständigung zu gelangen, so ist dieser Wunsch, den auch wir schon . . . ausgesprochen haben, kein „Angstprodukt“, sondern der Ausdruck der Sorge um die Erhaltung des Staates und um die Wahrung des durch die rothe Phalanx bedrohten inneren Friedens.“

Der innere Frieden beginnt der „Kreuzzeitung“ in dem Augenblick als ein kostbares Gut zu erscheinen, da die Schürung des inneren Unfriedens durch weiteres starrköpfiges Hinaufrücken der agrarischen Zölle jeglichen Gewinn für die Großgrundbesitzer in Frage stellen könnte. Die Agrarier lassen sich allgemach bereit finden, auf Forderungen zu verzichten, von denen sie annehmen, daß sie dieselben nicht durchsetzen werden, sondern die den gesammten Tarif möglicherweise zu Falle bringen möchten. Sie retten, was für sie zu retten ist, und diese Sorge, die sie um ihre eigensten Interessen haben, nennen sie herkömmlicherweise „Sorge um die Erhaltung des Staates“.

Da auch das agrarische Centrum sich dieser Evolution anschließt in weiser Voraussicht, daß ein Wahlkampf um die Getreidezölle der Partei große Gefahren bringen könnte, so ist nicht daran zu zweifeln, daß die Mehrheitsparteien heute geneigt sind, sich der Regierungsvorlage wieder anzunähern.

Eine offene Frage bleibt es, wie stellt sich der Bund der Landwirthe zu dem Abschwenken der Konservativen und der agrarischen Centrumsleute? Das Interesse des Bundes verlangt es, stets und ständig zu behaupten, daß die Landwirthschaft ihre zuverlässigste Vertretung nur durch die Herren v. Wangenheim, Roesicke und Hahn finde. Würden Centrum und Konservative dasselbe leisten wie der Bund, so wäre dieser ja überflüssig; also der Bund muß mehr thun als jene Parteien; er muß anspruchsvoller und rücksichtsloser sein als sie. Und das Einfachste für den Bund wäre daher, sogleich Verrath zu schreien, und die Konservativen und das Centrum als schwachmüthige Verräther an den Interessen der Landwirthschaft zu brandmarken. Nur eine Gefahr birgt diese bequeme Tapferkeit; wenn alsdann das Unglück will, daß Centrum und Konservative sich wirklich einschüchtern lassen und nunmehr gleichfalls so verhängnißvoll muthig werden, den agrarischen Tarif der Regierung als ungenügend zu zerschlagen, und wenn zunächst garnichts, aber auch garnichts zu Stande kommt, wird dann nicht die ländliche Anhänger-

schaft auffässig werden in dem Gefühl, daß der Bund daran Schuld gewesen, wenn man die Taube aus der Hand ließ, um des vergeblichen Versuches willen, den Fasan auf dem Baum zu fangen. Freilich, eine andere Erwägung könnte den Bündlern noch näher liegen.

Was ist denn erreicht, wenn Bund und Konservative und Centrum und Regierung einig sind? Noch garnichts. Erst hierauf beginnt der Kampf mit der Opposition, und wir halten an der Ueberzeugung fest, daß die Opposition stark genug sein wird, um eine so gründliche Durchberathung des Tarifs zu erzwingen, daß eine rechtzeitige Verabschiedung unmöglich wird. Dann hätte sich der Bund beschieden, dann hätte auch der Bund seinen schwachmüthigen Opportunismus erwiesen, dann hätte er sich zum Centrum und zu den Konservativen rangirt und dargethan, daß er neben diesen Parteien überflüssig wäre — warum? wofür? für nichts und wider nichts. Auch die Taube wäre ihm nicht ein Mal in der Hand geblieben. Und um dieses Ausganges willen sollte sich das Bundesregiment kompromittiren!

Die Schwierigkeiten bleiben also für die Majorität sehr große. Und bisher haben die Agrarier gar nichts erzielt, als sich bloßzustellen. Sie haben ihre Anhänger auf einen 7 oder 8 Markzoll lüstern gemacht; sie haben erklärt, mit den Zöllen der Tarifvorlage unter keinen Umständen einverstanden zu sein; sie haben betheuert, daß die von ihnen in den Tarif eingesetzten Positionen das Mindeste seien, was sie verlangen müßten, und auch hiermit war der Bund nicht einmal einverstanden, und sie sind nun dabei, von den mindesten sich zu den aller mindesten und dann vielleicht zu den aller aller mindesten Forderungen herabdrängen zu lassen, wie jene Sorte von eifrigen und beflissenen Handelsleuten, die den Hohn und die Verachtung jener Parteien zu erregen pflegen.

Zu Wege gebracht ist bisher nichts, als daß die agrarischen Reihen ins Schwanken gekommen sind, und wenn sie sich auch wieder zusammenschließen sollten, selbst dann bleibt die schließliche Niederlage ihnen drohend über dem Haupte.

P. Nathan.

Von Kartellen und Syndikaten.

Wer heute die Frage der industriellen Schutzzölle behandelt, kann dies unmöglich thun, ohne auf die Kartelle und ihre Wirkungen näher einzugehen.

Das ist das Urtheil, zu welchem übereinstimmend die Verfasser zweier kürzlich erschienener Schriften kommen.*) Es ist charakteristisch für den Umfang und die Bedeutung, welche das Kartellwesen heute bereits in unserem wirthschaftlichen Leben einnimmt, daß zwei volkswirthschaftliche Untersuchungen, welche sich besondere, nach Art und Ziel durchaus verschiedene Aufgaben gestellt haben, schließlich nothwendig auf eine Betrachtung der bestehenden Kartelle, ihrer Grundlagen und ihrer Wirkungen hinauskommen. Professor Lotz will in seiner Schrift, die den Abdruck eines in der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrags darstellt, zunächst darlegen, welche Stellung die volkswirthschaftliche Wissenschaft zur Zeit Adam Smith's gegenüber agrarischen und schutzzöllnerischen Sonderinteressen eingenommen hat und in unserer Zeit einnimmt; er sieht sich von dieser mehr theoretischen Erörterung bald hinübergeführt zu einer kritischen Betrachtung der heutigen Protektionspolitik in allen ihren Verzweigungen, deren Wirkung praktisch vor allem in den Kartellbildungen zum Ausdruck kommt. Dr. Vogelstein hat sich die Aufgabe gestellt, historisch die Entwicklung der Industrie der Rheinprovinz in den Jahren 1888—1900 zu schildern; seine Beobachtung der Vorgänge auf diesem Wirthschaftsgebiet führt zu dem Ergebniß, daß nahezu die Hälfte seiner Arbeit der Thätigkeit der auf diesem Gebiet bestehenden Kartelle gewidmet ist.

Professor Lotz stellt an die Spitze seiner Erörterungen den nur allzu treffenden Satz, daß, wer sich mit dem Wirthschaftsleben, in dem der Eigennutz eine so große Rolle spielt, wissenschaftlich beschäftigt, nicht überrascht sein darf, daß ihm der Widerstreit von Sonderinteressen und Wissenschaft auf Schritt und Tritt begegnet. Er spricht aber zugleich die Ueberzeugung aus, daß es feststehende Ergebnisse der Wirthschaftswissenschaft gibt, und daß es eine wissenschaftliche Verpflichtung gibt, diese Ergebnisse, auch wenn sie mächtigen Leuten unbequem sind, gegenüber Klasseninteressen zu vertreten. Die folgende Untersuchung will zunächst scheiden, was sich seit 126 Jahren angesichts wissenschaftlicher Kritik als richtig und als falsch oder auch als ergänzungsbedürftig bei Adam Smith's handelspolitischen Ausführungen herausgestellt hat. Gegen das Ergebniß dieser Untersuchung wird sich auch von einem anderen prinzipiellen Standpunkte nicht viel einwenden lassen. Ein erheblicher Theil dessen, was der große Begründer der nationalökonomischen Wissenschaft in seinem Hauptwerke niedergelegt hat, wird als dauernder Besitz der Wissenschaft anerkannt. Zuzugeben ist dagegen, daß Adam Smith manche Erscheinungen, welche erst durch die moderne Technik und die auf sie gegründete Kultur möglich geworden sind, z. B. das Phänomen der modernen Wanderung des Kapitals von Land zu Land, das wir heute beobachten können, nicht gekannt und deshalb nicht in Rechnung gezogen hat. Ebenso ist unbestreitbar das aus der Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts entnommene Urtheil: Weder der Freihändler Adam Smith noch der Vorkämpfer der Erziehungsschutzzölle, Friedrich List, vermochten vorauszusehen, welche Bedeutung die großkapitalistischen Unternehmerverbände in unseren Tagen erlangen würden.

Damit betritt Professor Lotz das Gebiet der unserer Zeit eigenthümlichen Protektionspolitik. Er gehört zu den ersten, welche darauf hingewiesen haben, wie mannigfaltig die Mittel sind, durch welche eine gewollte oder nicht gewollte Protektionspolitik geschaffen und vereitelt werden kann. In der Gegenwart erschöpft sich eben die Protektionspolitik nicht in den Mitteln der Zollpolitik, die Adam Smith's Zeit kannte, in Einfuhrzöllen, Einfuhrprämien, Einfuhrverboten, Ausfuhrverboten, Ausfuhrprämien, Ausfuhrzöllen, kurz in zollpolitischen Maßnahmen des Grenzverkehrs. Vielmehr tritt jetzt die Verkehrspolitik, von der Adam Smith nur die Schiffahrtspolitik berücksichtigen konnte, besonders im Eisenbahntarifwesen der Staatsbahnländer und in der Behandlung der Binnenschiffahrt und des Umschlags vom Land- und Binnenwasser- wie Seeverkehr hinzu. Endlich ist oft protektionistisch wirksam, wenn auch nicht mit solchen Argumenten begründet, die Veterinär- und Gesundheitspolitik.

In der kritischen Untersuchung dieser Politik und ihrer Wirkungen begegnen sich nun die beiden angegebenen Schriften. Dr. Vogelstein's Arbeit bildet ein Heft der von den Professoren Brentano und Lotz herausgegebenen „Münchener Volkswirthschaftlichen Studien“ und speziell eines derjenigen Hefte, welche der Untersuchung des Einflusses der Caprivi'schen Handelspolitik auf die deutsche Industrie gewidmet sind. Wie überwiegend günstig die Handelsvertragspolitik auf die verschiedensten Zweige der deutschen Industrie eingewirkt hat, ist aus den bisher veröffentlichten Heften dieser Sammlung zu ersehen. Das Schwergewicht der Vogelstein'schen Schrift liegt indessen in der Darstellung des Kartellwesens in der rheinisch-westfälischen Montan- und Eisen-Industrie. Auf diesem Gebiet hat der Verfasser mit großem Fleiße alle Quellen benutzt, welche ihm bei seinen Studien zugänglich waren, und auf diese Weise, trotz der in der Sache liegenden Schwierigkeiten, über die von ihm behandelten Industrien ein Material zusammengebracht und durchgearbeitet, wie es wohl an keiner

---

*) Prof. Dr. W. Lotz, Sonderinteressen gegenüber der Wissenschaft einst und jetzt. Berlin, L. Simion, 1902. (Volkswirthschaftliche Zeitfragen Heft 187).

Dr. Theodor Vogelstein, Die Industrie der Rheinprovinz 1888—1900. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta, 1902.

anderen Stelle zu finden sein dürfte. Die Schwierigkeiten, die er hierbei zu überwinden hatte, liegen einmal darin, daß die vielfach vorhandene Dunkelheit in den Interessentenberichten den Einblick in die Vorgänge sehr erschwert, dann aber auch darin, daß viele Maßnahmen der Kartelle möglichst der Oeffentlichkeit überhaupt vorenthalten werden.

Der Zweck jedes Kartells ist zunächst, auf dem inländischen Markte die Preise für ein Erzeugniß mehr zu steigern oder höher zu erhalten, als den einzelnen Erzeugern ohne Vereinigung mit anderen möglich sein würde. Als Mittel zu diesem Zweck muß ihnen vornehmlich die vom Staate gewährte Protektion dienen, d. h. bei denjenigen Erzeugnissen, welche mit Schutzzöllen bedacht sind, der Zollschutz, bei Kohle und Koks, die zollfrei sind, neben der Ausnutzung der durch den Bodenbesitz ihnen zufallenden Vorzugsstellung die Eisenbahntarifpolitik. Auf Grund seiner Untersuchungen kommt Vogelstein zu dem Schluß, daß die deutsche Protektionspolitik zur Zeit der Kartelle zum mindesten mit Ausnahme ganz ungünstiger Zeiten eine Vertheuerung der Produkte der Montan- und Eisenindustrie um den vollen Betrag von Schutzzoll und Fracht herbeigeführt hat. Die meisten dieser Industriezweige produziren aber über den Bedarf des einheimischen Marktes hinaus, sie sind also mit einem mehr oder minder großen Theil ihrer Produktion auf die Ausfuhr angewiesen.

In ausgezeichneter Weise schildert nun Professor Lotz, zum Theil an der Hand des in der Vogelstein'schen Schrift beigebrachten Materials, den Einfluß der Kartelle auf die deutsche Ausfuhr; die Klarlegung der Zusammenhänge zwischen den durch sie unmittelbar oder mittelbar hervorgerufenen Erscheinungen eröffnet, wie kaum eine andere Schrift, ein richtiges Verständniß für die Bedeutung, welche das Kartellwesen bereits für das wirthschaftliche, ja auch für das politische Leben Deutschlands erlangt hat und noch mehr zu erlangen droht. Professor Lotz unterscheidet in der deutschen industriellen Ausfuhr zunächst zwei völlig verschiedene Typen. Den einen Typus bilden Industrien mit lebhafter Konkurrenz der einzelnen Betriebe innerhalb Deutschlands, wie Weberei, Korb- und Spielwaarenindustrie, Maschinenindustrie und viele andere; sie exportiren ungefähr zu ähnlichen Preisen, wie die am deutschen Markte erzielten sind. Ihnen steht gegenüber der Typus der kartellirten Industrien und speziell derjenigen, die mit Ausfuhrvergütungen, öffentlichen oder privaten, exportiren. Lotz bezeichnet den Export der ersten Gruppe als natürlichen Export, den der zweiten als subventionirten Export. Von letzterem Export unterscheidet er wiederum drei Arten. Zunächst kommt die Ausfuhr mit Prämien aus Steuererträgnissen, wie z. B. die Zuckerausfuhr, in Betracht, sodann die Ausfuhr solcher kartellirten Industrien, die dank der deutschen Eisenbahn- und Zollpolitik in der Lage sind, unter Höherbelastung des deutschen Verbrauchs Prämien bei der Ausfuhr ihrer Erzeugnisse zu zahlen. Eine dritte Art tritt als eine Folgeerscheinung des Kartellwesens auf, nämlich die Ausfuhr von Verarbeitungsindustrien, denen die Rohstoffsyndikate zeitweise und theilweise durch besondere Zuschüsse für den Exportbedarf die Selbstkosten des Materials auf ein normales Maß herabsetzen helfen. In welchem Umfange dies geschieht, lehrt das folgende, den genannten Schriften entnommene Beispiel:

„Eine Industrie, welche mit fast der Hälfte des Werthes ihrer Produktion auf den Export angewiesen ist, stellt die deutsche Walzdrahtfabrikation dar. Das Material, welches hier verarbeitet wird, ist aber regelmäßig um Zoll und Fracht in Deutschland theurer als am Weltmarkt. Die Roheisenproduzenten erhalten den Koks theurer, als ihre ausländischen Konkurrenten: dank der Wirksamkeit des Kokssyndikats. Die Roheisenproduzenten liefern an den Halbzeugverband theurer als zum Weltmarktspreis. Ebenso der Halbzeugverband an die deutschen Drahtwalzwerke. Damit letztere doch exportiren können, erhielten sie in letzter Zeit 15 Mark Ausfuhrvergütung pro Tonne auf höchstens 50 Proz. der bezogenen Menge. Zu dieser Vergütung trugen der Kohlen-, Roheisen- und Halbzeugverband je ein Drittel, also je 5 Mark bei. Wenn die Drahtwalzwerke exportiren, stehen sie sich für den Theil, der mit Exportvergütung bedacht ist, allenfalls so gut, als wenn Freihandel für die Rohstoffe und Halbfabrikate herrschen würde. Jedoch das Quantum des Exports ist unter Umständen für einzelne Fabriken größer als das mit Ausfuhrvergütungen subventionirte Kontingent. Außerdem zögern unter Umständen die Rohstoffsyndikate, den vollen Betrag der Vertheuerung beim Walzdrahtexport zurückzuzahlen. So müssen die Walzdrahtwerke versuchen, wiederum dank dem Zollschutz durch Preisaufschlag am deutschen Markt sich zu erholen. Ihre Abnehmer, die Drahtstiftfabrikanten, finden demgemäß den deutschen Walzdraht wieder für sich ansehnlich vertheuert. Um ihrerseits exportfähig zu bleiben, müssen sie wieder Ausfuhrvergütungen für den Export in Anspruch nehmen und austheilen."

Aber mit dieser Kumulation von Ausfuhrzuschüssen ist der Ring noch nicht abgeschlossen. Die Entwicklung drängt auch bereits dahin, daß die Verarbeitungsindustrien eine Vereinigung schließen, welche mit den Rohstoffkartellen oder Halbzeugkartellen abmacht, daß alle ringfreien Abnehmer boykottirt werden. So sollte z. B. das Walzdrahtsyndikat derartig mit dem Nadelsyndikat in Verbindung gesetzt werden, daß das erstere an Nadelfabrikanten, welche dem Nadelsyndikat nicht angehörten, nicht mehr liefern durfte. Aber auch die innere Konstruktion der Industrie beginnt vom Kartellwesen beeinflußt zu werden, die Vereinigung verschiedener Verarbeitungsstufen in einem Betriebe hat in der Eisenindustrie während der letzten Jahre große Fortschritte gemacht. Die sogenannten reinen Stahlwerke verschwinden z. B. immer mehr, jeder will das Roheisen, das er verbraucht, selbst produziren, und darüber hinaus hat schon in bedeutendem Maße die Angliederung von Kohlen- und Erzgruben an Hüttenwerke begonnen. Nicht allen Verarbeitungsindustrien steht aber dieser Ausweg offen. Namentlich in denjenigen Industrien, in welchen der Werth des Rohstoffs vor dem Werth der Arbeit zurücktritt, sind solche Betriebsvereinigungen nicht durchzuführen. Das sind aber wiederum auch diejenigen Industrien, welche vorzugsweise auf kleinen Betrieben beruhen, so daß durch den Fortgang dieser Entwicklung gerade die Kleinen und Schwachen leiden müssen. Deutschlands Ausfuhr beruht andererseits weit mehr auf den Erzeugnissen solcher Industrien als auf den Erzeugnissen der Rohstoff- und Halbzeugindustrien.

Haben nun gegenüber diesen Nachtheilen die Kartelle wenigstens den ihnen nachgerühmten Vortheil wirklich gebracht, nämlich den Vortheil, daß sie ausgleichend auf die Preise wirken? Dr. Vogelstein ist geneigt zuzugeben, daß von 1895—1898 von übertriebenen und sprungweisen Preiserhöhungen nur in wenigen Fällen geredet werden könnte. Dasselbe aber auch für die folgenden Jahre zu behaupten, erscheine nach den vorliegenden Zahlen einfach unmöglich. Die gröbsten Verstöße gegen die angebliche Aufgabe der Kartelle, eine ruhige Entwicklung zu fördern, haben sich das westfälische Kokssyndikat und das Roheisensyndikat zu Schulden kommen lassen. „Aber auch abgesehen von diesen beiden Fällen, urtheilt Vogelstein, liegt auf der Hand, daß die maßlosen Preissteigerungen, die, wie wir dargelegt haben, nothwendig zu einer Krisis führen mußten, von Seiten der Kartelle mitverursacht oder zum mindesten keineswegs zurückgehalten worden sind." Auch jetzt wirke die falsche und kurzsichtige Politik solcher Kartelle, die auf eine Ausbeutung der Nothlage ihrer Abnehmer anstatt auf deren Stärkung und auf eine ruhige Entwicklung des Geschäftslebens ausgehen, einer Gesundung der Industrie entgegen.

Im Vorstehenden ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem ganzen Gebiet industrieller Thätigkeit betrachtet, welcher heute schon unter dem Einflusse von Kartellen steht. Selbst in der Eisenindustrie besteht neben den erwähnten noch eine Reihe anderer Kartelle, so für Träger, Grobbleche, Feinbleche u. s. w. Dazu kommt die große Zahl anderer Industrien, in welche das Kartellwesen eingedrungen ist: die Textilindustrie, Papierindustrie, chemische Industrie, Cementindustrie u. s. w. Kaum eine andere wirthschaftliche Frage ragt darum an Bedeutung an die Kartellfrage heran, keine andere steht aber auch in so enger Verbindung mit der Zollfrage wie die Kartellfrage. Denn jede Erhöhung eines bestehenden Schutzzolls wie jede Einführung eines neuen

Schutzzolls muß die Stellung bestehender Kartelle befestigen oder die Bildung neuer Kartelle begünstigen.

Mit Recht hat es darum Erstaunen erregen müssen, daß es in der ganzen umfangreichen Zollvorlage, die so viele neue oder höhere Industrieschutzzölle in Vorschlag bringt, an einer eingehenden Erörterung der Kartellfrage gänzlich fehlt. Man findet darin, wie Lotz treffend hervorhebt, nur eine gelegentliche Bemerkung über den Verband der Drahtwalzwerke, und einmal ist von Syndikaten der Eisenindustrie die Rede, aber nur — von den amerikanischen! Zwar hat der Staatssekretär Graf Posadowsky, als ihm dies in der Zolltarifkommission des Reichstages vorgehalten wurde, behauptet, daß zwischen der Zollfrage und der Kartellfrage gar kein Zusammenhang bestehe. Aber mit dieser Behauptung ist angesichts festgestellter Thatsachen nichts bewiesen. Ja, wer nicht den Grafen Posadowsky einer schwer zu verantwortenden Unkenntniß unserer wirthschaftlichen Verhältnisse zeihen will, kann gar nicht umhin zu folgern, daß er jene Behauptung nur aufgestellt hat, um das ohnehin arg gefährdete Schiff der Zollvorlage nicht noch mit dieser für alle Schutzzöllnerei höchst heiklen Kartellfrage zu belasten.

Aber die Kartellfrage ist einmal gestellt und sie heischt gebieterisch Antwort. Dieser Erkenntniß haben sich denn auch Reichsregierung und preußische Regierung nicht verschließen können. Das Reichsamt des Innern hat Material über die Frage gesammelt, oder wie Graf Posadowsky sich in seiner Antwort auf eine von dem Verfasser dieser Zeilen in der Kommission gestellte Anfrage ausdrückte: ein Material in einem Umfange, wie dies noch nirgends geschehen. Auch eine sehr anfechtbare Behauptung, da doch Graf Posadowsky kaum Kenntniß von allem an anderen Orten gesammelten Material haben kann, doppelt anfechtbar für jeden, der sich mit der in den Vereinigten Staaten über die Trusts angestellten Enquete beschäftigt hat*). Jedenfalls handelt es sich bei uns nur um ein innerhalb des bureaukratischen Rahmens gesammeltes Material. Aus diesem Material soll auch der Zolltarif-Kommission nach sorgfältiger Auswahl vertraulich einiges mitgetheilt werden. Denn, meinte der Staatssekretär, es sei im Hinblick auf das Ausland nicht rathsam, über diese Verhältnisse öffentlich zu verhandeln. Gewissermaßen vorahnend hat aber Lotz in seiner Schrift auf einen solchen Einwand schon die treffende Antwort gegeben:

„Die Wirkung des Zolles auf die Verarbeitungsgewerbe, auf solche Konsumenten, welche selbst großartig am Export interessirte Produzenten sind, ist keine Angelegenheit, deren Diskussion man mit der Bemerkung abschneiden darf, es sei unpatriotisch, solche Dinge zur Kenntniß des Auslandes zu bringen. Nein, es handelt sich hier — abgesehen von der internationalen Seite der Frage — um interne, Deutschland sehr stark angehende Dinge. Es handelt sich um Erscheinungen, bei denen vor allem auch große soziale und vaterländische Interessen betheiligt sind."

Auch der preußische Handelsminister will jetzt endlich eine Untersuchung über die Kartelle anstellen, nachdem die lebhaften Klagen aus gewerbetreibenden Kreisen über das Kohlensyndikat, das Kokssyndikat und das Roheisensyndikat Jahre lang wirkungslos verhallt sind. Er hat die Regierungspräsidenten angewiesen, ihm das amtlich zu ihrer Kenntniß gebrachte Material über Kartelle, ohne Umfrage in den betheiligten wirthschaftlichen Kreisen, mit thunlichster Beschleunigung einzureichen. Bureaukratischer kann man die Sache wahrlich nicht anfassen, es ist die strikteste Durchführung des obersten bureaukratischen Grundsatzes: Quod non est in actis, non est in mundo. Von einer förmlichen Enquete will der Handelsminister z. B. durchaus nichts wissen, „weil dadurch unnöthiger Weise Beunruhigung in die betheiligten Kreise getragen werden würde." Herr Möller ist, so lange er Abgeordneter war, der Vertrauensmann des schutzzöllnerischen Centralverbandes Deutscher Industrieller gewesen, er steht ihm auch jetzt noch am nächsten. Hat doch das Organ dieses Verbandes, die „Deutsche Industrie-Zeitung", noch vor Kurzem in demselben Sinne und mit derselben Begründung davon abgemahnt, während der gegenwärtigen industriellen Depression eine Enquete über die Kartelle zu veranstalten.

Alle von vornherein unzulänglichen bureaukratischen Untersuchungen werden aber den Ruf nach einer Enquete, die diesen Namen wirklich verdient, nicht aufhalten. Schon das Erscheinen der beiden hier erwähnten Schriften ist ein Protest gegen eine solche Behandlung der Frage. Professor Lotz hat bereits in seinem Vortrage, den er am 6. Januar d. J. gehalten, d. h. bevor noch die Zolltarifkommission des Reichstages ihre Berathungen begonnen hatte, diese Forderung mit der Begründung aufgestellt:

„Es darf nicht als gültige Motivirung neuer Zollsätze oder bestehender Zollsätze hingenommen werden, daß mächtige Interessenten diese Sätze wünschen. Es muß vielmehr untersucht werden, ob nicht ein Staat im Staate sich allmählich herauszubilden droht, wenn wir die Preispolitik der Kartelle durch Protektionspolitik stärken. Gegenüber den Sonderinteressen lautet die bescheidenste Forderung des Gesammtinteresses: eine öffentliche kontradiktorische Enquete über die Wirkungen des Protektionssystems auf die Unternehmerverbände. Eine geheime behördliche Erhebung würde hierfür in keiner Weise genügenden Ersatz bieten."

Reichstagsabgeordneter Gothein hat in gleichem Sinne einen Antrag auf Veranstaltung einer parlamentarischen Enquête mit kontradiktorischem Verfahren in der Zolltarifkommission gestellt. Es klingt fast wie ein schlechter Scherz, daß die Mehrheit der Kommission beschlossen hat, diesen Antrag erst nach Schluß der ersten Lesung, also nachdem alle Zollsätze in erster Lesung festgestellt worden sind, in Berathung zu ziehen. Das darf aber alle diejenigen, welche den engen Zusammenhang zwischen Schutzzöllen und Kartellen richtig würdigen, nicht abhalten, bei jeder einzelnen Tarifnummer, die sich auf Erzeugnisse bezieht, für welche Kartelle oder Verkaufsvereinigungen bestehen, eine gründliche Untersuchung zu fordern, die Vorlage des von den Regierungen gesammelten Materials zu verlangen und das ohne alles behördliche Zuthun bereits bekannt gewordene und namentlich in den Schriften von Lotz und Vogelstein beigebrachte Material ausgiebig zu benutzen. Sollte die Zollvorlage zur zweiten Berathung im Plenum gelangen, so werden sich insbesondere die Gegner der Vorlage der Pflicht nicht entziehen können, in gleicher Weise zu verfahren. Sie müssen sich sagen, daß es eine aberwitzige Wirthschaftspolitik sein würde, erst durch Schutzzölle Kartelle künstlich zu schaffen und zu stärken und sie nachher durch andere Gesetze wieder künstlich niederhalten und beseitigen zu wollen.

M. Broemel.

Koloman Tisza.

Die großen Führer Ungarns aus der Zeit der entscheidenden Kämpfe um die Verfassung sind einer nach dem anderen von dannen gezogen; die beiden letzten, die noch zurückgeblieben waren, sind einander rasch im Tode gefolgt. Als Desider Szilágyi im vorigen Sommer jäh aus dem Leben schied, war Koloman Tisza fast schon ein verlorener Mann. Nun ist auch er dahin gegangen, und an seiner Bahre trauert die ganze Nation um einen ihrer Besten und Größten. Neben Franz Deak und dem Grafen Julius Andrássy muß man auch Koloman Tisza nennen, als einen derer, die im Kampfe um die ungarische Verfassung in der vordersten Linie standen, nur daß Koloman Tisza berufen war, eine überaus lange Periode hindurch mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit und der Eigenart seines

*) Einen lehrreichen Auszug aus dieser Enquete bietet die Schrift: Dr. L. Katzenstein, Die Trusts in den Vereinigten Staaten. Berlin, 1900 (Volkswirthschaftliche Zeitfragen, Heft 176).

Charakters auf den Gang der Ereignisse einzuwirken und sie zu gestalten. Repräsentirte Franz Deak die Weisheit, dann war Tisza die personifizirte Klugheit und Schlauheit; war Deak's Wesen die unbeugsame Konsequenz in der Festhaltung dessen, was er als richtig erkannt hatte, so war Tiszas Streben auf praktische Realpolitik gerichtet. Franz Deak lehnte jedes Amt und jede Würde ab, Koloman Tisza strebte von allem Anfange nach der Macht, deren Besitz ihm das Mittel zur staatsmännischen Bethätigung war.

Franz Deak hatte bereits in die Kämpfe, die Ungarn im Vormärz gegen den österreichischen Absolutismus führte, eingegriffen: Koloman Tisza verlebte seine reifere Jugend unter dem Bach'schen Absolutismus, als der Belagerungszustand die Menschen, das Konkordat die Geister niederhielt. Er trat mit heran, als der Absolutismus bei Solferino zusammengebrochen war. Bach und seine Kollegen hofften damals noch, sich mit kleinen Zugeständnissen erhalten zu können. Graf Leo Thun erließ das Protestanten-Patent, welches der protestantischen Kirche ihre Verfassung geben sollte. Die österreichischen Minister hatten nicht mit der wachsenden Bewegung in Ungarn gerechnet. Die ungarischen Protestanten besaßen ihre historische Kirchenverfassung, sie hatten die Rechte ihrer Kirche in blutigen Kämpfen errungen und in beschworenen Friedensschlüssen sicher gestellt. Sie wollten nicht aus der Hand der Konkordats-Minister eine Verfassung entgegen nehmen, die ihnen mit der gleichen Leichtigkeit, mit der sie gegeben wurde, auch wieder entzogen werden konnte, sie forderten die Wiederherstellung der ungarischen Kirchenverfassung. Der junge Koloman Tisza wurde im Alter von 29 Jahren der Rufer in diesem Streit.

Er war der Sprosse einer alten kalvinischen Gentryfamilie; im streng protestantischen Geiste erzogen und durchgebildet, war der Protestantismus das Rückgrat seiner Persönlichkeit. Allezeit stand er auf der Hochwacht, um seine Kirche vor Gefahren zu schützen, und als ihren gefährlichsten Gegner hat er immer den Jesuitismus betrachtet. Diese Anschauungen und Ueberzeugungen wirkten nachhaltig ein auf alle seine staatsmännischen Handlungen, und darin liegt der Aufschluß, warum Koloman Tisza und Desider Szilágyi, gleichfalls ein Calviner, die treibenden Kräfte in dem großen kirchenpolitischen Kampfe wurden.

Der Kampf gegen das Protestantenpatent lenkte die Aufmerksamkeit des Landes auf Koloman Tisza. Die Stadt Debreczin, die von altersher der Kernpunkt der reformirten Kirche in Ungarn war, entsendete ihn, als der ungarische Reichstag nach Erlassung des Oktoberdiploms einberufen wurde, in das Abgeordnetenhaus, und dieses wählte ihn zu seinem ersten Vizepräsidenten. Im Abgeordnetenhause standen sich zwei Parteien fast gleich stark gegenüber: die von Deak geführte, welche zwar die vollständige Wiederherstellung der ungarischen Verfassung forderte, aber um des Friedensschlusses halber geneigt war, Zugeständnisse zu Gunsten einer Realunion zu machen, und die andere Partei, in der viele revolutionäre Elemente ihren Platz fanden und die sich auf den Boden der starren Personalunion stellte. Der Führer dieser Partei war Graf Ladislaus Teleky, der auf Grund eines Amnestieaktes aus der Emigration zurückgeführt war. Unmittelbar vor dem Beginn der Adreßdebatte legte Graf Teleky Hand an sich, um einem Gewissenskonflikt zu entgehen, in den ihn seine oppositionelle Führerschaft zu gewissen Zusagen gebracht haben sollte, die er, wie behauptet wurde, dem Kaiser gemacht hatte. In die Lücke sprang sofort Koloman Tisza ein, zu dessen hervorragendsten Eigenschaften jederzeit das blitzartige Erfassen der momentanen Lage gehört hatte. Seit diesem Tage blieb er der anerkannte Führer der größten Oppositionspartei, bis in die letzten Februartage des Jahres 1875, in denen die letzte deakistische Regierung unter der Finanznoth zusammenbrach, in welche die wirthschaftliche Krise und das Ueberschätzen der eigenen Kraft den jungen ungarischen Staat gebracht hatte. Es hat nie einen glänzenderen Oppositionsführer gegeben, als Koloman Tisza, der seine Partei vollständig in der Hand hatte und jeden Augenblick sich persönlich in die Bresche stellte. Unvergessen sollte ihm im deutschen Reiche die Haltung sein, die er in den ernsten Stunden des Jahres 1870 einnahm. An der Spitze einer Oppositionspartei von 130 Mann erhob er die Forderung nach unverbrüchlicher Neutralität der Monarchie, und als Graf Julius Andrássy in dem großen Kronrathe erschien, der im Juli 1870 in der Wiener Hofburg abgehalten wurde, da konnte er unter Berufung auf dieses Votum die Stimmen zum Schweigen bringen, die sich für eine abenteuerliche Revanchepolitik erhoben hatten.

Mit der Fusion, die sich Ende März 1875 zwischen der Deakpartei und der Tisza-Partei vollzog, verließ Tisza den Platz des Oppositionsführers, um denselben zuerst als Minister des Innern und bald als Ministerpräsident, mit dem Platze des Lenkers des Hauses einzutauschen. Die taktische Virtuosität, die Tisza als Oppositionsführer bekundet hat, bewies er in noch glänzenderem Maße als Führer der Majorität. Er verstand es, wie kein zweiter, die Parlamentarier zu behandeln, sie an seine Person zu fesseln, durch überraschende Erfolge nach oben, die man nicht zu hoffen gewagt hatte, in ihrem Vertrauen zu seiner Person zu festigen. Er ließ die Partei keinen Augenblick aus den Augen. Jeden Abend weilte er viele Stunden in den Klubräumen der Partei, und vor dem Kartentisch, an dem er allabendlich eine Stunde inmitten seiner Getreuen dem Tarockspiele huldigte, bereitete er die wichtigsten politischen Aktionen vor. So wurde aus der Partei eine persönliche Garde, welche der Neid der Gegner als Mameluken-Schaar bezeichnete.

Gestützt auf die Herrschaft über seine Partei, hat Koloman Tisza im Parlament die durchgreifendsten Erfolge errungen. Er war kein glänzender Redner, aber der gewandteste Dialektiker, der nöthigenfalls auch zum Sophismus und zur Rabulistik griff. Ihm fehlten die äußeren Mittel zum Reden. Eine hagere, eckige Gestalt, um die ein grauer Sacco salopp schlotterte, ein kluges Fuchsgesicht mit langem, fädenartigem Bart, die Augen durch eine blaue oder dunkle Brille verdeckt, ein klangloses Organ, eckige Handbewegungen mit dem Bleistift; aber was Tisza sprach, das packte, der Hieb, den er führte, saß fest, der Sarkasmus, den er schleuderte, brannte, und die kleinen Bosheiten, die er streute, waren eben so viele Nadelstiche. Das Ganze aber bannte das Haus in die Gewalt seiner Rede, und wenn je ein Zwischenruf fiel, dann sauste sofort als Replik eine Abfuhr nieder.

Die Beherrschung des Parlaments war das Geheimniß seiner langen Ministerschaft, während der der ungarische Nationalstaat, zu dem Franz Deak die Grundlagen gelegt hatte, politisch, kulturell und wirthschaftlich aufgebaut wurde, leider nicht im deakistischen Geiste. Tisza hatte, wie die Unabhängigkeitspartei ihn höhnte, sein ursprüngliches politisches Programm an den Nagel gehängt und die dualistische Grundlage rückhaltlos angenommen. In seiner Politik gegen Oesterreich kamen aber seine alten politischen Anschauungen atavistisch zum Durchbruch. Deak hatte sein Ausgleichswerk auf zwei Voraussetzungen aufgebaut. Die eine bestand darin, daß in Oesterreich die Deutschen, in Ungarn die Magyaren die Führung haben; die andere war eine ehrliche freisinnige Politik auf politischem und wirthschaftlichem Gebiete. Für dieses Axiom des deakistischen Ausgleichs hatte Tisza kein Verständniß. Er sah ruhig zu, wie die Führung in Oesterreich den Deutschen abgenommen wurde und an die Slaven überging, er hatte nie ein Wort des Einspruchs gegen die Reaktion, die sich in Oesterreich breit machte, ja er bot selbst die Hand zu einer reaktionären Wirthschaftspolitik, zu der Hochschutzzollpolitik, die im Jahre 1878 inaugurirt wurde. Er ließ sich für seine Haltung allerdings weitreichende Zugeständnisse machen, mit denen er Augenblickserfolge erzielte; man ist sich aber seither völlig klar darüber geworden, daß auf diese Weise dem dualistischen Ausgleich successive der Boden abgegraben wurde. Wenn heute der Dualismus von allen Seiten angefochten ist und nur mehr mühsam behauptet werden kann, so ist das eine Erscheinung,

die sich logisch entwickelt hat. Eine Institution ist unhaltbar, deren Fundamente abgegraben und weggeschafft wurden. Nur in einem Punkte ist Koloman Tisza der alten deakistischen Tradition, wie sie durch Graf Julius Andrássy und Baron Josef Eötvös vertreten wurde, treu geblieben, weil sie seinen eigenen Ueberzeugungen entsprach: Er war der entschiedenste Vertreter des Bündnißgedankens mit dem Deutschen Reiche, und er stellte stets das ganze Gewicht seiner Autorität und die Macht seiner Beredsamkeit in den Dienst dieser Idee.

Es hat nie einen Verwalter der öffentlichen Macht gegeben, der so wenig Neigung besessen hätte, sie zu mißbrauchen, wie Tisza. In den fünfzehn Jahren seiner Regierung hat es schwierige, beklommene Zeiten gegeben. Der Kampf, welchen die Unabhängigkeitspartei und später die Nationalpartei gegen ihn führte, war ein leidenschaftlicher, haßerfüllter. Die ungarische Preßfreiheit ist eine unbegrenzte. Tisza hat alle Vorschläge, sie zu beschränken, stets kurzweg zurückgewiesen. Die Orientkrise brachte große Straßendemonstrationen, während der Wehrgesetzberathungen nahmen die Straßenkrawalle einen bedenklichen Charakter an, und der Ministerpräsident selbst wurde von Studenten attaquirt. Tisza hat sich nie verleiten lassen, das Maß der gesetzlichen Freiheit zu beschränken. Er war immer der Meinung, daß ein Uebermaß an Freiheit nie so viel schaden kann, wie die Beschränkung der Freiheit, die den politischen Geist der Nation abstumpft und gerade dann lähmt, wenn an seine Entfaltung die höchsten Forderungen gestellt werden.

Die fünfzehn Jahre der Ministerschaft Tisza's haben tief eingegriffen in das Schicksal Ungarns. Der ungarische Nationalstaat wurde gefestigt und straff zusammengefaßt. Die Finanzen Ungarns wurden geordnet, und sie waren blühend, als Tisza die Regierung seinem Nachfolger übergab. Administration und Justiz wurden verbessert, der wirthschaftliche Zustand des Landes gehoben und ein großes Netz von Staatsbahnen in einem Lande geschaffen, das fünfzig Jahre vorher nicht so viel Kilometer gebaute Straßen hatte, als es jetzt Eisenbahnen besitzt. Die Schöpfungen dieser Periode sind die Thaten Tisza's, die ihm in Ungarn seinen Nachruhm sichern. Er war einer der größten Staatsmänner seiner Nation, aber auch einer der hervorragendsten Staatsmänner und Parlamentarier seiner Zeit.

Wien, 25. März. Gustav Steinbach.

Theodor Gomperz.

Zum 29. März 1902.

In dem dichten Zuge der Freunde, die sich heute in die Reisnergasse in Wien drängen, um dem Verfasser der „Griechischen Denker" zu seinem siebzigsten Geburtstag zu gratuliren, darf die „Nation" nicht fehlen, die an ihm einen ihrer hervorragendsten Mitarbeiter besitzt. Weit über Wiens und Oesterreichs Grenzen hinaus ist ja jenes behagliche Heim bekannt, in dem der Jubilar mit seiner geistvollen Gattin und Mitarbeiterin seit langen Jahren den Mittelpunkt eines gewählten Kreises bildet, in dem Wissenschaft und Kunst in gleich hervorragender Weise vertreten sind.

Theodor Gomperz ist am 29. März 1832 zu Brünn geboren als Sprößling einer aus den Niederlanden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingewanderten Familie, die das damals den Juden noch verwehrte Niederlassungsrecht ausnahmsweise erhalten hatte. Dem Brünner Gymnasium und der dortigen, etwa unserer Prima entsprechenden Lehranstalt „Philosophie" verdankt Gomperz seine klassische philosophische Grundrichtung, die durch Bonitz auf der Universität Wien, wo er 1849 als Siebzehnjähriger eintraf, reiche Nahrung erhielt. Aber sein universeller Kopf ließ sich nicht in eine einzige wissenschaftliche Richtung einspannen. Es ist erstaunlich, was der junge Student damals alles nebeneinander und nacheinander getrieben hat: klassische, moderne, orientalische Sprachen bis zu den Idiomen Ostasiens, daneben Mathematik und Naturwissenschaften. Mancher seiner Verwandten und Lehrer wird den Kopf geschüttelt haben, was aus dem Polyhistor werden solle. Ja, als er 1854 nach Leipzig übersiedelte, um seine philologische Ausbildung unter Otto Jahn nach der realen Seite hin zu erweitern und abzuschließen, dort aber in den litterarischen Kreis Julian Schmidt's und Gustav Freytag's gerieth und dadurch Gelegenheit erhielt, als Viceredakteur der „Grenzboten" zu wirken und — zu leiden (ein Artikel über die Königin von Spanien zog ihm eine Gefängnißstrafe zu, die später in eine Geldstrafe umgewandelt wurde), da mochte er vielen als Apostat der Wissenschaft gelten.

Aber in Wirklichkeit sind alle diese scheinbaren Umwege und Abwege dem Lebenswerke des Gelehrten nur zu Gute gekommen. Und gerade in der vielbewegten Leipziger Zeit trat ein Ereigniß ein, das für seine geistige Entwicklung entscheidend werden sollte. Es fiel ihm eines Tages J. St. Mill's Logik in die Hände. Dies Buch begeisterte ihn so, daß er sofort eine Uebersetzung begann, welche die später von ihm ins Werk gesetzte Verdeutschung von Mill's Schriften einleitete, und ihn mit dem englischen Philosophen in enge freundschaftliche Berührung brachte. Bei den hierdurch veranlaßten wiederholten Besuchen in England lernte er den Historiker Grote, den Romanschriftsteller Bulwer und in Wien dessen Sohn, Lord Robert Lytton, und den amerikanischen Historiker J. Motley kennen. Der Positivismus Mill's brachte ihn auch mit dem Biographen Comte's, dem französischen Akademiker Littré in Berührung, dem das erste Heft der „Herkulanischen Studien" 1865 gewidmet ist. Dies Heft enthält die erste Veröffentlichung der Philodem'schen Schrift über die Induktionsschlüsse, das ihn, den Schüler Mill's, besonders angezogen hatte. Jenes Problem hatte ihn damals auf die Herkulanischen Rollen überhaupt geführt, die seiner unermüdlichen Akribie, verbunden mit glänzendem divinatorischen Scharfsinn, die erste methodische Bearbeitung verdanken. So war auf dem Umweg über die modernste Philosophie aus dem scheinbar ins Allgemeinste sich verlierenden Journalisten, der noch im Anfang der sechziger Jahre als Korrespondent einer Wiener Zeitung in Budapest thätig war, mit einem Schlage ein anerkannter, den strengsten Ansprüchen der Wissenschaftlichkeit genügender Fachgelehrter geworden. Die Zeit der Ernte begann. Von seiner Habilitirung an der Wiener Universität (1867) an betheiligte er sich lebhaft an fast allen Fragen, welche die Wissenschaft des Hellenismus stellte. Rasch stieg er in alle Stufen und Ehren der Universitätslaufbahn empor. Nachdem sich ihm bald auch die Pforten der Akademie erschlossen, weisen die Wiener Sitzungsberichte Jahr für Jahr Arbeiten von ihm auf, die durch ihre umfassende Gelehrsamkeit, ihren weiten Blick und ihre seltene Formvollendung eine Zierde der Wissenschaft sind.

Aber alle diese philologischen Monographien waren für seine rastlos vorwärts-strebende Natur nur Etappen zu dem großen, selbstgesteckten Ziele, das seine glänzenden Universitätsvorlesungen über die Geschichte der griechischen Philosophie bereits ahnen ließen. Eine Anregung des Verlegers (Veit in Leipzig) löste endlich im Jahre 1888 diese latente Kraft aus. Er entschloß sich, ein auf mehrere Bände berechnetes, für den weiteren Kreis der Gebildeten bestimmtes Buch zu schreiben, dem er den Titel „Griechische Denker" gab. Während soeben der zweite Band fertig gestellt wird, ist der erste (1896 erschienen) bereits vergriffen und eine zweite Auflage im Erscheinen. Uebersetzungen ins Englische und Französische beweisen, daß das Werk beginnt ein Weltbuch zu werden. Dieser Erfolg ist berechtigt. Denn mit den Vorzügen einer leichtflüssigen und gewählten Sprache verbindet sich eine, freilich nur dem Kenner ganz sichtbare, gewaltige Forscherarbeit, welche die Zuverlässigkeit auch des Details verbürgt; zu der klaren Erfassung der antiken Grundgedanken gesellt sich eine staunenswerthe Kenntniß

auch der exakten Wissenschaften, welche in modernsten Theorien den antiken Embryo nachweist. Von den Spekulationen heben sich lebhaft ab die festumrissenen Persönlichkeiten der alten Denker, und diese wieder von dem meisterhaft abgetönten kulturhistorischen Hintergrund. Die positivistische Grundstimmung des Verfassers ist zwar deutlich erkennbar und kommt der tieferen Erfassung des Heraklitismus, Atomismus und speziell der Sophistik zu gute, doch hindert sie ihn nicht, dem Idealismus Platen's gerecht zu werden.

So dürfen wir die deutsche Wissenschaft wohl glücklich schätzen, daß sie neben dem klassischen Meisterwerk Zeller's ein solches, im besten Sinne modernes und populäres Buch besitzt. Wir hoffen und wünschen, daß es dem in jugendlicher Schaffenskraft fortarbeitenden Gelehrten beschieden sein möge, seinen großen Plan in vollem Umfange zu Ende zu führen. Denn überall, auch in dem noch ausstehenden Theile seines Werkes, gibt es Dinge, die nur er aussprechen und entwickeln kann; überall bedürfen wir seiner universellen Bildung zum Nachweis der Grundwahrheit, die das schöne Motto auf dem ersten Blatte seines Werkes verkündet: Nothing moves in this world which is not Greek in its origin!

Berlin. Hermann Diels.

Zusammenhänge.

II.

Die Entwicklung vollzog sich nunmehr mit der Hast und Schärfe des Dramas. Von Knoten zu Knoten sich schürzend, lockernd und wieder verschlingend eilten die Maschen ihrer Lösung entgegen. Vor der drohenden Krise seines Geschickes stehend empfing Friedrich die Nachricht vom Tode seiner Feindin Elisabeth, der Thronbesteigung seines Verehrers Peter und der Stellung der russischen Truppen, die ihn eben noch feindlich bekämpften, unter seinen Befehl. Welche Erleichterung! Einige Monate darauf, und noch ehe Peter mit der versprochenen preußischen Hilfe seine schleswigholsteinischen Erbrechte geltend machen konnte, Entthronung, Ermordung und Ersatz Peters durch Katharina II., die Feindin ihres Gatten und der Freunde ihres Gatten, Friedrich mit eingeschlossen. Welcher Fall, welcher Rückfall in das Unheil!

Und noch Seltsameres sollte folgen.

Was der König nach dem letzten dieser Ereignisse am 17. Juli 1762 über die Entthronung Peters an M. Le Catt und am 18. an Prinz Heinrich schrieb*), athmet die tiefste Sorge. Der König, noch immer in Schlesien, klagt Catt in rückhaltlosem Schmerz sein Leid — er sei bestürzt, sei zu Boden geschlagen, wisse nicht mehr wohin und woher; er unterrichtet Prinz Heinrich, den im Felde stehenden General, etwas behutsamer von der triste nouvelle und dem cruel embarras, in den sie ihn geworfen; und Prinz Heinrich erwidert von Sachsen aus, daß Berlin den Russen nun offen stehe, daß er keine Pferde habe, um seine Kanonen heranzubringen, und daß, was das schrecklichste wäre, in der Mark nichts mehr zu essen sei, selbst wenn er hingelangte. Da, in diesem schweren Augenblick, erfolgt ein dritter Umschlag, und die Situation hellt sich mit derselben Plötzlichkeit auf, mit der sie sich eben verdunkelte. Und zwar vollzieht sich die Wendung in diesem neuen Fall ebenso unerwartet wie die beiden ersten Male — unerwartet wenigstens für alle bis auf einen — für alle bis auf den König.

Der König, der am 17. sich als zu Boden geschlagen bekannte, der am 18. seinem Bruder traurig mitgetheilt, daß Tschernytscheff, der von Peter ihm kürzlich unterstellte russische General, von Katharina den Befehl zum Abmarsch erhalten, hatte schon in dieser Tiefe des Unglücks eine ungenannte Veranlassung zu der beschwichtigenden Nachschrift gehabt, man müsse übrigens noch abwarten, wie die Zukunft sich gestalte. Richtig kann er auch schon am 21., in auffallendem Gegensatz zu allem, was er am 17. und 18. geschrieben, den Prinzen dahin verständigen, daß General Tschernytscheff zwar abziehe, ihn aber versichere, daß die Kaiserin den von Peter abgeschlossenen Frieden innehalten werde. Daß Tschernytscheff erst nach einer Unterredung, die Friedrich mit ihm gehabt, diese veränderte Haltung angenommen, daß er danach sogar den Oesterreichern seinen bevorstehenden Abmarsch verhehlt und dadurch am Datum des Briefes selbst den Preußen den Sieg von Burkersdorf in die Hände spielte, bleibt von Friedrich unerwähnt. Weitere 5 Tage darauf, am 26., vermag der König seinem Bruder die am 18. halb vorhergesehene, und am 21. halb gegebene gute Botschaft sicher zu präzisiren, da der Fürst Repnin, der akkreditirte russische Diplomat in seinem Lager, ihm die friedlichen Versicherungen des General Tschernytscheff bestätigt habe. Daß der König, der sich nun ganz beruhigt vernehmen läßt, noch mehr und besseres erwartet, ergibt sich aus dem Nachsatz, völlig klar werde man erst in 14 Tagen sehen. Aber nicht in vierzehn, sondern schon in zwei weiteren Tagen, am 28., ergeht der entscheidende Brief des Königs, der den Prinzen dahin informirt, daß jeder Grund zu der Annahme vorhanden sei, Katharina werde sich friedlich und freundlich verhalten, und daß er, der König, deshalb den Bruder bitten könne, alle Besorgnisse fallen zu lassen, und den falschen Gerüchten und Befürchtungen, die im Publikum verbreitet gewesen seien, keinen Glauben zu schenken. Falsche Gerüchte und Befürchtungen? Und nur im Publikum verbreitet? muß man sich da befremdet fragen. Hat nicht der König selbst „die falschen Gerüchte und Befürchtungen" zehn Tage vorher seinem Bruder wie seinem Lecteur als seine eigenen authentischen Nachrichten übermittelt, und mit dem Ausdruck der größten Niedergeschlagenheit begleitet? Und wird der grelle Widerspruch zwischen den früheren und späteren Aeußerungen, der kein unbewußter sein kann, nicht vollends in das Licht der Absichtlichkeit gerückt, wenn wir dem tröstlichen Schreiben vom 28. ein eigenhändiges Postskript angehängt sehen, das die betreffenden Divergenzen wiederholt, um sie wiederum ungenannten Anderen zuzuschreiben und ihre Nichtaufklärung mit Mangel an Zeit zu entschuldigen, wo doch für Heinrich's Urtheil über die Verläßlichkeit der neuen Botschaft alles von der Aufklärung der älteren unverläßlichen abhing? „Il n'y a heureusement rien à craindre" heißt es hier, et l'alarme que l'on vous a donnée est fausse. Je suis si accablé d'affaires, que je ne puis vous expliquer ceci en détail, mais vous pouvez vous en tenir à ce que je vous ai marqué." Die auffallende Dissonanz dieser verschiedenen Angaben wird weiter dadurch gesteigert, daß Friedrich, in dem sichtlichen Wunsch, sie leichthin aufzulösen, nach alledem noch einmal darauf zurückkommt und am 30. Juli den Prinzen wiederum glauben lassen will, die Sache habe nichts auf sich gehabt, seine ursprünglichen Befürchtungen seien nur durch die Haltung der russischen Generale in Preußen und Pommern hervorgerufen gewesen, und es sei eigentlich wenig zu berichtigen. „Die Details", schreibt er unter dem genannten Datum in sonderbarer Dunkelheit, „sind zu einfach, um sie hier auseinanderzusetzen und überdies theilweis auf Konjekturen gegründet, die sich nicht als völlig sicher betrachten lassen. Was ich Dir aber vom Stande meiner Angelegenheiten in Petersburg sage, ist gewiß. Du kannst darauf rechnen, daß Rußland den Frieden halten wird, daß das gute Einvernehmen zwischen mir und dem Petersburger Hofe ein dauerndes sein wird, und daß Berlin nichts zu fürchten hat, und alles, was von meinem Gebiet von den Russen besetzt ist, geräumt wird." Ihren erhärtenden Abschluß finden diese also stetig aufrecht erhaltenen Unvereinbarkeiten in des Königs Brief an Heinrich vom 31., wo zuerst „die positive Nachricht" gegeben wird, daß

*) Correspondance de Frédéric le Grand.

Katharina die von Maria Theresia proponirte Erneuerung ihres Bündnisses „rundweg abgeschlagen“ und ihr gegen Preußen gerichtetes wildes Manifest zurückgezogen habe, unmittelbar darauf aber das alte widerspruchsvolle clairobscur durch die abschwächenden Wendungen wiederhergestellt wird „il y a toute apparence“, daß die Kaiserin den Frieden hält, „il n'est point vraisemblable“, daß sie den Frieden bricht. Also zuerst Bestürzung auf Grund empfangener eigener Berichte, mit einem Hoffnungsschimmer, der nicht von außen kömmt. Darauf, nach weiter eingelaufenen Nachrichten, plötzlich überwiegende Beruhigung und Zuversicht, nebst Ablehnung aller Erklärungen wegen Zeitmangel bei gleichzeitigen langen militärischen Briefen. Dazu die Tendenz, die ursprünglichen Befürchtungen auf im Publikum zirkulirende Gerüchte und ferne russische Bewegungen zurückzuführen, während die Rapporte des preußischen Gesandten und das Abrücken General Tschernytscheffs aus des Königs Lager jetzt übergangen werden. Danach positive Gewißheit über Gegenwart und Zukunft, und schließlich die hingeworfene Notiz, man wisse noch nicht recht, wie die Sache gehen werde.

Mit diesem Verhalten Friedrichs vergleichen wir, was von den entsprechenden russischen Vorgängen verlautet. Am Tage ihrer Thronbesteigung, dem 8. Juli 1762, erließ Katharina ein Manifest, in welchem Preußen, ganz im Sinne von Elisabeth's Carthaginem esse delendam, der schlimmste Feind Rußlands genannt und der Kriegsfurie preisgegeben wurde. Am 17. Juli war die Thatsache dem König und dem ihm unlängst unterstellten General Tschernytscheff bekannt, der den sofortigen Abmarsch vorbereitete. In vollem Kontrast damit ist General Tschernytscheff schon am 21. in der Lage, dem König schriftlich zu versichern, daß, obschon die russischen Truppen sein Heer zu verlassen hätten, die Kaiserin bei dem von ihrem Vorgänger abgeschlossenen Frieden beharren werde. Die Russen in der Mark, Pommern und Preußen, die noch die eben wieder aufgenommenen feindlichen Bewegungen fortsetzten und zumal im Osten neue Unterthaneneide aufs Bajonett schwören lassen*), setzen auch wieder rasch eine andere Miene auf. Einige Tage später wird auch, wie Friedrich seinem Bruder am 31. schreibt, das von Katharina noch am Tage ihrer Thronbesteigung gegen ihn gerichtete Manifest zurückgezogen und jedes Exemplar, dessen man in Petersburg habhaft werden kann, saisirt und vernichtet. Am 10. August ergänzt man diese zarische Korrektur der Geschichte, da die Konfiskation kein genügendes Resultat ergibt, durch die amtliche Erklärung, die in dem unterdrückten Aktenstück gegen den König geführte Sprache beruhe auf Uebersetzungsfehlern. Da, wie aus dem Vorstehenden erhellt, die Kurirentfernung zwischen Petersburg und Breslau damals 9 Tage betrug, so ist der Wandel von Haß zu Freundschaft zwischen dem 9. und 12., d. h. innerhalb fünf Tagen nach Manifesterlaß erfolgt, muß also, weil eine begütigende Erwiderung Friedrich's frühestens 18 Tage nach Erlaß eintreffen konnte, ohne eine solche eingetreten sein. Mit anderen Worten, die Metamorphose hat sich entweder in Katharina proprio motu eingeleitet und abgespielt, oder ist durch Einwirkung des preußischen Gesandten Freiherrn von Goltz herbeigeführt worden, der in diesem Fall ohne neue Befehle des Königs nach Maßgabe früherer, vielleicht schriftlicher und bis zum Gebrauch versiegelt gebliebener Instruktionen gehandelt haben muß. Für die erste, bei dem Charakter Katharina's und den Lebensbedingungen einer Souveränin an sich unwahrscheinliche Alternative haben wir keinen Anhalt; für die zweite gibt es einigen.

„On n'ignore pas que l'impératrice Catherine passe pour être la fille du Roi de Prusse qui, lorsqu' il s'échappa de la Cour de Berlin, alla à celle de la Princesse d'Anhalt et s'y trouva précisement neuf mois avant la naissance de la Sémiramis du Nord. Aussi le systême de la Cour de Russie changea-t-il entierement lorqu'elle prit les rênes du gouvernement, et les sentiments de la nature fortifiés par l'intérêt sembloient rendre inaltérable la liaison qui subsiste entre elle et Frédéric.“ Also lautet eine Passage in einem Petersburger Brief vom 16. September 1780 in der Correspondance politique sur les affaires de l'Europe et particulièrement sur celles de l'Allemagne depuis 1780 jusq'à present, welche in Leipzig ohne Angabe von Druckort, Verleger und Verfasser in 5 Bänden 1789/90 erschien. Das bedeutende Werk, das, nach inneren Indikationen zu urtheilen, auf der Grundlage kursächsischer Gesandtschaftsberichte entstand, ist eine Fundgrube intimer Thatsachen und Aktenstücke aus der internationalen Geschichte des betreffenden Decenniums, die in höfischer Sprache die Kabinette zu beeinflussen sucht und seiner Zeit in keiner fürstlichen Bibliothek gefehlt hat. Es war die Periode zwischen der ersten und zweiten Theilung Polens, in welcher Preußen, nach dem Tode Friedrich II. von Rußland zunächst abgerückt, den Rest des unglücklichen Landes selbständig zu erhalten dachte und dadurch an die Seite der Reformpartei trat, welche die sächsische Dynastie wieder einsetzen wollte. Ein kurzer Traum, der, in Dresden lebhaft mitgeträumt, zu mancherlei Veröffentlichungen führte, die im Chaos des wiederaufflammenden polnischen Bürgerkrieges untergegangen sind. Es ist klar, traut man der Angabe des durch seinen gesammten bedeutenden Inhalt legitimirten Werkes in Bezug auf Katharina's Ursprung, so ist das Geheimniß ihrer jähen Sinnesänderung gelöst und die eine durch die andere wechselseitig gestützt. Der Frage nun, wie weit man diese spezielle Information für verläßlich hinzunehmen hat, läßt sich durch die Betrachtung der Nebenumstände etwas näher kommen*).

Katharinens Mutter hatte als Fünfzehnjährige den siebenunddreißigjährigen Prinzen Christian von Anhalt-Zerbst, preußischen Generalmajor und Kommandanten von Stettin, geheirathet. Aus Biester's Lebensabriß Katharinens ist ersichtlich, daß die ungleichaltrigen Gatten nicht eben aneinander hingen, daß die Prinzeß sich öfter allein nach Zerbst begab und dort und in dem benachbarten Dornburger Schlößchen den Prinzen Friedrich von Preußen kennen und schätzen lernte. Als die Prinzeß im 17. und Friedrich im 18. Jahre stand, wurde Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, spätere Kaiserin Katharina von Rußland, zu Stettin geboren. Ohne die fast gleichzeitigen Beziehungen zur Gräfin Orzelska, illegitimer Tochter August des Starken, deren Kind in Frankfurt a. O. erzogen wurde, und andere Liaisons, die aus Preuß, Jugend und Thronbesteigung Friedrich II., Berenhorst's Nachlaß**) und des Königs eigenen Confidenzen bekannt sind, zu erwähnen, sei nur bemerkt, daß der König nach seiner Thronbesteigung Sophie Auguste in Berlin unterrichten ließ, sie bei Hofe als erlauchte Prinzessin hielt (obschon er sich noch 1746 in Briefen an Leopold von Dessau über die Zerbst-Köthener Diminutivwirthschaft geringschätzig moquirte***), und ihre spätere Verehelichung mit dem russischen Thronfolger Peter mit allen Mitteln betrieb und durchsetzte. Wie dringend ihm diese Heirath am Herzen lag, geht aus seinen eigenen Aufzeichnungen hervor. In den Oeuvres historiques de F. II. mehrfach darauf zurückkommend, sagt er einmal, die Sache habe ihm mehr Mühe gemacht als die wichtigste Angelegenheit in der Welt — die Prinzeß habe, um ein Gelingen überhaupt zu ermöglichen, in Petersburg anlangen müssen, ehe der feindliche Kanzler Bestuscheff ein Wort von ihr und der Parthie gehört — und danach seien noch Popen und Archimandriten,

*) Befehl des Generals Wojehkoff, d. d. Königsberg, 16. Juli 1762.

*) Eine andere Mittheilung darüber soll abgesehen von den englischen zeitgenössischen Blättern auch in des Grafen Bonde Historiska Uplysningar, Stockholm 1799, enthalten sein, der als Mitlebender und angesehener Politiker in Betracht kommt.

**) Major und anhaltischer Oberhofmeister von Berenhorst war selbst ein illegitimer Sohn des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau.

***) Preuß, Urkundenbuch, 28.

die Bräutigam und Braut für allzu nahe verwandt hielten, zu „gewinnen“, zu „überzeugen“ und herüberzuziehen gewesen. Ein andermal den Zweck seiner Bemühungen bekennend, läßt er sich dahin vernehmen, „daß eine in Preußen erzogene und versorgte Großfürstin, die dem König ihr Glück verdankte, ihm ohne Undankbarkeit nicht schaden konnte.“ Dankbarkeit war freilich nach solchen Leistungen auch ohne Verwandtschaft vorauszusetzen, und ihre Annahme beweist mithin an sich noch nichts für ein näheres Band. Im Zusammenhang mit den berichteten Umständen wird man sich aber sagen, daß, bestand die Verwandtschaft, der König nach allem was er für die Prinzeß gethan, auf ein doppeltes Maß von Dankbarkeit rechnen durfte, wenn er einmal in die Lage kam ihr ihren, in ihrem eigenen Interesse zunächst zu verschweigenden Ursprung zu enthüllen.

Weitere Indizien werden durch die Familie Katharinens und deren Beziehungen zu den beiden Hauptpersonen geliefert. Die Mutter Katharinens zog nach ihres Gatten Tode nach Paris, wo sie es sich wenig angelegen sein ließ, die über die Dornburger Vergangenheit umlaufenden Dinge zu entkräften.*) Als sie dort 1760 starb, scheint ihre großfürstliche Tochter keine Verbindung mehr mit ihr unterhalten zu haben. Jedenfalls bezahlte sie die nachgelassenen Schulden nicht. Einer ungleich größeren Beachtung erfreute sich, wenigstens von Friedrichs Seite, ihr Gatte, der, ohne eine bekanntgewordene Gelegenheit zur Auszeichnung gehabt zu haben, sofort nach Thronbesteigung und noch vor der großen Vermählung Katharinas 1740 zum General der Infanterie, 1741 zum Gouverneur von Stettin und 1742 zum Generalfeldmarschall ernannt wurde — Beförderungen, die der große König sonst nur dem Verdienst oder regierenden Fürsten zu Theil werden ließ. Ganz anders zu Friedrich stand des letztgenannten Sohn Friedrich August, der das kleine Fürstenthum 1752—1793 besaß. Der König, der den Vater unverhältnißmäßig geehrt, der die dem Vater mindestens offiziell zustehende Tochter und zweifellose Schwester ihres Bruders scheinbar unveranlaßt erhalten, erzogen und verheirathet hatte, bekümmerte sich um den Bruder überhaupt nicht; der Bruder seinerseits hielt es für angemessen und thunlich, den mächtigen König, der seine Schwester zur Kaiserin gemacht und ihm selber keine sichtbare Unbill zugefügt, wohl aber zuzufügen vermochte, offene Feindschaft zu bezeigen. Gehässig vom König redend, so oft sich die Gelegenheit bot, beherbergte Friedrich August während des siebenjährigen Krieges sogar einen französischen Ministerresidenten, dessen Thätigkeit so bedenklich erschien, daß der unbequeme Vigilant nach mehrfachen Warnungen von einem preußischen Kommando aus dem Zerbster Schloß weg arretirt und in Magdeburg internirt wurde. Im Einklang damit hat auch die kaiserliche Katharina diesen Fürsten, dessen Mutter doch jedenfalls die ihrige war, während ihrer langen beiderseitigen Regierung standhaft ignorirt. Man messe das Benehmen dieser sechs Personen zu einander an dem thema probandum von Katharina's Herkunft und man wird unschwer finden, daß das erstere durch das letztere erklärt und das letztere durch das erstere erhärtet werden kann. Katharina's Gleichgültigkeit gegen ihrer Mutter Sohn, einen regierenden Fürsten und nächsten anerkannten lebenden Verwandten, ist um so bemerkenswerther, als sie den Grafen von Anhalt, der dem ihr ferner stehenden Dessauer Hause illegitim oder morganatisch oder in beiderlei Form angehörte und im Kriege der geschätzte Adjutant Friedrichs war, nachmals nach Petersburg zog, zum kaiserlichen Prinzen ernannte und mit den höchsten militärischen Würden überschüttete. Sie stellte sich die Anhaltiner also nahe. Aber es mußten die rechten sein, nicht die unrechten. Und die rechten durften illegitim sein, während den unrechten die Legitimität in ihren Augen nicht allzu viel nützte. Ziemlich ebenso scheint Friedrich der Große selbst noch im Alter gedacht zu haben, da er als Sechsziger dem berühmten Prince de Ligne, auf die Begabung des Grafen von Anhalt exemplifizirend, von der rathsamen Auffrischung der Dynastien durch gelegentliche enfants d'amour sprach.*)

*) Stengel, Anhaltische Geschichte, 263.

Wir resümiren. Wenn die Sachlage Katharinen's Wandlung auf preußische Einflüsse zurückzuführen nöthigt, so ist andererseits durch die Uebereinstimmung verschiedener, verschiedenartigen Gebieten entnommener Belege dargethan worden, was für das Vorhandensein besonderer Ueberzeugungsmittel in preußischen Händen sprechen kann. Als Mittelglied zur Verbindung beider Argumente haben wir die durch die Petersburger Situation gerechtfertigte Annahme einzusetzen, daß der preußische Gesandte schon vor der Katastrophe mit dem erforderlichen Produktionsmaterial versehen war. Friedrich wußte längst wie übel die Ehe ausgefallen war, wie Peter gedroht hatte, Katharina in ein Kloster zu schicken und wie seine Bemühungen, ihn milder zu stimmen, fruchtlos geblieben waren.**) Er kannte auch Katharina's Kühnheit und Klugheit — sie, die wenige Monate nach des Gatten Entthronung dem französischen Gesandten erzählte, sie habe seit ihrer Ankunft in Rußland den Entschluß gefaßt, in diesem Lande allein zu herrschen***), mußte Friedrich als die voraussichtliche Besiegerin des schwachen und unbedeutenden Gatten erscheinen, falls es zum Kampfe kam. Und daß es flink dazu kommen würde, war durch die Gelegenheit, die Peter's unpopuläre Politik der entschlossenen Heroine bot, nur allzu gewiß. Da überdies Peter's erwerbloser Friedensschluß mit Preußen die russische Generalität besonders erbittert hatte, Katharina also, falls sie ihn stürzte, den entgegengesetzten Kurs zunächst einschlagen mußte, so war es für Friedrich um so mehr angezeigt, sich vorzusehen und seinen Vertreter in Petersburg rechtzeitig mit etwas Gegengift auszustatten. Daß er ihr gleichzeitig die Kooperation antragen ließ, die er ihr nachmals bis zu seinem Lebensende innehielt, war beiderseitiges Interesse und wird durch die Geschichte der nächsten 25 Jahre erwiesen; daß dieser Antrag allein den Umschwung nicht herbeigeführt haben wird, ist indeß schon daraus zu ersehen, daß er bei Elisabeth nichts genützt hatte. So ließ Katharina den von Peter bewilligten Frieden schließlich bestehen, hielt aber aus unvermeidlicher Rücksicht auf die russische Stimmung die Abberufung ihrer Truppen aus dem preußischen Lager aufrecht.

Der Natur der Sache nach wird sich dokumentarischer Nachweis und damit die Sichtung des aus den Indicien betreffs Katharina's Gezogenen wohl nur durch Veröffentlichung der Goltz'schen Papiere oder authentischer Mittheilungen über ihren Inhalt erlangen lassen — eine unwahrscheinliche Eventualität für geraume Zeit, wenn je.

Jedenfalls verzweifelte nun Oesterreich am Sieg und ging nach Hubertusburg. Preußen stand neu gefestet. Es hatte dazu recht mannigfaltiger Werkzeuge bedurft. Und wir thun noch immer gut, uns dessen zu erinnern.

C. A.

*) Lettres et pensées du Maréchal Prince de Ligne publiées par Mad. de Staël—Holstein. Der Graf von Anhalt, Enkel des alten Dessauers und einer Apothekerstochter, war der Sohn von Leopolds ältestem (früh verstorbenen) Sohn und einer Bäuerin. Was Friedrich dem Prince de Ligne über des Grafen Herkunft sagte, schrieb dieser an König Poniatowski mit weitgehenden Folgerungen.

**) Raumer's Beiträge und Gesandschaftsberichte, III 303.

***) Raumer's Beiträge III. 309. Bericht vom 23. Febr. 1863.

Wie ich den heiligen Vater gesehen habe.

„Wenn jemand eine Reise thut,
So nimmt er nicht den schönsten Hut,
Und auch das übrige Gewand
Ist nicht besonders elegant.“

So war ich zu Ostern 1901 nach Rom gekommen und hatte trotz meines unscheinbaren Gewandes durch die Güte des hochwürdigen Herrn Direktors Monsignore Dr. Nagl im Institute „dell' Anima“ eine Stätte gefunden, wo ich nach des Tages Mühen mein Haupt niederlegen und von all' den gewaltigen und eigenartigen Eindrücken träumen konnte, die in der ewigen Stadt auf jeden Fremdling einstürmen.

In den Ruinen der Kaiserstadt durfte ich mich auch im Lodenhütlein sehen lassen, in den Kirchen der Papststadt nahm ich das Hütlein demüthig ab, und dem neuen Könige von Italien war, so sehr er sich auch darauf freuen mochte, kein Besuch zugedacht.

So kam der Ostersonntag heran und mit ihm die Pflicht des Gastes, den Hausherrn nach römischer Sitte zu beglückwünschen und mit dem Glückwunsche die Ankündigung meiner baldigen Abreise zu verbinden.

Und der Hausherr meinte: „Aber, Herr Professor, Sie werden doch Rom nicht verlassen, ohne den heiligen Vater gesehen zu haben? Dazu ist eben Gelegenheit; denn am Osterdienstag findet in der Sixtinischen Kapelle eine öffentliche Audienz und Segensertheilung statt, und für eine Eintrittskarte werde ich schon sorgen.“

Nun .... dieweil der Herr Direktor seine kurze Rede mit einem „Aber“ eingeleitet hatte, so glaubte ich, auch mit einem „Aber“ antworten zu dürfen, und also erwiderte ich:

„Aber ..... Ihre freundlichen Worte überraschen mich, und ich würde es als das schönste Glück meines Lebens und die Krone meines Aufenthaltes in Rom betrachten, wenn es mir vergönnt wäre, das Oberhaupt der katholischen Christenheit zu sehen; aber ..... in dieser „Kluft“, will sagen, in diesem Reiseanzuge kann ich dem Papst doch unmöglich unter die Augen treten!“

Der erfahrene Mann lachte gutmüthig über meine Naivetät und sprach:

„Morgen wird Ihnen die Eintrittskarte zugestellt werden, und im Uebrigen wenden Sie sich an meinen Kammerdiener; der kennt den Brauch und wird Ihnen alles Nöthige sagen.“

Richtig klopfte es am Abend des folgenden Tages an die Thür meines Zimmers, und herein trat, mit einem rothen Zettel in der Hand, ein etwas dicker, aber äußerst lebhafter Priester, dessen rosiges Antlitz gesunde Heiterkeit, dessen Augen einen sprühenden Geist ausstrahlten, und der sich mir als „Bruder Williram“ vorstellte. Er sei gekommen, um mir im Auftrage des Monsignore den Permesso zu überreichen und zugleich meine Bekanntschaft zu machen.

Das also war der begabte Tiroler Poet, der Dichter von „Kiesel und Krystalle“, der „Wanderweisen und Heimathlieder“, dessen Künstlerschaft unter dem Schatten der Palmen und Pinien der Vollendung entgegen reifte.

Wir schlossen bald Freundschaft und begossen sie, anstatt Salz zu essen, noch am selbigen Tage mit etlichen Glas Rothwein und nach einigen Tagen auf dem Vesuv mit Lacrimae Christi; einstweilen aber war mir der heilige Vater denn doch wichtiger als Bruder Williram mitsammt seinem geplanten Heldenepos, und so suchte ich mit Beihilfe des Herrn Kammerdieners bezüglich meines äußeren Menschen den Anforderungen zu entsprechen, die da auf dem rothen Permesso an mich gestellt wurden, um für eine Stunde höfisch oder hoffähig zu sein.

„Die Damen“, so hieß es da in gewählter italienischer Sprache, deren ich immerhin soweit mächtig war, um Käse und Brot zu unterscheiden, „die Damen erscheinen im schwarzen Kleid und mit einem Schleier auf dem Haupte, die Herren in Frack und weißer Kravatte.“

Gott sei Dank, der Kammerdiener war auch ein Tiroler, ein altes, treues, etwas derbes und knorriges Hausmöbel, der trotz seines langjährigen Aufenthaltes in Rom sein Tiroler Deutsch nicht völlig verlernt hatte. Mit dem Manne konnte ich mich schon verständigen, und also trug ich ihm mein Anliegen vor:

„Sie, Herr Johann Capistran oder wie sie sonst heißen, ich brauche eine schwarze Hose, eine Weste, einen Frack, einen Zylinder, taubengraue Glacéhandschuhe und eine weiße Kravatte ...... ich bitte, borgen Sie mir diese schönen Dinge bei irgend einem römischen Schneider oder Pfaidler aus ..... ich will dem heiligen Vater einen Besuch abstatten, und Monsignore Nagl hat mich, carissimo Giovanne, Ihrer Weisheit anempfohlen.“

Die wenigen italienischen Brocken warf ich dazwischen, um mich in der Sprache Italiens zu üben; andere Worte waren, da ich schon oft von der Allmacht der Kammerdiener gelesen hatte, darauf berechnet, dem Manne um den struppigen Bart zu gehen und mir seine Dienstwilligkeit und sein Wohlwollen zu sichern.

Beides gelang mir vortrefflich; denn der Johann meinte, indem er mich mit Kennerblicken vom Scheitel bis zur Zehe betrachtete:

„Habt's Es 's Geld zum außi schmeißen?“

Diese Frage konnte ich ohne jedes Bedenken sogar angesichts der Steuerbehörde verneinen.

„Nachher thun wir's billiger ...... lest's epper a mal, was auf dem Zettel steht!“

„Die Herren haben in Frack und weißer Kravatte zu erscheinen.“

„Ischt guet! Nacher werden wir epper decht folgen müssen ..... Es braucht's halter an Frack und a weiße Halsbinden ..... selle wird wohl gnue sein, weil sunst nix drauf steht, auf dem Zettel da!“

„Aber ..... mein lieber Cameriere, ich kann doch nicht in diesen blauen, staubigen Hosen ......“

„O mei', die seind hübsch dunkel, und den Staub werden wir scho' ausklopfen.“

„Und ohne Zylinder ......“

„Den Huet habt's Es so nit auf'm Kopf in der Sixtina ......“

„Und ohne Handschuhe ......“

„Ischt nit der Brauch; wer mit Handschuhen kimmt, wird gar nit einig'lassen.“

„Nun ...... Eure Weisheit ist ungeheuer praktisch, und Euer Einsehen in die Leere meiner Geldtasche ist bewundernswerth, carissimo; aber ..... wo nehmen wir einen Frack her?“

„Den könnt's Es von mir haben. I trag' ihn freili' scho' etli' zwanz'g Jahr ..... aber nur beim Serviren ......“

Mir wurde grün und gelb vor den Augen, als er das altehrwürdige Ungethüm, auf dem deutliche Reste verschütteter Tunke zu sehen waren, aus dem nach Schimmelpilzen riechenden Kasten hervorholte und mir unter die Nase hielt.

„Um Gotteswillen“, protestirte ich, „das verstößt doch gegen die dem Oberhaupte der Kirche gebührende Achtung, wenn ich in diesem Frack . . .“

„Ach was“, fiel mir der unverbesserliche alte Knabe in die Rede, „Frack ischt Frack! Steht epper auf'm Zettel, was für an Frack Es haben sollt's? Und nacher seind heut' in der Sixtina soviel Leut, daß ma' ein' gar nit anschaut. Wenn's einfahren auf der Elektrischen, hängt's halt den Lodenmantel um, und .... die Ehrfurcht vor'm heiligen Vater, die tragt's halt im Herzen .... ischt eh g'scheiter, als im Rock!“

„Nun gut, ich gehorche Ihnen . . . auf Ihre Verantwortung! Also her mit dem Frack, und die Kravatte, die kaufe ich, da sie deutsch und italienisch gleich heißt, im nächsten Kramladen.“

So pilgerte ich denn, um nur ja einen recht guten Platz zu bekommen, zwei Stunden vor Beginn der Feierlichkeit, den Mantel umgeworfen, in den Vatikan, an dessen Eingangsthor Schweizersoldaten in ihrer malerischen Tracht Wache hielten und die Scheine der Ankömmlinge prüften.

Mein Schein war richtig, ich wurde eingelassen und zur Garderobe gewiesen, auf daß ich mich meines Ueberkleides entledige.

Es geschah, und nun stand der geschundene Raubritter da . . . inmitten einer unzählbaren Menge der vornehmsten Herren in tadellosem, nagelneuem Salonanzuge, in tief ausgeschnittener Weste, viele die Brust mit Ordenssternen besär, inmitten einer holdseligen Schaar von Damen, die in ihrer vornehmen Einfachheit das Auge entzückten.

Wie froh war ich, dessen Wangen sich vor Verlegenheit purpurn färbten, daß meine gute Frau nicht dabei war! Sie wäre trotz des felsenfesten Mosaikfußbodens in die Erde versunken; denn sie hält mit Recht auf saubere Gewandung und hat darum an ihrem vergeßlichen Gatten jeden Tag zu nörgeln. Na . . . und wenn sie nicht in die Erde versunken wäre und mich so zum Wittwer gemacht hätte, so hätte sie jedenfalls schleunigst den Rückweg angetreten und hätte mir auf dem Petersplatze im Schatten des großen Obelisken eine gar wirksame Predigt gehalten!

Aber ich war zum guten Glücke ganz allein, und das gab mir meine Fassung wieder. Ich verwünschte in meinem Innern den carissimo Giovanne, entschloß mich aber zugleich, alle auf mich gerichteten Augen nicht zu beachten und muthig vorwärts zu dringen . . . kehrte ja die Gelegenheit, den greisen heiligen Vater zu sehen, nie wieder in meinem Leben.

Das Lodenhütlein, in dem ich Tags zuvor das Wasser der Fontana Trevi aufgefangen hatte, ließ ich wohlweislich bei meinem Lodenmantel und schritt die herrliche Scala regia, Bernini's Meisterwerk, empor, in dessen Marmorsäulen sich meine liebliche Gestalt und das erröthende Antlitz verzerrt und wie zum Hohne spiegelten.

Auf dem ersten Absatze fragte mich ein höflicher Diener in italienischer Sprache, wohin ich wolle. Als ich ihm meine Absicht kundgethan hatte, schupfte er die Achseln in die Höhe und ließ mich meiner Wege gehen.

Ich gelangte in einen herrlichen Vorsaal, die Sala regia, und hatte das Vergnügen, durch eine dicht gedrängte Menge bis zur Thüre der Sixtinischen Kapelle Spießruthen laufen zu dürfen. Immerhin gewann ich die Ueberzeugung, der heilige Vater und ich seien heute die angesehensten Männer in Rom, und der Gedanke gab mir meinen Muth wieder.

Vor dem Thore aber gebot ein Engel mit flammendem Schwerte oder, beim Lichte des herannahenden Mittags betrachtet, ein Wachoffizier Halt. Dieser gestrenge Mann war nicht so leicht zu befriedigen, wie die Soldaten vor dem vatikanischen Palaste. Er musterte mich mit einem Blick, der sowohl Mitleid als Verachtung und auch Entrüstung ausdrücken mochte, von oben bis unten, streckte sodann gebieterisch seine Rechte gegen mich und sprach, italienisch natürlich, aber auch für mich verständlich und weithin vernehmbar:

„Zurück!"

Ei, das ging mir denn doch über die Hutschnur, daß ich an der Schwelle des Heiligthums zurückgewiesen werden sollte!

Ich ließ mich also, jede Scheu bei Seite setzend, mit dem wackeren Manne, alle meine italienischen Sprachkünste aufbietend, in eine Unterhaltung ein und fragte wie einer, der in seinem Rechte schwer gekränkt ist:

„Perché Signore Officiore . . . . ich sehe absolut nicht ein, warum ich erst umkehren und dann vorwärts gehen soll!"

Nochmals traf mich der Blick des Mannes vom Kopfe bis zum Fuße. „Weil Sie", herrschte er mich an, „kein geziemendes Kleid haben!"

So . . . . da hatte ich jetzt die Bescheerung! Wäre nur der carissimo Giovanne dagewesen . . . ich glaube, ich hätte ihn vor allen Leuten gebeutelt! Der Herr Offizier hatte vollkommen recht . . . mein Kleid war wirklich nicht schicksam; aber jetzt durfte ich nicht nachgeben. Ich steigerte also, um ja alles zu versuchen, meine Entrüstung und erwiderte, indem ich mit der flachen Rechten auf die Karte schlug, daß sie knisterte:

„Scusi, Signore Officiore — da muß ich schon recht bitten . . . . . . was steht denn da auf dieser Karte — he? Da steht — wollen Sie gütigst lesen — „Die Herren haben zu erscheinen im Frack". Und . . . . . was ist das, was ich da anhabe und was nach rückwärts einem Schwalbenschwanze gleich sieht? Doch wohl ein Frack! va bene . . . . das ist denn doch in Ordnung, wenn auch der Frack gerade kein Staatsfrack ist. Und was steht ferner noch auf dieser Karte? „Die Herren erscheinen in weißer Kravatte?" Ist diese Kravatte da, die ich vor kaum einer Stunde gekauft und ehrlich bezahlt habe, etwa nicht weiß? Nun alsdann . . . . basta . . . . das dürfte wohl genügen, und ich werde eintreten!"

Jetzt weiß ich nicht, habe ich so schlecht italienisch gesprochen, daß mich der Herr Offizier nicht verstand, oder wollte er mich überhaupt nicht verstehen. Genug . . . . . . wie ich in all meiner Würde an ihm vorbei in die Kapelle treten wollte, packte er mich mit eisernem Griffe am Arme, und wenn ich nicht gar so ein friedfertiger Mensch wäre, hätte es eine Rauferei abgesetzt, die gewiß ebenso verdammungswürdig gewesen wäre, als da Torquato Tasso am Hofe zu Ferrara gegen Antonio den Degen zog.

Ich aber erwog in meinem Herzen: Sollst du als der Gescheitere nachgeben oder sollst du mit dem Manne einmal deutsch sprechen? Und ich entschloß mich, da ich mit meinen italienischen Sprachkenntnissen nicht weiter oder doch nur dorthin kam, wohin ich nicht wollte, zu meiner Muttersprache meine Zuflucht zu nehmen. Vielleicht war der Mann da wirklich ein Schweizer, und dann mochte es ihn immerhin rühren, wenn er wieder einmal heimathliche Laute hörte. Und der Schweizer Mundart war ich halbwegs mächtig, und so versuchte ich's halt und sprach in bitterem Harme:

„No . . . . . . lieber Fründ, das hätt' i' bim Bluest nit' denkt, daß d' Landslüt do so behandlet wären, wenn sie zum heilige Vater chönd! Jetz chan i' wieder hei' und hä nünt usg'richt und chum miner Läbteg nümme doher! Aber das chan i' scho' säge . . . . in alle Zitege lo=n=i=s drucke . . . ."

Ich brachte meine Rede und die eines Revolverjournalisten würdige Drohung nicht zu Ende; denn der Blick des Mannes wurde immer milder und milder, der Druck seiner Hand immer schwächer und schwächer. Schließlich ließ er mich ganz los und meinte gutmüthig:

„Warum händ Ihr nit glei' dütsch gschwätzt . . . . no . . . . . so göhnd!"

So ist es mir gelungen, trotz meines zweifellos unschicksamen Kleides in die Sixtinische Kapelle zu kommen.

Die lange Wartezeit konnte mir nicht zu lange werden, bot ja dieser in seiner Art einzige Raum der Welt mit seinem herrlichen Freskenschmuck der Wände und der Decke dem Betrachter unerschöpflichen Stoff. Auch die um mich sich bewegende Gesellschaft, die da gekommen war, den Vater der Christenheit zu sehen und ihm ihre Verehrung zu bezeigen, mochte allerlei Gedanken wachrufen. Sie war thatsächlich international und erweckte so unwillkürlich die Vorstellung der Kirche als einer katholischen, die sich ausbreitet über den ganzen Erdkreis. Das sollte ich zu einiger Demüthigung gleich selbst erfahren.

Denn da redete mich ein junger Priester neben mir in englischer Sprache an, um mir, ich weiß nicht was, zu sagen. Ich erklärte ihm mit dem Aufgebote meiner czechischen Sprachkenntnisse, daß ich ihn leider nicht verstehe, und so verstand er mich auch nicht. Gleich darauf versuchte ein Franzose sein Glück mit mir, und ich erwiderte ihm zur Abwechselung . . . . griechisch. Ein Spanier

bekam eine italienische, ein Grieche eine Antwort in echt schwäbischer Mundart.

Na, dachte ich, die Herren müssen dich wohl für riesig gescheit halten, da sich alle an dich wenden und du auf einmal der Mittelpunkt eines Kreises wirst, der sich immer mehr vergrößert.

Da fiel mir ein, es sei denn doch die lateinische Sprache unter den Gelehrten wenigstens allweil noch die internationalste, und so forderte ich die Herren Kollegen aus England, Spanien, Frankreich u. s. w. in einem allerdings etwas holprigen Latein auf, sich dieses altherkömmlichen Volapük zu bedienen, das immerhin eine größere Verbreitung habe als die Weltsprache Martin Schleyer's, und siehe da, bald war eine recht anregende Unterhaltung im Gange, und ich erfuhr auch, daß die guten Leute nicht in mich verliebt waren, aber um alles in der Welt gern gewußt hätten, wie es mir gelungen sei, in dem schäbigen Anzuge die Wachen zu passiren. Ich gab ihnen mit etwelcher Bosheit zu verstehen, ich sei ein scriptor popularis, ein Volksschriftsteller, und demnach sei auch meine Kleidung . . . . volksthümlich.

Zum Glücke schnitten aus dem Vorsaale ertönende Jubelrufe, die das Kommen des Papstes verkündeten, jede weitere Auseinandersetzung ab und lenkten die Aufmerksamkeit auf den ehrwürdigsten Greis der Welt, der eben an uns vorbei und zum Altar der Kapelle getragen wurde, ob dem Michelangelo's „Jüngstes Gericht" beängstigend auf die Lebenden herabdrohte.

Gestatte mir der Leser, daß ich den Eindruck, den ich da gewann, möglichst wahrheitsgetreu und unbefangen in Worte zu kleiden versuche.

Als der heilige Vater in der Thoröffnung der Kapelle erschien, war er einen Augenblick, wie erschöpft, in seinen Sessel zurückgesunken.

Regungslos, einer Statue vergleichbar, etwa wie man ihn in Wachsfigurenkabinetten sehen kann, saß er da . . . . . schier unheimlich war es . . . . . . ob nicht der starke Geist die schwache Hülle urplötzlich verlassen hatte?

Ein schneeweißer Talar umhüllte die hageren Glieder, ein breites, rothes Band gürtete den Leib, den Scheitel deckte ein rothes Käppchen, unter dem spärliche, schneeweiße Locken hervorquollen. So war er im Hauskleide zu uns gekommen, nicht in feierlichem Pompe, sondern wie der Vater seinen Kindern sich zeigt.

Aber . . . . lebte der Vater noch? So fragte ängstlich jedes Herz.

Das scharf geschnittene Antlitz, schier durchsichtig, schien aus Alabaster gemeißelt . . . . kein Tropfen Blutes in ihm!

Doch siehe, wie auch in der Kapelle von tausend Lippen die begeisterten Rufe: „Hoch lebe der Papst, hoch lebe der Papstkönig!" ertönten, da drang Leben in die Gestalt, da öffnete er die Augen, und Blicke voll unbeschreiblichen Feuers und Geistes, voll inniger Liebe und ergreifender Milde schweiften über die Versammlung. Mit der zitternden Linken, die ein farbiges Sacktuch geballt hielt, stützte er sich auf des Stuhles Lehne, er erhob sich zur Hälfte, die segnende Rechte schlug des Kreuzes heiliges Zeichen über alle, die da guten Willens waren, im Kreuze das Heil zu suchen . . . . . . Es war ein ergreifender Moment, den ich Zeit meines Lebens nicht vergessen werde!

Bruder Williram hatte mir tags zuvor gesagt: „Sie werden in Rom, wie überall auf der Welt, auch Schatten finden, Sie werden vielleicht die Erwartungen, mit denen Sie gekommen sind, nicht in allem erfüllt sehen, aber der Anblick des heiligen Vaters, dieser schier übermenschlichen Lichtgestalt, wird Sie für alles entschädigen!"

Und so war es auch. In diesem gebrechlichen Greise, der von seiner göttlichen Mission ganz erfüllt ist, sah ich die großartige Idee des Papstthums auf die schönste Weise verkörpert . . . . Wer diesen Mann gesehen hat, der muß ihn lieben und bewundern, und selbst auf den Lippen des Ungläubigen muß beim Anblick dieser rührenden und erhabenen Erscheinung das Wort des Spottes verstummen.

Ich habe es wahrscheinlich nicht bereut, daß ich die Hindernisse, die mir den Weg in die Sixtina versperren wollten, mannhaft und klug besiegte, denn ich rechne es als Gewinn für mein Leben, daß ich Leo XIII. in seinem hohen Alter gesehen habe.

Der carissimo Giovanne, der Kammerdiener des Direktors der Anima, der bekam zum Nachtisch allerdings einen ordentlichen Brummer, aber dann, was ihm lieber gewesen sein dürfte, auch ein ordentliches Trinkgeld.

Krems. Josef Wichner.

Aus dem Haus Molière's.

Die Redaktion der „Nation" erweist mir die Ehre, mich zu einer kleinen Stegreifrede über die Direktionsverhältnisse an der Comédie française anzuregen. Claretie, so heißt es in der Begründung Ihrer freundlichen Zuschrift, legt eben sein Amt nieder. Aehnliches war im Lauf seiner fünfzehnjährigen Theaterleitung, der längsten, die meines Wissens bisher einem Administrateur des Théâtre français beschieden war, wiederholt in französischen und nichtfranzösischen Blättern zu lesen. Der ärgste Sturm fuhr über ihn hinweg, als er unter einem republikanischen Regiment ein antirepublikanisches Stück — Sardou's „Thermidor" — in dem mit Staatsgeldern unterstützten Haus Molière's spielen ließ. Seitdem er heil aus jener Heimsuchung hervorgegangen ist, werde ich an seinen Sturz, der unvermeidlich treppauf führen wird, erst glauben, wenn ich ihn sehe. Bis dahin wird er, unsterblich wie die Mittelmäßigkeit, nach wie vor die anderen weiter gewähren lassen. Welche Leistungen Claretie auf den Thron der Comédie und zu einem Fauteuil der auf Lebenszeit Unsterblichen geführt haben, bleibt mir ein Räthsel. Ein Vielschreiber — wenn man so sagen darf: von abgrundtiefer Oberflächlichkeit — hat Claretie mindestens hundert Bände Romane, Novellen, gesammelte Pariser Feuilletons, Litteratur- und Kriegsgeschichtliches, Theaterstücke und Theaterkritiken in die Welt geschickt: darunter nicht ein Blatt, das künstlerisch von Bedeutung, historisch von Dauer ist. Seine federflinke Fingerfertigkeit hat Gnade vor dem jüngeren Dumas gefunden. Dessen Fürwort hat, wenn ich nicht irre, Claretie nicht wenig auf dem Weg in die Comédie française und in das Palais Mazarin gefördert. Geschaffen hat er, wie ehedem als Journalist, nun auch als Akademiker und Theaterdirektor schlechterdings nichts. Selbst der Wirrwarr, der augenblicklich im Haus Molière's herrscht, die — wiederum nicht von Claretie, sondern von einem Minister verfügte — Aufhebung des Lese-Comités der Schauspieler ist nicht das Werk des Direktors. Die Krise, die heute den Bestand der Maison de Molière bedroht, ist auch nicht über Nacht gekommen. Sie wiederholt sich, zum mindesten in jedem Menschenalter einmal, nicht allein in der Comédie française, sondern in allen mehr oder weniger nach ihrem Vorbild auch in Deutschland geschaffenen subventionirten Hof- und Landes-, National- und Stadttheatern. Und sie wurzelt in dem Zwiespalt von Geist und Geld, von Geschmack und Geschäft.

Ein schwer lösbarer und doch nicht unlösbarer Gegensatz: Zeuge dessen außerordentliche, geborene Theaterleiter, wie Shakespeare und Molière, die ihr Handwerk als Künstler treiben. Sie schreiben Zugstücke, die der Menge und dem Kenner gefallen; sie ziehen die rechten Neulinge des schauspielerischen wie des dichterischen Nachwuchses heran; sie wählen und, wenn's Noth thut, sie bearbeiten die spielbaren älteren Komödien. Sie stellen und lösen zugleich die Aufgaben, die von ihren Tagen bis auf die heutige Zeit das ABC und der Weisheit letzter Schluß für jeden tüchtigen Theaterleiter bleiben. Beide sind reiche Männer geworden, indem sie, weit über ihre enge Landsmannschaft hinaus, die Welt der Dichtung mit ewig giltigen, ewig spielbaren Dramen bereichert haben. Ihr Beispiel hat aus guten

Gründen keine Nachfolge gefunden. Ein Theaterleiter wie Shakespeare ist bis zur Stunde nicht mehr in England aufgestanden. Und ein Direktor von der künstlerischen, schauspielerischen und organisatorischen Genialität Molière's hat selbst in dem gelobten Theaterlande Frankreich, von dem der Spruch gilt: natio comoeda, nicht mehr seinesgleichen gefunden.

Außer dem Schatz seiner Komödien hat aber Molière seiner Truppe künstlerische und wirthschaftliche Spielregeln hinterlassen, die den Ruhm der Comédie française begründet und erhalten haben. Jede Vorstellung soll und muß in nimmermüder Arbeit, in unzähligen Proben mit der größten Sorgfalt bis ins Kleinste vorbereitet sein und bei der Aufführung gleichwohl durchaus wie plötzliche Eingebung wirken. So hat es Molière geboten und — wie das lebensprühende Bild seiner Regieführung inmitten seiner lebenstreu gemalten Mitglieder L'Impromptu de Versailles zeigt — so hat er es sieghaft gehalten. Diesem rastlosen Künstlerfleiß muß sich pedantischeste Genauigkeit im Haushalt gesellen, wie sie im Registre de La Grange, in dem Geschäftsbuch von Molière's zuverlässigstem Kameraden, dem heute sogenannten Livre d'or de la Comédie française beginnt und in fast ununterbrochener Reihe bis auf die heutigen Kassenrapporte des Théâtre français hinabführt. Endlich hat er wider die ungezählten Gegner seiner Art und Kunst, wider alle muckerischen Feinde der freien Dichtung und des vogelfreien Komödiantenberufes den Schirm einer allgewaltigen Staatsmacht gebraucht und erobert. Und auch nach Molière's Tod ist der Schutz Ludwig's XIV. seinen Leuten zu Gute gekommen. Der König ließ sie nicht nur ihren Gewinn theilen. Er gewährte ihnen Jahreszuschuß. Bescheiden, wie die Anfänge der Académie française, sind diese Anfänge der Comédie française: beide Einrichtungen nach dem Urtheil guter Gewährsmänner die einzigen, die sich, in der Hauptsache unverändert, von allen Schöpfungen des ancien régime bis in unsere Zeit erhalten haben.

Unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. blieben die Grundlagen der Comédie française unberührt: die Schauspieler waren befugt, als Genossenschafter (sociétaires) ihre Gewinnste zu theilen; alle 7 Tage traten zwei aus ihrer Mitte, die Wöchner (semainiers) an die Spitze; der König, der ihnen nicht nur baares Geld, sondern auch ein mit ausgesuchter Engherzigkeit und Gehässigkeit ausgeübtes Monopol gab, übte die Oberaufsicht durch ein paar Kammerherren (gentilshommes de la chambre). Man hat nicht ganz zutreffend die Selbstverwaltung des kleinen Theaterstaates durch die Schauspieler das republikanische, die Kontrole durch die Vertrauensmänner des Königs das monarchische Element im Haus Molière's genannt. Sarcey wendet die gleichen Bezeichnungen für die unter theilweis anderem Namen gleichfalls unter dem ersten und zweiten Kaiserreich, unter der Restauration, dem Julikönigthum und der dritten Republik in der Comédie française mit-, bisweilen auch gegeneinander regierenden Gewalten an. Immer aber hat sich in der nun mehr als zweihundertjährigen Geschichte der Comédie française die überraschende Thatsache gezeigt, daß die „republikanisch" organisirten Genossenschafter instinktiv oder bewußt jeder Neuerung entgegentraten, während die Vertreter der Staatsmacht, sie mögen nun, wie unter dem ancien régime Kammerherren, oder wie heutzutage Direktoren heißen, unfreiwillig oder aus freien Stücken zu Reformen treiben.

Die Genossenschafter vertreten Standesinteressen, die Sprecher der Staatsgewalt müssen darüber hinaus auch die Vortheile und Bedürfnisse der Autoren, der Theatergänger und der Theatermitglieder zweiten Grades wahrnehmen.

Neben den übermächtigen sociétaires, den Fürsten des Hauses, stehen die rechtlosen pensionnaires. Der Genossenschafter, so sagt uns einer der liebenswürdigsten und charaktervollsten Sozietäre, der heute noch lebende kongeniale Darsteller Musset'scher Charaktere — Delaunay — ist in der Schauspielkunst, was der Akademiker in Kunst und Wissenschaft ist: le sociétariat c'est l'institut des artistes. „Dieser Titel, dessen volle Bedeutung das Publikum noch lange nicht kennt, ist die Hälfte des Talentes für uns Schauspieler. Er gibt uns erst volles Selbstvertrauen. Er verleiht uns die Gewißheit, daß wir für immer unserem Berufe gehören oder doch gehören können. Er gibt uns das Anrecht auf volle Altersversorgung." Besonders hervorragende Sozietäre (Regnier, Samson, Got, Delaunay) eröffneten sich derart auch die Anwartschaft auf die Professur in der Schauspielschule und damit späterhin sogar auf das heißersehnte Bändchen der Ehrenlegion. Ueberdies haben sie hohen Gewinnstantheil am Reinertrag der Comédie, der sich in manchen, zumal in Welt-Ausstellungs-Jahren auf Millionen beläuft.

Fernab von diesem Komödianten-Paradies der Sozietäre ist Fegefeuer und Hölle der elend bezahlten, ihrem Namen zum Trotz keineswegs pensionsfähigen „Pensionnaires", d. h. der einfachen Mitglieder. Heute werden sie wenigstens im Privatverkehr von den Sozietären nicht so schmählich mißhandelt wie ehedem: im 18. Jahrhundert war Mademoiselle Contat im Stande, als sie am Foyer der Pensionnaires vorüberging, sich die Nase zuzuhalten mit dem Ausruf: „Pfui, was stinkt hier so eklig?" So kollegiale Liebenswürdigkeiten waren noch lange nicht der schlimmste Unfug, den die Hoffart und Habsucht der Sozietäre anrichteten. Sie behaupteten bis an die äußersten Altersgrenzen ihre Fächer gegen den Nachwuchs. Sie verleideten einem Lesage die ständigen Theater so ausgiebig, daß er seine reiche Kraft den Jahrmarktsbühnen zuwenden mußte. Sie bereiteten selbst Voltaire, so sehr er ihnen auch schmeichelte, bittere Jahre und Jahrzehnte. Sie wagten es sogar, die streitbare Natur eines Beaumarchais herauszufordern zum Ziffernkrieg um die Einnahmen: ein Kampf um Kassenberichte und Kassenbücher, der nach allzulanger Dauer mit dem Sieg der Autoren und der Einführung regelrechter Dichter-Tantièmen schloß.

Aus eigenem Antrieb hat die Gesammtheit der Sozietäre, so viel rechtschaffene auch im Einzelnen unter ihnen sein mochten, niemals von einem ihrer verjährten Vorrechte, ihrer eingealterten Mißbräuche gelassen. Immer hat die öffentliche Meinung, der Kleinkrieg der Presse oder ein Machtspruch der geldspendenden Staatsgewalten helfend eingreifen müssen. Jede noch so nothwendige Maßregelung derart hat Wehklagen der Sozietäre zur Folge gehabt. Fortbestanden hat das Haus Molière's aber nach wie vor. Noch im achtzehnten Jahrhundert mit der königlichen Oper fast die einzige stehende, jedenfalls die einzig privilegirte stehende Bühne hat sich die Comédie française im 19. Jahrhundert mit und gegen ein paar Dutzend anderer Bühnen sieghaft behauptet; hat sie die Februar-Revolution und das Jahr Siebzig überlebt; konnte sie den scheinbar unaufhaltsamen Zusammenbruch während der Commune durch den heldenhaften, selbstlosen Entschluß ihrer Altmeister Got und Delaunay aufhalten, mit ihren Kerntruppen in London ein Gesammtgastspiel zu wagen, dessen Erlös das Pariser Defizit deckte.

Mit dem Direktor Perrin, einem Liebhaber prächtiger Ausstattung, kam unter der dritten Republik ein wahrer Goldregen in das Haus Molière's. Die bis dahin größte Jahreseinnahme hatte 1867: 1 300 000 Francs betragen; 1878 belief sich das Erträgniß auf 2 376 841 Francs. Eine Summe, die noch immer nicht den Höhepunkt bezeichnete, den Pailleron mit der „Welt, in der man sich langweilt" (Le monde où l'on s'ennuie) erreichen sollte.

Der Nachfolger Perrin's, Claretie, hatte nicht mehr Hausdichter vom Schlage Augier's und Dumas' zu Gebote. 1900 brach zudem durch den Brand der Comédie ein Elementarunglück im ungünstigsten Augenblick, unmittelbar vor der Jahrhundertmesse, über das Haus herein. Zwei unersetzliche Veteranen, der große Molière- und Augier-Darsteller, Edmond Got, und der erste Liebhaber, Delaunay, zogen sich gänzlich von der Bühne zurück. Sarah Bernhardt und Coquelin schieden nicht nur aus dem Verbande des Hauses. Sie predigten durch ihre Einnahmen als

Wandergastspieler in der alten und neuen Welt, daß und wie reichlicher Segen auch außerhalb der Maison de Molière blühe.

Ein ganz unzünftiger, fern von jeder litterarischen und schauspielerischen Ueberlieferung aufgewachsener Kraftmensch wie Antoine, der eigentliche Schöpfer aller freien Bühnen, kam mit ganz neuen Leuten und Lehren. Der durchaus auf die Pflege der französischen Charakterkomödie und Tragödie gerichteten Kunstübung der Comédie française stellte er nicht nur das Theater der Stürmer und Dränger gegenüber: er wies auch auf neue Dramatiker des Auslandes, auf Maeterlinck, Hauptmann und Ibsen, auf Tolstoi und Sudermann hin.

Solchen Anfechtungen gegenüber wird das Haus Molière's nur dann Stand halten, wenn es vom alten Raubbau mit Zugstücken läßt und dem neuen Geist einer neuen Zeit Zugeständnisse macht. Gute Freunde der Comédie, wie Sarcey, haben gemeint, in alle Zukunft, wie in der ganzen Vergangenheit, werde ihre Lebensflamme nur in der steten Reibung ihres republikanischen und monarchischen Elementes aufleuchten. Ein unbedingter Sieg der Schauspieler-Republik würde ebenso verhängnißvoll sein, wie ein bedingungsloser Sieg der Staatstyrannei. Die bisherigen Erfahrungen lehren ein Gleiches. Ueber Nacht kann und wird eine wahrhaft dem Volksgeist entsprungene, seit Jahrhunderten von den besten dramatischen Kräften Frankreichs geförderte, aus öffentlichen Mitteln gespeiste Kunstanstalt nicht überflügelt werden. Zeichen des Niederganges sind aber da. So unverkennbar, daß sie auf schwere Versäumnisse hindeuten.

Mehr als zwei Jahrhunderte hindurch konnte das Haus Molière's sich ausschließlich mit französischen Autoren zufriedengeben. Unsere besten deutschen Kenner, vom Baron Melchior Grimm bis auf Wilhelm von Humboldt, Grillparzer, Eduard Devrient, Heinrich Laube und Dingelstedt haben in der Schule der Comédie gelernt, wie man es in der Tragödie nicht machen soll und wie man es in der historisch geheiligten Charakterkomödie Molière's und dem allermodernsten Sittenstück nicht leicht vortrefflicher machen kann. Während das deutsche Nachbarreich aber, und zwar nicht nur auf Einer großstädtischen Musterbühne, sondern auf vielen wetteifernden Bühnen in Nord und Süd Mustertruppen an Hof- und Stadtbühnen heranbildete; während das Bestreben unserer Dramaturgen überdies — vielleicht bis zum Uebermaß — die Schauspiele aller Völker und Zeiten in den Kreis des deutschen Theaters zog, beharrte das Haus Molière's auf der einseitigen Pflege der französischen Autoren. Nichts natürlicher, als daß das Haus Molière's, das sich großsprecherisch noch immer als la première scène du monde lobpreisen ließ, allgemach selbst seine Geltung als erste französische Bühne bestritten sah.

Will sich die Comédie française verjüngen, so wird sie — nach dem Vorbild Molière's, der bei den Alten und Italienern, bei Lebenden und Lebendigen in die Schule ging — fremde Kunst sich zu eigen machen müssen. Wenn das Burgtheater und das Berliner Schauspielhaus Molière spielen, dann sollte im Haus Molière's Goethe's „Faust" zu Ehren kommen. Der rechte Pariser Dramaturg für solche Aufgaben dürfte aber weder Claretie, noch Antoine sein.

Der rechte Retter der Comédie française, ihr eigentlicher kommender Mann, müßte indessen ein schöpferischer Geist sein, ein neuer Dramatiker, der die Bühne so sicher, so erzgallisch beherrscht, wie Balzac den Roman, wie Maupassant die Novelle.

Wien. Anton Bettelheim.

Auf Bergeshöh'.

Der alte Dichter.
Der Lehrer.

Der alte Dichter ist eine ehrwürdige Erscheinung mit weißem Haar, grauem Vollbart und jugendlichen, blauen Augen, voll Freundlichkeit und milder Hoheit. Er hat sehr schöne weiße Hände, die er sehr graziös bewegt; am kleinen Finger der rechten Hand blitzt ein großer Brillant. Seine Haltung ist etwas mehr als aufrecht, leicht hintenübergebogen. Die Kleidung ist einfach, grauer Sommerüberzieher über dunklem Rock, ein weißes Seidentuch, dessen Enden die steife Hemdbrust verdecken, ist um seinen Hals geschlungen; den schwarzen Schlapphut hat er weit in den Nacken zurückgeschoben. Er sitzt zurückgelehnt in einem geflochtenen Armstuhl und blickt, eine Hand über den Augen, träumerisch in den glühenden Sonnenuntergang hinaus.

Der Lehrer ist ein 30jähriger, blonder Mann, mit weichen Zügen, kurzhalsig und kurzbeinig. In den hübschen schüchternen Augen etwas Weibliches. Er trägt ein graues Bergsteigerkostüm, Wollhemd, nackte Knie, Nagelschuhe, einen Strauß Alpenblumen am Bergstock, eine weiße Touristenmütze auf dem kurzgeschnittenen Haar.

Der Schauplatz ist die freigelegene aussichtsreiche Terrasse eines Berghôtels. —

Der Lehrer (kommt hastig und aufgeregt, dabei mit seiner Verlegenheit kämpfend, auf den versunken dasitzenden alten Dichter zu, der ihn nicht gleich bemerkt): Meister, Sie hier? Soeben erfuhr ich von dem Wirth — — Zum erstenmale ist es mir vergönnt, Aug in Auge — Ihnen — dem ich so viele schöne unvergeßliche Stunden verdanke — Was für ein Glückszufall! (Er wischt sich die Stirn mit einem bunten Taschentuch.)

Der alte Dichter (hat sich lächelnd umgewendet und bietet mit einer großen Geste seine schöne weiße Hand dar): Sie kennen mich? (Ironisch.) „Unter Larven die einzige fühlende Brust!" Seien Sie mir willkommen! (Er rückt einen Gartenstuhl heran.) Was sagte denn der Wirth?

Der Lehrer (zögernd neben dem Gartenstuhl): Als ich heraufkam und Sie sitzen sah, da fielen Sie mir sofort auf, da erkannte ich Sie sofort, und — — darf ich Ihnen meine Blumen geben? (Er bietet seinen Strauß dar.)

Der alte Dichter (die Hand an der Lehne des freien Stuhls): Sie dürfen mir Ihre Blumen geben! Ich danke Ihnen herzlich. Sie thun mir wohl! (Er betrachtet abwechselnd den Lehrer und die Blumen.) Es sind die ersten Blumen, die ich hier bekomme. (Mit bitterem Lächeln.) Sie sind der erste, der mich hier begrüßt!

Der Lehrer (nimmt ehrfurchtsvoll auf dem freien Stuhle Platz): Aber wie ist denn das möglich?

Der alte Dichter: Es ist möglich, lieber Herr, in Deutschland ist alles möglich. (Wehrt mit der Hand ab.) Lassen wir das! Es ist meine erste unliebsame Erfahrung dieser Art. (Lächelnd.) Die vielleicht auch ihr Gutes hat! Ja, ja, lieber Freund, ich bin hier ganz incognito. Man verfährt mit mir völlig so, als wenn ich — niemand wäre. Der Wirth ist nämlich erkrankt; der, den Sie sahen, ist nur ein Ersatzmann aus irgend einem Dorf, und alle Gäste sind Fremde! Wunderbar. Das geht nun schon fünf Tage in dieser Weise! (Er blickt den Lehrer lächelnd an.) Aber was thun wir? Wir beklagen uns, jetzt noch, wo es uns so gut geht? Wo wir uns an einander erfreuen sollten? Kommen Sie! Trinken Sie Spezial? Kellner! (Er bestellt flüsternd dem herbeigeeilten Kellner und spricht in liebenswürdig überredendem Ton weiter.) Sie sind mein Gast, lieber Freund, ohne Widerrede! Sie kommen zu Fuß herauf? Für lange hoffentlich?

Der Lehrer: Nur für zwei Tage, verehrter Meister, konnt' ich mich frei machen! (Mit freudigem Augenaufschlag.) Nein, wenn ich denke, daß ich nun hier bei Ihnen sitze! Am gleichen Tisch und als Ihr Gast!

Der alte Dichter (drückt ihm die Hand): Sie müssen länger bleiben, lieber Freund! Bedenken Sie, ich bin hier

ganz allein! Und für drei Wochen, — ist das nicht unausdenkbar schauderhaft? (Er blickt in den Sonnenuntergang mit träumenden Augen.)

Der Lehrer (blickt ebenfalls hinaus): Wie wundervoll, nicht wahr? So erhebend ist es, auf einem Berge zu sein. Und dann noch so! (Er betrachtet erröthend den Dichter.) Was werden meine Schüler sagen! Die werden mich beneiden.

Der alte Dichter: Ah, Sie sind Privatdozent und in den Ferien? Welches Fach?

Der Lehrer (verlegen): Nein, nein, ich bin nur ein simpler Sprachlehrer. Und bin nur auf zwei Tage frei, leider.

Der alte Dichter (verbindlich): Ah, also Lehrer! Sehen Sie, das ist hübsch. Ich liebe Ihren schönen Beruf sehr. Ich habe oft in meinen Romanen Lehrer auftreten lassen. Und immer wie es sich gehört, als Träger des Idealismus. Seit es der deutsche Schulmeister war, der den Krieg von 1870 gewann, hab ich es als heilige Pflicht betrachtet, den Lehrer nur in dieser Beleuchtung zu zeigen. (Der Kellner bringt den Wein und entkorkt ihn, der Dichter füllt zwei Gläser, stößt mit dem Lehrer an und spricht pathetisch): „dem deutschen Lehrerstande!"

Der Lehrer (anstoßend, entzückt und ehrfürchtig): Ihre Werke, hochverehrter Meister! Sie leben hoch!!

Der alte Dichter (heiter und verbindlich): Sie thun mir wohl, lieber Freund! Nun erst gefällt's mir hier. Sehen Sie, wie grün der Himmel über uns ist! Und alle Gipfel strahlen! Und wir beide hier oben über dem Qualm und Dunst der Städte, wo sie sich mühen um niederen Erwerb. So gefällt es mir! Im Leben und in der Kunst brauch' ich Sonne, Sonne und nochmals Sonne.

Der Lehrer (trinkt aus, hingerissen): Herrlicher Meister!

Der alte Dichter (warm): Da ist man nun tagelang einsam gewesen, hat sich als nobody gefühlt, hat sich geärgert über diese geistesarme oder geistesrohe Gesellschaft hier oben, die keinen Respekt hat vor — — (abwehrend). Ach, was beklagen wir uns! Jeder Augenblick kann uns einen der Unsrigen bringen. Sind Sie nicht da? Und noch dazu ein Lehrer! Es muß ein wundervoller Beruf sein. Ein Gärtner der lebenden Blumen, der rosigen Kinderwelt! Denken Sie sich, welcher Zufall, lieber Freund; ich, der ich so manche sympathische edle Lehrergestalt gezeichnet in meinen Werken — zum ersten Mal bringt mir das Schicksal einen lebenden Vertreter Ihres Berufs an den Tisch. Ich hatte nie vorher Gelegenheit.

Der Lehrer (naiv): Wieso denn nicht?

Der alte Dichter (achselzuckend): Ja, ja, wie das so geht! Aber nun, da uns ein freundliches Geschick auf dieser hohen Kuppe unter den ersten Sternen zusammenführt — bei diesem nicht ganz schlechten Wein — möcht' ich auch meine Gelegenheit voll ausnutzen. Erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben. Etwas, das Sie stark beschäftigt, das Sie — als Lehrer — interessirt.

Der Lehrer (bestürzt): Ich? Ach, ich bin ein ganz uninteressanter Mensch. Und mein Beruf — — Ach der — —

Der alte Dichter: Aus Ihrem Beruf, aus Ihrem idealen Beruf. Ich bitte darum.

Der Lehrer (nach kurzem Nachsinnen): Ihnen mein Herz ausschütten, verehrter Meister? Wie verlockend ist Ihre Bitte! Denn — mein Sinn ist — schwer bedrückt! Ich leide täglich.

Der alte Dichter (etwas kühl): Persönliche oder berufliche Leiden?

Der Lehrer: Hören Sie alles! (Hastig, sich überstürzend.) Ich bin Sprachlehrer in einem Internat. Meine Schüler sind sechzehn- bis achtzehnjährige Jünglinge, Söhne reicher Eltern. Von ihrem brutalen Egoismus — von ihrer cynischen Blasirtheit — von ihrem — — Nein, so geht es nicht, so würde ich Sie ermüden, Meister. Ein Beispiel will ich Ihnen erzählen, ein kleines frisches Beispiel. Es geschah gestern. Gestern führte einen Straßenmusikanten sein Unglück in den Hof der Pension, wo ich unterrichte. Der Musikant spielte Akkordeon, — ja, — ich glaube so heißt es, aber das ist ja gleichgültig. Es war Pause, die Schüler waren draußen. Anfangs hörten sie zu, wie der Musikant spielte, aber ohne daß auch nur einer einen einzigen Pfennig von seinem reich bemessenen Taschengeld geopfert hätte. Plötzlich kam der achtzehnjährige Stumm heraus. Mit seinem Spazierstock stürzte er auf den Musikanten los und schrie über den Hof: „Hinaus, hinaus Du Tagedieb! Du Lumpenkerl! Fort! Glaube nicht, daß Du hier etwas kriegst. Hast Du nicht gelesen? Betteln und Hausiren ist verboten! Kannst Du nicht arbeiten? Arbeite, Schuft! Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!" (Mit zitternden Lippen.) Oh Meister, diese Worte von diesem Bürschlein, das noch nie gearbeitet hat! das faul und brutal und von einem stupiden Hochmuth ist! Und wie der Musikant davonlief, als ob die Hunde mit hängender Zunge hinter ihm drein wären. Und sie waren auch wie die Hunde! Kläffend und bellend verfolgte ihn das ganze Internat, bis er endlich noch hinstürzte und sein Instrument im Fallen selbst zerbrach! Und sie lachten.

Der alte Dichter: Oh! — Aber, das war roh! Indes, — ich weiß nicht recht — — Und was geschah dann?

Der Lehrer (blaß vor Aufregung): Es geschah nichts; es durfte nichts geschehen!

Der alte Dichter: Sie haben dem groben Burschen nicht einmal Ihr Mißfallen bezeigt?

Der Lehrer: Ich durfte ihm nichts sagen, ich mußte wieder alles hinabwürgen, was ich ihm als Mensch und als Lehrer hätte zeigen müssen, meinen Widerwillen, meinen Ekel, meine Empörung, meine Verachtung.

Der alte Dichter (streng): Das hätte keiner der Lehrer im meinen Romanen gethan.

Der Lehrer (hängt den Kopf): Ja, das fürchte ich auch! Aber sehn Sie: ich bin der Einzige gegen alle! Alle Lehrer, der Direktor einbegriffen, sind auf der Seite jenes Schülers. Und hätte ich mir Luft gemacht, so stände ich heut auf der Straße, und meine Frau und meine drei Kinder —

Der alte Dichter: Sie haben Frau und Kinder? (Sinnend.) Ich richtete es dann so ein, daß der Lehrer keine Frau und Kinder hatte.

Der Lehrer: Und täglich so, und stündlich so! Immer sich ducken muß man. Immer sich krümmen und beugen! Man hat vielleicht gute Gedanken, aber man darf sie nicht sagen. Man hat Gefühl, aber man muß es unterdrücken. Man darf nur auf das Gedächtniß, auf den Intellekt des Schülers einwirken, aber aus ihnen Menschen zu machen versuchen — Menschen — behüte Gott! Man könnte ersticken!

Der alte Dichter (nach langer Pause): Sie zeigen mir eine ganz abstoßende, ganz unsympathische Welt, mein Herr. Das ist betrübend. Unser Gespräch hat sich ganz verirrt, wie mir scheint. In diese dunkle Welt, verzeihen Sie mir, vermag ich Ihnen nicht zu folgen! Dort würde mir ja aller Muth sinken. Dort ist's zu eng, zu kümmerlich für mich! (Er reckt die Arme und seufzt.) Alles wollen sie uns nehmen, diese Menschen von heute! Alles Schöne, alle Blumen des Daseins! Man flüchtet auf die Berge, und siehe da, es kommt uns nachgeklettert, — man ginge an das Ufer des Meeres, und es würde hinter uns herschwimmen, dieses Elend der Realität! Die Poesie, der holde Wahn ist aus der Welt verschwunden, und kein Ballon führt uns auf die Insel der Seligen! (Er steht auf und zuckt fröstelnd mit den Schultern.) Sie reisen morgen schon, mein Herr? Nun, behüt Sie Gott! Es war mir sehr interessant. — Aber — verzeihen Sie mir — ich bin ein Dichter! Ich brauche Sonne! Sonne! Sonne!

(Während er sich ins Hôtel begibt, bleibt der Lehrer allein sitzen. Um seinen Kopf, den er tief gesenkt hat, schwirren Fledermäuse. In den Bäumen stöhnt der Nachtwind.)

Ilse Frapan-Akunian.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 27. Berlin, den 5. April 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Graf Posadowsky hat sich auf die Wanderschaft begeben; er zieht von einer deutschen Residenz zur anderen deutschen Residenz; er konferirt mit den Ministern und speist in den Schlössern, und inzwischen zerbricht sich die Welt den Kopf, was er für neue schöne Sachen in seinem politischen Musterkoffer wohl mit sich führen mag und für welches politische Geschäft er seine Gastgeber wohl gewinnen möchte.

Die „Kreuzzeitung“ ist beglückt in dem Gedanken, daß Graf Posadowsky berufen sein könnte, die süddeutschen Kabinette für eine Annäherung an den „Kompromißantrag“ der Agrarier in der Zolltarifkommission zu gewinnen. Graf Posadowsky ist um das Vertrauen, das ihm die „Kreuzzeitung“ entgegenbringt, nicht zu beneiden, aber vielleicht hat die „Kreuzzeitung“ recht, daß Graf Posadowsky der geeignete Mann ist, um darzuthun, daß jenes Niemals, welches die Regierungsvertreter in der Zolltarifkommission ausgesprochen haben, ein Niemals den Agrariern gegenüber unmöglich bedeuten könne; eine Regierung müsse vielmehr auch den Muth haben, zu erhärten, daß sie den Agrariern gegenüber weder Festigkeit noch Selbstgefühl besitzt. Und nach den Erfahrungen bei der Kanalvorlage ist die Zahl derer in Deutschland, die solche Mission für denkbar halten, keine kleine.

Gleichviel; die Opposition hat zuversichtlich immer nur auf ihre eigenen Kräfte gezählt, und wenn nunmehr auch die Regierung das Bedürfniß haben sollte, sich neuerdings zu kompromittiren, so ist ihr dieses Recht von der Minorität nicht zu verschränken.

Der Abgeordnete Lieber und unser früherer Botschafter in Paris Graf Münster, alsdann Fürst Münster, ist gestorben. Lieber suchte eine Kopie und nicht nur in Aeußerlichkeiten von Windthorst zu sein; allein auch in der Politik stehen die Kopien nicht hoch im Preise. Er war aber aus Eigenem daneben eine durchaus honette und anständige Natur und sogar vorurtheilslos in jenen Grenzen, die ihm seine religiöse Ueberzeugung irgend gestattete. Mit diesen menschlichen Eigenschaften war Lieber ein werthvolles Mitglied der Centrumsfraktion. — Ob Fürst Münster ein großer Diplomat gewesen, ist noch nicht durch die Historie ermittelt. Jedenfalls war er ein vorsichtiger Mann; sein Alter steigerte noch seine Vorsicht und Zurückhaltung; mit diesen Eigenschaften konnte er auf dem Pariser Posten gewiß gute Dienste leisten.

Graf Bülow hat nicht nur mit dem italienischen Minister Prinetti gesprochen; er hat auch italienische Journalisten empfangen und sich zu ihnen über internationale politische Politik wie über internationale Handelspolitik geäußert. Graf Bülow sieht die Welt recht optimistisch an, und er illustrirte diese seine Auffassung durch die übliche Fülle von klassischen Citaten und geflügelten Worten. Man könnte seinen sonnigen, vagen Aeußerungen in seinem Stil das Motto voransetzen: Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß, und dieses Citat hat wenigstens den Vorzug, zu den klassischen nicht zu gehören.

Auf dem Balkan gibt es den üblichen Frühjahrsrumor; bulgarische Banden tauchen in Macedonien und in den türkischen Grenzgebieten auf und schlagen sich mit dem türkischen Militär herum. Da die Pforte sich nicht hat

überraschen lassen, sondern Truppen bereit gestellt hat, so ist zu hoffen, daß es zu einem größeren Brande nicht kommt.

Aus Südafrika Berichte von kleinen Kämpfen; aber kein Wort darüber, daß wir dem Abschluß des Friedens näher kommen.

* * *

Eine handelspolitische „Orientirung“.

„Zur Orientirung in den wirthschaftlichen Kämpfen“ hat der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Max Schippel ein Buch erscheinen lassen, „Grundzüge der Handelspolitik“ *) betitelt. Es ist nichts Geringes, was der Verfasser mit seiner Schrift beabsichtigt. „Ihr Hauptzweck“, sagt er im Vorwort, „besteht darin, die verschiedenen handelspolitischen Strömungen des letzten Jahrhunderts darzustellen als Folge- und Begleiterscheinungen tieferer wirthschaftsgeschichtlicher Ursachen und Umwälzungen und der dadurch geschaffenen, wechselnden sozialen Interessengruppirungen“. Also ein Versuch, die handelspolitischen Ereignisse auf Grund der „materialistischen Geschichtsauffassung“ zu schildern! Demgemäß rechnet Schippel hierbei hauptsächlich auf das „Verständniß“ seiner Parteigenossen, die, wie er sagt, „in der Schule unserer Meister gelernt haben, große Revolutionen in den materiellen Grundlagen der Weltwirthschaft und des Völkerverkehrs und die daraus naturnothwendig entspringenden neuartigen Maßnahmen der internationalen Handelspolitik besser zu würdigen, wie der gewöhnliche ökonomische Liberalismus.“ Die Vertreter dieses Liberalismus, über dessen „Verständnißlosigkeit“ Schippel nicht genug spotten kann, werden schon im Vorworte als „politische Ideologen und Bußprediger“ charakterisirt, „für die sich alle einschneidenden handelspolitischen Umgestaltungen seit einem Menschenalter einfach aus der wachsenden Einsichtslosigkeit der Betheiligten und dem immer ungezügelter hervorbrechenden Eigennutz von gemeinschädlichen Sonderinteressen erklären.“

Diese anmaßenden einleitenden Worte erwecken sofort die Vermuthung, daß der wissenschaftliche Werth des Buches Schippel's gleich Null sein müsse. So ist es in der That.

Die „materialistische Geschichtsauffassung“ hat sich schon häufig als ein brauchbares Mittel zur Aufhellung mancher historischen Zusammenhänge, die man bisher nur unvollkommen erkannt hatte, gezeigt. Trotz aller ihrer Einseitigkeit haben ihre Anhänger der Wissenschaft schon manchen guten Dienst erwiesen. Aber das Ergebniß der angeblich so tief eindringenden Arbeit Schippel's ist einfach kläglich. Ueber unbewiesene allgemeine Behauptungen und einige Hinweise auf längst bekannte Thatsachen wie die Exportinteressen der englischen Freihändler und die Konkurrenz der überseeischen Agrarländer kommt der Verfasser nicht hinaus. Ich glaube nicht, daß eine einzige der von Schippel genannten „tieferen wirthschaftsgeschichtlichen Ursachen“ und der Zusammenhang derselben mit der Handelspolitik irgend einem liberalen „Ideologen“ unbekannt ist. Der Schwall von Schmähungen auf die Liberalen, die Bundesgenossen der sozialdemokratischen Partei im Kampfe gegen die schutzzöllnerische Reaktion, kann nicht die Dürftigkeit des Gedankeninhalts verdecken.

Wie wenig ist übrigens mit dem Hinweis auf die „wechselnden sozialen Interessengruppirungen“ erreicht! Hat man dieselben wirklich festgestellt, so ist die wichtigste Gedankenarbeit noch zu thun. Aus der wirthschaftlichen Lage bestimmter Gruppen der Bevölkerung ergiebt sich keineswegs nothwendig die von diesen Gruppen verfolgte oder zu verfolgende Wirthschaftspolitik. Entscheidend sind hier die Einsicht und der Wille der Leiter der Gruppen; es kommt darauf an, ob die Führer zwischen den näheren und entfernteren wirthschaftlichen Interessen zu unterscheiden wissen, und ob sie geneigt sind, die Verfolgung wirthschaftlicher Interessen unbedingt in den Vordergrund zu stellen. Wenn sie intelligent und hochherzig genug sind, um für die Erlangung großer wirthschaftlicher oder nichtwirthschaftlicher Vortheile in der Zukunft augenblicklich Opfer zu bringen, so wird ihre Entscheidung in wirthschaftspolitischen Fragen oft ganz anders ausfallen, als wenn sie nur Augenblicks- und reine Interessenpolitik treiben. Daraus ergiebt sich das Recht und die Pflicht der „Ideologen und Bußprediger“, den Fragen der „Einsicht“ und des „Eigennutzes“ die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wie anders würde es um unser politisches Leben, insbesondere um die Lösung der handelspolitischen Probleme, stehen, wenn die Führer unserer „Interessenten“-Gruppen mehr volkswirthschaftliche Kenntnisse besäßen und gelernt hätten, nicht nur die nächsten, sondern auch die weiteren Folgen der von ihnen vorgeschlagenen Maßregeln zu übersehen! Wie verhängnißvoll ist es nicht häufig, daß die ausschlaggebende Centrumsfraktion des Reichstags kaum zwei oder drei Mitglieder hat, die mit der wissenschaftlichen Behandlung wirthschaftspolitischer Probleme vertraut und in wichtigen wirthschaftlichen Fragen sachkundig sind. Uebrigens ist ja auch nach Ansicht der Sozialdemokraten der Feind, den sie „am tiefsten hassen“, der sie „umlagert schwarz und dicht,“ „der Unverstand der Massen, den nur des Geistes Schwert durchbricht.“

Schippel's Buch besteht in der Hauptsache aus einer Aneinanderreihung von Citaten; namentlich die Citate aus Friedrich List's Schriften sind reichlich. Wer nun etwa hoffen wollte, in diesen Citaten wenigstens brauchbare Materialien zu finden, muß wiederum gewarnt werden. „Bei Schippel'schen Citaten thut man immer gut, im Original nachzusehen und weiterzulesen,“ schreibt der Parteigenosse des Verfassers, Karl Kautsky, in der vernichtenden Kritik, *) der er die „Grundzüge der Handelspolitik“ unterzogen hat. Wie berechtigt diese Mahnung ist, die Kautsky auszusprechen für nöthig hält, nachdem er Schippel's litterarische Thätigkeit Jahre lang verfolgt hat, geht aus den von ihm angeführten Beispielen klar hervor.

Weit entfernt davon, die Leser über die handelspolitischen Fragen zu „orientiren“, ist Schippel's Buch nur geeignet, sie in die Irre zu führen. An zwei Beispielen möchte ich dies zeigen, an den Aeußerungen Schippel's über die Grundrente und über das Interesse des Arbeiters an der Steigerung der Produktivität der Arbeit.

Schippel schreibt auf S. 220:

> „Eine andere . . . . Richtung besann sich . . . . darauf, daß sie auf der nationalökonomischen Schulbank einmal etwas von einer Grundrententheorie hatte läuten hören; diese etwas flüchtige Bekanntschaft frischte sie nothdürftig wieder auf, und gewöhnlich kam sie dann nach längeren, mehr oder weniger tiefsinnigen Betrachtungen zu dem neunmalweisen Ergebniß: nicht die Landwirthschaft leide Noth, sondern ausschließlich die Grundrente! Diese müßige, zehrende Grundrente müsse allerdings herunter von ihrem hohen Stande, doch was gehe das die Landwirthschaft und den landwirthschaftlichen Produzenten an?“

Angeblich richten sich diese Ausfälle Schippel's nur gegen „die Don Quijotes“ des „Handelsvertragsvereins“ und der „Nation“. Jedoch haben Schippel's eigene Parteigenossen, die zwischen Renten- und Arbeitseinkommen zu unterscheiden wissen, keinen Spaß verstanden, die Angriffe vielmehr auch auf sich bezogen und dem hochmüthigen Kritiker sowohl im „Vorwärts“ als auch in der „Neuen Zeit“ recht derb geantwortet.

*) Berlin und Bern 1902, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften.

*) „Die Neue Zeit“ 1901/1902. Bd. I. S. 335.

Zum Verständniß der Agrarfrage ist die Erkenntniß des Wesens der Grundrente unbedingt erforderlich. Wer den Unterschied zwischen den verschiedenen Einkommensarten der ländlichen Bevölkerung verwischen will, trägt nur dazu bei, die Lösung der Frage zu erschweren. Gerade wenn man die Wirkung von Schutzzöllen auf die Lage der ländlichen Bevölkerung erkennen will, zeigt sich die Richtigkeit des Wortes: Qui bene distinguit, bene judicat. Ich verweise hier nur auf die meisterhafte Behandlung des Grundrentenproblems im Zusammenhange mit der Frage der Agrarzölle in Schäffle's „Votum gegen den neuesten Zolltarifentwurf"*). Die Verschiedenheit des Interesses der bäuerlichen Bevölkerung und der Großgrundbesitzer an Agrarzöllen zeigt sich wohl nirgends so augenfällig wie gerade in Schäffle's theoretischen Ausführungen. Im Gegensatz zum Großgrundbesitzer ist der Bauer in hohem Maße an der Steigerung des Arbeitseinkommens und nur wenig an der Steigerung des Grundrenteneinkommens interessirt.

„Das Charakteristische des bäuerlichen Betriebes gegenüber dem großen Gutsbetriebe ist dieses, daß der Bauer Grundbesitzer und Arbeiter in einer und derselben Person ist, der Großgrundbesitzer nicht, oder nicht im selben Grade. Je mehr im Bauer der Arbeiter überwiegt, und je mehr er mit Arbeitskräften der Familie wirthschaftet, desto mehr hat er an der Erhöhung des Arbeitseinkommens in neuerer Zeit unmittelbar und mittelbar Theil genommen, desto weniger hat er unter dem Druck der Zeit auf die Bodenrente und unter der Steigerung der Löhne gelitten."**)

Demgemäß haben die weitesten Schichten der ländlichen Bevölkerung ein unmittelbares Interesse an einer liberalen Handelspolitik, welche nicht nur die Produktivität der nationalen Arbeit allgemein steigert, sondern auch noch das Arbeitseinkommen auf Kosten des Renteneinkommens mehrt.

Schippel's Ausführungen über die Grundrente verkennen die Bedeutung derselben durchaus; die richtigen Bemerkungen, die eingestreut sind, sind nicht neu.

Im Schlußabschnitt seines Buches (S. 342) betont Schippel — die ganze Stelle ist durch Sperrdruck hervorgehoben —, daß die Stellungnahme der Arbeiterklasse eines Landes zur Handelspolitik nur dann richtig und auf die Dauer haltbar sei, wenn sie erfolge „im Hinblick auf die Produktion und den Arbeitsmarkt, nicht aber in oberflächlicher Konsumentenschwärmerei für niedrigen Preisstand". Mit dem Hinweis auf die Produktionsinteressen glaubt Schippel etwas Neues zu bringen; wenigstens erweckt seine Darstellung den Anschein, als ob die „bürgerlichen" Freihändler die Wichtigkeit der Produktionsinteressen gegenüber den Interessen der Konsumenten nicht würdigten. Diese Annahme ist unberechtigt, wie jeder Kenner der Litteratur weiß. Die von Schippel vorgenommene Gegenüberstellung der Produktions- und Konsumtionsinteressen ruft übrigens wiederum beim ungeschulten Leser falsche Vorstellungen hervor. Der Gegensatz ist vom Standpunkte der Volkswirthschaft nur scheinbar. Wenn in Folge internationaler Handelsfreiheit die Preise gewisser Importartikel sinken, so bedeutet das eine Steigerung der Kaufkraft der Konsumenten dieser Artikel und bewirkt gleichzeitig eine Verminderung der Produktionskosten inländischer Waaren. Daraus entsteht eine Zunahme der Nachfrage nach Waaren, folglich eine Stimulirung der Produktion und eine Steigerung der Arbeitsgelegenheit. Es ist in letzter Zeit wieder mehrfach nachgewiesen worden, daß Produktionsverschiebungen, die auf einer Erleichterung des internationalen Verkehrs beruhen, regelmäßig eine Steigerung der Produktivität der nationalen Arbeit zur Folge haben, die in erster Linie der Arbeiterklasse zu Gute kommt. (Vergl. meine Ausführungen hierüber in dem Artikel „Kornzoll und Sozialreform" in der „Nation" vom 22. Februar 1902.) Damit erledigt sich auch Schippel's weitere — ebenfalls gesperrt gedruckte — Bemerkung, daß sich die Arbeiterklasse „trotz des eintretenden höheren Preisniveaus" für den Schutzzoll entscheiden müsse, „wenn eine allgemeine dauernde Vermehrung und Beflügelung der Produktionskräfte eines Volkes oder eines Völkerkreises in sicherer Aussicht stände und bei Freihandel nicht zu erzielen wäre". Ja: wenn! Mit diesem „wenn" bricht die „Orientirung" Schippel's ab. Die Hauptfrage, ob nämlich eine „Vermehrung und Beflügelung der Produktionskräfte" bei internationaler Handelsfreiheit oder hinter Schutzzollmauern zu erwarten sei, bleibt unbeantwortet.

Wer sich über die Handelspolitik „orientiren" will, wird gut daran thun, sich nach einem anderen Wegweiser umzusehen als dem Schippelschen Buche. Wir besitzen ja auch in unserer neueren Litteratur ein vortreffliches Werk, das sehr geeignet ist, als Einführung in die Handelspolitik zu dienen, die „Handelspolitik" von Karl Helfferich (Leipzig 1901). Die oberflächliche und doch so anspruchsvolle Arbeit Schippel's kann den nach Belehrung verlangenden Leser nur verwirren.

Frankfurt a. M. Paul Arndt.

*) Tübingen 1901.

**) Schäffle, Votum S. 100.

Ernst Lieber.

Am 31. März d. J. ist der Abgeordnete Ernst Lieber in seinem Heimathsort Camberg an der Lungenentzündung gestorben; seit dem Jahre 1870 ist er ununterbrochen Mitglied des Reichstags und des Abgeordnetenhauses gewesen, er gehörte in den letzten Jahren zu den führenden Persönlichkeiten.

In Dingen, welche das Interesse der katholischen Kirche nicht berühren, darf der einzelne katholische Abgeordnete denken, wie er will; aber das Interesse der katholischen Kirche erfordert, daß alle katholischen Abgeordneten in allen Fragen wie ein Mann stimmen, damit sie eine Macht darstellen, die der Regierung erfolgreiche Opposition machen oder ihr wirksame Unterstützung bieten kann. So wird die Regierung gezwungen, Zugeständnisse zu machen auf dem Gebiete, das einem katholischen Abgeordneten entscheidend allein am Herzen liegen darf, auf kirchenpolitischem Gebiete.

Das ist das Programm des Centrums, und Windthorst hat danach mit Meisterschaft gehandelt. Er wußte stets den Punkt zu treffen, auf den sich die divergirenden Meinungen im Centrum am leichtesten vereinigen ließen; er hat mit unfehlbarer Sicherheit stets erkannt, wann es vortheilhafter sei, der Regierung Widerstand entgegenzusetzen, und wann es vortheilhafter, ihr Unterstützung zu leihen.

Nach Windthorst's Tode riß Lieber die Führerschaft an sich; daß ihm Windthorst's Fähigkeiten nicht zu Gebote standen, fühlte er wohl selbst; andererseits war niemand vorhanden, der besser befähigt war, als er. Hatte Lieber früher dem demokratischen Flügel des Centrums angehört, so nahm er jetzt nach Windthorst's Vorgang die Mitte ein; er vermittelte zwischen den aristokratischen und den demokratischen, zwischen den aus dem Norden und den aus dem Süden stammenden Elementen des Centrums. Er bekämpfte im Jahre 1893 die Caprivische Heeresorganisation mit großer Entschlossenheit und förderte in späterer Zeit den Flottenplan der Regierung mit großer Hingebung. Es schien ihm das eine Mal besser, gegen die Regierung die rauhe Seite herauszukehren, das andere Mal der Regierung Verbindlichkeiten aufzuerlegen.

Mir liegt nichts ferner, als hieraus Vorwürfe abzuleiten. Lieber war eine durchaus vornehme Natur und verstand es, dem Standpunkte jedes Gegners Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, anzuerkennen, daß der Gegner von seinem Standpunkte aus nicht anders handeln konnte, als er gethan. Wer das thut, der hat die Vermuthung vollster

Aufrichtigkeit für sich. Ich begreife, daß ein gläubiger Katholik so handeln muß. Seine oberste Pflicht ist es, den Glanz der Kirche zu vermehren. Wo die Interessen der Kirche nicht im Spiele sind, läßt Gott einem jeden Freiheit zu denken, wie er will, aber er soll untergeordnete Interessen höheren opfern können.

Wir haben gar kein Recht, das Centrum zu schelten, aber wir haben das Recht und die Pflicht, es mit ehrlichen Waffen zu bekämpfen.

Immerhin ist es eine unnatürliche Erscheinung, daß eine Partei, die den dritten oder vierten Theil des Volkes vertritt und deren Verbreitung unübersteigliche Schranken gezogen sind, zu derjenigen Machtstellung herangewachsen ist, die das Centrum einnimmt. Diese Erscheinung hätte nicht eintreten können, wenn nicht Windthorst ein Mann von ungewöhnlicher politischer Begabung gewesen wäre. Nach dem Tode Windthorst's beruht die Machtstellung des Centrums nicht mehr auf der eigenen Kraft, sondern auf den Fehlern der Gegner. Lieber selbst hat es wohl schmerzlich empfunden, daß es ihm nicht immer vergönnt war, die Einheit des Centrums aufrecht zu erhalten, den richtigen Augenblick, wo Ja oder Nein zu sagen war, abzufassen. Er hat sorgenvolle Zeiten durchlebt. Er hat Windthorst nicht ersetzen können, und jetzt wird es schwer sein, ihn zu ersetzen.

Seinem persönlichen Charakter muß jede Anerkennung gezollt werden. Er besaß eine Bildung, die ihn über viele Vorurtheile erhob. Seine Frömmigkeit war eine aufrichtige, und wo er sich durch die Vorschriften seiner Religion nicht gebunden fühlte, konnte er, von Fall zu Fall, auch in modernem Geist mit Andersdenkenden zusammenarbeiten.

Alexander Meyer.

Der Niedergang Rumäniens.

Aller Voraussicht nach werden im Verlaufe der nächsten Wochen und Monate Nachrichten folgenden Inhalts aus den östlichen Grenzstädten Oesterreich-Ungarns verbreitet werden:

Trupps gänzlich herabgekommener, aller Mittel entblößter Rumänen versuchten die Grenze zu überschreiten, um, wie sie angaben, auszuwandern; ihnen mußte der Eintritt in die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie verwehrt werden, da sie nicht nachzuweisen vermochten, daß sie über das nöthige Geld verfügten, um sich selbst erhalten und ihr Reiseziel erreichen zu können. Eine kleinere Anzahl, die in Folge von Entbehrungen gänzlich entkräftet oder erkrankt war, wurde von mitleidigen Personen gespeist, bevor sie über die Grenze zurückgeschoben wurden. Eine Frau, in Verzweiflung, nach Rumänien zurückkehren zu müssen, versuchte sich mit ihren beiden Kindern zu ertränken; das eine Kind konnte nicht gerettet werden. —

Dies sind die typischen Nachrichten, die seit einer Reihe von Jahren immer wiederkehren. Sie sind aus der Vergangenheit abgeschrieben. Alle Voraussetzungen sind dafür vorhanden, daß wir sie in kürzester Zeit wieder zu lesen bekommen werden.

Der Anlaß, der neue Schaaren Verzweifelnder über die rumänische Grenze drängen wird, ist das „Gesetz über die Organisation der Gewerbe, das am 21. Februar dieses Jahres die rumänische Deputirtenkammer und am 25. Februar der Senat angenommen hat, und das sodann am 4. März von König Karol sanktionirt worden ist.

Ein Leitartikel des „Evenimentul“ vom 26. März charakterisirt das Gesetz folgendermaßen: Nach einer mehr als vierzigjährigen Erfahrung hat man sich überzeugt, daß eine unbeschränkte Freiheit sowohl der gesunden Entwicklung des Handels, als auch den Handwerkern schädlich ist.

Wir würden sagen, ein Zunftgesetz rückständigster Art, das Arbeitgeber und Arbeitnehmer in enge bureaukratisch abgegrenzte Hürden einzwängt und, was um so bedenklicher ist, — dies in einem Lande, wo jede bureaukratische Bevormundung, fast immer bureaukratische Chikane, Durchstecherei und Erpressung bedeutet. Und welche Fülle von Haken und Häkchen bietet dieses liederlich konzipirte und liederlich zusammengeschweißte Gesetz hierfür? Der Vorsitzende der Handelskammer von Jassy, der der Tendenz des Gesetzes wohlgemerkt durchaus zustimmt, kritisirt es gleichwohl öffentlich in der Presse und nennt es ohne Verstand und Sachkenntniß bearbeitet. Das sind freilich die üblichen Voraussetzungen für gesetzgeberische Thätigkeit in Bukarest.

Für das Ausland hat der Artikel 95 des Gesetzes besondere Bedeutung, und er ist besonders charakteristisch; dort lauten die entscheidenden Worte:

> Bei allen Unternehmungen und Lieferungen für den Staat, die Distrikte und Gemeinden, wie auch die anderen Civil- und Militärbehörden, sofern diese Unternehmungen oder Arbeiten nicht den Betrag von 30 000 Francs überschreiten, werden die Rumänen vorgezogen, auch wenn ihre Forderungen 5 Proz. theurer sind, als die der anderen Konkurrenz.
>
> Rumänische Handwerkervereinigungen, welche gesetzlich konstituirt sind, brauchen bei öffentlichen Submissionen nur die Hälfte der verlangten Kaution beizubringen . . . .
>
> Bei den Submissionsbedingungen, bei öffentlichen Arbeiten oder Lieferungen an den Staat, die Distrikte oder Gemeinden oder sonstige Civil- und Militärbehörden, wird die Klausel vorgesehen, daß der Unternehmer fremde Arbeiter nur in dem Verhältniß gebrauchen darf, welches die Behörde fixirt nach der Natur der Arbeit und der Gegend, in der die Arbeit ausgeführt wird.

Es verdient beachtet zu werden, daß die solonischen Gesetzgeber von Bukarest der heimischen Produktionskraft nur bis 30 000 Francs vertrauen, aber natürlich ist diese Klausel für das konkurrirende Ausland keine Garantie; denn in jedem einzelnen Falle wird es möglich sein, Unternehmungen, die Hunderttausende von Francs erfordern, in einzelne Loose zu zerschlagen, von denen jedes 30 000 Francs nicht übersteigt, und der Ausländer wird diese Schwierigkeiten nur überwinden, wenn er das Wohlwollen der entscheidenden Personen erwirbt — wobei der Erwerb auf der anderen Seite zu liegen pflegt. In anderer Beziehung, welche Hilflosigkeit, und wiederum, welche Möglichkeiten für Willkür, wenn die Behörde nach Lage der Verhältnisse, die Zahl der bei einem Unternehmer zu beschäftigenden ausländischen Arbeiter festsetzen darf. Gewiß — man kann hier feste Normen beim besten Willen nicht geben, weil es rumänische Arbeiter und Handwerksmeister bestimmter Branchen in zahlreichen rumänischen Städten überhaupt nicht gibt. Dafür ein Beispiel. In Galatz, also für rumänische Verhältnisse in einer recht beträchtlichen Stadt, baut man einen Cirkus; die städtische Verwaltung hat die Bauerlaubniß unter der Bedingung gegeben, daß ausschließlich rumänische Arbeiter bei dem Bau beschäftigt werden dürfen. Allein es gibt in Galatz nur jüdische Dachdecker; folglich bleibt der Cirkus ohne Dach, bis man aus andern Städten eine genügende Anzahl christlich-rumänischer Dachdeckerhände zusammengetrommelt hat.

Man muß sich gegenwärtig halten, daß über 70 pCt. der rumänischen Bevölkerung Ackerbauer sind, und daß gleichwohl der vierte Theil Rumäniens noch Brachland ist; in Deutschland ist nur 9 Proz. des Landes Brache. Ein Viertel des rumänischen Staates verlangt also noch nach Ackerbauern; die Bevölkerung ist sehr dünn gesät, noch dünner als in Serbien; die natürliche Vermehrung ist eine sehr geringe, pro Jahr 1233 auf 100 000 Einwohner gegen 1423 in Deutschland, und gleichwohl stößt dieses Land, dem Menschen und Kapital fehlen, die Menschen ab und schreckt das fremde Kapital zurück, und zum Ueberfluß legt es die Arbeitskräfte, über die es verfügen könnte, brach. Das wird in einem sehr erheblichen Umfange das neue Handwerkergesetz wiederum thun.

Der Artikel 4 jenes Gesetzes bestimmt nämlich, daß Fremde, welche die Erlaubniß erhalten wollen, als Arbeit-

geber oder Arbeitnehmer ein Handwerk zu betreiben, nachzuweisen haben, daß in ihrem eigenen Vaterlande die Rumänen zum Betriebe eines Handwerks gleichfalls zugelassen werden. Diese Bestimmung erscheint harmlos und gerecht, wie nur je eine Gesetzesvorschrift; Rumänien scheint nichts zu verlangen als die Reziprozität.

In Wahrheit handelt es sich um etwas ganz anderes, und diese Formulirung besagt dem Kenner klar und deutlich, daß sämmtlichen jüdischen Handwerkern Rumäniens die Fortsetzung ihrer Thätigkeit einfach verboten werden kann, und sie und ihre Familien werden alsdann der gänzlichen Verarmung und dem Verhungern preisgegeben sein.

Die Sachlage ist folgende: Seit dem Berliner Kongreß gibt es bekanntlich in Rumänien keine Judenfrage mehr. Die Religion disqualifizirt keinen Rumänen; man kann nicht liberaler sein; aber freilich man muß, um diese Wohlthat zu genießen, eben nachweisen, daß man Rumäne ist. Und das ist nicht leicht. Die Juden wohnen freilich seit Generationen und Generationen in Rumänien; man gewährt natürlich in Rumänien fremden Juden kein Niederlassungsrecht; die altheimischen jüdischen Rumänen müssen auch den Militärdienst ableisten; aber rumänische Staatsbürger sind sie darum doch nicht; sie sind Etrangers qui habitent le pays et qui ne sont pas soumis à une protection étrangère; natürlich; da sie zum Theil seit Jahrhunderten in Rumänien wohnen, können sie nicht unter der Protektion eines fremden Landes stehen, sie sind also durch ihre Geburt Rumänen, sie sind Rumänen, indem sie zur Ableistung ihrer Militärpflicht gezwungen sind, aber man bezeichnet sie als Fremde, weil Ausnahmegesetze gegen diese zu erlassen, durch den Berliner Kongreß nicht verboten wurde, und so erreicht man es, die Akte des Berliner Kongresses nicht zu verletzen und doch die Juden, die als Fremde rechtlos sind, auch allmählich gänzlich brotlos zu machen. Noch eine Vorsicht gebraucht man dabei. Bei aller Fremdenfeindschaft, die in Rumänien generell herrscht, hütet man sich wohl die Staatsangehörigen der großen Nationen offen zu verletzen; man würde die Repressalien fürchten. Es war daher sehr findig zu sagen, daß alle Ausnahmebestimmungen nur für jene Fremden Geltung haben, die nicht nachweisen können, daß in ihrem Vaterlande die Rumänen auf dem Fuße der Gleichheit mit den heimischen Staatsbürgern behandelt werden. Die rumänischen Juden aber, die solange sie denken können, nur in Rumänien gelebt haben, die also kein anderes Vaterland als Rumänien haben, können dies nicht nachweisen, und damit ist der Ring geschlossen; sie gehören zu jenen „Fremden“, die mehr und mehr auch wirthschaftlich rechtlos gemacht werden, und so jetzt wieder durch das Handwerkergesetz.

In Rumänien gibt es Großgrundbesitzer, die überschuldet sind; eine unabsehbare Schaar von Beamten, die umso verschuldeter zu sein pflegen, je höhere Aemter sie bekleiden; eine kleine Anzahl reicher Großkaufleute; einen gänzlich bedeutungslosen Mittelstand; einen ärmlichen Handwerkerstand, meist Juden und eingewanderte Serben, Ungarn, Bulgaren, die unmittelbar in den wenig zahlreichen Arbeiterstand übergehen und dann das riesige landwirthschaftliche Proletariat, das die eigentliche Masse des rumänischen Volkes ausmacht. Wie die früheren Leibeigenen, die 1864 emanzipirt worden sind, die dann auf der eigenen Scholle angesiedelt wurden und die heute durch Mißwirthschaft und Ausbeutung als freie Staatsbürger in so tiefer Misere stecken wie nur je als Frohnbauern, so sind auch die Juden die gequälten, sich mühsam dahinschleppenden Lastthiere Rumäniens, aber während die westlichen Glaubensgenossen der Juden wenigstens noch hin und wieder auf die dortigen Zustände hinweisen, soweit sie ein besonderes Interesse daran haben, spricht von den Leiden der rumänischen Landproletarier überhaupt niemand.

Auf die Judenfrage in Rumänien wird man in dem Augenblick wieder aufmerksam werden, wenn die ausgetriebenen jüdischen Handwerker Rumäniens jenseits der Grenze ihr Elend der Welt produziren. Möglich freilich, daß die rumänische Regierung die Durchführung des Gesetzes, die binnen 6 Monaten geschehen sein soll, zunächst, doch nur zunächst milde und vorsichtig vollzieht, um nicht durch Katastrophen das internationale Ansehen Rumäniens und seine Hoffnungen auf finanzielle Hilfe Westeuropas weiter zu schädigen. Das Gesetz läßt solche Hinterthüren offen.

Aber auch dieses Gesetz ist ja nur ein Zwischenfall und nur ein Symptom. Das Entscheidende ist, daß in Rumänien dem König Karol zum Trotz, ein schweres Mißregiment sich immer mehr verschärfend herrscht; eine Folge der parlamentarischen Demagogie von politischen Cliquen, deren letztes Ziel es ist, an der sie nährenden Staatskrippe zu bleiben. Eine einzige Zahl bringt diese Lage zum Ausdruck; bei einem Budget von rund 240 Millionen werden über 63 Millionen Franken benutzt, um über 23 000 Beamte zu besolden, und entsprechend hatte dieses Land 1900 Schulden von 1 451 497 307 Lei, so daß die Zinsen der Staatsschuld pro Kopf der Bevölkerung in diesem ausgepowerten Lande noch eine Kleinigkeit mehr betrugen als pro Kopf in — England. Wenn Rumänien das Glück hat, zufällig eine gute Ernte zu haben, so weicht der drohend nahe wirthschaftliche Zusammenbruch ein Wenig zurück, und alsdann bringt die allgemeine Mißwirthschaft das Land dem Abgrund wieder langsam näher — so hat man in diesem Augenblick in Folge übertriebener Bauspekulationen einen großen Häuserkrach und dem entsprechend eine Krisis für die Pfandbriefbesitzer — bis eine neue Mißernte von neuem eine gänzlich verzweifelte Lage schafft.

Rumänien ist Neuland. Es hat zu wenig Bevölkerung; es hat zu wenig Kapital; es hat eine gänzlich unentwickelte Volkswirthschaft. Was wäre nothwendiger, als Menschen und Kapital in das Land hineinzuziehen, wie es die Vereinigten Staaten bis in die jüngste Vergangenheit gethan haben, statt dessen verscheucht man die Menschen, man zwingt das fremde Kapital zur äußersten Vorsicht und Zurückhaltung gegen Rumänien; man vertreibt ganze Klassen von Handwerkern, die man im Lande hatte, und man desorganisirt durch solche Austreibungen ganze Betriebe. Man verliert produzirende Hände und zugleich Konsumenten. Wenn jetzt Tausende von Handwerkern aus den Städten und dann aus dem Lande hinaus müssen, dann wird die Kalamität der Hausbesitzer und Pfandbriefinhaber weiter wachsen, und solche kurzsichtige und selbstmörderische Politik ist es, durch die Rumänien jetzt mit trauriger Konsequenz schweren Krisen immer näher kommt, trotz künstlicher Balanzirung des Budgets, die keine Sanirung bedeutet.

Rumänien hat viel Sympathie genossen als das „Belgien des Ostens“ — eine Phrase, wenn man die Sachlage endlich einmal betrachtet, wie sie ist. Und wenn man diese Nüchternheit auch gegenüber Bulgarien, Serbien und Griechenland walten läßt, so muß man sagen, daß alle diese jungen Staaten die Hoffnungen schwer betrogen haben, die zur Zeit ihrer Befreiung gehegt worden sind. Nirgends ein gesunder politischer und wirthschaftlicher Fortschritt. In all diesen Ländern äußerst prekäre Zustände, die schwere Erschütterungen keineswegs ausschließen. So paradox es klingt, das türkische Regiment, das bei Leibe nicht ideal ist, muß dem Kenner des Orients heute beinahe solider und einer langsamen gesunden, namentlich wirthschaftlichen Entwicklung fähiger erscheinen, als jene modernen Staatengebilde, die alles besitzen, auch den Parlamentarismus, nur nicht die Menschen, die nach ihren Qualitäten zum Regieren berechtigt und befähigt wären. Und so ist es auch in Rumänien trotz König Karol, der weit über den Herren in Sofia und Belgrad und Athen steht, aber der auch mit dem Menschenmaterial auskommen muß, das ihm das Schicksal in die Hand gegeben hat.

O. E. Scandi.

Rhodes und die englische Politik.

Nur ein Mann mit ganz ungewöhnlichen Eigenschaften wird eine Laufbahn wie Rhodes zurücklegen. Diese Laufbahn ist interessant genug, und die Eigenschaften zu wägen, die dem Todten zu seinen Erfolgen verholfen haben, wäre gewiß ergebnißreich; diese Energie, diese Rücksichtslosigkeit, diese geschäftliche Gewandtheit, die ihm zu riesigem Reichthum verholfen, und dann dieser Ehrgeiz, der die Macht des Geldes für politische Zwecke benutzte und auch auf dem Gebiet der Politik alsdann so tiefgehende und vielleicht so verhängnißvolle Wirkungen erzielte. Allein ich will den Lebenslauf dieses Mannes nicht zu zeichnen versuchen; es gibt kein großes Tagesblatt, das sich diese Aufgabe nicht gestellt hat. Ich möchte nur auf die völlig eigenartige Stellung von Cecil Rhodes innerhalb der englischen Politik hinweisen.

Rhodes war Engländer; aber die Wurzeln seiner Kraft saßen nicht im Boden Großbritanniens fest. Sein Reichthum stammte aus südafrikanischen Quellen, und seine politische Macht beruhte zunächst auf seiner Popularität in Südafrika. Mir erscheint es keineswegs vollständig zweifelsfrei, daß Rhodes das empfand, was man englischen Patriotismus nennen darf, jenes Gefühl, das sich die Größe der englischen Macht, so weit sie auch über die Welt verbreitet ist, nicht denken kann, ohne jenen Mittelpunkt, von dem aus die Angelsachsen ihren Triumphzug angetreten haben, ohne Großbritannien und London als die stolze Krönung, den Gipfel und als das Haupt des Reiches.

Rhodes hat werkthätig die Iren unterstützt in Unternehmungen, die unmittelbar zur Schwächung des englischen Mutterlandes führen sollten; Rhodes hat sich ursprünglich an die Spitze der Afrikander in Südafrika gestellt, jener englisch-holländischen Bevölkerung, denen der Gedanke durchaus nahe lag, ein großes südafrikanisches Reich zu bilden, einen Staatenbund, in dem die angesessenen Abkömmlinge der Holländer wie der Engländer friedlich nebeneinander wohnen sollten, und für englischen Einfluß blieb in diesen politischen Konzeptionen nur ein ganz schmaler Raum; vielleicht für viele Bekenner gar keiner; die Parole lautete: Afrika den Afrikandern. Rhodes hat versucht für diese Pläne den Präsidenten Krüger zu gewinnen; und erst als er das Mißtrauen Krüger's nicht besiegen, als er die starre Unbeweglichkeit jenes nicht einbeziehen konnte in seine Absichten voll Größe und Phantastik, da gab er es als hopeless job, als hoffnungsloses Geschäft auf, mit dem holländischen Element zusammen zu arbeiten. Und nun begann er, sich ausschließlich des englischen Elementes als Werkzeug für das, was er wollte, zu bedienen.

Nach der Belagerung von Kimberley sagte Rhodes einmal in einer öffentlichen Rede, und man hat ihm diese Aeußerung in England sehr übel genommen: Die englische Fahne sei eine sehr brauchbare Fabrikmarke, mit der ein guter Kaufmann wohl sein Geschäft machen könne. War das nur eine saloppe Aeußerung, oder war ihm die englische Fahne wirklich nichts als ein bedrucktes Stück Zeug, das man, wie die Verhältnisse einmal lagen, gut that, über seinem Haupte flattern zu lassen? Gab es im Kopfe von Rhodes niemals eine Konzeption, die von Altengland absah, und die Größe eines afrikanischen Reiches erträumte, das seinen Gedanken und seiner Energie die Existenz verdankte, dem Rhodes Leben einhauchen wollte, eine Kreatur von Rhodes und für Rhodes. Cecil Rhodes besaß gewiß nicht als Soldat, aber auch nicht als Gesetzgeber und Administrator napoleonische Eigenschaften, nirgends Spuren jener gewaltigen Genialität wie bei Napoleon I.; vielleicht besaß er jedoch jene vaterlandslose Rücksichtslosigkeit in dem Entwerfen politischer Konzeptionen wie der Korse, und vielleicht bedeutet das auf ihn geprägte Wort: der Napoleon Südafrikas, insofern eine Wahrheit, als er durchaus bereit gewesen wäre, auch gegen England ein afrikanisches Reich zu gründen.

Eines ist zweifellos, man hat in London Cecil Rhodes keineswegs stets als eine Stütze für England, sondern zu Zeiten auch als eine mögliche Gefahr für England betrachtet.

Gleichviel; für Cecil Rhodes gab es schließlich überhaupt keine Wahl. England war als Werkzeug für ihn nicht zu entbehren. Dieses Werkzeug machte er sich gefügig. Er besaß hierzu eine Reihe von Mitteln.

In seine südafrikanischen Riesenunternehmen waren außerordentlich einflußreiche englische Kreise verstrickt. Rhodes als Geschäftsmann größten Stils ließ seine wirthschaftliche Macht spielen, und diese wirthschaftliche Macht — man braucht dabei keineswegs an die plumpe Form der Bestechung zu denken — bedeutete zugleich politische Macht in England; in dieser Form eine ganz moderne Erscheinung. Dieser Einfluß wurde durch rein politische Mittel erweitert. Es ist heute dokumentarisch erwiesen, daß Cecil Rhodes im letzten Abschnitt seines Lebens von Südafrika aus ganz systematisch eine große Preß-Kampagne geführt hat, um zwischen England und den Buren einen unheilbaren Bruch herbeizuführen. Die südafrikanische Presse, über die Rhodes verfügte, fabrizirte aufreizende Lügennachrichten, die alsdann nach England gekabelt wurden, und die in England die Bevölkerung mit wachsendem Haß gegen das holländische Element erfüllen mußten; die Aeußerungen der englischen Blätter, die an diese erfundenen Nachrichten angeknüpft wurden, waren erklärlicher Weise scharf und erbittert, und daß diese scharfen und erbitterten Ausfälle alsdann ihren Weg wiederum in die südafrikanische Presse fanden, dafür sorgte gleichfalls Rhodes und seine Agenten, so daß die trennende Kluft zwischen dem holländischen und dem englischen Element beständig breiter wurde.

Schließlich kam noch Eines hinzu, um die vollständige Identität der Politik Englands und der Politik von Rhodes herbeizuführen, und ohne dieses stärkste Bindemittel wäre es schließlich Rhodes wohl doch nicht gelungen, die thatsächliche Verfügung über die englischen Machtmittel zu erlangen.

Die englische Bevölkerung war den Verlockungen des Imperialismus erlegen, und wenn Cecil Rhodes auch keinen Reichsimperialismus trieb, so war er doch bereit, afrikanischen Imperialismus unter englischer Fahne zu treiben. Dem verlockenden Rufe vom Kap bis Kairo widerstand die englische Bevölkerung nicht, die in dem Traume des immer weiter sich ausdehnenden „Greater Britain" lebte.

Im Jahre 1869 schrieb Sir Charles Dilke die Vorrede zu seinem Record of Travel in English-speaking Countries during 1866 and 1867, und diese Vorrede zu dem Bericht über eine Reise durch die englisch sprechenden Länder schließt:

> „If two small islands are by courtesy styled „Great", America, Australia, India must form a „Greater Britain".

Das Wort „Greater Britain" war erschaffen und begann die Geister zu faszinirell. Und in der That konnte Sir Charles Dilke seine Reise rund um die Welt, von Land zu Land, in denen allen englisch gesprochen wurde und in denen englische Rechtsanschauungen und Staatseinrichtungen herrschten, mit einem Hymnus auf die angelsächsische Race schließen; er schildert dieses Riesenreich, dem nichts im Alterthum und nichts in der Neuzeit an die Seite zu stellen sei, und ruft aus:

> „Italy, Spain, France, Russia become pigmies by the side of such a people."

Unter den Pygmäen neben England fehlt überhaupt Deutschland, denn Deutschland gab es im Jahre 1869 überhaupt nicht, und weder von Preußen noch von Oesterreich brauchte man zu sprechen, wenn man von jenen Mächten redete, die Weltmächte waren oder die nach der Auffassung der damaligen Zeit die Voraussetzung boten, Weltmächte zu werden oder wieder zu werden. Sie kamen gar nicht in Betracht und die andern alle: Pygmäen neben England.

Die Welt und ihre realen politischen Machtverhältnisse haben sich seit jenen Tagen, also in kurzen dreißig Jahren außerordentlich verändert, aber die Anschauungen in England waren bis zum südafrikanischen Krieg etwa dieselben geblieben; sie hatten sich noch ausgewachsen und waren völlig ungezügelt geworden, seit ein ungeheures moralisches Gegengewicht für Großbritannien mit dem Verschwinden Gladstone's verloren gegangen war.

War die Ueberzeugung in England durch eine segensvolle Entwicklung seit hundert Jahren von der eigenen Ueberlegenheit weit verbreitet und war sie die herrschende, so verschmähte es doch der Gentleman als unfein und unwürdig, mit seinem Selbstgefühl bei jeder Gelegenheit fremden Völkern unter die Nase zu springen. Der einzelne und auch die besonnene englische Politik begnügte sich mit dem Gefühl der Ueberlegenheit, ohne den Versuch zu machen, diese Ueberlegenheit zu mißbrauchen; daher auch der ungeheuere Fonds an Ansehen, über den England überall in der Welt verfügte. Chamberlain schaffte Wandel. Er zog aus der vulgären Volksempfindung die vulgären, praktischen und realen Folgerungen. Als das Kriterium seiner „modernen Diplomatie" konnte es gelten, jeden anzurempeln, der sich in den Weg stellte, und in einem übertriebenen Gefühl eigener Kraft fragte man sich nicht mehr, ob man zugreifen sollte, sondern es konnte sich nur noch darum handeln, wo man zugreifen solle. Bei einem Volksempfinden, das auf diesen Ton gestimmt war und bei der Nachhilfe, die Cecil Rhodes durch seine wirthschaftlichen Einflüsse und durch seine Preßmachinationen gewährte, war es natürlich, daß die imperialistischen Leidenschaften nicht zu bändigen waren, als das verlockende Bild vom Kap bis zum Zambese und alsdann vom Kap bis Kairo auftauchte, und als man auf der Siegesbahn kein Hinderniß als den armseligen, verachteten und verachtenswerthen Buren erblickte, diesen lächerlichsten Zwerg unter den Zwergen.

Es ist ein außerordentliches Glück für die Welt, daß dieser Zwerg dem englischen Imperialismus zur Ernüchterung verholfen hat, denn wäre das nicht geschehen, so würde voraussichtlich irgend einer Großmacht die schwere und furchtbare Aufgabe zugefallen sein, eine entsprechende Lektion zu ertheilen; wir waren auf dem Wege hierzu, und daß es nicht dahin kam, ist gleich gut für England wie für die Welt.

Als Cecil Rhodes ein junger Mann war, begann das stolze Wort vom „Greater Britain" seinen Siegeslauf anzutreten. Das Zusammenwirken von Cecil Rhodes und Chamberlain bedeutet die Allianz des kolonialen und des heimischen Imperialismus. Man wird in den Kolonien wie im Mutterlande jetzt nüchterner über diesen Imperialismus denken; seine Gefahren haben sich klar genug enthüllt.

Den scharfblickenden englischen Politikern muß aber auch eine weitere Wirkung des Imperialismus deutlich geworden sein.

Cecil Rhodes brauchte seine Pläne nicht England aufzudrängen; denn auch das englische Volk wollte solche einseitige und kurzsichtige Politik. Aber gleichwohl bleibt die Thatsache bestehen, daß Rhodes' Politik nicht Reichspolitik, sondern ausschließlich südafrikanische Politik gewesen ist. Und der Imperialismus drängt zu dieser Entwicklung.

Wenn die Größe des englischen Reiches nicht mehr darauf beruht, daß dieses Reich zum Kopfe Großbritannien, seine politischen Erfahrungen, seine wirthschaftliche Macht, seine wissenschaftliche Intelligenz hat, sondern, wenn die Größe darin liegt, daß in allen Zonen über riesigen Ländermassen die englische Fahne weht, dann ist nicht abzusehen, warum die zwei kleinen Inseln zwischen Nordsee und Atlantischem Ozean die politische Führung des ganzen Reiches behaupten sollen.

Rhodes hat den ersten, verderblichen Versuch gemacht die politische Führung von Kapstadt aus zu besorgen. Dem Chamberlainschen leichtherzigen politischen Dilettantismus erschien solcher Versuch keineswegs bedenklich, und der moderne englische Imperialismus muß immer wieder dazu führen, daß solche Versuche sich erneuern. Eine moderne englische Gestalt wie Rhodes kann für Australien, für Canada, gleichfalls auf die Bühne treten und gleiche Entwickelungen herbeiführen, wie sie Rhodes heraufbeschworen hat, vorausgesetzt daß das Mutterland in imperialistischen Ideen verstrickt bleibt und auch ferner nicht als Gegengewicht zu wirken imstande ist.

Man kann britische Reichspolitik nicht von Kapstadt und nicht von Melbourne, nicht von Ottawa aus treiben. Jeder neue Versuch muß das Reich weiter schädigen und erschüttern, und der erste Erschütterer ist Cecil Rhodes, obgleich er den Kolonialbesitz von Großbritannien um Tausende von Quadratmeilen vermehrt hat.

P. Nathan.

Jörn Uhl.

Eigentlich sollte man über dieses Buch gar nicht reden. Man müßte es in seinem Arbeitszimmer auf den Tisch legen und in allen Pausen des Lebens mit ehrfürchtigen und suchenden Fingern darin blättern. Denn obgleich Jörn Uhl wenig Zeit seines mühevollen Lebens darauf verwandte, in die Kirche zu gehen oder in der Bibel zu lesen, obgleich in dem Roman mehr von den nüchternen Erlebnissen des Alltags die Rede ist, die zwischen Sorgen und Särgen einförmig hindurch wandeln, als von solchen Dingen, obgleich darin ganz unbefangen allerhand seelenlose Naturgewalten in sichtbarlicher Gestalt mitten unter den übrigen Erdenkreaturen ihr heidnisches Wesen treiben — — kann man Jörn Uhl*) doch getrost ein Erbauungsbuch nennen. Darum ist es auch so furchtbar schwer, darüber zu sprechen. Man schämt sich, als solle man Eigenstes offenbaren.

Gustav Frenssens Roman ist als Heimathskunst etikettirt worden, weil da ein Holsteiner Holsteiner schildert. Mir will scheinen, er sei es in noch höherem Sinne und es befiele alle, aus so verschiedenen Himmelsstrichen sie auch heranträten, eben jenes seltsame Gefühl keuscher „Heim"lichkeit, das uns jedes beurtheilende Wort unmöglich macht; dazu eine Empfindung des Traulichen, als habe man dieses Buch, wie etwa die Bibel, nicht zum ersten Mal gelesen. Es kommen Schilderungen darin vor, wie z. B. das Kinderfest der Uhle und Kreyen, die ganz an nordische Volksepen erinnern. „Wer hat jene Kinderfeste in Sankt Mariendonn mitgemacht?" Er sei Uhl oder Krey: Er stehe auf und rede! Wo ging der Zug entlang? Die untere Dorfstraße ging er entlang. Da ist guter Marschboden und zu beiden Seiten stehen starke, junge Linden, welche sich fast mit den Kronen berühren. Wer ging dem Zuge voran? Ein Trommler und ein Pfeifer. Wer ging neben dem Zuge? Das war Lehrer Peters mit weißem Haar." Mitten hinein gestreut sind dörfliche Liebesgeschichten, wie sie Keller erzählt haben könnte. Manches gemahnt an Raabe, Manches an Goethe, immer aber nur so, wie Kinder ein und desselben Geschlechtes Aehnlichkeit mit einander haben. Wenn man Jörn Uhl ein Erbauungsbuch nennt, so ist es überdies ein durchaus protestantisches. In der That ist sein Verfasser evangelischer Pastor. Bei Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen sind zwei Bände „Dorfpredigten" von ihm erschienen, die das Eindringlichste und Bildhafteste sind, was man sich denken kann. Da ist nichts von Papier, alles Anschauung und Reife. Er vereinfacht die Geschichten der Bibel bis auf ihren menschlichen und wahrhaftigen Kern,

*) Jörn Uhl. Roman von Gustav Frenssen. Berlin 1901. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

ohne dabei je in Phrase oder Trivialität zu verfallen. Frenssen sagt in dem Vorwort zur ersten Auflage, er habe die Predigten für Landleute drucken lassen, die nicht in der christlichen Weltanschauung wie in ihrer eigenen Stube wohnen, sondern die in die Kirche kommen, wie in eines fremden Mannes vornehmes Haus. Er habe Gottes Wort und die tägliche Noth und Freude der Menschen mit einander vermengt, in raschen Gedankengängen und bunten Bildern darbieten wollen.

Ganz dasselbe hat er uns in Jörn Uhl gegeben.

Ich möchte hier eine Stelle aus seiner Adventspredigt anführen, um zu zeigen, wie der Pfarrer von Hemme Sonntags zu seinen Holsteinern spricht. Er redet von der Zeit vor sechshundert Jahren, da Franzosen, Russen, Schweden, Dänen und Italiener das Land verwüsteten.

„Aus diesen Zeiten sind uns Bücher erhalten, in denen ausgezeichnete, ernste und kluge Männer über den Jammer des Landes reden, der ihnen das Herz zerreißt, und auf eine Zeit hoffen, wo die deutsche Nation einig und stark dastehen würde. So die Bücher.

Unterdeß ist das deutsche, einfache, ungelehrte Volk nicht still gewesen; auch in ihm lebte dieselbe Hoffnung. Es ging eine Sage um im Volk, wie eine alte Frau, und erzählte, daß der letzte große Kaiser nicht gestorben sei, sondern in einem Berg verschlafen sitze und das Scepter wieder in die Hand nehmen werde, wenn seine Zeit gekommen. — — — Ihr wißt alle, wie diese Hoffnung in Erfüllung gegangen ist, wie der Kaiser auftrat, gleichsam aus der Vergangenheit und aus Nacht auftauchte, ein schon weißhaariger Mann und wie er das unglückliche Vaterland wieder einig und mächtig machte."

Dann spricht er von dem Hoffen und Warten des Volkes Israel, das wie ein Spielball, von Kinderhänden geworfen, von einer Hand in die andere gepflogen sei. „Aber wie es ihm auch geht, ob hoch oder niedrig, ob arm oder reich, in Freude oder Jammer, immer loht und glüht, lacht und weint die Hoffnung. Gott stand am Heerd und schürte die Gluth, oder wie es in der heiligen Schrift heißt: ‚Die Männer Gottes haben geredet, getrieben vom heiligen Geist'."

Auch in Jörn Uhl sind viele Stellen, die geradeswegs aus einer Predigt genommen sein könnten:

„Den Rücken durch das Gottvertrauen als durch eine hohe, starke Mauer gedeckt," sagt dort ein Pfarrer, „sollen wir für das Gute kämpfen und am endlichen Sieg nimmer zweifeln. Das, meine ich, ist das ganze Christenthum. Wenn aber Einer zu diesem Gottvertrauen nicht kommen kann," setzt er hinzu, „denn das ist nicht Jedermanns Sache — und kann ohne Gottvertrauen das Gute und Liebe thun, so soll man es genug sein lassen und sich freuen."

Am Schlusse dieser Unterredung zwischen Jörn und Pastor heißt es dann: „Der Pastor ging ins Dorf hinein, seine Gedanken und Thaten an die harten Menschen zu bringen und zu erreichen, so viel ein Hund erreicht, der gegen einen vorbeifahrenden Lastwagen bellt." Das klingt nach eigenster Berufserfahrung.

Wenn ich aber gesagt habe, daß Jörn Uhl ein evangelisches Erbauungsbuch ist, so veranlaßt mich dazu weder die Autorschaft des Pfarrers, noch seine eingestreuten religiösen Meinungen. Man kann es vielleicht überhaupt nicht beweisen, aber jeder, der „Jörn Uhl" in der Hand gehabt hat, wird es verstehen, wenn ich berichte, daß mir die ganze Zeit über während des Lesens Bach'sche Musik in den Ohren gelegen hat. Denn da ist des alten Thomaskantors getreue, aufrechte Demuth, sein zähes, immer wieder neu anstürmendes Ringen und seine leidenschaftliche Zuversicht, die nichts gemein hat mit der ekstatischen Mystik katholischer Meister. Und zuletzt öffnet sich der Himmel für die Glorie des Herrn, die herniederstrahlt auf den Geängsteten, der in frommer, nachdenklicher Erschütterung seinen Feierabend begeht mit dem Gedanken: „Jörn Uhl war dennoch ein glücklicher Mensch, weil er demüthig war und Vertrauen hatte."

Ja, eigentlich sollte man über dieses Buch nicht reden, ihm nur still zuhören, immer wieder, wie die Uhl'schen Kinder Wieten Penn zuhörten, die man wegen ihrer tiefsinnigen Reden Wieten Klook nannte. Freilich, Jörn Uhl selbst hörte nicht immer zu. Er machte unterdeß Schwellen aus Stopfnadeln und legte Schienen aus Wietens Strickwieren und baute eine Eisenbahn. „Und als ich älter wurde, las ich in Littrow's ‚Wunder des Himmels'. Solche Dinge sind meine Neigung, aber ich habe immer etwas anderes thun müssen." Jörn Uhl's ganze Geschichte liegt in dieser Aeußerung.

Von seinem dritten Jahre ab gehen wir mit ihm. Wir sehen ihn, wie ihm die Mutter das starre blonde Haar streichelt und ihn gegen die Spottreden seiner älteren, Karten spielenden Brüder vertheidigt. „Mir ist er hübsch genug," sagt sie. Es ist eine trübe Luft, in der er aufwächst. Vater und Brüder verthun in den Wirtshäusern, was die Uhl einträgt und eintragen könnte. Die feine, schwache Mutter, die aus der dürren Haide von phantasievollen und lustigen Menschen weg in die fette Marsch heruntergekommen war zu den breitschulterigen, rohen Uhlen, verging dort langsam. Bei der Geburt der kleinen Elsbe stirbt sie, während der Mann im Wirthshaus sitzt.

Jörn und Elsbe verspielen ihre erste Kindheit, Jörn mit frühzeitigem Ernste das wüste Treiben von Vater und Brüdern durchschauend. Abends sitzen die Geschwister in Wieten's Stube, während das Kreischen und Gelächter der Betrunkenen durch das Haus geht. Da werden alle Sagen der Umgegend ausgekramt, vom Teufel und dem Wodansberg und der Goldheese. Auch von Theodor Storm wird gesprochen, der im Lande umherging und Geschichten sammelte.

Trotz der allgemeinen breiten Lässigkeit, in die Jörn Uhl hineingestellt ist, wachsen in ihm unwiderstehlich die Arbeitsinstinkte des unbewußt zielhaften Menschen in die Höhe. Als in der Schule die dusselige kleine Krey auf Lehrer Peter's Frage, wie der König heiße, antwortet: „Unser König heißt Klaus Uhl", steht Jörn auf mit zornigem Gesicht: „Mein Vater ist kein König; er kann manchmal nicht stehen, weil er betrunken ist." Und weil er sich der Seinen schämt, fühlt er selbst den Drang, doppelt fleißig und nüchtern zu sein.

Jörn Uhl ist von klein auf der Landvogt genannt worden, weil der Vater gesagt hatte, er wolle ihn studiren lassen. Jörn selbst versenkt sich mit entzücktem Eifer in den Plan, aber durch die Trägheit des Vaters zerrinnt er in nichts. Jörn bekommt bei dem Lehrer englischen Unterricht, denn Lehrer Peters hatte die Meinung, daß die Kenntniß des Englischen die erste Stufe zu allem Wissen und zu aller großen Bedeutung in der Welt wäre. Als Jörn zur Stadt fährt, um sich dort in das Gymnasium aufnehmen zu lassen, muß er gedemüthigt wieder zurückkehren. „Ich komme nach Ostern wieder", sagt er mit zusammengepreßten Lippen, „ich will von unten anfangen und unter den Prückeln sitzen."

Aber er kam nicht wieder, die Uhl brauchte ihn. Als der Vater in der Trunkenheit den jungen Fiete Krey aus dem Stall geworfen hat, weil er mit Elsbe Uhl Arm in Arm auf der Futterkiste gesessen, zieht Jörn die weggeworfene Arbeitsjacke des Kameraden an und bleibt zu Haus. Der hochaufgeschossene Junge nimmt wie selbstverständlich Arbeit und Verantwortung auf sich. Stumpf und dumpf vom Arbeiten legt er sich abends totmüde zu Bett und schläft.

Das ist seine Knabenzeit. Manchmal schaut der helle Kopf von Lehrer Peter's Enkelin Lisbeth zu ihm hinüber, aber bald wird das feine, säuberliche Mädchen zu vornehm für den plumpen, immer schweigsamen Jörn. Sein kleines Zimmer bei der Knechtsstube bildet für ihn das einzige Asyl.

Eine wunderliche Episode ist seine Begegnung mit der Sanddeern. Diese Gestalt ist vielleicht die einzige, der etwas Romanartiges anhaftet. Mit unnatürlichem Edelmuth leitet sie Jörn, dessen Liebesbedürfniß jäh erwacht, in die Moral zurück und verbannt sich selbst aus den Augen der Männer, die sie begehren. Von dieser Figur aus kann man die Brücke finden zu Frenssens Roman: „Die Sandgräfin",

der, bei aller feinen Einzelschilderung, überraschend tief im absichtlich Schönen stecken bleibt.

Nun kommen lange, einsame Jahre. Jörn wird hart und nüchtern, mit streng gerechtem Urtheil über jedes Ding der Welt: „Er hatte die Brauen seiner Augen zu tief zusammengezogen, da sah er die großen Wunder nicht, und er trug die Nase zu hoch, da achtete er nicht der großen Schönheit."

Dann kommt seine Soldatenzeit, die er pedantisch und ordentlich durchmacht, immer mit Sorgen an die Unordnung daheim denkend.

Mit herrlichem Humor werden hier die Geschichten aufgetischt, die sich die Soldaten unter einander erzählen. Nach seiner Heimkehr erlebt er seiner Schwester Elsbe schimpfliche Flucht mit Harro Heinsen nach Amerika. Und dann kommt der Krieg. In Kürze und Anschaulichkeit wird da vom Standpunkt des einfachen Soldaten aus ein Stück Kulturgeschichte vor uns hingelegt, wie man es vergeblich in den Zeitungsberichten oder Geschichtsbüchern suchen würde.

Zu Haus wieder das alte Elend. Der Vater in der Betrunkenheit in einen Pflug gestürzt, unfähig, sich zu bewegen, halb blödsinnig; die Uhl verschuldet. — Jörn wird als „Herr" auf den Hof gesetzt, die Brüder mit kleinen Summen abgefunden, und er soll nun die Schulden herauswirthschaften. Auf keinem Hofe der Marsch ist so gearbeitet worden, wie auf der Uhl in diesem Sommer und Herbst. Aber mitten in diese aufs Aeußerste gespannte Thätigkeit fluthet wie ein weicher, warmer Frühlingsregen Lena Tarn's Güte, Liebe und Fröhlichkeit herab. Die beiden Kapitel, die von ihr handeln, sind vielleicht die fröhlichsten, lieblichsten und rührendsten des ganzen Buches. Jörn Uhl's kurze Ehe mit der ewig lachenden, immer ein Lied auf den Lippen schaukelnden Lena, ist voll Wonne gewesen.

„Weißt Du, was mich ärgert?" sagt sie oft. „Daß ich wegen der Leute nicht singen darf." „Denn man los, aber nicht so laut", sagt er. Nun sang sie allerlei alte und neue Weisen, am meisten alte Volkslieder, mit verhaltener Stimme. Dazwischen versteckte sie ihren Kopf zwischen seinem Arm und seiner Schulter und lachte: „Das sollten die Leute wissen." Dann stützte sie den Kopf in die Hand, und lag gelehnt über ihm und reihte ihre drolligen, bunten Einfälle aneinander und ließ sie vor ihm spielen, wie die Mutter die bunte Kette über dem liegenden Kind." — Aber auch dieses lustige und gütige Geschöpf geht zu Grunde, nachdem sie einen kräftigen, feinen Knaben geboren hat.

Es ist unsäglich, mit wie sicherem Pinsel Frenssen die feinsten, letzten Regungen der Sterbenden schildert. „Am Nachmittag, als das Fieber wiederkam, erzählte er ihr, daß die beiden neuen Kühe gebracht worden wären. Da wollte sie die Thiere sehen. Sie bat ihn. Sie wollte wohl den Eindruck erwecken, daß sie noch Interesse hätte, und ihn dadurch trösten, und griff im Fieberwahn falsch und kam auf diesen Wunsch. Da führten der Knecht und das Großmädchen mit sicherer Hand die beiden schweren Kühe durch die Stube; sie sah auf und lächelte."

Nun folgt Jörn Uhl's schwerste Zeit; freudlos, in unfruchtbarer Arbeit kämpft er einen täglichen, hoffnungslosen Kampf. Manchmal holt er sich im Pfarrhause ein wenig Sonntagsluft. Und am Feierhaftesten war ihm des Nachts hinter Landkarte, Okular und gelehrten Büchern im Gartenhaus, demselben Gartenhaus, in dem die Brüder Nachts mit liederlichen Mädchen gesessen und der Vater mit lauten Gästen gelacht und gespielt hatte. Ihm wird auch eine Arbeit übertragen, die alle seine Neigungen und Kenntnisse in Anspruch nimmt, die Entwässerung der ganzen Gemarkung.

Zuletzt erlöst ihn ein Brand auf der Uhl, der das ganze Anwesen zerstört und seinem Vater den Tod bringt, aus den trostlosen Fesseln, die er sich selbst in seiner niederdeutschen, starren Gewissenhaftigkeit immer wieder aufs neue umgelegt hat. Und nun kommt er daran, sein eigenes Leben zu leben, nach eigenem Ermessen noch einmal lernen zu gehen und an der Seite von Lehrer Peter's Enkelin, der feinen Lisbeth, mit seinem Kinde eine neue Heimath zu finden.

Das ist die einfache Geschichte von Jörn Uhl. Sie ist erzählt, wie man zu alten Freunden von Längstbekanntem spricht, alles im Imperfekt, niemals in gegenwärtiger Handlung. Oft greift der Verfasser zurück oder in die Zukunft hinein: „Noch als sie später Mutter und Großmutter war" .... „Derselbe Gert Dorsa, der am dritten Tage der Schlacht von Gravelotte klagte" .... oder „Ein Enkel jener Bauern, die vor zwanzig Jahren" — alles dies verstärkt den Eindruck des Wahrhaftigen und Wirklichen aufs Lebhafteste. Man kann das Buch aufschlagen, an welcher Stelle man will, überall quillt Geschautes, Gewachsenes uns entgegen.

Es wäre kaum nöthig, daß uns zum Schlusse Heim Heiderieter noch einen ausführlichen Epilog mitgibt. So köstliche Dinge er sagt, für meinen Geschmack ist dieses Mit-dem-Finger-Weisen zuviel. Und es klingt fast wie Entschuldigung, wenn Heim sagt: „Es ist verkehrt, viel und lange zu reden. Man soll alles in Thaten deutlich machen, nicht in Worten. Aber da wir beide schon einige Arbeit hinter uns haben, durften wir wohl ein Wort darüber reden."

Unwillkürlich denkt man dabei an Hans Thoma's wunderbar ergreifenden Dorfgeiger, der in der Abenddämmerung unter dem Apfelbaum sitzt und spielt. Eine süße, bedachtsame und genußreiche Stille liegt auf dem hartgearbeiteten Gesicht, der heimkehrende Mähder horcht beifällig. Das ist kein leichtes Trallala, was der da spielt, es ist das treue, eigensinnige, schwerfällige und wundertiefe Abendlied eines Mannes, der durch Arbeit und Zuschauen reif geworden ist.

Laßt uns gleichfalls stehen bleiben und ihm zuhören.

Anselm Heine.

Die Pichegru'sche Verschwörung.

Aus der Reihe geschichtlicher Spezialwerke über die verschiedenen Phasen, Episoden und Männer der Revolutionszeit, die in letzter Zeit bei Plon erschienen sind, liegt wieder ein neues vor: „La conjuration de Pichegru et les complots royalistes du midi et de l'est 1795—1797, d'après des documents inédits" von Ernest Daudet. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, den französischen General von der Beschuldigung des Landesverraths, die an seinem Namen bis zum heutigen Tage haften geblieben ist, reinzuwaschen. Neben einer genauen und sorgfältigen Prüfung der betreffenden Dokumente und dem überzeugenden Nachweis der Unschuld Pichegru's, gibt indessen der Verfasser zugleich ein ganzes Zeitgemälde voller Beweglichkeit und Leben, mit dem bunten Treiben und den mannigfaltigen und seltsamen Gestalten jener Tage.

Wir befinden uns im Jahre 1795. Die Aera Robespierre ist zu Ende, der Konvent wird auch immer mehr hinfällig, und die Tage des Direktoriums nahen. Die Lage Frankreichs ist schlimmer als je. Während die Grenzen von den Armeen der Koalition bedroht sind, wird das Land selbst von Bürgerkriegen zerwühlt. Man geht aus dem gestürzten Schreckensregiment nur in ein neues über, indem die an sich so berechtigte réaction thermidorienne alles Maß verliert und selbst in eine blutige Gewaltherrschaft ausartet. Man nimmt Repressalien, bis man im Namen der Kirche und des Königthums genau so gesetzwidrig und verbrecherisch vorgeht wie je im Namen der Republik und der Vernunftgöttin. Dieser Chouanenkrieg, wie er im Norden und Westen Frankreichs geführt wurde, ist — in

seiner Mischung von barbarischer Grausamkeit und überschwenglichem Enthusiasmus — von Barbey d'Aurevilly in dem Roman „Le chevalier Des Touches" mit unheimlicher Poesie und unerbittlicher Realistik und zwar im Geiste der Chouanen selbst geschildert worden. Der Krieg in der Vendée, Bretagne und der Normandie ist nicht Gegenstand der Schilderung Daudet's; dagegen nimmt der Chouanenkrieg im Süden Frankreichs als direkt mit der „Pichegru'schen Verschwörung" zusammenhängend einen breiten Raum in seinem Buche ein.

Zur Zeit dieser Intrigue war seitens der royalistischen Propaganda ein umfassender und einheitlicher Plan zur Wiedereinsetzung der bourbonischen Dynastie gefaßt. Es sollte zugleich von innen und von außen losgehen; die landesflüchtigen Emigranten und die im Lande gebliebenen Royalisten reichten einander die Hand zu gemeinsamem Vorgehen. Die österreichischen Heere stehen die ganze Grenze entlang von Holland bis nach Italien denjenigen der Republik gegenüber; und für die Propaganda innerhalb Frankreichs werden zwei Hauptagenturen errichtet, wo alle Machtbefugnisse sowohl wie die englischen Geldfonds zentralisirt sind, — die eine in Paris, die zweite in Lyon. Erstere, die mehr rein politischer Natur war, erhielt ihre Inspirationen aus Verona, wo der „König" residirte; letztere, welche einen mehr militärischen Charakter trug, stand unter der Oberleitung Condé's, der an der Spitze der kleinen, von England besoldeten königlichen Armee im gegenwärtigen Baden im Felde stand. Das Bestreben Condé's war nun einerseits das ganze Südfrankreich von den Pyrenäen bis zu dem Jura und den Cevennen in Aufruhr zu bringen und zu einem einheitlichen, planmäßigen Vorgehen zu organisiren, andererseits Pichegru, der im Juni zum Oberbefehlshaber der Rhein- und Moselarmee ernannt worden war, für die royalistische Sache zu gewinnen und ihn dazu zu bewegen, Elsaß mit Festungen und Garnisonen auszuliefern. Nachdem der heimathliche Boden solchermaßen gut vorbereitet worden und der Weg nach Paris offen, sollte dann Louis XVIII. seinen Einzug ins Land halten.

Es sind zuerst die überlebenden Verwandten und Freunde jener Unschuldigen, die auf dem Schaffot gestorben oder unter den republikanischen Kugeln gefallen, welche sich jetzt erheben, um an den Mördern Rache zu nehmen. Es wurde dies rasch eine gefährliche Flamme „in diesen Gegenden der Sonne, wo die Köpfe sich so leicht erhitzen und die Leidenschaften sich so leicht in schreckliche Ausbrüche umsetzen". In den meisten Städten des Südens folgen die Gemetzel auf einander, bald massenweise, bald vereinzelt und gewöhnlich unter den barbarischsten Raffinements; und von den Städten aus verbreitet sich dieser neue Terrorismus in die ländlichen Gemeinden mit Schwert und Feuer, und bald Schuldige und Unschuldige vermengend. Rasch aber gesellen sich zu den Mißvergnügten noch schlimmere Elemente: große Schaaren von Vagabunden, welche nach Beendigung des Krieges mit Spanien das Land überschwemmen. Es bilden sich Banden von etwa zwanzig bis fünfzig Mann, welche isolirt und jede für sich operiren, ohne Zucht oder Zügel, die aber zugleich in jedem Moment bereit sind, sich zu einem großen gemeinsamen Handstreich zu vereinigen.

„Neben aufrichtigen Royalisten, Bauern, unvereidigten Priestern, heimgekehrten Emigranten, entflammt von dem Feuer ihrer Ueberzeugungen oder ihrer Rancune, findet man in diesen Banden die Hefe der städtischen Bevölkerung und besonders der Deserteure. — — — Sie tragen dazu bei, den aufrührerischen Royalisten das Gebahren von Räubern zu geben. — Sie und die Unglücklichen, die ihr Beispiel rasch verdorben hat, sind es, die man mit maskirten oder rußgeschwärzten Gesichtern in die kleinen Gemeinden einfallen, die Freiheitsbäume ausreißen, die Bauernhöfe plündern und ihre Bewohner ermorden sieht; sie dringen bei den ehemaligen Terroristen ein, binden sie an die Bettfüße, zünden ihnen Feuer zwischen den Beinen an oder führen ihnen eine am Feuer glühend gemachte Schaufel über den Bauch, um sie zu veranlassen, ehe man sie ermordet, die Verstecke ihres Geldes anzugeben; sie halten auch die Diligencen an, rupfen die Reisenden und leeren die Postsäcke. — — — Sie wiegeln die Landbevölkerung auf, die nur die Waffen ergriffen hat, um die Republik zu stürzen, das alte Regime wieder einzusetzen und dem König seine Krone zurückzugeben. Indem sie sich zu diesen Opfern der Schreckensherrschaft gesellen, — zu allen diesen braven Leuten, die von Auflagen und Requisitionen ruinirt, ausgesogen, erdrückt und verhindert sind, ihr Handwerk auszuüben, ihre Felder zu bestellen und die Früchte derselben zu verkaufen, und die keiner friedlichen und fruchtbaren Arbeit obliegen können", — bewirken sie nur deren völlige Demoralisation. Sie entehren solchermaßen die Sache, für deren Vertheidiger sie sich ausgeben. — Von diesen Banden, die als Verbindungszeichen ein kleines Stück Weißblech oder Zinn am Ueberschlag der Weste tragen, ist kein Mitleid zu erwarten. Der Terrorismus hat gemordet: sie morden In einem einzigen Departement, la Haute Loire, unterliegen vierzig Personen in wenigen Wochen ihren Schlägen, die nirgends tödlicher sind als in diesen wilden Cevennen, wo weder die Erinnerungen vom Felde Jalès noch die der Religionskriege vergessen sind. In diesen Erinnerungen, in der Härte der Einwohner, in der Beschaffenheit des Terrains, findet die Erhebung gefährliche Nahrung, wie der republikanische Geist dort nie aufgehört hat einen versteckten aber hartnäckigen Widerstand zu finden, der durch die Gegenwart einer Handvoll Edelleute noch ermuthigt wurde, die dem König gelobt hatten, im Süden eine neue Vendée zu bilden."

Und wie sich die Rotten aus allen möglichen Elementen zusammensetzen, wo das Allerbeste und das Allerschlechteste in einander läuft, ebenso sind die Chouanhäuptlinge sehr verschieden an Herkunft und Charakter. Neben Edelleuten wie Marquis de Bésignan, Chevalier de Lamothe und vor allem Marquis de Surville, finden wir abgefallene Geistliche, Kleinbürger und Männer aus dem Volke: der Maurer Levasseur, Fontanieu, genannt Jambe-de-Bois (Stelzbein), der ehemalige Husarenkapitän Delaur, alias Martin Moustache, Pater Chrysostome oder „Capucin boiteux" (der hinkende Kapuziner), — weiter der Pfarrer Sollier, mit dem Beinamen Sans-Peur (Ohne-Furcht), ehemaliger Prior, ein Priester-Soldat, der nie vergaß seiner Bande die Messe zu lesen, ehe er sie zum Angriff irgend eines Terroristennestes führte, — und schließlich der berühmteste von dieser Gruppe, Dominique Allier.

Im Juni 1795 übernahm, wie schon erwähnt, Pichegru das Kommando über die Rhein-Moselarmee. Er kam aus Holland, das er soeben der Republik zugeführt, und zunächst von Paris, wo er den Konvent gegen aufständische Wüthereien vertheidigt hatte; er hatte aus diesem Anlaß den dem Zeitgeschmacke angemessenen hochtrabenden Titel eines „Retters des Vaterlandes" erhalten und war überhaupt mit allen Zeichen großer Popularität überschüttet. Der General war erst 35 Jahre alt; in der kleinen Stadt Arbois im Jura 1761 geboren, entstammte er einer sehr armen Familie dieses armen Landes, welche zumeist aus Kleinbauern, Häuslern und Bediensteten bestand. Seine Aufgabe war, den Rhein so rasch wie möglich zu überschreiten und die österreichische Armee unter Wurmser, der das kleine Heer Condés beigesellt war, aus dem rechtsrheinischen Gebiet zu verjagen. Er sollte dabei mit dem General der Sambre- und Meusearmee, Jourdan, zusammen operiren; ihm gegenüber stand eine zweite österreichische Armee unter Clairfayt, die das ganze Land von Düsseldorf bis nach Mannheim besetzt hielt. Er fand aber ein Heer vor, das einerseits durch Noth und andererseits durch Mangel an Disziplin sich in Auflösung befand. Das Allernöthigste fehlte den Offizieren wie den Mannschaften; die Staatskasse bezahlte sie fast ausschließlich in Assignaten, die aber im Verkehr nur einen Kurs von 3 für 100 des nominellen Werthes hatten. Es fehlte das Futter für die Pferde, wie das Brod für die Menschen; erstere starben wie die Fliegen, und die Folge war, daß die Kavallerie auf nichts reduzirt wurde und daß die Artillerie große Einbuße erlitt. Die Unordnungen mehren sich; Desertirungen stellen sich ein; royalistische Sendboten und österreichische Spione finden ein immer willigeres Ohr und machen es noch geneigter durch das Klingeln englischen Goldes. Pichegru macht immerwährend und in immer schärferer Weise in Paris Vorstellungen über diesen Zustand der Truppen und fordert schnelle und kräftige Abhilfe; und seine Schilderungen werden durch diejenigen seiner Kollegen und der in seinem Hauptquartier weilenden Volksvertreter be-

stätigt. Der allgemeine Wohlfahrtsausschuß hat zwar in Worten Hülfsmittel gegen alle Leiden, in Handlungen aber gegen keins, nimmt den Mund voll von pompösen Redensarten und gänzlich nutzlosen Prinzipien und schiebt im Uebrigen die Schuld auf die Lieferanten, die die Waaren liefern, und auf die Kommissionäre, die sie entgegennehmen; und als das Direktorium an seine Stelle gekommen ist, weiß es nur mit einem Geständniß seines Unvermögens zu antworten. Der Zustand der Sambre- und Meusearmee ist genau derselbe wie derjenige der Rhein- und Moselarmee. Trotzdem überschreitet Jourdan im September den Rhein und bemächtigt sich Düsseldorfs; und ein paar Wochen später folgt Pichegru dem Beispiel, überschreitet ebenfalls den Rhein, nimmt Mannheim ein und schlägt dort sein Hauptquartier auf. Schon im nächsten Monat aber machen die österreichischen Befehlshaber Clairfayt und Wurmser einen gleichzeitigen Vorstoß gegen die beiden republikanischen Heere; Jourdan wird gezwungen, einen fluchtähnlichen Rückzug über den Rhein anzutreten, und im November kapitulirt Mannheim. Am Ende des Jahres ist der Zustand der beiden kriegführenden Parteien, der Oesterreicher wie der Franzosen, derart, daß ein Waffenstillstand von beiden gleich ersehnt erscheint; er wird auch am letzten Tage des Jahres abgeschlossen.

Im Mai 1795 faßte Condé den Plan, den General Pichegru zu sondiren, ob man ihn für die Sache der Royalisten gewinnen könne. Zu dieser schwierigen und delikaten Aufgabe ersah er zum großen Schaden der Sache einen Mann Namens Montgaillard. Condé war von Natur beschränkt und leichtgläubig und verstand sich sehr wenig darauf, die Menschen richtig zu beurtheilen; und sein neuerwählter Vertrauensmann, der ihm erst vor ein paar Monaten vorgestellt worden war, gewann sofort einen großen Einfluß auf ihn. Es war ein Mann von blasser Gesichtsfarbe, „mit verwachsenem Körper und dem Aussehen eines portugiesischen Juden". Seine Vergangenheit, von der Condé anscheinend nichts wußte, war sehr undurchsichtig und zweideutig: in London, wo er sich im Jahre 1793 aufhielt, galt er für einen geheimen Agenten Robespierre's und wurde in allerlei dunkle Intriguen verwickelt, welche zur Folge hatten, daß er die Stadt verlassen mußte; und in den schlimmsten Tagen des Terrorismus lebte er ganz ruhig und ungestört in Paris, obgleich er auf der Liste der Emigranten stand. Montgaillard war sofort bereit, die Mission zu übernehmen und setzte sich zu diesem Zwecke in Verbindung mit einem gewissen Fauche-Borel, Buchhändler in Neuchâtel in der Schweiz, welcher dann der eigentliche Inscenesetzer der „Pichegru'schen Verschwörung" wurde. Preußischer Unterthan und einer nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes ausgewanderten Protestantenfamilie entstammend, war er ein wüthender Feind der Revolution und der Jakobiner; er hatte sein Haus in Neuchâtel zu einer Zufluchtsstätte der Emigranten und zum Mittelpunkt ihrer Intriguen gemacht; und als Buchdrucker und Verleger gab er die vielen kontrarevolutionären Schriften heraus, mit denen in Europa und Frankreich Propaganda gemacht wurde. Fauche-Borel, der zu diesem Zeitpunkt 33 Jahre alt war, genoß das Ansehen eines tüchtigen und gewiegten Kaufmannes, wenn auch zugleich dasjenige „d'un panier percé et d'un cerveau quelque peu détraqué"; sein neues Metier, bei Pichegru den Versucher zu spielen, verwandelte ihn aber in einen listigen und überschwenglich ehrgeizigen Intriganten. Um diese beiden Hauptpersonen herum setzte sich allmählich eine ganze Bande von noch fragwürdigeren Existenzen an, die alle nur darauf bedacht waren, aus dem Spiel Geld herauszuschlagen; und Condé selbst hatte schon am Anfang der Intrigue das Geheimniß sowohl dem österreichischen General Wurmser wie den englischen Agenten Wickham und Crawfurd mitgetheilt, — dem ersteren, um militärische, den letzteren, um pekuniäre Beihilfe zu bekommen.

Condé verblieb in Mülheim, wo sein Hauptquartier war, Montgaillard ließ sich in Basel nieder, und Fauche-Borel begab sich nach dem Elsaß, wo sich das Hauptquartier Pichegru's in der Nähe von Straßburg befand. Und jetzt fängt das Intriguenspiel an. Die gaunerischen Zwischenhände betrügen nach beiden Seiten, zwischen denen sie vermitteln sollen; sie ziehen Condé an der Nase und sie halsen Pichegru Lügen auf. Ihre ganze Korrespondenz, ihre Berichte, ihre angeblichen Aufträge sind nur ein einziges Netz von Erfindungen und Lügen, Kniffen und Widersprüchen. Es bleibt fragwürdig, ob Fauche-Borel, wie er behauptet, mit Pichegru je persönlich zusammengekommen ist; die Worte, die er ihm in den Mund legt, und die Pläne, die er ihm zuschiebt, stammen zweifelsohne nicht von dem General. Montgaillard, Fauche-Borel und Comp. hatten Condé gegenüber behauptet, Pichegru wolle ihm einen Vertrauensmann mit einem Worte seiner Hand schicken; als aber dieser Vertrauensmann nicht kommt und Condé drängt, wissen sie keinen anderen Ausweg sich aus der Klemme zu ziehen, als indem sie dem Prinzen mittheilen, Pichegru wünsche für seine Offiziere und seine Armee die nöthigen Geldsummen disponibel; und sie wissen Condé dazu zu zwingen, das von ihnen ersehnte Geld aus den englischen Agenten herauszuwinden, indem sie drohen zurückzutreten, d. h. alles anzugeben. Die ganze Korrespondenz wie das ganze Intriguenspiel überhaupt schleppen sich mit großer Monotonie durch das ganze Jahr, voller leeren Behauptungen, Verheimlichungen und unfreiwilligen Geständnissen; eine verächtliche und trockene Replik von Condé an Montgaillard vom vorletzten Tage des Jahres 1795 legt davon Zeugniß ab, daß die Agenten bis dahin von Pichegru keine bestimmte Zusage bekommen hatten, und daß sie nach Kräften gelogen hatten, um Condé in seinen Illusionen zu erhalten.

Die royalistischen Agenten, die in Südfrankreich die Insurrektion verbreiten und organisiren sollten, waren ganz andere Leute, zum größten Theil loyal in ihrer Gesinnung und der Sache, der sie dienten, wirklich anhänglich.

„Mit Hilfe der Geldmittel, mit denen die englischen Kommissäre Wickham und Crawfurd nicht aufhörten sie zu versehen, nährten diese Personen den Aufstand in den ihrer Bearbeitung anvertrauten Gegenden; sie bereiteten dort Erhebungen vor, die in dem Augenblick ausbrechen sollten, wo die Armee Condé's mit derjenigen Pichegru's vereinigt und nachdem sie den Rhein unter dem Schutz der österreichischen Kanonen überschritten, auf Paris losrücken würde, mit entfalteten weißen Bannern."

Die Bewegung hatte zwei Mittelpunkte, von denen aus sie gelenkt wurde: den einen für Lyonnais in Lyon, den andern für Franche-Comté in Besançon. Die Leiter an ersterer Stelle waren der frühere Bürgermeister Imbert-Colomès, der als der klügste Mann innerhalb der Partei galt und wegen seiner Erfahrung, seiner Vergangenheit und seiner Ehrenhaftigkeit allgemeines Ansehen genoß, und der ehemalige Offizier Tessonnet. An der Spitze der Konspiration in Besançon und Franche-Comté stand ein ehemaliger Kapitän der royalistischen Armee, Pautenet de Vereux, dem ein zweiter Offizier, Tinseau d'Amondans, der die Aufgabe die Intrigantenbanden zu vereinigen hatte, beigesellt wurde. In einem Bericht über seine Operationen, den Tinseau an Condé richtete, ist der Plan, den er und Pautenet de Vereux verfolgte, klar und überschaulich dargestellt. Der kommandirende General Ferrand, der die Befestigungen von Salins sowohl wie die Citadelle von Besançon, diese beiden „Schlüssel zum Gebirge", in seinen Händen hatte, sollte bestimmt werden, den Schild zu erheben; die Verwaltungsbehörden sollten sich ihm anschließen; und die Bevölkerung des Gebirges würde dann als eine kräftige und kompakte Einheit ihnen den Rücken decken.

„Die höchste Schwierigkeit, Monseigneur", heißt es, „wird gewiß die sein, die Städter und das Landvolk zum Zusammengehen zu bringen. Die ersteren sind mehr von dem Haß gegen den Konvent und von ihrem Interesse als von der Liebe zum Königthum bewegt; die letzteren sind es von der Liebe für die Religion und die Monarchie. Diese haben alle ihre Verbindungen mit den Royalisten, jene mit den konstitutionellen Republikanern; und ich sehe nur ein Mittel, um so widersprechende Elemente in Uebereinstimmung zu bringen, und das ist, daß wir das Landvolk in Aufruhr bringen lassen, während gleichzeitig der General in Besançon den Schild erhebt."

Diese ganze Bewegung erwies sich indessen sehr bald als eine bloße Illusion; die große schimmernde Blase zerplatzte plötzlich, und zwar gleichzeitig — Ende November und Anfang Dezember — in Lyonnais und Franche-Comté. Die Umstände, unter denen die Entdeckung der Verschwörung geschah, lassen nicht ganz deutlich durchblicken, ob Kopflosigkeit allein daran Schuld war, oder ob Verrath vorlag. Zwei von den Leitern der Konspiration haben jedenfalls selbst das Scheitern veranlaßt: in Lyonnais Marquis de Bésignan und in Franche-Comté der oben erwähnte Tinseau.

München. Ola Hansson.

(Schluß folgt).

Ueber Omar Khayyám.

> Wer das Dichten will verstehen,
> Muß ins Land der Dichtung gehen;
> Wer den Dichter will verstehen,
> Muß in Dichters Lande gehen.

Es ist immer ganz gut mit einem Wort von Goethe anzufangen. Man weiß sich sicher, etwas Rechtes zu sagen, und der Leser wie der Schreibende selber fühlt sich von vornherein in eine gewisse empfänglichere Stimmung, in das Land der Dichtung versetzt. In Dichters Lande aber würde uns, wo es sich, wie bei Omar Khayyám um einen sehr alten Perser handelt, wieder niemand so zu führen verstehen, wie eben Goethe. der den obigen Vers als Motto über die „Noten und Abhandlungen zum besseren Verständniß des westöstlichen Divans" schrieb. Doch es ist hier nicht sowohl Persien, Omar Khayyám's ursprüngliche Heimath, die man kennen müßte, als vielmehr das Land der Angelsachsen, England und Amerika, wo der alte Dichter seine so überraschende wie glänzende Auferstehung feiert, die Heimath seines Uebersetzers, Edward Fitz-Gerald.*) Und wiederum stellen Worte von Goethe (aus jenen oben citirten Abhandlungen) sich hülfreich ein, da es uns gilt, das Verhältniß des Dichters zu seinem Nachdichter zu klären. Goethe nennt dort dreierlei Arten der Uebersetzung: „Die erste macht uns in unserem eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt; eine schlicht-prosaische ist hiezu die beste." — „Eine zweite Epoche folgt, wo man sich in die Zustände des Auslandes zwar zu versetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eigenem Sinne wieder darzustellen bemüht ist." — Und als dritte: „Die Uebersetzung, die man dem Original identisch machen möchte, so daß eins nicht anstatt des anderen, sondern an der Stelle des anderen gelten sollte."

Zu dieser letzteren und vollkommensten Art nennt er als Beispiel Voß' Homer. Wir möchten dem vor allem Shakespeare hinzufügen, der uns Deutschen zu einem eigensten Besitz geworden ist, und viele andere Uebersetzungen aus neuerer wie neuster Zeit, die, in musterhafter Treue ihr Original wiedergebend, es ganz bei uns eingebürgert haben, so, um ein Buch nur zu nennen, Enoch Arden. Populär war vor etlichen Jahrzehnten auch der Mirza-Schaffy Bodenstedt's. Er kann aber ebensowenig als Uebersetzung angesehen werden, wie der west-östliche Divan selbst, denn der Namenspatron des Bändchens ist zwar Bodenstedt's Lehrer des Persischen gewesen, die Gedichte sind jedoch meist deutsche Originale. Das Buch hat eine recht stattliche Reihe von Auflagen erreicht und wird wohl heute noch als Geschenkbuch gekauft und gelesen, wie es seine leicht fließenden Reime, seine heitere, liebenswürdige Grundstimmung verdienen. Aber was will so eine deutsche Verbreitung gegenüber einer englisch-amerikanischen sagen!

Edward Fitz-Gerald's Uebertragung der Rubáiyát des Omar Khayyám darf man in die zweite Kategorie des obigen Schemas verweisen, die Goethe die parodistische nennt, und von der er weiter sagt: „Meistens sind es geistreiche Menschen, die sich zu einem solchen Geschäft berufen fühlen . . ." Er hebt als solche unsere linksrheinischen Nachbarn hervor: — „Der Franzose, wie er sich fremde Worte mundrecht macht, verfährt auch so mit den Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenständen; er fordert durchaus für jede fremde Frucht ein Surrogat, das auf seinem eigenen Grund und Boden gewachsen sei."

Edward Fitz-Gerald nun besitzt etwas von dieser durch Goethe als französisch bezeichneten Art; er ist geistvoll und ist Poet. Jeden Rubái (vierzeiligen Vers) des alten Persers schafft er um in einen wohllautenden Vers seiner modernen Sprache, Silbenmaß und Reimfolge behält er getreulich bei, so daß auch bei ihm immer die erste, zweite und vierte Zeile gleichlautend enden. Nur die Freiheit nimmt er sich, die einzelnen Vierzeiler, die bei dem Perser alphabetisch geordnet waren, in anderer Reihenfolge zu bringen, hier und da durch Einfügung von Worten anderer persischer Dichter oder nur durch seine Fassung den Gedankengang klarer, verständlicher zu gestalten, so daß das Ganze wirklich wie eine Blüthe erscheint, die „auf seinem eigenen Grund und Boden gewachsen ist".

Omar Khayyám, um von ihm nur kurz zu berichten, mit seinem vollen Namen Ghias uddin Abul Fath'Umar bin Ibrahim, (in deutschen Werken auch Chiam — siehe J. von Hammer, — Chajjâm oder Chejam geschrieben) soll um die Wende des elften Jahrhunderts gelebt haben, — und zwar wie es heißt, von 1018 bis 1723, hatte danach also das biblische Alter von 105 Jahren erreicht! Von den Kreuzfahrern sind um jene Zeit die fabelhaften Erzählungen über die Greuelthaten der Assassinen oder Ismaeliten bis nach Europa getragen worden. Die Sage verbindet den Stifter dieser Mördersekte, Hassan den „Alten vom Berge", mit Omar und einem dritten Freunde Nizam ul Mulk. Dieser letztere ist später Vezier des Sultans geworden und soll als solcher beiden anderen, wie sie es als Jugendgenossen ausgemacht hatten, Unterstützung gewährt haben, zum Dank dafür aber von Hassan ermordet worden sein. Omar begehrte nicht nach Reichthum noch glänzender Stellung, er lebte in seiner Heimath, der Stadt Nischabur (Naishapur) in Khorassan still als ein Weiser. Mathematiker und Astronom hat er eine neue Art der Zeiteintheilung vorgeschlagen, einen 33jährigen Cyklus mit 8 Schalttagen, die ebensogut oder gar besser sein soll, als der gregorianische Kalender. Und da er starb, ist ihm sein Wunsch in Erfüllung gegangen, unter Rosen bestattet zu werden.

Denn er liebte die Rosen, den Wein und die Jugend. Die Sufi und die Ulemas haben seine Worte umzudeuten versucht, im Weine wollten sie die göttliche Liebe, im Schenken den Bringer des Glaubens sehen und faßten symbolisch auf, was doch wahrscheinlich real gemeint war. Sie wollten dadurch aus einem Gegner ihn zum Anhänger ihrer Sekte stempeln. Ob Omar wirklich zu ihnen gehörte? Das heute nach etwa 800 Jahren genau zu ergründen wollen wir uns hier nicht bemühen. Joseph von Hammer, in seiner „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" nennt ihn einen Freigeist und Religionsspötter, den Voltaire der persischen Dichtkunst. Die Engländer, die ihn zu neuem Leben erweckten, sehen in ihm wohl auch mehr den heiteren Apostel des Lebensgenusses, doch fehlt's auch bei ihnen nicht an Leuten, die ihn als Mystiker auffassen wollen. Ein Schriftsteller, W. H. Mallock, hat sich die Mühe gemacht, den Lucrez in ähnliche Vierzeiler zu bringen, um die Uebereinstimmung der beiden desto klarer hervortreten zu lassen. Ja, was hätten Engländer nicht in den letzten

---

*) Siehe auch: Ein unsterblicher Müßiggänger. Von Professor Leon Kellner. London. Die „Nation" vom 8. Oktober 1898. Dieser Müßiggänger ist Fitz-Gerald und der Aufsatz behandelt wie der obenstehende sein Hauptwerk: Omar Khayyám. Das kleine Buch ist in den drei inzwischen verflossenen Jahren in England womöglich noch populärer, in Deutschland aber kaum bekannter geworden. So glaube ich denn nochmals auf diese merkwürdige Nachdichtung hinweisen zu sollen.

Jahren über ihn geforscht, geschrieben, über ihn, der eine Berühmtheit bei ihnen erreichte, derengleichen der alte „Zeltmacher" — (wie das Dichterpseudonym Khayyám richtig zu übertragen wäre) — schwerlich sich je hat träumen lassen.

Es ist ein eigen Ding um eine solche englische Berühmtheit. Sie erhebt ihren Helden in eine Höhe, vor der es dem Hinaufblickenden beinahe schwindelt. Unwillkürlich fragt man sich: Ist es die Poesie in dem Werke, die ihm diese ungeheure Beliebtheit schaffte, ist es die Tendenz — oder was kann es sonst sein? Die Gründe dafür zu erforschen, weshalb so oft gutes unberühmt blieb und übergangen worden ist, warum ein anderes plötzlich im Licht steht, in blendendem Ruhm alles frühere überstrahlt, diesen Launen der Mode in litterarischen Dingen so gut wie in anderen nachzugehen, dazu bedürfte es eines eigenen Studiums. Aber ich fürchte, ein Buch, das die Resultate solcher mühseligen Arbeit enthielte, das würde niemals Mode werden.

Die Rubáiyát des alten Poeten enthalten die Quintessenz aller Weisheit, — aber neu ist das nicht, was sie sagen. Nicht Lucrez nur, Horaz hat dasselbe gepriesen mit dem kurzen Worte: Carpe diem — Nütze den Tag. Und wie viele andere vor und nach ihnen! Am schönsten formte den gleichen Gedanken wohl die Zeit, die wirklich eine Zeit des Genusses gewesen ist — die Renaissance! Uns selbst klingt heller, eindringlicher noch als die Verse des Perser-Engländers der liebe alte Refrain, mit dem il Magnifico Lorenzo dei Medici das schönste aller Karnevalslieder einleitet und endet:

Quant' è bella giovinezza
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia:
Di doman non c' é certezza.

Jugendglück ist ohne Sorgen,
Schön ist, doch zu schnell vorbei es!
Willst Du heiter sein, so sei es:
Ungewiß bleibt uns das Morgen!

Wie viele Menschen, denen diese auf Italienisch so süßlautenden Verse im Ohr nachhallen, sind wohl von ihnen zum frischeren Genuß des Tages und des Sonnenscheins geleitet worden? Wie viele Leser des Rubáiyát beherzigen des Weisen Lehren? Möchte das Büchlein doch noch mehr, noch tausendmal mehr Verbreitung finden, wenn es die Menschen so kräftigen könnte, daß sie ihre Blicke fort von den Schmerzen, den Blüthen des Daseins zuwenden wollten. Weil „Ungewiß uns bleibt das Morgen", weil das Ende aber gewiß ist, was nützt es, immer darüber zu grübeln? Sieh die Sonne, die Blumen, das Lachen, trinke den goldenen Wein und freue Dich, „weil noch das Lämpchen glüht" — das ist die heitere und, wie mir scheinen will, nicht pessimistische Moral des Dichter-Astronomen. Mit einem Weckruf an die Schläfer beginnend, die den Gruß des Frühlichts verträumen, schließt das Lied mit der Bitte an den Schenken: — wenn unter den Gästen, die auf dem Grase im Garten sich lagern, er, der Sänger fehlen werde, ein leeres Glas umgekehrt auf den Tisch zu stellen, ihm zum Gedächtniß und Angedenken.

Welche von diesen hundert und ein melancholisch-heiteren „Gsetzeln" die am meisten charakteristischen sind, welche am wahrsten das Leid des Daseins, am hellsten die Freude des Daseins verkünden, das ist schwer zu sagen. Jeder Leser wird je nach seinem Naturell, nach seiner augenblicklichen Stimmung bald von dem einen, bald von dem anderen Ruba'i sich mehr getroffen fühlen. Mir sind beim Wiederdurchblättern des kleinen Bandes einige Quatrains als besonders hübsch und als solche erschienen, die von dem Ernst des poetischen Werkes und zugleich von seiner Grazie einen ungefähren Begriff geben können. Eine wortgetreue Wiedergabe in Prosa würde allzu nüchtern klingen, eine poetische ist, wo es sich um das kurze, schlagend knappe Englisch handelt, besonders schwierig, so frei man sie auch bilden mag. Suchen wir trotzdem es auf deutsch neben das Englische zu setzen, so gut es gehen will:

Waste not your Hour, nor in the vain pursuit
Of This and That endeavour and dispute;
Better be jocund with the fruitful Grape
Than sadden after none, or bitter, Fruit.

O threats of Hell and Hopes of Paradise!
One thing at least is certain — This Life flies;
One thing is certain and the rest is Lies;
The Flower that once has blown for ever dies.

The Moving Finger writes; and, having writ,
Moves on: nor all your Piety nor Wit
Shall lure it back to cancel half a Line,
Nor all your Tears wash out a word of it.

And that inverted Bowl, they call the Sky,
Whereunder crawling coop'd we live and die,
Lift not your hands to It for help, for It
As impotently moves as you and I.

Yesterday this Day's Madness did prepare;
To-morrow's Silence, Triumph, or Despair:
Drink! for you know not whence you came, nor why:
Drink! for you know not why you go nor where.

Verlier die Stunde nicht und suche nicht,
Wie über dies und das Dir werde Licht;
Besser sich freuen bei der Trauben Saft,
Als klagen, weil man bittre Früchte bricht.

Quält nicht mit Höll' und Himmel mein Gemüth!
Nur eines ist gewiß, — dies Leben flieht!
Eins ist gewiß und aller Rest ist Lüge;
Es stirbt die Blume, die einmal geblüht.

Der Finger rückt im Schreiben fort und schreibt,
Rückt weiter, und, was er geschrieben, bleibt,
Dein Beten nimmt nicht einen Satz zurück,
Dein Weinen löscht kein Wort, — es steht und bleibt.

Der umgestürzte Kelch, der Himmel heißt,
Der Dich bedrückt, Dir einengt Herz und Geist, —
Heb' flehend nicht die Hände auf zu ihm, —
Weil er, wie Du und ich, so machtlos kreist.

Von gestern stammt, was heut' ich leid' und bin,
Was morgen mich beglückt, mir trübt den Sinn.
Trink! — denn Du weißt nicht, von woher Du kamst,
Trink! — denn Du weißt nicht, wenn Du gehst, wohin!

Zu dem oben citirten Vers von dem schreibenden Finger liegt eine Illustration des amerikanischen Malers Elihu Vedder vor uns, aus der in Boston erschienenen Prachtausgabe der Rubáiyát. Der himmlische Schreiber führt seinen Griffel über die Seiten, auf die er für heute alle irdischen Geschicke verzeichnet, neben ihm zwei geflügelte Genien, der eine, der in dem Buch von gestern schmerzlich nachschlägt, der andere, hoffende, der für morgen die unbeschriebenen Blätter öffnet. Und es strecken sich von unten Männer-, Kinder-, Frauenhände sehnsüchtig empor, den schreibenden Finger aufzuhalten. — Er aber schreibt weiter, unerbittlich: — Dein Weinen löscht kein Wort, — es steht und bleibt!

Wie nun aber die Verse Omar's bis zu diesem Prachtwerk — es soll 100 £ kosten — gelangt sind, das mag man als eine weitere Illustration zu dem Wandel und der Unberechenbarkeit alles Irdischen betrachten. Edward Fitz-Gerald veröffentlichte sein Gedicht bei Quaritch in London im Jahre 1859. Es blieb unverkäuflich. Der Verleger steckte die Bücher in einen Kasten außen am Hause mit einem Zettel, auf dem zu lesen stand: Ein Penny das Stück. — (Beiläufig bemerkt, eine höchst nachahmenswerthe Sitte! wie manches gute und vergessene deutsche Werk würde, für einen Groschen verkauft, vielen Menschen noch Freude bereiten und auch dem Verfasser wie dem Verleger nützlicher sein, als wenn so eine ganze

Auflage eingestampft wird.) — Von jenen so verschleuderten Bänden sollen einzelne Dante Gabriel Rossetti, Charles Swinburne und anderen Gliedern ihres Kreises in die Hände gerathen sein. Von den Präraphaeliten Englands ist so vielerlei Anregung nicht für ihr Land nur, sondern für uns auch, in der Kunst, im Kunstgewerbe ausgegangen, daß man wohl begreift, wie sie auch hier, da sie erkannten, was schön und poetisch an dem Gedicht war, ihm Verbreitung gegeben haben. Eine zweite Auflage konnte 1868 erscheinen, die dritte 1872, die vierte 1879 und die fünfte um 10 Jahre später 1889. Erst mit dieser fünften Auflage, die von Macmillan in London und Newyork verlegt, zugleich mit den gesammelten Werken, den Briefen und den Tagebuchblättern Fitz-Gerald's erschien, kam der laute, kam der Welterfolg. Edward Fitz-Gerald hat ihn ebensowenig erlebt, wie Omar selber, — schon 1883 war er gestorben. —

In dem mir vorliegenden Bande sind aus dem Jahr 1899 allein 5 Neuauflagen verzeichnet. Das Büchelchen, zu den Golden Treasury Series gehörend, in lichtbraunem Leder mit Handpressung von Goldornamenten, einem Vorsatz von lilla Moireeseide, die auf der Innenseite des Deckels wieder von einem goldgepunzten Lederstreifen eingefaßt wird, Papier und Druck so fehlerlos, wie es eben fast nur in englischen Büchern sein kann, enthält die Rubáiyát, wie sie seit 1889 als feststehend gelten. Es folgen darauf ein Abdruck des Gedichtes nach der allerersten Auflage und drei vergleichende Tabellen die sich auf Abweichungen zwischen den verschiedenen Auflagen beziehen. Welche Kenntniß jedes Verses muß man bei den Käufern wie den Lesern voraussetzen, um anzunehmen, daß solche bibliographischen Details sie nicht langweilen werden, vielmehr daß sie dieselben fordern! — Und wieder ein Stoßseufzer, — welches Gedicht, welches klassische, welches moderne würde, mit solchem Ballast beschwert, als Geschenkband bei deutschen Käufern wohl Anklang finden? — Ein Quartband von Edward Heron Allen (London, Quaritch 1899) enthält zu jedem Vierzeiler das Original auf persisch und in wortgetreuer englischer Prosa, sowie genauen Nachweis darüber, wo es sich findet, in welchem Manuskript des Omar, ob sonst bei einem persischen Dichter, oder inwieweit der Gedanke allein Fitz-Gerald angehört. Der Verfasser bemerkt in der Einleitung, daß er, um diese seine Arbeit gewissenhaft ausführen zu können, vorher 5235 Rubáiyát im Persischen gelesen und verglichen habe, — sage und schreibe, Fünftausend, zweihundert, fünf und dreißig Vierzeiler. — Aber mir liegt auch ein ganz bescheidenes Buch vor (Portland Maine, B. Mosher 1899), ohne Leder und Goldpressung, ohne arabische Ornamente. Ein Elzevierbändchen in schlichtem Papierumschlag, nur ein paar Linienverschlingungen geschmackvoll dem schmalen Format angepaßt, roth auf dem einfach graublauen Deckel. — „Ein handliches kleines Buch“, — sagt der Herausgeber N. H. Dole, — „um es auch bei Ferienausflügen überallhin mitnehmen zu können.“ — Eine Art von vierstimmiger Kantate: Cycle of Songs — In a persian Garden, — by Liza Lehmann, — die dem Gedicht entnommen ist, wird in England wie in Amerika viel aufgeführt. In London entstand ein Khayyám-Klub zum Studium des Dichters. Auch an einer selbständigen Prosaübersetzung fehlt es nicht. „Die Verse Fitz-Gerald's haben die Gedanken des Omar Khayyám für alle Zeiten zu einem Besitz der englischen Sprache gemacht“, sagt der Verfasser (Quatrains of Omar Khayyám, by Justin Mac Carthy, London, D. Nutt 1898), so habe er seine Mußestunden damit verbracht, ein Manuskript des alten Dichters, das ihm in die Hände kam, auf seine Weise zu übertragen.

Mag man immerhin diesen Kultus der Rubáiyát für übertrieben, für eine Modelaune erklären, die vergehen wird. — Als ein Zeichen der Zeit, verdient sie es doch, so meine ich, nicht ganz übersehen zu werden.

In dem frommen, gläubigen England, in dem Darwin selbst seine Theorie nicht bis ans Ende zu denken wagte, sondern die Entstehung der Arten mit dem Bibelglauben vereinte, in dem kühlen Nebellande der Sittenstrenge findet ein glaubensloser, leichter, Freude predigender Dichter eine solche Verbreitung! In dem Ernst unserer Tage, im harten Kampf um das Dasein, ums liebe Brot, begehren die Menschen nach einem Tröster, der nicht sowohl sie über dies Erdenleben feierlich hinaufweist, als es ihnen lächelnd verschönt. Und deß zur Erklärung möge als Schlußwort wieder ein Vers von Goethe stehen, aus dem Hikmet Nameh, dem Buch der Sprüche:

Wenn der schwer Gedrückte klagt,
Hülfe, Hoffnung sei versagt,
Bleibet heilsam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Des Pfarrers Kühe.*)

Seit zehn Jahren hatte ich meinen alten Studienkollegen, Pfarrer Torelius in Lerkila, nicht mehr gesehen, als wir kürzlich an einem warmen und schönen Sommerabend auf dem Trottoir vor Grand ganz plötzlich auf einander stießen. Wir waren in derselben Verbindung in Upsala gewesen, wo ich zum ersten Rigorosum studirte, während er sich zum theologischen Dimissionsexamen vorbereitete und ein sehr ernster junger Mann war außer an Samstagabenden. Denn er hatte regelmäßige Gewohnheiten und war pünktlich in allem, auch im jugendlichen Uebermuth. Er hatte übrigens einen guten Kopf; und da er aus guter, alter Pastorenfamilie war und mehr als einen Bischof, wenn nicht zum Onkel, so doch zum Titularonkel hatte, so befand er sich schon in recht jungen Jahren im Besitz eines mittelguten Pastorats. All dies hatte ihm eine überwiegend helle und harmonische Auffassung des Christenthums eingeflößt, und als ich ihn jetzt auf der Trottoirkante mit ausgebreiteten Armen mir entgegenkommen sah, als sei nur eine Woche vergangen, seit wir uns vor Taddis trennten, hätte ich aus seinem Gesichtsausdruck schließen können, daß es Samstag sei, wenn ich nicht zufällig gewußt hätte, daß es Freitag war.

Wir ließen uns an einem Tisch unter dem großen Sonnenzelt des Cafés nieder und bestellten diverse Erfrischungen. Es zeigte sich, daß wir rascher mit unseren alten Studentenerinnerungen zu Ende kamen, als wir eigentlich geglaubt hatten, und unser Gespräch drehte sich hauptsächlich um das Gegenwärtige. Ich erfuhr, daß er schon zum zweiten Male verheirathet war und daß seine zweite Ehe ebenso glücklich zu werden versprach, als die erste es geworden wäre, wenn Unser Herr es gewollt hätte. Er sprach von seinem schönen Leben draußen auf dem Lande, das ihm um nichts in der Welt feil war. Er liebte seine Pfarrkinder, und glaubte auch, daß sie ihn schätzten. Wir streiften auch ein wenig die religiösen Bewegungen der Gegenwart, und ich fragte unter anderem, ob ihm die Pietisten in seiner Gemeinde viel zu schaffen gäben.

— Du meinst die Sektirer? sagte er. Nein, das kann ich nicht sagen. Das heißt, ich kann nicht leugnen, daß sie mir anfangs Unannehmlichkeiten machten. Es war recht ärgerlich, als der Erzbischof zur Visitation kam und sah, daß mehr Leute ins Bethaus strömten, als in die Kirche. Aber ich war neu im Orte, mein Vorgänger mußte das Bad ausgießen, und seither haben sich die Verhältnisse zum Besseren geändert. Es herrscht eine versöhnlichere Stimmung, und wenn ich auch nicht sagen kann, daß ich jetzt mehr Leute in der Kirche habe als früher, so

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

sind doch wenigstens im Bethaus weniger. Na, das hat übrigens seine speziellen Gründe . . . .

Er unterbrach sich und sah ein wenig mystisch drein, aber ich fragte nicht weiter, und wir saßen eine Minute schweigend da. Auf dem Trottoir vor uns flanirte der eine oder andere hagere Yankee zwischen fetten Stockholmern; vom Strömparterre erklangen die letzten Töne der habsburgischen Volkshymne, sie hinterließen ein wunderliches Stillschweigen, und mitten durch die Stille drang das Brüllen einer Kuh. Es kam von einem der Schärenboote, das gerade am Quai angelegt hatte; gleich darauf hörte man die Kuh über den Landungssteg trappeln, es kam noch eine, und man sah einen kleinen alten Bauer vorbeigehen, der beide Kühe an einem Seil hinter sich her zog.

— Das sind schöne Kühe, sagte der Pfarrer, allerdings nicht so schön wie meine. Ich habe die fettesten und schönsten im ganzen Kirchspiel. Aber Kühe muß man in einer grünen Landschaft sehen, um sie zu verstehen. Es gibt nichts, das mir lieber wäre als meine Kühe — von den Dingen dieser Welt natürlich. Aber das hat übrigens auch seine . . .

— Speziellen Gründe?

— Ja eben. Ich muß Dir die ganze Geschichte erzählen, von den Kühen und den Freireligiösen und meiner Heirath. Es gehört alles zusammen.

Also höre nur:

Du erinnerst Dich vielleicht, daß es vorigen Sommer sehr heiß war, namentlich vor Johanni. Eines Tages ging ich durch meine Felder spazieren wie gewöhnlich. Ich ging mitten in der Sonnengluth über eine Wiese, auf der meine Leute gerade heuten und kam zu dem Anger, wo die Kühe weideten. Du kannst Dir nicht denken, wie schön sie sich zwischen den Birkenstämmen ausnahmen. Ich kraute sie an der Stirne und plauderte mit ihnen wie gewöhnlich, mit der Mairose und der Liesel und der Blässe — das ist meine Leitkuh, die hat keine Hörner und ist weiß wie Milch — und mit dem Stiere Herkules, der die Stärke und Frömmigkeit in Person ist. Es gibt keine liebenswürdigeren Thiere als Stiere, wenn man sie nur von Anfang an nicht reizt. Ich plauderte mit ihnen allen, und sie antworteten mir, so gut sie konnten und brüllten mir nach, als ich von ihnen ging. Ich plauderte sogar mit einem „gläubigen" Schneider, den ich unten am Hügel traf und der eine große Leuchte unter den „Erweckten" in der Gemeinde war. Ich habe sogar sagen hören, daß er Teufel auszutreiben pflege. Na, er antwortete mir sauersüß, natürlich — und so kam ich hinab zum See. Der lag blank und still da. Ich habe allerdings das Prinzip, niemals vor Johanni zu baden; aber es waren nur ein paar Tage bis dahin, und ich war erhitzt und in Schweiß. Ich konnte nicht widerstehen. Im Handumdrehen waren die Kleider abgeworfen, ich sprang ins Wasser und schwamm hinaus. Aber es war kälter, als ich geglaubt hatte, und so blieb ich nicht lange im See. Als ich heraussstieg, sah ich alle Kühe auf mich zukommen. Ich rief sie an, sie kamen näher, aber langsam und vorsichtig. Die Blässe ging voran, Herkules hielt sich dicht hinter ihr. Als sie so auf zehn, fünfzehn Schritte herangekommen waren, sah ich plötzlich an ihrem Gesichtsausdruck, daß sie mich nicht erkannten, ja, daß sie mich nicht einmal als Mensch anerkennen wollten. Und in Herkules' Blicken glaubte ich etwas zu merken, das ich nie zuvor gesehen hatte. Ich gestehe, daß ich mit einem Male ganz furchtbare Angst bekam. Und wenn Du wissen willst, was der panische Schrecken ist, dann stelle Dich splitternackt vor ein Dutzend große Biester mit scharfen Hörnern — Du mußt wissen, daß ich elf Kühe und einen Stier habe — hinter Dir den See! Ich für mein Theil war halb wahnsinnig vor Angst und begann den Strand entlang zu laufen. Nun kam Leben in die Kühe. Ich hörte sie in scharfem Trabe hinter mir. Was sollte ich thun? Ich faßte einen Baumast, der ziemlich tief saß und schwang mich hinauf in den Baum. Es war höchste Zeit, denn der ganze Schwarm umringte mich schon, und Herkules schnob mich an und stieß mit den Hörnern gegen den Baum. Na, mich konnte er auf jeden Fall nicht treffen, und es war glücklicher Weise so warm, daß ich mich nicht verkühlte, obgleich ich mir sonst leicht den Magen erkälte. Ich versuchte, ihnen Vernunft zuzusprechen, aber es war keine Möglichkeit. Die Blässe hatte nur Verachtung als Antwort, die Mairose blitzte mich zornig unter ihrer Mähne an, und Herkules war nun einmal aus dem Gleichgewicht gebracht. Und in gewisser Weise hatten sie ja Recht. Wie konnten sie sich vorstellen, daß dieses fremde, weiße Thier, das bei ihrem Anblick die Flucht ergriff und auf einen Baum kletterte und das weder schwarze Kleider, noch Augengläser, noch einen Strohhut mit breitem Rande trug, mit ihrem Herrn und guten Freunde identisch war! Es mußte natürlich unbedingt ihr Feind sein oder doch auf jeden Fall eine fremde, lächerliche und unanständige Erscheinung, die bekriegt werden mußte.

Glücklicher Weise ist jedoch eine heftige Gemüthsbewegung selten lange andauernd, wenigstens nicht beim Rindvieh. Nach einer Weile begann das üppige Gras ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, und ich verbarg mich, so gut ich konnte, in dem Laubwerk, in der Hoffnung, in Vergessenheit zu gerathen. Die Thiere hatten schon angefangen, sich zu zerstreuen, und ich begann auf Befreiung zu hoffen — die grobe Rinde zerkratzte ganz abscheulich meine Haut — als ich Lachen und Plaudern von Mädchenstimmen hörte. Es war die Schullehrerin und die beiden Töchter des gläubigen Schneiders. Alle drei natürlich „Erweckte", die mit Handtüchern in den Händen kamen, um zu baden. Ich kann nicht leugnen, daß ich flüsternd zu mir selbst sagte: Das ist doch des Teufels! Ich hatte nur die einzige Hoffnung, daß sie mich nicht sehen würden, und ich gelobte mir selbst, dafür meine Augen landwärts zu wenden. Na, es war übrigens nicht viel zu sehen, wenn ich die Jüngste ausnehme. Sie waren nämlich so flink in den Wendungen, daß ich kaum überdacht hatte, was zu thun war, als das jüngste Mädchen schon mit einem Fuße im Wasser stand, alle ihre Kleider nett und ordentlich auf einen Stein gelegt. Aufrichtig gesagt, wagte ich auch nicht den Kopf wegzuwenden, aus Angst, ein Rascheln in den Blättern hervorzurufen. Na, die Mädchen plätscherten bald alle drei im See, und ich saß mäuschenstill oben im Baume. Die Gewohnheit macht viel; die Rinde kratzte meine arme Haut nicht mehr so arg wie früher, und ich fing an, mich in mein Schicksal hineinzufinden und auf ein glückliches Ende der Geschichte zu hoffen. Das kam ja auch zuletzt, wenn auch nicht so, wie ich es mir gedacht hatte.

Die Mädchen kamen wieder aus dem See, aber die Schullehrerin stieg gerade ein kleines Stückchen weiter weg ans Land, natürlich just da, wo meine Kleider lagen. Die kommt herangelaufen und erzählt von ihrem Fund: Es liegen Männerkleider dort drüben, ein Mann badet daneben — aber wo ist er hingekommen, er muß weit hinausgeschwommen sein! Sie kleiden sich in größter Hast an, sie stehen und horchen. Kein Laut, und niemand im See zu erblicken. Er ist doch nicht ertrunken, und wer kann es sein? Man muß die Kleider näher ansehen. Die Jüngste ist am muthigsten, sie schleicht sich hin und kommt zurück und rapportirt: „Es ist der Herr Pastor! Denkt, wenn er ertrunken ist!" „Wie steht es dann um seine Seele?" meint die Schullehrerin. „Ach was, Seele", antwortet das jüngste Mädchen, halb böse, halb mit den Thränen im Halse, „ich bin vor drei Jahren von ihm konfirmirt, und ich mochte ihn so gut leiden, obgleich er nicht den rechten Glauben hatte. Aber der liebe Gott ist wohl nicht so schlimm wie Du!"

Mit einem Male verstummen sie und fangen an wie verhext hinauf auf den Baum zu starren. Dann ein dreistimmiger, gellender Schrei, und im nächsten Augenblicke waren sie wie vom Winde fortgefegt.

Ich kam endlich aus dem Baume herab und kleidete mich an. Ich war verhältnißmäßig ruhig. Und Du mußt zugeben, daß ich weiter nicht mehr viel zu verlieren hatte. Nie ist wohl ein demüthiger Diener des Herrn so unverschuldet in einer so fatalen Situation gewesen! Es dauerte

auch nicht lange, so war der Schneider zur Stelle mit zwei anderen „Erweckten“. Sie sahen ziemlich düster aus, alle drei, aber in den Augen des Schneiders glomm ein heimliches Feuer. Du kannst Dir das Entzücken des Lümmels bei dem Gedanken vorstellen, den Teufel keinem geringeren als seinem gesetzlichen Seelsorger, dem Pfarrer des Kirchspiels, auszutreiben! Ich hatte jedoch zu allem Glück schon die Kleider an und mit ihnen die Würde, für die ich nun so gute Verwendung hatte. Bevor der Schneider noch den Mund aufgemacht hatte, sagte ich ihm, daß ich ihm am Nachmittag einen Besuch machen und alles erklären würde, worauf ich ihn mit einer Geste verabschiedete und in fester Haltung meiner Wege ging.

Am Nachmittag traf ich glücklicher Weise zuerst das Mädchen. Sie stand an einem Strauch im Garten und aß Stachelbeeren. Der Vater hatte nämlich ein recht nettes Anwesen und einen hübschen Garten; er hatte auch in äußerem Sinne den Segen des Herrn über sich gehabt und Ersparnisse gemacht und dieses Anwesen angekauft. Ich erklärte ihr alles, und das liebe Kind glaubte mir gleich. Zuerst hatte sie gedacht, daß ich toll geworden wäre, weil ich nackt auf einen Baum kletterte; aber als sie mich nun reden hörte und sah, daß ich im Besitze meines Verstandes war, schenkte sie mir sofort Glauben. Sie war ein schlichtes und ungekünsteltes Mädchen, und das, was passirt war, erschien ihr gar nicht so schrecklich, als ich geglaubt hatte. Es ist gewiß wahr, was Jemand gesagt hat, daß die Frau der Natur näher steht als der Mann; und vor natürlichen Dingen empfindet sie meistens weit weniger Scheu als wir, obgleich wir immer das Gegentheil glauben, wenn wir jung sind und sie nicht kennen.

— Na, aber der Schneider?

— Er hat mir nie geglaubt. Aber das hinderte natürlich nicht, daß er sich geschmeichelt fühlte, als ich ein paar Monate später um seine Tochter freite. Du hast wohl schon gemerkt, daß sie es ist, die dann meine Frau wurde. Aber mein Schwiegervater glaubt noch immer, daß ich nackt auf einen Baum geklettert sei, um die Mädchen baden zu sehen. Der Verwandtschaft wegen betrachtet er das jedoch als eine sehr natürliche und läßliche Schwachheitssünde, die ich außerdem später vollständig gesühnt habe. Aber unter seinen Glaubensbrüdern hat seine Nachsicht gegen mich Erstaunen und Unzufriedenheit erregt; und darum sind die Zusammenkünfte im Bethause, die er und seine Verwandten leiten, nicht mehr so zahlreich besucht wie früher.

Es war schon spät, und wir brachen auf. Als wir uns trennten, schüttelten wir uns herzlich die Hände, und ich wünschte ihm alles Glück.

— Danke, sagte er, ich bin schon glücklich. Es ist freilich wahr, daß meine Frau nicht auf derselben Bildungshöhe steht wie ich; aber sie hat die Bildung des Herzens. Und es machte mir auch einen gewissen Eindruck, daß sie ihre Kleider so ordentlich hinlegte, während die andern ihre krips kraps durcheinanderwarfen.

Hjalmar Söderberg.

Großherzog Friedrich von Baden als Landesherr und deutscher Fürst. Von Alfred Dove. Mit einem Bildniß des Großherzogs in Lichtdruck. Heidelberg 1902. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Am 24. April 1902 vollendet sich ein halbes Jahrhundert seit dem Regierungsantritt des Großherzogs von Baden. Alfred Dove, der gegenwärtig als Professor der neueren Geschichte in Freiburg wirkt, wurde eingeladen, einen geschichtlichen Ueberblick über die Regierungszeit des Großherzogs zu geben. Familien- und Staatsakten wurden ihm zu Gebote gestellt. Persönliche Begegnungen kamen ihm zu Gute. Vollkommener Freimuth der Meinungsäußerung war für Dove die Voraussetzung der Zusage. „Er allein“, so heißt es im Vorwort, „trägt für Wahrheit und Irrthum in seinen Studien und Ausführungen, für die Art der Ansicht, wie für das Wagniß des Urtheils die persönliche Verantwortung. Entspricht doch, wie jedermann weiß, auch dem hohen und reinen Sinn des Fürsten selbst, der Freiheit in jeder Gestalt zu gewähren liebt, eben nur eine durch und durch ungezwungene und unbefangene Huldigung.“ Wie rückhaltlos Dove seine Selbständigkeit wahrt, offenbart seine Parallele S. 35: „Herzog Ernst, dessen vielgeschäftige Mitarbeit an der deutschen Einigung wir nicht unterschätzen wollen, erscheint doch mehr wie ein kleiner Fürst etwa des 16. oder 17. Jahrhunderts, dem es in der Heimath zu enge wird und der sich nun, halb aus unruhigem Ehrgeiz, halb mit wirklich idealem Schwung in den Strom der vaterländischen oder auch wohl im Namen seiner Familie der europäischen Bewegung stürzt. Sein Koburg und Gotha sind ihm meist nur Herberge und Schlupfwinkel seiner deutschen Politik. Friedrich von Baden dagegen besitzt von Jugend auf die Bodenständigkeit eines landesfürstlichen Gemüthes. Markgraf Karl Friedrich war und blieb zu allen Zeiten das eigentliche Herrscherideal für den Enkel, in dessen Kundgebungen man oft die patriarchalischen Töne seines volksfreundlichsten Ahnherrn vernimmt, „aber angewandt auf das moderne Verhältniß der modernen Gemeinschaft von Fürst und Volk in der Arbeit für den Staat“. Ueber die Jugendjahre des Großherzogs, über die Kämpfe mit der katholischen Kirche, über die Wirren vor und nach dem deutschen Fürstentag hat Dove manches neue, aus erster Hand Geschöpfte mitzutheilen. In wohlabgewogener Charakteristik, mit wenigen, stets den Kernpunkt treffenden Worten kennzeichnet Dove die Mitarbeiter des Großherzogs, friedliche und kampflustige Minister, Diplomaten, Künstler, Gelehrte, Kirchenfürsten, u. a. Vicari, Matthy, Jolly, Lamey, Gervinus, Scheffel, Eduard Devrient, Treitschke u. s. f. Fern von jeder schmeichlerischen Hofhistoriographie sagt Dove die Wahrheit über die edle Natur des Großherzogs, seine Frau und seinen Schwiegervater, den er — unbeirrt durch den Hader um den Vorrang der Bezeichnung „Deutscher Kaiser“ oder „Kaiser von Deutschland“ — beim ersten Reichslebehoch im Spiegelsaal zu Versailles ohne jeden Beisatz einfach als „Kaiser Wilhelm“ grüßte. „Der fürstliche Kunstgriff war von volksthümlicher Natürlichkeit. So schlicht lebendig benannte die Mitwelt den theuren alten Herrn und noch heute spricht die Historie schlechthin vom Zeitalter Kaiser Wilhelm's.“ Auch die Gestalt des Großherzogs aber schwebt ihr am deutlichsten in der Haltung jenes unvergleichlichen Momentes vor. „Wenn die historische Muse“ — so schließt Dove — „dereinst aus umfassenden Aufzeichnungen über unser Zeitalter für ihren Hausgebrauch die kurze Summe zieht, so wird sie ein eigenes Blatt mit „Großherzog Friedrich von Baden“ überschreiben und darunter setzen: „Unter den deutschen Fürsten im ruhmvollen Zeitalter Kaiser Wilhelm's ist er an erster Stelle zu nennen. Er entwickelte sein von Natur gesegnetes Land, das er aus tiefer politischer Zerrüttung überkam, unabläßig und glücklich, der von den besten seiner Vorfahren eingeschlagenen Richtung gemäß, im Sinne gesetzlicher Freiheit und allseitiger Wohlfahrt. An dem Hauptwerk dieser großen Epoche, der nationalen Einigung des deutschen Volkes, nahm er durch Streben und That, durch das Beispiel, das er seinen Genossen gab, einen wahrhaft unschätzbaren Antheil. Ohne trübe Tage der Sorge und Kämpfe ging es hier wie dort nicht ab. Doch er harrte aus, erreichte sein Ziel und wußte das mühsam Errungene beiderseits fest und sicher zu bewahren.“ Unter diese herzlich kühle Abrechnung aber wird sie das persönlich warme Nachwort schreiben: „Aus den lautersten Quellen jener Tage geht eins unzweifelhaft hervor: es muß eine Freude gewesen sein für Baden, unter einem solchen Landesherrn, für ganz Deutschland, mit einem solchen Bundesfürsten zu leben.“ In Dove hat dieser edle Beherrscher des ‚konstitutionellen Musterländchens‘ — wie Berthold Auerbach das Baden seiner Tage nannte — einen seiner würdigen Bildnißmaler gefunden. Dove's „Großherzog Friedrich“ steht gleichwerthig neben Dove's „Leopold von Ranke“.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 28. Berlin, den 12. April 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Auf seiner Rückreise aus Italien nach Deutschland hat Graf Bülow in Wien Station gemacht; den Verhandlungen mit dem italienischen Kollegen folgt nunmehr eine solche mit dem Grafen Goluchowski.

Ueber die positiven Ergebnisse dieser Zusammenkunft wird erst die Zukunft Aufschluß geben; allein man darf zuversichtlich annehmen, daß Graf Bülow Herrn Prinetti und den Grafen Goluchowski nicht aufgesucht hätte, wenn die deutsche Politik nicht das Ziel verfolgte, den Dreibundvertrag zu erneuern sowie Handelsverträge wieder abzuschließen, und wenn man in Berlin nicht davon überzeugt wäre, daß diese Ziele sich werden erreichen lassen. Das wenigstens läßt sich unmittelbar aus diesen Besuchen ableiten, und mit diesem Ergebniß ist man in Deutschland einverstanden, denn Handelsverträge sind für alle betheiligten Staaten eine Nothwendigkeit, und der Dreibund hat sich als Garantie des europäischen Friedens bewährt

Man muß zugeben, daß die Entwicklung in Oesterreich für den mitteleuropäischen Friedensbund abträglich gewesen ist; man kann voraussetzen, daß auch Italien zum Dreibund nicht mehr so steht, wie in den Jahren der schweren Enttäuschung über die Entwicklung in Tunis; die Tendenzen gegen den Dreibund haben sich in Oesterreich-Ungarn wie in Italien also verstärkt; davor kann man die Augen nicht schließen, aber immerhin führt die kühle Ueberlegung die betheiligten Mächte doch stets wieder zu der Anerkenntniß, daß der Dreibund als Sicherung gegen europäische Abenteuer durch keine andere internationale Kombination an solider Zuverlässigkeit übertroffen wird.

Der Dreibund wird seinen Theilnehmern nur dann nicht mehr genügen, wenn der revolutionäre Wunsch nach Expansion und Umgestaltung den konservativen Wunsch nach Erhaltung des bisherigen Besitzstandes und der bisherigen Zustände überwiegt. In Oesterreich wollen die Czechen die Umgestaltung; in Italien wollen die Kolonialpolitiker die Expansion, aber diese Stimmungen sind doch noch nicht stark genug, um den Dreibund zu sprengen; freilich waren sie schon stark genug, um den Dreibund in seinem innersten Wesen bis zu einem gewissen Grade zu verändern. Wir in Deutschland können diese Entwicklung nicht übersehen; das dämpft unseren Enthusiasmus für den Dreibund, und wir können doch zu dem nüchternen, verstandesmäßigen Schluß gelangen, daß zur Zeit die alte Kombination noch die nützlichste geblieben ist.

Zwischen Rußland und China ist ein Vertrag zu Stande gekommen, durch den das künftige Schicksal der Mandschurei geregelt werden soll. Man kennt die einzelnen Bestimmungen des Vertrages bisher nicht; aber man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß das Zarenreich sich verpflichtet, in gegebener Zeit die Mandschurei wieder zu räumen. Diese Verpflichtung hat auch England gegenüber Aegypten auf sich genommen; und England ist gleichwohl in Aegypten bis auf den heutigen Tag geblieben. Der Vertrag zwischen Rußland und China bedeutet daher wenig, und es bleibt allein entscheidend, ob Rußland im entscheidenden Augenblick sich einer Koalition von Kräften gegenüber sehen wird, die stark und entschlossen genug sind, um es dem Zarenreich räthlich erscheinen zu lassen, die Festsetzungen des Vertrages inne zu halten. An der Entschlossenheit von Japan kann man nicht zweifeln; und auch die Vereinigten Staaten werden zu einer diplomatischen Pression immer geneigt sein; ob aber England zu energischem Sekundiren fähig bleibt, das hängt davon ab, ob es seine Kräfte für Ostasien frei zu machen im Stande ist.

Das ultramontane Regiment hat Belgien wiederum an eine ernste Krisis herangeführt. Liberale und Sozialdemokraten verlangen das allgemeine Wahlrecht; das ultramontane Ministerium verweigert die Reform, weil es befürchten muß, daß mit einer Erweiterung des Wahlrechtes der reaktionären Herrschaft die Zukunft vernichtet wird. Die Leidenschaften sind durch diese Frage in hohem Grade entflammt, und Demonstrationen der Parteien und Zusammenstöße der Gegner auf der Straße spielen sich täglich ab.

Der König ist eben aus dem Süden in das Land zurückgekehrt, und von ihm erwartet man das entscheidende Wort, das die Krisis lösen oder zur äußersten Verschärfung bringen muß. Charakteristisch ist es, daß auch die Sozialisten offen erklären, daß der König zu einer außerordentlichen Popularität gelangen würde und daß die Zukunft des Thrones auf absehbare Zeit gesichert erscheinen müsse, wenn der Monarch sich dazu entschlösse, dem Drängen der Volksmassen in weiser Erkenntniß der Sachlage nachzugeben. So ist denn auf die erste Etappe in Frankreich, dem ministeriellen Zusammenarbeiten zwischen Bourgeois und Sozialdemokraten für eine bestimmte Aufgabe, im Nachbarlande Belgien die zweite Etappe sozialdemokratischer Entwicklung gefolgt; das generelle Bekenntniß, daß die Sozialdemokratie die aufgeklärte Monarchie nicht nur nicht zu befehden, sondern zu stützen bereit sei.

In Oesterreich ist der Parlamentarismus wieder einmal durch parlamentarische Skandalscenen abgelöst worden. Die Deutschen bedienten sich erneut dieses äußersten Mittels, weil die Regierung gegen die Ansprüche der Slaven allzu entgegenkommend ist.

Auch das Ministerium Körber hat augenscheinlich die Nationalitätenfragen der Lösung nicht um einen Schritt näher gebracht; alles, was es erreichte, war ein politisches Aprilwetter heraufzubringen; es tobt nicht beständig der Sturm; es gibt auch kurze Sonnenblicke, und vielleicht läßt sich für Oesterreich nicht mehr erzielen.

In Elbing-Marienburg hat eine Wahl zum Reichstage stattgefunden. Mit ganz geringer Majorität ist der konservative Agrarier gewählt worden; aber auch diese Siegesfreude ist den Konservativen vergällt worden, denn in diesem Wahlkreise gleichfall wuchs die Zahl der Gegner einer Brotvertheuerung — insbesondere die Zahl der freisinnigen Stimmen, — während die Konservativen an Anhängern Einbuße erlitten haben.

* * *

Die Verlängerung der bestehenden Handelsverträge.

Die Zolltarifkommission ist sehr fleißig, aber es ist der Fleiß der Penelope. Mit jedem Sitzungstage erweitert sich die Kluft zwischen dem, was die agrarische Majorität der Kommission glaubt fordern zu müssen, und dem, was die verbündeten Regierungen glauben zugestehen zu können. Bei den agrarischen Forderungen treibt ein Keil den anderen. Wenn die Zollsätze für rohes Obst erhöht werden, so erscheint es konsequent, daß auch die Zollsätze für getrocknetes Obst eine entsprechende Steigerung erfahren. Wenn das Brot einer künstlichen Vertheuerung unterworfen wird, so darf man sich nicht wundern, wenn die Zollschraube auch bei minder wichtigen Nahrungsmitteln kräftig angezogen wird.

Der Führer des Bundes der Landwirthe ist zugleich der Führer der agrarischen Majorität der Zolltarifkommission, allerdings nicht in dem Sinne, daß seine maßlosen Anträge auf Erhöhung der Zollsätze über den Regierungsentwurf hinaus regelmäßig angenommen würden, aber doch in dem Sinne, daß er fortgesetzt dieser Majorität die Richtung weist, der sie wohl oder übel folgen muß. Bereits die ersten Sitzungen nach den Ferien haben gezeigt, daß die Osterpause die agrarische Mehrheit nicht zur Besinnung gebracht hat. Das, was schon vor Ostern wahrscheinlich war, darf deshalb heute als so gut wie sicher bezeichnet werden, daß nämlich die Arbeiten der Kommission ein Resultat ergeben werden, dem sich selbst die gegenwärtige schutzzöllnerische Regierung nicht unterwerfen kann, ohne auf die bescheidensten Ansprüche an Selbstachtung Verzicht zu leisten.

Ob die Tarifkommission etwas früher oder etwas später ihre Arbeit beendet, kann deshalb der freihändlerischen Opposition jetzt auch ganz gleichgiltig sein. Hat die Opposition jemals Obstruktionsgedanken gehegt, so hat sie sie inzwischen sicher aufgegeben. Heute kann sie nur wünschen, daß die agrarische Mehrheit in ihren Bestrebungen, die Vorlage der Regierung zu amendiren, nicht gestört werde. Mit dem Zolltarifentwurf der Regierung ist für die praktische Politik kaum noch ernsthaft zu rechnen. Dieser Zolltarifentwurf aber sollte, nachdem er Gesetz geworden, bekanntlich die Basis bilden, von der aus die Regierung ihre Bemühungen zur Herbeiführung neuer Handelsverträge beginnen wollte. Mit dem Schwinden fast jeder Aussicht, daß dieser Entwurf im Reichstage eine Mehrheit findet, ist auch der handelspolitische Operationsplan der Reichsregierung hinfällig geworden. Daß die Regierung nunmehr zu der allein richtigen Methode, bei den Berathungen über künftige Handelsverträge die Zollsätze der bestehenden Handelsverträge als Ausgangspunkte zu benutzen, zurückkehren wird, ist schwerlich zu erhoffen; denn darin läge ein solches Zugeständniß der Verfehltheit des bisherigen Vorgehens, wie es ohne schwere Einbuße an Autorität nicht abgelegt werden kann.

Es bleibt deshalb für die Regierung nichts weiter übrig, als die gegenwärtigen Handelsverträge fortbestehen zu lassen. Daß es zu einer Kündigung dieser bestehenden Handelsverträge deutscherseits einstweilen nicht kommt, darf man wohl annehmen. Es gehörte eine bodenlose Frivolität dazu, wollte die deutsche Regierung diese Handelsverträge kündigen, ohne für die handelspolitische Zukunft irgend welche Vorsorge getroffen zu haben.

Die einstweilige stillschweigende, d. h. durch Nichtkündigung bewirkte Verlängerung der Handelsverträge erscheint deshalb mehr und mehr als das Wahrscheinliche. Aber es ist ein recht armseliges Aushilfsmittel staatsmännischer Rathlosigkeit. Alle Welt ist darin einig, daß ein wesentlicher, vielleicht der wesentlichste Werth von Tarifverträgen darin zu suchen ist, daß sie den Interessenten am internationalen Güteraustausch ermöglichen, für einen längeren Zeitraum mit sicheren Zollverhältnissen zu rechnen. Dieser Vortheil geht verloren, wenn man beständig darauf gefaßt bleiben muß, daß bestehende handelspolitische Verhältnisse nach Jahresfrist ihr Ende erreichen. Die wirthschaftlichen Interessen Deutschlands erfordern deshalb dringend den Abschluß langfristiger Handelsverträge, und da der Abschluß neuer langfristiger Handelsverträge für die nächsten Jahre nicht ernsthaft in Betracht zu ziehen ist, so ist die Verlängerung der bestehenden Handelsverträge auf einen längeren Zeitraum, etwa auf einen Zeitraum von fünf bis sechs Jahren, das einzige gegenwärtig noch erreichbare Ziel einer besonnenen deutschen Handelspolitik.

Man hat nun gemeint, das könne man immer noch haben; denn die Zustimmung der Nachbarländer Deutschlands zu einem solchen Vorschlage auf bloße Verlängerung der bestehenden Handelsverträge bleibe gewiß. In dieser Beziehung giebt man sich, wie ich fürchte, einer gefährlichen Illusion hin. Wer die Entwicklung der zollpolitischen Verhältnisse in Europa während der letzten Jahre aufmerksam

verfolgt hat, kann sich darüber nicht täuschen, daß die maßlosen Forderungen unserer Agrarier in fast allen Ländern Europas ein sehr lebhaftes Echo gefunden haben. Nichts ist in dieser Beziehung instruktiver als die Entwicklung der Dinge in der Schweiz. Die Maßlosigkeit der Forderungen der Agrarier in der Schweiz, die dort vorzugsweise den gesteigerten Zollschutz für thierische Produkte der Landwirthschaft zum Zielpunkt haben, sind selbst für den, der an die Forderungen des deutschen Bundes der Landwirthe gewöhnt ist, überraschend. In der Schweiz wiederholt sich auch das in Deutschland beobachtete Schauspiel, daß, nachdem einmal die Regierung sich von den Interessenten auf den schutzzöllnerischen Weg hat drängen lassen und einen Entwurf mit wesentlich verstärkten Schutzzöllen ausgearbeitet hat, die Schutzzöllner, und insbesondere die agrarischen Schutzzöllner, mit ihren Forderungen noch weit über das hinausgehen, was seitens der Regierung als das äußerste Maß der Zugeständnisse bezeichnet wird. Man kann nicht daran zweifeln, daß die protektionistische Bewegung in allen Nachbarländern Deutschlands die schutzzöllnerischen Elemente von Monat zu Monat mehr mobil machen wird, bis schließlich auch in diesen Nachbarländern die Regierungen nicht mehr die Kraft finden werden, um das durch die Caprivi'schen Handelsverträge geschaffene handelspolitische Verhältniß mit Deutschland einfach aufrecht zu erhalten. Deutschland gilt in all den Ländern, mit denen es 1892 und 1894 Handelsverträge abgeschlossen hat, als das Land, welches aus diesen Handelsverträgen die größten Vortheile gezogen hat. Daß nun Deutschland Bedenken trägt, solche Handelsverträge einfach wieder zu erneuern, vielmehr unter schweren inneren Krisen darauf bedacht ist, die seinerseits gemachten handelspolitischen Zugeständnisse ganz oder theilweise zurückzunehmen, muß nach der Logik der Dinge schließlich dazu führen, daß auch in unseren Nachbarländern jene schutzzöllnerische Strömung an Kraft gewinnt, die vor einem Abbruch der Handelsverträge mit Deutschland nicht zurückschreckt. Die Schutzzöllner anderer Länder sind durchaus nicht vernünftiger und besonnener, als die deutschen Schutzzöllner und Agrarier. Es ist eine unzulässige Voraussetzung, anzunehmen, daß das, was unsere Agrarier bereit sind, leichten Herzens für Deutschland zu riskiren, nicht auch von ihren agrarischen Gesinnungsgenossen in anderen Ländern angestrebt werden sollte. —

Die Sache liegt deshalb keineswegs so, daß Deutschland das Mittel einer einfachen Verlängerung der bestehenden Handelsverträge als letzten Trumpf noch für längere Zeit in der Hand behalten kann. Was heute noch erreichbar ist, ist vielleicht nach Jahresfrist schon unmöglich geworden. Sollte durch das hilflose Zaudern der Regierung ein Zustand geschaffen werden, in dem auch die bloße Verlängerung der bestehenden Handelsverträge nicht mehr erreichbar ist, so würde die Regierung die allerschwerste Verantwortung auf sich laden. Sie könnte zur Entschuldigung auch nicht anführen, daß ein Vertrag, der die bloße Verlängerung der bestehenden Handelsverträge für mehrere Jahre vorsähe, im gegenwärtigen Reichstage nicht durchzusetzen wäre. Auch wer nicht wie wir davon durchdrungen ist, daß selbst dieser Reichstag einen derartigen Vertrag annehmen würde, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß, wenn die Frage der Annahme eines solchen Vertrages vor die Wählerschaft gebracht würde, die Schaffung einer vertragsfreundlichen Mehrheit des Reichstages gewiß wäre.

Theodor Barth.

Sir Robert Peel's Bekehrung zum Freihandel.

Im März 1841 waren die Aussichten der regierenden Whigpartei recht trübe geworden. Man hatte nicht nur ein mehrjähriges Defizit zu beseitigen, man mußte auch den arg gesunkenen Parteienthusiasmus neu beleben. So beschloß man denn, um der gefährlichen Freihandelsagitation entgegenzukommen, eine Abänderung der bestehenden Getreidezölle. An Stelle der viel befehdeten gleitenden Skala sollte ein fester Zoll von 8 s. treten. Endlich hatte sich das Kabinet über diese Frage geeinigt. Die Mitglieder wollten gerade den Sitzungsraum verlassen, als der Premier, Lord Melbourne, sie noch einen Augenblick zurückhielt. „Nebenbei", meinte er, „über eins haben wir uns noch nicht verständigt, nämlich, was wir sagen werden. Geschieht's um das Korn zu vertheuern oder um es zu verbilligen oder um den Preis stetig zu machen? Mir ist's ja ganz gleich, aber wir thäten gut daran, alle die gleiche Geschichte zu erzählen."*)

Die Begeisterung, die eine solchermaßen geplante Wirthschaftspolitik zu erwecken vermochte, war nicht stark genug, der Partei bei den Neuwahlen des Sommers 1841 zum Siege zu verhelfen. Das Kabinet fiel, und Sir Robert Peel, das anerkannte Haupt der Konservativen, wurde Ministerpräsident.**)

I.

Die konservative Partei, deren erster Staatsmann nun ans Ruder kam, war von den Ultratories, die die Reformbill bekämpft hatten und wider die Katholikenemanzipation geschäumt hatten, wesentlich verschieden. Sie stand jetzt auf dem Boden der neuen Ordnung, sie war im Wesentlichen Peel'sWerk, aber sie war eine Partei ohne einheitliche Ideen, nur beherrscht von leitenden Stimmungen und enthielt schon all die kurzsichtigen Toryelemente, die sich allmählich zur „Landespartei" (country-party) auskristallisiren und den Sturz Sir Robert's verursachen sollten.

Sir Robert Peel selbst nahm seit 30 Jahre am politischen Leben Theil, dessen wechselnde Schicksale ihn zu einem Parlamentarier ersten Ranges gemacht hatten. Siege und Niederlagen waren ihm beschieden gewesen; er hatte bereits einmal vor der schwierigsten Aufgabe gestanden, die einem Politiker gestellt werden kann: Das durchzuführen, was man bitter bekämpft hat. Ueber zwölf Jahre lang hatte er aus politischen Erwägungen, nicht aus religiöser Intoleranz, gegen die Katholikenemanzipation gestritten. Dann hatte er sie durchsetzen müssen, nicht weil seine Anschauungen andere geworden waren, sondern weil Beharren in ihnen Revolution in Irland bedeutet hätte. Später hatte er lange Jahre in Opposition gewartet, hatte aus den Trümmern, in die der Reformkampf die Torypartei zerstückelt hatte, eine neue konservative Partei organisirt und stand nun, nach zwei vergeblichen Versuchen, endlich an leitender Stelle.

Die Aufgaben, die sich Peel darboten, waren nicht klein. Er fand eine finanzielle wie eine schlimme wirthschaftliche Krise vor. Beide hingen zusammen. Die Defi-

---

*) Spencer Walpole, Life of Lord John Russell. Vol. I, p. 384.

**) Die im Folgenden benutzten Quellen sind vor allem: Sir Robert Peel from his Private Papers ed. by Charles Stuart Parker 3 Bde.;

Memoirs by Sir Robert Peel published by the Trustees of his Papers 2 Bde.;

The Speeches of the late Rt. Hon. Sir Robert Peel, Bart. 4 Bde.;

ferner die Reden von Villiers, Cobden etc.; Morley's Life of Cobden, Buxton's Finance and Politics u. s. w.

zite von 1838—42 betrugen rund 7,66 Mill. Lstr. Sie waren aus dem abnehmenden Verbrauch steuerpflichtiger Artikel entstanden, denn von 48 Mill. Lstr. Einnahme 1841/42 waren 22 Mill. Lstr. den Zöllen, 14 Mill. den inneren Verbrauchsabgaben entnommen worden. Der letzte Schatzkanzler hatte den Budgetausfall durch Erhöhung der Steuersätze zu decken gesucht, aber bei einem 5 proz. Zuschlag nur einen Mehrertrag von $\frac{1}{2}$ Proz. erhalten.

Gleichzeitig wurde das Land durch eine furchtbare Krise erschüttert. Arbeitslosigkeit herrschte, zahllose Bankerotte fanden statt, die Armenlasten wuchsen. In Sheffield stiegen sie 1836—1841 um 109 Proz.; in Leeds fallirten 1838—1841 88 Firmen der Textilbranche; in Bolton standen 1500 Häuser unvermiethet, in Manchester fiel der Fleischkonsum um 40 Proz., in Paisley mußten im Winter 1841/42 17 000 Menschen durch Mildthätigkeit erhalten werden. Die Zahl der Verbrechen nahm zu; die Verurtheilungen 1836—1842 stiegen von 20 984 auf 31 760.

Was war der Grund all dieses Elends? Der Minister, der in diesen Tagen die Regierung übernahm, konnte sich nicht mit dem Ausspruch eines Vorgängers begnügen, daß Volkswirthschaftstheorie ein schreckliches Ding sei.*) Er mußte nicht nur handeln, er mußte auch ökonomische Probleme zu erkennen trachten. Ohne laut verkündetes Programm trat Peel im Sommer 1841 seine Regierung an, ohne Versprechungen nach irgend einer Seite, weder den Wählern noch der eigenen Partei gegenüber, bereit, Erkanntes in Handeln umzusetzen, aber ebenso bereit, Neues zu erkennen. Denn er war ein Staatsmann, der schon im Amte, nicht erst im Schatten der Opposition zu lernen vermochte.

II.

Jede politische Bewegung, die etwas erreichen will, muß ihre Anstrengungen auf einen einzigen Punkt richten. Man mag ein umfangreiches Programm aufstellen, um die Leute, die logische Geschlossenheit verlangen, zu befriedigen — ob ihre Unterstützung in der Politik eigentlich viel werth ist? — man mag, der Vollständigkeit halber eine Menge Nebenforderungen einbeziehen, einmal um Mitläufer einzufangen, dann aber auch um „honorige Zugeständnisse“ machen zu können, aber alle Kraft muß sich schließlich gegen einen Punkt wenden.

Keine Bewegung hat das je so vollständig erkannt und durchgeführt, wie die Anti-Corn Law League. Sie wollte eine Aenderung der gesammten englischen Handelspolitik, eine Beseitigung aller Monopole, wirthschaftlich sowohl, als auch politisch und sozial, aber ihre Angriffe richtete sie zumeist gegen das Korngesetz, das in der That der Angelpunkt des englischen Schutzzollsystems war, nur mitunter die verbündeten Monopole auf Zucker, Holz 2c. streifend. Den Villiers, Cobden und Bright waren es die Kornzölle, die in erster Linie für die Krise des englischen Wirthschaftslebens verantwortlich waren.

Das Korngesetz von 1828 war ein Gesetz mit gleitender Skala. Es suchte der englischen Landwirthschaft einen bestimmten Preis dauernd zu sichern und ließ daher je nach dem Stand der englischen Weizenpreise fremden Weizen bald zu niedrigen, bald zu hohen Zollsätzen ein. Bei einem englischen Preise von 73 s. pro quarter war der Zoll nur 1 d, erreichte jedoch bereits bei einem Preise von 67 s. einen Zollsatz von 21 s. 8 d, um dann für jeden Schilling Preisfall 1 s. Zollzuschlag zu betragen. Indeß vermochte es nicht einen stetig gleichbleibenden Preis zu erreichen. Der günstige Ausfall der englischen Ernten von 1833—1835, wo fast keine auswärtige Einfuhr stattfand, brachte einen gewaltigen Preisfall, zumal in Folge der künstlich gesteigerten Produktionskosten, eine Ausfuhr unmöglich war. Andererseits wurde eine Unabhängigkeit vom Ausland nicht erzielt. Die durchschnittliche Einfuhr, die 1821 bis 1830 534 000 quarters betragen hatte, stieg im folgenden Jahrzehnt auf 908 000 quarters, zumal in Folge innerer Verschiebungen ein Rückgang der in Irland für England erzeugten Menge stattfand. Die britische Bevölkerung war von 1821—1841 von 14 Mill. auf 18 Mill. gestiegen; keine Urbarmachung von Oedländereien konnte diesen steigenden Nahrungsbedarf decken.

So bewirkte das Zollgesetz, abgesehen davon, daß es durch Verleitung der Importeure zu allerlei Spekulationen den Landwirth schädigte, nur eine Erhöhung der Kornpreise. Der Weizen, der im Durchschnitt der Jahre 1832/41 in Jersey (zollfrei) 48 s. 4 d. kostete, stand in England auf 56 s. 8 d. Die jährlichen Kosten dieser Vertheuerung wurden zu 15.6 Mill. Lstr. angenommen; um soviel also wurde durchschnittlich die Konsumfähigkeit der unteren Klassen für andere Waaren gemindert. Besonders schlimm war es, daß diese Belastung in den einzelnen Jahren eine ganz verschiedene war. In den wenigen guten Jahren, in denen England kein Korn einführen mußte und den Ueberschuß reicher Ernten wegen der Korngesetze nicht verkaufen konnte, kam die Belastung kaum zur Geltung; um so stärker aber in Nothjahren. 1836 betrugen die Kosten für Englands Brotbedarf 38.8 Mill. Lstr., 1838 dagegen 51.7 Mill. Lstr. In zwei Jahren verminderte sich die verfügbare Kaufkraft der Bevölkerung also um 13 Mill. Lstr., denn der Gewinn aus hohen Preisen ging nur an Grundbesitzer, nicht an Pächter, deren Renten in Erwartung hoher Preise gesteigert wurden, noch an die ländlichen Arbeiter, die selbst unter Preiserhöhungen litten.

So beraubte das Korngesetz die mächtig aufstrebende englische Industrie des heimischen Marktes. Was halfen technische Fortschritte, wenn die Verbilligung der Produktion dem Konsumenten nicht zu gute kommen konnte, weil kein Theil seines Einkommens für Konsum mehr frei war? Bei dem Wochenverbrauch eines Arbeiters in Birmingham an Thee, Kaffee, Zucker, Mehl und Fleisch im Betrage von 7 s. $7\frac{1}{2}$ d., kamen 5 s. $3\frac{3}{8}$ d. auf die Vertheuerung der betr. Artikel durch indirekte Besteuerung. Nur in Zeiten billigen Weizens trat eine vorübergehende Ausdehnung des inneren Konsums ein, bald aber erfolgte der Rückschlag und niedere Löhne wie Arbeitslosigkeit kamen.

So blieb nur der äußere Markt. Die Produktionsfähigkeit Englands war gewaltig gestiegen. In den zwanzig Jahren, von 1820—1840 war der Konsum der Rohbaumwolle von 193 Mill. lbs. auf 528 Mill. lbs. angewachsen, der Export von Baumwollwaaren von 16.5 Mill. Lstr. auf 24.6 Mill. Lstr. Aber auch der Export wurde durch die Zollpolitik gefährdet. England weigerte sich, die Nahrungsmittel der Festlandstaaten als Entgelt für seine Industrieprodukte aufzunehmen und zwang diese so, sich mit Industriezöllen zu umgeben. Kontinentale Industrien sprangen auf, begünstigt durch niedrige Lebenshaltung und vor allem durch billige Lebensmittel. Die englische Ausfuhr nahm nur durch stetiges Aufsuchen neuer Märkte zu. Gewiß war sie von 1821/30 bis 1831/40 von 36.7 Mill. Lstr. auf 45.2 Mill. Lstr. angewachsen, aber während 1827 die Ausfuhr der Ganzfabrikate noch 61.78 Proz. der Gesammtausfuhr nach Nordeuropa betragen hatte, war sie 1839 auf 39.16 Proz. gesunken. Nur durch fortwährende technische Fortschritte konnte man dieser festländischen Konkurrenz begegnen.

Technische Fortschritte aber bedeuteten Ersetzung der Handarbeit durch die Maschine. Die Strumpfwirkerei von Nottingham vermochte sich bloß durch Einführung des mechanischen Betriebes gegen die deutsche Konkurrenz zu sichern. Hierdurch aber entstand eine Beschleunigung des Tempos der industriellen Revolution. Die Produktion wurde zwar verstärkt, aber der Konsum wurde durch jede schlechte Heimernte so gestört, daß ein paar solche Ernten immer Arbeitslosigkeit hervorriefen, während gleichzeitig die Lage der hausindustriellen Betriebe sich durch die Maschinenkonkurrenz verschlechtert hatte.

*) Lord John Russel.

Die fremden Länder, deren Zollschranken man durch technische Fortschritte zu durchbrechen suchte, konnten, selbst wenn sie wollten, nur in bedingtem Maße englische Waaren konsumiren, denn sie konnten sie nicht mit Produkten bezahlen. Vieh und Fleischprodukte durften überhaupt nicht nach England hinein, Korn nur in Hungersjahren, wenn die kontinentalen Ernten selbst schlecht ausgefallen waren. Fracht plus Zoll plus Herstellungskosten im Ursprungsland machten eine Verschiffung nach England nur möglich, wenn der Preis in England sehr hoch stand, und der Zoll daher niedrig war. Da solche Situationen nicht vorauszusehen waren, fand eine regelrechte Produktion für den englischen Markt überhaupt nicht statt. In entfernten Ländern, wie in Amerika, wäre sie gar nicht möglich gewesen. Der Zoll, den man bei der Verschiffung in Kalkulation setzte, hatte sich lange vor Eintreffen irgendwie verschoben und damit die ganze Rechnung umgeworfen.

England importirte nur in Nothstandsjahren und dann natürlich zu Nothstandspreisen. Daher schwankte die englische Getreideeinfuhr, was Menge sowohl als was Preis anbetrifft, in starkem Maße. 1836 hatte sie 0.1 Proz. der Gesammt-Einfuhr betragen, 1839 dagegen 20 Proz.; 1834 waren die Kosten ca. 100 000 Lstr., 1839 aber $7^1/_2$ Mill. Lstr. Derartige ruckweise Einfuhren konnten nicht mit Waaren beglichen werden; es wurde für sie der Edelmetallvorrath des Landes in stärkster Weise in Anspruch genommen. Der Schatz der Bank leerte sich mit einem Male, die Diskontsätze zogen an und zu den hohen Preisen, der Unterkonsumtion der Massen kam Kreditnoth und Zusammenbruch. So war's 1839, als der Baarschatz der Bank von England, der am 1. Januar 9 Mill. Lstr. betragen hatte, am 3. September auf 2.4 Mill. Lstr. gesunken war.

Zerstörung des innern Marktes, Gefährdung des äußern Marktes, Kreditkrise und daraus folgend Arbeitslosigkeit, Hunger und Elend, das alles war die Folge des Korngesetzes. Beseitigung des Korngesetzes war dementsprechend die Forderung, die die Führer der Anti-Corn-Law-League, die Villiers, Cobden und Bright im Parlament, wie in unabläßig anwachsender Agitation im Lande erhoben.

III.

Ungleich seinen Vorgängern, die wesentlich Sinn für politische Fragen hatten, war Sir Robert Peel mit volkswirthschaftlichem Denken und sozialen Problemen wohl vertraut. Burke's Ausruf, daß das Zeitalter der Rechenkünstler und Volkswirthe begonnen habe, hätte in dem Wiederhersteller des englischen Geldwesens leicht auf befriedigte Zustimmung rechnen können. Freund und Feind wußten, daß er ökonomische Fragen beherrschte. Wenn die Angriffe der Anti-Corn Law-Liga mit weit größerer Heftigkeit gegen ihn geschleudert wurden, als gegen die whiggistischen Vorgänger, so war's eben, weil man ihm das Verständniß zutraute, die großen schwebenden Fragen zu verstehen. Wer heute Peel's Briefe aus den Jahren 1841/42 durchliest, der wird das Urtheil jener Tage bestätigt finden. Es sind die Briefe eines Staatsmannes, der praktische Finanzprobleme zu lösen hat; der aber hinter den finanzpolitischen Erwägungen die großen Zusammenhänge sucht, die die moderne Volkswirthschaft verbinden, Zusammenhänge, die fürs nächste Budget zwar nicht von entscheidender Bedeutung sein mögen, auf denen aber die Finanzorganisation der Nation ruht. Die Leute, die solche wirthschaftlichen Zusammenhänge übersehen, pflegen sich gern als Staatsmänner zu bezeichnen, und diejenigen, die sie verstehen und auf ihre Berücksichtigung dringen, als unfruchtbare Theoretiker zu belächeln. Sir Robert Peel vereinte die Erkenntnißfähigkeit des Theoretikers mit der behutsamen festen Hand des Staatsmannes. Er hat Adam Smith verstanden und Ricardo gelesen, vier Jahre lang eine widerspenstige Partei geleitet, und ein Parlament beherrscht, in dem er nur $^1/_6$ eigentliche Anhänger hatte. Er hat dabei das Herz eines sozialen Reformators gehabt. Wenn er eine Thatsache unverrückbar vor Augen hatte, so war es das Problem, wie die Lage der unteren Klassen zu verbesseren wäre.

Allerdings, die optimistische Auffassung der Anti-Corn-Law League, daß eine Aufhebung der Zölle die Krisen vermindern werde, theilte er zu Anfang nicht. Ihm war die Einführung der Maschinen, die Verdrängung der menschlichen Arbeit die wesentliche Ursache der Krisen, die in der künstlich geordneten Gesellschaft eines modernen Industriestaates nicht vermeidbar wären. Ob solcher Industriestaat wünschenswerth sei oder nicht, darüber hielt er jede Erörterung für überflüssig. Wenn man auch Kornfelder Kattunfabriken vorziehen möge, „unser Loos ist gefallen". Es war ein Pessimismus in seiner Betrachtung der bestehenden Wirthschaftsordnung, wie er sich in der Auffassung des Chartismus wiederfindet, gepaart allerdings mit einer fatalistisch anklingenden Anerkennung der bestehenden Ordnung, die sich vom chartistischen Glauben an die Segnungen eines großen Umsturzes wesentlich unterschied.

Das Korngesetz war für Peel also nicht die hauptsächliche Ursache der Krisen. Daß es in seiner bestehenden Form zu ihrer Verschärfung beitrug, gab er 1842 durch Einbringen eines neuen Gesetzes unumwunden zu. Einmal waren seine Sätze weit höher, als zum Schutz des englischen Kornbaus nothwendig war, dann waren seine Abstufungen so sprunghaft, daß nicht nur ein Anreiz zu unlauteren Spekulationen geboten war, sondern auch eine regelmäßige Einfuhr unmöglich wurde. Um diese Fehler zu beseitigen, erniedrigte Peel die Zollsätze, so daß der beabsichtigte Preis sich in ziemlich schwachen Fluktuationen zwischen 54—58 s. per Quarter bewegen sollte, da das Zollmaximum von 20 s. schon auf einen Preis von 50 s. fiel. Er wollte eine regelmäßige Getreidezufuhr bewirken, nicht eine ruckweise, die den Außenhandel störte und zu gefährlichen Goldabflüssen führte. Er zog eine elastische, gleitende Skala einem festen Zolle vor, weil dieser in Nothjahren so drücken mußte, daß er nicht haltbar wäre. Besondere Segnungen erwartete Peel nicht von ihr. Er hatte erkannt, daß die vorzeitige Industrialisirung der Agrarländer England nicht dienlich war, aber bei Fortbestand der Kornzölle war dieser Prozeß nicht aufzuhalten.

Peel hielt es aus politischen Gründen für wünschenswerth, daß England seinen Kornbedarf selbst erzeuge; aber die Vermehrung der Bevölkerung in England wie in Irland machte dies Ziel so gut als unerreichbar. Schon 1833 hatte Sir James Graham, Peel's vertrautester Mitarbeiter geglaubt, daß Englands Landwirthschaft die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit erreicht hätte. Ein paar selten gute Jahre, wie der Fortschritt der landwirthschaftlichen Technik hatten das Ende hinausgeschoben; aber die jährliche Einfuhr, die 1821—1830 534 000 qts betragen hatte, war 1831 bis 1840 auf 908 000 gestiegen, die irische Ausfuhr in 4 Jahren von 253 000 qts Weizen auf 93 000 qts und von 983 000 qts Weizenmehl auf 282 000 qts gefallen. Diejenigen, die dies nationale Argument immer im Munde führten, hätten darauf dringen müssen, daß bei stetem Wachsthum der Bevölkerung möglichst alles verfügbare Land dem Weizenbau zugeführt werde. Als aber Peel 1842 die Grenzen für Vieh- und Fleischimport öffnete, so daß Raum für die Ausdehnung des Getreidebaus hätte gewonnen werden können, begann eine Panik nebst einer ersten Revolte der Agrarpartei, die nur insoweit konservativ war, als es sich um die Erhaltung einzelner Privilegien handelte, und der der unerschütterliche Fortbestand der ganzen Ordnung weniger galt als Vortheile der Einzelnen. Benjamin Disraeli, der es satt hatte, den politischen Charlatan zu spielen, sollte ihr Führer werden.

Was Peel zu Gunsten des Korngesetzes zu sagen hatte, war eigentlich wenig. Man behauptete, die Kornzölle seien die Entschädigung für besondere Lasten, die die Landwirthschaft trage. Ueber die Existenz solcher Auflagen ließ sich indeß streiten. Es waren vielmehr nur zwei Momente mit denen ein wirklich logisches Argumentiren zu Gunsten des Gesetzes möglich war. Seit fast 30 Jahren

hatte ein Korngesetz bestanden und durch sein Bestehen Steigerung der Preise und Festlegung gewaltiger Kapitalien in der Landwirthschaft veranlaßt, die vielen Tausenden lohnenden Erwerb gewährten. Für diese Anlage war der Staat mitverantwortlich. Er war verantwortlich, solange die Rücksicht auf diese Kapitalien mit dem Wohlergehen des Ganzen vereinbar war. Ein plötzliches Zurückziehen des Agrarschutzes konnte eine landwirthschaftliche Krise verursachen; aber ein Fortdauern desselben konnte einen technischen Stillstand der Landwirthschaft erzeugen und einen Zustand herbeiführen, den der Agrarschutz gerade fernhalten wollte. Die Veränderung des Getreidegesetzes im Jahre 1842 suchte beide Gefahren zu vermeiden. Sie löste nicht die Frage, ob Kornzölle zur Forterhaltung der Landwirthschaft nöthig seien, sie war ein schüchternes Experiment, das die Opfer der Gesammtheit wesentlich verminderte und den Schutz der Landwirtschaft nicht unbeträchtlich schwächte. Es war ein Schritt auf einem Wege, auf dem kein Stillstand möglich war. Einzelnen Eingeweihten war das von Anfang an klar. Schon im Dezember 1842 schrieb Graham an Peel, daß die nächste Veränderung des Korngesetzes Freihandel bedeuten müsse. „Die nächste Aenderung muß die letzte sein; Eile ist nicht klug; nächste Session ist zu früh.*)

Zweifellos wäre es zu früh gewesen. Selbst wenn Peel sich über alle die Folgen klar gewesen wäre, die die Aufhebung der Zölle nach sich ziehen sollte, selbst wenn er überzeugt gewesen wäre, daß ein Fall der Kornzölle nicht zu einem Fallen der Löhne führen würde und so ohne Nutzen für die arbeitenden Klassen bleiben mußte, es gab ein wesentliches Moment gegen die Aufhebung der Agrarzölle: Die Industriezölle, die beinahe unterschiedslos alle Waaren schützten oder belasteten, und daher von den Landwirthen als reichliche Entschädigung der Industriellen betrachtet werden konnten.

Ehe nicht die Aufhebung dieser Zölle durchgeführt war, war eine logisch-zwingende Nothwendigkeit zur Beseitigung der Getreidezölle nicht vorhanden. Sollte die Aufhebung der Agrarzölle zuerst geschehen, so bedeutete das den jähen Zusammenbruch des ganzen bestehenden Handelssystems, denn die Industriezölle mußten folgen, es bedeutete die Aenderung des Finanzsystems und bedeutete schließlich die Auflösung des alten kolonialen Systems, das Mutterland und Kolonien durch Differenzialzölle zusammenschloß. Villiers und Cobden sahen, daß der Getreidezoll im Fallen alles andere mit sich reißen mußte, deshalb griffen sie an diesem, dem schwächsten Punkte des englischen Schutzzollsystems, an. Peel, der wenig Gutes von Neuerungen hoffte, der auf die (wenigen) guten Jahre aufmerksam zu machen liebte, die auch während des alten Getreidezolls gekommen waren, der keinen Zusammenbruch liebte, er hielt die Getreidezölle aufrecht, bis umfangreiche Reformen die Masse des Stürzenden wesentlich vermindert hatten.

Sir Robert Peel war Freihändler in der Theorie, aber er hatte Zweifel, wie feine Geister, die alle Seiten der Probleme sehen, sie oft haben, ob denn die praktische Ausführung der Idee mehr bringen könne als Erschütterung des Gewordenen und heftige Enttäuschung. Er war Freihändler ohne Enthusiasmus, ohne die logische Energie C. P. Villiers', ohne den Berge versetzenden Glauben Cobden's. Er hatte, wie Disraeli meinte, keine Phantasie. Er konnte sich wohl die Gefahren vorstellen, die bestehende Interessen laufen würden; es fehlte ihm aber an Einbildungskraft, um die gewaltigen Verbesserungen vorauszuschauen, die Cobden verhieß, Dinge, die erst wurden, noch nicht waren. Er konnte wohl aus vorhandenen Thatsachen ein anschauliches Bild gewinnen; aber ehe er nicht solche in hinreichender Anzahl zur Verfügung hatte, vermochte er nur zu tasten. Er bedurfte des Experimentes. Er sah, daß das Wohlergehen der Industrie durch deren vermehrte Kaufkraft wie durch Abnahme der Armenlasten von größter Wichtigkeit für die Landwirthschaft sein werde; er erkannte auch, daß ein Land wie England im großen Ganzen am besten fährt, wenn es auf dem billigsten Markte kauft, daß es seine Einfuhr aus fremden Ländern aus eigenem Interesse nicht besteuern soll, auch wenn andere Länder nicht Reziprozität üben; daß ein Exportland wie England versuchen muß, bei hoher Lebenshaltung der Arbeiter doch möglichst geringe Produktionskosten zu haben.

Er war in theoretischen Dingen wohl immer Freihändler gewesen, aber er trug, wie so mancher in politischen Dingen, den Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis mit sich herum, ein Zwiespalt, der 1842 darin Ausdruck gewann, daß der theoretische Freihändler Führer einer Hochschutzzollpartei geworden war, der sich zwar ausdrücklich auf kein Schutzzollprogramm verpflichtet hatte, dessen Gefolgschaft aber eine derartige Verpflichtung nur darum für überflüssig hielt, weil sie sie als selbstverständlich ansah.

Frankfurt a. M. M. J. Bonn.

(Schluß folgt).

*) II Parker 551.

Wilhelm Busch.

Zu seinem siebzigsten Geburtstag.

Der du uns den „Unglücksraben" auf den Weihnachtstisch gelegt, als wir noch mit Zinnsoldaten spielten . . der du in Gestalt deiner „frommen Helene" uns in die Schule begleitet, allwo wir der rächenden Hand des zürnenden Philologen anheimfielen, der nicht wollte, daß man unter dem Tische Götter verehre neben ihm selber . . der du uns Trostworte gespendet auf holprigem Lebenswege wie wenig andere („Im Durchschnitt ist man kummervoll und weiß nicht, was man machen soll." — „Die Sorge, wie man Nahrung findet, ist häufig nicht so unbegründet") . . der du den Blick uns erschlossen hast für die Geheimnisse der Physiognomik, hellseherischer, als Lavater, dein heiliger Kollege . . der du heut im Pfarrgarten zu Mechtshausen einsam behaglich sitzest, nach dem ersten Grün schaust und nach deinen Bienen, und alles fröhlich bedachtsam n i c h t liesest, was dir zu Ehren über dich geschrieben wird, — sag' selbst, wie soll ich dich feiern?

Aber erinnerst du dich noch, es ist lange her, welch Schicksal du unseren Freunden Max und Moritz bereitet? In den Kornsack wurden sie geschaufelt, zur Mühle getragen und zu Vogelfutter zermahlen. Gestatte freundlich, Großmächtiger!, daß ich das gleiche Verfahren heut, an deinem 70. Geburtstag, an dir probire. Ich begehre dich in den Sack meiner Schulweisheit zu stecken, dich in der Mühle meiner Analyse fein säuberlich zu zermahlen, auf daß du zu bekömmlicher Kost werdest für alles Federvieh. Mit Verlaub denn, der Sack ist zur Stelle, die Mühle hebt an zu klappern, — wolle gütigst hineinspaziren . . .

* * *

„Erst waren die Bilder da", hat Wilhelm Busch einem Besucher erzählt, „dann machte ich zu jedem Bilde seinen Vers."

Es war die Zeit der Atelierkunst und der Historienmalerei. Man lernte komponiren. Man sah den alten Meistern ab, was eben abzulauschen war. Man erfreute ein dankbares Publikum mit Genrebildchen. Man half aus eigener Fülle der armseligen Natur auf durch Formvollendung und durch Farbenzauber. In jedem Atelier stand hinter einem Vorhang geduldig wartend die Schönheit, hub man zu malen an, so rief man sie.

In dieser Zeit des großen Wollens ging ein junger Münchener Maler ganz bescheidentlich auf Beobachtung des Alltäglichen aus. Wilhelm Busch erfaßte die Linie in ihrer

ganzen Ausdrucksfähigkeit. Ihre charakteristische Schärfe offenbarte sich ihm. Die wahrte er, auch wenn sein Stift leise oder keck das Karikaturistische jenseits des Realismus suchte.

Es ist bezeichnend genug. Erstlingsskizzen von Busch sind veröffentlicht worden*), und die weisen Porträtähnlichlichkeit auf. Will aber der junge Busch einen Adelsstolzen versinnbildlichen, so läßt er ihm ein Taschentuch aus der Rocktasche gucken, mit großer aufgestickter Krone, oder er zeichnet ihm eben dieselbe Krone um seinen Cylinder. Das war, bevor Busch die ganze Kraft der Linienführung meisterte. Dergleichen Nothbehelfe durfte er später verschmähen. Die Linie allein sprach. Und diese Linie wurde immer einfacher und immer beredter. Sie deutete nicht nur unkomplizirte Eigenschaften, wie Hochmuth oder Geiz, sie vermittelte gleichzeitig eine Fülle zum Theil sich widersprechender Charaktereigenthümlichkeiten. Ein Typ freundlicher Güte und Jovialität steht Lehrer Bokelmann auf dem Katheder. Aber die wenigen Züge sind doch auch wieder so gegeben, daß man sofort weiß, Herr Bokelmann ist ein Heuchler. Sähe man den Stock auch nicht aus seinem Rock hervorgucken, man sagte sich doch, er wird ihn schwingen.

Ein großer Realist ist uns in Busch erstanden. Er hat Nachfolger gefunden, namhafte Vorgänger hat er kaum gehabt. Es war, als wäre die Kunstrichtung seiner Zeit für ihn nicht vorhanden gewesen, — nur die Kompositionslust, die hat es ihm auch angethan. Der Gang seiner Erzählungen ist durch sie bedingt. Alles drängt zu Gruppenbildung. Am Schluß seiner Abenteuer stehen die kecken Scenen, in denen alles übereinanderpurzelt. Arme, Beine, Leiber in tollem Wirbel und in kecken Verkürzungen. Ein Chaos in weiser, wenn auch humorbedingter Symmetrie. Erstarrte und gefrorene Beweglichkeit.

Wilhelm Busch ist recht eigentlich der Zeichner der Bewegung geworden. Darin ist er noch immer nicht überboten. Man sieht diese Figuren gehen, laufen, sich überstürzen. Er zeichnet den langsamen Rhythmus der Bauernkirmeß, er gibt aber auch den tollen Tanz, in dem die Bäume den Betrunkenen umkreisen, oder die Pirouetten der satanischen Balletteuse. Und wiederum macht er die bewegte Linie der Charakteristik unterthan.

Souverän übertrumpft Busch das Bewegungsmotiv und stellt seine Figuren in allerlei Umhüllungen dar. Er läßt sie in Teig einbacken, er wickelt sie in Zeitungspapier, er zieht ihnen ein Federkleid über. Anstatt der menschlichen Gestalt die unförmige Masse. Aber aus diesem dicklichen, rundlichen Etwas schaut eine Gestalt heraus; nicht nur irgend eine menschliche Figur, sondern unverkennbar die eine; und eben diese eine in hastiger Bewegung, bemüht, die Hülle von sich abzustreifen. Das Ganze wiederum in wenigen, markanten Linien. Diese kleinen Bildchen sind Triumphe zeichnerischer Technik.

Dieser Charakteristiker gewinnt aus der wiederkehrenden Gestaltung eines Gemüthsausdruckes, einer Eigenschaft den zeichnerischen Abschluß für seine tollen Gruppen. In „Plisch und Plum“ steht die Mißgunst als Schlußvignette. Schlich raucht seine Pfeife und freut sich über das Mißgeschick der anderen. Er steht gleichsam da als die Pointe im Epigramm. Aber dieser Abschluß ist vor allem mit Malerauge konzipirt und gesehen. Von weitem muthet dies breite Gesicht mit der hohen Mütze und den ineinandergeschlagenen Armen wie eine Arabeske an.

Das eben ist das echt Künstlerische in Busch's zeichnerischem Werk: Alles scheint hingeworfen, zufällig, mühelos, und dennoch gründet es sich auf sichere, ausgebildete Technik. Ganz wie diese lustigen Verse ihre wiederkehrende, ganz bestimmte Regulatur aufweisen.

Auch Busch, der Poet — und er ist ein Dichter — erzielt seine komischen Wirkungen immer wieder mit den gleichen Mitteln. Er gibt seinem Substantiv ein falsches Attribut, und das Opernglas wird ein „seelenvoll verklärtes“. Sein Rhythmus wird feierlich, wenn die Tollheit zunimmt, er verwendet den Hexameter, falsche Würde zu persifliren. Ein Hauptmittel bleibt ihm der falsche Reim. „Der Schwarze aber aß seit dieser — Begebenheit fast nur Gemüser“. Er läßt seine Personen gleich mit falsch reimenden Namen auf die Welt spazieren. Der Einsiedler, dessen Lebensberuf es ist, sich auf „Ekel“ zu reimen, nennt sich Herr „Krökel“.

Das alles freilich sind naheliegende Mittel zur Erzielung komischer Wirkungen, und andere vor Busch und nach ihm haben ihrer sich bedient. In einem ist er unerreicht. Die Prägnanz seines Ausdrucks ist von unwiderstehlicher, komischer Kraft. Und hier eben wurzelt seine Eigenart. Zeilen wie: „Es wohnte zu Padua ein Weib, Bös von Seele, gut von Leib“ . . . „Mädchen — spricht er — sag mir ob — Und sie lächelt: Ja, Herr Knopp“ . . . vergißt man nicht, wenn man sie einmal gelesen, kann man nicht wieder vergessen. Es ist das auch unnachahmlich und ist Busch's allerpersönlichstes Eigenthum. Es ist seine knappe, energische Linie ins Litterarische übertragen. Denn er ist derselbe in Wort und Bild. Hinter diesen humoristischen Gaben steht eine ganz individuelle, einzigartige Persönlichkeit.

* * *

Wilhelm Busch ist am 15. April 1832 aus kinderreicher Ehe entsprossen. Sein Vater war ein strebsamer Kaufmann in dem hannöverschen Flecken Wiedensahl. Eine Zeitlang hat sein Oheim, Pastor Kleine in Ebergötzen, seine Erziehung geleitet. Er hat dann die polytechnische Schule in Hannover besucht, um Maschinenbauer zu werden; aber das Studium befriedigte ihn nicht. Und endlich fügte sich sein Vater seinen Bitten und gab ihm seine Einwilligung, Maler zu werden. Der junge Wilhelm Busch bezog die Kunstakademie von Antwerpen — die Niederländer standen seinem Herzen allezeit am nächsten — und siedelte dann nach München über. Die Bierzeitung des Künstlervereins „Jung-München“ brachte seine ersten satirischen Skizzen. Braun und Schneider, die Verleger der „Fliegenden Blätter“ und der „Münchener Bilderbogen“ haben den Humoristen Busch für das deutsche Publikum entdeckt.

Es ist ein eigen sprechendes Portrait, das Lenbach von seinem Freunde Busch gemalt hat. Ein aufrechter Mann mit durchgeistigten Zügen. Hoch die Stirn unter dem welligen Haar, ein scharfer Zug zum Mund hinab. Zusammengekniffen das eine Auge, mit dem Schalk darin. Aber weitgeöffnet, groß, beinahe melancholisch blickt das andere drein. Und ein tiefernster Mann ist Busch in Wahrheit zeitlebens gewesen, etwas menschenscheu, die Einsamkeit suchend. Still und wortkarg ist er unter den lärmenden Genossen am Tisch der Künstlerkneipe gesessen. Sobald sich der Freundeskreis aus München verloren, zog er sich in ländliche Stille zurück. Sein Geburtsflecken Wiedensahl hat ihn beherbergt, nun das Pfarrhaus von Mechtshausen. Bei seinem Schwager, dem Prediger des Dorfes, lebt der Unvermählte. Philosophische Studien haben ihn beschäftigt, Schopenhauer zog ihn eine Zeit lang an. Dann machte der längst Berühmte noch einmal in München den Versuch, die ernste Kunst, die er ursprünglich gesucht hatte, sich zu erobern — es mißlang ihm, jedenfalls seinem eigenen Urtheil nach, und er resignirte. Leicht mag ihm das nicht gefallen sein, und die bittere Enttäuschung wird er als Gefährtin in seine Einsamkeit mit heimgenommen haben. Ein tiefernster, melancholischer Mann und darum — auch der Regenbogen „Humor“ ist auf dunklem Grund gezogen — der allmächtige, der unwiderstehliche Humorist.

Es war die Zeit kleinlicher, niederdrückender Reaktion, die auf die Märztage des Jahres 1848 folgte, in der recht eigentlich der junge Busch seine Kräfte zu regen begann. Zur politischen Satire drängte es ihn. Sein übermüthiger

---

*) Ueber Wilhelm Busch und seine Bedeutung. Eine lustige Streitschrift von E. Daelen, Düsseldorf 1886. Verlag von Felix Bagel. (Bietet viel wichtiges Material.)

Spott überflog alle engenden Grenzen. Aber die Herren Braun und Schneider, die ihn in Brod genommen hatten, und von denen er arg abhängig war, waren vorsichtige Leute. Allzu kecke Schößlinge seiner Kunst beschnitten sie mit immer klappernder Schere. Aber den aufbegehrenden Sinn, den konnten sie ihm nicht rauben. Was er damals verwinden mußte, ist seinen späteren satirischen Werken zu gute gekommen. Ein durchaus freiheitlich empfindender, selbständig denkender Mann und eben darum — der berufene Gestalter und Sänger des deutschen Philisters.

* * *

Wilhelm Busch hat in Bild und Wort die Geschichte des deutschen, nachmärzlichen Philisters von seiner Wiege bis zu seinem Grabmal geschrieben — das ist sein Lebenswerk. Und mehr als das: seine Bücher sind durchaus satirische Niederschläge philiströsen Empfindens. In der Philistrosität wurzelt sein Humor.

Wilhelm Busch muß die Philisterbestie, über die er sich immer wieder lustig machte, im Grunde seines Herzens sehr lieb gehabt haben . . .

Da sind die allgemeinen Betrachtungen, mit denen er seine Abenteuer einzuleiten liebt, das Köstlichste, was er geschrieben, wahrhafte Offenbarungen der Anschauungswelt des Pedanten. Und diese erzphiliströse Weltanschauung verdichtet Busch zu Epigrammen: „Ach! reines Glück genießt doch nie, wer zahlen soll und weiß nicht wie!" — „Aber hier, wie überhaupt, kommt es anders als man glaubt."

Der Philister legt an alles seinen moralischen Standpunkt. Für ihn ist jedes Ding als „gut" oder „böse" etiquettirt. Nun wohl, auch in der Busch'schen Welt sind Gut und Böse die Pole, um die sich alles dreht; er hätschelt im Philister den Pharisäer. Wer gut ist, sagt dem Onkel höflich „Guten Morgen". Wer gut ist, hält nach Tisch sein Mittagsschläfchen. Der Böse besucht Konzerte und Theater. Und wiederum schließt Busch an Gut und Böse seine tiefsinnigen Betrachtungen, dem Philister aus Herzensgrunde nachempfunden: „O! hüte dich vor allem Bösen! Es macht Plaisir, wenn man es ist, es macht Verdruß, wenn man's gewesen."

Liebe und Ehe werden zu denkbar philiströsesten Erfahrungen. Man denke an Knopp's Brautfahrt und ihren seligen Beschluß. Die Haushälterin ist die prädestinirte Geliebte. Der Ehemann gondelt in der Hochzeitsnacht sanft berauscht in sein einsames Bett. Lüsternheit flackert nie zu dem leisesten Hauch befreiender Leidenschaft auf. Jede Herzensregung ist Nützlichkeitstrieb. Und selbstverständlich betrachtet der Mensch bei Busch die weite Natur als eigenst für seine Bequemlichkeit eingerichtet. Und er dankt Gott, daß er die Thiere und Pflanzen, will sagen Gemüse, für ihn geschaffen, seinen eigenen Körperbau praktisch und zweckmäßig erfunden hat.

In dieser Philistrosität liegen die Quellen seines Humors. Er paßt sich dem Denkvermögen des Pedanten an und erborgt von ihm seine Eintheilungsprinzipien. Er numerirt die Gründe. Man putzt sich die Zähne aus Rücksichten mancherlei, „Erstens" bis „Fünftens". Er motivirt wie der Erzphilister immer wieder das Allerklarste, oder er schiebt ein freundliches „denn" da ein, wo der Pedant aus Thorheit zwischen Unvereinbarem die Brücke schlägt. Mit einem Wort: er schafft dem Philister seelisch und äußerlich seine ganze Welt, von dem Gebet, das er frühmorgens hersagt, bis zu dem säuberlich unter dem Bett stehenden Stiefelknecht, mit dem er sich Abends der Schuhe entledigt.

Im Leben des Philisters gibt es keine treibende Kraft, er kennt kein Wollen und kein Verlangen, und Busch's Geschichten ständen naturgemäß von Anfang an still, wäre nicht — der dumme Streich. Auf dem beruhen seine sämmtlichen Epopöen. Der Zufall spielt ihn oder Kinder, die aber darum nicht weniger philiströs sind, weil sie über die Stränge schlagen. Just das Gegentheil ist der Fall: der dumme Streich ist das erste Regen der Philistrosität in den Kindern; die Enge der Umgebung, die Kleinlichkeit der Erziehung macht sie zu den hartgesottenen Uebelthätern, die sie sind. Und es ist ein eigenes Kapitel, wie der Philister bei Busch seine Kinder erzieht. Da ist Rektor Debisch, der da meint, nur des Geistes Kraft allein schneide in die Seele ein; Meister Druff hält es für probat, abzustrafen vor der That; die Palme gebührt Freund Bokelmann, der zur rechten Zeit den Bambus schwingt. Von welcher Seite man diese lustige Welt auch betrachte, sie erweist sich immer wieder als die des Philisters. Den hatte in ähnlicher Vollendung vor Busch nur einer so gezeichnet: E. Th. A. Hoffmann.

Man bewegt sich in plattester Gemüth- und Natürlichkeit. Inmitten der dürftigen Alltäglichkeit aber ersteht ein phantastisches Etwas. Die Fantasie wird souverän. Nicht die des Poeten, sondern die des Zeichners Busch. Die Zipfelmütze auf dem Kopf des Schlafenden hebt ein ausdrucksvoll physiognomisches Spiel an. Das Hintertheil von Knopps Hose zieht Fratzen, bald satt zufriedene, bald ängstlich greuliche. Das Unbelebte erwacht. Man denke an den ersten Streich von Max und Moritz, wie die Hühner sich an den Fäden aufhängen, die an das Brod gebunden sind: das ist Fantastik. Oder an den Schneider Böck, den Gänse aus dem Wasser an das Land tragen: das ist Münchhausiade. Und dieses verwegene Spiel der Einbildungskraft gibt sich fast in jeder Zeichnung; so nur kommen seine Kompositionskünste zu Stande. Ueber solche Fantastik aber, so unmittelbar aus nüchternster Alltäglichkeit erwachsen, hatte vor Busch nur einer zu gebieten gehabt: E. Th. A. Hoffmann.

Die Romantik hat gegensatzfroh den Philister liebend großgepäppelt. Es steckt ein Stück Romantiker in Wilhelm Busch.

* * *

Vom Oheim Pastor in Ebergötzen war der Knabe in die Geheimnisse der Bienenzucht eingeweiht worden. Das Einzige, was Wilhelm Busch, nachdem er frühzeitig litterarisch verstummt war, an die Offentlichkeit hat gelangen lassen, waren Beiträge zur Bienenzeitung.

Die Thierwelt spielt bei Busch eine ungeheure, bedeutsame Rolle. Auch hier beruhen seine Zeichnungen auf allereingehendstem Studium und liebevoller Beobachtung. Wie den Romantikern ist ihm das Thier schlechtweg der Philister. Die ganze Ausdrucksskala seiner menschlichen Gesichter kehrt auf Thierköpfen wieder. Und diese Thierzeichnungen sind vielleicht künstlerisch seine beste Leistung. Er zeichnet betrunkene Thiere von unwiderstehlicher Komik, doch ganz naturwahr und überzeugend. Er bringt in ihnen ganz komplizirte Charakteristik und Stimmungsgebung zum Ausdruck. Hans Huckebein ist Max und Moritz in einer Gestalt. Das Bildchen von Fipps, dem Affen, als Sybarit, ist ein kleines Meisterstück.

Man fragt sich: ist diese Busch'sche Thierzeichnung schlechtweg Anthropomorphismus? Es will so scheinen. Und doch glaube ich, die Frage nicht bejahen zu dürfen. Vielleicht ist sie auch im jedem Falle, so oft man sie aller Thiermalerei gegenüber aufgeworfen, falschgestellt. Je mehr man sich mit Thieren beschäftigt, desto reicher wird die Ausdruckswelt, die sie bekunden, desto rückhaltloser findet man sich in ihnen wieder. Ihre Empfindungen sind vielleicht den unsern ähnlicher, als wir uns schmeicheln.

Die Liebe zur Thierwelt wurzelt bei Busch sehr tief, sie ist ein Wesenszug bei ihm. Sie entspricht seiner Persönlichkeit durchaus. Es ist etwas Urgermanisches in seiner Art, etwas Starkes, Ruhiges, Verschlossenes, und man nähme ihm von seiner Eigenthümlichkeit, dächte man diese Freude an Acker und an Thier hinweg. Auch der grausame Zug steht ihm nicht übel zu Gesicht. Sein Humor hat immer einen blutdürstigen Anstrich. Busch herrscht über die Geschöpfe seiner Fantasie mitleidslos, wie ein Wütherich.

Immer wieder reizt es, diese Persönlichkeit zu ergründen. Germanisch in sich gekehrt und Konfidenzen abhold, hat Busch nichts gethan, über sein Selbst irgendwie aufzuklären. Man weiß eben nur, daß er die Einsamkeit sucht, man hat

von seinen umfassenden Studien und seinem Forschertrieb gehört; aber das ist auch alles. Ueber sein inneres Sein gibt auch die „Kritik des Herzens“ keinerlei Aufschluß; der Beobachter anderer bleibt er auch hier. Und doch möchte man tiefer sehen, mehr erfassen, denn man sagt sich: hinter diesem Werk muß eine eigenthümliche, naturgemäß ganz anders geartete Persönlichkeit stehen. Und die hat, wenn nicht alles täuscht, einen Zug ins Große.

* * *

Das Einzige, was Busch einigermaßen aus seiner Reserve herauszulocken vermochte, war seine Lust am Kampf. Als Jüngling hat er wohl in den Sommertagen des Jahres 1843 die Muskete geschultert: seine eigentlichen Fehden focht er mit dem Bleistift aus. In den Kulturkampf ist er mit höchsteigenen Waffen eingetreten.

Ich gestehe es vorweg, ich bin kein Freund von religiöser Satire. Der Zerstörende weiß nie, wieviel er anderen nimmt. Wenn aber angegriffen werden soll, so fege ein jeder vor seiner eigenen Kirche Thür. Busch, der Protestant, hat all seine Waffen gegen den Katholizismus getragen — und dennoch, seine religiöse Satire darf man gelten lassen. Die rein humoristische Wirkung ist so stark, daß man den satirischen Stachel kaum empfindet. Die Kunstwirkung überfliegt die polemische.

Wilhelm Busch griff den Katholizismus an und machte ihn damit, seiner Natur gemäß, zum Inbegriff alles Philiströsen. Diese Brüder- und Schwesterschaften, mit denen die fromme Helene wallfahrten geht, sind Philisterpack, und wenn sie ihren Lüsten fröhnen, so nimmt ihnen das nichts von ihrem kläglich ängstlichen Bourgeoisthum. Der heilige Antonius, von Busch gezeichnet, wird zu einem Anverwandten Knopp's und Bählamm's, der Bär, auf dem er ins heilige Land reitet, wird zum Haus- und Hofbären degradirt. Das Wunder wird so sehr an die Pedantenbegriffe „Gut“ und „Böse“ gekettet, daß sein Himmelslicht nur noch wie die Talgkerze auf dem Nachttisch des Mannes mit der Zipfelmütze leuchtet. Krökel, der heilige Eremit, ist ein Schnapsbruder wie die ganze „Haarbeutel“-Gesellschaft.

Aus diesem Milieu aber und dieser Stimmung heraus hat Busch komisch-satirische Wirkungen von überwältigender Kraft gewonnen. Man muß sich diesen heiligen Antonius ansehen, nachdem er die letzte Versuchung bestanden. Das satte Wohlgefallen und die hündische Zufriedenheit grinst aus dem breiten, bäuerischen Filougesicht. Ich möchte sagen, er sieht wie ein Kater aus, dem man zärtlich das Köpfchen kraut, denn Thier und Menschen sind ja Busch ganz nahe Verwandte. Oder jene andere Scene. Der Satan ist in Gestalt einer befreundeten Nonne am Bett des heiligen Antonius aufgetaucht, hat ihn beredet, mit ihm aus dem Kloster zu entweichen und das silberne Meßgeräth fein säuberlich mitzunehmen. Das hat Antonius denn auch gethan, und nun, auf offenem Felde, entpuppt sich Satan in seiner wahren Gestalt. Antonius aber betet zur Jungfrau, und sie erscheint ihm just so, wie er selbst sie kürzlich malte. Sie kargt auch nicht mit einem Wunder. An Stelle des eingekerkerten Antonius finden die Mönche am andern Morgen den Satan im Klosterverließ, der Heilige aber sitzt behäbig lächelnd vor seiner Staffelei, das Bild der Gottesmutter zu vollenden. In dieser kecken Profanirung steckt etwas von des Aristophanes genialer Blasphemie. Auch als Satiriker stellt Busch sich den Größten zur Seite.

* * *

„Voici certainement le roi de la charge et de la bouffonnerie“ hat Grand-Carteret von Wilhelm Busch gesagt. Er ist es wirklich. Nur daß man sich so schwer darüber klar wird, daß humoristische Kunstwirkung nicht minder hochsteht als Pathos und als Tragik.

Es ist kein Zweifel: Busch's „Humoristischer Hausschatz“ ist ein Werk von bleibendem, kulturhistorischem Werthe, und der es geschaffen, ist als Zeichner wie als Poet, gleich großer Künstler. Er hat sich die Herzen gewonnen. Und vielleicht ist es das Schönste, daß man darüber seine Größe meist vergißt.

Ernst Heilborn.

Die Pichegru'sche Verschwörung.

(Schluß.)

Marquis de Bésignan war einer der unruhigsten und verwegensten unter den südfranzösischen Chouanen. Seine Geschichte gibt ein ganzes Zeitbild. Er lebte schon lange in Feindschaft mit seinen Untergebenen, die ihm den Vorwurf machten, seine seigneurialen Rechte zu mißbrauchen, als die Nachricht von der Stürmung der Bastille auch an diese ferne Provinzecke drang. Er verstand sofort, was die Uhr geschlagen hatte, rief die Dorfeinwohner in der Kirche zusammen und erklärte ihnen — die Nacht vom 4. August antizipirend — er entbinde sie jedes Dienstverhältnisses gegen ihn, „indem er auf nichts Anspruch mache als was ihre Herzen ihm an Ehrerbietung gaben“. Die Herzen aber waren nicht einmal gesonnen, ihm auch nur dies zu gewähren; und es kam zu einem vollständigen Krieg zwischen dem Schloßherrn und den Bauern. Die Schloßfrau war im Bilde ihres Mannes geschaffen. Sie befestigten sich mit ihren drei Kindern im Schlosse, vertheidigten sich dort mit nur acht Mithelfern während fünf Tage gegen eine Belagerungstruppe von mehreren hundert Mann und verließen das Schloß erst dann, als es schon an allen Ecken brannte und die Mauern von den Kanonenkugeln durchlöchert waren. Als vogelfrei erklärt, trieb er sich dann überall herum und säete Sturm gegen die Revolution und die Republik, — in Rom, bei der Armee Condé's, bei den Vertretern Englands und Oesterreichs. Besonders — und ohne sich um die Gefahren zu kümmern, denen er sich als Emigrant aussetzte — war er in Lyon und in den Cevennen thätig, wo er geheime Zusammenkünfte veranstaltete, den „apostolischen Eifer“ der unter dem Namen „Compagnons de Jésus“ bezeichneten Mörderbanden regularisiren und eine Legion von „evangelischen Arbeitern“ schaffen wollte, um „die Landbevölkerung zu fanatisiren“. Obgleich sowohl in Verona, in der Umgebung des Königs, wie auch von Condé und Wickham für mehr unternehmend als klug und mehr beweglich als beharrlich betrachtet, und obgleich Imbert-Colomès ihn für einen Krakehler hielt und ihn nicht einmal empfangen wollte, wurde er auf irgend eine Weise in die Lyoner Vorgänge eingeweiht; und es gelang ihm, nicht nur seine Dienste aufzudrängen und sich eine Rolle zurechtzulegen, sondern er entwarf sogar einen neuen Plan für die Verschwörung, mit dem er den schon in Ausführung begriffenen ersetzen wollte. Er hatte ein diesbezügliches weitläufiges Exposé gemacht, das er zusammen mit seiner umfangreichen Korrespondenz auf seinen ständigen Reisen hin und her immer bei sich trug. Auf einer Fahrt von Lausanne nach Lyon fiel dieses Packet in die Hände der Zollbeamten, als er die Grenze passiren wollte; und die darin enthaltenen 500 Schriftstücke wurden nach Paris geschickt. Das Direktorium erhielt solchermaßen Kenntniß von der ganzen Verschwörung in Lyonnais, da alle betheiligten Personen sowohl wie die Stellen ihrer Zusammenkünfte darin genannt waren. Strenge Maßregeln wurden vom Direktorium in ganz Lyonnais ergriffen; über hundert Verhaftungen erfolgten, und alle Führer des Aufstandes — Imbert-Colomès, Surville, Lamothe — verließen die Stadt und das Land.

Die Verschwörung in der Franche-Comté wurde ein paar Wochen später, und zwar in derselben Weise entdeckt. Ein unbekannter Mann, der sich unter dem Namen Alexandre in Besançon aufhielt und im Namen des Königs Rekruten aushob, wurde denunzirt und verhaftet. Es gelang ihm freilich zu entkommen; er wurde aber, als er am folgenden Tage die schweizerische Grenze überschreiten wollte, von den Zollbeamten erkannt und verfolgt, wobei er ein Bündel Papiere von sich in einen Graben warf, das der Polizei übergeben wurde. Im Bündel befand sich u. a. auch ein Brief von dem ehemaligen Generalvikar von Toulouse, Abbé Tinseau, an seinen Bruder, den Kapitän Tinseau, worin das ganze Komplott mit sammt den Urhebern — Pautenet de Vereux, der ja nicht ohne Murren den neuen Mitarbeiter Tinseau acceptirt hatte, an der Spitze — angegeben war. In denselben Tagen kam Tinseau, der sich auf der anderen Seite der Grenze aufhielt, herüber um einen Freund zu besuchen. Als er aber unterwegs einer republikanischen Uniform begegnete, kehrte er eiligst um und ergriff die Flucht, wobei er die Papiere, die er bei sich trug, in einen Busch warf, wo sie einige Augenblicke später von einem Vorbeigehenden aufgehoben wurden, der sie dem konstitutionellen Bischof vom Jura Moïse übergab. Nachdem dieser sie untersucht hatte, ließ er sie nach Paris weitergehen. Unterdessen hatte der General Ferrand, der von der Sache Kenntnuß bekommen, sich beeilt, der Polizei alle die Zumuthungen, welche ihm von Pautenet de Vereux gestellt worden waren, mitzutheilen; und er stellte die Sache so dar, als ob er sich darauf nur eingelassen habe, um die Pläne und Details der Verschwörung genauer kennen zu lernen. Die Polizei schritt sofort ein, und eine gerichtliche Untersuchung fing an; die in Verdacht Stehenden, vorerst der General Ferrand, wurden jedoch wieder freigelassen, und den Führern Pautenet de Vereux, Tinseau u. s. w. gelang es zu entkommen.

Unterdessen waren die Agenten Condé's in der Affäre Pichegru darauf angewiesen, die Wahrheit und Glaubwürdigkeit ihrer ersten Behauptungen nach Vermögen aufrechtzuhalten, obgleich das Verhalten des Generals sie immer mehr Lügen strafte. Schon seit einiger Zeit hatte Pichegru den Entschluß gefaßt, sein Kommando über die Rhein- und Moselarmee niederzulegen. Am 10. Januar schreibt er an Moreau:

„Ich rechne nicht darauf, beauftragt zu werden, die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Ich habe schon sechs Mal einen Ersatz für mich verlangt. Ich wünsche das immer mehr, und werde nicht aufhören darauf zu dringen. Die Nachlässigkeit und Ungerechtigkeit, mit der ich das nicht immer glückliche Militär habe behandeln sehen, haben in mir ein Gefühl erwachen lassen, das nicht leicht zu besiegen sein wird: den Ekel."

Er hat auch schon sein Abschiedsgesuch dem Direktorium eingereicht, ohne den Agenten etwas davon zu sagen; die Demission wird unter dem 15. März bewilligt und am 21. März verläßt Pichegru die Armee. Die Lage der Agentenbande wird immer unhaltbarer. Neue Elemente sind inzwischen dazugekommen, wie der Straßburger Advokat Demougé, die Baronin Reich de Platz, geborene Boeklin, „eine geschwätzige, kränkliche und sentimentale Politikerin, die von der Manie, zu schreiben, besessen war, Nichte des Generals Klinglin und von ihm beauftragt, für diese aktive Korrespondenz der Mittelpunkt zu sein und die Anstrengungen der Agenten zu vereinigen", und schließlich — in dem eigenen Lager Pichegru's — der Adjutant Badouville, dem Pichegru Vertrauen geschenkt zu haben scheint, der aber in diesen dunklen Intriguen entschieden eine verbrecherische Rolle gespielt hat. Je durchsichtiger das Scheingebäude wird, desto dichter spinnen die Agenten das Lügengewebe. Wickham schnürt seinen Geldbeutel zu; Condé selbst steht kompromittirt seinem englischen „Wohlthäter" gegenüber. Der Widerspruch zwischen den Thatsachen und dem Inhalt der Korrespondenz der Agenten wird immer klaffender; sie sind aber jetzt auch durch die äußerste persönliche Noth gezwungen, das Aeußerste zu wagen.

Die Korrespondenz ist in einem wunderlichen Jargon gehalten: die Personen werden unter anderen Namen genannt. Die Briefe sind beispielsweise wie folgt abgefaßt (Fauche-Borel an Montgaillard): „Heute adressire ich an das anbetungswürdige Mädchen (das ist Pichegru) Ihren Brief vom sechsten, den ich soeben erhalten. Er wird ihr als Richtschnur dienen. Glauben Sie, daß ihre Liebe zu Ihnen sehr ausgesprochen ist und daß Sie keine Untreue von ihrer Seite zu befürchten haben."

Im August 1796 erschien der Prätendent Louis XVIII., der aus Verona und den venetianischen Staaten hinausgejagt worden war, im Hauptquartier Condé's in Riegel. Sowohl Montgaillard wie Fauche-Borel fanden sich dort bei ihm ein und wurden alle beide mit großen Ehren empfangen. Letzterem ertheilte der König zwei schwierige und delikate Aufträge: von den österreichischen Generalen, welche seine sofortige Abreise verlangten, die Erlaubniß bei der Armee zu bleiben auszuwirken, und einen letzten und äußersten Versuch bei Pichegru für die royalistische Sache zu machen. Beide Missionen mißlangen.

Montgaillard war nach Italien gegangen. Er brachte eine umfangreiche Brieftasche mit, die die ganze Korrespondenz enthielt, zu der die Angelegenheit Pichegru Veranlassung gegeben. Er zweifelte schon an der Möglichkeit einer monarchischen Restauration; und er hatte den Plan gefaßt, an Bonaparte, der gegen die Oesterreicher Sieg auf Sieg davontrug, die ganze Konspiration, deren Leiter er gewesen, zu denunziren. Er findet sich zuerst bei Lallemant, dem Vertreter der französischen Republik in Venedig, ein, ersucht um Mittel, damit er zu Bonaparte gelange, dem er die wichtigsten Enthüllungen zu machen habe, und theilt dem Diplomaten gewisse Geheimnisse mit, „die den Staat angingen". Er schreibt auch im selben Sinne nach Paris an den Minister des Auswärtigen. Zugleich aber wendet er sich an den von England besoldeten und von Rußland protegirten royalistischen Agenten in Verona, den Grafen d'Antraigues, dem er erklärt, er wolle Bonaparte für die royalistische Sache gewinnen, und entwirft für ihn wie für Lallemant einen Bericht über die Pichegru'sche Sache, den er mit den Schriftstücken seiner Brieftasche bekräftigt. Dieselben vertraulichen Mittheilungen macht er dem großbritannischen Minister Drake. Alles dies nur, um die für sein Unternehmen nöthigen Geldmittel zu erhalten. Er scheint in der That etwas bekommen zu haben und reist von Venedig ab, wo er seine Brieftasche in der Hut seines Sekretärs, eines gewissen Abbé du Montet, zurückläßt. Unterwegs wird er indessen von den österreichischen Vorposten verhaftet und an den General Alvinzy in Trient befördert, der ihn über Tyrol an den Erzherzog Carl schickt, welcher ihn dann an Condé weitergehen läßt. Jetzt begegnet er überall Mißtrauen; Condé weist sein Geldgesuch ab, der König ebenso, und Wickham empfängt ihn nicht einmal. Er greift zum bewährten Mittel und droht, alles anzugeben; zugleich gerathen sich die beiden Gauner Montgaillard und Fauche-Borel in die Haare — oder spielen dies —, was ja die Sache noch mehr gefährdet; und der erschrockene Condé gibt bedingungslos nach und bezahlt Montgaillard die geforderte Summe, ohne die von ihm gestellte Gegenforderung: die Auslieferung der die Affäre Pichegru betreffenden Papiere erfüllt zu bekommen.

D'Antraigues hatte das erwähnte Gespräch mit Montgaillard schriftlich aufgezeichnet. Als dann die republikanische Armee in die venetianischen Staaten siegreich eindrang, wurde der royalistische Agent und Emigrant verhaftet; und seine Papiere fielen in die Hände Bonapartes. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Streit zwischen dem Direktorium und der Opposition im Conseil des Cinq-Cents, deren Führer der Präsident desselben, Pichegru, war, seine Höhe erreicht; und die drei gefährdeten Mitglieder des Direktoriums: Barras, Rewbell und La Révellière-Lépeaux, waren — im Einverständniß mit den Generälen Bonaparte, Augereau und Hoche — entschlossen, einen Staatsstreich zu unternehmen. Sie suchten nur einen möglichst plausiblen Vorwand; und Bonaparte verschaffte ihnen im rechten Augenblick

einen solchen, indem er ihnen die bei d'Antraigues gefundenen Montgaillard'schen „Enthüllungen" zuschickte. Der Staatsstreich vom 18. Fructidor des Jahres V (4. September 1797) folgte. Pichegru wurde als Verräther gegen das Vaterland erklärt; auf den Mauern von Paris wurde ein in den Papieren des d'Antraigues befindlicher Brief Pichegru's aufgeklebt, worin dieser sich mit dem royalistischen Unternehmen einig erklärte. Dieser Brief war indessen eine Fälschung; nicht Pichegru, sondern die Polizei hatte ihn verfaßt, indem sie für ein Schriftstück des Generals ausgab, was nur eine mündliche Antwort war, die Montgaillard ihm in den Mund gelegt; die Polizei hatte außerdem noch die Worte „mit meiner Hand geschrieben", welche sich nicht im Orginal befanden, eingeschaltet. Pichegru wurde verhaftet und zur Deportation verurtheilt, ohne daß ihm eine gerichtliche Untersuchung und Vertheidigung bewilligt worden wäre. Später kam noch die Korrespondenz der Condé'schen Agenten dazu, welche einige Monate vorher in einem Troßwagen der Klinglin'schen Armee gefunden worden war, und wovon der Nachfolger Pichegru's an der Rhein- und Moselarmee, Moreau, sich jetzt nach dem Sturze seines Freundes und Gönners beeilte, Bericht zu erstatten. Als Anklage und Beweis gegen Pichegru waren diese Briefe ebenso belanglos wie die Angaben Montgaillard's; aber der Terrorismus hatte wieder seinen Einzug ins Land gehalten, und Pichegru's Schicksal war im Voraus entschieden.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat an der Hand der in den Archiven von Chantilly befindlichen Condé'schen Papiere und der in den Kriegsarchiven aufbewahrten militärischen Korrespondenz Pichegru's nachgewiesen, daß die Beschuldigungen auf Verrath in allen Punkten aus der Luft gegriffen sind; z. B. folgende: Pichegru habe selbst absichtlich sein Heer geschwächt, um den Oesterreichern den Sieg zu erleichtern; er habe die Absicht gehabt, ihnen Elsaß auszuliefern; er habe ihnen Mannheim ausgeliefert; er habe ihnen diejenigen Stellen angegeben, wo sie ihn am leichtesten besiegen könnten; er habe Jourdan ohne Beistand sitzen lassen u. s. w. u. s. w. Daudet kommt zu dem Resultat, daß Pichegru mit Condé und der royalistischen Partei in Verbindung gestanden, daß er aber weder als Bürger noch als Soldat etwas Verrätherisches begangen habe. Er resumirt das Ergebniß seiner Forschungen folgendermaßen:

> „Er beging das Unrecht, sein Ohr jenen royalistischen Vorschlägen nicht zu verschließen, die ihm in einem Moment zukamen, wo der erbärmliche Zustand des Landes seine Wiederaufrichtung zwingend machte, und in dem viele gute Franzosen überzeugt waren, daß diese Wiederaufrichtung nur dann von Wirkung und Dauer sein könne, wenn sie mit den Mitteln vollzogen würde, die der legitimen Monarchie angehörten. Aber indem Pichegru diese Anerbietungen anhörte, hat er davon nur das beachtet, was ihm erlaubte, dem zu entsprechen, ohne seine militärischen Pflichten zu verletzen."

Nach der Entdeckung der Verschwörungen in Lyon und Besançon hatten sich die geflüchteten Führer und Chouanhäuptlinge im Lande Vivarais versammelt. Sie faßten den Plan, einen Sendboten an den König zu schicken, um ihn zu veranlassen, einen militärischen Chef für die gesammte Insurrektion im Süden zu ernennen. Die Wahl fiel auf den Marquis de Surville. Dieser war einer der seltsamsten und sympathischsten Erscheinungen des Chouankrieges. „Er unterscheidet sich", schildert ihn Daudet, „von seinen wilden und zuweilen grausamen Gefährten durch seine Sensibilität, die einnehmende Anmuth seines Gesichts, den Adel seiner Empfindungen, die Bildung seines Geistes, seine Neigung zur Träumerei, die poetische Ader, die in ihm fließt und die er sich erst in bald sinnreichen, bald rührenden Eingebungen ausbreiten läßt, nachdem er sie mit einer gelehrten, der Sprache der Vergangenheit entlehnten Einkleidung umgeben hat. Zur Zeit als seine Anwesenheit unter den Verschwörern des Südens angekündigt war, ahnte niemand, außer vielleicht seine Frau und einige Freunde, daß in ihm die Seele eines Dichters war. Aber sie sang schon längst. Oft verkürzte er die Länge seiner abenteuerlichen Fahrten durch Versemachen. — Mit der Trägheit eines Kreolen vereinigte er die Energie und die Kraft eines Paladinen; und sein verwegener Muth zeigte sich zuweilen als Exzentrizität." Anfang 1796 begab sich Surville nach Verona. Inzwischen hielten die Zurückgebliebenen das Land in Athem, wie sie sich ausdrückten, mit Gewalt und Schreckensthaten allerlei Art. Mit dem Jahre 1797 fängt indessen die Auflösung an; von außen kommt keine Hilfe, und zwischen den Führern entsteht Spaltung und Uneinigkeit. Surville kehrt Ende August von seiner langwierigen Mission zurück, — mit ganz leeren Händen. Ein ganzes Jahr bleibt er dann völlig verschwunden. Im August 1798 wird er zusammen mit Dominique Allier und noch zwei Insurgenten in einem Gebirgsdorfe in der Haute-Loire gegriffen. Die gerichtlichen Aktenstücke enthalten gegen Surville keine Beschuldigungen wegen Mordes oder Diebstahls oder sonstiger Verbrechen; er wurde als Emigrant zum Tode verurtheilt. Mündliche Zeugen erzählten: „nachdem er den Beistand eines vereidigten Priesters, den einzigen, der ihm angeboten werden konnte, angenommen, ging er unerschrocken in den Tod, in Kniehosen, ohne Rock, ‚rosig und gepudert', sein Taschentuch in der Hand, die auf seinem Wege zusammengeströmte Menge mit einer Handbewegung grüßend". Er hinterließ vier Briefe, von denen nur der an seine Frau der Adressatin zugestellt wurde. Die drei übrigen wurden den militärischen Behörden ausgeliefert. Der eine war an seine Freundin, die Stiftsdame de Polier, Leiterin des „Journal littéraire de Lausanne", dessen Mitarbeiter er gewesen, gerichtet. Er lautet: „Es gibt Umstände, Madame, wo man nur Billette schreiben kann. Ich gehe, in wenigen Augenblicken, mir den Kopf zerschmettern lassen. Es wird mir nicht mehr möglich sein, meinen unbedeutenden Antheil an der Herstellung Ihrer interessanten Zeitschrift zu haben. Ich bitte Sie, einige Nummern an meine Frau zu schicken, die sie mit dem lebhaftesten Interesse lesen wird. Leben Sie also wohl für immer, leben Sie wohl, meine liebe und sehr ehrenwerthe Korrespondentin. In einer Stunde vielleicht erscheine ich vor dem großen Tribunal. Ich empfehle mich Ihren Gebeten, Ihrer Erinnerung und allem, was Ihnen theuer ist. Madame de Surville, die bald einige Beiträge von Clotilde (unter diesem Namen schrieb er) haben wird, wird die Ehre haben, sie Ihnen mitzutheilen. Sie verdient in jeder Hinsicht, daß Sie einen Briefwechsel mit ihr unterhalten. Empfangen Sie mein Lebewohl mit der Rührung, die ich selbst empfinde. Es ist mir sehr wohlthuend, eine ehrliche Seele zu finden, der ich ohne Furcht die Gefühle von Ehrerbietung, Dankbarkeit und Achtung, die Sie mir eingeflößt haben, anvertrauen kann."

Mit dem Tode des Marquis de Surville und Dominique Allier's war die Kraft der Chouanerie im Süden gebrochen, obgleich noch volle zwei Jahre vergingen, ehe sie gänzlich vorbei war.

München. Ola Hansson.

Freund Hein.

Junge Leiden scheint das Thema des neuen Romans von Emil Strauß „Freund Hein"*) zu sein. Das Motiv des Schulmartyriums feiner und scheuer Menschenkinder scheint er neu zu variiren. Diese Schultragik, das Erliegen einer zart und künstlerisch und dabei innerlich lauteren, wahrhaftigen Natur unter dem Zwang einer ihr nicht gemäßen Erziehung und das freiwillige Flüchten aus dem harten Leben in den Tod ist allerdings sein stofflicher Inhalt. Aber sein künstlerisches Wesen ist es nicht. Das schmerzlich

*) Berlin S. Fischer Verlag.

und erbitternd Ergreifende der Schulmisere ist nicht der dichterische Endzweck wie z. B. in Marie Ebner-Eschenbach's Novelle vom „Vorzugsschüler", in der man auch einen müden, fiebrigen Kinderkopf beim Lampenschein auf Gleichungen und Konstruktionen verzweifelt niedersinken sieht, in der, wie bei Strauß, die Musik Licht und Sonne und Aufathmen in eine verängstete Knabenseele bringt, und in der schließlich auch der selbstgewählte Tod der Ausklang ist.

Nur den tragischen Hintergrund bildet die Schulmisere für das, was Emil Strauß als sein dichterisches Thema erkannte. Und dies Thema ist die Schilderung des zweiten, innerlichen Lebens seines jungen Heinrich, des Lebens, das nicht den Bedingungen der äußeren Welt unterworfen ist, das er sich als ein unsichtbares Königreich selber schafft. Dies Leben und diese Welt phantasievollen Genießens, das Musik und Lyrik aus jeder Blüthe und jedem Zweig sich trinkt, das hat Strauß hier mit wundersam reinen und echten Tönen zum Klingen gebracht. Und so stark und weit läutet diese Botschaft von dem Reichthum und der unveräußerlichen Herrlichkeit der inneren Musik, daß das andere Leben in Kleinheit und scheuer, gedrückter Schülerangst nur als wirrer Traum erscheint, der vorübergeht, daß dies Buch, das mit einem Selbstmord endigt, nicht traurig ist, sondern heiter, zart und hell harmonisch, und daß das Scheiden in sokratischer Verklärung liegt. „Er lächelt", sagt der Freund an der Leiche Heinrich's, „wann werden wir's wieder mögen?"

Aufs tiefste hat Emil Strauß hier jene verschleierten, schwebenden Stimmungen ausgeschöpft, in denen die Wirklichkeitsdinge für die Feineren transparent werden, in denen, so wie im Märchen die Sonntagskinder die Sprache der Vögel verstehen, die künstlerisch Organisirten alles vibrirend und schwingend, beseelt und verkündend fühlen.

Für dies schwebende Schauen mit tiefen Blicken gibt es mannigfache dichterische Selbstbekenntnisse.

In Hebbel's Briefen sehen wir den Dichter traumwandelnd-wach durch alte Städte wandeln, einem Verwunschenen gleich und im Alltäglichen das Wunderbare spüren. Jeder Stein und jeder Pfeiler weckt Vorstellungen, und zwiefach schaut er die Dinge.

Und Mörike, den neue Biographien jetzt wieder frisch für uns beleben, belauschen wir in seiner Doppelexistenz, wie er „märchenhaft mit aufgeschlossenen Sinnen" in Wald und Garten hineinhorcht und sich von seinen Vorstellungen, die alles Wirkliche gesteigerter, bedeutungsvoller, symphonischer empfangen, wie von bunten Sommervögeln umflattern läßt. Was wir hier als Lebensbekenntnisse erfahren, das hat Strauß als Motiv für seine Dichtung genommen.

Er läßt seinen Knaben in der Wolke gehen und weiß, ohne je verstiegen oder künstlich-schwelgerisch zu werden, die glückseligen Empfängnißstunden rein natürlich und doch dabei mit leisem, magischen Unterton zu Gehör zu bringen. Und das psychologisch Feine daran ist, daß die innere Musik, die in Heinrich klingt, immer an wirklich reale und häufig an ganz alltägliche Objekte sich anspinnt. Sehr erinnert das an Mörike. Und Mörikisch vor allem sind die wachen Kinderträume vor den farbigen Fenstern der Bodentreppe, durch die die Sonne spielt und zauberhaften Schein auf Stiegen und Stufen malt, die Dämmerungen in der geheimnißvollen Notenkammer, wo die Kisten mit todten Liedern wie Särge in einer Gruft stehen, und die Gartenmärchen im dichten Gebüsch, in dessen Grün das Sonnenlicht fällt und die vielen Stimmen von da draußen, Vogelsang, Springbrunnenrauschen, Glockenklänge, die Ausrufe der Straße gedämpft, wie durcheinander fluthen und fließen durch die lichtdurchspielten, grünen Zweige.

Und dann gibt es Momente, wo die inneren Augen sich weit aufthun, wo in einer Alltagsszenerie sich etwas wie eine Vision, wie ein Wunder begiebt, wo Alltagsgeräusche Melodien werden und das Leben ein Traum.

Heinrich schlendert, ermattet und niedergedrückt von den Sorgen der Schule, durch die Straßen. Versonnen läßt er sich zum Bahnhof treiben. Ihm ist's, als müßte dort etwas geschehen für ihn, als käme etwas Liebes, Tröstendes, Glückbringendes. Die Züge bringen es ihm nicht, aber die Atmosphäre des Kleinstadtbahnhofs und des Wartesaals mit seinem Wechsel aus hastendem, drängendem, lärmendem Treiben und dem leer und öde Werden und schlaftrunken in Stille Versinken umwebt ihn. Er taucht unter in diese tönende Stille und fällt in einen dumpfen Zwischenzustand. Und als im Wandel der Bilder nun wieder der Saal sich füllt mit Stimmengewirr und Rufen, da ist's ihm, als steige er tief herauf aus einem engen, dunklen, seltsam wiederhallenden Brunnen an das gedämpfte, goldene Licht. Diese Brandung der Stimmen, die wie von ganz weiter Ferne braust, fühlt er aus einer andern Welt kommen. Wie Erinnerungsklänge ziehen sie durch seinen Schlaf der Sinne und wecken in ihm Töne auf Töne; mit vollen langen Wogen strömt es in sein Herz und aus seinem Herzen und durchschüttert ihn.

Das ist eine feine Nuance dieses modernen Dichters, daß er eine sensibele Seele im Alltag und seinen Geräuschen eine neue „Sphärenmusik" entdecken läßt. Und daß das nicht Litteratur, sondern wirklich musikalisch gefühlt ist, das beweist das Beispiel Charpentiers, der in seiner „Louise" den Rhythmus der Großstadt „la musique de la grande ville", „les voix de la rue" künstlerisch erfaßte.

Neben diesen Stimmen klingt nicht weniger suggestiv, was auf Wald und Wiese schwebt und webt. Panstimmungen werden lebendig auf jenen Waldgängen, da Heinrich, willen- und zweckvergessen in wundersam klarem Rausch der ganzen Fülle des Blühens rings sich neigt, das Gefühl körperlicher Gegenwart verliert, nur noch Sinn und Gefühl ist. Märchen begeben sich da in der Wirklichkeit, als er, ein kleiner Bub, den singenden Burschen durch den Wald in der Abendsonne nachläuft, den fern verklingenden Tönen nach, die so heimlich und aufreizend, süß und wehmüthig zugleich, ihn locken. Und wie ein Märchen ist auch jene Abendstunde auf dem Erntewagen mit Liedern und Glockenklingen in der Luft voll Heimfahrt- und Feierabendglück und tiefem wohligen Erathmen, daß es Heinrich auf den hochgethürmten Garben wird, als trügen all diese Stimmen und Klänge sie auf sonnenwarmem, duftigem, gleißendem Bett durch die Lüfte.

Und dann kommen die letzten Stunden im Wald, eine Idylle voll ernster, doch gefaßter Melodie. Als Heinrich sich den Tod wählt, ist er kein Verzweifelter, sondern ein Freier, der weiß, daß er für sich das Rechte thut und seine Heimath sucht. Voll großer künstlerischer Ueberzeugungskraft hat Strauß die beiden Naturen in diesem Knaben noch einmal zusammenfassend gestaltet: das Trübe, Gedrückte, Unfreie innerhalb der Schulmauern, das sein eigentliches Wesen klein macht und niederpreßt, so daß er nichts weiter ist, als ein schlechter, hülflos aufgegebener Schüler, und dagegen das Wachsen, frei und licht Werden, wenn er von aller Wirrniß entbunden, sich in seinem Elemente wiegt, paradiesisch, unschuldsvoll und heiter, wenn er sich Eins fühlt mit Blumen und Bäumen, und Musik um ihn und in ihm quillt.

Und all das Leidenschaftliche dieser seiner eigentlichen Existenz voll jungen, unverbrauchten Gefühls, voll „gedämpfter, verschämter Innerlichkeit und Freudigkeit", voll jauchzender Hingabe, läßt der Dichter diesen Jüngling noch einmal in seinem Walde durchleben, und ohne jede Sentimentalität und ohne jedes Pathos kommt leise gezogen Weihe- und Schleierstimmung, Abschiednehmen und letztes Grüßen und schließlich ein Gefühl: „als wäre das alles schon gar nicht mehr wirklich", bis er mit der Kugel im Herzen ins Gras sinkt, vollendet, heimgekehrt.

„Freund Hein" hat Strauß sein Buch genannt, aber dies Buch vom Tode hat nichts vom Grotesk-Gemüthlichen und Grimmig-Spaßhaften des Todtentanzgerippes, es ist eher, wie die Alten den Tod gebildet, wie Cypressendunkeln, verhallendes Saitenspiel und verlöschende Fackel . . .

Felix Poppenberg.

Theater.

Deutsches Theater: „Der Weg zum Licht". Ein Salzburger Märchendrama in 4 Akten von Georg Hirschfeld.

Der empfindsame Reisende weilt in Salzburg. Es geht ein eigenes Flüstern durch das Dunkel der Tannenwälder, altkluge Geschichten erzählt eilfertig der Quell, und wenn das Mondlicht auf den Bergesgipfeln spielt, heben lichte Gestalten ihren gespenstischen Tanz an. Lang gekannte Märchen werden wach. Sie erzählen von den Dunkelelben und Zwergen, die tief im Berginnern das Gold aus dem Gesteine hämmern und künstliches Geschmeide daraus fertigen. Sie wissen von den Lichtelben, die zu luftigem, losem Tanz im Sternenlicht auf die Bergfirne eilen. Sie raunen von der Sehnsucht, die die einen zu den anderen treibt. Und der empfindsame Reisende betritt die Stätte, wo die alten Burgen ragten. Er sieht die Ritter aus den zerfallenen Thoren reiten, der Minnesänger führt sein holdes, erröthendes Gemahl auf sein Schloß, die Halle ist mit Tannenreisern geschmückt, die Knappen und Diener eilen herbei, das junge Paar willkommen zu heißen.

Der empfindsame Reisende hat Phantasie. Die wechselnden Eindrücke fügen sich ihm zu lose gewebter Erzählung: Der Dunkelelb in Bergestiefen fiebert nach den holden Wildfrauen, die ihren Reigen auf luftigen Höhen tanzen. Sie aber verachten ihn und seine Mißgestalt. Da treibt ihn sein Verlangen, ein schönes Menschenkind sich zu gewinnen. Die Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein ist tödtlich erkrankt, kein Arzt vermag ihr zu helfen. Er bringt ihr den Trank, der ihr die Gesundheit zurückgibt — dafür muß sie ihm versprechen, auf die Bergeshöhen ihm zu folgen. Sie aber liebt Reinmar von Zweter, den Minnesänger, und der Tag ihrer Genesung verbindet sie für immer mit dem Geliebten. Wie nun zu nächtlicher Stunde der Dunkelelb naht, seine Rechte geltend zu machen, bezwingt ihn die holde, reine Minne des liebenden Paares. Ein Höheres geht in seiner Seele auf. Er entsagt, und die Entsagung adelt. Wie eine winterliche Hülle wirft er frühlingskräftig seine Mißgestalt ab und schwebt den Höhen zu, in einen Lichtelb gewandelt.

Das alles raunt die Phantasie in einem Kosestündchen dem empfindsamen Reisenden zu, er darf es als „Erinnerung an Salzburg" heimwärts mit sich nehmen. Und soweit ist der empfindsame Reisende in seinem guten Recht. Georg Hirschfeld aber hat die flüchtige Eingebung zu einem Märchendrama „Der Weg zum Licht" gestaltet.

Nicht so ganz ohne weiteres. Persönliches Empfinden hat er in den Stoff hineingetragen. Der Dunkelelb, der in Bergestiefen Geschmeide bildet, ist — der Künstler. Wonne und Qualen des Künstlerthums hat er auszukosten. Und weil er Künstler, drängt es ihn zu lichteren Sphären. Die Kunst stillt und weckt seine Sehnsucht zugleich. Eindrücke aus seinem eigenen Künstlerberuf heraus hat Hirschfeld diesem Dunkelelb in die Seele geschrieben, und hat dabei echte lyrische Töne gefunden. Was an persönlicher Beichte in dieses Märchen niedergelegt ist, wirkt dichterisch.

Aber ein Drama, nein. Man sieht im ersten Akt diesen Dunkelelb in seinem Kummer und in seiner Sehnsucht, aber dieser Kummer gilt nur seiner körperlichen Mißgestalt, diese Sehnsucht ist zunächst nur ein etwas wahlloses Gieren nach schönen Frauen, seien sie, wer sie seien. Er greift dann zum Wanderstab, die Episodenmütze wird ihm aufgesetzt, er sinkt zu Bedeutungslosigkeit herab. Der Kranken bringt er den Trank, die Genesene mahnt er an ihr Versprechen. Das ergibt für ihn je einen kurzen, inhaltleeren Auftritt in zwei langen Akten. End aller Enden geht die große Umwandlung in ihm im Laufe einer Unterredung mit dem glücklichen Paar parlando vor sich. Das ist selbst für einen Dunkelelb etwas wenig, um seine Seele soweit zu enthüllen, daß man Theilnahme für ihn gewinnen könnte. Gerechterweise müßte denn auch das Drama heißen: „Der Sprung zum Licht." Und dieser Sprung hätte ebensowohl bereits im ersten Akt gethan werden dürfen. Und andererseits. Das Töchterlein des Pfalzgrafen am Rhein weiß innerlich nichts von dem immerhin harten Schicksal, das ihr droht. Die Bedingungen, die der Zwerg stellte, hat sie nicht verstanden, konnte sie nicht verstehen, da er auf Täuschung ausging. Sie verlobt sich frisch, fromm, fröhlich mit ihrem Minnesänger und ist dabei in ihrem guten Recht. Innere und äußere Entwicklung klaffen auseinander. Sie hat im Drama die Position einer Dame, die an einem Dach vorbeigeht, von dem der Wind die Schiefer niederweht. Ein Glück, daß sie den Schirm ihrer Frömmigkeit aufspannen darf.

Das Drama ist Erzählung geblieben. Um nur nothdürftig das äußere Geschehen in Gang zu bringen, hat Hirschfeld einer Fülle von Unwahrscheinlichkeiten benöthigt. Schlimmer wiegt die innere Unklarheit. Ist das ein Weg zum Licht, daß der Künstler seiner Kunst Valet gibt, um in höheren Sphären sich zu bewegen? Dieser Dunkelelb, der ganz als Künstler empfunden und gezeichnet war, thut mit der Mißgestalt des Leibes seine letzte Eigenart ab, er verliert das Einzige, was noch einigermaßen an ihm zu interessiren vermochte. Und was gewinnt er dagegen? Ein undefinirbares höheres Sein, zu dem innerlich keine Pfade führen. Rückblickend fragt man sich nun: war dieser Elb, dem Hirschfeld so viel Selbstbekenntnisse in den Mund gelegt hat, wirklich ein Künstler? Was that er denn, sich zu beglaubigen? Fertiges Geschmeide hatte er im Kasten liegen, er sprach von den geheimen Qualen und Freuden, unter denen er es gefertigt; gewiß; aber alles, was man von ihm sah, war lüsternes Sehnen nach irgendwelchen Geschöpfen weiblichen Geschlechts. Macht das den Künstler?

Die Geschehnisse des Dramas gehen dauernd neben der inneren Entwicklungsbahn her; kaum, daß sich einmal die Linien kreuzen. Es ist wie ein Spazierenschlendern um den geraden, vorgezeichneten Weg herum. Es ist ein Danebendichten.

Ansätze sind vorhanden, zumeist lyrischer Natur, die verheißungsvoll anmuthen, aber ein Aufblühen ist ihnen nicht gegeben. Es fehlt ganz an dem folgerichtigen Durchdenken der Motive, an der planvollen Gestaltung des Stoffes, an der Konsequenz der Charakterzeichnung. Hirschfeld hat sich keine Mühe verdrießen lassen, den sprachlichen Ausdruck peinlich zu feilen, aber die rechte Gedankenarbeit ist er schuldig geblieben. Es ist etwas Ungeschultes in seiner Reflektion. Er hat es bei seiner Konzeption und ihrer Durchführung an der Kritik fehlen lassen, die man nachträglich ungern an seinem Werke übt.

Otto Sommerstorff und Theresina Geßner gaben das stark konventionelle minnesängerliche Liebespaar mit edlem Anstand und mit zärtlicher Anmuth. Max Reinhardt fand aus der dunkelelbischen Theorie in überzeugende Praxis nicht hinüber; Hanns Fischer gefiel in einer Nebenrolle. Im großen Ganzen war die Aufführung ganz einem verfehlten Drama angemessen; nur will uns diese homöopathische Behandlung nicht zweckmäßig und nicht würdig dünken.

Friedrich Dorn.

Der Wolf.

(Eine Geschichte vom hohen Venn.)

Wo das Venndorf zu Ende geht, fängt das Venngras an zu wehen. Es weht immer; Lüfte fahren über die moorige Haide, frisch und scharf wie Seebrisen. Und mit klagendem, mövengleichem Schrei segelt ein Raubvogel.

Hinter Hainbuchen, die seltsam ihre Aeste ineinander schlingen und knoten zu undurchdringlichen, bis zum Giebel reichenden, beschornen Hecken, ducken sich die Dorfhäuser.

Aber ganz oben, zuhöchst auf dem Venn, preisgegeben allem Schnee des Winters, allen Stürmen von Frühling und Herbst, allem Brand des Sommers, liegt ein Haus ohne allen Schutz. Ohne den Schmuck der Hecke, nackt, aus dunklen Balken gerichtet; ein Blockhaus. Nur sein rothes Dach gibt lebendige Farbe; wenn die Sonne darauf scheint, schreit das in die Weite.

Es schreit wie ein Blutfleck, und die es von weitem sehen, haben keine Freude daran. Die Fenster sind vergittert, und die Gesichter, die sich hinter den Eisenstäben zeigen, — kommt wirklich einmal eine Menschenseele vorüber, — sind auch nicht vertrauenerweckend. Frech schielen sie, oder sie starren düster in die tiefblaue Ferne, die, ewig weit, sich vennabwärts aufthut. —

Hier hauste Simon Breuer, der Aufseher der Strafkolonie, mit vierzig Strafgefangenen. Immer trug er den geladenen Karabiner über der Schulter, aber er verließ sich nicht auf den. Mochten die Kerle innen im winterdunklen Haus Körbe flechten, Tag für Tag, endlose Wochen, oder bei besserer Jahreszeit draußen schuften: immer war sein Auge über ihnen. Sein wachsames, scharfäugendes Falkenauge von hellem Grün-grau mit dem seltsam dunklen Ring um die Iris, das taugte am besten. Simon Breuer wußte es wohl: nur Courage — sonst hätten die Vierzig ihn längst todtgeschlagen.

Er war ganz allein mit ihnen. Nur alle vierzehn Tage Sonntag, und auch zuweilen an einem Abend in der Woche, kam ein Ersatzmann herauf, der Hilfsaufseher, der im Venndorf wohnte. Dann schloß Simon Breuer seine Horde in den Schlafsaal ein, legte die eiserne Querstange vor die Thür und stellte den Ersatzmann mit geladener Flinte draußen auf Posten. Er selbst lief hinab zum Dorf. Und die Vierzig sahen ihm nach, wie er eilte, und stießen sich die Köpfe an den Eisenstäben und stierten und stierten: der rannte zu seiner Frau.

Die hatte sich Simon Breuer nachkommen lassen, und unten bei der Möhn*) einlogirt, bald nachdem er oben mit seinen Vierzig angerückt war. Das Haus hatten sie bauen müssen auf sein Kommando, während schon die Herbststürme sausten; er hatte sie getrieben von früh bis spät, bald war er hier, bald dort. Müde schien er nie zu sein, denn manchen Abend lief er noch hinunter trotz Schlamm und Schnee.

Jetzt war's Frühling, und sie begannen das Venn urbar zu machen. Stählern hallte die Stimme des Aufsehers, weithin getragen vom Wind; ohne einen Zug des energischen braunen Gesichts zu regen, kommandirte er, genau wie zu seiner Unteroffizierszeit zwischen den Kasematten von Köln am Rhein. Eiserne Zucht! Was wußten denn die Gefängnißverwaltung zu Aachen, die Herren am grünen Tisch, wie man's macht, der Bestie so zu imponiren, daß sie nicht wagt, nach dem Fuß zu schnappen, der ihren Nacken tritt?!

Die Sträflinge waren weit über's Venn vertheilt; hier ein Trüppchen, dort ein Trüppchen. Sie jäteten und hackten und schaufelten und gruben, zogen Gräben und rodeten Ginstergestrüpp; ein schwehlender, stinkender Rauch kroch langsam über den Boden hin. Das war ersticktes Feuer, was da um sich fraß und Haidekraut und Wurzelwerk verzehrte.

Scheinbar frei, allen offen, lag das ganze weite, gewaltige Venn mit dem unbegrenzten Horizont, den unruhige Wolken bewegten. Aber niemand dachte an Flucht.

Vergangenen Herbst, gleich ein paar Tage nach der Ankunft, hatte es einer riskirt; Nr. 6 war ausgebrochen, mitten aus der Kolonne heraus, am hellichten Nachmittag, und war ins Venn hineingerannt mit der Flüchtigkeit eines Hirsches. Der Aufseher hatte den Karabiner von der Schulter gerissen, angelegt, und ihn dann doch wieder sinken lassen — wozu schießen?! Nr. 6 würde nie die Baraque Michel erreichen, in deren Thurm ein zitterndes Licht bei Nacht und Nebel die belgische Grenze weist. Nur drei, vier Stunden bis dahin. Aber man muß den Weg kennen, den selten betretenen Pfad, sonst thun die Sümpfe des Venn ihr Maul auf und verschlucken den Unkundigen.

Simon Breuer kannte das Venn, war er doch von hier zu Haus, im Venndorf geboren, einst, barfüßig, beerensuchend durch Moor und Haide gelaufen. Er wußte, wo man sicher tritt, wie man springt von Moospolster zu Moospolster und die Lachen meidet, die selbst im Sommer der kalte Odem der Vennnacht mit leichten Eiskrystallen überkrustet. Ihn schreckte auch kein Dunkel; ein schwarzes Föhrengestrüpp, ein Wachholderstäudchen, ein Ginsterbusch waren ihm Wegweiser genug.

Noch krähten die Hähne nicht unten im Dorf dem grauenden Morgen entgegen, da hatte er Nr. 6 schon wieder heimgebracht; in der Irre war der gelaufen, verwirrt vom immer gleichen Einerlei, von der starrenden Oede, der grenzenlosen Einsamkeit. Alle Schrecken der Vennnacht hatten den Flüchtling überfallen; schwach um Hilfe rufend, steckte er in einem Wasserloch, und die gurgelnde schwarze Tunke hatte ihm schon den Mund stopfen wollen.

Jetzt war niemand mehr, der auf Weglaufen rechnete. Sie hatten die Hoffnung aufgegeben.

Sie fürchteten das Venn.

Abergläubisch horchten sie den klagenden Tönen der Nacht, dem Unken und Uhuhn, dem Raunen und Rauschen, dem Grauen und Brauen: Das sind die Geister des Venn, die eine Schuld ruhelos umtreibt! Aus den Mooren steigen sie, in weiße Sünderhemden gewandet, und wen sie packen mit gespenstischen Händen, dem drehen sie 's Genick um!

Aber ihren Aufseher Simon Breuer fürchteten sie noch mehr als das Venn.

Zwischen den arbeitenden Gruppen ging er unaufhörlich hin und her, umkreiste sie wie ein Schäferhund die Heerde. Sie sollten sich eilen. Heute noch mußte der Graben fertig sein, da gab's kein Mattwerden. Immer voran — Spatenstich auf Spatenstich — und dann die nasse Moorerde auf Karren, fort damit!

Und morgen wurden die Röhren zur Entwässerung gelegt — dort lagerte ihrer schon ein Haufe — und bald würde sich hier ein Saatfeld breiten, die zartgrünen Halme im Vennwind wiegen!

Nur voran, voran! Simon Breuer konnte es nicht abwarten — der Bauernsohn wurde lebendig im Unteroffizier. Und würde das Stroh auch niedrig stehen, der Körnerertrag gering werden, wer hatte es je bislang erlebt: ein Kornfeld auf dem hohen Venn?!

Schon stand der Sonnenball tief unten über der Richelsley und ließ das Riesenkreuz schimmern, das sich dort auf haushohem Felsblock aus tiefdunklen Föhren erhebt. Noch immer arbeiteten sie; sie waren hundemüde, ihre Hände geschwollen vom Spatenstiel, aber sie wagten kein Verschnaufen — Simon Breuer stand dabei.

Jetzt sank der rothe Ball in die Föhren, und wie mit Zauberschnelle war jede Spur von Wärme verschwunden. Schaurig wehte es über's Venn, feuchtkalt rieselte es über die von der Arbeit erhitzten Körper.

---

*) Muhme, Tante.

Die geringe Sträflingskleidung: das grobleinene graue Hemd, das über der blautätowirten Brust offen steht und auch die tätowirten Arme freiläßt, die dünne Hose, die nackten Füße waren naß vom schnell fallenden Thau. Fröstelnd wollte es die Vierzig schauern, aber sie unterdrückten es — Simon Breuer stand dabei.

Nr. 30, ein hagerer, großer Mensch mit tief in die Stirn gewachsenem Haar und eingesunkenen Augen fror stärker als die anderen; er war die freie Luft nicht gewöhnt, nicht der Hände Arbeit. Er ließ den Spaten fallen und sah verstört um sich; aber ein Blick des Falkenauges traf ihn, und sich duckend, nahm er den Spaten wieder auf und stieß ihn von neuem ins zähe Erdreich.

Endlich trotteten sie heim, immer paarweise, zwei und zwei, die Spaten geschultert. Der Aufseher trieb sie vor sich her: zur Suppe.

Heut war es an Nr. 30, die Erbsensuppe in die Blechnäpfe auszutheilen; er selbst kam zuletzt an die Reihe. Ausgehungert, das starke Gebiß vor Gier fletschend, stürzte er sich kaum über seine Portion, da hieß es auch schon: „Näpfe zusammenstellen! Weggetreten! Zu Bett!"

Ein tückisches Funkeln glomm auf in des Hungrigen tiefliegenden Augen, aber er wagte keinen Laut, ließ gehorsam den Löffel fahren und trottete gesenkten Kopfes den anderen nach in den Schlafsaal.

Dort brannte kein Licht; im schwachen Schimmer, den Mond und Sterne durch die Ritzen des Gebälkes sandten, suchten sie ihre Betten, die, wie in Kasernen und Schiffskojen, immer zwei und zwei übereinander standen.

Da lagen sie nun, endlich allein, aber sie wagten doch nicht zu sprechen. Nur ein Flüstern ward hie und da gewagt.

Simon Breuer war auch hier über ihnen. Die Thür seiner Schlafkammer, gegenüber am Flur, hatte er offen stehen lassen, sie hörten seinen starken, gleichmäßigen Athem, und das Flüstern verstummte scheu. —

Das Frühjahr schritt voran. Wenn die Vierzig jetzt auf dem Venn arbeiteten, hörten sie ab und zu eine Lerche trillern, sahen sie emporwirbeln wie ein Bällchen und sich verlieren in freien Lüften.

Frei sein — frei! Sie dachten gar nicht mehr daran. Sie begehrten nicht mehr auf in innerlicher Wuth, in stumm-trotziger Widerspenstigkeit, wie in der ersten Zeit — sie waren stumpf geworden im öden Einerlei der Tage.

Kein Blick mehr schweifte vennabwärts in die blaue Ferne, wo die Städte lagen, in deren Straßen sie sich umhergetrieben, in deren Schlupfwinkeln sie oft der Polizei ein Schnippchen geschlagen.

Sie sahen nicht, daß das Venn blühte. Und das war jetzt schön. Aus dem braunen Moorboden, der, von weitem gesehen, als öder Strich den Horizont säumt, war das Haidekraut aufgeblüht, jene wundersame Vennhaide, deren Glocken groß und blaßrosa sind und den schwärmenden Bienen den duftigsten Honig bieten. Kleine blaue Falter gaukelten drüber hin und genossen im Liebesspiel ihren, ach so kurzen Sommertraum. Die Vennbeere zeigte schon die, blauenden Schlehen ähnliche, duftbehauchte Frucht, und die Preißelbeere, das köstlichste Obst des Venn, streckte überall ihre myrthengrünen, glänzenden Büschelchen. Leichte weiße Flöckchen auf schwanken Stengeln übernickten die Sumpflachen; und am Himmel, der großen tiefblauen Glocke, stand die Sonne, heiß, strahlend am Mittag, aber am Abend roth verglühend, und verklärte das weite Meer des Venn.

Allnächtlich erhuben die Frösche ein leidenschaftliches Lied, und hinter'm Hahnheisterbusch schlief der Mond und warf ein verträumtes Leuchten auf das einsame Haus.

Die Vierzig schliefen nicht. Sie waren todtmüde vom schweren Tagewerk, von dem prallenden Sonnenfeuer des Mittag, von dem Odem des Venn, der, trotz Sommerzeit, hart ist und hart bleibt; aber sie fanden keine Ruh. Rastlos warfen sie sich, halb entblößt, des feinen Zugwinds nicht achtend, der von Wand zu Wand strich und doch den stickigen Dunst nicht klären konnte, der im Schlafsaal braute. Die Nacht war schwül.

Gestern war des Aufsehers junge Frau zum ersten Mal hier oben gewesen, ihren Mann zu besuchen. Die Arme hatte sie um seinen Hals geschlungen, und er hatte sie geküßt. Vor dem Haus war es geschehen; die Vierzig hatten es mitangesehen. Im Schlafsaal waren sie gerade gewesen; an den Gitterfenstern hatten sie sich gedrängt und gepufft und auf die Zehen gereckt: ein Weibsbild! Die Köpfe hatten sie gegen die Eisenstäbe gestoßen: ein Weibsbild! Zum ersten Mal wieder eins! Ein Weibsbild!

Die Augen waren ihnen fast aus den Höhlen gedrungen.

— — — — — Und heute, jetzt war er schon wieder herunter zu ihr — — —!

Eingeschlossen hatte er sie. Sie hatten ihn mit dem Hülfsaufseher kurz ein paar Worte wechseln hören, und dann seinem Tritt gelauscht, dem raschen, trabenden. Der hatte Eile! Der lief nun durch den Mondschein, immer trab, bis näher und näher das Licht im Haus hinter der Hecke winkte!

Unruhig fielten sich die Vierzig herum. Heiß war es ihnen, zum Ersticken. Sie verfolgten den Mann weiter auf seinem Weg.

Nr. 30 lag in seinem Bett, platt auf dem Rücken, und stierte ins Mondlicht, das durch eine Luke im Dach mit schwertbreitem, blankem Stahl hereindrang. Seine Augen schwammen; träg, wie gelöst hingen ihm die Glieder. Er träumte.

Plötzlich überlief seinen Körper ein Schauern, seine abstehenden Obren zuckten, die niedrige Stirn zog sich in Falten, seine Nüstern bebten, die Augen preßte er zusammen, sein Mund verzerrte sich — das war kein Lächeln, das war eine Fratze. Die Brust keuchte, er bäumte sich, riß das harte Polster an sich und preßte es mit wilder Kraft. Und dann krallte er die Finger ins kurzgeschorene Haar und rupfte sich die Borsten aus. Der Schweiß rann ihm, er war wie gebadet. Die nackten Arme streckte er vor sich und biß sich hinein, schlug die starken Zähne ins eigene Fleisch, daß Blut kam. Das Weiß in seinen Augen unterlief roth. Wie ein Krampf hatte es ihn gepackt, rüttelte ihn, zerschüttelte ihn, erpreßte ihm Thränen; zäh sickerten sie aus den Augenwinkeln. Er ballte die Fäuste und steckte sie ins Maul, um nicht laut aufzuheulen vor Ausgehungertheit, vor ungestillter Gier. Er röchelte, wie jemand, dem es ans Leben geht, und stieß dann, ermattet, heisere Seufzer aus, denen ein Chor von Seufzern antwortete.

Wie ein Winseln stieg's auf unter dem weltfernen Dach, das sich im keuschen Mondlicht badete. — —

Simon Breuer's junge Frau kam nun öfters herauf, nun die gute Jahreszeit da war. Es wanderte sich jetzt gemächlich über's Venn. Das Blumenpflücken verkürzte den Weg — und dann die Freude, ihn bald zu sehen! Sie waren knapp ein Jahr verheirathet und noch in der ersten Verliebtheit.

Die Möhn unten, schüttelte oft den Kopf, wenn sie sich so zärtlich umhalsten; die hatte nicht mehr Sinn für so was. Die war alt und dürr, und ihr Mann war längst todt. Wenn sie das junge Weib zuweilen ein Endchen Weg hinauf begleitete und die lebenslustige Kölnerin allerhand verliebte „Stückskes" trällerte, ging sie zehn Schritt hinterher, schlug ein Kreuz und betete ihren Rosenkranz.

Noch nie war sie bis oben zum Haus mitgegangen; sie hatte wie alle im Dorf eine gewisse Scheu vor der Strafkolonie und den Kerlen in der Sträflingskleidung. Die Nichte lachte sie darum aus: die thaten einem ja nix, die waren froh, wenn man ihnen nix that!

Einzig die Preißelbeeren verlockten jetzt die Möhn, dann und wann weiter mitzugehen. Die reiften; herrlich wie Korallen glänzten sie. Das alte Weiblein hatte ein Auge auf sie geworfen, gaben sie doch, mit ein wenig Zucker eingekocht, eine leckere Zukost an Fasttagen.

Der Jungen wurde in letzter Zeit das Bücken mühselig, so machte sich die Alte heut allein auf, von den

Beeren zu sammeln, denen der leichte Reif der vergangenen Nacht und der Sonnenbrand des Mittags besondere Süße verliehen. Außer dem Rosenkranz nahm sie einen Korb mit.

Hinter dem letzten Gehöft fingen schon die Korallen an im Venngras zu blinkern, jedoch erst vereinzelt. Aber dort, weiter hinaus, da standen sie in Masse. Hastig steckte die Möhn den Rosenkranz in die Tasche — hier war noch niemand vor ihr gegangen, hier gab's eine Ernte! Emsig sammelte sie. Hier ein Platz wie ein rothes Tuch, drüben ein noch rötherer!

Als sie endlich einmal aufblickte, lag der Hahnheisterbusch längst zwischen ihr und dem Dorf, und ganz nah schimmerte das Dach der Strafkolonie. Die losen Hemden der Sträflinge blähten sich im Wind, wie hellere Flecke waren sie über's Venn verstreut. Da und dort ließ einer für Augenblicke den Spaten fahren, zog die heruntergerutschte Hose mit beiden Händen herauf und stierte nach der Beerensucherin.

Aber dem Weiblein war's heute gar nicht bang. Die Nichte hatte schon recht, die waren froh, wenn man ihnen nix that! Und was sollten sie ihr wohl auch anthun, ihr, einer gebrechlichen Alten?! Schätze hatte sie nicht. Zudem war der Himmel noch freundlich, und sie hörte die kommandirende Stimme ihres Schwestersohns schallen.

So fuhr sie ruhig fort, weiter zu sammeln, bückte und bückte den alten Rücken, bückte ihn so tief, daß die goldene Abendsonne ihren rothen Friesunterrock beglänzte und die blaubestrumpften dürren Wädchen.

Ganz still war's ringsum. Nichts als das Summen der Bienen. Da — plötzlich — ein Schnaufen wie das eines wilden Thiers ihr im Rücken — ein Fauchen — ein glühender Athem hauchte sie ins Genick — es sprang ihr was an, es packte sie, es riß sie nieder —

Simon Breuer ließ einen neuen Brunnen ausschachten oben auf dem Scheitel des Venn, das Wasser im alten roch faulig, sie waren alle davon krank geworden. Das war kniffelige Arbeit.

Er stand, vornübergebeugt, und guckte, ganz bei der Sache, zu den Arbeitenden hinunter in den Schacht.

Die Uebrigen karrten, hackten, rodeten nicht weit davon.

Die sinkende Sonne verklärte das Venn; es war eine friedliche Stunde.

Doch jetzt ein Schrei! So ward noch keiner hier gehört — ein schriller, zeternder Weiberschrei! Und jetzt wieder einer — schon halb erstickt, hervorgestoßen aus gewürgter Kehle!

„Sackerment!“ Blitzschnell fuhr der Aufseher herum und riß den Karabiner von der Schulter.

— — — Da — in der Senkung — keine hundert Schritt weit — etwas rothes! Ein Weiberrock! Und zappelnde, blaubestrumpfte Beine!

Ein Kerl drüber her, im Sträflingshemd, mit kurzgeschorenem Kopf.

„Hallunke, zurück! Hierher!“

Der im Sträflingshemd mußte den Aufseher hören, aber er drehte nicht einmal den Kopf. Kein Appell. Kein Hören, kein Sehen. Blind, taub, toll.

„Bestie, verdammte!“ Der Aufseher hob den Karabiner und schoß.

Dann stürmte er zur Stelle.

Aus dem zertretenen Haidekraut erhob sich zitternd und zeternd die Frauensperson. Vor Entsetzen schlugen ihr die paar wenigen Zähne im Mund, das welke Kinn wackelte ihr.

„Donner und Doria!“ Simon Breuer fuhr zurück, „die Möhn —?!“

Da lag ihr Korb, und die rothen Beeren hatten sich daraus ergossen, wie ein Strom von Blut.

Die Alte war ganz von Sinnen. Jammernd kniete sie nieder und las ihre Beeren auf, immerfort blöd lallend: „Ene Wolf — Jessesmaria, ech han gedaach: ene Wolf, ene Wolf!“

Fast scheu betrachtete Simon Breuer den Todten. Dann kraute er sich nachdenklich hinter den Ohren; er verstand die ganze Sache nicht recht.

— — — — — — Um das alte Weib?! Und so zu sagen ihm vor der Nase — war's möglich?! — — Und noch dazu Nummer 30, das feigste Luder von allen!

Clara Viebig.

Der Samariter. Roman von Ernst Heilborn. Berlin. 1901. Gebr. Paetel.

Doktor Heuser, der „Samariter“, ist kein Volksbeglücker im üblichen Sinne, einer, der mit klingenden Phrasen hausirt und Utopien predigt. Nicht durch Eitelkeit oder Reflexion kommt er dahin, den Anderen dienen zu wollen, der innerste Grundzug seines Wesens drängt ihn dazu. Ein großes echtes Mitleid ist in ihm, beherrscht ihn völlig; er will allen helfen, dem Einzelnen, der seinen Weg kreuzt, und all den anderen, von deren Leiden er nur gehört. Und auch zur Ehe führt ihn nur das Mitleid. Zur Ehe mit einem jener unseligen Geschöpfe, die immer und unter allen Umständen unglücklich sind und naturgemäß auch ihre Umgebung unglücklich machen. Er aber fühlt Mitleid mit der Häßlichen und Verbitterten, von aller Welt Zurückgesetzten und deutet dieses Gefühl als Liebe. Die traurige Ehe währt nicht lange. Zugleich mit ihrem todtgeborenen Kinde wird die junge Frau begraben. — Und nun folgt auf den „Roman“ das ungleich tiefere Nachspiel. Wie der junge Wittwer im ersten Eindruck des Schmerzes sich selbst die Schuld an den vergangenen Mißhelligkeiten beimißt, ja noch mehr, sich den geistigen Mörder der Frau nennt, wie er aber dann durch den rosigen Schleier: Erinnerung ein Glück zu sehen beginnt, das er in Wirklichkeit nie genossen, ein Glück, das immer heller und heller wird, bis es in seiner imaginären Nachwirkung Ruhe und Zufriedenheit über den Einsamen breitet, — das ist mit feinster Kunst aufgebaut. Zu fein eigentlich; zu subtil für einen Roman, der ja nur zu oft zur Hand flüchtiger Leser gelangt. Ein solcher oder richtiger viele werden dann fragen: „Was faselt der denn von vergangenem Glück, da er doch gar nicht glücklich war!“ Wohl war er's nicht, in der Erinnerung aber ist ihm, als sei er's gewesen. Nicht „er“ allein, wir alle, alle sind nicht anders. Und nur, weil Heilborn nirgend persönlich hervortritt — mit einem einzigen Satze hätte er die Lehre seines Buches augenfällig machen können — deshalb mag wohl als „unmöglich“ bezeichnet werden, was in Wirklichkeit „Naturalismus“ in seiner besten Form ist, leibhaftiges Leben und durchaus kein Einzelfall. Wie denn überhaupt eine Fülle scharfer Beobachtung in dem Buche steckt, über die manches Auge verständnißlos hinweggleiten wird. Doch, das ist wohl nicht des Dichters Schuld, daß . . . so viele Leute nicht lesen können.

g. a. p.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 29. Berlin, den 19. April 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{3}{4}$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Ueber die Resultate der Besprechungen des deutschen Reichskanzlers mit den italienischen und österreichischen Ministern in Venedig und Wien ergeht sich ein Theil der deutschen Presse noch immer in allerlei Vermuthungen, insbesondere nach der Richtung hin, wie weit auch die handelspolitischen Beziehungen Deutschlands zu den Dreibundstaaten mit in den Kreis der Erörterung gezogen worden sind. Es scheint festzustehen, daß man in jenen Konferenzen über allgemeine Redensarten von der Nothwendigkeit, einen handelspolitischen Ausgleich herbeizuführen, und von dem guten Willen, der auf allen Seiten bestehe, nicht hinausgekommen ist. Daß diese allgemeinen diplomatischen Redensarten keinerlei realen Werth haben, angesichts der harten wirthschaftlichen Interessentämpfe, sollte keines besonderen Hinweises bedürfen. Aber der gläubige Zeitungsleser steht in allen Ländern noch auf dem Standpunkt, daß er meint, wenn er von diplomatischen Zusammenkünften hört, es müsse sich dabei auch etwas Wichtiges denken lassen. In Wirklichkeit lebt der Durchschnittsdiplomat nur von der Hand in den Mund und ist froh, wenn er die Verlegenheiten des Augenblicks überwindet. Die Frage der Erneuerung der Handelsverträge gehört einer Zukunft an, für welche jedenfalls bisher noch keinerlei Vorsorge getroffen ist. Es besteht eine sehr ernsthafte Gefahr, daß auch auf diesem Gebiet der günstige Moment verpaßt werden wird.

Unverkennbar ist in ganz Europa die schutzzöllnerische Strömung im Wachsen. Wir haben in diesen Blättern wiederholt in jüngster Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß diese schutzzöllnerische Strömung auch England zu ergreifen drohe. Der Burenkrieg, welcher die liberale Partei Englands gespalten und damit politisch operationsunfähig gemacht hat, hat die englische Wirthschaftspolitik mittelbar ebenfalls höchst ungünstig beeinflußt. Die Konservativen, unter denen Großgrundbesitzer und industrielle Großunternehmer die Hauptrolle spielen, waren protektionistischen Experimenten seit geraumer Zeit nur noch deswegen abgeneigt, weil man davon eine höchst ungünstige Rückwirkung auf die Wählerschaft des Landes befürchtete. Die Finanznöthe, in welche das Land durch den südafrikanischen Krieg gebracht wurde, und die völlige Paralysirung der liberalen Opposition haben es dann dahin gebracht, daß der Rückfall in protektionistische Irrthümer allmählich auch zum Abfall von dem radikalen Freihandelssystem, dem England so viel von seiner Größe verdankt, führte. Etwas, was noch vor wenigen Jahren ganz undenkbar erschien, ist in der vergangenen Woche Thatsache geworden: Das englische Unterhaus hat mit einer Zweidrittelmajorität die Wiedereinführung eines Kornzolls beschlossen. Allerdings ist dieser Kornzoll zunächst nur als Finanzzoll gedacht und noch sehr klein — er beträgt nur rund 50 Pfennige auf den Doppelcentner Brodgetreide —, aber man möge sich daran erinnern, daß im Jahre 1879 bei uns auch nur ein Roggenzoll von 50 Pfennigen geplant war, der sich erst im Reichstage zu einem Brodgetreidezoll von 1 Mark auswuchs. Dieser geringe Zoll ist der Bahnbrecher der heutigen wahnsinnigen Forderungen des Bundes der Landwirthe geworden. Derartige Zölle sind in gewissem Sinne um so gefährlicher, je geringer die Anfangssätze sind. Für einen Zoll von 3,50 Mark auf Brodgetreide sind die Engländer noch nicht reif, aber ein Zoll von 50 Pfennigen kann sich einschleichen, ohne daß die Empörung der breiten, konsumirenden Massen geweckt wird. Auf solche Weise werden große Prinzipien durchlöchert. Das nächste Argument für eine Verstärkung der Kornzolldosis wird der Hinweis darauf sein, daß der Zoll von 50 Pfennig keine sichtbare

Wirkung gehabt habe. Der englische Schatzkanzler Sir Michael Hicks Beach hat sich desselben Arguments ja auch schon zur Vertheidigung des englischen Kohlenausfuhrzolles bedient. Dieser Ausfuhrzoll soll die Stellung der englischen Kohle auf fremden Märkten nicht beeinflußt haben. Als ob sich die schädliche Wirkung solcher Zölle immer statistisch ablesen ließe! Die Erschwerung der Konkurrenz äußert sich vielfach in einer statistisch nicht nachweisbaren Form. Der englische Schatzkanzler sollte einmal Bastiat's berühmte Auseinandersetzung über das, was man sieht, und das, was man nicht sieht, nachlesen. Wie weit in England die Freihandelspolitik bereits erschüttert ist, mag man auch daraus ersehen, daß zur Deckung des gegenwärtigen Defizits sehr ernsthaft die Wiedereinführung eines Zolles auf Bauholz empfohlen worden ist. Es ist ja möglich, daß der Protektionismus in England nicht zu weiterer Entwicklung kommt, wenn es gelingt, den südafrikanischen Krieg bald zu beenden, und wenn damit den englischen Budgetschwierigkeiten zunächst ein Ende bereitet und in Folge dessen den Protektionisten der nächste Vorwand zur Wiedereinführung von Zöllen auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse genommen wird.

Ob aber der Friede in Südafrika thatsächlich, wie Optimisten glauben, vor der Thür steht? Die Besprechungen der Burenführer mit Lord Kitchener und Lord Milner scheinen ja einen einigermaßen befriedigenden Verlauf zu nehmen; aber auf diesem Gebiet sind bereits so viele Erwartungen getäuscht worden, daß man gut thut, mit voreiligen Hoffnungen zurückzuhalten.

In Belgien scheint die Bewegung, deren politisches Ziel die Einführung des allgemeinen Wahlrechts ist, nach und nach einen besonneneren Charakter zu bekommen. Die Straßenunruhen treten zurück, und die politischen Führer scheinen allmählich die Kontrolle über die Massen wiedererlangt zu haben. Das Hauptmittel, welches die Arbeiter zur Erreichung des allgemeinen Wahlrechts anwenden wollen, ist der Generalstreik, ein Mittel, dessen Durchführbarkeit ebenso unwahrscheinlich wie seine Zweischneidigkeit gewiß ist. Daß die Arbeiter aber überhaupt bereit sind, sich jene harten wirthschaftlichen Entbehrungen aufzuerlegen, die mit jedem Streik verknüpft sind, zeugt von einer politischen Opferwilligkeit, vor der man Achtung haben muß, selbst wenn man das gewählte Mittel für unzweckmäßig hält. Wenn die Disziplin der belgischen Sozialisten groß genug ist, um ernsthafte Gesetzesüberschreitungen in ihren Reihen zu verhindern, so werden sie ihr Ziel ganz sicher erreichen.

In Rußland ist einmal wieder ein politischer Mord verübt worden. Der Minister des Innern Ssipjagin ist den Revolverschüssen eines Studenten erlegen. Die Krankheitserscheinungen im russischen Staatsleben, die durch derartige Attentate zu immer erneuten verbrecherischen Ausbrüchen führen, sind sehr ernsthafter Natur. Man kann in diesem Falle nicht von einem anarchistischen Exceß reden; hier ist vielmehr eine politische Unzufriedenheit, die sich gegen absolutistische Verfassungszustände richtet, und die gerade in den Kreisen der russischen Intelligenz sehr stark verbreitet ist, die eigentliche Ursache der verbrecherischen Ausschreitung.

Frankreich befindet sich mitten in der Wahlbewegung. Sonntag in acht Tagen wird es sich entscheiden, ob die großen Dienste, welche Waldeck-Rousseau in den letzten drei Jahren seinem Lande geleistet hat, von der Wählerschaft mit einem Vertrauensvotum beantwortet werden, oder ob die reaktionäre Clique, die alle schlimmen Elemente, monarchistische Intriganten, nationalistische Schreier, klerikale Demagogen, umfaßt, den Sieg davontragen wird. Waldeck-Rousseau hat sich als der hervorragendste unter den lebenden Staatsmännern Europas erwiesen. Es erscheint leider durchaus nicht ausgeschlossen, daß er vom tarpejischen Felsen herabgeworfen werden wird.

* * *

Eine Brüsseler Eisenkonferenz.

Die auf der Brüsseler Zuckerkonferenz erreichte internationale Verständigung zwischen den großen Zuckerproduktions- und Konsumtionsländern, über Abschaffung der Exportprämien, über gemeinsame Regelung des auf Zucker zu gewährenden Schutzzolles, eröffnet weite Ausblicke auf die zukünftige internationale Regelung von Handelsbeziehungen.

Die unsinnige Schutzzoll- und Prämienwirthschaft der europäischen Zuckerproduktionsländer, wobei ein Land das andere immer darin überbot, den inländischen Konsumenten hohe Preise abzunehmen und den eigenen Zucker noch unter den Selbstkosten auf den ausländischen Markt zu werfen, mußte über kurz oder lang zu einem Zusammenbruch führen. Am meisten beschleunigt ist derselbe wohl durch das deutsche Zuckerkartell worden, das, nachdem fast die gesammte deutsche Zuckerindustrie in ihm vereinigt war, es fertig brachte, den enormen Zuckerüberzoll so auszunützen, daß er im Inlandspreise fast voll zum Ausdruck kam. Dadurch erfuhr der inländische Verbrauch eine enorme Einschränkung, während die neben der staatlichen vom Kartell gewährte Exportprämie den Weltmarktspreis von Zucker auf einen noch nicht dagewesenen Stand herabdrückte. Dabei konnten schließlich die Produzenten trotz der unsinnigen Inlandspreise nicht einmal mehr gute Geschäfte machen, während dadurch natürlich im steigenden Maße Neugründungen, namentlich ringfreier Fabriken, gezeitigt wurden.

Durch die auf der Brüsseler Konferenz getroffenen internationalen Vereinbarungen wird die Zuckerindustrie wieder auf einen einigermaßen gesunden Stand gebracht werden, wenngleich der konzedirte Ueberzoll immer noch hoch genug ist, um das Kartell zu erhalten, es ihm zu ermöglichen, auf Kosten der inländischen Konsumenten auch fernerhin eine Exportprämie zu gewähren, nur freilich, daß diese nicht entfernt mehr die frühere Höhe und damit auch nicht die frühere Gefahr für die Einschränkung des Inlandskonsums besitzt, auch nicht mehr einen solchen Anreiz zur Ueberproduktion bildet.

Bekanntlich wirkt in Ländern mit hoch entwickelter Technik bei Fabrikationszweigen, in welchen die Produktion den inländischen Bedarf übersteigt, ein Schutzzoll meist nur dann preisvertheuernd, wenn die betreffende Industrie in Syndikaten vereinigt ist und damit die innere Konkurrenz ausgeschlossen wird. Im Wesentlichen ist die Syndikatsbildung nur möglich bei den in wenig Händen konzentrirten Großindustrien, die sich meistens mit der Herstellung von Halbfabrikaten befassen, also in der Nahrungsmittelindustrie bei der Spiritus- und Spritindustrie und der Zuckerfabrikation, in der Industrie der Steine und Erden bei der Cementfabrikation, in der Textilindustrie bei der Spinnerei, in der Papierindustrie bei der Cellulosefabrikation und der Druckpapierfabrikation, in der Eisenindustrie schließlich bei der Roheisen- und Stahlerzeugung und den Walzwerken, ferner bei der Drahtzieherei, der Walz- und Gußröhren- und der Stiftfabrikation, schließlich bei der Herstellung von Radsätzen und dem Eisenbahnwagenbau.

Gerade die Kartelle der Rohstoffe und Halbfabrikate bringen die Gefahr mit sich, den weiterverarbeitenden Industrien das Material zu vertheuern und es gleichzeitig nach dem Ausland zu verschleudern. So gibt das westfälische Kokssyndikat den Koks an die ausländischen Eisenhütten mit 11 Mark, an die inländischen mit 15 Mark pro Tonne ab, während das dortige Roheisensyndikat den Roheisenpreis im Inland auf der unzeitgemäßen Höhe von 60 Mark hält, nach dem Ausland aber für 45 Mark liefert. Bekannt ist, daß der Binnenschiffsbau auf dem Rhein fast ganz nach Holland gedrängt worden ist, weil dorthin die rheinisch-westfälischen Grobblechwalzwerke um den Zoll billiger als im Inland lieferten. In normalen Zeiten aber ist der Werth

der Ausfuhr der Eisenverfeinerungsindustrie 3½—4 Mal so hoch, als der der Fabrikation von Eisenhalbfabrikaten.

Bei denjenigen Massenartikeln, wie Draht, Drahtstiften u. s. w., deren Herstellung sich wiederum in verhältnißmäßig wenigen Händen befindet, haben sich denn die Eisen und anderes Rohmaterial liefernden Syndikate genöthigt gesehen, um den Export aufrecht zu erhalten, ihrerseits den inländischen Weiterverarbeitern Exportprämien zu gewähren. So gibt das Kohlensyndikat, das Roheisensyndikat und der Halbzeugverband den im Syndikat der Drahtwalzw rke vereinigten Werken je 5 Mark, also in Summa 15 Mark Exportprämie bis zur Hälfte des verarbeiteten Quantums, und das Drahtwalzsyndikat gibt wiederum die volle Exportprämie für das ganze Exportquantum den im Drahtstiftsyndikat vereinigten Werken, natürlich unter der Bedingung, daß diese bloß von ihm Walzdraht beziehen.

Wenn sich nun auch in diesem Falle für den Export gewisser Artikel der Großindustrie den Nachtheilen des Zolles und seiner Ausnutzung durch die Kartelle einigermaßen begegnen läßt, so gilt dies schon nicht mehr bei so wichtigen Draht verarbeitenden Industrien, wie der Drahtseilfabrikation und der Kabelfabrikation, ebenso wie für die anderen Drahtwaaren, Drahtgeflechte u. s. w.; und die Exportprämie zu gewähren, erweist sich für die Syndikate um so unmöglicher, je zersplitterter eine Exportindustrie ist, je weniger regelmäßig der einzelne Fabrikant zu exportiren vermag.

An der enormen Steigerung der Ausfuhr von Eisen und Eisenwaaren im letzten Jahre und in den ersten Monaten dieses Jahres sind denn auch fast ausschließlich die syndizirten Halbfabrikate betheiligt, die von den Syndikaten zu Schleuderpreisen auf den auswärtigen Markt geworfen werden. Fast ganz unbetheiligt, theilweise sogar rückgängig ist der Export der verfeinerten Eisenwaaren. Es ist natürlich, daß, je höher der Zoll ist, je mehr die Syndikatsbildung für die Halbfabrikate in Deutschland fortschreitet, um so mehr der heimische Konsum geschwächt wird, die Exportmöglichkeit der Kleineisenindustrie und überhaupt der Eisen verarbeitenden Industrien verringert wird, daß wir also genau, wie das bei Zucker der Fall ist, dem Ausland auf Kosten des Inlandes billige Waaren liefern, nur daß hier die Schädigung der Volkswirthschaft noch eine wesentlich größere ist.

Ein derartiges selbstmörderisches Verfahren kann auf die Dauer kein Land ertragen; in Zeiten glänzender Hochkonjunkturen wird es vielleicht nicht ganz so empfunden, in Zeiten des Niederganges aber doppelt. Das Land, das es auf diesem Gebiet am weitesten gebracht hat, sind die Vereinigten Staaten von Amerika; sie können es leichter aushalten, als andere Länder, weil es kein zweites Wirthschaftsgebiet der Erde im geschlossenen Rahmen gibt, das eine ähnliche Größe und Aufnahmefähigkeit hätte, wie dieses Land. Immerhin wird sich in Zeiten einer niedergehenden Konjunktur — und dieses kann doch nur eine Frage der Zeit auch für die Vereinigten Staaten sein — dort ebenfalls die Vertheuerung der Inlandspreise bitter rächen, während andererseits die mit den Kartellprämien gezeitigte Massenausfuhr zu Schleuderpreisen für alle anderen Produktionsländer im höchsten Grade nachtheilig sein wird. Hier liegt es nun nahe, daß die großen Produktionsländer sich hinsichtlich der Eisenzölle in derselben Weise verständigen, wie dies bezüglich des Zuckers geschehen ist, indem sie das Maximum eines — natürlich thunlichst niedrig zu bemessenden — Schutzzolles für die wichtigsten Eisenhalbfabrikate und Eisenwaaren festsetzen und sich verpflichten, allen anderen Ländern gegenüber, welche höhere Zölle erheben, bei der Einfuhr ihrer Fabrikate einen entsprechenden Zuschlagszoll abzunehmen.

Auch hier ist England mit seinen ausgedehnten Kolonien, die mit Ausnahme von Kanada eine Eisenproduktion nicht haben, das Land, welches am Besten in der Lage wäre, die Führung zu übernehmen und damit auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu einer vernünftigen Handelspolitik zu nöthigen. Deutschland hat aber ebenso wie Belgien, ebenso wie Frankreich und wie auch Oesterreich-Ungarn ein zwingendes Interesse, einen solchen Schritt mitzuthun. Freilich wird man sich nicht verhehlen können, daß hier wegen der großen Verschiedenartigkeit der in Betracht kommenden Fabrikate die Schwierigkeiten noch wesentlich höher sind, als bei Zucker. Man wird sogar unter Umständen so weit gehen dürfen, den Zoll der einzelnen Produktionsländer zunächst zu differenziren, um eine Verständigung herbeizuführen. Immerhin würde man auf diesem Wege in der Lage sein, zu einer gegenseitigen Herabminderung der Zollschranken zu kommen, wie sie im Interesse Deutschlands, aber schließlich aller Eisenproduktionsländer geboten ist. Denn bei dem jetzigen Verfahren vergeuden dieselben ihre Schätze, fördern im gegenseitigen Wettbewerb eine Ausfuhr, die, genau wie bei Zucker, für alle Ausfuhrländer eine selbstmörderische ist.

In ähnlicher Weise könnte eine Verständigung der Hauptproduktionsstaaten bezüglich der Textilfabrikate, wenigstens der wichtigsten, stattfinden u. s. w. Freilich würde dies wiederum Eines nothwendig machen, die Herabsetzung der Produktionskosten unserer Industrie, welche gegenwärtig durch die hohen Lebensmittelzölle ganz ungebührlich in die Höhe geschraubt sind.

Georg Gothein.

Der Niedergang Rumäniens.

Die Redaktion der „Nation“ hat die nachstehende Zuschrift erhalten:

Königlich Rumänisches
General-Konsulat.

Berlin W., den 10. April 1902.
Unter den Linden 35.

Der verehrl. Redaktion der „Nation“

gestattet sich das unterzeichnete General-Konsulat mit Bezug auf den in der Ausgabe Nr. 27 vom 5. April a. c. erschienenen Artikel Ihres Blattes: „Der Niedergang Rumäniens“ eine thatsächliche Berichtigung verschiedener in demselben enthaltenen Irrthümer zu unterbreiten mit dem höflichen Ersuchen, dieselbe in Ihr geschätztes Blatt aufzunehmen.

In dem gedachten Artikel wird unter anderem das neue rumänische „Gesetz über die Organisation der Gewerbe“ und besonders dessen Artikel 4 heftig angegriffen. In jener Besprechung heißt es wörtlich:

> „Diese Formulirung (nämlich des Art. 4) besagt dem Kenner klar und deutlich, daß sämmtlichen jüdischen Handwerkern Rumäniens die Fortsetzung ihrer Thätigkeit einfach verboten werden kann und sie und ihre Familien werden alsdann der gänzlichen Verarmung und dem Verhungern preisgegeben sein.“

Diesen Angriffen gegenüber möge es gestattet sein, den Art. 4 des Gesetzes hier wörtlich zu citiren; derselbe lautet:

> „Die Ausländer müssen, um entsprechend den Bestimmungen dieses Gesetzes zur Ausübung eines Handwerkes zugelassen zu werden, nachweisen, daß in ihrem Heimathstaate die Reziprozität hierin für Rumänien besteht. In Ermangelung eines solchen Nachweises müssen sie die Bewilligung der Handelskammer beibringen.

Das gegenwärtige Gesetz hebt in keiner Weise die bestehenden internationalen Verträge betreffs dieser Materie auf."

Aus dem Wortlaut dieses Gesetzesartikels und den ausdrücklichen Erklärungen des Rumänischen Handelsministers hierüber ergibt sich klar, daß derselbe keine Anwendung findet auf die in Rumänien ansässigen jüdischen Handwerker, welche keiner fremden Staatsangehörigkeit unterstehen, denn es wird ausdrücklich auf die Reziprozität hingewiesen, die in deren Heimathsstaate bestehen muß, eine Bedingung, die auf jene genannten jüdischen Handwerker keine Anwendung finden kann.

Diejenigen jüdischen Handwerker aber, die einem fremden Staate angehören, genießen auf Grund jenes Artikels auch weiterhin die Vortheile der internationalen Verträge, welche in diesem Punkte fast alle gleichlautend sind. Die betreffende Formulirung des deutsch-rumänischen Handelsvertrages lautet wörtlich folgendermaßen:

„Die Vorrechte, Befreiungen und andere Begünstigungen, welche die Angehörigen des einen der vertragschließenden Theile in Bezug auf Handel und Gewerbe genießen, sollen auch den Angehörigen des anderen Theils zustehen."

Außerdem muß darauf hingewiesen werden, daß die Bestimmungen des Gesetzes betreffend die Bildung von Innungen ganz fakultativ sind, entsprechend den ähnlichen Vorschriften des deutschen Gesetzes, dem vieles entnommen worden ist. Weiterhin schreibt der Artikel 91 des Gesetzes ausdrücklich vor, daß allen denen, die bei Publikation des Gesetzes schon zwei Jahre lang ein Handwerk auf eigene Rechnung betrieben haben, ein Meisterdiplom von den Handelskammern ausgehändigt werden muß. Ebenso ist die Ausstellung von Arbeitsbüchern an die Gesellen obligatorisch, welche beim Inkrafttreten des Gesetzes mindestens zwei Jahre als solche ein Handwerk im Inlande betrieben haben. Diese Bestimmungen gelten ohne Ausnahme für Juden und Nichtjuden. Sämmtliche jüdische Handwerker also, die in Rumänien als Meister oder Gesellen bereits ansässig sind, müssen auf Grund des Artikels 91 und 92 sofort Meisterdiplome bezw. Gesellenarbeitsbücher ausgestellt erhalten. Entgegen den oben angeführten Behauptungen muß daher ausdrücklich betont werden, daß auf Grund des neuen Gesetzes den jüdischen Handwerkern in Rumänien, gleichgültig, ob sie einer fremden Staatsangehörigkeit unterstehen oder nicht, die Ausübung ihres Handwerks nicht verboten werden kann, daß ihnen vielmehr auf Grund der Bestimmungen dieses Gesetzes die Fortführung ihres Berufes in der bisherigen Weise vollkommen gewährleistet ist.

Des Weiteren erlaubt sich das General-Konsulat darauf aufmerksam zu machen, daß die Höhe des Budgets anstatt richtig mit 218½ mit 240 Millionen angegeben wird.

Hochachtungsvoll

für den Königl. Rumänischen Generalkonsul

Brachvogel.

Der Verfasser des Artikels, auf den jene Zuschrift Bezug nimmt, erwidert hierauf:

Es ist mir sehr erwünscht, daß das rumänische Generalkonsulat mich dazu provozirt, nochmals auf die Verhältnisse in Rumänien zurückzukommen. Das Generalkonsulat hätte der Sache, die ich vertrete, einen besseren Dienst nicht erweisen können.

Ich beginne mit dem Unwichtigeren:

Die Höhe des Budgets soll von mir falsch angegeben worden sein. Welches Budgets? Ich meinerseits spreche in runden Zahlen mit vollster Deutlichkeit von dem Budget des Jahres 1900; und zwar mit guter Absicht. Freilich nicht deswegen, weil das Budget von 1900 auf 1901 etwas höher ist als das letzte vorgelegte für 1902 auf 1903, auf welches sich das Generalkonsulat bezieht. Alle meine Schlußfolgerungen würden auch auf den letzten Voranschlag zutreffen. Der Grund für mein Zurückgreifen ist der, daß ein Voranschlag in Rumänien eben gar nichts bedeutet. Man muß, um ein abgeschlossenes Bild zu erhalten, zurückgehen, denn es ist rumänische Sitte, Ueberschüsse und Mindereinnahmen bei zahlreichen Budgetposten in kaum zu entwirrender Weise aus einem Jahr in das andere hinüber zu schleppen. Und gerade im laufenden Jahr hat das Parlament wiederum versucht, über die Vergangenheit Klarheit zu schaffen.

Der Bukarester Berichterstatter der Berliner „Post", der Rumänien sehr wohlwollend beurtheilt, schreibt über diese parlamentarischen Verhandlungen seinem Blatte:

„Durch die Austragung dieser Rückstände ist eine vollständige Klärung der Lage erfolgt und damit ein Augiasstall gründlich gereinigt worden; nunmehr darf wohl mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß eine derartige das Land schädigende Finanzgebahrung des Uebertragens, des Vertuschens und des Hinausschiebens in Zukunft als beseitigt angesehen werden darf."

Diese Hoffnung, an der länger als ein Decennium immer vergeblich festgehalten worden ist, theile ich zur Zeit nicht; das heutige Ministerium wenigstens verdient solches Vertrauen keineswegs. Hingegen ist der Vergleich mit dem „Augiasstall" in der That nicht ganz unzutreffend, und darum hat der Voranschlag eines Budgets in Rumänien nur einen minimalen Werth. Man muß abwarten, was die Realität der Verhältnisse aus den frommen Budgetwünschen gemacht hat. Das ist also der Grund, warum es nothwendig ist, immer einige Jahre zurückzugreifen, und selbst dann kann es sich ereignen, daß durch „Uebertragen, Vertuschen und Hinausschieben" der wahre Thatbestand noch immer verschleiert geblieben ist.

Das rumänische Generalkonsulat hat alsdann die Güte, das neue in Bukarest fabrizirte Gewerbegesetz in Parallele zu stellen mit unserem deutschen Gesetze, „dem vieles entnomen worden ist". So anfechtbar das deutsche Gesetz ist, die Ehre dürfen wir glücklicherweise zurückweisen, das Vorbild für Rumänien geliefert zu haben.

Es ist richtig, daß die Bildung der Innungen nur „fakultativ" ist; das ist ja selbstverständlich in einem Lande, in dem es eine sehr große Anzahl von Städten und Städtchen gibt, die gar nicht das nöthige Menschenmaterial zur Konstituirung von Innungen liefern; es würden selbst Elemente mit jener geringen Bildung fehlen, die für solche organisatorische Thätigkeit nothwendig ist. Aber die Bildung der Innungen gibt dem Gesetz gar nicht das Gepräge. Das Gepräge erhält das Gesetz durch Art. 8 und Art. 12.

Art. 8 lautet:

Es ist niemandem gestattet, ein Gewerbe auf seine eigene Rechnung auszuüben und die Ausübung dieses Gewerbes zu seiner Hauptbeschäftigung zu machen, wenn er nicht das Patent als Meister besitzt.

Nur Meister dürfen in der Ausübung ihres Gewerbes Lehrjungen oder Arbeiter beschäftigen.

Und Art. 12. lautet:

Jeder Arbeiter muß ein Arbeitsbuch haben.

Das Meisterpatent und das Arbeitsbuch aber sind zunächst nur zu erhalten von der „Kommission der Korporation", wie es im Gesetz heißt, das heißt von der konstituirten Zunft, die es gewährt, wenn eine lange Reihe engherziger zünftlerischer Vorbedingungen erfüllt ist. Die freie Entfaltung des Handwerksbetriebes ist also gänzlich unmöglich gemacht. Der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer ist der Zunft und den zünftlerischen Chikanen preisgegeben, und ein Gesetz mit solchen Bestimmungen beliebt das rumänische Generalkonsulat in Berlin als harmlos hinzustellen, denn die Bildung der Innungen sei ja „fakultativ", „entsprechend

den ähnlichen Vorschriften des deutschen Gesetzes, dem vieles entnommen worden ist".

Und nun zum letzten Punkt des Schreibens: Den in Rumänien ansässigen jüdischen Handwerkern, welche keiner fremden Staatsangehörigkeit unterstehen, wird auf Grund des Gesetzes nicht die Ausübung ihrer Thätigkeit verboten werden. Warum? Das Generalkonsulat behauptet, das ergebe sich klar aus dem Wortlaut des Gesetzes, aus den Erklärungen des rumänischen Handelsministers und aus dem Umstande, daß auf die Reziprozität hingewiesen wird, „eine Bedingung, die auf jene genannten jüdischen Handwerker keine Anwendung finden kann".

Die erste Frage ist, welche rechtliche Stellung nehmen jene Juden in Rumänien ein, die seit vielen Generationen im Lande wohnen, die keinem fremden Schutz unterstehen und die selbst als Soldaten dem rumänischen Staat gedient haben? Sie werden als Fremde behandelt, und sie werden naturalisirt nur auf Grund eines besonderen Gesetzes, also nur unter ausdrücklicher Zustimmung des Parlaments*), das heißt, in neuerer Zeit niemals. Sie sind Fremde, die dem Schutze einer fremden Macht nicht unterstehen, da sie und ihre Vorfahren in den Grenzen des heutigen Rumänien gelebt haben, und sie können daher auch nicht nachweisen, daß irgend ein Vaterland außerhalb Rumäniens, — das sie nicht besitzen, — gegen Rumänien Reziprozität übt. Indem Artikel 4 des Handwerkergesetzes von Fremden — als solche werden die Juden in Rumänien behandelt — diesen Nachweis verlangt, so sind die Juden in Rumänien nach dem Wortlaut des Gesetzes von der Ausübung eines Gewerbes ausgeschlossen. Diese Interpretation ist logisch, und diese Interpretation kann nach dem Wortlaut des Gesetzes in jedem Augenblick zur Anwendung gelangen.

Hat nun etwa der Gesetzentwurf bei den Verhandlungen in den parlamentarischen Körperschaften eine Interpretation erfahren, die die Absicht einer entgegengesetzten Auslegung darthat? Ganz und garnicht.

In einem Artikel des rumänischen „Adeverul" werden die parlamentarischen Vorgänge rekapitulirt, und dieser Artikel ist darum von besonderem Werth, weil der Direktor des Blattes, Const. Mille, unmittelbar in die Debatten des Parlaments als Deputirter eingegriffen hat. In jenem zusammenfassenden Artikel heißt es:

„Bei der Debatte des Gesetzes haben in der Kammer Herr Mille und der General Lahovary im Senat von Herrn Missir (dem Minister für Landwirthschaft, Industrie, Handel, Gewerbe und Domänen, der das Gesetz eingebracht und vertreten hat) verlangt, er solle eine Erklärung abgeben über die Artikel 4 und 92, in denen man von der Reziprozität spricht, welche die Fremden nachweisen müssen, wenn sie ein Handwerk in Rumänien treiben wollen. Herr Mille hat sogar zweimal die Frage gestellt, einmal bei der Generaldiskussion und das zweite Mal bei der Debatte über die einzelnen Artikel, und er hat seine Frage dahin präzisirt, ob die Juden auch den Nachweis der Reziprozität werden erbringen sollen, und er hat sogar einen Vorschlag gemacht, daß man ausdrücklich den Vermerk aufnehme: nur die Fremden, welche einem anderen Staat angehören. Aber Herr Missir hat immer, wie wir auch damals mitgetheilt haben, sich geweigert, die Frage zu beantworten, und den Vorschlag hat er abgelehnt."

Also der Minister hat nicht nur nicht das Gesetz in einer Weise interpretirt, wie es der Darstellung des rumänischen Generalkonsulates in Berlin entsprechen würde, sondern er hat sich nicht einmal herbeigelassen, auch nur eine klare Antwort zu geben, und er hat sich ausdrücklich geweigert, in das Gesetz selbst eine Bestimmung aufzunehmen, die ihm die Hände gebunden hätte. Das freilich war eine deutliche Antwort. Die parlamentarische Behandlung des Gesetzes durch die Volksvertreter und durch die Minister beweist also ganz unzweideutig, daß das Gegentheil von dem, was das rumänische Generalkonsulat in Berlin behauptet, den Thatsachen entspricht.

Freilich, nach der endgiltigen Verabschiedung des Gesetzes, nachdem also eine bindende Interpretation überhaupt nicht mehr möglich war, erfolgte der Umschlag. Die Juden begannen bereits zu emigriren, das Ausland wurde aufmerksam, und diese Aufmerksamkeit wurde Rumänien sehr unangenehm, denn wie die Londoner „Stock Exchange Gazette"*) zutreffend mittheilt, beabsichtigt das überschuldete Rumänien eine neue Anleihe von 10 000 000 Lstr. aufzunehmen. Als die Schwierigkeiten wuchsen, einen neuen Pump zur Ausführung zu bringen, da bequemte sich das Ministerium dazu, die Auswanderungsbewegung mit allen Mitteln zum Stillstand zu bringen, und nunmehr erklärte der Minister Missir in einer Versammlung der Delegirten der Handelskammer das Folgende; ich citire nach dem „Bukarester Tagblatt":

„Herr Missir, welcher als erster das Wort ergriff, gab zunächst einige Erklärungen über den Geist des Gewerbegesetzes und drückte den Wunsch aus, daß die rumänischen Handwerker friedlich, ruhig und duldsam seien, damit das Ausland sich nicht einen falschen Begriff betreffs des von dem Gesetze angestrebten Zweckes mache. Nach langer Diskussion, an welcher zahlreiche Redner theilnahmen, wurde hierauf beschlossen, daß bis zum 5./18. September, wo das neue Gesetz in Kraft tritt, den Fremden bezüglich der Ausübung ihrer Gewerbe keinerlei Schwierigkeit gemacht, und daß z. B. bis zu diesem Termine von keinem Fremden die Nachweisung der Reziprozität verlangt werde. Was die im Lande geborenen Juden betrifft, welche keinem fremden Staatsverbande angehören, so wird von denselben auch in Hinkunft der Nachweis der Reziprozität nicht verlangt werden."

Man hofft inzwischen das nöthige Geld im Auslande aufzubringen, und was dann? Das ist klar.

Der „Adeverul" ist wiederum so ehrlich, die Interpretation zu liefern. Was bedeutet denn eine solche nicht einmal im Parlament abgegebene Erklärung — gar nichts, und Minister kommen und gehen in Rumänien, und ein kommender Minister hat sich ganz gewiß nur an das Gesetz, das ihm die Hände ganz frei läßt, und nicht an eine außerparlamentarische Aeußerung des Herrn Missir zu halten, der im Parlament jede bindende Bestimmung ausdrücklich bekämpft hat.

Mithin, nur der Druck der Verhältnisse veranlaßt Herrn Missir zurückzuweichen, aber es besteht nicht die geringste, aber auch gar keine Garantie, daß nicht das Gesetz zu gelegener Zeit mit aller Rücksichtslosigkeit gegen fremde Staatsangehörige und einheimische, rumänische Juden zur Anwendung gelangt.

Diese ganze Polemik erhält dadurch erst ihre volle Bedeutung, daß eine ernste Schädigung auch deutscher Arbeit und deutschen Kapitals zu befürchten ist. Man mag das Schicksal der Juden in Rumänien vom Standpunkte allgemeiner Humanität tief betrauern, unsere deutschen Interessen stehen uns doch noch näher, und die bekommen einen ernsten Stoß, wenn dieser Geist chauvinistischer Engherzigkeit in Rumänien der herrschende bleibt.

Ich zitire nochmals das sehr maßvolle „Bukarester Tagblatt", um diesen Geist zu charakterisiren:

„Die Parole ist nun einmal ausgegeben worden: . . . . . Wir können mit den einheimischen autochthonen Elementen auskommen; daher die Gesetze national-protektionistischer Strömung.

Nun läßt es sich aber in keiner Weise hinwegleugnen, daß es die Fremden sind, denen Rumänien seinen großen wirtschaftlichen Aufschwung verdankt.

Deutsche Unternehmer haben hier die ersten Eisenbahnen gebaut. Franzosen haben die Beleuchtung der Städte mit Luftgas versorgt, Engländer haben die Tramways angelegt. Sämmtliche große Bauten verdanken Fremden ihre Entstehung. Industrien und Gewerbe wurden von

---

*) Vergleiche die Verfassung von 1866 revidirt 1879 und 1884, Titel II Artikel 7 ff.; ferner Geh. Legationsrath Dr. W. Cahn, Das Reichsgesetz über die Erwerbung und den Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit p. 462; endlich die in den europäischen Staaten geltenden Gesetze über die Erwerbung und den Verlust der Staatsangehörigkeit. Im Auftrage der Polizeibehörde der Freien und Hansestadt Hamburg p. 170 ff.

*) 5. April.

Ausländern ins Land eingeführt, und die besten Handwerker sind doch — wir bitten um Verzeihung, wenn wir dies sagen — die Fremden.

Unser Land befindet sich entschieden an einem Wendepunkte. Verharrt man in der in Folge der ungünstigen Verhältnisse inaugurirten, national-protektionistischen Politik, so kann dem Lande ein Schaden zugefügt werden, welcher unermeßlich werden muß."

Und wie sieht es in Bukarest, ein Spiegelbild der Verhältnisse im Lande, aus:

„Seit drei vollen Jahren wird in Bukarest nicht mehr gebaut ... Es ist geradezu phänomenal, wie der Werth der Immobilien speziell in Bukarest gesunken ist. Häuser und Gründe, welche früher gesuchte, viel umworbene Spekulationsobjekte bildeten, sind heutzutage um keinen Preis — es ist dies kein Paradoxon — zu veräußern. Was Wunder, wenn die Baulust verschwunden ist?

Auf die obenaufgeworfene Frage, ob eine Besserung für die nächste Zeit zu erwarten ist, läßt sich leider nicht in optimistischer Weise antworten. Das Land entvölkert sich in Folge der schweren Zeiten, und ein Zuwachs von Fremden kann unter den obwaltenden Verhältnissen nicht erwartet werden . . . ."

Deutschland hat gewiß keine Veranlassung, sich Rumänien aus Prinzip feindlich gegenüberzustellen; allein es würde eine sträfliche Verletzung deutscher Interessen bedeuten, wollte man die Zustände, wie sie sind, verhüllen, und das wäre auch für Rumänien selbst ein sehr schlechter Dienst; dann würde man dort auf dem abschüssigen Pfade nur um so rapider abwärts gleiten.

Die Aufgabe, die rumänischen Verhältnisse klar zu stellen, ist von der europäischen Presse in die Hand genommen worden, und es ist naiv, anzunehmen, daß nichtssagende offiziöse Communiqués der rumänischen Regierung und offizielle, ebenso nichtssagende Zuschriften der rumänischen Generalkonsulate die laut sprechenden Thatsachen verdunkeln könnten.

Fast scheint es, daß der rumänische Generalkonsul in Berlin, Herr Russell, das Gefühl von der inneren Haltlosigkeit der an die „Nation" gerichteten Zuschrift selbst empfunden hat; er hat in begreiflicher Vorsicht es vermieden, seinen eigenen Namen für diese Angelegenheit herzugeben, und statt seiner unterzeichnete ein unbekannter Herr — Brachvogel.

O. E. Scandi.

Parlamentsbriefe.

XV.

Das Abgeordnetenhaus hat die Berathung des Budgets, welches vor dem 31. März hätte fertig gestellt werden sollen, nach Beendigung der Ferien wieder aufgenommen und, in Erwägung, daß es nun doch einmal ein angebrochener April ist, mit behaglicher Breite betrieben. Namentlich die Positionen der Eisenbahnverwaltung gaben zu vielen Erörterungen Veranlassung, und damit diese Erörterungen doch nicht ganz müßig seien, gefiel es der Mehrheit, die Kosten für den Umbau eines Bahnhofs in Homburg zu streichen, obwohl sie den Beweis für die Nothwendigkeit dieses Umbaues nicht erschüttern konnte. Ob dieser Beschluß in dritter Lesung wirklich aufrecht erhalten werden kann, oder ob es nur ein Schreckschuß war, der die Regierung mahnen sollte, die Götter der konservativen Partei zu ehren, wird die Zukunft ausweisen.

Sieht man von dieser einen Kraftprobe ab, so erinnerten die langathmigen Debatten über den Eisenbahnetat an die Unterhaltungen der Lohgerber, denen die Felle fortgeschwommen sind. Lange Jahre lieferte der Eisenbahnetat fortdauernd steigernde Ueberschüsse; jetzt ist ein Rückschlag eingetreten und zwar in sehr bedeutendem Umfang. Bisher nahm man Jahr für Jahr Veranlassung, den Segen der Verstaatlichung zu preisen, jetzt sucht man nach Trostgründen, die über die schlechte Zeit hinweghelfen sollen.

Den Ertrag der Eisenbahnverwaltung für die allgemeinen Staatsbedürfnisse zu verwenden, ist eigentlich ein Raub an den Anforderungen des Verkehrs gewesen. Was die Eisenbahnen über die landesübliche Verzinsung des Anlagekapitals aufbrachten, hätte verwendet werden müssen, um das Anlagekapital zu amortisiren oder neue Verkehrswege zu schaffen. Durch die ausgiebige Vermehrung der Verkehrsmittel hätte man den Nationalwohlstand und damit die Erträge aller Steuern gehoben. Nicht das ist ein unregelmäßiger Zustand, daß jetzt die Speisung der allgemeinen Verwaltung aus den Einnahmeüberschüssen versagt, sondern daß man sich jemals auf diese Speisung eingerichtet hat. In einer Ermäßigung der Personentarife sieht Herr von Zedlitz eine Liebesgabe an den Personenverkehr, während umgekehrt in den noch immer allzuhohen Personentarifen eine ungerechte Belastung der Reisenden lag. Herr von Kardorff unterstützte die Anschauung des Herrn von Zedlitz mit einer Klage darüber, daß die Deutschen zu viel reisten. Dieses Laster haben sie schon seit der Zeit der Cimbern und Teutonen, und Herr von Kardorff wird es ihnen wohl nicht abgewöhnen.

Sehr ernsthaft wurde von mehreren Seiten die Frage erwogen, ob der Staat nicht gut thue, in fetten Jahren aus den Eisenbahnüberschüssen einen Spargroschen für die mageren Jahre zurückzulegen. Vom finanziellen Standpunkt aus ist es durchaus verwerflich, wenn der Staat Kapitalien aufhäuft, um sie todt liegen zu lassen, während sie in den Händen der Privaten fruchtbar angelegt werden könnten. Und das Budgetrecht des Landtags, das ohnehin nicht sehr robuster Natur ist, könnte nicht schwerer geschädigt werden, als durch die Aufhäufung von Schätzen in der Hand der Regierung. Mit dem Zauberwort: „Das Geld ist da" setzt die Regierung die Bewilligung jeder Ausgabe durch, die zu machen ihr beliebt.

Der Reichstag ist, nachdem er wieder zusammengetreten, an die Berathung der sehr verzögerten Seemannsordnung herangetreten, ohne sie bisher zum Abschluß gebracht zu haben. In der Zollkommission aber setzt sich das alte Spiel unverändert fort. Die Zölle auf Vieh, Fleisch, Obst, Gemüse &c. sind gegen den Einspruch der Regierung auf unverständige Höhe gebracht. Aber mit einer akademischen Verwahrung begnügt sich die Regierung; eine Aenderung herbeizuführen, kommt ihr nicht in den Sinn. Sie faßt nicht den Entschluß, dem grausamen Spiel ein Ende zu machen.

Graf Posadowsky hat sich genöthigt gesehen, die Erklärung abzugeben, daß die Kommissionsverhandlungen die taktische Lage der Regierung mit jedem Tage verschlechterten. Die Wahrheit dieser Bemerkung liegt auf der Hand; mit jedem Tage wird es der Regierung mehr erschwert, Handelsvertragsverhandlungen einzuleiten, bis es ihr zuletzt unmöglich werden wird. Unbegreiflich aber bleibt, daß eine Regierung, welche fühlt, daß ihre taktische Lage sich verschlechtert, nicht Schritte thut, um dieser Verschlechterung ein Ende zu machen.

Proteus.

Sir Robert Peel's Bekehrung zum Freihandel.

(Schluß.)

IV.

Ein Zwiespalt zwischen Meinen und Handeln verkümmert selten das Leben eines Politikers, ja, es scheint mitunter, als gäbe eben dieser innere Widerspruch ein besonderes Anrecht auf die rühmende Bezeichnung „Staatsmann". Es ist Sir Robert Peel's Loos gewesen, Theorie mit Praxis versöhnen zu müssen.

Eine Verminderung der Kornzölle, ein Streben, auf der mittleren Linie zu bleiben, zog sowohl die Feindschaft der Liga nach sich, wie das Mißtrauen der Mitglieder der späteren Landespartei, die vor allem durch Aufhebung des Vieheinfuhrverbots verstimmt waren. Eine Beendigung der Krise aber war es nicht, nicht der Finanzkrise und nicht der Wirthschaftskrise, wenngleich die schwersten Folgen des Korngesetzes gemildert wurden. Die Lösung des Finanzproblems war es, die Peel Gelegenheit zu den nöthigen handelspolitischen Experimenten gab.

Peel hatte ein Defizit von 2.3 Mill. zu decken. Eine Erhöhung der Zölle und indirekten Abgaben hätte, selbst wenn Peel dazu geneigt gewesen wäre, nach den Erfahrungen der letzten Jahre kein Mehrerträgniß ergeben. Eine Ermäßigung der Zollsätze konnte den Ausfall durch erhöhten Konsum vielleicht nach einiger Zeit wett machen, aber die augenblickliche Finanzlage vermochte sie nicht zu erleichtern. Da griff Peel nach langen Verhandlungen mit seinen Kollegen zu dem Plane, den er als einzig richtigen von Anfang an erkannt hatte, zu dem Plane einer Einkommensteuer. Trotz heftigen Widerstandes seitens der Whigs sowohl als seitens der Liga setzte er eine Einkommensteuer auf drei Jahre durch. Sie sollte ihm 3.8 Mill. Lstr. per Jahr ergeben. Daraus wollte er das Defizit decken und 1½ Mill. Lstr. überbehalten, um handelspolitische Experimente zu machen.

Der englische Zolltarif jener Tage war ein lückenloser Tarif: Zölle auf Rohstoffe, auf Halbfabrikate, auf Lebensmittel, auf Industrieprodukte waren bunt durcheinander geworfen worden, theils Finanzzölle in Kriegsnoth aufgelegt, theils Schutzzölle, theils Differenzialzölle zu Gunsten der Kolonien, wie der Holzzoll, der außer Kanada Schiffsbauinteressen schützte, und der Zuckerzoll, der den westindischen Kolonien zu Gute kam. Ein System lag in den Zöllen nicht, viele Industriezölle wirkten nicht mehr, da England die geschützten Waaren aus- und nicht einführte; auch war finanziell das Ergebniß nicht glänzend: Aus einem Tarif von 1200 Positionen lieferten 18 Artikel 93⅕ Proz. des Ertrags (21.87 Mill. aus 23.3).

Nun brachte Peel ein Prinzip in das Chaos: Die Kosten des Lebens wie der Produktion sollten möglichst verbilligt werden. Das England der Hochschutzzölle sollte ein wohlfeiles Land werden. Prohibitionszölle sollten ganz aufgehoben werden, Rohstoffzölle auf höchstens 5 Proz. ermäßigt werden, Halbfabrikate auf 12 Proz. und Ganzfabrikate auf 20 Proz. Diese Zollermäßigungen sollten im Großen Ganzen anderen Ländern ohne Zugeständnisse ihrerseits gewährt werden, einerlei, ob sie Englands Beispiel nachahmten oder ob sie im Schutzzoll verharrten.

Das Prinzip, das so ausgesprochen wurde, war wichtiger als die Ausführung selbst. Es war eine Proklamirung der freihändlerischen Lehre — allerdings unter gleichzeitigem Fortbestand des Schutzzollsystems. 750 unbedeutende Zölle wurden ermäßigt, ein paar Exportzölle wurden aufgehoben; sehr bedeutend war nur die Reduktion der Kaffeezölle (200 000) und der Holzzölle (600 000 Ctr.). Die Vieheinfuhr wurde gestattet und das neue Korngesetz eingeführt.

Die Freihändler griffen den Mann an, der nebensächliche Artikel frei gab, aber Korn belastet ließ. Sie wollten Reform vom Centrum aus, Peel begann an der Peripherie. Sie sahen in ihm den Stammverwandten, der gleich ihnen die reine Lehre bekannte, der aber falschen Göttern opferte, die Worte des wahren Glaubens auf der Lippe. So bekämpften sie ihn mit doppelter Schärfe. Peel seinerseits erblickte in der Liga etwas, was er, der konservative Staatsmann mehr fürchtete als revolutionäre Forderungen: Eine an die Volksmassen appellirende Agitation. Peel war darin wohl der kontinentalste aller englischen Staatsmänner. Er war erfüllt von einer hohen Vorstellung von den Pflichten einer guten Regierung, die unbeirrt von Parteilichkeit zum Wohle des Ganzen zu wirken habe. Sein Regierungsideal war in gewissem Sinne unenglisch, weit entfernt von der Parteivergötterung, auf der sich das politische Leben Englands aufbaut. Er war bereit, viel, ja alles für das Volk zu thun; er hat ihm schließlich die Macht geopfert, aber er war ganz und gar nicht demokratisch, nicht geneigt, dem Volke viel anzuvertrauen. Er war im irischen Staatssekretariat gereift, wo eine feste Hand, ein ehrliches Gewissen und ein klarer Kopf zu allen Zeiten wichtiger waren als der Beifall der Volksvertreter. Er fürchtete die Agitation, nicht, weil er an der Macht der bestehenden Ordnung zweifelte, sondern weil ihm Gewalt von oben wie von unten verhaßt war. Der Gedanke der französischen Revolution hat ihm manchmal wohl vor Augen geschwebt, wenn er sah, wie nicht die Arbeiterklassen, sondern vor allem die Mittelschicht sich gegen die bestehende Ordnung organisirte. In dem Momente, als es der Liga gelungen war, die revolutionäre Theorie des Chartismus aufzusaugen, als die Arbeiter von Revolutionsdoktrin zur Reformagitation übertraten, begann Peel die Liga zu fürchten. Von da ab stand die Nation gegen den Grundbesitz. Peel war einst gegen die Reformbill gewesen, weil er sie nicht als endgiltige Maßregel betrachten konnte und ihm vor den Konsequenzen graute, die eine anschwellende Demokratie später ziehen würde. Er hatte sich darin viel weitsehender erwiesen, als z. B. Lord John Russell, der an einen Abschluß glaubend, sich den Namen „finality John" erworben hatte. Peel war in Irland vor der Revolution zurückgewichen, denn er war einer jener weitsichtigen Konservativen, denen die radikalste Reform harmloser erscheint, als die, sei's auch nur in der Form, siegreiche Revolution. Er kämpfte bittere Kämpfe gegen die Liga, vor allen gegen Cobden, dem er sogar einmal verhüllt einen Mordanschlag vorwarf, in dem er aber bald den führenden Geist der Liga erkannte. Er lauschte ihren Argumenten, wies sie zweifelnd zurück, grübelte über sie nach und machte in seiner vorsichtigen Weise wieder und wieder die Probe auf sie.

Die Einkommensteuer war ein Erfolg gewesen. Ihr Ertrag ließ genügend Spielraum für weitere Ermäßigungen, so daß 1844 der Wollzoll und ein Theil der Glassteuer fallen konnten, zusammen etwa 273 000 Lstr. Peel spricht in seinen Briefen an Graham von weiteren Ermäßigungen der Rohstoff- und Nahrungsmittelsteuern, die, sowie es möglich sei, folgen müßte. 1845 war die Einkommensteuer abgelaufen; ein Defizit war nicht mehr vorhanden. Peel verlangte jetzt ihre Fortsetzung, mit der ausdrücklichen Begründung, er wolle eine weitere Reform der Zölle durchführen. Diesmal handelte es sich nicht mehr um eine Reduktion, diesmal sollten eine Anzahl Zölle überhaupt beseitigt werden. 430 Artikel wurden glatt aus den Tarif gestrichen, der Zoll auf Rohbaumwolle fiel (680 000 Lstr.) und die letzten Exportzölle, sowie die Glassteuer. Außerdem fand eine Ermäßigung der Zuckerzölle, die schon 1844 angebahnt worden war, um 1,3 Mill. statt. Im ganzen wurden Zölle im Werth von 3⅓ Mill. Lstr. aufgehoben.

Der Verringerung der Rohstoff- und Manufakturzölle war also die Abschaffung der weiteren Rohstoffe gefolgt. Dem Vorstoß auf das Monopol der Holzbesitzer und der Rheder folgte der Vorstoß auf das Zuckerinteresse. Die Angriffe der Liga hörten nicht auf, aber unter den Konservativen begann sich das Schutzzollinteresse unruhig zu fühlen. Bei der Abstimmung über die Zuckerzölle kam die Regierung einmal in die Minorität, aber Peel gab nicht

nach, obwohl er aus Freundeskreisen Warnbriefe erhielt und Zeichen des Abfalls begannen. Benjamin Disraeli, in der Hoffnung, unter Peel ein Ministerium zu bekleiden, enttäuscht, erhob die Fahne der Rebellion. Es hat selten einen Menschen gegeben, dem wirthschaftliche Fragen so einerlei waren, wie dem Verfasser von Sybil. Er hatte stets nur seine Politik, nie seine Ueberzeugungen zu wechseln: daher beobachtete er mit diabolischer Freude den langwierigen Bekehrungsprozeß eines Mannes, der Benjamin Disraeli's Bedeutung nicht erkannt hatte und der, wenn er keine Thorheit beging, zeitlebens Führer der konservativen Partei bleiben mußte. Benjamin Disraeli sah, wie Peel sich zu dieser Thorheit anschickte und rief weitsichtiger als die schwerfälligen Landjunker einstweilen ein munteres „Verrath", „Verrath" in's Parlament.

Das Wort Verrath war nicht am Platze. Peel hatte seine theoretischen Freihandelsideen nie verschwiegen. Nur hatten die Landjunker gelangweilt gegähnt, wenn er mit dem Abgeordneten von Wolverhampton über Adam Smith gestritten hatte. Das waren ja bloß Theorien. In der Praxis stand das Korngesetz noch. Sir Robert vertheidigte es gegen Villier's jährlichen Antrag auf Aufhebung allerdings nicht eben enthusiastisch, aber im großen Ganzen schienen die Dinge unverändert.

V.

Zwei Momente waren indeß vorhanden, die eine wesentliche Veränderung der Sachlage bedeuteten: Die Mehrzahl der industriellen Schutzzölle war beseitigt worden und damit ein Hauptargument für den Agrarschutz gefallen und Sir Robert Peel's Tarif-Experimente waren finanziell und ökonomisch geglückt. Die Zollaufhebungen von 1842—45 hatten 4.3 Mill. Lstr. betragen, der Zollausfall hatte nur 1.5 Mill. Lstr. ausgemacht, denn der Konsum der Massen war bedeutend gewachsen. Der Kaffeeverbrauch war von 28.4 Mill. lbs. auf 36.8 Mill. lbs. gestiegen, der Zuckerverbrauch von 4.06 Mill. cwts. auf 5.23 Mill. cwts. der Theeverbrauch gar von 36.7 Mill. lbs. auf 46.7 Mill. lbs. Der Schluß war unabweisbar, daß eine hinlängliche Verbilligung der Genußmittel den Konsum in solchem Maße steigert, daß ein Preisfall — verursacht durch reichliches Angebot, nicht durch mangelnde Nachfrage — durch verstärkten Konsum ausgeglichen wird. Für Korn und Fleisch ließ sich das statistisch nicht nachweisen, doch stand fest, daß weder die Verminderung der Kornzölle noch die Erlaubniß der Fleischeinfuhr die Landwirthschaft geschädigt hatte. Sie blühte vielmehr bei der günstigen Entwicklung des industriellen Lebens auf. Der Lohn des Landarbeiters war nicht, wie vielfach vorausgesagt worden war, mit dem Fall der Getreidepreise gesunken. Er schwankte von 1839—1844 zwischen 11 und 10 sh, während der Weizenpreis von 70 sh 8 d auf 51 sh 2 d fiel. Die Löhne in der Nähe der Manufakturdistrikte waren zudem wesentlich höher als in den Agrardistrikten, ein Beweis, daß der Lohn von Nachfrage nach Arbeit abhing. Die Nachfrage nach Arbeit aber wurde im Wesentlichen durch den Gang der Industrie beeinflußt, deren Absatz vom Konsum bedingt wurde. Also steigerten nicht hohe Weizenpreise den Arbeitslohn, sondern wirthschaftliche Verhältnisse, die möglichst viel Beschäftigung gewährten. Wenn der Freihandel das herbeiführen konnte, dann hob er in der That die Arbeitslöhne.

Peel's Reformen hatten wirklich solche Folgen gehabt. Während der heimische Konsum zunahm, war die Ausfuhr von 1842 auf 1845 von 47.38 Mill. Lstr. auf 60 Mill. Lstr. gestiegen Daß nicht nur die Unternehmer den Gewinn hiervon gehabt hatten, ergab sich aus der ganzen Lage des Landes. Wo früher Gesetzlosigkeit geherrscht hatte, war jetzt Ordnung. Die Verurtheilungen gegen das Vorjahr 1843 waren um 5 Proz. gefallen, 1844 gar um 10 Proz. Eine Periode billiger Lebensmittelpreise, billiger Rohstoffe hatte England zu einem zufriedenen Lande gemacht. Das England 1842 hatte vor der Revolution gestanden, während an der Prosperität von 1842—46 der Chartismus zu Grunde ging.

Nicht alle Segnungen waren der Peel'schen Reform zuzuschreiben. Günstige Witterung, der Beginn des Eisenbahnbaues und andere Umstänce hatten mitgewirkt, doch klar zeigte sich, daß billige Preise nicht nur der Masse Beschäftigung und reichliche Nahrung gaben, sondern auch die Staatskassen mit reichlichen Mitteln füllten. Die Experimente an der Peripherie waren in jeder Hinsicht geglückt, der Gedanke war nicht abzuweisen, daß die Beseitigung des centralen Uebels, der Kornzölle, mindestens gleich günstige Folgen haben werde.

Diese Aufhebung schien nicht zu eilen, denn Peel stand jetzt vor dem schwierigsten Theile seiner Aufgabe: Die Bekehrung des freihändlerischen Theoretikers zum freihändlerischen Wirthschaftspolitiker war vollendet; nun galt es, eine Partei von schutzzöllnerischen Landjunkern zur Aufhebung von Zöllen auf die Produkte ihrer Güter zu bewegen. Es handelte sich nicht, wie bei der Katholikenemanzipation, um eine rein politisch-taktische Frage, es war dies eine Frage der wirthschaftlichen Interessen, wo Argumente nur wirken, wenn sie greifbare Vortheile in Aussicht stellen. Sir Robert Peel und die öffentliche Meinung waren durch Cobdens Reden beeinflußt worden. Sie hatten sie widerwillig mit angehört, vergebens zurückzuweisen gesucht und in diesen Debatten langsam gelernt. Die Masse der konservativen Partei spürte wenig von dem Durste nach Erkennen der Wahrheit, der ihren Führer erfüllte. Sie folgte ihm im besten Falle bei der Beseitigung eines kleinen Monopols, wie etwa der Aufhebung des Viehenfuhrverbots, jedoch nur in der Absicht, das wichtigere Kornmonopol dadurch zu sichern. Man konnte sie höchstens umstimmen, wenn man den Wähler bekehrte. Peel dachte daran, dies bei den nächsten Wahlen zu versuchen. Die guten Jahre nach 1842, die die Nachtheile der Kornzölle gemildert hatten, erschwerten diese Politik beträchtlich. Der Wähler war zufrieden; die agitatorische Kraft der Liga war sogar geschwächt worden; gute Zeiten ertragen eben die schlechteste Wirthschaftspolitik.

VI.

Ohne die irische Hungersnoth, die in Folge des Mißrathens der Kartoffeln im Herbst 1845 begann, hätte es wohl noch lange dauern können, bis Sir Robert Peel seine Bekehrung zur Freihandelsidee zur politischen Vollendung hätte bringen müssen. Daß der Versuch für ihn wie für die Partei, die er führte, gefährlich werden könnte, war ihm wohl bekannt, obwohl er vielleicht vergaß, daß zwischen Führern und Geführten kein allzugroßer Abstand herrschen darf. Daß seine theoretischen Neigungen längst kein Geheimniß mehr waren, dafür hatte schon Benjamin Disraeli gesorgt. Solange indeß das Korngesetz bestand, machte die Mehrheit der Konservativen aus diesen Neigungen ihres Führers sich wenig. Es ist ein nicht zu unterschätzender Vorzug politischer Interessenparteien, daß sie Anschauungen gegenüber, die sich gesetzgeberisch nicht äußern, recht tolerant sein können.

Die irische Hungersnoth stellte die Korngesetze wieder in den Vordergrund. Für den Ausfall der Kartoffelernte, von deren Ertrag damals mehr als die Hälfte der irischen Bevölkerung lebte, mußte ein Ersatz geboten werden. Sollte man die benöthigten fremden Zufuhren verzollen? Die Ernten auf dem Kontinent waren nicht glänzend ausgefallen, der Bedarf nach Brotstoffen war groß. Man dachte Mais zollfrei einzuführen, aber die Frage erhob sich, ob man bei Hungersnoth den Weizen nach wie vor durch Zoll belasten sollte. Es bestand die Möglichkeit, während der Dauer des Nothstandes die Zölle aufzuheben, sie aber bei Rückkehr normaler Zeiten wieder einzuführen. Ein solches Vorgehen bedeutete für Peel die Vorlegung eines Gesetzes, dessen Nutzen er bezweifelte und dessen Schädlichkeiten er klar erkannt hatte. Es war ein anderes, ein bestehendes schlechtes Gesetz,

das im Augenblick nicht viel Schaden stiftete, fortdauern zu lassen, ein anderes, ein neues schlechtes Gesetz zu vertheidigen und durchzuführen. Peel hatte zudem, im Gegensatz zu Lord Stanley und andern, die die Hungersnoth unterschätzten, von Anfang an eine richtige Vorstellung von der Größe des Uebels. Er glaubte, daß seine Folgen sich nicht auf Irland beschränken würden, daß auch für England wieder magere Jahre kommen würden und dann wieder die schweren Schäden des alten Gesetzes eintreten müßten.

Der Minister, der einstweilen nur das Elend irischer Käthner zu berücksichtigen hatte, ein Elend, das nie von Prosperität abgelöst wurde, sah das Friedenswerk in England, an dem er Theil genommen, wieder zerstört. Wieder sah er im Geiste Tausende von Arbeitern arbeitslos aufs Pflaster geworfen, wieder sah er Tausende der Armenpflege anheimfallen; er sah Gesetzlosigkeit und Verbrechen überhandnehmen, wie er es 1842 erlebt hatte. Denn daß in Hungerjahren das Korngesetz Krisen nicht nur verschärfen, sondern auch hervorrufen konnte, war ihm nicht mehr zweifelhaft. Der Chartismus mußte sich neubeleben, die Liga, deren Ziele Peel selbst erstrebte, deren Agitation aber das Gebäude der britischen Konstitution erschüttern konnte, machte unerhörte Anstrengungen, der Führer der Whigs, Lord John Russell, hatte sich zum Freihandel bekehrt. Es war das nicht eine Bekehrung, die besonders schmerzvoll gewesen war. Unter dem Drucke, den die drohende Krise auf die öffentliche Meinung übte, war zudem eine Umstimmung der Schutzzöllner möglich, die durch Argumente nicht erreichbar war: Eine Unze Thatsachen wiegt schwerer als ein Pfund Theorie. Es war für Peel ausgeschlossen, sich weiter auf den Fortbestand der Kornzölle zu verpflichten. Da er sein Kabinett nicht zur Abschaffung zu bestimmen vermochte, resignirte er. Lord John Russell versuchte eine Regierung zu bilden, aber vergeblich, so daß Peel, nach Ausscheidung der Schutzzöllner, wieder die Regierung übernahm, mit der Absicht, eine schrittweise Aufhebung der Kornzölle durchzuführen.

Es war der letzte Akt seiner Bekehrung, als er am 26. Januar 1846 in der Adreßdebatte erklärte, seine früheren Anschauungen über die Zollfrage seien irrig gewesen. Er schäme sich nicht, das einzugestehen. An Thatsachen habe er lernen müssen, was andere durch abstraktes Denken erkannt hätten. Die Prosperität der letzten Jahre, die Entwicklung der Finanzen, die Unterschiede im sozialen und moralischen Befinden Englands in guten und in schlechten Jahren, die Beobachtung der Lohnbewegung, wie auch die Debatten der letzten Jahre hätte ihn zu andern Ansichten bekehrt. Durch die irische Hungersnoth sei die Frage neu aufgerollt worden; es sei das beste, sie ein für allemal zu lösen. In charakteristischer Vorsicht schlug Peel auch jetzt nicht sofortige Aufhebung vor, sondern Uebergangszölle, die Anfang 1849 enden sollten. Hand in Hand mit diesem Plane ging ein letztes gründliches Säubern des Tarifs von Schutzzöllen, wie die Gewährung gewisser Vergütungen, billige Meliorationskredite ꝛc. für die Landwirthschaft. Seine Gegner, so führte Peel aus, hätten versucht, die Lösung der Frage durch Uebernahme der Regierung zu fördern. Wenngleich auch sie erst Neubekehrte seien, so habe er ihnen gern die Regelung überlassen. Da indeß Lord John Russell verzichtet habe, so müsse er sie vornehmen.

Der Kampf, der sich nun im Parlament entspann und zu der Zerbröckelung der konservativen Partei führte, ist von einem der Hauptarrangeure in einem pittoresken Buche beschrieben worden. Wer wissen will, wie politische Intrigue angezettelt wird, wer lernen möchte, wie man eine Fronde organisirt, der lese Benjamin Disraeli's Life of Lord George Bentinck. So frivol, wie Benjamin Disraeli in diesem Buche wirthschaftliche Dinge behandelt, werden sie heute selbst von dem geschmeidigsten Diplomaten nicht mehr abgethan. Das Ende war, daß die erbitterte Landespartei, zu deren Führer Disraeli Lord George Bentinck inspirirt hatte, Peel an dem Tage aus Rache über einen irischen Entwurf stürzte, an dem die Tarifvorlage Gesetz geworden war.

Politische Bekehrungen sind nicht eben selten, und da sie häufig nur in Rücksicht auf Behauptung im Amt erfolgen, besonderen Ruhmes kaum werth. Peel's Bekehrung zum Freihandel, die zweite Bekehrung seines politischen Lebens, ist eine Ausnahme hiervon. Es ist nicht die Bekehrung eines Theoretikers zu neuen theoretischen Anschauungen, es ist der Versuch eines großen Staatsmannes, sein Handeln allmählich in Uebereinstimmung mit seiner wissenschaftlich gewonnenen Ueberzeugung zu bringen. Es ist der größte Triumph, den die ökonomische Theorie je erlebt hat. Man kann zugeben, daß die Beobachtungsfrist nicht lange genug war, um, wissenschaftlich gesprochen, ein abschließendes Urtheil zu gestatten; man darf aber nicht vergessen, daß eines Staatmannes Zeit kurz gemessen und daß abwartende Beobachtung nicht seine Aufgabe ist. Man kann auch zweifeln, ob Peel, vom Standpunkt parlamentarischer Ethik aus, recht gehandelt hat, als Führer einer Schutzzollpartei den Freihandel durchzusetzen. Peel stellte sich eben auf den nationalen Standpunkt und über die Partei. Denn wenn er ein großer Staatsmann und Parteiführer war, so war er ein schlechter Parteimann. Er suchte die Wahrheit und vergaß, daß politische Parteien in ihrer Gesammtheit selten zu den Suchenden gehören.

So hat Peel in der That die Partei, die er selbst geschaffen hat, zerbrochen. Disraeli hat anschaulich geschildert, wie in der entscheidenden Abstimmung, die Manners, Somersets, Bentincks u. s. w., kurz die ganze Landespartei in geschlossenen Reihen abschwenkte und gegen ihren Führer stimmte. Ob dieser je so ganz zu ihnen gehörte?

Man hat gesagt, er habe seine politische Karrière in gewissem Sinne dadurch verdorben, daß er durch seinen Vater mit der konservativen Partei verkettet wurde; bei den Liberalen wäre er glücklicher gewesen. Wie über alle die Dinge, die gewesen wären und nicht gewesen sind, läßt sich hierüber viel und wenig sagen. Daß Peel von einem bornirten Landjunkerthum weit entfernt war, ist kein Zweifel, aber dem demokratischen Ideale stand er darum nicht näher. Er war konservativ, wie es mancher ist, der bedenkt, daß eine Umgestaltung andere unvorhergesehene nach sich zieht, und daß Umformen an und für sich noch nichts gutes ist. Er war dabei ein Reformer allerersten Ranges, der einsah, daß alles Bestehende, daß alles, was einem politisch lieb und werth ist, nur dauern kann, wenn es von Mißbräuchen radikal befreit wird. So war er jenes politische Zwitterding, das man als konservativen Radikalen bezeichnen kann und das vielleicht in ihm allein ein politischer Erfolg gewesen ist. Peel ist sein Lebenlang ein Lernender gewesen; ein Wahrheitsucher, wie es unter Staatsmännern nur Turgot war, mit dem man ihn oft verglichen hat. Seine Zeitgenossen, z. B. Disraeli haben bestritten, daß er wirklich groß gewesen sei. Das Urtheil hat sich heute verschoben. Wer, außer dem zünftigen Gelehrten, weiß, wer Lord John Russell war, wer weiß mehr von Disraeli, als daß er den Berliner Kongreß besuchte? Wo sind die Lords Palmerston und Derby? Sir Robert Peel aber lebt in dem mächtigen Wirthschaftsleben fort, dem er in England freie Bahn geschaffen hat, auf dem, trotz mancher Erschütterung, Englands Weltstellung noch heute beruht. Je weiter die Zeit vorrückt, desto heller strahlt sein Name, während bereits die Staatsmänner der jüngsten Vergangenheit zu Schatten werden; wie die Vorberge schon längst in Dämmerung schlummern, wenn die Firnen noch im Abendlicht funkeln.

Frankfurt a. M. M. J. Bonn.

Zur Geschichte der Moderne.

„Von Emile Zola bis Gerhard Hauptmann" — so nennt Michael Georg Conrad litterarische Schlachtenbilder, die er nun als Erinnerungen*) herausgibt. Wenn das viel mißbrauchte Wort „Vorkämpfer" auf einen Mann anwendbar ist, so mag es von Conrad gelten. Es steckt etwas vom Kriegsgesellen in ihm, dem es nur froh ist ums Herz, wenn er mitten im Gewühle steht und sein braves Schwert schwingen kann, der sich nicht vor Hölle und Teufel fürchtet und nie seinen Humor verliert, auch wenn es gilt, durch Wasser oder Sumpf zu waten. Er hat ein festes Vertrauen und einen unerschütterlichen Glauben an die Zukunft der Sache, für die er ficht. So hat sich Michael Georg Conrad durch die Kämpfe der letzten zwanzig Jahre durchgeschlagen mit kräftigen Fäusten und lachenden Mundes auch in Noth und Gefahr. Heute mag er nun mit Stolz empfinden und mit Stolz es sagen, daß er nicht vergebens gestritten, und daß die verschmähten, verkannten und verlästerten Herren, denen er in Treue diente, heute ihr Reich, für das er kämpfte, errungen haben.

Wenn man an die Großen denkt, in deren Zeichen unsere Kultur steht, dann mag man mit heiterem Lächeln zu dem Ergebniß kommen, daß alle diese Führer einmal von allen, die sich weise dünkten, mit Koth und Steinen beworfen wurden. Man denke doch nur an das erste Auftreten Zola's, Wagner's, Böcklin's, Ibsen's. Es war ein förmlicher Wettstreit unter den deutschen Kritikbeflissenen, wer sich witziger über diese Idole einer lächerlichen Minorität lustig machen könnte. Jedem Einzelnen von ihnen ist mit apodiktischer Gewißheit von der Kritik das Todesurtel gesprochen worden, jeder Einzelne galt den Wohlmeinenden als Scheuel und Greuel. Es gehörte schon eine gute Portion Muth und Humor dazu, an die Zukunft der Verketzerten und Verlästerten zu glauben. Conrad besaß diese fröhliche Courage. Er war der Erste, der in Deutschland für Zola eintrat. Als er von Paris aus den Deutschen in der Heimath zu erklären sich bemühte, wer Zola sei und was er bedeute, da galt der Dichter der Rougeon-Macquarts jenseits des Rheines noch als Schweinepelz und unsauberer Geselle, und sein Name war der Inbegriff litterarischen Kloakenthums. Wie hat sich Zola's Ansehen seit damals geändert! Er ist zu einer Kulturmacht geworden, zu einer Persönlichkeit, die die ganze Kunst einer Zeit in sich verkörpert. Die Stellung der Jungen und der Alten zu ihm hat sich wiederholt völlig geändert. Einst wurde er von den Jungen gepriesen und von den Alten verhöhnt und verflucht. Dann wuchsen die Jungen heran, wurden selbst die Reifen und eine neue Generation stieg herauf, die wieder Zola für überwunden erklärte. Dann verschob sich das Bild, und an Stelle des litterarischen Urtheils trat die politische Aktion. Nicht Alt und Jung, sondern Fortschritt und Reaktion standen sich gegenüber. Und heute? Heute ist Zola für eine immer wachsende Anzahl ein Apostel und Prediger, ein Verkünder idealer Heilsbotschaft, ein Priester des Evangeliums der Arbeit. Und dieses Evangelium, diese Heilsbotschaft, zu der er sich und seine Zeit durchgerungen, ist sie nicht auch die letzte Lehre von Ibsen's Weisheit? Nur in der That liegt Befreiung, nur durch Arbeit können wir uns erlösen. So haben Zola und Ibsen das Erlösungsmotiv Wagner's in ihrer Weise aufgenommen. Wenn man sich fragt, wovon der Mensch sich erlösen soll, wie die Sünde heißt, die er zu besiegen hat, so geben uns alle Drei die gleiche Antwort. Der Egoismus ist die Sünde, in der Arbeit für andere, im Sichopfern für andere liegt das Heil. Altruismus und Mutualismus, das ist die Schule der Menschheit. Und nun halte man einmal an diese Lehren der Dichter die Lehren der Geschichte und der Volksentwicklung. Der Mutualismus in allen Formen ist das Programm der werdenden Kultur. So entspricht die Kunst der Zeit und so konnte unsere Zeit nur diese ihre Kunst haben. Deshalb hat Conrad Unrecht, wenn er fragt, ob Böcklin, Thoma und Lenbach nicht auch zu anderen Zeiten gelebt haben könnten. Auch ein Lauff ist nur heute möglich, und selbst Michael Georg Conrad wäre in einem früheren Jahrhundert ein ganz anderer gewesen.

Conrad prägt das gute Wort vom Bauernaufstand in der Litteratur. Der Bundschuh war es, der im Wappen der Kunst erschien. Er war das Feldzeichen des Naturalismus. Es ist ein tiefes Symbol, daß der Hauptmann der neuen Schaar einen Florian Geyer gedichtet hat. Und auch die Beschäftigung mit dem Bauer führte die Kunst auf einen Weg, den sie mit der Kulturentwicklung gemeinsam geht. Aus der Bauernkunst entwickelte sich eine Bodenkunst, und diese Bodenkunst will der Heimath gerecht werden, aus der sie stammt. Ein weiter Weg vom ersten Aufflammen des Naturalismus bis zum Aufblühen der Heimathskunst im heutigen Deutschland. Und doch ein Weg, der gegangen werden mußte, dessen Richtung nur eine Konsequenz war. Als Zola seine ersten Romane schrieb, die ein Kulturbild von Paris unter dem zweiten Kaiserreich entrollten, waren Wort und Begriff der Heimathkunst noch unbekannt. Aber ist nicht Zola selbst ein Heimathkünstler im besten Sinne des Wortes? Ist der Naturalismus mit seiner treuen Wirklichkeitsbeobachtung etwas anderes gewesen, als die nothwendige Vorstufe der Heimathkunst?

Der Naturalismus lehrte uns sehen, beobachten und wiedergeben. Er war vor allem eine technische Schule, die reiche Früchte getragen hat. Es ist ein altes Ammenmärchen litterarischer Kleinkinderbewahrer, daß der Naturalismus keine Ideale hat. Sind Zola und Ibsen, die so viel vom Wahrheitsfanatiker haben, keine Idealisten? Gibt es heißer nach Schönheit strebende, als es diese beiden Meister sind? In Schönheit leben ist das Programm der freien Adelsmenschen, die Ibsen in der Zukunft sieht. In Schönheit leben ist die Devise der deutschen Künstler, die sich von den Alten trennten und auf ihren Berg zogen, eine Sezession auf dem Berg der Verheißung, zu dessen Höhe Ibsen und seine Helden immer streben.

Mit einer Schilderung der Darmstädter Künstlerkolonie, dieses Versuches jung-deutscher Meister Häuser zu bauen, in denen man in Schönheit leben könnte, schließt Conrad seine Erinnerungen. Sein Buch ist bunt und bilderreich: Wohlbekannte Köpfe, bald liebevoll ausgeführt, bald scharf silhouettirt tauchen auf. Wir begegnen Nietzsche und sind bei Wagner zu Gast, wir leben mit, wie Conrad in München die „Gesellschaft" gründet, den Tummelplatz und Ausgangspunkt der naturalistischen Bewegung in Deutschland. Ein guter Deutscher hat dieses Buch geschrieben. Die Liebe zum deutschen Vaterlande schlägt wie eine lodernde Flamme durch alle diese Blätter. Manchmal sind Conrad's Erlebnisse in der Litteratur spannend wie ein Roman, manchmal wird der Gang der Erzählung durchbrochen von lyrischen Andachten, von Nietzsche-Begeisterungen und Predigten an die deutsche Nation. Man hat eigentlich die Empfindung, als ob Conrad die Lyrik der letzten zwanzig Jahre, den Stimmungsgehalt der ganzen Zeit in Worte fassen wollte: Es war eine Zeit der furiosen Allegros, eine wilde Jagd der Gefühle, ein Sturm der Gedanken, aber nun stehen wir wieder auf festem Boden. Hinter uns klingt der feierliche Grabgesang, mit dem man Nietzsche in die Gruft senkt, und wir gehen neuen Morgenröthen, neuen Horizonten entgegen. Der Schlachtenlärm hat sich verzogen, die Kämpfe werden nicht mehr in der Luft geschlagen über unseren Häuptern, die Nebelrosse der Theorien sind von der Sonne verjagt worden, der Sonne einer neuen Kunst. Fest und stark fußt sie auf dem Realismus, fest und stark steht sie auf der Heimathserde, die der Realismus uns gewonnen, und sie weiß den Weg zu idealen Zielen in Fernen, die wir erstreben und nie erreichen. Jedes Geschlecht stirbt an der Schwelle des dritten Reiches.

*) Leipzig, Herm. Seemann Nachfolger, 1902.

So hat mich Conrad's Buch angeregt, Rückschau und Vorschau zu halten. Ein Buch der Anregung ist es ja vor allem. Es bringt uns in Erinnerung, durch welche Wirrnisse wir gegangen sind, es bringt uns zum Bewußtsein, was wir den großen Führern verdanken, die ihren Weg gingen, unbeirrt vom Hohn und Spott der Menge — von Zola zu Hauptmann. Eine Epoche ist zu Ende. Eine neue Zeit beginnt. Wer wird ihr Hauptmann sein?

Wien. Rudolph Lothar.

Theater.

„d'Annunzio: Francesca da Rimini." Lessing-Theater, 11. April.

I.

Man denkt zurück an die Eindrücke dieses Abends. Was bleibt?

Es bleibt die Duse, wie sie in vielen Scenen zerstreut über die Bühne ging; und wie sie in einer unsterblich war.

Es bleibt ein Abbild der Renaissance, machtvoll und prachtvoll; will sagen: ein äußeres Abbild: mit köstlichen Balustraden, Treppen, Gallerien, Gärten, Sarkophagen — vorn stand auch ein recht himmlisches altes Säulchen, das ein altes Becken trug —; mit frech gewaltigen Kastellmauern, Wehrgängen, Thurmscharten; mit wundersamen Innenräumen für die Bewohner, mittendrin das denkwürdige Lesepult für Francesca und Paolo, drehbar, künstlerisch gearbeitet; und mit einigem Blut, einiger Folterung, einigem Sterben.

Dazu gesellten sich hervorragend gute Gewänder, für die Condottieri, fürs Gesinde, nicht schablonig zusammengesucht, sondern kennerisch erwählt; und die Duse selbst bot einen tiefen, leuchtenden Reiz allein durch ihre Trachten. Schön sah sie aus, Leser! (Wennschon ich das dunkle, einfach geknotete Haar mehr an diesem Menschenbild liebe als eine braunroth stilisirte Frisur). Und vollends der Malatesta, der Paolo, erschien wie entlaufen aus einem alten Gemälde, das etwa im Pittipalast schweigend und verschollen an einer dunklen Wand hängt. Er wirkte darum fast komisch, mit den malerischen Absonderlichkeiten jener versunkenen Läufte: das Haar, das trockene, wie in symmetrischen Wollhaufen gesträhnte, zu beiden Seiten von Ohren und Wangen gleichmäßig herabfließend, (sodaß der Kopf unten breiter als am Scheitel). Ueberdies hatte der Darsteller ins Antlitz ein paar schwarze Striche von oben nach unten gesetzt, sodaß eine leise, philosophische Hohlwangigkeit, sehr im Stil, herauskam. Mit einem Wort: entlaufen.

II.

Was bleibt von d'Annunzio?

Er ist der Impresario dieser Künste aller. Er möchte gleich Richard Wagner —. Doch erst feststellen, was ihm allein zukommt. Jedenfalls die stimmungmalende Poesie. Noch mehr Dekoration als Poesie. Es leuchtet, blüht und strömt aufs Neue. Wie in der Gioconda der Ausblick auf die florentinische Klosterstätte San Miniato eine gewisse hinreißende Geltung bekommt; wie in d'Annunzio's Romanen die Bauerndörfer an der See phantastisch tiefe Seligkeiten werden: so steigt hier die Magie der Blumen, der Sonne, des Frühlings und der holden jungfräulichen Jugend empor, in berückendem Licht und zauberhaftem Laut. Francesca, als Jungfrau im Garten der Brüder, hört den leisen Gesang ihrer Gefährtinnen, verhallend an ihrem letzten Mädchentag. Sie ziehen über die Stufen, sie stehen im Licht. Und sie singen:

Oimé che adesso io provo
che cosa è troppo amore. Oimé.
Oimé ch'egli è uno ardore
che al cor mi coce. Oimé.

Das alte Volkslied wird hier zur Dekoration gebraucht: zugleich als nationale Färbung. Und die Brust der Francesca ist von Tumult und Sehnsucht und Angst bewegt, von Nachdenklichkeit über das dahinfließende Leben, von Glück und Zukunftszagen, — und sie läßt den Geliebten grüßen und bricht vom Rosenstrauch eine Rose und bietet sie ihm, dem Paolo Malatesta, der nicht ihr Zukünftiger ist, wie sie wähnt: nur ihres Zukünftigen Anverwandter. Mir erkoren, mir verloren; todgeweihtes Haupt, todgeweihtes Herz — hier setzt der Tristan ein . . . Ich hätte erschöpft, was mir an diesem Schauspiel nahe geht.

III.

Der Tristan setzt ein. Schon im ersten Akt singt ein Spaßmacher das Lied vom buon Tristano und Isotta la bionda. d'Annunzio erwähnt den Tristan, könnte man denken, weil ihn Dante erwähnt: in jenem Höllensang, wo Paolo und Francesca, weinende Schatten, dahinfliegen im Schwarm der Verfluchten, selbander gesondert, in nie entseelter Liebe. Nein! d'Annunzio bringt den Tristan aus anderen Gründen. Umsonst hat er nicht in dem venezianischen Epos des Mannes gedacht, der im Vendraminpalast gestorben ist; im selben Buch, wo er den dunkel leuchtenden, fast schwermüthigen Liebesbund mit der Duse preisgibt und das . . . das Kunstwerk der Zukunft, hätt' ich beinah gesagt, in der Einbildung entrollt. Der Gaukler von Bayreuth, der Barbarenmeister, hat so sein Hirn in Besitz genommen, so unentrinnbar, wie das Hirn der kleinen, armen Franzosen, die in verfallenen Arenen der Provence mit ihrer dünnen Massenetmusik ein völkisches Kunstheiligthum erträumen. Thörichter Traum! Packt ein. So etwas kann einmal geboren: niemals kann es nachgemacht werden. Und wenn eure Länder ein Genie hätten, stark genug, es zu thun: so würden sie eigene Ideen gebären, statt fremde zu äffen.

Was ich sagen wollte: Wie Tristan ist Paolo Zuführer; er führt die Braut dem Verwandten zu. Francesca grollt ihm — die acht Noten des Wagner'schen Grollmotivs hört man förmlich im zweiten Akt — um Dessentwillen, was er einst gethan: als er in ihren Garten drang. Das sind Aeußerlichkeiten der Fabel! Doch Wagnerisch ist der bewußte Vorsatz, alle Künste, tutte le arti, zusammenwirken zu lassen, wie d'Annunzio im Epilog ansagt. Das Wort, zweitens das greifbare Kunstgebild — von der Stimmung durch das gesungene Lied war schon die Rede. D'Annunzio führt Europas Drama gewiß durch seine dekorativen Mittel über das Bestehende hinaus. Er gibt ihm etwas Leuchtenderes, Lyrischeres. Er hat zweifellos Gewalt über . . . das Aeußere der Seelen. Das Herz aber zu treffen ist seine Sendung nicht.

Und weil er mehr Klänge gibt als Worte; weil er mehr Rausch gibt als Innerlichkeit; weil er mehr Färbung gibt als Tiefe: darum langweilt er so früh; darum ist er beim ersten Mal reizvoll, beim zweiten Mal erduldbar, beim dritten Mal unerträglich. Auch Wagner war ein Blenderischer: doch seine Farben sind eine Magie; seine Klänge sind ozeanisch; und sein Rausch ist ein Weltenrausch.

Also laß ab, Gabriel. Hast Du ein großes Streben? Eher ein Streben nach Größe. Und wenn Du mit den Riesen zechst, erstaune nicht, daß Du so schlimm unter den Tisch fliegst. Laß ab.

IV.

Quel giorno più non vi legemmo avante . . . Paolo und Francesca finden einander beim Lesen des Lancelotbuchs. Das ist der eine Punkt beim Alighieri; der andere das Schweben in der Hölle. Den zweiten hat d'Annunzio zu erreichen nicht versucht. Den ersten wahrlich nicht gekonnt. Denn seine Lancelotsscene wirkt nur durch ein Moment, das außerhalb seiner Kunst liegt: durch die Erinnerung an das Dantische Gedicht. Wie kann ich am besten ausdrücken, wie mich das berührt? Wenn ich dem deutschen Leser einen ähnlich gearteten Fall schildere. Jemand

hätte die Bürgschaft dramatisirt, und nun käme die berühmte Wendung: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte." Nicht ganz so schlimm, — aber beinah.

Kurz: von solchen Besitzthümern soll man die Finger lassen. Auf die „Huldigung an den großen Genius" in dieser Form darf gern verzichtet werden. Man huldige dem Genius durch Ungeschorenlassen. D'Annunzio verstrickt seinen Helden in eine Freundschaft mit Dante. Paolo nämlich — eine Art Hohenzollerndramenzug — erzählt der Francesca, mit wem er in Florenz verkehrt, darunter war „un giovinetto degli Alighieri nominato Dante". Eines Tages habe dieser Jüngling namens Dante still weinen müssen ob eines Sanges von allzu großer Holdheit; da weinte auch er mit ihm, — vedendolo, anch' io con lui piangeva. Diese Mittheilung gibt . . . nicht den Anlaß des Küssens, aber doch die Präliminarien des Küssens! Ah, cochons, tristes! Schließlich lesen sie die berühmte Stelle — und es geschieht. Wie litterarisch ist das alles! d'Annunzio beruft erstens eine Stelle aus dem Dante; zweitens eine Stelle, die Dante an jener Stelle beruft. Er borgt sich den vereinten Nimbus einer alten Liebeserzählung und der Göttlichen Komödie. Wie es bei ihm kein Werk ohne Bibelots, alte Bilder, Statuen gibt; keine Tragik ohne Geschnitztes in der Nähe: so macht er eine berühmte Stelle hier zum Angelpunkt eines fünfaktigen Dramas. Sein alter Reiz und seine alte Schwäche.

Was drum und dran hängt, ist nicht viel; es schwindet, zieht verdämmernd in die Ferne. Auch der tödtliche Schluß; der nur eben zwei Erdolchungen zeigt. Und es wirkt gar nicht, wenn schon im Buche steht, wie die zwei Körper lautlos fallen, „non danno un gemmito". Das alles ist platonisch. Möglich, daß die deutsche Aufführung viel stärker wirkt.

V.

. . . Die Duse war zerstreut, sagt' ich. So tief wie 1893 hat sie mich nie mehr umgewühlt. Später gab sie die Bildhauersfrau in der „Gioconda": da hatte man wieder die Sehnsucht, am Theater auf ihren Wagen zu warten, beim hinteren Ausgang, und sie noch in der Nähe zu sehen, ehe sie stirbt. Sie kam damals heraus, todtenblaß, todtenmüde, und sprach zu ein paar Leuten: „Laissez-moi passer". Dann fuhr sie davon. Heute war das Wunder nicht mehr so tief berückend. Die Sorge um das Werk des Liebsten schien ihre Kraft zersplittert zu haben. Wenn ich ein paar Millionen hätte, dacht' ich, ich würde ihr eine schenken, daß sie nicht mehr spielt; oder nur dreimal im Jahre.

Aber dann kam der dritte Akt; das Lesen im Buch, das Umfangen des Paolo.

Das entschädigt für jeden d'Annunzio. Durch alle seine Akte will ich schreiten und geduldig warten und sprechen: laissez-moi passer, — bis ich zu ihr gelange.

Alfred Kerr.

Das Hochzeitskleid.*)

Vor vielen, vielen Jahren — ein paar Generationen sind es her —, irgendwann im 18. Jahrhundert ist das Gut der Roches einmal im Besitz der O'Dwyers gewesen. So erzählte man — ob mit Recht, sei dahingestellt. Nur eine schwache Ueberlieferung hat sich davon erhalten; ein einziges Mal hatte es der junge Herr Roche von seiner Mutter gehört; unter dem Landvolk war indeß nichts mehr davon bekannt. Seine Mutter hatte ihm erzählt, sein Urgroßvater habe im Ausland viel Geld verdient und dann seine Besitzung vergrößert durch Ankauf von den O'Dwyers, die damals den Hügelhang, auf dem das Herrenhaus stand, ihr eigen nannten und auch verpachteten. O'Dwyers selbst hatten vergessen, daß sie einmal so viel reicher gewesen als jetzt. So oft jedoch der Herr mit ihnen sprach, mußte er sich dessen erinnern. Denn obgleich sie sich nur als kleine Pächter, die von dem Gutsbesitzer abhängig waren, zurückdenken konnten, hatten sie doch alle, die Knaben sowohl wie die Mädchen, etwas Vornehmes in ihrem Wesen, das sie auf den ersten Blick vor den andern Pächtern auszeichnete. Vermuthlich hatten O'Dwyers doch noch das Gefühl für ihre höhere Abstammung gehabt; und die andern Pächter nicht minder. Immer hatten sie sich ein wenig abseits gehalten von den Streitigkeiten und Händeln im Dorf, aber deswegen dachten die Nachbarn keineswegs geringer von ihnen. Offenbar waren O'Dwyers vornehme Leute, und man hatte noch eine Ahnung, daß sie im 18. Jahrhundert einmal Großgrundbesitzer gewesen.

Das Haupt der Familie war ein Mann von vierzig Jahren; er war der Vertrauensmann, beinah der Freund des jungen Herrn, sein Vogt und Verwalter und wohnte in einem hübschen Landhaus am Rand des Sees. Im Herrenhaus lebten seine Tanten, alte Frauen von achtundsechzig und siebzig Jahren; die ältere war Köchin, die jüngere Hausmädchen gewesen; beide erhielten jetzt das Gnadenbrot und waren dem jungen Herrn, dem sie viel zu verdanken glaubten, treu ergeben. Er meinte dagegen, die Schuld sei ganz auf seiner Seite. War er fort, so dachte er oft an sie; kam er wieder, so begrüßte er sie wie seine eigenen Angehörigen.

In der Familie O'Dwyer war die Langlebigkeit zu Hause: es gab eine, die war noch älter als Betty und Mary, ihre Schwester Margaret Kirwin, „Großmütterchen" Kirwin, wie sie genannt wurde; die lebte im Landhaus am See bei ihrem Neffen Alec O'Dwyer. Sie war mehr als achtzig, es hieß sogar, sie sei fast neunzig Jahre alt, aber darüber wußte man nichts Bestimmtes. Mary O'Dwyer sagte, Margaret sei fast zwanzig Jahre älter als sie, doch weder Betty noch Mary erinnerten sich genau an den Geburtstag ihrer Schwester. Sie wußten nicht viel von ihr; denn sie war zwar ihre Schwester, aber ihnen nahezu eine Fremde. Mit sechzehn Jahren hatte sie geheirathet, war dann in eine andere Gegend des Landes gezogen, und sie hatten dreißig Jahre kaum etwas von ihr gehört. In das schöne Mädchen sollen einmal viele Männer verliebt gewesen sein. Sicher wußte man, daß sie mit dem Sohn des Wildhüters von dem Großvater des jetzigen Herrn Roche davongegangen. Daran läßt sich ermessen, wie außerordentlich lange es her war und wie wenig von ihrer Lebensgeschichte zur Kenntniß der Jetztlebenden gelangt war.

Sechzig Jahre waren sicher verflossen, seitdem sie mit dem jungen Mann davongegangen. Ein paar Jahre hatte sie mit ihm in Meath gelebt, niemand wußte genau, wie lange, vielleicht neun oder zehn Jahre; da war er plötzlich gestorben, und sein Tod, scheint es, hatte sie theilweise um den Verstand gebracht. So viel war gewiß: nach seinem Tode hatte sie die Grafschaft Meath verlassen und war viele Jahre fortgeblieben. Etwa vor zwanzig Jahren war sie dann wieder nach Meath zurückgekehrt, aber nicht an den Platz, wo sie früher gewohnt hatte. So schweres Unglück soll sie durchgemacht haben, daß das ihren Verstand zerrüttete. Sie selbst hatte ihre Leidensgeschichte vergessen.

Da traf eines Tags eine Nachricht in Galway ein — die traurige Nachricht, daß sie in einer sehr armseligen Hütte im Umkreis der Stadt Navan wohne, wo ihr seltsames Gebahren und ihr seltsames Leben öffentliches Aufsehen erregt hatten. Der Priester sollte nach ihren Verwandten Erkundigung einziehen; dazu brauchte er geraume Zeit, denn die alte Frau wußte ihm nur unzusammenhängenden Bescheid zu geben; schließlich machte er doch ihre Heimath Galway ausfindig und schrieb an O'Dwyers. Sofort nach der Ankunft des Briefs schickte Alec seine Frau nach Navan, die brachte die Alte mit heim.

*) Aus dem Manuskript übersetzt von Max Meyerfeld.

„Wahrhaftig, 's war Zeit, daß ich sie holte,“ sagte sie. „Die Buben in der Stadt sind hinter ihr hergelaufen, haben sich über sie lustig gemacht, alles mögliche nach ihr geworfen und das arme Geschöpf um das bischen Verstand gebracht, das ihr noch geblieben ist. Der Regen strömte durch ihr Strohdach, kaum 'n trocknes Fleckchen war in der Hütte, und sie hatte nichts zu essen außer den paar Brocken, die ihr die Nachbarn gaben. Neuerdings hat sie das Feueranmachen verlernt und die Kartoffeln, die sie von den Nachbarn bekam, roh gegessen. Nur noch 'n paar schmutzige Lumpen hatte sie auf'm Leib. Alles war ihr einerlei — bis auf ihr Hochzeitskleid. Das hat sie in einer Truhe aufbewahrt, über und über mit Papier bedeckt, daß keine Feuchtigkeit daran käme. Immer wieder hat sie's zusammengelegt und nachgesehen, ob auch die Motten nicht daran gingen. Als ich zur Thür hereintrat, sprach sie grad' davon. Sie dachte am Ende, ich sei gekommen, um's ihr zu stehlen. Die Nachbarn haben mir nämlich erzählt, so hätte sie's mit jedem gemacht“.

Das war alles, was Alec O'Dwyer's Frau an Neuigkeiten von Margaret Kirwin mitbrachte. Die Alte erhielt ihr Zimmer in dem Landhaus, und obgleich sie in Folge der reichlichen Nahrung, der behaglichen Wärme und der guten Behandlung nicht mehr ganz so blöde, nicht mehr ganz wie ein wildes, gehetztes Thier war, so bekam sie doch ihr Gedächtniß nicht so weit wieder, daß sie erzählen konnte, was sie nach dem Tode ihres Mannes durchgemacht hatte. Aber es schien, als hätte sie auch gar keine Lust, sich daran zu erinnern. Nur dann wurde sie geschwätzig, wenn sie von ihrer Jugend sprach: wie die Kirchenglocken an ihrem Hochzeitstag läuteten und der Ginster blühte. Das war, ehe das Herrenhaus auf dem Hügel gebaut worden. Damals war der Hügel noch gutes Weideland für die Schafe, und Margaret erzählte oft vom Gebimmel der Schafglöckchen im Thal, vom gelben Ginster und den Glocken, die zu ihrer Hochzeit läuteten. Immer sprach sie von den Glocken, und doch konnte keiner verstehen, woher die Glocken kamen. Denn es war nicht Sitte, die Kirchenglocken bei Hochzeiten zu läuten, eine andere gab es aber nicht; niemand wußte also zu sagen, wie sie sich das in den Kopf gesetzt mit den Glocken, die ihretwegen läuteten, als sie auf dem Weg zur Kirche über den Hügel schritt in dem schönen Hochzeitskleid, das ihr die Großmutter des jetzigen Herrn Roche zum Geschenk gemacht: sie sei immer besonders gut bei der alten Dame angeschrieben gewesen, erzählte sie, viel besser als ihre beiden Schwestern. Betty und Mary waren damals noch kleine Kinder und hatten von der Hochzeit kaum noch eine Vorstellung.

Margaret Kirwin ging an einem kurzen Stock, und ihr Kopf war fast bis herab auf die Krücke gebeugt. Saß die Familie plaudernd am Herdfeuer, dann pflegte sie auf ein paar Minuten herunterzukommen, ihnen etwas zu sagen und dann wieder zu verschwinden; ihnen war es, als hätten sie jemand aus einer andern Welt gesehen. Manchmal humpelte sie bis zum Gartenthor und jagte den Bauern einen Schreck ein, so seltsam nahm sie sich inmitten der Blumen aus, so alt und hilflos, fast wie abgeschnitten von dieser Welt, mit der sie nur noch eine Erinnerung verknüpfte. Der verlassene Blick in ihrem Auge hatte etwas Schreckliches, denn Margaret war sonst nicht häßlich, trotz aller Runzeln hatte ihr Gesicht seine Form behalten, und man konnte leicht erkennen, zumal wenn ihre kleine Großnichte bei ihr war, wie sie einmal vor fünfundsechzig Jahren ausgesehen haben mochte. Augenscheinlich hatte sie ein langes, freundliches Gesicht gehabt, wie man's bei Rothhaarigen findet.

Molly war sechzehn Jahre alt, und ihr graues Kleid reichte ihr nur bis auf die Knöchel. Alle hatten die arme, alte Frau gern, aber Molly allein hatte keine Furcht vor ihr; man konnte sie oft beisammen stehen sehen an dem hübschen Gitter, das des Verwalters Garten von der Landstraße abgrenzte. Kastanien wuchsen rings ums Haus, Sinarosen an der Mauer, im Verlauf des Sommers blühten Lilien im Garten und im Herbst Stockrosen und Sonnenblumen. Etwas weiter standen ein paar Obstbäume, mehr nach dem Thal zu floß ein Fluß, eine kleine Brücke führte darüber auf die Wiese, und Molly pflegte mit ihrer Großtante bis zur Brücke zu gehen; jedermann wunderte sich, was sich das Kind und die Alte zu sagen hätten. Molly konnte nie klar Auskunft geben, was ihr die alte Frau erzählt während der Zeit, die sie am Fluß zubrachten. Einmal hatte sie versucht, Molly von einem langen Winter ein Bild zu geben, in dem der See von einem Ufer zum andern zugefroren war. Dunkel schwebte ihr der Transport der Säulen vor, die vor dem Herrenhaus standen: Ochsen hätten sie über den See gezogen, und eine davon läge jetzt auf dem Grund des Sees. So faßte es Molly auf, aber sie verstand wenig davon.

Molly's Besorgtheit um die alte Frau war recht merkwürdig. Sie wollte nichts davon wissen, wenn man ihr das hoch anrechnete; denn im Grunde fühlte sie die Freundlichkeit und das Mitleid gar nicht. Es verhielt sich vielmehr so: sie hatte noch nie einen Todten gesehen und ängstigte sich daher, die alte Frau könne sterben, ehe sie in Dienst ginge. Ihre Eltern hatten ihr nämlich versprochen, wenn sie achtzehn Jahre sei, dürfe sie fortgehen. Seitdem hegte sie die Hoffnung, daß ihre Tante noch zwei Jahre am Leben und ihr so der Schrecken, einen Leichnam zu sehen, erspart bleiben würde. Ein wenig aus dem Grund bediente sie ihre Tante so eifrig, schnitt der alten Frau so sorgfältig das Essen klein, bestand darauf, daß sie oft Nahrung zu sich nähme, und sprang von ihrem Platz auf, um der alten Frau den Stock zu holen, wenn sie sich erhob. War Margaret Kirwin nicht in der Küche, dann lachte und schwatzte Molly in einem hin. Ihre Eltern dachten oft, ihre Stimme locke die Alte aus ihrem Zimmer heraus.

So kam es, daß an dem Tag, da Molly schmollte, weil sie nicht zum Ball gehen konnte, die alte Frau in ihrem Zimmer blieb. Als sie nicht zum Thee kam, begannen sie ängstlich zu werden, und Molly sollte die Tante holen.

„Vielleicht ist ihr 'was zugestoßen, Mutter, ich getrau' mich nicht.“

Doch als die alte Margaret gegen Abend in die Küche kam, setzte sie alle in Erstaunen durch ihre Frage:

„Warum weint Molly?“

Niemand sonst hörte Molly schluchzen (wenn sie überhaupt geschluchzt hatte), aber alle kannten den Grund ihres Kummers, und sie hatte deswegen an dem Tag schon manchen Vorwurf über sich ergehen lassen müssen.

„Ich will nichts mehr davon hören“, sagte Frau O'Dwyer, „den ganzen Tag ist sie schon so verdrießlich. Ist's meine Schuld, daß ich ihr kein Kleid zum Ball geben kann?“

Sie vergaß ganz, daß sie die alte Margaret ja nicht verstand, und erzählte ihr, die Dienstboten im Herrenhaus gäben 'nen Ball und hätten Molly dazu eingeladen.

„Was kann ich dafür? Sie hat kein Kleid dazu. Selbst wenn ich Geld genug hätte, wär' doch jetzt keine Zeit mehr, eins holen zu lassen oder zu machen. Englische Dienstboten sind auch 'ne ganze Zahl dabei, Leute aus allen Theilen des Landes, die ihre Mädchen mitgebracht haben. Da soll doch mein Kind nicht schlechter angezogen gehen als die andern. Eben deshalb kann sie nicht hin. All das hat sie schon xmal gehört, sie weiß ... Sie hat mir noch nie so viel zugesetzt.“

Frau O'Dwyer schalt immer weiter mit ihrer Tochter. Molly schienen die Gründe der Mutter, wenn sie auch unwiderleglich waren, nicht zu trösten. Sehr mißmuthig saß sie da.

„So sitzt sie nun schon den ganzen Tag“, sagte Frau O'Dwyer. „Ich wünschte, es wär' erst morgen, denn das wird nicht besser mit ihr, bis alles vorbei ist.“

„Aber ich sag' ja gar nichts, Mutter. Ich geh' zu Bett. Ich weiß nicht, warum du mich auszankst, ich sag' doch gar nichts. Dafür kann ich nichts, daß ich schlechter Laune bin.“

„Nein wirklich, sie sieht nicht 'n bischen vergnügt aus," sagte die Alte, „ich hab's nicht gern, wenn sie verstimmt ist".

Das war das erste Mal, seitdem die alte Margaret bei ihnen lebte, daß sie zu begreifen schien, was um sie herum vorging. Alle blickten sie an, Frau O'Dwyer, Alec und Molly; sie warteten darauf, ob sie nicht noch 'was hinzusetze, denn sie waren in Zweifel, ob die Worte der Alten ein Zufall gewesen oder ob sie wieder zu Verstand gekommen.

„'s ist doch arg für 'n Kind in ihrem Alter, daß sie nicht zum Tanz ins Herrenhaus darf, wo sie mal eingeladen ist. Kein Wunder, daß Molly unglücklich ist. Ich denk' an die Zeit, wo mir's nicht anders gegangen wär', und sie gleicht mir doch so."

„Aber, Großmutter, was soll ich machen? Sie kann in dem Kleid, das sie anhat, nicht gehen, und sie hat nur ein andres Gewand, das, in dem sie zur Messe geht. Ich kann doch meine Tochter nicht — —"

Alec fiel ihr da ins Wort, da er sah, daß die Alte im Begriff war, noch etwas zu sagen.

„Wir wollen mal hören, was sie meint," flüsterte er ihr zu.

„Aber da ist ja mein Hochzeitskleid, das ist doch für jeden schön genug. Niemand hat's angehabt seit dem Tag, da ich's trug, als die Glocken läuteten und als ich über den Hügel zur Trauung ging. Ich hab's so in Acht genommen, 's ist noch grad' wie damals. Molly wird sehr schön drin aussehen, wie ich an dem Tag ausgesehen hab'."

Keiner redete; Vater, Mutter und Tochter starrten die alte Frau an. Ihr Vorschlag, ihr Hochzeitskleid herzugeben, hatte sie verblüfft, ebenso, daß sie wieder bei klaren Sinnen war. Alles, was sie einst besessen (und es hieß, sie sei einmal reich gewesen), war ihr entglitten, nichts als dieses Kleid ihr geblieben. Wie hatte sie's bewacht! Seitdem sie bei O'Dwyers wohnte, hatte sie ihnen kaum erlaubt, es zu sehen. Wenn sie es aus der Lade nahm, um es zu lüften und einzukampfern, verschloß sie ihre Zimmerthür. Nur ein einziges Mal hatten sie's gesehen, und auch da nur ein paar Augenblicke: sie hatte es hergeholt, um es vorzuzeigen, wie ein Kind, das sein Spielzeug bringt, aber als sie die Hände danach ausstreckten, um es anzufassen, hatte sie's weggezogen; dann hatten sie gehört, wie sie die Truhe, in der es lag, verschloß. Und jetzt wollte sie es Molly leihen! Sie glaubten nicht, daß die Alte wirklich meinte, was sie sagte. Sie dachten, sie werde jetzt in ihr Zimmer gehen, ohne noch eine Ahnung von dem zu haben, was sie gesagt hatte. Selbst, wenn sie Molly das Kleid anziehen ließe so würde sie ihr doch nicht gestatten, damit aus dem Hause zu gehen. In der letzten Minute würde sie sich noch anders besinnen.

„Wann fängt denn der Ball an?" fragte sie, und da sie es ihr sagten, meinte sie, da habe sie noch grad' Zeit genug, Molly anzuziehen, und bat Mutter und Tochter, mit in ihr Zimmer zu kommen. Frau O'Dwyer fürchtete, dem Mädchen stünde eine noch bitterere Enttäuschung bevor; aber hatte Molly einmal das Kleid an, so konnte die Alte doch nicht verlangen, daß sie es wieder ausziehe.

„Du wirst in meinem Kleid grad' so aussehen wie ich, als die Glocken läuteten."

Sie selbst nahm das Kleid aus der Lade, den Unterrock, die Strümpfe und Schuhe, nichts fehlte.

„Die alte Dame hat mir das alles geschenkt. Molly hat das Haar wie ich, sie wird genau so aussehen. Sind die Schuhe nicht schön? Sieh nur die Schnallen! Sie werden ihr gut passen, ihr Fuß hat dasselbe Maaß wie meiner."

Und Molly schlüpfte in die Schuhe, als wären sie für sie angefertigt, das Kleid paßte ebenso gut, und auf Wunsch der alten Frau wurde Molly's Haar, so gut das ging, so aufgesteckt, wie sie's getragen hatte, als es noch dicht war und roth wie Molly's Haar.

Das Mädchen dachte, Großmütterchen werde es bereuen, werde ihr in die Küche folgen und sie bitten, alles wieder auszuziehen. Dann war es gar nichts mit dem Ball. Sie fühlte sich erst geborgen, als sie das Haus weit hinter sich, etwa die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte. Die Eltern hatten gesagt, der Ball sei wohl nicht vor sechs Uhr morgens zu Ende, und ihr den Hausschlüssel mitgeben wollen, aber Großmütterchen hatte sich's nicht nehmen lassen, die Nacht aufzubleiben.

„Ich nicke 'n bißchen ein auf 'nem Stuhl. Wenn ich müd bin, leg' ich mich hin. Ich werd' Molly hören, ich schlaf' nicht viel. Sie kann ja sonst nicht herein."

Sonderbar, wie sie so sprach! O'Dwyers hatten ein bißchen Angst, weil sie so plötzlich wieder bei gesundem Verstand war, und leisteten ihr bis gegen Mitternacht Gesellschaft. Dann suchten sie die Alte zum Schlafengehen zu bereden und wollten das Haus abschließen, aber sie rührte sich nicht vom Fleck und blickte ins Feuer, als ob sie ganz deutlich das Mädchen auf dem Ball tanzen sehen könne. Sie schien so zufrieden, daß sie das Zimmer verließen. Ein Stunde lang saß sie so da, in Träume versunken, sah Molly, jung und schön angezogen, in dem Hochzeitsstaat von vor mehr als sechzig Jahren.

Traum nach Traum verrann, das Feuer brannte herab, die Soden zerfielen in weiße Asche, und das Mondlicht begann hereinzufluthen. Der Morgenfrost weckte sie auf, da warf sie einige Torfstücke aufs Feuer.

Eine Stunde verstrich; zum letzten Mal wachte die alte Margaret auf.

„Die Glocken läuten, die Glocken läuten", sagte sie und schritt zur Küchenthür; sie öffnete sie und trat, vom Mondlicht umstrahlt, in den Garten hinaus. Gerad' eine solche Nacht war ihre Hochzeitsnacht, da hatte sie gerade wie jetzt inmitten der Sommerblumen im Garten gestanden.

„Es tagt schon", sagte sie, da sie das Mondlicht für die Morgendämmerung hielt. Und wie sie lauschte, schien sie von neuem den Klang der Glocken zu hören, der über die Berge kam. „Ja, ja, die Glocken läuten", sagte sie, „ich kann sie ganz deutlich hören, nun muß ich mich sputen, mich fertig anziehen, ich darf ihn nicht warten lassen."

Sie kehrte ins Haus zurück, ging an ihre Truhe, wo das Kleid so viele Jahre gelegen, und obgleich es nicht mehr darin war, schien ihr da doch eins zu sein, ein viel schöneres noch als das, das sie gehegt hatte. Es war dasselbe Kleid, nur so viel schöner: die Seide weicher, die Farbe zarter; sie hielt das Traumkleid in den Händen und saß damit im Mondenschein, von dem Gedanken beseligt, wie hübsch er sie darin finden würde. Einmal griff sie nach ihrem Haar, dann ließ sie die Hände wieder sinken.

„Nun muß ich mich anziehen, ich darf ihn nicht warten lassen."

Das Mondlicht lag still auf ihren Knien; aber mählich stieg der Mond höher am Himmel empor und ließ sie im Schatten.

In diesem Augenblick, da die Schatten sich dichter um die alte Margaret legten, fiel dem Kind auf dem Ball die Spenderin des Kleides ein, die auf sie wartete. Mitten in einem Tanz mit Mr. Roche hatte sie die Empfindung, ihrer Tante müsse etwas widerfahren sein.

„Mr. Roche, Sie müssen mich fortlassen, ich kann heut Abend nicht mehr tanzen. Ich weiß bestimmt, meiner Tante ist 'was zugestoßen, der alten Frau, Margaret Kirwin, die bei uns wohnt. Sie hat mir das Kleid hier geliehen. Es war ihr Hochzeitskleid. Fünfundsechzig Jahre hat sie's nie aus den Händen gegeben, kaum einen sehen lassen. Aber sie sagte, ich säh' ihr so ähnlich, und wie sie mich weinen hörte, weil ich kein Kleid zum Ball hatte, da hat sie mir ihr Hochzeitskleid geliehen."

„Du siehst sehr hübsch darin aus, Molly, aber was du da sagst, ist ja bloß 'n Hirngespinnst."

Und da er sah, daß sich das Mädchen ängstigte und fortgehen wollte, fragte er:

„Aber wie kommst du denn darauf, daß deiner Tante 'was zugestoßen ist?"

„Sie ist sehr alt".

„Aber doch jetzt nicht viel älter als vorhin, da du weggingst."

„Ich will fort, Mr. Roche, ich muß fort, ich hab' die Gewißheit, daß ihr 'was zugestoßen ist. Nie in meinem Leben hab' ich so ein Gefühl gehabt, und ich könnte 's doch nicht haben, wenn kein Grund dazu wäre."

„Meinetwegen — wenn du gehen mußt . . ."

Sie blickte nach der Richtung, wo der Mond schien und eilte den Weg durch den Park hinab; Roche blickte ihr nach und wußte nicht, ob ihr am Ende nicht doch eine innere Stimme den Tod der alten Frau vorausgesagt. Es war eine jener herrlichen Mainächte, in denen der Mond hoch wie eine Lerche am Himmel schwebt, Wälder und Felder allesammt im Grün des Lenzes prangen. Aber die Stille der Nacht erschreckte Molly, und als sie stehen blieb, ihr Kleid hochzunehmen, hörte sie das Geschnatter der Enten im Schilf. Die Welt schien in Licht und Dunkel getheilt. Die Hagedornsträucher warfen schwarze Schatten, die bis in die Niederungen hinabreichten. Molly getraute sich nicht, den Weg, der durch das Wäldchen führte, einzuschlagen, um dem Tod nicht zu begegnen. Denn jetzt kam es ihr so vor, als ob sie mit dem Tod um die Wette liefe: sie mußte ihn noch vor der Hütte einholen. Sie wagte nicht, das kurze Stück Weg abzuschneiden, sie rannte, bis ihr der Athem ausging. Sie rannte immer weiter, aber als sie das Gartenpförtchen hinter sich hatte, wußte sie, daß der Tod vor ihr dagewesen. Zweimal klopfte sie; da niemand antwortete, drückte sie die Klinke nieder und war überrascht, die Thür unverschlossen zu finden. Unter der Asche glomm noch ein wenig Feuer, sie blies es eine Zeit lang an, bis es ihr gelang, die Kerze daran anzustecken; hoch hielt sie sie empor und sah sich in der Küche um.

„Tantchen, schläfst du? Sind die andern zu Bett gegangen?"

Sie kam ein paar Schritte näher, und eine seltsame Neugier befiel sie. Stets hatte sie den Tod gefürchtet, aber jetzt blickte sie neugierig auf ihn, und die Aehnlichkeit kam ihr zum Bewußtsein, die ihre Tante so oft bemerkt hatte.

„Ja", sagte sie, „sie gleicht mir. Ich werde ihr eines Tages gleichen, wenn ich lang genug lebe."

Dann klopfte sie an die Schlafzimmerthür ihrer Eltern.

George Moore.

Leinhaas, G. A., Erinnerungen an Viktoria Kaiserin und Königin Friedrich. Mainz 1902. In Kommission bei Viktor von Zabern.

Gar manchem Leser der „Nation" dürfte es doch willkommen sein, etwas Näheres über das tägliche Leben und Treiben der schwergeprüften und nach schwerem Leiden dahingerafften zweiten deutschen Kaiserin auf ihrem Schlosse Friedrichshof zu erfahren. Diesem Wunsche kommt die kleine Schrift des Herrn Leinhaas entgegen, der seit 1893 Vorstand der Bibliothek und der Kunstsammlungen der Kaiserin in ehrenamtlicher Stellung war. In Folge hiervon hatte unser Autor in den Sommermonaten fast täglich Gelegenheit seine Herrin zu sehen und zu sprechen. Er ist daher ein vollgiltiger Zeuge nicht nur für das äußere Leben der Kaiserin, sondern er kann auch über ihre allgemeinen Intentionen, ihre künstlerischen, wissenschaftlichen und humanen Bestrebungen aus genauer Kenntniß berichten. Herr Leinhaas würde auf seine Leser, denen er gewiß nichts Falsches berichten will, jedoch einen viel stärkeren Eindruck machen, wenn er seine Mittheilungen nicht in eine etwas zu byzantinische Form gekleidet hätte und etwas Schatten wenigstens in seinem Lichtbilde angebracht hätte. Aber eins hat er doch ganz sicher erreicht, daß er die hohe Frau, die rein menschlich angesehen, doch von gar mancher übeln Nachrede, mit der ihre unerbittlichen Feinde von dem Tage an, da sie in Berlin als die präsumptive Königin von Preußen auftrat, bis zu ihrem Tode sie verfolgt haben, gereinigt hat. Die englische Prinzessin von höchster, feiner Bildung, von geradem, wahrheitsliebendem und nur zu unvorsichtigem, herausfahrendem Wesen, paßte auch gar nicht in eine Umgebung, in der sich Lug und Trug mit hoffährtig frömmelnden Alluren prächtig vertrugen. Von all den Schmerzen, welche die Kaiserin Friedrich bis zu der Zeit zu ertragen hatte, wo sie Schloß Friedrichshof zu ihrer Sommerresidenz gemacht hatte, erfahren wir natürlich nichts durch unser Büchlein. Auch von dem körperlichen Leiden, dem die Dulderin erlegen ist, lesen wir nichts Bestimmtes. Nur über einen Unfall erfahren wir hier Näheres, über den man bis dahin in weiteren Kreisen nicht genau unterrichtet war, und der nach der Meinung des Herrn Leinhaas „aller Wahrscheinlichkeit nach ein bis dahin vielleicht nur latent gebliebenes Leiden zur Auslösung gebracht und innere Komplikationen dadurch hervorgerufen hat." Die Kaiserin hat Herrn Leinhaas den Vorgang kurz darauf so erzählt: Beim Schaafhof (ein Gutshof unweit Kronthal) habe, während sie bei ihrem Morgenritte vorüber gekommen sei, eine Lokomobile gearbeitet, darauf sei ihr Pferd unruhig geworden und habe gescheut. Der Oekonom habe zuerst versucht, das Pferd vorbeizuführen. Beim Nahekommen an die Lokomobile sei es ganz senkrecht hochgestiegen, sie selbst sei dabei nach der falschen Seite heruntergefallen und zwar auf den Kopf, mit den Füßen unter dem Pferde, während das Kleid oben am Sattel festsaß. Der Kopf habe eine Beule, die aber nicht sehr hervortrat, davongetragen, dagegen sei die rechte Hand verstaucht und vom Pferdehufe leicht getreten gewesen. Die Kaiserin habe nicht viel Aufhebens von der Affäre gemacht und gesagt, sie reite nun schon seit 50 Jahren, und da könne so etwas natürlich einmal vorkommen. „Lieber ist mir, daß ich gestürzt bin, als daß es einem anderen passirt wäre. Aber übermorgen werde ich wieder reiten. Ich werde auch trotz der verstauchten Hand heute versuchen etwas zu malen und einige Briefe zu schreiben." Am Abend desselben Tages ging es der Kaiserin aber gar nicht gut, und Leinhaas versichert: „Von jenem Tage an (es war im Spätherbst 1898) begann die qualvolle lange Leidenszeit der kaiserlichen Dulderin." (S. 58.)

X. X.

Neue Romane und Novellen.

Catarina, das Leben einer Färberstochter. Von Adalbert Meinhardt. Berlin 1902. Concordia, deutsche Verlagsanstalt.

Das Leben einer Färberstochter? Ein naturalistischer Roman also. Man spürt schon förmlich den Geruch der Farbenbottiche und der halbtrockenen Leinen und nicht zumindest des Elends und Schmutzes in der ärmlichen Wohnung, in der dumpfen Werkstatt; denn ein armer, recht verkommener Färber ist es doch jedenfalls. Oder? — Nein, die Befürchtungen, die der Titel erregen mag, sind ganz unbegründet. Ein enges, winkeliges Gäßchen war es ja immerhin, in dem Catarina Benincasa geboren und erwachsen. Und reinlicher als heute mögen die Gassen von Siena auch anno 1347 kaum gewesen sein. Dieses Milieu aber wird uns nicht des Genaueren vorgeführt. Es war auch nicht bestimmend für Catarina. Wie eine Palme aus Felsengrund, so unvermittelt, so unzusammenhängend, wuchs sie daraus empor: als spät geborenes Kind eines alternden Färbers, zugleich mit einer Zwillingsschwester, die, wohl noch schwächlicher, in zartestem Alter einer Seuche erlag. Nun sitzt sie unter des Herrn Engeln. Und Catarina strebt ihr nach; von Kind auf. Ein seltsamer Trotz gegen alles Irdische ist in der Kleinen. Sie gehorcht der Mutter nicht, sie betet; dem Vater, der sie liebt, wie Väter ihre Spätlinge zu lieben pflegen, steht sie fremd gegenüber; sie betet. Und als Achtjährige verlobt sie sich ihrem Bräutigam, dem Heiland Christus, dem sie mit brünstigem Sehnen, in ekstatischer Liebe anhängt. Kaum noch zur Jungfrau erblüht, tritt sie in die Buße des heiligen Dominicus ein, und bald klingt es von Siena aus durch alle italischen Lande von den Wundern, die Catarina, die Färberstochter, gewirkt. Sie ist es, die den Papst Gregor XI. zur

Rückkehr nach Rom bewegt, sie stützt Urban VI. erfolgreich gegen die Wirren der Empörung und des Schismas. Bald darauf (1380) macht der Erlöser Tod diesem 30jährigen Leben der Selbstqual und Askese ein Ende. Ein zeitliches natürlich nur. 1461 wird Catarina kanonisirt. Sie ist die Schutzheilige der Dominikaner und der Stadt Siena. So weit das Historische. — Es mag einen Dichter oder auch eine Dichterin, — denn eine solche steckt bekanntlich hinter dem männlichen Adalb. Meinhardt — wohl locken, das Leben einer Heiligen „auf unsere unchristliche und moderne Weise darzustellen, dem nachzuspüren, wie sie vielleicht gedacht haben mag, wie ihr Geist und ihr reiches Empfinden in ihr geworden sind und gewachsen." Meinhardt will uns Catarina „als Volksfreundin, Schriftstellerin, Rednerin und Gesandtin" zeigen. Und darin liegt der Hauptfehler des interessanten Buches; zumal an der „Rednerin". Um das Wesentliche an Catarina oder ihresgleichen klarzulegen, müßte man ihr in allererster Linie vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte beikommen, das Psychopathologische solcher Erscheinungen ist es, was sie bestimmt. (Wobei ich alle, denen das blasphemisch klingen mag, um Vergebung bitte.) Im Anfange, in der Exposition ist die Verfasserin diesen Weg auch gegangen. Der Anlauf zu einer Psychologie des arg belasteten, neurastherischen Geschöpfes ist gegeben; leider nicht mehr. Später verfällt das Buch zu sehr in die Form der historischen Erzählung, und daran mußte Meinhardt, daran hätte jeder scheitern müssen. Die „wunderbaren" Vorgänge selbst lassen sich glaubhaft nicht darstellen. Die Worte z. B., mit welchen die unscheinbare, junge Nonne den Statthalter Christi zur Reue und Umkehr bewegt: wessen Feder könnte die schreiben? Die suggestive Wunderwirkung, die ein so ekstatisch verzücktes Wesen üben kann, ist ja unleugbar, sie läßt sich auch verstehen, sofern nur die Art der Zauberin uns klar gezeigt wird. Wie sich aber das Wunder selbst begeben, das muß der Vorstellungskraft des Lesers überlassen bleiben; in die gesprochenen Worte gefaßt, zerstiebt der Zauber. — Und deshalb legt man das, wie gesagt, interessante Buch nicht ganz befriedigt aus der Hand, und mit leisem Bedauern, weil dieser Stoff von seltsamem Reiz unter Meinhardt's geschickter Hand eigentlich zu viel stärkerer Wirkung hätte kommen können.

Thomas Mann: Buddenbrooks, Verfall einer Familie. Roman. Berlin. S. Fischer. — **Kurt Martens: Die Vollendung.** Roman. Berlin. F. Fontane & Co.

Eine sehr fleißige Arbeit! Dies Lob dürfte den Ambitionen des Autors kaum genügen; es soll aber beileibe nicht wie Tadel klingen. Verriethe der unfehlbare „Kürschner" nicht, daß Thomas Mann gerade erst ein Vierteljahrhundert hinter sich habe, man würde in dem Verfasser der „Buddenbrooks" einen älteren Herrn vermuthen, einen Privatgelehrten etwa, der lange Jahre über dem Studium der Lübecker Stadtchronik verbracht und dann daran gegangen ist, die Frucht seines Fleißes, das, was er von den Menschen jener Zeit und ihrem Treiben erfahren, in die Form eines Romans zu füllen. Wie eine lückenlose alte Chronik liest sich das Buch. Wir folgen den Schicksalen der Familie Buddenbrook von der Zeit des ersten Napoleon durch vier Generationen: Taufen und Hochzeiten, Begräbnisse und Erbschaften; und zwischen diesen Marksteinen des Lebens die kleineren, die ruhigen Phasen. Wenn wir mit dem Roman zu Ende sind, — er zählt mehr als tausend Seiten, — dann kennen wir die Familie der Buddenbrooks so gut, wie unsere eigene. Dabei sind all diese unzähligen kleinen Züge mit ebenso viel Talent als Fleiß an einander gereiht; das Zeit- und Lokalkolorit, die klare Differenzirung der zahlreichen Figuren verdienen alles Lob. Und dennoch läßt uns das Buch unbefriedigt: wie ein Riesengobelin, dessen Einzelheiten wir bewundern, ohne eine künstlerische Gesammtwirkung zu fühlen. — Wir hoffen, Thomas Mann bald vor eine dankbarere Aufgabe gestellt zu sehen. Diesmal ist sein starkes Talent von dem allzu ungefügen Stoff einfach erdrückt worden.

Kurt Martens steht über seinem Stoff. Mit klarer Sicherheit und feinster Kunst zeigt er die „Vollendung" der Familie Rottenbrunn. Alexander Rottenbrunn, eine hochfliegende, stolze Künstlernatur, hat Schiffbruch gelitten. In Schönheit zu leben, wie er gewollt, die eigene Persönlichkeit zu höchster Vollendung zu bringen, blieb ihm versagt. Nach jahrelanger Irrfahrt durch alle Welt kehrt er unbefriedigt heim, ein Alternder, dem die innere Unrast geblieben, doch ohne den kühnen Flug von einst, ohne Hoffnung. Und nun findet er seinen Sohn, den er als kleinen Knaben verlassen, zum herrlichen Jüngling entfaltet. So hat er doch nicht umsonst gelebt! Sein eigenes Lebenswerk mag ein Torso bleiben. Diese seine Schöpfung aber wird reifen. Der Sohn wird erreichen, was der Vater vergebens erstrebt, in seinem Sprossen wird die Vollendung sich dennoch erfüllen. Und mit dem alten, wiedergekehrten Stolze tritt er an die letzte, einzige Aufgabe hin: dem Sohne die Wege zu ebnen. „Ich weiß, er wird erreichen, was in mir nach Vollendung rang, und wenn nicht er selbst, so doch der, der wieder ihm das Leben verdankt — wenn nicht der Sohn, so doch der Enkel! Mir aber ist es Lust und Ehre, alles zu thun, was Sohn und Enkel ihre Bahn erleichtert. Habe ich den Glauben verloren an einen Gott und seine Tröstungen, habe ich den Glauben an meinen eigenen Werth frevelhaft zerpflückt — die Andacht zum Sohne, und wäre sie auch die absurdeste, ward mir zu einem Ersatz, der unzerstörbar ist!" — — So klingt die Dichtung aus. Eine Ode auf Vaterglück und Vaterstolz in ihrer vornehmsten Form.

g. a. p.

Paul Heyse: Ninon und andere Novellen. Stuttgart und Berlin, 1902. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Mit freudigem Dank werden die Freunde des Dichters diese neue Spende seiner unversiegbaren Erzählungskunst bewillkommnen. Das prächtige Buch, das heuer sicherlich gar manchen Weihnachtstisch geschmückt haben wird, bringt sechs Novellen, alle den letztverflossenen Jahren angehörend, aber von einer Frische der Phantasie und einer Fülle der Schaffenskraft zeugend, die sie den besten Schöpfungen des Autors unbedingt an die Seite stellt. Das vorgeschrittene Lebensalter des Erzählers macht sich höchstens in dem tiefen Ernst kenntlich, der über alle diese Novellen gebreitet ist: alle haben einen tragischen Ausgang, bei allen stellt sich unwillkürlich die Frage nach dem Werth des Lebens ein, bei allen erweist sich der Tod als die sicherste Erlösung aus allem verschuldeten wie unverschuldeten Leid, als die einzige volle Gewißheit, die über die bewußten Lebewesen verhängt ist. Diese seine schon früh erworbene Lebensanschauung bringt der Dichter auch in den vorliegenden neuen Schöpfungen mit voller Meisterschaft psychologischer Kunst und poetischen Zaubers zur Geltung. Alle sechs Novellen, selbstverständlich Herzensprobleme unter verschiedenen Gesichtspunkten der äußeren Schicksalslage behandelnd, entwickeln sich in Vorgängen aus der unmittelbaren Gegenwart. Die beiden ersten Novellen betreffen auserlesene Frauennaturen aus der Künstlerwelt, eine Bildhauerin und eine Schauspielerin, von denen jene an der Untreue gegen ihren Gesinnungsadel, diese an dem Elend der Alltäglichkeit zu Grunde geht. Beide Novellen, echter Paul Heyse, werden auf den Beifall von „Frau Toutlemonde" und Ihresgleichen zu verzichten haben. Besser daran sind in dieser Hinsicht die beiden folgenden Novellen, ergreifende Bilder aus dem Kleinstadtleben, die eine auf mitteldeutschem, die andere auf oberbayerischem Boden sich abspielend, bei denen der Konflikt zwischen Herz und Verstand in einer auch der Alltagsmoral genügenden Weise zum Austrag gelangt: beide handeln von der Treue, die einem bethörten Frauenherzen zum Unheil gereicht. Diesen vier auf Frauenloos bezüglichen Novellen reihen sich die beiden letzten mit je einer männlichen Gestalt als Hauptträger der Begebenheiten an. In der einen werden die letzten Tage eines von einem unabwendbaren Unglück betroffenen Münchener Malers geschildert, während die das Buch beschließende Novelle, mit einer märkischen Provinzstadt als Schauplatz, die Duellfrage in packendster Anschaulichkeit zur Erörterung bringt. Daß die Lösung des Problems hier eine rein künstlerische, den Thatbestand allein, wie in den übrigen Novellen, poetisch verwerthende ist, versteht sich von selbst. Für den vollen Genuß der gleichartig ausklingenden Dichtungen wird es sich empfehlen, sie nicht unmittelbar nach einander zu lesen, um den Eindruck, weil allemal in der nämlichen Richtung liegend, nicht zu einem pathologisch-peinlichen werden zu lassen.

Helsingfors. Wilh. Bolin.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 30. Berlin, den 26. April 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersich

Der Großherzog Friedrich von Baden konnte am letzten Donnerstag den Tag feiern, an welchem er vor fünfzig Jahren den Thron seines schönen Landes bestiegen hat. Die ungeheueren Veränderungen, die in dem abgelaufenen halben Jahrhundert sich in der politischen Welt und insbesondere in Deutschland vollzogen haben, fanden in dem Großherzog einen Fürsten, der die Zeichen der Zeit wohl verstand und namentlich den nationalen Bedürfnissen des deutschen Volkes freudig entgegenkam. Der Antheil des Großherzogs von Baden an der politischen Neugestaltung Deutschlands ist nicht gering zu schätzen. Es gab eine Zeit, wo in Süddeutschland der Gedanke einer Einigung Deutschlands unter Preußens Führung speziell auch bei den süddeutschen Fürsten einem starken Widerwillen begegnete und der Großherzog von Baden thatsächlich der einzige souveräne Fürst war, der diesem Gedanken jede mögliche Förderung zu theil werden ließ. Die enge Verbindung der deutschnationalen und der liberalen Ideen brachte den Großherzog auch dazu, die Bedeutung des Liberalismus für ein modernes Staatsleben besser zu würdigen als irgend ein anderer seiner gekrönten Vettern. Anfang der siebziger Jahre war dies Gefühl sogar so stark entwickelt, daß der Großherzog sich nicht scheute, drei Treppen zu der hochgelegenen Junggesellenwohnung Eduard Laskers hinaufzusteigen, um dem später so viel gescholtenen liberalen Parteiführer seine Hochachtung zu bezeugen. Inzwischen hat die allgemeine politische Reaktion auch in Baden ihre Spuren zurückgelassen; aber man muß es dem Großherzog rühmend nachsagen, daß er sich niemals zum Förderer solcher Reaktion gemacht hat. Auch das ist ja eine Wirkung der Einigung Deutschlands, daß in den Mittel- und Kleinstaaten das innere politische Leben schließlich denselben Entwicklungsgang nehmen muß wie in dem führenden Staate Preußen.

Die Reichsregierung hat den seit längerer Zeit erwarteten Antrag auf Bewilligung von Diäten an die Mitglieder der Zolltarifkommission jetzt dem Reichstage zugehen lassen. Danach soll jedem Kommissionsmitgliede ein Pauschquantum von 2400 Mark für seine segensreiche Thätigkeit bewilligt werden. Nach der Begründung des Gesetzentwurfs soll es der Billigkeit entsprechen, daß die Mitglieder der Kommission für die außergewöhnliche Inanspruchnahme ihrer Kräfte und ihrer Zeit eine Entschädigung erhalten. Es handelt sich also um eine Art Bezahlung von Ueberstunden, während die parlamentarische Hauptarbeit nach wie vor diätenlos geleistet werden soll. Man kann sich kaum einen unglücklicheren gesetzgeberischen Vorschlag denken. Der Hinweis auf einen ähnlichen Vorgang bei der Vorberathung der Reichsjustizgesetze in den siebziger Jahren läßt den sehr wesentlichen Gesichtspunkt außer Betracht, daß es sich damals um Gesetzentwürfe handelte, die ihrer ganzen Natur nach nicht geeignet waren, politische Leidenschaften zu erwecken, während im vorliegenden Falle die öffentliche Meinung nur allzu geneigt sein wird, in dem vorgeschlagenen Pauschquantum von 2400 Mark für jedes Mitglied der Zolltarifkommission eine parlamentarische Liebesgabe zu erblicken, die dazu bestimmt ist, ein die großen Massen der Bevölkerung zu Gunsten kleiner privilegirter Kreise schwer belastendes odiöses Gesetz durchzudrücken. Der nächste Schritt auf dieser Bahn einer Bewilligung von Diäten ad hoc würde die Bewilligung von Diäten auch an das Plenum des Reichstages für die Erledigung bestimmter parlamentarischer Aufgaben sein. Wenn es der Billigkeit entspricht, Kommissionsmitgliedern dafür Diäten zu zahlen, daß sie ihre Arbeiten zu einer Zeit fortsetzen, in der das Plenum nicht versammelt ist, so würde es der Billigkeit nicht minder en-

sprechen, wenn bei einer vorzeitigen Wiederberufung des Reichstages, etwa schon im Oktober, zum Zwecke der Durchberathung des Zolltarifgesetzes ebenfalls ausnahmsweise Diäten bezahlt würden. Damit wäre man denn glücklich zu dem Grundsatz gelangt, für ganz bestimmte, den Regierungen und der Mehrheit besonders wohlgefällige parlamentarische Leistungen eine Entschädigung zu bezahlen. Wir wüßten kaum einen Weg, der sicherer zur Degradirung des Reichstages führte. Man wird gespannt sein dürfen, ob der Reichstag diesen Pfad der Selbstdemüthigung beschreiten wird, und ob insbesondere das Centrum, dessen Presse beim ersten Auftauchen des Planes der Bezahlung von Diäten an Kommissionsmitglieder außerordentlich spröde that, dem Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heiligt, auch hier folgen wird. Aus diesem Vorgang wird abermals ersichtlich, wie leicht der Protektionismus die besseren Gefühle abstumpft. Wo immer er sich gesetzgeberisch eingenistet hat, er auch zum Sinken des Niveaus der politischen Moral wesentlich beigetragen.

Die Wiedereinführung eines Kornzolls in England hat bei unsern Agrariern jene kurzsichtige Befriedigung hervorgerufen, die einzutreten pflegt, wenn sich herausstellt, daß jemand, den man für verständiger gehalten hat, die eigenen Dummheiten nachmacht. Der Katzenjammer wird bei unsern Schutzzöllnern nicht ausbleiben, sobald in England der protektionistische Stein erst einmal weiter ins Rollen gekommen sein wird. Die von unserer liberalen Presse vielfach geäußerte Erwartung, daß es sich in England nur um einen aus finanzieller Nothlage hervorgegangenen Akt handele, der ohne weitere protektionistische Konsequenzen bleiben werde, ist unseres Erachtens wenig begründet. Die Engländer schwimmen bereits mitten in dem Strom jener schutzzöllnerischen Trugschlüsse, der uns seit 1879 in Deutschland so außerordentlich weit fortgerissen hat. Die Wiedereinführung des Kornzolls wird auch unmittelbar die Verzollung äquivalenter Nahrungsmittel zur Folge haben.

Der Hinweis darauf, daß ein Kornzoll von der jetzt vorgeschlagenen Höhe noch länger als zwanzig Jahre nach der grundsätzlichen Beseitigung der englischen Kornzollgesetzgebung ruhig weiter bestanden habe, ohne einen Rückfall in das frühere protektionistische System herbeizuführen, ist irreleitend. Wenn ich einen Berg herunterkomme, passire ich zwar dieselbe geneigte Ebene, wie beim Hinaufschreiten, aber die Wegrichtung ist eine völlig andere, und in der Politik kommt es auf die Richtung an, die man einschlägt.

Die in Pretoria gepflogenen Friedensverhandlungen sind zu einem vorläufigen Abschluß gediehen. Die burischen Friedensunterhändler sind zu ihren Kommandos zurückgekehrt, um den im Kampfe stehenden Burghers das Resultat zur Beschlußfassung zu unterbreiten. Es fehlt bisher an zuverlässigen Nachrichten über die Friedensbedingungen; auch gehen die Meinungen über die Geneigtheit der noch im Kampfe befindlichen Buren, Frieden zu schließen, auseinander. Bei der Schwierigkeit, über die südafrikanischen Vorgänge, besonders im Lager der Buren, zuverlässige Mittheilungen zu erhalten, ist Europa auf ruhiges Abwarten angewiesen. Es kann sich erst nach einigen Wochen herausstellen, ob auf Grund der Friedenspräliminarien von Pretoria weiter verhandelt oder der Krieg fortgesetzt wird.

Wie sich erwarten ließ, ist der in Belgien unternommene Generalstreik gescheitert. Die Opfer, welche bei einem Generalstreik die Arbeiter zu bringen haben, sind so groß und erfordern so enorme Unterstützungsmittel, daß man wohl die Behauptung wagen kann, ein Generalstreik werde in jedem Lande zu einem sicheren Fehlschlag führen. Auch die revolutionären Straßendemonstrationen, die neuerdings wieder in Löwen zu blutigen Szenen geführt haben, sind den politischen Bestrebungen der Arbeiter nicht förderlich gewesen. Trotzdem ist man der Einführung des allgemeinen Stimmrechts in Belgien heute näher als jemals früher, und zwar dank dem Umstande, daß die sozialistische Arbeiterpartei in diesem Kampfe von dem gesammten belgischen Liberalismus unterstützt wird. Das hat die jüngste Abstimmung über die Revision der belgischen Verfassung unzweideutig erwiesen. Der belgische Klerikalismus hat bei dieser Abstimmung allerdings noch den Sieg davongetragen. Aber der Umstand, daß die belgischen Liberalen aller Schattirungen nicht davor zurückgeschreckt sind, trotz der vorausgegangenen revolutionären Ausschreitungen in der Frage des allgemeinen Stimmrechts mit den Sozialisten gemeinschaftliche Sache zu machen, wiegt sehr schwer und verbürgt den baldigen Sieg des suffrage universel in Belgien. Die Anhänger des allgemeinen Stimmrechts haben in der Bevölkerung unzweifelhaft schon jetzt die Mehrheit. Die Vorgänge in Belgien bieten einen neuen Beweis dafür, daß die Sozialdemokratie ohne die Unterstützung durch den Liberalismus keine ihrer politischen Forderungen durchsetzen kann. Es gibt kein Land, wo die Sozialdemokratie stark genug wäre oder in absehbarer Zeit stark genug sein wird, um irgend etwas zu erreichen, was nicht von einer der bürgerlichen Parteien unterstützt wird. Wo sie, wie in Frankreich einen unmittelbaren Einfluß in der Regierung erlangt hat, ist das nur dadurch möglich geworden, daß sie ihre kollektivistischen Utopien zurückgestellt und die Verwirklichung liberaler Regierungsgrundsätze in den Vordergrund gerückt hat.

Daß es auch in Frankreich nicht an verschrobenen Doktrinären fehlt, die sich in ihre kollektivistischen Theorien so verbissen haben, daß sie gegen die opportunistischen Gesinnungsgenossen erbittert Krieg führen, zeigt der gegenwärtige Wahlkampf. Jules Guesde, ein alter kollektivistischer Krakehler, leistet den Klerikalen und Nationalisten in manchen Wahlkreisen dadurch eine nicht unwirksame Unterstützung, daß er durch Aufstellung von Kandidaturen intransigenter Sozialisten zur Stimmenzersplitterung das seinige beiträgt. Auch sind seine giftigen Angriffe gegen Millerand und Genossen natürlich für die union des cloches et des tambours ein wahres Labsal.

In Rußland gährt es bedenklich weiter, nicht bloß in den Kreisen der Intellektuellen; man berichtet jetzt auch von gefährlichen Bauernunruhen. Auch in Helsingfors ist es zu blutigen Straßenexcessen gekommen, während das finische Volk bisher seine ungerechte Unterdrückung mit einer bewundernswerthen Selbstbeherrschung ertragen und sich streng auf dem Boden des Rechts gehalten hatte. Der Unterrichtsminister Wannowsky, der liberalen Anwandlungen nicht ganz unzugänglich war, ist entlassen, und man scheint zu den alten, nie bewährten reaktionären Zwangsmitteln zurückkehren zu wollen.

In Rumänien, dessen Fremdenpolitik von der unabhängigen europäischen Presse in den letzten Wochen so scharf kritisirt worden ist, empfindet man den Druck der europäischen öffentlichen Meinung so stark, daß, wie der „Adeverul“ mittheilt, die rumänische Regierung den Betrag von einer Viertelmillion Francs zur Bestechung der ausländischen Presse ausgeworfen hat. Dieser Versuch, die öffentliche Meinung Europas mit einer Viertelmillion Francs zu korrumpiren, zeugt von einer naiven Unverschämtheit, wie sie kaum in einem Klub der Harmlosen zu finden ist. Man unterschätzt auch die Verrottetheit der politischen Zustände Rumäniens, wenn man glaubt, man könne für eine Viertelmillion Francs auch nur von der käuflichen Presse des Auslandes eine leidliche Censur erwirken.

* *
*

Großstädtisches Armenwesen.

Immer wieder habe ich die Wahrnehmung machen müssen, daß so viele von Armenpflege und Wohltätigkeit reden und so wenige wissen, was diese beiden Dinge eigentlich bedeuten. Eine dunkle Vorstellung davon, daß es arme Leute gibt, denen man etwas geben müsse, eine instinktiv weiche Empfindung, die die Hände offen macht, ersetzt vielfach die Einsicht in Zweck und Absicht und vor allem in die Wirksamkeit dieser Hilfe.

Die einfachste Formel, auf die jede Art von Hilfeleistung zurückgeführt werden kann, ist schon in den alten schriftmäßigen sieben Werken der Barmherzigkeit gegeben, die benannt werden: Hungrige speisen, Durstige tränken, Obdachlose beherbergen, Kranke pflegen, Gefangene besuchen, Nackte kleiden, Todte begraben. Diese sieben Werke bilden in der That den ewig unveränderten Inhalt dessen, was zur Erhaltung des Lebens und zur Abfertigung des Todten unerläßlich ist: Nahrung, Kleidung, Wohnung, Krankenpflege, Begräbniß. Daß dieses für Leben und Sterben unbedingt nothwendige Maß von Hilfe jedem gewährt werde, ist für Deutschland, Oesterreich und England gesetzlich vorgeschrieben; in der Schweiz ist diese Hilfe wenigstens den Ortsbürgern gewährleistet, in Frankreich bleibt sie auf Kinder und Kranke beschränkt. Aber wie auch die Vorschriften des Gesetzes beschaffen sein mögen, thatsächlich ist die Ausführung des Gesetzes in höchstem Grade ungleich in den verschiedenen Staaten, Bezirken und Gemeinden. Ja man darf sagen, daß die Leistungen im Gebiete der Armenpflege ungemein bedeutend selbst da sind, wo es an einer gesetzlichen Verpflichtung mangelt, und daß umgekehrt trotz dieser Verpflichtung sie hinter den bescheidensten Ansprüchen da zurückbleiben, wo, wie namentlich auf dem Lande und im Gebirge, das Gemeinwesen unvermögend ist und die große Zahl seiner Bewohner den Armen in Lebenshaltung und Ansprüchen sehr nahe steht. Mehr als in dem Gegensatz von obligatorischer und fakultativer Armenpflege liegt daher eine Verschiedenheit der Leistungen in dem Gegensatz von reichen und armen Gemeinden, von Großstädten und Dörfern begründet. In Paris, das eine gesetzliche Verpflichtung zur Armenpflege mit Ausnahme der Kinder- und Krankenpflege nicht kennt, beträgt der jährliche Zuschuß zu den Kosten der assistance publique von Seiten der Gemeinden nicht weniger als 32 Millionen Francs. Berlin wendet jährlich etwa 20 Millionen Mark aus öffentlichen Mitteln für die Armen- und Krankenpflege auf und übertrifft damit nicht nur absolut, sondern auch relativ sämmtliche übrigen Städte des deutschen Reichs. Sehr deutlich springt dieser Gegensatz aus jeder armenstatistischen Erhebung hervor; er zeigt sich als durchgängig wiederkehrende Erscheinung in der großen deutschen Reichsarmenstatistik von 1885 in dem außerordentlich starken Gegensatz von Osten und Westen, von Stadt und Land.

Obwohl hiernach Berlin und andere Großstädte wie Paris, London, New-York, Chicago u. s. w., mit und ohne gesetzliche Verpflichtung, ganz außerordentlich erhebliche, weit über den Durchschnitt der übrigen Gemeinden hinausragende Mittel für Armenpflege und Wohlthätigkeit zur Verfügung stellen, so ist dennoch nirgends in so hohem Maße von Armuth die Rede als gerade dort und es hat sich gerade erst in diesen Städten das Wort von dem „Großstadtelend" herausbilden können.

Leidet die Armenpflege auch an allen Orten an gewissen, in ihrer Natur begründeten Mängeln, so haben wir doch in der Mehrzahl der deutschen Städte, in erster Linie in Elberfeld und denjenigen Städten, die seinem individualisirenden System nachgefolgt sind, im Ganzen zufriedenstellende Ergebnisse. Nur für die Großstädte wird immer und immer wieder die Klage laut, daß die Armenpflege nicht genug thue oder der Armuth nicht genug gethan werden könne. Die Gründe dieser zuweilen übertriebenen, aber im letzten Grunde nicht unrichtigen Behauptung sind in den verschiedensten Umständen zu suchen.

Zwei Umstände aber sind allen Großstädten gemeinsam: das ist einmal die Zusammensetzung der Bevölkerung und zweitens die Art der Vertheilung von Armenunterstützung. Die Großstadt bietet ein vollständig anderes Bild der Zusammensetzung ihrer Bevölkerung als jedes andere Gemeinwesen. Vor allem setzt sich in ihr ein gewisser Bodensatz der Bevölkerung des gesammten Reiches ab, Persönlichkeiten, die aus irgend welchen Gründen nach der Reichshauptstadt gekommen sind, sei es in der Absicht durch stärkere Anspannung größeren Gewinn zu erzielen, sei es auf unerlaubten Wegen ihr Glück zu machen. Vielfach sind es gescheiterte Existenzen, denen der Boden überall zu heiß geworden ist, Persönlichkeiten unterster Ordnung, Glücksritter, Müßiggänger, Trunkenbolde und dergl., die vom Glücke des Tages leben, mit ihm aufsteigen und mit ihm untergehen und, wenn sie krank und alt geworden sind, der öffentlichen Hilfe bedürfen. Diese Existenzen sind ungemein schwierig statistisch zu erfassen, weil sie thatsächlich in den Zeiten ihrer Kraft auf unredlichem Wege genügend erwerben, um vor der Armenpflege beschützt zu sein. Auch sichert eine ausgebildete Bettelindustrie einer großen Zahl dieser Persönlichkeiten ein erhebliches Einkommen von der Privatwohlthätigkeit, die ja leider nie zu belehren ist.

Auf der andern Seite differenzirt sich die Bevölkerung auch nach Art und Lage der Wohnungen. Nur in den Großstädten gibt es diese fest abgeschlossenen Viertel des Reichthums und der Armuth. Gerade dieser Umstand aber ist es, der mit in erster Linie dazu beiträgt, die praktische Uebung der Armenpflege so überaus schwierig zu gestalten. Man gestatte, um dies verständlicher zu machen, einen Vergleich mit anderen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, insbesondere mit der Bauverwaltung. Ein Gebäude, das großstädtischen Zwecken dienen soll, etwa eines der modernen Riesenwaarenhäuser, ein großstädtisches Rathhaus u. s. w. müssen ihrer ganzen Anlage nach für den großen Betrieb eingerichtet sein, verlangen eine andere Bauart, Raumvertheilung, Luftzuführung, Verbindung u. s. w. als der Laden eines kleinen Kaufmannes oder ein Amtsgericht in einer kleinen Stadt und dergl. mehr. Zwischen den Riesenbauten der Großstadt und den Einrichtungen der kleinen Stadt oder des Landes besteht daher ein sehr wesentlicher, nicht nur quantitativer, sondern auch qualitativer Unterschied. In der Armenpflege liegt die Sache vollständig anders. Hier handelt es sich immer nur um einzelne Persönlichkeiten, denen geholfen werden soll, und immer nur um dieselben Mittel, mit denen geholfen werden kann. Die Art der Hilfe ist qualitativ ganz gleich in größten wie in kleinsten Verhältnissen. Es sind daher auch keine besonderen großstädtischen Konstruktionen möglich, die die Armenpflege qualitativ anders gestalten, als in kleinen Verhältnissen. Es muß vielmehr immer nur dafür gesorgt werden, daß jeder Einzelne zu seinem Recht kommt. Hieraus ergibt sich aber in allererster Linie die Forderung, daß eine genügende Zahl von Organen vorhanden ist, um den Einzelnen zu seinem Rechte kommen zu lassen. Man hat dies zu erreichen gesucht in erster Linie im Wege des Elberfelder Systems. Hier lautet der erste und oberste Grundsatz, daß jeder Hilfesuchende einem einzelnen Helfer gegenüberstehe, der die Zeit und Geduld zur Verfügung hat, um sich des Einzelnen anzunehmen. Thatsächlich entfallen in Elberfeld auf den einzelnen Armenpfleger 2—4 Fälle, also nicht mehr, als ein beschäftigter Geschäftsmann ohne zu große Mühe eingehend erledigen kann. Dieses Prinzip der individualisirenden Armenpflege festzuhalten, ist aber so unerläßlich für jede geordnete Armenpflege, daß überall das Bestreben bestehen muß, eine der Zahl der Bedürftigen entsprechende Zahl von Helfern bereit zu stellen; wo viele Tausende Hilfe begehren, bedarf es eben vieler tausender helfender Kräfte, die sich zur Uebung der Armenpflege zur Verfügung stellen.

Man vergegenwärtige sich den Gang der Armenpflege. Der Hilfesuchende wendet sich an eine von der Armenverwaltung hierzu bestimmte Persönlichkeit mit seiner Bitte.

Diese Persönlichkeit soll alle Umstände des Falles beherrschen, soll sich eingehend über die Vermögens-, die Wohn-, die Arbeits-, die Gesundheitsverhältnisse des Hilfesuchenden und seiner Angehörigen unterrichten, soll nach Rücksprache mit dem Bedürftigen selbst, mit dem Arzt u. s. w. sich über die zweckmäßigsten Mittel der Hilfe schlüssig machen. Das erfordert unter Umständen mehrstündige Arbeit, wenn die Thätigkeit gewissenhaft geübt werden soll. Sind es nur zwei bis vier Fälle, mit denen der Einzelne zu thun hat, so kann diese Arbeit geleistet werden; sind es fünf bis zehn, so wird die Durchführung schwieriger; sind es zehn bis zwanzig oder gar noch mehr, so wird die gewissenhafte Durchführung nahezu unmöglich.

Bedenkt man, daß in Berlin rund 40 000 Personen vorhanden sind, die dauernder Unterstützung bedürfen, und etwa 50—60 000, die in unzähligen Einzelfällen größere oder kleinere Beihülfen fordern, so wird man sich sofort darüber klar, daß zur Anstellung der hier nöthigen Prüfungen und Ermittelungen geradezu ein Heer von helfenden Organen nothwendig ist. Die Zahl von 3500 Pflegeorganen, die zur Zeit in Berlin thatsächlich zur Verfügung stehen, ist unter diesen Umständen unzulänglich und müßte mehr als verdoppelt werden, um den Ansprüchen zu genügen. Allerdings darf dabei nicht verschwiegen werden, daß die Verhältnisse für Berlin im Wesentlichen sehr viel günstiger liegen als für die anderen Großstädte, daß Paris sich beispielsweise mit der ganz unzureichenden Zahl von 1600—1700 Organen (450 administrateurs, 1100 commissaires, 80 dames patronesses) und dergl. begnügen muß, und daß auch in London für die öffentliche Armenpflege nicht viel mehr als 1000 Pflegeorgane zur Verfügung stehen. In Moskau, wo man kürzlich erfolgreiche Versuche mit dem Elberfelder System begonnen hat, beträgt die allerdings auch noch nicht zureichende Zahl etwa 1500 Pflegeorgane. Im Uebrigen sind über die Nothwendigkeit der Vermehrung der helfenden Kräfte alle Armenverwaltungen im Inlande und Auslande vollständig einig. Dabei haben wir in Deutschland vor den übrigen Staaten einen ganz erheblichen Vorsprung in der historisch entwickelten und allgemein auch durch die Städteordnung anerkannten ehrenamtlichen Thätigkeit der Gemeindebürger, die auf allen Gebieten der Selbstverwaltung zur Geltung kommt. An sich würde es daher im Verhältniß zu der Größe der Bevölkerung nicht schwierig sein, eine genügende Zahl von helfenden Kräften aufzutreiben, wenn nicht eben der oben berührte Umstand mit in Betracht käme, daß die Wohnbevölkerung sich nach dem Vermögen differenzirt und daß eben da, wo eine große Zahl freier ehrenamtlicher Kräfte zur Verfügung stehen würde, die Zahl der Armen gering ist und umgekehrt, so daß der reiche Westen Berlins sehr viel mehr Pflegekräfte zu stellen in der Lage sein würde, während der ärmere Osten eben dieser Pflegekräfte bedarf.

Am 1. April d. J. ist eine neue Geschäftsanweisung für die Armenpflege der Stadt Berlin in Kraft getreten, deren wesentliche Tendenz es ist, diesen Gesichtspunkt individualisirender Armenpflege scharf und nachdrücklich zu betonen. Wie ein rother Faden zieht sich durch diese in langjähriger Arbeit vorbereitete Geschäftsanweisung der Gedanke, daß die helfenden Kräfte Freunde der Armen sein, mit ihnen in ein Vertrauensverhältniß treten und die lebendigen Mittler zwischen der Verwaltung der Armenpflege und den einzelnen Bedürftigen sein sollen. Im Uebrigen wird durch die neue Ordnung an der gesunden Grundeintheilung der städtischen Armenpflege in Armenkommissionen nichts geändert. Diese sollen in der Regel 10—15 Mitglieder und einen Vorsteher haben und in dem kleinen, ihnen zugewiesenen öffentlichen Bezirk die Armenpflege ausüben. Aber hier wird eben die Bemühung einzusetzen haben, die Thätigkeit der vorhandenen 320—330 Armenkommissionen neu zu beleben, die Zahl ihrer Mitglieder auf die vernünftigerweise zu wünschende Höhe zu bringen, mit anderen Worten, die Gesammtzahl etwa zu verdoppeln und das Prinzip individualisirender Armenpflege in allen Stellen zu bethätigen.

Im Sinne dieser Tendenz liegt es, daß durch die neue Ordnung ein Wunsch erfüllt wird, dessen Berechtigung gegenwärtig in allen Kulturstaaten anerkannt ist und auch in Deutschland in den verschiedensten Städten schon praktische Geltung erlangt hat: das ist die Zulassung der Frauen zur öffentlichen Armenpflege mit gleichen Rechten und Pflichten wie die Männer. Kein Zweifel, daß die Thätigkeit der Frauen namentlich auf dem Gebiete der Kinder- und Krankenpflege in der zweckmäßigsten Weise die Thätigkeit der männlichen Mitglieder der Armenkommissionen ergänzen, ja in vieler Beziehung übertreffen kann. Auch wird es auf diese Weise möglich sein, das quantitative Bedürfniß nach Vermehrung der Gesammtzahl der helfenden Organe leichter zu befriedigen.

Die Ergänzung der in gesetzlichen Grenzen sich bewegenden öffentlichen Armenpflege bildet eine auf das mannichfaltigste ausgebildete Privatwohlthätigkeit, die durch die Kirchengemeinden, Stiftungen, Vereine und Privatpersonen geübt wird. Den Umfang der hieraus hervorgehenden Leistungen zu schätzen, ist nahezu unmöglich. Das französische Werk „Paris charitable et prévoyant“ verzeichnet nicht weniger als 3327 Nummern für Einrichtungen der Privatwohlthätigkeit, das Berliner Wohlfahrtsbuch weist 1097 Nummern nach, das Londoner „Charities Register and Digest“, dessen Einrichtungen nicht nummerirt sind, zählt sie auf 600 Seiten auf. New-York und Boston brauchen hierzu 640 und 375 Seiten. Kurz, es ist eine geradezu unerschöpfliche Fülle organisirter Privatwohlthätigkeit vorhanden, zu der noch die unorganisirte der einzelnen Personen tritt, für die jede Schätzung überhaupt versagt. Wer aber mit den großstädtischen Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß hier eine ungemein reiche Quelle fließt, die leider keineswegs immer den wirklich Bedürftigen zu Gute kommt, sondern vielfach auch denen, die die Privatwohlthätigkeit in geschickter Weise auszunützen wissen. Bleibt auch die Organisation des Bettelwesens in Berlin hinter den geradezu erstaunlich aufgebauten Organisationen in London und Paris zurück, so hat auch Berlin mit einer sehr großen Zahl von gewerbsmäßigen Bettlern zu kämpfen, die unter tausend Formen das Mitleid herauszufordern und die Privatmildthätigkeit fruchtbar zu machen wissen.

Im Grunde liegt hier eine ganz ähnliche Schwierigkeit vor wie bei der öffentlichen Armenpflege, die nicht über die genügende Zahl helfender Kräfte verfügt. Immer ist es nur das einzelne Individuum, mit dem man zu thun hat, das seiner Bedürftigkeit gemäß behandelt werden soll. Würde also der einzelne, der von unbekannter Seite um eine Gabe angegangen wird, sich die Mühe geben, mit dem Hilfesuchenden in nähere Verbindung zu treten, seine Verhältnisse zu erforschen, die Gabe der wirklichen Bedürftigkeit entsprechend einzurichten, so würde in großen wie in kleinen Verhältnissen die Zweckmäßigkeit der Hilfe gewährleistet, der Mißbrauch der Wohlthätigkeit unmöglich sein. Hieran fehlt es aber gerade. Der einzelne kümmert sich um den Hilfesuchenden nicht; mehr oder weniger planlos gewährt er Hilfe, mehr nach dem äußeren Eindruck urtheilend, als nach dem inneren Gehalt. Von selbst drängt sich da der Gedanke auf, daß irgendwo eine Stelle geschaffen werden möge, die diesen stark strömenden Quell des Mitleids und der Hilfsbereitschaft in ein großes Sammelbecken zusammenfaßte, von wo aus es in einzelnen Kanälen zu den richtigen Stellen geleitet würde. Diese Einsicht ist gerade in den letzten Jahren derartig gewachsen und theoretisch begründet worden, daß über das Prinzip selbst so wenig wie über das Prinzip des Elberfelder Systems unter Fachkundigen noch die geringste Meinungsverschiedenheit besteht. Die Schwierigkeit liegt sehr viel mehr in der praktischen Ausführung, weil auch hier wieder außerordentlich zahlreiche, helfende Kräfte nothwendig sind. Es muß also eine Stelle geschaffen werden, damit von dort aus durch geeignete Kräfte das Bedürfniß geprüft und die dem Bedürfniß entsprechende Hilfe geleistet werde. Solche Stellen sind in den letzten Jahren fast in allen

Großstädten ins Leben getreten. Zuerst war es in London die „Charity Organisation Society“, die in zahlreichen englischen Städten und demnächst auch in Amerika vielfache Nachahmung gefunden hat. In Paris ging das „Office Central des Oeuvres de Bienfaisance“ vorbildlich vor; ihm folgten Marseille, Lyon, Nantes, Lille und andere größere französische Städte nach. In Berlin sind es insbesondere die Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, die Centralstelle der Stiftungsdeputation und die der jüdischen Gemeinde und endlich die Bezirksvereinigungen der Wohlfahrtsbestrebungen, in denen die verschiedenen Faktoren von Armenpflege und Wohlthätigkeit sich zu Meinungsaustausch in regelmäßigen Sitzungen vereinigen. Allerdings sind diese Bestrebungen noch sehr im Anfange und bedürfen noch nach jeder Richtung der weiteren Ausgestaltung. Namentlich bedarf es noch einer eindringlichen Erziehung des helfenden Publikums dahin, sich überall da des Helfens zu enthalten und sie sachkundigen Stellen anzuvertrauen, wo der einzelne mit den Verhältnissen des Hilfesuchenden nicht vertraut ist.

Dieses alles erscheint wie ein Chaos; um das Chaos zu lösen und organisch zu gestalten, gibt es nur die eine immer wieder betonte Formel der Individualisirung, die einzige Formel, die dem heutigen Bedürfniß nach sozialer Gestaltung der Armenpflege zu entsprechen vermag. Denn nur mittels dieser Formel vermag die Armenpflege ihre bedeutendste Aufgabe zu erfüllen, die künftige Armuth zu verhüten.

Berlin. E. Münsterberg.

Parlamentsbriefe.

XVI.

Die Regierung hat einen Gesetzentwurf eingebracht, dem zu Folge jedem Mitgliede der Zolltarifkommission eine Entschädigung von 2400 Mark dafür gezahlt werden soll, daß er während der von Plenarsitzungen freien Zeit seinen Dienst bei der Fahne erfüllt. Die Regierung will mit anderen Worten die Summe von 67 200 Mark spendiren, damit der Zolltarif fertiggestellt werde. Auf der linken Seite des Hauses ist man fest entschlossen, diesen Vorschlag zurückzuweisen, der geeignet ist, alle Uebelstände, über die geklagt wird, zu bestätigen und zu verschärfen. Der Mangel an Diäten für die Reichstagsabgeordneten hat dazu geführt, daß die Beschlußunfähigkeit des Plenums ein dauernder Zustand wurde. Das hatte zur Folge, möglichst viel Arbeit auf die Kommissionen abzuwälzen, und das Ueberwuchern der Kommissionssitzungen steigerte die Abneigung, an den Plenarsitzungen Theil zu nehmen. Die Kommissionen, zu ausschließlichen Herren des Schlachtfeldes geworden, zogen ihre Arbeiten in behagliche Breite, und dadurch wurde die Nothwendigkeit herbeigeführt, um ihre Arbeiten nicht in das Wasser fallen zu lassen, den Reichstag nicht zu schließen, sondern über die Sommermonate zu vertagen. Für den Deutschen Reichstag hat der Unterschied zwischen Sommer und Winter, zwischen Tag und Nacht, zwischen Arbeit und Ruhe so gut wie aufgehört; er führt ein Dämmerleben. Jetzt einer Kommission Diäten bewilligen, die man dem Reichstage versagt, hieße diesen Zustand geradezu sanktioniren. Und welcher Kommission soll diese Bevorzugung nunmehr zu Theil werden? Gerade einer solchen, bei der die Aussicht, daß sie zu einem annehmbaren Ergebniß gelangt, am geringsten ist.

Inzwischen haben in den letzten Wochen die Beschlüsse derjenigen Kommissionen, die etwas zu Stande gebracht haben, in Sicherheit gebracht werden können. Die Seemannsordnung ist angenommen unter Ablehnung vieler unsachlicher sozialdemokratischer Anträge.

Das Gesetz über die Erhebung einer Schaumweinsteuer wurde angenommen. Gegen die Heranziehung dieses Artikels zu höheren Steuerleistungen wurden keine Einwendungen gemacht, wohl aber gegen die Zweckmäßigkeit der beschlossenen Kontrolmaßregeln.

Ein neuer Servistarif stieß auf Schwierigkeiten, die wahrscheinlich zunächst dadurch behoben werden, daß er auf einen nur zweijährigen Zeitraum bewilligt werden wird, um in der Zwischenzeit das Verhältniß zwischen dem militärischen „Servis“ und dem bürgerlichen Wohnungszuschuß näher zu studiren.

Den fliegenden Gerichtsstand der Presse betreffend hat das Reichsjustizamt mit mürrischem Gesichte eine Vorlage eingebracht. Der Staatssekretär erklärte, die verbündeten Regierungen hätten dem Reichstage einen Gefallen erweisen wollen, seien aber von der Weisheit seines Verlangens und ihres Zugeständnisses keineswegs überzeugt. Die Vorlage macht völlig ungerechtfertigte Unterscheidungen zwischen dem Gerichtsstand der periodischen und der nicht periodischen Presse, zwischen dem Gerichtsstande bei öffentlichen und dem bei Privatanklagen. In dieser Gestalt wird die Vorlage nicht zu Stande kommen, und wenn sie abgeändert wird, so ist es zweifelhaft, ob sie überhaupt zu Stande kommt.

Bessere Aussichten hat eine neu eingebrachte Vorlage über den Kinderschutz in gewerblichen Betrieben. Alle Parteien waren eifrig bemüht, hier mitzuwirken und zu verbessern; die Agrarier machten nur den Vorbehalt, daß die landwirthschaftliche Arbeit der Kinder unter Tabu bleiben müsse.

Das Abgeordnetenhaus hat seine langwierige Berathung des Budgets endlich beendigt. Es hat sogar einen Abstrich vorgenommen; die Kosten für den Umbau des Bahnhofs in Homburg vor der Höhe wurden anfänglich ganz gestrichen, später nur zum kleinen Theil bewilligt. Die Regierung machte Rücksichten der Betriebssicherheit in nachdrücklicher Weise geltend; die Rechte und das Centrum leisteten Widerstand, und es ist der freisinnigen Partei zu verdanken, daß eine Vermittelung zu Stande kam.

Man kann nicht umhin, sich die Frage vorzulegen, ob es eine würdige Aufgabe für die Volksvertretung einer Großmacht ist, zu erörtern, ob in einem viel besuchten Landstädtchen die Bahnhofseinrichtungen den Anforderungen des Verkehrs und der Betriebssicherheit entsprechen, und wie viel Geld man allenfalls an das Bein binden kann, um sie zu verbessern. Es liegt auf der Hand, daß es kaum vier oder fünf Abgeordnete geben kann, die darüber so genau unterrichtet sind, daß sie mit dem vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit einen Ausspruch fällen könnten. Es ist aber eine Konsequenz des Staatsbahnsystems, daß der Volksvertretung ein Ausspruch über solche Fragen zugemuthet wird. An solchen Kirchthurmfragen mag sie ihr Budgetrecht üben, das ihr für große Fragen versagt wird. Dann mag sie im einzelnen Falle erwägen, was besser sei, es auf eine Geldverschwendung ankommen zu lassen, oder darauf, daß ein Unfall im großen Stile zeigt, wie nothwendig die geforderte Ausgabe gewesen ist.

Die konservativ-klerikale Mehrheit, die sich in diesem Falle sparsam erwies, erwies sich als sehr freigebig bei einem anderen Punkte. Eine der landwirthschaftlichen Pumpgenossenschaften, die jetzt in so großer Fülle aufsprießen, beabsichtigt in der Nähe von Berlin einen Magerviehhof zu errichten. An eigenen Mitteln hat sie so viel aufgebracht, um ein paar Quadratruthen Landes zu erwerben; die paar Millionen, die ihr fehlen, will sie vom Staate gegen billige Zinsen geborgt haben; der Staat ist bereit und das Abgeordnetenhaus ist es auch. Es liegt hier ein Unternehmen vor, gegen das von den verschiedensten Gesichtspunkten aus die erheblichsten Einwendungen zu machen sind und von dem Abgeordneten Crüger mit großer Sachkenntniß gemacht worden sind. Die Väter des Unternehmens, die ihr Amt als Abgeordnete für die Förderung

des Unternehmens fruktifiziren konnten, antworteten auf die sachlichen Bedenken mit persönlichen Angriffen, aber sie blieben Sieger.

Von den Gesetzvorlagen, mit denen das Abgeordnetenhaus befaßt ist, mag die wichtigste die über den juristischen Vorbereitungsdienst sein; sie ist in der Kommission ziemlich fest auf den Sand gefahren. Es stellt sich heraus, daß sie mit einem erheblichen Eingriff in die akademische Lehrfreiheit verknüpft ist, und es ist zu bedauern, daß daran neben dem Justizministerium auch die Universitätsverwaltung mitgewirkt hat.

Proteus.

Militärische Lehren des Burenkrieges.

Wie weit lassen sich aus der Verwendung der neusten Waffen im Transvaalkriege Folgerungen für europäische Verhältnisse ziehen?

Als die ersten Nachrichten über die Siege der Buren bei Magersfontein, Colenso und am Spionkop nach Europa gelangten, da war des Staunens kein Ende. Es war den mit großer Ueberlegenheit geführten Angriffen wohldisziplinirter und zum Theil kriegsgewohnter Truppen nicht gelungen, die von einer Minderheit und des Kriegshandwerks ungewohnter Landbewohner besetzten Stellungen zu nehmen. Vielmehr waren diese Angriffe überall und zum Theil mit nicht unbedeutenden Verlusten abgeschlagen. Was konnte die Ursache einer so auffallenden Thatsache sein? Die verschiedensten Schlüsse wurden daraus gezogen. Die Anhänger der Milizheere sahen den Grund in der Ueberlegenheit jedes Milizheeres über ein stehendes, andere bezeichneten die Verwendung der neuen Waffen als Ursache, die Friedensfreunde wie Johann v. Bloch schrieben zwar auch den neuen Waffen diesen Erfolg zu, gingen aber nun auch gleich radikal vor und suchten zu beweisen, daß die Fortschritte der Waffentechnik die Kriege überhaupt verschwinden machen müßten. Schon vorher hatte Johann v. Bloch ein fünfbändiges dickleibiges Werk geschrieben, in dem die Wirkung der modernen Zerstörungsmittel mit so krassen Farben gemalt war, daß danach von selbst den Völkern die Lust zum Kriegführen vergehen sollte. Aber die Kriege sind nun einmal nie ohne Verluste geführt, und wir sehen gerade im Gegensatz zu den Bloch'schen Ausführungen, daß sie immer blutiger und verlustreicher waren, je weiter wir in der Geschichte zurückblicken.

Als sich die Kämpfer mit Keulen oder Morgensternen bearbeiteten, da waren nicht nur die Verwundungen viel unmenschlicher als heute, auch die Verluste waren bei diesen Kämpfen unendlich viel größer, da der Kampf in der Regel nicht eher zu Ende war, als bis der größte Theil der einen Partei erschlagen auf der Wahlstatt lag. Auch zur Zeit der blanken Waffen war es noch ähnlich, wenn auch die Verwundungen schon meist nicht mehr so fürchterlich waren. Mit der Einführung der Feuerwaffen änderte sich dies Verhältniß dahin, daß man sich zunächst aus einer gewissen Entfernung seine Geschosse zusandte und Verluste beizubringen suchte, bevor man sich zur Entscheidung auf den Leib rückte. Der Tragweite der alten Feuerwaffen entsprechend war die Entfernung, in der man sich beschoß, zunächst noch gering, auch die Verwundungen waren gemäß dem Kaliber der Gewehre, und — da auch die Kanonen meist Vollgeschosse benutzten, — schwere. Je mehr sich die Feuerwaffen verbesserten, desto weiter blieb man sich zuerst vom Leibe, ehe man zur Entscheidung vorrückte, bis sich in unseren Tagen diese Entfernung immer mehr vergrößert hat und man darüber streitet, ob man erst auf 800 Meter vom Feinde mit dem Infanteriefeuer beginnt oder noch weiter. Für die Artilleriewirkung bietet heute nur noch das menschliche Auge die Grenze des Beginnens.

Zugleich mit der Tragweite der Waffen nahm nun auch deren Feuerschnelligkeit zu. Zur Zeit Friedrichs des Großen durfte mit dem Gewehrfeuer erst auf 300 Schritt angefangen werden, wirksam aber war es eigentlich erst auf 100 Schritt, und, was die Feuerschnelligkeit betrifft, so war ein Schießen bis zu viermal in der Minute nur bei der Disziplin der preußischen Armee möglich. Heute könnte bei gutem Schußfeld das Infanteriefeuer auf 2500 Schritt beginnen, und fünfzehn Schuß in der Minute bieten bei einem modernen Mehrlader keine Schwierigkeit. Es kann also heute, unbegrenzte Munitionsmenge vorausgesetzt, eine ungeheure Anzahl von Geschossen dem Gegner entgegengeschleudert werden. Dem entsprechend müßten also auch — so wird die Theorie schließen — die Verluste immer mehr wachsen. Da zeigt nun merkwürdiger Weise die Verluststatistik gerade das Gegentheil, es findet von den Zeiten an, von denen wir überhaupt genaue Zahlenangaben besitzen, bis heute — auch der Transvaalkrieg macht keine Ausnahme davon — ein dauerndes Zurückgehen der Verluste statt.

Nehmen wir die blutigsten Schlachten der Friedericianischen Kriege, Zorndorf und Kunersdorf, so beträgt der Verlust der preußischen Truppen an Todten und Verwundeten in ersterer 33, in letzterer 43 vom Hundert der Gesammtstreiter. Der Verlust einzelner Truppentheile ist natürlich noch höher, sie verloren häufig 66 vom Hundert ihres Bestandes. Geht man zu den blutigsten Schlachten der Napoleonischen Kriege, Waterloo und Aspern, so findet man bei den Franzosen in der ersteren 33, in letzterer 47 vom Hundert todt und verwundet. 1866 finden wir für die Oesterreicher bei Skalitz nur 15, bei Königgrätz 11 vom Hundert, bei den angreifenden Preußen für Königgrätz sogar nur 4 vom Hundert. Die blutigste Schlacht des Krieges 1870, Vionville, mit ihren ganz ungewöhnlichen Verhältnissen, weist für die Deutschen allerdings 22 vom Hundert Verlust, dagegen verloren die Franzosen bei Sedan nur 19 vom Hundert, die Deutschen bei Gravelotte nur 10 vom Hundert. Die Verluste beider Theile in allen anderen Schlachten blieben unter 10 Prozent. Dabei hatten einzelne Truppentheile natürlich auch wieder höhere Verluste. So verlor das preußische Gardekorps in dem blutigen Kampfe um St. Privat am 18. August fast 30 vom Hundert, das Infanterieregiment Nr. 16 am 16. August bei Vionville sogar 68 vom Hundert.

Vergleichen wir hiermit die Verluste der Engländer in Transvaal. Bei Magersfontein am 11. Dezember 1899 verloren sie 7,4 vom Hundert; nur einzelne Regimenter hatten höhere Verluste, so ein Bataillon 23, ein anderes 35 vom Hundert. Bei Colenso am 15. Dezember 1899 war der Gesammtverlust sogar nur 5,8 vom Hundert. Ein Truppentheil kam hier bis auf 24 vom Hundert. In den Kämpfen am Spionkop vom 19. bis 24. Januar 1900 war der Gesammtverlust ebenfalls nur 7,2 vom Hundert, einzelne Truppentheile verloren hier bis zu 17 vom Hundert. — Was lehren uns diese Zahlen? Auch die höchsten Gesammtverluste erreichen nur den dritten Theil der deutschen Verluste in der blutigsten Schlacht von 1870, bei Vionville-Mars la Tour, und auch der höchste Verlust eines einzelnen englischen Regimentes nur die Hälfte des Verlustes desjenigen deutschen Regimentes, das 1870 den höchsten aufzuweisen hatte. Es hat also wieder die alte Lehre des Herabgehens der Verluste nach Verbesserung der Feuerwaffen eine neue Bestätigung erfahren, wobei noch zu bemerken ist, daß hier in den Händen des Vertheidigers, der Buren, sich, ebenso wie 1870 auf Seite der Franzosen, das überlegene Gewehr befunden hat. Die sogenannten „furchtbaren Verluste" der Engländer bei ihren Angriffen, von denen zuerst Unglaubliches berichtet wurde, haben sich als nicht allzu hoch erwiesen und können nicht die Ursache ihrer Niederlagen gewesen sein, denn wären sie es allein gewesen, so würde dies zeigen, daß die englischen Regimenter nicht im Stande

gewesen sind, auch nur annähernd ähnliche Verluste zu ertragen, wie die Deutschen dies 1870 vermocht haben, ohne ihre Kampfkraft völlig einzubüßen. Es müssen also andere Ursachen gewesen sein, die das Mißlingen der Angriffe verschuldet haben, und nach den bereits bekannt gewordenen Berichten läßt sich zweierlei als Ursache erkennen, und dies sind die mangelnde Energie der Führer und die Unzweckmäßigkeit der Angriffe im Großen und ihrer Formen im Einzelnen.

Wer eine Entscheidung im Angriff sucht, der muß auch bereit sein, alles, was er zur Stelle hat, rücksichtslos einzusetzen. Im österreichischen Heere war es früher fast reglementarisch, von vornherein einen Theil der Truppe zur Besetzung einer Aufnahmestellung im Falle eines Mißlingens zu verwenden. Wer aber bei seinen ersten Anordnungen an eine Niederlage denkt, der ist schon halb geschlagen, und die österreichische Kriegsgeschichte weiß davon zu berichten.

So haben auch die englischen Führer sowohl bei Magersfontein wie bei Colenso und am Spionkop einen bedeutenden Theil — durchschnittlich die Hälfte — der ihnen zur Verfügung stehenden Truppen gar nicht ins Feuer gebracht, also keineswegs alle Mittel erschöpft, einen Erfolg zu erringen. Nun die Angriffe selbst. Nirgends sind sie einheitlich angesetzt und durchgeführt, meist wurde die eine Brigade an einem zweiten Punkte eingesetzt, wenn schon eine andere an der ihr zugewiesenen Stelle abgewiesen war. Alle diese Angriffe waren reine Frontalkämpfe, nirgends wird versucht, sie von vornherein etwa mit einem Flankenangriff zu verbinden.

Dazu traten nun noch die unzweckmäßigen Formen im Einzelnen. Man hat englischerseits behauptet, daß diese Formen im Allgemeinen diejenigen gewesen seien, welche die deutschen Truppen bei ihren großen Uebungen zeigten. Nun weiß aber bei uns auch der jüngste Offizier, daß die Angriffe bei unseren großen Uebungen schon aus dem Grunde sich schneller abspielen müssen als in der Wirklichkeit, weil wir das stundenlange Feuergefecht, ohne das sie für uns in Wirklichkeit nicht denkbar sind, im Frieden nicht zur Darstellung bringen können. Es muß also alles zusammengedrängt werden, und jedem Musketier wird eingeschärft, daß in Wirklichkeit dort ein stundenlanges Feuergefecht von Schützen, die immer verstärkt werden und immer weiter vorzudringen suchen, stattfinden würde, wo wir diese Momente so zu sagen nur markiren. Natürlich sind dadurch auch die Formen andere, es gehen geschlossene Formationen vor, die in Wirklichkeit längst zu Schützen aufgelöst sein würden. Es zeigt sich hier eben, daß die hohen englischen Offiziere über das Wesen des Kampfes gegen einen mit modernen Feuerwaffen ausgerüsteten Gegner nicht genügend nachgedacht haben. Es ist ihnen ergangen, wie den französischen Führern 1870, die lange in Algier Krieg geführt hatten und das dort gegen Eingeborene Gelernte und Geübte auf den europäischen großen Krieg ohne Weiteres übertrugen. Auch die englischen hohen Offiziere waren wohl kriegsgewohnt, aber nur gegen Eingeborene im Sudan und in Indien, und das dort Geübte mußte gegen moderne Hinterlader versagen, ebenso wie die schematische Anwendung des bei den großen Festlandsheeren Gesehenen. Im Uebrigen ist dieser Zusammenbruch der englischen Taktik gegen moderne Waffen schon vor langen Jahren von allen einsichtigen Offizieren vorausgesagt worden, die den englischen Uebungen in Aldershot beiwohnten. Und wenn die Engländer unsere Manöverformen glauben angewandt zu haben, so sind sie nur am Alleräußerlichsten haften geblieben, sie kennen weder das, was wir das Erkämpfen der Feuerüberlegenheit auf der entscheidenden Entfernung nennen, noch ist ihre Infanterie auch nur annähernd so sorgsam für das Schützengefecht vorbereitet wie die unsrige.

So ist das Mißlingen der englischen Angriffe bei näherer Untersuchung in der That durchaus nicht überraschend. Es würde sich nur noch darum handeln, welche spezifisch afrikanischen Verhältnisse dabei mitgewirkt haben, die auf einem europäischen Kriegsschauplatz nicht vorhanden sind, d. h. in wie fern die Verwendung und Wirkung der neuesten Feuerwaffen auf einem europäischen Kriegsschauplatz thatsächlich eine andere sein wird, als sie es im Transvaalkriege gewesen ist. Und da sind es hauptsächlich zwei Faktoren, die dort von wesentlicher Bedeutung sind: das Gelände und das Klima.

Das Gelände kann man am besten mit der Berliner Redewendung: „Kein Baum, kein Strauch, lauter Gegend!" kennzeichnen. Meilenweite Flächen ohne jede Wohnstätte, ohne Wald, ja ohne einzelne Bäume und Sträucher, ohne jede Mannigfaltigkeit, eine trostlose Einöde. Die Erhöhungen, die sich darbieten, ebenso eintönig, meist steil ansteigend, oft schroff und abgegrenzt, wie von Menschenhand geformt, die sogenannten Kopjes, nur mit Geröll bedeckt, ohne jeden Wald oder Wasser. Wie anders ein europäischer Kriegsschauplatz mit seinen Höhen und Thälern, Wohnplätzen und Wäldern, seinen Bodenbedeckungen und Hindernissen aller Art! Es ist klar, wie dies auf die Waffenverwendung und Wirkung von hohem Einfluß sein muß. Hat in Afrika der Vertheidiger, wie es meist geschah, die Erhöhungen, die Kopjes, besetzt, so findet er dort die beste natürliche Deckung hinter den gezackten Rändern, die er leicht vorzüglich verstärken kann. Er sieht von dort jede Bewegung des Angreifers über die schutzlose Ebene und kann sein Feuer nach Belieben danach einrichten. Er selbst ist von der Ebene kaum wahrzunehmen, und der Angreifer weiß nicht, wohin er zielen soll. Nicht die Rauchlosigkeit des Pulvers allein hat das Erkennen der feindlichen Stellung für die Engländer so schwer gemacht, sondern diese Geländeeigenthümlichkeit, die keinerlei Anhalt dafür bietet.

Wie anders auf einem europäischen Gefechtsfelde! Bekanntlich spielt in allen Erörterungen über die Taktik die französische Stellung vom Gravelotte-St. Privat am 18. August 1870 eine Hauptrolle. Sie ist die stärkste Stellung für ein Heer aus einem neueren Kriege, und man wird vielleicht ganz Mitteleuropa durchstreifen können, ohne eine gleich starke zu finden. Aber selbst diese Stellung läßt sich mit den Burenstellungen nicht vergleichen. Sie trägt auf ihrer Höhe Ortschaften und Gehöfte, Point du jour, Moscou, Leipzig, La Folie, Montigny, la Grange, Amanvillers, St. Privat, Roncourt krönen die Höhe, heben sich deutlich ab und gewähren dem Angreifer ein gutes Ziel. In diesen Ortschaften oder mit ihnen in gleicher Höhe mußte die französische Stellung liegen, hieran würde auch das rauchlose Pulver nichts ändern. Wenn die Artillerie und Infanterie des Angreifers hierhin schoß, mußte sie die Stellungen des Vertheidigers treffen. Es wird daher dem deutschen Soldaten auch gelehrt, wenn er nichts vom Feinde sieht, auf den Waldrand, auf die Ortslisiere zu halten, die man als besetzt annimmt, und man wird in den meisten Fällen damit das richtige Ziel haben. Bei den Stellungen in Südafrika fehlten alle derartigen Anhaltspunkte dafür, wo sich die Vertheidigungslinie befand. Bei Gravelotte-St. Privat boten sich auch auf dem größten Theile des Schlachtfeldes eine Menge Deckungen für den Angreifer. So hätte die bekannte Manceschlucht mit ihren waldigen Hängen, geschickt benutzt, eine vorzügliche Deckung und geschützte Entwicklung geboten. Einzig und allein das Vorgelände von St. Privat zeigt jenes sanft ansteigende, ganz deckungslose Terrain, wie man es in Europa in dieser Ausdehnung nicht häufig findet, wie es aber in Afrika die Regel ist. So kamen auch diese Geländeeigenthümlichkeiten den Buren und der Wirkung der modernen Waffen zu gute, während in Mitteleuropa schon das Gelände allein die Wirkung der weittragenden Waffen beeinträchtigt.

Zu den Eigenthümlichkeiten des Geländes in Afrika kommen noch die des Klimas. Fast immer ist die Luft von einer außerordentlichen Reinheit, so daß alle Gegenstände meilenweit zu erkennen sind. Auch das kommt hier dem Vertheidiger zu gute. In Mitteleuropa sind die ganz klaren Tage außerordentlich selten, und selbst in der guten

Jahreszeit ist bei uns die Fernsicht meist durch feinen Dunst beschränkt, was wieder für den Angreifer mehr Vortheile als für den Vertheidiger bietet. So ist in der That in Südafrika vieles zusammengekommen, um die Verhältnisse für die Engländer bei einem Angriff noch mehr zu erschweren, als dies auf europäischen Gefechtsfeldern der Fall gewesen sein würde und in Zukunft sein wird. Danach modifiziren sich auch die Folgerungen, die wir aus der dortigen Verwendung der modernen Waffen für europäische Verhältnisse ziehen können.

Von der Unmöglichkeit eines Angriffes gegen moderne Feuerwaffen wird daher auch in Zukunft nicht die Rede sein. Obgleich die Buren ein Gewehr führten, das auf der Höhe der Zeit steht und dem englischen überlegen ist, obgleich sie im allgemeinen gute Schützen sind — auch hierin ist manches übertrieben —, obgleich die Engländer unzweckmäßig vorgingen, in dicht gedrängten Schützenlinien oder Kolonnen, haben doch die Verluste der letzteren noch lange nicht die Höhe der unsrigen bei unseren entscheidenden Angriffen im letzten Kriege erreicht. Allerdings scheint es, als ob sie örtlich und zeitlich manchmal stärker gewesen sind. Aber auch unsere größten Verluste — wie z. B. die der 38. Brigade bei Vionville — erfolgten häufig schon in sehr kurzer Zeit. Auch die Artillerie der Buren war durchaus modern und bedeutend besser als die englische, dafür aber an Zahl so viel schwächer, daß die Engländer hierin überlegen waren. Doch war auch für die Verwendung der Artillerie für die Engländer bei ihren Angriffen die Lage ungünstig, da in Folge des schwierigen Erkennens der feindlichen Stellung ihre Wirkung nur gering sein konnte. Die Burenartillerie ließ sich daher auch meist zunächst auf gar keinen Kampf ein, stand wohl verdeckt und feuerte erst bei dem entscheidenden Infanterieangriff, ein Verfahren, das die französische Artillerie schon 1870 hier und da geübt hat.

Aus dem Mißglücken der englischen Angriffe haben nun diejenigen, welche wenigstens die Möglichkeit eines Angriffes zugeben, doch die Folgerung ziehen zu müssen geglaubt, daß die Stärke der Vertheidigung durch die Verbesserung der Feuerwaffen wieder gewachsen sei. Auch das ist aber eine Folgerung, die man ebenfalls bei jeder Verbesserung der Feuerwaffen schon früher aufgestellt hat. Als das Zündnadelgewehr eingeführt war, sprach sogar Moltke die Meinung aus, daß die Defensive dadurch eine große Stärkung erfahren habe und daher zu bevorzugen sei. Trotzdem war die preußische Armee 1866 überall offensiv und siegreich, so daß Moltke in seinen nach diesem Kriege geschriebenen Darlegungen diesem Drange der preußischen Armee, der ihr von Alters her innewohnt, glaubt Rechnung tragen zu müssen, trotzdem er immer noch die Vortheile der Defensive für größer ansieht. Und wieder ist die preußische und nun deutsche Armee 1870 überall offensiv und siegreich, selbst dem besseren Gewehr gegenüber. Allerdings geht sie zuerst in unzweckmäßigen Formen vor und schafft sich erst im Drange der Verhältnisse die dem besseren Gewehr gegenüber vortheilhafteren. Sie hätte viele Verluste vermeiden können, wenn sie von vornherein die zweckmäßigen angewendet hätte, und so ist die Frage auch heute die, welche die tüchtigsten Geister beschäftigt: Sind den inzwischen verbesserten Waffen gegenüber unsere heutigen Formen richtig? Da mußten natürlich die Ereignisse im Transvaalkriege zur Klärung herbeigezogen werden, da hier zum ersten Mal in der Vertheidigung die neuesten Waffen Verwendung gefunden haben.

In dem oben Gesagten haben wir klar zu legen versucht, warum die Angriffe der Engländer gescheitert sind, daß dies nicht geschehen ist, weil Angriffe überhaupt nicht mehr ausführbar sind, sondern aus mannigfachen Gründen. Für unsere Verhältnisse aber ersehen wir daraus, daß wir im allgemeinen auf dem richtigen Wege sind, daß unsere sorgsame Schießausbildung auch bei einem Angriff die besten Früchte tragen wird, daß unsere Ansicht, daß die Feuerüberlegenheit erst erkämpft werden muß, ehe zum entscheidenden Angriff übergegangen wird, ebenfalls richtig ist, daß alle verfrühten Angriffe zu vermeiden sind, und daß es sich nur um die Frage handelt, in welchen Formen die Truppen am richtigsten vorgebracht werden. Diese Frage wird heute aber oftmals überschätzt. Man möchte vielfach die Truppe am liebsten ohne Verluste vorbringen, das aber ist eben im Kriege unmöglich, und wo Angriffe gelungen sind, da ist auch Blut geflossen, und zwar in alter Zeit so gut wie in neuer, und zwar früher mehr als heute. Daran wird auch die Verbesserung der Feuerwaffen nichts ändern. Vor allem ist hier jede Künstelei fern zu halten, die vor dem blutigen Ernst des Schlachtfeldes bald zerstieben würde. Es werden daher auch keine Formen am Platze sein, die man wohl im Frieden üben kann, weil man hier jeden Mann in der Hand hat, die aber vor den feindlichen Kugeln, wo der Selbsterhaltungstrieb in erster Linie mitspricht, und wo die Helden nicht allzu zahlreich sind, versagen. Hierfür ist das Verfahren der Engländer ebenfalls lehrreich, wenn auch in negativem Sinne.

Nach den ersten mißglückten Angriffen beschloß ein englischer General, um die Verluste zu vermindern, seine Truppen so vorzuführen, daß er eine Anzahl dünner Schützenlinien hinter einander vorgehen ließ. Aber von diesen kam die vorderste bis in die Nähe der feindlichen Stellung, die übrigen „verkrümelten sich", das Feld war, wie ein Berichterstatter sagt, „mit Khaki bedeckt." Der General meldete, daß er den Angriff wegen zu großer Verluste aufgeben müsse. In Wirklichkeit waren auch diese Verluste nicht allzubedeutend, denn all die „Khakis" lebten wieder auf und fanden sich später wieder an. Man wird auch froh sein können, wenn von den Schützenlinien, die hinter einander vorgehen, nicht die hinteren Linien in der Hitze des Gefechts auf die vorderen zu schießen anfangen, die sie für Feinde halten können. Aehnliche Fälle weiß die Kriegsgeschichte vielfach zu berichten.

Wenn daher heute in den Zeitungen bereits von einer Umarbeitung des Reglements auf die „Burentaktik" hin die Rede ist, so ist das natürlich sehr cum grano salis zu verstehen. Und wenn den mehrfach stattgehabten Verlusten und Vorführungen neuer Formen ein so großes Gewicht beigelegt wird, so kann darauf nur gesagt werden, daß schon seit dem letzten Kriege viele Formen durchgeprobt sind, von deren Einführung die deutsche Armee glücklicherweise verschont geblieben ist. Im allgemeinen ist unser Reglement auf richtigen Grundsätzen aufgebaut, und auch die Erfahrungen des Burenkrieges vermögen nichts daran zu ändern. Wir sind auch mit unserer Ausbildung auf dem richtigen Wege, vor allem mit unserer Schützenausbildung. Und was die Formen anbetrifft, so haben nur diejenigen Aussicht auf erfolgreiche Anwendung auf dem Kampffelde, die der Natur des Menschen, nicht Friedenstheorien entsprechen; denn immer bleibt der Mensch dasjenige Objekt, das sich zu allen Zeiten gleich geblieben ist, trotz der größten Waffenverbesserungen. Daher werden auch die moralischen Eigenschaften in Zukunft einen viel größeren Einfluß haben als die Waffen, und es hängt z. B. die Frage, ob die Schützenlinien in großen oder kleinen Sprüngen vorzubringen sind, von jedem einzelnen Fall ab, vom Gelände, vom Feinde, von der Anstrengung, die die Truppe schon gehabt hat, und deren sie noch fähig ist, und anderem. Denn die Theorie, daß die Verluste bei größeren Sprüngen auch größer sein müssen, weil dem Gegner mehr Zeit zum Zielen gelassen wird, dürfte sich nur als Friedenstheorie erweisen, da wir mehr mit ungezieltem als gezieltem Feuer rechnen müssen, und wer im Frieden kleine Sprünge übt, unterschätzt, was es heißt, im Gefecht nach stundenlangen Märschen einen schwer bepackten, ermüdeten Mann immer wieder in die Höhe zu bekommen.

Im allgemeinen können wir also sagen, daß die Folgerungen aus der Verwendung der neuen Waffen im Transvaalkriege viel geringer für uns sind, als man zuerst anzunehmen geneigt war, bevor man alle begleitenden Umstände kennen gelernt und untersucht hatte. Das Reglement selbst

bedarf nur geringer Veränderungen, etwas größere Frontbreiten für die verschiedenen Kampfeinheiten, Anpassung des Kampfes an jeden einzelnen Fall, Individualisirung, keine Schematisirung. Daß daneben die besten Waffen nur gerade gut genug sind, ist natürlich, vor allem aber Pflege des moralischen Elementes, Hebung des Offensivgeistes, dann brauchen wir auch in Zukunft vor keinem Angriff zurückzuschrecken.

Oberstleutnant v. B.

Klinger's Beethoven.

Wir haben gegenwärtig eine Sensation.

Sie ist nicht ganz selbst gewachsen. Kluge Männer haben sie vorbereitet und mit allerhand Mittelchen gesteigert. Daß sie aber besteht, ist eine Thatsache. Und ich finde nicht einmal etwas Verwerfliches dabei, wenn man die Neugier der immerhin stumpfen Menge durch Pauken und Trompeten und kunstvoll vertheilte Tamtam-Schläge auf ein immer bedeutendes Kunstwerk lenkt, wie es Max Klinger's Beethoven ist.

Jede Etappe, die das Standbild zurückzulegen hatte, ehe es hier und im Gebäude der Sezession zur überhaupt ersten Ausstellung gelangte, ist uns gewissenhaft vorerzählt worden. Die Begierde nach dem Besitz wurde gesteigert: denn ein mysteriöses Leipziger Comité sollte bestehen, entschlossen Beethoven jener Stadt zu entreißen, in der er gewirkt, ihn für den Ort zu erhalten, da ihn Klinger gebildet. Ein 10 000 Mark-Spender stand an der Spitze. Nur noch 39 solcher Männer, und sie haben ihn.

Alsdann wurde die Aufmerksamkeit auf die Hingebung geziemend gelenkt, mit der die Mitglieder der Vereinigung ihre Künste in den Dienst der Kunst des Größeren gestellt. Das ganze Haus ward ihm zu Liebe ausgestaltet. Am reichsten künstlerischen Schmuck war da nicht gespart. Alles aber wurde mit unleugbarem Geschick dem einen Endzweck untergeordnet. Es ist ja vieles anfechtbar, selbst unsinnig. Aber es erweckt Stimmung und bereitet auf das Ideal vor, das im Allerheiligsten thront.

Geradezu genial ist die Raumausnützung. Man schreitet einen engen Gang durch. Ueber eine niedrige Brustwehr gewinnt man Seitenansichten der thronenden Statue. Einem rieselnden Brunnen, dessen Raunen wie heimliche Musik wirkt, vorüber an allerhand Fratzen kommt man in die Cella, die sehr vornehm grau mit Silber und sparsamem Gold ausgeschmückt ist, während von den Flanken, den Seitengängen her reichliches Gold herüberblitzt, und gelangt zunächst zur Besichtigung des Prunksessels, auf dem der Olympier thront.

Es ist ein Musterstück von Bronceguß und reich mit Reliefs geschmückt. Sie stellen Adam und Eva, den Sündenfall und endlich Venus, die dem Meer enttaucht, und darüber die Kreuzigung dar — also die Versöhnung der Schönheit mit dem Christenthume. Man kann weiter symbolisiren: also kam das Leid in die Welt, die durch Christum von ihm wieder befreit, durch die Kunst und ganz besonders durch die Musik, die ja unmittelbar von den Himmeln stammt, darüber erhoben wurde.

Vier allerliebste Kinderköpfchen in Elfenbein schmücken die Lehne. Ein Fries aus edeln Steinen verbindet sie — eine kostbarste Mosaik voll Schillern, aus der der edle Opal vorleuchtet. Die Seiten des Thrones sind matt gehalten, damit die halb erhabene Arbeit zu ihrem Rechte kommt. Die Lehnen sind blank, wie abgescheuert. Auf einem mächtigen Block Pyrenäenmarmor, der etwas von der Farbe gestockten Blutes und vom milden Glimmern des seidigen Serpentin hat, ruht das Ganze.

Beethoven selbst ist nackt. Vielmehr — jede Hülle ist von ihm gefallen, wie die Sterblichkeit. Abwärts der Hüften umhüllt ihn eine Decke aus einer Onyxart, die in der Färbung an ein Pantherfell gemahnt. Es waren ja Pardel, die den Dyonisos zogen. Der Körper des Heros ist aus griechischem Marmor gebildet, der keinerlei Glanzlichter, vielmehr einen milden, gelblichen Fleischton hat.

Es ist der Körper eines Mannes bei Jahren, aber noch in voller Kraft. Ueberaus wohlgebildet ist die Nackenpartie und höchst sorgfältig gearbeitet. Die Schenkel sind mächtig: geballte Fäuste ruhen darauf, bereit zum Ansturm oder zur Abwehr, die nun beide nicht mehr nöthig sind. Denn der Kampf ist nun allerdings vorüber, nicht aber jene Entschlossenheit, die nöthig war, ihn zu bestehen, und selbst die Erregung des Ringens, dadurch Beethoven sich die Pforten des Olymps gesprengt, beginnt eben erst zu verebben. Ihm gegenüber hat sich der Adler des Zeus niedergelassen. Er ist aus schwarzem Marmor. Die Nackenfedern wie die des Schwanzes sind gesträubt: broncene Fänge krallen sich ins Gestein. Also mustern die beiden einander. Immer war Jovis Aar den Titaniden feindlich und half sie bestreiten. Diesen darf er begrüßen vom Göttervater und darf eine Botschaft tragen ins ewig Helle, das sich ihm nun offenbaren soll, dessen Nachglanz er schon in der Sterblichkeit so vielen vermittelt.

Beethoven's Haupt ist leicht vorgeneigt. Ob der Kunde des Adlers zu oder im Sinnen läßt sich nicht gut bestimmen. Es liegt eine starke Traurigkeit darin und jene Müdigkeit, wie man sie an gewissen antiken Heraklesstatuen kennt. Denn allerdings hat sich auch der Sohn der Alkmene gegen eine Welt und Ueberwelt den Eingang in den Rath und den Saal der Götter erzwungen. Aber nur mit der Einsetzung des Letzten, des Aeußersten an Kraft und an Willen, nur unter Mühsalen, wie sie ein Geringerer eben nicht ertragen hätte. Eine solche Erregung weicht nicht im Augenblick des Sieges. Sie prägt den ganzen Menschen, und alle Herrlichkeit und alle Götterfreude vermögen nicht das Erinnern jener Lasten zu tilgen, die man den steilsten Weg hinan tragen mußte, nicht das trutzige Gefühl, es sei endlich doch nur der eigenen Kraft geglückt, jene Höhe zu erklimmen, auf der man thront: den Sterblichen entrückt; über sie erhoben; und nun ein würdigster Gegenstand ihrer Verehrung, mit denen man den Ursprung und sonst nichts gemein hat.

Es ist etwas Befremdendes an der nackten Statue eines Menschen, den immer bekleidet gebildet zu finden wir gewohnt sind. Ich möchte sagen: etwas wie Schamhaftigkeit wird dabei in uns wachgerüttelt. Und dennoch ist Klinger's Auffassung eine logisch unanfechtbare. Denn empfind' ich meinen Helden als Heroen, dann muß ich ihn auch so darstellen, und will ich's aufweisen, wie wenig er mit den Menschen um ihn und in seiner Zeit gemein hatte, so werde ich ihm keineswegs Hosen anziehen und sollten sich Banausen daran ärgern und dies ärgerlichste Gelichter der Snobbs seinen faulen Witz daran üben. Daraufhin muß man es eben wagen, und so habens Rodin in seinem Victor Hugo und Klinger mit seinem Beethoven kraft ihres unbedingten Rechtes als unumschränkte Künstler gehalten. Wir haben uns dabei zu bescheiden, daß wir ihre Absichten zu begreifen und auszudeuten suchen.

Ich habe mich absichtlich beim Material einigermaßen verweilt. Denn man müßte meinen, dadurch werde das Werk etwas Unruhiges, etwas Geklittertes erhalten. Dies ist durchaus nicht der Fall. Vor allem bändigt das Haupt Beethoven's, und es ist alles mit dem feinsten Kunstverstand erwogen und abgetönt und in einen starken, harmonischen Einklang gebracht. Gewiß thut auch die kunstvolle und kluge Umrahmung das Ihrige. Sie gehört aber dazu; im Freien kann man sich diesen Beethoven doch schon der kostbaren und empfindlichen Bestandtheile halber nicht denken, aus denen er gefügt ward. Immer müßte er der Schmuck

eines eigenen Tempelchens sein, ähnlich jenen goldelfenbeinernen Statuen der Griechen, von deren wundersamer Pracht wir befremdet so viel gehört haben, von deren Wirkung wir uns nun endlich eine Vorstellung machen können. Dieses große, künstlerische Problem, dem so viele nachsannen, scheint mir Klinger für sich und seine Mittel und seine Ziele endgültig gelöst zu haben.

Ob er aber Nachfolger finden wird, ja soll, dies scheint mir allerdings eine andere Frage. Denn er ist im Grunde einer jener Einsamen, die wohl Gipfel erklimmen, durchaus aber nicht, um anderen die Wege zu weisen, die hinauf führen. Ihm ist der Luxus des kostbaren Gesteines Bedürfniß. Ein Stückchen edeln Marmors, das ihm der Zufall in die Hand spielt, kann ihn anregen zur Gestaltung, zum Versuche, die Form zu heben, die darin schläft. Also hat seine eigenthümliche Art und Geistesrichtung bisher wohl den vollkommensten Ausdruck in diesem Beethoven gefunden. Er ist hochwichtig für die Entwicklung eines der tüchtigsten, der rastlosesten und der wagemuthigsten Künstler unserer Zeit, der aus einer reichen Vollnatur heraus schafft und alles zu meistern und zu zwingen bemüht ist. Aber es wird wohl auch von ihm gelten müssen, was Franz Grillparzer von seinem Heros sagt. Er schildert den Rastlosen und schließt:

„Nur hat er keinen Weg gebahnt.
Der Mann mich an Beethoven mahnt.“

Um ein künstlerisches Ereigniß aber sind wir unter allen Umständen reicher: ein großes Wollen und Können haben wir um die größte Aufgabe mit dem entschiedensten, subjektiven Gelingen bemüht gesehen.

J. J. David.

Eine muslimische Schrift mit humaner Tendenz.

Vor Kurzem ist in Algier eine arabische Broschüre erschienen, welche auch für manchen europäischen Leser Interesse haben dürfte*). Der Verfasser, Muhammed ibn Mustafa ibn Elchudscha, Professor an einer theologischen Schule, sucht darin nachzuweisen, daß der Islam dem freundlichen Verkehr mit Andersgläubigen durchaus nicht abgeneigt, daß er vielmehr äußerst friedfertig sei. Seine Argumentation zeigt Geschick und Gelehrsamkeit. Er bringt eine Reihe von Koranstellen, von Aussprüchen und Handlungen des Propheten und anderer Autoritäten bei, die gegen Glaubenszwang gerichtet sind und hinsichtlich der Nichtmuslime, namentlich der Christen und Juden, Gerechtigkeit, ja Zuvorkommen fordern. Hervorgehoben wird, daß der Prophet sogar noch nach seinem Siege unbekehrten, angesehenen Männern große Geschenke gemacht habe. Muhammed, meint der Verfasser, sei nur deshalb gegen seine Landsleute feindlich aufgetreten, weil sie ihn vertrieben und befeindet hätten. Auch die Kämpfe gegen die anderen Araber und gegen die Juden seien durch deren Feindschaft oder Treulosigkeit veranlaßt worden. Selbst der Krieg gegen die Römer, der schließlich zu den großen Eroberungen geführt habe, sei nur deshalb unternommen worden, weil ein römischer Statthalter durch eine schwere Missethat, die Ermordung eines Gesandten, den Frieden gebrochen habe. Nur gegen offene Feinde erlaubt nach Muhammed ibn Mustafa's Ansicht das religiöse Gesetz Feindschaft, aber auch gegen sie muß der Krieg mit größter Humanität geführt werden, z. B. soll man Fliehende nicht verfolgen. Und sobald der Gegner Frieden verlangt, muß er gewährt werden. Die Kriege haben nach ihm nur den Zweck, die Aufforderung zur Bekehrung, also das Missionswesen, sicher zu stellen, durchaus nicht den, die Religion zwangsweise auszubreiten. Auch sonst enthalte das islamische Gesetz noch mancherlei humane Vorschriften. Der Verfasser hebt ferner hervor, daß nach diesem Ehen mit Christinnen und Jüdinnen erlaubt sind.

*) Der Titel läßt sich frei übersetzen: „Beweisführung dafür, daß der Islam keine religiöse Ausschließlichkeit kennt“. Das muslimische Datum der Unterschrift entspricht dem 20. Juni 1901; das Druckjahr ist 1902, der Drucker Pierre Fontane.

An einzelnen Stellen findet sich in dem Schriftchen sogar ein Anlauf zu einer wirklichen Gleichstellung der höheren Religionen. Selbstverständlich kann sich der Muslim aber nur einen strengen, semitischen Monotheismus als Religion denken.

Ganz besonders interessant ist der Schlußabschnitt. Da heißt es ungefähr: so friedfertig und menschenfreundlich war der Islam, als er noch herrschend und siegreich war und an der Spitze der Civilisation stand: wie viel näher liegt das jetzt, wo die Muslime ganz schwach, entweder geradezu unterworfen oder doch nur der Form nach unabhängig und wo sie an Bildung weit hinter den Europäern zurückgeblieben sind. Vorwiegend gilt das aber nach ihm für die muslimischen Unterthanen Frankreichs. Wir erhalten da ein fast enthusiastisches Lob der französischen Nation. Namentlich wird anerkannt, daß die Regierung Algerien von den ewigen inneren Unruhen befreit habe, daß sie Recht und Gerechtigkeit übe, daß sie nicht bloß für den materiellen Fortschritt, z. B. durch Anlage von Eisenbahnen und Telegraphen, sondern auch für den Gottesdienst und den theologischen Unterricht der Muslime sorge. Etwas sophistisch werden sogar eine Koranstelle und ein angeblicher Ausspruch des Propheten so gedeutet, daß sie den Franzosen oder doch den Europäern im Allgemeinen günstig lauten. Diesem vortrefflichen Volke, sagt er, müssen wir uns fügen; das nicht zu thun, so beweist er wieder ziemlich künstlich, wäre ein geradezu gottloses Beginnen*).

Unser Autor meint, die zahlreichen Franken, welche den Islam als eine barbarische, den freundlichen Verkehr mit Andersgläubigen ausschließende Religion ansähen, kennten ihn eben nur dem Namen nach, und die Muslime, welche Abschließung und feindliche Gesinnung für erforderlich hielten, wüßten auch nicht, was das Religionsgesetz wirklich vorschreibe. Allein gerade der Europäer, der den Islam und seine Geschichte einigermaßen kennt und mit wissenschaftlicher Kritik urtheilt, muß manches ganz anders ansehen als die Broschüre und namentlich ihren Hauptsatz verwerfen. Allerdings ist der Prophet, solange er noch keine großen Erfolge errungen hatte, und auch später, wo sich das aus besonderen Umständen als zweckmäßig erwies, Nichtbekehrten oft freundlich entgegengekommen; er hat den christlichen Klerus gelegentlich gelobt und, wie er von Haus aus sanften Sinnes war, auch sonst Sanftmuth und Friedlichkeit empfohlen. Er hat sich, auch als er siegreich war, den Ungläubigen gegenüber nicht immer konsequent feindlich gezeigt. Aber im Ganzen hat er doch, sobald er dazu im Stande war, den Kampf begonnen. Er ist nicht aus seiner Vaterstadt vertrieben worden, sondern seine Auswanderung — nicht Flucht! — war freiwillig. Es war ein für einen Araber unerhörter Schritt, daß er seinen Stamm verließ, sich einem anderen, der seiner Predigt besseres Gehör gab, anschloß und mit ihm jenen bekriegte. Auch in allen anderen Kriegen war er der Angreifer. Seine Religion sollte die Menschheit beherrschen; von den Ungläubigen sollte man, wenn sie nicht der Aufforderung zur Bekehrung folgten, nur die Bekenner der älteren offenbarten

*) Von der Republik als solcher ist nicht die Rede; von ihr, wenigstens als Verfassung eines großen Reichs, kann sich ein Orientale keine Vorstellung machen.

Religionen, also Juden und Christen und höchstens Zoroastrier dulden; die Heiden sollten ausgerottet werden. Und so haben es die Muslime in Lehre und That gehalten. Von der Humanität im Kriege mögen einzelne Theoretiker gesprochen haben; die Praxis weiß nichts davon. Die Konsequenz aus jenen Sätzen hat der Islam nicht bloß in seiner Jugend, sondern auch noch später, so oft er die Kraft dazu fühlte, energisch gezogen, und er würde sie auch noch heute ziehen, wenn er einmal wieder so stark würde, um offen gegen die europäischen Mächte auftreten zu können. Allerdings darf man für die ganz schlechte, oft geradezu barbarische Behandlung christlicher Unterthanen islamischer Reiche den Islam selbst so wenig verantwortlich machen wie für so viele andere Mängel orientalischer Mißwirtschaft, aber auf der anderen Seite muß man bedenken, daß nach dem Religionsgesetz Christen und Juden den Muslimen niemals gleich stehen, sondern nur demüthige Unterthanen dieser sein sollen.

Die in gutem, fließendem, wenn auch von Neologismen nicht ganz freiem Schriftarabisch abgefaßte, hie und da den Einfluß französischer Ausdrucksweise verrathende Broschüre ist von einem angesehenen algerischen Theologen mit einem empfehlenden Vorwort versehen worden, und dieser Empfehlung schließen sich fünf andere dortige hochgestellte Theologen mit kurzen Erklärungen an. Also im Kreise dieser, vermuthlich wohl situirten, Gelehrten ist eine den Europäern und der französischen Herrschaft günstige Gesinnung mehr zu finden.

Daß dieselbe aber weit verbreitet sei, daß die vielen kleinen geistlichen Häupter und die große Masse der muslimischen Bevölkerung sie theile, ist wenig wahrscheinlich. Jedenfalls wäre es nicht schwer, vom Standpunkt des strengen Islams aus eine Gegenschrift zu verfassen. Auch zweifle ich nicht, daß bei gegebener Gelegenheit ein Eiferer die zum religiösen Fanatismus geneigten Araber und Berbern des französischen Nordafrika leicht wieder zum heiligen Kampf aufreizen würde.

Es wäre also sehr verkehrt, wenn die französische Regierung sich durch eine Kundgebung wie die vorliegende zu der Meinung verleiten ließe, die Mehrzahl ihrer muslimischen Unterthanen wirklich gewonnen zu haben.

Kann ich nun der Auffassung des Verfassers im Wesentlichen nicht beistimmen, so muß ich doch ausdrücklich erklären, daß das Bestreben, unter den Bekennern verschiedener Religionen Frieden und Freundschaft zu stiften, und seine Würdigung der Ueberlegenheit europäischer Bildung sehr erfreulich und daß zu wünschen ist, daß solche Tendenzen sich unter den Muslimen mehr und mehr ausbreiten, mögen sie auch dem Geist des ursprünglichen wie des heutigen Islams nicht gerade konform sein. Wenn man bedenkt, wie fürchterlich intolerant das Christenthum bis in die neuere Zeit gewesen ist, wie noch jetzt aus den neugegründeten christlichen Staaten der Balkanhalbinsel und aus Kreta die altheimischen Muslime verdrängt werden*), wie Rußland und gar Rumänien ihre Juden behandeln, so wird man es besonders hoch schätzen, daß hier ein aufrichtiger Bekenner des Islams, bei dessen grobkörniger Einfachheit Intoleranz viel eher zu entschuldigen ist, so humane Gesinnung zeigt.

Straßburg i. E. Th. Nöldeke.

---

*) Sehr verständig und tolerant scheint sich dagegen die österreichische Regierung gegen die bosnischen Muslime zu benehmen.

Théodore Aubanel.

Avignon, die Stadt der Päpste, Petrarcas und seiner Laura, müßte eine der lustigsten Städte Süd-Frankreichs sein, falls das Sprichwort begründet wäre: Sur le pont d'Avignon tout le monde danse. Ein linder Oktoberabend! Auf der im Abendsonnenschein in südlicher Pracht erglänzenden, von Myrthen- und Lorbeerbäumen umsäumten Promenade des Rocher des Doms, die in der Nachbarschaft der Kathedrale und des alten Papstschlosses sich hoch über dem linken Ufer der Rhône erhebt, bietet sich eine der schönsten Aussichten über das Thal des breit hinfluthenden Stromes dar. In der Richtung der Cevennen geht die Sonne unter, die Blicke werden jedoch stets von neuem von dem unvergeßlichen Bilde gefesselt, in dem der längst zur Ruine verwandelte Pont Saint-Bénézet mit der zu Ehren der Heiligen errichteten Kapelle eines der Wahrzeichen Avignons darstellt.

Das hochragende Palais des Papes, das gegenwärtig noch als Kaserne dient, und die trümmerhafte Rhônebrücke tief unten im Thal bezeichnen gleichsam Gegensätze in der Geschichte der alten Papststadt. In der Deutung, die Alphonse Daudet dem an die Bénézet-Brücke anknüpfenden Sprichwort gibt, wird freilich auch das milde Regiment der Päpste in der Provence gerühmt, als ob der römische Tribun Cola Rienzi nicht dort im Trouillasthurme geschmachtet hätte. Petrarca hat die „babylonische Gefangenschaft der Kirche" sicherlich in besserem Einklange mit der historischen Wahrheit charakterisirt als der „fantaisiste" Alphonse Daudet, der in seiner lustigen Geschichte: „La mule du Pape" aus Avignon berichtet: „Denn bei uns muß das Volk, wenn es zufrieden ist, tanzen, es muß tanzen. Und da in jener Zeit die Straßen der Stadt für die Farandole zu eng waren, stellten Pfeifer und Tamburinspieler auf der Brücke sich beim frischen Rhônewinde auf, und Tag und Nacht tanzte man dort, man tanzte . . . . . O, glückliche Zeit! glückliche Stadt! Hellebarden, die nicht hieben; Staatsgefängnisse, in denen man Wein zur Abkühlung aufbewahrte. Nie gab es Hungersnoth oder Krieg . . . So verstanden die Päpste des Comtat ihr Volk zu regieren, und deshalb hat ihr Volk sie später so sehr vermißt! . . ."

Und man vergleiche nun mit dieser lustigen, aber überschwänglichen Schilderung die blutigen Epigramme, die Petrarca der alten Papststadt anheftet. Als er, mit der Kurie grollend, sich nach Vaucluse zurückgezogen hatte, dichtete er unter anderem das mit flammensprühenden Versen — ich zitire nach der Uebersetzung Karl Försters — beginnende Sonett:

„Aus gottvergess'nem Babylon, von wannen
Die Scham entfloh'n, daß drin nichts Gutes keime,
Der Schmerzen Heimath, Mutter eitler Schäume,
Mußt' ich mich, wollt' ich leben, selbst verbannen."

Wie bezeichnend ist es nun, daß einer der ausgezeichnetsten Dichter, Théodore Aubanel, der mit Roumanille und Frederi Mistral das glänzende Dreigestirn am Himmel der modernen provençalischen Poesie bildet, im Zwiespalte mit der geistlichen Gewalt verbluten sollte! Besonders tragisch wird das Schicksal des Dichters von: „Li Fiho d'Avignoun", „die Töchter Avignons" und „Lou Pan dóu Pecat", „das Brot der Sünde" durch den Umstand, daß er sich stets als ein treuer Sohn der katholischen Kirche zu erweisen bemühte. Allerdings kann gegen ihn nicht der schwere Vorwurf erhoben werden, daß er in seinen Poesien das sacrifizio dell' intelletto gebracht habe. Nur glaubte er, bei der Veröffentlichung seiner Werke sich geistlichen Anordnungen fügen zu müssen, und die bittersten Herzenskränkungen, unter denen Théodore Aubanel am Ende, wie ein gehetztes Wild, zusammenbrach, gingen von geistlicher Seite aus.

In einem vortrefflichen, zuweilen nur eine schärfere Kritik vermissen lassenden Buche: „Theodor Aubanel, ein provençalischer Sänger der Schönheit" (Marburg, 1902. N. G. Elwert) hat Nikolaus Welter, auf Aussagen der Freunde des Dichters gestützt, auch Roumanilles Verantwortlichkeit an einer entscheidenden Wendung im Lebensloose seines früheren Gefährten feststellen wollen. Ein vollgültiger Beweis ist jedoch keineswegs erbracht worden.

Wie schwer mußte es auf dem Sänger der „Töchter Avignons" lasten, daß er, der durchaus nicht bloß die Schönheit feierte, sondern auch der Leidenschaft in tief empfundenen Poesien seinen Tribut zollte, immer wieder daran erinnert ward, daß ihm Rücksichten geboten waren, die völlig außerhalb der Kunst lagen! Der seinen Vorfahren verliehene Titel: „Drucker Ihrer päpstlichen Heiligkeit" mochte wohl seinen geschäftlichen Interessen nützlich sein, dem Dichter legte er jedoch Verpflichtungen auf, die sich schließlich als verhängnißvoll erwiesen. Um so größere Anerkennung verdient es daher, daß Théodore Aubanel, wie oft er auch in sein volltönendes Saitenspiel griff, stets nur der Wahrheit, die er empfand, diente. Beim poetischen Schaffen verleugnete er niemals seine Muse; nur, wenn es darauf ankam, vor der Oeffentlichkeit rückhaltlos sein künstlerisches Glaubensbekenntniß abzulegen, zauderte er und gab Besorgnissen nach, die Frederi Mistral stets zurückgewiesen hätte.

Eine wichtige Rolle im Leben Théodore Aubanels spielen die Frauen. Wie zart und duftig erscheint sein Verhältniß zu Jenny Manivet, die unter dem Pseudonym Zani von ihm in den Poesien: „La Mióugrano entre-duberto", „der halbgeöffnete Granatapfel" gefeiert wird! An dem Tage, an dem er dem jungen Mädchen zum ersten Male auf Schloß Font-Ségugne, dem Sommeraufenthalt der ihm befreundeten Familie Giéra begegnete, trug Jenny ein granatfarbenes Kleid. Wie il lauro, der Lorbeer, in den Sonetten Petrarca's bedeutsam ist, weil er den Dichter an Laura erinnert, wählte Aubanel einen halbgeöffneten Granatapfel zum Symbol seiner Liebe und den Sinnspruch: „Quau canto Soun mau encanto", „Wer singt, sein Leid bezwingt." Ludovic Legré, dessen Werk: „Le poète Théodore Aubanel, récit d'un témoin de sa vie" von Nikolaus Welter gewissenhaft benutzt worden ist — mir liegt die im Jahre 1900 veröffentlichte zweite Auflage vor, während Welter die aus dem Jahre 1894 seinem Buche zu Grunde legte — verweilt sehr eingehend bei dem durchaus platonischen Liebesverhältnisse des Dichters zu Zani. Diese ging ins Kloster, so daß Aubanel die erste, nachhaltige Herzenstäuschung erfuhr. „Das Buch der Liebe", „lou libre de l'Amour" — diese Bezeichnung führt der erste Theil der „Mióugrano", während der zweite: „die Lichtblicke", „l'Entrelusido" und der dritte: „Das Buch des Todes", „lou libre de la Mort" genannt werden — schildert in rührenden, von Nikolaus Walter vortrefflich übertragenen Versen die Trennung Zanis vom Dichter:

„Wir seh'n uns nie mehr!" — Wie? — „Ich ziehe fort".
Und wohin gehst du? — „Ich will Nonne werden".
Was kommt dir in den Sinn! Welch leidvoll Wort!
Du bist so jung! Hart wär' dein Loos auf Erden!
Dein Herz' bräch' dir am düstern Leidensort;
Du würdest krank! — „Nun wohl, so sterb' ich," meint sie heiter —
An jenem Tag, dem letzten, sprachen wir nicht weiter.

Der Anklang des Schlußverses an den berühmten Dantes im fünften Gesange des „Inferno" der „Divina Commedia" ist sinnfällig:

„Quel giorno più non vi eggemmo avante!"

Nur blieb das Verhältniß zwischen dem provençalischen Dichter und Zani frei von jeder Schuld, so daß die Parallele mit Dantes unglücklichem Liebespaar, Paolo und Francesca da Rimini, in dieser Hinsicht nicht zutreffend ist. Nach der orthodoxen katholischen Auffassung mußte es allerdings Bedenken hervorrufen, daß Théodore Aubanel der zukünftigen „Himmelsbraut" von der Ausführung ihres Entschlusses abrathen wollte, was er in einem andern Gedichte mit noch dringenderen Worten versuchte, indem er Zani anflehte, doch an ihren alten Vater zu denken. Welchen beredten Ausdruck verleiht der Dichter später der Sehnsucht nach der Geliebten, die in ein Kloster im Orient geschickt wird! Mit den Wolken, mit den Schwalben möchte er zu ihr eilen und am fernen Strande, von ihren Thränen benetzt, zu neuem Leben erwachen:

Ich schließe sie fest in die Arme!
„Du bist's? Vorbei dann die Noth!
Nicht ruf' ich fürder den Tod!" —
Daß ich zum Leben erwarme,
Wir schließen uns fest in die Arme." —

Die leidenschaftliche Gluth, von der die Poesien Théodore Aubanel's beseelt sind, verleiht ihnen einen besonderen Reiz. Gerade durch diese Eigenschaft des temperamentvollen Dichters, der auch in seiner Lyrik eine starke dramatische Ader aufweist, wurde jedoch der Groll der Zeloten hervorgerufen. Wie bei Frederi Mistral, dem provençalischen Epiker, läßt sich auch bei Théodore Aubanel ein ausgeprägter heidnischer Zug nicht verkennen. Es sei, als ob eine griechische Insel zur Provence herangeschwommen wäre, verkündet kein Geringerer als Lamartine im Hinblick auf Mistral's „Mirèio", und eine Dichtung wie Aubanel's Meisterwerk: „Die Venus von Arles" athmet echten hellenischen Geist. „Die Venus von Arles", schreibt der Dichter selbst, „ist ein Hymnus auf die reine Schönheit, auf die antike Schönheit. Und mir erscheint es in dieser Zeit der allgemeinen Versumpfung als eine That des guten Geschmacks, die Geister zu der Höhe der Meisterwerke des griechischen Meißels emporzuheben."

Die „Vénus d'Arles" sollte dem Dichter verhängnißvoll werden, da sich an ihre Veröffentlichung mittelbar die Katastrophe knüpft, von der er später ereilt werden sollte. Freilich liegen Jahre zwischen dem Erscheinen der „Mióugrano" und der Poesien: „Li Fiho d'Avigoun", „Les Filles d'Avignon", unter denen „La Vénus d'Arles" Aufnahme gefunden hat. Auch das Lebensloos Aubanel's hatte sich seit Zani's Scheiden wesentlich anders gestaltet, da er sieben Jahre später in der Ehe mit Joséphine Mazen, der Schwester seiner Schwägerin, das Familienglück gefunden hatte. Im Jahre vor seiner Vermählung war „La Mióugrano" erschienen und hatte in klerikalen Kreisen einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Während Sainte-Beuve in einer Zuschrift an den Dichter die „süßen Liebestöne", die Idyllen des „halbgeöffneten Granatapfels" rühmte und in der Poesie „Die Schnitter" den Beweis fand, daß man mit Theokrit wetteifern könnte, ohne ihn nachzuahmen, wurde in der zu Avignon herausgegebenen „Revue des bibliothèques" ein nichtswürdiger Streich gegen Aubanel verübt. Wohl hatte er vorher bereits erfahren, daß ein Blitzstrahl gegen ihn geschleudert werden sollte, aber auf eine ohne jede Spur von Begründung vollzogene „Hinrichtung" war er nicht gefaßt. Ihm war zwar bekannt, daß in der Revue die für gefährlich erachteten Bücher in dem Verzeichnisse der neuen Erscheinungen mit einem die Leser warnenden Kreuze bezeichnet wurden. Die „Mióugrano" wurde jedoch sogar mit zwei Kreuzen ausgestattet. „Der Fußtritt ist brutal, er ist insbesondere dumm", schreibt der Dichter an Ludovic Legré und ahnte damals nicht, daß die dumpfe Rache der Frommen im Lande bei Gelegenheit der Veröffentlichung seines Hauptwerkes: „Les filles d'Avignon" sich noch viel roher äußern würde.

Der wohlverdiente Erfolg der „Mióugrano" bei allen Gebildeten mochte den Dichter wegen seines Mißgeschicks trösten, und als die Angriffe auf ihn und Mistral nach einigen Jahren von neuem erfolgten, schrieb ihm Alphonse Daudet, der sich stets ein warmes Herz für seine Provence bewahrte: „Du armer Dichter! Solche Geschichten gehen Dir also wirklich nahe! Was liegt Dir denn an diesem

Herrn, frage ich bloß! Es ist doch ganz natürlich, daß er sich an Dir und Mistral vergreift, die ihr unsere beiden wahren Dichter seid! .... Bedenke doch, daß ich so viel bin wie jener Herr, und daß Dein und Mistral's Buch stets auf meinem Tische liegt, und daß ich von Zeit zu Zeit darin lese, wie ich in meinem Musset, meinem Lafontaine, meinem Rabelais lese! Geh' doch! Und nicht ich allein weine beim Lesen der „Granate“.

Eine Zeit lang konnte es scheinen, als ob durch das Familienglück, das Aubanel in der Ehe gefunden hatte, seine Dichterader versiegt wäre. Die in dieser Hinsicht auch von Frederi Mistral gehegten Besorgnisse erwiesen sich jedoch zum Glück für die provençalische Poesie als grundlos. Wiederum war es eine Mädchengestalt, die, ohne dem Dichter persönlich bekannt zu sein, anregend auf ihn wirkte. Am 14. Mai 1865 beichtet der Sechsunddreißigjährige — er war am 26. März 1829 geboren — dem Freunde Legré, ein junges Mädchen der besten Gesellschaft habe ihm die liebenswürdigsten Dinge hinsichtlich der „Mióugrano“ geschrieben und zugleich ihre Photographie geschickt. Gern möchte er dem Freunde die Schönheit der jungen Dame schildern, allein das erscheint ihm sehr schwierig. Zum Dank hat er an Mlle. Sophie von Lentz, die Tochter des russischen Konsuls in einer der großen Städte Frankreichs, einige provençalische Verse gesendet, die in der Uebersetzung verfänglich genug für einen Ehemann lauten: „Ihr Gesicht ist lieblich und heiter, aber Ihre Augen sind verwirrend, sie sind ebenso klar wie ausdrucksvoll; schöne Feen- oder Sirenenaugen, voll Zärtlichkeit und Glanz ... Und zuerst blieb ich stumm, weil meine Seele zu voll von Ihnen war.“ So entspinnt sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen dem Dichter und der jungen Fremden, der auf die Entstehung der späteren Gedichte Aubanel's charakteristische Streiflichter fallen läßt. Ehe er eine dieser Poesien mit der Ueberschrift: A Madamisello Sofio de L... absendet, übermittelt er die Verse dem Freunde Legré zur Begutachtung, mit einem vom 3. Oktober 1865 datirten Begleitbriefe, der mit den Worten beginnt: „Sonntag war für mich ein ausgezeichneter Poetentag: ich dachte an Mignon und die Verse flossen mit einer wunderbaren Leichtigkeit aus meiner Feder ... Du weißt, ob Mignon bewundernswerth ist! ... und ich bete sie an, aber durchaus in der Welt der Träume, gerade wie Petrarca und Dante anbeteten. Ich bete sie an wie eine Beatrice, wie einen Thautropfen, wie eine durch ihren Wohlgeruch berauschende Blume, wie einen Duft, wie einen Gesang. Sie ist für mich: die Schönheit! — Und wehe dem Mann mit dem ehernen Herzen, der gegenüber der Schönheit nicht zunächst niederkniet und diese nicht dann mit allen Kräften seiner Seele preist.“

Mignon ist, wie kaum hervorgehoben zu werden braucht, die junge Freundin, mit der der Dichter, ohne sie je gesehen zu haben, einen lebhaften Briefwechsel unterhält, der er sogar seine Seelenschmerzen anvertraut. Nikolaus Welter führt die beiden Briefe unter dem Jahre 1869 auf, während sie bereits vier Jahre früher geschrieben sind. Der Dichter lernte seine Mignon persönlich erst kennen, als sie nach dem Tode ihrer Mutter im Oktober 1874 mit einem jungen Husarenkapitän, Grafen Léon T. du Terrail, sich vermählt hatte. Wie rein platonisch das Verhältniß auch gewesen war, wurde Aubanel doch durch die Nachricht dieser Vermählung erschüttert. Der Briefwechsel, der unter dem Titel: „Lettres à Mignon. Le poète Théodore Aubanel et Mme. la Comtesse du T.... von Serge Bourreline herausgegeben worden ist, enthält zugleich eine größere Anzahl der Poesien der „Filles d'Avignon.“ Unter diesen befindet sich auch die mit der provençalischen Ueberschrift: „A l'Amigo que n'ai jamai visto“ „An die Freundin, die ich nie gesehen habe.“ Der Dichter fragt Mignon, welche Farbe ihre Haare haben, da sein Geist oftmals davon träume, seitdem sie ihn bezaubert habe. Ob sie blond, wie Ophelia, oder schwarzhaarig, wie seine vielgeliebte Zani sei, will er unter anderem wissen. Aus den leidenschaftlichen Versen, in denen es nicht an schwungvollen Vergleichen fehlt, darf die Schlußfolgerung gezogen werden, daß Aubanel jedenfalls sich nicht über die Eifersucht seiner Gattin zu beklagen brauchte, die wohl wissen mochte, daß der Herzensbrand kein Unheil anrichtete.

Und doch würde man bei der Annahme fehlgehen, daß der Dichter der „Filles d'Avignon“ nur gekünstelte Gefühle zur Schau trage. Vielmehr athmen Poesien wie: „La Vénus d'Avignon“, „La Vénus d'Arles“ eine echte, tiefe Leidenschaft. In der einen Dichtung schildert der Dichter die berückende, sinnverwirrende Schönheit eines jungen Mädchens von Avignon, während das andere Gedicht dem im antiken Theater der Stadt Arles aufgefundenen Götterbilde gewidmet ist, das sich gegenwärtig im Pariser Louvre-Museum unweit der Venus von Milo befindet.

Der unvergeßliche Zauber, den Arles mit seinen schönen Mädchen, den die römische Arena und das antike Theater mit seinen beiden noch erhaltenen, in den blauen Aether aufragenden Säulen nicht bloß auf den empfindsamen Reisenden ausüben müssen, spiegelt sich in der Poesie: „La Vénus d'Arles“ — „La Venus d'Arle“ heißt das Götterbild im Provençalischen — in klassischer Weise wieder:

„Siés bello, o Venus d'Arle, à faire veni fóu!“

„Deine Schönheit, Venus d'Arle, macht die Menschen liebestoll!“ übersetzt Welter, dem wir auch die übrigen Verse in der ebenso treuen wie charakteristischen Uebertragung entnehmen. Aus dem Gedichte weht uns von Anfang bis Ende heidnische Luft entgegen, und der Schluß lautet:

„O Du süße Venus d'Arle, Jugendfee, die nimmer altet,
Die als Mutter der Provence unsers Volks in Liebe waltet,
Schönheit leihst Du unsern Töchtern, unsern Knaben leihst Du Muth!
Unter ihrer Haut, der braunen, hohe Göttin, fließt Dein Blut,
Immer heiß und nimmer müde! — Darum, lichte Venus, wagen
Unsre Mädchen, freien Blickes, Hals und Busen bloß zu tragen,
Darum strotzen unsrer Burschen Glieder von gesundem Mark,
Sind sie stark zum Strauß der Liebe wie zum Stiergefechte stark;
Darum liebt Dich meine Seele, und von Deiner Huld bezwungen,
Hat der Christ, o große Heidin, heute Deinen Ruhm gesungen!“

An einem Septemberabend des Jahres 1877 fand in Arles das Fest der „Cigale“ statt. Nach der Feldgrille der „Provence“ ist der in Paris begründete Verein der Félibres benannt, der mit den provençalischen Dichtern innige Beziehungen pflegt.

In Arles trafen nun die Félibres aus Nord und Süd zusammen, und der Glanzpunkt des Festes war es unzweifelhaft, als Aubanel selbst, auf einem Marmorblock des römischen Theaters stehend, in der mondbeglänzten Zaubernacht seine Dichtung vortrug. Emile Perrin berichtete darüber im Pariser „Moniteur Universel“: „Der Triumph dieses improvisirten Schauspiels galt jedoch dem Félibre Avignons, Aubanel; wir müssen den ungeheuern, laut wiederhallenden Erfolg konstatiren, den ihm seine „Vénus d'Arles“ eintrug. Niemals hat man nach unserem Gefühl mehr Reichthum in den Ausdruck, größere Kraft in die Form, einen höheren Schwung in den Enthusiasmus zu legen vermocht. Alle, Männer, Frauen, junge Mädchen fühlten sich ergriffen und klatschten diesem bewährten Sänger der Schönheit Beifall, diesem so kunstliebenden Sohne der Provence, diesem großen Dichter, um es mit einem Worte zu sagen. Die jungen Mädchen von Arles haben ihren Sänger, und sein Talent steht auf der Höhe ihrer Schönheit.“

Wohl hatten die „Filles d'Arles“ ihren Sänger gefunden; allein dieser sollte auch ihr Märtyrer werden. Noch war das Gedicht, das mit dem Ausrufe an das Götterbild der Venus schließt: o grand pagano! „o, große Heidin“ nicht durch den Druck zur Veröffentlichung gelangt.

Ein Jahr zuvor bereits hatte Aubanel bei einer „Felibrejado“, einem Feste in den Cevennen, eine Frauengestalt, die Gattin des Félibre Paul Gaussen, Ludovine,

kennen gelernt, die, wie früher Zani und Mignon, sein Dichten beeinflussen sollte. Diese neue Laura hat er dann unter dem Namen: Dono Vióulato d'or besungen, und die Augen „Goldveilchens“ erinnern ihn, wie es in der ersten Strophe der Poesie: A Dono Vióulato d'or heißt, an Zani. Ein Hauch der Schwermuth ist jedoch über den Schlußversen ausgebreitet; am Abend sieht der Dichter, wie die Augen „Goldveilchens“ durch Thränen verschleiert werden, und er klagt: „An jenem Abend weinten wir gemeinsam, wir weinten vor Liebe, o, liebliche Frau:

„Ploura d'amour, o douço femo!“

Die Aufführung seines provençalischen Dramas: „Lou Pan dóu Pecat“, „das Brot der Sünde“ führte den Dichter öfter in das Haus des Félibre Gaussen in Alais. Ein anderer Félibre, Louis Roumieux, hatte das Werk vorgelesen, und sogleich keimte in den beiden Freunden der Plan, das Drama auf die Bühne zu bringen. Die Vorstellungen in Montpellier und Alais erwiesen sich dann auch als große Erfolge. „Das Brot der Sünde“ ist ein Ehebruchsdrama, das Paul Arène vergebens für die französische Schaubühne zu erobern suchte, indem er nicht nur das Provençalische ins Französische übertrug, sondern auch den Inhalt bearbeitete. Im Théâtre-Libre ist das Drama am 27. April 1888 zur ersten Aufführung gelangt, ohne jedoch nachhaltigen Beifall zu finden. Nach einer alten provençalischen Volkssage soll die Speise, von der ein Ehebrecher genossen, vergiftet sein und jedem, der nach ihm davon ißt, unfehlbaren Tod bringen. Im Drama Aubanel's setzt nun der betrogene Gatte den eigenen Kindern diese Speise vor, und daran knüpft sich unmittelbar die Katastrophe. Man begreift, daß diese Symbolik nicht nach dem Geschmacke der Pariser und der Pariserinnen war, die vom jüngeren Alexandre Dumas her bereits an raffinirtere Kost gewöhnt sind.

Im „Journal des Goncourt“ wird denn auch im Hinblick auf die Pariser Aufführung ziemlich abfällig geurtheilt. In einem „Zwischenakt“ erzählt Alphonse Daudet, daß Aubanel ihm und Mistral das Drama in Arles auf dem bereits von Dante erwähnten alten Kirchhofe „des Aliscamps“ zuerst vorgelesen habe. Aubanel lag dabei in einem der verwitterten Sarkophage, während die Beiden, in einem anderen alten Grabe ruhend, den von Liebesgluth beseelten Versen Fanetos, der treulosen Frau, und Veranets lauschten. Ein zweites Drama Aubanel's: „Lou Pastre“, „der Hirt“, das noch heißere Leidenschaft geathmet haben soll, ist verloren gegangen.

Théodore Aubanel wird in der provençalischen Litteratur vor allem der Dichter der „Mióugrano“ und der „Fiho d'Avignoun“ bleiben. Tragisch ist sein Loos, daß unmittelbar vor der Veröffentlichung seines Hauptwerkes der Erzbischof von Avignon, der von anderer Seite angestiftet worden war, ihm diese Publikation durch den Druck untersagte. Ludovic Legré berichtet in ergreifenden Worten, wie der Dichter sich dieses Verbot zu Herzen nahm, so daß ein Schlaganfall und sein früher Tod damit in Zusammenhang gebracht werden müssen.

In Deutschland wird dem am 31. Oktober 1886 hinweggerafften provençalischen Dichter der Lorbeer nicht vorenthalten werden; mag Aubanel immerhin im Kriegsjahre und auch später seine Muse zuweilen in den Dienst der Revancheidee gestellt haben. In dem Nachrufe, den Alphonse Daudet dem Freunde widmete, heißt es: „Sicherlich ein großer Dichter: Leidenschaft, Farbe, Phantasie, und den unsere schöne Rhône der Provence beweinen wird, wie die Feen des Rheins Heinrich Heine beweint haben.“

Siegfried Samosch.

Abendfalter.

Eine Skizze.

An jedem Samstag Nachmittag hatte Brigitte Winterfeld nichts Besseres zu thun, als mit den Kindern des Pfarrers auf der großen Wiese herumzutollen. Es waren dies zwei Mädchen von elf und dreizehn Jahren, bei denen es lange währte, ehe sie ermüdet, aber jauchzend vor Vergnügen, sich in die Butterblumen warfen, die ebenso goldgelb waren wie der Sommersonnenschein über ihnen. Brigitte ließ aber, ihrer eigenen Trägheit zum Trotz, nicht eher nach, und wenn sie es erreicht hatte, dann war auch die ruhende Gruppe, die braunen Kinder zu Seiten ihrer großen, schönen Spielgefährtin, ein Bild, das allen Augen gefiel.

Der pensionirte Oberförster Winterfeld besaß, einen Büchsenschuß vom Dorfe entfernt, ein Landhaus, weilte aber jeden Sonnabend bis Mitternacht in der Stadt, wo ihn gute Freunde und ein guter Trunk nicht eher losließen. So war es schon seit Jahren Sitte, daß seine Tochter die einsamen Stunden beim Pfarrer und dessen Kindern verbrachte. Sie war auch selber noch harmlos genug, um an dem lustigen Spiel der Kleinen ihre eigene lichte Freude zu haben.

Nur einer störte sie mitunter in ihrer Fröhlichkeit.

Wenn der Gutsverwalter, ein stiernackiger Schwarzkopf von ungefähr dreißig Jahren, auf dem schmalen Richtweg bis an ihren Wiesenplatz herangeritten kam und ihnen zusah, vermochte sie weder ruhig im Grase liegen zu bleiben, noch mit den Kindern um die Wette zu laufen. Seine Augen ruhten mit einem so seltsamen Ausdruck auf ihr, daß sie immer das Gefühl hatte, als ob an ihrer Kleidung etwas nicht in Ordnung wäre. Sie folgten jeder ihrer Bewegungen, die durch das dünne, schmiegsame Hängekleid allzusehr hervortraten, und ließen nicht eher ab von ihr, als bis ihr Zorn und Scham die Schläfen dunkelroth gefärbt hatten. Dann ritt er pfeifend zurück, und frei und fröhlich konnte sie wieder aufathmen.

Es gab noch einen anderen, bei dessen Nahen sich ihre jungenhafte Ungezwungenheit verlor. Das war Otto Ehlers, der Sohn des Lehrers, der ihr Freund war von Kindesbeinen an. Wenn sie diesen sah, blieb sie auch nicht ruhig liegen, aber nur, weil sie ihm gefallen wollte und weil sie nicht wußte, daß sie am schönsten war, wenn ihre vollen Glieder sich so weich und wohlig in der Sonne dehnten. —

Brigitte Winterfeld war kein Kind mehr. Sie stand erst im siebzehnten Lebensjahre, aber ihre Formen waren weit über ihr Alter hinaus gereift. Wenn sie aufrecht dastand, konnte man sie für eine junge Frau halten. Nur an den schweren Zöpfen, die ihr blauschwarz bis über die Hüften fielen, und auch an den immer etwas sehnsüchtigen, fragenden Augen erkannte man auch äußerlich ihre unberührte Jugend. —

Es war im Spätsommer, und der Abend hing schon am Horizont, als Otto Ehlers zum letzten Mal vor seiner Abreise auf ihren Spielplatz kam.

Die Kinder sprangen ihm entgegen und hingen sich an seine Arme.

„Warum kommst Du so spät heut, Onkel Otto?“ —

„Es ging nicht eher, ihr Racker. Ich mußte doch allen Adieu sagen,“ sagte er halb lachend und halb wehmüthig.

Dann begrüßte er Brigitte.

„Sie wissen ja schon, Briggi, daß ich morgen abreise?“

„Ja“, nickte sie. „Es thut mir sehr leid.“

„Ich freue mich, daß ich das Amt habe. Aber es ist doch schwer, alles hier zurückzulassen. Oft werde ich nicht herüber kommen können, und manches werde ich arg vermissen. Sie auch, Briggi!“

Eine Weile standen sie sich stumm gegenüber.

Da trat die Frau Pastor auf den Pfarrhof und rief, die gehöhlten Hände als Sprachrohr benutzend, zum Essen. —

Otto Ehlers biß sich auf die Lippen.

„Bleiben Sie nach Tisch noch lange hier?" fragte er dann.

„Nein, Otto. Ich gehe gleich fort."

„Dann komm ich noch einmal zu Ihnen heran. Von Ihrem Vater habe ich mich ja schon verabschiedet, von Ihnen könnte ich das jetzt auch endgültig thun, aber ich möchte doch noch einmal das ganze Haus sehen. Es hängen doch viel Erinnerungen daran. Schon aus der Pennälerzeit her und dann erst später, als Sie immer größer und schöner wurden . . . . ."

Brigitte Winterfeld wurde roth.

„Für mich auch", sagte sie hastig.

Dann schämte sie sich. Es fiel ihr ein, daß bei ihr, die das Haus bewohnte, die Erinnerungen doch nur natürlich wären. Aber er hatte sie wohl verstanden. —

Die Kinder an den Händen fassend, ging sie dem Pfarrhaus zu. Otto Ehlers sah ihr nach. Mit der Rechten strich er sich mechanisch den kurzen, blonden Vollbart, und in seinen Augen wechselte in jäher Folge ein glückliches Leuchten mit tiefer Traurigkeit. — — —

Es war schon Abend, als sie nach Hause kam, und tiefe Dämmerung füllte das ganze Zimmer. Halbverdeckt von Wolken, die immer dunkler wurden, je weiter sie sich von ihm entfernten, stand der Mond am Himmel und sah durch das Fenster.

Brigitte Winterfeld rollte sich einen Sessel an die Scheiben und setzte sich.

Die Sträucher in dem kleinen Vorgarten schwankten dunkel und traumhaft auf und nieder. Es mochte wohl ein Wind aufgestanden sein. Farben waren nicht mehr zu erkennen. Nur einige Rosen, die im Mondlicht standen, nickten mit gelben Köpfen zu ihr herüber.

Und weiter, über den Pfad hinaus, den er kommen mußte, reckte sich schwarz und drohend der Fichtenwald. Zwischen den Stämmen aber, von dem dunklen, verschwommenen Grunde, hoben sich hier und da schmale, lichte Wege ab wie mit Goldkies bestreute Gnomenstraßen.

Eine jagende Eule schrie einmal von dort herüber, dann verschlang die Ferne auch diese Rufe, und die Stille wurde noch fühlbarer.

Im Halbschlaf schloß Brigitte die Augen, und die Gedanken, die sie schon seit Tagen schmerzten, kamen alle auf einmal wieder.

„Morgen früh geht er fort. Wenn er wieder kommt, werde ich ihm nichts mehr sein. In der großen Stadt sind so viele Mädchen, die hübscher und klüger sind als ich." —

Das klang in immer neuen Variationen immer wieder und wieder in ihrem Herzen.

Dann schrak sie auf. Es war ihr, als ob die Thür gegangen wäre. Und da hörte sie auch schon seine Stimme.

„Schlafen Sie denn wirklich, Briggi?" —

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen. In derselben Sekunde war sie aber schon gänzlich munter.

„Ich war ein bischen müde von dem vielen Herumlaufen. Aber kommen Sie doch herein, Otto!" —

Jetzt bemerkte sie erst, daß noch kein Licht brannte. Sie zündete die schwere Majolikalampe an und stellte sie auf den kleinen Tisch, an dem sie vorhin im Dunkeln gesessen hatte.

„Es thut mir leid, daß ich Sie um ein Schlummerstündchen gebracht habe, Briggi! Es ist aber wohl doch gut, denn sonst wäre die Nacht um ihre Rechte gekommen." —

Sie lächelte fröhlich.

„Was Sie wohl meinen! Ich bin kein Murmelthier, aber ich kann doch sechzehn Stunden hintereinander schlafen. Uebrigens war das gar kein Schlaf. Ich hab an manches Liebe und an manches Böse gedacht. Auch an Sie und Ihre Abreise." —

„Und zu welcher Kategorie haben Sie mich gezählt?"

„Ihre Abreise zum Bösen, Otto. Aber soll ich Ihnen, statt daß Sie so neugierig fragen, nicht lieber etwas von Papas Krätzer bringen? Sie wissen, viel werth ist er nicht." —

„Ich danke, Briggi, ich mag nicht trinken." —

Dann aber schien er es sich zu überlegen.

„Wein möchte ich nicht," sagte er zögernd, „aber wenn ich eine Tasse Thee bekommen könnte . . . . ."

Brigitte wunderte sich. Sie hatte noch nie gehört, daß Otto Ehlers im Sommer Thee trank. Sie ging aber in die Küche, um welchen zu bereiten.

Als sie mit einem kleinen Kännchen zurückkehrte, hatte er den Kopf in die Hand gestützt und sah sie lächelnd an.

„Wissen Sie auch, warum ich um Thee bat?" —

Sie schüttelte den Kopf.

„Es fiel mir grad ein, wie meine Eltern immer beisammen sitzen. Bei der Lampe ist es so gemüthlich, wenn es draußen ganz dunkel ist und die Theetasse auf dem Tisch steht. Man kommt dann garnicht darauf, daß es anders sein könnte. Die beiden haben sich immer noch lieb trotz ihrer fünfzig Jahre, und da dacht ich, wie das erst sein muß, wenn ich Ihnen so gegenüber sitz . . . ."

Brigitte war roth geworden. Sie wußte nicht, was sie erwidern sollte. Ein seltsames Gefühl, halb Jubel und halb Angst, stieg in ihr auf.

Da pochte es stoßweise, dumpf und leise, mehrmals an das Fenster. Es waren drei Abendfalter mit großen, dicken Köpfen, die, durch das Licht verlockt, hineinwollten. Ihre weichen Körper drängten sich dicht an das glatte Glas und die runden, rothglühenden Augen hingen gebannt an der leuchtenden Glocke.

Sie kamen Brigitte wie eine Erlösung. Hastig griff sie nach einer Serviette und schlug damit gegen das Fenster, um sie zu vertreiben.

„Die häßlichen Thiere", sagte sie.

Aber da legte Otto Ehlers ihr seine Hand auf den Arm.

„Warum jagen Sie die Falter fort? Es sind keine häßlichen Thiere. Es sind Nachtschwärmer, Kinder des Dunkels, die auch einmal zum Lichte wollen." —

Gehorsam ließ sie das Tuch sinken.

„Vielleicht sind es Ihre Anbeter gar, Briggi! Ich glaube wirklich," fuhr er dann fort, mit weicher, bewegter Stimme, „ich glaube wirklich, daß jeder Falter eine Sehnsucht ist. Wer Sie einmal gesehen hat, muß doch wieder zu Ihnen zurück. Näher können sie nicht, da wollen sie wenigstens durch die Scheiben spähn. Und ich weiß, wenn ich von hier fort bin, wird meine Sehnsucht auch unter den Faltern sein." —

Brigitte schlug ihre feuchten Augen voll zu ihm auf.

„Dann werde ich nie wieder einen forttreiben, Otto! Nie wieder!" —

Ueber den Tisch hin faßte er ihre Hände.

„Auch dann nicht, Briggi, wenn es lange dauert, eh aus der armen Hilfskraft ein königlich preußischer Gymnasiallehrer mit einem eigenen Theetisch wird? Auch dann nicht?" —

Ihre Verlegenheit war jetzt ganz vorüber.

„Auch dann nicht, Otto," sagte sie ruhig. „Ich bin noch jung".

Da zog er sie an sich und küßte sie.

Als er eine Stunde später das Haus verließ, rief sie ihm noch über den Garten hinaus nach: „Ich werde nie wieder einen vertreiben! Nie wieder!" —

Und Otto Ehlers, der die schwarzen Kiefern entlang im Dunkeln dem Lehrerhaus zuging, hörte darin ein Gelöbniß der Treue, das besser und schöner war als jeder Schwur.

Dann stieg auch sie die Treppe zu ihrer Schlafkammer in die Höhe. Während sie sich auskleidete, flogen wieder

einige Nachtschwärmer an das erleuchtete Fenster. Da zog sie zum ersten Male die weißen Vorhänge zu.

„Seine Sehnsucht sieht durch die Scheiben", dachte sie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem Otto Ehlers fort war, wurde der Verwalter ein häufiger Gast in der Villa Waldfried. Erst kam er immer nur in Begleitung des alten Lehrers zu den Abendstunden, und der Oberförster, der ein eifriger Skatspieler war, freute sich über den dritten Mann. Dann kam er auch allein, und auch des Tages, und Brigitte Winterfeld ging ihm nicht mehr aus dem Wege. Sie gewöhnte sich allmählich an ihn und auch an seine Augen, trotzdem die nicht zarter wurden. Seitdem sie mit ihrem Jugendfreund so gut wie verlobt war, fühlte sie sich zu sicher, wenn ihr auch das Blut von Monat zu Monat heißer und schwerer durch die Adern rollte.

So sahen sie sich beinahe jeden Tag. Und mehr und mehr mußte sich das Mädchen gestehen, daß ihm doch nicht jede Schönheit fehlte. Es war kein einziger feinerer Zug in seinem Gesicht, aber es war massig, braun und kräftig, wie aus alter Eiche geschnitten, und der kleine Schnurrbart über den dicken, vollen Lippen stand ihm gut. Seine Zähne waren blank und breit wie die eines Raubthiers, und alle Dorfmädchen sahen ihm begehrlich nach, wenn er, die Hände lässig auf den prallen Schenkeln, über die Felder ritt.

So war Sommer, Herbst und Winter vergangen. Und der neue Sommer brachte ein freudiges Ereigniß in das Pfarrhaus. Zum dritten Mal war der Storch dort eingekehrt, und, da es ein Bube war, ließ der Pfarrer, der ein lebensfreudiger Herr war, etwas draufgehen am Tauftage.

„Auch der alte Oberförster und Brigitte waren unter den Gästen. Erst hatte sie in der Küche mitgeholfen, dann mußte sie auch zu Tisch und bekam ihren Platz neben dem Gutsverwalter.

Es wurden schwere Getränke aufgetragen, und immer von neuem wurde Brigitte's Glas durch ihren Tischherrn gefüllt.

„Es wäre doch schade, wenn das schönste Mädchen im Kreis bei solcher Fülle verdursten sollte," sagte er leise. „Und daß Sie die Schönste sind, wissen Sie wohl selber!" —

Dabei sah er sie mit seinen brennenden Blicken an, daß es ihr heiß und kalt über den Rücken lief.

Sie war den Wein nicht gewohnt. Ihr schon von Natur aus heißes und leidenschaftliches Blut erregte sich mehr und mehr, und plötzlich gingen ihre Gedanken auf Wegen, die sie früher nie beschritten hatten. Ihr ganzes Gesicht glühte. Sie lehnte sich hintüber und ließ die Wimpern halb herniedergleiten. Sie fühlte seine Augen, die wie heiße Hände über ihren Körper strichen. Aber sie rührte sich nicht. —

Dann kam es ihr doch zum Bewußtsein, daß sie schon zuviel getrunken hatte. Sie wollte ihren Vater nicht stören. So stand sie unter einem Vorwande auf und ging allein nach Hause.

Sie zündete die Lampe an und ließ sich an ihrem gewohnten Fensterplatz nieder. In denselben Sessel, in dem sie auch gesessen hatte, als Otto Ehlers Abschied nahm. Sie öffnete die enge Taille und athmete tief auf. Dann überfiel sie eine weiche, schlaffe, gedankenlose Müdigkeit. Die Stille that ihr wohl und bald schlief sie ein.

Mit einem Mal fuhr sie jäh in die Höhe.

Kräftige Männerarme hatten sich um ihren Leib geschlungen, und zwei glühende, fiebernde Lippen preßten sich in tollem Kuß immer wieder und wieder auf ihre Augen und auf ihren Mund.

Es war der Verwalter des Gutes, der ihr heimlich nachgegangen war.

Vergebens suchte sie sich von ihm zu befreien. Beide Hände stemmte sie gegen seine Brust. Aber es gelang ihr nicht.

Und immer wieder kam dieser heiße Schauer, diese tollen, brennenden Küsse, die sein heißes Blut dem ihren entgegen drängten, und denen sie nicht lange widerstehen konnte.

Alle Kraft wich von ihr. Schlaff, halb bewußtlos, lag sie in seinen Armen. Nur die Pulse schlugen ihr immer heißer und immer schneller.

Als er sie endlich losließ, hatte sie nur ein Verlangen: nach Luft, nach Kühlung.

Sie riß das Fenster auf, daß die Scheiben klirrten. —

Die Abendluft strömte herein. Und mit der kühlen, klaren Luft kam ein großer, dunkler Falter in das Zimmer geflogen. Ein Kind der Nacht, das lichtverführt sich schon lange an die Gläser gedrängt hatte.

Lautlos, mit schwerer Flugbewegung, kreiste er um Brigitte Winterfeld's heiße, glühende Stirne.

Dann wandte er sich dem Lichte zu.

Brigitte Winterfeld wurde todtenbleich. Mit weitaufgerissenen, entsetzten Augen starrte sie ihm nach.

Nach einer Minute stieß sie einen dumpfen Wehlaut aus. Ihr Kopf schlug schwer auf die eichene Tischplatte, auf der mit verkohlten Flügeln, den weichen Leib verbrannt, zuckend vor Schmerz, der Falter lag. — — —

Georg Busse-Palma.

Etudes et leçons sur la Révolution Française par A. Aulard. Troisième Série. Paris F. Alcan 1902 (Bibliothèque d'Histoire contemporaine).

Schon die dritte Sammlung seiner kleineren Studien zur Geschichte der französischen Revolution legt der Pariser Professor Aulard uns hiermit vor. Sie steht an Werth und Interesse den beiden früheren keineswegs nach. Das Hauptstück, das sie enthält, ist eine reich dokumentirte Arbeit über „die Diplomatie des ersten Wohlfahrtsausschusses". Hier berührt der Verfasser sich häufig mit den Ergebnissen der Forschungen Sybel's und Sorel's, die er theilweise ergänzt und bestätigt. Noch deutlicher als bisher ergibt sich aus seinen tief eindringenden Untersuchungen, eine wie große Rolle damals zeitweise Danton in den diplomatischen Angelegenheiten gespielt hat. Dagegen dürfte die Ansicht, daß William Pitt den Krieg gegen Frankreich gewollt und nur nicht als Angreifer habe gelten mögen, schwerlich allseitigen Beifall finden.

Eine mehr kulturhistorische Bedeutung haben die Aufsätze, in denen gezeigt wird, wie der Gebrauch des „Duzens" in der Anrede während der Revolution aufkam und nach dem neunten Thermidor wieder verschwand, desgleichen, wie im Wettstreit der beiden Lieder „Marseillaise" und „Réveil du peuple" der Kampf zweier politischer Tendenzen sich widerspiegelt. Die Studie „Bonaparte und die Dolche der Fünfhundert" gibt der Legende, als sei Napoleon am 19. Brumaire durch zwei seiner Grenadiere vor drohenden Dolchstichen gerettet worden, den letzten Stoß. Der Essay „Die individuelle Freiheit unter Napoleon I." beweist, in welchem Umfang eine neue Anwendung von „lettres de cachet" während des ersten Kaiserreiches Platz griff. Die würdigste Einleitung aller dieser Einzelarbeiten ist eine an guten Lehren und praktischen Winken reiche Rede „Die Provinzialgeschichte des zeitgenössischen Frankreichs", die Aulard am 9. Juni 1900 bei der allgemeinen Sitzung des Kongresses der gelehrten Gesellschaften gehalten hat.

A. St.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 31. Berlin, den 3. Mai 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Am 3. Mai 1852 hat Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha das freiheitliche Staatsgrundgesetz für seine beiden kleinen Herzogthümer vollzogen. Daß die Bevölkerung mit dieser Verfassung zufrieden ist, geht daraus hervor, daß alle Parteien das fünfzigjährige Jubiläum einträchtig zusammen feiern. Zwar sind die Sozialdemokraten dem Festausschusse nicht beigetreten, aber ihre Presse steht der Feier friedlich gegenüber, und Tausende von Arbeitern, von denen ein Theil sozialdemokratisch wählt, nehmen an dem Fackelzuge Theil, der in Gotha dem jugendlichen Herzog und dem im ganzen Lande verehrten Regenten, dem Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg, gebracht wird. Solch erfreuliches Ergebniß ist der gerechten Behandlung der Sozialdemokraten zu danken.

Ihr Führer, der Vizepräsident des Gothaischen Landtags Kaufmann Bock, nimmt hier als vom Landtag gewähltes stellvertretendes Mitglied des Verwaltungsgerichts die Stellung eines Staatsbeamten ein; ein anderer sozialdemokratischer Abgeordneter ist kürzlich zum Schultheißen von Dietharz gewählt worden und wird als solcher aller Voraussicht nach bestätigt werden, wenn er dem Amte gewachsen ist. In Coburg-Gotha wird bei solchen Bestätigungen eben nur auf die Eignung zum Amte, nicht aber auf die politische Gesinnung gesehen. Diese gesunde Anschauung der Regierung trägt viel dazu bei, die Sozialdemokratie in eine radikale bürgerliche Arbeiterpartei umzuwandeln. Haben doch die neuen sozialdemokratischen Abgeordneten im Gothaischen Landtag kürzlich mit den zehn übrigen Volksvertretern einstimmig einem Vertrage zugestimmt, durch den ein unseliges Domänenabkommen vom Jahre 1855 dahin abgeändert werden soll, daß je die Hälfte des Domänenvermögens dem herzoglichen Hause und dem Lande zufällt. Die Sozialdemokraten haben ihre Zustimmung auch mit der Sorge begründet, daß das herzogliche Haus aufhören könnte, über Gotha zu regieren, in welchem Falle nach dem alten Abkommen die Betheiligung des Landes an den Domäneneinkünften fortfallen sollte. Einstimmig hat der Gothaische Landtag ferner ein Einkommens- und Vermögenssteuergesetz nach preußischem Vorbilde angenommen. Hier prüft also die Sozialdemokratie alle Regierungsvorlagen ohne Voreingenommenheit durch Parteidogmen und arbeitet positiv zum Wohle des Staates mit.

Vermögen unsere kleinen Staaten eine der wichtigsten Kulturaufgaben, die Erziehung der Sozialdemokratie zu einer staatstreuen Partei, zu lösen, so dürfen wir uns der deutschen Kleinstaaterei freuen.

Der Bund der Landwirthe hat sich ein Verdienst erworben, und das muß gewiß hervorgehoben werden. In der letzten Versammlung des Bundes, die im Cirkus Busch stattgefunden hat, waren Frauen anwesend. Da die Polizei nach konstanter Praxis Vereinsversammlungen aufzulösen pflegte, die unter Theilnahme von Frauen abgehalten wurden, so lag hier eine Inkonsequenz vor, durch die alle Parteien benachtheiligt wurden zu Gunsten des Bundes der Landwirthe. Als die Angelegenheit im Parlament zur Sprache kam, gab der Minister des Innern eine entschuldigende Erklärung ab. Die Zulassung von Frauen sollte nämlich in den Fällen stattfinden können, wenn sich dieselben in einem abgetrennten Theile des Saales als Zuschauerinnen aufhalten und sich an den Debatten nicht betheiligen. Als demgemäß in einigen sozialdemokratischen Versammlungen verfahren wurde, erfolgte gleichwohl die Auflösung. Nunmehr hat das Berliner Polizeipräsidium auf eine eingelegte Beschwerde entschieden, daß in der That Frauen als Zuhörerinnen auf räumlich getrennten Plätzen auch Vereinsversammlungen beiwohnen dürfen.

Ein Zöpfchen ist abgeschnitten; aber die anderen Zöpfchen bleiben noch hangen.

Wozu soll es gut sein, daß die anwesenden Frauen sich nur auf „räumlich getrennten Plätzen" in Vereinsversammlungen aufhalten dürfen, und wozu soll es nützen, daß Frauen nicht auch an den Debatten in Vereinsversammlungen theilnehmen dürfen? Solche Bestimmungen sind heute ohne jede praktische Bedeutung, wenn man nicht ihre Bedeutung darin sehen will, daß sie geeignet erscheinen, radikalen Angriffen auf die heutige Rechtsordnung einen festen und vortheilhaften Rückhalt zu gewähren. Vielleicht gelingt es dem Bunde der Landwirthe, auch diese verschrobenen und veralteten Bestimmungen umzustoßen; das läge durchaus in der Bahn seiner bisherigen Entwicklung, die an die Stelle früherer konservativer Traditionen die Mittel moderner Demagogie gesetzt hat; so muß denn der Bund auch die Praktiken des alten Polizeistaates niederrennen. Nur rüstig voran auf diesem Gebiete.

Die Verhandlungen wegen Ermordung des Rittmeisters v. Krosigk sind zum Abschluß gelangt, und dieser Abschluß hat die Bevölkerung von einem Alpdruck befreit.

Gewiß ist es in hohem Grade bedauerlich, daß es bis heute nicht gelungen ist, den oder die Mörder zu ermitteln; aber es ist doch zugleich in hohem Grade erfreulich, daß der Gerichtshof zu einem Freispruch gegenüber den Angeklagten Marten und Hickel gelangt ist. Man muß zugeben, daß gewisse Verdachtsmomente gegen die beiden Genannten vorliegen; aber so schwere Verdachtsmomente, daß sie zu einer Verurtheilung führen mußten, sind es nicht. Man wird sogar behaupten können, daß einige andere Personen, die in den Prozeß verstrickt waren, kaum weniger belastet erscheinen. In jedem Falle befindet sich der Spruch, der gefällt worden ist, in voller Uebereinstimmung mit dem Volksempfinden, und das ist stets ein Glück, vor allem bei einem Prozeß, der eine so außerordentliche Antheilnahme bei der Bevölkerung gefunden hat.

Als ein Segen erwies sich auch das öffentliche Gerichtsverfahren. Welche Entstellungen, welche Mißdeutungen wären möglich gewesen, wenn die Oeffentlichkeit bei den Verhandlungen ausgeschlossen gewesen wäre. Diese Gefahren bestehen heute nicht, und so kann man ohne Uebertreibung sagen, daß das jetzige modernisirte Verfahren unmittelbar zur Festigung der Achtung vor unseren militärischen Einrichtungen führt. Ein Volk in Waffen bedarf der Ueberzeugung, daß die militärischen Institutionen das Licht der Oeffentlichkeit nicht zu scheuen brauchen. Und wie bedauerlich auch eine Erscheinung wie die des Rittmeisters v. Krosigk, wie verabscheuungswürdig auch der an ihm verübte Mord bleibt, gerade diese öffentlichen Verhandlungen haben ergeben, daß solche vereinzelten Erscheinungen den Charakter der deutschen Armee nicht berühren. Und um solche Ueberzeugung der Bevölkerung beizubringen, gab es nur einen Weg — die Oeffentlichkeit.

Noch eine Lehre wiederholt auch dieser Prozeß. Sobald eine That aus dem engen Rahmen des gemeinen Verbrechens und der herkömmlichen gemeinen Motive heraustritt, sobald die Leidenschaften, die Antheilnahme und auch die Parteinahme ganzer Bevölkerungsschichten angeregt sind, steigern sich die Schwierigkeiten in das Ungemessene, den Thäter zu ermitteln. Jedes Moment der Antheilnahme ist geeignet, auch die Aussage des vorsichtigsten Zeugen zu fälschen, und zu den vorsichtigen und gewissenhaften Zeugen kommen alsdann die weniger vorsichtigen und gewissenhaften Zeugen hinzu, sodaß die Aussagen statt den Thatbestand zu erhellen, ihn zu verdunkeln pflegen. Man kann die geheimnißvolle Ermordung des Rittmeisters Krosigk wohl mit dem unaufgeklärten Mord des Gymnasiasten Winter in der Beziehung in Parallele stellen, daß in beiden Fällen sogleich eine leidenschaftliche Parteinahme erfolgt ist mit dem bedauerlichen Ergebniß in beiden Fällen, daß die Thäter nicht entdeckt wurden. Die sogenannten interessanten Verbrechen bieten dem Kriminalisten darum die größten Schwierigkeiten, weil es keine objektiv berichtenden Zeugen mehr gibt, oder doch fast nicht mehr gibt, wenn eine That zum Gegenstand allseitiger Erörterung und allseitiger Parteinahme gemacht wird.

Die Wahlen in Frankreich lassen sich noch nicht mit voller Sicherheit zahlenmäßig überblicken, aber daran ist nicht zu zweifeln, daß das republikanische Ministerium in der neuen Kammer über eine stärkere Majorität als in der alten Kammer verfügen wird. Und die Majorität in der alten Kammer erwies sich schon als stark genug. Die Niederlage der Reaktionäre ist schwer, obgleich sie in Paris selbst eine Reihe von Erfolgen errungen haben. Ist denn Paris nun wirklich nationalistisch gesinnt —? Schwerlich. Aber Paris ist stets und ständig oppositionell, und wenn die Regierung eine republikanische ist, so bringt Paris seine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden dadurch zum Ausdruck, daß es nationalistisch wählt. Und ebenso zeigt sich die sprichwörtlich konservative Gesinnung der Provinz in Frankreich. Die Provinz ist eine feste Stütze der Regierungen, auch der republikanischen.

Mit diesen Wahlen hat Waldeck-Rousseau sein Werk der Festigung der Republik gekrönt. Eine drohende nationalistisch-klerikale Gefahr besteht nicht mehr, und man berichtet, daß daher auch Waldeck-Rousseau seine Aufgabe als erledigt betrachtet; er will zurücktreten. Wohl verdient hat er sich um sein Vaterland gemacht.

Die russischen Zustände scheinen ernst zu sein; wie ernst, das läßt sich schwer überblicken. In den Großstädten grollt die Arbeiterschaft und die Intelligenz; auf dem Lande gibt es Bauernemeuten von gefährlicher Ausdehnung. Ist das Heer noch zuverlässig, dann freilich wird auch diesmal der Versuch scheitern, die Institutionen des Zarenreiches in modernem Geiste umzugestalten; denn leider scheint der Zar die Entschlußfähigkeit durchaus nicht zu besitzen, sein Volk auf die Bahnen des Fortschritts zu führen.

Ebenso dunkel wie die Zukunft Rußlands ist die Südafrikas. Es ist noch immer in das Ungewisse gerückt, ob die Buren sich mit den englischen Friedensbedingungen auszusöhnen geneigt sind, oder ob der blutige Tanz von neuem beginnen wird.

* * *

Die Konservativen und die Kinderarbeit.

Die Konservativen nehmen für sich regelmäßig das Verdienst in Anspruch, Anhänger der Sozialreform zu sein. Richtig ist, daß sie der sozialen Gesetzgebung der letzten zwanzig Jahre in der Regel zugestimmt haben. Aber wenn man sich diese Gesetzgebung ein wenig näher ansieht, so ist eins für sie charakteristisch: von den Versicherungsgesetzen abgesehen, betreffen alle Reformen nur die städtisch-gewerbliche Bevölkerung. Die Landarbeiter sind leer ausgegangen. Sie sind heute fast genau noch so ungeschützt, abhängig und der Ausbeutung ausgesetzt wie vor hundert Jahren. Noch gilt für sie, soweit sie in Preußen wohnen, das Ausnahmegesetz von 1854 mit seinen famosen strafrechtlichen Bestimmungen. Noch entbehren sie des Koalitionsrechtes. Das segensreiche Gewerbegerichtsgesetz findet auf sie keine Anwendung. Die Arbeitszeit der Landarbeiterinnen ist unbegrenzt. Keine gesetzliche Fürsorge nimmt sich ihrer nach der Entbindung an. Der ganze Komplex von Arbeiterschutzbestimmungen, der den gewerblichen Arbeitern zu Gute kommt, existirt für die ländliche Arbeiterschaft nicht. Nur

hie und da macht einmal eine Provinzial- oder Bezirksbehörde den Versuch, im Wege der Polizeiverordnung wenigstens den schlimmsten Uebelständen entgegenzutreten. Aber selbst da geht es dann gelegentlich noch so wie jetzt in Ostpreußen, wo eine Verordnung über Unfallverhütungsvorschriften bei den Göpeln — mit Pferden bedienten Dreschmaschinen — zwar besteht, ihr Inkrafttreten aber von Jahr zu Jahr hinausgeschoben wird, weil die Interessenten mit der den östlichen Grundbesitzern eigenen Energie gegen die Kosten dieses bescheidenen Arbeiterschutzes zu protestiren verstehen.

Die Konservativen sind Sozialreformer. Aber sie erkennen als berechtigte Sozialreformen nur solche an, die sich auf Kosten anderer vollziehen.

Das sieht man jetzt wieder bei der Behandlung des Gesetzentwurfs über die Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben. Die Konservativen stimmen der Regierungsvorlage grundsätzlich zu. Sie finden sogar recht schöne Worte, um die Mißstände der Kinderarbeit zu geißeln. Sie sind bereit, der deutschen Sozialreform zu einem großen Schritt vorwärts zu verhelfen. Nur eine Bedingung stellen sie: die Landwirthschaft muß aus dem Spiele bleiben. Sie sind zu den größten Opfern bereit, wenn sie diese Opfer nur nicht selbst zu bringen haben.

Klipp und klar formulirte der konservative Fraktionsredner, Freiherr v. Richthofen, Rittergutsbesitzer auf Damsdorf, Kohlhöhe, Tschinschwitz, Pohlwitz und Kl. Wandriß, diesen Standpunkt bei der ersten Lesung des Gesetzes. Er „begrüßte den vorliegenden Gesetzentwurf als einen in der Hauptsache glücklichen legislatorischen Versuch auf einem neuen Gebiet von immenser sozialer Bedeutung“. Aber er fügte hinzu, daß seine ganze Fraktion ihre Zustimmung zu diesem „glücklichen legislatorischen Versuch“ versagen würde, wenn landwirthschaftliche Arbeiter und Gesinde jetzt in diese gesetzliche Regelung einbezogen würden. Beim Bürgerlichen Gesetzbuch erklärte der konservative Fraktionsredner, daß seine Freunde das Interesse an diesem Riesenreformwerk verlieren würden, wenn die Entschädigungspflicht für Hasenfraß aufgenommen würde. Beim Kinderschutz stellt sich die konservative Fraktion auf den Standpunkt, daß die gewerblich thätigen Kinder zwar dringend eines Schutzes bedürfen, dieses Schutzes aber nur theilhaftig werden sollen, wenn die landwirthschaftlich thätigen Kinder ungeschützt bleiben. Man kann den konservativen Großgrundbesitzern einen Mangel an Konsequenz nicht vorwerfen. Sie vertreten ihre Interessen durch Dick und Dünn. Und sie machen auch aus ihrem Herzen keine Mördergrube. Das ist anerkennenswerth.

Die vom Freiherrn v. Richthofen gezogene Linie wurde von allen weiteren Rednern der Rechten streng innegehalten. Selbst der aus sozialen Gründen von den Konservativen parteipolitisch getrennt marschirende Abgeordnete Stöcker schlug mit ihnen in diesem Fall vereint. Drei Gründe machte man gegen die reichsgesetzliche Regelung der landwirthschaftlichen Kinderarbeit geltend.

Einmal wurde betont, daß die Landarbeit für Kinder lange nicht so bedenklich sei, wie die gewerbliche. Rübenverziehen und Kartoffellesen wurden als leichte, einfache Beschäftigungen hingestellt. Manche Redner gingen weiter und erklärten ein gewisses Maß von Landarbeit für die Kinder direkt für gesundheitsfördernd. Den romantisch verklärten Hirtenknaben, den Graf Posadowsky aufmarschiren ließ, übertrumpfte noch Herr Stöcker, indem er erzählte, daß es für Landkinder eine Freude sei, mit ihren Eltern zusammen Kartoffeln auszumachen, und indem er gewisse landwirthschaftliche Arbeiten geradezu als Familienfeste bezeichnete. Die Landarbeit als Ferienkolonie!

Sodann wurde hervorgehoben, daß man überhaupt noch kein genügendes Material über Umfang und Art der ländlichen Kinderarbeit besitze. „Die Materialien sind nicht genügend vorgearbeitet“, erklärte Freiherr v. Richthofen.

Schließlich meinten einige ganz besonders vorsichtige Herren, die wohl einsahen, daß diesem Mangel binnen kurzem abgeholfen werden könnte, man solle den ganzen Gegenstand der Landesgesetzgebung überlassen. Graf Bernstorff hielt die Landesgesetzgebung für ausreichend, um einzelne Mißstände, die vorhanden sein könnten, zu beseitigen. Der Mecklenburger Rettich ging forscher ins Zeug. Er hielt es nicht nur für praktisch, daß bei der Verschiedenheit der Verhältnisse in den einzelnen Gegenden die Landesgesetzgebung allein eingreife, sondern bestritt direkt die Zuständigkeit des Reiches in dieser Materie. Nein! sagten alle Redner der Rechten. Aber das Maß der Entschiedenheit, mit der sie ablehnten, wies die verschiedensten Grade auf und kulminirte in den Ausführungen des derzeitigen Vorsitzenden der Zolltarifkommission.

Jedenfalls kann alles das, was auf der rechten Seite gegen die Regelung der landwirthschaftlichen Kinderarbeit vorgebracht wurde, nicht als ausreichend erscheinen, um die Sache einfach auf sich beruhen zu lassen. Ob diese Arbeit schädlich ist oder nicht, darüber dürfen natürlich nicht die ländlichen Arbeitgeber in letzter Instanz entscheiden. Daß eine überlange Arbeitszeit selbst eine an sich leichte Arbeit zu einer gesundheitszerstörenden macht, steht fest. Und daß eine Arbeitszeit von zehn Stunden, wie sie z. B. in Anhalt für Kinder über acht Jahre ausdrücklich gestattet ist, das zuträgliche Maß weit überschreitet, sollte eigentlich von niemand mehr bestritten werden. Uebrigens gaben ja auch manche konservative Redner zu, daß zu lange Arbeitszeiten vorkämen. Sie nannten das eine Ausnahme. Nun schön, dann ist eben eine Gesetzgebung nöthig, die solche gefährlichen Ausnahmen beseitigt. Sollte selbst in der Mehrzahl der Fälle eine Gesundheitsschädigung der Kinder durch die landwirthschaftliche Arbeit nicht eintreten, so ist vor allem noch eins zu berücksichtigen: ihre geistige Ausbildung leidet darunter auf jeden Fall. Auch wenn der skandalöse Zustand in Mecklenburg, daß über ein Drittel aller Schulkinder den ganzen Sommer über von der Schule dispensirt ist, in den übrigen Theilen des Reiches nicht in dieser Schroffheit vorhanden ist, so werden doch allenthalben die Aufgaben der Schule durch die landwirthschaftliche Kinderarbeit aufs empfindlichste gestört. Die landwirthschaftlichen Arbeiter bilden heute im Durchschnitt den rückständigsten Theil der deutschen Bevölkerung. Schuld daran trägt in erster Linie, daß die Kinder der armen Landbewohner von zartester Jugend auf soviel arbeiten müssen, daß sie zum Lernen keine Zeit und keine Kraft behalten. Die geistige Hebung der Landarbeiterschaft kann nur durch gesetzliche Einschränkung der Kinderarbeit auf dem Lande erreicht werden.

Diese Einschränkung wird aber sicher niemals erfolgen, wenn man sie der Landesgesetzgebung anheimstellt. Von dem preußischen oder sächsischen Dreiklassenparlament oder gar von der mecklenburgischen Ritterschaft erwarten, daß etwas Durchgreifendes zur Entlastung der ländlichen Jugend geschehe, das heißt wirklich, an Utopismus Bebel's „Frau“ übertreffen. Die ländliche Kinderarbeit wird durch den Reichstag geregelt werden, oder sie wird nicht geregelt werden.

Allerdings ist die Frage in diesem Augenblick noch nicht spruchreif. Das ist der einzige Einwand der Herren von der Rechten, dem eine gewisse Berechtigung zuzuerkennen ist. Es liegt genug Stoff vor, um zu erkennen, daß der Gegenstand einer gesetzlichen Regelung bedarf. Dafür haben die Redner der Linken im Reichstag Beweise in Hülle und Fülle erbracht. Das geht vor allem aus dem ausgezeichneten Buch hervor, das der hochverdiente Vorkämpfer der Beschränkung der Kinderarbeit, der Rixdorfer Lehrer Agahd soeben veröffentlicht hat.*) Frhr. v. Richthofen hat der Arbeit Agahd's ausdrücklich „lobend und dankbar“ gedacht. Dies Lob und dieser Dank gebührt vor allem dem Kapitel über die Kinderarbeit in der Landwirthschaft. Hier

*) Kinderarbeit und Gesetz gegen die Ausnutzung kindlicher Arbeitskraft in Deutschland, von Konrad Agahd. Verlag von Gustav Fischer in Jena. 1902. Preis 2,40 Mk.

wird auf Grund von Erhebungen der Lehrerschaft für eine große Zahl von Einzelfällen ziffernmäßig der Umfang der Kinderarbeit auf dem Lande festgestellt und ihre schädliche Wirkung anschaulich geschildert.

Aber freilich, wenn man gesetzgeberisch vorgehen will, so muß man sich nicht nur darüber klar sein, daß eine Aenderung des bestehenden Zustandes nöthig ist, sondern auch darüber, wie sie erfolgen soll. Zu diesem Zweck müßte zunächst das Thatsachenmaterial für ganz Deutschland beschafft werden. „Die Materialien sind nicht genügend vorgearbeitet", meinte Frhr. v. Richthofen. Sehr richtig! Um so nöthiger ist es, daß diese Materialien schleunigst beschafft werden. Wenn erst der gute Wille da ist, läßt sich die Sache in nicht allzu langer Zeit erledigen.

Darum sollte der Reichstag, wenn er das Gesetz über die gewerbliche Kinderarbeit annimmt, gleichzeitig die Regierung ersuchen, eine amtliche Enquete über die Kinderarbeit in der Landwirthschaft zu veranstalten. Eine solche Enquete muß allen Abgeordneten recht sein, am meisten den Konservativen. Denn wenn ihre Behauptung zutrifft, daß die Kinderarbeit auf dem Lande weder ausgedehnt noch bedenklich sei, so muß die Enquete zu einem agrarischen Triumph gegenüber den Skeptikern auf der Linken ausschlagen.

Nur wer ein Interesse an der Verschleierung der Wahrheit hat, kann eine solche Enquete ablehnen.

H. v. Gerlach.

Die französischen Wahlen und eine neue Parole.

Die Juniwochen des Jahres 1899, in denen das Kabinet Waldeck-Rousseau zur Welt kam, werden mir wegen der intensiven Spannung, die damals das politische Paris beherrschte, unvergeßlich bleiben. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wechselten die Aussichten. Immer neue Personen traten in den Vordergrund, um alsbald wieder zu verschwinden. Es gewann schon den Anschein, als sei der dicke Charles Dupuy, dessen Sturz den unmittelbaren Anlaß der freilich viel tiefer sitzenden Krise gegeben hatte, überhaupt nicht zu ersetzen. Denn eine Kombination nach der anderen scheiterte. Poincaré — nichts. Barthou — nichts. Ribot — nichts. Deschanel — nichts. Da leuchteten plötzlich zwei Namen auf: Casimir Périer und Waldeck-Rousseau. Es war wie ein Wetterleuchten. Aber auch da folgte die Enttäuschung sofort. Casimir Périer „machte Geschichten", und Waldeck-Rousseau packte zweimal an, beidemale jedoch vergebens. Wenn das am grünen Holze geschah, was war da noch zu hoffen? Man machte sich nun schon auf das Schlimmste gefaßt: eine Präsidentenkrise. Sie schien thatsächlich der einzige Ausweg aus der Klemme zu sein, denn wenn es Loubet nicht gelang, einen Premier zu finden, so mußte er eben sich selber opfern. Was dann kommen würde, das wagte man sich gar nicht auszumalen.

Da geschah das Unerwartete. Ich erinnere mich noch, als ob es gestern wäre, wie wir Berichterstatter der fremden Blätter eines sonnigen Nachmittags unserer Gepflogenheit gemäß beim Telegraphenamt auf der Place de la Bourse zusammenkamen, um die ersten Abendblätter, den „Temps", die „Débats" und die „Liberté" abzuwarten, deren Bureaux in der Nachbarschaft liegen. Die Zeitungen trafen ein, und wir überflogen die dernière heure, die Rubrik der letzten Nachrichten, um Neues zur Krise zu finden. Plötzlich schrie ein italienischer Kollege, welcher aus seinen sozialistischen Neigungen niemals ein Hehl gemacht hatte und häufiger Gast in den Redaktionen der „Petite République" sowie der „Lanterne" gewesen war, freudig erregt: Tenez, Waldeck a offert un portefeuille à Millerand! Wir waren paff. Aber da stand es schwarz auf weiß in der dernière heure der „Liberté". Sollte man daran glauben? Wie kam es, daß gerade ein antidreyfusisches Blatt die Nachricht zuerst erfahren hatte? Das Organ, welches die kuriose Neuigkeit der Oeffentlichkeit übergab, schien verdächtig. Doch wir erinnerten uns sehr bald, daß die „Liberté" noch von altersher für ihre Leitartikel über die auswärtige Politik intime Beziehungen zum Quai d'Orsay unterhielt, welche trotz der antigouvernementalen Haltung des Blattes in inneren Fragen auch unter dem radikalen Minister Delcassé keine wesentliche Lockerung erfahren hatten. Uebrigens war die „Liberté" bei all ihrer Opposition gegen die Dreyfusards doch niemals auf das Lügenniveau der Sou-Blätter nationalistischer Richtung gesunken. So wurden wir uns rasch darüber einig, daß etwas daran sein müsse. Unser Erstaunen über die Wendung, welche die Krise mit einem Male genommen hatte, wurde aber dadurch nicht verringert. Wie war es nur möglich, daß Waldeck-Rousseau, ein kühler Berechner, — sicherlich alles, nur kein Springinsfeld — diesen kühnen Salto ins sozialistische Lager machte? Frankreich ist wohl eine Republik, aber in dieser Republik ist doch der Sinn fürs individuelle Eigenthum stärker verbreitet und ausgeprägt als in einer durchaus monarchischen Monarchie. Würde nicht morgen eine Erhebung des Landes, insonderheit der Provinz stattfinden, wenn sie erführe, daß einer der sozialistischen Matadoren Sitz, Stimme und — horribile dictu — sogar Exekutivgewalt in einem Ministerium erhalten sollte? Nun, wir sind heute fast um drei Jahre älter und wissen, daß keine Erhebung stattgefunden hat, ja daß im Gegentheil die Einbeziehung der Sozialisten in eine Regierungsmehrheit und die Berufung eines der Rothen in ein Kabinet das Land vor dem Umsturz gerettet und das Staatsschiff durch die schlimmsten Stürme hindurch siegreich in den Hafen gesteuert hat, ohne daß auch nur die geringste Havarie zu verzeichnen war. Und diese glänzende Errungenschaft sollte bloß einer Augenblickslaune, bloß einer Frivolität zu verdanken sein? Das glaube wer mag. Nach außen hin wurde ja die Sache allerdings so dargestellt, und zwar war es Waldeck selber, welcher diese Darstellung unterstützte.

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er zur Programmerklärung mit seinem neuen Kabinet zum ersten Male in der Deputirtenkammer erschien, angethan mit einem kurzen blauen Jacket, so daß er mehr den Eindruck eines Engländers beim Ballspiel als den eines debütirenden Premierministers machte. Die beiden Hände in den Seitentaschen des enganschließenden Rocks, nur die Daumen draußen, schritt er ganz gemächlich die paar Stufen zur Rednertribüne hinauf, und sagte, was er zu sagen hatte, in bestimmter, aber ganz ruhiger Sprache, jede Effekthascherei vermeidend und völlig unberührt, wenn ihn der übliche Lärm an der oder jener Stelle seiner Rede zu längeren Pausen zwang. Unterdessen kramte der neugebackene Sozialistenminister auf seinem Pulte in einer Aktentasche so unbefangen, als ginge ihn die Sache gar nichts an. Die, wie mir schien, etwas gezwungene Zwanglosigkeit mochte auf den oberflächlichen Beobachter den Eindruck machen, als sei sich das neue Ministerium seines ephemeren Charakters wohl bewußt und erachte es deswegen nicht der Mühe werth, irgend welche Umstände zu machen. Diese zusammengelesene Gesellschaft von Waldeck bis Millerand — so sah es aus — war nur gekommmen, um eine „sale besogne" zu verrichten, nämlich den Dreyfushandel zu erledigen, und dazu paßte kein Frack und und keine Phrase. Vermuthlich aber war das alles bis in die Einzelheiten planmäßig ausgedacht. Waldeck-Rousseau, der weder im Privatleben noch in der Politik jemals Neigungen zum Va-banque-Spiel an den Tag gelegt hat, wollte offenbar die Empfindlichkeit

der französischen Bevölkerung schonen, indem er ihnen die Pille des sozialistischen Advents mit so wenig Aufsehen als möglich eingab und den Anschein hervorrief, als handelte es sich bloß um eine ganz provisorische, in Kurzem wieder aus der Welt zu schaffende Sache. In Wahrheit aber dürfte die Idee der sozialistischen Ministerschaft und der durch sie bedingten Gewinnung der sozialistischen Fraktion für eine kompakte Majorität freisinniger Richtung bereits vor dem Sturze des Kabinets Dupuy geboren und von Waldeck-Rousseau im Einverständnisse mit seinem alten Senatsfreunde Loubet sorgsam auferzogen worden sein, bis der psychologische Moment zu ihrer Einführung ins praktische Leben kam. Die langen Verhandlungen, welche der definitiven Bildung des Kabinets Waldeck-Millerand vorausgingen, das zweifache Scheitern Waldeck's selber, solange er die Sozialisten bei Seite ließ, hatten wohl bloß den Zweck, dem Lande ad oculos zu demonstriren, daß man nur der äußersten Noth gehorchte, indem man den einzigen noch offenen Weg, den des Paktirens mit den Sozialisten, betrat. Indem Waldeck-Rousseau es nach solchen Anfängen fertig brachte, fast drei Jahre lang, mit Millerand an der Seite, Frankreich zu regieren, die Dreyfusaffaire zu erledigen, das politische Uebergewicht des Kriegsministeriums zu brechen und endlich einen loyalen General für dieses Ressort zu finden, Drumont, Deroulède und die orleanistische Verschwörer-Klique unschädlich zu machen, die Macht der geistlichen Kongregationen zu schwächen und die geistlichen Lehranstalten den Vorschriften der weltlichen Schulen unterzuordnen, last not least die Weltausstellung zu einem großen Erfolg zu gestalten und das Bündniß mit Rußland wesentlich fester zu knüpfen, hat er seiner staatsmännischen Begabung ein so glänzendes Denkmal errichtet, daß er heute schon ruhig abtreten könnte, ohne fürchten zu müssen, daß ihm die Nachwelt die Anerkennung versagen würde, er sei der größte Staatsmann der dritten Republik gewesen, — größer selbst als Thiers und Gambetta.

Ist aber seine Zeit schon gekommen? Die Antwort auf diese Frage hat man von den allgemeinen Wahlen zur Deputirtenkammer erwartet, welche am letzten Sonntag stattfanden und in acht Tagen mit dem Vollzuge der Stichwahlen ihren Abschluß finden werden. Käme es bloß auf die Ziffern an und bliebe im übrigen Alles beim Alten, so könnte man die Frage schon auf Grund der bisherigen Resultate bejahen. Denn der offiziellen Statistik zu Folge wurden gewählt: 248 Ministerielle und 163 Antiministerielle (wobei von den 177 Stichwahlen die Mehrheit für die Regierung in Anspruch genommen wird), also ungefähr das Stimmenverhältniß der alten Kammer. Angesichts dieser Ziffern fallen auch die Aenderungen persönlicher Art, die sich bei den Wahlen ergaben, nicht sehr ins Gewicht. Der schwerste Verlust für das Ministerium ist in dieser Hinsicht die Niederlage Brisson's, denn der freiheitliche Schwung dieses alten Parlamentariers, den ob seiner Makellosigkeit selbst die Gegner respektiren, war unschätzbar als Retter in der Noth, wenn einmal eine komplizirte Vertrauensvotums-Debatte durch listige Fallen von verkappten Reaktionären ernste Gefahren für den Bestand des Kabinets heraufbeschwor. Am bemerkenswerthesten aber ist die Niederlage Drumonts in Algier, dem einstigen Paradies der antisemitischen Radaubruderschaft; denn diese Niederlage erbringt einen staunenswerthen Beweis von der eisernen Energie, mit welcher die Pariser Centralverwaltung es verstanden hat, durch ihre sorgsam ausgewählten Organe selbst die ungeberdigsten Bezirke zu Ruhe, Ordnung und Gesetzmäßigkeit anzuhalten. Dem Umstande dagegen, daß Millerand in die Stichwahl kommt, messen wir keine Bedeutung bei; es wäre ihm ein Leichtes gewesen, auf ein sicheres Mandat Beschlag zu legen, und wenn man Argumente gegen das Verbleiben Millerands im Kabinet benöthigt, so muß man sich schon die Mühe nehmen, sie von anderswo herzuholen, statt sich die Sache bequem zu machen, indem man auf seine Stichwahl hinweist.

Man wird die geringe Bedeutung, die wir den Wahlschwierigkeiten Millerand's zuschreiben, noch besser verstehen, wenn wir gleich hinzufügen, daß unserer Meinung nach das Schicksal des Kabinets Waldeck-Rousseau in seiner gegenwärtigen Gestalt überhaupt nicht durch die Wahlen entschieden worden ist — trotz der anscheinend so großen ministeriellen Majorität, die aus den Urnen hervorging. Nicht die Wähler, sondern die Gewählten werden über Waldeck und Millerand verfügen. Dies ist nicht etwa bloß ein Spiel mit Worten, sondern eine ernstliche Wahrheit. Denn abgesehen von den extremen Sozialisten, von den Nationalisten und von den ausgesprochenen Feinden der Republik ist eigentlich kein einziger Deputirter mit der bestimmten Marschordre gewählt worden, für oder gegen das Ministerium zu stimmen. Und zwar waren die Kandidaten selber nicht minder als die Wählerschaften bestrebt, jeder solchen Etiquettirung aus dem Wege zu gehen. Die Einreihung der Gewählten in eine Kategorie der „Ministeriellen" und in eine solche der Antiministeriellen ist also willkürlich erfolgt und soll nur heißen, daß im Falle des Fortbestandes der alten Parteiengruppirung bei entscheidenden Abstimmungen auf so und so viel Stimmen für und gegen die Regierung zu rechnen wäre. Darum aber handelt es sich eben, ob die bisherige Parteiengruppirung fortbestehen wird. Diese Entscheidung ist den Wählerschaften (wir sehen dabei von den erwähnten Elementen auf der alleräußersten Linken und auf der Rechten stets ab) gar nicht anheimgestellt worden. Der Kampf hätte ausschließlich zwischen „Waldeckisten" und „Antiwaldeckisten" geführt werden müssen, damit die Wähler hierüber ihr Urtheil hätten fällen können. Statt dessen hat sich jeder Kandidat von Millerand links bis rechts zu Méline auf die eigenen Füße gestellt und ein mehr oder minder prononzirtes Programm entwickelt, welches sich nicht nur von der Bezugnahme auf das Ministerium, sondern in den meisten Fällen sogar von der ausdrücklichen Identifizirung mit einer bestimmten Parteifraktion ferne hielt. Man kann also wirklich nicht sagen, daß das Land dazu kam, über Waldeck den Stab zu brechen oder ihm eine neue Pacht der Gewalten zu übertragen. Die Leute wählten den Mann, dessen Sprache und Versprechungen ihnen am besten zusagten, in Bezug auf die Haltung gegenüber dem Ministerium Waldeck-Millerand aber wurden den Gewählten nirgends die Hände gebunden. Das Schicksal des Kabinets hängt also von den persönlichen Neigungen der Gewählten ab, die nach eigenem Gutdünken darüber entscheiden werden, ob sie sich zu dem Ministerium genau so stellen sollen wie in der alten Kammer oder ob neuen Konstellationen Raum zu machen ist.

Wie wird die Entscheidung fallen? Vermuthlich gegen das Kabinet. Es ist gar keine Banalität, wenn man an die Spitze der Argumente für diese Ansicht den Umstand setzt, daß das Ministerium Waldeck-Millerand bereits die „erlaubte" Dauer eines französischen Ministeriums überschritten hat. Es hat alle Rekords seit einunddreißig Jahren geschlagen und vom Kriegsportefeuille abgesehen, hat es in den drei Jahren seines Bestandes nicht einmal eine nennenswerthe Personalveränderung durchgemacht. Das kann unmöglich so weiter gehen. Jeder einzelne Deputirte, jeder einzelne Senator, jeder General hat in Frankreich den geheimen Ehrgeiz, auch einmal ein bißchen Minister zu sein. Allen kann natürlich ihr Herzenswunsch nicht in Erfüllung gehen, aber wenn der Strom der Ministerwerdung so völlig zum Stocken kommt, wie dies seit dem Amtsantritte Waldeck's der Fall gewesen ist, dann sammelt sich in den verschiedensten Lagern eine solche Masse verhaltenen Unmuths an, daß oft der geringfügigste Anlaß genügt, um ein Ministerium ganz unversehens umzustoßen. Diesem Fluch würde auch das gegenwärtige Kabinet nicht entgehen, selbst wenn das nächste Kabinet aus genau denselben Parteielementen zusammengesetzt werden müßte. Bei dem voraussichtlichen Abgange Waldeck-Rousseau's wird sich aber vermuthlich nicht nur ein Wechsel in den Personen, sondern auch in der Parteiengruppirung vollziehen. Die Sozialisten werden beiseite geschoben und an ihrer Stelle die Centrums-

republikaner vom Schlage Ribot's, Barthou's, Poincaré's und Deschanel's in eine neue Regierungsmehrheit einbezogen werden, deren linken Flügel die nichtsozialistischen Radikalen unter Bourgeois zu bilden bestimmt sind. „Konzentration" heißt die neue Parole, Konzentration nach der Mitte zu. Sozialisten einer- und Nationalisten (mit allem was drum und dran hängt) andererseits sollen von dem Tisch der neuen Regierung unbedingt ausgeschloßen sein. Daß die Centrumsrepublikaner, voran Ribot, der Idee einer solchen „Konzentration" aller bürgerlich-republikanischen Elemente sympathisch gegenüberstehen, begreift sich, da das für sie unter den heutigen Verhältnissen die einzige Möglichkeit ist, zur Macht zurückzukehren. Ebenso selbstverständlich ist es, daß sich die heute noch gouvernementalen Sozialisten dagegen bäumen, nun, da die Arbeit der Staatsrettung mit ihrer Hilfe gelungen ist, gleich dem Mohren im „Fiesco" entlassen zu werden. Worauf es aber eigentlich ankommt, das ist die Haltung, welche die Radikalen einzunehmen gedenken. Diese Fraktion steht doch schon jetzt in einem Regierungslager. Welchen Anlaß hätte sie, durchaus ein neues Regierungslager aufzusuchen? Nun, die Motive hierfür können sachlicher nicht minder als persönlicher Art sein. Persönlicher Art, weil die Vereinigung mit dem Centrum wieder den eigentlich führenden Geistern der radikalen Partei, voran Bourgeois, zu wichtigen Portefeuilles verhelfen würde, und sachlicher Art, weil das längere Zusammenwirken mit den Sozialisten mit der Zeit die selbständige Existenz des Radikalismus gefährden und denselben in den Augen jenes intelligenten Theiles der Wählerschaften, welche den Grundstock des radikalen Einflusses bilden, kompromittiren müßte. Was immer übrigens die Motive sein mögen, Thatsache ist, daß die Aeußerungen, die während der Wahlkampagne von radikaler Seite gefallen sind, auf das Vorhandensein einer Neigung, den „Konzentrations"-Gedanken zu unterstützen, schließen lassen. Gerade so wie die Centrums-Republikaner in den letzten Wochen sorgsam jedes Wort vermieden haben, das eine Wand zwischen ihnen und den Radikalen aufrichten würde, so haben sich auch die Radikalen beflissen, nichts zu sagen, was sie dem Centrum entfremden könnte. Besonders beachtenswerth ist nach dieser Richtung hin der Appell Léon Bourgeois' an die Wähler des Marne-Bezirkes. Er erklärt darin die Einführung der zweijährigen Dienstzeit, die Errichtung einer allgemeinen Altersversorgungskasse und die Durchführung einer Finanzreform als die dringendsten Aufgaben der neuen Kammer, aber indem er auf das erzradikale (den Centrumsrepublikanern nicht genehme) Postulat der progressiven Einkommensteuer zu sprechen kommt, hütet er sich, daraus eine conditio sine qua non zu machen, vielmehr läßt er durchblicken, daß ihm die Einführung von Ersparnissen in den Staatsausgaben zwecks Beseitigung des Defizits vorläufig viel wichtiger erscheine, als die Propaganda für die progressive Einkommensteuer; und beim Thema der Altersversorgung bekennt er sich im Gegensatz zu den Sozialisten zu dem Grundsatze, daß bei ihrer Einführung im weitesten Maße die bestehenden gegenseitigen Hilfsgesellschaften heranzuziehen seien. Das ist ein Programm, auf welches sich unter Beifügung einer Reform der parlamentarischen Geschäftsordnung die „Konzentration" mit Leichtigkeit bewerkstelligen läßt und wohl auch vollziehen wird.

Wer hat die neue Parole erfunden? Im Eingange dieser Zeilen ist die Hypothese entwickelt worden, daß die Kombination Waldeck-Millerand die von langer Hand vorbereitete That eines großen Staatsmannes war. Weshalb sollte dieser große Staatsmann nicht ebenso sorgsam wie seine Ankunft auch seinen Abschied vorbereitet haben? Waldeck-Rousseau hat die Aufgabe, die er durchzuführen unternahm, glänzend gelöst. Er hat es dahin gebracht, daß bei den Wahlen nur die allerwenigsten Kandidaten der Rechten sich noch getrauten, unter monarchistischer Flagge zu segeln, und es vorzogen sich unter das jesuitische Banner der „Nationalisten" zu flüchten, auf dem neben „Vive l'Armée!" immerhin auch noch „Vive la République!" geschrieben steht. Er hat das Land aus einer furchtbaren Krise in normale Bahnen zurückgelenkt. Jetzt mag er es an der Zeit erachten, auch die politische Konstellation des Parlaments sich wieder normal gestalten zu lassen. Denn soweit ist Frankreich noch nicht vorgeschritten, daß es die Sozialisten als eine normale Regierungspartei ertragen könnte. Waldeck's Sturz wird also weder für ihn noch für Loubet eine Niederlage bedeuten, im Gegentheil erst recht den Sieg.

M. Handl.

Parlamentsbriefe.

XVII.

Die Diäten für die Zolltarifkommission sind in der Budgetkommission bewilligt worden. Nach der Aufnahme, welche das Projekt in der Presse gefunden hatte, war man berechtigt zu erwarten, daß das Centrum und die nationalliberale Partei diese Silberlinge ablehnen würden, aber die Fraktionen haben ihre voreilige Presse desavouirt. Herr Bachem und Herr Bassermann hoffen übereinstimmend, das Opfer von 56 000 Mk. (11 200 Mk. sind von dem ursprünglichen Ansatz heruntergehandelt), werde ausreichend sein, um dem Zolltarif zur Annahme zu verhelfen. Daß die Stellung des Reichstags herabgedrückt wird, wenn seinen Mitgliedern im einzelnen Falle von der Regierung Diätenbrocken zugeschnitten werden, scheinen die Herren nicht zu empfinden. Den Zustand der Beschlußunfähigkeit, das Ueberwuchern der Kommissionswirthschaft will man sich als Regel gefallen lassen. Man begnügt sich damit, in besonderen Fällen eine Ausnahme von der chronischen Beschlußunfähigkeit mit wenigem Gelde zu erkaufen.

Gleich nachgibig gegen die Regierung wie in der Diätenfrage erwies sich das Haus auch in der Frage des fliegenden Gerichtsstandes der Presse. Ein mangelhafter Gesetzentwurf, den die Regierung mißmuthig aus der Schublade hervorzog, wurde ebenso mißmuthig aufgenommen, aber nicht zurückgewiesen, weil er doch Einiges biete. Der Gesetzentwurf spricht folgenden Grundsatz aus, der in der gesammten Rechtsgeschichte kein Ebenbild haben wird: „Welcher örtliche Gerichtsstand bei Beleidigungen durch die Presse begründet ist, hängt davon ab, ob die Strafverfolgung im Wege der öffentlichen oder der Privatklage stattfindet." Zur Begründung dieser Bestimmung machte der Staatssekretär des Reichsjustizamts geltend, daß das Vergehen einer durch Privatklage zu verfolgenden Beleidigung erst dann vollendet — delictum consummatum — sei, wenn der Beleidigte die Zeitung gelesen habe, in der die Beleidigung verübt worden sei. Der Zustand, wie er jetzt auf Grund der Rechtsprechung des Reichsgerichts besteht, ist schlecht; der Gesetzentwurf, der dem Uebel abhelfen soll, ist aber insofern schlimmer, als er nicht allein verkehrte, sondern geradezu verworrene Rechtsgedanken in die Gesetzgebung eindringen läßt.

Dem Reichstage geht noch ein Gesetzentwurf zu, der dringende Erledigung erheischt. Er betrifft die Zuckersteuer, die nach gänzlicher Beseitigung der Prämienwirthschaft ermäßigt werden soll. Seit der Begründung des Deutschen Reiches hat die freisinnige Partei unermüdlich auf eine verständige Regelung der Zuckersteuer hingearbeitet. Sie hat immer und immer wieder bewiesen, daß nur eine mäßige Verbrauchsabgabe den Interessen des Zuckers, der Fabrikanten und der Konsumenten, entspreche. Sie hat vorhergesagt, daß man zu diesem Ziele auch endlich gelangen werde. Jetzt sind wir dahin gekommen, aber jeder Fehler, der überhaupt gemacht werden konnte, um die Erreichung des Zieles hinauszuschieben, ist redlich gemacht worden. Wie

es scheint, gibt sich der Zuckerring noch nicht für überwunden; man spricht davon, daß die konservative Partei Obstruktion machen will; ei, da müßte man wohl den Mitgliedern der Zuckersteuerkommission Diäten bewilligen!

Die Gesetzvorlage über die Abänderung des Servistarifs ist als ungenügend vorbereitet angebrachtermaßen abgewiesen worden.

Die Wahl in Greifswald-Grimmen, die auf den Freisinnigen Gothein gefallen ist, wurde für gültig erklärt. Wäre die Wahl auf den konservativen Gegenkandidaten gefallen, so hätte ein massenhaftes Material vorgelegen, um sie wegen ausgeübter Wahlbeeinflussungen anzufechten. Jetzt haben sich die Konservativen den Scherz gemacht, einen Wahlprotest einzureichen, weil die Liberalen Wahlbeeinflussungen ausgeübt hätten. Dieser Protest hat wenigstens den Nutzen gehabt, daß ein freisinniger Parteifreund des Abgeordneten Gothein die Thätigkeit der Behörden in dem Wahlkreise Grimmen-Greifswald eingehend beleuchten konnte, und die Darstellung, die er gab, fand keinen Widerspruch.

Im Abgeordnetenhause gab es eine lebhafte Debatte über einen Gesetzentwurf von dem winzigsten Geltungskreise. Der Handelsminister soll berechtigt sein, die öffentlichen Funktionen, welche eine Handelskammer auszuüben hat, zwischen der Berliner Handelskammer und der kaufmännischen Korporation zu theilen. Alle die Leute, welche Jahre lang in eifriger Agitation die Errichtung einer Handelskammer in Berlin betrieben haben, sind gründlich enttäuscht, seit die Handelskammer wirklich besteht. Sie finden, daß die Interessen der Grünkramhändler und der Cigarren-Detailgeschäfte nicht mit der gleichen Wichtigkeit behandelt sind, wie die der Börse. Die Handelskammer wird längere Zeit damit ausgiebig beschäftigt sein, sich ein neues Statut zu geben, das Wahlrecht und die Mitgliederzahl neu zu regeln. Und ob dann etwas herauskommt, was allgemein befriedigt, ist noch sehr zweifelhaft. Vor der Hand ist die Bildung der Handelskammer Berlin in die Reihe der mißlungenen Experimente zu stellen.

Proteus.

Die Ursache und die Lehren der Ereignisse in Belgien.

„Wirklich und wahrhaft revolutionär ist eine Bewegung nur dann, wenn sie einem ganz neuen Prinzip die Herrschaft in der Gesellschaft anbahnt." Legt man diesen Maßstab eines der hervorragendsten Theoretiker der Revolutionslehre an die Vorgänge, welche sich in diesem Aprilmonat in Belgien abspielten, so wird man bald zugeben müssen, daß jene Tageszeitungen Deutschlands im Unrecht waren, welche ihren Berichten über die große belgische Volksbewegung die sensationelle Ueberschrift gaben: „Die Revolution in Belgien".

In der That hat sich während dieser ganzen bewegten Zeit der Kampf der Parteien in keinem Augenblicke um etwas anderes gedreht als um das allgemeine und gleiche Stimmrecht. Diese Forderung aber will keineswegs einem „neuen Prinzip" im Sinne Lassalles zur Herrschaft in der Gesellschaft verhelfen, sie ist vielmehr nur eine letzte Etappe zu der völligen politischen Gleichberechtigung aller Bürger, welche seit der französischen Revolution in den europäischen Kulturländern längst zum anerkannten Ideal geworden ist, dem wir uns stetig entgegen entwickeln. Die klerikale Regierung widersetzte sich einer demokratischen Zeitforderung, für welche Sozialisten, Liberale und christliche Demokraten geschlossen eintraten. Das Kampfobjekt als solches hatte also diesmal einen ausschließlich politischen Charakter und lag weit entfernt von den Gebieten der wirthschaftlichen und sozialen Gegensätze.

Man thut dem deutschen Centrum Unrecht, wenn man es ohne weiteres mit der katholischen Partei Belgiens als gleichwerthig ansieht. Der römische Taktstock gibt freilich am Rhein und an der Isar wie an der Maas und Schelde den Ton der klerikalen Politik an. Aber die deutsche katholische Partei hat doch wenigstens zeitweise demokratische und sozialpolitische Anwandlungen getannt. Der belgische Klerikalismus hingegen ist grundsätzlich antisozial und antidemokratisch. Schuld hieran mag die lange Dauer seiner Herrschaft sein. Seit achtzehn Jahren hat er die Zügel des Landes in den Händen, seit achtzehn Jahren widersetzt er sich Forderungen, welche in dem als rückständig und konservativ verschrieenen Deutschland längst zu Recht bestehen und von keiner Partei mehr angefochten werden. Vor drei Jahren hörte ich auf einem Kongreß in Antwerpen einen Professor der Philosophie an der Löwener Universität und Mitglied der Gesellschaft Jesu vor einem nicht klerikal gesinnten Publikum die Unwissenheit mit begeisterten Worten feiern: „Wie glücklich", sagte er, „sind jene schmutzigen Jungen, welche in Italien und Spanien auf den Treppen der Kirchen und Kathedralen herumliegen und die reine Gluth ihrer schwarzen Augen nicht durch die Lektüre aufrührerischer Zeitungen und gottloser Bücher beschmutzen können." Dem Jesuiten, erwiderte damals der französische Nationalökonom Yves Guyot, daß Spanien ein Land des Verfalls sei, während Preußen, wo die Schulpflicht seit Generationen durch einen weitblickenden Monarchen eingeführt sei, sich dank seiner Lehrer zum führenden Staate Europas aufgeschwungen habe. Ebenso wie der allgemeinen Schulpflicht widersetzt sich der Klerikalismus in Belgien der Gleichheit der Bürger gegenüber den Anforderungen des Kriegsdienstes. Wer über die nothwendigen 1600 Francs verfügt, um sich loszukaufen, wird vom Militärdienst frei, und die Folge hiervon ist, daß sich das Truppenmaterial fast ausschließlich aus Arbeitern zusammensetzt. Die soziale Versicherungsgesetzgebung ist in Belgien weiter im Rückstande, als in irgend einem anderen europäischen Kulturstaate. Die schrittweise erfolgte Reform des Wahlmodus wurde der Regierung jedesmal mehr oder weniger mit Gewalt abgerungen. In aller Erinnerung sind noch die Ereignisse von 1899, als eine Straßenbewegung in Brüssel das Ministerium Vandenpeerenboom zur Zurücknahme seines ultrareaktionären Entwurfs eines Wahlgesetzes zwang. Bald darauf zog sich Vandenpeerenboom ins Privatleben zurück, und seinem Nachfolger de Smet de Naeyer gelang es, eine Wahlreform zu Stande zu bringen, welche unter Beibehaltung des 1893 durch das Ministerium Beernaert eingeführten Pluralsystems für die Wahlen zur Kammer das Verhältnißwahlrecht zur allgemeinen Anwendung brachte. Die Folgen dieser Neuerung machten sich bei den im Frühling 1900 vorgenommenen Wahlen bemerkbar: die Liberalen, welche zuletzt im Parlament nur noch über wenige Häupter verfügt hatten, brachten es nun wieder auf 32 Vertreter, ebenso stark wurden die Sozialisten; und die Klerikalen, welche vorher mehr als zwei Drittel der Kammer besessen hatten, sahen ihre freilich noch immer unangreifbare Mehrheit auf zwanzig Stimmen herabgehen. In der jetzigen Kammer zählten die Rechte 84, die Linke 64 Abgeordnete.

Dann kam die Bewegung für das allgemeine und gleiche Stimmrecht. „Ein Mann — eine Stimme" wurde Feldgeschrei. Vandervelde brachte neue und schlagende Ziffern für die schon vorher aufgestellte Behauptung, daß das Pluralstimmrecht ein Ruralstimmrecht sei. Die Einführung des allgemeinen und gleichen Stimmrechts war nur durch eine Verfassungsrevision möglich. Der gesammte belgische Liberalismus entschloß sich nach langem Zögern seines rechten Flügels diese Forderung der Sozialisten auch zu der seinigen zu machen und mit der Arbeiterpartei gemeinsam auf eine Verfassungsrevision hinzuarbeiten. Die Sozialisten ihrerseits opferten dem Bündniß mit den Liberalen das von diesen bekämpfte Frauenstimmrecht, welches in ihrem

Führer Vandervelde einen warmen Vorkämpfer besitzt. Selbst der Vermittlungsvorschlag des Liberalen Paul Hymans, welcher die dritte und vierte Stimme abschaffen, aber dem Familienvater eine Doppelstimme belassen wollte, hätte faute de mieux die Zustimmung der Sozialisten gefunden, welche sich im Laufe der ganzen Bewegung so undoktrinär wie möglich zeigten. Ueberzeugt, daß der Sieg des allgemeinen und gleichen Stimmrechts in Belgien nur eine Frage der Zeit sei, waren sie durchaus geneigt, sich für dieses Mal mit einem annehmbaren Entgegenkommen zu begnügen, und bei einiger Geschicklichkeit wäre es der Regierung ein leichtes gewesen, die Agitation für die Wahlreform nicht aus den Wegen der Gesetzmäßigkeit und Ruhe heraustreten zu lassen.

Hier aber kommen wir zu dem Punkt, der für die traurigen Vorgänge der letzten Wochen den Schlüssel liefert. Der Regierung war nicht im mindesten an einer friedlichen Beschwörung des heraufziehenden Gewitters gelegen. In voller Uebereinstimmung mit Charles Woeste, dem allmächtigen Führer der Klerikalen, hatte sie sich vorgenommen, durch Verweigerung auch des geringsten Zugeständnisses, es den Sozialen aufs äußerste zu erschweren, innerhalb der Grenzen einer friedlichen Propaganda zu bleiben. Die klerikalen Machthaber sagten sich, daß der große gewaltsame Zusammenstoß zwischen Rouge und Noir in Belgien unausbleiblich sei. Je später er eintrete, um so günstiger werde die Lage des Proletariats sein, um so stärker sein Einfluß in der Armee, um so offener die Sympathie der Bürgergarde für seine Sache. Wie oft hatten nicht die sozialistischen Volksredner mit der Revolution gedroht und offen ausgesprochen, daß die Proletariersöhne in Uniform nicht auf ihre Brüder im Arbeitskittel schießen würden! Herr Woeste und seine Minister wollten den Sozialisten zeigen, daß ihre Drohungen mit einem gewaltsamen Umstoß eitle Renommisterei seien, und daß ihre thatsächliche Macht zu dem Geräusch ihrer Bewegung in keinem Verhältniß stände. Noch aus einem zweiten Grunde hatte die Regierung ein Interesse daran, Ruhestörungen nicht durch rechtzeitige Reformen zu verhindern. Der Zusammenschluß der Liberalen und Sozialisten, von dem vorhin die Rede war, bedrohte die Fortdauer ihrer Herrschaft. Der Bürgerstand enthält in jedem Lande zahlreiche Elemente, welche, sobald Unruhen ausbrechen, alle Parteigegensätze vergessen und sich um die Regierung als die berufene Schützerin der Ordnung scharen. Konnte man die Sozialisten aus den Wegen der Legalität heraustreiben, so glaubte man, das für den Klerikalismus gefährliche Bündniß der Linken gesprengt zu haben. Mit offenen Revolutionären würden die hinter dem Liberalismus stehenden Elemente des Handels und der Industrie niemals mehr Seite an Seite fechten wollen.

Die Ereignisse, wie sie sich abgespielt haben, darf ich hier als bekannt voraussetzen und mich auf die Beantwortung der Frage beschränken, ob die Regierung ihr Ziel erreicht habe. Da muß es denn heißen: Nein und Ja; aber — weit mehr „Nein" als „Ja". Dies will ich näher begründen.

Von einer eigentlichen Revolution auch nur im gewöhnlichen Sinne des Wortes kann garnicht die Rede sein. Wohl waren 60 000 Soldaten auf den Beinen, aber nicht einmal haben sie Gelegenheit gefunden, Feuer zu geben, wohl ist es zu zahlreichen Zusammenstößen der Gendamerie, Polizei und Bürgergarde mit den Volksmassen gekommen, aber im ganzen Lande hat es bei der fast vierzehn Tage dauernden leidenschaftlichen Erregung nur elf Todte gesetzt, von denen noch sieben dem Uebereifer der klerikalisirten Löwener Bürgergarde zum Opfer fielen. Halbreife Buben haben an den ersten Abenden, als die Bewegung losging, in der Hauptstadt bei friedlichen Bürgern die Fensterscheiben eingeworfen und anderen verwerflichen Unfug getrieben. Die im Marollenviertel zusammengestaute Hefe der Brüsseler Bevölkerung hat sich durch die aufreizende Haltung der Gendarmen zu nächtlichen Straßenschlachten hinreißen lassen, in denen Blut geflossen ist. Durch diese Ereignisse war die Stimmung der bürgerlichen Einwohnerschaft anfänglich gegen die Arbeiterpartei eingenommen worden, da ein Theil der Ruhestörer ihr zweifellos angehört hatte. Wenn aber dann die Ordnung von einem Tage zum anderen wieder hergestellt wurde, so gebührte auch das Verdienst hierfür nicht dem Minister des Innern und dem Bürgermeister, welche anstatt der Feuerwehr, die am Platze gewesen wäre, die Gendarmen aufs Volk losgelassen hatten, sondern den Führern der sozialdemokratischen Partei; man kann einen einzigen Namen nennen: dem Abgeordneten von Brüssel Emile Vandervelde. Man muß diesen Mann am Werke gesehen haben, wie er, unermüdlich die Volksviertel durchwanderte und die Massen, welche ihn wie ihren Heiland verehrten, zur Ruhe mahnte! Die sozialistische Partei als solche, war keinen Augenblick aus den Grenzen der Legalität herausgetreten. „Niemals wäre eine Revolution berechtigter gewesen als die unsrige," so ließ sich Vandervelde im Volkshause vernehmen, „aber die Zeiten, in denen das Proletariat sich mit Gewalt sein Recht erobern konnte, sind einerseits vorüber, andererseits noch nicht gekommen. Die christliche Lehre des „Du sollst nicht tödten" hat die Armee noch nicht hinlänglich durchdrungen, als daß wir ohne Waffen den offenen Kampf mit ihr aufnehmen könnten. Deshalb sage ich Euch, daß wir nur auf dem Wege der Legalität den Sieg zu erreichen vermögen."

Der Bürgermeister von Brüssel de Mot hat im Senat wie in der Stadtverordnetenversammlung das Verdienst der sozialistischen Führer um die Herstellung und Aufrechterhaltung der Ordnung anerkannt. Der Muth und der Erfolg, mit welchem sie die aufgeregten Massen vom offenen Kampfe zurückgehalten haben, wurde auch in der Bürgerschaft dankbar bemerkt, und erleichterter athmeten Handel und Industrie auf, als der Generalrath der sozialistischen Partei wenige Tage später sich zu dem für ihn bitteren Schritte entschloß, den noch in großartigem Umfange fortbestehenden allgemeinen Streik durch ein Machtgebot im ganzen Lande aufzuheben. Wenn man der sozialistischen Parteileitung hatte vorwerfen dürfen, daß sie das Unwetter über das Land entfesselt habe, so mußte man ihr nun auch zugestehen, daß ihr weder Autorität noch Bereitwilligkeit fehlte, es zu beschwören. Die Hoffnung der Regierung, einen Keil zwischen das fortgeschrittene Bürgerthum und die Arbeiterschaft zu treiben, ist völlig verunglückt, und Liberalismus und Sozialismus ziehen Hand in Hand in den bevorstehenden Wahlkampf.

Eine moralische Niederlage hat die Sozialdemokratie nicht erlitten, wohl aber eine thatsächliche. Ihr Versuch, durch Einschüchterung von der Straße aus das allgemeine und gleiche Stimmrecht zu erzwingen, ist rundweg gescheitert. Die Regierung hat den Beweis erbracht, daß sie vorläufig noch über die Macht verfügt, einen gewalsamen Aufstand der Arbeiterschaft niederzuschlagen. Der Generalstreik hat sich als eine furchtbare Waffe in der Hand des Proletariats erwiesen, die aber nur den Fehler aufweist, daß sie die in diesem Kampfe dem Arbeiterstande nicht feindlichen Kreise von Handel und Industrie noch weit empfindlicher traf als die Regierung. Eine längere Fortdauer des Generalstreiks hätte zum offenen Kriege zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden führen müssen. So werden die Arbeiterführer aus dem Verlauf dieser großen Krisis wohl die Lehre gezogen haben, daß sie auf die freigesinnten Elemente des Bürgerthums nicht minder angewiesen sind, als diese auf sie. Die Zeit der Scheidung der Bevölkerung nach rein wirthschaftlichen Gesichtspunkten ist für Belgien nicht gekommen. Die brennendsten Streitfragen des nächsten Jahrzehnts liegen noch mehr als auf ökonomischem auf politischem Gebiete. Allgemeines und gleiches Stimmrecht, Abschüttlung des klerikalen Jochs, Reform des Unterrichtswesens — das sind Ziele, welche der liberalen Bürgerschaft und dem Arbeiterstande gemeinsam sind. Gelangen aber die Liberalen mit sozialistischer Hilfe endlich wieder ans Ruder, so werden die Sozialisten ihrerseits auf der Gewährung weitgehender sozialpolitischer Reformen bestehen können. Eduard Anseele hat schon erklärt, daß er bereit wäre, die Rolle Millerands in Belgien zu übernehmen. Es fragt sich

nur, ob sich im liberalen Lager eine Persönlichkeit von der Energie und Erfahrung Waldeck-Rousseaus finden würde.

Geschwächt aus dem Kampfe sind nicht sowohl die politischen Parteien hervorgegangen als das Königthum. Leopold II. hat mit dem klerikalen Ministerium im ganzen Verlauf der Krisis völlig gemeinsame Sache gemacht. Seit er überzeugt ist, daß für die Liberalen auf Jahrzehnte hinaus keine Aussicht besteht, ohne sozialistische Hilfe die Mehrheit in der Kammer zu erringen, hat er sich von ihnen abgewandt. Aus allen Kreisen des Landes, besonders auch aus Handels- und Industriekreisen, war er in diesen Wochen mit Petitionen bestürmt worden, die ihn anflehten, zur Beruhigung der Gemüther die Kammerauflösung auszusprechen und das Land selbst über die Frage des allgemeinen und gleichen Stimmrechts entscheiden zu lassen. Der König aber ist stumm geblieben und hat aus übertriebenem Konservativismus die einzige Gelegenheit sich entgehen lassen, die Rolle des Friedensstifters zu spielen, welche alle Parteien ihm übertragen wollten. Es wäre seltsam, wenn das Land der konstitutionellen Monarchie dieses Versagen in kritischer Stunde je verzeihen würde.

Brüssel. Gustav Mayer.

Maria Josepha von Sachsen.

Ein Frauenbild, das in seiner äußeren Reizlosigkeit etwas Rührendes und Anmuthendes behält; eine Fürstin, der weder große Schicksale noch große Eigenschaften beschieden waren, wohl aber schätzenswerthe, menschlich achtbare Tugenden — das wäre in flüchtigem Umriß die Silhouette der Dauphine Maria Josepha von Sachsen, der zweiten Schwiegertochter Ludwigs XV. Sie war sittenstreng in einer Zeit, wo das Laster am Hof von Versailles im Zenith seines Glanzes stand; sie gehörte, wie die Königin Maria Leczinska, zu jenen rühmlichen Ausnahmen, welche sympathisch und uninteressant sind. Sie hat weder im Leben, noch nach ihrem Tode in der Geschichte große Figur gemacht. Ja, sie hat, genau besehen, eigentlich nur einen bleibenden historischen Rechtstitel. Sie war die Mutter der drei letzten Bourbonen, Ludwigs XVI., Ludwigs XVIII. und Karls X. — „Die Geschichtsschreiber mit der ausschweifendsten und gewaltsamsten Phantasie mochten sich immer alle erdenkliche Mühe geben, sie haben nur Tugenden an ihr finden können" — hat St. Beuve von ihr gesagt. Das mag etwas panegyrisch ausgedrückt sein. Aber sicher ist doch, daß auch der neueste Biograph*) trotz redlichsten Bemühens in dieses verblichene Bild kaum einige realistisch lebhaftere Züge einzutragen gewußt hat. Maria Josepha bleibt eine ziemlich farblose Gestalt, eine von jenen, die man in Ehren vergessen darf.

Die Frage liegt also nahe, ob es wirklich geboten war, wieder ein Werk von mehreren hundert Seiten über sie zu veröffentlichen. Man kann das verneinen; ein Essay würde vollauf genügt haben. Aber es ist nun einmal so: je schwächer die darzustellende und die darstellende Persönlichkeit sind, desto breiter zergeht gewöhnlich die Art der Behandlung, die Vortragsweise. Man hat das an einer ganzen Reihe der letzten französischen Geschichtspublikationen beobachten können. Das vorliegende Buch hat wenigstens das Gute, manche interessante Einzelheiten zu bieten, von denen hier in loser Folge das eine oder andere mitgetheilt werden soll.

*) Casimir Stryienski: La mère des trois derniers Bourbons. Marie Josèphe de Saxe et la Cour de Louis XV. Paris. Plon. 1902.

Am 22. Juli 1746 war die Schwiegertochter Ludwigs XV., die Dauphine Maria Theresia Raphaëla von Spanien, nach einjähriger Ehe in Versailles gestorben. Der Hof soll tief ergriffen gewesen sein; aber diese Trauer hielt keinesfalls lange vor. Denn die Verstorbene war noch nicht beigesetzt, als man sich bereits mit der Frage beschäftigte, wer alsbald ihre Nachfolgerin sein würde. Es kamen hauptsächlich drei Fürstenhäuser in Betracht. Der König von Spanien, Ferdinand VI., hatte bei der Nachricht vom Tode seiner Schwester eilfertig sogleich die Hand einer jüngeren Prinzessin angetragen. „Il n'y a pas de temps à perdre", hatte er dem französischen Gesandten eröffnet. Aber in Versailles wollte man von einer zweiten spanischen Heirath nichts wissen, selbst auf die Gefahr hin, durch diese Absage eine politische Spannung zwischen beiden Mächten hervorzurufen.

Dagegen hätte man den Dauphin recht gern mit einer savoyischen Fürstin vermählt. „Man hatte eine ausgesprochene Neigung für das Haus Savoyen", namentlich der König und mit ihm Frau von Pompadour. Vielleicht wirkte noch das Andenken jener liebenswürdigen Piemontesin nach, die, als duchesse de Bourgogne, den alternden Hof Ludwigs XIV. belebt und erheitert hatte. Die Nachrichten über die Damen in Turin lauteten nicht ungünstig. Zwar wußte man, daß der Vater am Kropf litt, die Mutter an einer unbekannten Krankheit gestorben war, aber über die Gesundheit der Töchter war nichts Nachtheiliges bekannt geworden. Man erfuhr, daß die älteste blondes Haar, die zweite braunes, die dritte kastanienfarbenes hatte, und das kam mehr in Betracht, als der harmlose Leser heute annehmen möchte. In Versailles hatte man Angst vor den Rothhaarigen, „on se méfiait des rousses"; daher denn der französische Gesandte in Turin noch einmal ausdrücklich versicherte, daß man in diesem Punkte keinerlei Ueberraschungen zu gewärtigen habe. „Da ich die drei Prinzessinnen im Nachthäubchen und ohne Puder gesehen habe, glaube ich meiner Sache sicher zu sein." Man sieht, die Diplomatie hatte ihr Möglichstes geleistet. Aber kriegerische Verwicklungen verdarben alles, der schöne Plan zerschlug sich. — So blieb noch ein drittes Eheprojekt, das namentlich von dem polnischen Gesandten Grafen Loß und dem Marschall Moritz von Sachsen befürwortet wurde. Der Dauphin sollte eine Tochter Augusts III. von Polen und Sachsen heirathen. Vom politischen Standpunkte aus war gegen diese Verbindung nichts einzuwenden, wenigstens störte sie die Kreise der französischen Diplomatie nicht, die soeben mit dem Kurstaat einen Freundschafts- und Subsidienvertrag geschlossen hatte. Allenfalls mochte man befürchten, daß Frankreich durch dynastisch-verwandtschaftliche Rücksichten vielleicht einmal mehr, als ihm lieb und nöthig war, in die deutschen Händel verstrickt werden konnte; und thatsächlich ist es dieser Gefahr denn später im Verlaufe des siebenjährigen Krieges auch nicht entgangen. Doch vor der Hand glitt man über diese Bedenken leicht hinweg. Man hielt sich mehr an die persönliche Seite, an das, was über die Verhältnisse und Charaktere in der kurfürstlichen Familie mitgetheilt wurde. Schon am 5. August, also vierzehn Tage nach dem Tode der ersten Dauphine, während man auf der anderen Seite mit Turin verhandelte, war auch schon ein Vertrauensmann in besonderer Mission nach Dresden gereist. Er schilderte den dortigen Hof als ein behaglich bürgerliches Interieur, patriarchalische Sitten und viele Kinder. Von der Prinzessin Maria Josepha bemerkte er, daß sie „eine feste Gesundheit verspricht, einen überlegenen, gütigen Geist". Aber alle Berichte, die mündlichen und schriftlichen, stimmten darin überein, daß sie durchaus keine Schönheit sei. Un joli laideron, eine anmuthende Häßlichkeit, hat später einmal der Herzog von Croy von ihr gesagt.

Nur eine Person widerstrebte der Verschwägerung mit dem sächsischen Hause. Das war die Königin Maria Leczinska, die sonst immer alles gewähren ließ, weil sie es doch nicht ändern konnte. Unnöthig zu sagen, daß sie sich schließlich auch dieses Mal fügte; aber es blieb in ihrem Herzen zu-

nächst ein Widerwillen gegen die Tochter jenes August III., der ihren eigenen Vater, Stanislas Leczinski, vom polnischen Throne verdrängt und vertrieben hatte. Wie der Marschall Moritz von Sachsen es einmal witzig ausdrückte, „la Reine, qui a toujours le petit coin de Stanislaïsme.“

Am 21. Oktober war es entschieden, daß die Heirath stattfinden würde. Am 24. ging ein Bote mit der entsprechenden Weisung an den französischen Gesandten in Warschau ab; und der Marquis des Issarts konnte am 7. November seine offizielle Erklärung abgeben. Der gute König weinte vor Freude, die Königin vor Angst; als bigotte Katholikin fürchtete sie, daß man nun in Versailles den sächsischen Kurstaat zu einem engeren Anschluß an Preußen bestimmen würde, zu einem Bündniß mit jenem Könige, der nicht bloß Häretiker, sondern sogar des „Pyrrhonismus“ verdächtig war. Zehn Jahre später nannte man Friedrich II. in Dresden den „mandrin couronné“, den gekrönten Spitzbuben.

Wo Hochzeit im Hause ist, haben alle Hände zu thun. Das war auch im Königsschloß an der Seine und an der Elbe nicht anders. Man sprach nur noch von Ausstattung, Festlichkeiten, Ceremoniell und ähnlichen Dingen. Der Herzog von Richelieu schreibt an den Minister des Auswärtigen, Marquis d'Argenson: „Ribert, der Schneider der Dauphine, ist soeben angekommen und nimmt gegenwärtig Maß.“ Und als besagter Ribert wieder in der französischen Hauptstadt angelangt ist, beeilt sich der polnische Gesandte Graf Loß, dem Minister Grafen Brühl von dem günstigen Eindruck zu vermelden, den der Kleiderkünstler von der Prinzessin, von Hof und Leuten mitgebracht habe. — Der Marschall Moritz korrespondirt mit seiner Schwägerin in Dresden über Toiletten- und Modenfragen, höchst sachverständig, denn der Sieger von Fontenoy hatte nicht nur auf dem Felde der Waffen Erfolge aufzuweisen. Er schreibt, daß Fischbeinkorsets nirgends besser gearbeitet würden, als in Dresden. Man soll der zukünftigen Dauphine einige als Muster mitgeben. Aber, fügt er hinzu: „Man muß eins beobachten, daß nämlich der Schneider die Taille nicht zu lang macht. . . . . Das ist ein Fehler, in den unsere Schneider verfallen, es gibt ein linkisches Aussehen und macht die Röcke zu kurz“. Der Kriegsmann hatte augenscheinlich über diesen Kasus viel nachgedacht. — Nicht minder seltsam muthet es an, daß gerade Frau von Pompadour sich die Leitung der Hochzeitsfestlichkeiten angelegen sein ließ. Bei der Toilette sitzend, um ein Uhr mittags, hielt sie Cercle ab; die große Welt drängte hinzu, man sprach von der Dauphine, man zeigte ein Bild von ihr herum; der Marschall von Sachsen trat ein und machte sich angelegentlich mit der Marquise zu schaffen, sie schien ihm nicht weniger zugethan; man hörte, wie sie ihn immer „mon maréchal“ nannte. Der Herzog von Gesvres kam und nahm für die bevorstehenden Veranstaltungen ihre Befehle oder Wünsche entgegen; „. . . et elle parut décider sur tout cela . . . . et elle menait tout cela avec une gaîté, une légèreté et des grâces infinies“.

Am 10. Januar 1747 fand in Dresden die Heirath par procuration statt; ein Bruder der jungen Frau vertrat dabei den Dauphin. Vier Tage nachher verließ die fünfzehnjährige Prinzessin das Elternhaus, um sich mit einem zahlreichen Gefolge von Damen und Herren über Leipzig, Eisenach, Friedberg und Frankfurt langsam der französischen Grenze zuzubewegen. Am 26. übernachtete man zum letzten Male auf deutschem Boden; in Straßburg wurde sie feierlich eingeholt und empfangen, gerade so, wie ein Menschenalter später, dort vor einer anderen Dauphine, der armen Marie Antoinette, sich die Pforten alles Glückes zu öffnen schienen. Trügerische Bilder von Größe, Glanz und Lust! Auch Maria Josepha sollte das erfahren. Ihre Heirath war ein Werk der Staatsraison gewesen. Der Dauphin hatte seine erste Frau noch nicht vergessen und trug es der Fremden nach, daß sie den Platz jener anderen einnehmen sollte. Er verhielt sich ablehnend und unfreundlich. Hatte er doch zum Voraus in einem Briefe erklärt, daß alle Reize der neuen Gemahlin bei ihm nicht die Erinnerung an Maria Theresia auslöschen würden. Das war der Willkommgruß gewesen, über dem das arme Kind in Thränen ausbrach.

Die ersten drei Jahre der Ehe vergingen ziemlich freudlos. Der Gatte gleichgiltig, schwerfällig, geistig noch ganz ohne ausgesprochene Persönlichkeit, unentwickelt und schon beängstigend dickleibig. Maria Josepha litt und schwieg. Es lebte in dieser Frau eine stille Energie, eine sittliche Sicherheit, die ihrem Wesen etwas ausgeglichen, resignirt Harmonisches gab. Erst später gestand sie ihrer Mutter, daß sie zunächst nicht glücklich gewesen sei. „Ich kann Dir nicht verbergen, daß, als ich hier angekommen bin, er den größten Widerwillen gegen mich empfand. . . . Man hatte ihn gegen mich eingenommen. Zudem war er erbittert, mich an dem Platze einer Frau zu sehen, die er zärtlich geliebt hatte; er betrachtete mich nur als ein Kind; das alles entfernte ihn von mir und verursachte mir einen tödtlichen Kummer.“ Kein Wort der Bitterniß und des Vorwurfes, nur eine stets sich bescheidende Güte. Sie besaß die Gabe des Taktes, von ihren eigenen Empfindungen abzusehen und sich anderen anzupassen. — Sie schonte den Schmerz des Dauphin. „Lassen Sie Ihren Thränen nur freien Lauf“, sagte sie einmal zu ihm, „und glauben Sie nicht, mich damit zu beleidigen; die Thränen verkünden mir nur, was ich selbst für mich erhoffen darf, wenn ich glücklich genug bin, Ihre Achtung zu erringen.“ — Als das Töchterchen aus erster Ehe starb, ließ sie heimlich sein Bild malen; und wie nun der Vater zum ersten Mal an die leere Wiege trat, blickten ihm von der Wand die Züge seines Lieblings entgegen. War es zu verwundern, daß sie sich allmählich die Neigung des schüchtern-trotzigen Mannes errang? — Und sie gewann auch der Königin Maria Leczinska das Herz ab, trotz allem, was die beiden elterlichen Häuser trennte. Nach der Etikette mußte die Neuvermählte ihren Vater der regierenden Königin im Porträt vorstellen, wobei sie das Bild im Armband trug. Aber Maria Josepha wollte der Schwiegermutter den Anblick eines politischen Gegners ersparen und hielt ihr mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit ein Bild des Königs Stanislas Leczinski hin. . . . Unbedeutende Vorkommnisse, wird man sagen, die kaum verdienen, daß man sie nochmals erwähnt. Aber bei dieser Frau hatte eben alles einen Stich ins Familiär-Rührende, ins Alltägliche. Ihr Dasein ging auf im Kreise enger weiblicher Pflichten, und nur der Gegensatz zu der glänzenden und frivolen Welt ringsum machte es einigermaßen bemerkenswerth. Neben den petits cabinets des Königs und den Boudoirs der galanten Damen gab es eine streng sich abschließende und verwahrende Häuslichkeit, wo der Dauphin mit seiner Frau und seinen Kindern lebte. Die kronprinzliche Familie stand zu der herrschenden Unmoral in schweigender Opposition. Das ist ein Zug zur Sittengeschichte des Hofes von Versailles, den man nicht vergessen soll.

Was man sonst von jener Gesellschaft und den herrschenden Zuständen zu hören bekommt, klingt wenig erfreulich, doch nicht überraschend. Madame de Pompadour im Vordergrund der Ereignisse, die „divine marquise“ tanzt zum Entzücken, spielt vollendet Theater; keck und frivol, geduldet und gebietend in einem hin. Bei den Hochzeitsempfängen sollen nur die Angehörigen der obersten Hofchargen zugegen sein, sie will auch ihrer Schwägerin, der Frau von Baschi, Eintritt verschaffen. Und als der Ceremonienmeister Schwierigkeiten macht, erklärt sie lachend, daß sie doch gewiß zu den obersten Chargen zähle. Ludwig XV. findet den Witz vorzüglich und setzt höchsteigenhändig den Namen der Frau von Baschi auf die Einladungsliste. Er ernennt die Favoritin zur Palastdame der Königin; er gibt ihr im Schlosse von Versailles das Mansardenlogis über der cour de marbre, eine Gunst, um welche mesdames, die Töchter des Monarchen, vergebens gebeten hatten. Nur Maria Josepha wird später, nach dem Tode der Marquise, dieser ganz besonderen Aus-

zeichnung würdig befunden. — Frau von Pompadour hat Theil an allen Hoffestlichkeiten; gelegentlich muß sie dabei vom Dauphin und seiner Gemahlin die grausamsten Kränkungen hinnehmen. Sie sitzen auf königlichen Befehl mit ihr in demselben Wagen, aber sie sprechen nicht mit ihr, antworten nicht, sehen stundenlang über sie hinweg. Dann, ein andermal, ist es an ihnen, sich zu fügen und nachzugeben. „Ein leichtes Unwohlsein der Frau von Pompadour" — berichtet der polnische Gesandte — „hat den allerchristlichsten König in Choisy festgehalten . . . Die Frau Dauphine hat während . . . des Aufenthaltes in Choisy täglich regelmäßig zwei mal zu Frau von Pompadour geschickt, um Erkundigungen über ihre Gesundheit einzuziehen und ihre Theilnahme zu bezeugen." — Die Minister antichambriren bei ihr; der Staatskanzler Kaunitz klopft an, um durch den Gesandten Grafen Stahremberg mit ihr den Allianzvertrag zwischen Frankreich und Oesterreich zu Stande zu bringen. Madame de Pompadour dirigirt jetzt nicht nur die petits cabinets, sondern sie treibt auch hohe Politik; man kann sagen, sie ist ein Faktor von europäischer Wichtigkeit geworden. Der Dauphine, welche ihrem Vater, August III. von Sachsen, französischen Beistand gegen Friedrich II. erwirken will, bleibt nichts anderes übrig, als sich der Favoritin zu nähern. Und sie ist glücklich, sie athmet erleichtert auf, als man ihr hinterbringt, daß die Dame sich für eine energische Kriegsführung ausgesprochen habe. „Si la marquise l'a dit, c'est comme si le conseil avait passé."

Einen Augenblick lang schien diese neue, gegen Preußen gerichtete Politik den größten Erfolg zu versprechen. Das war im Sommer 1757 nach der Schlacht von Kolin, als der Marschall d'Estrées die hannöversche Armee bei Hastenbeck besiegt hatte und dadurch den ganzen Westen beherrschte, während im Osten die Russen vorrückten. Friedrich schien völlig entmuthigt. Um diese Zeit schrieb er an seine Schwester von Bayreuth: „Nach dem Unglück, das uns am 18. (bei Kolin) zugestoßen ist, bleibt mir nur noch eine Rettung, nämlich zu versuchen, mit Hilfe Frankreichs Frieden zu schließen. Ich bitte Sie dringend, Folard zu sagen, daß Sie sicher wüßten, daß ich darauf eingehen würde, daß man sich gern dem Schiedsspruche Frankreichs fügen würde, daß man hoffe, es werde wenigstens einen Rest von Freundschaft für seine ehemaligen Verbündeten bewahren, und daß man nur seine Bedingungen zu kennen wünsche." Die Markgräfin antwortet, sie ist bereit, und der König geht auf Einzelheiten ein. „Da Sie sich mit dem großen Friedenswerke befassen wollen, bitte ich Sie dringend, Herrn von Mirabeau nach Frankreich zu schicken. Ich übernehme gern die Kosten. Er kann der Favoritin für ihr Theil bis zu 500 000 Thalern anbieten, und er kann seine Anerbietungen noch weit darüber hinaus steigern, wenn er sie zugleich dazu bestimmen könnte, uns einige Vortheile zu verschaffen . . . . ." Aber die schwierige Lage Friedrich's klärte sich im November durch den Sieg bei Roßbach. Die französische Invasion war zurückgeworfen, die preußische Armee behauptete sich in Schlesien.

Die Kriegsjahre waren Leidensjahre für Maria Josepha. Kein Land wurde schlimmer mitgenommen, als gerade Sachsen. Friedrich schaltete dort als Herr und Sieger. Die kurfürstliche Familie war zerstreut, August III. hatte sich nach Polen zurückgezogen seine Frau blieb in Dresden, wo der Preußenkönig nicht allzu glimpflich mit ihr verfuhr. Und noch als sie todt war, ließ er die Lauge seiner sarkastischen Nonchalance über sie aus. „Man meldet mir aus Dresden" — schreibt er an seinen Bruder Heinrich — „daß die Königin von Polen an einem Erstickungsanfall gestorben ist. Das macht mir nicht warm und nicht kalt." Natürlich vergalt man es ihm auf der anderen Seite mit rechtschaffenem Haß. „Der Geier, welcher uns verschlingt", ruft die sonst so sanfte Maria Josepha aus.

Der Krieg, zu dem die Dauphine so eifrig mitgewirkt, hatte Frankreich um sein Ansehen und überdies um ein gut Theil seiner Kolonien gebracht. Schließlich mußte man Frieden schließen, je eher, desto besser. „Dieser Frieden" — sagte Ludwig XV. selbst, „ist weder gut noch ruhmvoll, niemand fühlt es mehr, als ich, aber er konnte nicht günstiger sein, und ich stehe Ihnen dafür, daß, wenn wir den Krieg fortgesetzt hätten, wir nächstes Jahr noch einen schlechteren abgeschlossen hätten." Frankreich war erschöpft und entehrt. Und wie wenn er sich dieses Elend hätte verbergen wollen, stürzte der Hof sich jetzt von neuem in einen Strudel toller Vergnügungen. Es war die Zeit, wo man selbst eine Niederlage ruhig einsteckte, wenn sie hinterher wenigstens zu einem Bonmot Gelegenheit gab.

Madame de Pompadour überlebte den Friedensschluß nicht lange. Sie starb am 15. April 1764, und mit ihr verschwand die merkwürdigste Erscheinung, welche in dieser Atmosphäre von Laster und Grazie zu finden war. Noch ihr Sterben hatte etwas Ungewöhnliches an sich. „Sie diktirte an eben diesem Tage ihrem Verwalter ein Schriftstück von vier Seiten, das sehr gut abgefaßt sein soll; als sie die Aufregung bemerkte, mit der er schrieb, sprach sie ihm zu, er solle nicht traurig sein und sagte ihm, daß sie jetzt in ihren letzten Momenten nichts anderes von ihm verlange, als daß er ihre Befehle mit derselben Hingabe ausführe, als vordem; und indem sie das Schriftstück überlas, bemerkte sie ihm, daß er schlecht interpungirt habe und die Sätze dadurch einen schiefen Sinn bekämen . . . . . ."

Frau von Pompadour war die Freundin und Gönnerin der Philosophen gewesen. Der Dauphin mit seiner Frau gehörte der gläubig frommen Richtung an. Nur blieb der Prinz dabei tolerant. „Ne persécutons pas" war das Wort, das man ihm nachsagte; und als er im Jahre 1765 an einer zehrenden Krankheit starb, beklagte die liberale Partei diesen Tod als einen schweren Verlust. Maria Josepha war in religiöser Hinsicht weniger frei. Ihr sonst so liebenswürdiger Charakter streifte hier an die Grenze, wo er gelegentlich scharf werden konnte. Sie machte ihrem Bruder, dem regierenden Kurfürsten, schwere Vorwürfe, weil er die aus Frankreich ausgewiesenen Jesuiten nicht gastlich bei sich, in einem lutherischen Lande aufnahm. Sie verbot ihrem Sohne, dem Grafen von Provence, die englische Sprache zu erlernen, wahrscheinlich weil sie ihr als das Idiom ketzerischer Freigeistigkeit vorkam. „Nach meinem Rath, werden meine Kinder niemals eine Sprache lernen, die ich hasse wegen der damit verbundenen Gefahr. Die Leute vom Unterricht hatten sie vor einem Jahr einige Worte gelehrt, und der Graf von Provence bezeugte so viel Neigung sie zu lernen, daß ich es verboten habe; man unterweist ihn dafür im Italienischen." — Die Heilige, von welcher Ste-Beuve uns erzählte, hatte ihre Anwandlungen von Uebereifer.

G. Ransohoff.

Ein Märchenbuch von Oscar Wilde.*)

Hoch über der Stadt steht die Statue des Glücklichen Prinzen. Er hat im Palast Sanssouci gelebt, tagsüber mit seinen Gefährten im Garten gespielt und abends den Tanz im großen Saal angeführt. Eine hohe Mauer trennte ihn von der Außenwelt; was dahinter lag, blieb ihm Zeit seines Lebens fremd. Und als er gestorben, haben sie sein Denkmal hoch über der Stadt aufgestellt, daß er alle Häßlichkeit und Noth der Menschen sehen muß. Obgleich sein Herz von Blei ist, muß er da weinen.

*) „The Happy Prince and other Tales" by Oscar Wilde. Illustrated by Walter Crane and Jacomb Hood. 3. Edition. London, David Nutt, 1902.

Und seine Thränen fallen auf eine kleine Schwalbe nieder, die zu Füßen des Glücklichen Prinzen Rast gemacht. Sie hat sich auf ihrem Flug gen Süden ins Land der Pharaonen verspätet, weil es ihr eine holde Binse angethan hatte. Das Vöglein konnte sich den ganzen Sommer nicht von ihr trennen. Erst als es die unbeständige Sinnesart seiner Angebeteten erkannt, die mit dem Wind liebäugelte, flog es davon. Nun muß es die weite Reise ins Wunderland der Pyramiden allein machen; seine Schwestern sind längst vorausgeeilt.

Und der Glückliche Prinz und die kleine Schwalbe freunden sich an. In seinem Dienst verrichtet sie Werke der Wohlthätigkeit. Auf sein Geheiß pickt sie ihm den rothen Rubin aus dem Schwertknauf und die blauen Saphire aus den Augen, um die Noth der Menschen zu lindern. Da wird der Glückliche Prinz blind, und Mitleid zieht in das kleine Schwalbenherz ein. Jetzt will sie ihn nicht mehr verlassen, immer bei ihm bleiben. Und sie hüpft ihm auf die Schulter und erzählt ihm von ihren Erlebnissen in fremden Ländern: von dem Gott Memnon, der einen Freudenschrei ausstößt, wenn der Morgenstern aufgeht; von den gelben Löwen, die Augen haben grün wie Berylle; von den rothen Ibissen am Ufer des Nil, die mit ihrem langen Schnabel Goldfische fangen; von der Sphinx, die so alt ist wie die Welt und alles weiß; von den Zwergen, die auf großen Blättern einherrudern und mit den Schmetterlingen Krieg führen. Aber dem Prinzen däucht wundersamer als all das die Leiden der Männer und Frauen. Und da er über und über mit Goldblättchen bedeckt ist, läßt er sich eins nach dem andern loslösen und sie den Armen bringen.

Nun bricht der Winter mit Schnee und Frost herein. Die kleine Schwalbe nährt sich kümmerlich von Brotkrumen, die sie stehlen muß, und friert kläglich; sie fühlt, es geht mit ihr zu Ende. Noch einmal fliegt sie mit schon versagender Kraft dem Prinzen auf die Schulter und gibt ihm einen Abschiedskuß auf die Lippen. Dann sinkt sie todt zu seinen Füßen nieder.

Am nächsten Morgen geht der Bürgermeister mit den Herren Stadtvätern über den Platz; sie sind höchlich erstaunt über das schäbige Aussehen des Glücklichen Prinzen und beschließen, die Statue abreißen zu lassen. Sie wird im Hochofen eingeschmolzen, aber das Bleiherz will nicht schmelzen. Da wird es auf den Misthaufen geworfen, wo auch der todte Vogel liegt. Und Gott entsendet einen seiner Engel und läßt sich die beiden kostbarsten Dinge in der Stadt holen, damit sie fortan in seiner Herrlichkeit bei ihm wohnen. — —

Das ist in dürftigen Worten der Inhalt eines über alle Maßen schönen Märchens von Oscar Wilde. Man kann nur in Ausdrücken höchster Bewunderung davon erzählen. Man vergißt völlig, wer es geschrieben; daß sein Dichter ein modern Blasirter war, der den sterbenden Fechter, wie sein Geistesverwandter Heine sagte, in der eigenen Brust trug. Man fühlt sich Kind und staunt. Man weiß nicht, was man mehr anstaunen soll: die Ursprünglichkeit und den Reichthum der Phantasie, den hohen Sinn in kind'schem Spiele, den feinen Humor, der aus dem Märchen wunderhold träufelt, oder den Wohllaut der Sprache, einer verwünschten Sprache, die nach Friedrich Vischer's Wort den Klang erweckt, als brächte man zum Spaß unanständige Töne hervor. . . .

Freilich, Oscar Wilde verleugnet sich auch in diesem Gewande nicht ganz. Durch das Hinterpförtchen der Satire schlüpft er herein. Die reichen satirischen Zuthaten stören mitunter den naiven Märchenton — für die Kinder wenigstens, die Erwachsenen hören auch daraus noch Melodie, wie wenn die Oboe, der Schalk des Orchesters, ein süßes Geigenthema mit stachligen Ranken umspinnt. An Clemens Brentano mag man sich erinnert fühlen. Etwa wenn die nachplappernden Stadträthe verspottet werden, wenn der Professor der Ornithologie die Schwalbe im Winter erblickt und, sprachlos über dieses Phänomen, einen Artikel für den Lokalanzeiger der Stadt schreibt, in dem sehr viele unverständliche Ausdrücke vorkommen. Und echtester Wilde ist es, wenn der Liebhaber mit der Dame seines Herzens auf den Balkon hinaustritt, um ihr von der wundervollen Macht der Liebe vorzuschwärmen, und sie spitz erwidert: „Hoffentlich wird mein Kleid zur rechten Zeit für den Hofball fertig; die Näherinnen sind so träge.“ Die Frauen sind ihm eben eitel und dumm, nichts weiter. Sogar ein Wortspiel kann der unerschöpfliche Präger von Paradoxen nicht unterdrücken: „There is no Mystery so great as Misery“.

Natürlich können die übrigen Spenden des Bandes nicht auf gleicher Höhe stehen; das hieße Verschwendung treiben. Zwei davon verdienen noch besonderer Auszeichnung: „Die Nachtigall und die Rose“ und „Die ansehnliche Rakete“. Jene wegen der überaus rührenden, ungemein poetischen Idee: die Nachtigall gibt ihr Herzblut für eine Rose her, damit ein verliebter Student auf den Ball gehen kann; übrigens begegnet ähnliches bei Andersen. Diese wegen ihrer phantastischen Erfindung, die mit Rudyard Kipling getrost wetteifern könnte. Wie in „The Day's Work“ die Lokomotive ·007 redend eingeführt wird, pflegen hier verschiedene Feuerwerkskörper vom kleinen Schwärmer bis zur stolzen Rakete der Zwiesprache.

Namentlich letztere Erzählung ist mit Ein- und Ausfällen gespickt. Wenn sie nicht in einem Märchen stünden, dürften sie in den „Oscariana“ stehen, der Sammlung von Aperçus, die aus seinen Werken herausdestillirt worden sind. Einige Beispiele: „Was ist eine empfindliche Person? Eine Person, die, weil sie selbst Hühneraugen hat, beständig andern Leuten auf die Füße tritt“. Oder: „Jeder kann gesunden Menschenverstand haben, vorausgesetzt, daß er keine Phantasie hat“. Oder: „Beweisgründe sind recht gemein, denn in der guten Gesellschaft haben alle dieselben Ansichten“. Oder: „Angestrengte Thätigkeit ist einfach das Auskunftsmittel der Leute, die überhaupt nichts zu thun haben“. Echtester, bester Oscar Wilde! Die Paradoxen sind ihm, was Heine die Selbstpersifflage: seine ewige Melodie.

Vor zwölf Jahren ist das Märchenbuch erschienen. Walter Crane hat ihm seine sich trefflich anschmiegenden Zeichnungen mit auf den Weg gegeben; an erster Stelle den Glücklichen Prinzen mit dem sonnig heiteren Antlitz, die geliebte Schwalbe fragenden Blicks auf seiner Schulter sitzend. Jetzt hat ein Londoner Verleger einen Neudruck veranstaltet, da alles, was der Sträfling von Reading Gaol der Welt geschenkt, wie die päpstliche Bulle dem Scheiterhaufen überantwortet wurde. Gleichzeitig hat man auch wieder Wilde's dramatischen Erstling „Vera oder die Nihilisten“ ans Licht gezogen. Wir nehmen es als gutes Zeichen: die modernen Puritaner kommen doch allmählich von ihrer Auffassung der Welt als Kleinkinderbewahranstalt ab und lassen sich vom Frühroth des zwanzigten Jahrhunderts erleuchten.

Max Meyerfeld.

Theater.

Lessing-Theater: „Die hohe Schule“. Fünf Akte aus dem Leben eines Mädchens von Talent. Von Ernst von Wolzogen.

Frag' ich mich nach der Ursache, weshalb Wolzogen's litterarische Produktion zu allen Zeiten einen ausgesprochen dilettantischen Charakter getragen, so kann die Antwort darauf heute nicht mehr schwer fallen: gehaltlos war alles, was er gab. In seinen guten Tagen, den Frühlingstagen einer aufstrebenden Litteratur, da herbe Werdesehnsucht alle Kräfte steigerte, hat er es an Arbeit nicht fehlen lassen; sein „Lumpengesindel“ hat er umgebaut, gebessert, neu-

gestaltet; nicht Leichtfertigkeit machte ihn damals zum Dilettanten. Es folgte dann die Zeit wahlloser Ueberproduktion, die stählerne Feder zu vergolden, doch gelang auch aus dem Fabrikbetrieb heraus noch ein flotter Wurf, der „Kraft-Mayr"-Schmöker. Aber die Gehaltlosigkeit wies den Roman bereits aus der Litteratur hinaus. Ein rascher Niedergang dann, und es entsteht im Jahre 98 sein Lustspiel: „Die hohe Schule", noch eben abgeschlossen vor der Bunten Brettl-Misère. Von diesem Lustspiel, das heut erst in Berlin auf die Bühne gelangte, ist nichts mehr zu sagen, als daß es platt und vulgär durchaus.

Ein Dilettant, machte Wolzogen dennoch in einer jungen, aufstrebenden Litteratur Figur. Man durfte Freude an ihm haben. Den Mangel an Gehalt mochte man als Ursprünglichkeit und Frische deuten, seine Bohème-Alluren verschleierten die Armuth an Geisteskultur. Die Verbindung von Freiherr und Bohémien wirkte pikant. Und Wolzogen trug eine eigene Note in die Litteratur des Tages. Unter den Naturalisten war er der Romantiker. Nie gerirte er sich als Richter, er gab sich fröhlich als Mitschuldigen des Lumpengesindels. Er stieg Sonderlingen nach, und hatte Lust am Fratzenwesen. Vor allem aber, ihm eignete Verständniß fürs Unwahrscheinliche. Und das Unwahrscheinliche ist etwas sehr Köstliches in der Litteratur. Es ironisirt das Leben. Es zieht die Konsequenzen, vor denen die Wirklichkeit zurückschreckt, die aber auf der Linie liegen; so kann es wahrer sein als die Alltäglichkeit. Und immer ist etwas Souveränes im Spiel mit der Wahrscheinlichkeit. Wäre Wolzogen nicht der abenteuernde Dilettant gewesen, er hätte den Muth dazu vielleicht nicht so gefunden. Aber sein Dilettantismus warf das ab. Auf eine Handvoll Noten ist es ihm nie angekommen.

Spuren von dem alten Wolzogen finden sich auch noch in der „Hohen Schule". Die Lust am Sonderlingswesen ist noch da, aber sie ist handwerksmäßig geworden. Das Unwahrscheinliche guckt noch durchs Fenster, aber es ist à la Mode frisirt. Der Uebermuth des Bohémiens ist zu fader, abgestandener Bohèmetheorie herabgesetzt, — eine Liederlichkeit aus Gewöhnung, aus Philistrosität. Der alte Wolzogen hätte einen Okkultisten Dr. Anastasios Papadopulos sammt seiner prinzeßlichen Gemahlin zum mindesten glänzend eingeführt — das Einführen verstand er: In der „hohen Schule" ist er ein fader Philister, der zum Aerger der hochgeborenen Gattin ein skrupelloses Bürgermädchen in sein Haus nimmt, um nach drei langen Akten endlich eine Eskapade ihr zu proponiren. Und dieses Mädchen! Oft hat es Wolzogen in seiner derben Sinnlichkeit, Berechnung, Skrupellosigkeit gezeichnet, dies Mädchen aus dem Volke, — farbloser nie als diesmal. Es ist auch eine schwächliche Ironie, die sie zur Gräfin erhebt und ihr eine Einladung zu Hofe beschert, ein zahmes, dünnes Lächeln, in das dies epische Lustspiel ausklingt. Nichts als der Dilettantismus ist Wolzogen geblieben, all seine Qualitäten sind im Sande der Trivialität, im Schmutz des Vulgären versunken. Die geistige Leere macht sich als etwas positiv Bedrückendes geltend, von bleierner Schwere.

Es ist einer der guten Witze der Theatergeschichte, daß dies vor vier Jahren geschriebene Lustspiel zu Schluß dieses Theaterwinters zur Aufführung gelangte. Wer noch zweifeln mochte, kann hier sehen, woran wir kranken: an Gehaltlosigkeit. Der Fall Wolzogen ist typisch. Viele kamen und hatten nichts zu sagen. Es sind die Nachwehen des Naturalismus, die nun über uns ergehen. Was einer werdenden Jugend gut zu Gesicht stand, das kecke Zugreifen, das unpersönliche Gestalten, wirkt auf die Dauer leer. Wir ersehnten Entwicklung, man gab uns Wiederholung. Wir begehrten, innerlich theilzunehmen und blieben Zuschauer, von der Straße aus, durch die Fensterscheiben.

Die persönliche Note fehlt. Und doch, wenn man zurückdenkt, sie fehlte nicht immer. Mit unklaren sozialpolitischen Ideen trat die junge Generation in die Schranken. Man mochte über die Unklarheit lächeln, aber die Idee selbst, die ihnen Herzenssache war, diente doch der Stoffbelebung. Die jugendlichen Anschauungen wurden überwunden, es trat nichts anderes an ihre Stelle. Man gibt sich jovialer Gedankenlosigkeit hin: Es lebe das Leben!

So geht der Winter zu Ende. Gehaltlos alles. Flüchtig tauchten Eindrücke auf, flüchtiger sind sie entschwunden. Litterarische Physiognomien, die man zu kennen glaubte, fangen nun an zu verblassen. Zur Trivialität drängt alles. Wolzogen, der Dilettant, führt den Reigen.

Ernst Heilborn.

Barabbas.

> Pilatus pflegte ihnen auf das Osterfest einen Gefangenen los zu geben, welchen sie begehrten. Es war aber einer, genannt Barabbas. Ev. Markus 15,6.

In dem gewaltigen Kellergewölbe unter dem Amphitheater kauerte auf den kalten Steinen eine seltsame Schar. Das matte Dämmerlicht, das durch die stark vergitterte, winzige Luftöffnung fiel, beleuchtete nur schwach diese Gruppe von einigen Dutzend Menschen, die sich in der Mitte des Raumes eng um einen Greis mit lang herabwallendem, silberweißem Haar zusammengedrängt hatten und andächtig seinen Worten lauschten. Ein Mädchen hatte sich zu seinen Füßen niedergelassen und blickte gläubig zu ihm empor, während die übrigen, Männer, Frauen und Kinder, bisweilen leise vor sich hinmurmelten.

Zwei Legionssoldaten, den Speer in der Hand, schritten innerhalb des eisenbeschlagenen Thores langsam auf und ab.

„Eine sonderbare Gesellschaft, die da zusammengebracht ist," begann der eine. „Sollte man nicht meinen, sie müßten zittern und jammern, da sie doch morgen auf den Befehl des Cäsars von den Bestien zerfleischt werden? Nun aber sind sie so ruhig und heiter, als wenn es gar kein Sterben gäbe."

„Ja", erwiderte der andere, ein älterer, breitschultriger Soldat von strotzender Kraft, „merkwürdig ist's, das geb' ich zu. Ich möchte nicht in ihrer Lage sein, trotzdem wir doch unsere bronzenen Gurtpanzer, unsern Helm und unsere Waffen haben. Sie aber sind kaum von ihren dünnen Gewändern verhüllt und schauen doch so zuversichtlich drein, als wenn sie unverwundbar wären."

„Wenn ich nur wüßte, was der Alte da so leise spricht," erklärte der erste neugierig. „Kannst Du ihre Sprache verstehen? Bist doch weit im Reich herumgekommen, Barabbas."

Bei diesem Namen, der von der rauhen Stimme des Legionars bis zu den Gefangenen gedrungen war, zuckten jene erschrocken zusammen und sahen scheu zu dem Angeredeten hin, bis der Alte seine mahnende Rede von neuem begann, worauf sie sich demüthig ihm wieder zuwandten.

„Wo sind sie her?" fragte Barabbas seinen Kameraden.

„Aus Griechenland hat man sie gebracht; aber dort sollen sie auch Eingewanderte gewesen sein. Sollen einer jüdischen Sekte angehören. Ich hörte gestern, wie ein Prinzeps einem andern lachend erzählte, daß sie als Gott einen Esel und ein hölzernes Kreuz anbeten. Und sie meinen, Schmerzen sei das Schönste, was es gebe, und wer die meisten Qualen ertragen muß, gilt als der Größte unter ihnen."

„Und welchen Lohn erwarten sie dafür?"

„Das soll eine ganz verwirrte Lehre sein. Soviel ich davon verstanden habe, meinen sie, daß keiner, der zu ihnen gehört, nach dem Hades komme, sondern geradewegs nach

dem Olymp, wo die Götter sind. Aber sie glauben doch auch wieder nicht an Götter. Kurz und gut, es ist eine etwas dunkle Sache."

Er lehnte seinen Speer an die Thür, zog aus einer Ledertasche an der Seite seiner Tunika einige Feigen hervor und begann sie gemächlich zu kauen.

Barabbas aber schritt neugierig der Gruppe näher und umkreiste sie mit spähenden Blicken. Besonders das Mädchen übte einen Zauber auf ihn aus. Ihr schwarzes lockiges Haar wallte bis zu den Hüften herab, das liebliche Gesicht mit den großen, blauen Augen war wie reine Milch und von einer Regelmäßigkeit, wie es besser keiner der berühmten hellenischen Bildhauer meißeln konnte, und ebenso zeigten die Hände und die entblößten Arme das Ebenmaß jener Aphrodite, deren Marmorbild der Soldat in den Gärten des Nero und in den Säulenhallen häufig genug gesehen hatte. Und ihre Stimme, mit der sie jetzt in singendem Ton sprach, klang ihm wie der Gesang der schöngeschmückten Sklaven, die er neulich als Wachthabender bei einem Gelage der Poppäa Sabina bewundert hatte, da sie unter Musik die Speisen auftrugen. Er trat näher hinzu, beugte sich, gegen seinen Speer gelehnt, weit vor und verstand zu seiner Freude ihre Sprache. In wohlbekannten Worten sangen sie:

„Ich will singen von der Gnade des Herrn ewiglich und seine Wahrheit verkünden für und für und sage also: daß eine ewige Gnade ist aufgegangen, und daß er seine Wahrheit treulich hält im Himmel. Zu seinen Zeiten wird blühen der Gerechte und großer Friede, bis daß der Mond nimmer sei."

Barabbas stieß mit dem Speer auf die Steine, daß die Gefangenen sich scheu duckten. „Was redet ihr da?" fragte er in derselben Sprache, die ein Gemisch von Griechisch und Hebräisch war. „Warten die Juden auf eine neue Gnade von ihrem unsichtbaren Gott?"

„Mein Sohn", erwiderte der Greis freundlich, „manche Juden warten wohl noch, da ihr Blick verdunkelt und ihr Herz verschlossen ist. Aber ihrer sind auch viele, die erleuchtet sind; denn die Gnade ist in sichtbarer Gestalt zu uns herniedergefahren, und wir sahen seine Herrlichkeit als die des Sohnes vom Vater."

„Was schwatzest Du durcheinander, Greis! Meinen die Juden, daß der ersehnte Messias jetzt gekommen sei?"

„Nicht alle glauben es, und wenige wissen es. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt."

„Und wo ist euer Messias?"

„Sprich nicht mehr vom Messias! Hörtest Du nichts von Jesus von Nazareth, dem Gekreuzigten, der nach dreien Tagen wieder auferstanden ist von den Todten? Er aber sitzet zur Rechten Gottes, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten."

„Und wann soll das geschehen?"

„Niemand weiß Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat."

„Also kann es geschehen, daß ihr sterbt, ohne daß er euch errettet? Und doch seid ihr so fröhlich?

„O, wer da leidet in seinem Namen, dem wird es tausendfältig vergolten werden, und er wird leuchten wie des Himmels Glanz."

Der Soldat sah finster zur Erde. „Also geht dort in Jerusalem noch immer das wüste Geschrei von dem Gesalbten des Herrn? Ich erinnere mich dessen noch sehr wohl."

Der Greis blickte ihn erbarmungsvoll an. „Ich wußte es. Und diese Erinnerung muß wie eine Hölle in Deinem Busen brennen, Barabbas."

Wiederum fuhr die kleine Schar bei diesem Namen scheu zusammen, und der Soldat stampfte mit dem Fuße auf. „Woher kennst Du mich? Bin ich ein Geächteter, daß ihr euch vor mir entsetzt?"

„Ja, ich kenne Dich," flüsterte der Greis schaudernd. „Ich sah Dich, als Du am Tage nach dem Fest der süßen Brote freigegeben wurdest, damit die Herrlichkeit des Gottessohnes in ihrer ganzen Fülle offenbar würde."

„Ich weiß! Ich weiß! Auch ich stand an seinem Kreuze. Er war ein Verräther, ein Rebell und erlitt seine Strafe mit Recht. Ich aber hatte nur den Verführer meines Weibes erschlagen, und das Schicksal entschied zu meinen Gunsten."

„Sprich nicht von Schicksal! Du warst ein Werkzeug in der Hand des Höchsten, und so Du glaubst, werden auch Dir Deine Sünden vergeben, der Friede wird in Dein Herz einziehen und die ewige Gnade Deiner Theil werden."

„Friede?" murmelte der Soldat kopfschüttelnd. „Ich kenne ihn nicht. Unstät irre ich nun schon seit mehr als zweimal zehn Jahren in der Welt umher und suche den Frieden durch den Tod in den Reihen der Kohorten. Aber er will nicht kommen. Doch steht auch mir noch das Bild jenes Mannes am Kreuz vor Augen, der nicht trotzig aussah wie ein Aufrührer, sondern still und verklärt wie ein Dulder."

„O mein Sohn", schluchzte der Greis, und seine und der anderen Gefangenen Thränen flossen reichlich, „Du sahest und hörtest ihn in seiner schwersten Stunde! So hat er auch für Dich gebetet zu seinem himmlischen Vater und den Strom der ewigen Liebe auf Dein Haupt ausgießen lassen. Auch Deine Stunde wird kommen, wo Du zu seiner Ehre und zu seinem Ruhme dienen wirst."

„Meinst Du? ich spüre nichts von dieser Liebe, von der Du redest. Man hat mich behandelt wie einen räudigen Hund. Als man mich freiließ, befahl man mir, mich unverzüglich aus dem Lande zu entfernen; ich mußte Weib und Kind verlassen und flüchtig als Verstoßener über die Salzfluth Neptuns von dannen."

„Das war nur eine Prüfung, Dir auferlegt zum Preise des Höchsten. Er wollte Dein Herz aufwühlen, daß es wie ein umgegrabener Acker desto besser sein ewiges Wort dereinst aufnehmen könne."

„Das wollen wir abwarten", meinte Barabbas lächelnd. „Aber mein Weib, meine Tochter, — weißt Du nichts von ihnen?"

„Höre! Bald nachdem jener aufgefahren war zu seinem Vater und zu unserm Vater, waren wir alle einmüthig beieinander mit Beten und Flehen, wie wir es auch heute noch halten. Und wir theilten alle unsere Habe untereinander und nahmen uns, soviel an uns war, der Armen und Verlassenen an. Auch Deine Frau ward eine der unseren und ist selig in der Gnade entschlafen."

„Und meine Tochter? Wo blieb sie?"

Der Greis legte beide Hände auf das Haupt der zu seinen Füßen Kauernden. „Siehe! Sie duftet wie eine liebliche Rose im Hause des Herrn. Deine Hanna ist auch unsere Hanna. Sie hat das bessere Theil erwählt, und das wird nicht von ihr genommen werden."

Der Legionar hatte die Lanze klirrend zur Erde fallen lassen. Ein freudiger Ausruf entrang sich seiner Kehle, und er streckte die Arme nach seiner Tochter aus. Da aber pochte es auch schon dröhnend an das Thor, und die Ablösung des Doppelpostens marschirte mit festen Schritten in das wiederhallende Gewölbe. Barabbas nahm seine Lanze auf und verließ mit einem langen traurigen Blick auf die Christenschar sammt seinem Kameraden den düsteren Raum.

Draußen ließ er sich sofort bei seinem Kompagnieführer melden und bat ihn, sich zu verwenden, daß das eine Mädchen, das unter den Christen sei, frei gegeben würde. Sie sei gewiß unschuldig, und es sei eine Verwandte von ihm.

„Nicht meine Sache!" erklärte der Centurio gleichgiltig. „Geh zum Präfekten!"

Barabbas begab sich ohne Zögern in die prächtige Villa des Befehlshabers seiner Legion. Er betrat das von Marmorwänden, in die bronzene Thüren eingelassen waren, umgebene Atrium. Auf dem mit bunten Mosaikbildern belegten Fußboden standen mehrere schöne Jünglinge und

unterhielten sich flüsternd. Er bat einen, ihn zu melden, und wurde sofort vorgelassen.

Lautes Gelächter schallte ihm entgegen, als er in das geräumige Peristyl hineinkam. Um eine reich mit seltenen Blumen und Früchten geschmückte Tafel in der Mitte des Raumes lagen auf schwellenden Polsterkissen ein halbes Dutzend Männer und belustigten sich, drei Tänzerinnen, deren Körper bis auf die Hüften entblößt waren, mit kleineren Früchten zu werfen. Die Getroffenen verzogen keine Miene und bemühten sich, möglichst fröhlich nach der Musik zweier Flötenspieler ihre Bewegungen auszuführen.

Der eine der Männer, der an der oberen Schmalseite des Tisches lag und dessen strenge Gesichtszüge aus dunklem Erz gegossen zu sein schienen, winkte den Soldaten heran, der in strammer Haltung seine Bitte um Freilassung jenes Mädchens wiederholte.

Der Präfekt sah ihn spöttisch von oben bis unten an, richtete sich etwas auf und hob die rechte Hand. Sogleich schwiegen die Flötenbläser, und die Tänzerinnen zogen sich hinter die zierlichen vergoldeten Säulen zurück.

„Freunde, hört,“ begann der Präfekt, „was dieser Mann hier vorbringt! Denkt euch, er will entdeckt haben, daß eins von diesen Christenweibern, die uns morgen ein so großartiges Schauspiel geben werden, eine Verwandte von ihm sei, und will sie freigegeben haben! Was meint ihr dazu?“

Ein wieherndes Gelächter antwortete ihm.

„Wie sieht sie aus? Ist sie schön?“ fragte ein rundlicher Gast.

„Hahaha!“ rief sein Gegenüber, „seht doch den Lälius! Er scheint sich in seinen alten Tagen noch bekehren und auf den Pfad der Tugend zurückkehren zu wollen. Nun, wenn auch die Kraft fehlt, so ist doch der Wille zu loben.“

„Deine gute Meinung ehrt mich, aber sie ist falsch,“ erklärte Lälius unbefangen. „Ich dachte nicht an mich, sondern an meine Frau. Sie wünscht eine neue Gespielin, da sie ihrer Griechin überdrüssig ist.“

„Du bist das Musterbild eines fürsorglichen Ehegatten“, versicherte ein bartloser Jüngling, der neben ihm lag. „Aber hast Du auch bedacht, daß die, um die es sich hier handelt, eine Eselanbeterin ist? Ich sage Dir, das ist eine unangenehme Gesellschaft! Neulich hatt' ich mir eine ins Haus bringen lassen. Aber nie wieder! Ganz unheimlich ist mir bei ihrem traurigen Wesen geworden. Da zieh' ich mir eine glühende Hispanierin oder eine wilde Aethiopierin vor. Da ist doch Feuer! Aber diese dünnen Gestalten sind wie Eis.“

„Ja“, lachte sein Nebenmann, „und da unser Cajus in seiner langen Lebenszeit von achtzehn Sommern all sein Feuer verbraucht hat, muß er natürlich etwas Heißes haben.“

Der Hausherr unterbrach die Neckereien. Er erhob eine goldne Schale mit dunkelrothem Wein und sagte: „Freunde! Trinken wir auf den guten Einfall des erhabenen Cäsar, morgen die gepriesene Geduld jener Jammergestalten im Anblick der prächtigen Bestien, die uns erst kürzlich aus Afrika gekommen sind, auf die Probe zu stellen! Und Du,“ wandte er sich an den Legionar, nachdem sie ihre Schalen ausgeschlürft hatten, „wage es nicht wieder, mich in meinem Heim mit solchen Thorheiten zu belästigen! Du alter Kerl ißt ja so wie so nur das Gnadenbrot. Geh!“

Barabbas preßte die Zähne aufeinander, machte schweigend Kehrt und verließ auf seinen mit Nägeln beschlagnen Sandalen stampfend das Haus.

Er erbat sich von dem Centurio die Erlaubniß, als dritter Posten bei den Christen zu weilen. So verbrachte er die ganze Nacht bei ihnen, hörte ihnen eifrig zu und befragte sie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine ungeheure Menschenmenge erfüllte brausend den gewaltigen Bau des Amphitheaters. Auf den unteren Marmorsitzen nahmen die Vestalinnen, die Senatoren und die Richter Platz, dann verkündete ein tiefer Tubaton das Herannahen des Cäsars. Nero lag halb hingestreckt auf einer goldnen Sänfte, die von herkulischen Negern getragen wurde, eine Schaar auserwählter blonder Prätorianer, mit schimmernden Waffen und Rüstungen, stellte sich um ihn auf. Als die Sänfte niedergelassen war und Nero auf den purpurnen Kissen des Thrones Platz genommen hatte, winkte er nachlässig mit der Rechten, und sofort öffneten sich sechs Seitenthüren des Kampfplatzes, und die Gladiatoren schritten herein. Sie marschirten langsam bis unter das hohe kaiserliche Zelt und sangen in einförmigem Tonfall:

> Heil Dir Cäsar! Wir grüßen Dich laut,
> Schon von den Schatten des Todes umgraut!
> Wir heben die Hände zu Deinem Thron,
> Dein zufriednes Lächeln sei unser Lohn.
> Wohl dem, der da sinkt, ein Lebensverächter,
> Als schöner Fechter!
> Cäsar Augustus! Wir schreiten zum Tode,
> Wir grüßen Dich, Cäsar Augustus!

Auf das Zeichen des gekrümmten Schlachthorns begann der Kampf; aber Nero schenkte ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit. Er sah nicht ein einziges Mal hin und schäkerte wie ein Verliebter mit dem bildschönen Epheben Nymphidius, den er zu sich gewinkt hatte. Auch das Publikum schien wenig Gefallen an dem schon oft gesehenen Kampf der athletischen Gladiatoren zu finden, die mit Dolch, Speer, Dreizack und Lasso aufeinander eindrangen und sich mit Schildern und Netzen zu verteidigen suchten. Einer nach dem andern sank zu Boden und wurde von den Kampfwärteln nach der Todtenkammer geschleift, und nur spärlich wurde der Beifall gespendet. Als auch die letzten Schwerverwundeten von den Wärteln den Todesstoß empfangen und fortgeschafft waren, erscholl wieder ein Hornruf, und unter donnerartigem Gebrüll sprangen zweihundert mächtige nubische Löwen in die Arena.

Nero blickte jetzt unverwandt nach dem ihm gerade gegenüber befindlichen eisenbeschlagenen Thor, das nun schnell emporgezogen wurde, und in dessen Oeffnung die Christen erschienen. Das Thor fiel krachend wieder herab, und die armen Preisgegebenen blieben eine Weile wie gebannt, scheu stehen. Der dumpfrauschende Lärm dieser unzähligen Menschen, die blendend weißen Marmorsitze, die bronzenen Schranken, die golddurchwirkten Teppiche, diese verschwenderische Pracht und dieses Brausen, mit dem sich das zornige Brüllen der Löwen vermischte, die sich gelagert hatten oder wild hin- und hersprangen, verwirrte und betäubte sie.

Da öffneten sich plötzlich in der Höhe hinter den Sitzreihen zahlreiche feine Röhren, und durch verborgene Druckwerke wurde wohlriechendes Wasser in den Cirkus gesprengt, das sich in feinen Nebel auflöste und langsam herabsenkte. Auch die Christen athmeten den süßen Duft. Der ehrwürdige, hohe Greis gab ihnen einen Wink, und sie schritten unter seiner Führung sacht bis in die Mitte des Raumes. In ihren langen, grauen Gewändern, barhäuptig, mit bloßen Armen und Füßen, sahen sie unscheinbar aus; aber rührend erklang ihr weicher Gesang, der zitternd einsetzte und zuletzt voll und siegesgewiß wurde:

> O Jesus, treuer Seelenfreund,
> Nimm uns in Deine Hände
> Und schenk' uns, eng mit Dir vereint,
> Die reiche Gnadenspende!
>
> Die ew'ge Liebe ist bei Dir,
> Vergebung aller Sünden,
> Und wer Dich hat, wird für und für
> Den Himmel offen finden.
>
> Uns schrecken Erdenqualen nicht
> Und nicht des Todes Dräuen;
> Die Seele schwebt empor zum Licht,
> Bei Dir sich zu erneuen.

„Beim Jupiter!" sagte der junge Cajus zu dem neben ihm in einer der vorderen Reihen sitzenden Präfekten Sempronius, „dieses Weib ist schön. Wenn man das gewußt hätte!"

„Hast wohl Gewissensbisse", fragte der Angeredete verächtlich, „daß Du Dir diesen feinen Bissen hast entgehen lassen? Nun, tröste Dich, noch ein andrer als Du scheint Schmerzen zu haben! Sieh nur dort den Legionar, der gestern bei mir war, wie blaß er aussieht!"

Wirklich stand hinter den erhöhten Schranken, von deren marmornen Rollen die emporspringenden Thiere durch eine sinnreiche Drehvorrichtung sofort wieder zurückgestürzt wurden, unter den wachthabenden Soldaten auch Barabbas. Todtenbleich starrte er mit weit aufgerissenen Augen wie geistesabwesend auf das fürchterliche Schauspiel.

Die Raubthiere hatten während des Gesanges die kleine Schaar wie Katzen umschlichen. Als aber das Lied verstummte, wurden sie durch geschleuderte Feuerbrände zur Wuth angestachelt und stürzten sich nun mit großen Sprüngen auf das Menschenhäuflein. In einem Nu hatten die hungrigen Bestien ihre Beute gepackt, die sie sich unter Pfauchen und Knurren gegenseitig zu entreißen suchten.

Hanna stand bis zuletzt mit gefalteten Händen und emporgerichteten Augen aufrecht; aber ein riesiger Löwe schlug sie nieder und zerfleischte ihren blüthenweißen Arm.

Da wurde ein markerschütternder Schrei ausgestoßen und übertönte das Jauchzen und Toben des aufgeregten Volkes, das sich wie das Brodeln siedenden Wassers in einem Riesenkessel anhörte. Der Schrei kam von jenem Soldaten, auf den der Präfekt soeben gewiesen hatte. Er hatte im selben Augenblick Speer und Helm von sich geschleudert und war mit einem mächtigen Satze über die Schranke in die Arena hinabgesprungen.

Wie ein Rasender warf sich Barabbas auf den Löwen, der Hannas Arm zermalmte. Blitzschnell stieß er sein kurzes Schwert dem Thiere in die Brust, daß das Blut in weitem Strahl an ihm vorbeispritzte, während der schwere Leib in Todeszuckungen die schöne Christin unter sich begrub. Schon wollten die Wärter mit glühenden Eisenstangen herbeieilen, den Tollkühnen zu befreien, damit ihn nach ordnungsmäßiger gerichtlicher Verurtheilung seine Strafe wegen der Störung träfe; aber es war nicht mehr nöthig. Ein anderer Löwe hatte sich bereits auf ihn gestürzt und zerriß mit seinen Pranken die Brust des Unglücklichen.

Barabbas fühlte nichts. Er sah nur dicht neben sich seine Tochter liegen, die mit freudigem Ausdruck gen Himmel blickte. Er folgte der Richtung ihrer Augen, und leise kam es von seinen Lippen: „Jesus Christus!" . . .

In kurzer Zeit war alles vorüber. Die wüthenden Thiere sprangen toll in der Arena umher, die nun mit dem Blut und den zerfetzten Resten der zerrissenen Menschenleiber grauenhaft bedeckt war.

Nero gähnte, erhob sich und wandte sich zu seiner Umgebung. „Der tapfere Legionar!" erklärte er voll Anerkennung. „Das war hübsch! Das war etwas Neues! Ich werde dem Petronius zur Belohnung für dieses Schauspiel, das wir seinem erfinderischen Geist verdanken, eine Bronzebüste meines süßen Lieblings Polyklet schenken. Aber nun wird's hier langweilig. Auf ins Theater!" Und lächelnd fügte er hinzu: „Ihr sollt einen besonderen Genuß heut haben. Ich werde dem Apollo einen Hymnus singen."

Max Hoffmann.

Von einem Margarinesachverständigen erhalten wir folgende Zuschrift, die zum Kapitel der Entgleisungen des Herrn Landwirthschaftsministers einen neuen Beitrag liefert:

Der preußische Landwirthschaftsminister und die Margarine.

Der Landwirthschaftsminister hat in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 23. April Veranlassung genommen, auf seine Angriffe gegen die Margarine bei der zweiten Lesung des Budgets zurückzukommen, und er hat ausgeführt, daß die Margarinefabrikanten ihm vorgeworfen hätten, falsche Behauptungen gegen ihr Gewerbe erhoben zu haben, — „da habe sich aber das Eigenthümliche herausgestellt, daß 48 Proz. der Margarine, die er im Verfolg dieser Sache habe einkaufen und untersuchen lassen, erheblich mit Borsäure versetzt waren".

Keine einzige der ihm gewordenen Berichtigungen hat der Minister angefochten, sondern vorgezogen alle mit Stillschweigen zu übergehen, es darf daher wohl angenommen werden, daß er sich mittlerweile davon überzeugt hat, erstens daß in den Vereinigten Staaten der Zusatz von Baumwollsamenöl zur Margarine nicht verboten ist, zweitens daß Margarine nicht mit Stearinkerzen zu vergleichen ist, sondern, daß das Stearin der Letzteren mit den Rohstoffen der Margarine nichts zu thun hat, drittens, daß Baumwollsamenöl ein sehr bekömmliches, feines Speiseöl ist, und gegentheilige Behauptungen völlig aus der Luft gegriffen sind, und viertens, daß die gemeldete Erkrankung von Abgeordneten nicht auf den Genuß von mit Margarine zubereiteten Speisen zurückzuführen war.

Jetzt ist es der Zusatz von Borsäure, in welchem er unerlaubte Praktiken erblickt. Die durchaus unsachliche Darstellung erfordert aber eine Berichtigung. Es ist absolut unrichtig, daß ein Zusatz von Borsäure geringere Eigenschaften eines Nahrungsmittels verdecken kann; im Gegentheil weiß jeder halbwegs Sachverständige, daß dieser kleine Zusatz den einzigen Zweck hat, die Einwirkung der Luft auf die in der Margarine vertheilten Milchkügelchen zurückzuhalten. Manche Margarinefabrikanten glauben den unvernünftigen Ansprüchen, welche die Konsumenten oftmals an die Haltbarkeit der Margarine stellen, nur durch einen kleinen Zusatz Borsäure, des allerunschädlichsten aller Antiseptika, genügen zu können. Es handelt sich dabei um so kleine Mengen nach vorliegenden Berichten von 1—3 per Mille höchstens, daß der Minister durch die Behauptung „einer erheblichen Versetzung" mit Borsäure unrichtige Ansichten geradezu provozirt hat. Es wäre richtiger gewesen, er hätte die gefundenen Quantitäten Borsäure angegeben.

Des Weiteren hat der Minister erzählt, er habe eine Kommission eingesetzt, die festgestellt habe, daß von einigen 20 größeren Gastwirthschaften nur zwei Butter zum Braten und Kochen verwendeten. Es wäre wünschenswerth gewesen, der Herr Minister hätte hinzugefügt, wie diese Kommission zu ihrer Feststellung gekommen ist, — ob die zwei Gastwirthschaften überhaupt keine anderen Fette als Butter verwenden, und welche Fette von den anderen Gastwirthschaften verwandt wurden: Margarine oder selbst eingeschmolzenes Fett oder hiesiges oder amerikanisches Schweineschmalz oder Kunstspeisefett oder Pflanzenfett oder Speiseöle?

Immerhin scheinen die Berichtigungen die Ansichten des Ministers schon bedeutend geändert zu haben, denn er hat erklärt, gegen gute reelle Margarine habe er nichts einzuwenden, während er am 1. Februar den Wunsch aussprach, daß recht bald der Zeitpunkt eintreffen möge, daß in Deutschland keine Margarine mehr genossen würde.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 32. Berlin, den 10. Mai 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der neueste, beachtenswerthe Vorgang in unserem parlamentarischen Leben ist der, daß dem Geh. Regierungsrath a. D. König, dem Vorsitzenden des Vereins für die Zuckerrübenindustrie, eines der großen Fraktionszimmer im Reichstag zur Verfügung gestellt worden ist, damit er den Volksvertretern auseinandersetze, daß die Zuckerkonvention und die Zuckersteuervorlage, die die Regierung im Reichstage vertheidigt, nachdrücklich bekämpft werden müßten. Wenn man sich dieses Vorgehen als vorbildlich denkt, so kann unser Parlamentarismus in Zukunft eine eigenartige Entwicklung nehmen. Man wird zugeben müssen, daß, was den Zuckerinteressenten recht ist, irgend welchen anderen interessirten Personen billig ist; und daß den Gegnern der jetzigen Zolltarifvorlage alsdann das Recht nicht bestritten werden kann, einen Kongreß von Freihändlern in das Reichstagsgebäude zusammenzuberufen, und warum sollten die Sozialdemokraten nicht gleichfalls die Verhandlungen des Reichstages bei passender Gelegenheit unter die Kontrole eines durch sie berufenen Sonderparlamentes stellen.

Das Interessanteste bei diesem Vorgang ist der offene Beweis von der steigenden Macht, die bei uns die Kartelle haben. Wenn dem Geh. Reg.-Rath a. D. König gestattet wird, Räume des Reichstagsgebäudes für seine Agitationen gegen eine Gesetzesvorlage zu benutzen, so zeigt das, welchen Einfluß der Verein für die Zuckerrübenindustrie auszuüben vermag, und es steht uns allmählich schlecht an, über den gefahrvollen Druck amerikanischer Ringe zu sprechen, wenn sich die Ringe bei uns sogar im Reichstagsgebäude selbst etabliren, um die Gesetzgebung und die Gesetzgeber ganz unmittelbar beeinflussen zu können.

Ob der Bund der Landwirthe nicht zu der Ueberzeugung gelangen wird, daß es zur Stärkung der Ueberzeugung schwankender Agrarier zweckmäßig sein könnte, während der Berathungen über Agrarzölle Separatvorträge im Reichstagsgebäude über die Bedürfnisse der deutschen Landwirthschaft zu halten?

Prinz Georg von Preußen ist hochbetagt gestorben. Er war unter den preußischen Prinzen eine eigenartige Gestalt; er war kein Soldat, obgleich auch er in der Berliner Oeffentlichkeit sich stets nach alter Tradition in Uniform zu zeigen pflegte; er lebte seinen künstlerischen Neigungen; er dichtete und wollte ein Dichter sein. Seine Freude an der Litteratur war jedenfalls größer als seine poetische Gestaltungskraft, und es ist ihm niemals gelungen, ein Werk von starkem Gepräge hervorzubringen. Und wie er hierbei scheiterte, so gelang es ihm auch nicht, auf andere Künstler einen maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Er liebte es, mit jungen Talenten zu verkehren; Jahre hindurch unterhielt er Beziehungen zu den litterarischen Kreisen der Berliner Studentenschaft. Er empfing die jungen Leute mit wohlwollender, maßvoller Liebenswürdigkeit; ein fördernder Mäcen vermochte er doch nicht zu sein.

Er war der letzte Sproß einer Seitenlinie unseres Königshauses, und seine geistige Physiognomie erschien von jener Blutlosigkeit, wie sie bei letzten Sprossen vornehmer Geschlechter so häufig anzutreffen ist. Er stand abseits vom Leben, und eine Kunst in matten Farben ersetzte ihm das Leben.

Die junge Königin von Holland, deren reizvolle, liebenswürdige Züge die Sympathie der Welt erobert

haben, wird von einem harten Geschick verfolgt. Schon einmal mußte das Land die Hoffnung auf einen Thronerben aufgeben. Dann fiel die Königin in schwere Krankheit, und die Folge dieser Krankheit ist jetzt wiederum eine Frühgeburt. Heute besteht wenigstens die Hoffnung, daß das Leben der Königin erhalten bleibt, die einem so glücklichen Leben entgegenzugehen schien, und die von Jahr zu Jahr durch immer neue Schicksalsschläge heimgesucht wird.

Die Lage in Südafrika bleibt vollkommen dunkel. Es fehlt an jeder zuverlässigen Nachricht, aus der sich folgern ließe, ob die größere Wahrscheinlichkeit für den Frieden oder für die Fortsetzung des Krieges spricht. Nur das eine wird man voraussetzen dürfen, wäre nicht auch unter den Buren eine starke Neigung vorhanden, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, so hätte man sicherlich schneller zu dem Ergebniß kommen können, die englischen Bedingungen rundweg abzulehnen. Man darf also an der Hoffnung festhalten, daß es zum Frieden in Kurzem kommen wird; sicher ist das freilich noch nicht.

Inzwischen treffen die Engländer Vorbereitungen für die politische Neugestaltung Südafrikas. Ein nicht unerheblicher Theil von Transvaal soll der Kolonie Natal angegliedert werden. Diese Angliederung würde die in Transvaal verbleibende Masse der Buren vermindern; und jene Transvaalburen, die alsdann zu Natal gehörten, würden durch die überwiegende Anzahl Engländer in dieser Kolonie politisch unschädlich gemacht werden. Der Plan ist vom englischen Standpunkt aus zweckmäßig, vorausgesetzt, daß nunmehr für Südafrika eine Zeit des Friedens folgt; in diesem Falle werden sich die Gegensätze eher vermindern, wenn die Buren nicht in kompakter Masse ihren Einfluß politisch in die Wagschaale zu werfen vermögen. Folgt aber eine neue, akute Krisis in nicht allzu ferner Zeit, dann werden die in Natal einverleibten Buren gewiß nicht anders handeln als wäre die Transvaalrepublik nie auseinander gerissen worden.

Die österreichisch-ungarischen Delegationen sind eröffnet worden. Der Kaiser betonte die guten Beziehungen zu den Verbündeten und das „freundschaftliche Einvernehmen" mit Rußland in Bezug auf die Balkanfragen. Graf Goluchowski ergänzte diese Ausführungen dahin, daß man unmittelbar vor der Erneuerung des Dreibundes stände und er den Wiederabschluß eines Handelsvertrages mit Deutschland erwarte. Das waren die wichtigsten Aeußerungen über die auswärtige Politik.

Es liegen Berichte vor, die behaupten, daß es in Klein-Rußland sehr ernste Bauernrevolten gebe, daß in den Großstädten die Revolutionäre immer kühner würden, und daß es in Finland fortgähre. Kenner Rußlands bleiben demgegenüber aber der Ansicht, daß diese Zuckungen die Entwicklung des Landes schwerlich beeinflussen würden.

* * *

Die handelspolitische Lage in Rußland.

In einer der letzten Nummern dieser Zeitschrift ist bereits in sehr treffender Weise darauf hingewiesen worden, wie unter dem Eindruck der zoll- und handelspolitischen Vorgänge in Deutschland auch in anderen Ländern eine sichtliche Zunahme der protektionistischen Ideen stattgefunden hat, so daß die Geneigtheit der betreffenden Regierungen zu einer bedingungslosen Verlängerung der bestehenden Handelsverträge mit Deutschland durchaus nicht mehr als über jeden Zweifel erhaben angesehen werden kann.

Von Rußland gilt das Gesagte jedenfalls in vollem Umfang; der Protektionismus hat hier in der letzten Zeit ganz bedeutend an Herrschaft gewonnen, und wer aufmerksam die Entwicklung der Dinge von hier aus verfolgt hat, der kann sich leider der Erkenntniß nicht entziehen, daß das neuerliche Erstarken der schutzzöllnerischen Ideen zeitlich mit dem Bekanntwerden des deutschen Zolltarifentwurfs zusammenfällt. Unter dem Einfluß derselben Faktoren ist dann auch die Stellung der Regierung zu den handelspolitischen Fragen eine wesentlich andere geworden.

Zwei Momente sind es namentlich, die dafür in Betracht kommen. Das ist einmal die Lage der russischen Maschinenindustrie, die neuerdings ein beträchtlich erhöhtes Schutzbedürfniß bekundet und — allem Anschein nach — an maßgebender Stelle in dieser Hinsicht auch ein wesentlich größeres Entgegenkommen findet, als bisher und sodann die veränderte Anschauung über die Bedeutung und die Richtung des russischen Exporthandels, die sich u. a. in der angestrebten handelspolitischen Annäherung an England dokumentirt.

Was zunächst dieses letztere Moment betrifft, so ist dessen Hervortreten im Hinblick auf die Vorgänge in Deutschland vom russischen Standpunkt aus ja begreiflich genug. Angesichts der Bestrebungen der deutschen Agrarier und bei dem konniventen Verhalten der deutschen Regierung mußte man hier mit der Möglichkeit zu rechnen anfangen, daß das für das russische Getreide so werthvolle deutsche Absatzgebiet in nicht allzu ferner Zeit verloren gehen kann und es galt daher, sich bei Zeiten einen Ersatz für diesen Verlust zu sichern. Dabei zeigte es sich aber, daß ein Ersatz gerade für das, was verloren zu gehen droht, nicht so leicht zu beschaffen ist. Im russischen Ausfuhrhandel spielt der Getreideexport die weitaus größte Rolle, und davon entfällt wieder ein sehr ansehnlicher Theil auf Roggen. Letzterer geht aber hauptsächlich nach Deutschland, und wenn nun in Folge des neuen deutschen Zolltarifs die Ausfuhr von Roggen beeinträchtigt wird, so kann dieser Ausfall nicht durch verstärkte Ausfuhr nach anderen Ländern wettgemacht werden, da für diese Frucht dort ein nennenswerther Importbedarf nicht vorhanden ist. Soll also die Gesammthöhe der Ausfuhr keine Einbuße erleiden, so müssen andere Produkte an die Stelle von Roggen treten, die ihre Absatzfähigkeit auch außerhalb Deutschlands bewahren. Damit näherte man sich aber bereits einem beachtenswerthen Gedankengang, der von einsichtigen russischen Volkswirthen schon oft und eindringlich dargelegt worden ist, bisher aber in der Jagd nach einer möglichst hohen Ausfuhrziffer geflissentlich nicht beachtet wurde. Nach dieser Anschauung, die mit Recht betont, daß es nicht bloß auf die absolute Höhe, sondern auch auf die Zusammensetzung der Ausfuhr ankommt, ist der intensive Getreideexport durchaus nicht als etwas unbedingt Günstiges zu betrachten, denn er bedeutet auf die Dauer eine Schädigung der Produktionsfähigkeit des Landes. Viel mehr Werth habe die Ausfuhr höher verarbeiteter landwirthschaftlicher Produkte; also z. B. von Mehl statt Getreide, wodurch dem Lande der Arbeitsverdienst des ausländischen Müllers gewonnen wird, dann aber vor allen Dingen von Produkten der Viehzucht und der sogenannten landwirthschaftlichen Nebengewerbe. Dadurch würden dem heimathlichen Boden die werthvollen natürlichen Düngstoffe erhalten und zur Ausfuhr gelange ein Produkt von höherem Werth und höherer Absatzfähigkeit. — Es sind zahlreiche Anzeichen dafür vorhanden, daß dieser Gedankengang neuerdings auch in Regierungskreisen immer mehr Anklang findet, und es genügt in dieser Hinsicht, auf die außerordentliche Sorgfalt hinzuweisen, welche die russische Regierung der Butterproduktion und der Butterausfuhr widmet und auf die vielseitigen Bemühungen zur Hebung der Schlachtviehzucht, welche ebenfalls die Schaffung einer umfangreichen Fleischausfuhr im Auge haben. Auch die künstliche Eindämmung der Ausfuhr von Oelkuchen und Kleie, die neuerdings soviel besprochen worden ist und sich dabei bereits bis zum einem Ausfuhrverbot für diese Artikel verdichtet hat, paßt trefflich in diesen Gedankengang.

Man darf die praktische Bedeutung der vorstehend dargelegten Ideen natürlich nicht überschätzen. Es handelt sich gewiß nicht um ein klares, systematisches Programm,

das zielbewußt in allen seinen Theilen durchgeführt würde und man ist sich hier auch dessen vollbewußt, daß tief einschneidende Aenderungen auf diesem Gebiet sich nicht kurzer Hand erreichen oder gar vom „grünen Tisch“ aus dekretiren lassen. Die Getreideausfuhr und darunter auch diejenige von Roggen wird noch auf lange Zeit hinaus eine sehr wichtige Rolle in der russischen Volkswirthschaft spielen und jede gewaltsame Beeinträchtigung derselben als schwere Schädigung empfunden werden; aber nichtsdestoweniger ist es doch unzweifelhaft, daß in der Meinung der maßgebenden Personen und Behörden die reine Getreideausfuhr viel von ihrer bisherigen übermäßigen Werthschätzung eingebüßt hat, und diese Thatsache ist namentlich für die zollpolitische Stellung zu Deutschland von Wichtigkeit, denn je weniger im russischen Exporthandel das Getreide präponderirt, je mehr andere Produkte in den Vordergrund treten, desto leichter ist es für Rußland, in anderen Ländern einen Ersatz für das zu finden, was durch den neuen deutschen Zolltarif verloren zu geben droht.

Was sodann die Lage der russischen Maschinen- und Eisenindustrie und die dadurch bedingten neuen Gesichtspunkte betrifft, so ist im Auge zu behalten, daß in den letzten Jahren, trotz aller Auswüchse und Mißgriffe des Gründerthums und obgleich ein sehr großer Theil der Schöpfungen der Jahre 1895—98 bereits wieder zusammengebrochen ist, doch eine ganz ansehnliche metallurgische Industrie hervorgestampft worden ist, deren Produktionsfähigkeit allem Anschein nach wenigstens fürs erste die Ansprüche und Bedürfnisse des russischen Marktes weit übertrifft. In Folge dessen sind seit 1899 die Preise zum Theil stark zurückgegangen, der Absatz stieß auf Schwierigkeiten, und es ist eine Produktions- und Absatzkrisis hereingebrochen, deren Umfang wohl stark übertrieben worden sein mag, die aber doch im ganzen Lande sehr schmerzlich empfunden und auch seitens der Regierung nicht ohne ernste Besorgniß verfolgt worden ist. Die Besorgniß ist begreiflich genug, befindet sich doch gerade derjenige Industriezweig in offenkundiger Nothlage, dessen Bedeutung man am höchsten einzuschätzen pflegt und zu dessen künstlicher Großzüchtung man die größte Mühe aufgewendet hat, die dank dem mächtigen Zustrom ausländischen Kapitals und ausländischer Intelligenz endlich auch von Erfolg gekrönt gewesen ist. Andererseits aber kann und will die Regierung nicht, wie es von den Industriellen selbst in erster Linie angeregt wurde, der Nothlage durch verstärkte staatliche Bestellungen oder gar durch höhere Preise für die Bedarfsartikel der fiskalischen Betriebe abhelfen; sie hat wiederholt und mit allem Nachdruck erklärt, daß sie für eine so direkte Stützung nicht zu haben ist. Helfen muß sie aber doch, und so ist es denn nur begreiflich, daß die dargebotene Hilfe — wenigstens so weit es sich um die Maschinenindustrie im engeren Sinne handelt — in erster Linie in einem verstärkten oder planmäßigeren Zollschutz besteht.

Das berühmte oder auch berüchtigte Telegramm, welches Finanzminister Witte im November vorigen Jahres an den Vorsitzenden des in Charkow zusammengetretenen alljährlichen Kongresses der südrussischen Eisenindustriellen richtete und in dem er die fast höhnisch klingende Frage aufwarf, wie man denn von mangelndem Absatz angesichts der immer noch fortbestehenden recht ansehnlichen Einfuhr ausländischer Maschinen und metallurgischer Produkte sprechen könne — forderte auch geradezu zur Geltendmachung zollpolitischer Wünsche heraus, und obwohl irgend welche positiven Forderungen und Wünsche seitens der Eisenindustriellen bisher in offizieller Form nicht bekannt geworden sind, so darf man doch mit Sicherheit annehmen, daß alle betheiligten Kreise eifrig am Werke sind, die dargebotene Gelegenheit auszunutzen und sich — wohl weit über das berechtigte Maß hinaus! — neue zollpolitische Vortheile zu erwirken, zumal in der Zwischenzeit ein außerordentlicher Kongreß in Charkow getagt hat, auf dem die Maschinenindustrie des ganzen Landes vertreten war, und auch Spezialkongresse des centralen und des nordisch-baltischen Industrierayons in Moskau und Petersburg stattgefunden haben.

Gleichzeitig neigen auch unbetheiligte und in keiner Weise voreingenommene Volkswirthe zu der Meinung, daß der bestehende russische Zolltarif auf dem Gebiet der metallurgischen Industrie sich immer mehr als unzureichend erweist, denn während er der Produktion der Grundstoffe einen sehr ausgiebigen und vielleicht sogar zu weit gehenden Schutz zu Theil werden läßt, sind die weiter verarbeitenden Industrieen, also z. B. gerade der Maschinenbau angeblich nicht genügend geschützt und daher nicht in der Lage mit den ausländischen Fabrikaten zu konkurriren. So werden beispielsweise die zur Herstellung einer Dynamomaschine erforderlichen Materialien durch die bestehenden Zölle auf Rohstoffe derart vertheuert, daß die russischen elektrotechnischen Werke außer Stande sind, Dynamos ebenso billig herzustellen, wie sie fertig aus dem Ausland offerirt werden! — Für alle, die nicht auf das protektionistische Glaubensbekenntniß eingeschworen sind, beweisen diese und ähnliche Thatsachen allerdings nur, zu welch' eigenthümlichen Inkonsequenzen der Schutzzoll nothgedrungen führen muß und könnten lediglich zu der Forderung veranlassen, daß dann eben die zollpolitische Behandlung der betreffenden Rohstoffe geändert werden muß. Bei dem in Rußland nun einmal herrschenden System ist aber mit Sicherheit anzunehmen, daß nicht dieser Ausweg beschritten werden, sondern daß man eher geneigt sein wird, auch noch die Zölle auf die fertigen Fabrikate und Waaren zu erhöhen.

Aus den vorstehenden Darlegungen ergibt sich, daß die neueste Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse in Rußland nicht nur eine Stärkung der protektionistischen Tendenzen im Gefolge gehabt, sondern auch ein Moment gezeitigt hat, welches geeignet ist, das wichtigste Pressionsmittel zu entkräften, das dem auswärtigen Kontrahenten bisher Rußland gegenüber zu Gebote stand. Beides zusammen bedeutet offenbar eine Stärkung der handelspolitischen Position Rußlands, deren man sich hier allem Anschein nach auch voll bewußt ist. Es ist daher sicherlich nicht zutreffend, wenn man, wie dies von gewisser Seite beliebt wird, die Sachlage so darzustellen sucht, als würde Rußland die stillschweigende Erneuerung bezw. die Nichtkündigung der bestehenden Handelsverträge als Wohlthat empfinden, die dankbar und unbedingt angenommen werden muß und als sei mithin eine Kündigung von russischer Seite so gut wie ausgeschlossen. Es ist vielmehr durchaus nicht unmöglich — und je länger die Situation ungeklärt bleibt, desto größer wird diese Möglichkeit — daß Rußland sich nicht mit einem Zustand zufrieden geben wird, der ihm nicht auf längere Zeit hinaus bestimmte Vortheile sichert. Bei etwaigen dann neu zu eröffnenden Vertragsverhandlungen wird aber der Kontrahent Zugeständnisse für seine Maschinen und anderen Industrieartikel um so höher bezahlen müssen, je weniger alsdann Rußland in seiner Ausfuhr auf einen bestimmten Markt und auf einen engen Kreis bestimmter Produkte angewiesen ist.

St. Petersburg. Theodor Buck.

Parlamentsbriefe.

XVIII.

Die Aussicht, daß der Reichstag noch vor Pfingsten seine Arbeiten so weit fördern werde, um sich bis zum Herbst vertagen zu können, ist geschwunden. Branntwein und Zucker lassen die Reichsboten noch nicht los. Dem Spiritusring winkt eine Liebesgabe von etwa 6 Millionen Mark, wenn es gelingt, die Branntweinsteuernovelle mit ihren neuen Bestimmungen über die Brennsteuer gesetzgeberisch unter Dach und Fach zu bringen, und der Zuckerring auf der anderen Seite bietet alles auf, um zu ver-

hindern, daß der Reichstag die Brüsseler Zuckerkonvention acceptirt. Trusts, Syndikate und Ringe beeinflussen unsere Gesetzgebung in Deutschland ebenso, wie es die Trusts in den Vereinigten Staaten thun. Daß der Zuckerring diesmal seinen Willen durchsetzt, ist aber nichtsdestoweniger unwahrscheinlich. Die Reichsregierung kann sich mit ihrer Zuckersteuervorlage, bei der es sich um die Ratifikation eines internationalen Uebereinkommens handelt, ohne starke Schädigung ihres Ansehens nach außen hin nicht fortgesetzt dilatorisch behandeln lassen. Graf Bülow muß diesmal in absehbarer Zeit ein Ja oder Nein vom Reichstage verlangen, und vor die Frage Annehmen oder Ablehnen gestellt, wird sich voraussichtlich doch wohl keine Mehrheit im Reichstage finden, die frivol genug wäre, die Rettungsplanke zurückzuweisen, welche der Zuckerindustrie mit der Brüsseler Konvention dargereicht wird. Die Bestimmungen der Zuckerkonvention lassen sich glücklicherweise nicht amendiren, sonst würden sicherlich unsere Zuckeragrarier den Ueberzoll von 6 Francs für den Doppelcentner, der für den Zuckerring den Hauptstein des Anstoßes bildet, stark in die Höhe setzen. Da man dem Abkommen selbst durch Verschlechterung der einzelnen Bestimmungen nicht beikommen kann, so scheinen sich die wüthendsten Agrarier vorgenommen zu haben, durch die Forderung einer gleichzeitigen Herabsetzung der Steuer bis auf einen Punkt, der für die Regierung unannehmbar ist, das Abkommen zu Falle zu bringen. Die Regierung selbst hat eine Herabsetzung der Zuckersteuer von 20 auf 16 Mark für den Doppelcentner beantragt. Die Linke hat von jeher einer Ermäßigung der Zuckersteuer das Wort geredet. Die Agrarier scheinen darauf zu spekuliren, daß sich die Linke deshalb auch geneigt zeigen werde, den Agrariern für eine Steuerherabsetzungsintrigue Hilfsdienste zu leisten. Sie dürften jedoch in dieser Beziehung die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Die erste Lesung der Zuckersteuervorlage hat mit einer Verweisung an eine Kommission geendet. Höchst charakteristisch war es, daß Centrum und Konservative in demonstrativer Weise von jeder materiellen Diskussion Abstand nahmen, trotzdem der Reichskanzler mit mehreren Staatssekretären erschienen war und die Vorlage selbst rednerisch einführte. Die agrarische Mehrheit scheut augenscheinlich die offene Diskussion und sucht so rasch wie möglich das für allerlei Intriguen besser geeignete Halbdunkel in der Kommission auf. Was bei der Kommissionsberathung unter solchen Umständen schließlich herauskommen wird, ist noch nicht zu übersehen. Die Position der Regierung ist in dieser Frage aber so stark, daß nur ein Mindestmaß von politischer Energie dazu gehört, um die Vorlage so durchzubringen, wie sie seitens der Regierung empfohlen wird.

Die sogenannte kleine Diätenvorlage ist in zweiter und dritter Lesung gegen die Opposition der gesammten Linken, der Polen, Antisemiten und vereinzelter Mitglieder anderer Parteien durchgedrückt worden. Aber Freude haben die Mehrheitsparteien von dieser Vorlage nicht gehabt. Die unglückliche Idee, um die Zolltarifvorlage zu fördern, der Kommission Diäten zu bewilligen, ist in der Diskussion arg diskreditirt worden. Die freisinnigen Fraktionen haben obendrein die Erklärung abgegeben, daß sie die Würde und das Ansehen des Reichstags durch solche Kommissionsdiäten für so beeinträchtigt hielten, daß die von ihnen in die Kommission entsandten Mitglieder derartige Diäten nicht acceptiren würden. Der Antrag, die Beschlußfassung über die Kommissionsdiäten so lange auszusetzen, bis der Bundesrath zu dem Beschluß des Reichstages vom 10. Mai 1901, allgemeine Diäten betreffend, Stellung genommen habe, wurde von der Mehrheit mit verlegenen Redensarten abgelehnt. Das Centrum spielte bei diesen Verhandlungen die kläglichste Rolle, da es mit allen seinen früheren großen Worten in den offenbarsten Widerspruch gerieth.

Das preußische Abgeordnetenhaus arbeitet Reste auf und wendet sich jetzt allmählich auch den Initiativanträgen zu, deren Verhandlung auffällig zurückgeblieben ist. Der famose Antrag des Grafen Limburg-Stirum, die Königliche Staatsregierung aufzufordern, im Bundesrath dafür einzutreten, daß den von der Mehrheit der Reichstags-Zolltarifkommission ausgedrückten Wünschen auf Verstärkung des landwirthschaftlichen Zollschutzes über die Zolltarifvorlage hinaus entsprochen werde, ist aber noch immer nicht auf der Tagesordnung erschienen, obgleich der Antrag von der großen Mehrheit des Hauses unterzeichnet war. Statt dessen hat man einen wohlgemeinten Antrag des Grafen Douglas, der gegen den Mißbrauch alkoholischer Getränke gerichtet ist, vorgezogen und denselben nach den üblichen wohlwollenden Erwägungen einer Kommission überwiesen. Das Ziel, welches der Antrag erstrebt, ist ein wichtiges; nur wird man mit polizeilichen Beschränkungen nicht weit kommen. Gegen den Alkoholismus wird man wirksam nur mit positiven Mitteln ankämpfen können, durch Errichtung von Kaffee- und Theeschänken, durch Volksküchen, in denen für billiges Geld eine gesunde und gute Nahrung verabreicht wird, u. s. w. Durch nichts wird dem Alkoholismus mehr Vorschub geleistet, als durch eine künstliche Vertheuerung der nothwendigsten Nahrungsmittel, insbesondere des Brotes. Es macht deshalb keinen sehr Vertrauen erweckenden Eindruck, wenn man unsere Brotvertheuerer und Schnapsbrenner an der Arbeit sieht, den Mißbrauch alkoholischer Getränke zu bekämpfen.

Noch vor dem Fest der Ausgießung des heiligen Geistes hat der preußische Landtag mehrfach Veranlassung genommen, seine durch und durch reaktionäre Gesinnung zum Ausdruck zu bringen. Ueber eine Petition des Vereins preußischer Volksschullehrerinnen um Zulassung von Frauen zu politischen Vereinen wurde von der reaktionären Mehrheit des Abgeordnetenhauses, denen sich in trautem Verein auch der Minister des Innern zugesellte, schlankweg zur Tagesordnung übergegangen. Das Vereinsgesetz besteht in Preußen unverändert seit einem halben Jahrhundert. Das ist für die Herren von der Reaktion ausreichend, um jede Besserung für unnöthig zu erklären. Diese Argumentation ist probat gegenüber jedem Reformvorschlag. Auch die skandalöse Wahlkreiseintheilung in Preußen besteht seit länger als vierzig Jahren unverändert — folglich ist sie gut und gerecht; die Erdbestattung besteht in Preußen sogar schon Jahrhunderte hindurch — deshalb müssen alle Anträge auf fakultative Feuerbestattung abgelehnt werden. Der Versuch der Freisinnigen, im Wege eines Initiativantrages diese Frage der fakultativen Feuerbestattung in Fluß zu bringen, ist, wie zu erwarten stand, abermals gescheitert. Das Centrum und die Konservativen sind im preußischen Landtage einstweilen noch unerschütterliche Pfeiler jeder Reaktion. Aber auch hier wird der stete Tropfen schließlich den Stein höhlen.

Das Herrenhaus hat die übliche Plauderei über den Etat vollzogen, und Graf Mirbach hat mit dem Selbstgefühl, das ihm stets eigen war, und das noch gewachsen zu sein scheint, seitdem er sich den erzieherischen Einflüssen des Reichstags entzogen hat, Kritik an den politischen Zuständen im Reich und insbesondere am Reichswahlrecht geübt. Er ist gnädig bereit, Diäten zu bewilligen, wenn dagegen nur das geheime Wahlrecht geopfert wird. Auf ein Stück Geld kommt es den Standesherren nicht an, besonders wenn sie es nicht selbst zu bezahlen haben, falls nur der Kanaille das geheime Wahlrecht genommen wird. Man kann den Gutsarbeitern nicht mehr recht trauen, und selbst die konservativen Wahlzettelkniffe reichen nicht immer aus, um die Kontrolle darüber, wie der abhängige Gutsarbeiter gestimmt hat, aufrecht zu erhalten. Deshalb weg mit dem geheimen Wahlrecht! — — Bekenntnisse einer schönen Seele.

Um für ihr weiteres Wirken neue Kräfte zu sammeln, sind mit dem Himmelfahrtstage Reichstag und Abgeordnetenhaus mitsammt den Kommissionen, darunter auch die mit Kommissionsdiäten bedachte Zolltarifkommission, in die Pfingstferien gegangen. Am 27. Mai sollen zunächst die Arbeiten der Kommissionen wieder aufgenommen werden. Das Plenum des Reichstags tritt am 3. Juni wieder zusammen.

Proteus.

Konsumentenmoral.

In der Ortsgruppe Leipzig der Gesellschaft für soziale Reform wurde — wie die Tagespresse verschiedentlich mittheilt — von Dr. Bode-Weimar ein Vortrag über Käufermoral und sozialpolitische Käufervereinigungen gehalten; im Anschluß daran wurde mitgetheilt, daß die Gründung einer Käufervereinigung beabsichtigt sei. Es würde das — wenn dieser Plan zur Ausführung kommt — für Deutschland der erste Versuch auf einem Gebiet sein, das im Ausland bereits mit Erfolg bearbeitet worden ist.

Es ist ganz erstaunlich, wie wenig Sinn und Verständniß für die Verantwortlichkeit des Käufers — namentlich in Frauenkreisen — bei uns zu finden ist, und es erscheint angesichts der auf diesem Gebiet herrschenden Gedankenlosigkeit fast unmöglich, durch eine Organisation des kaufenden Publikums wirthschaftliche Mißstände zu mildern oder zu beseitigen. Immerhin sind die Ergebnisse der englischen und amerikanischen Käufervereine so beachtenswerth, daß ihnen mancher Fingerzeig für ein Vorgehen auf deutschem Boden zu entnehmen ist.

Die erste sozialpolitische Käufervereinigung ist schon im Jahre 1842 entstanden; es ist die „Gesellschaft für den frühen Ladenschluß"*) in England, die der überlangen Arbeitszeit der Handelsangestellten entgegenzuwirken versuchte und auf die Freigabe eines Wochentagnachmittags abzielte.

Die Begründer des Vereins mußten sich völlig klar darüber sein, daß auf eine gesetzliche Regelung der Angelegenheit zu jener Zeit nicht zu rechnen war, und so versuchten sie, in ihrer Eigenschaft als Käufer einen Druck auf die Geschäftsinhaber auszuüben. Thatsächlich ist es gelungen, die Freigabe eines Wochentagnachmittags — auf Grund des frühen Ladenschlusses an den betreffenden Tagen — in England allmählich ganz allgemein einzuführen. Jetzt tragen die Geschäftspapiere, Rechnungen und dergl. vieler besserer Geschäfte den Vermerk: „wir schließen am Sonnabend um 2 Uhr", oder am Donnerstag um 12 Uhr, und das kaufende Publikum sieht diese Mittheilung durchaus als Empfehlung an. Der Führer für Handlungsreisende in England**) führt unter 1920 Ortschaften nur zwölf an, die noch keinen allgemein üblichen frühen Ladenschluß für einen Wochentag eingeführt haben.

Neben den Bemühungen für Erzielung freiwilliger Uebereinkünfte mit den Ladeninhabern bemüht sich die Gesellschaft, die Gesetzgebung für eine Regelung der Arbeitszeit im Handelsgewerbe zu gewinnen; und wenn das englische Parlament sich heut mit derartigen Fragen und Vorschlägen beschäftigen kann, so ist es sicherlich zum großen Theil auf die Initiative und die Vorarbeiten dieses Vereins zurückzuführen, der dem Volkswillen eine neue Richtung wies und ihm einen Ausdruck gab, dem die Gesetzgebung nun nur zu folgen braucht. Unermüdlich sind die Vereinsmitglieder bemüht, durch Wort und Schrift — und vor allem durch die That — für ihre Ideen zu wirken. Sie besuchen die Geschäfte, um die Arbeitsverhältnisse der Angestellten kennen zu lernen, machen Reformvorschläge und beseitigen das allen Verbesserungen im Wege stehende Hinderniß „der Konkurrenz der Nachbarn" durch Förderung gleicher und gemeinsamer Zugeständnisse der Konkurrenten. In besonderem Maße betheiligen sich die Frauen an den Arbeiten des Vereins und an seiner Agitation.

Viel jünger sind die sozialpolitischen Käuferinnenvereine in Amerika, die erst im letzten Jahrzehnt entstanden und

*) Early Closing Association, 21 New Bridge Street, London E. C.

**) The Commercial Travellars Guide to the Market and Early Closing Days of the Principal Towns in the United Kingdom.

gleichfalls ihren Ausgangspunkt von der Bewegung für die Handelsangestellten genommen haben. Die im Jahre 1890 unternommene Enquete eines New-Yorker Frauenvereins über die Lage der Verkäuferinnen hatte so traurige Resultate ergeben, namentlich eine so schamlose Uebertretung der gesetzlichen Schutzvorschriften von Seiten der Geschäftsinhaber, daß man auf Mittel zur Abhilfe sinnen mußte. Wo der Staatsschutz allein nichts ausrichten konnte oder versagte, wo eine Gruppe von Arbeiterinnen zu ausgebeutet war, als daß sie zur Selbsthilfe hätte schreiten können, da sollte die Nächstenhilfe, da sollte eine Organisation der Käuferinnen eingreifen. Diese Gesichtspunkte führten zur Gründung der ersten amerikanischen Konsumenten-Liga*) im Jahre 1891, die zunächst auf die strikte Innehaltung der Schutzgesetze und auf Gewährung anständiger Arbeitsbedingungen für die Verkäuferinnen hinwirken wollte.

Im Laufe weniger Jahre entstanden in den nordamerikanischen Staaten dreißig weitere derartige Vereine, die seit 1899 zu einem Verband zusammengeschlossen sind.**) Der New-Yorker Verein ging zuerst mit der Veröffentlichung einer „weißen Liste" vor, die dem kaufenden Publikum auf Grund sorgfältiger Untersuchungen alle Firmen der Weißwaaren-, Wäsche- und Kleiderbranche nennen sollte, deren Geschäftsgepflogenheiten den Ansichten der Liga über ein „gutes Geschäftshaus" am nächsten standen. Als „gute Häuser" werden die Firmen angesehen, in denen den folgenden Bedingungen entsprochen wird.

„In Bezug auf Gehälter: Ein gutes Haus ist ein solches, in dem gleicher Lohn für Arbeit von gleicher Leistung, ohne Rücksicht auf das Geschlecht, gezahlt wird. In Abtheilungen, in denen nur Frauen beschäftigt sind, soll das Gehalt für gelernte, erfahrene Angestellte nicht weniger als 6 Dollars wöchentlich betragen und auch wöchentlich bezahlt werden. Strafgelder dürfen nur zum Wohle der Angestellten verwendet werden.

In Bezug auf die Arbeitszeit: Ein gutes Haus ist ein solches, in dem die Arbeitszeit von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends dauert, und in dem den Angestellten ein halber freier Wochentag mindestens während zweier Sommermonate gewährt wird; in dem ferner den Angestellten wenigstens eine Woche Urlaub in jedem Sommer unter Weiterzahlung des Gehalts bewilligt wird, und in dem Ueberstunden bezahlt werden."

Es folgen noch einige Bestimmungen über Einrichtungen zum Schutz der Gesundheit und über gute Behandlung der Angestellten und die Forderung, nicht nur die vom Gesetz vorgeschriebene Sitzgelegenheit für Ladnerinnen anzuschaffen, sondern auch ihre Benutzung zu gestatten und darauf hinzuwirken. (In dieser Beziehung wäre auch in Deutschland noch manches zu thun!) Mit der Einführung solcher weißer Listen hat man ein wirksames Mittel gefunden, die wohlmeinenden Geschäftsinhaber praktisch und moralisch zu unterstützen. Man wählte diesen Weg des Zusammengehens mit den empfehlenswerthen Firmen an Stelle eines Boykotts der schlechten Häuser, weil man dadurch der Art der geschäftlichen Konkurrenz eine neue Richtung weisen, sie auf ein höheres Niveau heben wollte.

Der Gedanke hat sich auch anscheinend bewährt; während die zuerst veröffentlichte weiße Liste nur 8 Firmen empfehlen konnte, stieg diese Zahl bald auf 52. Und da die Liga ihre Grundsätze und Bedingungen nie herabschraubte, ist diese Vergrößerung der Liste ein Beweis dafür, daß die Geschäftsleute ihren Vortheil darin sehen, den Wünschen des Vereins zu folgen.

*) The Consumers' League. 105 East 22d Str. New-York City.

**) National Consumers' League. President Mr. John Graham Brooks, Cambridge, Mass.

Der nationale Verband der amerikanischen Käufervereine hat versucht, sein Arbeitsfeld weiter zu gestalten und seine Aufmerksamkeit auch der Verbesserung der Lage der eigentlichen Produzenten zuzuwenden. Namentlich der Ausbreitung der Heimarbeit soll entgegengewirkt werden, und zu diesem Zweck hat der Verband eine Marke eingeführt, um den Käufern eine Unterscheidung zwischen Waaren zu ermöglichen, die in gesunden Werkstätten oder unter unkontrolirbaren Verhältnissen entstanden sind. Der Gebrauch dieser gesetzlich geschützten Marke wird den Inhabern solcher Fabriken gestattet, in denen keine Heimarbeit ausgegeben wird; in denen die Schutzgesetze innegehalten, keine Ueberstunden gemacht und Kinder unter 16 Jahren nicht beschäftigt werden. Dadurch werden alle Käufer, die ihrerseits zur Bekämpfung des Schwitzsystems beitragen wollen, in die Lage gesetzt, keine Erzeugnisse der Heimarbeit, sondern nur die durch das Merkzeichen des Verbandes gekennzeichneten Waaren zu kaufen.

Thatsächlich haben sich im Laufe von nur zwei Jahren mehr als zwanzig Unternehmer um die Erlaubniß zur Benutzung der Marke beworben, die beweisen konnten, daß ihre Verhältnisse den Vorschriften des Verbandes entsprechen. Es ist dabei ausdrücklich zu bemerken, daß keiner dieser Fabrikanten die Preise der Waaren seitdem erhöht hat, und daß sich einige Fabriken darunter befinden, die ganz besonders billige Waaren produziren. Die Einführung mustergiltiger Arbeitsbedingungen hat also die Produktionskosten anscheinend nicht erhöht. Es haben sich auch Hunderte von Kaufleuten zur Einführung dieser „markirten Waaren" entschlossen; ein Fabrikant giebt an, er habe Bestellungen aus andern Städten bekommen, in denen er nie vorher Kunden besessen hatte; aber mit dem ausdrücklichen Vermerk, daß markirte Waaren verlangt werden. In Boston führen alle erstklassigen Firmen, und viele zweiten und dritten Ranges Waaren mit der Empfehlungsmarke des Konsumenten-Verbandes, und einzelne Geschäfte weisen in ihren Annoncen ausdrücklich darauf hin, daß sie Waaren führen, die von dem Verband empfohlen und mit seiner Marke versehen sind.

Wie diese Bestrebungen von allen Seiten unterstützt und von der Sympathie der Bevölkerung getragen werden, das geht daraus hervor, daß nicht nur die verschiedensten Frauenvereine, Temperenzgesellschaften, Arbeiterorganisationen und Hochschulen die Liga unterstützen; sondern daß auch von den Kanzeln werthvollste Hilfe geboten wird. Der letzte Jahresbericht des nationalen Verbandes hebt besonders hervor, daß namhafte Prediger Gelegenheit genommen haben, die Ideen des Vereins vor einflußreichen Versammlungen zu erörtern und ihren Gemeinden ans Herz zu legen.

So weit ist man in Amerika! In Deutschland hat der Begriff der Konsumentenmoral noch kaum Eingang gefunden. Und wenn hier auch die Frage einer Organisation des kaufenden Publikums zu ausschließlich sozialpolitischen Zwecken*) noch kaum spruchreif ist, wenn derartige Versuche sicherlich auf einen Erfolg nur werden rechnen können, wenn sie sich auf bestimmte, fest umgrenzte Aufgaben beschränken, so thut doch eine Aufklärung, eine Organisation der öffentlichen Meinung dringend Noth. Auch wer in jedem Fall den Standpunkt der Selbsthilfe vertritt, oder wer eingreifende und dauernde Verbesserungen nur von der Gesetzgebung erhofft, auch der wird sich dem Gedanken nicht verschließen können, daß Selbsthilfe und Staatshilfe durch den Einfluß der Konsumenten unterstützt werden müssen. Nur ein Ausdruck der öffentlichen Meinung, eine Kundgebung des Volkswillens, kann schließlich gesetzliche Reformen herbeiführen; denn der Gesetzgeber legt die Praxis zu Grunde. Darum müssen auch die Käufer durch ihre Initiative bessere Zustände schaffen helfen; darum wird der Gebrauch der Macht, die ein jeder als Käufer besitzt, zur Pflicht.

Alice Salomon.

*) Die Konsumgenossenschaften haben schon verschiedentlich versucht, die Macht — die sie als Vereinigungen von Käufern besitzen — auch für sozialpolitische Zwecke (gute Stellung ihrer Angestellten u. dergl.) zu verwerthen; auch einige Frauenvereine haben in bestimmten Fällen ihren Einfluß geltend zu machen versucht, z. B. bei der Bewegung für Gewährung von Sitzgelegenheit an die Ladnerinnen. Doch ist das nie alleiniger oder Hauptzweck dieser Vereine gewesen.

Die heutige französische Litteratur.*)

Augenblicks-Aufnahmen der zeitgenössischen Litteratur sind mit die stärksten Proben angeborener kritischer Fähigkeiten. Gelehrte und geschmackvolle Kenner der Vergangenheit sind häufig völlig rathlos neuen Richtungen, jüngeren Geschlechtern gegenüber. Desiré Nisard, der eine streng dogmatische, durchaus nicht verächtliche Geschichte der französischen Litteratur als Autorität gedacht und geschrieben hat, rückte das Jahrhundert des Sonnenkönigs in den Mittelpunkt; vom Mittelalter verstand er wenig, vom 18. Jahrhundert nicht viel mehr, am allerwenigsten von seinen Zeitgenossen in neunzehnten; seine Ausfälle gegen Mitlebende blieben Lufthiebe, seine vermeintlichen Entdeckungen neuer Talente wurden der Fluch der Gerühmten, das Gespötte der Urtheilsfähigen. Ein Mann wie Gervinus — den ich trotz alledem als verehrungswürdigen Meister ansehe — schalt Grillparzer; verunglimpfte Raimund; machte sich, was viel, ja alles besagt, auch sonst gegen die Dichtkunst seiner Tage vielleicht noch mehr Verkehrtheiten schuldig, als in der Tagespolitik.

Kriegsspiel ist eben ein anderes Ding, als im Ernstfall in offener Feldschlacht entscheidend eingreifen; auf die Scheibe zielen leichter, als im Flug vorbeischießende Adler aus freier Höhe herunterzuholen. Echte Kritiker, die schon im Keim kommende Blüthen und Früchte aufsteigen sehen, sollen — wie das Wurzelwort *κρίνειν* andeutet — mit sicherem Treff unterscheiden, was lebensfähig, triebkräftig sich entwickeln, was von weitbeschrienen Modekünsten rasch versinken, was von „unerkannten, sehr gering" gehaltenen Anfängen die Zukunft beherrschen wird. Schaden kann es, wie die Erfahrung lehrt, solchen prophetischen Gemüthern der Kritik keineswegs, wenn sie selbst, wie Lessing oder Vischer, ein Stück Poeten sind, zum mindesten — nach dem vom eigenen Namen hergeholten Scherzgleichniß von David Strauß — Stummel, wenn schon nicht Schwingen zum Aufflug in das Reich der Phantasie haben.

Zu den Wundermännern dieses Schlages kann man Herrn Ernest-Charles, den Autor des zur Aufschrift genannten bitteren und bissigen Buches über die gegenwärtigen französischen Litteratur-Zustände nicht zählen. Er ist vor allem Sittenrichter, Satiriker, sogar ein bischen Soziologe. Ein vor vier Jahren veröffentlichtes Werk desselben Autors „Théories sociales et politiciens 1870—1898"**) goß alle Schalen des Hohnes über den sozialpolitischen Dilettantismus aller parlamentarischen Parteiführer aus. Gambetta fertigte er als wortreich und gedankenarm ab; Léon Say als unsäglich gewöhnlichen Geldmenschen, dem der Rentenkurs der einzige Maßstab des sozialen Fortschrittes ist; den Grafen de Mun als distinguirte Mittelmäßigkeit; Léon Bourgeois als armselige Landraths-Seele

*) J. Ernest-Charles. La littérature française d'aujourd'hui (1. und 2. Auflage). Paris, Librairie académique. Perrin & Cie. 1902.

**) Paris, Bibliothèque Charpentier, Eugéne Fasquelles 1898.

mit kurzathmigen philosophischen Anwandlungen; Jules Guesde verdirbt — immer nach Ernest-Charles — durch einen Sentimentalismus der Kneipe dialektische Naturanlagen. Jaurès sei unfähig zwei Tage nacheinander dieselben Ideen zu haben; unverantwortlich auch für seine Beredtsamkeit, diese überlebendige Umschreibung seiner Unsicherheit. Ohne Umschweife erklärt unser Gewährsmann denn auch von seinen Leuten oder richtiger gesagt Opfern: intellectuellement je les méprise assez pour leur rendre justice. Diese tiefsitzende Verachtung schließt indessen den Wunsch nicht aus, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Und die heillose Verwilderung und Entwürdigung der augenblicklich den Markt beherrschenden Litteraturmächte läßt den heiligen Zorn unseres Buß-Predigers in hellen Flammen aufbrennen. Lug und Trug, wohin man blickt, auf dem Büchermarkt, in der Theaterwelt. Lug und Trug in alten und neuen Losungen.

„Wenn heutzutage" — so heißt es zutreffend — „keine Schule herrscht, so hat das nicht etwa den Grund, daß unsere Schriftsteller jedes Joches überdrüssig sind, sondern daß in den letzten zwei Jahrzehnten kein wahrhaft schöpferischer Geist aufgestanden ist. Dieser Mißwachs hat den Niedergang des Naturalismus verzögert; diese Armuth an neuen starken Talenten hat es ermöglicht, daß der Strahlenglanz Zolas länger über unserer zeitgenössischen Litteratur sichtbar blieb, als seinem sonst unleugbar wirksamen Einfluß entsprach. Zola! Zola! zwei dröhnende Sylben! Ein Name! Ein Werk! Ein Datum! Eine Epoche! Vor siebzehn Jahren war man ungemein originell, mit der Versicherung, daß Zola kein Naturalist, sondern nur der unbewußte Erbe der Romantik sei. Vor zwölf Jahren war man noch geistvoll mit demselben Beweis. Und heute noch mühen sich ein paar Nachzügler mit demselben Gedankengang ab: das bezeugt genugsam, daß ihr Witz kein anderer ist, als dessengleichen man vor zwölf bis siebzehn Jahren, im vorigen Jahrhundert, bald nach dem Sturz des zweiten Kaiserreiches hatte. Darum behaupte ich erst recht die kecke Trutz-Wahrheit, daß Zola Naturalist und sogar das Haupt der naturalistischen Schule ist. Mag der Kunst Zola's immerhin was von Epopöe oder Lyrik anhaften; mag er die Natur ausgepreßt haben, um ausgiebigere Stoffe für seine Bücher zu gewinnen; mag er Menschen und Dinge mit einer bis zur Verrätherei vergrößernden Beobachtung ins Auge gefaßt haben — meines Erachtens hat er seine staunenswerthen Werke mit dem Leben selbst, dem gemeinen, niedrigen Leben der Menschheit belebt. Er hat sie mit Wahrheit, mit gewollter Wahrheit erfüllt. Irrthümer, die sich ihr gesellen, sind nur deshalb so sichtbar, weil sie sich unverschmolzen offenkundigeren Wirklichkeiten anreihen. Er hat die Menschen seiner Zeit beobachtet, als ob er sie erfunden hätte" (eine bezeichnende, für Zola und unseren Kritiker bezeichnende Wendung!); „und wunderbar bleibt, daß dieser peinliche Registrator menschlicher Erbärmlichkeiten, die im Grunde das ganze Leben ausmachen, im steten Verkehr mit so viel Häßlichkeit seine großherzige Gesinnung und seine künstlerische Begeisterungsfähigkeit nicht verloren hat. Das Werk des Poeten der zeitgenössischen Niedertracht, eines klobigen, kraftstrotzenden, unvollständigen, machtvollen Dichters würde leben und dauern, auch wenn es in den Tagen seines Einzugs in die Welt nicht ein Neues gewesen wäre."

Aber die von diesem Starken heraufgeführte und überherrschte Bewegung ist — nach Charles' fehlbarer Meinung — um. Zur Nachfolge, geschweige zum Ersatz Zola's zeigt sich niemand in der von unserem Censor streng gemusterten Reihe der Mitlebenden berufen. Mit dem Höllenstein seiner Kritik brennt er fort, was ihm halb und falsch, faul und krank scheint. Je lärmender die Mode Scheingrößen emporhebt und lobpreist, desto höhnischer rechnet Ernest-Charles mit ihnen ab. Hänseln und necken ist selten seine Sache. Wie der Misanthrop Molière's liebt er die schneidende, in verletzender Form doppelt verletzende Wahrheit. Häufig wird der Unbefangene dem Unerschrockenen beistimmen, in den meisten Fällen freilich zweifeln, ob der Aufwand des Unmuthes der Bedeutung der in jedem Wortsinn Gezeichneten entspricht. Unbedenklich darf man unterschreiben, was Ernest-Charles gegen Sardou's schnöden Kundenfang vorbringt. Aber wissen wir nicht längst, daß der von unserem Höllenrichter als commerçant des lettres so grimmig Angelassene von Haus aus ein Lustspieltalent war? Sagt er einem Sachkundigen wirklich besonderes mit den Charakteristiken von Octave Mirbeau, Marcel Prévost, Lavedan, Gabriel d'Annunzio? In der Hauptsache trifft er gewiß in Einzelnheiten das Richtige, wenn er das „Journal d'une femme de chambre" als Misthaufen, den Abgott der Duse als geckenhaften, anspruchsvollen Hanswurst, den Autor der „Demi-Vierges" als commis-voyageur pervers, die Romane von Paul Bourget als ewige Abwandlungen desselben psychologischen Snobismus, Lemaître als den pariserischesten Kleinstädter, France als impotenten Meister aller Fälscherkünste, Huysmans als holländischen, vor allem auf seines Leibes Wohlfahrt bedachten Schlaumeier, und ein halbes Dutzend von Stutzern, Gauklern und Banditen mit ähnlichen Spottreden heimsucht. Wenn er — der übrigens in der Regel ein gescheidter, weltkundiger Gesellschafter ist — all das mitunter nur kürzer und kurzweiliger besorgen wollte.

Das verwehrt ihm offenbar sein moralischer Eifer und Uebereifer. Der heutigen grundschlechten Gesellschaft thun nach seinem Ermessen Zuchtmeister noth. Erzieher, Schulmänner, Evangelisten, die Ernest-Charles mit ausgesprochener Vorliebe in akademischen Kreisen sucht. Die Energie von Ferdinand Brunetière imponirt ihm, wiewohl er mit dessen kirchlicher Bekehrung nicht vollkommen einverstanden ist. Emile Faguet, der Gedankenleser aller namhaften französischen Systematiker, zumal der Ethiker, ist gleichfalls ein Mann seines Herzens. Der Kritiker der „Revue des deux mondes" René Doumic, gilt ihm als kluger Kopf. Der Biograph Richelieus, Gabriel Hanotaux, als Geschichtsschreiber, wie er sein soll. Sie alle (und manche andere von unserem Gewährsmann weit überschätzte) Historiker und Rezensenten — Vandal, Rod u. s. w. — erregen sein Wohlgefallen weniger um ihrer selbst und ihrer Werke, als der Erwartungen willen, die er auf sie als die zukünftigen Leiter des sozialen Lebens und Denkens setzt. Von diesem kleinen Häuflein unabhängiger Adelsmenschen hofft er die Niederwerfung der Streber und Schacherer der heutigen Litteratur, deren Treiben er ohne Zweifel naturgetreu schildert.

Der geistige Niedergang, so klagt er unabläßig, ist nur die Folge des moralischen Niederganges. Der Industrialismus ist der Krebsschaden der heutigen Litteratur Frankreichs. Wer mit der Feder im Jahresdurchschnitt 150 000 bis 200 000 Francs verdienen will, darf die Reklamekosten von 20—25 000 Francs für den Band nicht scheuen. Wie der Raisonneur einer Litteratur-Komödie wartet er zur Bekräftigung seines Beweisthemas mit den stärksten, allem Anschein nach nicht einmal übertriebenen Anekdoten auf. Es lohnt der Mühe, nachzulesen, mit welchen dreisten Geschäftskniffen eines skrupellosen Verlegers ein Sienkiewicz mit seinem Quo vadis „gemacht", dank welchen Bücklingen in Redaktionen, Ateliers und Wandelgängen ein so unfähiger Gymnasiallehrer, wie Herr Eugène Lintilhac, sich zum Helfer des Unterrichts-Ministers buchstäblich empor„diener"te.

Die Glaubwürdigkeit dieser Grotesken wird schon durch Scribe's „Camaraderie" verbürgt, der Jammer der — um ein häßliches Wort für eine häßlichere Sache zu gebrauchen — Geldschneiderei in der Pariser Litteratur-Gilde längst durch Balzac's Illusions perdues und die aus unmittelbarer Anschauung geschöpften, viel zu wenig beachteten kulturhistorischen Abschnitte in Karl Hillebrand's Geschichte des Julikönigthums bezeugt.

Niemand aber hat früher und tiefer die Gefahren des Krämergeistes in der Publizistik durchschaut, als derjenige Kritiker, dessen Namen uns an keinem Plätzchen von Ernest-Charles' an sich ganz beherzigenswerther Kontroverspredigt begegnet: Sainte-Beuve. 1839 veröffentlichte er in der „Revue des deux Mondes" seinen (seither im II. Band der Portraits contemporains wiederholten) Mahnruf De la littérature industrielle: Eine Abhandlung, die bei jedem erneuten Studium aufs neue überrascht durch Weitblick und Scharfblick. Wohl hat zu allen Zeiten Erwerbstrieb auch in litterarischen Dingen mitgespielt. Seit der Erfindung des Buchdrucks insbesondere hat die Geldfrage — und das nicht bloß verhängnißvoll — Schriftsteller zur Arbeit bestimmt. Paupertas impulit audax hieß es einst bei Horaz. Lesage schrieb den Gil Blas geradezu für einen Verleger. Im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahr-

hunderts gewahrt man indessen bei den majestätischen, monumental gedachten Lebenswerken der Bossuet, Fénélon, La Bruyère, Montesquieu, Buffon keine Pforte, die zur Krämerbude führt. Allerdings hatten Bischöfe, wie die beiden erstgenannten, der Parlaments-Präsident Montesquieu, der Hofbeamte Buffon und der bedürfnißlose Junggeselle, dem wir die Caractères verdanken, nicht noth, um des lieben Brotes willen zur Feder zu greifen. Voltaire bereicherte sich lieber in kaufmännischen Unternehmungen, als durch seine oft nothgedrungen verleugneten Schriften, Diderot verschenkte in allen Bedrängnissen sorglos seine Arbeiten. Erst Beaumarchais, le grand corrupteur, commença à speculer avec génie sur les éditions et a combiner du Law dans l'écrivain. Im Ganzen blieb aber die große Litteratur unberührt vom Dämon der Habsucht: Schmähschriften, journalistische Straßenräuber bekräftigten als Ausnahmen nur die Regel. Unter dem ersten Napoleon war wenig Muße vorhanden zur Schriftstellerei. Unter der Restauration hielt sich die Litteratur in den Grenzen strenger Selbstachtung.

Der Umschwung oder das Unheil begann mit der Anerkennung des — von Louis Blanc auf das eifrigste bekämpften — Begriffes vom litterarischen Eigenthum. Verschärft wurde das Uebel durch die Ausbreitung des Zeitungswesens, durch die Verquickung des Anzeigentheils mit dem Text großer Blätter. Die meisten Schutzmaßregeln für die Selbstständigkeit der Autoren schlugen zum Unsegen der Litteratur aus. Die Schriftstellerverbände, wie die Gesellschaften dramatischer Autoren, stellten den Geldpunkt mehr und mehr voran. Balzac, der mit der Feder vollenden wollte, was Napoleon mit dem Schwert begonnen, erklärte großsprecherisch in einer Thronrede als Präsident der Société des gens de lettres: jeder französische Litteratur-Marschall solle das Urheberrecht seiner sämmtlichen Werke der Regierung gegen eine einmalige angemessene Abfindung überlassen können. Und er taxirte die Comédie humaine mit ihrem Drum und Dran bescheiden genug auf zwei Millionen Franken. Der ältere Dumas und Eugène Sue überboten sich zur gleichen Zeit in abenteuerlicher Verschwendung, während und weil sich die Zeitungsverleger in Honoraren für ihre Feuilleton-Romane überbieten mußten: als diese „Fürsten der Erzählungskunst“ ein Zeilenhonorar von zwei Franken durchgesetzt hatten, bevorzugten sie wortkarge, dafür mit Frage- und Ausrufungszeichen desto freigebigere Dialoge, bis endlich die Geschäftsleute der Redaktion den Autoren vertragsmäßig Schranken in der Berechnung des nicht mit Worten besetzten Raumes zogen.

Der einzige Trost, der angesichts solcher Verirrungen vor zwei Menschenaltern blieb, ist auch heute noch aufrecht. Unbekümmert um alle Krämerseelen, schrieben Leute, wie Turgénjew, Flaubert, Tolstoi, Renan, Taine nur, wenn sie etwas zu sagen hatten. Ihresgleichen ist bis zur Stunde nicht ausgestorben und ihresgleichen wird immer wiederkehren. Unter uns berufsmäßigen Schriftstellern, die von der Feder leben müssen und leben wollen, gibt es, wie in allen Berufsarten, unsaubere Gesellen, Handwerker, Philister in Menge. Ganz unrecht hatte Zola in seiner im Ganzen nicht durch besonders vornehme Haltung ausgezeichneten Abhandlung über das Geld in der Litteratur gleichwohl nicht die Frage aufzuwerfen: ob Litteratoren, die nur vom Kreise der Käufer abhängig seien, in der jetzigen Welt nicht leichter, besser, unabhängiger ihr Fortkommen finden könnten, als in den Tagen, da die Besten — ein Molière und ein Racine — nach Hofgunst ausschauen mußten? Ein Thema, zu dessen Erörterung die einleitenden Widmungsbriefe von Cervantes zum Don Quixote und leider auch die Biographie eines Ulrich von Hutten unerquickliche Thatsachen beitragen.

Anfang und Ende aller Geschichte und somit auch der Litteratur-Geschichte ist der Kampf der Naturanlagen mit den umgebenden Verhältnissen. In jeder neuen Epoche der Dichtung muß Talent und Charakter der Einzelnen sich behaupten gegen den stumpfen Widerstand der Welt. Die Schwachen und Halben werden auf die Dauer nichts ausrichten gegen große Anfechtungen und kleine Versuchungen. Die Zukunft jeder und somit auch der heutigen französischen Litteratur ist daher wesentlich davon bedingt, ob und wann sich ganze, überlegene, schöpferische Geister melden. Mit noch so wohlgemeinten moralischen Entschließungen und kritischen Rezepten ist in so gefährlichen Krisen nichts auszurichten. Das hat Grillparzer in einem sehr derben, sehr wahren Consilium medicum rund heraus gesagt. Frau Poesie liegt krank. Verwittwet seit geraumer Zeit, ist sie von Zuckungen, Krämpfen, Fiebern heimgesucht. Hippokratisch und homöopathisch, allopathisch und hydropathisch wird sie von gelehrten Aerzten vergeblich behandelt. Endlich kommt ein Land-Bader des Weges:

> Besieht die Kranke beim Tagesschein,
> Erforscht den Puls, die Zunge auch,
> Befühlt die Weichen und den Bauch,
> Zuletzt hebt er mit Lachen an:
> „Die Wissenschaft hier wenig kann —
> Der guten Dame fehlt ein Mann.

In der keiner Erläuterung bedürftigen Gleichnißrede steckt mehr Mutterwitz, als in dem ganzen Buch von Ernest-Charles und einer Bibliothek ästhetischer Schulweisheit.

Wien. A. Bettelheim.

Der Bildungswerth fremder Sprachen.

Wir Deutschen sind das Volk der Philologen; kein anderes Volk treibt mit solchem wissenschaftlichen Eifer fremde Sprachen, todte wie lebende, europäische und außereuropäische. Wir treiben sie aus wissenschaftlichem Forschungstrieb und wir treiben sie, weil wir tiefer als die meisten Völker von dem Bewußtsein durchdrungen sind: die Kenntniß fremder lebender Sprachen ist für den Welthandel, aber auch für den Verkehr der Gebildeten aller Länder untereinander unentbehrlich. Gegen diese beiden Triebfedern zur Beschäftigung mit fremden Sprachen läßt sich nicht das Mindeste sagen.

Nebenher hat sich aber, wiederum in Deutschland mehr als irgendwo sonst, auch die Meinung festgesetzt: in der Kenntniß fremder Sprachen an sich stecke Bildung. Ja vielfach ist sogar die Ueberzeugung verbreitet: höchste Geistesbildung sei unmöglich ohne die Kenntniß fremder Sprachen. Man ist sich allerdings nicht klar darüber, welches Mindestmaß fremdsprachlicher Kenntniß zu höchster Geistesbildung erforderlich ist, ob Französisch und Englisch allein genügen, ob nicht auch Italienisch oder gar Spanisch, ja sogar mit Rücksicht auf die wachsende Bedeutung der russischen Litteratur auch Russisch für den wahren Bildungsmenschen unentbehrlich sei. Für die klassischen Philologen versteht es sich von selbst, daß niemand, der nicht Griechisch und Lateinisch gelernt, auf höchste Bildung Anspruch habe. Hierbei begegnen sie allerdings manchen Schwierigkeiten, so der feststehenden Thatsache, daß z. B. Bismarck's Griechisch äußerst dürftig war, daß Moltke niemals Griechisch gelernt hatte, ja daß auch in Schillers Jugendunterricht das Griechische keine Rolle gespielt hat. Es scheint also doch möglich zu sein, mindestens ohne Griechisch die Höhen menschlicher Bildung zu ersteigen. Und wenn das ohne Griechisch möglich ist, so sollte es doch auch ohne Lateinisch nicht unmöglich sein. Will man z. B. von unseren größten deutschen Dichterinnen, von Annette v. Droste-Hülshoff oder von Marie v. Ebner-Eschenbach, die beide ohne griechischen und lateinischen Unterricht aufgewachsen sind, behaupten, sie stehen nicht auf dem Gipfel menschlicher Bildung?

Es ist bisher noch niemals gelungen, für jedermann verständlich nachzuweisen, daß und welcher Bildungswerth in dem Studium fremder Sprachen an sich liegt. Ueber allgemeine Redewendungen ist man hierbei ebenso wenig hinausgekommen wie bei dem Versuch des Nachweises von der alleinseligmachenden formalen Bildungskraft, die in den beiden alten Sprachen im Vorzuge vor den lebenden Sprachen stecken soll. Da begegnet man häufig dem Satze, den einer dem andern nachspricht: ohne die Kenntniß fremder Sprachen gelangt man nicht zur vollen Kenntniß der Muttersprache. Das klingt sehr schön, nur läßt es sich durch nichts beweisen, und die Erfahrungen der Kulturgeschichte widersprechen dieser Behauptung aufs Schlagendste. Ist es ein bloßer Zufall, daß das sprachgewandteste Kulturvolk der alten Geschichte, die Griechen, und das sprachkünstlerisch höchstentwickelte Volk der Neuzeit, die Franzosen, in der Beschäftigung mit fremden Sprachen am tiefsten stehen? Man denke: die alten Griechen mit ihren lebhaften politischen und kaufmännischen Beziehungen zu allen Völkern des Mittelmeers haben, soweit unsere Quellen reichen, sich niemals das Geringste aus dem Studium fremder Sprachen gemacht. Es ist Herodot nicht eingefallen, für seine Reise nach Aegypten sich sprachlich vorzubereiten, und wir erfahren nicht einmal, daß die Griechen unter römischer Herrschaft Lateinisch getrieben haben. Dagegen rühmen ja unsere klassischen Philologen, und zwar mit Recht, den feinen, den künstlerischen Sprachsinn der alten Griechen, und mit heller Freude erzählen sie den deutschen Gymnasiasten die allerdings sehr lehrreiche Geschichte von der Sprachkunde einer bunt zusammengesetzten athenischen Volksversammlung, die dem Demosthenes einen, freilich absichtlich begangenen, Betonungsfehler sogleich durch allgemeinen Zuruf aufmutzte. Und beneiden wir so überaus sprachkundige Deutsche den Franzosen nicht die Sicherheit, mit der auch ihre untergeordneten Schriftsteller das Französische beherrschen, während unter dem deutschen Philologenvolk selbst angesehene Schriftsteller kein einwandfreies Deutsch schreiben? Nie ist es einem altgriechischen Schriftsteller in den Sinn gekommen, man könne die Empfindung für feines Griechisch stärken durch die Beschäftigung mit dem Aegyptischen, Persischen oder Lateinischen; und kein französischer Philologe oder Schriftsteller glaubt, man werde sich des Wesens der französischen Sprache, der Feinheiten ihres Ausdrucks oder ihrer Syntax erst bewußt und darin fortgebildet etwa durch die Beschäftigung mit dem Englischen und Deutschen. Einzig in Deutschland ist noch immer der Aberglaube verbreitet, der Sinn für die Muttersprache werde durch die Beschäftigung mit Fremdsprachen gestärkt. Wäre das in Wahrheit so, so müßten nicht die Franzosen oder die Engländer, sondern die Deutschen als das Philologenvolk die größten Sprachkünstler sein. Ich glaube aber nicht, daß selbst deutsche Schriftsteller, mit einiger Kenntniß fremder Litteraturwerke aus den Quellen, den Deutschen die Palme der Sprachkunst, ja auch nur der Sprachrichtigkeit zugestehen.

Ich bestreite jeden Zusammenhang zwischen der Beschäftigung mit fremden Sprachen um der Sprachen selbst willen — und höchster Bildung. Die Kenntniß der größten Feinheiten griechischer oder französischer Syntax hat nichts mit geistiger Bildung zu thun. Es mag nützlich sein, die seltensten zweiten Aoriste des Griechischen, die unregelmäßigsten Subjonktive der Vergangenheit im Französischen zu kennen; ich sehe aber keine Brücke, die von dieser Kenntniß zu geistiger Bildung führt.

Wenn alle Beweismittel für den angeblichen Bildungswerth der Fremdsprachen versagen, dann kommt das von der „feineren litterarischen Ausbildung", die nur durch die Kenntniß der Ursprachen der Dichtungen fremder Völker vermittelt werden könne. Gleichviel wieweit man den Kreis der für die wahre Bildung in der That unentbehrlichen größten Dichterwerke aller Völker ausdehnen mag, mindestens ein halbes Dutzend fremder Sprachen kommt hierbei in Betracht. Soll die Kenntniß der Ursprachen der größten dichterischen Meisterwerke der Menschheit unentbehrlich sein zur Erlangung höchster Bildung, dann werden geradezu unmögliche Ansprüche an jeden Menschen gestellt, dem es ernst um die Erreichung der höchsten Bildungstufe zu thun ist. Zu den ewigen Büchern der Menschheit, auch der gebildeten, gehört doch wohl die Bibel, das Alte und das Neue Testament. Glaubt jemand wirklich, daß die Schönheiten des Alten Testaments nur einem Menschen aufgehen, der Hebräisch — nicht etwa stümperhaft, sondern so vollkommen beherrscht, daß er nicht nur mühsam übersetzt, sondern sich auch des dichterischen Ausdrucks der Sprache bewußt wird? Oder kann die Bergpredigt nur genossen werden, religiös oder litterarisch, wenn man Griechisch und zwar neutestamentliches, hellenistisches Griechisch gelernt hat? Soll niemand von sich behaupten dürfen, er empfinde den dichterischen Werth der Ilias und der Odyssee, wenn er nicht Griechisch und zwar auch das Griechische der alten Jonier eifrig getrieben? Will man als unerläßliches Kennzeichen höchster Bildung auch die Forderung aufstellen, man müsse Dante in der Ursprache lesen können, — oder soll man, um für wahrhaft gebildet zu gelten und die Bedeutung des Don Quijote von Cervantes für die Weltlitteratur zu begreifen, ein bis zwei Jahre Spanisch getrieben haben? Oder genießen die Millionen nichtenglischer Knaben, die den Robinson lesen, den Reiz dieser unvergleichlichen Erzählung wirklich so sehr viel weniger, als die Knaben der beiden angelsächsischen Nationen? Oder wollen wir allen denen, die Shakespeare nur in der Schlegelschen Uebersetzung gelesen haben oder denen er in dieser Uebersetzung leichter zugänglich ist als in der Ursprache, die tiefere Würdigung dieses Dichters oder gar höchste Bildung abstreiten? — Aus dieser kleinen, natürlich unvollständigen Aufzählung einiger unsterblicher Dichtungen folgt die überraschende Thatsache: die Mehrzahl der Menschen, auch die Mehrzahl der höchstgebildeten, hat die größten Meisterwerke aller Völker, hat die ewigen Bücher der Menschheit zuerst oder überhaupt nur in Uebersetzungen gelesen und genossen!

Bleibt nur noch die allerdings unbestreitbare Behauptung, daß dem Kenner der Ursprache eines fremden Meisterwerkes dessen Schönheiten deutlicher werden, daß er einen noch stärkeren Genuß davon empfängt. Somit bleibt als Bildungswerth der Fremdsprachen selbst bei litterarischer Beschäftigung nur soviel übrig, daß bei vollkommener Beherrschung fremder Sprachen der Genuß durch fremde Dichterwerke noch um etwas gesteigert werden kann.

Man verstehe mich nicht falsch: ich weiß so gut wie jeder Leser, daß es sehr viele werthvolle Bücher gibt, die noch nicht übersetzt sind, allerdings schwerlich irgend eines der ganz unentbehrlichen Werke der Kulturmenschheit. Ich weiß auch, daß jeder wissenschaftliche Arbeiter die wichtigsten fremden Kultursprachen kennen muß, weil es ihm sonst unmöglich ist, den Stand seiner Wissenschaft zu erforschen, denn von wissenschaftlichen Werken werden ja nur die allerhervorragendsten übersetzt. Die Kenntniß der Fremdsprachen zu solchen Zwecken gehört aber nicht in das Gebiet höchster Bildung, sondern sie ist zumeist eine Frage der Nützlichkeit, genau so wie die Erlernung der Fremdsprachen für den Kaufmann, den Gewerbetreibenden, den Techniker, den Reisenden u. s. w.

In dem noch immer nicht völlig entschiedenen Streit um die Vorherrschaft der alten oder der neueren Sprachen auf unseren höheren Schulen hat die Untersuchung der Frage nach dem Bildungswerth fremder Sprachen überhaupt noch so gut wie gar keine Rolle gespielt. Was man hierüber zu lesen bekommt, ist überwiegend inhaltloses Gerede und Nachgerede, just so wie das Gerede und Nachgerede von dem formalen Bildungswerth des Lateinischen. Will man sich klarmachen, von welcher praktischen Wichtigkeit die Untersuchung des Bildungswerthes fremder Sprachen ist, so lasse man die höheren Knabenschulen aus dem Spiel, für die ja allerlei nicht ausschließliche Bildungsfragen, vielmehr Fragen des späteren Berufs, mitsprechen. Man sehe sich aber unter dem Gesichtspunkt des Bildungswerthes der Beschäftigung mit französischer und englischer Grammatik einmal den Lehrplan unserer höheren Mädchenschulen an! Offenbar herrscht bei den Behörden, die diesen Lehrplan

aufstellen, die Ueberzeugung, der Bildungswerth der Beschäftigung mit der französischen und englischen Sprache für ein heranwachsendes deutsches Mädchen verhalte sich zu dem Bildungswerth aller übrigen Gegenstände zusammengenommen, also des Deutschen, der Religion, der Geschichte und Geographie, der Naturkunde, des Zeichnens, Turnens und Singens, wie 8 zu 22; denn in diesem Verhältniß steht thatsächlich nach den herrschenden Lehrplänen die Vertheilung der Stunden auf den fremdsprachlichen Unterricht und auf alle übrigen Gegenstände zusammen. Selbst wenn größere und für das spätere Leben nützlichere Kenntnisse durch den fremdsprachlichen Unterricht auf unseren Schulen erworben würden, als thatsächlich der Fall ist, so wäre damit noch nichts entschieden für die aus der grammatikalischen Beschäftigung mit den fremden Sprachen zu gewinnende wahre Bildung.

Berlin. Eduard Engel.

Bernhard Baumeister.

Es gibt Schauspieler, die mit proteischer Verwandlungsfähigkeit aus einer Rolle in die andere wie aus einer Haut in die andere schlüpfen, die uns immer wieder durch die Kunst überraschen, wie sie mit jeder neuen Rolle einen neuen Menschen anziehen. Man ist gewohnt, in einem solchen Schauspieler, der gleichsam nie er selbst, sondern immer nur der Mensch ist, den er darstellen soll, den Typus des Mimen zu sehen. Und doch gibt es noch eine andere Art von Schauspielern, die es zur größten Höhe ihrer Kunst bringen, und denen die vielseitige Verwandlungsfähigkeit mehr oder minder abgeht, ja oft völlig fehlt. Das sind die Schauspieler, deren Persönlichkeit trotz aller Rollen, die sie darstellen, immer erkennbar bleibt, und die eigentlich nur dann ihrer Rolle völlig entsprechen, wenn die Rolle ihrem Charakter entspricht. Sie spielen eigentlich immer nur sich selbst. Wenn dieses Selbst eine reiche und starke Natur bedeutet, wird uns der Genuß im Schauspielhaus ein doppelter. Dann vergessen wir nicht den Darsteller über der Rolle, sondern Darsteller und Dargestellter bringen sich wechselseitig unserem Interesse näher. Und mit der künstlerischen Theilnahme erwacht auch das rein menschliche Mitgefühl. Die großen berühmten Schauspieler, deren Kunst den Tag überdauerte, deren Erinnerung im Andenken fortlebte, waren alle keine proteischen Naturen, was natürlich nicht verhindert, daß ihre Natur sehr vielseitig sein konnte, und daß sie viele Rollen spielen konnten, ohne aufzuhören, sie selbst zu sein.

Das Wiener Burgtheater, das einzige deutsche Theater, dessen Spielweise aus hundertjähriger Tradition emporwuchs, ist die rechte Schule für den Schauspieler, der als Mensch eine Persönlichkeit ist. Ja es ist sogar merkwürdig, daß die Verwandlungskünstler hier nie recht Boden fassen konnten. (Wie beispielsweise Bonn und Mitterwurzer in seinen Anfängen. Erst als Mitterwurzer seinen Charakter ausgereift hatte, wurde er zum werthvollen und seiner Zeit unentbehrlichen Mitgliede des Burgtheaters.) Das Burgtheater und sein Publikum haben sich gegenseitig erzogen. Der in Wien geübte Schauspielerkult ist ja im Grunde genommen nichts anderes als eine oft excessive Liebe für die Persönlichkeit; für eine Persönlichkeit, der die Rolle oder das Stück oft nur der Vorwand ist, sich selbst im besten und schönsten Licht zu zeigen. Soll der Dichter sich darüber beklagen? Gewiß nicht! Es gibt ja keine idealere Verkörperung einer Rolle, als wenn das Wesen der Rolle dem Wesen des Schauspielers entspricht. Nur so ist Verinnerlichung möglich. Der proteische Mime wird immer am Aeußerlichen hängen bleiben, im Aeußerlichen seine Tricks und Künste zeigen. Wir sind heute längst über die Eintheilung in Fächer hinaus. Man engagirt nicht mehr Intriguanten und pères nobles, Naive und Sentimentale. Man sucht überall Charakterspieler, das heißt Leute, die einen Charakter, vor allen ihren Charakter spielen können. Der große Persönlichkeitskult und Persönlichkeitsrausch, der die Philosophie und Kunst des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts charakterisirte, hat auch in der Schauspielerei seinen Ausdruck gefunden. Um dem Dichter zu dienen, soll sich der Schauspieler nicht seiner Persönlichkeit enteignen, sondern er soll ihm dienen kraft seiner Persönlichkeit.

Der Typus des Schauspielers, der immer und unter allen Umständen er selbst bleibt, und dessen große Kunst darin besteht, mit dieser seiner eigenen Persönlichkeit dem Dichter zu dienen — ist Bernhard Baumeister, der nun vor wenigen Tagen seine goldene Hochzeit mit dem Burgtheater beging. Fünfzig Jahre Burgtheater — eine lange Zeit! Laube, Wolf, Halm, Dingelstedt, Wilbrandt, Förster, Burckhardt, Schlenther herrschten in diesem halben Säkulum. Generationen von Schauspielern und Generationen im Publikum lösten einander ab. Die Zeiten änderten sich, mit ihnen der Geschmack. Neue Ziele kamen auf. Altes sank zu Grabe. Baumeister blieb, der er war. Er hat an fünfhundert Rollen gespielt im Burgtheater; aber die Rollen, in denen er groß gewesen, lassen sich an den Fingern der Hand herzählen. In diesen paar Rollen war er dann allerdings größer als irgend ein Schauspieler seiner Zeitgenossen, und seine Zeitgenossenschaft umfaßt ein halbes Jahrhundert. Die Rollen, in denen er als Muster und Meister erscheint, sind der Richter von Zalamea, Götz, Falstaff, der Erbförster. Die spielt ihm heute niemand nach. In anderen Rollen war er gewiß auch vortrefflich, alles Lobes wert, aber doch nur ein Darsteller wie andere auch. Er war ein wackerer Kent, ein prächtiger, patriarchalischer Nathan, ein braver Gottschalk im „Käthchen“ ein interessanter Sartorius („Das Erbe“). In seinen jungen Jahren spielte er Naturburschen und Liebhaber, und sein erster Erfolg am Burgtheater am 18. Oktober 1854 war der Fechter von Ravenna. Alle Direktoren schätzten ihn als tüchtiges Mitglied und ernsten Künstler, aber sein Stern ging strahlend erst unter Wilbrandt auf, als er am 30. Mai 1882 den Richter von Zalamea spielte. Pedro Crespo, der Erbförster und Götz, das sind ungefähr die drei Figuren in denen Baumeister selbst, wenn wir an die Idee der Seelenwanderung glauben wollen, einmal gelebt haben mag. Das sind Menschen mit starkem, ja starrem Rechtsgefühl, gradlinig in ihrem Wesen, einfach und schlicht in ihrem Denken, mit einem Herzen voll Güte, aber auch voll Leidenschaft für die Wahrheit, in der gegen das Leben gepanzerten Brust. Das sind keine Menschen mit weitem Horizont, das sind Menschen von Muskeln, nicht von Nerven. Sie sind gesund gewachsen wie der Baum im Walde, und unter ihrem Schutze läßt sich gut ruhen wie unter einer schirmenden Krone. Baumeister's Organ ist nicht sehr modulationsfähig, ebenso wenig seine Technik. Er ist kein Mann, der interessante Masken macht. Er verstellt weder sein Gesicht noch seine Stimme, so wenig er sein Wesen verstellen oder verkleiden kann noch mag. In seinen Anfängen rügte man wiederholt, daß sein Organ nur wenig Töne umfasse. In einer sehr hübschen und lesenswerthen Schrift, die sein junger Kollege am Burgtheater Ferdinand Gregori*) zu seinem Jubiläum verfaßte, sagt dieser, der als Schauspieler wie als Schriftsteller ein trefflicher Beobachter ist: „Bei Baumeister überwiegt die Persönlichkeit, die sich ihre eigene Technik schafft, noch das Talent“. Und damit trifft er in der That den Kern der Baumeister'schen Charakteristik. Baumeister ist so, wie er seinen Menschen darstellt. Diese Güte und Liebe quillt aus seinem Herzen, der Zorn flammt aus seiner Brust und dieser Humor ist sein ureigenstes Gewächs.

*) „Bernhard Baumeister“ von Ferdinand Gregori, Heft 18 der „Modernen Essays zur Kunst und Litteratur.“ Herausgeber Dr. Hans Landsberg

Baumeister ist ein Künstler der Ruhe und des Behagens. Die Augenblicke, da er zwischen einem Worte und dem folgenden, einer Geste und der anderen eine Pause legt und wir nun in Erwartung sind, sei es eines Ausbruchs des Gefühls, sei es eines Scherzes, sei es der Empörung und des Zornes, diese Augenblicke der Ruhe sind immer Höhepunkte seiner Kunst. Ueberhaupt ist Baumeister sehr sparsam mit der Geste; aber um so eindrucksvoller ist sie bei ihm. Man hat immer die Empfindung, als ringe sich jede Bewegung erst von seinem Körper wie von seiner Seele los. Man begreift, daß Baumeister in seiner natürlichen Schlichtheit, mit dem absoluten Fernhalten jeder Komödianterei, mit der Unfähigkeit zur Pose wenig oder gar nicht geeignet war, glänzende Liebhaber, brillante Bühnenhelden darzustellen. Nie war ein großer Schauspieler von Virtuosenthum weiter entfernt als er. Und ich kenne keinen deutschen Schauspieler, dessen Kunst so unabhängig von jeder Schule, so ganz aus sich selbst heraus erwuchs. Wie Baumeister als Mensch und als Persönlichkeit sich entwickelte, so entwickelte er sich auch als Künstler.

Sein Lebenslauf ist so einfach wie möglich. Am 28. September 1828 wurde er als Sohn eines preußischen Beamten in Posen geboren. Mit 18 Jahren ging er zur Bühne. Eine Zeitlang war er in Schwerin, dann durchquerte er wandernd mit einer Schmiere Pommern, dann kam er nach Stettin, 49 nach Hannover, 50—52 spielte er in Oldenburg und durfte sogar den Marc Anton und den Mortimer mimen. Am 7. Mai 1852 debütirte er im Burgtheater. Sein Jubeltag ist nun mit allen möglichen Ehren begangen worden. Man begreift draußen im Reiche schwer, wie solcher Jubel, wie solche Begeisterung einem Schauspieler sein Fest rüsten können. Aber das Burgtheater — mögen sich die Wiener auch zu seinen Darbietungen, zu seinen Leitern stellen wie immer und mögen sie auch manchmal, und manchmal gewiß mit Recht, tadeln und sich erbittern — das Burgtheater, wie es auch sein mag, ist nun einmal den Wienern ans Herz gewachsen. Sie feiern die Feste des Burgtheaters wie Feste im eigenen Hause. Und etwas vom naiven Ueberschwang eines häuslichen Geburtstags- oder Namenstagfestes hat solch eine Jubelfeier im Burgtheater allemale. Die Kunst kommt dem Wiener in der Schauspielkunst immer am nächsten. Und in der Schauspielkunst ist es nicht die Technik, das Aeußerliche, ja nicht einmal das Künstliche und Künstlerische, was ihn ergreift, sondern das Menschliche, die Persönlichkeit, die von der Bühne herab Kontakt mit den Zuschauern sucht und findet. Und was man in Baumeister liebt und feiert, das ist vor allem der prachtvolle Mensch mit dem heißen Herzen und den lachenden Augen.

Wien. Rudolph Lothar.

Aus dem Lande der Mitternachtssonne.*)

Reiseerinnerungen.

I.

Ich kann kein Epitheton finden, das für diese Reiseerinnerungen passen würde. Sie rühren nämlich aus einer Gemüthsstimmung her, in der keine Kritik selbst die bizarrsten Eindrücke hinderte, Gewalt über meine Seele zu erlangen. Nie hat eine Reise selbst in die bezauberndsten Länder des Südens den berückenden Eindruck auf mich gemacht, wie diese Reise in dem bleichen Licht des Mittsommers hinauf zu dem Kulturherd oberhalb des Polarzirkels in unserem eigenen Lande.

*) Aus dem Manuskript übersetzt von Francis Maro.

Wie ich nun hier sitze und suche, das zu sammeln, was ich auf der Reise selbst schrieb, und das, was die Erinnerung bewahrt hat, kommt es mir in den Sinn, wie anders der Eindruck wurde, als ich mir von Anfang an gedacht, wie anders und doch — wie gleichartig.

Wie gut erinnere ich mich nicht an die lange Seereise hinauf nach Luleå. Das Schiff war voll von Leuten, und es herrschte Gesellschaftsleben an Bord. Beinahe alle hatten dasselbe Reiseziel, und beinahe alle waren von der Spannung erfüllt, die man empfindet, wenn man etwas schauen soll, wovon man viel gehört, aber was man nie gesehen.

Aber die ganze Zeit ging ich mitten in Gespräch und Geselligkeit einsam mit meinen Gedanken umher.

Ich sehnte mich nach dem Land der großen Wildniß, wo Boden urbar gemacht wird, und wo in den Sinnen der Menschen Zukunftsträume sprießen, verwoben mit dem hellen Licht, das die Sonne gibt, wenn sie niemals untergeht. Ich hörte das Rauschen von Wasserfällen in meinem Ohr, und meine Augen sahen Landschaften von Wildniß und Wald, über denen sich die Bergriesen mit weißen Feldern sonnenbeglänzten Schnees erhoben.

Ich sah und hörte das, wenn die Sonne hoch am Himmel stand und das fröhliche Geplauder meiner Reisekameraden an mein Ohr schlug. Ich sah und hörte dasselbe, wenn ich Nachts einsam an die Reling gelehnt stand, und das Dampfboot das ruhige Wasser in weitem Schwall durchschnitt, während der Strand in einer dunklen wellenförmigen Linie schimmerte, über der der Himmel licht war.

Mit einem wunderlichen Gefühl des Entzückens merkte ich an den länger werdenden Tagen, wie wir uns mit jedem Schlag des arbeitenden Propellers dem Norden näherten. Und in mir stieg ein großes, warmes Gefühl auf, das ich nicht in Worte hätte kleiden können.

Es war, als zöge ich aus, um Brüder zu treffen, von denen das Schicksal mich getrennt und die ich nie gesehen. Denn an die Menschen dachte ich, an die Menschen, die in dem fernen Norden leben, zusammengehörig mit der großen Natur der Wildniß, deren Eindruck dem gleicht, den man etwa empfangen würde, wenn man ein Meer sehen könnte, dessen gewaltige Wogen zu Eis erstarrt wären.

II.

Eine wunderlichere Eisenbahnfahrt habe ich wohl nie gemacht, als da ich in vollem Sonnenschein mit dem Zuge den langen Weg von Luleå nach Gellivara fuhr. Ich bin nun so viel in Schweden gereist, daß ich ruhig hinzufügen kann: größere und mächtigere Eindrücke kann eine Eisenbahnreise kaum schenken. Und es ist das Gefühl des durch öde Wildniß gebahnten Wegs, das hier überwältigend wirkt.

Nichts kann sich mit dieser einzigen Fahrt vergleichen, die durch niedrigen Wald geht, durch Moore, die unerschlossene Reichthümer bergen, über große, öde Strecken, deren Schweigen das Rasseln des Bahnzuges und das Stöhnen der Lokomotive mit einem eintönigen Getöse durchbricht, das in dieser Umgebung feierlich wirkt. Mitten in der Oedelandschaft passirt man die Besitzung Sandträsk, wo die langen Reihen frisch gepflanzter Birken noch ganz kahl aussehen, nur kleine feine, beinahe unsichtbare Knospen tragend. Man sieht Stationennamen, die in dem Ohr des Reisenden fremd erklingen, Namen, wie Lakaträsk und Murjek, Nattavara und Nuortikon. Um 7 Uhr 35 Minuten Abends passiren wir den Polarkreis, und die ganze Zeit steht die Sonne so hoch am Himmel, als wäre es noch Mittagszeit.

Dieses unveränderliche, blendende Licht, diese große öde Wildniß, dieser Wechsel von versengter Erde, über die das Waldfeuer gezogen ist, und ungeheurer Strecken niedrigen Waldes, — unendliche Weiten, deren Boden von der dunklen Zwergbirke bedeckt ist, — all das gibt gerade den Ein-

druck, den ich erwartet hatte. Ich erinnere mich nicht, daß ich auf der ganzen Reise, von der Plattform, die ich kaum auf einen Augenblick verließ, mehr als einen einzigen Menschen sah. Das war ein Mann, der von einem schwarzen Lappenhund gefolgt durch die Moore ging. In dieser Einsamkeit wirkte der Anblick seltsam melancholisch, obgleich er natürlich etwas ganz Alltägliches war. Das Wunderlichste war, diese ungeheure Strecke durch Wälder zu fahren, die nichts von dem Vogelleben haben, an das wir im Süden gewöhnt sind. Der Waldvogel, der den Lärm scheut, ist natürlich da. Aber von all den gewöhnlichen Vögeln, Sängern oder Krähen, die unsere Wälder bevölkern und ihnen Leben geben, konnte ich ganze Stunden lang kaum einen einzigen entdecken.

Ich stand und sah all das an. In vollem Sonnenschein, im herrlichsten Licht gebadet lag diese unendliche Wildniß vor meinen Augen, und während der Dampf uns weiter jagte, überkam mich ein wunderliches Gefühl. Wie lange hatte diese Landschaft ihren Winterschlaf geschlafen, während in begünstigteren Gegenden die Menschen ein menschlicheres und glücklicheres oder wenigstens leichteres Leben führten. Da, vor der harten Wirklichkeit, die ihre Sagen ohne Worte in meinen Sinn einzeichnete, glaubte ich zu verstehen, welcher Wahnsinn in der Redensart von dem Glück des ungestörten Naturlebens liegt. Ich sah — mitten in dem herrlichen Sonnenlicht, das über glitzerndes Mittsommergrün fiel — plötzlich die ganze Gegend verwandelt, im Winterkleide. Ich glaubte das Nordlicht über funkelndem Schnee flammen zu sehen, die Luft war neblig und kalt, die Bäume, an denen wir vorbeieilten, nahmen phantastische, erschreckende Gestalten an. Sie bekamen Gesichter, die zusammengeschrumpft waren, scharfe Gesichter mit geheimnißvollen Augen, die aus dem Dunkel glühten; die Aeste krümmten sich drohend und furchtbar, wie Kinder aus Sagen von Riesen und Zauberern, zu lauter wilden Gliedern, die die Knorrigkeit des Todes und die entsetzensvolle Majestät des Verzerrten hatten. Ich glaubte wie in einer Vision zu sehen, was diese Gegend einst gewesen, bevor beherzte Männer dort oben das Land urbar gemacht. Und während der Zug über die öden Moore eilte, hatte ich das Gefühl, als könnte ich in der Phantasie der wilden Energie der Männer folgen, die einmal einen unmöglichen Traum zu träumen geglaubt, als sie zuerst mit dem Gedanken hervortraten, einen Weg durch Lappmarken zu bahnen, diesem Gedanken, der in unseren Tagen Wirklichkeit ist. Der Laut der Lokomotive erklang in meinem Ohr wie eine Siegesfanfare. Eine stolze Aeußerung der Kraft und des Selbstgefühls menschlicher Arbeit. Es war, als trüge sie mich vorwärts auf dem stolzen Siegeswagen der Phantasie, von dem Almquist spricht und der sich von dem der Phantasterei dadurch unterscheidet, daß er wirklich über die Abgründe des Lebens führt. Und welcher Abgrund kann wohl größer sein, als diese schwedische Armuth, die so lange die nördlichsten Theile unseres Landes von der Zusammenarbeit mit den übrigen abgeschnitten hat?

Aber während der Zug mich weiter führte, und all diese Gedanken mich immer heftiger erfüllten, je höher wir nach Norden kamen, wuchs in mir eine Phantasie empor, die eigentlich die Umbildung eines sehr alten Märchens war. Ich erinnerte mich des Märchens von der stolzen Mutter, die drei Töchter hatte, von denen das jüngste Aschenbrödel genannt wurde. Denn sie war nicht schön, nichts an ihr zu sehen, darum saß sie hinter dem Herde versteckt, während die beiden andern zu Gastmählern gingen und Freier fanden.

Aber am Schluß des Märchens, da wurde das Aschenbrödel die glücklichste und reichste der drei, und in Dankbarkeit gegen das Schicksal, das sie schließlich glücklich gemacht, vergaß sie, daß sie selbst vergessen worden war, und ließ ihre Anverwandten Theil an ihrem Glück haben.

Ich dachte noch daran, als die Gegend ihren Charakter änderte und aus der Wildniß sich der blaß blauende Fels erhob. Da vergaß ich diese Gedanken und überhaupt alles andere, über dem, was ich sah. Der Zug dampfte in ein Thal von unbeschreiblicher Schönheit, umgeben von Felsen mit kleinen, weißen Schneefeldern, durchschnitten von See und Aelf. Da ging ich lange in der hellen Nacht umher und vergaß, daß die Reise eigentlich ermüdend und lang gewesen war. Da vergaß ich alles andere über dem Anblick der Mitternachtssonne, die um 1 Uhr über dem Kamm des blauen Felsens aufging und Strahlen von Licht über das ganze Thal warf.

III.

Es sind ein paar Tage seit dem Abend vergangen, an dem ich — nicht „Dundret", sondern die über dem Malmberg liegende Anhöhe „Välkomman" — bestieg, um von dort die Mitternachtssonne zu sehen. Jeden Tag habe ich gedacht, daß ich versuchen wollte, den Eindruck dieser Fahrt zu schildern, und jeden Tag habe ich den Versuch wieder hinausgeschoben. Der Eindruck ist mir noch zu nahe, und ich weiche davor zurück, ihn wiederzugeben, so wie wenn man eine große Freude gehabt hat und nicht Worte finden kann, um sie auszudrücken.

Dieses helle Licht hier oben! Es ist merkwürdig, daß es mir so verschieden von allem erscheint, was ich früher von Wundern der Natur gesehen, daß es mir geradezu mystisch vorkommt. Alles Zauberische, Geheimnißvolle, Wunderbare pflegt man ja im allgemeinen mit Dunkelheit, Dämmerung oder wenigstens Mondschein in Zusammenhang zu bringen. Aus den langen Winternächten leiten wir im allgemeinen die Sagenwelt oder den Zug zur Romantik her, der durch unseren ganzen Volkscharakter geht. Aber das Verlangen, die Natur rings um die kleinen rothen oder grauen Häuschen zu bevölkern, die frei vom Walde auf dem abgeholzten Boden liegen, ist wohl nirgends in unserem Lande in so hohem Grade entwickelt als in Norrland, vielleicht am meisten in seinen allernördlichsten Theilen. Hier kann man noch Menschen, die weder Theosophen noch Spiritisten sind, und die ihren Aberglauben also noch nicht in Wissenschaft verwandelt oder in ein System gebracht haben, stolz und gläubig erzählen hören, was „sie gesehen haben". Weiße Gestalten, die durch den Wald gegangen sind. Seufzer, die aus der Wildniß kamen. Kleine Kinder, die auf der Flurtreppe saßen und in dem Augenblick verschwanden, in dem man sie ansprach. Hier ist der Wald von geheimnißvollen Wesen bevölkert, deren Namen niemand weiß. Die Seen haben ihre Einwohner ebenso wie die rasch dahineilenden dunklen wirbelnden Aelfe, und sowohl das Volk des Waldes wie das des Wassers hat seine Thierherden, die den unseren gleichen, nur daß sie viel besser und schöner sind. Alle diese Wesen stehen in wunderbarer Weise in irgend einer Verbindung mit den Menschen, die in ihrer Nähe wohnen, und sie fordern all die Rücksicht, als ob sie friedliche Nachbaren wären, die nur verlangten, daß man sie in Frieden ließe.

Daß all dieser kindliche Glaube weiterlebt, kann ja sehr wohl daher kommen, daß er am besten in weltfernen Gegenden gedeiht, und es mag ja sein, daß die Abgetrenntheit dieser Gegenden von dem übrigen Schweden viel dazu beigetragen hat, diese Sagen lebendig zu erhalten und ihnen eine nahezu alltägliche Frische zu geben, die man anderswo nur selten antrifft. Aber es ist auch möglich, daß hier eine andere Ursache vorhanden ist. Und während ich umherging, von der Stimmung durchdrungen, die das Leben in diesen Ortschaften bringt, hat nichts mich so lebhaft berührt wie dieses niemals wechselnde klare Licht, das die Nacht in Tag verwandelt und den Tag selbst zu etwas anderem macht, als er zu sein pflegt. Am ersten Abend, als ich ankam, sah ich von unten dieses herrliche Thal, das auf der einen Seite von dem mächtigen Gellivara-Dundret begrenzt wird, dessen Schneefelder in der Sonne leuchten, auf der anderen von majestätischen, bewaldeten Höhen, sah, wie die Sonne nur für ein kurzes Weilchen hinter eine Anhöhe niederglitt, um sich mitten in der Nacht wieder zu erheben, klar und strahlend wie am Tage. Wenn es trübe war, zeigte doch das starke Licht, daß die Sonne niemals fort war; und nun, wo mich dieses Licht durch viele Nächte

verfolgt hat, will es mir scheinen, als hätte es angefangen, auch mich selbst empfänglich für Sagen und Spuk allerlei Art zu machen. Es ist nicht die Dämmerung, die das bewirkt hat. Denn eine Dämmerung habe ich kaum gesehen. Und ohne, daß ich sagen kann, ob meine Vermuthung richtig ist, verfolgt mich doch stets das Gefühl, daß die Sonne ebenso gut Mystik in einem Volkscharakter zeitigen kann — ja vielleicht noch mehr — als nur je das Dunkel. Denn nicht nur der Sommer ist hier über dem Polarkreis hell. Auch die Winternächte sind heller als in der Stockholmer Gegend, und das Nordlicht tritt im Winter an die Stelle der Sommersonne.

Sicher ist, daß in der Wildniß vieles sich begibt, worüber wir ja lächeln sollten, aber das kann man hier oben nicht, ganz einfach deshalb, weil, wenn all dies nicht geschähe, das Oedeland nicht mehr das wäre, was es ist. Hier zieht der Bauer an einem Sommermorgen aus, um zu jagen, und gerade gegenüber sieht er den Auerhahn auf der Spitze der niedrigen Föhre sitzen. Er hat vortreffliche Schußweite, und er schießt, aber der Schuß trifft nicht, der Auerhahn bleibt sitzen. Das macht ihn stutzig, denn er weiß, daß er nicht fehlzuschießen pflegt, und zugleich hört er einen anderen Schützen, nicht weit weg, der ebenfalls schießt. Er lädt aufs neue und wiederholt den Schuß. Wieder hört er den anderen Schützen, der seinen Schuß erwidert. Er erwägt, ob es das Echo sein kann, und er schießt zum dritten Male. Aber da hört er deutlich, wie der andere den Hahn seiner Büchse abschraubt, um sie in Ordnung zu bringen. Er hörte es so deutlich, als hätte er seine eigene Büchse auseinandergeschraubt, und die ganze Zeit sitzt der Auerhahn heil vor ihm auf der Föhre. „Jaso, bist du ein solcher", sagt der Bauer und geht resignirt davon, überzeugt, daß unter solchen Verhältnissen seine Schießkunst nichts ausrichten kann.

Aber im nächsten Jahr kommt er wieder her und steht wieder am Rand desselben Sumpfes, wieder steht er vor derselben Föhre, und wieder sitzt ein Auerhahn auf der Spitze der Föhre. Da legt er die Büchse ans Auge und feuert ab, und da fällt der Auerhahn mit blutigem Flügel zu Boden. Aber im selben Augenblick hört er, wie es im Walde ruft, so, als schrie jemand vor Schmerz auf, und als er den Vogel aufhebt, ertönt eine Stimme, die ihn beim Namen ruft. Er geht um den Sumpf, denn er erwartet jemanden dort zu finden. Tiefer und tiefer geht er in den Wald hinein, aber da er niemanden sehen kann, begreift er endlich. Da bleibt er stehen und sagt: „Jaso, du willst mich jetzt narren, weil ich deinen Auerhahn erschossen habe." Darauf dreht er um, kehrt auf bekannten Pfaden nach Hause zurück, und dann erzählt er jedem, der es hören will, was ihm an einem klaren Sommermorgen widerfahren ist.

Aber wenn es im Walde seufzt, wenn die schweren Schmerzenstöne so wie von klagenden Kinderlippen übers Moor klingen, dann ist es nicht mehr gerathen, draußen zu sein, denn dann gehen die todten Kinder um, die heimlich eingescharrt wurden und kein christliches Begräbniß bekommen haben. Wenn nun der Ansiedler durch den Wald geht und das Weinen hört, da bleibt er stehen und entblößt wohl auch das Haupt. „Von der Erde bist du gekommen, zu Erde sollst du wieder werden," beginnt er, und dann spricht er von dem alten Begräbnißformular alles, woran er sich erinnern kann. Dann verstummt das Jammern im Oedeland, und der Ansiedler setzt seinen Weg fort, froh, dem Todten Ruhe gebracht zu haben.

Man würde nie zu Ende kommen, wenn alles Derartige erzählt werden sollte. Hier gehen Sagen von Lappen, die sich nach einem Fest zur Ruhe gelegt und gesehen hatten, wie rothgekleidete Lappen sie bis zum hellen Tage umtanzten. Hier gibt es Geschichten von Mädchen, die zur Mittsommerzeit in Scheunen erwachten und jede ihren weißen Leichenschrein im hellen Lichte vor sich auftauchen sah. Das wird nicht als Sage erzählt, solche Geschichten gibt es wohl auch, aber die meisten derartigen Erzählungen werden als persönliche Erinnerungen vorgebracht, und keine Macht der Welt kann den Glauben des Erzählenden erschüttern.

Ich weiß, wie dieser Glaube in den klaren Sommernächten ansteckt, und diese und ähnliche Erzählungen waren es, die mich an dem Abend verfolgten, als ich auszog, um die Mitternachtssonne zu sehen. Ich hatte mir vorgenommen, einen anderen Ort zu finden, als Dundret, wo es von Touristen wimmelt. Neben dem Malmberg liegt gleich über der höchstgelegenen Grube desselben Namens ein Berg, der Välkomman genannt wird. Man fährt beinahe bis zur Spitze hinauf und hat dann einen trockenen, bequemen Weg zu gehen. Zu dieser Jahreszeit sieht man hier die Mitternachtssonne ebenso gut wie vom Dundret, und die, welche beide Berge besucht haben, ziehen die Aussicht vom Välkomman vor, von dem man gerade in den tiefen Thalgang des Linaälfs hinabsieht, die gewaltigen Flanken des Dundrets ganz nahe hat und bei klarer Luft die Schneefelsen mit der Spitze des Kebnekaises in der Ferne glitzern sieht.

An diesem Abend bot die Aussicht vom Välkomman ein Schauspiel, das der gerade Gegensatz von dem war, was man sich zu wünschen pflegt. Aber man wünscht sich ja bekanntlich nicht immer das Beste. Der Himmel war ganz klar. Im Anfang zeigte sich nur eine kleine Wolke, die die Sonnenscheibe verschleierte, ohne sie ganz zu verbergen. Die Klarheit der Luft war unbeschreiblich, und das bleiche Licht, das der Mitternachtssonne eigen, breitete über die ganze Gegend einen Schimmer, der geradezu zauberisch wirkte. Aber gleichzeitig stieg von den Wäldern, von den Felsen, von den Sümpfen, von den Flüssen, von der ganzen weiten Gegend — es hatte nämlich im Laufe des Tages geregnet — ein Nebel auf, der wohl die fernsten Felsenspitzen verbarg, aber an und für sich ein Naturschauspiel gewaltigster Art war. Ich habe den Nebel in phantastischen Formen über dem Meere aufsteigen sehen. Ich sah ihn vom Meere über die Thalgänge der Schären stürzen und sich gleich rollenden Lawinen zu der kompakten Masse ballen, die eine ganze Gegend verdunkelt. Aber nie sah ich etwas Aehnliches wie diese gewaltigen Wolken, die, von den Strahlen der Mitternachtssonne beleuchtet, am Fuße der Berge tief unter uns hinanstiegen. Der Nebel kroch den breiten Flanken des Dundrets entlang, lagerte sich über den weiten Mooren, schimmerte wie ein großes stilles Wasser, aus dem die Baumwipfel emporragten, einen ganzen Archipel von träumenden Inseln und Meeren bildend, die in der Ferne vertonten. Und auf der andern Seite fiel er wie ein ungeheurer erstarrter Wasserfall in riesenhaften Formationen zwischen den Spitzen der Felsen nieder, die in diesem endlosen Weiß unterzugehen schienen, über das die Sonne ihren vollen Schein warf. Es war, als wäre man in die Urzeit versetzt und sähe, wie aus weiter Ferne eine gewaltige Masse schreitenden Eises herankäme, die immer näher und näher glitte und mit ihrem mächtigen Gewichte in ihrem Laufe die Berge zermalmen würde, vor unsern Augen jene Naturrevolution ausführend, von der die Naturwissenschaften erzählen.

Das ist meine Erinnerung an die Mitternachtssonne, und sie verknüpft sich mit all den Sagen und Mythen, die mich auf jener Reise von jenen erreichten, deren Leben der großartigen Natur Lappmarkens angehört. Vor solchen Schauspielen will man nichts leugnen, nichts verwerfen. Man läßt das Ganze wirken, wie es kann und will, und was wir wissen und gelernt haben, sinkt zu einem Nichts zusammen vor dieser Zusammenwirkung von Sage und Natur in der Phantasie.

IV.

Will man ganz verstehen, was die große Kulturarbeit bedeutet, die in den letzten Jahren mit einem Schwunge und einer Energie, die wohl kaum ihres Gleichen in der Kulturgeschichte unseres Landes haben dürfte, in den nördlichsten Punkten des Landes betrieben worden ist, so geschieht dies vielleicht am besten durch kleine anekdotische

Details. Diese Details charakterisiren die Gegend. Sie erzählen, was die große Einsamkeit aus Kulturmangel und Armuth schafft. Sie erzählen auch, wie in dieser öden Gegend die Sehnsucht und das Bedürfniß nach etwas geweckt werden kann, das mehr ist als das tägliche Brot und die schläfrige Ruhe nach nothgedrungener Arbeit.

Aber zuerst muß ich vielleicht die vielen, die diese Gegenden niemals besucht haben, erinnern, wie groß Norrbotten eigentlich ist. Es ist größer als jedes der Königreiche Portugal oder Irland, mehr als anderthalbmal so groß als ganz Schottland, fast dreimal so groß als ganz Dänemark und mehr als dreimal so groß als die Niederlande oder Belgien; ja, es gibt verschiedene Kirchspiele, die jedes für sich größer sind als z. B. das Königreich Sachsen oder Württemberg.

In Beziehung auf Norrbotten hat sich das eigenthümliche Verhältniß geltend gemacht, daß wir es so wenig kennen, daß wir Vergleiche aus der Geographie des Auslands zu Hilfe nehmen müssen, um uns eine Vorstellung von seinem Flächeninhalt zu machen. Es war Zeit, daß die Eisenbahn kam und uns einander nahe brachte, und dies — die Entfernungen zu neutralisiren, die Nationen und entlegene Landesenden trennen — ist ja eine der vornehmsten Kulturaufgaben der Eisenbahnen. Wenn ich zu dem Gesagten hinzufüge, daß der Pastor von Gellivara nur für seine Hausprüfungsreisen eine Wegstrecke von 80 Meilen zurücklegt, so dürfte wohl genug gesagt sein, damit man sich eine lebendige Vorstellung machen kann, was die Entfernungen in Lappmarken bedeuten.

Hier oben im Norden ist es nicht so leicht all die Verordnungen und Gesetze, die in dichter bevölkerten Ländern langsam dazu beigetragen haben, die Verhältnisse zu ordnen und Kultur zu schaffen, überall und immer zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Daraus geht auch hervor, daß so manches von dem, was im Innern des Landes schon als überwundener Standpunkt angesehen wird, hier im höchsten Grade nothwendig und nützlich ist. Das ist z. B. mit den Hausprüfungen der Fall, die in manchen dieser Gegenden die Rolle der einzigen Triebkraft spielen, die das Volk überhaupt bewegen kann, in einem Buch zu lesen. Da kommt der Pfarrer z. B. in ein entlegenes Dorf, in dem die ganze Bevölkerung finnisch spricht. Er hält seinen gewöhnlichen Vortrag, und vielleicht gibt diese wunderliche Umgebung seiner Phantasie Leben und legt Herzenswärme in seine Worte. Erstaunt sitzen diese Menschen da und hören ihm zu. Ja, ihr Interesse zu hören ist so groß, daß sie ihm meilenweit durch die Felsen folgen, ihm folgen von Dorf zu Dorf, so daß er darauf rechnen kann, an drei verschiedenen Orten dieselben Zuhörer zu haben. Manchmal kann es zu ernsten Disputationen kommen, so als kürzlich ein junger Bauer dem Pastor Irrlehren vorwarf, weil er beim Konfirmationsunterricht den Weibern sagte, sie sollten in der Hitze ihre Kopftücher abnehmen. Der Bauer stützte sich auf Paulus, der vorschreibt, das Weib solle sein Haupt bedeckt haben, und der Bauer nahm Paulus ernst. Der Pastor behalf sich mit einem argumentum ad hominem. Er antwortete, daß Paulus an gleicher Stelle den Männern gebot, unbedeckt zu sein, und er fügte hinzu: „Und hier sitzt ihr alle mit den Hüten auf dem Kopf!“ Das bewirkte, daß die Hüte herunterkamen aber schnitt die Diskussion nicht ab.

Hier findet man auch sowohl Lesekundigkeit als Selbständigkeit, eine Art zähen und kindlichen Kleinigkeitsglauben, der mit wirklicher Religiosität Hand in Hand gehen kann. Aber ebenso findet man auch tiefe Unwissenheit, und wo man sie findet, erstreckt sie sich meistens auf ein ganzes Dorf. Hier sitzen die alten, ganzerwachsenen Konfirmanden nicht stille bei der Prüfung. Vor Beschämung über ihre eigene Unwissenheit schwitzen sie und zittern, wenn die Reihe an sie kommt. Große, lange Kerle stehen auf und verschwinden langsam durch die Thüre, sie verstecken sich, um nicht über die Unwissenheit erröthen zu müssen, die sie zu Boden drückt. Einmal ums andere muß der Pastor die Prüfung unterbrechen und hinaus gehen. Er sucht die Widerspenstigen auf und führt sie herein wie ungehorsame Schulkinder. So tief sitzt die Scheu in diesen Ansiedlern der Wildniß, daß diese Scene sich einmal ums andere wiederholt. Es ist eine wunderliche Hausprüfung, und als sie zu Ende ist, erhebt sich der junge Pastor, und ohne darauf zu achten, daß er seine Popularität zerstört, hält er eine Strafpredigt. Er schenkt ihnen reinen Wein über ihre Unwissenheit und Stumpfheit ein. Große, lange Kerle, die kaum die Buchstaben kennen. Was soll das heißen? So sagt er ihnen seine Meinung, und er glaubt, daß er sich, wie man zu sagen pflegt, um den Kopf gesprochen hat. Wenigstens glaubt er, daß er ihren Zorn hervorgerufen hat und daß er den Lohn für seine Kühnheit auf seinen einsamen Fahrten durch das Oedeland empfangen kann.

Aber wie erstaunt ist er nicht, als sich ihm nach seiner donnernden Strafpredigt Hände entgegenstrecken und er Leute hört, die alle ihre schlechten Eigenschaften eingestehen und ihm danken, ihm im vollen Ernst danken wie Kinder für eine gerechte Züchtigung! Voll wunderlicher Gedanken zieht er von dannen, und als er im nächsten Jahre wiederkommt, kann er kaum seinen Sinnen glauben. Da braucht er nicht mehr auf den Hügel zu gehen und die großen Kinder zu suchen. Still und ernst sitzen Männer und Frauen auf ihren Plätzen in der niedrigen Stube, und wenn er sie fragt, können sie antworten. Sie haben lesen gelernt. Sie lesen sogar gut, jeder von ihnen, und als er nach der Ursache dieses merkwürdigen Umschwungs fragt, erfährt er, daß es seine Worte sind, die gewirkt haben. Sie haben den ganzen Winter gerackert und gearbeitet, sagen sie. Es sei ein saures Stück Arbeit gewesen. Aber gegangen wäre es. Und sie sind so eifrig gewesen, daß sie die „Bücher“ mit hinaus in die kleinen Reisighütten im Walde genommen hatten, in denen sie schliefen, nachdem sie das Zimmerholz gefällt hatten.

Das ist eine schöne, kleine Kulturthat, und die Geschichte ist nicht weniger wahr, weil sie gegen den Hintergrund der großen Wälder wie eine Sage klingt. Der Staat hat ja auch diesen Verhältnissen Rechnung getragen, und man hat 3000 Kronen ausgesetzt, um solche alte Kinder lesen zu lehren. Da waren Greise und Männer durcheinander, und diese waren nicht immer so willig, die ersten Früchte vom Baum der Erkenntniß zu pflücken wie die eben erwähnten Dorfbewohner. Eine Verordnung faßten sie als eine Beleidigung auf, und sie weigerten sich ganz einfach zu kommen. Da war guter Rath theuer, denn man konnte sie ja nicht leicht gegen ihren Willen zwingen. Doch da kam ein Schlaukopf auf die Idee, einen Polizeidiener aufzufordern, ganz bescheiden hinzugehen und die Betreffenden zu fragen, ob sie nicht mitkommen wollten. Nun, der Polizeidiener that, worum man ihn gebeten hatte, und als der Polizeidiener kam, glaubten die Leute, daß sie sozusagen geholt wurden, und so trotteten sie mit hinab zu bebauten Gegenden, wo viele nur höchstens zu kurzem Besuch gewesen waren. Sie kamen, Alt und Jung, und die Weiber hatten die Kinder mit, die nicht zu Hause gelassen werden konnten. Alle kamen sie zum Pastor. Denn der Pastor sollte ihnen Unterkunft schaffen, und der Pastor sollte sich der Kinder annehmen. Das sah im Anfang recht verzweifelt aus. Aber er nahm sich der Großen wie der Kleinen an, und nachdem die Kinder in die Hütten in Kost gegeben waren, fingen die Großen an, in die Schule zu gehen. Und als sie so richtig angefangen hatten, erwachte das Interesse. Mit Schweiß und Mühe erwarben sie die ersten Grundlagen des Wissens, das so starker Opposition begegnet war, und das Ganze ging ganz gemüthlich zu. Der älteste Mann bot dem Schullehrer Schnupftabak an und lernte in zwei Monaten lesen. Aber als sie das gelernt hatten, erwachte das Selbstgefühl. Sie wurden wie andere Menschen, fanden, daß sie nicht schlechter waren als die übrigen. Die ungeheuere Schranke, die früher in ihrer Einbildung zwischen ihnen und den Dorfleuten bestanden hatte, fiel zum guten Theile, und diese alten Abcschützen

wanderten mit Kind und Kegel wieder hinauf zu den Hütten im Oedeland, glücklich in dem Gefühl, nicht mehr schlechter zu sein als andere Menschen.

Aber merkwürdiger als das, in seinem kleinen Rahmen die ganze große Geschichte des Oedelands zusammenfassend, erscheint mir die kleine Erzählung, die derselbe Pastor mir eines Abends vortrug, als wir vom Leben und Charakter des Nordländers sprachen. Er war weit hinauf ins Oedeland gekommen, in eine dieser kleinen, neuen Ansiedlungen, zu denen kein Weg führt, und wo die meisten kaum über das Gebiet des Waldes hinausgekommen sind, durch den ungebahnte Pfade zu ihrem Heim führen. Da ging der Pastor auf die alte Frau im Hause zu und fragte, wie viel Uhr es sei.

„Uhr?" sagte die Alte. „Haben wir keine."

„Habt Ihr nie eine Uhr gehabt?"

„Nein, solange ich zurückdenken kann, hat es hier nie eine Uhr gegeben."

„Aber wie macht Ihr es denn, wenn Ihr die Zeit nicht wißt?"

„Ah", antwortete die Alte, „das geht schon. Wir essen, wenn wir hungrig sind. Wenn wir schläfrig werden, gehen wir zu Bett. Und wenn wir ausgeschlafen sind, stehen wir auf zu unserer Arbeit."

Da zog der Pfarrer seine Uhr hervor und sagte, er wolle ihr zeigen, wie eine richtige Uhr aussehe. Aber die Alte wendete sich widerwillig ab und meinte:

„Auf eine Uhr habe ich mich nie verstanden. Und jetzt bin ich so alt, daß ich es nicht mehr zu lernen brauche, bevor ich sterbe."

Was für eine wunderlich traurige Geschichte ist das nicht! Das ist der Konservatismus der geistigen Armuth, die sich mit zusammengebissenen Zähnen weigert, die dargebotene Nahrung in den Mund zu nehmen. Aber gleichzeitig scheint sie mir etwas unaussprechlich Rührendes zu enthalten. Die alte Frau, die dort oben in der tiefsten Wildniß diese Worte sprach, hatte — glaube ich — Recht in dieser einfachen Forderung, in Frieden sterben zu dürfen, ohne eine Neuheit aufnehmen zu müssen, die für sie nichts anderes bedeuten konnte, als eine Störung ihres Lebens.

Und als ich diese Geschichte hörte, erinnere ich mich, daß ich mit einer seltsamen Mischung von Wehmuth und ungeduldigem Zukunftsgefühl wieder an Norrbottens ungeheueres Gebiet und an die Weite des Landes dachte. Die Erinnerung, wie das Gefühl von der Macht des Menschen und dem Eroberungsverlangen der Kultur mich erfüllt hatte, als ich mich auf der Eisenbahn diesen Gegenden näherte, durchfuhr mich aufs neue. Es stand vor mir, wie ungeheuer diese Neugestaltungsarbeit ist, die mit Gellivaa als Mittelpunkt so rastlos vor sich geht, daß man ihre Wirkungen nach ein paar Jahren schon sehen kann. Gegen den Hintergrund solcher Züge aus dem Volkscharakter muß man diese Neugestaltungsarbeit betrachten, wenn man ihre Bedeutung fassen und wenn man die Schwierigkeiten richtig schätzen will, die hier überall zu überwinden sind.

Und wenn nun die Sandzüge mit ihrer langen Reihe von Wagen vorübergleiten, glaube ich zu sehen, was sich begab, als vor ganz wenig Jahren am fünfzehnten Dezember die erste Lokomotive über die kleine Eisenbrücke ging, die zwischen dem schönen Hotel und den schloßartigen Gebäuden von Fjällnäs am Waldessaume liegt. Da standen die Lappen in einem Rudel oben bei der Kirche, die einen guten Büchsenschuß weit davon liegt. Sie standen in einem Rudel und wiesen hinunter. Aber keiner wagte näherzutreten. Sie standen da wie erschreckte kleine Gebirgspferde, die vor dem unheimlichen Pusten des Dampfrosses zurückscheuten, und den Rauch fürchteten, der mit Funken vermischt ausgestoßen wurde. Sie glaubten, daß sie den Teufel sähen, und sie flüsterten sich zu, was sie glaubten. Aber je länger sie das Ungeheuer ansahen, das schließlich stehen geblieben war, desto stärker wurde die Neugierde, und in einer Schaar kamen sie näher. Sie gingen bis an den stummen Eisenkoloß heran, und um eine Antwort auf die Menge von Fragen um welchen Preis immer zu bekommen, die in ihrem Hirn wimmelten, legte einer nach dem anderen den Finger an dessen bauchige Seite, um zu fühlen, was es sei.

Das ist die Erinnerung an die erste Lokomotive in Norrbotten.

V.

Es gingen Tage, und es gingen Wochen. Der Zug führte mich durch endlose Wälder und stumme Halden aufs neue südlicheren Landschaften zu. Wieder wurden die Tage immer kürzer, und die Dämmerung kam mit dem wohlthuenden Gefühl der Ruhe, die man empfindet, wenn die Unterbrechung in unseren Gewohnheiten aufhört und man wieder in die Umgebung hineingleitet, in der man sich heimisch weiß.

Aber nie kann ich an diese Reise denken, ohne daß ich ein feiertägliches Gefühl empfinde. Ich weiß nicht, welcher Eindruck am stärksten fortlebt: der der Größe der Natur oder der des Sieges der menschlichen Arbeit.

Ich sehe das Ganze in dem Bilde eines breiten Flusses, der mein Boot in seiner starken Strömung treibt. Rings umher herrscht das Schweigen der Wildniß. Die bewaldeten Höhen erheben sich zu beiden Seiten und bilden gleichlaufende Linien, die im Blau zusammenfließen. Kein Ton stört die Stille, außer dem wunderlichen Laut des Stroms, der die Luft erfüllt.

Aber rings um mich treiben gewaltige Bauhölzer, als stumme Zeugen des Kampfs der Menschen mit der Natur, dem Meere zu.

Stockholm. Gustaf af Geijerstam.

Die Lage in Rumänien.

Von einem protestantischen Großindustriellen, der zugleich in unserem öffentlichen Leben eine hervorragende Stellung einnimmt, erhalten wir folgende Zuschrift:

Berlin, den 2. Mai 1902.

Mit großem Interesse habe ich die Artikel gelesen, welche in der „Nation" über die rumänischen Verhältnisse erschienen sind.

Als genauer Kenner des Landes kann ich nur bestätigen, daß sich dort das Handwerk zum großen Theil in den Händen der jüdischen Bevölkerung befindet.

Tapezierer, Buchbinder, Schneider, Maler u. s. w. sind in großer Mehrzahl Juden, und in einer Anzahl von Orten würde man vergebens in manchen Gewerben einen christlichen Handwerker suchen. Es gibt deren noch unter den eingewanderten Oesterreichern, Ungarn und Deutschen, auch einige Italiener, aber die rumänische Bevölkerung betreibt in ihrer großen Mehrzahl den Ackerbau und nur in den größeren Städten hat sie sich nach und nach auch dem Handwerk und dem Gewerbe zugewandt.

Vor einigen Jahren hat man in Bukarest den Versuch gemacht, eine Industrie-Ausstellung zu veranstalten. — Sie ist auch zu Stande gekommen, machte aber einen überaus kläglichen Eindruck, — weil man keinen Juden als Aussteller zugelassen hatte. — In einer besonderen Abtheilung stellten diejenigen aus, welche nach Rumänien lieferten, und zu dieser Ausstellung wurden auch jüdische ausländische Firmen zugelassen.

Ohne solche bedauernswerthen Engherzigkeiten würde die Ausstellung ohne Zweifel ein weit besseres Bild der gewerblichen Thätigkeit des Landes abgegeben haben.

Zu dem Fiasko trug dann ferner bei, daß die jüdische Bevölkerung sich von dem Besuche der Ausstellung gänzlich fernhielt.

Die Bedrückung der rumänisch-jüdischen Handwerker und die Erschwerungen, welche man ihnen bei der Ausübung ihres Gewerbes in den Weg legt, sind nicht nur ein schweres Unrecht gegenüber diesen fleißigen Menschen, sondern auch eine überaus kurzsichtige Maßregel, welche der ganzen Entwicklung des Landes nur schaden kann.

Ich bitte Sie, diese Aeußerungen nach Ihrem Belieben zu benutzen.

Moderne Musikästhetik in Deutschland. Historisch-kritische Uebersicht von Paul Moos. Leipzig. H. Seemann Nachfolger 1902.

Der Verfasser, der längere Zeit als einer der angesehensten Musikkritiker Berlins seines schweren Amtes waltete und aus diesem Wirkensfelde nur durch die Charakterlosigkeit eines nun auch vom Schauplatz abgetretenen Zeitungsleiters verdrängt wurde, bietet in diesem stattlichen Bande ein sehr verdienstliches und vortreffliches Werk. Endlich wieder einmal ein Buch, von dem man ohne zu flunkern behaupten kann, daß es einem wirklichen Bedürfniß entspricht und dazu ein Buch von der vornehm-seltenen Art, die mehr gibt, als sie auf dem Titelblatt zu versprechen wagt. Moos hat mit größerer Sorgfalt und besserer philosophischer Schulung sich an die Lösung einer Aufgabe gemacht, der vor zwanzig Jahren Heinrich Ehrlich sein viel angeführtes, aber höchst unzuverlässiges und unordentliches Büchlein über die Musikästhetik in ihrer Entwicklung seit Kant gewidmet hat. Er hat mit der glücklichen Erfüllung dieser dringlichen Aufgabe, mit der sichern und klaren Darlegung dieses schwierigen, oft verwirrten Stoffes der Musikwissenschaft einen außerordentlichen Dienst geleistet und überdem den weiteren Kreisen der Musikwelt ein Buch geliefert, das durch die Sauberkeit und Eleganz der Schreibweise auch dem Laien ermöglicht, mit diesen bedeutsamen höchsten Fragen sich zu befassen.

Moos setzt seine Betrachtung der deutschen Musikästhetik bei Kant ein, dessen Auffassung vom Wesen der Tonkunst er an der Hand der wichtigsten Sätze aus der „Kritik der Urtheilskraft" bündig darstellt. Ebenso knappe, aber ausreichende Charakteristiken sind dann den musikästhetischen Theorien Schelling's, Oersted's, Hegel's und Schopenhauer's gewidmet. Kurz, zu kurz sind darauf die Autoren aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgethan, die nicht systematische Abhandlungen über den Stoff, dafür aber oft desto aufschlußreichere Bemerkungen über einzelne Seiten oder Gattungen der Musik hinterlassen haben. Unter diesen geistreichen Dichtern und Denkern wie Wilhelm Heinse, Christian Fr. Schubart, Wackenroder, vermißt man mit Bedauern Tieck und vor allem E. Th. A. Hoffmann, den eigentlichen tiefsten Musikphilosophen der romantischen Epoche. Mit der Betrachtung Herbarts leitet Moos zu den breiteren Darlegungen über, in denen er die moderne Musikästhetik, ihre Begründer, ihre Probleme und ihre Entwicklung aus den Quellen darstellt und kritisch erörtert. Zunächst ist da die formalistische Musikästhetik mit Eduard Hanslick an der Spitze sehr ausführlich und umsichtig behandelt und daran schließen sich umfangreiche Studien über die Verfechter einer „inhaltlichen Musikästhetik", die Vischer, Zeising, Carriere, Lotze, Kirstmann, Köstlin, Schasler, sowie die tapfern kritischen Gegner Hanslick's. In der Reihe dieser Männer nun, die die eigentlich *moderne* Musikästhetik begründet haben, maßen man doch nicht wohl die im schroffsten Gegensatz zu unserer ganzen Musikbewegung stehenden Theorien des musikalisch-schönen Herrn Hanslick als „modern" bezeichnen kann, klafft eine große Lücke: der Name Richard Wagners fehlt. Bei der ungeheueren Bedeutung, die nicht nur Wagners Schaffen, sondern auch seine polemisch-ästhetischen Schriften für unsere Anschauung vom Wesen der Musik gehabt haben und noch haben, muß diese Auslassung dem Buche zum Schaden gereichen. Es ist, als ob in einem gut angelegten Bau ein ganzes, wichtiges Stockwerk fehlte oder nur durch Hilfsgerüste angedeutet wäre. Der Verfasser wird daher gut thun, das aus Raumrücksichten unterschlagene Kapitel über Richard Wagner als ausführliche besondere Schrift bald erscheinen zu lassen. Es ist unentbehrlich für jeden, der eine volle und richtige Anschauung der musikästhetischen Geisterbewegung sich verschaffen will, und eher könnte man auf die an sich dankenswerthe, aber doch zu umfängliche gerathene Darstellung des musikästhetischen Systems eines Eklektikers wie Gustav Engel verzichten. Das letzte Drittel des Buches ist den neuesten Musikästhetikern gewidmet, die, wie Hausegger, A. Seidl, R. Louis auf Grund der Erfahrungen, welche die neue Kunst gewährte, neue Wege zur Lösung des alten Problems suchten oder wie Helmholtz und Wundt vom Standpunkt des Physikers und Physiologen ihre Denkerarbeit unternahmen. Am einläßlichsten behandelt zum Schluß Moos den Philosophen Eduard von Hartmann, dessen Lehre den Untergrund für die von ihm an den früheren Systemen geführte Kritik bilde. Man gewinnt so zu guterletzt auch nochmals einen klaren Einblick in die eigenen musikästhetischen Anschauungen des Verfassers und damit die beruhigende Erkenntniß, daß er seine dankenswerthe historisch-kritische Arbeit mit zuverlässigem, erprobtem Maß und Werkzeug durchgeführt hat. Dem Buche gebührt daher ein guter Platz in jeder Musikerbibliothek.

H. W.

Georg Hirschfeld: Freundschaft. Novelle. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1902.

„Zu spät!" könnte als genrehafter Titel unter diesem Pastellbildchen stehen. Zu spät gibt Anna Friburg ihren Mädchenstolz und ihre Grundsätze über unbefangene Freundschaft auf, um den Berliner Dichter Brander zu erhören. Ohne daß sie die Folgen ihres Starrsinns gleich bemerkt, hat er sich mittlerweile von ihr zurückgezogen; er landet im Hafen eines andern Liebesglücks. Ihr bleibt nichts, als in die norwegische Heimath zu entfliehen und sich mit Geschehenem abzufinden. Es liegt nichts Erschütterndes, Großes oder auch nur Neuartiges in diesem Stoff, den Hirschfeld auf 160 Seiten skizzenhaft behandelt, ja, daß man überhaupt einen „Stoff" fein säuberlich herausfinden kann, den der Verfasser „novellistisch behandelt", scheint mir für die Simplicität des hier Erreichten bezeichnend zu sein. Es ist nicht ein Lebensausschnitt gegeben, in dem rothe Adern pulsiren, sondern ein feiner Kartenhausbau, eine merkbare Absichtlichkeit, ein etwas dünnliches Spiel figurenhaft angedeuteter Menschen. Daß Hirschfeld an der jungen Fremden, die als Bankangestellte und Uebersetzerin deutscher Schriftsteller nach Berlin kommt und hier ihrem Schicksal in die Arme läuft, *mehr* darstellen wollte als eine bloße Figur für die von ihm erfundene Handlung, kann ich mir allerdings denken. Auch ihre ersten Wege in der fremden Großstadt, die Bekanntschaften, die sie macht, und ihre Briefe nach Hause waren bestimmt, gleich zur Introduktion ein sinnliches, farbiges, zuckendes Stück Leben zu zeigen. Aber Sinnlichkeit und Farbe sind gerade in diesen ersten Kapiteln nicht ganz so geglückt, wie gewollt. Später, wenn man sich über eine gewisse Eintönigkeit hinweggelesen, findet man freilich manche schöne, ausgezeichnete Wendung. Wie Brander an einem Abend, den er mit Anna musikhörend, musikschwärmend verbracht hat, allein nach Hause geht, nachdenklich allein, und da mit einem Male auf eine Straßendirne aufmerksam wird, „die sich anbot, die sich anbot" . . . . das finde ich an der entscheidenden Stelle des Buchs sehr wirksam. Mit der Wiederholung eines Nebensatzes ist der bis dahin verschleierte Konflikt plötzlich aufgedeckt. Auch der wechselnde Stimmungsausdruck in Anna's Gesprächen und zum Schluß ihr versöhnlicher, resignirter Brief — der Abschied Brünhilden's von den menschlich Glücklichen — enthalten manches Wunderschöne. Aber müssen wir uns mit solchen Maßen zufrieden geben? Beim Dichter des „Dämon Kleist?"

A. G.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Nr. 33. Berlin, den 17. Mai 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{3}{4}$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Anwesenheit des Kaisers in den Reichslanden hat den Bewohnern von Elsaß-Lothringen die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches gebracht. In einem Erlaß an den Statthalter gibt der Kaiser bekannt, daß er den Reichskanzler ermächtigen werde, die nöthigen verfassungsmäßigen Schritte wegen Aufhebung des § 10 des Gesetzes vom 30. Dezember 1871 zu thun. Die Sterbestunde ist also für den Diktaturparagraphen gekommen, und die Regierung entscheidet sich endlich ein Machtmittel aus der Hand zu geben, für dessen Anwendung ein Bedürfniß nicht mehr vorlag. Der Diktaturparagraph war ein Erinnerungszeichen an Zustände in den Reichslanden, die glücklich überwunden sind, und an die jede Mahnung klüglich vermieden werden sollte.

Es ist gut, daß der Kaiser den Diktaturparagraphen beseitigen läßt; es ist bedauerlich, daß die Reichsregierung nicht früher entsprechend den beruhigten Zuständen in Elsaß-Lothringen dem Willen des Reichstages nachgegeben hat, der mit Recht öfter als einmal die Ueberführung des Reichslandes in völlig normale politische Verhältnisse gefordert hat.

Die Mitglieder des Stadt-Parlaments in Berlin hatten aus ganz Deutschland Vertreter der städtischen Körperschaften nach der Reichshauptstadt berufen, damit die Bürgerschaft des ganzen Reiches sich durch ihre Vertreter nochmals gegen die Erhöhung der Zölle auf nothwendige Lebensmittel und für langfristige Handelsverträge ausspreche. Die Zusammenkunft hat stattgefunden; sie war sehr stark besucht; die Zahl der Vertreter war eine sehr große; die Zahl der Zustimmungen gleichfalls, und so ist die Aussprache ausgezeichnet verlaufen.

Oberbürgermeister Kirschner-Berlin leitete die Verhandlungen und legte in einer einleitenden Ansprache — klar, sachlich und überzeugend, wie er zu sprechen pflegt, — die Nothwendigkeit dar, durch die die städtischen Vertretungen veranlaßt wurden, nochmals ihre Stimme zu erheben. Dann nahm Oberbürgermeister Gauß aus Stuttgart das Wort zu seinem Referat. Mit der Ruhe, mit jener feinen dialektischen Schärfe und zugleich mit jenem gesunden, praktischen Menschenverstand, die in Schwaben heimisch sind, behandelte Oberbürgermeister Gauß sein Thema, das schon so unendlich oft behandelt und von allen Seiten beleuchtet worden ist. Es war keine leichte Aufgabe, ohne Originalitätshascherei die vorliegenden Fragen sachgemäß, eindringend, fesselnd, und zugleich eigenartig zu erörtern. Es gelang das dem Redner in trefflicher Weise. Ohne jeden Doktrinarismus aus der Fülle lebendiger Anschauung heraus wies Oberbürgermeister Gauß auf die schweren Gefahren hin, die nicht nur die Städte, sondern unser deutsches Vaterland bei einer weiteren Steigerung der Zölle auf unentbehrliche Lebensmittel bedrohen.

Stadtrath Weigert aus Berlin führte als Korreferent mit taktvoller Kürze die Gründe für die Nothwendigkeit langfristiger Handelsverträge an, und dann wurde ohne jede weitere Erörterung, die die Bedeutung der Manifestation hätte abschwächen können, im Sinne des Referenten, einstimmig die vorgelegte Resolution angenommen.

Eine eindrucksvolle Versammlung sagen die einen. Eine Versammlung mehr, sagen die Gegner mit Achselzucken. Die Wahrheit ist, daß eine Regierung, die die Augen offen hat und die sich dem Vorwurf der Frivolität nicht aussetzen will, die Bedeutung einer Versammlung nicht übersehen kann, in der das deutsche Bürgerthum durch seine Vertreter so unzweideutig gesprochen hat.

Die Stichwahlen haben in Frankreich stattgefunden, und die Gegner der Republik liegen in Wahrheit zerschmettert am Boden. Die Koalition der Reaktionäre ist elend zusammengebrochen, und die schwere Krisis, in der die Republik sich befand, und die ihren Höhepunkt im Dreyfusprozeß hatte, ist politisch heute beendet. Wie der Boulangismus, so ist nunmehr der Nationalismus abgethan, und auch dieser erneute Anschlag der klerikalen Mächte auf das moderne Frankreich ist gescheitert. Das ist ein Glück für die Ruhe Frankreichs und für die Ruhe der Welt.

Waldeck-Rousseau aber ist es, der diesen außerordentlichen Dienst seinem Vaterlande geleistet hat. Unter den schwierigsten Umständen, wie es schien, unmittelbar vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges und dem Sturze der Republik, den Schwarzseher voraussahen, übernahm er die Leitung des Kabinets; und dann hat er die Feinde klug, thatkräftig, kaltblütig, immer sachlich, nie wortreich und nie paradirend — man möchte sagen mit ganz unfranzösischen Mitteln — zurückgedrängt und immer weiter und weiter zurückgedrängt, bis er ihnen bei den Wahlen die entscheidende Niederlage beibrachte.

Waldeck-Rousseau soll entschlossen sein, jetzt, nach vollbrachter Arbeit, aus dem Kabinet auszuscheiden. Er kann es ohne Gefahr für Frankreich, und es entspräche solch ein Rücktritt dem Bilde, das man aus seinem bisherigen politischen Wirken gewinnen konnte. Er war bereit, die größte und schwerste Aufgabe für sein Vaterland zu lösen, weil sie gelöst werden mußte, nicht weil ihm an der ministeriellen Machtfülle lag, und weil die ihm besonders verlockend erschienen wäre. Jetzt, da die politische Bewegung voraussichtlich in die engen Alltags-Kanäle zurückrinnen wird, überläßt er seinen freien Platz jenen, denen die handwerksmäßige Politik Befriedigung bringt.

Waldeck-Rousseau ist eine große und vornehme politische Gestalt, auf die Frankreich stolz sein kann.

Präsident Loubet hat seine Reise nach Petersburg zur Begrüßung des Zaren angetreten. Diese Reisen gehören bereits zu den hergebrachten politischen Requisiten; sie überraschen niemanden mehr; sie beweisen nur, daß auch der Zweibund am Leben ist, wie der Dreibund.

Ein furchtbares Unglück ist über Martinique hereingebrochen. Eine vulkanische Eruption auf der Insel hat das Leben von vielen Tausend Menschen, man spricht von 40 000, vernichtet, und es scheint, daß auch andere Inseln Westindiens und das angrenzende Festland von schweren vulkanischen Erscheinungen heimgesucht worden sind, und daß vor allem auch auf St. Vincent zahlreiche Menschen umgekommen sind.

Die Antheilnahme in der ganzen zivilisirten Welt ist eine allgemeine. Der deutsche Kaiser hat sich in einem Telegramm an den Präsidenten Loubet gewandt, und er sandte eine Geldspende für die überlebenden Opfer. Die Stadt Berlin wird gleichfalls eine Summe für jene zur Verfügung stellen, die nur das nackte Leben gerettet haben. Durch die angesehensten Firmen sind Sammlungen in Deutschland eingeleitet worden.

Man kann sagen: Frankreich ist reich genug, um jene Wunden zu heilen, die sich durch Geldspenden heilen lassen. Sicherlich. Aber es ist ein menschlich schöner Zug, daß es im Augenblick eines solchen Unglücks Landesgrenzen nicht mehr gibt, und daß alle jene, die es vermögen, auch durch die That ihre Hilfsbereitschaft beweisen wollen. In solchem Sinne mag man in Frankreich die Gaben Deutschlands in Empfang nehmen; als einen Beweis der Solidarität aller Kulturvölker im Augenblick jener großen elementaren Katastrophen, die das Menschengeschlecht heimsuchen.

Die Königin-Mutter Marie Christine von Spanien legt die Regentschaft nieder, und die Zügel der Regierung ergreift Alfons XIII., der mit sechzehn Jahren großjährig geworden ist.

Marie Christine hat in sehr schwerer Zeit mit klugem Takt die Regentschaft geführt; Kuba und die Philippinen gingen freilich Spanien verloren, aber der gefahrvolle Bürgerkrieg im Vaterlande wurde glücklich abgewendet. Ob ein Jüngling von sechzehn Jahren durch die gleiche vorsichtige Zurückhaltung dem Staat die Ruhe erhalten wird?

Alfons XIII. steht vor einer Aufgabe, der ein Jüngling nur dann gewachsen sein kann, wenn er trotz seiner königlichen Vorrechte die Selbstverleugnung hat, sich leiten zu lassen, und wenn er die ungewöhnliche Menschenkenntniß besitzt, sich den geeigneten Personen anzuvertrauen. Es gehört viel Optimismus dazu, um zu erhoffen, daß ein junger Mann von sechzehn Jahren, den Schmeichelei und Verlockung umgeben, unter so schwierigen Verhältnissen, seinen Weg finden wird.

Aus Rußland kommt die Nachricht, daß die Regierung sich mit dem Plan trägt, den Bauern über 120 Millionen Rubel rückständiger Steuern zu erlassen. Keine Nachricht ist so geeignet, wie diese, zu erweisen, in welchem Elend sich der russische Bauernstand befinden muß, und welche Bedeutung den russischen Bauernemeuten beizumessen ist.

Auch in Schweden versucht es jetzt die Arbeiterschaft mit dem Generalstreik, um ein demokratisches Wahlrecht zu erzwingen. Es scheint, daß auch dort der Streik wie in Belgien scheitert.

* * *

Der kapitalistische Oger.

Aehnlich wie die kleinen Kinder vor den Unthaten des menschenfressenden Riesen im Märchen, so ergreift heute die großen Kinder ein mit Bewunderung seltsam gemischtes Gefühl des Gruselns vor dem kapitalistischen Oger Pierpont Morgan. Was ist von diesem Unersättlichen nicht in den letzten Jahren alles verschlungen worden! Eisenbahnlinien, deren Länge nach Tausenden von Meilen zählte, der größte Theil der Stahlindustrie der Vereinigten Staaten und neuerdings ganze Flotten von Ozeandampfern. Nichts scheint den Händen dieses energischen Dirigenten der gewaltigsten Kapitalkräfte, welche die Wirthschaftsgeschichte der Welt kennt, unerreichbar.

Und dabei hat alle Welt das unbestimmte Gefühl, daß diese Zusammenballung riesiger Kapitalien zum Zwecke der souveränen Beherrschung großer Gebiete des Wirthschaftslebens noch lange nicht am Ende ihrer Entwicklung angelangt ist. Mit der Erleichterung und Beschleunigung des Verkehrs zwischen den einzelnen Ländern und Erdtheilen hat das Talent kapitalistischer Organisationen Schritt gehalten und immer neue wirthschaftliche Probleme hervorgerufen. Die Phantasie der Menschheit, die von jeher durch den Glanz des Goldes geblendet wurde, steht vor dieser nie dagewesenen Konzentration von Kapitalien wie vor einer ungewohnten Naturerscheinung, die den Sinn verwirrt und ein klares Erkennen von Ursache und Wirkung erschwert.

Kaum je ist das deutlicher in die Erscheinung getreten als angesichts der Bildung des nordatlantischen Schiffahrtstrusts. Dieser Trust unterwirft einem einheitlichen wirthschaftlichen Willen eine Flotte von solcher Ausdehnung, daß das heutige kommerzielle England vor dieser Flotte erschrickt wie das England der Königin Elisabeth vor dem Anrücken der spanischen Armada Philipps II. Eine Reihe der bedeutendsten Dampferlinien Englands werden mit zahlreichen schon bisher im amerikanischen Eigenthum stehenden transatlantischen Dampfern wirthschaftlich vereinigt und mit den beiden großen deutschen Linien, die den Verkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland unterhalten, durch

feste Vereinbarungen soweit verknüpft, daß gar manchem eine völlige Beherrschung des Güter- und Personenverkehrs zwischen Amerika und Europa durch den neuen Schiffahrtstrust in den Bereich der Möglichkeit gerückt erscheint. Diese Aussicht hat insbesondere in England etwas wie eine Panik hervorgerufen. Die seebeherrschende Stellung Großbritanniens halten viele für ernsthaft bedroht, und die nationalistische Nervosität macht sich in zahllosen Preßkommentaren und parlamentarischen Anfragen Luft. Bei uns in Deutschland aber beglückwünscht man sich darüber, daß der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie der kapitalistischen Umklammerung des nordatlantischen Schiffahrtstrusts entronnen sind, daß die deutschen Linien nur einen Bündniß- und keinen Verschmelzungsvertrag mit dem kapitalistischen Oger von Newyork abgeschlossen haben.

Es steckt viel nationalistische Hysterie in diesen Befürchtungen und sehr wenig Logik. Hätte Mr. Morgan bei englischen, schottischen und deutschen Schiffswerften mehrere Dutzend Schnelldampfer für amerikanische Rechnung bestellt, so wären voraussichtlich englische und deutsche Nationalisten in den hellsten Jubel ausgebrochen, und die Zeitungen hätten in Entzücken darüber geschwelgt, wie herrlich weit es die nationale Schiffsbauindustrie gebracht habe. Eine ähnliche Begeisterung bricht ja regelmäßig aus, wenn von fremden Staaten Kriegsschiffe oder Torpedos oder Kanonen in Bestellung gegeben werden. Das nennt man eine segensreiche Befruchtung der vaterländischen Industrie, obgleich man nicht verkennen kann, daß man unter Umständen den sorgfältig hergestellten Kriegsinstrumenten in späteren Kriegen zahlreiche Menschenverluste in den Reihen des eigenen Heeres zu verdanken haben wird. Auch die Lieferung von Eisenbahnmaterial und Maschinen jeder Art an fremde Länder, mittels deren die Konkurrenzfähigkeit der fremden Länder dem eigenen Lande gegenüber gestärkt wird, erscheint als ein Ziel aufs innigste zu wünschen denselben Nationalisten, die den neuen Schiffahrtstrust als ein nationales Unglück ansehen. Eine nüchterne Betrachtung wird diesem Trust manches von seinem anfänglich hervorgerufenen Schrecken nehmen.

Auf dem Gebiete des Schiffahrtsverkehrs, der wegen seines internationalen Charakters protektionistischen Beeinflussungen schwer zugänglich ist, wird ein Transportmonopol sich niemals wirksam durchführen lassen. Es ist deshalb auch noch sehr fraglich, ob die Schöpfer dieses Trusts ihre Gewinnhoffnungen erfüllt sehen werden. Der zunächst erkennbare ökonomische Vortheil, der aus dieser gewaltigen Verbindung erwachsen wird, liegt in dem besseren Zusammenarbeiten zwischen den Eisenbahnen und den Schiffahrtslinien. Die amerikanischen Leiter des Schiffahrtstrusts haben zugleich einen maßgebenden Einfluß auf eine Reihe der größten amerikanischen Eisenbahnlinien. Der Uebergang der amerikanischen Stapelartikel von den Eisenbahnen auf die Schiffe wird deshalb in Zukunft besser organisirt werden, was einen Gewinn an Zeit und eine Ersparniß an Unkosten bedeutet.

Auch sonst werden aus der geplanten einheitlichen Organisation vielleicht manche nicht unbeträchtliche Kostenersparnisse erwachsen. Daß es dagegen dem Schiffahrtstrust gelingen sollte, den Frachtenmarkt dauernd zu beherrschen und die Frachtraten auf die Dauer künstlich zu steigern, erscheint recht zweifelhaft.

Das Interessanteste bei diesem Schiffahrtstrust liegt darin, daß hier der Trustgedanke zum ersten Mal in großem Maßstabe auf einem Gebiete verwirklicht ist, das der uneingeschränkten Weltkonkurrenz ausgesetzt bleibt. Auch die nationalen Schranken sind hier vollständig durchbrochen. Die englischen Dampfer, die in die Kombination eingezogen sind, behalten ihre englische Flagge und treten nicht aus ihren nationalen Verpflichtungen heraus. Der Trust hat ausschließlich kapitalistische Zwecke im Auge. Es ist eine englisch-amerikanische Kapitalsassociation zur Exploitirung eines internationalen Arbeitsfeldes. Dieser Vorgang eröffnet eine weite Perspektive. So gut sich englisches und amerikanisches Kapital zusammenfindet, um eine englisch-amerikanische Riesenrhederei zu begründen, ebenso gut könnte es sich auch zusammenfinden, um andere Wirthschaftszweige verschiedener Länder einheitlich zu organisiren und unter eine gemeinsame kapitalistische Kontrole zu stellen. So erscheint es z. B. keineswegs außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegend, daß der amerikanische Stahltrust mit der englischen Stahlindustrie in eine engere kapitalistische Verbindung einträte, um den Weltmarkt besser beeinflussen zu können. Die Beweglichkeit des Kapitals ist heute so groß, daß unüberwindliche Schwierigkeiten bei der Ausführung derartiger Pläne nicht vorhanden sein würden.

Die Bildung großer Trusts ist ja erst neueren Datums, und die Entwicklung ist noch längst nicht ihrem Ende nahe. In dieser Trustbewegung sind gesunde und ungesunde Triebe eng verbunden. Die Bestrebungen der Gesetzgebung, eine Trennung der gesunden von den ungesunden herbeizuführen, ist bisher in allen Ländern, wo sie versucht worden ist, völlig mißglückt. Der gesunde Gedanke liegt in der größeren Wirthschaftlichkeit der Arbeit, die häufig bei dem Zusammenschluß einzelner Unternehmungen zu Ringen oder Trusts erreicht wird. Sobald das wirthschaftliche Resultat mit einem geringeren Aufwand wirthschaftlicher Kräfte erreichbar ist, wird die organisatorische Idee, die den Ringen, Syndikaten, Trusts 2c. zu Grunde liegt, über alle gesetzgeberischen Hindernisse schließlich doch triumphiren. Das wirthschaftlich Zweckmäßigere ist eben auf die Dauer nicht aufzuhalten, und eine vernünftige Gesetzgebung wird sich auch hüten, das zu thun; was nicht ausschließt, daß die Gesetzgebung aller Länder und aller Zeiten immer erneut den Versuch gemacht hat, den unaufhaltsamen Fortschritt zur größeren Wirthschaftlichkeit im Interesse des einmal Bestehenden zu verhindern.

Mit diesen auf Ersparniß abzielenden Bestrebungen der kapitalistischen Ringe ist aber fast regelmäßig auch das Bestreben verknüpft, künstliche Preissteigerungen hervorzurufen, um den kapitalistischen Gewinn auf Kosten der Konsumenten zu steigern. Hier beginnt die verderbliche Thätigkeit der kapitalistischen Ringe, der sich die bedrohten Konsumenten nicht nachdrücklich genug entgegenstellen können.

Man sollte denken, daß die Gesetzgebung die Konsumenten in diesen ihren Bemühungen zu unterstützen beflissen sein müsse. In Wirklichkeit aber sind die Gesetzgebungen fast aller Länder gerade bei den Auseinandersetzungen der Ringe mit den Konsumenten die Helfershelfer der großen kapitalistischen Vereinigungen. Es hängt das aufs Engste zusammen mit dem protektionistischen Prinzip. Der Protektionismus ist zu allen Zeiten nichts Anderes gewesen als eine Begünstigung kapitalistischer Interessen, als eine Unterstützung kapitalistischer Bemühungen zur Ausbeutung der Konsumenten. Gerade jene Ringe, denen es weniger um eine bessere Organisation der Produktion als um bloße Preistreibereien zu thun ist, sind deshalb in protektionistischen Ländern besonders üppig emporgewuchert. Hohe Schutzzollmauern ermöglichen es auch jenen Industrien, die weit über das Bedürfniß des eigenen Landes hinausgewachsen sind, durch engen Zusammenschluß die Preise auf dem Inlandsmarkte künstlich hochzuhalten und daneben für das zum Export gelangende Produktionsquantum unnatürlich billige Preise zu normiren. Die Ausfälle beim Export werden durch die künstlich erhöhten Preise, welche der inländische Konsument zu bezahlen hat, gedeckt.

Ein klassisches Beispiel für diese Art von Ringen ist der deutsche Zuckerring, der, geschützt durch kolossal hohe Zuckerzölle, den inländischen Konsumenten für das Drittel der Produktion, das im Inlande konsumirt wird, so hohe Preise abnimmt, daß man die zum Export bestimmten übrigen zwei Drittel für ein Ei und ein Butterbrot auf den Weltmarkt werfen kann.

Aehnliches vollzieht sich auch auf dem Gebiet der Eisenindustrie. Es kommt vor, daß für exportirtes Stabeisen und Walzdraht pro Tonne 100 Mark von denselben

Werk berechnet werden, das dem inländischen Abnehmer 125 Mark berechnet. Die Amerikaner gehen, da sie höhere Schutzzölle haben, noch viel rücksichtsloser mit ihren Konsumenten um. So muß z. B. der amerikanische Farmer für 100 kg Stacheldraht 4,80 Dollars bezahlen, während derselbe Trust die Waare in London für 2,40 Dollars verkauft. Der Türke kauft amerikanische Nägel um 1 Dollar billiger als der Mann, der direkt neben der Fabrik in den Vereinigten Staaten wohnt.

So suchen die Kartelle, die Kinder des Protektionismus, zugleich jene künstlichen Verkehrshindernisse, wie sie der Protektionismus in den Schutzzöllen aufrichtet, zu überwinden. Kein Wunder, daß deshalb den Exportprämien, wie sie durch die Kartelle thatsächlich geleistet werden, seitens der protektionistischen Gesetzgebung in steigendem Maße Aufmerksamkeit geschenkt wird. In der jüngst abgeschlossenen Brüsseler Zuckerkonvention haben wir den ersten Versuch, durch internationale Vereinbarungen sich vor den Wirkungen der Kartellprämien zu schützen, nachdem die Vereinigten Staaten bereits einige Jahre vorher durch ein System von Ausgleichszöllen es fertiggebracht hatten, die direkten staatlichen Exportprämien zu paralysiren. Es ist höchst wahrscheinlich, daß bei zukünftigen Handelsverträgen Bestimmungen gegen Kartelle eine erhebliche Bedeutung gewinnen werden, aus der Erwägung heraus, daß durch die thatsächlichen Exportprämien, die von Kartellen bezahlt werden, die Schutzzölle ganz oder theilweise illusorisch gemacht werden können.

Aber selbst wenn es gelingen sollte, durch internationale Vereinbarungen den Kartellen das Handwerk der Preisschleuderei für Exportwaare einzuschränken oder gar ganz zu legen, so würde das bewegliche Kapital noch immer die letzte und stärkste seiner Künste spielen lassen können, nämlich die Uebertragung auf fremdländischen Boden. Schon jetzt erleben wir es ja in beständig wachsendem Maße, daß z. B. in Rußland — und ähnlich in anderen hochschutzzöllnerischen Ländern — durch deutsches, englisches, belgisches, französisches, amerikanisches Kapital industrielle Unternehmungen ins Leben gerufen werden, eigens zu dem Zwecke, um von den durch die hohen russischen Schutzzölle ermöglichten künstlichen Preissteigerungen zu profitiren. In solchen Fällen unterwirft sich das internationale Kapital die fremden Konsumenten und zwingt sie, ihm einen Tribut zu entrichten, ihm Frohndienste zu leisten. Das ist dann das Ende des Schutzes der nationalen Arbeit, daß die Bürger des einen Landes im Schweiße ihres Angesichts arbeiten müssen, um fremden Kapitalisten es zu ermöglichen, ihrem Kapital eine höhere Rente zu sichern, als es im eigenen Lande zu erzielen vermag.

Angesichts dieser Entwicklung gibt es keine nationalere Politik als den Schutz der Konsumenten gegen die kapitalistische Ausbeutung, wie sie planmäßig von den Protektionisten betrieben wird. Schutz der nationalen Konsumtion gegen die Verschwörungen des Kapitals, insbesondere gegen Schutzzöllnerei und gegen Kartelle, ist ein dringendes Erforderniß unserer Zeit. Es genügt nicht, die Gesetzgebung daran zu verhindern, noch weiter der kapitalistischen Ausbeutung der Konsumenten Vorschub zu leisten. Die Konsumenten werden sich auch in viel höherem Grade, als es bisher der Fall gewesen ist, zu Schutzvereinigungen zusammenfinden müssen. In den Konsumvereinen liegt erst der schwache Anfang einer derartigen Gegenbewegung vor. Jedes Handwerk, jeder Industriezweig ist ja zugleich Verbraucher von Lebensmitteln, Rohmaterialien, Halbfabrikaten. Um einen möglichst billigen Einkauf dieser Bedarfsartikel herbeizuführen, lassen sich Einkaufsgenossenschaften von solcher wirthschaftlichen Kraft bilden, daß man den Verkaufskartellen wirksam entgegentreten kann. Die Organisation des Konsums ist hinter der Organisation der Produktion wesentlich zurückgeblieben. Es ist ein Gebot ökonomischer Nothwendigkeit, daß diese Lücke in der Organisation wirthschaftlicher Kräfte mehr und mehr ausgefüllt werde.

Aber — so wird vielleicht mancher besorgt fragen — nähern wir uns denn damit nicht immer weiter dem Kollektivismus? In einer amerikanischen Zeitung wurde vor einigen Monaten den internationalen Sozialisten der Rath gegeben, Pierpont Morgan zu ihrem obersten Führer zu machen und ihm eine unbeschränkte Macht einzuräumen; er werde mit der von ihm bisher verfolgten Methode den Kollektivismus am raschesten durchführen. Dieser scherzhafte Vorschlag knüpft an die sozialistische Vorstellung an, wonach die kleinen Kapitalisten fortgesetzt von den großen verschlungen werden, bis schließlich die Expropriateurs selbst expropriirt werden und der Kollektivismus da ist.

Daß in dem Wirken eines Pierpont Morgan, Rockefeller, Hill und wie die großen kapitalistischen Marschälle sonst heißen, ein kollektivistischer Zug steckt, ist unbestreitbar. Die gewaltige Kapitalskonzentration in den Händen einzelner überreicher Privatleute stärkt auch unverkennbar die Verstaatlichungsidee. Seitdem immer weniger amerikanische Milliardäre die Kontrole über das riesige amerikanische Eisenbahnnetz gewonnen haben, hat der Gedanke einer Verstaatlichung des ganzen amerikanischen Bahnsystems in der öffentlichen Meinung des Landes erhebliche Fortschritte gemacht. Die riesigen materiellen Machtmittel, die in den Händen einzelner Bürger sich befinden, bedrohen schließlich auch den politischen Bestand der Demokratie. Das plutokratische Element spielt in den Vereinigten Staaten schon heute eine so große Rolle, daß Gesetzgebung und Exekutive in bedrohlichem Grade von demselben abhängig werden. Die Antitrustbewegung wächst sich deshalb immer mehr zu einem Kampfe um den Fortbestand der demokratischen Institutionen des Landes aus.

Das zwanzigste Jahrhundert steht vor einer Fülle neuer wirthschaftspolitischer Probleme, an deren Lösung bisher nur dilettantisch herumexperimentirt ist. Das Trustproblem gehört ohne Zweifel zu den interessantesten und wichtigsten jener wirthschaftlichen Aufgaben, die dem zwanzigsten Jahrhundert vom neunzehnten überkommen sind. Von einer Lösung dieser Aufgabe sind wir weit entfernt, wir stecken noch in den ersten Stadien der Voruntersuchung.

Theodor Barth.

Das Alte Testament in unseren Schulen.

Zu dem in unseren Schulen ertheilten Religionsunterricht liefern die Bücher des Alten Testaments, besonders die sogenannten geschichtlichen, einen Haupttheil des vorgeschriebenen Lehrstoffes. Gegen diese schon alte Einrichtung erhebt Herr Dr. Dreydorff in einer kleinen, „dem deutschen Lehrerverein gewidmeten" Schrift kräftigen Widerspruch, und verlangt mit edler Ungeduld, daß diese Lektüre endlich abgeschafft werde.*) Die Frage, um die es sich hier handelt, ist nicht bloß für die mit dem Religionsunterricht beauftragten Schullehrer, sondern für uns alle, die wir an der ethischen und religiösen Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes ernstlich Antheil nehmen, von großem Interesse, und Herr Dr. Dreydorff, der in langjähriger Amtsführung als Prediger der reformirten Kirche zu Leipzig und als theologischer Schriftsteller in weiten Kreisen sich schon längst ehrenvolle Anerkennung erworben hat, verdient, daß wir sein ernstes Wort wohl beachten und erwägen.

Die Einwände, die er gegen den fraglichen Lehrstoff erhebt, bilden sozusagen sechs Gruppen: 1. Geben die alt-

---

*) Die Broschüre ist betitelt: „Quousque tandem?. Ein ernstes Wort wider den alttestamentlichen Geschichtsunterricht." Leipzig. H. Haessel. (51 Seiten.)

testamentlichen Schriften von Gott ein allzu menschliches, ein unser religiöses Gefühl und unsere moralischen Begriffe oft geradezu verletzendes Bild; 2. erzählen sie eine Menge schlechthin unglaublicher phantastischer Wunder; 3. enthalten sie gar viele durch Uebertreibung, fast könnte man sagen: durch eine Art von Windbeutelei entstandene, nur angeblich geschichtliche Berichte; 4. stellen sie eine ganze Reihe von Helden, von hoch gepriesenen Männern und Frauen dar, die wir, wenn wir sie nach unseren ethischen Begriffen, ja, nach unseren bürgerlichen Gesetzen beurtheilten, nicht bloß nicht verehren könnten, sondern für sehr tadelnswerth, sogar für sehr strafwürdig halten müßten; 5. haben sie, indem sie das israelitische Volk als das allein von Gott auserwählte und seine Religion als die allein Gott wohlgefällige betrachten, einen häßlichen Fanatismus und eine verderbliche Unduldsamkeit erzeugt und gefördert; 6. geben sie an sehr zahlreichen Stellen geradezu haarsträubend obscöne Notizen und Schilderungen.

Von den unter den angegebenen Rubriken zusammengefaßten Beschwerden lassen sich manche durchaus ohne Künstelei und Sophistik, ganz einfach durch eine strengere und genauere Auslegung der betreffenden Texte, theils bedeutend abschwächen, theils ganz beseitigen, theils auch durch Anführung von entgegengesetzten Aussprüchen des Alten Testaments, wenn man so sagen darf, aufwiegen. Doch bleibt von der langen Liste dieser Beschwerden mehr als genug unwiderleglich stehen, so daß man, weil sie schon sehr oft und von sehr kompetenten Leuten, aber bisher ohne durchschlagenden Erfolg aufgestellt worden ist, das jetzt auf ihr Titelblatt geschriebene „Quousque tandem?“ sehr wohl begreift, und nach einer ersten Kenntnißnahme ihres Inhalts, ist gewiß mancher Leser stark versucht, mit Dr. Dreydorff zürnend auszurufen: „Weg mit dem alten Kram!“

Nach einem solchen Zornausbruch aber kommen, wenigstens dem Sachkundigen, mancherlei beruhigende Bedenken und Zweifel.

Gesetzt Dr. Dreydorff's Votum würde allgemein angenommen — was doch nur nach vielfachen und schwierigen Berathungen sehr verschiedener Schul- und Kirchenbehörden und gewiß nicht ohne energischen Protest starker Minoritäten geschehen könnte — gesetzt aber, es würde überall mit großer Stimmenmehrheit angenommen: Was dann? Der neutestamentliche Geschichtsunterricht würde jedenfalls in absehbarer Zeit nicht zugleich mit dem alttestamentlichen abgethan, sondern in allen christlichen Schulen noch beibehalten werden. Wie aber könnte man, ohne fortwährend auf das Alte Testament zurück zu gehen, das Neue verstehen und verstehen lehren? — Vorausgesetzt, daß man seinen wahren ursprünglichen Sinn nicht ganz verdunkeln und verdrehen wollte, was doch gewiß weder schön noch gut noch im besten Sinne des Wortes christlich wäre. — Denn das Alte Testament war für die Verfasser des Neuen und für ihre Helden alle nichts Geringeres als Gottes Wort, die höchste Autorität, auf die sie sich stets beriefen, die Quelle aus der sie ihre eigenen Lehren ableiteten. Auch kann man mehrere Grundbegriffe, mehrere Thatsachen, um die sich der ganze Inhalt des Neuen Testaments, wie eine Thür um ihre Angeln dreht, nur aus dem Alten Testament einigermaßen kennen lernen. Man bedenke nur, um dies klar einzusehen, folgende im Neuen Testament, wie im Alten, überaus wichtigen, wesentlichen Worte: „Das Gesetz, die Propheten, die Verheißungen, Gottes Reich, der alte Bund, der neue, das Passah, die Pfingsten, der Messias (auf griechisch der Christos), Gottes Volk, das Israel Gottes.“ Ferner erhalten viele Erzählungen des Neuen Testaments, nur wenn man sie mit den alttestamentlichen, aus denen sie hervorgegangen sind, zusammenstellt, ihren wahren Sinn und ihre volle Bedeutung. Also schon wegen dieses unlöslichen Zusammenhanges des Neuen Testaments mit dem Alten müßte man, wenn man in unseren Schulen das Alte Testament als Lehrstoff nicht mehr gebrauchen wollte, auch auf den neutestamentlichen Geschichtsunterricht verzichten.

Auf dem Standpunkte, den Dr. Dreydorff in seinem neuesten „Gottwelt“*) betitelten Buche mit großer Entschiedenheit einnimmt, wäre zwar die Elimination auch des Neuen Testaments aus dem religiösen und ethischen Schulunterricht eher ein Gewinn als ein Schaden. Denn um die in diesem sehr gehaltvollen und eine sehr edle Gesinnung bezeugenden Buche von Dr. Dreydorff dargestellte pantheistische Religion und philosophische Ethik zu lehren, wäre auch das Neue Testament gar oft eher ein Hinderniß als ein Hilfsmittel. Und wenn man es auch eine Zeitlang, von seinem unentbehrlichen Lebensgefährten, vom Alten Testamente, losgerissen, als Urkunde einer überwundenen Religion noch beibehielte, eine Zeit würde unfehlbar kommen, wo man auch von ihm sagen müßte: „Weg mit dem alten Kram!“ Ja diese Zeit würde kommen, denn die Logik der Thatsachen ist unerbittlich, und Thatsache ist, daß zu den sechs unerquicklichen Gruppen, auf die ich, Dr. Dreydorff's Klagen zusammenfassend, hingewiesen habe, das Neue Testament sechs durchaus gleichartige, ihnen genau symmetrisch gegenüberstehende enthält. Das könnte ich mit leichter Mühe beweisen, ich sage: beweisen. Wenn aber nicht nothgedrungen, bin ich entschlossen es nicht zu thun. Denn für die Schaustellung eines solchen Beweismaterials wäre diese Zeitschrift nicht der passende Ort. Und auch — warum sollte ich es nicht gestehen? — hält mich die keineswegs unbegrenzte, aber doch ungekünstelte Verehrung, die ich für die zwei Hauptgestalten des Neuen Testaments, für Jesus und für Paulus empfinde, von einer solchen Preisgebung dieses unerquicklichen Stoffes zurück.

Gleichviel aber, ob mit Aergerniß veröffentlicht, oder allmählich durchsickernd, fühlbar und geltend könnte sich dieser Stoff doch einmal machen und dann, wie gesagt, würde man sich entschließen müssen, nicht bloß den alttestamentlichen, sondern auch den neutestamentlichen Geschichtsunterricht aufzugeben. Hörte aber dieser Unterricht in den Schulen auf, dann könnten auch seine Ergebnisse im Kultus nicht mehr als bei den Gemeindegliedern vorhanden vorausgesetzt werden. Wenn die Leute in ihren Schuljahren nicht mehr einige Bibelkenntniß erwürben, wären für sie auf die Bibel überall zurückgehende und in ihr begründete Predigten und Kultushandlungen einfach unverständlich. Kommt einmal in dem geistigen Leben unseres Volkes und anderer Völker, in der Entwicklung der ethischen und religiösen Erkenntniß, diese entscheidende neue Epoche, dann entsteht auch unabweislich die Nothwendigkeit, unser ganzes Kirchenwesen aufzulösen, genauer gesagt: es seiner Auflösung zu überlassen und auf einem neuen Fundamente, mit neuem Material eine neue Religionsgemeinschaft zu erbauen.

Zu einer solchen geistigen Revolution und Neuschöpfung fehlen aber uns und werden wohl auch unseren Enkeln und Urenkeln noch die unentbehrlichen Kräfte fehlen: die volle Klarheit der religiösen Erkenntniß und das Feuer der religiösen Begeisterung. Weil dem so ist, können wir zum Religionsunterricht in unseren sogenannten christlichen Schulen den neutestamentlichen und mithin auch den alttestamentlichen Geschichtsunterricht nicht entbehren. Mit einer solchen vielleicht provisorischen Beibehaltung des Neuen Testaments ist Dr. Dreydorff auch nothgedrungen einverstanden: „Es ist“, so sagt er, (S. 12) „eine Behandlungsweise der biblischen Geschichte des Neuen Testaments — mindestens denkbar und möglich, die dem Zweck des religiösen Unterrichts entspricht.“ Wenn aber ein neutestamentlicher Geschichtsunterricht „denkbar und möglich“ ist, so auch ein alttestamentlicher. Möglich ganz gewiß, denn er wird ja seit langen Jahren, seit Jahrhunderten, ertheilt und überall, wo er von verständigen und frommen Lehrern ertheilt wird, „entspricht er auch dem Zweck des religiösen Unterrichts“, selbstverständlich nach Maßgabe der Empfänglichkeit der Schüler. Wie aber dieser alttestamentliche

*) „Gottwelt“. Eine philosophische Plauderei in Briefen an eine Freundin. VII und 182 Seiten. (Leipzig. 1902. Sal. Hirzel).

Unterricht möglich ist, so muß er wohl auch denkbar sein. Und daß er, so lange der neutestamentliche nicht aufgegeben werden kann, auch unentbehrlich ist, glaube ich genügend gezeigt zu haben.

Soll nun der biblische Unterricht überhaupt, der neutestamentliche sowohl wie der alttestamentliche, den Zwecken des Religionsunterrichts entsprechen, so ist vor allem nothwendig — und diese Nothwendigkeit wird in immer größeren Kreisen anerkannt — daß den Kindern weder die ganze Bibel noch auch das ganze Neue Testament in die Hände gegeben werde. Was in den biblischen Schriften an ziemlich vielen Stellen des Alten und des Neuen Testaments von Verrichtungen und Verirrungen des sexuellen Lebens gesagt wird, soll ihnen weder von den Schullehrern erklärt werden, noch sollen sie es mit eigenem Scharfsinn enträthseln. Die anderen Klippen aber, auf die Dr. Dreydorff im Alten Testament hingewiesen hat, und die auch im Neuen Testament felsenfest stehen, werden unsere Lehrer, wenn sie nur mit einer gründlichen Bibelkenntniß und mit einer genügenden pädadogischen Kunst ausgerüstet sind, glücklich umschiffen. Wenn in einer biblischen Erzählung eine offenbar schlechte That berichtet oder wenn von einem Propheten, gleichviel, ob von einem vorchristlichen oder christlichen, eine offenbar tadelnswerthe Gesinnung ausgesprochen wird, so wollen wir, als verantwortliche Lehrer oder Eltern, uns nicht scheuen, indem wir Derartiges vor unseren Kindern besprechen, das Böse bös zu nennen und zu verurtheilen, was gar nicht ausschließt, daß wir in unseren Urtheilen, die ja gerecht sein sollen, die Zeit und die Verhältnisse, worin die Betreffenden lebten, gewissermaßen, aber ja nicht zu sehr, als mildernde Umstände gelten lassen dürfen. Auf die Wundererzählungen aber sollten wir, da sie gewiß nicht wirklich Geschehenes berichten, sondern irgendwie von irgendwem Erdichtetes, als reine Dichtungen auffassen, also allegorisch auslegen. Von diesen Erzählungen gilt, was Pascal, ein Lieblingsschriftsteller Dr. Dreydorff's, von den alttestamentlichen Opfern und Ceremonien sagt: „C'étaient figures ou sottises. Or, il y a des choses claires trop hautes, pour les estimer des sottises"*) Doch, so viel wir nur können, sollen wir bei der Entzifferung dieser „Figures", dieser Sinnbilder, vor Willkür uns sorgfältig hüten, den biblischen Schriftstellern unsere eigenen Gedanken, seien sie klein oder groß, nicht andichten. Den Gedankenkreis und die geschichtliche Konstellation, worin die biblischen Dichtungen entstanden sind, müssen wir durch selbständige Studien oder mit Hülfe zuverlässiger Führer, möglichst genau uns vergegenwärtigen, und auf der Grundlage solcher geschichtlichen Erkenntniß, den ursprünglichen Sinn der biblischen Sinngedichte ermitteln. Die buchstäbliche, „grammatisch-historische" Exegese schließt die allegorische keineswegs aus, sondern fordert sie in vielen Fällen gebieterisch und weist ihr zugleich bestimmt und klar ihre Wege und ihre Grenzen. Behandeln wir die biblischen Bücher in solcher Weise, so werden wir in ihnen, in ihren tiefen Schachten, nicht bloß was Dr. Dreydorff sehr gerne zugibt „einige Goldkörner", sondern unschätzbare Goldmassen finden, im Alten Testament vielleicht noch umfangreichere als im Neuen und mindestens ebenso werthvolle, auch Diamanten und Edelsteine aller Art, allerdings auch in beiden heiligen Sammlungen ziemlich viel minderwerthiges Metall und werthlose Schlacken.

Heidelberg. M. Schwalb, Dr. theol.

---

*) Pensées. Vol. II, page 12. Edition Havet.

Eine Apologie des Namenwitzes.

Einer unserer hervorragendsten Litterarhistoriker hat kürzlich über Clemens Brentano's romantische Komödie „Ponce de Leon" eine eindringende und lehrreiche „Säkularstudie" veröffentlicht. Mit der leidenschaftlichen Liebe zur Sache, die den echten Forscher kennzeichnet, analysirt er dies an sich keineswegs sehr bedeutende Werk und widmet vor allem dem Studium der komischen Technik bei den Romantikern seine gründliche und glückliche Theilnahme. Er zeigt, wie diese Technik fast ganz auf dem Wortspiel ruht — auf dem Wortspiel, das freilich in hundert wechselnden Formen und Abarten auftritt, die vor Gustav Roethe niemand eingehend und ausreichend geordnet hat. Er bespricht sie alle und hat fast an allen sein Gefallen. Nur an einer Form nicht: der Namenwitz ist ihm „die rohste Art des Wortspiels" und kaum läßt er für ihn auch nur das Epigramm zu:

Einige werden gelobt, aber die meisten — verziehn.

Ein zweiter gründlicher Kenner und geschworener Liebhaber der Romantik hat diese Untersuchung besprochen und ihre Ergebnisse fast durchweg anerkannt. Und auch Oskar F. Walzel, der es sonst in liebenswürdiger Retterstellung vor den Schlegel und Brentano fast als persönliche Kränkung auffaßt, wenn man etwas an ihrer Manier tadelt — auch er wiederholt das Wort von dem „öden Namenwitz" und weist diese Liebhaberei seiner Lieblinge an den Katzentisch.

Dies Urtheil ist an sich nichts weniger als befremdend; es ist das herkömmliche. Von dem Namenwitz sprechen unsere Theoretiker fast ausnahmslos mit tiefer Verachtung. Mir fiel nur besonders auf, daß nicht einmal diejenigen eine Ausnahme machen, die auch ihre allgemeinen ästhetischen Theorien durch die Praxis unserer romantischen Dichter und durch die Doktrin der Friedrich Schlegel und Clemens Brentano so überaus stark beeinflussen lassen.

Für mich ist jene herkömmliche Meinung, als liege der Witz mit Eigennamen tief unter allen anderen Formen des Witzes, nur eine der vielen „Selbstverständlichkeiten", die ihre unerschütterliche Herrschaft dem guten Herkommen verdanken. Einer sprichts dem anderen nach; und selbst der gründliche Forscher und selbständige Denker hat wirklich über so viel Wichtigeres nachzudenken, daß er hier die überlieferte Satzung auf Treu und Glauben annimmt. Persönlicher Geschmack kann ja dazu kommen; unsere beiden romantisirenden Litterarhistoriker lieben den „Berliner" nicht, und der soll ja den Namenwitz besonders eifrig pflegen. Vielleicht ist es denn auch wieder in mir der „Berliner", der sich zur Wehr setzt. Eine Nachprüfung wird jenes Urtheil, wie jedes „unzweifelhaft richtige", ja wohl verdienen. Wir wollen versuchen, unseren Mitbürger Ludwig Tieck und andere Partisanen des Namenwitzes kühnlich gegen jenes summarische Verdikt der Wortspielgönner zu vertheidigen.

Eins versteht sich von selbst: man darf das Spiel mit Eigennamen nicht damit abthun, daß man schlechte Beispiele anführt. Ich gebe durchaus zu, daß sie besonders leicht zu finden sind. Triviale Deutungen und abgeschmackte Verunstaltungen sind bei Eigennamen besonders häufig, weil deren Klang leicht selbst dem auffällt, der sich sonst bei Sprachklängen gar nichts denkt. Ernsthafte Männer, die etwa adjektivische Namen wie Stolz oder Klug, Sauer oder Süß führen, werden es auf die Dauer nicht anmuthig finden, wenn ein Witzbold bemerkt: „Sie sind ja gar nicht stolz"! oder „Sauer macht lustig". Ich begreife auch vollkommen, daß Goethe sich ärgerte, als Herder ihn anredete: „Der von Göttern du stammst, von Gothen oder vom Kothe —". Indessen, allzu tragisch muß man auch das nicht nehmen. Solche Namen gehören gewissermaßen zu den physischen Gebrechen, die den naiven Witz unwillkürlich

herausfordern, wie eine lange Nase oder ein Buckel; Spott darüber ist geschmacklos, aber natürlich und viel zu volksthümlich, als daß er Freunde des Volksthümlichen erzürnen dürfte. Jeder allzuhäufige Familienname — etwa Müller —, jeder allzu seltene erregt solche Bemerkungen. Man muß das mit Humor tragen, wie die lange Nase. Der bekannte Goethephilolog Pniower nahm in seine Dissertation — im Widerspruch mit der Behauptung eines sächsischen Lautphysiologen — die These auf: „pn ist keine unsprechbare Lautverbindung". Und besonders die Künstler haben mit ihrer größeren Harmlosigkeit in humoristischen Dingen gern aus der Noth eine Tugend gemacht. Wie sie in Spitznamen sich auszeichnen, so nehmen sie auffallende ererbte Namen als einen lustigen Wink der Vorsehung: so haben Garofalo, Schrödter, Whistler aus ihren Namen humoristische Handwerkszeichen gemacht und die Nelke, den Propfenzieher (Weinschröter), den Schmetterling überall angebracht. Und mit welcher Lust spielten im 17. Jahrhundert die Sprachkünstler mit dem eigenen Namen, wie mit einem lieben Besitzthum, wie haben sich Fischart oder Grimmelshausen mit tollen Anagrammen erheitert! Und mancher Spätere hat seinen biederen Namen so verdreht, daß erst die gelehrte Forschung unserer Tage hinter dem wundersamen „Peilkarastres" den ehrsamen „Kaspar Stieler" entdeckte. Da entsetzt sich nun unsere Pedanterie, die schon des trefflichen Rudolf Hildebrand Spott herausforderte, wenn selbst eine Schreibung wie „Bismark" uns aufregt. Aber „Bi-Smark", erzählte (wenn ich nicht irre) Schweinfurth, soll den Beduinen besonders gefallen haben, weil es „der Kräftige" heißt. Ist das nicht eine falsche Orthographie werth?

Immerhin — wir geben es zu; schlechte Namenwitze sind besonders häufig. „Schlechte" im ästhetischen Sinne; denn da der Witz ein Intrigant ist, kann er besonders gut sein, wenn er besonders schlecht ist, wild, keck, tollkühn. Aber in der Regel ist eben der Witz mit Eigennamen schlecht, weil er trivial oder abgeschmackt ist. Beweist das etwas gegen die Gattung? Man könnte dann auch schließen: das Drama sei die niederste Kunstgattung, weil miserable Tragödien und jämmerliche Lustspiele so entsetzlich häufig sind!

Auch ein anderer allgemeiner Einwurf muß abgewiesen werden. Vieles, was gegen den Namenwitz gesagt werden kann, gilt eben von allen Arten des Witzes. „Von den Nachtheilen des Witzes" hat der große Albrecht von Haller 1734 gehandelt. „Die Gewohnheit macht, daß ein Jäger in der Ferne, ein Uhrenmacher in der Nähe besser sieht; folglich führt der Witz an sich selbst von der Natur . . . Zudem so zeigt sich der Witz meistens auf anderer Unkosten, die ihre Verringerung mit einem dauerhaften Widerwillen rächen . . ." Wenn Haller's Stärke der Witz — im spezifischen Sinne des Wortes — eben nicht war, so hat dafür ein den Lesern der „Nation" besonders werther Autor, der hierüber wahrlich zu reden befugt war, Ludwig Bamberger, fein und treffend „über die Gefahren des Humors in der Politik" gesprochen. An diesen Nachtheilen und Gefahren nimmt der Namenwitz theil, vielleicht selbst in hervorragendem Maße; aber wer ihn deshalb verwerfen will, muß eben den Witz überhaupt perhorresciren, wie das ja mancher grämliche Fanatiker der „geraden Linie" auch gethan hat und noch thut.

Das richtige Urtheil über den relativen Werth des Spiels mit Eigennamen muß aus der eigenthümlichen Natur gerade dieser Witzform geschöpft werden, wie sie sich in der Praxis und wie sie sich in der Theorie ergibt.

Was kann der Namenwitz aus seiner Erfahrung zu seinen Gunsten anführen?

Eins zunächst, was wir schon berührt haben: seine unbedingte Volksthümlichkeit. Hierin, wie gesagt, kommt ihm nur der Spott über auffallende körperliche Eigenschaften gleich. Und gewiß läßt sich aus dieser Nachbarschaft eine gefährliche Waffe gegen den Namenwitz schmieden. Wie albern, ja wie roh, Spott zu treiben mit Dingen, für die ihr Träger so gar nicht verantwortlich ist! Darüber ist indes später noch mehr zu sagen. Hier nur so viel: erstens handelt es sich keineswegs immer um bösartigen Spott, oft nur um ein übermüthiges Spiel; ein Spiel immerhin, das, wie viele, für den, der es treibt, lustiger ist, als für den, mit dem es getrieben wird. Dann aber, was unendlich wichtiger ist: das Volk hat eben nicht jene Auffassung. Es sieht in jeder angeborenen Gabe einen göttlichen Fingerzeig. Der Rothhaar ist „gezeichnet"; der, der einen schönen Namen hat, ist zum Heerführer prädestinirt. Wie Orakelsprüche wirken auf den Naturmenschen die Namen der Fremden, die ihm begegnen. Hat ein Ort einen einladenden Namen — da bauen sie Hütten; aber schnell ziehen sie fort von Maleventum. Man mag das Aberglauben nennen — eine großartige, geschlossene Auffassung liegt doch dahinter. Und sie hat ihre welthistorischen Denkmale gefunden. Mit dem Namen Petrus spielte Christus selbst, als er sprach: „Auf diesem Felsen will ich meine Kirche erbauen." Von Namenspielen dieser Art ist alle echte Volksdichtung erfüllt: die homerische mit dem mitleidsamen Odysseus, wie die eddische mit Atli, dem Mann des Verderbens. Schon Herder hat auf diesen altvolksthümlichen Zug in der Poesie der Hebräer hingewiesen.

Solches Spiel mit Namen setzt sich nun aus der naivsten und, wenn man will, rohesten Periode in „polirtere" Zeiten fort. Dem Volk bleibt ein geheimer Zusammenhang von Name und Gegenstand selbstverständlich. Wo er am wenigsten gegeben ist, stellt es ihn her. Deshalb ist jenes Umdeuten, das man recht glücklich als „Volksetymologie" zu bezeichnen pflegt, nirgends beliebter als bei Orts- und Personennamen. Die Marodeure des Herzogs von Armagnac werden zu „armen Gecken". Dietwaldsdorf in Siebenbürgen wird Düwelsdorf, Teufelsdorf; Milano, altdeutsch Meilen, wird Mailand. Das alte Wort „wini" (Freund) muß sich in zahllosen Eigennamen wie Weinhold oder Trautwein zu „Wein" umdeuten lassen. Der Sohn eines „helmwaltenden" Helmold heißt „Helmholtz", obwohl das ein schlechter Helm wäre, an dem was von Holz sein würde; sehr sinnig wird dagegen der „Schlichtegroll", der eigentlich nur glatte Haare hat („krull", Locke) zum Friedensstifter umgedeutet. Andresen, der Entdecker der Volksetymologie, hat viele Seiten mit solchen Beispielen und Wirkungen der spielenden Namendeutung und Namenumdeutung im Volksmund füllen können. — Sicherlich sind oft genug gute alte Namen auf diese Weise verdorben worden; aber vielleicht noch öfter erhielten alte, abgestorbene Benennungen einen neuen, guten Sinn. In der ganzen Welt müßte man die Landkarte radikal umgestalten und die Personenstandsregister von Grund aus „verbessern", wenn man den „öden Namenwitz" als schlechthin unzulässig erklären und auch in seinen Folgen beseitigen wollte.

So urtheilt das Volk in dieser Frage, das Volk, dem doch sonst gerade die Romantiker und ihre Freunde in Dingen der Sprache und des Sprachgebrauchs ein inappellables Urtheil zugesprochen haben. Wie hat sich denn aber die Praxis der einzelnen gestellt, der großen Schriftsteller, der Meister des Witzes?

Ich kenne keinen unter ihnen, der für die hochmüthige Verachtung des Namenwitzes Verständniß gehabt hätte. Aristophanes schwelgt in Namenwitzen. Swift war auf einige so stolz wie vielleicht nicht auf die tiefste Satire im „Gulliver": solche Freude macht es ihm, die Kunst des Wortwitzes (englisch „pun") als „ars Punica" (von den treulosen Puniern oder Phöniziern) zu bezeichnen oder, wenn eine Dame ihren Mantel auf eine Cremoneser Geige fallen ließ, den lateinischen Dichter zu citiren:

Mantua vae! miserae nimium vicina Cremonae!

Wenn Voltaire sich darin so wenig genirt hat wie Heine — man denke etwa an die Späße über Karl Mayer und Carolus Magnus — oder wie dessen Gegner Platen, der aus Raupach Raupel und aus Immermann Nimmermann macht, so wird man antworten, wo der Witz Selbstzweck

werde, sei eben auch dem Virtuosen keine Kunst zu gering. So nehme man Meister, die mit höherem sittlichen Ernst den Witz ihren Zwecken dienstbar machten. Voltaire durfte den nicht sehr gescheiten Jesuiten Adam mit dem Spaß vorstellen: „Voici le père Adam — mais qui n'est pas le premier homme du monde“; er durfte sich alles erlauben. Aber wollen unsere Puritaner Goethe und Schiller den treffenden Namenwitz der „Xenien“ verbieten? wenn es etwa von dem Vielschreiber Leonhard Meister heißt:

Deinen Namen les' ich auf zwanzig Schriften, und dennoch
Ist es Dein Name nur, Freund, den man in allen vermißt —

oder unmittetbar vorher von dem großen Homerkritiker F. A. Wolf:

Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben —
Nun da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück!

Gerade in der höchsten sittlichen Erregung hat sich den Meistern der Polemik oft der Name des Gegners als glückliche Handhabe des Witzes entgegengedrängt. Nur Lessing hat ihn fast stets verschmäht; das kindische Spiel, das man in seiner Jugend mit Bodmer-Merbod und dergleichen trieb und an dem er damals selbst mit dem bösartigen Anagramm „Ach ein Ochs!“ für „Schönaich“ sich betheiligt hatte, verdarb ihm wohl dauernd den Geschmack daran. Aber es handelte sich gerade um die Dinge, in denen Byron's ziemlich laxe Moral keinen Spaß verstand, als er auf Thomas Moore's Pseudonym „Tom Little“ anspielte:

We knew it before,
That „Little“ was „Moore“ —
But now too, that Moore is little!

Rivarol, der uns freilich ein ziemlich trister Witzbold scheint, der aber doch französischen Häuptern der Kritik als einer der echtesten Vertreter des „Esprit“ gilt, faßte all seinen Haß gegen den Mann, in dem er ernstlich den Verderber seines Vaterlandes sah, in einen Ausdruck zusammen, indem er den grandios häßlichen Mirabeau „Miralaid“ zu nennen pflegte. Und so dürfen wir uns denn nicht wundern, daß der gewaltthätige Spott mit Eigennamen nie ingrimmiger gedieh, als in dem Zeitalter der Reformation — wieder einer Lieblingsepoche der Romantik! Wie etwa Luther in seinem Haß den „Cochläus“ benamst, das hat sogar sein warmherziger Bewunderer G. Freytag nicht ohne einiges Schaudern verzeichnen können. Aber diesen Männern war eben nichts an dem Gegner heilig, weil an der Sache ihnen alles heilig war. Mit Haut und Haar wollte die rabies theologorum den Feind verschlingen; wie hätte der Name ihnen sakrosankt scheinen sollen! Wer den Widersacher ins Herz treffen will, kann wohl füglich die Haut nicht schonen.

So lärmt und jauchzt denn in den großen Zeitkämpfen das Volk mit seinen Führern, wenn die Puppen an den Galgen gehängt, wenn der Feind in effigie, in seinem Namen gestochen und gemartert wird. Magdeburg die Magd und Metz die Metze, die Jesuwider und die Luderaner — alles muß hinein in den wilden leidenschaftlich zerrenden Kampf — gerade wie das alles sich, abgeschwächt freilich in unserer polirteren Zeit, wiederholt hat, als Clemens Brentano alle Namen des Franzosenkriegs durch das Nadelöhr seiner Wortwitze jagte.

So wenig also wie das Volk haben die Meister der Zunft und der Kunst das puritanisch-pharisäische Vorurtheil der Neueren getheilt. So wenig wie beim Volk war bei Luther oder Goethe das Herz mit der Zunge im Widerspruch, wenn sich der böse Feind so zu sagen die Haut seiner Persönlichkeit abziehen lassen mußte. Im Gegentheil! die Lust am Namenwitz geht bei ihnen so weit, daß sie vor den von ihnen selbst erfundenen Namen nicht Halt macht. Haben wir nicht alle herzlich gelacht, wenn in den „Journalisten“ Bolz seinen trefflichen Freund vorstellt: „Korb! Aus der großen Familie der Tragekörbe; er hat viel in seinem Leben zu tragen gehabt . . .“? Gewiß läuft da ein technischer Kunstgriff mitunter: der Schein der Realität wird durch solches Spiel mit dem Beiwerk erhöht. Aber etwa das Vergnügen, das Wilhelm Raabe an den Namen seiner Figuren hat, ist doch wesentlich nur eben jenem gemüthlichen Spieltrieb zu danken, der schon unsere Kinder veranlaßt, gegenseitig sich die Namen zu verdrehen.

Und wäre es nicht wirklich jammerschade, wenn auch hier, wie so oft ein einseitiger Geschmack (wie Scherer einmal warnte) die Kunst arm machte? Wie viel herzerfreuende, glänzende, unsterbliche Worte wären ungesagt geblieben, wenn alle witzigen Leute nur die „höheren Stufen“ des Wortspiels für angemessen gehalten hätten! Der trinklustige Kaiser wäre nicht aus dem Tiberius Nero der Biberius Mero geworden, und der große Papst Gregor hätte sich nicht über die „englischen“ oder „engelhaften“ Bewohner Britanniens freuen dürfen. Gewiß wäre es für die Menschheit besser gewesen, wenn jener witzige Pater die Verfolgung Galilei's nie eingeleitet hätte; aber einen ästhetischen Genuß bereitet sein Bibelcitat doch: „Quid statis, homines Galilaei, aspicientes in caelum!“ Oder in unserer Zeit! Wie überwältigend muß es gewirkt haben, als der Kladderadatsch 1848 den „Wallenstein“ citirte: „Schick diesen Wrangel fort!“ Oder, wieder mit Verunstaltung des Namens — war es nicht Tausenden eine Erleichterung, den bösen Minister, der so unendlich viel Elend über Kurhessen brachte, statt Hassenpflug „Hessenfluch“ zu nennen! So scheint oft wirklich das Schicksal selbst eine prädestinirte Harmonie zwischen Namen und Benanntem eingeführt zu haben. Wäre es nicht schade gewesen, wenn die freilich wohlfeilen und übelduftenden Scherze ganz unterblieben wären, zu denen Kotzebue und Merkel nicht bloß mit ihren Namen herausforderten? war es nicht schön, daß der Eckstein und Edelstein deutschen Freiheitssinnes in seinen größten Tagen wirklich Stein hieß?

Und hiermit kommen wir zu dem anderen Punkt. Die Erfahrung spricht ein gewichtig Wort für den viel gescholtenen Namenwitz. Und was sagt die Theorie?

Es ist ja zunächst klar, was sie einwendet. Witz, meint sie, habe eine Berechtigung nur dann, wenn er wirklich einen geheimen Zusammenhang zweier weit getrennter Dinge offenbare. Nun aber bestehe zwischen dem Mann (oder Ort) und seinem Namen überhaupt kein Zusammenhang; also liege hier ein ganz leeres Spiel vor.

Das ist nun, wie schon berührt, die Meinung des Volkes durchaus nicht. Es gibt wirklich etwas auf einen „guten Namen“. Dem Hirten, dem Jäger, dem Bauer ist der Eigenname keineswegs nur eine offizielle Marke für die große Staatsgarderobe; er ist ihm ein mystisches Eigenthum, eine Art Abspiegelung des Wesens. Nicht umsonst umgeben alle Naturvölker die Ceremonie der Namengebung mit so großer Feierlichkeit; nicht umsonst spukt noch heut der Namenzauber. Die abergläubische Furcht vor dem Mißbrauch göttlicher Namen hatte einst eine ganz andere Bedeutung als heut unsere kirchenpolizeiliche Abscheu vor dem Fluchen: der Gott stand wirklich für die Reinheit seines Namens ein, wie ein Kavalier für die seines Wappenschildes. Und noch heut fehlt den Kultivirtesten oft nicht ein Hang, so zu denken. Es ist nur zur Hälfte Scherz, wenn Theodor Storm mahnt:

Bedenk es wohl, eh du sie taufst!
Bedeutsam sind die Namen;
Und fasse mir dein liebes Bild
Nun in den rechten Rahmen.
Denn ob der Nam' den Menschen macht,
Ob sich der Mensch den Namen,
Das ist, weshalb mir oft mein Freund,
Bescheidene Zweifel kamen.

Es ist nur halb Scherz, wenn Wilhelm Raabe meint, seine Kleophea (im „Hungerpastor“) sei durch diesen Namen, was sie wurde, geworden. Gerade für feiner organi-

sirte Naturen ist es wirklich nicht gleichgiltig, wie sie gerufen werden. Das Bild verwächst mit dem Namen; lautsymbolische Vorstellungen verbinden sich mit dem glänzenden Namen „Schiller", dem hellen „Lessing". Grillparzer hat seinen Namen gehaßt, der nun allerdings auch zu besonders schlimmen Epigrammen herausforderte:

Denn wo sich Grillen und Parzen vereinen,
Da müssen absonderliche Trauerspiele erscheinen.

Immerhin — den meisten geht das Gefühl hierfür ab und Name ist für sie schlechterdings nur Schall und Rauch.

Aber nun vergesse man nicht: dies Wort Goethe's gilt keinem Eigennamen! Und kein Personennamen ist gemeint, wenn Shakespeare sagt:

Was ist ein Name? was uns Rose heißt —
Wie es auch hieße, lieblich würd' es duften.

Auf ein Appellativum bezieht sich der Ausspruch, auf die Rose. Denn eben — Worte sind auch nur Namen! Zwischen Appellativen und Eigennamen existirt nur ein Unterschied des Grades. Der Baum dort heißt „Eiche", und vielleicht weiter „amerikanische Eiche"; der Mann dort heißt „Schmidt", „Karl Schmidt". Aber der Baum ist auch eine Eiche! Gewiß; oder wenigstens — man kann das so sagen; aber wenigstens der Ahne des Mannes war auch wirklich ein Schmidt. Daß einer Langbein, Richter, Stolz, Fröhlich heißt, ist freilich Zufall; aber einmal hatte es seinen Grund, daß sein Vorfahr so hieß. Er hat nun einmal die Erbschaft angetreten.

Worte sind Namen, sind „willkürliche" Benennungen von Gegenständen. Nur um einen Grad enger als bei Personen ist bei Dingen der Zusammenhang zwischen dem benannten Gegenstand und der Benennung. Das Wortspiel mit irgend einem Wort ist eigentlich immer ein Namenwitz, ein Spiel mit der Benennung und nicht mit dem Wesen, mit der Schale und nicht mit dem Kern. So groß ist der Unterschied nicht, daß der eigentliche Namenwitz deshalb gleich in die Hölle herab müßte, während das Wortspiel anderer Art im Licht wandeln darf! Jedes Wortspiel wird gefährlich, wenn es sich zu ernst nimmt; jedes ist ein erlaubtes Spiel, wenn es nur eben spielen will.

Und somit dürfen wir es wohl schließlich als Ergebniß aussprechen: es ist lediglich ein Vorurtheil, wenn der Namenwitz als solcher schon „öde" heißt, wenn er schlechtweg als „roheste Art" des Wortspiels gilt. Der gute Namenwitz ist weder roher noch öder als irgend eine „Paronomasie" oder „Annominatio" mit Begriffsworten. Schaden hat das leere Wortgeklingel, das hohle Schwören auf Worte, das geistlose — oder allzu geistreiche Fechten mit Begriffen gewiß unendlich mehr angerichtet als dies Spiel mit Eigennamen, bei dem doch immer etwas Realität bleibt.

Nur die Häufigkeit trivialer Namenspiele hat die ganze Art diskreditirt. Wer wird die vertheidigen wollen! Aber der ernsthafte Kampf der Meinungen wird es sich so wenig nehmen lassen, selbst aus dem Namen des Gegners Vortheil zu ziehen, wie der Verliebte es sich rauben läßt, den ganzen Reiz der theuersten Person schon in dem Klang ihres Namens zu finden. Das Schlimme ist, daß der vielberufene Witz der Romantiker so oft unwitzig ist, weil er litterarisch war, am Schreibtisch ausgeheckt. Der echte Witz ist wie sein Gegenbild, die echte Poesie, ein Kind der Erregung; und die hat das Recht, auch den Schatten als lebendige Person zu behandeln!

Berlin. Richard M. Meyer.

Eine Gaunerkomödie.

Die Affaire Humbert-Crawford hat ganz Paris zum Lachen gebracht in denselben Tagen, in denen die erschütternde Nachricht von der Verwüstung einer blühenden französischen Kolonie durch vulkanische Kräfte die Hauptstadt Frankreichs erreichte. Der Gegensatz zwischen der grandiosen Tragödie einer unter glühender Lava und Asche begrabenen volkreichen Stadt und der burlesken Ausbeutung menschlicher Leichtgläubigkeit durch eine raffinirte Modedame ist schon an sich ein interessantes Stück der comédie humaine. Was sich in der Gaunerkomödie Humbert-Crawford zugetragen hat, ist so erstaunlicher Art, daß die Heldin dieses Gaunerstückchens sich einen Platz in der ersten Reihe der Foppmeister aller Zeiten und aller Länder erobert hat. Man vergegenwärtige sich das Sujet:

Im Mittelpunkt der Komödie steht ein großer eiserner Geldschrank, sorgsam verschlossen und versiegelt, von dem es heißt, daß in ihm Schätze ruhen, im Vergleich mit denen der Schatz des Monte Christo eine Bagatelle ist. Er beträgt die Kleinigkeit von 100 Millionen Francs. Woher stammt dieser moderne Nibelungenhort? Es ist die Erbschaft eines unermeßlich reichen Amerikaners. Bei Offenbach stammen die reichen Amerikaner aus Brasilien; dieser Amerikaner ist ein solider alter Yankee mit dem Vertrauen erweckenden Namen Crawford. Er verbrachte die letzten Jahre eines arbeitreichen Lebens irgendwo im schönen Süden Frankreichs, machte die Bekanntschaft einer geistreichen Französin und vermachte, als er sich dem Tode nahe fühlte, dieser Französin sein gesammtes Vermögen im Betrage von rund 100 Millionen Francs. So sind diese reichen Amerikaner, gefühlvoll, generös und diskret. Diskretion war auch in diesem Falle Ehrensache.

Die glückliche Erbin des Riesenvermögens war inzwischen eine Madame Humbert geworden, die Frau eines unerheblichen Mannes, dessen Vater einst Justizminister in Frankreich war, der Schwiegervater galt als Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle. Nichts wäre nun einfacher gewesen, als daß die glückliche Erbin — Madame Humbert den eisernen Geldschrank, in dem die Riesenerbschaft aufgespeichert war, mit jenen zierlichen Schlüsseln, wie sie heute selbst bei den größten Geldschränken üblich sind, geöffnet und in Verkehr gesetzt hätte. Aber — und nun beginnt die Komödie — das ließ sich leider nicht machen.

Der Erblasser Mr. Crawford hatte nämlich nicht bloß 100 Millionen Francs, sondern außerdem zwei Neffen hinterlassen, hoffnungsvolle Jünglinge, die begreiflicherweise nicht sehr davon entzückt waren, daß sie bei dieser Erbschaft leer ausgehen sollten. Was Wunder, daß sie einen Erbschaftsprozeß gegen Madame Humbert anstrengten. Sie konnten das um so eher thun, als sie im Besitze eines zweiten gleichzeitig ausgestellten Testaments waren, in dem ihnen selbst von dem nachgelassenen Vermögen des lieben Onkels ein beträchtlicher Theil zugesichert war. Madame Humbert mußte also prozessiren. Der Prozeß konnte lange dauern, die streitenden Theile vereinbaren deshalb, daß der Hundertmillionenschatz sorgsam verschlossen und versiegelt werde. Wenn er auch im Gewahrsam der Madame Humbert blieb, so hatte sie sich doch feierlich verpflichtet, ihn nicht vor Beendigung des Prozesses anzurühren.

Und jetzt beginnt der Erbschaftsprozeß. Die Neffen Crawford bevollmächtigen Rechtsanwälte, die ihre Sache vor französischen Gerichten zu führen haben. Diese Rechtsanwälte bekommen zwar ihre Klienten niemals zu Gesicht, aber es gehen ihnen von Zeit zu Zeit Instruktionen für den Prozeß von ihren Klienten zu und außerdem, was besonders überzeugend wirkte, reichliche Vorschüsse für die Führung des Prozesses. Gestützt auf diese Instruktionen und diese Vorschüsse wird nun drauflos prozessirt, natürlich durch sämmtliche Instanzen. Aus dem einen Prozeß entwickeln sich mehrere, und so haben vom achtzehn Jahre

hindurch die Gerichte vollauf zu thun, um in den Prozessen Gebrüder Crawford gegen Madame Humbert und Madame Humbert gegen Gebrüder Crawford das Recht und die Wahrheit zu finden.

Madame Humbert erstreitet ein obsiegendes Urtheil nach dem andern; aber da sie den geheimnißvollen Geldkasten nicht öffnen darf, bevor der gesammte Erbschaftsstreit definitiv zu Ende gelangt ist, so nimmt sie einstweilen Anleihen auf, denen der im versiegelten Geldschrank aufbewahrte Hundertmillionenschatz als sichere Unterlage dient. Man kann ihr nicht zumuthen, daß sie sich dabei mit geringfügigen Summen abgibt, sie greift gleich tüchtig in den Beutel ihrer Gläubiger, und es gelingt ihr nach und nach, die Kleinigkeit von 56 Millionen Francs zu pumpen. Von diesen 56 Millionen Francs hat sie allmählich besonders drängende Gläubiger befriedigt; mit 40 Millionen hängt sie indeß noch bei angesehenen Privatpersonen und bei Banken, sogar bei solchen vom Range der Banque de France. Sie machte in Paris ein großes Haus, hatte eine Loge in der Großen Oper, ein Palais im fashionablen Theil von Paris, Landgüter, stand an der Spitze von Wohlthätigkeitsanstalten, empfing in ihren Salons die große Welt — und das alles durch einen Zeitraum von achtzehn Jahren!

Endlich, während auf Martinique der erloschen geglaubte Vulkan Mont Pelée die Stadt St. Pierre verschüttete, brach auch über Madame Humbert die Katastrophe herein. Die leichtgläubigen Gläubiger werden schließlich von einer unbezwinglichen Neugierde nach dem Inhalt des geheimnißvollen Geldschrankes ergriffen, und die Gerichte ordnen eine feierliche Eröffnung des Kastens an. Die Eröffnung erfolgt im Beisein ergrauter Diener der Gerechtigkeit, und es findet sich in dem Kasten — eine Kollektion alter Zeitungen und ein Hosenknopf.

Was war aus den hundert Millionen geworden? Sie existirten nie; sie waren ein Produkt der Erfindungsgabe von Madame Humbert. Und der alte Millionär Mr. Crawford? — hatte nie gelebt. Und die prozeßsüchtigen Neffen? — waren Phantasiegebilde. Und die Prozesse? — waren nach allen Regeln der Kunst geführt; aber Madame Humbert hatte gegen sich selbst prozessirt, die Anwälte ihrer angeblichen Prozeßgegner selbst instruirt und mit dem nöthigen Vorschuß versehen. Nie sind die Diener der Themis toller gefoppt worden.

Frau Humbert hat sich mit ihrem liebevollen Gatten inzwischen auf die Reise begeben. Man sagt, sie habe eine elegante Yacht bestiegen und schwimme irgendwo auf dem hohen Meere herum, um sich in der erfrischenden Seeluft von den Strapazen ihrer langjährigen Fopperei ein wenig zu erholen.

Wenn diese Geschichte von einem Romancier erfunden wäre, so würde man sie als einen schlechten Hintertreppenroman bezeichnen, darauf berechnet, das Interesse sensationslüsterner Köchinnen zu erwecken. Aber das Leben ist oft noch unwahrscheinlicher als der gewagteste Roman.

Und die Moral von der Geschichte? Darf man sagen, daß so etwas nur in Frankreich möglich sei, in dem Frankreich der Galanterie, in dem Lande, das unter allen Kulturländern von den Verhältnissen der außerfranzösischen Welt die geringste Kunde besitzt? In England, in Deutschland, in Italien würde man sich vermuthlich zunächst einmal danach erkundigt haben, wer dieser Testator von 100 Millionen Francs gewesen sei, wo er gelebt, wie er sein Vermögen erworben habe. Auch in den Vereinigten Staaten pflegen die Besitzer von 100 Millionen nicht inkognito herumzulaufen. Dann aber der abgebrauchte Possenscherz mit dem versiegelten Geldschrank, dessen von keinem sterblichen Auge gesehene Schätze die Unterlage für höchst substantielle Anleihen bilden. Wäre eine ähnliche Leichtgläubigkeit in Deutschland unter seriösen Geschäftsleuten denkbar? Wir haben eine Adele Spitzeder gehabt, aber sie beschwindelte kleine Leute, und diese sahen wenigstens, wie das Geld in der Bank der Spitzeder aus- und einströmte. Madame Humbert zeigte jedoch immer nur die Hülle, die den Schatz angeblich umschlossen hielt.

Die Affäre Humbert-Crawford gehört jedenfalls zu den interessantesten Kapiteln menschlicher Leichtgläubigkeit, und es wäre ewig schade, wenn es nicht gelänge, die Heldin dieser Gaunerkomödie vor Gericht zu bringen, damit sie dort einmal in allen Einzelheiten die Geschichte dieses genialen Schwindels mittheilt. Ihre Opfer werden dadurch allerdings nicht wieder zu ihrem Gelde kommen; aber an ihrem Schaden werden vielleicht andere klug werden.

Ferdinand Svendsen.

Drei neue Frauenbücher von gestern.

1.

Es gilt als ein Zeichen kritischer Gerechtigkeit und menschlicher Wohlanständigkeit, wenn ein Kritiker sich mit Erfolg bemüht, aus den Büchern selbst, die er zu besprechen hat, die Maßstäbe für ihre Beurtheilung zu gewinnen. Aber es gibt auch Büchern gegenüber noch etwas Höheres als bloße kritische Gerechtigkeit, und sei sie noch so respektabel.

Schließlich ist Unsereins ja nicht nur ein ästhetisch-kritisches Kompendium auf zwei Beinen, sondern sozusagen auch ein Mensch, der, wenn er von Natur nicht allzu teleologisch ausgestattet ist, zwar nicht für Menschenwerk ewige und unbedingte Ziele hat, aber doch seine Sehnsucht. Eine Sehnsucht, die kein Buch stillt, das nichts ist als artistisch-ästhetisch gut, sondern nur das Buch, das weit und tief ist wie das Leben selbst, mag es dabei artistisch-ästhetisch auch mangelhafter sein. Die Sehnsucht unserer Zeit geht offenkundig dahin, alles wieder ein wenig sub specie aeternitatis gestellt zu sehen. In der Litteratur nennt man das jetzt „neuromantisch", und da an Worten nicht allzu viel liegt, mag ich um das Wort nicht streiten.

Wir haben uns im psychologischen Roman die Freude gegönnt, mit allem Ernst und viel Scharfsinn die verschiedenartigsten Seelen und Seelen-Vorgänge und -Beziehungen zu auskultiren und zu perkutiren, als sei die Seele nichts anders denn irgend ein inwendiger Muskel oder dergleichen. Man muß gestehen: Unsere europäischen Bourgetisten brachten es weit in der psychischen Stethoskopie und Plessimetrie, und ich verwende absichtlich diese medizinischen Ausdrücke, weil es sich in diesen Romanen mehr um ein populärwissenschaftliches Thun handelte, als um ein künstlerisches, das eigentlich fast nur noch in der spielerischen Freude an diesem wissenschaftlichen Thun zu Tage trat. Wir haben fast gleichzeitig mit dem psychologischen Roman im naturalistischen Roman, nachdem wir die Welt fein säuberlich auseinander genommen wie eine Uhr und in alle Theile und Theilchen zerlegt, diese Theilchen dann wieder mechanistisch zusammengesetzt. Und siehe da, es griff Rad in Rad, alles paßte in einander, daß es ein Vergnügen war, nur gehen wollte das Ganze nicht, todt war es und blieb es, trotzdem wir so lebendig damit thaten. Der Mensch besteht eben seelisch nicht nur aus Muskeln, und die Welt ist halt nicht nur ein Uhrwerk. Zu beiden gehört ein Mehr. Dies Mehr aber war verpönt und ausgeschaltet. Nun rächt es sich, und über ihm wird vielleicht, wie es ja meist zu gehen pflegt, nun wieder bald vergessen werden, daß der Mensch außer diesem Plus auch aus Muskeln besteht und die Welt auch ein Mechanismus ist. Die Bücher aber, nach denen wir uns sehnen, sollen

weder das Plus noch die Muskeln vergessen und über dem Mechanismus nicht den Kosmos. Nun, es kommen solche Bücher herauf. Riccarda Huch's: „Aus der Triumphgasse" und „Freund Hein" von Emil Strauß sind solche Bücher. Man mag sie neuromantisch oder sonstwie nennen. Mir ist es ganz gleichgiltig. Ich nenne sie einfach Kunstwerke, auch wenn mir die Kritik nachweist, ja wenn ich mir selbst nachweise, daß sie rein artistisch angesehen lange nicht so hoch stehen wie andere Bücher. Sie haben wieder Seele, das ist die Sache. Ist man Optimist, was ich nicht bin, kann man hoffen, daß das Ringen der alten Romantik in der Neuromantik doch noch seinen Sieg findet, das Ringen um das „durchseelte" Kunstwerk nämlich, wenn ich es einmal so nennen darf, trotzdem es nicht gerade hübsch klingt. „Beseelt" ist mir zu abgegriffen.

Die drei Bücher, denen diese Zeilen gelten, gehören nicht zu dieser neuen Art von Büchern. An dem Maßstab des „durchseelten" (das Wort klingt wirklich mehr nach Registratur als nach Seele!) Kunstwerks gemessen, besteht keins von den dreien die Probe gerade glänzend. Es sind eben Bücher von gestern. Zum Theil gute Bücher, gewiß, aber eben Bücher aus dem vorigen Jahrhundert, Bücher von gestern. Das soll kein besonders herber Tadel sein. Es ist einfach ein Schicksal. Das neue Buch von Isolde Kurz: „Genesung", Erzählungen, stammt z. B. seiner ganzen Form und innersten Art nach sogar noch von vorgestern, aus der Zeit, da Paul Heyse's Kunst alles war. Damit ist nicht gesagt, daß sie für mich nichts ist. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Deshalb verwahre ich mich auch ausdrücklich gegen den Verdacht, als wollte ich hier der neuesten, neuromantischen Mode das Wort reden. Die Bücher von Huch und Strauß z. B. sind mir nicht Modebücher, sondern Bücher einer neuen Art der Menschen- und Weltbetrachtung, die ich gegenüber der von gestern und vorgestern für einen Fortschritt halte.

Nun aber seien die drei Bücher möglichst aus sich selbst heraus beurtheilt, und damit auch für meine Person der Anspruch erhoben auf kritische Gerechtigkeit und menschliche Wohlanständigkeit.

2.

Unter den Erzählungen von Isolde Kurz findet sich eine, die erste: „Genesung"*), (sie verhalf dem Buch zu seinem Titel), die in ihrer Art meisterhaft ist. Man kann sie getrost neben die guten unter den Heyse'schen Novellen stellen. Ich bin mir bewußt, daß dies nichts Geringes ist. Sie hat auch ihren „Falken", den Heyse von jeder rechten Novelle fordert, nämlich das Plötzliche, Ueberraschende, das die Lösung gibt und trotzdem psychologisch wohl begründet sein muß. Neben den künstlerischen Reizen bewegt hier auch das rein Menschliche. Ich erzähle den Inhalt dieser schönen Novelle nicht, weil ich es bei einer Geschichte, die ihren Falken hat, dem Leser dieser Zeilen gegenüber für ein Unrecht halte, da er ja ein Leser der Novelle werden soll. Die zweite: „Gedankenschuld" ist nach Anlage und Problemstellung ebenfalls eine echte Novelle, die ja möglichst zugespitzte Probleme liebt. Die Gedankenschuld besteht darin, daß die Heldin, die den jüngeren Bruder heirathet, während sie den älteren liebt, ihren Ehemann durch die Kraft ihres Willens, also durch eine Art von Suggestion, dahin bringt, daß er sich selbst tödtet und so dem Bruder Platz macht. Nun aber kommt der „Falke" und damit der wunde Punkt der Novelle. Auf der Hochzeitsreise, gerade als sie sich zur Nacht rüsten, wird dem Paar in einem Blumenstrauß eine Visitenkarte überreicht, die von dem jüngeren, todten Bruder Julius stammt, auf der statt der Grafenkrone ein dickes Kreuz sich findet und der Satz: Gruß und Glückwunsch von Julius. Eine solche Visitenkarte stellt sich fortan wiederholt in entscheidenden Momenten der jungen Ehe ein, sodaß Frau Marina schließlich geistesgestört wird und sich umbringt, während ihr zweiter Gatte nach Afrika zurückkehrt, die obligaten Löwen schießt und durch die Hand arabischer Sklavenhändler fällt. Das alles ist ja ganz schön und gut, aber die Dichterin vernichtet sich selbst die Wirkung ihrer Geschichte, weil sie bis zum Schluß Zweifel bestehen läßt, woher eigentlich immer im gewünschten Augenblick die geheimnißvolle Visitenkarte kommt. Man denkt gar bald an die Rothe und ihre Rosen aus der vierten Dimension. Das ist sehr übel. Die Dichterin wollte offenbar mit der Visitenkarte ihrer Geschichte nicht nur den Falken geben, sondern darin auch sozusagen die Gedankenschuld personifiziren. Das ist ihr aber nicht gelungen. Und da die Sprache außerdem zuweilen so absonderlich „poetisch" wird, wie man es nicht mehr gut vertragen kann, so muß man das Ganze als nicht geglückt bezeichnen. Noch ganz am Schluß heißt es z. B.: Kurt hatte sich gescheut, das kühle Gras der Vergessenheit auszuroden, das um Marinas Hügel wuchs. Das ist doch nicht mehr weit von dem Zahn der Zeit, über den schon so mancher gestolpert ist, um das des Beispiels wegen auch zu thun. Auch die dritte Geschichte ist nicht gut. Sie heißt: „Sein Todfeind". Ihr Held führt den Familiennamen Müller, und sein Todfeind ist sein Vorname: Pelops, der ihn zum Menschenfeind, Weiberfeind und Selbstmörder macht. Wenn man wie ich auch schon eine Hand voll Novellen auf dem Gewissen hat, sich also auch ein wenig unter dem novellistischen Handwerkszeug umthut, so kann man auch in dieser Geschichte manche vortreffliche Einzelheit, namentlich technischer Art finden. Auch die Idee als solche ist so schlecht nicht. Aber es ist der Dichterin nicht gelungen, den tragikomischen Pelops Müller so zu gestalten, daß man am Schluß tragisch gestimmt ist, wie sie es wünscht und beabsichtigt hat. Um der „Genesung" willen aber kann man dies Buch von vorgestern auch heute noch empfehlen.

An zweiter Stelle nenne ich den Roman: „Menschlichkeit"*) von Emil Marriot. Die Verfasserin stellt durch den Roman folgende Frage zur Beantwortung: Ist es menschlicher, wenn ein Arzt alte, schwer kranke Leute, die sich und anderen nur noch zur Last sind, durch eine stärkere Dosis Morphium von unheilbarer Plage befreit, oder gebietet die Menschlichkeit, daß er auch sie unter allen Umständen zu erhalten sucht, soweit es nur irgend in seiner Macht steht. Ich würde die Frage noch einfacher gestellt haben: Gebietet die Menschlichkeit, einem nach ärztlicher Einsicht unheilbar Kranken das Sterben zu erleichtern oder nicht? Mir scheint nämlich, dem Thesenroman geht es wie dem Thesenstück. Je knapper und klarer die These gestellt wird, um so besser für beide. Aber die Verfasserin gibt auch keine ganz klare Antwort auf ihre Frage. Bald scheint es so, als hielte sie das eine für menschlicher, bald das andere. Ja, nachdem sie ihren Helden das ganze Buch hindurch die erste Ansicht hat vertreten lassen, setzt sie dieselbe gegen Ende wieder ins Unrecht, indem sie den Arzt sich selbst anzeigen läßt. Dabei ist sie der besten Gelegenheit, die sich ihr bot, nicht theoretisch, sondern menschlich die Antwort zu geben, als nämlich dem Arzt sein eigenes Kind unheilbar erkrankt, aus dem Wege gegangen. Vielleicht, weil ihr dies Mittel zum Zweck zu kraß erschien. So schwankt das Buch hin und her, und ist nun weder als Thesenroman viel werth, noch als rein menschliches Dokument, weil es eben keins von beiden ganz ist. So kann man sich eigentlich nur an vielen gut beobachteten Einzelheiten erfreuen und an mancher recht lebendig gezeichneten Nebenfigur, wenn sie auch etwas reichlich nach den zwei Schematen: Teufel oder Engel behandelt sind.

Am werthvollsten scheint mir Clara Viebig's neuer Roman zu sein, an dem der Titel: „Die Wacht am Rhein" das wenigst Gelungene, weil leicht Irreführende ist, denn einen der berühmt-berüchtigten vaterländischen Romane,

*) Verlegt bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig, 1902.

*) Berlin, 1902, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

wie sie 1870 immer wieder erdulden muß, haben wir in diesem Buch glücklicher Weise nicht trotz des Titels, der einem Roman für Kriegervereine sehr wohl anstehen würde. Also keine Angst, Kriegervereinlektüre ist es nicht. Betrachtet man das Knochengerüst des Romans, so glaube ich, der Dichterin war es nicht zum wenigsten darum zu thun, darzustellen, welche Irrungen, Wirrungen es gibt, wenn niederrheinisches Wesen und altpreußisches mit einander, neben einander leben müssen. So setzt sie denn einen altpreußischen Feldwebel in die Stadt Düsseldorf, läßt ihn eine Niederrheinerin heirathen und hat nun die prächtigsten Gelegenheiten, nicht zu sagen, sondern zu gestalten, welche Stammeskonflikte das gibt. Sie geht aber noch weiter und läßt in der Hauptgestalt ihres Romans, in der Tochter, Josephine heißt sie, die aus dieser altpreußisch-niederrheinischen Blutmischung hervorgeht, beide Elemente vertreten sein, wenn auch das altpreußische des Vaters stärker als das mütterliche. Wenn man, wie ich, lange am Niederrhein gelebt hat, so muß man erst recht das Talent der Dichterin bewundern, mit dem sie die Niederrheiner beiderlei Geschlechts hinstellt in all' ihrer für sie einnehmenden Liebenswürdigkeit, aber auch in all' ihren Charakterschwächen. Kennt man auch noch ein wenig altpreußische Art aus eigener Anschauung — man merkt ihr ja immer an, daß sie aus armem, hartem Boden gewachsen ist — so freut man sich auch des Feldwebels Rinke, wenn er zuweilen auch gerade neben der niederrheinischen Sippe etwas sehr den Eindruck eines Fleisch gewordenen Instruktionsbuchs für Unteroffiziere macht. Auch alle die mehr kulturellen Gegensätze, die sich ergeben, wenn Niederrhein und Altpreußen zusammenkommen, sind bis in die feinsten Details gar lebendig wiedergegeben. Auch daß in die Anfänge des Buchs noch die napoleonische Zeit hineinragt, ist sehr fein, denn für Nieder- und Mittelrhein hat sie Außerordentliches bedeutet. Ebenso werthvoll ist es, wie sich die Sympathieen für die Oesterreicher ausdrücken, die dem Rheinländer ja heute noch weit artverwandter erscheinen und deshalb innerlich näher stehen als die „Preußen“. Man sieht, es handelt sich nicht um einen im gewöhnlichen Verstand patriotischen Roman. Kulturgeschichtlich wie in der lebendigen Gestaltung der Menschen und Menschentypen bietet er gleich viel. Josephine ist eine besonders schöne Gestalt, die Clara Viebigs Herzen besonders nahe steht. Nur ihre Liebesgeschichte mit dem Leutnant will mir in ihrem Verlauf zu konventionell erscheinen. Davon hängt aber für das Ganze nicht viel ab.

Schließlich stellt Clara Viebig noch dar, wie die eine, große, allen deutschen Stämmen gemeinsame Idee, die schon 1848 lebte und 1870 Wirklichkeit wurde, wenn auch etwas anders, als es die Achtundvierziger geträumt hatten, niederrheinisches und altpreußisches Wesen eins werden läßt. So schließt der Roman mit einer Fanfare für diese einigende Idee. Aber, mit so viel Wärme und aufrichtiger Begeisterung diese Fanfare auch geblasen wird, als den geziemenden Schluß für diesen weit angelegten Roman will sie mir nicht erscheinen. Es ist mehr ein Abbrechen mit einem sehr wirkungsvollen Effekt. Ueber dreißig Jahre sind ja seit jener Zeit vergangen. Von ihnen gerade hätte ich gerne auch etwas in dem Buch gefunden. Es hätte ihm nach seiner ganzen Anlage, wie ich glaube, auch sehr wohl angestanden. Vielleicht lächelt die Dichterin: Das ist leichter gesagt als gethan. Mag sein. Aber der hier gegebene Schluß ist mir zu bequem und billig. Inzwischen hat die Idee von damals mancherlei an Glanz verloren, seitdem sie Wirklichkeit wurde. Inzwischen sind die Stammeseigenheiten wieder stärker hervorgetreten. Das war seit der Cherusker Tagen bei uns Deutschen ja immer so. So wollte ich denn, auch dafür hätte die Dichterin noch einen Ausdruck und Ausblick gefunden und gegeben.

Clara Viebig ist unzweifelhaft unsere kräftigste realistische Erzählerin. Alles, was dazu gehört, beherrscht sie. Dabei thut ihr Herz, ihr Temperament jedem gesunden Menschen wohl. Aber ich hoffe, sie wird noch mehr als unsere beste realistische Erzählerin, von deren Kraft und Frische auch wieder „Die Wacht am Rhein“ zeugt. Es ist mir noch zu wenig für sie. Sie hat das Zeug zu mehr als zur besten realistischen Erzählerin und zu einem guten Buch — von gestern.

Darmstadt. Kurt Aram.

Der närrische Kauz.

Eine Musikantengeschichte.

Es gibt im Berufsleben des Schriftstellers nur zwei wirkliche große Feiertage: wenn er sein erstes Honorar einstreicht und wenn zum ersten Mal ein Theaterstück von ihm angenommen wird.

Laien rechnen ihm zuweilen, aber ich glaube mit Unrecht, auch noch einen dritten Festtag an: die mit wohlwollendem Pomp begangene Feier seines siebzigsten Geburtstags, wo dem wehrlosen Jubilar hinterrücks das Allgemeine Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft versetzt wird, wo er einen Stoß Huldigungsdepeschen aus Nah und Fern, eine Riesenbaumtorte von einer unbekannten Verehrerin im Voigtlande und das Oelbildniß seines Buchverlegers erhält.

In die Empfindungen eines silberlockigen Geburtstagskindes vermag ich mich nicht so recht hineinzuversetzen. Aber ich fürchte, sie sind meistentheils gemischt.

Um so frischer und fröhlicher ist mir der zweite große Tag meiner jungen Schriftstellerlaufbahn in der Erinnerung, da ein portofreies Staatstelegramm auf rothem Papier mir die huldvolle Botschaft einer Hohen Generalintendanz ins Haus trug: daß meine Schwarzwälder Märchenkomödie in Versen und mit Musik „Mummelgeister“ zur Erstaufführung am großherzoglichen Hoftheater angenommen worden sei.

Der Depeschenbote erhielt ein reiches, ja fast fürstliches Trinkgeld, ich that einen Luftsprung und trank an selbigem Abend im Bunde mit mehreren vor nichts zurückschreckenden Helfershelfern bedeutend mehr Sekt, als die nachherige Kassenabrechnung des Hofzahlamts es rathsam und ökonomisch erscheinen ließ.

Aber ich bereue heute weder das Trinkgeld noch den Luftsprung noch den Champagner. Der Depeschenbote war vielleicht mehrköpfiger Familienvater (und er sah mich so ergreifend ehrfurchtsvoll an!) — und ein Luftsprung, der nicht gemacht, und Sekt, der nicht getrunken wird, wenn er da ist, haben ihren Beruf verfehlt. Und — Hand aufs Herz — ist es nicht wundervoll, wenn einem wenigstens einmal im Leben der Himmel so voller Geigen hängt? Mag er hernach dann getrost wieder ein schief Gesicht ziehen!

Uebrigens war die äußere Aufnahme meiner „Mummelgeister“ ganz nett — oh, sehr nett sogar. Man rief mich ein paar Mal vor den Vorhang, von fünf leibhaftigen Rezensenten rissen nur zweie das Stück herunter, und der Intendant klopfte mir bei der zweiten Aufführung auf die Schulter und sagte mit väterlichem Wohlwollen zu mir: „Brav, brav, junger Mann, fahren Sie so fort.“

Das war nicht viel. Aber immerhin: in der kleinen Residenz, in der ich mich aus Dankbarkeit — und weil ich mich in einen meiner süßesten „Mummelgeister“ sterblich verliebt hatte — für zwei bis drei Wochen niederließ, galt ich für einen zu schönen Hoffnungen berechtigenden jungen Mann. Notabene, wenn ich dem väterlichen Rathe der großherzoglichen Generalintendanz auch wirklich folgte; was ich doch zweifellos vorhatte.

Allein so ein junges Dichtergemüthe ist ja gar zu anspruchsvoll.

Ich hatte geglaubt, mit den „Mummelgeistern“ werde eine neue Epoche des deutschen Dramas anheben, hatte von einer märchenhaften Revolution der zeitgenössischen Litteratur und des Versmaßes geträumt — und siehe da, kraft der Tücke des Geschicks fanden meine armen „Mummelgeister“ außerhalb jener lieben Residenz nie wieder einen solch kunstfreudigen, verständnißvollen Mäzen wie den Herrn General-Intendanten. Und heute — sind sie vergessen.

Doch nein, daß ich die lautere Wahrheit registrire: in Frankfurt a. O. und in Säckingen am Rhein hat man mein Werk zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch einmal aufgeführt. Aber da erbebte nichts mehr in mir. Und wenn ich ehrlich sein soll: heute kann ich nicht mehr ohne ein Lächeln der Beschämung an meine „Mummelgeister“ zurückdenken. Wenigstens an meine Verse. Ich habe mir inzwischen das Reimeschmieden prinzipiell abgewöhnt und fühle mich dabei entschieden wohler.

Wenn mir's auch jetzt noch um eines ehrlich leid thut, dann ist's um etwas, das nicht von mir stammte: nämlich um die zur Handlung gehörende Musik, die mit meinen „Mummelgeistern“ verrauscht und verklungen ist.

Die hätte ein besseres Loos verdient.

Sie stammte von Fähndrich. Von dem herzensguten, prächtig-groben, ewig durstigen und ewig begeisterten Willibald Fähndrich.

Es taucht so viel Poetisches und Ulkiges, Sonniges und Tragikomisches aus der Versenkung auf vor mir, wenn mir bei der Erinnerung an meine lyrisch-dramatische Jugendsünde der Name Fähndrich wieder einfällt.

Ei, ich muß dem guten Kerl und schnurrigen Musikanten ein Denkmal setzen.

Hier ist es.

* * *

Fähndrich war der Sohn eines Musikbeflissenen, der seine Laufbahn zu einer Zeit begonnen hatte, da die ausübende Tonkunst vielfach noch zünftig erlernt wurde. Als ein Handwerk übrigens, das für den, der es betrieb, durchaus keinen güldenen Boden hatte. Fähndrich senior hatte es in seiner ehrsamen Karrière immerhin bis zum privilegirten Stadtpfeifer gebracht. Die rastlose Hetze der Taktstockvirtuosen von heute, die der Ehrgeiz und die Tantièmenjagd um den ganzen Globus herumtreibt, blieb ihm erspart. Er fing als flöteblasender Orchestergeselle in Freudenstadt im Schwarzwald an, seine künstlerische Glanzzeit sah er, als er die Tochter seines Prinzipals heirathete und dann dessen kleine Kapelle in Oppenau und Offenburg leitete. Die Sage weiß zu erzählen, daß er mit dieser einmal sogar in Freiburg i. Br., als die Militärkapelle wegen Armeetrauer nicht spielen durfte, die Haydn'sche Schöpfung zur Aufführung gebracht habe. Den letzten Rest seiner Tage verbrachte er in einem kleinen Schwarzwalddorf bei Höhenschwand, wo er die materiellen Errungenschaften seines langen Künstler-Erdenwallens in einem Kleinbauernhaus mit Garten, einer Kuh, zwei Ziegen, kurz der Miniaturausgabe eines Kossäthenbetriebes angelegt hatte.

Der Trieb eines Musikanten, sich seßhaft zu machen, erregte damals Aufsehen. Heute, wo Tenöre, Klavierzigeuner und Primadonnen Villen am Genfer See und in Baden-Baden besitzen, würde man für das s. Zt. so kühne Unterfangen des ehemaligen Stadtpfeifers höchstens ein mitleidiges Lächeln haben.

Willibald Fähndrich, der einzige Erbe des Kleinbauernhofs, der Kuh, der Ziegen und des musikalischen Talents seiner Eltern, spielte im Alter von sechs Jahren bereits in Vaters Tanzkapelle die erste Geige am zweiten Pulte mit. Er war ein Musikantenkind durch und durch, ja sogar ein Wunderkind. Aber Fähndrich senior führte seinen Jungen deswegen nicht gleich einem staunenden Publiko gewinnsüchtig und voll Eitelkeit vor. Für ihn war es ganz selbstverständlich, daß sein Einziger musikalische Fähigkeiten besaß. Er weckte in seinem Sprößling die Liebe zu den Klassikern und nacheinander zu sämmtlichen Streich- und Blasinstrumenten mittels großer Geduld und eines Rohrstocks.

Von den Wissenschaften hielt er nicht viel. Mit Lesen, Schreiben, Rechnen, etwas Katechismus und reichlich Generalbaß konnte der Mensch doch auskommen. Schulzwang herrschte damals noch nicht. Der kleine Willibald entwickelte sich aber, sobald ihm das ABC beigebracht war, aus eigenem Antrieb zu einer unersättlichen Leseratte.

Als ich ihn auf jener Sommerwanderung, die für mich ein Stückchen Schicksal bedeutet, kennen lernte, vertraute er mir an, daß es in Höhenschwand, Freudenstadt und Oppenau wohl kaum einen Schmöker mehr gebe, den er noch nicht gelesen, vielmehr verschlungen habe.

Ich hatte im Hotel auf der Paßhöhe droben keinen Platz mehr bekommen und schlenderte bei aufzuckendem Gewitter verdrießlich zu Thal. Da vernahm ich plötzlich von dem kleinen Bauernhause her Geigentöne — nein, es war Bratsche — ich blieb stehen, lauschte, lauschte immer erstaunter, immer athemloser. Es war eine mir unbekannte Romanze oder Ballade, etwas rhapsodisch, bizarr in den Harmonien, im Rhythmus; aber mit wunderbarem Bogenstrich, großzügig und mit Temperament gespielt.

Lange stand ich vor dem offenen Fenster. Endlich schwieg die Musik und der Spieler kam, die Bratsche im Arm, näher.

„No, Sie mache ja so e verzwacktes G'sicht, Sie? Hat Ihne des Stickle net g'falle? 's isch no net ganz fertig, wisse Se. Gewwe Se emol Achtung. Grad hab' ich mir gedenkt, da müßt mer noch e paar Doppelgriffle nemme. Gelle Se? Warte Se emol . . .“

Hemdsärmlig wie er war, setzte er sich aufs Fensterbrett und spielte das Stück noch einmal. Als die Doppelgriffe kamen, sah er mich fragend an — in wirklicher Verzückung und doch gleichzeitig pfiffig-schmunzelnd.

Er war ein großer, breitschultriger, stämmiger Mensch, zählte etwa dreißig Jahre, er hatte starkes braunes Haar, fast kupferfarbene Haut wie ein Bauer, aber wundervoll tiefe, in ihrer leuchtenden Helligkeit, ihrer seltsamen Lichtbläue frappirende Augen.

„Wisse Se,“ fuhr er dann gemüthlich fort, „die Doppelgriff, die hat mir früher der Mendelssohn und der Sae's oder wie des Luder heißt, so arg verleidt g'habt. Mer genirt sich doch heitzutag noch oinen hinzulege. Net? Immer Sexte und Terze und sonscht nix. Ich sag: Kontrapunkt her! Oin oinzigs Blättle Bach isch mir lieber als der ganze Mendelmeyer. So ebbes woichliges, des kann ich ums Verrecke net aussteh.“ Er setzte die Bratsche an die Backe. „Kenne Se die Ciacona vom Bach?“

„Ja. Ich hab sie vom Joachim gehört.“

„Guck emol ahn. Ich ah. Ich hab e halbs Jahr lang bei em studirt, beim Joachim, des isch oiner, der kann was, der Joachim.“

Und nun spielte er die Ciacona von Bach.

. . . Himmel, wer mochte das nur sein? Irgend ein Großer, ein ganz Großer, dem Geigerkönig Ebenbürtiger, war's auf alle Fälle. Aber wer — wer? So was Deutsches lag in seinem Spiel, so viel Kraft und Trotz — und dabei doch jener herbe Zauber von Romantik, der germanischen Kernnaturen eigen ist und sie davor bewahrt, in die weichliche Sentimentalität der Romanen und Orientalen sich zu verirren.

Die ersten schweren Regentropfen fielen. Da forderte er mich auf einzutreten — leutselig und urwüchsig, wie's seine ganze Art war.

Die Einrichtung war bäurisch. Aber viel Bücher und Noten und Instrumente sah ich, auch ein Pianino und ein Harmonium.

Ich stellte mich vor, sagte ihm, daß ich hier in der Gegend ein gemüthliches, billiges Unterkommen suchte für ein paar Sommerwochen, um meine Doktorarbeit zu beginnen.

„Hawwe Se Biecher mit?“ fragte er sofort meinen Rucksack musternd.

„Im Koffer, ja. Der liegt noch in Oppenau.“

„Her damit, immer her damit. L'en S'en hole. Un wisse Se waas? Da hiwwe, der Herr Pfarrer, der hat noch e Kämmerle. Da gehn Sie her un sage, so un so, das un das, un der Herr Fähndrich schickt mich, en scheener Gruß vom Herr Fähndrich, sage Se, un Sie mechte mir des Kämmerle oinräume, wo Sie noch frei hawwe. — Was sin denn des for Biecher, wo Sie mithawwe?"

„Es soll eine Abhandlung über altprovençalische Chansons werden, die Zeit der Troubadoure u. s. w. Dafür hab ich mir aus der Universitätsbibliothek einen ganzen Haufen Quellenwerke kommen lassen."

„Dunnerwetsche. Gut, gut, des kann so bleiwe. Des Zeigs kenn ich g'wiß no net. Jetz — Sie g'falle mir. Erscht noch. Wisse Se, sonscht die Sommerfrischler, die's Unglück emol daher verschlagt, die schreie alsfort: numme koi Biecher net! Herrgott von Mannem, des isch schon e Band, die Ihne Ihre Städtle uns do alle Jahr aufs Land 'nanspeie. Wenn mer irgend ebbes Dumm's spielt, nord gaffe se e Weil, und fangt mer was Ernschtes ahn, nord tappe se weiter. Letschthin fragt mich so e Lumpekrott so e rotznasige gar, ob ich net 's Intermezzo aus der Ruschtikana spiele könnt. No, dere hab ich's gewwe. — Ha, also wisse Se waas? Jetz regent's so, no bleibe Se halt emol heit glei da un schlafe uf'm Kanapeh. Die Weibsleit müsse uns waas vom Wärtshaus 'rumhole. En Mordsdurscht hab ich. Sie ah? Un nord setze mer uns zusamme un schwätze noch oins. Gelle Se? Erscht noch."

* * *

Oh, wir schwatzten noch manches liebe Mal.

Solch ein Original — solch ein genialer Kerl — solch ein prächtiger, biderber Mensch!

Der Pfarrer hat mir natürlich Fähndrichs ganze Lebensgeschichte erzählen müssen. Er war oft böse auf den talentvollen Nachbar, der hier so gottessträflich sein Pfund vergrabe.

Fähndrich versah im Dorf die Organistenstelle und gab in den Nachbarorten ein paar Musikstunden, leitete auch den gemischten Chor in Freudenstadt. Sonst machte er bloß für sich Musik. Aber das so ziemlich vom ersten Hahnenschrei an bis in die sinkende Nacht.

Seine Einnahmen waren mithin nur klein. Aber er lebte auch denkbar bescheiden. Die Wirthschaft führte ihm die alte Bärbel, ein gemüthlicher Hausdrache. Als junges Ding hatte sie eine Liebschaft mit dem Klarinettisten von des alten Fähndrichs Offenburger Kapelle gehabt und war schließlich mit einer kleinen Bärbel sitzen geblieben. Seitdem gehörten beide Bärbels zum erblichen Hausrath der Fähndrichs.

Die kleine Bärbel war ein zu süßes Ding. Den Sommer über war sie heuer auf „Ferien" bei der Mutter. Die letzten Jahre hatte sie in Freiburg, Karlsruhe, Straßburg und Stuttgart gedient. Sie wußte also, wie's in der Welt zuging. Uebrigens war sie streng erzogen, denn die alte Bärbel war beispiellos moralisch geworden.

Als ich Fähndrich einmal auf den Kopf zusagte, daß er der kleinen Bärbel verliebte Nasenlöcher mache — sie war ja zu niedlich, wenn sie so mit ihrem hübschen ovalen Gesichtchen, den dunkelbeschatteten freundlichen Augen und ihrem frischen gesunden Lachen so viel Sonne und Wärme und Behaglichkeit in die Stube hereinbrachte — da hielt er mir ganz erschrocken den Mund zu. Ums Himmelswillen, nein, das sei hier ein so furchtbar sittenreines Heim . . . . Und theils lachend, theils vor Wuth kochend, erzählte er mir ein Stücklein von der Alten.

Einmal hatte er da einen Gipsabguß von der Milo'schen Venus erstanden — und sogleich war's mit der alten Bärbel zu einem Heidenskandal gekommen. In ihrer bodenlosen Entrüstung hatte sie das ‚uhnahnständig nackigte Frauenzimmer' ganz einfach kopfüber auf die Straße gepfeffert.

Der Milo'schen Venus war das natürlich nicht gut bekommen.

Mich wunderte es ja, daß er's als freier, hochbegabter Künstler in diesem engen Zirkel aushielt, daß er sich hier in gewisser Hinsicht sogar kujoniren ließ, während einem Mann von seinem Talent doch die Welt offen stand. Auch hätte es für ihn doch noch passenderen weiblichen Umgang gegeben als die beiden Bärbels.

„Ach, was haben wir schon alles angestellt," sagte der Pfarrer einmal zu mir, „um was aus ihm zu machen. Als sein Vater starb, haben wir gesammelt. Er sollte in die Welt gehn, eine Ausbildung bekommen, zweihundert Thaler brachten wir zusammen, drei Stangen Gold. Dabei war der Ertrag von ein paar Konzerten in Freudenstadt und Oppenau, wo er eigene Sachen spielte . . . Ach, die Leutchen geriethen ganz außer sich. Die einen sagten Brahms, die andern Bruckner. Ich sagte aber immer: Fähndrich. Und als ich ihm das Geld brachte, stellte ich ihm vor, was er noch alles erreichen könne, wenn er wolle."

„Nun, und wollte er damals?"

Der alte Herr lächelte etwas verlegen. „Wissen Sie, was er that? Er gab sofort die Stunden auf, die Stelle als Organist, die wir doch eigens ihm zu liebe neugeschaffen hatten, und spielte auch nicht mehr in Freudenstadt in den Konzerten."

„Aber was that er in der ganzen Zeit?"

„Er spielte für sich, komponirte, lebte so sparsam als möglich — d. h. einen guten Trunk verachtete er ja nie — und wenn wir ihm Vorstellungen machten, ihm die Bude stürmten, dann nahm er die Geige oder die Bratsche, zog damit in den Wald hinaus — und lachte uns aus."

„Und das Leben führte er so lange, bis das Geld alle war?"

Der Pfarrer nickte. „Dann kam mal ein reicher Herr vom bayrischen Hof hier durch, zufällig, der hörte ihn spielen. Na, und dem gelang's auch wirklich, ihm den Dickkopf zurechtzusetzen. Er bewies ihm, was ihm fehlte — was wir ihm nicht so hatten klar machen können. O hat der geackert mit ihm. Bis er endlich mitkam. Nach München, aufs Konservatorium."

„Und da hat er dann fleißig gearbeitet?"

„Wie ein Pferd, sagt er. Ei, faul ist er ja durchaus nicht. Er sagt, da hätte er mit eins erst gemerkt, was er noch alles erreichen müsse. Drum ging er hernach auch noch nach Berlin zum Joachim. Aber vom Studium kam er sofort wieder zu seinen beiden Bärbels her. Na, und da lebt er nun nicht anders als zuvor. Einmal war der Münchener Herr wieder da. Nein, war der bös. Und mein Fähndrich lacht und sagt: Ha, er sei ihm doch dankbar bis an sein Lebensend, aber warum sie ihn nicht in Ruh ließen, jetzt fehlte ihm doch nichts mehr? — Doch, der Ehrgeiz fehle ihm, sagte der Münchener. Und darin hat er recht. Der Fähndrich ist der schnurrigste Egoist, den ich in meinem Leben je gesehen habe. Ich fragte ihn: warum er denn dann so fleißig in München und in Berlin studirt habe? — ‚Um mir selbscht nix Falsches mehr vorz'spiele!' war seine Antwort. Und dabei guckt er einen so seelensvergnügt an . . . Ja, ich denke manchmal bei mir: entweder ist er ein ganz hirnvernagelter Dummkopf — oder er ist ein großer Philosoph!"

* * *

Ein wunderlicher Heiliger war er auf alle Fälle, der wackre Willibald.

Es war ein herrlicher Sommer. Wir wurden gut Freund: er war mein Führer in den dunkeln Schwarzwaldthälern und auf den lichten Höhen seiner Kunst.

Am Mummelsee lagerten wir uns einmal in einer stillen warmen Sommernacht. Der Wein, den wir in unsern Rucksäcken hergebracht hatten, kühlte im See. Er hatte die Bratsche mit und spielte.

Es zwang uns dann immer, immer wieder hin.

Tiefeingebettet im dunkeln, gewaltigen Tannenforst liegt der schwarze, stille, unergründliche See, wie leblos, nur

belebt von den bunten oder schauerlichen Spukgestalten der Frau Sage.

Da entstanden aus Mondscheinromantik und Weinlaune, Jugendschwärmerei und Waldesgeflüster die „Mummelgeister“.

Fähndrich spielte — ich dichtete es. Oder ich faßte unsere Stimmungen in Verse — und er vertonte sie.

Ich wollte ihm ein Libretto verfassen. Aber er entsetzte sich vor dem Gedanken an eine Oper. So trieb mich's denn in jenen einzigschönen jugendfrohen Sommerwochen zum ersten Entwurf meiner Märchenkomödie — und die gelehrte Abhandlung über die altprovençalischen Chansons ist nie geschrieben worden.

Ein neues Leben hatte für mich begonnen. Mit neuen Idealen, neuen großen Zielen zog ich, als der Herbst kam, von Höhenschwand wieder zu Thal. Ich schwelgte nur noch in Kunst und Poesie. D. h. wenn ich mir's heute recht überlege: eigentlich war's eine haarsträubende Bummelei.

Aber schön war's doch. Und zur Beschwichtigung meiner händeringenden Verwandten hatte ich die endliche Genugthuung, daß meine „Mummelgeister“ an einem veritablen Hoftheater das Licht der Rampen erblicken sollten.

In der Festfreude jener Probe- und Aufführungstage hatte mich's nur bitter gekränkt, daß Fähndrich wortbrüchig geworden war: er hatte weder auf meine noch auf die Einladung des Kapellmeisters ein Lebenszeichen von sich gegeben.

Als nun der Kapellmeister und die Musiker, die sich von einer Probe zur andern immer mehr für Fähndrichs originelle Komposition erwärmt hatten, mich um nähere Angaben über ihn fast dringlich angingen, da setzte ich mich hin und schrieb ihm noch einmal. Aber weder empfindsam gekränkt noch vorwurfsvoll; vielmehr sacksiedegrob. Ungefähr so:

„Wenn Du alter Mistpeter auf Deinem elenden Bauerndorf Deine lausige Musik Dir alleine vorkratzen willst, gut, kratze so viel Du Lust hast: ob's gut oder falsch klingt, es hört ja außer dem armen Pfarrer kein leidlich vernünftiger Kulturmensch. Aber wenn Du einem da erst groß ein Notengeschreibsel mitgiebst (das übrigens kein Hund lesen kann) und verlangst, daß sie's hier einer Masse entsetzten Volks vorkratzen sollen, so grenzt das an Thierquälerei. Komm sofort her und mach dem Unfug ein Ende. Tausend Grüße von Deinem aufrichtigen Freund u. s. w.“

Das wirkte thatsächlich.

Zur dritten Aufführung war er da.

* * *

Gleich seine Einführung war köstlich.

Von der Bahn aus hatte er sich durch einen bloßfüßigen Jungen nach dem Theater geleiten lassen. Seine Reisetasche — ein buntgesticktes Ungeheuer, ein kulturhistorisches Erbstück des alten Stadtpfeifers — hatte er nicht aus der Hand gegeben. Dazu sein altväterischer Gehrock, seine Rohrstiefel mit den zu kurzen Hosen, der überlebensgroße Hut, der Knotenstock, das wilde Gesicht, die ganze, mächtige Naturmenschenerscheinung: er erregte in der Residenz ziemliches Aufsehen.

Noch größeres aber im Theater.

Ja, und nun will ich ehrlich meine Schande eingestehn.

Als ein Hausbeamter mich ängstlich ersuchte, ich möchte ins Vestibül kommen, da stehe ein Kerl, der zanke sich mit dem Portier, verlange nach mir und nach dem Kapellmeister, und als es dann zu dem Wiedersehn vor all den geputzten, eleganten, fremden Leuten kam, — da hätt ich meinen wackern Willibald am liebsten kaltlächelnd verleugnet. Ja, hol mich der Teufel.

Da droben in seinem weltentlegenen Schwarzwaldnest war er mir als ein Mann von wirklicher Bedeutung erschienen, ja er hatte mir mit seinen gesunden gedankentiefen Aussprüchen über Kunst, Welt und Leben mehr imponirt, als meine sämmtlichen Hochschulprofessoren. Aber hier — wirkte er auf mich geradezu wie eine Karrikatur.

Mit seiner Bärenstimme erklärte er laut und schallend, er dulde nicht, daß man seine Musik verhunze: das Stück solle abgesetzt werden. Endlich hatten wir ihn im Konversationszimmer. Der Direktor kam, der Regisseur kam, der Dramaturg. Wir redeten alle auf ihn ein, stellten ihm vor, er müsse sich doch erst einmal selbst anhören, wie seine Musik gespielt werde. Daß ich nur eine List gebraucht hatte, um ihn von seinen beiden Bärbels wegzulootsen, das glaubte er einfach nicht.

Das Peinlichste war, daß auch der Kapellmeister an meine List nicht recht glaubte. Er schnitt mich und den Komponisten den Abend über vollkommen.

In der Direktionsloge, möglichst im Hintergrund, ward Fähndrich, der sich trotz meiner verzweifelten Bitte, trotz Hausgesetz und Logenschließer noch immer nicht von seiner Reisetasche getrennt hatte, untergebracht. Mich plazirte man daneben. Ich ward das beschämende Gefühl nicht los, daß ich da als eine Art Wärter oder Polizeibüttel säße.

Zitternd und zagend harrte ich des Vorspiels.

Ich hatte es dem Kapellmeister ein paar Mal gesagt, daß er's viel zu langsam nehme. Er wußte das natürlich besser. Aber siehe da — heute war er so zornig über das verletzende Urtheil des Komponisten, das ihm gute Freunde natürlich sofort hinterbracht hatten, daß mit dem Augenblick, da er den Taktstock erhob, Temperament in die Sache kam.

Und mein Willibald Fähndrich — war zufrieden.

„Woisch, er isch gar net so dumm wie er aussieht, eier Kapellmeischterle,“ sagte er schmunzelnd, als dem Vorspiel lauter Beifall aus dem dichtgefüllten Saale folgte.

Und von Akt zu Akt stieg seine Zufriedenheit. Ja es kam allmählich etwas wie nur schwerverhaltener innerer Jubel in ihm hoch.

„Fein, fein, des isch gut so. Ерscht noch. Des kann so bleiwe.“ — Bloß hie und da schnitt er eine Grimasse nach dem zweiten Fagott oder der Altposaune hin. „Esel der Du bisch!“ — knirschte er dann zwischen den Zähnen.

Aber gleich darauf folgte er wieder der Musik sichtlich mitfortgerissen. Auch dem Spiel. Er war bis jetzt nur selten im Theater gewesen. Aber er verstand alles.

Bei ein paar humoristischen Szenen patschte er mir vergnügt aufs Bein.

„Du bischt e Sackermenter, hotzblitz noch emol!“ rief er einmal so laut, daß alles hersah und ich mich tief zur Erde beugte.

Im Haus hatte sich's herumgesprochen, daß der Komponist gleichfalls anwesend sei. Zum Schlusse verlangte man uns beide zu sehn.

Aber Fähndrich hätte sich eher schlachten lassen, als daß er sich da auf die hellerleuchteten Bretter hinstellte und dem Publikum („denne Krautköpf“, sagte er) seinen Knix machte.

Hinterm Vorhang ward noch einmal Premièrenrummel veranstaltet, man umringte uns und beglückwünschte Fähndrich wieder und wieder. Es kam auch zu einer Versöhnung mit dem Kapellmeister. Im Grunde interessirte ihn dieser talentvolle Grobian riesig.

Ein paar vergnügte Künstler, Musikanten und Theaterfexe kristallisirten sich hinzu, wir zogen — Fähndrich mit der Reisetasche in der Mitte — nach dem „Krokodil“ und bewältigten dort unter sehr anregenden, stellenweise kunsttriefenden Debatten märchenhafte Mengen von wohltemperirten Flüssigkeiten.

Und so ward aus Abend und Morgen ein neuer Tag.

Paul Oskar Höcker.

(Schluß folgt).

Bilder aus der Ostmark. Ein Wiener Wanderbuch, geschrieben und gezeichnet von Eduard Zetsche. Mit 12 Vollbildern und 80 Textbildern nach Originalzeichnungen des Verfassers. Innsbruck. A. Edlinger's Verlag. 1902. (20 Mark).

Arglos, ohne jede Anwandlung von Eitelkeit, beiläufig und wahrhaftig schreibt unser Autor in der Schilderung eines Waldganges S. 190: „Wieder einmal waren es offenbar die besonderen Begabungen des Landschaftsmalers, des geborenen Pfadfinders — schlaues Naturgefühl, wohlgeschulte Augen, das schärfste Gedächtniß für tausend kleine und große landschaftliche Begegnungen, von der Oxalisblüthe und dem Wurzelstock unten bis zum Bergumriß draußen, die mich schließlich doch ans Ziel führten.“ Die Worte wären der richtige Leitspruch für Zetsche's Lebensgang. Nicht allzufrüh konnte er sich ganz der Kunst der Landschaftsmalerei ergeben. Zuerst trat er in Wien vor 20—25 Jahren mit Feuilletons hervor, die Ludwig Speidel der Veröffentlichung für würdig hielt. Es waren fein und fest ausgeführte Bilder aus der nächsten Umgebung Wiens: Gegenden, die Jedermann zu Fuß oder zu Wagen durchmessen hatte, und die nun in Zetsche's Prosa, wie ein bisher nicht in seinem ganzen Reiz Geschautes, neu wirkten. Daß hinter dem vortrefflichen Schriftsteller ein geborener Maler stand, erwies die Folge der Jahre. Zetsche ist heute als Aquarellist unvergleichlich eifriger thätig, als mit der Feder. Wenn er aber einmal seine Mappen öffnet und zugleich erzählt, wo und wie er seine Motive erspäht hat, dann giebt's gute Stunden für Leute mit offenem Aug' und Ohr. Diesmal beschenkt uns Zetsche mit Wanderstudien, die aus der Glockenstube des Stephansthurmes, die er sachlich meisterhaft mit allem Um und Auf beschreibt, in die Waldgegenden von Heiligenkreuz, in die Donaugegend, die Wachau, in die Oetscherlandschaft und zuletzt nach Oberösterreich führen. Pinsel und Feder stellen Großes und Kleines, wie sich's gehört, — „recht nach der Kunst“, wie Julie sagt, — vor Augen Zetsche versteht sich aber auch auf den Menschenschlag. Lustig und immer sehr genau schildert er Waldkneipen und ihre mitunter recht bedenklichen Stammgäste. Die Kämpfe der Reformation, die Niedertracht der Gegenreformation kennt und kennzeichnet er eindringlich. Ein Meisterstück ist sein Versuch, Neithart von Reuenthal, auf den Spuren der in seinen Liedern genannten niederösterreichischen Ortschaften, in seinen Schicksalen zu folgen. Kurzum: mit Zetsche gewinnt jeder mit sehenden Augen, mit hörenden Ohren Begabte einen Wandergenossen, der lehrt, die Welt zu schauen, zu verstehen, in der Schönheitsfülle der Gegenwart zu genießen und darüber der Vergangenheit nicht zu vergessen. Als Stilist verdient er ein Plätzchen, nicht allzu weit von Noé, so bedeutend er sich auch in seiner persönlichen Art von ihm und allen anderen Landschaftern der Litteratur, Steub, Fallmerayer u. s. w., unterscheidet. Er hat seine eigene, echte Weise als Maler, als Schriftsteller seinen eigenen, echten Ton. Er verdient deshalb auch ein eigenes, echtes Publikum.

—m.

Lyrische Neuheiten.

Adolph Donath: Mensch und Liebe. Neue Gedichte. Berlin. 1902. Ernst Hofmann & Co.

Karl Mayer: Profit! Humoristisches Rezeptbuch wider den Weltschmerz. Kassel. 1902. G. Weiß.

Beide überschriftlich angegebene Gedichtsammlungen, wiewohl verschieden unter sich, darf man als Erzeugnisse gesunder Lyrik begrüßen. Das kleinere Heft gehört einem, wie schon der Titel angibt, bereits bekannten jungen Dichter an, dessen merkbare Abkehr von der modernen Manier beim Erscheinen seines Erstlings „Tage und Nächte“ mit aufmunterndem Wohlwollen anerkannt wurde. Was er nun nach drei Jahren bringt, kann selbstverständlich keinen wesentlichen Fortschritt seiner dichterischen Entwicklung aufweisen. Immerhin ist die Neigung um bloßen Klingklang, der er stellenweis im ersten Hefte huldigte, hier völlig überwunden, der Inhalt voller und gesättigter geworden; dabei haben wir den gleichen melodischen Wohlklang, die gleichen Farbenfülle, die gleiche Gefühlsintensität. Im Interesse des Dichters wird man vielleicht mit dem Wunsche nicht zurückhalten dürfen, er möge seine Begabung künftig einer festeren und reicheren Ausgestaltung der aufgenommenen Motive zuwenden. Mit den „Zwei Gemälde vom Dorfe“ genannten Skizzen ist doch höchstens nur die Stimmung zu den eigentlich darzustellenden „Gemälden“ angedeutet. Auch den inhaltlich bedeutenderen, unter je einem gesonderten Titelblatt eingeführten Dichtungen „Die Jüdin“ und „Der Dichterphilosoph“, würde eine breiter ausgesponnene Behandlung keinen Abbruch gethan haben, da die Figuren selbst ein Interesse erregen, welches nun keine ausreichende Befriedigung erhält. Andererseits werden solche absolut unvorstellbare Bilder, wie in dem Gedichte „Thränen“, so ansprechend auch das in ihnen niedergelegte Gefühl selbst ist, hinfort zu meiden sein. Daß der „Meine Liebe“ überschriebene Cyclus weniger verschwenderisch ausgefallen als bei solchem Thema die Regel zu sein pflegt, wird wohl auf strenger Sichtung beruhen, die der Dichter hier vorgenommen. Jedenfalls sind diese Gedichte anmuthig, und wen es nach mehr verlangt, findet Gleichartiges unter den voraufgehenden und nachfolgenden Stücken zur Genüge. Das nun Gebotene ist jedenfalls eine willkommene Erneuerung der anfänglich auf den Dichter gestellten Erwartungen, deren volle Erfüllung, nach der hierzu erforderlichen Zeit, hoffentlich nicht ausbleiben wird.

Eine in sich abgeschlossene Dichterindividualität tritt uns in dem Büchlein von Karl Mayer entgegen. Beruflich als Rechtsanwalt im badischen Freiburg wirkend, hat er sein hübsches lyrisches Talent anfänglich zu geselligen Zwecken verwerthet. Daher wohl der an den gemüthlichen Zechtisch erinnernde Titel der Sammlung, der vielleicht auch nicht ohne Absicht an Scheffel's „Gaudeamus“ anklingen soll. An diesen lebens-, wein- und wanderfrohen Sänger gemahnt manches der hier gegebenen Lieder, und die Aehnlichkeit der Dichtungen beruht nicht nur auf Verwandtschaft des poetischen Könnens, sondern auch auf langjähriger persönlicher Freundschaft mit dem verehrten Landsmann. Wohl aus Pietätsrücksichten für den Meister wird die Veröffentlichung der Gedichte bisher zurückgehalten worden sein, die nun als Ertrag poetischer Wonnestunden während eines ganzen Lebensalters vorliegen. Eine staunenswerthe Formgewandheit, besonders die munteren geselligen Stücke auszeichnend und da in spielerischer Virtuosität sich ergehend, weist sofort auf eine ungewöhnliche Begabung hin. Der Dichter verfügt aber auch über zu Herzen dringende Töne, wie er sie namentlich in seinen hübschen, Naturbildern entfaltet. Wie anmuthig ist zum Beispiel das Liedchen „Bei Frühlingsanfang“:

> Der Lenz zieht grüne Strümpfe an,
> Rothhöslein, blaue Weste —
> Und bald steht er als Blüthenmann
> Geschmückt aufs allerbeste.
>
> Dann tanzt er froh durch Wald und Flur
> Nach tausend Vogelgeigen.
> Ist Dein ein Fünklein Jugend nur,
> Tanz mit in diesem Reigen.

Oder das folgende, „Die Winterwelt“ überschriebene:

> Es hat die Welt sich ausgesungen,
> Verblüht, verduftet und verprangt.
> Nun liegt vom Winterschlaf umschlungen
> Sie ohne Regung, daß euch bangt.
>
> Laßt sie nur schlummern, laßt sie träumen
> Vom schönen All, das sie umschwebt!
> Im Frühling steht an Halm und Bäumen,
> Welch lieblich Traumnetz sie gewebt.

Nur selten wird man auf Unerfreuliches stoßen. Beachtenswerth sind die „Streiflichter“ benannten Sinnsprüche, die auf einen durchdachten Lebensinhalt hinweisen. Manche ein wenig gar zu alltägliche Betrachtung wird man hinwegwünschen. Das Gleiche gilt von der sich den Sinnsprüchen unmittelbar anreihenden Gruppe der etwas gar zu zopfig gerathenen „Grabschriften“. Unter ihnen würde man namentlich die auf Voltaire gern missen, da sie einer durchaus unzutreffenden, von erzreaktionären Vorurtheilen beeinflußten Würdigung des großen Bildungsheroen entstammt, in welchem der Dichter, bei unmittelbarer Kenntniß seines Wirkens, den besten Förderer seines eigenen gesunden und freisinnigen Lebensanschauens gefunden haben würde. Doch dies nur beiläufig, denn die Freude, die sein Büchlein uns geschenkt, ist eine so mannigfaltige, daß die dabei zu erhebenden Einwände nur der Sache wegen berührt werden mußten.

—l—m—n.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 34. Berlin, den 24. Mai 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat auf seiner Besitzung Kurzel den Vorstand des Elsaß-Lothringischen Landesausschusses empfangen, der seinen Dank abstatten wollte für die Aufhebung des Diktatur-Paragraphen. Bei dieser Gelegenheit hat der Kaiser eine Ansprache gehalten, die in hohem Grade erfreulich ist. Der Kaiser sagte unter anderem:

> Ich fand den Diktatur-Paragraphen vor, als ich den Thron bestieg. Daß ich dem Wunsch, ihn zu beseitigen, nicht sofort in den ersten Jahren meiner Regierung stattgegeben habe, beruht auf zwei Gründen. „Einmal mußte ich erst die Liebe und Treue meiner Unterthanen gewinnen und das verständnißvolle Vertrauen meiner Kollegen, der Bundesfürsten, mir erwerben.
>
> Zum anderen begegnete mir das Ausland bei meinem Regierungsantritt mit tiefem, wenn auch unbegründetem Mißtrauen, da es voraussetzte, daß ich nach dem Lorbeer kriegerischer Erfolge strebe.
>
> Demgegenüber war es meine Aufgabe, das Ausland zu überzeugen, daß der neue deutsche Kaiser und das Reich ihre Kraft der Erhaltung des Friedens zu widmen gewillt seien. Diese Aufgaben bedurften einer großen Spanne Zeit zu ihrer Verwirklichung.
>
> Das deutsche Volk weiß nun, welche Wege ich zu seinem Heil zu wandeln entschlossen bin. Seine Fürsten stehen mir treu zur Seite mit Rath und That.
>
> Das Ausland, weit davon entfernt, in uns eine Bedrohung des Friedens zu erblicken, ist gewohnt, mit uns als einem felsenfesten Hort des Friedens zu rechnen."

Das ist mehr als eine gelegentliche Ansprache; das ist ein Programm, und zwar ein Programm, dem die Masse des deutschen Volkes vorbehaltlos zustimmt.

In diesem Programm für die deutsche internationale Politik berührt uns eine Wendung ganz besonders sympathisch, die Worte, daß der Kaiser zunächst die Liebe und Treue des deutschen Volkes gewinnen mußte. Wirklich, die Uebereinstimmung des Monarchen und der Bevölkerung in Bezug auf die großen politischen Ziele ist ein wesentlicher Faktor für die Stärke Deutschlands, und der Kaiser beweist eine zutreffende Würdigung für das Wesen modernen Staatslebens, daß er diese Voraussetzung besonders hervorgehoben hat.

Es ist sicherlich kein zufälliges Zusammentreffen, daß der Kaiser diese bedeutsame Rede in dem Augenblick sprach, da Präsident Loubet vom Zaren auf russischem Boden empfangen worden ist.

Auch bei dieser Gelegenheit sind offizielle Reden gehalten worden. Der Zar sprach, wie üblich, von dem „befreundeten und verbündeten Staate" und von der „Waffenbrüderschaft" der beiden Reiche, und er betonte, daß „diese gewaltige Macht keineswegs die Bestimmung hat, aggressive Absichten zu unterstützen," sondern ganz im Gegentheil „die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens zu sichern." Präsident Loubet variirte denselben Gedanken; auch er sagte: „Diese gewaltige Macht ist für niemand eine Drohung", aber er fügte alsdann doch in bezeichnender Weise eine Nutzanwendung nach der positiven Seite hinzu; er sagte: Rußland und Frankreich dürfen darin zu gleicher Zeit „eine Garantie für die Ausübung ihrer Rechte und eine Schutzwehr sehen . . ." Hierin steckt die Nuance, daß es Mächte geben könnte, die vielleicht einmal Frankreichs Recht antasten wollten und gegen die ein Schutz nöthig sein könnte. Daß Deutschland zu diesen Mächten nicht gehört, stellen die Worte des deutschen Kaisers außer Zweifel. Sie beugen jeder Mißdeutung vor.

Gleichviel; die Rede in Kurzel, wie die Trinksprüche in Kraßnoje Sselo lauten durchaus friedlich. Der deutsche

Kaiser sprach in jener eindrucksvollen, ganz unzweideutigen, markigen Art, die ihm eigen ist; der Zar von Rußland seinerseits vorsichtige, humane Worte, und der Präsident Loubet legte in seinen Trinkspruch jene Spitze hinein, die französischem Empfinden unentbehrlich erscheint; — ein bedeutungsvoller Dreiklang, und doch ist es sehr zweifelhaft, ob diese Aeußerungen einen nachhaltigen politischen Eindruck hervorrufen werden.

Sicherlich wollen die Regierungen den Frieden, und ihrem Willen ist es bisher gelungen, den Frieden aufrecht zu erhalten. Das werden sie hoffentlich auch ferner vermögen; aber die Leidenschaften der Völker und die Macht realer Interessengegensätze ist doch zugleich immer stark genug, das Gefühl eines gesicherten Friedens bei den Nationen zu trüben.

Kaiser Wilhelm hat überdies einen ferneren Schritt gethan, um die guten Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland zu festigen. Er beabsichtigt, eine Statue Friedrichs des Großen nach Washington zu stiften. Der Philosoph von Sanssouci mit seiner Vorurtheilslosigkeit und seiner freien Weltanschauung, vor allem ein großer Mensch, ist in der That ein geeigneter Interpret des aufgeklärten deutschen Empfindens bei der großen modernen Republik jenseits des Ozeans.

Ein neues Attentat in Rußland beleuchtet den Ernst der dortigen Lage. Auf den Gouverneur von Wilna, den Generalleutnant von Wahl, ist geschossen worden. Der Gouverneur wurde, wie es scheint, nicht schwer verwundet. Auch der russische „Regierungsbote“ erklärt, daß der Anschlag ersichtlich politischen Charakter gehabt hat. Daneben gehen Meldungen von einer revolutionären Propaganda im Heer, und es scheint auch, daß die Bauernunruhen keineswegs unterdrückt sind; eine Reihe bedenklicher Symptome, denen die russische Regierung, wie es scheint, nicht Reformen, sondern ausschließlich die Repression entgegensetzen will.

Welch ein Bild, dieser menschlich-wohlwollende Zar, sein Gast der Präsident einer Republik, in der ein Sozialdemokrat Minister ist, das Erklingen der Marseillaise, dieses Revolutionsliedes, und rings herum das Grollen eines Volkes, das aller politischen Rechte beraubt ist, das sich in Emeuten erhebt und zum Dolche greift, um der Regierung die Freiheit abzutrotzen.

Nichts kann eindringlicher den Wandel der Zeiten beleuchten als solche Gegenüberstellung. Der nationale Egoismus ist Sieger, und eine Propaganda für die eigene politische Weltanschauung jenseits der eigenen Grenzen gibt es nicht mehr. Rußland ist eine despotisch reaktionäre Macht und besinnt sich doch nicht das republikanische Frankreich in seine Arme zu schließen, und das republikanische Frankreich, das die cäsaristisch-klerikale Reaktion im eigenen Lande niedergeworfen hat, drückt das despotische Zarenthum an sein Herz, gegen das die russische Bevölkerung sich nach Freiheit verlangend, auflehnt.

Auch in Schweden ist, wie zu erwarten war, der Generalstreik zusammengebrochen. Die Drohung mit der Anwendung dieses äußersten Mittels, das die Regierungen und die Bourgeoisie einmal so sehr ängstigte, hat seine Schrecken nach den Erfahrungen in Belgien wie jetzt in Schweden durchaus eingebüßt. Die Ankündigung des 1. Mai als Feiertag hat ein gleiches Schicksal gehabt, und das Schitsal der Sozialdemokratie in ihrer Gesammtheit wird kein anderes sein.

Bayern will daran gehen sein Landtagswahlrecht zu reformiren. Das indirekte Wahlrecht soll aufgegeben werden, und es soll eine direkte, geheime Wahl durch Stimmzettel, die von Amts wegen hergestellt und abgestempelt werden, und für alle Parteien gleich sein müssen, stattfinden; überdies sollen Wahlkreise nach Maßgabe der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 gleichmäßig abgegrenzt werden. Also ein ganz außerordentlicher Fortschritt, für den auch das Ministerium einzutreten geneigt scheint. Vielleicht kommen wir in Preußen noch einmal zu dem Ruhme neben Mecklenburg und dem königlichen Sachsen in Bezug auf das Wahlrecht der rückständigste Staat in Deutschland zu sein.

Die Krönung des Königs Alfons von Spanien ist vollzogen worden. Ein Wahnsinniger versuchte gerade am Krönungstage dem Wagen des Königs zu nahen; man hat das Ereigniß ein Attentat genannt. Mit Unrecht. Weit bedenklicher ist es hingegen, daß gleichzeitig ein anarchistisches Konspirationsquartier aufgehoben und eine Anzahl Anarchisten verhaftet worden ist.

Waldeck-Rousseau hat den erwarteten Schritt gethan; er hat dem Präsidenten Loubet seine Entlassung eingereicht.

* * *

Friedrich der Große in Washington.

Der deutsche Kaiser hat vor einiger Zeit der Stadt Rom ein Standbild Goethe's geschenkt und vor einigen Tagen der amerikanischen Nation ein Denkmal Friedrichs des Großen. Beide kaiserlichen Handlungen tragen äußerlich dieselben Züge, aber ihrer inneren Bedeutung nach sind sie wesentlich verschieden von einander. In beiden Fällen handelt es sich um wirkliche Denkmäler, nicht um bloße Werke bildhauerischer Kunst, bei denen das Werk des ausübenden Künstlers das Entscheidende ist. Diese beiden Werke der Bildhauerkunst sollen mehr sein. Diese kaiserlichen Geschenke bekommen ihren Charakter nicht durch die Hand des Künstlers, sondern durch die Persönlichkeiten, welche der Bildhauer darzustellen hat, durch den Sinn, den der Geschenkgeber in die Gabe gelegt hat, und durch den Ort, wo sie zur Aufstellung gelangen. Es ist etwas anderes, ob man eine Statue für ein Museum oder für einen öffentlichen Platz stiftet; es ist etwas anderes, ob die Statue in einem beschaulichen Ort oder mitten in der volkreichen Hauptstadt eines mächtigen Landes errichtet wird; und unter allen Hauptstädten der Welt sind es wiederum Rom und Washington, welche den Besucher beziehungsreich anmuthen, Rom als Sitz einer durch Jahrtausende sich hinziehenden weltlichen und geistlichen Vorherrschaft, Washington als der politische Mittelpunkt der jüngsten und modernsten Weltmacht.

> „Ja! — Es ist alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
> Ewige Roma.“ —

so sang der Dichter der römischen Elegien und des Torquato Tasso. Wenige haben den unendlichen Reiz der ewigen Roma stärker empfunden als Goethe. Deutschland hat keinen Mann hervorgebracht, von dem man mit solcher Sicherheit wie von Goethe sagen kann, daß sein Ruhm dauern wird wie der Name Rom. Die Werke dieses umfassenden Geistes sind Schätze der Weltlitteratur, seine geistigen Thaten sind der gesammten Menschheit zu Gute gekommen. Ein Denkmal Goethe's in Rom kann deshalb auch den empfindlichsten italienischen Nationalisten nicht befremden.

Mit dem Denkmal Friedrichs des Großen in Washington liegt die Sache nicht unwesentlich anders. Dies Denkmal wird das erste sein, das auf dem Boden der amerikanischen Republik einem Monarchen errichtet wird, einem Monarchen, der bei aller philosophischen Vorurtheilslosigkeit doch ein spezifisch deutscher, ja man kann sagen

preußischer Nationalheld ist, der Schöpfer der Großmacht Preußen, ein Staatsmann und ein Feldherr, der die reichen Gaben seines Geistes und die Stärke seines Charakters nicht in den Dienst der Menschheit, sondern ausschließlich in den Dienst seines Landes, des Landes Preußen, gestellt hat. Die weltbürgerlichen Ideen, denen der fürstliche Jüngling in Rheinsberg nachhing, gingen nicht so tief, daß sie die Politik des Königs Friedrich II. irgendwie beeinflußt hätten. Der Antheil, den der große Friedrich an den Schicksalen anderer Völker nahm, war, soweit diese Schicksale nicht die Kreise der eigenen preußischen Politik berührten, nicht allzu groß, und auch den Unabhängigkeitskampf der amerikanischen Kolonien gegen England betrachtete er nicht mit enthusiastischem Wohlwollen, sondern nur mit der Gelassenheit eines in harter, nationaler Arbeit hart gewordenen Herrschers.

Wenn einem solchen Monarchen in der Hauptstadt einer großen Republik auf öffentlichem Platze ein Denkmal errichtet wird, so setzt die Aufstellung eines solchen Monuments bei dem Stifter wie bei dem Empfänger eine ungewöhnliche nationale Vorurtheilslosigkeit voraus, ein volles Verständniß auch für die Größe der Helden einer fremden Nation. My country is the world, my countrymen are all mankind — nach diesem Grundsatz handelte der Sklavenemanzipator Harrison; aber dieser Grundsatz ist in unserer vom Nationalitätenhader erfüllten Zeit gar sehr aus der Uebung gekommen. Ja, vielfach gilt es als ein besonderes Zeichen nationaler Gesinnung, die Leistungen fremder Völker und die Thaten fremder Helden gering zu achten.

Die Statue Friedrichs des Großen, die sich in der Stadt Washington erheben wird, ist eine Aufforderung an das amerikanische Volk, in einem Angehörigen eines fremden Volkes, in dem Träger einer Königskrone, in einem Helden mit stark ausgeprägtem preußischen Egoismus doch die Größe des Menschen, die hervorragenden Gaben des Geistes und die unbeugsame Stärke des Charakters zu bewundern und als einen dauernden Besitz der ganzen Menschheit anzuerkennen. Soll dem Denkmal eine Inschrift gegeben werden, so würde man schwerlich eine bessere finden können als das Horazische Wort:

> Aequam memento rebus in arduis
> Servare mentem.

Der große Friedrich wird für alle Zeiten und für alle Völker ein Vorbild dafür bleiben, was selbst unter den verzweifeltsten Umständen ein unbeugsamer Wille und das strengste Pflichtgefühl vermögen. Das politische Lebenswerk Friedrichs des Großen gehört zu den höchsten Leistungen des menschlichen Geistes, dem auch der Fremde zu huldigen vermag, sobald er die engen Bande nationalistischer Vorurtheile abgestreift hat. Aus demselben Geist heraus würden auch freigesinnte Deutsche die Errichtung einer Statue von George Washington oder Abraham Lincoln in Berlin würdigen. Auch in diesen beiden Männern, so sehr dieselben spezifische amerikanische Nationalhelden sind, steckt soviel rein menschliche Größe, daß man ihnen außerhalb der Grenzen des eigenen Landes ebenfalls den Zoll der Verehrung und Bewunderung, wie er in der Aufstellung eines öffentlichen Denkmals liegt, entrichten kann, ohne dem eigenen Nationalgefühl etwas zu vergeben.

Wie viel man einem Volke in dieser Beziehung zumuthen darf, das läßt sich nicht in bestimmte Regeln bannen. Selbst der schlimmste Englandhasser würde schwerlich gegen die Errichtung eines Shakespeare-Denkmals in Berlin etwas einzuwenden haben; aber eine Statue Wellingtons, obgleich derselbe mit Blücher bei Waterloo gefochten hat, würde bereits einem gewissen nationalen Mißbehagen begegnen. Auch einem öffentlichen Denkmal Lord Chathams, obgleich derselbe zu dem glücklichen Ausgang des siebenjährigen Krieges für Preußen nicht wenig beigetragen hat, würde die deutsche Bevölkerung noch fremd, wenn nicht gar feindlich gegenüberstehen. Niemand würde Anstoß daran nehmen, wenn auf dem Gendarmenmarkt in Berlin Molière ein Denkmal erhielte; aber die Statue eines französischen Feldherrn oder Staatsmanns ist auf deutschem Boden heute nicht denkbar. Die Anerkennung fremdländischer Verdienste ist eben an gewisse Grenzen geknüpft, die vom Volksempfinden gezogen werden. Die Denkmalstiftungen des deutschen Kaisers in fremden Ländern sind wohl geeignet, solche Grenzen zu erweitern; sie sind sichtbare Proteste gegen nationale Engherzigkeit, Monumente einer weltbürgerlichen Gesinnung, die man selbstverständlich nicht bloß anderen Völkern zumuthen darf, sondern in erster Linie auch selbst bethätigen muß. Das Denkmal Friedrichs des Großen in Washington hat neben allem anderen auch eine solche weltbürgerliche Mission zu erfüllen; und gerade darin scheint mir der Hauptwerth dieses kaiserlichen Geschenks zu beruhen.

Theodor Barth.

Kolonialzucker und Rübenzucker.

In den Kreisen deutscher Industriellen gibt sich, seitdem die Brüsseler Zuckerkonvention abgeschlossen wurde, die Befürchtung kund, der Rohrzucker wäre, bei Abschaffung der Prämien und bei der Herabsetzung des Ueberzolls in Deutschland von 20 Mark auf 4,80 Mark pro 100 Kilogramm, im Stande, in Deutschland einzudringen und hier dem Rübenzucker schwere Konkurrenz zu bereiten. Die deutsche Reichsregierung hat schon in der Denkschrift zur Zuckervorlage auf die Erfahrung in Holland hingewiesen, um das Grundlose dieser Befürchtung darzuthun. Es ist aber für deutsche Leser vielleicht nicht ohne Interesse, direkt von Holland aus über die erwähnte Frage einige nähere Auskunft zu erhalten.

In den Niederlanden besteht kein schützender Ueberzoll. Der im Inland produzirte Zucker wird mit 27 Holl. Gulden pro 100 Kilogramm (als raffinirter Zucker berechnet) besteuert; Einfuhrzucker unterliegt der nämlichen Abgabe. Der Inlandspreis setzt sich genau aus Weltpreis und Steuer (abgesehen von Unkosten und Verdienst des Detailhändlers) zusammen. Der niederländische Produzent steht danach mit dem Importeur auf gleichem Fuß; nur in so weit hat er einen Vorsprung, als er aus der Staatskasse eine Produktionsprämie bekommt. Diese war in der Kampagne 1900—1901 auf 1,57 Gulden zu berechnen (nämlich 1,38 Gulden für den Fabrikanten und 0,18 Gulden für den Raffinadeur). Falls man die Prämie gegen die Steuer in Abrechnung bringt, stellt sich heraus, daß der inländische Produzent schließlich weniger als der Importeur zu zahlen hat; in so weit kann man auch in Holland von einem Ueberzoll reden. Dieser aber hat, weil um seinen vollen Betrag der Inlandspreis sich erhöht, das Eigenthümliche, keinen thatsächlichen Schutz zu gewähren. Es besteht eine bedeutende Einfuhr. Sie beeinträchtigt jedoch nicht die Nationalproduktion, welche stets wächst, sondern verursacht nur eine korrespondirende Vermehrung des Exports.

Obgleich nun in den Niederlanden seit Jahrzehnten in allen Bevölkerungsschichten die Meinung besteht, der Rohrzucker sei besser als der Rübenzucker, ist doch die Einfuhr von Rohrzucker fortgesetzt zurückgegangen. Heute ist es kaum noch möglich, wirklichen Rohrzucker in irgend einer holländischen Stadt bei einem Detailhändler regelmäßig zu bekommen. Meine persönlichen Bemühungen bei Detailhändlern im Haag, dem Wohnsitz vieler indischen Familien, wo also am ehesten ein Detailverkauf von Rohrzucker zu erwarten war, zu kaufen, erwiesen sich als fruchtlos. Mein Mitdelegirter der niederländischen Regierung zur Brüsseler Konferenz, Herr G. Eschauzier, wohnhaft im Haag und Direktor mancher Zuckerunternehmungen auf Java, hat ebenfalls in der Residenzstadt Hollands Rohrzucker nicht an-

getroffen, und bot mir, als er im April nach Java verreiste, an, von Java aus einige Kilogramm Muscovado zu schicken, falls ich wirklich Javazucker zu sehen verlangte.

Diese Erfahrung stimmt genau mit der offiziellen Statistik überein.

In den Jahresziffern (Jaarcyfers) des Königreichs der Niederlande, herausgegeben vom Statistischen Amt im Haag — wovon ein Exemplar sich auch im Statistischen Amt in Berlin befindet — liest man im letzten Jahresbericht für 1900, Seite 147, daß für die Raffinerieen die folgenden Mengen Rohrzucker eingeführt wurden:

Jahr		
Jahr 1891	149	Tonnen
1892	356	„
1893	152	„
1894	146	„
1895	135	„
1896	188	„
1897	89	„
1898	—	„
1899	—	„
1900	2	„

In den drei letzten Jahren also nur 2000 Kilogramm!

Daß der rohe Kolonialzucker nicht im Detailhandel zu kaufen ist, noch für die Raffinerieen eingeführt wird, schließt freilich dessen Einfuhr nicht vollständig aus. In den drei letzten Jahren, über die mir die statistischen Zahlen zur Verfügung stehen, war die **gesammte** Rohzuckereinfuhr etwas größer als die Einfuhr für die Raffinerieen. Es ist also eine kleine Menge direkt in den Verbrauch hinübergegangen. Diese Menge war 3872 Tonnen im Jahre 1898; 1333 im Jahre 1899 und 3186 im Jahre 1900. Sie war theils roher Kolonialzucker, theils französischer und russischer Rübenzucker von hohem Gehalt, aber unraffinirt, und wurde von den Zuckerbäckern verwendet, hauptsächlich zur Herstellung einer in Holland sehr beliebten, aber in Deutschland fast unbekannten Art Kuchen, welche den Nürnberger Lebkuchen etwas ähnelt. Das Quantum des für diesen Zweck eingeführten Kolonialzuckers ist unbedeutend (± 4 % der betreffenden Gesammteinfuhr). In den Privathaushaltungen ist, wie oben erwähnt wurde, der Kolonialzucker thatsächlich unbekannt. Er würde eventuell theurer sein als Raffinade.

Es ließe sich noch fragen, ob vielleicht der Rohrzucker in raffinirtem Zustande eingeführt wird. War vielleicht z. B. im Jahre 1900, als eine Menge von 6 498 961 Kilogramm raffinirter Zucker eingeführt wurde, hierunter Kolonialzucker versteckt? Schon an sich wäre dies unwahrscheinlich; denn wo sollte die Raffinirung stattgefunden haben? In England? Aber in England ist der Weltmarktpreis des Zuckers höher als in Holland; deshalb führt Holland immer nach England aus, und es kann nur ausnahmsweise von da Zucker nach Holland kommen. Um aber jeder Ungewißheit vorzubeugen, habe ich mich beim Finanzministerium im Haag über die Bezugsquellen jener Menge erkundigt. Man sehe sich das Resultat an, es kamen aus:

Belgien	Candi 1. Klasse	795 822	Kilogramm,
Großbritannien	„	10	„
Hamburg	„	117 396	„
Preußen	„	152 126	„
Belgien	Candi 2. Klasse	29 267	„
Belgien	Melis u. s. w.	2 298 720	„
Großbritannien	„	5 581	„
Hamburg	„	351 713	„
Java	„	500	„
Preußen	„	2 747 769	„
Rio de la Plata	„	29	„
Rußland	„	18	„
Vereinigte Staaten von Nord-Amerika	„	10	„
		6 498 961	Kilogramm.

Fast alles kam also aus Belgien, Preußen und Hamburg. Kein Sachverständiger wird meinen, jener Zucker wäre aus Kolonialzucker fabrizirt.

Die Sachlage stimmt genau mit dem ökonomischen Grundsatze, daß jede Waare den besten Markt aufsucht, überein. Wenn Deutschland und Holland und Belgien und Frankreich nach London exportiren, geschieht dies aus dem einfachen Grunde, weil der Preis (ohne Steuer, und abgesehen von der Wirkung des Zuckerkartels) in London höher ist. Warum sollte denn ein mit Kolonialzucker beladenes Schiff an der englischen Küste vorbeisegeln und seine Ladung auf dem Kontinent löschen? So lange irgendwo sonst auf der Welt für den Zucker höhere Preise zu erlangen sind als auf dem europäischen Festlande, mit anderen Worten, so lange dieses Festland selbst Zucker exportirt, werden die tropischen Länder ihren Rohrzucker nach den nämlichen höheren Gewinn bringenden Konsumplätzen schicken und unsern Kontinent sorgfältig meiden.

Es ist also, um den Kolonialzucker von Deutschland fern zu halten, nicht einmal ein Ueberzoll nöthig.

Das Vorurtheil des Publikums, Rohrzucker sei besser als Rübenzucker, ist nicht im Stande eine nennenswerthe Einfuhr von Rohrzucker hervorzurufen, weil eben beide Zuckersorten in raffinirtem Zustande einander völlig gleich sind. In Holland glaubt gewiß manche Hausfrau, daß sie immer das Produkt des Rohres kauft. Mir persönlich ist es oft vorgekommen, daß die Leute erstaunt waren, zu vernehmen, daß sie in ihrem ganzen Leben wahrscheinlich kein Stück Rohrzucker gegessen hätten. So lange man dem raffinirten Zucker keinen amtlichen Herkunftsnachweis mitgibt, wird das Publikum, welches weißen Zucker verbraucht, sich mit der Auskunft des Detailhändlers zufrieden geben, der selbst über den Ursprung nichts weiß und in der Regel auch nichts wissen kann, da nur die Raffinerieen die Bezugsquelle ihrer Rohzucker kennen.

Utrecht. J. d'Aulnis de Bourouill.

Die Katastrophe von Martinique.

Das furchtbare Unglück, welches vor Kurzem über den mittleren Theil der Inselgruppe der Kleinen Antillen hereingebrochen ist, hat natürlich das allgemeinste Aufsehen erregt und zur Bildung der sonderbarsten Hypothesen Anlaß gegeben. Mußten wir doch sogar — und zwar in geachteten Blättern — lesen, daß zwischen jenen Ereignissen und dem ungewöhnlichen Witterungszustande, unter dem wir gegenwärtig leiden, ein innerer, ursächlicher Zusammenhang obwalte! Herrn Falb's Weizen blüht, und die ernste Wissenschaft, welche allerdings nicht so rasch bei der Hand sein kann, muß wieder einmal vor dem unglücklichen Streben, für alle Dinge in der Welt sofort eine Erklärung zu erbringen, die Segel streichen. Damit ist schon ausgesprochen, daß diese Zeilen keinen Anspruch darauf erheben wollen, zu sagen, warum es so kommen mußte, wie es kam; der Zweck, den der Artikel verfolgt, ist ein viel bescheidenerer. Zunächst kann sich ja jeder Versuch, den Hergang zu analysiren und zu begreifen, lediglich auf Zeitungsnotizen von nichts weniger denn einheitlichem Charakter stützen, und daß die vorliegenden Schilderungen, die sämmtlich unter dem unmittelbaren Eindrucke des Entsetzens entstehen mußten, keine objektiven sein können, versteht sich wohl von selbst. Es wird noch längere Zeit dauern, bis man den Thatbestand klar zu überblicken vermag, und wenn man einmal so weit ist, beginnen erst die wirklichen Schwierigkeiten,

jenen mit einer der geläufigen Auffassungen des vulkanischen Phänomens in Einklang zu setzen. Dies mußte hervorgehoben werden, um nicht einer unrichtigen Deutung der Absicht, aus welcher die nachstehende Erörterung hervorgegangen ist, den Weg zu ebnen.

Martinique und St. Vincent, die beiden so furchtbar hart betroffenen Eilande, gehören zu jener Inselgruppe, die sich — mit den Ausläufern Trinidad und Kuba — von der Küste Südamerikas bis zu derjenigen Nordamerikas erstreckt, die „Randmeere" des Mexikanischen Golfes und der Karaibischen See vom freien Atlantischen Ozean abtrennend. Schon Columbus, der in geographischen Dingen einen sehr freien Blick besaß, soweit ihm nicht seine scholastischen Reminiszenzen in die Quere kamen, erblickte in dieser Inselschnur den Ueberrest einer dereinst bestehenden, vor geologischen Umwälzungen zusammengebrochenen Landbrücke, und die theoretische Untersuchung eines Eduard Sueß hat diese Annahme in der Hauptsache bestätigt. Ueberall da nun, wo große Bruchlinien die Erdrinde durchsetzen, ist die Neigung zu vulkanischen Ausbrüchen und Erderschütterungen eine besonders große, und so sind denn auch die Kleinen und Großen Antillen ebenso, wie das gegenüberliegende Festland von Mittelamerika, nur allzu sehr an derartige Vorkommnisse gewöhnt, die gar oft schon, zumal in Verbindung mit den dort recht eigentlich heimischen tropischen Wirbelstürmen („Hurricanes"), gar übel gehaust haben. Das, was sich jetzt zugetragen, war deshalb dem Wesen nach kaum etwas sehr Außerordentliches, und wäre die Richtung, in der sich die vulkanische Spannung entlud, eine östlich gewendete gewesen, so daß nur einige kleinere Dörfer darunter gelitten hätten, so würde man in Europa zwar einige Depeschen darüber erhalten, sich aber muthmaßlich nicht viel um die Sache gekümmert haben. Das Unglück wollte aber, daß eine volkreiche Stadt vollständig zerstört wurde, und jetzt erst zwang sich die Katastrophe den Europäern, was ja deren menschlichen Gefühlen nur zur Ehre gereicht, als ein die gesammte Aufmerksamkeit der Kulturwelt fesselndes Tagesereigniß auf. Dem klassischen Sinne lag es nahe, sich des Jahres 79 n. Chr. zu erinnern, in welchem der zuvor schlummernde Vesuv zu schrecklichem Leben erwachte und die drei Städte Pompeji, Herculanum und Stabiä vernichtete. Wenn man aber andererseits liest, seit jener Zeit bis zur Gegenwart habe die Erdgeschichte nichts Aehnliches zu verzeichnen, so ist das ein Irrthum. Wir wollen nur an die achtziger und neunziger Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts erinnern, in denen der Malayische Archipel zweimal dergleichen erlebte, die beiden Eruptionen auf Krakatau und auf den Sanghir-Inseln. Die Wirkungen waren in beiden Fällen, soweit es die unbelebte Natur anging, mindestens ebenso einschneidend, wie diesmal, und nicht minder waren ganz ungeheuer die Verluste an Menschenleben. Allein die Getödteten waren mit wenigen Ausnahmen arme Halbwilde, und so erregten diese gewaltigen Eingriffe in den normalen Gang der Entwicklung nur bei der niederländischen Kolonialregierung, die sich dabei vortrefflich benahm, eine tiefer gehende Theilnahme. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus kann mithin die Behauptung, daß die Ausbrüche der Antillenvulkane etwas in ihrer Art einzig Dastehendes sein sollen, nicht getheilt werden.

Das französische Martinique und das englische St. Vincent bilden also den Schauplatz einer ins Große steigenden Kraftäußerung jener für gewöhnlich schlummernden Agentien, die wir mit dem Namen der vulkanischen zusammenfassen, wiewohl die Art ihrer Offenbarung durchaus nicht immer eine einheitliche ist. Auf der erstgenannten Insel erhebt sich im äußersten Nordwesten der ungefähr 1300 m hohe Mont Pelée, auf der anderen der Mont Soufrière; von jedem von beiden wußte man, daß er vulkanischer Natur sei, aber alle zwei hatten schon lange keine lebhafteren Zeichen von Aktivität mehr von sich gegeben, und man betrachtete sie für erloschen. Gerade so war es ja auch den Römern seinerzeit mit dem anscheinend so harmlosen Mons Vesuvius gegangen. Immerhin wußte man wenigstens vom Pelée, daß er sich in den vierhundert Jahren, welche seit der Auffindung Martiniques durch Columbus vergangen sind, wiederholt gerührt hatte, und eine Negersage soll sogar im Umlauf gewesen sein, daß von dorther der Stadt St. Pierre der Untergang drohe. Genauere Mittheilungen über den Zustand des Berges aus jüngster Vergangenheit haben wir von zwei deutschen Gelehrten, dem Geographen Deckert und dem Zoologen Doflein, die beide oben waren und sich die Mühe nicht hatten verdrießen lassen, sich langsam einen Weg durch den die Abhänge bedeckenden, von der gefürchteten Lanzenschlange bewohnten Ur- und Buschwald bis zum Gipfel zu bahnen. Es zeigte sich, daß sich der alte Vulkan, wie die neuere Geologie dies nennt, im Solfatarenzustande befand; den alten Krater füllte theilweise ein kleiner See mit mineralisch schmeckendem Wasser, und an manchen Stellen entquollen Schwefeldämpfe dem Boden. So machte der ehemalige Feuerberg allerdings einen etwas senilen Eindruck, allein es ist bekannt genug, daß ein Wiederaufflammen der alten Natur auch in solch scheinbaren Ruinen keine Seltenheit ist, und insofern hätte man in den rings um den Pelée gelegenen Ortschaften schon etwas auf der Hut sein dürfen, was freilich dem Wesen der Bewohner,*) Kreolen, Farbige und Schwarze, wenig entspricht. Ein geophysikalisches Observatorium mit feinfühligen Instrumenten würde gewiß so rechtzeitig seine Warnungen haben ergehen lassen können, daß der Tod keine so reiche Ernte gehalten hätte. Wir denken dabei insbesondere an Erdbebenaufzeichner (Seismographen), durch deren Angaben das den Ausbruch fast immer vorbereitende Zittern des Bodens genauer festgestellt werden konnte.

Allerdings ist es, soweit sich auf Grund des spärlichen Materials ein Urtheil gewinnen läßt, ganz und gar unzutreffend, wenn in den Zeitungen von einem „Erdbeben auf Martinique" die Rede ist. Wie erwähnt, gehen den allermeisten Eruptionen, die aber auch ab und zu, wie auf Hawaii, mit majestätischer Ruhe sich vollziehen, Erdstöße und Erdbebengeräusche voraus und zeitlich parallel; diesmal aber scheinen größere Verheerungen durch erstere nicht angerichtet worden zu sein. Und wenn es wahr ist, was aus guter Quelle angeführt wird, daß die seismischen Selbstaufzeichner der in den Vereinigten Staaten errichteten Beobachtungsstationen ganz in Ruhe verblieben, so ist damit der Beweis erbracht, daß nicht die Erschütterungen des Bodens das Unheil in erster Linie verursacht haben, mag auch da und dort eine Erdspalte entstanden, ein Gebäude eingestürzt sein. Man hat es vielmehr mit einer rein vulkanischen Erscheinung zu thun, und nun erhebt sich die Frage, ob die aphoristischen Blättermeldungen es gestatten, sich von der wahren Natur des Zerstörungsaktes eine zureichende Vorstellung zu machen. Innerhalb gewisser Grenzen dürfte das wohl zuzugestehen sein.

Pompeji wurde durch einen Aschenregen, Herculanum durch einen Lavastrom verschüttet. Beides ist für St. Pierre abzulehnen. Wir vernehmen zwar, daß eine dem Herde der Gefahr zunächst gelegene Zuckerfabrik von glühender Lava erreicht und angezündet wurde, ziemlich lange vor dem Beginne des eigentlichen Vernichtungsaktes. Allein wenn auch der brodelnde Silikatbrei, der dem Berge ent-

---

*) Zu den zahlreichen Unrichtigkeiten, welche man im augenblicklichen Stadium der Berichterstattung mit in Kauf zu nehmen genöthigt ist, gehört auch die Aussage, der Großtheil der auf St. Vincent Umgekommenen habe den „Karaiben" angehört. Diese Urbevölkerung der Antillen war von den Spaniern, die in solchen Dingen ganze Arbeit zu machen liebten, schon um 1520 derart ausgerottet worden, daß eben die Einfuhr von Negersklaven größere Dimensionen annehmen mußte, wenn die Plantagen bebaut werden sollten. In vielen Physiognomien wollten geübte Ethnologen noch hie und da den Typus der alten Indianer erkennen, die sich ja zweifellos mit den Eroberern auch vermischt haben; eine karaibische Einwohnerschaft dagegen gibt es auf den Inseln längst nicht mehr, und nur auf dem Kontinente Südamerikas hausen noch Stämme als Rest einer früher ungemein weit verbreiteten Völkerfamilie.

quoll, an steilen Gehängen ziemlich rasch abfließt, so muß sich die flüssige Masse doch immer den Unebenheiten des Terrains anschmiegen und gewisse, durch die Bodenbeschaffenheit vorgezeichnete Bahnen einschlagen, so daß gelegentlich immerhin Häuser, Felder und Lebewesen zu Verlust gehen können, ohne daß es doch zu einem Massenmorde käme. Und um einen solchen handelt es sich zweifellos in unserem Falle. Auch die vulkanischen Auswürflinge — Asche und Sand, Bomben, Lapilli — brauchen Zeit, um eine nachhaltigere Wirkung hervorzubringen; wir wissen, daß der Naturhistoriker Plinius, der anno 79 in den Auswurfsbereich gerieth, sich recht wohl hätte retten können, wäre nicht auf der einen Seite körperliche Unbehilflichkeit, auf der anderen unausrottbare Wißbegierde seinem rascheren Vorwärtsschreiten hinderlich gewesen. In St. Pierre jedoch dauerte es nur einen Augenblick, und das Grauenhafte war gethan. Kein einziger Mensch im Stadtinnern rettete sich, und selbst die Schiffe im Hafen wurden in Mitleidenschaft gezogen. Aus diesem Grunde glaubt der Schreiber dieser Zeilen, der dies nur als seine subjektive Ansicht hinstellen möchte, an eine Explosion denken zu sollen, wie sie allem Vermuthen nach 1883 bei der Insel Krakatau in der Sundastraße statthatte.

Nehmen wir an, in nicht allzugroßer Tiefe unter der Erdoberfläche befinde sich eine vulkanische Esse, ein Hohlraum, der mit geschmolzener Gesteinsmaterie, sogenanntem Magma, angefüllt ist und durch einige Schlöte mit den Kratern der oberirdischen Vulkanberge in Verbindung steht. Das Magma, welches reichlich mit Gasen durchsetzt ist, hat, weil letztere sich ihrem Gefängnisse zu entwinden trachten, stets die Tendenz, nach oben zu steigen, und wenn die widerstrebenden Kräfte einmal nicht stark genug sind, so kommt es eben zur normalen Eruption, deren Wirkungen sich bei aller Großartigkeit des Schauspieles doch mehrentheils in solchen Grenzen halten, daß der irgendwie aufmerksam gemachte Mensch dem Verderben zu entfliehen im Stande ist. Jener Feuerherd war wohl in Krakatau von dem das Inselchen umspülenden tiefen Meere nicht weit entfernt; wenn nun dessen Wogen die dünne Scheidewand zerfraßen oder zertrümmerten, so konnten gewaltige Wassermengen sich in den Herd ergießen, und dessen Wandungen mußten ebenso explodiren, wie man dies bei Dampfkesseln häufig erlebt. In der That wurde der Krakatauberg vollkommen in die Luft gesprengt, und nur ein ärmlicher Torso, der sich seitdem wieder durch Anschwemmungen vergrößert hat, legte von seinem früheren Vorhandensein Zeugniß ab. Der Mont Pelée soll, darüber herrscht in allen bisher eingelaufenen Originalberichten Einstimmigkeit, eine namhafte Verminderung seiner Höhe erfahren haben, und ein großer Theil der losgetrennten gigantischen Masse war es, der glühend heiß, in fein vertheiltem Zustande, die Stadt St. Pierre und die Flecken Carbet, Le Prêcheur, Grande Rivière bedeckte und jene umfassenden Verbrennungen zu Wege brachte, denen jedenfalls sehr viele Unglückliche, darunter ganze Schiffsbesatzungen, erlegen sind. Allein auch die Mittheilung, daß irrespirable Gase die Luft erfüllt hätten, halten wir für wahr, weil man sich nur auf diese Weise davon Rechenschaft geben kann, daß die Todten vielfach kein Zeichen äußerer Verletzung an sich trugen. Jeder Ausbruch ist von Entbindungen schädlicher Gase, wie Schwefelsäure und schwefliger Säure, begleitet; in wie viel höherem Maße mag diese Begleiterscheinung gesteigert gewesen sein, wenn sich der ganze Berg mit einem Schlage aufthat, um seine feurigen Eingeweide über das unglückliche blühende Gelände auszuschütten! Eine derartige Revolution hat selbstverständlich zur Folge, daß das Oberflächenmodell des heimgesuchten Gebietes von Grund aus umgestaltet wird, daß Berge und Thäler ihren Ort wechseln, daß Flüsse versiegen und versumpfen, und daß auch der Meeresgrund in der Umgebung ein völlig anderer wird. Die Lotungen der zur Hilfeleistung herbeigeeilten Schiffe weisen solch beträchtliche Tiefenveränderungen nach.

Der Feuerherd, welcher unter Martinique liegt, kann sich sehr wohl auch bis unter St. Vincent erstrecken, weshalb die Möglichkeit, daß auch noch weitere Antilleninseln ein furchtbares, längst erloschen geglaubtes Leben neu erwachen sähen, nicht ausgeschlossen erscheint. Jeder Tag jedoch, der ohne einschlägige Meldung verläuft, gibt einige Gewähr dafür, daß der Ruhezustand wieder eintreten will, obwohl die einmal erregten Feuerberge wahrscheinlich noch nicht so bald zu speien aufhören werden. Die von dem Amerikaner Heilprin angeblich verkündigte Gefahr, die ganze Inselkette möge im Meere versinken, wodurch freilich die Streitfrage der dänischen Antillen auf einmal aus der Welt geschafft wäre, dünkt uns nicht vorhanden. Denn so grauenvoll die Katastrophe für die Menschheit war, so ist sie doch erdgeschichtlich bloß eine vorübergehende Episode, die kaum viel von sich reden gemacht hätte, wäre ihr Ort eine entlegene, menschenarme Erdstelle gewesen.

Unser theoretischer Versuch stützt sich auf Anschauungen, die früher an anderem Orte*) eingehend begründet worden sind. Indem von der Voraussetzung ausgegangen wird, daß unter den Kleinen Antillen sich eine Vulkanspalte hinziehe, ergibt sich allerdings ein Gegensatz zu W. Branco's Doktrin, der gemäß im allgemeinen vulkanische Ausbrüche ohne ein präformirtes Spaltensystem zu Stande kommen; allein in so vielen Fällen diese Meinung auch zweifellos den Thatsachen entspricht, so braucht sie für so habituelle Vulkangebiete, wie wir hier eines vor uns haben, nicht ebenso nothwendig zuzutreffen. Auch mit Stübel's Lehre, die neuerdings mit Recht weite Kreise für sich gewonnen hat, braucht unsere Deutung des Gegenstandes durchaus nicht in Gegensatz zu treten; ist jene es doch hauptsächlich, die uns einen Begriff davon gibt, wie sich solch „peripherische Herde in der Panzerung der Erde" bilden können, und warum ein zur Ruhe gekommener Feuerberg auf einmal wieder thätig wird. So wenig also eine absolute Richtigkeit für diese Erklärung beansprucht und so bereitwillig eingeräumt wird, daß eine tiefere Einsicht in den Vorgang selber auch zu einer wesentlich abweichenden Zeichnung des Gesammtbildes verhelfen mag, so möchte doch für diejenigen Befunde, welche die Presse bisher allein zur Verfügung stellte, eben die Interpretation, welche vorstehend zu liefern versucht ward, als die verhältnißmäßig einwurffreiste in Vorschlag zu bringen sein.

München. S. Günther.

*) Günther, Gedanke über den Vulkanismus, „Ausland", 67. Jahrgang (1893).

Meistbegünstigung und nordamerikanische Konkurrenz.

Eine wie große Rolle die „amerikanische Gefahr" in der Phantasie vieler deutschen Wirthschaftspolitiker spielt, haben vor Kurzem die Verhandlungen des Reichstags über die Zolltarifvorlage zur Genüge gezeigt. Sogar in die Reihen der sozialdemokratischen Abgeordneten ist die Furcht vor dem „Emporkommen eines überlegenen Rivalen" in Amerika eingedrungen. Einer derselben, Richard Calwer, hat dem Gegenstande ein ganzes Buch gewidmet: „Die Meistbegünstigung der Vereinigten Staaten von Nordamerika" (Berlin und Bern 1902, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften).

Es ist nicht meine Absicht, den Gedankengängen — häufig genug Gedankensprüngen — dieses Buches hier in allen Einzelheiten kritisch zu folgen; dies würde auf be-

schränktem Raume unmöglich sein. Nur einige wichtigere Argumente Calwer's sollen hier besprochen werden.

Calwer sieht in der nordamerikanischen Union „ein Exportland, gegen das Europas Wirthschaftsorganisation sich bei Zeiten rüsten muß, will es nicht in eine weitgehende wirthschaftliche Abhängigkeit von Amerika gerathen" (S. 10). Er empfiehlt als Kampfmittel den handelspolitischen Zusammenschluß der mitteleuropäischen Staaten:

„Will Europa die extreme Schutzzollpolitik der Vereinigten Staaten im Ernste und erfolgreich bekämpfen, so müssen innerhalb Europas die Zollschranken so weit wie möglich fallen, aber nicht zum Vortheil der Vereinigten Staaten, sondern zur Erleichterung des mitteleuropäischen Verkehrs. Den Vereinigten Staaten stelle man gleichzeitig solange einen höheren gemeinsamen Außentarif entgegen, bis sie in ihrem eigenen Interesse gezwungen sind, ihre chinesische Mauer auf handelspolitischem Gebiete abzutragen. Jede andere Taktik begünstigt die Absperrungspolitik nicht nur der Vereinigten Staaten, sondern in direkter Rückwirkung auch die gegenseitigen Abschließungsbestrebungen in Europa selbst." (S. 153 f.)

Was unter der „amerikanischen Gefahr" zu verstehen ist, ist bisher noch ziemlich unklar geblieben. Man glaubt gewöhnlich, es genüge ein Hinweis auf den großen wirthschaftlichen Aufschwung und besonders das Anschwellen der Ausfuhr der Vereinigten Staaten von Amerika. Auch Calwer beschränkt sich im Wesentlichen hierauf. Eine genauere wissenschaftlich begründete Darlegung des Wesens dieser vielberufenen „Gefahr" gibt es meines Wissens überhaupt nicht. Beachtenswerth sind in dieser Hinsicht nur die Arbeiten von Sartorius von Waltershausen über die Handelspolitik der Vereinigten Staaten; aber auch sie dringen nicht tief genug ein. Da die Argumente der Pessimisten nicht klar formulirt sind, so ist es schwer, sich mit denselben auseinanderzusetzen. Bis jetzt ist meines Erachtens noch nichts vorgebracht worden, was Grund zu ernsten Befürchtungen bieten könnte. Die Vereinigten Staaten haben sicherlich eine großartige wirthschaftliche Entwicklung vor sich; es liegt aber kein zwingender Grund vor, anzunehmen, daß der Aufschwung der nordamerikanischen Union dem Deutschen Reiche, falls es eine gesunde Wirthschafts- und Bevölkerungspolitik treibt, gefährlich werden würde.

Calwer ist namentlich deswegen beunruhigt, weil die Union zu einem „industriellen Exportlande" (S. 10) geworden ist; er verweist auf das enorme Anwachsen der Einfuhr Deutschlands aus den Vereinigten Staaten, mit dem die Entwicklung der deutschen Ausfuhr nach der Union nicht Schritt halten konnte, und auf die daraus entstehende „Unterbilanz" im deutsch-amerikanischen Handelsverkehr. Er scheint anzunehmen, daß die einseitige Gestaltung der deutsch-amerikanischen und allgemein der amerikanischen Handelsbilanz in den letzten drei bis vier Jahren von nun an normal sein würde, bezw. daß nur staatliche Gegenmaßregeln der europäischen Nationen Abhülfe schaffen könnten. Eine solche Annahme ist, wie mit Sicherheit behauptet werden kann, falsch. Das außerordentlich starke Ueberwiegen der amerikanischen Ausfuhr über die Einfuhr kann nur vorübergehend sein. Es erklärt sich aus dem ungewöhnlichen Reichthum der amerikanischen Ernten und der — in Folge der Gunst der Konjunktur — ungewöhnlichen Aufnahmefähigkeit des deutschen bezw. europäischen Marktes. Zur Bezahlung eines großen Theils des Ueberschusses der Einfuhr über die Ausfuhr sind massenhaft amerikanische Effekten aus Europa nach Amerika zurückgewandert. Diese Bewegung muß, wie hier nicht näher ausgeführt werden kann, nothwendig in kurzer Zeit zum Stillstand kommen. Eine erhebliche Stockung ist bereits im Jahre 1901, nachdem der amerikanische Erntesegen nachgelassen hatte und die Konjunktur in Europa umgeschlagen war, eingetreten. Den Beweis liefern die neuesten Daten der Außenhandelsstatistik. Das Gesetz vom nothwendigen „Parallelismus" der Ein- und Ausfuhr wird sich auch in den Vereinigten Staaten durchsetzen. Man braucht seine Hoffnung nicht auf besondere Maßnahmen der europäischen Staaten zu setzen. Es genügt die Macht der Thatsache, daß jeder Kauf gleichzeitig ein Verkauf ist.

Die Konkurrenzfähigkeit der Vereinigten Staaten auf industriellem Gebiete wird fast allgemein überschätzt, so auch von Calwer. Demgegenüber muß daran erinnert werden, erstens, daß die Ausfuhr amerikanischer Industrieprodukte nach Deutschland verhältnißmäßig gering ist, zweitens, daß der Absatz deutscher Industrieprodukte auf neutralen Märkten trotz der amerikanischen Konkurrenz beständig zugenommen hat, und drittens, daß die Ausfuhr Deutschlands nach den Vereinigten Staaten überwiegend aus Industrieprodukten besteht. Die deutsche Einfuhr amerikanischer Industriewaaren, die nur wenige Prozent der deutschen Einfuhr aus Amerika beträgt, ist im Jahre 1901 wieder zurückgegangen. Unbegreiflich ist, wie man im Ernst — Calwer thut es auf S. 134 — die Behauptung aufstellen kann, daß die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten „nicht nur keinen Verdienst bringe, sondern auch noch an dem Verdienst aus dem Export nach anderen Absatzgebieten erheblich zehre". Mir scheint, daß die zur Glaubhaftmachung dieser absurden Annahme oft wirklich an den Haaren herbeigezogenen Argumente Calwer's keiner Widerlegung bedürfen; sogar aus den von Calwer selbst ohne Objektivität zusammengetragenen mangelhaften Materialien ergibt sich die Unrichtigkeit seiner Annahme.

Calwer täuscht sich auch, wenn er bemerkt (S. 115): „Daß in industriellen Kreisen .... die hochschutzzöllnerischen Strömungen so stark anwachsen konnten, ist zweifellos auf die sie bedrohende amerikanische Konkurrenz zurückzuführen." Wer Gelegenheit gehabt hat, zahlreiche Eingaben deutscher Industrieller zur Rechtfertigung von Schutzzöllen kennen zu lernen, weiß, daß der Hinweis auf die amerikanische Konkurrenz nur in wenigen Branchen erfolgt, daß vielmehr die Klagen über die Konkurrenz Englands, Frankreichs, Belgiens, Oesterreichs u. s. w. bedeutend zahlreicher sind. Dies ist durchaus sachgemäß, da die industrielle Konkurrenz der letzteren Länder in Deutschland viel schärfer und ausgedehnter ist als die der Vereinigten Staaten.

Höchst sonderbar sind Calwer's Ausführungen über die Frage, wer den amerikanischen Zoll zu zahlen habe. Sie beweisen nur eins — nämlich, daß Calwer die Fähigkeit, wirthschaftliche Probleme wissenschaftlich zu behandeln, nicht besitzt. Nach Calwer (S. 43) ist „nicht daran zu zweifeln, daß das exportirende Land den amerikanischen Zoll voll zu bezahlen hat". In dem exportirenden Lande wird angeblich dazu der Druck von den Fabrikanten auf die Arbeiter der Exportindustrie abgewälzt. „Mag die amerikanische Zollpolitik für die exportirenden Fabrikanten unbequem und schädlich sein, verhängnißvoll wirkt sie auf die Beschäftigungs- und Lohnverhältnisse der Arbeiter zurück" (S. 69). Zum Beweise dienen hauptsächlich Klagen aus Handelskammerberichten und dergleichen über die ungünstigen Folgen der Einführung des Dingley-Tarifs für bestimmte Branchen der deutschen Industrie. Daß solche Schädigungen in Folge der starken Erhöhung der amerikanischen Zölle eintreten mußten, liegt auf der Hand; wir hätten das auch ohne die Citate geglaubt. Was nicht bewiesen wird, was aber von Calwer unbedingt zur Rechtfertigung seiner Anschauung nachgewiesen werden mußte, wäre die Thatsache gewesen, daß die zunächst betroffenen Fabrikanten und Arbeiter sich den veränderten Verhältnissen nicht anpassen konnten und nicht anderweitig Verdienst fanden. Daß thatsächlich eine Anpassung erfolgte, geht aus manchen von Calwer selbst citirten Berichten hervor. Die Schnelligkeit, mit der Calwer aus dem überaus mangelhaften Material den Satz ableitet, die amerikanischen Konsumenten wälzten die Zollbeträge glatt auf die fremden Produzenten ab, ist ungemein — naiv.

An die Beschwerden Calwer's über die Höhe der amerikanischen Zölle knüpft sich der Vorschlag, den Vereinigten Staaten nicht mehr die Meistbegünstigung zu gewähren. Auch hier fehlt die Folgerichtigkeit. Sehr

treffend hat bereits Kautsky die Mängel der Logik Calwer's nachgewiesen; er schrieb in der „Neuen Zeit“ (1901/1902, Bd. I. S. 49):

„Hier werden Schutzzoll und Meistbegünstigung wirr durcheinandergeworfen. Wer hat denn jemals behauptet, daß Erhöhung von Schutzzöllen und Meistbegünstigung einander ausschließen? Wohl aber hat die Meistbegünstigung es unmöglich gemacht, daß die Vereinigten Staaten die „extremste Schutzzollpolitik gegen Deutschland“ allein betreiben konnten, sie konnten nur extremste Schutzzollpolitik gegen das gesammte Ausland treiben und durften keinen der Konkurrenten Deutschlands auf dem amerikanischen Markte bevorzugen. Das war die Aufgabe der Meistbegünstigung, und diese Aufgabe hat sie vollauf erfüllt. Sicher hat die amerikanische Schutzzollpolitik den deutschen Export geschädigt, aber ohne die Meistbegünstigung wäre er weit mehr geschädigt worden.“

Die Gründe, aus denen Calwer ein Abweichen von der Praxis der Meistbegünstigung rechtfertigt, sind nicht neu. Sie sind von mir bereits ausführlich in meiner Schrift „Die Zweckmäßigkeit des Systems der Meistbegünstigung“ (Berlin 1901, Verlag von L. Simion) besprochen worden. Die Ausführungen Calwer's veranlassen mich nicht, mein Urtheil über die Nützlichkeit des Systems der Meistbegünstigung irgendwie einzuschränken. Wie wenig Calwer das Wesen der Meistbegünstigung versteht, geht daraus hervor, daß er das Versprechen der Meistbegünstigung als die Gewährung „einer ganz inhaltslosen Formel“ (S. 113) bezeichnet. Daß der sehr werthvolle Inhalt des Versprechens in der Sicherheit vor zollpolitischer Differenzirung besteht, sieht er nicht. Die unklare Schwärmerei Calwer's für Schutzzölle zeigt sich in ihrer ganzen Unschuld in dem Ausdrucke, daß sich ein Land, das nur die Meistbegünstigung gewährt, der Zollautonomie „nach Herzenslust“ (S. 33) erfreue! Sachlich ist dies nicht einmal ganz richtig; denn ein Verzicht auf das Recht, Zolldifferenzirungen vorzunehmen, ist auch eine Beschränkung der Zollautonomie. Einen besonderen Vorzug der Zollautonomie sieht Calwer darin, daß das autonome Land, „so oft es ihm gefällt“, seine Zölle hinaufsetzen und dadurch „den Handel des anderen Landes in ständiger Aufregung und Beunruhigung halten“ kann (S. 112). Als ob der Gesetzgeber durch solche Zollerhöhungen nicht auch den Handel des eigenen Landes beständig beunruhigte!

Wenn man Calwer's Buch liest, begreift man kaum, wie der Verfasser innerhalb seiner Partei zu dem Rufe eines Sachverständigen in handelspolitischen Fragen gekommen ist.

Frankfurt a. M. Paul Arndt.

Monna Vanna.

Erste Aufführung: Paris, Nouveau-Theater, 17. Mai.

Am Alexanderplatz in Berlin spielte man Maurice Maeterlinck; am Soho Square in London (einigen wenigen bekannt aus George Moore's „Esther Waters“); in der Rue Blanche zu Paris. Kein Bädeker kündet den Namen dieses Kunsttempels, an der Schwelle des Montmartre gelegen, wo man zu den Cabarets hinansteigt; nebenan zeigen Balleteusen ihre Barrisonbeine: dorthin flüchtete das Publikum scharenweise, nachdem es Maeterlinck genossen — zur Nachkur gleichsam.

Es kann uns ziemlich einerlei sein, wo man den Dichter spielt. Vorausgesetzt, daß er gut gespielt wird. Aber im Stillen fragen wir uns doch: warum nimmt sich Sarah Bernhardt einer Francesca da Rimini-Vorstadttragödie von dem saftlosen Ausländer Marion Crawford an? Warum erwirbt sie sich im Matronenalter nicht wenigstens Impresarioverdienste um ein Stück, das ihr eine besonders dankbare Rolle bietet? — Das nebenher. Von Mrs. Patrick Campbell, dem weiblichen Paul Lindau Londons, sah ich im vorigen Jahr (wenn es auch die berufsmäßigen England-Nörgler nicht glauben wollen) eine unvergeßliche Aufführung von „Pelleas und Melisande“. Sie enthüllte einen Maeterlinck-Stil in der darstellenden Kunst. Sie übertraf nach der dekorativen Seite alle ähnlichen Versuche; auch die prächtige Aufführung des Märchenspiels in der Opéra Comique, das Claude Debussy mit einer symbolistischen Musik durchtränkt hat, neben der Maeterlinck's Symbolik wie der platte common sense der Straße erscheint. Dort, in London, hatten zwei Schauspieler wenigstens jene „apparence de somnambules un peu sourds, constamment arrachés à une songerie douloureuse“, die der Dichter verlangt hat. Vielleicht waren aus ihren Mängeln Vorzüge geworden: das englische Phlegma und die vermeintliche Temperamentlosigkeit erstrahlten in märchenhaftem Glanz.

Die dramatischen Schwächen Maeterlinck's, die ihn bisher immer nur als Gast auf der zeitgenössischen Bühne auftauchen ließen, scheinen in „Monna Vanna“ überwunden zu sein. Eine neue Periode seines Schaffens wird damit anheben. Er hat erkannt, daß sich keiner ungestraft über die Forderungen des Theaters hinwegsetzen kann, und sich zum ersten Mal diesen ewigen Gesetzen, die alle ästhetische Fabulirkunst nicht aus der Welt zu schaffen vermag, als ein Bekehrter gebeugt. Die Schleier, die sich ehedem zwischen Zuschauerraum und Bühne ausbreiteten, sind gefallen; fortan brauchen die Vorgänge nicht mehr in dämmerige Ferne gerückt zu werden. Ein dramatischer Wind hat die Kunst, aber auch die Künstelei subtilster Stimmung hinweggeblasen. An die Stelle der Weiß-nicht-woher-ich-'kommen-bin-Empfindungen und Weiß-nicht-wohin-ich-geh-Gefühle sind hier Geschehnisse von dieser Welt getreten; dramatisches Leben (wenigstens im ersten und dritten Akt) hat das vegetative Beben abgelöst. War seine Heimath früher das Märchenreich, das überall und nirgends zu Hause, so hat er diesmal Pisa am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zum Schauplatz erkoren. Damit sind wir der Gegenwart ein beträchtliches Stück näher gekommen; unsere Theilnahme für die Menschen, die auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, ist dementsprechend gewachsen. Um's schulmäßig zu sagen: hier ist ein Konflikt geschürzt. Und Konflikte sind nun einmal das Uhrwerk des Dramas. Auch Melisande hätte unter den Händen des Bühnenpraktikers einen solchen Konflikt zu bestehen gehabt: bei Maeterlinck wandelt das mimosenhafte Geschöpf mit einer psychologischen Maske einher, von aller Verantwortlichkeit losgesprochen. Monna Vanna dagegen hat zu wählen, was ihr höher steht: die eigene Tugend oder das Wohl des Volks; und sie wählt im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit. Ein Konflikt bringt aber stets Entwicklung hervor. So tritt wieder ein neuer Faktor in dieses Drama. An der Folge der Ereignisse ranken sich die Handlungen der Personen empor. Alles läuft nicht mehr auf eine einzige Situation, über die sich dann die ganze Fluth des Lichts ergießt, auf einen einzigen Gefühlszustand hinaus, der so lange im Dunkeln gelassen wird. Es gibt keine Räthsel, keine Symbolik mehr.

Freilich, Maeterlinck hat nicht mit einem Schlag alle seine Besonderheiten, die zum Theil Absonderlichkeiten waren, abgestreift. Seiner Vorliebe für mittelalterlich-romantische Frauennamen ist er treu geblieben; von dieser „Monna Vanna“ ist der Weg zu einer Anna nicht mehr allzu weit. Am empfindlichsten macht sich indeß seine primitive Dialogtechnik bemerkbar. Einstens konnten seine Schatten gemächlich an einander vorbeireden. Sie nahmen nicht von der Anwesenheit einer anderen Person Notiz und brauchten es nicht, denn im Märchenreich herrscht schrankenlose Redefreiheit. Hier, im historischen Drama, ist das mitunter sehr vom Uebel. Namentlich der Greis Marco, der ein wenig salbadernd gedacht ist, kennt in dieser Beziehung keine Rücksicht: Zuhörer wie Zuschauer spannt er gleichmäßig auf die

Folter. Von seiner Maxime: „On vit souvent ainsi, tout près de ceux qu'on aime, sans leur dire les seules choses qu'il importe de dire“ macht er allzu reichlich Gebrauch. Aber auch die anderen Personen reden häufig zu lang in einem Athem. Die wichtigste Scene des Dramas büßt dadurch an Interesse ein.

Es ist das große Zwiegespräch zwischen Monna Vanna und dem Condottiere Prinzivalle, das fast den ganzen zweiten Akt ausfüllt. Mit dem Recht des Siegers hat er verlangt, daß die junge, schöne Frau des pisanischen Befehlshabers allein und nur mit einem Mantel bekleidet, zu ihm komme und eine Nacht in seinem Zelt verbringe. Dafür wird er die dem Hungertod nahe Stadt neu verproviantiren, daß sie den Kampf gegen Florenz fortsetzen kann. Und Monna Vanna ist bereit, das Opfer zu bringen, so sehr auch ihr Gatte die Grausamkeit des florentinischen Holofernes verflucht. Ihr gilt das Wohl des Volks, die Rettung vieler Tausende mehr als das eigene Heil. „Alle Tugenden, das ganze Ideal der Menschen, alles, was man Ehre, Treue, was weiß ich wie nennt, ist demgegenüber nur ein Kinderspiel.“ Sie geht ins feindliche Lager, in die Höhle des Löwen. Aber dieser Löwe ist zahm wie ein Schoßhündchen. Er schwelgt in Erinnerungen der Kindheit, da er im Garten zu Venedig mit Giovanna gespielt. Diese Jugendliebe hat er nie aus seinem Herzen reißen können. Widrige Schicksale haben ihn in viele Länder verschlagen; als er zurückgekehrt, ein heimathloser Abenteurer, da hatte er ihr nichts zu bieten und verzichtete großmüthig. Aus dem Goldschmiedsohn Gianello ist der gefürchtete Kriegsheld Prinzivalle geworden. Schon haben ihn die Krämerseelen in Florenz des Verraths bezichtigt, sie werden ihm den Prozeß machen wie so manchem verdienten General; die Geliebte wollte er noch einmal wiedersehen, deshalb griff er zu dem verzweifelt grausamen Mittel. Vanna verzeiht ihm nicht nur, sondern bestürmt ihn mit ihren Bitten, als ein Bote meldet, daß Prinzwalle in höchster Gefahr schwebt, ihr nach Pisa zu folgen. Guido, meint sie, wisse, was er einem Gast schulde. Und nun folgt er ihr in die Höhle des Löwen.

Vom Volk bejubelt, zieht die andere Judith in Pisa ein. Ihr Retter ihr zur Seite. Glückstrahlend kann sie Guido, ihrem Gemahl, berichten, daß er sie geschont, daß er sie nicht berührt, daß sie nur einen schwesterlichen Kuß auf seine Stirn gedrückt habe. Er aber spottet ihrer wie Othello der Reinheit Desdemona's: „Seh' ich aus wie einer, der glaubt, die Sterne seien Nieswurzkörner, und daß man den Mond auslöscht, wenn man in einen Brunnen spuckt?“ Er kann sich nicht von dem Gedanken befreien, daß sie ihren Peiniger in eine Falle gelockt. Herrliche Rache hat sie an ihm genommen, herrlicher als Lucrezia, die sich selbst getödtet, herrlicher als Judith, die dem Barbaren das Haupt abgeschlagen. Er hat sich durch ihre Liebkosungen bethören lassen, — nun wird die Menge blutige Rache für den Frevel an ihm üben. Und als der Rasende den Befehl ertheilt, Prinzivalle zu fesseln, da thut ihm Vanna, die keinen andern Ausweg sieht, um den Geliebten zu retten, den Gefallen, ihre „Lüge“ einzugestehen, während sie diesem zuflüstert, sie werde ihn aus dem Kerker befreien und mit ihm fliehen. Ihr allein, verlangt sie, soll die Rache gehören . . . Guido hat es wahrlich nicht besser verdient.

Man staunt ob der dramatischen Kraft, die sich in dem letzten Akt verräth. Dem Dichter der „Aveugles“ hätte sie schwerlich jemand zugetraut. Aber auch die psychologische Feinheit, mit der Vanna's Umwandlung dargestellt wird, heischt Bewunderung: wie diese edle Seele alle Schmähungen über sich ergehen läßt, wie sie aus ihrer Lady Godiva-Rolle emporwächst und, in ihrem sittlichen Gefühl beleidigt, die Verschlagenheit des Weibes ins Treffen führt, um die Eifersucht des wüthenden Gatten einzulullen. Eine Schauspielerin allerersten Ranges ist zur Verkörperung dieser schwierigen Rolle nöthig.

Leider genügte die Darstellerin am Nouveau-Théâtre nur mäßigen Ansprüchen. Auch die Ausstattung hielt sich auf sehr bescheidenem Niveau. Dagegen waren die Herren Froment (Guido) und Darmont (Prinzivalle) höchsten Lobes würdig; dieser zumal entfaltete im stummen Spiel des Schlußakts eine einzigartige Kunst von prachtvoller Beredsamkeit. Die Aufnahme, die Maeterlinck's neues Werk beim Publikum fand, war überaus warm. Zweifellos, wir werden „Monna Vanna“ recht bald in Deutschland begegnen.

Paris. Max Meyerfeld.

Ein Ketzer-Roman.

Oesterreichische Ordenspriester, zumal die Benediktiner, gelten als gute Jugendbildner. Im Wiener Schottenstift haben mit die namhaftesten Gelehrten, Dichter und Politiker unserer Generation, obenan Alfred Berger und Plener, ihre Gymnasialzeit verbracht. Ferdinand von Saar hat in seinen Wiener Elegien diesen geistlichen Lehrern sogar ein niedliches litterarisches Denkmal gesetzt. Neben seinen knappen Hexametern nimmt sich ein 38 Druckbogen starker Roman, in dessen Mittelpunkt das oberösterreichische Benediktiner-Stift Kremsmünster mit seinen altberühmten Unterrichts-Anstalten und Pädagogen steht, auf den ersten Blick über die Maßen weitläufig aus. Wer aber die (just in zweiter Volksausgabe veröffentlichte) Erzählung Meinrad Helmperger's denkwürdiges Jahr von Enrica von Handel-Mazzetti (Wien und Stuttgart, Jos. Roth 1902) zu lesen beginnt, wird das bedeutende Buch schwerlich weglegen, bevor er das letzte Blatt beendigt hat. Die Breitspurigkeit des Anfangs stimmt in die Zeit des Barock, in die Baronin v. Handel-Mazzetti die Handlung verlegt. Mit überlegener Sachkenntniß und sicherem Kunstgeschmack hält sie im Verlauf des Buches auch sonst stilistisch Art und Unart der Ausdrucksweise jener Gesellschaft fest. Ueber alterthümelnde Spielerei hebt ihren Roman indessen sehr bald eine Kraft der Spannung, stofflich mitunter sogar eine Kraft der Ueberspannung hinaus, die Reiz und Reizung des Kriminalistischen nicht außer Acht läßt. Auf die kürzeste Formel gebracht, wirkt die Fabel von Meinrad Helmperger's denkwürdigem Jahr grell und aufregend. Bei kühlerer Nachprüfung des starken Eindrucks einer ersten Lektüre sind auch manche Bedenken gegen überflüssige Eigenmächtigkeiten, historische Unwahrscheinlichkeiten, tendenziöse Färbungen schwer abzuweisen. Die strengste Kritik — wie sie ein so sorgfältig gearbeitetes Werk einer ungewöhnlich begabten Frau verlangt und verdient — wird nur immer wieder mit der Anerkennung angeborener Gaben anfangen müssen, die durch Fleiß und Geschmack bedacht und künstlerisch ausgepflegt und zu ansehnlicher Entfaltung gebracht wurden.

Enrica v. Handel-Mazzetti hat jahrelang „Barock-Deutsch“ getrieben, wie ein anderes Sprach-Studium; verschollene Bücher, Briefsteller und Ceremonialien aus Schloß- und Kloster-Bibliotheken waren, wie uns glaubwürdig berichtet und durch einzelne, bis auf die kleinsten Zeit-Schnörkel meisterhaft getreu nachgebildete Episteln bekräftigt wird, ihre Wegweiser, so daß man ihrer gelegentlichen Versicherung wohl glauben darf: daß sie „die Niederschrift ihres Buches nicht eher begann, als bis sie nicht nur im Barock-Sprechen, sondern auch im Barock-Denken sich ganz fest fühlte“. Bleibt nur die entscheidende Frage offen, ob derselbe Geist der Gewissenhaftigkeit, dasselbe Gepräge der Echtheit, das dem Beiwerk eignet, in der Hauptsache zu finden ist? Ob unsere Künstlerin, die, wie so manche Berufs- und Standesgenossin, die Droste-Hülshoff und Josephine Freiin von Knorr, mit ihren tiefsten Empfindungen im Kreis der Mutterkirche wurzelt, in ihrer Schöpfung die gleiche Unbefangenheit gegen Gläubige und

Ungläubige, Fromme und Ketzer zu wahren gewillt und im Stande war?

Edwin Mac Endoll, das zehnjährige Söhnchen eines englischen Baronet und dessen edler, aus dem gräflichen Geschlecht der Platen stammenden Gattin, soll in Wien einen Freund der Familie besuchen. Durch seltsame (nicht genügend erklärte) Zufälle wird dieses Vorhaben vereitelt, und der kleine Protestant, der auf den ersten Blick das ganze Herz eines Benediktiner Ordens-Priesters, des P. Meinrad Helmperger, gewinnt, wird für eine Weile nach dem oberösterreichischen Stift Kremsmünster entführt. Dort kommt Edwin in das Gymnasium, schließt auch Kameradschaft mit dem einen und anderen Knaben. Seine protestantischen Glaubens-Artikel sitzen aber so fest in dem bildschönen, stolzen Jungen, daß alle schlauen und plumpen Versuche, ihn in die Gemeinschaft der Katholiken zu ziehen, fehlschlagen. Der eigenwillige Abt will die Beute einer reinen Kinderseele nicht ohne weiteres fahren lassen. Er sucht und findet deshalb vorerst auch Vorwände, als der Vater den Kleinen zurückfordert. Desto starrer beharrt Edwin auf seinem Sinn. Bestärkt wird er in seiner Festigkeit durch den redlichen Pater Meinrad, der durchaus keinen Geisteszwang duldet und — bei gelegentlicher Abwesenheit des Abtes, dessen ausdrücklicher Weisung entgegen — Edwin dessen Vater überantwortet, als der hoffärtige Engländer selbst unversehens im Stift einspricht. Je inniger Meinrad an dem Knaben hängt, je schmerzlicher ihm die vermeintlich für Lebenszeit nothwendige Trennung fällt, desto gottergebener überwindet er sich, desto geduldiger gehorcht er dem Gebot der Gerechtigkeit. Edwins Vater ist auf weiten Fahrten durch Deutschland geschäftig, für die Aufgabe seines Lebens, die Verbreitung seiner im Lager der Freidenker gewachsenen Ketzereien zu wirken. Eine verwegene Schrift will er in Berlin, wo er zum Besuch seiner Schwiegermutter weilt, drucken lassen, obwohl ihm Leibniz wohlwollend abräth. Der britische Atheist beharrt aber auf seinem Waffengang gegen die Zeloten. Ihm sind sie nichts weniger als unschädliche Narren. „Ausreuten will ich ihn, der Pfaffen Gott Sabaoth; ausreuten den erlogenen, verstellten Pfaffen-Christus, des wahren Christi Fratze.“ Doch bevor noch seine Streit-Schrift unter die Presse kommt, sind Hof-Prediger geschäftig, den gefährlichen Mann in einen Halsprozeß wegen Gotteslästerung zu stürzen. Und da der Unbeugsame einen verhärteten Vorsitzenden zu besonderer Grausamkeit herausfordert, wird er, auf ein falsches Zeugniß, der Buhlschaft mit Hexen bezichtigt, gefoltert und, als auch die Tortur an seinem ehernen Charakter zu Schanden wird, auf die äußerste Probe gestellt: die Blutrichter greifen die Thatsache auf, daß Mac Endoll's Sohn mit dem Vater durch den Wald ging, in dem der Ketzer das der Zauberei verdächtige alte Weib traf. Und sie lassen den ahnungslosen, der furchtbaren Heimsuchung des Vaters bis dahin völlig unkundigen Edwin in die Marterkammer führen, wo der Knabe jählings seines fast unkenntlichen, gegeißelten, todtwunden Vaters ansichtig wird. Will der Vater sich das Geständniß nicht erpressen lassen, dann soll sein Sohn die Pein der Tortur erfahren. Dies Letzte wird durch das melodramatische Eingreifen einer reuigen Dirne verhindert. Vater Mac Endoll übersteht die Schrecknisse der teuflisch ausgedachten Verfolgung seines Kindes nicht. Er stirbt unter den Händen des Folterknechtes. Edwin aber sehnt sich aus den Greueln der protestantischen Ketzer-Richter zurück zum treuen Kremsmünsterer Seelenfreund. Da auch Edwins Mutter mittlerweile geschieden ist, begreift seine Familie seinen Wunsch nach Frieden. Er kehrt zu P. Meinrad zurück, der ihn vollends zum Katholizismus bekehrt.

Wer P. Meinrad Helmperger daraufhin für einen Proselyten-Macher halten wollte, würde ebenso fehlgehen, als wer Enrica v. Handel-Mazzeti kurzweg für eine katholische Tendenz-Schriftstellerin ansehen möchte. Stärker als ihre kirchlichen Neigungen sind ihre Phantasie-Kräfte. Die mächtigste Figur des Buches ist der Atheist. Allerdings ein wenig übermenschlich als Ketzer, wie P. Meinrad überfromm, wie Edwin überkindlich, wie auch sonst die meisten Hauptgestalten romanisch al fresco, aus einem Stück. Besser, weil menschlicher, gerathen sind die Gestalten des zweiten Planes, der Abt, der Fürst-Bischof von Passau, die Richter-Familie und die Studenten von Kremsmünster. Hier spielen vermuthlich lebenstreu wiederholte Zeitgenossen mit, die unserere Dichterin in Rokoko-Gewandung gehüllt hat.

Am erstaunlichsten bleibt die Kühnheit, mit der Baronin Handel einen Halsprozeß wegen Sacrilegium zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Berlin sich abspielen läßt. In Polen ist noch zu Ende des 17. Jahrhunderts ein Gottesleugner enthauptet worden; im Frankreich Voltaire's ist der blutjunge La Barre bekanntlich wegen angeblicher Gotteslästerung gefoltert und durch eine mittelalterlich rückständige Justiz hingemordet worden. Analogien haben Baronin v. Handel-Mazzetti für ihren Ketzer und dessen Schicksale nicht gemangelt: einen Kritiker, der sie nach ihren Anhalts-Punkten fragte, verwies sie auf den wegen Unglaubens 1689 hingerichteten Casimir Liszinsky und den Engländer Woolston. Wie ihrem Mac Endoll, wurde Liszinsky in seinem Prozeß das Ansinnen gestellt, er solle sich mit der Nothlüge heraushelfen, daß er in seinem atheistischen Werk die Behauptungen der Atheisten nur animo disputandi vorgebracht, um sie in einem folgenden Buch zu widerlegen. Wie Mac Endoll, wagte auch Liszinsky den (Ludwig Feuerbach vorausnehmenden) Satz: Deus non est creator hominis sed homo est creator Dei. Manche Eigenheiten Woolston's, allzu große Freigebigkeit, Halsstarrigkeit und ähnliche Charakterzüge dienten zur Belebung von Mac Endoll's Charakteristik. Der Ausgang Woolston's war: Verurtheilung wegen seiner Angriffe auf die anglikanische Kirche zu Geldstrafen und einjähriger Kerkerhaft; da er die Geldbuße nicht aufbringen konnte, blieb er bis zu seinem Tode 1731 im Gefängniß. In Berlin der Jahre 1703—10 ist nun allerdings Staup-Besen, Daumenschrauben und andere Macht-Vollkommenheit des Blutrichters Form-Rechtens und in der That zur Anwendung gebracht worden. Ein geschichtlich nachweisbarer Vorgang, wie in dem von unserer Erzählerin so energisch vorgetragenen Prozeß Mac Endoll's, liegt ihrem Roman aber nicht zu Grunde. Ihrer Erfinder-Gabe und der Macht ihres Talentes gereicht es zum Lobe, daß sie auch den sachkundigen Leser in ihren Bann zieht. Der kritische Vorbehalt ist aber unerläßlich, daß sie die Farben, soweit sie die preußische Justiz und Hof-Predigerschaft malt, gar zu blutroth und teufelsschwarz gewählt.

Edwin Mac Endoll's Bekehrung im Stift Kremsmünster soll dagegen historische Urbilder haben. Die Kloster-Chroniken melden lakonisch von Kindern protestantischer Emigranten, die von Amts wegen in das Stift gebracht wurden, um allgemach in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt zu werden. Dem altüberlieferten Geist dieses Klosters gemäß voraussichtlich mehr durch sanfte Ueberredung, als durch gewaltthätige Mittel. Wie dem aber auch sei: Enrica v. Handel-Mazzetti hat das unscheinbare Körnchen Metall, das sie in Wirklichkeit fand, mit angeborenem und wohlgeübtem Form-Talent in reicher, getriebener Arbeit ausgestaltet und ein Kunstwerk geschaffen, das auch — und vielleicht gerade — im Lager der Andersgesinnten verdiente Beachtung gefunden hat. Wird die Dichterin, wie wir hören, die ferneren Schicksale Edwin's in einem neuen, in die theresianische Zeit führenden Buch aufzeichnen, dann wird sich offenbaren, ob und wie weit ihre Kraft geht, lebendige Menschen zu charakterisiren. Die Schilderung der kulturhistorischen Zustände wird ihr — das wagen wir vorauszusagen — gewiß gelingen. Auf diesem Gebiet bewährt sich Enrica v. Handel-Mazzetti schon in „Meinrad Helmperger's denkwürdigem Jahr“ als eine Künstlerin, die wenig zu verlernen und kaum etwas zuzulernen hat.

Wien. A. Bettelheim.

Festspielzauber!

Verdifestspiele.

Am 4. Mai haben im alten Kroll'schen Saale zu Berlin die Verdi-Festspiele mit einer Aufführung des „ballo in maschera“ begonnen. Vorführungen der „Aida“, des „Rigoletto“ und des „Ernani“ folgten und mit „Traviata“, „Trovatore“ und „Otello“ soll im Laufe der nächsten zehn Tage die Reihe der Vorstellungen sich zum Ringe schließen.

Es gibt Leute, die dies Unternehmen einer reihenmäßigen Vorführung der alten Verdischen Opern für eine „That“ halten oder es wenigstens dafür erklären, Leute, die mit ihrer Hände Arbeit, sei es als Reporter oder Claqueurs, uns vordemonstriren wollen, daß diese Verdi-Festspiele ein künstlerisches Ereigniß für die deutsche Reichshauptstadt bedeuten. Einzig dieses „kühnen Versuches“ wegen, scheint es geboten, auf Wesen und Werth der vielbesprochenen theatralischen Lustbarkeiten auch hier etwas einzugehen.

Verdi-Festspiele! Wem sollen mit diesen italienischen Aufführungen Feste bereitet werden? Dem Andenken Giuseppe Verdi's? Oder der italienischen Opernkunst? Oder dem deutschen Theater? 's ist schwer zu sagen. Den Manen des Mannes, der sich vom „Oberto“ zum „Falstaff“ emporgearbeitet hat, opfert man schlecht, wenn man sein reifstes und vollendetstes Werk unbeachtet bei Seite läßt und einen alten Schmarren wie „Ernani“ wieder aufwärmt. Die italienische Opernkunst, die durch den Triumph des Wagner'schen Musikdramas ihrer ältesten tributpflichtigen Provinzen, Paris und London, verlustig geworden ist, dürfte schwerlich durch die Leistungen einer mittelmäßigen Truppe zu neuem Ansehen gebracht werden und der deutschen Musikbühne, die eben einen Höhepunkt ihrer Entwicklung erlebt hat, soll doch nicht etwa aus der Vorführung dieser längst und sattsam bekannten, im Einzelnen oft sehr reizvollen, in ihrem Grundcharakter aber rohen Opernstücke besonderes Glück und Heil erwachsen. Bleibt also auf die Frage nach dem Festfeiernden bloß noch das p. p. Publikum, so weit es in der Lage und Laune ist — die Sitzgelegenheit bei einem solchem Kunstgenuß mit fünfzehn Mark baar zu bezahlen. Dies ist aber ein kleines Trüpplein, und sein lauter Beifall von geringem Belang nur für die Bemessung des künstlerischen und bildenden Werthes der stolzen Unternehmung.

Wozu also das ganze, große, prunkende Unternehmen? Sollten die bösen Zungen wirklich Recht behalten, die da behaupten lediglich die Erinnerung an die guten Geschäfte, die er mit dem todten Wagner in Italien gemacht, hätte Herrn Angelo Neumann den Plan eingegeben, nunmehr den verstorbenen Verdi in Deutschland nutzbar zu machen? Gehört zu solcher Annahme nicht die unergründlichste Böswilligkeit, da uns der berühmte Prager Theaterleiter in schwungvollen Ankündigungen der Meister- und Verdi-Festspiele doch ausdrücklich versichert hat, er erfülle eine Ehrenpflicht, indem er uns Verdi in Aufführungen darbiete, wie sie allein geeignet seien, ein ganzes und zutreffendes Bild seiner Kunst zu geben: nämlich in der Sprache und dem landesüblichen Darstellungsstil seiner italienischen Heimath. Ist solche Absicht nicht Ruhmes werth, zumal wenn nebenbei auch noch das Streben zu Tage tritt, unsere Bühnenwelt den „veredelnden Einfluß“ italienischer Gesangskunst und ihrer großen, schönen Ueberlieferung verspüren zu lassen? O schnöder Undank der Nörglerschaar!

Zur Ausführung seiner guten Absicht hat der geschäftskundige Unternehmer sich nach einem der besten italienischen Kapellmeister umgethan und eine Anzahl italienischer Sänger und Sängerinnen angeworben, die nach dem Urtheil ihrer Landsleute gewiß den besten Ruf haben und demnach glauben durften als Sendlinge der heimischen Kunst sehr wohl vor eine fremde und anspruchsvolle Hörerschaft treten zu können. Wenn trotzdem das Gastspiel der Italiener für die Kunstverständigen unter den Hörern eine große Enttäuschung und durchaus kein Festspiel war, so ist das mit wohl auf die grundverschiedene Auffassung von Wesen und Genußreiz der musikdramatischen Kunst zurückzuführen, die uns Deutsche von den Wälschen scheidet. Seit Weber's Freischütz und in noch höherem Maße seit dem Erscheinen Richard Wagner's sind wir gewöhnt, auch die Oper unter dem Gesichtspunkt des Dramas zu betrachten, ihre Musikstücke durchaus als wahrhaftigen Ausdruck der Bühnengestalten und ihres innern Lebens zu empfinden. Dementsprechend trachten auch unsere Sänger fast alle darnach, singende Darsteller zu werden, und die leuchtenden Vorbilder einer Schroeder-Devrient und eines Albert Niemann machen fort und fort Schule. Auch Verdi fassen wir vor allem als Dramatiker. Nicht die Schönheit seiner Melodien, die Wucht seiner Steigerungen, sondern die Vollsaftigkeit und Lebenswärme seiner Musik entzückt uns. Verdi's Stellung in der Operngeschichte, die Eigenschaften und Strebungen, durch die er sich über Bellini und Donizetti erhob, ferner vor allem der heute offenbare Grundzug seiner Entwicklung, die von der theatralischen Schablone zum individuell ausgestalteten Drama führt, bestätigen und rechtfertigen diese Auffassung. Nun aber hat die italienische Opernkunst mit der erstaunlichen Entwicklung ihres Großmeisters keineswegs Schritt gehalten. Die beiden vereinzelten Dramen „Otello“ und „Falstaff“ sind ohne erheblichen Einfluß auf den Gesammtstil der Opernaufführungen, auf Spielgewohnheiten und Regiewesen geblieben. So stellen die italienischen Sänger uns denn „Rigoletto“, „Traviata“, ja selbst „Maskenball“ durchaus nach der alten schlechten Art der rohen, lediglich auf eine Folge sich gegenseitig übertrumpfender Effekte und auf einige äußerliche Schlußsteigerungen abziehenden Spektakeloper dar. Jeder geht seinem Vortheil nach und wendet sich vom Spiel weg ans Publikum, in Gesang und Darstellung wird nur auf das wirkungsvolle Heraustreten der Pointen und Höhepunkte hingearbeitet, alle vorbereitenden und vermittelnden Theile aber vernachlässigt, und zu einem liebevollen Zusammenwirken finden sich die Einzelnen nur vereinigt, wo es gilt, durch gemeinsame Stimmkraftentfaltung eine Applaussalve zu lösen. Keine Frage, so sind die Verdi'schen Opern in Italien zur Zeit ihrer Entstehung aufgeführt worden, kein Zweifel aber auch, daß der Lebens- und Kunstgehalt dieser Werke auf diese Weise nicht erschöpft werden kann. Wälsche Künstler wie d'Andrade und Maurel, die Prevosti und die unvergleichliche Gemma Bellincioni haben gezeigt, wie viel schlichtes, ächtes Empfinden, wie viel feine Stimmungen zwischen den Brutalitäten und Banalitäten dieser Opernpartituren steckt. Und dasselbe kann den Unbefangenen manche deutsche Aufführung Verdi's lehren. Wir haben im Berliner Opernhause Aufführungen des „Maskenball“ und des „Rigoletto“ erlebt, die nach der Seite des dramatischen Ausdrucks die Leistungen dieser Italiener ebenso überragten wie im Gesangstechnischen, wohingegen es denn kennzeichnend ist, daß die wälschen Festspieler mit dem Aeußerlichsten der vorgeführten Werke, der orientalischen Prunkoper Aida den größten und am meisten berechtigten Erfolg errangen.

Aber — der Wohllaut der italienischen Sprache! das hinreißende brio der Südländer!! die himmlische Kunst des bel canto!!! tönt's aus dem Chorus der schwärmenden Dilettanti und reichen Snobs unseren Einwendungen entgegen. Gemach, gemach! Mit dem Vorzug der italienischen Sprache hat's natürlich seine Richtigkeit bei Werken, die vom Tonkünstler auf Texte dieser Sprache komponirt sind. Nur soweit aber reicht dieser Vorzug als auch die Hörer des wälschen Idioms völlig Herr sind. Wo dies nicht der Fall ist, und dies dürfte auf 90 Proz. der Festspielbesucher zutreffen, da wird der Vorzug zum Nachtheil, denn sicherlich lag Verdi mehr daran, daß der Sinn und die Ausdrucksschönheit seiner Musik verstanden und empfunden, als daß die prosodischen und metrischen Feinheiten seiner Detailarbeit anerkannt werden. Womit übrigens keineswegs den schlechten Uebersetzungen das Wort geredet sei, sondern nur die übertriebenen Ansprüche verstiegener Aestheten zurückgewiesen werden sollen.

Und nun das brio, das berühmte feurige Temperament, das in der That ein Grunderforderniß für einen ächten und guten Verdidarsteller ist! Ja nun, da ist festzustellen, daß gerade für diese Vorbedingung von allen Mitgliedern der Truppe eigentlich nur der Kapellmeister, Herr Arturo Vigna, aufzukommen vermag. Ihm, der mit lebhaftesten Sinnen und sicherer Hand das Ganze leitet und seine Thätigkeit durch tausend Geberden auch dem Zuschauer kund thut, ist es zu danken, daß die Leistungen der Gäste sich hin und wieder zu schwungvollen Wirkungen steigerten. Von den Leuten auf der Bühne ist keiner eine fesselnde starke Persönlichkeit wie etwa die Bellincioni oder der Buffo Tavecchia; ihr Spiel bleibt in der ältesten ärmlichen Schablone stecken. Und ebenso steht es mit der Gesangskunst der Festspieler: über eine gesangliche Durchschnittsleistung erhob sich an den ersten vier Abenden keiner der Mitwirkenden. Am feinsten ausgebildet und am zuverlässigsten im bel canto erwies sich unter ihnen noch die Koloratursängerin, der es aber wiederum an seelischer und stimmlicher Kraft fehlte, um eine Figur wie die Gilda glaubhaft darzustellen. Von den übrigen Solisten ist nur zu sagen, daß sie in ihren besten Momenten nichts verdarben, zumeist aber durch eine abscheuliche, flache Tongebung, unleidliches Tremoliren und allzuhäufige Intonationstrübungen die Ohren ebenso beleidigten wie sie durch mimische und musikalische Koulissenreißerei den guten und gesunden Geschmack kränkten. Wer über den musikalischen Hochgenüssen dieser Festspiele noch nicht zur Einsicht gekommen ist, daß der weitverbreitete Glauben an die Ueberlegenheit der italienischen Gesangskunst ein gemeiner Aberglaube ist, dem ist nicht zu helfen. Der mag sich denn auch weiterhin, wie ein Theil dieses mehr zahlungskräftigen als kunstverständigen Festspielpublikums, demüthig und treulich mit der Schar jener Lohnklatscher verbrüdern, die durch ihre gediegene italienische Arbeit, ihr unerreichtes brio zweifelsohne den Ruhm erworben haben, die „allererstklassigste“ (brrrr!) Institution dieser Theaterunternehmung gewesen zu sein. Für die deutsche Bühne und unsere Kunsterziehung im Allgemeinen hat aber all das nichts, gar nichts zu bedeuten.

Heinrich Welti.

* * *

Erich Schlaikjer: „Des Pastors Rieke“. — „Faust“. — „Nathan der Weise.

I.

Der Leser wird, im großen und ganzen, vom schlechten Erfolg der Meisterspiele schon unterrichtet sein. Sendung des Kritikers ist es, rasch hinterher noch auszurufen: „Meisterspiele?!“ und beißend hinzuzufügen: „Lucus a non lucendo.“

Also: Meisterspiele? Lucus a non lucendo!

Hiernach sei auf die hohe Unfähigkeit aller Mitwirkenden nochmals ausdrücklich hingewiesen. Ausnahmen werden zur Sprache kommen. Zugleich aber mag der Irrthum widerlegt sein, es hätten diese Spiele wirklich niemandem gefallen. Ich sah einen Herrn im ersten Rang, der nicht müde wurde zu klatschen; am stärksten, wenn der sonstige Beifall erlahmte. Es war der Unternehmer des Ganzen, Herr Angelo Neumann. Wie die Staatsbeamten am Tag der Wahl als Privatleute vor die Urne treten: so kann ein Gesammtimpresario in den einzelnen Vorstellungen sozusagen als Mensch abstimmen. Kurz: man hat kein Recht, nur von Gegnern der Meisterspiele zu sprechen.

Es war ein Irrthum dieses Mannes, wenn er träumte, Berlin in Feststimmung zu versetzen. Er führte Lieblinge aus den Provinzen herbei — die am Schiller-Theater nicht geduldet würden. Ich kenne die Verhältnisse von Posen nicht, doch hatt' ich, meiner Seele, den Eindruck, es sei ein Spiel der dortigen Helden und Intriganten. Deutschland ist ja so wundervoll gegliedert, viel schöner als Frankreich — aber die Centralisation wächst auch bei uns. Theater spielt man in Berlin: der Rest fängt an Provinz zu werden. Für alle andern Kunstgebiete kann man noch sagen: im Reich. Für das gesprochene Drama muß man sagen: in der Provinz. Jeder Dünkel fehlt uns, er wäre kleinlich: aber es ist so. Man fühlt das Provinzielle gerade dort, wo sie sich modern vorkommen. Da ist das Dresdener Hoftheater, es spielt „Des Pastors Rieke“, was dorten als ein kühner Erfolg neuzeitlicher Kunst gilt; als ein Wagniß; als ein herrliches Weitgebrachthaben; kurz: als „Naturalismus“. Das Stück würde zweifellos am Schiller-Theater wie ein anständiger Versuch untergehn im Dutzend: sanglos, klanglos und im Grunde belanglos. Was geschieht? Ja, was geschah denn? Ein Pastor wird durch seine Köchin klug gemacht. Die Leute wandten sich ab von ihm; warum, war nicht ganz zwingend ersichtlich; aber so Erinnerungen tönten mit, von dem Einzelnen, von dem die Menge abrückt, von Lebensaufgabe, von reinem Herzen, von Trotz gegen die Banausen des Daseins, von natürlich gesunder Weltanschauung. Und die Dresdener waren gewiß entzückt, daß das Werk gar keinen Schluß hatte; das hört einfach auf, nach einer sogenannten inneren Wendung, so modern ist es; hört einfach auf, sag' ich. Ist da jemand überrascht? das könnte höchstens ein Kleinstädter sein; wir Dresdener lassen uns nicht mehr verblüffen, denn das sind ja gerade die interessantesten Stücke, die keinen Schluß haben. Kurz: Provinz.

Ein Versuch also, nicht ganz gewöhnlich, doch ohne jeden tieferen Reiz, wenn man den heutigen Stand übersieht und kennt, ein Versuch, der in Berlin keinen Menschen aufhalten würde, dieser Versuch wird der Stolz und das Leibstück einer anempfindenden, auchmodernen großen Mittelstadt. Welchen Zweck aber hat es, derartiges zu uns zu bringen und vorzuzeigen?

II.

Vielleicht wegen des Spiels. Dresden ist stolz auf dieses glatte Spiel, — worin man nicht mehr viel Aufhebens macht, keine R's rollt, sondern glatt und „echt modern“ spielt! Wenn Fräulein Basté auf die Bühne tritt, hat sie eine Lässigkeit . . . eine Lässigkeit . . . Als ob das garnichts wäre! So kühn ist „die Basté“. Und der Wiecke; der hat bekanntlich schon im Neuen Theater am Schiffbauerdamm gespielt und ist erst kürzlich nach Wien gerufen worden; Wiecke's Natürlichkeit, das ist einfach großartig . . . Alle diese Leute geben in Wahrheit die reinste Mittelmäßigkeit im Zusammenspielen; eine billige Waare, auf Kilometer zu erkennen. Es gibt keinen Grund, mit solchen Dingen Berlin zu begnaden. Herr Wiecke, hierher verpflanzt, könnte gewiß mehr werden. Das gilt noch von dem einen oder anderen sonst. Berlin ist ja hohe Schule für die Schauspielkunst im gegenwärtigen Deutschland. Aber nicht eine zwingende, hinreißende, ja nur tiefer fesselnde Begebung ist aus den Provinzen bei diesem Gastspiel zu uns gekommen. Gibt es dort keine? Sicherlich; sie kommen immer von dort. Nur muß sie einer finden. Sie wirken nicht an Hoftheatern in verbürgter Stellung. Sie stehen hinter dem Ladentisch, sitzen im Kolleg, schütten noch Streusand auf Akten. Herr Angelo Neumann ist jedoch ein Unternehmer: kein Sucher. Er will nicht Entdeckungen, er will Berlin durch Festesjubel glücklich machen. Möge er selbst es werden.

. . . Ein Herr Wiené, gleichfalls aus dem merkwürdigen Dresden, spielte einen Mephisto . . . nein: legte einen Mephisto hin, der sich gewaschen hatte. Das war noch der alte Gastspieler, der nach Altenburg, nach Görlitz, nach Dortmund kommt und den Leuten mal was zeigen wird. Die Rasse stirbt aus; schade! Wiené's Satanismus, im grellrothen Gewand, sein Teufelslachen, seine Gastspielerdämonie, seine schneidende Betonung, hahahaha! Kurz: er legte einen Mephisto hin.

Der Erdgeist fuhr mit unziemlichem Gepolter ab, was den Verdiensten unseres Königlichen Schauspielhauses gut-

zuschreiben ist. Die ganze Vorstellung war höchst lächerlich; nur die Oesterreicherin Lotte Medelsky fesselte bisweilen. Bisweilen. Auch sie hätte sich an der Spree freier gehalten von Gemachtheit. Sie war vor vier Jahren noch sehr rein; heut ist ihr Bild getrübter. Sie war damals „eine Oesterreicherin“; heut ist sie „eine vom Theater.“ Wien hat die Ueberlieferung der Wolterschreie; also macht sie welche, als Gretchen. Und man spürt in Zwischenräumen genau: jetzt stockt die Leitung, jetzt „ist“ sie nicht, — jetzt macht sie etwas.

Immerhin: von Wien kam das Einzige, was den Namen Meisterspiele noch rechtfertigt. Sonnenthal und Baumeister kamen. Sonnenthal war ein Nathan, wie ihn Lessing zwar nicht geschrieben; so weich, so wehleidig, — ein Nathan aus Wien. Aber zugleich ein Sprecher der Geschichte von den drei Ringen, — einen bessern find'st du nit. Es lag darin abgeklärtes Rabbinenthum, letzte Güte, edelste Zurückhaltung. Die Wirkung war im Tiefsten erschütternd.

Und das wurde der erste Augenblick in den Meisterspielen, wo sie aufhörten komisch zu sein.

Alfred Kerr.

Der närrische Kauz.

Eine Musikantengeschichte.

(Schluß.)

Nun stand es bombenfest: Willibald Fähndrich war wieder einmal ‚entdeckt‘ worden, und natürlich sollte er umgehend berühmt gemacht werden.

Komisch. Aus seiner Musik hatten die guten Residenzler bisher nur ein ansprechendes Talent herauserkannt; am Kneiptisch erkannten sie aber alle staunend sofort das Genie.

Ein blasser kleiner Zeitungsmensch war der erste, der es uns verkündete. Er kam um Fähndrich zu interviewen, als wir uns eben knurrend erhoben, um uns wie verabredet zum Frühschoppen zu begeben. Er müsse unter allen Umständen gleich Abends einen Artikel bringen, einen möglichst langen, am liebsten zu drei Spalten. Bis ins „Krokodil“ verfolgte er uns mit seinem Notizbuch.

Dort stellte sich auch der Herr Hofmusikalienhändler ein, der einen kleinen Verlag besaß. Er sei nicht abgeneigt, meinte er gönnerhaft, den Druck der „Mummelgeister“ zu übernehmen, wenigstens der Stücke, die ohne weiteres im Konzertsaal aufführbar seien. Auch für ein Arrangement à quatre mains habe er Interesse, oder angereihte Perlen für Klavier und Violine.

„Oder für Kuhhorn und alte Nachttöpf!“ fiel mein Willibald ein. „Daß eich d' Krott petz! Weger mir — ihr könnt mir alle der Buckel lang rutsche!“

Diese mehr drastische als würdevolle Erhabenheit sicherte ihm die Sympathie in noch weiteren Kreisen. Und seltsam: auch das Interesse des Hofmusikalienhändlers wuchs.

Ins Theater brachte ich ihn nur schwer ein zweites Mal. Die Orchestermitglieder wollten ihn doch aber alle kennen lernen.

Bei einer Probe zur „Afrikanerin“ stellte ihn der Kapellmeister dann leutselig vor. Ob er das Vorspiel der „Mummelgeister“, die am Sonntag ihre vierte und damit wohl letzte Aufführung erlebten, selbst einmal dirigiren wolle, fragte er.

Lang nach Mitternacht hatten sie noch eine hitzige Debatte über die ‚Aufführung‘ gehabt; aber Fähndrich sagte nun treuherzig: „A bewahr, Herr Kapellmeischter, Sie hawwe's ja so gut g'macht als Se's kenne.“

Nun lachte das ganze Orchester. Aber er mußte dann doch ans Pult treten und den Taktstock nehmen.

Und jetzt gab's eine denkwürdige Generalprobe.

Immer wieder klopfte er ab, verbesserte, war von einer märchenhaften Grobheit, dabei schwitzte er, raufte sich die Haare, und schließlich warf er die Battuta hin und rief: „Aber so e Schweinerei wie bei denne Herre Holzbläser do hinne — do soll doch gleich 's heilig Herrgöttle 'neinfahre!

Sie nahmen den ‚groben Hinterwälder‘, wie sie ihn unter sich bezeichneten, nicht ernst, drum ließen sie sich lachend das alles sagen.

Aber als er sich erschöpft vom Reden, vielleicht auch ohnmächtig seine Wünsche in leidlichem Deutsch zum Ausdruck zu bringen, endlich selbst ans Fagottpult setzte und dem Mann seine Solostelle vorblies, gleich darauf dem Baß, dann dem Horn, dann der Bratsche und schließlich der Klarinette vorspielte, wie er sich diesen Gang, jene Phrasirung dachte — da schwand das mitleidig-überlegene Lächeln mehr und mehr, und bei der letzten Repetition gingen sie mit einem wahren Feuer mit, alle, die Streicher, das Holz und das Blech, und sogar die sonst so eigensinnige Pauke.

Jetzt hatte das Vorspiel wirklich ein anderes Gesicht gewonnen.

Man brachte ihm, als er abtrat, einen Tusch. Und der Kapellmeister, als gewandter Theatermensch, der seine verletzte Eitelkeit zu cachiren weiß, umarmte den Komponisten.

Es folgte eine Reihe festfroher Tage.

Fähndrich war aufgekratzter denn je. Endlich war in ihm etwas wie ein künstlerisches Gewissen erwacht. Wie bearbeiteten wir ihn aber auch, um ihm klarzumachen, daß es doch für ihn, für uns, für die ganze kunstliebende Menschheit besser und erfreulicher wäre, wenn er aus seiner kratzbürstigen Vereinsamung ins fröhlich-schaffende Kunstleben heraustäte.

Er hatte Kammermusik, er hatte Simphonien, Ouverturen komponirt, Violinsonaten, Orgelpräludien. Vieles was er mir vorgespielt hatte, war freilich nur in der Skizze niedergeschrieben: die Ausführung hatte er fertig im Kopf. Ob er nicht schleunigst seine Noten herkommen lassen wolle, um im Verein mit ein paar jungen Künstlern, die bald gefunden wären, die Niederschrift zu besorgen?

Ja, ja, er sah es ein, gewiß. Aber es war ihm gräßlich, so in der Stadt leben zu sollen, womöglich wochenlang, monatelang. Und das kostete hier ein Heidengeld . . .

Da rückte ich dem Herrn Hofmusikalienhändler auf die Bude. Auch der Kapellmeister betheiligte sich an der Konferenz, denn er fühlte sich als der hauptsächliche Entdecker. Und eine ganze Partei nahm sich albald des widerhaarigen Geniemenschen an. Kurz und gut, Willibald Fähndrich sollte planmäßig ‚gegründet‘ werden.

Zunächst einmal mußte man das Quartett, von dem ich allen ‚Leuten vom Bau‘ vorgeschwärmt hatte, übrigens sein einziges fertig niedergeschriebenes Werk, aufführen. Die Kammermusiker sollten es am nächsten Empfangstag beim Herrn General-Intendanten spielen. Daß Fähndrich vom Grafen dazu eingeladen ward, dafür wollte man schon sorgen. Da konnte er dann gleich dem Prinzen Karl vorgestellt werden, der beim Intendanten nie fehlte, wenn dort Musik gemacht wurde. Ein Wort vom Prinzen aber beim Landesherrn — und Fähndrichs Glück war gemacht.

„Er soll ihm aber ums Himmelswillen keinen Orden geben,“ sagte ich ängstlich, „sonst setzt's ein Unglück.“

Der Hofmusikalienhändler wehrte diskret lächelnd ab. „Nein, nein, junger Freund, ich habe ganz anderes im Sinn. Der alte Professor Bruns hier bei uns tritt demnächst in den Ruhestand, da wird an der Hofkirche die Organistenstelle frei, und gleichzeitig die Leitung des Cäcilien-Gesangvereins. An beiden Stellen ist für reichlich viel Geld verflixt wenig zu thun. Aber Fähndrich kommt dadurch in Berührung mit der Welt und der Ehrgeiz wird ihn dann zur Thätigkeit treiben.“

Das leuchtete mir alles ein. Bloß: die Arbeit, bis ich den guten Willibald so weit hatte, daß er an seine ‚Weibsleut‘ schrieb, um die Noten kommen zu lassen!

Als es endlich geschehen, sagte er unbehaglich:

„Woisch, ich hab ah koi Wasch mehnder im Reisesäckle. Un wenn mer ins Herr Großherzogs soll, nord müßt mer doch wenigschtens e frischs Krägle umbinde.“

Ei bewahr mich der Himmel, er sah allerdings schon äußerst betrüblich aus, unser verehrter Hinterwäldler. Und ein frischer Hemdenkragen genügte da allein noch nicht.

Ich schrieb also sofort an die beiden Bärbels, sie möchten das beste von seinen Sachen zusammensuchen und es schleunigst herschicken: es gelte das Lebensglück unseres gemeinsamen Freundes.

Die Noten kamen an, das Quartett gefiel den Herren ungemein, und Fähndrich, der sich bisher mit Händen und Füßen dagegen gesträubt hatte, berühmt zu werden, sah der Aufführung beim Intendanten selbst in fröhlicher Erregung entgegen.

Eine stürmische Auseinandersetzung gab's aber zwischen uns, als der heimlich von mir bestellte Korb mit seinen Staatssachen eintraf.

Stein und Bein schwor er, daß ihn keine zehn Pferde in den Leibrock (es war noch der väterliche) hineinbrächten. Lieber verzichte er auf alles, alles, alles.

„Himmel, aber in dem alten Kittel da kannst Du Dich doch vor dem Prinzen nicht zeigen!“

„Bleibsch mir schon mit Dei'm dumme Prinz vom Leib. Was thu ich mit emme Prinz? Meiner Lebtag hab ich noch nie koin Prinz net gebraucht. So isch. Erscht noch Faxe mache. Der kann froh sein, eier Prinz, wenn er emol ahnständige Musik zu heere kriegt. Gehsch hin, e scheener Gruß vom Herr Fähndrich, un sagsch ihm des. Erscht noch. — Un Du bisch iwwerhaupt derjenigte, wo mir der ganze Aufenthalt verhunzt hat.“

„Ich —?!“

„Ja, Du! Guck doch net so verschrocke! Verleimt hasch mich.“

„Verleimt?“

„Verläumd't sag ich, sperr Deine Ohre auf. Und d' Auge. Da hasch. Jetzt les, wenn D' lese kannsch.“

Mit zitternder Hand hatte er einen zerknitterten Briefbogen aus der Tasche geholt. Ich nahm das Schreiben und überflog es. Es stammte von der Bärbel. Von der jungen; denn die alte hatte ja nicht schreiben gelernt. Es lautete ungefähr:

„Lieber Herr Fähndrich, Jetzt Sind sie also fort in der Stadt bei die fremden Damen vom Tiater und die Mutter sagt da thäten sie gleich bleiwen und sich wohl gar verheuraten weil das sie Sich doch gleich den Leiprock und die neuchen Hempter und die Strümpfer und die Sacktüchel haben schicken lassen. Und der Herr wo im Sommer da war sagt es ja auch das daß nun ihnen ihr Lebensglück sein thät. Ach lieber Herr Fähndrich daß thut mir sehr leid. Ich ziege am Nächschten erschten ins Herr Lembkes in Badeweiler für Kinder und für Alles weil das ich Kinder mir schon lang wünschen thu. Wenns einmal ins Herr Fähndrichs Kinder geben thut dann bitte ich sie, Lieber Herr Fähndrich, daß sie Mich nicht ganz vergessen. Ich danke ihnen Vielmals für alles. Auch für meine Mutter, die grüßt sehr. Ich bin und bleibe ihre liebe

Bärbel.

Wenn Menschen auseinandergehn, dann sagen sie auf Wiedersehn!“

. . . Ich wollte hell auflachen über Bärbels herrliche Orthographie und ihren klassischen Stil, that's aber nicht, denn mein erschrocken Auge gewahrte etwas Wundersames, höchst Wundersames.

Willibald Fähndrich, der grobe Hinterwäldler, hatte ein ganz verboten rothes und baumwollenes Taschentuch gezogen, schneuzte sich ein paarmal hintereinander, in langgezogenen, melancholischen Klagetönen, er stand am Fenster, von mir abgewandt, und seine mächtigen Schultern zuckten krampfhaft und ganz absonderlich.

„Menschenskind — heiliger Fähndrich,“ rief ich ihn an, „Du weinst ja?!“

Ja, das that er. Bei Gott, dieser große, dicke, widerborstige Urmensch weinte. Und stoßweis brachte er heraus:

„Ich weiß ja, daß es e Schand isch, wenn e Mannsbild flenne thut. Awwer ich kann doch nix dafier. 's packt ei'm halt. Ich hab so — so . . . so's Hoimweh hab ich!“

Er that mir leid. Ich wollte auch wirklich nicht spotten. Ich nickte bloß und sagte: „Mhm. Nach der Bärbel. Schau, schau.“

Darauf erwiderte er eine Weile lang gar nichts. Dann warf er sich aber plötzlich wild und äußerst kriegerisch gestimmt herum und schrie mich an, während er sich die dicken Thränen aus den Augen wischte: „Jawohl nach der Bärbel. Grad. Mit Fleiß. Glaubsch, die isch mir net dausendmal lieber als wie Deine ahngestrichene Theaterweiwer mit ihre dinne Röckle, die hunne und owe zu kurz sin? Die Bärbel hat e guts Herz for eim, woisch, und des hawwe Deine affige Stadtmädcher no lang net So isch.“

Es war mit ihm nichts zu machen.

„Liebster Freund, aber das kann Dich doch nicht abhalten, morgen Abend zum Herrn Generalintendanten einen Frack anzuziehen?“ rief ich voller Verzweiflung.

Ich glaube, er wäre mir noch in selbiger Stunde zu seinen Bärbels nach Höhenschwand durchgebrannt, hätte ein glücklicher Zufall nicht den Hofmusikalienhändler zu uns geführt. Unsern vereinten Kräften gelang es, den aufsässigen Lorbeerkandidaten noch einmal zu beschwichtigen. Stöhnend erklärte er sich dann auch endlich bereit, durch den Frack vom Schwager des Hofmusikalienhändlers (einem Stadtrath!) seiner rebellischen Außenseite die für die Hofluft wünschenswerthe mildere Fassung zu verleihen.

„O du barmherzigs Herrgöttl,“ jammerte er andern Tags bei der umständlichen Toilette, „so e Malträtiererei! Bloß weil mer e Quartett g'schriewe hat. Ich schreib moiner Lebtag koins mehr!“

Als ich ihn unterwegs ersuchte, dem Prinzen doch schon ums Himmelswillen ein freundlicheres Gesicht zu machen, blickte er mich zornig an und riß an dem engen und hohen Halskragen. Das Blut war ihm in die Schläfen gestiegen und der Schweiß perlte ihm auf der Stirn.

„Und ich vertrag halt koine enge Stiffel net!“ schrie er mich plötzlich an. „Des isch e Schweinerei isch des!“

„Alterchen, wenn Du Se. Hoheit so grimmig anguckst . . . Bedenke, das ist so ein kunstsinniger, opferwilliger, liebenswürdiger Herr.“

„Hat dei Prinz Hihneraug oder hat er koine?“

„Das weiß ich nicht — ich glaube kaum.“

„Hernach hat er's Maul z'halte, dei Prinz. E scheener Prinz. Mensche schinde un se zum G'spött 'rumlaufe lasse . . .“

„Bscht, bscht!“

Wir waren soeben am Hausthor angelangt. Ein kleiner Kreis Neugieriger — ein paar Equipagen und der Theaterwagen — ein rother Teppichläufer quer über den Bürgersteig unterm Regendach. Mein Willibald stolperte, patschte in eine Pfütze. Ein paar Leute lachten.

„Der Wagen Sr. Hoheit!“ flüsterte ein Lakai ehrfurchtsvoll.

Ich zog Fähndrich, dessen linkes Hosenbein bis zum Knie hinauf bespritzt war, in die Portiersloge.

„Hören Sie, meine Beste,“ sagte ich eilig zu der jungen Frau, die mir entgegentrat, „haben Sie vielleicht aus Versehen eine Bürste und ein Handtuch parat?“

Fähndrich war trotzig in der Thür stehen geblieben. Plötzlich hellte sich sein Gesicht auf.

„Ha, wie isch mir denn,“ sagte er mit fast zitternder Stimme, „isch denn dees net die Burgele?“

Die junge Frau starrte nach der Thür. „Jesses noi — der Fähndrich! Ha — awwer so ebbes!“

Bloß die paar nichtssagenden Worte in seinem heimathlichen Dialekt — und diese Wirkung!

Der große grobe Musikant nahm seinen Cylinder (vielmehr den des Stadtraths), schleuderte ihn aufs Kanapee in der Ecke, patschte sich aufs Knie und juchzte (ich glaubte zuerst, er wäre irrsinnig geworden und wollte einen Schuhplattler tanzen, gerade während Se. Hoheit passirte) und hatte im Nu die junge Frau bei beiden Händen erfaßt und drehte sie links und drehte sie rechts.

„Kennsch mich noch? Du kennsch mich noch, Burgele? Ha, un bisch am End dahier verheurat?“

„Ha freili. Mei Männle isch hier B'schließer ins Herr Grafe. Zu Oschtere kriege mer awwer die Kaschtelahnstell in der Bildergallerie.“

„Hasch Kinner?“

„Fimfe. Die erschte sin Zwilling.“

„Au fein. Wo sin se? Zeig se.“

„Ha, sag doch bloß, wie kommsch dann jetz Du daher?“

„Ich soll ins Herr Intendants.“

„Hasch was abz'gewe? Du, der Prinz isch jetz da, da kannsch net nauf.“

Ich trennte sie endlich. „Aber bitte, bitte, bitte, beste Frau,“ sagte ich gereizt, „der Herr Fähndrich muß hinauf, wir müssen beide hinauf!“

„Ha, so geh doch, so geh Du doch! — Des isch die Burgele, verstehsch, die Tant von der Bärbel aus Höcheschwand, verstehsch!“

Die junge Frau lachte. „Jetz, gar, die Tant! Die Bas bin ich, die Bas!“

„Von der junge Bärbel, moin ich doch!“

„Ah so, von der junge Bärbel. Ha, verzähl doch, was treibt se? Isch se im Dienscht? So e arms Dingl so e arms. Koi Vatter net z'hawwe un muhß sich so durch d' Welt rumdricke . . .“

Sofort schwamm der ‚Hinterwäldler‘ wieder in Rührung. Und die schwatzten, schwatzten . . . Uebers Dorf, über die Bärbel, über die Heuernte, wieder über die Bärbel, über den Pfarrer, die Ziegen, und dann nochmal über die Bärbel . . .

Es war kein Ende abzusehn. Als ich dringlicher ward, schnauzte er mich an: „Wenn d' ei'm net alsfort störe thätsch, nord wäre mer scho lang fertig!“

Was blieb mir übrig? Ich ging.

Oben drückte ich mich nervös und verlegen herum. Es war sehr hell, sehr steif, sehr feierlich.

Der Intendant klopfte mir wieder väterlich-zerstreut auf die Schulter, da und dort machte ich auf gut Glück ein tiefes Kompliment, der und jener drückte mir die Hand. Und die Bekannten fragten mich alle beunruhigt nach Fähndrich.

In der Nähe des Flügels saß Se. Hoheit. So weit wagte ich mich nicht vor. Es sang jetzt eine Altistin von mächtigem Umfang und ebensolcher Tiefe.

Mir ward so bang, so bang, so bang.

Da bemerkte ich den Kapellmeister. Ich ging hastig auf ihn zu — denn soeben brachten Lakaien die Doppelpulte, und die Kammermusiker traten ein, sich tief vor dem Prinzen verneigend.

„Fähndrich sitzt unten in der Portiersloge,“ zischelte ich ihm zu, „hat schmutzige Stiefel und ist nicht zu bewegen heraufzukommen.“

Er erbleichte. „Wa—wa—wa—was?!“ Im Nu war er draußen. Ich hinter ihm drein.

„Menschenskind, Fähndrich, ja sind Sie denn des Teufels?“ rief er unten aus.

Es war ein Bild nicht gerade stillen, aber unbedingt traulichen Familienglücks, das sich vor unsern Augen entrollte, als wir durch die leere Portiersloge in die Wohnung der jungen Schwarzwälderin eintraten.

Willibald Fähndrich hatte sich des ihn beengenden Fracks vom Stadtrath und des hohen Kragens entledigt — auf allen Vieren kroch er unter den drei Aeltesten des zukünftigen Bildergaleriekastellans herum, die ängstlich schrien oder vergnügt jauchzten. Es war ein primitives, indes ganz lustiges Spiel, das er sich da ausgedacht hatte. Er sah sich nämlich mit funkelnden Augen in der kleinen Schaar um, wie ein Bär vorwärtstappend, und brummte in möglichst tiefem Tone: „Rollerollerolleroll, Eisbär hole, Zähn ausreiße, rollerollerolleroll!“ Plötzlich packte er dann eins der Kinder, das laut aufkreischte, und kitzelte es mit seinem Kinn am Hals oder im Nacken.

„Fähndrich, sei doch kein Kindskopf,“ flehte ich ihn an, „oben spielen sie Dein Quartett — der Prinz will Dich kennen lernen!“

„Heiliger Dunnerschlag, eier Prinz der hängt mer jetz awwer schon zum Hals naus! Rollerollerolleroll . . .“ Er hielt plötzlich inne und stürzte auf einen Stiefelzieher los, den er in der Ecke entdeckt hatte. „Un die verdammte Stiffel misse runner, Schwereklachel noch emol . . .“

„Fähndrich, auf der Stelle ziehst Du die Stiefel wieder an!“ schrie ich verzweifelt.

„Noi, grad net, erscht recht net!“ Und auf Strümpfen herumtanzend fing er sein Spiel mit den Kindern wieder an.

Wir zankten, baten, schimpften, flehten, schworen, beschworen . . .

„Lieber Herr Fähndrich,“ sagte der Hofkapellmeister endlich wachsweich und erschöpft, „der Graf hat sich nämlich darauf verlassen — ich habe ihm zugesagt, Sie würden vielleicht selbst etwas spielen!“

„Die neue Ballade, Alterchen!“ warf ich ein.

„Oder die Ciacona. Was Sie wollen.“

„Nix, nix, nix, nix!“ schrie er und trampelte auf Strümpfen durch die Stube. „Burgele, geb mer bloß was zu trinke, sonscht riehrt mich der Schlag un ich krieg die Kränk. So e Hoimtück, so e miserabligte. Spiele. Ja, Kuche.“

„Du — so nimm doch Vernunft an. Da ist Deine Bratsche — ich hab sie mit herkommen lassen . . . Alterchen, liebster bester Freund, Du sollst Hoforganist werden, denk doch an Deine Zukunft . . .“

„Will ich denn was von oich? Von Dir? Von eierem Prinz? Von Ihne? Hö? Den Buckel kennt ihr mir lang rutsche mit eierem Hoforganischt! Alle miteinander!“

Nun wandte sich der Hofkapellmeister mit einem kurzen Achselzucken um und ging.

„Und Du — kannsch folge. Mei Ruh will ich hawwe. Un wenn jetz nix mehr helfe thut, nord werd ich grob. Verstehsch mich?“

Mißzuverstehn gab's da nichts mehr. Ich ging also gleichfalls.

* * *

Oben war sehr viel Stimmung vorhanden. Das Scherzo hatte wiederholt werden müssen, sagte man mir. Der letzte Satz mit seiner urwüchsigen Ausgelassenheit brachte die sonst so steife Gesellschaft nun vollends aus dem Häuschen.

Man applaudirte lebhaft — der Prinz gab selbst das Zeichen dazu — und alle Köpfe wandten sich fragend mir zu.

Und gnädig lächelnd winkte der Intendant.

Aber wie er auch winkte mit dem Finger: ich konnte ihm den Komponisten weder todt noch lebendig zur Stelle schaffen.

Der Hofkapellmeister trat leicht geneigt näher.

Während des Gesprächs ward das Antlitz des Grafen immer eisiger.

Ein paar Herren umringten mich, fragten mich aufgeregt, verwundert . . . Ich verstand kein Wort . . . Ich sah im Geist nur immer noch den wackern Willibald kragen-

los und auf Strümpfen unten in der Kinderstube bei Portiers herumtoben und ‚Rollerollerolleroll!‘ spielen . . .

* * *

Um zehn Uhr, früher als sonst, war der Empfang zu Ende.

Im ‚Krokodil‘ begrüßte man uns mit einem hastigen: „Nun, wie steht's?“

Da berichteten wir denn der Wahrheit gemäß.

Der Hofmusikalienhändler bekam sofort Leibschmerzen und mußte einen Grog trinken.

Und andern Tags schwirrte ein Gerücht durch die Residenz, das erst ungläubig aufgenommen, dann kichernd weiterkolportirt ward.

Der ‚grobe Hinterwäldler‘, der es verschmäht hatte, oben vor dem Prinzen und dem Herrn Intendanten zu erscheinen, um Lob, Dank und die Zusage gütiger Protektion entgegenzunehmen, hatte unten in der Portiersloge, nachdem die Kinder der Burgele zu Bett gebracht waren, ein Solokonzert veranstaltet.

Ja, ja, das sah ihm schon ähnlich. Hatte die Bratsche an die Backe genommen und sich alles vom Herzen heruntergespielt, was ihn bei der Erinnerung an die Bärbel, an seine Heimath und den Waldfrieden im Gebirge bewegte.

Die Bedienten all der Herrschaften, deren Wagen draußen warteten, waren in die Loge eingetreten und lauschten. Und sie versicherten es der jungen Schwarzwälderin: besser als ihr hemdsärmeliger Freund spiele, könnten es die befrackten Kammermusiker da oben beim Herren Grafen sicher nicht.

Dieses schlichte Urtheil soll dem wackern Willibald ein unbändiges Vergnügen bereitet und ihn zu immer neuen Zugaben ermuntert haben.

* * *

Als ich in jener Nacht nach allerlei aufgeregten Debatten mit dem Hofmusikalienhändler und dem Kapellmeister nach Hause kam, war mein Freund Fähndrich unter Zurücklassung des stadträthlichen Fracks und der übrigen festlichen Ausrüstungsstücke verduftet.

Die Bratsche, die Noten, die berüchtigte Reisetasche, sowie „den Leiprock, die Strümpfer, die neuchen Hempter und die Sacktüchel“ hatte er mitgenommen.

Blieb nichts von ihm in der Residenz zurück als das Quartett — und eine gemischte Erinnerung.

Ich trat gleich von der Residenz aus meine erste Redakteursstelle an und machte das Jahr darauf die Reise um die Welt. An die Stätte von Fähndrichs erstem Debüt bin ich nicht mehr zurückgekehrt.

Aber gelegentlich erfuhr ich, daß das Quartett zum eisernen Bestand der Kammermusikabende dort gehörte. Von einem neuen Werk jedoch verlautete nie etwas. Er schrieb ja nie etwas auf.

Im vorigen Sommer hab ich Fähndrich wiedergesehen. Nach zehnjähriger Trennung.

Er war ganz der alte.

Gleich als ich ins Dorf kam, hört ich ihn spielen, ich blieb stehen und lauschte, wie damals.

Ein Stück, das ich noch nicht kannte.

„Fähndrich, altes Haus, lebst Du noch?“

Er that als hätten wir uns erst gestern, und zwar in bester Freundschaft verlassen.

„Du, was moinsch, ob mer da jetz in Dur odder in Moll schließe müßt? Ich denk als: in Dur. Net? Des klingt sonscht so wehloidig. Geb emol Achtung.“

Seine Augen waren noch dieselben jungen, hellen und frohen. Ein bissel behäbiger war er sonst im ganzen geworden. Er spielte das Stück noch einmal. Eine Romanze. Ein schwungvolles, leidenschaftlich sich steigerndes Stück. Und wie er's spielte. Sein Ton klang noch inniger, erschien mir auch größer und noch markiger als damals.

„Mensch — Mensch!“ sagt ich bloß, als er geendet.

„Du, willsch moine zwoi Buwe sehe?“ fragte er rasch ablenkend.

Natürlich wollt ich. „So, Du bist also verheirathet?“

„Ha freilich“.

„Mit der Bärbel?“

Er lachte. „Erscht noch. Mit wem sonscht?“

Sie erkannte mich auch gleich wieder. Hübsch war sie ja noch — sie hatte es in den Augen. Und die beiden Menschen sahen einander mit solch einer Wärme, solch einer stillen Glückseligkeit an . . . Ich mußte mit ihnen Wein trinken, vespern, die Jungens bewundern. Sie zählten achteinhalb und sechs Jahre und spielten natürlich schon ganz flott Geige.

Als ich weiterzog, winkten sie mir alle vier von Thür und Fenster aus noch so lange fröhlich nach, bis ich den Wald erreicht hatte.

Wundervoller Abendfriede lag über der Landschaft. Hinter Höhenschwand war die Sonne hinabgesunken. Ein Dorfkirchenglöcklein läutete den englischen Gruß.

Ich setzte mich ins Moos und dachte über meine zehn unruhvollen Lehr- und Wanderjahre nach, den heißen Ehrgeiz, der mich oft durch rauhe Lebensstürme hindurchgepeitscht hatte.

Währenddem war Willibald Fähndrich hier Tag für Tag still zufrieden seiner Kunst nachgegangen, ohne sich um Teufel, Welt und Leben zu kümmern.

Unfern, am Waldrand, hört ich Bratsche spielen. Das Stück von vorhin.

Fähndrich war's natürlich.

Es klang hier draußen gar nicht mehr kraus und wild. So rührend klang's, so feierlich, so abgeklärt. Er spielte nur für sich. Ganz allein für sich. Aber als ob er ein Parterre von Großen der Welt vor sich hätte.

Als es dunkel ward, zog er wieder heim, eins seiner Motive leise vor sich hinträllernd.

Der Pfarrer hatte einmal geäußert: entweder sei der Fähndrich ein ganz hirnverbrannter Schafskopf — oder er sei ein großer Philosoph.

Ich mußte lächeln, als ich zu Thal schreitend daran zurückdachte.

Wie glücklich er war, der närrische Kauz, unentdeckt und unberühmt.

. . . Nein, nein, nein, nein, Herr Pfarrer, ein Dummkopf war er wirklich nicht, der Willibald Fähndrich! . . .

Paul Oskar Höcker.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth,
W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan,
W. Zietenstraße 27.

Dr. E. Heilborn,
W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 35. Berlin, den 31. Mai 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Man sieht jetzt klar über das Abkommen, das zwischen dem Schiffahrtstrust des Herrn Morgan und den deutschen Gesellschaften abgeschlossen worden ist. Das Abkommen ist in seinen entscheidenden Abschnitten veröffentlicht worden, und es wurde alsdann in der Generalversammlung der Aktionäre der Hamburg-Amerika-Linie erörtert.

Es ist nicht zweifelhaft, daß von amerikanischer Seite ausschließlich wirthschaftliche Zwecke verfolgt werden; daß diese wirthschaftlichen Zwecke unter Umständen auch eine politische Bedeutung gewinnen können, ist bei der engen Verflechtung von Wirthschaftsleben und Politik klar. Die deutschen Gesellschaften haben ihre Interessen nach allen Richtungen geschickt zu sichern gesucht; hoffentlich mit bleibendem Erfolg; das muß die Zukunft lehren.

Die Generalversammlung der Hamburg-Amerika Linie zeichnete sich noch aus durch das Auftreten des Abgeordneten Diederich Hahn vom Bund der Landwirthe. Daß er in Vertretung seiner Interessen als Aktieninhaber gesprochen hat, wird man nicht annehmen dürfen; er wird die Rolle des Aktionärs nur auf sich genommen haben, um ein politisches Theaterstück aufführen zu können. Also Herr Hahn legte der Verwaltung einige unpassende Fragen vor, die jeder, der das publizirte Abkommen gelesen hatte, sich selbst beantworten konnte, und nachdem er in gebührender Weise von dem Vertreter der Gesellschaft erleuchtet worden war, erklärte sich Herr Hahn für befriedigt.

In den agrarischen Kreisen aber wird man sagen, selbst in den Generalversammlungen der deutschen Schiffahrtsgesellschaften kann sich unser Diederich Hahn vernehmen lassen; ganz zweifellos, wenn es ihm gelingt, einige Aktien zu deponiren. Nur gehört ein ausgiebiges Quantum agrarischer Naivetät dazu, um an diesem politischen Possenspiel seine Genugthuung zu haben. Denn, wäre Herr Hahn nicht so klug gewesen, sich mit der ertheilten, gleichgiltigen Antwort befriedigt zu erklären, — so wäre er eben unbefriedigt fortgegangen, und es wäre noch so gewesen.

Eine Resolution ist uns zugegangen, deren erhebliche Sätze so lauten:

„Die am 11. Mai 1902 in Pößneck tagende Versammlung des Verbandes thüringischer und sächsischer Lederfabrikanten drückt ihre tiefste Entrüstung darüber aus, daß die Zolltarif-Kommission

a) überhaupt Zölle auf Gerbstoffe, die unentbehrlichsten Rohmaterialien der Lederfabrikation, beantragen konnte,

b) insbesondere Zölle auf Gerbstoffe in so unsinniger Höhe, in Höhe von 30—70—120 Proz. des Werthes, beschließen konnte.

Das sind keine Zölle mehr, das sind Einfuhrverbote. . . . . .

Die Majorität der Zolltarif-Kommission hätte einen vollständigeren Beweis von ihrer Unfähigkeit einer objektiven Beurtheilung volkswirthschaftlicher Verhältnisse nicht liefern können."

Das ist eine gesunde Entrüstung und vielleicht, daß die Parlamentarier der Majorität solch kräftig Wörtlein eher verstehen.

Geh. Rath Dr. Kügler ist gestorben, seit kurzem Oberverwaltungsgerichtspräsident und vorher lange Jahre hindurch Dezernent für das Volksschulwesen im preußischen Kultusministerium. Kügler war ein Altliberaler; einer der Beamten, die der Kirche die Schule nicht ausliefern wollten, nicht der protestantischen und nicht der katholischen Kirche. Diese staatserhaltende Gesinnung machte ihn unbrauchbar für die schwächlichen Tendenzen, die seitdem im Kultusministerium die herrschenden sind. Er war ein ausgezeich-

neter Beamte von jener Art, die Preußen groß gemacht haben.

Auf seiner Rückkehr nach Frankreich machte Präsident Loubet einen Halt von einigen Stunden in Kopenhagen. Die politischen Tendenzen am dänischen Hofe sind damit erneut klargestellt; ein Gewicht für die internationale Politik aber haben diese Tendenzen nicht.

Die Wahlen in Belgien haben den Klerikalen einen kleinen Zuwachs an Mandaten gebracht; das ist die unerfreuliche Quittung über die Politik der belgischen Sozialisten, die sich als verfehlt herausgestellt hat.

Aus Südafrika noch immer keine zuverlässigen Nachrichten; ob es zum Frieden kommt, ist völlig sicher auch jetzt nicht.

* * *

Der Schreibtisch des Herrn Spahn.

Herr Spahn hat dieser Tage auf der Vertrauensmännerversammlung der Centrumspartei in Köln zugegeben, daß die Schutzzölle die Bildung von Syndikaten förderten; auch er erblickt darin ein Unglück: Die Centrumspartei — erklärte er — bekämpft die Vertheuerung der Bedarfsartikel, sie wird daher nicht zögern derselben entgegenzutreten. Und Herr Spahn besitzt das Mittel hierzu: In seinem Schreibtisch liegt fix und fertig ein Gesetzentwurf gegen die Syndikate und Kartelle; lediglich um die Verhandlungen der Zolltarifkommission nicht zu kompliziren, hält er denselben großmüthig zurück bis nach Verabschiedung des Zolltarifgesetzentwurfs.

Sehr edelmüthig, aber sehr schade! Denn damit wird die Hoffnung, die lex Spahn aus dem verschlossenen Schreibtischkasten an das Licht der Oeffentlichkeit kommen zu sehen, in weite Ferne gerückt, vielleicht ad calendas graecas vertagt.

Sich mit einer solchen Vertröstung abspeisen zu lassen, dazu gehört die ganze Vertrauensseligkeit eines Centrumswählers, der feste Glaube an die Unfehlbarkeit seiner parlamentarischen Führer, jener Glaube, den der Apostel Paulus als „die gewisse Zuversicht des, daß man hoffet und nicht zweifelt, an dem, was man nicht sieht“ charakterisirt hat. Freilich, wie man die „gewisse Zuversicht“ haben kann, daß durch die Zölle die Bedarfsartikel des Volkes nicht vertheuert werden, sobald nur Herr Spahn seinen geheimnißvollen Schreibtisch aufschließt, das versteht ein gewöhnlicher Sterblicher nicht; dazu muß man unbedingt gläubiger Centrumswähler sein. Und auch unter denen — namentlich unter den rheinischen Arbeitern — ist dieser Glaube sehr ins Wanken gekommen; nur durch Saalsperren glaubt das Centrum dort das Gift des Zweifels von seinen Mannen fernhalten zu können; die rheinische Geistlichkeit arbeitet darin ganz „nach berühmten Mustern“ ostelbischer Agrarier.

Herr Spahn ist ein liebenswürdiger Mann, ein erfahrener Parlamentarier von konziliianten Formen; man kann annehmen, daß er auch ein guter Jurist ist, aber als ein gewiegter Volkswirth hat er sich bisher nicht erwiesen; ja, es steht zu befürchten, daß ihn seine Richterqualität zu einer bedauerlichen Ueberschätzung dessen führt, was sich mit der Klinke der Gesetzgebung erreichen läßt.

Bei der Bekämpfung des Kartell- und Syndikatswesens hat die Gesetzgebung in allen Ländern ein vollständiges Fiasko erlebt. Gerade in den Staaten, welche die rigorosesten Bestimmungen gegen diese Bildungen haben, blühen sie am meisten; und die Leiter der amerikanischen Kartelle und Trusts pfeifen auf die dagegen gerichteten Gesetze. Wird die eine Form unmöglich gemacht, so läßt sich eine andere finden. Entweder man muß Bestimmungen so drakonischen Charakters treffen, daß man auch Vereinigungen unmöglich macht, welche ein wirthschaftliches Bedürfniß sind, oder man muß die Maschen eines Gesetzes so weit machen, daß sie das Durchschlüpfen erlauben. Man kann nur neugierig sein, welche von beiden Arten der geheimnißvolle Schreibtisch des Herrn Spahn birgt, ob darin der Bär steckt, der mit dem Felsblock die Fliege auf der Stirn seines Herrn erschlagen will, oder ob Herr Spahn die Rolle des Fischers mit dem weitmaschigen Netz spielen will.

Gerade gegen die höchste Form der Kartelle, gegen die Trusts, hat sich jede Gesetzgebung machtlos erwiesen. Ohne unsere wirthschaftliche Entwicklung aufs schwerste zu gefährden, kann man keine gesetzlichen Bestimmungen gegen die Vereinigung mehrerer industrieller Unternehmungen in eins treffen. Krupp hat nach und nach eine ganze Anzahl früher selbständiger Betriebe sich angegliedert, zuletzt das riesige Grusonwerk, die Germaniawerft u. a. Soll man einer Eisenhütte verbieten, ein kleines Werk zu pachten oder aufzukaufen, wenn sie darin einen ihrer Produktionszweige zweckmäßiger ausgestalten kann? darf man zwei Konkurrenten verbieten, statt sich zu bekämpfen, sich zu assoziiren? Es ist auch garnicht gesagt, daß solche Trusts immer ein Nachtheil für die Konsumenten sein müssen; im Gegentheil durch die zweckmäßigere Organisation, durch die Konzentration des einen Produktionszweiges auf dem einen, des anderen auf dem anderen Werk, durch Verringerung der Generalkosten, durch Ersparniß an Frachten können bei einer solchen Vereinigung die Selbstkosten eine so weitgehende Ermäßigung erfahren, daß, während der Produzent prosperirt, auch der Konsument wesentliche Vortheile davon hat.

Wir in Deutschland leiden zur Zeit wesentlich unter den Nachtheilen der Kartelle und Syndikate, die bloß im Interesse der Unternehmer die Preise hochhalten, auch den unwirthschaftlichsten Betrieben eine Rentabilität sichern wollen. Jene amerikanischen Trusts, die dauernde Erfolge aufzuweisen haben, lassen die unrentabeln Betriebe eingehen und konzentriren die Produktion dort, wo sie die geringsten Selbstkosten hat, und insofern werden jene Trusts einmal eine Gefahr für die Industrie anderer Länder bilden. Der läßt sich bei uns nur begegnen, wenn man in ähnlicher Weise die Selbstkosten herabmindert; das wird sich aber in vielen Fällen nur durch die Fusionirung von Betrieben erreichen lassen.

Die Verhältnisse liegen bei uns in dieser Beziehung garnicht ungünstig; der Zusammenschweißung z. B. der ganzen oberschlesischen Eisenindustrie in eine Gesellschaft dürften unüberwindliche Hindernisse nicht entgegenstehen. Handelt es sich doch auch jetzt wesentlich nur um neun Unternehmungen, deren Zahl durch Fusion einzelner leicht herabgemindert werden kann.

Gewiß sind derartige Riesenunternehmungen eine Gefahr für die Konsumenten, d. i. in erster Linie für die Weiterverarbeiter, die Verfeinerer; die Gefahr liegt aber nicht in der Größe des Trusts, sondern in der Möglichkeit die Konkurrenz auszuschließen, den Abnehmern die Preise zu diktiren, diese im Inland unter dem Schutz hoher Zölle um deren Betrag künstlich höher zu halten, auf dem Weltmarkt mit einer Kartell- oder Trust-Exportprämie die Waare zu verschleudern und damit unserer Verfeinerungsindustrie die Produktionskosten zu vertheuern, deren Wettbewerbsmöglichkeit zu beschränken, alle Konsumenten durch hohe Preise auszubeuten.

Daß ein solches Verfahren auf die Dauer nicht einmal der koalirten Industrie frommen kann, das hat soeben das Zuckerkartell gezeigt, und mit Recht ist kürzlich dargelegt worden, daß ebenso wie man beim Zuckerzoll zu einer

internationalen Regelung gekommen ist, auch beim Eisenzoll eine Verständigung der Hauptproduktions- und Konsumtionsstaaten nöthig werden wird, wenn man nicht zu ebenso ungesunden Verhältnissen kommen will, wie bei der Zuckerindustrie.

Wer die Vertheuerung der Bedarfsartikel durch Kartelle und Trusts nicht will, der darf keine hohen Schutzzölle wollen; sie sind der Nährboden für ungesunde Koalitionen zum Zwecke der Ausbeutung der Konsumenten. Und dagegen hilft kein Gesetz gegen Kartelle, kein wunderthätiger Schreibtisch des Herrn Spahn.

Das Schönste ist, daß der Großgrundbesitz für seinen wichtigsten Artikel: Getreide, den größten Bedarfsartikel des Volks, die Vertheuerung um den vollen Zoll auch ohne Kartell erreichen kann, und es läßt sich wohl erwarten, daß die Maschen von Herrn Spahn's Netz die Ringe der Fleisch- und Milchproduzenten auch hindurchschlüpfen lassen werden.

Als der Abgeordnete Gothein seinen Antrag auf Vornahme einer Enquête über die Ausnützung der Zölle durch die Ringe, Kartelle und Syndikate einbrachte, setzte das Centrum es durch, die Berathung dieses Antrags bis nach der zweiten Lesung des Zolltarifs in der Kommission zu vertagen, d. h. ihn unter den Tisch fallen zu lassen. Nun wird es klar: Das Centrum braucht eine solche Enquête garnicht, ihm ist die ganze Sache längst spruchreif; zu was sich auch Herr Möller noch Mühe gibt, durch die Regierungspräsidenten Material darüber zu sammeln! Das ist ganz überflüssig. Herr Spahn hat ja den Gesetzentwurf fix und fertig im Schreibtisch.

Gesetze sind ein nothwendiges Uebel; aber das größte Uebel ist es, erst durch gesetzliche Maßnahmen ein Uebel hervorzurufen, mit der Motivirung, man werde dasselbe durch ein anderes Gesetz schon heilen; das ist Gesetzgebungs-Kurpfuscherei, die im vorliegenden Fall noch dazu mit Geheimmitteln betrieben wird; denn solange Herr Spahn sein Rezept in seinem Schreibtisch verschlossen hält, preist er ein Geheimmittel an gegen eine Krankheit, gegen die bisher eine wirksame Gesetzgebungsarzenei nicht hat gefunden werden können.

Um zu prüfen, ob die Arzenei wirksam, ob sie nicht noch gefährlicher wie die zu heilende Krankheit, muß man an Herrn Spahn die Aufforderung richten:

„Heraus mit Eurem Fidibus!"

Georg Svendsen.

Salisbury contra Chamberlain.

Am 7. Mai hielt Salisbury als Großmeister der Primrose Ligue eine politische Rede, deren Bedeutung nicht in dem oberflächlichen Phrasengewebe über die südafrikanische Frage liegt. An jene Redensarten ist man bei dem alternden Premier in den letzten Jahren gewohnt. Große Worte sollen über die nüchternen Thatsachen täuschen.

Das hervorragende Interesse der Rede Salisbury's liegt in seinen Aeußerungen bezüglich des künftigen Verhältnisses von England zu den Kolonien.

Wer zwischen den Zeilen lesen kann, erräth leicht, daß Chamberlain dem Premier irgend einen Vorschlag unterbreitet hat, dem jener seine Zustimmung verweigerte. Nur so sind folgende sehr schwerwiegenden, und bisweilen aus Vorsicht etwas schwerfälligen Aeußerungen verständlich:

„Obwohl ich glaube, daß wir wirklich erst am Anfange eines Druckes von Ursachen, Meinungen und Gefühlen stehen, welche zu Aenderungen führen werden, Aenderungen, durch welche die jetzige Vertheilung der Macht und, ich möchte auch sagen, der Anhänglichkeit verschoben werden wird, so befürworte ich deshalb noch keine ungeduldige Behandlung der Erscheinungen, mit welchen wir zu thun haben. Es gibt viele sehr einsichtige und einflußreiche Männer, die meinen, daß der Augenblick für ein gesetzgeberisches Eingreifen unsererseits zur Föderation der Kolonien gekommen sei. Ich möchte Sie bitten, ehe Sie hierzu übergehen, sorgfältig zu erwägen, welche Schritte Sie unternehmen und welche Folgen Sie davon erwarten. Wir können durch Gesetze die Fluth der Meinungen und der Zuneigung, welche in so großem Maßstabe zwischen dem Mutterlande und den Töchterstaaten entstanden ist, nicht beherrschen. Diese wird durch eigene Kraft — durch eigene, nicht zu bändigende Kraft — wachsen, und ich zweifle nicht, daß daraus Kombinationen hervorgehen werden, welche allen jetzigen Ruhm des britischen Reiches überstrahlen werden. Doch wir können uns nicht ohne Gefahr gesetzgeberisch in die natürliche Entwicklung unserer Beziehungen zu den Töchterstaaten einmischen. Schwierigkeiten jeder Art liegen da vor uns — Schwierigkeiten in Bezug auf die finanziellen Lasten, Schwierigkeiten in Bezug auf die Lasten der Vertheidigung, Schwierigkeiten in Bezug auf die Befugniß zur Entscheidung, welche das Mutterland in der Hand behalten muß, und, wenn nicht ein sehr starker Strom von Gefühlen uns unterstützt und wir nicht eine große Kraft im Rücken haben, sehe ich mit einiger Aengstlichkeit auf jedes Streben, den Ereignissen vorzugreifen, um die Resultate, die herrlichen Resultate festzulegen, welche, wenn wir nur geduldig und vorsichtig sind, künftig für das Reich erwachsen werden. (Beifall). Die Neigung menschlicher Wesen und der Staatsmänner, die doch auch Menschen sind, geht dahin, alle solche Dinge der Zukunft vorweg zu nehmen und zu meinen, daß, weil ihr eigenes kurzes Leben auf sechzig oder siebzig Jahre beschränkt ist, ihnen deshalb auch die Möglichkeit erwächst, durch ihr Eingreifen die Resultate vorweg zu nehmen, welche das natürliche Spiel der Kräfte und Kombinationen und die Aenderungen der Urtheile und Gefühle verschiedener Völker in der Welt erzeugen werden. Es gibt nichts Gefährlicheres, als das Erzwingen einer Entscheidung, bevor die Entscheidung reif ist und dadurch Gefühle von Unzufriedenheit und Schwierigkeiten hervorzurufen, welche, wenn wir nur warten, ganz von selbst verschwinden und den erwünschten Resultaten nicht mehr im Wege stehen werden. Keine Gefahr scheint mir ernstlicher für den Augenblick, als ein Versuch, die verschiedenen Reichstheile in ein wechselseitiges Verhältniß und eine wechselseitige Unterordnung hineinzuzwingen, für welche sie nicht vorbereitet sind, wodurch nur eine Reaktion zu Gunsten der alten Zustände hervorgerufen werden könnte. (Beifall).

Es ist sehr schwierig, offen über diese Dinge zu sprechen; doch möchte ich dieselben Ihren Erwägungen empfehlen. Sind wir geduldig und vorsichtig, so liegt eine enorme Zukunft vor uns. Sind wir voreilig, so mag diese in ihr Gegentheil umschlagen; die Kräfte können aus einander rücken, aus welchen der großartige Bau unseres künftigen Reiches aufgebaut werden muß."

Die Anspielungen sind ganz durchsichtig. Die Anwendung auf die Chamberlain'sche Methode in Südafrika und auf die dortigen Resultate liegt auf der Hand. Und die Warnung vor einer schließlich verwandten Behandlung anderer Theile des Reiches zum Zwecke einer föderativen Gestaltung ist deutlich. Sie bekommt Aktualität durch die bekannten älteren Versuche und Aeußerungen Chamberlain's, welche ich in früheren Artikeln in diesem Blatte hervorgehoben habe*) und deren Wiederholung oder Fortsetzung bei der geplanten Zusammenkunft der ersten Minister der Kolonien aus Anlaß der Krönung bevorsteht.

Es war zu erwarten, daß Chamberlain sich nicht sogleich beugen würde. Der laute Beifall, mit welchem nach englischer Sitte sein Name begrüßt wurde, als Lord Elcho seiner lobend erwähnte, konnte ihn sogleich zur Auflehnung ermuthigen, und Lord Salisbury hatte wohlweislich vermieden, Chamberlain zu nennen. Doch dauerte es bis zum 16. Mai, bevor Chamberlain vor der Oeffentlichkeit den Handschuh aufnahm. Er behandelte den Zwischenfall anscheinend nur beiläufig in einer Versammlung seiner Leibwache, in dem Verein liberal-unionistischer Wähler von Birmingham und Umgebung. Aber doch deutlich. Nachdem er hingewiesen hat auf die Isolirung Englands und die Angriffe, welchen es auch in kommerzieller Hinsicht jetzt ausgesetzt ist, sagt er in seiner großen Rede:

*) Insbesondere in dem Aufsatze „Neue Irrungen Chamberlain's" in der „Nation" vom 17. März 1900.

„Wir müssen unsere inneren Beziehungen, die Bande des Gefühls, die Bande der Zuneigung, die Bande des Interesses (Beifall) näher anziehen. Wenn wir aus Anhänglichkeit an ökonomische Pedanterien, an alte Shibboleths die günstige Gelegenheit für eine nähere Verbindung vorbeigehen lassen, welche die Kolonien uns anbieten, wenn wir Möglichkeiten, die jetzt in unserem Bereiche liegen, versäumen, wenn wir nicht alles, was in unserer Macht liegt, anwenden, um den britischen Handel in britischen Händen zu erhalten, dann werden wir gewiß das Unheil verdienen, welches unabweisbar uns treffen wird (Beifall) ...... Fassen wir die glänzenden Möglichkeiten einer Föderation der britischen Rasse ins Auge (Beifall), um britischen Einfluß und britische Macht zu stärken. Es ist ein Zeitalter für große Reiche und nicht für kleine Staaten. Die Frage, welche die jetzige Generation zu entscheiden hat, ist, ob wir zu den großen Reichen oder zu den kleinen Staaten zählen werden."

Die Differenz mit Salisbury wird nur gestreift; deutlich genug ist aber, daß Chamberlain nicht der dilatorischen Behandlung der Reichsorganisation, der Salisbury das Wort redet, zustimmt, und wie dieser als Ergebniß der Voreiligkeit, so sieht Chamberlain als Ergebniß der Unthätigkeit das größte Unheil voraus. Wenn in England Minister sich so verschieden äußern, beide bei großen Demonstrationen im Kreise ihrer näheren Anhänger, so sieht das einer gegenseitigen Heerschau doch verzweifelt ähnlich.

Noch ein Lichtblick fiel auf die Angelegenheit bei der Behandlung der neueingeführten Kornzölle. Campbell-Bannerman erwähnte in seiner Schlußrede die Aeußerung Sir Wilfrid Laurier's, des Premiers von Canada, daß er nach England ginge, um auf Einladung der Reichsregierung die kommerziellen Beziehungen zu diskutiren, und daß er wohl nicht annehmen könne, daß Mr. Chamberlain die kolonialen Vertreter einladen würde, dieses Thema zu behandeln, wenn die britische Regierung nicht etwas vorzuschlagen hätte. Campbell-Bannerman äußerte seine Befürchtungen, daß der Kornzoll bezwecken möchte, Canada eventuell Begünstigungen zu gewähren. Es war gegen Schluß der Verhandlungen, und es ist möglich, daß auch deshalb die Antwort von Balfour und nicht von Chamberlain ertheilt wurde. Um so merkwürdiger ist es, daß Balfour kurz und gut den Bescheid gab: „Sir Wilfrid Laurier's Sendung hat absolut nichts, weder direkt noch indirekt, mit dieser Steuer zu thun." Eine Aeußerung, die wohl nicht buchstäblich, jedoch sachlich ausschließt, daß das Ministerium als ganzes beabsichtigt, Canada in dieser Hinsicht Begünstigungen zu gewähren von jener Art, auf welche Chamberlain im Kreise seiner Getreuen mit voller Deutlichkeit hinwies.

Es wäre für die Zivilisation nicht unerwünscht, wenn ein Riß in dem Bündniß zwischen der Salisbury- und Chamberlain-Gruppe entstünde. Daß beide diese Möglichkeit nie ganz aus dem Auge verlieren, ist bekannt. Dies beweist auch des Letzteren Liebäugeln mit Rosebery, der wahrscheinlich in höherem Grade Imperialist ist als Salisbury, und von ihm erhofft Chamberlain bei seinen Plänen in Bezug auf eine Neugestaltung des Verhältnisses zu den Kolonien Unterstützung.

Es kann schwerlich als eine Zufälligkeit angesehen werden, wohl eher als ein Hinweis darauf, daß Rosebery's Abfall von den Freihandelsprinzipien in deren Anwendung auf die Kolonien befürchtet wird, wenn der Cobden-Club eben jetzt eine Rede Rosebery's vertheilt, die er bei der Centennarfeier der Handelskammer von Manchester im Jahre 1897 gehalten hat. Es war eine unpolitische Rede; er konnte daher nur verhüllt gegen die auch damals schon von Chamberlain vertheidigte Zollunion mit den Kolonien polemisiren, jene Zollunion, die den Zweck verfolgt, Zollbegünstigungen untereinander zu gewähren und das Ausland auszuschließen. Der folgende Passus dieser Rede ist besonders bedeutungsvoll:

„Ich glaube, daß alles, was gethan werden könnte zu Gunsten einer kommerziellen Vereinigung des Reiches, dieses Reich innerlich schwächen und die fortwährende Feindseligkeit der ganzen Welt hervorrufen würde. Ich fühle, daß ich bei der Annäherung an diesen Stoff behutsam und sanft auftreten muß, weil der Vorschlag, der oft gemacht ist, neulich auch von politischer Seite an die Oeffentlichkeit gebracht wurde; vielleicht hätte ich dies Thema deshalb ganz vermeiden müssen. Ich behandle es aber nicht mit Rücksicht auf seine neuliche Gestaltung — welche nur dessen neueste Form ist — sondern mit Rücksicht auf die doktrinäre Behauptung, die während mehrerer Jahre von Männern beider politischen Parteien aufgestellt wurde, und die ging dahin, daß solche Vereinigung außerordentlich wünschenswerth sei. Ich trete der Sache noch aus einem anderen Motiv behutsam näher, weil ich glaube, daß der Gedanke todt ist. (Beifall.) Ich trete der Sache näher mit der Ehrerbietung, die man einer Leiche schuldet." (Lachen und Beifall.)

Rosebery begründete dann sein Urtheil in weiteren Ausführungen. Ein Zollverein mit den Kolonien würde gegen die Freihandelsprinzipien verstoßen, die Lebensmittel vertheuern und eine Ursache fortwährender Reibungen mit anderen Staaten sein. Um keinen dieser Einwürfe kümmert sich jedoch heute Chamberlain, und wer weiß, ob sein Hahn nicht auch auf diesem Gebiete der Stärkere sein wird; umsomehr weil die Kolonien in kommerziellen Begünstigungen offenbar einen wohl erworbenen Lohn für ihre Unterstützung im Kriege erblicken, und die Krönung benutzen, als Anlaß, ihre Rechnungen zu präsentiren.

Haag. S. van Houten.

Parlamentsbriefe.

XIX.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat seine Plenarberathungen am vorigen Dienstag mit der Diskussion über die Polenvorlage wieder aufgenommen. Da es sich in dieser Vorlage um die Bewilligung von weiteren 250 Millionen zu den bereits ausgeworfenen 200 Millionen handelt, so erwartete die öffentliche Meinung eine mehrtägige, der grundsätzlichen und der finanziellen Bedeutung angemessene Redeschlacht. Statt dessen wurde in einer einzigen, kurzen Sitzung die erste Lesung, an der sich die Polen selbst nur mit einem kurzen Protest betheiligten, beendet. Der Ministerpräsident Graf Bülow führte den Regierungsentwurf persönlich ein. Seine Rede war aber von einer so trockenen Banalität, daß sie allgemein enttäuscht hat. Es fehlten diesmal sogar jene kleinen oratorischen Zuthaten, die seinen parlamentarischen Reden häufig einen gewissen feuilletonistischen Reiz verleihen.

Die Rede des Ministerpräsidenten harmonirte in ihrer Ideenlosigkeit allerdings durchaus mit der Ideenlosigkeit der Vorlage selbst. Darüber, daß es wünschenswerth ist, das Deutschthum in den ehemals polnischen Gebietstheilen des preußischen Staates zu kräftigen, besteht unter den Deutschen im Königreich Preußen keine Meinungsverschiedenheit. Eine Majorität hält auch die Aufwendung erheblicher finanzieller Staatsmittel zu diesem Zweck für durchaus angezeigt. Daß jedoch mit der Bildung eines großen Ansiedlungsfonds der rechte Weg beschritten sei, erscheint nach den Erfolgen, oder vielmehr Mißerfolgen, die bisher zu verzeichnen sind, immer weiteren Kreisen recht zweifelhaft.

Der Ansiedlungskommission ist es freilich gelungen, einige tausend Ansiedlerfamilien, die eine Zahl von rund 34 000 Köpfen repräsentiren, zum Zwecke der Stärkung des deutschen Elements auf dem Lande auf Grund und Boden anzusiedeln, der aus dem Ansiedlungsfonds erworben ist. Daß aber das Ansiedlungswerk in der Gesammtheit seiner Wirkungen mehr zur Stärkung des Polenthums als zur Stärkung des Deutschthums in Westpreußen und Posen beigetragen hat, gilt vielen objektiv urtheilenden, nicht unter dem Banne patriotischer Redensarten stehenden Personen für erwiesen.

Zunächst hat die starke Nachfrage nach in polnischen Händen befindlichen Gütern die Preise des Grund und

Bodens namhaft erhöht. Zu diesen erhöhten Preisen ist gerade den schwachen polnischen Händen ihr Besitz abgekauft. Die Leute haben baares Geld bekommen, haben die zum Theil zweifelhaften in polnischem Besitz befindlichen Hypotheken zurückzahlen und sich, in dieser Weise wirthschaftlich sanirt, entweder in die Städte zurückziehen oder zum Erwerb in schwachen deutschen Händen befindlicher Güter schreiten können. In dieser Weise ist der Uebergang einer nicht geringen Anzahl deutscher Güter in polnische Hände erfolgt und der verstärkte Erwerb städtischer Grundstücke durch Polen sowie die Gründung polnischer Geschäfte in den Städten bewirkt worden. Die wirthschaftliche Lage der Polen ist so in den Gebietstheilen, die dem Deutschthum neu gewonnen werden sollten, durchweg verstärkt, was auch in dem erweiterten Umsatz der polnischen Banken und Genossenschaften zum Ausdruck gelangt.

Andererseits hat die Ansiedlungskommission auch direkt zur Schwächung des deutschen Elements dadurch beigetragen, daß sie in eine enge Verbindung mit Raiffeisen'schen Genossenschaften trat und damit die kleinen deutschen Kaufleute und Handwerker, die in den Städten bisher schon unter sehr schwierigen Verhältnissen ihr Dasein fristeten, unter eine Konkurrenz gebracht hat, die sie, bei der Begünstigung dieser Konkurrenz durch die Ansiedlungskommission, nicht auszuhalten vermögen. Wird auf diesem Wege mit neuen, reicheren Staatsmitteln fortgefahren, so ist ein Zusammenbruch der deutschen Elemente des sogenannten Mittelstandes in den kleinen Städten der Provinz Posen nur noch eine Frage kurzer Zeit.

Es stellt sich immer deutlicher heraus, daß der Versuch, durch eine einseitige Landpolitik unter Vernachlässigung der Städte die Germanisirung durchzuführen, gerade das Gegentheil der erhofften Resultate zeitigt. Erforderlich ist ein Gesammtplan, der nicht bloß das flache Land, sondern auch die Städte, und insbesondere die kleinen Städte, die zur Zeit noch immer die festeren Stützen des Deutschthums sind, in die staatlichen Germanisirungsbestrebungen einbezieht. In diesem Zusammenhang wäre auch vor allem für die Hebung des Schulwesens, speziell des Volksschul- und des Fortbildungsschulwesens, sowie für eine wesentliche Ausgestaltung der Verkehrsmittel Sorge zu tragen. Die Regierungsvorlage bringt aber die bisherigen, einseitig auf die Besiedlung des platten Landes gerichteten Tendenzen nur in verstärkter Weise zum Ausdruck. Dabei wird man das Gefühl nicht los, daß vielfach in die Germanisirungsbestrebungen auch Bestrebungen hineinspielen, die darauf abzielen, verkrachten deutschen Großgrundbesitzern Hilfe und Förderung aus Staatsmitteln zu gewähren. Namentlich der Plan, eine große Summe Geldes auf den Ankauf von Domänen zu verwenden, muß die stärksten Bedenken hervorrufen. Man nehme sich in Acht, daß nicht der Ansiedlungsfonds allmählich sich in einen Korruptionsfonds verwandelt!

Alle diese Bedenken sind in der ersten Lesung nur flüchtig gestreift worden. Daß dieselben in der Kommission zerstreut werden, ist um so weniger wahrscheinlich, als es nahezu sicher erscheint, daß eine aus Konservativen und Nationalliberalen gebildete Mehrheit mit Hurrah die Vorlage in jeder Form, in der sie aus der Kommission herauskommt, annehmen wird.

Das Plenum des Reichstags ist noch nicht wieder zusammengetreten; aber die Zolltarifkommission und die Zuckerkommission sind seit dem 27. Mai wieder in emsiger Thätigkeit. Das größere Interesse nimmt zur Zeit die Zuckerkommission in Anspruch. Die Vorlage der Regierung, welche die Annahme der Brüsseler Konvention vorschlägt, ist so stark, daß sie voraussichtlich trotz aller Quertreibereien des Zuckerkartells noch vor der Vertagung des Reichstages zur Verabschiedung gelangen wird. Unter der Führung des Centrumsabgeordneten Müller-Fulda haben die Zuckeragrarier allerdings versucht, eine Verschleppung der ganzen Angelegenheit bis zum Herbst herbeizuführen. Der Versuch ist jedoch in der Kommission mißglückt, da die Nationalliberalen und selbst ein Theil des Centrums sich weigerten, mitzumachen, während die Freikonservativen angesichts einiger resoluter Erklärungen der Regierung ins Schwanken geriethen. Es besteht nicht der mindeste Zweifel, daß die Reichsregierung bei entschiedenem Auftreten die Zuckervorlage noch im Monat Juni durchsetzen wird. Nur die kläglichste Schwäche gegenüber dem Agrarierthum könnte ihr in dieser Sache, bei der sie alle Trümpfe in der Hand hat, eine Niederlage bereiten. Es liegt eine wahre Ironie in dem Umstande, daß die Regierung, wenn sie einmal etwas Verständiges auf wirthschaftspolitischem Gebiet vorschlägt, immer wieder auf die Unterstützung des Freisinns und der Sozialdemokratie angewiesen ist, also jener Parteien, deren Unterstützung ihr „unheimlich" erscheint, während sie gegen ihre lieben Bundesgenossen, die Agrarier, stets mit der äußersten Kraftanstrengung um ihre gesetzgeberischen Vorschläge kämpfen muß.

Proteus.

Aus den Berathungen der Internationalen Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt.

Berlin, den 20. bis 24. Mai 1902.

Als im Herbst 1896 die Leiter der meteorologischen Institute zu einer internationalen Berathung in Paris vereinigt waren, beschloß man die Schaffung der in der Ueberschrift genannten Körperschaft, welcher die Erforschung der Atmosphäre und die Gewinnung und Ausbildung aller derjenigen Vorrichtungen und Verfahrungsweisen obliegen sollte, durch die jene Erforschung gefördert werden könne. Man verband auf diese Art die in einzelnen Ländern, namentlich in Deutschland, Frankreich, England und Nordamerika längst schon aufgetretenen Bestrebungen zu gemeinsamer, nach vereinbartem Plane und mit vereinten Kräften erwirkter Fortsetzung der Arbeit, welcher die allseitige Erkenntniß von der ausgezeichneten Brauchbarkeit aëronautischer Methoden zur Durchforschung des Luftmeeres zu Grunde lag. Zwei Tagungen dieser Kommission, 1898 in Straßburg und 1900 in Paris, hatten bereits stattgefunden und im friedlichen Wettstreit der Völker von der fleißigen Einzelarbeit und dem fruchtbaren Austausch der gewonnenen Ergebnisse öffentlich Zeugniß abgelegt. In den Maitagen, welche diesmal die Kommission und zahlreiche Fachgenossen in Berlin zu einer dritten Tagung vereint sahen, wurden wiederum bedeutende und überaus interessante Ergebnisse wissenschaftlicher wie praktischer Art mitgetheilt. Indem wir hier einen kurzen Bericht darüber geben, können wir freilich nur einige Hauptpunkte, die von allgemeinem Interesse sein dürften aus der reichen Fülle der vorgetragenen Einzelheiten herausgreifen.

Die wichtigste Frage, deren Beantwortung von der wissenschaftlichen Luftschiffahrt erstrebt wird, ist die nach der Temperaturvertheilung in der Atmosphäre. So lange man auf den Boden des Luftmeeres beschränkt war, konnte natürlich nur eine sehr unvollkommene Kenntniß jener Vertheilung erlangt werden, und darum hat man schon bei den allerersten Luftfahrten der Ausführung thermometrischer Messungen die entsprechende Wichtigkeit beigelegt. Noch gegen Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beruhte unsere Kenntniß der Temperatur höherer Schichten hauptsächlich auf den Ergebnissen der berühmten Luftfahrten, welche der Engländer Glaisher in den sechziger Jahren mit den Beobachtungsmitteln seiner Zeit und unter Anwendung größter Sorgfalt und Emsigkeit aus-

führte. In wie hoher Achtung seine Arbeiten, obwohl längst überholt, noch heute stehen, zeigte sich bei der diesmaligen Tagung der internationalen Kommission, welche dem hochbetagt bei London lebenden Gelehrten eine Begrüßungsdepesche sandte. Man nahm auf Grund seiner Beobachtungen an, daß die Luft zwar nach oben hin kälter werde, daß aber diese Temperaturabnahme in der Höhe langsamer werde und daß in nicht sehr hohen Schichten die Temperatur gleichmäßig vertheilt sei, ohne örtliche Unterschiede und ohne Einfluß der Jahreszeiten. Schon die seit 1888 ausgeführten Berliner Luftfahrten hatten dies Bild völlig verändert und den Beweis geliefert, daß Glaisher's Thermometer nicht ausreichend gegen die Sonnenstrahlung geschützt waren und darum zu hohe Temperaturen angegeben hatten. Von R. Aßmann und unter Mitwirkung des im Dienste der Wissenschaft leider zu früh verstorbenen von Sigsfeld wurde durch Einführung des Aspirationsthermometers die Temperaturbeobachtung unabhängig von jener Fehlerquelle gemacht, und als man nun die richtigen Lufttemperaturen zu messen vermochte, ergab sich, daß die Abkühlung nach oben hin sehr viel stärker ist, als man bisher geglaubt hatte, und daß außerdem bedeutende zeitliche wie örtliche Verschiedenheiten der Temperatur auch in den größten erreichten Höhen nicht selten sind. So fand man über Petersburg und Paris Unterschiede von 30 und 40 Grad noch bis zu 10 000 Meter Höhe hinauf, man erkannte, daß die unter dem Namen der „gestrengen Herren" berüchtigten Maifröste keineswegs auf die unteren Gegenden beschränkt sind, sondern einen hoch hinauf reichenden Vorgang bilden, und man lernte die verschiedenen Schichten der Atmosphäre unterscheiden. Berson, dem die Gewinnung und Bearbeitung dieser Messungen hauptsächlich zu danken ist, nennt vier solche Schichten oder Zonen und schildert sie folgendermaßen:

1. Die „untere Störungsschicht", vom Boden über mehrere hundert bis zu 1000 Meter Höhe sich erstreckend; als „störend" ist der Erdboden anzusehen, und zum Verständniß dieses Wortes muß man sich vergegenwärtigen, daß die Sonnenstrahlung durch wolkenlose Luft fast wirkungslos hindurchgeht und ihre mitgeführte Wärme an den Erdboden abgibt, während andererseits in der Nacht der Boden durch Ausstrahlung sich abkühlt.

Die dem Boden zunächst liegenden Luftschichten ändern demnach ihre Temperatur in gleichem Sinne wie der Boden selbst, aber etwas später, weil der Wärmeaustausch zwischen Boden und Luft Zeit erfordert. So finden wir also in der unteren Schicht starke und mit der täglichen Erddrehung periodisch verlaufende Schwankungen in der Vertheilung von Temperatur, Feuchtigkeit u. s. w., welche von unten ausgehend und nach oben langsam sich verbreitend, höchst mannigfache Verhältnisse erzeugen können.

2. In 1200 bis 1500 Meter Höhe beginnt eine untere Schicht vorherrschend vertikaler Luftbewegung, welche bis etwa 4000 Meter reichen kann, in sehr wechselnden Höhen auftritt und die Hauptzone der Wolkenbildung ist, daher auch ausdrücklich als „Kondensationszone" bezeichnet wird.

3. Die eigentliche „Störungsschicht", eine Grenz- und Mischzone. Ueber den zur zweiten Schicht gehörigen Luftmassen fließt ein trockener, relativ wärmerer Strom von fast stets anderer Herkunft und Richtung; wie in der untersten Schicht der Boden, so erzeugt hier die Wolkenoberfläche mannigfache Störungen, Temperaturumkehr (d. h. Zunahme nach oben) u. dgl. In allen Höhen zwischen etwa 1500 und 4000 Meter findet sich diese Schicht, zuweilen mit der vorigen in wiederholter Anordnung wechselnd.

4. Die obere Zone vertikaler Luftbewegung, in 4000 Meter beginnend, mit nur geringer Kondensation und Wolkenbildung und durch rasche Abnahme der Temperatur nach oben hin sowie durch beträchtliche Windgeschwindigkeit charakterisirt.

Diese bereits bekannten Thatsachen hatten zur Erwägung der Frage geführt, wie kalt man sich denn nun die Luft der äußersten, höchsten Schichten denken solle. Denn in der obersten jener Schichten herrscht bereits so niedrige Temperatur und deren Abnahme nach oben ist so groß, daß bei weiterer, gleichmäßiger Fortsetzung dieser Abnahme schon in ungefähr 30000 Meter Höhe der sogenannte absolute Nullpunkt (— 273°) erreicht wäre. Andererseits kann man freilich in Betreff der äußerst verdünnten Luft, wie sie an der Grenze der Atmosphäre doch gedacht werden muß, eigentlich nicht mehr von „Temperatur" sprechen. Könnte man eine Messung versuchen und irgend einen thermometrischen Apparat in jene Regionen bringen, so würde das Instrument unendlich viel stärker durch die Strahlung von Erde, Sonne und sonstigen Weltkörpern beeinflußt werden, als durch Wärmeleitung von der umgebenden dünnen und mit überaus geringer Masse begabten Luft. Doch war immerhin bei den an diesen Forschungen betheiligten Gelehrten die Neigung vorhanden, über den bisher untersuchten Schichten andere zu vermuthen, in welchen die Kälte wieder minder stark zunehme. Und demnach erregte es das größte Interesse, als nun am zweiten Verhandlungstage Herr Teisserenc de Bort aus Paris die Ergebnisse seiner mittelst Registrirballons und Drachen angestellten Studien zum Vortrag brachte und das Vorhandensein einer fünften Schicht nachwies, in welcher die Temperatur nach oben hin wieder langsamer abnimmt. Diese Schicht tritt zuweilen schon in 8 bis 9 Kilometer Höhe auf, steigt in anderen Fällen bis zu 14 Kilometer, und hat bei 11 Kilometer ihre mittlere Höhe. Oftmals verschwindet auch die Abnahme der Temperatur nach oben in dieser Schicht völlig, ja es kann sogar Erwärmung eintreten. Einwirkungen der Jahreszeit und der Wetterlage finden sich freilich noch vor, doch sind die vom Erdboden stammenden Vorgänge, wie die vertikalen Strömungen nur gering, die Bewegungen verlaufen in großen Zügen, und die Temperatur steht in deutlicher Beziehung zur Schwere.

Bestätigt und ergänzt wurden diese Mittheilungen durch einen unmittelbar darauf folgenden Vortrag des Herrn Aßmann (Berlin), welcher mit Hülfe der neu in Anwendung gebrachten (unten näher beschriebenen) Gummiballons jene Schicht als einen erheblich wärmeren Luftstrom oberhalb der Zone von 10 bis 12 Kilometer Höhe erkannt hatte, außerdem aber in noch größerer Höhe wiederum eine Abnahme der Temperatur, also eine charakteristische sechste Schicht entdeckte. Jener wärmere Strom ist vielleicht mit der älteren Anschauung von Dove in Beziehung zu bringen und auf die Luftmassen zurückzuführen, welche über den tropischen Meeren unter steter Kondensation ihres reichlichen Dampfgehaltes in große Höhen aufsteigen, durch die frei gewordene Kondensationswärme eine verhältnißmäßig hohe Temperatur erlangen, dann auf schräg abwärts geneigter Bahn gegen die Pole hinfließen und in unseren Breiten jene „fünfte Schicht" bilden könnten.

Eine fernere Angelegenheit von Interesse und Wichtigkeit, über welche man verhandelte, war die physiologische Einwirkung großer Höhen auf den menschlichen Körper. Schon lange ist unter den Luftschiffern die Bergkrankheit bekannt, man hat bei vielen Hochfahrten ihre Anzeichen (Kopfschmerz, Herzklopfen, Sehstörungen, Schläfrigkeit, Zittern und Versagen der Gliedmaßen u. s. w.) beobachten können. Als Gegenmittel wird allseitig das Einathmen von Sauerstoff empfohlen. Herr Cailletet (Paris) führte einen Apparat vor, welcher diesem Zwecke dienen soll. Bisher pflegte man in eisernem Gefäß und unter großem Druck den erforderlichen Sauerstoffvorrath mitzuführen. Um diese starke Belastung des Ballons und die Unbequemlichkeiten, welche das schwere Eisengefäß bei der Landung verursachen kann, zu vermeiden, empfiehlt der Genannte, flüssigen Sauerstoff in einem zwecks verringerter Strahlung außen versilberten Glasgefäß mitzunehmen. Dazu gehören noch Vorrichtungen zum Vergasen und zum Erwärmen des Sauerstoffs, sowie eine über Mund und Nase zu befestigende Maske, welche das dauernde Einathmen des Sauerstoffs sichert. Diese letztere Rücksicht wurde von mehreren Seiten als besonders wichtig hervorgehoben. Der Luftschiffer muß,

so lauteten die vorgetragenen Erfahrungen, mit der Sauerstoffathmung bereits beginnen, wenn er sich bei noch völlig ungetrübtem Wohlbefinden den als gefährlich bekannten Höhen nähert. Denn die bedenklichen Erscheinungen können ohne vorausgehende Warnung plötzlich eintreten, und dann fehlt vielleicht die physische oder moralische Kraft zum Anlegen der Maske oder Ergreifen des Schlauches. Bemerkenswerth war eine hierauf bezügliche Aeußerung des Herrn Hauptmann Groß (Berlin), welcher die bei einer Hochfahrt eingetretene Mattigkeit mit den Worten schilderte: „Wir entschlossen uns nicht, einen zu Boden gefallenen Bleistift aufzuheben; ja wir zogen nicht einmal die Pelze an, obgleich sie neben uns lagen und wir jämmerlich froren!" Die Heilwirkung des Sauerstoffs wird zuweilen von Bergsteigern in Zweifel gezogen, weil sie trotz Sauerstoffathmens von Schwäche befallen wurden. Prof. Zuntz (Berlin) erwähnte dies mit dem Bemerken, daß bei solchen Gelegenheiten die Ursache der Erkrankung nicht aus ungenügender Sauerstoffzufuhr nach den Lungen entstehe, sondern durch die mechanische Arbeitsleistung des Steigens und durch entsprechende Erschöpfung des Herzens, und daß also in solchem Fall der Sauerstoffmangel nicht in der Lunge, sondern im Blut und Hirn zu suchen sei.

Derselbe Redner erwähnte bei anderer Gelegenheit seinen achttägigen Aufenthalt an dem in der Ausführung begriffenen und für wissenschaftliche Forschungen von Gelehrten aller Nationen bestimmten Observatorium auf dem Monte Rosa, welches die italienische Regierung in 4560 Meter Höhe über Meer errichten läßt. Man fand, daß der Sauerstoffverbrauch des Körpers beim Uebergang in jene Höhe sofort um etwa 30 v. H. zunahm, ohne aber einen Grund dafür angeben zu können. Im pneumatischen Kabinet tritt bei gleicher Luftverdünnung diese Aenderung nicht ein; ob sie bei entsprechender Höhe in freier Atmosphäre zu Stande kommt, sollte bei einer für den letzten Berathungstag geplanten Luftfahrt erforscht werden. Vielleicht hängt mit dieser Erscheinung die Heilwirkung von Bergstationen zusammen.

Herr Caspari (Berlin), welcher gleichfalls an den vorjährigen Arbeiten auf dem Monte Rosa theinahm, erwähnte die von ihm beobachteten luftelektrischen Erscheinungen. In neuerer Zeit und nach dem Vorgange der Herren Elster und Geitel in Wolfenbüttel mißt man vielfach die elektrische Leitungsfähigkeit der Luft, nämlich die Geschwindigkeit, mit welcher ein mit Elektrizität geladener und der Luft ausgesetzter Leiter seine Ladung verliert. Es wird angenommen, daß in der Luft Atome oder Gruppen von solchen sich befinden, die positive oder negative Elektrizität mit sich führen können, und die als positive oder negative Jonen bezeichnet werden. Je mehr solche Jonen einer Art in der Luft vorhanden sind, um so rascher wird eine elektrische Ladung der entgegengesetzten Art zerstreut, weil diese Ladung die ihr ungleichnamige Elektrizität der entsprechenden Jonen anzieht und durch sie neutralisirt wird. Entsprechend der negativen Ladung des Erdballs pflegen in den unteren Luftschichten etwas mehr positive als negative Jonen vorhanden zu sein, und in der Nähe von Berggipfeln fand sich diese Ungleichheit bedeutend stärker ausgeprägt. In der freien Atmosphäre nimmt nach oben hin die Menge der Jonen stark zu, besonders aber die der negativen, so daß in einer gewissen Höhe die Ungleichheit verschwindet. Dies wurde als Ergebniß der im Ballon angestellten Messungen von den Herren Ebert (München) und Linke (Potsdam) vorgetragen. Herr Caspari, der am Monte Rosa Aehnliches fand, richtete als Physiologe seine Aufmerksamkeit auf die etwaigen Beziehungen zwischen Jonen und Bergkrankheit. Es war ihm bekannt, daß, wie schon Mosso erwähnt, dies Leiden an gewissen Plätzen besonders häufig ausbricht, und daß die Bergführer solche Punkte zu kennen und vor ihnen zu warnen pflegen. Es sind gewöhnlich abgeschlossene, etwas vertiefte Stellen des Gebirges mit geringer Ventilation, und an einer solchen, nämlich einer Senkung unterhalb des Lysjoches, etwa 4000 Meter über Meer, wurde die Leitungsfähigkeit der Luft untersucht. Man fand die Jonen sehr zahlreich, ganz besonders stark ausgesprochen aber das Ueberwiegen der positiven Jonen. Freilich war das Wetter nicht als „normal" zu bezeichnen, denn gleich nach der Beobachtung kamen Wolken, Nebel, leichtes Schneegestöber und ferner Donner. Indessen ist auch bei anderen Gelegenheiten schon ein Zusammenhang der Bergkrankheit und ähnlicher Leiden mit dem Auftreten ungewöhnlich zahlreicher positiver Jonen vermuthet worden. Vielleicht auf eine Anregung des Herrn von Bezold (Berlin) zurückzuführen ist die von Herrn Czermak kürzlich gemachte Wahrnehmung, daß die erschlaffende Wirkung des Föhn, welcher als „Fallwind" Luft von der Höhe des Gebirges herabführt, ähnlich gedeutet werden kann. Auch Herr Ebert (München) hat bei Föhn Vermehrung der positiven Jonen gefunden.

Einen recht interessanten Beitrag zur Kenntniß der Höhenkrankheit gab auch der Vortrag des Herrn Süring (Berlin) über seine mit Herrn Berson am 31. Juli 1901 ausgeführte Hochfahrt, die bekanntlich bis zu der noch von keinem Menschen sonst erreichten Höhe von 10 500 Meter führte. Neben den Wirkungen der Luftverdünnung, der Kälte u. s. w. kamen hier namentlich auch die Vorbereitung und das persönliche Verhalten der Luftschiffer zur Besprechung. Der Redner äußerte sich „nicht als Arzt, aber als ein vielleicht sehr aufmerksamer Patient, der anderen Patienten rathen kann", und hält jede Art seelischer Erregung für besonders bedenklich. Als bei der bekannten Unglücksfahrt der Franzosen Tissandier, Crocé-Spinelli und Sivel am 15. April 1875 die beiden letzteren umkamen, war des Erstgenannten Rettung vielleicht seiner ruhigeren Gemüthsart zuzuschreiben. Auch bei den ersten Berliner Hochfahrten kamen Störungen des Sehens und des Bewußtseins vor, weil man damals noch durch diese ungewöhnlichen Unternehmungen in starke Erregung versetzt wurde. Später traten dergleichen Fälle immer seltener und milder auf, denn man hatte sich allmählich an das Neue gewöhnt, vermied unnütze Aufregung und „arbeitete rein geschäftsmäßig". Bei der Hochfahrt vom Juli v. J. traten freilich Verwirrung, Schläfrigkeit, Apathie, selbst Ohnmachten auf. Daß es nicht zu noch schlimmeren Erscheinungen kam, schreibt der Redner der Abwesenheit aller anregenden Einzelheiten zu. „Diese Hochfahrt", so äußerte er, „war die langweiligste, welche ich gemacht habe". Berlin lag in grauer Dunstschicht und reizte nicht zur Bewunderung, man war gegen Kälte sehr gut geschützt und durch frühere Erlebnisse an die großen Höhen bereits derartig gewöhnt, daß alle diese beruhigenden Umstände ihre günstige Wirkung üben konnten.

Als überaus wichtig für die glückliche Ausführung so hoher Fahrten wurde ferner namentlich von den Herren Berson und Groß der gute körperliche Zustand bei Antritt der Fahrt betont. Der Luftschiffer muß von der Sorge um Füllung und sonstige Vorbereitung des Ballons völlig befreit sein und durch genügenden Schlaf vor Antritt der Fahrt, sowie durch möglichst bequeme Unterbringung während derselben zu sparsamer Ausgabe seiner Kräfte befähigt werden.

Von den sonstigen Mittheilungen, welche die Versammlung entgegennahm, seien ferner noch die vielen technischen Einzelnheiten und Beobachtungsmittel erwähnt. Nachdem man den Vorzug und die wissenschaftlichen Leistungen gleichzeitiger Luftfahrten kennen gelernt hatte, vereinbarte man gewisse „internationale Tage", an welchen die Ballons und Drachen an möglichst vielen verschiedenen Orten gleichzeitig in Dienst gestellt werden. Zur Zeit ist der erste Donnerstag eines jeden Monats hierfür bestimmt, in Deutschland, Frankreich, Oesterreich und Rußland ist diese Verabredung bereits wirksam, Ungarn und Italien sind im Anschluß begriffen, und man hofft auch die noch fehlenden Länder, namentlich Skandinavien, für diese friedlichen Bestrebungen zu erobern. Es dienen dabei bemannte Ballons, ferner unbemannte Registrirballons mit selbstthätigen Apparaten, und Drachen, welche gleichfalls Registrirapparate tragen. Die bemannten Ballons sind natürlich

für die Höhenregionen, in welchen Menschen leben können, allen anderen Vorrichtungen vorzuziehen, weil man durch keinen Apparat Sinne und Vernunft des lebenden Menschen zu ersetzen vermag. Aber diese Beobachtungsweise ist nicht nur in Betreff der erreichbaren Höhe begrenzt, sondern erfordert auch recht erhebliche Geldmittel. In beiden Hinsichten bietet der unbemannte Registrirballon viel günstigere Verhältnisse, und man hat bereits über 200 gleichzeitige unbemannte Fahrten zu verzeichnen, deren einzelne bis über 20 Kilometer führten und damit die größten Höhen erreichten, aus welchen wir überhaupt bisher eine Kunde empfingen. Man benutzte dazu bisher Instrumente, welche Zeit, Temperatur und Luftdruck selbstthätig aufzeichnen, und hing sie an kleine Ballons aus Stoff oder Papier, deren Größe gerade ausreicht, um das Ganze bis in die gewünschten Höhen zu tragen. Indem beim Emporsteigen das Gas unter geringeren Druck kommt und sich ausdehnt, tritt, weil der Ballonstoff nicht dehnbar ist, ein Theil der Füllung aus der unten befindlichen Oeffnung heraus; dadurch verringert sich der Auftrieb, und nachdem so allmählich die Steigkraft des Ballons aufgezehrt ist, beginnt er zu fallen.

Weil er aber im letzten Theil des Aufstieges nahe unter der Gleichgewichtshöhe nur mit geringem Auftrieb und daher langsam sich nach oben bewegt, fehlt den thermometrischen Apparaten der zur Erlangung sicherer Ergebnisse unentbehrliche Luftzug, die Sonnenstrahlung beeinflußt den Apparat, und dieser zeigt zu hohe Temperaturen an. Man versuchte diesem Uebelstande zu begegnen, indem man solche Aufstiege in die Nachtstunden verlegte. Da indessen die nächtlichen Beobachtungen allein noch kein ausreichendes Bild der Temperaturvertheilung geben konnten, wurde ein anderes Verfahren ausgearbeitet, über welches Herr Aßmann (Berlin) berichtete. Man bedient sich dabei elastischer Gummiballons, welche keine Oeffnung haben, sondern beim Aufsteigen sich ausdehnen, ohne Gas zu verlieren. Der Auftrieb bleibt demnach unverändert, und der Ballon steigt bei zunehmender Verdünnung der umgebenden Luft mit abnehmendem Widerstand und wachsender Geschwindigkeit hinauf, so daß für ausreichenden Luftzug gesorgt ist, und die Ergebnisse durch Sonnenstrahlung nicht gestört werden. Eine solche Gummihülle wiegt bei 1 Meter Durchmesser 500 bis 600 Gramm und kann auf den doppelten Durchmesser ausgedehnt werden, ehe sie platzt. Da der Rauminhalt hierbei auf das Achtfache wächst, so vermag dieser Gummiballon zu steigen, bis nur ein Achtel des Anfangsdrucks auf ihn wirkt, d. h. bis nur noch ein Achtel von der Masse der Atmosphäre über ihm sich befindet. Dieser Druck von 95 Millimeter findet in etwa 15 Kilometer Höhe statt, und erst nach Erreichung oder Ueberschreitung dieser Höhe platzt die Hülle und die Apparate fallen, durch einen Fallschirm vor zu starkem Anprall geschützt, herab. Der Aufstieg pflegt etwa eine Stunde, der Abstieg höchstens ebenso lange zu dauern. Dieser rasche Verlauf ermöglicht das Weglassen der Uhr, welche ohnehin durch Kälte leicht in unregelmäßigen Gang kam. Der Apparat registrirt Luftdruck und Temperatur auf einem Blatt, so daß man nachher für jeden einzelnen Werth des Drucks, d. h. für jede einzelne Höhe die zugehörige Temperatur ablesen kann. Der ganze Registrirapparat wiegt gegen 400 Gramm.

Wichtige Neuerungen kamen auch in Betreff der Drachenaufstiege zur Sprache. Für meteorologische Zwecke bedient man sich schon lange der amerikanischen Hargrave'schen oder „Kastendrachen", deren Gerippe die Form eines rechtwinkligen, länglichen Kastens hat. Ist ein Drachen so hoch gestiegen, daß er den Stahldraht, an welchem er gehalten wird, gerade noch tragen kann, so befestigt man an das untere Drahtende einen zweiten Drachen, welcher nun wieder eine entsprechende Drahtstrecke hebt, und fügt nach Bedarf einen dritten, vierten u. s. w. Drachen hinzu, wobei der erste natürlich immer höher steigt. Bei günstigem Winde hat man auf diese Weise Registrirapparate bis fast 5000 Meter Höhe gebracht. Um aber auch ungünstigen, d. h. zu starken oder zu schwachen Wind benutzen zu können, schlug Herr Rotch (Boston) vor, die Drachen von Dampfern aus steigen zu lassen. Bei zu starkem Wind läßt man das Schiff mit demselben, bei zu schwachem Wind gegen ihn fahren und kann so die Beobachtungen auf Wetterlagen ausdehnen, die sonst eine Anwendung des Drachens nicht zuließen. Außerdem würde durch dies Verfahren die Untersuchung der noch nicht erforschten atmosphärischen Vorgänge über den Meeren möglich werden.

Neben den Vorträgen wurden der Versammlung noch überaus anregende Vorführungen der geschilderten Beobachtungsmittel und Methoden geboten. Im aëronautischen Observatorium des Königlichen Meteorologischen Instituts wurden frei fliegende und gefesselte Registrirballons sowie Drachen in ihrer Anwendung und mit allem Zubehör gezeigt. Das Königliche Luftschiffer-Bataillon erregte das lebhafte Interesse der Gäste durch Füllen eines Beobachtungs-Drachenballons und Manövriren mit demselben sowie durch die Ausführung einiger Freifahrten; unter diesen war auch die sogenannte „Dreibundfahrt", geführt von einem deutschen Luftschiffer-Offizier, neben welchem im Korbe ein österreichischer und ein italienischer Offizier Platz genommen hatten.

Daß der Gesammteindruck der Tagung ein überaus erfreulicher war, darüber dürften wohl alle Theilnehmer einig sein. War doch von neuem und mehr noch als früher das Streben nach Zusammenfassen aller Kräfte hervorgetreten. Die Luftschiffer-Offiziere wie die Meteorologen aller vertretenen Völker waren in fröhlichem Wetteifer bemüht, jeder nach seinen Kräften beizutragen zur Förderung des großen und schönen Zweckes, dem die internationale Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt dient, nämlich zur planmäßigen und gemeinsamen Erforschung des Luftmeeres.

R. Börnstein.

Benjamin-Constant.

Einer der geschicktesten unter den französischen Malern, von wirklichem Talent, obwohl er keine Werke hinterläßt, die Anwartschaft auf die Ewigkeit geben, ist gestorben, Benjamin-Constant. Er war, man weiß nicht, ob aus Toulouse; man weiß fast, daß er nicht aus Toulouse war; jedoch ahnte man, daß ein Zusammenhang zwischen ihm und jener schönen Stadt in Südfrankreich bestände, aus der die stärksten Tenoristen und geschicktesten Bildhauer Frankreichs gekommen sind. Er benutzte die Idee, daß er aus Toulouse, der Stadt mit dem Kapitol und der Heimath vieler Künstler, wäre, so lange als es am Platze war. Wie Gladstone, wenn er sich in Wales aufhielt, sich freute, gälisches Blut in den Adern zu haben, und wie ich fürchte, wenn er in Skandinavien weilte, der Meinung beredten Ausdruck lieh, daß er Skandinave sei, so fühlte sich Benjamin-Constant stets dort geboren, wo es in der Anregung der Stunde lag geboren zu sein. In der Saison war er aus Paris. Wenn aber die Maler, die Bildhauer und Sänger, welche im Süden geboren und nach Paris verzogen waren, eine lärmvolle, von Gedichten, Gesängen und Denkmalsenthüllungen erfüllte Ferienreise nach der Provence antraten, das Herz Frankreichs nicht mehr in Paris, sondern in der Provence zu pochen schien und auch die Pariser Boulevard-Presse über diesen Zug eingehend berichtete, dann war Benjamin-Constant aus Toulouse.

Er verdiente jedenfalls aus Toulouse zu sein. Er war ein im Norden geborener cadet de Gascogne. Er war noch mehr aus dem Süden als die, die wirklich dor

geboren waren. Bei den Zügen der „Félibres“ übertraf er die Beweglichsten an Beweglichkeit und redete noch mehr als alle Andern. Er war die Seele des Zuges, machte die Südländer auf die Schönheiten ihres Landes aufmerksam, zeigte ihnen die Ufer des Rhône, war im Zuge stets dort, wo es etwas zu sehen gab und stand bei den unglaublich häufigen Enthüllungen von Denkmälern kleiner Dichter der Provence stets vorn, beim Minister. Der Minister, der die stets glänzende Enthüllungsrede hielt, Leygues — anderes konnte er auch nicht — war ein Kind des Südens. Die zweite Rede hielt Benjamin-Constant, und sie war nicht schlechter, im Gegentheil. Und beide Reden kamen in die Pariser Zeitungen. Und in den Blättern von Paris war fast mehr von Benjamin-Constant, so lang die Reise in den Ferien dauerte, zu lesen, als während all der Zeit, die er in Paris zubrachte. So viel las man von ihm, während das Herz von Paris in Südfrankreich schlug.

Doch auch wenn er in Paris war, vergingen niemals sehr viele Wochen, ohne daß von Benjamin-Constant die Rede war. Er präsidirte oft bei Banketten, namentlich gern, wenn es Bankette der Jugend waren, er liebte die Jugend, der die Mission zu Theil geworden ist, den Nachruhm der Künstler lebendig zu erhalten. Er sprach bei diesen Anlässen glänzend und zündete immer. Er schrieb auch. Wenn er aber schrieb, dachte er nicht wie bei den Banketten an den Nachruhm, sondern an den unmittelbaren Leumund bei den Kollegen.

Seine Schriften wendeten sich an das Publikum der Akademien, an die Kreise des „Institut“. O, seine Kritiken waren sehr geschickt — sie waren auch gut, Benjamin-Constant war nicht blind. „Lobte, was zu loben war.“ Wenn ihm das Werk eines jüngeren Malers auffiel, — es konnte selbst vorkommen, daß er ein Werk eines Malers besprach, der gänzlich unbekannt war, — so fand er sich stets bereit, eine anerkennende schriftliche Kritik darüber zu geben. Ueber die Machart äußerte er sich anerkennend, über das métier; er durfte das, er beherrschte das métier; er zählte nicht zu den Berühmtheiten, die etwa nicht malen können und das métier der Anderen darum geringschätzen, weil sie es nicht beherrschen. Er sprach nur vielleicht zu viel über das métier und zu wenig über den Geist bei den Werken der Jüngeren. Wiederum hatte er bei den Werken seiner Altersgenossen das geschickte Vorurtheil, das métier weniger zu sehen, vielmehr bei ihnen von dem Geist zu sprechen, auch dann, wenn er nicht da war: seine Kritiken über die „Salons“ waren mithin Wunder an Geschmeidigkeit, ich glaube, sie haben ihm, wenigstens unter den älteren Malern, nicht Einen Feind gebracht. Für die Bilder der Künstler, die membres de l'Institut waren, fand er Anpreisungen, welche um so volltönender waren, je weniger er sie empfand. Und er war ein Mann der Ordnung: jedes Mitglied der Akademie erhielt einen ungefähr gleich großen Raum von Lob in seinen Kunstberichten.

Unter seinen Bildern muß man zwei Gruppen unterscheiden: erstens die Afrikabilder, zweitens die Porträts.

Die Afrikabilder sind manchmal von erheblicher Größe. Auf einem zeigt er ein riesiges Stück Wüste, auf dem Sonne liegt; auf vielen anderen schöne Sklavinnen, zwischen warmtönigen Teppichen. Auf anderen Häuptlinge, Henker und Hinzurichtende. Auf einem guten Bilde von ihm sieht man eine ganze Reihe jener Favoritinnen, die im Helldunkel ihre braune Haut zeigen, von Sonnenstrahlen umflimmert. In Themen dieser Art drückt sich Benjamin-Constant's Begabung aus, er ist nicht ein Orientmaler ersten Ranges, hat aber in dieser von den Franzosen mit großem Erfolg gepflegten Kunstgattung einen Platz unter den Besseren erreicht. Der Maler, der im Leben Esprit hatte, war in seiner von Afrika inspirirten Kunst nur Maler. Das, was man übereingekommen ist, Malerfaust zu nennen, das zeigt Benjamin-Constant in diesen Afrikabildern.

Einmal hat ihn, ich glaube, Sarah Bernhardt angeregt: in einer Sardou'schen Rolle, in byzantinischem Gewand auf dem Throne sitzend. Er hat kein Porträt von Sarah Bernhardt gemacht, er hat eine schönere und jüngere Gestalt in ähnlicher Haltung auf einen Thron gesetzt; in einer hieratischen Pose saß diese Frau auf einem reichgeschmückten Thron; auf ihrer Brust, von Sonnenstrahlen getroffen, leuchteten bunte große Edelsteine. Das Helldunkel dieses Bildes war gut behandelt, es war ein gewinnendes, wenn auch oberflächliches Bild.

Man kann mit diesem Bilde einen Uebergang zu seinen Porträts machen. Er ist ein außerordentlich gesuchter Porträtmaler geworden, so sehr, daß in den letzten Jahren seine Produktion von Afrikabildern beinahe aufgehört hatte.

In seinen Bildnissen mußte sich Benjamin-Constant viel weiter, bis zur Unkenntlichkeit weit, von seiner eigentlichen Domäne entfernen als in dem Phantasiebildniß der Sarah Bernhardt.

Im Mondainen, Eleganten war er nicht zu Hause — von ihm als Maler gesprochen —, wenn er es darstellte, so stellte er es nicht mit der Ueberzeugung des dafür geborenen Porträtkünstlers, etwa Sargents, dar. Um es überhaupt zur Erscheinung bringen zu können, mußte er zum Eklektiker werden, er, der in seiner Kunst ein, wenn auch halbbarbarisches, doch persönliches Talent war. Er rief für seine Thätigkeit im Porträtfach seinen Intellekt zu Hilfe, den er in seinen persönlichen Werken, aus Afrika, verschmähte. Mit dem Intellekt zog er sich auf diesem Gebiet einigermaßen aus der Affäre, ohne vergessen machen zu können, welches der Unterschied zwischen originaler, wenn auch halbbarbarischer, und entlehnter, wenn auch kultivirter Kunst ist. Für seine Porträts von Frauen und Männern aus der großen Welt hat er sich den Werken der englischen Bildnißmaler des achtzehnten Jahrhunderts zu nähern gesucht. Nie freilich kommt er ihnen nahe. Seine Bildnisse zeigen wohl Geschmack in der allgemeinen Anordnung, eine große Routine und, was die Malerei an sich betrifft, bald hier, bald dort ein einzelnes gutes Stück, hier eine gute Hand, dort ein gutes Auge, niemals aber etwas intim Gesehenes oder etwas, was von oben bis unten einheitlich wäre. Sein Glück war, daß das nicht so gemerkt wurde. Er war der Maler, wie ihn die Meisten liebten. Er gab nicht Menschen, sondern „Bildnisse“. Die modernen Menschen, die er malte, setzte er in eine Luft der Malerei des achtzehnten Jahrhunderts, ohne Koketterie, ohne eine Leidenschaft, welche von den weltlichen Menschen nicht begriffen worden wäre, ohne das pretiöse Walten eines sich in die alte Zeit versenkenden Malers — nur so viel alte Zeit legte er in die Bilder hinein, daß die Darstellung der zeitgenössischen Menschen einen gefälligen Reiz bekam. Man kann sich denken, wie sehr eine so angewandte Malerei gefiel. Benjamin-Constant gefiel diesseits wie jenseits des Kanals. Er malte junge etwas süßliche Damen in Parklandschaften vor gelblichen Abendlüften, manchen englischen Sportsman mit schönen Händen und leuchtenden Augen, koloristisch auch ganz gut, mit dem rothen Frack vor dunklem Grunde. Bonnat verknöcherte oder fuhr vielmehr fort, derselbe zu sein, wie er von Anfang an immer derselbe gewesen war. Benjamin-Constant bot ihm gegenüber mehr Beweglichkeit dar und gegenüber Carolus Duran hatte er mehr Gründlichkeit. Er fing an, in Paris ohne Nebenbuhler zu herrschen und als es sich darum handelte, daß von der Königin Viktoria ein Repräsentationsbild gemalt würde, da hatte er gerade den englischen Botschafter in Paris, Lord Dufferin, porträtirt, so daß es für ihn leicht wurde, mit dem kleineren Bildniß nach dem größeren zu greifen. Man fühlte auch in London, daß er mehr dekorativen Zug besäße als die englischen Maler, die zur Verfügung standen (abgesehen davon, daß die englische Königin, worin sie Unrecht hatte, die englischen Maler nicht leiden konnte). Er malte also dieses Porträt und machte ein Pompbild daraus. Er malte die Königin in einem gothischen Interieur, das riesengroß, namentlich riesenhoch war und in dem die Königin von einem Sonnenstrahl getroffen wurde, so daß sich die Details verwischten. Benjamin-Constant war bei diesem Bilde ein Kavalier.

Zugleich mochte bei diesem Bildniß, dem er in dem kapellenartiger Raum strotzendes Gold und Edelsteine und in der Pose etwas Hieratisches gab, in dem alten Orientmaler die Erinnerung an ein Werk seiner früheren Tage, an sein gutes Bild der Herrin von Byzanz wiedererwachen, ja sogar die Erinnerung an seine Bilder aus Afrika. Denn die Sonne hatte er in dieses Bild eingeführt und sie war die Herrscherin. Zwischen Sonnenflecken und -Schatten schien die Königin eine animalisch träumende Existenz zu leben, die Königin verflüchtigte sich in diesen Strahlen des Lichts, die gothischen Pfeiler verloren unter dem phantasmagorischen Spiel der Sonnenstrahlen ihre Festigkeit und das Bildniß bekam etwas von einer Fata morgana.

Hätte er außer diesem Bilde der Königin von England nicht auch noch den Papst gemalt; und mit diesen beiden Aufträgen nicht das höchstwiegende Talent in den Augen aller Amerikaner erreicht, besonders mit dem Auftrag für den Pabst, der den Amerikanerinnen als eine um so höher gestellte Person erscheint, je weniger sie katholisch sind: so würde er doch die Gunst der Welt in reichstem Maße erobert und bewahrt haben. In seinem Atelier trafen die Kinder der neuen und der alten Welt zusammen und von den russischen Großfürsten, die Paris besuchten, würde es als eine Lücke ihres Aufenthaltes erachtet worden sein, wenn sie bei Benjamin-Constant nicht ihren Besuch gemacht hätten. Auch zeigte sich die Kehrseite des Erfolgs, der Neid: man prägte ein Wort gegen ihn; wie sérénissime Seine Durchlauchtigste Hoheit ist und généralissime der Obergeneral, so nannte man ihn den peintrissime, den angesehensten Maler. Doch schwieg die Verketzerung, wenn er den Banketten der Jugend präsidirte und wenn er jene Reden am Rhône hielt, für die er fast noch mehr geboren war als für das Malen.

Herman Helferich.

Auf Bermuda bei den gefangenen Buren.

Es bot sich für mich die interessante Gelegenheit, während des Krieges von 1866 österreichische Gefangene zu sehen. Im Jahre 1870 und 1871 kamen mir viele tausende gefangene französische Soldaten zu Gesicht. 1896 hatte ich die schönste Chance zu beobachten, wie die Transvaal-Republik die Johannisburger „Reformer“ untergebracht hatte und nährte; sie waren im Gefängniß zu Pretoria eingesperrt. Mit eigenen Augen prüfte ich die Art, wie wir Amerikaner unsere Gefangenen während des großes Bürgerkrieges hielten, und im Jahre 1898 konnte ich Beobachtungen über die 13 000 spanischen Gefangenen anstellen, die zwischen den Festungswällen von Manilla festgehalten wurden — die handvoll Gefangener zu Key West, die wir während des ersten Theiles dieses kurzen Krieges gemacht hatten, erwähne ich nicht erst.

Dies, um klarzustellen, daß ich nicht als neugieriger Tourist die Lager der gefangenen Buren aufsuchte, nur um zu sagen, daß auch ich sie gesehen hätte.

Ich kenne den englischen Durchschnittsoffizier als einen Gentleman. Er war mein Tischgenosse zu Wasser und zu Land, an allen Ecken und Enden der Erde; er ist sauber, billig denkend, tapfer. Die Soldaten folgen ihm mit Vertrauen. Für mich persönlich bedurfte es keines Beweises, daß die kolportirten Erzählungen, die bestimmt waren, den britischen Offizier herabzusetzen, nur Erzeugnisse politischer Voreingenommenheit oder verletzter Eitelkeit waren.

Als wir zwischen den Inseln durchsegelten, die den Hafen von Bermuda umgeben, sahen wir ganz deutlich die gefangenen Buren, wie sie müßig herumstanden oder arbeiteten, die Stacheldrahteinzäunungen, die britischen Schilderhäuser und vor allem erschien der Platz in hygienischer Beziehung ausgezeichnet; ein wahrhaft idealer Lagerplatz. Man würde die Welt sehr sorgfältig durchstreifen müssen, um einen Platz zu finden, der zur Erholungsstätte geeigneter als Bermuda ist.

Die Lager befinden sich auf kleinen Inseln, wie die auf dem St. Lawrence-Strom. Wenige Schritte und der Bur ist aus seinem Zelt im Bade, und den Luxus eines Salzbades an jedem Morgen vermag ein Gefangener wohl zu schätzen. Ich erfahre, daß sie vergnügt darangegangen sind, Schwimmstunden zu nehmen. Einer von ihnen schwamm sogar in seiner geographischen Naivetät von der kleinen Insel, wo er war, zu einer größeren hinüber, in der Meinung, nun das Festland erreicht zu haben. Er machte sich dran, dorthin zu trecken, wo ihm das „Hinterland“ zu liegen schien; aber kaum war er eine Stunde marschirt, als die See wieder vor ihm lag, denn ganz Bermuda ist kaum eine Meile breit. Der Bur kehrte betrübt mit seiner Nachricht zurück, und sie machte auf seine Freunde einen abkühlenden Eindruck.

Alle diese Gefangenen erhielten die übliche tägliche Ration der britischen Armee und überdies noch eine Extraportion Rindfleisch. Und in der That, so viel ich hörte, konnte sich der Bur gütlich thun, und dem ihn bewachenden Engländer fiel die schwere Arbeit zu.

Die milden Winde des Atlantischen Ozeans wehen beständig über diese gesegneten Inseln; Kälte gibt es nie dort, und gleichzeitig gibt es niemals dort jene Hitze, die wir in Newyork zur heißen Zeit zu erdulden haben. Es ist ein gutes Klima zum Arbeiten; ein entzückendes zum Spielen — in mancher Beziehung erinnert es an Kapstadt im besten Sinne — es ist wie ein milder englischer Frühling.

Ich begegnete vielen Engländern und Amerikanern, die häufiger die Buren besucht und mit ihnen gesprochen hatten, und ich selbst war überzeugt davon, daß sie unter den gegebenen Umständen eben so gut behandelt würden, wie wir unsere Spanier und wie die Deutschen die Franzosen behandelt hatten. Gleichwohl wollte ich nicht heimkehren, ohne Zeugniß gegen jene verläumderischen Behauptungen ablegen zu können, die in amerikanische Zeitungen erschienen waren, und die dann in deutsche Blätter übergegangen sind.

So sprach ich denn mit dem Kolonialsekretär, und seine Antwort lautete etwa so: Schön; Sie wissen, daß vor einiger Zeit hier ein weiblicher Reporter der Newyorker Tages-Presse gewesen ist; sie hat einen ganzen Haufen falscher Nachrichten über uns verbreitet, und seit der Zeit wird es niemandem erlaubt, die Burenlager zu besichtigen. Darauf lief ich zu meinem ritterlichen Freund, dem Kapitän Traherne von der königlichen Artillerie, hinüber, der die Aufsicht über eines der Buren-Eilande hatte; da auch ich Mitglied der Royal Artillery Institution bin, so empfing er mich mit Liebenswürdigkeit und sagte mir seine Unterstützung zu.

„Aber ich muß Sie doch warnen; schließlich wird es doch unmöglich sein. Lassen Sie sich erzählen; da war vor einiger Zeit ein weiblicher Reporter vom „Newyorker Schriftkasten“ hier, der . . .“

„Jawohl, ich weiß,“ und ich eilte fort zu dem wachhabenden General-Adjutanten über die Kriegsgefangenen, zu dem trefflichen Major Morrice, der mich auch freundlich anlächelte und mir versprach, ein gutes Wort für mich einzulegen, aber, sagte er, als wenn er eine auswendig gelernte Lektion hersprüche: „Ich muß Ihnen doch sagen, Erfolg werden Sie nicht haben, denn da war hier vor einiger Zeit ein Reporter im Unterrock vom „Newyorker Schreier“, der . . . .“

„Das Uebrige kenne ich“, erlaubte ich mir zu erwidern, und weg war ich zum Gouvernementsgebäude, wo ich feierliche papierne Empfehlungen an Seine Excellenz zurückließ; dann erheiterte ich meinen Geist durch einen kleinen Spaziergang nach dem Hotel.

Bermuda ist eine sehr wichtige Schiffsstation; niemand denkt daran — wenigstens niemand in London. Heut ist Bermuda noch so glücklich, weit von allen Lärm fortzuliegen, fern von den großen Straßen für den Handel und für den Krieg. Das Volk dort denkt an nichts als an ein paar Sack Zwiebeln und Kartoffeln und Lilien, die sie in sehr kleinen und schmutzigen Dampfern auf den Markt von Newyork senden. Das politische Leben beschränkt sich auf die kleinliche Rivalität, ob ein kleines Städtchen oder das andere ein paar Pfund mehr oder weniger vom Schatzamt der Kolonien erhalten soll. Die kleinen Städte sind Hamilton an dem einen und St. Georges an dem andern Ende der Insel. Im Augenblick kann man noch nicht wissen, ob das eine Ende oder das andere das Uebergewicht erlangen wird, ob der Hund mit dem Schwanze wedeln wird, oder der Schwanz mit dem Hunde.

Während die Kirchthurmpolitiker sich über ihre paar Zwiebeln ärgern und während sie mühsam ihren Unterhalt durch den Verkauf von frühen Blumen in Newyork sich suchen, sind sie augenscheinlich der Thatsache gegenüber gleichgiltig, daß dieser Handel zweifellos viel von seiner Bedeutung verlieren wird durch den Wettbewerb der amerikanischen Südstaaten wie auch von West-Indien selbst. Die Zukunft Bermudas kann nicht darin liegen, ein paar Morgen mehr oder weniger Zwiebeln zu bauen, sondern darin, die Insel zu einem gesuchten Hafen zwischen Europa und jenem Kanal zu machen, der in kurzem den Isthmus durchschneiden wird. Heut zu Tage kommt kein Schiff nach Bermuda, höchstens aus Wassermangel, denn der Zugang zu dem jetzigen Hafen in Hamilton ist so schlecht, daß nicht einmal eine Yacht ohne Lotsen zu landen wagt. Der Kanal ist zu Zeiten so schmal, daß ich mit einem Bootshaken die Korallenriffe hätte berühren können. Im letzten Jahre haben gegen 200 Dampfer hier aus Noth Kohlen eingenommen, aber auch das Kohlen-Einnehmen ist unbequem, und Aenderungen sind durchaus nothwendig.

Mit einem erstklassigen Kanal zum Ankern und modernen Einrichtungen zum Kohlen-Einnehmen, darf man erwarten, daß Bermuda ein zweites Hong-Kong oder Singapore wird, eine natürliche Zwischenstation, wo Schiffer gern anlegen werden. Wie Hong-Kong kann die Insel ihre Bevölkerung nicht ernähren, aber das Eiland wird durch seine Lage zu einem Zufluchtshafen von größter Bedeutung gemacht. Es liegt gerade 650 Meilen von Newyork und etwa ebensoviel von Halifax oder irgend einem andern Hafen dieses Theiles des nordamerikanischen Festlandes. Heute aber ist Bermuda eher eine Bedrohung als eine Zufluchtsstätte für den Seemann.

Die Natur hat St. Georges zum wahren Hafen von Bermuda bestimmt, allein alte Interessen haften an Hamilton. Beide liegen 14 Meilen voneinander und sind bisher weder durch Pferdebahn noch durch Eisenbahn verbunden, und wirklich, es gibt in der ganzen Kolonie keine Eisenbahn. In St. Georges würde mit geringer Aufwendung sich ein tiefer, gerader und kurzer Kanal zu einem guten Hafen herstellen lassen. Wird aber Hamilton der Handelshafen, so ist der Fortschritt zweifellos, und nur jene mögen zweifeln, denen ein paar Säcke Zwiebeln mehr oder weniger den Maßstab für die nationale Entwicklung bieten.

Die Garnison von Bermuda besteht aus jungen amerikanischen Wittwen und einigen Offizieren der Warwickshire, West-India, Royal-Artillery und Engineers. Der Rest der Bevölkerung erscheint ohne Bedeutung, ausgenommen für sich selbst. Die Wittwen sind alle wunderhübsche amerikanische Damen, die alle ausschließlich ihrer Gesundheit wegen hierher gekommen sind, und eine hervorstechende Eigenart der Kur scheint es zu sein, daß sie ihre Ehegatten irgendwo weit hinten zurücklassen — entweder im Grabe oder in Chicago. Ich meinerseits lege keinen Werth darauf, diesen Unterschied weiter zu verfolgen. Jedenfalls habe ich selten mehr Lebenslust und Schönheit auf einem Fleckchen Erde, das mit Zwiebeln bestanden ist, gesehen, als auf diesem gesegneten Eiland.

Die Nacht nach meiner Ankunft tanzte ich mit einer Dame aus Chicogo, die mir mittheilte, daß sie gerade diesen Abend ihre Verlobung mit einem Offizier der Warwickshire bekannt gegeben hätte. Ich frage nach ihm, worauf sie erwiderte, daß Pflichten ihn zurückhielten; sie theilte mir mit, daß am vorhergehenden Tage eine andere Verlobung stattgefunden hätte, und daß es so weiter gehen würde. Dieser Ausbruch schien viel versprechend und wahrhaft erstaunlich, und so fühlte ich mich denn gleichsam im Mittelpunkt eines Ehestandscyklons, dessen äußerer Rand sich von Mayfair hier bis zum Mississippithal dort ausdehnt. In der Nacht tanzt Bermuda, und sonst spielt es Golf, Tennis und Herzbrechen. Nichts auf der Welt gleicht dieser Insel, und Japan, Ungarn und Honolulu können Bermuda nicht ausstechen.

Sollte ich einen Eindruck von mehr als platonischem Flirt hervorgerufen haben? Dann widerrufe ich eilig alles Gesagte. In ganz Bermuda hörte ich niemals von einem Skandal — wir spielten wie Knaben und Mädchen bei offenen Thüren und offenen Fenstern; das Klima war unsere beste — Tante.

Aber zurück zu Seiner Excellenz!

Auch er wollte mir wohl!

Zunächst freilich war er argwöhnisch und übergab mich einem Untergebenen mit dem Auftrag, alle meine Fragen zu beantworten, wenigstens alle, die sich in angemessenen Grenzen hielten. Allein hiergegen protestirte ich höflich. Es würde meinen Freunden nicht genügt haben, aus zweiter Hand Auskunft zweiter Güte zu erhalten.

Wiederum war es eine schöne Wittwe, die mir zu Hilfe kam, als ich meinen Vorsatz schon aufgab. Sie zog Seine Excellenz zu einem ganz intimen Lunch hinzu und mit einem Takt, der beweist, daß sie dazu geboren war, über große Männer zu herrschen, schlüpfte sie alsdann hinaus und ließ den erhabenen Gewaltigen allein mit mir und — mit ausgezeichnetem Kaffee, Wein und Cigarren.

Nunmehr wurde Seine Excellenz Mensch — war er doch früher „Bombenschmeißer“ gewesen — ein Krieger, der seine Tausende in der Krim niedergemetzelt hatte, dessen Brust erstrahlt von den Zeichen der Gunst seines Fürsten, und der in seiner hohlen Hand das Schicksal von ganz Bermuda nebst allen dort gefangenen Buren hielt. Er wurde plaudersam und wohlmeinend. Er erzählte mir, daß er einst mich reden gehört hätte. Ich sagte ihm, daß meine Absichten sich nicht geändert hätten, und daß ich die Gefangenen zu sehen wünschte, und daß ich die Wahrheit mit meiner eigenen Namensunterschrift zu veröffentlichen wünschte; ich war einfältig genug, zu glauben, daß ich auf diese Weise am besten meine Dankbarkeit dem Kolonialamt in London wie dem Gouverneur von Bermuda beweisen würde. Ich wagte ihn daran zu erinnern, daß ich bei zwei Gelegenheiten unter der schützenden Aegide von Einführungsbriefen Chamberlain's durch entlegene britische Kolonien gereist sei; ich wagte zu behaupten, daß ich das in mich gesetzte Vertrauen nicht getäuscht hätte.

Seine Excellenz hörte zu, stimmte zu, blieb aber an seinem Prinzip kleben. Sein Befehl sei mit rothem Zwirn in die Akten eingeheftet, und diesen Zwirn könne er nicht in Unordnung bringen.

„Sie wissen“, sagte er, „da war ein weiblicher Journalist hier unten . . . vom „Newyorker Lügner“, und sie . . .“

„Schonung, Eure Excellenz,“ seufzte ich . . ., „dieses Weibsbild kenne ich auswendig . . .“

Ich hob hervor, daß die Lügen in Zeitungen am rathsamsten durch eine entsprechende Dosis von Wahrheit in den Zeitungen sich korrigiren lassen — aber vergeblich.

So schieden wir denn, und Seine Excellenz befahl meine Gegenwart zu einem Frühstück am nächsten Morgen um 8 Uhr, woran sich eine lange Fahrt über die Insel schließen sollte; bei dieser Gelegenheit wurden die Orte besichtigt, wo mächtige Befestigungen angelegt werden könnten. Was ich bei dieser Fahrt sah, bleibt in Geheimniß gehüllt.

„Haben Sie irgend welche Fragen, die Sie beantwortet haben möchten, so zögern Sie nicht" — sagte er. Indem ich mich dieser Aufforderung würdig zu erweisen suchte, brachte ich etwa folgendes Gespräch in Gang:

„Wieviel Einwohner hat Bermuda?", hob ich an.

„Oh — es gibt eine ganze Masse. — Ich kann wirklich nicht sagen wie viele — aber immerhin einen ganzen Haufen."

„Wieviel Krankheitsfälle gibt es unter den gefangenen Buren?"

„Oh, sehr wenige; die Zahlen kann ich wahrhaftig nicht anführen, aber . . ."

Nachdem diese statistischen Krümel sorgfältig gesammelt waren, wandte ich mich der Politik auf den Inseln zu und erkundigte mich, unter welchen Bedingungen es Negern gestattet sei, zu wählen.

„Ja — zweifellos . . . ich bin sicher — so ist es; ich meine, gehört zu haben — aber genau weiß ich es nicht", und dann wandte er sich an seinen schwarzen Kutscher und sagte: „Du, Fuhrmann, weißt Du irgend etwas über Plebiscite auf Bermuda?"

„Nein, Sah," antwortete der Kutscher ganz unzweideutig, und zwar mit breitem Grinsen. „Ich bin hier aufgewachsen; die aber habe ich nie gesehen, ich meine, in unsern Gegenden wächst sie nicht."

„Nein, nein; ich meine ja keine Pflanze — ich frage, wie ist es bei den Volksabstimmungen?"

Der Fuhrmann sah fassungslos ins Weite — dann lachte er idiotisch, und Seine Excellenz ging zu einem andern Thema über.

Kein Bismarck hätte meine Fragen glücklicher pariren können.

Newyork. Poultney Bigelow.

Der Goethe-Tag.

Den eigenthümlichen Reiz, den die alljährlichen Versammlungen der Goethe-Gesellschaft in sich bergen, kann nur der ganz begreifen und genießen, der zu wiederholten Malen um die Pfingstzeit die Pilgerfahrt nach Weimar angetreten hat. Die liebe kleine Stadt an der Ilm läßt sich nicht beim ersten Anlauf erobern. In langsam-treuem Werben will sie gewonnen sein. Sie hat nichts Pompös-Großartiges, nichts Packendes, Hinreißendes; die Kräfte, aus denen ihr Zauber quillt, liegen tiefer, und nur wer zu graben versteht, wird zu ihnen vordringen. Wer aber Weimar kennen und lieben gelernt hat, der merkt nicht mehr die tödliche Langeweile, die über diesem Residenzlein lastet, er hört nicht mehr das leise singende Sächseln der Bevölkerung, und die steife Förmlichkeit der Offiziellen stört ihn ebensowenig wie das beschränkte Philisterthum der kleinstädtischen Bourgeoisie oder die ergötzliche Klatschsucht der Künstlerkreise. Er wandert still durch die alten Straßen zum Heiligthume des Goethehauses, zu den schiefwinkligen Baulichkeiten des kleinen Witthums-Palais, in dessen zierlicher Eleganz einst Anna Amalia gelebt und die erlauchtesten Geister um sich versammelt hat, er spazirt durch den Park, in dessen rauschenden Bäumen Singvögel so zahlreich und fröhlich zwitschern wie nirgends sonst in Deutschland, am gluckfenden Wasser der Ilm vorbei zu Goethes Gartenhäuschen, oder nach Tiefurt hinaus, wo die Rokoko-Anmuth von Weimars goldensten Tagen wieder aufersteht, — und er ist sehr glücklich. Es erscheint ihm auch gar nicht weiter verletzend, daß die guten Weimaraner von heute in Wahrheit den Goethe-Erinnerungen mit geringen Ausnahmen recht fremd und gleichgültig gegenüberstehen; denn gerade hierdurch wird jenen Stätten eine heimliche Besonderheit gesichert, die sie der Alltäglichkeit weit entrückt. In wunderbarer, lächelnder Ruhe, unserer Seele nahe, aber mit unantastbarer Würde, blickt die große, einzige Kultur der Vergangenheit auf uns Nachgeborene herab. Welches Volk außer uns besitzt eine Stadt, die sich mit dieser vergleichen ließe?

Das alles ist so stark und bedeutungsvoll, daß es sogar die Pflege einer „Gesellschaft" vertragen kann, ohne eine Einbuße an seiner Schönheit zu erleiden. Die Goethe-Gesellschaft wird durch ihre Zwecke geadelt und davor behütet, je ein „Verein" zu werden, von der gefährlichen Art, wie es so viele in deutschen Landen gibt. Wie der lebendige Goethe, so hat auch sein Andenken die Kraft, alles, was sich mit ihm berührt, in eine höhere Sphäre emporzuheben. So schwer es glaublich ist, daß sich eine aus tausend verschiedenen Elementen zusammengesetzte Schaar zu wirklicher Andacht frei und ohne Dogmenzwang vereinigen kann, — hier geschieht es. Wahrhaftig, es wird an den Goethe-Tagen kein Götzendienst getrieben; dazu ist schon der norddeutsche Bestandtheil der Versammlung zu stark. Und es werden keine billigen „großen Worte" gebraucht; auch der alte Fontane, der „keinen Sinn für Feierlichkeit" besaß, hätte getrost an diesen Feiern theilnehmen können. Etwas von der Kultur Goethes und seiner Zeit theilt sich unvermerkt den Zusammenkünften seiner Getreuen mit.

Freilich, die diskrete Zurückhaltung kann auch zur Nüchternheit ausarten, und die Scheu davor, des Tages Bedeutung überhaupt zu betonen, kann dazu führen, daß mit der äußeren auch die innere Feierlichkeit, die rechte Stimmung verloren geht. In solcher Gefahr hat der Weimarer Goethe-Tag einige Jahre hindurch geschwebt. Auch in diesen Blättern ist von verschiedenen Seiten wiederholt darüber bittre Klage geführt worden. Es haben sich Stimmen erhoben, die eine radikale Abänderung des Gewohnten für nöthig erklärten; die einen stellten zur Erwägung, ob es sich nicht empfehlen würde, einmal ein Jahr oder gar mehrere mit den festlichen Veranstaltungen zu pausiren, andere brachten in Vorschlag, mit dem Ort der Generalversammlung zu wechseln und gelegentlich Frankfurt, Straßburg, Heidelberg, Leipzig, Wetzlar oder andere Goethe-Plätze an die Stelle Weimars zu setzen. Doch so hübsch der letztere Gedanke ist — es würde, wenn er zur Ausführung käme, den Versammlungen doch das Beste fehlen: die Weimarer Luft, und so beachtenswerth die vorsichtige Mahnung war, einer Ermüdung durch ein alljährliches Einberufen vorzubeugen, — es würden nicht wenige höchst ungern darauf verzichten, in jedem Frühjahr ein paar Tage hindurch diese geweihte Luft einzuathmen. Doch jene kritischen Jeremiaden sind nicht fruchtlos gewesen. Und der geschäftsführende Ausschuß der Goethe-Gesellschaft, der vor zwei Jahren schon mit der Veranstaltung eines Ausflugs nach Jena und Dornburg so viel Beifall davongetragen, hat — nachdem das vergangene Jahr durch den Tod des Großherzogs Karl Alexander ein Trauerjahr für die Gesellschaft gewesen — sich diesmal mit dankenswerthem Eifer bemüht, eine ähnliche Anregung zu bieten: er arrangirte für den Tag nach der Versammlung eine Fahrt nach Ilmenau, und die frohe Erwartung dieses Ereignisses warf schon auf den Weimarer Haupttag ein helleres Licht.

Doch auch der Haupttag selbst gelang in diesem Jahre besonders gut. Zwar das altgewohnte Bild der Versammlung hat sich im Laufe der Zeit allmählich verschoben. Das ehrwürdige großherzogliche Paar, Karl Alexander und Sophie, die bei ihren Lebzeiten es niemals versäumten, die Ehrenpflicht ihres Hauses zu erfüllen und der festlichen Sitzung in der „Erholung" beizuwohnen, sind nicht mehr. Ludwig von Gleichen-Rußwurm, Schillers Enkel, der die Verbindung der Gesellschaft mit der klassischen Zeit durch seine Person gleichsam verkörperte, ist im letzten Sommer dahingegangen, kurz nach seinem Freunde Herman Grimm, der zwar den Pfingst-Versammlungen seit Jahren fern geblieben war, der aber doch, so lange er lebte, uns durch

seine Existenz und durch die Thatsache seiner Zugehörigkeit zur Gesellschaft ähnlich fast wie Gleichen-Rußwurm zu der großen Vergangenheit in unmittelbare Beziehung setzte. Ueberdies fehlten diesmal manche anderen treuen Besucher, wie Karl Frenzel und Julius Rodenberg, und es fehlte ebenso — der Weimarische Hof. Der junge Großherzog Wilhelm Ernst war wider Erwarten nicht erschienen. Andere Verpflichtungen hielten ihn gerade in den Goethe-Tagen seiner Hauptstadt fern. Er hatte dem Präsidenten der Gesellschaft, Geheimrath Ruland, schriftlich sein Bedauern ausgesprochen und seinen Hofmarschall, den liebenswürdigen Freiherrn von Egloffstein, der schon dem alten Herrn in gleicher Eigenschaft so treu gedient hat, mit seiner Vertretung beauftragt. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß in dem jungen Fürsten auch in dem Falle, daß ihn nicht dringende Geschäfte abberufen hätten, eine gewisse Reaktion gegen die litterarischen Traditionen seines Hauses lebendig geworden wäre, die ihn von der Theilnahme an der Versammlung zurückgehalten hätte. Ist das so, so wird sicherlich die Zeit den Ausgleich bringen, das ist keine Frage. Bedauerlich aber war es in jedem Falle, daß der Urenkel Karl Augusts nicht anwesend war. Zum Weimarer Goethe-Tage gehört nun einmal auch der Hof, ebenso wie er einst mit Goethe selbst unlöslich verknüpft war, ebenso wie man auch die zahlreichen Geheimräthe, die es in der thüringischen Residenz giebt, bei der Goethe-Versammlung nicht missen möchte. Diese Elemente sind durchaus nothwendig, weil erst durch sie die Milieustimmung, in der wir uns den Dichter selbst zu denken haben, sich einstellt.

Doch für so viele Fehlende war immerhin, soweit das möglich war, ein gewisser Ersatz gestellt. Neue Gesichter tauchten auf, und eine ganze Schaar jüngerer Besucher zumal hatte sich eingefunden. So konnte das beruhigende Gefühl, daß fürs erste der Nachwuchs gesichert ist, Trost gewähren.

Den Festvortrag hielt in diesem Jahre wieder einmal ein Mann, der nicht zu den zünftigen Vertretern der philologischen Litteraturgeschichte gehört: Friedrich Paulsen. Er benannte seinen Vortrag „Goethes ethische Anschauungen", aber was er gab, war in Wirklichkeit eine meisterhafte Skizze von der Entwicklung des Goetheschen Geistes überhaupt, von dem Gesichtswinkel des Philosophen aus betrachtet. Von dem radikalen Gegensatz zwischen Kant und Goethe ausgehend, den er klar und scharf beleuchtete, suchte Paulsen ein Bild von Goethes Weltanschauung zu gewinnen und seinen Hörern zu vermitteln. Kant baut seine idealistisch-kritische Philosophie auf den fundamentalen Unterschied zwischen der erscheinenden und der wirklichen Wirklichkeit; für den Realisten Goethe gibt es kein Innen und Außen: „Natur hat weder Kern noch Schale — alles ist sie mit einem Male." Aus einer Betrachtung der Beziehungen Goethes zum Christenthum, zum Spinozismus und zum Griechenthum suchte Paulsen sodann tiefer in des Dichters Wesen einzudringen, verfolgte die so analysirten Grundanschauungen in ihren Wandlungen durch die drei großen Lebensstufen Goethes hindurch und unternahm es, aus den „Wahlverwandtschaften" die entscheidenden Züge von Goethes Ethik zu deuten. Man erkennt schon aus diesen wenigen Worten, daß Paulsen gezwungen war, meist mit bekannten Dingen zu operiren; aber die Art, wie er diese Dinge behandelte, war so eigenartig, die Gruppirung der Gedanken, die Wendungen des sorgfältigen Ausdrucks so originell, die Charakterisirung so tiefdringend und feinsinnig, daß dem Hörer doch das Ganze und zahlreiche Einzelheiten in dieser Gestalt wieder völlig neu erschienen. Namentlich die Darstellung der mittleren Periode Goethes war fesselnd und aufschlußreich. Wie Paulsen das Verhalten des Dichters zur französischen Revolution, sein Verhältniß zum Hofe, zu Christiane in inneren Zusammenhang mit den Werken der Weimarer Zeit bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts brachte, das war durchaus persönlich und warf zahlreiche neue Lichter über diese Jahre der Reife.

Neben dem Vortrag pflegt die Festaufführung des Weimarer Theaters die zweite wichtige Gabe zu sein, welche die Goethe-Gäste in Weimar erwartet. Es wurden uns hier schon Dinge bescheert, die man vielleicht an andrer Stelle kaum je wiedersehen wird: Pandora, Des Epimenides Erwachen, der Bürgergeneral, die Natürliche Tochter, die Laune des Verliebten, die Vögel, Stella. Auch dem „Triumph der Empfindsamkeit", den die Hofbühne diesmal aus langem Schlafe zum Leben erweckt hatte, wird man sobald nicht wieder in einem Theater begegnen. Die übermüthige, fast possenhafte Litteraturkomödie, in der die affektirte Schärmerei der thränenseligen Zeit am Ende des 18. Jahrhunderts so schlagend verhöhnt wird, wirkte verblüffend lustig. Der Aufzug des Hofstaats des Prinzen Oronaro, der seine eigene „Natur" in Koffern und Kisten verpackt mit sich auf Reisen nimmt und zu ihrer Bewachung einen „directeur de la nature" angestellt hat, die Enthüllung der geheimnißvollen „Geliebten" dieses seltsamen Prinzleins: der aus Häckerling und empfindsamen Büchern, unter denen auch der Werther nicht fehlt, zusammengeflickten Puppe — das sind starke Bühneneffekte, die auch heute noch ihre Schuldigkeit thun. Auch heute sind uns ja die Hypersensiblen, die komisch-düstern Weltschmerzler, die papiernen Naturschwärmer und die raffinirten Dekadenten, die sich eine künstliche Wirklichkeit schaffen möchten, gar nicht so fern. Wie sagt doch der Unselige in Hofmannsthal's Dichtung „Der Thor und der Tod"? „Ich hab' mich so an Künstliches verloren, daß ich die Sonne sah aus toten Augen, und nicht mehr hörte als durch tote Ohren!"

Am meisten Hoffnungen hatten wir alle auf das Monodrama der „Proserpina" gesetzt, das Goethe der Empfindsamkeitsfarce „freventlich eingeschaltet hat". Diese gewaltige Dichtung, die sich merkwürdiger Weise im großen Publikum, auch der Gebildeten, immer noch einer erstaunlichen Unbekanntschaft erfreut, hat seit 1817, da Goethe sie wieder hervorzog, die Bühne nicht mehr betreten. Welchen Eindruck sie erwecken könnte, hat uns die Weimarer Aufführung nicht bewiesen. Denn statt daß man die erschütternde Verzweiflungsklage der Cerestochter durch ihre wundervollen, vom Prometheus zur Iphigenie überleitenden Rhythmen wirken ließ — Hedwig Niemann-Raabe hat uns vor zwei Jahren von der hinreißenden Kraft dieser Verse überzeugt —, ließ man den langen Monolog als Arie singen. Das war lediglich ermüdend, zumal da Eduard Lassen, der zu den heitern Partien des Stücks eine sehr reizvoll-zierliche Musik verfaßt hatte, der Urkraft der Goethischen Proserpina nicht entfernt gewachsen war. So trat der merkwürdige Fall ein, daß die eingeschobene herrliche Dichtung die leicht und luftig gebaute Posse in ihrer Wirkung störte! Indessen, Goethe hat das Ganze fraglos als komische Oper gedacht, und war es nicht wirkungsvoll, so war es sicher nicht stillos, das Monodrama als Opernscene zu geben. Auch sonst war die Leitung des Weimarer Theaters und die ausgezeichnete Regie des Herrn Weiser mit höchst anerkennenswerthem Eifer bemüht, dem tollen Spiel seinen Charakter zu wahren. —

Die Besucher des Goethehauses am alten „Frauenplan" fanden diesmal dort ein paar neue Schätze von besonderer Bedeutung: die drei Bilder aus dem Besitze der Bettina, die nun aus Herman Grimms Nachlaß nach Weimar gekommen sind. Das erste ist eine Kopie nach Dürers Selbstporträt mit den wallenden Christuslocken in der Münchener Pinakothek, die schon von 1809—1811 im Weimarer Goethehause hing, da der Dichter sie so sehr liebte; das zweite ein entzückendes Jugendbildnis der Maximiliane Brentano, der Tochter der „lieben Mama" Laroche und Stammmutter des romantischen Brentanogeschlechts, die neben der schönen Tochter des Amtmanns Buff an Werthers Lotte einen entscheidenden Antheil hat; das dritte und wichtigste aber ist das berühmte kleine Gruppenporträtbild der Familie Goethe im bebänderten Schäferkostüm zwischen Lämmchen und Rokokoruinen von dem Darmstädter Maler Seekatz Thoranc'schen Angedenkens aus dem Jahre 1762. Diese kostbaren Schätze waren von Bettina an ihre Tochter

Gisela, die Gattin Herman Grimms, übergegangen, der bis zu seinem Tode sein Arbeitszimmer damit geschmückt hatte. Das Seekatz'sche Gemälde hatte Bettina aus dem Frankfurter Goethehause gerettet, als sich der Haushalt der Frau Rath, wie es scheint ein wenig überstürzt, auflöste und seine Schätze unter den Hammer kamen. Man denkt an die Stelle in dem zuletzt erschienenen Bande der Goethebriefe in der Weimarer Ausgabe, die Goethe am 28. Juli 1814 auf der Reise nach Wiesbaden von Frankfurt aus an Christiane über seinen nächtlichen Spaziergang durch die Vaterstadt schrieb: „Zuletzt ging ich an unserem alten Hause vorbey. Die Haus Uhr schlug drinne. Es war ein sehr bekannter Ton, denn der Nachfolger im Hausbesitz hatte sie in der Auktion gekauft und sie am alten Platz stehen lassen." Bettina und die Ihrigen haben das reizende Schäferbildchen, das einzige mit Sicherheit nachweisbare Gemälde aus der Sammlung des Herrn Rath, mit pietätvoller Sorgfalt bewahrt. Es sieht noch heute so frisch und jugendlich aus, seine Farben haben einen solchen Schmelz und Glanz, daß ein Unkundiger auf den ersten Blick glauben könnte, er habe ein Werk der letzten Jahre vor sich. Aufs neue wird man sich hier, wie immer wieder vor den anderen Gemälden der Rokokoepoche in Weimar, vor den Landschaften Philipp Hackerts im Witthumspalais oder vor den wundervollen Bildnissen Gellerts, Rabeners und der Corona Schröter von Graff im Museum, der Thatsache bewußt, daß diese wackeren Maler am Ausgang des 18. Jahrhunderts ganz ausgezeichnete Künstler waren, daß sie vor allem das malerische Handwerk von Grund aus verstanden, daß wir damals in Deutschland bereits eine solide und entwickelungsfähige Tradition der Farbentechnik hatten, die dann durch den Konturenstil des Klassizismus jäh zerrissen wurde. Man vergleiche einmal das glänzend erhaltene Seekatz'sche Bild mit zwei der größten Meisterwerke aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, mit Menzels Tafelrunde und Flötenkonzert in der Nationalgallerie, die seit Jahren schon mit einem wahren Spinngewebe von Rissen überzogen sind, und man wird mit wünschenswerther Deutlichkeit erkennen, welch ungeheurer Schade unserer Malerei durch die maßlose Ueberschätzung der Carstens, Genelli, Cornelius zugefügt worden ist, und warum wir heute technisch immer noch von den Franzosen zu lernen haben, bei denen die klassizistische Erhabenheit die handwerkliche Tradition niemals völlig unterbrochen hat. —

Den Höhepunkt der diesjährigen Goethe-Versammlung aber bildete der Ausflug nach Ilmenau, den wir am letzten Sonntag bei den trübsten Wetteraussichten wagten. Der Klang des Namens Ilmenau ruft tausend Erinnerungen an Weimars große Zeit wach. In den Jagdgründen dieses „anmuthigen Thales" hat der junge Herzog mit seinen Geniefreunden getollt, dort entstand die ernste Mahnung des Dichters an den fürstlichen Freund, dort, in der schweigenden Majestät der dunkeln Tannenwälder, das sehnsuchtsvolle Nachtlied des einsamen Wanderers. „Wie kehrt' ich oft mit wechselndem Geschicke, — Erhab'ner Berg, an deinen Fuß zurücke." Seit jener Zeit freilich hat sich das saubere Städtchen sehr verändert. Es ist ein schmucker Badeplatz geworden, wo mehr Komfort anzutreffen ist als in Weimar selbst, es hat sich überdies zu einem Industrieplatz von bedeutendem Ruf entwickelt, in dem es sogar schon recht wohlhabende Kommerzienräthe gibt, und Jünglinge, die mit bunter Mütze durch die gewundenen Straßen ziehen, beweisen, daß hier ein Technikum blüht.

Die guten Ilmenauer fühlten sich durch den Besuch der Goethe-Gesellschaft sehr geehrt und machten gewaltige Anstrengungen, ihre litterarischen Gäste würdig zu empfangen. Sie zeigten, daß sie Dichter, Litterarhistoriker, Sänger und Redner zugleich sind, überschütteten uns mit poetischen Grüßen, die — beinahe klassisch waren, sangen uns Lieder vor, die sie vortrefflich einstudirt hatten, widmeten uns eine hübsche Festschrift, in der der Oberlehrer Paul Pasig Erinnerungen an die Goethe'sche Vergangenheit gesammelt hatte, und bei dem ausgezeichneten Festessen in der „Tanne" am Schluß des glorreichen Tages war es der Ilmenauer Kantor Kahle, einer der prachtvollsten Männer, die ich je gesehen, der sich die Krone der diesjährigen Goethe-Tischreden errang. Mit urwüchsig-schlichtem Humor erzählte der Wackere im reinsten Thüringisch von den Wetterberathungen, die in den letzten Tagen zwischen Goethe, der Ilmenauer Stadtheiligen Corona Schröter und dem lieben Herrgott „im Olymp" stattgefunden hatten, wobei sein halb christlicher, halb heidnischer Vater der Götter und Menschen ursächsisch die geflügelten Worte sprach: „'S rägnet", und mit einem oratorischen Saltomortale stürzte er sich sodann plötzlich in ein Hoch auf die Damen — der würdigste Laien-Vertreter des berufenen Damenredners der Goethetage: Alexander Meyer's, der zum allgemeinen Bedauern diesmal ausgeblieben war.

Der Morgen des Tages aber brachte eine ernste Feier am Grabe der göttlichen Corona, die vor hundert Jahren, im August 1802, in Ilmenau müde und vergessen gestorben ist und ohne Sang und Klang in die kühle Erde gebettet wurde. Die Goethegesellschaft hatte in einem schönen Hefte ihren Mitgliedern fünf der wunderbaren, einfachen Volkslieder gewidmet, die Corona Schröter nach Texten der Herder'schen Sammlung komponirt hat. Als wir „pilgernd das bescheidene Grab" besuchten, erklang eines dieser kostbaren Lieder, von den Ilmenauern mit inniger Kunst gesungen, ergreifend über den Friedhof. Bernhard Suphan hielt dann eine Ansprache, die das Bild der „Schönen-Guten", der ersten Proserpina und Iphigenie, aus tiefer Empfindung reizvoll zeichnete — man weiß aus seinem meisterhaften kurzen Nachruf auf den Großherzog Karl Alexander im letzten Goethejahrbuch, wie Suphan bei solchen Gelegenheiten Gelehrsamkeit und Herzenstöne eindrucksvoll zu mischen versteht —, und der rührend schlichte Grabstein, den die Goethegesellschaft nun erneuern will, bedeckte sich mit Kränzen. Ein ganzes Künstlerleben mit seinem Ruhm und seiner Tragik zog an uns vorüber, als die Vertreter der Stadt Guben, wo Corona das Licht der Welt erblickte und wo ihr jetzt ein Denkmal errichtet werden soll, der Stadt Leipzig, wo sie als Vierzehnjährige die ersten Triumphe erlebte und den jungen Goethe begeisterte, des Weimarer Hoftheaters, wo sie zur Epoche ihres Glanzes aufstieg, und der Stadt Ilmenau, wo sie in der Stille dahinging, ihre Spenden auf dem Hügel niederlegten . . .

Dann zogen wir hinauf zur Gabelbachhöhe und zum Bretterhäuschen auf dem Kickelhahn. Und da kam auch die ersehnte Sonne und leuchtete über die rothbraunen Dächer des Städtchens tief unter uns, über die blauen Gipfel in der Ferne und über die schlanken Tannen des Berges, auf dem wir emporstiegen. So durften auch wir beglückte Wanderer, wie einst der Dichter, an seinen „sanften Höhn ein jugendlich, ein neues Eden sehn".

Max Osborn.

Eine rheinische Bäuerin.

An einem Dezembertag des Jahres 1813 hatte Jupp Adam, ein langer, hagerer Bauernbursche, sein Pferd aus dem Stall gezogen, die Flinte seines Vaters von der Wand genommen und sich der Behörde seiner rheinischen Heimath zur Verfügung gestellt.

Er war auf einem Ritt begriffen, das rechte Rheinufer hinunter. Am andern Ufer zogen noch oft genug zwischen den Lücken der weißen Häuser schwarze Scharen vorüber — hin und wieder blitzte auch noch ein Schuß auf.

Er hatte einen Kameraden gehabt, einen lustigen, stämmigen Kerl aus der Gegend hinter den sieben Bergen,

war aber von ihm abgekommen. Als er nun so dahinritt, die Landstraße hinunter, weit hinauf und hinab kein anderes Haus, als neben ihm ein rauchendes Viereck von Steinen, in dem noch die schwarzen Balken in den Himmel starrten, sah er mit einem Mal etwas die Straße heraufkommen: ein Franzose, der irgendwie zurückgeblieben war, mit langen Beinen, mit bloßem Kopf, ohne Waffe, selbst ohne den Riemen des Seitengewehrs, nur einen Laib Brod unter dem Arm — und hinter ihm her, mit kürzeren und schnelleren Beinen eine Bäuerin in den mittleren Jahren, die eine Schürze vorgebunden hatte und in der Hand eine kurze Sichel mit sich schleppte.

Er hielt seinen Gaul an und wartete, ohne seine Flinte vom Rücken zu nehmen und anzuschlagen. Der Bursche kam auf ihn zu mit seinen baumlangen Beinen, und immer hinter ihm her die kleine Frau, die ihm zusehends näher auf den Leib rückte.

Schließlich stand Jupp bei ihm, nachdem er schon aus der Entfernung sein Gesicht betrachtet hatte, sprach einige französische Worte, und als er sah, daß der andere ihn nicht verstand, faltete er die Hände und lachte ihn mit treuherzigen schwarzen Augen an wie ein Kind.

Die zweite, die bei ihm stand, war die Frau. Und sofort machte der Franzose zwei lange Schritte und stellte sich hinter ihn.

Jupp lenkte seinen Schimmel zwischen beide, so daß auf jeder Seite seines Sattels einer stand. „Wat es loß, joode Frau?" fragte er.

„Dä Mann dao jehürt mir," sagte die Frau mit einer leisen, sicheren Stimme und ging um das Pferd herum, indem sie die Hand mit der Sichel hob. Der Franzose ging ebenfalls herum und lachte ihn an.

„Weshalv jehürt ä üch?" fragte er weiter.

„Denkt üch, ä hät ming Mädche von vierziehn Jaohr op et Struh geschmesse, dat se für ihr Levve onglöcklich jemaacht es, on hät minge Jong von zwölf Jaohr, dä ihr helfen wollt, dud jeschosse."

„Wat? On jetzt es dat Aos dobei, dä lange Käel, vür üch dovon zo loofe?"

Sie ging wieder um das Pferd herum, der Franzose ebenfalls.

Der Bauer hob seinen Fuß aus dem Steigbügel und berührte ihn ziemlich derb damit. „Bliev staohn", sagte er, „du bes jetzt min Jefangene on stehst jetzt unge mingem Schotz".

Er sah die kleine Frau an: das war nur eine einfache, gute Frau mit mageren Händen — ein starkknochiges Gesicht, von der Rheinluft braun gebrannt, mit zwei hellen blauen Augen und gescheiteltem, schon ein wenig grauem Haar darüber, aber auf diesem Gesicht eine so merkwürdige Ruhe, ein so sonderbares Leuchten aus den Augen, daß Jupp sich nicht länger darüber wunderte, daß der lange Kerl vor dieser Frau davon lief. „Jeweß", sagte er, „dann jehürt ä üch, ävve die Saach es die: mir möffe ihn irsch vür et Kreegsjereech brenge."

„Jaoht mir met däm Kreegsjereech! Wat he zo maache es, dat maachen ech esu jood wie et Kreegsjereech," sagte die Bäuerin und wollte wieder an den schwarzhaarigen Burschen heran.

„Halt!" rief er, „jetzt gehürt ä mir: mir seen doch keen Straoßeräuvere. Ech bedden üch, leeve Frau, blievt rohig he, wao ihr zu Huus sed: ech wäede däm Käel alt sing letzte Sopp jevve."

„Nä, ä gehürt mir," versetzte sie eigensinnig, „wat hät ä üch jedaohn?"

„Loß Käel", sagte er, nahm seine Flinte und stieß ihm dem Kolben in den Rücken, „setz ding Been en Bewäjung".

Der Franzose lachte dankbar zu ihm herauf.

„Eene Schrett, dä du naoch en ander Sik dhees als du sollst, on du häst ding Blei em Schädel."

Der Franzose verstand die breiten deutschen Worte nicht und lachte. Da legte Jupp die Flinte quer über den Sattel vor sich hin und entsicherte das Schloß: das verstand er und trottete nun vor der Schnauze des Gaules her, indem er beide Hände in die Taschen steckte und vorsichtig den Kopf nach der Frau hindrehte.

Die Frau ging neben dem Pferd her, faßte Jupp an den Stiefel, um ihn zurück zu halten, und sagte: „Sed ihr onsere Fründ oer sed ihr ene Fründ dä Franzuuse? Ech han üch doch gesaaht, wat dä Mann mir jedhaon hät."

Und er: „Leeve Frau, ä hät üch jeweß e juuß Leed aanjedhaon, on et wöör wohl et Beste, enem solche Lomp aohne lange Prozeß dä Schädel en zu schlage. Jlöövt nur net, dat me dao lang Jescheechte mit ihm määht: morje öm diß Zik hevv dä Käel sing lang Been net mieh von dä Aed op."

Und die Frau wieder: „Nä, driht üer Päed öm on riggt naoh irgend Sik dovon — mir zweihe wäeden ons Saach schnell avjemacht han."

Und er wieder: „Wat wollt ihr met dem Mann? Ä es wehrlos, ä steht en mingem Schotz."

Die Frau sah eine Zeit lang geradeaus, dann sagte sie leise: „On minge Jong on ming Mädche, waoren die vielleech net wehrlos? Ihr wäed mir doch erlööve, dat ech ming zwei Kinder en Schotz nemme?"

„Joode Frau", sagte er, „es dat net jääje üer Chreestendhom, wat ihr do dhaon wollt?"

Sie antwortete nicht und sah immer geradeaus mit ihren so sonderbar hell aus dem verbrannten Gesicht hervorstrahlenden blauen Augen.

„Ihr dhood mir jeweß von Häzze leed", tröstete er sie, „ävve jääje 't Jesetz kann ech deshalv net handele".

„Hät e r naoh dem Jesetz jehandelt?"

„Et es alles ömesöns bei üch", sagte er, schüttelte ihre Hand von seinem Stiefel und ließ seinen Schimmel einen frischeren Schritt nehmen. Der Franzmann vor ihm fing in Folge dessen ebenfalls an, flinker auszugreifen, indem er dabei von seinem Brod große Stücke mit den Zähnen abriß und mit Heißhunger hinunterschlang.

Aber die Frau blieb immer bei ihnen. Mit ihren kurzen und schnellen Beinen war sie immer dicht hinter dem Schweif seines Pferdes. Sie schürzte ihren Rock mit der freien Hand und bewegte fortwährend die Lippen im Selbstgespräch. Ob sie ihr Vorhaben vor sich selber rechtfertigen wollte, ob sie Verwünschungen gegen ihren Gegner, Klagen um ihre Kinder murmelte, ob sie betete — man sah es nicht. Hin und wieder wischte sie sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn. Einmal drehte Jupp sich herum, und sah, daß sie Thränen in den Augen hatte.

Er hielt an: „Wollt ihr no net endlich vernönftig wäede?" sagte er, „feeht, ech wäede jetzt mingem Schimmel die Sporre jevve."

„Ä jehürt mir", murmelte sie.

„Ech wäede dä Franzuus zo mir en de Sattel nemme, on me wäede üch op die Art doch davon komme. Alſo blievt leeve von selve zuröck on jaoht naoh Huus. Ech jevven üch ming Waoet, dat ihr zu üerem Rääch komme sollt."

Damit fuhr er dem Gaul in die Seiten, und nothgedrungen lief auch der Franzose mit langen Sätzen dahin, indem er sein Brod wieder unter dem Arm trug.

Aber da scheute das Pferd und stellte sich und biß an seinem Eisen: die Frau hing hinten mit beiden Händen am Schweif und ließ nicht los.

Jupp sprach einen Fluch aus und überlegte ... Dann sprang er aus dem Sattel, klopfte dem Gaul beruhigend auf den Hals, nahm einen Strick aus der Satteltasche und ging zu dem Franzosen hin, um ihm die Hände zu binden.

Der schien das schon zu kennen, denn wie er den Strick sah, legte er seine Hände wie ein Kreuz übereinander und

hielt sie hin, immer mit seinem dankbaren Kinderlächeln, während ihm sein Brod zur Erde fiel.

Jupp that nicht, als ob er es mit zwei Damenhänden zu thun gehabt hätte: das Lächeln des Franzosen nahm einen schmerzlichen Ausdruck an. Aber als er da oben gefesselt war, sagte er ihm außerdem: „Lääg dich hen!“ und als er das nicht verstand und ihn ansah, stieß er ihm die Fäuste in die Kniekehlen und setzte ihn so ins Gras.

Dann band er ihm die Füße, einen an den andern, wobei der Franzose mit sachverständiger und sogar ein wenig beifälliger Miene zusah.

Er ließ nun seinen Schimmel gehn und grasen und setzte sich in einiger Entfernung von seinem Gefangenen, sein gutes Gewehr über die Schenkel gelegt, gleichfalls an die Erde. Er holte sein Abendbrot aus der Tasche und wollte so seinen Kameraden erwarten.

Die dritte, die sich niedersetzte, war die Bäuerin. Und wie jener seine Flinte, legte sie ihre Sichel vor sich in ihren Schoß.

Jupp beobachtete sie.

Sie brachte mit den Fingern ihren Scheitel in Ordnung und steckte die Strähnen fest, die bei dem schnellen Lauf heruntergefallen waren. Sie zog ihre Schuhe aus und schüttelte die Steine, die sich darin angesammelt hatten, zur Erde.

Er rief ihr zu, ob sie mit ihm zu Abend essen wolle. Sie sah ihn an und antwortete nicht. Er ging trotzdem zu ihr hin und schnitt ihr mit seinem verrosteten Messer von seinem Wenigen ab, so viel wie auf einen jeden von ihnen kam.

Der Franzose war unterdessen damit beschäftigt, seinem Laib Brod, so oft er ihm davon rollte, nachzurutschen und ihn mit seinen weißen Zähnen wieder zu holen.

So saßen die drei da. Die Sonne ging unter.

Die Frau sprach kein Wort mehr, ließ aber auch ihren Franzosen nicht aus den Augen.

Jupp nahm ihre Sichel, trat sie in zwei Stücke, drehte diese schief und krumm und warf sie in weitem Bogen in den Rhein. Die Frau ließ es mit einem traurigen Ausdruck in ihrem Gesicht geschehen.

Es wurde dunkel, und vom Wasser herauf stieg ein kalter Nebel.

Jupp ging zu seinem Schimmel hin, schnallte seine Decke ab und brachte sie der Frau. Sie dankte ihm, indem sie flüchtig wie ein junges Mädchen erröthete, und legte sich die Decke um die Schultern. Dann setzte er sich wieder neben seinen Gefangenen, in der Absicht, wach zu bleiben.

Er fing nun an, über dies und das nachzudenken. Er war die ganze vergangene Nacht nicht aus dem Sattel gekommen und so müde, daß er die Knie hoch zog und das Gesicht darauf ruhen ließ. So schlief er ein. —

Er schlug auf einmal die Augen auf, hob den Kopf und sah die Sterne über sich. Erschrocken sprang er auf. Aber da saß der Franzose und lachte ihn an wie immer, und da hinten saß die Frau wie ein formloses Bündel im Dunkel und regte sich nicht.

Er ging zu ihr hin und sah ihr ins Gesicht. Natürlich, sie hatte die Augen zu und schlief — nein, sie hatte die Augen auf und sah ihn ruhig an.

„Zom Teufel!“ dachte er, „ech well jetzt schlaofe. Der Franzuus wied schon waach blieve on dich wecke, wenn ä dich nüüdig hät.“ Er legte sich auf die Seite, nahm sein Gewehr fest in den Arm und schlief, zusammengekauert, das Kinn an den Knieen, wieder ein.

Und wirklich — der Franzose weckte ihn.

Er sah ein Gesicht über sich — nicht mehr das lachende, sondern ein verzerrtes jetzt und todtenweißes. Er gab einen unwillkürlichen Laut von sich, ehe er noch sah, was los war, und griff nach seiner Flinte — sie war nicht mehr da. Er sprang auf mit Knieen, die vom Schrecken gelähmt waren.

Der Mond war aufgegangen, und zwanzig Schritte vor sich sah er die Frau an der Erde knieen und sein Gewehr zum Anschlag an die Backe halten. Die erhobenen Hände blieben ihm in der Luft stehen.

„Öm Joddeswelle, Frau!“ rief er, „wat dhood ihr? Et es jao onmöglich, dat Korn zo seehn, ihr trefft jao mich!“

Der Franzose wälzte sich winselnd, mit Tönen, die nichts Menschenähnliches mehr hatten, an der Erde herum und versuchte aufzustehen. Er wollte hinter den andern, um Deckung zu finden. Endlich arbeitete er sich mit Knieen und Ellenbogen in die Höhe und fiel mit seiner Schulter gegen Jupps Schulter.

Die Frau folgte mit ihrem Flintenlauf allen seinen Bewegungen. Jupp packte ihn mit kräftiger Faust beim Nacken und hielt ihn, so weit als sein ausgestreckter Arm reichte, von sich ab. Wie eine Zielscheibe hielt er ihn dem Flintenlauf hin — da! der Schuß!

Er wich noch unwillkürlich von dem Franzosen zurück, aber da lag der lange Bursche auch schon bäuchlings im Gras und zuckte merkwürdig mit den Händen. Jupp athmete auf und bückte sich, indem er ihm den Schweiß von der Stirn wischte: hinten am Schädel des Franzosen, mitten in dem krausen Schwarzhaar, war ein kleines, dunkles Loch, aus dem ein Tropfen Blut sickerte.

„Teufel!“ dachte er, „dat waor zwei Händ breit nevve dingem Herzschlag“, und ein Gefühl freudiger Bewunderung der guten Augen und der starken Hände der Bauernfrau da durchströmte ihn.

Der Bursche lag nun ganz still. Er drehte ihn um, daß er auf dem Rücken lag, und drückte ihm sein rechtes Auge zu, das allein noch offen stand und ihn im Mondlicht anstarrte.

Die Frau kam und gab ihm sein Gewehr zurück.

Er gab ihr die Hand und sah ihr ins Gesicht, in dem die Augen immer noch so sonderbar leuchteten.

„Et es schad für dä höbsche Jong“, sagte er, „ä es höchstens sing achtzehn alt, över ech han ming Pflech jedhaon — on, zom Donnerkiil, ihr ooch, joode Frau.“

Damit nahm er seine Decke, kletterte in den Sattel und ritt weiter den Rhein hinab.

Vom andern Ufer drang leise das Geräusch von Feldflaschen herüber, die an die Bajonette anschlugen — ein Geräusch, das die jedesmal vorgesetzten Beine einer marschirenden Abtheilung hervorbringen.

Bonn. Wilhelm Schmidt.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 36. Berlin, den 7. Juni 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Friede in Südafrika ist geschlossen; die Riesenkraft Englands und englische Zähigkeit haben gesiegt über ein kleines Heldenvolk. Nunmehr hat eine andere englische Eigenschaft sich zu bewähren; die Fähigkeit widerstrebenden Gegnern das Leben in einer englischen Kolonie erträglich zu gestalten. Die Aufgabe ist in Südafrika eine außerordentlich schwierige. Hoffentlich gelingt es England, damit der Friede den heimgesuchten südafrikanischen Gegenden erhalten bleibe, auch dies Ziel zu erreichen, das vom humanen Standpunkt aus vor allem erstrebenswerth ist.

Der Handelsvertragsverein hat in einer stark besuchten Sitzung seines weiteren Ausschusses einstimmig eine wichtige Resolution angenommen, die dem Reichskanzler überreicht werden soll. Es heißt in jenem Schriftstück:

„Das weite Entgegenkommen, welches den Agrariern im Zolltarifentwurf bewiesen worden ist, hat das Verlangen nach höheren Agrarzöllen nur gesteigert. Die von der Mehrheit der Zolltarifkommission beschlossenen Zollsätze für landwirthschaftliche Erzeugnisse, deren Verwirklichung den Abschluß selbst ungünstiger Handelsverträge verhindern müßte, bewiesen, daß es nicht möglich ist, mit der agrarischen Bewegung zu einer Verständigung zu gelangen. Die Macht und die Gefährlichkeit der Agrarier wird erhöht durch ihre Verbindung mit den industriellen Hochschutzzöllnern, welche namentlich auf Halbfabrikate Zölle verlangen, die den agrarischen an Uebertreibung in nichts nachstehen. Der Verfeinerungsindustrie, in welcher die weitaus größte Zahl der deutschen Arbeiterschaft beschäftigt ist, würden nicht nur durch die Lebensmittelzölle die Produktionskosten gewaltig gesteigert, sondern auch die von ihr zu verarbeitenden Materialien in bedenklicher Weise vertheuert werden. Sie würde damit nicht in der Lage sein, ihren Wettbewerb auf dem ausländischen Markte aufrecht zu erhalten. Der Handelsvertragsverein, in welchem der überwiegende Theil der deutschen Industrie mit ihrer großen Arbeiterschaft vertreten ist, legt auf das Entschiedenste Verwahrung ein gegen die Behauptung, daß eine derartige Ausgestaltung des deutschen Zolltarifes im Sinne einer hochschutzzöllnerischen Abschließungspolitik den Bedürfnissen der deutschen Industrie und des Handels entspreche."

Es ist beachtenswerth für die Entwicklung der handelspolitischen Fragen, daß die Zahl der Mitglieder des Handelsvertragsvereins sich ständig vermehrt, während aus dem hochschutzzöllnerischen Centralverband Deutscher Industrieller Firmen von Weltruf ihren Austritt erklären.

Ein Student hatte Mittheilungen aus einem Kolleg des Prof. Schmoller der Presse zugeschickt, und er war von Prof. Schmoller darauf wegen dieser unbefugten Veröffentlichung verklagt worden. Das Gericht verurtheilte den Studenten.

Dieses Vorgehen des Prof. Schmoller war schon an und für sich unsympathisch; aber man konnte bis zu einem gewissen Grade es für berechtigt erachten, daß ein Professor sich vor unbefugter Veröffentlichung der Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Thätigkeit schützen will. Es konnte Prof. Schmoller wichtig erscheinen, das Prinzip dieses Schutzes einmal zu statuiren. Es gehört freilich immerhin eine gewisse, nicht beneidenswerthe Aufopferungsfähigkeit dazu, sich dazu herzugeben, mit den Mitteln des Prozesses ein berechtigtes Prinzip gegen einen jungen Menschen rücksichtslos zur Anwendung zu bringen, der schließlich nur aus Laxheit gefehlt hat.

Nunmehr hat auch die Universitätsbehörde aus diesem Prozeß die Consequenz gezogen; sie hat dem Studenten die Unterschrift unter das Consilium abeundi abverlangt, mit der Motivirung, die Universitätslehrer hätten ein unbedingtes Recht darauf, daß ohne ihre Erlaubniß nichts, was innerhalb der Mauern der Universität geäußert wird, in die

Oeffentlichkeit gebracht werde. Wenn eine solche Verordnung in einem katholischen Kloster als Ordensregel zur Herrschaft gebracht wird, so würde jeder freie Geist sich hierüber empören; daß aber eine Anstalt, die ein freies Geistesleben fördern soll, diesen Zwang und diese Unfreiheit proklamirt, ist erstaunlich, ist im höchsten Grade bedauerlich und ist lächerlich zugleich, weil ein solches Schweigegebot undurchführbar ist.

Die öffentliche Diskussion macht heute vor keiner Mauer halt, nicht vor den Vorgängen in der Schule, nicht vor den Vorgängen im Konklave, nicht vor den Vorgängen im Königsschloß, nicht vor den Vorgängen in der Kaserne und in der Fabrik des Privaten, und nun soll nichts herausdringen in die Oeffentlichkeit von dem, was sich innerhalb der Wände einer Universität abspielt; der öffentlichen Kenntniß und der öffentlichen Erörterung soll es entrückt sein, was ein Professor sagt. Eine solche chinesische Mauer läßt sich nicht aufrichten, und daß der Versuch gemacht worden ist, zeigt leider, daß die entscheidenden Instanzen der Berliner Universität von einem unfreien und unmodernen Geiste beseelt sind. Auch ein Universitätslehrer steht nicht außerhalb des modernen Lebens, und die Universitätslehrer von Bedeutung haben gewiß nicht eine Erörterung dessen, was sie sagen, zu fürchten. Die öffentliche Meinung wird ihnen gegen jeden Angriff und gegen jeden Mißbrauch in der Reproduktion ihrer Aeußerungen zu Hilfe kommen. Ein unwirksames Schweigegebot gebrauchen *sie* nicht.

In der neuen französischen Kammer haben die zuverlässigen Republikaner ihren ersten Sieg erfochten. Der theatralische Deschanel, den die Rechte unterstützte, erhielt 267 Stimmen, und Bourgeois wurde gegen ihn von der Linken mit 303 Stimmen gewählt. Die Abstimmung ist eine geheime, und manch lauer Republikaner konnte also Deschanel seine Stimme geben; gleichwohl war die Majorität groß; sie zeigt, daß Waldeck-Rousseau nicht umsonst gearbeitet hat.

Das Ministerium, das das Werk von Waldeck-Rousseau fortsetzen soll, ist noch nicht gebildet.

* * *

Der Friede in Südafrika.

Nach einem Kampfe von zwei und drei viertel Jahren ist es England gelungen, die Buren zum Frieden zu zwingen. Der Friede ist für die Buren ungünstig. Sie verlieren ihre staatliche Selbständigkeit; sie haben keine Garantie, daß in kurzer Zeit die eroberten Gebiete eine Selbstverwaltung erringen werden; das Schicksal der sogenannten Kaprebellen ist nicht gesichert; und es ist nur zu hoffen, daß König Eduard VII. seine Krönung zu einer umfassenden Amnestie benutzen wird, damit nicht der bitterböse Krieg durch die Abstrafung der aufständischen Holländer aus der Kapkolonie noch ein widerwärtiges Nachspiel in russischem Stile erhalte. Das ist zu erhoffen und nach englischer Tradition sogar zu erwarten. Aber diese Milde wäre alsdann kluge Gnade und nicht ein Ergebniß des Widerstandes der Buren. Den Buren wurde zugestanden die Möglichkeit, das südafrikanische Holländisch in den Schulen weiter zu pflegen; sie erhalten Geld zum Wiederaufbau ihrer Farmen und keiner der Kämpfer aus den Republiken soll eine Strafe erleiden, es sei denn, daß er sich gemeiner Verbrechen schuldig gemacht hat. Alle diese Zugeständnisse zusammengenommen bedeuten nicht viel. Entscheidend bleibt nur eins, daß überhaupt ein Friedensvertrag zwischen beiden Parteien zu Stande gekommen. Das Programm Kitchener's aus dem Herbst vergangenen Jahres, daß jeder Bur, der nicht bis zu einem bestimmten Zeitpunkt die Waffen niedergelegt habe, als Wegelagerer behandelt werden würde, ist todter Buchstabe geblieben und auch das Wort von Salisbury „unconditional surrender" ließ sich nicht durchführen. Als besiegte, aber aufrechte Männer, die sich diese Stellung als kriegführende Macht durch ihre Tapferkeit bis zum Ende zu wahren gewußt haben, unterzeichneten die Buren das Friedensdokument. Das ist der Lohn, ein moralischer Lohn für eine Zähigkeit, eine Vaterlands- und Freiheitsliebe, wie sie die Geschichte nicht oft verzeichnet hat. Welche Schäden auch die Verwaltung, namentlich Transvaals aufgewiesen haben mag, eine Bevölkerung mit dieser Qualität ist der Bewunderung der Welt sicher.

England hat sich durch den Krieg gegen die Republiken einen großen Besitz von Sympathien in allen Himmelsgegenden verscherzt. Zum Heile für die Welt fallen nicht dem Stärkeren, weil er der Stärkere ist, die allgemeinen Sympathien zu, sondern dem tapferen Schwächeren. Aber leugnen kann man nicht, daß auch England eine Zähigkeit in der Verfolgung seines Zieles gezeigt hat, die der Welt immer imponirt, und die um so beachtenswerther ist, weil der Krieg dem Vereinigten Königreich die schwersten Enttäuschungen, Niederlagen und wieder Niederlagen gebracht hat. Gleichwohl ging die englische Politik ohne Schwanken den einmal eingeschlagenen Weg weiter, und das Riesenreich mit seinen riesigen Hilfsquellen erdrückte schließlich die beiden kleinen Republiken, die schwerlich je über 50 000 Mann ins Feld gestellt haben. Traten nicht weitere, schwere internationale Komplikationen ein, so mußte solches Ende unter *einer* Voraussetzung sich ergeben; die englische Energie durfte nicht nachlassen. Die englische Kraft zeigte sich darin, daß sie durch keine schwere Enttäuschnng ins Schwanken gebracht werden konnte, und solch eine Kraft ist eine staatserhaltende Macht, sie ist ein Maßstab dafür, was England als Gegner bedeutet.

Es ist müßig, darüber noch jetzt politisch zu philosophiren, ob England bei so hohem Einsatz das Spiel hätte wagen sollen, selbst jenes Spiel, das schließlich siegreich war. Das Spiel ist gewonnen, und es fragt sich heute, was ergibt sich aus dieser Sachlage.

In Südafrika gibt es eine Bevölkerung, die in diesem Augenblick erleichtert über den Abschluß des Friedens aufathmen mag; aber die Erbitterung wird in die Herzen jener Tausende schnell zurückkehren, die den Untergang des Vaterlandes beklagen, die Todte beweinen, die zu ihren verbrannten Farmen und verwüsteten Feldern zurückkehren. Die Kapholländer sind ihrem Temperament nach keine Iren, und keine Polen; ihr Haß lodert nicht wild auf, aber Feindschaft und Bitterkeit gegen England wird in ihren Herzen auf Jahrzehnte wohnen. Man darf die Fähigkeit der Engländer, vernünftig und tolerant zu regieren, sehr hoch veranschlagen; eine gleiche Aufgabe, wie sie jetzt in Südafrika zu lösen ist, fiel ihnen niemals zu — auch nicht in Kanada — seitdem England die Iren unter seine Füße getreten hat, und das irische Problem ist noch heute voller Gefahren. Also auf lange Zeit hinaus wird Südafrika englische Kräfte stark in Anspruch nehmen.

Eine weitere Wirkung.

Unzweifelhaft ist es, daß das englische Selbstgefühl aus diesem Kriege neugekräftigt hervorgegangen ist. Die Politik Chamberlain's hat gesiegt, und diese Politik kann für die Welt ernste Gefahren bringen.

Man muß sich der Zeit vor dem Ausbruch des Burenkrieges erinnern. Damals irrlichterirte Chamberlain nach allen Seiten in der Politik herum und trat provokatorisch bald gegen diesen bald gegen jenen Staat auf. Wird diese englische Politik jetzt wieder beginnen, gesteigert durch das Bewußtsein, daß nach allem Auf und Ab doch schließlich auch in Südafrika die Macht und Zähigkeit des vereinigten Königreiches zum Ziele gelangt sind? Wird diese Politik

aggressiver Rücksichtslosigkeit sich mit den Plänen zur Ausgestaltung eines engen politischen und wirthschaftlichen Zusammenschlusses des Vereinigten Königreiches und der Kolonien verbinden und werden diese imperialistischen Versuche die Reibung mit anderen Staaten erhöhen?

Vielleicht sind aber auch an der imperialistischen Politik in England die schweren Erfahrungen der letzten Zeit nicht spurlos vorübergegangen, und vielleicht hat der zähe Widerstand der Buren auch in den Chamberlain'schen Kreisen die Ueberzeugung gezeitigt, daß es nicht rathsam ist, für das beste Instrument die Faust zu halten, um mit ihr auswärtige Fragen nach Wunsch zu formen und zu gestalten.

Nach diesem Ausgang des südafrikanischen Krieges wird Chamberlain in der Politik seines Landes noch eine große Rolle spielen; ein Charakter, wie er, giebt die Pläne, die er gefaßt hat, gewiß nunmehr nicht auf. Ob er die Methode zu ihrer Verwirklichung einer Revision unterzieht, das muß abgewartet werden.

Ein Glück wäre es gewiß, wenn das Blut und Unglück des südafrikanischen Krieges die Welt mit einem Segen, wenigstens unmittelbar beschenkte; wenn das tapfere Schwert der Buren die Auswüchse Chamberlain'scher imperialistischer Politik fortgeschnitten hätte.

P. Nathan.

Parlamentsbriefe.

XX.

In der abgelaufenen Woche ist aus den parlamentarischen Verhandlungen des Reichs und Preußens als der weitaus interessanteste Vorgang die Behandlung hervorzuheben, welche der Versuch der Agrarier des preußischen Abgeordnetenhauses, die preußische Regierung über die agrarischen Zollsätze der Tarifvorlage hinauszudrängen, seitens der agrarfreundlichen preußischen Regierung erfahren hat. Die Aufforderung, welche in einem von nahezu sämmtlichen Konservativen und fast allen Centrumsleuten des Abgeordnetenhauses eingebrachten Antrage feierlich an die preußische Staatsregierung gerichtet war, den extrem agrarischen Beschlüssen der Reichstagstarifkommission Hilfe und Förderung zu gewähren, wurde von dem Ministerpräsidenten und Reichskanzler Grafen Bülow, noch bevor die Antragsteller überhaupt zur Begründung das Wort genommen hatten, a limine mit dem Hinweis darauf abgewiesen, daß die Einzellandtage in dieser zur Kompetenz der gesetzgeberischen Faktoren des Reichs gehörenden Angelegenheit nicht mitzureden hätten. Der Standpunkt ist korrekt und eigentlich selbstverständlich für eine Regierung, an deren Spitze ein Ministerpräsident steht, der zugleich Reichskanzler ist. Man ist aber bei uns an die Schwäche und Nachgiebigkeit der Regierung allen agrarischen Prätensionen gegenüber so sehr gewöhnt, daß das Selbstverständliche hier wie eine Ueberraschung wirkte, und zwar nicht bloß auf die Liberalen, sondern auch auf die konservativen und klerikalen Stützen von Thron und Altar, die sich einer solchen entschiedenen Antwort augenscheinlich nicht versehen hatten. Für die parlamentarische Konfusion, in der wir leben, ist es übrigens bezeichnend, daß den Parteien, mit denen doch die Regierung ihre Wirthschaftspolitik treiben will, von der ablehnenden Haltung des preußischen Ministeriums nicht vorher Kenntniß gegeben wurde. Unter Freunden pflegt es sonst Sitte zu sein, daß man sich nicht öffentlich bloßstellt. Oder haben die Antragsteller gewußt, welches Schicksal ihrem Antrage bevorsteht, aber nicht daran geglaubt, daß die Regierung, welche schon so viele Zeichen von Schwäche gegeben hat, ihre Warnung wahrmachen würde? Auch das wäre ja charakteristisch genug. Aber einerlei, wie die Sache im Einzelnen zusammenhängen mag, es war interessant und erfreulich, daß unsere agrarischen Heißsporne ein wenig durch den ihnen applizirten kalten Wasserstrahl abgekühlt worden sind. Welche weitergehenden politischen Folgen der Vorgang haben wird, ist noch nicht zu erkennen. Die Politik des Grafen Bülow ist ja von ganz wirksamen dramatischen Einzeleffekten bisher überhaupt begleitet gewesen. Was ihr gefehlt hat, war eine dauernd feste und konsequente Haltung, und ohne diese lassen sich auf dem schwierigen Felde der Zoll- und Handelspolitik werthvolle Früchte nicht ziehen.

Die Polenvorlage ist in überraschend kurzer Zeit unter Dach und Fach gebracht. Es handelt sich um die Kleinigkeit von einer viertel Milliarde Mark und ferner um sogenannte Germanisirungsmaßregeln, die bisher im wesentlichen nur zur Stärkung des Polenthums beigetragen haben. Nichtsdestoweniger hat nicht nur die Kommission, der die Vorlage zur Prüfung überwiesen war, sondern auch das Plenum die gewünschten 250 Millionen Mark im Handumdrehen bewilligt. Die Freisinnigen beider Richtungen und das Centrum haben einer solchen Politik ihre Zustimmung nicht gegeben.

Die Agrarier des Abgeordnetenhauses, welche mit ihrem Vorstoß auf zollpolitischem Gebiet so schlecht abgeschnitten haben, sind auch von der Antwort nicht besonders befriedigt worden, welche ihnen der Landwirthschaftsminister auf eine Interpellation gab, wie es mit der Einführung von Kriminalstrafen beim Kontraktbruch ländlicher Arbeiter stehe. Herr von Podbielski konnte den ungeduldigen Fragern nur in Aussicht stellen, daß dem Landtag ein Gesetzentwurf über diese Materie voraussichtlich in der nächsten Session zugehen werde. Der Gesetzentwurf werde aber keine Strafbestimmung gegen die kontraktbrüchigen Arbeiter, sondern nur gegen diejenigen enthalten, welche solche Arbeiter zum Kontraktbruch verleiten oder kontraktbrüchige Arbeiter in Dienst nehmen. In dem bei dieser Materie für Preußen vorbildlichen Kleinstaat Anhalt sind auch die kontraktbrüchigen ländlichen Arbeiter mit Kriminalstrafen bedacht. Unsere preußischen Agrarier glauben, einen gerechten Anspruch darauf zu haben, daß Preußen hinter keinem anderen deutschen Staate an reaktionären Maßnahmen zurückbleibt. Sie werden es deshalb demnächst sicherlich nicht an Amendements fehlen lassen, durch welche das preußische Kontraktbruchgesetz auf das Anhalter Niveau herabgedrückt wird. Charakteristisch ist übrigens, mit welcher Nonchalance man sich auch bei dieser Gelegenheit über die Frage der Kompetenz der Partikulargesetzgebung hinwegsetzt. Früher war man sorgfältiger beflissen, dem Reiche zu geben, was des Reiches ist. Aber was ist unsern heutigen Interessenpolitikern die Reichsverfassung, wenn sie glauben, irgendwo ein kleines Vortheilchen erwischen zu können!

Im Reichstage beherrschen Zucker und Branntwein die Szene. Trotz der emsigsten Bemühungen des Zuckerkartells scheint die agrarische Fronde doch keine Neigung zu haben, ernsthaft die Ablehnung der Brüsseler Zuckerkonvention zu versuchen. Eine solche Verwerfung könnte den Zuckerinteressenten doch allzu theuer zu stehen kommen. Auch könnte die Reichsregierung, will sie nicht allen politischen Kredit verlieren, sich eine solche Verwerfung nicht gefallen lassen, ohne für unsere Agrarier recht unbequeme Konsequenzen aus der Ablehnung zu ziehen. Man wird also voraussichtlich mit sauersüßer Miene die Konvention gutheißen, nachdem man eine Ermäßigung der Verbrauchsabgabe von 20 auf 15 oder gar 14 Mark erlangt haben wird.

Die Branntweinsteuernovelle ist durchgesetzt worden. Das Gebäude ist nach unsäglicher Mühe fertiggestellt, nun können die Reparaturen wieder beginnen. Unsere Branntweinsteuergesetzgebung ist allmählich ein gesetzgeberisches Monstrum geworden, das in der Komplizirtheit seines Räderwerks der Phantasie eines verrückt gewordenen Mechanikers entsprungen zu sein scheint.

Zucker und Branntwein sollen in der nächsten Woche an einem Tage für die Schlußabstimmung serviert werden. Dann will der Reichstag quasi re bene gesta sich bis zum Herbst vertagen und der unglücklichen Zolltarifkommission das Feld überlassen, damit sie im Schweiße ihres Angesichts gegen Diäten daran arbeite, das Unzulängliche Ereigniß werden zu lassen. Auch das Abgeordnetenhaus liegt in den letzten Zügen.

Die Agrarier stehen in beiden Parlamenten hungrig vom Tisch auf. Der Groll, einstweilen nur mit einigen kleinen Happen abgefunden zu sein, hat aber den Appetit nach den Arbeitsersparnissen der breiten konsumirenden Bevölkerung noch wesentlich gesteigert, und wer nicht hungrig ist, stellt sich wenigstens so, einmal weil man überhaupt nie genug bekommen kann, und zweitens aus esprit de corps. Sobald die agrarischen Kollegen über wachsende Noth schreien, fürchtet man, nicht bloß politisch, sondern auch gesellschaftlich geboykottet zu werden, wenn man sich herausnehmen würde, nicht mitzuklagen.

Proteus.

Die Bestrafung des Kontraktbruchs ländlicher Arbeiter.

Bekanntlich sind in den letzten Jahren in mehreren mitteldeutschen Kleinstaaten, z. B. in Anhalt und in Braunschweig, Strafbestimmungen gegen den Kontraktbruch ländlicher Arbeiter im Wege der Landesgesetzgebung erlassen worden. Nach Zeitungsnachrichten ist ein entsprechendes Gesetz auch in Sachsen-Weimar in Vorbereitung. Schließlich ist von Zeit zu Zeit immer wieder davon die Rede, daß dem preußischen Landtage ein Gesetzentwurf betreffend die Bestrafung des Kontraktbruchs ländlicher Arbeiter vorgelegt werden solle. Jetzt ist den Agrariern in Preußen die Zeit zu lang geworden, und sie haben eine diesbezügliche Interpellation im Abgeordnetenhause zur Verhandlung gebracht.

Unter diesen Umständen ist es von Interesse, einmal festzustellen, welche Stellung bezüglich der Frage der Kompetenz der Landesgesetzgebung zum Erlaß derartiger Bestimmungen die Regierungen im Reiche und in Preußen in früherer Zeit eingenommen haben.

In Preußen ist bekanntlich der Kontraktbruch ländlicher Arbeiter nach dem Gesetz vom 24. April 1854 mit Geldstrafe bis zu 15 Mk. oder Haft bis zu drei Tagen bedroht. Anfangs der 1870er Jahre wurde in agrarischen Kreisen lebhaft über Arbeitermangel geklagt, welchen man damals namentlich auf die sehr ausgedehnte überseeische Auswanderung zurückführte. Als Gegenmittel wurde ein umfassendes Gesetz zur Regelung der Verhältnisse der ländlichen Arbeiter gefordert, welches insbesondere verschärfte Strafen gegen den Kontraktbruch enthalten sollte. Unter dem Drucke dieser Bewegung legte mittels Schreibens vom 18. Juni 1873 der Reichskanzler dem Reichstage einen Gesetzentwurf betreffend die Bestrafung der Kontraktbrüchigkeit der land- und forstwirthschaftlichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer vor (Drucksachen des Reichstags von 1873, Bd. III Nr. 199). Derselbe kennt Geldstrafe bis zu 150 Mk. oder Haft — ohne Zeitgrenze, also bis zu sechs Wochen. — Der Entwurf gelangte zwar nicht zur Erledigung, indeß bleibt bemerkenswerth, daß der Reichskanzler die Materie damals bei den Instanzen der Reichsgesetzgebung anhängig machte.

Im August 1873 tagte dann in Berlin eine Konferenz hoher Verwaltungsbeamten unter Vorsitz des preußischen Landwirthschaftsministers, Grafen von Königsmarck, welche sich gleichfalls mit der ländlichen Arbeiterfrage befaßte. Die Konferenz gab als Frucht ihrer Thätigkeit einen Bericht und zwei Gesetzentwürfe heraus, den einen für ein Reichs-, den andern für ein preußisches Gesetz betreffend das ländliche Arbeitsverhältniß. Die Strafbestimmungen gegen den Kontraktbruch finden sich auch hier in dem Entwurf des Reichsgesetzes (§ 18), und in dem Bericht über die Verhandlungen (S. 32) spricht die Konferenz ihre Ansicht dahin aus,

„daß Strafbestimmungen gegen die Verleitung zur Arbeitseinstellung und gegen die Kontraktbrüchigkeit der Arbeitgeber und Arbeitnehmer nur im Wege der Reichsgesetzgebung erlassen werden können (Art. 4 Ziffer 13 der Reichsverfassung)".

Danach war es im Jahre 1873 die Meinung des preußischen Landwirthschaftsministeriums, daß diese Materie zur Kompetenz der Reichsgesetzgebung gehöre, und das Ministerium leitete diese Meinung aus der Reichsverfassung her.

Es hat diese Meinung übrigens auch noch später vertreten. Gegen Ende der 1870er Jahre wurde in seinem Schooße wiederum der Entwurf eines Landesgesetzes betreffend das ländliche Arbeitsverhältniß nebst Denkschrift ausgearbeitet und bei Kayßler & Co. in Berlin gedruckt. Der Entwurf enthielt keine Strafbestimmungen gegen den Kontraktbruch und in der Denkschrift heißt es (S. 13):

„daß Strafbestimmungen gegen den widerrechtlichen Kontraktbruch an dieser Stelle — nämlich in einem Landesgesetz — keine Aufnahme finden können, wird einer weiteren Ausführung nicht bedürfen, denn dieser Gegenstand ist sozusagen rechtshängig bei den zur Reichsgesetzgebung kompetenten Instanzen, und es wird schon um deswillen die Partikulargesetzgebung darauf verzichten müssen, der Reichslegislatur zu präjudiziren".

Einer sachgemäßen Auslegung der Reichsverfassung entspricht allein die damalige Ansicht der preußischen Regierung. Nach Art. 4 Ziffer 13 der Reichsverfassung ist das gesammte Strafrecht, wozu selbstverständlich auch die Strafvorschriften gegen den Kontraktbruch gehören, der Reichsgesetzgebung überlassen. Allerdings bestehen die Landesgesetze auf diesem Gebiete fort, bis eine Regelung der betreffenden Materie durch Reichsgesetz erfolgt ist; indes ist dieser Zustand im Sinne der Reichsverfassung nur ein provisorischer; bei der ersten sich bietenden Gelegenheit soll das Reich in seine Domäne einrücken; es entspricht nicht dem Sinne der Verfassung, wenn man dem einmal bestehenden Zustand dadurch Dauer zu verleihen sucht, daß man die Landesgesetze ergänzt und erweitert. Ein solches Verfahren ist vielleicht formell schwer angreifbar; es ist aber geradezu ein illoyales zu nennen.

Es ist sicherlich von Interesse, zu sehen, daß die preußische Regierung vor 20 bis 30 Jahren diese Ansicht getheilt hat. Heute setzt man sich leicht über solche Bedenken hinweg, wenn es gilt, auf dem Wege der Landesgesetzgebung reaktionäre Maßnahmen durchzusetzen, die man vom Reichstag nicht erlangen würde.

Zum Schlusse mag noch eine interessante Einzelheit erwähnt werden, die der Entwurf des preußischen Landwirthschaftsministeriums von 1873 enthält: er sieht nämlich ländliche Gewerbegerichte, entsprechend den städtischen zusammengesetzt aus einem Arbeitgeber und Arbeitnehmer und einem Kommunalbeamten als Vorsitzenden, vor. Man denke sich einen preußischen Landwirthschaftsminister, der heute einen ähnlichen Vorschlag mit seinem Namen zu decken wagte!

C. R.

Beim Lesen Goethe'scher Briefe.

Vor dem Goethezauber nehmen sich vorsichtige Menschen in Acht, besonders wenn sie ihn in gewissen Phasen ihres Lebens an sich selbst erfahren haben. Es soll Leute geben, die an ihr erstes Verhältniß zu Goethe, das natürlich in ihre Jünglingsjahre fiel, eine ähnliche Erinnerung behalten haben wie ein Mädchen an den Mann, von dem sie zuerst lernte, was Liebe sei, und der sie trotz ihrer vollen Hingabe an ihn dann doch sitzen ließ. Aus den Augen verlor sie ihn ihr Lebtag nicht mehr; ja, jeden Morgen, wenn sie nach der Sonne blinzelte, war es zugleich ein Blinzeln in jene goldenen Erinnerungen hinein; aber gleich darauf ein starres Wegschauen und ein sich Verstocken im Herzen, bis dann irgend einmal eine Maiennacht kam, in der alles aufwachte mit unwiderstehlicher Gewalt, was er ihr einst gewesen, und sie auf dem einsamen Lager ausrief: Ich habe nur ihn, nur diesen einen geliebt!

Für ein litterarisches Verhältniß ein etwas schwärmerischer, zu sentimentaler Vergleich — werden manche Leser denken. Und gegen Goethe sich verstocken — ist das nicht bloß Phrase? Kann man das denn? Ich meine: Ja! Man kann z. B. den Knabenirrthum erkennen und bereuen, als könnte Goethe ein Vorbild sein, dem nachzustreben für irgend einen Epigonen nützlich wäre. Goethe in seiner Art war einzig und so, wie er sein konnte und mußte. Aber wie viel Schaden ist schon daraus entstanden, daß man die Universalität seines Geistes, sein Interessenehmen an allen Dingen der Welt als vorbildlichen Inbegriff harmonischen Menschenthums sich zum Muster nehmen wollte! Ich wenigstens hege die feste Ueberzeugung, daß auch für ausgezeichnete Talente in den schönen Künsten allen Einseitigkeit und Beschränkung ein nothwendiges Erforderniß ist, weil das „ars longa“ von jeder Kunst gilt und ein ernstlich auf die eine Kunst konzentrirtes Menschenleben gerade ausreicht, die Technik zu lernen. Es ist mir nichts lieber und von vornherein Vertrauen erweckender, als wenn ich über einen Musiker oder einen Maler lese, man könne mit ihm nur von Noten oder von Farben sprechen. Als Dvorák in Berlin war, konnte man ihn weder für die Nationalgalerie noch für die Parade am königlichen Schloß noch für irgend etwas, das die Weltstadt bietet, außer ihren Orchestern und sonstigen Musikveranstaltungen interessiren. Diese kostbare Einseitigkeit — wie merkt man sie, nur im Guten! seinen Symphonien und all seinen so wunderbar sauber gearbeiteten Tonschöpfungen an! Und auf der anderen Seite — warum bringen es so viele moderne Talente zu nichts? Weil sie über einem dilettantischen Herumspazieren auf allen möglichen Gebieten der Wissenschaften und Künste nie zur rechten Sammlung aller ihrer Kräfte auf das Handwerkmäßige ihrer speziellen Kunstausübung gelangen.

„Nun gut, die Talente! aber das Genie will und darf und kann und soll doch überall zu Hause sein.“ Ja — hat denn Goethe selbst seine encyklopädische Vielseitigkeit nicht geschadet? Nicht allein darin, daß sie ihn während langer Abschnitte seines Lebens dem poetischen Schaffen ganz entzog, also quantitativ die Zahl derjenigen seiner Werke verminderte, die wir doch an ihm am höchsten schätzen. Sondern auch darin, daß einige seiner größten Dichtungen, wie immens sie auch durch ihren Poesiegehalt sind, nach der technischen Seite eine Unvollkommenheit erkennen lassen, über die sich kein poesieverständiger Mensch täuschen wird. Ist der gigantische „Faust“ ein erträgliches Theaterstück? Gounod's Libretto — für manchen Deutschen eine Entweihung der Dichtung voller ewiger Gedanken — ist als Theaterstück zehnmal besser. Ja, ist ein einziges der Goethe'schen Dramen als Theaterstück ganz gut? Oder ist „Wilhelm Meister“ technisch das Vorbild eines Romans?

Wenn ich mit diesen Gedanken Unrecht haben sollte, was vielleicht einzelne Leser finden, so werden sie sie wenigstens gelten lassen als Zeugniß von Goethe-verstocktheit. Und mehr wollte ich eigentlich nicht sagen, als daß man sich gegen diesen Uebergewaltigen zu Zeiten wehrt. Bis dann eben jene „Maiennacht“ kommt, in der alle solche Bedenken hinschmelzen in einer Bewunderung, die nicht bloß unseren Verstand faszinirt, sondern im Herzen ein warmes Ueberwallen bewirkt.

So erging es mir, als ich neulich die Briefe wieder durchlas vom Anfang seiner Weimarer Zeit bis zur Rückkehr von der italienischen Reise. Der Anstoß dazu war ein äußerlicher. Die zwei Bände „Goethe's Briefe“, die Eduard von der Hellen in Auswahl und in chronologischer Folge (mit Anmerkungen) im Verlag J. G. Cotta's Nachfolger bis jetzt hat erscheinen lassen, waren mir zugesandt worden. Einen Augenblick zauderte ich, mich dem alten Zauber hinzugeben. Als es dann aber geschehen war — wie gern lag ich wieder in Banden dieser Offenbarungen größten, edelsten Menschenthums!

Hier möchte ich nun dem Leser, der diese billige neue Ausgabe leicht selbst zur Hand nehmen kann, nicht den Gesammteindruck dieser Lektüre schildern; aber ein paar Stellen, die mir besonders werth waren, darf ich vielleicht hervorheben, nachdem ich zuerst noch auf einen Punkt die Aufmerksamkeit gelenkt habe: auf die in den Briefen schon des ersten Weimar'schen Jahres bemerkbare, fast plötzlich sich vollziehende Wandlung — „des Jünglings zum Manne“ würde viel zu wenig sagen. Denn es findet eine rasche Abklärung statt von bisher mit einer gewissen Absichtlichkeit gepflegter Dumpfheit der Gemüthszustände, die sich in einer etwas forcirt kraftgenialischen Sprache austoben durften, zu jener hohen Lebensanschauung und heiteren Besonnenheit, die der Grieche „Sophrosyne“ nannte. Die Sprache der Briefe, weit entfernt in den feierlichen Stil des alternden Goethe zu gerathen, kommt auf einmal in einen ruhigen Fluß, statt daß sie bisher mit oft doch nur gespielter Wildheit, die ein Zugeständniß an den naturalistischen Ton der Sturm- und Drangpoesie war, sich über Klippen stürzte und im schäumenden Gischt von Exklamationen und abrupten Halbsätzen sich nicht genug thun konnte. Bis auf die Rechtschreibung und einen sorgsameren Gebrauch der Satzzeichen glättet sich die Form, ohne daß die Gedanken an Ursprünglichkeit etwas einbüßen. Und worauf geht diese Wandlung als auf ihre stärkste Ursache zurück? Auf ein schnell und mächtig den Dichter erfassendes Verantwortlichkeitsgefühl, dem seine Stellung als Freund des Herzogs zu Grunde liegt. Den jungen Fürsten, dessen Natur er als edel, aber als noch unfertig erkannt, zu leiten und das Vertrauen, das Carl August ihm entgegenbringt, durch Anbahnung besserer Zustände in dem ärmlichen thüringischen Lande zu lohnen, das ist die klar und treu ins Auge gefaßte Aufgabe, die der selbst erst Sechsundzwanzigjährige sich stellt. Und daß er sie nur lösen kann, wenn er alle in Betracht kommenden Verhältnisse sich geistig zu eigen macht, ist ihm fortwährend gegenwärtig. So werden die Briefe von Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr immer mehr das wahrhaft erhebende Zeugniß edelster Pflichterfüllung, eines persönlichen sich Bekümmerns um die scheinbar kleinsten, doch niemals kleinlich erfaßten, Angelegenheiten des herzoglichen Hauses, der Beamtenwelt, des Militärs, der Lage des Landvolks, der Hilfsquellen, die die Waldungen oder der Schooß der Erde (für Bergbau) gewähren. Auch die Beziehungen des Herzogs zu den auswärtigen Höfen, zu den sächsischen und vor allem zum preußischen, überwacht Goethe, so gut er kann, indem er z. B., was Preußen betrifft, in all seiner Bewunderung des großen Königs es ungern sieht, daß von dort aus die militärischen Neigungen des Herzogs stark gefördert werden. Das Märchen vom getreuen Eckart wird in Goethe's allumfassender Fürsorge für den fürstlichen Freund und dessen Land schöne und manchmal rührende Wirklichkeit. Und nun begreifen wir, daß die hohe intellektuelle Rechtschaffenheit, die bei solchem Thun Goethe's ganze Natur durchdringt und jede seiner Handlungen und Aeußerungen bestimmt, ihn so rasch von den früher gehegten und theilweise gehätschelten Extra-

vaganzen der Sturm- und Drangperiode befreit und die Briefe jener Zeit zu Dokumenten einer ohne alle Prätension sich gebenden geklärten Lebensweisheit macht.

Dazu kommt, wie eine Belohnung, die ihm das Schicksal schenkt, die Liebe zu Charlotte v. Stein. Ob eine die Regeln der Gesellschaft verletzende, nicht bloß platonische Liebe etwas Hohes und Herrliches oder gemeiner Ehebruch sei, darüber entscheidet, glaube ich, ganz allein die Art der Persönlichkeiten, um die es sich handelt. Ohne dies hier weiter ausführen zu wollen, weise ich nur auf einen Zug hin, auf die väterliche Zuneigung, die Goethe dem dritten Söhnchen des Ehepaars, Fritz v. Stein, seinem erklärten Liebling schenkt, den er so viel als möglich um sich haben will, den er auf kleine Reisen mitnimmt, so daß der Kleine wochenlang die Einsamkeit des Dichters theilt und von ihm geradezu erzogen wird. Das Verhältniß zu dem schönen und begabten Kinde tritt uns aus den Briefen noch inniger entgegen als Wilhelm Meisters Verhältniß zu seinem Felix, obwohl letzteres das dichterische Ergebniß dieses erlebten liebevollen Verkehrs mit dem Söhnchen der Geliebten ist.

Und nun, nach diesen Bemerkungen allgemeiner Natur, zu einigen einzelnen Stellen der Briefe, die bei der Fülle des Schönen, das man anführen könnte, sich freilich nur wie Stichproben ausnehmen.

Zuerst ein lustiges Wort, das uns zeigt, wie wenig der Umgang mit fürstlichen Personen dem Dichter das klare Urtheil über sie zu trüben im Stande war. Er befindet sich im September 1778 auf der Wartburg; zu den großen Jagden sind die höchsten Herrschaften der benachbarten sächsischen Länder eingetroffen und durch abscheuliches Regenwetter Sonntag, den 13. September ins Haus gebannt. Da heißt es in einem Briefe an Charlotte:

„Mit dem Jagen wird's morgen schweinisch werden, und vier bis fünf Herzoge von Sachsen in einem Zimmer machen auch nicht die beste Konversation."

Aus hessischen Landen (Darmstadt, Homburg) schreibt er ihr zu Neujahr 1780:

„So ziehen wir an den Höfen herum, frieren und langweilen, essen schlecht und trinken noch schlechter. Hier jammern einen die Leute, sie fühlen, wie es bei ihnen aussieht und ein Fremder macht ihnen bange. Sie sind schlecht eingerichtet und haben meist Schöpse und Lumpen um sich . . . Ich muß aufhören, meine Feder ist zu elend, und in einem Schloß ist, wie Sie wissen, nichts zu haben."

Dafür sind die Herrschaften wenigstens nicht verwöhnt oder anspruchsvoll in ihren Bequemlichkeitsbedürfnissen. Als Goethe im August 1779 seiner Mutter seinen und des Herzogs bevorstehenden Besuch ankündigte, schrieb er unter anderem: „Für den Herzog wird im kleinen Stübchen ein Bette gemacht. Er schläft auf einem sauberen Strohsack, worüber ein schön Leintuch gebreitet ist, unter einer leichten Decke."

Doch das sind Aeußerlichkeiten in Goethe's Beziehungen zum Herzog und anderen fürstlichen Personen. Dagegen offenbaren seine Briefe an Carl August ein wohlüberlegtes Erziehungssystem, das nun freilich die Zustimmung kleinbürgerlicher Moralisten da nicht finden dürfte, wo Goethe den Herzog wiederholt zur Anknüpfung galanter Beziehungen zu schönen Damen ermuntert. Aber wenn er ihm — in Briefen aus Italien — zu der Eroberung der schönen Engländerin Emilie Gore Glück wünscht, oder, schon 1784, ihn auf Frau v. d. Recke mit den allerdings beinahe Marinellischen Höflingsworten aufmerksam macht: „Die Dame würde nicht abgeneigt sein, galantfürstliche Gesinnungen zu erwidern," so ist seine Absicht doch keine andere, als den Herzog durch den Einfluß von Frauen zu zivilisiren, ihm die leidige Soldatenspielerei, vor allem aber den leidenschaftlichen Hang zum Hetzen und Jagen, über den Goethe wiederholt in Briefen an Charlotte v. Stein klagt, einigermaßen abzugewöhnen, um so mehr als die Jagdleidenschaft Carl August's zu Zeiten für die Bauern eine Landeskalamität wurde. Gerade in dem Briefe vom 26. Dezember 1784, in dem er dem von Weimar abwesenden Herzog Frau v. d. Recke als leichte Beute vorspiegelt, indem er unter anderem schreibt:

„Denn ob sie gleich ein Muster der Tugend und (ohngeachtet einer manchmal seltsam scheinenden Bekleidung, durch welche selbst Wieland zu viel vom Nackten gewahr wird) ein Muster der Ehrbarkeit ist, so hat sie doch gestanden, daß ihr Herz ihr schon einigemale Streiche gespielt habe und daß sie eine besondere Freundin und Verehrerin von Fürsten sei, die ihre Menschheit nicht ausgezogen haben". —

in diesem selben, wenn man will, zuhälterischen Briefe verlangt er mit aller Höflichkeit, aber auch mit aller Bestimmtheit, daß der Herzog die am Ettersberg ohne Einfriedigung gehaltenen Wildschweine vor Frühlingsanfang entferne. Die Art, wie er da den Herzog bei seiner bisherigen Popularität im Lande faßt, ist höchst merkwürdig:

„Von dem Schaden selbst und dem Verhältniß einer solchen Horde zu unserer Gegend sage ich nichts, ich rede nur von dem Eindrucke, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich nichts so allgemein mißbilligen sehen, es ist darüber nur eine Stimme . . . Was mir dabei aufgefallen ist und was ich Ihnen gern sage, sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie, die sich dabei offenbaren. Die meisten sind nur wie erstaunt, als wenn die Thiere wie Hagel vom Himmel fielen, die Menge schreibt Ihnen nicht das Uebel zu, andere gleichsam nur ungern und alle vereinigen sich darinne, daß die Schuld an denen liege, die, statt Vorstellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten, das Unheil, das dadurch angerichtet werde, einzusehen. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrthum geführt werden könnten, um etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens- und Handelnsart, Ihren bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht."

Diesem Meisterstück diplomatischer Ueberredung folgt der Wunsch, die Wildschweine, „diese Erbfeinde der Kultur, möchten ohne Jagdgeräusch, in der Stille nach und nach der Tafel aufgeopfert werden, so daß mit zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersberges wieder mit frohem Gemüth ihre Felder ansäen könnten." Dann ein Hinweis auf den kläglichen Zustand des Landmannes und zum Schluß die Worte: „Ich habe Sie so manchem entsagen sehen und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen."

Wenn nun Goethe auf diese Mahnung im gleichen Briefe den Hinweis auf die erwähnte schöne Dame folgen läßt, so wird man darin gewiß nichts anderes mehr finden als einen neuen Beweis, was für ein Kenner menschlicher und vor allem auch fürstlicher Herzen er war. Und daß er etwa gar im innersten Herzen die an Höfen jener Zeit übliche Mätressenwirthschaft gebilligt habe, darf man ja nicht glauben. Oder vielmehr, wir haben gerade in den Briefen jener Zeit Beweise für Goethe's ablehnende Beurtheilung solcher Ausschreitungen.

Prinz Constantin, Carl August's jüngerer Bruder, hatte sich in Italien in eine hübsche Französin verliebt, seinen Mentor verlassen, war mit der Pariserin nach England durchgegangen und sandte sie 1783 nach Weimar, wo er ihre ehrenvolle Aufnahme bei Hofe verlangte. Goethe übernahm „den angenehmen Auftrag, sie zu bedeuten", d. h. ihr begreiflich zu machen, daß sie nicht bleiben könne. Man hatte sie zuerst in dem kleinen Tannroda internirt und nun war es Goethe's Aufgabe, die er mit Zartgefühl und menschlichem Mitleid löste, die junge Französin fortzuschaffen. Am 4. Mai 1783 schreibt er an Charlotte von Stein: „Ich reite zu der Unglücklichen nach Tannroda, sie schrieb mir gestern beiliegenden Brief. Das arme Geschöpf wußte nicht, was es für eine mächtige Anrufung ist, mich im Namen de tout ce que j'ai de plus cher zu bitten." Sein Zorn richtete sich nur gegen den Prinzen und dessen Reisebegleiter, den Legationsrath Albrecht in Weimar. „Man kann sich nicht kindischer, kleinlicher, alberner aufführen als der Prinz bei dieser Gelegenheit", schreibt er an seine vertraute Herzensfreundin. Und die Entschuldigungen Albrecht's weist er mit kalter Strenge zurück, sich „jede Erklärung verbittend". Charakteristisch ist auch in einem

in eben jene Tage fallenden Briefe an Herder, der ihm ein Predigtmanuskript vor der Drucklegung zur Durchsicht gesandt hatte, der Wunsch, Herder möchte eine Stelle abändern, in welcher die Pflege der Poesie und der schönen Künste im Gegensatz zur Religion etwas zu gering angeschlagen war. Gewiß könne auch die Leidenschaft zum Schönen gefährlich werden. „Ist es denn aber nicht mit jeder Leidenschaft dasselbe, in der die Mächtigen und Reichen einen höheren und stärkeren Genuß des Lebens suchen? Hunde, Pferde, Jagd, Spiel, Feste, Kleider und Diamanten, was für Kapitale von Baarschaft stecken darinne und was für Interessen von Zeit und Geld zehren sie auf, ohne die Seele zu erheben, das doch die Gaben der Musen um einen wohlfeilen Preis gewähren." (Daß Herder, bei seinem bekannten Eigensinn, die von Goethe angefochtene Stelle dennoch stehen ließ, ist fast selbstverständlich.) Zum Beschluß dieser Auswahl von Briefstellen, die sich auf Fürsten und Höfe beziehen, sei noch der interessante, auf Friedrich den Großen gehende Ausspruch Goethe's hervorgehoben, daß Könige in Sachen von Litteratur und schönen Künsten keinen guten Geschmack zu haben verpflichtet und ihre Urtheile in solchen Dingen daher ziemlich belanglos seien. Jenny von Voigts hatte in einem Briefe an Goethe (1781) das bekannte Urtheil Friedrichs des Großen über den „Götz von Berlichingen" berührt, den der König als „imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises" und als „platitude degoûtante" abgelehnt hatte. Darauf antwortet Goethe:

„Wenn der König meines Stückes in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Szepter führt, muß die Produktion eines freien und unerzogenen Knaben unerträglich finden. Uebrigens möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, auch wenn er sie hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für das Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, miteinander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben und allein das Schöne und Erhabene wahren, das auf dessen Gipfel steht."

Die Stelle würde ohne Zweifel noch etwas schärfer lauten, wenn es sich dabei nicht um ein Stück Goethe's gehandelt hätte; man fühlt die Zurückhaltung durch, die sich Goethe aus diesem Grunde auferlegt. Denn mit Bescheidenheit von seinen Werken zu sprechen, war ihm wenigstens in jener Zeit Herzensbedürfniß. Man nehme den an Karl Theodor v. Dalberg gerichteten Brief, in dem er es ablehnt, daß seine „Iphigenie" (Prosabearbeitung) in Mannheim aufgeführt werde. Das Stück sei „viel zu nachlässig geschrieben, als daß es sich von dem gesellschaftlichen Theater so bald in die freie Welt wagen dürfte". Und ohne die Mannheimer Schauspieltruppe und das dortige Publikum zu kennen, „halte ich für mein geringes Talent unmöglich, etwas Treffendes hervorzubringen." Diese keineswegs nur gespielte Bescheidenheit stimmt vollkommen zu dem Worte, dem wir bald nachher in einem Briefe Goethe's an Lavater begegnen (Juli 1780): „Die größten Menschen, die ich gekannt habe und die Himmel und Erde vor ihrem Blick frei hatten, waren demüthig und wußten, was sie stufenweis zu schätzen hatten." Daß solche Demuth Selbstwerthung nicht ausschließt noch den auf höchste Ziele gerichteten Blick, versteht sich von selbst; ausdrücklich aber lesen wir es in einem folgenden Briefe an Lavater:

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der Babylonische Thurm bleibt stumpf, unvollendet. Wenigstens soll man sagen: es war kühn entworfen! und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen."

Zwei Jahre später ist er von dem Gefühl tiefer Befriedigung durchdrungen daß alle seine persönlichen Bestrebungen aufs Beste gelingen. Ich hebe die Briefstelle (an Charlotte v. Stein, 2. April 1782) besonders auch hervor, weil in neuerer Zeit (in einer interessanten Goethestudie des Russen Saitschik) versucht wurde, darzulegen, daß sich der „Olympier" niemals ganz glücklich gefühlt habe. Die Briefstelle lautet:

„Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für sich thun kann und so wenig für andere. Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nutzen. Das Meiste, dessen ich persönlich fähig bin, habe ich auf den Gipfel des Glückes gebracht oder sehe vor mir: es wird werden. Für andere arbeite ich mich ab und erlange nichts, für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir alles auf einem Kissen überreicht."

Und mehrmals kehrt dieser Gedanke einer zufriedenen Ueberschau auf das von ihm ohne große Mühe Erreichte wieder.

Wie ihm aber die anderen Mühe machen, denen er helfen will, das geht aus den Briefen an jenen Joh. Friedr. Krafft hervor, an dessen Vergangenheit irgend ein dunkler Fleck klebte, dem aber Goethe die thätigste Fürsorge zu Theil werden ließ, obschon auch ihm dabei die Erfahrung nicht erspart blieb, daß erwiesene Wohlthaten in dem Empfänger neben aller zur Schau getragenen Dankbarkeit manchmal einen Zustand verbissener Wuth hervorbringen. Ich weise auf die von schönsten menschlichen Gefühlen erfüllten zahlreichen Briefe Goethe's an Krafft nur hin, ohne aus ihnen zu zitiren.

Dagegen mögen aus den Briefen an Lavater ein paar Stellen angeführt werden, die in Bezug auf das Christenthum ungefähr den Standpunkt charakterisiren, den Schiller später in seinem Gedicht „Die Götter Griechenlands" namentlich in den Versen bekundete:

„Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese schöne Welt vergehn."

So schreibt Goethe (Juni 1781):

„Das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für deine gute Sache nicht ziemt, daß du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufst, um deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken; dieses ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und in allen seinen Kindern anbeten."

Und als ihm Lavater den ersten Druckbogen einer dramatischen Paraphrasirung der Leidensgeschichte Jesu, „Pontius Pilatus" zugesendet hat, schickt Goethe den Bogen an Charlotte v. Stein mit der Bemerkung: „Die Geschichte des guten Jesus hab' ich nun so satt, daß ich sie von keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte."

Mit Lavater, der es nach seiner Stellung zur christlichen Religion für eine heilige Pflicht halten mochte, Goethe's „Seele zu retten", kam es dann zu einer gründlichen Auseinandersetzung, die später bekanntlich zur gänzlichen Entfremdung der einstigen Freunde führte. Am klarsten hat Goethe in seinem langen Briefe vom 9. August 1782 das grundsätzlich Trennende ihrer beiderseitigen Weltanschauung dargelegt. Es heißt da unter anderem:

„Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit, mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebärt und daß ein Todter aufersteht, vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. — Du findest nichts schöner als das Evangelium, ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer, von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich."

In den Briefen findet sich auch ein erfreulicher Beleg dafür, daß Goethe zu einem ästhetischen Kokettiren mit dem Christenthum, das vielen modernen Poeten und Malern jetzt wieder — wie in der Romantik — den Anschein symbolischer Tiefe geben soll, nicht die geringste Veranlagung besaß; sein Wahrheitsernst war zu groß für dergleichen Spielereien. So schreibt er aus Rom (8. Juni 1786) an Charlotte v. Stein:

„Gestern war Fronleichnam. Ich bin nun, ein für allemal, für ese kirchlichen Ceremonien verdorben; alle diese Bemühungen, eine Lüge gelten zu machen, kommen mir schaal vor, und die Mummereien, die für Kinder und sinnliche Menschen etwas Imponirendes haben, erscheinen mir auch sogar, wenn ich die Sache als Künstler und Dichter ansehe, abgeschmackt und klein. Es ist nichts groß als das Wahre. Und das kleinste Wahre ist groß."

Um dieselbe Zeit berichtet er auch mit sichtlichem Vergnügen an Carl August, was ihm ein siebzigjähriger Mönch in Rom sagte: „Wenn ich nur in meinen alten Tagen erleben sollte, daß der Kaiser käme und uns alle aus den Klöstern jagte; selbst die Religion würde dabei gewinnen."

Was möchte ich nicht noch alles nur aus dem einen zweiten Bande der Briefe citiren! hier ein besonders feines Urtheil über Voltaire, dort die zweimalige wehmüthige Erwähnung, daß Lessing gestorben „unser Nathan", während „Krethi und Plethi" am Leben bleibt; bei Empfang einer englischen Uebersetzung des Werther das Bekenntniß, daß die „Engländer seine Lehrer gewesen", ein andermal ein scharfes Wort über Gelehrte von Profession, denen es „selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun ist sondern um das, was man davon gesagt hat." Auch kulturhistorische Kuriositäten gibt es genug. Da ist z. B. der Brief Goethe's an seinen Oheim Textor in Frankfurt mit dem Gesuch, es möchte dem Frankfurter Schutzjuden Elias Löb Reis, den der Herzog als finanziellen Agenten zu brauchen pflegte, die Erlaubniß erwirkt werden, Sonn- und Festtags außer der Judengasse zu gehen. Oder es wird der Zeitungsnotiz gedacht, daß der Abt Raynal den drei ersten Eidgenossen auf dem Rütli ein Monument will errichten lassen, wogegen Goethe mit dem ihm eigenen gesunden Wirklichkeitssinn und Geschmack den Einwand erhebt: „Der 30 Fuß hohe Obelisk wird sich armselig zwischen der ungeheuren Natur ausnehmen. Was sich der Mensch mit seiner Nadelspitze von Marmor einbildet! Ich hoffe, es soll nicht zu Stande kommen." Und da er hierüber an Lavater schreibt, fügt er bei, die schweizerische Verfassung sei das wahre Monument der drei Eidgenossen.

So kommt man wahrhaftig nicht zu Ende mit der Auslese aus solcher Fülle des Guten, Schönen, Vernünftigen und Verständigen. Weil aber doch ein Ende gemacht werden muß, so stehe hier als letztes Citat ein Wort wehmüthiger und doch schöner und tiefsinniger Lebensweisheit über die Zeit, die nicht mehr unsere Zeit sein wird, weil wir dann im Grabe ruhen. Es ist charakteristisch dafür, wie ein großer Dichter auch an eine geringfügige Sache Gedanken knüpft, die wie ein Gedicht wirken. Goethe war in Neustadt a. d. Orla (1785) durch Zahnschmerzen gezwungen, mehrere Tage bei schönstem Sommerwetter das Bett zu hüten. Von dort schreibt er der geliebten Frau:

„Heute ist das schönste Wetter von der Welt. Ich erlaube mir kein Murren. Wird die Sonne doch schön leuchten, wenn wir im Grabe liegen; warum sollte es uns verdrießen, daß sie ihre Schuldigkeit thut, wenn wir Stube und Bett hüten müssen?"

Bern. J. V. Widmann.

Der Stand der Feldgeschützfrage bei den Hauptmächten Europas.

Bei den Reichstagsverhandlungen über den Heeresetat ist gelegentlich eine Aeußerung gefallen, ob nicht auch bei uns über kurz oder lang ein neues Feldgeschütz erforderlich werden könnte. Da wir erst vor fünf Jahren zur Einführung eines neuen geschritten sind und mit Rücksicht auf die damit naturgemäß im Zusammenhange stehende Kostenfrage, hat auch der Laie das Verlangen, zu erfahren, wodurch unter Umständen eine solche Maßregel nach verhältnißmäßig so kurzer Zeit nothwendig werden könnte.

Während es sich bis in die neuere Zeit hinein bei der Konstruktion von Feldgeschützen wesentlich um die Frage handelte, wie eine möglichst hohe Wirkung des einzelnen Schusses zu erreichen sei, ohne die für den Feldkrieg erforderliche Beweglichkeit des Geschützes zu sehr zu beeinträchtigen, ist hierzu seit einigen Jahren eine neue Frage hinzugetreten, wie nämlich eine möglichst schnelle Aufeinanderfolge der einzelnen Schüsse d. h. eine möglichst große Feuerschnelligkeit zu erreichen sei. So lange man nur das alte Schwarzpulver kannte, war diese Frage nicht so dringend. Da sich hier bei Abgabe jedes einzelnen Schusses eine große Menge dichten Rauches entwickelte, der bei größeren Artillerielinien und wenn kein Wind wehte, oft das Zielen erschwerte, so war erst nach einer gewissen Zeit wieder die Abgabe eines gezielten Schusses möglich. Es kam also nicht darauf an, ob das Geschütz sehr schnell wieder feuerbereit war.

Das änderte sich mit einem Male, als man bei den Versuchen zur Erfindung eines wirksameren Pulvers, als es dies alte Schwarzpulver gewesen, auf das sogenannte Nitratpulver kam, das fast gar keinen Rauch entwickelte. Jetzt lagerte mit einem Male keine Rauchwolke mehr vor den Mündungen der Gewehre und Geschütze, jetzt erst gewannen daher auch die Magazingewehre ihre eigentliche Bedeutung, und bei den Geschützen trat die Frage der Erhöhung der Feuerschnelligkeit in den Vordergrund, denn für die Gesammtwirkung war jetzt neben der Wirkung des einzelnen Schusses auch die Zahl der in einem bestimmten Zeitraum abgegebenen Schüsse maßgebend. Was Wunder, daß jetzt sich die so gewaltig fortschreitende Technik dieser Frage bemächtigte.

Ihre Lösung konnte auf verschiedenen Wegen erstrebt werden. Das erste Mittel war eine erhöhte Schnelligkeit des Ladens zu ermöglichen, weshalb man die neuen Geschütze auch Schnellladegeschütze nannte. Dieses schnellere Laden wurde durch zweckmäßige Aenderungen am Verschluß der Geschütze gesucht. Deutschland blieb bei seinem seit lange bewährten Keilverschluß, dessen Grundsatz darauf beruht, daß sich ein Keil quer vor die hintere Oeffnung des Rohres, durch die das Geschoß in das Rohr gebracht wird, schiebt, dessen Vor- und Zurückbewegung nun mit allen Mitteln der Technik beschleunigt wurde. Andere Länder, wie Frankreich und England blieben bei ihrem Schraubenverschluß, bei dem ein Zylinder von hinten in die Oeffnung des Rohres geschoben wird, der mit durchbrochenen Schraubengängen versehen, durch eine kurze Drehung die hintere Oeffnung verschließt. Auch hier wurde durch sinnreiche Einrichtungen eine große Schnelligkeit des Oeffnens und Schließens erreicht, und wer die letzte Pariser Weltausstellung besucht hat, erinnert sich vielleicht, wie in dem gewaltigen Thurm der Waffenfirma Creuzot in der Nähe des Marsfeldes die Riesengeschütze durch einen einzigen Handgriff von einem Manne geöffnet und geschlossen wurden. Doch hat diese Art des Verschlusses den Nachtheil, daß vorzeitige Entladungen nach hinten bei Einführung des Zylinders vorkommen, wie auch wahrscheinlich der vor nicht langer Zeit erfolgte große Unglücksfall auf dem englischen Kriegsschiff „Mars" auf diese Art des Verschlusses zurückzuführen ist.

Ein weiteres Mittel zur Erhöhung der Ladeschnelligkeit fand man darin, daß man, wie dies beim Gewehr schon lange der Fall war, die Ladung in eine Metallhülse brachte, die natürlich schneller als die alte Zeugkartusche zu handhaben war. Ja, man ging sogar so weit, daß man das Geschoß mit dieser Metallhülse, welche das Pulver enthielt, fest verband und so ein sogenanntes Einheitsgeschoß herstellte, genau nach dem Vorbilde des Infanteriegeschosses.

Das dritte Mittel endlich war, daß man den sogenannten Rücklauf der Geschütze zu beschränken oder ganz aufzuheben suchte. Dieser Rücklauf ist eine natürliche Wirkung der Pulvergase, die nicht nur das Geschoß nach vorwärts treiben, sondern auch das Geschütz nach hinten in Bewegung setzen. Je schwerer das Geschoß, je wirksamer das Treibmittel, desto größer ist auch natürlich der Rücklauf. Es mußte also nach jedem Schuß das eine größere oder geringere Strecke zurückgelaufene Geschütz durch die Bedienung wieder vorgebracht, geladen und aufs neue gerichtet werden. So lange der Pulverdampf das Zielen erschwerte, spielte der durch den Rücklauf und das Vorholen verursachte Zeitverlust, wie schon erwähnt, keine Rolle. Da aber bei dem rauchschwachen Pulver das Gesichtsfeld immer frei bleibt, so war seit dessen Einführung das Bestreben aller Techniker darauf gerichtet, den zwischen der Abgabe der einzelnen Schüsse liegenden Zeitverlust möglichst abzukürzen.

Das erste Mittel zur Beschränkung des Rücklaufes bot die Anwendung einer sogenannten Schußbremse, bei der sich während des Rücklaufs ein Drahtseil um die Laffetenachse wickelt, das durch seine eintretende Spannung den Rücklauf auf eine kurze Strecke beschränkt. Ein Mittel, ihn ganz aufzuheben, wurde in dem sogenannten Sporn gefunden, d. h. es ist unten an dem Laffetenschwanz eine Art Spaten befestigt, der heruntergeklappt in die Erde gedrückt wird und dann allerdings den Rücklauf aufhebt, da ja die Laffete nicht zurückrollen kann. Da aber die Pulvergase dennoch ihren Druck nach hinten ausüben, der nun durch das Feststellen des Laffetenschwanzes einen Widerstand findet, so hebt sich das ganze Geschütz vorn in die Höhe, es springt, wie man sagt, und diese Art der Aufhebung des Rücklaufes setzt daher eine große Festigkeit des Materials der Achse und der Räder voraus und ruinirt dies doch allmählich, wenn es dauernd angewendet wird.

Die Technik war daher bestrebt, ein anderes Mittel zu finden, den Rücklauf aufzuheben, ohne das Material so anzugreifen, wie das bei Anwendung des Sporns der Fall ist, und sie fand dies in sehr sinnreicher Weise dadurch, daß sie zwar die Laffete auch durch einen Sporn feststellte, aber dem Kanonenrohr allein die Möglichkeit gewährte, dem Rückstoß nachzugeben. Es konnte dabei das Rohr nicht mehr wie bisher unbeweglich in der Laffete gelagert sein sondern wurde in eine besondere Unterlage auf der Laffete gelegt, in der es zurück- und wieder vorgleiten konnte. Das Zurückgleiten nach dem Schuß wurde durch die Einschaltung eines elastischen Zwischengliedes, eines Bremszylinders, ermöglicht, der entweder mit komprimirter Luft oder einer schweren Flüssigkeit, Glycerin, gefüllt ist. Tritt der Rückstoß ein, so preßt sich die Luft noch mehr zusammen oder das Glycerin entweicht durch einen Spielraum neben dem im Zylinder zurückgleitenden Kolben. Das Vorbringen des Rohres geschieht dann bei der Luftbremse durch die sich wieder ausdehnende Luft oder bei der Flüssigkeitsbremse durch eine sich während des Zurückgehens des Rohres zusammenpressende Feder, die durch ihr natürliches Bedürfniß, sich wieder auszudehnen, das Rohr nach vorne drückt. Es wird also der plötzliche Rückstoß auf diese Weise in eine allmähliche, gleitende Rückwärtsbewegung verwandelt, und ebenso gleitet das Rohr allmählich wieder vor. Das Geschütz hat dabei seine Stellung garnicht oder doch nahezu unverändert, und ein neues Richten ist nicht erforderlich.

Es leuchtet ein, welch einen großen Fortschritt hier die Technik gemacht hat, wenn eben dieser Vortheil nicht mit anderen Nachtheilen erkauft wird, und diese Nachtheile waren bisher unleugbar vorhanden. Zunächst ist die ganze Einrichtung, wie ja auch dem Laien ohne Weiteres einleuchtet, außerordentlich komplizirt, und es waren begründete Zweifel, ob sie auch kriegsbrauchbar sein werde. Es ist ein großer Unterschied, ob ein Geschütz auf dem Schießplatz unter günstigen Verhältnissen tadellos funktionirt, oder ob es unter den vielen Reibungen eines Krieges, bei monatelangem Gebrauch in jedem Wetter, bei Schnee und Regen, nach Märschen auf schlechten Wegen und bei ungeübter Bedienung seine Schuldigkeit thut. Es lag zunächst die begründete Vermuthung vor, daß dies noch nicht erreicht sei. Bei den Stößen auf harten Wegen mußte allmählich die komprimirte Luft entweichen, und dann war der Mechanismus werthlos. Man traf daher noch eine andere Einrichtung, indem man zwischen Sporn und Laffete eine starke Feder einschaltete. Beim Schuß drückte sich nun diese Feder zusammen und schob durch ihre Ausdehnung die Laffete wieder nach vorne in ihre alte Stellung, während der Sporn den festen Halt bildete. Es ist dies die sogenannte Federspornlaffete, während man die anderen als Rohrrücklauflaffete bezeichnet. Der Nachtheil der letzteren besteht noch darin, daß sie in Folge der mannigfachen hinzukommenden Theile schwerer sind als die anderen, und daß daher die Beweglichkeit darunter leidet. Für ein Feldgeschütz wird aber immer ein hoher Grad von Beweglichkeit gefordert werden müssen, denn im Kriege müssen oft täglich meilenlange Märsche auf schlechten Wegen mit ermüdeten Pferden gemacht werden, und das schönste Geschütz kann nichts nützen, wenn es nicht rechtzeitig zur Stelle ist oder gar liegen bleibt.

Die Franzosen sind mit der Konstruktion dieser sogenannten Rohrrücklaufgeschütze vorangegangen und haben bereits 1893 das erste derartige hergestellt, aber dieses wie auch seine Nachfolger waren noch nicht kriegsbrauchbar. Selbst das, was sie nun 1897 endgültig eingeführt haben, begegnet in Bezug auf seine Kriegsbrauchbarkeit noch immer manchem Zweifel. Die Laffete wird hier durch einen Sporn, außerdem aber noch durch Hemmschuhe festgestellt, die unter die Räder gelegt werden. Den Rücklauf des Rohres, das auf einer langen Wiege zurückgleitet, hebt eine Luftbremse auf. Die bereits unter einem Druck von 12 Atmosphären befindliche Luft wird beim Zurückgleiten des Rohres noch mehr zusammengepreßt und drückt nun, sich wieder ausdehnend, das Rohr nach vorne. Es liegt hier die Gefahr vor, daß, wenn etwas Luft entwichen ist, die verbleibende nicht mehr stark genug ist, das Rohr wieder nach vorn zu drücken, und es dann durch die Bedienung mühsam nach vorn gebracht werden muß. Auch ist das Gewicht des Geschützes bedeutend höher als das der bisherigen Feldgeschütze.

In Deutschland entschloß man sich, da es noch nicht gelungen war, ein kriegsbrauchbares Rohrrücklaufgeschütz herzustellen, dazu, ein Schnellfeuergeschütz mit beschränktem Rücklauf einzuführen, und so wurde das deutsche 1896 eingeführte Feldgeschütz das erste kriegsbrauchbare Schnellfeuergeschütz in Europa. Der Rücklauf des Geschützes wird hierbei durch eine Seilbremse beschränkt, und für eine kürzere Zeitdauer des Schießens kann durch einen Sporn die Laffete festgestellt werden. Durch besondere Einrichtungen am Lademechanismus, Einführung einer Metallkartusche und Vorrichtung zum Nehmen der feineren Seitenrichtung beim Richten ohne Geschützbewegung wurde eine bedeutende Feuerschnelligkeit erreicht. Dabei ist das Geschütz leichter als das bisherige, ist sehr einfach und solide konstruirt und daher durchaus kriegsbrauchbar. Wenn auch das französische Feldgeschütz im Stande ist, schneller zu feuern, so sind die Bedenken, wie es sich unter den erschwerenden Verhältnissen eines Feldkrieges bewähren würde, doch so schwerwiegende, daß das deutsche einen Kampf vertrauensvoll aufnehmen könnte.

In Rußland wurde das bestehende Feldgeschütz 1895 durch einen elastischen Sporn verbessert, nur ist hier keine Feder, sondern ein Kautschukpuffer angewendet, der den Rücklauf verkürzt und das Geschütz wieder in die Feuer=

stellung vorbringt. Den gleichen Weg hat man in Oesterreich eingeschlagen, wo ebenfalls eine Federspornlaffete den Rücklauf fast ganz aufhebt. In Italien hat man die schweren Feldgeschütze — es gibt dort noch ebenso wie früher in Preußen schwere und leichte Feldgeschütze — ebenfalls durch Federspornlaffete aptirt, die sich indessen bei der Schwere des Materials nicht bewährt haben soll. Für die leichten Feldgeschütze hat man eine Schußseilbremse und Federsporn angenommen und die Umbewaffnung soll bis zum Jahre 1903 durchgeführt werden. England, einst das Musterland für Waffenfabrikation, sah sich durch den afrikanischen Krieg veranlaßt, für seine Feldgeschütze sich an das Ausland wenden zu müssen, und bestellte bei der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf 18 Batterien zu 6 Geschützen. Es sind dies die auch in unseren Reichstagsverhandlungen erwähnten sogenannten Ehrhardt'schen Geschütze mit Rohrrücklauflaffeten, die noch die Eigenthümlichkeit besitzen, daß der Laffetenschwanz teleskopartig zum Ausziehen eingerichtet ist. Für das Schießen wird die Laffete verlängert, was an und für sich günstig ist, und für das Fahren verkürzt. Da aber durch kleinere Verletzungen und Stauchungen dieser Mechanismus unbrauchbar werden kann, so haben sich Stimmen gegen die Kriegsbrauchbarkeit erhoben. Doch ist dieses Geschütz in mehreren fremden Staaten, wie Norwegen, Schweiz und Oesterreich, zur Probe zugelassen.

So ist der augenblickliche Stand der Feldgeschützfrage bei den Hauptmächten der, daß augenblicklich nur Frankreich für seine gesammte Feldartillerie eine Rohrrücklauflaffete besitzt, während alle anderen Staaten durch andere Mittel, Schußbremsen oder Federsporn, den Rücklauf beschränken. Die Bedenken gegen die französische Rohrrücklauflaffete entsprangen zum größten Theil dem Zweifel an ihrer Kriegsbrauchbarkeit, und wie es zu erwarten stand, suchte die Technik nun wieder mit allen Mitteln die jenem anhaftenden Uebelstände zu beseitigen, denn es ist kein Zweifel, wenn es gelingt, ein völlig kriegsbrauchbares Feldgeschütz mit Rohrrücklauflaffeten herzustellen, dies durch seine große Feuerschnelligkeit den anderen überlegen sein würde. Es würde dann sogar in Erwägung gezogen werden können, ob nicht eine Batterie, statt wie bisher aus 6, nur aus 4 Geschützen zusammengesetzt sein könnte, da diese dann in der gleichen Zeit dieselbe Wirkung haben könnten wie 6 Geschütze. Doch bedarf auch diese Frage allseitiger Erwägung, denn wenn von den 4 Geschützen auch nur eines kampfunfähig würde, so würde die Batterie nur noch aus 3 Geschützen bestehen, und das könnte nicht mehr als Gefechtskörper gelten.

Aber auch hiervon abgesehen würde doch eine kriegsbrauchbare Rohrrücklauflaffete einen großen Vortheil bedeuten, und es finden daher auch in allen Großstaaten, Deutschland, Rußland, Oesterreich, Italien, ja auch in Norwegen und der Schweiz, Versuche mit Rohrrücklauflaffeten statt. In Italien soll sogar trotz der bereits in die Wege geleiteten Umformung der Feldartillerie eine Rohrrücklauflaffete statt der ursprünglich beschlossenen angenommen worden sein. Auch in Deutschland hat Krupp eine solche Laffete konstruirt, die statt der französischen Luft- eine Flüssigkeitsbremse enthält. Durch diese wird das Rohr in seinem Rücklauf gehemmt, und das Vorschieben wird, wie erwähnt durch eine einfache starke Feder besorgt, die, selbst wenn sie an einer Stelle gebrochen ist, noch ihren Dienst versieht. Damit sind die Hauptmängel des französischen Geschützes vermieden. Sollte sich die neue Laffete als völlig kriegsbrauchbar nach den ausgedehnten Versuchen, die damit angestellt werden, erweisen, so würde von dem bisherigen Geschütz das Rohr voraussichtlich Verwendung finden, da es in seinen ballistischen Eigenschaften bisher noch nicht übertroffen ist, ebenso die Räder und manche anderen Theile, so daß vielleicht nur eine Umänderung des vorhandenen Materials zu erfolgen brauchte. Im allgemeinen kann man sagen, daß in allen Staaten die Bewegung für Einführung von Rohrrücklauflaffeten im Wachsen begriffen ist, und zwar mit Recht, da die ihnen bisher anhaftenden Mängel mehr und mehr beseitigt worden sind, und ihre Einführung dann einen großen Vortheil bedeuten würde.

Neben dieser Hauptfrage geht noch eine andere einher, die der Schutzschilde. Es ist nun einmal nicht anders, auch dies ist wieder eine neue Episode in dem alten Kampf zwischen Wirkung und Deckung. Je größer die Wirkung der modernen Waffen geworden ist, desto mehr hat sich auch das Bestreben nach Deckung dagegen bemerkbar gemacht. Wie der Schütze sich eine Deckung im Gelände sucht oder sich eine solche mit dem Spaten schafft, so ist auch eine Bewegung bemerkbar, der Bedienungsmannschaft der Feldgeschütze eine Deckung zu gewähren, indem man am Feldgeschütz zu beiden Seiten des Rohres leichte Panzerschilde anbrachte, welche die dahinter befindliche Bedienung gegen Schrapnellkugel der Feldgeschütze und Gewehrgeschosse decken sollte. Die Franzosen waren wieder die ersten, die eine solche Einrichtung an ihrem neuen Feldgeschütz trafen, und ausgedehnte Schießversuche haben bewiesen, daß der Zweck verhältnißmäßig gut erreicht wird. Sie können ebenfalls nur bei Rohrrücklauflaffeten angewendet werden, da nur bei diesen das Geschütz völlig still steht und die Bedienung daher ruhig hinter der Deckung bleiben kann. Es können sogar zwei Mann während des Schießens ruhig auf den Achssitzen hinter den Schutzschilden sitzen bleiben. Die Franzosen haben sogar dem Bedürfniß nach Deckung soweit Rechnung getragen, daß sie Munitionswagen neben die Geschütze fahren, die, ebenfalls mit dünnen Panzerwänden versehen, umgekippt, als Schutz für die Bedienung dienen. Der Nachtheil dieser Panzerschilde ist auch wieder, daß sie das Gewicht vermehren. Es wiegt daher das französische Feldgeschütz etwa 200 kg mehr als das bisherige deutsche. Aufgabe der Technik wird es daher sein, auch hier die Anforderung des Schutzes mit der nöthigen Leichtigkeit durch besseres Material zu vereinen zu suchen, und dann wird man sich zu entscheiden haben, in welchen Grenzen eine weitere Belastung des Feldgeschützes zulässig erscheint. Im allgemeinen geht in vielen Staaten die Strömung nach einer Annahme der Schutzschilde, ohne daß diese Frage indessen als abgeschlossen zu betrachten wäre, denn es kann ebenso gut der fortschreitenden Technik des Schießens gelingen, diese Schilde auf irgend eine Weise zu zerstören und ihren Schutz illusorisch zu machen.

So weit es der Raum hier gestattete, haben wir diesen Stand der Feldgeschützfrage und die augenblickliche Bewegung auf diesem Gebiete, zu kennzeichnen versucht.

Oberstleutnant v. B.

Von der Ausstellung der Sezession.

Sechzehn oder achtzehn Mitglieder sind aus der Genossenschaft der Berliner „Sezession" ausgeschieden und um so besser wurde es für die Sezessionsausstellung, denn eine Ausstellung wird immer um so erfreulicher, je kleiner sie ist. Die Berliner Sezession hat eine gewisse Chance, dem Ideal von Ausstellungen nahe zu kommen, weil die Zahl der Künstler, die für sie in Frage kommen, nur eine beschränkte ist. Die Pariser Sezessionisten haben zum Beispiel zu viel Künstler. Ihre Ausstellungen sind noch zu umfangreich, wennschon sie gewiß kleiner sind als die des Pariser Industriepalastes, der mit seiner Fülle von Sälen den Begriff der Unendlichkeit gibt. Man muß das nothwendige Uebel, das den Namen von Ausstellungen trägt, klein machen, ebenso wie man, wenn man nicht gern ausgeht, immer noch die kleineren Dîners den ganz großen vorzieht, und wenn die Theilnehmenden sich gut kennen und den gleichen Anschauungskreisen zuzählen, dann um so besser.

Das ist in der Berliner Sezessionsausstellung beinahe erreicht, nur wenige Bilder fallen aus dem allgemeinen Tone, zum Beispiel ein Bild von Franz Staffen mit Puppen in bengalischer Beleuchtung, die ernst genommen sein wollen. Was aber immer von neuem die, fast würde man sagen Bewunderung reizt, ist, wie ungemein wohlwollend die Bauleiter der Sezession waren, als sie die Zahl und den Umfang der Säle so zu beschränken beschlossen, daß man noch beim letzten Bilde des letzten Saals nicht am Ende seiner Kraft ist, im Gegentheil, noch eine zweite Ausstellung besichtigen könnte, wenn es sein müßte. Das ist ein großes Glück namentlich für die kleineren Begabungen unter den Ausstellern, jeder kommt dadurch zu seinem Recht. Auch haben, wenn auch einige Erscheinungen ganz besonders auffallen, fast alle Erscheinungen den Vorzug, rein künstlerisch zu wirken. Eins fällt auf, was allerdings auch ein Vorzug ist, wenigstens in unseren Augen; es ist beinah' eine art pour l'art-Ausstellung: die Maler haben für sich gemalt, für sich und ihre Kunstgenossen; man sieht gar viele Bilder (Intérieurs, Stilllebenmalereien, reizvolle Ecken und dergleichen), die nur von Künstlern und der Kunst Nahestehenden genossen werden können; wenn im allgemeinen Ausstellungen ein Versammlungshaus zwischen dem Atelier und den Häusern der Bürger sein sollen, so ist diese Ausstellung etwas aus der Mitte nach der Seite der Ateliers zu gerückt: doch wir sind nicht die, die sich darüber beklagen.

Als auffallende Erscheinungen treten Liebermann, Slevogt und Corinth hervor.

Liebermann hat etwas Besonderes gemacht, was auch ganz besonders wenig verstanden wird, einen Simson mit einer Delila.

Wenn einer in der Kunst ganz langweilig sein will, so muß er objektiv sein wollen. Dies war der Weg von Malern wie Horace Vernet und Gérôme. Diese beiden hatten die ingeniöse Idee, Vorgänge, die der Welt angehören, Stoffe, die ewig sind, getreu dem Ursprungslande dieser Motive ausdrücken zu wollen. Sie waren Franzosen, sie hätten, wenn sie Temperament hatten, die Stoffe, die der Welt angehören, französisch ausdrücken müssen. Das fiel ihnen nicht ein, sie suchten ihre Darstellungen aus dem alten und dem neuen Testamente morgenländisch zu geben. Was sie damit erreichten, war erst recht nur ein Ungefähr; denn sie empfanden nicht orientalisch. Sie malten Franzosen und Französinnen — dies, hoffe ich, thaten sie; sonst wäre das, was sie malten, noch weniger schön geworden — und steckten sie in orientalische Kostüme, ließen sie von morgenländischem Licht, von morgenländischen Gegenden umgeben sein; etwas ganz Uneinheitliches. Unendlich stärker wirkt es, wenn ein Maler nur aus sich heraus, unbekümmert um das Ursprungsland der Legende sich mit dem Stoffe abzufinden sucht; und das war der Weg von Liebermann.

Für ihn, dessen starkes Temperament „le laid c'est le beau" sagt, war es gegeben, Delila nicht einmal als schön zu geben, er konnte noch weniger Simson als einen morgenländischen Juden und Delila als ein Weib aus dem Volksstamme der Philister darstellen. Er gab Gestalten nach seiner Schaffensweise; er übte das Recht des Künstlers aus, jenes Recht, das einen Racine dahin führte, die Könige des Alterthums französische Edelleute sein zu lassen. Liebermann hat eine Unfähigkeit in sich, das „Schöne" zu gestalten; er kann es nicht; will er schöne Gesichter darstellen, unwillkürlich gerathen sie durch sein Temperament mehr charakteristisch als schön, denn er sieht das Charakteristische. Wir haben nicht zu fragen: ist seine Delila schön in unserem Sinne geworden, sondern: ist sie passend gerathen, um ihren Simson — den Simson, wie ihn Liebermann malte — kaptiviren zu können, mit einem Wort: sind Delila und Simson einheitlich gerathen? Und wenn wir auf diese Frage eine Antwort suchen, so werden wir uns sagen: jenem Simson, wie er Liebermann vorschwebte, wird diese Delila mit dem leidenschaftlichen Körper, mit dem lüsternen, lechzenden, hungrigen Wesen, mit der rothen Lippe wahrhaft verhängnißvoll sein, so daß er ihr unterliegt. Sie ist „rassig", ein ordinäres elementares Teufelsweib. Viel weniger befriedigt uns Simson. Er ist ein Block geblieben, er ist nur der farbige Ausgangspunkt, von dem sich die Malerei der Delila entwickelt, ein nicht für sich selber zur Erscheinung gelangender rothbrauner Fleck, nur geeignet dafür, dem hellen Leibe der Delila als repoussoir zu dienen. Simson ist nicht zum Leben erwacht, er schläft noch in diesem Block, wie wir von Marmorbildern sagen, daß sie im Blocke, so lange er nicht ausgemeißelt ist, schlafen. Aber Delila ist ausgezeichnet; wenigstens in ihrem Kopf, ihrer Geste, ihrem prachtvollen Oberkörper. Dies ist so kritisch und so scharf gesagt, wie es einem Meister gegenüber angebracht erscheint, der von Liebermann's Qualität ist.

Das Bild, wie es jetzt dasteht, ist, obwohl in überaus kurzer Frist gemalt, etwa in vier Wochen, Zeuge mannigfacher und nicht uninteressanter Veränderungen gewesen. Sehr interessant ist, wie selbst in Liebermann's Kopf ein Irrthum über sein Bild Platz griff. Das geschah in dem Momente, als er, aus der Einheit seiner Anschauung fallend, in Erwägung zog, daß Delila ein „Lotterbett" haben müßte. Er wollte es sogar kanaanitisch geben: das würde der Gipfel des Verkehrten gewesen sein, eine Rückkehr zu den Anschauungen eines Gérôme oder Wereshagin. Aber selbst noch, als er Delila etwas Leuchtendes, Farbiges, Festliches vor ihr Bett bringen wollte, etwas, was nach strahlendem Pomp und heidnischer Buhlerei aussah, war Liebermann im Irrthum; denn es ist nicht in seinem Vermögen, dergleichen auszudrücken. Eine Buhlerin bei Liebermann muß spartanisch oder sie wird nicht sein. Am stärksten hätte Liebermann den Gegenstand in seiner Weise ausgedrückt, wenn er Delila etwas wie eine eiserne Bettstelle gegeben hätte. Noch in dem Momente kam die Einheit seines Bildes stark zum Ausdruck, als er Delila eine moderne unerfreuliche hölzerne Arbeiterbettstelle gab. Und er hat die Idee seines Bildes ein wenig abgeschwächt, als er mit einigen Pinselstrichen dieses Bettgestell verwischte, um ein unpräzises, freilich das Heutige und das Dürftige noch immer erkennen lassendes Möbel an seinen Platz zu setzen. Doch ist es denkbar, daß die Veränderung, welche er vornahm, das Bild in jenes Fahrwasser einbugsirte, das für den großen Gegenstand des Bildes das angemessene war. Die Frage, ob es nothwendig wäre, das Prononcirte, das sehr Scharfe von Liebermann's künstlerischer Vision etwas aufzulösen, ein wenig blasser zu machen und in etwas Zeitloseres und Allgemeineres münden zu lassen, hat möglicherweise Liebermann mit richtigem Takte beantwortet, als er auf diese Milieuabschwächung hinsteuerte.

Slevogt hat ein Portrait von Andrade ausgestellt. An diesem Bilde wird man vor allem schätzen, daß man, auch unabhängig von der Portraitähnlichkeit, sofort den Eindruck gewinnt: hier sollte nicht etwa Don Juan dargestellt sein, sondern nur das Bildniß eines Bühnenkünstlers geboten werden, der in einem Werk, daß diesen Namen trägt, auftritt. Das Unerfreuliche, das Bildern von in einer Rolle gemalten Schauspielern oder Sängern anhaftet, ist durch die flüchtige Art der Darstellung, nicht allein aber durch diese, auch durch den Geist, in dem das Bild behandelt ist, vermieden. Es ist eine glänzende, glückliche Improvisation. Das Auge bewundert eigentlich zuerst den Hintergrund, die Dekoration, sie wächst über ein Konterfei eines Bühnenbildes weit hinaus, hat eigenen Charme, etwas Weiches und Sanftes, eine heitere Harmonie; die Dekoration hat Töne von dem gefälligen Reize, von der Heiterkeit, von dem Artifiziellen und von dem Süßen der italienischen Oper.

Das Auge bewundert dann die Figur von Don Juan: mit welcher kühnen Grazie sie errichtet ist, man freut sich an dem hellgelben Zierrath auf dem Wamms, an den grünlichen Schatten des seidenen Trikots. Dann betrachtet man die Beleuchtung, vielmehr wird sich klar über das, was man von Anfang an empfand: wie gut die Lichtwirkung der Bühne ist, dieses helle und festliche Licht, das über die Scene fällt.

Und endlich sieht man das Gesicht. Das ist der wunde Punkt: an dem Gesichte tritt die volle Schwierigkeit entgegen, die es bietet, wenn das Porträt eines Bühnenkünstlers in einer Rolle gezeigt werden soll. Wo der Maler eine Maske, nicht ein Gesicht vor sich hat, wird er ebenso Unrecht haben, die Maske als Gesicht zu behandeln, wie er unerfreulich wirken wird, wenn er sie als Maske zeigt. Auf der Bühne erscheint sie lebendig und geht vorüber: dem Maler wird es schwer fallen, sie in einer Versteinerung festzuhalten. Dem Bilde, das er von einem Bühnenkünstler in einer Rolle gibt, wird — ja, wäre nicht Manet da, der mit seinen Bildern von Bühnenkünstlern Gegenbeweise von einer unbegreiflichen Vollkommenheit lieferte, so würde man sagen: muß — der Kopf des Schauspielers oder Sängers Gefahr bringen.

Corinth findet mit seinen Bildern einen etwas lärmenden Erfolg. Es ist aber nicht zu verkennen, daß den von ihm ausgestellten Bildern, mit Ausnahme des Selbstporträts, das Künstlerische fehlt. Er erscheint nicht wie ein Künstler, sobald er Sujets wählt wie „König Saul" oder „Die drei Grazien" oder selbst den „Peter Hille" — er erscheint mir wie jemand, der davon Beweise geben will, daß er malen kann. Die Malerei ist recht gut, aber nicht erstaunlich; wäre sie aber auch weit besser, Corinth würde noch unter dem Umstande leiden, daß er sich nicht vertieft. Das fehlt bei Corinth. Ein Außenstehender wird vielleicht denken, ehemals sei den denkenden Künstlern vorgeworfen worden, daß sie nicht malen könnten, und nun würfe man den malenden Künstlern vor, daß sie nicht tiefe Gedanken ausprägten, doch so lautet der Vorwurf nicht; man wirft dem Künstler nur vor, daß seine Bilder nicht innerlich durchgemacht sind. Es ist etwas Gleichgültiges in ihnen; am meisten tritt das am „König Saul" hervor. Man sieht nicht eine Schöpfung, nur aneinandergereihte Gestalten: als Hauptfiguren ein bleiches Modell à la alter Niederländer oder auch Spanier und einen triefäugigen Alten, als Nebenfiguren etliche indifferente Statisten — alle Gestalten, mit Firlefanz behängt, sind ohne Emotion gemalt: dies ist nicht die gute Art zu malen, auf diese Weise werden nicht Kunstwerke geschaffen.

Das von Corinth mitausgestellte Selbstporträt vertritt ihn in dieser Ausstellung besser. Corinth hat eine Aehnlichkeit mit Bismarck benutzt und sie durch den von Lenbach her bekannten Schlapphut, die weiße Kravatte und durch eine Verschiebung im untern Theil des Gesichtes verstärkt; außerdem hat er sich im Genre eines alten holländischen Malers stilisirt, indem er eine kordiale Gefährtin an seine Seite malte. In ihrer Erscheinung zeigt er einige hübsche Züge, und zwischen diesem derben Mädchen und dem Künstler, der einen prächtigen, männlichen Kopf hat und sich als ein Bohème gibt, entwickelt sich ein Zusammenhang. Im Grunde ist das alles ohne Leben; es gemahnt eher an Restauratorenthätigkeit. Doch ist etwas die Erde Behauptendes in diesem Bilde, eine Art Fröhlichkeit steigt von ihm auf, etwas, was sich dem Selbstporträt Boecklin's mit dem Tode entgegensetzt. Man sieht das Bild mit Lächeln an.

Herman Helferich.

Ein Duell in der Schweiz.

„Die herrliche Sonne spiegelt sich in der geringsten Pfütze und ein großes Ereigniß in jeder Stammtischlache!" bemerkte der hünenhafte Rektor der Lateinschule zu Aarwyla. Er war eben aus dem goldenen Abendlicht der regennassen Straße ins tabakduftende Herrenstübchen des Gasthofs zum Schwan getreten, hatte die Thür hinter sich zugezogen und den Hut angehakt. Ihm antwortete Abraham Stäblin, am runden Tisch einer der vier Gäste, der im täglichen Leben als bürgerlicher Geschäftsmann den Käsehandel im Großen betrieb, im Offiziersverein aber das „Kriegsspiel" leitete und deshalb und ebenso wegen seiner Vorliebe für Strategie, unter etwelcher Erhöhung seiner militärischen Verdienste, „Moltke" geheißen wurde; er rückte dem neuen Gast freundnachbarlich einen Stuhl an seiner Seite zurecht, nicht ohne zugleich den sarkastischen Hieb zu pariren, mit dem der Eintretende die Freunde so seltsam begrüßt hatte: „Besonders wenn die richtigen Kannegießer beisammensitzen! . . . Bitte, nimm Platz, Bismarck! Ohne Dich kommen wir heut' nicht zu Rande!"

Den Ehrentitel „Bismarck" führte der Rektor nicht nur wegen des damals aktuellen Haar-Terzetts auf dem röthlich glänzenden Schädel, sondern ebensosehr wegen der Energie, mit der er die Schule organisirt hatte und sie immer noch meisterlich in Stand hielt, sowie wegen des politischen Weitblicks und der rednerischen Schlagfertigkeit, die es ihm erlaubten, bei gegebenem Anlaß sämmtliche Behörden des Städtchens in die Tasche zu stecken.

„Also, weißt Du's schon, Bismarck, daß der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich erklärt ist?" rief „Gambetta", ein feuriger Advokat. „Das setzt einen Kampf ab auf Leben und Tod."

„Scheußlich, einfach scheußlich", brummte der dünnbärtige, friedlich blickende Stadtarzt, der „Todtengräber", worauf er still einen Beruhigungsschluck goldigen Weines trank.

„Wie? scheußlich? . . . Ein großer Augenblick ist's, den zu erleben Ihr nicht würdig seid; denn Ihr begreift ihn nicht!" entfuhr es Bismarck, in dem es aufloderte wie ein Johannisfeuer.

„Ich, für meinen Theil . . . sehe . . . nichts Großes darin", brachte der Pulververwalter, Büchsenmacher und Gemeinderath ‚Pulverroth', etwas mühsam hervor, „wenn zwei Nationen . . . einander den Krieg anhängen . . . bloß um so und so viel tausend brave Väter und Söhne einander . . . auf die Schlachtbank zu liefern!"

„Gewissenlose Großthuerei, ein Hohn auf die Civilisation ist's!" rief Moltke.

„Donner und Doria, Pulverroth, wozu fabrizirst Du denn jahraus jahrein Deine Feuerbüchsen?" polterte Bismarck heraus.

„He, für . . . wenn's gilt . . . für den Nothfall . . . wenn's sein muß."

„Nichtswürdig, ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre", sagt Schiller. „Der Preußenkönig ist beleidigt, herausgefordert worden. Die Beleidigung unritterlich einstecken, wäre ein Zeichen der Schwäche. Preußen wäre blamirt vor allen deutschen Stämmen, vor ganz Europa, und Preußen diplomatisch vernichten, hieße dem Deutschthum den Kopf abschlagen. Es gilt das Dasein und die Bedeutung des ganzen deutschen Volks", setzte Bismarck eifrig auseinander.

„Wir Schweizer alle, die wir germanisches Blut in den Adern führen, müssen uns schämen, daß die Deutschen trotz 1813 und 14 weder die erste noch die dritte Geige im Völkerkonzert zu spielen haben. Die lateinischen Nationen wollen uns lahm legen, und was der französische Gesandte vom preußischen König in Ems verlangt hat, hätte nichts anderes bedeutet, als das Siegel auf die Bevormundung der Deutschen durch Frankreich. Der ritterliche König hat dieses Siegel rasch und entschlossen zerbrochen, und ihr werdet sehen, daß nicht nur sein Volk, sondern ganz Deutschland hinter ihm steht."

„Oho, Du könntest Dich täuschen!" warf Moltke ein; „und dann — die grand'nation hat eine unbesiegliche Armee!"

„Auf dem Papier! Wer von uns hat sie bei der Arbeit gesehen?" entgegnete Gambetta.

„Ich kann mich täuschen!" rief Bismarck; „wer aber wie ich das Militär in Berlin, Leipzig, München und Stuttgart beobachtet hat, weiß, daß der deutsche Offizier

wie der Soldat, durch Disziplin, Ausdauer und Fähigkeit alles übertrifft, was gegenwärtig die übrigen europäischen Heere zu leisten vermögen. Ich wette, bei diesem Duell ziehen die Rothhosen den Kürzeren."

„Du bist wahrhaftig zu lange auf den deutschen Universitäten herumgerutscht und völlig verpreußt", schrie Moltke erregt, „sonst wüßtest Du, daß die alten Schweizer immer noch leben" und donnerte zur Bekräftigung seiner Aussage mit der gewaltigen Faust auf den Tisch hernieder.

„Ja, wenn jeder Hauptmann bei uns ein Moltke wäre!" lachte Bismarck heraus; „aber bei der Ausbildung, welche Offiziere und Milizen gegenwärtig bei uns genießen, kommt Ihr mit Euren 200 000 Männlein kaum an den Feind heran, wenn's einmal losgeht, könnt Euch hinterm Eisgebirg verschanzen oder schon die zweite Kriegssuppe in deutschen Kasematten abkochen."

Die unheimliche Stille allseitiger Ueberraschung trat ein. Aller Augen waren auf Moltke gerichtet, in dessen Innerm es furchtbar werkte und wogte.

Bismarck, der sich der Tragweite seiner Worte wohl bewußt war, blickte vor sich nieder, sog erregt an seiner Cigarre und stieß qualmende Rauchwolken von sich. Inzwischen war bei Moltke die Suppe übergekocht; er stand auf und schrie:

„Ein Lump, wer sein Vaterland verleumdet!"

Bismarck hob, scheinbar gelassen, den Studentenvers zu trällern an:

„Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht!"

„Was weißt Du von der Wahrheit?" Ich habe mit unseren Milizen seit zwanzig Jahren gedient und weiß, was wir für ein prächtiges Material haben, wie viel Opfersinn, guter Wille, Ausdauer und kriegerische Begeisterung in ihm steckt. Davon verstehst Du so viel und so wenig als ein Schulmeister von der höheren Taktik!" rief Moltke, leerte stehend sein Glas und wollte die Gesellschaft verlassen.

„Und Dir gebe ich den Rath, Deinen Käsehandel über den Rhein hinüber auszubreiten; dann wirst Du Gelegenheit haben, das deutsche Heer kennen zu lernen", gab Bismarck zurück, „und dann wirst Du sehen, daß wir — um bei Deiner klassischen Anspielung zu bleiben — mit den Deutschen verglichen, die ausgemachten Schulbuben sind."

Moltke jappte nach Luft, und der Todtengräber benutzte die Pause, um die beiden Kämpen mit dem Oelzweig des Friedens anzufächeln:

„Lieben Freunde, es gab schönere Zeiten! Schreiet doch nicht so, sonst könnten die Mauern von Jericho, geschweige die des Gasthofs zum Schwan . . ."

„Todtengräber!" wehrte Moltke ab: „Du dienst bei der Ambulanz, d. h. bei den Todten und Halbtodten. Was aber Offizier heißt und Ehre im Leibe hat, läßt sich nicht beschimpfen. Bismarck hat in mir die schweizerische Armee beleidigt!" schrie er.

„Das bestreite ich!" entgegnete Bismarck, indem er aufgebracht die Augen rollte, „mit keiner Silbe habe ich die Tapferkeit unserer Offiziere und Soldaten angezweifelt, also die Ehre unserer Armee nicht angegriffen; nur ihre Ausbildung, damit ihre Kriegstüchtigkeit, finde ich mangelhaft!"

„Aha! da lugt der Fuchsschwanz hervor!"

Diese Anspielung konnte nun Bismarck seinerseits nicht auf sich ruhen lassen; gekränkt, aber äußerlich ruhig, gab er zurück: „Moltke, mit Dir läßt sich nicht reden; Du schlägst ja um Dich wie ein Kalb auf der Maiwiese, und s'ist noch nicht Ende Juli!"

Sprachlos stand Moltke da. Dann riß er die Brieftasche hervor, nestelte sie hastig auf, begab sich zum Todtengräber, dem er etwas zuflüsterte und eine Karte überreichte. Dieser gab sie an Bismarck weiter; der las:

Abraham Stäblin
(Hauptmann beim Bataillon 59)
Käsehandlung en gros und mi-gros.
Aarwyla (Schweiz)

dann schüttelte er sich, und ein Lachkrampf überfiel ihn.

„Auf wann?" rief er dem schneidig abtretenden Moltke nach.

„Die Sache ist ernst!" bemerkte der Todtengräber in feierlichem Sekundantenton.

„Auf morgen und auf Pistolen!"

„Morgen?" lachte Bismarck.

„Sonntag? Na, da haben wir keinen Dienst und können uns den Spaß gestatten! . . . Hätt' ich mir niemals träumen lassen, daß ich als abgetackelter Helveter noch die Ehre haben würde, mit einem Käsebohrer . . . Hahaha!"

Bismarck's überlegenes Lachen fand kein Echo. Verstört wie die Hasen, wenn's donnert, saßen Gambetta, der Todtengräber und der Pulverroth um den Tisch herum, sträubten die Ohren und fragten sich, ob's eingeschlagen habe. Erst als Bismarck, verdutzt über die Betroffenheit der übrigen, sich allmählich in die Tragik des Momentes hineinfand und ernsthaft schwieg, fand Gambetta das Wort: „Als Bismarck's selbstverständlicher Sekundant möchte ich mir zunächst erlauben, eine friedliche Ausgleichung der Elektrizitäten anzubahnen. In Anbetracht also, daß von seiner Seite keine Absicht vorlag, Moltke zu beleidigen, ferner in Erwägung, daß der gewählte Vergleich mit dem blökenden Hausthier, dem Kälbchen, in unserer ebenso jovialen als ehrenwerthen Korona als eine Art freundschaftliche Liebkosung nicht eben selten in gefahrdrohenden Augenblicken zur Beschwichtigung der aufgeregten Gemüther gedient und demnach unter uns seine ursprüngliche, ehrwürdige Bedeutung eingebüßt hat, sollte es meinem verehrten Gegensekundanten nicht allzu schwer fallen, unsern allgeliebten Moltke zur Einsicht und zur Umkehr von einem für ihn und seine Familie, ja für unseren ganzen Freundeskreis, verhängnißvollen Schritt zu bestimmen."

Der Todtengräber versprach, seiner Natur gemäß, auf allen Löchern der Freundschaftspfeife blasen zu wollen, um die gewünschte Harmonisirung der Gemüther zu erzielen, und zwar auf der Stelle. Da zupfte ihn Pulverroth, der Büchsenmacher und Gemeinderath, am Rockflügel und flüsterte ihm zu:

„Für den Fall, daß man sich wirklich schießt, und daß kein Ausweg möglich ist, kann ich Euch ein elegantes, wohlgezogenes Pistolenpaar empfehlen, das ich einst einem bedrängten polnischen Grafen aus dem Geschlecht der Hochstapler um schweres Geld abgekauft habe. Ich garantire, daß die Waffen gut und gleich sind. Ich will sie Dir diesen Abend noch zur Ansicht zustellen."

Damit wurde der Abendsitz zur Betrübniß der Betheiligten aufgehoben. Das Schicksal rollte seine Kugeln, und die Sekundanten wetzten die Zungen, thaten ihre Pflicht. Allein alle ihre Bemühungen scheiterten an dem Starrsinn Moltke's, der sich keine Blöße geben wollte. Seine Verurtheilung des großen Völkerduells zog er als übereilt zurück, erklärte aber, daß seine Ehre als Offizier und Mensch verletzt worden sei; nur unter der Bedingung, daß Bismarck nach Canossa gehe und öffentlich vor allen Betheiligten Abbitte leiste, könne und wolle er von der Forderung zurücktreten.

Die Hartnäckigkeit Moltke's steifte jedoch auch Bismarck den Hals. Ihm schien es ein Verbrechen an der Republik, daß man ihm in der eigenen Heimath verbieten wollte, die Wahrheit zu sagen. Er hätte sich den Mund stopfen lassen sollen, und obendrein von einem Freunde und Gesinnungsgenossen! Die Zumuthung kam dem Gewalthaber im kleinen Aarwyla immer ungeheuerlicher vor. Trat er zurück, so mußte man ihn, den ehemaligen Helveter, der Feigheit zeihen. Nein, für ihn gab es kein „Frater, peccavi". „Dient denn **der** wahrhaftig seinem Volke, der ihm schmeichelt?" fragte er sich, und berief sich zur Verneinung auf große Vorbilder der schweizerischen Vergangenheit, die nachgerade zu angebeteten Lehrern der Nation geworden waren. Durch alle Böden hindurch wollte er seine Behauptung aufrecht erhalten und sogar Beweise dafür erbringen.

So wurden denn Zeit und Ort für den Zweikampf festgesetzt. Da dieser auf schweizerischem Gebiet mit schweren Strafen belegt ist, wollte man sich auf deutschem schlagen. Die Sekundanten suchten Zeit zu gewinnen um die ergrimmten Eisenherzen vielleicht doch noch zu schmelzen. Gemeinsame Jugenderinnerungen sollten zu dem Zweck aufgefrischt werden, und man beschloß eine Kahnfahrt die Aare und den Rhein hinunter nach Kleinlaufenburg mit Landung oberhalb der wilden Stromschnellen, Laufen genannt. Das schweizerische Großlaufenburg, daß die Freunde in bierfröhlicher Jugendzeit mehrmals von der Wasserseite her heimgesucht hatten, sollte erst nach dem Zweikampf gestreift werden. Hingegen verlangte Moltke dringend, daß in Waldshut eine Erfrischungsrast gemacht werde, damit das Herz nicht irgend einem vor der Zeit wackelig werde.

Der Waidling*) an der Lände**) unterhalb des Städtchens wiegte sich im weichen Glanze des ruhig ziehenden Flusses. Die Duellanten stiegen strammen Schrittes zum Ufer hinab und bezogen schweigsam das Fahrzeug. Stumm grüßten sie das Wahrzeichen von Aarwyla, den wettergeschwärzten Thurm, der wachsam neben der Steinbrücke steht, die hier in einem kräftigen Bogen über die tiefe Felsschlucht der Aare setzt. Jenseits des Flusses stand Pulverroth am Ufer und rief, als der lange Ferge abstieß, in jämmerlichem Tone: „Lebewohl Abraham; in einer anderen Welt wieder!" Dann schwenkte er das rothe Taschentuch zum Abschied und drückte es an die Augen. Moltke, der die Nacht hindurch sein Testament gemacht, hatte nur eine ungeduldige Geberde der Abwehr für diese wehmüthige Kundgebung. Bismarck aber, der guter Dinge war, erhob seine mächtige Stimme, die bis zur Brücke hinauf widerhallte und manches Fenster an den Uferhäusern öffnete:

„Mein Sohn, mein Sohn, zieh' nicht an den Rhein;
mein Sohn, ich rathe Dir gut!"

Die beiden Sekundanten stimmten mit ein, nur Moltke schwieg, zum Theil vom Ernst der verhängnißvollen Lage übermannt, zum Theil im Gefühl, das Lied sei auf ihn gemünzt. Stier blickte er auf das schwarze Pistolenkästchen nieder, das wie die schreckenvolle Büchse der Pandora zwischen den beiden Sitzbrettern und den acht Beinen auf dem Boden des Waidlings lag. Er sah nicht, wie die Fische lustig über das Wasser emporschnellten und wie Silber in der Sonne blitzten, sah nicht die Leute am Ufer stillstehen und den Argonauten zuwinken, nicht die dunkeln Tannenwälder, die grünen Hügel, die schmucken Dörfer, hörte nicht die knirschenden Sägen und plappernden Mühlen, die ihr Bild in den Fluß hineintauchten; der Pistolenkasten schien alles um ihn und in ihm zu verschlingen: das leibhaftige, schwarze Schicksal.

Erst als sie nach mehr als stündiger Fahrt an dem Städtchen Klingnau mit den berühmten Orgelpfeifen vorbeikamen und einer die lustige Legende von Klingnaus hölzernen Glocken erzählte, erwachte Moltke aus seinem dumpfen Brüten; er hatte sie selbst gar oft zum Besten gegeben, und ein vergnügtes Lächeln huschte jetzt wie ein Licht von innen über sein wohlgenährtes Antlitz. Diese Offenbarung eines seelischen Sonnenscheins, in unserem Fall eine moralische Blöße, benutzte Gambetta, um eine Bresche zu legen und die Festung, hinter der sich Moltke so beharrlich verschanzte, zu erstürmen.

„Meine Lieben, als Sekundant schweige ich, aber als Freund muß ich doch noch zu Euch reden, bevor das Unheil seinen Gang nimmt. Je näher wir der Grenze kommen, desto seltsamer muthet mich das Stück Weltgeschichte an, das wir eben zu machen im Begriff sind. Ich will nur daran erinnern, daß die Akte der Neutralitätserklärung der Schweiz bereits unterschrieben ist, und daß hier zwei unserer theueren Brüder darauf ausgehen, einander umzubringen aus gegensätzlicher Theilnahme für die Kriegsparteien, daß andererseits unser lieber Moltke, der pflichtgetreuesten und intelligentesten Offiziere einer, schon morgen an die Grenze gerufen werden kann, um sie gegen die Franzosen zu vertheidigen, für deren Ruhm er sich opfern will, daß dieser selbe Moltke, wie er gestern bewiesen hat, in noch viel höherem Grade als der echte, unnützes Blutvergießen verabscheut, und frage mich, wie kann es einem Manne, pardon! wie kann es Männern von Bedeutung, die sonst so streng logisch zu denken gewohnt sind, überhaupt passiren, daß sie in ihre ganz vornehme sittliche Weltanschauung durch einen Pistolenschuß gleichsam ein vernichtendes Loch schießen wollen!"

„So", unterbrach ihn Bismarck, indem er sich erhob, „und jetzt ersuche ich meinen Herrn Gambetta, als Menschenfreund zu schweigen und als Sekundant zu reden!"

„Die Sekundanten haben bereits gestern gesprochen!" bekannte der Todtengräber im Grabeston, ebenfalls aufstehend.

Wie aber diese beiden Männer ungleichen Gewichts sich wieder setzten, gerieth der Waidling bedenklich ins Schwanken, so daß Moltke der Angstschweiß auf die Stirne trat.

„Ich mache", rief er, „ich mache die Herren Sekundanten verantwortlich für den ungetrübten und glatten Gang der Ereignisse; wenn wir untergehen, so fordere ich beide auf Säbel oder sonst etwas Radikales!"

Der halb und halb ungewollte Denkschnitzer bewirkte ein erschütterndes Lachen und krampfhafte Geberden bei den Zuhörern, so daß der Ferge alle Kraft und Gewandtheit einsetzen mußte, um den Waidling vor dem Umkippen zu bewahren. Moltke schämte sich, daß er selber die Feierlichkeit der Fahrt in den Tod so ungeschickt unterbrochen hatte.

„Es ist gut, daß die Aarwyler alle als flotte Schwimmer bekannt sind; und wenn von Euch jeder seinen Nächsten rettet, so kommen alle wieder ans Land"; brummte der Ferge; „aber Durst macht so ein Fahren mit quecksilbernen Gästen gleichwohl, so man nämlich nichts zu schlucken hat."

„Fährmann, Ihr habt ein kluges Wort gesprochen, und so eins ist in einer heiklen Lage immer einen Humpen Bier oder auch zwei werth", meinte Bismarck.

Moltke konnte sich nicht enthalten, mit seinem ganzen Gesicht Beifall zu grinsen. Die beiden Sekundanten ergriffen die Gelegenheit und kamen sofort überein, daß man allgemein einer Herzstärkung bedürfe; wenn das Herz matt sei, werde auch die Hand unsicher und damit der Schuß.

Das letzte Wort gab Moltke einen sonderbaren Ruck, als ob er eben einen Hexenschuß gekriegt hätte.

Mittlerweile waren die Wogen der Aare mit denjenigen des Rheins zusammengeflossen; der Ferge stellte den Waidling so, daß er mit wenigen Ruderschlägen über die wirblichte, quellende Wassermenge dahinschoß und bei Waldshut, dem malerischen badischen Städtchen, sanft anlegte.

Beim Aussteigen bemerkte der Todtengräber, daß Moltke noch ein besonderes, weißlackirtes Kästchen mitgenommen hatte, das dieser nun sorgfältig in den Ueberzieher einhüllte, wie um es vor den Sonnenstrahlen zu schützen, und glaubte den Freund aufmerksam machen zu müssen, daß er bereits für Pistolen gesorgt habe.

„Ach was!" brauste Moltke unwillig auf, „laßt mich doch; der Mensch lebt nicht von Pistolen allein!" wobei merkwürdigerweise sein altes herzlich-schelmisches Lächeln wieder zum Vorschein kam.

Während sich der Schiffsmann in der Fischerstube im Erdgeschoß des Gasthofs zum Rebstock gütlich that, gaben sich die Zweikämpfer mit ihrem Gefolge im oberen Stocke dem edlen Becherlupf hin. Rheinwein wurde genossen und mit Verstand geschlürft. Die Herzen wurden warm, und die Sekundanten hegten bereits geheime Hoffnung, die zerschnittenen Bande der Freundschaft neu knüpfen zu können. Sie schürten das Feuer, d. h. sie gossen in heimlichem Eifer die „Römer" voll, um die Feinde so rasch als möglich dem alles gleich und alles selig machenden „Trunkenelend" zuzuführen, das auf gutmüthige Seelen tiefer und nachhaltiger wirken soll als sieben heilige Becher aus Lethe, dem Strom des Vergessens.

*) Ein größerer Fischernachen.

**) Landungsplatz.

Da, auf einmal rief Hörner- und Trompetenschall sie ans Fenster. In sicherem Takt, in kriegerischer Haltung, die Augen glühend von Kraft und Muth, zog ein Bataillon badische Infanterie am Gasthof vorbei: „Flotte Mannschaft! Schneidige Offiziere! Was für eine vorwärtsdrängende, eiserne Wucht liegt nicht in diesem Marsch, in diesem Tempo!“ So lauteten die Ausrufe der Bewunderung aus dem Munde der Aarwyler. Bismarck höhnte, ohne den Blick von der Mannschaft abzuwenden: „Was meinst, Moltke, wenn man diese sieht, gibt unser einer die Milch herunter!“*) Allein Moltke gab keine Antwort; er war verschwunden.

Der Todtengräber meinte, er sei durchgebrannt und es sei eigentlich das Gescheidteste gewesen, was er als Familienvater habe thun können. Man berieth trotzdem des Langen und Breiten, wie man es mit der Verfolgung des Ausreißers halten solle. Nach einiger Zeit kehrte er jedoch, vom Wirthe, den er von früher her kannte und den er mit kaufmännischer Freundlichkeit behandelte, begleitet, zu den Fahrtgenossen zurück, sehr aufgeräumt und sein weißes Kästchen auf den Tisch stellend. Dann trug er einige Notizen in sein Taschenbuch ein.

„Moltke ergänzt wohl sein Testament!“ bemerkte einer.

„Du hast's getroffen!“ gab er schmunzelnd zur Antwort, ohne sich im Schreiben stören zu lassen. Da gab der Wirth selber die Erklärung für Moltke's Verschwinden:

„Ich muß gestehen, Herr Stäblin, Ihre Produkte finden bei allen meinen Kunden Anklang, und ich habe mich entschlossen, eine kleine Niederlage zu errichten; also, nicht wahr, ich kann auf Ende dieses Monats auf sechs Laibe von der gleichen Marke zählen?“

Jetzt war's am Tage. Moltke hatte die Reise ins Ausland dazu benützt, um einen Käsehandel abzuschließen; in dem vermeintlichen Pistolenkästchen waren Käsemuster enthalten.

„So hört ihr's mit eigenen Ohren, daß meine kaufmännische Ehre gerettet ist“, triumphirte nun Moltke.

„Das hätte ich Dir nicht zugetraut“, bekannte Bismarck dem dieser Zug an seinem Gegner imponirte, „daß Du angesichts des Todes noch vigilant genug wärest, um einen Käsehandel abzuschließen. Moltke, das ist groß! . . . Es lebe Moltke!“ . . . Und die Gläser klangen harmonisch zusammen.

„Ich danke“, entgegnete Moltke, „aber laßt uns die verschiedenen Händel fein säuberlich trennen. Es gilt nun noch den Schild der Offiziersehre blank zu machen.“

Es half alles nichts. So freundschaftlich man in ihn drang, so sehr man ihn bei allem, was ihm lieb und theuer war, beschwor, er beharrte auf der Durchführung des Zweikampfes und wurde wieder ernst, während Bismarck sich immer lustiger, ausgelassen bis zur Tollheit geberdete. Die Fahrt wurde fortgesetzt. Allen waren beim Einsteigen die weinseligen, gläsernen Aeuglein des Fährmanns aufgefallen. Als man einige Minuten gefahren war, setzte er sich auf den hintern Gransen; immer schwächer holten seine Arme aus, immer matter wurde der Ruderschlag, dann ließ er das Ruder gleiten und schlief sänftiglich ein. Weder Schelten noch Rütteln noch allheilende Wassergüsse fruchteten etwas. Das Schiff fing an sich zu drehen und einen Walzer im Schleppschritt zu tanzen. Da war Bismarck der Retter in der Noth. Er nahm das Ruder an sich und führte das Schiff mit einer Sicherheit auf den Wogen dahin, die seinen Genossen von neuem bewies, wie alle die Sports, die er in der Jugend getrieben, Schwimmen, Rudern, Fechten, Reiten, Schießen doch geeignet seien, den Menschen selbständig zu machen. Und sie lobpriesen ihn. Sachte glitt der Waidling dahin; leise knirschten in der blauen Tiefe die rollenden Kieselsteine.

„Schade!“ uzte der neue Steuermann nach einigem Schweigen Moltke, „daß man von all den gerühmten Tugenden nicht auch ein Musterkästchen anlegen und sie in den Handel bringen kann.“

Da fühlte sich Moltke von neuem gekränkt und verharrte im Schmollen. Schon zeigte sich im goldigen Dunst der Ferne das romantische Schattenbild von Groß- und Klein-Laufenburg. Man hörte das Donnern vom „Laufen“ her, den zwanzig Meter tiefen Stromschnellen, denen seit Lord Montagues verhängnißvollem Wagniß schon mancher Unvorsichtige zum Opfer gefallen war.

Bismarck steuerte dem Ufer zu. Plötzlich aber hielt er inne und rief: „So! Entweder — oder! Entweder Ihr verzichtet auf Euer geplantes Thorenbubenstück, oder Ihr macht alle mit mir den Rheinfall hinunter den so beliebten Salto mortale. Wählt rasch.“

Aber Moltke gab das Spiel nicht verloren. Er erhob sich und wollte Bismarck das Ruder entwinden. Sie wurden handgemein, und es setzte einen Heidenlärm ab, über dem der Fährmann endlich erwachte, verwundert die Aeuglein aufschlug und angesichts des Höllenrachens, dem er sich näherte, rasch seine Besinnung wieder erhielt. Auch er mischte sich nun in das Duell. Das Schiff kippte, und Moltke und Bismarck stürzten ins Wasser, worin sie verschwanden. Bald aber tauchte der hünenhafte Bismarck wieder empor und hinter ihm auch Moltke, der sich an dessen linkem Fuße festklammerte. Munter flotschten sie landeinwärts wie die Wanderratten, wenn sie einen Fluß durchqueren, eine jede den Schwanz des Vordermannes im Rüssel.

Spielend schwamm Bismarck dem Ufer zu und rettete seinen Gegner, der, auf der Uferwiese kopfabwärts ausgestreckt, nach einer der Sachlage entsprechenden Erleichterung des Magens ohne besondere Anstrengung seine anerkannte Besonnenheit wiedergewann. —

„Du“, das war das erste Wort, als er zu lallen anfing und dem fürchterlichen Bismarck die Hand zum Danke drückte, ich bin halt doch ein Kalb gewesen!“

So hatte diesmal das Wasser, das sonst so vielen guten Dingen die Kraft nimmt, die böse Zwietracht in einmüthige Liebe aufgelöst.

Nachdem sich die Gesellschaft erquickt hatte, und diejenigen, die hinter den Ohren naß gewesen, trocken geworden waren, trat das Viergespann den Heimweg über die grünen Hügel des Aargaus an. Der Mond goß sein mildes Licht über die Landschaft aus und wandelte, ein Herold des Friedens, sacht durch die bläulichen Räume des Himmels.

Auf einmal stand Moltke still, nahm den Hut ab, ließ sich vom Licht das glänzende Haupt bescheinen und sagte zu den Genossen: „Brüder, seht, der da droben segnet mich: ein Mondkalb bin ich!“

Zu Hause, wo die Getrennten, aber hinfort Unzertrennlichen um Mitternacht ankamen, fand Moltke ein militärisches Aufgebot auf dem Tisch. Seine Frau war in Sorge. Kaum hatte er aber das Geschäftliche erledigt, die neue Bestellung eingetragen, so athmete er erleichtert auf und tröstete seine Gattin: „Morgen müssen wir an die französische Grenze. Fürchte nichts: die Deutschen werden den Rothhosen schon selber heimzünden. Ich komme wieder.“

Von seiner Offiziersehre ließ er zeitlebens kein Sterbenswörtchen mehr verlauten. Er bewies sie im Dienste des Vaterlandes durch Umsicht, Klugheit, Pflichttreue und kühnes Zugreifen. Er war mit dabei, als die eidgenössischen Milizen mitten im furchtbaren Winter Bourbaki's Armee an der französischen Grenze entwaffneten.

Küsnach b. Zürich. Adolf Vögtlin.

---

*) Seine Sache für verloren ansehen.

Die rumänischen Finanzen. Zahlen und Thatsachen für die Besitzer rumänischer Papiere. Von * * *. Berlin 1902, Verlag von H. S. Hermann.

Diese kleine Broschüre rührt ersichtlich von einem über die wirthschaftliche Lage Rumäniens sehr gut orientirten Verfasser her. Die wirthschaftliche Lage Rumäniens ist keine rosige und bedroht die auswärtigen Gläubiger dieses interessanten Staates mit ernsthaften Verlusten, wenn es nicht gelingt, eine solidere Finanzgebahrung durchzusetzen. Das bequeme Mittel, alte Defizits immer wieder durch neue Anleihen zu tilgen, muß schließlich zum Staatsbankerott führen. Die gegenwärtige Staatsschuld Rumäniens ist bereits unverhältnißmäßig groß; sie beziffert sich auf 628 735 000 Lei (1 Lei = 1 Franc) zu 5 Proz. verzinslicher und 729 295 100 Lei zu 4 Proz. verzinslicher Anleihen. Das bedeutet bei einer Bevölkerung von rund 5 912 000 Seelen eine Schuldenlast von 239 Lei per Kopf. Berücksichtigt man, daß die Schuldenlast Rußlands 129 Francs per Kopf, die Bulgariens rund 80, die Serbiens rund 170 Francs beträgt, so sieht man, daß die Rumänen allen ihren osteuropäischen Kulturgenossen, mit denen sie allein in Parallele gestellt werden können, im Schuldenmachen weit überlegen sind. Nahezu 700 Millionen Lei sind von den rumänischen Schulden für Eisenbahnbauten kontrahirt; aber die Einnahmen aus den Eisenbahnen reichen nicht annähernd aus, um die Eisenbahnschuld zu verzinsen. Da Rumänien ein vorwiegend ackerbautreibender Staat ist, so werden seine Finanzen von jeder Mißernte auf das Empfindlichste getroffen. In den letzten fünfzehn Jahren trat vier Mal, und zwar in den Jahren 1887, 1894, 1897 und 1899, eine Mißernte ein, die sich im Staatsbudget meistens während zweier folgender Jahre durch ein erhebliches Defizit bemerkbar machte. Aber auch in den Zeiten einer guten Ernte ist es für die rumänische Landwirthschaft kaum möglich, sich aufzurichten, weil sie durch Hypothekenschulden erdrückt ist. Aus Konsulatsberichten werden in der vorliegenden Broschüre darüber interessante Einzelheiten mitgetheilt. In deutschen Konsulatsberichten aus dem Jahre 1901 heißt es u. a., daß in Rumänien der Zinsfuß für private Hypotheken zwischen 8 und 10 Proz. schwanke, daß derselbe gelegentlich bis auf 36 Proz. für das Jahr hinaufgehe, und daß die Großgrundbesitzer für den ihnen gewährten Kredit bei Bankiers in der Regel 24 Proz. zahlen. „Die ländliche Bevölkerung Rumäniens“, so heißt es in der Broschüre danach mit Recht, „wird also bei fortlaufend guten Ernten und bei rationeller Wirthschaft — zwei Voraussetzungen, die allzu optimistisch sind, als daß man fest auf ihnen bauen könnte — nur äußerst langsam dazu gelangen können, konsumkräftiger und gleichzeitig steuerkräftiger zu werden. Die ländliche Bevölkerung, die die Hauptmasse Rumäniens ausmacht, rund 70 Proz., wird erst in einer ferneren Zukunft für den Staat, wie für die industrielle und Handelsentwicklung, eine zuverlässige Stütze werden können.“

In dieser Zeitschrift ist in den letzten Nummern wiederholt auf die unsinnige Fremdengesetzgebung Rumäniens hingewiesen worden (vergl. die Artikel von O. E. Scandi). Diese gegen die Fremden gerichtete Gesetzgebung erscheint um so unsinniger, je klarer es ist, daß Rumänien als Staat nur von fremden Kapitalien lebt. Speziell Deutschland hat sehr beträchtliche Summen in rumänischen Anleihen angelegt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man versuchen wird, sich aus der drückenden finanziellen Klemme, in der sich der rumänische Staat jetzt einmal wieder befindet, durch neue Anleihen zu befreien. Und diese neuen Anleihen werden auch nöthig sein, obgleich das letzte Budget einen Ueberschuß aufweist. Unter solchen Umständen liegt gerade für Deutschland ein besonders dringendes Interesse vor, den rumänischen Staatslenkern etwas genauer auf die Finger zu sehen und den überschuldeten Staat auf seine wirthschaftliche Zukunft zu prüfen. Die vorliegende Broschüre thut das mit großer Umsicht und Sachkunde; sie verdient deshalb die vollste Aufmerksamkeit namentlich auch von Seiten der deutschen Besitzer rumänischer Papiere.

Th. B.

Billige Grillparzer-Ausgaben.

Ein Jahr vor dem Ende des ausschließlichen Rechtes auf Veröffentlichung der Werke Grillparzer's hat die Cotta'sche Buchhandlung wohlfeile Ausgaben seiner Texte in die Welt geschickt, die vorbildlich bleiben sollten. Unter dem Titel: Grillparzer's Dramatische Meisterwerke ist in einem starken Bande „Die Ahnfrau“, „Sappho“, „Medea“, Ottokar's Glück und Ende“, „Des Meeres und der Liebe Wellen“, „Der Traum ein Leben“ und „Weh dem, der lügt“ erschienen: (Preis 3 Mark). Wem diese Auswahl aus den Stücken nicht genügen sollte, der findet in der sechsbändigen vollständigen Ausgabe der Dramen, die August Sauer besorgt und mit Heinrich Laube's Einleitung und Nachworten einbegleitet hat, Genüge: Format de Cotta'schen „Weltlitteratur“, Preis sechs Mark. Die größte Freude und Ueberraschung bereitete der Grillparzer-Gemeinde jedoch die achtbändige Volksausgabe, deren Ordnung allem Anschein nach ein Verdienst und zwar nicht das geringste des um Grillparzer so hochverdienten August Sauer ist. Band I enthält (in kluger, wohlbedachter Auswahl) die Gedichte. Band II bis VI alle Dramen. Band VII. bringt den Prosaiker zu voller Anschauung: wir finden nicht nur die Erzählungen („Der arme Spielmann“, „Kloster von Sendomir“), sondern auch die Meisterschöpfungen des Kritikers und Aesthetikers, die wesentlichen Aeußerungen Grillparzer's zur Zeitgeschichte und Politik (u. A. den schneidenden Aufsatz über Metternich; die lapidaren Aussprüche über Luther, Robespierre — „dieser Pedant der Freiheit“ — Napoleon I. u. s. w.) — „Studien zur französischen, englischen, spanischen und deutschen Litteratur“; die Glossen „zum eigenen Schaffen“. Endlich im VIII. — dem Schlußband — die Selbstbiographie sammt Ergänzungen; die Erinnerungen aus dem Jahre 1848, die zugleich die schärfste und beste Charakteristik Bauernfeld's, ein Meisterstück psychologischer Kritik, in sich schließen. Weiter: Die „Erinnerungen an Beethoven“ sammt den beiden Reden a) beim Begräbniß b) bei Enthüllung des Denkmals von Beethoven. Der Preis dieser 8 Bände in 4 Leinenbänden beträgt vier Mark. Eine Volksausgabe der Art verwirklicht die Wünsche, die kürzlich für die Zukunft des Buches in der „Nation“ vorgebracht wurden. Sie fördert das Andenken des Dichters, das Fortleben seines Geistes wirksamer als Standbilder aus Erz und Stein. Sie verdient Dank und Anerkennung für alle, die als Herausgeber und Verleger so redlich zum Ruhm des Dichters zusammengewirkt haben. Nun erst kann (und wird hoffentlich) Grillparzer in die Massen dringen.

Jules Claretie: Victor Hugo. Souvenirs intimes. Paris, Librairie moderne.

Zur Jahrhundertfeier des Dichters eilig zusammengeheftete Feuilletons. Durchaus unbedeutend. Man vergleiche das Kapitel „Les causeries de Victor Hugo“ z. B. mit beiläufigen Bemerkungen in Flaubert's Briefen oder Goncourt's Tagebüchern über Hugo's Plauderkunst. Oder die geschwätzigen Artikel über die Reprisen von Hernani und die Ur-Aufführungen der „Burgraves“ mit den (gleichfalls kürzlich neu in Buchform gesammelten) schwärmerischen, doch von Künstlerhand herrührenden Artikeln Theophile Gautier's: Victor Hugo (Fasquelle, 1902). Litterarhistorisch am belangreichsten in der Victor-Hugo-Litteratur dieser rasch vorüberrauschenden Festzeit (sachlich und stilistisch ganz anders in die Tiefe gehend, als Hugo v. Hofmannsthals orakelhafter Aufsatz in der „Deutschen Rundschau“) sind die beiden bei Hachette erschienenen Bände von Hörern Brunetière's in der Ecole normale: Seminaristen-Arbeiten, die Brunetière mit einer eigenen Abhandlung über Hugo's Entwicklung abschließt. Aber auch hier stört im Einzelnen Ueberschwang. „Victor Hugo der größte Lyriker Frankreichs!“ Und Musset?

—m.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 37. Berlin, den 14. Juni 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Besteht nach der Ansicht der konservativen Agrarier auch heute noch ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Grafen Caprivi und dem Fürsten Hohenlohe einerseits und dem Grafen Bülow andererseits? Natürlich sie unterscheiden sich in ihrer Individualität ausgiebig genug; aber in einem Punkte sind doch schließlich Caprivi, Hohenlohe und Bülow gleichwerthig geworden; — ein Herz für die Agrarier, ein warmes Herz für das Junkerthum — das haben sie alle nicht, auch nicht Bernhard von Bülow.

Als durch und durch konservativer Mann begann Caprivi seine Laufbahn; als Verfolgter und als Opfer der Agrarier zog er sich in die Einsamkeit zurück. Fürst Hohenlohe war als politische Persönlichkeit nicht stark genug, um den rücksichtslosen Haß der Agrarier gegen sich zu entfesseln; aber Liebe wurde ihm von dieser Seite nie entgegengebracht; man traute ihm nicht, und man mißachtete ihn, und nunmehr gelangte zur Reichskanzlerschaft Bernhard von Bülow, von dem die Organe der Rechten sagten, einen besseren Reichskanzler könne man sich nicht wünschen. Jetzt aber ist auch dieser erwünschteste aller Reichskanzler bei der agrarischen Rechten in Ungnade gefallen.

Er hat die Rechte des Reiches in Sachen der Zollfragen gegen die agrarischen Eingriffe des preußischen Abgeordnetenhauses gewahrt; er will nicht die hohen agrarischen Zollsätze des von ihm vorgelegten Zolltarifentwurfes weiter hinaufsetzen lassen; er hat die internationale Zuckerkonvention abgeschlossen, und er hat ihre Annahme im Reichstage durchgesetzt; er hat zwar das Saccharin den Agrariern geopfert, aber das ist doch zu wenig; die Liebesgaben aus dem Zucker und dem Spiritus fließen zwar weiter so ergiebig, wie sich das nur irgend erreichen läßt; die Zollsätze für agrarische Produkte in dem vorgelegten Tarif sind zwar empörend hoch — aber wie können sich die Agrarier damit begnügen? Da Graf Bülow nicht die gesammten agrarischen Forderungen bewilligt, hört er auf, der beste aller nur denkbaren Reichskanzler zu sein, und er rückt langsam in die Rubrik der Reichskanzler vom Typus Caprivi, die den Haß der Rechten genießen.

Man muß die Perspektive erweitern, und wenn man dann zurückblickt auf das ganze vergangene Jahrhundert bis zu jenem Zeitpunkt, da der moderne Staat entstand, so wird man immer wieder finden, daß die Ahnen der heutigen parlamentarischen Rechten sich genau in dieser Oppositionsstellung gegenüber jedem Ministerium befanden, dem die Vertretung der preußischen Staatsinteressen am Herzen lag. Konservatives Ministerium reiht sich fast ununterbrochen an konservatives Ministerium, aber von der Zeit Stein's und Hardenberg's bis zur Zeit von Bismarck, der mit den Deklaranten zu kämpfen hatte, bis zur Zeit von Caprivi, Hohenlohe und Bülow, stets müssen die Minister, die nicht das Staatsinteresse ohne Vorbehalt preiszugeben bereit sind, mit jenen Elementen kämpfen, welche behaupten, daß sie allein der Schutz der Krone und der Regierungsautorität sind. Stein lieferte Preußen an die Juden und die neumodischen Revolutionäre aus; Caprivi verschacherte Preußen an das Ausland und an die Börse, und Graf Bülow wird dereinst eine politische Grabschrift erhalten, die schließlich auch nicht wesentlich anders lauten kann; — wir wünschen sie ihm wenigstens zu seinem — Ruhme.

Diese typischen Zusammenstöße konservativer Minister mit dem Junkerthum, das in Preußen durchaus nicht konservativ ist, bilden ganz wesentlich den Inhalt unserer inneren Geschichte seit hundert Jahren.

Das Junkerthum ist bereit, einem willfährigen Monarchen gegenüber höfisch gesinnt zu sein; konservativ gesinnt ist es nicht. Denn auch die konservative Anschauung betrachtet den Staat als Ganzes; sie sucht den Staatsgedanken zu entwickeln und zu pflegen; das Junkerthum hat stets nur den Standesgedanken entwickelt und gepflegt; nicht was

unserem Staate nützlich, fragt ihr Programm, sondern in diesem Programm steht nur, was ist unserem Stande, dem Junkerthum nämlich, ersprießlich.

Und dieser Gegensatz zwischen Staats- und Standesgedanken muß alsdann mit Nothwendigkeit immer auch zu Zusammenstößen mit konservativen Ministerien führen; sie mögen so konservativ sein, wie sie wollen. Nur die äußerste Gewissenlosigkeit kann selbst einen Minister, der aus den Reihen des Junkerthums hervorgegangen ist, dazu führen, den Staatsgedanken vollständig zu ignoriren; und so oft er sich zur Vertheidigung des Staatsgedankens aufrafft, wird er auf die Feindschaft jener stoßen, deren Interesse am Staate dort aufhört, wo ihr engherziges und kurzsichtiges Standesinteresse Opfer zu bringen hätte. Es gab bei uns in Preußen einzelne konservative Männer, eine konservative Partei gab es niemals; wohl aber eine junkerliche Interessenvertretung, die sich fälschlich konservativ nannte, und die heute im Bunde der Landwirthe genau dieselben charakteristischen Merkmale aufweist, wie damals, als die feudalen Herren der Mark gegen den Umstürzler Stein protestirten.

So oft diese Gruppe zu entscheidender Macht im Staate gelangte, ist der Tiefstand preußischer Geschichte erreicht: die Stagnation nach den Befreiungskriegen bis zur Schmach von Olmütz. So oft diese Gruppe zurückgedrängt ist, gelangen wir zu den Höhepunkten nationaler Entwicklung: die Abschüttelung des Franzosenjoches unter Stein und Hardenberg und die Zusammenschweißung Deutschlands von 1866 bis zur Altersperiode von Bismarck.

Daß in Deutschland die Elemente, auf die sich eine moderne nationale Politik großen Stiles stützen könnte, in der Bevölkerung vorhanden sind, ist unzweifelhaft. Daß eine Regierung, die sich an die Spitze dieser Bevölkerungsschichten zu stellen bereit wäre, da ist, darf man hingegen bezweifeln. Auch Graf Bülow hat bisher nur bewiesen, daß er gleichfalls die unmögliche Aufgabe lösen will, aus der agrarischen Interessengruppe des Junkerthums eine konservative Partei durch Nachgibigkeit und Entgegenkommen herauszudestilliren. Der Erfolg dieser Thätigkeit liegt vor in den Zusammenstößen, die Graf Bülow im Preußischen Abgeordnetenhause und im Reichstage mit der Rechten hatte, und die in der konservativen Presse ihr lebhaftes Echo finden.

Der czechische Abgeordnete Klofac hat die Polenrede, die der Kaiser in Marienburg gehalten hat, zum Anlaß einer Erörterung im österreichischen Abgeordnetenhause genommen. Seine Rede war so injuriös und erregte einen solchen Sturm, daß der Präsident die Sitzung schloß. In der folgenden Sitzung sprachen der Präsident des Hauses, Graf Vetter, wie der Ministerpräsident von Koerber ihr Bedauern über das Vorkommniß aus, worauf die Czechen von Neuem schrien: „Schmach und Schande“ und „Feiglinge, Ihr fürchtet Euch vor dem deutschen Kaiser“. Solche Scenen sind in einem Parlamente nicht verwunderlich, in dem Schlägereien und Beschimpfungen und ohrenbetäubendes Lärmen zu den eingebürgerten Institutionen gehören.

Der Zwischenfall hat politisch nur insofern eine Bedeutung, als auch er beweist, bis zu welcher Höhe der Haß gegen Deutschland in Oesterreich angewachsen ist. Und dieses innerlich so stark zersetzte Oesterreich, in dem Czechen und Polen und Ultramontane uns hassen, ist unser Bundesgenosse. In Oesterreich ist alles problematisch; auch dieses Bundesverhältniß — vielleicht nicht heute; aber wenn Kaiser Franz Josef aufgehört haben wird, zu regieren.

Frankreich hat ein Ministerium Combes; es ist ausschließlich aus zuverlässigen Republikanern zusammengesetzt, freilich von verschiedener Schattirung. Neben Rouvier, der zu den gemäßigten Republikanern gehört, hat Camille Pelletan ein Portefeuille erhalten, der zu den Radikal-Sozialisten sich rechnet. Die Programmerklärung Combes im Parlament entspricht der Zusammensetzung des Ministeriums, ein guter republikanischer Grundton; aber zugleich eine vorsichtige und etwas vage Umschreibung dessen, was dieses Ministerium fortgeschrittener und weniger fortgeschrittener republikanischer Elemente an positiver Arbeit leisten will.

Fürst Ferdinand von Bulgarien ist als Gast des Zaren in Petersburg. Man tauschte natürlich offizielle Reden aus. In einer seiner Reden sprach Fürst Ferdinand von dem „verbündeten Rußland“. Dieses „Bündniß“ ist eine neue politische Thatsache.

* * *

Wahre und fiktive Volksvertretung.

Parlamente sind dazu da, das Volk zu vertreten. Je vollkommener sich der Wille der Parlamente mit dem Willen des Volkes deckt, um so besser kommt das Prinzip einer gesunden Repräsentativverfassung zum Ausdruck. In konstitutionellen Ländern, in denen das allgemeine gleiche Wahlrecht herrscht, ist es die Bevölkerungszahl, die den alleinigen Maßstab für die Vertretung der einzelnen Landestheile im Parlament bildet. Demgemäß ist bei uns im Reich auch gesetzlich bestimmt, daß durchschnittlich auf 100 000 Seelen ein Abgeordneter für den Reichstag zu wählen sei. Dieser Bestimmung entsprechend erfolgte vor einem Menschenalter die Wahlkreiseintheilung. Es versteht sich ganz von selbst, daß, wenn gesetzlich bestimmt ist, es solle auf durchschnittlich 100 000 Seelen ein Abgeordneter entfallen, bei einer Vermehrung der Bevölkerung die Zahl der Abgeordneten in demselben Maße zu erhöhen ist. Zu allem Ueberfluß ist das in dem Wahlgesetz vom 31. Mai 1869 ausdrücklich hervorgehoben, indem es dort heißt:

„Eine Vermehrung der Zahl der Abgeordneten in Folge der steigenden Bevölkerung wird durch das Gesetz bestimmt.“

Aus dieser Fassung geht unzweideutig hervor, daß die Gesetzgeber des Jahres 1869 eine Revision der Wahlkreiseintheilung mit dem Anwachsen der Bevölkerung als selbstverständlich erachteten.

In anderen Ländern, in denen das allgemeine Wahlrecht herrscht, z. B. in Frankreich und in den Vereinigten Staaten, erfolgt diese Neueintheilung unmittelbar nach jeder Volkszählung. In Deutschland dagegen ist es bisher bei der vor einem Menschenalter fixirten Wahlkreiseintheilung geblieben, obgleich seit der Gründung des Deutschen Reiches die Bevölkerung um rund 17 Millionen Seelen zugenommen hat. Vertheilte sich dieser Zuwachs der Bevölkerung von 17 Millionen gleichmäßig auf alle 397 Wahlkreise des Reichs, so läge kein Anlaß zur Beschwerde vor; denn eine Vermehrung der Zahl der Reichstagsabgeordneten erscheint an und für sich kaum wünschenswerth. Die Bevölkerungszunahme seit der Begründung des Deutschen Reiches ist aber nahezu ausschließlich den Städten und den industriellen Distrikten zu Gute gekommen, während die Bevölkerung des platten Landes im Allgemeinen stabil geblieben ist. In dieser Thatsache kommt die außerordentliche wirthschaftliche Verschiebung, die in den letzten drei Jahrzehnten in Deutschland eingetreten ist, deutlich zum Ausdruck.

Deutschland hat sich mehr und mehr aus einem Ackerbaustaat zu einem Industriestaat entwickelt. Der Schwerpunkt seiner nationalen wirthschaftlichen Interessen liegt heute auf industriellem Gebiet. Es ist somit ein ein-

faches Gebot der Gerechtigkeit und entspricht unmittelbar dem wichtigsten Grundsatze jeder Repräsentativverfassung, daß dieser Verschiebung in den Bevölkerungsverhältnissen auch in einer neuen Wahlkreiseintheilung Rechnung getragen wird. Der heutige Reichstag soll das heutige Deutschland repräsentiren, — er repräsentirt aber jenes Deutschland, wie es bei der Begründung des Reiches sich darstellte. Von welcher einschneidenden Bedeutung die Bevölkerungsverschiebung für einzelne Distrikte geworden ist, mag man daraus ermessen, daß heute in Deutschland auf der einen Seite zahlreiche Wahlkreise existiren, deren Bevölkerung weit weniger als 100 000 Seelen umfaßt, während es andererseits viele Wahlkreise gibt, in denen mehr als 100 000 Wähler vorhanden sind. Man findet Wahlkreise, in denen eine halbe Million Seelen wohnen, und die doch nur einen einzigen Abgeordneten wählen. Der Wahlkreis Berlin VI zählt sogar beinahe 600 000 Seelen. Die drei Reichstagswahlkreise Konitz-Tuchel, Deutsch-Krone und Neustettin bleiben zusammen noch um mehr als 10 000 Wähler hinter dem einen Wahlkreis Nürnberg zurück; sie zählen zusammen noch nicht den dritten Theil von Wählern wie der Wahlkreis Teltow-Beeskow-Charlottenburg. Welch eine Absurdität, daß jeder Wähler im Wahlkreise Neustettin, Konitz-Tuchel und Deutsch-Krone mehr als dreimal so viel Einfluß auf die Politik ausüben kann wie ein Wähler von Nürnberg, neunmal so viel wie ein Wähler in Charlottenburg, zehnmal so viel wie ein Wähler in Berlin VI!

Was in diesen extremen Fällen besonders drastisch zu Tage tritt, das zeigt sich mehr oder weniger klar auf dem ganzen Gebiet des Deutschen Reiches. Die modernen, fortschreitenden Elemente der Bevölkerung, die Centren unseres geistigen und wirthschaftlichen Lebens, die leistungsfähigsten und steuerkräftigsten Distrikte des Landes sind heute sämmtlich benachtheiligt zu Gunsten derjenigen Theile des Reichs, deren Entwicklung relativ zurückgeblieben ist. Die Gegenwart ist benachtheiligt; die Vergangenheit begünstigt. So kann es nicht Wunder nehmen, daß die reaktionären Parteien im Parlamente in einer Stärke vertreten sind, die ihrer Stärke im Lande auch nicht entfernt entspricht. Der Reichstag ist heute kein Abbild der im Volke vorhandenen lebendigen Kräfte, sondern ein Zerrbild derselben. Den Mehrheitsbeschlüssen des Reichstages kann daher gar nicht jene Bedeutung beigemessen werden, die eine Volksvertretung beanspruchen kann, deren Mehrheitsbeschlüsse der wirkliche Ausdruck der herrschenden öffentlichen Meinung des Landes sind. Bestände nicht im Reiche diese aller Gerechtigkeit Hohn sprechende Wahlkreiseintheilung, so würden die agrarischen Elemente nicht annähernd jenen Einfluß im Reichstage besitzen, den sie heute ausüben. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterworfen sein, daß z. B. die agrarischen Beschlüsse der Zolltarifkommission des Reichstages, wenn sie einer direkten Volksabstimmung unterworfen würden, von einer geradezu überwältigenden Majorität der Bevölkerung verworfen werden würden. Diese Thatsache gibt der Opposition gegen jegliche Erhöhung der Lebensmittelzölle im Reichstage nicht nur das Recht, sondern legt ihr die Pflicht auf, jedes parlamentarisch zulässige Mittel zur Anwendung zu bringen, um zu verhindern, daß ein Gesetz zu Stande kommt, für das zwar unter Umständen eine parlamentarische Mehrheit zu haben ist, das aber von der großen Mehrheit der Bevölkerung durchaus verworfen wird.

Gerade angesichts der jetzigen politischen Situation erscheint es geboten, mit allem Nachdruck zu verlangen, daß endlich eine Neuregelung der Wahlkreiseintheilung unter Berücksichtigung der eingetretenen Verschiebung der Bevölkerung vorgenommen wird. Diese nothwendige Reform wird natürlich auf den heftigen Widerstand der konservativen Rechten und wahrscheinlich auch des Centrums stoßen. Bei einer Neueintheilung der Wahlkreise würden die agrarischen Elemente des Reichstages auf jene Stärke zurückgeführt werden, die ihrer wirklichen Bedeutung im Lande entspricht, und mit der Rolle des Centrums als ausschlaggebende Partei des Reichstags wäre es voraussichtlich ein für alle Mal zu Ende. Nur eine starke populäre Agitation wird die Widerstände auf der Rechten und im Centrum überwinden können. Ohne eine solche, den offenbaren Thatsachen Rechnung tragende Reform werden wir aus der gegenwärtigen politischen Misere niemals herauskommen. Der gegenwärtige Reichstag ist keine wahre, sondern nur eine fiktive Volksvertretung.

Noch schlimmer liegen die Dinge in Preußen. Dort beruht die Wahlkreiseintheilung für die alten Provinzen auf der Volkszählung von 1858. Das im Jahre 1860 erlassene Gesetz über die Eintheilung der Wahlkreise legte eine Zahl von 50 000 Seelen dem einzelnen Mandat für das preußische Abgeordnetenhaus zu Grunde. Inzwischen hat sich die Bevölkerung in Preußen um rund 60 Prozent vermehrt. Will man die Zahl der Mandate nicht vergrößern, so würde auf das einzelne Mandat heute eine Zahl von 80 000 Seelen zu entfallen haben. Danach hätte eine Stadt wie Berlin einen Anspruch auf 24 Mandate statt der 9, die ihm heute zugewiesen sind. Bochum-Dortmund müßte 12, Essen-Mülheim 10 Vertreter haben, während jene beiden Wahlkreise nur durch je 3 Abgeordnete vertreten sind. In ähnlicher Weise sind alle großen Städte, alle Industriedistrikte Preußens benachtheiligt. Das preußische Abgeordnetenhaus ist eine Vertretung des Königreichs Preußen von 1858; das moderne Preußen ist in seiner heutigen Volksvertretung schlechterdings nicht wiederzuerkennen. Dazu kommt, daß das Dreiklassen-Wahlsystem auf eine planmäßige Begünstigung der agrarisch-feudalistischen Einflüsse hinausläuft. Das preußische Abgeordnetenhaus ist in der That nur noch die Karrikatur einer Volksvertretung. Immer seltener decken sich daher auch die Beschlüsse der Mehrheit dieser sogenannten Volksvertretung mit den Wünschen der Bevölkerung; immer schwieriger wird es, für irgend eine Vorlage, die der modernen Entwicklung des wirthschaftlichen Großstaats Preußen Rechnung trägt, die Zustimmung dieses Parlaments zu erlangen. Wäre das Abgeordnetenhaus nur einigermaßen der Ausdruck der öffentlichen Meinung des Landes, so wäre es ganz unmöglich gewesen, daß eine Regierungsvorlage wie das Mittellandkanalprojekt in so schnöder Weise verworfen worden wäre, wie es thatsächlich seitens der konservativ-klerikalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses geschehen ist. Dies große Meliorationswerk entspricht den Bedürfnissen eines modernen Großstaats; die Majorität des Abgeordnetenhauses betrachtet sich dagegen noch immer als die Repräsentanz eines agrarischen Feudalstaats. Kein Wunder, daß die Mittellandkanalvorlage zu Falle kam. Auch in Preußen ist auf eine wirkliche Besserung der politischen Verhältnisse garnicht zu rechnen, wenn nicht durch eine Neueintheilung der Wahlkreise ein Haupthinderniß beseitigt wird, das sich gegenwärtig der angemessenen Geltendmachung des Willens der Mehrheit der Bevölkerung entgegenstellt.

In Preußen springt die Absurdität der gegenwärtigen Zustände um so deutlicher in die Augen, als das Dreiklassen-Wahlsystem bekanntlich auf dem Prinzip aufgebaut ist, daß der politische Einfluß bei den Wahlen nach der Höhe der Steuerleistung des Einzelnen abzumessen sei. Diejenigen Distrikte, die bei der gegenwärtigen Wahlkreiseintheilung in so skandalöser Weise benachtheiligt werden, sind zugleich die steuerkräftigsten des Landes. Die eine Stadt Berlin mit ihren 9 Abgeordneten bezahlt mehr Staatssteuern als die sämmtlichen Wahlkreise, in denen die 140 konservativen Abgeordneten gewählt sind. Für Preußen gibt es unter diesen Umständen keine, nicht einmal die allerlahmste, Entschuldigung für die Verzögerung einer gerechteren Wahlkreiseintheilung. Die herrschenden Parteien im Abgeordnetenhause haben denn auch bereits völlig darauf verzichtet, gegen den freisinnigen Antrag, der auf eine Revision der Wahlkreiseintheilung hinausläuft, mit Gründen zu operiren. Sie erklären einfach, daß sie nicht wollen. Es ist die brutalste Ausübung einer erschlichenen Macht, eine Verachtung der primitivsten Grundsätze der Gerechtigkeit, wie sie seiner Zeit in dem Wort Odilon Barrot's zum Ausdruck kam: „La légalité nous

tue!" Die Gerechtigkeit würde uns um unsere parlamentarische Macht bringen, und deshalb pfeifen wir auf Gerechtigkeit — das ist der Kern der Beweisführung der Rechten und des Centrums im Abgeordnetenhause.

Auch dieser Widerstand ist zu brechen, aber nur dann, wenn die Bevölkerung ihre Interessen in einer nachdrücklichen und ausdauernden Agitation wahrnimmt. In dieser Beziehung ist bisher so gut wie nichts geschehen. Wenn man in Preußen und im Reich gleichzeitig die Agitation auf Herbeiführung einer neuen Wahlkreiseintheilung einleitet, so kann der ganzen Bewegung mehr Schwung gegeben werden. Diese Frage hat größere politische Tragweite als irgend eine andere, die gegenwärtig auf der Tagesordnung der praktischen Politik steht.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XXI.

Der Reichstag hat seine Arbeiten am Mittwoch unterbrochen und sich bis zum 14. Oktober vertagt. In der Zwischenzeit sind nur die Mitglieder der Zolltarifkommission dazu verdammt, an einer Gesetzesvorlage zu arbeiten, von der es täglich klarer wird, daß sie in diesem Reichstag nicht zur Verabschiedung gelangt.

Die letzten Sitzungstage des Reichstags waren in mehr als einer Beziehung interessant. Es handelte sich darum, die Brüsseler Zuckerkonvention durch alle parlamentarischen Klippen hindurchzuführen, eine Aufgabe, die gelang, obwohl die Regierung auch bei der zweiten Lesung mit gewöhnlicher Schlaffheit der aus den Reihen der Agrarier, des Centrums und der Konservativen hervorgehenden Opposition entgegentrat. Wenn trotzdem die Regierung vor einer empfindlichen Niederlage geschützt wurde, so hat sie das dem resoluten Eintreten der Linken zu verdanken. Die Gegner und die halben Freunde der Konvention auf der Rechten und im Centrum hatten sich nach Kräften bemüht, zuerst die Sache zu verschleppen und dann die mit der Konvention in Verbindung stehende Zuckersteuergesetzesvorlage dermaßen zu verballhornen, daß die Annahme des ganzen Werks für die Regierung unmöglich gewesen wäre, wenn das energische Eingreifen der Linken die wirthschaftspolitischen Freunde der Regierung nicht daran gehindert hätte, das beabsichtigte Unheil anzurichten. Vor allem war es die angeblich Ausschlag gebende Partei des Reichstags, das Centrum, das durch Einschaltung von Bestimmungen über die Kontingentirung der Zuckerproduktion in die Vorlage der Regierung das Zustandekommen des Gesetzes in Frage stellte. Das Centrum suchte seinen Kontingentirungsplan mit Gewalt durchzusetzen, indem es durchblicken ließ, es werde gegen die Brüsseler Konvention stimmen, wenn seine Kontingentirungsanträge, die von der Mehrheit der Kommission acceptirt waren, nicht im Plenum angenommen würden. Die Regierung setzte diesen Absichten nur einen schwachmüthigen Widerstand entgegen. Die Linke griff jedoch den unsinnigen Kontingentirungsplan, der auf ein vollständiges Verbot der Errichtung neuer Fabriken und der Erweiterung der bestehenden Fabriken hinauslief, mit der größten Rücksichtslosigkeit an und befand sich dabei obendrein in der glücklichen Lage, die Interessen der ostelbischen Landwirthschaft, die bei Durchführung des Centrumsplanes schwer geschädigt worden wären, gegen die Kontingentirung ins Feld führen zu können.

Der Erfolg war ein überraschender. In der Feuerprobe einer namentlichen Abstimmung riskirten es die meisten ostelbischen Agrarier nicht, für die Kontingentirung zu stimmen, sie mußten in der Abstimmung den Rednern der Linken folgen, und so ergab sich das überraschende Resultat, daß die Ausschlag gebende Partei des Centrums sammt seinen Affiliirten auf der Rechten mit 114 gegen 194 Stimmen in der Minderheit blieb.

Nach dieser Kraftprobe, für deren glücklichen Ausgang die Regierung sich ganz allein bei der Linken mit Einschluß der Sozialdemokratie zu bedanken hat, ging alles Uebrige in der zweiten Lesung ziemlich glatt von Statten. Insbesondere wurde auch ein Verbrauchsabgabensatz von 14 Mark unter Zustimmung der Regierung eingestellt und damit die ganze Regierungsvorlage in einer sowohl für die Linke als auch für die Regierung annehmbaren Form festgestellt.

Noch interessanter verlief am Mittwoch die dritte Lesung der Brüsseler Zuckerkonvention. Die fine fleur der sogenannten Regierungsparteien hatte sich unter Führung der Herren Herold und Müller (Fulda) vom Centrum, sowie Graf Kanitz und v. Kardorff von den Konservativen zusammengethan und einen Antrag formulirt, der einem eklatanten Mißtrauensvotum gegen die Regierung gleichkam. Nach diesem Antrage sollten die verbündeten Regierungen gezwungen sein, die Brüsseler Konvention bei Ablauf der fünfjährigen Vertragsperiode zu kündigen, sobald der Reichstag sich in seiner Mehrheit gegen die stillschweigende Verlängerung aussprechen würde. Die Reichsregierung hätte bei Annahme des Antrags als einfache Vollstreckerin des Willens der Reichstagsmehrheit diese Kündigung auch eintreten lassen müssen, selbst wenn sie noch so sehr davon durchdrungen gewesen wäre, daß die Kündigung das Reich aufs schwerste schädigen müsse. Der Antrag bezweckte somit nicht mehr und nicht weniger, als die Herabdrückung der Regierung zu einem willenlosen Exekutivorgan des Reichstags. Der freisinnige Abgeordnete Dr. Barth kritisirte die Tragweite des Antrages mit deutlicher Schärfe und wies zugleich auf den interessanten Umstand hin, daß unter den Antragstellern auch der Sohn des ersten Reichskanzlers, Fürst Herbert Bismarck, sich befinde. Er fragte ironisch, was wohl Bismarck Vater zu diesen „Konventsgelüsten" von Bismarck Sohn gesagt haben würde. Der Schuß aus dem freisinnigen Lager traf ins Schwarze. Zunächst erklärte der Reichstagspräsident, daß der Antrag „Herold" geschäftsordnungswidrig sei, dann erhob sich der Reichskanzler und gab eine formulirte Erklärung ab, daß der Antrag eine solche unerhörte Zumuthung an die Regierungen enthalte, daß die Annahme des Antrags einer Verwerfung der Brüsseler Konvention gleichzuachten sei. Endlich erhob sich auch Fürst Herbert Bismarck, um ein paar Bemerkungen auf die Anzapfung des Abgeordneten Barth zu machen. Der Schluß dieser Bemerkungen enthielt dabei auch einiges Gift für den Grafen Bülow, in cauda venenum, und rief damit erneut den Reichskanzler auf den Plan, und zwar zu einer Replik, die an Deutlichkeit so wenig zu wünschen übrig ließ, daß Graf Bülow zum ersten Mal seit langer Zeit den herzlichen Beifall der gesammten Linken einernten konnte. Damit an der blutigen Niederlage der Antragsteller gar nichts fehle, gab schließlich noch der sozialdemokratische Abgeordnete Singer dem Bedauern seiner Freunde darüber Ausdruck, daß der konservativ-klerikale Antrag nicht zur Abstimmung kommen könne. Die Sozialdemokraten hätten nichts dagegen, wenn dem Reichstage die Rolle des französischen Konvents zugewiesen würde. Die Zuckeragrarier wurden schließlich auch noch durch eine namentliche Abstimmung gejagt, bei der sich die Annahme der Brüsseler Konvention mit 209 gegen 103 Stimmen ergab.

Es hat sich bei diesem Anlaß einmal wieder ganz klar erwiesen, daß die Regierung für jeden wirthschaftspolitischen Vorschlag eine Mehrheit haben kann, wenn sie nur endlich die unglückliche Idee aufgibt, als ob sie auf das Centrum und die Rechte angewiesen wäre. Die Macht der Agrarier steht auch im Parlament durchaus auf thönernen

Füßen; es ist eine eingebildete Macht, weil hinter der konservativ-klerikalen Mehrheit des Parlaments nur eine Minderheit der Bevölkerung steht. Die konservativ-klerikal-agrarische Mehrheit gewinnt ihren Einfluß nur aus der Schwachmüthigkeit der Regierung, die noch immer nicht begriffen zu haben scheint, daß ein moderner Großstaat, wie es Deutschland ist, nicht nach feudalistischen und klerikalen Rezepten regiert werden kann. Es hat nie eine einfältigere Behauptung gegeben als die, daß in Deutschland und in Preußen nicht ohne die Konservativen regiert werden könne. Im Gegentheil, es stellt sich immer deutlicher heraus, daß keine deutsche oder preußische Regierung, auch keine aus den Reihen der Konservativen hervorgegangene — und sie gehen ja bisher alle aus den Reihen der Konservativen hervor — mit den Konservativen regieren kann. Alle Regierungen fahren sich immer wieder fest, sobald sie versuchen, ein großes Werk in der Gesetzgebung durchzubringen. Sie stoßen dabei immer wieder auf den feudalistisch-klerikalen Geist der Rechten und des Centrums.

Und dabei gibt es ein unfehlbares Mittel, die ganze konservativ-klerikale Herrlichkeit im Reich und in Preußen durch eine einzige Maßregel der Gerechtigkeit zu zertrümmern. Das Mittel heißt: **Gerechte Wahlkreiseintheilung.** Seit der letzten Wahlkreiseintheilung ist die Bevölkerung im Reich um 50, in Preußen um 60 Prozent gewachsen. Diese zugewachsene Bevölkerung bleibt bei der Vertheilung der Mandate zum preußischen Abgeordnetenhause und zum Reichstage so gut wie unberücksichtigt. Diese 50 und 60 Prozent der Bevölkerung sind gerade solche Bevölkerungstheile, die den Städten und der Industrie zugewachsen und daher den Einflüssen des Liberalismus selbst unter dem elendesten aller Wahlsysteme in erster Linie zugängig sind. Würde die maßlose Ungerechtigkeit, die in dem Ausschluß dieser Bevölkerungstheile von einer der Bevölkerungszahl entsprechenden Vertretung in den Parlamenten liegt, beseitigt, so könnte weder im Reichstage von einem maßgebenden Einfluß des Centrums, noch im preußischen Abgeordnetenhause von einem maßgebenden Einfluß der Konservativen fürderhin die Rede sein.

Aus dieser Erwägung heraus haben die Freisinnigen in drei Sessionen hintereinander immer wieder ihren Antrag auf Neueintheilung der Wahlkreise im **preußischen Abgeordnetenhause** gestellt. Dieser Antrag kam daselbst in der abgelaufenen Woche zur Verhandlung und wurde, wie zu erwarten stand, abermals durch die brutale Macht der konservativ-klerikalen Koalition niedergestimmt. Gründe vermochte die Majorität für ihre Haltung nicht anzuführen. Eine Begründung der Opposition gegen diesen Antrag ist als aussichtslos aufgegeben. Man stimmte die Freisinnigen, denen sich die Nationalliberalen in dieser Frage angeschlossen hatten, einfach nieder. Die Regierung aber steht mit verschränkten Armen dabei, als ob sie diese ganze Frage nichts anginge. Sie hat weder den Muth noch die Kraft, für eine offenbare Forderung der Gerechtigkeit einzutreten, aus Angst, es mit ihren lieben Kanalgegnern zu verderben. Man schwingt sich wohl noch gelegentlich einmal dazu auf, angesichts einer besonderen agrarischen Herausforderung unter Protest den Sitzungssaal zu verlassen; aber man riskirt es nicht, die bereitliegenden Mittel anzuwenden, die der agrarischen Fronde den Garaus machen würden.

Die Session des preußischen Landtags wird in diesen Tagen geschlossen. Das wichtigste Resultat der abgelaufenen Session besteht darin, daß die Regierung nicht den Muth gefunden hat, die Kanalvorlage wieder auf die Tagesordnung zu setzen.

Proteus.

Der österreichisch-ungarische Dualismus, seine Gefährdung und seine Gefahren.

Ferdinand Kürnberger schrieb zur Zeit der Begründung des Dualismus, Oesterreich oder, wie das alte Kaiserthum seit dem allerhöchsten Handschreiben vom 14. November 1868 heißt, die „Oesterreichisch-Ungarische Monarchie“, sterbe darum so schwer, weil es zwei Seelen auszuhauchen, zwei Geister aufzugeben habe.*) Indessen macht weder Oesterreich noch Ungarn Miene zu sterben: Hier im Diesseits der Leitha freilich führen wir ein kümmerliches Erdendasein, aber wir leben, wir sammeln nach der Katastrophe Badeni wieder unsere Seelenkräfte, um einer neuen Prüfung des Schicksals gewachsen zu sein: Drüben im Jenseits aber lebt man so, wie nur ein Mohamedaner sein Jenseits träumen kann — die schwarzäugigen Huris nicht ausgenommen. Nur einen Geist geben beide auf, den gemeinsamen Geist. Die Nothbrücken über das Leithaflüßchen, die im Jahre 1867 gezimmert worden, sind wurmstichig, werden immer ungangbarer und die Völker diesseits und jenseits finden den Weg zu einander nicht mehr!

Was wohl die Schuld sein mag? Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Grund in den Thatsachen, in den nackten, vom Hoffen und Wähnen einzelner Menschen nicht mißdeuteten, von Rechtsformen nicht verhüllten Thatsachen nimmermehr liegt. Der Grund kann in der Geschichte nicht gesucht werden: Seit 1526 sind beide Ländergruppen eine politische, völkerrechtliche Einheit, seit 1848 eine Zollgemeinschaft. Die wirthschaftliche Lage beider Theile fordert ihren Verband: eine Zolltrennung wäre für Ungarn und Oesterreich gleich gefährlich. Einem selbständigen Ungarn vermöchte Oesterreich nicht nur die eigenen Grenzen zu verschließen, sondern auch den Verkehr mit dem Deutschen Reich außerordentlich zu erschweren, vielleicht unmöglich zu machen. Ungarn, die Kornkammer Mitteleuropas, ist handelspolitisch auf Mitteleuropa angewiesen, verliert es diese Absatzgebiete, dann blieben ihm nur zwei Ausfallsthore, Fiume und das Eiserne Thor. Oesterreich ist auf die ungarischen Agrarprodukte nicht angewiesen, da Triest die unmittelbare Zufuhr aus Argentinien, Egypten und Indien sicher stellt. Doppelt schwierig wird Ungarns Lage, wenn der deutsche Zolltarif Gesetz wird. Dem doppelt erschwerten Absatz ungarischen Weizens in Deutschland steht eine Handelskonjunktur gegenüber, die Rußland und Oesterreich sofort einander nahe bringt: Rußland muß seinem Getreideexport wenigstens Oesterreich öffnen, Oesterreich tauscht dafür die Absatzmöglichkeit für seine Industrialien in Rußland und Rumänien ein. — Wiewohl Oesterreich im Falle der Zolltrennung nicht so gewaltige Einbuße erlitte als Ungarn, wäre es durch die plötzliche Aenderung seiner Import- und Exportrichtung sowie durch die Verlegung seines Handels aus dem zollgesicherten Inlandgebiete auf den freien Weltmarkt empfindlich getroffen. Oesterreich und Ungarn ergänzen sich wirthschaftlich als Gebirgs- und Flachland, als Industrie- und Agrarland: Ihre Verschiedenheit ist von Natur aus kein feindlicher Gegensatz, sondern sich ergänzende Mannigfaltigkeit. Und dieses Verhältniß waltet seit jeher ob, die Aufhebung der Zwischenzolllinie haben vor 1848 die Ungarn selbst gefordert.

Eben so wenig wie in den wirthschaftlichen liegt in den politischen Thatsachen ein Grund zur Trennung, ja noch mehr, die politischen Thatsachen zwingen zur dauernden Ueberbrückung der Leitha, wie sehr diese Behauptung auch dem Augenschein und der Tagesmeinung zu widersprechen scheint. — Man hält sich in Oesterreich so gern an das, was an der Oberfläche erscheint, man will keine anderen Thatsachen kennen. Außer den papierenen Thatsachen, außer den hüben von der deutschen Büreaukratie, drüben von der klugen magyarischen Gentry gepflegten

*) Kürnberger, Siegelringe. „Politischer Allenseelentag“.

politischen Werthen, gibt es andere, mächtigere Thatsachen, die von der Natur gegeben und darum zwar nirgends gedruckt und in Paragraphen formulirt, aber handgreiflich sind.

Nationen bestehen, ob sie rechtlich anerkannt sind oder nicht, natürliche Minoritäten sind Minoritäten, ob sie auch ein Privileg zur Mehrheit umstempelt. Die Magyaren sind das einzige Volk Ungarns, das nur in Ungarn seßhaft ist. Alle anderen Nationalitäten Ungarns sind größere oder kleinere Theile von Völkern, die in Oesterreich täglich mehr in den Status der Vollberechtigung einrücken. In der absolutistischen Epoche blickten alle Nationen Oesterreichs auf die Magyaren als die Vorkämpfer des Konstitutionalismus und der politischen Freiheit, die Nationen Ungarns, vor allen die ungarischen Deutschen, verzichteten um der politischen Befreiung willen gern auf ihr nationales Sonderrecht. Nun aber ist die politische Freiheit in Ungarn nichts als der Absolutismus einer Schicht, hinter der nicht mehr als der zwanzigste Theil der Bevölkerung steht, neunzehn Zwanzigstel aber sind politisch rechtlos. Wie kümmerlich der österreichische Konstitutionalismus auch sein mag, wie sehr diese Konsequenz auch die österreichischen Deutschen verdrießen mag, er hat doch alle österreichischen Nationen bis herab zur kleinsten emanzipirt, er hat allen vierundzwanzigjährigen Männern doch ein, wenn auch noch so wirkungsloses Wahlrecht gebracht. Schon dadurch ist das ethische Verhältniß der Nationen zu Ungarn und zu Oesterreich verschoben, und diese Wandlung kündigt sich bereits an. Die Banater und Siebenbürger Deutschen beginnen sich national vom Magyarenthum abzukehren, die westungarischen Deutschen — größtentheils Katholiken — vollziehen diese Abkehr zunächst in religiöser Form durch den Anschluß an die katholische Volkspartei. Die ungarischen Tschechoslaven haben bereits zwei Vertreter im Ofener Parlamente. Die ungarischen Nationalitäten sind zweifellos im Vormarsch. Im Ganzen genommen haben die österreichischen Deutschen zwei Millionen Nationsgenossen, die österreichischen Tschechen ebenfalls zwei Millionen Stammesbrüder jenseits der Leitha sitzen, die Kroaten in Dalmatien und Istrien streben die Loslösung Kroatiens von Ungarn an u. s. f. Kurz außer den Polen gibt es keine österreichische Nation, die nicht beträchtliche Nationstheile jenseits der Leitha wüßte.

Diese Thatsache, an der sich bei der intensivsten Magyarisirungsarbeit innerhalb 50 Jahren keine wesentliche Aenderung vollziehen kann — man denke an die preußischen Polen — ist im Augenblick allerdings bedeutungslos, das Magyarenthum herrscht ohne Schranken in Ungarn, die österreichischen Nationen haben mit sich selbst zu viel zu thun, um sich der Stammesgenossen jenseits der Leitha zu erinnern. Hier liegen aber Fäden einer Entwicklung, die in ein bis zwei Jahrzehnten von selbst zur Reife gelangen muß, und die durch das hergestellte nationale Gleichgewicht in Oesterreich sowie durch die Demokratisirung unserer Verfassung gewaltig beschleunigt werden könnte. Dieselbe Entwicklung kann aber, da Ungarn nur zu 50 Proz. römisch-katholisch ist und gerade die Deutschen, Tschechoslaven und Rumänen in Ungarn nur zum Theile oder gar nicht der katholischen Kirche angehören, auf Jahrzehnte hinaus durch eine im Dienste Roms stehende habsburgische Kamarilla verschüttet werden, weil in der Abwehr gegen eine katholisch-jesuitische Reaktion das Magyarenthum sofort wieder die politische Führung über die ungarischen Nationen bekäme.

Wir sehen, in den historischen, ökonomischen und politischen Thatsachen liegt wohl eine Gefahr für Ungarn, die Tendenz zur Aenderung des bestehenden Kräftezustandes, nimmermehr aber eine Gefahr für die völkerrechtliche Einheit der von den Habsburgern beherrschten Gebiete.

Und dennoch besteht diese Gefahr ohne allen Zweifel. Nacheinander werden alle gemeinsamen Institutionen in Frage gestellt, wenn sie auch bis heute noch funktioniren. Das Zustandekommen des Zoll- und Handelsbündnisses zwischen Oesterreich und Ungarn ist jedoch nach Koerber's jüngster Rede im Herrenhause heute schon ungewiß. Die entscheidende Stelle dieser Rede betont, daß die österreichische Regierung zwar „bis zur äußersten Grenze des möglichen Entgegenkommens gehen wolle, um eine Gemeinschaft in Freundschaft aufrecht zu erhalten, daß wir jedoch die Hand zu einer Gemeinschaft, welche uns zu keiner Ruhe kommen läßt und welche wirklich keine Gemeinschaft ist, nicht bieten können. Die Regierung dürfe ihre Besorgniß über den Ausgang der nun schon so lange schwebenden Verhandlungen dem hohen Hause nicht verhehlen." Nie noch wurde vom österreichischen Regierungstische die bloße Denkbarkeit einer Trennung von Ungarn zugestanden, gegenüber dem ungarischen Aut—aut: entweder Gemeinschaft nach Ungarns Willen oder Trennung, vertraten die österreichischen Regierungen beharrlich die Einheit coûte que coûte*) und forderten darum ungeheuere Opfer von Oesterreich. Obwohl nun nach der allgemeinen Meinung dieses eine Mal der Zollverband trotz aller Schwierigkeiten zu Stande kommen dürfte, so unterliegt es doch bei allen Einsichtigen keinem Zweifel, daß Oesterreich einen Ausgleich auf solcher Basis nie mehr schließen könne, und daß die wirthschaftliche Trennung von selbst die politische nach sich ziehen müsse. Dann aber steht der alten Monarchie der Habsburger, bevor noch die Krise der diesseitigen Reichshälfte beendet ist, eine neue und gefährlichere Krise, die Erschütterung der gemeinsamen Reichsangelegenheiten bevor. Diese Krise ist, wenn man in erster Linie die fundamentale Thatsache, die eigenartige Schichtung der Nationen in Ungarn, im Auge hat, niemals zu vermeiden, mit ihr müssen die Habsburger unter allen Umständen rechnen, weil der Emanzipationskampf der Nationen die grundlegende politische Realität ist, von der niemand und am allerwenigsten der „Realpolitiker" abstrahiren kann. Gegen dieses Grundproblem ist der rein dilatorische Einwand hinfällig, daß die ungarischen Nationalitäten heute politisch unreif sind und darum die Krisis noch latent erscheint. Nach den Erfahrungen Preußens in Posen, Frankreichs in der Bretagne, nach den Erfahrungen des Burenkriegs ist die Annahme politisch einfach unzulässig, zwei Millionen Deutscher könnten auf die Dauer nationale Fremdherrschaft ertragen, oder zwei Millionen Tschechoslaven, nahe an drei Millionen Rumänen ließen zu Gunsten der ungarischen Gentry sich entnationalisiren — in einem polyglotten Staatswesen! Ist der Monarchie von außen eine ruhige Entwicklung gegönnt, dann kann die gemeinsame Krone mit Sicherheit auf den — wenn auch heute noch fernen — Zeitpunkt rechnen, wo die Nationen selbst die Leitha überbrücken, von hüben und drüben, dann besteht ihre oberste Mission darin, sich auf diesen Zeitpunkt zu rüsten!

Aber heute ist er nicht gekommen, die Krisis ist da, obwohl sie jetzt in den Realitäten nicht begründet scheint. Neben den natürlichen Thatsachen gibt es nämlich auch papierene Thatsachen, ungeeignete Rechtsformen, verfehlte Institutionen, staatsrechtliche Mißbildungen, die in sich den Keim des Untergangs tragen. Neben den Dingen gibt es auch Vorstellungen von den Dingen, unbegründete Hoffnungen, ererbte Vorurtheile, überlieferte Willensrichtungen, die mächtiger sind als manche Realitäten, wenn sie gerade im Gehirn der Mächtigen hausen.

Die österreichisch-ungarische Monarchie, als Ganzes betrachtet, hat in der Realität heute noch die drei vorzüglichsten Merkmale eines Staates, einer politischen Einheit: Einen Monarchen mit seiner auswärtigen Vertretung, ein Kriegsheer, ein Zollgebiet. Wer Staaten nicht nach Gesetzestexten beurtheilt, sondern nach dem, was ist, müßte sagen, die Monarchie ist ein Reich, ein Staat, wenn auch ein Bundesstaat. Wie kommt nun diese Thatsache zum rechtlichen Ausdruck? Wir können hier keine staatsrechtliche

*) Offermann, Das Verhältniß Ungarns zu Oesterreich. Wien. 1902.

Erörterung geben und die mancherlei Streitfragen über die rechtliche Natur der Monarchie nicht berühren,*) wir wollen nur einzelne Institutionen beleuchten, um deren politische Unmöglichkeit aufzuzeigen.

Gesetzlich sind Oesterreich und Ungarn zwei getrennte, souveräne Staaten, die bestimmte Organe gemeinsam haben. Der Monarch ist, wenigstens nach der herrschenden Auffassung, nicht Beherrscher eines Reiches, sondern Kaiser von Oesterreich und zugleich König von Ungarn, unus homo plures sustinens personas. Wie leicht es juristisch genommen geschehen mag, daß sich „der Kaiser von Oesterreich mit dem König von Ungarn verständige" (Deak), so schwer ist das im konstitutionellen Staate politisch zu bewerkstelligen, da er in beiden Fällen nicht absolut, sondern durch zwei, je einem anderen Parlamente verantwortliche Minister regiert. Gemeinsam sind die auswärtigen Angelegenheiten, sie werden durch den gemeinsamen Minister des Aeußern geführt. Dieser ist de jure abermals zugleich österreichischer und ungarischer Minister, er handelt und verhandelt nach § 8 des Gesetzartikels XII 1867 „im Einverständnisse mit den Ministern beider Theile und unter deren Zustimmung" durch das diplomatische Korps. Bleibt Ungarn dreibundfreundlich, das slavischklerikale Oesterreich aber nicht, was dann? Es ist z. B. rechtlich sehr wohl denkbar, daß zwei Handelsfirmen einen Agenten anstellen, es ist aber faktisch unmöglich, daß dies zwei konkurrirende Firmen thun. Welche Angelegenheiten führt der gemeinsame Minister in eigener Kompetenz, wenn sein Ressort zugleich den beiden Ministerpräsidenten zufällt? Wir sehen Institutionen, die zwar juristisch konstruirbar, aber politisch unhaltbar sind!

Das Heer ist gemeinsam, d. h. der Oesterreicher ist zugleich königlich-ungarischer Soldat, der Ungar zugleich kaiserlicher, er dient nicht dem Reiche, sondern dem eigenen und einem fremden Staate, zugleich in zwei Armeen, die nur durch das Wunder der Jurisprudenz zugleich eine Armee sind.

Die gemeinsamen Minister sind den Delegationen verantwortlich, d. h. Ausschüssen des ungarischen und des österreichischen Parlaments, die aber nicht gemeinsam verhandeln. Bis vor kurzem galten diese Delegationen als indirekt gewählte Vertretungen beider Staaten, die zwar keine gesetzgebende Gewalt und kein Besteuerungsrecht haben, aber doch die gemeinsamen Ausgaben bewilligen und die Kontrole ausüben. Als Repräsentativkörperschaften wären sie an kein Mandat des sie entsendenden Parlaments gebunden, nicht abberufbar und nicht rechenschaftspflichtig — nun aber gelten sie nach ungarischer Auffassung als einfache Ausschüsse der Parlamente! Da aber der Parlamente und somit auch der Delegationen zwei sind — wie soll ein Organ zwei Herren dienen, deren Uebereinstimmung durch nichts garantirt ist?

Die gemeinsamen Einnahmen werden nicht durch die Delegationen bestimmt, sondern beide Parlamente vereinbaren durch ad hoc gesendete Deputationen den Quotenschlüssel. Es liegt auf der Hand, daß eine vertragsmäßige Einigung kein sicheres Auskunftsmittel ist, daß es bei dem nothwendigerweise sofort auftretenden Mißtrauen, bei der Verschiedenheit der Besteuerung beider Staaten unfehlbar bei beiden Theilen den Glauben erweckt, man sei übervortheilt. Kommt eine Einigung über den Prozentsatz der Quote nicht zu Stande, so entscheidet die Krone, indem sie den Schlüssel auf ein Jahr festsetzt. Eine qualvollere Aufgabe kann man einem Monarchen nicht mehr stellen. Besäße er die Einsicht eines Halbgottes, vermöchte er die finanzielle Leistungsfähigkeit beider Staaten bis auf einen Heller genau zu schätzen — als Einzelner genauer zu schätzen als alle Fachleute und Volksvertreter! — er vermöchte den Zweifel der Völker, deren Vertreter vor ihm anders entschieden haben, nie und nimmer zu bannen.

Wie hier so ist der Monarch in allen pragmatisch-gemeinsamen Angelegenheiten zwischen zwei Staaten und deren Völker, zwischen zwei Parlamente, zwischen zwei Regierungen gestellt, gezwungen im Prinzip oder wenigstens im Maß zwischen ihnen zu entscheiden, sein Denken, sein Herz, seine Hand zu theilen und dennoch verurtheilt keinen Theil zu befriedigen. Allen konstitutionellen Maximen zum Hohn ist mit allen letzten Entscheidungen die Krone belastet, selbst dann, wenn eine bloße Vermittlung ausgeschlossen und das „für mich oder wider mich!" die ultima ratio ist! Das verträgt auf die Dauer kein Regentenhaus.

Außer diesen pragmatisch-gemeinsamen Angelegenheiten gibt es noch solche, die „zwar nicht gemeinsam verwaltet, jedoch nach gleichen, von Zeit zu Zeit zu vereinbarenden Grundsätzen behandelt werden." Hier hört also die Organgemeinschaft auf und wird durch die vertragsmäßige Gleichheit ersetzt. Hierher gehört auch die Zoll- und Handelsgesetzgebung. Auf diesem Gebiet besteht die Gemeinschaft direkt „auf Kündigung". Dabei zeigt sich nun die eigenthümliche Erscheinung, daß zwar ein industrielles und ein agrarisches Gebiet, so lange sie in gesicherter Vereinigung leben, beide gedeihen und jedes in seiner Art sich auf das Beste entwickeln, daß dieselben Gebiete aber, wenn sie Sonderstaaten sind, naturnothwendig nach innerer wirthschaftlicher Autarkie streben und dadurch nur zu leicht zum Zollkrieg gedrängt werden. Schon das Finanzbedürfniß der Sonderstaaten drängt meist dahin: Das agrarische Land wird auf die Steuerquelle der industriellen Produktion nicht verzichten wollen, es wird eine eigene Industrie schaffen müssen oder die ins Land kommenden Industrialien durch Zölle belasten: auf letzteren Weg drängen die mit Steuern belasteten Agrarier im Parlament am ehesten. Unter konstitutionellem Regime wird so die Zolltrennung meines Erachtens unvermeidlich.

Diese kurze Skizze des Dualismus zeigt, daß die historisch und thatsächlich gegebene Gemeinschaft rechtlich so formulirt ist, daß die bloße Rechtsform allein entweder politisch unmöglich ist oder naturnothwendig zur Auflösung führt. Es fragt sich somit nur, was mächtiger sein wird: Wird das unter dem Befehle des Kaisers stehende gemeinsame Heer, die Diplomatie, die bestehende wirthschaftliche Gemeinschaft, werden diese Thatsachen mächtiger und so mächtig sein, ohne eine Ausdehnung der gemeinsamen Kompetenz, wirklich organische Rechtseinrichtungen zu schaffen, welche die Gemeinsamkeit garantiren? So lange zwei getrennte Delegationen, zwei getrennte Ministerien, zwei getrennte Parlamente den Monarchen und die gemeinsamen Minister in die Mitte nehmen, wie die zwei Viergespanne den alten Römer, ist das Dasein der gemeinsamen Reichsgewalt ein prekäres. Es ist eine alte Regel: Zwei bilden keinen organischen Verband, erst tres faciunt collegium. Zwischen Oesterreich und Ungarn steht kein entscheidender Dritter, sie sind selbst nicht zur Einheit verbunden durch einen gemeinsamen Gesetzgebungskörper wie ihn jeder Bundesstaat erfordert, und einen solchen zu schaffen, ist heute nicht möglich.

Ob es möglich, je möglich sein wird? Wir haben eingangs ausgeführt, daß in den Thatsachen eine Möglichkeit liegt. Wenn die österreichischen Nationen dahin entwickelt sind, daß ihre Macht sich das Gleichgewicht hält, wenn die Deutschen und Tschechen begriffen haben werden, daß sie einander kaum mehr ein Dorf abgewinnen, jenseits der Leitha und der kleinen Karpathen aber sich zwei Millionen Nationsgenossen angliedern können, dann kann der Tag kommen, wo sich die Habsburger ihr Reich neu zimmern. Dann kann ihre Bismarck-Epoche kommen, wenn nicht Thatsachen sie hemmen, die nicht Natur- und nicht papierene Thatsachen sind, sondern Imponderabilien — Träume von katholischer Weltmacht, vom Kirchenstaat, vom Vormärz, gewaltige aber todte Erinnerungen, die gespenstische

*) Siehe neuestens das erwähnte Werk von Offermann, dann Dantscher von Kollesberg, Oesterreich und die bosnischen Bahnen. Wien, Manz, 1901. Derselbe, die auswärtigen Reichsangelegenheiten. Ebenda 1902. Ferner Tezner, der österreichische Kaisertitel und die ungarische Publizistik. Wien 1899.

Last der Traditionen, der verwirrende Wust der Vergangenheit, welche sich Zukunft wähnt.

Hier muß ich eines Traumes Ferdinand Kürnberger's gedenken.*) Ihm erschien die Riesenjungfrau von Burg Niedeck, packte Oesterreichs Völker in ihr Sacktuch und trug sie allesammt fort, nach Amerika, auf freien Boden. Und siehe da — noch gab es Nationen, aber keinen Nationalitätenkampf: Jede Nation schloß sich fest zusammen und regierte sich selbst, was wirklich allen gemeinsam war, fühlten sie selbst und besorgten es gemeinsam. Der Traum ist, glaube ich, nicht zu Ende geführt: Ewig dankbar erkoren die Nationen das Riesenfräulein zu ihrer queen nach anglikanischem Muster. Wahrhaftig, Oesterreich braucht dieses Riesenfräulein, das es aus seiner Historie heraushebt und auf den Boden der politischen und nationalen Selbstregierung stellt. Finden wir ein solches, dann Heil ihm und uns; wenn nicht, dann ist mir um das Geschlecht der Riesen bange.

(Wien). Rudolf Springer.

*) Das 1867 geschriebene, aber nicht gedruckte Feuilleton „Ein schlafender Oesterreicher". Ebd. S. 58.

Eine Bilanz der römischen Kirche.

Unter den zahlreichen Federn, welche an der Schwelle des neuen Jahrhunderts die Bilanz des alten ziehen, oder wenigstens zu ziehen versuchen, sind etliche besonders rührig, diesen Abschluß in maiorem ecclesiae Romanae gloriam zu machen. Und es läßt sich nicht leugnen, die Gelegenheit ist günstig. Welch eine Veränderung in der innern und äußern Lage der römischen Kirche zu ihren Gunsten im Laufe der letzten hundert Jahre! Am Anfang des Jahrhunderts die römische Kirche unter der gewaltthätigen Faust des ersten Napoleon, der Pabst sein Gefangener in Fontainebleau; in den romanischen Staaten überhaupt durch die Wirkungen der Revolution der Klerikalismus zurückgedrängt; in Oesterreich, in Deutschland noch die josephinischen Tendenzen in Kraft; in der katholischen Bevölkerung eine große Gleichgültigkeit gegen das Kirchliche, eine starke Abschleifung des konfessionellen Gegensatzes — es war die Zeit, wo katholische Pfarrer aushilfsweise auf protestantischen Kanzeln predigten und umgekehrt — im Klerus, auch im hohen, die Tendenzen des Febronius, Wessenbergs, an den Fakultäten jene milde, von wissenschaftlichem und zugleich warmreligiösem Geist erfüllte Strömung, die dann in den Namen Möhler, Hermes ihre glänzende Höhe erreichte.

Demjenigen deutschen katholischen Theologen, der von diesem Geist zu Ende des letzten Jahrhunderts etwas verspürte, Schell, ist das bekanntlich schlecht bekommen. Dagegen hat umgekehrt der Klerikalismus seinen Anspruch auf Parität mit Erfolg nun auch an den Universitäten behauptet und wir haben seit dem Fall Spahn eine erste Etappe „katholischer Wissenschaft". Treffend wurde bei dem letzten Katolikentag auf der Konferenz der Vertreter der katholischen Presse die Situation ungefähr dahin beleuchtet, daß es im protestantischen Deutschland der römischen Kirche besser gehe als in den katholischen Staaten, nur dürfe man das nicht gerade so sagen. Die klerikale Partei, mit deren Konstituirung einst die Gründung des neuen deutschen Reiches von dieser Seite beantwortet ward, ist heute, nachdem sie allerdings auch selbst wesentlich anders geworden, die regierende, und nicht nur bei uns, auf der ganzen Linie bemerken wir die Kirche als politische Partei organisirt, eine Organisation von straffster Zusammenfassung und aggressiver Tendenz, in den Parlamenten, in der Presse, im ganzen öffentlichen Leben höchst einflußreich und um sich greifend oder wenigstens mit dem starken Willen zur Macht erfüllt. Es entspricht der großen internationalen Stellung des Pabstthums, das wieder ein Weltfaktor geworden ist, wenn auch die Souveräne der überwiegend protestantischen Staaten sich beeilten, zum Regierungsjubiläum Leo's XIII. ihre Gesandten abzusenden und ihre Geschenke darzubringen. Vor 100 Jahren schien dasselbe Pabstthum eine quantité négligeable geworden, mit dem ein siegreicher Soldat wenig Federlesens machte. Kein Wunder, daß die Bilanz, welche man angesichts solcher Erfolge jetzt auf klerikaler Seite zu ziehen sich befleißigt, ein außerordentlich günstiges Ergebniß aufweist und in den Köpfen, die sie, ohne nachzuprüfen, annehmen, die kühnsten Erwartungen für die Zukunft weckt.

Allein gerade deswegen, und weil es immer gut ist, den Dingen auf den Grund zu gehen, ist es geboten, eine derartige Nachprüfung vorzunehmen. Dieser nothwendigen und dankenswerthen Aufgabe hat sich Yves Guyot, der ehemalige französische Arbeitsminister unterzogen. Guyot ist auf diesem Gebiet kein Fremder; seine Thätigkeit als Leiter des Blattes „Siècle" und hervorragender Kämpfer gegen den Klerikalismus seines Landes zur Zeit der Dreyfusaffaire, deren Macher ja die den Antisemitismus als Vorspann benützenden Klerikalen waren, ist bekannt. Im „Siècle" erschienen denn auch im vergangenen Jahre die von ihm verfaßten Aufsätze, welche Guyot jetzt zu einem Buch erweitert hat, unter dem Titel: „le Bilan social et politique de l'Eglise.*)

Hören wir ihn selbst im Vorwort:

„Wenn ich dieses Buch veröffentliche, so trägt die Schuld daran der Pabst, denn er hat mit seiner eigenhändigen Unterschrift einen dicken und verschwenderisch ausgestatteten Band geweiht, der „von einem Ausschuß unter dem Vorsitz des Monsignor Péchenard" herausgegeben worden ist: Un Siècle. Mouvement du monde. — Ich war neugierig zu erfahren, wie die Katholiken mit der Approbation des Pabstes die „Bewegung der Welt" während des 19. Jahrhunderts ansehen. Ich fand viele Behauptungen ohne Beweise, während ich die schlechte Gewohnheit habe, alle Behauptungen und namentlich diejenigen, die mich in Erstaunen setzen, auf ihre Richtigkeit zu prüfen . . . . Meine Gewohnheiten als Statistiker führten mich dazu, Aktiva und Passiva der römischen Kirche am Ende des 19. Jahrhunderts zu untersuchen. Ich habe mich dabei lediglich auf den Standpunkt der Objektivität gestellt. Man wird in den nachfolgenden Studien nur Thatsachen finden, die kurz gekennzeichnet werden . . . . Die klerikalen Blätter haben die Richtigkeit derselben nicht zu bestreiten vermocht."

Das Buch Guyot's verdient auch in Deutschland, wo ja diese Dinge, wenn auch in anderer Weise als in Frankreich, Aufmerksamkeit fordern, lebhafte Beachtung. Einige Zahlen aus demselben — es handelt sich ja um eine „Bilanz", und die Verantwortung dafür muß natürlich dem Verfasser überlassen bleiben — werden den Lesern der „Nation" von Interesse sein.

Zunächst ein Vergleich der Bevölkerungsbewegung der katholischen und der — ihrer überwiegenden Mehrheit nach — nichtkatholischen bezw. protestantischen Nationen Europas, dessen Ziffern Guyot der Bevölkerungsstatistik entnimmt, die Levasseur und der italienische Statistiker Bodio dem Internationalen Statistischen Institut im vorigen Jahre vorgelegt haben.

Katholische Nationen (in Millionen)	1801	1840	1900
Frankreich	26,8	33,3	38,6
Oesterreich-Ungarn . .	25,0	30,4	45,0
Italien	17,5	23,0	31,8
Spanien	11,0	12,0	18,2
Belgien	2,9	4,1	6,7
Portugal	2,9	3,4	5,0
zusammen .	86,1	116,2	145,3.

*) Paris, Eugen Fasquelle; eine autorisirte deutsche Uebersetzung ist kürzlich im „Neuen Frankfurter Verlag" erschienen.

Hierzu noch Spanisch- und Portugiesisch-Amerika mit 43 Millionen.

Protestantische und schismatische Nationen	1801	1840	1900
Großbritannien . . .	16,3	27,1	41,6
Preußen	13,0	16,8	34,4
Niederlande	2,0	2,9	5,1
Schweiz	1,8	2,2	3,3
Schweden	2,3	3,0	5,1
Norwegen	0,7	1,2	2,4
Rußland	40,0	54,0	106,6
zusammen	77,0	108,6	200,6

Ferner:

	1801	1840	1900
Vereinigte Staaten . .	5,3	17,0	76,0
Canada	0,2	1,8	5,3
Australien	—	—	3,7
zusammen .	5,5	18,8	85,0

Die Bevölkerungszahl dieser protestantischen, beziehungsweise nicht-römisch-katholischen Staaten ist im Laufe von 100 Jahren von 82,5 Millionen auf 285 Millionen gestiegen, hat also eine Vermehrung von 248 Prozent erfahren, während die katholischen Staaten eine Zunahme von nur 73 Prozent im gleichen Zeitraum zu verzeichnen haben.

Läßt man Rußland weg, dessen eigene religiös-kirchliche Entwicklung aber ja ausdrücklich bei der Trennung von der römischen Kirche seinen Ausgang genommen und auf ganz anderer Grundlage als diese sich vollzogen hat, so finden wir in Europa 1801 erst 47 Millionen Protestanten, 86 Millionen Katholiken; 100 Jahre später 94 Millionen Protestanten und 145 Millionen Katholiken; hier eine Vermehrung von 68, dort aber eine solche von 132 Prozent. Kommt dazu Amerika, Australien, so ergibt das eine Zunahme der protestantischen Staaten um nicht weniger als 321 Prozent. 1801 — 52 Millionen und 1900 — 179 Millionen. Vor 100 Jahren hielten sich noch beide Theile ungefähr das Gleichgewicht, 51 Prozent die katholischen Völker, 49 Prozent die protestantischen, beziehungsweise nicht-katholischen; heute umgekehrt: 38 Prozent katholische und 62 Prozent andere.

Guyot hat sich der Mühe unterzogen, diese Bewegung noch um weitere 100 Jahre zu verfolgen, und er findet das Gesetz derselben Entwicklung, welche oben für das verflossene Jahrhundert konstatirt wurde. 1701 zählten die katholischen Nationen noch 73 Proz., die anderen erst 27. In 2 Jahrhunderten sind die ersteren von 73 Proz. auf 38 Proz. gesunken. Der stärkste, siegreichste Kämpfer gegen den Klerikalismus ist also schließlich der — protestantische Storch, dessen Rührigkeit den Einfluß der römischen Kirche auf den Gang der Welt unaufhaltsam vermindern und damit einem sehr gewichtigen Faktor der allgemeinen geistigen, kulturellen, politischen Reaktion allmählich den Boden abgraben wird!

Daß die ökonomische Lage, die wirthschaftliche Kraft und Betriebsamkeit bedingt wird schließlich auch durch den religiös-kirchlichen Faktor, durch die ganze Atmosphäre größerer oder geringerer geistiger Selbständigkeit, kultureller Entwicklung, die damit zusammenhängt, auch durch das Maß von Werthen, welche eine Kirche durch ihren Besitz — todte Hand! — dem freien Verkehr und seiner Bewegung entzieht, liegt auf der Hand. Es läßt sich das in konfessionell gemischten Gegenden, wie z. B. bei uns in Baden, im einzelnen deutlich beobachten: die protestantische Bevölkerung ist im allgemeinen die wohlhabendere. Guyot thut das im Großen. Er gibt uns eine Statistik von fünf katholischen und fünf vorwiegend oder fast ausschließlich protestantischen Nationen Europas. Danach hatte der **Handelsverkehr** dieser Staaten im Jahre 1899 folgende Werthe zu verzeichnen:

	Millionen		Millionen
Frankreich . . .	8 660	Großbritannien . .	18 737
Belgien	4 119	Deutschland . . .	10 000
Oesterreich-Ungarn	3 642	Niederlande . . .	7 445
Italien	2 937	Schweiz	1 958
Spanien	1 560	Schweden-Norwegen	1 751
zusammen	21 018	zusammen	39 891

Noch viel größer wird der Unterschied, wenn man Amerika zunimmt; für beide Theile. Dann beträgt für die katholischen Staaten der Gesammtverkehr rund 26 000 Millionen, für die protestantischen aber 53 000 Millionen; das Doppelte. Eine dem internationalen statistischen Institut vorgelegte Statistik der **Mobiliarwerthe** für obige fünf katholisch-protestantischen Länder gibt diese Ziffern: Für die ersteren zusammen 132 Milliarden, für die letzteren 216. Und zwar ohne Amerika, das natürlich das Gewicht der protestantischen Völker noch außerordentlich viel günstiger stellen würde. Würde man wie bei der Bevölkerungsbewegung zurückgehen um hundert oder zweihundert Jahre, so würde man wie dort das Verhältniß noch als das umgekehrte beobachten können.

Die Ursachen liegen sofort auf der Hand, wenn man die **Schulbildung** vergleicht. Guyot zitirt ein Wort Michelet's, der den Unterschied also klar macht: Luther habe dem Volk in seiner Sprache ein Buch zu lesen gegeben, während der Papst dem Gläubigen befehle, das anzunehmen und zu glauben, was der Mann sagt, der das in geheimnißvoller Sprache geschriebene Buch gelesen hat. Wie ungünstig die Statistik der Analphabeten für die katholischen Nationen ist, ist bekannt. Interessant sind Untersuchungen des italienischen Statistikers **Bodio** über die Zahl der Schüler in den öffentlichen und privaten Schulen während der Jahre 1871—1889. Er fand folgendes:

Zahl der Schüler auf 100 Personen:

	1871—1878	1878—1889
Preußen . . .	16,3	17,8
Niederlande . .	13,2	16,1
Frankreich . . .	13,1	14,5
Oesterreich . .	10,1	12,5
Spanien . . .	9,6	9,6
Italien	6,4	7,6

In den protestantischen Kantonen der Schweiz finden wir auf 5 Personen ein Kind, das die Schule besucht, in den konfessionell gemischten eines auf 7, in den nichtkatholischen 1 auf 9 Personen.

Mit eine Konsequenz der mangelhaften Bildungszustände ist denn natürlich auch, daß ein Vergleich der **Kriminalität** der katholischen und nichtkatholischen Nationen sehr zu Ungunsten der ersteren ausfällt. Nur ein Beispiel. Italien hat — im Durchschnitt der Jahre 1894—96 — 1046 Morde, England 136; also jenes 668 Proz. mehr. In Spanien kommen 45 Morde auf eine Million Einwohner, in England 4. Man könnte den großen Unterschied des Klimas, des Volkscharakters, von Süden und Norden geltend machen. Und gewiß kommt das in Betracht. Aber zwei aneinander grenzende Länder zeigen denselben charakteristischen Unterschied: **Belgien und Holland**. Jenes zählt auf 6,7 Millionen Einwohner 135 Morde, mehr als 20 auf eine Million Einwohner; das überwiegend protestantische Holland mit 5,1 Millionen Einwohnern hat nur 49 Morde, also nicht ganz 10 auf die Million.

Wir wollen den relativen Werth wie aller Statistik, so auch dieser durchaus zugeben; auch Guyot thut das. Wir wollen diese Zahlen auch durchaus nicht direkt dem Katholizismus in die Schuhe schieben, aber es wird sich schwerlich beweisen lassen, daß das, was sie enthalten, dem bloßen Zufall zugeschrieben werden muß. Sie werden unwillkürlich Wegweiser, die schließlich eben doch alle nach derselben Richtung hindeuten, und aus dem fatalen Ring,

den minder wirthschaftliche Betriebsamkeit, mindere Schulbildung, stärkere Kriminalität schließen, ist ein Entweichen nicht so leicht möglich.

Es würde zu weit führen, wenn wir uns in das interessante Detail des Guyot'schen Buches noch näher einlassen würden. Ich möchte nur noch ein paar Notizen wiedergeben, die charakteristische Schlaglichter auf zwei Länder werfen, in denen der Klerikalismus zur Zeit eine große Rolle spielt. Guyot rückt der Fiktion von der Kirchlichkeit Frankreichs stark auf den Leib. Nach einer merkwürdigen Statistik über die Stühle in den Kirchen von Paris gehen von 1000 Parisern 966 nicht in die Kirche. Guyot nahm sich die Mühe das im Einzelnen zu beobachten. Er fand beispielsweise im 11. Arondissement daß von 1000 23 in die dortigen drei Kirchen gehen. Er sagt:

„Aber welches ist die Qualität dieser Kundschaft? In Sainte Marguerite hatte eine religiöse Genossenschaft 80 kleine Mädchen in die Kirche geführt; der Rest der Andächtigen bestand zum dritten Theil ebenfalls aus Kindern. Das gleiche Verhältniß fand sich in St. Ambroise und in St. Joseph Von erwachsenen Männern habe ich außer den Kirchendienern in St. Marguerite 24, in St. Ambroise 50 und in St. Joseph 15 gezählt. Die Männer bilden also kaum $^1/_{10}$ der Andächtigen und welches ist wohl der geistige Werth, die Aktionskraft und der Einfluß dieser Männer? Die Kinder sind meistens kleine Mädchen, ihr Kirchenbesuch ist kein freiwilliger. Das ist die katholische Anhängerschaft in Paris in einem Arondissement, das 24000 Einwohner mehr zählt als die Stadt Lille."

Bezeichnend ist ein Geständniß, das Guyot einem klerikalen Werk in Bezug auf das kirchliche Leben in der Provinz entnimmt. Dasselbe ist in gewissen Gegenden stark, aber der Verfasser, Vikar an der Kirche von Belleville, muß gestehen:

„In anderen Pfarreien sind es nur noch drei Personen, die der Sonntagsmesse beiwohnen: der Herr Pfarrer, seine Köchin und der Meßner. Es gibt Ortschaften, wo sich kein Meßner findet und wo man nicht einmal einen Chorknaben haben kann. Unsäglicher Schimmel bedeckt den Boden der Kirche, die Fensterscheiben werden blind vom Schmutz und eine grau-grüne Schicht überdeckt Pfeiler und Gewölbe."

Charakteristisch für die Zeiten der Herren Boisdeffre und Gonse, da der Klerikalismus über das Avancement im Offizierkorps verfügte, ist eine Beobachtung, die Guyot von einem Offizier mitgetheilt erhielt, der in Toul stand:

„So lange dort der General Bonnet kommandirte, hätten sich die Offiziere massenhaft zum Gottesdienst gedrängt. Als dieser durch den General Godard ersetzt wurde, der jetzt in Besançon kommandirt, leerte sich die Kirche rasch."

Für Belgien führt Guyot eine Statistik an, nach welcher die Zahl der Mönche und Nonnen dort in einem halben Jahrhundert sich verdreifacht hat und der Werth sämmtlicher Güter, des Inventars 2c. der Klöster über 1 Milliarde beträgt. Dort hat denn auch der Anspruch der Kirche, das Allheilmittel gegen die Sozialdemokratie, die festeste Stütze des Staates zu sein, in dem ungeheuren Anwachsen der Sozialdemokratie und den jüngsten Ereignissen seine sehr charakteristische Illustration gefunden.

Was soll man dazu sagen, daß Portugal, ein Land von 5 Millionen Einwohnern, 93979 Pfarreien hat; eine Pfarrei auf 53 Bewohner? Dagegen waren im Jahre 1890 dort noch 82 Prozent der Bevölkerung Analphabeten!

Genug! Die Zahlen Yves Guyot's reden eine Sprache, deren Eindruck man sich nicht so leicht wird entziehen können, und die Bilanz, die er aufstellt, lautet etwas anders als jene, welche von klerikaler Seite ad usum Pontificis im Rückblick auf das verflossene Jahrhundert so gern fruktifizirt wird. In Wahrheit besteht eine ganz erschreckende Unterbilanz, und daß allmählich auch den katholischen Völkern die Augen darüber aufgehen, beweist die protestantische Bewegung in Oesterreich, der auffällige starke Austrit von Priestern aus Kirche und Amt in Frankreich — in den letzten vier Jahren über 600! — die warnenden Stimmen hervorragender katholischer Theologen wie Erhard, Wahrmund, die eben jetzt sich erhebende liberale Reformbewegung im österreichischen Katholizismus, die aus allen katholischen Ländern Europas sich anmeldende antiklerikale Strömung in der katholischen Bevölkerung selbst.

Guyot's Buch kommt deswegen zur rechten Zeit. Es redet eine Sprache, die für manche Leute erst verständlich ist, die Sprache der Zahlen. Und er bringt diese Zahlen in einer Zeit, wo der Klerikalismus allenthalben in starker Aktionslust sich befindet und ihm der Kamm auch in Deutschland schwillt, nachdem daselbst Centrum Trumpf geworden ist. Wir wollen den deutschen Katholizismus, auch seinen Klerus nun allerdings nicht vergleichen mit dem romanischen, auch nicht mit dem österreichischen. Er steht zweifellos im Allgemeinen wesentlich höher als beide. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, im Vergleich zum Katholizismus Spaniens oder Italiens ist der deutsche protestantisch. Das hat er — wenn er es auch nicht Wort haben will — zum guten Theil der verketzerten Reformation zu verdanken, die nicht zuletzt auch für ihn ein Segen gewesen ist. Aber niemand kann aus seiner Haut, und im letzten Grund ist das System der unfehlbaren Pabstkirche des modernen politischen Katholizismus überall dasselbe. Nur gibt er sich da, wo er in der Minorität ist, unverfänglicher, unschuldiger. Aber sein Ziel ist, muß ja sein die Erlangung der Macht. Die wird er bei uns in Deutschland nun allerdings nie in dem Maße erlangen können, wie in den ungemischt katholischen Ländern. Dafür ist gottlob gesorgt, und nicht nur bei uns, sondern auch in der Welt überhaupt, die — wir haben das oben gesehen — eben doch am letzten Ende nicht im Zeichen des Klerikalismus marschirt. Das ist dazu angethan, den starken Hoffnungen, dem wachsenden politischen Uebermuth der ecclesia militans einen gehörigen Dämpfer aufzusetzen. Aber die Weltgeschichte macht langsame Schritte, zuweilen geht sie erst ein Stück rückwärts. Wenn wir beispielshalber in Deutschland auch nicht klerikal regiert werden können, so doch mit vielen Trinkgeldern an den Klerikalismus, die uns schließlich auch theuer zu stehen kommen. Und wenn es in Baden oder Bayern trotz der Mehrheit der Katholiken auch kaum je zu einem vollblütig klerikalen Ministerium wird kommen, so doch zu einem klerikal vermischten, dem Klerikalismus gefälligen. Ungefähr so ist das ja bereits in Bayern, und es frägt sich, was auf die Dauer schlimmer ist.

Aus all diesen Gründen thut Guyot's Buch zur Zeit gerade einen guten Dienst. Es stellt nicht nur eine falsche Bilanz richtig, es rückt zugleich auch einen Hauptfaktor der rückläufigen Kräfte auf dieser Welt in ein scharfes Licht; es verkündigt sehr eindrucksvoll die alte Lehre: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Bretteln. F. Holdermann.

Charles van Lerberghe.

Wie die holländische Litteratur gelangte auch die belgische ganz plötzlich und fast gleichzeitig mit dieser zu einer unvermutheten Blüthe. Zweifellos geht die neue Bewegung in Belgien auf jene in Holland zurück, die etwa zehn Jahre früher begann, sie trägt aber doch ein durchaus selbständiges Gepräge. Mag auch der Unterschied zwischen der Bevölkerung der beiden Nachbarländer kein so großer sein, wie man häufig annimmt, muß man ferner auch beachten, daß gerade die bedeutendsten jungbelgischen Dichter der Abstammung wie dem Namen nach Vlamen, nicht aber Wallonen sind, so kann man doch nicht verkennen, daß die französische Sprache, die seit Jahrhunderten in Belgien herrscht, vereint mit der französischen Bildung, die lange Zeit eine allgemeine war, einen starken Einfluß auf das

Denken und Fühlen der Belgier hatte, zunächst ihre Schaffenslust geradezu hemmte, so daß aus der Zeit vor 1885 kaum **ein** bedeutender Dichter zu nennen ist, dann sogar drohte, die nationale Eigenart überhaupt zu unterdrücken. Nun aber ist die Dichtung des letzten Vierteljahrhunderts in den Hauptlanden eine streng individualistische. So strebten die jüngeren Elemente in Belgien im Gegensatz zu den älteren, die sich schon unter den Franzosen verloren zu haben schienen, ganz aus ihrer Volksseele heraus zu schreiben. Dadurch kam ein neuer Ton in ihre Werke, ja selbst in ihre Sprache.

Wer ein feines Sprachgefühl hat, wird, obwohl es kaum irgendwelche dialektische Verschiedenheiten zwischen dem Französisch der Franzosen und jenem der Belgier gibt, unschwer errathen, welchem Lande der Autor angehört. Ich möchte sagen, die Belgier schreiben ein deutsches Französisch, weniger der Grammatik nach als dem Geiste. In der Sprache eines Viktor Hugo, selbst eines Béranger ist so viel weniger Seele; wie anders dagegen schreiben die Vlamen! Schon Verlaine, der ein Vorläufer der modernen Belgier genannt zu werden verdient, hat in seinen Liedern, die uns Deutschen so vertraut klingen, weil sie aus deutschem Gemüthe gedichtet sind, etwas wie einen leisen wehmüthigen Unterton, wie er gerade unsere edelsten Gedichte mit heimlicher Musik erfüllt. Verlaine war sich wohl seiner Eigenart bewußt, doch kaum ihrer Ursache. In ähnlicher Weise begann auch Georges Rodenbach als Dichter der Franzosen, um dann sein Bestes als Dichter der „todten Stadt“, des alten Brügge, zu geben. Mit vollem Bewußtsein aber vertrat erst der Kreis der Zeitschrift „La jeune Belgique“, 1882 gegründet, eine Sonderkunst, doch auch er nicht von allem Anfang an. Andere kleinere Blätter wirkten in demselben Sinne. Mit den beiden Sammlungen Les Débacles und Les Flambeaux noirs (1888 und 1889) schloß sich auch Emile Verhaeren (geb. 1855) der Bewegung an, während er früher, nicht anders als Verlaine und Rodenbach, Parnassianer war. In demselben Jahre wie die Flambeaux noirs erschienen die beiden Bücher Les serres chaudes und La Princesse Maleine von Maurice Maeterlinck (geb. 1862 zu Gent) und das kleine Drama Les Flaireurs von Charles van Lerberghe (geb. 1861 zu Gent), die Erstlingswerke dieser beiden Dichter, die mit Verhaeren die große Poetentrias des modernen Belgien bilden. Nur Maurice Maeterlinck ist in Deutschland bekannt, oder vielmehr verkannt. Denn selbst seine Bewunderer verkennen ihn nicht selten. Er steht, so scheint es, ganz einsam da und darum befremdet seine Eigenart. Seit er das „Leben der Bienen“ veröffentlichte, gilt er sogar vielen, die natürlich von dem Werke nur den Titel kennen, als Sensationshascher. Und doch wäre gerade dieses Buch geeignet, ihm allerseits Freunde zu erwerben. Wenn man aber Maeterlinck inmitten seiner gleichstrebenden Zeitgenossen betrachtet, befremdet seine Erscheinung nicht mehr. Es ist derselbe Geist, der sich durch ihn als besonderes Medium in besonderer Art kund gibt.

Charles van Lerberghe ist Maeterlinck's Vorläufer, ist dies durch sein oben genanntes Drama Les Flaireurs. Wie sehr Maeterlinck von dieser ihm gewidmeten Dichtung namentlich im „Eindringling“, der ein Jahr später erschien (1890), beeinflußt ist, wie Maeterlinck durch dieses Stück sich selber fand, suchte ich in einem anderen Essay nachzuweisen. („Neue Freie Presse“, Litteraturblatt vom 23. März 1902.)

Van Lerberghe denkt sein Stück, das bei großem Druck auf kleinem Format nur etwas über dreißig Seiten umfaßt, als Melodram. Ein Orchestervorspiel leitet jeden seiner drei Akte ein: „Trauermarsch. Verhüllte Trommeln. Ferne Hornklänge. Neue Trommelwirbel. Kurzes Psalmodie-Motiv für Orgel.“ Die Scene stellt das Zimmer einer sehr ärmlichen Hütte dar. An der Wand steht ein großes Himmelbett mit schwarzen Vorhängen. Zwischen zwei gelben Wachskerzen, die ruhig brennen, ein Kruzifix. Es ist eine Sturmnacht. Der Regen peitscht an die Scheiben. Draußen pfeift der Wind in den Bäumen, ein Hund heult. Die Stube erscheint Anfangs leer, aber als dann heftig an die Thür gepocht wird, steht ein Mädchen auf — elle est mi-nue, en chemise, des cheveux blonds dénoués, ein zartes Bild, wie es van Lerberghe liebt.

Das Mädchen: Wer ist da?
Die Stimme: Ich.
Das Mädchen: Wer „Ich“?
Die Stimme: Ich!
Das Mädchen: Das ist kein Name. Wer seid Ihr?
Die Stimme: Ach! — Doch . . . Ich bin der Mann, Du weißt schon.
Das Mädchen: Ich erwarte niemanden.
Eine Stimme aus dem Bette: Mein Kind, was ist das für ein Geräusch da?
Das Mädchen: Mütterchen, das ist der Wind. — Kommt Ihr meinetwegen?
Die Stimme: Fürwahr, das nicht, Kleine! Fürwahr, das nicht!
Die Mutter: Ach, wirklich! Ich höre etwas.
Das Mädchen: Wenn Ihr nicht sagt, wie Ihr heißt, öffne ich nicht.
Die Stimme: Aber . . . . aber . . . das geht nicht recht an. Ich bin der Mann mit dem Wasser.
Das Mädchen: Der Mann mit dem Wasser?
Die Stimme: Gewiß. Da hör'!

(Man hört, wie Wasser verschüttet wird.)

Die Mutter: Mein Kind, ich höre Wasser. Ich höre, wie etwas überfließt.
Das Mädchen: Der Mann mit dem Wasser?
Die Stimme: Ja, ja, und mit dem Schwamm.
Das Mädchen: Mit dem Schwamm? . . . Ich weiß nicht, was das alles soll.
Die Stimme: Pardon, Kleine, Pardon! . . . . Nur zum Waschen.
Die Mutter: Was gibt's, mein Kind?
Das Mädchen: Mütterchen . . . . es ist . . . . ein Armer . . . ein Armer, der um ein Almosen bittet.
Die Mutter: Ach, gib's ihm. Der arme Mann! Er mag ein wenig hereinkommen und sich ausruhn; in einer solchen Nacht. O, mein Gott!

(Es klopft.)

Das Mädchen: Nein! — Mütterchen, ich fürchte mich. Man weiß nicht, wer kommen kann.
Die Mutter: Das ist nicht recht, was Du da sagst, das ist nicht recht. Du mußt ihm aufmachen. Gib ihm Brot.

(Es klopft.)

Das Mädchen: Nein! — Ich fürchte mich vor denen, die in der Nacht kommen, Mütterchen. Wenn es ein Dieb wäre!
Die Mutter: Mein Kind, Du mußt ihm aufmachen, hörst Du, Du mußt ihm aufmachen. Wer ist es denn? (lächelnd) Ah! Mutter weiß gut, wer es ist, mein Kind. Sie hört es.

(Es klopft.)

Das Mädchen erschreckt: Du weißt, wer es ist?
Die Mutter: Warum nicht? Ist es doch gewiß unser guter Herr! Er jagt in der Nacht. Und da hat er nun Hunger und Durst und ist müde. Mach ihm auf, mein Kind, mach ihm auf, schnell! Ich höre seine schwarzen Rosse traben!

(Pferdegetrappel in der Ferne.)

Das Mädchen: Was ist das? Seid Ihr nicht allein?
Die Stimme: Wohl, wohl, ich bin schon allein! Nichts gibt's da . . . . ah, wenn . . . . vielleicht auch gut, dort . . . . ja, ja, es kommen welche . . . . aber mach nun auf, Du.

(Es klopft.)

Das Mädchen: Geht fort!

Die Stimme: Weil Du etwa nicht aufmachen willst?

Das Mädchen: Ich mache nicht auf, niemals.

Die Mutter: Man sagt wohl, mein Kind: Morgen, morgen! Ja, aber der andere, der andere draußen? Wird er warten? Was der eine nicht weiß, das weiß der andere, was der eine nicht sieht, der andere sieht es, und das ist eine große Sünde und eine Thorheit . . . mein Kind, er ist wohl fortgegangen, weil ich ihn nicht mehr höre?

Das Mädchen: Ja, Mutter . . . ja . . . ja, er ist fort.

Die Mutter: Ah, Jesus Christus nehm' ihn in seinen Schutz und die heilige Jungfrau . . . Was für ein Wetter draußen ist . . . Komm, mein Kind, beten wir für ihn, für diesen Armen in der Nacht, beten wir das Vaterunser und den Glauben. Kehr' mir das Kreuz ein wenig mehr zu, so . . . so . . .

(Man hört die beiden Frauen Gebete murmeln und dazu die Perlen des Rosenkranzes in den Händen der Alten. — Der Regen peitscht an die Scheiben.

Es schlägt langsam zehn Uhr. Ein Hund heult. Das Mädchen löscht die Kerzen aus. Es ist wieder ganz dunkel.)

Dies der erste Akt.

Die beiden folgenden sind ebenso aufgebaut und auch die Handlung ist dieselbe. Im zweiten Akt — er spielt eine Stunde später — nennt sich der Unbekannte „Der Mann mit dem Laken". Es ist der Tod, den sie „nahe fühlen" — Les Flaireurs. Die Mutter zittert. „Warum zitterst Du so?" fragt das Mädchen. „C'est de joie, ma fille, car Elle est là," sagt die Mutter mit ihrer hüstelnden Stimme. Im Französischen heißt es ja la Mort und darauf beruht das eigenthümliche Wortspiel, das in ähnlicher Weise auch im „Eindringling" zu finden ist, und das zu den größten psychologischen Feinheiten gehört. Niemand glaubt an den nahen Tod, aber der Kranke fühlt, daß er nahe ist, fühlt es vielleicht mehr, als er es weiß. Im Trésor des Humbles nennt Maeterlinck dieses Kunstprinzip den „Dialog zweiten Grades". Es ist auch zu beachten, daß die belgischen Dichter sich in der Art der Deutschen den Tod als Mann vorstellen — das Sensendengeln im „Eindringling" deutet auf das Bild des Todes als Schnitter — aber andererseits durch die Sprache wieder gezwungen sind, sich ihn als weiblich zu denken. Dies vermag keine Uebersetzung wiederzugeben, und namentlich van Lerberghes Drama spottet in seinen beiden letzten Akten jeder Verdeutschung.

Am Ende des zweiten Aktes schlägt es elf Uhr. Im dritten pocht es wieder. „O, mein Gott! o, mein Gott!" ruft das Mädchen, „Ihr seid so schrecklich! Ihr werdet meine Mutter tödten." „Da bin ich", sagt die Stimme, „Me v'là". „Aber ich bitte Euch, seid ruhig, ich bitte Euch, o mein Gott!" fleht das Mädchen. „Ach was! Ich bin aber da!" sagt die Stimme im belgischen Argot: „Hé ben quoi! Me v'là." Die Mutter verlangt Licht, das Mädchen zündet die Kerzen wieder an. Traurig blickt die Mutter im Zimmer herum: „Ma maison n'est pas digne de la recevoir." Der Unbekannte draußen wird ungeduldig. Noch einmal fragt das Mädchen: „Wer seid Ihr?" „Ich bin der Mann mit dem Sarg". „Der Mann mit . . ." schreit das Mädchen, erst jetzt sich ihrer schrecklichen Ahnung bewußt. Mit von Husten geschwächter Stimme sagt die Mutter: „Ouvre la porte, ma fille, Elle peut entrer." Und nun versucht das Mädchen sich selbst und die Mutter zu überreden: Petite mère, ce n'est pas une dame . . . c'est . . . quelqu'un . . . qui est poursuivi et qui demande un asile." Es pocht noch immer. Das Mädchen stemmt sich gegen die Thüre, aber um Mitternacht bricht sie unter den Schlägen des Unbekannten ein. Ein kalter Luftzug verlöscht die Kerzen.

Künstlerisch scheint mir van Lerberghes Drama höher zu stehn als Maeterlinck's „Eindringling", jedenfalls macht es einen stärkeren Eindruck, vielleicht nicht nur seiner Prägnanz wegen, sondern auch darum, weil es plastischer gesehen ist. Es müßte von der Bühne herab gewiß erschütternder wirken als L'Intruse, Les Aveugles und La Mort de Tintagiles, die dasselbe Thema von der Nähe des Todes oder eines Todten mit all der Angst und dem Grauen, die das Leben vor dem Tode fühlt, behandeln. Diese beängsten mehr, als sie erschüttern, aber ihr größerer Wortreichthum macht sie bühnenfähiger. So wurde denn van Lerberghes Stück bisher nur ein einziges Mal aufgeführt und zwar im Jahre 1891 von Paul Fort, dem Verfasser der Ballades françaises, in seinem Théatre d'Art, das er als achtzehnjähriger Jüngling in Paris gegründet hatte. Im selben Jahre erschienen auf derselben Bühne Maeterlinck's „Eindringling" und „Die Blinden".

Außer diesem Werke hat Charles van Lerberghe nur noch eine Sammlung Gedichte veröffentlicht, in der ersten Ausgabe (1897) einfach Poèmes betitelt, nun Entrevisions genannt, vielleicht am besten mit „Gesichte" zu übersetzen. Les Flaireurs zeigen eine wunderbare Mischung von Naturalismus und Symbolismus; in seinen Gedichten aber ist van Lerberghe ganz Symbolist. Er ist der zarteste aller Lyriker, die heute französisch dichten, wie Verhaeren der gewaltigste von ihnen ist. Ich vergleiche die Bilder, die er sieht, jenen, die Puvis de Chavannes malte, aquarellenhaft blaß, viel blasser noch als Burne-Jones' Gemälde aus dem erträumten Griechenland, schön, aber nicht mehr als schön, niemals charakteristisch, eintönig, aber doch jedes voll von einem unendlichen Zauber, den keine Uebersetzung, und sei es die vollendetste, wiederzugeben vermag. Van Lerberghes Traumwelt ist eine immer frühlingsgrüne Au, in der unirdisch zarte Frauen ein unbewußt sündloses Leben mehr träumen als leben. Le Jardin clos heißt eine der Abtheilungen der Entrevisions, sehr bezeichnend mit dem Motto versehen Hortus conclusus, fons signatus — „Meine Schwester, liebe Braut! Du bist ein verschlossener Garten, eine verschlossene Quelle, ein versiegelter Born" übersetzt Luther den Vers des Hohenliedes, dessen lateinischer Uebertragung diese Worte entnommen sind. Eines dieser Stücke — sein besonderes Motto lautet Dormio et cor meum vigilat — versuche ich zu verdeutschen:

Die weißen lieben Hände schliefen
Auf meinem Busen, kaum erblüht,
Schliefen ein wie in Wassertiefen,
Müde des Spiels, der Spindel müd.

Ruhige, schlanke Königinnen,
Fern vergeblichem, trübem Leid,
Träumen sie nun in stillem Sinnen,
Träumen von hehrer Fürstlichkeit.

Einsam, im Lockenblond der Engel,
Bin ich, wie mir die Erde schwand:
Die Jungfrau mit dem Lilienstengel,
Das Kind mit Welten in der Hand.

Bedeutender jedoch als gerade dieser Abschnitt sind die beiden anderen, Jeux et Songes und Sous le Portique. Aus jedem von ihnen zitire ich das schönste Gedicht in meiner Verdeutschung. Eine reichere Auswahl von lyrischen Stücken van Lerberghes, mit solchen anderer moderner Belgier vereint, wird meine Anthologie „Die belgische Lyrik von 1880—1900" bringen, die, ein Seitenstück zu meiner „Niederländischen Lyrik", im Sommer dieses Jahres im gleichen Verlage (Baumert & Ronge in Großenhain) erscheint.

Dieses deucht mir das schönste von allen „Spielen":

Ein Kinderpaar spielt mit dem Amorkind.
Das eine ist taub, das andere blind.
Das eine, das ihn sieht im Schweigen,
Erspäht, so süß und rätseleigen,
Ein Wort auf Amors Lippenpaar,
Es sieht, wie das göttliche wunderbar
Auf seinen Lippen bebt und feiert,
Von einem Geheimniß ewig umschleiert.
In Sehnsucht sind die Lippen gewellt.
Ist es ein Hauch, wie er Blumen schwellt,
Oder ist es nicht, als würde eben
Ein leiser Kuß auf ihnen beben,
Wie Sammet weich, wie Seide lind?

Ein Kinderpaar spielt mit dem Amorkind.
Das andre, das ihn hört im Dunkeln,
Erlauscht wohl das Wort, doch sieht nicht funkeln
Die göttlichen Augen strahlendlicht
Des Unbekannten, der es spricht.
Seine Schönheit ist ihm in dunkler Seele
Ein Murmeln bloß auf ferner Flur
Wie Rosen- und Atlasflüstern nur,
Ein Meeresrauschen, ein Wasserklingen,
Wo fallende Perlen untergingen,
Ein Klang, der kaum erlauscht, zerrinnt . . .

Ein Kinderpaar spielt mit dem Amorkind.

In anderen „Spielen" und „Träumen" schildert er die „Gleichen", Les Identiques, einander ähnlich wie Blume der Blume, die, einsam, in der Fülle ihrer Liebe zusammenkamen und nun zu einer neuen Einsamkeit geworden, — und das „goldene Boot", das mit drei jungen Mädchen fernher aus dem Osten kommt: Die Schwarze, die am Steuer sitzt, bringt uns auf rosigen Lippen „Mären so fremd und eigen — in ihrem Schweigen", die Braune, die das Segel hält, „bringt uns Engelgeberden zu — in ihrer Ruh", die Blonde, deren Locken in die Wogen sanken und in ihnen leuchten wie ein Morgenroth, bringt „unter dem Schatten der Lider — das Licht uns wieder". In einigen Stücken ist van Lerberghes Sprache von einer rührenden Einfalt, fast kindlich und doch niemals trivial. Ich kenne kein französisches Gedicht von so inniger Schönheit wie jene Verse über das Glück, die ich dem dritten Abschnitt, Sous le Portique, entnehme:

Siehe, das Glück. Es kommt so still,
Man weiß es stets, wenn es kommen will.
Bereitet ist ihm der Tisch zum Mahl,
Die Abendlampe, der Festpokal
O, wie schön sind des Glückes Schritte!
Es tritt wie ein Gott in unsre Mitte.
Mit Rosengewinden schmücket die Thür,
Daß es hier weile für und für!
Es blickt uns an, so mild, so groß,
Es spricht kein Wort, es lächelt bloß.
Hier ist Brot und hier ist Wein
Und die Gartenfrüchte hier sind dein.
Schweigender, holder Wandersmann,
Bleib lang bei uns, wir flehn dich an.
Halte nur diese Nacht noch Rast,
Bleib bei uns, o lieber Gast!

Man kann die belgischen Lyriker in zwei Gruppen scheiden, in die Parnassiens und die Verslibristen. Jene befolgen noch getreu die metrischen Regeln Boileaus, diese achten weder Silbenzahl noch Reichheit, ja selbst nicht Reinheit der Reime. Van Lerberghe zählt wie auch Maeterlinck und Verhaeren zu beiden Gruppen, mögen auch andere jede einzelne von ihnen ausschließlich vertreten, für sie kämpfen. So ist denn das citirte Gedicht aus Le Jardin clos parnassianisch (auch in der Uebersetzung), während die anderen in deutscher Art nur die Hebungen zählen. Andere Stücke lassen Zeilen von verschiedener Länge mit einander wechseln und binden sich an keine Reimfolge. Dies ist im Französischen eine Neuerung, die auf die deutsche und englische Poesie zurückzuführen ist und zweifellos eine große Bereicherung des französischen Formenschatzes bedeutet.

Von dem dritten Werke, das Charles van Lerberghe plant, sind erst einige Stücke veröffentlicht; La Chanson d'Eve ist sein Titel, Canticum Evae mit Bezug auf das Hohe Lied, Canticum Salomonis, zu übersetzen. Eva ist es, die, jungfräulich, die jungfräuliche Natur besingt. Der Dichter selbst und Prof. Pol de Mont in Antwerpen theilten mir eine Anzahl Lieder mit, die ich alle in meiner erwähnten Anthologie bringen werde. Von großer, reiner Schönheit ist die „Widmung":

Deinem Schatten diese Blumen — verschmäh sie nicht —
Denn die Blumen sind Licht,

Deinem Herzen, das schläft, deinen Augen, die zu,
Denn die Blumen sind Ruh,

Deiner Stimme, verklungen im Lebensreigen,
Denn die Blumen sind Schweigen.

Und nun singt Eva von ihrem Erwachen im weißen Morgenschein, von den Engeln, die ihre „Träume krönen", von dem Tode, der, „ein frommer lieber Bote, gleich einem fernen Morgenrothe" dem Schlafenden naht, ganz ohne Schrecken noch, und von den Wogen. Hier ist dieses im echten vers libre gedichtete Lied:

O meine Engel, ihr Wogen,
Ihr kalten, hellen,
Eilenden Wellen,
Lippen und Schwingen,
Lachen und Singen,
Die ich in Träumen
Höre umschäumen
Mich und die Welt!

O meine Engel, ihr Wogen,
O meine Engel, ihr Wasser,
In denen mein Angesicht
Sich spiegelt in lauter Licht
Zwischen dem Schilf am Strand,
Den Blumen am Uferrand
Und dem Laubgesträuch!
In eurem Zittern und Flittern
Schau ich mich und höre euch.
Eure Lippen singen rings um mich;
Ihr seid mein flüchtiger Sang
Und eure Stimme ich.

Und ich komme zu euch und spreche:
O meine Engel, ihr Wogen,
O meine Engel, ihr Bäche,
Blaues Lachen in meinem Paradies!
O löst' ich mich auf, verlör' ich mich ganz
In eurer Reinheit stillem Glanz,
Taucht' ich in eure kühle Fluth
Wie eines Sommerhimmels Gluth!

Trinkt meine Lippen, erfüllt meine Seele,
Stillet den Durst meiner Augen mir,
Löschet der Locken stumme Flammen,
Die um die Glieder mir lodern zusammen,
Daß ich werde in euch mein Traum von mir, —
Ein Glanz, der in den Wellen,
Den dunklen Murmelquellen
Sacht
Vergeht in der Nacht,
Der noch im Entgleiten singt sein Lied,
Nackt und schauernd flieht
Unbekannten Meeren zu
In des großen Rauschens ewige Ruh.

In einem der letzten Stücke rühmt Eva sich selbst: Unter den Hinden und Hirschen, den Bengalisten und Meisen, die aus ihrer Hand fressen, war sie es, die endlich Sprache fand; unter den Blumen und den Früchten war sie es, die Menschenrose, die man zum ersten lächeln sah und sie war es, die aus übergroßer Lust die ersten Thränen vergoß.

La Chanson d'Eve dürfte alle Vorzüge der Sprache und Bildlichkeit Van Lerberghes in sich vereinen, aber kaum sein Dichterportrait wesentlich verändern. Er ist eine so eigenartige Persönlichkeit, daß ich schon in diesen wenigen Zeilen ein, wenn auch nur flüchtiges, so doch getreues Bild von seinem Schaffen und Wesen gegeben zu haben glaube. So gering auch seine Werke an Seitenzahl sein mögen, sie wiegen nicht leichter als jene Maeterlinck's und Verhaeren's, die einen in England, die anderen in Frankreich viel bewundert. Seine Gemeinde aber wird wohl immer eine kleine bleiben, und viele werden achtlos an ihm vorübergehen, wie an einem Garten voll duftig zarter Blüthen, den sie verschlossen meinen, weil nur selten ein Fuß den Pfad zu ihm betritt.

Wien. Otto Hauser.

Rudolf Haym.

Altersidyll eines Achtundvierzigers.

„Endlich einmal ein Mensch, der von Menschen redet, nicht bloß ein Buch über Bücher!" Das war mein Eindruck, als ich zum ersten Mal Haym's herrliches Herderbuch las, um darin unter so viel andern guten und klugen Dingen auch eine verständnißvolle Beurtheilung meines so oft mißverstandenen Landsmannes J. C. Lavater zu finden. Daraufhin fand ich den Muth, dem alten Meister biographischer Kunst meine Dissertation über Lavater, eine Charakterstudie dieses „merkwürdigen exemplars humanae vitae" zu übersenden. — Wie erstaunt war ich aber, als eines Tages von Halle ein altmodisch gefaltetes und gesiegeltes Schreiben anlangte, mit einer eingehenden Würdigung meines Versuchs, wie ich sie nie zu hoffen gewagt! Von da an wünschte ich im Stillen, den Menschen persönlich kennen zu lernen, der zu jenen Büchern voll Lebensweisheit, diesem liebenswürdig-feinem Brief, den ebenso zierlichen als schwungvollen Schriftzügen gehörte.

Das Jahr 1896 führte mich endlich nach Deutschland, ein herrlicher Frühlingsmorgen der alten Saalestadt entgegen, über jene weiten Ebenen, die den Blick in sehnsüchtige Ferne locken. — An einem Nebenarm des Flußes, vor dem „Kirchthor" in grüner Garteneinsamkeit fand ich das trauliche „Dahaym", wie ich es nachmals nennen durfte. Von der Promenade in ein stilles Seitensträßchen unter Bäumen abbiegend, fiel mir schon von Weitem ein alter Herr auf, der am Gartenpförtchen Ausschau hielt. Seine hohe weiße Halsbinde, die zierlich gemessene Haltung erinnerte sogleich an die Bilder aus der Goethezeit. Haym selbst war es, der mich mit ritterlicher Höflichkeit begrüßte, und die hölzernen Stiegen hinauf in ein stilles Wohngemach führte mit dem Blick hinaus in einen großen Garten. Wie gut in diesem Hause alles zusammenpaßte! Vom kleinsten Hausgeräth, der grünen Tapete mit den Bildern feiner altmodiger Leute, bis hinauf zu der heiter resoluten Hausfrau und dem würdigen Hausherrn, Alles war auf einen Ton gestimmt: Die in unserer Zeit leider fast verklungene Harmonie vollendeter Geistes- und Herzensbildung, erhellt von den silbernen Glöcklein Haydn'scher Fröhlichkeit. In völliger Uebereinstimmung des Innern und Aeußern das stilvollste Haus, das ich je gesehen! Man konnte gar nicht anders als sich wohl darin fühlen.

Nach der festlich vergnügten Sonntagsfamilientafel bat ich, sich doch ja in einem allfälligen Mittagsschläfchen nicht stören zu lassen. „Ich lasse mich aber stören und zwar mit Vergnügen!" war die nicht mehr anzugreifende Antwort. Ich bemerkte später, daß der alte Herr nicht gerne seine körperlichen Bedürfnisse in Betracht gezogen sah. Er pflegte sich dann doppelt stramm aufzurichten und mit kleinen stolzen Schritten zu gehen. Im Verkehr mit Frauen trat dieser ritterliche Zug seines Wesens besonders deutlich hervor, von jener Vornehmheit der Gesinnung getragen, die jedem Wort, jeder Geberde, der ganzen Umgebung ihren feinen Stempel aufdrückt. Mochten auch seine äußeren Formen unserer modernen Ungezwungenheit manchmal etwas altmodisch umständlich erscheinen, so konnten sie doch, weil aus dem Herzen rein hervorgewachsen, niemals etwas anderes als Ehrfurcht und Rührung wecken. Diese Empfindungen waren es, die in meiner Seele mittönten, schon an jenem ersten Mainachmittage, da wir zusammen unter einem blühenden Fliederbaum beim Kaffee saßen; Familienglieder, Frau, Töchter, Enkel, fröhlich ab- und zugehend, wir beide in zwanglosem Geplauder über dies und das: Gottfried Keller z. B., dessen „grünen Heinrich" Haym schon mit seiner Braut gelesen hatte. — Als ich unversehens Abschied nehmen mußte, hatte sich dieser Mann und seine Umgebung fest in meine Seele geprägt. Wollte ich künftig an etwas Liebes denken, das still und froh macht, so ließ ich den grünen Garten an der Saale vor mir auftauchen im goldenen Nachmittagslicht und, vom Fliederbusch überschattet, das feine Greisengesicht meines neuen Freundes. — „Der Himmel hat es gut mit uns gemeint", schrieb mir dieser nachher, daß er uns im Mai den schönen Tag bescheerte. Da ist Ihnen alles, auch der alte Wenignutz, der ich bin, in helleren Farben erschienen. Sie zwar tragen den Sonnenschein mit sich!" — Wie froh war ich, mir nun wirklich Menschen und Litterarhistoriker übereinstimmend denken zu dürfen! Fällt doch die Trennung dieser beiden fast so schwer wie die von Mensch und Künstler!

Den Schatz an nie versiegender Menschenfreude und -liebe, der mir schon in Hayms Werken aufgegangen war, lernte ich bald noch vertrauter aus seinen Briefen kennen. Mir auch einen solchen anzulegen, bot sich reiche Gelegenheit in der Lehrstelle an einer höheren städtischen Mädchenschule, welche ich bald nach meiner Rückkehr von der freien Wanderfahrt anzutreten hatte. „Das Lehren ist ja ein so schöner Beruf", schrieb mir Haym damals. „Mir wenigstens ist immer alles aus Vorlesungen oder im Zusammenhang mit Vorlesungen entstanden. Stellen Sie sich nur vor, daß ich noch jetzt, in der elften Lebensstunde, mir eine neue Vorlesung vorgenommen habe, von der ich träumen könnte, daß sie ein gutes Buch abwürfe, wenn — ja wenn ich jung wäre und noch über Jahre zu verfügen hätte!" So freilich beschäftigte es ihn manchmal vollauf, nur „von Woche zu Woche das Futter für seine die Schnäbel aufsperrenden Studenten herbeizuschaffen und zu präpariren".

Wie gerne hätte ich da mitgehalten! Aber leider war es mir nicht vergönnt, Haym in seiner Lehrthätigkeit kennen zu lernen. Meine späteren Besuche fielen alle in die Ferien. (Frühling 1897, 1899 und Sommer 1900). — Als ich ihm zu Anfang des Jahres 1897 eine möglichst verlockende Ansichtskarte von Zürich geschickt hatte, mit der Absicht, dadurch das als Sommerfrische beliebte Tirol etwas in Schatten zu stellen, war als Antwort ein Bild des Hallensischen Gartens gekommen mit den einladenden Versen:

„Wie See und Berg und Stadt sich breitet
Und winkt und lockt: „Komm, nimm es wahr!"
Und den Sirenenruf begleitet,
Den Glückwunsch mir zum neuen Jahr.

So Wunsch wie Lockung geb ich wieder.
Sieh hier den stillen Gartenraum —
Auf grünem Platz den buschgen Flieder, —
Ich wette, Du erkennst es kaum?

Das junge Böglein lockt die Alten,
Die Alten denken: komm ooch Du!!
Nun, wenn sie treu zusammenhalten
So fliegt wohl eins dem andern zu."

Wer hätte da widerstehen können! Alle meine Deutschlandfahrten — nie konnte ich deren genug bekommen — landeten schließlich in dem friedlichen kleinen Hafen am Saaleufer. Wie köstlich, aus all dem Reise- und Großstadttrubel sich zurückziehen zu können in das behagliche alte Haus mit den Reben und Schlingrosen am Fenster! Wohlthuende Wärme strömte einem daraus entgegen, und von der Temperatur eines Hauses läßt sich bekanntlich auf das Herdfeuer schließen: das darin wohnende Eheglück. Zwischen diesem alten Paare herrschte jene selten schöne Uebereinstimmung, die nicht aus langweiligem Gleich- und Nachklang stammt, sondern dem kräftigen Wohllaut harmonischen Zweiklangs entsprungen ist. Auch die Frau eine eigenwüchsige und starke Persönlichkeit! Charakteristisch, wie sich ihre Liebe am Sarg des Gatten äußerte: „Nur nicht jammern! Dankbar sein, daß er, daß ein solcher Mann uns so lange geschenkt wurde!"

Ja, dankbar mochte sein, wer immer die Herzensweisheit dieses Mannes an sich erfahren durfte. Ein rasch aufflammendes Temperament erschien hier durch Güte so

wohlthätig gedämpft, daß man es nur noch als jugendliche Wärme angenehm empfand. Diese feurige Seele war's, die Haym bis in die Fingerspitzen lebendig und beweglich erhielt. Wie ausdrucksvoll sprach sie aus seinem feinen Gesicht, all den beredten Fältchen, deren jedes mir ganz für sich lieb und vertraut wurde; sah man doch bald aus diesem, bald aus jenem das schalkhaft gute Lächeln hervorschlüpfen, das dem Antlitz seinen eigenen Reiz verlieh. Ein besonderes Leben, so schien es mir, beseele auch die feine Nase mit den spürsamen Flügeln; und um den Mund vollends bewegten sich ganze Lustspiele liebenswürdigsten Humors. — Noch sehe ich sie vor mir, seine köstliche Miene, wenn er auf irgend eine allzumoderne Bemerkung meinerseits ein schalkhaftes Trümpflein gesetzt hatte. Er pflegte ein solches damit einzuleiten, daß er plötzlich mitten im Wege stehen blieb, den Stab fest aufstemmte und mir listig blinzelnd ins Gesicht sah: „Nu sagen Sie mir einmal, liebes Fräulein Hedwig," fing es an. Wenn ich dann laut auflachte, schmunzelte er stille in sich hinein und ließ im Weitergehen das Uebermüthchen an ein paar welken Blättern aus, die links und rechts mit energischem Schwung zur Seite flogen. — Ach ja, die Morgenspaziergänge im Saalegarten, der so köstlich nach frisch umgearbeiteter Erde roch, vorjährigen Blättern und unzähligen Veilchen, die überall aus Wiese und Buchsbaumrabatten hervorguckten! Alle Fäustchen dunkelblau sah man die Enkel damit zur Großmutter laufen, der Beherrscherin dieses weiten Reichs, worin sie unermüdlich waltete vom frühsten Morgen bis zum Abend. — Der aber war dann behaglichem Familiengenuß gewidmet: der Musik, dem Plaudern oder Vorlesen. Zu Letzterem zog man sich zurück in die „Stube der Gemüths", wie bezeichnenderweise des Professors grünes Studirzimmerchen genannt wurde. Kant und Aristoteles, die es in Bild und Büste beherrschten, mußten sich manchmal, besonders auch zur Zeit meiner Anwesenheit, allerlei ganz profane Lektüre gefallen lassen: Hebel, Gotthelf, Keller, dessen knorrige Eigenthümlichkeiten es hie und da aus seinen Verhältnissen heraus zu erklären galt. — „Sie glauben nicht, wie zürcherisch Sie mich durch Ihr Hiersein und alle Ihre Erzählungen gemacht . . .," schrieb mir der Freund einmal.

Besser aber als er aus der Ferne Zürich, lernte ich aus der Nähe Halle kennen, die zweite Heimath des gebornen Schlesiers. Zuerst führte mich Haym an die Stätte seines nun bald fünfzigjährigen Wirkens: die Universität Halle, diese ehrwürdige Citadelle der Aufklärung. In dieser Geistesrichtung war Haym aufgewachsen und hat sie nie verleugnet; schon damals nicht, als er ein junger Student, im Hallenser Carcer saß wegen einer Petition an Friedrich Wilhelm IV.: Dieser möchte doch David Friedrich Strauß nach Halle berufen! Das sollte in Hayms Leben einen „Putsch" bedeuten, wie ihn dasselbe Begehren auch im zürcherischen Staatshaushalt zur Folge gehabt. Der heißblütige Stürmer, welcher den Ermahnungen des Kurators, die jungen Leute möchten doch die Zeit entscheiden lassen, sein kühnes: „Wir eben sind die Zeit!" entgegengeworfen, er mußte erfahren, daß es für ihn und seinesgleichen, eben doch noch nicht an der Zeit war. Wie schwer wurde ihm seine Habilitation an derselben Universität gemacht, wo man nun doch sein Bild in jener langen Porträtreihe bedeutender Lehrer aufhängen wird, welche mit Christian Thomasius beginnt. —

Mehr aber als die Stadt mit dem holprigen Pflaster und altmodig professorlichen Anstrich lockte die anmuthige Umgebung. Am schönsten fand ich der Saale hellen Strand an einem Frühlingsmorgen, dessen Bläue den Strom überglänzte, der sich so gemächlich zwischen sanften Hügeln durchwindet. Wo der Giebichenstein aus dunkeln Wipfeln aufragt, wo vor einem Jahrhundert die Romantiker geschwärmt haben, dort pflegte sich vor etwa fünfzig Jahren ein Liebespaar zu treffen: Das fröhlich blonde Töchterlein eines Hallenser Arztes und der bei der Regierung als religions- und staatsgefährlich übel angeschriebene, hier jedoch recht harmlos und schüchtern verliebte Privatdozent der Philosophie, Rudolf Haym.

Immer noch gefiel dem alten Herrn dieser Spaziergang — aber fast stärker noch lockte es ihn weiter hinaus „Ich bin nun einmal in den Wald vernarrt und das führt mich immer wieder unter die Eichen und Kiefern unserer bescheidenen Haide." Wie glückliche Stunden verwanderte Haym unter den grünen Hallen! Von jedem Spaziergang wurde treulich ein Säcklein Sand heimgetragen zur Lockerung der Gartenerde; und sogar im Winter holten sich die beiden Alten unter Eis und Schnee das Moos zur Weihnachtszierde hervor. — „Nein, die Bäume möchte ich nicht missen!" schrieb mir Haym einmal in eine baumlose Sommerfrische. Kiefernzweige und Haidekraut sollten dereinst als einziger Schmuck sein Grab zieren. —

Mit einem alten Baum verglich er sich selbst einmal, den er immer wieder treiben sah, „so mache ich es gerade. Immer bin ich noch bereit, weit aussehende Lebens- und Arbeitspläne ansetzen zu lassen, die dann verwelken, weil die nachhaltige Kraft fehlt. Das ist nicht die Weisheit des Alters, die ich eigentlich haben sollte, aber glücklich machende Thorheit. Und Sie, liebste Freundin mit Ihrem frischen Glauben und Ihrem Muthwillen sind auch nicht dazu gemacht, mich davon zu kuriren."

Wie hätte ich ihn davon kuriren mögen? — kam doch diese jugendliche Unternehmungslust mir selbst zu gute: Im Herbst 1897 brachte sie mir den mit Frau und Sohn aus dem Tirol heimkehrenden Freund nach Zürich. Hier war freilich eben ein Mann gestorben, den Haym so gerne kennen gelernt hätte: Jakob Bächtold, dessen „feine Erzählerweise und anmuthige Gelehrsamkeit" er sehr schätzte. — So mußte ich mich damit begnügen, unsere Universitätsgebäude zu zeigen. Aber Nebel verhüllten die schöne Aussicht, so daß ich nicht einmal damit großthun konnte, wie viel mehr Eifer als z. B. in dem öden Leipzig angesichts solch lockender Herrlichkeiten die Züricher Studirenden auftreiben müßten! — Doch auch in meine bescheidene Mittelschule begleitete mich der Freund, betrachtete den merkwürdigen Kreuzgang des ehemaligen Klosters, und wunderte sich in der Stunde über die Regsamkeit meiner Schülerinnen, die mir selbst auffiel, besonders im Gegensatz zu der sonstigen lähmenden Wirkung der Schulbesuche. „Wir sind eben immer genau wie der Besuch", erklärte mir nachher eines der Mädel mit schelmischem Lächeln — „und dieser war so nett!" —

In meinem Unterricht hatte Haym nichts vermißt als — die Seitensprünge, welche ich gerade seinem strengen Ordnungssinn zulieb möglichst unterdrückt hatte. Er selbst habe von denjenigen Lehrern am meisten gelernt, die am wenigsten bei der Stange blieben, von einigen sogar nur die Dinge behalten, die sie nebenher auskramten, zum Theil vortreffliche Dinge. Eine pädagogische Regel wolle er freilich daraus nicht folgern. — Mich aber bestärkte er in der Erkenntniß, wie viel mehr dem Schüler das aus eigener Seele Geschöpfte werth ist, als bloße Bücherweisheit. Rudolf Hildebrands herrliche Werke vom deutschen Sprachunterricht, die er mir damals schenkte, führten mich noch weiter auf diesen grünen Pfaden abseits der großen Heerstraße. So wirkte Haym unsichtbar in unserer Anstalt mit, wo er sich auch noch durch eine kleine Stiftung verewigt hat, die stattlichen Bände seiner „Romantischen Schule" nämlich, denen hier „otium cum dignitate" gegönnt werden solle, „gerade weil die Exemplare zu Ende gehen und das Buch gegenwärtig nichts mehr nütze ist". — Eine Umarbeitung desselben behufs einer neuen Auflage hatte er kurz vorher seinem Verleger abgeschlagen, da er eine Umwälzung von Anfang bis Ende, wie sie nöthig wäre, nicht mehr unternehmen könne. Dies scharfe Urtheil über sein allgemein anerkanntes, grundlegendes, in mancher Hinsicht erschöpfendes Buch charakterisirt Haym's unerbittliche Selbstkritik. Als feiner Nachempfinder spürte er wohl jenes mystische Element der Romantik, in das er nicht eindringen konnte noch wollte; wie er denn z. B. auch die Schönheiten

einer Böcklin'schen Landschaft würdigte, sich aber zurückgestoßen fühlte von den seltsamen Geschöpfen, worin dieses spätromantischen Malers dunkelhelle Naturempfindung sich verkörpert. —

Sehr gespannt war ich daher auf Haym's Urtheil über Ricarda Huchs „Blüthezeit der Romantik", diesen merkwürdigen Versuch, Romantiker romantisch darzustellen. Eine ihrer Novellen, die an das Haym nun bekannte Klosterschulhaus anknüpft, hatte ich ihm bei seinem Besuche geschenkt. Er fand „Haduvig im Kreuzgang" „so märchenhaft lieblich und lustig, so sinnreich Wirklichkeit und Gemüthserlebniß durcheinander gemischt, daß es einen heiter macht, wie echte Poesie thut . . . An dem Styl dieser Kunst und Sprache hat Meister Keller seinen Antheil, das ist klar, aber der Pinsel ist weicher und die Farben fließen viel sanfter als bei ihm ineinander." — Den Roman der „Ursleuen" dagegen nannte Haym ein „Märchen voll heilloser Verzauberung." Denn tragisch könne er es nicht finden, dazu seien diese schönen Helden und Heldinnen zu sehr das Spiel ihrer unselig-unheimlichen Natur. —

Ueber das Huch'sche Romantikbuch nun äußerte er sich folgendermaßen:

„Das ganze ist mir ein ungeheuer interessantes Phänomen, zu sehen nämlich, wie jene vergangene Denk-, Dicht- und Bildungsweise, die ich kurz übertriebene Poesie nennen möchte, noch heute auf einen so hochbegabten, von Phantasie, Empfindung und idealer Leidenschaft erfüllten Geist ansteckend wirken kann. Die Verfasserin wird, indem sie jenen Kreis schildert, selber ein Glied dieses Kreises, den sie mit einer aus ihrem eigenen Wesen stammenden Glorie schmückt; sie schreibt selbst Blüthenstaub, Fragmente, Ideen und Charakteristiken und steigert die kecken Gedankenkombinationen jener Männer bis zu einer Höhe, wo man vor lauter Licht nichts mehr bestimmt zu unterscheiden vermag. Diese Denkbilder verrathen dann aber doch wieder ihre moderne Herkunft wie bei der Doktrin von dem Bewußt-Unbewußten und von der Androgyne."

Wenn er dafür, wie für manches andere romantische Wetterleuchten keinen Sinn habe, möge ich ihm doch nicht für einen Verkleinerer des schönen Buches halten, das öffentlich zu besprechen er freilich abgelehnt habe, womit er sich aber doch immer wieder beschäftige, der vielen goldenen Lichter sich freuend, mancher überraschend feinen Charakteristik, der hingebenden Nachempfindung, die doch mit so viel gesunder Kritik versetzt sei. — Mir schien es im Gegentheil bewundernswerth, daß Haym in seinem Alter eine Geistesrichtung noch so würdigen konnte, welche er selbst einst bekämpft, und die sich nun aufs neue zu regen schien. Wie vornehm hätten andere in seiner autoritativen Stellung ein solches Unternehmen abgelehnt, das „unwissenschaftliche" Buch der Romanschreiberin, der Modernen, der Frau, die dazu seines eigenen grundlegenden Werks mit keinem Wort erwähnte! Haym fand z. B. in Richard Meyers „Deutscher Litteratur des 19. Jahrhunderts" Ricarda Huch „nur nach Gebühr, ihre anschauungs- und empfindungsreiche Sprachkunst und Stilistik nach seinem Gefühl noch nicht genug gerühmt." — So stimmte es denn nicht ganz, wenn die Schriftstellerin meinte, mit der Romantik die Gunst ihrer älteren Freunde verscherzt zu haben. Immer wieder tauchte in Haym's Briefen die Frage auf nach meiner „romantischen Freundin". Eigentlich sei sie gar kein romantischer Charakter, erlaubte ich mir einmal einzuwenden — nicht entfernt z. B. einer Bettina zu vergleichen, Caroline Schlegel dagegen in Anmuth und harmonischer Fülle der Natur. Haym's feiner Aufsatz in den preußischen Jahrbüchern hatte mir seine Vorliebe für Caroline verrathen, deren „liebreizende sanftklare Züge es ihm angethan", wie die Freunde ihn damals neckten. Zu der wider Willen resignirt klingenden Schlußbemerkung des Verfassers, daß das Neue Deutsche Reich solche Frauen kaum mehr hervorbringen werde, erlaubte ich mir nun gerade im Hinblick auf Ricarda Huch ein vergnügtes Fragezeichen zu setzen. Er habe darüber herzlich lachen müssen, schrieb mir Haym: „Bedenken Sie aber doch, daß die Worte, bei denen Sie die Lippen gekräuselt, vor 28 Jahren geschrieben worden. Und außerdem, glaube ich, thun Sie Ihrer Freundin Unrecht, wenn Sie sie einer andern gar zu nahe vergleichen. Gegen deren Zauber wehre ich mich noch immer."

So konnte Haym sich auch gegen neue Anschauungen wehren — immer aber bereit, anzuerkennen, ja in sich aufzunehmen, was irgend in die harmonisch festen Grundlinien seines Wesens paßte. Nirgends war er eben der strenge Theoretiker, der sich individuellen Bedürfnissen verschließt, immer jener Lebensweise, der es gewagt hatte, die Systeme der Philosophie aus den Zeitverhältnissen, nicht wie gebräuchlich, diese aus jenen abzuleiten.

Der Frauenfrage z. B. stand er zunächst recht fern; blieb auch im Allgemeinen dabei, daß die „zentrifugalen" Bestrebungen der jungen weiblichen Generation Bedenken erregen müßten. — Weibliche Zuhörerinnen wünschte er sich zuerst nicht in seinem Kolleg als „verwirrend", was ihn aber später nicht hinderte, eine eifrige und nette Studentin in seine Familie einzuführen. Und schon 1899 schrieb er mir: „Was ich früher für die verkehrte Welt gehalten haben würde, muß ich mir jetzt ganz ruhig, ja gern gefallen lassen. Da sitzt jetzt, weiß Gott, ein ganzes Dutzend von Zuhörerinnen in Nr. IX, wenn ich Montags über den deutschen Roman plaudre, und meine eigenen Töchter mitten darunter! Es ist eine Art Influenza, und böse Beispiele verderben gute Sitten. Fragte neulich ein alter pensionirter Gerichtsrath den Kastellan der Universität, ob er wohl seine Frau in die Vorlesung mitbringen dürfe. „Warum nicht? wie alt ist sie?" Und dann, nachdem eine etwas ausweichende Antwort erfolgt war: „Na — über 28 haben wir sie eigentlich nicht!" — Auch das reifere Alter ist seitdem vertreten." — Sogar als ich ihm eines Tages nicht ohne Zögern den Plan vorlegte, mich an der Züricher Hochschule zu habilitiren, billigte er meinen „sachlichen Ehrgeiz" vollkommen; mir im Voraus und ohne alles weitere Examen die venia legendi ertheilend. Darüber wunderte ich mich doch! Wie freundlich half und rieth er mir damals bei der Ausarbeitung eines größeren schweizerischen Kultur- und Lebensbildes, dessen Thema ihm eigentlich ziemlich fern liegen mußte; er kümmerte sich sogar um die ihm sonst so verhaßten geschäftlichen Angelegenheiten; ja als strenger Meister des Stils durchging er mit dem Korrekturstift meine struppigen Satzgebilde, die ihm nie klar und durchsichtig genug sein konnten. Daß das Menschliche mit Hingebung aufgefaßt und fein herausgearbeitet werde, blieb ihm aber immer die Hauptsache. Meinem Bräutigam, der, ein Psychiater, sich erlaubt hatte, die Charakterzeichnung „naturwissenschaftlich getreu" zu finden, ließ der alte Litterarhistoriker etwas empfindlich sagen: „Ich hätte Lust, mit ihm darüber zu streiten und zu behaupten, daß Sie im Lavater wie im Hegner nach streng philologisch-historischer Methode und, was besser ist als alle Methode, nach Ihrer eigenen psychologischen Intuition verfahren seien. — Wir meinen aber wohl beide dasselbe." Fügt der immer Versöhnliche hinzu.

Mehr als die beschriebenen interessirten meinen Freund aber immer die lebendigen Menschen und wären es auch ganz unberühmte. Dem kleinsten wie dem wichtigsten Ereigniß schenkte er seine Theilnahme und hielt es fest mit dem „Gedächtniß des Herzens", wie seine Frau es so hübsch benannte. —

Hedwig Bleuler-Waser.

(Schluß folgt).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 38. Berlin, den 21. Juni 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verlag der „Nation“, Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

König Albert von Sachsen ist gestorben. Er soll nicht gewöhnliche Eigenschaften als militärischer Befehlshaber besessen haben; als Regent war es sein Verdienst, daß der einstmals starke sächsische Partikularismus verschwand und das Königreich Sachsen ein Bundesstaat wurde, der an Treue zum Reiche keinem anderen Lande nachstand. Die innere Politik Sachsens unter König Albert füllt ein sehr unerfreuliches Blatt. Eine reaktionäre Politik zerrieb den Liberalismus; sie brachte die Konservativen zur Herrschaft und entwickelte die Sozialdemokratie zu einer Macht wie in keinem anderen deutschen Lande.

Der Nachfolger des Königs ist Prinz Georg, ein Bruder König Alberts.

Am vorigen Mittwoch, gerade acht Tage nach der Vertagung des Reichstages, ist die Session des preußischen Abgeordnetenhauses geschlossen worden. Das durch und durch reaktionär-agrarische Parlament des größten deutschen Bundesstaats hat die letzten Tage vor dem Sessionsschluß noch dazu benutzt, um ein von der Regierung vorgelegtes Fleischbeschaugesetz mit so vielen agrarischen Verzierungen zu versehen, daß es selbst für die preußische Regierung kaum noch annehmbar erschien. Die Pointe der agrarischen Amendements war natürlich gegen die Interessen der Städte gerichtet. Wann endlich werden sich die fortgesetzt benachtheiligten Städte in nachhaltiger Agitation einer agrarischen Interessenpolitik entgegenstellen, die von einer vernünftigen Wahrnehmung der Interessen des landwirthschaftlichen Gewerbes ebensoweit entfernt ist wie von der Berücksichtigung des modernen Verkehrslebens!

Reaktionäre Junkerblätter und ultramontane Zeitungen erklären einmal um das andere, daß eine liberale Politik in Deutschland ganz unmöglich sei, unmöglich aus ungezählten Gründen, und daß daher Hoffnungen dieser Art lächerliche Chimären wären. Eines ist sicher, diese „lächerlichen Chimären“ werden mit einem Aufwand an Artikeln und Argumenten bekämpft, der dann jedenfalls äußerst lächerlich sein würde, wenn es sich um Chimären handelte. Es scheint aber, daß die reaktionären Kreise den Kampf gegen die Chimära sehr ernst zu nehmen beginnen. Die Liberalen können dieser Entwicklung ruhig zuschauen und abwarten, wann das Staatsinteresse sich dazu aufraffen wird, die reaktionären Sonderinteressen ernstlich zurückzudrängen.

Das ist es, was der Liberalismus will, und wenn die Krone gleichfalls dieses Ziel anstrebt, so kann sie es spielend erreichen, so bei dem Abschluß neuer Handelsverträge, wie in der Kanalfrage und stets dann, wenn die Interessen der erdrückenden Mehrheit des Volkes durch die Regierungsgewalt gegen die fiktive Macht einer kleinen Anzahl von Groß-

grundbesitzern vertreten werden. Dazu sind tiefgreifende Umbildungen unseres politischen Lebens gar nicht nothwendig.

Eine Regierung, die will, wird der agrarischen Fronde schnell zum Bewußtsein bringen, wie ohnmächtig jene zu offenem politischen Kampfe ist. Graf Bülow erhielt seine Zuckerkonvention und sein Zuckersteuergesetz und Graf Caprivi seine Handelsverträge. Die Politik der Einschüchterung durch Schreien, wie sie im Bunde der Landwirthe geübt wird, kann dann auf Erfolge rechnen, wenn sich eine Regierung findet, die schwach genug ist, um sich durch bewegte Luft und bedrucktes Papier, auch wenn diese keine starken realen Mächte repräsentiren, imponiren zu lassen.

Einmal war solche Behauptung von der Schwäche des Agrarierthums Theorie; heute ist diese Behauptung auch dem Grafen Bülow durch die Praxis erwiesen, wie vorher dem Grafen Caprivi, der ein Opfer der Intrigue, nicht des offenen politischen Kampfes geworden war, und jeder Reichskanzler wird die Intrigue um so weniger zu scheuen brauchen, je besser er es versteht, die Krone und das Parlament zu einem Verständniß der beiderseitigen Absichten zu bringen. Und offensichtlich ist wenigstens, daß in zahlreichen bedeutungsvollen politischen Fragen der letzten Jahre die äußerste Rechte es war, die sich zu einer intransigenten Opposition herausgebildet hatte.

Aus dieser Thatsache zieht die „Kreuzzeitung" kühl und offen die Konsequenzen. Dieses Blatt des Junkerthums hat nunmehr sein parlamentarisches Herz entdeckt. Es argumentirt gegen die Möglichkeit, die bestehenden Handelsverträge auf fünf oder sechs Jahre einfach zu verlängern, mit folgenden Gründen:

Eine solche Verlängerung wäre nur möglich mit Zustimmung des Reichstages; es ist jedenfalls erfreulich, daß die „Kreuzzeitung" für die Wahrung der Rechte des Parlaments eintritt. Diese Zustimmung aber wird der Reichstag nicht gewähren. In dieser Beziehung sind wir anderer Ansicht, und es könnte höchstens zweifelhaft erscheinen, ob die Drohung der Auflösung dieselbe Wirkung ausüben wird, wie das Minimum schwächlicher Energie der Reichsregierung bei der Verabschiedung der Zuckerkonvention, oder ob eine Auflösung ins Werk gesetzt werden muß. Aber wie dem auch sei; am interessantesten ist die Folgerung, welche die „Kreuzzeitung" aus ihrer falschen Voraussetzung zieht. Würde die Ablehnung der Brüsseler Zuckerkonvention „eine schwere Bloßstellung des Kaisers dem Auslande gegenüber" bedeutet haben, so würde der Versuch den Reichstag zu einer Verlängerung der Handelsverträge auf fünf oder sechs Jahre zu veranlassen, „ebenfalls eine Bloßstellung der Allerhöchsten Person zur Folge haben und zwar eine solche, welche von vornherein zu erwarten war", so schreibt die Kreuzzeitung.

Was bedeuten diese Worte? Nehmen wir einmal an, daß der Reichstag eine Verlängerung der bestehenden Handelsverträge ablehnte. Diese Ablehnung könnte nur seitens der Rechten bewirkt werden. Daß eine solche Ablehnung eine Bloßstellung des Monarchen wäre, zieht auch die „Kreuzzeitung" in den Kreis ihrer Betrachtungen; und doch behauptet sie, daß eine solche Bloßstellung seitens der Rechten „von vornherein zu erwarten", also ganz unabwendbar sei. Hier haben wir also die Deklaration, daß die Konservativen sich den Teufel scheuen würden, den Monarchen vor In- und Ausland bloßzustellen kraft ihrer parlamentarischen Machtmittel, wenn sie es vermögen. Die „Kreuzzeitung" droht ganz offen mit solcher Bloßstellung.

Man muß der „Kreuzzeitung" attestiren, daß sie bereits sehr modern geworden ist. Sie strebt offen die Parlamentsherrschaft an, die Beugung des königlichen Willens und des Willens der Regierung unter den Willen der parlamentarischen Majoritäten und eine solche Beugung selbst dann, wenn das monarchische Ansehen im In- und Auslande hierdurch gemindert werde sollte. Das ist ein recht fortgeschrittener und völlig ausgewachsener Radikalismus in Dienste einer agrarischen Großgrundbesitzerpolitik, die von ihren monarchischen und konservativen Gesinnungen nur wie von einer Galauniform Gebrauch macht. Die Agrarier benutzen sie, um bei Hoffestlichkeiten einen Anspruch auf den besten Platz zu haben — sonst erachten sie von Fall zu Fall auch den parlamentarischen Arbeitskittel des Radikalismus als ein recht brauchbares Bekleidungsstück.

Warum sollen die Rollen nicht auch einmal umgetauscht werden? Die „Kreuz-Zeitung" weist den Monarchen auf seine Schwäche hin gegenüber dem Parlament. Wir auf der Linken sind der Ansicht, daß die Monarchie in Deutschland bei recht guten Kräften ist und dann ganz unangreifbar stark, wenn sie mit der Majorität der Bevölkerung das Staatsinteresse gegen das Sonderinteresse einer einzelnen Kaste vertritt. Gegen eine Verlängerung der bestehenden Handelsverträge auf eine Reihe von Jahren, die die Regierung will, wird daher jede Opposition schwächlich zusammenbrechen.

Die Luthergemeinde in dem benachbarten Charlottenburg hat den liberalen Pfarrer Neidhardt aus Hamburg zum Seelsorger gewählt. Es erfolgte gegen diese Wahl ein Protest von kirchlich reaktionärer Seite. Der Vorstand der Synode Friedrichswerder weist den Protest zurück; auf eine Appellation entscheidet nunmehr das Konsistorium, daß der Wahl des Pfarrers Neidhardt die Bestätigung zu versagen ist. Warum? Alle Vorwürfe gegen ihn haben sich als hinfällig erwiesen, und die Entscheidung stützt sich ausschließlich auf folgende Ermittelung. Pfarrer Neidhardt ist nach der Gastpredigt der Einladung eines Mitgliedes der kirchlichen Gemeindevertretung der Luthergemeinde gefolgt, und er begab sich mit jenem in ein Restaurant, wo noch einige andere Mitglieder der Gemeindekörperschaft anwesend waren. Von der Wahl wurde bei diesem gesellschaftlichen Zusammensein nicht gesprochen, aber das Konsistorium verwarf die vollzogene Wahl gestützt auf den § 7 Abs. 4 des Pfarrwahlgesetzes, der folgendermaßen lautet:

„Ein Bewerber darf sich nur den zu gemeinschaftlicher Sitzung vereinigten Gemeindeorganen, und zwar auf die Einladung des Gemeindekirchenrathes anläßlich der von ihm gehaltenen Gastpredigt persönlich vorstellen. Einem Gewählten, welcher entgegen dieser Vorschrift durch persönliches Werben um Stimmen oder in anderer Weise durch unwürdige Mittel auf seine Wahl einzuwirken versucht hat, ist die Bestätigung zu versagen."

Daß Pfarrer Neidhardt nicht um Stimmen geworben hat, steht fest; folglich muß es ein „unwürdiges Mittel" zur Beeinflussung der eigenen Wahl sein, wenn der zu Wählende die Einladung annimmt, mit ein paar Wählern sich an einen Tisch zu setzen. Jeder Kandidat muß sich also sorgfältig hüten mit einigen seiner Wähler irgendwo zusammen zu treffen oder sich gar mit ihnen auszusprechen. Daß die Wähler jenen, den sie an die Spitze ihrer Gemeinde stellen wollen, auch intimer kennen zu lernen wünschen, ist verboten. Sie haben seine Probepredigt zu hören, und damit ist es genug.

Eine solche Absurdität interpretirt das Konsistorium in das Pfarrwahlgesetz hinein, das vernünftigerweise nichts verbietet, als ein unwürdiges Werben um Stimmen, aber das gewiß nicht eine unübersteigliche Barriere zwischen Kandidaten und Gemeinde errichten will, eine Barriere, die ein menschliches Kennenlernen und ein gesundes Urtheil über die Person des Predigers unmöglich machen müßte.

Die erziehliche Wirkung der Religion vermißt man bei einem Konsistorium, das mit solcher Gesetzesinterpretation die Wahl eines liberalen Geistlichen verhindern will.

Friedrich Goldschmidt ist gestorben; er war lange freisinniger Parlamentarier; er war Berliner Stadtverordneter; er gehörte dem Aeltestenkollegium der Kaufmannschaft und dann der Berliner Handelskammer an; er wirkte in zahlreichen gemeinnützigen Vereinen und Vereinigungen, und er war der Leiter einer der größten Brauereien Deutschlands. Goldschmidt, der im praktischen Leben stand und seine geschäftlichen Unternehmungen zu

großer Blüthe gebracht hat, fand doch Zeit und Stimmung für eine vielseitige Thätigkeit im Dienste der Allgemeinheit. Solche Männer sind in Deutschland selten, allzu selten. Mit Friedrich Goldschmidt ging wiederum einer dahin, der ein eifriger und zugleich ein liebenswürdiger Kamerad im Kampfe für die liberalen Grundsätze gewesen ist.

Eine sehr beachtenswerthe Rede hat Jaurès in der französischen Deputirtenkammer gehalten; er warf der Heuchelei den Fehdehandschuh hin und erklärte trotz den lärmenden Protesten der Nationalisten, daß man endlich in Frankreich zu einer wahrhaft friedlichen Politik übergehen und ohne Zweideutigkeit sich auf den Boden des Frankfurter Vertrages stellen müsse. Das sei die Voraussetzung für die Durchführung groß angelegter, innerer, sozialer Reformen.

Den Muth dieser ehrlichen Worte muß man anerkennen. Ihre Bedeutung wird nicht in ihrer unmittelbaren Wirkung liegen, sondern darin, daß nunmehr auch im französischen Parlament sich ein Erster gefunden hat, der so spricht. Dem kühnen Ersten werden andere folgen, und damit können neue Entwicklungen sich anbahnen, und Frankreich wird vielleicht langsam erlöst werden aus der politischen Versteinerung, in der sich seine auswärtige Politik noch immer befindet.

* * *

Konservativer Albdruck.

Wenn den Konservativen in Preußen gelegentlich einige politische Saaten verhagelt sind, so stellen sich in der konservativen Parteipresse regelmäßig Artikel ein, in denen von Herrschaftsgelüsten der Liberalen schaudervolles berichtet wird. Das Schaudern ist des Konservativen bester Theil.

In einem Leitartikel, „Liberale Spekulationen“ überschrieben, wandelte die „Kreuzzeitung“ dieser Tage das altgewohnte Thema ab. Das konservative Hauptorgan steht sichtbar unter dem Eindruck, daß die Konservativen in diesem Frühjahr ganz besonders schlecht abgeschnitten haben. Ein rücksichtsloser Politiker mag immerhin daran denken, die Regierung, die er zu stützen vorgibt, von Zeit zu Zeit in die Enge zu treiben, um sie fühlen zu lassen, daß ohne den guten Willen der Stützen von Thron und Altar weder in Preußen noch im Reich etwas zu wollen ist. Auch eine geschickte Fronde gegen den Träger der Krone seitens der Junkerpartei hat sich in Preußen nicht selten als ein vortheilhaftes Einschüchterungsmittel bewährt. Aber die Wirksamkeit solcher Politik ist an eine unerläßliche Voraussetzung geknüpft: man muß Herr der Situation bleiben. Die rücksichtslose Opposition der preußischen Junker gegen das Mittellandkanalprojekt war eine außerordentlich gewagte Kraftprobe; sie wurde jedoch ein unzweifelhafter politischer Erfolg, als sich herausstellte, daß weder die Regierung noch die Krone entschlossen war, wirksame Mittel zur Anwendung zu bringen, um den Widerstand der Junker zu brechen.

Der Erfolg der Opposition gegen den Mittellandkanal, der durch fortgesetzte Verbeugungen der Regierung vor dem Agrarierthum immer aufs neue bekräftigt wurde, scheint die konservative Partei verführt zu haben, es mit weiteren Kraftproben zu versuchen. Dabei haben sie jedoch die Nachgiebigkeit der Regierung überschätzt, wie sie die Stärke der Position unterschätzten, gegen die sie anrannten. Der Vorstoß der konservativ-klerikal-agrarischen Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses gegen die preußische Regierung in Bezug auf die Reichszollpolitik war eine sachlich bedeutungslose Demonstration, die, selbst wenn sie glückte, das Risiko, welches man lief, nicht werth war, ein politischer Fehler, der von einem höchst unklugen Uebermuth Zeugniß ablegte. Die Ohrfeige, welche den Konservativen und dem Centrum von der diesen Parteien wohlgeneigten Regierung applizirt wurde, war eine verdiente Strafe für eine große politische Dummheit. Wie unglücklich die Agrarier bei dieser Gelegenheit manövrirt haben, wurde aller Welt klar, als sich herausstellte, daß sie nichts weiter thun konnten, als die Ohrfeige hinzunehmen und sich die Backe zu reiben. Sie haben nicht einmal ernstlich böse werden dürfen, sondern mußten es bei elegischen Klagen bewenden lassen.

Ebenso schlecht berathen waren Konservative und Centrum, als sie sich anschickten, der Brüsseler Zuckerkonvention den Weg zur Annahme zu verlegen. Bei einiger Besonnenheit hätte man sich sagen müssen, daß die Sache zu stark war, um als Gegenstand oppositioneller Koketterie dienen zu können, zu stark auch, um den Widerstand gegen die Konvention zum Ausgangspunkt eines politischen Schachergeschäfts zu machen. Die Reichsregierung merkte viel später als die Parteien der Linken, wie stark ihre Vorlage sei, und fand erst ganz zum Schluß den Muth, für ihre gute Sache mit vollem Nachdruck einzutreten. Sie hätte nicht einmal in dem ihr abgezwackten Saccharingesetz ein Opfer des Intellekts zu bringen brauchen; die Brüsseler Konvention wäre auch ohne das durchgebracht. Immerhin gestalteten sich die Verhandlungen auch so zu einer schönen Niederlage der Konservativen und der angeblich ausschlaggebenden Partei des Centrums.

Was den Vorgängen ihre eigentliche politische Bedeutung gegeben hat, ist die Wahrnehmung, die plötzlich über alle Welt gekommen ist, daß für eine vernünftige Maßregel die Regierung weder auf die Unterstützung des Centrums noch auf die der Konservativen angewiesen ist. Würde sie heute einen vernünftigen Handelsvertrag vorlegen, in welchem den Agrariern auch nicht die geringsten Konzessionen gemacht werden, so würde eine energische Regierung auch heute damit denselben Erfolg haben, wie ihn Graf Caprivi mit seinen Handelsvertragsvorlagen vor zehn Jahren gehabt hat. Nur darf die Regierung sich natürlich nicht von den Junkern eine kindische Angst vor Liberalen und Sozialdemokraten suggeriren lassen. Der sozialdemokratische Zukunftsstaat wird dadurch um kein Haar breit nähergerückt, daß die Sozialdemokratie für eine Regierungsvorlage nachdrücklich gegen die Konservativen eintritt. Verständlich ist es ja allerdings, daß die Junker ein schweres Albdrücken befällt angesichts einer solchen Umkehr der legendären göttlichen Weltordnung.

Was sollten die Konservativen politisch wohl anfangen, wenn einmal das rothe Gespenst keine Wirkung mehr üben würde? Auf dieses rothe Gespenst setzen sie nach wie vor ihre Haupthoffnung. Von Jahr zu Jahr werden die Konservativen mehr und mehr in die Minderheit gedrängt. Der Bevölkerungszuwachs in Deutschland beträgt alljährlich 8 bis 900 000 Seelen, und diese wachsen denjenigen Theilen der Bevölkerung zu, die an einer modernen Staatsentwicklung und nicht an der Konservirung feudalistischer Einrichtungen ein Interesse haben. Die parlamentarische Machtstellung der Agrarier im preußischen Abgeordnetenhause wie im deutschen Reichstag ist nur ein Produkt der Wahlkreisverlogenheit. Ein Minimum von Gerechtigkeit bei Neueintheilung der Wahlkreise genügt, um nicht nur die Konservativen parlamentarisch unschädlich zu machen, sondern auch den verderblichen Einfluß des Centrums zurückzudämmen.

Wahlrechtsfragen erheben jetzt allenthalben in Deutschland ihr Haupt. In Bayern, in Hessen-Darmstadt, in Baden ist man dabei, Wahlreformen durchzuführen, die der modernen Entwicklung Deutschlands wenigstens einigermaßen Rechnung tragen. Eine Reform, wie sie jetzt in Bayern unter Zustimmung des Parlaments von der bayerischen Regierung in Angriff genommen wird, würde, auf Preußen übertragen, die politischen Verhältnisse in Preußen von Grund aus ändern, insbesondere den Nationalliberalen und den Freisinnigen parlamentarisch einen weitgehenden Einfluß sichern. Es wäre deshalb eine unverzeihliche Unterlassungssünde, wenn die Linke angesichts der bevorstehenden Wahlen nicht nachdrücklich die Reform der

Wahlkreiseintheilung im Reich und in Preußen auf die Tagesordnung setzte.

In Preußen handelt es sich dabei zugleich darum, auch der Sozialdemokratie Eingang in das Abgeordnetenhaus zu verschaffen. Es ist nicht nur eine Ungerechtigkeit sondergleichen, die zahlreichste politische Partei eines Landes von der Repräsentation im Parlament auszuschließen; es ist auch ein schwerer politischer Fehler. Wer nicht politisch völlig verblendet ist, kann darüber nicht im Zweifel sein, daß die Betheiligung der Sozialdemokratie an den parlamentarischen Geschäften des Reichstags sehr viel zur Erziehung der Sozialdemokratie beigetragen hat. Die politische Emanzipation der Arbeiterklasse ist das wichtigste Problem unserer Zeit. Daß dieses Problem nicht mit Zwangsmaßregeln aus der Welt zu schaffen ist, sondern nur durch einen langsamen politischen Erziehungsprozeß gelöst werden kann, liegt heute für jeden Unbefangenen auf der Hand. Nicht der Ausschluß der Sozialdemokratie von den Geschäften im Reich, im Staat und in der Gemeinde, sondern die Heranziehung derselben zu diesen Geschäften entspricht deshalb den Bedürfnissen einer staatserhaltenden Politik. Die Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten hat mehr als alles andere dazu beigetragen, die Umwandlung der sozialdemokratischen Partei von einer revolutionär-utopistischen zu einer zwar radikalen, aber mehr und mehr die bestehende Staatsordnung thatsächlich anerkennenden Arbeiterpartei anzubahnen.

Das preußische Abgeordnetenhaus ist zur Zeit das einzige deutsche Einzelparlament, das noch keinen Sozialdemokraten als Abgeordneten gesehen hat. Zum Theil liegt das daran, daß die Sozialdemokratie die Betheiligung an den Geschäften des preußischen Abgeordnetenhauses nicht nachdrücklich angestrebt hat. Ohne die Passivität der Sozialdemokratie wäre man auch in Bezug auf die Wahlreform in Preußen weiter. Wenn nicht alles täuscht, so ist in den Reihen der Sozialdemokratie aber allmählich ein Umschwung eingetreten; das bisher Versäumte soll nachgeholt werden.

Neben der gerechteren Wahlkreiseintheilung ist es vor allem die Oeffentlichkeit der Stimmabgabe und der indirekte Wahlmodus, dessen Beseitigung in Preußen in erster Linie angestrebt werden muß. Dies sind die schwächsten Punkte des herrschenden Wahlsystems in Preußen. Die Kritik und die Agitation werden sicherlich gut daran thun, diese Punkte vor allen anderen einer hellen Beleuchtung zu unterwerfen. Aber jede materielle Wahlreform wird ohne einschneidende Bedeutung bleiben, wenn nicht die skandalöse Wahlkreiseintheilung im Reich und in Preußen beseitigt wird. Hier muß der Hebel in erster Linie angesetzt werden.

Theodor Barth.

Nach dem Friedensschluß.

Man hatte sich allmählich daran gewöhnt, einen Friedensschluß zwischen Buren und Briten als ausgeschlossen zu betrachten, weil die einen an ihrer Unabhängigkeit festhielten, und weil die Einverleibung der Republiken nach der Eroberung von Bloemfontein und Pretoria seitens der englischen Regierung die Anerkennung einer zum Friedensschluß berechtigten Burenregierung nicht mehr zuließ.

Die englische Regierung hat wahrscheinlich durch den Einfluß des Königs diesen Standpunkt verlassen. Etwas verschämt, da das Schriftstück vereinbart ist zwischen Kitchener und Milner on behalf of the British Government und Mr. Steyn c. s. acting as the government of the Orange Free State und Mr. Burger c. s. acting as the government of the South African Republic on behalf of their respective Burghers. Einerseits also Personen, welche für eine Regierung, andererseits Personen, die als Regierung für die Bürger auftreten. Doch die Vertreter der englischen Regierung verhandeln doch mit Personen, die sich qualifiziren als Regierungen der Republiken. Dies genügt, um diesen Regierungen bis zum Tage des Friedensschlusses eine rechtliche Existenz zu sichern. Die Bedingungen sind auch keine einfachen Kapitulations-Bedingungen. Von einer Behandlung als Crown-Colony wird implicite bei dem Traktat abgesehen, die Militärverwaltung wird baldmöglichst von einer Civilverwaltung abgelöst und, sobald es die Umstände erlauben, sollen representative institutions leading up to self-government eingeführt werden. Auf Verlangen der Eltern wird die holländische Sprache in den öffentlichen Schulen gelehrt werden und wird in den Gerichtshöfen zugelassen, wenn dies dienlich ist für die bessere und erfolgreiche Administration des Rechtes; eine freie Gabe (free grant) von 3 000 000 Lstr. und weitere Summen als Anleihen unter sehr günstigen Bedingungen werden zur Verfügung gestellt von Kommissionen behufs Wiedereinsetzung der Bevölkerung in ihre Wohnsitze und Vergütung von Kriegsverlusten &c.

Die Engländer haben wirklich den Buren eine goldene Brücke gebaut und Bedingungen vorgeschlagen und angenommen, von welchen nach den Erklärungen Chamberlain's und Milner's früher keine Rede sein konnte. Ich behaupte keineswegs, daß die ferneren Absichten Chamberlain's und seiner Gehilfen nicht stets dahin gingen, in Südafrika eine ähnliche Föderation ins Leben zu rufen, wie sie in Kanada und Australien eingeführt ist, doch nur als freie That der englischen Regierung nach vorhergehender politisch bedingungsloser Unterwerfung. Bei ihnen war alles Zukunfts-Musik.

Der Censor gewährt noch nicht die Freiheit, die nöthig ist, um Europa völlig in Kenntniß zu setzen von den Erwägungen, welche die Buren bewogen haben, auf ihre Unabhängigkeit zu verzichten. Einige offizielle Erwägungen werden in den Proklamationen der Führer mitgetheilt. Die materiellen Vortheile des Friedensschlusses und der Friedensbedingungen liegen auf der Hand und brauchen nicht hervorgehoben zu werden, aber schon seit vielen Monaten waren keine materiellen Vortheile mehr mit den Waffen zu erreichen. Man stritt nur noch für einen ideellen Besitz, die Unabhängigkeit, und hatte berechtigte Hoffnung, die Engländer dermaßen kriegsmüde zu machen, daß die Unabhängigkeit schließlich wieder anerkannt werden würde. Warum wurde dieser aussichtsvolle Kampf aufgegeben? Das wirkliche, ebenfalls in einem Schriftstücke erwähnte Motiv scheint mir Folgendes zu sein. Dauerte dieser Kampf, wie bei dem Reichthum und der Ausdauer der Engländer vorauszusehen war, noch lange, dann hätten die Buren die Erhaltung ihres Stammes in Frage gestellt. Hiervor sind sie zurückgeschreckt, und wir Zuschauer haben keine Ursache ihren Entschluß zu mißbilligen.

Während des Krieges wurden die Aeußerungen der englischen Regierung und Opposition immer lauter, und sie wurden bindender und günstiger hinsichtlich einer Organisation Südafrikas in der Art Kanadas und Australiens. Wenn man im Lichte dieser Aeußerungen die Friedensbedingungen betrachtet, so kommt man zu dem Schluß, daß die Einführung dieser Organisation jetzt im Friedensinstrument festgelegt ist. In diesem Sinne wird dasselbe auch von König Eduard angesehen; seine neuliche Antwort an eine Deputation des County Council beweist es.

Sagen wir offen, was wir vermuthen; der englische König, gegen etwaige Auflehnung der Minister, im Rücken gedeckt durch Rosebery, der in diesem Falle ein Ministerium ad hoc gebildet hätte, befahl Salisbury und Chamberlain ihre eigenen Antezedentien über Bord zu werfen und legte den Buren virtualiter die Frage vor: Wollen Sie es mit

der Stellung eines englischen Tochterstaates, wie Kanada und Australien probiren? Darauf antworten die Buren: Ja. Das ist der langen Rede kurzer Sinn. Und beide Parteien sind offenbar Willens, bona fide dieses Kompromiß auszuführen.

Von beiden Seiten ein Wagestück; aber da die Fortsetzung des Krieges nach keiner Richtung hin günstige Aussichten bot, der einzig mögliche und der beste Ausweg, wenn man sich doch auf Seiten der Engländer nicht dazu entschließen konnte von dem kanadischen und australischen Muster insoweit abzuweichen, um auch für die Aufnahme theoretisch unabhängiger Staaten in den englischen Staatsverband die Form zu schaffen.

England unternimmt es in Südafrika eine Tochter groß zuziehen, die nicht fest an der Mutter hängt und wahrscheinlich nie hängen wird, doch augenblicklich keine andere Wahl hat, als abhängig und gefügig an der Seite des Mutterlandes das reiche Leben mitzuleben, und zeitweilig zu gehorchen. Was daraus werden wird, weiß niemand. Wenn der Stamm, dessen Erhaltung jetzt den Buren am Herzen liegt, sich den Traditionen gemäß entwickelt, wird er, zu voller Mündigkeit herangereift, wahrscheinlich das Mutterhaus verlassen und dann natürlich nicht mehr mit Zwangsmitteln zurückzuhalten sein. Möglich aber ist es auch, daß er sich an das großstaatliche Leben gewöhnt. Wird diese Tochter die erste sein, die daran denkt, das Mutterhaus zu verlassen? Wird, bevor für Südafrika die Zeit der Wahl anbricht, dieses Haus nicht schon von den ältesten Töchtern verlassen sein? Kann überhaupt ein Welttheil wie Australien immer Tochterstaat bleiben? Sich von England repräsentiren, casu quo vertheidigen, bisweilen bemuttern lassen?

Wir, die wir über die Haltung der englischen Regierung vor dem Kriege und während desselben unser Urtheil nie zurückgehalten haben, können uns nur über die Wendung, die doch entschieden eine Wendung zum Besseren ist, freuen. Was geschehen ist, bleibt geschehen, und England wird die Folgen tragen müssen. Es hat in seine Geschichte ein schwarzes Blatt eingetragen. Es wird nicht leicht wieder die Stellung erreichen, welche es — um nur der Todten zu gedenken — durch Männer wie Cobden und Bright, Mill und Bradlaugh, und durch deren Einfluß auf Gladstone erreicht hatte. Je eher es dem verhängnißvollen Manne, dem es diesen Wandel in erster Linie verdankt, Chamberlain, dieserhalb den verdienten Denkzettel schreibt, desto besser. Das scheint mir die erste Pflicht des erwachenden „besseren Englands".

Dies fordert auch das Interesse Englands. Es ist nicht genug, daß man errathen und voraussetzen kann, daß der Friedensschluß nicht das Werk von Chamberlain und Milner ist. Es muß der Bevölkerung offen gezeigt werden, daß ein anderer Geist in das Kolonial-Departement eingezogen ist; daß wieder Treue gehalten und keine Fehde gesucht wird; — daß die Forderungen der Gerechtigkeit, nicht die der Kapländischen Loyalisten und der Minenbesitzer, die nur an ihre politische Suprematie und an finanzielle Interessen denken, wieder Richtschnur der englischen Politik geworden sind.

Das Schlußergebniß des Krieges ist, daß die holländische Afrikaander-Partei bedeutend gestärkt aus demselben hervortritt. Sie ist künftig nicht mehr über verschiedene Gruppen in vielen Staaten und Kolonien vertheilt, die sich oft unter einander befehdeten und stets rivalisirten, sondern alle sind durch den Krieg zu einer Nationalität zusammengeschweißt. Eine Hirtenbevölkerung ohne festen Zusammenhang, sehr wenig bekannt und durch eine verlogene englische Presse verschrieen als uncivilisirt und selbst für die Civilisation wenig veranlagt, ist plötzlich auf der Bildfläche erschienen als ein in jeder Hinsicht glücklich veranlagter Stamm von unglaublicher Kraft und Ausdauer. Im Verlauf von drei Jahren hat diese Bevölkerung sich in die Blätter der Geschichte so glänzend eingezeichnet wie wenige Völker es je gethan haben. Das englische Volk und die englische Presse verschließen davor das Auge, aber in Wirklichkeit endet der Krieg bei Tweebosch mit einer Niederlage von Methuen, weit schlimmer für die Engländer als die Ueberraschung von Majuba. Man mag es als That von Generosität neu gewonnenen Unterthanen gegenüber darstellen, das nackte Faktum bleibt doch bestehen, daß die Engländer eine Kriegsentschädigung zahlen. Die holländische Sprache wird anerkannt und wenn auch in etwas zu beschränkter Weise, so hindert doch nichts die künftigen autonomen Machthaber in dieser Beziehung weiter zu gehen. Alle Kombattanten haben eine ausgeprägte Kriegsbildung erhalten. Wird neue Erbitterung erweckt, so sind mit einigen Tausenden Gewehren und dazu gehöriger Munition Erhebungen anzustacheln, die England wieder zu erschöpfender Kraftanstrengung zwingen, und jeder Feind Englands wird das Auge auf die weitere Entwicklung Südafrikas gerichtet halten. Das never again wird nur erreicht, wenn England nie wieder grobes Unrecht verübt. Der Gesichtskreis der Hirten, welche vor drei Jahren noch die eigenen Hauptstädte schwerlich kannten, ist in Krieg und Gefangenschaft ungeheuer erweitert, und wenn auch die nächste Aufgabe sich ausschließlich auf den Wiederaufbau des materiellen Wohlstandes richten muß, so sind doch in diese empfänglichen Gehirne Keime gestreut, die in jeder Hinsicht das Niveau des Volkes erhöhen werden.

Der Krieg hat ein Afrikaander-Volk von großer Bedeutung geschaffen. Es wird stolz sein in dem Bewußtsein, allein das ganze Empire in Schach gehalten und ungebrochen durch Waffengewalt günstige Bedingungen errungen zu haben. Von einer Ebenbürtigkeit der loyalen englischen Bevölkerung in Südafrika kann keine Rede mehr sein. Sich selbst überlassen dominirt daselbst der Afrikaander.

Die schwere Aufgabe der englischen Krone ist, zwischen diesen Afrikaandern und dem englischen Reiche Anhänglichkeit zu wecken; durch Vorenthaltung des Wahlrechts oder Eingriffe der Centralgewalt den Loyalisten ein künstliches Uebergewicht zu verschaffen, läuft diesem Zwecke schnurstracks zuwider. Was England bei dem Friedensschluß that, muß es wohl oder übel ganz thun. Afrika wird so oder so den Afrikaandern gehören; politische Ein- und Kunstgriffe, um dieses Resultat abzuwenden, werden kläglich scheitern.

Niemand kann es den Afrikaandern verargen, daß sie, von der ganzen Welt verlassen, es vorgezogen haben, sich vorläufig Frieden und Wohlfahrt und die Erhaltung ihres Stammes zu sichern, die weitere Zukunft ihren Anschauungen gemäß der Führung Gottes überlassend.

Haag. S. van Houten.

Aus Finland.

„Auch in Helsingfors ist es zu blutigen Straßenexcessen gekommen, während das finische Volk bisher — — sich streng auf dem Boden des Rechts gehalten hatte."
Die „Nation", 21. April 1902.

In der europäischen Presse erschienen im Verlaufe dieses Frühjahrs eine Menge Notizen über die Vorgänge in Finland bei dem Aufgebote der Wehrpflichtigen laut dem neuen Militärgesetze. Manche dieser Notizen haben den Widerstand der Bevölkerung gegen das neue Gesetz in richtigem Lichte geschildert. Es sind aber auch Depeschen und Korrespondenzen aus verdächtiger Quelle verbreitet worden, welche von Unruhen und Ueberschreitungen revolutionärer Natur gefabelt haben. Namentlich in Helsingfors sollten die Tumulte derartig gewesen sein, daß die An-

wendung militärischer Streitkräfte zum Bewältigen derselben nöthig gewesen. — Wir geben hier eine kurze Uebersicht der wirklichen Thatsachen.

Das neue Wehrpflichtgesetz vom 12. Juli 1901, um dessen Einführung es sich jetzt handelt, ist nicht in der von der Verfassung Finlands vorgeschriebenen Ordnung, d. h. mit der Zustimmung des Landtages, geschaffen worden. Es ist ein Produkt der russischen Amalgamirungspolitik, welche seit einigen Jahren unter dem Einfluß fanatischer Slavophilen bereits verschiedene Eingriffe in die dem finischen Volke zugesicherten Rechte zu Stande gebracht.

So lange das im Jahre 1878 vom Landtage angenommene Wehrpflichtgesetz bestand, herrschte in den Angelegenheiten des finländischen Militärwesens in jeder Hinsicht eine musterhafte Ordnung. Dies Gesetz war den Verhältnissen des Landes angepaßt. Auf nationalem Boden fußend, waren die finischen Truppen doch in militärisch-technischer Hinsicht nach russischem System geschult. Sie konnten deshalb, wie sich bei gemeinsamen Manövern erwiesen, ohne Schwierigkeit mit russischen Truppen zusammenwirken, zumal sämmtliche finische Offiziere einen Uebungsdienst in Rußland durchgemacht. Da außerdem die oberste Leitung auch des finländischen Militärwesens, laut Gesetz, dem russischen Kriegsminister zustand, konnte in politischer Hinsicht von einer zu weit gehenden Separatstellung der finischen Truppen nicht bona fide die Rede sein.

Die mala fides einseitiger Tendenzen hat es aber verstanden, nicht nur die politische Treue des finischen Volkes verdächtig zu machen, sondern auch hierauf die Theorie aufzubauen, daß die Interessen des russischen Reiches die Russifizirung des finländischen Militärwesens erheischten. Es wurden Gesetzesentwürfe in diesem Sinn beim Kriegsministerium ausgearbeitet und im Jahre 1899 dem Landtage „zur Begutachtung“ vorgelegt. Der Landtag wies urkundlich darauf hin, daß ihm laut den Grundgesetzen keineswegs nur eine konsultative Rolle, sondern ein vollständiges Beschlußrecht zukomme, prüfte die Vorlagen, erklärte dieselben unannehmbar, votirte aber solche Abänderungen des Gesetzes von 1878, welche in manchen wichtigen Fragen die Bestimmungen dieses Gesetzes mit den in Rußland geltenden in Uebereinstimmung brachten. Zudem willigte man in eine Verdoppelung der Friedenspräsenzziffer.

Die Beschlüsse des Landtages hatten also keineswegs den Charakter einer intransigenten Opposition. Nachdem der finländische Senat die Sanktionirung dieser Beschlüsse befürwortet und auch die Mehrzahl des russischen Reichsrathes in manchen Fragen den Ansichten des Landtages beigestimmt hatte, gelang es aber doch den Herren Kuropatkin und Bobrikoff, die kaiserliche Bestätigung eines Gesetzes zu erwirken, welches in der destruktiven Richtung noch weiter geht als die oben erwähnten Vorlagen.

Auflösung der finländischen Truppen, Militärdienst der wehrpflichtigen Finländer in russischen Truppen — das sind die Hauptzüge dieser sogenannten Reform vom 12. Juli 1901. Damit der Zwangsdienst im russischen Heere, dessen Sprache, Religion, Sitten und Lebensweise den Finländern völlig fremd sind, nicht sofort die rücksichtslose Grausamkeit des neuen Gesetzes fühlbar mache, ward durch besondere Verfügungen allergnädigst befohlen, daß fürs Erste nur so viele Rekruten in aktiven Dienst einberufen werden sollten, wie für die Komplettirung des finländischen Gardeschützenbataillons erforderlich sind; diese alte Elitetruppe ist nämlich von dem Auflösungsorkane verschont worden, man hat sich damit begnügt, sie unter russische Verwaltung zu stellen und auch Russen den Zutritt zu den Offiziersposten bei dieser Garde zu eröffnen.

Die Meinung des finischen Volkes über das Militärdekret vom 12. Juli 1901 hat sich zuerst durch eine von einer halben Million Bürgern unterschriebene Adresse an den Kaiser kundgegeben. Es wurde darin gesagt, daß jener verfassungswidrige Akt nicht als ein rechtmäßiges, das Volk verpflichtendes Gesetz anerkannt werden könne. Man bat S. Majestät, den konstitutionellen Weg wieder zu betreten. — Die Adresse wurde keiner Berücksichtigung gewürdigt.

Die Regierung schickte sich an, das neue Militärgesetz zur Durchführung zu bringen. Es entrollte sich nun eine Serie aufregender Ereignisse. Die von Bobrikoff mit brutaler Hast bewerkstelligte Auflösung der Truppen, wodurch das Nationalgefühl empfindlich verletzt ward und hunderte pflichtgetreue Offiziere und Unteroffiziere der ökonomischen Bedrängniß ausgesetzt wurden, bildete die erste Serie. Die laut dem früheren Gesetz bestehenden Ersatzkommissionen sollten, weil die neue Organisation nicht sofort fertig werden konnte, bei dem ersten Aufgebot wie früher fungiren. Die meisten der zu diesen Kommissionen gehörenden Beamten reichten aber ihre Abschiedsgesuche ein, um nicht bei der Durchführung des verfassungswidrigen Gesetzes mitzuwirken. Nur mit Mühe gelang es, diese Männer durch andere, zum Theil inkompetente Personen provisorisch zu ersetzen. Die meisten Gemeindeversammlungen weigerten sich aus demselben Grunde, Delegirte für die Kommissionen zu erwählen. Sie wurden dazu unter Androhung kolossaler Geldbußen wiederholt aufgefordert; wichen aber nicht von ihrer Rechtsauffassung ab. Eine Verordnung erklärte dann, die Ersatzkommissionen seien auch ohne die Gemeinde-Delegirten beschlußfähig.

Die defekten Kommissionen begannen am 15. April ihre Sitzungen wegen des Aufgebots. Wie sollten sich nun die Aufgebotenen, die Einundzwanzigjährigen, verhalten?

Um das Peinliche ihrer Lage zu verstehen, möge man in Betracht ziehen, daß ein Zwiespalt zwischen der Achtung vor dem Gesetze und dem Gehorsam gegen die Obrigkeit den Finländern bisher fremd gewesen, daß aber die jungen Männer jetzt vor der Wahl standen, entweder sich dem Aufgebote zu entziehen, um den rechtmäßigen Gesetzen des Landes treu zu verbleiben, oder den Weg des blinden Gehorsams zu betreten, und daß in dem einen wie dem anderen Falle die Folgen ihrer Handlungsweise für das Vaterland und für sie selbst nicht leicht zu berechnen waren.

Der Generalgouverneur Bobrikoff und der von ihm beeinflußte Senat haben selbstverständlich das Ihrige gethan, um die Bevölkerung zur Einsicht zu bringen, daß der unbedingte Gehorsam die höchste Pflicht der Unterthanen sei. Es haben sich auch proprio motu etliche Stimmen erhoben, welche, auf dem lockeren Sand der politischen Berechnungen und der ängstlichen Vorsicht bauend, zur Unterwürfigkeit gemahnt haben. Diese Stimmen sind nicht ohne allen Einfluß geblieben, namentlich in den Gegenden, wo der Klerus ihnen beigetreten. In überwiegendem Maße hat sich jedoch die Ansicht geltend gemacht, daß der passive Widerstand gegen das verfassungswidrige Wehrpflichtgesetz nicht nur berechtigt ist, sondern auch als eine den Bürgern obliegende Pflicht zu betrachten sei. Würde das Volk, so denkt man, seine verbrieften Rechte selbst aufgeben und sich den Machtsprüchen fügen, so ginge jede Aussicht verloren, in konstitutioneller Weise eine erträgliche Veränderung des Dekrets von 1901 zu erlangen. Und der einzelne betheiligt sich an dem Unrecht, wenn er gesetzwidrigen Befehlen gehorcht.

In Helsingfors war die Zahl der Aufgebotenen 860. Es meldeten sich beim Aufgebot am 17. April nur 56. Ein zahlreiches Publikum war gegenwärtig und ließ die gehorsamen Jünglinge verstehen, wie sehr man ihre Nachgiebigkeit mißbilligte. Am folgenden Tage wurden diese Rekruten in einer Kaserne ärztlich besichtigt. Auf dem Platze außerhalb der Kaserne harrte ihrer eine Schar junger Leute, die ihrem Unwillen gegen die Unterwürfigen mancherlei Ausdruck gaben. Es kam auch zu Reibereien, wobei ein russischer Gendarm den Säbel zog und aus Versehen einen Polizeioffizier verwundete.

Das Polizeikorps in Helsingfors war unter der Leitung tüchtiger Chefs auf einen sehr achtungswerthen Stand gebracht worden und genoß seitens der Bürger ein wohl-

verdientes Zutrauen. Der Generalgouverneur Bobrikoff hat aber im vorigen Jahre den früheren ausgezeichneten Polizeichef verabschiedet und zu seinem Nachfolger einen Mann notorisch schlechten Rufes ernannt. Sobald dieser Mann sich zeigt, namentlich in der Begleitung der von ihm angenommenen zweideutigen Gehülfen, entsteht im Publikum eine gereizte Stimmung. So war es auch der Fall bei der erwähnten Gelegenheit. Erst nachdem der Polizeichef, dem Rathe einiger angesehenen Bürger folgend, sich mit seinem Gefolge zurückgezogen, verließ das Publikum den Kasernenplatz.

Die herrschende aufgeregte Stimmung machte sich ein paar Stunden später wieder Luft. Auch jetzt waren es junge Burschen, von Straßenjugend begleitet, die sich des Demonstrirens nicht enthalten konnten. Einige Mitglieder des Senats wurden beim Verlassen des Regierungsgebäudes am Senatsplatze mit Pfeifen begrüßt, — der Senat ist nämlich durch seine eifrigen Maßregeln behufs Durchführung des verfassungswidrigen Militärgesetzes sehr unpopulär geworden. Die erwähnte Demonstration, welche selbstverständlich eine Menge Neugierige herbeigelockt hatte, war schon vorüber, als der Polizeichef die Gelegenheit passend fand, unter dem Vorwand den Platz zu räumen, eine Revue seiner disponiblen Streitmacht zu veranstalten. Es wurde die Schutzmannschaft in langer Linie entwickelt und ein Parademarsch quer über den Markt angeordnet, wohlweislich ohne die Zugänge zum Platze vorher abzusperren. Die Straßenjugend, deren Vertreibung beabsichtigt war, lief in heller Freude hinter dieser eigenthümlichen Schlachtordnung einher.

Das Publikum, welches das besagte Schauspiel herbeigezogen hatte, begann schon sich zu zerstreuen, als der Gouverneur der Provinz Nyland (Residenz Helsingfors) auch seinerseits die Energie der Ordnungsgewalt an den Tag legen wollte. (Dieser Gouverneur, der russische Generalmajor Kaigorodoff, ist auf das Verlangen Bobrikoff's ernannt worden, obgleich sämmtliche Staatsämter in Finland mit Ausnahme des Generalgouverneuramtes laut dem Grundgesetze nur Finländern offen stehen.) Auf seinen Befehl kam eine Sotnie uralscher Kosaken durch die Hauptstraßen der Stadt gesprengt, um sich auf dem Senatsplatz aufzustellen, wo der Gouverneur in eigener Person das Kommando über die versammelte Polizei- und Kriegsmacht übernahm. Ohne an das Publikum, welches durch die Zuströmung Neugieriger stark vermehrt worden, irgend welche Warnung zu richten, wurden die Kosaken auf die friedlichen Zuschauer der erwähnten Machtentfaltung losgelassen. Wer die Greuel, die jetzt stattfanden, nicht mitangesehen hat, wird kaum glauben können, daß solche Barbarei noch in unseren Tagen möglich ist. Die Kosaken begnügten sich nicht damit, die Menschen vom Platze selbst zu verscheuchen, sie ritten auf die Bürgersteige und auf die Treppen der umgebenden Gebäude hinauf, rechts und links mit den Peitschen schlagend. Von etlichen Männerhaufen mit Steinwürfen empfangen, zogen sie es vor, einzelne Personen anzugreifen. Frauen wurden geschlagen am Fuße des auf dem Senatsplatze errichteten Denkmals Alexander II., unter den Augen des kommandirenden Gouverneurs. In Seitengassen und weit vom Platze belegene Höfe drangen Kosaken ein, um Personen, die dort, ohne Ahnung der Ereignisse auf dem Platze, ihren Beschäftigungen nachgingen, zu schlagen. Sogar auf dem Hofe und bis in die Vorhallen der mehrere Häuserviertel entfernten Universitätsklinik wurden Leute verfolgt und von Hieben getroffen. Daß von dem Recht der Nothwehr nicht in höherem Maße Gebrauch gemacht wurde, ist nur dadurch erklärlich, daß diese ruchlosen Angriffe vollständig überraschend kamen, und daß die Kosaken vorzugsweise Vereinzelte und Wehrlose zu ihren Opfern auswählten. Statt des erwarteten Erfolges, die Bevölkerung einzuschüchtern, hatte diese ungeheure Ueberschreitung gesetzlicher Gewalt aber eine ganz entgegengesetzte Wirkung: die Nachricht von den Ereignissen verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt; die Schaaren auf dem Senatsplatze wuchsen beständig. Von älteren Bürgern aufgefordert, sich zu entfernen, erwiderte die Menge: erst die Kosaken und die Polizei weg, nachher gehen auch wir. Zuletzt schien auch dem Gouverneur die Nothwendigkeit einzuleuchten, den wiederholten Aufforderungen des Oberbürgermeisters und zur Stelle gekommener höherer Beamten nachzugeben, und so wurden die Kosaken sowie die Polizei auf den Hof des am Platze belegenen Polizeigebäudes zurückgezogen. Eine inzwischen erschienene Abtheilung der finischen Garde ward mit freundlichen Zurufen vom Publikum begrüßt, und bei ihrem Abzuge leerte sich der Platz. — Als später die Kosaken nach ihren Kasernen zurückeilten, galoppirte die Straßenjugend pfeifend mit; es soll auch an Steinwürfen auf die uralschen Helden nicht gefehlt haben.

Die Stadtverordneten hielten am selben Abend, 18. April, eine Versammlung ab und erstatteten an den Kaiser einen Bericht über die Ereignisse dieses traurigen Tages, wobei die unverzeihlichen Amtsfehler des Gouverneurs gehörig hervorgehoben wurden. Sodann galt es, weiteren Auftritten, wozu die Entrüstung über die von den Kosaken verübten Missethaten verleiten könnte, vorzubeugen. Auch dies gelang den Vertretern der städtischen Verwaltung.

Der Generalgouverneur war während der geschilderten Vorgänge abwesend in St. Petersburg. Kurz nach seiner Rückkehr fand er es für gut, auf die Rapporte seiner russischen Offiziere sich berufend, einen Tagesbefehl zu publiziren, worin er die von ihm nach Finland berufenen uralschen Kosaken wegen ihrer musterhaften Aufführung und Pflichterfüllung am 18. April mit Anerkennung überschüttete!

Die Beschaffenheit der Umsturzpolitik, in Herrn Bobrikoff personifizirt, ist durch das Geschehene auch den breiten Schichten der Bevölkerung vollständig entlarvt worden. Auch die perfide Liebäugelei der Umstürzler mit den besitzlosen Klassen in Finland wird nunmehr jegliche Anziehungskraft verloren haben.

Den oben berichteten Demonstrationen in Helsingfors einen revolutionären Charakter beizumessen, ist vollständig unbegründet. Sie waren nichts als Aufwallungen des Jugendblutes, allerdings von der obwaltenden erbitterten Stimmung zeugend, aber an sich so unbedeutend, daß man sie durch ernste und gute Worte sofort hätte stillen können, wenn die Aemter des Gouverneurs und des Polizeichefs sich nicht in so überaus schlechten Händen befänden. — Auch in Tammerfors und Wiborg kamen gelegentlich des Aufgebotes der Wehrpflichtigen unruhige Auftritte vor; die hörten aber bald auf, dank dem klugen und besonnenen Benehmen der polizeilichen Behörden. An allen anderen Orten ist die Gestellungsprozedur in aller Ruhe abgelaufen.

In manchen Bezirken hat sich die Mehrzahl der Aufgebotenen eingefunden, in anderen bloß eine Minderzahl, in recht vielen sind sämmtliche Aufgebotene ausgeblieben. Nach den bis Anfang Juni vorliegenden Resultaten zu urtheilen, werden die Ausgebliebenen 60 bis 70 Proz. der Gesammtzahl der Aufgebotenen ausmachen.

Daß der passive Widerstand gegen das verfassungswidrige Militärgesetz trotz aller damit verbundenen Schwierigkeiten sich in einem so großen Umfange geltend gemacht, wird sehr wahrscheinlich von Herren Bobrikoff & Cie. als ein Beweis des Vorhandenseins revolutionärer Tendenzen im Volke bezeichnet werden. Dem unparteiischen Beobachter dürfte es jedoch einleuchten, daß nur das Vorgehen der Regierung in dieser Angelegenheit von revolutionärer Natur ist. Ohne die geringste Veranlassung, ohne eine Spur irgendwelcher politischen Berechtigung hat man durch die Ausfertigung der Dekrete von 1901 einen groben, weitgreifenden Verfassungsbruch begangen. Das finische Volk will auf dem Boden des Rechtes und des Gesetzes stehen bleiben. Es kann sich nicht vor solcher frivolen Willkür beugen. Es erhebt keine unbegründeten Ansprüche, es stellt den revolutionären Ausschreitungen der Regierungsgewalt das besonnene Festhalten an der heiligen Pflicht der Verfassungstreue entgegen.

Was aus dieser Sachlage schließlich resultiren möge, kann noch niemand voraussehen. Die russischen Herren, welche die Umsturzpolitik gegen Finland in Scene gesetzt haben, sind nicht nur Vertreter der autokratischen Idee gegen die ihnen verhaßten Grundsätze des Konstitutionalismus, sie wollen auch die nationale Existenz Finlands untergraben. Doch läßt man in Finland die Hoffnung auf eine Verbesserung der Lage nicht fahren. Wenn es sich fortwährend erweist, daß der moralische Widerstand der Finländer nicht gebrochen werden kann, und wenn einmal das Gewebe von Lügen, Verleumdungen und Wahnvorstellungen von dem geltenden Recht, wodurch der Kaiser irregeführt worden, zerreißt — und dazu muß es doch kommen — so wird gewiß die russische Politik gegenüber Finland einer erneuten Prüfung unterzogen werden. Wenn das Licht der Wahrheit auf die Ereignisse der letzten Jahre fällt, wird sich die Einsicht geltend machen, daß die zahlreichen Verletzungen der Rechte des Großfürstenthums ebenso viele politische Fehler waren, da die dem finischen Volke zugefügten Leiden dem russischen Kaiserstaate nicht den geringsten Vortheil gebracht haben, und daß es doch wohl klüger wäre, die sichere, durch gute Resultate bewährte Politik der früheren Zeiten wieder zu Ehren zu bringen.

Nestor.

Otto Eckmann.

Wenn man jetzt bei Otto Eckmann's Tode nach der Summe dieses kurzen und doch erfüllungsreichen Lebens fragt und sein künstlerisches Erbe mustert, so zieht fast das ganze moderne Kunstgewerbe in all seinen Provinzen vorüber und zeigt, was dieser Künstler einer jeden von ihnen hinterlassen.

Ein Beginner war er, er und Hermann Obrist sind die ersten, die in Deutschland jenen unendlich wichtigen kulturreformatorischen Schritt thaten, aus der Exklusivität des „Kunstmaler"-Ateliers heraustraten und sich der angewandten Kunst, der werkthätigen Lebensästhetik zuwandten: „Deputirte der Schönheit", nicht wie d'Annunzio nur in Worten, sondern in eifrigem Schaffen an der sinnvollen, einfachen, geschmackreifen Umbildung des wirrstiligen und entarteten Mobiliars und Geräths unserer Wohnungen.

Ein Beginner war er, ohne das tragische Schicksal der Vorläufer zu haben; von dem, was er angefangen, ist ihm das meiste zur Erfüllung gediehen; öffentliche Anerkennung fehlte nicht; mit ihm kam durch die Berufung zum Lehrer am Kunstgewerbemuseum vom Jahre 1897 moderne Anschauung in das staatliche Unterrichtswesen, und durch ihn kamen zuerst Arbeiten von modernem Geschmack aus dem engen Kreis der Amateure in die breitere Oeffentlichkeit und regten die Großindustrie vor allem für Tapeten und Teppiche zu völligen Umwälzungen der in veralteter und mißverstandener Stilnachmacherei befangenen Fabrikation an.

Die Art und Kunst dieses Mannes charakterisirt man am besten, wenn man gleichsam zur Gedächtnißausstellung seine Werke versammelt und sie erzählen läßt, was ihr Schöpfer wollte.

Vom papiernen Ornament der Musterbücher und Stilvorlagen wollte er fort zur Natur zurück. Die lebendige Anschauung von Blumen und Blättern, von Pflanzen- und Thierstrukturen sollte die neue Anregung für Zierformen und Farben geben, nicht in plattnaturalistischer Nachahmung, sondern in der dekorativen Umprägung und der Zweckstilisirung, die die Japaner so vollendet meistern. Nicht im äußerlichen Ausschmücken der Dinge sah er sein Amt, sondern in ihrem organischen, aus dem Wesen des Materials und dem praktischen Zweck sich ergebenden Ausbau. Von Scheinprunk und von der Ueberladenheit führte er zu ausgeglichener, harmonischer Einfachheit.

Seine Arbeiten für den Buchschmuck zeugen dafür besonders. Er half das schlimme deutsche „Prachtwerk", das mit billigen Mitteln prahlerisch protzte, endgültig überwinden. Mit weiser Mäßigung hielt er sich von der unfruchtbaren Luxuskunst zurück und bewies, daß Arbeiten von gutem Geschmack durchaus nicht unerschwinglich theuer zu sein brauchen. Eckmann wählte als Feld seines Buchschmucks gern den starkfädigen englischen Leinenband und komponirte auf ihm mit sicherer Führung Titelstücke und Rahmenbordüren von geschlossener Einheit und zusammenklingender Koloristik.

Seine besten Einbände hat er für den S. Fischer'schen Verlag entworfen. Die monumentale Ibsenausgabe kleidete er in dunkelgraues Leinen und wuchtig, wie Runenzüge, grub er die Schrift darauf. Hofmannsthal's graziöses „Theater in Versen" hüllte er in zartes Moosgrün, mattflimmerndes, goldenes Flammenspiel umzieht den Rand, und in zierlicher Strichelung ist der Titel geschrieben. Für Schlenther's Hauptmannbuch wählte er als Umrandung ein blau-graues, an die Delikatesse Kopenhagener Porzellans erinnerndes Blätterdekor.

Eckmann's wesentlicher Sinn erkannte, was die guten Epochen immer wußten, was aber in unklaren und unsicheren Geschmacksperioden vergessen war, daß nicht Rahmen- und Rankenwerk, nicht Vergoldung und Farbe die erste Hauptsache beim Buchschmuck ist, sondern die Schrift, daß die Schrift selbst ein Ornament sein kann, ein Schmuck schön geführter Linien. Was Ruskin sagt: „die Schrift an sich schön zu machen, den Schwung der Feder lieblich — das ist die wahre Kunst der Illumination", das wurde auch für Eckmann maßgebend. Nie begnügte er sich damit, nur die Vorderseite des Deckels zu verzieren und den Rücken der Konventionsschrift der Setzerei auszuliefern, stets komponirte er die Schrift des Einbandes aus einem Guß und in seinem sehr empfindlichen ästhetischen Gewissen blieb er nicht bei Einband und Titel stehen, sondern bemühte sich auch um die Schrift des Buches selbst. Eckmann ist der erste, der ein modernes Alphabet gezeichnet hat.

Kräftig energische Wirkung hat diese Schrift und konstruktives Gefüge. Was wir heute von Möbeln und Geräth verlangen, daß ihre Theile, die Lehnen eines Stuhls, die Fußstützen eines Schrankes, die Henkel einer Kanne nicht angesetzt erscheinen, sondern aus dem Bau, dem Körper des Stückes organisch entwickelt erwachsen, das hat Eckmann seinen Lettern gegeben. Dadurch haben sie lebendigen Rhythmus erhalten und ein natürlich bewegtes Linienspiel. Die Eckmannschrift hat die steile Form der Antiqua und verbindet sie auf das gelungenste mit der flachgezogenen auf- und abschwellenden Linie des modernen Ornamentes. Ungemein flüssig wirkt sie, man fühlt, wie sie aus dem Schwung der Feder ganz von selber sich bildete.

Diese Schriftkomposition ist kein Liebhaberspiel geblieben, sie hat in fast allen großen Druckereien Eingang gefunden und wird als Zierschrift viel verwendet. Doch auch als Brotschrift verfehlte sie ihren Beruf nicht. Der Diederich'sche Verlag hat mehrere seiner Bücher in ihr drucken lassen. Das erste war Martersteig's „Schauspieler".

Mannigfach war Eckmann's Bethätigung in allen graphischen Kleinkünsten.

Eine Fülle von Verlagssigneten (u. a. für Fischer und Bondi), von Exlibris, von Zeitschriftenvignetten, von Monogrammen liegt vor.

Durch ganz einfache Strichwirkung erreicht er hier manchmal gelungene Wirkungen. Seine Buchstabenverschlingungen verzichten auf alle Arabesken, auf alles Blühende der Monogramme älteren Stils. Sie suchen ihren Reiz lediglich darin, daß sie in einem ganz selbstverständlich erscheinenden Fluß der Linien sich zusammenfinden und ohne

jedes sekundäre Element rein durch organische Linienführung ein Ornament werden.

Solch reines Linienornament stand aber in seiner Liebe eigentlich an zweiter Stelle. Und die absolute Herrschaft des abstrakten Ornaments, wie sie terroristisch von dem Belgier van de Velde vertreten wird, hat er sogar heftig in Wort und Schrift (wie Obrist und Endell reizte ihn auch das litterarische Verfechten seiner Meinungen) bekämpft.

Seine wahre Liebe war, aus den Kunstformen der Natur ornamentale Werthe zu gewinnen. Er hatte die feinfühligsten Organe dafür, zu erkennen, welche Anregungen sich aus der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit natürlicher Gliederungen und Bildungen des Pflanzenreiches für den dekorativen Künstler ergeben.

In seinen Beleuchtungskörpern aus schlanken, aufstrebenden und sich neigenden Blumen, in seinen Teppichen und Tapeten blühten diese Studien neu lebendig auf.

Eckmann's Teppiche sind seine größten Ruhmestitel. Allein um ihretwillen verdient sein Name Gedächtniß. Der deutsche Teppich vor ihm in seinen harten Farbenzusammenstellungen, seiner schablonenmäßigen Motivnachahmung orientalischer Zeichnung, die ohne den koloristischen Schmelz der Originale hölzern und roh blieben, seinen grellen Blumenstücken, die voll Mißverständniß für das Wesen des Bodenbelags plastische Effekte erstrebten, auch wohl Springbrunnen in einem Rondel darstellten, auf denen man herumtreten sollte, war eine Unmöglichkeit. In einem individuelleren Intérieur war das einfach nicht zu brauchen, als Ausweg blieben nur echte Orientteppiche übrig. Das hat sich nun durch Eckmann's Kunst und Arbeit völlig gewandelt. Seine Knüpfteppiche sind in der vornehmen Abgetöntheit, der Distinktion von Zeichnung und Färbung der jetzt massenweis eingeführten fabrikmäßig für den Export gemachten Orientwaare weit überlegen. Und wenn man nicht wirklich ausgesuchte edle alte Exemplare persischer Herkunft haben kann, die mehr und mehr dem Affektionspreis verfallen und mit der Zeit unerreichbar werden, wird man unbedingt die matten Eckmann-Teppiche den knalligen massiven Türken und Indern vorziehen.

Eckmann's Teppichreformirung ging wieder von der scharfformulirtem Wesenserkenntniß der Aufgabe aus. Ganz einfach und selbstverständlich klang sie und war doch so lange unerkannt geblieben. Der Teppich, besonders der Liegeteppich, muß durchaus als Fläche behandelt werden, er bildet einen Untergrund für die Möbel und einen Boden für das Gehen. Alles, was diesen Zwecken widerspricht, ist unangemessen, in erster Linie alle plastischen Illusionswirkungen: Architekturmotive, Ballustraden, die außerdem in der horizontalen Lage sinnlos sind, Rosenbouquets, die auf den Teppich gestreut wirken, und Landschaften, auf die man nun treten muß.

Den Charakter ruhig gestimmten Untergrunds gilt es zu wahren, der in der Zeichnung ein abgeschlossenes Ganze bildet, und dessen Motive nicht aus der Fläche herausspringen, sondern sich in den weichen Grund einschmiegen.

Für die Farbe wurde jene, der Koloristik aller guten Zeiten gemeinsame Bedingung, die auch von der Natur bestätigt wird, maßgebend, daß die Farben nicht nebeneinander stehen dürfen, sondern im gleitenden Uebergang, in unendlicher Melodie in einander fluten sollen. Symphonisch klingt eine solche Fläche, das Auge schwimmt auf diesem Meer von Tönen und läßt sich wiegen in diesem Spiel der Wellen.

Die Motive der Zeichnung sind der Natur entnommen, meistens Flachstilisirungen von Pflanzen. Kapuziner-Kresse, Alpenveilchen, Herzblumen, Cyanen werden in freien, ornamentalen Umbildungen verwendet, aber auch andere natürliche Vorbilder erweisen sich fruchtbar. Der künstlerische Reiz, den ein schön geflecktes, farbig warm getöntes Tigerfell übt, lockt Eckmann. Er imitirt aber nun nicht etwa mit zahmen Mitteln solche Raubthier-Felle, sondern er benutzt nur die Anregung, die Lehre, wie dankbar auf gedämpft gelblichem Grunde geflammte und gezackte Linien wirken, und bildet das frei nach. Das schimmernde Emailspiel der Pfauenfedern wird ihm bei einem andern Teppich vorbildlich; die reiche Möglichkeit, gewisse Nuancen von Blau und Grün zu mischen zu changirendem Spiel studirt er an ihnen und gewinnt daraus eine Komposition von tiefer, leuchtender Schönheit. Wasserbewegungen, Kringeln und Kreise, die Schlängelung eines Wasserbandes regen frei spielende Ornamente an. Auch Teppiche ohne Anlehnung an spezielle Vorbilder finden sich, reine Farbenphantasien, koloristische Lyrik in Altrosa und Grün, in Blau und Grau, Pastellstimmung in Grau, Oliv und Gelb, duftig, verschwommen und verschleiert; rauschende Symphonien in Roth, in prachtvoller Nuancenskala vom altrosa Fond bis zum leuchtenden weinrothen Rand abgetönt.

Eckmann umgibt seine Teppiche manchmal mit Bordüren, er leugnet aber durchaus ihre unbedingte Nothwendigkeit. Und hierin erkennen wir wieder, wie der Künstler allem Aeußerlichen fern, sich in das Innere seiner Aufgabe vertieft und sie von Innen heraus vollenden will. Die Bordüre ist gut als Abschluß des Teppichs, wichtiger aber als solch äußerlicher Zaun am Rand ist, daß der Teppich in seiner ornamentalen Zeichnung abgeschlossen wirkt, daß die Zeichnung nicht am Rand noch so stark bewegt erscheint, daß sie sich an der Kante stößt. Mit dem Rand muß nicht nur der Stoff des Teppichs ein Ende finden, sondern die Zeichnung muß auch ihre Ausdehnungsfähigkeit erledigt, muß ausgelebt haben. Der Rhythmus muß von der Mitte aus gegen den Rand ausklingen. Dann kommt ganz von selbst, auch ohne Bordüre, für den Beschauer ruhevolle, in sich begrenzte Abgeschlossenheit der Fläche.

Ganz andere Bedingungen als der Liegeteppich hat der hängende Wandteppich. Er darf als vertikale Fläche bildmäßiger, darstellender sein, darf aber, will er künstlerisch wirken, nicht in naturalistische Nachahmung verfallen, sondern muß dekorative Vereinfachung und das Flächenmäßige wahren. Die Scherrebecker Wirkerei hat unter solchen Grundsätzen die alte nordische Handfertigkeit am aufrechten Webstuhl neu belebt. Vorwürfe lieferte ihnen außer Leistikow, Mohrbutter, Christiansen auch Eckmann. Sehr bekannt ist sein schmaler Pfeilerbehang mit dem gewundenen, baumbestandenen Waldbach, auf dem die Schwäne ziehen. Das ist ein gutes Beispiel für den Lehrling der Japaner, wie mit Zurücktreten des stofflichen Vorgangs Naturmotive ganz dekorativ in ein reizvolles Spiel farbiger Flächen und Linien umgesetzt werden. Eckmann hat außer solchen Wandteppichen sich auch sonst der künstlerischen Wandbehandlung gewidmet. Noch viel reichhaltiger als die Zahl seiner Teppiche ist seine Tapetenkollektion. Auch in ihnen war er ein Bahnbrecher.

Als man die Tapeten der siebziger Jahre mit ihren bald stumpfen, bald grellen Farben, ihren falschen Reliefwirkungen im Panoramenstil nicht mehr ertrug, kamen als nothwendige Reaktion die ganz einfarbigen, nur durch den wolligen Charakter des Papiers oder durch Ton in Tonstreifung belebten auf. Ein so tiefes Mißtrauen gegen Ornament und Dekoration herrschte, daß man am liebsten die einfachen Farben, wobei kein ästhetisches Unglück passiren konnte, wählte. Diese Zeit der Vorsicht war natürlich nur ein Uebergang, bis jemand kam, der zeigte, daß man eine Tapete sehr wohl diskret dekoriren könne, daß dadurch die weite Fläche der Wand interessante Bewegtheit und Leben erhalte und daß trotzdem durchaus der Charakter der Wand als Fläche, als Hintergrund für Bilder gewahrt bleibt. Eckmann überzeugte mit seinen Tapeten vollständig von dieser Wahrheit. Wieder verwendete er stilisirte Pflanzenmotive, Kastanienblätter, Löwenzahn, Feuerlilie, Tulpen, Narzissen, Lilienstaubfäden. Keine Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, keine Stillleben, keine botanischen Kopien sind es, Eckmann übernimmt solche Formen, um aus ihnen ein gewisses Schema für die farbige Musterung einer Fläche zu gewinnen. Was in der Teilung mit

Punkten oder Strichen langweilig und monoton wäre, wird abwechslungsreich in dieser Gliederung durch die Mannigfaltigkeit unregelmäßiger gezackter Blätter und verschlungenen Gezweigs. Auch hier beschränkt er sich nicht auf das Pflanzenreich, das Motiv der Wasserringe benutzte er hier auch, und einmal hat er in kühner Stilisirung aus Flamingos groteskdekorative Formen gewonnen.

Bei all seinen Tapetenentwürfen hat Eckmann immer klar den Zweck sich vorgestellt. Zur Bekleidung der ganzen Wand von oben bis unten komponirte er ruhigere, diskret getönte Flächen von ausgesprochen vertikaler Tendenz des Dekors, die Motive waren so ausschließlich als farbige Musterung angelegt, daß man Bilder aufhängen konnte, ohne das Gefühl zu haben, eine Zeichnung zu zerstören oder zu überschneiden. Es gibt aber auch Tapeten, die ohne Bilderschmuck eine Wand künstlerisch füllen sollen, z. B. im Schlafzimmer. Sie können lebhafter sein, vor allem, wenn sie über hohem Paneel (im Eßzimmer aus Holz, im Schlafzimmer aus gespannter japanischer Matte) sich ziehen und oben durch einen breiten Fries abgeschlossen werden. Auf solchem verhältnißmäßig schmalen Feld, das außerdem oben und unten eine ruhige Begrenzung findet, keinen betont vertikalen Charakter braucht, sondern mehr das Umgebende der Wand auszudrücken hat, kann sich die Phantasie freier tummeln; da die Tapete hier kein Hintergrund für Bilder ist, sondern selbständig, gobelinmäßig auftritt, kann sie sich in ihrem Ornament lebhafter und stärker äußern. Für solche Zwecke war z. B. die Flamingotapete gedacht; als Bildfolie und bis zur Bordschwelle geklebt, wäre sie mißverstanden angewendet.

Eckmann genügte es nicht bei Boden und Wand stehen zu bleiben. Er wollte an diesen Wänden, auf diesen Teppichen seine eigenen Möbel sehen. Eine vollendete Intérieurkunst schwebte ihm vor.

In seinen Möbelschöpfungen war aber Eckmann keine stark ausgeprägte Eigen-Persönlichkeit. Der von ihm so leidenschaftlich befehdete van de Velde hat eine energischere Hand und einen eisernen Willen im Trachten nach dem Kunststil, den er als den einzigen für sich erkennt.

Solche herbe Eigenrichtigkeit war Eckmann fremd, seine Möbel sind entgegenkommender als die spröde Art des Belgiers und dessen kaltes Reich der reinen Form.

Eckmann ist auch das Revolutionäre, Annihilirende, rücksichtslose Neuererthum ganz fern. Er fühlt sich wohler im Zusammenhang mit alten Kulturen, seine Sensibilität erschrickt davor, wie der rustikale Belgier pietätlos mit der Art königliche Stile zerschlägt und voraussetzungslos, ein Stirner der angewandten Kunst, als Einziger sich sein Eigenthum aus vollem Holze schneidet, wie ihm es beliebt.

So freudig er für Erneuerung und Neubelebung sonst eintrat, in seinen Möbeln zeigt er gern, daß ihm die Tradition etwas war. Das aristokratische Element in ihm, das auch gegen den sozialistischen van de Velde reagirte, sprach da mit. An ein Wort aus den „Blättern für die Kunst" kann man denken: „Das Verwerfen jeder Uebereinkunft in Gesellschaft und Kunst ist entweder sehr jung oder sehr gemein. Leute von niederer Abstammung haben keine Ueberlieferung." Eckmann's Möbel zeigen einen Geschmackseklektizismus; von Empireahnen stammen sie; doch nicht aus Palästen sondern aus den gediegenen, wohlgegründeten Patrizierhäusern aus den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts. Den von Lichtwark so gepriesenen Kulturhintergrund des alten Hamburg, der Heimath Eckmann's, erkennt man in ihnen wirksam.

Die Neigung zum Distinguirten unterscheidet ihn von den Süddeutschen, die bis vor Kurzem wenigstens, das Radikal-kräftige, Landhausmäßige bevorzugen, das Schwere, Seßhafte, Breitbehagliche. Speise-, Trink- und Jagdzimmer, ausgesprochen männliche Intérieurs herrschen bei diesen vor. Eckmann's zarteres Gefühl brachte das feminine Element; dem Toilettenzimmer, dem Boudoir, dem Salon, den vernachlässigten Stiefkindern des deutschen Kunstgewerbes wandte er sich zu. Statt der derbmaserigen Eiche bevorzugte er das seidige, feinädrige und moirirte Ahorn, das er in grauen, satinschimmernden Tönen behandelt. Und charakteristisch ist, daß seine Lieblingsaufgabe die Komposition eines Raumes war, den van de Velde wohl nie gemacht hat, des Musikzimmers.

Dreimal hat er dies Thema variirt. Für seine eigene Wohnung, für die Weltausstellung, für Keller und Reiner. Sein eigenes war am einfachsten gehalten, streng still und gesammelt mit dem Flügel als Hauptstück, flankirt von zwei schlanken Notenschränken mit zierlicher Säulenordnung, die Florentiner Frührenaissanceplastik tragen, und den rundlichen Stühlen mit umschmiegender Lehne in der Hamburger Art von 1830. Das Pariser Zimmer in schwarz und weiß eingelegten Hölzern war kostbar, aber ohne persönliche Marke. Das dritte Zimmer, das vor einem Jahr ausgestellt war, charakterisirt am besten die Art seiner Innendekoration: den Kultureklektizismus, durchsetzt mit neuen, aus Naturmotiven und japanischer Anregung gewonnenen Elementen, die Neigung zu vornehm abgestimmter Repräsentation.

Kammermusikstimmung hat der Raum, aber nicht das Intim-Heimliche eines Studio, in dem sich die Davidsbündler zu verborgener Gemeinschaft zusammenfinden. Er ist gesellschaftlicher, festlicher, er hat etwas Mäcenatisches: Wachskerzen müssen in ihm schimmern, Toiletten verlangt er, und er erweckt die musikalisch-aristokratische Assoziation Beethoven'scher Sonaten, zu deren Häupten die Namen fürstlicher Geschlechter als Widmung stehen.

Für die Anlage des Raumes schwebte Eckmann die edle Wirkung einer Säulenhalle vor. Er bildete sie darum aber noch nicht aus. Er nahm von ihr nur die Anregung, durch aufstrebende Linien, die nach oben verklingen, Feierstimmung zu erwecken. Statt der deplacirt und zu bewußt pathetisch wirkenden Säulen, wählte er Mittel, die zimmergemäßer sind, nämlich wirkliche Möbelstücke. Er ordnete an der Wand in gemessenem Abstand hohe, schlanke Pfeilerschränkchen an, die als Büstenträger dienen. Ein voller Unterbau aus hellem Zitronenholz trägt vier zierliche schwarze, ganz unkonventionelle Pfeiler, sie umgeben einen offenen Raum mit schmalen Spiegelflächen für hochstilige Blumengläser, oben darüber liegt der Architrav. Sehr delikat ist die Farbenwirkung aus dem gelben Holz, dem Schwarz der Säulen, dem Wiederhall im Kristall und der graziös an japanische Wellenbänder erinnernden zart grünen Intarsia, die als Zierleiste eingelegt ist.

Die Mitte des Saals beherrscht freistehend im weiten Halbrund das Sopha, davor der edle, runde Empiretisch mit Marmorplatte auf schlanker Säulenordnung. An das Oval antiker Marmorgartenbänke, an Alma Tadema's festliche Bilder kann man denken, heitere Helle, feingliedrige Anmuth, Erlesenheit des Genießens spricht sich in dieser Raumtheilung aus. Und als ernster Klang tönt hinein die Medusentragik der Beethovenmaske, die über dem Rundsitz in die Weite schaut. Ein Zeichen weisen Taktes und dekorativer Selbstbeschränkung ist, daß dem Flügel seine einfach großzügige Form geblieben, daß sie nicht verkleinlicht durch „schmückende" Zuthaten wurde und „stilgemäß" eingepaßt in das Intérieur; gerade so wie er ist, in seinem mattglänzenden Schwarz, seinen ruhigen Linien, stimmt er am besten zu diesem Raum, der die Wirkung von Schwarz und Hell gut vorgesehen hat und von vornherein auf den Flügel angelegt ist, während sehr oft der Flügel zum Mobiliar passend vergewaltigt wird.

Als Eckmann diesen Saal schuf, war er schon vom Tod gezeichnet. Ein schleichendes Lungenleiden zehrte an ihm. Er wußte, daß er ein verlorener Mann war. Diese Musikphantasie ward sein Requiem.

Felix Poppenberg.

Schwabenstreiche.

Die Gastspiele folgen sich, aber — Apoll sei's gedankt! — sie gleichen sich nicht. Nach den italienischen Sängern, die ihre Unfähigkeit zu musikdramatischer Höhenkunst an der Wiedergabe des Verdi'schen „Othello“ noch ein letztes Mal klärlich und kläglich erwiesen, nahmen am 5. Mai die Operndarsteller der Stuttgarter Hofbühne Besitz von dem sonderbaren Theatersaal, den des Schicksals Tücke und eine der Berlinischen Kultur mißgünstige Gottheit zum Schauplatz ernster Kunstbestrebungen gemacht hat. Während aber die Fremden, durch die Priester des heiligen Bimbam laut und prunkvoll angekündigt, in Gegenwart des feinfeinsten Publici aus Berlin W² ihren Einzug auf dem Nudelbrett des seligen Kroll hielten, mußten sich die wackeren, durch den Brand ihres Theaters heimlos gewordenen Künstler aus der schwäbischen Residenz mit einem Empfang durch die kleinere Schar der Kunst- und Theaterfreunde zufrieden geben. Eine altberühmte deutsche Untugend trat da wieder zu Tage. Hoffentlich werden sie unsere Gäste nicht dauernd zu büßen haben und findet das Gesammtgastspiel der Stuttgarter noch die ernstliche und liebevolle Beachtung, die ihm nach der einmüthigen Aussage der berufenen Musikkritik Berlins zukommt.

Die Aufführungen verdienen die Theilnahme und den Beifall der Musikfreunde vollauf. Sie bieten mehr und Besseres als man von einem kleineren Hoftheater erwarten darf: es ist nicht nur alles sauber und glatt durchgearbeitet und lebendig ausgestaltet, das Ganze trägt auch das Gepräge eines natürlichen und einheitlichen Stiles. Solche Vorzüge setzen eine starke und gute alte Tradition oder eine besonders thatkräftige und umsichtige künstlerische Leitung voraus. Mit der guten Tradition ist's wohl bei der Stuttgarter Operntruppe nicht sehr weit her. Zur Zeit Karl Eugen's und seines Kapellmeisters Jomelli war ja die württembergische Residenz freilich eine Hochburg der feinsten italienischen Opernkunst, aber in der das ganze 19. Jahrhundert umspannenden Entwicklung der deutschen Oper hat das Stuttgarter Theater keine nennenswerthe Rolle gespielt. Von Berlin aus trat die Romantik ihren Siegeszug über unsere Bühnen an, „Freischütz“ und „Heiling“, die beiden besten Schöpfungen dieser Art, sind in unserem Opernhause aus der Taufe gehoben worden. Leipzig ist die Heimath der biedermaierschen Spieloper Lortzing's, Dresden und Weimar waren die Ausgangspunkte des romantischen Musikdramas Richard Wagner's. München endlich ward das Kampf- und Siegesfeld der neuen Kunst. Ereignisse von solcher Tragweite weiß die Geschichte von der Stuttgarter Hofoper nicht zu melden, und überblickt man die Reihe der Musiker, die dort berufen waren, den Hort der Ueberlieferungen zu hüten — darunter die Erzspießer Kreutzer, Lindpaintner und Kücken — so wird man das Schwinden oder die Ueberwindung der Tradition schwerlich zu beklagen vermögen. An ihrer Stelle wirkt stärker und fördersamer der zielsichere Wille und das geläuterte Kunstverständniß eines begeistert seinem Berufe hingegebenen Leiters, wie ihn die Stuttgarter Hofbühne in Baron zu Putlitz, dem Sohne des bekannten, liebenswürdigen Dichters, gefunden hat. Unter dem Schutze dieses modernen, von ästhetischen und ätepätätischen Vorurtheilen sichtlich freien Mannes haben einige jüngere vortreffliche Musiker wie die Kapellmeister Obrist, Pohlig, Reichenberger im Verein mit dem feinfühligen Regisseur Harlacher aus Kräften mittlerer Begabung einen Spielkörper gebildet und geschult, der in der Leichtigkeit und Natürlichkeit der mimischen und musikalischen Bewegung wie in der würdig künstlerischen Haltung überaus sicher und wohlthuend wirkt. Oberstes Gesetz bei allen Bethätigungen dieser Künstlerschar ist offenbar das Drama, und so erscheint denn als erfreuliche, hervorstechende Eigenart ihrer Darbietungen die musterhafte Deutlichkeit der Textaussprache und die überall wahrnehmbare Unterordnung des Instrumentalpartes. Nicht nur der Verständlichung des Wortlautes, auch der charakteristischen Ausgestaltung des Spieles und selbst des Tanzes wissen diese Kapellmeister sich zu fügen. Dabei ist auf der Bühne alles aufs Schönste gegen einander abgewogen, in Farbe und Bewegung fein zusammengestimmt und voll frischen Lebens. Nun ist ja selbstverständlich den Anforderungen der höchsten musikdramatischen Kunstwerke, etwa denen Mozart's und Wagner's, mit diesen Eigenschaften allein nicht Genüge zu thun, und man kann vielleicht zweifeln, ob die Stuttgarter den hohen Ansprüchen, die Mozart an die Gesangskunst seiner Darsteller erhebt, durchaus gewachsen wären. Auf dem Gebiete der leichten Spieloper und des modernen dramatischen Genrebildes aber bewährte sich ihre Art und Kunst vollauf, und in dem frischen lyrischen Tenor Peter Müller und dem großen Bühnentalent der Soubrette Anna Sutter lernten wir Kräfte kennen, die jedem Theater zur Zierde gereichen würden.

Den ersten Erfolg heimsten die Gäste aus dem Schwabenland mit Offenbach's neuerdings hoftheaterfähig gewordener Spieloper „Hoffmanns Erzählungen“ ein. Da man in Berlin das Werk bisher nur durch eine sehr mittelmäßige Aufführung im Theater des Westens kannte, war es verdienstlich, uns das eigenthümliche Stück mal vorzuführen, doch dürfte das Behagen, das es dank einer flotten Wiedergabe fand, den Wunsch noch nicht rechtfertigen, es auch in den Spielplan der königl. Oper aufgenommen zu sehen. Offenbach wird wieder einmal stark überschätzt; am Pygmäenmaß seiner Nachfolger scheint sein Schatten zu Riesengröße gewachsen. Daraus wird nun auch für „Hoffmanns Erzählungen“ Kapital geschlagen, obwohl das Stück keineswegs zu den besten und eigenartigsten Werken des ungezogensten aller Grazienlieblinge zählt, sondern nur den Ruhm verdient, uns den Meister der „schönen Helena“ im Streben nach einer etwas höheren und reineren Kunst zu zeigen. Im Streben sag ich, denn sein Ziel hat Offenbach mit dieser letzten Arbeit nicht erreicht. Phantastisch wie der Vorwurf es erheischt und der Titel der Partitur es verspricht, ist Offenbach's Musik auch hier nicht. In der Behandlung der Automatengeschichte ist der Komponist nirgends über die Art des alten Adam, der denselben Stoff in seiner „Nürnberger Puppe“ verwerthet hat, hinausgelangt, und das Grausig-Dämonische des Vorgangs findet in seinen zierlichen Weisen keinen Ausdruck. Ganz im Bereich der harmlos-gefälligen Musikmacherei bewegt sich auch der zweite Akt und erst im letzten Bild, das uns die Novelle von dem sprechenden Bild und dem geheimnißvollen Doktor Mirakel vorgaukelt, entwickelt sich aus den Tongebilden etwas wie romantische Schauer. Hier erhebt sich die Tonsprache zu innerlicher, wunderseltsamer Stimmung, wozu besonders der Reiz einer aparten Instrumentation beiträgt. Gerade diese vielgerühmte orchestrale Farbengebung ist aber, wie es scheint, nicht auf Offenbach's Kunst zurückzuführen; dem besten französischen Opernlexikon zufolge hat er die Oper nur in einer Skizze hinterlassen und rührt die ganze instrumentale Einkleidung von Erneste Guiraud her. Bleibt nun auch dem Operettenkönig bei diesem opus posthumum das Verdienst einer leichten und reichen, stellenweise sogar ausdrucksvollen Erfindung, so ist die jammervolle, blöde Charakterzeichnung des Helden, in dem wir einen unserer geistreichsten deutschen Erzähler erkennen sollen, doch sehr zu Ungunsten dieser Pseudo-Operette und ihrer Einbürgerung auf dem deutschen Theater zu buchen. Hoffmann, der originellste Novellist der Romantik und der erste beredte Apostel Beethoven's, hat wahrlich ein besseres Loos verdient, als das, wie ein Operettenlapps über die Bühne geschleift zu werden.

Besser als Offenbach in Hoffmann's Maske lehrte die zweite Neuheit der Stuttgarter unser Publikum das Gruseln: die von dem jungen böhmischen Tonkünstler Karl Weis in Musik gesetzte Kriminalgeschichte „Der polnische Jude“. Aus dem Fabulirwerk der französisch-elsässischen Romanschreiber Erckmann und Chatrian haben Victor Léon und Richard Batka da einen guten Stoff heraus-

gegriffen und mit bemerkenswerthem Geschick zu einem wirksamen Theaterstück verarbeitet. Wir erleben den letzten Akt einer schauerlichen Raubmordgeschichte: das Ende des von Gewissensqualen gefolterten, von schicksalstragischen Zufälligkeiten beinahe bis zum Selbstverrath getriebenen Mörders. Um diesen krassen Vorgang den Hörern eingänglicher, der Musik zugänglicher zu machen, sind die Librettisten auf den schlauen Einfall gekommen, die entscheidende, peinliche und aufregende Scene des Schuldgeständnisses in ein Traumbild zu fassen, während dessen Verlauf den schlafenden Mörder ein Schlaganfall dem irdischen Richter entzieht. Der Zuschauer wird also Zeuge eines inneren Erlebnisses, von dem die mitspielenden Figuren des Stückes nichts erfahren. Das mildert den Eindruck des Widerwärtigen und ermöglicht den Verfassern einen versöhnlichen Schluß, wie ihn die Menge einer wahrhaftigen Lösung vorzieht, aber es hebt auch die Katharsis, die befreiende Wirkung eines echten, durchlebten Dramas auf. Sehr hübsch, wenn auch wesentlich nur die äußeren Vorgänge spiegelnd, ist die Musik, die Karl Weis zu diesem „Volksstück" geschrieben hat. Die Lieder und Tänze des ersten Aktes zeugen von frischer, quellender Erfindungskraft und natürlichem Empfinden, und in der großen Monologscene, die uns die beklommene Gemüthsstimmung des Schuldigen vor seiner letzten, schrecklichen Traumnacht schildert, ist auch das Vermögen erkennbar, den feineren, leisen Wandlungen des psychologischen Vorganges mit dem musikalischen Ausdruck zu folgen. Weis, der auch sehr gewandt und geschmackvoll zu instrumentiren versteht, berechtigt zu den besten Erwartungen für unsere Opernbühne; seine Volksoper ist aller nöthigen Vorbehalte ungeachtet die erfreulichste Neuheit, die die böse letzte Opernsaison uns brachte.

Kann man dies dem jungen Musiker aus Böhmen zugestehen, so wird man Felix Weingartner die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er mit seinem „Orestes" das kühnste und höchste Wagestück unternommen hat, das auf der deutschen Opernbühne seit manchen Jahren erlebt wurde. Mit gutem Grunde sah man denn auch der ersten Aufführung dieses neuesten Opernwerkes des vielgewandten und viel gewandelten Künstlers voller Spannung entgegen, und sehr gute Gründe hatte auch die zahlreiche Hörerschaft, den interessanten Versuch einer musikdramatischen Wiedergeburt des antiken Dramas mit entschiedenem, lautem Beifall zu begrüßen. In einer Zeit, da selbst hervorragende Künstler den Lockungen der gemeinen Gassenmuse nicht widerstehen können, ist so hohes und reines Streben, wie das in der Orestestrilogie bekundete, allein schon Ruhmes werth, und Berlin ist ohne dies dem feinen Musiker Weingartner so viel Dankes schuldig, daß man den rauschenden Erfolg als Zoll edler Gefühle würdigen konnte, auch wenn einem schwer wurde, ihn aus Werth und Wirkung der Neuheit zu begreifen.

Unmöglich muß das aber jedem geworden sein, der unbefangen seinen Blick bloß auf das Werk, seine Absicht und seine Ausführung gerichtet hielt. So ging es auch mir, und mit aufrichtigem Bedauern bekenne ich, den kühnen und geistreichen Versuch für mißlungen erachten zu müssen. Die Ursache davon suche ich aber nicht nur in der Begabung Weingartner's, sondern ebenso sehr in dem unlösbaren Widerspruch zwischen der modernen Musik und dem antiken Drama. Stellen sich schon der Einbürgerung der Oresteia des Aeschylos auf unsern Bühnen trotz vorzüglicher Uebersetzung und hervorragender Regieleistungen unüberwindliche ethische und bildungsgeschichtliche Hindernisse entgegen, so erscheint eine Verschmelzung dieser alten groß- und grobzügigen Dichtungen mit unserer feinnervigen, neuen Musik vollends ein Unding. Grundverschieden, müssen die Bildungskräfte eines solchen Kunstwerks nach geradezu entgegengesetzten Seiten auseinander treten, die einen nach der Höhe, die andern nach der Tiefe. Man lehrt uns heute, daß die Alten ihre Bildwerke bemalt haben, doch kann man sich nur schwer eine richtige Vorstellung davon machen, wie etwa die milesische Venus oder der vatikanische Apoll in solcher Bemalung ausgesehen haben. So ist es auch mit der Musik im antiken Drama. Wir wissen und fühlen, diese Worte mußten vom Tone getragen sein, aber Wesen und Form unserer heutigen Musik stimmen nicht zum Charakter dieser Dramen. Probirt es ein Wagemuthiger trotzdem, so wirkt der Versuch im besten Falle so, als hätte ein Besnard die kapitolinische Venus bepinselt.

Die widersätzlichen Kräfte dieser getrennten Kunstwelten in einem Werke bewältigen und zu binden, nun war jedenfalls Weingartner's Begabung nicht reich und kräftig genug. Trotzdem es ihm gelungen war, die alten Dramen mit Geschick für seine Zwecke äußerlich zu verdichten, trotzdem er nicht versäumt hatte, durch einige psychologische Umdeutungen seine Arbeit dem modernen Empfinden näher zu rücken: Ton und Weise für die alte Heroentragödie fand sich nicht auf seiner zart und schwach besaiteten Leyer. Selbst am Maß seiner Textbearbeitung erschien Weingartner's Musik klein, dünn und blutleer, und auf die Dauer eines vierstündigen Theaterabends erwies sich das Mißverhältniß zwischen der Größe und Wucht des dramatischen Vorwurfs und der Schwäche des musikalischen Ausdrucks als unerträglich. Mit dem Pusterohr kann man nicht auf Löwen jagen!

Neben diesem Grundgebresten kommen andere Schwächen der Weingartner'schen Musik als namentlich der Mangel an Eigenart nicht so sehr in Betracht, wie denn überhaupt gelegentlich der allzu einseitigen Ueberschätzung der subjektiv-persönlichen Eigenschaften in der Musik die Thatsache entgegenzuhalten wäre, daß unter Umständen auch Werke eklektischen Charakters wie z. B. Nicolai's „Lustige Weiber von Windsor" in Leben und Geschichte eine ehrenvolle Rolle spielen können. Ebenso wenig aber sind leider die nicht geringen Vorzüge der Orestespartitur im Stande, über den Kardinalfehler hinwegzutäuschen. Der Gerechtigkeit halber aber soll hier ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Weingartner die schwierige Frage des Kräfteverhältnisses zwischen Orchester- und Vokalpart geradezu meisterlich gelöst hat und daß er in der Kunst der instrumentalen Farbenmischung wundervolle Wirkungen zu erzeugen verstand. Wer die Berliner Opernnovitäten dieses Winters erlebt hat, weiß, daß das kein Kleines ist.

Die Musikfreunde der Reichshauptstadt sind daher der Stuttgarter Hofoper, die das schwierige Werk in einer lobenswerthen Aufführung zur Kenntniß brachte, auch für diese Gabe durchaus zu Dank verpflichtet. So schöner und tapferer Schwabenstreiche wird man sich in der Opernwelt immer gern erinnern.

Heinrich Welti.

Theater.

Neues Theater: „Ledige Leute". Sittenkomödie in 3 Akten von Felix Dörmann.

Arthur Schnitzler hat mit zweien seiner Werke in seiner schönen Vaterstadt Wien Schule gemacht, mit der Erzählung „Sterben", dann mit seinem „Anatol", oder, wenn man will, mit der „Liebelei." Es gibt heute eine ganze Dichtergeneration in Wien (ihre Büchelchen erscheinen zumeist im „Wiener Verlag") die dauernd lieben und sterben. Wie ihre Vettern die Asra. Sie befinden sich auf bestem Wege, die Unsterblichkeit sich zu ersterben.

In diesem Korps der Sterbend-Liebenden ist Felix Dörmann so zu sagen der Fuchsmajor. Er kann alles und bringt's den Jüngeren bei. Er gibt in seinen Versen und Dramen und Versdramen gleichsam die Methode von dem, was Schnitzler aus innern Anregungen heraus sich selbst geschaffen. Dabei kann er etwas, kann

sogar recht viel. Nur muß ihm alles von außen kommen. Sein Inneres gehorcht, aber es bleibt ohne äußern Weckruf stumm. Mit jedem neuen Werk, das man von ihm kennen lernt, verliert man den Begriff seiner Persönlichkeit mehr. Wenn er einmal gestorben, wird man von ihm sagen: er war die Jung-Wiener „Methode".

In den „Ledigen Leuten" gibt Dörmann zunächst ganz naturalistisch eine breite, sorgfältige Milieuschilderung. Die Mutter dreier Mädchen macht Haus. Sie lebt von den Erträgnissen der Liebschaften ihrer Töchter, verkuppelt sie gelegentlich, sitzt mit den Liebhabern zu Tisch und läßt sich von ihnen mit ausführen. Falsche Sentimentalität, Gemeinheit, Brutalität und Gewissenlosigkeit spielen da in den bekannten Farbenmischungen durcheinander. Hätte Schnitzler dies Milieu gezeichnet, er hätte die eigenartige Stimmung festgehalten und sich damit begnügt. Davon ist bei Dörmann natürlich nicht die Rede. Ganz naturalistisch klebt er am schweren Stoff. Er gibt eine solche Stofffülle, zerrt so gründlich in alle Gemeinheiten hinein, daß der Zuhörer in der That das Gefühl bekommt: so muß es aussehen in der Familie. So muß es wirklich, höchst wirklich da ausschaun. Das zu erreichen, ist immerhin etwas, und dazu ist Dörmann das Geschick gegeben. Er vermag auch ganz glücklich die verschiedenen Charaktere zu kennzeichnen, die unter die Stichworte „brutal", „geziertsentimental", „besserer Instinkte fähig" fallen, er stellt sie zu wirksamen Kontrasten zusammen. Ich gehe weiter und sage, eine ganze Anzahl lustiger Scenen — der Naturalismus ist ja von Haus aus der Komik wirksamster Vasall — ist sehr gelungen; man hat seine Freude daran, man lebt sie mit. Die andern Scenen, in denen eben nur Brutalität und Gemeinheit sich breit machen, sind dafür desto ennuyanter. In Summa: Diese breite naturalistische Milieuschilderung ist uns eine Mode von gestern. Dörmann mag zu seiner Entschuldigung anführen, daß auch sein Stück bereits drei oder vier Jahre alt ist; gewiß. Doch fügen wir hinzu, es war nie neu.

Nie neu, weil ihm der Persönlichkeitszug fehlt. Bis auf die lebendige Eigenart ist alles schon mal da gewesen.

Und wie das immer geht: Dörmann ist da am unglücklichsten, wo er ausgesucht originell sein möchte.

In die verkommene Familie wird von einem Freunde, der seine Abdankung als Liebhaber geben will, ein junger Mensch eingeführt, der rein empfindet, der von sich sagen darf, daß er noch nie ein Mädel geküßt habe. In die jüngste Tochter verliebt er sich. Seine Unberührtheit reizt ihre Frühverderbtheit, sie ist aber auch besseren Empfindens noch fähig und gewinnt ihn lieb. An einen alten Mann verkuppelt, ekelt sie die Gemeinheit ihrer Lebensführung an. Und er, ein frühlingsseliger, reiner Thor, erbebt unter ihren Küssen; träumt sich ihr Bild wirklichkeitsfremd, in sprossender Jungfräulichkeit zurecht. Er führt sie als seine Braut zu seiner Mutter.

Die Desillusionirung liegt auf der Linie der Komödienentwicklung, und sie bleibt nicht aus. Aber Dörmann hat eine Strecke über sein Ziel hinausgeführt. Der holde Brautstand ist ins Nichts zerronnen, das Mädchen kann dem alten Mann nicht entsagen, denn er zahlt gut, also: sie wird dem einen und dem andern angehören. So etwa, daß der alte Herr um 6 Uhr bei ihr Befriedigung seiner Wünsche findet, und dann um 7 Uhr der liebeselige Jüngling die bräutliche Kammer, zu seinem Empfang geschmückt, betreten darf. Diese Vereinbarung wird in Gegenwart der Mutter des jungen Mannes getroffen, die das junge Mädchen noch eben vertrauensvoll als Tochter in ihre Arme geschlossen. Diese Vereinbarung sagt dem getäuschten Liebenden zu.

Ich enthalte mich jeder Kritik, denn nur die Psychologie des Autors soll hier interessiren. Beiläufig nur: auch wo Schnitzler gewagteste Probleme behandelt, bleibt er moralisch, denn er ist Künstler. Anders der methodische Adept. Es ist wohl außer Frage gestellt, daß Dörmann sich selbst sehr groß, sehr revolutionär vorgekommen ist, als er seiner Komödie diese Schlußwendung gab. Der Persönlichkeitslose wird nicht älter und nicht reifer. Der innere Grund solcher geschmackvollen Phantasieorgie ist aber doch wohl wo anders zu suchen. Dörmann hatte die Liebe der Beiden so unsäglich seriös genommen, daß ihm die Desillusionirung als Abschluß nicht anstand. Sie widerstrebte seinem zärtlichen Gemüth. Zum herben, trennenden Schnitte fehlte ihm der Muth. So wurde er zum galanten Gelegenheitsmacher seiner eigenen Gestalten. Seine Geschöpfe trieben unwürdiges Spiel mit ihm, und er war's zufrieden. Die ich rief, die Geister . . . .! Oder vielmehr: Die Schnitzler rief, die Geister, ward Dörmann nun nicht los.

Die Aufführung des Neuen Theaters war recht vortrefflich. Ueber drei der Darsteller verlohnt es sich ein Wort zu sagen. Tiny Senders a. G. gab das Dienstmädchen der verkommenen Familie. Sie stattete es äußerlich vortrefflich aus. Ganz überzeugende Schlumpfigkeit, blondes Zottelhaar, dazu ein tiefer Baß. Sie war komisch, wie auch Herr Giampietro amüsirte, dessen Clownverrenkungen ihres eigenen Stils sich rühmen dürfen. Doch war bei Beiden die darstellerische Wirkung äußerer Art; Herr Korff vom Wiener Burgtheater ließ durch die korrekte Charakteristik seelisches Empfinden durchschimmern. Er gab den reinen Thoren ohne alle Zimperlichkeit sehr keusch. Er individualisirte. Man sah es der Bühnengestalt, die er schuf, an, daß sie eine treu behütete Jugend hinter sich und ein behäbig freundliches Alter vor sich haben dürfte. Diese Gestalt hätte ins Leben hinaustreten können, ohne einer besonderen Entschminkung zu benöthigen.

Das gute Spiel und die Pikanterien verhalfen den „Ledigen Leuten" zu starkem Erfolg. Doch schied man von dieser Dörmann'schen Komödie mit dem erneuten Bewußtsein, daß Schnitzler ein guter und ein echter Künstler ist.

Ernst Heilborn.

Rudolf Haym.

Altersidyll eines Achtundvierzigers.

(Schluß.)

Kurz vor einer wichtigsten Wendung meines Lebens war ich im Sommer 1900 zum vierten und letzten Mal in Halle eingetroffen, um im Frieden des Haym'schen Gartens den meinigen wieder zu finden. — Nach zwei ruhesam schönen Wochen standen wir eines Morgens früh in dämmernder Kälte am Bahnhof. Ich warf, wie immer beim Abschied, mit heiterer Sicherheit Worte von Wiedersehen hin, denen er mit zweifelndem Lächeln lauschte. Auf einmal aber wurden wir ganz still. Wie die liebe Gestalt da in der weiten Halle inmitten all des Getriebes so einsam vor meinem Wagen stand, schien sie plötzlich immer feiner und gebrechlicher zu werden, gleichsam vor mir dahin zu schwinden. Ich hätte sie in beide Arme nehmen und festhalten mögen! — Da setzte sich schon der Zug in Bewegung, vorwärts, vorwärts, unaufhaltsam — hinaus unter den weiten blassen Himmel. War es Abend- oder Morgenroth, das ihn dort mit hellen, ahnungsvollen Streifen färbte?

„Es scheint mir als der schönste Abschluß unserer Freundschaft, daß ich diese Wendung Ihres Lebens noch erfahren durfte, ehe das Meinige zu Ende geht," konnte mir Haym kurz nach meiner Heimkehr aus Halle glückwünschend schreiben. Ging es wirklich zu Ende? Ich mochte es nicht glauben, nur hie und da hatten mich etwa leise Klagen erschreckt: „Ein alter Professor ist wie eine Nachtigall nach Johanni. Der laute und lange Schlag, der ihr einst die Kehle füllte, verliert sich mehr und mehr in einzelne abgerissene Töne, wie in verlöschende Erinnerungen an die Zeit des Mais." — Wehmüthig schalkhaft belächelte er seine immer noch weitreichenden Pläne: „Ich treibe jetzt Italienisch — für alle Fälle — es könnte ja sein, daß im Himmel die

Sprache Dantes gesprochen würde.“ Sonst aber empfing ich aus mündlichen und schriftlichen Berichten den Eindruck eines reichen und rüstigen Lebens. Noch im Frühling 1897 hatte er mir sein Tagewerk folgendermaßen geschildert: „Um sechs Uhr wird aufgestanden und für meine neuere deutsche Litteraturgeschichte präparirt. Um acht Uhr gehe ich dann zur Universität, um vor einem kleinen Häuflein zu predigen. Dienstags und Freitags Nachmittag habe ich eine viel größere Gemeinde für meine kritische Geschichte der nachhegelschen Philosophie, und am Mittwoch Abend versammele ich etwa ein Dutzend Peripatetiker um den griechischen Aristoteles. Fürs erste in der Ihnen bekannten Gemüthsstube, wo die Zwölf mit Mühe und Noth Platz haben nach dem Sprichwort von den geduldigen Schafen. Haben Sie wohl die kleine Aristotelesbüste gesehen? Die sieht dann gar verwunderlich auf die Schafe und den Hirten herab, und wir sind froh, wenn wir bei wärmerer Witterung uns seiner Kontrole entziehen und uns in den Schatten des Hains Akademos verziehen können.“

Um Pfingsten aber, und zur Zeit der Sommerferien wird dieser grüne Schauplatz von Arbeit und Erholung treulos verlassen. Dann gehts hinaus zu fröhlicher Wanderfahrt. „Die dunkeln, von hellglänzendem Buchengrün durchleuchteten Tannenwälder des Harzes haben für uns, die die Hallische Haide bescheiden macht — sie haben besonders für mich einen unvergleichlichen Reiz. Mit meiner Frau und meinem Jungen, der im Ruckfack unsere wenigen Habseligkeiten trug, habe ich sie sechs Tage lang bei herrlichstem Maiwetter durchstrichen, nur hie und da eine Strecke Gebirgsbahn benutzend (z. B. auf den ganz unpoetisch bevölkerten Brocken). „Wir tauchten rasch wieder in die Einsamkeit der Wälder zurück, wo immer wieder ein idyllisches Forsthaus zur Rast einladet.“

Neugestärkt kehrt er von solchen Ausflügen und Sommerreisen zurück zu seinem geliebten Beruf. Aengstlich gespannt betritt er dann den Hörsaal. „Noch einmal wieder die vollen Collegia!“ heißt es aufathmend. „Das ist also doch noch eine Pflicht, ein Wirkungskreis!“ — Ein Wirkungskreis, der mit köstlichen Früchten des Dankes lohnte, wie Haym am 30. Juni 1900, der Feier seines hundertsten Semesters, erfahren sollte. Mit glückseligem Lächeln erzählte er mir von den bekränzten Kathedern, dem bunten Gewimmel seiner lieben, jungen Schüler in dem sonst so stillen Garten. „Das war ein unbeschreiblich schönes Fest“, schrieb seine Frau, „ein einziger Sonnentag nach endlosem Regenwetter. Die Studenten in vollem Wichs auf dem Platz hinter dem Haus, und mein Mann mitten unter ihnen. Gar reizend war es anzusehen, wenn er Morgens und Abends mit Sträußen beladen aus dem Kolleg nach Hause kam. Die Guirlanden, Kränze und Blumenkörbe hatten wir alle vor dem Hause auf dem Rasen geordnet, so daß es war, wie Sappho im Grillparzer sagt: „Die Blumen schmückt mit Blumen.“ — „Weniger Lorbeer, mehr Rosen!“ mit diesen Worten hatte der Gefeierte, auf den Schmuck des Katheders deutend, von seinen dankbar begeisterten Schülern Abschied genommen. Und Rosen, Rosen, der Freude und Liebe dufteten ihm überall entgegen, ihm, der wie selten ein Mann zum Führer der Jugend berufen war. Schwebte doch über seinem Haupte noch jener schöne Kranz harmonischer Bildung, der den Bekennern modernster Wissenschaft in immer unerreichbarere Höhen entschwindet. Ein „humanus“ war Haym im edelsten Sinn des Wortes, wie jener Mann, dem sein größtes Werk gewidmet ist: Herder. — Das 1868 eigens für Haym geschaffene Ordinariat in Philosophie und Litteraturgeschichte, das nun nach seinem Tode in zwei Stellen zerfallen muß, bot ihm schönste Gelegenheit, seine ethischen und ästhetischen Ideale vor der Jugend aufzurichten, wie es sein innerster Trieb verlangte.

Er selbst schöpfte aus diesem Beruf die reichste Anregung zu wissenschaftlich-litterarischen Werken, die nach seinem eigenen Zeugniß alle die Spuren von Vorlesungen an sich tragen. Gerade das bewahrte ihnen den Reiz des Frischen, Warmen, Lebendigen, so gewissenhaft sie auch auf sorgfältigstes Quellenstudium aufgebaut sind. Haym zwar klagte immer über seinen Mangel an Gelehrsamkeit. Das Gedächtniß des Kopfes sei bei ihm unzuverlässiger als das des Herzens. Daß man aber auch an urtheilsfähigster Stelle seine weise Ungelehrtheit höher stellte als Anderer barbarische Gelehrsamkeit, zeigt Haym's Ernennung zum außerordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin (1900). — So bescheiden er selbst darüber sprach oder vielmehr nicht sprach, war das eine Ehre, die dem Verfasser von Werken, wie W. v. Humboldt, Hegel und seine Zeit, Romantische Schule, Herder, Max Duncker u. a. ohne Weiteres gebührte. — „Hätten wir doch noch mehr solch' klassische Klassikerbiographien, wie den Herder!“ habe ich mehr als einen Litterarhistoriker sagen hören. Speziell einen Lessing wünschte man sich von Haym. Als ich ihm selbst einmal davon sprach, gestand er mir, daß er wirklich jahrelang ein Lessingbuch zu schreiben vorgehabt. „Lessing, ja, das wäre mein Mann gewesen! An Goethe würde ich mich nie gewagt haben, der ist mir zu weit und mächtig und zu durch und durch Poet, wo er nicht alter Herr ist. Den muß man kolossal „lebig machen“, wie Dannecker seinen Schiller, und der Künstler-Gelehrte, der das kann, soll noch kommen.“

Um den Dreiklang voll zu machen, tönte übrigens auch noch die dritte Seite von Haym's Wirksamkeit im Alter nach: die politische. Wurde doch im Jahre 1898 die fünfzigjährige Gedenkfeier des Frankfurter Parlaments begangen, von Haym selbst zwar ganz im Stillen, in Gesellschaft eines Gefährten von anno dazumal, mit dem er stundenlang über heimgegangene Freunde und Feinde plauderte. Am neuen Staatsgewand der Germania hatte er ja seinen guten Faden mitgesponnen, als eines der jüngsten Mitglieder der denkwürdigen Versammlung, jener erbkaiserlichen Partei, die zuerst das Deutschland der Zukunft geplant. Anders freilich hatten sich die Altliberalen den Mann gedacht, der ihr Ideal verwirklichen sollte; ihnen graute vor dem Weg durch Blut und Eisen! Haym half dann jene Partei begründen, die für einmal das nationale vor das liberale Ziel zu setzen sich überwand. Aus seiner Feder stammte die erste liberale Kundgebung, zu Gunsten des so unpopulären Kriegs gegen Oesterreich im kritischen Frühling 1866. Im selben Jahre ins preußische Abgeordnetenhaus gewählt, wo er Bismarck persönlich kennen lernte, konnte der Menschenkenner sich der Einsicht nicht mehr verschließen, die er später in seinen Bismarckreden (am 70. und 80. Geburtstag und an der Todtenfeier zu Halle) in die Shakespeareworte faßte:

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem“ . . .

Daß der alte Nationalliberale hie und da seine Blicke auch nach links wandern ließ, sorglich und zweifelnd, aber doch nicht ganz ohne Verständniß, zeigen folgende 1899 geschriebene Worte: „Mir ist leid, daß da (bei den Sozialdemokraten) so viel reiner Wille, so viel Liebe und Glaube an die Menschen mit so viel Unreinheit, Unwürdigkeit und Thorheit sich ins Utopische fortreißen läßt. . . . . Ich bin nicht so eingeschränkt, daß ich den Zug nicht begriffe, der Ihnen eine so warme Theilnahme für die Bestrebungen zur Heilung der sozialen Nöthe abzwingt. Wäre ich unter Ihren Umgebungen jung gewesen oder würde wieder jung, so stehe ich nicht dafür, daß diese große Frage mich nicht ebenso fortgerissen hätte wie ihrer Zeit die Fragen des politischen Liberalismus.“

Und in der That! Wenn man das Bild des Siebenundzwanzigjährigen ansieht, das bei Gelegenheit des Frankfurter Jubiläums zum Vorschein gekommen ist, so hat man das Gefühl, daß dieser Jüngling sich keiner großen und guten Aufgabe versagen konnte, die irgend in seinem Bereich lag. Betrachtet man es ein Weilchen, so scheint das sinnende Haupt sich begeistert zu heben, der feine Mund zündende Worte sprechen zu wollen. — Mit dem alten Bilde tauchten auch die alten Zeiten aus dem Staube der Vergangenheit empor. „Ganz für mich“, so hatte mir

Haym schon Ende des Jahres 1897 geschrieben, fühle ich mich wundersam gestimmt und habe ernstlich den Anfang gemacht, in die Erinnerungen meiner Kindheit zurückzusteigen, das sicherste Zeichen, daß es zu Ende geht. Ich sollte das nicht ausplaudern." — Böcklin's „Vita somnium breve" schwebe ihm dabei vor. „Wird der dürre ungeschlachte Gesell mit dem groben Knüttel noch ein wenig anhalten, ehe er zuschlägt?" — Sonst sei er, Haym, kein Mann der zweiten Auflagen! Aber diese zweite Auflage seines Lebens mache ihm Spaß: auch einmal wie andere Leute mit einem besseren Gedächtniß, etwas bloß aus sich hinzuschreiben! Oft kämen ungesucht die vergangensten dummsten Sachen an die Oberfläche; manches auch fische er wie aus einem tiefen Brunnen herauf, um es erst allmählich wieder zu erkennen — „ein rechtes Spiel des Alters!" So wandle er zwischen den Schatten vergangener Tage, „zwischen meiner eigenen ehemaligen Gestalt und den Gestalten meiner, meist längst hinüber gegangenen Freunde".

Während meiner letzten Besuche wurde mir mancher Einblick in dies Schattenland gewährt. Wie stimmungsvoll lasen sich die zierlich beschriebenen Blätter in irgend einem grünen Gartenwinkel; „O dufte das Vergangene mir zurück!" — Und köstlich wußte Haym selbst von seiner Jugend zu erzählen, während ihm der Schalk aus den Augen leuchtete. So ironisch behandelte er manchmal den guten, kecken, heißblütigen Jungen: sich selbst, daß man diesen gegen den strengen Alten ein bischen in Schutz nehmen mußte, damit er ja nicht etwa zu sehr gemeistert oder gar ganz in den Winkel gestellt werde. — Nachher erhielt ich dann die tröstliche Versicherung, daß die Blätter, worauf ich nun auch einen Blick geworfen, nicht unvollendet liegen bleiben sollten. „Auch ein kleines, selbst eingebildetes Ziel ist doch immer ein Ziel!" —

Gerade in den Tagen, da das alte Paar seinem letzten Hauskinde, der jüngsten Tochter, eine stille Hochzeit rüstete, erzählte sich der Vater seine eigene Liebesgeschichte wieder vor. Er lasse sich dabei so behaglich gehen, daß er nicht übel zu kürzen hätte, wenn er einmal dazu käme, diese Autobiographie „in Schick" zu bringen. Er ist nicht dazu gekommen, und so fällt denn gerade über diese Strecken seines Weges ungehemmt der volle Sonnenschein lieber Erinnerung. — Nicht eine Lebensgeschichte bedeute das eigentlich für ihn, sondern ein zweites Mal durchleben. So erschien dem Greise damals alles in dieser Beleuchtung der Vergangenheit. „Meine Hochzeitsreise", so schrieb er mir nach Italien, „am 4. Januar 1858, ging von Halle nach Giebichenstein, wo wir uns damals wie ein paar Schwalben am dortigen Burgberg eingenistet hatten. Bei einem Haare wären wir kurz vor dem Ziel mit dem Wagen umgeworfen worden, und als am folgenden Morgen unser überheizter Ofen explodirte, und unter unseren Möbeln eine kleine Verwüstung anrichtete, da verlangte uns gar nicht nach weiteren Abenteuern. Auch mußte ich am 6ten schon wieder in die Vorlesungen und hatte alle Hände voll mit dem ersten Hefte der Preußischen Jahrbücher zu thun, das dann alsbald einen anderen Sturm, eine Konfiskation und Anklage, zum Glück mit schließlicher Freisprechung, über mich brachte."

Mit der Ehrung der Berliner Akademie (1900) dachte er seine „Erinnerungen" abzuschließen, die im Mai 1900 bis zur Abgeordnetenzeit im Landtage 1866/67 vorgerückt waren, dem letzten Abschnitt, den er noch ausführen sollte. „Wer nur kurz zu sein verstünde!" seufzte er, „die Vollständigkeit ist der Feind alles Anziehenden und Wirkungsvollen!" — Anziehend aber in hohem Grade, kulturhistorisch und menschlich interessant darf diese, wenn auch nicht ganz vollendete, Autobiographie genannt werden, als Zeugniß eines edel harmonischen und vielseitigen Daseins, einer Bildungs- und Lebensweise zumal, die heute im Aussterben begriffen ist*).

*) Aus meinem Leben. Erinnerungen von Rudolf Haym. Mit zwei Bildnissen. Herausgegeben aus dem Nachlaß. Berlin 1902. Rudolf Gaertners Verlagsbuchhandlung. (Die wichtigsten Epochen, z. B. die von 1848 sind, wie gesagt, vollständig ausgeführt.)

Eine stille Gedenkfeier beging Haym bei seiner Rückkehr, der letzten —, von der Sommerreise 1900. „Ich stand noch einmal auf der Schillerhöhe bei Volkstedt, wo ich vor 61 Jahren als Student mit meinen Kameraden die an der Felswand geschriebenen Verse von der Sonne Homers gelesen und den Hymnus an die Freude angestimmt hatte." — Freude, schöner Götterfunken! das herrliche Lied, der Gesang des Lebens tönte noch einmal aus weiter Ferne an sein Ohr, um dann leise zu verklingen. — „Fünkchen lebt noch!" hatte er mir zwar wenige Wochen vorher versichert „und wie gern will ich es mir gefallen lassen, wenn Sie es sanft und freundlich ein wenig aufblasen."

Vor dem Erlöschen sollte er noch ein neues Lebenslicht an dem seinen aufglimmen sehen. Zur Freude des Großvaters wurde im Frühling 1901 ein jüngstes Enkel- und Pathenkind auf den Namen Rudolf getauft. So sah denn der Greis das Ende des Daseins sich mit dem Anfang verknüpfen, nicht in bloßen Erinnerungsbildern nur, auch in blühendster Verkörperung. — Wie das Kind, so hatte er freudig den Frühling 1901 willkommen geheißen, der ihn aus allerlei Wintermühsal nochmals zu einer herrlichen Pfingstwanderung in die Harzwälder führte. Rückkehrend vermißte er freilich eine liebe Jugendfreundin und Hausgenossin. „So oft schon haben Freunde und Freundinen die Zeit meiner Reisen gewählt, um sich für immer zu verabschieden!" klagte er mir, nicht ahnend, daß er selbst bei seiner nächsten Reise den Freunden Gleiches anthun werde; nur daß diese daheim blieben, während er ihnen erst ins Bekannte, dann in unbekanntes Land entrückt wurde. — Leichten Herzens zog er aus, nachdem vorher noch die schwere Sorge eines lang schon schwebenden Güterverkaufs und damit die Lasten des Grundbesitzes von ihm abgefallen waren. Mit Frau und Sohn genoß er noch einmal die Sommerfrische und Freude in Tirol. „So war es ja nicht auf der Reise, so wie sonst," schrieb mir seine Frau: „Die Abnahme der Kräfte war recht bemerklich und die Noth, die ihm seine zunehmende Herzschwäche machte. Und doch wollte er, er wollte nicht spazieren gehen, er wollte wandern." — „Ich bin ein Pilgerim und Wandersmann." — Mit Spannung folgte ich in Gedanken den lieben Reisenden, sollte doch das Ende ihrer Fahrt auch mir noch eine große Freude bringen: einen zweiten Züricher Besuch in meinem neuen schönen Heim. —

Da meldete mir am 26. August die treue Gattin von St. Anton am Vorarlberg, daß ihr Mann schwerer herzleidend als je, das Bett hüten müsse „zum ersten Mal, seit ich ihn kenne." Am folgenden Tage schon, dem 27. August 1901, schloß er, des Wanderns müde, die Augen für immer. — Zugleich mit der Todesbotschaft erhielt ich die letzten Worte, die er an mich geschrieben, einen Brief, mitten in der Disposition seiner Zürcherreise abbrechend mit den Worten: „was ich nicht wußte, war" — was er nicht wußte! Hätte ers gewußt, würde er gesagt haben: Welch' schöner Tod! Mitten aus vollem Wirken heraus, in der Herbstfreude reifen Daseins! —

Ich aber wanderte an jenem Abend, den schwarz geränderten Brief in der Hand, über den Hügel meiner Heimath zu, die der Freund nun nicht mehr betreten sollte — in so heftigen Schmerzen, wie sie sonst nur der jähe Zusammenbruch von Jugend und Kraft erweckt. Bis mir die Augen weh thaten, starrte ich in die rothe Lohe des Sonnenuntergangs. Da ließ eine leichte Wendung mich nach Norden sehen, Deutschland zu, wo am fernen Saaleufer des Freundes grüner Garten liegt. Dorthin war die Gluth erloschen — eine wehmüthige Helle verbreitete sich und ließ den Horizont fast durchsichtig erscheinen.

„Willst du nicht ans Sterben dich gewöhnen
Mit den sanften, mit den grünen Tönen?"

Zürich. Hedwig Bleuler-Waser.

Boecklin's Todteninsel und Frühlingshymne von Julius Vogel. Leipzig 1902. H. Seemann Nachfolger.

Diese kleine, gefällige Broschüre von einigen zwanzig Seiten mit guten Reproduktionen nach Boecklin'schen Gemälden gibt den Inhalt eines geschmackvollen Vortrages wieder, der im Leipziger Kunstverein gehalten worden ist. Julius Vogel wollte seinen Leipziger Zuhörern das Verständniß Boecklin's näher bringen, der nunmehr im Leipziger Museum — beneidenswertherweise — durch zwei wundervolle und ganz besonders charakteristische Gemälde vertreten ist, die Todteninsel und die Frühlingshymne.

Es ist klar, daß in einem so kurzen Vortrag eine Gestalt wie Boecklin nicht nach allen Seiten hin gleich scharf beleuchtet werden kann; aber es wird nicht viele Darlegungen von dieser Knappheit geben, die das Verständniß für Boecklin im entscheidenden Punkt so sehr zu fördern geeignet sind.

Immer wieder ist Boecklin auch unter dem litterarischen Gesichtspunkt betrachtet worden. Aus welchen litterarischen Quellen stammten die Anregungen zu seinen Bildern, und welche litterarischen Gedanken wollte er in seinen Bildern zum Ausdruck bringen? Mit Recht stellt sich Vogel zu jenen, denen Boecklin vor allem und wieder vor allem und nochmals vor allem Maler ist. Sein Lebenswerk beweist es; Schick und Floerke bestätigen es für jene, zu denen Gedrucktes deutlicher spricht als Gemaltes.

Gewiß war Boecklin ein Maler, auf den auch die Empfindungswelt antiker Dichter, und sicher auch die Goethe's, stark eingewirkt hat; aber er gibt keine Illustrationen zu Dichtern, er erzählt nicht Dichtungen nach, er malt nicht litterarische und philosophische Gedanken — hierin ein völliger Gegensatz zu Klinger — sondern er dichtet in Farben *seine* Welt, und die Welt eines Malers ist im innersten Wesen grundverschieden von der Welt eines Dichters, wie vielfach auch die Fäden, die Anregungen herüber und hinüber laufen.

Das Verständniß dafür, was den Maler zum Maler macht, — und dieses Verständniß ist dem Laien oft so schwer zu vermitteln, — fördert Vogel, und er fördert so das echte Genießen Boecklin's.

P. N.

Deutsche Erde. Beiträge zur Kenntniß deutschen Volksthums allerorten und allerzeiten. Herausgegeben von Prof. Paul Langhans. Gotha: Justus Perthes.

Die neue Zeitschrift, welche in ihrem ersten Hefte vorliegt, wendet sich an weite Kreise und verdient deren volle Unterstützung. Ihr Ziel ist ein rein wissenschaftliches, alle Sonderbestrebungen ausschließendes, und zwar soll die deutsche Volkskunde, das Wort im weitesten Sinne genommen, allseitig gefördert werden. Dem Herausgeber ist es gelungen, einen sehr stattlichen Stab von Mitarbeitern anzuwerben, unter dem wir den besten Namen der Ethno- und Geographie begegnen. Auf tief gehende, nur einer kleinen Anzahl von Fachgelehrten verständliche Untersuchungen wird weniger Gewicht gelegt; vielmehr sollen wesentlich kürzere, allgemein belehrende Aufsätze, Mittheilungen und Besprechungen Aufnahme finden. So behandelt denn O. Bremer die reichsdeutsche Staatsgrenze gegen Holland und Belgien, um zu zeigen, daß dieselbe keineswegs zugleich eine Sprachscheide ist; H. Tollin, der bekannte Servetforscher, verfolgt die im Laufe der Jahrhunderte auf deutschem Boden entstandenen Ansiedlungen französischer Zunge, wie sie von Waldensern, Wallonen und eigentlichen Franzosen begründet worden sind; R. Kaindl, der Volksforscher der Bukowina, macht uns mit den dort und in der angrenzenden Moldau zu findenden deutschen Bevölkerungssplittern bekannt, deren Vorhandensein sich bis ins vierzehnte Jahrhundert zurückführen läßt. Die Stellung der zahlreichen Deutschen im brasilianischen Staate Rio Grande do Sul charakterisirt ohne allen Optimismus, aber immerhin mit voller Anerkennung der durch den Präsidenten Castilhos angebahnten Reformen, A. Funke. Eine sehr eingehende Statistik der deutschen Schulen im nichtdeutschen Europa erhalten wir von G. Lenz. Für Nordschleswig (1901) und für Oesterreich (1901) stellen der Herausgeber und J. Zemmrich je eine deutsche Gewinn- und Verlustliste auf; aus letzterer erhellt, daß der slavische Ansturm wenigstens für den Augenblick so ziemlich zum Stillstand gekommen ist. Von den — nicht zahlreichen — Deutschen in Marokko erzählt uns Th. Fischer, von den — bekanntlich einen sehr wichtigen Faktor im Staatsleben darstellenden — Deutschen in Chile K. Martin. Im ganzen sprechen in dieser Republik nahezu 20 000 Menschen das Deutsche als Hauptsprache.

Eine sehr ausgiebig bedachte Litteraturzeitung schließt sich den Originaldarbietungen an. Es werden im ganzen 42 Schriften und Kartenwerke angezeigt, theilweise sehr ausführlich. Und manche dieser Besprechungen darf wieder als eine Leistung von selbständigem Interesse gelten; so z. B. diejenige von H. Witte über Schulte's schöne Studien, welche die Herausbildung deutscher Staaten im ursprünglich nichtdeutschen Alpengebiete zum Gegenstande haben. Auch wird ein Ueberblick über diejenigen deutschen Zeitschriften gegeben, deren Arbeitsgebiet sich mit demjenigen der „Deutschen Erde" ganz oder zum Theil berührt.

Daß die Druckausstattung allen Anforderungen genügen werde, ließ sich von jedem, der die mustergültige Anstalt in Gotha kennt, von vornherein erwarten. Für kartographische Beigaben wird reichlich Sorge getragen, sei es daß sie dem Texte beigegeben sind oder im größeren Maßstabe dem Hefte folgen. So wird man dem Unternehmen sicherlich nur guten Erfolg verheißen und wünschen können. Als einen persönlichen Wunsch, der aber zweifellos auch sonst gehegt wird, möchte der Berichterstatter den bezeichnen, daß neben den Namen eines jeden Autors auch dessen Wohnort gestellt würde, um so im gegebenen Falle eine Erörterung über Einzelfragen bequemer zu ermöglichen.

München. S. Günther.

Die gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen Deutschlands und Oesterreichs. Von Dr. Alf. Weber-Berlin. 1902. C. W. Stern, Wien.

Dieses kleine Heft enthält einen Vortrag, den Dr. Weber in Wien gehalten hat. Der erste Theil des Vortrages weist in knapper und ausgezeichneter Weise Deutschland und Oesterreich auf ihre wahren wirthschaftlichen Interessen hin. Der zweite Theil behandelt die theoretische Frage, wie diese Interessen sich in abstracto am besten wahren lassen würden. Hierauf einzugehen, ist um so weniger geboten, da auch Dr. Weber der Ansicht ist, daß im Augenblick weder an eine mitteleuropäische Zollunion noch an ein anderes System deutsch-österreichischen wirthschaftlichen Vorzugsverkehrs gedacht werden könne; für jetzt werde man sich bescheiden müssen, nach Möglichkeit zu verhindern, daß die Zollschranken zwischen Deutschland und Oesterreich noch höher als bisher aufgethürmt werden.

Welches sind nun die Gründe, die uns bestimmen müssen, gegen eine Erhöhung der bestehenden Zölle zu arbeiten? Deutschland und auch Oesterreich können in den wirthschaftlichen Kämpfen auf einen ersten Platz nicht bleibend Anspruch machen als Produzenten unausgebeuteter Rohstoffschätze. Was Deutschland vor allem auszeichnet, ist die Qualität seiner Menschen. „Wir müssen in diejenigen Produktionszweige unsere Zukunftsaufgaben legen, in denen der Faktor Mensch den Werth des Produktes bestimmt." „Wir müssen unsere Zukunft in Kopf und Hand unserer Arbeiter suchen." Und daraus ergibt sich die Folgerung: „Arbeitskraftpflege. Was das heißt, ist sehr einfach. Es heißt hochstehende Löhne, niedrige Arbeitszeit, billige Nahrung, billige Wohnungen, fachliche Bildung. Vor allem andern, billige Nahrung bei kurzem Arbeitstag und hochstehenden Löhnen." Das sind die Voraussetzungen, um mit dem Arbeiter der Vereinigten Staaten, dessen Lohn hoch, dessen Nahrung billig und dessen Arbeitszeit kurz ist, konkurriren zu können.

Aus völkerpsychologischen und aus Gründen der natürlichen Vertheilung der Bodenreichthümer wird in seiner Analyse Deutschland und Oesterreich auf seinen wahren wirthschaftlichen Beruf hingewiesen. Als Industriestaaten müssen sie sich entwickeln, als Industriestaaten, die sich ergänzen können und die daher auf einander angewiesen sind; also nicht Abschließung sondern Förderung des Verkehrs untereinander.

P. N.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 39. Berlin, den 28. Juni 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verlag der „Nation“, Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Unmittelbar vor der Krönung ist der König von England schwer erkrankt. Gäste aus allen Weltgegenden waren versammelt; die glanzvollen Dekorationen der Londoner Straßen waren fast vollendet, da stellte sich die Nothwendigkeit heraus, an dem König eine eingreifende Operation vorzunehmen; und so ist denn der Festjubel verstummt und die Frage drängt sich auf, wird König Eduard überhaupt wieder gesunden und wird er jemals gekrönt werden?

Es ist ein tragisches Geschick, das den König fast unmittelbar aus dem Glanz der Krönung auf das Krankenlager riß, und wohin wird es ihn von dort aus führen?

Ueber das Wesen der Krankheit gibt es verschiedene Angaben; die einen behaupten, sie sei unheilbar; die andern rechnen auf Genesung; daß in jedem Falle das Leiden von äußerster Bedenklichkeit ist, steht außer Zweifel.

Aufrichtige menschliche Antheilnahme empfindet man heute in Deutschland für das englische Volk, das sich vielleicht von einem ähnlichen Schicksal bedroht sieht, wie wir damals, als Kaiser Friedrich den Thron bestiegen hatte. Das Schicksal mag ein ähnliches sein, so verschieden die Personen erscheinen.

In einer Beziehung ist es König Eduard freilich gelungen, sich als König die Sympathie der Welt zu gewinnen; es ist nicht zu bezweifeln, daß seiner Initiative es ganz wesentlich zu verdanken ist, wenn der blutige Kampf in Südafrika sein Ende gefunden hat. Mit diesem Friedensschluß ist seine Regierung in die Geschichte eingezeichnet.

Herr von Thielen ist aus dem Eisenbahnministerium geschieden. Elf Jahre hat er sein Ressort verwaltet; er ist kein Minister großen Stils gewesen; aber ein tüchtiger Fachmann und ein ehrlicher Politiker, der in der Frage des Mittellandkanals mehr Energie entwickelt hat und unbekümmerter seinen Weg gegangen ist, als irgend ein Mitglied des Ministeriums. Hätte Herr von Thielen es vermocht, seine auf sachliche Erwägungen gestützte Festigkeit auf die Ministerkollegen zu übertragen, so würde der Regierung eine entmuthigende Niederlage erspart geblieben sein, und der Kanal befände sich im Bau.

Politisch beachtenswerth ist es, daß Herr von Thielen den Schwarzen Adlerorden erhalten hat, und daß in einem Handschreiben der Monarch besonders betont, es habe der Minister sich um die Durchführung der Intentionen des Souveräns in hohem Grade verdient gemacht. Das ist zugleich für die agrarische Fronde eine Censur, um die sich diese Verehrer einer möglichst uneingeschränkten monarchischen Gewalt, — im Falle sie sich nämlich für feudale Zwecke gebrauchen läßt, — natürlich dann nicht kümmern, wenn diese monarchische Gewalt sich gegen den Feudalismus einsetzt.

Der Nachfolger des Herrn von Thielen ist der Generalmajor a. D. Budde, der zuletzt an der Spitze der Aktiengesellschaft deutscher Waffen- und Munitionsfabriken gestanden hat. Auch er hat zur Zeit als Regierungskommissar

das Projekt des Mittellandkanals mit Geschick parlamentarisch vertreten. Ein Offizier, der das moderne Erwerbsleben kennen gelernt hat, und der als Militär der Eisenbahnabtheilung des großen Generalstabs angehörte, hat keine üble Schule für jenen neuen Posten durchgemacht.

Naht nunmehr in der Zollfrage die Klärung? Wenn auf Worte Thaten folgen, dann zweifellos; denn die „Kreuzzeitung" schreibt:

„Seit Jahr und Tag haben wir unter lebhafter Zustimmung unserer politischen Freunde nachgewiesen, daß der vorliegende Zolltarif trotz seiner etwas höheren Getreidezölle keinen ausreichenden Schutz der deutschen Landwirthschaft biete, namentlich deshalb nicht, weil er auf der anderen Seite durch exorbitante Erhöhung der Zölle auf landwirthschaftliche Maschinen und andere Eisenwaaren der Landwirthschaft mit der einen Hand mehr nehme, als er ihr mit der anderen gebe. Darüber herrscht in der konservativen Partei wohl nur noch eine Meinung, und die einzige Konsequenz, die sich daraus ergibt, ist eben die, daß der Tarif, wie er vorliegt, weil er die Landwirthschaft schädigen würde, für uns nicht annehmbar sein kann."

Und an anderer Stelle desselben Artikels heißt es gleich nachdrücklich:

„Die Regierung weiß ganz genau . . . ., daß die konservative Partei als solche jedes Interesse an dem Zolltarifentwurf in dem Augenblick verlor, da er von einem Regierungsvertreter in allen wesentlichen Punkten als unabänderlich bezeichnet wurde. Bleibt die Regierung, insonderheit die preußische Regierung, auf diesem Standpunkt, so ist das Schicksal des Zolltarifs besiegelt, einerlei, ob der Reichstag geschlossen wird oder nicht."

Und Beachtung verdient es zugleich, daß die „Kreuzzeitung" in einem Fallenlassen des Tarifs seitens der Regierung auch keine „materielle Maßnahme" gegen die konservative Partei erblickt; vielmehr könnten die Konservativen auch dann ganz zufrieden sein, in der Zuversicht, daß schließlich bei neuen Handelsverträgen die Industriellen die Zeche bezahlen würden. Diese Zuversicht sieht ausschließlich wie eine Drohung aus, die die Industriellen einschüchtern soll.

Diesen taktischen Zug mag man auf sich beruhen lassen; dann bleibt bestehen, daß die Regierung sich entweder in Bezug auf die agrarischen Zölle unterwerfen muß: sehr wahrscheinlich ist das nicht; oder, daß im anderen Falle der Tarif für die Rechte „nicht annehmbar sein kann". Stände das letztere fest, so könnten die Vertreter der Parteien in der Tarifkommission ihre Diäten erheben, sofern sie dazu bereit sind, und in dem beglückten Bewußtsein nach Hause gehen, daß sie durch angestrengtes Reden dem Vaterlande den großen Dienst erwiesen haben, nichts zu Stande gebracht zu haben. Bei den Parteiverhältnissen in Deutschland ist ein solcher Dienst oft hoch anzuschlagen.

Der Minister von Koerber hat dem ungarischen Ministerium offiziös erklären lassen, daß die österreichische Reichshälfte die Kündigung der Handelsverträge beantragen werde. Liegt ein solcher Antrag seitens Ungarns oder seitens Oesterreichs rechtzeitig vor, so muß das gemeinsame Ministerium die Verträge kündigen.

Daß nunmehr Oesterreich-Ungarn unter allen Umständen zu einer Kündigung der Handelsverträge gelangen wird, steht nicht fest. Die Drohung Koerber's ist zunächst eine interne Angelegenheit Oesterreich-Ungarns; ein Pressionsmittel Oesterreichs, um Ungarn in der Frage des Ausgleichs gefügiger zu machen; Oesterreich will sich das Recht wahren, eine Kündigung der Handelsverträge erzwingen zu können; ob die Konsequenz aus dieser Voraussetzung schließlich gezogen wird, hängt von dem Fortgang der Verhandlungen zwischen den beiden Reichshälften ab.

Es handelt sich zunächst um Fragen der inneren Politik Oesterreich-Ungarns und doch müssen auch uns in Deutschland diese Vorgänge nachdenklich machen. Gewiß hält man in Oesterreich wie in Ungarn an der Hoffnung fest, zu Handelsverträgen zu gelangen; aber ob diese Hoffnung sich realisiren wird, steht keineswegs außerhalb jedes Zweifels. Es ist nicht unmöglich, daß die Verwicklungen innerhalb Oesterreich-Ungarns das Zustandekommen von neuen Handelsverträgen unmöglich machen, und wenn man bedenkt, daß auch in Deutschland die mangelnde Energie der Regierung große Fährlichkeiten heraufbeschwören kann, so muß man die Hoffnungen für das Zustandekommen von Handelsverträgen auf ganz neuer Basis als gering erachten.

Wie schon so oft in diesen Blättern hervorgehoben, wird als Rettung aus dem drohenden Chaos nichts übrig bleiben, als die vorhandenen Handelsverträge für eine Reihe von Jahren zu verlängern. Die staatsmännischen Kräfte, um Neues zu schaffen, scheinen nicht vorhanden zu sein; hoffentlich sind die Kräfte vorhanden, um das alte Schiff, auf dem wir schwimmen, über Wasser zu halten.

Lord Acton ist gestorben. Er gehörte zu jener seltenen und immer seltener werdenden Klasse von Menschen, die losgelöst von den Einseitigkeiten einer bestimmten nationalen Kultur, Träger der Kultur überhaupt, das heißt europäischer Kultur zu sein suchen. Seine Abstammung prädestinirte den Todten dazu. Sein Großvater, der aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen war, wurde Premierminister Ferdinand IV. von Neapel; sein Vater heirathete eine Tochter des Herzogs von Dalberg; so war der letzte Lord Acton schon durch seine Abstammung mit den verschiedensten Kulturen verknüpft. Er war Historiker von umfassender Bildung; er war in höherem Grade ein freier, abwägender Geist Ranke'scher Schule als eine starke Persönlichkeit. Bei uns in Deutschland ist er vor allem bekannt als Freund Döllinger's und als sein Mitkämpfer gegen die vatikanischen Bestrebungen.

* * *

Ein neuer Minister in Preußen.

Herr von Thielen, der elf Jahre lang in Preußen das Ministerium der öffentlichen Arbeiten verwaltet hat, ist auf seinen Wunsch entlassen, und der Generalmajor a. D. Budde ist als Staatsminister und Minister der öffentlichen Arbeiten an seine Stelle berufen worden.

Herr von Thielen hat nie den Anspruch erhoben, etwas anderes als ein bloßer Ressortminister sein zu wollen. Aus der Eisenbahnbüreaukratie hervorgegangen, war und blieb er ein pflichtgetreuer Verwaltungsbeamter, der übrigens auch neuen Ideen nicht unzugänglich war. Er war kein so einseitiger Eisenbahnminister, daß er nicht die große Bedeutung des Mittellandkanals erkannt hätte. Er befand sich hierbei in entschiedenem Gegensatz zu den meisten höheren Beamten des Eisenbahnressorts, die dem Mittellandkanalprojekt niemals Geschmack haben abgewinnen können. Auch im preußischen Staatsministerium war Herr von Thielen vielleicht der einzige Minister, der ein wirkliches Interesse an dem Zustandekommen dieses großen Meliorationswerks nahm. Inzwischen ist durch die Berufung des Herrn Möller in das preußische Handelsministerium ein weiterer unzweifelhafter Kanalfreund in die preußische Regierung eingetreten.

So gewiß Herr von Thielen ein aufrichtiger Anhänger des Mittellandkanals war, so wenig war er doch der Mann dazu, um die politischen Widerstände zu überwinden, die sich diesem großen Werk entgegenstellten. Er vertrat die Vorlage ruhig und geschickt als Ressortminister, aber nicht als Staatsminister, der politische Widerstände mit politischen Mitteln zu überwinden entschlossen ist.

Ob sein Nachfolger mehr als ein bloßer Verwaltungsbeamter sein wird, läßt sich nach seinen bisherigen Leistungen im öffentlichen Leben noch nicht erkennen. Als Generalstabsoffizier hat er sich bei der Bearbeitung von Verkehrsfragen ausgezeichnet, und bei der Vertretung des General-

stabes der Armee in der Kanalkommission hat er ein großes Geschick und eine nicht gewöhnliche rednerische Begabung bewiesen. Aber es ist etwas anderes, bei einer einzelnen Regierungsvorlage als Regierungskommissar einen gegebenen Standpunkt zu vertheidigen, etwas anderes als verantwortlicher Minister in einer längeren parlamentarischen Kampagne einer widerwilligen Parlamentsmehrheit die Zustimmung zu einer solchen Vorlage abzuringen. Das Mittellandkanalprojekt ist längst nicht mehr eine bloße Angelegenheit des Ressorts der öffentlichen Arbeiten, es ist mehr und mehr eine politische Machtfrage geworden, bei der die Opposition nicht durch sachliche Gründe überzeugt werden kann, bei der ihr vielmehr die Ueberzeugung beigebracht werden muß, daß ein längerer Widerstand die Behauptung ihrer bisherigen politischen Machtstellung ernsthaft gefährdet. Für die glückliche Erledigung des Mittellandkanalprojekts kommt es deshalb auch viel weniger auf die guten Absichten des in erster Linie betheiligten Ressortministers als auf das Verhalten des gesammten Staatsministeriums an.

Herr Budde wird sich darauf gefaßt zu machen haben, daß ihn die preußischen Junker als einen unbequemen Eindringling betrachten. Im Abgeordnetenhause, wo die kanalgegnerischen Junker die erste Violine spielen, werden sie den zum Minister gewordenen bürgerlichen Generalstabsoffizier nach allen Regeln parlamentarischer Kunst zu ermüden versuchen. Daß er sich mit ihnen friedlich auseinandersetzt, erscheint kaum möglich. Andererseits sind die preußischen Junker nicht schreckhaft. Die Opposition, die sie dem Mittellandkanalprojekt bisher gemacht haben, ist ihnen nicht schlecht bekommen. Ein neuer Minister wird sie nicht daran hindern, das alte Spiel weiter zu treiben, wenn nicht gleichzeitig die politische Gesammthaltung der Regierung ihnen gegenüber sich ändert. Man wird deshalb gut thun, dem Wechsel im Ministerium der öffentlichen Arbeiten zunächst nicht allzu viel Bedeutung beizulegen.

Das gilt nicht nur in Bezug auf die Kanalpolitik, sondern auch in Bezug auf mögliche Eisenbahnreformen. Das Staatsbahnsystem ist kühnen Eisenbahnreformern überhaupt nicht günstig. Die Eisenbahneinnahmen spielen eine so große Rolle im Staatshaushalt, daß alle Versuche, einschneidende Neuerungen durchzuführen, stets auf heftigen fiskalischen Widerstand stoßen werden. Auch ist das ganze Eisenbahnfrachtwesen allmählich so sehr mit der Protektionspolitik verquickt, daß sich hier ebenfalls durchgreifenden Aenderungen zahllose schwer zu überwindende Widerstände entgegenstellen. Wenn es Herrn Budde gelingen sollte, etwas mehr zu leisten, als es Herr von Thielen vermocht hat, so wird man seine Einsicht und seine Energie sehr hoch veranschlagen müssen.

Theodor Barth.

Die Bedeutung der neuen englischen Kornzölle.

Wer die Debatten, die seit zwei Monaten im englischen Unterhause über die Einführung eines Kornzolls von 3 d. per Ctr. Korn und 5 d. per Ctr. Mehl stattfanden, in der Erwartung gelesen hat, eine neue große Geistesschlacht miterleben, wie sie in vergangenen Tagen über die gleiche Frage entbrannte, der wird einem Gefühl der Enttäuschung kaum entgangen sein. Die Regierung meinte, ein so geringer Zoll sei kein Schutzzoll und würde zudem vom Zwischenhandel, nicht vom Konsumenten getragen werden; die Opposition bestritt diese nicht eben neuen Behauptungen mit gleichfalls ehrwürdigen Argumenten. Die englische Schutzzollpartei endlich, die so manches Mal in der Vergangenheit unberechtigten Lärm geschlagen hat, verhielt sich, aus taktischen Gründen, ziemlich schweigsam. Sie war sich auch wohl über die Thatsache im Klaren, daß die neuen Zölle nicht das Ergebniß ihrer Agitation sind. Das englische Agrarinteresse ist nicht stark genug, um offene Liebesgaben fordern zu können. Es leidet sogar, soweit die Viehzucht in Betracht kommt, durch Vertheuerung der importirten Futtermittel; da von 2,7 Mill. Lstr., die die Zölle bringen sollen, 620 000 Lstr. der zweitgrößte Posten, auf Mais fallen, den die englische Landwirthschaft nicht erzeugt, wohl aber verfüttert. Es glaubt zudem kein Mensch, daß der Zollschutz, der sich bei den heutigen Preisen auf ca. 4 Proz. stellen würde, irgendwelche Ausdehnung des Getreidebaus in England zur Folge haben wird. Man kann daraus zwar nicht mit dem skeptischen Führer des Unterhauses schließen, daß das kein Schutzzoll ist, aber kann man wohl sagen, daß eine intelligente Agrarpartei wegen eines solchen Bröckchens keine mächtige Agitation entflammen wird. Der schutzzöllnerischste Theil des englischen Parlaments, die irischen Nationalisten, deren prinzipiell schutzzöllnerische Neigungen bei der etwaigen Bildung einer Schutzzollpartei sehr gefährlich werden können, haben gegen den Zoll gestimmt, weil er zu gering war.*) Auch darf man es als ziemlich sicher hinstellen, daß eine bewußte Schutzzollpolitik in England nur von nothleidenden Industriellen und beschäftigungslosen Arbeitern erstrebt werden kann; so lange von ca. 500 Mill. Lstr. Import nur ca. 100 Mill. Lstr. auf Industrieprodukte kommen, ist ein Uebergang der englischen Arbeiterschaft zum Schutzzoll nicht wahrscheinlich.**) Die Regierung betonte wiederholt ihre freihändlerische Auffassung, berief sich darauf, daß unter Gladstone und Peel eine gleich hohe Abgabe bestanden habe und erklärte schließlich, ihr Zweck sei gewesen, die Kosten des Krieges nicht nur von den Einkommensteuerzahlern, sondern auch von der breiten Masse der Nation zu erheben. Sie führte dabei aus, daß der Antheil der direkten Steuern am Finanzbeitrag in den letzten 40 Jahren von 38,3 Proz. auf 52,3 Proz. gestiegen sei, und daß, wie u. a. Sir Robert Giffen in den „Times“ nachgewiesen hatte, eine Verbreiterung der Basis der indirekten Besteuerung dringend nothwendig sei, da man mit einer Einkommensteuer von 12—15 d. auf das Lstr. nicht dauernde Friedensbudgets machen könne. Das sei auch der Hauptgrund, der sie veranlasse, einen durch den Friedensschluß vorhandenen Ueberschuß von 6—10 Mill. Lstr. nicht zum Erlaß der nur auf 2,7 Mill. Lstr. Ertrag geschätzten Kornzölle zu verwenden.

Kein Mensch dachte während der Debatten daran, daß England auf dem Wege sei, eine gewöhnliche Schutzzollpolitik einzuführen. Man sträubte sich gegen den Bruch alter Traditionen, man fürchtete die Einführung von Zöllen als Präcedenzfällen, man ärgerte sich über die Chikanen, unter denen viele Mehl verwendende Industrien leiden werden, aber das bedeutungsvollste politische Moment, das man in dem Vorgehen einer Regierung erblickte, die unpopuläre, wenig einträgliche Finanzzölle nur aus Gründen finanzieller Systematik beibehielt, blitzte zuerst nur verstohlen in den Debatten auf.

Erst als Chamberlain in Birmingham zu seinen Wählern mit der Deutlichkeit sprach, die „der Mann aus dem Volke,“ diese einzige Quelle der Macht eines etwas demagogischen Staatsmanns verlangt, erst als der Friedensschluß den Zoll eigentlich überflüssig gemacht hatte, kam es zu einer wirklich bedeutsamen Debatte: Es handelt sich um

---

*) Beim Maiszoll kehrten sie allerdings das Konsument-Interesse heraus, da in Westerland Maismehl nicht unwichtiges Nahrungsmittel ist. Derselbe wurde daraufhin auf 1½ d. per Centner ermäßigt.

**) E. Williams, der Verfasser von „Made in Germany“ behauptete dieser Tage, er habe unter der Arbeiterbevölkerung von Birmingham, Cardiff und Battersea eine Zählung veranstaltet, der zufolge sich 48, 46 und 45 Proz. für die Auflegung eines allgemeinen geringen Einfuhrzolls ausgesprochen hätten. Die Ergänzungswahl in Bury hat ein wesentlich anderes Resultat ergeben.

die Frage, ob die Einführung von Kornzöllen ein Versuch ist, die Bildung eines britischen Reichszollvereins zu verwirklichen.

Das deutsche Wort „Zollverein“, das häufig in England gebraucht wird, ist eins der vielen Zeichen der gegenwärtigen Kontinentalisirung Englands, die, ursprünglich unbewußt einsetzend, jetzt aus politischen Gründen angestrebt wird. Je mehr England gezwungen wird, auf Gebieten, wo es früher unumschränkt herrschte, mit anderen Völkern zu konkurriren, desto natürlicher ist es, daß seine Staatsmänner die Methoden der Wettbewerber eifrig studiren. Das England der reinen Empirie, das England der traditionellen Selbstverwaltung mißt sich mit rationalistisch-organisirten Staaten mit technisch geschultem Beamtenthum. Der Staat als Machthaber, den das England des neunzehnten Jahrhunderts nur immer als Unterdrücker angesehen hat, erscheint jetzt auf einmal als Erzieher und Förderer, der aus tausend unbeholfenen Mittelmäßigkeiten allseitig brauchbare Werkzeuge drillt, denen England nur eine beschränkte Anzahl allerdings hervorragender, aber nicht willkürlich vermehrbarer Individuen entgegenzustellen vermag.

Diese Betrachtung, die zuerst zu Bewunderung, dann zu Neid, schließlich stellenweise zur Nachahmung kontinentaler Einrichtungen geführt hat, erstreckt sich auf weite Gebiete. Es ist kaum Zufall zu nennen, wenn wir von Philosophen erfahren, daß heute gerade Engländer sich am erfolgreichsten mit den dunkelsten Problemen deutschen Geisteslebens befassen.

Bei einem praktischen Staatsmann etwa von dem Typus eines Chamberlain ist es natürlich nicht diese ideale Seite eines internationalen Austauschprozesses, die seine Aufmerksamkeit gewinnt. Ihm handelt es sich im Wesentlichen um das Kopiren erprobter politischer Rezepte: Wie der deutsche Zollverein schließlich in einer Einigung Deutschlands endete, so soll der britische Zollverein eine engere Verbindung der Theile des britischen Reichs herbeiführen.

Bei allen solchen abgeschriebenen Rezepten erscheinen dem kritischen Beobachter die Verschiedenheiten des Falles meist wichtiger, als die Aehnlichkeiten. So auch hier. Keine Tarifpolitik kann z. B. veranlassen, daß Waaren, die von Winnipeg nach Sheffield bestimmt sind, sich mehrfachen Verladungen nicht unterwerfen müssen, auch wenn zwischen Kanada und dem Mutterlande und umgekehrt Zollschranken nicht beständen. Die wohlthätigen Folgen, die das Aufheben von Zollschranken bei Schaffung des Zollvereins in Deutschland gehabt hat, könnten daher im britischen Reiche auch dann kaum eintreten, wenn man wirklich an einen ähnlichen Zollverein mit innerem Freihandel dächte.*)

Ein solcher ist aber nicht erreichbar, da die Kolonien, vor allem Australien, ihre aufgepäppelten Industrien nicht der Konkurrenz des Mutterlandes preisgeben wollen, überdies auch ihr ganzes Finanzwesen auf schutzzöllnerischen Tarifen aufbauen; Indien und andere Kronkolonien haben zudem eine so anders geartete soziale Organisation, daß eine gleichmäßige indirekte Besteuerung kaum möglich wäre. Im besten Falle wollen die Kolonien mit Selbstverwaltung dem Mutterlande Vorzugszölle bewilligen, wenn ihnen dasselbe seinerseits solche auf ihre wichtigsten Waaren zugesteht. Der so gebildete Zollverein ist also gar kein Zollverein, ebenso wenig wie etwa das deutsche Reich und Oesterreich durch Handelsverträge zu einem Zollverein geworden sind. Er ist nur ein staatlich in losem Zusammenhange stehendes Reich, dessen Glieder einander, oder doch dem Hauptlande differenziell günstige Zollbehandlung zusichern, (die unter Umständen auch auf Dritte ausgedehnt werden könnte).

Die Hauptschwierigkeit zur Begründung dieses Zollvereins, der kein Zollverein ist, lag bisher, außer in der Zersplitterung kolonialer Tarife, darin, daß das Mutterland, das alle Produkte zollfrei eingehen ließ, den Kolonien auf die ihren, in die Zollfreiheit eingeschlossenen, keine Begünstigungen gewähren konnte.

Durch die neuen Kornzölle werden die Kornerzeuger des Mutterlandes um den Zollbetrag günstiger gestellt, als die Kornerzeuger der britischen Kolonien. Wenn man diesen etwa, im Gegensatze zu anderen Nationen begünstigte Einfuhr gewährte, sei's durch Erlaß des Kornzolls, sei's durch Auflage eines Zuschlags auf Korn, das aus nicht britischen Ländern stammt, so wäre das differenzielle Prinzip in der englischen Handelspolitik eingeführt. Man könnte dann Kanada, das britischen Waaren heute 33⅓ Proz. Zollbegünstigung einräumt, ein Entgelt gewähren; man könnte, durch Ausdehnung des gleichen Prinzips auf andere Produkte, z. B. Wolle und Wein den australischen Kolonien resp. Südafrika ähnliche Vortheile zukommen lassen, in der Hoffnung, einen Abschlag ihrer Tarife für englische Waaren zu erlangen. Es wäre das, so hofft man, gleichbedeutend mit einer Erhöhung der Preise für Korn, Wolle 2c. auf dem englischen Markte, denn wenn der Zollzuschlag, wie z. B. der Schatzkanzler bezgl. der Kornzölle behauptete, durch Verminderung der Bahnfracht in den Vereinigten Staaten wettgemacht wird, wäre für die bevorzugten Kolonien von praktischer Begünstigung nicht mehr die Rede. Eine solche differenzielle Behandlung der fremden Länder könnte zu sehr ernsthaften Schwierigkeiten führen, vor allem von Seiten der Vereinigten Staaten, die kaum durch besonders günstige Ergebnisse verringert würden. Die ganze Politik bedeutet den Ersatz fremder und neutraler Märkte und Lieferanten durch die Kolonien. Die Gesammtaufnahmefähigkeit der sich selbstverwaltenden Kolonien beträgt abzüglich des australischen interkolonialen Handels circa 88 Mill. Lstr.; davon liefert England heute bereits 52 Mill. Lstr.; bleiben also noch 36 Mill. Lstr. über, die England gewinnen könnte. Diesem steht aber heute ein Export Englands von 177 Mill. Lstr. nach fremden Ländern gegenüber. Aehnlich liegen die Dinge, wenn man Englands Versorgung mit überseeischen Produkten betrachtet. Der Gesammtimport Englands beträgt 560 Mill. Lstr.; der Gesammtexport aller Kolonien nur 192 Mill. Lstr.! Man sieht aus diesen Zahlen auf einen Blick, welche wichtigen Interessen auf fremden und neutralen Märkten England auch dann zu bewahren hätte, wenn sich der „Zollverein“ auf Grundlage der heutigen Verhältnisse verwirklichte und dabei die Kolonien ausschließlich von England kauften und ausschließlich für England produzirten. Daß Englands Stellung auf diesen Märkten durch Vertheuerung der Produktionskosten gefährdet würde, ist selbstverständlich.

Die Regierung hat sich schließlich genöthigt gesehen ihre Stellungnahme zu diesen Fragen im Parlament bekannt zu geben. Chamberlain selbst hat geschwiegen.

Der Schatzkanzler hat im Namen der Regierung erklärt, die Kornzölle hätten nur den Zweck, neben der Einkommensteuer einen Theil der Kriegslast zu liefern; man müsse die gehobene Kriegsstimmung benutzen, um die Basis der indirekten Steuern zu verbreitern. Bezüglich eines Zollvereins meinte Sir Michel Hicks-Beach, daß ein Zollverein mit den Kolonien auf Basis des Freihandels im Innern erstrebenswerth sei, selbst wenn nach außen hin gewisse Zölle erhoben werden müßten. Ein solcher Zollverein sei heute unmöglich. Die Regierung sei nicht gewillt, anderen Ländern zum Vortheil der Kolonien neue Zölle aufzuerlegen. Dagegen sei es ihr Bestreben, den Handel mit den Kolonien freier zu gestalten. Für seine Person glaube er, daß ein wirthschaftlicher Zusammenschluß zwischen Kolonien und Mutterland auf Grund des Freihandels erfolgen müsse. Er betonte überhaupt seinen freihändlerischen Standpunkt, indem er erklärte, wenn etwa einmal ein Zoll von 3 oder 4 s. beabsichtigt sei, werde er gegen denselben ankämpfen.

Sir Michel Hicks-Beach's Worte sind von der Opposition nicht angezweifelt worden, sie haben aber die lauten Befürchtungen nicht zu zersteuen vermocht.

*) Sir Robert Giffen Nineteenth Century, May 1902. The Dream of a British Zollverein.

In wenigen Tagen werden Vertreter der Kolonien, mit denen des Mutterlandes Vorschläge zur Herbeiführung eines innigeren Zusammenschlusses erörtern. Die Kolonien waren es, die trotz lauten Enthusiasmus einen solchen bis jetzt verhindert haben. Sie brauchen hohe Schutzzölle aus wirthschaftlich-politischen, hohe Finanzzölle aus finanziellen Gründen. Das Mutterland konnte ihnen gegenüber keine Zölle erniedrigen, denn es hatte keine. Nun liegt die Sache anders. In einem Momente, wo die Kolonien freiwillig blutige Opfer fürs Mutterland gebracht haben, werden ihre Bürger, Unterthanen des englischen Königs, soweit sie dem Getreidebau obliegen, schlechter gestellt, als diejenigen, die im Vereinigten Königreich wohnen. Das ist ein unlogischer Standpunkt. Wenn sie daraufhin eine Aufhebung des Zolls auf koloniales Korn verlangen, so läßt sich schwer ein Argument dagegen finden; denn die fremden Staaten können von diesem Gesichtspunkt aus gleiche Rechte nicht beanspruchen. Die Kolonien werden zwar, solange es sich um einen Zoll von 3 d. handelt, wie u. A. der Schatzkanzler betonte, kaum viel profitiren, aber das Prinzip differenzieller Behandlung ist da und kann zu ungeahnten Konsequenzen führen.*)

Man wird einstweilen abwarten müssen, wie die Konferenz verläuft, welche Vorschläge die Delegirten machen werden und wie sich die Regierung und die politischen Parteien dazu verhalten werden. Denn, soweit das der Außenstehende zu beurtheilen vermag, ist die Periode der Parteidekadenz in England einstweilen ihrem Ende nahe. Ein Trennungsmoment hat sich gefunden, das das Land wieder in zwei kampfbereite Parteien scheiden wird. Die Liberalen werden gegen eine Imperial Federation auf der Basis von Differenzialzöllen ankämpfen. Sie werden, wie Lord Rosebery wiederholt betont hat, hierin einig sein; es ist fraglich, ob dies bei der Regierungspartei, wie sie heute ist, in gleichem Maße der Fall sein wird. Man ist in Deutschland geneigt, Chamberlain's Einfluß im Kabinet zu überschätzen. Englische Ressortminister sind nie allmächtig, umsoweniger, wenn sie nur Vertreter des kleineren Flügels der Regierungspartei sind. Man täuscht sich aber auch, wenn man Chamberlain mit dem Begriff des Imperialismus überhaupt identifizirt.

Die Vorstellung des Imperialismus, die Chamberlain vertritt, ist eine rein materialistisch-ökonomische. Durch ökonomische Begünstigungen, durch wirthschaftliche Opfer des Mutterlandes sucht man die Kolonien diesem politisch näher anzugliedern. Es ist die Umkehrung der alten englischen Kolonialpolitik, die ihre Aufgabe darin suchte, durch wirthschaftliche Ausbeutung der Kolonien sich für etwaige politisch-militärische Opfer schadlos zu halten. Die Chamberlain'sche Richtung des Imperialismus will sich die militärisch-politische Unterstützung der Kolonien durch wirthschaftliche Entschädigungen erkaufen.

Im Gegensatz hierzu gibt es imperialistische Strömungen, die wirthschaftliche Begünstigung nicht für den festen Kitt halten, um ein über den Erdball zerstreutes Reich zu einigen. Alle die Richtungen, die dem Ziele einer Einigung, „Imperial Federation", zusteuern, führen mit Recht die Bezeichnung Imperialisten. Das heißt nicht, daß ihnen nur Jingos angehören, die Jedermann politisch rempeln möchten, es heißt bloß, daß sie die Kraft und die Macht, die England in den Kolonien angehäuft hat, dem englischen Mutterlande nicht verloren gehen lassen wollen. In einem Zeitalter großer Kontinentalreiche ist England allein mit 40 Mill. Einwohnern kein großes Reich mehr. Es hat so viel Kraft und Macht in fernen Ländern ausgegeben, daß ein sich Zurückziehen Selbstverstümmelung wäre. Dieser Ausbreitungsprozeß ging selbst in den Tagen der Klein-Englandpolitik fast ungehindert vor sich, er wurde zum Theil durch deren erfolgreiche wirthschaftliche Emanzipationskämpfe erleichtert; er läßt sich zu so später Stunde nicht mehr rückgängig machen. Es handelt sich heute um die Frage, ob Großbritannien und Irland mit den selbständigen Kolonien nicht nur in staatsrechtlicher Theorie, sondern im politischen Zusammenwirken zu einer politischen Einheit werden kann.

Heute kann das Londoner Kabinet eine Politik verfolgen, die die Kolonien wider ihren Willen in einen Krieg verstrickt; es kann andererseits, während es das Vertrauen der Kolonien in allen Weltgegenden genießt, gestürzt werden, weil es vielleicht die Entstaatlichung der Hochkirche in Wales durchführen möchte; es darf, unter der Zustimmung der englischen Parteien, im fernen Osten eine Politik treiben, die den Interessen von Australien entgegenläuft. Die Kolonien haben keine Organe, die automatischen Einfluß üben können. Dagegen haben sie, Indien ausgenommen, das Privileg, daß so ziemlich ihre ganze maritime Vertheidigung auf Kosten des britischen Steuerzahlers geschieht, daß die Kolonien ein Fünftel des Seehandels, fast die Hälfte der Staatseinnahmen, fast ein Drittel der Bevölkerung des Mutterlandes besitzen, aber nur ein Hundertstel zu den Kosten der Flotte beitragen, daß bei einem Kriege, der von den Kolonien gewünscht wird, deren militärische Beihilfe nur eine freiwillige, keine gesetzlich feststehende ist. Das Problem des modernen Imperialismus ist das Problem, das bereits dem 18. Jahrhundert vorlag, wie man die Kolonien zur politischen wie zur finanziellen Theilnahme an den Aufgaben des Mutterlandes heranziehen könne.*) Daß bei der Erörterung solcher Fragen chauvinistische Schreihälse am meisten Lärm machen, ist kein Grund, alle die sich mit ihrer Lösung beschäftigen, als Jingos zu betrachten.

Die eine Richtung des Imperialismus hofft durch wirthschaftliche Vergünstigungen einen solch engen Anschluß zu erreichen, daß eine politisch-militärische Organisation beinahe von selbst nachfolgen muß. Das ist die Richtung, in die all die offenen und verkappten schutzzöllnerischen Elemente abgeschwenkt sind, die trotz der Weigerung Kanadas auf der diesjährigen Londoner Konferenz eine Militärkonvention zu berathen, durch Handelsvergünstigungen ebensolche Militärkonvention zu erlangen hoffen und die den neuen Getreidezoll zum Ausgang, wenn nicht eines Zollvereins, so doch einer Zollvereinsagitation machen wollen.

Ihnen gegenüber wird eine Partei stehen, die zwar die imperialistische Frage nicht verkennt, die aber nicht glaubt, die großen konstitutionellen Schwierigkeiten, die durch verschiedene soziale Schichtung der Kolonien wie durch die weiten Entfernungen, die sie vom Mutterlande trennen, erheblich verschärft sind, mit dem immerhin durchsichtigen Mittel wirthschaftlicher Begünstigungen überwinden zu können. Nicht im Wiederaufleben des englischen Agrarschutzes, nicht im Bruch mit der englischen finanzpolitischen Tradition liegt die Bedeutung des neuen Kornzolles; sie liegt in dem politisch-praktischen Aufrollen dieser bis dahin akademischen Frage. Mag der Schatzkanzler ihn immer als Finanzzoll betrachten, er wird, als Differenzzoll gefordert oder angeboten werden und so vor allem zu einer neuen Scheidung der Parteien führen. Es hat eine Zeit gegeben, wo man die Bildung einer imperialistischen Partei Rosebery-Chamberlain erwartete; sie scheint zu Ende zu sein. Indem der Imperialismus beide alten Parteien durchsetzt, hört er auf, ein Scheidewort zu sein. Es will sich viel mehr auf Grundlage einer gemeinsamen imperialistischen Weltanschauung eine Scheidung vollziehen, die einem konservativ-schutz-

*) Das Ergebniß der Debatte, die ihren Höhepunkt in den Reden von Morley und Asquith erreichte, war den Differenzialzöllen nicht günstig. Der Schatzkanzler scheint ihr Gegner zu sein; der Kolonialminister hat geschwiegen. Auch die Ansprachen der kolonialen Premiers sind bis jetzt ziemlich vorsichtig gewesen, wenngleich die Nationalökonomie, die Herr Seddon, Premier von Neuseeland, entwickelte, etwas hinterwäldlerisch klingt.

*) Es sei hier auf das bedeutende Buch Bernard Holland's „Imperium et libertas" hingewiesen, das das imperialistische Problem in seiner ganzen politischen Breite behandelt. Die Parteibildung im Innern des britischen Imperialismus habe ich bereits vor drei Jahren in diesen Blättern zu zeichnen versucht. (Februar 1899).

zöllnerischen einen liberal-freihändlerischen Imperialismus entgegenstellt.

Der konservative Imperialismus, der lebhaften Widerhall in den Kolonien finden wird, schiebt wirthschaftliche Fragen in den Vordergrund und bedeutet in seiner unaufhörlichen Anrufung der Staatsgewalt ein vom altenglischen Standpunkt aus fast revolutionäres Moment. Demgegenüber wird der liberale Imperialismus die konstitutionell-politische Seite im Auge behalten und die traditionelle englische Politik der vorsichtigen, natürlichen Entwicklung betonen, die nichts überstürzt und durch Eile verdirbt. Er kann den führenden konservativ-imperialistischen Staatsmann, zu dessen großen Eigenschaften Abwartenkönnen nicht gehört, an das bitterböse Wort erinnern, mit dem Lord Randolph Churchill einst Gladstone's Homerulepolitik abthat: „An old man in a hurry". Herr Chamberlain ist wesentlich jünger, als sein einstiger Führer damals war; aber selbst die Ungeduld der Jugend könnte dem nicht zur Entschuldigung dienen, der die Grundlagen eines großen Reichs erschüttert.

Frankfurt a. M. M. J. Bonn.

Ein Märzminister.

Vor einigen Monaten hatten wir hier die Lebensgeschichte eines jener vormärzlichen rheinischen Handelsherren zu besprechen, der eine kurze Zeit hindurch eine bedeutende politische Rolle in der preußischen Geschichte spielte: David Hansemann's.*) Jetzt tritt jener Biographie die eines Fach- und Standesgenossen zur Seite, Ludolf Camphausen's, von Anna Caspary.**) Es muß von vorn herein gesagt werden, daß beide Bücher sich keineswegs vergleichen lassen. Der Biograph Hansemann's, Alexander Bergengrün, ist ein nationalökonomisch und historisch geschulter Schriftsteller, der, wenn wir auch seine Anschauungen nicht überall billigen, doch mit scharfem Blick und sicherer Hand ein lebensvolles und perspektivisch geordnetes Bild zu entwerfen versteht. Anna Caspary ist, wie sie es in der Vorrede mit liebenswürdiger Bescheidenheit zugesteht, hierzu außer Stande. Sie hat auf Wunsch der Töchter Ludolf Camphausen's die Erinnerung an den trefflichen Mann den späteren Nachkommen erhalten wollen und mit freundschaftlichem und bewunderndem Behagen das reiche urkundliche Material, das ihr zu Gebote gestellt war, vor den Blicken des Lesers ausgebreitet. Sie versteht es nicht, Wichtiges von Unbedeutendem, Längstbekanntes von Neuem zu unterscheiden, den Persönlichkeiten Leben und den Ereignissen Relief zu geben, ja sie besitzt von den politischen Fragen, die zur Sprache kommen, offenbar ebenso wenig Kenntniß wie von den kommerziellen: überall fehlt der Untergrund, auf dem sich Camphausen's Wirken vollzieht und von dem es sich abhebt. Auch der Stil der Darstellung läßt viel zu wünschen übrig und ermangelt bisweilen sogar der sprachlichen Korrektheit. Um so dankenswerther ist das reiche Material, das uns hier gegeben wird, und das sich, wenn auch leider nicht lückenlos, über die eigentliche politische Wirksamkeit Ludolf Camphausen's, besonders in den Jahren 1848 und 1849, erstreckt.

Camphausen war, wie Hansemann, ein selbstgemachter Mann, gedankenreich, thatkräftig, gewandt in den privaten Geschäften, voll Eifer und Ehrgeiz auch in den öffentlichen Angelegenheiten. Ruhig, kühl, wortkarg, selbstbewußt und überlegen, trat er hiermit in Gegensatz zu Hansemann's Lebhaftigkeit und leicht erregbarer Leidenschaft. Als Redner verstand er es, bedeutende Gesichtspunkte in den Vordergrund zu stellen und von ihnen mit klarer Ueberlegung und mathemathischer Sicherheit die Folgerungen zu ziehen. Seine politische Gesinnung war die eines eng begrenzten bürgerlichen Liberalismus: er wünschte den Rechtsstaat, eine parlamentarische Verfassung, aber diese auf der Grundlage des Census, der Herrschaft der Besitzenden. Das allgemeine Wahlrecht hielt er für unvereinbar mit dem Bestande der Monarchie: eine Ansicht, die von der geschichtlichen Erfahrung längst widerlegt ist. Er hatte, wie alle diese rheinischen Geschäftsleute, die Wichtigkeit von Eisenbahn und Dampfschiffahrt für Handel, Industrie und Weltkultur in vollem Maße erkannt. So war er der eigentliche Schöpfer der rheinischen Bahn und der Schleppschiffahrt auf dem großen vaterländischen Strome. Jahre lang hatte er hierbei den Unverstand und die Trägheit der Staatsbehörden zu bekämpfen und zu überwinden — ganz wie Hansemann. Mit größter Mühe haben ihnen private Einsicht und Energie Schritt für Schritt die wichtigen Neuschöpfungen abgerungen. Das sind Thatsachen, die das so oft gesungene Loblied von der tadellosen Vortrefflichkeit der vormärzlichen, absolutistischen Verwaltung Preußens denn doch sehr herabzustimmen geeignet sind. In dem letzten Jahrzehnt Friedrich Wilhelms III. war vielmehr das gesammte Staatsleben in tiefen Schlaf versunken, und jeder Versuch auch der harmlosesten, der nothwendigsten und heilsamsten Neuerungen wurde geradezu als ein Verbrechen betrachtet. In einer Hinsicht war Camphausen jedenfalls seinem Rivalen Hansemann überlegen: er war entschiedener Freihändler, der hierin sich scharf von seinen sonstigen politischen Freunden und Standesgenossen sonderte. Gegen die hohen Zölle stritt er seit dem verheißungsvollen Beginne der Herrschaft Friedrich Wilhelms IV. auf dem rheinischen Provinziallandtage, wo er auch zu den Vorkämpfern für Volksvertretung, Preß- und Vereinsfreiheit sowie für die Emanzipation von der Beamtenallmacht gehörte und mit seiner scharfen und kühnen Beredtsamkeit sich weit über die Grenzen seiner engern Heimath hinaus Anerkennung und Zustimmung erwarb.

So gelangte er 1847 in den Vereinigten Landtag. Hier hat er — ein halbes Jahrhundert vor Miquel — das große Prinzip der Selbsteinschätzung bei der Steuer aufgestellt und verfochten. Sonst gehörte er zu den gemäßigtesten Mitgliedern der Linken, stets zur Vermittelung geneigt, immer bemüht, jeden Bruch mit der Regierung zu vermeiden, eher einen liberalen Grundsatz aufzugeben, als entschiedene Opposition zu machen: ein Auftreten, das seiner aristokratisch-autoritativen Gesinnung entsprach und keineswegs aus einem Streberthum hervorging; das lag vielmehr diesem wahrhaft stolzen Charakter durchaus fern. Aber seine Haltung empfahl ihn dem Wohlwollen der höchsten Kreise des Staates: so vertraute ihm der König nach der Berliner Revolution, am 29. März 1848, den Vorsitz im Staatsministerium an. Der reiche rheinische Handelsherr, als liberal bekannt und doch ein Freund der strammen Staatsordnung, antidemokratisch, kühl und vornehm in seiner Haltung, erschien Friedrich Wilhelm IV. als der geeignetste Mann, das Schiff aus den wilden Wogen der Revolution in ein ruhigeres Fahrwasser überzuführen, wo man ihn dann am Steuer wieder durch einen absolutistischen Ostelbier ersetzen konnte.

Camphausen entsprach zunächst der Voraussetzung des Königs vollkommen. Er sah seine Aufgabe darin, den Radikalismus zu bekämpfen und niederzuwerfen; deshalb trat er, im Widerspruche zu den seit Jahrzehnten von ihm verfochtenen Grundsätzen, auf die Seite der Bureaukratie und der Sonderrechte des Militärs. Er kämpfte auch für das System indirekter Wahlen, das er für geeignet hielt, den Einfluß der Massen zu brechen. Dabei verkannte er durchaus, daß die Hauptgefahr für die Entwicklung zu beständigen konstitutionellen und bürgerlichen Einrichtungen von einer ganz andern Seite herkam. Er spottete über die thörichten „Traumgebilde von Reaktionen" (S. 219) und maß den

*) „Nation", 1. Oktober 1901.

**) Stuttgart und Berlin, 1902, Cotta's Nachfolger.

feierlichen Versicherungen aus königlichem Munde vollen Glauben bei. Zu spät hat er seinen Fehler eingesehen. Es wurde ihm klar, „daß auf der glatten Höhe des Staates der Arbeiter ein Instrument ist, geschätzt, wenn es sich gut handhabt, und solange es sich gut handhabt" (Camphausen an die Prinzessin von Preußen, Mai 1849). Er bedauerte (S. 360), „das letzte Wort nicht gesprochen zu haben, als die rechte Zeit dazu da war". Seine kluge Gattin hatte die Sachlage längst erkannt: „Hört auf mit dem Nachgeben", warnte sie ihren Gatten, „denn ihr werdet nur mißbraucht." Als er selber sich überzeugte, wohin man ihn führen wolle, da gab es für den ehrenhaften Mann kein Zögern: er trat bereits Ende Juni 1848 von seinem Amte zurück. Der König glaubte indes, ihn noch gebrauchen zu können, um den Schein des Einvernehmens mit der deutschen Nationalversammlung und der Reichsregierung in Frankfurt am Main aufrecht zu erhalten. Er ernannte ihn zum Vertreter Preußens bei dem Reichsverweser.

Die Herausgeberin bringt zahlreiche Briefe Friedrich Wilhelms IV. an Camphausen zum Abdruck. Sie bestätigen vollkommen den ungünstigen Eindruck, den alle einschlägigen Veröffentlichungen der letzten Jahre von dem Charakter und der Denkungsart dieses Monarchen gemacht haben. Hinterhältig und unwahr, nutzt er unter scheinbar herzlichsten Schmeichelworten die Personen, die ihm dazu geeignet scheinen, zu seinen geheimen Zwecken aus, die mit seinen Zusagen und Versicherungen im grellsten Widerspruche stehen; wen er dann nicht mehr braucht, schiebt er zur Seite, um ihn mit Undank und Feindseligkeit zu mißhandeln. Heute leugnet er ab, was er gestern mit hohen Worten gesagt oder geschrieben hatte. Von dem Augenblicke an, wo er — am 19. März 1848 — die Hohenzollernkrone auf das kläglichste vor den Barrikadenkämpfern demüthigte, dachte er trotz aller tönenden Versicherungen seiner aufrichtigen freiheitlichen und deutschen Ziele nur an Rache und Rückkehr zu den alten Zuständen. Schon als er seine Garden zur Rettung Schleswig-Holsteins gegen die dänische Gewaltherrschaft aussenden mußte, sann er auf Ueberlieferung der Herzogthümer an ihre Feinde, die Unterwerfung dieser „Revolutionäre" unter das legitime Königthum in Kopenhagen. Dabei waren seine Anschauungen verworren, seine Beschlüsse dunkel und verkehrt — trotz Friedrich Wilhelm II. ist er der traurigste Monarch auf Preußens Thron gewesen.

Seine im Geheimen auf allseitige Rückkehr zu den vormärzlichen Einrichtungen hinstrebende Politik gerieth bald in Konflikt mit den Gesinnungen und Absichten seines Bevollmächtigten in Frankfurt a. Main. Der Briefwechsel zwischen Camphausen und dem damaligen Minister des Auswärtigen, von Bülow, beweist, daß auch dieser patriotisch gesinnte Mann sich in unhaltbarer Stellung befand, daß der König in weit höherem Maße, als das früher angenommen wurde, die Seele der Reaktion und des partikularistischen Preußenthums war. Um auch nur den schroffsten Gegensatz zu den deutschen Einheitsbestrebungen zu verhüten, mußte Camphausen zu wiederholten Malen seine Entlassung anbieten; selbst Bülow spricht von den „schweren Kämpfen", die er am Hofe zu bestehen hat, und daß er nur „invito rege" vorankommt. Immer wünscht Friedrich Wilhelm den Bruch mit der „Revolution" in Frankfurt, Unterwerfung unter Oesterreich, volle Selbständigkeit aller deutschen Fürsten. Er will sich, wie er an Camphausen schreibt, nicht „auch nur momentan unter den Götzen der Volkssouveränität, der zu Frankfurt angebetet wird, beugen". Einige Zeit hielt ihn noch Bunsen vor dem offenen Bruche mit den Einheitstendenzen zurück. Aber im Februar 1849 ward Bülow durch den ganz reaktionär und österreichisch gesinnten Grafen Arnim ersetzt; und als die von der Nationalversammlung ausgearbeitete Verfassung von der preußischen Regierung schroff abgelehnt wurde — der König nannte jene „ein ruchloses Machwerk" — nahm tief enttäuscht und bekümmert am 22. April 1849 auch Camphausen seine Entlassung, die ihm der König unter höhnischen Worten gern gewährte.

Und doch war Camphausen noch nicht völlig ernüchtert. Er spielte auch im Erfurter Unionsparlamente seine Rolle, bis dieses von dem Könige mit Nichtachtung und Spott heimgeschickt wurde und sich nun die siegreiche Reaktion auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens entfaltete. Seitdem zog er sich in das trauliche Landhaus in Rüngsdorf, im Angesichte des herrlichen Siebengebirges, zurück. Er nahm dahin die herzliche Zuneigung und thätige Freundschaft der Prinzessin Augusta von Preußen mit, die ihm seit den Tagen, wo er die Rückkehr ihres Gemahls nach Berlin den tobenden Volksmassen abtrotzte, in Dankbarkeit ergeben blieb. Kein Wechsel des Geschickes hat die hohe Frau in ihrer Treue gegen den Freund irre gemacht. Die zahlreichen Briefe von ihr, die von Anna Caspary hier veröffentlicht werden, geben neuen Beweis von der schönen Herzensbildung und dem reichen Geiste dieser Fürstin, deren Biographie von kundiger und sympathischer Hand außerordentlich erwünscht wäre. Sie theilt mit ihrem Gemahl den grimmen Schmerz über die unerhörte Demüthigung Preußens in Olmütz. „Das Leiden des 19. März", schreibt sie an Camphausen, „erscheint mir nicht so herb als das vom 2. November." Und der verabschiedete Staatsmann gibt ihr Recht: „Wir sehen am 19. März 1848 die Krone vor den Leichen der Barrikadenkämpfer; als Gegenstück sehen wir sie am 2. November 1850 vor dem Throne des Zaren". Und die wahre Verantwortung wird auf das schärfste bezeichnet: „Des Königs Entschluß war es, nicht der des toten Brandenburg oder der des noch lebenden Manteuffel." Freilich hatte Friedrich Wilhelm IV. sich bemüht, hinter seiner „konstitutionellen" Pflicht, der Mehrheit des Ministeriums sich zu unterwerfen, Zuflucht zu finden. Allein, das war reine Heuchelei, und zwar eine um so abstoßendere, als er in Wahrheit niemals konstitutioneller, sondern immer nur absoluter, oder, wie er sich ausdrückte, „freier" Herrscher sein wollte. Die von der Biographin Camphausen's mitgetheilten Dokumente zerstören endgiltig die Fabel, als habe Graf Brandenburg sich der Demüthigung von Olmütz widersetzt und sei an dieser „gebrochenen Herzens" gestorben. Vielmehr kam er von seiner Reise zum Zaren völlig bekehrt und den russischen Wünschen unterwürfig zurück; er hatte in Warschau Zugeständnisse gemacht, die weit über seine Aufträge hinausgingen, und stellte sie bei seiner Rückkehr nach Berlin als unbedingte Forderungen hin.

Es ist gut heutzutage an diese tiefste Schmach Preußens zu erinnern, die — wie diejenige von 1806 — durch eben dieselbe Junkerschaft herbeigeführt wurde, die sich gegenwärtig damit brüstet, die Trägerin des nationalen Gedankens und des Ruhmes Preußens in der Vergangenheit zu sein, und die hiermit wirklich Tausenden selbst gebildeter und denkender Menschen zu imponiren versteht. Die Geschichte, die unparteiische und zweifelsfreie Geschichte ist da, um zu beweisen, daß das Vorherrschen dieser Kaste im Rathe der Krone stets das Unglück und die Demüthigung Preußens herbeigeführt hat — und Preußen ist jetzt zugleich Deutschland.

Seit 1852 hielt sich Camphausen im Wesentlichen von aktiver Politik fern. Er widmete seine Muße der Astronomie, die seinem zahlenmäßig geschulten Denken entsprach, und zwar nicht als Dilettant, sondern als später, aber vollberechtigter Jünger der Wissenschaft. Wirklich gelangte er, zumal in der Astrophysik, zu selbständigen Forschungen und Entdeckungen. Er erlebte noch die Ministerzeit seines jüngeren Bruders Otto — erst Ende 1890, fast achtundachtzigjährig, ist er dahingegangen: ein geistvoller, selbstständiger, stolzer und ehrenhafter Mann, ein echter bürgerlicher Patrizier im besten Sinne des Wortes.

M. Philippson.

Postunion mit Holland und der Schweiz.

Länder mit stammverwandter Bevölkerung und Sprache, mit sehr lebhaftem wechselseitigem Verkehrs- und Handelsaustausch oder mit alten historischen Beziehungen, etwa in der Form der Personalunion, oder mit andern eng aneinander schließenden Interessen haben sich vielfach veranlaßt gefunden, miteinander Postvereine zu begründen und durch ein ermäßigtes, in der Regel das interne Porto, den Verkehr zu erleichtern und sich gegenseitig postalisch als Inland und als Verkehrseinheit zu behandeln. Oesterreich steht mit Ungarn, und diese beiden Länder wiederum stehen mit dem Deutschen Reich im Verhältniß eines Postvereins, der schon 1850 gegründet worden ist, als die politische deutsche Einheit noch lange nicht erstritten war. Das innere Porto gilt hier, wie jeder weiß, auch im Wechselverkehr. Serbien und Montenegro stehen ihrerseits wieder zu Oesterreich-Ungarn in einem ähnlichen Verhältniß. Schweden und Norwegen, beide miteinander politisch durch Personalunion verbunden, bilden mit Dänemark zusammen den skandinavischen Postverein. Holland und Belgien, Spanien und Portugal, einige Staaten Süd-Amerikas, Central-Amerikas und des bis vor Kurzem vom Krieg heimgesuchten Süd-Afrika untereinander haben sich postalisch in ähnlicher Art verständigt oder verbündet und den gegenseitigen Verkehr miteinander erleichtert.

Dazu kommen dann noch die Postvereine der Kolonialreiche, des Mutterlandes und der Kolonien untereinander: Frankreich mit Algier, Portugal mit den Azoren und Madeira, Holland mit Ost- und Westindien, England mit fast allen seinen überseeischen Besitzungen, bei denen im Wechselverkehr seit Weihnachten 1898 das Pennyporto gilt; Deutschland mit seinen entlegenen Schutzgebieten, zwischen denen auch vom 1. Mai 1899 ab das gemeinsame 10 Pfennig-Porto, das „deutsche Welt-Reichsporto", in Kraft getreten ist und sogar für Postkarten, Drucksachen u. s. w. die internen Sätze gelten, was beim englischen Imperial postage nicht der Fall ist.

Als vor zwei Jahren in der holländischen und deutschen Presse das Problem eines gegenseitigen Schutz- und Zollbündnisses längere Zeit erörtert wurde, ohne zu greifbaren Ergebnissen zu führen, da tauchte in einer anonymen Broschüre*) und einigen ihr vorangegangenen Zeitungsartikeln der mit genauen statistischen Zahlen und finanziellen Berechnungen begründete Vorschlag auf, doch zunächst einen politisch ganz unbedenklichen, für beide Länder aber sehr erwünschten und vortheilhaften deutsch-niederländischen Postverein zu gründen, und es wurde nachgewiesen, daß dazu in der That ein erstaunlich großes Bedürfniß vorliege, das man bisher übersehen hatte.

Wenn Ungarn, mit dem wir längst in einem solchen postalischen Verbande stehen, jährlich (1898) 3,89 Millionen Briefpostsendungen (d. h. Briefe, Karten, Drucksachen, Waarenproben) nach Deutschland schickt, so sendet das zehn Mal so kleine Holland uns fast die dreifache Zahl zu, nämlich 9,03 Millionen. Dabei hat Holland nur 5, Ungarn aber fast 19 Millionen Einwohner. Die deutsche Reichspost wiederum schickte in demselben Jahre 11,16 Millionen solcher Sendungen nach Holland, während nach Nord-Amerika nur 9,66, nach Rußland 9,63, nach Italien nur 4,04 Millionen gingen. Im Jahre 1900 gingen aus dem Reichspostgebiet schon über 12 Millionen Briefpostsendungen nach den Niederlanden, nach dem zehn Mal größeren Ungarn dagegen bloß 7,62 Millionen!

Etwa 45 Prozent aller internationalen Briefpostsendungen Hollands nach auswärts und 52 Prozent seiner Handelsausfuhr, was ja viel erklärt, gehen nach Deutschland. Die deutsche Reichspost wiederum schickt von den riesig vielen, nach dem postalischen Auslande gehenden Sendungen allein 11 Prozent nach Holland. Nur der Verkehr nach Frankreich und England und gegenwärtig auch schon der nach der Schweiz ist größer. Die deutsche Ausfuhr nach den Niederlanden, im Jahre 1900 schon an vierter Stelle stehend und 8,3 Prozent der deutschen Gesammtausfuhr ausmachend, beträgt 395,9 Millionen Mark und ist viel größer, als die nach Rußland (324,9 Millionen Mark), nach Frankreich (277,6), nach der Schweiz (292,1), nach Belgien (253,1) sowie nach Italien (127,3), und gar nicht viel kleiner, als die nach den Vereinigten Staaten (439,7 Millionen Mark).

Es ist also ganz zweifellos, daß bei einem so gewaltigen Handelsverkehr und einem auch unter dem theureren Weltporto dennoch so riesig großen Postverkehr ein lebhaftes Bedürfniß nach einer Portoermäßigung und einem Postverein zwischen den beiden stammverwandten Ländern besteht, die 1898 schon im Grenzverkehr bis auf 30 Kilometer Abstand eine Briefportoermäßigung vereinbart und nun noch ein gemeinsames Kabel-Uebereinkommen abgeschlossen haben. Das Interesse der Holländer an einem Postverein mit Deutschland ist ja allerdings viel größer, als der umgekehrte Fall, weil Holland uns 45 Prozent seiner internationalen Postsendungen zuschickt, wir ihm aber bloß 11 Prozent, wie es auch 52 Prozent seiner Waarenausfuhr ins Deutsche Reich abgibt, das seinerseits bloß 8,3 Prozent dahin exportirt. Demnach ist das relative Interesse bei unseren Nachbarn also 4 bis 6 mal so stark, als bei uns. Doch die absoluten Zahlen sind auf beiden Seiten so groß, um einen Postverein vollauf zu rechtfertigen. Natürlich sind solche Postverträge stets kündbar. Beim deutsch-österreichischen Postverein von 1850, der ja allerdings 1866 den Krieg nicht verhütet hat, betrug die Kündigungsfrist 10 Jahre. Der südafrikanische Postverein ist durch den Burenkrieg auch in die Brüche gegangen. Doch diese Thatsache, daß auch postalisch geeinte Länder mitunter noch politische Konflikte durchkämpfen, ist kein Einwand gegen neue Postvereine befreundeter Völker, lehrt aber unzweideutig, daß sie durch solche Verkehrsgemeinschaften nichts an ihrer politischen Selbständigkeit einbüßen.

Dazu kommt nun noch, daß die beiderseitigen, einander sehr ähnlichen internen Portosätze recht leicht eine gemeinsame Portotaxe für den Wechselverkehr Deutschlands und Hollands gestatten.

Die Hauptfrage für die Postverwaltungen wird meist die sein: wie groß sind die durch die Ermäßigung entstehenden Mindereinnahmen?

Die darüber angestellten Berechnungen ergeben für die deutsche Reichspost (in Mark) und für die holländische Post (in Gulden) folgende, auf dem Verkehr des Jahres 1898 fußenden Risikozahlen: bei Briefen 625 000 Mark und 349 000 Gulden; bei Postkarten 89 000 Mark und 46 000 Gulden, bei Drucksachen 137 000 Mark und 70 000 Gulden; bei Waarenproben 28 000 Mark und 21 000 Gulden; alles zusammen etwa 881 000 Mark für die deutsche und 488 000 Gulden für die holländische Post. Die letztere arbeitet etwa mit 2 Millionen Gulden, die erstere jetzt mit etwa 40 Millionen Mark Ueberschuß. Da eine nicht unerhebliche Verkehrssteigerung folgen würde, so sind diese Ausfälle natürlich viel zu hoch veranschlagt, aber im ersten Jahre würden wahrscheinlich doch einige hunderttausend Mark ausbleiben, wenn dies auch nicht ganz sicher ist, denn der vermehrte moderne Ansichtskartenverkehr, die häufige Umwandlung von offenen Postkarten- und Drucksachenkorrespondenzen zu geschlossenen Briefen u. dergl. m. würden wieder viele Ausfälle wett machen. Einige hunderttausend Mark wäre diese, auch kommerziell nicht vollkommen bedeutungslose Vereinigung aber doch sicher werth, zumal da einige Jahre später gewiß Mehreinnahmen folgen würden Bei gleicher Ermäßigung des Packetverkehrs würden außerdem die Zolleinnahmen noch profitiren können.

Diese Anregung eines deutsch-niederländischen Postvereins hat, wie es scheint, insbesondere in westdeutschen

---

*) „Die Frage eines deutsch-niederländischen Postvereins" mit Anhang: Ein Postverein mit der Schweiz. Berlin 1900. Gose und Tetzlaff. 60 Pfennig.

und in holländischen Handelskreisen fruchtbaren Boden gefunden. Jedenfalls ist in der letzten Zeit eine Bewegung der niederländischen und der deutschen Handelskammern im Rheinland und in Westfalen zu Tage getreten, die am 11. Juni d. J. zu einer Konferenz*) in Utrecht führte, auf der 8 niederländische und 10 rheinisch-westfälische Kammern vertreten waren. Auf ihr wurde aber ausdrücklich betont, daß jedes politische Motiv dem anzustrebenden Postverein fern liegen und daß er lediglich Verkehr und Handel erleichtern solle. Die Rotterdamer Handelskammer hat sich, im Gegensatz zu den meisten übrigen holländischen Kammern, vielleicht aus solchen politischen Bedenken, der Postunionsidee gegenüber ablehnend verhalten. Auch Mastricht und Haarlem waren auf der Konferenz nicht vertreten.

Aber die Sache scheint auch bei den beiderseitigen Postverwaltungen bereits Gegenstand ernsthafter Erwägung zu sein. Die „Frankfurter Zeitung“ meldete wenigstens unlängst aus dem Haag, daß ein gegenseitiger Meinungsaustausch darüber schon eingeleitet sei und Ermittelungen über die finanziellen Wirkungen angestellt würden. Dieser Meldung ist nirgends widersprochen worden und sie scheint eine Thatsache darzustellen, die man sehr erfreulich nennen darf.

Wenn jeder Einwohner in Großbritannien und Frankreich durchschnittlich je 0,35 deutsche Briefpostsendungen aus dem Reichspostgebiet erhält, so erhält jeder Mensch in Oesterreich-Ungarn, unseren Postvereinsgenossen, und in Belgien schon je eine, in Dänemark jeder sogar 1,8 Sendungen; in Holland aber treffen auf jeden Einwohner 2,2 deutsche Sendungen ein (1898)! Nur für die Schweiz, wohin alljährlich etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Reichsdeutsche ihre Ferienreisen machen, und für Luxemburg, das ja dem deutschen Zollverbande angehört, ist die obige Verhältnißzahl noch größer, was ja auch durch die vorwiegend deutsche Bevölkerung im Lande schon erklärlich wird.

Namentlich auch im Verkehr der Schweiz mit dem deutschen Reich wäre ein Postverein ein dringendes Bedürfniß, besonders für Süddeutschland sogar noch dringender, als ein Postverein mit Holland es ist, da die wechselseitigen Beziehungen hier erstaunlich rege sind.

Im Anhange der oben erwähnten Broschüre wird das näher ausgeführt, und die Mindereinnahmen der Reichspost bei Einführung des internen Portos für den deutsch-schweizerischen Postverkehr an Stelle der Weltpostvereinssätze werden dort nach dem Verkehr des Jahres 1898 auf etwa 645 000 Mark, die Einnahmeausfälle der Schweizer Post dagegen auf 1 330 000 Franken berechnet.

Wenn wir die neuste Statistik, die für 1900, betrachten, so finden wir, daß dieser Verkehr noch bedeutend gestiegen ist, so daß wir also jene Berechnungen noch höher veranschlagen können. Es gingen aus dem Deutschen Reiche nach der Schweiz 16,95 Millionen Briefpostsendungen (darunter 9,55 Millionen Briefe und 2,65 Millionen Postkarten), aus dem Reichspostgebiet (ohne Bayern und Württemberg) aber entsprechend 12,58 Millionen (darunter 6,88 Millionen Briefe und 1,89 Millionen Postkarten); aus der Schweiz nach dem Deutschen Reiche lauten diese Zahlen 18,46 (7,66 und 7,66) Millionen, nach dem Reichspostgebiet 8,96 (5,28 und 1,79) Millionen. Es ist bezeichnend für den modernen Ansichtskartenverkehr, daß die Schweiz dem Reiche dreimal so viel Postkarten zuschickt, als sie von da erhält!

Bayern und Württemberg würden zusammen auch etwa 200 000 Mark aufs Spiel setzen, wenn ein deutsch-schweizerischer Postverein im wesentlichen mit den internen Sätzen gegründet würde. Ein Ansatz hierzu besteht ja schon darin, daß neuerdings 20 Gramm (statt der bisherigen 15 Gramm im Weltpostverkehr) den Gewichtssatz für die Briefe des Wechselverkehrs bilden; freilich ist das Porto bei den Weltpostsätzen von 20 Pfennig und 25 Centimes unverändert geblieben, aber die Gewichtseinheit steigt von 20 zu 20 (statt von 15 zu 15) Gramm.

Man darf es dem Reichstagsabgeordneten Dr. Müller-Meiningen Dank wissen, daß er im Februar d. J. beim Postetat die Idee eines deutsch-schweizerischen Postvereins warm befürwortet hat. Der Generalpostmeister fürchtete ja für die Posteinnahmen, wenn solche Portoermäßigungen, als Konsequenz dieser Neuerung, dann auch für den Verkehr nach andern Ländern Platz griffen, eine Befürchtung, die indessen nicht ganz begründet erscheint, wenn man an den deutsch-österreichischen Postverein denkt, dessen Verallgemeinerung auch nicht nothwendig gewesen ist. Uebrigens schien er sich nicht absolut ablehnend zu der Frage zu stellen, da er allen berechtigten Bedürfnissen gern Rechnung zu tragen versprach. Für die Schweiz, in deren Budget $1\frac{1}{2}$ Millionen Franken ebensoviel bedeuten, wie 30—35 Millionen Mark in dem Staatshaushalt des Deutschen Reiches, ist das Risiko überdies viel bedenklicher.

Die angezogene Broschüre (S. 24) hält übrigens einen Postverband Deutschlands nicht bloß mit Holland und der Schweiz, sondern auch mit Dänemark, Belgien und Luxemburg durch den sehr regen Wechselverkehr für wohl gerechtfertigt; doch wird es nöthig sein, sich zunächst zu bescheiden, in Erkenntniß der finanziell-fiskalischen Hindernisse, deren thatsächlicher Einfluß sehr groß ist.

Schon 1897 hat übrigens der Reichstagsabgeordnete Dr. Hasse einem mitteleuropäischen Postverein im Reichstag das Wort geredet, und dieselbe, bei allen Verkehrsinteressenten sicherlich populäre Idee ist neulich auch von Dr. Eduard Engel in der „Frankfurter Zeitung“ lebhaft befürwortet worden, wobei er die möglichen Ausfälle der Reichspost auf $3\frac{1}{2}$ bis 4 Millionen Mark abschätzte, wenn außer Holland und der Schweiz auch Dänemark und Belgien hinzukämen.

Der Vollständigkeit wegen sei erwähnt, daß viel früher und wiederholt schon ein europäischer Postverein empfohlen worden ist, nur stehen die rechnungsmäßigen Einnahmeausfälle, die übrigens theilweise den kleinen Staaten relativ sehr viel höhere Opfer auferlegen, als den großen, hier erst recht hindernd im Wege. Auch die nur vorübergehende Mindereinnahmen werden gescheut.

Wir könnten zufrieden sein, wenn wir vorläufig mit den Niederlanden und alsdann auch mit der Schweiz, die nächst Frankreich und Großbritannien unsere wichtigsten Verkehrsländer des Postauslandes sind, zu einer engeren Postgemeinschaft kämen. Je weiter man eine solche Einigung hinausschiebt, um so größer werden die Ausfälle werden, da der Verkehr alljährlich steigt. Ein Postverein mit diesen Ländern würde einstweilen dem dringendsten Bedürfniß genügen. Weitere Fortschritte in ähnlicher Richtung, wird dann die Zeit schon zur Reife bringen, zumal wenn die Erfahrungen mit diesen Staaten günstige sind.

Arved Jürgensohn.

---

*) Diese Konferenz hat unter dem Vorsitz des Präsidenten der Utrechter Kammer van Beuningen zur Annahme der nachstehenden Resolution geführt:

„Die in Utrecht vertretenen Handelskammern von Amsterdam, Arnheim, Groningen, Leeuwarden, Assen, Utrecht, s'Gravenhage, Zwolle, Essen, Bochum, Dortmund, Duisburg, Düsseldorf, Krefeld, Mülheim-Ruhr, Osnabrück, Ruhrort, Wesel erachten den Abschluß eines Postvereins zwischen Holland und Deutschland nach dem Muster des deutsch-österreichischen Postvereins, gemäß Artikel 21 des Weltpostvereins-Vertrages, als den wirthschaftlichen und kommerziellen Interessen der beiden Nachbarländer in hohem Maße förderlich . . .“

Zu bemerken wäre nur, daß, da die internen Portotaxen kleine Verschiedenheiten der Gewichtszonen und Sätze aufweisen, einige feste neue Abgrenzungen für den Wechselverkehr zu ziehen wären, was übrigens durch Aufstellung eines entsprechenden Tarifs schon in der genannten Broschüre geschehen ist.

Georg Brandes.*)

Um der Eigenart des berühmten dänischen Essayisten gerecht zu werden, darf man ihn nicht als Litterarhistoriker auffassen, soviel er auch für die Litteraturgeschichte gethan hat, auch nicht als Kritiker, soviel Kritiken er auch geschrieben hat. Man muß ihn da suchen, wo er am eigenthümlichsten ist: als Litteraturpolitiker.

Litteraturpolitik haben schon viele vor Brandes getrieben. Auf Wolfgang Menzel, Gervinus, Julian Schmidt paßt der Ausdruck sicherlich auch. Aber alle diese gingen von der Kritik und zwar vorzugsweise von der abwehrenden Kritik aus. Wolfgang Menzel bekämpfte den Geist Goethe's, weil er in ihm eine Gefahr für die Erstarkung des nationalen Gefühls in Deutschland sah. Aus ähnlichen Gründen wollte Gervinus das Feld der Litteratur überhaupt auf Jahrzehnte brachlegen. Julian Schmidt wehrte sich gegen alles, was keine gute Nahrung für das liberale Bürgerthum war oder schien, mochte es Gutzkow heißen oder Hebbel. Sie alle waren Kritiker, die bestimmte dichterische Richtungen oder die poetische Thätigkeit überhaupt fern halten wollten, weil sie für das Geistesleben ihrer Zeit darin Schäden witterten. Aber Brandes will vor allem positive Politik treiben. Ihm schwebt ein bestimmtes Ideal des „Europäerthums" vor, und für dies soll eine ganz spezifisch geartete Litteratur erobernd und befestigend wirken. Wie etwa ein Fürst, der aus einem kleinen Land eine Großmacht schaffen will, ein Heer organisirt, dessen Stärke unverhältnißmäßig scheint, weil er eben bereits das zukünftige Reich, das mit diesen Truppen gegründet werden soll, vor Augen hat. Und alle Welt weiß, mit welch glänzendem Erfolge Brandes dieser Aufgabe nachgelebt hat. Man könnte ihn wohl einen litterarischen Carnot nennen, einen „Organisator des Sieges", der an Einfluß seit dem ihm freilich noch unendlich überlegenen Lessing kaum seines gleichen gehabt hat. In Dänemark hat er die neuere Litteratur geradezu miterschaffen. Er hat auf den größten Dichter des Nordens, auf Henrik Ibsen, eine Zeit lang einen so starken Einfluß ausgeübt, wie kaum je ein Kritiker auf einen Künstler ersten Ranges. Er hat auf den feinsten unter allen Décadents, auf unsern Liebling Jens Peter Jacobsen gewirkt und war für die Jüngeren ein so selbstverständlicher Erzieher wie Ruskin für die neueren englischen Maler. Aber auch weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus hat er mächtige Anregungen gegeben. Seine „Geistesströmungen" haben einmal fast dieselbe Rolle gespielt wie einst Hettner's Litteraturgeschichte: sie haben einer bestimmten Geistesrichtung unter den Litteratur- und Kulturfreunden Deutschlands den klarsten Ausdruck und zugleich die stärkste Förderung gegeben. Seine beiden schönen Essaysammlungen „Moderne Geister" und „Menschen und Werke" haben für die Verfeinerung des litterarischen Urtheils Schule gemacht und haben für Potenzen wie die Goncourts, Dostojewski, ja auch Nietzsche zuerst in weiteren Kreisen Interesse und die Möglichkeit tiefergehenden Verständnisses erweckt. Für seine Wirkung gerade in Deutschland war sogar ein an sich sehr unerfreulicher Umstand günstig: daß nämlich eine Leipziger Verlagsfirma den Mangel eines Autorenvertrages mit Dänemark dazu benutzte, um in großer Zahl nicht autorisirte Ausgaben seiner Werke und Sammlungen seiner Aufsätze auf den Markt zu werfen.

Nun hat der Verlag von Albert Langen, neben S. Fischer in Berlin gleichsam das Generalkonsulat der skandinavischen Litteraturen in Deutschland, eine offizielle Ausgabe von Brandes' Schriften zu veröffentlichen begonnen. Sie ist gut gedruckt, und der Text ist vom Verfasser beglaubigt, sonst aber genügt sie nicht ganz den Ansprüchen, die man gerade unter diesen Umständen an sie wohl stellen dürfte. Die einzelnen Arbeiten sind unverändert abgedruckt, wie sie zuerst erschienen, ohne daß irgendwelche Rücksicht auf ihr Erscheinen in der neuen Gesammtausgabe genommen wäre. So steht etwa in dem Artikel über Scherer ein Sätzchen über meinen lieben verstorbenen Freund Hoffory, das auf dänische Leser berechnet war und sich hier nun ganz verloren ausnimmt. Oder die Charakteristik des Abg. v. Vollmar wird mit einer Schilderung seiner Lähmung eröffnet, die dann in einer Anmerkung zurückgenommen wird. — Ebenso wenig wie eine Durcharbeitung ist ein historisches oder ästhetisches Prinzip der Anordnung zu erkennen. Die Schriften stehen kunterbunt nebeneinander, Ibsen zwischen Moltke und Luther, Fanny Lewald zwischen Fitger und Bebel.

Freilich hat diese Buntheit die Folge, daß man die durchgehenden Züge in Brandes' Wesen erst recht von allen Seiten her beleuchtet sieht. Da haben wir den Litterarhistoriker in einem Aufsatz über Ibsen und seine deutschen Schüler nicht eben zum besten vertreten. Denn diese Besprechungen von zum Theil längst verstorbenen Dramen erheben sich wenig über das Niveau der Tageskritik; und nur die vom Verfasser meisterlich geübte Kunst der Analyse ist aus ihnen zu lernen. Da haben wir den Kritiker in einem freundschaftlich warmen Aufsatz über Arthur Fitger, den polemischen Ethiker in einer höchst einseitig gerathenen Darstellung der Lehre Luther's von der Ehe; da haben wir vor allem auch den feinen Psychologen in Studien über Schopenhauer, Moltke, Auerbach. Aber in all diesen Einzelarbeiten und in der glänzenden größeren Schrift über Lassalle, die der Sammlung vollständig einverleibt ist, haben wir eben doch immer und überall — den Litterarpolitiker.

Wir müssen gestehen, daß er in dieser Stellung uns keineswegs immer erfreut. Brandes hat bekanntlich vor einigen Jahren in Pest erklärt, er liebe die deutsche Sprache keineswegs besonders; und sicherlich war es mindestens geschmacklos mit dieser Wendung dem transleithanischen Chauvinismus zu schmeicheln. (Bekanntlich geht dieser soeben daran, die Sprache, die Brandes und die Söhne Arpads nicht lieben, aus den Gemeindeschulen zu entfernen.) Diese Aeußerung hat in Deutschland auch unter seinen Verehrern so großen und berechtigten Anstoß erregt, daß man in der neuen Ausgabe wohl etwas mehr Rücksicht auf die nationale Empfindlichkeit hätte erwarten dürfen — zumal bei einem Manne, der selbst so eifrig für das Nationalgefühl eintritt. Statt dessen fehlt es auch hier nicht an Bemerkungen, die besser unterblieben wären. War es nöthig, unter den zahllosen Grobheiten Schopenhauer's gerade eine gegen das deutsche Volk gerichtete an den Haaren herbeizuziehen? Warum dann nicht lieber eine über die französische Sprache, die bekanntlich der Philosoph seinerseits durchaus nicht besonders liebte? Oder es heißt von Moltke: „Er hat nicht das Gepräge des freien Mannes. Wie viele haben das in Deutschland?" Aber an einer andern Stelle bemerkt ja Brandes selbst: „In diesem Lande, wo die Uniform herrscht, ja triumphirt, liegt nichtsdestoweniger Individualismus in der Luft." Sollten denn also die freien Männer, d. h. die innerlich freien, wirklich in Deutschland so viel seltener sein als etwa in des Verfassers Lieblingsnation, der französischen? Auch den Satz: rein theoretisch betrachtet, stehe Bismarck kaum auf der Höhe der deutschen Kultur, hätte Brandes nicht unverändert bewahren sollen, nicht weil, sondern obgleich er soviel angefochten worden ist. Denn er verräth, wie auch manch anderer Satz in dem sonst ultraliberalen, ja revolutionären Brandes eine merkwürdige Rückständigkeit: die einseitige Beurtheilung der Kultur nach litterarischen Gesichtspunkten. Keinem Mann des Alterthums oder der Renaissance hätte es einfallen können, einem solchen Sprachgewaltigen den vollen Besitz der Kultur abzustreiten. Was verschlägt es daneben, wenn der größte Redner der neueren Zeit sich von der akademischen Philosophie fast unberührt zeigt! Wie viele unter unsern Gebildetsten könnten denn ein Examen über Schelling, über Hegel bestehen?

*) G. Brandes gesammelte Schriften. Deutsche Originalausgabe Band 1. Verlag Albert Langen. München 1902.

Wenn Brandes uns hier verletzt, so liegt das in der bestimmten Richtung seiner Ideale begründet. Er hat nun einmal seinen Zukunftsmenschen vorzugsweise nach französischem Modell geformt, wie das ja Dühring und Nietzsche auch gethan haben. In andern Fällen dagegen liegt es in der Eigenschaft des Litterarpolitikers überhaupt, daß er uns befremdet. Dem Politiker ist es natürlich, daß ihm die Person neben der Idee verschwindet; der Einzelne gilt nur als Werkzeug für allgemeinere Zwecke. So erklärt es sich, daß aus Brandes' Art, über Menschen zu sprechen, uns oft eine unbehagliche Kühle anweht. Wohl schlägt hin und wieder ein wärmerer Ton durch, so in den Artikeln über Auerbach, Fitger und Scherer; aber auch sie sind nicht frei von Accenten jener überlegenen Ironie, die er sich in dem Nachruf auf Fanny Lewald all zu bequem macht. Max Liebermann hat in einem Portrait, das mir freilich kein sehr glücklich gerathenes scheint, den dänischen Schriftsteller als Mephistopheles stylisirt; sicher mit Unrecht, denn Brandes ist eben unserer Ueberzeugung nach wesentlich ein positiver Geist. Aber wie der scharf pointirende Maler dazu kam, den scharf pointirenden Kritiker so aufzufassen, das wird aus dem Buche doch oft genug verständlich.

Diesen Schwächen, oder sagen wir vielleicht besser, diesen uns nicht sympathischen Seiten seines Wesens stehen aber große Vorzüge gegenüber. Wir rühmten schon seine Kunst der Analyse; er darf es einmal selbst als eine erstaunliche Leistung hervorheben, auf wie knappem Raum er ein umfangreiches Werk Lassalle's zu analysiren vermag. Und vielleicht ist unter den Künsten unserer geistreichen, scharfsinnigen, gelehrten, verständnißvollen Kritiker keine so selten als diese. Doch auch mit der Fähigkeit, tief in das eigentliche Wollen einer Künstlerpersönlichkeit einzutauchen, kommen namentlich dem Brandes der besten Jahre wenige unter ihnen gleich. Allgemeiner schon ist das Talent verbreitet, die litterarhistorischen oder kritischen Arbeiten selbst zu interessanten Kunstwerken zu gestalten; freilich hat gerade sein eigenes Beispiel viel dazu beigetragen solche Bestrebungen den Jüngeren zu einer Pflicht zu machen.

Die größte Bedeutung liegt aber doch nicht in solchen Dingen, sondern in jener geschlossenen Einheitlichkeit, die Georg Brandes überall zeigt. Mit vollem Recht hat er für seinen eigenen Aufsatzband den Titel „Menschen und Werke" gewählt. Denn Menschen und Werke bilden ihm wirklich eine einheitliche Welt. Wo er Menschen sieht, da betrachtet er sie mit demselben ästhetischen Interesse, als ob er Kunstwerke zu begutachten hätte; und wo er Werke beschaut, da nimmt er so lebhaft Partei, als habe er mit den Figuren des Dichters zu leben. Ganz dieselben Fragen richtet er an die Phantasiegestalten und an ihre Schöpfer: erstens ob sie auch einen lebensfähigen Kern geschlossener Eigenart besitzen, und zweitens, ob sie geeignet sind, mitzubauen an dem Kulturreich der Zukunft. Deshalb besitzt der radikale und oft (z. B. der Romantik gegenüber) fast fanatische Mann der Polemik in mancher Hinsicht wieder eine so erstaunliche Toleranz. Er erfreut sich gleichmäßig an der einheitlichen Persönlichkeit eines Moltke und eines Bebel. Er erbaut sich gleich sehr an dem aus einem Lebensgrunde nothwendig hervorwachsenden Lebenswerk eines Ferdinand Lassalle und eines Paul Heyse. Er vertieft sich mit gleicher Innigkeit in die Gestalten eines Andersen und eines Ibsen, weil beide von ihren Schöpfern psychologische Nothwendigkeit erhalten haben. Denn überall kommt es eben darauf an, daß beiderlei Menschen, die wirklichen und die erdichteten, fest in ihrer Welt stehen und sich fähig erweisen, der neuen Welt zu helfen.

Aesthetisch ist das vielleicht nicht der denkbar höchste Standpunkt. Auch wird bei Brandes thatsächlich das formale Element über Gebühr vernachlässigt — nicht bloß das Formale im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern überhaupt fast alles, was die Technik angeht. Dennoch darf man ihn keineswegs mit jenen Kritikern verwechseln, die ihrer Kunstbetrachtung lediglich grob utilitaristische Gesichtspunkte zu Grunde legen. Denn jenes politische Ideal, das ihm vorschwebt, ist doch groß und einheitlich genug, um selbst als ein ästhetisches gelten zu dürfen.

Dieser große Standpunkt schützt ihn keineswegs vor mancherlei Mißgriffen, am wenigsten vor häufigen Ueberschätzungen. Wir glauben, daß er (in seinem Buche über Shakespeare) die biographischen Materialien in den Werken des Dichters zu hoch angerechnet hat; wir glauben erst recht, daß er (in den Reiseschilderungen über Polen) hinter der Eleganz der sarmatischen Formen allzu gläubig eine echte Ritterlichkeit vermuthet hat. Aber andererseits macht ihn dieser Standpunkt helläugig für alles wirklich Bedeutende. Wohl kein Kritiker unserer Tage hat so selten wirklich Großes übersehen wie Georg Brandes. Von hoher Warte aus überschaut er die Kriegsschiffe und die Kauffahrteischiffe, die seinem noch kaum angebauten neuen Lande Mannschaften und Nahrung heranbringen. Wieviel sein Späherauge zuerst entdeckt, das Wächterhorn zuerst angekündigt hat, das wird man in seiner ganzen Ausdehnung erst dann völlig überschauen können, wenn die neue Gesammtausgabe abgeschlossen vorliegt.

Berlin. Richard M. Meyer.

Die bildenden Künste in Belgien.

Was ich in diesem Artikel zu geben denke, ist nicht eine Beschreibung von Kunstwerken — die doch für die Leser, die jene Werke nicht besichtigen konnten, von zu geringem Interesse wäre —, sondern ein allgemeines Urtheil über den gegenwärtigen Stand der Mal- und Bildhauerkunst in den südlichen Niederlanden.

Darum gehe ich nicht einzig von der „Dreijährlichen" von 1901 hier zu Antwerpen aus, sondern gleichfalls von der von 1900 zu Brüssel und selbst — ich will nicht unterlassen, das zu betonen — von den dreißig bis vierzig Einzelausstellungen in diesen beiden Jahren.

Seit der Eröffnung des „Salons" von 1901 durchlief ich mit dem Notizbuch in der Hand wohl ein halb Dutzend Mal die zwölf bis dreizehn Säle, die er umfaßt, und noch fühlte ich mich nicht gedrungen, über mehr als etwa zwanzig Künstler „meine Eindrücke niederzuschreiben".

So eine „Dreijährliche" gleicht allzu sehr den stark gemischten Gesellschaften, wo sich niemand recht wohl fühlt, weil niemand so recht an seinem Platze ist: der Patrizier fühlt sich verletzt durch die lärmende Dünkelhaftigkeit des aufgeblasenen Parvenus, der Gelehrte verstummt, weil hier der Halbgebildete das große Wort führt; und sowohl der Halbgebildete als auch der Emporkömmling verwünschen im Geheimen die Aristokraten, die von Abstammung oder von Geist, darum eben, weil sie sich nicht genugsam verhehlen können, daß sie sich langweilen.

Auf fast dieselbe Weise, wie in solchen Gesellschaften, geht in unseren „Dreijährlichen Ausstellungen" — auch für einen Besucher, der es so trifft, daß er mit ein paar Geistesverwandten allein seinen Rundgang machen kann — so gut wie alle Intimität verloren. Der Genuß des wahrhaft Künstlerischen wird da jeden Augenblick durch den Aerger, den so viel Minderwerthiges verursacht, abgeschwächt.

Und doch haben die Sammelausstellungen auch eine gute Seite: sie haben den unbestreitbaren Vortheil, daß sie einem aufmerksamen Geist eine sehr passende und willkommene Gelegenheit bieten, um sich ein einigermaßen klares Bild von dem wahren Zustand der Kunstbewegung einer bestimmten Zeit zu verschaffen. Sie machen es uns möglich, jede neue Bestrebung oder Technik auf geeignete Weise kennen zu lernen und uns zu vergewissern, welche Auffassungen oder Methoden ausgedient haben. Von diesem

Standpunkt ausgehend, will ich meine Eindrücke über die zwei Salons von 1900 und 1901, den letzten des neunzehnten und den ersten des zwanzigsten Jahrhunderts zusammenfassen, nicht mit der Absicht, einige Künstler besonders zu besprechen, wohl aber unsrer Schule, wie sie in der nächsten Zukunft werden wird, ein Horoskop zu stellen.

Wer, wie ich, die mehr als achthundert Bilder und Zeichnungen 1900 in Brüssel, und die mehr als siebenhundert Bilder allein 1901 in Antwerpen mit Rücksicht auf die äußere Behandlung, auf die praktische Ausführung angesehn hat, der wird auch die Ausstellungsräume verlassen haben mit der Ueberzeugung, daß die weitaus größere Mehrzahl unserer echten Künstler — von den Dilettanten und Stümpern kann hier nicht die Rede sein — trotz aller meisterlichen Beherrschung des rein Technischen, mehr und mehr aller oberflächlichen Schönthuerei und Virtuosität überdrüssig zu werden scheint.

Daß 1900 die Porträts eines Emil Wauters, obschon von allen andern Bildern in einem kleineren Saale abgesondert, doch noch einen so schreienden Eindruck machten und wohl auch keinen anderen Eindruck gemacht haben würden, selbst wenn das Damenporträt von Gustaf van Aise oder die technisch meisterhaften Stillleben von Verhaeren neben ihnen gehangen hätten, während sie, einige Jahre vorher, für Werke ersten Ranges gehalten worden wären — das, meine ich, ist eine Thatsache, die für sich allein schon speaks volumes.

Und nicht nur von dem Brio, auch von allen andern ungewöhnlichen Methoden, von aller systematischen Behandlung der Farben sehen unsere Maler mehr und mehr ab. Wohl pointilliren noch einige — aber nicht mehr systematisch, nicht in allen Theilen der Leinwand oder Tafel, aber wohl überall da, wo es sich besonders eignet, wo die Vorstellung selbst die Anwendung dieser Methode rechtfertigt: Heymans, Claus, Verheyden, Rudolf Wijtsman, Marcette u. a. Nun denke man aber nicht etwa, die Manieristen von früher hätten alle diese Maler dazu gebracht, in Bezug auf das technische Verfahren, das métier, von all diesem abzustehen; nein, sie haben einfach die äußerliche Behandlung wieder zu dem gemacht, was sie sein muß, sie haben das métier wieder zu dem gemacht, was der Reim, einem berühmten Vers zu Folge, für den Dichter einzig sein darf:

La rime est une esclave et ne doit qu'obéir.

Auffallend ist es bei alledem, daß selbst sehr viele Jüngere, und darunter die besten, den Lehren der letzten zwanzig Jahre so überzeugt den Rücken kehren, daß sie sogar das an und für sich gewiß nur lobenswerthe Streben nach Licht-Wahrheit darangegeben. Und — sonderbar genug! — vor allem die Brüsseler Gruppe scheint allem Luminismus entsagen zu wollen. Eine ganze Schar junger Landschafter — darunter ebenso gut Schüler Leo Frédérics als Nachfolger von Courtens — verlegen sich mit wahrhaft offensiver Ueberzeugung darauf, in ihren Werken, auch in ihren Landschaften, reich, tief und warm zu sein — wenn auch nicht so wie die Alten, so doch wenigstens wie die Engländer und Schotten.

Einzelne gehen selbst in diesem Bestreben bestimmt zu weit; unter dem Vorwande warmen und vlämischen Kolorits bestreichen sie ihre Leinwand einzig mit dunklen, braunen und sogar schwarzen Tönen und lassen — ganz mit Unrecht — all die Erfahrung außer Acht, die wir den Freilichtmalern der letzten zwanzig Jahre verdanken. Auch nun, da die „braune Furie“ zu wüthen beginnt, jetzt in Brüssel wie zuerst in Antwerpen, verdient sie laute Mißbilligung nur, insofern sie auf einer sehr nachtheiligen Konvention beruht. Vor allem ist es zu bedauern, daß junge Männer von echtem Talent wie Blieck, Colmant, Wagemans dieser Unsitte, die zwanzig bis dreißig Jahre und noch länger vor den Antwerpenern schon von den Brüsselern aufgegeben ward, huldigen. Glücklicher Weise bleiben wieder andere Brabanter vollkommen frei von diesem Uebel, und wohl in erster Linie der genial veranlagte, kaum zwanzigjährige Delaunois, ferner Verdijen, Cambier, Bernier, Merckaert, Tondeur.

Gehen wir nun vom Aeußerlichen zum Innerlichen, zu der „Auffassung“ über, so fällt auch in diesem Sinne eine große und — nach meiner Ansicht — im allgemeinen genommen, glückliche Umkehr auf.

Der platte Realismus hat offenbar ausgedient! Charakteristisch kann es genannt werden, daß der einzige Süd-Niederländer, der es augenscheinlich noch darauf anlegte, vor allem wahr zu sein, — der talentvolle, zu früh gestorbene Evenepoel, seine letzten Jahre in Paris zubrachte. Sowohl in Brüssel als auch in Antwerpen, in Gent wie in Lüttich — mit andern Worten, sowohl bei Wallonen als auch bei Vlamen hat man wieder gelernt, zwischen Natur-und-nichts-mehr und Kunst, zwischen roher Wirklichkeit und Schaffen, Dichtung zu unterscheiden.

Immer größer wird die Zahl derjenigen, die entweder poetische Sujets, der Mythologie oder den Meisterwerken der Weltlitteratur entnommen, auf sich wirken lassen — Smits, Levêque, Donnay, Baes, Bastian, Blieck, Ciamberlani, Posenaer, Pinot, Opsomer, Wante — vor allen andern jedoch die erstgenannten Smits und Levêque — oder, wenn sie das gewöhnliche Leben betrachten, dann zum mindesten zum Innerlichen, zum Gefühl, zur Seele durchzudringen suchen — Smits, Levêque, Frédéric, Delaunois, Gouweloos, Fr. Charlet, Baertsoen, Marcette, Wijtsman, Mertens, Hens, van Aken, Baes, de Haspe.

Kann diese neue Versöhnung mit Ideal und Poesie nicht vielleicht der Vorbote sein einer Wiedergeburt der seit Leys' Tod so schmählich und völlig herabgekommenen Historienmalerei?

In Wirklichkeit entartete diese mehr und mehr zu seelen- und charakterlosen Kostümbildern. Einzig die Brüder de Vriendt, von denen der jüngere, Albrecht, uns, viel zu früh, im Jahre 1899 entrissen ward, hielten die großen, strengen Traditionen dieses Fachs noch in Ehren. Vor allem werden die noch unvollendeten Wandgemälde Albrechts im Rathhaus zu Brügge, sobald sie dem Publikum zugänglich sind (1902), unzweifelhaft auf die Geister der idealistischen Jüngeren einen mächtigen Einfluß ausüben.

Auch Hannotiau, ein im November gestorbener noch nicht vierzigjähriger Brüsseler, bekundete schon in einzelnen Kartons eine weit über das Mittelmaß sich erhebende Anlage für dieses Fach, ebenso wie, unter de Vriendt's Leitung, Verhaert und Boom in Antwerpen.

Ueberdies sind mir von Smits und Levêque Allegorien bekannt, die ich mit vollem Recht als historische Kompositionen betrachten kann.

Ich leugne nicht, daß auch wieder diese Seite der gegenwärtigen Evolution mich etwas beunruhigt . . . Nicht so sehr, weil man von dem Maler dichterischer Sujets ganz unmerklich zu jener elenden Bastardkunst übergeht, die man mit Recht la peinture littéraire genannt hat — man denke nur an das abschreckende Vorbild des doch so reich begabten Wiertz! — als deshalb, weil gerade so viele, die sich, zumal in Brüssel, auf dieses Genre verlegen, an einer Krankheit laboriren, die ich für die bildende Kunst in hohem Grade gefährlich erachte — um dem Ding einen Namen zu geben — an Großthuerei, Megalomanie. Ich könnte darauf schwören, daß die jungen Leute, die mit dieser Krankheit behaftet sind, ohne eine einzige Ausnahme zu den Bewunderern des Bildhauers Jef Lambeaux gehören.

Da sie, obwohl meist gewöhnt, sich im Französischen auszudrücken, doch in ihrem Innersten, nolens volens, vlämisch geblieben sind, haben sie die viel mißbrauchte Lehre ihres geliebten Meisters: il faut faire grand, nicht verstanden, wie er selbst im geistigen, sondern im stofflichen Sinn. Sie streben nach Großem statt nach Größe. Sie malen und meißeln Sapphos, Christusse, Nibelungen, mythologische und allegorische Gestalten, zwei-, vier-, sechs- und beinahe zehnmal größer, als in der Natur ein gewöhnlicher, nein selbst ein außergewöhnlich großer Mensch, ein Riese, sein kann und sie vergessen, daß Metsijs, van Eyck, Rubens, Rembrandt, alle die großen, das ganz unmaterielle Geheimniß besaßen, Figuren, die sie in Wirklichkeit in ver-

kleinertem Maßstabe darstellten, größer scheinen zu lassen, als die Natur.

Sie scheinen aus dem Auge zu verlieren, daß wir, Menschen, einzig an solchen Menschenbildern Interesse haben können, die, auch was die Größenverhältnisse betrifft — ich sage nicht wahr, nein wahrscheinlich sind, und daß alle genialen Meister, auch Jef Lambeaux, die Verhältnisse nur dann übertrieben, wenn ihr Werk bestimmt war, in einem gewissen Höhenabstand gesehen zu werden. Kann es sein, daß begabte Jüngere, in unsrer Zeit, keinen deutlichen Begriff davon haben, daß für uns Kulturmenschen ein ägyptisches Riesenbild neben einem kleinen Meunier, Minne, Rodin oder van der Stappen unerträglich wird?

Mögen sie neben dem faisons grand auch diesen Spruch aus einem Gedicht von Théophile Gautier im Gedächtniß behalten:

La miette de Cellini
Vaut le bloc de Michel Ange!

Auf keinem besonderen Gebiet der Malerei ist die Umkehr so groß wie auf dem des Seestücks und der Landschaft. Zwiefach ist hier der Fortschritt. An erster Stelle eine viel breitere Auffassung des Sujets selbst; an zweiter eine deutlich merkbare Absicht, „Stimmung“ zu machen -- dies letztere in dem Sinn, den man sowohl in Nord-Niederland als auch, soviel ich weiß, in Deutschland diesem Worte zu geben gewohnt ist. Es war sehr natürlich, logisch, „fatal“ beinah, daß die Landschaftsmalerei, zumal in den letzten dreißig Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, zu jenem geistesarmen, banalen Wiedergeben eines kleinen Stalles mit einem Baum dabei, eines Gemüsegartens, eines Fleckchens Ackerland, eines Stückchens Bach mit Buschwerk, kurz, eines ganz kleinen Theiles von dem, was man unter dem schönen Wort Landschaft, paysage, verstehen muß, entartete. Solange man sich zu sehr darauf beschränkte, nach dem Vorbild unseres ganz großen Breughel und des nicht minder vortrefflichen Hobbema, Thiere und selbst Menschen wohl als Mittel zur Belebung, aber doch noch stets als nebensächliche Zuthaten zu verwenden, war die Auffassung dieses Gebietes ebenso dichterisch als unbefangen, und die Künstler wußten, auch auf ganz kleinen Flächen, große, mächtige Eindrücke wiederzugeben.

Sobald man jedoch begann, vor allem das menschliche Treiben in Wald und Feld und Wiese, auf See und Fluß und Teich und nicht so sehr die umgebende Natur selbst zu beleuchten, war thatsächlich auch der Weg gebahnt, der von der Höhe, auf der man, Horizonte und aber Horizonte weit, die schöne weite Welt zu überschauen pflegte, zu dem niedern, engen Fleck hier unten führen sollte, von wo aus man einzig noch einige hundert Schritte weit sehen kann. Nun ging es den Seestück- und Landschaftmalern wie dem Schmetterling Multatuli's: auch „sie sanken und sahen immer weniger!“ Es würde zu bestem Ende führen, wenn man, besonders in dieser Beziehung, einige selbst von den kleineren Stücken von Breughel — selbst solche, in denen doch alles von Bedeutung an Menschen und Thieren wiedergegeben ist, wie z. B. sein 1899 zu Rom verkaufter „Hirt vor Füchsen auf der Flucht“ — von Rembrandt, von seinem überaus gesunden Zeitgenossen und zeitweiligen Mitarbeiter Hercules Seghers, von Hobbema, von Jakob van Ruysdael, Jan van Goyen, Albert Cuyp und anderen, und etwas weniger von den großen französischen Landschaftern aus den Jahren 1850—1870 abhinge nach so vielem, was die meisten ihrer Nachfolger nach dieser Zeit vollbracht haben.

So frei und unbefangen wie man athmet, wenn man sich in das Werk jener eindenkt, so beengt fühlt man sich vor dem, was diese letzteren schufen! Vor allem in Süd-Niederland. Ja, ich möchte die Befürchtung aussprechen, daß ein Spanier oder ein Italiener, der unsere tiefen Lande weder de visu noch de auditu kennt, durch die Betrachtung von neun Zehnteln aller vlämischen Seestücke und Landschaften seit 1870 keine auch nur einigermaßen richtige Vorstellung bekommen kann von „unserm Land“ so wie es wirklich ist, mit seinem sich in steten Wellenlinien hinziehenden Horizont, seinen Flecken Ackerlandes so buntfarbig wie angelaufener Stahl, seinem stets wechselnden Himmel, seinem üppigen Reichthum in der einen und seiner wehmüthigen Armuth in der anderen Gegend und mit all den Wundern seines ureigenen Lichtes, des feinsten und subtilsten Lichtes, das es nirgends giebt — außer in Holland.

Ich will damit nicht behaupten, daß diese breitere, höhere Auffassung dieses Kunstgebietes während der letzten dreißig Jahre gleichzeitig aus allen Geistern verschwunden ist. In mehr als einem Werk der besten vlämischen Landschafter — u. a. von Verwee, Heymans, Verstraete, Claus, Baertsoen, Hens, van Leemputten, Marcette — blieb, abgesehen von allen andern Umständen, noch etwas, manchmal noch viel übrig von dem, was ich die klassische Auffassung nennen möchte. Daß ich übrigens, trotz aller Meinungsverschiedenheit, die ihrer Werke zu würdigen weiß, in denen diese und andere Künstler, gleichwohl mit unbestreitbarem Talent, die Schönheit selbst des kleinsten Stücks Ackerland oder Wiese auf eigene Weise wiedergaben, brauche ich wohl kaum zu bemerken. Diejenigen, die das Meiste zu der bewußten Erweiterung der Horizonte in der letzten Zeit beigetragen haben, sind, wenn ich nicht ganz fehl greife, Frédéric und Baertsoen für die Landschaft, Hens und Marcette für die Marine.

Zumal einige junge Brabanter haben durch das von diesen Vorgängern gegebene Vorbild profitirt, u. a. Bernier, Tordeur, Cambier, Frans de Haspe, Gouweloos, Merckaert, Eugen Verdijen, Blieck und nicht zum geringsten der außerordentlich begabte Löwener Alfred Delaunois.

Einige dieser Jüngeren fassen die Landschaft so episch auf, daß ihre Bilder, ganz von selbst, dadurch etwas Dekoratives bekommen, was heute oder morgen wohl einmal als die erste Offenbarung eines ganz neuen Stils wird gelten können.

Endlich, und hiermit will ich diese allgemeinen Betrachtungen, wenigstens was die Malerei betrifft, beschließen, scheint die bereits vor einigen Jahren bemerkbare Bekehrung eines guten Theils unserer vlämischen Maler zu jener ergreifenden „Stimmungswiedergabe“, in der bestimmter die Nord-Niederländer sich hervorthun, noch beständig zuzunehmen. Auch hier denke ich wieder an Smits, Ensor, Baertsoen, Mertens, Hens, Charlet, Delaunois, Baseler. Nicht nur verleugneten mehrere Jüngere den alten Ruf der Vlamen als saubere Ausführer, auch auf die Glorie unserer traditionellen Farbenbuntheit scheinen sie viel weniger zu geben . . . Statt dessen geben sie nun eine viel größere Wärme des Eindrucks, ein viel größeres Maß von Poesie, die sich ganz tief in den Dingen selbst verbirgt.

Daß die Bildhauerkunst geradezu dieselben Einflüsse auf sich wirken läßt, wird sicher niemanden befremden, der weiß, wie sehr alle bildenden Künste mit einander verwandt und verbunden sind.

Hier ebenso wie dort, jedoch, so kommt es mir vor, in noch auffallenderem Verhältniß, das Streben nach Idealität, — von dem Gemeinen, Trivialen, Platt-wirklichen nach Ergreifendem, nach Poesie und Erhebung von Herz und Seele. Vor allem der treffliche Meunier, der reichbegabte van der Stappen und der noch sehr junge Minne gehen — übrigens schon seit Jahren — allen anderen voraus. Minne stellte, leider, allzu selten aus. Doch sah ich von ihm einzelne Figuren und Gruppen in den letzten Salons der Libre Esthétique, die man mit Recht krystallisirte Empfindungen, bildgewordene Seelenstimmungen nennen kann. Bei ihm tritt der Psycholog so stark in den Vordergrund, daß der Bildner, der Schöpfer wie in Nichts versinkt. Vor einem Werke von ihm denkt man weder an Stoff noch an Kunst. Das ist einzig und allein lauter Seele. Meunier ist in Deutschland genugsam bekannt. Uebrigens nahm er keinen besonderen Antheil an den Ausstellungen der letzten zwei Jahre. Van der Stappen feierte in der „Dreijährlichen“ von 1900 einen wahren Triumph.

Die ganze Reihe von Fragmenten einer riesigen, aus einer großen Anzahl von Personen bestehenden Gruppe, an der er seit mehreren Jahren arbeitet, eine Art Hymnus in Marmor auf die Infinie Bonté, die er 1900 in Brüssel zur Schau stellte, steht hoch über allem, was wir seit langem in einer „Dreijährlichen" zu sehen bekamen, und ist Kunst der besten und edelsten Art.

Daß der von Haus aus fein angelegte J. Dillens und der nicht weniger überzeugte Idealist Rousseau zu derselben Richtung gehören, ist allzu natürlich, um es besonders erklären zu müssen. Beide jedoch stellen ebenso wie Graf de Lalaing und auch Levêque mehr Gedanken als Empfindungen dar, geben mehr Wissen als Sehen. Noch bezeichnender ist, daß andere, die bis vor wenigen Jahren ausschließlich oder hauptsächlich nach Realität strebten, offenbar mit der Entwicklung mitgegangen sind; ich nenne Lagae, Charlier, de Vreese, van Biesbroeck, Boncquet. Schade, daß auch unter den Bildhauern mehr als einer von jener Krankheit angegriffen ist, — einer Art von Größenwahn. Doch wüthet die Krankheit — sonderbar genug — obwohl sie aus der allzu großen Bewunderung eines Bildhauers, Lambeaux', hervorgegangen ist, viel mehr unter den Malern. Bis wohin sich ein begabter junger Mann verirren kann, einzig und allein, weil er den Unterschied zwischen grand und grandiose nicht mehr oder noch nicht kennt, zeigt am deutlichsten der sonst doch sehr talentirte Brüsseler Springael, dessen „Muthlosigkeit" beinahe ungenießbar ist, nur, weil sie in viel zu großem Maßstabe ausgeführt ist. Was Lambeaux selbst betrifft, so fällt es mir schwer, sagen zu müssen, daß ich seit der Vollendung seiner Passions Humaines von ihm kein Werk von einigermaßen außergewöhnlicher Bedeutung mehr zu sehen bekam. Er ist und bleibt — als was er sich schon vor Jahren zeigte — der große, wohl auch manchmal in Ueppigkeit verfallende Verherrlicher des Fleisches, der gewaltige, wohl auch manchmal oberflächlich werdende Virtuose in der Bildhauerkunst.

Fasse ich nun zum Schlusse die Eindrücke zusammen, die nicht nur die jüngste „Dreijährliche", sondern auch die meisten anderen sowohl Einzel- als Gruppenausstellungen dieser letzten zwei Jahre auf mich gemacht haben, so komme ich zu dem Endurtheil, daß wir nun am Anfang des neuen Jahrhunderts die Zukunft der südniederländischen Kunstschule wohl mit einigem Vertrauen abwarten können.

In zwiefacher Hinsicht haben wir sogar Grund zu großer Freude. Obwohl ich, auch in unserem vlämischen Flandern, ebensogut alle plastischen Werke zu schätzen weiß, die viel mehr einen lateinischen oder hellenischen als einen germanischen oder niederländischen Stempel tragen, wie ein in französischer Sprache statt in unserem eigenen Niederländisch geschriebener Roman, Drama oder Gedicht, muß ich doch rund heraus sagen, daß es mir von Herzen wohlthut, ebensogut feststellen zu können, daß unsere jungen Maler und Bildhauer zu der nationalen Ueberlieferung — jener der Schulen des fünfzehnten oder des siebzehnten Jahrhunderts — zurückkehren, als auch wahrzunehmen, daß die Zahl der jüngeren Schriftsteller, die sich der niederländischen Sprache bedienen, aufs neue von Tag zu Tag ansehnlicher wird. So ist es — wenigstens für mich — eine große Genugthuung, daß unsere jüngeren Künstler, ohne darum irgendwie das Studium der Natur zu vernachlässigen, dem rohen, brutalen, gedanken- und gefühllosen Realismus, der noch vor einigen Jahren herrschte, mit gleicher Ueberzeugung wie allen exzentrischen Methoden den Rücken kehren.

So beginnt man denn endlich wieder zu begreifen, zu erkennen, — daß Plattheit, „Dörperheit", Gemeinheit und Rohheit weder die vornehmlichsten noch gar die unentbehrlichsten Kennzeichen der niederländischen, der vlämischen und holländischen Kunst sind. Es ist nicht wahr, daß die vlämische Kunst, in ihren herrlichsten Zeiten, da sie gerade als vlämische Kunst den höchsten Gipfelpunkt ihrer Blüthe erreichte, eine Kunst so gemeiner, minderwerthiger Art war. In Buchstaben von Gold möchte ich es geschrieben sehen auf der ersten Seite jeder Geschichte unserer bedeutendsten, das ist, unserer Brüggeschen, Gentischen, Brüsseler, Löwenschen, Antwerpener Schulen:

„Keine Kunst der Welt übertraf jemals die unsere in Keuschheit des Empfindens, Adel des Ausdrucks, Feinheit der Nuancen und Uebergänge."

Die Lebensprinzipien der vlämischen Schule haben ihre im Laufe der Jahrhunderte verblichene Kraft noch keineswegs verloren. Da es nun unumstößlich wahr ist, daß diese Prinzipien schon zweimal, das erste Mal im fünfzehnten Jahrhundert, das zweite Mal im neunzehnten Jahrhundert in Frankreich, und ebenfalls zweimal, im siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert in England eine Blüthezeit der Kunst, und gewiß nicht ohne Rücksichtnahme auf die vlämischen Meister, veranlaßte, — frage ich mich, ob sie dasselbe Wunder nicht auch noch einmal auf dem eigenen fruchtbaren Boden, auf dem sie entstanden, sollten hervorbringen können.

Es ist mein fester Glaube, wie es der war von Wappers, von Leys, von Lies, von den Wallonen Louis Gallait, von Hendrik de Braeckeleer, von Albrecht de Vriendt, von Verwee, und wie es jetzt noch unter den Jüngeren der von Ensor ist: ohne jene gewisse kleingeistige Exklusivität für alles, was in Auffassung und Techniken früherer Zeit Treffliches und Gesundes vorhanden sein mag, kann allein ein wohlbewußter Nationalismus die Kunst in diesen Landen einer neuen Blüthezeit entgegenführen.

Antwerpen. Pol de Mont.

Aus dem Schnee.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

Ein Märztag droben hoch im Norden!

Weißgolden steht die Sonne am Horizonte, von Wolken überjagt. Der rasende Schneesturm der letzten Tage hat ausgetobt, jetzt ist Stille und Klarheit. Leuchtend blaugrün wölbt sich der Himmel über den weißen Massen des halbverschütteten Waldes. Alle Höhen und Tiefen des Bodens sind verschwunden, ausgefüllt durch die unerhörten Mengen des weichen, sammtenen Geriesels; nur ein trotzigerer Porphirblock hält ein Bündel weißhaariger, bis zum Knie vergrabener Birken triumphirend in die Luft. Hier und da steigt eine befremdliche Rauchwolke aus dem Schneeboden empor. Das ist der Schornsteinhauch irgend einer überwehten Hütte.

Drinnen im Häuschen sitzen sie schon seit Tagen in stummer, grauweißer Dämmerung, graben sich mühsam Gänge von Wohnhaus zu Stall, geben Vieh und Kachelofen frische Nahrung und hocken sich dann wieder theilnahmlos auf Bank und Bett, um der Erlösung entgegenzuschlummern. Kaum, daß man sich zur gewohnten Stunde die Nahrung bereitet und ißt. Manchen freilich läßt die Sorge nicht schlafen. So schlimm, wie in diesem Frühjahr wars noch nie! Was mag da alles zu Grunde gehen, draußen im Unwetter! Unmöglich, sich vom Flecke zu rühren! Vom nächsten Nachbarn weiß man nicht, ob er überhaupt noch lebt, oder ob der Schnee ihn erstickte? Nur das brüllende Sausen der gepeitschten Wälder kann man hören hier unten in der Regungslosigkeit. Es martert die gespannten Nerven mit seiner ewig wiederholten Angst- und Zorn-Melodie. Zuletzt ist auch das undeutlich geworden, so dick legte sich die Schneedecke über Augen und Ohren des Hauses. Da war man ganz im Grabe. Einzig der mächtige Kamin, in den der Sturm wilde Rede und Frage hineinstieß, vermittelte Botschaft von außen. Und endlich

hörte sein zorniges Fauchen und Rauchen auf. Da wußte man, daß droben wieder Frieden lag.

Heikki, der junge Bauerssohn reckt die Glieder.

Förmlich weh hats gethan, das lange Feiern. Jetzt gibts ja aber Arbeit genug!

Mit Schaufeln, Karren und Schippen schaffen die Männer sich heiß. Auf einmal stehen sie unbeweglich. Die Knechte sehen, ohne den Kopf zu drehen mit horchenden Augen auf Heikki. Der hält den Athem an und lauscht. Da wieder! Wirklich, das klingt ja wie — —

„Schlittenglocken“ sagt er endlich kurz und bestimmt.

Alle arbeiten doppelt eifrig. Ein Schlitten kommt mitten in die unzugänglichen Winterwälder? Bei dreißig Grad Kälte durch Schneesturm und Nacht? Wer kann das unternommen haben? Welch starker Willen führte ihn auf Wegen, die nicht einmal noch der Schneepflug berührte?

Eine halbe Stunde später tragen die Männer ein steifes Schneebündel in die Stube hinein, aus dem ein paar große, getroste Augen hervorblicken, und eine breite Flechte sonnengoldenen Frauenhaars fällt über Heikki's Arm, als er das fremde Fräulein auf der Fensterbank bettet.

Auch Kutscher und Pferde sind eingebracht und werden gepflegt, nur der Schlitten liegt vorerst noch still, wo er zwischen den Föhren eingesunken ist. Seine Glocken klingen leise im harten Schneestaub, der von den Bäumen niederfällt.

Drinnen in der Stube schiebt der junge Heikki unaufhörlich Klotz und Scheit in die mächtige Oeffnung des geweißten Kamins, daß der halbdunkle Wohnraum mit seinen mißfärbigen Kalkwänden lustig gelb und roth durchflackert wird, bis hin zu den schneevermauerten Fenstern. Es ist, als solle all der Dunst von Trägheit und Stumpfheit, mit dem die Atmosphäre hier drinnen beschwert ist, verzehrt werden von der Gewalt der strahlenden Flammen.

Und nahe am Kamin, im ruhigen, weißen Lichtkreise sitzt sie, das Fräulein aus der Schulstadt. Fein und stark sitzt sie da im großen Lederschaukelstuhl, der sich zu ihren Worten leise wiegt, wie vom Feuerschein getragen. Achtlos hat sie den Zitronenthee getrunken, den die Mutter ihr brachte. Noch sind ihre Lippen etwas bleich vor Mattigkeit, aber ihre Stimme klingt warm und klar, als wäre die Reise nicht durch Sturm und Frost gegangen, sondern durch Sonnenfelder und Blumenwald, in dem die Vögel singen.

Sie spricht von Recht und Unterdrückung, von Hoffnung und Muth.

Ein Manifest ist gekommen nach der Hauptstadt, erzählt sie. Darin steht, daß ihr geschworener Schutzherr, der Kaiser des großen Nachbarlandes, ihre Gesetze und Rechte aufheben will. Ihr Volk, das sich im mühseligen Kampfe gegen Sumpf und Fels ein Vaterland geschaffen hat, soll jetzt aufhören, eine Nation zu heißen. Seine Söhne sollen in fremdem Heere dienen, fremden, roheren Brauch will man ihm aufzwingen, fremde Gesetze, fremde Sprache.

„Wie denn? Unsere Sprache hergeben?“

„Kann man denn ein anderes Vaterland haben, als wo man gesäet hat?“

Summen und Staunen schwirrt durch die Stube. Das Hofvolk ist hereingekommen und starrt auf das Fräulein. Auch der Alte hat sich aufgerafft, der Hausherr, der den ganzen Tag über, halb verschrumpft und verbogen, in der Bettkammer hockt. „So so, ja ja. Nein, was die Menschen alles machen!“

Und das Fräulein redet weiter. Eine Bittadresse ist verfaßt worden, die sollen fünfhundert treue Männer dem Kaiser überbringen. Der Kaiser ist gut, er will nicht, daß Unrecht geschieht. Aber der Kaiser kennt den Mund des Volkes nicht. Hunderte von Männern und Frauen haben die Adresse abgeschrieben in einer Nacht, und Hunderte von Männern und Frauen reisen nun im Lande umher mit den Schriftstücken und horchen auf die Meinung des Volkes.

Danach liest sie die Adresse vor. Alle weinen. Einer nach dem anderen tritt zum Tisch hin und setzt mit ungelenker, schwieliger Faust seine Unterschrift auf das Papier. Heikki als letzter. Er fühlt eine quälende Scham in der Seele. Wo war er denn bisher? Was hat er gethan? Für wen war es wichtig, daß er aß, trank und schlief, im Felde half und wieder aß und wieder schlief?

Er sieht an seiner vollen, durch die Winterruhe fett gewordenen Gestalt herunter und wieder zu dem schlanken Mädchen hinüber, dem jetzt der Mund purpurroth glüht und deren Augen blaue Funken sprühen in dem blassen Gesicht.

„Was soll ich thun?“ fragt er leise.

Sie lächelt ihn an.

Da weiß er, daß es das Leben selber ist, das zu ihm kam, das helle, starke Leben, vor dem er sich verborgen hatte in dumpfwarmer Behaglichkeit und Trägheit.

Mit großen, festen Buchstaben setzt er seinen Namen auf das Blatt. Noch hat er den kühnen Schnörkel nicht verlernt, mit dem er ihn verzierte, damals in der Lateinschule, wenn er unter seine bombastischen Aufsätze Vor- und Zunamen schrieb. Ist er wirklich ganz in Schlaf versunken seitdem?

Mit mächtigem Ruck richtet er sich in die Höhe. — —

In der Mittagsstunde bricht das Fräulein auf. Kutscher und Schlitten sind nicht zur Weiterfahrt zu gebrauchen. Der eine hat sich in Branntwein allzukräftig erholt, der andere hängt gefährlich schief in den Achsen.

„Weiter muß ich!“ Und sie kommt weiter. Heikki hat zwei Paar alter Schneeschuhe hervorgesucht. „Ich komme mit!“

Wieder lacht sie ihn an.

Ohne nur umzuschauen, verläßt er sein Haus und folgt ihr nach.

Draußen ist jetzt alles voll Licht. Jede Vertiefung, jeder Schatten leuchtet himmelblau. Die Silhouetten der Uferbäume liegen, wie seltsam gespreizte, blaue Riesenfinger auf dem weißgefüllten, stillen Becken des Sees. Ab und zu blitzt das Grundeis durch eine der tiefen Schneenarben in tausend bunten Strahlen hervor.

In sausendem Fluge schießen die Beiden dahin, glückselig zu einander gewendet, dann wieder sich gegenseitig überholend und doppelt freudig sich nach kurzer Erwartung aufs Neue begrüßend. Ihr bewehrter Fuß kennt keine Hindernisse mehr. Der Schnee selbst ist ihr Verbündeter geworden. Er schlägt ihnen die Brücke über die schmalen Hohlwege, in denen jeder Begegnende des anderen Feind ist, er schneidet den Weg ab über die langsam sich windenden Furten. In gerader Linie gehts dem Ziele zu. Vertrauensvoll über die weißen Brücken. Lächelnd, ohne nur hinabzuschauen. Die Wärme ihrer Glieder, der Hauch ihres Mundes steht wie ein blauer Dampf um sie herum, und wo sie in eine Hütte treten, bringen sie einen Strahl des herben, leuchtenden Schneelichts mit, durch das sie flogen. Eine Freiheit ist in ihnen, ein Schwingen von Luft, das ihnen die Welt zu eigen macht in dieser Stunde.

Die beiden gleitenden Menschen dort mit ihren roth überglänzten Gesichtern erscheinen wie zwei junge rothe Blumen, die auf dem Schneemeere schwimmen. Die Sonne freut sich, was sie hier, wo alles erstarrt schien, zur Blüthe gebracht hat. So viel Kaltes und Totes muß sie ja bescheinen den ganzen Tag, hier oben im Norden! So viel Verleumdung, Heuchelei und Sieg des Unrechts!

Der Sonne macht es wenig Spaß in all das trübe Treiben hinein zu leuchten. Lieber kehrt sie immer wieder zu ihren beiden jungen Menschenblüthen zurück, die auf dem Schneemeere schwimmen. Heikki vor allem, mit seinen kaum erwachten Träumeraugen gefällt ihr. Mit verheißungsvollem Lächeln beugt sie sich zu ihm herab.

Sie hat es gut mit ihm vor.

„Laß uns eilen, Lieber“ sagt das Mädchen. „Sieh, die Sonne neigt sich schon. Tag und Kraft gehen zu Ende.“

„So raste du ein wenig hier im Eisenwerke, Liebe, daß ich dir den Weg bereite, du hast schon mühevolle Stunden hinter dir. Am Moorschilf dort am Haselstrauche warte ich auf dich."

„Am Haselstrauche denn, mein Lieber."

So verließen sie sich.

* * *

In selige Hoffnung verloren gleitet Heikki weiter.

Heiliges Schweigen ringsum. Nur das weiche Geräusch der Schuhhölzer über dem Schnee. Die Sonne greift mit langenden Strahlen nach dem verzückt Dahinsegelnden. Mit ihrer geheimnißvollen Lichtmacht, die kein Vorher und kein Künftig kennt, schafft sie ihrem Liebling eine Vision.

Und solches schaut Heikki:

Geräuschvoll und lustig ist's in der großen Kaiserstadt. Elegante Damen steigen aus reich verzierten Equipagen. Goldbedeckte Lakaien. In den Glasfenstern der Kaufhäuser alle Herrlichkeit der Welt. Schlittenglocken, Peitschenknall, das Geschwätz Betrunkener, Rufe, Drohungen und Gelächter, Befehle, Scherze, Musik.

Mitten aber durch all das Treiben geht ein langer, ernster Zug. Fünfhundert Männer in dunkler Tracht. Es sind viele unter ihnen, die noch niemals eine Stadt gesehen haben, die nichts kennen, als die stille, gleichförmige Einsamkeit der Wälder. Keiner aber von ihnen schaut um. Aller Augen sind nach innen gerichtet, auf das eigene Leid und die eigene Hoffnung. Keiner spricht ein Wort. Einer hält die Hand des andern. Und so — still und gewaltig — geht der Zug über die große Brücke dem Palaste zu. Die Straßenwächter blicken scharf herüber. Aber so unwiderstehlich ist der Ernst und die Kraft dieses Schreitens, daß niemand die Fremden aufzuhalten wagt. Jeder Begegnende tritt zur Seite und schaut nach. Alle verstummen. Und jetzt ist die Thüre des Palastes erreicht — und jetzt . . .

Ein beschneiter Haselbusch am Wege.

Heikki hält an. Hier am Haselstrauch wollte er doch . . .

Durch die träumerische Unklarheit seiner Sinne hindurch, spürt er einen seltsamen Zwang, hier stehen zu bleiben. Da ihm nun seine Schuhe wieder in das Vorwärtsgleiten gerathen wollen, wirft er seinen langen Stützstock zu Boden und schnallt sie ab.

Dichter legt sich der Schwindel um seine Stirne. Er blickt auf, noch ganz in seiner Vision befangen.

Ein weißer Haselbusch . . . der ihn festhalten will . . . hier vor der Thüre des Palastes?

Heikki sinkt auf seine Kniee und betet. Und alle die ernsten Männer beten mit: „Gib uns ein Zeichen Herr, daß wir siegen."

Da plötzlich loht der weiße Busch in Flammen auf, wie ein botschafttragender Mosesstrauch. Blutroth in Sonnenflammen.

Lächelnd sinkt Heikki ins Kühle, anbetend, voll Glück. Nur den Arm streckt er empor, der die Botschaft hält, die Namen der Hoffenden, die zum Kaiser reden sollen. Das Papier blättert sich auf im weichen Schneewinde, fest gehalten von dem starr emporgereckten Arme des Versunkenen . . . . . Die Sonne hat es gut mit ihm gemeint.

* * *

Als das Fräulein aus der Schulstadt den Schneeschuhspuren ihres Gefährten folgt, sieht sie plötzlich vor sich, rothgelb vom Abendschein bestrahlt eine fremde, weiße Riesenblüthe, die sich, von einem hohen dunklen Schafte herab, langsam hin und her bewegt.

Anselm Heine.

Ein Besuch bei Lord Acton (†).

In den unveröffentlichten, bislang nur als Manuskript gedruckten Lebenserinnerungen Reinhold Pauli's, die die Wittwe des hochverdienten Verfassers der Geschichte Englands im Jahre 1895 für Verwandte und Freunde zusammengestellt hat, findet sich in einem Briefe Pauli's vom 9. September 1877 eine interessante Schilderung der Häuslichkeit Acton's, die wir mit gütiger Erlaubniß der Herausgeberin mittheilen.

Aldenham Park, Bridgenorth.

— — — — Wir (Pauli und Georg Waitz) konnten am Sonnabend in Thirlestaine House glücklicherweise fertig arbeiten, obschon es recht Hals über Kopf ging. So entschlossen wir uns denn nach etwas früherer Mahlzeit über Worcester in 3—4stündiger Fahrt hierher zu reisen. Der Weg geht meist in dem reizenden Severn-Thal bergan, an der stattlichen Bischofsstadt Worcester vorbei, auf deren schöne Kathedrale ich leider nur einen sehnsüchtigen Blick werfen konnte. Bei der Ankunft in Bridgenorth hielt ein eleganter zweisitziger Glaswagen mit zwei feurigen Rappen, in welchem der Weg von 4 Miles bald zurückgelegt wurde. Lord und Lady Acton empfingen uns auf das liebenswürdigste. Um 9 Uhr erst wurde dinirt und bis Mitternacht die lebendigste deutsche Unterhaltung geführt.

Das ganze Dasein ist nach dem höchsten und feinsten Stil zugeschnitten. Eine großartige Allee führt nach dem schloßartigen Bau, der auf der einen Seite eine Terrasse mit Blumengarten im Versailler Stil hat, in dem auch eine kleine katholische Kapelle liegt, während auf den anderen Seiten der Park über Hügel und Thal, Wiesen, Weiden, Teiche weit hinausgreift. Da sind die weitesten Spaziergänge zu machen, mit immer neuen Aussichten über eine unendlich mannigfaltige Hügellandschaft, deren Hintergrund die Walliser Berge bilden. — — — In dem weitläufigen und doch höchst behaglichen Hause findet man sich nur schwer zurecht. Die Zimmer, oft ganz holzgetäfelt, sind mit unendlichem Luxus und Komfort eingerichtet. Ich habe ein großes Gemach mit entzückender Aussicht über den Park, — — — habe einen eigenen Bedienten zur Verfügung u. s. w. Alle anderen Schätze und Herrlichkeiten aber werden von der großartigen Bibliothek überragt, wegen deren manche deutsche Universität den Besitzer beneiden könnte. Nicht nur die große Mittelhalle des Schlosses und nicht nur die Wohn- und Schlafräume sind mit Büchern angefüllt, sondern ein eigener, großartiger Anbau ist ganz der Büchersammlung gewidmet, die in bequemster und elegantester Weise zugleich auf eisernen Gallerien zu erreichen ist. In Deutschland ist schwerlich irgend eine Hof- und Staatsbibliothek so würdig aufgestellt. Dazu kommt, daß Lord Acton in seinen Büchern wirklich Bescheid weiß und unter ihnen gerade den liebenswürdigsten Wirth zu machen versteht. Er ist da ganz wie ein deutscher Gelehrter, so daß man mit ihm vollständig wie mit seinesgleichen verkehrt. Dadurch ist es denn auch gelungen, Waitz zu bestimmen, morgen noch hier zu bleiben und erst am Dienstag nach Oxford weiter zu gehen. Es ist mir das eine wahre Erholung und Freude, weil ich über eine Menge litterarische, historische und persönliche Materien mit Lord Acton deutsch wie englisch vortrefflich Austausch pflegen kann.

Die Lady, von bayerisch-französischem Adel, spricht wie ihr Mann deutsch, französisch und englisch gleich geläufig, sie ist eine blonde, sanfte Erscheinung, noch etwas angegriffen von der Sorge, die sie um ihre kranken Kinder hatte. Ich kann daher den unseren nicht von den honourable Misses erzählen; zum Dessert sollen wir heute noch den 7jährigen Sohn und Erben sehen. Beim Diner gibt es wenige aber elegante Gänge, als Hauptwein, was dir gefallen würde, Champagner in Eis. Ein prächtiger Blumenschmuck in einem niedrigen großen Porzellanbehälter wie ein eingefaßter Teich bildet in der Mitte den Hauptschmuck der Tafel zu vier, die vom Butler in Schwarz und von einem Bedienten in Livree bedient wird. Nichts überladen, alles möglichst glanzlos, nur natürlich Frack und weiße Binde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 40. Berlin, den 5. Juli 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Dreibund ist ohne Trompetengeschmetter, ohne Reklame und ohne große Worte erneuert worden, ganz so, wie er war. Die Thatsache wurde offiziell bekannt gegeben, so nüchtern wie möglich, und damit war es gut. In einer Zeit, da erhebliche und unerhebliche politische Ereignisse in den prahlerischen Glanz ausgesuchter Inscenirungskünste eingekleidet werden, und da das politische Theaterspielen eine Entwicklung erreicht hat, wie niemals zuvor, macht diese schlichte Sachlichkeit den allerbesten Eindruck.

Die Zweckmäßigkeit des Dreibundes steht fest für alle Betheiligten; sie bedarf keines Beweises. Die Tendenzen des Dreibundes sind durch die Vergangenheit erhärtet, und ohne die Bedeutung des Bundes zu überschätzen, kann man von ihm erwarten, daß er die europäische Politik auch ferner vor abenteuerlichen Ueberraschungen wird bewahren können. Der Dreibund ist für Europa ein Element konservativer Stabilität geworden und eine Hemmung für internationale Intriguen. Die Zeiten seiner Ueberschätzung sind vorüber; phantastische Hoffnungen und phantastische Befürchtungen erregt er nicht mehr. Er ist auch heute noch eine sehr brauchbare politische Geschäftsverbindung, deren solider Charakter um so klarer hervortritt, mit je weniger Ostentation von ihr gesprochen wird.

Es war ein Zeichen politischen Taktes, die Erneuerung des Vertrages in ruhiger Geschäftsmäßigkeit vorzunehmen, und auch auf diese Weise dem Chauvinismus in Frankreich und Rußland jeden Vorwand zu neuen Deklamationen zu nehmen.

Unmittelbar nachdem die Nachricht von dem Fortbestand des Dreibundes bekannt gegeben ward, wurde mitgetheilt, daß der König von Italien dem deutschen Hofe wie dem russischen einen Besuch abstatten werde.

Im englischen Unterhaus wie in der französischen Deputirtenkammer ist in Anknüpfung an die Erneuerung des Dreibundes über auswärtige Politik gesprochen worden. Der Minister des Aeußern Delcassé gab zu verstehen, daß Rußland die politische Verständigung zwischen Italien und Frankreich herbeigeführt habe, und er betonte, daß trotz dem Dreibunde Italien sich nicht in einen aggressiven Gegensatz zu Frankreich bringen lassen werde. Ganz gewiß nicht, denn solches Ziel ist innerhalb des Dreibundes niemals verfolgt worden. Die Erörterungen im englischen Unterhause bewegten sich auf breiterer Basis; sie waren ohne substantielles Ergebniß und nur insofern interessant, als deutlich aus ihnen die Besorgniß heraustönte, es könnte Italien im Anschluß an Frankreich zu einer England abträglichen Politik im Mittelmeer abschwenken.

Das Befinden des Königs von England soll sich bessern. Das ist gewiß sehr erfreulich; ob diese Besserung aber zugleich ein Schritt zu schließlicher völliger Genesung ist, das wird noch immer vielfach in Zweifel gezogen. Hoffentlich mit Unrecht.

Nunmehr hat sich auch die bayerische erste Kammer mit der Frage einer Reform des heimischen Wahlrechtes beschäftigt, und die Standesherren haben sich gleichfalls dahin ausgesprochen, daß das indirekte Wahlsystem durch das direkte für die Landtagswahlen ersetzt werden solle. Regierung und beide Kammern sind mithin darüber in Bayern einig, daß das Landtagswahlrecht einer Umgestaltung in liberalem Sinne unterzogen werden muß.

Man wird annehmen können, daß diese Uebereinstimmung in kurzem zu einer gesetzgeberischen That führen wird, und Bayern wird alsdann den Erfordernissen modernen parlamentarischen Lebens einen erheblichen Schritt näher gekommen sein.

In Preußen haben verwandte Versuche der Freisinnigen die schroffste Ablehnung schon im Abgeordnetenhaus

gefunden; die Regierung blieb stumm, und das Herrenhaus wurde mit der Frage überhaupt nicht befaßt. Aber auf diese Weise wird man das liberale Verlangen nach einem gerechten Wahlrecht nicht todt machen; bei uns wird die Forderung wiederkehren und immer wiederkehren, und die unhaltbare Position der Gegner einer Wahlrechtsreform in Preußen wird um so unhaltbarer werden, da man nunmehr auf verständige Reformbestrebungen in Bayern hinweisen kann, die selbst die Billigung der Regierung und der ersten Kammer gefunden haben; und die Regierung in Bayern und die erste Kammer in Bayern sind des Radikalismus nicht verdächtig, aber sie erweisen sich freilich Erwägungen verständiger politischer Gerechtigkeit zugänglicher als die sogenannten konservativen Elemente in Preußen, denen nur ihre Klassenherrschaft am Herzen liegt, und deren Bestrebungen die Regierung tolerirt, vielleicht weniger in innerster Uebereinstimmung als aus Schwäche.

Auf den Ausgang einer zweiten Auseinandersetzung in Bayern kann man gespannt sein.

In Würzburg bewarb sich der außerordentliche Professor Chroust um die ordentliche Professur der Geschichte. Die Fakultät lehnte ihn als ungeeignet ab. Professor Chroust aber führte die Ablehnung darauf zurück, daß er als gläubiger Katholik bekannt sei. Bei der Erörterung des Vorganges in der Kammer stellte sich der bayerische Kultusminister von Landmann, dessen ultramontane Neigungen und dessen Abneigung gegen den liberalen Geist der Universitäten bekannt ist, auf die Seite des Professors Chroust und warf Rektor und Senat der Universität Würzburg Befangenheit und mangelnde Unparteilichkeit vor. Die Folge ist, daß der Würzburger Rektor und neun Mitglieder des Senats, je drei der juristischen, der medizinischen und der philosophischen Fakultät, ihre Aemter niedergelegt haben und bei dem Ministerium gegen den erhobenen Vorwurf protestirten, und weitere 29 Professoren der Würzburger Universität erklärten zu diesem Protest ihre Zustimmung. Man wird abwarten müssen, ob Herr von Landmann als Sieger aus seinem Kampfe gegen die bayrischen Hochschulen hervorgehen wird; hoffentlich unterliegt er.

Der Generaloberst von Loë hat in einer Katholikenversammlung zur Feier des Papstjubiläums in Bonn eine große politische Rede gehalten. Man muß Herrn von Loë zugeben, daß er auf keinem engherzigen religiösen Standpunkt steht: er sagte:

„Ich habe neulich in einer Ansprache an meine alten Husaren an den denkwürdigen Ausspruch des unvergeßlichen Reichskanzlers, des Fürsten Bismarck, erinnert: „Wir Deutsche fürchten niemanden außer Gott.“ Der Ausspruch ist heute wahr und wird es bleiben, aber nur unter der Voraussetzung, daß wir den deutschen Erbfehler, die elenden konfessionellen Zänkereien, unterlassen und daß wir alle ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses treu zusammenhalten — Protestanten, Katholiken und Israeliten. Meine Herren, ich nenne von dieser Stelle die Israeliten mit Vorbedacht, weil ich weiß, daß ich damit im Geiste des Stifters unserer heiligen Religion spreche, welcher das Vorbild der Duldsamkeit ist . . . Ich nenne die Israeliten aber nicht allein als Christ, ich nenne sie auch als Soldat, denn ich finde nun einmal in dem christlichen und dem Soldatenkatechismus keine Widersprüche. Von diesem Standpunkte und in diesem Sinne habe ich vor vierzehn Tagen in diesen Räumen zu meinen alten Husaren gesprochen. Protestanten, Katholiken und Israeliten, denn auch die letztgenannten hatten sich im stolzen Bewußtsein ihrer Regimentsangehörigkeit zu meiner Freude hier zusammengefunden. Ja, wahrhaftig, zu meiner Freude! denn unter ihnen befindet sich einer der tapfersten Husaren des Feldzuges, ein Bonner Kind . . .“

Solche Worte verständiger Toleranz, die das deutsche Volk einen, sind wohlthuend, um so wohlthuender je seltener sie aus dem Munde hoher Militärs gehört werden.

Befremdlich aber ist es, daß Generaloberst von Loë sich zugleich berufen gefühlt hat, Kritik an den Zuständen in Frankreich zu üben. Er sagte:

„Die Thatsache ist unbestreitbar, daß Preußen in Bezug auf die Glaubensfreiheit seiner Bewohner fast allen Staaten voransteht. Daß dieser Vorzug ganz besonders im Vergleiche mit dem katholischen Frankreich gilt, ist weltkundig und wird auch im Vatikan bereitwillig anerkannt . . . Die gläubigen Franzosen bewundern rückhaltlos die Kaiserrede in Aachen, allerdings nicht ohne ernste Betrachtungen über die Maßregeln anzustellen, welche ihre eigene Regierung auf dem religiösen Gebiete, namentlich auch in der Armee ergreift. Ich bin nicht im Stande, aus der Ferne mir ein Urtheil über das Verfahren des französischen Oberkommandos zu bilden. Sollte dasselbe geeignet sein, die Einigkeit in dem ehrenwerthen französischen Offizierkorps zu schädigen, das Vertrauen in die militärische Unparteilichkeit der Kommandobehörden zu mindern, so würde ich dies im Hinblick auf die Tüchtigkeit einer Armee bedauern, deren glänzende Tapferkeit, deren große militärische Eigenschaften ich auf manchem Schlachtfelde bewundert habe. Wir Deutsche haben keine Veranlassung, die gesunde militärische Entwicklung der französischen Armee, welche General Galliffet als Kriegsminister bewunderungswürdig gefördert hat, zu fürchten. Im Gegentheil! Jeder Soldat ohne Unterschied der Nationalität mußte sich freuen, einen ruhmbedeckten kriegserfahrenen General an der Spitze dieser großen Armee zu sehen, welcher als Erziehungsprinzip die Disziplin über die Politik stellte.“

Daß ein Generaloberst der deutschen Armee an der französischen Entwicklung öffentlich seine Kritik übt und einen französischen früheren Kriegsminister, gegen den die Majorität der Bevölkerung sich erklärt hat, mit starkem Lob bedenkt, um die jetzt herrschende Richtung in Frankreich deutlich genug tadeln zu können, das ist eine Neuerung, die zu Bedenken Anlaß geben muß.

Herr von Loë ist keine Privatperson, die sich rückhaltlos öffentlich aussprechen darf. Und wie wir es in Deutschland sehr unangenehm vermerken würden, wenn prominente Persönlichkeiten des Auslands in öffentlicher Stellung an unseren inneren Verhältnissen Kritik üben wollten, so kann man in Frankreich es sich verbitten, daß wir diese Gewohnheit in Deutschland einbürgern. Solche Sitten würden dazu führen, die internationalen Reibungen zu verstärken.

Wenn man in Frankreich diese Rede bisher sehr gleichmüthig aufgenommen hat, so liegt das allein daran, daß sie für die Parteien in der Regierung, die kritisirt wurden, eine willkommene Waffe und den Parteien der Rechten, die gelobt wurden, eine Verlegenheit ist; denn der Tadel Deutschlands ist noch immer in den Augen der französischen Massen ein Lob, und das Lob Deutschlands macht bei denselben Massen noch immer verdächtig. Also die Republikaner können sich über den Tadel, der ihr Prestige erhöht, innerlich freuen, und die Belobten werden dem Lober nicht dankbar sein; daher befriedigtes Schweigen hier und beklommenes Schweigen dort.

Aber wenn auch die Rede in diesem besonderen Falle ohne unerfreuliche Polemik vorübergegangen ist, so wollen wir doch in Deutschland an dem gesunden Prinzip festhalten, daß auch der Schein zu vermeiden sei, als hätte das offizielle Deutschland die Absicht, sich in die inneren Angelegenheiten fremder Reiche einzumischen.

So begreiflich wir es finden, wenn solche Einmischung von den Betroffenen übel vermerkt wird, so unbegreiflich finden wir einen Vorgang, der sich in Bern abgespielt hat, und der sich uns als Zeichen häßlicher Ueberreizung des patriotischen Empfindens darstellt.

Professor Ferdinand Vetter war als Abgeordneter der deutsch-schweizerischen Universitäten bei der Feierlichkeit des Germanischen Museums in Nürnberg anwesend. Er hielt dort eine Rede, in der er sagte:

„So kommt es uns deutschen Schweizern hier und heute an diesem Feste der deutschen Vergangenheit auch erst wieder recht zum Bewußtsein, daß wir geistig immer zusammengehört haben . . . Aber wir lassen uns deshalb unsere Berge und Seen nicht schelten und nicht nehmen und sind uns voll bewußt, daß die bescheidenen Eigenheiten unseres schweizerischen Alpenhauses, unserer schweizerischen Schlösser und Klöster ein wichtiger und nicht wegzudenkender Theil der Kultur- und Kunstgeschichte des großen deutschen Gesammtvolkes sind . . . Eine deutsche Provinz in geistiger Beziehung also wollen wir in der deutschen Schweiz sein und bleiben, aber allerdings mit sehr bestimmten Reservatrechten. . . .“

Was kann ein vorurtheilsloser Geist an diesen Worten Anstößiges finden? Die politische Selbständigkeit der Schweiz ist eine Thatsache; niemand will sie antasten; in der Rede wird sie überhaupt nicht erwähnt. Wenn aber Schweizer Universitäten in Nürnberg überhaupt erschienen, so mußten sie doch hierzu einen Rechtstitel haben; dieser Rechtstitel liegt in der Gemeinsamkeit deutscher Kultur und Sprache. Solche Gemeinschaft schließt keineswegs selbständige Sonderheiten aus, wie wir selbst von einer schwäbischen Dichterschule sprechen, von den Marschen-Dichtern ohne jeden partikularistischen Hintergedanken, und so betonte auch Vetter die „sehr bestimmten Reservatrechte“ der deutschen Schweiz, die darum aber doch eine „deutsche Provinz in geistiger Beziehung“ ist, weil wir in Deutschland Keller und Meyer und Böcklin wie einen der unseren, und weil der gebildete Schweizer Goethe und Schiller und Lessing und Herder wie einen der Seinen und weil wir beide Grillparzer als einen der unseren empfinden und genießen, obgleich er ein Oesterreicher ist. Das alles ist selbstverständlich.

Den Berner Studenten erschien dieses Selbstverständliche empörend; sie brachten Herrn Vetter seiner Rede wegen eine Katzenmusik. Du lieber Himmel, eine Studentennarrheit braucht man nicht ernst zu nehmen. Aber nunmehr veröffentlichte der „Berner Bund“, ein so angesehenes Blatt, einen Leitartikel über die Affaire Vetter, von einer wirklich bedauerlich vulgären Tendenz. Der Artikel behauptet, Professor Vetter habe aus gemeiner Streberei, um sich in Deutschland eine Professur zu sichern, seine Rede gehalten. Der Inhalt jener Rede aber war so selbstverständlich, daß niemand in Deutschland auf den Gedanken gekommen wäre und gekommen ist, die Ausführungen hätten den Zweck gehabt, eine besondere Belohnung hervorzulocken. Es ist nicht verwunderlich, daß J. V. Widmann — unsere Leser kennen ihn aus so zahlreichen ausgezeichneten Beiträgen — dieser edle und gesunde und feine schweizer Poet und treffliche Feuilleton-Redakteur des „Bundes“ seine Stellung an einer Zeitung niederlegte, die solch geschmacklosen Chauvinismus zu Worte kommen ließ. Und jetzt hat nun auch der Senat der Universität Bern das Wort genommen, und er bedauert, daß die Rede derart war, um zu „beklagenswerthen Mißverständnissen“ Anlaß zu geben; worauf auch Vetter seine Demission als Universitätslehrer einreichte.

Wir finden, es gibt hier nur ein einziges „beklagenswerthes Mißverständniß“, und das liegt darin, die Gemeinsamkeit deutschen Geisteslebens, das der politischen Grenzen nicht achtet und das von Deutschland nach Oesterreich und der Schweiz und von der Schweiz und von Oersterreich nach Deutschland befruchtend hinüberfluthet, in engherzigem Chauvinsmus leugnen zu wollen. Wir gebildete Deutsche sind uns bewußt, was wir den Schweizer Geistesheroen gerade der neuesten Zeit und den zahlreichen starken Schweizer Talenten verdanken; wir erkennen Böcklin und Keller willig als geistige Großmächte schweizerischen Ursprungs an; wir wenigstens würden es als ein Zeichen der Unbildung betrachten, wenn wir meinten unsere Machtstellung durch solch ein Anerkenntniß zu schädigen.

Wir sind überzeugt, daß auch viele Schweizer der Ansicht sind, es könne das berechtigte Schweizer Selbstgefühl nicht kränken, wenn man dort zugesteht, daß in der großen deutschen Geistesrepublik die Schweiz nur eine Provinz ist, zu Zeiten eine von unschätzbarem Werthe; aber der Schreiber jenes Artikels im „Bunde“ und seine Gesinnungsgenossen sind freilich nicht jene Faktoren, welche diesen Werth ausmachen.

* * *

Der arme Centralverband.

Ein Bundesrathsvertreter sprach dieser Tage einem Mitglied der Zolltarifkommission sein Erstaunen darüber aus, daß in letzter Zeit so wenig Anträge auf Erhöhungen von Industriezöllen gestellt würden, und selbst die Zollerhöhungen des Entwurfs meist so wenig Gegenliebe fänden.

Also regierungsseitig war man nach den Verhandlungen des wirthschaftlichen Ausschusses darauf vorbereitet, daß noch ganz andere Forderungen kommen würden, und Graf Kanitz hat mit der ihm eigenen Diskretion über die streng vertraulichen Verhandlungen in der berühmten Animirkneipe aus der Schule geschwatzt; er hat verrathen, in wie hohem Maße der Regierungsentwurf die Erwartungen der schutzzöllnerischen Mehrheit des Ausschusses enttäuscht hat. Ein der letzteren nicht angehörender Industrieller äußerte in diesen Tagen, die Agrarier seien damals gar nicht einmal die schlimmsten gewesen. Bei der Zusammensetzung des wirthschaftlichen Ausschusses, in welchem der hochschutzzöllnerische Centralverband deutscher Industrieller als die Vertretung der deutschen Industrie angesehen wurde, und auch die regierungsseitig einberufenen Einzelmitglieder überwiegend aus seinen Reihen gewählt wurden, konnte das nicht Wunder nehmen. Kam doch, wie der wahrlich nicht freihändlerische Abg. Münch-Faerber in der Zolltarifkommission ausführte, auf drei Vertreter der Spinnerei im wirthschaftlichen Ausschuß nur einer der Garn verarbeitenden Industrien, obgleich diese dreieinhalbmal so viel Arbeiter beschäftigen wie jene.

Und nun der Schmerz: Obgleich die verbündeten Regierungen noch lange nicht den hochschutzzöllnerischen Wünschen des wirthschaftlichen Ausschusses entsprochen haben, ermäßigt die in ihrer Mehrheit doch auch unzweifelhaft hochschutzzöllnerische Zolltarifkommission einen Industriezoll nach dem andern, lehnt Anträge auf neue oder höhere Industriezölle mit überraschender Regelmäßigkeit ab.

Von hochschutzzöllnerischer Seite wird es so dargestellt, als ob es sich dabei lediglich um ein taktisches Vorgehen der Agrarier handele, welche die Industriezöllner für die zweite Lesung des Entwurfs festmachen wollen, für die höheren Agrarzölle gegen die Regierung zu stimmen. Bei dem braven Dr. Diedrich Hahn wird das zutreffen, denn er hat es selbst gesagt, und man hat keinen Anlaß gerade hierbei an seinen Worten zu zweifeln. Aber der Ueberagrarier Münch-Faerber von den Nationalliberalen, die Herren Müller-Fulda, Herold, Speck vom Centrum und selbst der konservative Abg. Foerster-Sachsen sind vollständig ehrlich in ihrem Bestreben, die Garnzölle herabzusetzen. Auf jeden Spinner mehr, den Sie durch höhere Garnzölle beschäftigen, kommen 7 Weber, die Sie damit brotlos machen, sagte dieser konservative Vertreter der Weberinteressen, der zwar gewiß höhere Getreidezölle zu wollen erklärt, aber da diese den Arbeitern die Nahrungsmittel vertheuern, doch nicht gleichzeitig ihnen den Verdienst schmälern und die Kleiderstoffe vertheuern will.

Auch wenn sie höhere Agrarzölle bewilligen, höhere Garnzölle konzediren die Herren Foerster, Münch-Faerber, Müller-Fulda und ihre Anhänger dann erst recht nicht, ebenso wenig wie die Centrumsabgeordneten (Letocha und Stephan ausgenommen) den Säuren- und Superphosphatzöllen ihre Zustimmung geben. Die Solidarität der Hochschutzzöllner ist in die Brüche gegangen; sie existirt eben nicht; sie ist der Regierung und weiten Parteien eine Zeit lang vom Centralverband suggerirt worden, aber die Suggestion schwindet in dem Moment, wo den Interessen der Erzeuger von Halbfabrikaten gegenüber die der Weiterverarbeiter geltend gemacht werden.

Die Politik des wirthschaftlichen Ausschusses (schon seiner Zusammensetzung) und in abgeschwächter Form die des Regierungsentwurfs war die Politik des Centralverbandes deutscher Industrieller. Um höhere Industrieschutzzölle zu erlangen, verschrieb er sich den Agrariern, trat für

deren Forderungen so weit ein, als er noch einigermaßen hoffen konnte, damit wieder zum Abschluß von Handelsverträgen zu gelangen. Der Liebe Müh war umsonst; das Opfer höherer Agrarzölle wird gebracht, aber die Gegenleistung bleibt aus. Und das Angstgeschrei von Konservativen, Rechtsnationalliberalen und Centrum, um jeden Preis den Zolltarif in diesem Reichstag zu Stande zu bringen, ist der beste Beweis dafür, daß in dem neu zu wählenden seine Chancen noch viel schlechter sein werden.

Mit seinen Anträgen auf Zölle bezw. Zollerhöhungen über die Vorlage hinaus ist der Centralverband vollständig hinten runter gefallen. Weder bei Säuren noch bei den Erzeugnissen der Sodaindustrie, noch bei Garnen hat er einen Erfolg erzielt. Und wie dort, so wird es mit den Anträgen auf Zölle für Blei, Zink und Nickel, für Gußstahl, Zellstoff (Cellulose) und andere gehen; ja bei sehr vielen Positionen, die seinen Wünschen folgend im Regierungsentwurf erhöht worden sind, dürfte die Kommission auch noch erhebliche Abstriche machen.

Doch halt, einen Erfolg hat er erzielt, freilich nicht den gewünschten: durch die Anträge auf Zollerhöhungen für Halbfabrikate der chemischen Industrie hat der Centralverband die Farbenfabriken so vor den Kopf gestoßen, daß sie ausgeschieden sind. Und die Mansfelder Kupferschiefer bauende Gewerkschaft, welcher er mit Rücksicht auf die stärker in ihm vertretene Eisen- und Maschinenindustrie das Eintreten für einen Kupferzoll versagte, während er doch gleichzeitig Zink- und Bleizölle fordert, wandte ihm darüber entrüstet den Rücken. Aber auch seine Stellungnahme in der Frage der Garnzölle hat bei vielen seiner Mitglieder aus der Textilbranche so arge Verstimmung erregt, daß sie drauf und dran sind, ihren Austritt zu erklären. Nur noch der Glaube an die Macht und den Einfluß des Centralverbandes, die Ungewißheit, durch wen sie sonst ihre Interessen wahrnehmen lassen könnten, hält sie zur Zeit von diesem Schritt noch zurück.

Der Glaube an Macht und Einfluß des Centralverbandes ist es, was ihm in den Augen zahlreicher Industriellen bisher das Prestige verlieh; man trat ihm bei, auch wenn man in Vielem nicht mit ihm einverstanden war; es war sicherer mit ihm zu gehen, als ihn zum Gegner zu haben. Und die Regierungen waren es, die ihm dieses Prestige verschafften; sie behandelten ihn als die Gesammtvertretung der deutschen Industrie, sie stellten sich in den Dienst seiner Interessen; er war für sie die innere Macht, mit der sie es eben so wenig zu verderben wagten, wie mit den Agrariern; woher hätten sie nun gar den Muth nehmen sollen, es mit dem Bund zwischen Centralverband und Agrariern aufzunehmen! Gewiß, eine selbstbewußte Regierung konnte das; sie war in der Lage mit Erfolg das wahre Interesse der deutschen Industrie wahrzunehmen gegen das vermeintliche der Großindustrie der Halbfabrikate, das der Centralverband vertritt, das wahre Interesse der deutschen Landwirthschaft gegen das Augenblicksinteresse der zeitigen Großgrundbesitzer.

Als die Regierung das that — damals Anfang der neunziger Jahre unter Caprivi — da war auch der Centralverband nicht ihr Gegner. Man kann es offen anerkennen, daß er an der Vorbereitung des russischen Handelsvertrags in ausgezeichneter Weise mitgearbeitet hat; und das hat ihm zahlreiche Mitglieder zugeführt. Daß er aber für das Linsengericht einiger höherer Zölle auf Halbfabrikate im Interesse einzelner mächtiger Mitglieder die deutsche Industrie den Agrariern ausgeliefert hat, das muß sich bitter an ihm rächen. Nicht nur, daß ihm aus dem unnatürlichen Bündniß nicht einmal der ausbedungene Gewinn zu Theil wird, er verliert seinen Einfluß, sein Prestige, seinen Anhang.

Der Centralverband hat sich mit den Agrariern verbündet, weil er dadurch sich an der Macht zu erhalten, noch mächtiger zu werden wähnte. Mit Wuth sieht er, mit starrem Staunen die Regierung, daß die Spekulation eine falsche war. Die Unzufriedenheit in den Reihen seiner Mitglieder wächst von Tag zu Tag, je mehr ihnen klar wird, wie verfehlt seine Taktik war. Er ist mit Schuld daran, wenn die Misère in der Industrie nicht weichen will; Geld ist billig geworden, der afrikanische Krieg beendet und doch will die wirthschaftliche Depression nicht schwinden; selbst den Kreisen der Großeisenindustrie wird es allmählich klar, daß die Erdrosselung der Börse, die Gefährdung des Zustandekommens von Handelsverträgen durch die Agrarier die eigentlichen Ursachen des wirthschaftlichen Darniederliegens sind. Der ersteren hat der Centralverband nur einen schwachen Widerstand entgegengesetzt, an der letzteren ist er direkt mitschuldig. Was ist selbst der Großeisenindustrie heut ein höherer Zoll im Vergleich zur Sicherung des heimischen Wirthschaftslebens durch günstige Handelsverträge. Und die verfehlte Politik seiner Interessenpolitik schafft statt dessen bei allen anderen Staaten die Neigung zur Absperrung, ohne daß dafür auch nur der kleine Erfolg der gewünschten Zollerhöhungen zu erreichen wäre.

Die Regierungen sehen ein, daß sie Macht und Einfluß des Centralverbandes überschätzt haben, und seine Mitglieder sehen das nicht minder ein. Das Prestige ist hin. Armer Centralverein! Werden doch auf sein Konto auch Mißerfolge gesetzt, an denen er bezw. seine Leitung unschuldig ist; die Verstimmung im Lager einer der größten und mächtigsten ihm angehörenden Interessenvertretungen, des Vereins der deutschen Rübenzuckerindustrie über die Zerstörung des Zuckerkartells durch die Brüsseler Konvention ist groß; die Zugehörigkeit zum Centralverband hat nichts genutzt; nicht den Finger hat er für sie krumm gemacht. Was nutzt es dem Zuckerkartell, daß sich der Centralverband nun zum Hort aller Kartelle und Syndikate machen will, wenn der Boden für sein Kartell aus der Welt geschafft ist.

Die Agrarier haben wenigstens in der Tarifkommission noch einen Scheinsieg errungen, der Centralverband hat selbst in dieser Kommission die Schlacht von vornherein verloren.

Armer Centralverband!

Georg Svendsen.

Deutschland und die große Politik.

Regelmäßig erscheinen in der Kreuz-Zeitung Uebersichten unter dem Titel „Die äußere Politik der Woche"; der Verfasser dieser Uebersichten ist Professor Th. Schiemann; er hat seine einzelnen Artikel aus dem Jahre 1901 jetzt zu einem Buche vereinigt, und der Sammlung einige seiner Jahresübersichten vorangesetzt.*)

Diese Uebersichten der „Kreuz-Zeitung" sind fast stets bemerkenswerth und zwar schon aus dem Grunde, weil sie aus der Presse fremder Länder und aus der politischen Brochurenlitteratur des Auslandes eine Fülle von interessantem Material beizubringen pflegen. Es ist ein alter Vorzug deutscher Gelehrsamkeit mit sachlicher Aufmerksamkeit und umfassend auch die wissenschaftlichen Vorgänge außerhalb unserer Grenzen zu verfolgen; die gleiche Methode ist hier auf die Politik übertragen. Dies gibt den Betrachtungen des Professor Schiemann einen substantiellen Rückhalt, der ganz besonders erwünscht bei der Behandlung internationaler Fragen ist; denn bei ihnen, deren wichtige Einzelheiten der öffentlichen Kenntniß entrückt sind, kann der uneingeweihte Beurtheiler nur allzu leicht beim ersten Schritte aus dem Reiche der Realität in das der politischen Phantastik hinübergerathen; und aus dem Beurtheiler ist dann der Kannengießer geworden.

*) Berlin, Georg Reimer 1902.

„Man kann aus den politischen Büchern zwar lernen geschickt von verschiedenen Dingen zu reden; aber es gehört weit mehr dazu, einer Stadt geschickt vorzustehen . . . denn wenn ein Kannengießer schleunig das Bürgermeisteramt zu erhalten trachtet, so ist es ebensoviel, als wenn ein großer Staatsmann in der Geschwindigkeit ein Kannengießer werden wollte." So sagt der Kannengießer bei Holberg.

Gewiß auch die Bücher allein thun es also nicht, sondern zugleich jener Blick für die Wirklichkeit, jene Erkenntniß der vielgestaltigen Entwicklungsmöglichkeiten, die vom Prophezeien abhält; und obgleich der Politiker mit möglichster Zähigkeit an bestimmten Zielen, die er als richtig erkannt hat, festhalten wird, so muß er doch durchaus damit rechnen, daß die Mittel und Wege, dies Ziel zu erreichen, ständig andere werden können. Dem Politiker geht es — vor Allem in auswärtigen Fragen, — wie dem Bergsteiger. Der Gipfel, den er erreichen will, liegt da; aber nur schrittweise läßt sich erkennen, wie Felsen und Schnee und Eis und Abgründe sich überwinden lassen. Diese politische Bergsteigereignung findet man im Schiemannschen Buche, und so sind diese Uebersichten, die die Woche gebracht hat, jetzt nach länger als einem Jahr noch sehr beachtenswerth.

Es ist selbstverständlich, daß dieses Buch auch zum Widerspruch herausfordert. Es fehlt ihm nicht eine leise antisemitische Schattirung. Es fehlt nicht die Behauptung, daß die Freisinnigen in der Handelspolitik mit dem Auslande gemeinsame Sache machen, als ob nicht die Freisinnigen genau ihren heutigen Standpunkt, — überzeugt von seiner Ersprießlichkeit für Deutschland, — auch dann festhalten würden, wenn das Ausland nicht opponirte, ganz abgesehen davon, daß eine Handelspolitik ohne Berücksichtigung der ausländischen Partei überhaupt undenkbar ist. Es finden sich Urtheile, die angreifbar sind, und andere, die die Entwicklung bereits widerlegt hat; aber sein Gepräge erhält dieses Buch nicht durch einseitige Parteiengherzigkeit, nicht durch seine Fehler, sondern durch seine Vorzüge.

* * *

Es giebt keinen Politiker und kein politisches Buch, die über Oesterreich urtheilen, und die nicht dem Suchenden eine Enttäuschung wenigstens zu bringen pflegen.

Für Deutschland existirt keine Frage von größerer Bedeutung, als die Oesterreichische. Was sich in diesem Nachbarhaus abspielt, muß einmal für Deutschland zum Schicksal werden. Schiemann sieht die Rettung im Absolutismus, charakteristischer Weise nicht in dem „bildungsfeindlichen Metternichschen"; wohl aber in dem „aufgeklärten Absolutismus, wie ihn Josef II. ausübte und wie er den Bedürfnissen des heutigen Oesterreich meist entspricht. Mit slavischen Völkern, das bestätigt die Erfahrung nur aufs Neue, läßt sich parlamentarisch nicht arbeiten." Gewiß auch der aufgeklärte Absolutismus kann seine Meriten haben; aber er ist keine Institution, sondern abhängig von dem zufälligen Auftauchen eines absoluten Monarchen, der aufgeklärt und vor allem stark genug ist, seine aufgeklärten Ideen in die Wirklichkeit zu übertragen. Wenn das Schicksal Oesterreichs an dieser Wendung hängt, dann hängt es ab von der Chance, politisch das große Loos zu gewinnen. Denn ein Monarch mit solchen Qualitäten bedeutet das große Loos, und ein solcher Monarch würde hinwiederum auch den Parlamentarismus sich dienstbar zu machen vermögen, der in Wahrheit eine Stärkung für die Staatsgewalt ist.

Auch ein Heilmittel das keines ist, und diese Eigenschaft theilt es mit ungezählten Rezepten für Oesterreich.

* * *

Ich greife noch eine Einzelheit heraus. Es heißt in dem Buche:

„Soll die Welt keine Aktiengesellschaft und alle höhere Kultur, welche in Durchbildung des Einzelnen, wie Aller, zu sittlich-religiös-humanen Idealen ihre Aufgabe sieht, nicht verfehlt werden, so ist mit unerbittlichem Ernst dafür zu sorgen, daß fein säuberlich Politik und Großkapital auseinander gehalten werde."

Wirklich?

Gewiß das Großkapital darf unter keinen Umständen und niemals die politische Entwicklung eines Landes einseitig und ausschließlich beeinflussen; freilich auch nicht das Großkapital, das in Grund und Boden angelegt ist. Aber sind Großkapital und Politik gänzlich auseinander zu halten? Heute ganz gewiß nicht, und es ist gerade das Charakteristische unserer modernen Entwicklung, welche Bedeutung und zwar welche beständig steigende Bedeutung das Großkapital — das mobile Großkapital wie das Großkapital, das in Grund und Boden steckt, — für die Politik gewonnen hat.

Kein großes Institut schließt mit einem auswärtigen Staat eine Anleihe ab, ohne mit der eigenen Regierung Fühlung genommen zu haben; die Basis für das russisch-französische Bündniß lieferte das französische Großkapital durch die Uebernahme russischer Anleihen; der heutige Schifffahrtstrust ist ein großkapitalistisches Unternehmen, das in seinen Wirkungen ins Politische hineinspielen kann, und Schiemann selbst befürwortet den Bau der Bagdadbahn, die natürlich wirthschaftliche Zwecke verfolgen soll; aber wirthschaftliche Ausbreitung und damit wirthschaftliche Stärkung ist heute zugleich eine politische Stärkung.

Ohne wachsenden Reichthum ist kein modernes Staatswesen mit seinen stets wachsenden Ansprüchen aufrecht zu erhalten; wachsender Nationalwohlstand ist bei den Mehrausgaben für Heer, Marine und für Kulturzwecke ganz unentbehrlich, und daher die steigende Bedeutung wirthschaftlicher Fragen für die Zukunft der Reiche, und die nothwendigerweise wachsenden engen Beziehungen zwischen dem Großkapital, auch dem mobilen, und den führenden politischen Mächten.

Geht ein Staat ganz sicher seinem Untergang entgegen, der nur noch Handelsgeschäft wäre, so ist ein Staat auch ganz sicher auf gefährlichen Abwegen, der in falscher Tugendhaftigkeit die Kräfte ignorirte, die das Großkapital in seinen modernen Formen repräsentirt, und die ein modernes Reich auch für die politischen Zwecke gar nicht missen kann. Daher jene Entwicklung, die den überkommenen Machtträgern, den Großgrundbesitzern, in Preußen, so unerwünscht ist, und die sich nur vernichten läßt zugleich mit unserer Großmachtstellung. Sie können es nicht verwinden, daß neben das Großkapital, das in Grund und Boden angelegt ist, das mobile Großkapital nebst der Masse der Arbeiterschaft als gleichberechtigte Faktoren mit starkem politischen Einfluß getreten sind. Die Offiziere der Armee und die Armee selbst brauchen wir, aber nicht weniger die Offiziere der Industrie und des Handels und die gewaltige Armee der Arbeiter in Industrie und Handel. Trotz allem Nasenrümpfen — das sich übrigens bei Schiemann nicht findet, — sind auch sie ganz unentbehrliche Stützen des modernen Staates.

* * *

Das Buch von Schiemann verzeichnet immer von Neuem die Kriegsbeängstigungen der eben vergangenen Zeit und immer von Neuem die Friedensbetheuerungen aller verantwortlichen Träger der Regierungsgewalt in den einzelnen Reichen. Wenn die Regierungsgewalt wirklich überall friedlich wäre, woher dann die Kriegsbeängstigungen, oder sind alle friedlichen Betheuerungen nur Heuchelei?

Zweifellos sind diese Betheuerungen keine Heuchelei. In allen großen Reichen empfindet man die Verantwortung, die ein großer Krieg im Gefolge haben würde, so schwer, so ganz außerordentlich schwer, daß sich eine einflußreiche Person von jener Frivolität nicht leicht finden wird, die den Frieden zu brechen geneigt wäre.

Der südafrikanische Krieg Englands, der nun endlich beendet ist, scheint gegen diese Behauptung zu sprechen; aber er stützt sie vielmehr. Der Irrthum des englischen Ministeriums war es gerade, den Krieg gegen die Buren für einen „kleinen Krieg" gehalten zu haben, und nun erwies auch

er sich als einer jener großen Kriege, in den hinein zu gerathen, sich jede Großmacht scheut und sich scheuen muß.

Die Weltverhältnisse sind heute auf das Aeußerste verwickelt; die Erde ist eine Einheit geworden, und keine Großmacht vermag zu überblicken, welche schweren Nachtheile ihr selbst ein siegreicher Krieg dadurch zufügt, daß er sie zeitweilig verhindert, ihre Interessen allerorten zugleich wahrzunehmen. Die militärischen Techniker müssen entscheiden, welches Gewicht in der Wagschaale des Friedens das rauchlose Pulver und das kleinkalibrige Gewehr sind; der Politiker kann feststellen, daß dem Frieden nichts so sehr zu Gute kommt, wie die Einbeziehung des ganzen Erdenrunds in die politische Berechnung. Mit der Vielgestaltigkeit der politischen und wirthschaftlichen Interessen, die noch immer wachsen, ergiebt sich für die Staaten, daß fast immer ein Uebergewicht dieser Interessen für den Frieden sprechen wird. Und alle großen Staaten werden um so vorsichtiger werden, seitdem England so üble Erfahrungen selbst mit einer „petite guerre“ gemacht hat.

Wenn die Beängstigungen doch nicht weichen, so liegt das daran, daß die Vielheit dieser Interessen, die eine Bürgschaft für den Frieden sind, zugleich auch die Reibungsflächen ganz außerordentlich vermehrt haben; und jede einzelne solche Reibungsfläche birgt immer in gewissem Umfange eine Gefahr, die in gegebenem Falle beschworen werden muß.

Zu den unberechenbaren Kräften, die einen Krieg zu entfesseln vermögen, gehört die Frivolität, die Abenteuerlust, der Ehrgeiz einzelner machtvoller Persönlichkeiten, die plötzlich in den Vordergrund treten könnten. Die Zeitverhältnisse sind der Entwicklung solcher Gestalten nicht gerade günstig. Bis zu einem gewissen Grade unberechenbar mag auch das Hervorbrechen unkontrollirter nationaler Leidenschaften sein; auch diese Gefahr ist wenigstens eingeengt worden. Die großen Nationen werden nicht leicht ihre Regierungen in kriegerische Abenteuer drängen; die Kenntniß dessen, was zu erwarten, ist heute zu verbreitet; vielleicht muß man in dieser Beziehung für Rußland eine Ausnahme zulassen.

Ueberblickt man diese Faktoren, so ergibt sich, daß heute Träger des Kriegsgedankens in höherem Grade kleine Nationen als die großen Nationen sind. Ihre beschränkten Interessen lassen sich überblicken; hier mit beschränkterem Obligo mag eine Regierung und ein Volk wohl noch einmal den Einsatz wagen; in diese Rubrik gehört der griechisch-türkische Krieg — und alsdann sind jene Völker zu fürchten, die die volle Erkenntniß für das, was auf dem Spiele steht, nicht haben, wie China, wo Volksleidenschaft und beschränkte Regierungsmethoden zusammenwirken. Aus diesen Wetterwinkeln drohen auch ferner die Gefahren. Was Griechenland gethan hat, wird gleichfalls Serbien und Montenegro und Bulgarien zu thun wagen, und eine Explosion der Volksleidenschaften ist überall dort in erster Reihe zu fürchten, wo Beschränktheit und Unbildung den Blick für die volle Größe der Gefahren verhüllen.

Es ist bezeichnend für die Entwicklung der modernen internationalen Politik, daß die Großmächte sich vereinigten, um den Brand zu beschränken und zu löschen, sowohl als der Krieg zwischen Griechenland und der Türkei ausgebrochen war, wie als er in China emporzüngelte, und vom südafrikanischen Krieg blieb man nur darum fern, weil dieses Schauspiel sich isolirt abspielte, weil nicht die Gefahr bestand, daß der Kampf andere Mächte unmittelbar in Mitleidenschaft ziehen würde, und weil eine einseitige Intervention den Brand gerade ausgebreitet hätte.

Man kann sagen: Die großen Kriegsgefahren sind in die Ferne gerückt, weil sie allzu erschreckend wären; die kleinen Kriege sind nicht gebannt; die Kriegsbeängstigungen aber sind gewachsen, mit dem außerordentlichen Wachsthum kollidirender Einzelinteressen bei allen Staaten in allen Theilen der Welt.

* * *

Von dem Schiemann'schen Buche, aus dessen Material sich manche werthvolle Lehre ableiten läßt, kann man nicht scheiden, ohne auf eine bedeutsame Wendung im inneren Leben Deutschlands aufmerksam zu machen.

Es ist ein Menschenalter her, da gehörte es zu den Glaubensätzen der Kreuzzeitungspolitik, daß man vor Rußland im Staube liegen müsse. Es wäre parteiisch, zu verschweigen, daß die Liberalen sich hinwiederum durch ihre Vorliebe für die freien Institutionen Frankreichs und Englands blenden ließen und somit gleichfalls in der vorurtheilslosen Beurtheilung der politischen Lage beeinträchtigt waren. Freilich den Rock eines großen französischen oder englischen Parlamentsredners haben die Liberalen nie in Prozession durch die Straßen getragen, wie es die Kreuzzeitungsleute mit dem Rock des Zaren Nikolaus I. gethan haben. Jedenfalls war der Blick für die auswärtige Politik auf dieser und auf jener Seite getrübt durch Parteiinteresse; unsere innere politische Lage wirkte stark und in bedauerlicher und schädlicher Weise zurück auf die Beurtheilung der Nothwendigkeiten unserer auswärtigen Politik.

Die tiefen Gegensätze zwischen liberaler Politik und Kreuzzeitungspolitik sind im Innern bestehen geblieben. Es kommen auch heute in den Organen der Kreuzzeitungs-Partei Anschauungen zu Tage, die in einseitiger Rücksicht auf die Wirthschaftspolitik der Rechten, Probleme der auswärtigen Politik behandeln. Der Haß gegen liberale Anschauungen bestimmte früher die Haltung der Rechten in auswärtigen Fragen; der wirthschaftliche Egoismus bestimmt jetzt vielfach diese Haltung. Die Motive wechselten und materialisirten sich nicht zum Vortheil für Deutschland; das Ergebniß ist geblieben. Um so bemerkenswerther ist es, daß doch auch ein Mann wie Professor Schiemann in der „Kreuzzeitung“ zu Worte kommt, dem solche engherzige und gefährliche Einseitigkeit fern liegt und dessen Buch daher Zustimmung auch auf der Linken finden kann.

Es herrscht immerhin in Bezug auf die entscheidenden Punkte der auswärtigen Politik und in Bezug auf die Methode auswärtige Politik zu behandeln und zu betrachten heute in höherem Grade Uebereinstimmung in Deutschland als vor dreißig oder vierzig Jahren, und solche Uebereinstimmung ist für den Staat eine Quelle der Kraft.

P. Nathan.

Der Patentschutz und die deutsche Industrie.

Nach vielen Kämpfen ward uns im Mai des Jahres 1877 das erste deutsche Patentgesetz bescheert, und der Vollzug desselben dem neu gegründeten Patentamte übertragen. Dieses blickt also jetzt auf eine 25jährige Thätigkeit zurück, die reich an Arbeit, aber auch, wie bei wenigen Behörden, reich an Erfolg gewesen ist. 1877 hatte es nur 22 nebenamtlich thätige Mitglieder, jetzt zählt es deren 117; die Gesammtzahl der beschäftigten Personen ist von 40 auf 729, die Einnahmen sind von 400 000 Mark auf über 5 Millionen Mark gestiegen!

Der Mittelpunkt der Thätigkeit des Patentamtes bildet, obwohl die Zuständigkeit desselben durch das Gebrauchsmuster-, Waarenzeichen- und Patentanwaltsgesetz einen bedeutenden Zuwachs erhalten hat, immer noch das Patentwesen. Um in die enorme Arbeitsleistung des Patentamtes auf diesem Gebiete einen Einblick zu gewähren, sei erwähnt, daß im Jahre 1900 21 925 Patente angemeldet, 1934 Einsprüche dagegen und 1756 Beschwerden erhoben, 131 Anträge auf Nichtigkeitserklärungen gestellt worden sind, daß 134 783 Nachträge, Zwischenkorrespondenzen u. s. w. erforderlich waren.

Diese Zahlen gewinnen ihre wahre Bedeutung erst dann, wenn man weiß, mit welcher subtiler Sorgfalt das Patentamt sowohl technisch wie juristisch arbeitet.

Aber die Mittheilung von Zahlen allein vermag kein richtiges Bild von der Bedeutung des Patentamtes zu geben; nur durch eine eingehende Schilderung des Entwicklungsgangs der in enger Beziehung zum Patentwesen stehenden Industrien wäre dies zu ermöglichen. Denn auf den meisten Gebieten der Industrie und Technik gibt es kaum eine einigermaßen wichtige Neuerung, die sich nicht in den Arbeiten oder Publikationen des Patentamtes bemerkbar machte.

Ebenso finden fast alle bedeutungsvollen Ideen, die dem Kreise der mit der Industrie in enger Berührung stehenden Wissenschaften entstammen, ihren Weg zum Patentamte, um hier den Stempel technischer Neuheit und oft auch die Anerkennung wissenschaftlicher Priorität zu erhalten.

Nicht nur für die großen bahnbrechenden Neuerungen, sondern überhaupt für alle neuen, eine gewerbliche Verwerthung gestattenden Erfindungen, wird die Thätigkeit des Patentamtes zur Erlangung des Patentschutzes in Anspruch genommen; naturgemäß besonders oft für die letzte Art der Erfindungen. Denn auf zahlreichen Gebieten geht die Entwicklung und der Fortschritt fast ausschließlich auf dem Wege der „Klein-Erfindungen" vor sich, und zwar häufig nicht durch die Verwerthung der Erfindungen*) selbst, sondern durch die Publikation derselben in den Patentschriften, wodurch der Erfindungsgedanke den betheiligten Kreisen zur Kenntniß gebracht wird und hier anregend weiter wirken kann.

Ein großer Vortheil erwächst unserer Industrie weiter durch eine bedeutsame Arbeit des Patentamtes, welche nach außen kaum in Erscheinung tritt: Die genaue Vorprüfung, welche das Patentamt jeder Erfindung angedeihen läßt, bewahrt unser gewerbliches Leben vor einer Reihe von Patenten, die nicht eine Förderung desselben, sondern nur ein Ballast und ein Hemmniß für die Weiterentwicklung bedeuten würden. Dadurch wird die Industrie andererseits auch davor bewahrt, in falscher Richtung zu arbeiten und Kapital durch das Aufgreifen von Pseudo-Erfindungen aufs Spiel zu setzen.

In welch' mächtiger Weise die deutsche Industrie durch den Patentschutz gefördert worden ist, wird sich schon durch den kurzen Hinweis auf eine Reihe Patente ergeben.

Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts drohte der deutschen Eisenindustrie die Gefahr, ihre Konkurrenzfähigkeit zu verlieren. Bessemer hatte seine epochemachende Erfindung gemacht; die einheimischen Erze waren aber für die Ausnützung derselben in Folge ihres großen Phosphorgehaltes größtentheils unverwerthbar. Ein für Krupp patentirtes Entphosphorungsverfahren machte dann das Bessemerverfahren auch für die deutschen Eisenerze verwendbar und schuf damit die Lebensbedingung der deutschen Eisenindustrie, die zu großer Blüthe dann gelangte, als es gelang das Bessemerverfahren selbst durch Vervollkommnung der Bessemerbirne praktischer zu gestalten und als das Bestreben Erfolg hatte, die Hochofengase dadurch vollkommen auszunützen, daß man sie nach Reinigung von Staub und Wasser zum direkten Betrieb verwandte. Die eminente Bedeutung, die das Patent für die künstliche Herstellung von Indigo für die Farbstoff- und Textilindustrie gewann, sei nur andeutungsweise erwähnt, ebenso die hervorragende Rolle, welche in der Textilindustrie, besonders in der Posamentirerei, die Erfindung der Kunstseide und die Verbesserung des Clardonnet'schen Patents spielt.

Das Patent von Stevens Maxim bildet den Ausgangspunkt eines neuen deutschen Industriezweiges: die Fabrikation selbstthätiger Schußwaffen, für die dann wieder spätere Patente über die Ausnützung des Rückstoßes der Treibgase zum selbstthätigen Laden wichtig wurden.

Der Kuriosität halber sei hier die Bemerkung eingeflochten, daß in der Patentklasse „Schußwaffen" das Verhältniß der Patentertheilungen zu den Anmeldungen ein besonders günstiges ist, weil hier in Folge der erforderlich großen technischen Kenntnisse, das Laienelement naturgemäß zurückgedrängt wird, daß dagegen ein reiner „Tummelplatz für Laienerfindungen" die Säuglingsflaschen sind.

Es ist ein im Patentwesen oft beobachteter Umstand, daß wenn ein neuer Gedanke in der Industrie auftaucht, gleichzeitig von verschiedenen Seiten Anmeldungen einlaufen, die im Wesentlichen auf denselben Gegenstand gerichtet sind.

Besonders auffallend trat dies in Erscheinung, als es galt anläßlich der Preissteigerung des Kampfers für denselben einen geeigneten Ersatz bei der Celluloidfabrikation zu schaffen.

Der Erfolg des Antipyrinpatentes hat die erfinderische Thätigkeit auf dem Gebiete der Herstellung künstlicher Arzneimittel stark angeregt und diesem Zweig der chemischen Industrie zu einer blühenden Entwicklung verholfen.

Endlich hat die Papierfabrikation ihre heutige Gestalt allein durch die Erfindungen erhalten, welche die beiden wichtigsten von ihr zu verarbeitenden Halbstoffe: Cellulose (Patent Mitscherlich: Sulfitverfahren!) und Holzstoff herzustellen ermöglichten.

Ein neuer Zweig dieser Industrie wurde durch die Erfindungen geschaffen, welche Angesichts des steten Steigens der Preise für Cellulose und Holzschliff eine Aufarbeitung des gebrauchten Papieres zu weißem Halbstoff zum Gegenstand haben.

Dem genauen Beobachter unseres industriellen Lebens wird es aber nicht entgehen, daß die einzelnen Industriezweige eine verschiedene Stellung zum Patentschutz einnehmen. Manche verzichten auf denselben, behelfen sich lieber mit dem Fabrikationsgeheimniß; auf den meisten Gebieten ist aber der Zusammenhang zwischen dem Patentschutz und industriellem Fortschritt ein so inniger und bedeutungsvoller, daß unser gewerbliches Leben ohne den Patentschutz nicht mehr denkbar wäre. So konnte auch der von dem deutschen Verein zum Schutze des gewerblichen Eigenthums für die Reform des Patentgesetzes eingesetzte Ausschuß in seiner dem Frankfurter Kongreß 1900 überreichten Denkschrift sagen: die deutsche Industrie hat das Bewußtsein, daß sie ihr Aufblühen zum größten Theile dem Patentgesetz zu verdanken hat.

Frankfurt a. M.

Ludwig Wertheimer.

*) Vergl. die Denkschrift, betr. die Geschäftsthätigkeit des Patentamtes 2c. Berlin 1902. Carl Heymann's Verlag.

Henry Villard's Jugenderinnerungen.

Der bekannte, mit der Geschichte der Northern Pacific-Bahn aufs engste verknüpfte Deutsch-Amerikaner Henry Villard hat über sein höchst interessantes Leben Aufzeichnungen hinterlassen, die jetzt nach seinem Tode von der Familie herausgegeben werden. Der erste Band dieser Aufzeichnungen*), Jugenderinnerungen umfassend, ist kürzlich erschienen und bildet eine im hohen Grade anziehende Lektüre. Es ist nicht bloß der Stoff, welcher das Interesse weckt, sondern auch die litterarische Behandlung. Familiengeschichten litterarisch reizvoll zu gestalten, ist keine leichte Aufgabe. In dem vorliegenden Buche ist es dem Chronisten der Familie Hilgard aber gelungen, seine zahlreiche pfälzische Verwandtschaft in ein kulturgeschichtliches

*) Heinrich Hilgard Villard, Jugenderinnerungen 1835—1853, Newyork 1902, Hermann Bartsch Printing House.

Milieu zu stellen und die interessantesten Figuren der Familie mit ein paar Strichen so anschaulich zu schildern, daß der Leser mit wachsender Spannung die Entwicklung des grünen Heinrich verfolgt, der aus dieser Familie hervorwächst.

In der Pfalz kreuzten sich bekanntlich gegen Ende des achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts fortgesetzt deutsche und französische Einflüsse. Der leicht entzündliche Geist der Pfälzer war von der neuen Zeit, die mit der großen französischen Revolution über Europa hereinbrach, stark ergriffen. Die Pfalz selbst ging in raschem Wechsel von einer regierenden Hand in die andere, wurde bald diesem, bald jenem Staat angegliedert, stand bald unter deutscher, bald unter französischer Herrschaft. Dieser Wechsel der politischen Geschicke des Landes spiegelt sich auch in den persönlichen Geschicken der Familie Hilgard.

Da ist u. a. der Urgroßvater Hilgard, ein Pfarrer in Marnheim, ein begeisterter Anhänger des politischen Evangeliums der französischen Revolution. Die Aufregung der politischen Zeitereignisse und das Vergnügen der Jagd fesseln ihn mehr als seine Berufspflichten. Bei weitem der größte Theil seines Einkommens rührt von Zehnten und ähnlichen Abgaben her. Als dann das linke Rheinufer der französischen Republik einverleibt wird, fällt der größte Theil dieses seines Einkommens fort. Das aber macht ihn dem Glauben an den Segen der großen Revolution ebensowenig abspenstig wie die fortgesetzten Plünderungen, denen sein Pfarrdorf Marnheim ausgesetzt ist. Marnheim lag an der Hauptheerstraße, die aus Frankreich nach der Festung Mainz führte, und die Kampfeswogen schlugen immer wieder über dieses kleine Dorf zusammen, je nachdem die republikanischen Heere oder die Alliirten siegreich waren. Die Gemeinde theilte nicht die französischen Sympathien ihres Seelsorgers, sondern übertrug ihren bitteren Haß gegen die Franzosen auf ihn. Er wird aus dem Pfarrhaus vertrieben, kehrt mit dem siegreichen französischen Heere wieder zurück und lernt alle Schrecken einer grauenhaften Kriegszeit, auch die im Gefolge derselben einziehenden Seuchen, am eigenen Leibe kennen.

Ihm gegenüber steht des Biographen Großvater mütterlicherseits, Franz Moritz Joseph Pfeiffer, der als Offizier der Condé'schen Armee in den verschiedenen Feldzügen der Alliirten gegen die Armeen des republikanischen Frankreich focht. Er wird schließlich nach der galizisch-russischen Grenze kommandirt, kehrt nach der Pfalz zurück, tritt in den Dienst Napoleons und gelangt an die Spitze der Verwaltung der pfälzischen Salzwerke. Seine den Bourbonen geleisteten kriegerischen Dienste blieben aber unvergessen. Nach der Rückkehr der Bourbonen auf den französischen Thron erhielt er den Orden des heiligen Ludwig, mit dem der Adel und eine Pension verbunden war. Der französische Feldmarschall Vicomte de Granville nahm ihn im Juli 1816 in Heidelberg vermittels Gelübde und Ritterschlag feierlich in diesen Orden auf. Inzwischen war die Pfalz an Bayern gefallen, und unter der neuen reaktionären Ordnung der Dinge entwickelte sich in dem temperamentvollen Völkchen immer stärker der demokratische Geist, der, von der Julirevolution entflammt, im Jahre 1832 zu der republikanischen Demonstration des Hambacher Festes führte. Unter den Demonstranten befanden sich auch nicht wenige Verwandte unseres Chronisten, die zum Theil so stark kompromittirt waren, daß sie ins Ausland flüchten mußten. Diese Auswanderung hielt in den dreißiger und vierziger Jahren an und wandte sich mit Vorliebe nach den Staaten Missouri und Illinois. Insbesondere Belleville, ein in der Nähe von Saint Louis gelegener Ort des Staates Illinois, wurde der Zielpunkt mancher pfälzischer politischer Flüchtlinge. Noch heute ist das deutsche Element in der Stadt Belleville außerordentlich stark und der pfälzische Dialekt so vorwiegend, daß selbst die Anglo-Amerikaner, die dort deutsch lernen, einen unverkennbar pfälzischen Dialekt sprechen. Als ich vor Jahren in Belleville Gustav Körner kennen lernte, einen der politischen Flüchtlinge aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, der auch zu den Verwandten Henry Villard's gehörte (Gustav Körner hatte es in den Vereinigten Staaten zu großem Ansehen gebracht, war auch mehrere Jahre in Madrid Gesandter der Vereinigten Staaten), fiel mir die Herrschaft des pfälzischen Dialekts in Belleville auf Schritt und Tritt auf.

Der Rückschlag der republikanischen Bewegung, die zu dem Hambacher Fest geführt hatte, rief, wie im vormärzlichen Deutschland üblich, eine kleinliche Verfolgungssucht hervor und legte zahlreichen Familienmitgliedern der weitverzweigten Familie Hilgard, die fast durchweg demokratischer Gesinnung verdächtig war, den Gedanken nahe, ebenfalls nach Amerika auszuwandern. Die interessanteste Persönlichkeit der Familie, die damals aus politischen Gründen die deutsche Heimath verließ, war der Großonkel unseres Biographen, Theodor Hilgard, Mitglied des Appellationsgerichts in Zweibrücken. Ein hoch angesehener Richter, von freisinniger Gesinnung, an den die Reaktion nicht herankommen konnte, weil er die Gesetze streng beachtete, fühlt er sich durch die politische Misere der Reaktionszeit dermaßen angeekelt, daß er den heroischen Entschluß faßt, eine gesicherte und geachtete Stellung aufzugeben und nach einer langen, mühsamen Reise mitten aus der Ordnung und Sicherheit der alten Welt mit einer kränklichen Frau, vier Söhnen und fünf Töchtern in die Halbkultur der neuen Welt überzusiedeln. Von diesem charaktervollen Mann liegen Aufzeichnungen vor, die auch über die Gründe seiner Auswanderung deutlichen Aufschluß geben. Es heißt darin:

> Ich gelangte zu der klaren Ueberzeugung, daß eine zahlreiche Familie wie die meinige in einem kleinen, engen und noch dazu durch unnatürliche Verhältnisse geplagten Ländchen, wie die bayerische Rheinpfalz, keinen geeigneten Wirkungskreis, kein fröhliches Gedeihen finden würde, daß hingegen die große amerikanische Union mit ihrem unermeßlichen Gebiet, ihren freien Institutionen und ihrer unberechenbaren Zukunft jeder menschlichen Kraft den freiesten und großartigsten Spielraum biete. Dazu kam die Betrachtung, daß die politische Gesinnung, die mich beseelte, und die ich durch Lehre und Beispiel auf meine Kinder zu übertragen wünschte, der heimischen Staatsregierung mißliebig sei, daß ich also entweder die Erziehung meiner Kinder fälschen und mir selbst untreu werden; oder sie für immer der Ungunst der Regierung preisgeben mußte . . . Auch war es mein heißer Wunsch, meine Nachkommen, besonders den späteren, die Amerika ihr Geburtsland nennen würden, das schöne Glück eines starken und stolzen nationalen Gefühls zu verschaffen, ein Gefühl, das dem Deutschen stets versagt sein wird, solange die klägliche Zerrissenheit seines Vaterlandes fortdauert und ohne welches doch ein rechtes und würdiges Bürgerglück nicht denkbar ist, so wenig wie eine alles durchdringende und alles überwindende Vaterlandsliebe."

Der Mann, den diese Worte zur Genüge charakterisiren, kämpft begreiflicherweise jahrelang mit dem Gedanken, ob er bei seinem geringen Vermögen das Risiko, seine ganze Familie in ein fremdes Erdreich zu verpflanzen, übernehmen dürfe. Endlich aber gelangt der Entschluß zur Reife, und gegen Ende September 1835 findet die Abreise nach schmerzlichem Abschiede statt, nicht wie heute im bequemen Eisenbahnwagen und im Salondampfer. Der alte Appellationsgerichtsrath hat zwei große Güterwagen mit hohen Seitenwänden und mit hoch über Bogen gespanntem Dach von Segeltuch gemiethet, der eine dieser Wagen dient als ambulante Behausung der Familie, der andere zur Bergung der mitgehenden Habseligkeiten. Das Ziel der Landreise ist Havre, wo die Familie nach zehn Tagen ankommt. Dort muß die Familie in Folge stürmischen Wetters und des Mangels an passenden Schiffen drei Wochen liegen bleiben; dann folgt eine Seereise nach New Orleans, die 63 Tage dauert. Nach achttägigem Aufenthalt in New Orleans tritt man die Fahrt den Mississippi aufwärts auf einem kleinen Dampfer an und erreicht in 12 Tagen Saint Louis, um sich dann ebenfalls in der Nähe von Belleville niederzulassen und ein Farmerleben zu beginnen.

Was von der Familie Hilgard in Europa zurückgeblieben war, lebte in demokratischen Anschauungen weiter und betheiligte sich auch großentheils an dem revolutionären

Ausbruch der Jahre 1848/1849. Eine politische Ausnahme bildete aber der Vater unseres Heinrich Hilgard, der in Zweibrücken Staatsanwalt und von den freisinnigen Anschauungen der Familie wenig berührt war. Sein einziger Sohn Heinrich schwimmt dagegen schon als Knabe munter mit dem allgemeinen revolutionären Strom. Er kauft sich einen Heckerhut und demonstrirt auch in der Schule als Tertianer wacker mit. Als die provisorische Regierung in der Pfalz 1849 erklärt wird, beschließen die Tertianer, in dem Gebet, mit dem die Schulstunden eröffnet werden, aus eigener Machtvollkommenheit die besondere Fürbitte für das Wohl „des in Christo Gesalbten, Sr. Majestät, unseres allergnädigsten Königs und Herrn“ auszulassen. Es trifft sich so, daß gerade unser grüner Heinrich an der Reihe ist, das Gebet herzusagen. Da er verabredungsgemäß die ominösen Worte ausläßt, wird er von dem Lehrer koramirt und antwortet auf dessen Frage, was das bedeuten solle, gelassen: „Das Königthum ist ja abgeschafft, wie können wir da für den König beten!“ Alle Vorstellungen des Lehrers, auf die Boykottirung des Königthums zu verzichten, sind fruchtlos, die übrigen Tertianer schließen sich der Revolution an, der Lehrer verläßt die Schulstube und der Unterricht hat bis auf Weiteres ein Ende. Als dann die Ordnung des „in Christo Gesalbten“ wiederhergestellt ist, erinnert man sich auch des revolutionären Tertianers. Er wird nicht mehr für würdig befunden, den Unterricht auf einem königlich bayerischen Gymnasium zu genießen, zum ärgsten Zorn des Vaters, der als Königlich Bayerischer Staatsanwalt von dem Verhalten seines Sohnes begreiflicherweise nicht sehr erbaut war.

Die Folge ist die Uebersiedlung des Malefikanten auf das Kollège in Pfalzburg. Heinrich Hilgard genießt dort ein Jahr hindurch die Früchte der französischen Unterrichtsmethode. Er ist in dem Kollège internirt und einer spartanischen Lebensweise unterworfen. Das Leben in dieser französischen Erziehungsanstalt wird in dem vorliegenden Buche höchst anschaulich dargestellt. Lehrer und Schüler treten in allen ihren Schwächen und Absonderlichkeiten, in ihren Untugenden und in ihrem Uebermuth mit einer Deutlichkeit hervor, die den Leser fortgesetzt fesselt. Französisch lernt der aus Zweibrücken nach Pfalzburg strafversetzte Gymnasiast von Monsieur Chatrian, der später als Kompagnon der litterarischen Firma Erckman-Chatrian zu Namen und Ansehen gelangte. Nachdem das Strafjahr in Pfalzburg abgebüßt war, wurde der revolutionäre Gymnasiast auf einem pfälzischen Gymnasium, diesmal in Speyer, wieder zu Gnaden aufgenommen. In Speyer verlebte er denn auch ohne besondere Fährlichkeiten die Zeit bis zum Maturitätsexamen.

Nun gilt es, sich zu entscheiden, welche Laufbahn der junge Mann ergreifen soll, in dem die Phantasie reich entwickelt und Neigung für eine litterarische Beschäftigung zu Tage getreten ist, der aber für das, was man einen praktischen Beruf nennt, bisher keinerlei Vorliebe gezeigt hat. Nach langen Erwägungen wird der Entschluß gefaßt, ihn nicht auf die Universität, sondern auf das Polytechnikum in München zu senden. In München beginnt jetzt für ihn eine Lebensperiode, bei der man auf das lebhafteste an Gottfried Keller's „Grünen Heinrich“ erinnert wird. Mit Eifer wirft sich der Jüngling auf das Studium der Physik und der Mathematik; aber schon nach wenigen Monaten drängt sich ihm der Gedanke auf, daß er einen Fehlgriff bei der Bestimmung seines künftigen Berufs gethan hat, und daß ihm nicht nur die Neigung, sondern auch eine besondere Begabung zu demselben ganz und gar fehlt. Ohne Wissen seines Vaters sattelt er deshalb um und läßt sich bei der Universität als Student der Jurisprudenz immatrikuliren. Er belegt einige juristische Kollegia, aber besucht sie wenig. Statt dessen geht er in die Hörsäle, in denen vor einem stets gedrängten Auditorium Geibel und Carrière litterarische und ästhetische Fragen erörtern. Auch die Kunstschätze der alten und der neuen Pinakothek und der Glyptothek ziehen ihn weit mehr an, als das trockene juristische Studium. In fortgesetzten inneren Zwiespalt gerathen, stürzt er sich in Vergnügungen allerlei Art, tritt in das Korps „Franconia“ ein, macht Schulden und ist nach Verlauf weniger Monate so weit, daß er völlig an sich verzweifelt. Er entdeckt sich seinem Vater. Es tritt nach stürmischen Auftritten eine Versöhnung ein. Das Ende ist, daß der junge Student München verläßt und die Universität Würzburg aufsucht. Hier wiederholt sich dasselbe Spiel, die alten Schulden sind noch nicht völlig beseitigt, der Gedanke, sich abermals in der Wahl des Berufes vergriffen zu haben, bemächtigt sich des nach Würzburg gegangenen in immer stärkerem Grade. Endlich entschließt er sich, Gutzkow in Dresden aufzusuchen, um von ihm seine litterarischen Versuche einmal prüfen zu lassen. Gutzkow nimmt ihn höflich auf und entläßt ihn mit der sehr vernünftigen Ermahnung, zunächst einmal etwas Ordentliches zu lernen, ehe er litterarischem Lorbeer nachstrebe. Unter dem Druck dieser neuen Enttäuschung entschließt sich unser „Grüner Heinrich“ Knall und Fall, nach Hamburg zu gehen und, ohne seinen Eltern ein Sterbenswort zu sagen, aufs Geratewohl nach Amerika auszuwandern. Am 27. August 1853 schifft sich der mißrathene Student auf der Bark „Nordamerika“ in Hamburg nach Newyork ein. Um sich einen wärmeren Anzug und einen unentbehrlichen Ueberzieher anschaffen zu können, verkauft er einen Theil der mitgebrachten Sommerkleider, den größten Theil seiner Bücher und seine Uhr. Als er Hamburg verläßt, hat er nur noch $1\frac{1}{2}$ preußische Thaler in barem Gelde übrig. Mit dieser Summe, einem Anzuge, einem weiteren Paar Beinkleider, einem Winterüberzieher, weniger Leibwäsche, sechs Büchern und einem Manuskript vertraut er sich dem Segler an, der ihn der neuen Welt und einer anscheinend höchst düsteren Zukunft entgegentragen soll. Erst am 14. Oktober erblickt man Land, am 18. Oktober wird das Schiff in Newyork am Ufer festgemacht. Die meisten Passagiere waren an ein deutsches Gasthaus empfohlen, Heinrich Hilgard schließt sich ihnen an; „und so befand ich mich — das sind die letzten Worte des vorliegenden Bandes — noch vor Dunkel am 18. Oktober 1853 in der „Stadt Konstanz“ in der Williamstraße.“

Dieser erste Band endet wie der erste Theil eines spannenden Romans, bei dem der wißbegierige Leser der Fortsetzung mit innerer Antheilnahme entgegensieht. Diese Jugenderinnerungen liefern zugleich einen vollgültigen Beweis dafür, daß der Drang des mißrathenen Studenten nach litterarischer Auszeichnung, der ihn zu Gutzkow nach Dresden führte, um sich dort der ersten Prüfung für den Eintritt zum Parnaß zu unterwerfen, doch kein leerer Wahn war. Es treten uns hervorragende litterarische Eigenschaften aus diesem kleinen Werk entgegen. Besonders ist es die Einfachheit des Stils und die offenbare innere Wahrhaftigkeit der Darstellung, welche das Werk über viele Produktionen ähnlicher Art weit hinaushebt. Von dem Schriftsteller Henry Villard haben in Deutschland selbst dessen nähere Freunde bisher wenig gewußt. Es war nicht unbekannt, daß er, bevor er ein erfolgreicher Unternehmer wurde, sich als Journalist ausgezeichnet hatte, aber das seine litterarischen Fähigkeiten so bedeutend waren, wußte man in weiteren Kreisen nicht. Ohne ein beträchtliches Maß von Phantasie pflegen auch im geschäftlichen Leben große Erfolge nicht erreicht zu werden. Daß diese Phantasie, die den unklaren Jüngling zu so verzweifelten Streichen führte, den späteren großen geschäftlichen Erfolgen des Mannes wesentlich zu Gute gekommen ist, steht für mich fest. Ohne diese, wenn man will dichterische Phantasie, wird überhaupt im Leben nichts Großes geschaffen, auf keinem Gebiete. Macaulay sagt einmal in seiner Geschichte Englands von einem der bedeutendsten englischen Staatsmänner im Beginne des 18. Jahrhunderts, seine Phantasie sei den Flügeln des Strauß vergleichbar gewesen, nicht ausreichend, um ihn auf die lichten Höhen der Poesie zu heben, aber wohl geeignet, ihn rascher über die Erde dahinzuführen. Henry Villard's Phantasie glich derjenigen des englischen Staatsmannes. Sie hat ihn gelegentlich auch verführt, sich so hoch emporzuschwingen,

daß er den festen Boden der realen Thatsachen unter den Füßen verlor — das Schicksal hat ihm dafür auch in späteren Jahren noch manchen Denkzettel ertheilt. Hoffentlich werden wir bald in den Stand gesetzt, die Lebensschicksale des interessanten Mannes an der Hand seiner späteren Aufzeichnungen weiter zu verfolgen.

Theodor Barth.

Theorien des Lebens.

Jemand, der zurückblickt auf die Geschichte der Wissenschaften im abgelaufenen Jahrhundert, kann noch den Eindruck wahrnehmen, den es machte als die Physiologie ihren Platz unter den Naturwissenschaften errang. Im Sturmschritt mit fliegenden Fahnen, mit wirbelnden Trommeln hat sie ihn erobert. Was sie beflügelte, war die Hoffnung, der Menschheit eine zuverlässige Grundlage für die Heilkunde zu schaffen. Die Physiologie hatte auf ihre Fahnen geschrieben, daß sie das Leben als einen gesetzmäßigen Vorgang, unterworfen denselben Gesetzen wie die übrigen Vorgänge in der Natur betrachte. Wie erschien es da verführerisch zu einer Herrschaft über das Leben zu gelangen, wie wir die Erzeugung und Verwendung des Dampfes oder die Verwandtschaften von Kohlenstoff und Sauerstoff beherrschen. Hat sich diese Hoffnung erfüllt? Noch nicht. Im Gegentheil, es hat sich eine Opposition erhoben gegen die Behauptung, daß das Leben denselben Gesetzen unterworfen wie die übrige Natur. Wenn das ein besonderes Gesetz ist, dem das Leben unterworfen ist, wenn es eine eigenthümliche Kraft gibt, die die Lebenserscheinungen hervorruft, dann ist die Physiologie auch keine Wissenschaft, die sich den anderen Naturwissenschaften an die Seite stellen kann. Wir kommen dann wieder zu der Auffassung, daß es eine besondere Lebenskraft gebe, und dieser Auffassung, die vor dem Tage der Physiologie herrschte, schließt sich auch der Neo-Vitalismus an. Ich habe bereits vor sechs Jahren in diesem Blatte mich mit dem Vitalismus auseinandergesetzt und ich will auf ihn heute nicht zurückkommen. Es ist eine andere Theorie, die erst kürzlich aufgetaucht ist, die ich heute besprechen will. Der Urheber dieser Theorie ist Reinke, Professor der Botanik in Kiel; er hat seine Theorie in einem Vortrag betitelt „Ueber die in den Organismen wirksamen Kräfte“ in der zweiten Allgemeinen Sitzung der Naturforscherversammlung in Hamburg vom 27. September 1901 zusammengefaßt.

Reinke bezeichnet seine Theorie als die mechanistische Auffassung des Lebens oder wenn man dies vorziehe als die mechanistisch-vitale. Ich möchte die letztere Bezeichnung in der That vorziehen, denn rein mechanistisch in dem Sinne wie die Physik von einer Mechanik spricht, ist die Auffassung Reinke's nicht. Sie stellt vielmehr eine Art Vermittlung zwischen dem Mechanismus und dem Vitalismus dar, sie überläßt dem Mechanismus die Lehre von der Entwicklung der Kräfte innerhalb des Organismus, sie behält dem Vitalismus die Lehre von der Bildung des Organismus vor. Diese Vermittlung ist ein Produkt der modernen Fortschritte der Physiologie, die gelehrt hat, daß die Kräfte, welche innerhalb eines Organismus entwickelt werden, dem Gesetze der Erhaltung der Kraft unterworfen sind, gerade so wie alle übrigen Naturkräfte auch. Danach kann kein Zweifel sein, daß sie nach denselben Gesetzen zu behandeln sind, welche die Physik lehrt und die in Bezug auf die Bewegung sichtbarer Massetheilchen als Mechanik zusammengefaßt zu werden pflegen. Etwas anderes ist es mit der Bildung der eigenthümlichen Formelemente, der Zellen, welche einen lebenden Organismus zusammensetzen. Kein bekanntes Gesetz präsidirt dieser Bildung und sie mag daher als ein Gebiet, das noch keinen Herrscher hat, dem Vitalismus zugesprochen werden. Vielen erscheint die Reinke'sche Lehre wesentlich im Lichte des Fortschrittes gegenüber einem früheren Zustande, in dem alles dem Vitalismus zufiel, was Leben hieß. Viele sind daher geneigt, die Reinke'sche Lehre zu acceptiren, wenigstens bis auf Weiteres, als eine Art Zwischenzustand, bis die Wissenschaft selbst einen Fortschritt darüber hinaus fordere, indem sie die Bildung der Organismen mit einem neuen Licht beleuchten. Soll man das in diesem Sinne gelten lassen? Ich meine, man muß dazu vor allem prüfen, in wie ferne die Reinke'sche Lehre der Wirklichkeit entspricht, man darf keine Opportunitätsrücksichten walten lassen. Oft führt die Wissenschaft Wege, welche unheimlicher, ungemüthlicher sind, als die, welche die Phantasie der Menschen ausgemalt hatte. Welchen anderen Anspruch darf sie dabei erheben die Führerin der Menschen zu sein, als den der unbedingten Wahrhaftigkeit? Wehe, wenn sich der Verdacht erhöbe, daß irgend eine Rücksicht, sei es auch nur auf die Wünsche der Geführten, ihr den Weg bestimmte. Nur das Ziel, nur die Wirklichkeit darf leuchten auf diesem Pfade und deshalb müssen wir auch diese mechanistisch-vitale Theorie oder Auffassung, wie Reinke sie bescheiden nennt, lediglich adoptiren oder verwerfen, je nachdem sie der Wirklichkeit entspricht.

Wie schon gesagt, theilt Reinke die Kräfte, welche in den lebenden Organismen wirken, in zwei Klassen, die er als Energien und Dominanten bezeichnet. Die ersteren sind nach ihm die dienenden, die letzteren die herrschenden Kräfte. Für die ersteren acceptirt er die Unterwerfung unter das Gesetz der Erhaltung der Kraft und unter die erkannten physikalischen und chemischen Gesetze überhaupt. Nicht so für die letzteren. Sie sind ihm die Kräfte, welche die Organismen bilden und für sie gilt ihm der Satz „die Erblichkeit chemisch oder sonst irgendwie energetisch erklären zu wollen, halte ich für ein vergeblich Bemühen“. Die Erblichkeit ist hier die Uebertragung der Kräfte, welche die Organismen bilden von einer Generation auf die andere und aus zahllosen anderen Stellen geht hervor, daß diese Wirkungsweise der Kräfte, d. h. die Bildung der Organismen ebenso räthselhaft ist, wie ihre Uebertragung, ja sie ist das eigentlich Räthselhafte, wie aus den dem obigen folgenden Sätzen hervorgeht. So heißt es nämlich weiter „Spielt zweifellos chemische Energie in diesem wie in jedem anderen physiologischen Prozeß eine bedeutsame Rolle, so kommen doch die energetischen Kräfte in den Organismen so wenig wie in den Maschinen über die Rangstufe dienender Kräfte hinaus. Würden sie die Herrschaft ausüben, so würde nur ein zuletzt in stabilen Verbindungen endendes Chaos von Stoffbewegungen bestehen können, doch niemals ein harmonisch geordneter und gesetzmäßig funktionirender Organismus.“

Um nun Reinke's Zweitheilung der wirkenden Kräfte in zwei von einander gänzlich verschiedenen Klassen zu begreifen, muß man zunächst seine Definition der Kraft kennen. Der sprachliche Ursprung von Kraft führt auf die Muskelkraft zurück, sagt Reinke, und setzt dann weiter auseinander, wie neben dem Begriff der Kraft sich in der Physik mehr und mehr der Begriff der Arbeit geltend mache, ein Wort, das wiederum an die Muskelarbeit des Menschen anknüpft. Durch den Begriff der Arbeit, fährt er fort, sind wir dahin gelangt, Arbeit verrichtende Kräfte von anderen zu unterscheiden und die ersteren fassen wir zusammen unter dem Begriffe der Energie. Die Energien sind somit von ihm definirt, wir kommen nun zu den Dominanten. Reinke sagt zunächst, die Energien gehorchen unter allen Umständen dem Erhaltungsgesetz, das gilt aber keineswegs von den übrigen Kräften. Die lichtbrechende Kraft des Diamanten oder die doppeltbrechende Kraft des Kalkspaths können ein Jahrtausend lang Lichtstrahlen gebrochen oder polarisirt haben, ohne sich dabei im Mindesten zu verändern; löst man den Kalkspath in Salzsäure auf, so verschwindet seine doppeltbrechende Kraft, ohne daß ein Aequivalent dafür auftritt. Weiterhin sagt Reinke: Hier

ist es nicht die Energie von der die spezifische Leistung des mechanischen Systems abhängt, sondern es sind die in der Konfiguration, d. h. in der Form des Apparats gegebenen Kräfte, welche die Thätigkeit desselben bestimmen. Und endlich heißt es: Um einen kurzen Ausdruck dafür zu gewinnen, habe ich in früheren Arbeiten jene herrschenden in Konfiguration eines Systems gegebenen Kräfte Dominanten genannt und sie dadurch scharf von den Energien unterschieden.*)

Nun muß ich noch einiges hinzufügen um darüber aufzuklären, welche Rolle nach Reinke's Ansicht die Dominanten in lebendigen Organismen spielen. Ich habe oben die zweite Hälfte des letzten Satzes weggelassen und hole deren Citat jetzt nach. Sie lautet: „Neben diesen spielt die beim Aufziehen eingeführte Energie nur die Rolle einer wohl unerläßlichen aber doch untergeordneten Kraft, welche die für das Zustandekommen der besonderen Leistungen nöthige mechanische Arbeit verrichtet." Der ganze Satz bezieht sich nämlich auf Uhrwerke, Spieldosen und Kinderspielzeuge, die durch eine Spiralfeder in Bewegung gesetzt werden. Und damit kommen wir zu einem Vergleich, der in der Reinke'schen Auffassung eine große Rolle spielt, nämlich zwischen lebenden Wesen und Maschinen. Der Begriff Dominanten ist zunächst der Maschinenkunde entnommen. In ihr pflegen die Dominanten als Maschinenbedingungen eines materiellen Systems bezeichnet und durch „Bedingungsgleichungen" ausgedrückt zu werden. Die Uebertragbarkeit des Dominantenbegriffs auf die lebenden Wesen rührt zunächst von dem schon von Cartesius eingeführten Vergleiche zwischen den Organismen und den Maschinen nach ihrer Struktur und ihren Leistungen her. In beiden kann die Energie nur nutzbringend wirken, wenn sie regulirt und gerichtet, zerlegt und gesammelt wird durch lenkende Kräfte, durch Dominanten. Nun geht aber Reinke noch einen Schritt weiter. Was die Energie regulirt, sind vor allen Dingen die Instinkte. Sie sind erblich überkommene Anpassungen an gewisse Lebensaufgaben, physiologische Anpassungen, die man neben den morphologischen niemals vernachlässigen sollte. Von ihnen spinnt sich durch die unbewußten psychischen Kräfte hindurch eine Brücke zu den bewußten und so stellt Reinke die Hypothese auf, daß jene psychischen Kräfte des Organismus Dominanten sind, d. h. daß sie von der Konfiguration des Organismus beziehungsweise von der unsichtbaren Struktur des Protoplasma abhängen.

Wenn man Reinke bis zu diesem Punkte gefolgt ist, möchte man ausrufen, „wie modern sind wir geworden". Wenigstens ich möchte so ausrufen. Wenn man Jahr aus Jahr ein immer neuen Generationen von jungen Leuten auseinanderzusetzen bestrebt ist, daß das Leben ein gesetzmäßiger, nach den Gesetzen der Naturwissenschaft erkennbarer Vorgang sei, dann bekommt man einen Begriff von der Macht der Tradition. Und diese Tradition wird einem immer deutlicher verkörpert in den Bildern der alten italienischen Meister vor allem in den herrlichen Fresken, mit denen Luino Luini die Kirche degli Angeli in Lugano geschmückt hat. Dort sterben die beiden Schächer zu beiden Seiten von Christus, ihre Seelen entfliehen ihrem Mund und werden die eine von einem Teufel, die andere von einem Engel aufgefangen. Wo das Leben entflieht, entflieht die Seele, heißt das, oder die Seele ist die Ursache des Lebens, übersetzt ins Physiologische. Und es läßt sich nicht leugnen, daß diese alte Auffassung an jedem Todtenbett neue Nahrung findet. Wodurch unterscheidet sich denn der Leichnam von dem Lebenden als durch die Abwesenheit von etwas, das mit dem letzten Athemzuge entflieht. Der Mensch, vor allem der Arzt, der einem Sterben beiwohnt, muß verzweifeln über den unmerkbaren Unterschied, der doch alles ausmacht. Wie er den Todten auch anfaßt anatomisch, histologisch, chemisch, er findet dasselbe wie im Lebenden und doch ist alles, worauf es ankommt, das Leben entschwunden.

Wie sich dem Tode gegenüber Reinke verhält, ist mir nicht ganz klar geworden. Wenn die Seele von der unsichtbaren Struktur des Protoplasmas abhängt, so muß sie in der Leiche verbleiben, denn wir sind bis jetzt unfähig gewesen zu entdecken, ob eine Differenz zwischen dem Protoplasma des lebenden Wesens und der Leiche existirt, und alles deutet darauf hin, daß wir auch ferner dazu unfähig sein werden. Wem soll die überlebende, vom Organismus getrennte Zelle, die für uns das Muster bildet, überhaupt zugerechnet werden, der Leiche oder dem lebenden Wesen? So stehen dann einander gegenüber die mittelalterliche Auffassung, in der die Seele im Tode Abschied von dem Körper nimmt, das Belebende, Bewegende, Handelnde etwas den Reinke'schen Energien entsprechend. Und auf der anderen Seite steht die Reinke'sche Auffassung, wonach die Seele bei dem Körper verbleibt. Dort ist die Seele das Geheimnißvolle, Unerklärliche, hier der Körper. Welche Wandlung! Aber ist die Reinke'sche Auffassung wirklich die richtige oder, da wir das noch nicht endgültig entscheiden können, ist sie die moderne, die dem heutigen Stande unserer Wissenschaft entsprechende? Wenn wir das beginnen zu prüfen, müssen wir vor allen Dingen sagen, daß in der Zweitheilung der Kräfte in Energien und Dominanten sich manches findet, was der wissenschaftlichen Auffassung unserer Tage nicht entspricht. Als Energien werden diejenigen Kräfte bezeichnet, welche Arbeit leisten, der Physiker, der Chemiker, der Physiologe aber machen einen Unterschied zwischen Spannkräften und lebendigen Kräften. Die Spannkräfte sind repräsentirt durch die chemischen Verwandschaften, welche z. B. die Kohlenstoff- und Wasserstoffmoleküle zum Sauerstoff haben. Sie haben noch keine Arbeit geleistet, sonst wären sie keine Spannkräfte mehr. Der Name ist hergeleitet von der Kraft der Feder, wenn sie aufgezogen, d. h. gespannt worden ist, ebenso wie der Name lebendige Kraft hergenommen ist, von dem Beispiel der im Leben sich im Muskel entwickelnden, derjenigen Kraft, welche Reinke allein als Typus der Energie erwähnt. Gehören die Spannkräfte nicht zu den Energien? Die Physiker, Chemiker, Physiologen rechnen sie dazu und auch Reinke muß sie dazu rechnen nach seiner ganzen Darstellung, wie nach dem Beispiel von dem Aufziehen der Uhrfeder, das er in dem oben citirten Satze gibt. Er erwähnt die Spannkräfte aber mit keinem Worte. Auf der anderen Seite aber kann man die als Beispiel für die Dominanten angeführten Kräfte des Diamanten und des Kalkspaths nicht so ohne Weiteres von den Spannkräften abtrennen. Sie haben mit diesen gemeinschaftlich, daß sie in ihrem gegenwärtigen Zustande keine Arbeit leisten. Denn es beruht die lichtbrechende Kraft des Diamanten und die polarisirende des Kalkspaths auf einer besonderen Gruppirung der Moleküle des Kohlenstoffs wie des kohlensauren Kalkes, welche dieselben in diesen Krystallen erlitten haben. Diese Gruppirung übt einen Einfluß aus auf den Gang der Lichtstrahlen und diesen Einfluß bezeichnen wir als polarisirende oder als lichtbrechende Kraft. Verschwindet die Gruppirung der Moleküle, d. h. wird der Krystall aufgelöst, so verschwindet auch dieser Einfluß. Es ist aber fernerhin irrthümlich, daß bei dem Verschwinden oder dem Erscheinen dieser Gruppirung gar keine Arbeit geleistet werde. Die positive und negative Lösungswärme zeugen für das Gegentheil. War doch die Wärme, welche frei wurde bei dem Auskrystallisiren einer übersättigten Lösung von schwefelsaurem Natron hinreichend, um eine Lokomotive zu treiben, wie eine seiner Zeit projektirte Lokomotive bewies. Hier tritt also die bei der Gruppirung der Moleküle gewonnene Wärme als Zwischenglied zu der Bewegung der Dampfmaschine auf, wie die bei der Oxydation der Kohle in lebendige Kraft umgeformte Spannkraft es sonst thut. Ja, die Analogie ist vielleicht noch größer. Wenn die modernen Anschauungen der Stereochemie richtig sind, so sind in jedem

*) Ich citire hier einzelne Sätze von Reinke, die die gesuchten Definitionen zu enthalten scheinen. Freilich sind diese Sätze aus dem Zusammenhang gerissen, aber darin liegt keine andere Absicht als die der Kürze, denn ich kann nicht den ganzen Vortrag von Reinke wiederholen.

Molekül die Atome im Raume gruppirt. Zwischen der Gruppirung der Moleküle im Krystall und der Gruppirung der Atome im Moleküle existiren nun gewisse Aehnlichkeiten. Seit Pasteur die rechts und links polarisirende Weinsäure von einander trennte, indem er die Hemiedrie der Krystalle von traubensaurem Natrium-Ammonium entdeckte, wissen wir, daß die Krystallform, d. h. die Gruppirung der Moleküle zu dem Krystall, zu der Polarisation in einer direkten Beziehung steht. Auf der anderen Seite wissen wir durch vant'Hoff, daß die Ursache der Polarisation bei gelösten Stoffen ein asymmetrisches Kohlenstoffatom ist, d. h. ein Kohlenstoffatom, welches seine vier Verwandschaften in verschiedener Weise gesättigt hat. Die Polarisation hängt von der Art und Weise ab, wie diese mit dem Kohlenstoff verbundenen Atome oder Atomgruppen in der Reihe auf einander folgen. Es ist also ihre Gruppirung im Raum, d. h. die Gruppirung der Atome im Raum, welche bei den gelösten Stoffen, wo die Moleküle isolirt sind, dasselbe, d. h. die Polarisation macht, was in den Krystallen die Gruppirung der Moleküle macht. Das läßt uns vermuthen, daß eine Beziehung, eine Aehnlichkeit zwischen den beiden Verhältnissen existirt und wenn wir entdecken, daß bei der Spaltung und dem Bau der Krystalle wie der Moleküle Arbeit im positiven oder negativen Sinne geleistet oder verbraucht wird, so kommen wir zu dem Schlusse, daß die Gruppirung im Raume, die beiden gemeinschaftlich ist, etwas mit der Arbeit zu thun hat. Sind denn das, was Reinke Energien und Dominanten nennt, wirklich so fundamental verschieden? Zu den Energien gehören die Spannkräfte, welche keine Arbeit leisten, aber leicht in lebendige Kräfte umgeformt werden können, die Dominanten ihrerseits leisten auch keine Arbeit, können aber ebenso umgeformt werden. Und der Grund, weshalb sie Arbeit leisten können, die Bedingungen für diese Umformung sind bei beiden dieselben. Man wundert sich nur, warum Reinke in seinen Beispielen von den Dominanten nicht weiter geht, warum er nicht das Dach anführt, das uns gegen den Regen schützt. Er leistet der Schwere Widerstand, es trotzt dem Regen, dem Wind, aber er leistet keine Arbeit. Es ist die Stellung seiner Moleküle im Raum, die ihm diese Rolle zuweist, läge es am Boden, so wäre es für die Erhaltung unseres Lebens gleichgültig. Arbeit aber war nothwendig, um es an diese Stelle zu bringen, Arbeit kann wieder gewonnen werden, wenn es herunter kommt, während es aber da oben ist und uns schützt, leistet es keine Arbeit. Im Grunde macht uns dieses Beispiel nachdenklich. Es liegt doch etwas in dem Platz, den die Moleküle im Raume einnehmen, wenn sie da auch keine Arbeit leisten, es liegt etwas Besonderes in der Form, würde Reinke sagen. Was aber ist zu thun? Sollen wir zur mittelalterlichen Ansicht zurückkehren, daß die immaterielle Seele die Ursache des Lebens ist? Sie würde uns jeder Hoffnung berauben, das Leben wissenschaftlich zu erkennen, und diese Hoffnung geben wir so leicht nicht auf. Sollen wir die Reinke'sche Lehre von der Trennung der Dominanten und Energien, der Formen und der Bewegungen adoptiren? Darin hindert uns die Erkenntniß von der Falschheit ihrer Grundlagen. Wo steckt der Irrthum in ihrer Anwendung auf die lebenden Wesen? Er steckt in dem von Cartesius eingeführten Vergleich der lebenden Wesen mit den Maschinen. Es wundert mich auch nicht, daß Reinke diesen Vergleich unbesehen annimmt. Dasselbe durchdringt die ganze Physiologie, es gilt da beinahe als ein Axiom. In der That hat es etwas ungemein Bestechendes zu erfahren, wie in den Körper täglich eingeführt werden, soviel Gramm Eiweiß, soviel Gramm Kohlenhydrate, soviel Gramm Fett. Dann entwickelt der Körper aus diesem Nahrungsmaterial, soviel Kalorien und diese dienen ihm zur Bestreitung seines Kräfteverbrauchs. Der Körper entspricht hier dem Maschinengerüst, den Dominanten, die aus der Nahrung gewonnenen Kalorien den Energien. Die Nahrung selbst ist die Heizung der Maschine. Aber trotz dieser Anschaulichkeit ist es meiner Ansicht nach Zeit, mit diesem Vergleich zu brechen. Es entspricht einem Standpunkt, der seine Berechtigung hatte, der aber jetzt überwunden werden muß, weil wir dem Ziele näher kommen wollen. Noch wußte man nichts, als man diesen Vergleich aufstellte, von Stereochemie, von physikalischer Chemie, von all den Bereicherungen, welche die Wissenschaft in der jüngsten Zeit erfahren hat. Ich will mich aber nicht in Feinheiten einlassen, ich will nur einige grobe Thatsachen anführen, die uns zu einem Weitergehen zwingen.

Man kann entweder den stürmischeren, rascher zum Ziele führenden Weg gehen, den z. B. Jacques Loeb eingeschlagen hat, als er sich an die niederen Organismen wandte. Da gelang es ihm nachzuweisen, daß der Aufbau der einzelnen Organe (Loeb vermeidet soviel wie möglich den Ausdruck Zellen), von chemischen oder mechanischen Eingriffen abhängig ist. Die Dominanten sind nicht unantastbar, sie sind unsern Eingriffen nicht entzogen. Ein Organismus kann sich so oder so entwickeln, es gibt eine Heteromorphose und doch läuft das Leben ab. Boveri, Born, Roux, Hertwig, Driesche, Pflüger und viele andere haben werthvolle Beiträge zu dieser Erkenntniß von dem Wesen des Dominanten geliefert, als die Krone von diesem Vorgehen aber kann es angesehen werden, als es Loeb gelang, durch gewisse chemisch-physikalische Einflüsse die Befruchtung zu ersetzen, die Entwicklung einzuleiten, die gesammte Ausbildung der Dominanten zu bewirken. Doch wird Reinke vielleicht sagen, ich habe ja gar nicht behauptet, daß die Dominanten dem Experimente unzugänglich seien. Ich habe im Gegentheil ausdrücklich gesagt, daß die Energien und Dominanten kausal auf einander einwirken. Dem muß ich entgegnen, daß aus dem Vortrag von Reinke unwidersprechbar hervorgeht, daß der Ablauf der Kraftentwicklung im Leben, also der Kraftwechsel der Energien die Dominanten unverändert läßt, und um zu zeigen, wie dies beim Leben nicht der Fall ist, will ich mich dem zweiten Forschungswege zuwenden, den ich selbst eingeschlagen habe. Dieser ist langsamer und umständlicher, aber weil er sich auf die Wirbelthiere bezieht, denen wir selbst angehören, liefert er Wahrheiten, die uns näher angehen, die uns verständlicher sind.

So wissen wir schon geraume Zeit, daß die Nahrung der lebenden Wesen sich in diesen nicht wie die Heizung in der Maschine verhält, d. h. sie wird nicht als ein dem Körper Fremdes im Blute und in den Säften verbrannt, sondern die Bestandtheile der Nahrung müssen in die einzelnen Organe aufgenommen werden, wenn sie als Kraftquellen dienen sollen.

Man könnte sich dieses Verhältniß noch so erklären, daß der Prozeß der Kraftentwicklung ein sehr mannigfaltiger ist, nicht etwa wie in der Maschine ein gleichartiger. Daher kann nicht die Nahrung als ganzes oxydirt werden, sondern jeder einzelne Apparat will seinen Antheil haben. Wir gehen daher zum zweiten Einwand über. Dieser sagt, daß die Zellen in einem bestimmten Zahlenverhältniß zu einander vorhanden sein müssen. Sie können nicht etwa einfach größer werden, sondern wenn von einer Zellenart mehr vorhanden sind, so muß die andere Zellenart nach einem bestimmten Zahlenverhältniß zunehmen. Dies zeigt, daß die Lebensthätigkeit an ein bestimmtes Verhältniß der Zellen zu einander gebunden ist. Indessen man könnte auch dieses Verhältniß sich dahin erklären, daß die Zellen als Werkzeuge dienen. Gehen wir daher zu dem dritten Bedenken über, welches sagt, der Körper ist nicht unveränderlich, wie das Gerüst einer Maschine, denn das Individuum wird ja jung geboren und altert allmählich. Das ist nicht eine bloße Abnutzung, wie sie bei der Maschine auch vorkommt, sondern eine wirkliche Aenderung. Daß es bei dieser Aenderung sich nicht um einen einfachen Verbrauch und Wiederersatz handelt, habe ich gezeigt bei dem Frosch, der jedes Jahr eine solche Aenderung zeigt, die sich mit der Bildung seiner Geschlechtsprodukte abspielt. Ja noch mehr, sagt der vierte Einwand, der ganze Bestand eines Organismus an Gerüstsubstanzen, an Zellen, ist einer periodischen Wandlung unterworfen. Es findet in ihm ein fortwährender Abbau und Aufbau statt, eine Bildung und Zerstörung. Statt wie das Gerüst einer

Maschine unverändert zu bleiben, ist der Körper in fortwährender Wandlung begriffen. Und diese Wandlung ist bedingt durch die kosmischen Kräfte, wenigstens erfolgt sie in den Perioden, in denen diese kosmischen Kräfte sich ändern. Diese Wandlungen machen zum Theil gerade das aus, was wir Leben nennen, sie bewirken die Einpassung des Lebens in die Welt, die Erhaltung des Lebens unter der Variation der kosmischen Gewalten. Alle diese Veränderungen sind langsame, sagt das fünfte Bedenken, der Organismus ändert sich ja, aber er ändert sich, wie wir eine Maschine ändern, die eine andere Art von Arbeit leisten muß. Ist mit dieser Arbeitsleistung selbst eine Aenderung der Maschine verknüpft? Wir wissen darüber einstweilen noch nichts für den Fall, daß die Arbeitsleistung unter denselben äußeren Bedingungen erfolgt. Aber wenn diese Bedingungen rasch und gewaltig sich ändern, dann lehren uns die Erfahrungen, die ich letztes Jahr im Ballon machte an den Blutkörperchen, daß die Aenderungen in den Zellen, d. h. im Körper, in dem Gerüst, in den Dominanten gewaltige und rasche sind. Wenn wir uns dann weiter überlegen, daß doch Aenderungen im Luftdruck, in der Elektrizität, in der Besonnung, wie ich sie da oben erlebte, den täglichen Tag auch ausfüllen, nur in viel geringerem Maße, so müssen wir uns sagen, daß wohl dieser kleinen Veränderung der Organismus sich ebenso anpaßt, wie jenen großen. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß der Vorgang hier ein anderer sei, wie dort, nur können wir ihn da, wo er in großem Maßstab erfolgt, leichter ans Licht ziehen. Die Chemie lehrt uns ja auch, wie tagtäglich eine Menge Galle produzirt wird und für sie können wir keine andere Quelle annehmen, als die Blutkörperchen.

Werden aber Tag für Tag Blutkörperchen zerstört, so müssen auch Tag für Tag welche gebildet werden. Wir kommen also zu dem Schluß für den Vorgang, den wir als das eigentliche Leben bezeichnen, d. h. für die Bildung der Geschlechtsprodukte, für die Jugend, das Alter haben wir eine Veränderung des Gerüstes der Organismen ebenso wie für die Vorgänge, die der Erhaltung des Lebens dienen, das Athmen, die Verdauung u. s. w. Die Organismen gleichen also nicht den Maschinen, die Trennung der in ihnen wirksamen Kräfte in Dominanten und Energien ist ungerechtfertigt. Dieser negative Schluß führt zu einem positiven. Es gibt einen Unterschied zwischen Dominanten und Energien in den Organismen, wir haben die Zellen einerseits, die gelösten Stoffe, die Zellsäfte andererseits. In den ersteren haben wir es zu thun mit eigenthümlichen Molekülgruppirungen, in den letzteren, wo die Moleküle isolirt sind, mit eigenthümlichen Atomgruppirungen. Die ersteren die Zellen üben auf die letzteren einen besonderen Einfluß aus, wie die Dominanten der Maschinen, beherrschen sie die Kraftentwicklung aus den letzteren. Aber nicht wie die Dominanten der Maschinen bleiben sie dabei unverändert. Sie ändern sich während des Lebens und diese Aenderung ist für das Leben charakteristisch. Dies führt zu der Hypothese, daß gerade hierin der Unterschied zwischen lebenden Organismen und Maschinen begründet ist. Es ändern sich die Dominanten bei den ersteren, bei den letzteren nicht. Die Dominanten aber beruhen auf eigenthümlichen Molekülgruppirungen, das Leben beruht also auf einer Lösung von Molekül- wie von Atomgruppirungen, das Arbeiten der Maschine nur auf dem letzteren. Das Leben gewinnt seine Eigenthümlichkeit dadurch, daß es uns eine neue Art von Kraftquelle zeigt, eine Kraftquelle, die wir jetzt erst beginnen zu studiren, nämlich die Aenderung der Molekülgruppirung.

Zürich. Justus Gaule.

Petka.*)

1.

Ossip Abramowitsch, der Barbier und Friseur, schob die schmutzige Serviette auf der Brust des Kunden zurecht, steckte sie mit den Fingern hinter dem Hemdkragen fest und rief kurz und barsch:

„Stift, das Wasser!"

Der Kunde betrachtete mit jener ganz besonderen Aufmerksamkeit, die jedermann seinem lieben Ich im Barbierladen zu schenken pflegt, seine Physiognomie im Spiegel und machte die unliebsame Entdeckung, daß zu den Pusteln an seinem Kinn eine neue hinzugekommen war. Aergerlich wandte er sich ab, wobei sein Blick auf ein mageres, kleines Händchen fiel, das sich von der Seite her dem Spiegeltisch näherte und ein Blechgefäß mit heißem Wasser darauf stellte. Als er wieder aufblickte, sah er im Spiegel das seltsam verzerrte Gesicht des Prinzipals, bemerkte den raschen, drohenden Blick, mit dem Ossip Abramowitsch einen flüchtig auftauchenden Kopf streifte, und vernahm das kaum hörbare, aber trotzdem sehr vielsagende Flüstern seiner Lippen. Wenn nicht Ossip Abramowitsch selbst, sondern einer der Gehilfen, Prokopij oder Michajlo, den Kunden rasirte, dann ließ in der Regel dieses Flüstern sich lauter vernehmen und klang gewöhnlich in die Drohung aus:

„Wart, Dir will ich's besorgen!"

Das bedeutete so viel, als daß der „Stift" das Wasser nicht rasch genug gebracht und daß er dafür seinen Denkzettel zu erwarten habe.

„So ist's recht", dachte der Kunde und wandte dabei seinen Blick nach dem Gescholtenen hin, wobei er dicht neben seiner Nase eine große, schweißige Hand bemerkte, von der drei Finger gespreizt in die Luft hineinstarrten, während die beiden andern, klebrig, weich und duftig, sich an seine Wange und sein Kinn schmiegten und eine zweite Hand mit dem stumpfen, unangenehm kratzenden Rasirmesser den Seifenschaum sammt den Bartstoppeln von seinem Gesichte schabte.

Der fade Geruch billiger Parfums durchzog den Barbierladen, der von Schmutz starrte und von lästigen Fliegen wimmelte. Die Kundschaft war nicht gerade anspruchsvoll: sie bestand aus Thürhütern, Ladendienern, kleinen Beamten oder Arbeitern, und öfters ließen sich auch gewisse verdächtige Burschen von plump-stutzerhaftem Aussehen, mit rothen Backen, kleinen Schnurrbärten und lüstern frechen Augen bei Ossip Abramowitsch sehen. Es wimmelte in der Nachbarschaft von verdächtigen Spelunken aller Art, die der ganzen Gegend den Stempel des Unordentlichen, Unruhigen, Schmutzigen aufdrückten.

Der „Stift", auf den alle Welt loshackte und losschrie, hieß Petka**), und er war der jüngste und kleinste unter den Angestellten des Geschäfts. Es war noch ein zweiter Lehrling da, Nikolka mit Namen, der war aber drei volle Jahre älter als Petka und sollte bald Gehilfe werden. War der Meister nicht da, und hatten die Gehilfen keine Lust zur Arbeit, dann mußte Nikolka zur Scheere greifen und die Verschönerung irgend eines Hausknechts oder sonstigen „einfacheren" Kunden übernehmen, während die Gehilfen lachend zusahen, wie er auf den Zehen um sein Opfer herumhüpfte und ihm kaum in den Nacken sehen konnte. Bisweilen wurde ein Kunde böse, wenn er sah, wie ihn Nikolka zugerichtet hatte, und begann laut zu schreien; dann schrien auch die Gehilfen auf Nikolka los, jedoch nicht im Ernst, sondern nur, um den empörten Kunden zu beschwichtigen. Doch waren solche Vorkommnisse selten, und im allgemeinen betrug sich Nikolka durchaus wie ein Erwachsener: er rauchte Cigaretten, spuckte durch die Zähne, fluchte und renommirte sogar vor Petka

*) Aus dem Russischen. Uebersetzt von A. Scholz.

**) Peterchen.

daß er Schnaps getrunken habe, was jedoch wahrscheinlich erlogen war. Gab's irgendwo in einer Nachbargasse eine große Prügelei, dann lief Nikolka mit den Gehilfen zusammen hin und kam mit glückstrahlendem, lachendem Gesichte wieder, worauf ihm dann Ossip Abramowitsch in der Regel zwei Ohrfeigen — auf jede Backe eine — verabreichte.

Petka war erst zehn Jahre alt; er rauchte nicht, trank keinen Schnaps, fluchte auch nicht — obschon er sehr viele gemeine Worte kannte — und war von Neid gegen Nikolka erfüllt, weil der ihm in allen jenen Dingen voraus war. Wenn keine Kunden da waren, wenn Prokopij nach einer durchbummelten Nacht sich in der dunklen Ecke hinter dem Verschlage schlaftrunken räkelte und Michajlo im Polizeibericht des „Moskowskij Listok“ nach den Namen von Kunden suchte, dann steckten Petka und Nikolka gewöhnlich die Köpfe zusammen und plauderten. Nikolka war dann weit netter als sonst, weihte den „Stift“ in die tieferen Geheimnisse der Frisirkunst ein, erklärte ihm, was eine Polkafrisur ist, wie man einen Scheitel ziehen, wie man die Scheermaschine gebrauchen müsse u. s. w.

Bisweilen setzten sie sich aufs Fensterbrett, neben die Wachsbüste mit den rosigen Wangen, den verwundert dreinblickenden Glasaugen und den dünnen, geraden Brauen und schauten auf den Boulevard hinaus, auf dem vom frühen Morgen an ein lebhaftes Treiben herrschte. Die grauen, verstaubten Bäume des Boulevards verschmachteten in der mitleidlos sengenden Sonnengluth und warfen einen gleichfalls grauen Schatten, der keine Kühle spendete. Auf allen Bänken saßen Männer und Weiber, schmutzig und seltsam gekleidet, ohne Mützen und Kopftücher, als ob sie da zu Hause wären und kein anderes Heim hätten. Ihre Gesichter hatten bald einen gleichgültigen, bald einen bösartigen oder lasterhaften Ausdruck, auf allen aber lag der Stempel äußerster Ermüdung und Apathie.

Da und dort sank ein struppiger Kopf kraftlos auf die Schulter, und wie bei einem Eisenbahnpassagier, der ohne Unterbrechung tausend Werst in der dritten Klasse gefahren ist, reckten und dehnten sich die müden Glieder, um sich zum Schlaf auszustrecken. Allein es war kein Raum da zum Schlafen: in den Gängen schritt, mit dem Stock in der Hand, die hellblaue Gestalt des Anlagenwächters auf und ab, der darauf Acht zu geben hatte, daß ja niemand sich's auf einer der Bänke oder auf dem weichen, vom Sonnenbrand welk gewordenen Rasen bequem machte. Die Weiber, die durchweg sauberer gekleidet waren als die Männer und ein klein wenig sogar die Mode zu markiren suchten, schienen nach Physiognomie und Gestalt einander ganz ähnlich, obschon sie im Alter durchaus verschieden waren und neben den alten auch ganz junge, noch fast Kinder, vorkamen. Sie hatten alle heisere, rauhe Stimmen, sie schimpften, umarmten die Männer mit einer Unverfrorenheit, als ob sie ganz allein auf dem Boulevard wären, nahmen bisweilen einen Schluck Branntwein und aßen einen Bissen dazu. Es geschah auch wohl, daß ein betrunkener Kerl ein ebenso betrunkenes Weibsbild prügelte — sie fiel hin, stand wieder auf und fiel von neuem hin, ohne daß irgend jemand sich ihrer angenommen hätte. Man schaarte sich wohl um die Streitenden, und die grinsenden Gesichter wurden ein wenig lebhafter, aber sobald der hellblaue Wächter sich zeigte, kroch alles wieder mit trägem Schritt nach den alten Plätzen zurück. Nur die Geprügelte blieb liegen, weinend und wüst darauflos scheltend; ihr zerzaustes Haar schleifte über den Sand, und der halb entblößte, bei Tageslicht gelb und schmutzig erscheinende Körper gab sich auf cynisch-klägliche Weise den Blicken der Vorübergehenden preis. Man schob sie in eine Droschke und fuhr mit ihr davon, wobei ihr Kopf kraftlos wie bei einer Todten hin und her wackelte.

Nikolka kannte viele dieser Weiber und Männer beim Namen und erzählte Petka unter lüsternem Grinsen allerhand schmutzige Geschichten von ihnen. Und Petka hing lauschend an seinem Munde, bewunderte seine Klugheit und Unerschrockenheit und träumte davon, daß auch er einmal so klug und unerschrocken sein würde.

Bis dahin wars freilich noch recht, recht weit, und wenn es nach Petka gegangen wäre, hätte er sich lieber heute als morgen irgend wohin fortgewünscht. Die Tage schlichen ihm so einförmig hin, Sommer und Winter sah er immer dieselben Spiegel, von denen der eine einen Sprung hatte und der andere die Bilder der Gegenstände in drolliger Weise verzerrte. An der stockigen Wand hing stets dasselbe, zwei nackte Frauengestalten am Meeresufer darstellende Bild, nur daß die rosigen Leiber der beiden Frauen vom Fliegenschmutz immer scheckiger wurden. Immer größer wurde auch der große russige Fleck an der Decke, gerade an der Stelle, wo im Winter fast den ganzen Tag die Petroleumblitzlampe brannte. Und den ganzen geschlagenen Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, klang unaufhörlich der barsche Ruf: „Stift, das Wasser!“ Petka in den Ohren, und er brachte immer und immer wieder das Blechgefäß mit dem warmen Wasser. Feiertage gab's nicht. Des Sonntags, wenn die Schaufenster der Magazine und Läden längst dunkel waren, fiel aus dem Barbierladen bis in die späte Nacht hinein ein greller Lichtschein, und die Passanten konnten eine kleine, magere, von Müdigkeit übermannte Gestalt auf dem Stuhl hocken sehen. Den ganzen Tag ging Petka schläfrig umher, und es schien ihm oft, als sei alles rings um ihn nicht Wirklichkeit, sondern ein langer, quälender Traum. Häufig vergaß er das Wasser, oder er hörte überhaupt nicht, wenn jemand nach Wasser rief, und dabei wurde er immer elender und magerer und bekam einen häßlichen Ausschlag auf dem kurz geschorenen Kopfe. Selbst die anspruchslosen Kunden des Ladens fühlten sich unangenehm berührt beim Anblick des unansehnlichen, sommersprossigen Jungen mit den ewig schläfrigen Augen, dem halbgeöffneten Munde und den unsauberen Händen. Um die Augen und unter der Nase des Burschen hatten sich ganz feine, wie mit einer scharfen Nadelspitze gezogene Fältchen gebildet, die ihm das Aussehen eines gealterten Zwerges gaben.

Petka wußte selbst nicht, ob ihm traurig oder lustig ums Herz war, jedenfalls aber wollte er fort von Ossip Abramowitsch, an irgend einen anderen Ort, von dem er jedoch nicht zu sagen vermochte, wo er lag, und wie er beschaffen war. Als seine Mutter, die Köchin Nadeschda, ihn besuchte, aß er gleichmüthig die mitgebrachten Leckereien, beklagte sich nicht und bat nur, sie möchte ihn von der Stelle fortnehmen. Dann aber vergaß er wieder seine Bitte, nahm gleichgültig Abschied von seiner Mutter und fragte nicht einmal, wann sie wiederkommen würde. Nadeschda aber dachte im Stillen mit bitterem Schmerz, daß ihr einziger Sohn doch ein recht dummes Kerlchen sei.

2.

Eine ganze Weile lebte Petka in dieser Weise fort — wie lange, wußte er eigentlich selbst nicht zu sagen.

Eines Tages jedoch, um die Mittagszeit, kam seine Mutter, hielt mit Ossip Abramowitsch längere Rücksprache und eröffnete dann Petka, daß er in die Sommerfrische solle, nach Zarizyno, wo ihre Herrschaft während der warmen Jahreszeit wohnte. Petka begriff erst gar nicht, um was es sich handelte, dann aber begann er still zu schmunzeln, wobei sein Gesicht sich mit unzähligen feinen Fältchen bedeckte, und nun trieb er Nadeschda zu möglichst raschem Aufbruch. Während sie anstandshalber noch eine Weile mit Ossip Abramowitsch plauderte und sich nach der Gesundheit seiner Gattin erkundigte, zog Petka sie leise an der Hand nach der Thür hin. Er hatte keine Ahnung davon, was wohl eine Sommerfrische sein könnte, doch vermuthete er, daß es eben jener Ort sei, nach dem es ihn so sehr hinzog. Und er hatte in seinem Egoismus ganz und gar seinen Kameraden Nikolka vergessen, der, die Hände in die Hosentaschen vergraben, in der Nähe stand und Nadeschda mit seiner gewohnten Unverfrorenheit zu mustern suchte. Es gelang ihm jedoch nicht recht mit der Unverfrorenheit, und es lag vielmehr wie ein geheimer Gram in seinen Augen —

hatte er doch selbst schon lange keine Mutter mehr. Und er hätte sogar mit dieser dicken Nadeschda als Mutter vorlieb genommen, wenn sie ihn nur in die Sommerfrische mitgenommen hätte — denn, die Wahrheit zu sagen: auch in der Sommerfrische war er noch nie gewesen.

Der Bahnhof mit den hin und her eilenden Passagiren, dem vielstimmigen Durcheinander, dem lauten Geräusch der ankommenden Züge und dem ewigen Pfeifen der Lokomotiven, das bald laut und wüthend klang wie die scheltende Stimme des Prinzipals, bald dünn und quiekend wie die Stimme seiner kranken Frau, machte auf Petka einen verwirrenden und beunruhigenden Eindruck. Obschon ihr Zug erst in einer halben Stunde abfahren sollte, fürchtete er doch ebenso wie seine Mutter, daß sie nicht mitkommen würden; und als sie dann endlich im Waggon saßen und davonfuhren, faßte Petka dicht am Fenster Posto und blieb da unbeweglich stehen, und nur sein kurzgeschorener Kopf drehte sich auf dem dünnen Halse wie auf einem Metallbolzen.

Er war in der Stadt geboren und aufgewachsen. Zum ersten Mal im Leben sah er das freie Feld, und alles was er dort schaute, war für ihn überraschend neu und seltsam: daß man unbehindert so weit sehen konnte, daß der Wald in der Ferne aussah wie niedriges Gras, und daß der Himmel in dieser neuen Welt so wunderbar klar war und so maßlos breit als wenn man ihn vom Dache eines Hauses betrachtete. Er sah ihn durch das Fenster vor dem er stand, und wenn er sich nach der Mutter umwandte, sah er ihn auch durch das gegenüberliegende Fenster, und die weißen, drolligen Wölkchen schwebten gleich lustigen Engelein an ihm hin. Petka drehte und wand sich an seinem Fenster, oder er lief nach der anderen Seite des Waggons und berührte dabei vertraulich mit seinem nicht sehr sauberen Händchen Schultern und Knie der fremden Passagiere, die mit freundlichem Lächeln sein Treiben beobachteten. Nur ein Herr, der in einer Zeitung las und dabei — aus Müdigkeit oder Langerweile — beständig gähnte, guckte ihn zweimal grimmig von der Seite an, worauf Nadeschda sich beeilte, ihren Sohn zu entschuldigen:

„'s ist das erste Mal, daß er mit der Bahn fährt — da ist ihm alles neu . . ."

„Hm—m", knurrte der Herr und vertiefte sich in seine Zeitung. Nadeschda hätte ihm gar zu gern erzählt, daß Petka schon seit drei Jahren bei einem Barbier in der Lehre sei, daß sein Prinzipal ihr versprochen habe, einen tüchtigen Menschen aus ihm zu machen, was für sie von großer Wichtigkeit sei, da sie ganz allein in der Welt stehe, als ein schwaches Weib, das auf die alten Tage oder für den Fall einer Krankheit keine Hilfe sonst habe. Aber der Herr mit der Zeitung machte ein so böses, finsteres Gesicht, daß Nadeschda es vorzog, das alles nur im Stillen für sich zu denken.

Zur Rechten von der Zugrichtung dehnte sich eine hügelige, von beständiger Feuchtigkeit dunkelgrüne Ebene, an deren Rande kleine graue Häuschen — so klein, als wären sie einer Spielzeugschachtel entnommen — sich erhoben, und auf einem hohen grünen Berge, an dessen Fuße ein bandartiger silberner Streifen schimmerte, stand eine ebenso kleine weiße Kirche. Als der Zug mit plötzlich verstärktem, metallischem Klirren und Dröhnen über eine Brücke fuhr und gleichsam über der spiegelglatten Fläche in der Luft hing, fuhr Petka in jähem Schreck zusammen und flog vom Fenster zurück, doch faßte er sogleich wieder davor Posto, um nur ja keins von den Wunderdingen da draußen zu verpassen. Der schläfrige Ausdruck seiner Augen und die Fältchen in seinem Gesichte waren verschwunden. Es war, als ob jemand mit einem glühenden Plätteisen darüber gefahren wäre und es glattgebügelt hätte . . .

Während der beiden ersten Tage des Landaufenthalts wurde Petkas kleine, schüchterne Seele durch den Reichthum der von allen Seiten einstürmenden Eindrücke förmlich erdrückt. Wie dereinst die Wilden beim Uebergang vom Naturzustand zum Stadtleben die Fassung verloren, so kam sich umgekehrt dieser kleine Wilde, der aus der steinernen Umklammerung der städtischen Steinhaufen kam, vor dem Antlitz der Natur schwach und hilflos vor. Alles war hier für ihn lebendig, alles fühlte und hatte seinen eigenen Willen. Er fürchtete sich vor dem Walde, dessen Wipfel ruhig und gemessen über seinem Haupte rauschten, der so dunkel, so versonnen und so schaurig war in seiner Unbegrenztheit; die hellen, grünen, lustigen Wiesen, die mit ihren bunten Farben gleichsam zu singen schienen — die liebte Petka, und er hätte sie am liebsten wie Schwestern streicheln mögen; der dunkelblaue Himmel endlich schien ihn zu rufen, mit gütigem Lächeln, wie eine Mutter. Petka war erregt, er zitterte und ward blaß; dann lächelte er wieder still in sich hinein und spazierte würdevoll, wie ein Alter, am Waldessaum und am buschigen Teichufer auf und ab. Oder er legte sich ermüdet, mit benommenem Athem, in das dichte, feuchte Gras und verschwand darin — nur seine kleine, sommersprossige Nase erhob sich über die Oberfläche. In den ersten Tagen lief er oft zur Mutter zurück und drückte sich in der Küche herum, und wenn der Herr ihn dann fragte, ob es schön sei auf dem Lande, lächelte er verwirrt und sagte:

„Ja, sehr schön! . . ."

Und dann ging er wieder nach dem düsteren Walde und dem stillen Wasser, als wollte er sie nach irgend etwas fragen.

Bald aber wußte sich Petka mit der Natur ganz vortrefflich zu stellen, und zwar geschah dies mit Hilfe des Gymnasiasten Mitja, den er kennen gelernt hatte. Mitja hatte ein Gesicht, so dunkelgelb wie ein Waggon zweiter Klasse; seine Haare standen straff empor, wie die Borsten eines Igels, und waren ganz weiß, als wären sie von der Sonne gebleicht. Er angelte gerade im Teiche, als Petka ihn zum ersten Mal sah; ohne große Umstände machte er sich mit dem kleinen Barbierlehrling bekannt und wurde überraschend schnell intim mit ihm. Er ließ Petka eine seiner Angeln halten und ging dann mit ihm weit weg an eine Stelle, wo sie baden wollten. Petka fürchtete sich sehr, ins Wasser zu gehen, als er aber erst darin war, wollte er gar nicht wieder heraus und that, als ob er schwimmen könnte — rümpfte die Nase, zog die Brauen empor, schluckte Wasser und schlug mit den Armen um sich, daß das Wasser hoch emporspritzte. Er glich ganz einem jungen Hunde, der zum ersten Mal ins Wasser gerathen war. Als er sich endlich angekleidet hatte, war er ganz blau vor Kälte, wie ein Todter, und klapperte beim Sprechen mit den Zähnen. Auf Veranlassung desselben Mitja, der an Einfällen unerschöpflich war, untersuchten sie eine alte Schloßruine, die sich in der Nähe befand; sie kletterten auf das mit Bäumen bewachsene Dach hinauf und trieben sich in dem verfallenen Gemäuer des mächtigen Gebäudes umher. Es gefiel ihnen da ganz ausnehmend: überall lagen Haufen von Steinen, auf die sie nur mit Mühe hinaufklettern konnten, und zwischen denen junge Ebereschbäumchen und Birken wuchsen; Todesstille herrschte ringsum, und es war Petka, als mußte im nächsten Augenblick jemand aus dem Winkel auf sie zuspringen, oder als würde über der geborstenen Fensterbrüstung plötzlich ein schrecklicher Räuberkopf sichtbar werden. Nach und nach fühlte sich Petka in der Sommerfrische wie zu Hause, und er hatte ganz und gar vergessen, daß ein Ossip Abramowitsch und ein Barbierladen existirte.

„Seh' doch einer, wie dick er geworden ist! der richtige Kaufmann!" sprach ganz glücklich die Köchin Nadeschda, die selbst so dick und vom Herdfeuer geröthet war wie ein kupferner Theekessel. Sie schrieb Petkas gutes Aussehen der reichlichen Kost zu, mit der sie ihr Söhnchen versah; doch Petka aß gar nicht so viel — nicht, als ob er keinen Appetit gehabt hätte, aber es mangelte ihm an Zeit zum Essen, und dieses Beißen und Kauen, dieses langsame Knochenbenagen, dieses Geplauder Nadeschda's dauerte ihm viel zu lange. Draußen erwarteten ihn schon allerhand wichtige Geschäfte: er mußte wenigstens fünfmal baden, mußte sich im Haselbusch eine Angelruthe abschneiden und Regenwürmer suchen — das alles erforderte doch Zeit! Er lief jetzt den ganzen Tag barfüßig umher und befand

sich tausendmal wohler dabei als in den schweren, dicksohligen Stiefeln, die er sonst trug: es war so angenehm, über die rauhe, bald kühle, bald warme Erde hinzuflitzen. Auch seine abgetragene Lehrlingsjoppe hatte er abgelegt, und er sah ohne sie weit jünger, kindlicher aus. Nur des Abends zog er sie an, wenn er nach dem Teichdamm lief, um zuzusehen, wie die Herrschaften sich mit Bootfahren belustigten: fein geputzt und vergnügt setzten sie sich lachend in das schwankende Boot, das langsam die Wasserfläche durchschnitt, während die Spiegelbilder der Bäume von den Ruderschlägen in Bewegung geriethen, als schüttelte ein Wind ihre Wipfel.

3.

Gegen Ende der Woche brachte der gnädige Herr aus der Stadt einen Brief mit, der an die „Köchhinn Nadeschda" adressirt war. Als die Adressatin sich den Brief hatte vorlesen lassen, brach sie in Thränen aus und wischte mit der russigen Schürze so lange in ihrem Gesichte herum, bis sie ganz schwarz aussah. Aus den abgerissenen Worten, die sie während dieser Operation hervorstieß, war zu entnehmen, daß in dem Briefe von Petka die Rede war. Es war bereits gegen Abend. Petka war gerade im Hofe mit gewissen Springübungen beschäftigt, die ihm der Gymnasiast Mitja gezeigt hatte, und in denen er sich nun, als echter Sportsman, ganz für sich trainirte, als der Herr zu ihm herauskam und, die Hand auf seine Schulter legend, sagte: „Na, alter Freund, jetzt heißt es abreisen!"

Petka lächelte verwirrt und schwieg. „Ein sonderbares Kerlchen", dachte der Herr.

„Abreisen mußt Du, mein Lieber!"

Petka lächelte noch immer. Nadeschda trat hinzu und bestätigte weinend:

„Ja, Du mußt fort, mein Junge!"

„Wohin denn?" fragte Petka erstaunt. Die Stadt hatte er längst vergessen, und jenen andern Ort, nach dem er sich immer gesehnt — den hatte er ja schon gefunden.

„Zum Prinzipal — zu Ossip Abramowitsch".

Petka schien noch immer nicht zu begreifen, obschon die Sache so klar war wie die Sonne. Es wurde ihm plötzlich im Munde so trocken, und seine Zunge bewegte sich kaum, als er fragte:

„Wie soll ich denn da morgen angeln gehen? Jetzt hab' ich meine Angelruthe' fertig . . ."

„Was ist da schon zu machen . . . Er schreibt doch, Du solltest kommen! Prokopij, schreibt er, ist krank geworden und liegt im Spital. Gehilfen sind nicht zu kriegen. Weine nicht, mein Junge — vielleicht läßt er Dich wieder gehen. 's ist ein guter Mensch, der Ossip Abramowitsch."

Petka dachte nicht daran, zu weinen — er begriff einfach noch nicht, was vorging. Auf der einen Seite stand eine fertige Thatsache: die Angel, auf der andern Seite eine Vision: Ossip Abramowitsch. Allmählich jedoch ward es heller in seinem Schädel, und es vollzog sich darin eine seltsame Wandlung: Ossip Abramowitsch wurde zur Thatsache, und die Angel, die noch nicht ganz fertig war, bekam einen visionären Charakter. Und da versetzte nun Petka seine Mutter, die Dame des Hauses und den Herrn in nicht geringe Verwirrung: der ganze Schmerz seiner enttäuschten Seele brach hervor, nicht in stillen Thränen, wie sie die magern, verhärmten Stadtkinder vergießen, sondern in einem gellend lauten Aufschrei, der klang, als wenn ein Bauer aus vollem Halse schriee. Zu Boden warf er sich und wälzte sich im Sande, wie ein trunkenes Weib auf dem Boulevard, und das magere, zur Faust geballte Händchen schlug um sich, wohin es traf, nach der Hand der Mutter, nach den spitzen Steinchen und Sandkörnchen am Boden, die ihm weh thaten und den wilden Schmerz seiner Seele nur noch steigerten.

Schließlich beruhigte sich Petka, und der Herr des Hauses sprach zu seiner Gattin, die gerade vor dem Spiegel stand und eine weiße Rose in ihr Haar steckte:

„Na, siehst Du — nun hat er aufgehört! Kindesschmerz hält nie lange an."

„Er thut mir aber doch leid, der arme Junge . . ."

„Gut haben's die Kerlchen allerdings nicht — aber es gibt Menschen, denen es noch schlechter geht. Bist Du fertig?"

Und sie begaben sich nach dem Diegmann'schen Garten-Etablissement, in dem heut ein Tanzkränzchen stattfand, und in dem bereits die Militärkapelle spielte.

Am nächsten Morgen, mit dem Siebenuhr-Zug, fuhr Petka bereits nach Moskau zurück. Wiederum eilten die grünen, vom Nachttau silbern schimmernden Felder — diesmal in entgegengesetzter Richtung — an seinen Blicken vorüber. Die abgetragene Joppe umhüllte seinen mageren kleinen Körper, und hinter ihrem Kragen guckte die weiße Ecke eines Papierchemisetts hervor. Petka lief nicht von Fenster zu Fenster, wie bei der Hinfahrt, sondern saß ganz still und in sich gekehrt da, hatte seine Händchen wohlgesittet auf die Knie gelegt und blickte kaum einmal zum Coupé hinaus. Seine Augen hatten einen apathischen, verschlafenen Ausdruck, und um Nase und Augen lagen, wie bei einem alten Manne, dichte feine Fältchen. Jetzt huschten die Stangen und Pfeiler des Perrons am Fenster vorüber, und der Zug machte Halt.

Sie drängten sich zwischen den hastig dahereilenden Passagieren hindurch und traten auf die lärmerfüllte Straße hinaus; die große, gierige Stadt hatte ihr Opfer wieder und verschlang es mit Gleichmuth.

„Heb' mir nur die Angel gut auf!" sagte Petka, als die Mutter ihn bis an den Barbierladen gebracht hatte.

„Gewiß, mein Junge, die will ich Dir aufheben! Vielleicht kommst Du doch noch 'mal heraus."

Und wieder erklang in dem schmutzstarrenden, parfumduftenden Barbierladen der barsche Ruf: „Stift, das Wasser!" und der Kunde sah, wie ein schmutziges, kleines Händchen sich dem Spiegeltisch näherte, und hörte, wie eine unbestimmte, geflüsterte Drohung: „Wart, Dir will ich's besorgen!" sich vernehmen ließ, was zu der Annahme berechtigte, daß der verschlafene „Stift" das Wasser vergossen oder sonst eine Missethat begangen hatte. In der Nacht aber vernahm man aus der Ecke, in der Nikolka und Petka nebeneinander schliefen, ein lebhaftes Wispern und Plaudern, von der Sommerfrische und all den unerhörten Wunderdingen, die es da zu sehen gab. Wenn das eine, feinere Stimmchen schwieg, murmelte die zweite, reifer und energischer klingende Stimme.

„Diese Teufel! Daß ihnen die Haare ausfallen mögen!"

„Von wem sprichst Du?"

„Von niemand . . . So, im allgemeinen sag' ich's . . . von allen . . ."

Ein Lastwagen fuhr vorüber und übertönte mit seinem dröhnenden Rollen die Stimme der beiden Bürschchen wie auch das klägliche Geschrei, das schon seit einer ganzen Weile vom nahen Boulevard herübertönte; ein betrunkener Mann verabfolgte dort einem ebenso betrunkenen Frauenzimmer eine Tracht Prügel.

Moskau. Leonid Andrejew.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 41. Berlin, den 12. Juli 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Den Kommissionsmitgliedern, die über den Zolltarifentwurf zu berathen haben, und die ein Gesetz nach den Wünschen der Agrarier zu Stande bringen möchten, wird wegen des Ergebnisses ihrer Arbeiten immer ängstlicher zu Muthe.

Zwar hat die agrarische Majorität die Vorlage in solcher Weise umgestaltet, daß die Regierungsvertreter wiederholt erklärt haben, die gefaßten Beschlüsse seien unannehmbar; allein dieselbe Majorität, die unannehmbare Beschlüsse gefaßt hat, will gleichwohl ihre Thätigkeit eilig zu Ende führen, und sie behauptet, daß die Gegner des Entwurfes durch überflüssige Reden den Abschluß verhindern; es müsse daher die Geschäftsordnung in der Weise geändert werden, daß jedem Redner nur eine bestimmte, kurze Spanne Zeit zu sprechen gestattet sei. Durch solch eine gewaltsame Aenderung der Geschäftsordnung hofft man einen agrarischen Zolltarifentwurf zur Verabschiedung bringen zu können.

Auch dieses Mittel wird sich schließlich als untauglich erweisen, und dieses Mittel ist überdies ein sehr bedenkliches.

Es hat noch niemals in politischen Kämpfen von prinzipieller Tragweite Gegner gegeben, von denen nicht dieser wie jener davon durchdrungen gewesen wäre, daß die Ausführungen des andern überflüssig seien. Da jeder einzelne überzeugt bleibt, daß sein Standpunkt der berechtigtere ist, so hält er den Standpunkt des andern für unberechtigt, und das Unberechtigte zu vertheidigen, ist stets überflüssig, ist stets eine Zeitvergeudung. Ein Urtheil darüber zu fällen, wer die Zeit vergeudet, ist jener somit keinesfalls berechtigt, der mit vorgefaßter Meinung die Ansicht des Gegners in jedem Falle für falsch erachtet. Also ein Beschluß, die Redezeit zu beschränken, würde sich unter allen Umständen als eine Vergewaltigung darstellen; eine Vergewaltigung, für die nur das Belieben und die Wünsche und die Interessen der Majorität maßgebend sind.

Solch eine Vergewaltigung ist ein gefährliches Ding; denn eine Minorität pflegt Vergewaltigungen nicht in bescheidener Zahmheit hinzunehmen; sie pflegt sie mit allen zulässigen Mitteln abzuwehren, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Kommissionsverhandlungen, die bisher keineswegs übertrieben langsam vorwärts gelangt sind, alsdann aus dem Geleise sachlicher Diskussion überhaupt hinausgeschleudert werden, nicht zum Vortheil einer schnelleren Erledigung.

Wir sind der Ansicht, daß auch dieses Mittel nicht zum Ziele führen würde; aber seine Anwendung könnte wohl auch eine Partei, wie das Centrum, bedenklich stimmen, die ihrerseits gleichfalls ein Interesse daran haben muß, die Rechte der Opposition unverkürzt zu erhalten.

Die Bewegung zur Reform des Landtagswahlrechtes dehnt sich immer weiter aus; in Bayern, in Hessen, in Baden beschäftigt man sich parlamentarisch mit dem nämlichen Problem. In Bayern haben die Kammern und das Ministerium für die Reformbestrebungen einen gemeinsamen Boden gefunden; in Baden nahm die zweite Kammer den Antrag der Verfassungskommission an; er bezweckt vor allem, an Stelle des indirekten Wahlsystems für die zweite Kammer das direkte zu setzen; und zu diesem Antrage erklärte die Regierung, daß sie am indirekten Wahlsystem nicht mehr unbedingt festhalte und auch zu einer Reorganisation der ersten Kammer bereit sei. In Hessen endlich gehen die Vorschläge der zweiten Kammer wegen der Wahlreform nunmehr an die erste Kammer weiter.

Es wird der Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses nicht gerade leicht sein, erneute Anträge zur

Aenderung des Wahlsystems und der Wahlkreiseintheilung bei uns rücksichtslos zurückzuweisen. Die Debatten in München, in Karlsruhe, in Darmstadt werden jeder verwandten Agitation in Preußen einen starken Rückhalt gewähren.

Hochmüthig dürfen wir in Deutschland nicht werden. Erfreulich war es ja nicht, als die Berner Studenten gegen Prof. Vetter demonstrirten, und das durften wir in Deutschland aussprechen; aber was erleben wir nun innerhalb unserer eigenen Grenzpfähle?

An der technischen Hochschule in Darmstadt werden die ausländischen Studenten, vor allem Russen und Polen, schlecht behandelt. Hierauf hatte die „Frankfurter Zeitung" hingewiesen, und nunmehr wurde sie von dem „Ausschuß der Studirenden der großherzoglichen technischen Hochschule zu Darmstadt" mit einer Zuschrift bedacht, die wirklich ein interessantes Dokument ist. In der Zuschrift heißt es:

„Gleich zu Anfang schon befindet sich Herr K. A. — in der „Frankfurter Zeitung" — in einem großen Irrthum, wenn er annimmt, daß bei der Bewegung gegen die ausländischen Studenten ein gut Stück Antisemitismus mitspielen würde. Es handelt sich für die deutsche Studentenschaft lediglich darum, dem stetigen Zuwachs an ausländischen Studirenden eine Schranke zu setzen, nicht weil viele, vor allen Dingen Polen und Russen, Juden sind, sondern weil die Studentenschaft in dem Ueberhandnehmen der Ausländer überhaupt eine wirthschaftliche Gefahr für Deutschland erblickt. Es wird wohl nicht bestritten werden können, daß in dem Streben, das Volk wirthschaftlich zu heben, alle Staaten Gegner sind, und daß wir uns diese Gegner selbst erziehen, wenn wir den Ausländern an unseren deutschen Hochschulen unter zu leichten Bedingungen technische Ausbildung und Schulung gewähren. Wir würden dann ja dem Auslande selbst die Waffen schmieden, die es bei wirthschaftlicher Erstarkung gegen uns gebrauchen würde. Man denke dabei nur an Japan, das sich auf Kosten der deutschen technischen Wissenschaft sehr rasch in technischen und volkswirthschaftlichen Dingen selbständig gemacht hat. Warum soll man also nicht mit allen Mitteln danach streben, diesem Uebelstande, der wohl theilweise sein Bestehen der Gutmüthigkeit des Deutschen zu verdanken hat, abzuhelfen?"

Alle Achtung vor diesen jungen Adepten der Nationalökonomie.

In Bern bringt man einem Professor eine Katzenmusik, weil er nicht mit genügender Engherzigkeit den spezifischen Schweizer Patriotismus vertreten hat, und diese Darmstädter Musensöhne wollen die Ausländer von deutschen Hochschulen fortärgern, auf daß die deutsche Wissenschaft nicht auch den Leuten jenseits der Grenze leuchte, und auf daß diese Erleuchtung uns nicht nationalökonomische Nachtheile bringe. Daß die Ausländer die deutsche Wissenschaft schätzen, und daß sie sich deutsche Wissenschaft zu eigen zu machen suchen, darauf glaubten wir einmal stolz sein zu können; die weise, junge studentische Generation in Darmstadt ist anderer Ansicht. Die deutsche Wissenschaft ist als nationale Geheimlehre zu proklamiren und wenn das einmal geschieht, dann müssen es sich freilich auch die jungen deutschen Techniker folgerichtig gefallen lassen, daß ihnen die Thätigkeit in Fabriken außerhalb Deutschlands verboten wird.

Das alte China geht langsam seiner Auflösung entgegen; aber die Chineserei stirbt nicht aus, und in Deutschland findet sie leider unter der Jugend Verehrer.

Von einem Freunde der „Nation" werden wir auf eine Prozeßverhandlung aufmerksam gemacht, die sich in Greifswald abgespielt hat. Es stand ein Mann vor Gericht, der des Mordes mehrerer Knaben angeklagt war, und der daher, wenn er bei Begehung der Thaten zurechnungsfähig gewesen, nicht das geringste Mitleid verdient. Und um die Frage der Zurechnungsfähigkeit handelte es sich vor allem bei der Verhandlung. Der eine Sachverständige war der Ansicht, daß das „Bewußtsein des Angeklagten in gewissem Grade getrübt gewesen sei; die anderen vier Sachverständigen halten es für ausgeschlossen, daß der Angeklagte mit Ueberlegung gehandelt hat". Wie nahm nun gegenüber diesen Ausführungen der Erste Staatsanwalt Herr Hübschmann Stellung? Er führte aus, daß in dieser Verhandlung wieder die „Ohnmacht des Rechtsschutzes gegenüber der Wissenschaft" gezeigt werden solle, und er wendete sich an die Geschworenen besonders nachdrücklich mit folgenden Worten:

„Wenn Sie hinter die Frage die vier Buchstaben nein schreiben, wird der Mann freigesprochen, und wenn Sie dann einmal wieder von einem Lustmord hören, dann werden Sie die Verantwortung fühlen."

Solche Aeußerungen verdienen vor allem auch darum Beachtung, weil sie vielfach für den Geist, der in der Staatsanwaltschaft herrscht, typisch sind.

Eine derartige Geringschätzung der Gutachten medizinischer Sachverständiger läßt sich nur daraus erklären, daß der Vertreter der Anklage über die Zusammenhänge zwischen Verbrechen und geistiger Erkrankung nicht genügend unterrichtet ist, und eine Apostrophe so gewagter Art wird nur jener an die Geschworenen richten, der für eine Verurtheilung nicht nur das kühle, objektive Räsonnement, sondern selbst das Mittel moralischer Pression glaubt einsetzen zu sollen.

Mit einem Mörder hat niemand Mitgefühl; aber ein Vorgehen wie das des Staatsanwalts Hübschmann in Greifswald birgt freilich die Gefahr, daß statt der Verbrecher auch kranke Unglückliche dem Arm der Gerechtigkeit verfallen. Dieses absprechende Selbstbewußtsein der Staatsanwaltschaft gegenüber dem Gutachten medizinischer Sachverständiger kann zu Verurtheilungen führen, die der Nachwelt als eben so große Mißgriffe wie die Verurtheilung von Hexen erscheinen werden.

Es scheint, daß König Eduard von England nunmehr glücklich von den Aerzten außer Gefahr gebracht ist, so daß der Zeitpunkt für die Krönung demnächst wird angesetzt werden können.

Chamberlain hat seine Zustimmung zur Aufhebung der Verfassung in der Kapkolonie verweigert. Diese Weigerung ist zweifellos ein Akt staatsmännischer Klugheit. Wenn die englische Politik das Ziel anstrebt, eine Annäherung der holländischen an die englische Bevölkerung in Südafrika anzubahnen, dann wird man die vorhandene Kluft nicht dadurch erweitern dürfen, daß die Verbitterung des holländischen Elementes durch weitere Verkümmerung ihrer Rechte gesteigert wird. Es mag sein, daß bei der Tagung des Kapparlaments sich neue Schwierigkeiten für England ergeben; aber diese Schwierigkeiten würden gering im Vergleich zu einer Lage sein, die dann entstände, wenn die Bewohner der Kapkolonie ihrer konstitutionellen Rechte beraubt würden.

Die russische Regierung versendet eine Note, die sich mit den Beschlüssen der Brüsseler Zuckerkonferenz beschäftigt. In dieser Note wird behauptet, daß Rußland keine Ausfuhrprämien für Zucker bezahlt; sollten dies aber die an der Brüsseler Konferenz betheiligten Mächte gleichwohl behaupten und sollten sie demgemäß den russischen Zuckerexport belasten, so würde das Zarenreich ein solches Vorgehen als einen Bruch der Handels- und der Meistbegünstigungsverträge betrachten. Zum Schluß erklärt die Note, daß Rußland jedoch bereit sein würde mit den Mächten in eine prinzipielle Erörterung der Frage einzutreten, wie den künstlichen Verschiebungen der Produktion durch Trusts, Kartelle, Syndikate entgegengetreten werden könne.

Die Rechtslage, die durch die Brüsseler Konferenz geschaffen ist, hat der Herausgeber dieser Zeitschrift am 6. Juni im Reichstage erörtert. Der Abgeordnete Dr. Barth führte aus, daß die Frage, ob eine russische Exportprämie besteht, durch die internationale Kommission zu entscheiden sein würde, welche auf Grund des

Brüsseler Vertrags aus Vertretern der an demselben betheiligten Mächte zu bilden ist; wollte aber die russische Regierung gegen eine solche Entscheidung Gegenmaßregeln wirthschaftlicher Feindschaft ergreifen, so würde sie ihre handelspolitischen Beziehungen zu allen an der Brüsseler Konvention betheiligten Ländern gefährden. Es scheint freilich, daß die russische Note überhaupt nicht bestimmt ist, unmittelbare praktische Wirkungen zu erzielen. Sie wird betrachtet als eine theoretische Verwahrung zu dem Zweck, um Rußland freie Hand für die Zukunft zu lassen, da zunächst der Export russischen Zuckers nach Deutschland, und auch nach anderen Konventionsländern überhaupt nicht ernstlich in Frage steht.

Der treffliche Botschafter der Vereinigten Staaten zu Berlin, White, hat sich in überaus erfreulicher Weise über die deutsch-amerikanischen Beziehungen geäußert; er sagte am Tage des amerikanischen Nationalfestes in Leipzig:

„Der Präsident wünscht natürlich die besten Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und der übrigen Welt aufrecht zu erhalten, speziell zwischen Amerika und Deutschland. Er hat diesen Gedanken mehr als einmal öffentlich ausgesprochen, und die ihn am genauesten kennen, wissen aus seinen Privatäußerungen, daß deutsche Ideale und deutsche Hingebung an Wahrheit und Pflicht von ihm besonders anerkannt und geehrt werden. Im vorigen Jahre sagte Mr. Roosevelt einem Freunde, der ihn verließ, um nach Europa zu reisen: „Ich habe von meinen Knabenjahren an Deutschland geliebt und bewundert, und wenn ich das sage, meine ich es auch. Sie kennen mich gut genug, um zu wissen, daß, wenn ich etwas sage, ich es auch meine.“ Wer den Präsidenten Roosevelt genau kennt, weiß auch, daß vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Präsidenten Garfield, kein Präsident so gut begriffen hat, was Deutschland der Zivilisation gegeben hat und noch gibt.“

Wir in Deutschland wissen solche Ueberzeugungen hoch zu schätzen, und wir werden es uns angelegen sein lassen, die alte Freundschaft zu den Vereinigten Staaten zu pflegen und zu entwickeln zum Besten der Kultur der gesammten gesitteten Welt.

* * *

Eine Koalition der gesammten Linken.

Der Kampf gegen die Lebensmittelvertheuerer hat die gesammte Linke, d. h. sämmtliche freisinnigen Gruppen und die Sozialdemokratie, im Reichstage soweit zusammengeführt, daß in diesem für die ganze politische Entwicklung des deutschen Reiches so ungewöhnlich wichtigen Streit eine freihändlerische, etwa 110 Mitglieder umfassende Linke sich gebildet hat, die entschlossen ist, den Schutzzöllnern auch nicht in einem einzigen Punkte nachzugeben, sondern alles zu thun, was ein Zurückgehen unserer Zoll- und Handelspolitik hinter die Errungenschaften der Caprivi'schen Handelsverträge zu verhindern im Stande ist. Gegenüber dieser freihändlerischen Linken steht eine numerisch zwar bei weitem stärkere Schutzzollpartei, die aber durch große Interessengegensätze tief gespalten ist und sich bisher als nicht manövrirfähig erwiesen hat. Diese Interessengegensätze, wie sie nicht bloß zwischen den agrarischen Schutzzöllnern und den industriellen Schutzzöllnern, sondern auch innerhalb dieser beiden Gruppen zwischen agrarischen Großbetrieben und Kleinbetrieben, zwischen den Erzeugern industrieller Ganzfabrikate und Halbfabrikate bestehen, sind so groß, daß es selbst dann außerordentlich schwer halten würde, sie zu überbrücken, wenn wir eine Regierung besäßen, die mit großer Initiative und gewaltiger Autorität den einzelnen Parteien gegenüber ausgerüstet wäre. Da aber weder das eine noch das andere der Fall ist, so kann ein nüchternes Urtheil ernstlich nicht daran denken, daß aus dem Zolltarifgesetzentwurf der verbündeten Regierungen in diesem Reichstage ein Kern herausgeschält wird, der irgend einer Mehrheit annehmbar erscheint.

Man hat wohl auf das Jahr 1879 hingewiesen, in welchem Jahre es bekanntlich gelang, die industriellen und die agrarischen Schutzzöllner unter einen Hut zu bringen; aber man vergißt dabei, daß seitdem dreiundzwanzig Jahre vergangen sind, in denen die Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat sich in immer verstärktem Grade vollzogen hat. Und dann stand damals ein Bismarck mit seiner ungeheueren politischen Autorität hinter der Koalition der agrarischen und industriellen Schutzzöllner. Endlich aber gab es damals keine politische Organisation der Arbeiter, die sich auch nur annähernd mit der heutigen Sozialdemokratie vergleichen ließ. Immer geringer wird unter solchen Umständen denn auch die Zahl derjenigen Politiker, die daran glauben, daß in der gegenwärtigen Legislaturperiode auf dem Gebiete der Zollpolitik noch ein positives Resultat erzielt werden kann. Alle praktischen Politiker rechnen schon heute fest damit, daß die Wahlen des nächsten Jahres sich vornehmlich um die Fragen der Zoll- und Handelspolitik drehen werden.

Wie schon hervorgehoben, steht die gesammte Linke dabei grundsätzlich auf demselben Boden. Wird das auch bei dem Verhalten der einzelnen Parteien gegeneinander in der Wahlbewegung zum Ausdruck kommen? Käme etwas wie ein Wahlkartell der gesammten Linken zu Stande, so würden — darüber kann auch nicht der leiseste Zweifel bestehen — die schutzzöllnerischen Parteien eine Wahlniederlage erleiden, wie sie in den Annalen des Deutschen Reiches bisher noch nicht dagewesen ist. Das sehen unsere Reaktionäre auch deutlich genug ein, und deshalb werden sie Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um die politischen und sozialen Gegensätze zwischen der freisinnigen und der sozialdemokratischen Linken nach Möglichkeit zu verschärfen. Die alten Phrasen von den Ordnungsparteien, die zusammenhalten müßten, von der Solidarität aller bürgerlichen Parteien gegenüber der Sozialdemokratie werden wieder herzuhalten haben, das rothe Gespenst wird in seiner ganzen Scheußlichkeit aufs neue beschworen werden, um die politischen Kinder einzuschüchtern; alles, was die Sozialdemokratie jemals an kollektivistischen Glaubenssätzen und an umstürzlerischen Redensarten produzirt hat, wird dem schreckhaften Philister vorgeführt werden.

Sind die Nerven unseres liberalen Bürgerthums stark genug, um in solchem Getöse Stand zu halten? Aber selbst wenn sie Stand halten — ist die politische Vernunft in der sozialdemokratischen Partei bereits so kräftig, um das Maulheldenthum, das sich in dem beständigen Donnern gegen die große reaktionäre Masse aller bürgerlichen Parteien so wohl fühlt, zu zügeln? Die Sozialdemokratie hat ja einen höchst bemerkenswerthen Entwicklungsprozeß von bloßer revolutionärer Demonstrationspolitik zu einer erreichbaren Zielen nachstrebenden Realpolitik durchgemacht; aber das tönende Wort und die klingende Schelle spielen zur höchsten Freude unserer Reaktionäre noch immer eine gewaltige Rolle bei unsern Sozialdemokraten. Die Vollen und die Ganzen, die tagtäglich fürchterliche Musterung über die verkommene liberale Bourgeoisie halten, haben noch immer einen starken Anhang und würden vermuthlich ein Wahlkartell mit den bürgerlichen Freihändlern als verächtlichen Opportunismus „unentwegt“ bekämpfen. Man braucht nur einen Blick in den „Vorwärts“, das Centralorgan der deutschen Sozialdemokraten, zu werfen, um zu erkennen, wie gering noch in den leitenden sozialdemokratischen Kreisen jener moralische Muth ist, der dazu gehört, mit alten Parteiphrasen zu brechen. Allerdings gibt es in keiner Partei Centralorgane, die ernsthaften Neuerungen zugänglich und Pflegstätten moralischen Muthes wären.

Aber auch in der Politik gehen nicht die Uhren am richtigsten, welche am lautesten ticken. Dieser Gedanke bricht sich ersichtlich innerhalb der Sozialdemokratie mehr und mehr Bahn. Die Ueberzeugung wächst, daß es doch eine schreck-

liche Dummheit sei, bei den preußischen Landtagswahlen Gewehr bei Fuß zu stehen, und daß auch bei den Reichstagswahlen ein planmäßiges Zusammenwirken mit den nächststehenden Parteien der bürgerlichen Linken ein offenbares Gebot der politischen Klugheit sei. Mit bemerkenswerther Offenheit ist das jüngst in einem sozialdemokratischen Blatte, das in Gießen erscheint, zum Ausdruck gebracht. Wenn etwas derartiges in einer sozialdemokratischen Zeitung ausgesprochen werden kann, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß bereits eine starke Unterströmung in der Partei vorhanden ist, die von der Richtigkeit dessen sich überzeugt hat, was der einzelne Genosse schließlich öffentlich proklamirt.

Daß die Einsicht in beiden Lagern, im freisinnigen wie im sozialdemokratischen, in den nächsten Monaten noch so weit wachsen wird, um ein Wahlkartell möglich erscheinen zu lassen, darf allerdings bezweifelt werden. Die Aufnahme, die jener Artikel in sogenannten „maßgebenden" Preßorganen gefunden hat, war mehr als kühl. Aber es gibt nichts Vernünftiges in der Politik, was nicht zunächst kühl aufgenommen wäre. Interessant ist es immerhin schon, daß einmal von irgend einer Seite der Gedanke eines solchen Wahlkartells in die öffentliche Diskussion geworfen wurde. Die Formen, in denen ein Wahlkartell zu Stande kommen könnte, müssen selbstverständlich den großen politischen Gegensätzen, wie sie zwischen den freisinnigen und sozialdemokratischen Freihändlern bestehen, Spielraum gewähren und eben deshalb würde es sich nur um ein Wahlkartell für diesen besonderen Fall handeln. Aber es ist nicht einzusehen, weshalb, den guten Willen in beiden Lagern vorausgesetzt, sich nicht eine Vereinbarung treffen ließe, die darauf abzielte, den gegenwärtigen parlamentarischen Besitzstand zu respektiren, um auf diese Weise alle Kräfte gegen die gemeinsamen schutzzöllnerischen Gegner verwenden zu können. Daß die Sozialdemokraten den Freisinnigen oder die Freisinnigen den Sozialdemokraten eine erhebliche Zahl von Mandaten abnehmen werden, ist so wie so unwahrscheinlich. In manchen Wahlkreisen mag es ja der Sozialdemokratie mit dem Aufwand aller Kraft gelingen, ein heute in den Händen der Freisinnigen befindliches Mandat zu erobern. Aber auch die Sozialdemokratie sitzt nicht allenthalben so fest, daß nicht auch die Eroberung sozialdemokratischer Mandate durch Freisinnige möglich wäre. Ich erinnere nur daran, daß 1898 der Sozialdemokratie in mehreren Großstädten, wie z. B. in Stettin, Kiel, Straßburg, die Mandate verloren gingen und in freisinnige Hände fielen. Das Gesammtresultat der heftigsten Wahlkämpfe zwischen Freisinnigen und Sozialdemokraten wird voraussichtlich auch im nächsten Jahre weder der einen noch der andern Gruppe einen irgendwie nennenswerthen numerischen Zuwachs verschaffen.

Selbst vom Standpunkt derjenigen, die nur auf das zahlenmäßige Wahlresultat blicken, erscheint deshalb der Kraftaufwand der Wahlkämpfe zwischen den Parteien der Linken, die in der Zoll- und Handelspolitik, d. h. in den Hauptfragen der gegenwärtigen praktischen Politik einig sind, als reine Verschwendung. Würden sich diese Parteien aber auf der Basis der Wahrung des gegenseitigen Besitzstandes miteinander verständigen, so brauchte in drei Vierteln der Wahlkreise, die gegenwärtig im Besitz der Freisinnigen oder der Sozialdemokratie sich befinden, kein Finger gerührt zu werden, sie wären absolut sicher. Es liegt auf der Hand, welcher Gewinn allein die so erzielte Ersparniß von Kräften und Mitteln für den wirksamen Angriff gegen die gemeinsamen Gegner bedeuten würde. Man könnte sich mit ganzer Kraft der Eroberung neuer Wahlkreise zuwenden, und man würde sicherlich bewirken, daß alle Gruppen der freihändlerischen Linken wesentlich gestärkt aus dem Wahlkampfe hervorgingen. Für die Eroberung neuer Wahlkreise wäre es nicht erforderlich, ja nicht einmal wünschenswerth, die Aufstellung mehrerer Kandidaten zu vermeiden. Es würde genügen, wenn die in der Hauptwahl ausfallende Partei der Linken dem nächststehenden Kandidaten nach der Theorie vom kleineren Uebel ihre Stimme bei der Stichwahl gäbe.

Wenn in der Politik immer nur dasjenige geschähe, was die kühl abwägende Vernunft erfordert, so müßte der Plan als ein leicht ausführbarer erscheinen. Aber wie viel Vorurtheile, wie viel Kleinlichkeit, wie viel Bockbeinigkeit, wie viel Aengstlichkeit sind zu überwinden, bevor in diesem Falle das Zweckmäßige geschehen wird! Die Presse aber hat die Aufgabe, das Vernünftige zu empfehlen, auch wenn es nicht bis nächsten Donnerstag verwirklicht werden kann.

Champex. Theodor Barth.

Kompensationszölle.

Herr Abgeordneter Graf von Kanitz hat in der Sitzung der Zolltarifkommission vom 26. v. Mts. zur Frage der Gewebezölle Ausführungen von einer gewissen grundsätzlichen Bedeutung gemacht, die er nachträglich auch in der „Deutschen Tageszeitung" an leitender Stelle zur Veröffentlichung brachte. Er polemisirte darin gegen die durch Herrn Müller-Fulda befürwortete Herabsetzung einiger Baumwollwaarenzölle auf das zum Schutz der Baumwollindustrie ausreichende Maß mit der Begründung, „daß durch die Einstellung der zulässig niedrigsten Zollsätze in den Tarif der Abschluß künftiger Handelsverträge wesentlich erschwert wird . . . Wie . . . soll ein neuer Tarifvertrag vereinbart werden, wenn wir von vornherein nur Zollsätze, welche dem Mindestmaß des nothwendigen Zollschutzes entsprechen, in den Tarif einfügen? Dann können wir ja den Regierungen anderer Länder keinen Zollnachlaß mehr bieten, dann fehlt uns das Kompensationsobjekt, welches wir haben müssen, um von anderer Seite Zugeständnisse zu Gunsten unserer exportirenden Industrie zu erlangen . . . . Da unsere Industriellen nun einmal dringend nach dem Abschluß neuer Tarifverträge verlangen — nun gut . . ., dann müssen wir aber auch unseren Zolltarif so gestalten, daß von den Zollsätzen etwas abgelassen werden kann, sonst kommt kein Tarifvertrag zu Stande. Im Hinblick auf die bevorstehenden Verhandlungen mit fremden Regierungen erscheint mir — das habe ich schon früher erklärt — das ganze Niveau unseres Tarifs viel zu niedrig . . . Was sollen da unsere Delegirten mit unserem neuen Tarif anfangen, wenn derselbe nur Zollsätze enthält, unter welche ohne Schädigung unserer nationalen Produktion nicht herabgegangen werden darf."

Nach Ansicht des Grafen Kanitz und seiner agrarischen Freunde käme also das Ideal eines als Grundlage für Vertragsverhandlungen dienenden Generaltarifes so zu Stande, daß zunächst für alle Artikel seitens der Produzenten derjenige Zolltarifsatz bezeichnet würde, welcher der betr. Industrie den erforderlichen Schutz gegen die ausländische Konkurrenz gewährt, und dann ein entsprechend höherer Zollsatz zum „Abhandeln" in den Tarif eingestellt wird. Beim „Handeln" selbst soll außerdem das Prinzip festgehalten werden, nicht unter jenes von den Produzenten bezeichnete Mindestmaß herunterzugehen, da sonst ja eine „Schädigung unserer nationalen Produktion" durch den Vertragstarif herbeigeführt werden würde. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint alsdann auch die agrarische Forderung des Doppeltarifs nur folgerichtig.

Die naive Auffassung, daß es bei der Handelsvertragspolitik darauf ankäme, sich gegenseitig möglichst viel „herunterzuhandeln", und daß man deshalb selbst von vornherein möglichst viel „aufschlagen" müsse, ist, weil sie bei oberflächlicher Betrachtung ganz plausibel erscheint, heute in weiten, selbst durchaus handelsvertragsfreundlich gesinnten Kreisen so verbreitet, daß ihre grundsätzliche Verkehrtheit immer wieder betont werden muß. Käme es nur auf das Herunter-

handeln an, dann hätten wir für die Aufstellung unseres Generaltarifes weder Regierung noch Sachverständige nöthig, sondern brauchten einfach für sämmtliche Waaren einen einheitlichen, möglichst hohen Zollsatz von — sagen wir — 1000 Mark einzusetzen und könnten es dann dem Ausland überlassen, bei einzelnen von diesen zu spezifizirenden Artikeln den Zoll nach Möglichkeit herabzuhandeln.

In Wirklichkeit liegen aber die Dinge erheblich anders: Das, was die Produzenten selbst als einen „ausreichenden" Schutz gegen die ausländische Konkurrenz erachten, ist in der Regel ein Zollsatz, welcher eine rentirende Konkurrenz der ausländischen Produktion auf dem deutschen Markte ausschließt oder wenigstens nur unter besonders günstigen Bedingungen gestattet. Um derartige Zollsätze zu erlangen, werden jedoch die ausländischen Interessenten wohl schwerlich bereit sein, ihrerseits dem deutschen Export werthvolle Zugeständnisse zu machen. Was sie erstreben, das ist gerade eine Ermäßigung unter diesen sogenannten „hinreichenden Schutz der deutschen Industrie" hinab. Das, worauf es ankommt, ist also nicht der Grad, um den man die Auslandszölle herabhandelt, sondern lediglich die absolute Höhe des Zollsatzes, welche dadurch erreicht wird. Ueberschreiten unsere, sagen wir, Leinengarnzölle eine bestimmte Höhe, bei welcher die Konkurrenz des böhmischen Garnes auf dem deutschen Markte ausgeschlossen ist, so ist es für die österreichischen Interessenten alsdann sehr gleichgültig, ob der deutsche Zoll nun diese Grenze um 3 Mark oder 20 Mark überschreitet. Und ebenso gleichgültig ist es für sie, ob wir in den Vertragsverhandlungen um 5 Mark oder 20 Mark heruntergehen müssen, um jenes Grenzniveau der Zollhöhe zu erreichen, bei welchem böhmisches Leinengarn auf deutschem Markte wieder konkurrenzfähig wird. Facit: Vertragsmäßige Tarifermäßigungen so zu bewerkstelligen, daß dabei nirgends das eintritt, was Graf Kanitz als „Schädigung unserer nationalen Produktion" bezeichnet, nämlich theilweise Oeffnung des deutschen Marktes für ausländische Konkurrenz, — anders ausgedrückt: einen Handelsvertrag abschließen, bei dem wir uns gegen jede ausländische Konkurrenz verschließen, selbst aber im Ausland Vergünstigungen für unseren Export erzielen, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Herr Graf Kanitz hat aber weiter vollkommen übersehen, was mit dem Ausgeführten eng zusammenhängt, daß nämlich das Wesen der Handelsverträge, auch der Tarifverträge, keineswegs ausschließlich oder auch nur überwiegend in Herabsetzungen bestehender Zollsätze des Generaltarifes zu suchen ist. Ebenso wichtig, ja wir möchten beinahe sagen wichtiger, ist (von dem übrigen Inhalt des Handelsvertrages hier ganz abgesehen) die Bindung der Zollsätze, welche in der Regel auch schon rein dem Umfang nach den bedeutenderen Theil der Tarifvereinbarungen ausmacht. So wurden von 328 zollpflichtigen Positionen des deutschen autonomen Tarifes durch den Handelsvertrag mit

	ermäßigt	theilweise ermäßigt	gebunden
Oesterreich-Ungarn . .	32	38	129
Italien	31	39	132
Belgien	10	18	51
Schweiz	8	20	57
Rußland	22	23	78
Rumänien	17	8	40
Serbien	6	—	4

Man sieht: die bloßen Bindungen stellen durchweg etwa zwei Drittel aller Vertragszölle dar.

Die Stetigkeit der handelspolitischen Absatzbedingungen ist es eben, was für den Exporteur am allermeisten ins Gewicht fällt, vorausgesetzt, daß die Zollverhältnisse ihm überhaupt die Konkurrenz auf dem betreffenden Markte gestatten. Wir können demnach schon durch bloße Bindung zahlreicher Zollsätze des deutschen Tarifes werthvolle Gegenleistungen des Auslandes erreichen, vorausgesetzt, daß die deutschen Zollsätze sich auf einer so mäßigen Höhe halten, daß der ausländische Industrielle auf dem deutschen Markte überhaupt konkurriren kann; denn nur dann kann ihm die Zollbindung von Nutzen sein. Eine allgemeine Erhöhung des ganzen „Niveaus" unseres Generaltarifs bis zu einer die ausländische Konkurrenz ausschließenden Höhe zum Zwecke des Wiederabhandelnlassens würde dagegen lediglich den Erfolg haben, daß wir, zur Erzielung gleicher Gegenleistungen wie das vorige Mal, mehr Positionen als damals ermäßigen müßten, die wir sonst nur zu binden brauchten. Jene Erhöhung ad hoc ist schon deshalb ein unzureichendes Mittel, weil erfahrungsgemäß Zollsätze, welche vor Abschluß des Vertrages nicht faktisch in Geltung gewesen sind, sondern nur auf dem Papier existiren, auf gegnerischer Seite auch nicht als vorhanden empfunden werden. Eine vertragsmäßige Herabsetzung derselben auf das vorherige Maß wird demnach von den beiderseitigen Interessenten nicht als Vergünstigung, sondern als Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes empfunden. Zur Beurtheilung der im Handelsvertrage erreichten Vergünstigungen wird man die durch die Verhandlungen vereinbarten Zollsätze stets mit den bislang wirklich in Kraft gewesenen vergleichen, nicht mit denen, die eventuell bei Nichtzustandekommen eines Vertrages hätten eintreten können.

Endlich aber darf ein letzter Gesichtspunkt nicht außer Acht gelassen werden: Was fangen wir mit den zu Kompensationszwecken aufgestellten hohen Zöllen an, wenn und soweit dieselben in den Handelsvertragsverhandlungen nicht im Austausch zu Gegenvergünstigungen des Auslandes herabgesetzt werden? Es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn schon der Schutzzoll ein nothwendiges Uebel sein soll, so jedenfalls Kompensationszölle, die das „ausreichende" Maß überschreiten und lediglich zum Abhandeln bestimmt waren, geradezu verhängnißvoll wirken müssen, wenn und soweit sie bestehen bleiben. Sollen wir uns nun vor dem Ausland so lächerlich machen, daß wir nach Abschluß der Vertragsverhandlungen auch alle diejenigen Zollsätze, um deren Ermäßigung willen unsere Kontrahenten nicht zu den von uns verlangten Gegenleistungen bereit waren, freiwillig und aus eigener Initiative herabsetzen? Oder sollen wir sie gar zum Nachtheil der durch sie geschädigten Industriezweige und der breiten Masse der Konsumenten in Geltung treten lassen? Beide Fragen wird man nicht zu bejahen wagen.

Wir können deshalb — wie immer wieder hervorgehoben werden muß — in dem mit so unendlichem Aufwand an Mühe und Zeit aufgestellten neuen deutschen Generaltarif, so gern wir diese oder jene Aenderung der äußeren Anordnung und des Tarifschemas als zweckmäßig anerkennen, ein geeignetes Instrument für die Vertragsverhandlungen keineswegs erblicken. Im Gegentheil! Die unendlichen Schwierigkeiten, welche die so weitgehende Spezialisirung im Verein mit den übertriebenen Schutzzollbestrebungen der einzelnen Interessentengruppen seiner parlamentarischen Durchberathung entgegenstellen, eröffnen heute schon einen trüben Ausblick darauf, welche Schwierigkeiten sich auf Grund dieses Tarifs bei den Verhandlungen mit dem Ausland ergeben würden. Wir kommen deshalb immer wieder darauf zurück, daß es das Richtigste wäre, wenn die Regierung alsbald und ohne Rücksicht auf den Verlauf der parlamentarischen Berathung des Generaltarifes in Verhandlungen mit dem Ausland einträte und dabei grundsätzlich die heute in Geltung befindlichen vertragsmäßigen Zollsätze Deutschlands und des Auslands zum Ausgangspunkt nähme und jedes etwaige Gelüst, die „Kompensationszölle" des neuen schweizerischen, österreichischen oder russischen Tarifs zur Unterlage der Unterhandlungen zu machen, a limine ablehnte. Wir sind überzeugt, daß man auf diesem Wege schneller als auf jedem anderen zu neuen Handelsverträgen käme, die inhaltlich jedenfalls nicht schlechter werden würden, als die heutigen es sind.

Dieser Weg ist um so unbedenklicher, als durch derartige Vertragsverhandlungen die Aufstellung eines neuen deutschen Generaltarifes an sich keineswegs ausgeschlossen wird. Hält man maßgebenden Ortes einen solchen nun einmal für

erforderlich, so steht ja seiner Aufstellung nach Abschluß der Handelsverträge und unter Berücksichtigung der hierbei vereinbarten Zollbindungen nichts im Wege. Wahrscheinlich dürfte eine derartige Handhabung sogar günstigere Handelsverträge zur Folge haben, als der bisher übliche umgekehrte Weg. Denn die Aussicht auf die bevorstehende Aufstellung eines neuen deutschen Generaltarifs und die damit drohenden Erhöhungen derzeitiger Zollsätze dürften für die Vertragsstaaten der denkbar größte Anreiz sein, für möglichst viele Artikel, an denen sie als Exporteure interessirt sind, sich Bindung mäßiger Zollsätze durch entsprechende Gegenleistungen zu sichern. Die deutsche Regierung ist aber aus der Fülle des mündlich und schriftlich zu ihrer Kenntniß gebrachten Materials hinlänglich über die Lage der deutschen Industrie unterrichtet, um auch ohne vorherige Erstellung eines neuen Generaltarifes Werth und Bedeutung der beiderseitigen Vergünstigungen ermessen zu können.

W. Borgius.

Der Berner Bär.

Ein Schweizer Freund hatte uns zu der Angelegenheit Vetter folgendes geschrieben:

„Einer der Großen müßte das Wort nehmen und uns Deutschen, in welchem Staate wir auch leben, und welchem Staate wir auch mit Hingebung dienen, sagen, wo die Politik anfängt eine Barbarei gegen die Kultur zu werden. Wir in der Schweiz haben in diesem Augenblick niemanden, der mit g nügender Autorität sprechen könnte. Aber könnte nicht bei Ihnen Theodor Mommsen das Wort nehmen, der doch auch einmal als Züricher Professor der Schweiz zugehört hat und dem alle Deutschen zuhören würden. Aus diesem Streite kann Heilsames erwachsen, wenn er aus den Niederungen des chauvinistischen Krakehls emporgehoben würde . . . .“

Wir stellten Professor Theodor Mommsen diesen Brief zur Verfügung und erhielten darauf folgende Zuschrift:

In diesem leidigen Handel das Wort als Autorität zu nehmen liegt mir fern; auch paßt auf Fragen dieser Art überhaupt die Autorität nicht. Aber ich habe meine Schweizer Jugendjahre und meine Schweizer Freundschaften nicht aus dem Sinn verloren, und darum folge ich Ihrer Aufforderung, allerdings mit dem Bewußtsein, nichts sagen zu können, als was jeder Verständige sich selber sagt und daher ungesagt bleiben könnte, da man doch bei öffentlichem Reden sich den thörichten Theil des Publikums wegdenkt.

Die Civilisation ist kein Monopol eines einzelnen Volkes; in unseres Vaters Reich sind viele Provinzen und das Sein und Schaffen eines jeden Einzelnen ist bedingt durch das Sein und Schaffen der ganzen großen Geisteswelt. Aber in dem allgemeinen Völkerkonzert haben die großen Sprachgemeinschaften die führenden Stimmen, und einer solchen anzugehören, ist ein nicht zu unterschätzendes Glück. Die ungeheuren Verschiedenheiten, welche innerhalb einer jeden dieser Gemeinschaften bestehen, werden durch die Sprachgleichheit nicht bloß nicht aufgehoben, sondern kommen erst durch sie zu rechtem und vollem Ausdruck. Dies gilt namentlich auch von den staatlichen Verschiedenheiten. Jeder rechte Mann ist ein animal politicum, und das durch die staatliche Eigenart bedingte Geistesleben des Einzelnen wie des Stammes kann innerhalb des gleichen Sprachgebiets den verschiedensten, selbst gegensätzlichen Ausdruck finden. Es hat nie einen besseren Oesterreicher gegeben als den Dichter des Ottokar und des Radetzkyliedes; schwerlich hat die Schweizer Eigenart einen mächtigeren Ausdruck gefunden als einerseits in dem Verfasser des „Emil“, andererseits in dem Dichter der „Leute von Seldwyla“ und in dem Pfarrer Jeremias. Für die großen staatlichen Komplexe ist es ein Glück, wenn ihre Sprache nicht beschränkt ist auf ihre Grenzpfähle. Vor allem uns Deutschen ist es für unsere geistige Freiheit von Nutzen gewesen und heute noch von Nutzen, daß deutsch geredet und geschrieben wird auch da, wo Kaiser und Reich nichts mehr zu befehlen haben.

Wenn über diese Allgemeinheiten bei allen Einsichtigen keine Meinungsverschiedenheit besteht, die Civilisationsgebiete, so weit sie überhaupt abgegrenzt sind, diese Grenzen finden nicht an dem staatlichen Schlagbaum, sondern an der lebendigen Rede, so folgt daraus allerdings, daß die deutsche Schweiz so gut eine deutsche Provinz ist wie Schleswig-Holstein und Bayern, und daß sowohl Bajuvaren wie Helvetier sich das müssen gefallen lassen. Daß der Berner Bär zu brummen anfängt, sowie die Schweiz eine deutsche Provinz genannt wird, ungefähr wie der zimperliche Backfisch erröthet bei der Nennung der Hosen, ist eine keineswegs berechtigte Eigenthümlichkeit, und die Strafe dafür, daß er ausgelacht wird, so weit die deutsche Zunge reicht, kann ihm niemand ersparen. Zu bedauern ist freilich, daß nicht bloß grüne Jungen, sondern auch ehrbare Körperschaften sich solchem Gelächter aussetzen.

Aber diese Schweizer Nervosität, die leider oft genug zu Tage tritt, hat doch auch ihre ernste Seite und damit eine gewisse Entschuldbarkeit. Es ist ein psychologisches Räthsel sowohl wie eine historische Thatsache, daß es kein stärkeres politisches Bindemittel gibt, als die Sprache. Daß Frankreich in allen inneren und äußeren Krisen in fester Geschlossenheit zusammengehalten hat, verdankt es in erster Reihe seiner ebenso schönen wie glücklich gepflegten Sprache mit dem, was daran hängt; und was hängt nicht an der Sprache? Umgekehrt erfahren wir es mit jedem Tage mehr, daß, so weit Goethe und Kant reichen, wir uns wohl schlagen, aber auch vertragen, daß aber, wo diese Gemeinschaft aufhört, der Bürgerkrieg unversöhnlich ist, darum vielleicht nur noch gefährlicher, weil in ihm die Kugeln nicht fliegen und weil unsere politische Quacksalberei nirgends sich so blamirt wie in der polnischen Frage. Diejenigen Staaten, welchen dieses Bindemittel der gleichen Hauptsprache fehlt, wie Belgien und die Schweiz, sind insofern politisch in schwerem Nachtheil. Daß trotz dieses Nachtheils die Schweizer ein ihren drei Sprachgebieten gemeinschaftliches Einheitsgefühl entwickelt haben, das manchem Sturm getrotzt hat und noch manchem ferner trotzen wird, das aber allerdings jene Nervosität nicht völlig zu bannen vermocht hat, ist eine Leistung, die vom politischen wie vom humanen Standpunkt aus nicht hoch genug anerkannt werden kann. In solcher Anerkennung sollten wir Nachbaren dem Berner Bären sein unzeitiges Brummen nicht weiter nachtragen. Daß und wie wir zusammengehören, wissen die deutschen Schweizer, und wissen wir auch.

Theodor Mommsen.

Die deutschen Gewerkschaften.

Noch vor wenigen Jahren konnte man die in der deutschen Sozialdemokratie herrschende Geistesrichtung dahin charakterisiren, daß an einem schönen, nicht allzufernen Tage die kapitalistische Wirthschaftsordnung vom Tode ereilt und — auf einem nicht näher angegebenen Wege — von der sozialistischen ersetzt werden würde. Das war die sogen. „Kladderadatsch“-Stimmung, keineswegs eine durchdachte Theorie, sondern nur eine Stimmung. Wie sehr sie dies war, zeigte sich sofort, als ein ernsthafter sozialdemokratischer Kritiker, Bernstein, gegen sie aufstand. Sie verschwand vor dieser Kritik, wie ein Spuk vor dem grauenden Morgen. Es war nur nöthig, sie einmal fest ins Auge zu fassen, um

ihr den Garaus zu machen. Jetzt nun kann eine bestimmte Theorie als die herrschende allgemeine Ansicht bezeichnet werden, für die Dr. David zuerst auf dem Hannoverschen Parteitag die Formel geprägt hat: die Theorie von der Aushöhlung des Privateigenthums. Der Uebergang aus der kapitalistischen in die sozialistische Wirthschaftsordnung wird dadurch herbeigeführt werden, daß eine Reihe von Institutionen sich herausbilden, die das Privateigenthum nach und nach seines ausschließenden, Macht verleihenden Charakters entkleiden, bis dem überrumpelten Privateigenthümer schließlich nichts weiter als ein leerer Name bleibt. Dieser Prozeß wird sich, so sagt Dr. David, vollziehen auf dem Wege der Gesetzgebung und Verwaltung in Staat und Gemeinde — hier liegt die Aufgabe der politischen Partei — und auf rein wirthschaftlichem Wege durch die Thätigkeit von Genossenschaften und Gewerkschaften. Das sind also die drei Armeen, mit denen der Sozialismus die Schlachten der Zukunft schlagen will. Man mag über diese Theorie urtheilen, wie man will, jedenfalls muß man zugeben, daß die „klassenbewußte" Arbeiterschaft in dieser Richtung ihre organisatorischen Aufgaben erblickt.

Die jüngsten Gewerkschafts-Kongresse geben Gelegenheit, einmal zu überschauen, welchen Weg die deutsche Gewerkschaftsbewegung genommen hat, zu welchem Ziele sie gelangt ist. Wir können feststellen, daß z. Z. in Deutschland ungefähr 1 000 000 Arbeiter und Arbeiterinnen gewerkschaftlich organisirt sind, nachdem es vor nur fünf Jahren noch nicht halb soviel gewesen waren. Nun haben wir bekanntlich in Deutschland keine einheitliche Bewegung, sondern mehrere nach Art und Richtung verschiedene Verbände nebeneinander; da sind die Hirsch-Duncker'schen mit 96 000 Mitgliedern, die christlichen mit 150 000 Mitgliedern, und mehrere kleinere Verbände. Am stärksten aber sind zweifellos die in der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands", deren Vorsitz der ehemalige sozialistische Reichstagsabgeordnete Legien inne hat, zusammengefaßten Organisationen. Deren an Zahl stärkste Verbände sind die Metallarbeiter mit 102 000, die Maurer mit 80 000, die Holzarbeiter mit 70 000 Mitgliedern, der finanziell stärkste die Buchdrucker mit 30 000 Angehörigen. Insgesammt sind nach der neuesten Statistik hier 677 000 Arbeiter und Arbeiterinnen vereinigt. Der nüchterne Beobachter wird nicht zweifeln können, daß die Entwicklung dieses Verbandes auf die Dauer für die gesammte deutsche Gewerkschaftsbewegung ganz wesentlich entscheidend sein wird.

Wir müssen deshalb prüfen, welchen Charakter die sogen. „freien Gewerkschaften" tragen. Die Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine sind liberal und zwar so ausschließlich, daß bis vor kurzem jedes eintretende Mitglied einen Revers unterschreiben mußte, es sei nicht Sozialdemokrat; erst jüngst hat der namhafte Maschinenbauerverband diesen Revers glücklicherweise abgeschafft. Die christlichen Verbände sind, soweit sie katholisch sind, zweifellos Centrumsorganisationen, die evangelischen überwiegend nationalliberal. Sind nun die „freien" Gewerkschaften sozialdemokratisch?

Daß die Masse ihrer Mitglieder ebenso wie ihrer Führer es ist, unterliegt ja keinem Zweifel. Trotzdem verwahren sich die Gewerkschaften entschieden dagegen, sozialdemokratisch zu sein. Sie behaupten, n e u t r a l zu sein. Mit Recht gehen die Führer von dem Gedanken aus, daß die Gewerkschaftsbewegung, um wirksam und mächtig zu werden, einheitlich sein muß und nicht durch politische Meinungsverschiedenheiten gespalten sein darf. Selbst Bebel hat von diesem Standpunkt aus für Neutralität der Gewerkschaften *) plädirt. Man muß auch zugeben, daß die „freien" Gewerkschaften Männer, die keine Sozialdemokraten sind, nicht nur als Mitglieder aufnehmen, sondern sogar zuweilen in leitende Stellungen kommen lassen. Ein Beispiel hierfür ist der Lithograph Tischendörffer, der als Nationalsozialer nicht nur eine eifrige Agitationsthätigkeit entfaltet, sondern auch bei der letzten Wahl gegen einen Sozialdemokraten zum Reichstag kandidirte.

Freilich hat der letzte Gewerkschaftskongreß, der vom 16.—21. Juni in Stuttgart tagte, gezeigt, daß diese Thatsache manchem Delegirten als etwas Ungeheuerliches erscheint. Ein Redner sagte geradezu, es sei ein unhaltbarer Zustand, daß jemand, der in der Gewerkschaftsbewegung eine Rolle spiele, für die Nationalsozialen kandidire, mit andern Worten, er empfahl, ihm den Stuhl vor die Thür zu setzen, wenn er bei seiner politischen Thätigkeit verharre. Ein anderer äußerte, er könne sich keinen guten Gewerkschafter denken, der nicht Sozialdemokrat sei. Und der Vorsitzende des Kongresses Bömelburg sprach es in seinem Schlußwort aus, die Bedeutung der Verhandlungen liege darin, gezeigt zu haben, daß die deutschen Gewerkschaften und die deutsche Sozialdemokratie eins seien. Wo bleibt da die Neutralität? Wer sich mit einer Partei identifizirt, pflegt vom gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht als neutral bezeichnet zu werden. Und auf dasselbe scheint es uns hinauszulaufen, wenn das offizielle Organ des Verbandes, das „Correspondenzblatt" von den Gewerkschaften zwar keine sozialdemokratische Gesinnung, aber Anerkennung der „Grundsätze der modernen Arbeiterbewegung" fordert. Das ist nur ein neuer Name für eine alte Sache.

Aber mit Genugthuung können wir konstatiren, daß diese Anschauung auf dem letzten Gewerkschaftskongreß nicht ohne Widerspruch geblieben ist. Man verwahrte sich gegen die „Gesinnungsriecherei" des „Correspondenzblattes", und eine Delegirte erklärte, daß das „fortwährende Betonen des sozialdemokratischen Standpunktes nur die Sonderbündeleien fördern" könne. Der Kern der Opposition sind die Buchdrucker. Diese nehmen eine besondere Stellung unter den Gewerkschaften ein. Ihre Organisation ist nicht nur die finanziell stärkste, ihre Kasseneinrichtungen vorbildlich, sie hat auch mit dem Verband der Buchdrucker-Prinzipale eine Tarifgemeinschaft geschlossen, welche dem Gewerbe auf Jahre hinaus Frieden sichert. Sie haben vor allem mit dem Prinzip der parteipolitischen Neutralität am entschiedensten Ernst gemacht, weshalb sich bereits eine rein sozialdemokratische Gewerkschaft gegen sie aufgethan hat, und ihr Redakteur Rexhäuser hat Uebergriffen der politischen Parteipresse mit Energie, zuweilen mit Schroffheit die Spitze geboten; auch hat er es nicht an Kritik gegenüber der parlamentarischen Thätigkeit der Partei fehlen lassen. In Folge dessen hatte sich eine ziemliche Mißstimmung gegen sie angesammelt, die insbesondere dadurch Nahrung erhielt, daß die Vertreter der Buchdrucker bei den Tarifverhandlungen ein Telegramm an den Grafen Posadowsky mitunterzeichneten, das ihn auf das hier geschaffene Werk des sozialen Friedens hinwies, für das sie seinen Schutz erbaten. Dieser Groll kam in einer heftigen Debatte zum Ausdruck. Die Vorwürfe hagelten auf die Buchdrucker nur so herab. Man warf ihnen vor, „zu den Satten zu gehören" und den andern Arbeitern gegenüber „aristokratisch aufzutreten". Die Buchdrucker hielten diesem Ansturm tapfer stand und dienten ihren Angreifern mit wuchtigen Gegenschlägen. Den Vorwürfen bezüglich des Posadowsky-Telegramms aber begegneten sie mit dem Hinweis darauf, daß die Generalkommission selbst an Posadowsky geschrieben und ihn um die Entsendung eines Delegirten zum Kongreß gebeten habe.

Ja, man hatte nicht nur geschrieben, man war auch erhört worden. Derselbe Graf Posadowsky, gegen dessen Zuchthausgesetz der letzte Gewerkschaftstag in flammenden Worten mobil gemacht hatte, ließ sich auf diesem Tage vertreten. Stellt man diese beiden Thatsachen nebeneinander, so ergibt sich ein erfreulicher Fortschritt. Der Fortschritt kam so schnell, daß die Gewerkschaften gar nicht recht Zeit fanden, sich ordentlich in die veränderte Situation zu schicken. Der Vorsitzende hob zwar einerseits mit Genugthuung hervor, man habe diesmal nicht nöthig gehabt, sich so, wie früher, gegen das Reichsamt des Innern zu wenden, aber andererseits bekannte er, es sei ihm nichts so schwer gefallen, wie den offiziellen Delegirten zu begrüßen. Daß diese letzte Bemerkung nicht gerade sehr geschmackvoll war, wurde auf

---

*) August Bebel, Gewerkschaftsbewegung und politische Parteien, Stuttgart 1900.

dem Buchdruckerkongreß, der dem allgemeinen Kongreß unmittelbar folgte, hervorgehoben.

Uebersieht man all diese Vorgänge im Zusammenhang, so kann man sie wohl wieder als einen Beweis für die Richtigkeit der liberalen Anschauung auffassen, daß nichts mehr dazu beiträgt, die Arbeiterbewegung ruhiger und besonnener zu machen, als wenn man sie von oben seinerseits in Ruhe läßt, sie mit „Umsturz“-, „Zuchthaus“-Gesetzen und sonstigen Polizeiquengeleien verschont, die irgend ein positives Ergebniß nicht haben, sondern nur die Erbitterung fördern. Wenn drei Jahre nach der Einbringung der Zuchthausvorlage es schon möglich ist, daß eine Opposition wie die der Buchdrucker auf einem Gewerkschaftskongreß sich geltend macht, ohne zu unterliegen, so ist das alles, was man verlangen kann. Nimmt man noch hinzu, daß der Buchdruckerkongreß, von dem die Sozialdemokraten erwartet hatten,*) er werde Rexhäuser und die zu ihm stehenden Führer verleugnen, dies nicht gethan hat, obwohl Rexhäuser gegen die Partei noch einmal ganz gehörig vorging, so ist auch das bemerkenswerth. Wir wollen den Himmel nicht gleich voller Geigen sehen und es ruhig als gegeben hinnehmen, daß für absehbare Zeit die Gewerkschaften in der Sozialdemokratie ihre geborene Vertretung sehen. Es sind doch Anfänge vorhanden, die den Beginn einer inneren Umbildung dokumentiren. Die offiziellen Regierungsvertreter aber werden wohl den Eindruck mit nach Hause genommen haben, daß hier ganz respektable Kräfte zusammengefaßt sind, die für das Staatsinteresse zu verwenden sehr viel vernünftiger ist, als sie zu bekämpfen. Sie brauchen sich diesen Eindruck nicht dadurch trüben zu lassen, daß nach den Ansichten der Gewerkschaften ihre Thätigkeit zum Sozialismus führen wird. Das ist schließlich eine rein theoretische Meinungsverschiedenheit, über die jedenfalls erst eine Zeit entscheiden wird, bis zu deren Eintritt noch recht viel praktische Sozialpolitik getrieben werden kann. Welch reiches Feld hier noch zu bebauen ist, haben gerade die Verhandlungen des Kongresses gezeigt. Die Diskussionen über die Arbeitersekretariate, das Submissionswesen, die Heimarbeit boten vieles, dem die Gesetzgebung und Verwaltung wird näher treten müssen. Nur in der Frage der Arbeitslosenversicherung ging die Mehrzahl der Delegirten einen Weg, auf dem die Reichsgesetzgebung nicht folgen kann. Hoffentlich führt das aber nicht dazu, dieser schwierigen Frage prinzipiell den Rücken zu kehren.

Im ganzen aber kann der Sozialpolitiker wohl zufrieden sein mit dem, was der vierte deutsche Gewerkschaftskongreß geboten hat.

Erich Eyck.

*) v. Elm in den „Sozialistischen Monatsheften“ 1902 S. 243.

Ein englisches Dichterbuch.

Es war vor nicht gar zu langer Zeit eine stehende Klage, daß die deutsche Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts mit dem Tode Goethe's abschließe; von der englischen kann man jetzt noch sagen, daß die Dichtung der letzten Jahrzehnte für sie nicht existirt.

Die berufenen Geschichtsschreiber der englischen Litteratur, sagen wir etwa Dowden, Stopford Brooke, Saintsbury, Gosse haben bezüglich der neueren Zeit kluges Schweigen bewahrt. Wohl hat Saintsbury eine Geschichte der englischen Litteratur im neunzehnten Jahrhundert (A History of Nineteenth Century Literature 1780—1895. Macmillan 1896) geschrieben und wäre nach dem Titel verpflichtet, uns über die litterarischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte zu unterrichten; aber das wäre eine ebenso schwere als gefährliche Aufgabe gewesen, und er wich ihr lieber aus, indem er den zweifelhaften Grundsatz aufstellte, lebende Dichter gehörten nicht in die Geschichte. — Edmund Gosse hat in seinem reizenden und lehrreichen Buche A Short History of Modern English Literature (Heinemann 1898) stillschweigend die gleiche Methode befolgt: „Das Zeitalter Tennysons“ ist das letzte Kapitel, und wenn er auch nicht umhin kann, bei der Besprechung der Prä-Raphaeliten den lebenden Swinburne zu nennen, so ist das die einzige Ausnahme, die nur die von Saintsbury aufgestellte Klugheitsregel bestätigt.

Nun erschien vor zehn Jahren in Marburg ein Buch von etwa 300 Seiten, das den anspruchsvollen Titel führte: „Dichter der Gegenwart“ (Poets of the Present Time). Es sollte in einer Auswahl das Beste vorgeführt werden, das die englische Dichtung unseres Zeitalters hervorgebracht hat. Der eigentlichen Anthologie ging eine lange Einleitung über die Hauptströmungen in der poetischen Litteratur im Zeitalter der Königin Viktoria voran. Wie beneidete ich damals die Sicherheit und Naivetät des Herausgebers, der erstens auf einem Raume von nicht ganz 250 Kleinoktavseiten 84, sage vierundachtzig Dichter, darunter Leute wie Matthew Arnold, die beiden Browning, die beiden Rossetti, Swinburne und Tennyson, vorzuführen unternahm, zweitens mit so bewunderungswürdiger Zuversicht Gut und Schlecht, Schön und Häßlich unterschied! Ein Beispiel wird genügen, um den ästhetischen Heldenmuth des Kompilators im grellsten Lichte erscheinen zu lassen. Wir alle haben Byron für keinen üblen Dichter gehalten, manche beschränkte Festländer sehen in ihm sogar die größte dichterische Persönlichkeit Englands im neunzehnten Jahrhundert. Nun höre man Mr. Robert Shindler, den Herausgeber jener Anthologie, über Byron.

„Da kam Byron, und unsere Musen waren in Gefahr, die Reize zu verlieren, die sie soeben erworben hatten. Byron's stürmische Persönlichkeit nahm eine Zeit lang das ganze Feld der öffentlichen Werthschätzung in Anspruch, und seine größeren Zeitgenossen wurden durch den Glanz seiner Popularität in den Schatten gestellt. Und es ist nicht übertrieben zu sagen, daß Byron's ungeheurer Einfluß die feineren und künstlerischeren Vorzüge der englischen Poesie in Gefahr brachte. Denn unter allen unseren großen Dichtern ist Byron am unmusikalischesten im Rhythmus und am nachlässigsten und schlumpigsten in der Diktion. Sein Gehör war fehlerhaft, und er nahm sich nie die Mühe, gutes Englisch zu schreiben. Er hatte in der That alle Ursache zur Selbstanklage, er habe nicht wenig dazu beigetragen, die englische Sprache zu verderben. — — — — — —

Es bestand ganz deutlich die Gefahr, daß unsere Poesie für die Dauer von der Ungeschliffenheit, Unfeinheit und Nachlässigkeit seiner Manier angesteckt werden könnte. Da war es Tennyson, der die neue Schule auf bessere Pfade führte“ u. s. w.

Ich sagte vorhin, man müsse den Muth bewundern, mit dem der erste Kritikaster einen Byron abthue; das war meine Ansicht vor zehn Jahren. Seither habe ich mancherlei gelernt und bin von meiner Bewunderung des Kompilators zurückgekommen. Mr. Shindler spricht nämlich nicht seine eigene Meinung aus, indem er in so schnodderiger Weise den Dichter des „Childe Harold“ bekrittelt, sondern ist das Echo einer akademischen Koterie. Was das ist, eine akademische Koterie? Ja, das ist ein eigenes Kapitel in der englischen Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Oxford und Cambridge haben mehr als eine litterarische Berühmtheit auf dem Gewissen, von der das große Publikum aus eigenem Antrieb lange nicht so viel Wesens gemacht hätte. Einzelheiten zu erzählen muß ich mir allerdings bei dieser Gelegenheit versagen. Um also auf unseren Kompilator zurückzukommen, so war es in den achtziger Jahren akademisches Dogma, Wordsworth allein sei der wahre Dichter, Byron dagegen habe nur ‚fustian‘ geschrieben, und Mr. Shindler hat einfach pflichtschuldigst dieses Glaubensbekenntniß mit der Sicherheit des Nachbeters wiedergegeben.

Ebenso selbstständig und tief wie das Urtheil über Byron sind die anderen Richtersprüche dieses Herrn, nur ist es nicht immer gerade eine akademische Koterie, der er

blindlings folgt; zur Abwechselung wiederholt er auch den gerade geltenden Jargon irgend eines Londoner Klubs.

Doch habe ich mich schon zu lange bei Robert Shindler's Anthologie aufgehalten, die nur eine Berechtigung hat: sie war der erste Versuch, deutschen Lesern eine Uebersicht über 84 Namen von englischen Dichtern und Dichterinnen aus dem Zeitalter der Königin Viktoria zu geben. Vor einigen Monaten ist eine andere Anthologie zeitgenössischer Dichter erschienen, und von dieser will ich sprechen; die ältere wurde nur wegen der geschichtlichen Folge und zur Vergleichung herangezogen.

Die neue Blumenlese, die William Archer zum Verfasser hat, bringt auf 565 Seiten Großoktav nur 33 Dichter und Dichterinnen, und von diesen ist nur ein einziger Name bei Shindler zu finden, nämlich der Kipling's, sonst haben die beiden Werke schon stofflich nicht die geringste Berührung miteinander.

Und erst dem Geiste nach! Der Geist der Shindlerschen Anthologie fällt einzig durch seine Abwesenheit auf; die Einleitung Archer's zu seinen „Poets of the Younger Generation"*) ist an und für sich eine köstliche Lektüre, und seine Besprechungen der einzelnen Dichter unterscheiden sich von denen Shindler's wie — sagen wir der Goethe-Kultus Hermann Grimm's von dem Heinrich Düntzer's. Und mit dieser letzten Erwähnung nehme ich wirklich Abschied von Robert Shindler und wende mich endgültig dem Buche Archer's zu.

Man kann vielleicht die Absicht dieser kritischen Anthologie und die Persönlichkeit ihres Verfassers nicht besser kennzeichnen, als indem man die Thatsache anführt, daß sich unter den 30 englischen Dichtern und Dichterinnen seiner Wahl nicht ein einziger Todter befindet. Eine schönere Ergänzung zu den Werken von Saintsbury und Gosse könnte es also nicht geben: dort lauter Todte, hier lauter Lebende, dort Vorsicht und Friedensliebe, hier rücksichtsloser Wagemuth und Kampfbereitschaft.

Der Name William Archer's bürgt von vornherein dafür, daß er sich nicht aus Leichtsinn oder in ahnungsloser Unkenntniß der Schwierigkeiten und Gefahren der Aufgabe unterzog, die Leistungen von jugendlichen und vielfach unreifen Talenten kritisch zu bewerthen. Wie gründlich er mit den Anforderungen wissenschaftlicher Kritik und Litteraturforschung vertraut ist, das weiß jeder, der seine Schriften über das englische Theater kennt: Archer ist thatsächlich der einzige lebende Theaterkritiker englischer Zunge, an den man den deutschen Maßstab anlegen kann, ja, er hat sehr vieles mit dem ersten Theaterkritiker der Welt, mit Lessing, gemein. Archer kennt die deutsche, französische und skandinavische Litteratur aus dem Grunde, er hat Sudermann und Hauptmann, Björnson und Ibsen zuerst seinen Landsleuten bekannt gemacht und dem modernen Drama nach schwerem, langem Kampfe die Londoner Bühne erobert. Aus persönlichem Verkehr weiß ich, wie sehr ihn ästhetische Probleme fortwährend beschäftigen, manchen Nachmittag haben wir mit J. M. Robertson, dem Verfasser des Buches über Shakespeare und Montaigne und der „New Essays towards a Critical Method" in lebhaftem, nicht immer friedlichem Gedankenaustausch über kritische ästhetische Fragen verbracht. Also Archer weiß, was es heißen will, zeitgenössische Dichter kritisch zu würdigen. Er verzichtet damit auf einige der wichtigsten Kriterien, Anhaltspunkte und Ziele litterarischer Kritik. Er sagt es ganz offen in der Einleitung: er will nicht den Zusammenhang mit der Vergangenheit untersuchen, das heißt, er will keine Litteraturgeschichte treiben; er lehnt es ferner ab, sich um Leben, Bildungsgang, Umgebung der von ihm besprochenen Dichter zu kümmern, mit anderen Worten, er gibt sich nicht damit ab, das Werk aus dem Menschen oder den Menschen aus seinem Werke zu erklären, er weist aber auch eine Vergleichung der einzelnen Dichter unter einander oder mit Vorgängern ab, und endlich verschmäht er es, den sachlichen Inhalt der Dichtungen in den Kreis seiner kritischen Betrachtung zu ziehen. Die Politik Kipling's oder William Watson's, die Weltanschauung der philosophirenden Dichter, das religiöse Bekenntniß eines Yeats — das alles geht sein kritisches Gewissen nichts an.

Der Deutsche fragt sich, was, und ob denn noch was übrig bleibe nach diesen freiwilligen Einschränkungen des kritischen Gebietes. Da haben wir denn einen der scharfen Unterschiede zwischen deutschem und englischem Wesen, wie er sich schon in der Benennung zu erkennen gibt. Wie heißt das Wort „Litterarhistoriker" auf Englisch? Muret übersetzt historian of literature: ich glaube nicht, daß das richtig ist. Für uns ist Saintsbury ein Litterarhistoriker, ebenso Stopford Brooke, ebenso Dowden und Gosse. Nun frage man einen Engländer, was einer dieser Herren von Beruf sei, und er wird unbedenklich antworten, a critic, wenn er genau ist, wird er sagen, a literary critic, sicherlich nicht historian of literature. Dieser Unterschied in der Benennung ist nicht Zufall oder von oberflächlicher Bedeutung, er bringt vielmehr die grundverschiedene Auffassung von der Litteraturforschung bei Deutschen und Engländern zum Ausdruck. Bei uns hat man sich gewöhnt, die Aufstellung von absolut gültigen ästhetisch-kritischen Grundsätzen sowie etwa die Geschwindigkeitsmessung von Denkoperationen oder das Problem des lenkbaren Luftballons der Zukunft zu überlassen; dafür suchen wir in der Erkenntniß des geschichtlichen Zusammenhanges Ersatz. In England glaubt man an ästhetische Kritik und unterschätzt die Geschichte in litterarischen Dingen. Jede Seite der üblichen Litteraturwerke wird dies bestätigen; ich finde in dieser Thatsache die Erklärung für die auffallende und vielfach bemerkte Seltsamkeit, daß Dr. Johnson's ungenaue, subjektive Essays über englische Dichter immer noch zahlreiche Leser finden, während die erste wirkliche Litteraturgeschichte in England, das Werk von Thomas Warton so gut wie vergessen ist.*)

Archer knüpft in seiner Anthologie offenbar an diese Ueberlieferung an. Er gibt eine Definition von dem, was er unter Poesie versteht, und beurtheilt dann nach diesem Maßstabe die Dichter unserer Zeit. Was versteht nun Archer unter Poesie? Hier muß ich ihn selbst reden lassen.

„Was Poesie ist? Eigentlich eine nicht zu beantwortende Frage; aber wenn ich auch das Undefinirbare nicht definiren kann, so kann ich doch dem Leser zeigen, in welchem Sinne ich es definiren würde, wenn ich könnte. Wordsworth hat die Poesie wie ein Poet definirt: der Athem und feinere Geist alles Wissens. Coleridge sagt mit epigrammatischer Kürze: die besten Worte in der besten Reihenfolge; das würde aber Poesie kaum von bester Prosa unterscheiden. Edgar Allan Poe traf meiner Ansicht nach mit seiner aus fünf Worten bestehenden Definition so ziemlich ins Schwarze: die rhythmische Schöpfung von Schönheit. Oliver Wendell Holmes sagt in seiner gewohnten, liebenswürdig-phantastischen Weise: Es gibt Worte, die einander lieben, seitdem die Sprache existirt, und wenn die zusammenkommen, so ist das Poesie. Das trifft den Nagel auf den Kopf: es ist ein unfehlbares Merkmal echter Poesie, daß sie die Vorstellung der Vorherbestimmung erweckt. Wenn Worte richtig miteinander verbunden sind, so fühlen wir, daß der Dichter nur der trauende Priester war — die Ehe war schon im Himmel geschlossen worden. Dieser Gedanke kann umfassender ausgedrückt werden. Nach meiner Anschauung liegt das Wesen der Poesie in ihrer zauberhaften, wunderbaren Eigenschaft. Wenn wir das Gefühl haben, daß der Dichter etwas geschaffen hat, das nicht durch den höchsten Verstand, höchste Bildung und größten Fleiß hätte geleistet werden können — wenn die von ihm gebrauchten Worte nicht auf das Geheiß seines bloßen Denkens, sondern eines unmittelbaren Zaubers zu einander geflogen sind, dann sagen wir: das ist Poesie."

Wie schade, daß es für den Rezensenten solche Schranken gibt wie Raum und Zeit! Ich möchte am liebsten die ganze Einleitung übersetzen: sie sprüht von Geist und Witz, und dabei befestigt sich beim Leser nach jedem neuen Satze die Ueberzeugung, daß Archer im leichtesten Feuilletonstil die Ergebnisse langen Denkens und tiefer Studien mittheilt. Doch ich muß mich damit begnügen, aus den wenigen Worten Archer's ahnen zu lassen, wie er sich zur Dichtung und zu

*) London, John Lane, The Bodley Head, 1902.

*) Vergl. Gosse, Short History, S. 251.

den Dichtern verhält, denn es ist Zeit, einiges über die von ihm vorgeführten Persönlichkeiten zu sagen; ein tieferes Eingehen auf den Gegenstand würde allerdings einen regelrechten Essay von orthodoxem Ausmaß verlangen.

Archer bringt in praktischer Weise recht ausführliche Proben und Analysen und gibt meist eine knappe Entwicklungsgeschichte jeder dichterischen Individualität — aber nur soweit sie die Dichtung betrifft; das Leben läßt er ganz aus dem Spiel. Diese freiwillige Beschränkung wird zum Theil durch eine sehr werthvolle Gabe des Verlegers gut gemacht, jeder Aufsatz wird nämlich von einem vortrefflichen Porträt begleitet: das Buch könnte also in mehr als einem Sinne den Nebentitel führen „Dichterphysiognomien aus unserer Zeit“.

Archer hat, wie gesagt, 37 Dichter und Dichterinnen besprochen. England hat aber so viele versmachende Talente, daß man die genannte Zahl ganz ruhig mit zehn vervielfachen könnte, ohne die Liste vollständig zu machen. Von welchen Grundsätzen hat sich nun der Kritiker in seiner Auswahl leiten lassen? Er ist sehr aufrichtig, wie immer: er bespricht nur, was ihm zusagt. Das ganze Buch wäre also von vornherein eine Anthologie von (nach Archer's Meinung) gottbegnadeten Zauberern, die mit magischer Ruthe die Wörtermassen berühren, so daß sich die von Uranfang für einander bestimmten finden, um sich nie wieder zu trennen.

Schade, daß wir Nichtengländer dem Kritiker in diesem Optimismus nicht folgen können. Mir hat sich in den von Archer mitgetheilten Wortgruppen, vulgo Versen, nicht immer die Urnothwendigkeit offenbart, mit anderen Worten, ich hätte unter den 37 Auserwählten kaum ein Dutzend Dichter erkannt, Dichter im besten Sinne, im Sinne von Oliver Wendell Holmes. Ich fürchte, daß mich Archer für einen Barbaren halten wird, aber wir haben uns immer die Wahrheit gesagt; ich würde folgende Namen nennen: 1. Quiller Couch, 2. John Davidson, 3. A. E. Housman („Shropshire Lad“), 4. Laurence Housman, 5. Rudyard Kipling, 6. Stephen Phillips, 7. Duncan Campbell Scott, 8. Miß Dora Sigerson (Mrs. Shorter), 9. Francis Thompson, 10. William Watson, 11. William Butler Yeats.

Man sieht, das versprochene Dutzend ist nicht voll; im Gegentheil, ich habe Gewissensbisse wegen eines und des andern Namens, der nach meiner Ueberzeugung nicht ganz dem von Archer aufgestellten Maßstabe entspricht. Aber wer hat den Muth, sich mit der gesammten Kritik Englands und Amerikas in Widerspruch zu setzen? Stephen Phillips ist heute der Liebling des ästhetischen London, ein Theaterdirektor läßt sich von ihm historische Dramen in Blankversen schreiben und kommt dabei auf die Rechnung — gegen solche Beweise kommt kein Kunstprinzip, keine persönliche Ueberzeugung auf. Warum ich die zehn für Dichter halte und Phillips nicht? das will ich Ihnen, lieber Archer, sagen. Nachdem ich Ihr Buch gelesen und wieder gelesen, habe ich von jeder der genannten zehn Persönlichkeiten ein bestimmtes Bild in der Seele — von Stephen Phillips aber nicht.

In der That bringt jeder der von mir Auserwählten einen neuen Ton, von einem und dem andern kann man sogar sagen, eine neue Seele in die englische Litteratur; wenn man sich ein bischen Zwang anthun will, kann man sie zu Vertretern von zehn verschiedenen Gruppen innerhalb der englischen Dichtung von heute machen.

Welche sind diese Gruppen?

Kipling schalten wir von vornherein aus: der imperialistische Ton ist uns ja zur Genüge bekannt. Dann aber gehen wir der Reihe nach vor.

Da ist am Anfang Quiller Couch, ein durchaus keltisches mystisch-transzendentales Temperament, und man könnte ihn fast zur Gruppe des Yeats zählen, wenn er nicht seine kornische Eigenart hätte. Seine Gedichte sind kurz, vielsagend, volksthümlich, traurig wie das keltische Element überall außerhalb der grünen Insel. Seine Kürze — o! wie liebt man Kürze, wenn man sich mit englischer Dichtung beschäftigt — führt oft zu Sprüngen, aber er ist immer verständlich. Er hat die Ballade in der neuesten Litteratur wieder zu Ehren gebracht.

John Davidson gehört beinahe zum vergangenen Geschlecht; seine Werke sind so alt, daß das Ausland ihn beinahe schon zu lesen beginnt. Ein Schotte, der verdammt ist, im schmutzigen Gewühl der Londoner Journalistenwelt zu leben; seine Weltanschauung und seine Dichtung sind beide danach. Der Titel des einen Werkes klingt wie eine traurige Ironie: „Eklogen aus der Fleetstraße“, aber es ist ernst gemeint, denn Davidson sucht thatsächlich dem grauen Tretmühleneinerlei der Steinwüste von Fleetstreet Jahreszeiten und landschaftliche Reize zu entlocken. Archer findet, daß dem Dichter dieser Versuch gelungen sei; er versteht's jedenfalls besser als ich. In einem Punkte stimme ich Archer ohne weiteres bei: unter allen Gedankendichtern von Fleetstreet steht Davidson dem Dichterideale (siehe oben) am nächsten.

A. E. Housman ist ein Dichter, und zwar einer, der weder Lehrer gehabt hat, noch jemals Schüler erziehen wird. Gleichviel, ob seine Gedichte den Erdgeruch von Shropshire verbreiten — auf dieser Gattung beruht sein Ruhm — oder von Vaterlandsliebe glühen, immer ist der selbständige „Priester“ im Sinne Archer's zu erkennen. Wer z. B. das Gedicht „When I was one-and-twenty“ einmal gelesen hat, wird dessen Schöpfer niemals mit einem zweiten Dichter verwechseln.

Der zweite Housman ist wieder ein Unikum in der englischen Litteratur: seine Gedichte erinnern mit ihrem Weihrauchduft und ihren Mysterien auf Schritt und Tritt an Angelus Silesius und Spee.

Duncan Campbell Scott's Verse bringen die herzerquickende Frische des jugendlichen, überkräftigen Canada in die Litteratur. Das Porträt zeigt ein scharfgeschnittenes, zielbewußtes, stahlhartes schottisches Gesicht; die Dichtung Scott's stimmt zu dem Bilde. Der Mann hat nicht einen einzigen Vers im Klub oder Caféhaus konzipirt: die scharfe Luft des kanadischen Winters weht uns aus seinen Gedichten entgegen, alle sind sie voll vom Dufte des Feldes. Canada hat schon mehrere junge Dichter geliefert; Scott ist entschieden der würdigste Vertreter der ganzen Gruppe.

Miß Dora Sigerson personifizirt die weibliche Art des keltischen Geistes, wie er in den letzten Jahren wieder nach Ausdruck und Bethätigung ringt. Archer's Buch führt uns noch drei andere Dichterinnen vor, deren Verse von der „keltischen Renaissance“ getragen werden; aber Miß Sigerson, die bezüglich der Form oft die Kritik herausfordert, hat unter den vier Persönlichkeiten jene charakteristischen Merkmale, die wir mit der Vorstellung vom keltischen Wesen verbinden, im stärksten Maße.

Francis Thompson ist wieder eine ganz einzige Erscheinung im zeitgenössischen England. So wie er im Leben Gesellschaft und Genossen meidet — das ist meine eigene Erfahrung, nicht Archer's Mittheilung — so steht er auch als Dichter allein, die katholische Mystik seiner Weltanschauung verbindet ihn mit Laurence Housman und den irischen Romantikern, aber in der Art, wie er seine Weltbilder vorführt, ist er mit keinem zweiten Dichter der Gegenwart zu vergleichen. Die Majestät seiner Diktion, die Pracht und Kühnheit seiner Metaphern, der unerschöpfliche Reichthum seiner Farben erinnert wahrhaftig an das Schauspiel des Sonnenaufganges, das er bezeichnender Weise nicht müde wird in immer neuen Variationen zu besingen. Ein Shelley, der statt des Weltgeistes überall die Dreieinigkeit sieht — das wäre vielleicht der richtige Ausdruck, um (ohne Proben) eine Vorstellung von Francis Thompson zu geben.

William Watson gehört, streng genommen, nicht in ein Buch, das den Dichtern der jüngeren Generation gewidmet ist: Dante Gabriel Rossetti hat noch seine Verse bewundert. Aber er ist nun einmal in der Sammlung, und wir sind wahrhaftig nicht böse darüber, denn Archer hat ihn aufs Treffendste charakterisirt. „Eine innige Verbindung von Logik und Phantasie“ — das ist, aufs Schärfste ausgedrückt, die Eigenart dieses Dichters; nur muß man wohl

hinzufügen: „und ein großes epigrammatisches Talent". In der Schwermuth wie in der Entrüstung — so ziemlich die herrschenden Stimmungen bei Watson — findet er immer jene Wortverbindungen, die wirklich den Eindruck der Urzusammengehörigkeit machen und sich daher auch für immer einprägen.

Und endlich William Butler Yeats, der Schöpfer, Träger und Wortführer der „keltischen Renaissance!" Soll ich dich, du seltsamer Mann mit dem Kindergesicht und den abgrundtiefen Räthselaugen, in einigen Sätzen abkonterfeien zusammen mit andern, die du an Persönlichkeit und Können so unendlich hoch überragst? Das bringe ich nicht übers Herz. Kipling konnte unbesprochen bleiben, weil er allgemein bekannt ist. Yeats, ein Ebenbürtiger, aber entgegengesetzter Art, darf hier nicht besprochen werden, weil eine Momentphotographie von ihm eine Versündigung wäre gegen den Geist der Poesie.

Wien. L. Kellner.

Noch einmal: Der Bildungswerth fremder Sprachen.

In Nr. 32 dieser Zeitschrift (vom 10. Mai 1902) findet sich ein Artikel „Der Bildungswerth fremder Sprachen" von Eduard Engel, der einen solchen Bildungswerth entschieden bestreitet. Die verehrte Redaktion der „Nation" hat die Freundlichkeit gehabt, mir zu gestatten, eine entgegengesetzte Auffassung zu vertreten, und ich will dies hiermit zu thun versuchen, ohne mich dabei eines polemischen Tones zu bedienen. Natürlich vermag ich weder etwas Neues zu sagen, da das Thema so unendlich oft und so gut und erschöpfend behandelt worden ist, noch kann ich im Rahmen eines Aufsatzes, wie er der Gewohnheit dieses Blattes entspricht, den Stoff in voller Ausführlichkeit behandeln und etwa mit der vorzüglichen Abhandlung wetteifern wollen, die einmal vor Jahren Eduard Zeller in der „Deutschen Rundschau" vom März 1884 unter dem Titel „Ueber die Bedeutung der Sprache und des Sprachunterrichts für das geistige Leben" (auf S. 359 bis 388) veröffentlicht hat. Indem ich auf diese ausdrücklich aufmerksam mache und außerdem behufs der Kenntnißnahme von der reichen neuesten Litteratur über unseren Gegenstand auf die vortreffliche Schrift von Dr. August Messer „Die Reformbewegung auf dem Gebiete des preußischen Gymnasialwesens von 1882 bis 1901" (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1901) verweise, hebe ich nur ein paar Punkte hervor, die nach meiner Ansicht einen zwingenden Beweis für meine Auffassung der angeregten Frage zu erbringen im Stande sind.

Wenn man einer Sprache einen Bildungswerth zuschreibt, so heißt das nicht: die Kenntniß dieser Sprache ist ein werthvoller Besitz, sondern: die Erlernung dieser Sprache hat Werth für die Bildung, der geistige Prozeß, welchen der Lernende bei der Aneignung der Sprachformen durchzumachen hat, bildet an und für sich, d. h. die Funktionen des Geistes werden durch die Beschäftigung mit der Sprache gestärkt und gekräftigt und für andere, bedeutungsvollere, inhaltsreichere Aufgaben fähig gemacht; kurz man schreibt der Sprache zunächst einen formal bildenden Werth zu, ohne sich vor der Hand darum zu kümmern, welcher materiale Werth in ihrem Besitze liegen könne.

Nun gibt es allerdings eine psychologische Theorie, welche eine derartige Wirkung auf das Geistesleben für nicht vorhanden oder für unmöglich erklärt und überhaupt die Möglichkeit einer formalen Einwirkung auf die Seele leugnet, weil sie keine Vermögen oder Kräfte in ihr anerkennt, die einer solchen Einwirkung zugänglich wären; sie will der einheitlichen Seele nur die Fähigkeit einer materialen Stoffanhäufung zugestehen und sieht nur, wie z. B. der Herbartianer Drobisch auf S. 352 seiner „empirischen Psychologie" (Leipzig, Leop. Voß, 1842), in „Assoziation und Reproduktion" „die Schlüssel, durch welche sich die Zugänge zum Innern des Geistes eröffnen." Und von Herbart selbst sagt Messer (a. a. O. S. 49):

„Energischen Widerspruch hat Herbart dagegen" (gegen die Lehre von der formal bildenden Kraft des altsprachlichen Unterrichts) „erhoben . . . Herbart sieht in der Erlernung fremder Sprachen überhaupt nur eine durch äußere Gründe aufgezwungene lästige Nothwendigkeit, die die Entwicklung zurückhält."

Es ist damit wohl die Stelle im „Umriß pädagogischer Vorlesungen" (auf S. 316 im zehnten Bande der Hartenstein'schen Ausgabe der Werke Herbart's) gemeint, wo es heißt:

„Die bloßen Sprachen für sich allein aber geben dem Knaben gar kein Bild, weder von Zeiten noch von Menschen; sie sind ihm lediglich Aufgaben, womit ihn der Lehrer belästigt . . . . Die alte Geschichte ist der einzige mögliche Stützpunkt für pädagogische Behandlung der alten Sprachen."

Und eine andere Aeußerung von ihm (in der „allgemeinen Pädagogik" auf S. 70 desselben Bandes der Werke) lautet:

„Der Unterricht betrifft nämlich Sachen, Formen und Zeichen. Die Zeichen, z. B. die Sprachen, interessiren offenbar nur als Mittel der Darstellung dessen, was sie ausdrücken . . . Die Zeichen sind für den Unterricht eine offenbare Last, welche, wenn sie nicht durch die Kraft des Interesses für das Bezeichnete gehoben wird, Lehrer und Lehrling aus dem Gleise der fortschreitenden Bildung hinauswälzt."

Aber Herbart und die ihm folgenden Anhänger der „Assoziationspsychologie" nehmen innerhalb der Welt, die sich ernstlich mit diesen Fragen befaßt hat, eine ganz vereinzelte Stellung ein. Mag auch die menschliche Seele eine untrennbare Einheit sein und nicht in einzelne besondere, für sich existirende Vermögen zerfallen, auf die eine entsprechende, besondere Einwirkung stattfinden könnte, immerhin äußert sich ihre Thätigkeit doch nicht stets nur in derselben Richtung, sondern in verschiedenen und immerhin ist sie eine Kraft, welche der Entwicklung bedarf; auch die verschiedenartigen Manifestationen der an sich einheitlichen Seelenkraft, welche für unsere Beobachtung durch die verschiedenartige Bethätigung der Seele geschaffen werden, kann man ebenso, wie man von verschiedenen Körperkräften spricht, mit gutem Grunde als Kräfte bezeichnen. Der Anlaß für die einzelnen Manifestationen oder Kräfte, in den Vordergrund der seelischen Aktion zu treten, hängt von der Art der Einwirkung ab; sobald nun diese Einwirkung, wie es doch in der Erziehung und beim Unterrichte der Fall sein muß, bewußt und absichtlich ausgeübt wird, hat sie zunächst die Tendenz zu verfolgen, die Seelenkraft oder die Seelenkräfte an sich zu stärken, zu üben und möglichst aktionsfähig zu machen, und erst später wird sie ihnen einen materialen Inhalt zu geben trachten; rückt sie sogleich ausschließlich mit diesem heran, so wird er viel weniger verarbeitet, viel weniger zu einem wirklichen Eigenthume werden, als bei dem umgekehrten Verfahren, da es gewissermaßen an den nöthigen Fächern, an den nöthigen Kategorien, in und unter welche die Materien zu ordnen sind, fehlen wird. In diesem Sinne wird man also von einer besonderen formalen und einer besonderen materialen Bildung des Gemüthes, der Denkkraft und der Willenskraft reden dürfen und die Möglichkeit einer formalen Bildung der Denkkraft nur dann leugnen können, wenn man zugleich die Thatsache leugnen will, daß die menschliche Seele durch Einwirkungen von außen in Bewegung gesetzt, zu mehr oder minder lebhafter Aktion gebracht, von einer geringeren Stufe der Bethätigung zu einer höheren erhoben, also erzogen, geübt, geschult wird. In der Ueberzeugung von dem Vorhandensein dieser Thatsache und von jener an sie geknüpften Möglichkeit sind sich deshalb auch

mit der erwähnten Ausnahme alle Psychologen*) und alle Erzieher einig, ja diese müssen es sein, wenn sie überhaupt ihre Thätigkeit ausüben wollen, und da Unterricht nur dann mit Erfolg ertheilt werden kann, wenn er zugleich eine erziehende Wirkung ausübt, so kann auch keine Didaktik der Voraussetzung jener Möglichkeit entbehren. Es ist mir deshalb auch keine neuere Pädagogik (und Didaktik) von Bedeutung bekannt, die nicht von jener Möglichkeit ausginge, und überall ist diese Frage mit den Mitteln der Wissenschaft geprüft und erörtert worden; eine reiche Gedankenarbeit der gescheitesten Männer hat sich mit ihr beschäftigt und sich über sie in einem bejahenden Sinne ausgesprochen.

Doch wir scheinen immer noch nicht bei unserem eigentlichen Thema angelangt zu sein; in Wahrheit sind wir mitten darin. Denn derjenige geistige Prozeß, um den es sich bis jetzt handelte, das Wachsen der Seele, und zwar speziell in der Richtung der Denkkraft, durch Uebung, ist derselbe Prozeß, der zur Schaffung der Sprachformen geführt hat. Zeller sagt (a. a. O. S. 372):

„Die Entwicklung der Sprache und die des Denkens fielen daher nothwendig ursprünglich zusammen: die Menschheit lernte denken, indem sie sprechen lernte, wie wir dies an den Kindern noch täglich sehen können; nur daß das, was bei diesen ein rasch Erlerntes ist, für das Menschengeschlecht ein Selbstgeschaffenes war, das als solches zu seiner schrittweisen Entstehung einer unbestimmbar langen Zeit bedurfte."

In der That, wenn auch bei der Bildung und Weiterbildung der Sprache manches irrationale Element mitwirkt, ihre hauptsächlichsten Ausdrucksformen sind doch auch zugleich Denkformen; deshalb vermag nun unter den heutigen Kulturverhältnissen die Nöthigung, sich mit den Sprachformen methodisch zu beschäftigen, wirklich den Verstand des Kindes zu schulen, ihn zu einem ruhigen Denken anzuleiten, ihm die auf alle materialen Aufgaben anwendbaren, allgemeinen Denkgesetze auf dem Wege der praktischen Unterweisung beizubringen. Bei Zeller heißt es wieder (a. a. O. S. 380):

„Die Grammatik ist die erste Schule der Logik, und ist auch das Logische hier noch an seinen sprachlichen Ausdruck gebunden, wird man sich auch der Denkformen nur in dem Maße bewußt, wie sie in den Sprachformen zur Darstellung gelangen, so hat doch auch schon diese erste Orientirung über seine eigene Thätigkeit auf die Ausbildung des denkenden Geistes einen Einfluß, dessen durchgreifende Bedeutung freilich nur solchen ganz verständlich sein kann, die eben selbst eine philologische Bildung erhalten haben, auch von ihnen aber nicht selten gerade deshalb unterschätzt wird, weil ihnen durch dieselbe vieles so in Fleisch und Blut übergegangen, zu einer für sie so selbstverständlichen Voraussetzung geworden ist, daß sie gar nicht mehr fragen, wem sie es zu verdanken haben."

Außerdem erhöht die wunderbare Verwandlungsfähigkeit der Sprachformen den Nutzen dieser Uebung. Früher habe ich einmal gesagt (in einem Vortrage über das sogenannte Reformgymnasium; vergl. die Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium" von 1899, Heft III/IV, S. 133):

„Den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern ist nicht jene reiche Mannigfaltigkeit der sprachlichen Erscheinungen eigen, ihre Gebilde sind starrer und entbehren der individuellen Lebendigkeit, sie sind fertige, keiner Veränderung fähige und keiner Innerlichkeit theilhaftige Erzeugnisse der Natur, deren Verwendung nach mechanischen Gesetzen erfolgt; die Sprache dagegen erzeugt sich, selbst wenn sie in einem fertigen Gebilde vorliegt, für den Hörer noch immer wieder neu, und die Uebungen in der Sprache . . . geben dem Geiste eine weit reichere Nahrung, entwickeln seine Anlagen in weit größerer Mannigfaltigkeit, als dies die mathematischen Sätze oder die Vorführungen naturwissenschaftlicher Erscheinungen zu thun vermögen. In erster Linie also (nicht ausschließlich) vermag demnach der Sprachunterricht den Geist zu bilden."

Aehnlich spricht sich auch über diesen Punkt Zeller (a. a. O. S. 381) aus.

Diesen allgemeinen Nutzen der sprachlichen Schulung kann nun aber auch ein Gegner der Beschäftigung mit fremden Sprachen zugeben und deshalb sagen, die Uebung brauche nur an der Muttersprache vorgenommen zu werden; damit werde der Zweck vollkommen erreicht. Doch nicht; sehr treffend sagt Theobald Ziegler auf S. 39 seiner „allgemeinen Pädagogik" (Leipzig, Teubner 1901), nachdem er kurz vorher (auf S. 38) den „philologischen" Unterricht „ein Hauptstück der intellektuellen Erziehung" genannt hat, von der „deutschen Grammatik":

„Was ich gegen sie habe, ist das, daß hier so vieles gelernt werden soll, was den Lernenden ein Bekanntes scheint, was sie zwar nicht wissen, aber unbewußt doch sicher handhaben und können; und so entsteht für sie nothwendig das Gefühl des Unnöthigen und Ueberflüssigen, des Selbstverständlichen und Langweiligen, ja es macht sie auch beim Reden oder Schreiben eher unsicher und zweifelhaft, als daß es sie fördert und sichert."

Und wieder führe ich, auch um ein Beispiel dafür zu geben, wie alle, die dies Problem zu lösen suchen, von einander unabhängig durch die innere Logik der begrifflichen Thatsachen nicht nur auf dieselben Gedanken, sondern auch auf fast dieselben Ausdrücke gebracht werden, die Aeußerung Zeller's an (a. a. O. S. 382):

„Dem Knaben leuchtet es nicht ebenso ein" (wie dem wissenschaftlichen Erforscher der Muttersprache), „weshalb er auf diesem mühseligen Weg erlernen solle, was er in der Hauptsache schon zu wissen glaubt."

Man wird sich also da, wo man über das engste Maß der Jugendbildung hinausgehen kann, beim Unterrichte in der Muttersprache im Wesentlichen mit gelegentlichen Hülfen, mit Hinweisen auf die Grundformen und auf die allgemeinen Normen begnügen dürfen und das, was sich nur durch den Sprachunterricht in dem nöthigen Umfange und mit der nöthigen Sicherheit erreichen läßt, die formale Bildung der Denkkraft, die sprachlich-logische Schulung, lieber durch die Beschäftigung mit einer fremden Sprache zu erreichen suchen. Daß diese Uebung dann auch zugleich für die genauere Kenntniß der Muttersprache von Werth sei, das ist die allgemeine Ueberzeugung derer, die überhaupt den fremden Sprachen einen Bildungswerth zuschreiben; zu ihnen gehört bekanntlich auch Goethe mit seinem oft citirten Worte (Sprüche in Prosa: Maximen und Reflexionen. Zweite Abtheilung): „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen."

Es ist ja auch ganz natürlich, daß dem so ist; denn man hat bei der Beschäftigung mit fremden Sprachen noch einen anderen großen Vortheil, der der eigentlich ausschlaggebende in dieser ganzen Frage ist: man wird damit des für alle Verstandesbildung so wesentlichen Mittels der Vergleichung und Unterscheidung habhaft; an die Stelle des instinktiven Gebrauches der Sprache tritt der bewußte, auf einer stets wachsenden Einsicht in die Sprach- und Denkkategorien beruhende. Hier kann der Lehrer jene Gymnastik des Geistes üben, welche die ernste, zielbewußte Arbeit doch beinahe zu einem freien, nur zur Belustigung vorgenommenen Spiele macht; hier erwachsen jene harmlosen und doch für Lehrer und Lernende so erquickenden Freuden der Sexta, die über die erste Beschäftigung mit der fremden Sprache noch auf lange Zeit hinaus in der Erinnerung einen heiteren Schimmer breiten; hier beginnt die Erkenntniß aufzudämmern und das Bewußtsein einer Herrschaft über die Sprache, einer Herrschaft über die eigene Sprach- und Denkkraft mit sicher steigender Klarheit zu erwachen.

*) Auch Herbart kann sich in der Praxis diesem Banne nicht entziehen; er redet u. a. (a. a. O. S. 214) von einer „Uebung im methodischen Denken". Für viele wird es von besonderem Interesse sein, welche Stellung W. Wundt zu unserer Frage einnehme; Messer sagt darüber a. a. O. S. 52 Anm. [1]): „Auch W. Wundt sucht in seinem Begriff der (aktiven) Apperzeption dem erwähnten Charakter des Psychischen Rechnung zu tragen. Daher gestaltet sich auch vom Standpunkt seiner Psychologie das Urtheil über die formal bildende Kraft des fremdsprachlichen (insbesondere des altsprachlichen) Unterrichts günstig." Von der aktiven Apperzeption handelt Wundt in seinem „Grundriß der Psychologie" (Leipzig, Wilh. Engelmann, 1896) auf S. 255, 292 ff., 309 ff.

Ich erspare es mir und meinen Lesern, auch hier noch wieder das Gewicht meiner eigenen Ausführung durch die Herbeirufung von Gewährsmännern zu verstärken; sie wären aus der Schar der Psychologen wie der Pädagogen in überreicher Menge vorzuführen. Dagegen glaube ich noch darauf hinweisen zu sollen, daß Beispiele in solchen theoretischen Fragen nichts zu beweisen vermögen; es ist ganz unmöglich, bei ihnen genau festzustellen, unter welchen besonderen Bedingungen die angeführten Persönlichkeiten ihren Bildungsweg angetreten und zurückgelegt haben, und es fällt für die Beurtheilung jede Gleichmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit des Maßstabes fort. Auch hat man bei der begrifflichen Deduktion niemals mit dem Außergewöhnlichen und Seltenen, mit den genialen und bevorzugten Geistern zu rechnen, sondern muß vom Mittleren und Alltäglichen, von den mittelmäßigen Geistern ausgehen und im Hinblick auf dies und diese seine Forderungen aufstellen, seine Schlüsse ziehen.*)

Darüber aber, welcher oder welchen der fremden Sprachen der größere Bildungswerth beizumessen sei, enthalte ich mich hier einer näheren Auseinandersetzung, weil das nicht mehr zu meinem eigentlichen Thema gehört, und will daher auch keine besondere Lanze für die alten Sprachen brechen und nur für den formal bildenden Charakter des Lateinischen ein knappes, aber alles Nöthige sagendes Wort Ziegler's anführen (a. a. O. S. 40):

> Zur grammatischen Schulung „taugt die lateinische Sprache so ganz besonders, weil sie einfach und klar, knapp und militärisch bestimmt ist und genügend feste Regeln hat; darum lernt man an ihr grammatisch denken und operiren, sie ist der grammatische Knecht für die anderen alle.“

Ganz das Gleiche kann man in Zeller's Abhandlung lesen (a. a. O. S. 384). Ueber den Werth der alten Litteraturen, der übrigens viel weniger angefochten wird, zu reden, gehört endlich vollends nicht zu meinem Thema; deshalb sei nur noch wieder ein Ausspruch Goethe's (a. a. O. Sechste Abtheilung) ausgeschrieben: „Wenn unser Schulunterricht immer auf das Alterthum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höheren Kultur so nöthigen Studien niemals rückgängig werden.“

Bremen. Edm. Fritze.

Magdalena Bronteller.

Als Niklei Bronteller morgens zur Arbeit ging, geleitete ihn sein Weib zur Hausthür.

„Höre“, sagte sie, „ich will darauf rechnen, daß Du mir abends den ganzen Lohn bringst.“

Sie stand mit verschränkten Armen da und blinzelte ihn an. Er schaute zu Boden und rückte an seinem Hut.

„Wohl, den ganzen! Nicht ein Heller soll fehlen.“

„Ach, wenn Du es schwören wolltest! So einmal recht schwören wolltest! Denn bedenke, Niklei, ich bin zum Vorsegnen gemeldet, da brauche ich eine Kerze und etwas Kleingeld . . . Und diese Woche hatten wir kaum Brot.“

„Ach, geh doch! Kaum Brot!“ murmelte er, schob seinen Hut noch weiter zurück und machte eine Schwenkung, daß die Rockärmel flogen; dann, ohne sich noch einmal umzudrehen, sagte er: „Bis fünf Uhr bin ich hier mit dem ganzen Geld“, und eilte den Wiesenweg hinunter.

Wenn Niklei Bronteller eilte, so wackelten seine dünnen Beinchen, sein viereckiger Oberkörper und sein dicker Schädel. Sein aufgedunsenes Gesicht sah beinahe erschrocken aus, und seine rothgeränderten und -geäderten Augen schauten zu Boden, als suchten sie fortwährend nach einem Loch. Er war sechsunddreißig Jahre alt, Steinarbeiter und — Trinker.

Solange Magdalena Bronteller ihren Mann sehen konnte, blieb sie stehn und dachte: „Heute bringt er vielleicht doch Geld, und es soll sein Schaden nicht sein.“ Dann ging sie durch den kleinen, rothen Ziegelflur zurück in die Stube.

Sie hatten nur die eine Stube, die finster wie ein Erdloch war, da sie nur ein kleines Fensterchen hatte. An der Längswand gegenüber der Thür standen zwei Bettstätten und eine Wiege. Bettstätten und Wiege waren mit Lumpen gefüllt. Die Wände waren behängt mit Kleidern. —

Magdalena trat zum Ofen, goß in eine Schüssel Suppe und stellte sie auf den Tisch. Aus der Lade nahm sie einen Löffel, setzte sich auf die Bank und begann zu löffeln.

„Er wird mir heute Geld bringen, wenigstens etwas. — Aber, wenn er mir keins bringt wie immer, was thu ich?“ dachte sie. — „Oh, doch! Heute bringt er Geld, er würde sich schämen, wenn der Pfarrer morgen vergeblich auf mich warten sollte. Ich muß mich übrigens eilen, daß die Röcke noch trocken werden,“ und sie schlürfte und schluckte.

Magdalena war ein kleines Weib, der die Haut an den Knochen klebte. Sie war so alt wie ihr Mann, aber sie hatte dünnes, graues Haar und ein gelbes, runzeliges Gesicht. Ihre Augen schienen steinern. Vor vier Tagen hatte Magdalena Zwillinge geboren, aber sie waren todt zur Welt gekommen. Als man ihr das gesagt hatte, hatte sie sich bekreuzt und gemeint: „Welch' ein Glück! so kann ich wieder Salz tragen gehen und hab' im Tag meine dreißig Kreuzer.“

Dabei ächzte sie in ihren Lumpen und konnte vor Schwäche kein Augenlid rühren. Während sie nun ihre Suppe verschlang, begann es sich in dem Bette nächst dem Tische zu rühren, und zwei kleine Körper wanden sich aus den Lumpen. Es waren Mädchen, fast von gleicher Größe, im Alter von acht und sechs Jahren, die in einer Art Hemd von verschiedener Farbe vom Bett auf die Bank krochen und noch schlaftrunken um Suppe baten.

Magdalena war heute milde gestimmt, sie keifte nicht, sondern stand auf und füllte die Schüssel wieder für die Kleinen. Und da die Kinder noch auf etwas zu warten schienen, sagte sie, ihnen über die steifen, blonden Haare streichend: „Ich habe kein Brot dazu; nicht ein Bröselchen ist in der Tischlade. Löffelt die Suppe aus, es ist viel Mehl drin, und abends bringt der Vater Geld, da sollt ihr vieles haben, meinetwegen Gries in Milch.“

Die Jüngere der beiden verzog das Gesicht zum Lachen, steckte die Zunge zwischen die Zähne und nickte heftig mit dem Kopfe: „Ja, ja, Gries in Milch,“ sagte die Kleine und begann hastig zu essen. Doch das andere Mädchen, Nanli, zuckte die Schultern und tauchte langsam den Löffel in die Suppe. Aber sie aß nicht gleich, sondern fragte mit kranker Stimme: „Und was gibst Du uns in die Schule für Mittag mit, Mutter?“

„Oh, ich habe Kartoffeln gekocht, und die Maurin wird Euch jeder ein Brötchen geben.“

„Die gibt uns nichts mehr“, meinte gleichgiltig Nanli

„Sie hat uns gestern weggejagt“, schrie die Jüngere Mariedchen.

Magdalena wurde zornig: „So sagt ihr, daß der Vater heute Geld bringt, sagt ihr, ich kann es schwören.

---

*) Mit besonderer Vorliebe werden übrigens Goethe und Schiller dazu auserkoren, als Beispiele einer geringen Kenntniß fremder Sprachen angeführt zu werden, und doch ist für beide bestimmt bezeugt, daß sie von Kindheit an, natürlich nach dem Maße ihrer Zeit, fremde und auch die beiden alten Sprachen getrieben haben; Goethe spricht selbst im ersten und vierten Buche von „Wahrheit und Dichtung“ davon und gedenkt eines sehr vielseitigen Sprachunterrichts, und dafür, daß Schiller neben Latein auch Griechisch gelernt hat, zitire ich, da mir andere, sonst natürlich vorhandene, Zeugnisse augenblicklich nicht zur Hand sind, eine Anmerkung Zellers (a. a. O. S. 387): „Aber doch war Schiller der griechischen Sprache nicht so unkundig, wie man oft meint: in der Karlsakademie hatte er 1773 als vierzehnjähriger Knabe den ersten Preis im Griechischen erhalten.“

daß ich morgen etwas von unseren Schulden bezahlen könnte."

„Die Maurin sagt, wir sind eine Bagage, die nie bezahlt."

Nach diesen Worten schaute Nanli in die Schüssel und erschrocken krächzte sie: „Geh, Mariedchen, Du hast mir fast alles aufgegessen, gib mir nun den Rest ganz.

„Ja", schrie die Mutter, „Du bist ein Freßbalg. Und die Maurin sagt, wir sind eine Bagage? So ein altes Vieh! Nicht um einen Heller werd' ich mehr bei ihr nehmen. Nur heute die Brötchen soll sie Euch noch geben dürfen. Sagt ihr, daß ich seit heute aus dem Bett bin, daß ich morgen vorgesegnet werde, und daß ich bald wieder Salz tragen dürfte, und sagt ihr, daß sie überhaupt sehr dumm ist, wenn sie nicht glaubt, daß mir heute mein Mann den ganzen Lohn bringt."

„Ich werd' ihr das sagen, Mutter, aber sie wird kein Brot geben. Sie hat es gesagt; nicht Mariedchen?" meinte Nanli.

Mariedchen schüttelte finster den Kopf, sie hätte noch Suppe mögen.

Magdalena wurde wüthend. „So freßt nur die Kartoffeln", schrie sie und rannte zum Ofen. Dort nahm sie aus einem Topf die Kartoffeln heraus, wickelte sie in Papier und legte sie auf den Tisch.

Nanli und Mariedchen zogen sich an, nahmen Wasser in den Mund und wuschen sich. Dann kämmten sie sich gegenseitig. Als sie fertig waren, nahmen sie ihr Bündelchen und gingen. Bei der Wiege jedoch blieb Mariedchen stehn und rief:

„Bala! Bala ist munter!"

Dabei schüttelte sie das Händchen auf das Kleine zu und lachte. Bala aber erwiderte nichts, sie rührte bloß den großen, nackten Schädel und die grämlichen Augen.

Magdalena drehte sich um und schlug mit einem Fetzen auf Mariedchen zu. „Du hast sie wieder aufgeweckt", greinte sie. „Schau, daß Du weiter kommst."

Nanli wischte schnell zur Thüre hinaus, Mariedchen folgte ihr. Sie drückten sich einander und gingen schleunig den Wiesenweg hinunter, um dann den langen Weg zur Schule zu machen.

Magdalena hob Bala aus der Wiege, um sie abzufüttern. Dabei sprach sie kein Wort, auch küßte sie das Kleine nicht, legte aber öfter ihr Gesicht an das seine.

Als Bala ihre Suppe bekommen hatte, nahm Magdalena sie auf den Arm und trat mit ihr vor die Hausthür. Draußen war es hell, die Luft rein und duftig. Die Sonne überfluthete alles, die Hütte, den Hügel, das Thal. Alles lebte und lachte.

Wie die Sonne das Kleine berührte, riß es die grämlichen Augen auf und bewegte lustig die Händchen. Magdalena aber schaute mit ihrem steinernen Blick den flimmernden Hügel hinunter, bis an den Rand des Steinbruches, der von ihr aus wie eine breite Furche im Hügel aussah. Sie hörte, wie das Eisen im Stein arbeitete, es war ein feines Klirren, ein stählernes Singen. Und dieses Singen erweckte ihre Seele. Zuerst kam die Hoffnung, dann der Glaube. Sie drückte das Kind fest an sich und flüsterte:

„Hörst Du, wie der Vater arbeitet? Und abends kommt er mit Geld!"

Das Kleine lächelte und krächzte als verstünde sie die Mutter, die sie so küßte und drückte.

„Ja, Du freust Dich; aber Du mußt Dich ins Graserl setzen und spielen, denn ich muß auch arbeiten. Vielleicht da her?"

Sie ging auf einen Baum zu, der neben der Hütte stand und setzte Bala in seinen Schatten. Das Kind war noch immer vergnügt und krächzte wieder, als ihm die Mutter einige Blumen brachte. Magdalena plauderte noch ein wenig mit ihm, dann ging sie voller Erwartung an ihre Arbeit. — —

Bala war eingeschlafen und Magdalena beugte sich über ein Gefäß auf der Hausthürstufe und wusch. Sie bewegte dabei langsam die Arme, denn es gab kein Knöchelchen in ihrem Leibe, das sie nicht schmerzte, und das Athmen wurde ihr schwer vor Schwäche. „Aber es ist zum aushalten", dachte sie. „Bei Bala bin ich den zweiten Tag aufgestanden und habe alles gemacht . . . Diesmal waren es halt zwei . . . Und ein Jahr mehr habe ich auf dem Rücken, das macht viel."

Sie wischte sich mit der Handfläche den kalten Schweiß von der Stirn. Indes trat ihr ihr Mann wieder vor Augen, und sie vergaß ganz der Schmerzen. Sobald vom Wege ein Laut hörbar wurde, wendete sie sich dem zu, ob nicht jemand käme, der in den Steinbruch ginge und ihr für ihren Mann Grüße mitnähme. Ja, sie wollte ihm Grüße schicken, wie in der ersten Zeit ihrer Ehe. „Vielleicht hätte er schon früher den Anfang gemacht, wenn ich nicht wie ein Stein gewesen wäre," sagte sie sich. „Er säuft ja sonst nicht soviel, nur wenn er Geld in der Tasche hat, säuft er, bis es fort ist. Ein bischen trinken kann er immer, das ist recht. Aber man arbeitet doch nicht, um zu saufen, sondern um sich zu freuen." Wohl, sie könnte sich noch freuen, wenn er heute den Anfang machen und sein Geld heimbringen wollte. Vielleicht doch. Es ist mir schlecht gegangen bei der Entbindung, und das rührt ihn immer. ‚Zwei Buben', hatte er gesagt, und hat mir über die Hände gestrichen. ‚Schade, daß sie todt sind'. Warum habe ich da so eine Wuth bekommen? Ich habe die Kleinen nicht einmal gesehn. So was!" Sie war bei diesen Gedanken still gestanden, und jetzt neigte sie den Kopf und lauschte dem Singen in der Furche. Dabei fiel ihr Blick auf Bala, und es überkam sie eine große Zärtlichkeit. Sie rannte zu ihr hin und hockte sich neben ihr nieder, aber sie küßte sie nicht, da sie noch schlief.

Der Anblick des Kindes war schmerzlich. Es glich ganz der Mutter, wie sie jetzt war, vertrocknet und gelb, nur das Hälschen hatte wunde Flecken von den Skropheln. Doch Magdalena merkte das nicht, ihr kam das Kind schön vor, und nachdem sie ganz sachte die Finger über sein Köpfchen hatte gleiten lassen, stand sie leise auf und schlich auf den Zehen davon.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag setzte sich Magdalena mit Bala mitten in die Sonnenfluth. Das Kind jauchzte und freute sich, und die Mutter träumte voll Erwartung und Glauben. Wenn abends ihr Mann käme, wollte sie ihm Bier und Käse holen lassen, wollte sie sich zu ihm setzen und plaudern. Sie würde ihm sagen, wie sie nach und nach die Betten zu füllen gedenke, einen neuen Ofen würden sie bekommen, geweißt würde werden, und dann möchte sie noch ein weißes Vorhängchen für das Fenster. Aber Salztragen würde sie noch lange. Da müßte sie schon alles haben, was sie genannt hatte und Ersparnisse dazu. Die Bala könne ganz gut den Tag über bei der Winsterin bleiben. „Nicht, Balchen?" sagte sie laut zu dem Kinde, „Du wirst mit Winsters Franzi spielen. — Aber sieh, da kommen Nanli und Mariedchen schon," rief Magdalena und nickte den zwei Mädchen zu, die eng aneinander geschmiegt den Hügel heraufkamen. Mariedchen lachte und kreischte, als sie die Mutter mit der Kleinen sah und stürzte auf sie zu.

Nanli wahrte ihren Schritt und ihren Ernst. Vor der Mutter blieb sie stehen und sagte: „Uns hungert". Mariedchen stimmte ihr bei.

„Nun, habt Ihr keine Brötchen gehabt?"

„Nein", schrie Mariedchen, „und deshalb hungert uns".

Magdalena dachte nach, dann lächelte sie verächtlich.

„Und was hat die Maurin gesagt?" wandte sie sich an Nanli.

„Gar nichts; angeschaut hat sie uns lange und uns dann zur Thür hinausgeschoben."

Bei Magdalena blähten sich die Nasenflügel, und sie murmelte: „Wahrhaftig, ausrauben sollte man sie."

„Uns hungert", raunzte Nanli.

„Der Vater kommt bald, dann gibt's vieles. — Oh, ich ärgere mich nicht wegen dieser Pest."

Bei diesen Worten erhob sich Magdalena und ging mit den Mädchen der Hütte zu. Vor der Hausthür wandte sie sich um und schaute nach der Furche, in der sich nichts mehr regte.

„Es ist gut vier Uhr", sagte sie, „kommt!" Und sie trat mit den Kindern in die Stube. Dort setzte sie Bala in die Wiege und deutete Nanli und Mariedchen auf die Bank.

Wortlos setzten sich die Mädchen nieder. — Magdalena stellte sich zu ihren Röcken, die gesteift auf einem Bett lagen, und zupfte daran. Dann ging sie zum Ofen, von dort zum Tisch und wieder zurück.

Als sie bei der Hausthür bemerkt hatte, daß es in der Furche still geworden war, hatte ihr Herz ein dumpfes Schmerzgefühl überkommen, und nun war ihr bang, schrecklich bang.

„Wenn er nur diesmal käme! ich habe tausendmal auf ihn gewartet, und er ist nicht gekommen, oder doch erst, bis das Geld weg war. Und ich fand immer durch, nur diesmal wüßt' ich niemand und nichts. Und es wär ja schön, zeitlebens schön, wenn er heute käm'."

Nach dieser Rede, die sie sich gehalten hatte, blieb sie vor den beiden Mädchen stehn und sagte:

„Wißt Ihr was? Ihr geht dem Vater entgegen! Beim Zahlhäuschen erwartet Ihr ihn." „Ja, Ja," schrie Mariedchen, „und er wird uns gleich Brot geben."

„Das bekommt Ihr gleich, der Vater ist ja gut."

Und nun lächelte Magdalena. Sie dachte: „Jetzt wird er gleich mit ihnen kommen", und drängte die zwei zur Thür hinaus.

Als sich Magdalena umwandte, fiel ihr Blick auf die Wiege, und ihr Antlitz verzerrte sich.

Bala hatte sich auf den Rücken gelegt, und mit den Händchen drückte sie einen Lumpen an den Mund und sog daran, und ihre grämlichen, trüben Augen starrten auf die schwarze Wand. Eine Weile wagte sich Magdalena nicht zu rühren, dann aber begann sie in der Stube eine Wanderung. Sie rannte vom Tisch zum Fenster, wo sie einen Augenblick stehen blieb und hinaus auf den Wiesenweg starrte, um wieder den Weg zum Tisch zurückzumachen. Ihr Hirn, ihr Herz, ihr ganzes Wesen trieb und wand sich in dem einen Verlangen, ihren Mann vor sich zu sehen, seinen Tritt oder seine Stimme zu hören. „Dann wäre es gut, ganz gut," murmelte sie.

Wie lange sie schon diesem Verlangen nachlief, wußte sie nicht. Aber als sie jetzt wieder ans Fenster kam, fiel die Sonne weit im Westen ins grüne Laubwerk, und ein ungeheurer Brand leckte vom Himmel zur Erde und zündete den Hügel und auf seiner Spitze die Hütte und den Wald an. Und aus dem Fenster der Hütte starrten zwei steinerne Augen.

Bald verlosch der Brand, aber die Augen kamen immer wieder ans Fenster. Und da entdeckten sie auf einmal die ausgesandten Mädchen, die mit gesenkten Köpfchen der Hütte sich näherten. Wie Magdalena sie so gewahrte, ging sie langsam zum Tisch zurück, setzte sich auf die Bank und schlug die Hände vors Gesicht. Sie rührte sich nicht, als die Mädchen hereingetrippelt kamen und weinten, nicht, als Mariedchen schluchzend erzählte, sie seien nun so lange beim Zahlhäuschen gestanden, und der Vater sei nicht gekommen. Und Micheln Knecht habe ihnen jetzt gesagt, daß der Vater gleich nach der Auszahlung die Straße hinunter, gegen den Markt gegangen sei. „Und wir haben doch so Hunger", fügte Mariedchen bei. Aber Magdalena rührte sich nicht, und die Mädchen weinten. Erst als das Weinen und die Klage des Hungers heftiger wurden, ließ sie die Hände vom Gesicht sinken, sprang auf die Kleinen zu und schrie:

„Ich bring' Euch um, wenn Ihr nicht still seid, aber mäuschenstill." Dabei riß sie an den Kleidern der Kinder und rüttelte sie.

Sogleich verstummten die Kleinen, und nur ihre Körperchen bebten.

Als Magdalena dies gewahr wurde, schlang sie die Arme um die Mädchen und preßte sie fest an sich. Und aus ihren Steinaugen hüpften Thränen um Thränen. Sanft gab sie die Kinder frei, ging zum Ofen, nahm einen Krug Wasser und kehrte zu ihnen zurück.

„Trinkt! Der Vater muß bald kommen. Aber bis dahin legt Euch zu Bett."

„Und wenn wir schlafen werden, wirst Du uns wecken?" fragte Mariedchen leise.

„Ja, gleich. Legt Euch nur getrost hin," sagte ebenso leise Magdalena.

Die Kleinen krochen in die Lumpen, und die Mutter that einen tiefen Zug aus dem Kruge. Hierauf ging sie zur Wiege, kauerte sich daneben nieder, vergrub das Gesicht in ihren über den Schooß verschlungenen Armen und verfluchte ihren Mann.

Wie oft hatte sie ihm schon geflucht und ihm den Tod gewünscht! Aber er starb nicht. Ihre Mutter und ihr Bruder, die ihr geholfen hatten, waren gestorben, e r nicht! Er, er, er! brüllte sie.

Die Thüren waren offen, und hereinspazirte das Mondlicht und breitete sich in der Stube neben Magdalena aus. Die war lange mit dumpfem Hirn, nur dem Gehör sich hingebend, auf der Diele gesessen, und zuckte zusammen bei dem Anblick des milden, zitternden Lichtes.

„So!" seufzte sie, „es ist sehr spät. Er kommt wohl nicht mehr, nein, er kommt nicht mehr."

Als sie sich dies sagte, überkam sie wieder Unruhe und Wuth. Sie sprang auf und stellte sich vor die Hausthür.

Der Mond hing überm Wald, und sein Licht lag auf der Erde. Magdalena konnte jedes Pflänzchen sehen, nur wuchtiger waren Dinge und Schatten. Die Luft war schärfer, aber kräftiger als bei Tag, das fühlte sie. Ihre Augen suchten den Weg hinunter und glitten über die Wiese, bis zum Rand des Steinbruches.

Wenn ich nur eine Spur von ihm hätte, ich würde ihm heimhelfen, dachte sie und begann langsam, von der Hütte gerade fort, die Wiese hinunterzugehen, und forschte in jedem Schatten und Winkel. Sie kam direkt bis an den Rand des Steinbruchs und auf die höchste Spitze des Felsens. Von hier lief der Rand zu beiden Seiten im Halbkreis dem Thale zu. Magdalena blieb stehen und schaute fest in die schwarze Tiefe. Dort drunten lag die Arbeit, das Leben und der Tod. Der Tod saß überall, auf jeder Zacke und Spitze des Felsens. Magdalena nickte und murmelte: „Ihn da haben —". Dann ging sie links am Rande weiter, die Tiefe, die immer kleiner wurde, und die am Ende des Randes eine Fläche mit den Feldern bildete, nicht aus den Augen lassend. Unten angekommen, machte sie Halt und überschaute die kleine Anhöhe, die mit ein paar Sprüngen zur Landstraße führte.

Da hörte sie ein Grunzen und Schnarchen. Sofort fühlte sie ihr ganzes Blut im Hirn. Sie ging keuchend dem Geräusch nach. Jemand lag am Feldrain beim Walde, und Magdalena erkannte Niklei. Ein bestialischer Geruch entströmte seinem Munde.

Magdalena preßte die Fäuste auf die Brust und riß den Mund auf.

„Da bist Du", stöhnte sie, „besoffen, daß Du Dich nicht rühren kannst. Was für ein Brüderchen hat Dich hierher gebracht?"

Niklei lag wie todt, nur daß er schnarchte und grunzte. Magdalena stieß und trat ihn mit Füßen. Dann verschränkte sie die Arme, schaute auf ihn hinunter und schrie:

„O, dieses Thier! Diese Bestie! Dieser Klumpen! Wenn ich Blut speien könnte, um ihn damit zu ertränken — aber warte!"

Sie fühlte, wie eine unheimliche Kraft sie durchdrang, und sie kreischte noch einmal: „Aber warte". Und damit duckte sie sich, griff nach rückwärts um seine Arme herum, streckte den Kopf vor, stemmte die Fußspitzen in die Erde und begann ihn aufwärts zu ziehen. Er grunzte und brummte ein über das andere Mal:

„Wo fahr' ich hin? Wo fahr' ich hin?"

Ehe Magdalena dachte, hatte sie die Mitte des Steinbruchrandes erreicht, von wo sie vorhin in die Tiefe geschaut hatte. Sie keuchte und stöhnte, und als sie ihren Mann zu Boden gleiten ließ, zitterte ihr ganzer Leib. Ihr Tüchlein war ihr in den Nacken gerutscht, und ihre Mausehärchen flatterten im Winde.

Niklei lag auf dem Rücken, sie sah sein fahles Gesicht und spürte wieder den Geruch.

„Oh", zischte sie, „Du kommst mir nicht mehr heim, Du kommst in das Todtenland."

Und sie rückte Niklei mit aller Kraft ganz an den Rand der Schlucht. Er schnalzte bloß mit der Zunge und wiederholte:

„Wo fahr' ich hin? Wo fahr' ich hin?"

„Nicht eine Handbreit Boden soll Dich schützen", murmelte sie, und überzeugte sich, daß er ganz am Rande lag. Sie nickte. „So, wälz' Dich zu Tode."

Die Augen starr auf seinen Körper gerichtet, ging sie rücklings von ihm fort. Ein gutes Stück oberhalb hockte sie im Schatten kleiner Gesträuche nieder. Und in diesem Augenblick fragte sie sich, ob sie ihn vom Abgrund zurückziehen solle. Aber tausend Nein schrien in ihrem Innern, und sie blieb hocken und lauerte. Ihre Sinne konzentrirten sich nur auf das mögliche Verschwinden jenes besoffenen Mannes. Und wenn er verschwunden wäre, dann sprang sie vielleicht nach. Vielleicht! Sie wußte nicht, daß sich ihre Finger bei diesen Gedanken in die Erde bohrten, und daß sie sich bei jeder vermeintlichen Bewegung ihres Mannes wie eine Katze in die Höhe krümmte.

Eine ungeheure Spannkraft und die Zähigkeit des Elends ließen sie unverwandt auf den großen Moment warten. Und er kam.

Niklei reckte die Arme hoch, und sein Oberkörper fing zu arbeiten an. Magdalena preßte die Finger in der Erde zusammen, krümmte sich in die Höhe und streckte den Kopf vor. Sie sah, wie Niklei zum Sitzen kam, sich auf die Knie half und auf Händen und Füßen in der Richtung zu ihr fortrutschte. Bei diesem Anblick schüttelte es ihren ganzen Leib, und mit dem Schrei: „Herrgott, erbarm Dich meiner!" rannte sie rasend der Hütte zu.

Niklei war noch nicht ganz nüchtern und wußte nicht, daß er vor dem Riesenrachen des Todes gelegen hatte. Er war einfach munter geworden und auf dem Boden, den er fühlte, weiter gekrochen. Dann blieb er wieder liegen. Nach einer Weile erhob er sich und wankte aufwärts.

Als er auf den Wiesenweg kam, lächelte er und brummte:

„Ich bin schon da!"

Er schob die Rocktheile zurück, schaute nach der vom Mond beleuchteten Hütte und sang mit gröhlender Stimme:

„Meine Heimath seh' ich wieder, die so schmerzlich ich vermißt."

Dann wankte er weiter.

Bevor er die Hausthür erreichte, schrie er: „Da steht die Thür offen, es muß keine Diebe mehr geben! — Holla, Magdalena, ich habe Dir Würste gebracht, die schönsten Würste!"

Er wollte in den Flur treten, aber da sah er Magdalena vor sich — an einem Stricke aufgehängt. Niklei riß die Augen weit auf, schob die Rocktheile zurück und murmelte:

„Sieh da! der Unrath hat sich aufgehängt."

Salzburg. Anna Coch.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Kopenhagen, den 4. Juli 1902.

Hochgeehrte Redaktion!

Gestatten Sie mir zu dem Artikel Georg Brandes von Herrn Professor Richard M. Meyer eine kurze Bemerkung.

Es scheint mir nicht richtig, wenn man von einem Autor in zahlreichen Bänden hinreichenden Stoff zu Citaten vor sich hat, eine ihm in den Mund gelegte, nicht beglaubigte Aeußerung gegen ihn anzuführen. Was ich vor zwei Jahren in einem Verein in Budapest sagte, lautete genau so: „Ich werde Ihnen Deutsch reden, weil die deutsche Sprache, obwohl weder Ihre Lieblingssprache noch die meine, die Sprache ist, worin wir uns am besten verstehen." Ein deutsches Blatt in Ungarn griff diesen Satz auf, entstellte ihn und versuchte in Oesterreich und Deutschland daraus Kapital gegen mich zu schlagen. Ein Theil der Presse betete nach.

Die Worte entsprachen genau meiner Gesinnung. Nicht die deutsche Sprache, sondern die dänische, ist meine Lieblingssprache, die einzige, in welcher ich sagen kann, was ich will, wie ich es will. Ich begreife nicht, daß Herr Richard M. Meyer mir daraus einen Vorwurf machen kann. Ich weiß nicht, ob er etwa selbst eine andere Lieblingssprache als seine Muttersprache hat. Sollte dies der Fall sein, würde ich mir erlauben, dies — um seine Worte anzuwenden — „mindestens geschmacklos" zu finden.

Es ist vielleicht außerdem Herrn Professor Meyer kaum unbekannt, daß in Nordschleswig seit mehreren Jahren von preußischer Seite mit allen Mitteln gekämpft wird, um die dänische Sprache zu verdrängen. Deutsch wird als amtliche Sprache, Kirchensprache, Schulsprache der Bevölkerung aufgezwungen. Nur Lieblingssprache wird es dadurch nicht.

Georg Brandes.

Herr Professor Richard M. Meyer erwidert hierauf:

Berlin, den 7. Juli 1902.

Hochgeehrter Herr!

Herrn Brandes' Aeußerung hatte seiner eigenen Berichtigung zu Folge genau die Form, die ich voraussetzte. Ebenso wenig vermag sein Kommentar etwas an meinen Schlußfolgerungen zu ändern. Es braucht doch wohl kein Schriftsteller der Welt erst zu betheuern, daß ihm seine Muttersprache lieber ist als irgend eine sonst! Am wenigsten hat das ein Däne, der vor Ungarn spricht, nöthig. Seine ungarischen Hörer mußten die Worte so auffassen, wie seine deutschen Leser sie verstanden haben: als ein Kompliment für die Deutschfeindlichkeit. Und Herr Brandes, der Verfolgungen seiner eigenen Sprache mit Recht beklagt, hätte am allerwenigsten unter den Verfolgern der unsrigen sich so ausdrücken dürfen.

Mit besten Empfehlungen

Ihr ergebener

Richard M. Meyer.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 42. Berlin, den 19. Juli 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Am 24. Juni hat der Minister von Podbielski, wie berichtet wird, in Stolp eine Rede gehalten, die viel beachtet wird. Ihr Inhalt wird erst jetzt bekannt. Das ist nicht so auffällig, denn die anwesenden agrarischen Landwirthe hatten keine Veranlassung, an der Verbreitung der Aeußerungen des Ministers mitzuwirken.

Herr von Podbielski wies zunächst darauf hin, daß in den Moorkulturen noch Millionen vergraben lägen und daß die Landwirthe nicht zu wirthschaften verständen. Sie halten am „alten Zopf" fest; sie sollten sich „aufraffen" und „nicht immer nach dem Staat schreien". Die höheren Zölle werden es nicht thun, und zum Schluß sagte der Minister: „Bilden Sie sich nicht ein, daß die Regierung auch nur einen Pfifferling nachgibt", nämlich in der Frage der Zolltarifvorlage.

Diese Rede hat Aufsehen gemacht, und das ist eigentlich sehr — beleidigend für Herrn von Podbielski; denn was er gesagt hat, ist alltäglichste selbverständlichste Wahrheit, und an dieser vorgetragenen Alltagswahrheit ist nichts Besonderes zu entdecken als die urwüchsige Form, die das Eigenthum dieses Ministers ist, und die neben dem üblichen, gut kadenzirten und diplomatisch wohl abgewogenen ministeriellen oratorischen Säuseln erfrischend wirkt. Was Herr von Podbielski gesprochen hat, ist unendlich oft schon gesagt worden, freilich nur von Rednern der Linken oder von Rednern des Bauernvereins Nord-Ost; aber wenn ein preußischer Minister das politische A B C der Agrarfragen einigermaßen richtig hersagt, so macht das bereits Aufsehen, und wenn er hinzufügt, die Regierung werde unter das caudinische Joch der Agrarier sich nicht zwingen lassen, sondern an ihre Erklärungen sich gebunden erachten und über die hohen Agrarzölle des vorgelegten Tarifs nicht hinausgehen, so steigert sich ob solch überraschender Festigkeit, die fast in das Heroische zu streifen scheint, die Verwunderung.

Preußische Minister sind in der glücklichen — oder soll man sagen in der unglücklichen Lage —, daß verständige Mahnungen von brombeerenhafter Wohlfeilheit und daß eine selbstverständliche Festigkeit gegenüber den Agrariern bereits wie beachtenswerthe Thaten vom Lande betrachtet und gerühmt werden.

Aber nicht nur ein preußischer Minister hat sich zu der Wahrheit bekannt, daß um 12 Uhr am Tage Mittag ist, auch das Organ des „Centralverbandes Deutscher Industrieller", die „Deutsche Industrie-Zeitung" hat sich schließlich zu der Weisheit aufgerafft, zu verlangen, die Regierung möge die Verhandlungen der Zolltarifkommission abbrechen, den Marmorblock des Grafen Posadowsky als gänzlich ungeeignet, um die bekannte schöne Statue daraus zu meißeln, liegen lassen und alle Kraft auf den Abschluß neuer brauchbarer Handelsverträge konzentriren. Würde sie dann einen fertigen Handelsvertrag dem Reichstage vorlegen, so könne dieser nicht mehr Einzelheiten nach Belieben ändern, sondern er würde nur das Ganze annehmen oder ablehnen können; es würde dann heißen: Friß Vogel oder stirb!

Die Erleuchtung schreitet also fort, sehr zum Unbehagen der Rechten.

Die „Kreuzzeitung" fühlt sich bei dieser Sachlage veranlaßt, den schutzzöllnerischen Großindustriellen des Central-Verbandes zu versichern, daß, wenn jene durchaus Handelsverträge haben wollten, die Agrarier sich dem keineswegs widersetzen würden:

> „Wir sind gern bereit mitzuhelfen, daß neue Verträge zu Stande ommen, aber auf einer Grundlage, auf der die Interessen der Landwirthschaft und Industrie mit gleichem Maß gemessen werden."

Man kann den entgegenkommenden Sinn dieses wohlgebildeten Satzes auch so ausdrücken: Wir Agrarier haben

garnichts gegen den Abschluß von Handelsverträgen, wenn uns landwirthschaftliche Zölle zugebilligt werden, bei denen der Abschluß von Handelsverträgen nach der übereinstimmenden Ansicht aller Urtheilsfähigen eine Unmöglichkeit ist.

Zu der Note, die Herr Witte über das internationale Zuckerübereinkommen versandt hat, ist jetzt eine offiziöse, recht bemerkenswerthe Erläuterung im „Wjestnik Finanzow" hinzugekommen:

„Das Schienensyndikat verkauft die Schienen in Deutschland zu 115 Mark pro Tonne und im Auslande zu 85 Mark, Stangeneisen kostet 125 Mark pro Tonne und im Auslande 100 Mark; der Verband der Fabrikanten von Drahtstiften verkauft dieselben in Deutschland zu 250 Mark und im Auslande zu 140 Mark pro Tonne. Die ganze Widersinnigkeit dieser Lage trat während des sogenannten Kohlenhungers deutlich zu Tage, indem auf dem inneren Markte ein solcher Kohlenmangel herrschte, daß die Preise bis zu 18 Mark 50 Pfennig pro Tonne stiegen, während gleichzeitig der Export nach Oesterreich bei einem Preise von 8 Mark 80 Pfennig vor sich ging. Für Länder, in welche die syndizirte Industrie ihren Export dirigirt, ist diese Politik des Drückens der Preise unter die Marktpreise äußerst lästig und kostspielig, denn sie untergräbt die Industrie dieser Länder. Die Thätigkeit der Syndikate kann in dieser Beziehung mit Recht dem von allen verurtheilten unlauteren Wettbewerb zur Seite gestellt werden."

Auf die Frage, bis zu welchem Grade diese Vorwürfe begründet sind, soll hier nicht eingegangen werden; sie sind zum Theil durchaus begründet; nur treffen sie nicht weniger die Entwicklung in Rußland selbst. Auch soll nicht untersucht werden, ob Syndikate, insofern sie so verfahren, nicht das eigene Land noch weit schwerer als das Ausland schädigen. Beachtenswerth bleibt es jedenfalls, daß Herr Witte die Spitze dieser Vorwürfe besonders gegen Deutschland richten läßt, und es mag sein, daß seine Ausführungen über Syndikate und verwandte Koalitionen zugleich bestimmt sind, um als ein weiterer Trumpf in der russischen Hand bei den Handelsvertragsverhandlungen mit Deutschland zu dienen.

Ein neues Zeichen für unsere Regierung zur Erinnerung, wie schwer es sein wird, wiederum zu erträglichen Handelsverträgen zu gelangen.

Der bayerische Kultusminister von Landmann ist, nachdem der Würzburger Konflikt ausgebrochen, krank geworden. Minister, die nicht nur die Chance haben, von körperlichen, sondern auch von politischen Krankheiten befallen zu werden, kommen um so häufiger in die Lage, auf Reisen Erholung suchen zu müssen. So ging denn Herr von Landmann auch auf Reisen, um von seinem Leiden zu genesen, und Ministerpräsident von Crailsheim erklärte in der Kammer, über alles weitere „steht derzeit die Entscheidung noch aus. Soviel steht jedoch fest, daß der etwaige Rücktritt des Kultusministers nicht als Aenderung in der bisherigen Politik des Gesammtministeriums betrachtet werden kann." Die Ultramontanen der bayerischen Kammer und die ultramontanen Blätter ganz Deutschlands sind, wie zu erwarten, empört über diese Vorbereitungen zum Rücktritt, der natürlich — die bisherige Politik nicht ändern soll.

Der König von Italien weilte ziemlich lange in St. Petersburg; er ward dort gefeiert; er hat mit dem Zaren Toaste voll von Worten der Freundschaft und Liebenswürdigkeit ausgetauscht, und diese Vorgänge finden besondere Beachtung in London. Man fragt sich dort, ob England für Aufgaben der Mittelmeerpolitik auf Italien noch werde rechnen können; oder ob Italien endgültig seine Mittelmeerinteressen mit Hilfe des Zweibundes zu lösen gedenke. Schwerlich. Aber Italien stützt sich nicht mehr allein auf England, sondern es wünscht, zwischen England und dem Zarenthum optiren zu können, und auch das ist bereits eine ungünstige Verschiebung für das Vereinigte Königreich.

In England ist inzwischen ein Ministerwechsel vor sich gegangen, der — wie überall — mit dem üblichen Chorgesang begleitet wird: die Politik bleibt die alte. Lord Salisbury ist zurückgetreten; sein Neffe Balfour ist Premierminister geworden. Der Rücktritt des Schutzkanzlers Hicks-Beach ist angekündigt, und andere Veränderungen im Kabinet stehen noch bevor.

Daß Salisbury ging, wirkt nicht überraschend; er ist kränklich und alt und müde. Interessant ist, daß Balfour und nicht Chamberlain Premierminister geworden ist. Chamberlain ist die schärfer umrissene Gestalt; aber zugleich auch die angefeindetere, und wohl darum hat man ihn nicht an die Spitze des Kabinets gestellt.

Salisbury gehört nicht zu den Großen der Politik. Scheinbar hat auch er den Ruhm und die Macht seines Landes gemehrt; aber doch nur scheinbar. Seit den Tagen Disraeli's und Gladstone's hat England an moralischem wie an materiellem politischem Einfluß in der Welt eingebüßt. England erscheint der Welt nicht mehr als der Vorkämpfer politischer Humanität, und England hat aufgehört, die Vormacht in ganz Asien und im europäischen Orient zu sein. Dieser Wandel hat sich unter Salisbury vollzogen; es ist das nicht allein die Schuld des Ministers, aber Salisbury hat nicht vermocht, durch geniale Gegenzüge den natürlichen Wandel der Verhältnisse so zu beeinflussen, daß er an Gefahren für England einbüßte. Von Salisbury stammt das Wort von der splendid isolation, und seitdem wünscht man in England, daß diese Vereinsamung durch das Abschwenken von Italien nicht zur Wahrheit gemacht werde. Auf der Gegenseite steht für Salisbury die glückliche Beendigung des südafrikanischen Krieges; aber ob dieser Krieg endgültig als ein Creditposten für den scheidenden Premier wird gebucht werden können, das hat der große Superrevisor, die Geschichte, noch zu ermitteln.

Balfour ist eine interessante Gestalt; eine Denker-Natur; liebenswürdig, scheinbar naiv; aber er war zugleich fähig, gegen die Iren rücksichtsloseste Kraft zu entfalten. Er wird vielleicht als Premierminister energischer seine eigenen Ziele verfolgen, als jene annehmen, die in ihm nur den umgänglichen politischen Sportsman sehen. Konsequente Denker wie Balfour sind häufig rücksichtsloser in der Verfolgung der Ziele, die sie einmal mit ihrem Intellekt sich gesetzt haben, als die Routiniers des lärmenden politischen Zugreifens.

* * *

Das protestantische und das katholische Deutschland.

Das Bayerische Centrum ist sehr böse. Eben hatte es das Schulbedarfsgesetz mit einem Paragraphen durchgesetzt, der die Simultanschule beseitigen sollte. Es war ein vom Centrum mit aller Anstrengung erreichter Erfolg gegen die Liberalen. Der Kultusminister v. Landmann, der anfänglich Bedenken hatte, war schließlich dafür eingetreten, und das Centrum versprach sich von ihm, daß er auch bei der Ausführung des Gesetzes entgegenkommend sein würde.

Da kam der Minister in Streit mit dem Würzburger Universitätssenat. Er hatte eine amtliche Aeußerung desselben in der Kammer hart kritisirt; der Senat hatte darauf seine Entlassung eingereicht. Es ist nicht recht klar, ob dabei die Parteipolitik überhaupt in Betracht kam, ob der Senat liberale Interessen wahrgenommen hatte, der Kultusminister katholische.

Kurz darauf ging aber der Minister in Urlaub und allgemein nahm man an, daß dies — obwohl es von

der Regierung als unentschieden hingestellt wurde, — nur die Vorbereitung des Rücktritts ist.

Das Centrum sieht den Grund hierfür in dem Einfluß der liberalen Minorität, und daß dieser im Bayernlande noch mächtig sein sollte, scheint ihm so unerhört, so unerlaubt, daß es sofort den heftigsten Kampf gegen die Regierung begonnen hat. Herr Schädler, der ohnehin nicht sehr bewilligungseifrig ist, wird den Kulturetat tüchtig beschneiden und in allen Dingen wird das Ministerium die Opposition fühlen. Schon malen katholische Blätter das schrecklichste Schreckbild an die Wand: die Bayern werden für das Fortbestehen der bayerischen Sonderexistenz das Interesse verlieren!

Was dieser furchtbare Zorn wegen des Abganges eines Ministers bedeuten soll, der, keineswegs Centrumsmann, nur durch fortgesetzte Angriffe der katholischen Partei zu einer allmählich immer weiter gehenden Nachgiebigkeit gegen sie gekommen war, ist für einen Nichtbajuvaren schwer zu verstehen. Wird gefürchtet, daß der Prinzregent etwa gar einen liberalen Mann an Landmann's Stelle setzt, und will man dies verhindern? Oder soll der neue, noch unbekannte Kultusminister von vornherein durch das Centrum eingeschüchtert werden? Oder glaubt man den Augenblick gekommen, wo an die Stelle des Ministeriums, das wesentlich Geschäftsministerium ist, ein klerikales Regiment treten könnte?

Dies Verhalten zeigt aber deutlich, welche Ansprüche vom Centrum da gemacht werden, wo es in der Macht ist.

Sein Hauptbestreben ist heute, die Schule in die Hand zu bekommen; der jetzt in Bayern geführte Kampf ist ein Stück des Kampfes um die Schule, den seiner Zeit Windthorst angekündigt hatte. Ueberall verlangt das Centrum geistliche Schulaufsicht und die Konfessionsschule, und zwar in so ausschließlicher Gestalt, daß kein Lehrer einer andern Konfession angehören oder der Kirche Anstoß gegeben haben darf, z. B. durch Eingehung einer Mischehe ohne Verpflichtung katholischer Kindererziehung.

Es ist das ganz offene Bestreben, die katholischen Kinder von jeder Berührung mit Andersgläubigen fern zu halten, sogar die Lehrer dürfen nicht mit andersgläubigen Lehrern in einem Verein sein. Die Folge dieser Trennung der Jugend muß sein, daß die Kinder der einen Konfession die der andern nicht als ihresgleichen, ja als minderwerthig ansehen; und dies um so mehr, da es eine der Aufgaben der Konfessionsschule ist, die Unterschiede, d. h. die Vorzüge der einen vor der andern Konfession zu zeigen, und da gelehrt wird, daß nur in der katholischen Religion und in Gehorsam gegen die Kirche die Seligkeit erlangt werden könne.

Je mehr diese Konfessionalisirung fortschreitet, desto größer muß die Trennung auch unter den Erwachsenen werden; es wird auch von katholischer Seite das Mögliche gethan, um ihre Leute in katholischen Vereinen, Bruderschaften u. s. w. zusammen und frei von der Berührung mit Andersgläubigen zu halten.

Immer mehr wird die deutsche Nation auf diesem Wege in zwei Nationen, eine katholische und eine evangelische, getheilt werden.

Leider finden diese katholischen separatistischen Bestrebungen die Unterstützung der meisten protestantischen Kirchen, insonderheit der preußischen und der bayerischen. In dem Kampfe, der jetzt in Bayern geführt wurde, leistete der Präsident des evangelischen Konsistoriums dem Centrum kräftigen Beistand; in Preußen ist schon mit Ausnahme von Nassau, die Volksschule, wo immer ein einigermaßen ansehnlicher Theil der Kinder einer andern Konfession angehört, getrennt, oft genug zum Schaden des Unterrichts, da die zwei getrennten Schulen nicht so gut organisirt und ausgebaut sein können, wie eine größere.

Diese protestantischen Kirchen stehen auf dem Standpunkte, daß — nicht etwa die christliche Religion — sondern die evangelische Form derselben alle Unterrichtsstunden durchdringen müsse, und daß es ein großes Unglück für die Kinder sei, wenn sie etwa in einer Geschichts- oder Anschauungsstunde eine ihrer Konfession nicht entsprechende Auffassung hörten, oder wenn sie mit den einer andern Konfession angehörigen Kindern auf einer Schulbank sitzen müßten.

Was man von Geistlichen noch verstehen mag, ist bei deutschen Staatsmännern schlechthin unverzeihlich. Deutschland ist nach der Zusammensetzung seiner Bevölkerung ein paritätischer Staat und wird es bleiben. Das Bestreben muß also dahin gehen, von Jugend auf die Deutschen an gegenseitige Toleranz zu gewöhnen, denn, zumal bei der fortschreitenden Mischung der Bevölkerung müssen Angehörige der verschiedenen Konfessionen fast allenthalben mit einander leben und arbeiten. Wie soll das aber möglich sein, wenn die Kinder nach der genau entgegengesetzten Richtung hin erzogen werden? Und wenn nun, wie es ja die natürliche Folge ist, auch später die konfessionelle Trennung möglichst aufrecht erhalten wird?

Die Evangelischen sollten sich darüber klar sein, daß eine solche Trennung der katholischen Kirche besonders vortheilhaft ist. Einer der ersten und vielleicht der praktisch wichtigste katholische Glaubensartikel ist der Gehorsam gegen die Kirche. Die ausschließlich katholisch kirchliche Erziehung pflanzt von früher Jugend an diesen Gehorsam den Kindern ein und macht sie für ihr Leben zu willigen Unterthanen der Geistlichen. Die evangelische Kirche hat diese Stellung nicht, nur selten können ihre Geistlichen einen bestimmenden Einfluß auf die Laien üben und dann meist nicht als Geistliche sondern als Persönlichkeiten.

Alles wirkt zusammen, die Macht der katholischen Kirche in Deutschland zu stärken. Gehorsam beugen sich unsere Staatsmänner vor der geschlossenen Macht des Centrums in den Parlamenten, das Lob des Papstes ist für sie von höchstem Werth, es zu verdienen, geschieht viel. Gegen das Centrum zu kämpfen, gilt für aussichtslos, und es ist aussichtslos, so lange man nicht wagt, auf kirchlichem und auf staatlichem Gebiete das einzige wirksame Mittel anzuwenden: freiheitliche Politik und Anerkennung freier wissenschaftlicher Forschung und individueller Glaubensüberzeugung in der evangelischen Kirche. Damit läßt sich völlige Gleichberechtigung der katholischen Religion vereinigen; aber vor dem frischen Leben, vor einer Gestaltung der Staatseinrichtungen, welche jede Begünstigung von Absonderungsbestimmungen unmöglich macht und vor einem lebendigen Protestantismus würde ein ungebührlicher Einfluß der katholischen Kirche nicht bestehen können.

Alles weist auf die Nothwendigkeit einer solchen Politik hin. Die gegenwärtige Politik, welche sich mit Unrecht konservativ nennt, führt zu nichts weiter als zu einer rücksichtslos geübten Herrschaft einseitiger Interessen und kirchlicher Einflüsse. Mit Widerstreben fügen sich die regierenden Staatsmänner in diese Situation; sie scheint ihnen aber immer noch die bessere im Vergleich zu einer Herrschaft liberaler Grundsätze. Aber der Moment wird kommen, in welchem auch ihnen nichts übrig bleibt, als den Kampf gegen Interessen- und Kirchenpolitik aufzunehmen. Der Kampf wird, je länger er hinausgeschoben wird, um so schwerer werden.

K. Schrader.

Verhütung von Krisen durch Zölle und Kartelle.

Die Frage der periodischen Wiederkehr der wirthschaftlichen Krisen bewegt gerade in der jetzigen Zeit, einer in Deutschland nahezu allgemeinen wirthschaftlichen Depression, die Gemüther; werden doch Alle davon berührt, das Einkommen nahezu jedes Einzelnen vom Arbeiter bis zum Kapitalisten, nicht zuletzt die Finanzen des Staates, die Einnahmen der Eisenbahnen. Legt sich doch Jeder die Frage nach der Dauer einer solchen Krisis, nach dem Wiederanbruch besserer Zeiten vor.

Die Thatsache der Wiederkehr der Krisen bezw. der wirthschaftlichen Wellenbewegung, des „industriellen Cyklus" ist allgemein bekannt, wenn auch die Regelmäßigkeit dieser Erscheinung nicht entfernt eine solche ist, wie man es lange anzunehmen gewöhnt war.

Samuel Loyd war, auf Grund umfangreicher Beobachtungen des wirthschaftlichen Lebens, speziell in England zu dem Schluß gekommen, daß jedes Jahrzehnt sich der industrielle Cyklus wiederhole, und er hat die einzelnen Phasen desselben folgendermaßen gekennzeichnet:

1. der Zustand „geschäftlicher Ruhe"; ihm folgt allmählich
2. die Stufe der „Verbesserung", welche langsam übergeht in die
3. des „wachsenden Vertrauens", aus der sich
4. die „Blüthe" entwickelt; der folgt
5. die „Aufregung"; diese führt
6. zur „Ueberspekulation", die
7. „Konvulsionen" zeitigt,
8. in deren Gefolge allgemeine „Geschäftsstockung" eintritt, woraus sich
9. das „Elend" entwickelt, das allmählich wieder in den Zustand
10. der „Ruhe" übergeht.

Jedes Land, welches in der Entwicklung zum Industriestaat fortschreitet, erlebt ähnliche Erscheinungen; so hatten wir auch in Deutschland 1872 eine große „Blüthe", 1873 traten die Phasen der „Aufregung" der „Ueberspekulation" bis zu den „Konvulsionen" ein, 1874 folgte die „Stockung", welche sich in „Elend" fortsetzte, das bis Ende der siebziger Jahre in „Ruhe" überging. Dann folgte ein kurzer Aufschwung bis 1882/83, der rasch wieder einer Depression Platz machte, aus der sehr allmählich ein Ansteigen bis zum Aufschwung in den Jahren 1887—1890 folgte, wo dann wieder der Rückgang eintrat, bis in den ersten Monaten 1894 der tiefste Punkt erreicht war, von wo an allmählich wieder der Aufschwung einsetzte, der sich immer stärker steigerte bis zu den tollen Uebertreibungen der Jahre 1899 und 1900, auf die schließlich zuerst „Konvulsionen", dann „Stockung" und 1901 „Elend" folgten. Es läßt sich streiten, ob die gegenwärtige Phase noch mehr den Charakter des Elends oder bereits den der Ruhe hat.

Aber mit der Darstellung des historischen Verlaufs des industriellen Cyklus sind seine Ursachen nicht ergründet, und auf diese kommt es schließlich an.

Man hat darauf hingewiesen, daß von jeher schlechte Jahre auf gute und gute auf schlechte gefolgt seien, daß schon im alten Egypten nach den sieben fetten die sieben mageren Jahre kamen; aber damals handelte es sich lediglich um Ernteschwankungen, die ohne jede Regelmäßigkeit eintraten, wohl auch bisweilen um Schwankungen, hervorgerufen durch politische Ereignisse, aber nicht um Erscheinungen, die in der Produktionsweise ihre Ursache hatten, wie dies beim industriellen Cyklus der Fall ist. Gewiß auch in unserer Zeit können industrielle Krisen durch politische Ereignisse hervorgerufen werden; zum allermindesten werden sie durch ungünstige verschärft werden, ebenso wie günstige eine gute Konjunktur zeitigen oder verlängern können. Aber neben diesen Ereignissen geht der industrielle Cyklus seinen Gang weiter, denn die kapitalistische oder industrielle Produktionsweise trägt in sich selbst die Momente, welche die Wellenbewegungen des wirthschaftlichen Lebens bedingen, und man braucht kein Sozialist zu sein, um das ruhig einzugestehen.

Jedes kapitalistisch entwickelte Land verfügt über eine Menge freier Kapitalien, die mit keinem bestimmten Produktionszweig verknüpft sind, und deren Besitzer suchen, sie vortheilhaft anzulegen; in den Zeiten der Depression wenden sie sich den Rentenwerthen zu.*) So stehen auch während des jetzigen wirthschaftlichen Darniederliegens die Kurse der Rentenwerthe verhältnißmäßig hoch; die lange zurückgehaltenen Anleihen der Staaten, der Städte kommen in großen Mengen auf den Markt und werden mit Begierde aufgenommen; die Hypothekenbanken erachten die Zeit für gegeben, neue große Emissionen von Rentenbriefen zu veranstalten; gute Hypotheken sind zu niedrigem Zinsfuß zu haben. Trotz des wirthschaftlichen Darniederliegens fehlt es auch heute keineswegs an neu sich bildenden Kapitalien, und wenn diese Bildung auch nicht so rasch vor sich geht, wie in den Zeiten der Hochkonjunktur, so findet sie doch immer noch in so beträchtlichem Maße statt, daß man unmöglich behaupten kann, es sei Kapitalmangel vorhanden.

Wird nun die Nachfrage nach den Rentenwerthen groß, hält sie längere Zeit an, so steigen diese Werthe im Kurse, und die Folge ist, daß die neu ausgegebenen Rentenwerthe zu niedrigerem Zinsfuß emittirt werden, daß man zu Konversionen der älteren Anleihepapiere schreitet. Es entsteht ein Zustand großer Geldflüssigkeit und in dessen Gefolge der des niedrigen Zinssatzes. Da nun aber viele Kapitalisten sich mit den niedrigen Zinsen nicht begnügen wollen, viele auch nicht begnügen können, um die Lebenshaltung, an die sie einmal gewöhnt sind fortzuführen, so entsteht der Drang nach einer nutzbringenderen Anlage dieser Kapitalien, d. h. nach deren Anlegung in der Industrie. Ein niedriger Zinssatz belebt eben erfahrungsgemäß die Spekulation, d. h. die Neigung zu industriellen Unternehmungen.

Ein Theil des kapitalisirten Gewinnüberschusses industrieller Anlagen findet naturgemäß Anlage in dem gleichen Produktionszweig: Der Textilindustrielle erweitert aus dem Gewinn, der ihm aus seinen Fabriken erwächst, seine Anlagen oder er schafft neue; er gründet an anderer Stelle, wo er gute Produktions- und gute Absatzbedingungen findet, Filialwerkstätten oder betheiligt sich gemeinsam mit Anderen an der Neugründung ähnlicher Unternehmungen; und wie er, so macht es jeder andere Industrielle, dessen Fabrikationszweig rentabel ist. Gerade weil er diesen am genauesten kennt, am wenigsten befürchtet, dabei sein Geld zu verlieren, sucht er seine überschüssigen Kapitalien darin anzulegen.

Daneben aber suchen die freien, nicht an irgend einen bestimmten Fabrikationszweig gebundenen Kapitalien in der Industrie nutzbare Verwerthung, und sie wenden sich naturgemäß am meisten denjenigen Zweigen zu, welche die höchsten Gewinne abwerfen; nach diesen wird daher die Nachfrage am größten sein. Steigert man auf künstliche Weise die Gewinnchancen eines Industriezweiges, so gibt man damit einen Anreiz zur umfangreichen Anlage von Kapitalien in dieser Art von Unternehmungen und schafft damit gleichzeitig die Gefahr der Ueberproduktion, die mit Nothwendigkeit zum Rückschlage, zur Krise führen muß.

Derartige Krisen können je nach der Begünstigung, welche durch Gesetzgebung, Zölle, Prämien, Liebesgaben einem einzelnen Industriezweig gewährt werden, auf diesen allein beschränkt sein; sie brauchen nicht in Zusammenhang zu stehen mit einer allgemeinen wirthschaftlichen Krise, wie wir sie gegenwärtig erleben. Solche Fachkrisen hat die Zuckerindustrie, die Spiritusindustrie der verschiedensten Länder in Folge der durch Schutzzölle und Prämiengesetzgebung künstlich gezeitigten Ueberproduktion wiederholt durchgemacht; die Ursachen der allgemeinen wirthschaftlichen Krisen sind aber großentheils anderer Natur.

*) Tugan-Baranowsky.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß in den industriell fortschreitenden Ländern die Bedeutung der Konsumtionsmittel außerordentlich zurücktritt gegen die der Produktionsmittel. Der Verbrauch von Baumwolle wächst kaum halb so stark, wie der von Kohle und Eisen, der des Getreides nur wenig stärker, als der Zunahme der Bevölkerung entspricht; und die oft geäußerte Meinung, daß der Ausfall der Ernten, die Höhe der Getreidepreise die eigentlichen Ursachen der wirthschaftlichen Krisen seien, indem die breiten Schichten, wenn sie einen so viel größeren Prozentsatz ihres Einkommens auf Nahrungsmittel verwenden müssen, weniger für die Anschaffung von Industrieerzeugnissen übrig behalten, ist nur zum kleinen Theil zutreffend. Zwar eine der größten Weltkrisen deckt sich mit dem Mißernte- und Theuerungsjahr 1847; aber eine nicht minder große mit einer der relativ größten Welternten mit den niedrigsten Getreidepreisen, dem Jahre 1857.

Dagegen spiegelt sich der industrielle Auf- und Niedergang fast vollkommen in der Bewegung der Eisenpreise wieder. Industrieller Aufschwung bedeutet starke Nachfrage nach Eisen, in Folge dessen Knappheit daran, also hohe Eisenpreise; industrieller Niedergang ist verbunden mit verringertem Eisenkonsum, der natürlich niedrige Eisenpreise im Gefolge hat.

Eine außerordentlich bedeutende Rolle spielt hierbei der Bahnbau, der ja die größten Mengen von Eisen konsumirt, aber gerade er ist im höchsten Maße abhängig von der wirthschaftlichen Konjunktur; mit Recht führt daher Erwin Nasse in seinem höchst lesenswerthen Aufsatz „Die Verhütung der Produktionskrisen durch staatliche Thätigkeit" aus:

„In den meisten Theilen der civilisirten Welt ist das Bahnnetz stoßweise zu Stande gekommen, nicht in stetigem gleichmäßigem Ausbau, sondern in periodisch excessiv erregter und dann wieder stagnirender Thätigkeit."

Das gilt ganz besonders für Nordamerika, für Australien und Argentinien, weniger für Großbritannien, das aber stets die Krisen dieser Länder als eigene empfand, da es für deren Eisenbahnbauten zuerst das Kapital und dann das Eisen hergab. Die englischen Finanzkrisen und die diesen nachfolgenden Industriekrisen sind größtentheils auf derartige Auslandsgeschäfte zurückzuführen.

Auch an der letzten wirthschaftlichen Hochperiode Deutschlands ist der Bahnbau in hervorragendem Maße betheiligt gewesen: Die durch die Miquel'sche Sparpolitik gewaltsam zurückgehaltene Erweiterung des Bahnnetzes machte mit der aufsteigenden Konjunktur einem immer stürmischer auftretenden Bedürfniß nach neuen Bahnen Platz. Mit dem Kleinbahngesetz wurde dem Privatkapital wieder eine Mitwirkung am Bahnbau ermöglicht; durch Subventionen der Provinzen und des Staates zum Bau von Kleinbahnen wurde diese Bewegung weiter künstlich verstärkt; der steigende Verkehr auf den Hauptbahnen machte gleichzeitig die Erweiterung der letzteren, die Legung zweiter Gleise, Bahnhofsneu- und -umbauten nothwendig und in gleichem Maße auch die Beschaffung von rollendem Material: Lokomotiven, Güter- und Personenwagen.

Aber auch die außerordentliche Thätigkeit auf dem Gebiet des Bahnbaues in Rußland, der Bau der sibirischen Bahn, die neuen Konzessionen an die bestehenden Privatbahngesellschaften zur Erweiterung ihrer Linien wirkte, da Rußland selbst nicht in der Lage war, das benöthigte Material zu produziren, außerordentlich stimulirend auf die deutsche Eisenproduktion, und in ähnlicher Weise machte sich die Vermehrung der Kriegsflotte, in wesentlich stärkerer noch die der Handelsflotte geltend; aber alle diese Faktoren traten an Bedeutsamkeit für den Verbrauch von Eisen zurück hinter den Bedarf für industrielle Neuanlagen.

Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß aus der Nachfrage nach Eisen die Menge des Kapitals beurtheilt werden könne, welches neu geschaffen wird. Ist doch Eisen für die Errichtung neuer Fabrikationsstätten weitaus das wichtigste Material und nicht nur für die Baukonstruktion selber, sondern ebenso für sämmtliche Maschinen findet es Verwendung. Im reinen Baugewerbe und in den anderen Baumaterialien — Cement vielleicht ausgenommen — ist bei niedergehender Konjunktur der Verbrauchsrückgang nie so groß, wie in Konstruktionseisen, wie in Maschinen; denn der Bau von Wohnhäusern, Schulen und anderen Gebäuden für öffentliche Zwecke geht mit der steigenden Bevölkerungszahl weiter; ja gerade in Depressionszeiten werden diese Bauten oft in verstärkter Weise vorgenommen, weil das Bauen dann billiger ist, weil man das bisher wegen Material- und Arbeitermangel Versäumte nachholen muß, weil viele öffentlichen Bauten in solchen Zeiten als Nothstandsbauten vorgenommen werden.

In der Eisenindustrie leiden diejenigen Zweige in den Zeiten rückgängiger Konjunktur weniger, welche Artikel des täglichen Konsums herstellen; so Feinblech, das namentlich für Blechgeschirre, für Ofenrohre und tausend andere tägliche Bedarfsartikel verbraucht wird; so Bandeisen, Draht, Feineisen u. s. w. Viel stärker betroffen aber werden die Werke, welche Grobblech und speziell Kesselblech fabriziren, weil die Nachfrage nach Dampfkesseln mit der stockenden industriellen Thätigkeit nachläßt, weil mit dem Rückgange des Verkehrs der Bau von Schiffen- und Eisenbahnfahrzeugen eingeschränkt wird. Das Gleiche gilt von Walzröhren, namentlich von solchen, welche als Sieberohre oder Wasserrohre für die Kesselfabrikation Verwendung finden. Die Nachfrage nach Trägern und Konstruktionseisen, nach Eck- und Winkeleisen, namentlich auch nach rohen Schmiedestücken stockt, denn auch diese kommen hauptsächlich für die Neuschaffung von Produktionswerkstätten oder andern Produktionsmitteln in Betracht.

Noch stärker aber, wie in der Eisenindustrie, äußert sich in solchen Zeiten der Arbeitsmangel in der Maschinenindustrie; denn im Inland wird dann im Wesentlichen nur der Ersatz für den Abgang verlangt, der natürlich den Maschinenfabriken nicht ausreichende Beschäftigung gewähren kann, und das Mehr der verstärkten Ausfuhr vermag nur dann einigermaßen einen Ausgleich zu gewähren, wenn die Krisis keine Weltkrisis ist, sondern lediglich einzelne Länder erfaßt. Für Deutschland ist es zur Zeit ein Glück, daß andere große Konsum- oder Produktionsländer nicht gleichzeitig von der Krise betroffen sind, daß sie entweder stark aufnahmefähig für die deutschen Erzeugnisse sind, oder daß sie im eigenen Lande in Folge lebhaften Geschäftsganges so viele Aufträge zu erfüllen haben, daß sie als Konkurrenten auf den übrigen Theilen des Weltmarktes weniger in Betracht kommen. Nichts desto weniger weist auch unsere Maschinenausfuhr in 1901 einen erheblichen Rückgang auf.

Der Verlauf des industriellen Cyklus in der Eisenindustrie vollzieht sich folgendermaßen:

Ausgehend von dem Zustand normalen Verbrauches und normaler Rentabilität der Werke, steigert sich allmählich der Eisenbedarf in Folge der wachsenden Bevölkerung und zunehmender Unternehmungslust, schließlich auch in Folge vermehrter Bahnbauten. Technische Fortschritte können eine weitere Anregung des Verbrauches geben, und nicht zum kleinsten Theil ist der große wirthschaftliche Aufschwung der neunziger Jahre auf die Umwälzungen zurückzuführen, welche die Anwendung der Elektrizität für Kraftübertragung, Beleuchtung und in der chemischen Industrie herbeigeführt hat. Es tritt hinzu das Aufschließen neuer Absatzgebiete oder, was in der Wirkung häufig dasselbe ist, die Sicherung der alten auswärtigen Absatzgebiete für längere Zeitdauer, wie sowohl das eine wie das andere durch die Caprivi'schen Handelsverträge herbeigeführt worden ist. Mit dem steigenden Eisenbedarf steigen natürlich auch die Eisenpreise.

Bei voller Beschäftigung eines Werkes wird der Betrieb rentabler, d. h. die Produktionskosten werden geringer, die Generalkosten vertheilen sich auf eine größere Produktion, aber auch die reinen Betriebskosten sinken; man hat nicht nothwendig, so häufig die Walzen umzulegen, um irgend

eine kleine Spezifikation abzuwalzen. Die großen einheitlichen Aufträge ermöglichen es, glatt den einen Auftrag aufzuarbeiten, die Störungen, welche sonst bei stockendem Geschäftsgang vorhanden sind, kommen in Fortfall.

Ganz ähnlich ist's beim Kohlenbergbau. Wenn die Kohle nicht auf die Halde gelagert zu werden braucht, sondern direkt vom Schacht dem Konsum zugeführt wird, erhält sich nicht nur ihr Brennwerth, auch die Kosten des wiederholten Umladens werden vermieden. Bei flotter Förderung brauchen die Strecken nicht so lange offen gehalten zu werden; man spart dann wesentlich an Unterhaltungskosten. Schließlich vertheilen sich die Generalkosten auf ein größeres Produktionsquantum.

Die günstigen Erträge, die volle Beschäftigung ermuthigen zu einer Erweiterung der bestehenden Anlagen, zur Herstellung neuer. Beide konsumiren während des Baues Eisen, verstärken also die Nachfrage darnach; und Hand in Hand damit geht ein steigender Bedarf an Maschinen für die Hütten selbst: Gebläsemaschinen für die Hochofen- und Stahlwerke, Dampfhämmer, Pressen, Walzenzugsmaschinen für die Walzwerke.

Der steigende Verbrauch von Kohle und Erzen in der Eisenindustrie zeitigt wiederum einen vermehrten Bedarf an Bergwerksmaschinen, an Grubenschienen, Drahtseilen u. s. w. und alles das macht wiederum die Erweiterung und Neuanlage von Maschinenfabriken, Drahtseilereien u. s. w. nothwendig. Alle diese Neubauten sind aber während des Baues Eisenkonsumenten. Sie verschärfen die Nachfrage nach Eisen, sie schaffen Knappheit darin, die zu weiter erhöhten Preisen führt; wachsende Rentabilität bei Eisenknappheit veranlassen nunmehr weitere Kapitalsinvestirungen in Neuanlagen von Hüttenwerken.

Da die Eisenindustrie eine gewaltige Großindustrie ist, welche nur mit Millionen betrieben werden kann, so ist dieselbe ganz überwiegend in den Händen von Aktiengesellschaften; diese aber wieder können für nothwendige Erweiterungen, für Verwirklichung älterer, oft lang zurückgestellter Wünsche nach technischen Verbesserungen vielfach nur die Zeiten benutzen, wo ihnen steigende Kurse die Gelegenheit zu Kapitalsvermehrungen ermöglichen; auch dieses Moment spielt daher mit, daß gerade in solchen Zeiten die Neuanlagen in so kolossalem Umfange bewirkt werden.

Einigermaßen erleichtert wird ein derartiges Vorgehen durch die hohen Dividenden, die dem Geldmarkt neue Kapitalien zuführen; denn die guten Erträgnisse, die flotte Beschäftigung ziehen ein steigendes Einkommen der Arbeiter, wie der Aktionäre nach sich; das hat aber wiederum zur Folge, daß der Konsum überhaupt, auch der der Verbrauchsartikel belebt wird, und die steigende Nachfrage nach diesen bringt auch darin Knappheit hervor. In den diese Konsumartikel herstellenden Fabrikationszweigen ergibt sich daher ebenfalls das Bedürfniß nach Neuanlagen, die Eisen, Maschinen und Kohlen konsumiren.

Die durch all diese Momente immer glänzender werdenden Resultate der Hüttenwerke, die steigenden Löhne bei diesen, die erhöhten Fabrikatpreise, die wachsende Nachfrage nach den Rohmaterialien: Kohle, Erze veranlassen deren Produzenten mit weiteren Preiserhöhungen vorzugehen, und je knapper diese Rohmaterialien werden, um so höher, um so öfter werden bei ihnen Preissteigerungen vorgenommen; die Hüttenwerke aber sind rückwirkend in Folge der hohen Kohlen- und Erzpreise, der gestiegenen Löhne gezwungen, weitere Preissteigerungen ihrer Erzeugnisse vorzunehmen. Gegenseitig treiben sich die verschiedenen Produktionszweige die Produktionskosten und damit die Verkaufspreise künstlich in die Höhe, bis schließlich der Moment kommt, wo Preise und Löhne eine Höhe erreicht haben, bei welcher man an die Schaffung von Neuanlagen nicht mehr gehen kann, weil sie zu unsinnig theuer werden.

Mit den massenhaften Neuanlagen ist die Nachfrage nach Kapital natürlich gestiegen; je länger eine derartige Periode andauert, um so versteifter wird der Kapitalmarkt, erreicht demnach auch der Zinsfuß eine Höhe, welche von Neuanlagen abschreckt.

Die Höhe der Produktionskosten wirkt auch nachtheilig auf den Auslandsabsatz, zumal wenn die Konjunktur nicht in allen Produktionsländern eine gleichmäßige ist, während die Höhe der Inlandspreise und die Knappheit an Waare gleichzeitig eine stärkere Einfuhr zeitigen, und alles das kommt zusammen in dem Moment, wo die bis dahin für Neu- und Erweiterungsanlagen Eisen und Maschinen konsumirenden Hüttenwerke aus der Reihe der Konsumenten ausscheiden und selber Produzenten werden, während Neuanlagen nicht mehr vorgenommen werden.

Damit ist der Moment der Ueberproduktion gekommen; das Vertrauen ist verloren, und der Verbrauch geht meist noch rapider zurück, als er gestiegen war. Einstweilen gibt die Erledigung älterer Aufträge, die Forcirung der Ausfuhr noch Beschäftigung, aber gerade in Produktionsmitteln stockt der Absatz auf dem heimischen Markt um so mehr, je mehr alte Schlüsse noch abzuwickeln sind, je mehr die Läger des Handels gefüllt sind. Die Höhe des Zinssatzes für Leihkapital, die Verweigerung weiterer Kredite bringt in solcher Zeit auch die Uebertreibungen der Spekulation, die Unsolidität einzelner Unternehmungen zu Tage. Es stellt sich heraus, welchen Illusionen man sich über die Rentabilität mancher Bahnanlagen, mancher Elektrizitätswerke und anderer industrieller oder Bankunternehmungen hingegeben hat (Kleinbahnen, Trebertrocknung, Hypothekenbanken), und derartige Erscheinungen führen zu einer Einschränkung des Kredits, die auch soliden, wirthschaftlich berechtigten Unternehmungen verderblich werden kann.

Bei solch ungünstiger Lage nimmt natürlich der Eisenverbrauch rapide ab, allerdings in erster Linie die Eiseneinfuhr, die bei den hohen Preisen der Hochkonjunktur, bei der Eisenknappheit natürlich großen Umfang angenommen hatte; sie sinkt auf ein Minimum, die Ausfuhr wächst, die Handelsbilanz bessert sich; aber das ist kein Zeichen einer günstigen Lage der Industrie, sondern genau des Gegentheils. Deutschlands Inlandsverbrauch von Eisen war im Jahre 1901 fast um 22 Millionen Doppelzentner niedriger, als im Vorjahre, seine Ausfuhr um 8 Millionen Doppelzentner größer.

Georg Gothein.

(Schluß folgt).

Die revolutionäre Bewegung in Rußland.

Das Wiedererwachen der revolutionären Bewegung in Rußland nach einer fast zwanzigjährigen Ruhe ist heute eine unzweifelhafte Thatsache. Dieser Stillstand war ein Fortglimmen des revolutionären Funkens unter der Asche, bis die innere Entwicklung des Landes neues Brennmaterial herbeigeschafft hat und das Wehen des schärferen reaktionären Windes von oben ihn zur Helle entfacht hat.

In Folgendem soll die Geschichte dieser Bewegung, die seit den 70er Jahren die Grundlagen des Zarenreiches zu erschüttern strebt, in ihren allerwichtigsten Momenten wieder in Erinnerung gebracht werden.

Die Bewegung der 70er Jahre „Ins Volk" ging von der Voraussetzung aus, daß der russische Bauer seinen Rasseneigenschaften und der Kulturstufe, auf der er sich befand, entsprechend, Anarchist und Kommunist sei. Bakunistische Ideen beherrschten damals die überwiegende Mehrheit der russischen sozialrevolutionären Jugend. Das Ziel der Bewegung war, entweder durch Propaganda das Bauernvolk zu einer radikalen kommunistischen Revolution zu erziehen (bei den viel nüchterneren Propagandisten),

oder, wie dies die leichtgläubigeren Köpfe, die sogenannten „Putschmacher" (Buntari) anstrebten, durch Agitation und Anstiftung von Bauernrevolten, die angehäufte revolutionäre Energie des Volkes, an deren Existenz man nicht zweifelte, unmittelbar zur Explosion zu bringen.

Die nähere Bekanntschaft mit dem Volk ergab für die ernsteren Elemente der Bewegung die Unrichtigkeit der auf die Bauern gesetzten Hoffnungen. Das Volk war weit davon entfernt, anarchistischer Kommunist zu sein. Es erhoffte vom Zaren die Erweiterung seines Grundbesitzes und die Befreiung vom Joch des Beamtenthums, ohne an die Abschaffung der bestehenden Eigenthumsformen oder an die konstitutionelle Beschränkung der Gewalt des Zaren auch nur zu denken, in dem es seinen Beschützer vor der Macht des Adels sah.

In Folge dieser neuen Ansicht über die Beschaffenheit der im Volke herrschenden Anschauungen nahm die Bewegung eine Richtung an, die vielfach an den modernen sogenannten „Bernsteinianismus" erinnert. Nicht die sozialrevolutionären „Endziele" sollen dem Volke gepredigt werden, sondern zur Grundlage der Thätigkeit sollen diejenigen konkreten Interessen gemacht werden, die im Volksbewußtsein schon wach geworden sind: der Kampf für eine gerechtere Auftheilung des Grund und Bodens und die Erweiterung der Gemeindefreiheiten im Dorfe, der Kampf für kürzere Arbeitszeit, höheren Lohn und bessere Lebensbedingungen in den städtischen Fabriken.

An einen direkten politischen Kampf mit der russischen Regierung dachte man damals noch nicht; man glaubte vielmehr, daß die mit europäischem Firniß übertünchte, im liberalen Geruch stehende Regierung Alexander's II., die friedliche Propaganda im Volke nicht verfolgen oder wenigstens bei den Verfolgungen sich in den Grenzen des Gesetzes halten werde. Das war eine Täuschung. Die Regierung griff zu den schärfsten Maßregeln, ohne sich auch im mindesten um die gesetzlichen Formen zu kümmern. Auf einfache, unbewiesene Denunziationen hin wurden Dutzende von Leuten in den Kerker geworfen und nach Sibirien verbannt. Einem Revolutionär, Dmitry Lisogub, konnte nur das Eine nachgewiesen werden, nämlich, daß er seine Geldmittel der Partei zur Verfügung gestellt hatte. Er wurde — gehängt!

Trotz der ungeheuren Verfolgungen und trotz der Thatsache, daß der Zutritt zum Volke, wegen der Verstärkung der Spionage, immer schwieriger wurde, verzweifelte die Partei nicht an ihrem Ziele, ins Volk auf die eine oder die andere Weise zu dringen. Um die Organisation vor der Gendarmerie einigermaßen zu schützen und die besonders empörenden Brutalitäten der Regierung nicht völlig unbeantwortet zu lassen, bildete die Partei eine besondere „desorganisatorische" Gruppe, die den Zweck hatte, die Regierung aggressiv anzugreifen und zu verwirren. Das war der Ursprung des terroristischen Kampfes. Man wollte nicht Politik treiben, sondern einige Hindernisse wegräumen, die der friedlichen Propaganda störend im Wege lagen. Damit gelangte man zum direkten Kampf mit der Regierung, folglich zum politischen Kampf.

In der Natur entwickelt sich jede Bewegung in der Richtung des geringsten Widerstandes. In der Politik und vorab in der Revolution in der Richtung des größten momentanen Erfolges. Die sozial-revolutionäre Propaganda hatte gar keine oder sehr geringe momentane, greifbare Erfolge zu verzeichnen. Desto mehr der terroristische Kampf. Die Regierung war diesem Ansturm der revolutionären Thätigkeit offenbar nicht gewachsen. Nach jedem Attentate versicherte sie, „die Wurzeln und Fäden" der Verschwörung in Händen zu haben, und auf jede Versicherung folgte ein neues Attentat. Sie sah sich genöthigt an die Gesellschaft zu appelliren, um ihren Beistand in dem Kampfe mit der „revolutionären Hydra" zu erflehen; die Gesellschaft jedoch sympathisirte offenbar, wenn nicht mit den letzten Zielen der Bewegung, so doch mit der Thatsache des Kampfes gegen die verhaßte Polizei und Gendarmerie.

Wer und was ist die russische „Gesellschaft"? So oft diese Bezeichnung in dem politischen Kalkül der russischen Parteien gebraucht wird, so oft werden darunter diejenigen gebildeten und liberal gesinnten Elemente des russischen Volkes verstanden, die sich westeuropäische Bildung aneigneten und westeuropäische Lebens- und Staatsformen anstrebten. Es sind zunächst die wohlhabenden Schichten, die sich von der Macht des orthodoxen Glaubens befreit haben, an die Unfehlbarkeit und das Gottesgnadenthum des Absolutismus nicht mehr glauben und ein freies, vernünftiges Leben führen wollen, ohne in ihren Anschauungen, Gefühlen und friedlichen Handlungen gestört zu werden: liberale Gutsbesitzer und Kaufleute, Beamte, Lehrer, Aerzte, Advokaten, Schriftsteller und die übrigen Vertreter der sogenannten „liberalen Berufe". Es sind ferner diejenigen sich aufopfernden „Kulturträger", die ihre ganze Thätigkeit dem Volke widmen, um es auf ein höheres Kulturniveau zu bringen. Zur „Gesellschaft" müssen ferner auch die Hörer der Hochschulen hinzugezählt werden, zu denen durch die Zeitungspresse und die wissenschaftlichen Revuen die Kunde von einer freien Wissenschaft gedrungen ist und die den offiziell in den Hochschulen vorgetragenen Lehren keinen Geschmack abgewinnen können. Auf allen diesen Elementen lastet, wie ein Alb, der Absolutismus, die Polizeiwillkür, die kirchliche und bureaukratische Bevormundung. Wer von diesen Schichten sich energisch genug fühlt, um sich gegen den unerträglichen Druck aufzubäumen, der tritt früher oder später in die Reihen der thätigen Revolutionäre ein. Wer aber dieses schwere Kreuz auf seine Schultern nicht nehmen kann, der muß sich doppelt unglücklich, vereinsamt und eingeschüchtert in einer Umgebung fühlen, in welcher die überwiegende Mehrheit des Volkes sklavisch die Willkürherrschaft der Regierung duldet und der Erdrückung jeder freiheitlichen Regung theilnamslos zusieht.

Kein Wunder also, daß die Gesellschaft im Innern ihres Herzens dem revolutionären Kampfe zujubelte. Reiche Unterstützungen an Geld und kleine Liebesdienste flossen der Partei zu. Die besten Schriftsteller in den angesehensten Organen suchten, so gut es eben in der legalen Presse gehen konnte, die revolutionäre Jugend in Schutz zu nehmen. —

Aus einer ihre Sonderinteressen verfolgenden sozialistischen Propaganda-Gesellschaft wurde eine sozialrevolutionäre Organisation mit politischen Zielen, deren Kampf die Blicke aller Welt auf sich zog, auf deren Schritte alle Welt gespannt war. Diese Erfolge erreichte sie durch den terroristischen Kampf, und so mußte er zum Zentralpunkt ihrer Thätigkeit werden. Die innere Logik der revolutionären Bewegung in Rußland drängte die Partei auf die politische Bahn, nöthigte sie, als nächstes Ziel die politische Freiheit anzustreben.

Es kam die Zeit, wo dies zum Bewußtsein der Kämpfenden gelangen mußte. Die noch geltenden Anschauungen und Ziele der Partei mußten revidirt und den geänderten Umständen angepaßt werden. Dies that die aus der Gesellschaft der „Zemlja i Wolja" hervorgegangene Partei der „Narodnaja Wolja" (im Jahre 1879).

Die „Narodnaja Wolja" formulirte die Erfahrungen, welche die sozial-revolutionäre Bewegung während eines Jahrzehnts gemacht hat, und zog die sich aus ihnen ergebenden Konsequenzen.

Eine Massenbewegung der Bauern ist unter der Herrschaft des Absolutismus unmöglich. Die dahinzielende Arbeit im Dorfe ist eine fruchtlose Vergeudung der revolutionären Kräfte. Was vernünftigerweise auf diesem Felde angestrebt werden kann, ist nur die Gewinnung von einzelnen Genossen, die in der Zukunft für die Partei von großer Bedeutung sein könnten. Für die Gegenwart ist der Zentralpunkt der Thätigkeit vom Lande in die Stadt zu verlegen. Jedoch sollten die Interessen der landbauenden Bevölkerung, wegen der überwiegenden Mehrheit, die sie innerhalb der russischen Arbeiterklasse besitzt, als Richtschnur für die Parteithätigkeit dienen.

Günstiger als im Dorfe sind die Chancen einer Massenbewegung des städtischen Proletariats. Hier eröffnet sich der Partei ein weites Feld der Thätigkeit und die schon gemachten Erfahrungen berechtigen zu aussichtsreichen Erwartungen. Allein auch diese Erwartungen durften nicht überschätzt werden. Auch da zieht das herrschende absolutistische Regime mehr oder weniger enge Grenzen der Parteiarbeit, und es ist das städtische Proletariat wegen seiner numerischen Schwäche zweifellos nicht die geschichtliche Macht, durch welche die russische Revolution herbei- und durchgeführt werden wird.

Die Anschauung war die folgende: Eine unumgängliche Vorbedingung aller Massenbewegung in Rußland ist die Eroberung einer demokratischen Verfassung. Erst nach dem Sturze des politischen Absolutismus wird es möglich sein, vor das Volk mit einem umfassenderen Programm zu treten und durch legale Propaganda und Agitation Anhänger zu gewinnen. Bis dahin muß die Hauptthätigkeit darauf gerichtet sein, den asiatischen Despotismus zu brechen und eine europäische Verfassung zu erkämpfen.

Ueber die Einzelheiten der Pläne, die der Partei der Narodnaja Wolja vorgeschwebt haben, um eine Verschwörung ins Leben zu rufen, die Staatsgewalt zu ergreifen, weitgehende politische und soziale Reformen durchzuführen, die es ermöglichen sollten, daß der „Volkswille" rein und unbeeinflußt zur Geltung kommen könnte, können wir uns hier um so weniger verbreiten, als eine widerspruchslose, einheitliche Auffassung des Programms zur Zeit noch nicht zu gewinnen ist. Ein Punkt ist indessen unzweifelhaft klargelegt worden. Im Kampfe mit dem Absolutismus und für die politische Freiheit wollte die Partei in erster Linie auf keine anderen Kräfte bauen, als auf ihre eigenen, d. h. auf diejenigen Elemente aus allen Schichten der Bevölkerung, die zur Einsicht gelangt sind, daß eine ersprießliche Thätigkeit nur unter einem politisch freien Regime möglich sei, und daß der unmittelbare aktive Kampf mit der Regierung nicht auf die lange Bank geschoben, sondern sofort in Angriff genommen werden müsse. Die numerische Schwäche der aktiven revolutionären Armee sollte dabei durch die Intensität der Kampfmittel ausgeglichen werden.

Welche Ziele die Narodnaja Wolja in ihrem Kampfe auch angestrebt haben mochte, das Gros der Gesellschaft, das die Parteilitteratur nur sehr mangelhaft verfolgen konnte, sah und hörte nur ihre Thaten. Das Organ der Partei wurde günstigstenfalls nur von Tausenden gelesen. Von den Attentaten sprach das ganze Land. Die gebildete liberale Gesellschaft faßte den Terrorismus als die Bestrafung der Regierung auf, als einen Protest gegen das Ueberhandnehmen der reaktionären Politik im russischen Staatsleben, gegen die schamlose Aussaugung des russischen Bauern, gegen die polizeiliche Willkür und ihre skrupellose Einmischung in alle öffentlichen Unternehmungen, gegen die wachsende Zensur und die brutale Behandlung auch nur des leichtesten politischen Vergehens, gegen den skandalösen Raub an dem Vermögen des Staates, den „die oberen Zehntausend" des Adels und der Bureaukratie sich am hellen Tage erlaubten.

Die sittlichen Endziele des terroristischen Protestes einerseits und die Selbstaufopferung einzelner Personen andererseits, übte eine anziehende Kraft auf die Gesellschaft aus und verschaffte der Partei die Sympathien weiter Kreise der sich nach Freiheit sehnenden Bürger.

Diese Thatsache nöthigte die Regierung, zu einer Taktik ihre Zuflucht zu nehmen, die sie in besonders schweren Zeiten anzuwenden pflegte. Die Regierung wußte, daß die revolutionäre Bewegung nur stark ist durch die Sympathien der liberalen Gesellschaft. Sie wußte auch, daß diese liberale Gesellschaft mit den Gewaltmitteln an sich keineswegs sympathisirt und nichts mehr wünscht, als die Möglichkeit zu erlangen, sich auf den Gebieten friedlicher Kultur unter wenn auch minimalen Garantien für politische Freiheit zu bethätigen. Die Aufgabe der Regierung bestand also darin, einen Keil zu treiben zwischen die terroristische Partei und die Liberalen. Sie wandte sich an die Gesellschaft mit der Bitte, die Regierung in ihrem Kampfe mit den Revolutionären zu unterstützen und eröffnete dabei derselben in verschwommenen, unbestimmten Umrissen weite liberale Perspektiven. Andererseits suchte sie diese Gesellschaft einzuschüchtern durch verschärfte Verfolgung der revolutionären Partei. Mit dieser Doppelpolitik der Peitsche und des Zuckerbrotes hoffte sie das gewünschte Resultat zu erzielen. Der Sinn aller Maßregeln und Manifestationen der Regierung während der Jahre 1879—1881 war der folgende: „Helfet uns die revolutionäre Hydra ersticken. Solange die Ordnung bedroht ist, kann von friedlichen Reformen wenig die Rede sein. Sie sollen aber ein desto schnelleres Tempo einschlagen, sobald die terroristische Partei ausgerottet ist. Dann wird sich alles finden, dann reden wir auch über die weitgehendsten Forderungen."

Einer Verfassung wurde mit keiner Silbe ausdrücklich erwähnt, wohl aber bewegte sich die Sprache der Regierung in solch unbestimmten Ausdrücken, daß man alles Wünschenswerthe sich denken konnte. Anfänglich verhielt sich die Gesellschaft diesen Lockungen gegenüber passiv und suchte nur in der Presse durch Aufdeckung der Mißwirthschaft in der Verwaltung, für ihre liberalen Forderungen Boden zu gewinnen. Die Regierung mußte (auf administrativem Wege) der Presse einen weiteren Spielraum gewähren, manch radikale Aeußerung in den „Zemstwos" („Landschaften") unbestraft lassen, sich in der Person des „liberalen" Ministers Loris-Melikow das Air einer wahrhaft liberalen Regierung geben, die ungeduldig die Zeit erwartete, da sie nach der Niederwerfung der Revolution an's friedliche Werk der „Krönung des Gebäudes", nämlich des Abschlusses der Reformen durch eine politische Konstitution, gehen könnte. Die Lage der Regierung war dermaßen bedrängt, daß sie sich genöthigt sah, eine Art scheinbarer Volksvertretung zu gewähren — die später sogenannte „Konstitution des Grafen Loris-Melikow" Schon wurde diese Urkunde ausgearbeitet und prinzipiell genehmigt, als Alexander II. dem Attentate vom 1. März 1881 zum Opfer fiel.

Gerade jetzt zeigte sich die politische Unreife der damaligen liberalen Elemente Rußlands. Statt auf ihren Forderungen im Interesse des Landes und Volkes zu bestehen, statt unnachgiebig die nöthigen Reformen zu verlangen, war die erschreckte liberale Gesellschaft weit davon entfernt, irgend einen Druck auf die Regierung ferner auszuüben.

Die etwas schwankend gewordene Regierung bemerkte bald, daß sie von dieser Seite nichts Ernstes zu befürchten hatte. Nur immer wieder dieselbe Taktik befolgen, einerseits immer wieder großartige Perspektiven mit möglichst unbestimmten Umrissen eröffnen, und dabei die radikaleren Elemente mit verstärkter Wucht niederknütteln, so gelang es, den Keil zwischen die Revolutionäre und die Gesellschaft hineinzutreiben. Das Exekutivkomitée erlag dem Ansturme der Regierung, welche ganze Generationen auf administrativem Weg nach Sibirien verschickte. Die Gesellschaft — „wartete" und druckte täglich in den liberalen und radikalen Zeitungen spaltenlange Projekte der „zur Sanirung der Verhältnisse nöthigen Reformen". Diese unschädliche papierne Arbeit ließ die Regierung um so eher gewähren, als dies eine angenehme Beschäftigung für die liberalen Elemente war, die mit gespanntem Interesse zusahen, bis die endlosen Projekte ausgebreitet vorlagen. Während dieser Zeit konnte die Regierung ihre Kräfte sammeln, sie wußte allmählich die Hoffnungen herab zu stimmen, und dabei doch in der Gesellschaft den vagen Glauben zu erhalten, als ob man hinter den Kulissen noch immer an der Verfertigung einer Sonne arbeite, die nur noch blank geputzt werden müsse, um an dem russischen politischen Himmel in blendendem Glanz zu erstrahlen. Und als die Sonne noch immer nicht erscheinen wollte und auch die künstliche, von der Regierung huldvoll gewährte Beleuchtung immer spärlicher und dunkler wurde, da

wähnte man, daß dort, hinter den Kulissen, sich ein fürchterlicher Kampf abspiele zwischen Ormuzd, dem Lichtgotte, und Ahriman, dem Gott der Finsterniß, und glaubte geduldig an den endlichen Sieg des Lichtes.

Jetzt erscholl plötzlich die Kriegsfanfare der von Katkow redigirten „Moskowskija Wjedomosti", die ankündigte, daß die Regierung komme! Lange genug habe die Regierung zugesehen, wie das Treiben der liberalen Gesellschaft die Grundveste des Staates untergrabe, wie die Religion, die Familie, das Eigenthum und die Vaterlandsliebe dem Spiele der diabolischen Kräfte ausgesetzt würden. Diesem verderblichen Spiele soll ein Ende gemacht werden. Die Regierung kommt! Sie ist da! Sie steht am Ruder fester denn je! Und ohne vermittelnde Uebergänge folgten Schlag auf Schlag reaktionäre Maßregeln. Die Presse wurde geknebelt, die Selbstverwaltung in Stadt und Land bis auf kümmerliche Reste zertreten, die Volksschule den Pfaffen ausgeliefert, die besten Lehrer aus den Universitäten verjagt, die fremden Nationalitäten verfolgt, das Volk mit einer Mauer von Polizeischergen umstellt.

Auf die Reaktion der Regierung folgte, wie ihr Schatten, die geistige Reaktion in der Welt- und Lebensanschauung der gebildeten Stände und der revolutionären Jugend. In der Kunst, der Philosophie und der leitenden Publizistik machten sich Strömungen geltend, die sämmtlich die „Ideale der Väter", die geistige Arbeit der 60er und 70er Jahre, verhöhnten. Es war dies das Auflehnen einer ermüdeten und geschlagenen Generation gegen die Kampfstimmung, die das gesammte öffentliche Bewußtsein beherrscht hatte. Zunächst kam der Pessimismus mit der Kritik aller Ideale, mit dem Nachweis, daß das Glück des Einzelnen und der Massen eine Chimäre sei und ein Streben dahin grundlose Selbsttäuschung. Ihm gesellte sich bald der Tolstojanismus, der in seiner ersten Entwickelungsphase den Werth der kulturellen Güter, der Wissenschaft, Kunst, Technik u. s. w. herabsetzte und ein Widerstreben mit Gewalt gegen das Böse verwarf. Sodann tauchte die epikuräische Philosophie des Genusses auf, die den Unterschied von „Gut" und „Böse" „pantheistisch" aufhob, jedes mit Kampf und Opfer verbundene Streben nach dem Sieg des „Guten" über das „Böse" verspottete. Diese Grundstimmung der Passivität, welche sich der jungen Generation der 80er Jahre bemächtigte, bereitete einen günstigen Boden für den russischen Marxismus vor, aus dem zunächst nicht die revolutionäre Tendenz, sondern der ihm fälschlich angedichtete fatalistische Zug herausgelesen wurde. Die Individuen sind ohnmächtig, die Verhältnisse zu verändern. Revolutionen werden nicht gemacht, sondern erwachsen naturnothwendig aus den ökonomischen Vorbedingungen. Der Zarismus ist eine naturnothwendige Ergänzung des bäuerlichen Gemeindebesitzes an Grund- und Boden, dieses Ideals der 60er und 70er Jahre. Ohne Kapitalismus kein Proletariat, ohne städtisches Proletariat — keine Revolution.

An diesem Glauben hielt die Generation der 80er Jahre fest; aus ihm schöpfte die Generation der 90er Jahre neue Zuversicht zu dem unvermeidlichen Sieg der Freiheit und der Gerechtigkeit über die Tyrannei und Ausbeutung und neuen Muth zum Kampfe unter ganz veränderten Bedingungen.

Während des äußeren Stillstandes in der revolutionären Bewegung, und trotz des gewaltigen Druckes des Despotismus, der in eisernen Reifen das Bestehende auf ewig festzubannen glaubte, gingen im innern Leben Rußlands gewaltige Veränderungen vor sich. Das städtische Leben blühte auf und sammelte in den Städten eine beträchtliche Armee des Proletariats, die Grundlage der Sozialdemokratie. Handel und Gewerbe entwickelten sich und schufen eine Schicht von Handelsangestellten und kleinen Unternehmern, die die sklavische Unterwürfigkeit des Bauern und des Pfahlbürgers abgestreift hatten; mit dem Gefühle ihrer Bedeutung im ökonomischen Leben verband sich auch das Gefühl der menschlichen Würde und Selbständigkeit. Die Basis zu einer städtischen Demokratie wurde geschaffen. Die Bildung drang in die entlegensten Winkel der Dörfer ein und weckte die schlummernden Gedanken des Volkes.

Was die Revolutionäre der Periode der Narodnaja Wolja sehnlich und vergebens herbeiwünschten, die Möglichkeit einer Massenbewegung, wurde in den 90er Jahren zur Thatsache. Und wieder erscholl die Parole „ins Volk!"

Anfänglich beherrschte die neue Bewegung ein allzueng aufgefaßter und arg mißverstandener Marxismus. Die revolutionäre Jugend wollte nur die Vertreterin des städtischen Proletariats sein. Alle anderen Schichten des Volks, die Bauern, das städtische Kleinbürgerthum, die gebildete Gesellschaft, die studirende Jugend, — wurden nach bewährtem Muster als einheitliche „reaktionäre Masse" behandelt. Die Agitation unter den Arbeitern nahm einen rein ökonomischen Charakter an, und die revolutionäre Intelligenz wollte sich nur darauf beschränken, die Interpretin, nicht die Führerin des russischen, in seiner Entwicklung so weit zurückgebliebenen Proletariats zu sein.

Diese enge Auffassung der Rolle der revolutionären Partei und der Arbeiterbewegung in Rußland mußte bald aufgegeben werden. Nachdem die Flitterwochen des russischen Marxismus vorüber waren, kam eine neue, der Sozialdemokratie sehr nahe verwandte Richtung auf, die der „revolutionären Sozialisten". Ebenso wie die Sozialdemokratie, betrachtete auch diese Richtung das städtische Proletariat als den Centralpunkt der politischen und sozialistischen Thätigkeit der Partei, sie wollte aber in ihm nur die Avantgarde sehen einer weit größeren Armee, die aus den übrigen Vertretern der russischen Hand- und Kopfarbeit zusammengesetzt ist. Der Bauer (insofern er nur von seiner eigenen Handarbeit lebt) und das Geistesproletariat sollen zusammen mit den städtischen Arbeitern die Grundlage bilden, auf der die Partei ihre Thätigkeit aufbaut. Die Interessen dieser Arbeiter soll sie vertreten, in ihrem Namen und mit ihnen den politischen Kampf mit der Regierung führen. Sie suchte Fühlung mit den Bauern zu bekommen, und unter ihrem Einfluß ist die „agrarsozialistische Liga" entstanden, die eine rührige Thätigkeit entfaltete und deren Thätigkeit jetzt fast bei jeder Haussuchung in den Dörfern festgestellt wird. Die revolutionären Sozialisten drangen darauf, von der Agitation und der Propaganda unter den Arbeitern zum unmittelbaren Kampfe mit der Regierung überzugehen, und schlugen den Weg der Straßendemonstrationen vor.

Allmählich wurde diese neue Taktik auch von der Sozialdemokratie acceptirt, und im Laufe der Zeit näherten sich diese beide Richtungen so sehr aneinander, daß in manchen wichtigen Städten ein beständiges Zusammengehen dieser einst feindlichen Brüder zur Thatsache geworden ist

Die in den letzten Jahren ausgebrochenen Studentenunruhen, welche einen entschieden politischen Charakter angenommen haben und die Sympathie fast aller Schichten der Bevölkerung, vorab des städtischen Proletariats, gewannen, die Ermordung des Ministers Bogoljepow durch Karpowitsch, steigerten wiederum die Antheilnahme der liberalen Gesellschaft, die sich nicht mehr so einsam und verlassen fühlte. Eine mächtige Oppositionsbewegung ging durch das Land, und eine neue Periode aktiven revolutionären Kampfes begann.

Rußland steht jetzt mitten in der ersten anschwellenden Welle dieses Kampfes. Schon wurden die ersten Proben aller in Betracht kommenden Kampfmittel produzirt: Petitionen und oppositionelle Erklärungen seitens der liberalen Gesellschaft, Straßendemonstrationen seitens der Arbeiter, Bauernunruhen, einzelne terroristische Akte.

Die Regierung scheint noch nicht ganz schlüssig zu sein über die zu befolgende Taktik, macht aber entschieden Miene, wieder zur Doppelpolitik der Knute und des Zuckerbrotes zu greifen. Die Politik der „herzlichen Fürsorge", die der General Wannowski auf dem Gebiete der Volksaufklärung zu inauguriren hoffte, um die Studentenschaft und die hinter dieser stehende Gesellschaft der Revolution abspenstig zu

machen, wurde freilich einstweilen durch die Politik des trotzigen Beharrens beim Alten ersetzt. Aber auf dem Gebiete der Arbeiterpolitik wüthet noch der „zarische Sozialismus“ des Moskauer Oberspitzels Subatow, welcher den zarenfreundlichen Arbeitern das Tellerchen vom Himmel verspricht. Hand in Hand mit den Subatow'schen Zähmungsexperimenten auf dem Gebiete der Arbeiterfrage geht die Einschüchterung und rücksichtsloseste Bekämpfung seitens der Regierung gegen diejenigen Arbeiter, die für Verlockungen nicht zu haben sind. Niederschießen, niederhauen, niederpeitschen! — das ist die Parole, die jetzt im Kampfe mit den politischen Demonstranten gilt. Die Früchte dieser Politik sind nicht schwer vorauszusehen. Der „weiße Terrorismus“ der Regierung rief den „rothen Terrorismus“ der Revolutionäre hervor. Auf die barbarische Niedermetzelung der Obuchow'schen Arbeiter und das wiederholte Niederknütteln politischer Manifestanten folgte die Ermordung Ssipjagins seitens Balmaschew. Auf die körperliche Züchtigung der politischen Demonstranten in Wilna — das Attentat Leckerts auf v. Wahl.

Diese einzelnen terroristischen Akte und Attentate sind nicht bloß ein blindes Sichaufbäumen. Die „Partei der revolutionären Sozialisten“ erklärt in ihrem offiziellen Organ, „das revolutionäre Rußland“, solche Thaten ihrerseits nunmehr als „unvermeidlich und zweckmäßig“. Die weitere Folge ist, daß die Partei eine besondere Organisation ins Leben rief: die „Kampforganisation der Partei der revolutionären Sozialisten“, die am Tage nach der Ermordung Ssipjagins durch Balmaschew in einer Proklamation an die Bevölkerung die Motive dieser That erklärte und die Fortsetzung des Kampfes ankündigte.

Ich habe es nicht als meine Aufgabe erachtet, die Ereignisse zu kritisiren; ich habe sie in ihrem inneren Zusammenhange darzustellen versucht.

Genf. N. Gorny.

Der Campanile.

Der Campanile von San Marco ist eingestürzt! — Kann denn das sein, daß er nicht mehr da ist? Ist es möglich, daß der Markusplatz bleibt, die beiden Säulenreihen der Procuratien umgeben ihn, vor der Goldmosaikfassade der Markuskirche ragen die drei Masten der einst bezwungenen, nun längst verlorenen Königreiche noch in die Luft, die Fahnen flattern im blauen Himmel, auf den Stufen lagern sich im Sonnenschein Bettler und Kinder, sitzen die Maler, und die Tauben trippeln und picken die hingeworfenen Körner auf und fliegen hoch hinauf und hinaus, wo jenseits der Piazzetta das Meer noch ebenso leuchtet und glänzt. — Der Thurm aber fehlt, der Thurm ist verschwunden! Und nicht nur er allein. Er riß im Stürzen die Loggetta mit nieder, dies zierlichste Bauwerk von Venedig!

Ein Gefühl, wie wenn ein lieber, naher Mensch urplötzlich davonging, überkommt uns. Und es überkommt uns ein Gefühl der Vergänglichkeit alles Irdischen. Denn was steht noch fest, wenn er fallen konnte? Wir selbst fühlen plötzlich uns älter geworden. Daß wir noch dem „vorigen“ Jahrhundert angehörten, das klang uns nur ein bischen verwunderlich, beinahe komisch, weil's eben doch noch niemanden gibt, der in diesem Jahrhundert schon mitsprechen könnte. Nun sind wir wirklich in eine andere Generation der Vergangenheit hinaufgerückt, wir, die wir den Markusthurm aufrecht stehend gesehen haben, so etwa, wie man von Menschen sagt: sie haben Goethe noch gekannt!

Wie wirds denen ergehen, die künftig nach Venedig kommen, all den jungen Malern und Dichtern und den Hochzeitsreisepaaren, wenn sie zum ersten Mal gegen Abend hinaustreten in diesen weiten, schönsten, herrlichsten Tanzsaal, den es gibt, und der Thurm ist nicht mehr da!

Die Welt scheint uns ärmer geworden. Denn von den vollkommenen Bildern, die sie dem schönheitsfrohen Auge zu bieten hatte, ist nun eines der besten zerstört für immer!

Was reden sie da von Wiederaufbauen und davon in ganz Italien Gelder zu sammeln, um den Thurm wieder herzustellen! Als ob man das könnte! Als ob das zwanzigste Jahrhundert mit seinen Mitteln und Maschinen, mit seiner Art zu bauen und zu sehen das im Nu wieder aufzuwecken vermöchte, was durch zwölf Jahrhunderte vor ihm geworden ist. „Geworden“, das ist der Unterschied, nicht auf einmal gemacht, sondern geworden und gewachsen, wie etwas Organisches, ein Gebirge, ein Baum, ein Mensch aufwächst und wird und Jahresring um Jahresring ansetzt. Kann denn ein anderer und Fremder an die Stelle einrücken, die eben ein alter Freund sterbend verließ? könnte jener sie ausfüllen für uns?

Nein, laßt die Stätte lieber leer; der neue Mensch, der neue Thurm, sie würden die Lücke nur noch empfindlicher, störender machen. Wenn man künftig vom Markusplatz zur Piazzetta geht, so mag im Pflaster ein Stein uns melden: hier stand der Glockenthum! So wie im Saal des Dogenpalastes eine schwarze Tafel die Stelle verdeckt, an der das Bildniß Marino Faliero's zu sehen sein sollte, so wird dann an diesem Steine jeder, der vorübergeht, des Unsichtbargewordenen desto schmerzlicher gedenken. Nur daß jener Doge ausgetilgt wurde: pro criminibus, um seiner Verbrechen willen. Und der Glockenthurm ist gefallen, wie eben ein jeder von uns stirbt, der Zeit zum Opfer, schuldlos und klaglos und ohne Rettung.

Wir aber, die wir ihn noch kannten, wir Glücklichen, fühlen uns wie eine trauernd in aller weiten Welt vereinte Freundesgemeinde. Und wir möchten ihn den Spätgeborenen, die nun Venedig sehen werden ohne seinen Campanile, schildern, wie er gewesen ist.

Aber nein, man kann ihn nicht schildern. Wie soll man denn allein mit Worten ein Gefühl hervorrufen, das so beglückend, das dabei so vielfach zusammengesetzt ist, wie die Freude an seinem Anblick!

Man brauchte dazu eine Feder, die schreiben könnte, wie Goethe und Byron, Platen und Paul Heyse, Ruskin und F. Hopkinson-Smith (in seinen liebenswürdigen „Gondola days“). Ja, und schriebe man so wie diese alle und so viele andere Poeten, die waren und sind, und könnte man malen, wie Canaletto, wie Ziem und Ciardi und Whistler, denen, die von nun an in alle Zeit den Markusplatz betreten werden, denen stellte man doch das Bild nicht genau hin, so wie es war, bis zu diesem 14. Juli 1902.

Ist der Thurm an sich so schön gewesen? Es gibt einzeln stehende Glockenthürme neben den Kirchen in Vierländer Dörfern und gibt deren in Italien genug, die malerisch sind. Der Campanile auf dem stillen Domplatz von Pisa, der berühmte schiefe Thurm mit seinen durchbrochenen Arkadenreihen, ist poetischer; der Campanile des Giotto neben dem Dom von Florenz mit den farbigen Marmorstreifen, den Statuen der biblischen Könige und Patriarchen ist unendlich viel reicher.

Der Campanile von Venedig machte mehr den Eindruck ungeschlacht dräuender Festigkeit. Seine viereckige Gestalt, die wenigen kleinen, tiefeingeschnittenen Fenster, die nur dazu zu dienen schienen, die Dicke der röthlichgrauen Mauern zu zeigen, erinnerten an die Wartthürme alter Burgen, die zur Vertheidigung erbaut sind, um weitausschauend vom Nahen der Feinde und ihrer Schiffe Kunde zu geben. Und er erinnerte zugleich durch die senkrecht bis in die Höhe aufsteigenden schmalen Mauerstreifen ein wenig auch noch an das Gefüge der hölzernen Bauten, die ursprünglich neben den Kirchen stehend, die Glocken trugen. Im Jahre 888 ward er gegründet, im vierzehnten Jahr-

hundert neu aufgeführt, im fünfzehnten mit der marmornen Spitze versehen, die dann durch einen Blitz zerstört, wieder erbaut und mit dem vergoldeten Engel gekrönt ward. Und so hatte er nun dagestanden durch die langen Jahrhunderte, hinausschauend aufs Meer, vom Meer draußen weit sichtbar, und zugesehen bei allem, was in Venedig geschah. Er hat gesehen, wie Marino Faliero's Haupt fiel, wie einst Katarina Cornaro, die Königin von Cypern, einzog. Gentile Bellini stellte ihn dar auf seinen Bildern, Dürer ging unter ihm vorüber und Byron liebte ihn wie Goethe.

Und dann, vor allem, — er stand da, als wir selber jung waren! Damals, als wir zum ersten Mal mit andachtsvollem Staunen die stille Märchenstadt betraten, haben wir, um sie recht kennen zu lernen, auch den Campenile erklommen. Es führte eine sanft ansteigende, schiefe Ebene in Windungen nach oben, so breit, daß Graf Sandor, ein berühmter österreichischer Sportsman von Anno dazumal sie hinauf- und hinabgeritten sein soll. Und als wir die zahllosen Absätze überwunden hatten und nun in der luftigen Halle droben standen, wo der alte Feuerwächter uns die Aussicht auf die Stadt, auf Meer und Inseln erklären wollte, da war es just um die Mittagsstunde, und die Glocken uns zu Häupten begannen zu tönen. Ein mächtiges, überwältigend lautes Läuten war es, ein Klingen rings um uns her, daß uns in dem betäubenden Summen fast der Athem verging. Die Worte des guten Alten verschlang das Brausen und Tosen und Donnern und Dröhnen. Ob das Merkwürdige dieser Aussicht auf die Wasserstadt darin bestanden hat, daß man durch die Zusammenschiebung der Häusermassen nicht einen einzigen Kanal von oben sehen konnte, ob darin, daß all die 364 Brücken und Brückchen bis auf den Rialto unsichtbar blieben, ich weiß es heut nicht mehr. Ich weiß nur noch — und das sehr genau — daß es schön war!

Draußen glänzte das Meer in blaugoldigem Dufte. Von San Giorgio maggiore grüßte der hohe Glockenthurm herüber; ferner und ferner, im Lichte verschwindend, dehnte sich der schmale Inselstreifen des Lido. Tief unter uns aber lag die Piazzetta. Die Bibliothek mit ihren in den freien Himmel heiter sich erhebenden Statuen stand noch aufrecht, die nun auch zum Theil zerstört ist. Ihr gegenüber der Dogenpalast. Und dort die zwei Säulen, zwischen denen einst Hochverräther im Angesichte der Stadt wie des Hafens vom Leben zum Tode befördert wurden, die zwei uralten Säulen mit den Schutzheiligen von Venedig, San Teodoro, den Lindwurm bezwingend, und der Löwe des Evangelisten. Und vor der schimmernden Façade der Markuskirche breitet sich der weite, helle, herrliche Platz mit seinem Marmorpflaster aus. So klein wie die Tauben, die in ihrem raschen Fluge zu uns heraufflatterten, die, mit den Glocken sich wirbelnd, um unsere Köpfe sich schwangen, so wunderlich winzig schienen auch die Menschen da unten. Damals! Jetzt wird das niemand mehr so sehen; — wir nicht und sonst keiner. Es ist vorbei, unerbittlich für alle Zeit.

Wenn also der Thurm vielleicht hauptsächlich durch seine schlichte Größe gewirkt hat, dadurch, daß er aus der reichgegliederten, aber fast gleich hohen Masse von Kirchen und Palästen sich gewaltig erhob, wie ein nach oben weisender Finger, — die Renaissance-Loggetta, zu Füßen des früh-mittelalterlichen, ernsthaften Recken, die war als ein Kunstwerk an sich schön. Sansovino hat sie erbaut, zum Aufenthalt der Nobili, wie man ähnliche kleine Berathungshallen in Florenz und Bologna und Siena und anderen Städten errichtet sieht. An der Vorderseite stehen (nein standen!) in Nischen die Statuen von Apoll und Merkur, von Pallas und Pax, den Gottheiten, die in dieser Stadt herrschten. Der Handel und die Kunst des Friedens thronten auch als zwei weibliche Gestalten auf dem unvergleichlichen Broncegitterthor, das 1750 von Antonio Gai gegossen ward. Man glaubt heute wohl auf die Barockkunst hinabsehen zu können; die Schnörkel mitsammt allegorischen Figuren, die sie darstellte, hätten, so behauptet man, damals nichts mit dem Leben des Tages zu schaffen gehabt und hätten es heute für uns noch viel minder. Aber all die neuen Formen, bisher brachten sie denn doch noch nichts so Lebendiges, Liebenswürdiges, nichts so leicht Verständliches wie dies frische Puttenvölkchen, das sich da in den Bandverschlingungen tummelt, bald Lorbeer darreicht und bald Rosen, hier tapfer das Schwert hochhält und dort den Schlangenstab des Handelsgottes, sich mit Fahnenmasten schleppt und Trompete bläst. — Zum Glück sollen, wie die Zeitungen nachträglich melden, diese Thürflügel mindestens unzerstört geblieben sein.

Vor dieser Loggetta wurden jeden Sonnabend Mittag die Gewinnnummern des Lotto ausgerufen. Platz und Piazzetta lagen im mittäglichen Schweigen, nur eben hier, in dem breiten Schattenstreifen, den der Thurm über das weiße Pflaster warf, drängten sich die Menschen zusammen. Blasse Greise hockten am Boden auf den Stufen vor dem Broncegitter, junge, kräftige Gondolieri, die ihr Gefährt an der Piazzetta gelassen hatten, warteten mit aufgeregten Gesichtern den breiten Strohhut in der Hand, und zerlumpte Weiber mit halbnackten Kindern und junge, reizende Mädchen. Auch die Nina war da, die schönste von allen. Das Gewirre von blauschwarzen Haaren fiel ihr bis fast in die schwarzen Augen, über der Brust hielt sie ihr rothbuntes Kopftuch sich fest und in der Hand, die sie zur Faust geballt hatte, trug sie das Lottozettelchen, das sie sich unter dem Bogen gekauft, der vom Markusplatz nach Ponte dei Dai führt. Mit der unschuldigsten, kindlichsten Miene von der Welt plapperte sie und versicherte jedem Maler, der sie zum Modell haben wollte, sie thue es für ihn allein, hätte noch nie, noch nie einem anderen, nicht Passini, noch Ruben noch irgend einem je gesessen.

Reizende Nina, lebst du noch? thut dir's auch leid, daß der Thurm nun gefallen ist? Du kanntest ihn, und er kannte dich gut und blickte gleichmüthig dazu nieder, wie du und deinesgleichen lachten mit den lockenden Augen des Südens. Er hatte Lug und Trug genug gesehen, wie sie in Venezia la bella im Schwange waren. Philanthropen werden sagen, es sei gut, daß er fiel, wenn dadurch die Stätte solcher Volksverderbniß vertilgt ward, es sei um den Thurm und seine Loggetta mitsammt den Statuen des Sansovino nicht so schade, wie um ein einzig Menschenkind, das hier durch das Lotto die Kraft zu ehrlicher Arbeit verlor. Es ist schön, ein Tolstoi zu sein und die Welt in jeder Sekunde mit dem Gedanken an ihr Bestes, an Wohl und Wehe ihrer Geschöpfe betrachten zu können. Das Leid aller Menschen, die Noth, wie die Armuth sind vielleicht nicht härter geworden, weil dieses eine Bauwerk fortschwand. Und für den Moralisten liegt so viel nicht daran ob eine Loggetta mehr in Italien da ist oder nicht. Aber es gibt noch eine zweite Art der Weltbetrachtung. In unserer bitterernsten Zeit mag sie kaum mehr berechtigt sein, diese reine Freude am malerisch Schönen, die so ein Menschengetriebe zu Füßen des Thurmes mit Entzücken anschaut, ohne an das dumpfe Elend der Lottospieler dabei zu denken, nur das Licht sieht, das Blitzen der Augen, das Blinken der Zähne, die Formen und Farben, den Goldduft der Lagunenstadt, der alles einhüllt in seine Zauber. Ob diese ästhetische Weltbetrachtung nur ein Zeichen herzloser Geistesarmuth, ob sie ein Laster sei, oder vielmehr beglückende Gabe? es ist schwer zu entscheiden.

In Venedig sollen sie die Geschäfte geschlossen haben und alle wie in Trauer umhergehen. Zwischen der Piazza und der Piazzetta darf niemand verkehren, — kann man sich das denken? Zwischen der Piazza und der Piazzetta liegt ein hoher Trümmerhaufen, Schutt und Steine und Staub, wo der Thurm stand . . . — Nein, man kann sich's nicht denken!

Und wenn sie's mir noch so viel Mal erzählen, und wenn ich es noch so viel Male lese, — ich seh' von den breiten Stufen, wo ich aus der Gondel steige, über dem sonnigen Raum der Piazzetta den Thurm hochragen, fest und trutzig und unerschütterlich. Ich sehe ihn so, wie ich ihn lange gekannt, bevor ich je Venedig selber betreten

hatte und ob ich Venedig wieder erblicke, mit dem Trümmerhaufen jetzt, ob vielleicht einmal später mit einem fehlerlosen, glatten, netten, neuen Thurm, — in meinen Gedanken werde ich, werden viele, so lange sie leben immer noch den lieben alten Campanile dort sehen, werden mit schmerzlichem Erschrecken des Augenblicks denken, in dem sie zuerst die Trauerbotschaft hören mußten:

Der Campanile von San Marco ist eingestürzt!

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Lenau und Bismarck.

Wer sich eine Weile in der neueren Lenau-Litteratur umsieht, wird doppelt dankbar zu den alten Quellenwerken zurückkehren: obenan zu Lenau's Briefen, die sein Schwager Schurz 1855 herausgab; zu dem edlen biographischen Denkmal, das Anastasius Grün dem Freunde in der Einleitung zur großen vierbändigen Gesammtausgabe aufrichtete; endlich zu den vor einem Jahrzehnt von Frankl veröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen und Briefen Lenau's in dem ganz einzigen Buche „Lenau und Sophie Löwenthal". Und wie nach meinem Dafürhalten keiner der jüngeren Biographen einen Vergleich mit diesen Selbstbekenntnissen und Freundeserinnerungen aushält, ergeht es meines Erachtens den neueren Kritikern, wenn man sie an Lenau's zwei größten zeitgenössischen Kritikern mißt: Grillparzer und Bismarck.

Grillparzer's inhaltschwere Worte sind gerade vor einem Menschenalter nach dem Tode des Dichters von „Weh dem der lügt" bekannt und gedruckt worden; Bismarck's Aeußerungen kamen gar erst 1900 zum Vorschein in den Briefen von Johanna v. Puttkamer. Die gewaltigen Texte greifen sachlich und persönlich weit über den nächsten Anlaß heraus und wären wohl werth, in den Tagen der Jahrhundertfeier wieder und wieder gelesen und erwogen zu werden. Bisher scheinen sie seinen neuesten Dolmetschen über allem erdenklichen Kleinkram entgangen zu sein.

Das erste Mal schreibt der Zweiunddreißigjährige seiner „einzig geliebten Jeannette" über unseren Dichter aus Schönhausen 17. Februar 1847:

„Wenn Du jetzt traurige Dichtungen, Lenau 2c. liebst, so sehe ich darin nicht sowohl eine Umwandlung Deiner ehemals heiteren Stimmung, noch weniger einen Widerspruch mit der Gesundheit Deines Herzens, sondern einen Fortschritt in der Empfänglichkeit für, und im Verständniß der Poesie. Unschuldige Frühlingslieder sind die Dichtung der Kindheit und der Zwölfjährigkeit, Lerchen und Lämmer. Tief in der menschlichen Natur, ich möchte sagen, in der unbewußten Erkenntniß des irdischen Elends und Jammers, und der unklaren aber mächtigen Sehnsucht nach besseren, edleren Zuständen, liegt es wohl, daß, bei nicht ganz leichtfertigen oberflächlichen Menschen das Hervorheben der Zerrissenheit, der Nichtigkeit, des Schmerzes, die unser hiesiges Leben beherrschen, mehr Anklang findet, als eine Berührung der minder mächtigen Elemente, welche die leicht welkende Blume ungetrübter Heiterkeit, deren heimischer Boden nur die Kindheit ist, in uns vorübergehend hervortreiben. Jeder an Verstand und Herz gebildete Mensch wird von allem was Trauerspiel in Bühne und Wirklichkeit ist, auf eine Weise ergriffen und bewegt, die das idyllen- und lustspielartige, in der vollkommensten Form, nie erreichen kann. Auf dem Boden der Heiterkeit (in höherem Sinne) und Zufriedenheit erhaben zu sein, gibt den Begriff der Majestät, des Göttlichen, das der Mensch nur in seltenen bevorzugten Zeiten und Gestalten schwach widerstrahlt. Das irdisch Imponirende und Ergreifende, was mit menschlichen Mitteln für gewöhnlich dargestellt werden kann, steht immer in Verwandschaft mit dem gefallenen Engel, der schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig. Darum kann das, was es außerhalb des Gebietes der Religion für uns Ergreifendes gibt, nicht heiter und zufrieden sein, sondern uns stets nur als Wegweiser dahin dienen, wo wir Frieden finden. Wenn Dein Sinn für die Poesie des Herbstes, des Reifs in der Maiennacht, und alles dessen, was im Menschen dahin gehört, empfänglicher geworden ist, so beweist das nur, daß Du nicht mehr zwölfjährig bist. Ueber die Kinder, äußere und innere, wie über die kleinen Bäume im Walde geht der Sturm hinweg, der in den Kronen der alten braust und sie beugt und bricht; wenn sie größer werden, wachsen sie in die Sturmschicht hinein und ihre Wurzeln müssen kräftiger werden, wenn sie nicht untergehen wollen. Unser kleines Annchen scheint auch ins Wachsen zu kommen. Wenn Bäume im Sturm Risse erleiden, so quillt das Harz wie lindernde Thränen aus ihnen und heilt; wenn sie aber gegen derlei Risse nicht Schutz in eigener Festigkeit, sondern immer wieder das Heilmittel der Harzthräne (welcher zufällige Doppelsinn) suchen, so erschöpfen sie den Quell und trocknen aus. Worte, Worte, Worte, wirst Du sagen."

Nur Worte, Worte, Worte wird schon dazumal die Braut aus diesen tiefgehenden Betrachtungen nicht herausgehört haben. Bedenkt man, daß Wilhelm I nach einem Vortrag Berthold Auerbach's über den Weltschmerz dem Redner sagte: er habe bei dieser Gelegenheit erst erfahren, was das Wort bedeute; — er habe nicht gewußt, daß es so etwas gäbe; in sich auch nie etwas davon erlebt — dann wirkt die Geistesschärfe, mit der Bismarck schon als „scheußlicher Junker" die Naturnothwendigkeit einer über Lerchen- und Lämmer-Lyrik hinausgreifenden Dichtung, la grande poésie noire, erkennt und erklärt, besonders erstaunlich. In seiner Exhorte an die Braut, diese pessimistische Stimmung zu überwinden, findet er selbst wahrhaft schöpferische Gleichnisse. Das Bild von den kleinen Bäumen, die, allgemach in die Sturmschicht hineinwachsend, ihre Wurzeln festigen müssen, wenn sie nicht untergehen wollen, ist im Grunde dasselbe, wenngleich nicht so epigrammatisch, antithetisch geformt, wie Chamfort's Satz, der das bündigste Schlag- und Leitwort jeder Charakteristik Lenau's abgeben würde: il faut que le coeur se bronze ou se brise. In seiner aus unmittelbarer Anschauung geholten Naturkraft steht es aber dem Mann der That wohl an, der trotzdem Anwandlungen von der Nichtigkeit allen Erdenwirkens auf jeder Lebensstufe abzuschütteln hatte. Eine der merkwürdigsten Regungen derart veranlaßt die Lektüre Lenau's wenige Wochen nach jenem ersten Erguß an die Braut. Kam dort der überlegen Urtheilende zu Wort, so meldet sich hier der selbst im Innersten Getroffene:

„Wenn ich bedenke" — so schreibt Bismarck am 11. März 1847 aus Schönhausen — „wie wenig Glück zu verbreiten und Elend zu mildern dem höchsten und mächtigsten Lenker eines Volkes durch seine amtliche Wirksamkeit möglich ist, wenn ich glaube, daß wohl niemals ein Minister oder König seine Augen mit dem Bewußtsein schließt, (es sei denn, daß er ein Thor ist oder sich selbst betrügt) dafür gelebt und das erreicht zu haben, daß auf die Dauer ein Kummer weniger oder eine Freude mehr zwischen den seiner Lenkung anvertraut gewesenen Menschen sei, so muß ich immer an Lenau's trostloses Lied „Der Indifferentist" denken. Du hast ja wohl Lenau? es ist im ersten Theil S. 226. Und in Bezug auf das, was wir für andre, für das Allgemeine, für unsere Mitmenschen hier erstreben, hat es wohl seine tiefe Wahrheit. Nur der eigenen Seele kann das irdische Leben unverloren und folgenreich sein, indem sie ihre Heiligung erstrebt oder verdient. Ob man anderen zu irdischem Wohlsein verhilft, ist im Vergleich dieses Daseins mit der Ewigkeit am Ende gleichgültig; nach 30 Jahren ist das Staub und Moder, die Jahrtausende rollen fort und für alle, die jetzt todt sind, kommt nichts darauf an, ob ihr Leben Leid oder Freud war. Anderen

aber in höherem Sinn zu helfen, ist nicht möglich, da muß die Hilfe von innen kommen."

Wiederholen wir das Gedicht, das so tragische Gedankenreihen auslöst. Es begegnet sich in seinem Hohn mit einem der verzweifelndsten Gedichte in Prosa von Turgénjew auf die Fühllosigkeit der Natur, auf die Erbärmlichkeit und Zwecklosigkeit alles menschlichen Thuns sub specie aeterni:

Der Indifferentist.

Ob Du, ein Sokrates, den Schierlingsbecher
Auf's Wohl des Vaterlandes lächelnd trinkst;
Ob Du, ein schnöder teuflischer Verbrecher
Vom Henkerbeil getroffen, fluchend sinkst;

Ob Dein Genie sein Werk den raschen Zeiten
Geschleudert, ein Gebirg, in ihre Bahn,
Daß sie an seinem Fuß vorüberschreiten,
Und grauend seine Gipfel starren an;

Ob nichts Dein langes Leben war hienieden
Als fürs Gewürm des Grabes eine Mast;
Ob Du der Menschheit Fesseln anzuschmieden
Ein toller Held, die bange Welt durchrast:

Ist just so wichtig, als: ob nur im Kreise
Einförmig stets das Aufgußthierchen schwimmt,
Ob es vielleicht nach rechts die große Reise,
Vielleicht nach links ein Tropfen unternimmt.

Napoleon, der unterwegs noch Aegypten Ossian und Werther kennen lernt, empfindsam genießt und hinterdrein in jedem Wortsinn souverän, allzu souverän richtet, hat hier, wie in so manchem anderen geschichtlichen Betracht sein welthistorisches, sein weltlitterarhistorisches Gegenstück in Bismarck. Hamlet, der Yoricks Schädel wägt, steigt in keine unerforschlicheren Abgründe nieder, als der 32 jährige seine Zukunft ahnende Bismarck angesichts der Lamentationen Lenau's über die Eitelkeit allen menschlichen Ringens. — —

Vier Jahre später redet Bismarck wieder von Lenau. Diesmal streift er Rhythmik und Tonfarbe seiner Lyrik in ein paar Worten, die, abermals mit einem Gleichniß von dichterischer Genialität, manchen Band ästhetischer Schulweisheit beschämen und verdunkeln. Aus Berlin, 7. April 1851, schreibt der Abgeordnete Bismarck seiner Frau:

„Vorgestern habe ich mit Molle die ungarischen Musikanten gehört; ihre gewöhnliche Musik hat mehr Takt als Melodie, aber die ungarischen Nationalstücke, die sie spielten, waren gerade das Gegentheil; Lenau'sche Lieder ohne Worte; wie krankes Wolfsgeheul in einer Herbstnacht."

Würde dies Bild nicht Shakespeare Freude gemacht haben?

Wien. A. Bettelheim.

Romantik und Stimmung.

Daß die Dame Romantik ein sehr bizarres, grillenhaftes und launisches Geschöpf ist, erfährt keiner gründlicher, als so ein armer Aesthetiker, der sie auf eine wissenschaftliche Formel bringen möchte. Wenn sie ihm einmal Rede und Antwort steht und scheinbar ihr innerstes Wesen offenbart, dann stößt er auf so schillernde und räthselhafte Widersprüche, daß er an einer rechtschaffenen Definition verzweifeln könnte.

Und doch gebrauchte der Volksmund diesen Ausdruck „romantisch" immer in einem sehr klaren Sinn, der auch heute seine Geltung nicht verloren hat. Das Romantische ist das Außergewöhnliche, etwas, das in sehr grellem Widerspruch zu unserer alltäglichen Umgebung steht: das Phantastische, Extravagante und Erhabene im Gegensatz zur bürgerlichen Welt. Und diese Phantastik wird vom Volksgemüth nicht nur eben als romantisch empfunden, sondern vor allem auch als „poetisch" — Romantik und Poesie sind gleichbedeutende Begriffe für diese Art Betrachtung. Das Dichterische wird nicht in der reinen und gesteigerten Form der Dinge selbst erkannt, sondern es ist ein Darüber und Außerhalb, der schroffste Gegenpol zur realen Welt. Ein Zigeuner ist romantisch oder ein Räuber, und es erscheint als ein Sakrilegium, wenn man einen biederen Mitbürger poetisch zu gestalten wagt.

Diese sehr primitive Auffassung von der Poesie bestimmte ursprünglich ganz allein den Begriff Romantik, der in dem Sinn von weltfremd-poetisch lange schon, bevor sich eine romantische Schule aufthat, bis zum Ueberdruß verwerthet wurde. Und es schien, als wollten die älteren Romantiker an diese volksthümliche Vorstellung wieder anknüpfen. Namentlich Novalis verstand entschieden unter Romantik das Wunderbare und Nur-Poetische im Gegensatz zu der Massivität der sogenannten wirklichen Welt. Ihm konnte es widerfahren, daß er „Wilhelm Meister's Lehrjahre", den gewaltigen Roman Goethe's, im innersten Kern für unpoetisch erklärte. Er verurtheilte diese höchste Blüthe der modernen epischen Dichtung, weil er, es klingt unglaublich, die Poesie darin vermißte. Wilhelm Meister war ihm das Erzeugniß einer im Grunde prosaischen Natur, die klug und gut und handlich mit ihren Mitteln zu wirthschaften verstand, wie ein englischer Kaufmann mit seinen Waaren. Goethe hatte eben die Poesie in dem typischen Gehalt der Dinge selbst gefunden, während dem schwärmerischen jungen Romantiker alle Poesie aus einer anderen Welt zu stammen schien. Und so schrieb er das Gegenstück zu Wilhelm Meister, seinen seltsamen „Heinrich von Ofterdingen". Mit einem rührenden Dilettantismus wagte dieser junge Dichter den Wettbewerb mit den uralten Mythologien und Völkerträumen. Er wollte von sich aus eine Mythologie erschaffen und als ein Einzelner vollbringen, was sonst nur in Jahrhunderten aus religiösen und historischen Entwicklungen herausgewachsen war. Weder Novalis noch seine mitstrebenden Genossen haben ihr Ziel erreicht. Was in alter Zeit ein Dante vermochte und in jüngster Zeit vielleicht ein Richard Wagner, Böcklin und Nietzsche, das versagte sich der schmächtigen Kraft und den zitternden Händen der ersten Romantiker. Immerhin erweckten oder stärkten sie den Sinn für das Wunderbare; die mondbeglänzte Zaubernacht warf ihren traumhaften Dämmerschein über das geistige Deutschland und betäubend duftete die blaue Blume. Es wurde eben eine andere, eine „poetische" Welt kunstgerecht aufgebaut, und der volksthümliche Begriff „Romantik" schien in einer raffinirten und aparten Form auch dem ästhetischen Bedürfniß der Hochgebildeten vollauf zu genügen.

Aber Friedrich Schlegel, der Theorethiker der Schule, gab sich mit dieser raffinirten Volksthümlichkeit noch keineswegs zufrieden: dazu war er eine zu grüblerische und philosophische Natur. „Romantische Poesie ist Universalpoesie", so ungefähr lautete seine Formel, und er stellte sich die Aufgabe, die Kluft zwischen Poesie und Leben zu überwinden. Es sollten diese Elemente sich wechselseitig durchdringen und eine vollkommene Einheit erzielt werden; auf ästhetischem Gebiet das gleiche Ziel, das Schelling mit seiner Identitätsphilosophie erstrebte. Diese Romantik, die aus fernen Sphären stammte, suchte nun auch das grobe und materielle Leben zu umarmen und zu erobern. Die Dichter der Romantik wurden von einem heißen Entdeckerhunger überfallen und stöberten immer neue Bereiche für die poetische Behandlung auf. Sie wagten sich in viel dunklere Seelengründe, als selbst Goethe, und auch im sozialen Leben versagten sie sich nicht gewürzte und massiv realistische Stoffe jeder Art. Sie ließen freilich diese Realität mit dem Wunderbaren und Mythologischen in wüsten Massen durcheinanderquirlen und brodeln: aber die beiden gigantischsten Realisten des neunzehnten Jahrhunderts, Balzac und Zola, vermögen dennoch einen romantischen Stammbaum nach-

zuweisen. Wenn für die Realisten unserer Tage der Kreis des poetisch Darstellbaren ins Unermeßliche erweitert erscheint, dann haben sie es der Romantik zu verdanken, die auch zugleich die realistische Technik mit einer Fülle neuer und sensibler Ausdrucksmittel bereichert hat. Es ist mehr, als nur ein geistreicher Einfall, wenn ein Litterarhistoriker die moderne Großstadtpoesie mit Theodor Amadeus Hoffmann beginnen läßt. Man brauchte nur den urgewaltigen Gespensterspuk des Meisters zu Symbolen zu verflüchtigen, und es erwuchs daraus ganz allmählich der moderne, naturalistisch-phantastische Roman der Franzosen und Norweger. Die Romantik war eben nicht nur „idealistische" Poesie, etwas außerhalb aller Wirklichkeit — sie war zugleich auch Universalpoesie, die alles, schlechthin alles für die poetische Darstellung zu gewinnen suchte. Nur-Poesie bei Novalis, Universalpoesie bei Friedrich Schlegel — ein offenbarer und verwirrender Widerspruch.

Und nicht nur in der romantischen Dichtung, auch im romantischen Dichter herrschte ein ähnlicher seltsamer Dualismus. Der Dichter sollte ein einsamer Heiliger sein und ein Mann des Volkes, ein spekulativer Phantast und ein frommes Gemüth, ein Mensch der dumpfesten Gebundenheit und zugleich der verwegensten Freiheit des Geistes. Von der Romantik stammt jene mystische Vorstellung, als wäre der Dichter nur ein hilf- und willenloses Werkzeug höherer Mächte, die auf ihm spielen wie auf einer Klaviatur und ihn als Mundstück und Sprachrohr gebrauchen. Er kann nichts dazu thun und nichts dagegen, er ist einfach inspirirt, einfach begnadet. Man nannte diese Art des Schaffens unter dem Zwang einer übergewaltigen Inspiration „organisches" Schaffen und verurtheilte im Gegensatz dazu jede willkürliche, soll heißen jede bewußte und kritisch überlegene Art der Produktion. Der Dichter und die Dichtung waren gleichsam pflanzenhafte Naturerzeugnisse, und man gab sich ängstlich Mühe, alle intellektuellen und hellen geistigen Momente gänzlich auszuschalten. Ganz folgerichtig wurde darum auch vom Dichter als Menschen ein willenloser und unbewußter Charakter verlangt, ein frommes und ehrfurchtsvolles Gemüth. Er sollte herumgehen, als wäre er ein Fremdling aus dem Jenseits, nur das unwürdige Gefäß eines höheren Gehaltes, den er nicht sich selbst verdankte, sondern der unbegreiflichen Gnade geheimnißvoller Gewalten. Er mußte also fromm sein und sich recht als Priester fühlen, als ein sehr hochmüthiger oder sehr demüthiger Priester — jedenfalls als Priester.

Aber von dieser frommen Seele wurde Witz verlangt, eine souveräne und überlegene Ironie, die Friedrich Schlegel theoretisch anpries, und die nach langem Tasten und Suchen von Heinrich Heine glanzvoll verwirklicht wurde. Zu der dumpf gebundenen Innigkeit einer ehrfurchtstiefen Natur sollte eine schonungslose Geistesfreiheit hinzutreten, ein vernichtender Witz, der seine tödtlichen Pfeile nicht zum wenigsten gegen die Idole abschnellte, an die sich das fromme Herz mit allen seinen Gefühlskräften angeklammert hielt. Allerdings war nicht der Witz Voltaire's gemeint, der ehrliche und zersetzende Witz eines bewußten Dynamitarden, sondern man begehrte ein prächtiges Witzkunstwerk, eine lyrische und artistische Ironie, einen ästhetischen Genuß. Man wollte verhöhnen und verwunden, und zwar nicht aus Haß, sondern aus übermüthiger Freude am eleganten Florettspiel und blitzenden Gefunkel der stählernen Klingen. Dem Schein nach wurde dadurch eine gemeinsame poetische Sphäre für die Geistesfreiheit und das Gemüth bewahrt — in Wahrheit wurde die Kluft bis zur Unerträglichkeit erweitert. Ein frommes Gemüth kann aus aufrichtiger Empörung zur Waffe des Witzes greifen, um die Lotterbuben zu zermalmen: aber der Witz als frivoles Spiel, als ein Kunstgenuß für Feinschmecker ist ihm naturgemäß gleichbedeutend mit der absoluten Gemeinheit. Hier scheint es nur einen unversöhnlichen Kampf geben zu müssen, und doch gehörte zum romantischen Dichterideal, wie Friedrich Schlegel es formulirte, so gut der frivole Witz wie das fromme Gemüth.

Die Krone aller dieser Widersprüche wird uns aber erst offenbar, wenn wir das rein ästhetische Gebiet verlassen und die Kulturwirkungen der Romantik im Großen überschauen. Da stellt es sich dann heraus, daß sie mit Leidenschaft und Begehrlichkeit das ganze geistige Leben zu umspannen suchte, nicht nur die Kunst, auch die Wissenschaft und Philosophie. Schließlich werden wir überhaupt geradezu auf die erstaunliche Frage hingedrängt, ob die Romantik überhaupt noch Poesie wäre und nicht lediglich Wissenschaft, etwa jenes Zwischengebiet, wo Philosophie und exakte Forschung zu einer kurzen und wilden Ehe zusammenkommen. Der Romantiker hat vom Dichter nicht nur Prophetensinn verlangt, sondern auch volksrednerische Begabung, wissenschaftliche Kenntnisse und ein philosophisches System. Wenn man es recht paradox sagen will: das besondere Merkmal des romantischen Dichters sollte darin liegen, daß er — kein Dichter war. Sondern ein Religionsstifter, sondern ein Prophet, sondern ein Philosoph, ein Gelehrter — nun eben alles, nur nicht im spezifischen Sinn ein Dichter. Und doch stammt jener überschwängliche Begriff vom Poeten, der als etwas Mystisches und Einzigartiges weit über die anderen geistigen Berufe erhöht wurde, geradewegs aus dem Zentrum der romantischen Gedankenwelt. Lyrische Extasen und poetisches Gestammel wurden mit Entzücken angehört — ebenso aber auch Gnomen, Sprüche, gedankenvolle Weisheitslehren aus uralter und neuer Zeit. Bald sollte es nur der Poet sein und bald nur der Weise: auch hier bewegte sich das romantische Ideal in unruhvoller Gegensätzlichkeit zwischen zwei Polen.

So wenigstens, in dieser Farbenfülle von schillernden Widersprüchen, erscheint das Wesen und der Werdegang der Romantik dem Historiker. Sie war lebensfremd und im exklusiven Sinn des Wortes „poetisch" und doch wieder lebenshungrig und bemühte sich im heißen Drang, Poesie in jeden letzten Winkel dieses massiven Erdenlebens hineinzutreiben. Der romantische Dichter war ein willenloses Werkzeug höherer Gewalten oder auch ein souveräner Uebermensch, der verspottete und verhöhnte, was einem frommen Glauben heilig war. Er fühlte sich als Poet und doch wieder nicht als Poet, sondern als Prophet; er unterlag, mit einem Wort, dem Dualismus, der die romantische Theorie und Praxis beherrschte. Natürlich aber war damit nicht gemeint, daß es bei diesem Dualismus bleiben sollte. Offenbar lag dem Zwiespalt eine innere Einheit zu Grunde oder wurde doch wenigstens angestrebt, wie ja thatsächlich die ersten Romantiker Schelling, den Erfinder der Identitätsphilosophie, zum Meister ihrer Weltanschauung erkürten. Wie dieser hochgeniale Phantast die kosmischen Gegensätze von Geist und Natur in eine höhere Einheit auflösen wollte, die nur eben schwer zu definiren war — ganz ähnlich gedachten auch die Romantiker mit ihren besonderen Gegensätzen fertig zu werden. Aber da liegt eben das Problem verborgen, und wir haben die Romantik nicht erklärt, wenn wir nicht diese ihre höhere Einheit zu fassen bekommen. Diese Aufgabe ist aber gar nicht so schwer, als man es im Anfang glauben möchte. Die Suchenden haben sich nur deshalb diese Situation so schwierig gestaltet, weil sie nicht den Muth besaßen, sich das Leben leicht zu machen. Sie suchten in den Abgründen der Philosophie und Psychologie und gelangten zu den wunderlichsten Erklärungen, während die höhere Einheit der Romantik im wortwörtlichsten Sinn nur eine Stimmungssache ist. Stimmung! —, dieses Wort erschließt uns das innerste Geheimniß der Romantik.

S. Lublinski.

(Schluß folgt.)

Moderner Styl.

Im blumengeschmückten Interieur eines sehr bekannten Pariser Hauses (bei dem Grafen Roger de S . . . t). Atmosphäre höchster Eleganz; die Eingeladenen kommen ziemlich aus allen vier Winden, doch gehört jeder von ihnen durch irgend welche Vorzüge zur höchsten Elitegesellschaft. Um ein Uhr des Morgens. Das Orchester spielt einen Walzer. Ein Paar kommt tanzend bis an den Eingang eines kleinen Wintergartens, der, von Rosen und Geisblatthecken wohl verschlossen, in diesem Augenblick ganz leer ist.

* * *

De Jardy. Es ist wirklich ein schöner Traum, mit Ihnen Walzer zu tanzen.

Giselle Moraës. Jedenfalls einer, den Sie nicht zum ersten Male träumen!

De Jardy. Aber bei der Tour, die wir eben tanzten, schien es mir wirklich, als wären wir in eins verschmolzen, ganz mit einander verbunden . . .

Giselle (lachend). Unauflöslich, natürlich.

De Jardy (betrachtet den Wintergarten). Wenn man sich ein wenig ausruhte? . . . Entzückend dies Eckchen . . . ein kleines Paradies!

Giselle. Sie denken wohl an ein tête-à-tête; genre Adam und Eva?

De Jardy. Es ist das Beglückendste, was Sie mir gewähren könnten. Sie sind heute Abend bezaubernd.

Giselle. Und sonst?

De Jardy. Sonst sind Sie es auch . . . Sie wissen doch, was Sie mir immer sind. Jedesmal, wenn ich Sie sehe, gerathe ich tiefer in Ihren Zauber . . . und heute Abend hat dieser Zauber noch eine ganz besondere Note . . . vielleicht liegt es in dem besonderen Leben in Ihren Augen, in dem perlmutternen Glanze Ihrer . . . Ihrer . . .

Giselle. Nun weiter.

De Jardy. Ihrer Haut . . . oder in dieser wunderbaren Robe, die Sie umschließt, wie —

Giselle. Wie wir eben tanzten . . . unauflöslich!

De Jardy. Jedenfalls sage ich Ihnen, Ihr Anblick macht mich schwindlig.

Giselle. Nun, so setzen wir uns.

De Jardy (setzt sich sehr nahe neben sie). Und Sie . . . Sie werden wohl nie solche Anwandlungen haben . . .

Giselle. Ich kann Ihnen doch nicht sagen, daß dieser Anzug Sie gut kleidet, oder daß mich Ihre perlmutternen Schultern verwirren!

De Jardy. Gewiß nicht, aber da bleibt doch noch allerlei: die Augen, der Bart, der Kopf . . . Sie brauchen ja nicht zu spezialisiren — ich meine die allgemeine Physiognomie — macht sie denn irgend welchen Eindruck auf Sie?

Giselle. Doch, einen sehr angenehmen sogar, und dieses Geständniß mache ich Ihnen ja auch nicht zum ersten Male; schon so oft waren Sie kokett genug, es zu provoziren.

De Jardy. Weil ich das so entzückend finde, es von Ihnen zu hören, und weil ich mir meines geringen Anspruches auf Ihre Liebenswürdigkeit wohl bewußt bin.

Giselle. Sehr hübsche Phrase. Es ist übrigens sonderbar, wir haben bei jedem Zusammentreffen in diesem Winter ähnliche Redeblumenkränze gewunden, ohne ein einziges Mal das berühmte Wort auszusprechen . . . das berühmte Verb, das alle jungen Wesen, die an einander Gefallen finden, zu konjugiren für obligatorisch halten.

De Jardy. Konjugiren wir es doch. Noch niemals in meinem Leben hatte ich eine solch gewaltsame Neigung, Grammatik zu treiben, wie heute Abend . . . Also Präsens des Aktivums: Ich liebe Sie!

Giselle (ruhig). Ich liebe Sie auch!

De Jardy. Wie einfach das klingt. Ich füge noch hinzu . . .

Giselle. Fügen Sie nichts weiter hinzu. Weshalb? Wir haben uns sehr gut verstanden, selbst ehe wir das Verb konjugirten. Ich mache Eindruck auf Sie: Sie auf mich dito. Das nennen die zivilisirten Menschen Liebe, die Romantiker Leidenschaft, die Mönche eine Chimäre, die Alten eine Thorheit und die Natur —

De Jardy. . . . eine Begierde.

Giselle. Glücklicherweise bin ich eine gesund organisirte Ausländerin. Wenn ich vor Worten Angst hätte . . .

De Jardy. Gehen wir doch zu der Wirklichkeit über.

Giselle. Gern, und reden wir klar; das ist unendlich viel mehr werth, als wenn wir unseren Eltern überließen, gewisse Abmachungen zu treffen, die sie viel weniger interessiren, als uns.

De Jardy. Die Wirklichkeit, das ist in unserm Falle: die Heirath.

Giselle. Das Wort sprechen Sie mit Vergnügen aus . . . in Anbetracht der Millionen, die ich repräsentire.

De Jardy (zuckt leicht auf). Giselle!

Giselle. Hätte Sie der „perlmutterne" Glanz meiner Schultern denn vielleicht ebenso hingerissen, wenn Papa nicht die Diamantminen in Australien besäße? . . . Aber werden Sie nur nicht böse . . . ich weiß ja, daß Sie mich lieben . . . und daß Sie auch für mich sehr . . . anziehend sind, habe ich eben gesagt; aber wir sind beide doch in jeder Beziehung zu sehr „vom höchsten Chic", um uns blaue Phantasien vorzuschwindeln. Die Millionen ärgern Sie nicht, gestehen Sie es nur ein.

De Jardy. Was mich ärgert — gestatten Sie mir Ihren Ausdruck — ist eigentlich mehr die Schnelligkeit, mit der M. Moraës sie erworben hat.

Giselle. Wenn man von jedem Hundertsousstück auf der Welt beweisen müßte, ob es auch auf tugendhafte Weise erworben ist! . . .

De Jardy. Gewiß . . . aber bezüglich der australischen Minen Ihres Herrn Papas erzählt man sich doch noch . . .

Giselle. Ich weiß, man erzählt sich da eine wahre Räubergeschichte . . . aber das hat bei uns gar nicht so viel zu sagen. Und nun, was repräsentiren Sie denn?

De Jardy (unbestimmt). Meine Familie war zu großen Opfern gezwungen . . .

Giselle. Um den Rang der grands seigneurs und das historische Schloß beibehalten zu können!

De Jardy. Aber später . . .

Giselle. Später werden Sie genau dasselbe sein, was Sie jetzt sind . . . ja vielleicht noch viel mehr . . . einer, der stets ein wenig in der Klemme sitzt.

De Jardy (pikirt). Auf jeden Fall habe ich die Ehre, von ältestem Adel zu sein.

Giselle. Ach, diese Ehre sinkt täglich im Preise . . . Sehen Sie nur einmal zu, was für Grafentitel man selbst in Canada schon refusirt! Ihre Name ist doch authentisch? Vollständig lautet er also Lepot de Jardy.

De Jardy. Ja! Und seien Sie nur beruhigt, ich bin im Besitz aller Pergamente und Akten . . .

Giselle. Die republikanischen Standesbeamten scheinen in dieser Hinsicht ja recht unerbittlich zu sein . . . Sie können sich denken, daß ich sehr gern die Marquise de Jardy heißen möchte, aber nicht Madame Lepot . . . Nein, danke, das wäre die Reise nicht werth!

De Jardy. Sie sprechen aber so kühl . . .

Giselle. Das sind Geschäftssachen.

De Jardy. Ich unterwerfe mich . . . Uebrigens mißfällt es mir nicht einmal.

Giselle. Resumiren wir also! Ich, Geld, ein wenig anrüchiges allerdings. Sie gar keins, aber ein großer Name und einflußreiche Verbindungen, die dazu beitragen können, daß auch Papa bei dieser Rechnung seinen Vortheil findet. Bleibt also noch, was wir persönlich, als Menschen, Herzen . . . als Vergangenheit repräsentiren. Wir wissen in dieser Beziehung sehr wenig von einander.

De Jardy. Ich glaube im Gegentheil, daß ich Sie als Mensch, als Herz, sehr gut kenne.

Giselle. So definiren Sie mich.

De Jardy. Ein Höllenfeuer, das in einem ganz modernen Organismus brennt.

Giselle. Und Sie wagen den Handel trotzdem?

De Jardy. Trotzdem! Bekommt er mir schlecht, werde ich in Schönheit zu sterben wissen ... Uebrigens hoffe ich zuversichtlich, der geeignetste Ableiter für die Höllengluth zu sein.

Giselle. Das mag zutreffen ... wenn Sie es geschickt anfangen. Nur glaube ich, ist Vorsicht wirklich geboten. Ich mache Sie, aufrichtig wie ich bin, darauf aufmerksam ... Wissen Sie auch etwas über meine Vergangenheit?

De Jardy. Wie alle Welt kenne ich die Geschichte mit dem kleinen Didier d'Arcy, der Sie eigentlich ein wenig kompromittirt hat.

Giselle. Ich habe ihn nicht im geringsten geliebt.

De Jardy. ... und dann die mit dem kleinen de Rieuze, den Sie aber jedenfalls ein klein bischen geliebt haben, ohne daß er Sie heirathen wollte.

Giselle. Es gab Schwierigkeiten ...

De Jardy. Ja, nämlich den reichen Papa des de Rieuze, dem die eben erwähnte Räubergeschichte nicht paßte ...

Giselle. Ich bin übrigens auch über Ihr Leben vollständig unterrichtet.

De Jardy. Gesellschaftsklatsch?

Giselle. Nun, das wird sich zeigen. Jedenfalls sind Sie ein Falter, der gern aus allen Blüthen Honig saugt.

De Jardy. Zum Beispiel?

Giselle. Beispiele weiß ich genug: Mademoiselle Josette vom Renaissancetheater, Lydia Rianoff, Madame de Cytise ...

De Jardy. Ach die ...

Giselle. Ich habe vor kurzem auf einem Ball selbst gehört, daß Sie sie duzten. Man duzt doch nur Frauen mit denen man ...

De Jardy. ... verwandt ist.

Giselle. Jedenfalls werden sie mir das Vergnügen machen, all dergleichen ... Verwandtschaften von jetzt ab zu ignoriren.

De Jardy. Und Sie werden de Rieuze und Didier verabschieden?

Giselle. Ist schon geschehen. Ihnen wird es schwerer fallen als mir ... ich habe nur geflirtet ... doch Ihre Flirts haben Wurzel gefaßt ... werden Sie auch die Kraft haben ...

De Jardy (rückt näher). Ob ich die Kraft haben werde, nicht mehr an andere zu denken, nachdem ich weiß, daß Sie mich lieben, und mein sehnsüchtigster Traum, Sie mein nennen zu dürfen, sich verwirklicht hat? Sie, die herrliche Sonne, die all die armen kleinen Sterne in ihrer Nähe verdunkelt ... (Nach einem Schweigen, während dessen ihm Giselle langsam ihre Blicke zugewandt hat, bewegt.) Sehen Sie denn nicht, was Sie mit einem einzigen Blick aus mir machen?

Giselle. Was denn?

De Jardy. Sie berauschen mich, ich bin hingerissen, Ihr Diener, der weder an die Millionen, noch an die Vergangenheit denkt.

Giselle. Sie wollen mich also so, wie ich bin ... In Bausch und Bogen?

De Jardy (schlingt seinen Arm um ihre Taille und zieht sie an sich). Und Sie ... wollen Sie mich auch so, wie ich bin? In Bausch und Bogen?

Giselle (gibt der Bewegung nach, die ihre Lippen sich nähern und in einem Kusse sich finden läßt). Ich liebe Dich! (Löst sich los, ohne Verwirrung.) Da wären wir also verlobt ... es war einfach wie immer, wenn man seine kleinen Affairen selbst arrangirt ... Die Eltern machen stets Förmlichkeiten und lange Geschichten ... und in fünf Minuten mit zehn Phrasen und zwei Küssen kann die Sache gemacht sein!

De Jardy. Das ist nun mal moderner Styl.

Giselle. Wir sind ja immer von höchstem Chic.

De Jardy (da das Orchester einen neuen Walzer beginnt). Wollen wir wieder?

Giselle. Gut! Schluß der Gartenscene! (Legt ihren Arm auf De Jardy's Schulter.) Nun denn!

De Jardy. Unsere Verlobungstour.

Giselle. Also mit vollendeter Grazie.

De Jardy. Mit dem höchsten Chic, wie unsere ganze Heirath! Los denn, wie das neueste Automobil ... (im Strudel der Tanzenden verschwindend) töff! töff! Die Heizer feuern heute gut!

Paris. Michel Provins.

Constantin Rößler, Ausgewählte Aufsätze. Herausgegeben von Walther Rößler. Berlin 1902. G. Stilke.

Es sind Aufsätze, und nicht Essays, was uns hier aus dem Nachlaß eines der geistreichsten und selbständigsten journalistischen Mitarbeiter des Fürsten Bismarck dargeboten wird. Rößler nannte sich selbst einen „nachgeborenen Hegelianer" und etwas von der Schwerfälligkeit der philosophischen Diktion ist ihm immer eigen geblieben; zuweilen streift er sogar an jene Grenzen des metaphysischen Tiefsinns, die dem Reich der Konfusion nicht mehr ganz fern liegen. Wo ihn aber diese stolzen Fesseln nicht beengen, ist er ein Mann von ungewöhnlicher Schärfe des Blickes und Originalität der Auffassung. Er hat den zukünftigen Retter Deutschlands als solchen zu einer Zeit diagnostizirt, in der die Parteibrillen den Männern rechts wie links eine solche Voraussicht ganz unmöglich machten, ja in der Bismarck selbst sich zu der Vorstellung seiner Mission eben erst durchrang. Später hat er noch zweimal, freilich anonym, die Welt in Aufregung versetzt: es geschah durch jene beiden berühmten Artikel der „Post" „Ist der Krieg in Sicht?" (1875) und „Auf des Messers Schneide" (1884). Diese beiden beredten Proben seiner im Auftrage des Reichskanzlers ausgeübten journalistischen Thätigkeit fehlen leider in der Auswahl, die den Gelehrten in Rößler fast zu ausführlich, den Berufspolitiker zu wenig berücksichtigt.

Rößler war noch im Besitz jener absterbenden vollen humanistischen Bildung, für die Goethe der selbstverständliche Mittelpunkt, und das Studium der Geschichte das gegebene Lieblingsfeld war. So finden wir denn hier anregende Studien zur Entstehung von Goethe's Faust neben zwei ausführlichen Darstellungen der Politik Bismarck's, während werthvolle Kritiken des großen Sybel'schen Werkes das historische und litterarhistorische Interesse vereinigen. Freilich fehlt es wohl gerade den Goethe-Untersuchungen an jener sorgfältigen Beherrschung des nun einmal unentbehrlichen Handwerkszeugs, die ein geistreicher Kopf wohl schelten, aber nicht aus Eigenem ersetzen kann. Doch bietet die kräftige Gesammtanschauung dafür wenigstens einigermaßen Ersatz. In noch höherem Grade gilt dies von Rößler's Arbeiten zu Lessing, dem eigentlichen Schutzpatron der von Haym geführten und von Rößler eifrig unterstützten „Preußischen Jahrbücher". Das Höchste aber scheint mir Rößler in seiner Charakteristik Ranke's erreicht zu haben, deren Feinheit um so erstaunlicher ist als des Historikers Thatsachen-Freude und des Philosophen Genuß an der Spekulation reich genug auseinander liegen.

Karl Delbrück hat eine eingehende und von herzlicher Zuneigung diktirte Charakterskizze Rößler's (aus den „Preußischen Jahrbüchern") beigesteuert, der Herausgeber selbst ein vollständiges Schriftenverzeichniß. Es ist beiden zu danken, wenn die Gestalt des merkwürdigen und für eine bestimmte Phase unserer kulturellen Entwicklung bezeichnenden Mannes wieder, wie sie es verdient, lebendig geworden ist.

Berlin. Richard M. Meyer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 43. Berlin, den 26. Juli 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Das Centrum entfaltet im bayerischen Parlament eine umfassende Thätigkeit, um dem Staat es unmöglich zu machen, seine Pflichten zur Förderung von Kunst und Wissenschaft zu erfüllen. Budgetposten zur Erwerbung von Kunstwerken und Summen, die für Zwecke der allgemeinen Kultur ausgegeben werden sollen, streicht die Centrumsmajorität in der bayerischen Kammer. Einzelne ultramontane Führer behaupten, daß dieser Kampf gegen Kunst und Wissenschaft nichts mit der Beurlaubung des Ministers von Landmann zu thun habe; um so schlimmer. Schlimm schon wäre es gewesen, wenn das Centrum aus Aerger über die Folgen des Würzburger Streites seine Abstriche vornähme. Allein Aerger macht blind, und Blindheit entschuldigt einiges; aber wenn aus Prinzip, und ohne daß die Verbitterung als mildernder Umstand angeführt werden kann, das Centrum gegen die staatliche Förderung von Kunst und Wissenschaft wüthet, dann freilich ist auch das härteste Urtheil über solch banausenhaftes Treiben zu milde. Die großen römischen Päpste der Renaissance waren jedenfalls keine Bayern.

Kardinal Ledochowski ist gestorben. Er ist der erbitterte Gegner Preußens und des Reiches während des Kulturkampfes gewesen in seiner zwiefachen Eigenschaft als Ultramontaner und als Pole. Vor dem Kulturkampf stand er dem damaligen Grafen Bismarck nahe, und es scheint, daß Graf Bismarck geglaubt hat, auf den Erzbischof von Posen rechnen zu können. Das war eine Täuschung des großen Menschenkenners, und wie es der Bismarck'schen Individualität entsprach, quittirte er über solche Täuschung mit unerbittlicher Feindschaft. Graf Ledochowski hat seine Auflehnung gegen die Staatsgewalt während des Kulturkampfes mit Gefängniß büßen müssen. Pius IX. machte ihn, während er noch im Gefängniß saß, zum Kardinal. Nachdem Graf Ledochowski im Jahre 1876 nach Rom übergesiedelt war, verlor man ihn mit der fortschreitenden Verständigung zwischen Kurie und protestantischem Kaiserreich als wirkenden politischen Faktor der katholischen Kirche langsam in Deutschland aus den Augen.

Die „Kreuzzeitung" und auch die „Post" besprechen eine neue Broschüre von Kautsky über „Sozialreform und soziale Revolution". Die „Kreuzzeitung" namentlich stellt diese Broschüre als ein Machwerk dar, das den Vaterlandsverrath predige, das den Augenblick herbeisehne, da Deutschland in einen Krieg verwickelt sei, da unser Heer, von der Sozialdemokratie zersetzt, versage, damit alsdann die Revolution mit Hilfe des Landesfeindes im Innern triumphiren könne. Was gedenkt die Regierung gegenüber solchen Ungeheuerlichkeiten zu thun, ruft die „Kreuzzeitung" aus.

Was Herr Kautsky sagt, ist das Folgende. Er spricht über die Möglichkeiten, wie der moderne Staat zusammenbrechen könne; er bezeichnet es als eine dieser Möglichkeiten, daß die Umwälzung auch in Folge eines unglücklichen Krieges eintreten könne, und er stellt sich alsdann zu dieser Möglichkeit folgendermaßen:

„Wenn ich hier vom Krieg als einem Mittel der Revolution spreche, so soll das nicht sagen, daß ich den Krieg wünsche. Seine Schrecken sind so entsetzlich, daß heute wohl nur noch militärische Fanatiker den traurigen Muth auftreiben können, mit kaltem Blute nach Krieg zu verlangen. Aber selbst wenn eine Revolution nicht ein Mittel zum Zweck, sondern ein Endzweck wäre, der um jeden Preis, auch den blutigsten, nicht zu theuer erkauft wäre, könnte man nicht einen Krieg als Mittel wünschen, die Revolution zu entfesseln. Denn er ist das irrationellste Mittel zu diesem Zwecke. Er bringt so entsetzliche Zerstörungen mit sich, schafft so ungeheuerliche Anforderungen an den Staat, daß er eine Revolution, die aus ihm entspringt, aufs schwerste mit Aufgaben belastet, die ihr nicht eigenthümlich sind und die vorübergehend fast alle ihre Mittel und Kräfte absorbiren. Dabei ist eine Revolution, die aus einem Kriege entspringt, ein Zeichen der Schwäche der revolutionären Klasse, oft eine Ursache weiterer Schwächung, schon durch die

Opfer, die er mit sich bringt, wie durch die moralische und intellektuelle Degradirung, die ein Krieg meist hervorruft. Also enorme Vermehrung der Aufgaben des revolutionären Regimes und gleichzeitige Schwächung seiner Kräfte. Daher scheitert eine Revolution, die einem Kriege entspringt, leichter oder sie verliert frühzeitig ihre Triebkraft."

Wir haben keine Veranlassung, für Herrn Kautsky eine Lanze zu brechen; wir haben auch keine Veranlassung, zu diesen Spekulationen kritisch Stellung zu nehmen; auch der Kampf gegen die Sozialdemokratie ist seitens aller Parteien, die auf dem Boden der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung stehen, natürlich durchaus legitim. Freilich, alle Mittel in diesem Kampfe sind nicht legitim, und das Mittel der „Kreuzzeitung" ist charakteristisch.

Eines ist offensichtlich. Herr Kautsky würde — das geht aus seinen Worten hervor — einen Zusammenbruch des Staates in Folge eines Krieges nicht herbeiwünschen; gewiß nicht aus Liebe zu den bestehenden Zuständen, sondern in der Erkenntniß, daß das Schicksal solcher Umwälzung dem Schicksal der Pariser Kommune im Jahre 1871 voraussichtlich verwandt sein würde. Kautsky zieht dieses Beispiel sogar heran. Die Umdeutung, die die „Kreuzzeitung" vornimmt, entspricht freilich den Traditionen des Blattes; es hat immer mit solchen Mitteln gegen die Linke gekämpft; auch die Geschichte des Liberalismus liefert Beweise hierfür.

Der Prozeß Sanden, wie der Prozeß Exner sind zu Ende, und die Schuldigen wurden verurtheilt. Man kann nicht sagen, daß die Verhandlungen eigenartige Züge aufwiesen: Leichtsinn, Frivolität, strafbare Handlungen, nur die Proportionen leider ins Riesige gesteigert. Eines ist gut, daß die rückständigen Juden sich in Deutschland nicht in der Majorität befinden, sonst hätten sie, dem Vorbilde der Antisemiten folgend, sich den trefflichen Anlaß zu einer Christenhetze nicht entgehen lassen.

In Frankreich demonstriren die Klerikalen, weil die Regierung das Gesetz über die Kongregationen zur Ausführung bringt und jene geistlichen Institute schließt, die bei dem Ministerium die Genehmigung zum Fortbestand nicht nachgesucht haben. Auf die Proteste und die Straßenscenen brauchte die Regierung schwerlich besondere Rücksicht zu nehmen; schlimmer ist es, daß die Schulen der Kongregationen nicht sogleich durch Staatsschulen ersetzt werden können. Es wird daher schwierig sein, jene Kinder nach den Ferien, also im Herbst weiter zu unterrichten, die bisher in geistlichen Schulen untergebracht waren. Hier liegt eine reale Schwierigkeit vor, die ernster ist als die hysterischen Deklamationen klerikaler Nationalisten.

J. V. Widmann bleibt im „Berner Bund", und Professor Vetter behält seine Professur. Somit wird der häßliche Berner Zwischenfall keine Folgen haben, und alle Welt kann vergessen, daß ein taktloser Angriff die gutnachbarliche Stimmung zwischen Deutschland und der Schweiz vorübergehend trübte.

* * *

Der widerrufene Glaubenswechsel.

Sobald ein Minister etwas gesagt hat, das dem gesunden Menschenverstand als selbstverständlich einleuchtet, erfolgt ein Widerruf, und dieser Widerruf behauptet, daß der Minister das ihm zugeschriebene zutreffende Urtheil nicht abgegeben hat.

Von der Rede des Ministers von Podbielski in Stolp, die eine Reihe bitterer Wahrheiten für die Agrarier enthalten hat, berichtete die „Nation" in der letzten Nummer. Herr von Podbielski hat freilich bisher noch nicht selbst geleugnet, daß er jene Worte gesagt hat, allein die agrarische Presse behauptet nachdrücklich, daß er so Richtiges ganz bestimmt nicht gesprochen habe. Derselbe Vorgang spielt sich nunmehr auf einer größeren Bühne ab.

Die Zolltarifkommission schleppt ihr Dasein langsam weiter; von hundert zu hundert Positionen kriecht sie allmählich vorwärts, und ihr Weg führt über Beschlüsse, die entweder in sich widerspruchsvoll sind, oder die von der Regierung als unannehmbar erklärt werden, oder gegen die sich nachdrücklich eine Opposition in der Majorität auflehnt; oder die Berathungen lassen auch wohl Lücken zurück, und die Sorge, sie auszufüllen, bleibt irgend einer Zukunft überlassen. Diese Arbeit, die schon bisher so verheißungsvoll sich dem Chaos entgegenbewegte, konnte nur unter einer einzigen Voraussetzung in noch unentwirrbarere Schwierigkeiten hineinbugsirt werden. Da alle Möglichkeiten erschöpft waren, da die Majorität untereinander uneinig ist, da die Majorität sich gegen die Regierung, und die Regierung sich gegen die Majorität stellte, so ließ sich eine Steigerung nur erzielen, wenn die Bundesregierungen miteinander in Gegensatz geriethen. Auch diese letzte mögliche Chance ist nunmehr ausgenützt worden.

Bei der Berathung der Position Steine wies der Vertreter der Hansestädte darauf hin, daß der Zolltarif auf einem Kompromiß beruhe, an welchem man nicht rütteln könne, wenn nicht das ganze Werk zusammenstürzen solle. Allein das Bundesrathsmitglied für Baden behauptete, daß es sein verfassungsmäßiges Recht sei, das zu thun, was Herr Senator Klügmann als ein Rütteln an dem Werk bezeichnete, und daß er sich daher nicht hindern lassen könne, seinen abweichenden Standpunkt öffentlich zur Geltung zu bringen. Nach dieser Aussprache zwischen den Hansestädten und Baden ergriff Graf Posadowsky das Wort. Der „Deutschen Tageszeitung" zufolge sagte er:

> „Trotz vielfacher, lebhafter und eindringlicher Warnungen, die von mir ausgegangen sind, hat die Kommission Erhöhungen gegenüber der Vorlage beschlossen. Dies muß ich schmerzlich bedauern. Ich kann Ihnen verrathen, meine Herren, daß ich glaube, unser Zolltarif kommt niemals zu Stande."

Eines steht fest: Graf Posadowsky hat „vielfach" und „lebhaft" und „eindringlich" gewarnt, Erhöhungen gegenüber der Vorlage vorzunehmen; und fest steht auch, daß in allen Parteien der Glaube mehr und mehr an Verbreitung gewonnen hat: Dieser Zolltarif kommt niemals zu Stande. Der neue Glaube des Grafen Posadowsky würde sich also mit der allgemeinen politischen Ueberzeugung gedeckt haben. Allein Graf Posadowsky ließ in offiziösen Notizen sogleich erklären, jene einleuchtenden Worte habe er nicht gebraucht; das offiziöse Resumé spricht nur von einer Warnung, die Rüstung für Deutschland nicht zu schwer zu machen. Somit ist denn konstatirt, daß Graf Posadowsky sich einen Ausspruch nicht zu eigen zu machen wünscht, sondern ihn zurückweist, der der Situation durchaus entsprechen würde und der allgemein als zutreffend erachtet werden müßte.

Graf Posadowsky hat zweifellos der Güte seines Werkes einmal vertraut; er hat diesen Gesetzentwurf geschaffen; er hat ihn eingebracht; er war vor allen berufen, sein Geschöpf zu vertheidigen. Aber kann die Ueberzeugung von der Ersprießlichkeit dieser gesetzgeberischen Arbeit heute noch aufrecht erhalten werden, kann man vor allem annehmen, daß dieser Reichstag diese Vorlage in irgend einer Form verabschieden wird, und wenn die Verabschiedung stattfindet, in solcher Form, daß auch der Bundesrath zuzustimmen vermag? Hätte Graf Posadowsky gesagt: Ich habe diesen Glauben aufgegeben, so würde das ein Zeichen seiner politischen Einsicht sein; aber die offiziösen Meldungen widerrufen eilig, daß er den offensichtlichen Beweis dieser Einsicht geliefert hat.

Auch dieser Zwischenfall ist an sich ohne Bedeutung; aber auch er zeigt, wie unsere politische Lage sich auf haltlosen, innerlich unwahren Fiktionen aufbaut.

Es wird auf allen Seiten zugegeben, daß die Hoffnung schwinden müsse, diesen Gesetzentwurf zu verabschieden;

ja die politisch treibenden Kräfte auf der Rechten wie auf der Linken halten es beide für ersprießlich, daß dieser Entwurf im Orkus verschwinde. Wenn aber einem Minister zugetraut wird, daß er seinerseits aus dieser Sachlage die sich aufdrängenden Konsequenzen zieht, daß er gleichfalls das sagt, was alle Welt sagt und was ist, so wird offiziös sogleich geleugnet, daß die leitenden Männer in der Regierung auch ihrerseits es sich angelegen sein ließen, politische Klarheit zu schaffen.

Dieses Bestreben, das Offensichtliche zu verhüllen und zu verschleiern, erklärt sich aus der Entschlußlosigkeit der Regierung, aus ihrer Scheu, jene Konsequenzen zu ziehen, die die Lage erfordert; und solche Entschlußlosigkeit muß die ernstesten Besorgnisse rege machen. Denn zu ersprießlichen Handelsverträgen wird Deutschland nur kommen, wenn Entschlußfähigkeit und ein fester Wille und ein klares Erfassen der gegebenen politischen Situation in der Regierung vorhanden sind.

P. Nathan.

Verhütung von Krisen durch Zölle und Kartelle.

(Schluß.)

Man hat außer dem sozialistischen Staat — dem Allheilmittel für alle wirthschaftliche und soziale Schäden — im Wesentlichen zwei Heilmittel gegen die wirthschaftlichen Krisen empfohlen: den Schutz der heimischen Industrie durch Zölle, um die „Ueberschwemmung des heimischen Marktes mit Auslandswaare" zu verhüten, worin man ja leicht geneigt ist, eine Ursache der Krisis zu sehen, und die Regelung von Angebot und Nachfrage, d. h. die Organisation des Angebots in den Kartellen.

Es ist ein Irrthum, anzunehmen, daß ein Schutzzoll unter allen Umständen preisvertheuernd wirke. Der deutsche Zoll auf Spielwaaren, Papierwaaren, Messerwaaren, Web- und Wirkwaaren, kurz auf die meisten Erzeugnisse der Kleinindustrie, vermag im Preise nicht zum Ausdruck zu kommen. Bei überwiegenden Ausfuhrindustrien wird ein Schutzzoll nur dann die Preise erhöhen können, wenn die Konzentration der betr. Industrie es ermöglicht, die einzelnen Werke zu Konventionen, Kartellen, Syndikaten 2c. zusammen zu fassen und so die preisdrückende Konkurrenz auf dem inländischen Markte hinter den Schutzzollmauern thatsächlich auszuschließen. Bei einer Knappheit an Eisen, wie wir sie in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre hatten, wirkte der Schutzzoll in voller Höhe vertheuernd. Natürlich steigert er dann die Rentabilität der Werke und schafft damit einen ungesunden Anreiz zu Betriebserweiterungen und zu Neuanlagen auch da, wo die natürlichen Bedingungen nicht günstig sind; er wirkt auf die Ueberproduktion hin, ebenso wie in Folge der Vertheuerung des Fabrikats auf die Konsumeinschränkung. Hohe Eisenpreise bewirken aber rückwirkend hohe Kohlen- und Kokspreise und damit hohe Produktionskosten auch der Eisenindustrie.

Wenn in einer Zeit der Hochkonjunktur, des Mangels an Waaren verschiedenster Art die Höhe der Materialpreise weniger von den Eisen verbrauchenden Industrien empfunden wird, weil bei der allgemeinen Waarenknappheit schließlich alle geforderten Preise gezahlt werden und man sich am Preis des Fertigfabrikats schadlos halten kann, so ist beim rückgehenden Verbrauch das Hochhalten der Materialpreise von gefährlichster Wirkung; es schränkt nicht nur den Inlandsverbrauch ein, es gefährdet die Exportmöglichkeit für die weiter verarbeiteten Waaren und selbst in der Eisenindustrie liegt der Schwerpunkt unserer Ausfuhr nicht in den Erzeugnissen der Großindustrie, in den Halbfabrikaten, sondern in den verfeinerten Fertigfabrikaten. Im Jahre 1900 betrug die Ausfuhr der gesammten Großeisenindustrie, einschließlich aller geschmiedeten Maschinentheile, Räder, Puffer, Kanonenrohre, Walzrohre, Walzdraht 1,10 Millionen Tonnen im Werthe von 144 Millionen Mark, die von weiter verarbeitetem Eisen und von Maschinen dagegen zwar nur 0,68 Millionen Tonnen, die indessen einen Werth von 507 Millionen Mark repräsentirten.

Inzwischen hat zwar die Gesammtausfuhr von Eisen, Eisenwaaren und Maschinen eine enorme Zunahme erfahren — sie stieg von 564 500 Tonnen in den ersten 4 Monaten 1900 auf 1 043 133 Tonnen im gleichen Zeitraum 1902, aber an der Steigerung ist fast ausschließlich die mit Exportprämien arbeitende Großindustrie vornehmlich die Roheisen- und Walzeisenfabrikation betheiligt, daneben die ebenfalls syndizirten Drahtstifte- und Blechgeschirre, dagegen erfuhr in derselben Zeit die Ausfuhr von Maschinen einen Rückgang von 72 470 auf 62 930 Tonnen, und bei den anderen Verfeinerungsindustrien zeigt der Export theils einen Rückgang, theils wenigstens nicht die normale Zunahme.

Während der Zoll bei den kartellirten Industrien in Zeiten der Hochkonjunktur einen ungesunden Anreiz zu Kapitalsinvestirungen und Betriebserweiterungen und damit zur Ueberproduktion gibt, führt er in Zeiten der wirthschaftlichen Depression durch das Hochhalten der Inlandspreise zur Einschränkung des Inlandskonsums, zur Schwächung der Ausfuhrthätigkeit der weiter verarbeitenden Industrie; ja, die Konkurrenz des Auslandes wird künstlich gestärkt, indem diesem das Material auf Kosten der inländischen Verbraucher (Verarbeiter) zu ermäßigten Preisen geliefert wird.

Ein Schutzzoll, welcher wirksam ist, d. h. im Preise der geschützten Inlandserzeugnisse zum Ausdruck kommt, — und das thut er meist nur bei Halbfabrikaten — wirkt daher nicht Krisen verhindernd, sondern Krisen befördernd, verschärfend.

Das Schutzzollsystem ist aber der Nährboden für die Kartelle und Syndikate, von denen ihre Lobredner behaupten, daß sie durch die Regelung von Angebot und Nachfrage die wirthschaftlichen Krisen aus der Welt zu schaffen vermöchten, was ihnen bisher freilich noch nicht gelungen ist.

Nur Großindustrien lassen sich kartelliren. Die Spinnerei, welche nur noch als im Großbetrieb rentabel und daher in verhältnißmäßig wenigen Betriebsstätten konzentrirt ist, läßt sich in ein Kartell zusammenfassen, die Weberei und Wirkerei aller Art nicht; die Cellulosefabriken können ein Syndikat bilden, die Papier verarbeitenden Industrien sind dazu viel zu zersplittert.

Der Schutzzoll ist allerdings nicht unbedingte Vorbedingung eines Kartells; der Monopolcharakter eines Erwerbszweiges thut dieselben Dienste.

Das Kohlensyndikat wie das Kokssyndikat sind zu Stande gekommen ohne Schutzzoll. Hier wirkte das beschränkte Vorkommen einerseits, die Tarifpolitik der preußischen Staatsbahnen, welche die Ausfuhr erleichterten, die Einfuhr von Kohlen erschwerten andererseits, in gleicher Weise auf die Kartellbildung, wie sonst die Schutzzölle; und der Staat, welcher durch seinen eigenen Kohlengrubenbesitz wohl in der Lage gewesen wäre, einigermaßen die freie Konkurrenz aufrecht zu erhalten, wenigstens den schlimmsten Ausschreitungen der Kartelle entgegen zu wirken, hat mit einer vorübergehenden Ausnahme lediglich fiskalische Politik getrieben, die Kartelle geradezu unterstützt. Wenn man ohne weiteres zugeben kann, daß das Ruhr-Kohlensyndikat in den ersten Jahren der aufsteigenden Bewegung vielleicht mäßigend auf die Preisbildung für Kohle gewirkt hat, so hat dies doch nicht lange vorgehalten. Namentlich das Kokskohlensyndikat und das Kokssyndikat haben ihre Machtstellung in einer Weise ausgenutzt, welche das Hereinbrechen der industriellen Krisis beschleunigte, diese verschärfte und dadurch, daß es auch bei niedergehender Konjunktur die Preise auf dem Inlandsmarkt hochhielt, eine Gesundung verhinderte. Noch jetzt liefert das westfälische Kokssyndikat den

böhmischen Eisenwerken den Koks mit 11 Mark, den heimischen mit 15 Mark. Es heißt das geradezu, die Industrie des Auslandes auf Kosten der inländischen fördern. Es heißt dies, die Arbeitsgelegenheit im Inland verringern, den Verbrauch einschränken und künstlich eine Unterkonsumtion schaffen.

Ganz ähnlich haben das Roheisensyndikat und der Halbzeugverband gewirkt. Dadurch, daß man die weiterverarbeitenden Industrien zur Zeit der übertriebensten Preise zu langjährigen Abschlüssen zwang, brachte man dieselben bei der niedergehenden Konjunktur an den Rand des Abgrunds, nöthigte sie, mit riesigen Verlusten abzunehmen, während man gleichzeitig nach dem Ausland zu wesentlich niedrigeren Preisen verkaufte.

So hat das auf dem Boden des Schutzzolles erwachsene Grobblechsyndikat künstlich den Binnenschiffahrtsbau am Rhein aus Deutschland nach Holland getrieben, indem man dorthin die Schiffsbleche um den Zoll billiger lieferte, als in Deutschland; so hat seiner Zeit das Walzdrahtsyndikat die Drahtstiftfabrikation in Belgien durch Hochhalten der Inlandspreise von Walzdraht, durch billige Lieferungen an das Ausland künstlich groß gezogen; und wenn jetzt die Noth der Zeit diese Syndikate zwingt, den exportirenden Weiterverarbeitern Bonifikationen zu geben, an welchen gleichmäßig das Kohlensyndikat, das Roheisensyndikat oder der Walzwerkverband oder das Walzdrahtsyndikat betheiligt sind, so wird zwar den Walzwerken, Drahtziehereien und Drahtstiftfabriken der Export weiter ermöglicht, aber gerade den kleineren Verfeinerungsindustrien sieht man sich außer Stande, Exportvergütungen zu geben, und der Schwerpunkt der Ausfuhr liegt eben, wie wir vorhin dargelegt, nicht in den groben Waaren, sondern in den feinen. Auf die Dauer kann auch mit solchen künstlichen Mitteln die allgemeine wirthschaftliche Krisis nicht überwunden werden. Wenn man sich nicht entschließt, der gesammten weiterverarbeitenden Industrie zu Weltmarktspreisen zu liefern, so schränkt man den Verbrauch immer weiter ein und verhindert, allermindestens verzögert die Gesundung.

Das Beispiel des Zuckersyndikats hat gezeigt, wie die Ausnützung eines unsinnigen Schutzzolles durch das Kartell nicht zu einer Gesundung der betreffenden Industrie, sondern zu deren schwersten Gefährdung, zur gewaltigen Ueberproduktion führte, wie alle künstlichen Hilfsmittel der Gesetzgebung diese Lage nur verschärfen können, wie der natürliche Markt das inländische Absatzgebiet dadurch in seiner Aufnahmefähigkeit aufs Schwerste geschädigt wird, und wie schließlich, um eine Gesundung herbeizuführen, man genöthigt ist, zur natürlichen Preisbildung zurückzukehren.

Es soll dabei keineswegs verkannt werden, daß die Kartelle und Syndikate an sich wirthschaftlich durchaus berechtigte Erscheinungen sind, daß sie durch Verringerung der Produktions-, Verwaltungs-, Debits- und Frachtkosten auch volkswirthschaftlich durchaus segensreich, sogar vortheilhaft für die Konsumenten wirken können; aber das wird nur da sein, wo sie stets mit der Möglichkeit einer Konkurrenz bei natürlicher Preisbildung zu rechnen haben.

Die Vertheuerung der Materialien durch den Schutzzoll, und der damit gezeitigte Zusammenschluß der gleichartigen Fabriken in Kartelle führt noch eine andere Erscheinung herbei: das Zusammenfassen verschiedenartigster Betriebe in ein Unternehmen. Ein Hochofenwerk ist heute kaum mehr existenzfähig ohne eigene Kokskohle, ohne eigene Erze; ein Stahlwerk oder Puddel- und Walzwerk kaum mehr ohne Roheisen oder Halbzeug, ja kaum noch ohne eigene Kohle, und wiederum die Hochofen- und Stahlwerke müssen, um in Zeiten des Darniederliegens sich Absatz für ihre Materialien zu schaffen, bedacht sein, diese so weit wie möglich selbst weiter zu verarbeiten, zu verfeinern. Bis zur eigenen Maschinen- oder Wagenbauanstalt oder Konstruktionswerkstätte sehen sie sich genöthigt, ihre Thätigkeit auszudehnen. Und wie in der Eisenindustrie, liegt es in anderen. Die Garnzölle haben die Spinnwebereien gezeitigt, das Spirituskartell hat die Anlage von ringfreien Brennereien durch Großdestillateure, das Zuckerkartell die von Zuckerfabriken durch die Chokoladen- und Zuckerwaarenfabrikanten herbeigeführt. Das Land der höchsten Zölle, die Vereinigten Staaten, sind auch das Land der meisten Kartelle und der größten Riesenunternehmungen, des Zusammenschlusses der verschiedenartigsten Unternehmungen in einer Hand. Das Land der Handelsfreiheit, England, das der weitestgehenden Theilung der Arbeit; während das erstere gleichzeitig die schroffsten Wechsel der Konjunkturen, die höchsten Booms, die tiefsten Krisen aufweist, zeigt England eine verhältnißmäßig gleichmäßige Entwicklung, nur noch flache Depressionen.

Der Versuch, durch Organisation der Produktion mittels Kartellbildungen diese der Konjunktur anzupassen und damit Krisen zu verhüten, ist kläglich gescheitert, trotzdem gewiß die geeignetsten Männer zur Leitung dieser Kartelle berufen wurden; man wird annehmen können, daß im sozialistischen Staat es den Leitern der Produkion ebensowenig gelingen würde diese dem Bedarf anzupassen, wie es den heutigen Leitern der Kartelle gelungen ist; denn es handelt sich nicht nur um die Befriedigung des jeweiligen Konsums, sondern vor allem um die Schaffung neuer Produktionsmittel, und auf deren Bedarf wirken nicht nur die Zunahme der Menschen, sondern auch Erfindungen, technische Umwälzungen 2c. und auch in einem sozialistischen Staate dürfte es Industriekrisen in den Produktionsmitteln ebensogut geben, wie unter der kapitalistischen Gesellschaftsordnung.

Ob die gegenwärtige Krisis bereits ihren tiefsten Punkt hinter sich hat, ist schwer zu sagen. Der andauernde Rückgang des Eisenbahnverkehrs insbesondere der Kohlenverladungen spricht dagegen; und wenn man erwägt, daß wachsende Arbeitslosigkeit, der Rückgang der Löhne, die Verkürzung der Arbeitszeit die Konsumkraft der breiten Schichten schwächen müssen, ebenso wie der Rückgang der Dividenden die der Wohlhabenden, wie dadurch die Kapitalbildung verlangsamt wird, so muß man zu dem Schluß kommen, daß der Nothstand in den Industrien der Produktionsmittel mehr und mehr auf die Industrien der Konsumartikel übergreifen muß und thatsächlich bereits übergegriffen hat, daß eine Unterkonsumtion je länger je mehr eintreten muß. Erheblich verschärft muß eine solche werden durch eine Vertheuerung der Nahrungsmittel, welche die Aufnahmefähigkeit der breiten Schichten für Industrieerzeugnisse schwächt.

An Kapital für Neuanlagen fehlt es nicht: die enormen Ueberzeichnungen der heimischen und ausländischen, auf den deutschen Geldmarkt gebrachten Anleihen lassen im Gegentheil erkennen, wie große Kapitalien der Anlage harren; aber der Unternehmungsgeist kann solange keinen nennenswerthen Aufschwung nehmen, als in einem derart auf die Ausfuhr von Industrieerzeugnissen angewiesenen Lande, wie Deutschland, die heutige Unsicherheit über die künftigen Handelsbeziehungen besteht. Kein Fabrikant kann riskiren, neue Anlagen zu machen, so lange er nicht weiß, ob er für das Fabrikat, das bisher im Auslande einen großen Markt hatte, auch künftig Absatz finden wird, oder ob Zollkriege oder ungünstige Handelsverträge ihm das unmöglich machen. Unter dieser Unsicherheit leidet aber auch die Landwirthschaft gerade in ihrem wichtigsten Produktionsartikel, in den thierischen Produkten, deren Verbrauch stark im Rückgange begriffen ist; ist doch der Fleischkonsum in dem überwiegend industriellen Königreich Sachsen binnen Jahresfrist um 10 Kilogramm pro Kopf p. a. zurückgegangen. Alle Zweige des Wirthschaftslebens haben daher ein dringendes Interesse an einer ausgiebigen Verlängerung der bestehenden Handelsverträge, unter welchen Deutschland den größten je dagewesenen wirthschaftlichen Aufschwung erreicht hat; denn auch die jetzige Krise würde bereits überwunden sein, wenn nicht die Unternehmungslust gelähmt würde durch die Bestrebungen auf gegenseitige Absperrung der Länder durch Zölle.

Breslau. Georg Gothein.

Die Beseitigung der Gerichtsferien.

Gegen die Institution der Gerichtsferien richtet sich eine von Jahr zu Jahr stärker anschwellende Bewegung. Besonders bemerkbar — auch für das größere Publikum — macht sich dieselbe in der Regel gegen Beginn des Monats Juli, da die Tagespresse die durch das nahe Bevorstehen der Ferienzeit gegebene Aktualität nicht unbenutzt vorübergehen läßt. Die Blätter pflegen dann von mehr oder weniger energischen Angriffen gegen diese Einrichtung widerzuhallen und deren schleunige Beseitigung zu verlangen oder je nach Temperament sich auf resignirte Klagen zu beschränken. Sind die vorgebrachten Gesichtspunkte auch im Großen und Ganzen zutreffend, so stößt man doch nicht selten auf eine unvollständige und einseitige Beleuchtung der Materie. Es lassen sich immerhin auch allerlei Gründe anführen, die das Bestehen der Ferien erklären, wenngleich sie den erheblich gewichtigeren Gegengründen gegenüber nicht Stand halten können. Deshalb erscheint es auch nicht zweifellos, ob die auf Beseitigung gerichteten Bestrebungen, deren Träger vor allem die Vertretungsorgane von Handel und Industrie sind*), in absehbarer Zeit Erfolg haben werden.**)

Die Einrichtung der Gerichtsferien, die uralt ist und schon im antiken Rom in Rücksicht auf die Erntearbeiten bestand, ist bei uns durch das Gerichtsverfassungsgesetz geregelt. Da die Civilprozeßordnung die Bestimmung enthält, daß der Lauf einer Frist (mit gewissen Ausnahmen) durch die Gerichtsferien gehemmt wird, so war eine einheitliche Regelung dieser Materie für das ganze Reich erforderlich, damit nicht durch landesgesetzliche Verschiedenheiten Unzuträglichkeiten herbeigeführt wurden. Nach dem Vorbilde partikularer Gesetzgebungen sah der Entwurf des Gerichtsverfassungsgesetzes die Zeit vom 15. Juli bis 31. August für die Ferien vor. Eine längere Dauer, so führen die Motive aus, würde zu einem übermäßig langen Stillstand der Rechtssachen führen. Gleichwohl hat das Gesetz selbst noch 15 Tage zugelegt. Nach § 201 der Gerichtsverfassungsgesetzes dauern die Ferien vom 15. Juli bis 15. September einschließlich. Während dieser Zeit ruht nun aber nicht etwa die gesammte Rechtspflege, so daß man die Gerichtsgebäude einfach schließen könnte, sondern es gibt auch jetzt noch Arbeit in Hülle und Fülle. Die Ferien sind nämlich ohne jeden Einfluß auf das Zwangsvollstreckungs-, Konkurs- und Mahnverfahren (§ 204 G.V.G.), sowie auf das gerichtliche Verfahren in Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit, z. B. Grundbuch-, Testaments-, Vormundschafts- und Nachlaßsachen u. dergl., wenngleich die Bearbeitung der beiden letztgenannten Kategorien insoweit unterbleiben darf, als das Bedürfniß einer Beschleunigung nicht vorhanden ist. (§ 10 des Reichsgesetzes betr. die freiwillige Gerichtsbarkeit, §91 des Preuß. Ausführungsgesetzes zum Gerichtsverfassungsgesetz). Ferner berühren die Ferien nicht die sogenannten Feriensachen, vor allem Strafsachen und gewisse bürgerliche Rechtsstreitigkeiten, wie Wechselsachen, Streitigkeiten zwischen Vermiethern und Miethern wegen Ueberlassung, Benutzung oder Räumung der Wohnung, sowie wegen Zurückbehaltung der eingebrachten Sachen, Streitigkeiten zwischen Dienstherrschaft und Gesinde, Arbeitgebern und Arbeitern hinsichtlich des Dienst- und Arbeitsverhältnisses u. s. w. (§ 202 G. V. G.). Somit bleibt nur das allerdings große Gebiet der gewöhnlichen Civilprozesse übrig. Auch von diesen kann das Gericht auf Antrag des Rechtsuchenden solche zu Feriensachen erklären, die einer besonderen Beschleunigung bedürfen. In allen übrigen Sachen darf jedoch das Gericht weder Urtheile noch Beschlüsse erlassen. Daß ein solcher Stillstand der streitigen Gerichtsbarkeit schwere Nachtheile im Gefolge hat, Nachtheile, die sich zur Zeit der Entstehung des Gerichtsverfassungsgesetzes noch nicht so fühlbar machten, wie in unserer Zeit des hochentwickelten Geschäfts- und Wirthschaftslebens, des nimmer rastenden Verkehrs, kann nicht verkannt werden. Ist auch die Gefahr, daß böswillige Schuldner Vermögensstücke bei Seite schaffen könnten, worauf u. a. von der Vereinigung von Handelskammern des rheinisch-westfälischen Industriebezirks in der erwähnten Eingabe hingewiesen wird, nicht sehr groß, da man solchen Manipulationen (falls man überhaupt Kenntniß davon erhält), auch während der Ferien durch das Arrestverfahren einen Riegel vorschieben kann, so ist doch der Umstand, daß man monatelang nicht zu einem vollstreckbaren Titel kommt und dem Schuldner nothgedrungen Frist geben muß, um so schlimmer. Was es für den Geschäftsmann bedeutet, noch Monate auf sein Geld warten zu müssen, weiß jeder, der das praktische Leben kennt. Allerdings ist wohl die Behauptung jener Eingabe, daß die Erledigung schwebender und die Einleitung neuer Prozeßangelegenheiten nicht nur um die Ferienzeit, sondern häufig noch um weitere 3 bis 5 Monate hintangehalten würde, eine Uebertreibung. Diejenigen Sachen, auf die es hier vornehmlich ankommt, wie Waarenklagen und sonstige Ansprüche aus dem Verkehr des täglichen Lebens, und die meistens durch Versäumniß- oder Anerkenntnißurtheil erledigt werden oder doch nur eine einfache Beweisaufnahme erfordern, werden — besonders bei den Amtsgerichten — nur um die Dauer der Ferien verzögert. Auf die letzten Gerichtstage vor den Ferien werden noch alle Sachen angesetzt, die so zeitig zur Terminsbestimmung eingereicht sind, daß die vorgeschriebene Einlassungsfrist gewahrt werden kann; ebenso werden nach den Ferien schon in den ersten Terminen nach Ablauf der Einlassungsfrist alle neuen Sachen zur Verhandlung gebracht.

Daß diese Wochen für den Prozeßrichter nicht zu den angenehmsten gehören, bedarf wohl keiner Erörterung. Um so weniger angebracht erscheint es, wenn einzelne Tageszeitungen abfällige Bemerkungen über die Arbeitswilligkeit der Richter fallen lassen. Es zeugt dies von mangelnder Kenntniß der Verhältnisse. Die erhöhte Arbeit, die von den Prozeßrichtern nach den Ferien zu bewältigen ist, steht gewiß den bei besonderen Ereignissen von den Redakteuren zu machenden Leistungen nicht nach, und es bedarf, wie eine Zeitung ironisch vorschlug, für unsere Richter keines Kursus in einer Zeitungsredaktion, „um zu lernen, was verschärfter Energie möglich ist“. — Ja, auch während der Ferien sind die Richter erster Instanz nicht auf Rosen gebettet; einen erheblichen Vortheil haben eigentlich nur die Oberlandesgerichte und das Reichsgericht, da der Schwerpunkt ihrer Thätigkeit eben die Zivilprozesse sind. Am schlechtesten stehen sich dagegen die Amtsgerichte, zu deren Zuständigkeit alle die oben aufgezählten Angelegenheiten gehören, die von den Ferien nicht betroffen werden. Der bei dem Amtsgericht wirkende Richter muß sich daher seinen einen Monat Urlaub durch eine seine sonstige Arbeitslast übersteigende Leistung während des anderen Monats sauer erkaufen.

Fragen wir nun nach den Gründen, die für die Aufnahme der Gerichtsferien in unsere Gerichtsverfassung maßgebend gewesen sind, so ersehen wir aus den Motiven, „daß die Bestimmung der Ferien eine zweifache ist“. Sie sollen nach den Motiven einmal die Beurlaubung der gerichtlichen Beamten erleichtern und zweitens diejenigen Privatpersonen, die als Handelsrichter, Zeugen oder Sachverständige zum Gerichtsdienst herangezogen werden können, in der Erntezeit, in welcher der Gerichtsdienst für einen wesentlichen Theil der Bevölkerung mit großen Nachtheilen verbunden sein kann, vor diesen Nachtheilen möglichst bewahren. — Daß

*) Eine Eingabe in diesem Sinne ist von der Vereinigung von Handelskammern des niederrheinisch-westfälischen Industriebezirks dem Reichskanzler überreicht. Desgleichen hat der sächsische Handelskammertag eine Resolution zur Abschaffung der Ferien gefaßt und das Aeltestenkollegium der Berliner Kaufmannschaft soll ebenfalls beim Reichskanzler vorstellig geworden sein.

**) Zeitungsmeldungen zufolge soll der preußische Justizminister Gutachten über die Abschaffung von den Präsidenten der Oberlandesgerichte erfordert haben.

diese Gründe die Beibehaltung der Gerichtsferien als durchaus nothwendig erscheinen lassen, kann man nicht behaupten. Der zweite Grund trifft doch in demselben Maße auf die Betheiligung des Publikums an dem Strafverfahren zu. Auch hier müssen während der Erntezeit Privatpersonen als Schöffen und Geschworene richterliche Thätigkeit ausüben oder als Zeugen und Sachverständige vor Gericht erscheinen, und selbst in der freiwilligen Gerichtsbarkeit, vor allem in Vormundschaftssachen, kann die Inanspruchnahme der Laien, z. B. der Vormünder, durch das Gericht häufig nicht vermieden werden. Wichtiger noch ist, daß die Rücksicht, die auf die ackerbautreibende Bevölkerung genommen wird, billigerweise auch von anderen Erwerbsständen verlangt werden könnte, deren arbeitsreichste Periode in eine andere Jahreszeit fällt; man denke nur an die Detailkaufleute im Monat vor Weihnachten. Die überwiegende Bedeutung der Landwirthschaft gegenüber Handel und Industrie, die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unleugbar bestand, ist nicht mehr vorhanden. Deutschland ist nicht mehr, wie die Berufsstatistik zeigt, in erster Linie Ackerbaustaat, und die Beibehaltung der Gerichtsferien läßt sich mit der Rücksicht auf die Erntezeit nicht mehr rechtfertigen.

Gewichtiger ist dagegen der erste Grund, aber nicht etwa wegen des Interesses der Justizbeamten allein, sondern vornehmlich im Interesse des Publikums. Da unser Prozeßverfahren auf dem Grundsatz der Mündlichkeit, Unmittelbarkeit und Einheitlichkeit der Verhandlung beruht, so vertragen die Zivilprozesse nur schlecht einen Richterwechsel, zumal bei den Amtsgerichten, wo der Prozeßstoff meist nicht oder nur unvollkommen in vorbereitenden Schriftsätzen niedergelegt ist und der Richter nur durch kurze Bleistiftnotizen zur Unterstützung seines Gedächtnisses das Ergebniß der mündlichen Verhandlung fixiren kann. Aber auch in den Kammern und Senaten der Land- und Oberlandesgerichte würde eine mehrmalige Veränderung in der Besetzung, wie sie bei Abschaffung der Gerichtsferien durch die successive Beurlaubung eintreten würde, verzögerlich wirken. Auch ist zu bedenken, daß die Rechtsanwälte ebenfalls ein Erholungsbedürfniß haben, und daß daher trotz Einschiebens von Substituten eine Verlangsamung der Prozesse und andere Unbequemlichkeiten in Folge der Abwesenheit des eigentlichen Prozeßvertreters unvermeidlich sind, ganz davon abgesehen, daß manche Partei gerade auf die Bearbeitung ihrer Sache durch ihren Anwalt besonderen Werth legt.

Erhöht werden die durch den Richterwechsel bedingten Schwierigkeiten durch einen in der bisherigen Diskussion meines Wissens noch garnicht erörterten Umstand. Nach § 122 G. V. G. dürfen bei den Oberlandesgerichten nur ständig angestellte Richter zu Hülfsrichtern berufen werden, während gemäß § 134 G. V. G. beim Reichsgericht die Zuziehung von Hülfsrichtern überhaupt unzulässig ist, Bestimmungen, die den Zweck verfolgen, die Unabhängigkeit der Gerichte möglichst zu gewährleisten. Beim Reichsgericht müßte daher der Bestand an Richtern über den normalen Bedarf erhöht werden, damit während der Sommermonate — denn nur diese kommen für die Urlaubsgewährung in Betracht — noch ausreichende Kräfte vorhanden wären. In den übrigen 7—8 Monaten des Jahres wäre dann eine das Bedürfniß übersteigende Richterzahl vorhanden.

Ganz so schwierig liegt die Sache bei den Oberlandesgerichten nicht. Immerhin müßten hier zur Kompletirung Land- und Amtsrichter als Hilfskräfte herangezogen werden, wodurch wiederum die Land- und Amtsgerichte noch mehr entblößt würden. Schließlich müßten dann auch die an das Oberlandesgericht berufenen Hilfsrichter noch ihren Urlaub haben, so daß während der vier bis fünf als Urlaubszeit in Frage kommenden Monate ein unaufhörlicher Wechsel in der Besetzung stattfinden würde. Die Land- und Amtsgerichte würden dann zum großen Theil mit Assessoren besetzt werden müssen, was ja augenblicklich keine Schwierigkeiten bietet, da eine ausreichende Anzahl zur Verfügung steht, was aber kritisch wird, wenn einmal der Andrang zur juristischen Karriere nachlassen sollte.

Gegenüber diesen in der Sache liegenden Bedenken spielt der — auch schon hervorgehobene — Kostenpunkt keine entscheidende Rolle oder sollte sie wenigstens nicht spielen. Die finanzielle Mehrbelastung des Justizetats wird sich in mäßigen Grenzen halten. Die im obigen hervorgehobenen Mißstände würden sich vielleicht auf ein erträgliches Maß reduziren lassen, wenn man die Gerichtsferien für das Reichsgericht und die Oberlandesgerichte bestehen ließe und sie nur bei den erstinstanzlichen Gerichten aufhöbe. Auch eine derartig beschränkte Reform würde den Interessen der gewerbetreibenden Bevölkerung genügende Rechnung tragen. Denn ob die Sachen in der zweiten und dritten Instanz ein wenig länger dauern, ist ohne große Bedeutung, zumal in den weitaus meisten Fällen durch das Mittel der vorläufigen Vollstreckbarkeit der erstinstanzlichen Urtheile dem Gläubiger die Möglichkeit zur Realisirung seines Anspruchs gegeben wird. Eine derartige Reform würde den dringendsten Ansprüchen genugthun und die Klagen des Publikums wohl zum Schweigen bringen.

Göttingen. A. Thiesing.

Der Niedergang der deutsch-österreichischen Universitäten.

Wie die Wipfel des Baumes am stärksten schwanken, wenn der Stamm geschüttelt wird, so sind es die höchsten Spitzen der kulturellen Organisation des Staates, die am ärgsten leiden, wenn die Fundamente des Staates erschüttert werden. Das erfahren die deutsch-österreichischen Universitäten an ihrem eigenen Leibe; denn Geldnoth, politische Mißwirthschaft und Regierungselend scheinen sich verschworen zu haben, die ältesten Stätten deutscher Hochschulbildung ihres Glanzes zu berauben. Man braucht nicht an die Excesse des czechischen Mob zu denken, der die deutschen Kliniken und Institute in den Prager Dezembertagen von 1897 mit Steinen bewarf und mit Fäkalien verunreinigte. Der damals angerichtete Schaden wurde wenigstens äußerlich gut gemacht. Schlimmer ist die allmähliche, aber stetige Unterwühlung der Bedeutung der deutschen Universitäten.

Wenn bedeutende Gelehrte nicht Lust haben, sich in unsaubere Politik einzumischen, und es vorziehen, den Kampf gegen die Widrigkeiten aller Art in Oesterreich aufzugeben, wenn sie, um sich ruhiger wissenschaftlicher Arbeit zu widmen, ihrem Geburtslande den Rücken kehren, das sie einem unentrinnbaren Fatum verfallen glauben, so kann man ihnen das nicht verübeln. Aber Pflicht der Regierung wäre es, wenn sie nur die Spur eines über den morgigen Tag hinausgehenden Verantwortlichkeitsgefühls hätte, die Lage der Dinge zu erkennen und, wenn sie nicht auch am Staate verzweifeln will, ihre Vorkehrungen danach zu treffen und wenigstens nicht noch das Ihrige dazu beizutragen, um zu untergraben, was zu fallen droht. Aber in den Kreisen der Regierung scheinen ganz andere Gesichtspunkte maßgebend zu sein. Der Unterrichtsminister Hartel, selbst einst Universitäts-Professor, hat auf die Eingabe der Wiener philosophischen Fakultät, die mit anerkennenswerther Entschiedenheit auf einige der wesentlichsten Mißstände hinwies, kein entgegenkommendes Wort gefunden, aber nicht unterlassen zu bemerken, daß er eine derartige Eingabe als Professor nicht unterschrieben hätte. Allerdings widerspricht sie einigermaßen dem bureaukratischen Schimmel, der von einer hohen Unterrichtsverwaltung beliebt wird.

Man muß zugeben, daß die Sünden der Unterrichtsverwaltung nicht erst von gestern sind. Energisch ist sie seit Dezennien nicht gewesen. Die Scheu vor Berufungen aus

dem „Reiche“ hat manchenorts aus politischen Gründen immer bestanden. Und doch ist für uns österreichische Deutsche nichts so wichtig, wie die Aufrechterhaltung des kulturellen Zusammenhanges mit Deutschland. Nun besteht aber seit vier Jahren die lex Gautsch, deren Urheber nicht nur in diesem Falle durch seine beschränkte Reglementirwuth Schaden angerichtet hat; sie hat die Kollegiengelder der Professoren verstaatlicht und dafür eine gewisse Erhöhung der systemmäßigen Bezüge zugestanden. Ueber das Prinzip, das ihr zu Grunde liegt, kann man getheilter Meinung sein. In ihrer Anwendung ist sie verderblich geworden, weil sie wie ein Schutzzoll gegen den Import von Lehrkräften aus Deutschland wirkt. Denn, da die Kollegiengelder entfallen, ist die materielle Stellung eines Wiener Professors in der Regel schlechter, als die eines Professors an einer mittleren deutschen Universität. Wenn die Lust, nach Oesterreich zu kommen, überhaupt abgenommen haben mag, so wird sie durch diesen Umstand gewiß nicht vergrößert. Von den ungeahnt hohen Gehalten, welche der Minister Gautsch bei der Vertheidigung des Gesetzes in Ausnahmefällen in Aussicht stellte, wenn es sich um eine wichtige Berufung handeln würde, hat man noch nicht oft gehört.

Im Gegentheil. Die Unterrichtsverwaltung zeichnet sich in dieser wie in den meisten übrigen Beziehungen durch ihre vollständige Muthlosigkeit aus, für die in der Regel der Fiskalismus des Finanzministers, der ebenfalls früher Professor war, als Ausrede herhalten muß. Man darf bezweifeln, ob sich das Herz des Finanzministers nicht erweichen ließe, wenn der Minister Hartel dieselbe Energie anwenden würde, wie wenn es sich um ein Bild von Klimt oder ein anderes Sezessionsereigniß du jour handelt, das politisch ganz ungefährlich ist und doch seinem Förderer, der sich mehr als Minister der mehr oder weniger schönen Künste und auch des Kultus, als des Unterrichts betrachtet, eine gewisse Popularität verschaffen kann. Psychologisch ist diese Stellung des Ministers nur zu erklärlich. Während ein Graf Leo Thun bei all seiner reaktionären Gesinnung es wagen konnte und sich nicht gescheut hat, bureaukratische, fiskalische, auch politische Hindernisse zu überspringen, wenn er es im Interesse seines Ressorts für nothwendig erachtete, kann ein Mann, der zwar nicht gerade als liberaler Parlamentarier in das Ministerium Körber eintrat, aber doch mit dem Makel eines liberalen und deutschen Professoren-Vorlebens behaftet ist, nicht vorsichtig genug sein. Es ist gar kein Zweifel, daß er, der Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften, auch in Deutschland ungern den Ruf eines wohlwollenden, liberalen, klugen Förderers der Wissenschaft verliert; aber ebenso sicher ist es, daß unter seiner Verwaltung die Klerikalisirung der Schule und der Niedergang der Universitäten reißende Fortschritte macht.

So ist vor einigen Jahren Mitteis, der Romanist, mit Freuden von Wien nach Leipzig gegangen, so hat, wie berichtet wird, soeben der Hygieniker Gruber einen Ruf nach München angenommen. Wenn solche Thatsachen bekannt werden, wenn dem Ministerium Vorwürfe gemacht werden, so folgt das Dementi auf dem Fuße; das Ministerium habe den sehr geschätzten Herrn ja halten wollen, aber er habe sich nicht halten lassen oder sei geradezu ohne Abschied weggegangen. Das ist mitunter richtig; aber es handelt sich eben darum, daß das Ministerium immer erst im letzten Augenblick eingreift, wenn es die vor ihrer Berufung nicht so sehr geschätzten Herren schon satt haben, sich mit den österreichischen Verhältnissen, die durch das Ministerium repräsentirt werden, herumzuschlagen, für eine Erhöhung der Dotation ihrer Institute um einige 100 Gulden jahrelange Kämpfe zu führen oder in Instituten zu hausen, die baufällig sind und in denen, wie neulich der Hygieniker Gruber ausführte, manche wissenschaftliche Untersuchungen gar nicht durchgeführt werden können.

Bei der Ausfüllung der Lücken, die durch den Abgang von bedeutenden Lehrkräften entstehen, zeigt sich dieselbe Indolenz. An der Wiener philosophischen Fakultät allein waren in den letzten Jahren drei der wichtigsten Professuren unbesetzt, und das Ministerium konnte indeß Ersparungen machen. Mach hat noch keinen Nachfolger gefunden; die Lehrkanzel für allgemeine Geschichte ist seit drei Jahren unbesetzt und, statt sie zu besetzen, wurde gegen den Wunsch der Fakultät ein als klerikal bekannter Historiker auf eine neue Lehrkanzel berufen; bei der Besetzung der chemischen Stelle wurde auf die Weise gespart, daß eine als nothwendig erkannte dritte Lehrkanzel für physikalische Chemie mit der vakanten zweiten verquickt wurde. Alle vorgeschlagenen Berufungen aus dem Auslande aber kamen nicht zu Stande; sie waren bald in Folge bureaukratischer Verschleppung, bald durch Sparwuth vereitelt. Von den vorgeschlagenen Inländern aber galt der eine dem Minister als in Prag unentbehrlich; er ist nämlich Jude.

Aehnlich geht es in anderen Fächern, die angeführt werden könnten. Es hat geradezu den Anschein, als sollte eine durchaus schädliche Inzucht begünstigt werden unter dem Vorwande, daß dem inländischen Nachwuchs geholfen werden soll. Dies darf aber nicht auf Kosten des Zusammenhangs mit Deutschland geschehen. Es ist richtig, daß der Nachwuchs der Privatdozenten in Oesterreich elend daran ist, weil Oesterreich reich an tüchtigen jungen Gelehrten, aber die Anstellungsmöglichkeit gering ist. Ein Privatdozent wartet in Oesterreich durchschnittlich zwei- bis dreimal so lange auf eine Anstellung, wie in Deutschland. Im Organisationsstatut der Universitäten ist nun allerdings die Kreirung von Extraordinariaten ad personam vorgesehen. Allein von dieser Maßregel wird in den seltensten Fällen Gebrauch gemacht, obwohl man meinen sollte, daß bei den an sich schwierigen Verhältnissen Oesterreichs diese Förderung eine kulturelle Pflicht wäre. Im Gegentheil hat Herr von Hartel, der als Professor energisch gegen die Titularprofessuren Einspruch erhoben hat, als Minister die Abspeisung sehr langjähriger Privatdozenten durch die Verleihung des Professortitels an der philosophischen Fakultät erst eingeführt und dadurch die Leidensstationen des Privatdozenten noch vermehrt. Hier allerdings, wo die Vorbedingungen ganz anders liegen, folgt er dem deutschen Beispiele, das nichts kostet, allerdings nicht ohne es dadurch zu verschlechtern, daß der Titel erst sehr spät verliehen wird.

Dazu kommen noch die Beschwerden, die in Deutschland wohl auch erhoben werden, die aber, wenn schon beim reichen Nachbar berechtigt, im armen Oesterreich doppelt schmerzlich sind, die politischen und konfessionellen Rücksichten. Einem atheistischen Philosophen muß ein Theologe an die Seite gesetzt werden, die Ernennung eines jüdischen Professors wird vielleicht durch die Maßregelung eines rebellischen Volksschullehrers kompensirt. An den darf bei einer Berufung nicht gedacht werden, weil er sich einmal politisch mißliebig gemacht hat, an jenen, weil er Protestant ist und sein Protestantismus nicht für sein Fach paßt, und so fort. Wenn die Auswahl gering ist, ist die Beschränkung um so schmerzlicher.

Die Folgen zeigen sich deutlich. Fremde Gäste an der Wiener medizinischen Fakultät, die einst der Stolz Oesterreichs war, gehören schon bald zu den Seltenheiten; allerdings wird es Herrn v. Hartel als Ruhmestitel angerechnet, daß er die Transaktionen für den Bau eines neuen Krankenhauses vorgenommen hat, einen Bau, für den ein Billroth das letzte Dezennium seines Lebens hindurch vergeblich gekämpft hat. Aber er steht noch nicht, und man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. — Daß die Pflege der chemischen Institute Deutschland goldene Zinsen getragen hat, hat die Denkschrift der philosophischen Fakultät dem Minister klar zu machen gesucht; aber es wird noch viel Wasser in die Donau fließen, bevor Oesterreich auf diesem Wege eine chemische Industrie erhält; vorläufig müssen die chemischen Institute um jede kleine Verbesserung eine Ewigkeit petitioniren. — Die Ehre eines Kulturstaates erfordert es, daß Oesterreich an internationalen wissenschaftlichen Unternehmungen sich entsprechend betheilige; aber Herr v. Hartel hat, wie die Denkschrift nachgewiesen hat, obwohl

er einer der Mitbegründer der internationalen Vereinigung der Akademien ist, kein Verständniß für eine kulturelle Großmachtstellung, obwohl Oesterreich-Ungarn in anderen Beziehungen auf seine Großmachtstellung sehr viel Geld verwendet. — Wir haben ein botanisches Institut, in dem Gas und Wasser fehlen und werthvolle Sammlungen in Kisten verpackt, seit Jahren der Bearbeitung und Ordnung harren; ein physikalisches Institut, das seit 53 Jahren provisorisch in einem Zinshause untergebracht ist; ein hygienisches Institut, das seines Namens spottet; klinische Hörsäle, die höchst feuergefährlich sind; Kliniken, die eine Isolirung unmöglich machen oder derart belegt werden müssen, daß eine Aufsicht über die Kranken unmöglich ist.

In diesem Elend leben unsere Universitäten, vor allen unsere Wiener Universität. Man mag zugestehen, daß an diesem und jenem auch unsere Fakultäten nicht ohne jede Schuld sind. Was soll man aber zu einem Minister sagen, der diese Uebelstände nicht nur nicht behebt, sondern sie durch seine Energielosigkeit, durch sein Nachgeben gegenüber allen möglichen Einflüssen noch steigert?

Das Geschick der Deutschen in Oesterreich ist ein Stück Geschichte des deutschen Volkes, die Geschichte ihrer Universitäten ein Stück deutscher Kulturgeschichte und werth, daß sie auch im Reiche Beachtung findet. Wenn aber unser Minister in dieser Geschichte eine Rolle spielen will, möge er nicht nur als Kultus-, sondern auch als Kulturminister erscheinen und, wenn ihm noch einige Jahre Ministerdaseins beschieden sein sollten, in diesen vergessen machen, was er in den ersten gesündigt hat. Es wäre schon die allerhöchste Zeit, und er sollte an Reue und Buße denken.

Wien. L. M. Hartmann.

Romantik und Stimmung.

(Schluß.)

II.

Der romantischen Kunst ist die Stimmung ein Selbstzweck. Wenn ein Romantiker eine Venus malt, so reizt ihn nicht der Typus, das Individuell-Göttliche, wie es den Schöpfer der Venus von Milo oder einen Tizian gereizt haben mag. Die Göttin wird dem Romantiker einfach nur zum Vehikel irgend einer Stimmung: ein Böcklin, wenn er eine schaumgeborene Venus malt, denkt an das Meer, nur an das Meer, an die Zeugungskraft des Feuchten, die in primitiven Philosophien eine so große Rolle spielt und an die auch ein Goethe manchmal geglaubt zu haben scheint. Einem Tizian ist die Göttin Selbstzweck, einem Böcklin nur Symbol der Meeresstimmung — da haben wir den Unterschied zwischen individualisirender und romantischer Kunst. Freilich umhaucht auch die Venus eines Tizian oder die Venus von Milo Stimmung in Hülle und Fülle. Aber die göttliche Gestalt wird davon nur gleichsam im Umriß schattirt und hebt sich scharf ab, wie ein Leuchtkörper von seinem Hintergrund. Das Lyrische ist hier nicht die Hauptsache, sondern nur eine leise mitschwingender Oberton. So war ja auch bis dahin, wenigstens für die Aesthetik und Kritik, das allgemeine Kunstideal beschaffen gewesen: möglichst plastische Gestaltung eines Einzelfalles mit einem mehr oder minder starken Hintergrund lyrischer Stimmung. Dieses Ideal überwog sogar noch in der spezifischen Lyrik. Die Ballade, Romanze und, als äußerste Grenze, das knapp umrissene Volkslied wurden weit vor der symbolischen Lyrik bevorzugt — vor unbestimmten und verschwebenden Akkorden und Allgemeingefühlen. Hier haben erst die Romantiker die Aesthetik ergänzt, indem sie eine neue Poesie proklamirten, nämlich die Stimmung als Selbstzweck.

Stimmung ist Traum, ein Schwimmen und Wogen in einem unendlichen Element. Das Leben aber in Zeit und Raum wirft harte Schranken und Grenzen auf und zerschneidet, wie ein plumpes Gebirge, den himmelblauen Horizont. Daran zerstößt sich der schwärmerische Träumer auf Schritt und Tritt, und manchmal zerschellt er daran. Jedenfalls muß sich ihm die Ueberzeugung in die Seele graben, daß dieses Leben ein feindliches Prinzip wäre, der absolute Gegensatz zu jeder Stimmungspoesie. Aus dieser Empfindung ist es zu erklären, daß noch jeder Romantiker mit einer Weltflucht begonnen hat und von dem tiefen Zwiespalt, der zwischen Kunst und Leben Klüfte aufzureißen scheint, bis zur Verzweiflung gemartert wurde. Aus einer solchen Marter erwuchs aber fast immer die Sehnsucht, den Dualismus um jeden Preis zu überwinden und sich in den Abgrund zu stürzen, um den Abgrund zu schließen.

Der Romantiker trat also mit Widerwillen an Welt und Leben heran und entdeckte mit Erstaunen, daß dieses verhaßte Leben in allen seinen Erscheinungen jene eigenthümliche Dunstschicht ausströmte, die gerade ihm als eigentlichste Poesie galt — Stimmung! Es gibt schlechterdings nichts auf der Welt, dem nicht einige Stimmung abzugewinnen wäre. Man vergegenwärtige sich zum lehrreichen Exempel die widerlichste Prosa, die es geben kann: eine moderne Großstadtdestille. Diesem Schmutz und Elend und diesem greulichen Fuselgeruch läßt sich bei richtiger Beleuchtung ein starker Stimmungsreiz nicht absprechen. Die Schenke wird alsdann ein unheimliches Ungeheuer, eine Zauberhöhle des Verderbens, ein Vampyr — man blicke hin, was Emil Zola in „Germinal" daraus gestaltet hat. Ebenso konnten die Philister und trockenen Durchschnittsnaturen, diese geborenen Todfeinde des Stimmungsmenschen, zu boshaften Kobolden oder gespenstischen Dämonen herabgedrückt oder heraufgehoben werden, wie es Theodor Amadeus Hoffmann thatsächlich gethan hat. Diese Metamorphose ist übrigens nicht einmal nöthig, und es gibt so manches moderne Buch, das den gespenstigen Albdruck des Philisteriums oder der Alltäglichkeit ohne jede Hexerei mit unheimlicher Meisterschaft heraufbeschworen hat: ich erinnere an Friedrich Huch's „Peter Michel" oder an die feinere Weise des Norwegers Hermann Bang. Die graue Oede und Langweiligkeit kann zu einem gewaltigen Stimmungsmoment gesteigert werden, wenn eine arme Menschenseele die niederziehende Wucht dieser Prosa zu ahnen beginnt und verzweifelt. Stimmung ist eben immer und überall das erste Verhältniß einer Seele zu ihrem Gegenstand, und in dieses erste Verhältniß kann die Seele schlechterdings zu allem und jedem treten. In der Großstadt ist sogar eine andere Beziehung zu den meisten Dingen der Außenwelt ganz undenkbar. In diesen Wirbel und stauenden und dahinrasenden Strom läßt sich nicht hineingreifen, um eine isolirte Welle herauszuholen und episch zu kristallisiren. Den möchte ich sehen, der im Stande wäre, den epischen Typus der Leipziger Straße in Berlin endgültig festzulegen, so wie Homer oder Gottfried Keller die Lokalität ihrer Erzählung festzulegen vermochten. Das ginge über Menschenkraft. Die Bilder wechseln in rasender Eile und in einem tollen Veitstanz der Farben; es bleibt nichts in der Erinnerung, nur eben eine machtvolle und aufregende Stimmung, eine unfaßbare Ahnung von der schäumenden Gewalt des sozialen Lebens. So schärft sich gerade in der Großstadt die Empfänglichkeit für Stimmungen und die eigenthümliche Begabung, auf die kleinsten Reize intensiv zu erwidern. Man hat die Naturschwärmerei des Kulturmenschen aus seiner Nervenübermüdung erklärt, aus einem hygienischen Instinkt, der ihn aus den Gassen der Großstadt in die frische Landluft hinaustreibt. Ich meine, das ist eine sehr unvollständige Erklärung. Der Großstädter will einfach seinem ästhetischen Vermögen immer neue Provinzen unterwerfen und seinem rastlosen Stimmungshunger immer mehr zu brechen und zu beißen

geben. Nachdem er im Menschengewühl den Rausch der Stimmung kennen gelernt hat, sucht er ihn auch im Gewühl der Gräser und des unendlich Kleinen oder in Horizonten und Sonnenbränden, im unendlich Großen der Natur. Der wirkliche Landbebauer kennt nur in seltenen Ausnahmefällen eine intime Naturpoesie — aus ländlich-sozialen Naturzuständen pflegt fast immer nur eine rein epische Dichtung herauszuwachsen. Der Romantiker aber erobert die Natur, wie er die Großstadt und wie er sich schließlich alles erobert hat. Denn in allem ist Stimmung und freilich auch noch manches andere, das aber der Romantiker verwirft. Er umarmt das Leben und stößt es zurück. Romantik ist in einem aussondernden Sinn Poesie und doch zugleich Universalpoesie — Romantik ist Stimmung.

Auf geistigem Gebiet, in der Form- und Wesensfrage, offenbart sich in ganz ähnlicher Weise dieser Gegensatz, der durch die höhere Einheit der Stimmung überwunden wird: Romantik ist Wissenschaft und wieder auch Kunst. Aber sie ist beides erst im Keim und nicht in der Vollendung. Es gibt eine Zeit, wo sich die Wissenschaft von allem Stimmungsgemäßen himmelweit entfernt hat und in harter und nüchterner Prüfung die Methoden ihrer Darstellung rein verstandesgemäß ausbildet. Aber eine sehr mächtige Art der Stimmung kennt die Wissenschaft so gut wie die Kunst: den Schauer der Konzeption! Wenn der Forscher in heißer Erregung neue Gedankenverflechtungen zu ahnen beginnt, so daß ihm zu Muthe ist, als hätte ein aufzuckender Blitzstrahl unendliche Gefilde urplötzlich erleuchtet: dann, in einem solchen Augenblick, empfindet der Mann der Wissenschaft wie der Künstler oder wie der Prophet empfindet, wenn sie vom Schauer ihrer Visionen überfallen werden. Die Romantik sucht also die Wissenschaft in ihrem Keimzustand auf, wenn sie noch Konzeption ist, mehr Embryo als ein fertiges Gebilde. Und mit Folgerichtigkeit wird eine Darstellungsform verlangt, die nicht nur das Gedankenresultat getreulich wiedergibt, sondern auch die Wonnen und Stimmungen, als dieser Gedanke zum ersten Mal empfangen wurde. Es gibt eine Unmenge von Zwischenformen und Kunstgattungen, die diesem Verlangen entgegenkommen: der Aphorismus, der poetisch-didaktische Weisheitsspruch, die Skizze, die ironisch-phantastischen Formen, der Essay und das Feuilleton. Das alles war wohl früher schon in der Vereinzelung vorhanden, ist aber erst durch die romantische Theorie und Praxis einheitlich zusammengefaßt und auf eine höhere Stufe erhoben worden. Darum werden auch nicht, wie die Legende will, in Frankreich die besten Essays und Feuilletons geschrieben, sondern im Heimathland der Romantik und der poetischen Zwischenformen, in Deutschland.

Aber es gibt noch eine zweite Verbindung zwischen Kunst und Wissenschaft, einen Konzeptionsschauer, der noch zu ganz anderen Dingen hinführt als zu Feuilletons und Essays. Der Philosoph, der bis zur Verzweiflung mit den letzten Dingen kämpft, rechnet sich nicht nur rein wissenschaftlich die Elemente der Welt zusammen, er schaut und dichtet sie auch zusammen. Es gibt auf diesem Gebiet höchstens nur eine Annäherung an Resultate, und alles andere muß durch den Willkürakt einer großen Persönlichkeit hinzugewonnen, hinzugedichtet werden. Alle Weltanschauung bleibt eigentlich fortwährend im Stadium der Konzeption, im Stadium der Ahnung. Und auch hier gibt es eine ästhetische Zwischenform — die Bibel. Das soll heißen, ein Weltanschauungsbuch, das zugleich Lehre und Vision enthält, Embryonenfragmente aus aller Wissenschaft und Symbol und Lyrik in einem al fresco-Stil. In diesem rein ästhetischen Sinn ist auch die divina commedia eine Bibel oder Nietzsche's „Zarathustra“, und wir haben den Zwiespalt und die Einheit von Prophet und Dichter, Gestalter und Redner (Prediger), die in einer urgewaltigen Grundstimmung zusammenwachsen.

Die romantische Dichterseele, die in dieser Weise auf der ganzen Tonleiter der Stimmungen spielen lernte, wurde freilich zum Lohn dafür von diesen Stimmungen oft genug arg getrübt und bis zur Unheimlichkeit geschädigt. Sie verfiel dann einer Willenlosigkeit, Sklaverei und Gespensterangst, die sich von den Tollheiten des gröbsten Aberglaubens kaum noch unterschied. Aber es gibt nicht nur düstere, krankhafte und gebundene, sondern auch ätherische Stimmungen. Auch die helle Geistigkeit und der energische Sonnenschein der Intelligenz löst Stimmungen aus, die wie übermüthige Adler über alle Himmel fliegen. Dieser oft frevelhafte Uebermuth wurde übrigens durch die romantische Theorie und Kunstübung reichlich gefördert und geradezu hervorgerufen. Denn die Romantik, wie wir sahen, verweilte bei den Keimformen, beim Moment der Konzeption, wenn die Dinge empfangen und nicht, wenn sie geboren wurden. Es fehlte also eigentlich der harte Zwang der Entbindung und die einengende Realität der Einzelfälle. Der Mann der Wissenschaft brauchte sich von seinem Verstand noch nicht ganz und gar aussaugen und austrocknen zu lassen, und der Dichter hatte noch nicht im Interesse einer poetischen Idee jede Laune und persönliche Einmischung streng zurückzuhalten. Vielmehr seine Laune, seine Stimmung, war gerade sein Gott, und es galt als Verdienst, wenn er sie in allen Farben schillern ließ. Für gewisse unter sich antipodische Naturen, für die Virtuosen und philosophischen Herrschergeister, konnte aber die jeweilige Einzelstimmung niemals zu allmächtig werden. Die Stimmung gehorcht eben jeder starken oder auch nur beweglichen Natur, während die Sachlichkeit unerbittlich ihre Rechte geltend macht. Und so war in der Romantik ein Bereich der Freiheit, in dem jene eigenthümliche Ironie von hinreißend poetischen Qualitäten gedeihen konnte, die sich von der Ironie eines Voltaire oder Sokrates so gründlich unterschied. Aber dicht neben dieser verwegenen Geistigkeit lauerte der Abgrund und der Wahnsinn — Zacharias Werner. Auch hier also ein merkwürdiger Zwiespalt innerhalb der höheren Einheit der Stimmung.

Die höchsten Werke der romantischen Kunst scheinen freilich von dieser Antithese, die sich sonst so deutlich verfolgen läßt, völlig frei zu sein. Wenn sich die Romantik zu höchster symbolischer und mythenschöpferischer Gestaltung erhebt, wie bei Böcklin oder Nietzsche, dann mag es sich wie müßige Neugierde ausnehmen, in einem solchen geschlossenen Kunstwerk noch irgend einen Zwiespalt auszuspähen. Dagegen dürfte allgemein zugestanden werden, daß auch diese höchsten Produkte der Romantik lediglich auf einer Grundstimmung beruhen und nicht auf einer Einzelheit. In Böcklin's „Insel der Seligen“ nimmt keine der Gruppen eine gesonderte Bedeutung für sich allein in Anspruch, sondern sie sind allesammt Theile der Landschaft, die wieder nur als das Symbol einer überschwänglichen Seligkeit erscheint. Die divina commedia interessirt lediglich als Pandämonium und Zarathustra's äußeres Schicksal ist das Gleichgültigste am ganzen „Zarathustra“. Die romantische Grundstimmung ist also voll gewahrt und auch der Dualismus ist nicht verschwunden, sondern in tiefere Gründe hinabgetrieben. Die Wirkung der Farbendichtung Böcklin's beruht nicht zum wenigsten auf der Sehnsucht, die sie in uns auslöst — wir möchten dort leben, wir träumen von einer seligen Insel und fühlen als einen starken oder sanften Stachel unsere eigene Unruhe. Es ist durchaus der Gegensatz von poetisch und alltäglich, der sich vor uns aufthut und durch die Stimmungsfülle überwunden wird. Von Zarathustra braucht man nur zu sprechen und jeder fühlt sofort, wie alle diese Kennzeichen hier zutreffen. Dieses Werk ist hervorgewachsen aus der Sehnsucht einer heroischen Seele, die an der Alltäglichkeit erstickte. Während ein klassischer oder realistischer Dichter einen solchen Konflikt in humoristischer oder tragischer Manier an einem Einzelschicksal abzuwandeln pflegt, spricht dagegen der Romantiker nur in der Form von allgemeinen Stimmungen.

Also die Romantik ist Stimmungskunst, ganz und gar nur Stimmungskunst. Sie scheint das ganze Leben zu umklammern, aber sie umwallt es nur wie etwas, das man

leicht wieder abheben kann. Poesie und Leben scheinen ganz in einander verwachsen zu sein und verspüren doch vielleicht niemals schmerzlicher ihren tiefstinnerlichen Gegensatz. Nie erscheint der Menschengeist übermüthiger und niemals verzweifelter als im Taumelrausch romantischer Stimmungen. Schwache und suchende Geister zerschellten noch stets an dieser Poesie der Kontraste. Aber bewegliche Virtuosen pflückten von dieser Wiese manchen reizvollen Strauß, und tiefblickende Philosophennaturen, die auf eine endgültige Ueberwindung des Weltdualismus verzichteten, fanden die gewaltigsten Symbole für ihren Endlichkeitsschmerz und ihre Ewigkeitssehnsucht im Lande der Romantik.

S. Lublinski.

Maurice Maeterlinck's Weltbetrachtung.

Auf die Frage, was erhaben sei, antwortete einst ein geistreicher Philosoph: „Alles was die Menschen gern herunterzerren". Aus diesem Wort läßt sich auch das Wesen der Parodie erklären, denn mit Erfolg kann sie nur wirklich Gutes und Schönes verspotten. Oft enthält sie sogar die uneingestandene Sehnsucht kleiner Geister etwas zu erreichen, das, ihnen unbegreiflich, hoch oben plant, dessen Herrlichkeit sie nur im lachhaften Zerrbild zu verstehen und zu genießen vermögen. Darum kann es auch nicht Wunder nehmen, daß in der letzten Zeit auf verschiedenen Brettlbühnen wenig Dinge so amüsant und gelungen parodirt worden sind wie die kleinen, feinen Dramen Maeterlinck's, die eigenartig schön im Garten der Dichtung aufgeblüht waren.

Max Nordau hat wohl in seiner geistvollen Paradoxensammlung „Entartung" den flämischen Dichterphilosophen hart geschmäht ob seiner spinnwebzarten Prinzessinnen, die vom Mond heruntergefallen sind, und bitter verlacht wegen der schattenhaft huschenden Art solcher Gestalten. Er that dem Erzähler tiefernster, wundervoller Märchen voll sittlicher Reinheit und Hoheit Unrecht mit diesem Urtheil. In einem realistischen Stück — wie zum Beispiel in Hauptmann's „Einsamen Menschen" — verstößt es gegen die Wahrheit und den guten Geschmack, wenn eine junge Dame unmotivirt zur Thür ins Haus fällt, um drinnen zu bleiben, doch im Märchen, im Puppenspiel, ist es gestattet, die Menschen zu stilisiren, wie das Ornament Ranken und Blumen stilisirt, und dadurch gleichsam anzudeuten, daß sie, von Zeit und Raum gelöst, dauernde Gefühle oder Gedanken verkörpern.

Nach Maeterlinck's Anschauung sind die Menschen mit allen Dingen geheimnißvoll und innig verwoben. Dies hülflose Gebundensein der Seele drückt er in zartschattirten, reizend erfundenen Arabesken aus. Die zierlichen Linien seiner Kunst schlingen sich um die Symbole und Probleme einer tiefen Weltbetrachtung, ähnlich wie die Maler des Mittelalters auf seltsamen Kunstwerken die Symbole des Christenthums phantastisch umrankten. Mit der Größe des Weltalls wurde gleichzeitig die Kleinheit und Unwichtigkeit des Menschen entdeckt. Der Glaube, daß Himmel, Mond und Sterne für ihn allein geschaffen seien, und daß ein eifriger Gott Tag und Nacht des Menschen kleine oder kleinliche Gedanken durchforsche, wurde durch diese Erkenntniß zerstört. In Maeterlinck's Puppendramen kommt nun — erschütternd wie in keiner anderen Dichtung das traurig Quälende, das armselig Wehmüthige zum Ausdruck, das im Bewußtsein der menschlichen Winzigkeit liegt. Er schildert darin das nackte Seelchen, ähnlich wie es in dem berühmten lateinischen Verschen beschrieben ist:

Animula vagula blandula
Hospes comesque corporis
Quae nunc abibis in loca
Pallidula rigida nudula
Nec ut soles dabis iocos.

(Du schmeichelndes, flatterndes Seelchen mein
Des Leibes Begleiter und Gastgenoß,
In welche Räume gehst du nun ein
Ganz nackt und verblichen und redelos
Und lässest alle Scherze sein?)

Dies Wort Kaiser Hadrian's könnte Maeterlinck's ganzes bisheriges Werk als Motto tragen. Er selbst sagt in einem seiner neuesten Bücher „Le temple enseveli", daß diese kleinen Dramen aus dem Bereich des Schreckens vor dem Unbekannten hervorgegangen seien, vor jenem Unbekannten, das uns überall umgibt. Und er fährt fort, um seine Philosophie zu erklären:

„Die Idee des christlichen Gottes, mit dem Fatumsglauben der Alten vermischt, lag darin; in die undurchdringliche Nacht der Natur zurückgeworfen gefiel sich diese Schicksalsmacht zu spähen, zu vereiteln, außer Fassung zu bringen, die Pläne und das Glück des Menschen zu stören. Am häufigsten hüllte sich dies unbekannte Schicksal in das Gewand des Todes. Es war übrigens ein gleichgültig treffender, unerbittlicher Tod, der nach dem Zufall tastete und am liebsten die jüngsten und am wenigsten Unglücklichen mit sich nahm."

Die Menschen, unter denen der Tod ohne Ueberlegung seine Opfer wählte, waren nach Maeterlinck kleine gebrechliche Wesen, „die während kurzer Frist am Rand eines Abgrundes sich hastig bewegten, weinten und zitterten". Furcht und Ahnungen lenken diese armen Gestalten, über die sich die modernen Menschen so gern erhaben dünken möchten, und denen sie dennoch zugehören in mehr als einer Beziehung trotz Thatkraft, Arbeit und Energie. Denn auch in unserer Kulturwelt bleibt so vieles von Katastrophen bedroht, vor denen weder Kraft noch Muth rettet. Im Zeitalter der Maschine bedarf man gleichfalls der stillergebenen Philosophie des Alterthums.

Nun hat sich eine mächtige Wandlung in dem Philosophen und Dichter vollzogen. Er nennt seine bisherige Ansicht zwar nicht vernunftlos, aber leicht dazu angethan, dem Leben des einzelnen Schaden zu bringen. Entschlossen riß er sich los von der geliebten, mystisch wehmüthigen Träumerei, verschmähte die Seelchen, die das Schicksal duldend gewähren ließen, und schrieb Monna Vanna, die Geschichte einer Heldenseele. Es ist ein Drama voll bewegter, lebenswarmer Handlung, in deren Verlauf Monna Vanna*) sich selbst über die Schranken ihrer weiblichen Natur hinaushebt, indem sie das Kleinod der Frauenehre dem Wohle ihres Volkes opfert und dadurch das drohende Verhängniß besiegt, als es unbesiegbar und unabänderlich erschien.

Während der früheren philosophischen Werke Maeterlinck's „Le trésor des humbles" und „La Sagesse et la Destinée" eine sanft resignirte Melancholie athmeten, ähnlich dem Grundgedanken der Märchendramen, so ist das jüngst erschienene Buch „Le temple enseveli", den kräftigen, in Monna Vanna niedergelegten Ideen folgend, nicht der erdrückenden Kleinheit des Menschen sondern seiner Größe gewidmet, jener die schon besteht und jener, die erst noch errungen werden muß. Es ist ein muthiges, ein stolzes Buch im Gegensatz zu den demüthig erschrockenen Blättern aus des Dichters Vergangenheit. In den ersten Zeilen widmet er es den Suchenden. Darunter versteht er Menschen, deren Geist nicht an eine positive Religion gebunden ist. Seine „Suchenden" wollen vom äußeren Gott zum inneren Gott gelangen und trachten darnach, ihre innere Göttlichkeit vollkommen auszugestalten. Sie scheuen davor zurück, der Projizirung eines eigenen, höchst unvollkommenen Ich im leeren Weltall das Recht der Gottheit zu verleihen und vor

*) Vergleiche „Nation" Nr. 34 vom 24. Mai 1902.

diesem riesengroß entworfenen Schatten der eigenen Seele in die Knie zu sinken. Dieser Gedanke knüpft sich an Kant, wenn wir ihn recht verstehen wollen.

Eitelkeit und Furchtsamkeit des Menschen schufen seine Götzen, der Gedanke schmeichelte, daß höhere Wesen sich lebhaft um das Thun und Lassen des einzelnen kümmerten, und es lag im Sinne einer moralischen Bequemlichkeit, Qualen, die von außen hereinbrachen, dem Zorn einer Gottheit zuzuschreiben, die andern aber, die jemand durch eigene Schuld auf sich lud, deren Gerechtigkeitssinn.

In den äußeren Ereignissen, in der Welt um uns werden wir immer vergebens nach Gerechtigkeit suchen, wir finden sie höchstens in der eigenen Brust. Die Natur ist für unsere Begriffe amoralisch, sie kann nicht nach unserer Ansicht, nach unserem menschlichen Maßstab moralisch sein. Sie verfügt über unendliche Zeiträume, so daß sie in Jahrtausenden vielleicht wieder gut machen kann, was sie in Jahrhunderten verschuldet. Ihr Material erlaubt gewaltige Experimente, und sie arbeitet so sehr im Großen, daß unser Gerechtigkeitssinn ihren Werken nicht zu folgen vermag. Ihre Donnerstimme tönte so laut, daß wir ihre Worte nicht mehr verstehen, lehrt Maeterlinck und nennt es ein kindisches Unterfangen, Moral und Handlungsweise der Natur als Richtschnur zu nehmen, sind wir doch viel zu klein und dauern zu kurz. Unsere Moral muß eine andere sein, als diejenige, die das ungeheuere Weltall beherrschend, die Schicksale ganzer Rassen und Völker, der Sterne und Sonnen lenkt. Weil die Natur rücksichtslos ist, dürfen wir es noch lange nicht sein; weil Wind und Welle, Vulkan und Lawine unbarmherzig Katastrophen herbeiführen, ist der Sinn für Barmherzigkeit doch kein leerer Wahn, kein unnöthiger Ballast des Menschenherzens. Unser sittliches Gefühl ist das einzige wahrhaft Göttliche in der moralischen Welt, das wir mit der reinen Vernunft erkennen; die unbedingte Achtung dieses Gefühls enthält das einzig Vollkommene an religiöser Gesinnung, das der gläubige oder ungläubige Mensch empfinden mag. Denn weder der Glaube an diesen oder jenen äußeren Gott, noch an diese oder jene äußere Offenbarung, sondern einzig und allein die Machtstellung des inneren Gottes bedingt die wahre Sittlichkeit. Den äußeren, äußerlich angebeteten Gott hat der Mensch immer zu seinem Mitschuldigen zu machen verstanden, wenn er Böses thun wollte; ja er hat ihn oft um Hilfe angerufen gegen sein besseres Selbst und ihm die eigenen, schlimmen Wünsche angedichtet. So hat er durch einen eingebildeten, fremden Gott, durch eine Scheingestalt das einzig sichere Gut, das Göttliche in uns selbst, vernichtet.

Vielleicht ist der Gerechtigkeitssinn des Menschen — mitten in einer für seine Winzigkeit so ungerechten Natur —, seine Fähigkeit zu lieben, sich zu opfern, zu entsagen, während um ihn her der selbstverständliche Egoismus kämpft, das Wunderbarste in der wunderbaren Welt. Es ist eine seltsame, aber sichere Wahrheit, das dieses erhaben sittliche Gefühl in uns lebt, aber es ist ein unsicherer, hoffnungsloser Versuch, es mit den Geheimnissen außer uns in Einklang zu bringen. Maeterlinck glaubt nun, unsere wachsende Erkenntniß bestehe darin, einzusehen, daß diese göttliche Moral des Menschen — wie sie auch immer mit ihm in Berührung gekommen sei — zu seiner eigentlichen Heimath gehöre. Reue ist Heimweh für den, der sich von jener Heimath entfernt, sie gleicht dem Gefühl der Unsicherheit und Bangigkeit desjenigen, der in der Fremde umherirrt. Geistige und weltliche Macht streiten in der Brust miteinander. Wie die Natur selbst kennt das Weltliche im Menschen nur den dunklen Trieb, das zu thun, was der Art frommt, während das Geistige die Entwicklung zum Edelmenschen fordert und damit in den Gegensatz zur Natur tritt, von der Leopardi sagt:

„So che natura è sorda
Che miserar non sa
E non del ben sollecita fu
Ma dell esser solo."

Das Erschlaffende, Erniedrigende im Bewußtsein unserer Kleinheit und Unwichtigkeit soll aber aufgehoben werden durch die Wahrnehmung der eigentlichen Grundlagen unserer Größe. Sie beruhen in der Möglichkeit, eine Harmonie und eine Gerechtigkeit zu erfinden, die in der gesammten Umgebung weder existirt noch existiren kann.

Als Philosoph und Dichter spricht Maeterlinck sehr schön über das Schicksal und die verschiedenen Formen, die es als Fatum oder Nemesis in den Vorstellungen des Menschen durchlebte; er zeigt, wie auf seinem großartigen, blitzesschweren Wolkenhintergrund die einzelnen Tragödien der Existenzen wie die große Tragödie des irdischen Daseins überhaupt vom Menschenthum gespielt werden. Dante sagte: „Contro le fatte non si dà del cozzo"; Schiller: „Der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht". Das deutsche Wort „Schicksal" deutet schon an, daß es sich um etwas von außen Kommendes, etwas Zugeschicktes handelt.

In wie weit haben wir nun heute noch das Recht, dem Schicksal eine solche Rolle zu ertheilen, es in Gestalt einer dunklen, äußerlichen Macht auftreten zu lassen? Wie weit geht die Kraft des liber arbiter? Liegt ernste Freiheit darin oder nur die hohnvolle Vorspiegelung eines heimtückischen Dämons, um die Qual noch durch das Bewußtsein des scheinbaren Selbstverschuldens zu verschärfen? Wie frei sind wir? Vielleicht nur so frei, als es die Länge einer unsichtbaren, unbarmherzigen Kette gestattet, an die uns das Schicksal gebunden. Können wir nur bis an die Grenze der Kette gehen, oder können wir sie zerreißen? Oder können wir sie wenigstens verlängern, gleichsam aufrollen, wie man eine Spule entrollt? Shakespeare sagte ein bedeutsames Wort: „Character is destiny". Ein großer Schicksalsantheil liegt jedenfalls in dem eigenthümlichen Gebahren des jeweiligen individuellen Charakters. Doch dieser ist selbst ein geheimnißvoller Bau, mehr ein Erbe als eine Errungenschaft, ein Haus, das wir überkommen haben und dessen Form wir nur verändern und erneuern, ohne es je ganz umbauen zu können. Unsere Ahnen haben daran gebaut im Laufe der Generationen und gehorchten selbst bei diesem Bau den mannigfaltigen Einflüssen des Klimas, der Rasse, des Kulturzustandes. Wir aber müssen uns häuslich einrichten, so gut wir können, in dem von ihnen ererbten Gebäude. So liegt vieles von der Bestimmung über unser Leben wenigstens scheinbar außerhalb unseres Willens. Denn der Bau des individuellen Charakters birgt tief in seinem Innern noch ein ganz besonderes Geheimniß. Er gleicht den Schlössern, von denen die Sage erzählt, daß sie ein Gespensterzimmer haben, zu dessen Thür niemand den Schlüssel besitzt und dessen Vorhandensein doch der ganzen Familie bekannt ist. Dies Gespensterzimmer ist meist von der weißen Frau bewohnt, die irgendwie mit dem Leben der Familie verbunden, warnend oder drohend erscheinen soll. Niemand weiß, ob diese weiße Frau liebt oder haßt, lenkt oder blind gehorcht; ihre Macht und ihr Wesen hat niemand ergründet. So lebt im Charakterbau des Menschen in einem Zimmer, dessen Schlüssel er nicht hat, das Unbewußte. Es ist noch unerforscht, noch ein Geheimniß in seinem ganzen Wesen und Wollen. Wir erkennen nur, daß dieses Unbewußte zuweilen in bewußte Erscheinung tritt, als Ahnung oder Eingebung zum Beispiel. Wir fühlen es am deutlichsten, wenn es droht oder warnt. Dieses Unbewußte macht aus manchem ein Sonntagskind, das alles zur rechten Zeit anfaßt, erfaßt und wieder fahren läßt, das Nützliche erkennend, das Schädliche mit natürlichem Instinkt vermeidend.

Einen anderen macht es zum Pechvogel, dessen zage Hand nichts richtig ergreift oder zuviel auf einmal erhaschen will und die kaum gewonnenen, gerafften Schätze — wie Goethe's Frau Eilebeute — wieder entrollen läßt.

Maeterlinck's Ideen bereichern unsere innere Welt, seine Bücher sind anregende Werke und der große Erfolg, den er namentlich in Frankreich und England bereits errungen hat, zeigt, daß die gebildete Welt sich wieder Autoren zuwendet, die Gedanken bringend Gedanken er-

zeugen. „Le temple enseveli“ ist der Tempel des inneren Gottes in der eigenen Brust mit geheimnißvollen Krypten und ewig ungehobenen Schätzen. Die Entwicklung Maeterlinck's als Dichter und Philosoph ist mit diesem Buch aus den Nebeln der Furcht in ein schönes, freies Land getreten, dessen sonnenbeschienene Gegenden er zu erkennen versucht.

München.

Alex. Freiherr v. Gleichen-Rußwurm.

Hortensie.

Dr. Leppke durchschritt zum drittenmal die Hauptstraße und blieb rathlos vor den Kaufladen stehen. Er befand sich in der schwierigen Lage eines Mannes, der etwas schenken will, aber nicht weiß, was er wählen soll. Gewöhnlich wird dann der unpraktischste Gegenstand ausgesucht, der dem Beschenkten ein heimliches Lächeln abnöthigt. Genau so ergings auch dem jungen Doktor, der von einer Reise im Ausland heimgekehrt war, und seinem schwer kranken früheren Professor ein kleines Andenken überreichen wollte. Er sann nach, was sich besser für diesen Zweck eignete, eine Tanagrafigur oder ein Buch, irgend ein Leckerbissen oder Blumen. Blumen, ja, das wäre nicht übel, die erfreuen alle, Gesunde und Kranke. Da Leppke in dem Augenblick, als ihm der Einfall kam, Blumen zu wählen, eben vor einem großen Blumengeschäft vorüberkam, betrachtete er den Zufall sogleich als Schicksalswink und trat ein. Die Verkäuferin stellte bereitwilligst einige Körbchen frisch gepflückter Blüthen vor ihn hin, die schönsten, die der Frühsommer bot. Der Doktor blickte verlegen auf die bunte Farbenpracht vor sich und überlegte. Dann schüttelte er den Kopf.

„Die alle halten sich nicht lang“, meinte er bieder mit dem aufs Praktische gerichteten Blick des Kleinstädters. „Abgeschnittene Blumen sind nach ein paar Tagen verwelkt, ich möchte etwas Solides, vielleicht irgend ein Topfgewächs das länger vorhält.“

Das Ladenfräulein führte ihn vor verschiedene blühende Pflanzen in Töpfen.

„Darfs ein Rosenstock sein, eine Kamelie, Azaleen?“

Dr. Leppke blickte unschlüssig auf die zierlichen Blumentöpfchen. Endlich erspähte er eine mächtige Hortensie, deren zahlreiche, noch grünliche Blüthenknospen eine lange Blüthezukunft verhießen. „Das wäre etwas.“ Er strich über das üppige Blattwerk der Pflanze. Die Verkäuferin blickte ihn verwundert an.

„Für den Blumentisch würden sich die kleineren Pflanzen viel besser eignen.“

„Mag sein, aber mir gefällt diese hier.“

„Wie Sie wünschen. Und darf ich um die Adresse bitten. Gegen Abend wird die Austrägerin die Pflanze bringen.“

„Gegen Abend erst, das ist mir zu spät.“

„Bedauere, aber früher hat die Frau keine Zeit.“

Leppke überlegte. Er wollte doch gleich zu Professor Trübner. Das späte Hinbringen seines Geschenks paßte ihm nicht. Seine Blicke glitten spähend durch das breite Glasfenster hinaus. „Gibt es hier keine Dienstmänner?“

„Doch, ob aber in der Nähe einer zu finden ist, weiß ich nicht. Am besten Sie holen sich einen vom Bahnhof.“

„Ach was!“ Mit einer energischen Bewegung faßte der junge Mann den schweren Blumentopf, „ich trag ihn selbst“.

Er bezahlte schnell und ohne auf die Einwendungen des Ladenfräuleins zu hören, machte er sich auf den Weg.

Der Professor wohnte im Villenviertel, draußen vorm Städtchen. Auf Leppke's Klingeln öffnete eine schlanke junge Dame. Was er wünsche. Er platzte gleich heraus, er sei Dr. Leppke und wäre gekommen, um seinen Professor zu besuchen. Da hierherum kein Dienstmann aufzutreiben war, habe er den Blumentopf gleich selbst mitgenommen. Die junge Dame sah ihn fragend an. Was er denn aber mit diesem vorhabe?

„Er sei für den Kranken bestimmt.“

„Ah“, nun flog ein liebliches Lächeln über das traurige Gesichtchen, „mein Mann wird sich freuen, bitte treten Sie ein.“

Also das ist die Frau Professor, dachte Leppke, ihr folgend. Vor ungefähr einem Jahr hatte er sie aus Griechenland mitgebracht, und boshafte Zungen behaupteten, sie wäre seine — des namhaften Archeologen — interessanteste Ausgrabung. Sie führte ihn in ihres Mannes Bibliothek und bat ihn, einen Augenblick zu warten.

Er hielt noch immer seinen Blumentopf umfaßt, und so, den Hut in der Hand, ein verlegenes Lächeln um die Lippen, wurde er an das Krankenbett seines über alles verehrten Professors geführt.

„Ein trauriges Wiedersehen!“ Eine stark umflorte Stimme, die trotzdem ihren bestrickenden Wohllaut nicht verloren hatte, klang ihm entgegen. Leppke warf einen Blick in das veränderte Gesicht des Kranken, dessen große, fieberglänzende Augen sich in alter Güte auf ihn richteten.

„Hier bringe ich Ihnen eine Blume.“ Er sah sich vergebens nach einem passenden Platz um, und stellte schließlich die Hortensie in einer bescheidenen Ecke auf den Boden.

Ein flüchtiges Lächeln huschte über das Gesicht des Professors, dann streckte er dem einstigen Schüler die Hand hin. Ja, er war derselbe treuherzige Junge geblieben, der so unbeschreiblich ungelenk und blöde war, über den alle lachten, und den alle doch lieb hatten. Schleppt da gleich einen kleinen Baum mit sich, stellt ihn hinters Bett, und nennt das: eine Blume bringen! . . .

„Sprechen kann ich nicht“, flüsterte der Kranke, „das müssen Sie selbst besorgen. Erzählen Sie, wie Ihnen Ihr Amt als Assistent am Museum gefällt, überhaupt wie es Ihnen geht.“

Leppke's Gesichtsmuskeln arbeiteten mächtig. Nein, nein, von sich erzählen konnte er nicht. Ihm gings ja natürlich gut, sehr gut. Wie konnte es einem frischen Jungen, der eine liebe Braut, der einen tüchtigen Wissensschatz besaß, der eine lange Zukunft vor sich hat, denn anders gehen? Er schüttelte den blonden Kopf. Nein, von sich erzählen wollte er nicht. . . .

„Herr Professor, wären Sie doch in Ihrer alten Stadt unten im Norden geblieben! Unsere altersgraue Universität, durch deren Hörsäle der Wind pfiff, war doch schöner als die neue hier, die zwar prunkvoller, aber baar aller lieben Erinnerungen ist. Und hätten Sie doch die Ausgrabungen unten in dem tückischen Kleinasien gelassen, gesund wären Sie heute und das schleichende Fieber hätte sich ein anderes, weniger kostbares Opfer als Sie ausgesucht.“

Der Professor sah den Sprecher mit leisem Vorwurf an. „Ihnen scheint die Philosophie noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen zu sein . . .“

„Du sollst nicht sprechen.“ Die junge Frau war unhörbar hereingetreten und warf ihrem Manne einen bittenden Blick zu. Leppke sah wie das Angesicht seines Lehrers strahlte, als sie sich über ihn neigte, und blickte sie dankbar an. Schön war sie nicht, aber eigenartig mit dem leisen, scheuen Blick der mandelförmigen, dunklen Augen und dem bräunlichen Teint. Das regelmäßige Gesicht hatte etwas statuarisch Ruhiges. Die Gluth ihres Temperaments, die Lebhaftigkeit, die ihre Jugend doch voraussetzen ließ, schien der Kummer um den geliebten Mann, den sie so unerwartet schnell verlieren sollte, verzehrt zu haben. Wie eine fremde Erscheinung, wieder geräuschlos glitt sie aus dem Zimmer. Beide Männer blickten ihr nach. Der eine räthselnd und unsicher, der andere wissend, daß wenn er dieses junge Geschöpf länger unter seiner Obhut gehabt hätte, sich aus ihm

ein herrlicher Charakter entwickelt haben würde. Oder waren die paar Keime, die er in der kurzen Zeit ihres Zusammenlebens in ihre Brust gestreut hatte, schon zu künftiger Ernte im Reifen begriffen? Ein Jahr lang an der Seite eines edlen Menschen gelebt, drückt unverlöschbare Spuren in die Seele seines Genossen.

„Sie müssen bald wieder gesund werden, Herr Professor, um ihretwillen und um unser aller willen, die wir Sie verehren und lieben."

Der Gelehrte nickte, wie man einem Kinde zunickt, dann schloß er in leichter Ermüdung die Augen, und Leppke schlich sich nach einem leisen, innigen Händedruck hinaus. Er sah Frau Trübner nicht wieder.

Da er nur kurzen Urlaub hatte, und ihm am nächsten Tag an der Thüre des Professors der Bescheid wurde, der Kranke befände sich heute schlechter und dürfe keinen Besuch empfangen, so reiste er wieder ab. In seiner Heimath angekommen, schickte er sofort ein ausführliches Schreiben an den verehrten Lehrer, das indes ohne Antwort blieb.

Mehrere Wochen darauf erhielt er die schwarzgeränderte Anzeige vom Tode des Professors. In einer Ecke stand in kleiner, unsicherer Schrift: Er hat zuletzt noch von Ihnen gesprochen. . . .

Als Xenia diese paar Worte hinkritzelte, waren ihre Hände eiskalt gewesen und ihre Augen trübe, so trübe wie die Schwingen eines Schmetterlings, dem ein harter Finger den lichten Schmelz abgestreift hat. Sie saß mit dem Arzt neben dem Todtenzimmer und besprach die wichtigsten der traurigen Pflichten, die ihr nun oblagen. Er stand ihr treu zur Seite, der alte brave Doktor, der neben der Ausübung seiner Praxis noch Zeit fand, ein guter Mensch zu sein. In vorgerückter Nachtstunde verließ er sie, und sie blieb mit ihrem Mädchen allein bei dem Verschiedenen zurück. In dieser Nacht muß in ihr, die in ihrer Jugend nur zu tändeln gelernt hatte, die gebieterische Forderung an das Pflichtbewußtsein im Menschen erwacht sein. Eine Stimme rief sie zurück in die Heimath zu den bequemen Hausgöttern, zu den leichten Lebensformen, dorthin, wo die Frauen immer Kinder bleiben und sich aus diesem Dasein in ein zukünftiges hinüberträumen. Doch jener Geist, den der Todte in sie gepflanzt hatte, gebot ihr: Bleib hier und suche Dich nützlich zu machen als brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft. Und sie raffte allen Muth in sich zusammen und sagte sich: Ich bleibe und werde arbeiten.

So fand sie das Dienstmädchen am Morgen auf den Knieen vor ihrem lieben Todten, das Haupt an seine Brust geschmiegt, fest schlafend wie ein unschuldiges Kind. Die beiden Kerzen waren tief herabgebrannt.

Als Xenia vom Krematorium zurückgekehrt war, in dem sie die sterblichen Ueberreste ihres Mannes der edelsten Vernichtungsart preisgegeben hatte, und ihre in der letzten Zeit vernachlässigte Wirthschaft übersah, hoffte sie in der Pflege dieser einen wohlthätigen Ableiter für ihren Schmerz zu finden. Sie täuschte sich. Während sie die Bücher in der Bibliothek ordnete, fiel ihr ein, wie wenig daran lag, ob auf den Einbänden derselben ein Körnchen Staub lag oder nicht. Er, für den sie bisher gestrebt, gesorgt hatte, war fort. Sein Auge konnte sie durch nichts mehr erfreuen. Und da hielt sie wie gelähmt mitten in ihrem Schaffen inne und ließ sich gebrochen in einen der hohen Lehnstühle nieder, die den mächtigen Eichentisch in der Bibliothek umgaben.

Jene Gleichgültigkeit überkam sie, deren erste Folge die Vernachlässigung der eigenen Person ist. Von ihren Gatten ungeliebten Frauen, oder Frauen, die ihren Geliebten verloren haben, wirft man sie vor.

Lebensgleichgültigkeit, nicht Trägheit ist ihr Ursprung, und niemand sollte solche Frauen verdammen. . . .

Xenia schleuderte das zierliche Staubtüchlein von sich und ließ die graue Mutter Zeit anstatt ihrer wirken und schaffen. Die zog feine, weiche Schleier über alle Gegenstände, machte die große Pendeluhr in des Professors Studierstube still stehen, und legte ihre Aschenhand auf das Herz der jungen Frau, daß der tobende Schmerz in ihm ruhig wurde. Und eines Tags fuhr Xenia aus ihrem Brüten auf. Ihre Jugend ertrug es nicht länger in dieser Todtenstille unter dem hypnotischen Blick der grauen Mutter.

„Ich will fort, ich will fort von hier", rief sie. Betty, die die ganze Zeit über unglückselig ausgesehen hatte, athmete auf. Gott sei Dank! Sie hatte ihre traurige Frau nicht verlassen wollen.

„Wohin werden wir gehen?"

Die naive Frage brachte Xenia aufs neue zum Brüten.

Es gibt ein Zauberwort in der Welt, das Trostquelle und Jungbrunnen ist: Nach Hause! Wer aber kein Nach Hause! kennt und einsam im Leid weinen muß?

Xenia gedachte ihrer Heimath. Das war ein kleines, wunderliches Nest, in dem Armenier, Griechen, Türken hausten. Ihre Mutter bei ihrer Verheirathung selbst noch fast im Kindesalter stehend, hatte ihr Töchterlein sehr verzogen. Sie war jung gestorben. Der Vater Kaufmann und fast immer auf Reisen, hatte Xenia kurz vor seinem unerwartet jähem Ende einer alten Verwandten übergeben, die einen Antiquitätenladen in Athen besaß. Hier, zwischen ausgegrabenen Göttern, deren weiße Marmorgesichter eine fremde Sprache redeten, zwischen alten, wundersamen Gold- und Silbergefäßen, zwischen seltsamem Geräth aus einer verschollenen Welt, ist Xenia aufgewachsen. Sie hat sich mit alten Halsbändern von hohem Werth geschmückt, hat den Hermelin einer entthronten Herrscherin ihres Landes um ihre schlanken Mädchenschultern getragen.

Ihre Beschäftigung bestand im Naschen eingemachter Rosenblätter, in der Verschwendung köstlicher Essenzen, mit denen sie sich salbte, und in ähnlichen wichtigen Dingen. Und die alte Verwandte hatte allem beigestimmt, auch der Werbung des vornehmen, deutschen Gelehrten, der eines Tages durch die Stadt schlenderte und in ihrem Laden eine ihm interessante Hermesstatue und die junge Xenia sah. Xenia wurde zuerst durch das Fremdländische an ihm bestrickt und durch die Aussicht, an seiner Seite die goldene Welt draußen kennen zu lernen. Dann hatte sie sein reiches Wissen angezogen, und schließlich hatte sie sich in sein großes, gütiges Herz verliebt.

Was war in dem einen Jahr nicht aus ihr geworden! Und nach all diesen inneren Erfahrungen, konnte sie da noch in die alten, engen Verhältnisse ihrer Jugend zurückkehren?

Unmöglich! So gehörte denn auch sie zu jenen, für die es kein Nach Hause! gab.

Nichts weiter blieb ihr übrig, als aufs gerade Wohl hinaus zu wandern. Sie verkaufte den größten Theil ihrer Habe, verschloß die Wohnung, verabschiedete einstweilen ihre treue Betty und reiste ab. Sie durchwanderte die Schweiz und einen Theil Oberitaliens. Bei diesem müßigen von Hotel zu Hotel pilgern, diesem erdrückenden Gefühl, überall überflüssig zu sein, überall als Fremde angesehen zu werden, fiel ihr ihr Vorsatz ein, ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden zu wollen. Sie kehrte vom Ausland zurück und sah sich nach einem Ort um, der ihr ausreichend gefiel, um darin ihre Zukunftswohnung aufzuschlagen. Satt des verletzenden Angestarrtwerdens, dem sie als alleinreisende Dame ausgesetzt war, miethete sie bald in einer kleinen Stadt Thüringens, die ihr durch die herrlichen Gärten aufgefallen war, eine kleine Wohnung. Dann schrieb sie an Betty, sie möge die bereits verpackten Möbel hierherschicken und selbst mitkommen, um die neue, hoffentlich freundlichere Zukunft mit ihr zu theilen. Als Betty eintraf, konnte sie nicht genug Worte der Verwunderung darüber finden, daß die Frau Professor ihre Reise schon beendet hatte. Freilich nach einem Blick in Xenias Gesicht begriff sie. Wie erschöpft und müde sah die junge Frau aus! Für ihre schüchterne, unselbständige Natur war das Alleinreisen eine Qual, keine Erholung gewesen.

Als der Möbelwagen erschien, ging es an ein hurtiges Aus- und Einräumen. Zum Schluß sagte Betty:

„Unsere Hortensie hat durch den Transport gar nicht gelitten. Im Frühling wird sie neu grünen!"

„Die Hortensie!" Xenia blickte Betty dankbar an. „Denke, ich habe ihrer ganz vergessen gehabt. Wo ist sie?"

„Ich habe sie auf einen Tisch in den Gang gestellt."

Xenia ging hinaus und sah mit Rührung die alte treue Pflanze. „Im Frühling wird sie grünen."

Bis dahin war's noch lang.

Als die Möbel ihre Plätze gefunden hatten, und die kleine, aber desto traulichere Wohnung vollständig in Ordnung war, trat die Frage was nun beginnen, von neuem an Xenia heran. Sie prüfte ihr Können, es war Stückwerk.

Hätte sie einige Jahre länger an ihres Mannes Seite weilen dürfen! So hatte er nur die Grundmauer zu einer neuen Zukunft in ihr errichtet, die Bausteine zum weiteren Ausbau mußte sie sich selbst zusammentragen Sie besaß hübsche Talente, und ließ ihre Stimme, ihre kleinen Zeichnungen prüfen. Ihre Fähigkeiten reichten nicht hin, um besondere Erwartungen an sie zu knüpfen. Obgleich sie als Mensch jung war, um irgend ein Studium von Grund aus zu beginnen, dafür war sie doch zu alt. Ueberdies besaß es wenig Reiz für sie, auf dem Gebiet der schönen Künste etwas zu leisten. Sie wollte irgend eine nutzenbringende Thätigkeit ergreifen. Der alte Doktor, mit dem sie im Briefwechsel verblieben war, schlug ihr vor, einen Krankenpflegekursus durchzumachen. Aber schon beim bloßen Anblick der chirurgischen Instrumente wurde ihr schlecht, und als sie im Spital praktische Studien treiben und der Krankenschwester beim Verbinden der Wunden eines Verunglückten behülflich sein wollte, fiel sie in Ohnmacht.

Damit war's also nichts.

Heirathe doch, schrieb die Verwandte aus Griechenland, komme zu mir, ich werde dir einen guten Mann besorgen. Xenias dunkle Augen füllten sich vor Aerger mit Thränen. Einen Gatten aus den Männern ihrer Heimath, vor denen sie so wenig Achtung besaß. Hatte sich ihr Vater doch so gut wie gar nicht mit ihrer Mutter beschäftigt, es kaum jemals der Mühe werth gehalten, auch nur einmal ein ernsthaftes Gespräch mit ihr zu führen. Nicht mehr als ein schöner Luxusartikel war sie ihm gewesen. Und so dachten die meisten Männer dort unten von den Frauen.

Xenia wurde von Tag zu Tag trübsinniger.

Einmal erhielt sie die Vermählungsanzeige Doktor Leppke's. Sie gedachte seines treuherzigen Gesichts und alte wehmüthige Erinnerungen wurden in ihr wach. Die Gestalt ihres Mannes, sein Wesen, seine Eigenart wurden aufs neue lebendig in ihr. Nein, nur ein Beruf, eine Thätigkeit, Arbeit, konnten ihn ihr ersetzen, kein anderer Mann.

Betty schüttelte den Kopf, ihre Frau begann ihr unheimlich zu werden. Sie verstand sie nicht. Wozu hatte ihr Gott so viel Anmut gegeben, das reiche, dunkle Haar, den rothen Mund, die schönen Augen mit ihren keuschen Flammen, wenn sich kein zweiter an diesen Schätzen ergötzen sollte? Menschen aus untergeordneten Bildungskreisen fassen es nie daß man für sich allein seinen Mittagstisch schmücken, an seiner eigenen Schönheit Freude empfinden kann. Der rührende Trieb der Natur jede Empfindung theilen zu wollen, läßt ihnen den Egoismus der Lebenskünstler unbegreiflich erscheinen. Xenia lächelte zu den philosophischen Auseinandersetzungen ihrer Dienerin.

Aber dann weinte sie wieder. Das Leben erschien ihr von Tag zu Tag trübseliger. Die Stunden schlichen mit bleierner Langsamkeit und das geistige Ergebniß eines jeden Tages war gleich Null. Die beständige Unzufriedenheit begann die junge Frau aufzureiben. Betty kam aus ihrer vorwurfsvollen Schmollstimmung nicht heraus. So war ihrer beider Leben kein freudiges.

Eines Tages, Ende März, als Stürme das Haus umbrausten und Regenfluthen an die Fenster schlugen, sagte Xenia lakonisch:

„Packe alles ein, ich reise fort, hier ertrag ich es nimmer." Das Fieber jener Unglücklichen hatte sie gefaßt, die immer meinen, an einem anderen Ort als an dem sie gerade weilen, würden sie zufriedener.

„Aber Sie kommen doch wieder", sagte Betty, „und es soll nur eine Reise, keine Uebersiedlung sein."

Xenia verneinte. Sie wollte nicht wiederkehren. Aber auch nicht reisen, das machte sie noch trauriger. Sie träumte davon in eine Großstadt zu ziehen; da würde sie gewiß das, was ihr hier abging: eine Beschäftigung, einen Beruf der sie ausfüllte, finden. „Packe ein", wiederholte sie nervös. Betty gehorchte bekümmert. Sie wußte daß ihre Frau so gut wie gar kein Vermögen besaß und diese beständigen, großen Auslagen von ihrer Pension nur schwer bestreiten konnte. Was sollte bei diesem unsteten Wanderleben schließlich aus ihnen Beiden werden?

Xenia fuhr nach Frankfurt und suchte dort Wohnung. Ziemlich niedergedrückt kehrte sie zurück. Um nicht über ihr Einkommen hinaus Geld zu verausgaben, hatte sie weit draußen eine sehr bescheidene miethen müssen.

Wieder fuhr eins jener Möbelwagenungethüme vor, die so geschäftsmäßig die Unruhe mancher Familien von Ort zu Ort ragen. Als die Geräthe alle bereits untergebracht waren, und der Packer die Thüre des Möbelwagens geschlossen hatte, rief Betty: „Die Hortensie, die Hortensie!" Dort stand sie in der Ecke des Korridors, vergessen, mit ihren jungen Blättchen, die eben hervorsprießten. Beschämt, doch zu bequem um eine nochmalige Umpackung vornehmen zu lassen, sagte Xenia:

„Weißt Du, wir wollen sie hier einem Gärtner zur Pflege übergeben."

Der Möbelwagen fuhr ab. Betty schleppte den schweren Blumentopf nach der Filiale einer großen Gärtnerei unweit ihrer Wohnung, nicht ohne einen vorwurfsvollen Blick auf ihre Herrin zu werfen. Hatte sie es vergessen, daß des Kranken Augen oft liebevoll auf dem milden Violett der weichen Blüthen geruht hatten? . . . . .

* * *

„Was wollen diese drängenden, hastenden Leute? Weshalb beschleunigen sie so ihre Schritte?"

Betty, sich im Gewühl der verkehrsreichen Hauptstraße mühselig neben ihrer Frau einen Weg bahnend, erwidert:

„Die eilen wohl in ihre Aemter, oder von dort nach Hause, oder sie haben wichtige Geschäfte abzuwickeln, von deren Gelingen die Zukunft ihrer Familien abhängt, oder sie folgen Bestellungen ihrer Arbeitsgeber, oder jagen hin um einen Gewinn einzuheimsen, den ihnen eine gelungene Spekulation eingebracht hat, und der ihr und ihrer Lieben Lebensschifflein höher tragen soll."

Xenia senkte die Stirne. Sie als müßige Spaziergängerin wurde übersehen, hin- und hergestoßen, von den schmalen, stark begangenen Wegen gedrängt.

„In der Großstadt zu leben scheint mir nur für den Sinn zu haben", meinte Betty schüchtern, „der irgend ein wichtiges Ziel schnell erreichen will, für Sie ist hier nichts, glauben Sie mir. Was soll Ihnen dieses Hasten und Jagen?"

„Ich will mithasten und jagen."

„Für wen denn?"

„Für mich, für mich, Betty." O ihr Mütter, die ihr euern Kindern Geldschätze hinterläßt, dachte Xenia, glaubt ihr wirklich daß die in allen Lagen des Lebens feiende Kraft besitzen? Gebt ihnen doch die Fähigkeit mit, irgend eine nützliche Aufgabe zu erfüllen, wenn der große Schmerz über sie kommt, der in keines Menschen Leben ausbleibt, gebt ihnen einen Wirkungskreis der ihr Pflichtbewußtsein in Anspruch nimmt und sie über die bangen Stunden hinweg bringt. . . .

Betty sah es mit heimlicher Angst kommen, was nun eintraf. Nach kurzer Zeit fiel Xenia in ihre alte Schwermuth zurück. Sie, mit ihrer weichen, schüchternen Art ver-

stand es nicht sich eine Stellung zu erringen unter den Bewerbenden die auf ihrem Heimathsboden standen, und von Kindheit an gewohnt waren mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen. Sie begann endlose Handarbeiten, die sie mit heimlichen Thränen begoß.

Eines Tages als Betty ihren Ausgang hatte, und für mehrere Stunden fortgegangen war, befand sich Xenia allein in der todtenstillen Wohnung. Ihr Herz drohte vor Verlassenheit zu zerspringen. Wenn sie Kinder hätte, oder auch nur eins, das jetzt sein Köpfchen an ihr Knie, seine Arme um ihren Hals geschmiegt hätte! Thränen traten ihr in die Augen. Ihre Blicke glitten durchs Zimmer. War denn gar nichts Lebendiges, Liebes hier, gar nichts? Nein, sie war ganz allein. Da mit einem Mal fiel ihr ein Geschöpf ein, auf dem ihres Mannes letzte Blicke geruht hatten, das sie, anstatt es sorglich zu pflegen, fremden Händen anvertraut hatte. Hastig erhob sie sich, trat an den Schreibtisch und schrieb: Geehrter Herr Schmid! Bitte schicken Sie mir doch umgehend die Hortensie gut verpackt zurück, die ich Ihnen vor sieben Wochen zur Pflege übergeben habe. Nachdem sie den Brief an die Gärtnerei in dem kleinen Städtchen, das ihr vorübergehend Heimath gewesen war, adressirt hatte, trug sie ihn selbst zur Post. Heimgekehrt suchte sie sofort für die erwartete Ankömmlingin einen Platz im Wohnzimmer aus. Eine Reihe freundlicher Vorstellungen begann sie zu beschäftigen. Da würde gleich Lebendiges, Liebes, in ihrer Nähe sein. Wie hatte sie bloß so treulos sein können! Zwei Tage später erhielt sie folgende Karte. Geehrte Frau! Leider ist es uns durch einen Zufall unmöglich geworden, die von Ihnen bezeichnete Pflanze heraus zu finden. Sie ist damals gleich aus dem Laden nach unserer Gärtnerei verbracht worden, wo weit über hundert Hortensien überwinterten. Dürfen wir Ihnen Ersatz schicken? Mit Hochachtung. Schmid, Gärtner.

Xenia war nicht anders zu Muth, als wenn jemand Liebes ihr gestorben wäre. So war ihr auch das Letzte verloren, worauf sie ihre Hoffnung gesetzt hatte. Ersatz? Für gewisse Dinge gibt es keinen. Sie grübelte eine Zeitlang, dann kam sie zu einem Entschluß. Ihren müden Lebensgeistern war ohnedies eine kleine Auffrischung nöthig, und so beschloß sie nach dem alten, nur einige Stunden weit entfernten Städtchen zurück zu reisen. Schon am nächsten Tag führte sie trotz Betty's bedenklichem Kopfschütteln ihren Vorsatz durch. Als sie nach der kurzen Fahrt durch das kleine in Gärten gebettete Städtchen mit seinen rothen Giebeldächern wanderte, überkam sie eine sehnsüchtig-wehmüthige Stimmung. Hätte sie etwa doch nicht von hier fort sollen, wo es so wunderschön war? In Schmid's Filiale war eine neue Verkäuferin, die sie ersuchte, sie möchte sich doch in die Gärtnerei hinaus bemühen, Frau Schmid wäre draußen und würde ihr über alles Auskunft ertheilen.

Xenia folgte dem ihr angegebenen Weg, durch enge Gassen mit kleinen Häuschen, vor denen Kinder in der Frühlingssonne spielten, an Gärten vorbei, deren Sträucher schon in der ersten Blühte standen. Dann gelangte sie an ein sich weit hinstreckendes Gelände mit vielen Glashäusern, unübersehbaren Blumenbeeten, denen sich eine weite Baumschule anschloß. An der Thüre des sauberen Eisengitters, das den Besitz umgab, war neben der Klingel ein blankes Messingschild angebracht, auf dem C. Schmid's Gärtnerei zu lesen stand. Xenia klingelte an. Ein junger Bursche öffnete ihr und sagte Frau Schmid wäre im Glashaus, er würde sie gleich holen. Die Dame möge einstweilen ins Komptoir treten. Xenia trat in das kleine Häuschen neben dem Eingang, das fast ganz in Lorbeergebüsch versteckt lag. Eine freundliche Stube nahm sie auf. Auf dem breiten Bord des geöffneten Fensters stand ein mächtiges Vogelbauer mit einigen Dutzenden lärmender Insassen. Es waren Finken, Stieglitze, Zeisige, Rothkehlchen, sogar ein paar glänzend schwarze Amseln hopsten in ungeschickten Sprüngen umher. Die Thür des Käfigs stand offen, es schien indeß augenblicklich den gefiederten Herrschaften im Bauer bei den vier umfangreichen Futtertrögen besser zu gefallen als draußen in der Freiheit. Die Sonne schien in die Stube und ein leiser Luftzug trug den köstlichen Geruch frischer Erde herein. Es war als ob die Wände lachten, und jedes der einfachen, wenn auch gediegenen Möbelstücke, eine heitere Geschichte erzählte. Währen Xenia mit wachsendem Behagen diese freundliche Umgebung betrachtete, flog die Thür auf und eine hohe Frauengestalt in hellen Kleidern trat herein. Ein sicherer, prüfender Blick aus zwei Braunaugen über die Anwesende, dann nannte sie mit leichter Verbeugung ihren Namen und bat Xenia Platz zu nehmen. Xenia ließ sich nieder und sah ganz gebannt in das frische, anziehende Gesicht vor sich.

„Ich bin gekommen“ begann sie, doch Elise Schmid unterbrach sie rasch.

„Ich kann mir denken weshalb, es thut mir schrecklich leid, aber ich hoffe, wir finden Ersatz, gnädige Frau. Oder aber vielleicht gelingt es Ihnen, Ihren Liebling aus den anderen Blumentöpfen heraus zu erkennen. Durch ein Versehen des Gärtners ist die uns zur Pflege übergebene Pflanze unter unsere eigenen gerathen. Darf ich Sie vielleicht bitten sich hinaus zu bemühen? Die Blumen haben bereits ihr Winterasyl verlassen und stehen wieder im Freien.“

Was sie für eine sympathische Stimme hat, dachte Xenia, und wie stark die dunklen Zöpfe sind, die sie um das schöne Haupt trägt. Die beiden Frauen schritten in den Garten hinaus. Xenia nahm sich neben Elise Schmid wie ein Kind aus. Dabei war jene durchaus nicht unfraulich, im Gegentheil, eine sich selbst bewußte weibliche Grazie lag in jeder ihrer Bewegungen. Sie schritten nach dem rückwärtigen Theil des Gartens. Vor der Baumschule mit ihren schlanken Zöglingen breitete sich ein buntes Farbenmeer aus. Da standen zahllose Topfgewächse, die sich von der langen Winterkampagne an der hellen Frühlingssonne erholen sollten. Viele prangten schon in schönster Blüthe, wie Hyazinthen, Primeln, Crocus, Anemonen. Dann kamen die trägeren, die erst grüne Knösplein trieben, die Sonne und Lenz lang um sich werben ließen, bevor sie die schönen Kelche öffneten. Unter diesen letzteren befanden sich auch die Hortensien, deren Stämmchen noch die Spuren von der Scheere des Gärtners trugen. Xenia seufzte. Allerdings, unter diesen vielen der ihren so ähnlichen, diese heraus zu erkennen war kaum möglich. Elise Schmid beachtete die rathlos um sich Blickende. Dann sagte sie mit flüchtigem Lächeln:

„So, stelle ich mir vor, wird es am jüngsten Tag sein. Wenn da jemand von uns sich bemühen wird, einen auf Erden besonders Geliebten aus der Schaar der Auferstandenen herauszufinden, es wird ihm kaum gelingen. Aehnlich einander an Herrlichkeit und Schöne wie Zwillingskinder einer Mutter, werden die Erwachten dastehen, und jeder von ihnen wird unserem Liebsten und Einzigen gleichen.“

„Sagen Sie das nicht.“ Xenias Augen flammten auf. „Meinen Liebsten werde ich unter allen Geschöpfen herauserkennen.“

„Sie haben Ihren Gatten erst kürzlich verloren.“ Elisens Stimme klang weich. „Wie bedauere ich Sie! Möge ein edler Beruf Sie über den herbsten Schmerz hinausführen.“ Ihre nicht kleine, aber schön geformte Hand streckte sich Xenia entgegen.

Die junge Frau ergriff sie und blickte in die offenen, ehrlichen Augen der Sprecherin.

„Ein edler Beruf, das ist ein leicht hingesprochenes Wort. Ich bin jung, aber doch nicht mehr jung genug, um mich für einen neuen Beruf vorzubereiten. Außerdem bin ich ein schwächliches Geschöpf und verstehe die deutsche Sprache nur wie man eben eine angelernte Sprache versteht. Nach meiner griechischen Heimath möchte ich um keinen Preis zurück. So ist es nicht leicht für mich, einen Wirkungskreis zu finden, dem ich gewachsen wäre, der mich ausfüllte, ohne zu schwere Ansprüche an mich zu stellen. Und doch wünsche ich nichts heißer als aus meinem unthätigen Leben herauszukommen.“

Elise Schmid hörte ihr aufmerksam zu.

„Gehen wir doch noch einen Augenblick in mein Stübchen."

Sie kehrten in das lachende Zimmer mit den zwitschernden Vögeln zurück, die jetzt zum Theil Bauer und Stube verlassen hatten und sich vor den Fenstern umhertrieben.

Die beiden Frauen ließen sich plaudernd nieder. Xenia verwunderte sich über sich selbst, wie sie plötzlich aller Form vergaß und dieser Frau, die einer anderen Gesellschaftsklasse angehörte, ihr Herz so öffnete. Gehörte sie indes wirklich einer anderen Gesellschaftsklasse an? Ihr gewandtes Benehmen, ihre feinen, zutreffenden Bemerkungen bewiesen, daß sie eine nicht gewöhnliche Bildung genossen hatte. Sie mochte wohl Xenias Gedankengang errathen und sagte freimüthig:

„Ich habe als vierte Tochter eines unbemittelten Oberlehrers mir einen festen Beruf suchen müssen. Zuerst wollte ich das Gymnasium besuchen, um mich später den Naturwissenschaften zu widmen, die mich vor allem interessirten. Als ich jedoch erkannte, daß ich es da erst nach vielen Jahren zu einer besoldeten Stellung bringen würde, entsagte ich meinem Wunsch und erwählte mir einen anderen Beruf, die Gärtnerei. Sie ist, ich kann es wohl sagen, mit der edelste, den eine Frau erwählen kann. Nebenbei gesagt, auch wie geschaffen für diese, besonders für die alleinstehende."

„Sind Sie denn nicht verheirathet?" fragte Xenia.

„Nein, ich bin eine sogenannte alte Jungfer, wenngleich mich die Leute meiner reifen Jahre wegen mit Frau anreden."

Das schöne Gesicht lachte vergnüglich.

„Und entschädigt Sie —" Xenia deutete mit der Hand nach dem Garten „das da draußen für alles?"

„Für alles" entgegnete Elise innig. „Haben Sie Kinder?"

Xenia schüttelte traurig den Kopf.

„Nun sehen Sie, die Pflege und Wartung meiner jungen Bäume erheischt ein mütterliches Herz, eine kluge Hand, Liebe, stellt fast alle die Anforderungen, die Kinder an ihre Mutter stellen. Wenn die eine oder andere blühende Pflanze einem Käufer einen Ausruf der Bewunderung abnöthigt, erröthe ich vor Stolz, genau wie die anderen thörichten Mütter, wenn man ihre Kleinen lobt."

Xenia traten Thränen in die Augen.

„Sie Glückliche! Aber —" setzte sie leise hinzu, „ein Reich wie das Ihre sich zu schaffen, erfordert ein großes Kapital."

Elise lachte. „Meinen Sie etwa gar, daß ich die Besitzerin dieses Gartenlandes bin? Gott bewahre! Ich bezahle jährlich Pacht, bin schlechtweg Pächterin. Mein Traum freilich ist es, mit den Jahren, den Besitzern, einem alten Ehepaar, das sich zur Ruhe gesetzt hat, das Grundstück abzukaufen."

Als die beiden Damen schieden, sahen sie einander herzlich in die Augen. Xenia wollte etwas sagen, und wußte nicht wie sie es herausbringen sollte. Elise kam ihr zu Hülfe.

„Besuchen Sie mich doch morgen wieder."

„Aber meine Betty wartet daheim auf mich."

„Depeschiren Sie ihr", lachte Elise. Sie hatte der kleinen Frau inneres Elend errathen und beschlossen ihr, wenn möglich zu helfen.

Am nächsten Tag — Xenia übernachtete in einem Hotel trotz Elisens Protest, die ihr ein Gastzimmer bei sich angeboten hatte — machten sie einen langen Spaziergang, auf dem sie sich gegenseitig offen aussprachen, zum Schluß begleitete Elise Xenia zum Bahnhof.

„Mir ist als verließe ich eine Heimath", sagte die junge Frau mit unsicherer Stimme, als das Signal den nahenden Zug ankündigte.

„Kommen Sie wieder, liebe Frau, kommen Sie, wann Sie wollen, ich habe Sie herzlich lieb gewonnen und verstehe Sie ganz und gar."

Xenia ergriff ihre Hand. „Elise, könnten Sie mir nicht von Ihrer Sonne geben, von Ihrer Frische, Ihrer Lebenssicherheit?"

Das schöne Mädchen sah sie fragend an.

„Wollen Sie ernsthaft arbeiten, arbeiten unter meiner Leitung, dann will ich mein Möglichstes für Sie thun. Ich kann gut eine Gehülfin beschäftigen. Aber erwarten Sie keine Rücksicht, ich werde Sie anfänglich wie eine Schülerin behandeln und unterweisen, denn ich glaube", sie lächelte — „von meinem Geschäft verstehen Sie wenig."

„Gar nichts", gestand Xenia ehrlich, „aber ich will Ihnen auf den Knien danken, wenn Sie einen brauchbaren Menschen aus mir machen. Ein mütterliches Herz und viel Liebe besitze ich und das Uebrige werden Sie mich lehren."

„Topp", sagte Fräulein Schmid und drückte kräftig die Hand der neuen Gefährtin.

In diesem Augenblick brauste der Zug herbei.

Xenia dachte: Nun komme ich doch noch zu meiner Hortensie. Und sie erwiderte glücklich Elisens: „Auf Wiedersehen!"

München. Maria Janitschek.

Dr. Martin Berendt: Schiller—Wagner, ein Jahrhundert der Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas. Berlin, Verlag von Alexander Duncker.

Das handliche Buch hat ein bedeutsames und fruchtbares kunstgeschichtliches Problem zum Vorwurf. Zum ersten Male ist hier der Versuch gemacht, vom Standpunkt, auf den uns Richard Wagner's Lebenswerk gehoben hat, einen Rückblick auf den Werdegang des deutschen Dramas zu gewinnen. Es soll der Faden aufgewiesen werden, der die verschiedenen sich ablösenden Richtungen des deutschen Dramas, Schiller's historische Dramen und Kleist's Charakterdramen, die romantische Oper und die jungdeutschen Tendenzstücke, die realistisch-psychologischen Schauspiele Hebbel's und die historische Oper Meyerbeer's innerlich verbindet, und zum Schlusse soll sich ergeben, daß all diese „Versuche" nicht vergeblich waren, sondern daß sie zu Wagner's Schöpfungen als dem Höhepunkt der deutschen Dramatik hinführen. Diese deutlich kundgegebene Absicht und der zensurirende Charakter einzelner Ueberschriften verrathen, daß das Buch nicht aus der ruhigen, klaren Anschauung des Historikers geschrieben, sondern aus der Gedankenarbeit eines gesetzgebenden Aesthetikers aufgebaut ist. Dabei ist denn manches doch zu einseitig beleuchtet, zu oberflächlich betrachtet und im Ganzen empfindet man die künstliche Fügung und Formung allzu stark. Wenn Berendt die Meyerbeer'sche große Oper als letzten Ausläufer des Schiller'schen Dramas hinstellt, so ist das geschichtlich betrachtet doch nur eine willkürliche Zusammenstellung und von der Sicherheit seines ästhetischen Unterscheidungsvermögens, der Vorbedingung seiner Thätigkeit, bekommt man nicht eben die günstigste Meinung, wenn man ihn Schubert als einen Epigonen gegen C. M. v. Weber zurücksetzen sieht. Ueberhaupt hapert's in den musikgeschichtlichen und musikästhetischen Bemerkungen ganz besonders und zeigt sich auch hierbei wieder, daß an die schwierigen Fragen bezüglich der Wechselwirkung zwischen litterarischer und musikalischer Entwicklung bislang nur ganz äußerliche Antworten ertheilt wurden. Sind danach die Behauptungen Berendt's und die Ergebnisse seiner Darstellung immer mit Vorsicht aufzunehmen, seine Ausführungen der Vertiefung sehr bedürftig, so ist der Schrift der Vorzug anregend und großzügig zu sein doch nicht abzustreiten, und diese Eigenschaften rechtfertigen es auch, sie der Beachtung weiterer Kreise zu empfehlen.

H. W.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 44. Berlin, den 2. August 1902. 19. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat der Stadt Emden einen Besuch abgestattet; er ist festlich empfangen worden, und er hat dort eine Rede gehalten.

Es ist allseitig bemerkt worden, daß der Kaiser bei seiner Ansprache von den „beiden größten Regenten des Hauses Kurbrandenburg-Preußen, dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen“, rühmte, daß sie ihr Auge auf den Handel und die See gelenkt hätten. Die Agrarier sind bei Seewind stets verschnupft, und den Handel betrachten sie als einen unproduktiven Parasiten am nationalen Körper. Als der Kaiser dann von der trostlosen Vergangenheit Emdens sprach, hob er hervor, daß die Bürger dieser Stadt gelernt hätten, „zu leiden, ohne zu klagen“; die Agrarier klagen sehr häufig, ohne zu leiden; und ihr Wahlspruch ist jedenfalls beim Leiden und bei keinem Leiden zu schreien, zu schreien und nochmals zu schreien.

Den Agrariern sind schon einige Lektionen aus dem gleichen Munde ertheilt worden; aber Lektionen, die in Worten bestehen, machen auf diese Realpolitiker keinen Eindruck.

Herr von Wangenheim bestätigt nunmehr selbst, daß er auf parlamentarische Mandate in Zukunft verzichten werde, und daß er von der Leitung des Bundes der Landwirthe zurückzutreten gedenke. Die Gründe für diesen Entschluß, wenn sie auch nicht offen ausgesprochen werden, sind einleuchtend genug.

Herr von Wangenheim ist der Mittelsmann zwischen den konservativen Junkern und den Nichts-als-Bündlern. Das konservative Junkerthum verfügt über zwei Waffen in der Politik. Es frondirt und es macht sich der Krone unbequem, um durch diese Opposition Zugeständnisse zu erhalten; und es umwirbt die Krone und sucht der Krone dienstbestissen zu erscheinen, um sie auch hierdurch zu Zugeständnissen zu veranlassen. Bald ist es schmeichelnde Sonne, bald zausender Wind, um den Monarchen zu veranlassen, den Mantel moderner Staatsraison abzulegen. Immer kommt dann einmal der Augenblick, wo die Vereinigung beider Eigenschaften kompromittirend erscheinen kann, wo man sich zu entscheiden hat, den Wind oder die Sonne zu spielen. Ein solcher Augenblick scheint bevorzustehen, und daher scheint man eine reinliche Scheidung der verschiedenen Rollenfächer vornehmen zu wollen.

Das konservative Junkerthum wird seine guten Gründe haben, um anzunehmen, daß es ihm jetzt nützlich ist, loyal und staatsmännisch aufzutreten, und sich vom Bunde loszulösen, der alsdann für sich allein den wilden Mann wirkungsvoll weiterspielen kann, und dessen Spiel die Konservativen fördert, ohne sie zu kompromittiren. Es ist immer nützlich, maßvoll, und als Damm gegen jene Maßlosigkeit zu erscheinen, die man klüglich selbst aufgezüchtet hat.

Eine andere Frage ist es, ob es sich wird durchführen lassen, freundlich zu kooperiren, während man vor der Welt die mürrischen Gesichter gegeneinander wendet; und Heißsporne herüber; Leisetreter hinüber ruft. Ein Theil der Gefolgschaft könnte solche Liebenswürdigkeiten allzu ernst nehmen, und dann sind auch die Herren Rösicke und Hahn ehrgeizig genug, um vielleicht den Versuch zu wagen, eine Politik nach eigenem Bedürfniß statt im Dienste des höfischen Junkerthums zu machen. Allzu viel Bedeutung werden diese Reibungen, wenn sie sich bemerkbar machen, nicht haben, denn der Bund bedarf des Einflusses, den das Junkerthum auf die Beamten in den Wahlkreisen hat, und das feudale Junkerthum bedarf volksthümlicher Landsknechte, um Einfluß auf die Wählermasse zu behalten.

Es war für Deutschland eine würdige Aufgabe, an der Beseitigung der diplomatischen Schwierigkeiten zu arbeiten, die sich zwischen der Schweiz und Italien herausgebildet hatten. Das ist mit Takt, mit Erfolg und, nachdem der Erfolg gesichert war, ohne prahlerische Selbst-

bespiegelung geschehen. Italien und die Schweiz rufen ihre beiderseitigen kompromittirten und verzankten Vertreter ab und besetzen die Posten mit neuen Männern. Es war keine Heldenthat, aber es war ein nützliches Werk der deutschen Diplomatie, für diesen Ausgleich die Wege geebnet zu haben; dieser Ansicht wird man auch in Italien und in der Schweiz sein.

Daß aus der Konferenz der kolonialen Premierminister in London nichts oder so gut wie nichts herauskommt, steht jetzt fest. Chamberlain hofft auf die Früchte seiner Bemühungen in fernen Jahrzehnten oder selbst Jahrhunderten, etwas späte Früchte, und Sir Edmund Barton, der Vertreter der Vereinigten Staaten von Australien, behauptet gar: „Unsere Konferenz konnte nichts mit der Einigung des Reiches zu thun haben, denn kein Reich ist geeinter als das englische.“ Dann freilich wären die Chamberlain'schen Pläne auch für fernere Zeiten ein überflüssiger Luxus, und man wundert sich nur, daß Chamberlain etwas verwirklichen will, was angeblich Wirklichkeit ist.

In Frankreich setzen die Klerikalen ihre Demonstrationen fort; aber es macht nicht den Eindruck, daß ein erheblicher Bruchtheil der Bevölkerung Geschmack findet an dem klerikalen Rufe: Es lebe die Freiheit; nämlich die Freiheit: Geistesunfreiheit durch geistliche Schulen gegen das Gesetz ausbreiten zu dürfen.

Die Russen melden von Kämpfen ihrer Truppen in der Mandschurei; und so lange gekämpft wird, können die Russen natürlich die Mandschurei nicht verlassen. Quod erat demonstrandum!

* * *

„Die bei uns vorhandenen Anschauungen?“

Die Vorgänge, die zur Pensionirung des Geheimen Ober-Finanzrathes und Provinzial-Steuerdirektors Löhning in Posen geführt haben, beurtheilt alle Welt so ziemlich in gleicher Weise. Die Ausnahmen sind glücklicherweise so bedeutungslos, daß sie unbeachtet bleiben können.

Hätte Herr Löhning unbehelligt im Amte bleiben wollen, so hätte er nach der von ihm gegebenen und bisher unangefochten gebliebenen Darstellung, die gebildete Tochter eines früheren Feldwebels und jetzigen Regierungssekretärs von tadellosem Rufe nicht heirathen dürfen; er hätte sich hüten müssen, in privaten Aeußerungen — nur um diese handelt es sich — die Ansicht auszusprechen, daß die aggressive Polenpolitik der Regierung verfehlt sei; er hätte in Berichten an den Minister wegen Stempelerstattungsgesuchen unsachliche Bemerkungen über die Stellung der Petenten zur Polenpolitik unbeanstandet bestehen lassen müssen, und endlich wäre er verpflichtet gewesen, auf seine Untergebenen dahin einzuwirken, daß sie bei einer Wahl einen vorgeschriebenen Kandidaten wählten und einen anderen nicht wählten. Das sind nach Herrn Löhning die Gründe seiner Verabschiedung, und ein Widerspruch ist, wie nochmals zu bemerken, diesen Behauptungen bisher nicht entgegengesetzt worden.

Wer ein gebildetes, anständiges Mädchen nur darum nicht heirathet, weil ihr Vater es in einem einwandfreien Leben als Soldat und Beamter nicht weiter als bis zum Feldwebel und Regierungssekretär im Dienst des Vaterlandes gebracht hat, ist zweifellos nach moderner Anschauung mit bornirtem Hochmuth gesegnet. Wer ohne jede agitatorische Absicht und nach Lage der Verhältnisse selbst ohne die Möglichkeit einer agitatorischen Absicht in geschlossenem, engem Kreise es als Beamter nicht mehr wagt, sachlich seine abweichende Meinung gegenüber einer Maßregel der Regierung auszusprechen, der ist ein charakterloser Streber; er ist bereit, selbst als Privatmensch, ein Gesinnungssklave zu sein; oder er ist vielleicht eine Null; und dann freilich verdient er mildernde Umstände, wenn er über selbständige Ansichten überhaupt nicht verfügt. Wer der Ansicht ist, daß bei Gesuchen um Zurückerstattung von Stempelgebühren die politische Stellung des Petenten Beachtung finden könne, vergiftet unser Staatsleben und proklamirt die Ungerechtigkeit und Parteilichkeit. Und wer als Beamter bei Wahlen sich nicht damit begnügt, seine Unterbeamten darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich jeder Agitation gegen die Regierung zu enthalten haben, sondern wer seine Beamten direkt zwingen will, für einen bestimmten Kandidaten zu stimmen, der handelt offensichtlich verfassungswidrig. Herr Löhning hat behauptet, daß man ihm angesonnen habe, ein Beamter mit allen diesen erfreulichen Zügen zu sein; bornirt und hochmüthig; ein charakterloser Streber oder eine Null; das Staatsleben vergiftend, ungerecht und parteilich, die Verfassung mißbrauchend. In der Bevölkerung ist man der Ansicht, daß diese Eigenschaften bei einem Beamten recht entbehrliche sind, und daß diese Eigenschaften zu den staatserhaltenden nicht gehören.

Nun wird die Regierung sich darüber zu äußern haben, und zwar unzweideutig, wie das Beamtenideal aussieht, nach dem sie die Staatsdiener zu bilden und zu modeln sucht, das für sie maßgebend ist für die Beförderung und Verabschiedung von Beamten.

Die weitere Untersuchung würde überdies klarzustellen haben, lag hier ein Einzelfall vor, oder trat hier ein Einzelfall zu Tage, der typisch für ein ganzes System ist.

Herr Löhning behauptet, daß der Finanzminister, daß der Oberpräsident von Posen, daß Oberregierungsräthe und Geheime Regierungsräthe, Geheime Oberfinanzräthe nebst Offizieren, die höhnend von der neuen „Chefeuse“ sprachen, bei der Aktion mitgewirkt haben; bei einer Aktion, die bezeichnender Weise durch anonyme Briefe, dieses verächtliche Mittel denunzirender Intriguanten, eingeleitet worden sein soll, und die, was nicht weniger bezeichnend, nach den bisherigen Veröffentlichungen mit der Verleihung des Rothen Adler-Ordens II. Klasse beendet und begraben werden sollte. Herr Löhning wäre somit seiner Verfehlungen wegen unwürdig und unfähig gewesen, Beamter zu bleiben, aber würdig einen hohen preußischen Orden zu erhalten, mit dem nach offizieller Auffassung nur eine tadellose Wirksamkeit tadelloser Staatsdiener belohnt werden kann.

Aufzuklären ist also recht viel, und man muß sich mit einiger Besorgniß fragen, hat der Oberpräsident in Bezug auf die entscheidenden Ereignisse gegenüber Herrn Löhning das Wort gebraucht: „Sie müssen mit den bei uns einmal vorhandenen Anschauungen rechnen“; diese Anschauungen würden demnach die üblichen, die herrschenden sein; sie wären gang und gäbe.

Wären sie das — was hoffentlich mit Erfolg bestritten werden kann — dann freilich tauchte vor unseren Augen ein Bild auf aus vergangenen Zeiten, und zwar aus sehr trüben Zeiten. Jeder unserer Historiker der modernen preußischen Geschichte schildert, wie der Kastengeist oder vielmehr die Kastengeistlosigkeit, wie der junkerliche Dünkel und Hochmuth, die Servilität, die innere Unselbständigkeit und Hohlheit Preußen nach Jena geführt haben.

Es war nicht ganz leicht für die Stein und Scharnhorst und ihre Gefolgschaft, das wieder gut zu machen, was damalige Standesgenossen derer, die heute angeblich höhnend von der Chefeuse sprechen, gesündigt hatten. Man verlangte auch nicht, als Preußen am Boden lag, daß ein Beamter eine eigene Ueberzeugung überhaupt nicht haben dürfe. Ein Soldat wie Scharnhorst, und er kannte gewiß die Bedeutung der Disziplin, meinte:

„Rein nach seiner Ueberzeugung zu handeln, weder Vorurtheile noch Verfolgungen zu scheuen, wenn es nach dieser Ueberzeugung auf das allgemeine Beste ankommt,

ist nach meinen Gefühlen die Pflicht eines jeden Staatsdieners."

Als Beamte und Offiziere mit solchen Anschauungen wieder obenaufgekommen waren — es befanden sich sogar welche darunter mit unsterblichem Verdienst ums Vaterland, die nicht einmal auf einen preußischen Feldwebel als Vater hinweisen konnten — da ging es mit Preußen wieder vorwärts.

Wie vermöchte aber ein Beamten- und Offizierstand, dessen Gefühl für nationale Zusammengehörigkeit da aufhört, wo der Kastengeist die Schranke setzt, einen erfolgreichen Widerstand gegen das geeinte Polenthum zu organisiren. Und ob man die offizielle Polenpolitik der Regierung billigt oder mißbilligt; eine solche offiziöse, unterirdische Polenpolitik, wie sie hier gezeichnet wird, verdiente in jedem Falle die schärfste Mißbilligung.

Handelt es sich bei den Vorgängen in Posen um ein individuelles Unrecht, das begangen worden ist, so muß es gesühnt werden; aber wenn hier typische Erscheinungen eines Systems zu Tage getreten sind, wenn wir uns den in der Bureaukratie vorhandenen Anschauungen gegenüber befinden, dann ist es dringend Zeit, daß der Staat sich nach Dienern umsieht, die jenen nach Jena thätigen etwas ähnlicher sehen.

Es gibt Krankheiten, deren erste Symptome schon eine ernste Behandlung verlangen.

P. Nathan.

Likin.

Die Likin-Steuer, gegen welche die diplomatischen und konsularischen Vertreter der Vertragsmächte in China seit einigen dreißig Jahren vergeblich anzukämpfen versucht haben, ist ursprünglich aus einer freiwilligen Beisteuer des Volkes, — auch wir kennen den Ausdruck freiwillige Zwangsanleihe — zu den durch die Unterdrückung des Taiping-Aufstandes verursachten Kosten hervorgegangen. Die Uebersetzung von Likin ist nach einer Schreibart „ein Tausendstel" oder „Käsch Geld", von Li, der tausendste Theil eines Taels d. h. einem Käsch und kin, Metall oder Geld, nach der anderen „Käsch Beisteuer". Ursprünglich betrug dieselbe in der That einen Käsch vom Tael bei allen Verkäufen für den vorangeführten Zweck und ist daher auch vom Tsungli Yamen oft als eine Kriegssteuer, stets als eine nur vorübergehende bezeichnet worden. Allmählich ist sie zu einer Steuer auf alle in China transportirten inländischen und fremden Waaren und damit zu einer ernsten Schädigung des Verkehrs geworden, da sie je nach den Bedürfnissen der Provinzialbehörden und der Leere der Taschen der Steuereinnehmer an mehr oder weniger Stellen in sehr verschiedener, dehnbarer Höhe erhoben wurde. Um dem Schaden, der sich aus solchen nach ihrem Betrage undefinirbaren Steuern für den fremden Ein- und Ausfuhrhandel ergeben mußte, nach Möglichkeit vorzubeugen, hatte der englische Unterhändler schon in den Vertrag von Nanking 1842 die Bestimmung aufgenommen, daß fremde Waaren gegen die Entrichtung eines gewissen Theils des Einfuhrzolls über den Betrag desselben hinaus von Chinesen ins Innere gebracht werden könnten, ohne irgend welche Inlandsteuern bezahlen zu müssen. Die Bestimmung wurde dadurch hinfällig, daß es überhaupt nicht gelang diesen Theil festzustellen und sie wurde daher in dem Vertrage von Tientsin 1858 durch die andere ersetzt, daß es britischen Unterthanen freistehen solle, die Zahlung aller Inlandsteuern durch die Entrichtung des halben Eingangszolls als Transitzoll abzulösen. Es war dies schon insofern ein Rückschritt, als durch den Vertrag von 1842 chinesischen Kaufleuten das Recht, fremde Waaren gegen Zahlung einer Ersatzsteuer frei einzuführen zugestanden worden war, während durch den Vertrag von 1858 nur die Waaren durch die Entrichtung der Transitsteuer als von der Zahlung der Inlandsteuern befreit bezeichnet wurden. Die chinesische Regierung machte sich dies sofort zu Nutzen, um zu erklären, daß Chinesen eine Befreiung von den Inlandsteuern durch die Zahlung der Transitsteuern nicht erwerben könnten. Schlimmer war, daß die Fassung der Vertragsbestimmung der chinesischen Regierung ermöglichte, die Behauptung aufzustellen, daß der Transitzoll die fremde Waare nur bis zu dem Platze schütze, für den der Transitpaß ausgestellt sei und es ihr freistehe dieselbe hinterher zur Zahlung jeder beliebigen Steuer anzuhalten und daß die englischen Kronjuristen, denen das Handelsamt die Frage unterbreitete, sich für die chinesische Auffassung aussprachen. Damit war allen chinesischen Erpressungen die Thüre geöffnet und den Vorstellungen der englischen Beamten von vornherein die Spitze abgebrochen. Der englische Gesandte, Sir Rutherfood Alcock, versuchte dem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß er 1869 mit dem Tsungli Yamen ein Abkommen abschloß, durch welches die Zahlung des Transitzolls bei der Einfuhr in den dem fremden Handel geöffneten Hafen obligatorisch gemacht und die Waaren dadurch in der Provinz, in welcher der Einfuhrhafen lag, von jeder Inlandabgabe befreit sein sollten. Dies war nicht das Beste, was man wünschen konnte, aber jedenfalls das Beste, was zu erhalten war und unendlich dem bestehenden Zustande vorzuziehen, aber die englische Regierung wagte nicht gegen den Widerspruch der in China ansässigen Kaufleute das Abkommen zu ratifiziren. Der ostensible Grund, den die Kaufleute anführten, war, daß man keinerlei Gewißheit habe, daß die chinesische Regierung den eingegangenen Verpflichtungen auch nachkommen werde; in Wirklichkeit mag die Besorgniß, einen Theil ihrer Kommission einzubüßen, sie waren schon damals für die Einfuhr zum größten Theil Kommissionshäuser, ebenso viel mit dem Protest zu thun gehabt haben. Alles dies mußte die chinesische Regierung in dem Versuch bestärken, die in den Verträgen gemachten Zugeständnisse in der Praxis zu ignoriren und mit der Erhebung der Likinsteuer und anderer Inlandabgaben nach eigenem Gutdünken vorzugehen. Der Zustand wurde schließlich ein so unerträglicher, daß, als die Ermordung des englischen Dolmetschers Margary in Yünnan 1875 zu langwierigen Verhandlungen zwischen dem englischen Gesandten, Sir Thomas Wade, und dem Tsungli Yamen führte, der erstere sich zu dem durch nichts gebotenen und zu rechtfertigenden Schritt entschloß, in der sogenannten Konvention von Chefoo (13. Sept. 1876) zu versprechen, daß er sich bei seiner Regierung dafür verwenden werde, daß nur die fremden Niederlassungen in den geöffneten Häfen als von der Likinabgabe freies Gebiet angesehen und in den Häfen, in welchen solche noch nicht beständen, auf die Abgrenzung von Niederlassungen hingewirkt werden solle. Durch dieses Abkommen würde, wenn es zur Ausführung gelangt wäre, aus den geöffneten Häfen ein geschlossenes Gebiet, gewissermaßen ein Zollspeicher geschaffen worden sein, für dessen Benutzung Einfuhrzölle gezahlt werden mußten, während für die Einfuhr in China ein weiterer Zoll, die Likinabgabe, zu entrichten gewesen wäre. Der Protest aller Vertragsregierungen verhinderte die Ausführung dieser Idee, es bedurfte aber eines ganz entschiedenen Auftretens gegen die chinesischen Behörden, um dieselben abzuhalten in dieser Richtung vorzugehen, trotzdem der betreffende Theil des Abkommens von der englischen Regierung nicht ratifizirt worden war. Die 1878 zwischen der deutschen und englischen Regierung auf Initiative der ersteren angeknüpften Verhandlungen, um ein gemeinsames Vorgehen in der Likinfrage herbeizuführen, verliefen, obgleich sie zu einer Verständigung auf dem Papier führten, im Sande und auch Konferenzen im Schoße des diplomatischen Korps zu Peking 1879 kamen nicht über eine akademische Erörterung der Frage hinaus, da die chinesische Regierung sich durchaus ablehnend verhielt und es an einer Macht fehlte, die Zeit, Lust und Macht gehabt hätte, die Sache scharf anzufassen und durchzuführen. So schleppte sich die Frage fort, bis die aus dem Krieg und

noch mehr aus dem Frieden mit Japan der chinesischen Regierung erwachsenen Lasten derselben den Gedanken nahelegten, in einer Erhöhung der Einfuhrzölle eine Hülfe für ihre finanziellen Schwierigkeiten zu suchen. Daß die chinesische Regierung hierzu berechtigt war, ließ sich auch nach den Verträgen nicht in Abrede stellen. Die Zölle waren bereits 1842 auf annähernd 5 Prozent vom Werth in Silber festgesetzt und dies Prinzip durch den Vertrag von Tientsin 1858 bestätigt worden, während zugleich das Recht der kontrahirenden Mächte nach zehn Jahren eine Revision des Zolltarifs zu verlangen, ausdrücklich in die Verträge aufgenommen worden war. Nun waren durch das Sinken des Silberpreises bei gleichzeitigem Steigen des Werthes der Waaren die Zollsätze so heruntergegangen, daß sie in Wirklichkeit vielfach nur 3 bis $3^1/_2$ Prozent vom Werth betrugen; der Wunsch der chinesischen Regiernng, sie wieder bis auf 5 Prozent vom Werth und wenn möglich darüber hinaus zu erhöhen, war daher verständlich, sie mußte sich aber darüber klar sein, daß sie auf eine Zustimmung der Vertragsmächte zu einer solchen Erhöhung nur dann würde rechnen dürfen, wenn sie sich gleichzeitig zu einer Regelung der Likinfrage entschlösse. Eine solche Regelung konnte aber nur auf Grundlage der vollständigen Aufhebung der Likinsteuer bei gleichzeitiger Erhöhung der Eingangszölle und obligatorischer Zahlung des Transitzolles gefunden werden, da es sich einerseits um die Wahrung der Interessen der chinesischen Regierung und der Vertragsmächte und andererseits um die der Provinzialbehörden handelte, die aus der Likinsteuer nicht nur einen großen Theil ihrer für amtliche Zwecke unentbehrlichen Einnahmen zogen, sondern in den Hebestellen der Likinsteuer auch ein Mittel zur Beschäftigung und Besoldung der ihnen von der Centralregierung oft in großer Menge überwiesenen Aspiranten auf Posten, d. h. solcher Leute fanden, welche die zweite oder dritte Prüfung bestanden hatten. Nach diesen Richtungen gingen denn auch die 1899—1900 auf Veranlassung der chinesischen Regierung aufgenommenen Verhandlungen zwischen dem Generalzollinspektor Sir Robert Hart, Brt. und dem Generaldirektor der chinesischen Telegraphen- und der China Merchants' Dampfschiffgesellschaft, Shêng Hsüan huai, die zu einer Verständigung in dem vorangeführten Sinne zwischen den beiden Delegirten und man darf wohl annehmen, auch mit der Regierung führten. Die durch den Boxeraufstand in den Jahren 1900 und 1901 hervorgerufenen Ereignisse verhinderten indessen, daß diesen Verhandlungen eine praktische Folge gegeben werden konnte, wohl aber kam die Frage während der Konferenzen der Vertreter der Vertragsmächte zu Peking in Betreff der China aufzuerlegenden Bedingungen wiederholt zur Sprache. Die Regierung des Deutschen Reichs hielt auf Grund sachverständiger, auch kaufmännischer Urtheile an der Ansicht fest, daß die Zeit gekommen sei, mit der chinesischen Regierung über die Aufhebung der Likinsteuer gegen eine Erhöhung der Eingangszölle und die obligatorische Zahlung der Transitsteuer zu einem Abkommen zu gelangen, und fand dabei die Zustimmung fast aller an den Verhandlungen betheiligten Regierungen. Der Plan scheiterte an der Weigerung Englands ihm zuzustimmen. Der damals angeführte Grund, daß die englischen, in China engagirten kaufmännischen und industriellen Interessen eine solche Reform nicht angezeigt erscheinen ließen, war selbstverständlich nicht der maßgebende, sondern der Wunsch Englands, die Verhandlungen möglichst allein zu führen. Dies ging auch daraus hervor, daß sehr bald, nachdem eine Verständigung aller Mächte mit China in Betreff der denselben zu gewährenden Genugthuungen erreicht worden war, die englische Regierung an die Revision ihres Vertrags mit China ging und zu dem Zweck Sir James Mackay heraussandte, der zusammen mit den Herren Dudgeon und Cockburn die Verhandlungen in die Hand nahm. Nach den neuesten aus China eingetroffenen Nachrichten nun würde die chinesische Regierung am 21. Juli ihre Zustimmung zu einem Vorschlage gegeben haben, der von den chinesischen Bevollmächtigten, deren erster und bedeutendster der vorerwähnte Shêng ist, und den beiden Generalgouverneuren von Nanking und Wuchang, Liu Kun yi und Chang Chi tung ihr unterbreitet worden wäre und der die Aufhebung der Likinstationen, aber die Beibehaltung aller sonstigen Inlandzollstationen und die Unterstellung derselben unter das sogenannte fremde Seezollamt, also unter eine Behörde umfassen würde, deren Zuverlässigkeit über jeden Zweifel erhaben ist. Die erste und letzte dieser Bestimmungen sind durchaus befriedigender Art, weniger erscheint so die Beibehaltung der Inlandzollstationen. Jede solche Zollstation, die nach dem Jahre 1858 errichtet wurde, ist, soweit fremde Einfuhren und zur Ausfuhr bestimmte chinesische Produkte in Betracht kommen, überhaupt vertragswidrig, und es würde ein Fehler sein, dieselben nunmehr nachträglich als zu Recht bestehend anzuerkennen. Ein noch größerer Fehler aber würde es sein, in eine Erhöhung der Einfuhrzölle über 5 Prozent hinaus und die obligatorische Zahlung der Transitsteuer zu willigen, ohne dafür die vollständige Aufhebung jeder Besteuerung fremder Waaren im Inlande zu erlangen. Die Sache wird dadurch noch dunkler, daß Lord Cranborne, der englische Unterstaatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, noch zu Anfang Juli erklärte, daß an eine Aufhebung aller Likinstationen nicht zu denken sei. Man wird daher wohl thun, weitere genauere Nachrichten abzuwarten, ehe man in den Paean einstimmt, den die englischen Zeitungen, die „Times“ an der Spitze, über diesen neuesten Erfolg der englischen Politik in China bereits angestimmt haben. Diese Erfolge haben sich bisher meistens als so magere erwiesen, daß man abwarten muß, ob nicht auch in diesem Falle die Chinesen die besseren Diplomaten gewesen sind.

Weimar. M. von Brandt.

Staatsdiener und Gemeindebeamte.*)

Unter den heutigen Staatsrechtslehrern nimmt Preuß eine eigenartige Stellung ein. Von der gemüthvollen Stimmung der historischen Schule scheidet ihn die Erbarmungslosigkeit seines Scharfsinns, von der dogmatischen Richtung die Freude an den Perlenschnüren selbstgefundener Entwicklungsreihen, von beiden in gleichem Maße die scharfe Betonung der unauflöslichen Beziehungen zwischen dem Staatsrecht und den Tagesfragen der praktischen Verwaltung. In keiner seiner früheren Schriften tritt diese Eigenart so deutlich und leicht erkennbar zu Tage, wie in dem eben erschienenen „Städtischen Amtsrecht in Preußen“.

Dieses Buch bietet weit mehr als sein Titel verspricht. Es ist in der Hauptsache eine Durchdenkung des Verfassungsstaates unter dem Gesichtspunkte des Amtsrechts. Der Standpunkt, den Preuß einnimmt, und das System, zu dem er seine Gedanken gliedert, werden in der immer wiederkehrenden Erörterung der Streitfragen über das Verhältniß von Stadt und Staat, von Aufsichtsbehörden zur Selbstverwaltung, vom Vorgesetzten zum Untergebenen, vom Beamten zum Publikum, um so mehr eine Rolle spielen, da der Autor theils absichtlich, theils unwillkürlich seine Ausführungen im Hinblick auf die schwebenden Streitfragen der letzten Jahre einrichtet. Im Folgenden soll versucht werden, zunächst den Gedankengang im Großen und Ganzen zu skizziren, worauf dann die Erörterung einiger Einzelheiten folgen soll.

1.

Im absoluten Staat galten die Beamten als „Diener des Fürsten“, die dieser beliebig annehmen und entlassen

*) H. Preuß, das städtische Amtsrecht in Preußen. Berlin, Georg Reimer. 501 S.

konnte. Friedrich Wilhelm I. pflegte zu verfügen: „Soll platt kassirt werden“. Und selbst Friedrich der Große stand auf demselben Standpunkt: „Da ja die Befugniß, ihre Beamte wegzujagen, selbst Partikuliers unbenommen und außer aller Kontestation sei.“ Schon die Mitlebenden empfanden jedoch diese Auffassung als unangemessen. Man verlangte in der Theorie gewisse Garantien für die Stellung des Beamten. Wie man im gemeinen Recht versuchte, dem fürstlichen Herrn zwar die Disposition über die Amtsausübung zu belassen, aber dem weggejagten Beamten den Civilprozeß auf Gehaltszahlung zu eröffnen; wie man dann später von hier aus zu einem gesetzlich geordneten Disziplinarverfahren gelangte, so suchte die Theorie diese Behandlung immer mit der Rücksicht auf den „Nahrungsstand“ des Beamten und den Anspruch, der ihm aus seinem Dienstvertragsverhältnisse erwachse, zu rechtfertigen. Nur mühsam fügen sich in dieses System die unbesoldeten Beamten ein, bei denen es eine Rücksicht auf den „Nahrungsstand“ nicht gibt. Während die ganze bisherige Theorie vom Staatsbeamtenthum ausgehend die Gemeindebeamten gewissermaßen als Anhängsel und unter ihnen wieder die kommunalen Ehrenbeamten als Beigabe des Anhängsels (σκιᾶς ὄναρ) behandelte, nimmt Preuß den direkt entgegengesetzten Standpunkt ein. Die Stein'sche Städteordnung von 1808, die die Bürger selbst zur Verwaltung ihres Gemeinwesens heranzieht, ist für ihn nicht ein geduldeter Ausnahmefall, sondern der erste klare Ausdruck einer durch keine Nebenrücksicht getrübten Anschauung von der Bedeutung des Amtes. In der Stein'schen Städteordnung aber spielt das unbesoldete Amt keineswegs die Rolle einer bloßen Ergänzung zum Berufsbeamtenthum; es ist vielmehr als die regelmäßige Form der Beamtung gedacht. Stein selbst hat einmal in den Akten vermerkt, er sehe nicht ein „warum der Bürgermeister kein Gewerbe treiben soll, und warum ein großer Kaufmann oder Fabrikant nicht sollte Bürgermeister werden können.“ Lediglich weil man mit der Möglichkeit rechnen mußte, nicht ausreichend unbesoldete Beamte zu bekommen, mußte man besoldete Aemter für zulässig erklären. Jedenfalls wird mit der Stein'schen Städteordnung ein Organismus geschaffen, dessen Beamtenthum in seiner neuen Rechtsstellung sich unter keinen Umständen nach jenen bloß auf den Nahrungsstand zugespitzten Theorien erklären läßt.

Diese Regelung bietet sich ungezwungen dar, wenn man von dem Verhältniß der Stadtgemeinde zu ihren Bürgern ausgeht. Die Bürger kommen in dem Verhältniß zur Stadtgemeinde in zweierlei Art in Betracht: entweder als Glieder des Gemeinwesens (Gliedpersonen) oder als Organe des Gemeinwesens (Organpersonen). Die Gemeinde (Gesammtperson) ist an sich nicht aktionsfähig; um es zu werden, muß sie sich Organe schaffen; dies thut sie, indem sie eine oder mehrere ihrer Gliedpersonen als Organpersonen bestellt. Diese Bestellung ist der Ursprung des Beamtenverhältnisses, nicht ein Vertrag zwischen zwei vertragschließenden Theilen. Um rechtswirksam zu werden, hat die Bestellung allerdings zur Voraussetzung, daß der Bestellte bereit ist, das Amt anzunehmen. Selbst da, wo er zu dieser Annahme verpflichtet ist, würde die Weigerung nur gewisse Nachtheile für ihn herbeiführen (nach den preußischen Städteordnungen Verlust des Wahlrechts, Verdoppelung der Steuer u. s. w.), aber nicht das zwangsweise Inslebentreten der Beamtung. Allein so wenig wie bei Antragsdelikten das Einschreiten des Staatsanwalts einen Vertrag zwischen ihm und dem Geschädigten darstellt, weil der Strafantrag unbedingt erforderlich ist: ebenso wenig folge aus jener Nothwendigkeit der Annahmeerklärung ein Vertragsverhältniß zwischen dem übertragenden Staat und der das Amt annehmenden Person. Unter diesem Gesichtspunkt stellt sich das Disziplinarverfahren keineswegs als eine Art Erzwingung von Vertragspflichten dar, sondern als ein zweites Strafverfahren. Wie der gewöhnliche Strafprozeß sich gegen die Gliedperson richtet, so der Disziplinarprozeß gegen die Organperson. „Die Thatsache, daß der Beamte einer Disziplinargewalt unterliegt, ist lediglich die pathologische Seite der Thatsache, daß er Organperson ist.“

Das städtische Beamtenthum, weit entfernt davon, im preußischen Recht eine Art schwer unterzubringender Anomalie darzustellen, bringt vielmehr den Begriff des Beamten zu besonders deutlichem Ausdruck. Die Theorie, die von Preuß im Anschluß an die Städteordnung entwickelt wird, ist ihm gleichzeitig die beste Grundlage für ein Amtsrecht überhaupt. Entsteht das städtische Amt dadurch, daß die Gemeinde sich Organe schafft, so sind die so bestellten Organpersonen Gemeindebeamte. Es ist irreführend, wenn in der Gesetzessprache dieser Ausdruck vielfach bloß auf die vom Magistrat bestellten Beamten beschränkt, aber nicht auf die Mitglieder des Magistrats selbst angewendet wird. — Die Gemeinde nimmt bei uns eine doppelte Stellung ein, indem sie nicht bloß ein für sich selbst lebendes Gemeinwesen ist, sondern außerdem auch ein Glied des Staates. Insofern kann man sagen, daß die Gemeindebeamten „mittelbar“ Staatsbeamte seien, d. h. sie sind durch die Gemeinde mediatisirt. Zwischen den Gemeindebeamten und dem Staate bestehen also Beziehungen, wie etwa im alten deutschen Reiche zwischen den Unterthanen des Kurfürsten von Brandenburg und dem römischen Kaiser. Es ist aber falsch, jenen Ausdruck in dem Sinne zu brauchen, als ob die Gemeindebeamten Staatsbeamte seien. Sie sind dies weder in der Hauptsache, noch nebenbei, sie sind ausschließlich Beamte des Gemeinwesens, als dessen Organe sie bestellt sind, d. h. Gemeindebeamte. Sie stehen daher zu Beamten des Staates nicht im Verhältniß der Unterordnung. Sie treten vielmehr nur dadurch in Beziehungen zu Staatsbeamten, daß diesen die Aufsicht übertragen ist, aber nicht die Aufsicht über die Gemeindebeamten, sondern über die Gemeinden selbst.

Aus dieser Auffassung ergeben sich nun eine Reihe wichtiger Konsequenzen. Daß in diesem System die Konstruktion vom staatlichen Ursprung aller kommunalen Befugnisse (eine Konstruktion, die dem wahren historischen Hergange direkt ins Gesicht schlägt) keinen Platz hat, ist selbstverständlich. Wenn der Staat gleichwohl bei der Bestellung der höchsten Gemeindebeamten ein Bestätigungsrecht übt, so geschehe dies lediglich auf Grund speziellen Gesetztitels. (Die in das Buch aufgenommene ausführliche Geschichte des Bestätigungsrechts liefert nebenbei den geradezu zwingenden historischen Beweis gegen die Auffassung der Staatsregierung in dem noch immer schwebenden Fall Kauffmann.) Bei der Berathung des schließlich ins Wasser gefallenen Städteordnungs-Entwurfes von 1876 wurde im Parlament der sehr ernstliche Versuch gemacht, die Versagung der Bestätigung an die Angabe von Gründen zu knüpfen. Gegen den Einwurf, daß es peinlich sein werde, mit Gründen über eine Person zu streiten, erwiderte damals der Abg. Windthorst:

„daß es sich gar nicht darum handelt, irgend einen hergelaufenen Menschen zu bestätigen, sondern daß es sich darum handelt, ob die Regierung einen Mann ohne Angabe von Gründen verwerfen darf, den die Kommune, der wir doch das Vertrauen schenken müssen, daß sie ihre Interessen am besten kennt, ihres Vertrauens würdig gehalten hat.“

Als das Herrenhaus an der Bestätigung nach Willkür festhielt, erklärte derselbe Abgeordnete die bestehende Bestätigungsmethode für eine solche, „daß die Bürgermeister der preußischen Städte wohl recht gute Staatsdiener, aber sicherlich keine unabhängige kommunale Beamte sind .... Solange dieses absolute Bestätigungsrecht der Regierung dauert, ist an die Selbständigkeit und Unabhängkeit der Städte absolut nicht zu denken.“ —

Da die Gemeinde das Amt schafft, so schafft sie auch die Amtsbenennung. So wenig die Gemeinde ein Recht der Titel oder Rangverleihung hat, so sicher hat sie das Recht, an ein kommunales Amt eine Benennung zu knüpfen. Genau nach den hier von Preuß theoretisch entwickelten Grundsätzen hat in diesen Tagen das Oberverwaltungsgericht in Sachen des Berliner „Magistratsraths“ entschieden.

Aus der ganzen Auffassung vom Charakter der städtischen Beamtungen folgt, daß Preuß dazu neigt, auch den Inhalt ihrer Thätigkeit als kommunal zu betrachten.

Im Prinzip fordert er dies auch von den beiden kommunalen Verwaltungszweigen, die man gewöhnlich als schlechthin staatlich zu bezeichnen pflegt: Polizei und Schule. In den vorbereitenden Verhandlungen zur ersten Städteordnung war in der That die Ansicht vertreten, daß eine wohlorganisirte Stadtgemeinde ihre Polizei selbst verwalten müsse. Theodor v. Schön hatte zwar die Randbemerkung gemacht: „Das heißt, ein Volk müsse sich selbst regieren." Stein aber schrieb dazu: „Warum nicht, wenn es dazu fähig ist?" In jenen Berathungen von 1876 erklärte der damalige Abg. Miquel es für eine Doktorfrage, ob die Polizeigewalt der Städte historisch auf den Staat zurückgehe oder nicht: „Wir machen hier eben ein Gesetz; wir sind berechtigt, diese Befugnisse, wenn sie auch immanente Befugnisse des Staates sind, auf die Gemeinde zu übertragen." Der gegenwärtige Zustand, in welchem die Polizei in einigen Städten königlich ist, in andern den Stadtgemeinden, in noch andern bestimmten städtischen Beamten übertragen ist, führt zu den heillosesten Verwirrungen, wie denn in dem bekannten „Nachtwächterstreit" das Reichsgericht entschieden hat, daß die Berliner Nachtwächter Staats-, die Breslauer hingegen Gemeindebeamte seien. Während in Bezug auf die Polizei aber wenigstens de lege lata der staatliche Charakter anzuerkennen ist, läßt sich in Bezug auf die Schule Preuß auch nicht einmal zu diesem Zugeständniß herbei. Gemeindeschulen sind Gemeindeeinrichtungen wie andere auch. Das sogen. Schulpatronat ist eine Erfindung, die im geltenden preußischen Recht keinerlei Anhalt findet. Die Behauptung vom staatlichen oder halbstaatlichen Charakter der Schuldeputationen ist, so oft sie auch aufgestellt wurde, willkürlich. Daß Lehrer, die eine Gemeinde anstellt, damit sie an einer Schule der Gemeinde unterrichten, gleichwohl nicht Gemeindebeamte sein sollen, ist ein logisch undenkbarer Gedanke.

In Bezug auf die Entstehung des Beamtenverhältnisses folgt aus dem oben dargelegten Gedankengange, daß lediglich der Wille der Gemeinde die Beamtung schafft. Ueber die Streitfrage, ob ein Beamtenverhältniß auch ohne ausdrückliche Anstellung entstehen kann, wenn die Gemeinde fortgesetzt Beamtendienste thun läßt, haben die Berliner Büreau-Hilfsarbeiter gegen ihren Magistrat einen Kampf ums Recht geführt, der (unter dem Namen des Falles Malitz) ein gewisses Aufsehen erregt und schließlich zu dem Erlaß eines eigenen Kommunalbeamtengesetzes geführt hat. Die Behandlung dieser Streitigkeiten ist die juristisch glänzendste Partie des ganzen Buches. Das Reichsgericht und das Oberverwaltungsgericht haben hier im gegentheiligen Sinne entschieden. Mit einer findigen Sicherheit, wie sie nur der praktisch erfahrene Theoretiker besitzt, reduzirt Preuß den Widerstreit der beiden Gerichtshöfe darauf, daß das Oberverwaltungsgericht von der alten Vertragstheorie beherrscht ist, daß dem Reichsgericht aber genau die theoretische Konstruktion des Amtes vorschwebt, die Preuß jetzt systematisch entwickelt. Mit vollem Recht bezeichnet Preuß das Reichsgerichtsurtheil als die endgültige Niederlage der Vertragstheorie, da die preußische Gesetzgebung nur dadurch im Stande war, diesem Urtheil „die Spitze abzubiegen", daß es noch viel entschiedener die Anstellungstheorie zu Grunde legte. Es ist recht gut, daß bei dieser Gelegenheit einmal darauf aufmerksam gemacht wird, wie dieselben Oberbürgermeister, die sich darüber beklagten, daß die Städteordnung die Gemeinden zu Beamtungen zwinge, die sie gar nicht haben wollten, bei dem von ihnen selbst verlangten neuen Gesetz sich gar nicht genug darin thun konnten, ministerielle Ausführungsbestimmungen zu verlangen. Es werde in unsern heutigen Gemeindeverwaltungen nur gar zu leicht übersehen, daß „die Faust des Rechts weniger schmerzt, als der Finger der Willkür". Nicht ohne diabolisches Behagen setzt Preuß übrigens auseinander, daß trotz allen redlichen Bemühens die Möglichkeit, die Beamtenqualität vor zwei verschieden entscheidende Gerichtshöfe zu bringen, nach wie vor geblieben sei. — Im Dienste der Gemeinde sind die städtischen Beamten der Spitze ihrer Beamtenhierarchie, dem Magistrat, untergeordnet. Dies bezieht sich auf alle städtischen Beamten, insbesondere auch auf die, die einem etwaigen Büreau der Stadtverordneten-Versammlung zugewiesen sind (Konflikt Charlottenburg). Daß die höchste Spitze eines kommunalen Beamtenthums in der Kommune selbst liegt, wird namentlich dadurch verdunkelt, daß ein Disziplinarverfahren vor staatlichen Behörden stattfindet. Aber dieser Zustand ist keineswegs immer als normal anerkannt worden. In den schon mehrfach erwähnten Verhandlungen von 1876 wollte Miquel dem Staate die Disziplin nur über die Magistratsmitglieder lassen; diese aber müßten ihrerseits die Disziplin über die städtischen Beamten haben. „Ein direktes Eingreifen der Staatsgewalt in den städtischen Dienst halte ich nicht für nothwendig und auch nicht für rathsam." Preuß geht nicht einmal so weit wie Miquel. Nach ihm liegt die Beeinträchtigung der kommunalen Ueberordnung nicht sowohl darin, daß staatliche Gerichtshöfe über diese Streitigkeiten entscheiden, als darin, daß die Gemeinde nicht einmal die Befugniß hat, diesen staatlichen Gerichtshof in Bewegung zu setzen, sondern daß der Staat auch hierin sich das Anklagemonopol vorbehält. — Von grundlegender Wichtigkeit sind endlich die Ausführungen über die Verantwortlichkeit der Beamten und das Eintreten der Gemeinde. An sich könne sowohl der Beamte wie die Gemeinde haftpflichtig werden. Jedes Gemeinwesen hafte für den Schaden, den es anrichtet, d. h. für den Schaden, den die von ihm bestellten Organpersonen, in den Dingen anrichten, für die sie bestellt sind. Bei Ueberschreitung der Amtsbefugnisse durch den Beamten habe aber nicht der Gemeindewille den Schaden angerichtet, sondern gerade der Verstoß gegen denselben; hier hafte nur der Beamte. Anders liege es, sobald die Gemeinde selbst ihre Befugnisse überschreite (z. B. durch einen Gemeindebeschluß). Auch diese Frage hat nach den neuen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs eine allgemeine Bedeutung für alle öffentlichen Organe.

2.

Das Buch ist nicht etwa, wie man nach diesem Auszug annehmen könnte, eine trockene Lektüre. Im Gegentheil, es ist in einem munteren Tone geschrieben, zuweilen so munter,*) daß der Leser den herzlichen Wunsch hat, er möge bei Lebzeiten niemals dem Autor zwischen die Zähne kommen. Den Bericht über ein einheitlich geschlossenes Werk durch Aeußerung abweichender Meinungen zu unterbrechen, würde mir widerstreben. Damit die Kritik zu ihrem Rechte komme, greife ich einen einzelnen Punkt heraus: das, was Preuß über die Stellung der Gemeinde zu Schule und Polizei ausführt.

Beide Gebiete erscheinen ihm in einem Parallelismus, da von ihnen beiden alle Versuche ausgegangen sind, den kommunalen Charakter des Gemeindebeamtenthums zu verdunkeln und in einen halb- oder ganzstaatlichen umzustempeln. Dieser Parallelismus ist zwar vorhanden. Aber er beweist für eine innerliche gleichzeitige Stellung dieser beiden Ressorts zu den kommunalen oder zu den staatlichen Aufgaben gar nichts. Und in der That ist das Verhältniß von Staat und Gemeinde zu einander auf diesen beiden Gebieten völlig verschieden.

Wer für die staatlich-kommunalen Beziehungen in der Schulverwaltung den reinlichen Boden wissenschaftlich klarer und zuverlässiger Auffassung bloßlegen will, muß allerdings vorher geradezu einen Augiasstall von Täuschungen

*) (In dem Ministerialerlaß von 1894 über die Doppelstellung der Schuldeputationen) wird „der Begriff des fünften Rades am Wagen in geradezu klassischer Weise definirt (S. 253). — (Die Berliner Stadtschulinspektoren mit der Staatsaufsicht gegenüber ihrem vorgesetzten Staatsschulrath) sind „die verwirklichte contradictio in adiecto einer organisirten Anarchie" (S. 257). — „Der Titel eines Stadtältesten ist wegen seiner mäßigen Schönheit nicht sonderlich begehrt" (S. 203). — „Das Erkenntniß, das an einem heftigen Rückfall in die Vertragstheorie leidet" (S. 416). — Die mündliche Allerhöchste Kabinettsordre: „Marsch, seine Stelle ist schon vergeben" (S. 21).

und Verdrehungen, von Mythenbildungen und Illusionen säubern. Das preußische Schulrecht kennt keine andere Normalform als die Simultanschule. Den religiösen Fanatikern, denen die Auseinanderreißung der Bevölkerung in konfessionelle Gruppen das höchste Lebensideal bildet, ist die Einheitlichkeit der Auffassung, die sich darin ausspricht, daß die Schule eine Einrichtung der politischen Gemeinde ist, unbequem. Deswegen haben sie das Märchen von der Staatsanstalt ersonnen und haben Stellen des allgemeinen Landrechts, die einer Inanspruchnahme der Schule durch die Kirche entgegen treten wollen, indem sie den staatlichen Charakter der Schule betonen, so umgedeutet, als ob damit der kommunale negirt werden solle. So hat man die Gemeindeschulen in staatliche Anstalten umfingirt, und den Lehrern, die die Gemeinde anstellt, damit sie an einer Gemeindeanstalt ihres Amtes walten, hat man den Charakter als Gemeindebeamte nehmen und sie als eine Art in der Luft schwebender mittelbarer Staatsbeamten hinstellen wollen. Es gibt keine gesetzliche Bestimmung, wonach die Verwaltungsdeputation für die Schule anders zu bilden wäre, als jede andere städtische Verwaltungsdeputation, und so hat man sich damit geholfen, eine Ministerial-Instruktion von 1811 auch in den Theilen durchzuführen, in denen sie den geltenden Gesetzen widerspricht. In keinem Punkte sind die Rückschritte des Liberalismus deutlicher zu sehen, als in dem Kleinmuth, mit dem er den Kampf gegen dieses Unrecht aufgegeben hat; soweit aufgegeben, daß ihn beispielsweise die jüngere Generation des heutigen Liberalismus kaum noch kennt. Noch in den siebziger Jahren war der Kampf gegen dieses Schulunrecht Gemeingut aller Liberalen. Noch damals ist ein soweit rechtsstehender Nationalliberaler wie Gneist gegen alle jene Mythenbildungen aufgetreten und hat beispielsweise gegen die Erlaubniß, eine Simultanschule einzurichten, mit den Worten protestirt, diese Erlaubniß würde einer Gemeinde gestatten, den Gesetzen zu gehorchen. Heute ist der Kampf für die Simultanschule und für die Rechte der Gemeinde in der Schulverwaltung (und beides hängt eng zusammen) auch in dem linksstehenden Liberalismus aus Angst vor dem Centrum so sehr in den Hintergrund gestellt, daß beispielsweise der letzte Landtagswahlaufruf der freisinnigen Volkspartei die Schule überhaupt nicht mehr erwähnt, sondern sich nur noch mit einigen Sätzen für Besserstellung der Lehrer begnügt. Hier ist es ein großes Verdienst des Preuß'schen Buches, die richtige Auffassung vom geltenden Recht wieder betont zu haben. — Aber nicht nur, daß die geschriebenen Gesetze hier der liberalen Auffassung zur Seite stehen, die Regelung, wie sie der Liberalismus als gesetzlich vollzogen ansieht, ist sachlich vom Standpunkte des Verhältnisses von Staat und Gemeinde auch ganz zutreffend. Es kann kaum eine Aufgabe geben, die sich in höherem Maße als die natürlich Aufgabe eines Nachbarschaftsverbandes, wie die Gemeinde es ist, darstellt, als gemeinsame Anstalten für Kindererziehung. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist so durch und durch lokaler Art, daß sie an kommunalem Charakter von keiner anderen übertroffen wird. Der Staat hat gar kein Interesse, diese Aufgabe in die Hand zu nehmen. Das staatliche Interesse an der Erziehung seiner zukünftigen Generation äußert sich nicht darin, daß er die Erziehung in die Hand nimmt, sondern darin, daß er für die Erfüllung der Aufgabe sorgt und sie nöthigenfalls erzwingt. D. h.: die Schulverwaltung gehört der Gemeinde, die Schulaufsicht dem Staate. Statt dessen hat man in Preußen versucht, dem Worte Aufsicht in Schulangelegenheiten eine so gänzlich veränderte Bedeutung zu geben, daß es im Wesentlichen auf eine Verwaltung der Schule und auf eine Beiseiteschiebung der Gemeinden hinausläuft; und man hat umgekehrt die wahre Aufsicht, d. h. die Fürsorge für die Erfüllung der Aufgaben und ihre Erzwingung so sehr in den Hintergrund gestellt, daß man durch ein eigenes Staatsgesetz dem Minister untersagt hat, einzuschreiten, wenn etwa ein Provinzialrath beschließt, daß auch für 120 Kinder eine Klasse mit einem Lehrer ausreicht. Wenn Preuß zu seinem Thema noch als Gegenbild eine Behandlung der Schulgesetze auf dem Lande gezeichnet hätte, so würde die Verkehrtheit des gegenwärtigen „Rechtszustandes" noch deutlicher in die Augen getreten sein. Aber auch so stimme ich allem, was er in dieser Beziehung ausführt (und was von ihm theilweise schon in früheren Monographien dargelegt war), rückhaltlos zu. Auch in dem Punkte, der am allerehesten als paradox erscheinen wird, nämlich in der Forderung, daß eine Durchhauung des gordischen Knotens und eine Neuregelung der Unterrichtsverwaltung nicht durch ein Staatsgesetz, sondern durch ein Reichsgesetz erfolgen müsse. Die Versuche des Reiches, seine Gesetzgebung in Unterrichtssachen in erster Linie auf das Prinzip einer Schonung der Einzelstaaten zu gründen, sind bisher ganz entschieden mißlungen. Wo die Gewerbeordnung genöthigt war, in das Unterrichtswesen einzugreifen, in der Regelung der Fortbildungsschulen, müht man sich seit dem Jahre 1878 mit der Zulassung eines ortsstatutarischen Zwanges ab, um damit den Beweis zu liefern, daß etwas Brauchbares sich nur erreichen läßt, wenn das Reich selbst die Angelegenheit regelt. Es besteht eine Reichs-Schulkommission, die über die Vorbildung der Einjährig-freiwilligen zu wachen hat; viel wichtiger ist es für die Wehrpflicht der deutschen Nation, die Vorbildung der Zwei- und Dreijährigen richtig zu regeln und von Reichswegen darüber zu wachen, daß die Einzelstaaten ihre Pflicht thun, während gegenwärtig das umgekehrte Verhältniß herrscht: die Einzelstaaten thun oder lassen, was ihnen behagt, und hinterher gibt die Reichsstatistik über die Schulbildung der Rekruten sich Mühe, durch Herabdrückung der Anforderungen auf ein lächerliches Maß die statistischen Ergebnisse zu beschaffen, die die einzelstaatlichen Verwaltungen zu ihrer Rechtfertigung brauchen.

In Betreff der **Polizeiverwaltung** erkennt Preuß de lege lata den staatlichen Charakter der Polizei auch da, wo sie den Gemeinden oder ihren Organen übertragen ist, an. Trotz der oben angeführten hübschen Anmerkung des Freiherrn v. Stein kann ich mich dieser Auffassung doch nicht so ohne Weiteres anschließen. Man muß vielmehr meines Erachtens zwischen den verschiedenen Aufgaben der Polizei unterscheiden. Für polizeiliche Funktionen, die sich an eine bestimmte Oertlichkeit anschließen, ist die kommunale Verwaltung geeignet und ausreichend; so: Baupolizei, Straßenpolizei, Marktpolizei u. a. m. Innerhalb der Gesundheitspolizei gibt es Aufgaben, die so streng örtlich und kommunal sind, daß sie der Gemeinde mit Nothwendigkeit zufallen, selbst wenn die Gesetzgebung ihr die Polizei ganz vorenthält. Die zwangsweise Durchführung einer Kanalisation läßt sich unter keine andere Rubrik öffentlicher Thätigkeit bringen, als unter die Gesundheitspolizei. Und wie viel haben auf diesem Gebiet die Städte geleistet, die keine Polizeiverwaltung besitzen, wie wenig hat das Vorhandensein einer Polizei darauf Einfluß geübt! Allein wer behaupten wollte, daß die Verfolgung eines Hochstaplers, der nach einem kühnen Fischzug, den er in Königsberg gethan, in die Menschenwüste Berlin untertauchen will und sich von hier nach Aachen flüchtet, eine kommunale Aufgabe sei, der könnte mit demselben Rechte behaupten, die staatliche Eisenbahn-Verwaltung sei zur Uebernahme durch die Gemeinden geeignet. Man wird sich also über die Polizei überhaupt nicht in dieser Weise einheitlich äußern können. Der Plan, den der Minister Herrfurth gehabt hat, den Städten die Wohlfahrtspolizei zu überlassen, aber die Sicherheitspolizei dem Staate vorzubehalten, ist noch heute beachtenswerth. Nur sollten die Städte darauf bestehen, daß, wenn jemals eine solche Regelung erfolgt, sie durch Gesetz erfolge; denn wenn sie von Ministerialverfügungen abhängt, so wird das Antichambriren der Oberbürgermeister gar kein Ende mehr nehmen. Für eine Zweitheilung der Polizei bieten sich zwei Wege dar, entweder die Befugnisse der Wohlfahrts- und der Sicherheitspolizei werden durch getrennte kommunale und staatliche Organe wahrgenommen; oder die Wahrnehmung geschieht einheitlich durch kommunale Organe, die aber dann in Sachen der

Sicherheitspolizei lediglich kraft staatlichen Auftrages handeln. Unser Nachbarland Sachsen bietet für beides Beispiele. In Dresden stehen städtische und königliche Polizeibeamte auf den Straßen. Wenn ein Mensch auf der Straße umfällt, so ist die Kompetenz verschieden, je nachdem der Umfallende betrunken oder nüchtern war. In Leipzig ist der Polizeidirektor ein Rathsmitglied wie jeder andere städtische Dezernent und widerlegt hier in der vierten Stadt des Reiches mit einer halben Million Einwohnern den unaufhörlich gepredigten Satz, daß es unmöglich sei, in einer Großstadt die Gesammtpolizei anders als durch eine staatliche Behörde auszuüben. Wie man aber auch in Zukunft die Polizei konstruiren wolle, darauf kann der Staat meines Erachtens nicht verzichten, die Sicherheitspolizei und vielleicht manche ihr verwandte Zweige als staatlich zu betonen. Entweder muß er einen Gemeindebeamten für diese Seite seiner Thätigkeit als staatlich beauftragt in Anspruch nehmen, oder der Staat schafft sich neben jeder Gemeindeverwaltung sein eigenes Polizeiorgan. In dem einen Fall entsteht die Verquickung kommunaler und staatlicher Aufgaben in demselben Beamten, im anderen ergibt sich ein Stück des alten commissarius loci der absolutistischen Zeit. Diese Frage der polizeilichen Konstruktion wirkt auf das Problem der Bestätigungsfrage zurück. Die Frage, ob der Staat das Recht haben soll, die obersten Gemeindebeamten zu bestätigen, hängt in letzter Linie davon ab, ob und inwieweit diese auch staatliche Aufgaben zu versehen haben. Auf dem Wege, den Preuß einschlägt, ist zu einem Resultat hierüber nicht zu gelangen. Es tritt hier ein für unsere ganze Staatswissenschaft fühlbarer Mangel hervor: daß wir eine vergleichende Polizeilehre der europäischen Staaten nicht besitzen. Wenn zunächst einmal die Konstruktion und Handhabung der Polizei, ihre Vertheilung auf Staat und Gemeinde in den hauptsächlichsten deutschen Staaten, in der Schweiz, in Frankreich, England, Skandinavien und in den Theilen der österreichischen Monarchie, die eine leidlich gute Polizei besitzen, geschrieben würde, so würden wir aus diesem Schöpfbecken erst die Möglichkeiten für eine angemessene Regelung entnehmen können. Bis dahin wird man von einer wissenschaftlichen Neukonstruktion des Bestätigungsrechtes wohl absehen müssen, weil alles daran scheitert, daß für den wichtigsten Punkt, die Konstruktion der in kommunalen Händen befindlichen Polizeigewalt, das empirische Material fehlt. Dies gilt auch von der Frage, ob das Bestätigungsrecht an bestimmte Gründe zu binden und gegen die Versagung ein Rechtsweg zu eröffnen sei. — Der praktische Zielpunkt muß in dieser Beziehung ein anderer sein. Mag das staatliche Bestätigungsrecht, solange man ihm wissenschaftlich nicht beikommen kann, in der rohen Form der gegenwärtigen Bewilligung und Versagung bestehen bleiben, wenn nur sein Anwendungsgebiet angemessen eingeschränkt wird. In den Verhandlungen von 1876 hat die Regierung selbst bereits den Standpunkt, daß die Bestätigung für **alle** Magistratsmitglieder erforderlich sei, aufgegeben. Der Zielpunkt muß sein, das Bestätigungsrecht für bloße Mitglieder des Magistrats **abzuschaffen**. Wenn es dann für den **Bürgermeister** (und dessen Stellvertreter) bestehen bleibt, so wird seine Anwendung im Wesentlichen davon abhängen, wie das freie Wahlrecht für die **Stadträthe** ausgeübt wird. Entsenden die Stadtverordneten der Großstädte in das Magistratskollegium Männer von Rückgrat, so wird keine Regierung daran interessirt sein, ihnen als Oberhaupt einen Mann zu geben, der mit ihnen im beständigen Konflikte leben müßte. Thun sie es nicht, stellen sie z. B. — wie in einer sehr demokratisch gesinnten Gemeinde Preußens, die durch ein Spezialgesetz schon jetzt vom Bestätigungsrecht befreit ist — gewissermaßen den Grundsatz auf, die eigenen Parteigenossen von der Wahl in die Magistratsstellen auszuschließen, damit nur ja nicht das kostbare Privileg geändert würde: dann haben sie freilich die Folgen sich selbst zuzuschreiben.

Der einzige Weg, dem Bürgerthum zu größerer Geltung zu verhelfen, ist der, daß es sich selbst mit einem Gefühl von der eigenen Geltung erfüllt. Soweit ein wissenschaftliches Werk hierzu etwas beitragen kann, hat dies die Preuß'sche Darstellung vom städtischen Amtsrecht in der That auch zu ihrem Theile geleistet.

Charlottenburg-Berlin. **Dr. Jastrow.**

Echte und unechte Dichtermonumente.

Der jüngere Dumas verstand sich nicht nur zeitlebens auf verblüffende Theatereffekte. Sein Testament bewährte die gleichen Künste über das Grab hinaus. Er verbat sich letztwillig drei Dinge bei seinem Leichenbegängniß: Blumen, Reden und soldatisches Gefolge, das sonst jedem Inhaber der Ehrenlegion gebührt. Wer weiß, welcher Beweggrund ihn zu dieser koketten Bestimmung veranlaßt hat? Vielleicht wollte er in falscher Bescheidenheit mit Victor Hugo wetteifern, der sich le corbillard du pauvre, ein Armenbegräbniß, ausbedungen hatte. Vielleicht war ihm die Leere und Langweile der unzähligen Prunkleichen, die er als Trauergast mitgemacht, wirklich widerwärtig geworden. Jedenfalls trägt sein Epigramm auf allen verlogenen Leichenpomp die Gewähr längerer Dauer in sich, als der kostspieligste Kranz, der schwülstigste Nachruf, das Schauspiel der stattlichsten Trauerparade.

Noch beißendere Verspottung allen Unsterblichkeitsschwindels überließ er freilich einem Witzigeren oder Stolzeren: das testamentarische Verbot monumentaler Ehren, die Parodie der Stratforder Grabschrift Shakespeare's, die jeden, der es wagen sollte, jemals an sein Gebein zu rühren, zum Voraus und für alle Ewigkeit mit seinem Fluch belegt. An Vorboten dieses kommenden Mannes fehlt es nicht in der europäischen Gelehrten- und Künstler-Republik: **Uhland** und **Littré** lehnten jedes Ehrenzeichen ab. **Herbert Spencer** wies die Wahl zum Ehrenmitglied großer Akademien zurück. Der größte deutsche Alterthumsforscher mochte vom Excellenztitel so wenig hören, wie **Eduard Sueß** von der Berufung in das österreichische Herrenhaus. Schöpferische Lieblinge der Nation haben wiederum kein Hehl gemacht aus ihrer geringen Vorliebe für Standbilder aus Erz und Stein. Der Sänger der alemannischen Gedichte, **Hebel**, wollte, daß aus seinem Erbe den Greisen in seiner Heimathgemeinde Hausen jeden Sonntag ein Schoppen Wein und armen Schulkindern die nöthigen Bücher verabreicht werden sollten. **Gustav Freytag** trat nach dem Heimgang **Fritz Reuter's** mit dem Antrag hervor, dem Mecklenburger Meister kein Denkmal zu setzen, dafür aber jahraus jahrein Volksbibliotheken mit seinen Schriften zu beschenken. Noch herzhafter hat kürzlich **Rosegger** im „Heimgarten" seinem Unmuth über die Denkmalsucht unserer Tage Luft gemacht: „Die Denkmäler entstehen", so schilt er, „die poetischen Schöpfungen verstauben. Als ob die Dichter geboren würden und ihre Werke schrieben, damit einmal eine Denksäule, eine Figur ihren Namen trüge! Die Hoffnung, der Stolz, das Leben und die Unsterblichkeit eines Dichters besteht aber darin, gelesen zu werden, mit seinen Schöpfungen im Volke zu wirken. Wenn das Kapital, das für ein Dichter-Denkmal aufgebracht worden, auf Zinsen angelegt würde und aus demselben jährlich Hunderte von Werken des Dichters angeschafft, in der unbemittelten, aber lesefrohen und empfänglichen Bevölkerung richtig vertheilt werden möchten, es wäre unvergleichlich zweckmäßiger, es wäre ein wahrhaft lebendiges unvergleichliches Denkmal."

Die gesunden Keime, die in diesen Anregungen stecken, scheinen aufzuschießen. In Hamburg wurde jüngst eine „**Deutsche Dichter-Gedächtniß-Stiftung**" ins Leben gerufen, deren Begründer, Herr Dr. Ernst Schultze, die Motive zu seinem Unternehmen in einem besonderen Heft

beredt und beweglich darlegt.*) Der Aufruf, den Herr Dr. Schultze gleichzeitig in die Welt schickt, trägt Hunderte von Unterschriften, darunter die Namen des Grafen von Bülow, des Herrn von Studt und seines österreichischen Kollegen Wilhelm von Hartel. Die Vertreter unserer ersten Universitäten, die Vorstände der Volksbildungs-Vereine in Nord und Süd, Künstler, Schriftsteller, Publizisten, Verleger billigen den Grundgedanken des neugegründeten Hamburger Vereins, fortan zur Ehrung echter Dichter ihre Werke ausgiebiger als bisher den Unbemittelten zugänglich zu machen.

Es fällt Herrn Dr. Schultze nicht ein, Steinmetzen und Erzgießern ihren Erwerb zu verkümmern. Er glaubt nur — und nach den Unterschriften seines Aufrufes — glauben mit die besten Köpfe der Nation gleich ihm, daß wir zu viel falsche und zu wenig echte Dichtermonumente haben.

Am Schillertag des Jahres 1859 konnte Jacob Grimm seine gewaltige Festrede in der Berliner Akademie mit dem Sehnsuchtsrufe schließen, daß die Bildsäulen Goethe's und Schiller's, wie der alten Götter Bilder, sich alsbald allerorten in Deutschland erheben möchten. In dem politisch nicht geeinigten Reich waren ihre Gestalten unzweideutige Sinnbilder der geistigen Einigkeit. Und auch nach der Aufrichtung des deutschen Kaiserreiches bleibt es wünschenswerth, daß die Deutschen in Oesterreich, in der Schweiz und in Amerika Lessing, Schiller, Goethe und Fritz Reuter Statuen setzen. Huldigungen derart sind ebenso echt, wie Liebeszeichen, die engere Landsmannschaften den Dichtern der Stammesgenossen widmen: Grillparzer's, Raimund's, Lenau's, Anzengruber's Denkmale in Wien wird kein Unbefangener missen wollen. Schultze's Einspruch wendet sich nur gegen Willkür und Unfug im Denkmalsetzen.

1. Gegen Willkür in der Auswahl der Denkmalgrößen: bei aller Hochachtung für Scheffel wird man fragen dürfen, ob das Halbdutzend von Denksteinen, die ihm in deutschen Landen — in Karlsruhe, Heidelberg, am Wolfgangsee u. s. w. — geweiht wurden, im richtigen Verhältniß zu der Thatsache steht, daß beispielsweise Heinrich von Kleist, Hebbel, Auerbach, David Strauß, Gottfried Keller bis zur Stunde noch nicht als denkmalreif in Betracht gezogen wurden.

2. Gegen den Unfug des gewerbsmäßigen, bewaffneten Hausbettels für überzählige und überflüssige Denkmäler, deren Ursprung, um ein Wort Jacob Burckhardt's zu gebrauchen, bestenfalls in monumentalem Prahlsinn, wenn nicht gar in gemeinen Knopflochschmerzen kleinstädtischer Anreger zu suchen ist.

Solcher Ausartung modernen Heiligenschwindels und Reliquiendienstes zu begegnen, ist offenbar ein löbliches Beginnen. Wenn die Deutsche Dichter-Gedächtniß-Stiftung solche und ähnliche Mißstände auch nur ein bischen eindämmt, dann verdient sie Förderung und Erfolg.

Nach der Berechnung des Herrn Dr. Schultze würde für den Anfang ein Stammkapital von 300 000 Mark ausreichen, alljährlich 10 000 Mark aufzuwenden zum Ankauf und zur Vertheilung edler Dichtungen neuerer und neuester Meister, deren Schriften noch nicht Gemeingut und damit zum Siegespreis im Wettkampf einander unterbietender Drucker — Reclam, Bibliographisches Institut, Cotta'sche Weltlitteratur, Hesse's Klassiker-Ausgaben — geworden sind. Gelingt es, Autoren, wie Marie Ebner, Freytag, Heyse, Keller, Fontane und anderen wenigen auf solche Weise immer weitere Leserkreise zu erobern, so ist das sicherlich eine Form ehrlichen Dichterkultes, die sich neben gelungenen (von verpfuschten zu schweigen) Büsten und Standbildern zeigen darf.

Lebendiger Dienst unserer Poeten fordert und findet außerdem noch eine Reihe anderer, reicherer Aufgaben. Das Muster der Shakespeare-, Goethe- und Grillparzer-Gesellschaft ist unverloren. Aus dem Beispiel des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar ist der Schwäbische Schiller-Verein zu Marbach erwachsen, dem früher oder später in Wien ein Grillparzer-Archiv, eine von berufenen Kennern verwaltete Heimstatt der Papiere unserer deutsch-österreichischen Poeten und Prosaiker zur Seite treten wird.

Das Hauptziel echter Dichter-Pflege liegt freilich nach wie vor außerhalb aller monumentalen Ehren und vereinsmäßigen Bestrebungen. Muster-Aufführungen des Nathan, des Faust, des Wallenstein führen rascher und tiefer in den Geist der Klassiker ein, als der Anblick ihrer meisten Monumente. Und kein Heine-Denkmal könnte unser Herz tiefer bewegen, als Schubert's und Schumann's Kompositionen seiner Texte.

Schloß Habrovan, Ende Juli.

A. Bettelheim.

*) Wie wir unsere großen Dichter ehren sollten. Ein Wort über Dichter-Denkmäler und anderes. Von Dr. Ernst Schultze. Leipzig, L. Staackmann, 1902.

Ein Buch über die deutschen Universitäten.

Wer sich mit der Geschichte und dem gegenwärtigen Stande des höheren deutschen Unterrichtswesens irgend zu beschäftigen Veranlassung hatte, der kennt die litterarische Wirksamkeit des Berliner Philosophen Paulsen. In schwerwiegenden Werken, in Broschüren und in zahlreichen kleineren Aufsätzen hat Paulsen alle einschlägigen Fragen auf das gründlichste behandelt, und so darf man jeder neuen Veröffentlichung dieses Gelehrten, der auch durch seine Schreibart eine große Anziehungskraft ausübt, mit berechtigter Spannung entgegensehen. Und besonders dann, wenn es sich um jene Anstalten handelt, auf welche der Deutsche von je her mit Stolz und Freude zu blicken pflegte, um die hohen Schulen, denen das große Verdienst zukommt, in der trüben Zeit, welche dem hohen Aufschwunge der Befreiungskriege folgte, den vaterländischen Gedanken in erster Linie aufrechterhalten zu haben. Wir besitzen aus neuerer Zeit nicht eben viele allgemeine Darstellungen auf diesem Gebiete, und es war deshalb eine lohnende Aufgabe, welche sich der Verfasser in dem Buche*) stellte, mit dessen Zielen und mit dessen Inhalte diese Skizze die Leser der „Nation“ bekannt machen möchte. Vor allem sei gleich hervorgehoben, daß dasselbe, obwohl der Autor sich allen Parteibestrebungen grundsätzlich fern gehalten hat, von jenem echt liberalen Geiste erfüllt ist, der den Universitäten notthut, wenn sie bleiben sollen, was sie dem Volke von je her gewesen sind.

Eine kurze Einleitung kennzeichnet das Wesen der Hochschule an sich und stellt dem englischen und französischen Typus den deutschen gegenüber, dessen bestimmendes Merkmal die Vereinigung von Forschung und Lehre innerhalb derselben Anstalt ist. Mit Ausnahmen, die nur zur Bestätigung der Regel dienen, haben alle die Männer, deren Namen man zu nennen pflegt, wenn man der großartigen Fortschritte der Wissenschaft im Verlaufe der letzten drei Jahrhunderte gedenkt, innige Beziehungen zum Lehrfache unterhalten. Es war nicht immer so. Denn aus der an die Spitze gestellten, in kurzen Zügen alle bedeutsamen Punkte berührenden Universitätsgeschichte ersehen wir, daß

*) Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium von Friedrich Paulsen, Berlin 1902. Verlag von A. Asher & Co. Möge die Widmung — „der studirenden Jugend deutscher Nation“ — von recht vielen jungen Leuten in dem Sinne beherzigt worden, daß sie freundlich und fleißig in sich aufnehmen, was ihnen hier von wohlmeinendster und sachkundigster Seite dargeboten wird. Nicht versäumen möchten wir, auf die wirklich schöne Ausstattung und insbesondere auf den künstlerisch fein gedachten Schmuck des Einbandes aufmerksam zu machen. Auch ist der Druck durchaus korrekt; der zum öfteren genannte Königsberger Chemiker, dem man eine interessante Statistik über die Konfessionalität der akademischen Berufe verdankt, heißt aber unseres Wissens nicht Laßen, sondern Loßen.

der mittelalterliche akademische Lehrer wesentlich nur die Aufgabe zu lösen hatte, seinen Hörern ein scharf umgrenztes Maß positiven, aus anerkannten Hauptwerken geschöpften Wissens zu übermitteln, während eine Fortbildung, eine selbständige Forschung ganz außerhalb seines amtlichen Thätigkeitskreises lag. Seit dem 16. Jahrhundert macht sich zwar mehr und mehr der Trieb geltend, neben die bloße Ueberlieferung feststehender Wahrheiten auch die Produktion, die Schaffung neuer wissenschaftlicher Werthe treten zu lassen, aber völlig durchgesetzt hat sich der Gedanke, daß dies die wahre Pflicht des Lehrers sei, doch erst weit später; die Universitäten Halle und Göttingen sind es, die, auf veränderter Grundlage ins Leben gerufen, in dieser Hinsicht die Führung übernommen haben. Maßgebend war die Loslösung der Philosophenfakultät, welche bisher als „Kollegium der Artisten" den drei oberen Fakultäten gegenüber eine recht subalterne Rolle hatte spielen müssen, von dem Abhängigkeitsverhältniß, in welchem sie zu Theologie und Kirche stand. Auch die Verdrängung der lateinischen Unterrichtssprache durch die deutsche bedeutet einen Wendepunkt. Und so erledigte das nunmehr abgelaufene Jahrhundert eine so ungeheure Fülle geistiger Arbeit, daß vielen der Ueberblick zu mangeln beginnt und sie, übersättigt, sich irgendwelchen neuen Göttern in die Arme werfen, um so eine angeblich befriedigendere Weltanschauung zu erlangen, als sie auf wissenschaftlichem Wege erreicht werden kann. Gerade für diese Blasirten, die sich von Schopenhauer und Nietzsche deren Dünkel gegen das „zünftige Wissen" entlehnten, ohne, gleich diesen ihren Vorbildern, auch selber etwas leisten zu können, wäre die Lektüre unseres Werkes ein heilsames Antidot.*)

Das zweite Buch sucht aus der geltenden Verfassung der Universitäten heraus deren Stellung in unserem öffentlichen Leben festzulegen. Wiederum durch geschichtliche Analyse wird gezeigt, wie sich die Universitäten aus einem zuerst innig mit der Kirche verbundenen Institute in eine der Heranbildung landesfürstlicher Beamten dienende Schule umwandelten, um dann — den entscheidendsten Schritt that man bei der Begründung der Universität Berlin — in diejenigen Bahnen einzulenken, in denen sie sich noch heute bewegen, und die von Unzähligen im In- und Auslande für die allein zweckentsprechenden gehalten werden. Die Universitäten sind weder ausschließlich Staatsanstalt, noch ausschließlich Gelehrtenkorporation, wohl aber ein Stück von jedem, und in dieser ihrer Doppelstellung beruht eben ihr eigentlicher Werth. Inhalt und Methode der Unterweisung entziehen sich der Staatsaufsicht, die dafür wieder bei der Stellung der Lehraufträge in ihr gutes Recht tritt. Paulsens irenische Auffassung bethätigt sich darin, daß er zwar an dem Vorschlagsrechte der Fakultäten entschieden festhalten will, der Aufsichtsbehörde aber keineswegs die Befugniß abspricht, auch ihrerseits in die Besetzung frei gewordener Stellen einzugreifen. Treffliche Gründe weiß er auch anzuführen für das im Deutschen Reiche noch beibehaltene, in Oesterreich vor kurzem aufgehobene System der „Doppelbezahlung", indem der Professor neben dem festen Amtsgehalte auch Kollegiengelder bezieht. So wie man diese Einrichtung jetzt in Preußen handhabt, indem nämlich von allzu hohen Honoraren ein Theil weggeschnitten und einer gemeinsamen Kasse zugeführt wird, scheint sich dagegen ein gegründeter Einwurf kaum machen zu lassen, während anderwärts, z. B. in Bayern, die Gefahr eines Zerfallens der Hochschullehrer in plutokratisch geschiedene Kasten immerhin vorhanden ist. Hingegen verdient Bayerns Usus, ärmere Studirende von hohen Unterrichtsgebühren zu befreien, nach Paulsen den Vorzug vor dem in Norddeutschland üblichen. Geradezu köstlich sind die Ausführungen über Titel und Auszeichnungen der Professoren, deren sparsamster Austheilung das Wort geredet wird; wem das nicht recht sei, meint der Verfasser, könne ja auf ihn die Fabel vom Fuchs und von den sauren Trauben anwenden. Außerordentlich ernst und würdig werden die Bedenken erörtert, die sich gegen das Zuströmen armer Jünglinge zu den „liberalen" Berufen geltend machen lassen, während doch auf der anderen Seite mit Nachdruck auf das ewige Recht auch der Unbemittelten auf alle staatlichen Bildungsmittel hingewiesen werden muß. Als sehr beachtenswerth bezeichnen wir ferner die Darlegungen über das Frauenstudium und über die neueren Konkurrenzanstalten der alten Hochschulen. Wie unendlich natürlicher und abgeklärter ist Paulsen's Standpunkt, verglichen mit dem der temperamentvollen Rektoratsrede, die unlängst der Philologe M. v. Schanz in Würzburg hielt! Dieser will alle irgend denkbaren Spezialanstalten mit der Universität vereinigen; unser Autor seinerseits betont, daß eine solche Kumulation zwar mit der Idee einer Universitas litterarum ganz wohl vereinbar sei, diese aber zu einem allzu unlenksamen und unregierlichen Körper machen müsse, um schon aus reinen Verwaltungsgründen wünschenswerth oder auch nur zulässig zu sein. Ein aktuell hervorragend wichtiges Kapitel ist auch das, welches die Beziehungen zwischen Universität und Kirche zum Gegenstande hat. Es würde beiden Theilen eine schwere Schädigung zugefügt werden, wenn man die theologischen Fakultäten, die dann durch afterwissenschaftliche Dressuranstalten ersetzt werden würden, aus dem Hochschulverbande loslösen wollte. An der katholischen Theologie, die man möglichst zu isoliren bestrebt ist, sieht man ja nur allzu deutlich, wohin die Separation schließlich führt. Paulsens Bemerkungen wenden sich jedoch nicht bloß gegen katholische und evangelische Ultramontane, wenn letztes Wort erlaubt ist, sondern ebenso gegen den jetzt nicht ganz seltenen Radikalismus, welcher jene Fakultäten deshalb ausgeschaltet wissen will, weil sie „voraussetzungslose" Forschung nicht betreiben können. Es wird dargethan, daß doch, selbst wenn eine Diskussion über die Grundfragen nicht stattfindet, der „Gottesgelahrtheit" noch ein ungemein weites Feld zur Bethätigung wissenschaftlichen Strebens offen bleibt. Daß „der Fall Spahn" gestreift wird, ließ sich voraussehen.

Universitätslehrer und Universitätsunterricht geben das Objekt des dritten Buches ab. Der Verfasser ist nicht geneigt, die schwachen Seiten zu leugnen, welche dem Stande des deutschen Professors schon in der Volksmeinung anhaften, aber er weiß und beweist auch, daß diese Mängel nicht dazu angethan sind, den Stand jenes hohen Maßes von Achtung unwürdig erscheinen zu lassen, deren er sich trotz alledem allseitig erfreut. Mit gutem Grunde macht er die allzu hohe Aufmerksamkeit, welche die Tagesblätter der Laufbahn eines jeden Privatdozenten und Extraordinarius widmen, für die allzugroße Werthschätzung mit verantwortlich, die so mancher seiner eigenen Person angedeihen läßt. Selten haben wir so präzis und schlagend den Nutzen des akademischen Lehrvortrages auseinandergesetzt gefunden wie hier. Derselbe muß, so hoch man auch verständigerweise über seminaristische Uebungen denken wird, den Mittelpunkt des Unterrichts bilden und ist als Anregungsmittel einfach unersetzlich; daß sklavisches Anklammern an ein geschriebenes Kollegienheft oder an ein gedrucktes Lehrbuch unbedingt verwerflich ist, bedarf kaum der Erwähnung. Paulsen tritt hier in eine Polemik mit dem wohlbekannten, der Uebung ein noch höheres Gewicht beimessenden Greifswalder Historiker Bernheim ein, gegen dessen Auffassung er übrigens unter vollster Anerkennung ihrer relativen Berechtigung vorgeht. Nicht ganz übereinstimmen kann mit dem Verfasser der Berichterstatter bezüglich der Rolle, die den Lehr- und Hand-

---

*) Zwei kleine Bemerkungen seien zur ersten Abtheilung gestattet. Es wird erwähnt (S. 28), daß man mehrfach das Loos bei der Bewerbung um eine Professur entscheiden ließ, und daß man wohl so vernünftig gewesen sein wird, das Schicksal zu korrigiren, wenn sich gar zu tolle Kombinationen ergaben. Thatsächlich aber herrschte noch um 1720 an der Universität Basel diese Unsitte in aller Strenge, und ausgezeichnete Männer kehrten grollend ihrer Heimath den Rücken, wenn der Würfelbecher gegen sie war. Und zu der an sich sehr richtigen Bemerkung (S. 77), daß heutzutage der Weg zum Pfarramte nicht mehr durch die Schule führe, kann der Zusatz gemacht werden, daß in einem entlegenen, an alterthümlichen Gepflogenheiten reichen Lande deutscher Zunge jene Sitte doch auch in unseren Tagen noch besteht. Wenn ein Gymnasiallehrer im protestantischen Siebenbürgen eine Reihe von Jahren tüchtig gearbeitet hat, erhält er gewöhnlich eine gute Pfarrstelle.

büchern zuzuweisen ist; letzterer ist einigermaßen Partei, weil er seit Jahren in gewissen Vorlesungen sich nach eigenen Kompendien richtet, und möchte glauben, daß hier die Art der vorzutragenden Disziplin einen ziemlichen Einfluß ausübt. Auch gegen das Ueberwuchern des Spezialismus im systematischen Lehrgang wird manch gutes Wort gesprochen, und der Hinweis auf philosophische Studien, welche dem Versinken in wissenschaftliche Eigenbrödlerei vorbeugen sollen, ist sehr am Platze. Dringend wird namentlich der Student gewarnt, allzu früh sich in bestimmte Probleme einzubohren, wie es nicht die schlechtesten oft genug thun, und so die allgemeine Ausbildung zu verabsäumen, ohne die man in der Praxis des Lebens rathlos dasteht. Aber freilich, der unmittelbare Sprung aus dem Gymnasium mit seiner strengen Gebundenheit in die akademische Freiheit hinein, bringt solche und andere Gefahren mit sich, und zu wünschen wäre, daß diese klaffende Lücke durch irgend einen Uebergangszustand ausgefüllt werden könnte. Nachdem der Verfasser dann noch einen Rückblick auf die rapide Entwicklung des medizinisch-naturwissenschaftlichen Institutswesens geworfen,*) spricht er sich auch eingehend über die in jüngster Zeit auf die Tagesordnung gestellte „Hochschulpädagogik" aus, die er nach unserem Dafürhalten zu schroff beurtheilt. Denn aus einem seiner früheren Werke rührt doch die vortreffliche Sentenz her, zum Kochen brauche man noch etwas mehr als bloß die nothwendigen Materialien, und daß auch die Vortragskunst gelernt sein will, erkennt er ausdrücklich an (S. 226). Darum scheint uns als Thatsache festzustehen, daß es eine eigentliche Technik des Lehrens sowohl für die Hoch- wie auch für die Mittelschule gibt, und der Gedanke, auch diese Technik systematisch zu gestalten, sollte nicht unbedingt von der Hand gewiesen werden.

Eine Fülle goldener Regeln wird der Abiturient in sich aufnehmen, der sich mit dem vierten Buche — „Die Studirenden und das akademische Studium" — eingehend beschäftigt. Denn die absolute Objektivität des Verfassers bekundet sich auch hier. Er denkt gar nicht daran, die jungen Menschen zu Musterknaben machen zu wollen. Wohl aber findet er die kräftigsten Accente zur Verdammung studentischer Unsittlichkeit, wie sie schon so manch freudig aufstrebender Individualität die Schwingen geknickt hat. Die Schlußabtheilung handelt „die einzelnen Fakultäten" ab, und indem gezeigt wird, wie aus ihnen wieder die einzelnen Beamtenkategorien herauswachsen, fällt auch auf letztere manch helles Streiflicht. Mit besonderer Vorliebe nimmt sich unsere Vorlage der Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten — Mittelschulen im süddeutschen Sinne — an, und indem sie diesen selbst die beherzigenswerthesten Winke ertheilt, richtet sie auch Ermahnungen an den Staat, denen wir eine gute Aufnahme aus ganzer Seele wünschen möchten. Man belaste die Lehrer nicht mit zu viel vorgeschriebener Pflichtarbeit, denn sie sind zugleich Gelehrte und wollen und müssen Zeit zur Fortbildung und zu selbständiger Untersuchung behalten; man dehne ferner Reiseurlaub und Reisestipendien, wie man sie Alt- und Neuphilologen seit langem gönnt, auch auf andere Klassen aus und trage so in den Lehrkörper ein Element erhöhter Freude an Dasein und Beruf hinein, welches mittelbar doch auch wieder der eigentlich didaktischen Leistung zu gute kommen wird.

So wäre denn eine Uebersicht gegeben über ein Werk, an welchem unsere deutsche Litteratur berechtigte Freude haben darf. Die Erörterung eines eigenen Komplexes von Fragen, die mit der Politik zusammenhängen, haben wir an den Schluß unseres Essays gestellt. Wie schon angedeutet, wird jeder Mann von freisinniger Denkart sich nahezu durchweg mit dem Autor in Einklang befinden oder doch die Gesichtspunkte begreifen, welche ihn bei der Aufstellung seiner Thesen leiten.*) Daß Paulsen die „lex Arons" mißbilligt, versteht sich von selbst, und die Erwägungen, die ihn leiten, wenn er die Sozialdemokratie als eine geschichtliche Erscheinung auch im Hochschulleben prüft, verdienen vollste Aufmerksamkeit. Nur darüber sind wir uns noch nicht so ganz klar geworden, ob der Verfasser das Fernbleiben des akademischen Lehrers von der aktiven Politik, von den Parlamenten für geboten erachtet. Seine berechtigte Ansicht (S. 69), daß das deutsche Volk sich gewöhnt hatte, zu hervorragenden Gelehrten als zu seinen politischen Führern aufzublicken, widerspricht anscheinend der etwas pessimistischen Auffassung, welche in späteren Abschnitten zu Tage tritt (S. 309 ff.). Man könnte glauben, der Verfasser halte es für schwer möglich, daß ein eifriger, auch agitatorisch thätiger Parteimann zugleich ein innerlich vornehmer Mensch bleiben könne. Und doch lassen sich Beispiele einer solchen Vereinigung, und zwar aus allen Parteilagern, in genügender Menge anführen.

Wie dem auch sei, und mag auch der stille Forscher das Treiben der Volksversammlungen und Volksvertretungen nicht gerade ideal finden — ein Mann, wie Paulsen, der unentwegt mit der Feder für das eintritt, was ihm als recht und wahr erscheint, wird vielleicht noch mehr als andere, die sich, kriegerischer gesinnt, in das Kampfgewühl selbst zu stürzen keinen Anstand nehmen, für die gute Sache leisten können. Alle seine Schriften, vor allem auch die recht kräftig gehaltene „Philosophia militans", dienen zuletzt nur dem einen großen Zweck. Und wie die deutsche Hochschule als solche einzig und allein auf dem Boden der Freiheit entstehen, wachsen und gedeihen konnte, so wird auch dieses Buch von den deutschen Universitäten nur als ein in der höchsten und edelsten Bedeutung des Wortes freiheitliches bezeichnet werden können.

München. S. Günther.

Paul Bourget.*)

Paul Bourget ist der Maler des high life, so lautet eine nicht sonderlich geschmackvolle aber doch ziemlich kongruente Formel; sie charakterisirt gleich mit der richtigen Nuance den Kreis, in welchem sich seine Schilderungen bewegen.

Es ist die Welt des Genusses und Müßigganges, die Gesellschaft der privilegirten Klassen, die Selektion — um einmal diesen Ausdruck zu gebrauchen — aus drei verschiedenen geschichtlichen Zuständen. Die Zeit, welche angeblich ebnet und ausgleicht, hat nur dahin gewirkt, daß sich neue Ungleichheiten gebildet und über einander geschichtet haben. Königthum, Kaiserreich und Demokratie, jedes dieser Prinzipien hat aus sich seine besonders bevorzugte Kaste geschaffen. Im modernen Salon bestehen, untermischen und unterscheiden sich drei Aristokratien, als Rangstufen der

*) Wenn (S. 275) die Begründung chemischer Laboratorien erst für das neunzehnte Jahrhundert reklamirt wird, so ließe sich entgegnen, daß sehr respektable Ansätze nach dieser Richtung schon weit früher hinaufreichen. So verfügte das kleine Altdorf, die mustergiltig eingerichtete Hochschule der freien Reichsstadt Nürnberg, bereits um 1680 über ein Laboratorium, an dem nach dem Zuschnitte damaliger Wissenschaft nichts ausgesetzt werden konnte.

*) Wir denken hier an S. 200, weil da auf die bedenkliche Möglichkeit aufmerksam gemacht wird, daß der Zudrang der Israeliten zur Hochschulkarrière ein allzugroßer werden möchte. So, wie es der Verfasser meint, hat er darin recht, denn es ist nie gut, wenn sich im nämlichen Berufe Einseitigkeit geltend macht. Die Antisemiten werden aus dieser Hindeutung kein Kapital schlagen können, weil gleichzeitig erinnert wird, daß nur die Verletzung des Verfassungsgrundsatzes, dem zu Folge alle Stände und Bekenntnisse im Staate gleichberechtigt sein sollen, jene gelegentliche Ueberfüllung zur unausbleiblichen Folge haben mußte.

**) Oeuvres complètes de Paul Bourget. Paris. Librairie Plon. Seit 1899 erschienen bis heute im ganzen sechs Bände.

sozialen Hierarchie. Sehen wir uns daraufhin einmal die Tafelrunde bei der Gräfin Candale an.

Der Hausherr und seine Frau stammen aus einem althistorischen Geschlechte, sie sind Nachkommen jenes Kondottiere, der bei Pavia unter Franz I. focht, der die Hugenotten zu Hunderten hingemordet und dann sein Leben als Mönch im Kloster beschlossen hat. Die Candales gehören zu den großen Namen der katholisch-königlichen Epoche, gerade so, wie die Montluc und Bonnivet; ihr berühmter Vorfahr ist ein Freund und Kriegsgenosse der Guise und Valois gewesen. — Die Schwester der Gräfin, Madame la Duchesse d'Arcole, hat in den hohen Napoleonischen Militäradel geheirathet. Der jetzige Herzog stellt die dritte Generation dar, sein Großvater Dupuy ist vom Kaiser zum Marschall und Pair erhoben worden. — Nun eine Gestalt von kosmopolitischem Typus, der Baron Alfred Mosé, der Enkel eines berühmten Wiener Bankiers, Descendent der Hochfinanz, der sich mit seinem Gelde und Dank einer rechtzeitigen Taufe — die Mosé sind seit zwei Generationen übergetreten — alle Thüren zu öffnen gewußt hat. Gabriele Candale war „zu tief christlich, zu klug und zu gerecht, um dem gehässigen Antisemitismus nachzugeben," aber sie pflegte dieses fremde Element in ihren Gesellschaften immerhin möglichst gering zu dosiren. — Da haben wir denn die drei Altersklassen derer, die gesellschaftlich mitzählen. Den Beschluß macht die reiche Bourgeoisie, welche nichts anderes aufzuweisen hat, als ihren Erwerb. Doch blicken wir uns noch etwas in diesen Kreisen um. Wir lernen da Raymond Casal kennen, den unwiderstehlichen Wüstling, dessen Ruf nachgerade allein schon genügt, um die Frauen mindestens neugierig zu machen. Selbst die unvergleichliche Madame de Tillières ist ihm zum Opfer gefallen. Aber weshalb das erwähnen? Wer wüßte nicht, was „Un coeur de femme" heißen will? — Oder Lord Herbert Bohun, der sich schweigsam und methodisch fast allabendlich betrinkt. Claude Larcher, ein Modeschriftsteller, der es sich angelegen sein läßt, die fünfzigtausend Francs, welche er mit seinen Arbeiten verdient, als Lebemann wieder durchzubringen. — Monsieur und Madame Moraines, ihr Haushalt kostet achtzigtausend Francs, wie man mit Bestimmtheit versichert, ihr Einkommen beläuft sich höchstens auf fünfzigtausend, und die Welt weiß immer, wer das Defizit deckt, nur der Gatte nicht. Augenblicklich ist die schöne Suzanne die Freundin Alfred Mosé's, nachdem der Baron Desforges seine Gründe gehabt hat, sich à l'amiable zurückzuziehen. Sie gehört zu jenen lächelnd unmoralischen Wesen, die heute das freie Recht des Herzens in Anspruch nehmen, die sich morgen aus materiellem Interesse hingeben und also gleicherweise nach Laune und Berechnung verfahren. Madame de Sauve ist eine ganz ähnliche Erscheinung. Und dann kommt die Reihe der anderen Sünderinnen; wie sie heißen, ist nebensächlich. Sie gleichen sich alle insofern, als die Ehe bei ihnen schlechthin nur die Vorbedingung zum Ehebruch ist.

Die Männer sind meistentheils Elegants, von jener blasirt genußsüchtigen Art, deren ganzes Wesen als ein Gemisch raffinirter Widersprüche ausgedacht ist. Unnöthig zu sagen, daß sie auf das sorgfältigste und wählerischste gekleidet sind; aber was für den Historiographen dieser Klasse mehr besagen will, man merkt ihrer Kleidung nichts Gesuchtes, nichts Auffälliges an. Der Marquis Hercule-Henri de Bonnivet — der einstmals das letzte Wort in Modeangelegenheiten sprach, wie heute ein Philippe de Vardes oder Raymond Casal — pflegte seinen jungen Freunden zu sagen: „surtout n'agez pas l'air pioché, vor allem nichts Ausgetifteltes." Und er selbst war das vollkommenste Muster einer scheinbar absichtslosen, zwanglosen Eleganz. — Jedes Wort, jede Geste ist berechnet, sie verlieren nicht so leicht die Herrschaft über sich; und dabei könnte ein ungeübtes Auge glauben, daß so, wie sie sind, sie sich harmlos und völlig natürlich geben. Sie haben kleine Hände und kleine Füße, feine Züge, auf denen eine welkende Mattigkeit liegt; sie haben etwas Verlebtes an sich, ebenso viel als nöthig ist, um dadurch interessant zu werden; und zugleich sind sie so gut trainirt, wie irgend ein junger Lord in Oxford oder Cambridge; trotz ihrer aristokratisch zarten Figur sind sie ganz konzentrirte Kraft. Unleugbar, sie haben etwas Weibliches an sich und doch auch wieder ein ausgesprochen Männliches. Kurz, wenn sie noch ernsthafte Eigenschaften hätten, würden sie es zur Vollendung bringen. So aber haben sie all die Vorzüge, die ein Boudoirheld braucht.

Hören wir einmal die Schilderung, die uns von Raymond Casal entworfen wird.

„Es war ein zugleich gealtertes und junges Gesicht, energisch und ermüdet, mit Zügen, welche jede Idee des Gewöhnlichen ausschlossen . . . Der Körper schlank in seiner Kraft . . . . von Natur groß und stark, ließ er keinen Tag vergehen, ohne irgend einem anstrengenden Sport obzuliegen . . . . . Seine Kleidung, fast zu gewählt, verrieth die kindische Sorgfalt . . . . eines Modeprinzen. Aber er schien so wenig daran zu denken! Eine so unzweifelhafte, gewohnheitsmäßige Eleganz ging von seinem ganzen Wesen aus, daß er von Natur so zu sein schien, „comme un animal de haute vie", wie ein Luxuswesen, geschaffen, um sich so anzuziehen, um diese und keine andere Existenz zu führen. Zusammen bildete das ein Ganzes, das in einemhin kraftvoll und nett, sehr männlich und leichthin verweiblicht war und auf einen Schlag . . . . erklärte, weshalb dieser Mann beinah tragische Leidenschaften entfesselt hatte in einer Welt der Laune und Leichtlebigkeit . . . ."

So sehen die Helden aus, denen Bourget den Panegyrikus schreibt, diese Genußmenschen ohne höhere Pflichten, ohne persönliches Verdienst. Fechtboden, Reitbahn, Salon, Spielklub und american bar, das sind die Stationen ihres Tagewerks; bleibt gerade noch die Stunde von Fünf bis Sieben frei, die nun einmal, weil sie dem verschwiegenen Stelldichein gehört, die Stunde geworden ist, von welcher der Autor, der Dichter zehrt. Diese Herrschaften haben zumeist keinen anderen Beruf, als sich die Zeit zu vertreiben. Sie finden in der modernen Demokratie keinen Platz und keine Verwendung für sich; darum stehen sie abseits vom thätigen Leben, als Opfer der politischen Ueberzeugungen, welche sie haben oder auch nicht haben. Wenn indessen einmal von einem berichtet wird, der seiner bürgerlichen Beschäftigung nachgeht, kann man sicher sein, daß er auch schon äußerlich die Zeichen des plebejischen Handwerks an sich trägt. Gewiß ist das kein Rasse- und Elite-Exemplar, sondern wahrscheinlich eine Hausmannsnatur, vielleicht die geringere Hälfte eines ungleichen Ehepaars, sozusagen der Umstand, welcher erklärt, weshalb die feinere, zierliche Gattin nach einem eleganten Freunde verlangt. Diese Durchschnittsmenschen dienen nur dazu, die aristokratische Ueberlegenheit der anderen fühlbar zu machen. Sie spielen fast immer die zweite und selten die schöne Rolle.

Die große, die vollberechtigte Welt hat sich vom Faubourg St. Germain bis zum arc de triomphe, von den Invaliden bis zum Park Monceau hin angesiedelt, nach Quartieren gesondert, wie nach Stand und Geburt. Um sie her gravitiren kleinere Monde, Bohême und Halbwelt, Schriftsteller, Dichter, Schauspielerinnen, Künstler, dazu die Damen der hohen und niederen Galanterie. Sie bilden den unvermeidlichen Troß der Gesellschaft. Da haben wir Berthe Vigneau, die sentimental verhärmte Liebhaberin; Colette Rigaud, die Dirne mit dem Madonnengesicht; Madame de Saint-Elme, „de la meilleure noblesse de lit". Wer diesen Witz nicht schmackhaft findet, hat eben kein Verständniß für das Aroma des Angegangenen. Dann Gladys Harvey, beinah eine der ganz Großen, eine, die jährlich sechzigtausend Francs bei ihrem Schneider ausgibt, deren Budget sich auf Hunderttausende beläuft, aber mauvaise cocotte, mit Anwandlungen von Gefühlsseligkeit. Und der Ausgang ist denn auch danach. Sie verliebt sich und heirathet einen kleinen Kommis in einem Modewaarenhaus. Die Leichtfertigkeit ist für sie nur der Umweg zur Ehrbarkeit gewesen. — Eine andere, die ihre Vergangenheit abgeschlossen hat, Madame André Mareuil, hat ihren Mann in die Verwaltung gebracht. Man sieht, das embarquement pour Cythère führt auf die Höhen und in die Tiefen.

Da wäre nun wohl die Reihe der wichtigsten Typen beisammen, wenn auch der eine oder andere noch fehlen

mag. Gewiß, diese Welt gibt zu manchem Epigramm und zu mancher Studie Anlaß. Aber ist sie es werth, daß ein Autor von ihr eine vielbändige Epopöe schreibe? und was kann er von ihr berichten, da sie doch eigentlich am Leben nur unthätig mitgenießt? Nun, der Autor wird uns antworten, daß zunächst schon einmal der Luxus, mit dem sie sich umgibt, ein höchst merkwürdiges Kulturbild und einen dankbaren Gegenstand der Beschreibung liefere. Niemand hat so sehr in Interieurs geschwelgt, wie Bourget; niemand hat sie besser gemalt. Diese Kunst, zu drei Francs fünfzig der Band, hat uns Genüsse verschafft, welche in die Hunderttausende steigen. Sie hat uns heimisch gemacht, wo es elegant zugeht, uns Thüren geöffnet, die uns sonst verschlossen bleiben. Kennen Sie den Speisesaal der Gräfin Candale mit den zwei Wandteppichen, welche der Herzog Alba dem großen Ahnherrn des Hauses geschenkt hat, vielleicht in Anerkennung kongenialer Verdienste? Oder den Salon der Gräfin, wo die Büste des Marschalls steht, ein Werk Jean Cousin's; wo in einem Lederportefeuille auf dem zierlichen Schreibtisch die authentischen Briefe der Katharina von Medici liegen? Wir sollten uns berauschen an den „tausend unwägbaren Atomen, welche in der Atmosphäre des großen Luxus fluthen.“ Und um ehrlich zu sein, es gab eine Zeit, da uns diese Schilderungen interessirten, berückten. — Die Persönlichkeit und ihr Charakter spiegeln sich in der Einrichtung wieder. Bei der zarten Madame de Tillières ist alles in halbverblichenen Tönen gehalten, sensitiv, frauenhaft, und aus dem Fenster schweift der Blick in ein weites Gartenrevier; das feine Antlitz der Marquise hob sich ab von einem Hintergrunde, der in den Farben des ersten Frühlings schimmerte. — Bei dem Bankier Mayence ist alles vielleicht um eine Nuance zu prächtig, zu vollkommen. „Man begegnet keinem Mißton, und daher ein vager Eindruck des Künstlichen.“ Es ist bestellt, nicht mühsam, langsam, ungleichmäßig zusammengekommen; das Beste aus aller Welt, und darum auch ohne eine individuelle Note. — Das Ankleidezimmer der schönen Suzanne Moraines ist wollüstig üppig; und wer sie dort gesehen hätte, „würde begriffen haben, daß sie zu allem fähig war, um sich diese Atmosphäre höchsten Raffinements zu erhalten“. Weiche helle Teppiche, die Wanne aus englischer Faïence, der Tisch aus Marmor, das Waschbecken aus Silber; kurz es war einer „königlichen Kourtisane“ würdig. An dem Tage, da sie René Vincy bei sich erwartete, trug sie ein weißes, fließendes Kleid mit weiten offenen Aermeln; so glich sie einer „Schloßfrau des Mittelalters“. Ein leichtes Parfum von Heliotrop kam von ihr herüber; und jedesmal wenn sie, wie unabsichtlich, die Nadel mit dem Faden hochzog, sah man die schönen Arme, an denen zwei Goldreifen glänzten. — Wollen Sie wissen, was man zu einem Rendez-vous benöthigt, wie es in der großen Welt gang und gäbe ist? Der Baron Desforges wird uns aufklären über alles, was zum „comfortable du plaisir“ gehört. Oder möchten Sie wissen, in welcher Weise ein junger Mann aus guter Familie eingerichtet sein muß? Bitte, lesen Sie den höchst ausführlichen Bericht über die Räume, welche Hubert Liauran bewohnt. Und so erfährt man gar vieles. Man macht sozusagen einen Kursus „de haute vie“ durch.

Doch um ernsthaft zu reden, diese Genauigkeit im Materiellen hat wohl einen Moment lang als Neuerung und künstlerische Leistung gelten können, aber schließlich wirkt sie ermüdend und schaal. Die Neigung zum äußerlich Glänzenden ist bei Bourget bis zur Schwäche gediehen. Er hat nur noch Augen für das, was die oberen Schichten angeht, er delektirt sich an ihren hinfälligsten Vorzügen, am eleganten Schein. Er hat den Kultus des Fashionablen, die leichtgläubige Entzückung des Bourgeois, der nach oben gafft. Und dieses widerstandslose Bewundern ist gerade kein Zeichen von innerer Stärke und Selbstbewußtsein, kein achtunggebietender und sympathischer Zug. Es ist vielmehr die schwankend-neidische Empfindung des Parvenus, wie sie im reichgewordenen Bürgerthum grassirt, als Modethorheit, die man Snobismus nennt. Bourget selbst hat sie dahin charakterisirt: „Cette naïve maladie de la vanité . . . . qui consiste dans une sorte de culte superstitieux pour toute supériorité sociale, de naissance, de fortune ou de renommée . . .“

* * *

Bourget's Schilderungen verziehen auf der einen Seite ins Gröblich-Materielle; sie zeugen für das Interesse am Stofflichen und für das ungeheure Verlangen nach Wohlleben, welches unsere Zeit erfüllt. Auf der anderen Seite ist die Liebe, welche den Inhalt für seine Romane abgibt, ganz und gar als ein physisches Phänomen genommen. Auch hier bleibt der Schriftsteller wieder im Gröblich-Sinnlichen haften. Liebe, wie er sie darstellt, erhebt sich nur selten über das sexuelle Verlangen. Sie ist eine schwüle Anwandlung, ist Brunst, Begierde, ist der animalische Drang, welcher ein männliches Wesen zum weiblichen hinführt. Le désir de l'homme — l'obsession du sexe — ces rencontres du mâle et de la femelle: so definirt er sie; und meistentheils verdient der Vorgang, um den es sich handelt, auch keine bessere Benennung. Kaum daß diese oder jene lichtere Frauengestalt, Henriette Scilly, Madame Liauran, Gabriele Candale, einer reineren Auffassung sich bewußt sind. Die Mehrzahl seiner Heroinen läßt sich im Sinnentaumel gleiten. Gewaltsam, unsittlich bricht der Trieb hervor, darum auch zerstörend und Glück vernichtend. Die Leidenschaft ist hier nie beseligend, wohl aber bethörend, erniedrigend. Sie macht den Mann und das Weib zum Spielball der Lüste. Die Liebe wird Zeitvertreib. Von vielen dieser Frauen kann man sagen, daß sie fallen, weil sie sich langweilen; von diesen Männern kann man sagen, daß sie verführen, weil sie sonst nichts zu thun haben. Die übersättigte Gesellschaft wüthet gegen sich selbst.

Nun ist es gewiß etwas Ungesundes, die Lust des Fleischlichen in solchem Maße zum Mittelpunkt des dichterischen Schaffens zu machen; ganz abgesehen davon, daß es im Grunde einen rohen Geschmack verräth. Man kann nicht einwenden, der Schriftsteller schildere die Gesellschaft nur so, wie er sie vorfinde; denn er selbst wählt ja die Gesellschaft, welche er schildern will; und gerade daß er immer auf den morbiden Punkten verweilt, fällt ihm zur Last. Er ist verantwortlich für die Wirkung, welche von ihm ausgeht; und zweifellos haben die Darstellungen Bourget's drüben im Lande einen ungünstigen Einfluß ausgeübt. Er hat mit dazu beigetragen, daß sich überall, im Roman und auf der Bühne, das unvermeidliche Ehebruchselend breitmachen konnte. Ein moderner Fall, ein interessanter, mit dem man immer noch einmal kommen zu dürfen glaubte, war nachgerade nichts anderes mehr, als die komplizirte Erfindung einer sträflichen Neigung. An dieser Manie des Sexuellen ist die neueste französische Litteratur verödet. — Der Erfolg spricht auch hier für den inneren Werth des Dargebotenen.

* * *

Aber Bourget hat von jeher seinen besonderen Stil und seinen besonderen Ehrgeiz gehabt. Er vermeinte mehr geben zu können, als eine schöngeistig-psychologische Unterhaltung. Er wollte einen Beitrag zur Kenntniß des modernen Seelenlebens liefern, seine Schilderungen sollten den Werth eines geschichtlichen Dokumentes haben. Kunst und Wissenschaft waren ja ohnehin zwei Gebiete, die sich mit ihren Grenzwerthen immer mehr und mehr in einander verschoben. So wenigstens verstand es die Schule, welche von Taine herkam. Der Meister hatte erklärt:

„Vom Roman zur Kritik und von der Kritik zum Roman ist der Abstand heute nicht weit . . . Wenn der Roman darauf ausgeht, uns zu zeigen, was wir sind, geht die Kritik darauf aus, uns zu zeigen, was wir gewesen sind. Die eine und die andere stellen heute eine große Enquête über den Menschen vor, über alle Abarten, Situationen, Wachsthum und Vergehen der menschlichen Natur. Durch den Ernst ihrer Methode, durch ihre peinliche Genauigkeit, durch ihre vielverheißende Zukunft nähern sie sich beide der Wissenschaft.“

Das hieß denn mit einem Worte: die Aufgabe und das Wesen der Kunst bestehen nunmehr darin, sich möglichst zu objektiviren und ins Positive zu klären.

Am Objekt studiren, es bis ins Kleinste verfolgen, es in all seinen Wandlungen bloßlegen; die Seelenzustände zergliedern, seziren, wie es am anatomischen Präparate geschieht — das war das künstlerische Ziel, welchem der Autor nachging. Er wollte eine Analyse geistiger Vorkommnisse geben, einen „roman d'analyse exécuté avec les données actuelles de la science de l'esprit". Die Gattung, welche er wählte, der psychologische Roman, war alt; zuletzt hatten noch Stendhal und Ste-Beuve sich darin versucht. Aber was ihr jetzt einen neuen Reiz zubringen mußte, war die Ausführung mit modernen Mitteln. Die Kunst der Seelenforschung sollte sich die Methode der Naturwissenschaft zu Nutze machen. Sie sollte ihre Resultate ausfällen, unzweideutig und genau, sagen wir einmal, so wie die Chemie. Wenn sie ihr Werkzeug geistreich anzusetzen und mit geschickter Hand zu führen verstand, konnte und mußte sie es dahin bringen:

„die tausend stillen und verschwiegenen Tragödien des Herzens nachzuschaffen, die Entstehung, das Aufgehen und Vergehen gewisser stummer Empfindungen zu studiren, die Ausnahmesituationen, die besonderen Charaktere zu erkennen und zu schildern, kurz, ein ganzes Detail, das dem Sittenromane unerreichbar bleibt, der, um seine Rolle treu durchzuhalten, über die Individualitäten zum Typus und über die einzelnen Thatsachen zu den allgemeinen Gesetzen vorschreiten muß."

Kleinmalerei der Seelenvorgänge, scharfsichtige Darlegung dessen, was wirkt und treibt, was auf uns eindringt und mitbestimmt, oder kuriöse Fälle, seltene Charaktere, die soll der Analytiker zum Gegenstand seines Studiums machen. Er ist also recht eigentlich ein Künstler der raffinirten Faktur, ein Spezialist — wenn dieses moderne Wort nicht gar zu geschäftsmäßig häßlich klingt — und in begrenztem Gebiete vielleicht ein Mann von virtuosem Können.

In der That hat Bourget als Techniker im Psychologischen Beträchtliches geleistet. In der verstandes- und kunstmäßigen Zergliederung sinnlich-seelischer Eindrücke thut es ihm keiner gleich. C'est, depuis Stendhal, le plus grand maître du roman psychologique que nous ayons eu, hat ein Litterarhistoriker von ihm behauptet; und es dürfte schwer sein, das in Abrede zu stellen, trotz aller Kritik, die man üben mag. Geben wir zu, daß seine Gestalten häufig etwas vom Karton des Modejournals an sich haben, etwas Physiognomielos - Unpersönliches. Keine einzige ist unter ihnen, die uns wirklich ans Herz griffe, deren Schicksal uns nachdenklich stimmte. Sie leben von Autors Gnaden und für die Demonstrationen des Autors. Sie sind halbseitig, nur bis zu einer gewissen Tiefe herausgearbeitet, Studien, die sich nicht vom Blatte loslösen. Aber im einzelnen sind sie dafür oft wieder mit einer erstaunlichen Genauigkeit gezeichnet. Alles, was eine klug eindringliche Beobachtung zu Tage fördern kann, wird angemerkt; die Sensationen werden durch alle Phasen beschrieben. Die Sprache ist bei ihm ein Präzisionsinstrument geworden, das mit bewunderungswürdiger Schärfe trifft. Jeder Strich „sitzt", wie man in der Sprache des Ateliers sagt. Es ist keine einfache, geniale, frei hinfluthende Diktion, kein Stil voll natürlicher Anmuth, kein ungezwungenes Sich-Gehen-Lassen. Ganz im Gegentheil, es ist eher die mühsame Niederschrift einer angestrengten Denkthätigkeit, die von Notiz zu Notiz geht und jedes Besondere in sich aufnehmen möchte.

„Bei dem gegenwärtigen Zustande unserer kulturellen Entwicklung heißt denken, im innern einen Satz aussprechen, und die Eigenschaften des Gedankens geben die Eigenschaften des Satzes ab. Diesen Satz niederzuschreiben mit all seinen Eigenschaften, derart, daß die ganze stille gedankliche Arbeit wahrnehmbar und substantiell wird, das, will mir scheinen, ist das Ziel, welches sich jeder talentvolle Litterat steckt . . ."

So hat Bourget in seinem Aufsatze über Flaubert geschrieben, eben da, wo er der französischen Prosa den Primat unter allen modernen Schriftsprachen zuerkennt. Und nicht mit Unrecht; an schlichter Eleganz und sachlicher Klarheit übertrifft sie wenigstens das, was wir Deutschen gemeiniglich leisten. Sie hat oder hatte sich doch zu einem erstaunlichen Grade der Vollkommenheit ausgebildet; und Bourget hat dazu sein Theil beigesteuert, als gewissenhafter Arbeiter, als Schriftsteller von Talent und Eigenart.

Um Bourget unter den richtigen Gesichtswinkel zu bringen, muß man wissen, daß er ursprünglich von der Kritik herkam. Seine ersten größeren Arbeiten sind kritisch-litterarische Essais gewesen. Seine Berührung mit Taine weist gleichfalls darauf hin, daß er sich von der theoretischen Reflexion in die Wege leiten ließ. So sind denn auch all' seine Arbeiten mit einem Stück Kritizismus durchsetzt, der mitunter ganz am richtigen Platze steht und sich dann als überlegene, eindringende geistige Kraft bewährt. Nehmen wir etwa die psychologie de l'amour moderne. Das Thema an sich ist unsympathisch, es behandelt die Philosophie des viveur, ein Extrakt aus abgebrühter und cynischer Laune. Aber schärfer, unbedenklicher, als es hier geschieht, kann man die Anschauungen, die Sitten und Empfindungen der Lebewelt nicht charakterisiren. Diese scènes de la vie parisienne, diese Untersuchungsakten über gewisse unpersönliche, allgemeinere Phänomene, sind abgefaßt mit der schonungslosen Naktheit eines wissenschaftlichen Protokolls. Wenn man sie gelesen hat, glaubt man die Sache aus dem Grunde zu verstehen. — Ebenso ist die lange Analyse, in welcher Robert Greslou, der Held des „Disciple", sich über seine Natur, über die wohlthätigen und schädlichen Einflüsse seiner Umgebung, über die mähliche Krystallisation seiner Persönlichkeit Rechenschaft ablegt, in ihrer Art meisterhaft und schwer zu übertreffen. Man kann dann ganz ruhig hinzusetzen, der Roman als Ganzes sei, nach Tendenz und Inhalt, eine müßig-gehässige Kombination.

* *
*

Paul Bourget wollte den status der Gesellschaft aufnehmen, in Einzelfällen, die von symptomatischer Bedeutung wären. Er sprach sich die Rolle des Arztes zu, welcher der Zeit auf ihren sittlichen Gesundheitszustand den Puls fühlt und dann eine „sorgfältige Diagnose" stellt. Seine verschiedenen Romane waren gleichsam klinische Blätter, auf welchen über die mancherlei moralischen Gebresten abgehandelt wurde. Er wollte das Krankheitsbild möglichst eingehend und naturwissenschaftlich genau festlegen, eine Folge von pathologischen Studien schreiben, um danach die richtige Therapie ausfindig zu machen.

„Muß man daran erinnern, daß die Diagnose immer der Therapie vorangegangen ist, und daß der Diagnose selbst pathologische Studien vorangegangen sind, denen wieder physiologische und anatomische Studien vorangehen mußten . . .?"

Also diese moralisch-unmoralischen Schöpfungen einer klinisch therapeutischen Muse waren in Absicht auf einen höheren Zweck geschrieben; und wie die Sachen liegen, kann es natürlich nur ein ethischer Zweck gewesen sein. Diese eminent allopathische Behandlung malte das Laster an die Wand, in der Meinung, daß daraus Gesundung entstehen möchte. Sie war überzeugt, das litterarische Kunstwerk müsse eine bessernde Mission ausüben — „une propagande intellectuelle et sentimentale".

In welchem Sinn und nach welcher Richtung nun diese Belehrung abzielen soll? Hören wir ihn selbst.

„Es würde mir leicht sein zu zeigen, daß wenn auch eine Fortentwicklung in meinen Ansichten zu konstatiren ist, so doch darum noch kein Widerspruch, und daß das vorletzte Kapitel von „Un crime d'amour", der Epilog zu den „Mensonges", zwanzig Stellen aus der Psychologie, die letzten Seiten des „Disciple", die Blätter über Beichte und Sünde in „Cruelle Enigme" ganz und gar schon zu dem stimmen, was ich später die „experimentelle Apologetik" genannt habe. Diese Apologetik soll, nach einer den Mathematikern geläufigen Formel darthun, daß, wenn eine Reihe von Beobachtungen über das menschliche Leben gegeben ist, alles in diesen Beobachtungen so verlaufen

ist, wie wenn das Christenthum die Wahrheit wäre. Und eben solch ein Zeugniß bringe ich bei für die Beobachtungen, welche ich über die Empfindungsweise meiner Zeit anstellen konnte, Beobachtungen, welche niedergelegt sind in diesen theilweise kühnen, mitunter krankhaften, immer aber aufrichtig gemeinten Romanen . . . Wenn der Katechismus des Konzils von Trient in den herrlichen zehn Kapiteln des dritten Theils die zehn Gebote bespricht, will er damit die lebenden Leidenschaften lebender Menschen, Eure, meine, die Eurer Freunde erklären und meistern. Wenn also diese Erklärung die Wahrheit ist, muß Eure Existenz, meine, die Eurer Freunde diese Wahrheit bestätigen. Wie bestätigt sich nun ein Gesetz im Gebiete der moralischen Welt anders, als durch die Wirrungen, welche folgen, wenn man es außer Acht läßt und durch die Zeichen von Gesundheit und Heilung, welche folgen, wenn man es erfüllt? Aber was sind diese Wirrungen, was sind diese Zeichen von Gesundheit anderes, als die bescheidenen Vorkommnisse in Eurer, meiner Existenz, in der Existenz der Männer und Frauen, welche Ihr kennt, mit welchen Ihr umgeht? Es heißt also apologistisch wirken, — — — — — — wenn man Bücher schreibt aus alltäglicher und realistischer Beobachtung."

Die wissenschaftliche Betrachtung und Beleuchtung unseres irdischen Wandels führt mit Nothwendigkeit zurück auf die Grundwahrheiten der Religion; sie zeigt, daß wir kraft unserer Natur an eine bestimmte, ewig gleiche Konstituante gebunden sind. Das ist die moralische These Bourget's. Er beruft sich einmal auf ein Wort Goethe's: daß zwar die Menschheit sich in einem fort ändere, aber der Mensch stets derselbe bleibe. Er citirt, fast auf dem ersten Blatte seiner gesammelten Schriften, den Ausspruch Balzac's:

„Ich schreibe bei dem Scheine zweier ewiger Wahrheiten: der Religion und der Monarchie, zwei Thatsachen, welche durch die zeitgenössischen Ereignisse als nothwendig erwiesen werden, und zu denen jeder vernünftige Schriftsteller sein Land wieder hinzuführen versuchen muß."

Also wir demonstriren unsere wissenschaftlichen Ergebnisse im Zeichen von Sitte von Religion! Oder im Munde eines Franzosen und Mannes, der sich auf das Konzil von Trient beruft, heißt das wahrscheinlich, zu Gunsten und Frommen des heimisch-katholischen Glaubens.

Und hier stehen wir denn im Schlüsselpunkte jener Gedankenarbeit, die wir bisher verfolgt und gesichtet haben. Von hier aus überschauen wir, wie die Theile ausstreben und doch zur Einheit zusammenlaufen; der Sinn des Ganzen und der Zusammenhalt treten plötzlich hervor. Zurück zur Religion! Dem entspricht auf der anderen Seite, daß Bourget sich auch politisch zur Reaktion bekennt. Zurück von dem, was er die „hideuse erreur Républicaine" nennt, und wieder hin zur Monarchie und zum aristokratisch gestaffelten Staate! — Zurück von der Wissenschaft, von der ausschließend unbedingten! Wo sie regiert, kann das Herz veröden und das sittliche Bewußtsein verkümmern. Erkenntniß ohne den Glauben wird leicht zum gemüthlosen geistigen Egoismus entarten, wie der „Disciple" an einem exorbitanten Falle es darthut. Demokratie und Wissenschaft sind die Gefahren der modernen Zeit. Lange bevor Brunetière sein vielberufenes Wort von der „faillite de la science" gesprochen, hat Bourget in einem Aufsatze über Renan ganz dasselbe betont, nämlich „den schließlichen Bankerott der wissenschaftlichen Erkenntniß". Der Glaube aber bleibt ewig jung und wach, ob man ihn auch verleugnen und niederzwingen will. „Cosmopolis" endet mit einer Apotheose in den vatikanischen Gärten. Claude Larcher, der traurige Sachverständige aus der „psychologie de l'amour moderne", Claude Larcher selbst flüchtet sich in die Arme der Devotion. Dahin führt der Weg! Dort liegt die Rettung!

Bourget ist einer von denen, die mit Macht auf eine katholische Reaktion hinsteuern. Es fragt sich nur, ob die Argumente, mit denen er streitet, überzeugend und stichhaltig sind. Er hat der Wissenschaft ihre Methode abgelauscht, um sie schließlich gegen die Wissenschaft zu kehren — wie man von den Jesuiten behauptet, daß sie Laboratorien eingerichtet haben, um den modernen Geist mit seinen eigenen Waffen bekämpfen zu können. Er hat sich mit ganz besonderer Vorliebe in der ödesten und gleißendsten Gesellschaft bewegt, um sich dann aus Materialismus und Sinnlichkeit zur frommen Einkehr zu versteigen. Die Religion tritt auf als Rückschlag nach übermäßigem Genießen. Nach dem Exzeß ins Weltlich-Frivole ist sie ein Exzeß ins Gegentheil. Die Waage schwankt erst da, nun dort hinüber, und das bedeutet keinen gesunden Zustand sittlichen Gleichgewichtes. Die Religion ist hier die Sühne für die Verfehlung, die Pönitenz nach der Sünde, statt daß sie freie, werkthätig innere Kraft sein müßte. Ja, wenn man derb sein will, darf man ruhig sagen: diese Religion, welche Bourget predigt, stammt nur aus Mißmuth und aus Enttäuschung.

Paul Bourget und gleich ihm noch viele andere sind unzufrieden mit der Entwicklung, welche Frankreich seit einem Jahrhundert genommen hat. Die Mahnung zur Frömmigkeit, diese „idée réparatrice", ist ein Rezept, von dem man sich Heilung verspricht. — Schade nur, daß eine Nation, wie sie nicht ungestraft mit ihrer Vergangenheit bricht, so auch nicht ungefährdet ihre Schritte rückwärts richten kann.

G. Ransohoff.

Der Reifen.*)

I.

Auf dem öden Wege am Ende der Stadt, ging des Morgens eine Dame mit einem vierjährigen Knaben — die Dame war elegant gekleidet, jung, der Knabe, der mit ihr ging, fröhlich und roth. Die Dame lächelte und schaute glücklich und besorgt auf ihr Söhnlein. Der Knabe wälzte einen Reifen, einen großen, neuen, grell-gelben.

Mit noch ungelenken Bewegungen jagte der Knabe dem Reifen nach — er lachte, freute sich, stampfte mit den runden und vollen Beinchen, mit den nackten Kniechen und arbeitete mit dem Stöckchen. Man hatte nicht einmal nöthig, das Stöckchen hoch zu erheben — wozu denn! War das eine Freude!

Bisher wußte er nichts von einem Reifen, und jetzt rollte er so fein dahin. Und alles ist so vergnügt!

Und nichts war doch früher für den Knaben dagewesen, — dies alles ist neu: die frühmorgigen Straßen, und die fröhliche Sonne, und der ferne städtische Lärm. Alles ist dem Knaben neu, rein und freudig.

Ja, alles ist so rein; die Kinder sehen nichts unsauberes und unreines bis die älteren es ihnen zeigen.

II.

Ein arm gekleideter Alter mit groben Händen blieb auf dem Scheidewege stehen — drückte sich hart an den Zaun und ließ die Dame mit dem Knaben vorbeigehen. Der Alte schaute auf den Knaben mit erloschenen blauen Augen und lächelte so blöd. Unklare, langsame Gedanken krochen in seinem kahlen Kopfe herum.

— „Ein Herrchen", dachte er — „ein kleines Kind. Sieh mal, wie er so vergnügt ist. Ein Kind — ein herrschaftliches Kind."

Etwas hat er nicht verstanden, etwas kam ihm seltsam vor.

Ein Kind — den Kindern zaust man am Schopfe fürs Spielen, fürs Ausgelassensein. Die Kinder sind ja, wie bekannt, ausgelassen. Und die Mutter thut nichts, versucht nicht einmal ihn zu beruhigen, schreit nicht, droht nicht. Geputzt ist sie und strahlend.

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Josef Melnik.

Wozu auch schelten, lebt wahrscheinlich in Wärme und im Ueberfluß.

O, damals als er, der Alte, ein Kind war — o, damals lebte es sich so hündisch. Auch jetzt ist es nicht so süß — aber man prügelt doch wenigstens nicht, und er ist trotzdem auch satt. Aber damals — Hunger, Kälte, Prügel. Solche Vergnügungen gab's gar nicht, das mit dem Reifen da und andere herrschaftliche Spiele.

So ging das ganze Leben vorbei — in Armuth, in Sorgen, in Verbitterung. Nichts ist der Erinnerung werth — keine einzige Freude gab's.

Indem er dem Knaben mit seinem dicken Munde zulächelte, beneidete er ihn. Er dachte: „Der gibt sich da mit Dummheiten ab" — und der Neid quälte ihn.

Er ging zur Arbeit, nach der Fabrik, wo er seit seiner Kindheit arbeitete, wo er alt geworden war. Unbewegliche Gedanken — da wieder kam ihm der Knabe in Erinnerung — wie er läuft, lacht, mit den Beinchen stampft, dem Reifen nachjagt. Und die Beinchen sind rund und voll, und die Kniechen sind nackt. Den ganzen Tag hindurch, in dem Lärm der Fabrikräder, lebte der Knabe in seiner Erinnerung, und Nachts sah er den Knaben im Traume.

III.

Am zweiten Tage gewannen die Träume wieder Macht über den Alten.

Die Maschinen lärmten, eintönig ist die Arbeit, man hat nicht nöthig nachzudenken. Die Hände verrichten die gewöhnliche Arbeit, der zahnlose Mund lächelt dem angenehmen Traume zu.

Vom Staub wird die Luft oben, unter der hohen Decke, neblig, mit raschem Pfeifen gleiten von einem Rade auf das andere unendliche Riemen. Die fernen Winkel sind in geräuschvolle Finsterniß gehüllt. Wie Schatten bewegen sich die Leute, und das menschliche Reden ist beim ohrbetäubenden Summen der Maschinen nicht zu vernehmen.

Und es träumt der Alte: er wäre klein, da ist seine Mutter, so eine Dame, und er hat einen Reifen und ein Stöckchen, und er spielt — er jagt mit dem Stöckchen dem Reifen nach. Er hat einen weißen Anzug an, die Beine sind bei ihm rund und voll, die Kniechen nackt.

IV.

Einmal, als der Alte Abends nach Hause zurückkehrte, bemerkte er auf dem Hofe einen Reifen von einem alten Faß — der schwarz und struppig war. Der Alte bebte vor Freude, und Thränen traten aus seinen trüb-blauen Augen hervor. Ein rasches, fast unbewußtes Verlangen fuhr ihm durch das Herz. Er schaute sich behutsam um, beugte sich nieder, mit zitternden Händen packte er den Reifen und brachte ihn, verschämt-lächelnd nach Hause. Niemand bemerkte es, niemand fragte. Und was geht dies auch jemanden an? Ein in Lumpen gekleideter Alter trägt ein altes, zerbrochenes Ding, das niemand nöthig hat — wer soll auf ihn schauen? Er trug dies aber wie ein Dieb; er fürchtete — man wird lachen.

Wozu hat er es genommen — wozu trug er es — er wußte es selber nicht. So — so etwa wie der Reifen des Knaben — nun, hat er ihn genommen. Was ist's denn, mag er doch ein wenig bei ihm liegen bleiben! So, anschauen wird er es, berühren —; lebendiger werden die Träume, matter werden die Töne und das Summen in der Fabrik, nebliger wird die neblige Finsterniß . . . .

Einige Tage lag der Reifen beim Alten unter seinem Bette, in seinem armen, engen Winkel.

Manchmal nahm ihn der Alte hervor, schaute ihn an — dieser schmutzige und graue Reifen amüsirte den Alten, und lebendiger kam ihm der unbewegliche Traum vom glücklichen Knaben vor.

V.

Einmal, an einem klaren, warmen Morgen, als die Vögel auf den welken Stadtbäumen fröhlicher als gestern flatterten, stand der Alte früher auf, nahm den Reifen mit aus der Stadt, weiter hinaus . . . .

Hustend arbeitete er sich im Walde zwischen den alten Bäumen und den sich verschlingenden Sträuchen hindurch. Unverständlich war ihm das Schweigen der dunklen Bäume, die mit trockner, finsterer und geplatzter Rinde bedeckt waren. Und die Düfte waren so seltsam, und das Moos erregte sein Staunen, und das Farnkraut blühte wie in einem Märchen. Es war weder Staub noch Lärm, und ein zartes, wundervolles Dunkel lag hinter den Bäumen. Die alten Füße bewegten sich leicht auf dem Nadelboden und stießen an die Jahrhunderte alten Wurzeln.

Der Alte brach einen dürren Zweig ab und hing den Reifen daran.

Die Waldwiese lag vor ihm so strahlend und still. Die vielfarbigen, unzähligen Thautropfen funkelten auf den grünen Grashalmen des unlängst abgemähten Grases . . . .

Plötzlich warf der Alte den Reifen vom Zweige herunter, schlug auf den Reifen — langsam rollte sich der Reifen über die Waldwiese hin. Der Alte lachte auf, wurde ganz froh, lief dem Reifen nach, wie jener Knabe. Er taumelte mit den Füßen und jagte mit dem Zweige nach dem Reifen, und so hoch über dem Kopf, wie jener Knabe, erhob er die Hand mit dem Zweige. Es war ihm, als ob seine Mutter ihm folgte, auf ihn schaute und lächelte. Wie einem Kinde, wurde ihm, zum ersten Mal, so frisch in dem dunklen Walde, auf dem fröhlichen Gras, auf dem stillen Moos.

Der staub-graue Ziegenbart zitterte auf dem schmunzelnden Gesichte, und ein Lachen, vom Husten begleitet, entquoll in dröhnenden Tönen seinem zahnlosen Mund.

VI.

Und nun hat der Alte es lieb gewonnen, des Morgens nach dem Walde herauszukommen, und mit dem Reifen, auf dieser Waldlichtung, zu spielen. Manchmal kam ihm in den Sinn, daß man es merken würde, ihn noch auslachen könnte — und bei diesem Gedanken wurde ihm so unerträglich beschämend zu Muthe. Und diese Scham war einem Schrecken gleich — er machte so kraftlos, knickte so die Beine zusammen.

Furchtsam, schamvoll schaute er sich um.

Aber nein — niemand ist zu sehen, zu hören. Und wenn er genügend gespielt hatte, kehrte er friedvoll nach der Stadt zurück, leicht und freudig lächelnd.

VII.

So sah ihn auch niemand mit dem Reifen, niemand lachte über ihn. Und nichts Besonderes passirte nunmehr. Friedvoll spielte der Alte einige Tage — und an einem allzu thaufeuchten Morgen erkältete er sich. Er legte sich zu Bett — und war bald gestorben. Was war denn dabei, er war ja alt, hatte lange genug gelebt.

Als er im Fabrik-Krankenhause unter fremden, gleichgültigen Leuten seinen Athem aushauchte, lächelte er so klar.

Und ihn trösteten die Erinnerungen — auch er war Kind, und lachte und lief über das grüne Gras, unter dunklen Bäumen, und eine liebe Mutter gab auf ihn Acht . . . . . .

Moskau. Feodor Ssologub.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 45. | Berlin, den 9. August 1902. | 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der deutsche Kaiser ist in Reval zum Besuche des Zaren. In Begleitung der beiden Monarchen sind ihre leitenden Minister; also auch der Politik wird bei dieser Zusammenkunft Raum gewährt.

Was von diesen politischen Besprechungen zu erwarten ist, deuten die offiziösen Blätter beider Länder an. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schrieb einen Artikel voll Sonnenschein für Rußland; intime Freundschaft und inniger Zusammenhalt bestehe zwischen beiden Reichen; es gäbe für sie keine Reibungsflächen. Etwas weniger überschwänglich, aber immer noch freundlich genug, antwortet die russische Presse, die zugleich den Wunsch ausspricht, daß eine Verständigung auf handelspolitischem Gebiet zwischen Rußland und Deutschland gefunden werden möge. Und die offiziösen Zeitungen des einen wie des andern Reiches — in Rußland sind bei entsprechendem Anlaß alle Zeitungen offiziös — stimmen darin überein, daß diese guten deutsch-russischen Beziehungen der gesammten europäischen Welt den Frieden garantiren, und sie singen daher einen Hymnus auf die Friedensliebe beider Monarchen.

Diese Friedensliebe hat die Vergangenheit erwiesen, und an ihr soll nicht gezweifelt werden; aber ein seltsamer Kontrast bleibt es doch, wenn der Telegraph berichtet, wie diese beiden Friedensfürsten ihr Interesse sichtbar vor allem den kriegerischen Manövern und den zerstörenden Schießversuchen der russischen Flotte zuwenden. Friedenschöre begleitet vom Donner der Geschütze, die für den Kriegsfall erprobt werden — das ist freilich ein passendes Bild des Zustandes unserer Civilisation.

Monarchenzusammenkünfte bedeuten heute weniger als in vergangener Zeit. Einstmals bezeichneten sie den Höhepunkt einer bestimmten politischen Entwicklung; heute sind sie meist nur Zwischenfälle, die freilich stark in die Augen fallen, aber nicht stark ins Gewicht für die weitere politische Entwicklung. Monarchenzusammenkünfte pflegen bald wieder unterzutauchen in der Fülle neuer Ereignisse, und die politischen Wasser schlagen über ihnen zusammen und strömen weiter, wie sie bisher geströmt sind. So wird es voraussichtlich auch in diesem Falle sein, wenn es nicht gelingt, auf handelspolitischem Gebiet zu Verabredungen zu gelangen, die eine stärkere Folgewirkung zu erzeugen vermögen. Aber ob Graf Bülow hierzu Willens und geneigt ist, während die Zollkommission im deutschen Reichstage sich eben anschickt die erste Lesung der Regierungsvorlage zum Abschluß zu bringen? — wenn es ein Abschluß ist, Verwirrung und Widersprüche, ein kleines Chaos hinter sich zurückzulassen.

In Bayern hatte die erste Kammer die Forderung der Regierung für Kunstzwecke wiederhergestellt; der Finanzausschuß der Abgeordnetenkammer strich die Positionen von neuem und die Majorität der Kammer der Abgeordneten stimmte dem Ausschuß im Plenum zu.

Die ultramontane „Kölnische Volkszeitung" schreibt:

> „Auch wir würden es lieber gesehen haben, wenn die Kunstabstriche sich hätten vermeiden lassen, so daß wenigstens der Schein vermieden worden wäre, als müsse die Kunst und die Kunstpflege büßen, was ein Professorenring und eine politische Kabinetsintrigue gesündigt haben."

Dieser „Schein", daß die Kunst und die Kunstpflege zum Opfer für den klerikalen Aerger ausgewählt worden sind, besteht jetzt endgültig; und dieser Schein ist reale Wirklichkeit. Daß dies so klar zu Tage tritt, ist jedenfalls ein Gewinn. Die Stellung der Centrumsabgeordneten zu modernen Kulturaufgaben wird damit für jene wieder einmal beleuchtet, die bisher noch nicht genügend erleuchtet waren.

Ueber den Fall Löhning schweigt die Regierung. Kein Reden hätte so beredt sein können wie dieses

Schweigen. In der Bevölkerung weiß man nunmehr, was man von etwaigen Erklärungen zu halten haben wird, deren Fabrikation Tage und Tage und Wochen erforderte.

Die Presse hat das ihrige gethan; nunmehr wird das Parlament zu sprechen haben, und nur dagegen muß schon jetzt Einspruch erhoben werden, als habe der Fall Löhning an und für sich irgend etwas mit der Stellung der Parteien zur Polenpolitik der Regierung zu thun. Es scheint, daß man, in der Verlegenheit über den Fall Löhning hinwegzukommen, die Entscheidung für die Parteien so zu rücken sucht: Für oder gegen die Polenpolitik der Regierung. Gegen diese Verschiebung ist schon in der „Nation“ vor acht Tagen Protest eingelegt worden und in anderen Organen gleichfalls. Die Polenpolitik ist eine abgegrenzte Materie für sich, und die Frage des engherzigen Kastengeistes in der Beamtenschaft und die Frage der Beugung jeder selbständigen Ansicht bei den Beamten ein zweites und drittes Problem. Nur um diese Probleme aber handelt es sich im vorliegenden Falle, und über sie hat der Finanzminister sich zu äußern, nicht über die offizielle Polenpolitik, deren verantwortliche Vertretung ihm gar nicht obliegt.

In Frankreich bringt jeder Tag die Schließung von geistlichen Schulen und die Nachricht, daß Bauern und Feudale sich mit Heugabeln oder ohne Heugabeln der Schließung anderer Schulen widersetzten. Diese dramatischen Scenen sind das weniger Bedeutungsvolle; sie bringen in die Politik für ein paar Tage Aufregung und Agitation, und dann sind sie vergessen. Die Frage bleibt, handelt es sich hier um künstliche Veranstaltungen oder um eine spontane Volksbewegung? Wahrscheinlich an dem einen Orte um das eine, an dem anderen Orte um das andere. In jedem Falle läßt sich die klerikale Frage auch in Frankreich durch den Gensdarmen allein nicht lösen, und daher wird die wahrhaft erzieherische Arbeit des Kabinets erst dann zu beginnen haben, wenn dem Walten moderner Gesetze durch die Staatsgewalt Raum geschafft ist. Eine lange, eine schwierige Aufgabe, die nur ein konsequentes Regiment lösen kann. Wir in Deutschland kennen die Größe dieser Schwierigkeiten, und wird man ihrer in Frankreich Herr werden, wo die Ministerien und der politische Geist der Ministerien so oft wechseln?

König Eduard ist nach London gereist; er wurde von der Bevölkerung jubelnd begrüßt; es scheint, daß er von seiner letzten Krankheit vollständig genesen ist.

Die Unruhen in Galizien dauern an; ein Zeichen in welchem Umfange es der herrschenden Polenkaste gelungen ist, den ruthenischen Bauern ein milder und toleranter Herr zu sein. Wir haben keine Sympathie für die brutale Vergewaltigung der Polenthums; sie ist inhuman und zugleich zweckwidrig; aber der Ansicht sind wir in der That, daß eine polnische Herrschaft, wo sie auch zu Tage tritt, sich stets auf wirthschaftlicher Unterdrückung und Ausbeutung der niederen Klassen der eigenen Nationalität und um so rücksichtsloser einer fremden Nationalität aufbaut. Ueber die Methoden eine fremde Nationalität auszurotten und auszusaugen, kann man sich zweifellos am besten in Rußland und nicht weniger gut in Galizien und auch in Rumänien unterrichten. Die ganze Polenpolitik Preußens ist, am galizischen Vorbilde gemessen, die reinste Stümperei; wir sind stolz auf solche Stümperei.

Demeter Sturdza hat sein Kabinet, das schon sehr baufällig geworden war, vervollständigt. Der Geist des Kabinets ist aber der alte geblieben, dafür sorgt schon der Ministerpräsident selbst, Herr Sturdza. Unter seinen Mitarbeitern verdienen zwei eine besondere Erwähnung: Costinescu und Pallade, der Finanzminister und der Minister des Innern. Costinescu gilt als Vertrauensmann der ausländischen Bankgruppen, die das rumänische Geldbedürfniß bisher befriedigt haben, und Pallade genießt den Ruf eines Chauvinisten und eines Politikers nach dem Vorbilde der napoleonischen Faustpräfekten. Man rühmt Pallade noch, daß er wohl geeignet sei, Krawalle zu arrangiren, um durch den zustimmenden Lärm der Straße nebst etwas Blutvergießen die Nothwendigkeit von Regierungsmaßregeln zu erweisen, deren Nothwendigkeit etwa Westeuropa bestreiten könnte. Das Ministerium hat also eine doppelte Aufgabe zu erfüllen; Geld aus dem Ausland zu beschaffen und im Innern ein chauvinistisches, fremdenfeindliches System aufrecht zu erhalten, das Rumänien trotz einzelner guter Ernten dem wirthschaftlichen und auch politischen Niedergang langsam weiter entgegenführt.

* * *

Das Werk der Zolltarifkommission.

Die erste Lesung des Zolltarifs in der Kommission neigt sich ihrem Ende zu. Zwar noch nicht in der hundertsten Sitzung am 8. d. Mts. hat sie geschlossen, aber doch nur wenig später wird es geschehen. Da verlohnt wohl ein Rückblick auf ihre Thätigkeit.

Einen gewissen Fleiß wird man der Kommission nicht absprechen können. Mehr als 100 Sitzungen ist keine Kleinigkeit. Freilich nur die wenigsten Mitglieder dürften an allen Sitzungen theilgenommen haben. Es hat wohl selten eine Kommission gegeben, in der ein so außerordentlich häufiger Wechsel eintrat. Je nach dem Gewerbezweig, dessen Fabrikate gerade zur Verhandlung standen, änderte sich das Gesicht der Kommission; die „Sachverständigen“, d. h. in diesem Falle die Interessenten traten ein, die Nichtsachverständigen, oder richtiger gesagt, die an den Zollsätzen nicht direkt Interessirten schieden aus. Es liegt ein gewisser Humor darin, daß der Handelsminister Möller bittere Klage darüber führen mußte, daß durch diese wechselnden Interessentenvertretungen Zollerhöhungen zu Stande kämen, welche im Plenum wohl keine Mehrheit finden würden, Beschlüsse, bei denen das Interesse der Verbraucher bezw. Weiterverarbeiter ganz außer Acht gelassen würde. Und es war nicht weniger interessant, daß er diese Klage gerade gegen seine früheren Fraktionsgenossen, gegen die Nationalliberalen, richtete.

Auch der Fleiß der einzelnen Kommissionsmitglieder war sehr verschieden. Die Mehrzahl arbeitete durch Sitzen und Handaufheben, und es wäre grundverkehrt, wenn man diejenigen, welche nicht genug Sitzungen in der Woche verlangen konnten, die sich in der Forderung auf Ausdehnung der Sitzungen nicht genug thun konnten, als die fleißigsten ansehen wollte. Im Gegentheil! Diese hatten bloß den einen Wunsch, sich am wenigsten an den Arbeiten zu betheiligen, um so rasch wie möglich nach Hause zu kommen. Freilich nach einer Richtung war diese Gruppe fleißig, nämlich im Stellen von Schlußanträgen, im Stimmen für dieselben. Erhob doch mit vollem Recht der Centrums-Abgeordnete Speck bewegliche Klage darüber, daß man die Debatte geschlossen habe, ehe die stärkste Fraktion des Hauses, das Centrum, zu Worte gekommen sei; der Humor lag bloß darin, daß sein Fraktionsgenosse Herold der Antragsteller war, der mit seinen anderen Fraktionsgenossen ihm das Wort abschnitt.

Die ersten Sitzungen der Kommission unter dem Vorsitz des heißblütigen Herrn v. Kardorff verliefen recht stürmisch. Man versuchte es, die Minderheit zu vergewaltigen, freilich so ungeschickt, so gegen die elementarsten Begriffe der Geschäftsordnung, daß schließlich sich doch immer wieder eine Mehrheit fand, die solches Unrecht nicht zulassen wollte. Die wiederholte Desavouirung des Vorsitzenden durch die Mehrheit veranlaßte diesen schließlich, den Vorsitz niederzu-

legen. An seine Stelle trat der Abgeordnete Rettich. Man wird ihm nicht nachrühmen können, daß er die Materie, die unter seinem Vorsitz die Kommission behandelte, auch nur formell beherrscht hätte. Aber es gelang ihm wenigstens, nach einigen gleichfalls recht stürmisch verlaufenen Sitzungen eine Verständigung aller Parteien über das geschäftsordnungsmäßige Vorgehen zu erreichen. Und an dieses Abkommen hat er sich gehalten, dadurch ist es gelungen, die Verhandlungen wenigstens im Frieden weiter und in der ersten Lesung dem Ende zuzuführen. Eine Geduldsprobe war das! Denn auch bei minderwichtigen Artikeln wurden von manchen Abgeordneten Reden gehalten, deren Länge im umgekehrten Verhältniß zum Inhalt stand. Aber dieses Schicksal theilte der Vorsitzende schließlich mit allen den Mitgliedern der Kommission, welche an der Mehrzahl der Sitzungen Theil nahmen.

Will man das materielle Ergebniß der Berathungen würdigen, so kann man nur sagen: schade um die Arbeit, die hier verloren ist! Wenn die Gegner des Zolltarifentwurfs von der Meinung ausgingen, daß dieser Entwurf wohl der denkbar schlechteste sei, so hat die Mehrheit der Kommission bewiesen, daß diese Auffassung eine irrthümliche war. Denn mit wenigen Ausnahmen wird man die Abänderungsbeschlüsse als erhebliche Verschlechterungen bezeichnen müssen, als Verschlechterungen, die nur das eine Gute haben, daß sie das Zustandekommen dieses Tarifentwurfs überhaupt unmöglich machen. Der Wichtigste dieser Beschlüsse war die Erhöhung der Mindestzölle für Getreide im § 1 des Zolltarifgesetzes, welche die Regierung mit immer steigender Deutlichkeit als unannehmbar bezeichnet hat. Auch die zweite Lesung in der Kommission wird keine Entscheidung darüber bringen, ob hier eine Verständigung mit der Regierung erreicht werden kann. Für die Regierung ist ein Zurückweichen nach ihren wiederholten Erklärungen unmöglich, wenn sie sich nicht für alle Zeiten bloßstellen will; dagegen gewinnt es den Anschein, als ob die Mehrheitsparteien sich anschickten, eine Rückzugsstellung einzunehmen. Ob sie das heute noch können, ist zweifelhaft. Für sie würde es freilich eine entschiedene Niederlage bedeuten, und ihre Rache würde darin bestehen, daß sie die Industriezölle derartig herabsetzten, daß wiederum die Industriezöllner auf das Zustandekommen des Tarifs keinen Werth mehr legen würden.

Gleiche Bedeutung wie die Erhöhung der Minimalsätze für Getreide haben die enormen Zollerhöhungen, die Einführung von Minimalsätzen für Vieh und thierische Produkte, welche die Regierung ebenfalls als unannehmbar bezeichnete. Als leere Demonstration muß der Beschluß bezüglich der Zölle auf Schnittblumen und Frühgemüse bezeichnet werden, nachdem die Regierung der befreundeten italienischen Regierung keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß diese Zölle nicht aufrecht erhalten bleiben würden.

Einer der unpraktischsten Beschlüsse war der, wonach „soweit nicht Vertragsbestimmungen entgegenstehen, für ausländische Waaren dieselben Zölle festgesetzt und für die Abfertigung dieselben Maßregeln angeordnet werden können, welche im Ursprungslande für deutsche Waaren in Geltung sind".

Sollte das Gesetz werden, so würde allerdings eine gewissenhafte Regierung von einer solchen Befugniß niemals Gebrauch machen können. In diesem Stadium der Berathung haben die Mehrheitsparteien wohl noch damit gerechnet, daß sie über kurz oder lang selbst die Regierung in ihre Hände bekommen würden.

Unendlich viel bedenklicher ist der Beschluß, daß das Zolltarifgesetz spätestens am 1. Januar 1905 in Kraft treten solle, während der Entwurf dies kaiserlicher Verordnung überlassen wollte. Es ist dies geradezu eine Nöthigung der Regierung, den Abschluß von Handelsverträgen auf Grund des Zolltarifentwurfes so zu überhasten, daß diese Verträge unter allen Umständen am 1. Januar 1905 in Kraft treten. Darin liegt eine wesentliche Schwächung der Stellung der Regierung bei den Verhandlungen. Die Agrarier und ihre Freunde dokumentirten sich hier als die „Agenten des Auslandes". Freilich ist auch dieser Versuch ein solcher mit untauglichen Mitteln, denn die Regierung hatte diese Bestimmung für unannehmbar erklärt, und vor allen Dingen das Gesetz kommt ja überhaupt nicht zu Stande.

„Die ich rief die Geister, werd' ich nun nicht los", kann Graf Posadowsky ausrufen, wenn er das Werk der Kommission übersieht. Die Habsucht der Interessenten nach höheren Zöllen, einmal geweckt, trieb immer weitere Blüthen. Wie oft warnte der Staatssekretär des Innern vor solchen Uebertreibungen, davor, die Rüstung so schwer zu machen, daß ein Fechten darin unmöglich würde. Nur ist schon der Entwurf der Regierung selbst bereits eine das Fechten im hohen Grade erschwerende Rüstung! Die Ermäßigungen der Zölle, welche die Kommission vorgenommen hat, sind verschwindend, die Erhöhungen äußerst zahlreich und schwerwiegend. Ermäßigt sind in erster Linie wichtige Finanzzölle, z. B. die auf Kakao, Kaffee, Thee, Heringe u. s. w.; bei denen, was die ersteren anlagt, für die Mehrheitsparteien das Interesse an Steigerung des Zuckerkonsums maßgebend war. Ueber den Beschluß, den Heringszoll aufzuheben, war die Kommission selbst förmlich erschrocken. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß er in zweiter Lesung wieder beseitigt wird.

Bedeutsam war sonst nur die Herabsetzung der Garnzölle. Für sie bildete sich eine eigenartige Koalition. Aus den Reihen der Konservativen traten dafür der Abgeordnete Förster, aus den Reihen des Zentrums Müller-Fulda, aus denen der Nationalliberalen Münch-Ferber als Garnverbraucher im Interesse der Weberei und Wirkerei ein. Man konnte das Schauspiel der erbittersten Kämpfe zwischen zwei Fraktionsgenossen, zwischen Herrn Schlumberger als Spinner, Herrn Münch-Ferber als Weber beobachten. Bei den Agrariern spielte damals noch der Wunsch mit, dem „Centralverband Deutscher Industrieller", der den Kommissionsbeschlüssen wegen Erhöhung der Agrarzölle entgegengetreten war, eins auszuwischen, ihn mürbe zu machen, damit er den Kotau vor den Agrariern vollziehe. Die Reden, welche von konservativer Seite hier gehalten wurden, brachten dieselben Argumente vor, die sonst von sozialdemokratischen und freisinnigen Freihändlern ins Feld geführt werden. Nur das Eine ist charakteristisch, daß diese Freihändler der Mehrheitsparteien nur Freihändler für ihre engsten Fabrikations- oder Wahlkreisinteressen sind, daß sie handeln nach dem Spruch: „Heiliger Florian, bewahr' dies Haus, zünd' andere an"! Ob im Plenum diese Stimmung vorhält, ob man nicht inzwischen mit dem Centralverband Deutscher Industrieller seinen Frieden macht, d. h. den Frieden, sich zu vereinigen, um die anderen auszuplündern, muß abgewartet werden. Es ist nicht ganz unmöglich, daß all der Liebe Müh' der Herren Förster, Münch-Ferber, Müller-Fulda umsonst war.

Auch bei den Glaszöllen fanden Herabsetzungen wenigstens gegenüber dem Regierungsentwurf für Spiegel- und Tafelglas statt. Aber es wurden lediglich die bestehenden, schon unsinnig hohen Zölle beibehalten. Es ist geradezu unbegreiflich, wie die Regierung dazu kommen konnte, noch weitere Erhöhungen der häufig schon 70% des Waarenwerths ausmachenden Zölle, vorzuschlagen.

Zeigte sich schon hier die gänzlich unzulängliche technische Beherrschung des Gegenstandes seitens der weitaus überwiegenden Mehrheit der Kommission, so trat das noch schärfer bei der Berathung der Thonwaaren- und Eisenzölle zu Tage, wo man Beschlüsse faßte, deren Durchführung zolltechnisch unmöglich ist. Und nachdem man besonders bei Eisen und Eisenwaaren zweckmäßige Vereinfachungen, wie sie von liberaler Seite beantragt waren, dadurch verballhornte, daß man nach ihrer Annahme Zollsätze einsetzte, die ungewollte erhebliche Erhöhungen mit sich brachten, verlor man das Interesse und stimmte alle Verbesserungsanträge nieder. Freilich es fehlte auch nicht an Beschlüssen, wo zu einer Position der von liberaler Seite gestellte An-

trag angenommen wurde, aber die Konsequenz der Aenderung bei der nächsten Position nicht gezogen wurde, sondern man gab hier dem Entwurf den Vorzug, obgleich dessen Fassung zu der vorher beschlossenen wie die Faust aufs Auge paßte.

Aber schon um dessentwillen war die Situation bei den Eisenzöllen eine wesentlich andere wie bei den Textilzöllen, als sich hier Zentrum und Konservative vereinigt hatten, eine Entscheidung in erster Lesung nicht herbeizuführen, sondern von der definitiven Gestaltung der Agrarzölle ihre Haltung zu den Eisenzöllen abhängig zu machen. Man trat deshalb fast durchweg für die Regierungsvorlage ein. Nur Herr Dr. Diedrich Hahn leistete keine Gefolgschaft, und Herr Dr. Arendt stimmte mit den Sozialdemokraten für Zollfreiheit aus Rache darüber, daß man das Kupfer seines Wahlkreises nicht durch einen Zoll schützen wollte. Bei dem Kapitel Eisen und Eisenwaaren haben demnach die Beschlüsse erster Lesung gar keine Bedeutung; sie sind ein Provisorium.

Das Charakteristische schon des Entwurfes ist es, daß außer für landwirthschaftliche Erzeugnisse wesentliche Zollerhöhungen nur für die der konzentrirten Großindustrie gewährt, daß die Zölle für Rohmaterialien und Halbfabrikate erhöht werden. Und in dieser Beziehung ist die Kommission noch weit über das hinaus gegangen, was der Entwurf brachte. So hat man die Zölle auf Holzschliff, auf Cellulose, auf Pappe, also auf die unentbehrlichsten Materialien der Papier- und papierverarbeitenden Industrie verdreifacht zur schärfsten Schädigung dieser, zu unseren größten Ausfuhrindustrien gehörenden Erwerbszweige. So schützt man das Renteninteresse der Steinbruchbesitzer gegen das Kulturinteresse der Städte, gegen das Interesse des Steinsetzers, des Steinmetzen. So hat man riesige Zollerhöhungen für Ziegel und einige solche groben Thonwaaren beschlossen, welche in der Großindustrie hergestellt werden. So hat man der Eisen verarbeitenden Industrie das Material weiter vertheuert, so erschwert man dem Handwerker den Bezug seiner Werkzeuge und so fort. Was nützt aber schließlich auch dem Kleingewerbetreibenden, dem Handwerker, der Zollschutz auf seine Erzeugnisse. Er kommt ja doch nicht im Preise zum Ausdruck infolge der inneren Konkurrenz; aber die Vertheuerung seiner Lebenshaltung, seiner Werkzeuge, seiner Materialien, die empfindet er bitter und schwer.

Die „handelspolitische Bedeutung“ spielte bei der Berathung der Zollsätze eine große Rolle. Was von Seiten der Bundesrathsvertreter darüber mitgetheilt wurde, mußte in einzelnen Fällen immer vertraulich behandelt werden, damit es das Ausland nicht erfährt. Freilich recht treffend bezeichnete der Abgeordnete Bernstein diese vertraulichen Mittheilungen als „das Geheimnis des Polichinell“, d. h. als ein Geheimniß, das jeder kennt.

Gegen den Abgeordneten Gothein wurde vom Handelsminister der Vorwurf erhoben, daß er mit seinen Anträgen die Kompensationen zerschlage, welche man zum Abschluß von Handelsverträgen nöthig habe. „Wenn für eine Ermäßigung der Agrarzölle in Handelsverträgen keine Mehrheit im Reichstage zu finden ist, dann müssen die Kompensationsobjekte doch auf dem Gebiete der Industriezölle gefunden werden“, rief der Handelsminister bei der Berathung des Schienenzolles aus. Deshalb also muß man hohe Industriezölle in den Entwurf einsetzen!? Nur schade, daß bei allen diesen Artikeln, bei denen die Ausfuhr die Einfuhr meist um ein Vielfaches übersteigt, die hohen Industriezölle gar keinen Werth als Kompensationsobjekt haben. Wenn wir von einem Fertigfabrikat nach einem Lande zehnmal so viel ausführen, wie wir darin von ihm einführen, so ist es doch eine unglaubliche Naivetät, anzunehmen, daß jenes Land uns große Zollzugeständnisse machen wird, wenn wir unsere, vorher unsinnig hinaufgeschraubten Zölle im Vertragswege zu ermäßigen bereit sind. Das ist eben auch einer jener Versuche mit untauglichen Mitteln, als welchen man diesen ganzen Gesetzentwurf überhaupt bezeichnen muß. Das ist ja eben die Schwäche der Regierung, daß sie den Agrariern durch ihre ewige Nachgiebigkeit das Rückgrat so gestärkt hat, daß sie nunmehr fürchtet, ein Handelsvertrag würde ihr abgelehnt, wenn eine Herabsetzung der autonomen Agrarzölle darin stattfände. Und doch hat das Beispiel der Brüsseler Zuckerkonvention gezeigt, daß es nur einer gewissen Festigkeit auf Seiten der Regierung bedarf, um den agrarischen Widerstand über den Haufen zu rennen. Ein Uebermaß von Energie haben doch die verbündeten Regierungen bei jener Gelegenheit wahrhaftig nicht gezeigt, und sie hätten damals nicht nöthig gehabt das sacrificio del intelletto bezüglich des Saccharinverbotes zu bringen.

Es ist aber auch taktisch durchaus verkehrt, heute zu erklären, daß man nicht hoffen könne, einem Vertrag, welcher eine Ermäßigung der Getreidezölle bringe, im Reichstage zur Annahme zu bringen. Damit schwächt man ja von vornherein seine Position. Und darüber müßte die Regierung sich wohl endlich klar werden, daß dieser ganze Entwurf nicht zu Stande kommt, daß ihr nichts übrig bleibt, als auf Grund des bestehenden autonomen Tarifs neue Verträge zu vereinbaren, ja daß es das Klügste wäre, die bestehenden Handelsverträge auf eine Reihe von Jahren zu verlängern. Sieht sich der neugewählte Reichstag vor dieser Frage, so wird eine Regierung, die Festigkeit zeigt, das sehr wohl durchsetzen können.

Aber freilich, woher soll diese Festigkeit kommen? Auch in dieser Hinsicht boten die Verhandlungen ein trübes Bild. Daß der Entwurf auf einem Kompromiß der verbündeten Regierungen beruhe, ist von berufenen Stellen mitgetheilt, von keiner bestritten worden. Nichtsdestoweniger haben es die Vertreter verschiedener Regierungen für angezeigt gehalten, zu wiederholten Malen Anträge auf weitergehende Zollerhöhungen zu unterstützen. Es ist eine eigenthümliche Auffassung von dem Wesen eines Kompromisses, wenn man sich hierzu für berechtigt hält. Ein Bundesrath, der so wenig inneren Zusammenhalt zeigt, der das Einzelinteresse so wenig zurückzustellen vermag, gegenüber dem, was als Kompromiß vereinbart worden ist, kann natürlich nicht die genügende Festigkeit gegenüber einem Reichstag haben. Haben sich doch, wie der Abgeordnete Paasche so naiv ausgeplaudert hat, manche Bundesrathsvertreter nicht geniert, den Abgeordneten die Anträge auf Zollerhöhungen über den Entwurf hinaus zu suggeriren. Hier wird es Aufgabe des Reichskanzlers sein, mit Energie auf eine einheitliche Haltung der Bundesrathsvertreter hinzuwirken.

Die letzten Sitzungen der ersten Lesung werden ausgefüllt werden mit den Anträgen auf Verwendung der Mehreinnahmen aus dem neuen Zolltarif zur Erweiterung der Arbeiterversicherung. Es ist ein eigenthümliches Verfahren, über das Fell des Bären zu verfügen, ehe man den Bären erlegt hat. Ob die Zollsätze nicht gerade so hoch gegriffen sind, daß sie durch Verminderung der Einfuhr auch zu Mindererträgen führen, umsomehr als man gleichzeitig eine Reihe der wichtigsten Finanzzölle wesentlich herabgesetzt hat, läßt sich noch nicht übersehen. Und auf Grund solcher ebenso gut unmöglichen wie möglichen Mehreinnahmen, die übrigens, falls vorhanden, zur Deckung des Defizits recht gut Verwendung finden könnten, glaubt man grundlegende, weitausschauende, sozialpolitische Gesetze aufbauen zu können! Vor den Wählern suchen die Abgeordneten, welche ein schlechtes Gewissen haben, sich zu salviren, dadurch daß sie ihrer Haltung ein sozialpolitisches Mäntelchen umhängen. Nach dem Spruch: Mundus vult decipi haben sie ja Recht, wenn ihre Wähler wirklich so dumm sind, nicht einzusehen, daß man ihnen hier nur einen kleinen Bruchtheil dessen wiedergibt, was man ihnen an anderer Stelle abnimmt. Aber die Spekulation auf die Dummheit hat sich auf die Dauer nie als eine wirksame politische Waffe erwiesen, und so ist auch hier zu hoffen, daß die Wähler unter den Schafskleidern die Wölfe erkennen werden.

Die zweite Lesung in der Kommission wird so wenig eine Entscheidung bringen, wie die erste. Am Besten wäre

es, dieselbe bis zum Zusammentritt des Plenums zu vertagen. Für diese verlorene Sache ist schon genug Mühe und Arbeit aufgewendet worden. Mehr als todt kann der Entwurf nun doch einmal nicht gemacht werden. Freilich im Interesse der liberalen Wahlbewegung liegt es, daß er in öffentlicher Verhandlung im Plenum ausgiebig vor dem Volke erörtert wird. Nicht die jetzigen Abgeordneten, die Wählerschaft sollte über das Schicksal unserer Handelspolitik bei den nächsten Wahlen zu entscheiden haben.

****

Likin.

II.

Die weiteren über das Ergebniß der englisch-chinesischen Verhandlungen eingegangenen Berichte gestatten, sich ein Bild über das von den Engländern Angestrebte und Erreichte zu machen; die Wirkungen, die jede Erleichterung und Vereinfachung der Methoden, unter denen fremder Handel und Schiffahrt in China betrieben werden können, auch auf die deutschen Beziehungen mit und in China haben müssen, rechtfertigen ein näheres Eingehen auf das Skelett des Vertrages, obgleich in manchen Punkten Bestimmtes bis jetzt nicht erreicht worden ist, und auch weder eine Zustimmung der englischen, noch der chinesischen Regierung zu dem Entwurf als ein Ganzes vorliegt.

Die vierzehn Artikel des Entwurfs beziehen sich auf und verlangen:

1. Die Eintragung von Schutzmarken. Es ist das eine Frage, die von viel größerer Wichtigkeit für die Beziehungen der Fremden untereinander, als auf die zwischen denselben und den Chinesen ist. Wo der Chinese eine fremde Schutzmarke mit mehr oder weniger Genauigkeit und Erfolg nachmacht, dreht es sich meistens um Lappalien; wichtiger, wie bemerkt, sind die von Fremden, besonders Japanern, aber auch andere Nationalitäten sind nicht frei von Schuld, begangenen Fälschungen. Soweit es sich um Fragen zwischen Angehörigen derselben Nation handelt, genügt die nationale Gesetzgebung, anders verhält es sich, wenn solche Fragen zwischen Angehörigen zweier verschiedenen Nationen entstehen. China besitzt keine Gerichtsbarkeit über dieselben und kann in der Materie auch nicht gesetzgeberisch vorgehen, da für die Fremden wohl die Platz- und Handelsusancen maßgebend sein können, chinesische Gesetze dies aber nicht sind. Um einer solchen Vereinbarung eine wirkliche Bedeutung zu geben, würde sie daher von den fremden Regierungen als für das chinesische Gebiet wie für das eigene bindend anerkannt und die dazu erforderlichen legislatorischen Maßregeln ergriffen werden müssen.

2. Entrepots. Die Errichtung derselben ist bereits durch Art. 3 der deutsch-chinesischen Zusatzkonvention vom 31. März 1881 zugestanden. Die Schwierigkeiten, die sich der Durchführung der Bestimmung bisher in den Weg gestellt haben, sind wesentlich zollamtlicher Art gewesen; es wird abzuwarten sein, ob und wie weit es unter den neuen Vereinbarungen möglich sein wird, dieselben wegzuräumen. Eine Ausdehnung der Maßregel, bis jetzt ist sie praktisch nur in Shanghai und auch dort nur in beschränktem Maße eingeführt worden, liegt unzweifelhaft im Interesse des gesammten Handels und Verkehrs.

3. Die Schiffahrt auf dem Yangtsze und Canton-Fluß. Die Hindernisse, unter welchen dieselbe zu leiden hat, sind ausschließlich zollamtlicher Natur; dieselben gehen von dem fremden Seezollamt aus und liegen in der Schwierigkeit, welche dasselbe findet, oder zu finden glaubt, die fiskalischen Interessen der chinesischen Regierung nicht ohne die bestehenden Einschränkungen genügend schützen zu können. Eine größere Freiheit für den Verkehr wäre entschieden wünschenswerth.

4. Die Ausgleichung zwischen den von den Dschunken und den Dampfschiffen zu zahlenden Abgaben. Es handelt sich dabei um die von den chinesischen Lokalbehörden für auf Dschunken eingeführte oder küstenweise verführte Waaren erhobenen Abgaben, die niedriger als auf die mit Dampfern verschifften sind. Der Zweck der Maßregel war der nicht unberechtigte, die einheimische Segelschiffahrt gegen die übermächtige Konkurrenz der Dampfschiffe zu schützen, und es scheint daher nicht unwahrscheinlich, daß eine vollständige Gleichstellung, selbst wenn vertragsmäßig vereinbart, auch in Zukunft nicht zu erreichen sein wird.

5. Erleichterungen für Rückzollzertifikate. Rückzollzertifikate für wiederausgeführte Waaren können bereits nach einem deutsch-chinesischen Abkommen vom Dezember 1876 gegen Baar umgetauscht werden oder zur Zahlung von Zöllen Verwendung finden. Es waren auch hier zollamtliche Bedenken und von den chinesischen Zahlungsstellen gemachte Schwierigkeiten, welche zu Klagen Veranlassung gaben; eine Erleichterung ist angezeigt und wünschenswerth.

6. Die Einführung einer nationalen Währung (Münze). Dieselbe hätte bereits 1877 erfolgen können, wurde aber, obgleich von der chinesischen Regierung angeboten, durch den englischen Unterhändler der Chefoo-Konvention aus ganz unzureichenden Gründen abgelehnt. Seitdem haben verschiedene Provinzialregierungen, so z. B. in Canton, Nanking, Wuchang, Münzstätten errichtet; eine Nationalisirung derselben erscheint dringend erwünscht, obgleich die chinesischen Beamten und die Banken, fremde wie einheimische, die aus dem Umrechnen der Taels in Dollars und umgekehrt und der verschiedenen Taelssorten untereinander Gewinne zogen, dadurch erheblich in ihren Einnahmen geschädigt werden dürften.

7. Die Haftpflicht chinesischer Aktionäre in Aktiengesellschaften. Chinesische Aktionäre solcher Gesellschaften hatten sich bei einer ungünstigen Geschäftslage derselben geweigert, weitere Einzahlungen, zu denen sie statutenmäßig verpflichtet waren, zu leisten und waren darin von den chinesischen Gerichtshöfen unterstützt worden. Die Sache hat für den Augenblick hauptsächlich für englische Aktiengesellschaften ein praktisches Interesse, wird dasselbe aber auch für solche anderer Nationalität erlangen.

8. Dieser Artikel bezieht sich auf die Erhöhung der Einfuhrzölle und die Aufhebung der Likinsteuer und wird als der wichtigste am Schluß des Aufsatzes besonders behandelt werden.

9. Erlaß eines Bergbaugesetzes nach dem Vorbild englischer und indischer Bestimmungen, innerhalb eines Jahres nach der Unterzeichnung des Vertrags. Unzweifelhaft eine gute Maßregel, wenn durch dieselbe die Interessen der Chinesen ebenso wie die der Fremden wahrgenommen werden.

10. Die Regelung der Binnenschiffahrt unter Berücksichtigung des Interesses der Rheder, Werfte, Landungsplätze und Geschäftsgebäude zu errichten oder zu miethen und die eingeborenen Agenturen zu überwachen. Der Artikel ist bis jetzt von der chinesischen Regierung noch nicht angenommen und wird weiter erörtert; er sieht auch die Eröffnung von Kong-mun am Westfluß vor.

11. Die Einrichtung von gemischten Gerichtshöfen, wie solche bereits in Shanghai für die allgemeine Fremden-Niederlassung und die französische bestehen. Unzweifelhaft ein guter Gedanke und ein langgehegter Wunsch, dessen praktischer Ausführung hauptsächlich die Schwierigkeit, passende chinesische Beamte zu finden, entgegensteht.

12. England verspricht die seinen Unterthanen vertragsmäßig zustehende Exterritorialität aufzugeben, so-

bald die Reform des chinesischen Gerichtsverfahrens und die Einrichtung einer wirksamen Verwaltung dies gestatten.

13. England verspricht sich an einer gemeinsamen Berathung der Vertragsmächte und Chinas zu betheiligen, falls dieselbe zu Stande kommen sollte, zu dem Zweck die Missionarfrage zu erörtern und Mittel und Wege zu finden, um friedliche Beziehungen zwischen Christen und Nichtchristen herzustellen.

Artikel 12 und 13 sind auf den ausdrücklichen Wunsch der beiden General-Gouverneure von Nanking und Wuchang, Lin kun yi und Chang Chi tung aufgenommen worden, die einen sehr wesentlichen Antheil an dem Zustandekommen des Abkommens gehabt haben; sie stellen gewissermaßen die Gegenleistungen Englands vor. Für den Augenblick besitzen sie kaum eine praktische Bedeutung, sie haben aber eine sehr hohe symptomatische, da sie die Richtung anzeigen, in welcher die chinesische äußere Politik sich entwickeln wird, mit der die fremden Mächte zu rechnen haben werden.

14. bestimmt die Bedingungen, unter denen China ein Verbot der Verschiffung von Reis, es sei denn als Tributreis (für Peking) oder für militärische Zwecke, erlassen kann.

Durch Artikel 8 wird, wie schon bemerkt, eine Erhöhung des Eingangszolls und die Aufhebung der Likinsteuer festgesetzt. Der Eingangszoll soll auf das Anderthalbfache des durch das Protokoll von 1901 normirten Betrags von ungefähr viereinhalb vom Hundert, d. h. auf ungefähr 10 bis 11 vom Hundert vom Werthe festgesetzt werden, dagegen verpflichtet sich China alle Likinsteuern, Hebestellen und Barrieren und jede andere Art innerer Abgaben auf englische Waaren aufzuheben und übernimmt die Verpflichtung, dieselben gegen alle Erpressungen und Verzögerungen zu schützen. China behält dagegen das Recht, einheimisches Opium, Salz und einheimische Produkte für inneren Konsum zu besteuern, aber die Zahl der mit der Erhebung der Abgaben auf Salz und Opium betrauten Hebestellen soll eine beschränkte sein, und Beamte des fremden Seezollamts sollen sich an der Kontrole derselben betheiligen. Die bestehenden einheimischen Zollämter, von denen ungefähr 25 an den großen Handelsstraßen und eine unbekannte Anzahl an der Meeresküste, den Flüssen und den Landgrenzen bestehen, bleiben für die Erhebung des Zollaufschlags auf zur Ausfuhr bestimmte einheimische Produkte durch die Provinzialbehörden erhalten. Die Erhöhung der Abgaben auf Karren, Böte u. s. w. ist untersagt. Eine Umarbeitung des Zolltarifs für die Ausfuhr kann nach vorhergängiger sechsmonatlicher Benachrichtigung stattfinden, doch dürfen die einzelnen Sätze 5 Proz. vom Werth nicht übersteigen; die Inlandabgaben können durch eine Zahlung von $2^1/_2$ vom Hundert (der bisherige Transitzoll) abgelöst werden. Besondere Abmachungen sind für die Besteuerung von Seide, einheimisches maschinengefertigtes Baumwollgarn und Stoffe u. s. w. vereinbart; ebenso für die gemeinsame Untersuchung und Erledigung von Beschwerden der Kaufleute und Zahlung etwaiger Entschädigungen an dieselben ohne Referenz nach Peking. Die Zuschlagsteuer wird besonders für die Bedürfnisse der Provinzialbehörden (welche dieselben früher von der Likinsteuer deckten) zurückgestellt, soweit sie nicht als Garantie für die Anleihe von 1898 dient.

Dieser Artikel, der zugleich die Eröffnung von Chang-sha, Ngan-kin, Wan-hsien und Wai-chau für den fremden Handel in Aussicht nimmt, soll im Januar 1904 in Kraft treten, vorausgesetzt, daß die anderen Mächte, denen China aber keine besonderen ausschließlichen Rechte gewähren darf, ein ähnliches Abkommen abgeschlossen haben. Darin liegt die große Schwierigkeit für eine definitive Verständigung, die dadurch nicht unwesentlich erhöht wird, daß die beiden vorerwähnten General-Gouverneure, die sich um das Zustandekommen gerade dieses Artikels besondere Verdienste erworben haben, darauf bestanden haben, daß in denselben die Bestimmung aufgenommen werde, daß dieselbe Erhöhung (prozentig?) des Zolls wie an der Seegrenze auch an den Landgrenzen stattfinde. Dort aber haben Frankreich und Rußland bisher nur $^2/_3$ des Seezolltarifs gezahlt. Es ist daher zu erwarten, daß von den Regierungen dieser Länder, von denen das letztere gar kein Interesse an der Einfuhr über See hat, von den Vereinigten Staaten, deren Handel nur wenige Gegenstände umfaßt und hauptsächlich nach dem Norden geht, wo die Likinsteuern stets weniger drückend waren, und von allen Regierungen, die irgend welche Wünsche haben, von den Chinesen entweder nach Zahl oder Inhalt unmögliche Zugeständnisse gefordert oder die Zustimmung zu dem Abkommen verweigert werden wird. Diese Schwierigkeiten hätten vermieden oder wenigstens vermindert werden können, wenn, wie von deutscher Seite vorgeschlagen worden, die Hauptzüge des Abkommens, d. h. die Erhöhung des Eingangszolls und die Aufhebung der Likinsteuer durch die Konferenz der Vertreter aller Mächte in Peking erörtert und festgestellt worden wären. Wenn es heute in dieser wichtigsten aller Fragen zu keiner Verständigung kommen sollte, so würde die Schuld daran die englische Regierung treffen, die, wie schon wiederholt früher, die günstige Gelegenheit versäumt hätte. Von deutscher Seite kann man sich mit dem Art. 8 ganz einverstanden erklären; er enthält das, was von derselben stets als unerläßig bezeichnet worden ist und dessen schließliche Annahme daher wohl als ein Triumph deutscher Voraussicht und Sachkenntniß angesehen werden darf.

Von Interesse, auch ganz besonders für die Besitzer chinesischer Staatsanleihen wird sein, daß die Einnahmen des chinesischen fremden Seezollamts im I. Quartal dieses Jahres 754 533 Taels mehr als die während der gleichen Zeit 1901 betragen haben; d. h. 5 357 049 Taels gegen 4 602 516 Taels; gleichzeitig ist der Tonnengehalt der ein- und ausklarirten Schiffe in demselben Zeitraum um mehr als 1 800 000 Tonnen gewachsen; beides Zeichen für eine durchaus gesunde Entwicklung des Verkehrs.

Weimar. M. v. Brandt.

Zeitungs-Zensur in Rußland.

Die Zensur des Zarenreiches macht recht viel von sich sprechen. Bald hört man von einem zeitweiligen Verbot, bald von der Unterdrückung des einen oder anderen Organs. Die Kunde von derartigen Ereignissen geht durch die ganze Welt. Das Schlimmste erfährt man jedoch eigentlich nie. Denn mit diesen Straf- und Kampfmaßregeln ist die Thätigkeit der russischen Zensur keineswegs erschöpft. Sie versteht nicht nur zu ahnden und zu strafen, sondern auch die litterarischen Pläne und Unternehmungen im Keime zu ersticken. Diese Seite ihres unheimlichen Wirkens entzieht sich in der Regel der allgemeinen Kenntniß. Es gehört eine nicht geringe Erfahrung dazu, um alle Kniffe der Gesetze, die Anwendung derselben und die zum Theil geradezu widerrechtlichen Gepflogenheiten der russischen Zensurbehörden kennen zu lernen. Das alles ist in Rußland selbst wenig, außerhalb Rußlands — wenn man von gelegentlichen, oft recht ungenauen Zeitungsnotizen absieht — so gut wie gar nicht bekannt. Indessen ist die Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse für das Verständniß der Lage der russischen Presse unentbehrlich, solche Kenntniß gewährt einen viel tieferen Einblick in die äußeren Bedingungen des litterarischen Lebens in Rußland, als die einzelnen Repressivmaßnahmen. Diese Verhältnisse, die der Verfasser aus eigener Erfahrung kennt, wollen wir hier ins klare stellen.

* * *

Ein Buch kann jedermann drucken lassen, wenn nicht etwas zensurwidriges in dem Buche selbst enthalten ist. Ist das Buch mindestens 10 Druckbogen stark (bei den Uebersetzungen beträgt die Minimalgröße 20 Druckbogen), so wird es erst nach der Drucklegung von der Zensurbehörde geprüft und muß entweder ohne weiteres erlaubt oder gänzlich verboten werden. Einzelne Streichungen sind in diesem Falle nach dem Gesetz unzulässig. Und wird das Buch verboten, so kann man eine Beschwerde beim Ministerkomitee einlegen, welche in vielen Fällen durchaus nicht aussichtslos ist. Anders ist es aber mit Zeitungen und Zeitschriften. Um ein periodisches Organ herausgeben zu dürfen, muß man erst die Konzession hierfür erhalten. Daß man dazu recht viel Zeit und Geld braucht, ist selbstverständlich. Die Kaution allein, die von dem Herausgeber eines „zensurfreien" Organs hinterlegt werden muß, beträgt 5000 Rubel. Das wäre aber das allermindeste, wenn das genügte. Das genügt jedoch nicht. Die Ertheilung einer Konzession ist überhaupt an keine bestimmten Bedingungen gebunden. Weder politische Unbescholtenheit, noch litterarischer Ruf, noch hohe gesellschaftliche Stellung des Petenten verpflichten an und für sich die Zensurbehörde zur Ertheilung einer Konzession: es ist vollständig dem Gutdünken des Chefs der Oberpreßverwaltung und des Ministers des Innern anheimgestellt, ob sie eine Konzession ertheilen wollen; Jahre lang werden zuweilen keine Konzessionen ertheilt, dann aber regnet es plötzlich neue Konzessionen. An die Personen, welche um eine Konzession nachsuchen, werden mitunter ganz eigenartige Anforderungen gestellt. So äußerte einmal der vor kurzem verabschiedete Chef der Oberpreßverwaltung, Fürst Schachowskoj, daß er nur an ihm persönlich bekannte Leute eine litterarische Konzession ertheilen würde. Und die Thatsachen lehren, daß er wirklich diesen Grundsatz in der Praxis befolgte.

Jede Zeitschrift und Zeitung braucht natürlich einen verantwortlichen Redakteur und einen offiziellen Verleger. Beide müssen — wenn sie nicht dieselbe Person sind — besonders von der Oberpreßverwaltung bestätigt werden. Ist das einmal geschehen, so werden sie gewissermaßen als Staatsbeamte angesehen. Was den verantwortlichen Redakteur anbetrifft, so kann er nur durch besondere Verschuldung seiner Qualität verlustig werden. Im Falle eines Streites zwischen ihm und dem Verleger kann dieser wohl dem verantwortlichen Redakteur seine Gage entziehen, nicht aber ihn absetzen. Eventuell kann er die Oberpreßverwaltung um die Bestätigung eines anderen verantwortlichen Redakteurs ersuchen, der alte behält aber trotzdem seinen Titel, wenn er nicht etwa ins Ausland verreist ist, ohne die Oberpreßverwaltung davon benachrichtigt zu haben, oder durch andere gesetzlich bestimmte Handlungen seine Stellung verscherzt hat. Das Verlagsrecht darf ebenfalls nur mit Zustimmung der Oberpreßverwaltung an eine andere Person abgetreten werden, wobei die Behörde gewöhnlich sehr wählerisch ist. Unter anderem wird auch die Konfession der erwerbslustigen Personen berücksichtigt; jüdische Verleger sind von vornherein ausgeschlossen.*) Wird aber ein auf diese Weise konzessionirtes Organ unterdrückt, so verlieren sowohl der Verleger, wie auch der verantwortliche Redakteur für immer das Recht, periodische Organe herauszugeben.

Die Konzession wird immer auf Grund eines besonderen Programms ertheilt, und dieses Programm muß von dem betreffenden Organ auf das strengste eingehalten werden. Die Oberpreßverwaltung gibt sich in der Regel alle Mühe, den Programmentwurf so viel wie möglich zu beschränken. Deshalb gibt es in Rußland Zeitungen und Zeitschriften mit wunderlich zugeschnittenen Programmen. Viele — besonders in der Provinz — dürfen nur Annoncen veröffentlichen, andere besitzen keine Konzession für politische Artikel, wieder andere — und zwar die meisten — dürfen nicht von den (öffentlichen) Verhandlungen der Militärgerichte berichten. Wenn der Abonnementspreis einer Zeitung nicht 6 Rubel jährlich übersteigt, so darf sie sich in keine Betrachtungen über die bestehenden Gesetze einlassen. Wenn aber andererseits ein Organ sein offizielles Programm nicht erschöpft, so wird dies ursprüngliche Programm oft nach einiger Zeit entsprechend beschränkt. Wird das Erscheinen eines Organs eingestellt, so wird die Konzession nach Ablauf eines Jahres entzogen.

*) Ich sehe natürlich von den speziell jüdischen Organen ab.

Durch diese völlige Abhängigkeit der Preßorgane von der Zensurbehörde wird natürlich allerlei Mißbräuchen und Schikanen Thür und Thor geöffnet. Wer eine Konzession zu erlangen wünscht, kann nur in dem Falle etwas erreichen, wenn die Oberpreßverwaltung oder der Minister des Innern ein besonderes Wohlwollen für den Bittsteller haben. Ein wirklicher Journalist wird selten verantwortlicher Redakteur — er flößt in der Regel der Behörde zu wenig Vertrauen ein. Meist werden als verantwortliche Redakteure nur Staatsbeamte, verabschiedete Militärs u. s. w. bestätigt. Der Vorgänger des Fürsten Schachowskoj, Herr Ssolowiew, ging noch weiter, als dieser. Er scheute sich nicht, seine persönlichen Freunde den Verlegern bereits bestehender Organe als verantwortliche Redakteure aufzuzwingen. Auf diese Weise wurde z. B. Herr Jassinsky Chef-Redakteur der Zeitung „Birschewyja Wiedomosti", Herr Scheller Chef-Redakteur der Zeitung „Syn Otetschestwa" und der Wochenschrift „Schiwopisnoie Obosrenie".

Trotz aller dieser Sicherheitsmaßregeln gelangen die meisten neu konzessionirten Organe in die Hände von mehr oder weniger fortschrittlich gesinnten Schriftsteller aus dem sehr einfachen Grunde, weil die konservative und reaktionäre Presse — mit einigen vereinzelten Ausnahmen — ohne kräftige staatliche Unterstützung in Rußland nicht bestehen kann. Die Charybdis der Gleichgültigkeit des Publikums ist am Ende nicht weniger abschreckend, als die Scylla der Zensur. Alle Beschränkungen und Hindernisse, soweit sie das Aufkommen und Fortbestehen neuer Organe nicht überhaupt verhindern, dienen nur dazu, die Eigenthümer der Konzessionen und die Vermittler zwischen der Zensur und den Schriftstellern zu bereichern und die wirklichen Redakteure von jenen in formelle und materielle Abhängigkeit zu bringen. Als ein typischer Vertreter dieser parasytären Vermittlerklasse mag hier Herr Ssasonoff genannt werden, der ehemalige offizielle Herausgeber der kürzlich unterdrückten „Rossija". Ihm wurde das seltene Glück zu Theil, eine Zeitungskonzession zu erlangen und er stellte für schweres Geld seine Zeitung den Herren Doroschewitsch und Amfiteatrow zur Verfügung. Eine ähnliche Rolle spielte ein Herr Golowinsky, der die an ihn konzessionirte Zeitung „Ssewerny Kourier" an den Fürsten Bariatinsky für 5000 Rubel baar und einige materielle Vortheile abtrat.

Wenn also der Einfluß all dieser Maßnahmen in Bezug auf die politische Haltung der Presse kein durchschlagender, zum Theil gar ein zweifelhafter ist, so liegen doch ihre schlimmen Wirkungen auf der Hand. Ihnen verdankt vor allem Herr Ssuworin die monopolistische Stellung seiner „Nowoje Wremja", die bald gouvernemental, bald mäßig liberal, bald chauvinistisch und reaktionär auftritt — je nach dem Bedürfniß des Tages. Eine Zeit lang schien es, daß die junge „Rossija" dieses Monopol vernichten würde. Den Herren Amfiteatroff und Doroschewitsch wurde vieles gestattet, wovon andere Journalisten nicht einmal zu träumen wagten. Fürst Schachowskoj, der Chef der Oberpreßverwaltung wußte nämlich, daß die beiden Herren viele Freunde und Gönner in den höchsten Gesellschaftskreisen haben. Mehrfach hatte er schon einen Rapport der untergeordneten Organe in seinen Händen, wonach über die „Rossija" ein Verbot oder eine Warnung verhängt werden sollte. Er wagte jedoch nicht, solch einem Rapport Folge zu geben. Und so ging es denn, bis Herr Amfiteatroff auf den tollkühnen Einfall kam, in verkappter Form die kaiserliche Familie anzugreifen. Das wurde für ihn verhängnißvoll — die Zeitung wurde sofort unterdrückt, und er selbst mußte den weiten Weg nach Sibirien antreten.

Nehmen wir nun an, daß jemand so glücklich war, trotz aller Hindernisse eine Konzession zu erlangen. Welches

Schicksal erwartet ihn auf seiner Laufbahn? Was hat er zu hoffen und was zu fürchten?

Wenn wir die Geschichte der russischen Presse in den letzten 20 Jahren überblicken, so können wir mit aller Bestimmtheit sagen: zu hoffen hat er nicht viel, dafür aber um so mehr zu fürchten. Hat er Erfolg, so wird er fast sicher unterdrückt. Wird er aber von der Zensur wohlwollend angesehen, dann hat er in der Regel keinen Erfolg. Es gibt wohl einzelne Ausnahmen, aber wie immer, sie bestätigen nur die Regel: im allgemeinen ist die Geschmacksrichtung der Zensurbehörde dem Geschmack des Publikums — wenigstens des gebildeten — entgegengesetzt. Um die Unterdrückung im Falle des Erfolgs zu vermeiden, muß man — der Schmoller'sche Ausdruck klingt in diesem Falle keineswegs ganz harmlos — ein Virtuose des Opportunismus sein. Man muß keine Mittel scheuen, wenn es gilt, sein Organ vor der drohenden Gefahr zu retten. Bestechung ist eines der gewöhnlichsten Mittel. Man muß zu allen Opfern bereit sein und doch von Zeit zu Zeit es wagen, der Gefahr muthig entgegenzutreten. Das wissen ganz gut selbst die Leiter der konservativen Organe. Daher kommt es, daß in Rußland keine einzige irgendwie bedeutende Zeitschrift und Zeitung jemals bestanden hatte, die nicht reichlich mit allerlei Warnungen und Verboten bedacht gewesen wäre. Daraus kann man ersehen, daß das Konto der Gefahren das Konto der Hoffnungen ganz bedeutend übertrifft. Trotzdem ist der Andrang der Gesuche um Ertheilung neuer Konzessionen sehr groß, und er würde wohl noch größer werden, wenn die Leute hoffen könnten, etwas zu erreichen. Merkwürdigerweise wird von den Petenten die gefahrenreichste Art der journalistischen Unternehmung die sogenannte zensurfreie Zeitung und Zeitschrift entschieden bevorzugt.

Sehen wir zu, was auf Russisch Zensurfreiheit heißt.

Es gibt nämlich in Rußland zweierlei Presse — die zensurfreie und die unter der präventiven Zensur stehende. Die Zensurfreiheit ist freilich nur ein Euphemismus, denn im strengen Sinne des Worts kann man von einer solchen in Rußland nicht reden. Ein sehr großer Theil des Materials unterliegt auch in den zensurfreien Organen der präventiven Zensur. Hierhin gehören die Zeitungstelegramme, die Berichte über die Sitzungen der Stadtvertretungen und der Landschaften, alle Hofnachrichten und sogar die Nachrichten über das Erscheinen der — Pest (nicht nur in Rußland, sondern auch in den benachbarten Ländern). Eine ganze Reihe von Mittheilungen und Nachrichten darf nur aus offiziellen Quellen entnommen werden; so die Nachrichten über Unruhen, Heeresbewegungen, Regierungsmaßregeln, Ernennungen und Beförderungen u. s. w. Und schließlich dürfen die Organe der Presse über vieles nichts schreiben und nichts berichten. Einige von diesen für den russischen Journalisten verbotenen Früchten der Erkenntniß gehören gar nicht ins Gebiet der Politik, wie z. B. Selbstmordfälle, über die die russische Presse kein Sterbenswörtchen mittheilen darf. Ueber die „inneren Zustände" in den russischen Lehranstalten darf ebenfalls nichts berichtet werden. Ganz besondere Sorgfalt wendet die russische Zensur auch der Arbeiterfrage zu: offenbar in der Ueberzeugung, daß diese Frage unlösbar ist, etwa wie die Quadratur des Kreises, verbietet sie, „irgend welche Betrachtungen über das Arbeitsverhältniß, den Arbeitslohn und die Arbeitszeit anzustellen." Selbstverständlich darf über religiöse Bewegungen, Arbeiterausstände, wie auch über die anarchistischen Attentäter nichts berichtet werden (über Attentate wird das Publikum durch offiziöse Telegramme unterrichtet). Wie man sieht, ist das russische Paradies an verbotenen Früchten sehr reich, aber . . . die Zensur begnügt sich — in ihrer steten Sorge für das Wohl des Landes — mit solchen allgemeinen Verboten doch nicht und vervollständigt sie durch eine ganze Reihe von speziellen Maßregeln, die sich auf irgend einen einzelnen Fall beziehen. So einen einzelnen Fall bildet bekanntlich Tolstoj, der allerdings sehr viel Kummer der Regierung macht. Oefter wird es durch ein besonderes Zirkular untersagt, über irgend einen schwebenden Prozeß zu berichten, etwa weil darin bekannte Persönlichkeiten auftreten. Manchmal ist die Veranlassung so unbedeutend, daß die Presse selbst erst durch das Zirkular auf das Ereigniß aufmerksam wird. Zuweilen gibt es ganz wunderliche Zirkulare, die in den Redaktionen mit hellem Lachen empfangen werden. So wurde einmal von der Oberpreßverwaltung der Presse bekannt gegeben, daß sie „die Frauen des Sultans nicht angreifen dürfe". Vor ein paar Jahren war es verboten, mit der „Novoje Wremja" über studentische Angelegenheiten zu polemisiren und irgend welche Nachrichten über die Boykottirung des Blattes zu veröffentlichen. Im Herbst 1900 wurde untersagt, über den Theaterskandal bei der Aufführung des antisemitischen Schauspiels „Die Söhne Israels" (alias „Die Schmuggler") zu schreiben, nachdem alle Zeitungen auf das ausführlichste darüber berichtet hatten. Etwas früher wurden die Zeitungen verhindert, über die Verhandlungen der „Freien national-ökonomischen Gesellschaft", einer alten hochangesehenen gelehrten Körperschaft, zu referiren. Recht oft wird verboten, über irgend einen Zeitungsartikel zu diskutiren. Die Zahl derartiger Zirkulare ist sehr groß, obgleich gesetzlich nur wichtige Fragen, die für die Erhaltung des Staates von Bedeutung sind, die Veranlassung zu ihnen bilden dürfen. In Folge dessen ist es fast unmöglich — besonders für die Zeitungen — diese Zirkulare genau zu befolgen, und selbst in den loyalsten Zeitungen findet man recht oft Uebertretungen. Beachtet werden solche Uebertretungen aber eigentlich nur dann, wenn sie Aergerniß erregen oder wenn das betreffende Organ auch ohnedies bei der Zensurbehörde in schlechtem Ruf steht.

Bei allem dem bietet die Zensurfreiheit unverkennbare technische Vorzüge und gewährt einen größeren Spielraum für die litterarische Produktion. Wenn man zensurfrei ist, so braucht man nicht, alle Korrekturabzüge zum Zensor zu schicken und dann geduldig zu warten, bis er geruht, dieselben mit seiner Unterschrift zu versehen. Man braucht auch nicht, etwa wegen eines Zitats aus Puschkin, das dem Zensor verdächtig vorkommt, sich mit dem Beamten zu zanken. Und wie groß dieser Vorzug ist, kann man leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß es Zensoren gibt, die nicht einmal von einer „Revolution" im Magen hören mögen, oder andere, die sich durchaus stylistisch bethätigen wollen, obgleich das ihnen durch das Gesetz ausdrücklich verboten ist. So ist es denn nicht zu verwundern, daß eine Petersburger Zeitschrift „Ssewernij Wiestnik", die zuerst zensurpflichtig war, in einer offiziellen Eingabe über zwanzig grobe Uebertretungen des Zensurgesetzes feststellen konnte. Und das war in Petersburg! Man kann sich denken, was in der Provinz geschicht! Deshalb muß ein leitendes Organ zensurfrei sein. Aber wohlbemerkt — Zensurfreiheit wird nur in den Hauptstädten — in Petersburg und in Moskau — gewährt und auch dort nicht immer. In Moskau werden jetzt meines Wissens die Konzessionen für zensurfreie Organe nicht mehr ertheilt.

Von den zensurfreien sowohl, wie auch von den zensurpflichtigen Organen der Presse sind die Tageszeitungen am schlimmsten dran. Ein Artikel, der in einer Monatsschrift geduldet wird, kann in einer Zeitung Aergerniß erregen. Zwar gelten für die Zeitungen dieselben gesetzlichen Bestimmungen und dieselben Zirkulare, die Zeitschrift ist aber weniger vielseitig und braucht nicht auf die Schnelligkeit der Information Acht zu geben, wie das bei der Zeitung der Fall ist. Die Zensurbehörde beachtet auch den Umstand, daß die Zeitschriften weniger gelesen werden, als die Zeitungen. Dabei kann ein ernster wissenschaftlicher Artikel, besonders wenn er schwer verständlich ist, natürlich viel eher auf die Nachsicht der Zensur rechnen, als ein allgemein faßlicher. Doch kann man darauf nicht mit Sicherheit rechnen. Es kommt vor, daß gerade die wissenschaftlichen Artikel arg mißverstanden werden. So wurde z. B. Ende der achtziger Jahre der Moskauer Zeitschrift „Rußkaya Mysl" eine Warnung ertheilt wegen eines Artikels, worin der historische Materialismus des Italieners Loria kritisirt wurde. Ein ähnlicher Fall passirte vor ein paar Jahren der Zeitung „Syn Otetschestwa" wegen eines Artikels,

worin die Ansichten von Engels über die Entwicklung der Ehe und der Familie abfällig beurtheilt wurden.

Da wir gerade bei den Warnungen sind, so möchte ich das Wesen dieser schönen Institution beleuchten. Sie wurde im Jahre 1865 aus Frankreich hinübergenommen — nur „provisorisch“, hieß es. Jedoch blieb sie bis zum heutigen Tage fast unverändert. Ursprünglich hatten die Warnungen den Zweck, die Herausgeber der zensurfreien Organe darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich auf einem gefährlichen Weg befänden. Nach drei Warnungen schritt man zur Unterdrückung oder zu einem zeitweiligen Verbot des Organs; für die Gültigkeit der Warnungen war (im Gegensatz zu Frankreich, wo die Warnungen nur zwei Monate lang gültig waren) keine Frist festgesetzt. Allein drei Warnungen hatte schließlich sogar der stockreaktionäre „Graschdanin“. An seiner Richtung hatte zwar die Zensurbehörde eingestandenermaßen nichts auszusetzen, er wurde aber — horribile dictu — des Leichtsinns bezichtigt. Dabei muß man bedenken, daß der Herausgeber des „Graschdanin“, Fürst Meschtschersky, ein hoher Würdenträger ist und sehr einflußreich bei Hofe. Hieraus kann man schließen, wie die anderen Organe behandelt werden. Erst im vorigen Jahre entschloß man sich, die Gültigkeit der Warnungen auf ein Jahr zu beschränken. Das geschah aber wohl nur aus dem Grunde, weil sämmtliche längere Zeit bestehende Organe schon zwei bis drei Warnungen hatten, so daß die weitere Anwendung dieser Maßregel nothwendig nur auf die jüngeren Zeitschriften und Zeitungen beschränkt blieb.

Wenn ein bekannter französischer Journalist napoleonischer Zeit, Bertin, die Bedeutung des Dekrets von 1852 mit den Worten charakterisirte: „On peut dire ce qu'on voudra du décret excepté que son auteur est une bête“, so dürfen wir wohl dieser nicht unzutreffenden Charakteristik die Worte eines nicht weniger bekannten russischen Journalisten, des Leiters der „Nowoje Wremja“ Ssuworin zur Seite stellen, in denen er seine langjährige Erfahrung zusammenfaßt. Die Warnungen — sagt er — kommen in der Regel im Augenblick, wo sie am wenigsten erwartet werden. Jeder erfahrene Journalist weiß, daß sie gewöhnlich weder durch die bedeutendsten, noch durch die kühnsten Artikel hervorgerufen werden. In den meisten Fällen handelt es sich nur um nichtssagende, gelegentliche Artikel, die man meistens fortlassen würde, wenn man denken könnte, daß sie Anstoß erregen würden. Aber man weiß das eben nie im Voraus.

Bei solcher Handhabung des Systems wird die Ertheilung einer Warnung zur reinen Zufälligkeit. Schon die Thatsache allein, daß die Warnungen an Organe aller Richtungen sehr ausgibig ertheilt werden, beweist mit zwingender Nothwendigkeit, daß sie gar nicht die besondere Richtung eines Organs der Presse kennzeichnen, wenn nicht etwa angenommen wird, das alle Richtungen schädlich sind. Indessen ist ein anderer Grund für die Warnung als die „schädliche Richtung“ — welch ein dehnbarer Begriff — im Gesetz überhaupt nicht vorgesehen.

Die schärfste Maßregel — die Unterdrückung der Organe der Presse — wird seit 1882 von der sogenannten Ministerkonferenz verfügt. Diese Konferenz (nicht zu verwechseln mit dem Ministerkomitee) besteht aus vier Ministern — dem Minister des Innern, dem Oberprokurator der heiligen Synods (Herrn Pobedonoszeff), dem Minister für Volksaufklärung und dem Justizminister. Durch die kollektive Verantwortlichkeit gedeckt, verfährt diese Konferenz am rücksichtslosesten. Mit der Möglichkeit einer Kassirung ihrer Verfügungen rechnet sie so wenig, daß sie sich sogar über das positive Gesetz hinweggesetzt hat.*) Sie wartet jetzt in der Regel nicht ab, bis drei Warnungen erlassen sind, um mit der Unterdrückung eines Organs der Presse vorzugehen. Zuweilen werden die Organe der Presse auch ohne vorhergehende Warnungen unterdrückt, und recht oft begnügt man sich mit einer oder zwei Warnungen. Ja noch mehr. Die Aufhebung zensurpflichtiger Organe ist im Gesetz aus naheliegenden Gründen gar nicht vorgesehen — für die Unschädlichkeit ihrer Richtung hat ja der Zensor zu sorgen. Jedoch werden jetzt auch solche Organe unterdrückt, wie z. B. die Zeitschrift „Schisn“, die im vorigen Frühjahr ein jähes Ende gefunden hat. Diese Maßregel hatte eine ganz unerwartete Folge — die unterdrückte Zeitschrift lebte nach einigen Monaten in London auf, jetzt aber als eine revolutionäre.

Außer den Warnungen und der Aufhebung gibt es noch andere administrative Strafen, die ebenfalls zu politischen Zwecken dienen, aber viel weniger gefürchtet werden, weil sie keine Unterdrückung nach sich ziehen. Diese Strafen sind: zeitweiliges Verbot, Verbot des Straßenverkaufs und die Entziehung des Rechts, Annoncen zu veröffentlichen. So bedeutend der durch diese Strafen bewirkte Schaden unter Umständen auch sein mag, so erscheinen sie doch, im Vergleich zu der Warnung, als viel mildere. Denn unter den Händen der russischen Zensurbehörde ist die Warnung zu einem schrankenlosen Terrorisirungsmittel geworden. Mit ihrer Hilfe kann sich die Oberpreßverwaltung alles erlauben, was sie nur will. Sie genirt sich nicht, die Organe der Presse sogar direkt zu beeinflussen. Zuweilen werden alle Chef-Redakteure zum Chef der Oberpreßverwaltung oder zum Vorsitzenden des Zensurkomitees eingeladen, um von ihm Instruktionen entgegenzunehmen. In der Regel beziehen sich diese auf die Fragen der äußeren Politik. Oder der Chef der Preßverwaltung stellt vielleicht an den verantwortlichen Redakteur irgend eines Organs die Forderung, daß der oder der Redakteur entlassen werden soll. Es gibt litterarische Namen, die in keinem Organ sich zeigen dürfen. Daß die russischen Schriftsteller recht oft auch in Person wegen ihrer litterarischen Erzeugnisse administrativ bestraft werden, dürfte allgemein bekannt sein. Die meisten bedeutenden Schriftsteller Rußlands mußten ihre litterarische Thätigkeit mit Verbannung büßen. Das gehört jedoch nicht mehr in das Ressort der Zensur. —

Wollen wir das Verhalten der russischen Regierung zur Presse kurz und bündig charakterisiren, so dürfen wir wohl sagen, daß sie jeden Schriftsteller nicht viel anders betrachtet als etwa — eine Prostituirte. Die russische Preßgesetzgebung erinnert in mehr als einer Hinsicht an die Gesetze über die Prostitution. Der Unterschied ist nur der, daß sie viel, sehr viel strenger gegen die Presse ist. Jeder Journalist als solcher ist in den Augen der russischen Regierung einer schädlichen Richtung verdächtig, und sie hält es deshalb für unerläßlich, ihn fortwährend scharf zu beobachten. Zu diesem Zweck wird über die Presse eine mehrfache Kontrole ausgeübt — erstens durch den verantwortlichen Redakteur, zweitens — durch den Verleger, drittens — durch die Zensoren, viertens — durch die Oberpreßverwaltung, und endlich fünftens — durch alle Verwaltungsressorts, die durch die Aeußerungen der Presse berührt werden. Diese kontrolirenden Organe sind mit allen Machtmitteln und Machtbefugnissen ausgestattet. Der Regierung kommt es gar nicht darauf an, daß sie gesetzlich und objektiv verfahren. Die Hauptsache ist, daß die Zensur nicht unwirksam bleibt. Mißbrauch der Gewalt für die Zwecke der Regierung ist ihre festvorgezeichnete, wenn auch nicht ausgesprochene, Aufgabe.

Ist sie nun aber wirksam? — Das Urtheil müssen wir der Geschichte überlassen.

N. Wolschsky.

---

*) Der Verleger einer widerrechtlich unterdrückten Zeitschrift „Nowoje Slowo“ machte den Versuch gegen die Ministerkonferenz eine Civilklage auf Erstattung des erlittenen Schadens anzustrengen. Im Termin erklärte aber der Staatsanwalt, daß der Zar die Maßregel der Ministerkonferenz gutgeheißen habe. Der Senat beschloß in Folge dessen das Verfahren einzustellen.

Die Ueberbrettelei.

Eine Trauerrede.

Kaum je ist eine Kunstübung so rasch zu Erfolg gelangt und so plötzlich in Verfall gerathen, wie das Ueberbrettl. Sein Prophet wurde wie manche anderen Heiligen zuerst mit blinder Verehrung umjubelt und dann mit einem Lächeln der Verachtung verlassen. Wolzogen, der glückliche Erfinder des Ueberbrettls, hat weder das eine noch das andere verdient. Sein Plan war gut, wenn er dahin ging, neue Kreise für edlere Kunstgenüsse heranzuziehen, nur die Mittel reichten nicht aus, und es ging ihm wie allen Halbnaturen, er hatte trotz seiner hohen Begabung nicht die Kraft und die Ausdauer, das Publikum zu führen, — er ließ sich auf Zugeständnisse ein und vergaß die Mahnung Platen's:

. . . nicht hinunter steigen die Poeten.

Er stieg hinunter, recht hastig, die Darbietungen des Ueberbrettls wurden immer seichter, bis sich die Kunstfreunde und dann auch der große Troß der Mitläufer unwillig von ihm abwandte. Das Ueberbrettl verfiel durch Anämie des Witzes, es ist noch nicht ganz todt, aber es liegt ganz gewiß in den letzten Zügen.

Schade darum!

Die Zeit seiner Entstehung war außergewöhnlich günstig. Das Publikum erwartete es, ohne es zu kennen, ohne eine Vorstellung davon zu haben. Auf den Trümmern der naturalistischen Bühnenkunst, die in den achtziger Jahren mit so lautem Lärm aufgezimmert wurde und die in ihrem Zusammenbruch beinahe das ganze Theater mit niedergerissen hätte, stand die große Menge der Kunstlaien rathlos, wessen Führung sie sich nun vertrauen sollte, da sie sich in den Verkündigern des neuen Naturalismus einigermaßen getäuscht sah.

Man wagte nicht, zu den alten Göttern, zu Shakespeare und Schiller, zurückzukehren, aber man empfand auch ein offenkundiges Mißtrauen gegen die Neuesten, die immer nur statt des kunstvoll aufgebauten Dramas lose aneinandergereihte Scenen, statt eines abgerundeten Lebensbildes willkürlich zerstückelte Ausschnitte daraus, statt der harmonischen Lösung eines Konflikts ungelöste Probleme boten. „Die Dichter sind befreiende Götter", dieser Ausspruch Emerson's schien veraltet zu sein. Nicht mehr wie früher begeistert und gehoben, freudig und zufrieden verließ man die Schaustätte des Bühnentempels, sondern aufgeregt und zermartert, niedergeschlagen und verdrossen.

Hier mußte das Gegenspiel einsetzen, wenn das Theater für die Menge gerettet werden sollte. Es entwickelte sich aus zwei verschiedenen Richtungen heraus.

Von der einen Seite kam die Parodie, die naturgemäß nur ein kurzes Nachspiel abgeben konnte, von der anderen die neue tastende Kunst des Symbolismus. Sie trat so zag und spinnewebig auf, wie der Naturalismus rauh und rücksichtslos daher getrampelt war. Ihr Siegeszug konnte sich nicht in stolzem Triumphe den Weg bahnen, — ob er überhaupt zu einem Ziele gelangen wird, bleibt abzuwarten. Die Ablösung des naturalistischen Dramas ist ihm bis jetzt noch nicht gelungen.

Die Parodie, die Satire und das große Gebiet des Humors bis zum harmlosen Scherz, all' diese leichte, tändelnde Kleinkunst sollte im „Ueberbrettl" ihren Sammelpunkt finden. Der Begründer hatte die Grenzen noch weiter gesteckt, er dehnte sie aufwärts bis zur sentimentalen Lyrik aus, abwärts bis zur balletverwandten Pantomime. So entstand das „Bunte Theater".

Das Vorbild ist zweifellos in den Pariser Kabarets zu erblicken, die sich allerdings an ein engeres Gebiet halten. In den Pariser Kabarets wird ausschließlich die Chanson gepflegt, jene echt französische Liedform, die sich mit der politischen und sozialen Kritik befaßt. Sie hat bekanntlich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts, wie ich das ausführlicher in meinem Buche darzulegen versuchte, eine hervorragende Rolle gespielt.*) Gleich nach der großen Revolution erschien Désaugiers mit kleinen scherzhaften Liedern, die Zeitanspielungen enthielten. Er dichtete, komponirte und trug selbst vor, genau wie es noch heut die Größen der Pariser Kabarets zu thun pflegen, unter denen Aristide Bruant als der Bekannteste hervorragt.

Von Désaugiers bis zu Bruant ist ein langer Weg, und wenn man ihre Darbietungen vergleicht, so muß man erstaunen, bis zu welcher Kühnheit des Ausdrucks und Energie der Satire sich das friedfertige, harmlose Lied vom Anfang des vorigen Jahrhunderts entwickelt hat. Jene beiden Dichter sollte man kaum für Söhne eines Landes halten. Désaugiers ist der leichtlebige, spaßfrohe Bourgeois, dem es Vergnügen macht, wenn er andere in eine heitere Laune versetzt, der in seiner Naivetät gar nicht in die Gefahr geräth, mit seinen witzigen Pointen irgend einen zu verwunden oder auch nur zu beunruhigen. Bruant spritzt das ätzende Gift des verbitterten Proletariergemüths in die kranke Seele der modernen Gesellschaft. Die Gegensätze werden durch die Sprache der Beiden verschärft: dort ein elegantes, abgeschliffenes, etwas nüchternes Akademie-Französisch, hier ein gesucht pöbelhaftes, zügelloses, aber stellenweise poetisch wirkendes Patois. Der Weg führte über Béranger, den liebenswürdigen, gemüthvollen Liebling des kleinbürgerlichen Mittelstandes, zu dem kräftiger auftretenden Bauernsohn Dupont, dessen Nachfolger Richepin die Chanson noch temperamentvoller ausbildete und in der Gesellschaftssatire zu den heftigsten Angriffen überging. Von da zum brutalen Bruant war es nicht mehr weit.

Der Reiz des Pariser Kabarets liegt wohl hauptsächlich in dem Charakter der Improvisation. Sie hat zur Voraussetzung, daß sich Dichter, Sänger und Vortragskünstler in einer Person vereinigt. Unser Deutschland, so reich an Dichtern, ist staunenswerth arm an Poeten, die ihre eigenen Schöpfungen zur Geltung bringen können. Lyriker, die ihre Verse in Musik setzen, haben wir garnicht, — wenn man nicht bis zur Gassenhauerkunst hinabsteigen will. Frankreich ist darin bevorzugter. Man weiß, daß Rouget die Marseillaise gedichtet und komponirt hat. Wort und Melodie sollen zu gleicher Zeit entstanden sein, und mit seinem Vortrag entflammte er die ersten Zuhörer zu einer Begeisterung, wie sie nicht stärker bei der Verbreitung des Liedes in den folgenden Generationen wiederhallte. Auch Dupont und Rollinat, der Freund und Verehrer Baudelaires, verstanden die Kunst, ihre Reime in den Rhythmus selbst gefundener Melodien zu schmiegen. In den Kabarets ist es gang und gäbe, daß der Vortragende seine Verse nach eigenen Noten zu Gehör bringt. So wirkte Aristide Bruant. Daneben gab es allerdings noch andere Kunstübung. Zum höchsten Ruhm hat dem Pariser Kabaret die unvergleichliche Vortragskunst der Yvette Guilbert verholfen. Sie dichtete nicht selbst, sie hat aber doch zu einigen ihrer Lieder, die sie so selbstschöpferisch in kleine Dramen umwandelt, die Anregung gegeben.

Der Gründer des deutschen Ueberbrettls konnte das Wagniß wohl unternehmen, die Form des pariserischen Kabarets in Deutschland einzuführen. Wolzogen, der vielseitig begabte Poet, hatte schon als glücklicher Dichter eines erfolgreichen Lustspiels („Die Kinder der Exzellenz" von Wolzogen und Schumann) und als listiger Verfasser eines pikanten Büchleins („Das dritte Geschlecht") seinem Namen den Glanz gegeben, der die breiteren Schichten auf eine Persönlichkeit aufmerksam zu machen vermag. Wolzogen vereinigte in sich auch die Tugenden einer echten Kabaretgröße: er verfügte über witzige Einfälle, über eine gefällige Reimtechnik, er wußte zur Noth manche Verse selbst in Musik zu setzen und er verstand vor allem meisterhaft, seine

*) „Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert" von Sigmar Mehring. (Baumert u. Ronge, Großenhain).

lyrischen Dichtungen vorzutragen. Auch die Form seiner Lieder erinnert stark an die französische Chanson, sein münchnerisches „Laufmädel" klingt wie eine Uebersetzung aus dem modernen Kabaretschatz.

Die Macht der Improvisation hatte er sehr richtig erfaßt, und so stellte er das ganze Programm des Ueberbrettls auf Improvisation. Schon mit der anscheinend saloppen Art, wie er die Zuhörer begrüßte, nahm er sie für sich gefangen. Es war der erste, fast einzige Erfolg. Man hatte diesen familiären Ton des Verkehrs zwischen dem Dichter und seinem Publikum in Deutschland nicht gekannt. Die gestrengen, vielleicht etwas neidischen Kollegen von der lyrischen Fakultät fanden dieses Fraternisiren mit der zahlenden Menge unerhört, diese aber erinnerte sich vergnügt an die gemüthliche Stimmung der „Kaffeepause", das ist die Stunde, die bei bürgerlichen Tanzkränzchen das Herumschweben der Paare unterbricht und die geschätzten Dilettanten des Kreises zu Gesang und komischen Vorträgen aufreizt. Die besser Situirten fanden die geistigen Genüsse des Jourfix auf die Bühne verpflanzt, nur glaubten sie bei ihrem dem Deutschen eingewurzelten Respekt vor dem Theater, daß man ihnen hier doch eine höhere Form des Kunstgenusses darbiete, — im Stillen und nicht ohne Berechtigung hofften sie auch auf eine freiere, als sie sich im reputirlichen Jourfix zu enthüllen wagte.

Schon hier begann die erste Enttäuschung für Wolzogen. Das Kabaret in Paris gedieh wie eine wilde Heckenrose auf freiem Felde, ebenso schutzlos wie ungehindert. Wer bei uns dem großen Publikum etwas vorführen will, erfreut sich zunächst des sorgfältigsten Schutzes der preußischen Censur. Sie leidet nicht, daß so eine Heckenrose, wie das französische Kabaret, wild aufwächst und mit ihren Dornen zarten Leuten, die ihr zu nahe kommen, die fromme Sammethaut ritzt, sie nimmt die Scheere und schneidet, — schneidet nicht nur alle Dornen ab, sondern auch die dünnen Zweiglein, an denen sich später einmal gesellschaftsgefährliche Dornen zeigen könnten. Das Böseste ist, daß die löbliche Censur die Scheere durchaus nicht mit gärtnerischer Geschicklichkeit handhabt. Um die Sittlichkeit der ihr anvertrauten Unterthanenheerde zu retten, entfernt sie nackte Derbheiten und übersieht oft genug die dünnverschleierten Zoten. Radikal geht sie nur gegen politische Anspielungen vor. Mit dem Verbot aller Lieder, die das öffentliche Leben persifliren, sprach sie dem Ueberbrettl das Todesurtheil, ehe es noch zu athmen begann.

Das Ueberbrettl hätte die Mission der Witzblätter fortführen können, — der von manchen Litteraten über die Achsel angesehenen Witzblätter, deren litterarische und soziale Bedeutung noch vielfach erheblich unterschätzt wird. In dem Maße, wie das gesprochene Wort kräftiger wirkt als das gedruckte, würde das Ueberbrettl auch einen tieferen, nachhaltigeren Eindruck auf die Menge hervorgerufen haben, als es die Witzblätter, diese unermüdlichen Kritiker gesellschaftlicher Albernheiten und Rückständigkeiten, mit ihren schwerfälligeren Mitteln im Stande sind.

Wolzogen hatte sich auch nach einer anderen Richtung hin geirrt. Er hoffte Verbündete zu finden, die gleich ihm mit der lyrischen Begabung die Kunst des Vortrags vereinigen. Er entdeckte auch einige Talente, aber sie entsprachen den Erwartungen nicht. Er mußte zu dem alten Hilfsmittel greifen, das Lied eines Lyrikers von einem Musiker vertonen und von einer Kunstsängerin vortragen zu lassen. So ein Lied nimmt sich wie ein in der Fremde herumgestoßenes Kind aus, wie das Produkt einer oft querköpfigen Zwangserziehung. Es kann ausnahmsweise etwas Gutes daraus entstehen. Der Erfolg des harmlosen „Ringel ringel Rosenkranz" von Bierbaum war eine solche Ausnahme. Wie aber fremde Komposition ein an sich graziöses Gedicht um alle seine poetischen Schönheiten bringen kann, erweist die Vertonung von Liliencron's „Die Musik kommt!" Die hier mit Reim und Rhythmus kunstvoll erzeugte Tonmalerei geht unter dem Notenzwange ganz verloren. Zudem stellt das musikliebende Publikum Ansprüche, die auf dem Ueberbrettl nicht befriedigt werden konnten.

Die Pantomime, die in das Programm eine Abwechselung hineinbringen sollte, bot nichts Neues, nichts Originelles. Die Zote, mit der man hier und da kokettirte, war auch nicht gerade geeignet, ein kunstbegeistertes Publikum zu fesseln. Mehr und mehr drückte der Geist der Langeweile auf die Zuschauer. Die Nachahmungen von Wolzogen's „Buntem Theater", die wie Pilze aus der Erde schossen, waren noch unzulänglicher und verschwanden noch schneller als das Vorbild, dem schließlich selber das gleiche Schicksal beschieden war.

Mancher wird vielleicht spöttelnd fragen, ob hier nicht einem schattenhaft vorübergegangenen Ereigniß ein allzu umständlicher Nachruf gefolgt ist. So aber kann nur jemand denken, der das Ueberbrettl für eine rasche Künstlerlaune oder gar für irgend einen theatralischen Modeauswuchs hält. Es ist schon gezeigt worden, wie die Form des Ueberbrettls aus der Zeit heraus entstanden ist, wie selbst die deutsche Bühne darauf hindrängte und dabei wieder einmal französische Einflüsse in unsere litterarischen Verhältnisse übergriffen *)

In einem vielseitig interessanten Buche: „Das Varieté"**) sucht sein Verfasser, Arthur Möller-Bruck, die Entwicklung des Ueberbrettls und seiner Nebenformen, die er unter dem Begriff „Varieté" zusammenfaßt, auf die allerältesten Quellen zurückzuführen. Nach einer bei diesem Stoff am allerwenigsten vermutheten philosophischen Einleitung, die mehr als den fünften und wohl den werthvollsten Theil des Buches ausfüllt, beginnt er seine historische Darstellung bei den Chinesen, denen er die Vorstadien der Varietékunst zuschreibt. Japanische und indische Possenreißerei wird gestreift, dann wird ausführlicher das griechische Satyrspiel behandelt, danach die römische Pantomime. Mit der Verbreitung des Christenthums setzten die Mysterienspiele ein, und in fortrückender Linie erschienen der italienische Arlecchino und Pierrot, der französische Grimassier, der spanische Graziano, der vorshakespeareсhe „Everyman", der deutsche Hanswurst, Punch und Kasperle. Im dritten Theil wird die neue Zeit betrachtet, Cirkus-Clowns und Cancaneusen treten in den Vordergrund, die Sterne der Spezialitätentheater. Neben den Tänzerinnen und Tanzsängerinnen wird der Diseuse Yvette Guilbert der ihr gebührende überragende Platz angewiesen. Daß zum Schluß den deutschen Brettlgrößen beiderlei Geschlechts ein sehr breiter Raum vergönnt ist, zeugt mehr von Höflichkeit, als kritisch kühler Abschätzung des Verfassers.

Die schwärmerische Erwartung Möller-Brucks, daß sich aus dem Varieté heraus eine neue Höhenkunst entwickeln könne, wird man mit einigem Mißtrauen aufnehmen. Das hat man nicht einmal vom Ueberbrettl gefordert. Es hätte sich schon ein reichliches Verdienst erworben, wenn es im Stande gewesen wäre, sich dem alten Varieté gegenüber zu behaupten, wenn es statt den ernsten Bühnen den kunstfeindlichen Spezialitätentheatern das Publikum entzogen hätte, wenn es die Menge, deren Schaulust an Gliederverrenkungen der Clowns und an Thierabrichtungen Befriedigung findet und die mit unkritischer Trägheit die blöden Vorträge roher Kopletlieferanten anhört, zu feinerem Genusse erzogen hätte. Gerade im Gegensatz des Ueberbrettls zum Varieté lag sein kultureller Werth.

Es war zu schwach, in diesem Kampfe zu siegen. Nicht etwa die Schwerfälligkeit des Publikums hatte Schuld daran. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Stammgäste des Spezialitätentheaters, so gering und niedrig ihr Kunstverständniß ist, doch in der Aufnahme der ihnen gebotenen Zerstreuungen ganz außerordentlich verwöhnt waren. Fast jede einzige Leistung, die sie zu sehen bekommen ist etwas in ihrer Art Vollendetes. Die Kunst des Gliederspiels wendet sich nur an das Auge, oft mit den groben

*) Vergleiche auch Nation vom 14. Dezember 1901: Cabaret-Brettl-Petittheatre von J. Elias.

**) „Das Varieté" von Arthur Moeller-Bruck. Mit 24 Vollbildern und 104 Textillustrationen. Berlin 1902. Julius Bard.

Mitteln, die Sinnenkitzel und körperlichen Schauder erregen sollen, aber sie wird von den allergewandtesten Kräften ausgeübt, von Leuten, die nur dann wirken, wenn sie in ihrem Fache unübertroffen sind. Das hätte sich das Ueberbrettl zur Lehre nehmen müssen. Hier machte sich der Vortragsdilettantismus breit, der vielleicht einmal auf kurze Zeit Unterhaltung bieten kann, aber nicht fähig ist, ein Publikum stetig und machtvoll zu fesseln.

Gutes hat das Ueberbrettl bei alledem doch erwirkt, es hat eine große Schaar von Kunstfreunden für die vereinsamte Lyrik gewonnen. Erst als auf der kleinen Bühne einige deutsche Lyriker mit mehr oder weniger Glück zu Wort kamen, wandte man sich ihren Schöpfungen zu, nahm man Liedersammlungen zur Hand und empfahl sie von Mund zu Mund, fast wie Romane. So stolz und zufrieden schritten deutsche Lyriker noch nie neben ihren sonst stets begünstigteren Kollegen einher, neben den Bühnendichtern und Romanschreibern, und sie dünkten sich fast wie Ihresgleichen. Für diese Förderung muß man dem Ueberbrettl dankbar sein, wobei man freilich auch die Gefahr nicht unterschätzen darf, daß das Karnickelwesen in der Lyrik nun um so üppiger gedeihen wird, denn schon gerathen wir vom Ueberbrettl zum Ueberlyrismus.

Adelboden.

Sigmar Mehring.

Einige englische Ausdrücke im Deutschen.

Die Puristen können's nicht ändern: auch die Sprache steht im Zeichen des Verkehrs. Sie geht auf Reisen, will die Welt sehen, erweitert ihren Gesichtskreis. Selbst da sie sittsam hinterm Ofen hockte, war sie gegen fremde Einflüsse nicht gefeit. Freier nahten ihr von allen Seiten; willig ließ sie sich ihre Huldigungen gefallen, ohne viel nach Nam' und Art zu fragen. Weder den Gauner noch den Hebräer verschmähte sie. Hinterdrein theilte sie aber doch manchen Korb aus und schickte den ungebetenen Eindringling heim. Andere, mitunter fragwürdige Gestalten behielt sie bei sich, putzte sie ein wenig auf, wie es des Landes der Brauch, und lebte fortan in gutem Einvernehmen mit ihnen. Einige wußten sich sogar so vollkommen den herrschenden Sitten anzupassen, daß ihre Herkunft allmählich in Vergessenheit gerieth und nur denen bekannt ist, die aus der sprachlichen Abstammung der Wörter — um's mit zwei Fremdwörtern zu sagen: aus der linguistischen Genealogie einen Beruf machen.

Nun hat man gerade gegen die Deutschen den Vorwurf erhoben, daß sie von jeher fremden Einflüssen besonders zugethan waren und das Heimische oft ungebührlich vernachlässigten. Einen wesentlichen Theil dieser Nachahmungssucht bildet die Sprachfexerei. Der Deutsche, der sich lange nur als Preuße, als Württemberger, als Mecklenburger fühlte, bis ihm ein geeinigtes „Vaterland" geschenkt wurde, der sich so lange als Angehöriger eines kleinen Staates fühlte, daß er heute noch oft über diese Sonderabstammung nicht ganz hinausgekommen, ja theilweise darauf stolz ist, war ehedem nur allzu bereit, sich seiner Nationalität zu entäußern und seine köstliche Muttersprache zu verlernen. Nach kurzem Aufenthalt im Ausland kehrte er als ein echter Jean de France heim, wie Holberg den modischen Helden eines seiner Lustspiele nannte. Der Amerikaner erfand für diese Zugezogenen, Heimathabtrünnigen die Spottfigur des Hans Breitmann, die bereits eine ganz ansehnliche Litteratur gezeitigt hat. Solche Auswüchse sind mit Recht der Lächerlichkeit zum Opfer gefallen und werden, je mehr sich der deutsche Name draußen Geltung verschafft und je weiter die deutsche Sprache vordringt, von der Bildfläche verschwinden. Theodor Fontane konnte vor fünfzig Jahren in seinen vortrefflichen Skizzen aus England und Schottland, die nichts von ihrer ursprünglichen Frische eingebüßt haben, folgendes Charakterbild des Deutsch-Engländers — eines besonders unangenehmen Typus — entwerfen: „Er spricht alle Sprachen mit Ausnahme des Deutschen. In seiner Tracht und Haltung überengländert er den Engländer. Er hat beständig schwarzen Flor um den Hut, trägt Röcke, deren Taille mehr dem südlichen Wendekreis des Steinbocks, als dem mittellinigen Aequator entspricht, excellirt in buntfarbigen Sommerkravatten, scheitelt sein Haar in der Mitte des Kopfes und verwendet alle möglichen Pasten und Schönheitswässer zur Herstellung des (unübersetzbaren) „egalen Teints", dieses entscheidenden Kennzeichens des echten Gentleman. O ja, sie lernen ihm ab, wie er sich räuspert und wie er spuckt, und nur ein letztes Etwas entgeht entweder ihrem Auge oder liegt jenseits ihres Nachahmungstalentes. Dies Etwas ist es dann, was schließlich doch einen Strich durch die Rechnung macht."

„There's the rub", würde der waschechte Engländer sagen; „da liegt der Hase im Pfeffer", sagen wir auf gut Deutsch. Alle Täuschung blieb ja doch unvollkommen. Ueber diesen letzten Berg gelangte er nicht hinaus. So wenig wie der Engländer des Französischen Herr zu werden pflegt, meistert der Deutsche das Englische völlig. Die Sprache wird an ihm zum Verräther. Sie ließ sich nicht abstreifen wie ein schmutziges Hemd. Sie machte ihre Rechte geltend und entlarvte den Ungetreuen. In aller politischen Zerrissenheit, bei aller dialecktischen Zerklüftung blieb sie ein festes Band. War sie auch reichlich fremden Einflüssen unterworfen, so nahm sie immer wieder aus sich selbst heraus den Läuterungsprozeß vor und ließ sich nicht überfluthen wie z. B. das Englische, auf das die normannischen Eroberer ihr Französisch pfropften. Wir haben schon im 17. Jahrhundert wackere, wenn auch nicht immer geschmackvolle Reiniger des sprachlichen Augiasstalles gehabt: die Fruchtbringende Gesellschaft, die allem Fremden den Krieg erklärte; und wir haben heute noch gesinnungstüchtige Eiferer, die sogar für schwarz-weiß-rothe Ersatzwörter Preise ausschreiben — aber die Sprache bedarf eines solchen Schutzes nicht. In letzter Linie schützt sie sich selbst, wenn sich nur das Land zu schützen weiß. . . .

Daran ändert sich nichts, mag auch die eben vindizirte Reinheit manchem in etwas trübem Lichte erscheinen, wenn im Folgenden der Versuch gewagt wird, einige Wörter und Ausdrücke zusammenzustellen, die aus dem Englischen ins Deutsche eingedrungen sind. Die Zahl der französischen Fremd- und Lehnwörter ist bekanntlich noch viel beträchtlicher. Ich möchte mich auf solche Wörter beschränken, denen ihr Engländerthum von der Stirn abzulesen ist, also solche, die englisch geschrieben und englisch ausgesprochen werden.

Es lassen sich nämlich drei Emissionen der englischen Anleihe bei uns feststellen:

1. Wörter, die englisch geschrieben und englisch ausgesprochen werden, z. B.: Interview, Clown, Bicycle, Toast.

2. Wörter, die englisch geschrieben und deutsch ausgesprochen werden, z. B. Shawl, das dazu verurtheilt scheint, sein „w" stets mitzuschleppen; Tramway, wenigstens wie es in Süddeutschland gesprochen wird; Beefsteak, für das die volksthümliche Aussprache „Beffsteck" (französisch: bifteck) aufkommt. Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung die Wörter „Koaks" und „Shlips": ersteres wird nämlich im Englischen „cokes" geschrieben; doch um die englische Herkunft handgreiflicher zu machen, nahm man sich Toast wahrscheinlich zum Vorbild und führte für das Auge den Diphthong oa ein. Shlips andererseits ist überhaupt kein englisches Wort, man sagt dafür: necktie, aber ungebildete Leute können sich noch immer nicht entschließen, „Schlips" zu schreiben, und glauben, dem Wort ein fremdländisches Aussehen geben zu müssen.

3. Wörter englischer Herkunft, die deutsch geschrieben und deutsch gesprochen werden, z. B. Tunnel, bei dem die Betonung zwischen der ersten und zweiten Silbe schwankt; man hat nie, dem Englischen angeglichen, „Tönnel" gesagt oder geschrieben. Bei „strike" tritt sowohl die Schreibung „Strike" wie „Streik" auf, letztere heute bevorzugt, doch spricht man in Oesterreich wohl vielfach „Strick". Während bei Tunnel das Lautbild nicht verändert wird, hat man den offenen Güterwagen mit niederen Seitenwänden, englisch: „lorrie", als „Lori" übernommen.

Diese kleine Skizze soll sich indes nur, von wissenschaftlichen Gesichtspunkten abgesehen, mit der ersten Gruppe beschäftigen und ziemlich wahllos einige Ausdrücke sammeln, denen der Stempel „made in England" aufgeprägt ist. Freilich wird sich dabei gelegentlich zeigen, daß das, was wir für spezifisch englisch halten, vor einem strengen Richter nicht immer bestehen kann. Aber so lächerliche Neuschöpfungen, wie wir sie uns im Französischen geleistet haben, sind uns beim Englischen nicht begegnet. Dort haben wir uns Raseur und Retirade gemodelt, obwohl kein französisches Wörterbuch von diesen Ausdrücken, made in Germany, Notiz nimmt; wir gebrauchen noch täglich das böse Wort Couvert, das nicht das Umhüllende, den Briefumschlag, sondern das Umhüllte bezeichnet (ähnlich wie wir den „Bedienten" haben, der gar nicht der Bediente, sondern der Dienende ist); wir sprechen ergötzlich genug von einem (!) „chambre séparée", während der Franzose dafür „cabinet particulier" gebraucht. Die Beispiele ließen sich mühelos vermehren. Andererseits haben wir die Geschmacklosigkeit noch nicht so weit getrieben, trotzdem wir etwa das häßliche Wort mit dem schönen Inhalt „flirten" (sprich: flörten, früher: poussiren) gebildet haben, daß wir ein Monstrum aufzuweisen hätten wie das französische: five-o'-clock-teaer.

Nur kurz erwähnen möchte ich die sportlichen Ausdrücke. „Sport" selbst ist ja englischer Herkunft, England die Wiege und liebevolle Mutter des Sport, und es scheint, als sollten die termini technici, die diesem Gebiet entstammen, internationales Gemeingut werden, wie es das Italienische für die Musik geworden ist. Jockey, turf, steeple-chase, handicap haben sich längst bei uns eingebürgert; und jeder Backfisch, der etwas auf sich hält, spricht heute von match, goal und racket und schwärmt neuerdings für das Zimmer-lawn-tennis, für Ping-pong, dessen onomatopoetischer Name das gleichmäßige, an die Regentropfen erinnernde Geräusch der aufschlagenden Bälle glücklich festhält.

Ist der Sport ein körperliches Vergnügen, so darf die Kochkunst als ein Vergnügen für den Magen gelten. Ein echter deutscher Philister mag keinen Briten leiden, und ihre Küche ist ihm sehr zuwider. Daher hat er dem Franzosen das ganze Menu von der Bouillon bis zum Dessert abgeguckt. Immerhin gibt es auch bei uns Feinschmecker, die sich was auf dem Grill braten lassen und Worcester Sauce dazu genießen. Nur was man so gemeinhin bei uns englisches Roastbeef heißt, würde der Engländer mit Fug und Recht als „underdone", als halb roh bezeichnen, und das herausströmende Blut entspricht keineswegs dem Ideal der Gastronomie jenseits des Kanals. Gefallen sich die englischen Witzblätter noch immer in dem Wahn, der Deutsche nähre sich zum größten Theil von Sauerkraut, so wird dem Engländer angedichtet, er esse tagaus, tagein nichts anderes als Beefsteak. Nun kann ich mit gutem Gewissen versichern, daß ich das Wort „beefsteak" nie auf einer englischen Speisekarte erblickt habe, auch nie gefragt worden bin, ob ich ein „beefsteak" wünsche. Das Ding heißt drüben einfach „steak", und wenn ich die Wahl habe zwischen einem angelsächsischen „steak" und dem in Berlin überaus beliebten „deutschen Beefsteak", bin ich allemal so ketzerisch, mich für ersteres zu entscheiden. Daneben gilt der „Plumpudding" als britisches Nationalgericht. Ich hab' ihn zu meinem Leidwesen recht selten bekommen; um Weihnachten herum feiert er glorreiche Auferstehung. Uebrigens ist das Wort „Pudding" nicht einmal angelsächsischer Autochthon, sondern stammt von dem französischen „boudin", bedeutet also ursprünglich nur Wurst. Endlich gehören hierher noch die „Drops", wie wir seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die englischen Fruchtbonbons und auch solche, die Albion nie mit einem Auge gesehen, nennen. Mehr Anklang als die Zubereitung findet allmählich, zumal in den Großstädten, die englische Zeiteintheilung der Mahlzeiten. In vornehmen Hotels servirt man um Mittag ein „Lunch"; dagegen spricht man wohl nur in Hamburg vom „Dinner". Das „Diner" trägt einen würdigeren Anstrich und ist nicht an die Stunde gebunden; in Berlin z. B. wird man von 2½ Uhr nachmittags bis 9 Uhr abends zum Diner geladen.

Jede Nation hat im Völkerkonzert ihren Spitznamen. Der Deutsche hört auf den Namen Michel, der Amerikaner heißt Uncle Sam (aus der Abkürzung U. S. für United States entstanden), der Engländer John Bull. Dieser pausbäckige Gesell, der Stammgast aller Witzblätter, verdankt sein Dasein dem Satiriker Dr. John Arbuthnot, der von 1667—1735 lebte, Hofarzt, zuletzt Leibarzt der Königin Anna und ein vielseitiger Herr war. Sein Freund Swift behauptete von ihm, er verstehe sich auf seine Kunst, doch nicht auf sein Handwerk, woraus hervorgeht, daß man schon damals solche zweiberufliche Wesen hänselte, wie man sich heute den Scherz erlaubt, einer derartigen Personalunion zu spotten, etwa indem man die Dichter sagen läßt, der betreffende sei ein guter Richter, und die Juristen, er sei ein guter Dichter. Dieser Dr. John Arbuthnot schrieb im Jahre 1712 eine „Geschichte John Bull's", die als ein Pasquill auf den weidlich unbeliebten Herzog von Marlborough geplant war. Er wird darin als Hocus, der Holländer als Nic. Frog, der Engländer als John Bull eingeführt. Von letzterem heißt es: „Im Großen und Ganzen war Bull ein rechtschaffener, ehrlicher Kerl, cholerisch, herzhaft und von sehr unbeständigem Temperament. Das hing viel mit der Luft zusammen; seine Laune stieg oder fiel mit dem Wetterglas. John war geweckt und verstand sein Geschäft sehr gut; aber keiner ließ sich mehr von seinen Partnern, Lehrlingen und Dienstboten übers Ohr hauen. Sehr leicht kam er mit seinen Freunden in Streit, wenn sie ihn lenken wollten; schmeichelte man ihm, so war er gefügig wie ein Kind. John sah gesund und feist aus mit einem Paar Backen wie ein Trompeter." Man sieht, wie sich der Kladderadatsch diese Schilderung zu nutze gemacht hat. Auf Arbuthnot folgte der Lustspieldichter George Colman der Jüngere, der durch eine eigene Komödie „John Bull" (1805) zur Popularisirung der Lieblingsfigur beitrug. Und so lebt sie bis auf den heutigen Tag.

Was der civis Romanus im Alterthum, ist der Gentleman in der Neuzeit. Ein einzelnes Wort für den komplizirten Begriff haben wir nicht. Ehrenmann oder gar Biedermann mit dem Stich ins Philiströse entspricht ihm nicht, obwohl der Gentleman selbstverständlich ein Ehrenmann sein muß, in allererster Linie. Aber er muß mehr sein: sauber gewaschen und gekleidet, aus anständiger Familie, von guter Erziehung, persönlich von untadelhaftem Ruf, von ansprechenden Umgangsformen. Wir neigen dazu, das Aeußerliche geringer anzuschlagen; denn auch im Arbeitskittel kann sich ein vortreffliches Herz verbergen, und die plumpe Faust war unseren Volksdichtern lieber als die wohlgepflegte Hand. Trotzdem läßt sich der Begriff des Gentleman von einem gewissen Dehors nicht trennen, wozu man auch die soziale Stellung rechnen kann. Ein Kloakenfeger ist kein Gentleman, so ausgezeichnete Eigenschaften er sonst besitzen mag. Ein Gentleman ist ein Aggregat der modernen Erziehung und des Charakters. Jeder heranwachsende Jüngling hat den Ehrgeiz, dereinst ein Gentleman zu werden, und Georg IV. durfte auf den Beinamen „The first Gentleman of Europe" stolz sein. An Alfred Tennyson imponirte dem Engländer nicht zum wenigsten der Gentleman; er war ein Hofdichter von Geschmack, nach dem Geschmack seiner Königin und des Volkes. „Charlie is a gentleman": da lacht dem Engländer das Herz im Leibe;

„he is no gentleman“: das wäre eine grobe Beleidigung, die weit mehr bedeutet (wie es im Muret steht) als „er hat keine Lebensart“, für die wir am passendsten ein mixtum compositum aus der Thierwelt setzen. Der Begriff dieses englischen Volksideals hat sich die Welt erobert, und auch bei uns umspannt man den Kanon der Wohlanständigkeit mit dem einen Wort „gentlemanlike“. Leider ist das Wort nicht ganz richtig, obschon es sich nicht direkt als falsch bezeichnen läßt. Die besten Schriftsteller haben „gentlemanlike“ gelegentlich in der Bedeutung „wie es sich für einen Gentleman ziemt“ gebraucht. Wer aber Fremdwörter tadellos korrekt anwenden will, thut besser, „gentlemanly“ zu sagen. Dem bei uns üblichen „gentlemanlike“ wird manchmal der Sinn untergeschoben: so ähnlich würde ein Gentleman handeln, und das will man doch nicht damit ausdrücken. Die Sprache hat sich da wieder eine recht willkürliche Unterscheidung gestattet, denn „ladylike“ ist völlig makellos; „ladyly“ wäre aus euphonischen Gründen unzulässig. Also: ladylike, aber gentlemanly!

Eine weniger erquickliche Persönlichkeit ist der Snob, dem Thackeray die Unsterblichkeit verlieh (1829). Ursprünglich deckte sich der Snob im Studenten-Slang mit unserem Philister. Thackeray hat dem Begriff eine ungeahnte Erweiterung gegeben und den Snob kurzerhand als den platten Bewunderer von Plattheiten definirt. Diese Bewunderung, an die der Besitzer im Grunde vielleicht gar nicht glaubt, kann sich auf die verschiedensten Gebiete erstrecken. Ist sie sozialer Natur, so entwickelt sich aus dem Snob der Streber, der sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln in eine höhere Gesellschaftsklasse einschmuggeln möchte. Richtet sie sich auf die Mode, so baut der Snob seinen kleinen Götzen große Altäre und sinkt mit heuchlerischem Entzücken vor ihnen in die Knie. Alle Modethorheiten macht er wacker mit, etwa die Doppelnamen, die damals im Schwange waren und heute nicht minder als Doppelvornamen begehrt sind. Der litterarische Snob bedarf danach keiner weiteren Erklärung. Doch ist der Snob keineswegs eine rein insulare Erscheinung (wobei ich natürlich nicht an die Zeitschrift „Die Insel“, sondern an das Inselland denke); auch nicht auf die Männerwelt beschränkt, so daß Arthur Schnitzler in seinem jüngsten Bühnenwerke die à la mode-Dichterin Margarete mit diesem Beiwort belegen durfte. Snob im litterarischen Sinn ist zur Zeit bei uns ein Lieblingsausdruck der Schmocks.

Noch anfechtbarer als „gentlemanlike“ ist das viel mißbrauchte „shocking“, von „shock“ abgeleitet: was einem einen Stoß versetzt, anstößig. Es gehört in Deutschland augenblicklich zu den Modewörtern, die in jedermanns Munde sind. Man glaubt damit die Heuchelei der Engländer, hauptsächlich des weiblichen Geschlechts, ins Mark zu treffen. Tritt eine englische Gouvernante in dem Schwank eines deutschen Lustspielfabrikanten auf, so kann man zehn gegen eins wetten, daß das erste Wort, das dem Gehege ihrer Zähne entfliegt, jenes berüchtigte „shocking“ ist; und da die Sprachkenntniß der Autoren oft nicht weit reicht, beschränkt sich der ganze Wortschatz der unglücklichen Miß mehr oder weniger auf dieses eine „shocking“. Damit soll sie in all ihrer Prüderie charakterisirt werden, und die Darstellerin der betreffenden Rolle hat die Pflicht, dieses „shocking“ mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens, womöglich unter Augenverdrehen, hervorzubringen. Ich erinnere mich einer solchen Fadaise, da findet es die hagere Miß sogar „shocking“, daß sich ein junges Mädchen von seinem Bräutigam küssen läßt. Ein glänzender Witz, wonnevoll! Wer dagegen in modernen englischen Romanen mit gut geführter Konversation, also etwa in Anthony Hope oder Rhoda Broughton, nur ein wenig belesen ist, wird bald bemerken, daß „shocking“ selten vorkommt, wenn es ihm überhaupt begegnet. Mit Ausdrücken des Widerwillens wird zwar nicht gegeizt, aber dann heißt es wenigstens disgusting oder horrid oder awful; merkwürdiger Weise nur nicht „shocking“, das an sich nicht falsch ist, nur in dem übertriebenen Gebrauch zur Kennzeichnung der Anstandsdamenhaftigkeit fad wirkt. Gegen „all right“ läßt sich nichts einwenden.

Zum Schluß dürfen in dieser zwanglosen Auslese die beiden ominösen Buchstaben „W. C.“ nicht fehlen. Sie haben im Englischen bekanntlich zwiefache Bedeutung: einmal wird damit der Londoner Postbezirk West Central, die Gegend um das britische Museum, (zum Unterschied von East Central) bezeichnet, und die jungen Leute, die hier im Stammquartier der Boarding-Häuser absteigen, thun gut daran, auf die Frage nach ihrer Adresse nicht die Abkürzung W. C. anzuwenden. Zweitens nennt man so den Ort, wohin nicht einmal der Kaiser einen Stellvertreter schicken kann. Wir haben dafür keinen salonfähigen Ausdruck und müssen deshalb zu dem französischen „Toilette“ unsere Zuflucht nehmen. In Frankreich ist jetzt das englische Water-closet allgemein üblich; bei uns doch nur in den besseren Kreisen. Sollte indeß der Ausdruck ins Volk dringen, so wäre zu wünschen, daß auch der Begriff des Water-closet volksthümlicher würde. —

Mit der Kochkunst hab' ich diese Betrachtungen über einige englische Ausdrücke im Deutschen begonnen; mit der causa movens des Weltbaus, wie Narciß sagt, mögen sie schließen. Ein guter Tisch und ein guter Stuhl sind die Grundfesten des menschlichen Lebens.

Max Meyerfeld.

Alte Männer.

Die alten Männer, die sonst an der Mauer entlang, die Pfeife im Mund und die Hände auf dem Rücken, einzeln, zu zweien und dreien vorüberwanderten, immer auf und ab, und dabei auf den weiten Rhein hinaussahen, waren heute in einen Haufen getappt und steckten die Köpfe zusammen.

Man hatte ihnen dieses Haus als ein Asyl hierher gebaut, und sie wohnten wie in einer Art Schloß darin. Einige hatten Hüte, andere ließen sich die Märzsonne auf ihre bloßen, weißen Köpfe brennen, alle standen in großen, dicken Pantoffeln und weiten, bequemen Jacken da, deren Taschen von den Tabakspacketen, die immer darin steckten, weit gebauscht waren.

Es war ein Neuer gekommen — ein wichtiges Ereigniß in dem stillen Haus, das da in seinem großen Garten, weit von der Stadt, am Ufer lag. Ein Neuer, den keiner recht kannte, an den sich nur der oder jener schwach erinnerte. Es gab keine neugierigeren Leute als diese alten Männer, die nur noch eine Handvoll Jahre auf dieser Welt vor sich hatten.

Nur einer konnte genauen Bescheid von ihm geben, ein altes Männchen, das mit einem Stock ging und so gebückt war, daß ihm die kurze Pfeife an die Schenkel stieß, wenn er ausschritt. „Pitter heißt er. Singen Vatersnamen weiß ich nit. Er ist in dem großen Huus an der Stockgaß zur Welt gekommen. Singe Vater war ene Schnider. In dem großen Huus, dat müßt Ihr doch noch kennen.“ —

Das Männchen wurde den andern immer zu weitschweifig. Er war so alt, daß selbst diese alten Leute noch schnell gegen ihn dachten.

„Dummes Züg!“ unterbrach ihn deshalb ein anderer, der den frisch geschorenen Kopf voll weißer Stoppeln trug, „et gibt jao gar keen Stockgaß.“

„Wat?“ ereiferte sich der Erste, „Du? Du willst dat wissen? Et gibt vielleicht jetzt keine mehr. Ich bin zwanzig Jaohr älter als Du! Du bist nit emol siebenzig.“ — Er spuckte das Siebenzig so verachtungsvoll zwischen seinen

wenigen, schwarzen Zähnen heraus, daß die andern schnell die Köpfe zurückzogen.

Aber da kam auch schon der Neue, dem man drinnen eine Tasse Kaffee warm gemacht hatte, aus dem großen Glasthor und ohne weiteres auf sie zu. Man hatte ihm auch einen andern Rock gegeben, in dem er unbehaglich die Arme reckte. Darunter trug er noch seine alte Hose und die kothbedeckten, schweren Schuhe.

Er grüßte, als er nahe war, mit einem breiten Lachen und sagte dann: „Guten Morgen!“ Dabei ließ er den Hut auf dem Kopf und steckte die Hände in die Taschen.

Die andern antworteten mit einem unbestimmten Brummen, nur der Aelteste hob ein wenig seinen Stock, lachte vertraulich und erwiderte: „Goden Morgen!“ Er begann gleich ein Gespräch. Er hatte recht gehabt: Der Neue hieß Peter und war in der Stockgasse geboren.

Die übrigen warfen mißtrauische Blicke auf den ungewöhnlich hochgewachsenen, hageren Mann, dessen blaue Augen merkwürdig stark und strahlend aus dem lederbraunen, zerfahrenen Gesicht heraussprangen.

Alte Männer schließen langsam Freundschaft, und diese da sahen mit einem ordentlichen Patrizierstolz auf den plebejischen Fremden, der schmutzige Schuhe hatte und keinen Tabak in der Rocktasche trug wie sie. Sie gingen etwas abseits, hörten aber mit hingedrehten Köpfen auf das Gespräch der beiden.

„Wie alt bist Du?“ fragte das Männchen, das dem andern bis an den untersten Knopf der Jacke ging, und sah mit den kleinen Augen unter den weißen Brauen her nach dem Großen hinauf.

„Zweiundsiebzig oder dreiundsiebzig, mein' ich.“

„Nä, Du bist vierundsiebenzig.“ Der Alte setzte ihm das auseinander und bewies es ihm. „Und wo waorst Du denn so lang?“

„In Frankreich, Alter, zuletzt.“

Das Männchen hielt die Hand ans Ohr und trat näher zu ihm. „In Frankreich?“

Der andere knöpfte die Jacke auf, die ihm zu eng war, und lachte mit tiefen Tönen. „Ja, und in Brasilien und Australien vorher.“

Das Männchen hielt immer noch die Hand ans Ohr und sah sich nach den andern wie nach Hilfe um.

Der Neue setzte sich auf eine Bank, stellte die Füße breit vor sich hin und sah auf den Rhein hinaus, der seine besonnten Wellen wie flüssiges Gold, eine vor der andern, vorbeischob. Er legte seinen breiten Hut neben sich und fuhr mit den gespreizten Fingern durch das ungekämmte, in gebogenen, silbernen Strähnen durcheinanderliegende Haar.

Die andern kamen langsam näher. Der Alte aber setzte sich zu ihm auf die Bank.

„In Brasilien?“ fragte einer und lachte, indem er seine Pfeife auf dem Mauerrand ausklopfte. Andere husteten, machten die Augen klein und zogen den Mund schief.

Der Große sah den Fragenden mit einem halben Blick an. „Rauchst Du nicht mehr,“ sagte er ruhig, „dann gib mir Deine Pfeife.“

„Nä. Hier hät jeder sing eigene Pfeif.“

Der Mann erwiderte nichts und sah sich nur in dem Halbkreis um, der sich um ihn aufgestellt hatte, sah ein Gesicht nach dem andern, jedes einzelne, spöttische und feindselige, mit einem ruhigen, prüfenden Blick an, als wolle er sich überzeugen, was er von jedem einzelnen der Kameraden da zu erwarten habe.

Der Alte erkundigte sich bei den andern, worum es sich handelte, nahm dann seine Pfeife aus den Zähnen und hielt sie ihm hin.

Er nahm sie schnell mit einem Kopfnicken, wischte das Mundstück mit dem Aermel ab und fing an, mit rasch aufeinander folgenden Zügen zu rauchen. Als er einem Schiff, das mit breiten Segeln den Strom hinuntertrieb, mit den Augen nachgegangen war, bis es hinter dem grünen Strich der Weiden am Ufer verschwunden war, stützte er die Ellenbogen auf die Knie, legte die Backen auf die Innenseiten der Fäuste und sah vor sich hin, gegen die Steine der Mauern.

„Du bist weit gewäs,“ sagte das Männchen, berührte ihn mit der Hand und sah ihn mit vorgestrecktem Kopf an, fragend, denn er glaubte es noch immer nicht so recht. „Dat ist doch in Amerika, wat? Da drüben? Ueber dem Meer?“ Er zeigte mit der Hand in der Richtung den Strom hinab.

Der andere antwortete nicht, lange. Dann sagte er: „Laß es gut sein. Was liegt daran? Jetzt bin ich hier, bei Euch, und damit basta.“

Der Alte war etwas abgeschreckt durch den rauhen Ton. Aber dann beschwichtigte er: „Na ja — et ist recht good hier. Sieh Dir dat Huus an. Jeder hät sing Bett, singen Schrank und singen Stuhl, Kaffee Morgens und Nachmittags, Mittags Fleisch, und auch Abends wärm. Auch Tabak kriegen mer — nur Schnaps, der ist verbodden, Schnaps nit, Schnaps nit!“ Er sah den andern an.

Der sagte wieder nichts, bewegte nicht einmal den Kopf und rauchte nur mit seinen schnellen Zügen.

„Mir dürfen auch in die Stadt gaohn, Nachmittags von zwei bis vier, nit alle, aber die sicher sind. Mir han unsern Dokter und werden dritter Klass begraben, mit zwei Pferden.“ Er sah immer dem andern ins Gesicht.

Da rührte sich noch immer nichts.

Der Alte ließ nicht nach. „Zu arbeiten brauchen mir nit. Jeder hat singen Garten, natürlich, jeder muß sing Bett selver machen und sing Schuh putzen, immer einer muß dat Zimmer aufwäschen — wer et kann, heißt dat, wer gesund ist. Ich kann dat alles nit mehr. Awer Du — Du — Du bist doch ene starke Käel.“

Der Fremde hob die mächtige Brust mit einem endlosen Athemzug, richtete den Kopf auf, reckte die Arme, sah sich um und lachte, als wenn er sagen wollte: „Das seht Ihr wohl, wer hier der Stärkste ist.“ Dann aber öffnete er plötzlich die rechte Faust, hielt sie hoch, und da sahen alle, daß nur noch ein Daumen an der Hand war, die übrigen vier Finger waren nur Stumpen, so kurz, daß man sie kaum noch in den Mund stecken konnte. Jetzt erst erinnerten sich alle, daß er die Pfeife über seine Brust weg mit der linken Hand genommen hatte.

Alle schwiegen.

Er zog die Faust wie beschämt in die Aermel zurück und spuckte aus, indem er seine Füße weiter vorstellte. Er hatte so lange Beine, daß er mit den breiten Spitzen der Schuhe an die Mauer stieß.

Einer, der ein rothes Tuch um den Hals hatte und hustete, drängte sich durch die andern vor und hielt ihm ein Streichholz an die ausgegangene Pfeife. Er aber blies es aus und zog den Kopf mit der Pfeife zurück. „Nein“, sagte er, „von Euch andern will ich nichts mehr.“ Er zog in Gedanken weiter an der Pfeife. Und plötzlich, in der Erinnerung an die verweigerte Bitte vorher, an die mißtrauischen Augen, die auf seine Schuhe hingesehen hatten, schwoll ihm ein sonderbarer Zorn auf. Sein Hals wurde dick und seine Stirn roth. „Das will ich Euch sagen,“ sprach er leise, mit den Augen nach oben und immer im Kreis um sich sehend, „was Ihr für Kerle seid, Schlucker, erbärmliche Teufel, Dummköpfe — Dummköpfe! Ich bin durch die ganze Welt gegangen, Italien, Spanien, Afrika, mit den zwei Füßen da, bin mit Engländern, an der Maschine unten, nach Indien hin — China, Japan — alles hab' ich gesehen — fünfzig Jahre lang — bin in Nordamerika gewesen, in Chile, in Argentinien, in Brasilien — und da — da hat mir die Kugel die Hand weggenommen. Da mußt' ich zurück. Vier Jahre hab' ich gebraucht. Gebettelt, wie's gegangen ist. Durch Italien, Frankreich. Und Ihr — Ihr meint, Ihr seid die einzigen Menschen auf der Welt. Ihr lacht, wenn einer nicht mehr so spricht wie Ihr. In Brasilien, im Hafen von Janeiro, war ich Soldat bei der Regierungspartei, da hab' ich's Gewehr noch ans Gesicht gehalten, mit dieser Hand hier, die nur noch ein Blutklumpen war, und hab' gezielt, der beste Schütze auf dem Schiff,

und ein anderer hat losgedrückt, der eine Kugel in der Brust hatt', nur noch röchelte und den Kopf nicht mehr heben konnt'. Wir waren die letzten auf dem Schiff, überall Feuer und Splitter um uns, ich hab' ihn in meinem linken Arm übers Schiff getragen — und sind uns andere zu Hilfe gekommen, Franzosen, Engländer, alles durcheinander, aber alles Kerle, einer für den andern, ehrliche Männer, tollkühn, braun von der Sonne, und haben uns herausgehauen, ihrer fünf sind draufgegangen, um uns zwei Krüppel zu retten. Ich kann das alles nicht so erzählen — ich könnte drei Wochen lang erzählen — von Männern —." Er verschluckte sich, sein Gesicht war roth wie Gluth, er brachte keine Worte mehr heraus. Nach einer Weile: „Und Ihr — Ihr leiht einem nicht einmal Euere Pfeif' — Ihr — Ihr seht, ob einer auch reine Schuh hat — Ihr —." Er schwieg, biß auf das Holz der Pfeife und setzte mit einer irren Bewegung seinen Hut auf.

Keiner sprach ein Wort. Die alten Männer, gebückt und schwerhörig, begriffen langsam.

Das Männchen neben ihm auf der Bank sah nur an seinem Gesicht, daß er traurig und erzürnt war, und legte begütigend seine braune, knöcherne Hand auf das starke Knie des Mannes. „Sonntags und Mittwochs gibt et Braten," sagte er, in der Meinung, daß der Zorn der Anstalt gelte, „alles — alles — nur Schnaps nit."

Die Männer waren nun etwas verlegen. Der eine und der andere drückte sich fort, seine Pfeife stopfend oder anzündend, und schließlich gingen alle wieder, die Hände auf dem krummen Rücken, auf und ab. Aber immer nur von einer Ecke des Gartens bis zu dem Platz, wo der Neue saß. Da machten sie wieder mit einem scheuen Blick auf ihn Kehrt. Sie sprachen über alle die Dinge, über die sie Tag für Tag sprachen — über das Wetter, über den Tabak, über den Rheumatismus, über das Essen, das es zum Mittag geben würde, ereiferten sich in sonderbarer Weise, schmähten mit unterdrückter Stimme über den Leiter der Anstalt: den hatte er zweimal nacheinander das Zimmer reinigen, den hatte er nicht zum Besuch einer Schwester gehen lassen, dem hatte er eine heimlich eingeführte Flasche Schnaps abgenommen und weggeschüttet.

Dem Mann auf der Bank fielen hin und wieder ein paar Worte davon ins Ohr. Er lachte sonderbar auf, bitter, wie zornig. „Sprechen sie immer dasselbe dumme Zeug?" fragte er.

Das Männchen blieb noch eine Weile auf der Bank sitzen, indem es mit gerunzelter Stirn und schnell auf und ab bewegten Augendeckeln überlegte. Es fiel ihm aber nichts ein, was noch zu sagen war, und schließlich stand es auf, als gerade andere in der Nähe waren, und schloß sich denen mit langsameren und kürzeren Schritten an.

Der andere ließ den Kopf noch tiefer sinken und saß da, allein, traurig, geschlagen, unbeweglich.

Da schellte eine Glocke. Bewegung kam in alle. Das Männchen rief mit seiner gurgelnden Stimme etwas nach der Bank hinüber, indem es die Hände wie ein Sprachrohr vor den Mund hielt. Dann gingen alle zum Essen. Mittwoch — es gab Braten. Der weite Platz war mit einem Mal leer.

Der auf der Bank stand nicht auf, rührte die Hände nicht von ihrem Platz, kein Haar in seinem weißen Bart bewegte sich. Endlich aber hob er den Kopf, sah wieder hinaus auf das Wasser, auf dem ein Schlepper mit vollgeladenen, tief in der Fluth liegenden Schiffen dahinter hinunterrauschte, dem Meer zu, der Ferne, dem Unbekannten.

Herrgott, diese zwei Welten! Der Strom, der wandernde, der schaffende, der ewig sich verändernde und auf sein Ziel hinstrebende und dieses Haus, dieses stille, abgelegene, schlafende, in dem ein Tag wie der andere war. Jeden Tag um dieselbe Stunde würde diese selbe Schelle läuten, jeden Tag um dieselbe Stunde würden diese selben Männer an dieser selben Mauer da vorbeigehen und dieselben Dinge reden. Herrgott, war er denn schon so alt, daß er sich hier in dieses Grab legen lassen mußte?

Er drehte den Kopf immer mit den Schiffen, bis sie kleiner wurden und nur noch die schwarze Rauchwolke über dem Weidenstrich zu sehen war. In einer Stunde würden sie bei der großen Stadt da unten vorbeifahren, heute Abend in Holland sein, morgen —.

Mit einem Mal zog der Mann die langen, starken Beine an sich, hielt den Kopf noch eine Weile schief in der Luft, als lausche er auf eine Stimme in ihm, dann stand er da und faßte den Rock an, um ihn auszuziehen. Er machte aber einen Ruck mit dem Kopf, ließ ihn an, legte nur die Pfeife hin und ging mit langen, festen Schritten die Mauer entlang dem Ausgang zu. Er ging die Treppe hinab, sah den Rhein hinauf, hinunter, wandte sich und schritt mit den Wellen des Stromes, dem Meer zu, der Ferne, dem Unbekannten, der merkwürdigen Art von Glück, die da für ihn zu finden sein mochte.

Bald waren die Thurmspitzen der Heimath hinter ihm unter den endlosen Linien der braunen Aecker versunken.

Bonn. **Wilhelm Schmidt.**

Siegfried Samosch: Spanische Kriegs- und Friedensbilder. Sechs Streifzüge jenseits der Pyrenäen. Minden i. Westf. 1901. J. C. C. Bruns' Verlag.

Einen empfindsamen Reisenden nach Sternes unsterblichem Vorbild nennt sich Samosch einmal selbst in diesen Skizzen. Er ist es wirklich. Nicht ein bestimmter Zweck, nicht ein ausgesprochener Persönlichkeitsdrang führt ihn gerade in das Land der Pyrenäen. Er reist aus Bildungsbedürfniß, um allen Eindrücken, die sich ihm bieten, gerecht zu werden, er hat für die verschiedenartigen Seiten spanischen Lebens, spanischer Landschaft und Kunst gleich offene Augen, er findet als moderner Mensch die „Stimmung", vielseitige Eindrücke mit unmittelbarer Frische dem Leser wachzurufen. Ein Interesse rückt allerdings doch mehr in den Mittelpunkt. In die Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges fällt einer dieser Streifzüge, und die Frage, wie stellt sich das Volk zu dieser Aufgabe, zu diesem Mißgeschick dann, beschäftigt ihn lebhaft. Sie findet in seinem Buch ganz vorurtheilsfreie, bedächtige Beantwortung. Spanien ist das Land der Gegensätze; widersprechende Sorglosigkeit und „Tanzluft" verdrängen zum Theil den Ernst der Auffassung, aber sie schmälern die Opferwilligkeit nicht. Eine stete Redensart des Spaniers ist das „mañana", „morgen, morgen, nur nicht heute". Samosch aber ist fest davon überzeugt, daß Spanien auch im anderen Sinne ein „mañana" ein besseres „morgen" gegeben sein wird, er sieht trotz der Korruption die Lebens- und Schaffenskraft des Volkes, und eine spätere Reise nach dem Kriege darf von Aufschwung und Besserung Zeugniß geben. Samosch's Büchlein ist so lehrreich wie es stimmungsvoll ist, — auch spanisches Theaterwesen wird vielseitig gewürdigt, und in Senora Guerrero wird sogar eine Duse-Konkurrentin auf den Schild erhoben. Dazu viel kleine, lustig und klug beobachtete Einzelzüge. In Spanien kursirt viel falsche Münze, und der Reisende hatte sich längst daran gewöhnt, Acht darauf zu haben. Trotzdem findet sich eines Tages ein falsches Durosstück in seinem Seckel. Es wird geprüft, und siehe da, es weist volleren Silbergehalt auf als die amtliche Münze. So macht Samosch jenseits der Pyrenäen praktisch die Erfahrung, auf die Bamberger einmal in einer geistreichen Plauderei theoretisch hingewiesen: „Falsches Geld aus echtem Silber." Man könnte das echte Falschgeld zu einem Vergleich ausmünzen und sagen: auch Samosch's leicht geprägte Skizzen weisen vielfach echteren Edelgehalt auf, als die amtlich und wissenschaftlich beglaubigten, dickleibigen Bücher über Spanien, — das Land der Gegensätze und der traditionellen Romantik.

E. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 46. Berlin, den 16. August 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Mißstimmung des bayerischen Centrums beim Falle des Kultusministers von Landmann hatte bekanntlich zur Ablehnung einer Position von 100 000 Mark, die für Kunstzwecke gefordert waren, geführt. Diese parlamentarische Repressalie der im bayerischen Abgeordnetenhause ausschlaggebenden Partei hat den Anlaß zu einem Depeschenwechsel zwischen dem deutschen Kaiser und dem Prinzregenten von Bayern gegeben, der so charakteristisch ist, daß ein gewissenhafter Chronist ihn verzeichnen muß. Die Depeschen haben folgenden Wortlaut:

Swinemünde, den 10. August.

An Prinzregent von Bayern
München.

Von meiner Reise eben heimgekehrt, lese ich mit tiefster Entrüstung von der Ablehnung der von Dir geforderten Summe für Kunstzwecke. Ich eile, meiner Empörung Ausdruck zu verleihen über die schnöde Undankbarkeit, welche sich durch diese Handlung kennzeichnet sowohl gegen das Haus Wittelsbach im Allgemeinen, als auch gegen Deine erhabene Person, welche stets als ein Muster der Hebung und Unterstützung der Kunst geglänzt. Zugleich bitte ich Dich, die Summe, welche Du benöthigst, Dir zur Verfügung stellen zu dürfen, damit Du in der Lage seist, in vollstem Maße die Aufgaben auf dem Gebiete der Kunst, welche Du Dir gesteckt hast, zur Durchführung zu bringen.

Wilhelm.

Seiner Majestät Kaiser Wilhelm
Swinemünde.

Es drängt mich, Dir meinen innigsten Dank für Dein so warmes Interesse an meinen und meines Hauses Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst und für Dein so hochherziges Anerbieten auszusprechen. Zugleich freut es mich, Dir mittheilen zu können, daß durch den Edelsinn eines meiner Reichsräthe, welcher die abgelehnte Summe zur Verfügung stellte, meine Regierung in die Lage versetzt ist, getreu den Traditionen meines Hauses wie meines Volkes die Pflege der Kunst als eine meiner vornehmsten Aufgaben unentwegt fördern zu können.

Jagdhaus Fischbach, den 11. August.

Luitpold
Prinz von Bayern.

Unsere Beurtheilung dieses ungewöhnlichen Vorgangs wird durch keinerlei Sympathie für das Centrum beeinflußt. Die Kleinlichkeit dieser parlamentarischen Repressalie, die mesquine Art und Weise, wie in diesem Falle das Centrum sich bemüht hat, die Kunst zum Prügelknaben seiner politischen Mißstimmung zu machen, kann nicht hart genug kritisirt werden; aber der Vorgang gehört doch mehr zu den untergeordneten Sünden des mit politischen Vergehen reich beladenen Centrums, gewissermaßen in die Rubrik der parlamentarischen faits divers, die den erhabenen Zorn des vornehmsten Mannes im deutschen Reich kaum verdienen. Zudem kann unmöglich verkannt werden, daß eine so leidenschaftliche Kritik, wie sie hier der deutsche Kaiser und König von Preußen an einem in dem Parlament des zweitgrößten deutschen Bundesstaats gefaßten Beschluß geübt hat, nach mehr als einer Richtung hin politisch bedenklich erscheint. Die von dieser Kritik betroffene politische Partei wird sicherlich nicht unterlassen, den bayerischen Partikularismus gegen dieses Telegramm des Kaisers und Königs von Preußen mobil zu machen. Damit aber befestigt, wie die Dinge einmal in Bayern liegen, das Centrum nur seine Position und erschwert den Gegnern des bayerischen Centrums ihre Stellung. Zugleich wird durch diese herbe Kritik des deutschen Kaisers der zunächst bloß einzelstaatliche Vorfall in gewissem Sinne zu einer Reichsangelegenheit. Jetzt wird sich nicht bloß das bayerische Centrum, sondern die ganze Centrumspartei Deutschlands angegriffen fühlen, und man wird die Frage aufrollen, ob nicht in derselben Weise wie

die Parlamente in der Kritik der Bundesfürsten und vor allem des deutschen Kaisers Mäßigung zu üben haben, auch eine reziproke Verpflichtung zur Mäßigung in der Kritik parlamentarischer Beschlüsse verlangt werden muß. Gerade die entschiedensten politischen Gegner des Centrums werden bei einer solchen Verschiebung des Streitpunktes zum Schweigen gezwungen werden. Das Schlußresultat wird deshalb aller Voraussicht nach nur darin bestehen, daß das bayerische Centrum und indirekt die ganze Centrumspartei die Rolle des provozirenden Angreifers, der alle besseren Volksinstinkte verletzt hat, mit der dankbaren Rolle eines Vertheidigers parlamentarischer Rechte vertauschen kann. Das Ende vom Liede ist dann vielleicht, daß die Reichsregierung auf politischen Gebieten, die zehnmal wichtiger sind als die Ablehnung von 100 000 Mark für Kunstzwecke, dem Centrum Konzessionen macht, um es wieder in gute Laune zu versetzen. Die Neigung zum Entgegenkommen gegen das Centrum ist ja bei der Reichsregierung leider Gottes so wie so schon viel zu groß; man dienert vor dem Centrum geradezu. Wir fürchten, daß der Zorn des Centrums über das Telegramm des Kaisers schließlich auch noch durch allerlei politische Zugeständnisse an die Centrumspartei wieder abgelöst werden wird.

Die erste Lesung des Zolltarifentwurfs ist in der Kommission beendet, nachdem die Kommission hundert und einige Sitzungen abgehalten hat. Am 22. September soll die zweite Lesung in der Kommission beginnen. Sanguinische Gemüther hoffen, daß diese zweite Lesung in vierzehn Tagen bis drei Wochen erledigt sein kann. Ob das möglich sein wird, steht dahin. Wir von unserm ablehnenden Standpunkt aus können nur wünschen, daß dies Tarifmonstrum jetzt sobald wie möglich dem Plenum des Reichstags zur eingehenden Kritik überwiesen wird. Das Halbdunkel der Kommissionsberathung ist nicht dazu geeignet, das öffentliche Interesse so stark anzuregen, wie es die Bedeutung des Gegenstandes erfordert. Die Gefahr, daß dieses ungeheuerliche Werk Gesetz werde, ist ziemlich gering; aber die Nothwendigkeit, es kritisch vor aller Welt zu zerzausen und die Interessenpolitiker mit ihren volksbeglückenden Plänen aller Welt vor Augen zu stellen, ist in hohem Maße vorhanden. Was über das Werk der Kommission sachlich zu sagen war, ist in einem besonderen Artikel der letzten Nummer dieser Zeitschrift ausgeführt worden. Inzwischen hat die Kommission nur noch eine interessante Verhandlung gepflogen, und zwar im Anschluß an die Vorschläge des Centrums, Wittwen und Waisen das zu gute kommen zu lassen, was an gewissen höheren Lebensmittelzöllen beim Zustandekommen dieses Tarifs seitens des Reichsfiskus zur Erhebung gelangt. Es ist ergötzlich zu hören, mit welchen Tönen sittlicher Empörung die Centrumsredner dagegen zu Felde ziehen, daß höhere Brotzölle in die Kasse des Reiches fließen, ohne sofort wieder als milde Gaben für Wittwen und Waisen weiter geleitet zu werden, während dieselben politischen Crispine es vortrefflich finden, wenn das Zehnfache dessen, was dem Reich aus höheren Lebensmittelzöllen zufließen würde, den Armen und Aermsten genommen und zur Aufbesserung der agrarischen Grundrente verwandt wird. Der Antrag ist natürlich nicht ernst zu nehmen. Er stellt das Feigenblatt dar, mit dem das Centrum seine brotwucherische Blöße schlecht und recht zu verdecken bemüht ist — aber als Zeichen für das böse Gewissen der Centrumspartei bei dem ganzen Zolltarifhandel ist der Antrag doch nicht ohne Bedeutung, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß das Centrum zu der Erklärung provozirt wurde, es werde den in der Kommission abgelehnten Antrag im Plenum wiederholen.

Die Vorgänge in dem Reichstagswahlkreise Greifswald-Grimmen, welche im Monat Februar sehr eingehend das preußische Abgeordnetenhaus und seitdem die Presse beschäftigt haben, sind jüngst anläßlich eines Erkenntnisses des Oberverwaltungsgerichts in dem Falle Griwahn erneut zur öffentlichen Besprechung gelangt. Der Senator Griwahn in Grimmen, ein unbesoldeter Magistratsbeamter, hatte das unerhörte Verbrechen begangen, sich an einer von den Liberalen veranstalteten Kaisergeburtstagsfeier betheiligt zu haben, in dem ein Spottlied auf den Leiter der konservativen Wahlkampagne, den Landrath von Maltzahn, gesungen wurde. Deshalb wurde er von dem Regierungspräsidenten Scheller in Stralsund zu einer verantwortlichen Vernehmung auf das Rathhaus in Grimmen geladen, mit der höflichen Zusatzbemerkung: „Sie haben sich zu diesem Termin pünktlich einzufinden.“ Herr Griwahn fühlte sich nicht verpflichtet, dieser freundlichen Einladung Folge zu leisten, wurde deshalb mit einer Ordnungsstrafe von 30 Mk. belegt, beschritt den Instanzenweg, fand jedoch bei dem Oberverwaltungsgericht mit seiner Auffassung keine Gegenliebe und muß deshalb die Ordnungsstrafe bezahlen. Die „Nationalzeitung“ gab über diesen Vorfall ein Resumé und knüpfte daran folgende zeitgemäße Betrachtung:

„Ueberblickt man die Gesammtheit dieser Vorgänge, so hat man das Bild der herausforderndsten Verquickung von parteipolitischer Thätigkeit und Anwendung der Amtsgewalt auf konservativer Seite. Macht die Regierung diesen vielfach in den östlichen Provinzen obwaltenden Zuständen nicht ein Ende — und nach dem Verhalten des Ministers des Innern in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 21. Februar kann vor der Hand darauf nicht gerechnet werden —, so werden unmittelbare und auch mittelbare Staatsbeamte bei der Bekämpfung solcher parteipolitisch-amtlichen Doppelwesen, wie der Landrath von Maltzahn eines ist, sich zwar möglichst zurückhalten, von anderer Seite aber, wo man derartige Rücksichten nicht zu nehmen braucht, wird der Kampf nur um so erbitterter geführt werden, und die amtliche Autorität, deren Handhabung mit Parteipolitik versetzt erscheint, wird immer geringer werden.“

Diese Bemerkung hat die „Berl. Pol. Nachrichten“ zu einem Artikel veranlaßt, in dem gegen die Liberalen die Anklage erhoben wird, sie verlangten „eine privilegirte Stellung dem gemeinen Recht gegenüber“ einzunehmen, ähnlich der in den Reihen der Sozialdemokratie angeblich herrschenden Vorstellung, daß „Recht und Gesetz die eigenen Parteigenossen nicht so binde wie die übrigen Staatsbürger.“ Danach sieht es fast so aus, als ob die Bemühungen der Hintermänner der „Berl. Pol. Nachr.“, das verflossene Sozialistengesetz in irgend einer Form neu wieder aufleben zu lassen, bloß darauf abzielen, den Sozialdemokraten den Kitzel nach einer „privilegirten Stellung im Staatsleben“ auszutreiben. Jetzt weiß man doch, wo die eigentliche Sucht nach Bevorzugung und das Streben nach Privilegien zu finden ist: bei den Sozialdemokraten! — nicht bei den preußischen Junkern, nicht bei den Herren vom Centralverband deutscher Industrieller, nicht bei den Gönnern des Duellunwesens.

Zu dem Kapitel der Bekämpfung des Duellunwesens liegt abermals ein interessanter Beitrag vor. Der Oberleutnant Hildebrand, der vor nicht langer Zeit einen Kameraden im Duell erschossen hatte, unter Umständen, die die ganze öffentliche Meinung Deutschlands in die lebhafteste Erregung versetzten, ist begnadigt worden, und diese Begnadigung hat dem Offizierkorps der Insterburger und Gumbinner Garnison zu einer demonstrativen Abschiedsfeier Veranlassung gegeben, die den konservativen „Reichsboten“ zu folgenden Aeußerungen veranlaßt:

„Am bedauerlichsten . . . ist sicherlich diese Glorifikation von Vergehen, die durch das Strafgesetz geahndet werden, in ihrer unausbleiblichen Wirkung auf das Denken der breiten, auch der untersten Schichten unseres Volkes. Darf man sich bei solchem Beispiel der oberen Stände noch entrüsten, wenn auch die niederen ihre bestraften Mitglieder etwa schon aus den Gefängnissen im Triumphe abholen, oder wenn Sozialdemokraten und Anarchisten auch ihren „Helden“ Ehrenkränze flechten? Wird nicht das zu Religion und Sitte zu erziehende niedere Volk dadurch zu der höchst unbequemen, im Grunde aber recht sehr bedrohlichen Empfindung verführt, als gehe es bei uns nach dem Grundsatze: „quod licet Jovi, non licet bovi?“

Diese Empfindung, daß der Grundsatz des gleichen Rechts für alle nur auf dem Papier, aber nicht in Wirklichkeit besteht, hat sich schon längst in breiten Schichten der Bevölkerung eingebürgert.

In England ist die Krönung des Königs Eduard VII. vollzogen worden, und der König hat die damit verknüpften Strapazen glücklich überstanden. Gleichzeitig ist die partielle Neubildung des gegenwärtigen Ministeriums vom Könige auch formell sanktionirt worden. Unter den Veränderungen im englischen Ministerium erscheint am beachtenswerthesten der Eintritt Austen Chamberlain's in das britische Kabinet. Die Familie Chamberlain ist nunmehr durch Vater und Sohn im Kabinet vertreten, ein Beweis dafür, daß die Stellung von Josef Chamberlain nicht erschüttert, sondern befestigt ist.

In Frankreich dauert der Kleinkrieg der Klerikalen gegen das Ministerium Combes fort. Es gewinnt den Anschein, als ob jetzt auch der Vatikan für die klerikalen Rebellen Partei ergreifen will, ein Vorgang, der naturgemäß die weittragendsten Folgen haben müßte. Bisher scheint das französische Ministerium nicht gesonnen, zurückzuweichen.

* * *

Beim Tode Bennigsen's.

Mit Rudolf von Bennigsen ist der vollkommenste Repräsentant der nationalliberalen Partei ins Grab gestiegen. Er war von der Gründung der Partei an einer ihrer Hauptführer, hat ihre Blüthezeit, aber auch ihre Zersetzung erlebt. Auf keinen der vielen bedeutenden Männer, welche diese Partei aufzuweisen hatte, paßte der Name national-liberal besser als auf den Präsidenten des Nationalvereins und den Führer der verfassungstreuen Opposition des ehemaligen Königreichs Hannover. Die nationale Mission des Liberalismus stand so sehr im Mittelpunkt aller politischen Vorstellungen des freisinnigen, hannöverschen Edelmanns, daß er wie dazu geschaffen schien, die Führung des Liberalismus in den Zeiten des nationalen Aufschwungs zu übernehmen. Das schöne rednerische Pathos, das ihm zu Gebote stand, stellte er besonders gern in den Dienst der nationalen Sache. Dabei war er ein unzweifelhaft liberaler Mann und ist es auch während der ganzen Dauer seines politischen Wirkens geblieben.

Als aber der Liberalismus mit dem Fürsten Bismarck in Konflikt kam und der große Realpolitiker nach Ausnutzung des Liberalismus wieder zu der alten konservativen Jugendliebe zurückkehrte, war Bennigsen nicht der Mann, um dem Liberalismus ein wirksamer Führer zu bleiben. Die wirthschaftlichen Interessenkämpfe, die Ende der siebziger Jahre einsetzten, widerten Bennigsen an. Volkswirthschaftliche Fragen interessirten ihn zudem nur in zweiter Linie. Er unterschätzte deshalb auch die Tragweite des Ueberganges Bismarck's ins protektionistische Lager. Die heftigen Kämpfe um den Zolltarif von 1879 betrachtete er als eine vorübergehende Episode. Eine gewisse vornehme Passivität allen politischen Einzelfragen gegenüber, die nicht ein spezifisch nationales Gepräge besaßen, trug dann noch weiter dazu bei, daß Bennigsen in den für die nationalliberale Partei kritischen Jahren 1879 und 1880 das Parteischiff treiben ließ, bis es auseinander brach. Inzwischen hatte Bismarck mit seinem Sozialistengesetz einen weiteren Keil zwischen die liberalen Parteien getrieben, und die immer stärker anwachsende Sozialdemokratie entzog dem Liberalismus fortgesetzt politisch werthvolle Kräfte, entfremdete die Arbeiter mehr und mehr dem Liberalismus und engte damit den Theil der Bevölkerung, aus dem sich die liberalen Parteien vornehmlich rekrutirten, immer mehr ein.

Daß Bennigsen den mit diesen politischen Vorgängen verknüpften Niedergang des Liberalismus mit staatsmännischer Sorge betrachtete, ist gewiß; aber selbst wenn er in höherem Grade, als er es thatsächlich war, ein Mann der politischen Initiative gewesen wäre, so hätte er voraussichtlich dennoch den einmal begonnenen Gang der Zersetzung des Liberalismus und der Erstarkung der Sozialdemokratie nicht aufhalten können. Er verließ für eine Reihe von Jahren degoutirt das parlamentarische Leben. Als er in dasselbe zurückkehrte, ordnete er sich der Miquel'schen Kartellidee unter. Damit war die Hoffnung einer Zusammenfassung aller Kräfte des liberalen Bürgerthums für lange Zeit vorüber.

Es gehört zu den interessantesten Phänomenen des politischen Lebens unserer Zeit, daß diejenige Schicht der Bevölkerung, die in wissenschaftlicher und wirthschaftlicher Beziehung die unzweifelhafte Führung des deutschen Volkes besitzt, auf die Bestimmung des Ganges der Politik des Reichs und Preußens von einer beinahe lächerlichen Einflußlosigkeit ist. Das liberale Bürgerthum umfaßt eine solche Fülle geistiger und wirthschaftlicher Kräfte und ist für die gesammte Kulturentwicklung unserer Zeit in so hohem Grade ausschlaggebend gewesen, daß das Deutschland von heute ohne die Leistungen dieser Schicht der Bevölkerung ganz undenkbar sein würde. Der indirekte Einfluß dieser Kräfte auf die Entwicklung unserer gesammten Politik ist denn auch stark genug, um zu verhindern, daß die reaktionären Elemente von den politischen Machtmitteln, in deren Besitz sie sich befinden, vollen Gebrauch machen. Der direkte Einfluß des liberalen Bürgerthums ist dagegen vielleicht seit der Begründung des Deutschen Reichs nie geringer gewesen als heute. Es ist wohlfeil, darüber zu spotten, und überflüssig, darüber zu klagen, aber sehr wichtig, sich darüber klar zu werden, wie dies Mißverhältniß aus der Welt zu bringen ist. Eine möglichst enge Waffenbrüderschaft zwischen allen liberalen Parteigruppen ist gewiß in hohem Grade wünschenswerth; man darf sich jedoch nicht darüber täuschen, daß der Liberalismus, selbst wenn ein engerer Zusammenschluß der einzelnen liberalen Parteigruppen sich vollzöge, ohne eine politische Wiederannäherung an die breiten Arbeitermassen, die früher in seinen Reihen kämpften und inzwischen zur Sozialdemokratie abgeschwenkt sind, wenig Aussicht hat, wieder zu einer bedeutsamen politischen Machtstellung zu gelangen. Die Versuche, der Sozialdemokratie von jenen Arbeitermassen, die sie einmal gewonnen hat, größere Bruchtheile wieder abzunehmen, sind bisher ohne nennenswerthe Erfolge geblieben. Die im deutschen Reich gegenwärtig betriebene Wirthschaftspolitik ist dagegen wie dazu geschaffen, jener bereits numerisch weitaus stärksten Partei des Reiches neue Hunderttausende von Wählern zuzuführen. Diese Entwicklung der Dinge mag man noch so sehr beklagen, aber es wäre kindisch, vor dieser harten, realen Thatsache die Augen verschließen zu wollen.

Andererseits erscheint es gänzlich ausgeschlossen, daß die Sozialdemokratie ihr doktrinär-utopistisches Programm jemals zur Ausführung bringen kann. Eine Partei, die ausgesprochenermaßen bloß die Vertretung der Arbeiterinteressen verfolgt, wird niemals die Politik eines großen Landes bestimmen. Die Vorstellung, daß man durch fortgesetzte Propaganda allmählich so viel Wählerstimmen sammeln werde, um, gestützt auf das Mehrheitsprinzip, die herrschenden Parteien zum Verzicht auf die Herrschaft zu zwingen, verkennt, daß die Politik doch noch etwas anderes ist als ein bloßes arithmetisches Rechenexempel.

Daß die berechtigten Interessen der arbeitenden Klassen von der gegenwärtig herrschenden Politik ungenügend berücksichtigt werden, ist unbestreitbar. Der politische Emanzipationskampf, der darauf gerichtet ist, den Arbeiterinteressen eine stärkere Geltung zu verschaffen, erscheint deshalb gerecht und aussichtsvoll. Aber die Arbeiterinteressen zum Mittelpunkt des gesammten politischen Lebens machen zu wollen, ist eine utopistische Politik, mit der die Sozialdemokratie niemandem einen größeren Gefallen erweist als den reaktionären Parteien, die sich nur so lange am Ruder erhalten können, wie die Sozialdemokratie in der Vorstellung des liberalen Bürgerthums das rothe Gespenst bleibt. Sozial-

demokratische Festredner schwelgen gelegentlich in renommistischen Versicherungen, die Sozialdemokratie werde schon alles allein machen; sie brauche keine Unterstützung seitens anderer Parteien. In Wirklichkeit ist die Sozialdemokratie in allen politischen Fragen, in denen sie isolirt ist, völlig ohnmächtig. Nur diejenigen ihrer politischen Forderungen, deren Berechtigung auch von anderen Parteien anerkannt wird, verleihen ihr wirkliche Kraft. Daß die Einsicht davon in der sozialdemokratischen Armee bald durchdringen wird, ist leider ebenso unwahrscheinlich, wie daß die Abneigung der liberalen Elemente gegen ein politisches Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie durch die Einsicht von der politischen Nothwendigkeit eines solchen Zusammenwirkens alsbald überwunden wird.

Daß der Liberalismus wieder eine Zeit erlebt, wie er sie anfangs der siebziger Jahre im Deutschen Reiche durchgemacht hat, erscheint jedenfalls ausgeschlossen. Der Typus des Liberalismus, wie er in Rudolf von Bennigsen verkörpert war, gehört einer Vergangenheit an, die nicht wieder zu beleben ist. Aber desungeachtet ist Bennigsen's politische Lebensthätigkeit für Deutschland bedeutsam und fruchtbar gewesen. Dabei war er ein tadelloser öffentlicher Charakter und ist durch seine vornehme Gesinnung und durch die hohe Sittlichkeit seines ganzen politischen Lebens ein Vorbild seltener politischer Tugenden geworden.

Theodor Barth.

Das Herz des britischen Weltreichs.

Seit einiger Zeit steht in fast allen Ländern die auswärtige Politik im Vordergrunde des öffentlichen Interesses; überall werden Fragen der äußeren Wirthschaftspolitik, der Kolonialpolitik und der nach außen gerichteten „Machtpolitik“ mit Eifer, ja mit Leidenschaft erörtert. Diesen Problemen gegenüber haben die Fragen der inneren Politik, insbesondere der Sozialpolitik, bescheiden zurücktreten müssen.

Wohl in keinem Lande ist der Wechsel so auffällig gewesen wie in England: am Anfang der neunziger Jahre allenthalben das regste Interesse für Probleme der Sozialreform, am Ende derselben nur noch Gedanken an die „Expansion“ des britischen Weltreichs! Seit kurzem hat jedoch in England eine kräftige Reaktion gegen diese Zeitströmung eingesetzt, eine Reaktion, der die Beendigung des blutigen Waffenspiels in Südafrika, welches das britische Volk so lange „fascinirt“ hat, zum Siege verhelfen dürfte. Es sind namentlich die jüngeren liberalen Politiker, welche sich bemühen, die öffentliche Aufmerksamkeit von der Peripherie auf das Centrum des britischen Weltreichs zu lenken, und auf die erschreckende Menge schwerer Probleme, die dort der Lösung harren, hinzuweisen.

Diesem Zwecke ist ein im vorigen Sommer erschienenes Buch gewidmet, das auch in Deutschland bekannt zu werden verdient. Es enthält eine Sammlung von Aufsätzen verschiedener Verfasser, die unter dem Titel „The Heart of the Empire“*) vereinigt und als „Erörterungen von Problemen modernen Stadtlebens in England“ bezeichnet worden sind; außer diesen Abhandlungen findet sich in dem Buche noch ein interessanter Essay über den „Imperialismus“. Wer nicht in der Lage ist, die zahlreichen Einzelprobleme der inneren Politik Englands genauer zu studiren, kann sich vermittelst dieses Buches, das etwa 400 Seiten stark ist, verhältnißmäßig rasch über die Hauptschwierigkeiten, mit denen man in England zu kämpfen hat, und über die zur Verbesserung der Verhältnisse vorgeschlagenen Mittel und Wege orientiren.

*) London 1901, Verlag von T. Fisher Unwin.

Mit Recht betonen die Verfasser des Buches im Vorworte, daß die Fragen der inneren Politik des Vereinigten Königreichs verglichen mit denen der Politik des großen Weltreichs keineswegs von untergeordneter Bedeutung sind. Noch leben vier Fünftel der weißen Unterthanen des englischen Königs in dem räumlich so beschränkten Mutterlande, und die große Masse derselben besteht aus Städtebewohnern.

> „Die Politik, welche die großen Städte Englands und Schottlands verlangen und billigen, wird die Politik sein, die, wenigstens während dieses Jahrhunderts, im Reiche herrschen wird. Damit diese Politik weise und gerecht sein kann, ist es wesentlich, daß diejenigen, welche sie in letzter Linie bestimmen, fähige und einsichtige Bürger seien.“

Außerdem kommt das Menschenmaterial zum Ausbau des Reiches in der Hauptsache aus den englischen Städten.

> „Die künftigen Kolonisten und Soldaten, von den Kaufleuten gar nicht zu sprechen, werden von jetzt an mehr und mehr das Produkt der Stadt sein.“

Eine richtige Heimathpolitik bildet also die unumgängliche Voraussetzung einer erfolgreichen Weltpolitik.

In besonderen, in sich abgeschlossenen Abhandlungen erörtern die verschiedenen Verfasser die Uebelstände, die sich im sozialen Leben Englands in der letzten Zeit fühlbar gemacht haben, und besprechen die in Vorschlag gebrachten Reformen, machen auch theilweise selbst Reformvorschläge. Es sind düstere, oft geradezu erschütternde soziale Bilder, die vor uns entrollt werden; das Elend erscheint vielfach so riesengroß, daß man kaum noch Hoffnung auf Abhülfe zu fassen wagt. Jedoch spricht aus den Worten der Verfasser keine Verzweiflung oder fatalistische Ergebung; überall zeigt sich das ernste Bestreben, mit Muth und Besonnenheit die Lösung auch des schwersten Problems zu unternehmen, und die echte Begeisterung, die zur Ueberwindung auch der größten Hindernisse führt. Die wichtigsten Fragen, die besprochen werden, sind die der Erziehung der in den endlosen Häuserblöcken der Städte fern von der frischen Natur aufwachsenden Millionen Kinder, die Wohnungsfrage, insbesondere in ihrer Bedeutung für die industriellen Arbeiter, die Frage der Bekämpfung der Trunksucht, der auch Frauen und Kinder in erschreckendem Maße verfallen sind, die Probleme der Dezentralisation der Industrie, der Reorganisation der Kirche und der Armenpflege. Die Verfasser beschränken sich keineswegs auf Fragen des materiellen Wohlbefindens der minder begüterten Stadtbewohner, sie legen vielmehr den Nachdruck auf die Verkümmerung des Gefühlslebens der Stadtkinder in den häßlichen Häusermeeren voll Lärm und Laster. Ergreifend ist ihre Schilderung des Londoner Straßenkindes, des „Cockney“.

Auf die Fülle von Materialien und Anregungen, welche die einzelnen Aufsätze enthalten, kann hier nicht genauer eingegangen werden. Ich möchte nur einige Punkte berühren, die uns in Deutschland besonders interessiren.

An verschiedenen Stellen des Buchs finden sich bemerkenswerthe Aeußerungen über den Zusammenhang zwischen Imperialismus und Sozialreform. Die imperialistische Bewegung erscheint als die tödtliche Feindin der sozialpolitischen. Die „Woge“ des Imperialismus hat alle „Anstrengungen, Hoffnungen und Visionen“ der Sozialreformer früherer Jahre verschlungen (S. 3). Solange nicht die imperialistischen Theorien überwunden sind, besteht keine Hoffnung auf Verwirklichung der in dem Buche vorgeschlagenen sozialen Reformmaßregeln (S. 308). Diese Auffassung ist auch für die deutschen Politiker von unmittelbarem Interesse. In Deutschland bemühen wir uns, die Ueberzeugung zu verbreiten, daß die Sozialreform bei wirthschaftlicher und politischer Isolirung unseres Volkes ungemein erschwert werden würde, ja, daß sie geradezu eine „Weltpolitik“ zur Voraussetzung habe. Auch aus sozialpolitischen Gründen erklären sich die meisten unserer liberalen Wirthschaftspolitiker für die fortschreitende Verflechtung der deutschen Volkswirthschaft in die Weltwirthschaft; mit wirthschaftlichen und somit auch sozialpolitischen Gründen

motivirte man vor kurzem die Nothwendigkeit einer Vermehrung der deutschen Kriegsflotte; beides zweifellos mit Recht. Weltpolitik und Imperialismus sind aber nahe verwandte Begriffe. Es besteht also anscheinend ein Widerspruch zwischen den Anschauungen der englischen und deutschen liberalen Politiker bezüglich der Beeinflussung der Sozialreform durch eine imperialistische Politik. Der Gegensatz ist aber thatsächlich nicht vorhanden. Es kommt bei der Bethätigung der Weltpolitik oder des Imperialismus wesentlich auf das Maß und die Art derselben an. Die Verfasser unseres Buches wenden sich in Wirklichkeit nur gegen die Uebertreibungen und Ausschreitungen des englischen Imperialismus; sie wollen nicht etwa, daß England sich wirthschaftlich und politisch von der Weltbühne zurückziehe; sie sind nicht, wie die lauten Freunde eines „Greater Britain“ sie wohl nennen, „Klein-Engländer“. Für sie bedeutet Imperialismus „Herrschbegierde, Schlachtenlust, Stolz auf die Größe des Reichs, Entzücken über die Beherrschung fremder Völker, kommerzielle Vergrößerung und unbedingtes Verlangen nach Vorherrschaft im Rathe der Welt.“ (S. 4.) Sie fordern, daß die allgemein anerkannten ethischen Grundsätze des sozialen Lebens auch in der auswärtigen Politik Anwendung finden, daß namentlich die Rechte fremder Nationalitäten geachtet werden. Es liegt auf der Hand, daß die „Früchte“ der englischen Weltpolitik der letzten Jahre gerade dem englischen Sozialpolitiker als besonders bitter erscheinen mußten; denn bei den kolossalen Ausgaben für die Kriegsführung in Südafrika war es ausgeschlossen, größere Summen für sozialpolitische Zwecke flüssig zu machen; die Kriegslasten bedrückten im Gegentheil noch die Arbeiter direkt. Die Verfasser unseres Buches hüten sich aber mit Recht vor der Folgerung, daß man nach den bösen Erfahrungen der letzten Jahre ganz auf die Weltpolitik verzichten solle; die bisherige falsche, sittlich nicht zu rechtfertigende und ungeschickte äußere Politik soll nur durch eine bessere ersetzt werden, die mit einer positiven Sozialpolitik im Mutterlande selbst Hand in Hand gehen könne.

Die Verfasser sind übrigens nicht so einseitig, die Vernachlässigung der Sozialreform in England ausschließlich auf die Rechnung des „Imperialismus“ zu setzen. Viele andere Ursachen haben, wie sie zugeben, zu dem Umschwung beigetragen, persönliche und sachliche. Die „Propheten“ der Sozialreform waren dahingegangen. Die Begeisterung der oberen und mittleren Klassen für die Hebung der unteren war geschwunden. Die Gleichgültigkeit der Armen gegenüber den Bestrebungen der Reichen, ihnen wenigstens einen bescheidenen Antheil an den höheren Kulturgütern zu verschaffen, war zu groß gewesen. Die mahnende und drohende Stimme der Arbeiterklasse hatte sich in den Zeiten günstiger Geschäftslage nur selten vernehmen lassen. Thatsächlich ging es in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre in Folge der Blüthe von Industrie, Handel und Verkehr den Arbeitern viel besser als vorher; das Uebel der Arbeitslosigkeit schien verschwunden. Die sozialistische Bewegung hatte Rückschritte gemacht; es fehlte an fähigen sozialistischen Führern.

Wiederholt betonen die Verfasser auch den Zusammenhang zwischen den inneren sozialen Uebelständen und der Gefährdung der britischen Vorherrschaft auf dem Gebiete des internationalen Handels und Verkehrs. Sie weisen darauf hin, daß man mit körperlich und geistig heruntergekommenen Arbeitskräften im internationalen Wettbewerb geschlagen werden müsse. Am gefährlichsten scheint ihnen auch von diesem Gesichtspunkte die Verbreitung der Trunksucht zu sein. Eingehend wird geschildert, wie viel nützliche Arbeit in Folge des unmäßigen Genusses geistiger Getränke ungethan bleibt, und wie viel unproduktive Arbeit geleistet werden muß, um die Folgen der Trunksucht, die sich in Verbrechen, in Krankheiten, im Pauperismus zeigen, zu bekämpfen.

Die düsteren sozialen Bilder aus dem Städteleben Englands werden gewiß wieder manchen Gegner der „Industrialisirung“ Deutschlands in seinem Pessimismus bestärken. Uns Deutschen wird die englische Entwicklung als w a r n e n d e s Beispiel vorgehalten werden. Vielleicht ertönt wieder das alte Wort, das schon Marx vor mehr als dreißig Jahren den deutschen Optimisten zurief: De te fabula narratur!

Darauf möchte ich hier kurz antworten, daß die deutschen sozialen Verhältnisse von den englischen doch in sehr wichtigen Punkten wesentlich verschieden sind, und daß manche schwere Uebelstände in England mit der Industrialisirung des Landes in keinem Zusammenhang stehen. Zu letzteren gehört die Verhinderung oder Erschwerung einer gründlichen Reform des sehr mangelhaften Schulwesens in Folge des leidenschaftlichen Kampfes der zahlreichen konfessionellen Richtungen Englands. Die Bekämpfung des Alkoholismus ist ein Problem, das nicht nur in Industriestaaten einer Lösung bedarf. Was in England zum großen Theil noch fehlt, das sind die geeigneten Organe zur Inangriffnahme umfassender sozialer Reformen; solche sind in Deutschland in den meisten Fällen vorhanden. Der Leser unseres Buches wird häufig zu der Erwägung veranlaßt, daß in Deutschland gewisse Reformen bei gutem Willen ohne weiteres ausgeführt werden könnten, während man in England erst neue Verwaltungskörper schaffen oder wenigstens die bestehenden mit neuen Befugnissen ausstatten müßte. Die Zusammenballung der Arbeitermassen an einigen wenigen wirthschaftlichen Mittelpunkten findet sich in Deutschland nirgends in einem solchen Umfange wie in England; und aus der deutschen Wirthschaftsgeschichte kann man mit Sicherheit schließen, daß wirthschaftliche Kräfte, die ähnlichen, unerfreulichen Zuständen zuführen könnten, in unserem Vaterlande nicht wirksam sind. Uebrigens verurtheilt man auch in England die jetzige Centralisation von Industrie und Handel, speziell in London, nicht nur vom Standpunkte der Arbeiterwohlfahrt, sondern bezeichnet sie auch als unwirthschaftlich. Das beste Mittel zur Milderung der Uebelstände der Centralisation, das Verkehrswesen, ist in England durchaus unzulänglich. Wie theuer und unbequem sind z. B. die Londoner Verkehrsmittel verglichen mit denen Berlins!

Diese Andeutungen müssen genügen. Gewiß harren auch in Deutschland noch unendlich viele soziale Probleme der Lösung; die Lösung wird auch zweifellos vielfach durch die Industrialisirung, die das soziale Leben stark komplizirt, schwieriger gemacht. Aber es ist unzulässig, vom englischen Städteleben kurzer Hand auf das deutsche zu exemplifiziren. Zahlreiche Parallelen lassen sich indessen ziehen; und es ist dringend zu wünschen, daß unsere deutschen Sozialreformer, insbesondere die Kommunalpolitiker, die Probleme des englischen Städtelebens genau studiren; es würden sich so manche Anregungen gewinnen und manche Fehler vermeiden lassen.

Erfreulich ist die Wahrnehmung bei der Lektüre unseres Buches, daß die Verfasser bestrebt sind, sich von nationaler Beschränktheit freizuhalten. Sie treten manchem „insularen“ Vorurtheil entgegen. Namentlich auf dem Gebiete des Bildungswesens suchen sie vom Auslande, speziell von Deutschland, zu lernen. In gelegentlichen Bemerkungen zeigt sich aber doch, daß die Verfasser, wie fast alle Engländer, mit der Geschichte und den heutigen politischen Verhältnissen Deutschlands recht wenig vertraut sind. Wie wenig sind sie z. B. im Stande, das Werk Bismarck's zu würdigen! Und wie täuschen sie sich, wenn sie glauben, daß es in Deutschland nur unter den Sozialdemokraten Männer gibt, die Ausschreitungen des Militarismus und Kolonialgreuel zu verurtheilen wagen und zu unterdrücken suchen! Es erfordert viel Arbeit, die unendlich vielgestaltige Entwicklung des deutschen Gemeinwesens kennen und verstehen zu lernen. Es wäre aber sehr zu wünschen, wenn sich die jungen englischen Politiker vor dieser Arbeit nicht scheuten. Wir Deutschen studiren die englischen Verhältnisse schon lange mit großem Eifer. Ein ersprießliches Zusammenarbeiten beider Nationen an den gemeinsamen Kulturaufgaben wird um so leichter sein, je besser sich die leitenden Kreise in beiden Ländern kennen lernen.

Frankfurt a. M. Paul Arndt.

Lenau.

(Geboren am 13. August 1802.)

In ganz Deutschland ward Lenau's hundertster Geburtstag gefeiert. Die Fluth der Zeitungsartikel ist unübersehbar und auch zwei Bücher verdanken wir der Feier, die treffliche kleine Studie von Eduard Castle,*) ein ganz ausgezeichnetes Schriftchen, und das interessante Buch „La vie d'un poète“ von Jaques Saly-Stern,**) interessant vor allem dadurch, daß es ein Franzose geschrieben hat. In den Festartikeln schwingt sich, um ein Lenau'sches Bild frei zu gebrauchen, viel Begeisterung an Stilraketen in die Lüfte; und am 13. August schien es fast, als sei Lenau wirklich noch ein im deutschen Geiste Lebendiger, als sei er unvergessen und unvergeßlich. Unvergeßlich gewiß — aber auch unvergessen? Hat es nicht dieses Erinnerungstages bedurft, um wieder einmal seine Verse aufzuschlagen? Man holte den Band aus der Bücherei, man las, man war gebannt und umstrickt, auf den starken Schwingen eines dunkel geflügelten Adlers weit fortgetragen über Meer und Land und Gegenwart. Fortgetragen mit starken Schlägen, deren Rauschen als gewaltige Musik das Ohr erfüllte, zu einer Sonne hinter Nebelschleiern. Aber je näher das Leuchten hinter dem Schleier schien, desto dichter wurden die Nebel, und endlich verschlangen sie den Schimmer und die Fahrt endete in tiefer Nacht, die ein Schrei der Verzweiflung durchgellte. Man schloß aufathmend das Buch, und lange hörte man noch die Geister des Traumes singen in klagender Sehnsucht, in wilder Pein, in aufzuckendem Schmerze.

Lenau! Der Name ankert in unserer Bildung. Der Name verkörpert in uns einen Begriff, er erweckt in uns eine bestimmte Vorstellung. Wenn wir ihn hören, ist es uns, als hörten wir einen bestimmten Ton, einen schwermüthigen Mollakkord. Aber gelesen, so was man gelesen heißt, hat die heutige Generation Lenau sehr wenig. Sie hat sich mit dem begnügt, was das Schullesebuch ihr gab, was in der Anthologie stand, die man einmal durchgeblättert hat, und was der Gesang Schumann's oder eines andern Meisters vermittelte. Einige der Wald- und Schilflieder, die „Bitte“ („Weil auf mir du dunkles Auge“) ein Gedicht, das übrigens hundertsechzehnmal komponirt wurde, der „Postillon“ („Lieblich war die Maiennacht“), „Die drei Zigeuner“ vielleicht noch „die Drei“ oder das eine oder andere Lied, der eine oder andere Vers von ihm leben im litterarischen Bewußtsein fort. Aber von einer wirklichen Kenntniß seiner Werke ist man weit entfernt. Vielleicht hat da der Jubiläumstag sein Gutes gethan, und hat die Deutschen wieder gelehrt, was sie an Lenau haben; vielleicht war er ihnen der glückliche Anlaß, Lenau's Werke zu lesen und darüber zu staunen, wie diese Poesie auch uns Modernen anmuthet. In Frankreich liebt man es heute, Vergleiche zu ziehen zwischen Lenau, D'Annunzio und Verlaine. Würde Lenau heute leben, er hieße ein Dekadent, ein Symbolist, ein Impressionist, oder wie sonst die Dichter genannt werden, die sich aus dem Morgen in das Heute verirren.

Es gibt kaum ein besseres Schulbeispiel, um die Pathologie des Lyrikers zu studiren als — Lenau. Sein ganzes Leben ist ein blutendes Exempel für den Satz, daß nur die Leiden den Dichter machen. Lenau ist der Typus des Neurasthenikers, ein Typus jener unglückseligen Menschen, die nie zu Genuß und Frieden kommen, weil ihre eigene Unrast kein Gefühl voll ausreifen läßt, und jedes Gefühl groß wird mit seinem eigenen Widerspruch, und weil in diesem tobenden Kampfe zwischen Satz und Gegensatz der Empfindungen alle Lebenskraft zu Grunde geht. Lenau war immer ein Passiver, aber durchaus kein talentloser Träumer. Nur waren seine Thaten zwecklos, ein ewiges Verpuffen überschüssiger Kraft, ein Feuerwerk der Vitalität, eine sinnlose Verschwendung aller Energie. Gleichsam lautlos ging er durchs Leben. Und jeder Dorn riß ihm ins Fleisch. Seine Gefühle waren an Reichthum, Intensität und Differenzirung seinen Gedanken weit überlegen. Immer suchte Lenau in einem heißen Kampfe, der schließlich zum entsetzlichen Kampfe wurde, seine Gedanken in einer Weltanschauung, zu einem Lebensaufbau zu sammeln. Er suchte mit brennenden Augen und glühender Stirn den richtigen Weg, und die Ruthe in seiner Hand, die ihm diesen Weg finden sollte, wurde schließlich zur Peitsche, mit der er sich vorwärts trieb, bis er keuchend niederfiel. Er ging vom Stoizismus über Schelling zu Spinoza. Nein! Er ging nicht, er lief, er rannte mit ausgebreiteten Armen, bis er in einer Sackgasse an taubes Gestein stieß und sich die Stirn wundschlug. Dann war es immer wieder Christus, der hoch in der Luft über der Felsengasse erschien, und bei dem der Unglückselige Schutz suchte. Aber die Idee einer neuen Renaissance durch Christus ging vorüber, wie der Traum einer Sommernacht, wie ein Licht, das hinter jagenden Wolken verschwindet. Und doch sind es immer wieder urchristliche Gedanken, die Lenau's inneres und äußeres Leben beeinflussen. Die Resignation gab den Romanen seines Herzens wie seinen Versen ihr Gepräge. Und dann wieder hat Lenau auf Glück und Ruhe verzichtet. Und dieser freiwillige Verzicht war stets der Zwang seiner krankhaften Vorstellungen. Im Kampfe zwischen Gefühl und Gedanken zehrte er sich auf. Im Zusammenbruche seiner Gedankenwelt, im Konkurs seiner ringenden Ideen ging er zu Grunde. Die Sphynx des Lebens lag vor ihm, und seine Augen bohrten sich mit herzzerreißender Frage in die ihren. Und sie erdrückte ihn mit ihrem Frauenleibe. Ich möchte die „Sphynx“ von Stuck Lenau's Werken als Titelbild geben.

„Faust“ und „Don Juan“ sind die beiden Höhepunkte von Lenau's dichterischem Schaffen, aber auch die beiden Pole seines Lebens. Zwischen „Faust“ und „Don Juan“ steht er selbst, er hat das dunkle schwere Blut des dem Teufel verfallenen Zweiflers, aber es ist heiß, wie das des sevillanischen Kavaliers. Keiner hat besser als Lenau den wahren Charakter des „Don Juan“ erkannt und dargestellt. „Don Juan“ ist der Mann, der frech und stolz das Recht auf Unbeständigkeit in kecke That umsetzt, und der zu Grunde geht, nicht durch eine rächende und strafende Gerechtigkeit, sondern an Ekel und langer Weile, am Abkühlen des eigenen Blutes. „Ins Welke hat sichs Leben mir verfärbt“. Der schöne Sturm, der „Don Juan“ durchs Leben getrieben, ist vertobt, seine Liebeskraft ist zu Ende, der Brennstoff verzehrt und so erscheint ihm die Welt wüst und umnachtet. Und Marcello spricht die Moral:

„Im Dienst der Liebe bleibt nur ungeprellt,
Wer noch in ihrem Rausch zur Grube fällt.“

In „Don Juan“ und in „Faust“ hat Lenau die Gluth seiner Seele in Verse gegossen, und in der ganzen deutschen Poesie gibt es nichts, was die wundervolle Sinnlichkeit dieser Verse erreicht. Um ein Gleichniß dafür zu finden, muß man an musikalische Formen denken. Die Musik war in Lenau überhaupt das eigentlich treibende Element. Von ihm kann man in Wahrheit sagen, seine Seele denkt in Tönen. Das Wort, der Vers sind oft nur Ersatzformen für musikalische Konzeption. Seit früher Jugend trieb Lenau Musik, und in seiner ekstatischen Vorliebe für Beethoven erklomm sein musikalisches Empfinden den Gipfel. „Kennen Sie nicht jene Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt?“ schreibt er. „Mit jedem solchen Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühle es ganz deutlich. O, es ist ein köstliches Gefühl, wie einem so das Leben verklingt.“ Man hat in Lenau neben dem Deutschen auch den Slaven und den Magyaren erkennen wollen. Sein Blut war vielgemischt. Aber die slavischen und magyarischen Elemente seiner Kunst sind, möchte ich sagen, vor allem musikalischer Natur. Es sind nationale Rhythmen, die in den Versen des deutschen Dichters pulsen.

*) Leipzig, Max Hesse, 1902.

**) Paris, Calman Levy.

Lenau's Leben war abenteuerlich in seiner Vielgestaltigkeit. Die Flucht von einem Beruf in den andern, die Reise nach Amerika mit ihren Farmerplänen, die Liebesgeschichten, in die er sich verwickelte, und deren Fäden wirr ineinander liefen, bis sie ein Netz bildeten, das ihn mit tausendfacher Pein umschnürte, all das ist ein an Spannung überreicher Roman. Aber merkwürdiger Weise ist die Lyrik, in die dieser Roman sich auflöste, trotz der bunten immer wechselnden Scenerie von einer gewissen Eintönigkeit. Alle seine Gefühle münden schließlich in das der Sehnsucht. Lenau war ein Tantalide. In die Nacht seines Herzens fiel der Schein rothglühender Rosen. Und wenn er sich dem Blüthenzweige näherte, so versengte ihn die Gluth. Einen Paganini seiner eigenen Nerven trieb ihn die krankhafte Unrast seiner Natur durch alle Kreise des Fegefeuers. Den Himmel erreichte er nicht und auch nicht die Hölle. Ein übersinnlich, sinnlicher Freier verzehrte er sich in einem vulkanisch flammenden Platonismus, ward er zerfressen von ätzender Melancholie.

Lenau war ein leidenschaftlicher Raucher. Er hat die Opiumpfeife nicht gekannt, sonst wäre er ihr sicher verfallen. Wie der Rauch aus der Pfeife, so zerflatterte ihm sein Leben. Es löste sich in Schleiern auf, die durcheinander wogten und hinter denen das Ziel verschwand. Und schließlich ballte sich all der Dunst zu einer Wolke zusammen, die sich um seine Stirne legte. Und so endete er im Wahnsinn.

Lenau's dichterisches Talent war größer als seine Persönlichkeit. Sein Talent war gesund, voll innerer Harmonie, seine Persönlichkeit durch und durch krank, von Dissonanzen zerrissen. So ist er das gerade Widerspiel der modischen Dichter von gestern, die, gesund an Leib und Seele, sich mühten, krankhaft zu dichten.

Man hat Lenau mit Byron verglichen, an Goethe und Heine gemessen. Gewiß findet sich Heine'sches in ihm, und er, der seinen „Don Juan" ebenso gegen Byron ausspielte, wie seinen Faust gegen Goethe, hat Berührungspunkte mit beiden. Er hat von Platen gelernt, von Hölty, von Matthison. Was aber in ihm unvergänglich ist, was seine Größe ausmacht, das sind die Verse, wo sein Talent sich mit seiner Persönlichkeit deckt, die Verse, aus denen die Sehnsucht seiner Schwermuth spricht. Da schweigt die Welt, und über ihrem Dunkel schwebt das Lied wie ein Geigenton, den nur Einer den Saiten entlocken konnte, nur der Eine, über dessen wundes Herz die Saiten gespannt waren.

Wien. Rudolph Lothar.

Die Einführung der Stenographie in die Schulen.

Bei dem gewaltigen wirthschaftlichen Konkurrenzkampf zwischen den civilisirten Völkern ist natürlich derjenige im Vortheil, der die beste Rüstung trägt, der die modernsten Hilfsmittel besitzt und sie am zweckmäßigsten zu verwenden versteht. Der Siegeszug, den der deutsche Kaufmann durch die ganze Welt gemacht und der den Engländern schon Kopfschmerzen genug bereitet hat, wird darauf zurückgeführt, daß der Deutsche nicht beim Alten und Hergebrachten stehen bleibt, sondern alles Neue und Gute, wo er es auch findet, sich aneignet und in den Dienst der von ihm vertretenen Sache stellt. Viele neue Errungenschaften, die wir dem rastlosen Erfindergeist der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden und eminent praktischen Amerikaner verdanken, kommen schon genau so uns Deutschen zu Gute, wie eben den Ländern, in denen man jede Maschine baut, die dazu geeignet ist, Zeit und Geld, sowie Menschen- und Pferdekräfte zu sparen. Zu denjenigen Instrumenten, die von Amerika aus sich über die ganze Erde verbreitet haben, gehört in erster Reihe die Schreibmaschine. Sie hat ihren Einzug nicht nur in unsere großen Handelshäuser und industriellen Unternehmungen gehalten, sondern ist auch bereits in den Bureaus unserer Behörden zu finden, die doch im Allgemeinen in dem Rufe stehen, daß sie am Traditionellen festhalten und Neuerungen nur sehr schwer den Eingang in die geheiligten Räume gestatten, in denen vom grünen Tisch aus über Wohl und Wehe von Tausenden und Millionen entschieden wird.

Zu der Schreibmaschine gehört die Stenographie; die eine Fertigkeit ergänzt die andere, und wer den Zeitungsannoncen seine Aufmerksamkeit widmet, in denen kaufmännisches Personal gesucht wird, ersieht bald, daß heutzutage weit mehr geschäftliche Hilfskräfte gesucht werden, die im Gebrauch der Stenographie und der Schreibmaschine geübt sind, als solche, die Kenntnisse in fremden Sprachen aufweisen können. Die Zahl der kaufmännischen Angestellten, die mit Hilfe der Stenographie und der Schreibmaschine sich ihren Unterhalt verdienen, beziffert sich bei uns in Deutschland auf viele Tausende. Sie haben zu einem sehr erheblichen Prozentsatz keine höhere Schule besucht, und ihre trotzdem sehr achtbaren Leistungen sind der beste Beweis dafür, daß das Erlernen der Stenographie für einen strebsamen Menschen durchaus nicht so schwierig ist, wie manche Leute das große Publikum glauben machen wollen. Angesichts der Verwendung von Schreibmaschinen und Stenographen in fast allen größeren Geschäften und Verwaltungen mußte es einen sehr eigenartigen Eindruck machen, daß ein hervorragender „praktischer Stenograph" in den letzten Wochen in einem Artikel, dem eine ganze Reihe deutscher Zeitungen Aufnahme gewährt haben, die Sache so darstellte, als ob die Stenographie gewissermaßen ein Reservatrecht weniger auserwählter, gottbegnadeter Personen sei, von denen es nur ein halbes oder ein viertel Hundert gebe, soweit die deutsche Zunge klingt, und davor warnte, den Bestrebungen auf „Demokratisirung der Stenographie" Folge zu geben. Es gehört ein gewisser Muth dazu, eine solche Behauptung aufzustellen, angesichts der notorischen Thatsache, daß es außer den Tausenden von praktischen oder Kammer- sowie Geschäftsstenographen bei uns in Deutschland wieder andere Tausende von gebildeten Leuten gibt, die die Kurzschrift bei ihren schriftlichen Arbeiten verwenden, die sich ihrer bedienen, um Reden und Vorträge aufzuzeichnen, und die endlich ihre Korrespondenz mit Systemgenossen ausschließlich in stenographischer Schrift führen. Welche immense Ersparniß unnützer und lästiger mechanischer Arbeit in der Verwendung der Stenographie liegt, kann nur der ermessen, der sich ihrer mit Geläufigkeit zu bedienen weiß. Wie viele unnütz verschwendeten Kräfte würden frei werden, wenn alle Männer in leitender Stellung, die viel zu disponiren oder schriftliche Gutachten und andere Ausarbeitungen zu liefern haben, sich dieses Hilfsmittels, die Schreibarbeit auf ein Minimum herabzusetzen, bedienen könnten; wie viel Zeit würde man gewinnen, wenn man bei jedem Gebildeten die Kenntniß einer bestimmten Kurzschrift voraussetzen und daher mit ihm darin korrespondiren könnte. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß wir in demselben Moment, wo wir in Deutschland eine Einheitsstenographie hätten, einen gewaltigen Schritt vorwärts auf nationalökonomischem Gebiet gethan hätten, der gleichbedeutend mit einer wesentlichen Steigerung unserer Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt sein müßte.

Wenn wir dahin kommen sollen, ist es unerläßlich, daß die Stenographie Unterrichtsgegenstand in den sämmtlichen gehobenen Schulen des deutschen Reiches werde. Nun wird ja freilich von den zünftlerischen Gegnern der „Demokratisirung der Stenographie" behauptet, die Kurzschrift sei dazu zu schwer zu erlernen; es genüge, wenn ein Stamm tüchtiger Berufsstenographen herangebildet werde, und dazu sei schon jetzt Gelegenheit. Die Phrase von der schweren Erlernbarkeit der Stenographie bedarf keiner Widerlegung.

Es gibt in Deutschland Dutzende von Kurzschriftsystemen, in denen jährlich zusammen viele Tausende von Personen, darunter zahlreiche Frauen und Mädchen, nicht nur unterrichtet, sondern so gut ausgebildet werden, daß sie eine sehr respektable Schreibfertigkeit sich aneignen. Und daß da, wo die Schule ihre Hand dazu bietet, die Stenographie „Gemeingut aller Gebildeten“ werden kann, das ist in Bayern, Sachsen und Oesterreich, wo der Staat in den Schulen Stenographieunterricht ertheilen läßt, zur Genüge dargethan. Nebenbei bemerkt, denkt von den Personen, die an der Spitze der großen Stenographenverbände in Deutschland stehen, niemand daran, die Stenographie zum „Gemeingut der ganzen Nation“ zu machen oder „die ganze Bevölkerung in der Stenographie ausbilden zu wollen“. Die ernsten Männer, die sich in Deutschland zur Verbreitung der Stenographie zusammengethan haben, beabsichtigen natürlich nicht, Volksschüler, die kaum nothdürftig lesen und schreiben lernen, nun noch mit der Kurzschrift zu beglücken.

Es scheint, als ob auf Grund der erwähnten irreführenden Behauptungen in Preußen thatsächlich bis jetzt Einflüsse am Werk gewesen sind, die darauf abzielten, die Regierung von der Prüfung der Frage abzuschrecken, ob es nicht an der Zeit sei, der Einführung des Kurzschriftunterrichtes in den höheren Schulen ernstlich näher zu treten. Denn es wäre sonst kaum zu erklären, wie auf dem siebenten „Deutschen Stenographentag Gabelsberger“ — der hier in Berlin vom 2. bis 6. August stattfand, und dessen Ehrenausschuß zahlreiche hohe Reichsbeamte und Bundesrathsbevollmächtigte, der Reichsschatzsekretär Frhr. v. Thielmann sogar als Vorsitzender, angehörten — das preußische Kultusministerium ganz unvertreten bleiben konnte. Es handelte sich nicht um die Veranstaltung irgend eines Vergnügungsvereins, sondern um ernste Verhandlungen eines Bundes, dem König Georg von Sachsen ein so lebhaftes Interesse entgegenbringt, daß er auf dem vorletzten in Dresden abgehaltenen Stenographentage, dessen Protektorat er übernommen hatte, persönlich erschien. Kaiser Wilhelm II. läßt seine Reden durch einen Gabelsbergerianer nachschreiben, und Kaiser Franz Josef wendet der Kurzschrift ebenfalls seine Theilnahme zu. Die österreichische Regierung hatte den Dezernenten für das stenographische Unterrichtswesen im Kultusministerium, Hofrath Dr. Kummer, zum Berliner Stenographentage delegirt, der denn auch eine Begrüßungsansprache an die Versammlung richtete. Es wirkte auf uns Norddeutsche etwas beschämend, daß die preußische Regierung im Gegensatz zu der österreichischen gar keine Notiz von dem Kongreß nahm, obgleich dieser doch in der Reichshauptstadt stattfand.

Hoffentlich ändert das preußische Kultusministerium nunmehr nach der Berliner Stenographenversammlung die Haltung, die es bisher gegenüber der Frage der Einführung des Kurzschriftunterrichts in die höheren Schulen eingenommen hat. Ein Anlaß dazu ist insofern gegeben, als der deutsche Stenographenbund Gabelsberger — nachdem er soeben das System einer Revision unterzogen und damit bewirkt hat, daß Systemfragen auf lange Zeit hinaus von seiner Tagesordnung verschwinden werden — von jetzt ab seinen Einfluß in erster Reihe dahin geltend machen wird, der Gabelsberger'schen Stenographie als dem deutschen Einheitssystem nunmehr endlich auch Eingang in die höheren Schulen Preußens und derjenigen anderen deutschen Bundesstaaten zu verschaffen, die bisher gleich Preußen eine gänzliche Zurückhaltung in dieser Frage beobachtet und nicht gleich Bayern, Sachsen und einigen anderen deutschen Staaten, sowie Oesterreich-Ungarn, das erwähnte System bereits in den Schulen eingeführt haben.

Wenn die Besorgniß, daß bei amtlicher Einführung des kurzschriftlichen Unterrichts in die Schulen nach einer bestimmten Methode die Anhänger aller anderen Systeme sich über Zurücksetzung und Ungerechtigkeit beklagen und ein Zetermordiogeschrei anstimmen würden, ein Hinderniß für die Einführung des Stenographieunterrichts in die Schulen überhaupt sein sollte, dann würden wir in Deutschland niemals zur allgemeinen Verbreitung eines einheitlichen Stenographiesystems und damit zu einer vollen Ausnutzung der Vortheile der Kurzschrift gelangen. An und für sich würde es für diesen nationalen Zweck von geringer Bedeutung sein, ob man sich für das System Gabelsberger oder Stolze entscheidet — die anderen Systeme kommen wegen ihrer geringeren Verbreitung ernsthaft als Einheitsstenographie überhaupt nicht in Betracht —; es sind reine Zweckmäßigkeitserwägungen, die uns bestimmen, für die Wahl der Gabelsbergerschen Methode bei der Einführung der Kurzschrift in die Schulen einzutreten. Bei dem Jahrzehnte langen Wettbewerb der beiden hauptsächlichsten deutschen Stenographiesysteme hat die Gabelsberger'sche Methode einen unzweifelhaften Vorsprung gewonnen.

Nach der letzten Statistik für das Zähljahr 1901/1902 wirken überhaupt für das System

Gabelsberger:	1773 Vereine	mit 67 775	Mitgliedern
Stolze-Schrey:	1234 „	„ 34 425	„ .

Die Zahl der Unterrichteten beträgt für Gabelsberger: 92 000 und Stolze-Schrey 53 000.

Die in manchen Kreisen verbreitete Annahme, daß das System Stolze-Schrey in Norddeutschland eine größere Verbreitung habe als das Gabelsberger'sche, ist eine durchaus irrige. Gabelsberger hat in Norddeutschland eine größere Verbreitung, mehr Vereine und mehr Vereinsmitglieder als Stolze-Schrey in ganz Deutschland:

Gabelsberger in Norddeutschland:
1082 Vereine, 30 977 Mitglieder;
Stolze-Schrey in ganz Deutschland:
1042 Vereine, 29 824 Mitglieder.

Das Wachsthum des Deutschen Stenographenbundes Gabelsberger in den letzten zwölf Jahren ergiebt sich aus folgenden Zahlen. Im Jahre 1890 hatte der Bund (immer in runden Zahlen) 480 Vereine mit 15 000 Mitgliedern. Er wuchs bis 1895 unter der Leitung Alteneders um 190 Vereine mit 7000 Mitgliedern auf 670 Vereine mit 22 000 Mitgliedern; von 1895 bis 1900 unter der Leitung von Dr. E. Clemens-Wolfenbüttel, der jetzt Vorstand des Königlich Sächsischen Stenographischen Instituts in Dresden und Regierungsrath ist, um 730 Vereine mit 28 000 Mitgliedern auf 1400 Vereine mit 50 000 Mitgliedern; in den zwei Jahren von 1900 bis 1902 unter Leitung von Oberlehrer Dr. Gaster-Stralsund, jetzt Direktor einer höheren deutschen Schule in Antwerpen, um 320 Vereine mit 10 000 Mitgliedern auf 1720 Vereine mit über 60 000 Mitgliedern. Beiläufig sei erwähnt, daß die durch eine Reihe von Zeitungen gegangene Notiz über eine wegen der Berliner Beschlüsse bevorstehende „Spaltung“ der Gabelsberger'schen Schule tendenziös und voll von Unrichtigkeiten war. Sollten einige Vereine sich wirklich vom Bunde trennen, so wird es sich um eine so verschwindende Minorität handeln, daß sie garnicht in Betracht kommt und den Ausdruck „Spaltung“ in keiner Weise rechtfertigt.

Im Zähljahre 1900/1901 wurde das Gabelsberger'sche System im Ganzen an 1224 Schulen gelehrt, 1901/1902 an 1536 Schulen, was einen Zuwachs von 312 Unterrichtsanstalten, die sich für dieses System entschieden, in einem Jahr ergiebt.

Das System Gabelsberger ist unter Ausschluß aller anderen Systeme amtlich an den Schulen 2c. eingeführt in Bayern, Sachsen, Weimar, Oldenburg, Coburg und Gotha, außerdem in Oesterreich-Ungarn; Stolze-Schrey, Stenotachygraphie, Nationalstenographie 2c. 2c. nirgends. Zugelassen neben Gabelsberger ist Stolze-Schrey in Württemberg und Baden. Aber während in Baden die Unterrichtszahlen für die Schulen ungefähr gleich sind, beträgt die Zahl der Unterrichteten in den württembergischen Schulen nach Gabelsberger 2219, nach Stolze-Schrey nur 515.

Jeder Unbefangene wird, wenn er von allen vorstehenden Zahlen Kenntniß genommen, mit uns darin übereinstimmen müssen, daß, wenn es sich um die Einführung

des Stenographieunterrichts nach einem bestimmten System in die Schulen handelt, die Gleichwerthigkeit der beiden Systeme vorausgesetzt, aus praktischen Gründen die Wahl unbedingt auf das Gabelsberger'sche System, das in Bayern, Sachsen und Oesterreich bereits zum Gemeingut der Gebildeten geworden ist und auch in Norddeutschland dominirt, und nicht auf Stolze-Schrey zu fallen hätte. Zudem müßte schon die Erwägung den Ausschlag in diesem Sinne geben, daß Bayern, Sachsen und Oesterreich nicht daran denken, von dem in der Praxis so glänzend bewährten System Gabelsberger abzugehen.

Privatim kann jeder — das ist selbstverständlich — auch später das Stenographiesystem erlernen und anwenden, das ihm am meisten zusagt. In den Schulen aber darf in ganz Deutschland nur ein System gelehrt werden, wenn anders wir uns die großen wirthschaftlichen und kulturellen Vortheile sichern wollen, die die Anwendung eines und desselben Kurzschriftsystems für das ganze Reich, ja für das ganze deutsche Sprachgebiet, speziell uns in Deutschland gewähren würde.

Das preußische Kultusministerium hat die Pflicht, sich dieser wichtigen Angelegenheit nicht weiter dilatorisch gegenüberzustellen, sondern ernsthaft der Frage der Einführung des stenographischen Unterrichts in die höheren Schulen Preußens näher zu treten.

Grunewald. Heinrich Nicolai.

Renan im Pariser Priester-Seminar.

Der Rückschlag der französischen Revolution hatte in der Litteratur bekanntlich eine von Chateaubriand gepredigte Neubelebung des religiösen Gedankens zur Folge. Das künstlerische Verdienst des Génie du christianisme vermochte indessen auf die Dauer das Aufkommen anderer Richtungen nicht zu hemmen. Wer in der französischen Dichtung und Forschung des neunzehnten Jahrhunderts auch nur flüchtig Umschau hält, wird vielmehr die selbständigen, bedeutenden Köpfe ziemlich unbedingt sich immer entschiedener von der Kirche ab- und der libre pensée sich zuwenden sehen. Victor Hugo wurde aus einem frommen Royalisten allgemach ein deistischer Republikaner. Mérimée hegte fast blasphemische Gesinnungen. Sainte-Beuve verkündigte am Ende seiner Tage nahezu materialistische Lehren. Flaubert haßte und verhöhnte jeden kirchlichen Dogmatismus. Augier war ein fanatischer Jesuitenfeind, ein überzeugter, streitbarer Gegner der Vorherrschaft des Klerus. Die Goncourt, Alphonse Daudet und Zola wollten zeitlebens nichts von religiösen Bekenntnißformeln hören. Taine und Renan gingen, wie jeder französische Schulknabe weiß, als Denker ihre eigenen, vom Papstthum weit abführenden Wege.

Mit der Schicksalswende des Jahres Siebzig trat — nicht in der republikanischen, zur Regierung gelangten Partei, wohl aber — in maßgebenden litterarischen Kreisen ein Umschwung ein. Die Herzogs- und Kardinalsgruppe der französischen Akademie, die natürlich seit jeher Rom und die Geistlichkeit mit Ehrerbietung behandelte, fand unerwartete, willkommene Verstärkung durch Männer, die aus sehr verschiedenen Ursachen in den gleichen bergenden Hafen Einlauf suchten. Brunetière bekehrte sich, wie ein Jahrhundert vorher der ursprünglich voltaireanisch eingeschworene La Harpe, angesichts der Anarchie in der Gelehrtenrepublik zum streng katholischen, von Leo XIII. huldvoll empfangenen und gesegneten Autorität, dem bewußt oder unbewußt das Ideal eines unfehlbar ex cathedra große und kleine Wirren durch Bannflüche oder Kanonisationen aus der Welt schaffenden Litteraturpapstes vorschwebt. François Coppée fand, monatelang todtkrank, auf seinem Schmerzenslager plötzlich den Rückweg zum frommen Glauben seiner Kindertage. Und Paul Bourget, der schon in der ersten Sammlung seiner Gedichte La vie inquiète seiner christlichen Art und Abstammung gedacht hatte, wandelte sich aus einem Apostel des Taine'schen Fatalismus immer leidenschaftlicher zum Führer eines neuen, neumodischen Kreuzzuges gegen die angeblichen Irrlehren seiner vormals verherrlichten Meister. Im Disciple wollte er — der Sohn eines Mathematikers — fast more geometrico beweisen, daß vorurtheilslose Jünger Taine's, wenn die Gelegenheit lockt, ruchlose Verbrecher werden; in kleineren Geschichten — „Ein Heiliger", „Die Sühne" u. s. w. — glaubte er in einer kaum verfeinerten Methode der Traktätleinlitteratur zu exemplifiziren, daß die wahren Aerzte jeglichen Weltgiftes die Mönchskutte tragen.

Die subjektive Ehrlichkeit dieses Boudoir-Katholizismus soll ebensowenig angetastet werden, als die wahrhaft evangelische Wirksamkeit selbstloser, gläubiger Seelsorger. Leute vom Schlage des savoyischen Vikars, den Rousseau nach einem leibhaftigen Urbild malte, gedeihen, wenngleich wie zu allen Zeiten selten, auch heute noch, zum Heil bedrängter, andächtiger Gemüther.

Ebenso hoher Achtung würdig wie Priester, die durchaus eins mit ihrem Glauben und ihrer Gemeinde, ihres sorgen- und trostreichen Amtes walten, sind aber die Kämpfer, die in schwerem Ringen von den Ueberlieferungen der Familie, von den liebgewordenen Träumen und Hoffnungen der Kinderzeit, von den Aussichten einer gebietenden Machtstellung sich losmachen, weil ihre Gewissenserforschung ihnen solche unabweisliche Opfer auferlegt. Auch ihre Lebensläufe haben, wenn nicht gerade romanhaften, für jeden Unbefangenen in ihrer Schlichtheit doppelt gewinnenden Reiz. In diesem Sinne hat es David Friedrich Strauß nicht unter seiner Würde gehalten, seinem Jugendfreund Märklin ein eigenes biographisches Denkmal aufzurichten, die wahrheitsgetreue Darstellung der Begebenheiten, die einen schwäbischen Landpfarrer als reifen Mann bestimmten, einen anderen Lebensberuf zu ergreifen, sobald er durch neu geweckte Zweifel die Fundamente seiner Kirche ins Wanken gerathen sah.

So hat vor wenigen Jahren der Pariser Akademiker Octave Gréard zur Ueberraschung vieler Leser des gediegenen Kritikers Edmond Scherer aus dessen Jugendbriefen den Beweis erbracht, unter welchen Seelenqualen der gewissenhafte Theologe sich vom Protestantismus abgewendet und zum unparteiischen Religionsforscher weiter entwickelt habe. So hat uns Ernest Renan noch bei seinen Lebzeiten in den Jugenderinnerungen — Souvenirs d'enfance et de jeunesse — erzählt, welche Studien und Erfahrungen ihn, den geborenen Bretonen, dazu vermochten, aus dem Seminar zu scheiden. Die Kenner seines Lebenswerkes wissen längst, wie heldenmüthig seine Schwester Henriette mit Rath und That bei diesem sorgen- und folgenreichen Entschluß eingriff: Renan's anfangs nur als Manuscript für Freunde gedrucktes Büchlein Ma soeur Henriette ist mittlerweile mit Recht Gemeingut geworden. Nach dem Tode des großen Prosaikers sind vor Jahr und Tag die Lettres intimes de Ernest Renan et Henriette Renan erschienen, denen sich nun in einem besonderen Bande die Lettres du Séminaire 1838—1846 anreihen*): eine Sammlung und Auswahl der Briefe von Mutter, Schwester und Sohn Renan von den Tagen, da der Fünfzehnjährige die Bretagne verließ, um in eine Pariser geistliche Lehranstalt einzutreten, bis zu den endgiltigen Erklärungen des tonsurirten Dreiundzwanzigjährigen, für immer von einer priesterlichen Laufbahn abzusehen.

Sachlich Neues ergibt sich aus der Prüfung der Lettres du Séminaire für die Kenntniß von Renan's Biographie nicht. Man weiß, daß der Zögling sofort durch seine außer-

*) Paris, Calmann Levy, 1902.

ordentlichen Fähigkeiten und Leistungen die Aufmerksamkeit der Lehrer und den Antheil des damaligen Leiters der Pariser Anstalt, des nachmaligen Kirchenfürsten Dupanloup auf sich zog; weiß auch, daß den geistigen Gaben des jugendlichen Ernst sein sanftes Naturell, sein Fénélon'sches Zartgefühl wie eine neue Verheißung priesterlicher Genialität sich gesellte; weiß weiter, wie der von Haus aus Ur-Religiöse durch eindringliches Bibelstudium, zumal unter dem Einfluß von Gesenius und späterhin von David Strauß, irre wurde an dem Buchstaben der Schrift; weiß endlich, wie der Seminarist, dem — gleich seinem Kameraden, dem nachmaligen Fürsterzbischof von Lyon, Kardinal Foullon — die Gewißheit der höchsten Kirchenwürde winkte, seinen Zweifeln an einer göttlichen Offenbarung dadurch Ausdruck gab, daß er den ebenso schmerzlichen, wie männlichen Entschluß faßte, das Seminar zu verlassen und in engen, unsicheren Verhältnissen zunächst als Schulmann und gelehrter Litterator sich durchzuschlagen. Ernst Renan hat in seinen Bekenntnissen auch schon längst mit unauslöschlicher Dankbarkeit seiner älteren Schwester Henriette gedacht, die mit ihrem kärglichen, mühseligen Erwerb als Erzieherin in gräflichen polnischen Familien energisch und großmüthig für die Ihrigen sorgte und mit seltener, bei einer gebürtigen Bretonin doppelt seltener Klarheit in religiösen Dingen den zeitweilig zaudernden, zagenden Bruder beschwor, um keinen, noch so edlen Preis der innersten Ueberzeugung untreu zu werden. Wie weh Ernst durch seinen Verzicht auf die geistliche Laufbahn zumal seiner Mutter thun mußte, hören und sehen wir jetzt aus den Briefen der herrlichen Frau: die Herausgeber haben es, wie sie gelegentlich in einer Fußnote bemerkten, leider für nöthig gehalten, Interpunktion und Orthographie dieser bezaubernden Episteln der Wittwe Renan, pour la facilité de la lecture zu modernisiren: die Rechtschreibung ihres Herzens verleugnet sich in keinem Satze. Sie wird und bleibt die Heldin dieses von den Stürmen der Zeit umbrausten Familien-Idylls.

Schwester Henriette hat dem bisher von bretonischen Priestern geleiteten fünfzehnjährigen Bruder einen Freiplatz im Pariser Seminar erwirkt. Volle zehn Jahre soll Ernst diese Vergünstigung genießen; nur muß er binnen längstens sechs Tagen dem Rufe Folge leisten; sonst fällt die „Bursa“ einem anderen zu. Der halbe Knabe willfahrt sofort. Sein erster Brief an die ferne, in den kleinstädtischen Verhältnissen von Treguier sich bangende Mutter ist aus „dem ungeheuren Schlund (gouffre) von Paris“; Ernst war eine Weile wirr von dem Getöse, das so seltsam absticht von der Stille des Heimathörtchens. Bald aber hat er der Mutter nur gute, tröstliche Botschaften zu bestellen. In aller Bescheidenheit berichtet er, daß und wie er immer bessere Censuren davonträgt; die Lehrer wollen ihm wohl; außer Büchern verlangt er kaum je irgend etwas: die Kosten einer neuen Soutane, eines nicht völlig abgerissenen Hutes fallen nie schwer ins Gewicht. Die Mutter muß ihm beim Bischof von Brieuc die Ausscheidung aus dessen Diöcese erwirken, damit er in den Bezirk von Paris eingemeindet werden kann: „ohne Zweifel“, so schreibt der kleine Seminarist treuherzig, „gibt es auch in der Bretagne des Heiles bedürftige Seelen; aber die Hauptstadt ist noch viel belangreicher, da sie den andern das Beispiel gibt. Bisweilen haben ungeheure Bevölkerungsmengen nur Laienpriester; es ist deshalb nicht erstaunlich, daß es hier zu Lande so viel Unordnungen gibt.“ Wie eine Bekräftigung dieses Satzes nimmt sich eine, ein paar Monate hernach folgende Beobachtung aus. Auf einem mit seinen Kameraden unternommenen Spaziergang nach Saint-Cloud vernimmt er mit einemmal den Ruf: „Der König kommt“. Zuvor war ihnen schon starkes Aufgebot von berittenen Gendarmen und Fußtruppen aufgefallen.

„Der König sieht ziemlich gut, namentlich sehr fein aus; nur schien er mir sehr alt zu sein. Uebrigens ist er zum Sprechen ähnlich auf den Münzen getroffen. Danach allein könnte man ihn erkennen. Eine Betrachtung hat mich stutzig gemacht, als ich ihn genöthigt sah, dermaßen eilig nur zu Wagen, umgeben und gefolgt von einer Eskorte, einen Ausflug wagen zu können: ein König von Frankreich kann aus Angst vor Attentaten nicht einmal ruhig spazieren gehen, wie einer seiner Unterthanen. Das ist ein trauriges Los und ein trauriges Volk. Sein Gefolge ist nicht sehr glänzend und hat nichts von der Majestät der alten Höfe. Ich war sehr zufrieden, den König gesehen zu haben, denn er ist eine geschichtliche Persönlichkeit, von der man spricht und viel sprechen wird und die man, schon wegen der Stelle, die er einnimmt, schlecht oder recht (soit justement, soit injustement) respektiren muß. Es hat uns, Alfred Foullon und mich, denn auch indignirt, die königliche Majestät dermaßen verkannt und erniedrigt zu sehen, inmitten des französischen, ehedem so königstreuen Volkes.“

Die feierliche Taufe des Grafen von Paris in Notredame, die der Achtzehnjährige Dank der ausnehmenden Vorliebe seines Geschichtsprofessors mit ansehen darf, wirkt desto prunkvoller: aber auch diese Ceremonie begegnete lange vorher dumpfem Widerstand des mit dem Königshof nicht zum Besten stehenden Erzbischofs. Das kirchliche Schauspiel scheint dem jungen Bretonen mitunter eine Feerie: so bunt ist das Farbenspiel der Staatskleider und Prachtkarossen, der Aufzug der goldstrotzenden Diplomaten und der Generalität; so neu sind ihm die scharlachfarbenen Uniformen der Richter, die Palmenfräcke der Akademiker. Fast während des ganzen Taufaktes hat er den König und den kleinen Prinzen vor sich, der nicht wenig erstaunt schien, so viel Menschen um sich zu sehen; er wußte nicht, daß man sich seinetwegen so viel Mühe gemacht hatte. Das Taufbecken war dasselbe, an dem der heilige Ludwig die Taufe empfangen hatte. Der einzige Schmerz, den der geblendete Zuschauer empfand, war, daß seine Mutter das Schauspiel nicht mit ansehen konnte. Bald darauf sollte ihn weit ärgeres Herzeleid um die wackere Frau bekümmern.

Ernst hört die Vorträge Dupanloups, der an der Sorbonne die Lehrkanzel für geistliche Beredtsamkeit erhalten hat. „Welch einen Mann hat der liebe Gott mich in ihm kennen gelehrt: die schönste Seele und den erhabensten Geist, der mir bisher begegnet ist.“ Ziemlich gleichzeitig vertieft sich der junge Renan aber selbst in philosophische Studien:

„Denken Sie sich, liebe Mutter, man fragt sich da ernsthaft: existire ich wirklich? Ist das nicht bloß ein Traum, eine Einbildung? Ich glaube meine theure Mutter zu sehen, die entrüstet sagt: gewiß existirt mein Ernst; ich möchte den wohl sehen, der sich herausnähme, das zu leugnen. Aber die Philosophen sind nun einmal die drolligsten Leute von der Welt. Sie zweifeln an allem. Aber haben Sie keine Furcht, theure Mutter, ich bin noch nicht so weit. Und wenn ich auch jemals an allem zweifeln sollte, an unserer gegenseitigen Liebe geschähe das nimmermehr.“

Die Probe ließ nicht lange auf sich warten. Ernst eröffnet ihr im Frühling 1843, daß er die Tonsur zu empfangen gedenke. Dauernd gebunden sei er damit noch nicht. Aber der erste Schritt geschehe immerhin. Die Antwort der beglückten Frau ist ein Wunderwerk weiblicher Herzenswärme:

„Wie glücklich macht mich Dein Brief, mein vielgeliebtes Kind! Das Gelübde, das ich einst in meinem Innern abgelegt, scheint sich also zu verwirklichen. Seit der grausamen Krankheit, die Dich auf ein Haar der Zärtlichkeit Deiner Mutter, Deiner liebenden Schwester und Deines trefflichen Bruders entrissen hätte, hatte ich mir insgeheim gelobt, niemals ein Hinderniß in den Weg zu legen, wenn der liebe Gott Dich zu seinem Dienst bestimmen sollte. Ich habe Dir niemals davon gesprochen; ich wollte, daß Deine Sendung von Gott allein kommen sollte. Erinnerst Du Dich, armes Kind, Deines Zustandes in Folge dieser grausamen Krankheit, des Gelübdes und der Wallfahrt, die wir zusammen nach Notre-Dame de Bon-Secours unternommen haben? Seit jener Zeit habe ich oft daran gedacht, daß der liebe Gott Besonderes mit Dir vorhabe. Viele Leute, die sich entsinnen, Dich ganz verkrüppelt gesehen zu haben, sagen mir ein Gleiches. Ernst, mein theurer Ernst, folge den Eingebungen der göttlichen Gnade. Hier spielt kein irdischer Beweggrund mit. Dein Bruder und Deine Schwester sind in ehrenhaften, einträglichen Stellungen. Die Vorsehung hat für sie gesorgt. Sie würde Dich ebensowenig wie sie im Stich gelassen haben. Aber, mein theures Kind, ein würdigeres Amt ist Dir vorbehalten. Wenn Du dem lieben Gott in seinem Heiligthum an einer Stätte, wo immer das seinem heiligen Willen gefallen wird, dienst, das ist mein ganzer Ehrgeiz.“

Allein Ernst kann die Tonsur noch nicht nehmen. Starke Bedenken sind rege geworden. Und sein Beichtvater

ist wohlwollend genug, den Brief, in dem der junge Renan seiner Mutter diesen Aufschub mittheilt, mit einer schonungsvollen Einbegleitung zu versehen, in der es heißt: er hoffe, Ernst werde diesen Schritt einst nach erreichter größerer Reife wagen. Die Mutter beruhigt den Sohn, der besorgt, ihre Liebe verringert zu sehen, in den rührendsten Wendungen. Nicht weniger, nur noch mehr ans Herz gewachsen sei er ihr. Er möge getrost sein 21. Jahr abwarten. Sie würde sich sogar schweigend darein finden, wenn Ernst die eine Weile geplante Studienreise antreten würde. Der Plan fällt ins Wasser.

„Ich muß Dir auch das sagen, unter welchem Eindruck ich stand, als ich Deinen Brief empfangen habe. Ich war traurig, war eine Sterbende. Ich schaute auf die Felder, auf das Meer, auf den Hafen. Nichts von alledem konnte mich zerstreuen, als ich die Schritte des Briefboten hörte. Herr des Himmels! Wenn ich nur einen guten Brief von meinem Ernst bekäme, damit ich mich ein wenig erholen könnte . . .“

Aber Ach! Neue Zwischenfälle verdunkeln ihre Zuversicht. Sie begreift nicht, daß Ernst Vorlesungen außerhalb der geistlichen Schulen hört. Er hat alle Mühe, ihr zu versichern, daß er nichts gemein hat mit den randalirenden Studenten der Hochschule, die durch Trampeln und Katzenmusiken mißliebige Professoren wegekeln wollen. Seine Trostworte verfangen. „Sag mir nur, wie die Dinge richtig sind, lieber Ernst. Ich will Deine Leiden theilen, wie ich zuvor Deine Freude getheilt habe. Bewahre Dir nur Deinen lautern, graden Charakter, der alle entzückt, die Dich kennen.“

Ernst erwirbt die weltlichen akademischen Grade rasch und leicht. „Warum kann ich“ — so schreibt er der Mutter — „Dir nicht statt dieses Briefes mein Herz senden und Dich darin wie in einem durchsichtigen Krystall lesen lassen. Du würdest darin zum wenigsten die zärtlichste, aufrichtigste, lebhafteste und reinste Neigung erblicken.“ Die arme Wittwe Renan ahnt in alledem, und obwohl Ernst endlich doch die Tonsur empfängt, den Zwiespalt seines Herzens.

„Nein, mein Kind!“ so sagt sie aus freiem Antrieb, „Du wirst nicht vor die grausame Wahl gestellt werden, zwischen Deinem Gewissen und den Wünschen, die ich gehegt habe. Ich lege den Herrscherstab in Deine Hand, überzeugt, daß Du ihn nicht in den Schmutz wirfst fallen lassen.“

Der Sohn vergilt Gleiches mit Gleichem. Er selbst fände nicht leicht den Muth, der vereinsamten Wittwe den letzten entscheidenden Entschluß zu melden. An seiner Statt ergreift Schwester Henriette als seine Vertraute das Wort.

„Eine einzige Sache bringt mich zur Verzweiflung“, so wiederholt Henriette aus einem an sie gerichteten Brief Ernsts der Mutter — c'est ma pauvre mère. Sie liebt mich, Gott weiß, wie sehr. Ach, wenn nur mein Lebensglück in Frage stände, ich hätte es leichten Herzens hingegeben. Aber was kann ich gegen mein Gewissen thun? Mein Gott, konnte ich denken, daß Du mir die Pflicht auferlegen wirst, diejenige mit Leid zu erfüllen, für die Du soviel Liebe in mein Herz gelegt hast?“

Und nach dem Fürwort dieser Mittlerin erklärt Ernst der Mutter in dem letzten Brief unserer Sammlung:

„Sie sagen, geliebte Mutter, mein Beruf scheine mich zu anderem zu bestimmen? Theure Mutter: ich kenne nur Einen Beruf für den Menschen. Und der ist, das Ideal seiner Natur zu verwirklichen, sich aus dem verächtlichen Kreis gemeiner Genüsse zu einer höheren Welt der Tugend und Wissenschaft zu erheben. Das ist das Ziel, das ich mir immer für mein Leben vorgesetzt habe. Das ist das Ziel, dem ich bis zum letzten Athemzug zustreben will. Wenn ich ihm eines Tages untreu werden sollte, dann würde die Stimme meiner Mutter mit dem Vorwurf einer reineren Vergangenheit Reue und Schande bis in die Tiefen meiner Seele tragen. Solang aber die keusche Schönheit der Pflicht und die Freuden eines edlen, reinen Gemüthes die Triebfeder meines Lebens sein werden, glaube ich nicht, meine Vergangenheit verleugnet oder den Ruf der Vorsehung überhört zu haben. Hüten wir uns vor dem Wahn, theure Mutter, daß der Mensch unter einem Schicksalsstern geboren wird, der ihm unbesieglich seine Stelle im Weltall anweist. Besteht seinen eigentliche Sendung nicht darin, in jeder Phase seines Daseins seine gegenwärtigen Ueberzeugungen und den Bedürfnissen seines Herzens zu genügen?“

In dieser schmerzlichsten Heimsuchung hat Ernst Renan Stand gehalten. Die weltlichen Lockungen des geistlichen Standes haben ihn niemals angefochten. Daß er aber seiner Mutter einen niemals ausheilenden Lebensschmerz bereiten mußte, war die sicherste Probe für die Nothwendigkeit seines Entschlusses. Er warf die Soutane und damit die Aussicht auf den Kardinalspurpur für immer von sich. Als Korrepetitor in einem Privatgymnasium, als Herausgeber einer hebräischen Grammatik, mit litterarischen Brotarbeiten bestritt er die bescheidenen Bedürfnisse seines täglichen Unterhaltes. Seine Etudes d'histoire religieuse offenbarten ihn den Kennern, obenan Sainte-Beuve und Edmond Scherer, als Gelehrten ersten Ranges, als einen Stilisten, der seinesgleichen nicht hatte unter den Zeitgenossen. Und in seiner „zermalmenden Milde“ sollte der Sohn der Wittwe Renan als voraussetzungsloser Glaubensforscher dem angestammten Katholizismus gefährlicher werden, als Voltaire mit seinem gehässigen Kampfruf: Ecrasez l'infame. Ein Funke seines Geistes wird denn auch immer wieder aufleuchten, wenn es in der französischen Akademie gar zu dunkel werden sollte.

Grundlsee. A. Bettelheim.

Theater.

Lessing-Theater: „Dame Kobold“. Lustspiel in 3 Aufzügen von Calderon de la Barca. Für die deutsche Bühne übersetzt und eingerichtet von Adolf Wilbrandt.

Aus welken Blumen schuf er einen frischen Kranz: das ist das Wunder, das Calderon in seiner Dichtung vollbracht hat. Auch in seinem unscheinbaren Lustspiel „Dame Kobold“.

Vor versteckter Thür steht ein beweglicher Glasschrank: so öffnet sich der kecken Wittwe unbemerkt der Weg in das Zimmer des galanten Ritters, sie darf da tausend kleine Teufeleien anstiften, darf Briefe mit ihm wechseln, ohne daß er sie sieht und kennt, sie findet Gelegenheit, ihn mit zarten Aufmerksamkeiten zu überraschen, sie weiß sich ihm auch kecklich zu entziehen, da er sie beinahe gefangen hält. Endlich aber geht das Spiel zu Ende. Wieder weilt sie in seinem Zimmer, von ihrem Bruder verdächtigt und da eingeschlossen, und nun hat er für sie einzustehen. Er überlegt, was er zu thun habe, ihre Ehre und die seine zu retten. Er wird sich klar, daß er ihr seinen Degen zur Verfügung zu stellen hat und, da der allein hier nicht aushelfen kann, bietet er ihr seinen Arm, sie zum Traualtar zu führen.

Sehr zierlich und blumenreich ist die Sprache der Briefe, die der kaum Gekannte mit der Unbekannten wechselt. Sehr gewählt und farbig sind die Vergleiche, die sich bei ihrem ersten Anblick auf seine Lippen drängen. Sehr ehrenhaft und sehr galant ist sein Benehmen. Aber da sich nun alles entscheidet, da die Liebliche die Seine werden soll, spricht er kein Wort der Zuneigung, seine Arme strecken sich nicht nach ihr aus, seine Lippen suchen nicht die ihren, er steht da und überlegt, was das Schicklichste zu thun sei, er besinnt sich kühlen Blutes auf die Pflichten tadellosen Anstands. Diese Galanterie weiß von Liebe nichts.

Für die Launen jeder unbekannten Dame ist Don Manuel bereit, seinen Degen zu ziehen. Sobald der leiseste Schein der Unehrenhaftigkeit auf ihn fällt, entblößt er die Klinge. Aber er richtet sie auch dem bloßen Schein zu Liebe gegen den Gastfreund, die Furcht der Möglichkeit einer falschen Deutung bestimmt ihn sofort in seinen Entschließun-

gen. Die beiden Brüder, denen die Ehre ihrer verwittweten Schwester anvertraut ist sind nicht minder jeden Augenblick bereit, für sie zur Wehr zu greifen. Aber sie achten der Schwester Ehre doch auch wieder so gering, daß sie sie mißtrauisch hinter Schloß und Riegel bannen und bei leichtem, verdächtigendem Anlaß ohne weiteres das Schlimmste von ihr denken. Diese Ehre, die über alles entscheidet und dauernd über der Spitze des Degens schwebt, ist nur ein blankes Spiegelbild äußerlichen Scheins. Sie ist so todt, wie diese Galanterie eine todte ist.

Wohl nie hat eine Religion sich alles geistigen Lebens so unbarmherzig bemächtigt, wie es der Katholizismus in dem damaligen Spanien gethan. Alle Kräfte hatte er in sich aufgesogen, jeder Energie ihre Richtung gewiesen. Und von dieser Religionsübung ging ein Hauch des Todes aus. Ertödtet wurde alle Lust am Irdischen, ertödtet Thatendrang und Sinnenfreude. Der Körper war gemein geworden. Darum sollte nur ein seraphisches Tändeln Liebe heißen, darum galt die Galanterie mehr als die Leidenschaft. Selbst der Traualtar war anrüchig geworden. Es interessirte der geistreiche, dialektische Verkehr der Geschlechter untereinander, poetischer Minnedienst und keusches Schäferspiel, aber man fand es widerwärtig, daß zwei, die sich noch eben in Versen angesungen, miteinander zu Bett gehn könnten. Darum steht Calderon die Galanterie höher als die Liebe. Man suchte seine Ideale in einer Welt der Abstraktion, man rang die angeblich niedere Hälfte seines Seins der anderen, höheren zu Gunsten nieder, man wollte scheinen, was doch zu sein unmöglich war, und darum gilt der glänzende Wappenschild der Ehre bei Calderon alles, gleichviel was man damit verdecke. Schon aber war der Ritter von der traurigen Gestalt ausgezogen, der Welt das Lächerliche solcher gegenstandslosen Galanterie, das Widersinnige solchen abgestandenen Ritterthums zu offenbaren.

Wenn Sinnenfreude und geistige Freiheit Nährkräfte jedweder künstlerischen Bethätigung heißen, so darf man sagen: wenig große Dichter sind unter so ungünstigen Aspekten geboren worden wie Calderon. Er aber schuf sich aus welken Blumen den frischen Kranz.

Gleichviel wie er für seine ernste Dichtung in mystischer Versenkung und wundergläubiger Ekstase das lebenzeugende Element fand — hier im leichten Spiel der Verwechselung und der Intriguen ist es die innere Ueberlegenheit des schöpferischen Geistes, von der die starke, bei aller Unfreiheit befreiende, die künstlerische Wirkung ausgeht.

Ein beweglicher Glasschrank nur vor verborgener Thür, der all die heiteren Ueberraschungen, alles muntere Versteckspiel ermöglicht: aber Calderon hat sich einmal in ein paar Versen selbst über die billigen Mittel in seinen Komödien lustig gemacht. Galantes und höfisches Ritterthum, gedrechselte Empfindungen und gläserne Ehrbegriffe: aber dem idealisirten Helden ist der Diener zur Seite gestellt, der jeder entblößten Klinge aus dem Wege geht, recht ungalant in jedem Weib den Teufel, derb realistisch im vollen Krug und im gespickten Beutel die höchsten Daseinswonnen sieht. Neben seinem Herrn trabt er parodistisch einher, wie der Stallmeister hinter dem tollen Idealisten von der traurigen Gestalt. Und damit kein Zweifel sei, scheut Calderon die Anspielung nicht:

> „Wie so wohl verdient mein Herr
> Sein empfangnes Warnungszeichen,
> Daß er nicht mehr auf den Straßen
> Sich als Don Quichotte zeige!“

So darf der gemeine Diener von dem idealen, makellosen und galanten Ritter sprechen. In den engen Begriffen seiner Zeit befangen, alter Bühnentradition dienstpflichtig, übersieht Calderon doch zugleich die Technik, deren er sich bedient, die Empfindungswelt, in der er sich bewegt, die Menschen, die er nach seinem Bilde schafft, — innere Freiheit spottet der zeitlichen Unfreiheit, überlegene Laune adelt und erhebt das Spiel. So sehr, daß es ganz unmittelbar auf Menschen zu wirken vermag, die einer Freiheit sich rühmen dürfen, die ihm, dem Schöpfer des Spiels, unfaßbar gewesen wäre.

Sehr geschickt hat Wilbrandt in seiner Bearbeitung das gemieden, was zwischen unserem Empfinden und dem des Spaniers trennend steht. Eigenmächtig hat er dem galanten Ritter an Stelle kühler Reflexionen über das Schickliche Liebesworte in den Mund gelegt, er hat die Galanterie zur Trägerin wärmerer Empfindung erhoben. Natürlicherem Fühlen hat er vielerorten Ausdruck gegeben. Aber er hat auch — vielleicht in dem Bestreben die spanische Dichtung der Bühnenmode unserer Zeit ganz anzupassen — die künstlichen Maße, die graziösen Vers- und Reimspiele abgestreift, und ihr damit unendlich an eigenartigem Reiz genommen. Der bunte Paradiesvogel bekam in seinen Händen etwas vom Ansehen der braven Drossel.

Wenig trug auch die Aufführung des Lessingtheaters zu dem Gelingen bei. Aller Romantik bar, seines besten Glanzes entkleidet, erstand das galante Spanien auf der Bühne, nicht unähnlich dem Spanien gutbürgerlicher Maskenbälle. Siegreich allein erwies sich die innere Freiheit, die souveräne Laune des Höflings und Priesters Calderon.

Ernst Heilborn.

Aus Ragaz und Zürich.

Von einer Sommerreise, bei der man meint nicht viel Neues gesehen, gar nichts erlebt, keine Menschenseele gesprochen zu haben und des Regens wegen meist im Zimmer sitzen mußte, bringt man schließlich doch mehr heim, als man selbst gedacht. Die Regentage ziehen sich in das Grau ihrer Nebel zurück und auf dem gleichmäßig farblosen Grunde treten desto heiterer die wenigen Sonnenblicke hervor, daß man schließlich sich selber fragt, ja sind's denn so wenige gewesen? war die Zeit nicht viel mehr reich und hat sie uns nicht so Manches gegeben?

In Ragaz, wenn die Wolken sich theilen, thut sich rings um das weite Rheinthal ein Bergkranz auf, im Mai noch tief mit Schnee bedeckt, zu allen Tageszeiten in die wundersamsten Farben gekleidet. Hinter dem spitzen Kirchthurm des Dorfes blickt der graue, geborstene Wartthurm von Freudenberg herüber, dessen Ruine einen weinbewachsenen Hügel krönt, darüber ragt hoch und bläulich der Gonzen bei Sargans auf, in seiner schönen zweigegipfelten Gestalt an die Form des Vesuv gemahnend. Und rechts und links von diesem Bergmassiv eröffnen sich weite Fernblicke, nach Norden rheinabwärts, nach Nordwesten zum Wallensee zu, wo die zackige Linie der sieben Churfirsten nur an klaren Tagen erscheint. Durch diese große Weite, die in Nebenthäler Einblick gibt, durch das vielfache Vor- und Zurücktreten der Bergwände entstehen eben die immer wechselnden Luftfärbungen. Hier steigt mächtig und nah mit ihren Schneefeldern die graue Felswand des Falknis empor, dort schiebt sich der niedrige, grün bewaldete Rücken, der die Festung Luziensteig verbirgt, wie eine Nase bis hart an den Rhein, über uns lehnt sich die Ruine von Wartenstein an dunkle Berge, düster, ein Spalt nur, schneidet die Taminaschlucht in den Fels hinein. Bald schwimmt die Ferne in blauzartem Dufte, bald verschwindet sie ganz, tief violett gefärbt scheinen die Formen der Berge zu wachsen, scheinen näher gerückt und stützen, selbst schwer, den lastenden Wolkenhimmel. Und dann ist's so köstlich still im Walde zwischen den Tannen und den Buchen, kein Badegast noch weit und breit, das dröhnende Rauschen der Tamina klingt von unten aus der Schlucht her und überall zwischen den Bäumen ein Flüstern von heimlichen Quellen.

Manchmal aber, wenn der Regen zu drohend nah scheint, spazirt man durch die stillen Straßen des Badestädtchens, in denen die Läden mit Ansichtspostkarten, Schweizer Stickereien und Elfenbeinschnitzwerk erst nach und nach eröffnet werden. Auf einem leeren Platz neben der Taminabrücke stehen drei Jahrmarktsbuden: eine Menagerie, ein Schützenstand, ein Schnellphotograph. Davor ein Haufe von Kindern, die zusehen und den Besitzern warten helfen, ob denn niemand, gar niemand hineingeht der zahlt! Die Frau Photographin, — sie trägt ein dickes Backentuch — die hat uns gleich erblickt und gepackt. Da gibt's keinen Ausweg, wir müssen ihr folgen. Ein schmaler Raum zwischen mannshohen Leinenwänden, der Boden grau von zertretenem Graswuchs, grauer Himmel über uns. Und ein photographischer Apparat, und eh' wir's nur wollen ist das Bild fertig.

Ja, sagt die Frau mit dem Backentuche, man kann wahrhaftig Zahnschmerzen hier kriegen, bei solchem Pfingstwetter! Und die Kundschaft ist rar. Und das Wohnen in unserem Wagen ein Bischen zugig. Aber was will man dabei machen? Wir haben nun einmal den Wagen zum Reisen, waren eben in Chur bei der Messe, sind heute hier, nächsten Sonntag in Sargans zum Sängerfest — die Konzession und der Platz für unsere Bude sind bezahlt. — So geht es dann den Sommer weiter, von Ort zu Ort. Im Winter freilich, da bleiben wir in Sigmaringen, wo wir daheim sind. Da kann ich nähen und kann mich erholen. Natürlich, mein Mann, der hielte das nicht aus für immer. Nicht wahr? wenn die Herren das Reisen gewöhnt sind, nicht wahr, man kennt das!

Der Ehemann kam und brachte das Bild. Ein jüngerer Mann mit aufgedrehtem schwarzen Schnurrbärtchen. — Nicht wahr, wenn die Herren das Reisen gewöhnt sind? — Es stand ihm auf dem Gesichte zu lesen, daß er der Herr sei, daß, wenn's ihm behagte, wohl das rollende Wagenhaus nach seinem Willen fahren mußte. Arme Frau! Ein ganzer moderner Milieuroman hätte sich aus dem flotten Schnurrbartgesicht des Mannes und dem Backentuch der Frau in der Photographenbude, schreiben lassen.

Uebrigens war sein Machwerk nicht schlecht. — Da unten, erklärte er, die Tupfen auf dem schwarzen Grunde, das sind durchaus keine Flecken, die beim Entwickeln entstanden sein könnten. Bewahre! Es sind das nur die weißen Knospen an dem Blüthenzweig, den Sie tragen.

Richtig, der Zweig ist mit auf dem Bilde; er gehört auch dazu. Es hielte schwer in Ragaz spazieren zu gehen, ohne einen Busch blauen Flieders, ohne eine Kastanienblüthe oder einen Strauß Wiesenblumen vom Wege mit nach Haus zu bringen. Wenn einmal wirklich die Sonne scheint, heben sich Wellen würzigen Duftes von all' den Büschen, von den Wiesen, im Kurgarten die riesigen zwei Libanoncedern und die anderen Koniferen spenden ihre Harzgerüche. Die Sonne meint's hier manchmal fast zu gut. Am Fronleichnam war als Ausnahme von der Regel dieses Frühlings so ein heißer Hochsommertag, obwohl man noch Mai schrieb. Glockengeläute erfüllte in aller Frühe die Luft. Vor den Häusern auf der Straße standen, als Altare, Tischchen mit gestickten Decken darauf, zwei Leuchter und zwei Blumensträuße umgaben ein Madonnenbild. Um 9½ Uhr verkündeten Böllerschüsse laut, daß die Prozession beginne. Voran die Fahnen- und Bannerträger in weißen, frisch gestärkten Hemden. Dann die Schuljugend. Was für liebe, offene, blonde Jungensgesichter darunter waren! Die kleinen Mädchen gingen sehr sittsam, die Augen andächtig niedergeschlagen, alle in weiß, weiße Blüthenkränze auf den blonden und braunen festgeflochtenen Zöpfen. Vier von ihnen, besonders bevorzugte Schülerinnen, in langen Kleidern schon, mit hellblauen Schärpen, trugen auf einem Holzgestell eine Statue der Madonna auch in weiß und blau. Wenn nun die Mädchen im Takt des Blashornorchesters gingen, so schwankte die Figur ein wenig, und das silberne Herz an der langen Rosenkranzkette, die vom Arm des Christkindes herabhing, tanzte und pendelte hin und her. Nun kam wieder so ein alter Bannerträger mit schlohweißem Haar, das im Sonnenschein glänzte, mit krummen Beinen unter seinem strahlend reinen Kirchenhemde. Und nun die Chorknaben mit den Laternen auf hohen Stangen, silbernen Leuchtern und dem Meßbuch. Ueber ihren gestickten Ueberhemden haben sie heute nicht rothe sondern schwarze Kragen, denn der Fronleichnamstag gehört zu den Trauerfesten. Auch der Geistliche, der unter dem von vier Honoratioren gehaltenen Baldachin feierlich von Altar zu Altar zieht, trägt ein violettes Kirchengewand. Im Gehen hebt er die Monstranz hoch, daß man ihre goldenen Strahlen und Edelsteine leuchten sieht. An dem Hof Ragaz ist der schönste Altar. Mein spezieller Freund, der Herr Obergärtner der Kuranstalten, (er hat eine Frau mit so hübschen schwarzen Augen und ein blondes Töchterchen, Minnele geheißen) der baute aus seinen schönsten Pflanzen eine Laube dort auf, gelber Goldregen in Trauben hängt vom Altan des Hauses nieder und Guido Reni's Madonna blickt aus ihrem Rahmen sanft lächelnd drein. Sobald die Messe gelesen ist, setzt sich die Prozession wieder in Bewegung, die Knaben, die Musik, die Mädchen, der Geistliche unter dem Baldachin und dann die lange Gemeinde von Betern, andächtig den Hut in der Hand.

Ragaz gehört zu dem katholischen Kanton St. Gallen. Gegenüber jenseits des Rheins ist freilich Graubünden und ist's protestantisch. Die protestantische Kirche hier liegt nicht im Dorfe, sondern ist ein neuer Bau nahe den Kurhotels von besonders harmonischen Formen, ihr fein profilirter Thurm mit den schlank sich ihm anschmiegenden vier Eckthurmpyramiden hebt leuchtend hell, von jedem Punkt sichtbar, sich von der Bergwand des Falknis ab. Den Grundstock der großen Kurhotels bildet noch das alte Haus des Abtes von Pfäfers, der hier in der Ebene seine Villeggiatur hielt. Die Abtei hoch oben am Berg ist aufgehoben und höchst poesielos zu einer Irrenanstalt geworden. Bad Pfäfers, das in seine Schlucht bedrückend eng eingeklemmt liegt, besaß nicht Raum für die Bedürfnisse eines heutigen Modebades. So hat man denn hier die einstige Abtswohnung um- und ausgebaut, Veranden schließen sich an, Nebengebäude, Badehäuser vereinigen sich zu dem älteren Hof Ragaz, während der Quellenhof von Grund aus neu ist. Der schöne schattige Kurgarten gehört beiden Häusern gemeinsam, beiden gemeinsam ist auch die Leitung des heißen Wassers von Pfäfers hierher, das in den Badekabinen unablässig zu- und abströmt, sie zugleich speist, erwärmt und reinigt. Im Kurgarten stehen noch einzelne Villen, die im Hochsommer sämmtlich von Fremden gefüllt sind, eine derselben hat Carmen Sylva, die schöne Königin bewohnt und unser theilnehmend sorgsamer Arzt ist auch der Dichterin Arzt hier gewesen.

In der Ecke, wo die Fronten der zwei großen Hotels im rechten Winkel zusammenstoßen, befindet sich im ersten Stock ein wunderlicher kleiner Rundbau, eine katholische Kapelle, in der jeden Sonntag die Frühmesse gelesen wird. Roth austapezirt, von draußen mit dichtem Grün bewachsen, daß das Licht nur gedämpft hereinfällt, erfüllt den Raum ein feierlich geheimnißvolles Farbenspiel, aber er dient die Woche lang nur als Durchgang für die Gäste, die von Haus zu Haus sich besuchen. In der endlos langen Holzgalerie, die hier vorüber zum Neubad führt, läßt sich's an Regennachmitttagen gut sitzen und plaudern. Kosmopolitisch schauen auf uns von den Wänden Hunderte von Hotelansichten aus aller Herren Länder nieder, so viele, daß in den fünf Wochen unseres Hierseins man noch nicht damit fertig wurde sie sammt und sonders aufzuhängen. Und recht kosmopolitisch klingt auch die Familiengeschichte, die uns auf dieser Bank erzählt wird, von dem Sohne des griechischen Freiheitskämpfers, der durch König Ludwig I. in Bayern auferzogen wurde und von seinen Töchtern, Söhnen, Enkeln und ihren Geschicken.

Die Welt ist so klein! Auf der Bank im langen Badegang von Ragaz erneuert sich eine Freundschaft, die

flüchtig in ganz anderer Umgebung, in anderen Bergen geschlossen wurde. Die Welt ist so klein, die Zeiten rücken so nah zu einander, das Alte, das Neue, das Nahe, das Ferne ist oft auf einem Punkt dicht beisammen. Hier das Badeortstreiben, auf der Straße dort Heerdengebrüll, — im Regen zieht das Vieh auf die Almen, die Senner juchzen und singen dazu, man hört sie fern noch auf den Windungen der Straße, die steil hinauf nach Wartenstein und weiter über Dorf Pfäfers und Ragol nach Vättis ins Calfeiserthal führt. Hier das moderne Badeortsleben, dort die alten Trümmer der Burgen, auf denen, wie an dem deutschen Lauf des Rheines, einst sagenreiche Geschlechter saßen. Die Schlösser Marschlins und Bodmer gehören den Salis, der Graubündnerfamilie, der ein Dichter entstammt; auf der neu hergestellten Burg von Sargans haben die Werdenberger geherrscht, deren Stammhaus ein wenig weiter nördlich bei Buchs liegt; und das Schloß auf dem Hügel bei Balzers ist liechtensteinisch. Ja, wir waren in Liechtenstein, in diesem Fürstenthum des Jean Paul. Ueber Luziensteig, eine Festung, die meiner höchst unmilitärischen Meinung nach der Feind erst mühsam suchen müßte, kommt man hinein und bei der Rheinbrücke von Trübbach hat man den einstigen deutschen Bundesstaat schon wieder verlassen, nachdem man gut eine Viertelstunde hindurchfuhr.

Die älteste Burgruine aber ist wohl der Thurm von Maienfeld, der von Konstantius, dem Vater Konstantin des Großen, erbaut sein soll! Und nun berichtete unsere Zeitung, der „Hamburgische Korrespondent“, von mittelalterlichen Fresken dort. Zwar wußte in Ragaz keine Seele etwas davon, da wir aber doch unmöglich abreisen konnten, ohne diese merkwürdigen Fresken gesehen zu haben, sind wir am allerletzten Abend im strömenden Regen noch einmal hinübergefahren, den Thurm uns von innen anzuschauen, den wir sonst nur aus der Entfernung von der Straße erblickt hatten. Ach ja, die alten Malereien, sagte die Wirthin, die in der weiten, düsteren, mit allerhand Wappen gezierten Halle im Erdgeschoß ihren dunkelrothen Landwein ausschenkte, sehen kann man sie schon. Nur ein bissele hoch ist's, acht Treppen hinauf, im vierten Stock, die Kinder wohnen da. Die werden Ihnen die Bilder zeigen.

Also hinauf. Hoch ist es wirklich und dunkel auch. Die Kinderstimmen über uns weisen den Weg die steilen Treppen hinauf. Das älteste Mädchen von etwa zwölf Jahren macht uns die Thür auf: Hier!

So, hier? Ja, wo denn? Sehen kann man sie schon, hat unten die Mutter gesagt. Man sieht — ein Zimmer mit Wölbungen über den Fenstern, drei Kinderbetten mit blauweißgewürfelten Decken und Kissen, ein paar kleine Photographien in schmalen Holzrähmchen an der Wand über der weißbedeckten Kommode mit dem Nähkasten und dem Uhrständer davor. Und dazu natürlich ein Schlafstubengeruch, wie er freilich im Mittelalter ebenso hier geherrscht haben mag. Aber die Bilder? Die Gestalten des Heldenliedes verschwimmen im Dunkel des Regennachmittages mit denen der Bibel zu einer einheitlich graubraunen Schmutzfärbung. Erst allmählich lernt man hier einen Kopf unterscheiden, eine mächtige Faust, die ein keulenartiges Etwas schwingt: den Eselskinnbacken, — dort einen Fuß in hohem, schöngeschnürtem Stiefel, der vor einem gelblichen Löwenkörper fest dasteht. Das ist, wie Simson dem Löwen das Maul ‚lupft‘ — so erklärt uns die Kleine. Und dort ein Kampf, — ist es Dietrich von Bern, der mit dem Riesen Ecke ringt? Ist es Simson, der wider die Philister sich wehrt? Die Mannen sind alle in lange, schmale Waffenröcke eingekleidet, mit engen Gürteln, sind mit kleinen Schilden und Schwertern bewaffnet, ungefähr in der Zeittracht der Sänger und Ritter, wie sie in der Manessischen Handschrift abgebildet sind. Dort ein Bild, das fast ganz zu sehen ist: nochmals Simson, wie er im Schooß der Delila schlafend liegt, sie beugt sich über ihn und schneidet ihm die Locken ab. Dieselbe Scene hat kürzlich Max Liebermann ja gemalt. Aber es ist wunderlich — diese halbverwischten Wandmalereien eines ungenannten Dorfkünstlers aus dem vierzehnten Jahrhundert, uns sagten sie mehr und erschienen uns der Wirklichkeit jenes biblischen Vorgangs näher zu kommen, als der schrille Aufschrei, mit dem das magere, nackte Berliner Modellmädchen triumphirend den abgeschnittenen Haarschopf über dem Haupte des gefallenen Riesen schwingt. — „In Amouren“, so soll der alte Menzel vor diesem Bilde gesagt haben, „kann kein Dritter mitreden!“ — Lassen wir also die Frage offen, ob einst diese Berlinerin oder jene schattenhafte Frau in den weiten Faltengewändern dem Geschmack des Helden Simson mehr entsprochen haben würde.

Wenn Sie die Bilder besser sehen wollen, sagte, als wir vom Thurm von Maienfeld wieder zu ebener Erde angelangt waren, die freundliche Wirthin, so müssen Sie in Zürich ins Museum gehen, da sind die Zeichnungen und Photographien aufbewahrt, die man gleich nach der Aufdeckung hier gemacht hat.

Im schweizerischen Landesmuseum zu Zürich, dem schönen Neubau, dessen Formen sich dem Inhalt so eng anpassen, daß alle die alten Zimmertäfelungen, die gothischen klösterlich engen, wie die köstlichen Prunksäle der Renaissance und das reizende Rokokokabinet aussehen als wären sie für hier, für dieses Haus gearbeitet, wußte man aber nichts von den Maienfelder Wandgemälden. Wir fragten gleich beim Eingang unten bei den prähistorischen und Pfahlbaufunden, fragten in der Krypta unter der gothischen Kapelle den Aufseher, der die Schatzkammer bewacht: Ich kann es gewiß nicht sagen, war die Antwort. Und dann folgte er uns auf Schritt und Tritt, als ob er befürchte, wir wollten die silbernen Reliquiare davontragen, oder den Goldschatz von Pietroassa, der zwar durchaus nicht schweizerisch ist, doch von dem König von Rumänien in getreuer Nachbildung hierher gestiftet, oder die berühmte vielgliederige Kette des Züricher Bürgermeisters Hans Waldmann mit den verschlungenen Liebesknoten. Oben bei der köstlichen Ofen- und Fayencesammlung der Winterthurer Töpfer Ludwig Pfau und Hans Heinrich wies man uns weiter durch die große Waffenhalle, die in ihrer massenhaften Sammlung so gut ein Prunkschwert von Papst Julius dem Zweiten, wie das Zwingli's enthält, ins Bureau des Museums. Ich weiß es gewiß nicht, hieß es hier wieder. Ja, meinte endlich ein anderer, die Zeichnungen sind wohl da, aber wandgroß und aufgerollt, — man kann sie nicht sehen! —

Die Entstehungsgeschichte des Museums, in dem man aus allen Schweizer Kantonen die besten Kunstwerke zusammenbrachte, ist schon poetisch verwerthet worden in dem Roman Felix Notvest von J. C. Heer. Es liegt nahe dem Hauptbahnhofe und fügt sich in seiner Neuheit gut dem Bilde der Stadt ein, die heute vor allem einen Eindruck heiter fortschreitender Modernität auf den Fremden macht. Alles ist Leben und Bewegung und Sonnenschein hier.

Gleich am frühen Sonntagmorgen weckte uns Musik. Ein Sängerzug, der mit Fahnen und Emblemen zu einem Fest in einen der Vororte hinauszieht, mehrere Töchter-Gesangvereine — (bekanntlich werden auf schweizerisch junge Mädchen immer Töchter genannt) — marschiren mit, weißgekleidet, im bloßen Kopf. Um elf beginnt dann die Regatta. Am Alpenquai stellen sich schon früh die Zuschauer auf. Im Garten die Fremden, mit bunten Sonnenschirmen und Kodaks, davor auf der Straße die Einheimischen, die auch den Dampfschiffsteg und die Bänke der Stadthausterrasse, die mit steinerner Balustrade sich so hübsch in den See hinausbaut, dicht besetzt halten. Am Alpenquai sieht und erlebt man alles, was es hier zu sehen gibt. Da fahren, viel klingelnd, den ganzen Tag lang die kleinen, in Züricher Farben blau-weiß gestrichenen netten Wagen der elektrischen Bahn vorüber, da legen die raschen Dampfschwalben an, da radelt, fährt, reitet, spaziert alle Welt. Abends hört man in Gruppen stehend vor der neuen Tonhalle der Musik zu oder weiter drinnen bei Baur au Lac, wo im Freien unter den Säulen des Portals ein Klavier mit Streichquartett die hübschesten Melodien vorträgt. Und spät, um Mitternacht, kehren die Sänger und die „Töchter“

von ihrer Festhalle singend zurück. Vom Alpenquai, der gerade die Mitte des den See einschließenden Stadthalbrundes bildet, sieht man an besonders klaren Tagen den Tödi, den Glärnisch, die Klariden mit ihren Gletschern und die Mythen, Sonnenschein sieht man und sich ballende Wolken und rosenduftige Sonnenuntergangsfärbungen und die schönste Mondscheinbeleuchtung über der köstlichen Weite des Sees. Und wie die Rosen hier blühen und duften! So viele einzelstehende, hübsche Villen in so prächtig gepflegten Blumengärten wie hier in Zürich, nicht am See nur, auch in den sich zum Zürichberg weit hinaufziehenden oberen Straßen, findet man kaum in viel größeren Städten. Die schönsten Rosenbuschguirlanden säumen aber den lichtgrünen Rasen des Tonhallengartens wie des Gartens vor dem Hotel. Und die beiden riesigen Neubauten von Miethhäusern daneben, das rothe Schloß und das weiße Schloß vom Volksmund benannt, sind bis in ihr viertes, fünftes Stockwerk, mitsammt ihren Thürmen, mitsammt ihren Erkern von wuchernden Kletterrosen umsponnen.

Die neue schöne Kirche von Enge steht einerseits, gegenüber steigt der hochgelegene Stadttheil empor, den Sempers Polytechnikum krönt, und von der Quaibrücke aus hat man einen Einblick in die alte und alterthümliche Stadt an der Limmat. Hoch ragt das Großmünster, an dessen Thurm Kaiser Karl der Große sitzt mit dem Schwert auf seinen Knien. Drunten an der Wasserkirche steht das schöne Zwinglistandbild, das Renaissancerathhaus schiebt sich halb in den Fluß vor und die Fachwerkbauten der alten Zunfthäuser zum Rüden und Zimmerleuten zeigen bunte Schildereien am Giebel. Man sieht es den meisten Bauwerken an, daß die früheren Züricher ebenso wohl ihr Leben schön zu genießen verstanden, wie die von heute. Und der gute Spruch hat nicht Unrecht, der besagt: Wem der Herrgott wohl will, dem schenkt er ein Haus in Zürich.

Wir haben uns von den Züricher Häusern nur eins von heute angesehen, das einem Manne von heute gehört. Der Bodmer, Breitinger, Pestalozzi, Lavater, Geßner, die Goethe hier aufsuchte, erinnert man sich nur dem Namen nach mehr. Konrad Ferdinand Meyer's Landgut in Kilchberg, dessen schlichtes Wohnhaus hart bis zur Straße herantritt, verlor seinen Herrn, Gottfried Keller ist todt, wie Böcklin, wie auch Wagner, Semper, Kinkel, die zwar keine Schweizer waren, aber Gastfreundschaft hier genossen. Der Mann, dessen Haus der Fremde jetzt zu sehen wünscht, ist kein Dichter noch Maler, sondern moderner Fabrikbesitzer, der billige Seidenstoffe verkauft. Sein Laden befindet sich an der Ecke der breiten, schönen Bahnhofstraße. Sein Wohnhaus, vielmehr sein Palast, steht am Alpenquai, zwischen dem hohen rothen und dem ebenso hohen weißen Schloß, breit und weiß, nur mit einem Obergeschoß und ein Marmorrelieffries zieht sich längs der Front hin. Das erste Stockwerk beherbergt die Gemäldesammlung. Da ist ein Zimmer für Piglhein, eines für Stuck, dessen große Vertreibung aus dem Paradiese noch außerdem im Hauptsaal hängt, eines für Menzel, das sein einziges Oelgemälde aus Italien, die Piazza d'Erbe zu Verona enthält. Menzel's einzige Reise nach Italien konnte ihn eben nicht weiter führen, weil er in dieser ersten Stadt, die er betrat, schon allzuviel Malenswerthes fand. Man sieht hier denn auch zu dem Bilde gleich 37 Studienblätter! Im Lenbach-Zimmer hängt zwischen Wagner und Hans v. Bülow, zwischen Paul Heyse und Frau Lilian Sanderson, und Moltke und Bismarck — dem letzten Bilde, das der Meister in Friedrichsruh im Leben des Kanzlers noch von ihm malte, — Herr Gustav Henneberg, der Besitzer. Kein alter Mann noch. Nach dem Porträt, das so ungefähr vor zehn Jahren gemalt sein kann, mag er heut höchstens sechzig zählen. Und fand die Zeit eine große Fabrik zu gründen — er erbte sein Geschäft nicht etwa vom Vater her — nein, selbst zu begründen und zu führen, so daß er aus den Erträgnissen dieses Haus mit dem Marmorfriese bauen lassen, diese Gemäldegallerie sich anschaffen konnte.

Zu der Sammlung moderner Bilder kommt vielleicht nächstens eine ebenso große von alten Meistern: Altdeutsche, Niederländer, Italiener, ein angeblicher Rafael darunter, lagen im großen Saal noch auf dem Fußboden umher, lehnten haufenweise zusammengestapelt in den Ecken. Sie seien dem Herrn nur zur Ansicht zugeschickt worden, er habe sich noch nicht entschlossen, ob er sie behalten wolle oder nicht, erzählte die kleine Haushälterin. Sie führte aus besonderer Gnade uns auch noch durch die Wohnräume unten, wo uns im Speisezimmer ein Einfall hübsch schien: unter dem Plafond ein leerer weißer Friesstreifen, auf dem alle Künstler, die das Haus Henneberg besuchen, gleichsam als ihre hier abgegebene Visitenkarte dem Hausherrn etwas malen sollen, so wie manche Damen auf ihrem Fächer die Skizzen von befreundeten Künstlern tragen. Bisher hatten nur Paul Meyerheim einen Papageien und Schuster-Woldan einen Akt gestiftet, die sich ganz gut aneinanderfügten. Trotz ihrer gediegenen Pracht machten diese Zimmer des seit drei Jahren erst erbauten Hauses fast einen etwas altväterischen Eindruck. Es waren schöne Holzschnitzereien, schöne Möbel und Kunstwerke genug da, im Wintergarten prachtvolle Palmen, aber es fehlte ein gewisser Parfüm der Bewohntheit, es fehlte weibliche Grazie, man sah dem Ganzen das Junggesellenthum des Besitzers allzu sehr an.

Eigentlich Schweizer Maler lernt man bei Henneberg nicht kennen. Wir bemerkten nur zwei Böcklin, die Burgruine und die Nacht, sowie ein Bild von Hodler. Im Künstlerhause in der Börsenstraße befand sich derzeit eine Ausstellung des Böcklinschülers Hans Sandreuter aus Basel, der im vorigen Jahr gestorben ist, im Künstlergütli aber sieht man alle möglichen Schweizer und speziell Züricher Maler, mit Italienern und mit Deutschen untermischt. Dies Künstlergütli, hoch oben in der Universitätsstadt gelegen, wo um das Polytechnikum her in den steilen, sonnigen, schweigsamen Straßen sich nur Kliniken, Laboratorien, Spitäler, Schulen befinden, bietet die allerschönste Aussicht auf Stadt und See. Die Bildersammlung, wohl in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammengebracht, in stillen heißen Sälen eng über- und nebeneinander aufgehängt, versetzt anfänglich den Beschauer in eine etwas schläfrige Stimmung. Nicht Sofonisbe Anguisciola, die italienische Malerin, noch die Schweizerinnen Angelika Kaufmann oder Louise Breslau, die beneidete Mitschülerin der jungen Marie Bashkirtseff, vermochten uns ganz aufzuwecken. Gottfried Keller's felsige Uferlandschaft von 1841 interessirt der Thatsache wegen, daß der Dichter, während er an ihr schaffte, sich zum Maler berufen fühlte. Von dem Züricher Thiermaler Koller sind viele schöne Sachen da. Und dann schließlich — ein paar Böcklin's. Eins, im Zeichnungensaal des Erdgeschosses, eine Skizze zu der Klage des Hirten in der Schackgallerie, nur in so weit anders, daß der seine Syrinx blasende Knabe von der verhüllt ihm lauschenden Quellnymphe um die ganze Breite des Querbildes entfernt steht. Das schien mir so merkwürdig, wie wenn man von Conrad Ferdinand Meyer die köstlichen Balladen im ersten Entwurf liest und dann in der endgültigen Ausgabe sieht, wie der Dichter sie „gedichtet", — das heißt kürzer, schärfer, schlagender gemacht hat. So ist auch das Bild in der Schackgallerie, ein schmales Hochbild, im eigentlichsten Sinne des Wortes dichter geworden, — der Jüngling lehnt am Felsen in dessen Höhlung die Nymphe sich von ihm ungesehen ganz nah unter seinem aufgestützten Arm, fast an ihn anzuschmiegen scheint. Und das Gemälde wirkt durch diese Zusammenrückung unendlich viel poetischer.

Das andere Bild von Böcklin heißt einfach: In der Gartenlaube. Es stellt einen alten König dar, oder was er sonst sein mag, einen alten Menschen, im weiten Schlafrock, mit schönen lilla Sammetpantoffeln, dem es sein Leben lang so leidlich gut ergangen ist. Und nun hat ihn ein Schmerz gepackt. Ob er den Thron verloren hat, ob ihn sein einziger Sohn und Erbe hinterging, oder ob's nur das Altern allein ist, was ihn so verzweifelt unglücklich macht, ich

weiß es nicht. Der arme Mann in seinen kostbaren Kleidern, im Sonnenschein seines schönen Gartens, ist in sich selbst zusammengebrochen, das Gesicht in der Hand vergraben, fassungslos. Neben ihm sitzt seine Gattin. Die trägt denselben Schmerz wie er, nur verdoppelt, verdreifacht, — denn sie sieht, wie er leidet, leidet für ihn mit und leidet auch das noch, daß er alle Selbstbeherrschung und Würde und Haltung verloren hat. Sie, das Weib, ist Schmerzen gewöhnt. Sie weint nicht einmal. Sie hat den Kopf mit den halbgeschlossenen Augen nur etwas stolzer zurückgebogen, gleichsam sich stemmend gegen die Gewalt des Schmerzes und die Hand preßt sie um seinen Arm, als ob sie mit ihrer Kraft ihm beistehen könnte. In der Art, wie sie ihre Finger ihm auflegt, spricht sich all ihre Liebe aus, ihr Mitleid, aber zugleich verräth doch diese schützende, stützende Hand, wie ihr weiblicher Stolz sich darob empört, daß er, ihr König und Gebieter, zum Kind vor ihr ward. Und während er im großen Schmerze so weint und während sie in dem größeren schweigt, blühen vor den beiden im Garten die kleinen rothen Tulpen vergnüglich in netten abgezirkelten Reihen in immer sich gleich bleibender Monotonie, und wissen in ihrer frischen Korrektheit nichts von Menschenelend noch Altersgram.

Dies eine Bild schien mir der Mühe werth durch alle Sonne hinauf bis zum Künstlergütli zu pilgern.

Und noch ein melancholisches Bild aus der heiteren Stadt. Die Seeuferstraße, die, mit verschiedenen Namen benannt, sich im Halbrund am Wasser hinzieht, führt beiderseits zu öffentlichen Gartenanlagen, hier dem halbinselartigen Zürichhorn, dort dem etwas höher gelegenen Park von Belvoir. Inmitten dieses letzteren, prächtig gehaltenen Gartens mit seinen sanften Rasenflächen, den alten Bäumen, den poetischen Ausblicken auf See und Gebirge, liegt das Haus mit vortretenden Säulen, nicht sehr alt und doch etwas verfallen, kein Restaurationsgebäude wie man es eigens errichten würde, vielmehr das Wohnhaus einer vornehmen Familie, das im Wandel der Zeiten und der Geschicke allmählich hinabsank.

— Ja freili, sagte die Kellnerin, die uns das Gefrorene auf die Gartenterrasse brachte, freili wohl, das Haus hat einer Familie gehört. Und die letzte Tochter, die hat sich erschossen.

Bevor sie den Namen noch genannt, da wußten wir ihn: Lydia Escher!

Nicht weit von Belvoir führt die Alfred Escher-Straße zu dem Alfred Escher-Platz am Bahnhof Enge, ein Escher-Denkmal gibt es in Zürich, eine Linth-Escher-Schule zur Erinnerung an den Ingenieur, der den Linth-Kanal baute und an den Staatsmann, dessen Einsicht die Schweiz die Gotthardbahn verdankt. Aber die Erbin des stolzen Geschlechts endete in einer der romantischsten Tragödien, die das neunzehnte Jahrhundert dem Dichter als unerschlossenen Dramenstoff gegeben hat. Und ihr Haus steht nun jedem Bürgersmann offen, daß er sein Glas Bier unter den Säulen ihrer Balkone trinken darf. —

Auch dieses Bild gehört zu dem Wesen der modernen, rasch lebenden Stadt, — Untergang alter Patrizier-Geschlechter, Kunstenthusiasmus, stolze Großmuth, die dem Volke den schönsten Besitz weiht, — es schwebt alles zusammen, ein verschönernder Erinnerungsschleier über den Gartenwegen von Belvoir, — freilich den meisten ungesehen. Denn das Leben des Tages ist stärker, wer denkt noch an die, die untergingen!

Draußen am Alpenquai stehen die Menschen in doppelter Reihe seit früh um zehn Uhr bis in den Abend geduldig wartend. Die Automobilwettfahrt von Paris nach Wien geht heute durch Zürich. Schon sind die meisten lang vorübergesaust. Da hebt der Polizist seine blaue Fahne hoch. Es kommt wieder einer! Der Tramwagen muß halten, alle Hälse recken sich vor, alle Kodaks werden gerichtet, — eine Staubwolke, ein Prusten, Töf-Töf-Gekreisch, Petroleumgestank . . . . Nun ist's schon vorüber.

Und mit diesem Bilde vom Tage wollen wir unsere Erinnerungen an die schöne Stadt abschließen.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Dr. Rud. Schwab: Der deutsche Nationalverein und sein Wirken. Berlin, Georg Reimer, 1902.

Mehr, als die offizielle Geschichtsschreibung es zugestehen will hat die aufopfernde Thätigkeit des besten und gebildetsten Theiles des deutschen Volkes der Einigung des großen Vaterlandes durch die Politik Bismarck's und das Schwert des preußischen Heeres vorgearbeitet. Die Erkenntniß greift immer allgemeiner Platz, daß durch jenes vorbereitende Schaffen der Parlamentarier, Volksmänner, Dichter, Schriftsteller überhaupt erst die Möglichkeit für das erfolgreiche Wirken des genialen Staatsmannes gegeben worden ist. Eines der wichtigsten Elemente, das uns zur Einheit geführt hat, ist der 1859 hauptsächlich von Rudolf von Bennigsen geschaffene „Nationalverein", der aus gemäßigt liberalen „Gothaern" und eigentlichen Demokraten zusammengesetzt, den 1849 aufgegebenen Einigungsgedanken wieder aufnahm und, zuerst vorsichtig, dann immer bestimmter, dessen Verwirklichung unter der Führung Preußens anstrebte. Das Verhängniß war nun, daß Bismarck, um König Wilhelm an sich zu fesseln, diesen in den erbittertsten Streit mit der preußischen Volksvertretung nicht nur begleiten, sondern immer mehr verwickeln mußte, wodurch er den gesammten deutschen Liberalismus vor den Kopf stieß. An diesem Zwiespalt scheiterte schließlich der „Nationalverein", bis er 1867 sang- und klanglos verschwand. Rudolf Schwab hat, allerdings nach jedermann zugänglichen Quellen, die Geschichte des Nationalvereins in klarer, durchaus unparteiischer und anziehender Weise dargestellt, ohne Ueberschätzung, aber mit gerechter Würdigung seiner Wirksamkeit. „Die ausgestreute Saat", schließt Schwab seine Schrift, „hatte Wurzel gefaßt, gelangte allmählich zur Reife und wartete nur noch des mächtigen Schnitters, der, nach den Erfolgen seiner Politik ferro et igni, die reife Ernte einheimste."

Einige kleine Irrthümer. „Herr von Miquel" wurde der hannoversche Staatsmann erst viel später, durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens, 1897. Auch ist es, bei aller Pietät für Herrn von Bennigsen, nicht richtig, daß diesem die nationalliberale Partei sofort nach ihrem Entstehen „die Oberleitung übertragen" habe; er theilte sie vielmehr mit Forckenbeck und Lasker bis zu deren Sezession im Jahre 1880. Allein das sind kleine Versehen, die der Trefflichkeit der tüchtigen und belehrenden Arbeit keinen Eintrag thun.

—n—n.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 47. Berlin, den 23. August 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Depeschenwechsel zwischen dem deutschen Kaiser und dem Prinzregenten von Bayern in der 100 000 Mark-Affäre beherrscht noch immer die öffentliche Diskussion. Die Centrumspresse hat, wie von vornherein zu erwarten war, das Möglichste gethan, um aus der Depesche des Kaisers für das Centrum Kapital zu schlagen. Es scheint, daß die Veröffentlichung des Depeschenwechsels durchaus im Gegensatz zu den Wünschen des bayerischen Hofes und der bayerischen Regierung erfolgt ist. Man hat augenscheinlich in München ein deutlicheres Gefühl dafür gehabt, wie viel Wasser die wohlgemeinte Entrüstung des deutschen Kaisers auf die Mühlen des Centrums leiten würde. Man kann jetzt nur hoffen, daß auch das Centrum seinerseits den Bogen wieder überspannt, und dazu scheint man auf dem besten Wege zu sein. Die „Germania“ kündigt bereits eine Interpellation für den Reichstag an, eine politische Dummheit, die zu Windhorst's Zeiten sicherlich nicht geschehen wäre. Es wird sich bei der Verhandlung über diese Interpellation auch für die Linke eine Gelegenheit finden, um, unter voller Wahrung des konstitutionellen Standpunkts gegenüber der telegraphischen Kritik des Kaisers an den ordnungsgemäß zu Stande gekommenen Beschlüssen eines Parlaments, dem Centrum deutlich zu sagen, wie sie über die Banausenpolitik des Centrums denkt. Charakteristisch für die Stimmung in den Volkskreisen Münchens ist es, daß der sozialdemokratische Magistratsrath Eduard Schmid im Magistrat einen Antrag auf Bewilligung von zunächst 25 000 Mark, die dem Magistrat alljährlich neben den bisher üblichen Aufwendungen zur Förderung der Kunst sowie zum Ankauf moderner Kunstwerke zur Verfügung zu stellen seien, eingebracht hat. In der Begründung dieses Antrages wird ausdrücklich auf die Haltung der ultramontanen Kammermehrheit Bezug genommen, durch welche das Schaffen der Münchener Künstlerschaft benachtheiligt und der Ruf Münchens als Kunststadt gefährdet werde. In der Tendenz deckt sich dieser Antrag durchaus mit dem Telegramm des Kaisers.

In England hat der Besuch der drei hervorragendsten Burengenerale Botha, de Wet und Delarey Anlaß zu allerlei sympathischen Volkskundgebungen geboten, die beweisen, daß in England der aufrichtige Wunsch besteht, das holländische Element in Südafrika wieder zu versöhnen. Die natürlichen Schwierigkeiten, die sich dieser Versöhnungsaktion in den Weg stellen, werden aber, wie es scheint, sehr unterschätzt. Es werden viele Jahre vergehen, ehe die Loyalität der Buren im ehemaligen Transvaal und Oranje-Freistaat gesichert ist. Es ist für England ebenso gefahrvoll, den Buren in den nach so harten Kämpfen eroberten Landstrichen die volle Selbstregierung zu früh einzuräumen wie zu lange zu verweigern. Das britische Weltreich hängt überhaupt nicht allzu fest zusammen, und die imperialistischen Versuche, das Band, welches zwischen dem Mutterlande und seinen Kolonien besteht, enger zu ziehen, haben bisher nur ziemlich kümmerliche Resultate erzielt. Die Londoner Kolonialkonferenz, an die so manche Hoffnungen geknüpft waren, hat praktisch so gut wie gar keinen Erfolg gehabt. Ueber generelle Sympathiekundgebungen und eine Reihe mehr oder weniger platonischer Resolutionen ist man kaum hinausgekommen. Auch der Gedanke eines imperialistischen Zollvereins ist der Verwirklichung um keinen Schritt näher gerückt. Jetzt, wo nach Abschluß des südafrikanischen Krieges die nüchternen Erwägungen einer Friedensepoche wieder die Oberhand gewinnen werden, ist noch weit weniger Aussicht vorhanden, daß die imperialistischen Ueberschwäng-

lichkeiten die praktische Politik Englands wesentlich beeinflussen werden. Die Zeiten, in denen Chamberlain und seine Leute die chauvinistische Fluth benutzen konnten, um ihre politischen Fahrzeuge flottzumachen, sind allem Anschein nach überhaupt vorüber. Einige überraschende Nachwahlen der letzten Wochen, die mit ganz unerwartet großen Siegen der Liberalen endeten, zeigen bereits ziemlich deutlich, daß für den Imperialismus wieder die Ebbe eingesetzt hat.

In Frankreich dauert der klerikale Kleinkrieg gegen das radikale Ministerium fort. Der Verlauf desselben zeigt, was eines neuen Beweises allerdings kaum bedurft hätte, daß der Klerikalismus in der Anwendung seiner Mittel nicht wählerisch ist. Er ist ebenso geübt, hinter den Begriff der Freiheit, wie hinter den Mistgabeln fanatisirter Bauern sich zu verschanzen. Die Pfarrersköchin wie die frömmelnde Weltdame sind ihm willkommene Bundesgenossinnen im Kampfe gegen den modernen Staat. Der Ausgang des in Frankreich entbrannten Streites hat weit über die Grenzen Frankreichs hinaus ein aktuelles Interesse. Jeder Sieg der katholischen Kirche auf irgend einem Punkte der Weltkugel wirkt bei der ungeheuren Centralisation dieser kirchlichen Macht auf alle Theile zurück. Es hat sich auch bei uns in Deutschland, speziell bei den Regierungen, ein fatalistischer Zug bei allen Auseinandersetzungen mit der katholischen Kirche eingeschlichen. Man traut dem Staat keine rechte Kraft bei einem Zusammenstoß mit dem Ultramontanismus zu. Dieser höchst bedenkliche Pessimismus muß aus jedem klerikalen Siege, der irgendwo gegen einen modernen Staat erfochten wird, neue Nahrung ziehen.

Der junge König von Italien wird Berlin in der nächsten Woche besuchen. Er kann einer sympathischen Aufnahme in der deutschen Reichshauptstadt gewiß sein. Um Italien und Deutschland haben Wissenschaften und Künste so feste Bande geschlungen, daß jeder Repräsentant Italiens in Berlin willkommen ist. Politische Erwägungen treten diesem Gefühl gegenüber durchaus in die zweite Linie zurück. Gewiß wünscht man in Deutschland, auch die politischen und kommerziellen Beziehungen zu Italien möglichst eng gestaltet zu sehen; aber wir glauben nicht, daß die öffentliche Meinung Deutschlands den Besuch des Königs von Italien vornehmlich unter diesem Gesichtspunkte betrachtet. Monarchenzusammenkünfte sind überhaupt heute allzu häufig, als daß man von ihnen besondere politische Anregungen erwarten könnte. Auch wenn die Monarchen ihre Minister mitbringen und diese durch hohe Ordensauszeichnungen geehrt werden, braucht man darum noch nicht auf welterschütternde Abmachungen zu schließen. Im allgemeinen wird man gut thun, an Monarchenzusammenkünfte keine höheren Erwartungen zu knüpfen als an Höflichkeitsbesuche überhaupt. Speziell Abmachungen über Handelsverträge tragen einen so geschäftlichen Charakter, daß es recht naiv wäre, wollte man annehmen, Staatsmänner suchten sich gerade die Momente, in denen ihre Souveräne höfliche Freundschaftsversicherungen austauschen, dazu aus, um zwischen der Birne und dem Käse noch rasch einen neuen Handelsvertrag abzuschließen.

Die Wirren in Venezuela scheinen die Großmächte allgemach zu ernsterem Einschreiten zu veranlassen. Deutschland, Frankreich und England haben einen Protest gegen die Blokadeerklärung der venezolanischen Häfen erlassen; es darf vorausgesetzt werden, daß sie dabei auch im Einklang mit der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika gehandelt haben. Das Volk der Vereinigten Staaten folgt allen Schritten europäischer Großmächte in Central-Amerika stets mit eifersüchtigem Mißtrauen.

* * *

Die Lehre von Forchheim.

Die Reichstagsersatzwahl in Forchheim-Kulmbach hat ein Resultat ergeben, das man zwar nicht als erfreulich bezeichnen kann, das aber lehrreich genug ist, um einen Fehler, wie er bei dieser Wahl von den Freisinnigen begangen wurde, für die Zukunft auszuschließen. Der Fehler bestand darin, daß die Freisinnigen sich entschlossen, einen Kandidaten sofort in der Hauptwahl zu unterstützen, der sich in der Zollfrage auf den Standpunkt der Regierungsvorlage gestellt hatte. Dies war eine völlig falsche Behandlung der Theorie vom kleineren Uebel.

Vom Standpunkte der Freisinnigen aus ist es zur Zeit das größere Uebel, wenn im Reichstage die Richtung gestärkt wird, welche den Regierungsentwurf zur Annahme bringen will. Extreme agrarisch- und industriell-protektionistische Bestrebungen, die noch über den Regierungsentwurf hinausgehen, sind um deswillen weniger gefährlich, weil es so gut wie ausgeschlossen ist, daß sie gesetzgeberisch zum Ziel gelangen. Daß dagegen die Protektionisten schließlich mit den sehr beträchtlichen Zollerhöhungen der Regierungsvorlage sich zufrieden geben und der Regierungsvorlage zur Annahme verhelfen werden, ist eine reale Gefahr, die man größer oder geringer veranschlagen mag, die aber immerhin bedeutend genug ist, um freihändlerische Parteien, die sich in der Zoll- und Handelspolitik nicht hinter das bisher Errungene zurückdrängen lassen wollen, zu bestimmen, vor allem dem Zustandekommen eines Kompromisses auf der Basis der Regierungsvorlage entgegenzuarbeiten. Diese Erwägung hätte genügen sollen, um die Freisinnigen in dem Wahlkreise Forchheim-Kulmbach, die bei den Wahlen von 1898 noch über 3000 Stimmen aufgebracht hatten, zu veranlassen, auch diesmal eine eigene Kandidatur aufzustellen, keinesfalls aber schon in der Hauptwahl einen Vertreter des Tarifentwurfs der Regierung zu unterstützen. Ob sich derselbe nationalliberal oder wie sonst nannte, konnte nicht als wesentlich in Betracht kommen. Die Abneigung gegen das Centrum war ja gewiß wohlberechtigt, aber man hätte ihr auch, und zwar mit noch mehr Nachdruck, bei der Hauptwahl Ausdruck geben können, wenn man einen eigenen Kandidaten aufstellte. Indem man den nationalliberalen Kandidaten schlankweg unterstützte, wurde man zugleich für die ungeschickten Kundgebungen des gemeinsamen Kandidaten und seines Wahlkomitees nolens volens mit verantwortlich und mußte sich alle die hämischen Interpretationen der agrarischen wie der sozialdemokratischen Presse gefallen lassen, die geflissentlich darauf abzielten, die Haltung der Freisinnigen als eine Kapitulation vor dem Standpunkt der Regierung in der Zolltariffrage und vor dem Sammlungsgeschrei der sogenannten Ordnungsparteien gegenüber der Sozialdemokratie hinzustellen.

Einem solchen falschen Schein sich auszusetzen, hätte man riskiren können, wenn das reale Ziel, das man erreichen wollte, in der Richtung der eigenen Parteibestrebungen gelegen hätte und in greifbare Nähe gerückt wäre. Nun aber kam noch obendrein hinzu — was man sich auch hätte sagen können — daß das Ziel, welches man durch die Verbindung mit den Nationalliberalen in der Hauptwahl verfolgte, nämlich den Centrumskandidaten mattzusetzen, gar nicht einmal erreicht werden würde. Wie stark der thatsächliche Mißerfolg sein würde, scheint allerdings niemand geahnt zu haben. Das Wahlergebniß hat auch die pessimistischsten Voraussagungen noch übertroffen. Im Jahre 1898 erhielt von 16 011 abgegebenen Stimmen der nationalliberale Kandidat 6045, der Centrumskandidat 5218, ein Kandidat der freisinnigen Volkspartei 3228 und ein Sozialdemokrat 1493 Stimmen. Diesmal dagegen entfielen von 15 669 abgegebenen Stimmen auf das Centrum 6099, auf den Nationalliberalen, der die Unterstützung der Freisinnigen hatte, nur 3946, auf den Bund der Landwirthe 3520, auf den bayerischen Bauernbund noch weitere 306 und auf

den Sozialdemokraten 1766 Stimmen. Das bedeutet einen Abfall der nationalliberal-freisinnigen Stimmenzahl um 5300 Stimmen seit vier Jahren, während das Centrum, gegen welches sich die verfehlte Koalition richtete, mit einem Zuwachs von mehr als 800 Stimmen aus der diesmaligen Hauptwahl hervorgegangen ist. Es unterliegt kaum noch einem Zweifel, daß der Centrumsmann bei der Stichwahl das Mandat davontragen wird.

Die Moral von der Geschichte liegt auf der Hand. Der Ausfall dieser Wahl bestätigt erneut, daß für den Regierungsstandpunkt in der Zollfrage bei der Wählerschaft nirgends Verständniß ist. Der Zolltarif der Regierung geht den einen zu weit an protektionistischen Zugeständnissen, den anderen nicht weit genug an agrarischen Zugeständnissen. Drehen sich die nächsten allgemeinen Wahlen um diesen Zolltarif, so werden die Kandidaten, welche für diesen Zolltarif eintreten, den schwersten Stand haben und in der Wählerschaft auf die geringsten Sympathien rechnen können. Das muß die Freisinnigen darin bestärken, daß sie ihren Standpunkt der Aufrechterhaltung des zoll- und handelspolitischen status quo durch keinerlei Konzessionen an die protektionistischen Regierungsforderungen kompromittiren, sondern stramm dafür eintreten, daß in keinem Punkte hinter die gemäßigt freihändlerische Linie zurückgewichen wird, welche das Ergebniß der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik war. Es ist sehr gut, daß durch das Wahlergebniß in Forchheim-Kulmbach in einer so zwingenden Weise dargethan ist, ein wie schwerer Fehler es für die Freisinnigen sein würde, diese feste Plattform zu verlassen.

Theodor Barth.

Etwas vom Getreidehandel der Agrarier.

Niemand wird es den Landwirthen verdenken, daß sie für die landwirthschaftlichen Produkte die denkbar höchsten Preise zu erzielen streben. Zweifelhaft ist nur, ob die Landwirthe stets die richtigen Wege wählen — und dies ist so zweifelhaft, daß man häufig auf den Gedanken kommt, die eingeschlagenen Wege sind ganz gewiß falsch. Vor einiger Zeit berichteten wir über die Versuche einer internationalen Getreidepreisbildung — mit dem gleichen Recht und mit den gleichen Aussichten auf Erfolg könnten die Landwirthe versuchen, das perpetuum mobile zu erfinden.

Zuweilen wird den Landwirthen zum Vorwurf gemacht, daß sie bei dem Verkauf ihrer Produkte sich nicht immer an die kaufmännischen Bedingungen halten, d. h. z. B. nicht nach Probe liefern. Wie man in den landwirthschaftlichen Kreisen die Landwirthe beurtheilt, geht aus einem uns vorliegenden Bericht (die Kornhäuser der Provinz Hessen) hervor. Daselbst wird untersucht, welches der Grund für die „bemerkenswerthe Erscheinung“ ist, „daß der Weizenpreis in Hanau trotz der großen Nähe Frankfurts so tief steht“; es wird daselbst bemerkt:

„Die Erklärung hierfür ist eine sehr einfache, aber leider sehr bedauerliche. Man leitet nämlich vielfach auch hier noch das Wort „Genosse“ von „genießen“ ab. Die Landwirthe der Umgegend verkaufen vielfach ihr Getreide direkt an der Börse, wo sie mit Leichtigkeit ihr gutes Korn absetzen. Bei der schlechten Waare erinnern sie sich dann, daß sie auch ein Kornhaus in der Nähe haben und Genossen sind. Sie wenden sich nun vertrauensvoll an dieses . . . . das Vertrauen der Müller und anderer Abnehmer wird dadurch nicht gewonnen.“

Und was bemerken die „Mittheilungen der deutschen Kornhauskommission“, denen wir den Bericht entnehmen, zu dieser Betrachtung?

„Dies gilt zum großen Theil auch für die übrigen Kornhäuser.“

Die Redaktion der „Mittheilungen“ hat offenbar nicht bedacht, welch schlechte Empfehlung sie damit den Kornhausgenossenschaften auf den Weg gibt.

Es sind eigenartige Geschäftsleute, diese Agrarier. Eine Praxis, die man im geschäftlichen Leben aufs Schärfste verurtheilen würde, findet die Billigung der Vertreter der Kornhausgenossenschaften. Da erfahren wir z. B. von der Geschäftsleitung des Kornhauses zu Beetzendorf:

„Dies Kornhaus hat nach den Bestimmungen des Gesetzes seine Bilanzen aufgestellt und veröffentlicht und es hat dabei sogar im Interesse seiner Mitglieder gehandelt und das Getreide so hoch bezahlt und einen so geringen Aufschlag beim Verkauf von Bedarfsartikeln genommen, daß noch 5000 Mark von den Geschäftsunkosten ungedeckt blieben.“

Und dieser verkehrten geschäftlichen Praxis wegen rühmt sich die Geschäftsleitung des Kornhauses zu Beetzendorf

An anderer Stelle wird uns gesagt, daß in Bayern die Beziehungen zu den Proviantämtern schlechter geworden sind:

„die Ursache wurde mit darin gefunden, daß manche Vereine sich an die abgeschlossenen Verträge nicht gehalten und die zugesagte Lieferung nicht bewirkt hätten. Wenn auch zugegeben werden soll, daß in Folge der schlechten Hafer ernte des Jahres 1901 den Vereinen die Einhaltung ihrer Lieferungsverträge schwerfallen mußte, so kann doch der Bruch von Verträgen nicht entschuldigt werden.“

Einen Vortheil scheinen die Kornhausgenossenschaften zu haben, sie überzeugen wenigstens die Landwirthe davon, daß die Preisbildung des Getreides auf ganz natürliche Verhältnisse zurückzuführen ist. Da finden sich z. B. in dem Geschäftsbericht der Fichtelgebirgs - Verkaufsgenossenschaft folgende beachtenswerthe Angaben:

„Wir hatten noch kein Geschäftsjahr, in dem die Haberpreise derart sprungweise, fast nervös in die Höhe gegangen sind wie in diesem Herbst. Man darf aber nicht glauben, daß hierfür die Inlands- und Welternte allein eine Erklärung gibt. Der Hauptgrund lag in der amerikanischen Maisernte, welche fast ganz ausfiel.“

Es wird dann des weiteren der Zusammenhang zwischen Mais- und Habererernte, und -Preisen dargelegt.

Der Durchschnittslandwirth und der Ueberagrarier meinen in der Regel für „sprungweise“ Preise den Handel verantwortlich machen zu müssen, nun hören sie, daß auch noch ganz andere Gründe dabei mitsprechen.

Nach Ansicht der Führer der Agrarier soll alles Heil den Landwirthen durch die Zollerhöhung entstehen. In einem Blatt, das rein landwirthschaftliche Interessen vertritt, lesen wir aber:

„Die Zukunft eines rentablen deutschen Getreidebaues wird nicht allein von dem um eine Mark höher oder niedriger bemessenen Zollsatz abhängen, sondern ebenso sehr davon, ob die Landwirthe sich befähigt und energisch genug zeigen werden, die Preisbildung für ihr wichtigstes Produkt durch genossenschaftlichen Zusammenschluß selbst in die Hand zu nehmen.“

Es wird dann dargelegt, daß es Ehrenpflicht jedes Landwirths, ob groß oder klein, den Berufsgenossen gegenüber ist, „sein Getreide nur durch die Korngenossenschaften verwerthen zu lassen“. Da spukt doch wohl wieder der alte Gedanke von den Zwangsgenossenschaften. Die Zollerhöhung allein also macht's nicht mehr, es muß auch noch der Ring hinzukommen. Dann werden die Konsumenten endlich den theuren Brotpreis haben, den sie im Interesse der Erhaltung der Landwirthschaft aufbringen müssen.

Die Erklärung des Vertreters des preußischen Landwirthschaftsministers auf der letzten Konferenz der Kornhausgenossenschaften: daß der Staat an weiteren Versuchen auf dem Gebiete der Kornhausgenossenschaften sich nicht betheiligen werde, daß nun die Herren Landwirthe selbst mal das Geld aufbringen müßten, scheint arg verstimmend gewirkt zu haben. Ernste Mahnungen sind auf dem letzten Vereinstag der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften an die Regierung gerichtet. Es ist daselbst die

Bedeutung der Selbsthülfe und der genossenschaftlichen Organisation anerkannt, aber gleichzeitig hat man die Regierung darüber aufgeklärt, daß diese nicht etwa glauben sollte, die Bildung von Genossenschaften mache die Staatsunterstützung entbehrlich. Einfacher und korrekter hätte man in Kiel die Formel dahin gefaßt: Wir bilden nur Genossenschaften, wenn wir Staatsunterstützung erhalten, denn die Heranziehung der Staatssubventionen ist ja der Zweck der Genossenschaftsbildung. Das ist Selbsthülfe in agrarisch-deutschem Sinne.

Mit dem Umfang des genossenschaftlichen Getreideabsatzes in Deutschland ist man noch nicht zufrieden. Es betrug nach „Mittheilungen der deutschen Kornhauskommission" der Getreideabsatz im Jahre 1900/1901 bezw. 1901 bei den

	Centner
mit Staatsgeldern errichteten Kornhäusern in Preußen	2 250 000
Centralbezugsgenossenschaften des Allgemeinen Verbandes	300 000
Filialen des Neuwieder Verbandes	1 400 000
Bayerischen Lagerhäusern	580 000
Bayerischen Darlehnskassen im Allgemeinen Verbande	370 000
Fichtelgebirgsverkaufsgenossenschaft in Ansbach	100 000
Getreideverkaufsgenossenschaften im Königreich Sachsen	200 000
Getreideverkaufsgenossenschaften im Königreich Württemberg	38 000
Hauptgenossenschaft Berlin	194 000
Central-Ein- u. -Verkaufsgenossenschaft Dortmund	201 000
" " " Münster	30 000
Summa Centner	5 853 000
oder Tonnen	292 650

Dazu wird bemerkt, daß, wenn dies auch eine ganz stattliche Summe sei, sie doch nur einen bescheidenen Erfolg darstellt gegenüber der Thatsache, daß seitens der deutschen Landwirthschaft zum mindesten 9 bis 10 Millionen Tonnen Getreide im Werth von 15—1600 Millionen Mark alljährlich zum Verkauf gestellt werden und hiervon der größte Theil durch Vermittelung des privaten Getreidehandels an die Abnehmer gelangt.

Wenn der Staat nicht die Kornhäuser zum denkbar billigsten Preise zur Verfügung gestellt hätte — wenn die Eisenbahnen nicht den Kornhausgenossenschaften ein Entgegenkommen gezeigt haben würden, dessen Private sich nicht zu erfreuen gehabt — wenn nicht mit den verkehrtesten geschäftlichen Grundsätzen die Landwirthe zu den Kornhausgenossenschaften herangezogen wären, hätte der Umsatz derselben noch lange nicht die oben angegebene Höhe erreicht. Kornhausgenossenschaften lassen sich nicht aus dem Boden stampfen, sie müssen sorgfältig vorbereitet werden. Es müssen die Vorbedingungen für die Entwicklung geschaffen werden. Es ist kein Zufall, daß vielfach der Verkehr mit den Proviantämtern zurückgeht. Die Kornhausgenossenschaften sind nicht in der Lage, die Bedingungen zu erfüllen, weil das Getreide, das die Mitglieder liefern, zu verschiedenartig ist, weil die Mitglieder in der Erfüllung der Bedingungen zu unzuverlässig sind.

Die Entwicklung der Kornhausgenossenschaften ist keineswegs im Wesentlichen eine Finanzfrage, sondern sie ist eine Frage des Getreidebaus.

Die Kornhausgenossenschaft kann sich nur entwickeln, wenn sie den Getreidehandel nach allen Regeln der Technik zu betreiben in der Lage ist. Die Lieferung des Getreides wird nun aber der Kornhausgenossenschaft nicht nur erschwert durch die ungleichmäßigen Getreidearten, die die Mitglieder bauen, durch Regen und Sonnenschein, sondern auch durch die sich oft ergebende Nothwendigkeit, das heimische Korn mit ausländischem zu vermischen. In dem Getreidemarktsbericht vom 13. August d. Js. verlangt die Centralstelle der Preußischen Landwirthschaftskammern russischen Roggen, denn die Roggenernte in Deutschland sei zwar eine umfangreiche, aber ihre Qualität so außerordentlich mangelhaft, daß ihre schnelle Verwendung unmöglich erscheine. Die Centralstelle schreibt:

„Gerade bei dem außerordentlichen Mangel an greifbarer Waare, den wir zur Zeit in ganz Deutschland haben, hätte die neue Inlandsernte die denkbar beste Aufnahme gefunden, und unsere Landwirthe hätten endlich einmal für ihre Produkte Preise bekommen, die als angemessene zu bezeichnen sind; statt dessen müssen sie, weil niemand den klammen Roggen gern kauft, und nur mit trockenem Roggen vermengt, vermahlen kann, sich mit Preisen begnügen, die 10 bis 15 Mark unter der Parität des Auslandes stehen. Die wenigen Posten trockenen Roggens, die angeliefert wurden, sind in Berlin zum Preise von 150 bis 152 Mark aufgenommen worden. An den Provinzmärkten wurden zum Theil sogar noch höhere Preise angelegt, weil dort der Platzkonsum vollständig ausgehungert war und Auslandswaare nicht sofort erhältlich ist. Für feuchten und klammen Roggen wurden 140 bis 145 Mark bezahlt; andere Parthien mußten sich noch größere Konzessionen gefallen lassen, um überhaupt Unterkommen zu finden. So traurig auch die Thatsache ist, daß wir trotz der großen Inlandsernte des neuen russischen Roggens dringend bedürfen, so muß man sich doch sagen, daß ohne diesen die Versorgung mit Brotgetreide ausgeschlossen war. An einzelnen Tagen sind in Berlin 8000 bis 10 000 Tonnen russischen Roggens verkauft worden, an anderen Tagen 2000 bis 3000 Tonnen. Das russische Geschäft hat sich gegen frühere Zeiten insofern wesentlich verschlechtert, als große erstklassige Geschäftshäuser als Verkäufer nur ganz selten am Markt waren, und daher volle Schiffsladungen nicht gehandelt wurden."

Die Kornhausgenossenschaft muß sich dagegen naturgemäß bei dem Ankauf von Getreide auf den Kreis der Mitglieder beschränken. Als vor einiger Zeit einigen Kornhausgenossenschaften vorgehalten wurde, daß sie mit russischem Hafer handelten, wiesen sie dies mit Entrüstung zurück, denn sie wollten nur dem heimischen Getreidebau dienen. In dem Verlangen der Centralstelle der preußischen Landwirthschaftskammern nach russischem Roggen liegt ein schwerer Angriff auf die Bestrebungen der Kornhausgenossenschaften. Denn entweder kaufen die Kornhausgenossenschaften kein russisches Getreide, dann können sie die angelieferte Waare nicht preiswerth verkaufen — oder sie kaufen russisches Getreide, dann verlassen sie die statutarische Grundlage, müssen auf jeden Fall als einfache Handelsunternehmungen aufgefaßt werden und dürfen keineswegs weitere Subventionen vom Staat und Vorrechte seitens der Proviantämter erwarten.

Die Proviantämter zeigen den Kornhausgenossenschaften zweifellos das weiteste Entgegenkommen. Hat doch nur wieder in einem Bescheid vom 18. November v. Js. das preußische Kriegsministerium die Erklärung abgegeben, „daß diese Genossenschaften als Produzenten angesehen werden und somit alle den Produzenten zu gewährenden Erleichterungen genießen". Es ist freilich unbegreiflich, wie diese Genossenschaften, die thatsächlich nur Handelsunternehmungen sind, als Produzenten angesehen werden können. Und um so unbegreiflicher ist es, als notorisch ein großer Theil der Kornhausgenossenschaften die Hauptumsätze im Handel mit Futter und Dungmitteln erzielt und wesentlich aus den Erträgnissen des Futter- und Dungmittelhandels die Unkosten und Verluste beim Getreidehandel bestreitet.

Als vor Jahr und Tag von liberaler Seite im Abgeordnetenhaus die Forderung gestellt wurde, dem Abgeordnetenhaus die Geschäftsberichte der vom Staat subventionirten Kornhausgenossenschaften vorzulegen, fand dies auf der rechten Seite den entschiedensten Widerspruch. Auch heute haben die Geschäftsberichte einen streng vertraulichen Charakter, man sucht sie vor der Kritik zu schützen und man weiß schon warum.

C. Becker.

Menschentuberkulose und Perlsucht.

Perlsucht heißt die Tuberkulose der Rinder. Die anatomischen Veränderungen, die der Tuberkelbazillus bei dieser Thierart hervorruft, weichen nicht unerheblich ab von denjenigen Zuständen, die das Bild der Tuberkulose beim Menschen kennzeichnen. Virchow, der die krankhaften Vorgänge nach rein anatomischen Gesichtspunkten in ein System brachte, trennte daher beide Krankheiten als untereinander verschieden. Die ätiologische Forschung, welche die Krankheitsformen nach ihren Ursachen zusammenfaßte und trennte, fand einen inneren Zusammenhang beider Krankheiten darin, daß die Erzeugung der typischen Krankheit durch wechselseitige Uebertragung der Krankheitsprodukte möglich war. Der strenge Beweis der Identität wurde dadurch geliefert, daß 1882 Robert Koch den Tuberkelbazillus entdeckte und durch Uebertragungsversuche des rein gezüchteten Krankheitserregers auf empfängliche Thiere die gleiche Krankheitsursache bei der menschlichen Tuberkulose, der Perlsucht der Rinder und der Tuberkulose anderer Thiere feststellte. Mit dieser glänzenden Entdeckung war die Lehre von der Einheit der Tuberkulose fest begründet. An sie knüpften sich praktische Folgerungen von großer Tragweite. Die Tuberkulose ist eine der häufigsten und gefährlichsten Krankheiten des Menschengeschlechts. Es besteht also eine starke und verbreitete Empfänglichkeit des menschlichen Geschlechts für ihren Parasiten. Ohne das Eindringen des Bazillus in die Gewebe des menschlichen Körpers ist die Entstehung der Krankheit unmöglich. Ein solches Eindringen ist nur auf vier Wegen möglich, durch Einathmung, durch Aufnahme in den Verdauungskanal mit der Nahrung, durch Verunreinigung von Wunden der Haut und Schleimhaut und schließlich durch Uebertragung auf die Leibesfrucht. Wie weit diese vier Möglichkeiten in der Wirklichkeit eine Rolle spielen, das festzustellen war die Aufgabe von Einzelforschungen, und diese ergaben, daß die letzte Möglichkeit eine verschwindende und die des Eindringens des Bazillus durch Hautwunden eine verhältnißmäßig geringe Rolle bei Erwachsenen, eine etwas größere Rolle bei Kindern spielte. In Frage kamen hauptsächlich die Einverleibung durch Einathmung, und für annähernd ebenso häufig galt namentlich für Kinder die Gefahr der Aufnahme durch den Verdauungskanal auf dem Wege der Ernährung. Die Quelle der Ansteckung wurde ebenfalls der Forschung unterzogen. Da der Tuberkelbazillus in der uns bis jetzt allein bekannten Lebensform in der Außenwelt nur eine zeitlich eng begrenzte Lebensfähigkeit besitzt, aber keine selbständige Existenz führt, so sind es die nach außen beförderten Krankheitsprodukte, die ihn verbreiten; es kommen also für die Uebertragung nur die Auswurfsstoffe des erkrankten Menschen und die Absonderungsprodukte kranker Thiere in Betracht. Theoretisch ist also der Tuberkelbazillus in unserer Umgebung nicht „ubiquitär“, sondern an die enge Umgebung des erkrankten menschlichen oder thierischen Individuums gebunden. Praktisch aber muß er wegen der Häufigkeit des Leidens, wegen der durch den engen Verkehr der Menschen komplizirten Uebertragungsmöglichkeiten und wegen der Unvorsichtigkeit der Erkrankten als überall unter uns ausgestreut gelten. Thatsächlich lassen Einzelforschungen noch immer neue „Schlupfwinkel“ des Bazillus entdecken, wo man sie kaum vermuthet hätte. Lehrt nun zwar die Beobachtung, daß die Empfänglichkeit für die Infektion durch die Nahrung geringer ist, als für die durch Einathmung, so galt als Quelle der Ansteckung der Bazillus menschlicher und thierischer Herkunft als gleich gefährlich. Die Größe der Gefahr aus thierischer Herkunft schien sogar gesteigert, als man die weitgehende Durchseuchung unserer Rinderheerden durch Perlsucht erkannte, als man entdeckte, daß in manchen Gegenden Deutschlands die Butter zu einem überraschend hohen Prozentsatz lebende, vollgiftige und übertragungsfähige Tuberkelbazillen enthielt.

Was die Quellen der Herkunft und die Art der Einverleibung des Bazillus in den menschlichen Körper betrifft, so herrschte in der Wissenschaft Einigkeit. Eine Meinungsverschiedenheit begann erst bei der Frage nach dem Schicksal der eingedrungenen Krankheitserreger und der Reaktion des Organismus auf diesen Vorgang. Die Koch'sche Schule nahm nach Analogie der Versuche an hochempfänglichen Thieren an, daß, sobald einmal die Infektion erfolgt war, der weitere Verlauf gesetzmäßig stets der gleiche blieb. Auf die Infektion folge im Anschluß an die Vermehrung des Keims und seine Giftbildung im unmittelbaren Anschluß die zur Zerstörung der befallenen Organe und zur Durchsetzung des Organismus führende verhängnißvolle Krankheit. Pathologische Anatomie und klinische Beobachtung haben diesen Analogieschluß vom Laboratoriumsversuch als unrichtig erwiesen. Der Vorgang **kann** unter Mitwirkung von Gelegenheitsursachen der oben geschilderte gleiche sein, wie beim hochempfänglichen Versuchsthier, er braucht es aber nicht zu sein, und der Verlauf ist sogar in der Mehrzahl der Fälle ein anderer. Die eingedrungenen Bazillen werden als reizlose Fremdkörper von den dem Orte des Eindringens nächstgelegenen Lymphdrüsen abgefangen und können dort eine beliebige Zeit „latent“ liegen. Dieser Vorgang tritt so häufig ein, daß 50 bis 90 Prozent aller Untersuchungen auch bei nicht tuberkulösen Menschen das Vorhandensein von Tuberkelbazillen ergaben. Beliebige Vorgänge können dann die Bazillen am Orte der Latenz mobilmachen, so allgemeine Ernährungsstörungen, bestimmte Erkrankungen, Verletzungen. In diesem Falle kann es zu Organerkrankungen kommen, aber auch dann brauchen diese nicht unaufhaltsam bis zum Tode des Erkrankten fortzuschreiten, sondern sie können zur Ausheilung gelangen, und dies geschieht sogar oft genug, ohne daß je die inneren Vorgänge zu äußerlich bemerkbaren Krankheitserscheinungen geführt hätten. Trotz dieser günstigen qualitativen Beziehungen der menschlichen Konstitution zum Tuberkelbazillus ist die quantitative Höhe der Infektionsgefahr doch eine so beträchtliche, daß der Tuberkulose ein Siebentel aller Menschen, ein Drittel der erwerbsfähigen Bevölkerung und ein unerhört großer Prozentsatz besonders gefährdeter Berufsarten erliegt. Diese Thatsache rechtfertigt das große Interesse des Arztes, Hygienikers und Sozialpolitikers an der Tuberkulosefrage. Die Form der zu ergreifenden Maßregeln hängt von unserer Kenntniß über die Entstehung der Krankheit ab, und sie ändert sich natürlich, wenn diese Kenntnisse durch neu entdeckte Thatsachen einen Wandel erfahren.

Eine solche ganz neue und unerwartete Thatsache wurde von R. Koch behauptet, als er vor gerade jetzt einem Jahre im Gegensatz zu seinen eigenen bisherigen Lehren und zu der allgemein geltenden Annahme den Perlsuchtbazillus und den der menschlichen Tuberkulose für zwei verschiedene Arten erklärte. Kleine morphologische Unterschiede waren schon 1882 von ihm selbst beobachtet worden und auch von anderen Forschern später betont, aber sie waren zu einer Trennung um so weniger ausreichend, als ähnliche Unterschiede auch bei anderen Krankheitserregern gesehen werden. Koch gründete seine neue Lehre auf den Versuch und auf den Analogieschluß. Im Versuch erzeugte nach ihm die Ueberimpfung von Perlsuchtbazillen auf Rinder, Schweine und andere Thiere eine charakteristische, unter schweren Erscheinungen tödtende Erkrankung, die Ueberimpfung von Bazillen menschlicher Herkunft dagegen nur höchstens einige örtliche Knötchen, oft nicht einmal diese, ohne sonstige Krankheitserscheinungen. Da der umgekehrte Fall, die Uebertragung von Perlsucht auf den Menschen, durch den Versuch nicht zu lösen ist, so zog Koch hier die Beobachtung und den Analogieschluß vom hochempfänglichen Thier heran. Im Vergleich zu dem außerordentlich häufigen Vorkommen von Perlsuchtbazillen in Milch und Butter gehört die Erkrankung an primärer Darmtuberkulose zu den großen Seltenheiten. Damit sei auch die Ungefährlichkeit der Perlsuchtbazillen für den Menschen erwiesen. Koch zog sogleich den praktischen Schluß: der Hauptver-

breiter des Tuberkelbazillus sei der kranke Mensch und dessen Absonderungsprodukte, gegen die sich die Prophylaxe ausschließlich zu richten habe. Die Bedeutung der Infektion mit Milch, Butter und Fleisch tuberkulöser Thiere sei so gering, daß es nach seiner Ansicht nicht räthlich sei, irgend welche Maßnahmen gegen dieselbe zu ergreifen.

Diese Ansicht erregte natürlich schon unter den Theilnehmern des Londoner Tuberkulosekongresses vom 23. bis 26. Juli 1901 das größte Aufsehen, viel mehr noch unter dem Publikum, dem man bisher die Gefahr des Genusses roher Milch nicht groß genug schildern konnte und dem jetzt von derselben Seite die bisherige Furcht als grundlos hingestellt wurde. In den Kreisen der Sachverständigen war die Stimmung eine eigenartige. Man sah und sieht mit Recht in Koch den kühnen und dabei vorsichtig prüfenden, bahnbrechenden Forscher auf dem Gebiete experimenteller Laboratoriumsforschung, der dort Vertrauen und sogar Glauben, eine der Wissenschaft sonst fremde Regung, beanspruchen darf; hier aber hatte es doch von vornherein den Anschein, daß der auf unbetretenen Wegen sicher die Bahn eröffnende Führer auf einem ebenen, viel begangenen Pfade gestrauchelt sei. Die Forscher thaten das im vorliegenden Falle einzig Mögliche; man beschloß abzuwarten, die seither erforderlich erscheinenden Vorsichtsmaßregeln ruhig fortbestehen zu lassen, den bisherigen Stand unseres Wissens durchzusehen und durch neue auf diesen Punkt gerichtete Forschungen zu ergänzen.

Seitdem ist ein volles Jahr verflossen und die Fachlitteratur hat eine große Menge neuen Materials beigebracht, das schon heute in einzelnen Sonderfragen ein abschließendes Urtheil zuläßt, in anderen dagegen die Fragestellung erweitert und Anregung zu weiteren Forschungen gegeben hat. — Vor der Einzeldarstellung der bis jetzt festgestellten Thatsachen läßt sich der eine Schluß vorwegnehmen. Während Anfangs die Thiermilch verzehrende Bevölkerung der Hauptbetheiligte zu sein schien, ist die ganze Frage von der praktisch-hygienischen vollständig nach der theoretischwissenschaftlichen Seite verschoben worden. Thiermilch ist ein so leicht verderbliches Nahrungsmittel, zugleich ein so guter Nährboden für verschiedene Krankheitserreger, daß sie nach wie vor, namentlich von Kindern, einige wenige günstige Verhältnisse ausgenommen, nicht ungekocht verzehrt werden darf, ganz unabhängig von der Frage der Infektionsgefahr der Perlsuchtbazillen. Und die weite Verbreitung der Rinderperlsucht ist ein so großer Schaden für unsere Landwirthschaft, daß auch hier an ein Nachlassen der Abwehrmaßregeln nicht zu denken ist. Ganz unabhängig von dem von Koch aufgeworfenen Problem wird in der Praxis an den bisher geltenden Maßnahmen nichts zu ändern sein.

Was nun die Koch'sche Beweisführung betrifft, so sollen hier die Bedenken gegen deren nur den Laboratoriumsversuch gelten lassende Methodik, Bedenken, die in ein fachwissenschaftliches Blatt gehören und in solchen aller Kulturnationen schon betont wurden, nicht hervorgehoben werden. Das bloße Thatsachenmaterial reicht schon aus, um dem Leser ein Urtheil zu ermöglichen, selbst angenommen, daß der Beweisgang als solcher genügend wäre.

Koch stellt als den ersten Theil seiner These auf, daß Rinder der Impfung mit Perlsuchtbazillen schnell in typischer Krankheit erliegen, dagegen auf eine solche mit Bazillen der Menschentuberkulose im Wesentlichen nicht reagiren und auch nach der Verfütterung mit solchen gesund bleiben. Der experimentelle Beweis hat hier eine Lücke, denn es scheint nach neuen Versuchen nicht ausgeschlossen, daß Rinder auch bei der Verfütterung mit Perlsuchtbazillen nicht zu erkranken brauchen. Es zeigt sich hier wieder einmal, was gegenüber der reinen Kontagionslehre die klinische Beobachtung so oft betont hat, allen voran zuerst O. Rosenbach, daß künstliche und natürliche Ansteckungsvorgänge sich häufig nicht decken und sich sogar widersprechen können. Dann aber behaupten deutsche, französische, holländische, skandinavische und amerikanische Forscher, daß es ihnen thatsächlich möglich gewesen sei, Kälber durch Impfung von Menschenbazillen tuberkulös zu machen. Von diesen Versuchen fallen besonders ins Gewicht die umfangreichen zu anderen Zwecken angestellten Experimente von Behring, dem es ganz bestimmt und ohne jeden Einwand wiederholt gelungen ist, bei Rindern durch Impfung mit Bazillen menschlicher Herkunft, nachdem sie vorher andere Thierkörper passirt, tödtliche Perlsucht zu erzeugen. Von besonderem Interesse ist noch folgender, in Berlin jüngst beobachteter Fall. Ein Mann stirbt an den Folgen primärer und isolirter Darmtuberkulose. Die Uebertragung seiner Krankheitsprodukte auf ein Meerschwein und von diesem auf ein Kalb erzeugt bei letzterem typische, progressive Perlsucht. — Was Koch auf Grund seiner Versuche bestritt, die Gefährlichkeit der Menschenbazillen für das Rind, das ist also von anderen Experimentatoren einwandsfrei erwiesen. Die Gründe des Widerspruchs aufzuklären, bleibt der Zukunft vorbehalten. Einige Forscher suchen sie in der Verschiedenheit der Giftwirkung der Bazillen, andere in verschiedener Resistenz der Thierrassen, wieder andere nehmen eine allmähliche Anpassung der Bazillen an den Wirthsorganismus an, dergestalt, daß die an sich artgleichen Bazillen bei generationenlangem Verweilen in einem bestimmten Thiere gerade dieses leichter infiziren als eine andere Thierart, an die sie sich erst wieder anpassen müssen. Auch die Hypothese wird diskutirt, daß die Bazillen menschlicher Herkunft an sich schwächer, die thierischer Herkunft sogar von vornherein giftiger sind.

Der erste Theil der Koch'schen Forschungen ist wenigstens durch eine umfangreiche Versuchsreihe gestützt, der zweite dagegen, der das Verhältniß der Perlsuchtbazillen zum Menschen, also die ungleich wichtigere Frage betrifft, lehnt sich außer dem Analogieschluß nur an die eine Thatsache an, daß die primäre Darmtuberkulose ein im Vergleich zur Häufigkeit der Perlsuchtbazillen in der Nahrung seltenes Vorkommen sei. Diese Thatsache beweist für den vorliegenden Fall gar nichts. Die primäre Darmtuberkulose ist in Deutschland als direkte Todesursache verhältnißmäßig selten, da hier die Kinder die Milch meist gekocht erhalten; sie ist aber stellenweise auch dort recht häufig als Gelegenheitsbefund bei Todesfällen von Kindern, die an anderen Krankheiten gestorben sind. Und sie findet sich als Todesursache in andern Ländern, in denen mehr rohe Milch genossen wird, in einem höheren Prozentsatz. Außerdem braucht die Folge einer Fütterung mit Tuberkelbazillen nicht stets sofort eintretende Darmtuberkulose zu sein, denn die Bazillen können den Darm mit der Nahrung passiren, ohne ihn krank zu machen, sie können in den Drüsen lange latent liegen und später aus Anlaß anderer Kinderkrankheiten durch Hirnhauttuberkulose oder Knochentuberkulose den Tod herbeiführen. Für die Rolle der Infektion durch den Verdauungskanal spricht auch die Thatsache, daß in Deutschland die Verbreitung der Kindertuberkulose ganz anderen Gesetzen folgt, als die der Erwachsenen. Die letztere, meist durch Inhalation erzeugt, ist seit 1886 dank besserer Fürsorge im Abnehmen, die erstere ist dagegen unverändert in ihrer Verbreitung geblieben; ihre Entstehung wird durch die bisher getroffenen Maßnahmen nicht beeinflußt, ist also wohl durch andere Gründe bedingt. Obendrein aber liegen in der Litteratur ein ganze große Zahl gut beobachteter Fälle vor, in denen im Anschluß an den lange fortgesetzten Genuß roher Milch ein oder mehrere sonst gesunder Kinder einer Familie an Tuberkulose des Darmes oder an anderen Lokalisationen zu Grunde gingen. Dabei stellte sich dann heraus, daß die Milch von hochgradig tuberkulösen Rindern stammte. Man macht gegen solche Beweise rein klinischer Natur gern den Einwand, daß sie zu vieldeutig seien, um einen zwingenden Beweis zu liefern. Und so mögen sie hier nicht als allein entscheidend gelten. Wohl aber gibt es direkte Beweise dafür, daß auch der Perlsuchtbazillus für den Menschen nicht harmlos ist, Beweise, die durch Zufall herbeigeführt, dennoch dem planmäßigen Experiment gleichzustellen sind. Wie der Experimentator die Bazillen unter

die Haut des Versuchsthieres einbringt und dann den weiteren Verlauf beobachtet, so führt es oft der Zufall herbei, daß tuberkulöse Auswurfsstoffe in Wunden der Haut eindringen, und daß der weitere Verlauf einer genauen, durch das Auge kontrolirten Beobachtung unterzogen werden kann. Sowohl für die unbeabsichtigte Einimpfung von Perlsuchtbazillen, wie für die von menschlichen Bazillen liegt genügend großes Material vor, und es kommt nur darauf an, die Ergebnisse in beiden Fällen zu vergleichen. Für die Impfung mit menschlichen Bazillen, deren Quellen die Verunreinigung von Wunden mit Auswurf Schwindsüchtiger, oder die Verletzung bei Sektionen ist, muß man berücksichtigen, daß der Auswurf keine Reinkultur ist, sondern noch Eitererreger enthält. Verschieden ist nun das Verhalten von Säuglingen und älteren Menschen, besonders Erwachsenen. Säuglinge erkrankten gewöhnlich an einem örtlichen, sich vergrößernden Geschwür, dann entarteten die benachbarten Lymphdrüsen, meist mit eitrigem Zerfall, schließlich ging die Mehrzahl dieser ganz jugendlichen Individuen an Hirnhauttuberkulose zu Grunde. Ganz anders verhalten sich größere Kinder und Erwachsene. Bei der reinen, der Leicheninfektion, bildet sich eine Warze, die spärlich Bazillen enthält, die recht groß werden kann und gelegentlich auch einmal von selbst abfällt. Bei der gemischten Infektion mit eitrigem Auswurf bildeten sich verschiedene Formen der rein örtlichen Hauterkrankung von langer Dauer, bald lupusartig, bald in der Form von Geschwüren, zuweilen, aber nicht häufig, vereiterten die Nachbardrüsen, eine konsekutive Erkrankung innerer Organe gehört zu den Ausnahmen, eine chirurgische oder gelegentlich eine Salbenbehandlung beseitigte das rein örtliche Uebel in vielen Fällen. Bemerkenswerth ist hier das verschiedene Verhalten von Mensch und Versuchsthier bei der Einverleibung identischer Krankheitserreger. Der Mensch reagirt auf die Einverleibung des Krankheitsstoffes unter die Haut meist mit einer lediglich örtlichen Erkrankung, beim empfänglichen Versuchsthier erfolgt regelmäßig ein Uebergreifen auf die inneren Organe mit tödtlichem Ausgang.

Die Gefahr einer tuberkulösen Infektion von der Haut aus ist recht häufig, denn wie oft zerbricht ein Speiglas bei der Reinigung, wie oft wird eine Wunde mit einem bazillenhaltigen Taschentuch ausgedrückt. Die Zahl der so entstehenden Hauterkrankungen ist aber verhältnißmäßig gering, es ist also der Schluß zuläßig, daß die für den Tuberkelbazillus verhältnißmäßig wenig empfängliche Haut viele Infektionen überhaupt reaktionslos überwindet.

Was nun die Uebertragung von Perlsuchtbazillen in die Haut betrifft, so ist die Kasuistik so klein nicht. Einen experimentellen Fall theilt Baumgarten mit. Vor etwa zwanzig Jahren spritzte ein Königsberger Operateur unheilbaren Krebskranken in der Hoffnung, den Verlauf des Leidens zu beeinflussen, in mehr als sechs Fällen erhebliche Mengen von Perlsuchtbazillen in Reinkultur unter die Haut, ohne daß diese Einspritzungen außer gelegentlichen kleinen Abscessen irgend welche Einwirkung ausübten. Diesem negativen Falle stehen eine Reihe positiver Beobachtungen gegenüber. Ein Thierarzt verletzte sich bei der Sektion einer perlsüchtigen Kuh, die Wunde wurde tuberkulös, und die Erkrankung verbreitete sich weiter; ein Werftarbeiter wollte sich Tätovirungen des Armes durch Milch beseitigen, die er durch Stichelungen einverleibte; an der Stelle der Stiche entwickelte sich typischer Lupus. Mehrere andere Fälle von Fleischern, die auf den Viehhöfen das beanstandete tuberkulöse Fleisch zu beseitigen hatten und an Hauttuberkulose erkrankten, sowie ähnliche Erkrankungen sind neuerdings von verschiedenen Seiten beschrieben worden. Kurz, die beobachteten Fälle sind nicht anders verlaufen, als sie bei Einverleibung von Bazillen menschlicher Herkunft sich gestaltet hätten. Von Interesse ist eine Notiz Bollinger's, nach der gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Berührung perlsüchtiger Produkte bei der Rinderschlachtung so gefürchtet war, daß man die benutzten Instrumente nur nach sorgfältiger Reinigung wieder in Gebrauch nahm.

Neuerdings hat der Pariser Arzt Garnault mit Aufwand von vieler Reklame an sich selbst den gleichen Versuch der Uebertragung perlsüchtiger Massen unter die Haut vorgenommen. Man kann zugeben, daß die Art der Inscenirung nicht nach eines jeden Geschmack ist. Auch läßt der abgeschlossene Versuch wie jeder Einzelversuch vielleicht Einwände zu. Sollte aber nach einem gewissen Zeitraum die mikroskopische Untersuchung des ausgeschnittenen Hautstücks anatomische Veränderungen von der Art der Hauttuberkulose ergeben, so muß man selbst bei etwaigen Zeichen von Spontanheilung dem Selbstversuch eine Beweiskraft zumessen, denn größere Veränderungen braucht die Einverleibung eines Gewebes, das menschliche Tuberkelbazillen enthält, auf dem Wege der Hautimpfung auch nicht zu ergeben.

Die einfache Zusammenstellung ergibt also, daß beide Theile der neuen Koch'schen Theorie, sowohl die Frage der Unschädlichkeit der Menschenbazillen für das Rind, wie die der Perlsuchtbazillen für den Menschen, mit den Thatsachen, älteren wie seither ermittelten, nicht im Einklang stehen. Selbst wenn aber die Dualität beider Formen erwiesen wäre, wenn also nur aus diesem Grunde die Vorsichtsmaßregeln gegen die Thierprodukte aufgegeben werden dürften, so müßten sie doch aus andern Gründen, die mit dieser Frage nichts zu thun haben, weiter aufrecht erhalten werden.

Berlin. A. Gottstein.

Karl Simrock

geboren am 28. August 1802.

Es gehört zu den wunderbarsten Phänomenen der Weltgeschichte, wie eine Nation sich selbst verliert und wiederfindet. Es gibt wohl nur zwei Völker, die im ganzen Verlauf ihrer Entwicklung niemals den Faden ihrer Tradition aufgegeben haben: die Römer und die Engländer — zwei große, wenn auch nicht eben zwei der liebenswürdigsten Nationen. Sonst aber ist es fast die allgemeine Regel, daß zu bestimmten Zeiten ein Volk völlig von denjenigen Wegen abirrt, die ihm bis dahin fest vorgezeichnet und in seiner Eigenart wie in der der Verhältnisse begründet schienen. Und kaum je fehlt dann ein Moment, in dem es sich wieder auf sich selbst besinnt und, soweit das eben möglich ist, das aufgegebene Leben fortzuspinnen versucht.

In ganz besonders hohem Grade haben wir Deutschen diese Erscheinung durchlebt. Der alte kräftige und störrische politische Individualismus der Deutschen, ihre ebenso eigenthümliche wie sympathische Art, sich zu den Höheren zu stellen, mochten es nun Fürsten sein oder Gott — diese für den germanischen Nationalcharakter der älteren Zeit ganz besonders bezeichnenden Züge sind durch das ungeheure Nationalunglück des dreißigjährigen Krieges so gut wie ganz verwischt worden. (Freilich ist in neuerer Zeit von Historikern die seltsame Behauptung aufgestellt worden, dieses furchtbare Schicksal Deutschlands sei gewissermaßen ein wohlthätiger Akt der Volkshygiene gewesen, weil erst dadurch jene kräftige Stärkung der Fürstensouveränität mög- wurde, auf der die neuere politische Geschichte Deutschlands beruht.) Nun aber, zur Zeit des großen nationalen Aufraffens, ja schon vorher, als sich diese Bewegung erst dumpf in den Gemüthern der Besten ankündigte, da erschien mit einem Mal wie eine Erinnerung an längst vergessene schöne Tage jenes frühere deutsche Wesen wieder vor den Augen der ihm so ganz entfremdeten Enkel. Wie einst Moscherosch in „Philander von Sittewald" die Reckenfigur des Arminius vor kleinen schüchternen Epigonen hatte auftauchen

lassen, so zauberte jetzt die Phantasie der jungen Romantiker und schon vorher ihrer Sinnesverwandten das Kraftalter der Deutschen herauf. Nun hatte sich allerdings zwischen die frühere und die jetzige Art der Deutschen so viel gelegt, daß auch nur ein völlig echtes Wiedererkennen des Verlorenen unmöglich war. So schüchtern, so bescheiden, so von allem politischen Freiheitsgefühl entfernt waren damals die führenden Geister der Nation, daß jene Begegnung zwischen alten und neuen Deutschen zuweilen nicht ohne einen tragikomischen Beigeschmack blieb. Oftmals empfinden wir Modernen in jener ungemessenen Verehrung für die Kraft und sogar die Brutalität, für die Formlosigkeit, für die Kulturferne der alten Deutschen, wie sie damals gehegt ward, ein klein wenig von jenem Backfischmäßigen, das so vielfach der Romantik anhaftet und das sich am klarsten in der nicht zum wenigsten deshalb so liebenswürdigen Gestalt des trefflichen Fouqué verkörpert. Diese Leidenschaft für heimliche Korrespondenz, für Tagebücher voll von Charakteristiken, für kleine Koterien und müßige Intriguen — erinnert sie nicht häufig an die Art der Insassen unserer höheren Töchterschulen? Und wenn Friedrich Schlegel heute mit Novalis und morgen mit Schleiermacher Arm in Arm sich abseits von dem Kreise der schnöden Welt in eine stille vertrauliche Ecke drückt, meinen wir da nicht manchmal das leise Gekicher zweier zur Seite gehender Backfische zu hören?

Man darf dies wohl gerade heute aussprechen, weil gerade heute wieder diese Stimmung der Romantiker vielfach von Historikern und Künstlern mit einer ähnlichen Backfischbegeisterung etwas allzu unbedingt angeschwärmt wird. Und man darf es um so mehr, als niemand verkennen wird, wieviel nicht nur Liebenswürdiges, sondern auch wirklich Großes, ja Ewiges durch diese Bewegung und gerade auch durch ihre, zum Theil in ihrem Zielpunkt unreife Begeisterung hervorgerufen worden ist.

Aus diesen Zusammenhängen erklärt es sich nun auch, daß jene vielleicht größte Frucht der allgemeinen romantischen Stimmung, die Neubelebung der deutschen Geschichtsforschung im weitesten Sinne des Wortes, so vielfach unter der Führung von Dichtern steht. Vielleicht geht einer der kenntnißreichsten, aber auch unbedingtesten Verehrer der Romantik, Reinhold Steig, zu weit, wenn er behauptet, von Arnim und Brentano sei den älteren Bestrebungen der Brüder Grimm der ganze Pfad ihrer Entdeckungen vorgezeichnet worden. Aber auf jeden Fall haben einestheils die Dichter mit ihren Schilderungen und Hoffnungen vielfach das vorausgenommen, was die Forscher dann ihrerseits erst erfüllen konnten; und andererseits ist auch in diesen Forschern selbst ein Element des Dichters jederzeit lebendig geblieben. Oft genug ist ja hervorgehoben worden, daß in der siegreichen Generation der älteren Germanisten kaum einer ist, der sich nicht hin und wieder selbst als Poet versucht hätte. Neben solchen, die sogar zu unseren hervorragendsten oder bekanntesten Dichtern gehören, wie Ludwig Uhland und Hoffmann von Fallersleben, stehen Wackernagel, Simrock und viele andere, die gern und oft gedichtet haben; ja selbst der gestrenge Karl Lachmann hat Jugendgedichte geschrieben. Und ganz gewiß wäre die eigenthümliche Aufgabe, die gerade dieser Generation gestellt war, von Männern nicht zu erfüllen gewesen, die der poetischen Fähigkeit ganz bar gewesen wären. Wohl konnte jenes herrliche Programm nicht ganz verwirklicht werden, das Achim von Arnim in der wunderschönen Vorrede zu des „Knaben Wunderhorn“ aufrollte, als er allen alles wiedergeben wollte. Auch stärkere Schultern hätten das nicht zu leisten vermocht, weil eben die Göttin der Geschichte diese allgemeine Wiederbringung der Güter ernst und fest verbietet. Aber es ist doch vielleicht niemals, seit es eine Geschichtsforschung gibt, in kurzer Zeit so unendlich viel, was verloren schien, wirklich wiedergebracht worden, wie eben in dieser Zeit, als die Wissenschaft vom deutschen Leben entstand. Und diese wunderbare Aufgabe, das Verlorene nicht etwa bloß auszugraben, die Fundstücke nebeneinander zu legen und zu registriren, sondern es ganz eigentlich wieder zu beleben und als ein Lebendiges vor unsere Augen zu führen — diese Aufgabe konnte eben nur von solchen Forschern erfüllt werden, die im Hauptamt oder im Nebenamt oder wenigstens in der stillen Herzenskammer zugleich Dichter waren.

Zu den Vertretern dieser ältesten Generation gehört Karl Simrock nicht eigentlich. Aber vielleicht gerade deshalb, weil auf sein weiches und bildsames Gemüth das große Vorbild der ersten Meister bereits wirken konnte, ist er gewissermaßen zu einer symbolischen Figur geworden, die die charakteristischen Eigenschaften fast all dieser Männer wie ein Extrakt in sich vereinigt. Er wurde am 28. August 1802 zu Bonn geboren und hat zunächst in sehr behaglichen Verhältnissen gelebt, die man dem zehnten Sohne eines kurfürstlichen Hofmusikus von vornherein gar nicht zutrauen sollte. Selbst später noch, als sich seine äußeren Verhältnisse weniger günstig gestaltet hatten, blieb ihm das behäbige und vergnügliche Wesen jener rheinischen wissenschaftlichen Lebemänner treu, als deren Typus der alte Josef von Laßberg es zu einer gewissermaßen mythologischen Bedeutung gebracht hat. Wohl hat er einmal gedichtet:

„Es war doch schön, vom Wein zu singen
Und nicht zu wissen, wie er schmeckt!“

aber wir haben nicht den Eindruck, daß Karl Simrock jemals nicht gewußt habe, wie der Wein schmeckt.

Als seine Vaterstadt durch die neue rheinische Hochschule eine ganz andere und schönere Bedeutung erhielt, als ihr der kurfürstliche Prunk der Residenz hatte geben können, war Simrock einer der ersten, der sie besuchte, einer der ersten, der an der glänzenden Wiege deutscher kritischer Geschichtsforschung stand und bei dem großen Niebuhr und dem originellen Arndt Gelegenheit hatte, ältere und neuere Geschichtsbetrachtungen anzustellen. Zunächst hatte er Jura studirt, wie Jacob Grimm und wie Ludwig Uhland, und noch als Student hatte er Gelegenheit gehabt, in anderer Weise das Schicksal vieler seiner Genossen zu theilen: der Sturz der Bourbonenherrschaft begeistert ihn 1830 zu einem ersten politischen Gedichte, und er ward in Folge dessen ein Opfer der politischen Polizei so gut wie die Brüder Grimm, wie Hoffmann von Fallersleben, Wilhelm Wackernagel und Moritz Haupt, obwohl ihn das Los erheblich weniger schwer traf als die meisten unter ihnen. Später hat er doch an seiner heimischen Universität als Lehrer, zuletzt auch in vollen Würden als ordentlicher Professor der deutschen Philologie eine, wenn auch nicht ausgedehnte, so doch angeregte und anregende Lehrthätigkeit entfalten können und ist am 18. Juli 1876 allgemein beliebt gestorben, bis zu seinem Tode einer jener wirklich glücklichen Menschen, wie sie die neuere Zeit nicht mehr in der Lage scheint hervorzubringen.

Karl Simrock ist, wie gesagt, in vollendetem Grade ein Typus jener ältesten Epoche der deutschen Philologie, die man kurzweg als die reproduzirende bezeichnen kann. Ihr Wesen war überall ein Uebersetzen. Es handelte sich nicht immer gerade um ein Uebersetzen im eigentlichen Wortsinn, um das Hinüberschiffen aus einer Sprache in die andere, aber es handelte sich allemal um ein Uebersetzen im weiteren Sinne des Wortes, um ein Hinüberführen aus einer Sphäre des Lebens und Verständnisses in die andere. Uebersetzer müssen zweierlei können: verstehen und wiedergeben. Eben deshalb muß jeder Uebersetzer in gewissem Grade Forscher und in höherem Grade Dichter sein. Uebersetzer in diesem Sinne sind also immer Fortdichter, mögen sie auch bei der Wiedergabe noch so streng verfahren; ja sie sind es vielleicht um so mehr, je treuer sie wiedergeben. Solche fortdichtenden Uebersetzer waren die Brüder Grimm, wenn sie es unternahmen, die gesammte Mythologie oder Heldensage der alten Germanen zu einem lebendigen Kosmos zusammenzuschaffen; solche fortdichtenden Uebersetzer waren Karl Lachmann und Moritz Haupt, wenn sie sich in die Art einzelner alt-deutscher Dichter treulichst einlebten, um aus schlechten Manuskripten vollkommene Textgestaltungen herauszuschälen; solche fortdichtenden Uebersetzer waren Ludwig Uhland und Hoffmann von Fallersleben, wenn sie

aus einzelnen Volksliedern die Volksdichtung als solche wie eine neue Muse zu einer mächtigen Göttin, zu frischem Leben zu erwecken wußten. Ein solcher fortdichtender Uebersetzer ist vor allem auch Karl Simrock gewesen, und eben darin liegt es beschlossen, daß sich seine Thätigkeit in drei Strahlen — man darf eigentlich nicht sagen zersplittert, sondern nur für unser Auge auflöst; denn in Wirklichkeit ist er eben immer Forscher, Uebersetzer und Dichter zugleich. Dennoch kann man nicht leugnen, daß er auf diesen drei verschiedenen Gebieten es nicht überall zu der gleichen Bedeutung gebracht hat.

Bei dem Forscher Simrock verräth sich jenes unsichere und gelegentlich dilettantische Element, das manchen Gliedern der ersten Generation anhaftet, noch am deutlichsten. Abschließend hat Edward Schroeder in seiner vortrefflichen Würdigung in der allgemeinen deutschen Biographie die wissenschaftlichen Leistungen Simrock's charakterisirt. Am glücklichsten war er da, wo er sich auf einem Gebiete zu bewegen hat, das an seine eigene Lieblingsthätigkeit erinnert: wo sich in älteren Perioden volksthümliche und künstliche Poesie berührten. Vor allem ist dem Metriker manch glücklicher Fund gelungen. Durch Jahrzehnte ist seine Lösung der schwierigen Frage nach dem Ursprung der Nibelungen-Strophe die einzige tiefergehende gewesen, und noch heutzutage ist sie nicht überwunden, weil er zuerst eben jene eigenthümliche Mischung von Volksthümlichem und Kunstmäßigem hier ins Auge faßte, die für unsere Volksepen so wesentlich ist. Ebenso hat er zuerst zwei Hauptgattungen der lyrischen Form bei den Minnesängern zu unterscheiden gelehrt, das Lied und den Spruch, jenes mehr lyrischer, dieser mehr gnomischer Natur; und wieder ist hier der Spruch eine Gattung, in der gelehrtere Dichter oder mindestens solche von einer ausgebildeteren Technik sich dem mehr volksthümlichen Betriebe entgegenstellen. Auch da noch war er nicht ohne Erfolg, wo er die volksthümlichen Grundlagen moderner Kunstdichtungen aufsuchte und nach den Quellen des Shakespeare oder des „West-Oestlichen Divan" fragte, obwohl schon hier sich ein Mangel der Kritik oft genug bedenklich fühlbar macht. Dagegen hat das umfangreichste und rein äußerlich erfolgreichste seiner gelehrten Werke, die „Deutsche Mythologie", wissenschaftlich den geringsten Werth, weil hier der Dichter und der Romantiker allzu sehr über den Forscher die Oberhand gewonnen haben. Hier will er gar zu eifrig alles wiedergeben, und die kunstmäßigsten Ausspinnungen der alt-nordischen Mythologen werden hineingebaut in das große Haus der volksthümlichen Mythen des gesammten Germanenthums. So hat dies Werk dazu beigetragen, die Anschauungen vielfach da zu verwirren, wo Jacob Grimm in seinem Nachfolger, in Karl Müllenhoff, schon längst klärend eingesetzt hat.

Auf der Grenze zwischen der eigentlichen Gelehrten- und der Uebersetzerthätigkeit stehen seine Volksbücher, wozu auch das liebenswürdige Kinderbuch, das Räthselbuch u. a. m. gehören — Versuche, kleinere anspruchslose Reste jener bescheidenen Mythologie, die in den Gesinde- und Kinderstuben herrscht, als gleichberechtigt neben die anspruchsvollere Mythologie des Herdfeuers und des Tempels zu stellen. Schon hier hatte er sein Talent zu erproben, einen Mittelweg zu finden zwischen dem Verständniß der Vorzeit und dem, was die damals Modernen in jener Vorzeit sehen wollten. Nicht, daß er sich etwa irgendwie bewußt und künstlich diesem letzteren Verständniß angepaßt hätte — aber er gehörte eben selbst zu diesen Neueren und trug selbst das Bedürfniß einer bestimmten romantischen Vorstellung in die Anschauungen unserer Vorzeit hinein. Er besaß nicht jenes tief dringende Verstehen, das das Allerwesentlichste, den Lebensnerv, in der älteren Poesie zu erfassen vermag, und es ist ihm deshalb nicht gelungen, die ältere Poesie gewissermaßen wie ein eingeschlafenes und nun wieder erwecktes Dornröschen in unsere Gegenwart hinüberzuführen ohne Verletzungen durch den Dornenwald, wie es seinem größeren Nachfolger Wilhelm Hertz möglich war. Oft genug blieb er am Aeußerlichen haften, und gerade an gewissen Kuriositäten der Vorzeit hatte er ein zu weitgehendes Behagen, bildete sie allzu treu nach und gab durch Einfügen veralteter Termini und archaistischer Wendungen der Poesie, die doch eben als etwas Neues und Junges hervortreten sollte, ein überflüssig altfränkisches Ansehen. Für seine Zeit war das dennoch das Richtige. Ein treuerer Uebersetzer hätte das nicht leisten können, was er leistete. Er hätte weder so viel übersetzen können, noch hätte er mit diesem Vielen so viel Erfolg bei den Hörern erreichen können, wie ihm dies gelungen. Wenn die Poesie der deutschen Vorzeit für weite Kreise des deutschen Volkes wirklich wieder lebendig geworden ist, wenn sie vor allem auch unserer Schule wiedergewonnen werden konnte, so ist das so gut wie einzig das Werk Karl Simrock's. Seine Wiedergabe der Edda, des Nibelungenliedes, der Gedichte Walther's von der Vogelweide — um nur diese drei zu nennen — hat eine neue Blüthezeit der Beschäftigung nicht gelehrter Art mit diesen Gedichten herbeigeführt. Es wäre vielleicht zu viel, wenn man behaupten wollte, Hebbel und Wagner wären ohne diese Thätigkeit undenkbar; sicherlich aber darf man sagen, daß Hebbel und Wagner ohne diese Arbeit auf das Verständniß und die Theilnahme eines weiteren Publikums in keinem Falle hätten rechnen dürfen. Und auch das läßt sich nicht bestreiten, daß manchmal noch heute seine nicht ganz getreue und nicht ganz poetische Uebersetzung mehr von dem eigenthümlichen Charakter bestimmter alter Gedichte gibt, als die wissenschaftlich und manchmal auch poetisch höher stehenden anderer Uebersetzer. Das gilt besonders für solche Gedichte, die eben nach ihrer eigenen Art auf der Grenze stehen zwischen wirklich alter und neuerer kunstmäßiger Poesie, ganz besonders für die großen Spruchdichtungen der Skandinavier. Man höre einmal folgende Strophe aus dem größten Lehrgedicht der Edda:

„Unklugheit wundere Keinen am Anderen,
Denn Viele befällt sie.
Weise zu Tröpfen wandelt auf Erden
Der Minne Macht,"

und damit vergleiche man die an sich getreuere Wiedergabe von Hugo Gering:

„Nie soll Einer am Andern tadeln,
Was manchen Menschen trifft.
Weise Männer wandelt zu Thoren
Lodernder Liebe Macht."

Simrock hat eben selbst etwas von der Art jener alten Spruchdichter in seiner Neigung zu behaglicher Breite der Betrachtung, der poetischen Ausschmückung verhältnißmäßig einfacher Wahrheiten, zu pointirter Gegenüberstellung volksthümlich entgegengesetzter Dinge, und mit all diesen Mitteln hat er den Ton jener alten Spruchsprecher dem Wesen nach treuer getroffen als der dem Wortlaute nach genauere neuere Uebersetzer.

Der Dichter Simrock hat zwar nicht so Hohes wie der Uebersetzer erreicht, ist aber doch erheblich über das hinausgegangen, was dem Forscher gegönnt war. Freilich findet sich unter seinen Gedichten recht viel, was nur ein Spiel des Augenblicks war, zum Theil ein gelehrtes Spiel, das dann wieder für den philologischen Dichter bezeichnend ist. Dahin gehören jene hübschen Tenzonen, in denen er nach dem Muster der Provençalen anmuthige Streitfragen poetisch im wirklichen oder fingirten Wettkampf zur Entscheidung brachte — ein Spiel, an dem Franz Kugler, Wilhelm Wackernagel, Ludwig Uhland und Friedrich Rückert sich betheiligt haben. Was dauernd in seiner Poesie ist, das verdankt er seiner Heimath, dem Rheinland. Wenn er in seinen Legenden mancherlei fromme Stücke mit einer von Affektation nicht immer ganz freien, rückgebildeten Naivetät in leichte Verse brachte und etwa in der Disputation vor dem heiligen Papst Sylvester ein gläubig katholisches Gegenstück zu Heine's böser (späterer) Disputation vor dem weisen König Alfons lieferte, oder wenn er in manchen Balladen die historischen Fakta in die üblichen klirrenden Rüstungen steckte, so hebt er mit alledem sich nicht eben wesentlich aus der Schaar

zahlreicher Dichtergenossen heraus. Aber einmal gelang ihm ein Lied, wie es nur dem wirklichen, echten Dichter gelingt: jene Krone der Rheindichtungen, das Lied „An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein".

Gewiß ist auch hier Simrock nicht zum geringsten der glückliche Erbe. Die Rheinromantik stand gerade in der Zeit seiner Entwicklung in der vollsten Blüthe. Wohl hatte schon der treffliche Asmus Claudius, der älteste noch heute lebendige unter unsern volksthümlichen Dichtern in einem noch jetzt viel gesungenen Gedichte gerufen: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben;" aber seitdem hatte eine Reihe von Umständen der Rheinromantik, deren Geschichte uns vor kurzem Walzel in sicheren Zügen gezeichnet hat, eine ganz neue Kraft gegeben. Während einerseits die Engländer, die der napoleonische Krieg und die Kontinentalsperre auf ihrer Insel wie in einem Käfig gefangen gehalten hatte, sich jetzt wie aus der Krankenstube losgelassene Patienten über die Naturschönheiten Europas ergossen und die landschaftlichen Reize des berühmtesten deutschen Stromes zu neuer Anerkennung brachten, gab andrerseits für Deutschland selbst die nationale Bedeutung des vielumfochtenen Grenzstromes dem Vater Rhein eine frische mythologische Wirksamkeit. So tönten von allen Seiten die Lieder auf den Rhein und auf die Schönheit seiner Thäler nieder. Und gewiß wurden oft genug gerade die Dilettanten durch die Leichtigkeit der Aufgabe gereizt. Ich bin sicherlich nicht unempfänglich gegen die landschaftlichen Reize des schönsten und deutschesten unserer Ströme; aber ein gut Theil zu seiner Popularität mag doch auch die bequeme Reimbarkeit beigetragen haben. „Rhein" und „Wein" war ein so selbstverständliches Paar bei Asmus Claudius wie bei Georg Herwegh und bei zahllosen andern, die weder so fromm wie der eine noch so gottlos wie der andere waren; sie waren ein so untrennbares Paar, daß die deutsche Sprache sich sogar daran gewöhnen mußte, die nicht eben schönklingende Verbindung „Rheinwein" (der dann der „Steinwein" folgte) in ihren Wortschatz aufzunehmen, obwohl sie sich sonst gegen derartige Komposita mit gutem Sinne gesträubt hat (in neuester Zeit haben wir uns freilich an das „Schrotbrot" und an den „Wollzoll" gewöhnen müssen, und während wir sonst die Muhkuh der Kinderstube überließen, beginnt jetzt schon statt des „Pflaumenbaums" der „Pflaumbaum" bei uns zu gedeihen und nächstens wird vielleicht gar das „Faustpfand" durch das „Handpfand" abgelöst werden).

Diese Bewegung hatte nun aber doch neben den bloßen Liebhabern auch große, echte Künstler zu Trägern. Für sie verkörperte sich die Schönheit des Rheins in einer wunderbaren mythischen Schöpfung, die Brentano's formlos poetischer Geist erfand und der Heine's sicherer Künstlerverstand feste Umrisse gab, zu dem Mythus von der Loreley. Auch ihre Nennung fehlt nicht in jenem Gedichte Simrock's; vor allem aber ist es doch die ganze Anschauung, aus der jenes Gedicht entsprungen ist. Der Rhein selbst ist solch eine Loreley, die lockt und zieht und nicht wieder von sich läßt. Dazu kommt eine zweite Lieblingsidee jener Zeit. Nicht darum ist der Rhein so verführerisch, weil er etwa ein Lotophagenhain wäre, in dem der Wanderer in süßen Träumen die Heimkehr vergessen würde; sondern im Gegentheil, darin besteht sein Zauber, daß er die ganze ritterliche Romantik, wie sie jener Zeit vorschwebte, zu erneuern scheint. Wie auf den Bildern der Schnorr und Overbeck fließt der breite Strom zwischen malerischen Ufern dahin, Burgen grüßen, und überall wohnt ein „adlig' Geschlecht". Mit vollstem Unrecht haben demokratische Kritiker an diesem Ausdruck des liberalen Dichters Anstoß genommen. Erneuerte er doch auch hier nur einen Gedanken Heine's, der schon in der Harzreise gesungen hatte:

„Alle Menschen, gleich geboren,
Sind ein adliges Geschlecht."

Auch hier wird eine Lieblingsvorstellung der Zeit poetisch verklärt: jener Traum einer zukünftigen Idealwelt, der bei Heine so viel kühner auftritt als bei dem aristokratisch auslesenden Ibsen. Und so ist eben das ganze Gedicht mit seinem hinreißenden Herzensklang ein voller Ausdruck für die Ideale jener Zeit — so kräftig und so echt, daß auch uns heute, denen leider so viel von dem romantischen Hoffen jener Tage verloren gegangen ist, ihr ganzer Zauber aus diesen Versen wieder auftaucht.

Bonn ist in den Tagen Simrock's die Dichteruniversität gewesen, wie es einst Göttingen war und dann mit größerem Glanze Heidelberg. Und neben dem alten Arndt war es eben Karl Simrock, der die Poesie der rheinischen Universität in sich verkörperte. An einer der schönsten Stellen Bonns steht das Standbild Ernst Moritz Arndt's und schaut hinaus zu dem Fluß, der jetzt wieder Deutschlands Strom ist und nicht Deutschlands Grenze. Aber auch Simrock verdient sein Monument an dem Rhein, der schon für Walther von der Vogelweide der charakteristischste deutsche Strom war. Denn auch er gehört wie Arndt zu den Erneuerern deutschen Geistes; auch er zu den Wiedereroberern der alten deutschen Nationalität!

Berlin. Richard M. Meyer.

Jüdisches im Osten.

Wer jemals auf dem alten Judenkirchhof in Prag verweilt hat, wird nicht ohne ernstes Nachsinnen diese Stätte des Todes und der Geschichte verlassen haben. Auch nachdem das alte Ghetto von Prag weggerissen ist und neue Stadttheile über diesem Platze sich erheben, wird der Friedhof selbst so wie die alte Synagoge in der Nähe erhalten bleiben, um Zeugniß abzulegen von der Art wie das Judenthum im Osten das Mittelalter überdauert hat als eine Kultur für sich, eine Welt für sich, der wir noch sehr viel Aufmerksamkeit werden zuwenden müssen, wenn wir so manches Räthsel der Geschichte, der Entwicklung des Christenthums selbst, der Weiterbildung humanistischer Ideen und mit ihr des modernen Geistes werden verstehen wollen. In den letzten zwei Jahrzehnten hat die große Masse des Volkes von den Juden im Osten eigentlich immer nur dann erfahren, wenn Judenunterdrückungen — wie augenblicklich in Rumänien — zu berichten waren, oder wenn von antisemitischer Seite irgend welche sogenannten Ritualmorde zur Tagesfrage gemacht wurden. Der Streit, der bei solchen Gelegenheiten entbrennt, zeigt immer wieder, wie dunkel und unklar die Vorstellungen sind, die man über die Verhältnisse jenseits des Böhmerwaldes hat, insbesondere aber über die Stellung des Judenthums in Ländern, wie Böhmen, Galizien, Ungarn. Manche glauben zwar, daß das Judenthum zur Zeit sich dort eine Machtstellung errungen habe, die in alle Verhältnisse hineinreicht, solche Kenner der Verhältnisse wird man aber meist im antisemitischen Lager finden. Philosemitismus wie Antisemitismus aber trüben immer den Einblick in die Realität der Verhältnisse, wie alle vorgefaßten politischen Kampfmeinungen. Wären nicht durch Karl Emil Franzos und einige österreichische Schriftsteller so mancherlei treffliche Schilderungen aus diesem Osten verbreitet, so würden wir wohl nur gewisse allgemein-politische Vorstellungen von abstrakt-politischem Beigeschmack haben, ohne die Möglichkeit durch anschauliche Bilder vom Thun und Treiben der Juden ein objektives Bild zu gewinnen. Kommen gar zu den politischen noch religiöse Vorurtheile, so ist vollends die Unkenntniß über dieses Volk fast so groß, wie man im heutigen Deutschland die wechselseitige Unkenntniß der Klassen von einander findet, denn das ist richtig: ein Stadtbürger im heutigen Deutschland weiß vom Leben des Landjunkers kaum mehr, als von einem polnischen Juden; der Adel,

das wohlhabendere Bürgerthum aber ist ohne alle Vorstellung, wie man etwa im Arbeiterstande lebt, welcher Umsatz von geistigen Kräften da herrscht, welche Gemüthssprache man da spricht oder nicht spricht. Es sind eigentlich nur einige realistische Schriftsteller, die im humanen Interesse in alle Sphären tauchen und über die Scheidewände der Stände weg ein aufklärendes Wort sagen.

Wie sehr gab es uns zu denken, als wir, unter solchen allgemeinen Erfahrungen, die abertausende von Grabsteinen des alten Prager Judenfriedhofs betrachteten, die nämlich ein Kulturbild besonderer Art darstellen. Dicht aneinander gedrängt, wie die Stauden auf einem Maisfelde, sind die viereckigen Grabsteine in die Erde gepflanzt, an manchen Stellen ist kaum ein Zoll Entfernung zwischen den Steinen mit ihren hebräischen Inschriften. Da liegt ein berühmter Rabbiner aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert, um ihn herum seine Schüler. Aber alles ist zusammengedrängt auf den kleinsten Raum, denn mehr Boden zum Begräbniß der Ihrigen gab man den Juden nicht her. So sind hier über zwölftausend historisch gewordene Grabsteine wie ein wogendes Haferfeld, denn die Steine spicken auch den Boden, wo er hügelförmig gewölbt ist. Man mag sich nicht vorstellen, wie auf diesem kleinen Raume die rauhen Todtenkisten, in denen bekanntlich der Todte nur in einem Linnen eingeschlagen ruht nach dem alten Ritus, auf einander, übereinander, quer durcheinander aufgestapelt worden sind in der Erde und was für ein Durcheinander von Gebeinen zum Vorschein kommen würde, wenn man unter den Grabsteinen ausgraben würde. Man denkt an alte Worte des Kohelet: „Denn der Staub muß wieder zu der Erde kommen wie er gewesen ist", von Ezechiel: „Ihre Gräber sind tief in der Grube und sein Volk liegt allenthalben umher begraben". Auf den Grabsteinen aber sind noch überall die symbolischen Zeichen der Stände und Familien oben eingemeißelt zu sehen. Eine Traube in den Stein geschnitten zeigt den Stand des Rabbiners an. Auf mehreren Steinen sieht man einen Karpfen dargestellt, das ist die Familie Karpeles, die noch bis zum heutigen Tage gerade von Prag aus manche angesehene Vertreter in die Welt gesendet hat. An anderen Steinen sieht man mit nothdürftiger Kunst zwei erhobene Hände: das ist der Stamm und die Familie Aaron. Andere wie Fisch, Löwe, Bär, ein Hirsch oder Hirschgeweih charakterisiren die entsprechenden auch sonst üblichen Namen jüdischer Familien; die Levy sind dagegen durch einen Krug charakterisirt. Kenner der Bibel und altjüdischer Poesie werden die symbolische-bildliche Beziehung dieser Zeichen sich leicht auslegen. Die Traube als Symbol der Rabbiner ist jedenfalls sehr sinnig. Wir sehen hier, daß übrigens eine Reihe charakteristischer Judennamen keineswegs auf mittelalterlicher oder neuzeitlich-absolutistischer Oktroyirung beruhen, sondern Erbe aus uralten Zeiten sind, schon im Althebräischen als Namen gebräuchlich und dann nur später ins Deutsche übersetzt. So finden wir aus Zeiten, die weit vor den Namensoktroyirungen liegen, bereits die symbolischen Zeichen von Thieren als Namenszeichen bei der hebräischen Inschrift. Um sich Löwe zu nennen und gar einen Löwen als symbolisches Namenszeichen zu führen konnte einer von Haus aus z. B. Ariel heißen, das bedeutet „Löwe Gottes". Selbst der Name Hirschfeld ist nur eine Uebersetzung von Ajalon, jenes berühmte „Thal Hirschfeld", wo (laut Josua 10. 12) der Mond soll stillgestanden haben.

Da die Juden vom Osten gekommen sind, so ist es natürlich, daß wir, je weiter wir nach dem Osten Europas reisen, sie um so mehr im lebendigen Zusammenhang mit ihrer alten Kultur sehen, mit dem, was ihnen von Haus aus natürlich war, soweit nicht die Vorurtheile der Rassen, unter die sie gerathen sind: slawisch-polnische Galizier, Slowaken, Magyaren, Rumänen, Serben sie behindert haben sich zu entfalten. Und so mag gerade der Judenfriedhof von Prag, der gerwissermaßen die westlichste Vorburg dieser jüdischen Wanderkultur ist, als Ausgangspunkt unserer Betrachtung gelten. Er lehrt uns in der That in recht lebendiger Anschauung, daß die Lieblingsvorstellung vieler Juden, sie stellten einen uralten Adel dar, sicherlich richtig ist. Denn hier sehen wir sogar ihre Wappen auf den alten hebräischen Grabsteinen; wir sehen, daß uralte Traditionen aus Makkabäerzeiten auch Namen eines Heldenadels sogar unter diesen Zwischensiedlern erhalten haben, die zeitweilig freilich nur zum Handel zugelassen waren. Wir erinnern uns an solchen Grabmälern der Rabbiner unmittelbar, daß auch uralte Intelligenz östlicher Völkerschaften sozusagen ihr geistiges Hab und Gut, ihre Wissenschaft und Dichtung auf die Wanderung in jenen Zustand der Zwischensiedlerschaft mitnahm, von dem wir noch mehr zu sagen haben. Die Traube auf den Rabbinersteinen zeigt uns, daß alte biblische und im Talmud weitergeführte Vorstellungen lebendig blieben, denn die alte Weisheit verglich sich selbst gern mit einem Weinstock und seinen Früchten, sogar der Rabbi von Nazareth nannte sich den „Weinstock" und seine Schüler die „Reben". So blieb auch die Rabbinertraube Symbol talmudischer Weisheit. Die Wanderkultur brachte es ja auch mit sich, daß man im Talmud sozusagen die Encyklopädie aller Wissenschaften beisammen hatte, um sie nebst den heiligen Schriften gewissermaßen immer reisefertig bei sich zu führen.

Und so führt uns auch die alte Synagoge von Prag anschaulich in den Zusammenhang dieses Lebens. Eine alte Sage will diese Alt-Neuschule, wie der Synagogendiener zu erzählen pflegt, von Flüchtigen aus dem eben erst zerstörten Jerusalem gegründet sein lassen; jedenfalls sehen wir hier sehr alte Geräthe aus dem zwölften, ja, noch früheren Jahrhunderten und können den Faden einer eigenthümlichen Kultur und Formensprache zurückknüpfen bis zu altjerusalemitischen und babylonischen Ausgrabungen. Die Fahne aber von 1648, welche den Prager Juden vom Kaiser Ferdinand III. für ihre Tapferkeit bei Belagerung der Stadt gestiftet ward, muß man noch in der alten Schule sehen, um manche westliche Vorurtheile schon hier niederzulegen.

Wenn man die Reste des Prager Ghettos durchschreitet, wird man unter denen, die hier in engen Winkelgassen neben dem Friedhof wohnen an den hohen Mauern, zwar auch noch einige verarmte Judenfamilien finden, vorwiegend sahen wir aber czechische und deutsche arme Leute, czechisirte Deutsche, blondhaarige Kinder und arme Slawenkinder, die da hausen, wo die Juden längst ausgezogen sind. Denn diese sitzen in Prag im guten Wohlstand und füllen Abends das „Deutsche Theater", ja, sie gestehen demjenigen, der es zu erfahren wünscht, daß dieses Deutsche Theater in der großen Czechenstadt, in der nur noch der sechste Theil der Bevölkerung deutsch ist, wohl schon seit geraumer Zeit nicht mehr bestände, wenn es nicht durch die Judenschaft der Stadt gehalten würde, die vorläufig noch an der deutschen Sprache hängt. In der That würden die Deutschen Prags, falls sie die Juden nicht auch für deutsche Leute gelten ließen, aus eigener Kraft nicht mehr im Stande sein, ein deutsches Theater in Prag zu unterhalten.

Und hier sind wir bei einem Punkte angelangt, der dem Kulturforscher, der auf Reisen geht, um sich mit eigenen Augen vom Zustande der Völker zu überzeugen, überaus merkwürdig und wichtig erscheint. Die Juden sind thatsächlich im ganzen Osten noch immer, neben den Deutschen, die Träger der deutschen Sprache, sie bleiben es selbst da, wo der Deutsche bereits slawisirt oder magyarisirt oder aber durch Slowaken, Czechen, Polen vom Boden verdrängt ist. Wenn der letzte „Germane" verschwunden wäre, bliebe immer noch der Jude, der unter seinen Stammesgenossen dann jenes bekannte Judendeutsch, eine Mischung aus hebräischen und deutschen Worten, spricht, den zugereisten deutschen Mann aber in einem wohlgebildeten Hochdeutsch unterhält, ihm die Oertlichkeit erklärt, ihn über die Zustände unterrichtet und allenfalls auch sein Handelsgeschäft mit ihm macht. Dabei wird man beobachten, daß er sich, so lange es irgend möglich ist, auch als Deutscher fühlt und gewissermaßen politisch-national sich an diesen anschließt, obwohl er als religiöser Mann überzeugt ist, daß er dem „auserwählten Volke" angehört.

So fanden wir es noch immer in Böhmen, so haben wir es unter den Slowaken, in Galizien und fast überall in Ungarn gefunden.

In Ungarn, wo man zur Zeit einen Zustand vorfindet, der durchaus als ein Zustand der Zwischensiedlerschaft der Völker zu bezeichnen ist, wie er zu Zeiten der Völkerwanderung über dem größeren Theil von Europa und dem nördlichen Asien gewesen sein muß, lernt man denn auch die Stellung des Judenthums in seiner geschilderten historischen Herkunft verstehen. In Südungarn kommt man in Gegenden, wo man aus einem deutschen Dorfe nach einer halben Stunde in ein serbisches geräth und das Land serbischen Bauern gehört. Anderweit ist das römisch-rumänische Volk im Besitze des Bodens, so daß es zum Theil parzellenweise zwischen dem Boden des deutschen Bauern die Erde hat, wo es nicht im größeren Landbesitze ist. Wie am Böhmerwald und in anderen Gegenden der böhmischen Sprachgrenze Dörfer sind, wo das obere Dorf vom deutschen, das untere Dorf vom czechischen Bauern bewohnt ist und der Boden dann auch parzellenweise unter den Nationalitäten vertheilt ist, so siedelt der Deutsche im selben Doppeldorfe auch neben dem Rumänen. In Nordungarn sind dieselben Verhältnisse zwischen Slowaken und Deutschen. Und zwischen all dem liegt der Latifundienbesitz des magyarischen Magnaten als desjenigen Erobervolkes, das im letzten Stadium der Völkerwanderung in Massen ins Land kam und mit Gewalt sich den Boden der Theißländer für seine ursprüngliche Weidekultur sicherte.

Hier sieht man nun aber auch den Jehovagläubigen Assyrer und Babylonier nicht nur als Handelsmann, sondern als Mitbewirthschafter des Bodens. Was man in Deutschland fast gar nicht sieht, ist in Galizien und Ungarn auf dem Lande die Regel, nämlich daß der Jude vor allem Gastwirth und Oekonom ist. Und schon diese Thätigkeit als Gastwirth macht aus diesem Juden und seinen Frauen einen ganz anderen Menschenschlag, als die westeuropäischen Vorurtheile vermuthen lassen. In Krakau kommt man in jüdische Gasthöfe, wo die jüdische Besitzerin mit einer gewissen dicken Majestät hinter ihrem Büffettische thront und wie die Semiramis von Ninive ihren kleinen Staat überwacht. Jüdische, deutsche, polnische Kellner, Köchinnen und sonstige Bedientenschaft ist ihrem Winke unterthänig; ihre Augen gehen bald rechts, bald links, geradeaus und hinten in die Küche; sie ist überall, auch wenn sie ihren Platz nicht verläßt und bemerkt jeden Gast. Man ist sehr bald von der stillen Wirksamkeit dieser Wirthin sehr angenehm berührt, denn sie hält darauf, daß man pünktlich bedient wird, sie beutet nicht aus, sondern sie hat den Ehrgeiz das größte Kalbsschnitzel für den billigsten Preis dem Gaste auf den Tisch setzen zu lassen. (28 Kreuzer!) Sie empfindet darin noch patriarchalisch, läßt den Gast fragen, ob er zufrieden war und durch den Kellner ihn einladen, wenn es ihm gefallen habe, auch wieder zu kommen. Ihr Bier ist gut gepflegt, wer kommt da nicht wieder! Und während in anderen Restaurants der polnische Kellner mit Geringschätzung und aristokratischer Verachtung das hohe Trinkgeld — nimmt, ist man im Hause der jüdischen Wirthin auch für die kleinere Gabe mit derjenigen Höflichkeit dankbar, die denn auch vornehmer ist. Denn der Dankbare ist immer vornehmer, als der Undankbare.

Ein anderes Bild! Im Lande der Slowaken kehrt man bei einem ländlichen jüdischen Gastwirthe ein. Das Dorf hat über hundert Häuser, Deutsche wohnen in einem benachbarten Städtchen; hier aber ist alles slowakisch. Von den hundert Häusern sind nur dreißig, wo die Männer im Dorfe geblieben sind, die anderen sind in Amerika, so daß meist nur die Frauen und Kinder beisammen hausen. Kommst Du zum jüdischen Gastwirth herein, steht in der großen Bauernstube die slowakische Magd und buttert, denn der Herr verkauft nicht nur Wein und Schnaps an die Gäste, sondern hat auch Vieh und Land. Die jüdische Hausfrau ist in der Küche, auf dem Hofe und greift selbst ganz gehörig zu, sieht nach wie die Magd beim Buttern verfährt, geht in den Stall, um nach dem Vieh zu sehen und ist mit ihren jüdischen Schwestern oder Nichten auch im Garten zu finden.

Der jüdische Wirth bittet Dich ins Herrenstüble, das ist die alte jüdische Gaststube. Von der großen Bauernstube, wo Abends die Slowaken sitzen, ist nämlich durch ein Lattengitter, wie ein Hühnerverschlag, ein Raum abgetrennt, wo ein Tisch mit sauberer Decke darauf, ein Sopha und einige Stühle und im Hintergrunde ein großmächtiges Gastbett steht. Hier ist auch das Schnapsbüffet und hier trinkt man seinen Wein, der der landesüblichen Qualität entspricht. Die Judenfrauen sind hier vielfach etwas scheu und zurückhaltend. Man sieht ihnen an, daß sie die Gojim mit unergründlichem Mißtrauen betrachten, und sie thauen erst sehr langsam auf. Aber man erlebt, daß der Wirth Einem zum Abschied die Hand schüttelt wie ein alter Engländer, ein Fall, dem man unter westeuropäischen Juden selten begegnen wird, wo in diesem Punkte eine gewisse Zurückhaltung herrscht, an der jüdisch-orthodoxe Vorurtheile eben soviel Schuld haben mögen wie die schlechte christlich-vorurtheilsvolle Behandlung, welche Juden noch vielfach erfahren. Daß man aber in Ungarn mit so einem alten Chaldäer- und Babyloniersohne sich ordentlich die Hand drücken kann wie unter Altgermanen, zeigt, daß auch hier das Patriarchalische im einfach menschlichen Sinne eine gute Stätte hat.

In Arad geriethen wir einmal im Serbenviertel in eine jüdische Weinwirthschaft, wo wir einen sehr guten Wein tranken. Hier wie unter den Slowaken sprach man selbstverständlich nur gut deutsch. In diesem Hofe kamen lauter jüdische Hausirer in ihren Kaftanen mit ihren Säcken zusammen, wie man sie auch in Galizien sieht. Bei der Unterhaltung mit diesen jüdischen Männern, die sonst nur ihres Gleichen hier sehen, fiel uns auf, daß manche ausgeprägt schwäbische Gesichter hatten, während die anderen doch die bekannten assyrischen und phönikischen Physiognomien zeigten. Hier herrschte sogar noch die Erinnerung, daß solche Neujuden wußten, ihre Vorfahren seien einst Christen gewesen. In Ungarn hat, in der schlimmsten Jesuitenzeit, in der That mancherlei Uebertritt von Protestanten, Schwaben zum Judenthum stattgefunden, und so sehen wir hier die interessante Erscheinung, daß es bis in die neuste Zeit auch an Einsprengungen von arischen Elementen in die alte semitische Auszüglerwelt nicht gefehlt hat. Es mag aber schon in Alt-Babylon auch manches persische, also wiederum arische Element in jenes ethnologisch verstandene Judenthum gekommen sein, von dem wir hier reden, und das mag als ein dauernder Prozeß in einer sehr langen Kulturperiode jene interessanten Menschentypen erklären, die wir unter der galizischen Judenschaft finden, wo Armenien und Assyrien in einem geheimnißvollen Bunde aufzutreten scheinen. Auch unter jenen Arader Juden haben wir uns vortrefflich befunden; wir fanden, daß mancher von diesen Hausirern Welt und Menschen nicht nur kannte, sondern sogar ein Stückchen Bildung und talmudischer Gelehrsamkeit aus der Synagoge mit sich führte. Von händlerischer Zudringlichkeit ist natürlich nicht die Rede, wenn man zusammen beim Wein sitzt; da unterhält man sich über den Weltlauf, wobei man von solchen armen Juden sehr viel lernen kann.

Schon in Böhmen beginnt die Erscheinung, die man dann in Galizien und Ungarn sich steigern sieht, daß die Juden besonders stark z. B. auch das Fleischereigewerbe betreiben und zwar nicht nur „koscher“ verkaufen, sondern auch für die übrige Bevölkerung liefern. Typisch ist auch hier, daß sie überall billiger liefern und einen wirthschaftlichen Standpunkt vertreten, der nicht in Palästina geworden sein kann, sondern altes Erfahrungserbtheil aus großen volkreichen Städten des Euphratthales, Egyptens sein muß: nämlich durch diese Billigkeit die wirthschaftliche Leistungskraft der Käufer zu schonen und mehr durch den Massenabsatz auf die Rechnung zu kommen. Auf den Hochgebirgen und Lavaplatten Palästinas konnten diese Wirthschaftsgrundsätze nicht erworben werden, da gediehen Hirten,

Weinbauern, Dichter; aber in Ninive, aber in Babylon in der ganzen Großstadtwelt jener alten Kulturen, da mußte der „Jude“ in seinem spezifischen Sinne entstehen mit seinen Fehlern, aber auch mit all seinen Vorzügen, welche er gerade da immer bewährt, wo er an einer Großstadtkultur theilnehmen kann.

In Ungarn ist das jüdische Element keineswegs nur am Bankwesen betheiligt. In Miscolcz, einem der Stapelplätze des ungarischen Weinbaus, der sonst ganz magyarisch ist, finden wir auf den Gassen doch fast allen Handel nicht nur in Händen von Juden mit deutschen Namen, sondern eine beträchtliche Anzahl sind auch Weinbauern und Weinproduzenten, und in den großen Bergkellereien der Stadt wird man auch in Weingärtchen und Höfen den Wein an der Quelle trinken, den einem jüdische Frauenhände kredenzen.

Oft haben wir in jüdischen Gastwirthschaften in Galizien und Ungarn übernachtet, in die uns anfangs mehr Studienzwecke führten. Wir sind dort immer so sauber und aufmerksam bei mäßigen Preisen bedient worden, daß wir sie prinzipiell dann auch weiter aufsuchten, um uns in unserer Phantasie mit Nachkommen assyrischer Königinnen, babylonischer Astronomen und palästinensischer Dichter zu unterhalten. Daß auch sie in neuerer Zeit ihren Antheil an den Gütern dieser Erde wieder erobert haben, kann uns nicht wundern, denn sie sind ein arbeitendes Volk so gut wie andere Völker, da die Ochsen nicht von selber umfallen und sich in Stücke zertheilen und das Bedienen eines Gastes ebenso gut Arbeit ist wie das Melken der Kuh, das wir auch jüdische Frauen besorgen sahen.

Wenn die hier vorgetragene, in östlichen Beobachtungen gereifte Ansicht über das wahre ethnologische Wesen des Judenthums einst wissenschaftliches Gemeingut sein wird, dürfte die Welt diesen Nachkommen einer alten Kulturwelt, wenn sie sich auch ihrerseits völlig von religiösen Vorurtheilen und palästinensischen Lieblingsvorstellungen gereinigt haben, auch ohne Vorurtheile eine verlorene Heimath im bürgerlichen Zusammenwirken ersetzen. Ein Volk, das das „auserwählte“, sentimental von geheiligtem Boden durch böse Römer vertriebene sein will, wird die fortschreitende Welt nicht verstehen können und wollen; eine große verwandte Völkerschaft aber, die durch die Katastrophen der Natur, die Abwirthschaftung des Bodens durch eine uralte Kultur und daraus resultirende politische Ereignisse zur allmählichen Absiedelung und Zwischensiedelung, zur allmählichen Theilnahme am Leben der Nationen gekommen ist, wird man in einem größeren Sinne auf diesem Erdball freundlich willkommen heißen als ein Produkt großer Naturgesetze der Geschichte, denen einst auch andere Völker und Kulturen werden folgen müssen. Eine Menschheit dieser Art wird jeden, der da gearbeitet hat und dessen Vorfahren gearbeitet haben, gastlich willkommen heißen am jeweiligen Tische der Menschheitskultur.

Wolfgang Kirchbach.

Mein steinerner Freund.*)

Der hohe graue Dom erhob sich hell über die Stadt wie ein einsamer Riese, der über Zeiten und Menschen hinwegschaut. Jede halbe Stunde sprach er mit seinen hellen Glocken von seinen Gedanken, wie ein zufriedener und kluger Mensch der noch Lust am Leben hat. Zu jeder halben Stunde spielte er: „Freut Euch des Lebens“ und zu jeder vollen Stunde: das Lied „vom Silberbächlein“.

Unten lag die Stadt im Maiensonnenschein, in den Straßen war das Gewoge der kleinen Menschlein und der Wagen und Pferde, und die Straßen selbst sahen aus, wie schmale gerade Streifen, und die Häuser standen in gleichmäßigen Reihen, einige mit grünen Jalousien, die kühl wirkten. Und all die kleinen Menschlein lebten ihr Leben ernst und besorgt, und in den Häusern spielte sich das Leben ab, Jahr aus Jahr ein, und von der Geburt bis zum Tode, und es kamen neue Geschlechter, und so wechselten Tod und Geburt und Freude und Kummer miteinander ab, aber der alte Dom mit seiner ewigen Jugend und seiner Glockenstimme kümmerte sich wenig darum. Er, der das Leben kannte, der einsame Riese, der stehen geblieben war seit dem Mittelalter, auch nachdem die Kirche abgebrannt, so daß er nun ganz allein den großen Platz beherrschte. Zu jeder halben Stunde sang er sein fröhliches Liedchen von der Lebensfreude über die Stadt hinüber, und zu jeder vollen das triumphirende Lied vom Silberbächlein. Er schlief auch niemals, und wenn das bischen Lärm des Provinzstädtchens während der Nacht ganz aufgehört hatte, dann öffnete er in der Unbeweglichkeit der ruhigen Nacht plötzlich den Mund und begann vom Silberbächlein zu singen mit freudiger Stimme, und bei jeder halben Stunde freute er sich des Lebens in seiner Einsamkeit auf dem weiten, verlassenen Domplatz, hoch über der schlafenden Stadt. Jede Viertelstunde sagte er auch ein Wörtchen, nur eine leise Bemerkung seiner Glockenseele, so ein flüchtig hingeworfenes: „Du, Du liegst mir am Herzen“, oder „Letzte Rose“, um dann wieder zu schweigen, wie jemand, der etwas sagen wollte, der aber gleich darauf an etwas anderes zu denken begann und darüber das Sprechen vergaß.

Die Menschen dort unten liebten ihren Dom; sie liebten ihn so sehr, daß sie es selber kaum noch wußten. Sie waren groß geworden, indem sie auf seine Stimme lauschten und auf sein Zifferblatt schauten. Er war ihrem Leben etwas Vertrautes, etwas Bekanntes, etwas, wonach sie sich sehnten, wenn sie weit weg waren, etwas, woran sie die Stadt schon von weitem erkannten, etwas, wodurch ihre Stadt den Fremden bekannt war. Sie liebten ihn, weil er höher war, als all die anderen Thürme im Lande.

Er war der große Maßstab: z. B. hieß es nicht, der Mont Blanc ist so und so hoch, sondern, er ist so viel höher als der Dom, und die oder jene Entfernung war nicht so viel Meter lang, aber man konnte darin so und so viele Dome hintereinander stellen. Der Dom war etwas Menschliches, er lebte das Leben der Stadt mit. Er stand fest und unerschütterlich auf seinen zwei kurzen Beinen, für Jahrhunderte, ja, er schien fast für die Ewigkeit hier aufgestellt. Die Großväter sprachen schon von diesem Dom, und wenn die Jungen zum ersten Mal in eine andere Stadt kamen, war es ihnen, als ob in jenen Städten etwas fehle, weil kein Dom da war. Und dabei war der Dom so furchtbar exakt mit seinem großen Zifferblatt. Alle Menschen richteten ihre Uhren nach dem Dom, weil er immer zuverlässig war, und wenn ein einziges Mal eine Reparatur vorgenommen wurde, und die Uhr stand, dann gab es Verwirrung in der Stadt. Die Menschen sagten es einander, sprachen über die vermeintliche Ursache dieses Stillstehens. Mußten die Zeiger neu vergoldet werden? War etwas an dem Werk nicht in Ordnung? Auf dem Platz standen die Menschen in kleinen Gruppen beisammen, zeigten mit besorgten Mienen auf das Zifferblatt, gleich als wäre der Dom krank.

Voller Bewunderung hörten die Kinder die Geschichten vom Dom an, die ihnen die Erwachsenen erzählten. Der Hahn, der goldene Hahn, der obenauf stand, sei so groß, wie eine Kuh, man könne ganz bequem darauf sitzen, und der kleine Zeiger sei so lang, wie zwei Männer aufeinander.

Manchmal war Besuch auf dem Dom; dann sah man von unten die Menschen auf den Wandelgängen wie kleine Püppchen, wie lebende Marionetten. Die Jungen, die schon auf dem Dom gewesen waren, galten mehr bei ihren Kameraden als die, die ihn noch nicht gesehen, und dann war es wieder eine viel größere Ehre auf dem obersten Wandelgang gewesen zu sein, als auf dem unteren.

*) Aus dem holländischen Manuskript übertragen von Else Otten.

Wenn die Zeiger neu vergoldet waren und auch die großen Ziffern, dann glänzte nicht nur das Zifferblatt, nein, auch die Gesichter der Menschen strahlten in neuem Glanz. Die Stadt hatte Toilette gemacht, sah schöner und jugendfrischer aus mit dem neuvergoldeten Zifferblatt des Domes.

In anderen Städten fragte man ein Kind, ob es auf die Uhr sehen könne; hier fragte man es, ob es schon auf den Dom sehen könne.

Der Dom war der älteste, bekannteste, geachtetste Bürger von Utrecht. Er nahm an allen Ereignissen theil. Wenn die Studenten einen Maskenzug arrangirten, so hatte er stets die erste Freude davon; der große Prunkwagen wurde unter sein Thor gestellt und hinter großen, weißen Laken verborgen gehalten bis der Tag des feierlichen Aufzuges gekommen. Neugierig liefen die Kinder darum herum, versuchten durch eine Ritze zu sehen und warteten ungeduldig bis der Dom sein „Freut Euch des Lebens" oder seine „Letzte Rose" anstimmte. Wenn ihn diese Melodie zu langweilen begann, hub er eine andere an. Aus der „Letzten Rose" ward — „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus", und aus „Freut Euch des Lebens" — „Behüt' Dich Gott". In den Zeitungen wurde es angekündigt, daß das Spielwerk des Domes zu jeder halben und zu jeder vollen Stunde eine neue Melodie anstimmen würde.

Wenn er dann zum ersten Mal sein neues Liedchen hören ließ, mit neuen Klängen und mit neuen Uebergängen, so daß man manchmal fast fürchten mußte, er würde die Weise vergessen, blickten die Menschen nach dem großen Glockengehäuse mit dem geheimnißvollen Mund dort oben, und die ganze Stadt wurde vergoldet von den goldenen Tönen, die aus dem Mund des Domes drangen, von der neuen Weise, die der steinerne Bürger anstimmte, und es war fast, als ob nicht nur die Menschen, sondern auch die Häuser ihm lauschten mit ruhigen zufriedenen Gesichtern.

Und wenn das Liedchen verklungen war, dann ertönten, wie um zu zeigen, daß es nur ein kleiner Scherz gewesen, ein Scherz des alten, lebenslustigen Riesen, die ernsten großen Glocken — bum—bum—bum — mit dem ruhigen, würdigen Ernst eines Menschen, der weiß, daß man ihm andächtig zuhört. Denn die Menschen zählten die Schläge, und die Anzahl der Schläge bedeutete stets ein kleines Schrittchen weiter dem Tode zu. Aber so weit dachte man nur, wenn man sehr krank war, oder des Nachts, wenn man nicht schlafen konnte.

Der Dom machte die Menschen fröhlich, nachdenklich, ja sogar geistreich. Da waren Scherze, die die Urgroßväter den Großvätern, die Großväter den Vätern und die Väter den Kindern erzählten, und die von den Kindern wieder auf kommende Geschlechter übergehen würden. So z. B., „Warum legt der Hahn auf dem Dom keine Eier? — Weil sie dort zerbrechen würden". — „Wer ist am heimtückischsten? — Der Dom, weil er erst spielt und dann schlägt" u. s. w.

Er bildete einen Theil des Lebens der Bürger, der Dom, und kehrte in ihren Gesprächen immer wieder. Wenn sie sagen wollten, daß etwas wohl nicht so gefährlich sei, so hieß es: na ja, aber der Dom wird schon nicht davon umfallen. Wollte man andeuten, daß jemand nicht allmächtig sei, so sagte man: na ja, aber der Dom macht ihm doch nicht Platz. Und als Großvater einmal, als Vater mit Muttern verreist war, auf uns Geschwister, drei Brüder und drei Schwestern, aufpassen sollte, und der alte Mann vergebens versuchte, uns in Zaum zu halten, rief er verzweifelt aus: Die wären sogar im Stande, den Dom umzurennen! An sein Knie gelehnt habe ich oft das reizende Spiel gespielt, das aus Wünschen bestand: „Ich wollte, daß Du der Dom wärest, dann würde ich auf Dich hinauf klettern", und dann sagte er: „Ich wollte, ich wollte, daß Du die Uhr wärest, dann würde ich Dich schlagen", und dann wieder ich: „Ich wollte, ich wollte, daß Du das Thor wärest, dann würde ich mich unter Dir verstecken", und er: „Ich wollte, ich wollte, daß Du die Fahne wärest, dann würde ich Dich hissen."

Die Fahne des Domes, oder besser gesagt, die Fahnen! Es waren dort oben zwei Fahnen für die Landwehr. Wenn Regen befürchtet wurde, wurden sie aufgesteckt, was so viel hieß als: Die Uebung fällt aus. Denn obgleich der Dienst auf dem überdeckten Gemüsemarkt abgehalten wurde, fürchtete man sich doch dermaßen vor dem Naßwerden der Uniformen und der Gewehre, daß jedes drohende Wölkchen durch die doppelte Fahne verkündet wurde. Wie sehnsüchtig und hoffnungsvoll blickten der Soldat und der Landwehrmann an Diensttagen auf den Dom! Aber die echte große Fahne wurde erst dann gehißt, wenn es galt, einen Geburtstag des Fürstenhauses zu feiern; denn der Dom war der größte Patriot der Stadt, trotz seines Verraths an der Vertheidigung des Landes in Bezug auf die Landwehrübungen. Kein Thurm im ganzen Lande trug die dreifarbige Fahne so hoch wie der Dom.

Der Dom nahm großen und lebhaften Antheil an jedem nationalen Fest. Das Aufhissen der Fahne war ein ziemlich schwieriges Unternehmen und erregte das höchste Interesse des ganzen Ortes. Den Kindern erzählte man lange Geschichten von der Fahne, die dort hoch oben so ganz klein erschien und unten so lang sein würde wie die ganze Domstraße. Aber die Fahne war nicht der einzige Beweis für den patriotischen Sinn des Domes; solchen Geburtstag feierte er von Morgens bis Abends. Stundenlang ließ sein Glockenspiel vaterländische Lieder ertönen, und die beflaggte Stadt dort unten war hocherfreut über diese goldenen Klänge, die, aus der Höhe zu ihr herunter tönend, sich wie kleine Gold- und Silberscherben über die Stadt legten.

Er war in jeder Beziehung loyal und liberal, der Dom, denn während die anderen Glocken der Stadt im Dienst der Gemeinde standen und die Menschen zum Gottesdienst riefen, war er, seit Blitz und Donner einen Theil von ihm zerstörten, ein ausgemachter Atheist. Er kümmerte sich um kein Dogma. St. Markus mochte bittere Thränen darüber weinen; er, der Dom kannte fortan nur einen Heiligen — Vater Zeit —, der gegen alle gleich gütig und gerecht ist, den großen Tröster, der alles Leid vergessen läßt, der alles vernichtet, aber auch alles wieder verjüngt, Vater Zeit, die große geheimnißvolle Gottheit, die von Jedem anerkannt und von Keinem verstanden wird. Sogar gegen die Anmeldung irgend eines Unheils wehrte er sich. Wenn ein Brand entstanden war, gab er nur eine flüchtige Aeußerung, indem er eine Laterne leuchten ließ nach der Richtung, in der das Unheil entstanden war. Aber der Thurm des Nachbarortes Büürkerk, der mußte mit seinem rauhen Klöppel die Bevölkerung wecken und nicht vom Dom, sondern vom Büürkerker Thurm erklang dann der ängstliche Ruf des Wächters in die Nacht hinein:

Bra—a—and, Bra—a—and!

Und unten auf der Straße wurde eine kleine Dampfspritze mit unheimlicher Geschwindigkeit an den Platz des Unheils befördert.

Der Dom überließ die Verbreitung unnöthiger Angst und Furcht gern dem Thurm von Büürkerk, und, wenn es möglich war, daß der Dom in der Umgegend einen Feind hatte, so war es dieser Thurm.

Die zwei Wächter dieser Thürme lebten nämlich seit einiger Zeit nicht im besten Einvernehmen. Ob es „jalousie de métier" war, oder ob das „cherchez la femme" dahinter steckte, ist wohl nie erwiesen worden, aber die Stadt litt seit Monaten unter dieser Feindschaft des Domes mit dem Thurm von Büürkerk, denn da beide Parteien so hoch über der Erde und so weit voneinander entfernt waren, konnten sie ihren Kampf nur durch Vermittlung der Glocken auskämpfen.

Der Dom hatte ein Spielwerk, der Turm von Büürkerk nur einen Klöppel, und wenn nun der Dom mitten in seinem „Freut Euch des Lebens" oder in seiner „Letzten Rose" war, begann der Turm plötzlich mit seinem schweren Bimbam den Effekt zu zerstören. Manchmal dröhnte die Glocke auch in den Stundenschlag des Domes hinein, so daß die

Bürger, die des Nachts noch wach waren und die Stunden zählten, in Verwirrung geriethen und sich, wenn sie bis fünfzehn gezählt hatten, erschreckt fragten, ob sie wachten oder träumten.

Dieser Streit der beiden Thurmwächter nahm einen sehr fatalen Ausgang, als eines Tages der Klöppel des Büürkerter Thurmes herausfiel und zerbrach; und da man keinen ausreichenden Fonds hatte, um gleich eine so große Reparatur vornehmen zu lassen, war Büürkerk zum Schweigen verdammt. Der Thurmwächter bemühte sich vergebens, die Menschen von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines neuen Klöppels zu überzeugen. „Ach was, wir haben ja den Dom, und das ist völlig ausreichend", war die einzige Antwort, die er erhielt, und wenn er dann zornig behauptete, daß der Dom längst nicht so weit gehört würde, wie seine Glocke und daß der Dom der Aeltere sei — daß er also hätte nachgeben müssen, so hatte man für ihn nur ein mitleidiges Achselzucken. Zu jener Zeit muß es gewesen sein, daß der Dom zweimal in einer Stunde „Freut Euch des Lebens" spielte, und daß es ihm sogar passirte, „halb dreizehn" zu schlagen. Doch dies habe ich selbst nicht gehört, ich weiß es nur von Andern; und die Verleumdung ist ja so groß in der Welt, sogar in einer Provinzstadt.

Einmal aber habe ich den großen, gutmüthigen, steinernen Riesen wirklich betrübt gesehen. Sein Spielwerk spielte nicht, die Flagge war auf Halbmast gehißt und schwer und düster klangen die Töne der großen Glocke über die traurige Stadt. Die Gemahlin des Königs war gestorben.

Die umflorten Laternen, der Trauerrand an den Zeitungen, der Flor an den auf Halbmast gehißten Flaggen versetzte die Stadt nicht in eine so dumpfe Trauer, wie das düstere, schwere Glockenläuten, das die Straßen mit den dunklen Klängen auszufüllen schien, und die Schmerzenstöne seiner Klagen in die Häuser trug. Es war, als ob jener steinerne Riese dem Himmel seine Klagen anvertraute und von einem Schmerz sprach, der größer und tiefer war, als der der Menschen. Es klang wie die Klage eines Halbgottes, eines Cyklopen, wie eine Anklage gegen den Himmel, der gleichmäßig blau und freundlich blieb. Es war, als ob das Glockenläuten nicht nur die ganze Stadt, sondern auch das ganze Land und das ganze Weltall mit seinen schweren, dumpfen, düsteren Tönen erfüllte und um den Thurm, zu dem ich aufblickte, sah ich eine Taubenschaar, von einem Sperber verfolgt, ängstlich den Krallen des Raubvogels entfliehen.

Dies ist meine einzige trübe Erinnerung an den steinernen Freund meiner Jugend. Am nächsten Tage erklang das Glockenspiel wieder fröhlich wie immer und schmetterte seine goldenen Töne über die Stadt. Das Leben . . . das Leben geht ungestört seinen Gang, Vater Zeit, der große Philosoph, kennt es zu gut, das Leben . . . Es dreht sich in ein und demselben Kreise, wie die Zeiger. Das Leben ist unwandelbar und ewig, und die Zeit ist nur das menschliche Seelchen in dieser unwandelbaren Ewigkeit.

Dies alles ist nun schon beinahe ein Viertel Jahrhundert her, und wenn ich jetzt in die längst verlassene Heimathstadt komme, finde ich draußen auf dem Friedhof schon mehr Bekannte, als in der Stadt . . . . und viele Häuser sind veraltet und viele Sitten und Gebräuche . . doch der Dom steht noch immer, und sein Glockenspiel klingt noch immer so fröhlich und so jung wie einst . . . . . . Ich habe Heimweh nach meinem steinernen Freund und seiner goldenen Stimme . .

B. Stichter.

Arthur Seidl. Wagneriana. Dritter Band. **Die Wagner-Nachfolge im Musikdrama.** Berlin, Schuster und Loeffler. 1902.

Das sehr dickleibige Buch enthält über vierzig sehr dünnflüssige musikkritische Zeitungsartikel. Davon behandelt etwa die Hälfte solche musikdramatische Erscheinungen der letzten anderthalb Jahrzehnte, die man mit mehr oder weniger Recht als Erzeugnisse der von Wagner ausgehenden Kunstbewegung bezeichnen kann. Daneben aber nehmen breite Berichte über ältere Opern und Alltagswerke gewöhnlichsten Schlages einen allzu großen Raum ein. Was soll in einem Buch, das der „Wagner-Nachfolge" gewidmet ist, ein Aufsatz über Gounod's „Romeo" oder Smetanas „Verkaufte Braut", wozu läßt der Autor viele Seiten lange Artikel über längst begrabene todtgeborene Nichtigkeiten wie „Haschisch", „Fromme Helene" u. dgl. wieder zum Abdruck bringen. Wächst denn Werth und Ansehen eines Buches mit seinem Umfang? Seidl hat eine eigene Anschauung der Kunstbewegung die er bespricht, allein das Bild, das er davon zeichnet, ist trotzdem verworren. Die paar guten leitenden Gedanken sind überwuchert von tausend kleinen Einfällen, journalistischem Schnickschnack, leeren Wortspielen, blendend unechten Antithesen und derartigen Niedlichkeiten. Seidl ist ein Doktrinär, der mit Begriffen jonglirt und in einem fort von einem Standpunkt zum andern schunkelt. So sieht und hört er mancherlei, was nicht gerade jedem auffällt, aber er ist voreilig und unvorsichtig in seinen Schlußfolgerungen. Unleidig ist das Wiederkehren alter abgedroschener Parteiphrasen und das kritiklose Ueberliefern unverbürgter und unrichtiger Nachrichten aus dem zeitgenössischen Kunstleben. Was der Verfasser z. B. über das Schicksal des Weingartner'schen „Genesius" in Berlin erzählt, ist nichts als aufgebauschter Klatsch aus Musikantenkreisen. Mit Ausnahme von zwei oder drei nicht eben beträchtlichen Stimmen hat die Berliner Musikkritik das Werk um keinen Gran abfälliger beurtheilt als Seidl dies selbst thut und wenn der „Genesius" vorzeitig vom Spielplan verschwand, so lag das nur an seinem Autor, der in Zorneswallung die Oper voreilig zurückzog. Bitte, nur nicht künstlich Märtyrerlegenden zu schaffen! Aber Seidl schwelgt in Uebertreibungen, ihm gilt die Aufführung einer alten Spieloper von Auber schon als eine „muthige" That, wenn es möglich ist einen Parteimann damit herauszustreichen, und in der Verwerthung volksthümlicher und mundartlicher Wendungen sieht er bereits einen Schritt zur „Heimathkunst" auf der Opernbühne. Bei solcher Neigung zum Vergrößern kann es auch nicht auffallen, daß Seidl seine eigenen Fähigkeiten und Leistungen über alles Maß einschätzt. Einigermaßen bedenklich ist es aber doch, wenn er im Unmuth über das Wanderleben eines vom Glücke Begünstigten ausruft: „Was würde nicht Unsereiner von solchen Wanderfahrten und Lehraufenthalten alles „heim"-bringen — ganze Kulturen und weite, große Lebensperspektiven!" Mit Verlaub, das wird dem Verfasser keiner glauben, der seine Rundfahrt um alle Gebiete der modernen Musik lesend durchgemacht hat.

Diese Zeilen waren bereits niedergeschrieben, als mir auch der erste Band der „Wagneriana" noch zur Besprechung zuging. Er betitelt sich „Richard Wagner-Credo" und soll nach des Verfassers Meinung die „erlebte Aesthetik" eines Wagnerianers darstellen. Auch dieses Bekenntniß ist mit hochtönenden Phrasen und Schlagwörtern reichlich gespickt, aber die Gerechtigkeit gebietet doch anzuerkennen, daß dieser Band wesentlich besser gerathen und gehaltvoller ist als der Schlußband mit seiner „kritischen Aesthetik". Studien wie die über die Tristansage bei Wagner oder über die Kunstlehre der Meistersinger sind ordentliche, bedächtige Ausarbeitungen, die manch einer nicht ohne Nutzen lesen kann.

H. Welti.

Aus dem litterarischen Nachlasse von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle. Herausgegeben von Franz Mehring. II. Band. Stuttgart. J. H. W. Dietz.

Nach den beiden vorerschienenen Bänden dieses Sammelwerks bereitet das vorliegende Buch einige Enttäuschung. Der erste Band hatte inhaltlich und stilistisch prächtige Arbeiten des jungen Marx enthalten, die auf die innere Entwicklung seines sozialistischen Gedankensystems neues Licht warfen; die im folgenden Bande vereinigten Briefe Lassalle's an Marx und Engels waren von feinstem persönlichen Reiz. Das Material, welches Mehring in der dritten Publikation sammelte, entbehrt zum allergrößten Theil jeder sachlichen oder biographischen Be-

deutsamkeit. Die Hauptarbeiten, welche Marx und Engels in den Jahren 1844 bis 1847 veröffentlichten, fallen aus dem Rahmen des Nachlaßwerkes, das nur die verstreuten, wenig bekannten Nebenprodukte wieder zugänglich machen will. Neben der „Lage der englischen Arbeiterklasse", dem „Elend der Philosophie" und dem welthistorisch bedeutsamen „Kommunistischen Manifest" erscheinen die polemischen Aufsätze, welche Marx und Engels nebenher in den verschiedenen sozialistischen Zeitungen jener Tage veröffentlichten, ziemlich dürftig. Am werthvollsten noch ist der erste Artikel von Marx aus dem „Vorwärts" (1844): „Kritische Randglossen zu dem Artikel: Der König von Preußen und die Sozialreform"; er zeigt, wie sich der von Hegel übernommene Staatsbegriff bei Marx unter dem Einflusse der französisch-englischen Theorien und Zustände ändert. Die Polemiken gegen die deutschen Sozialisten in den Zeitschriften des deutschen Sozialismus sind heute ohne sonderliches Interesse; die Männer, die da bekämpft werden, sind zu unbedeutend, als daß eine Kritik ihrer Theoreme fruchtbare Gedanken auslösen konnte, welche über den gelegentlichen Anlaß hinaus wirksam werden. Dies gilt auch im Wesentlichen von der umfangreichen Schrift „Die heilige Familie", welche eine breite Polemik gegen die von Bruno Bauer herausgegebene „Allgemeine Litteraturzeitung" enthält. Marx nimmt Artikel für Artikel vor und übt in seiner vehementen Art eine Kritik, die auch das unwesentlichste Detail nicht übersieht und, so amüsant in manchen Einzelheiten, im Ganzen unerquicklich ist. So beschränkt sich die Auslese des Bandes gleichsam auf ein geistiges Vergnügen allgemeiner Natur; man beobachtet mit Genuß, wie konsequent die Väter des wissenschaftlichen Sozialismus ihre strenge historische Anschauung allen Zeitfragen gegenüber durchführen. Engels legt in dem Artikel „Der Schweizer Bürgerkrieg" ohne Schonung der demokratischen Vorurtheile die rückständige Natur der Schweizer Urkantone dar. Aus demselben großzügigen Historismus entstammen die Anschauungen von Marx-Engels über die Freihandelfrage. In der berühmten Freihandelsrede hat Marx die Arbeiter vor den Argumenten der Cobdeniten gewarnt. Ein kleiner Aufsatz „Schutzzoll- oder Freihandelssystem" entwickelt dieselben Gedanken an den deutschen Verhältnissen. Marx und Engels traten für die Unterstützung der schutzzöllnerischen Bestrebungen der deutschen Bourgeoisie ein, nicht weil die Arbeiter von dem Schutzzollsystem Vortheil hätten, wie „die Herren von der Bourgeoisie ihnen weismachen wollen." Dem Proletarier könne vielmehr gleichgiltig sein, ob Freihandel oder Protektionssystem herrsche; denn der Arbeiter erhalte nie einen höheren Lohn, „als gerade zu seiner nothdürftigsten Unterhaltung hinreicht". Allein der Schutzzoll führe zu einem rascheren Aufblühen der Bourgeoisie, und an einem Siege des Bürgerthums über den feudalen Staat habe das Proletariat allerdings das größte historische Interesse. Diese Beweisführung von Marx ist heute natürlich nicht einmal für den Marxismus wahr. Denn sie basirt auf der Lehre vom ehernen Lohngesetz, die von Marx selbst später schonungslos bekämpft wurde. Vermögen jedoch die Arbeiter höhere Löhne über das Existenzminimum zu erzielen und festzuhalten, so wäre eine Gleichgiltigkeit gegen zollpolitische Fragen verfehlt. Die deutschen Arbeiter, die gegen Lebensmittelzölle ankämpfen, ziehen aus der richtiggestellten ökonomischen Theorie die richtige politische Folgerung.

R.

Ursprüngliches Christenthum in seiner Bedeutung für die Gegenwart. Von Professor Dr. Wilhelm Soltau. Leipzig 1902.

Der Verfasser der vorstehend verzeichneten Schrift möchte mit seinen Ausführungen einen Beitrag liefern zur Lösung des Konflikts, der in der heutigen Zeit zwischen der Kirche und den Vertretern des modern-wissenschaftlichen Weltbegreifens besteht. Er hält im Gegensatz zu den Anhängern des Materialismus und Atheismus das Christenthum für unvergänglich und ist der Ueberzeugung, daß die christliche Religion nur gewinnen kann durch die freieste theologisch-wissenschaftliche Kritik, deren Bestreben dahin gerichtet ist, die schon im Laufe des ersten Jahrhunderts in die christlichen Religionsurkunden eingedrungenen abergläubischen und den Thatsachen nicht entsprechenden Vorstellungen aus der Lehre und der Predigt der Kirche auszuscheiden. Er macht den Versuch, aus den ersten drei Evangelien, denen allein er eigentlichen Quellenwerth beimißt, Gewißheit zu gewinnen über das, was Jesus gelehrt hat, und bestreitet, daß die von der lutherischen Orthodoxie auf Grund der Briefe des Apostels Paulus gepredigte Rechtfertigungslehre und Sühnopfertheorie mit dem Wesen des Christenthums, so wie es von seinem Stifter selbst gepredigt worden ist, übereinstimmt.

Man wird dem Verfasser nicht in allen seinen Ausführungen beistimmen können. An der Persönlichkeit Christi, deren centrale Stellung für das religiöse Leben der Menschheit der Verfasser nachdrücklich betont, hätte meiner Empfindung nach mehr hervorgehoben werden müssen, daß Jesus Christus sich in erster Linie dazu berufen gewußt hat, durch sein Leben, Leiden und Sterben unter den Menschen zur normativen Darstellung zu bringen, was wahre Frömmigkeit und wahrer Gottesgehorsam und damit im eigentlichsten Sinne Religion und Glaube sei. — Und ob wirklich der Apostel Paulus die Sühnopfertheorie gepredigt hat, welche ein durch die Reformatoren vertretenes falsches Schriftverständniß gern ihm imputiren möchte, bleibt auch nach den Ausführungen Soltau's noch eine offene Frage.

Aber derartige theoretisch-theologische Bedenken, die sich leicht noch vermehren ließen, können nicht den Eindruck des tiefen, wahrhaftigen Ernstes und der freudigen Begeisterung, mit denen der Verfasser sich in den Dienst seiner Aufgabe stellt, verwischen. Immer wieder fühlt sich der Leser in der fließend, wenn auch nicht durchweg leicht und allgemein verständlich geschriebenen Schrift durch das Durchbrechen des warmen Tones einer freimüthig sich darstellenden, christlichen Ueberzeugung wohlthuend berührt. So in den schönen Stellen, in denen der Verfasser dem Einwand entgegentritt, das ursprüngliche Christenthum sei in der heutigen Zeit in mancher Hinsicht antiquirt, und die Frage, die einst Strauß aufwarf: Sind wir noch Christen? — für sich und die Gesinnungsgenossen, in deren Namen er spricht, in den affirmativen Satz umwendet: Ja, wir sind bestrebt und wollen bestrebt sein, Christen zu sein. — Oder wenn er gegen das Ende seiner Arbeit hin den Philosophen Seneca und den Apostel Paulus miteinander vergleicht und an den beiden Gestalten zeigt, wie trotz alles dessen, was das Christenthum mit der Lehre der vorchristlichen Philosophen gemein hat, es doch eben ein ganz neuer Geist war, aus dem heraus die ersten Christen ihr Leben führten, der Geist der Gotteskindschaft, der den Apostel fähig machte, sein Leiden geduldig zu tragen, der Frieden goß in sein von Drangsalen zerrissenes Herz. — „Ursprüngliches Christenthum in seiner stillen Hoheit zu erfassen, in seiner beseligenden Macht weiteren Kreisen ans Herz zu legen", sagt der Verfasser selbst, habe ihm seit langem als Ideal vorgeschwebt. Er gibt sich keinen Täuschungen darüber hin, daß seine Anschauungen manchem Gegensatz — berechtigtem und unberechtigtem — begegnen werden, doch ist er sich gewiß, daß der endgültige Sieg reineren Anschauungen gehören müsse, als sie heut noch in den maßgebenden Kreisen auch der evangelischen Kirchen vertreten sind und als Schranke des Gewissens durch die Lehre von der Jungfraugeburt und der leiblichen Auferstehung den Geistlichen und Gemeinden im sogenannten apostolischen Glaubensbekenntniß aufgelegt werden. Der Verfasser des „Ursprünglichen Christenthums" möchte in der Zahl der nach reineren religiösen Anschauungen Ringenden ein Mitstrebender sein und denen dienen, die der Phrasen und Halbwahrheiten des offiziellen Kirchenthums satt, sich nach einer besseren Begründung ihrer religiösen Ueberzeugungen sehnen, als innerhalb der von den Reformatoren uns überlieferten theologischen Anschauungsweise zu gewinnen möglich ist. Am Schluß des Vorworts spricht der Verfasser die folgenden für den Geist, in dem seine Schrift geschrieben ist, bezeichnenden Worte aus: „Durch das widerwärtige Gezänk der Dogmatiker und Fanatiker hindurch, welche das für die Menschenbrust Heiligste Jahrhunderte lang profanirt, das Christenthum selbst vielen wahrhaft religiösen Naturen geradezu entfremdet haben, bahnt sich, versöhnend und klärend, das ernste wissenschaftliche Bestreben, die unveräußerlichen Güter der Lehre Jesu von dem Beiwerk des Wunder- und Aberglaubens zu befreien, siegreich seinen Weg. Keinem Denkenden bleibt die eigene Arbeit an sich und in sich erspart. Aber als Wegweiser dürfte vielleicht auch dieses Buch manchem wissenschaftlich gesinnten Manne, der zugleich von dem ewigen Werthe der Lehre Jesu durchdrungen ist, willkommen und von Nutzen sein." —

Halle a. S. H. L.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 48. Berlin, den 30. August 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der König von Italien hat dem deutschen Kaiser seinen Besuch abgestattet und ist auch in der Reichshauptstadt mit aufrichtiger Zuneigung begrüßt worden. Der „Reichsanzeiger" hat dem hohen Gast einen ungewöhnlich warmen Begrüßungsartikel gewidmet, aus dem hervorgeht, daß die Beziehungen zu Italien zur Zeit außerordentlich freundschaftliche sind. Auch die deutschen Freunde Italiens, die nicht glauben, daß derartigen Fürstenbesuchen eine besondere politische Bedeutung beizulegen ist, werden sich über die Zeichen ungetrübten politischen Einvernehmens zwischen Deutschland und Italien freuen, welche anläßlich dieses Königsbesuchs zu Tage getreten sind.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Forchheim-Kulmbach ist eine Ueberraschung auf die andere gefolgt. Der nationalliberale Kandidat, für den auch die Freisinnigen eintraten, hatte in der Hauptwahl noch nicht 4000 Stimmen erhalten gegen rund 9200 Stimmen, die auf zwei gesondert marschierende Kandidaten der Nationalliberalen und der Freisinnigen im Jahre 1898 entfallen waren. Der Sieg des Centrumskandidaten in der Stichwahl erschien in diesem seit fast zwei Jahrzehnten im Centrumsbesitz befindlichen Wahlkreise kaum noch zweifelhaft, und alle Welt rechnete bereits mit einem großen Wahlsiege des Centrums. Wider Erwarten hat aber in der Stichwahl der nationalliberale Kandidat mit rund 9400 Stimmen über den Kandidaten des Centrums gesiegt, der es nur auf rund 8500 Stimmen brachte. Wie die „Nationalzeitung" zutreffend hervorhebt, ist „die Stichwahl durch die aus den bayerischen Verhältnissen sich ergebende Gegnerschaft wider das Centrum entschieden worden, während für die Theilung der anti-klerikalen Wähler im ersten Wahlgange die zollpolitische Stellung maßgebend war." Der zollpolitische Standpunkt des nationalliberalen Kandidaten, der die Regierungsvorlage zu acceptiren bereit war, übte eine so geringe Anziehungskraft auf die liberale Wählerschaft aus, daß ein nie erlebtes Zusammenschrumpfen der liberal-freisinnigen Stimmenzahl in der Hauptwahl erfolgte. Es bleibt eine offene Frage, ob nicht die Aufstellung eines freisinnigen Kandidaten bei der Hauptwahl diesen mit dem Centrumsmann in die Stichwahl gebracht hätte. Da die Freisinnigen 1898 es auf 3200 Stimmen gebracht hatten, so lag dies durchaus in dem Bereich der Möglichkeit. Bei der Stichwahl scheint dann die Hauptfrage der gegenwärtigen Reichspolitik völlig ausgeschaltet zu sein, und die Abneigung gegen das Centrum hat nicht bloß noch beträchtliche Reserven, die bei der Hauptwahl träge zu Hause geblieben waren, an die Urne gebracht, sondern augenscheinlich auch einen nicht unbedeutenden Theil der Stimmen, die in der Hauptwahl für den Kandidaten des Bundes der Landwirthe abgegeben waren, dem nationalliberalen Kandidaten zugeführt.

Aus dem Resultat dieser Stichwahl sind somit positive zollpolitische Schlüsse kaum zu ziehen; wohl aber zeigt sich, daß die Abneigung gegen das Centrum speziell in Bayern stark genug ist, um selbst erhebliche wirthschaftspolitische Differenzen zu überbrücken. Es würde voreilig sein, daraus auch für die allgemeinen Wahlen Schlüsse zu ziehen. Diese allgemeinen Wahlen werden aller Voraussicht nach sich in allererster Linie um die Fragen der Zoll- und Handelspolitik drehen, und dabei wird jede einzelne Partei, die nicht überrannt werden will, eine präzise Stellung einnehmen müssen. Für die freisinnigen Gruppen ist diese Stellung gegeben: Kein Zurückweichen hinter die Errungenschaften der gegenwärtig bestehenden Handelsverträge! Nationalliberale Kandidaten, die sich dazu bequemen, diesen wahrlich nicht radikalen Standpunkt einzunehmen, würden, insbesondere auch im Kampf gegen das Centrum, die wärmste Unter-

stützung aller Freisinnigen verdienen und sicherlich da, wo nicht die Aussichten der Freisinnigen offenbar günstigere sind, auch finden. Beharren die Nationalliberalen dagegen auf der Annahme des Zolltarifentwurfs der Regierung, so wird in einem Wahlkampfe, bei dem die Brotwucherfrage im Mittelpunkte steht, es für die Freisinnigen gar nicht möglich sein, auf die selbständige Geltendmachung des eigenen zollpolitischen Standpunkts zu verzichten. Thäten sie das, so würde die Sozialdemokratie als die einzige Partei übrig bleiben, die mit Nachdruck die protektionistische Lebensmittelvertheuerung bekämpfen würde — ein Vortheil für die Sozialdemokratie, den die Freisinnigen mit dem Verlust einer ganzen Reihe von Wahlkreisen an die Sozialdemokratie bezahlen müßten.

Gerade anläßlich des unerwarteten Ausfalls der Stichwahl in Forchheim-Kulmbach erscheint es nöthig, diese Gesichtspunkte nochmals scharf hervorzuheben, selbst auf die Gefahr hin, von Zeitungen wie die „Münchener Neuesten Nachrichten" des Verraths an der liberalen Sache im Kampfe gegen das Centrum geziehen zu werden. Wir haben nicht die Spur von Sympathie für das Centrum; unter allen reaktionären Parteien ist diese Partei in unsern Augen die am wenigsten sympathische. Aber man soll sich nicht durch den äußeren Schein eines unerwarteten Wahlsieges darüber täuschen lassen, daß mit einer gemeinsamen Gefühlsabneigung gegen das Centrum bei den nächsten allgemeinen Wahlen sehr wenig zu machen sein wird, und daß durch einen Nationalliberalen, der dem agrarisch-protektionistischen Standpunkt außerordentlich nahe kommt, die reale politische Macht des Centrums im Reiche gegenwärtig mehr gestärkt wird, als ihm durch die schönsten Kulturkampfreden Abbruch geschehen kann.

Das Centrum hat seinen jährlichen Katholikentag in Mannheim abgehalten und dabei unter dem üblichen donnernden Beifall die üblichen begeisterten Reden über die Macht und Herrlichkeit des Katholizismus und die Schlechtigkeit der anderen, die das Strahlende zu schwärzen lieben, gehalten. Diese Katholikentage haben allmählich durchaus den Charakter politischer Prozessionen bekommen. Die Gläubigen wallfahrten zu ihnen, wie sie zum heiligen Rock von Trier gewandert sind. Das politische Schaugepränge soll den eigenen Truppen, aber auch den Regierungen imponiren. Insbesondere wohl den letzteren. In unserm demokratischen Zeitalter spielen Massenkundgebungen eine ganz andere Rolle als früher, wenngleich selbst die Nerven schreckhafter Staatsmänner dagegen schon etwas abgestumpft sind.

In Frankreich scheint der Ansturm der Klerikalen gegen die Schließung der kongregationistischen Schulen in seiner Gefährlichkeit überschätzt zu sein. Die jüngst zusammengetretenen Generalräthe haben mit einer so überwältigenden Mehrheit dem Vorgehen der Regierung ihren Beifall zu erkennen gegeben, daß die lärmenden Straßenkundgebungen des Klerikalismus dagegen nicht aufkommen können.

Die Frage, ob das Deutsche Reich sich offiziell an der in St. Louis geplanten Weltausstellung betheiligen soll, scheint jetzt in dem Kreise der Reichsregierung ernsthaft ventilirt zu werden. Soll es geschehen, so würde in den nächstjährigen Etat eine angemessene Summe zur Bestreitung der Ausgaben für eine solche Betheiligung einzusetzen sein. Wir verstehen durchaus die Ausstellungsmüdigkeit der deutschen Industrie, würden es aber dennoch sehr bedauern, wenn Deutschland auf der Ausstellung in St. Louis nicht auch angemessen vertreten wäre. St. Louis ist recht eigentlich die kommerzielle Hauptstadt des Südens der Vereinigten Staaten. In keinem anderen Platz des Südens ist zudem das deutsche Element so zahlreich und so angesehen wie in St. Louis. Auch in dem Ausstellungskomitee nehmen Deutschamerikaner einen hervorragenden Platz ein. Das alles sind Gründe, die es angezeigt erscheinen lassen, die Ausstellungsmüdigkeit zu überwinden. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der Reichstag die Mittel zum Zwecke einer angemessenen Vertretung des deutschen Reiches auf der Weltausstellung in St. Louis gern bewilligen würde.

* * *

Max Lenz: Geschichte Bismarck's.

Professor Max Lenz hat für die „Allgemeine Deutsche Biographie" den Artikel über Bismarck geschrieben. Die Arbeit ist unter Hinzufügung einer Einleitung und weniger Anmerkungen jetzt auch in einer Sonderausgabe*) erschienen. Die mancherlei glänzenden Eigenschaften, welche den Geschichtsforscher Lenz gerade als Geschichtsschreiber auszeichnen, treten auch in dieser Geschichte Bismarck's deutlich zu Tage; als biographisches Werk im eigentlichen Sinne des Wortes kann man diese Geschichte Bismarck's jedoch kaum ansprechen. Um das zu sein, hätte die ganze Persönlichkeit Bismarck's herausgearbeitet werden müssen, während Lenz uns wohl eine Geschichte der Bismarck'schen Staatskunst liefert, aber in Bezug auf die Schilderung des ganzen Mannes viel schuldig bleibt. Noch enger als bei andern großen Staatsmännern stehen Bismarck's Thaten mit seiner Persönlichkeit im Zusammenhang. Seine Staatskunst war die denkbar subjektivste, seine politischen Schöpfungen in keinem Punkte die eines Doktrinärs, sondern die eines Künstlers. Sie alle tragen die unverkennbaren Spuren seiner Individualität. Die Vorzüge und die Mängel der Persönlichkeit sind daher auch in hohem Grade entscheidend für den Erfolg und den Mißerfolg seiner staatsmännischen Handlungen geworden. Die Geschichte von Bismarck's politischem Lebenswerk hätte deshalb meines Erachtens den Charaktereigenschaften der gewaltigen Persönlichkeit eine eingehendere Untersuchung widmen müssen, als es Lenz in dem vorliegenden Buche gethan hat.

Es wäre dabei allerdings nöthig geworden, auch tiefe Schatten in das Lebensbild zu zeichnen. Aber als große historische Figur hätte Bismarck dabei nicht verloren. „Vergeßt mir nicht die Runzeln in meinem Antlitz", sagte Cromwell zu dem Maler, der sein Portrait für das Mansion-House in London anfertigen sollte. Lenz hat Bismarck's historische Physiognomie etwas zu glatt gemalt, zu regelmäßig, ohne die starken Runzeln, welche unbändige Leidenschaft hineingegraben hatte. Dieser norddeutsche Junker war aus jenem Stoff gemacht, aus dem nach Macchiavelli der Einiger Italiens hervorzugehen hatte. An solchen Gestalten müssen die höllischen Mächte ebenfalls einen starken Antheil haben, und es erscheint undenkbar, daß sie nur segensreich und nicht auch zerstörend wirken. Diese zerstörende Wirkung des Bismarck'schen Geistes kommt in Lenz' Darstellung weitaus zu kurz. Er sucht auch in der Dekadenzperiode Bismarck's, die gegen das Ende der siebziger Jahre einsetzte, noch immer die Handlungen seines Helden wenigstens in der Konzeption zu historischen Großthaten zu stempeln, während, wie ich glaube, das endgültige historische Urtheil über die letzten zwölf Jahre der Bismarck'schen Wirksamkeit wesentlich ungünstiger lauten wird.

Auch Lenz muß zugeben, daß Bismarck in dem Kampfe gegen das Centrum und die Sozialdemokratie keine Lorbeeren gepflückt hat, während es seiner Staatskunst allerdings gelang, den Liberalismus zu spalten und seinen Einfluß im neugegründeten Reiche beständig zurückzudrängen. Man mag zugestehen, daß er dabei mit dämonischer Geschicklichkeit gehandelt, aber die unbefangene Geschichtsschreibung kann

*) Geschichte Bismarck's von Max Lenz, Leipzig, Duncker & Humblot 1902.

unmöglich einem Staatsmann verzeihen, wenn er den Hammer der Zerstörung gegen die festeste Parteistütze des nationalen Staates, den er mit unsäglichen Mühen aufgerichtet hatte, schwingt, ohne zu erkennen, daß er damit den gefährlichsten Widersachern seines Werks die Wege ebnet. Der Niedergang des Liberalismus, zu dem Bismarck so viel beigetragen hat, steht in unverkennbarem Zusammenhange mit der Stärkung des Centrums und der Entwicklung der Sozialdemokratie. Die Spekulation des großen Realpolitikers, daß, sobald er nur erst der unbequemen Freunde, die mit ihm aus einer Schüssel — wenn auch nur ganz bescheiden — essen wollten, ledig sei, er sich seiner eigentlichen Feinde auch schon erwehren werde, erwies sich bekanntlich als falsch. Die Mittel der Zersetzung, die er so virtuos und so oft mit Erfolg in der auswärtigen Politik zur Anwendung gebracht hatte, zeigten sich sowohl dem Centrum wie der Sozialdemokratie gegenüber als verfehlt, und die ultima ratio einer Ausnahmegesetzgebung erwies sich nicht als Ferment sondern als Kitt.

Bismarck täuschte sich aber nicht nur in der Wirkung der Peitsche, sondern auch in der Wirkung des von ihm verabreichten Zuckerbrotes. Denn vornehmlich als solches waren die Wohlthaten der Zwangsversicherungsgesetzgebung gegenüber der Sozialdemokratie gedacht. Noch in seiner letzten Reichstagsrede am 18. März 1889 bei Gelegenheit der zweiten Berathung des Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetzes gab Bismarck zu erkennen, wohin er mit dieser Gesetzgebung zielte. Auf eine von mir geäußerte skeptische Bemerkung erwiderte er:

„Wenn eines der Mitglieder der freisinnigen Partei gesagt hat, daß wir die Sozialdemokraten mit dieser Vorlage nicht gewinnen würden, so werden zwei Dinge verwechselt, das sind die sozialdemokratischen Führer und die sozialdemokratischen Massen."

Daß auch die sozialdemokratischen Massen auf diese Weise nicht zu gewinnen waren, liegt heute klar zu Tage.

Bismarck hat in den letzten Jahren seines staatsmännischen Wirkens jene Treffsicherheit in der Beurtheilung der realen Faktoren des staatlichen Lebens vermissen lassen, die ihn in der Blüthezeit seines Wirkens in so ungewöhnlichem Grade auszeichnete. Er erkannte weder klar genug, daß unter seinen Händen das von ihm gegründete deutsche Reich immer unaufhaltsamer in die Weltwirthschaft hineinwuchs und sich auf die schmale agrarische Basis des Preußens seiner Jugend nicht zurückstellen ließ, noch wollte er in der ständigen Entwicklung der Sozialdemokratie eine machtvolle, wirthschaftlich-politische Evolution der Lohnarbeiterklasse erblicken, hoffte vielmehr immer noch, mit Polizeistricken diesen jungen Riesen fesseln zu können. Nur mit starkem Vorbehalt vermögen wir deshalb Lenz' Urtheil über die Staatskunst des alternden Bismarck anzuerkennen.

Anders steht es dagegen um den Bismarck als Schöpfer des deutschen Reiches. Je weiter die Forschung über die Höhepunkte des Bismarck'schen Wirkens fortschreitet, um so packender tritt die staatsmännische Persönlichkeit hervor. Hier wird auch Lenz seiner Aufgabe als Geschichtsschreiber in anziehendster Weise gerecht.

Aus dem starken Drang des deutschen Volkes zur staatlichen Einigung, wie er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei uns zu Tage trat, hat man oft genug die Behauptung abgeleitet, daß auch ohne einen Bismarck Deutschland auf anderen Wegen zur staatlichen Einigung gelangt wäre, daß ebenso wie für Italien auch für Deutschland die Zeit der Erfüllung seiner Einigungsbestrebungen gekommen gewesen sei, daß insbesondere die Verkehrsmittelrevolution mit ihrer alle Theile eines innerlich zusammengehörenden Staatswesens enger aneinanderschließenden Tendenz eine Verwirklichung der nationalistischen Träume über kurz oder lang hätte herbeiführen müssen. Das sind geschichtsphilosophische Spekulationen, denen keine reale Bedeutung beiwohnt, während sich andererseits der an Gewißheit grenzende historische Nachweis führen läßt, daß in jener Zeit, in der Zeit der sechziger Jahre, ohne Bismarck die Einigung sich nicht vollzogen haben würde. Es gibt in der Geschichte aller Zeiten und aller Völker kaum ein anderes Beispiel, wo man eine großartige historische Evolution mit solcher Sicherheit auf die Thätigkeit eines einzelnen Mannes zurückführen kann, wie die politische Schöpfung des heutigen Deutschlands auf die staatsmännische Leistung Bismarck's.

Diesen Nachweis führt auch Lenz in der überzeugendsten Weise. Nicht bloß daß Bismarck die Situationen, wie er sie vorfand, mit der größten Geschicklichkeit für seine Zwecke benutzt hat; er hat mehr gethan, er hat Situationen ganz neu geschaffen, um sie für sich und seine politischen Ziele auszubeuten. Angesichts der feststehenden Thatsache, daß das Werk von 1866, die bei weitem größte That des gewaltigen Staatsmannes, nie zu Stande kommen konnte, wenn nicht die in der monarchischen Gewalt Preußens konzentrirten materiellen Machtmittel zu einer aggressiven That bestimmt werden konnten, und angesichts der ferneren unzweifelhaften Thatsache, daß König Wilhelm nicht bloß keine innere Neigung für eine gründliche Auseinandersetzung mit Oesterreich, sondern geradezu einen Widerwillen dagegen hatte, ist es ausschließlich der Bismarck'schen staatsmännischen Energie zuzuschreiben, daß es überhaupt zu jenem Zusammenstoß mit Oesterreich kam, der die nothwendige Voraussetzung für die Einigung Deutschlands war. In der ganzen Umgebung des Königs gab es weder einen Staatsmann noch einen General, der stark genug gewesen und sich stark genug gefühlt hätte, um die großen Pläne Bismarck's aufzunehmen, wenn der Konfliktsminister vor der Ausführung derselben zusammengebrochen wäre. Es gab genug reaktionäre Junker, die bereit waren, dem König in den Verfassungskonflikt hinein zu folgen, die auch den offensten Verfassungsbruch freudig mitgemacht haben würden; aber es war keiner unter ihnen, der im Stande und Willens gewesen wäre, den Weg aus dem Verfassungskonflikt zu einer nationalen Neuschöpfung zu finden. Auch Roon, der weitaus bedeutendste der Gehilfen Bismarck's, war zwar für jede reaktionäre Gewaltpolitik zu haben; er war jedoch im Wesentlichen nur der royalistische Haudegen, dem es ausschließlich darauf ankam, seinen königlichen Herrn aus der Mitte der ihn bedrängenden Demokraten herauszuhauen. Für Bismarck dagegen war der Konflikt, in den der preußische König verstrickt war, in der Hauptsache ein Mittel zu höheren Zwecken. Er brauchte den Konflikt, um den König an sich zu fesseln. Der König vertraute der reaktionären Energie Bismarck's, seine auswärtige Politik war ihm unheimlich; aber Bismarck erschien dem König als der einzige Mann, der im Stande war, den Militärkonflikt siegreich durchzufechten. Wäre dieser Konflikt durch einen Frieden mit der Volksvertretung beendet worden, so wäre es höchst unwahrscheinlich geworden, daß Bismarck für seine weitgehenden Pläne in der auswärtigen Politik die Unterstützung des Königs gefunden haben würde. Fand er doch für diese seine auswärtige Politik auch bei seinen intimsten politischen Freunden kaum irgend welches Verständniß. Sie steckten sämmtlich noch bis über beide Ohren in allerlei legitimistischen Vorurtheilen, während Bismarck sich bereits soweit geistig freigemacht hatte, daß er sehr ernsthaft an eine politische Verbindung mit Napoleon III. dachte, ein Gedanke, bei dem Ludwig von Gerlach noch eine Gänsehaut überlief. Nichts ist für die Bismarck'sche Anschauungsweise charakteristischer als eine Bemerkung aus dem Briefwechsel mit Leopold von Gerlach in den fünfziger Jahren, die auf diese Bismarck'sche Ketzerei Bezug nimmt. Gerlach hatte als väterlicher Freund Bismarck seine Koketterie mit dem gekrönten Bonaparte vorgeworfen, worauf Bismarck sich mit der Bemerkung entschuldigte, daß selbst mittelalterliche Fürsten es gelegentlich nicht verschmäht hätten, sich durch eine Kloake ins Freie zu retten. Das ist der machiavellistische Staatsmann Bismarck, wie er leibt und lebt. Auch der Verfassungskonflikt, den er vorfand, und dessen Fortdauer er brauchte, um den König Wilhelm für sich zu gewinnen und dauernd an sich zu fesseln, war für ihn die Kloake, durch welche er sich ins Freie retten wollte.

Es fehlte ihm zuweilen auch nicht an frommen Anwandlungen; aber das „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" hat er als Staatsmann niemals im Sinne des evangelischen Gesangbuchs verstanden. Seine Pflichten gegen das Land Preußen und gegen den preußischen König schätzte er so hoch ein, daß er für alle in deren Interesse unternommenen Handlungen vor seinem eigenen Gewissen Absolution fand, wenn diese Schritte vom Standpunkt der Moral des kleinen Katechismus auch recht anfechtbar erschienen. Er fühlte sich nur als preußischer Royalist. Kamen die Interessen seines Königs mit denen anderer Könige in Konflikt, so wurde das Prinzip der Legitimität in seinem Munde zu einem bloßen Souveränitätsschwindel. In unbegrenztem Vertrauen zu der innern Kraft des preußischen Staates und der preußischen Armee ließ er sich auf das gewagteste Spiel ein, immer bemüht, zu jeder Zeit Herr der eigenen Entschlüsse zu bleiben und sich von keiner Macht Europas ins Schlepptau nehmen zu lassen.

So drückte er schließlich allen Ereignissen der sechziger Jahre den Stempel seines Willens auf. Er war es, der dem Augustenburger die Herzogthümer Schleswig-Holstein, die derselbe schon in sicherem Besitz zu haben wähnte, trotz der Unterstützung, die er bei dem ganzen königlichen Hause mit Einschluß des König Wilhelm gefunden hatte, wieder entriß. Bismarck allein konnte es wagen, im Widerspruch mit allen Traditionen des alten Preußens die hohe Karte eines auf dem suffrage universel gegründeten deutschen Nationalparlaments auf den wackligen Tisch des Bundestages zu werfen, um Oesterreich das Spiel zu verderben. Nur er durfte es unternehmen, die diplomatischen Gewässer so zu trüben, daß der König Wilhelm zu der Ueberzeugung gebracht werden konnte, die Ehre der preußischen Krone verlange eine kriegerische Auseinandersetzung mit Oesterreich.

Die sechziger Jahre bezeichnen ohne jeden Zweifel den Höhepunkt der staatsmännischen Kraft Bismarck's. Selbst die großen Erfolge der Jahre 1870/1871 treten dagegen zurück. Man kann sich vorstellen, daß, wenn Bismarck Ende der sechziger Jahre aus dem Leben abgerufen worden wäre, die Ausgestaltung des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Reich und selbst die kriegerische Auseinandersetzung mit Frankreich sich dennoch in ähnlicher Weise vollzogen hätte, wie es thatsächlich erfolgt ist; ein 1866 mit den ungeheueren geschichtlichen Folgen, die es in seinem Schoße barg, hätten wir aber sicherlich nicht erlebt, wenn es keinen Bismarck gab.

Es ist kein geringes Verdienst von Max Lenz, daß er in seiner „Geschichte Bismarck's" diese höchste staatsmännische That in scharfsinniger und überzeugender Weise aufs neue festgestellt hat.

Theodor Barth.

Die amerikanische Gefahr.

Die „amerikanische Gefahr" ist seit einiger Zeit in Deutschland eins der beliebtesten Themata wirthschaftspolitischer Erörterungen. Voraussichtlich wird dies noch längere Zeit so bleiben — bis es sich einige Male handgreiflich gezeigt hat, daß auch die amerikanischen Bäume nicht in den Himmel wachsen können. Jedenfalls ist in weiten Kreisen Deutschlands das ernste Bestreben vorhanden, sich über die Bedeutung jener „Gefahr" klar zu werden.

Auf die Unbestimmtheit des Begriffes der „amerikanischen Gefahr" habe ich bereits in einem früheren Artikel in der „Nation" (vom 24. Mai 1902) hingewiesen. Ich bemerkte, daß es eine genauere wissenschaftlich begründete Darlegung des Wesens dieser vielberufenen „Gefahr" meines Wissens überhaupt nicht gebe. Seitdem ich dies schrieb, sind zwei dem Gegenstande gewidmete Schriften unter dem gleichen Titel „Die amerikanische Gefahr" erschienen, die eine von Dr. Thomas Lenschau,*) die andere von Dr. M. Prager.**) In beiden Schriften wird versucht, das Wesen der „Gefahr" genauer festzustellen. In der ersten Schrift wird die Gefahr anerkannt, in der zweiten wird sie geleugnet.

In der Abhandlung Lenschau's finden sich mancherlei interessante statistische Angaben und richtige Einzelbemerkungen über die Entwicklung der amerikanischen Volkswirthschaft in den letzten zehn Jahren, daneben aber auch zahlreiche Unklarheiten. Zur Aufhellung unseres Problems trägt die Schrift nicht bei. Lenschau bezeichnet es als den Zweck seiner Schrift, die amerikanische Gefahr „in ihren allgemeinen Umrissen darzustellen und an dem Beispiel des Eisen- und Stahlgewerbes näher zu erläutern" (S. 1 f.). Er schildert den Aufschwung der amerikanischen Industrie seit der Einführung des Mac Kinley-Tarifs und kommt zu dem Ergebniß, daß diese Industrie „in vielen Zweigen bereits jetzt über den Bedarf des Landes hinausgewachsen ist" (S. 21). Hieraus folgert er die Nothwendigkeit einer starken Ausfuhr amerikanischer Industrieprodukte, namentlich zu Zeiten einer geringeren Aufnahmefähigkeit des inländischen Marktes, und er setzt dann weiter auseinander, daß die amerikanische Industrie unter sehr günstigen Bedingungen in die Konkurrenz auf dem Weltmarkte eintreten würde bezw. schon eingetreten sei; bevorzugt seien die amerikanischen Fabrikanten, wie es in der Inhaltsübersicht heißt, erstens „durch geringere Produktionskosten", zweitens „durch die Möglichkeit, sich mit geringerem Gewinn zu begnügen", drittens „durch billige Beförderungsmittel".

Die amerikanische „Gefahr" besteht also nach Lenschau nur in der Stärke der industriellen Konkurrenz Amerikas. Man sieht hieraus, wie wenig tief Lenschau in das Wesen der Sache eindringt. Der Gegenstand ist in anderen Schriften, namentlich von Sartorius von Waltershausen, schon viel gründlicher behandelt worden.

Es ist nothwendig, immer wieder zu betonen, daß die Erstarkung der amerikanischen Industrie an und für sich keine Gefahr für die deutsche Volkswirthschaft bildet. Es können zwar Verschiebungen von Kapitalien und Arbeitskräften innerhalb der deutschen Volkswirthschaft nothwendig werden, wenn die Amerikaner im Stande sind, uns gewisse Waaren besser und billiger zu liefern, als wir sie selbst produziren können; aber wenn wir uns auch fernerhin auf wirthschaftlichem Gebiete energisch und anpassungsfähig zeigen, so können diese Aenderungen der deutschen Volkswirthschaft auf die Dauer nur vortheilhaft sein. Die elementare Lehre, daß es für ein Land ein Segen ist, von reichen Ländern umgeben zu sein, wird noch immer nicht allgemein begriffen. Auch die übertriebenen Vorstellungen Lenschau's von der Gefährlichkeit der amerikanischen Konkurrenz entspringen einer Unklarheit über einen so einfachen und doch vielen so schwer begreiflichen Vorgang wie die internationale Arbeitstheilung. Zu einer eingehenden Kritik von Unklarheiten über elementare wirthschaftliche Erscheinungen ist aber hier nicht der Platz.

Es sei mir nur eine kurze Bemerkung über einige Ausführungen Lenschau's gestattet, die ein allgemeineres Interesse beanspruchen, weil sie bei Untersuchungen über die Konkurrenz auf dem Weltmarkte sehr häufig wiederkehren.

Auf Grund einer Reihe statistischer Angaben, aus welchen hervorgeht, daß der amerikanische Import fremder Industrieprodukte nicht zugenommen, manchmal sogar abgenommen hat, schreibt Lenschau (S. 6): „Fast überall ist es also der amerikanischen Industrie gelungen, ... den stetig wachsenden Inlandmarkt zu befriedigen." Das ist doch etwas vorschnell gefolgert, es müßte denn sein, daß man schon da eine „Befriedigung" der Konsumenten feststellt, wo thatsächlich nur eine durch Preiserhöhungen er-

---

*) Berlin 1902, Verlag von Franz Siemenroth, 58 S.
**) Berlin 1902, Verlag von Leonhard Simion, 33 S.

zwungene Beschränkung der Nachfrage vorliegt. Dies dürfte aber unter dem Hochschutzzollsystem in den Vereinigten Staaten die Regel sein. Lenschau erwähnt selbst (S. 10) die „schweren Nachtheile, die dem amerikanischen Volke daraus erwachsen, daß die Preise nahezu sämmtlicher Lebensbedürfnisse drüben (wesentlich mit Hülfe der Zollpolitik) von .... Ringbildungen der Produzenten diktirt werden." Würden die Preise nicht künstlich hoch gehalten, so würde sich der amerikanische „Inlandmarkt" bald unbefriedigt fühlen, und der Fall der hohen Schutzmauern würde eine Befriedigung der Mehrnachfrage der amerikanischen Konsumenten von außen her ermöglichen.

Ferner macht Lenschau im zweiten Theile seiner Schrift den Versuch, die Kosten der Produktion einiger wichtiger Waaren in den verschiedenen Ländern zu vergleichen. Er sucht z. B. festzustellen, ob die Produktionskosten der deutschen Eisen- und Stahlindustrie größer sind als die der nordamerikanischen. Aehnliche Berechnungen hatte schon Ballod in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik (Bd. 91) angestellt. Derartige Gegenüberstellungen von Zahlen sind aber meines Erachtens mit der größten Skepsis aufzunehmen; ja, ich halte sie von vornherein für verfehlt und werthlos, wenn sie von Nichtfachmännern herrühren, wie dies meistens der Fall ist. Das Material, das zu Vergleichungen verwendbar ist, ist äußerst unvollkommen; und kompetente Beurtheiler des Materials, d. h. solche, welche die allgemeinen volkswirthschaftlichen und die genauesten technischen und kaufmännischen Spezialkenntnisse besitzen, sind äußerst selten; gerade diese aber halten mit ihrem Urtheil desto mehr zurück, je klarer sie sich der ungemeinen Komplizirtheit des Problems bewußt sind. Die Angaben über die verschiedenen Produktionsstätten, die Entfernung der Kohlen von den Erzen, die Mächtigkeit der Kohlenflötze, den Metallgehalt der Erze, die übliche Lohnhöhe u. s. w. sind gewiß werthvoll und interessant; aber sie gewähren doch nur ganz vage Unterlagen zu Schätzungen. Entscheidend ist auch im wirthschaftlichen Konkurrenzkampfe das Verhalten der menschlichen Persönlichkeit, der Unternehmer und der Arbeiter; dieses aber ist unberechenbar. Wer sich übrigens für die sachlichen Produktionsbedingungen in den wichtigsten Eisen produzirenden Ländern interessirt, sei auf das reiche Material über diesen Gegenstand in dem Werke eines Fachmannes, des Abgeordneten G. Gothein, „Der deutsche Außenhandel" (S. 353—420)*), verwiesen. Die Angaben Lenschau's ebenso wie die früheren Ballod's sind durchaus unzureichend.

Zu billigen sind in der Hauptsache die Vorschläge Lenschau's zur Bekämpfung der amerikanischen Konkurrenz. Handelspolitische Gegenmaßregeln, insbesondere die Bildung eines gegen die Vereinigten Staaten von Amerika gerichteten europäischen Zollbundes, verwirft er, da sie unausführbar oder unzweckmäßig seien. Mit Recht betont er am Schluß (S. 58), daß es für uns darauf ankomme, „das Beispiel der amerikanischen Industrie zu studiren und uns das wirklich Nachahmenswerthe an diesem Vorbild zu eigen zu machen." In dieser Hinsicht empfiehlt er eine Verringerung der Produktionskosten in der deutschen Kohlen- und Eisenindustrie durch vermehrte Anwendung von Maschinen, durch Verbesserung der Verkehrsmittel (Kanalisirung der Mosel u. s. w.) und durch Vervollkommnung der industriellen Organisation. Auch Lenschau kommt also zu dem Resultat, daß wir die Mittel haben, die amerikanische Konkurrenz erfolgreich zu bekämpfen, sogar auf den Gebieten, auf denen ihr Wettbewerb jetzt am meisten gefürchtet wird.

Die zweite der oben genannten Schriften über die „amerikanische Gefahr" gibt einen Vortrag wieder, den Dr. M. Prager vor kurzer Zeit in der Münchener Volkswirthschaftlichen Gesellschaft gehalten hat. Prager berührt in dieser Schrift kurz alle wichtigeren Punkte, auf die in den bisherigen Erörterungen über die Frage hingewiesen worden ist. Seine Ausführungen halte ich, ohne mich mit jeder Einzelbemerkung zu identifiziren, im wesentlichen für treffend. Mit Recht hebt er (auf S. 9) hervor, daß das Schlagwort von der amerikanischen Gefahr in Deutschland zum Vorwand aller hochschutzzöllnerischen Bestrebungen geworden ist. Daher auch die Scheu vieler, die das Schlagwort im Munde führen, genauer zu sagen, was sie unter der Gefahr verstehen!

*) Berlin 1901, Verlag von Siemenroth u. Troschel.

Nach Prager haben die deutschen Hochschutzzöllner bei ihren Warnungen vor der amerikanischen Gefahr ein Dreifaches im Auge: die aktive Handelsbilanz, die zunehmende industrielle Konkurrenz und die wachsende Kapitalmacht der Amerikaner. Prager bespricht diese drei Dinge und gelangt zu dem Ergebniß, daß keins von ihnen eine wirkliche Gefahr für Deutschland bildet. Die Ausführungen sind sehr klar und interessant.

Mit Bezug auf die Handelsbilanz der Vereinigten Staaten sei bemerkt, daß die soeben veröffentlichten Zahlen über den amerikanischen Außenhandel im Jahre 1901/02 eine interessante Ergänzung zu den Ausführungen Prager's bilden. Wie oft hat man nicht in der letzten Zeit auf die starke „Aktivität" der amerikanischen Handelsbilanz hingewiesen und daraus großes Unheil für Europa, besonders auch für Deutschland, abgeleitet! Vergebens ist demgegenüber betont worden, daß das einseitige Anschwellen der Ausfuhr der Vereinigten Staaten nicht von Dauer sein könne, daß mit Nothwendigkeit der Ausfuhrüberschuß wieder geringer werden müsse. Man berief sich dann auf die Thatsache, daß der Ueberschuß in den letzten Jahren beständig gewachsen sei, von 530 Millionen Dollar im Jahre 1898/99 auf 545 Millionen Dollar im folgenden und auf 665 Millionen Dollar im darauf folgenden Jahre. Der Thatsachenbeweis versagt jedoch neuerdings vollständig. Die nothwendige Reaktion ist eingetreten, und zwar recht handgreiflich: die amerikanische Handelsbilanz hat sich im letzten Fiskaljahre um nicht weniger als 185 Millionen Dollar „verschlechtert". Die Einfuhr der Vereinigten Staaten betrug nämlich 1901/02 rund 80 Millionen Dollar mehr als im Vorjahre, die Ausfuhr dagegen rund 105 Millionen Dollar weniger. Die Einfuhr war so groß wie in keinem früheren Jahre. Die Getreideausfuhr verminderte sich um 62,5 Millionen, die Eisen- und Stahlausfuhr um fast 20 Millionen Dollar.

Einen großen Vorzug der Darlegungen Prager's erblicke ich darin, daß er diejenigen, welche sich vom Glanz des amerikanischen Goldes blenden lassen, auf die Schattenseiten des amerikanischen Wirthschaftslebens aufmerksam macht.

Da ist zunächst die Ueberkapitalisirung der größten wirthschaftlichen Unternehmungen des Landes zu nennen:

„Wir sind viel zu leicht geneigt, unter der Wucht der Millionendollarziffern, in welchen sich das Kapital der amerikanischen Trusts — namentlich der allerneuesten — bewegt, kraftlos zusammenzuknicken. Die Keulen, welche diese Riesen schwingen, sind inwendig zum Theil bedenklich hohl. Bis hinauf zu dem Milliardentrust der United States Steel Company ist ein großer Theil ungeheuerlich überkapitalisirt und beruht oft auf fast rein spekulativer Grundlage. In der jetzigen Zeit der Hochkonjunktur scheint zwar alles noch aufs beste bestellt. Die Verzinsung des Kapitals ist eine Kleinigkeit, und es regnet Dividenden. Es bleibt aber abzuwarten, wo eine ganze Reihe amerikanischer Trusts stehen wird, wenn der auch in Amerika unausbleibliche Rückschlag, der sich schon im Jahre 1900 leise angekündigt hat, eingetreten sein wird. Es wird dann vermuthlich zu einem Krach in amerikanischen Industriewerthen kommen, dem gegenüber das, was wir in dieser Beziehung eben in Deutschland durchgemacht haben, eine Kleinigkeit ist." (S. 19 f.).

Es bleibt auch abzuwarten, ob unter dem System der Centralisirung der Produktion, das zur Büreaukratie neigt, sich ebenso tüchtige Persönlichkeiten zu Leitern der amerikanischen Volkswirthschaft aufschwingen werden wie unter dem System des freien Wettbewerbs der Produzenten.

Ferner ist, wie Prager (S. 27) hervorhebt, in den Vereinigten Staaten der soziale Friede nicht in gleichem Maße gewachsen wie der Reichthum. Die sozialen Kämpfe,

die in Amerika nicht selten mit größter Erbitterung und unter Anwendung roher Gewalt ausgefochten werden, können in der That noch gefährliche Hemmungen des wirthschaftlichen Fortschritts der Union bewirken.

Unbefriedigend ist weiterhin nach Prager (S. 28) „auch heute noch die Verfassung des amerikanischen Währungs- und Banksystems", und „es ist mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß sich diese Mängel bei der nächsten amerikanischen Wirthschaftskrise ebenso geltend machen werden wie früher insbesondere 1873 und 1893."

Noch weniger befriedigend ist der Zustand der amerikanischen Handelsmarine. Bekanntlich machen die Amerikaner in neuester Zeit große Anstrengungen, diesen Mangel zu beseitigen.

Die Vereinigten Staaten sorgen übrigens, wie ich hinzufügen möchte, durch ihre neuere äußere Politik dafür, daß die europäischen Staaten im wirthschaftlichen Konkurrenzkampfe mit ihnen einen nicht allzu schweren Stand haben. Der Ehrgeiz der Amerikaner ist gewachsen; sie verlangen nach äußerem Ansehen; sie wünschen, daß ihre Stimme gehört werde im Rathe der Welt. Der Glanz und der Ruhm sind aber nicht umsonst zu haben. Wie die Welt einmal beschaffen ist, sehen sich die Amerikaner gezwungen, jetzt dem Beispiel der Europäer zu folgen, und um des von ihnen zu begründenden „Weltreichs" willen allmählich eine ebenso schwere Rüstung anzulegen wie jene. Die gewaltige Belastung, welche durch die Unterhaltung eines großen Landheeres und einer starken Kriegsflotte entsteht, wird in Zukunft den wirthschaftlichen Aufschwung der Vereinigten Staaten erheblich erschweren; und ob die Aufwendungen für die hohe Politik sich auch wirthschaftlich bezahlt machen werden, ist zum mindesten zweifelhaft.

Auf das vielleicht wichtigste Moment bei der Beurtheilung des in Amerika erreichten Fortschritts weist Prager am Schlusse seiner Ausführungen hin (S. 31 f.):

„Es ist nicht die Macht des Reichthums und der Kanonen allein, die den Völkern ihre Rangstellung in der Welt anweist und sie zur Weltherrschaft beruft. Wenn man von der Zukunft der Vereinigten Staaten spricht, so darf nicht verschwiegen bleiben, daß ihre geistige Kultur bis vor kurzer Zeit hinter der materiellen zurückgeblieben war. Gerade die besten Bürger der Union ziehen dies auch gar nicht in Abrede und stellen sich zum Kampfe gegen den öden Mammonismus und Utilitarismus, der lange in den Vereinigten Staaten geherrscht hat, und gegen die politische Korruption, die sich zuweilen, namentlich in den Verwaltungen der Städte, breit machte. Die Erfolge dieser Bestrebungen sind schon jetzt deutlich zu erkennen . . ."

Das Ergebniß der Untersuchungen Prager's ist beruhigend und ermuthigend. Wenn wir unsere Schuldigkeit thun, so droht uns auch auf wirthschaftlichem Gebiete von Amerika keine Gefahr. „Komme, was da möge", so schließt Prager, „nichts kann die frohe Zuversicht rauben, daß die deutsche Tüchtigkeit, der das Reich seine heutige Stellung in der Welt verdankt, sie ihm auch in Zukunft erhalten werde."

Die kurze Schrift Prager's konnte natürlich, so inhaltsreich sie auch ist, keine erschöpfende Behandlung des Problems bieten. Viele Einzelfragen müssen noch sehr gründlich untersucht werden; insbesondere scheint mir eine genauere Analyse der amerikanischen Handelsbilanz und im Zusammenhang damit eine Untersuchung des Umfangs und der Bedeutung der Kapitalverschiebungen zwischen Europa und Amerika nothwendig zu sein. Vor allem aber ist an die Nationalökonomen, welche an die „amerikanische Gefahr" glauben, die Aufforderung zu richten, ihre Ansicht systematisch und ausführlich zu begründen. Erst wenn dies geschehen ist, wird die Frage endgültig beantwortet werden können.

Frankfurt a. M. Paul Arndt.

Otto Gildemeister.

Am 26. August ist Otto Gildemeister im achtzigsten Lebensjahre gestorben. Zu seinem siebzigsten Geburtstage, beim Erscheinen seiner Essays, bei manchen anderen Gelegenheiten sind in der „Nation" berufene Federn bemüht gewesen, der Eigenart und den Verdiensten des seltenen Mannes gerecht zu werden; er ist aber dieser Zeitschrift seit ihrem Entstehen ein so treuer und so werthvoller Mitarbeiter gewesen, daß nicht unterlassen werden kann, auch auf seinen Sarg ein Blatt der Erinnerung niederzulegen.

Ein Mann von wunderbarer Vielseitigkeit der Interessen, von großer Klarheit des Geistes und der Fähigkeit, seinen Gedanken einen überzeugenden Ausdruck zu geben, frei von allen Leidenschaften und namentlich von niederen Leidenschaften, von Selbstsucht, von Eitelkeit und von Ehrsucht, hat er an jeder Stelle, an die das Schicksal ihn stellte, in mustergiltiger Weise gewirkt.

Es wäre schwer zu sagen, welchen Lebensberuf sich Gildemeister in seiner Jugend gewählt, welchen Lebensweg er für sich ausgedacht. In seinen Universitätsjahren hat er kein Brotstudium betrieben, sondern lediglich der Ausbildung seines Geistes gelebt. Aber als er von der Universität in seine Vaterstadt Bremen zurückkehrte, war eine Stellung für ihn alsbald gefunden. Eine neue Zeitung war in das Leben gerufen und brauchte Mitarbeiter. Was Gildemeister ihr bot, war von solcher Gediegenheit, daß der dreiundzwanzigjährige Mann alsbald zum leitenden Redakteur aufstieg.

Es war, als sei er zum Journalisten geboren. Der buchhändlerische Gründer der Zeitung hat mit Schmunzeln davon erzählt, wie gut es Gildemeister verstanden habe, mit geringen Kosten der Zeitung eine große Vielseitigkeit zu geben. Im Jahre 1859 brachte die Cotta'sche Vierteljahrsschrift eine Abhandlung über die deutsche Presse, in der gewisse Leitartikel der „Weserzeitung" als unübertreffliche Muster ihrer Gattung bezeichnet wurden. Es waren die Artikel Gildemeister's.

Siebenundfunfzig Jahre hat er für die „Weserzeitung" gearbeitet; der Regel nach hat er zwei Leitartikel wöchentlich geschrieben. Das werden also rund 5700 Artikel sein. Und vom ersten bis zum letzten waren sie mit der gleichen schönen, klaren Handschrift geschrieben, fast ohne jedes Durchstreichen, weil sie im Geiste bis auf das letzte Wort ausgearbeitet waren, ehe die Feder angesetzt wurde. Und vom ersten bis zum letzten waren sie in demselben überzeugenden und anmuthenden Tone geschrieben. Unreife der Jugend und Altersschwäche sind dem Manne gleich fremd geblieben.

Auf naive Gemüther pflegt ein großer Schauspieler, der „ganz so spricht, wie ein gewöhnlicher Mensch", nicht den gleichen Eindruck hervorzubringen, wie ein Histrione, der die Augen rollt und die Stimme erhebt. So werden auch viele Leser der Gildemeister'schen Artikel deren Werth nicht erkannt haben, weil sie die Empfindung hatten, der Verfasser sage ihnen nur, was sie sich selbst gedacht hätten. Sie bemerkten nicht, wie sie durch diese schlichten Auseinandersetzungen in ihren Einsichten bereichert, in ihren Ueberzeugungen befestigt wurden.

Die politische Richtung Gildemeister's war freihändlerisch, bundesstaatlich, konstitutionell. Das Freihänderische steht obenan; die beiden anderen Eigenschaften folgen daraus. Ehe der Cobdenklub in England und der volkswirthschaftliche Kongreß in Deutschland gegründet wurden, stand Gildemeister auf dem Standpunkte, den Wilhelm von Humboldt begründet hatte, daß der Staat sich der Eingriffe in das wirthschaftliche Leben möglichst enthalten solle.

Alle ohne Ausnahme, die diesen Standpunkt in jenen Jahren vertraten, waren wie Gildemeister bundesstaatlich und konstitutionell gesinnt. Es ist undenkbar, daß ein echter Freihändler großdeutsch oder partikularistisch, ebenso undenkbar, daß er demagogisch oder reaktionär gewesen wäre.

Der Freihändler verlangte vom Staate, daß er das Seinige leiste, damit in dem mächtigen Staatsgebilde der einzelne seinen Interessen nachgehen könne.

Siebenundfunfzig Jahre lang ist Gildemeister Journalist gewesen, aber er ist nicht ausschließlich Journalist gewesen; es harrten seiner andere Aufgaben. Bürgermeister Smidt, der ein halbes Jahrhundert lang der leitende Staatsmann Bremens gewesen, berief ihn zum Senatssekretär, unbekümmert darum, daß ihm die juristische und kameralistische Vorbildung fehle. Und in dieser Stellung bewährte sich Gildemeister so, daß er schon nach vier Jahren zum Senator gewählt wurde. Der Zeitpunkt seines Eintritts in den Senat fiel mit dem Tode Smidt's zusammen, und so kam es, daß die Stellung eines leitenden Staatsmanns auf ihn überging. Das ist eine Stellung, zu der man nicht gewählt oder berufen wird, sondern die man sich selbst dadurch allmählich schafft, daß man auf das Thun und Denken der Uebrigen Einfluß gewinnt.

Das Gewicht, das er im Senat gewonnen hatte, kam dadurch zum Ausdruck, daß er mit 48 Jahren zum Bürgermeister gewählt wurde, lange bevor sein Lebensalter oder sein Dienstalter ihm einen Anspruch auf diese Stellung gegeben hätte. Nach der Bremischen Verfassung wählen die lebenslänglichen Senatoren die Bürgermeister aus ihrer Mitte, jeweilig auf einen Zeitraum von vier Jahren, nach deren Ablauf er für zwei Jahre in die Reihe der Senatoren zurücktritt.

Der Wirkungskreis Gildemeister's war hauptsächlich die Finanzverwaltung. Er war, was man im Staate einen Finanzminister und in einer preußischen Stadt einen Kämmerer nennt. Daneben aber fiel ihm die wichtige Aufgabe zu, die Beziehungen Bremens zu dem neu gegründeten deutschen Reiche zu regeln, nachdem es vorzugsweise seinem Einflusse zu verdanken gewesen war, daß Bremen in dem folgenreichen Jahre 1866 ohne Zögern seine Stellung auf der richtigen Seite eingenommen hatte. Er hat denn auch, solange er im Amte war, Bremen im Bundesrathe vertreten.

Seine Wirksamkeit in beiden Beziehungen war eine so heilsame, daß man die Frage nicht ablehnen kann, ob nicht das politische Talent, das er entwickelte, an einer noch einflußreicheren Stelle zur Geltung hätte gelangen können. Doch muß diese Frage verneint werden. Man kann sich Gildemeister's Wirksamkeit nicht von der väterlichen Scholle losgelöst denken. Wie ein guter deutscher Patriot war er auch ein guter bremischer Bürger, in beiden Beziehungen der patriotischen Phrase gründlich abgeneigt. Sein politisches Wirken hatte für ihn nur darum Werth, weil er glaubte, seiner geliebten Vaterstadt seine Dienste schuldig zu sein. Und als er mit dem Eintritt des Greisenalters meinte, diese Verbindlichkeit gelöst zu haben, kehrte er zur Pflege seiner litterarischen Neigungen zurück.

In jungen Jahren hatte er angefangen, Byron's Werke zu übersetzen, und seine Uebersetzung fiel so aus, daß die Deutschen, die des Englischen nicht kundig waren, erst aus ihr den Dichter kennen lernten. Neben Vossens Homer und Schlegel's Shakespeare wird man alle Zeit Gildemeister's Byron stellen. Wer die Werke des Briten etwa aus Böttiger's Uebersetzung kennen gelernt hatte, mußte den Eindruck erhalten, einen langweiligen, eintönigen Dichter vor sich zu haben. Alle Launen und aller Uebermuth der Sprache wurden durch Gildemeister glücklich wiedergegeben. Später bewährte er seine Meisterschaft an Shakespeare's Sonetten, an Dante's Hölle und Ariosto's Roland.

Seiner Essays ist schon im Vorübergehen gedacht worden. Er legte auf sie einen so geringen Werth, daß ihm nur mühsam die Erlaubniß abgerungen werden konnte, sie zu sammeln und herauszugeben. Ihrem Inhalte nach charakterisirt sie Richard M. Meyer dahin, daß sie nie an der Oberfläche haften und nie bis zur Athemnoth untertauchen. Ihre Form ist derartig, daß ein so kompetenter Richter wie Bamberger Gildemeister als den hervorragendsten deutschen Prosaiker bezeichnete.

Ein glückliches und gesegnetes Leben hat seinen Abschluß gefunden. Für das Gedeihen seiner Vaterstadt, für Kunst und Wissenschaft hat Gildemeister heiter und bescheiden seine Kraft eingesetzt, die größer war, als er je sich und anderen eingestehen wollte. Die Stadt Bremen wird ihrem verdienten Sohne ein treues Andenken bewahren, aber auch das deutsche Vaterland wird nicht vergessen, was er ihm gewesen ist.

Alexander Meyer.

Polnische Klagen und polnische Wirklichkeit.

Die polnische Frage ist zu einer brennenden der drei Theilungsmächte geworden — zu einer Frage, mit der sich wahrscheinlich noch öfter die internationalen Kongresse zu beschäftigen haben werden. Das ist jedem klar, dem die Geschichte Polens sowie die Bestrebungen der offiziellen Vertreter des Polenthums, deren Traditionen und Lage bekannt sind. Leider wollen heute sowohl die Gegner, wie auch die Gönner des Polenthums die Welt glauben machen, daß die polnische Frage entweder durch energische polizeiliche Maßnahmen aus der Welt geschafft werden könne oder aber, daß dieselbe von den Regierungen unnöthigerweise aufgerollt und provozirt werde. Man fürchtet förmlich, die Sache aufrichtig zu besprechen und bemüht sich deshalb immer, der Wahrheit einen Mantel umzuhängen; beide Theile schaden dadurch nur ihrer Sache, denn mit der Unaufrichtigkeit kann niemandem gedient werden. Als die Polen die Frage der Wiederaufrichtung ihres Reiches der Friedenskonferenz im Haag durch den gewesenen Reichsrathsabgeordneten aus Galizien, Ritter v. Lewakowski, aufzuzwingen versuchten, thaten sie es gewiß nicht, um gegen die Unterdrückung von Seite der österreichischen Regierung zu protestiren. Ebenso wenig richtig wäre die Annahme, daß die preußische Regierung durch die Züchtigung polnischer Kinder und andere ähnliche Verfolgungen die polnische Frage lösen könne.

In Deutschland ist dieselbe zu einer Noli-me-tangere-frage geworden, und zwar für viele bloß aus dem Grunde, weil „es sich nicht schickt“, den Verfolgten die nackte Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Die preußischen Polen hingegen glauben ihrer Sache am besten zu dienen, indem sie sich auf die Freiheitsliebe der polnischen Machthaber in Galizien berufen — und auf die freiheitlichen Traditionen der Polen, die immer „für unsere und eure Freiheit“ gekämpft hätten. Abgesehen davon, daß die preußischen Polen durch solche Enunciationen sehr leicht den Verdacht erwecken können, daß sie sich nur nach der berüchtigten polnischen Wirthschaft sehnen und dieselbe auf der ganzen Linie etabliren möchten — bedeuten diese Anspielungen nur einen willkommenen Fingerzeig für die preußische Regierung. Die Führer der preußischen Polen davor zu warnen, liegt im Interesse des polnischen Volkes, dem es gewiß nicht behagen würde, wenn die preußische Regierung galizische Verwaltungskünste nachahmen wollte. Daß dies keine Wachsspielerei ist, glauben wir leicht nachweisen zu können. Blicken wir also nach dem von den preußischen Polen so sehr gepriesenen Eldorado, wo die Schlachta ihre goldene Freiheit besitzt, wo sie „für unsere und eure Freiheit“ nicht erst zu kämpfen braucht.

Das heutige Galizien besteht aus zwei verschiedenen Ländern; das kleinere westliche gehörte ursprünglich zum polnischen Königreiche, das östliche ruthenische gehörte zum Ruthenenreiche, hatte eigene Fürsten und Könige und ging später an die polnischen Herrscher über. Es ist daher begreiflich, daß der Gedanke einer Theilung Galiziens in die ursprünglichen Gebiete, die verschiedenartig gestaltet sind

und sich nicht nach derselben Schablone verwalten lassen, wiederholt bei der österreichischen Regierung noch vor der konstitutionellen Aera auftauchte. Mit derselben Angelegenheit beschäftigte sich der slawische Kongreß zu Prag im Jahre 1848, und diese Forderung haben alle ruthenischen Parteien in ihr Programm aufgenommen. Die Polen dagegen betrachten Ostgalizien als einen integrierenden Theil ihres Zukunftskönigreichs, und die Zweitheilung Galiziens als eine neue Theilung Polens. Trotzdem wird aber der Unterschied zwischen beiden Landestheilen immer vertieft, Ostgalizien wird gewissenlos zu Gunsten Westgaliziens ausgebeutet. Halten wir uns aber an die statistischen Daten!

Ostgalizien umfaßt einen Flächenraum von 53 201,18 Quadratkilometer, Westgalizien 25 295,66 qkm. Wenn auch somit Ostgalizien 2,1 mal so groß ist wie Westgalizien, bekommt es bei Meliorationen aller Art, Herstellung der Straßen 2c., entweder gar nichts oder nur einen geringen Theil der Summe, womit Westgalizien bedacht wird. Heuer hat z. B. der galizische Landesausschuß für die Regulirung der Flüsse bestimmt:

in ganz Galizien . .	137 498 K,	davon erhielt
Ostgalizien .	15 874 K,	
Westgalizien .	121 624 K.	

Was die Kommunikationsmittel anbelangt, ist Ostgalizien völlig benachtheiligt. Dessen Geld wird zur Bereicherung des westlichen Landestheiles verwendet. Obwohl Ostgalizien doch der österreichischen Regierung untersteht, so empfindet es trotzdem in erster Linie die Herrschaft der Polen. Es ist zu bemerken, daß man dem Landtag absolut nichts abbetteln kann, wenn man sich nicht auf den polnischen Patriotismus und auf die Treue zur polnischen Krone beruft. Stereotyp werden alle an den Landtag gerichteten Petitionen derartig stilisirt: „Es ist in diesem Bezirke die Straße herzustellen, weil über dieselbe einmal der polnische König fuhr . . .“ „Dieses Schloß möge renovirt werden, weil hier dieser oder jener polnische Held geboren wurde . .“ „Dieses Kloster möge auf Landeskosten restaurirt werden, weil hier einmal der polnische König die heilige Messe hörte . . .“ 2c. 2c. Da es aber die Ruthenen nicht über sich bringen, den polnischen Patriotismus zu heucheln, werden ihre Forderungen rücksichtslos übergangen — das polnische Westgalizien dagegen wird gefördert.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir einige Zahlen der Agrarfrage in Galizien widmen, um so mehr, als der nunmehrige Strike der Feldarbeiter in Ostgalizien das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt. Das ganze Areal Galiziens beträgt 13 640 646 Joch, wovon 445 353 Joch auf Bauplätze, Wege u. s. w. entfallen, 13 186 293 Joch der Kultur gewidmet wird. Es gibt da 1 631 841 Grundwirthschaften. Der galizische Kulturboden zerfällt in zwei große Gruppen: der sog. Tabular- und der Rustikalbesitz.

In der 1. Gruppe besitzen	4 493 Eigenthümer	5 295 385 Joch,
„ „ 2. „ „	1 627 348 „	7 890 908 „ .

Im Lichte der amtlichen Katastraleinschätzungen erscheinen diese Verhältnisse folgendermaßen:

1.	756 600	Wirthschaften im Umfange			bis	2,36 Joch
2.	338 335	„ „ „	von	2,36	„	4,73 „
3.	339 928	„ „ „	„	4,73	„	11,84 „
4.	133 418	„ „ „	„	11,84	„	23,68 „
5.	45 667	„ „ „	„	23,68	„	47,36 „
6.	11 761	„ „ „	„	47,36	„	118,42 „
7.	2 712	„ „ „	„	118,42	„	236,84 „
8.	1 383	„ „ „	„	236,84	„	473,68 „
9.	1 353	„ „ „	„	473,68	„	1 184 „
10.	1 083	„ „ „	„	1 184	„	23 684 „
11.	eine Wirthschaft über 23 684 Joch.					

463,7 pro Mille Grundeigenthümer in Galizien besitzen keine ganzen 2 Joch Grundeigenthum. Aus der Vergleichung der Grundeigenthumsverhältnisse i. J. 1848 mit denen i. J. 1893 (neuere Daten besitzen wir nicht) ergibt sich, daß die Zahl dieser minimalen Grundwirthschaften um 250 Proz., die Zahl jener von 2—5 Joch um 154 Proz., jener von 5—10 Joch um 76 Proz. gewachsen ist. Zu derselben Zeit hat sich die Zahl der Wirthschaften im Umfange von 10—20 Joch um 34 Proz., die Zahl jener von 20—100 Joch um 14 Proz. verringert. Dagegen ist die Zahl der Wirthschaften im Umfange über 100 Joch um 122,5 Proz. gewachsen.

Zu den sogenannten Agrarproletariern, d. h. jenen Kleinbauern, die entweder nur eine Hütte oder nebst dieser noch 1/4, höchstens aber 2/3 Joch Acker besitzen, gehören

in ganz Galizien . . .	250 893	Bauern,
„ Ostgalizien . .	165 924	„
„ Westgalizien . .	84 969	„ .

Wir sehen da zweierlei Entwicklungsprozesse: Der mittlere Besitz verfällt immer mehr, der kleine verbröckelt sich bis an die äußerste Möglichkeitsgrenze — anderseits zeigen sich die Vorboten des Kapitalismus, die Günstlinge der polnischen Behörden (meistens sogenannte Wahlhyänen), verschiedene Spekulanten, Wucherer u. s. w., welche die Verfallsprodukte des ehemaligen Bauernstandes zu neuen Einheiten sammeln. Diese Verhältnisse sehen besonders in Ostgalizien sehr drastisch aus. Die Wälder und Weiden wurden hier den Bauern von Seite der Großgrundbesitzer gesetzwidrig entzogen. Diese Eigenthumsentziehung führt noch heute zu blutigen Zusammenstößen. So kam es vor 1½ Jahren in Manasterzec zwischen den Bauern und den — das vom Gericht anerkannte „Eigenthum“ des Grafen Krasicki beschützenden — Gensdarmen zu einem Kampfe. Einige Bauern blieben dabei todt. Der Zwischenfall fand ein Echo im österreichischen Parlament. Die Behörden sahen sich genöthigt, die Sache näher zu untersuchen, und es stellte sich heraus, daß die Bauern doch im Rechte waren. Es wurde ihnen zuerkannt, was sie verlangten — allerdings kostete sie dieser Erfolg blutige Opfer. In den meisten Gemeinden, wo die Bauern nicht den Muth haben, das vom Gericht anerkannte „Eigenthum“ der Schlachta anzugreifen, müssen sie für ihre Weiden und für das Holz aus ihren eigenen Wäldern jedes Jahr mehr zahlen. Ja, den Widerspenstigen, die bei den Wahlen oppositionell stimmen, wird nicht einmal diese Gnade zu Theil: ihnen wird die Weide nicht verpachtet und kein Stück Holz verkauft. Für das Sammeln der Waldbeeren, für jeden, wenn auch geringfügigen Verstoß gegen das „Eigenthum“ des Schlachzizen für den kleinsten, vom Vieh angerichteten, wenn auch nur fingirten Schaden wird der Bauer empfindlich gestraft und gepfändet. Ein Beispiel für Tausende: In Kozlow (Eigenthum des Herrn Ritter v. Rozwadowski) hat ein 75jähriger Greis Waldbeeren gesammelt. Der arme Kerl hat das Unglück gehabt, auf frischer That ertappt zu werden. Er wurde vom Leibe gepfändet und in Adamskostüm vor dem Schlachzizen gestellt. Der Herr Rozwadowski hat den nackten Greis eigenhändig mit einem Prügelstock bearbeitet. Für ähnliche Kleinigkeiten werden die Bauern oft materiell ruinirt. Als Helfershelfer der Schlachta erscheinen gemeine Verbrecher, die ihre Freiheit und die Gunst der galizischen Machthaber durch verschiedene Wahlmißbräuche und Gewaltthätigkeiten erkaufen. Sie betreiben gewöhnlich ein Wuchergewerbe und saugen dem Volke das Mark aus den Knochen. Ihnen zur Seite stehen die mit Amtswürde ausgerüsteten Fälscher (wie der berüchtigte kaiserlich königliche Steuer-Oberinspektor Kozminski, kaiserlich königliche Bezirkskommissär Kaliniewicz u. s. w.). Im Frühjahre oder zur Erntezeit — also zur Zeit, da der Bauer keinen Kreuzer besitzt — wird für die Steuerrückstände und für die kleinsten Schulden bei den privilegirten Wucherern der Grundbesitz des Bauers versteigert und zu lächerlich kleinen Preisen an die genannten Wahlhyänen verkauft. Ein ähnliches Gewerbe betreiben die polnischen Banken. Die berühmte „Bauernbank“ des Fürsten Sapieha allein hat 40 000 Bauernfamilien gänzlich ruinirt. So viele Bauern — wie diese Bank an

den Bettelstab gebracht hat, — wird gewiß keine Reform aus ihrer Nothlage heben! Trotzdem ist niemand eingesperrt, niemand zur Rückgabe des geraubten Geldes angehalten worden. Den „noblen" Defraudanten gegenüber ist die Hand der Gerechtigkeit ohnmächtig.

Der ruthenische Bauer befindet sich somit sowohl politisch, wie auch ökonomisch in der Hand der Schlachta. Für die Weide und jedes Stück Holz muß er jedes Jahr mehr zahlen, bekommt aber für die geleistete Feldarbeit immer weniger. Diese Verhältnisse sehen im polnischen Westgalizien ganz anders aus, denn dort verhält sich der Schlachzize den Forderungen des polnischen Bauers gegenüber niemals so mißtrauisch und feindselig; wenn er auch mit ihm nicht immer in idyllischer Eintracht lebt, sieht er doch in ihm seinen Konnationalen, mit dem er gemeinschaftlich verschiedene Manifestationen (wie Grunwaldfeier u. s. w.) veranstaltet, während er den ruthenischen Bauer als ein bequemes Ausbeutungsobjekt und als ein Hinderniß zur Verwirklichung seiner nationalen Bestrebungen betrachtet. Deshalb wurde das polnische Westgalizien von der jetzigen Strikebewegung nicht berührt. Der Schreiber dieser Zeilen hat sich persönlich überzeugt, daß z. B. im Bezirke Cieszanow (Ostgalizien), wo die Bauern mit ihrer Lage noch halbwegs zufrieden sind und sich deshalb dem allgemeinen Strike nicht angeschlossen haben, der tägliche Lohn durchschnittlich im Winter 15 Kreuzer, im Sommer 20 bis 25 Kreuzer beträgt. — Ja, selbst den versprochenen Lohn bekommt der Bauer nicht immer und muß zuweilen monatelang darauf warten, was in manchen Ortschaften die alleinige Ursache des Strikes war. Da in mehreren Gegenden die Großgrundbesitzer mit den strikenden Bauern einen Vertrag geschlossen haben, veranstalten die polnischen Abgeordneten in ganz Ostgalizien Versammlungen, in welchen beschlossen wird, nicht um einen Kreuzer mehr den ruthenischen Bauern zu zahlen als bisher und die **polnischen Feldarbeiter aus Westgalizien** zu beziehen, wenn auch diese mehr kosten, als die ruthenischen verlangen. Trotzdem wird an den Ministerpräsidenten ein Telegramm nach dem andern abgeschickt, in welchen die Centralregierung um Hilfe gegen die ruthenischen Bauern ersucht wird. Ueberall in den ruthenischen Dörfern wird das Militär auf Kosten der Bauern einquartirt. Die betrunkenen Soldaten (meistens Magyaren) und Gensdarmen hausen wie in Polen, rauben, prügeln die Leute halbtod, — es wird ihnen volle Freiheit belassen. Schwangere Weiber werden überfallen, geschlagen und gefesselt ins Gefängniß eingeliefert, junge Mädchen werden vergewaltigt, Kinder mißhandelt, die Väter massenhaft verhaftet und ihre kärgliche Habe geplündert. Es werden Bacchanalien im großen Stil veranstaltet. Auf Befehl der k. k. Bezirkskommissäre werden die Gemeindekassen erbrochen und das Geld zum Zwecke der Unterdrückung des Strikes verwendet. Die meisten k. k. Bezirkskommissäre erachten für ihre einzige Pflicht, die Verhandlungen der Bauern mit den Großgrundbesitzern zu verhindern. Deshalb werden meistens die Abgesandten der Bauern verhaftet. In mehreren Ortschaften haben die Großgrundbesitzer auf einen Wink von oben den bereits geschlossenen Vertrag gebrochen. Die Schlachta will nämlich die Verhängung des Standrechtes über Ostgalizien erzwingen. In **Harbuzow** sagte den Bauern der k. k. **Kommissär Slonecki**: „Der Herr Graf wird Euch nichts erhöhen, dafür werde ich schon sorgen. So habe ich's beispielsweise in Perepelnyki gemacht. Die Frau Gutsbesitzerin hat den Lohn erhöht, hat aber auf mein Zureden den Vertrag gebrochen . . . .". . . . . „**Unsere Aufgabe ist es — sagte derselbe Herr — den Vertrag zwischen den Strikenden und Großgrundbesitzern überall zu vereiteln, um die Bauern gänzlich zu unterdrücken und den Haß derselben wegen des Mißerfolges des Strikes gegen die Führer abzulenken.**" In den Landgütern des Grafen Lanckoronski verlangen die Bauern nur um 5 Kreuzer mehr als bisher. Der Graf erklärte aber, er werde keinen Kreuzer mehr geben, selbst wenn alles auf dem Felde verfaulen sollte. Charakteristisch ist es, daß die Strikenden von den reicheren ruthenischen Bauern und von den ruthenischen Pfarrern materiell unterstützt werden. Deshalb wenden sich auch die Maßnahmen der Regierung sowohl gegen arme wie reiche Bauern, gegen die ruthenische Intelligenz wie den ruthenischen Klerus. Wenn der Gensdarm einem intelligenten Manne in Ostgalizien begegnet, fängt er seine Amtshandlung mit der Frage an: „Sind Sie ein Pole oder ein Ruthene?" Der Ruthene wird ohne Weiteres verhaftet. Solch Terrorismus, solch grenzenlose Willkür der Schlachta und der polnischen Behörden waren selbst in Ostgalizien bis jetzt noch nicht bekannt. Selbst ruthenische Richter, die sich den Strikenden gegenüber objektiv verhalten — wie der Landesgerichtsrath Bociurkiw — werden rücksichtslos gemaßregelt! . . . .

Durch die Zuziehung polnischer Arbeiter aus Westgalizien, sowie durch die gewaltthätige Kolonisation Ostgaliziens mit polnischen Bauern wurde der nationale Antagonismus sehr verschärft. Dazu trägt noch viel die polnische Presse und die ganze polnische Gesellschaft bei — besonders durch Veranstaltung großpolnischer Manifestationen in Ostgalizien, wie die Grunwaldfeier, die von den ruthenischen Bauern in manchen Ortschaften als Provokation aufgefaßt und verhindert wurde.

Die offiziöse Presse und das k. k. Korrespondenz-Bureau verbreiten mysteriöse Nachrichten über den Charakter und die Dimensionen des Strikes. So konnten wir lesen, daß in den Dörfern Sadki und Popowce das Militär von den Bauern überfallen wurde. In den genannten Dörfern war aber bis jetzt gar keine Militäreinquartierung! Die ganze Nachricht hat sich als erlogen erwiesen. Den Strike sollen überdies preußische Hakatisten hervorgerufen haben. Das Organ der Statthalterei „Gazeta Narodowa" beweist schwarz auf weiß, daß an dem Mangel an Industrie und an den jetzigen Zuständen in Galizien die Deutschen schuld seien, und zwar die Wiener Central-Regierung. „Nur die Deutschen haben daran Interesse, daß der Strike fortdauert." Eine merkwürdige Logik! Denn gerade die Deutschen haben Galizien der Willkür der Schlachta preisgegeben — die Deutschen (und zwar die preußische Regierung) sind es, die den ruthenischen Feldarbeiter aus Deutschland ausweisen und ihm auf diese Weise den Strike erschweren.

Soviel von der wirthschaftlichen Gerechtigkeit der galizischen Polen! Nicht anders ist es aber um sie auf dem kulturellen und nationalen Gebiete bestellt. Um die Verhältnisse besser zu verstehen, muß man die Modalitäten der galizischen Volkszählung kennen lernen. Es sei bemerkt, daß in Galizien nach der heutigen Praxis bei der Volkszählung nicht die Umgangssprache, sondern die Konfession maßgebend ist, selbst die aber nur insofern es den Polen paßt. Nach diesem System wird zur ruthenischen Nationalität nur derjenige gezählt, der sich zur griechisch-katholischen Konfession bekennt. Alle übrigen Ruthenen — sie mögen kein Wort polnisch sprechen — bezeichnet man als Polen. Auf der Seite der Polen dagegen kennt man keine so absolute Exklusivität, die Herren sind sehr tolerant und nehmen alle möglichen Konfessionen auf. Zur polnischen Nationalität werden somit alle Römisch-katholischen (also nicht nur Polen, sondern auch viele Ruthenen und deutsche Kolonisten), alle armenischer und viele griechischer Konfession gerechnet, ferner manche Protestanten und beinahe alle Juden. (**In Galizien wohnen 810 000 Juden**). Bei der Nationalitätsbestimmung sollte aber die Mutter- oder zumindest die Umgangssprache ausschlaggebend sein. Die ist bei den galizischen Juden die deutsche, wenn auch im jüdisch-deutschen Jargon, — aber nicht polnisch. Diese Kuriosität zeigt sich noch drastischer, wenn man in Galizien ganze ruthenische und deutsche Dörfer aus dem Grunde als von Polen bewohnt bezeichnet, weil sich die Einwohner zur römisch-katholischen Kirche bekennen. Nur die Protestanten werden meistens als Deutsche bezeichnet. Ich führe nur einige Daten aus dem offiziellen „Ortsrepertorium" an. Die notorisch deutsche Kolonie Freifeld hat angeblich keinen einzigen deutschen Einwohner, weil alle römisch-katholisch

sind. Felsendorf hat nur 98 Protestanten, also nur 98 Deutsche. Eine der kleinsten deutschen Kolonien in Galizien, Deutschbach, hat 139 Einwohner, davon sind römisch-katholisch 18, griechisch-katholisch 19, mosaisch 9, protestantisch 93. Was die Nationalität anbelangt, sind 47 Polen und 92 Deutsche. Also alle römischen und griechischen Katholiken, alle Juden und ein Protestant sind „Polen“.

In Brusno sind:

röm.-kath. 491;	mos. 53;	griech.-kath. 560;	Protest. 19,	
Polen	544	; Ruthenen 560;	Deutsche 19.	

In Krowica lasowa:

röm.-kath. 13;	mos. 32;	griech.-kath. 450;	Protest. 22,	
Polen	45	; Ruthenen 450;	Deutsche 22.	

In Lipowiec:

röm.-kath. 109;	mos. 20;	griech.-kath. 552;	Protest. 88,	
Polen	132	; Ruthenen 549;	Deutsche 88.	

In Zalesie:

röm.-kath. 84;	mos. 12;	griech.-kath. 3;	Protest. 51,	
Polen	96	; Ruthenen 3;	Deutsche 51.	

In Josefsberg:

röm.-kath. 10;	mos 6;	griech.-kath. 3;	Protest. 772,	
Polen	21(?)	; Ruthenen 3;	Deutsche 767(?).	

Nach der offiziellen Statistik aus dem Jahre 1890 waren in Galizien im Ganzen:

röm.-kath. 2 997 430; mos. 710 000; griech.-kath. 2 792 449,
Polen 3 516 698; ; Ruthenen 2 832 043.

Nach der Statistik aus dem Jahre 1900 sind:

röm.-kath. 3 352 308; mos. 810 000; griech.-kath. 3 103 410,
Polen 3 990,631 ; Ruthenen 3,084 212.

Während somit im Jahre 1890 die Zahl der Ruthenen größer war als die der Angehörigen der griechisch-katholischen Kirche, ist jetzt das Gegentheil davon der Fall; gerade in diesem Punkte ist also die Fälschung der Statistik evident, denn in Galizien sind 1 200 000 Ruthenen, die zur Zeit des Bestandes des polnischen Königreiches zwangsweise zum römisch-katholischen Ritus „bekehrt“ wurden. (Darüber, sowie über die Martern der damals noch orthodoxen Ruthenen berichtet sehr genau Kostomarow und andere berühmte Geschichtsschreiber.) Das sind lauter ruthenische Bauern in Ostgalizien und sprechen kein Wort polnisch, werden aber immer trotzdem zu den Polen gezählt. Auf diese Weise werden polnische Majoritäten fabrizirt! Räthselhaft erscheint auch die Zahl der Deutschen. Im Jahre 1880 betrug dieselbe 324 000, im Jahre 1890 — 227 000, im Jahre 1900 nur mehr 201 846. Die Zahl der Deutschen vermindert sich also rapid — solch ungeheure Sterblichkeit kann nur die indische Pest oder die polnische Statistik zur Folge haben!

Die thatsächlichen Zustände entsprechen aber nicht einmal dieser „polonisirten“ Statistik! Nach der österreichischen Verfassung sind die beiden Landessprachen in Galizien, d. h. die polnische und ruthenische gleichberechtigt „im Amt, Schule und im öffentlichen Leben“ und es darf kein österreichischer Staatsbürger, also auch kein Ruthene, gezwungen werden, sein Kind in der fremden Sprache unterrichten zu lassen. Dementsprechend sollen auch in allen Kronländern Oesterreichs alle öffentlichen Unterrichtsanstlten eingerichtet werden. In dem Erlaß vom 12. Juli 1880 Z. 121 heißt es wörtlich: „Der k. k. Unterrichtsminister ist im Sinne der galizischen Landes- und der Reichsgesetze berechtigt und verpflichtet, den Verfügungen des im allgemeinen autonomen galizischen Landesschulrathes in Unterrichtsangelegenheiten und namentlich in Betreff der Unterrichtssprache in den galizischen Volks- und Mittelschulen inhibirend und reformirend entgegen zu treten, insofern dieselben den bestehenden gesetzlichen Vorschriften und nun gar den Staatsgrundgesetzen widersprechen.“

Wie schändlich sieht aber die polnische Wirklichkeit trotz dieser schönen Gesetze aus! Die diesbezüglichen österreichischen Staatsgrundgesetze werden mit Füßen getreten, die hohe Regierung traut sich nicht ihre Pflicht zu erfüllen, ja sie bemüht sich sogar huldvoll, der polnischen Schlachta Kastanien aus dem Feuer zu holen. Deshalb ist in ganz Galizien ausschließlich polnische Amtssprache. Vor einigen Wochen wurden in dem ostgalizischen Städtchen Ulaszkowce von der polnischen Behörde mit Gewalt deutsche Geschäftsschilder und Inschriften entfernt; die ruthenischen Gemeindeämter dürfen nicht anders als polnisch mit den galizischen Behörden korrespondiren. Das ruthenische Pfarramt in Dobrotwor hat auf seine ruthenische Eingabe eine mit hebräischen Buchstaben geschriebene Antwort a. d. 24. I. 902 bekommen. Erst vor Kurzem entbrannte ein heftiger Kampf zwischen dem ruthenischen Klerus und den polnischen Behörden, und zwar aus dem Grunde, weil die ruthenischen Pfarrer mit den k. k. Staatsbehörden ruthenisch korrespondirten und von diesen polnische Schriftstücke nicht annehmen wollten. Die ersteren wurden wiederholt zu empfindlichen Geldstrafen verurtheilt, bei manchen, wie bei dem Pfarrer T. Hrabec in Lypie, wurden deshalb sogar theologische Bücher gepfändet. (Die Polen sind bekanntlich die besten Katholiken!) Im vorigen Jahre wurde dieser Streit zu Ungunsten des ruthenischen Klerus entschieden, d. h. die ruthenischen Pfarrer sind fortan verpflichtet, polnische Schriftstücke anzunehmen und dürfen dieselben nicht mehr ruthenisch beantworten.

Als beste Institution zur Polnisirung Ostgaliziens werden die Schulen angesehen. Wenn wir die Geschichte des galizischen Schulwesens näher betrachten, fällt uns eine merkwürdige Erscheinung auf: Vor der Einführung des Schulzwanges und der Pflicht zur Errichtung der Schulen (1873) sehen wir unter den Ruthenen einen viel größeren Bildungsdrang als bei den Polen. So wurden bis zum Jahre 1868 von den Ruthenen 1292 rein ruthenische und 67 polnisch-ruthenische (utraquistische Schulen mit ruthenischem Charakter in den gemischt sprachigen Ortschaften), also zusammen 1360 Schulen errichtet, während die Zahl der polnischen Schulen in diesem Jahre bloß 1055 betrug. Die ruthenischen waren außerdem Schulen höheren Typus, mehrklassige, und wurden viel stärker besucht als die polnischen. Es bestanden auch ruthenische Lehrerbildungsanstalten; alle Gymnasien und sonstige Mittelschulen in Galizien waren deutsch, es wurde aber an denselben ruthenisch als obligater Gegenstand gelehrt. An der Lemberger Universität waren nur deutsche und ruthenische Lehrkanzeln.

Das Jahr 1868 bedeutet jedoch einen Wendepunkt in jeder Hinsicht, vor allem aber deshalb, weil in diesem Jahre der berüchtigte galizische, id est polnische, Landesschulrath errichtet wurde. Ende der Sechzigerjahre kommt es zu einer Annäherung zwischen der polnischen Schlachta und den österreichischen Hofkreisen; es soll sogar — wie es von polnischer Seite wiederholt betont wurde — ein Vertrag geschlossen worden sein, der die Herrschaft der polnischen Schlachta in Galizien sicherte. Seit der Zeit bleiben alle österreichischen Staatsgrundgesetze in Galizien illusorisch. Der polnische Landesschulrath erachtete für seine wichtigste Aufgabe, deutsche Mittelschulen in rein polnische zu verwandeln, ruthenische Lehrerbildungsanstalten aufzuheben, ruthenische und deutsche Volksschulen zu utraquistischen zu gestalten. Das wurde mit eiserner Konsequenz durchgeführt. Heute sind in Galizien alle Hochschulen, alle Real-, Fach- und Gewerbeschulen und fast alle Gymnasien rein polnisch, ruthenisch sind nur 4 Mittelschulen, und zwar 4 Gymnasien. Die größere Hälfte der galizischen Volksschulen (2043) ist rein polnisch, die kleinere (1932) polnisch-ruthenisch, — auch als quasi ruthenisch bezeichnet; rein ruthenische Volksschulen existiren überhaupt nicht mehr. Aber selbst an diesen

quasi ruthenischen Volksschulen müssen die Kataloge, Verzeichnisse und andere Amtsschriften in polnischer Sprache geführt werden, und der Lehrer ist verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, „daß alle Kinder korrekt polnisch sprechen.“ Es ist hervorzuheben, daß die polnischen Schulen nunmehr Schulen höheren Typus, mehrklassige, sind. Es existiren demnach in Galizien

2043 rein polnische Schulen mit 5082 Klassen,
1932 quasi ruthen. „ „ 3100 „

Von den Prügelstrafen für die ruthenischen Kinder, die polnisch-patriotische Lieder nicht singen wollen oder dieselben schwer erlernen, ferner davon, daß den ruthenischen Kindern in sehr vielen Schulen Ostgaliziens der Religionsunterricht in polnischer Sprache ertheilt wird (selbst am Franz-Josefs-Gymnasium in Lemberg wird der ruthenische Katechet Pater Lepkij, seit 30 Jahren gezwungen, die Religion in polnischer Sprache vorzutragen) reden wir lieber nicht.

Mit solchen und ähnlichen Daten — die evident nachweisen, daß da nicht nur Kinder gezüchtigt werden, sondern auch Blut vergossen wird, wenn es gilt, dem Polonisirungssystem Vorschub zu leisten — könnte man ganze Folianten ausfüllen. Aber schon aus dem Gesagten kann jeder Unparteiische ersehen, daß die Lage der Ruthenen in Galizien eine viel traurigere ist, daß sie viel berechtigtere Klagen hätten, als die Polen in Preußen. Wie jämmerlich aber erginge es den Ruthenen erst dann, wenn Galizien ein polnisches Königreich wäre und zu Oesterreich in demselben Verhältnisse stehen würde, wie Preußen zum Deutschen Reiche?!?

Wien. Roman Sembratowycz.

Ein Tag bei Carl Schurz am Lake George.

Die östlichen Ausläufer des Adirondack-Gebirges werden von zwei langgestreckten Landseen begrenzt. Der südlichere, der Lake George, gilt als der anmuthigste unter den vielen kleinen Binnenseen Nordamerikas. Inmitten dicht bewaldeter Höhenzüge dehnt sich dieser See bei einer Durchschnittsbreite von circa drei Kilometern auf ungefähr sechzig Kilometer aus. In zahlreiche Buchten und Einschnitte dringen die krystallhellen Gewässer dieses Sees — von den Indianern ursprünglich Horicon, d. i. „Silberfluth“ genannt — von dessen klarer Fläche sich Hunderte allerliebster Inselchen, wie „grains de beauté“ von einem schönen Frauenantlitz, abheben. Wenngleich nur eine Tagesreise von dem volkreichsten, der Kultur am weitesten erschlossenen Theile des Staates Newyork entfernt, trägt dieses Fleckchen Erde doch den Stempel weltabgeschiedener Urwüchsigkeit. Die Ufer des Sees sind schwach bevölkert, ohne Eisenbahnen, und nur durch einige, im Sommer regelmäßig kursirende kleinere Dampfer mit den großen Verkehrsstraßen verbunden. Angezogen vom idyllischen Reiz dieser Landschaft, vom gesundheitspendenden Ozon ihrer prächtigen Wälder, hat hier Carl Schurz seinen ständigen Sommersitz gewählt. Seit mehr als einem Jahrzehnt wandert er mit seiner Familie alljährlich Anfangs Juni hinaus an seinen ihm lieb gewordenen Lake George, um dort bis Ende September zu verweilen. Eine einfache, aber ungemein behaglich und geschmackvoll eingerichtete „Cottage“ — ein im landläufigen amerikanischen Styl gehaltener, zweistöckiger Holzbau — bildet sein Heim. Kaum fünfzig Schritte abseits ragt aus schattigem Laub die „Cottage“ seines Jugend- und Studienfreundes hervor, des in weiten Kreisen rühmlich bekannten Newyorker Arztes Dr. Jacoby.

Beide Villen krönen eine terrassenförmig vom See aufsteigende Anhöhe inmitten eines etwa sechzig amerikanische Acres umfassenden herrlichen Naturparks. Von der Terrasse dieser Landhäuser aus entfaltet sich vor dem Beschauer eine See- und Gebirgsscenerie von fesselnder Schönheit. So weit der Blick reicht, dem Auge wohlthuende, bewaldete Berge. Eine ungewöhnlich üppige Vegetation verleiht den Höhen jenes Gepräge der Lebensfrische, das unsern himmelanstrebenden, kahlen Alpenriesen abgeht. Unten am Ufer blicken trauliche Sommerhäuser freundlich aus saftigem Grün hervor. Der Zauber lieblicher Waldpoesie hält uns hier umfangen und läßt uns vergessen, daß wir der gewaltigen Metropole der westlichen Hemisphäre mit ihren Millionen emsiger Menschen, mit ihrem geräuschvollen, nervenerschütternden Getriebe verhältnißmäßig nahe sind.

In dieser anheimelnden Umgebung verbringt Carl Schurz die Sommermonate in ländlicher Einfachheit, aber keineswegs in Unthätigkeit. Die Morgensonne findet den Dreiundsiebzigjährigen schon auf den Beinen. Nach einer Promenade durch die abwechselungsreichen Laubgänge des Parkes beginnt die litterarische Arbeit, der er Tag für Tag bis zur Mittagsstunde obliegt. Sein Studirzimmer, die „library“, liegt auf der Seeseite und gewährt die reizvollsten Ausblicke. Kein Gebiet der Politik und Volkswirthschaft, kein Gebiet der Wissenschaft und Kunst liegt außerhalb des Bereichs seiner geistigen Interessen. Und wie packend versteht Carl Schurz, sowohl in seiner Muttersprache als auch in der Sprache seines Adoptivvaterlandes das Durchdachte zum Ausdruck zu bringen! Gegenwärtig bildet die Fertigstellung seiner Memoiren den wesentlichsten Gegenstand seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Diese Memoiren — die voraussichtlich gleichzeitig in deutscher und englischer Sprache erscheinen — werden eine Fundgrube für das Studium der zeitgenössischen amerikanischen Geschichte und zugleich ein auserwähltes Gericht für litterarische Feinschmecker bilden. Stand doch dieser Mann wie kein zweiter unter den vielen Millionen Eingewanderter Jahrzehnte hindurch als Publizist, Bürgergeneral, Bundessenator, Minister und Parteiführer im Vordergrund des öffentlichen Lebens, und hat er doch stets die ganze Energie seiner temperamentvollen Persönlichkeit der von ihm für unterstützungswürdig gehaltenen politischen Richtung zugewandt.

Ein Führer und einflußreicher Förderer der republikanischen Partei während vieler Jahre, war Carl Schurz doch nie Parteimann im Sinne der „politicians“. Die salus publica war für ihn immer in Wirklichkeit suprema lex, und diesem obersten Gesetz hat er zu allen Zeiten jedes einseitige Parteiinteresse untergeordnet. Was er für das Wohl des großen Gemeinwesens nicht förderlich hält, bekämpft er rücksichtslos und unbekümmert um Parteiparolen.

Doch zurück zum Sommerheim! — Sobald die Feder ruht, wird ein erneuter Ausflug in die Umgebung, meist in den Park, unternommen. Wer den Vorzug hatte, Carl Schurz auf einem dieser Spaziergänge zu begleiten, dem werden die dabei gewonnenen Eindrücke nicht leicht aus der Erinnerung schwinden. Wofür immer er Interesse bei seinem Gast voraussetzt, hat Carl Schurz bei solcher Gelegenheit ein erläuterndes Wort, eine treffende Erklärung. Hier macht er auf eine geologische Eigenthümlichkeit, da auf eine botanische oder mineralogische Seltenheit aufmerksam. Ein aufflatternder jagdbarer Waldvogel gibt Veranlassung zu näheren Angaben über das in diesem Distrikte vorkommende Wild, und am Ufer des Sees angelangt, werden wir mit der Eigenart seiner schwimmenden Bevölkerung vertraut gemacht. Dann wieder erfährt der Begleiter, daß er sich hier auf historischem Boden befindet, auf dem sich gegen Mitte des 18. Jahrhunderts hartnäckige Kämpfe zwischen Engländern und Franzosen abspielten, oder daß hier die Mohikaner (Cooper'schen Andenkens) hausten. All das wird dem Begleiter aber keineswegs in trockenem, dozirendem Tone, sondern in liebenswürdigster, anziehendster Weise mitgetheilt, und er weiß nicht, was er mehr bewundern soll: die in solcher Vielseitigkeit und Lebhaftigkeit sich äußernde geistige Frische, oder die körperliche Rüstigkeit dieses seltenen Mannes, der hochaufgerichtet mit der Elastizität eines

Mannes in den besten Jahren einherschreitet. Als Cicerone in der Besichtigung der so interessanten Umgebung verweilt Carl Schurz mit besonderer Vorliebe beim Parkwald. Dieser zählt an dreißig Baumarten. Durch Laub- und Nadelholzbestände, durch Hochwald und dichtes Unterholz, über Felspartien (darunter eine „Wolfsschlucht" und ein „Brunhildenfels") werden wir zu den schönsten Baumgruppen geführt. Diese Liebe zum Wald datirt bei Carl Schurz indeß keineswegs erst von dem Beginn seiner Villegiatur am Lake George, ist vielmehr auf die Jugendeindrücke aus der alten deutschen Heimath zurückzuführen. Von dort dürfte er wohl auch zum guten Theil seine Vertrautheit mit der großen volkswirthschaftlichen, kulturellen und sanitären Bedeutung der Waldpflege mitgebracht haben. Jene Erkenntniß hat Carl Schurz sowohl im Parlament als auch als Sekretär des Innern in sehr praktischer und energischer Weise zur Geltung zu bringen gesucht. Er war einer der ersten, die nachdrücklich auf die mannigfachen Gefahren hinwiesen, welche die unsinnigen Waldverwüstungen jener Epoche mit sich bringen mußten. Als Minister des Innern schob er — soweit die der Bundesregierung unterstehenden öffentlichen Ländereien in Betracht kamen — auf administrativem Wege dem Unwesen einen Riegel vor, und gesetzgeberisch proponirte er Maßnahmen, die damals zwar gegenüber der Habsucht und dem Vorurtheil interessirter Kreise nicht immer durchdrangen, mittlerweile aber für das legislative Vorgehen der Einzelstaaten vorbildlich geworden sind. Sein amtliches Eintreten für den Schutz der großen Forsten brachte ihm zu jener Zeit seitens der deutschamerikanischen Presse den Spitznamen „der Oberförster" ein; bei der Masse der Bevölkerung fehlte für seine Bestrebungen in jenem Stadium das nöthige Verständniß und folglich die richtige Würdigung. Inzwischen ist das aber, wie erwähnt, anders geworden, und allerorts wird anerkannt, was Carl Schurz auch in diesem so wichtigen Punkt für das Gemeinwohl erwirkt und angestrebt hat.

Nach der Rückkehr von der Mittags-Promenade wird im Kreise der Familie das Diner eingenommen, gewöhnlich auf offener Veranda. Gegenwärtig stehen beide Töchter und eine verwittwete Schwester dem Hauswesen vor. In der Traulichkeit seines Heims tritt in anziehender Weise die Thatsache in die Erscheinung, daß bei Carl Schurz die besten Traditionen deutschen Familienlebens hochgehalten und gleichzeitig die menschlich ansprechendsten Züge modernen Amerikanerthums aufgenommen sind.

Auf das Mittagsmahl folgt ein Plauderstündchen zur Besprechung der Tagesneuigkeiten, wie die Blätter und eine stets sehr umfangreiche Briefpost sie brachten. In letzterer fehlen nur selten Bittgesuche, zumeist von frisch eingewanderten Deutschen, die zuweilen mit den wunderlichsten Ansinnen an Carl Schurz herantreten. Von der Vermittlung behufs Beschaffung einer besser dotirten Kommisstelle bis zur schenkweisen Ueberlassung einer Million Dollar zur Errichtung eines Seminars, zum Bau eines Spitals oder dergleichen, bewegen sich die Anforderungen. Um dem Petitum eine günstige Aufnahme zu sichern, trägt die Aufschrift häufig die schmeichelhaftesten Titulaturen, in welchen neben der nach europäischen Begriffen ja ganz korrekten „Excellenz" wiederholt ein „Feldmarschall" und sogar schon eine „Majestät" unterliefen.

Der Nachmittag findet Carl Schurz wiederum erst bei der schriftstellerischen Arbeit und dann im Freien. Hin und wieder widmet er auch den zahlreichen Hausthieren einige Zeit. Einen bevorzugten Platz unter diesen nimmt „Robert" — ein Edelpapagei — ein, von welchem Carl Schurz einmal scherzhaft sagte, er wolle an diesem dreijährigen Exemplar persönlich die Richtigkeit der Theorie erproben, daß Papageien über hundert Jahre alt werden können.

Ausschließlich der Familie und der Geselligkeit bleibt der Abend gewidmet. Allzu rasch schwinden die Stunden für den Besucher, dem es vergönnt ist, an solch abendlicher Geselligkeit theilzunehmen. In reizvoller Zwanglosigkeit folgen einander Reminiszenzen aus den Zeiten der deutschen Revolution, der Verbannung, des amerikanischen Bürgerkrieges und der Wiederaufrichtung der Union. Die Besprechung der bereits der Geschichte angehörenden Geschehnisse führt ihn öfters zu Betrachtungen über aktuelle Fragen der amerikanischen Politik oder des öffentlichen Lebens in Deutschland, das er ebenfalls mit eingehendem Interesse verfolgt. Auch dabei nimmt man wahr, mit welcher bewunderungswürdigen Frische er an allen wichtigen Zeit- und Streitfragen der Gegenwart Antheil nimmt.

Möge Carl Schurz uns lange noch so erhalten bleiben! Möge er sein trauliches Sommerheim am Lake George noch viele Jahre beziehen als der rastlose Förderer und Befürworter herzlichen Einvernehmens zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, als der Stolz und die Zierde des Deutschamerikanerthums!

Fürth (Bayern). Sigmund Rosenhaupt.

Jan Bart.

Jan Bart war Oberpirat des großen
Perrücken-Ludewigs der Franzosen;
Der Eisbär war er zubenannt
Und der Schrecken von Holland und Engelland;
Denn alle Augenblick füllte Jammer
Die Londoner Börs' und die Amsterdamer,
Wenn er im Kanal bei Nebel und Nacht
Ihre reichen Kauffahrer aufgebracht.

Er selber blieb arm. Ihm machte die Beute
An sich niemals die geringste Freude.
Kampf war sein Durst, sein Genuß, sein Rausch!
Was galt die ganze Ladung in Bausch
Und Bogen gegen das eine Entzücken,
Dem All und dem Nichts ins Auge zu blicken?
Va banque! Das Leben in rasendem Fest
In einen einzigen Moment gepreßt!

Nun hatte der Eisbär wieder einmal
Eine englische Flotte — was schiert uns die Zahl,
Was schiert uns der Werth? — statt nach Queensborough
Nach Havre bugsirt oder St. Malo,
Und Ludwig, dankbar auf fürstliche Art,
Erhub in den Adel den tapfren Jan Bart
Und befahl ihn an seine Tafel als Gast.
Jan trug geduldig die glänzende Last
Und segelte mit treuherziger Müh'
Durch das ganze Menü
Mit seinen Fasanen
Und Ortolanen
Und sechsfach getrüffelter Pute
Und Gänseleber en croûte
Und allen Burgundern und allen Bordeaux
Und Kirchenstücken und grands Châteaux,
Und als dann, Gott Lob! das lange Ding
Mit Eis und Champagner zu Ende ging, —
Welch schmeichelhafte Sentenzen!
Welch Gratuliren und Schwänzen!
Die Herren — welch Katzenbuckeln!
Die Damen — welch Süßholzsuggeln!
Und der schönste Stern der himmlischen Sphäre,
Die Tochter der Luna la Vallière
Und des Roi Soleil, Prinzeß Conti,
Sie naht dem Gefeierten — Melodie
Ihr süßes Geflüster: „Monsieur de Jeambart"
Ich Eure Visit heut Abend erwart'
In meinem Boudoir; zum Angedenken
Will ich Euch dort eine Rose schenken.

* * *

Am anderen Tage macht Jan sich fort;
Am dritten war er wieder an Bord.
„Jan Bart, Kapitän, Eisbär, erzähl'
Vom großen König." — Er war ein Kameel!
„Und das Galadiner in dem Oeil de boeuf. —"
Nur Hunger beim Essen und Durst beim Gesöff,
Gegen unser Labskaus und unseren steifen
Vernünftigen Grog nicht zu begreifen.
„Und der Hof? die Gesellschaft? die feine Welt?"
Mag kentern, sobald es dem Teufel gefällt!
Ein einziges Frauenzimmer indeß, —
Ich glaube, sie war 'ne leibhaftige Prinzeß —
Gleichviel! die nehm' ich aus, die hat
Vernünftige Ansichten — Halloh, Jan Maat,
Sieh nach dem Klüwer! — Fast thut mir's weh,
So kurz war die Nacht! — Hoihoh! In See!

Horn b. Bremen. A. Fitger.

Sein glücklichster Augenblick.

Ja, nun war Vetter Julius wieder da!

Ob wohl eigentlich irgend jemand jemals erfuhr, wo er die ganzen, langen dreißig Jahre hindurch gesteckt hatte? . . . oder waren es gar fünfunddreißig gewesen? . . . das wußte nämlich niemand so recht, denn die anderen hatten die Jahre seiner Abwesenheit nicht gezählt und er selbst auch nicht genau . . . und was er in dieser Zeit getrieben? Ich glaube kaum! . . . Von selbst sprach er nicht darüber und wozu ihn fragen? Er war wieder da und zwar völlig mittellos. Das sah man, und an dieser Thatsache ließ man sich genügen.

Nichts auf der Welt besaß er als den Anzug, den er auf dem Leibe trug, nichts weiter, nicht einmal einen Regenschirm. Vor kurzem hatte er noch einen gehabt, dessen entsann er sich mit Bestimmtheit, aber er war wohl beim letzten Umsteigen im Coupée liegen geblieben. Nun, auf einen Regenschirm mehr oder weniger kam es wirklich nicht an, obgleich Vetter Franz Leisner senior, den Ordentlichen, der fehlende Regenschirm am allermeisten zu verdrießen schien.

Nachdem man also dreißig Jahre lang nichts von ihm gehört hatte, . . . nein, ich glaube wirklich, es müssen fünfunddreißig gewesen sein, denn Franz Leisner junior, der jetzt schon einen zehnjährigen Jungen hatte, steckte damals noch in gestickten weißen Kleidchen! . . . also, nachdem man fast fünfunddreißig Jahre lang nichts von ihm gehört hatte, stand er eines schönen Herbstmorgens in seinem guten, sauber gebürsteten Anzuge, aber, wie schon erwähnt, ohne Regenschirm, vor der Thür, durch die er einst in die weite Welt hinausgezogen war, als junger, thatendurstiger Mann. Nein, pardon, nicht thatendurstig! Das kam mir nur aus Versehen in die Feder. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, thatendurstig war er niemals gewesen, niemals! nur bemüht, zu thun, was man von ihm erwartete. Er hatte andere über sich verfügen lassen und daher auch ohne Besinnen ja gesagt, als man ihm damals die gute Stellung drüben anbot.

Genügend ausgerüstet und mit kräftigen Empfehlungen versehen, entließen ihn die Verwandten. Sie waren sich bewußt, in vollem Umfange ihre Pflichten gegen den Mittellosen erfüllt zu haben. In dem Kontor des Familienhauptes, wo jeder angehende Jünger Merkurs es sich zur Ehre anrechnete, als Lehrling aufgenommen zu werden, hatte er seine Vorbildung erhalten, war in gegebener Zeit zum gut bezahlten Kommis aufgerückt, — F. Leisner & Co. arbeiteten stark, verdienten viel und bezahlten gut —, und dann kam die Zeit, wo er, wie alle Söhne des Geschlechts, auf eigenen Füßen stehen mußte. Das sah er ein und ging. Mancher seiner Gefährten beneidete ihn um die gute Stellung, die ihn drüben erwartete, und ihm Chancen für sein Weiterkommen versprach, und sein Onkel Franz, so nannte er ihn, obgleich er nur ein Vetter seines verstorbenen Vaters war, reichte ihm zum Abschied noch eine gefüllte Brieftasche und sprach die Zuversicht aus, daß er dem Namen Leisner keine Unehre machen werde.

Das that er auch nicht. Man hörte nichts Schlechtes von ihm, bald überhaupt garnichts mehr. Er gab seine gute Stellung auf, — niemand wußte warum, denn man war mit dem stillen, gewissenhaften Arbeiter zufrieden gewesen — und schrieb nicht mehr.

Der Onkel bat die Geschäftsfreunde drüben, Nachforschungen nach dem Verschollenen anzustellen und erfuhr allerlei Widersprechendes. Der eine sagte, Julius Leisner wäre unter die Goldgräber gegangen, ein anderer glaubte, daß er in San Francisco eine bar hielte, später meinte ein dritter, von ihm als einem wohlsituirten Haciendabesitzer gehört zu haben. Es waren alles unsichere Gerüchte, und bald fragte man nicht mehr nach ihm. Er zählte zu den vielen, die der Ozean des Lebens in irgend einen einsamen Weltwinkel gespült, oder denen er in seinen gewaltigen Fluthen ein Grab bereitet hat, niemand weiß, wo!

Und nun stand er vor der Thür, durch die er vor fast fünfunddreißig Jahren zuletzt gegangen war, mit demselben freundlichen Gesicht, mit demselben Kinderblick in den guten, braunen Augen, nur sein Haar war weiß geworden.

Er stand vor der Thür, aber er getraute sich nicht, einzutreten, und in seine guten Augen kam ein verwirrter Blick. Die breiten Sandsteinstufen, den weiten, fliesenbelegten Flur, die mächtige, mit kunstvoll geschmiedeten Eisen beschlagene Thür kannte er nicht, doch auf dem Schilde seitwärts war, wie in alten Zeiten, mit großen, deutlichen Buchstaben zu lesen: F. Leisner & Co. Das beruhigte ihn. Er klopfte an und trat ein. Drinnen blieb er auf der Thürmatte stehen und schaute sich wieder verdutzt um. Auch hier hatte sich alles verändert. Der früher so enge Raum war gewachsen, weite Oeffnungen mit Spiegelscheiben ersetzten die früheren trüben kleinen Fenster, und wo er einst mit wenigen anderen geschrieben hatte, stand jetzt Pult an Pult und überall unbekannte, emsig und schweigend arbeitende Menschen.

Ein Bürschlein am nächststehenden Pult blickte auf, rutschte von dem hohen Kontorbock herab und kam auf ihn zu, sehr klein und sehr wichtig.

„Sie wünschen?"

Der Ankömmling schaute stumm auf ihn nieder, und dringender wiederholte der Knirps, denn er hatte, wie alle hier, nicht viel Zeit:

„Sie wünschen, mein Herr?"

Der andere ließ den Blick noch einmal durch den weiten Raum und über die vielen fremden Gesichter wandern und fragte dann, sich mühsam besinnend: „Ist Herr Franz Leisner zu sprechen?"

„Herr Franz Leisner junior oder Herr Franz Leisner senior?"

„Der junge", sagte der Fremde bestimmt.

„Wen darf ich melden?"

„Julius Leisner", antwortete der Alte langsam, und der verwunderte Blick des Kleinen machte ihn zweifelhaft, ob dies wirklich sein Name sei.

In der tiefen Stille hatte man die leisen Worte durch das ganze Kontor gehört. Alle Federn blieben in der Luft hängen, alle Blicke wendeten sich dem unbekannten Träger eines Namens zu, der diesseits und jenseits des Meeres guten Klang hatte. Dann schrieb man eifrig weiter, man hörte nur das Knistern der Federn und ein Gemurmel, das Buchhalter und Prokurist mit einander austauschten.

Der Knirps ging durch die Länge des Kontors, klopfte an die Thür des Privatkontors, öffnete sie, als man drinnen kräftig „Herein!" rief, und trat auf die Schwelle.

„Herr Julius Leisner wünscht Herrn Franz Leisner junior zu sprechen“, meldete er geschäftsmäßig, bemüht, Gesicht und Ton jeden Ausdruck von Neugier fernzuhalten.

„Wer?“ fragte der hochgewachsene, blondbärtige Mann am Fenster, der eifrig zu einem alten Herrn auf dem Sopha geredet hatte.

„Herr Julius Leisner“, wiederholte der Kleine.

„Lassen Sie den Herrn eintreten“.

Der alte Mann auf dem Sopha saß ganz still. In seine guten, braunen Augen war ein verdutzter Blick gekommen, und es sah aus, als lausche er einem halbvergessenen Klange nach.

Unsicher schritt der Fremde den langen Kokosläufer durchs Kontor her. Der Blondbärtige trat ihm entgegen, sah ihn forschend an und sagte höflich:

„Mein Name ist Franz Leisner junior.“

Bei dem Klange der männlich kräftigen Stimme erhob der Fremde schüchtern die Augen, heftete sie mit müdem Erstaunen auf das unbekannte jugendliche Gesicht ihm gegenüber und schüttelte langsam den Kopf. Es war alles wie ein wüster, böser Traum.

Da stand der alte Herr vom Sopha auf, kam um den Tisch herum, zog die Schultern mit einer dem Ankömmling wohlbekannten Bewegung in die Höhe und streckte ihm die Hand entgegen.

„Vetter Julius!“

Die Jugendgefährten hatten sich erkannt.

Sie schüttelten sich schweigend die Hände, und Herr Franz Leisner senior suchte lange nach einem Wort der Begrüßung. Endlich sagte er: „Du ißt doch heute Mittag bei uns, Julius?“

So kehrte Vetter Julius in die alte Heimath zurück.

Mittags an der Börse traten die Häupter der weitverzweigten Familie Leisner zusammen und überlegten, was man mit dem fast so abgerissen, wie der verlorene Sohn, Heimgekehrten anfangen solle. Daß für ihn gesorgt werden müsse, war selbstverständlich.

Man kam überein, ihm gemeinschaftlich ein Jahrgeld auszusetzen, das zu seinem Unterhalt ausreiche, wohnen sollte er auf Vorschlag von Franz Leisner junior in dem zweiten Stockwerk ihres geräumigen Kontorgebäudes. Dort standen zwei freundliche, sonnige Zimmer unbenutzt, die man für den Alten einrichten könne.

„Das sind Dinge, die sich finden,“ sprach Herr Franz Leisner senior, der trotz seiner Jahre unermüdlich Thätige. „Die Hauptsache ist, daß er Arbeit bekommt. Wie soll er es sonst aushalten?“

Die anderen Herren sahen sich an und lächelten, aber Franz Leisner junior, den die Aehnlichkeit des hereingeschneiten Vetters mit seinem Vater gerührt hatte, wußte wieder Rath. Die Firma F. Leisner & Co. würde den Alten gegen entsprechende Vergütung in der spanischen Korrespondenz beschäftigen. Denn spanisch konnte er, daß hatte Franz Leisner junior bereits herausgefunden.

Als Herr Franz Leisner senior nach Tisch seinen weitgereisten Gast schlafend in einem bequemen Lehnsessel seines Speisezimmers zurückließ und seiner runden, blonden, wohlwollenden Frau Lebewohl sagte, ehe er sich wieder ins Kontor begab, strich sie mehrmals über den Aermel seines Ueberziehers und fragte:

„Sag' mal, Franz, hast Du Deinen neuen Paletot schon vom Schneider bekommen?“

„Warum meinst Du?“ fragte er mißtrauisch dagegen.

Frau Mathilde zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Sie wußte nicht recht, wie ihr Gatte, der sehr schonsam mit seinen Kleidungsstücken war, ihren Vorschlag aufnehmen würde.

„Der alte Julius hatte gar keinen Paletot an, als er vorhin kam . . . . und es ist heute schon ordentlich winterlich draußen . . . . Wenn Du ihm diesen ließest und gleich Deinen neuen in Gebrauch nähmest?“

„Bedenke doch, Mathilde, dieser ist noch fast so gut wie neu,“ sagte Herr Franz Leisner senior verstimmt. Gerade an diesem Ueberzieher hing sein Herz. Er hatte ihn bei seinem letzten Aufenthalt in London nach seinen eigenen Angaben bauen lassen, mit allerhand kleinen praktischen Erfindungen von ihm selbst.

Ohne ein weiteres Wort ging er aus dem Zimmer und den Korridor entlang, zog verdrießlich den Ueberzieher aus, hängte ihn dort an den Kleiderhaken unter den Hut seines Gastes, stieg die Treppe hinauf zu seinem Ankleidezimmer und holte den neuen aus dem Schrank. Ohne den alten, ihm so lieben, noch einmal anzusehen, ging er abgewendeten Blickes an ihm vorüber und zur Hausthür hinaus.

Als sich der alte Julius eine halbe Stunde später auf den Weg machen wollte, um nach Frau Mathildens Rath auch die anderen hülfsbereiten Vettern aufzusuchen, half ihm der wohlerzogene Diener ohne eine Miene zu verziehen in den Ueberzieher seines Herrn hinein. Der Alte betrachtete das unbekannte Kleidungsstück genau von oben bis unten, befühlte das seidene Futter, strich über den Sammetkragen, knöpfte sich den Rock, der ihm wie angegossen saß, fest über der Brust zu und ging davon. Und jedermann wunderte sich über seine große Aehnlichkeit mit Herrn Franz Leisner senior.

So kehrte Vetter Julius in den Schoß seiner Familie zurück.

Bald fühlte er sich hier wieder heimisch, hauste friedlich und behaglich in seinen beiden Zimmern und vertrug sich aufs beste mit den Mobilien des verschiedenartigsten Stils und Charakters, die man ihm reichlich aus verwandten Vorrathskammern zugesandt hatte.

Wenn er sich morgens langsam und sorgfältig angekleidet hatte und sein Frühstück eingenommen, das ihm die Portiersfrau bereitete, so stieg er die Treppe hinab und betrat den Schauplatz seiner neuen Thätigkeit. Im Kontor war ihm ein Pult angewiesen worden, und dort erledigte er, ebenfalls langsam und sorgfältig, seine geringfügigen Berufsgeschäfte.

Lieber jedoch saß er, die Zeitung in der Hand, in einem bequemen Korblehnstuhl, den er unbemerkt in eine etwas abgesonderte Ecke des Kontors hineingeschmuggelt hatte. Glaubte er sich unbeachtet, so nahm er die Zeitung mit hinauf in sein Zimmer, wo er einen Polsterlehnstuhl besaß. —

Ausgaben hatte er wenig. Es wurde bald zur Gewohnheit, daß sich bei ihm für jedes nicht mehr präsentable Kleidungsstück von selbst Ersatz aus der Garderobe des ihm an Wuchs und Größe gleichen Vetters Franz Leisner senior einstellte. Billigen Mittagstisch fand er in einem Gasthof dritten Ranges, der für seine schmackhafte Küche bekannt war, und wo man ihm um seines Namens und seiner Freundlichkeit willen mit Auszeichnung begegnete.

Oft aß er auch bei den Verwandten. Dann schlürfte er den feinen Wein und verzehrte die guten Bissen mit einer Miene, als ob er nie etwas anderes gewohnt gewesen wäre. Aber Frau Mathilde, bei der er am häufigsten zu Gaste war, ärgerte sich, wenn er die Kartoffeln durchschnitt oder das Messer mit der zusammengekratzten Bratensauce ableckte.

„Den Kindern verbietet man es“, klagte sie eines Tages ihrem Sohne, „aber was hilft es, wenn sie es immer wieder von ihm sehen?“

„Das will ich ihm schon abgewöhnen“, antwortete Franz Leisner junior, der diese Sitte des Alten auch schon lange mit Schaudern angesehen hatte, und thatkräftig, wie er war, machte er sich schon das nächste Mal, als er sammt Frau und Kindern und dem Alten, an dem runden elterlichen Eßtisch saß, an sein Erziehungswerk.

„Sag' mal, Julius,“ redete er den Vetter an, der still und emsig dem Geschäfte der Sättigung oblag, „Du vertiefst Dich ja immer so gründlich in die Zeitung. Da hast Du heut Morgen auch wohl von dem Eisenbahnunglück in Ungarn gelesen?“

Der Alte nickte.

„Alle Passagiere sind unverletzt davon gekommen, nur einer, der sich beim Mittagessen gerade das Messer in den

Mund gesteckt hatte, schlitzte sich von einem Ohr zum andern auf."

Die Kinder schauten aufmerksam Onkel Julius und sein Messer an.

Er nickte wieder.

Franz Leisner junior merkte, daß er deutlicher werden mußte.

„Wenn Du das Messer in den Mund steckst, Julius, so ängstige ich mich jedesmal, daß ein Unglück geschieht."

„Oh, mir passirt nichts!" antwortete der alte Herr. „Ich bin sehr geschickt", und hantirte gleichmüthig mit Messer und Gabel weiter.

Die Kinder blickten sich erstaunt unter einander an, und ihre Mama sah ein, daß etwas geschehen müsse, um dem verderblichen Einfluß dieses Beispiels zu begegnen.

„Kinder", sagte die lustige Frau nach Tisch zu der sie umdrängenden jungen Schaar, „das mit dem Messer hat Onkel Julius sich in Amerika angewöhnt, bei den Wilden. Feiertags essen die sogar das Messer als Nachtisch mit."

„Aber Lieschen"; mahnte Frau Mathilde.

„Nennt man sie darum Kannibalen?" fragte Tilly, die für Indianergeschichten schwärmte.

„Wie ulkig!" jubelte Franz der Jüngste, der vierte seines Namens in der Dynastie Leisner. „Glaubst Du, daß er es einmal thut, damit wir es sehen, Mama? . . . Ein einziges Mal?"

„Nein, ich glaube es nicht."

Aber wenn wir alle ihn darum bitten?" rief der Chor der Kinder. „Nur ein einziges Mal?"

Mama dachte reiflich nach und wiederholte dann bestimmt: „Nein, ich glaube es wirklich nicht, Kinder! Bedenkt doch nur, dazu gehören zweiunddreißig gute Zähne, und Ihr habt Euch schon oft darum gestritten, ob Onkel Julius vier Zähne im Mund hat oder nur drei . . . . Sprecht aber nicht davon, es könnte ihm peinlich sein."

Mama hatte die Kinder überzeugt. Sie war sehr klug, und ihr Vater Professor. Aber noch lange Zeit beobachteten fünf Paar blaue und braune Augen mit Spannung die blitzende Klinge, die Onkel Julius zum Munde führte, immer in der angenehmen Erwartung, daß er den Leckerbissen doch einmal in der Erinnerung an früher verspeisen würde. Endlich jedoch entschwand die immer wieder getäuschte Hoffnung: Onkel Julius schien seine alten Gewohnheiten ganz vergessen zu haben.

Das geschah Herrn Franz Leisner senior niemals. Er hielt fest an dem, was ihm gewohnt war, sehr bald auch daran, daß der alte Julius ihn auf seinen täglichen Vormittagsspaziergängen begleitete.

Zuerst hatte er dem Heimgekehrten mit Stolz die Verschönerungen und Vergrößerungen der Vaterstadt gezeigt, eine Lieblingsbeschäftigung von ihm, und als er damit fertig war, blieb er bei seinem auffordernden: „Na, Julius, 'n kleinen Trall?" *) wenn er mittags den Hut von seinem Privathaken in der Garderobe des Kontors nahm.

Jedes Kind grüßte die beiden alten Herren, die einander äußerlich immer ähnlicher wurden, je mehr sich die Kleidung des einen aus dem Toilettenbestand des anderen ergänzte. Sonst aber waren sie sehr verschieden. In Eilmarschtempo, unbekümmert um Wind und Wetter, den Regenschirm in der Hand und erhobenen Hauptes ging Herr Franz Leisner senior energisch voran; einen Schritt hinter ihm, in halbem Trab, folgte bekümmert der alte Julius.

Ihr Ziel war in diesem Herbst meistens der neuangelegte Friedhof weit draußen. Die sich dehnende und streckende Stadt hatte kaum noch Platz für ihre lebenden Bewohner. Die Todten mußten ihnen weichen und sich einen ruhigen Aufenthalt dort suchen, wo vor kurzem noch Feld und moorige Wiese gewesen war. Auch auf diesen Beweis von dem Wachsthum der Stadt war Herr Franz Leisner senior stolz und hatte als sorglicher Hausvater recht bei Zeiten dort draußen die Ruhestätte für sich und sein Geschlecht bereitet, für die Verstorbenen, die er nach abgelaufener Frist dorthin überführen wollte, für die Lebenden und für die Kommenden, denn die geräumige Gruft enthielt Platz für viele Särge.

Noch war sie leer, und der gewaltige Sandstein, der sie schließen sollte, sobald der erste, stille Bewohner eingezogen war, lag neben der Oeffnung.

Mit der Seelenruhe eines Mannes, der sein Haus bestellt hat und dem Kommenden gefaßt entgegen sieht, betrachtete Herr Franz Leisner das wohlgelungene Bauwerk, stieg kräftigen Schrittes die vielen Stufen hinan, voll Freude über ihre Solidität, schlug mit dem Regenschirm an die korinthischen Säulen des Tempels oben und genoß die Aussicht auf die Thürme der geliebten Vaterstadt. Zum Schluß rief er schallend: Hu hu! in die Gruftöffnung hinein und freute sich über die Fledermäuse, die da unten aufgestört durcheinander schwirrten.

Der alte Julius stand währenddes am Fuß der Treppe und lächelte freundlich vor sich hin.

Auch abends, wenn Herr Leisner senior seinen Hut vom Haken nahm, sagte er meistens: „Na, Julius, gehen wir?" und der Alte schlich ihm dann nach ins Theater. Lange pflegte sich Herr Leisner in der Familienloge nicht aufzuhalten, nur wenn seine Gattin auch dort war oder wenn man ein neues Stück oder eine seiner Lieblingsopern gab. Sonst saß er einen oder zwei Akte dort, nickte seinen Bekannten zu, freute sich, wenn das Theater voll war und ging dann nach Hause zu einer Partie Bézigue mit seiner Frau. Sobald er außer Sicht war, kroch auch der alte Julius davon.

Als das Weihnachtsfest herankam, hörten die Spaziergänge nach dem Kirchhof auf, denn es gab anderes zu thun. Frau Mathilde nahm ihren Gatten und eine lange Liste mit sich von Laden zu Laden, und bei der Bescheerung unter dem brennenden Tannenbaum fand sich auch der Vetter reich bedacht. Da gab es für ihn allerlei Nützliches und Wohlschmeckendes: Einen Regenschirm, Kistchen mit Cigarren, in Staniol gehüllte, schleifengeschmückte Würste und Gänsebrüste, Pappschachteln voll von Kragen und Manschetten, Taschentüchern und Handschuhen, dunkelblickende Flaschen, kleine Ergänzungen für seine Zimmereinrichtung und Packete mit wollenem Unterzeug. Frau Lieschen, die wirklich gar keine Grundsätze hatte, und noch immer nicht wußte, was sich in einer rechten Kaufmannsfamilie schickte, hatte ihm einen weichen und warmen Schlafrock bescheert.

Man betrachtete mißbilligend das verpönte Kleidungsstück und seine rothen Aufschläge und Quasten, aber der Beschenkte streichelte es wohlgefällig, breitete es über seine Geschenke aus, die er zu einem hohen Haufen zusammengetragen hatte, und bedankte sich reihum bei allen Anwesenden, selbst bei Baby Lieschen. Nach dem frühen Abendessen packte er seine Sachen in einen großen Korb, bat den Diener inständig, ihm den noch heute Abend, spätestens aber morgen ganz früh, zu bringen, steckte sich die Taschen voll von den kleinen Gegenständen, klemmte sich eine Cigarrenkiste unter den einen Arm, nahm den Schlafrock über den anderen, eine Kognakflasche in die Hand und ging unter dem Schutze der Dunkelheit nach Hause.

Als einige Wochen später Franz Leisner junior zu dem Alten, der einer Erkältung wegen das Zimmer hütete, hinaufstieg, fand er ihn im Schlafrock am Ofen sitzen, auf dem Tischchen neben ihm eine Kognakflasche, heiß Wasser und Zucker, und im Begriff, sich einen steifen Grog zu mischen.

„Das ist gut gegen den Schnupfen", entschuldigte sich der Ueberraschte schüchtern.

Eine halb geleerte Cigarrenkiste stand daneben, aber die Pappkasten und Packete auf Kommode und Sopha

---

*) Provinzialismus für Spaziergang.

waren noch zusammengebunden und unausgepackt, wie der scharfe Blick des Besuchers wahrnahm. — — — — — —

Jahr um Jahr verging, sachte, fast unmerklich. Die Kinder wuchsen allmählich in die Höhe, Herr Franz Leisner senior wurde etwas steif in den Beinen, seine Frau rundete sich mehr und mehr ab, seinem Sohne lichtete sich der Scheitel. Der alte Julius war unverändert, aber leise, kaum merklich, dem Kreise der Familie entglitten. Wie es eigentlich gekommen war, hätte niemand sagen können, aber man sah den Alten seltener und seltener.

Zuerst hatten seine Spaziergänge mit dem Vetter Franz aufgehört, nach einer Erkältung, die der Aengstliche glaubte, sich auf dem windigen Friedhof zugezogen zu haben. Bei der Aufforderung zu einem kleinen Trall schützte er von nun an das Verbot des Arztes vor. Auch ins Theater ging er nicht mehr. „Sogar dazu ist er zu faul“, sagte Herr Franz Leisner senior ingrimmig zu seiner Frau, und wenn sie ihm begütigend vorschlug, den Vetter zu Tisch einzuladen, so war dieser entweder nicht zu finden, oder er vergaß die angenommene Einladung.

Morgens jedoch im Kontor erschien er regelmäßig, grüßte höflich nach allen Seiten, trat an sein Pult und beschäftigte sich langsam und gewissenhaft mit der spanischen Korrespondenz. Beachtet wurde er nicht sonderlich. Man hatte sich längst an den stillen Alten gewöhnt und erwiderte seinen Gruß mit einem Kopfnicken oder kurzem Wort, ohne von der Arbeit aufzublicken.

Aber es kam ein Morgen, wo das stille, geräuschlose Kontor noch stiller und geräuschloser als gewöhnlich war, wo die fleißigen Federn müßig dalagen, und die Pulte leer standen, auch dasjenige des alten Julius. In dem ganzen großen Gebäude regte sich nichts, alles war draußen auf dem Friedhof. Dort empfing die Leisner'sche Gruft in düsterem Trauerschmuck ihren ersten Bewohner. Man begrub Herrn Franz Leisner senior. Er hatte sich bei seinem letzten Spaziergang hierher in dem scharfen Nordostwind eine Lungenentzündung zugezogen und war gestorben, ehe man sich noch eigentlich einer Gefahr versah.

Die ganze Stadt nahm Theil an seinem Heimgang. Die Friedhofskapelle hatte die Leidtragenden nicht zu fassen vermocht, und die Fülle der gesandten Blumen war auf dem Sarge, den breiten, zur Gruft hinaufführenden Stufen und in dem Tempel kaum unterzubringen gewesen.

Soeben war der Sarg hinabgesenkt, der Geistliche sprach segnende Worte, und auf den Stufen standen die nächsten Angehörigen. Unter ihnen der alte Julius.

„Er soll Papa's neuen Cylinder haben. Für einen Trauerflor sorgst Du wohl“, hatte Frau Mathilde gestern schluchzend zu ihrem Sohne gesagt, als der Alte aus dem Zimmer geschlichen war, nachdem er ein paar Minuten schweigend neben ihr gesessen und seine Stiefelspitzen betrachtet hatte. „Er muß morgen doch anständig aussehen . . . . Papa war ja so ein ordentlicher Mann.“

Da stand denn der Alte zwischen den nächsten Leidtragenden, würdig und wohlangethan.

Die Trauerfeier war zu Ende. Der Geistliche verabschiedete sich mit einem Händedruck von dem Sohne, und in kleinen Gruppen zerstreute sich die Versammlung. Es blieben nur noch Franz Leisner, jetzt nicht mehr junior, und der alte Julius zurück.

Um die Gruft blühten Rosen, die schweren seidenen Bänder an den Kränzen knisterten leise, und eine Wolke von schwülem, süßlichem Blumenduft lag in der Luft.

Franz Leisner blickte noch immer in die Gruft hinab, die erst am Nachmittag geschlossen werden sollte, wenn auch die Frauen der Familie hier gewesen sein würden, und stieg dann langsam die Stufen hinab. Unten wartete der Alte, unschlüssig, ob er bleiben oder gehen solle.

Als der trauernde Sohn ihn anschaute, wie er so dastand, würdig und wohlangethan, rosig und freundlich unter dem glänzenden Cylinder des Verstorbenen, niemand, wohl nicht einmal sich selbst zur Freude auf der Welt, und an den Anderen dachte, den sie eben zur ewigen Ruhe gebettet hatten, den Gütigen, Verehrten, fast bis zum letzten Athemzuge Thätigen, übermannte ihn Bitterkeit. — Was sollte dieser noch, da der andere ihnen genommen war?

Gereizt sah er den Ahnungslosen an, schlug mit der flachen Hand gegen das Gemäuer der Gruft und sagte herb: „Hier legen wir Dich auch mal hinein, Julius.“

Als aber der Alte ihn demüthig anschaute, schämte er sich seiner Rauheit gegen diese wehrlose Kreatur, rückte den Hut tiefer ins Gesicht und ging davon, ohne sich noch einmal umzusehen.

Der andere wartete, bis er zwischen den Tannen verschwunden war, die wie düstere Leidtragende zu beiden Seiten des Weges standen, dann wandte er sich langsam dem Grabmal zu und betrachtete es so genau von oben bis unten, als sähe er es heute zum ersten Mal: Den aus gewaltigen Sandsteinquadern gefügten Unterbau, die Flucht der mächtigen Stufen, den Tempel mit seinen Säulen, der sich in heiterer Ruhe über der Gruft erhob, darin die Nische mit dem Piedestal, das nun nicht lange mehr auf ein Marmorbild warten würde, die Marmortafeln zu beiden Seiten, wo in goldenen Lettern die Namen der unten Ruhenden prangen sollten, ... die Namen all der vornehmen, reichen, geehrten Leisner's, . . . ihre Namen und auch der seine. . . . Er würde mit ihnen in dem prachtvollen Gewölbe liegen, unter den Säulen und der Marmorfigur . . . er! . . . Julius Leisner! . . . der alte Julius, wie sie alle ihn nannten!

Ein Gefühl, das er noch nicht kannte, schwoll in seinem Herzen auf. Er lehnte die Wange an den kalten Stein, den eben Franz Leisner's Hand getroffen hatte, und Thränen traten ihm in die Augen, . . . die ersten seit dem Tode seiner Mutter, . . . Freudenthränen!

Es war der glücklichste Augenblick seines Lebens!

Lübeck. Therese Rösing.

F. Ottmer: Schweigen. Erzählung. Berlin 1902. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Es ist eine Problemnovelle, die F. Ottmer — die Gattin eines bekannten Schriftstellers birgt sich hinter diesem Pseudonym — in ihrer Erzählung „Schweigen“ gegeben. Ein Arzt weiß Glück und Gesundheit des Mädchens, das er liebt, durch die Heirath mit einem seiner Patienten, dem er die Ehe ausdrücklich untersagt hat, gefährdet; es bedürfte nur eines Wortes seinerseits, sie zu retten, aber das Wort bleibt ungesprochen, seine Berufspflicht, seine Berufsehre fordern von ihm die Wahrung des anvertrauten Geheimnisses. Er schweigt, und das Schicksal geht seinen Gang. Der Tod setzt der kurzen, unglücklichen Ehe ein Ende, mit dem Gatten stirbt der jungen Frau auch ihr Kind. Eine Problemnovelle nur, und doch folgt man den Geschehnissen nicht ohne Interesse, doch gewinnt man für die nur leicht skizzirten Gestalten Antheilnahme. Und menschlich liebenswürdig ist die Lösung des Problems. Wie das „Schweigen“ die beiden getrennt, so führt es sie auch wieder zusammen. Der Arzt wird sich klar, daß er den Antheil, den er selbst an dem Geschick der nunmehr Verwittweten gehabt hat, verschweigen darf, ja verschweigen muß, will er den Frieden, den sie mühsam wieder errungen, nicht feigherzig in Frage stellen. So darf sie die Seine werden. Ich sage, dieser Ausgang der Erzählung hat etwas Gewinnendes, denn, sollen schon Probleme vorgeführt werden, so muthet es immerhin künstlerischer an, eine psychologische Lösung anzubahnen als das ewig bereite tragische Messer zu wetzen. Zumal ja auch das Leben mit den Wenigen die es vor so abstrakte Probleme stellt, gemeinhin sehr viel glimpflicher zu verfahren pflegt, als die Litteratur.

E. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 49. Berlin, den 6. September 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Keine Woche ohne rauschende Feste! Schiffstaufen, Monarchenzusammenkünfte, Paraden, Galadiners, feierliche Einzüge, weißgekleidete Jungfrauen, Zapfenstreiche und spaltenlange Zeitungsberichte — damit werden wir über die Sauregurkenzeit angenehm hinweggebracht. In der abgelaufenen Woche befand sich das festbarometrische Maximum in Posen. Der Jubel der Bevölkerung war unermeßlich, das Fallen des Rayongesetzes wurde vom Kaiser selbst der Bevölkerung mitgetheilt, und bei der festlichen Illumination der Stadt erstrahlte selbst das erzbischöfliche Palais in blendendem Glanz. Es war charakteristisch, daß in der Presse ernsthaft die Frage erörtert wurde, ob der polnische Erzbischof von Stablewski sich an den Festlichkeiten betheiligen oder die Politik der nationalpolnischen Schmoller befolgen werde. Ein katholischer Kirchenfürst und ein Sarmate, dem traute man allen Ernstes eine so kindische Demonstration zu. Wie wenig kennt man diese Gegner! Wo keine wirklichen Machtfragen ins Spiel kommen, ist die katholische Kirche von jeher verschwenderisch gewesen. In Bezug auf Dekoration von Häusern und Illumination von Fenstern wird man nie knausern; anders liegt die Sache, sobald es sich um eine Illumination der Geister handelt.

Es liegt eine Gefahr in den vielen Festen, die wir Woche für Woche erleben, nämlich die Gefahr, daß man sich durch das, was vorgespiegelt wird, täuschen läßt über das, was ist. Sobald die hohen Gäste aus Posen wieder abgezogen und die Guirlanden von den geschmückten Häusern entfernt sind, geht der Nationalitätenstreit zwischen Polen und Deutschen ruhig weiter. Derartige politische Feste sind unschädlich für alle, die davon durchdrungen sind, daß sie nichts bedeuten; aber sie sind nicht ohne politische Gefahr für diejenigen, die sich durch das Hurrahschreien dazu verleiten lassen, den Schein für die Wirklichkeit zu nehmen. Man spricht soviel davon, daß wir uns in einer Periode der Realpolitik und des Materialismus befänden. Gewiß spielen materielle Interessen heutigen Tages im öffentlichen Leben eine große Rolle. Daneben behaupten jedoch der Schein, die bloße Dekoration, die oratorische Konvenienz und das pathetische Telegramm einen großen Platz.

Auch der amerikanische Präsident Roosevelt, der dieser Tage bei einer Kollision mit einem Straßenbahnwagen einer Lebensgefahr glücklicherweise entgangen ist, scheint auf diesem Gebiete nicht ohne Ehrgeiz zu sein. Er hat sich bei verschiedenen Anlässen über schwierige Probleme der Politik mit oratorischer Verve geäußert, und der internationale Telegraph hat sich beeilt, was er zur Monroe-Doktrin und über die Trustfrage gesagt hat, dem europäischen Leser so rasch wie möglich zu unterbreiten. Besonders was er über die Trustfrage gesprochen hat, erschien den Telegraphenbüreaus bedeutsam. Präsident Roosevelt hat herausgefunden, daß man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten darf, daß man die Trusts nicht ohne Weiteres wegwischen kann, daß es indes nothwendig sei, die Schäden, die im Trustwesen unzweifelhaft vorhanden sind, rücksichtslos zu beseitigen. Man kann das Trustproblem kaum tiefer erfassen. Wir vermuthen, daß nach denselben Gesichtspunkten auch der Reichstagsabgeordnete Spahn den Gesetzentwurf ausgearbeitet hat, der fix und fertig in seinem Schreibpult liegt. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat es leider nicht so gut wie ein deutscher Reichstagsabgeordneter, ihm fehlt das Recht zur gesetzgeberischen Initiative. Wir in Deutschland übersehen bei der Beurtheilung amerikanischer Verhältnisse nur gar zu leicht, daß

die amerikanische Verfassung dem Präsidenten zwar eine ungeheure Macht einräumt, um gesetzgeberischen Unsinn zu verhüten, daß dieselbe Verfassung aber der Exekutive nicht gestattet, auch nur den allergeringsten Gesetzentwurf der Volksvertretung zu unterbreiten oder irgend eine gesetzgeberische Maßnahme vor der Volksvertretung zu vertheidigen. Die Trennung zwischen der Exekutive und der Legislative ist so konsequent durchgeführt, daß nicht einmal das jährliche Budgetgesetz von der Regierung vorgelegt wird, sondern ebenfalls wie jedes andere Gesetz aus der Mitte des Kongresses hervorzugehen hat. Die Reden des Präsidenten Roosevelt über das Trustproblem sind deshalb auch nicht einmal als Anzeichen für ein ernsthaftes, gesetzgeberisches Vorgehen anzusehen. Sie sind bloßes oratorisches Feuerwerk.

Der Aufmarsch der verschiedenen politischen Parteien für die bevorstehende zollpolitische Winterkampagne findet jetzt nach und nach statt. Gegenüber den Bemühungen mancher sozialdemokratischen Organe, die Haltung der Freisinnigen zu verdächtigen, kann nicht oft und nicht deutlich genug darauf hingewiesen werden, daß sämmtliche freisinnigen Gruppen nach wie vor eine ganz unzweideutige Haltung einnehmen. Sie vertheidigen die Position, die vor zehn Jahren durch den Abschluß der Caprivischen Handelsverträge errungen ist. Ohne im mindesten zu verkennen, daß eine weitere freihändlerische Entwicklung durchaus im wohlverstandenen Interesse Deutschlands läge, haben sie sich für die praktische Politik einstweilen auf die bloße Festhaltung des in den letzten Handelsverträgen Errungenen beschränkt, aber agrarischen oder industriellen Schutzzöllnern über den durch die Handelsverträge geschaffenen Zustand hinaus auch nur die allergeringste Konzession zu machen, dazu liegt, soweit wir sehen können, in keinem freisinnigen Lager auch nur die allermindeste Neigung vor. Je wahrscheinlicher es wird, daß die Brotwucherfrage den Mittelpunkt der nächsten Wahlbewegung bilden wird, um so nöthiger erscheint es, immer wieder darauf hinzuweisen, daß schon der jetzige Brotzoll skandalös hoch ist, und daß jede weitere künstliche Preissteigerung bei den nothwendigsten Lebensbedürfnissen des Volkes eine schwere Schädigung vitaler Volksinteressen bedeutet.

Daß es sich hier um Dinge handelt, die höchst ernster Natur sind, geht auch aus der sehr lebhaften Bewegung hervor, die plötzlich die Verwaltungen einer großen Zahl unserer bedeutendsten Städte anläßlich der fortgesetzten Steigerung der Fleischpreise ergriffen hat. Aus Berlin, aus Posen, aus München, aus Frankfurt a. M., aus Würzburg, aus Mainz, aus Halle wird von Schritten berichtet, die bald der Magistrat, bald das Stadtverordnetenkollegium unternommen hat, um die Einzelregierungen auf den Ernst der Fleischnoth aufmerksam zu machen und sie zu einer Oeffnung der Grenzen ausländischem Vieh gegenüber zu veranlassen. Daß auf diesem Gebiete seitens der Regierungen irgend etwas Ernsthaftes geschehen wird, erscheint uns höchst unwahrscheinlich. Die Regierungen stehen fast alle im Banne der agrarischen Phrase und fürchten sich vor dem agrarischen Geschrei. So drängt alles mehr und mehr dahin, die nächsten Reichstagswahlen zu einem erbitterten Kampfe zwischen den Interessenten der Rente und den Interessenten der Arbeit zu gestalten.

In Agram ist das Standrecht proklamirt. Serben und Kroaten haben sich zur höheren Ehre ihrer Nationalitäten die Köpfe blutig geschlagen, auch konfessionelle Meinungsverschiedenheiten haben bei den Exzessen eine Rolle gespielt. Die Stammverwandten im benachbarten Serbien fordern bereits die Entfernung aller Kroaten aus den serbischen Staats- und Privatdiensten. Der Moloch der Nationalitätsidee verlangt eben bei jeder nationalen Reiberei immer neue Opfer.

* * *

Eine Apologie der Kartelle.

I.

Die Kartellfrage beherrscht gemeinsam mit der Zollfrage die öffentliche Diskussion über wirthschaftliche Angelegenheiten. Sie nahm einen breiten Raum in der Zolltarifkommission ein und dürfte bei den Verhandlungen im Plenum noch mehr hervortreten. Der Centralverband deutscher Industrieller erklärt sie für fast noch wichtiger als die Zollfrage und sucht die über manche seiner Aktionen unzufriedenen Mitglieder durch Gründung des Kartells der Kartelle bei seinen Fahnen zu erhalten. Der deutsche Juristentag hat die Frage der gesetzlichen Behandlung der Kartelle auf die Tagesordnung seiner demnächstigen Versammlung gesetzt — was freilich insofern überflüssig erscheinen könnte, als ja Herr Spahn seinen Kartellgesetzentwurf fix und fertig im Schreibtisch liegen hat, ihn nur leider selbst dem Juristentag nicht vorlegen wird. Der Handelsminister läßt durch die Regierungspräsidenten Erhebungen über die Kartelle veranstalten, bei denen freilich kaum etwas Erhebliches herauskommen dürfte, und last not least, der russische Finanzminister Witte hat in seinem Organ sowohl wie in einer an die Mächte gerichteten Note darauf hingewiesen, wie die von den Kartellen gewährten Exportprämien die Schutzzölle illusorisch und den Abschluß von Handelsverträgen mit Bindung von Zöllen unmöglich machen.

Da erscheint ein neues Buch, eine neue kritische Untersuchung über die Kartelle, recht aktuell, recht berufen, Klärung in die schwierige Frage zu bringen.

Dr. Josef Grunzel hat soeben im Verlag von Duncker & Humblot ein 324 Seiten starkes Buch „Ueber Kartelle“ veröffentlicht. Der Verfasser ist Professor an der Konsularakademie in Wien und durch mehrfache wirthschaftspolitische Schriften, namentlich durch sein „System der Handelspolitik“, bekannt. „Auf Grund seiner Studien und Erfahrungen will er den herrschenden Schlagworten und Vorurtheilen, welche die Gesetzgebung leicht auf eine falsche Bahn lenken könnten, entgegentreten.“ Gewiß sehr dankenswerth! Auch seiner Methode, „ein Urtheil erst durch Beobachtung der Thatsachen zu bilden, statt diese aus der Theorie zu erklären“, wird man nur beistimmen können.

Trotzdem ist diese „Untersuchung“ nichts weniger als eine objektive; von der Wissenschaft hat sie nur die äußere Form entlehnt, in Wahrheit ist sie eine advokatorische Schutzschrift für die Kartelle. Der Professor gab die wissenschaftlichen Allüren, der Generalsekretär des „Centralverbands der Industriellen Oesterreichs“ — denn diese Stellung bekleidet der Professor Dr. Grunzel — den Inhalt.

Dr. Grunzel unterscheidet sich von seinem deutschen Kollegen Bueck nur in der Form, er liebt die Systematik, er hängt der Interessenpolitik ein wissenschaftliches Mäntelchen um, während Herr Bueck im Gefühl der Macht unverhüllt das Interesse der im Centralverband deutscher Industrieller vertretenen Großindustrie in den Vordergrund stellt, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß dieses das wichtigste ist, daß die von ihm vorgeschlagenen Mittel stets die richtigen sind. Grunzel will beweisen, daß alles gut ist, der mächtigere Bueck genirt sich nicht, auch einmal einen Tadel gegen die ihm nahe Stehenden auszusprechen. Aber das sind nur Aeußerlichkeiten; beide spinnen denselben Faden. Das Interesse der Großindustrie verlangt die Kartelle, erheischt deren gesetzliche Sicherung ebenso gut wie deren Schutz gegen Eingriffe der Gesetzgebung.

Grunzel definirt das Wesen der Kartelle wie folgt:

„Ein Kartell ist eine auf dem Wege freien Uebereinkommens geschaffene Vereinigung von selbständigen Unternehmungen mit gleichen Interessengemeinschaften zum Zwecke gemeinsamer Regelung der Produktion und des Absatzes.“

Wenn er dabei gegen Pohle, der als Zweck eines Kartells „Erreichung des größtmöglichen Vortheils“ bezeichnet, einwendet, daß dies ein Gemeinplatz sei, da der größtmögliche Vortheil Endzweck aller menschlichen Handlungen, also keine Besonderheit der Kartelle sei, so mag er, soweit es sich um Erlangung wirthschaftlicher Güter handelt, im Wesentlichen Recht haben, aber „die gemeinsame Regelung der Produktion und des Absatzes“ ist nicht der Zweck des Kartells, sondern nur Mittel zum Zweck; und wenn Grunzel gegen Brentano, der als solchen „Hochhaltung des Preises“ ansieht, einwendet, daß nicht alle Organisationsformen auf eine Preispolitik abzielen, man es auch nicht als Hochhaltung des Preises bezeichnen kann, wenn im Wege des Kartells verhindert wird, daß die Preise unter die Produktionskosten sinken, so kommt es den Produktion und Absatz regelnden Kartellen schließlich doch im Wesentlichen nur auf die Preispolitik an; und der zweite Einwand ist so wenig stichhaltig, daß er einer Widerlegung überhaupt nicht bedarf.

„Du hast ganz Recht“, sagte mir einmal der befreundete Leiter eines großen Kartells, „die Kartelle sind nicht gegründet, um den Konsumenten, sondern den Produzenten zu nützen.“ Der Nutzen aber spricht sich im Preis aus, und da die Kartelle nicht wie die Trusts auf die Technik der Produktion, also auf die Produktionskosten Einfluß haben, so kann ihre Politik eben im Wesentlichen nur Preispolitik sein.

Schon bei der Definition des Wesens der Kartelle gewinnt man daher den Eindruck, als ob es Grunzel darauf ankomme, das egoistische Moment dieser Wirthschaftsformen möglichst zu verschleiern.

Weit deutlicher tritt das Tendenziöse in seiner Erörterung der „Ursachen und Voraussetzungen der Kartellbildung“ hervor. Nach ihm ist der Entstehungsgrund eines Kartells regelmäßig eine Krise, also eine Störung des Gleichgewichts zwischen Produktion und Konsum, meist eine Ueberproduktion, unter Umständen ein Nachlassen des Konsums. Mit Schönlank sieht er in dem wirthschaftlichen Krach von 1873 die Geburtsstunde der Kartelle.

„Das Jahr 1873 bezeichnet nämlich das Datum des Niederganges der ersten großen Lawine auf wirthschaftlichem Gebiete und ragt als Markstein aus der Wirthschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts heraus. Gehetzt von der freien Konkurrenz war die Produktion allenthalben planlos vorwärts gestürmt, bis sich vor ihr der Abgrund einer beispiellosen Krise eröffnete. Die Betriebe, die nicht zerschellten, suchten zu retten, was zu retten war, indem sie aus der Erfahrung die Lehre zogen, daß an Stelle der wilden Anarchie eine gewisse Organisation des Angebots und der Nachfrage treten müsse. So entstanden die Kartelle als wirkliche Kinder der Noth.“

Sehr schwungvoll gesagt, nur leider sehr unrichtig!

Wie ein Professor der Nationalökonomie die Krise von 1873 als den ersten großen wirthschaftlichen Niedergang bezeichnen kann, ist geradezu unbegreiflich. Ende der 40er, Mitte der 50er Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts haben wir ganz genau dieselben Vorgänge gehabt, natürlich entsprechend der geringeren industriellen Entwicklung der Welt waren sie von entsprechend geringerer Ausdehnung. Der industrielle Cyklus ist eben eine Erscheinung der kapitalistischen Produktionsweise, aber er hat seine Ursache nicht in der freien Konkurrenz. Wie wenig die Organisation des Angebots in den Kartellen dazu angethan ist, eine Krisis zu verhüten, beweist am Besten die des Jahres 1900, wo gerade in den kartellirten Industrien die Krisis zuerst und am Schärfsten ausbrach, wo gerade die übermäßig gesteigerte Rentabilität dieser Industriezweige die Ueberproduktion und die Krisis zeitigte. Nachdem ich erst in den Nummern 42 und 43 der „Nation“ in dem Aufsatze „Die Verhütung der Krisen durch Zölle und Kartelle“ diese Vorgänge ausführlich dargelegt habe, kann ich auf ein näheres Eingehen hier verzichten.

Aber auch die in immer neuen Wendungen vorgetragene Behauptung Grunzel's, daß die Kartelle stets als „wirkliche Kinder der Noth“ gegründet seien, um die Ueberproduktion und die damit verbundene Nothlage der Industrie zu beseitigen, steht mit den Thatsachen sehr häufig gar nicht in Einklang. Gerade der bessere Geschäftsgang, das Knappwerden an Waare hat die Neigung zur Kartellbildung sehr häufig wachgerufen oder zur Verwirklichung gebracht. Dem Sodakartell, das erst durch die Erfindung der Ammoniaksoda geschaffen worden ist, ging keine Nothlage der nach diesem Verfahren arbeitenden Fabriken voran; sie nützten lediglich die Situation aus; bei 45 Prozent Dividende kann man doch nicht gut von einer Nothlage reden. Die deutschen Tafelglashütten schufen ihr Kartell, als 1895 die Nachfrage sehr viel größer als ihre Produktionsfähigkeit war, und bei einer Reihe von Kartellen der Eisenhüttenbranche war es nicht anders. Die meisten Kartelle sind in der Zeit aufsteigender Konjunktur zu Stande gekommen, nicht in Zeiten des schlechtesten Geschäftsganges.

Es ist doch schließlich nur eine leere Phrase, wenn gegenüber solchen Thatsachen Grunzel sich damit herauszureden sucht, daß:

„der Begriff des Aufschwungs immer nur ein relativer ist; das Kartell kann ganz gut das Resultat einer Krise sein, die vorhergegangen und durch die Besserung des Geschäfts vielleicht gemildert, aber nicht ganz geheilt worden ist.“

Gewiß das kann sein, aber ist es nachweislich in vielen Fällen nicht gewesen. Und zwar hat das seinen guten Grund: die Bindung bezüglich der Produktionsmenge, die mit einem Kartell nun einmal meistens verbunden ist, erscheint in der Zeit der Waarenknappheit kaum als Gefahr oder Nachtheil, wenigstens nicht als solcher, der gegenüber den Vortheilen der gemeinsamen Preisfestsetzung, d. h. Erhöhung der Verkaufspreise, von wesentlicher Bedeutung sein könnte.

„Die Kartellfähigkeit eines Produktionszweiges“ — führt Grunzel S. 27 mit Recht aus — „beginnt erst bei einer gewissen Größe des Betriebes und wächst mit der weiteren Konzentration.“ Freilich S. 124 wird erklärt, „daß die Kartellorganisation für manchen Industriezweig zwar schwierig, unmöglich aber für keinen sei“.

Das Letztere ist grundfalsch: rein theoretisch wäre wohl die Kartellirung zersplitterter Kleinindustrien denkbar, sie erweist sich aber praktisch nicht als durchführbar; sie würde auch nicht mehr wirthschaftlich wirken, weil Kontrole und Verwaltung so große Kosten verschlingen müßten, daß die Vortheile dadurch aufgehoben würden. Die Kartellirung ist aber auch bei denjenigen Industriezweigen nicht mit Erfolg durchzuführen oder aufrecht zu erhalten, in denen die Bildung neuer Werke nicht an monopolartiges Vorkommen, Fabrikationsgeheimnisse oder ungewöhnlich große Kapitalien oder Patente gebunden ist. Selbst das Erforderniß großer Kapitalien schützt vor der Gründung außerhalb des Kartells stehender Werke nicht.

Wenn Grunzel meint:

„Je mehr Kapitalien die einzelnen Unternehmungen absorbirt haben, desto größer wird das Interesse sein, im Falle einer Krise diese Kapitalien zu retten, desto leichter wird sich die Kartellirung vollziehen“,

wenn er in dem Streben der Großindustrie nach „Kontinuität der Arbeit, welchem gegenüber die Preispolitik thatsächlich erst an zweiter Stelle steht“, die eigentliche Ursache der Häufigkeit der Kartelle in der Großindustrie erblickt, so heißt das an Stelle der realen Faktoren Tendenzen setzen.

Die Großindustrie ist deshalb kartellfähig, weil es sich nur um eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Interessenten handelt, die unter einen Hut zu bringen sind, weil Kontrole und Verwaltung hier relativ einfach sind und im Vergleich zu der abzusetzenden Waarenmenge nur ein kleiner Apparat erforderlich ist, weil schließlich der Kampf gegen Outsiders leichter zu führen ist, diese eher zu bestimmen sind, sich dem Kartell anzuschließen, wenn es sich dabei um

ein oder zwei große Werke, als wenn es sich um Hunderte von Betrieben handelt.

Daß — wie Grunzel meint — die Konzentration der Nachfrage auch eine wichtige Voraussetzung für die Durchführbarkeit des Kartells sei, muß bestritten werden. Soweit dabei der Großhandel in Betracht kommt, kann zugegeben werden, daß dieser, da er meist in der Lage ist, eine Preiserhöhung wieder abzuwälzen, und da die Gefahren der Spekulation sich für ihn bei kartellirten Artikeln unter Umständen verringern, den Kartellen bisweilen freundlich gegenübersteht. Die Thatsache aber, daß sich bei der Erzeugung von Halbfabrikaten Kartelle häufiger finden als bei der der Fertigfabrikate, hat ihre Begründung hauptsächlich in der Konzentration der Halbfabrikate herstellenden Industrie.

Daß auch da, wo die Nachfrage eine äußerst zersplitterte ist, bei konzentrirter Produktion die Kartellbildung ohne Schwierigkeit zu ermöglichen ist, beweist das Tafelglaskartell, das Emaillegeschirrkartell, das Drahtstiftkartell u. s. w.

Mit Recht hebt Grunzel hervor, daß die Kartellbildung durch die staatlichen Verbrauchssteuern für gewisse Artikel (Zucker, Spiritus) begünstigt wird; freilich, er sieht den Grund lediglich in der Erleichterung der statistischen Vorarbeiten und der Kontrole, welche beide von Staatswegen im Steuerinteresse bewirkt werden, während doch das System der Kontingentirung, der steuerlich bevorzugten Produktion, der Ausfuhrprämien und vor allem der Prohibitivzölle die wahren Ursachen sind.

„Das Kartell will Massengut, dessen Qualität, Form, Material u. s. w. keine erheblichen Differenzen mehr aufweist."

Zweifellos erleichtert die Vertretbarkeit der Waare die Kartellbildung sehr, aber auch Grunzel betont mit Recht, daß man sich vielfach durch Aufstellung von Typen, durch Skalen u. s. w. helfen kann und geholfen hat. Freilich nicht gerade zur Befriedigung der Konsumenten oder Weiterverarbeiter. Wo Spezialitäten eines Werkes und Qualitätswaaren in Betracht kommen, ist die Kartellbildung nicht möglich; sie setzt Massenartikel voraus.

Als besondere Arten der Kartelle zur Regelung des Angebots unterscheidet Grunzel A. Kartelle zur Regelung der Verkaufsbedingungen (Konditionenkartelle), B. Kartelle zur Regelung der Verkaufspreise (Preiskartelle), C. Kartelle behufs Einschränkung der Produktion in den Einzelbetrieben (Reduktionskartelle), D. Kartelle behufs Auftheilung der Absatzgebiete (Rayonirungskartelle), E. Kartelle behufs Einschränkung der Gesammtproduktion (Kontingentirungskartelle), F. Kartelle behufs Centralisirung des Gesammtverkaufs oder des Inlandsverkaufs (Verkaufskartelle), G. Kartelle zur Regelung des Auslandsverkaufs (Ausfuhrkartelle).

Grunzel betont selbst, daß häufig Uebergänge und Kombinationen zwischen diesen Formen bestehen. Meines Erachtens sind aber die unter B und D verzeichneten Kartelle einander so ähnlich, daß es nicht angängig ist, sie zu trennen. Der Begriff der Reduktionskartelle würde um so mehr in Fortfall zu bringen sein, als die Behauptung, daß es zu einer Kontingentirung nur dann kommt, wenn eine Ueberproduktion vorangegangen ist, nicht stichhaltig ist, andererseits eine Reduktion der Produktion gleichzeitig eine Kontingentirung in sich schließt, indem die laufende Produktion oder Produktionsfähigkeit als Maßstab der Kontingentirung gilt. Reine Rayonirungskartelle dürften selten vorkommen; die Rayonirung wird vielmehr meistens mit den Preiskartellen oder auch mit den Verkaufskartellen verbunden sein; besonders häufig tritt sie in den Verabredungen regional verschiedener Kartelle derselben Branche auf. Dagegen gewinnt ein Verkaufskartell, das sich der Natur der Waare nach nur auf ein enger begrenztes Gebiet erstrecken kann, wie das rheinisch-westfälische Ziegelkartell dadurch noch nicht den Charakter eines Rayonirungskartells.

Mit Recht legt Grunzel dar, daß die Kartelle niederer Ordnung für das Anfangsstadium die Verständigung der Kontrahenten unter einander erleichtern, indem sie der Selbständigkeit der letzteren verhältnißmäßig wenig Eintrag thun; dafür bringen sie — wie Grunzel richtig bemerkt — den Interessenten aber auch nicht den entsprechenden Erfolg, was dazu führt, daß eine beständige Entwicklung vom Konditionskartell zum Preiskartell, von diesem zum Kontingentirungskartell und schließlich zum Verkaufskartell stattfindet, das zwar die größte Einschränkung des Selbstbestimmungsrechts, aber auch die größten finanziellen Vortheile bietet, — letzteres natürlich nur unter der Voraussetzung guter Leitung.

Eines der schönsten und in der künftigen Agitation wohl am ausgiebigsten verwerthbaren Schlagworte ist das von dem „gerechten Preisniveau", unter dem der Preis verstanden wird, „welcher dem Produzenten den Ersatz des Aufwandes für Material, die normale Verzinsung des Kapitals und den üblichen Gewinn bietet". —

„Wenn sich der Konkurrenzkampf so verschärft hat, daß die Preise unter das gerechte Preisniveau sinken, so wird der Unternehmer die Produktion noch nicht aufgeben, sondern sie im Gegentheil noch mehr forciren, um durch die damit verbundene relative Verringerung der allgemeinen Regiekosten einen kleinen Vorsprung vor dem Konkurrenten zu erhalten. Die Preise sinken also noch weiter, und die rückläufige Bewegung zum gerechten Preisniveau tritt erst ein, wenn ein Theil der Betriebe vernichtet worden ist, oder wenn das weitere Sinken durch ein Preiskartell aufgehalten wird."

Es soll nicht bestritten werden, daß in Zeiten wirthschaftlicher Depression der Konkurrenzkampf derartige Formen annehmen kann, daß mit der Gründung eines Kartells das weitere Sinken der Preise bisweilen sein Ende findet; aber es ist das keineswegs die Regel; die Gesundung des Marktes beruht in viel höherem Grade auf anderen Momenten: auf der steigenden Konsumkraft, neuen Erfindungen, wachsendem Vertrauen in die Konjunktur. Sehen wir doch das „Auf und Nieder und wieder Auf" ebenso in Zeiten, in denen es keine Kartelle gegeben hat, in Industrie- und Geschäftszweigen, die sich gar nicht kartelliren lassen.

Gerade in den heftigen Konjunkturschwankungen unterworfenen Industrien, im Kohlenbergbau und in der Eisenhüttenindustrie, ist übrigens auch von einer Ueberproduktion kaum je die Rede; es wird fast niemals nennenswerth mehr produzirt als direkt verbraucht oder verkauft wird; die Bestände auf den Werken machen selbst in den schlechtesten Zeiten nur einen verschwindenden Bruchtheil der Jahresproduktion aus; man kann nur von einer Nichtausnützung der Leistungsfähigkeit und dem aus dem Arbeitshunger der Werke resultirenden Preisdruck reden; aber in einer niedergehenden Konjunktur hat man den Verbrauch noch nie durch Preiserhöhungen belebt; das Mittel hilft nur bei aufsteigender Konjunktur, wenn die Sorge, später theurer anzukommen, die Kauflust anregt.

Und das „gerechte Preisniveau"! Zweifellos gibt es Zeiten, in denen die Preise die Selbstkosten nicht decken; selbst die Kartelle haben die deutsche Eisenindustrie nicht davor schützen können. Ein großkapitalistisches Unternehmen kann nicht eine stets gleichbleibende Rentabilität beanspruchen; das Erträgniß der guten Jahre muß dies Mindererträgniß oder die Verluste schlechter Jahre ausgleichen; dafür schreibt man in den guten mehr ab, legt Reserven und Spezialreserven an. Jedes schlecht fundirte industrielle Unternehmen, das eine ungünstige Konjunktur nicht überdauern kann, zu erhalten, ist nicht Aufgabe der Wirthschaftspolitik.

Was ist „üblicher Gewinn"? Derselbe ist in verschiedenen Ländern, in verschiedenen Erwerbszweigen grundverschieden; er schwankt von Jahr zu Jahr mit jeder Konjunktur, und vor allem die Ansichten der Unternehmer

selbst darüber gehen himmelweit auseinander. Herr von Miquel bezeichnete eine 7 prozentige Verzinsung des in den Staatsbahnen angelegten Kapitals nur als normal. Ich meine, daß ein so riesiges Unternehmen wie die preußischen Staatsbahnen — als Aktiengesellschaft gedacht — bei regelmäßig 7 Prozent Dividende einen Aktienkurs weit über Pari, mindestens 140 erreichen würde.

Schließlich entscheidet doch immer die Rentabilität eines Industriezweiges über das Zuströmen des Kapitals zu demselben, wenn dabei natürlich Irrthümer und Illusionen auch eine große Rolle spielen.

Georg Gothein.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Der ärztliche Sachverständige im Strafprozesse.

Wieder einmal, wie schon so häufig, haben sich in der letzten Zeit weitere Kreise durch den Ausgang einzelner Strafprozesse beunruhigt gefühlt, wobei das erkennende Gericht sich mit den in mehr oder weniger entschiedener Form kundgegebenen Ansichten der zu Gutachten herangezogenen ärztlichen Sachverständigen in auffälligen Widerspruch setzte. In der Regel (doch nicht ausschließlich) handelte es sich dabei um Fälle, wo die Meinung der Sachverständigen dahin ging, den Angeklagten den Schutz des § 51 des Strafgesetzbuchs (also die Ausschließung der freien Willensbestimmung zur Zeit der That auf Grund von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit) zuzubilligen — das Gericht aber dennoch dieser Stellungnahme der Sachverständigen entgegen zu einem verurtheilenden Ausspruche gelangte.

Um nicht auf ältere, unserer schnellebigen Generation wohl schon aus dem Gedächtniß entschwindende Fälle zurückzugreifen, will ich nur drei Aufsehen erregende Vorkommnisse dieser Art aus jüngster Zeit anführen: die vielbesprochene Verhandlung gegen Oberleutnant Rüger in Mörchingen — den Prozeß des Studenten Fischer in Jena — und endlich die neueste (erst im Juli d. J. stattgehabte) Schwurgerichtsverhandlung gegen den „Lustmörder" Teßnow in Greifswald. In allen drei Fällen lag ein tragischer und die Gemüther besonders erregender Thatbestand gewaltsamer Tödtung als Anklageobjekt zu Grunde; wollte man dieser tragischen Trilogie nach alter Weise das lachende Satyrspiel anhängen, so dürfte man an die kürzlich stattgehabte, in so mancher Beziehung recht auffällige Verhandlung gegen Graf Pückler-Kl. Tschirne, den berühmten Antisemitenhäuptling, erinnern!

In dem Mörchinger Prozeß, der sich in zwei Instanzen vor den Kriegsgerichten des 15. Armeekorps abspielte, war bekanntlich Oberleutnant Rüger wegen Tödtung des Hauptmanns Adams angeklagt und wurde in der ersten Verhandlung zu zwölf, in der Berufungsinstanz zu sechs Jahren Zuchthaus rechtskräftig verurtheilt. Dies geschah, obgleich, nach der übereinstimmenden Meinung der psychiatrischen Sachverständigen, Rüger, der hochgradig nervös belastet war, die That in einem die Zurechnung ausschließenden Zustande (einem sogenannten epileptischen Dämmerzustande) verübt haben sollte. Das Militärgericht wußte es besser; es betrachtete augenscheinlich die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten als so sehr allem Zweifel entrückt, daß es sogar den Eventualantrag der Sachverständigen (Dr. Smith und Prof. Bleuler) auf zeitweise Beobachtung Rüger's in einer Irrenanstalt ausdrücklich ablehnte — eine befremdende und in hohem Maße bedauerliche Entscheidung.

In allgemeiner Erinnerung ist der zweimal vor dem Schwurgericht verhandelte Fall des Studenten Fischer — eines unzweifelhaft durch krankhafte erbliche Veranlagung und krankhafte körperlich-geistige Entwicklung gekennzeichneten, aber nicht eigentlich „geisteskranken" Menschen. Die kriminalpsychologische Seite dieses Falles hat einer unserer hervorragendsten psychiatrischen Kliniker, Otto Binswanger in Jena, der in beiden Verhandlungen als Sachverständiger fungirte, nach der ersten Verhandlung in einem kleinen Aufsatze der „Deutschen Rundschau" (Jahrgang 1901/1902, Nr. 9, vom 1. Februar 1902) in meisterhafter Weise beleuchtet. Binswanger präzisirt seinen Standpunkt dahin, „daß der Entschluß zur That auf dem Boden einer krankhaft überreizten und einseitig gerichteten Gefühls- und Denkthätigkeit entstanden sei". Ob dieser abnorme Zustand im Sinne des § 51 als eine krankhafte Störung der Geistesthätigkeit, wodurch die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war, bezeichnet werden dürfe, wagte er nicht mit absoluter Sicherheit zu entscheiden; man könne nur sagen, „daß die Entschließung zur That zweifellos vorwaltend durch krankhafte Gefühlsreaktionen entstanden war, welche den Exploraten unfähig machten, diejenigen Vorstellungen und Urtheile wirksam werden zu lassen, welche der Ausführung der That hemmend entgegen standen". Viel bestimmter, wenn auch im Wesentlichen übereinstimmend, äußerte sich der zweite Sachverständige, Hofrath Oberarzt Dr. Ganser aus Dresden; der Angeklagte handelte nach seinen Auseinandersetzungen unter dem Einflusse einer geistigen Störung, da er von den krankhaften Affekten unwiderstehlich fortgezogen wurde und die (normaler Weise zu erwartenden) hemmenden Gegenvorstellungen vollständig fehlten. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft selbst forderte in der Revisionsinstanz zur Verneinung der Hauptschuldfrage und zur Freisprechung des Angeklagten auf, indem er auf Grund der Gutachten (namentlich des Ganser'schen) die freie Willensbestimmung zur Zeit der That als ausgeschlossen betrachtete. Indessen die Geschworenen gelangten trotzdem auch diesmal zu einem verurtheilenden Erkenntniß, indem sie zwar die Frage wegen Mordes verneinten, dagegen die Frage auf Todtschlag, unter Zubilligung mildernder Umstände bejahten; wonach der Gerichtshof auf fünf Jahre Gefängniß — gegen zehn Jahre Zuchthaus und zehnjährigen Ehrverlust des erstinstanzlichen, nur wegen eines Formfehlers aufgehobenen Urtheils — erkannte.

Ein dritter, in gewisser Beziehung ähnlicher, wenn auch aus äußerlichen Gründen weniger „sensationell" gewordener Fall hat sich in allerletzter Zeit vor Geschworenen in Greifswald abgespielt. Meine Angaben darüber entstammen dortigen Zeitungen („Greifswalder Tageblatt" und „Greifswalder Zeitung" 1902, Nr. 149—155). Es handelte sich um einen gewissen Teßnow, der wegen zwiefachen Lustmords (an Knaben) und schwerer Körperverletzung angeklagt war. Zur Beurtheilung der Zurechnungsfähigkeit waren nicht weniger als fünf Sachverständige zugezogen, worunter drei anerkannte psychiatrische Notabilitäten (der Direktor der Provinzial-Irrenanstalt in Ueckermünde, Knecht, der Direktor der Anstalt Herzberge, Kortum, und Prof. Aschaffenburg aus Halle). Nach Knecht, der den Thäter mehrere Wochen hindurch in seiner Anstalt beobachtet hatte, war dieser erblich schwer belastet und epileptisch veranlagt; er habe mit großer Wahrscheinlichkeit in getrübtem Bewußtsein, in epileptischem Dämmerzustande gehandelt, wodurch die freie Willensbestimmung ausgeschlossen worden sei. Diesem Gutachten schlossen sich auch die übrigen Sachverständigen an, mit Ausnahme des Prof. Beumer (Greifswald), der den Standpunkt vertrat, daß das Bewußtsein des Angeklagten wohl in gewissem Sinne getrübt, aber nicht aufgehoben gewesen sei. Teßnow selbst erklärte in seinen Schlußworten, „daß er der Thäter, wie er aus den Zeugenaussagen entnehme, sei, doch wisse er sich der von ihm begangenen Schandthaten nicht zu erinnern; er sei sonst immer seelengut gewesen und müsse die That in einem

bewußtlosen Zustande begangen haben". Die Geschworenen erklärten Teßnow des Mordes in zwei Fällen und der Körperverletzung in einem dritten Falle schuldig; der Vertreter der Staatsanwaltschaft — der vorher sehr heftig gegen die Sachverständigen perorirt und von einem „Streite zwischen Recht und Wissenschaft" gesprochen hatte — beantragte zweimalige Todesstrafe nebst dauerndem Ehrverlust und zwei Jahren Gefängniß — welchem Antrage auch seitens des Gerichtes stattgegeben wurde.

Man wird zugeben müssen, daß in den beiden letztbesprochenen Fällen sich für das Urtheil der Geschworenen, wenn man daraus einen Vorwurf überhaupt herleiten wollte, immerhin manche „mildernde Umstände" geltend machen ließen. Die Brutalität der verbrecherischen Handlungen, das Unsympathische des Thäters im zweiten, das geradezu Bestienhafte im dritten Falle mußten Gefühl und Stimmung nothwendig beeinflussen. Dazu kommt, daß so feine Distinktionen, wie sie etwa das Binswanger'sche Gutachten bot, von Nichtärzten (ich sage ungern von „Laien") nur schwer aufgefaßt und nach ihrer Bedeutung gewürdigt werden können; daß nicht minder ein richtiges Verständniß der so verhängnißvollen, sich gerade in Gewalthandlungen mit Vorliebe entladenden „epileptischen Dämmerzustände" äußerst schwer und wohl nur aus eigener Erfahrung heraus sicher zu gewinnen ist; und daß endlich, was wohl das Wichtigste ist, in den Gutachten der Sachverständigen — wenigstens dem Anschein nach — keine völlige, allen Widerstand daniederwerfende Uebereinstimmung herrschte. Denn zwischen dem „non liquet" Binswanger's hinsichtlich der Zurechnungsfrage und deren mehr apodiktischer Beantwortung durch Ganser im Fischer'schen Falle blieb immerhin noch ein ziemlich weiter Spielraum; und im Teßnow'schen Falle stand das (nur eine „Trübung" des Bewußtseins annehmende) Gutachten Beumer's dem der vier übrigen Sachverständigen in dieser Beziehung einigermaßen entgegen. Immerhin hätte hier bei der Urtheilsfindung wohl dem alten Rechtsgrundsatze „im Zweifelfalle für den Angeklagten" (in dubio pro reo) mehr Berücksichtigung erwiesen werden sollen. Höchst befremdend erscheint, wofern es den Zeitungsberichten entsprach, im Falle Teßnow das Verhalten der Anklagebehörde — dieser, wie wir von ihrem Vertreter im Falle Sternberg mit so viel Selbstbewußtsein erfahren haben „objektivsten" und alle Entlastungsmomente gerade so gut wie die Belastungsmomente wahrnehmenden Behörde — die hier von einer förmlichen Kampfstimmung gegenüber der „Wissenschaft" erfüllt schien und die Geschworenen zur Nichtbeachtung der abgegebenen psychiatrischen Gutachten ausdrücklich aufforderte. Das dürfte doch, selbst wenn wir den wohlbekannten staatsanwaltlichen Ueberlegenheitsgefühlen pflichtschuldige Rechnung tragen, auch von diesem Standpunkte aus des Guten etwas zu viel sein; und leider scheint der Vorsitzende bei dieser Gelegenheit verabsäumt — oder nicht beabsichtigt zu haben, wie es ihm wohl zugestanden hätte, bei der Rechtsbelehrung auf die Geschworenen nach dieser Richtung hin ausgleichend, korrigirend zu wirken. —

Uebrigens möchte ich vor Ziehung weiterer Konsequenzen aus diesen Vorgängen ausdrücklich hervorheben, daß die Nichtbeachtung der ärztlichen Sachverständigen-Gutachten sich keineswegs auf Fälle der vorgeführten Art beschränkt, sondern auch in Fällen, die mit der Zurechnungsfrage, überhaupt mit psychiatrischen Dingen nichts zu thun haben, öfters in recht unumwundener Weise zu Tage tritt. Ein drastisches Beispiel bietet der vor einem Jahre, auch vor einem Kriegsgericht des 15. Armeekorps verhandelte Prozeß gegen den Baron von Stietencron, der angeschuldigt war, einen italienischen Arbeiter Fazzi ohne ersichtliche Veranlassung durch zwei Schüsse, von denen der zweite tödtlich war, erschossen zu haben.*) Alles kam darauf an, ob dem tödtlichen zweiten Schusse noch eine „angriffsmäßige Bewegung" des Italieners gegen v. St. vorangegangen war, wodurch dieser in den Zustand der Nothwehr versetzt worden wäre. Dem widersprach allerdings die übereinstimmende Ansicht der ärztlichen Sachverständigen, daß die Einschußöffnung bei Fazzi sich hinten am Rücken, die Ausschußwunde dagegen vorn am Halse befinde. Das Gericht nahm jedoch in direktem Widerspruch mit dieser Auffassung an, daß die Kugel zum Halse und nicht zum Rücken hineingegangen sei, und gelangte so zur Freisprechung des Angeklagten, da dieser beim Gebrauche des Gewehrs „die Grenzen der berechtigten Nothwehr nicht überschritten habe". —

Man wird nun vielleicht den Einwand erheben können, in den sämmtlichen citirten Beispielen habe es sich nicht um Verhandlungen vor Berufsrichtern gehandelt, sondern um Fälle, die sich entweder vor Militärgerichten oder vor Geschworenen abspielten; es würden also diese Fälle höchstens zum Beweise dienen, wie wünschenswerth oder wie nothwendig es möglicherweise sei, in derartigen besonders schwierigen und eine verständnißvolle Würdigung der ärztlichen Gutachten erheischenden Fällen das berufsrichterliche Element an Stelle der „Laien" zur Entscheidung heranzuziehen. Einer solchen Meinung möchte ich jedoch, wenigstens soweit es sich um Geschworene handelt, nach meinen eigenen Erfahrungen entschieden widersprechen, und ich glaube mich darin wohl auch mit der großen Mehrzahl der als gerichtsärztliche Experten in Strafsachen häufiger herangezogenen Kollegen in Uebereinstimmung zu befinden. Beim Ersatz der Geschworenen (und Schöffen) durch Berufsrichter hätten wir, was den Respekt vor unseren ärztlichen Gutachten betrifft, im Großen und Ganzen wohl kaum eine Besserung, eher eine Verschlimmerung zu erwarten; wir würden hier und da einem noch tiefer eingewurzelten, noch schwerer ausrottbaren Mißtrauen gegen gewisse Seiten der ärztlichen, namentlich der psychiatrischen Sachverständigen-Thätigkeit, und — wie wir es ja jetzt schon bei den Strafkammern nur zu häufig gewahren — einer mindestens gleichen Verständnißlosigkeit manchen als wissenschaftliche Ergebnisse sich gerirenden Anforderungen und Argumentationen gegenüber begegnen. Auch vor dem Berufsrichter dürften wir mit noch so schönen Exkursen über Zwangsaffekte und Zwangshandlungen bei nicht eigentlich geisteskranken Personen, über getrübtes Bewußtsein in epileptischen oder hysterischen Dämmerzuständen als Quelle krimineller Handlungen u. dgl. im allgemeinen wenig Verständniß und noch weniger Gegenliebe finden. Der Richter wird als gebildeter Mann uns zwar ruhig anhören, innerlich aber doch mißbilligend sein weises (glücklicherweise nicht, wie beim Lordoberrichter von England, perrückenbedecktes) Haupt schütteln und dabei denken, daß wir ihm mit solchen wissenschaftlichen Marotten, solchen theoretischen Klügeleien und Attentaten auf den gesunden Menschenverstand doch lieber vom Leibe bleiben sollten. Wie Hegel das Universum in das „diamantne Netz" der Kategorien, so möchte er wenigstens alles, was Rechtsobjekt ist oder werden kann, in das feine Spinngewebe seiner logischen Rechtskonstruktionen einspannen und ist unwillkürlich verstimmt, wenn wir ihm seine schön gezogenen Kreise verwirren oder durchkreuzen. Es tritt hier eben ein schwer überbrückbarer Gegensatz zweier Denkweisen, und freilich nicht selten auch ein darauf beruhender Gegensatz zweier Welt- und Lebensanschauungen unverhüllt zu Tage. Naturwissenschaftliches, biologisches Denken ist dem Funktionär der Rechtspflege nach der ganzen Art seiner Vorbildung in der Regel ebenso fremd, wie ein tieferes Versenken in die mißlichen Probleme sozialpsychischer und psychopathologischer Forschung. Und der offizielle Vertreter der Anklagebehörde vollends wird in den verschwiegensten Tiefen seiner Brust in uns recht verdächtige und gefährliche Gesellen, vielleicht sogar heimliche Mithelfer oder doch Gesinnungsgenossen des Verbrechers wittern und seiner Meinung über die durch uns vertretene „Wissenschaft" denn auch bei dargebotener Gelegenheit (wie in der Teßnow-Sache und früher u. a. im Sternberg-Prozesse und in Konitz) zu eigener Erleichterung Luft machen.

*) Vergl. den Bericht in der „Vossischen Zeitung" vom 10. August 1901.

Das könnten wir ja nun allerdings gemüthsruhig ertragen. Wenn trotzdem solche Vorkommnisse auch in ärztlichen Kreisen eine gewisse Erregung und hier und da selbst einmal eine zu weit gehende Protestäußerung zur Folge haben, so kommt dabei nicht etwa das ärztliche Standesinteresse, nicht einmal das Interesse der unmittelbar betheiligten ärztlichen Sachverständigen als maßgebend in Frage. Diesen braucht es ja persönlich nicht das Mindeste zu verschlagen, ob ihre wohlerwogenen und „nach bestem Wissen und Gewissen" erstatteten Gutachten in foro einer Berücksichtigung gewürdigt werden oder nicht. Unterbleibt es, so haben sie selbst und hat vor allem die Wissenschaft, die sie vertreten, dabei nichts zu verlieren und nichts zu befürchten. Man erzählt sich in Berliner Aerztekreisen ein dafür recht bezeichnendes Diktum eines unserer gescheutesten und dabei humorvollsten Psychiater, der natürlich dem Schicksal nicht entgehen konnte, durch seine Darlegungen mit den Ansichten des „hohen Gerichtshofes" in nicht allzu seltenen Fällen zu kollidiren. Bei einer Strafsache, wobei es sich um Begutachtung eines krankhaften Geisteszustandes handelte und die sich bereits allzusehr in die Länge gezogen hatte, erbat er nach Abgabe seines Gutachtens vor der Urtheilsfällung seine Entlassung, die ihm der Vorsitzende auch gewährte, jedoch mit der etwas piquirten Frage, ob er denn gar nicht den Wunsch habe, den Beschluß des Gerichts abzuwarten. Worauf unser Sachverständiger ebenso seelenruhig wie schlagfertig replizirte: „nein, das sei ihm vollkommen gleichgültig; der Mann bleibe doch geisteskrank, ganz gleich wie das Gericht darüber beschließe."

Mag diese Aeußerung wirklich gefallen sein oder nicht, so ist sie jedenfalls „ben trovata" und manchem „Sachverständigen wider Willen" so recht aus dem Herzen gesprochen. Wie würden wir Aerzte befreit aufathmen, wenn die Gerichte (und zumal die Strafgerichte) sich ganz mit der eigenen Weisheit behülfen, auf unsere Zuziehung grundsätzlich verzichteten und uns dadurch eine Unmasse von Aerger und Scherereien, von Zeit- und Kraftverbrauch bei überdies dürftiger, oft geradezu skandalöser (und dabei immer noch an allen Ecken und Enden mit kalkulatorischem Spürsinn beschnittener) „Entgeltung" in Zukunft ersparten! Wie es mit der unglaublich unwürdigen „Honorirung" (sit venia verbo) der gerichtsärztlichen Leistungen bestellt ist, davon habe ich selbst in diesen Blättern — ich glaube vor 8 bis 9 Jahren — unter der Spitzmarke „zur Taxometrie ärztlicher Sachverständigenthätigkeit" eine kleine Probe geliefert. Ich habe freilich seitdem nicht nur viel Aehnliches, sondern zum Theil noch darüber Hinausgehendes erlebt und würde es jetzt kaum der Mühe werth finden, um eine an sich so geringfügige Sache, die nur durch den dahinter steckenden „Geist" des Systems ihre Bedeutung erhält, so viel Aufhebens zu machen.

Also unsere ärztlichen, privaten und Standesinteressen scheiden bei dieser ganzen Sache vollständig aus, gerade so, wie sie bei der Impffrage und bei noch mancher anderen bedeutsamen hygienischen Frage ausscheiden, wobei wir Aerzte vielmehr nur als freiwillige Vorkämpfer und Verfechter gewichtiger allgemeiner, sanitärer und kultureller Aufgaben und Ziele vor die Oeffentlichkeit treten und nicht anstehen, dafür die Last wachsender Unpopularität und geflissentlicher Verkennung und Verleumdung auf uns zu nehmen. Auch bei der versagten oder unzureichenden Würdigung ärztlicher, vor allem psychiatrischer Begutachtungen in Strafsachen liegt für uns der Schwerpunkt lediglich in der dadurch wahrscheinlich oft und sicher in manchen Fällen bewirkten Schädigung des öffentlichen Wohls; und was uns mehr als andere veranlaßt, dabei das Wort zu ergreifen, ist nur der Umstand, daß unser Beruf uns eben häufiger und leichter als anderen die Kenntniß der auf diesem Gebiete vorhandenen Uebelstände verschafft, ja, eine solche Erkenntniß geradezu aufnöthigt. Wir würden also eine Pflicht nicht erfüllen, wenn wir dazu schwiegen; ganz abgesehen davon, daß auch jeder einzelne sich sagen kann „tua res agitur", um dich selbst handelt es sich — denn jeder kann in die Lage gerathen, unschuldig zum Gegenstande heimtückischer und gefahrdrohender Anschuldigungen zu werden; und schrecklich ist das Gefühl, ohne Vertrauen auf die Organe der Strafrechtspflege — die z. B. bei Bezichtigungen von sexueller Natur, wie sie gerade Aerzten so leicht zustoßen, nur allzu oft ihre Unzulänglichkeit bekunden — solchen Anschuldigungen hülflos zu unterliegen.

Die Gefahren für die Strafrechtspflege, um die es sich hier handeln kann, liegen freilich überwiegend nicht in den Institutionen, sondern in den zu ihrer Ausübung berufenen Organen, in den Personen; und nur von dieser Seite ist allenfalls ein besserndes Eingreifen zu hoffen. Nicht um einschneidende Veränderungen unserer Strafgesetzgebung und der Strafprozeßordnung kann es sich dabei handeln. Solche verlangt und erwartet niemand; am allerwenigsten kann daran gedacht werden, etwa zu Gunsten der (ärztlichen oder nichtärztlichen) Sachverständigen das Prinzip der freien Beweiswürdigung anzutasten, auf dem unsere ganze heutige Rechtsprechung, nicht bloß in Strafsachen, beruht und auch in Zukunft beruhen muß. Die „Kölnische Zeitung" brachte im vorigen Sommer mehrere Aufsehen erregende Artikel unter der Spitzmarke „Der Sachverständige vor Gericht" (Nr. 611, 657; 1901), die in ärztlichen Kreisen vielfach kommentirt wurden — theils wegen der bei den Haaren herbeigezogenen Parallele zwischen ärztlichen und graphologischen Sachverständigen, theils und besonders, weil den ärztlichen Sachverständigen das Bestreben imputirt wurde, sich den Richtern gegenüber gewissermaßen souverän, die Richter von sich abhängig zu bloßen Vollstreckern ihrer Begutachtungen zu machen — die „freie Beweiswürdigung" also, dieses Palladium des Richterthums, zu beschränken oder gar zu beseitigen. An solche Absurditäten denkt wohl kein vernünftiger Mensch — aber darum allerdings kann es sich handeln, daß diese „freie Beweiswürdigung" auch thatsächlich frei, d. h., daß sie nicht durch die gänzliche Fremdheit und Unvertrautheit der Organe der Strafrechtspflege auf dem in Betracht kommenden Terrain unwirksam gemacht, in thatsächliche Gebundenheit und Unfreiheit verkehrt ist.

Examina und staatliche Approbationen machen den Richter so wenig, wie sie den Arzt machen. Und es wäre in diesem Zusammenhange eine wohl einmal aufzuwerfende und ernstlich zu beleuchtende Frage, ob jemand den Anspruch erwirbt, über alle rechtlich-sittlichen Verfehlungen seiner Nebenmenschen zu Gericht zu sitzen und „von Rechts wegen" abzuurtheilen, bloß weil er sich vor Jahren einmal über ein noch zuläßiges Minimum von juristischen Kenntnissen ausgewiesen hat und routinemäßig im Stande ist, die von anderen begangenen „Delikte" nach den dafür maßgebenden Paragraphen des Strafgesetzbuches zu rubriziren und zu zensiren — ohne sich um die den Handlungen zu Grunde liegende Gesinnung, ohne sich um das Milieu, um Veranlagung und Charakter des Thäters sonderlich viel zu bekümmern. Denn dafür wäre eine ganz andere als einseitig juristische Schulung nothwendig; dazu müßte man auf naturwissenschaftlichem, auf biologischem Boden stehen und mit einer eindringenden Beherrschung schwieriger anthropologischer, sozialpsychischer und psychopathologischer Probleme ausgerüstet sein, wie sie wenigstens der ungeheuren Mehrzahl der berufsmäßigen Träger unserer Strafrechtspflege zur Zeit noch vollständig mangelt. So vollständig, daß sie von dem Mangel überhaupt kaum etwas ahnen! — und daß ihnen nur durch diese glückliche Ahnungslosigkeit die Gewissensbedrängniß erspart bleibt, in der sie sich sonst so vielen auftauchenden und im Grunde unlösbaren Konflikten der jetzigen Strafrechtsübung gegenüber nothwendig befänden. Aber wie groß mag noch die Zahl derer sein, die sich schon bei dem Namen Lombroso's innerlich bekreuzen, die weder von Herbert Spencer noch von Enrico Ferri und Benedikt je etwas gehört haben, und die selbst dem wissenschaftlichen Reformeifer der Liszt-Schule mit mißtrauischen Bedenken oder mit unverhohlener Feindseligkeit widerstreben! — Hier kann natürlich nur die Zeit langsam Wandel schaffen, zumal man ja die einmal vorhandenen Funktionäre der Rechtspflege nicht (wie den Arzt für seine „Kunstfehler") für den

durch Urtheilsfehler angerichteten Schaden haftbar machen, sie auch nicht absetzen oder — falls sie nicht etwa Feldwebelstöchter heirathen sollten — zur Pensionirung „veranlassen“ kann. Immerhin ließe sich aber doch wohl schon jetzt zur Wiederbefestigung des — es läßt sich kaum leugnen — in weiten Volkskreisen bedenklich erschütterten Vertrauens in die Handhabung unserer Strafrechtspflege einzelnes thun, oder für die Zukunft mindestens vorbereiten. Es würde meine ärztliche Kompetenz überschreiten, wollte ich es wagen, an dieser Stelle positive Vorschläge zu formuliren. Nur der allgemein gehaltenen Bitte oder dem Wunsch möchte ich Ausdruck geben: mögen die dazu berufenen Wächter unserer Rechtsentwicklung, denen auch die Ueberwachung der Vorbildung der dereinstigen Rechtspraktikanten obliegt, sich dem Bewußtsein der Bedenklichkeit der jetzigen Zustände und der Schwere der daraus erwachsenden Pflichten und Aufgaben nicht entziehen! Und mögen sie vor allem dahin zu wirken beflissen sein, daß bei der Auswahl der zur Ausübung strafrichterlicher Funktionen berufenen Persönlichkeiten mit peinlichster Sorgfalt verfahren, daß nur die geistige Elite des Richterthums dazu herangezogen wird — und daß diesen mit den vitalsten öffentlichen Interessen betrauten Männern neben der Weite des Blicks und der Tiefe einer ins Herz der Dinge dringenden Auffassung auch eine gewisse Breite der Orientirung für die in Betracht kommenden mannigfaltigen Phänomene und ein Sichheimischfühlen auch auf fernab liegenden Lebens- und Wissensgebieten nicht vollständig mangelt!

Berlin. A. Eulenburg.

Die zweijährige Dienstzeit in Frankreich und Deutschland.

Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. In Deutschland besteht seit neun Jahren die zweijährige Dienstzeit, wenn auch vorläufig nur bis zum Jahre 1904, in Frankreich steht ihre Einführung, wenn nicht ein unerwarteter Zwischenfall eintritt, vor der Thüre. Wenn es in Deutschland möglich ist, warum soll es nicht in Frankreich auch sein? Was für einen Unterschied in der Wirkung kann denn das mit sich bringen? So wird gewiß mancher denken, und doch gilt hier so recht die Wahrheit des alten Satzes, daß, wenn zwei dasselbe thun, es noch lange nicht dasselbe zu sein braucht, denn hier ist dieselbe Maßregel in Ursache und Wirkung völlig verschieden von einander.

Ein Menschenalter ist es nun her, seit sich Deutschlands und Frankreichs Heere mit einander gemessen haben. Beide haben seitdem sich so entwickelt, daß bei einem neuen Zusammenstoß nicht mehr Hunderttausende, sondern Millionen gegen einander ins Feld geführt werden können. In allen technischen Fortschritten, in Bezug auf Geschütze, Gewehre, Fahrzeuge und dergleichen ist der Unterschied heute lange nicht mehr so groß wie damals, und darum auch nicht mehr ausschlaggebend. Das Chassepotgewehr war dem Zündnadelgewehr damals mindestens ebenso überlegen wie letzteres 1866 dem alten Vorderlader, dafür war wieder das deutsche Feldgeschütz erheblich besser als das französische. Heute sind die Gewehre beider Staaten in ihren Leistungen nicht erheblich verschieden, und das neue französische Rohrrücklaufgeschütz wird wahrscheinlich ein deutsches nach sich ziehen. Das ist heute nicht anders möglich. Irgend ein bedeutenderer Fortschritt in der Bewaffnung eines Staates zwingt die anderen, wenn sie nicht eine schwere Schuld auf sich laden wollen, zu gleichem Fortschritt. Die Technik ist heute international, und ihre Geheimnisse sind lange nicht mehr in dem Umfange wie früher aufrecht zu erhalten.

Werden sich so die Heere hierdurch in vieler Hinsicht ähnlicher, was sich wenigstens bis zu einem gewissen Grade auch auf das Aeußere in der Ausbildung, Taktik, Reglements u. s. w. erstreckt, so gewinnt deshalb die Organisation eines Heeres an größerer Bedeutung. Sie kann auch von großem Einfluß auf den Geist eines Heeres werden. Der Geist eines Heeres aber wird auf den Schlachtfeldern der Zukunft fast noch mehr als früher den Ausschlag geben. Darum sind auch die Kämpfe um eine neue Heeresorganisation immer so heftig, weil diese ebenso aufs tiefste den inneren Zustand eines Heeres wie die politischen und sozialen Verhältnisse des Staates beeinflußt.

Wir erinnern uns heute, wo in Frankreich die Wogen der Erregung um die zweijährige Dienstzeit so hoch gehen, sehr wohl der heftigen Kämpfe, die auch bei uns darum tobten, und es könnte scheinen, als sehen wir drüben nur ein Abbild unserer eigenen Vorgänge, und doch wäre nichts verkehrter zu glauben als dies.

Deutschland schritt zur vorläufigen Einführung der zweijährigen Dienstzeit, weil die steigende Bevölkerungsziffer es nicht mehr erlaubte, alle Dienstbrauchbaren zum Waffendienst einzustellen. Die Friedensstärke würde in diesem Falle bei Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit auf etwa 750 000 Mann gestiegen sein, d. h. so groß geworden sein, daß die Finanzen Deutschlands dies nicht gestattet hätten. Frankreich hatte durch das Gesetz von 1889, das eine Gesammtdienstzeit von 25 Jahren einführte, während Deutschland nur eine solche von 19 Jahren besaß, trotz seiner nur 37 Millionen Einwohner gegenüber den damals 49 Millionen in Deutschland, eine solche Ueberlegenheit in der Zahl der für den Krieg Ausgebildeten gewonnen, daß sich berechnen ließ, diese würde sich schon 1914 auf mindestens eine Million belaufen.

So stand Deutschland vor der Frage, sollte es jährlich eine große Anzahl Dienstbrauchbarer gar nicht ausbilden und eine weitere Zahl nur mangelhaft als sogenannte Ersatzreserve oder sollte es seine Dienstzeit verringern und dadurch eine größere Zahl gleichmäßig ausgebildeter Streiter gewinnen? Man entschied sich schließlich für Letzteres, obwohl es an Bedenken, insbesondere in den Reihen des Heeres, nicht fehlte. Man wies von hier aus darauf hin, daß König Wilhelm ein ausgesprochener Anhänger der dreijährigen Dienstzeit gewesen sei, daß er seine großen und glücklichen Kriege mit Soldaten geführt, die drei Jahre gedient hatten. Man fürchtete ein Sinken des kriegerischen Geistes, eine schlechtere Ausbildung, da der Kern des dritten Jahrgangs fehle.

Dem gegenüber wurde von anderer Seite bemerkt, daß der dritte Jahrgang doch nur verhältnißmäßig klein sei, und zwar in Folge der sogenannten „Beurlaubung zur Disposition der Ersatzbehörden“, auch wohl „Königsurlaub“ genannt. Mit Rücksicht auf die Staatsfinanzen hatte man nämlich schon in den sechziger Jahren zuerst fünf, dann zehn Mann in jeder Kompagnie zu Beginn ihres dritten Dienstjahres entlassen und dafür so viel neue Rekruten mehr eingestellt, um eine größere Zahl Ausgebildeter zu erhalten. Diese Zahl war allmählich so erhöht, daß in den achtziger Jahren bei manchen Kompagnien nicht mehr als 15 bis 20 Mann den dritten Jahrgang bildeten. Dazu kam noch, daß bei diesem „Dispositionsurlaub“ keineswegs nach gleichen und festen Grundsätzen verfahren wurde. Ursprünglich wurden ganz richtig die am besten Ausgebildeten entlassen. Bei steigender Ziffer wurden auch Reklamationen wegen häuslicher Verhältnisse zugelassen, letztere bildeten schließlich die Mehrzahl, so daß die Beurlaubung keine Prämie mehr für Diensteifer und Können bildete. So gerieth bei dem Fehlen fester Bestimmungen der Kompagniechef oft in herben, inneren Zwiespalt, und es bildete dies System thatsächlich schließlich einen wunden Punkt der dreijährigen Dienstzeit.

Andererseits ließ sich wieder nicht verkennen, daß die wirklich guten Leute des dritten Dienstjahres schon einen

tüchtigen Stamm für Gefreite und Unteroffiziere abgaben, während man bei seinem Fehlen allenfalls Gefreite, aber noch nicht Unteroffiziere aus dem zweiten Jahrgang gewinnen konnte. Ferner konnten Burschen und Abkommandirte dem dritten Jahrgang entnommen werden, die nun aus dem zweiten gestellt werden mußten. Allerdings fand damals die Einstellung der Rekruten erst in der ersten Hälfte des November statt, während die Entlassung zur Reserve oft schon um Mitte September erfolgte. Hierdurch wurde die wirkliche Dienstzeit wieder vermindert.

So führte der Widerstreit der Meinungen schließlich zu einer „vorläufigen" Einführung der zweijährigen Dienstzeit, aber nur für die sogenannten „Fußtruppen", Infanterie, Artillerie, ausschließlich der reitenden, und Pioniere. Bei der Kavallerie und reitenden Artillerie hielt man eine zweijährige Dienstzeit nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Fachmänner nicht für genügend zur kriegsmäßigen Ausbildung. Man gab den drei Jahre Dienenden dafür Erleichterung im Beurlaubtenverhältniß durch früheren Uebertritt zur Landwehr.

Welche Gründe sind nun in Frankreich maßgebend für den Uebergang zur zweijährigen Dienstzeit? Bis heute gilt dort noch das Gesetz von 1889, das die dreijährige Dienstzeit einführte, nachdem bis dahin von 1872 an die fünfjährige allerdings nur für den größeren Theil, bestanden hatte. Aber auch diese dreijährige Dienstzeit ist keineswegs gleichmäßig durchgeführt und weist noch viel mehr Abweichungen auf als es unsere dreijährige mit ihrem Dispositionsurlaub that. Von dem jährlichen Rekrutenkontingent von 210 000 Mann dienen nämlich nur 132 500 Mann drei Jahre, ein weiterer Theil, 11 500, dient aus Ersparnißrücksichten nur zwei Jahre, und endlich dienen 66 000, also fast ein Drittel der Gesammtzahl, gar nur ein Jahr. Diese setzen sich zum Theil aus solchen zusammen, die als Ernährer einer Familie nicht für länger abkömmlich erachtet werden, die sogenannten „Familienstützen"; ferner aus solchen, denen ihrer akademischen oder professionellen Vorbildung wegen dies Vorrecht zugebilligt ist, die also ungefähr unseren „Einjährig-Freiwilligen" entsprechen, nur daß sie in Frankreich in der Kaserne wohnen und den andern Mannschaften gleichgestellt werden.

Im Laufe der Jahre ist dies Vorrecht, nur ein Jahr zu dienen, immer mehr erweitert worden. Ursprünglich war es nur den akademisch Gebildeten zugestanden. Allmählich wurde es immer weiter auf alle besseren Gewerbe ausgedehnt. Ein besonderer Mißbrauch wurde und wird aber mit den „Familienstützen" getrieben, indem von den politischen Behörden diese Bevorzugung aus Nepotismus und Protektion immer weiter getrieben wird. Auf diese Weise gehen die Angehörigen von Politikern möglichst frei aus oder dienen ein Jahr, während die Söhne armer Wittwen oft drei Jahre dienen müssen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß die Mißstimmung in weiten Kreisen des französischen Volkes gegen diese Befreiungen und Erleichterungen immer mehr zugenommen hat, so daß auf eine gleichmäßige Vertheilung der Lasten hingedrängt wird. Bei vielen verbergen sich natürlich unter dem Deckmantel des Wortes „Gleichheit" auch andere Bestrebungen. Sie hoffen mit der allgemeinen Herabsetzung der Dienstzeit wirklich die Qualität des Heeres zu verschlechtern, und sie hoffen in nicht allzu ferner Zeit durch die zweijährige zur allgemeinen einjährigen Dienstzeit zu gelangen. Andererseits wollen die bevorrechteten Klassen ihr Vorrecht nicht dran geben, und so erklärt es sich, daß der Kampf um die zweijährige Dienstzeit in Frankreich ein eminent politischer ist.

Daß das gegenwärtige Gesetz Schäden hat, wird auch in den Kreisen des Heeres offen zugegeben. Aber die Meisten hoffen hier mit verständigen Verbesserungen mehr zu erreichen. In der That stellt sich die wirkliche Dienstzeit noch etwas anders; denn die 132 500 Mann, die eigentlich drei Jahre dienen sollten, dienen in Wirklichkeit nur 31 statt 36 Monate, die 11 500 Mann nicht 24 sondern nur 21 Monate, und die 66 000 Mann nicht 12 sondern gar nur 10 Monate. So würden, wenn man dies auf das spätere Reserveverhältniß überträgt, von 21 Reservisten, die im Kriege einberufen werden, nur 14 wirklich 31 Monate, alle übrigen weniger Zeit aktiv gedient haben. Es würde also in der That wohl manches zu reformiren geben.

Bei einem großen Theil der Franzosen spricht aber auch der Nationalstolz für die zweijährige Dienstzeit, indem sie sagen: Wenn es in Deutschland möglich ist in zwei Jahren einen Mann zum Soldaten auszubilden, so ist dies bei einem Franzosen, „dem ersten Soldaten der Welt", erst recht möglich, und dem vorurtheilsfreien Beobachter für die Vorgänge jenseits der Vogesen konnte es nicht zweifelhaft sein, daß die Einführung der zweijährigen Dienstzeit in Deutschland sicherlich schon aus diesem Grunde den gleichen Schritt drüben bewirken würde.

Nach dem neuen Gesetzentwurf soll nun die Dienstzeit für alle Franzosen gleich sein und zwei Jahre betragen; nur körperliche Unfähigkeit soll davon befreien. Die bisher als „Familienstützen" ganz vom Dienst befreit waren oder nur ein Jahr dienten, sollen für ihre Familien während ihrer Dienstzeit eine Unterstützung erhalten, die nur 140 Francs jährlich beträgt und allgemein als unzureichend bezeichnet wird.

Wie man sieht, will man in Frankreich hierbei gleich viel radikaler als in Deutschland vorgehen. Denn in Frankreich ist für alle Waffen, also auch die Kavallerie, die zweijährige Dienstzeit beabsichtigt, in Deutschland nicht. Auch in Frankreich sind sich alle militärischen Autoritäten darüber einig, daß dies eine Verschlechterung für diese Waffe bedeutet. Um nun dennoch einen größeren Stamm dreijährig Dienender bei der Kavallerie zu erhalten, soll zu freiwilligen Verpflichtungen durch Handgeld, höhere Löhnung und dergleichen die Zuflucht genommen werden, ein Hilfsmittel, das voraussichtlich versagen wird.

Während man in Deutschland die Einjährig-Freiwilligen beibehalten hat, sollen auch diese dort beseitigt werden. Es steht zu erwarten, daß viele, die bisher dies Vorrecht genossen haben, durch allerlei Hinterthüren sich nun ganz befreien werden, andererseits weisen auch hierbei französische Blätter mit Recht darauf hin, daß diese Belastung wieder für die weniger Bemittelten schwerer zu ertragen ist, als für die Reichen, da letztere eine längere Unterbrechung ihrer Studien und Vorbereitungen ohne Schaden ertragen, während die Aermeren dies oft nicht werden überwinden können. Also auch hier summum jus summa injuria. Daß dem scheinbaren Vorrecht des nur ein Jahr Dienenden in Deutschland wieder andere Lasten durch die wiederholten längeren Uebungen gegenüberstehen, wird eben auch bei uns oft übersehen.

Die beabsichtigte Abschaffung des Einjährig-Freiwilligen-Instituts für die Gebildeten hat aber auch insofern drüben noch erheblichen Widerstand erfahren, als darauf hingewiesen wurde, daß Frankreich dadurch in dem geistigen Wettbewerb der Nationen ins Hintertreffen gerathen werde, wenn es seine geistig Thätigen zwei Jahre statt eins ihrem Berufe entziehen würde. Endlich ist in der französischen Kammer hervorgehoben, daß Deutschland seine Reserveoffiziere gerade aus den Einjährig-Freiwilligen gewinnt, und daß die so wie so schon nicht ausreichende Zahl der französischen Reserveoffiziere nun noch mehr zurückgehen werde.

Sahen wir somit, daß die treibende Ursache für den Uebergang zur zweijährigen Dienstzeit in Deutschland eine ganz andere war als in Frankreich, so hat uns auch ein kurzer Blick auf die beabsichtigten Einzelheiten des neuen Gesetzes davon überzeugt, daß auch darin schwerwiegende Verschiedenheiten bei dem deutschen und französischen Verfahren vorhanden sind. Schließlich bleibt noch zu sehen, wie sich die Folgen in Deutschland gestaltet haben und wie sie sich voraussichtlich in Frankreich entwickeln werden.

Wenn auch ein volles Bild über den Einfluß der zweijährigen Dienstzeit nur dienstliche Berichte geben können, so lassen doch auch die Stimmen aus dem Heere, wie sie in den militärischen Zeitschriften ertönen, Beobachtungen bei

Manövern und großen Uebungen und anderes bis zu einer gewissen Grenze einen Schluß über die nun neun Jahre bestehende zweijährige Dienstzeit zu.

Wenn in erster Linie über eine größere Last des Ausbildungspersonals Klagen erhoben werden, so ist es wahrscheinlich, daß diese bei der dreijährigen Dienstzeit nicht minder sein würden, denn sie beruhen vor allem auf der in den letzten Jahren gesteigerten Intensität des Dienstbetriebes in allen Fächern, im Schießdienst, den zahlreichen größeren Uebungen, Distanzritten und anderen Dingen, die man früher entweder noch nicht kannte, oder in diesem Umfange nicht übte. Es ist hier in gewissem Sinne auch ein gesteigerter Wettbewerb der größeren Heere eingetreten, wie man ihn früher nicht kannte, und diese erhöhten Anstrengungen sind auch bei der Kavallerie bemerkbar, wo noch die dreijährige Dienstzeit vorhanden ist. Daß die äußere Haltung des Soldaten seitdem eine schlechtere geworden sei, ist ebenfalls nicht zu bemerken. Ob dies bei den Reserven der Fall ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Daß der Geist der Truppe gelitten habe, wird auch wohl behauptet, aber soweit die Höhe der Strafen dafür entscheidend ist, wird dies nicht bestätigt, denn diese ist seit Einführung der zweijährigen Dienstzeit herabgegangen. Andererseits können hier auch andere Einflüsse, die nichts mit der zweijährigen Dienstzeit zu thun haben, thätig sein. Gerade in den Verhandlungen in Frankreich ist jetzt auch darauf hingewiesen, wie die Herabsetzung des militärischen Geistes im Parlament, in der Presse und im öffentlichen Leben den Hauptgrund für das wirkliche Schwinden des Geistes in der französischen Armee bilde, und es ist auch bei uns eine leider nicht zu leugnende Thatsache, daß die Zahl derer immer wächst, die bereits mit Vorstrafen in das Heer eingestellt werden müssen, und zwar stellen die Rohheitsvergehen hier die Hauptzahl.

Im Allgemeinen wird man daher nicht sagen können, daß man in Deutschland mit der zweijährigen Dienstzeit schlechte Erfahrungen gemacht habe. Wie steht es nun demgegenüber mit den voraussichtlichen Folgen in Frankreich? Wir haben oben schon aus den verschiedenen dort erhobenen Angriffen gesehen, was man im Allgemeinen fürchtet, und es bleibt nur noch zu untersuchen, welche ziffermäßigen Folgen die zweijährige Dienstzeit dort nach sich ziehen wird.

Aus den Kammerverhandlungen ergibt sich dafür: Am 1. Januar 1902 war die Armee folgendermaßen zusammengesetzt: Im ersten Dienstjahr befanden sich 205 800 Mann (von den eingestellten 210 000), im zweiten Dienstjahr 122 100 Mann (von den 132 500 dreijährig Dienenden) und 10 700 Mann (von den 11 500 zweijährig Dienenden), im dritten Dienstjahr 116 000 (von den ursprünglich eingestellten 132 500 dreijährig Dienenden. Dies ergibt mit dem Stamm der Offiziere, Unteroffiziere und Kapitulanten von 117 500 und dem algierischen Kontingent von 3200 Mann zusammen 575 300 Mann.

Bei der zweijährigen Dienstzeit würde sich dies Verhältniß folgendermaßen stellen: Im ersten Dienstjahr befindlich 205 800 Mann (von den eingestellten 210 000 Mann noch übrig), im zweiten Dienstjahr 195 500 (von den ursprünglich eingestellten 210 000 noch übrig). Dazu das jetzt zwei Jahr, sonst nur ein Jahr dienende algierische Kontingent von 6100 und der dauernde Stamm von 117 500 Mann gerechnet, ergibt zusammen 524 900 Mann.

Es entsteht somit bei der zweijährigen Dienstzeit ein Fehlbetrag von 50 000 Mann. Ihn durch vermehrte Einstellung in jedem Jahre auszugleichen, ist ausgeschlossen, da jetzt bereits alle körperlich Brauchbaren eingestellt werden. Während also in Deutschland gerade der vorhandene Ueberfluß von Kriegsbrauchbaren erst durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit ausgenutzt werden konnte, ist Frankreich in dieser Beziehung am Ende seiner Leistungsfähigkeit angekommen, und es ist nicht anzunehmen, daß hierin eine Aenderung eintreten wird, da die Bevölkerung nicht wie in Deutschland zunimmt.

Der Kriegsminister gedenkt nun durch besondere Vortheile, Handgeld und höhere Löhnung, 36 000 gemeine Soldaten und Korporale zum Weiterdienen über die gesetzliche Zeit zu bewegen und so insbesondere für die Kavallerie einen länger dienenden Stamm zu gewinnen. Ebenso will er durch diese und weitere Vortheile an Pension und Zivilversorgung 14 000 Unteroffiziere mehr als die jetzt vorhandenen erhalten, um auf diese Weise das Ausbildungspersonal zu verstärken. Die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges in dieser Beziehung wird in Frankreich ziemlich allgemein stark bezweifelt, wohl mit Recht, da die auf diese Weise Verpflichteten, die sogenannten Rengagés, in den letzten zehn Jahren von 1892 bis 1902 von 28 000 auf 23 000 herabgegangen sind, und die in Aussicht gestellten Vortheile nicht bedeutend genug erscheinen, um mehr Leute hierzu zu bewegen.

Endlich noch die finanziellen Folgen. Für die beabsichtigte und erhoffte Mehreinstellung werden 23 Millionen Francs berechnet. Die Unterstützung von 42 000 Familien mit je 140 Francs erfordert rund 6 Millionen Francs, und da die Durchschnittsdienstzeit jedes einzelnen in Zukunft 23½ statt 23 Monate betragen würde, so sind noch 7 Millionen mehr an Sold und Verpflegung erforderlich, so daß im Ganzen die zweijährige Dienstzeit etwa 36 Millionen Francs mehr kosten würde.

Man kann sich nach alledem nicht wundern, daß besonders aus den Kreisen der Armee bei den durchaus zweifelhaften Folgen des neuen Gesetzes sich eine starke Opposition dagegen geltend gemacht hat. Gallifet, der ehemalige Kriegsminister, Jamont, der ehemalige Gouverneur von Paris, sind dagegen aufgetreten, ferner in Fachzeitschriften die Generale Hervé, Lamiraux, Leczeux, Prudhomme und andere. Ebenso ist als vorauszusehende Folge von einer Seite des Parlaments bereits ein völlig ausgearbeiteter Entwurf für Einführung der einjährigen Dienstzeit eingegangen. Indessen ist der Kriegsminister André fest entschlossen, wie auch seine jüngst in Villefranche gehaltene Revancherede zeigt, an seinem Plane festzuhalten, und wenn nicht besondere Zwischenfälle eintreten, wird er wohl damit durchkommen. Wir befinden uns ja in der glücklichen Lage, mit aller Ruhe der Entwicklung der Dinge zusehen zu können.

Oberstleutnant v. B.

In Erinnerung an Otto Gildemeister.

Im Jahre 1893 wurde dem Verfasser dieser Zeilen die Ehre, zu Otto Gildemeister's siebenzigstem Geburtstage ein Porträt des Gefeierten mit ein paar großen Federstrichen zu entwerfen. Die Aufgabe war an sich nicht eben schwierig; denn wesentlich von einander abweichende Auffassungen konnten nicht wohl stattfinden; seine Züge waren so wenig von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, daß man nur das Beste zu sagen brauchte, was von einem Philosophen, von einem still schaffenden Künstler zu sagen ist, um einer Aehnlichkeit sicher zu sein. Nur Gildemeister selbst war oder schien wenigstens nicht der Ansicht; er sagte: „Ihr Bild ist sehr gut gemalt; aber ich glaube nicht, daß es ähnlich ist." Mit der vollendeten Höflichkeit dieser Wendung hatte er dem Verfasser ein liebenswürdiges Kompliment gemacht und doch von sich allen Anschein abgewiesen, als ob er die Huldigung jenes Aufsatzes selbstgefällig als gebührenden Weihrauchtribut einschlürfe. Wir jedoch sind nach wie vor weit mehr als von der guten Malerei von der Aehnlichkeit des Porträts überzeugt und finden auch nicht einen Punkt, wo wir nun, nachdem er in die Ewigkeit gegangen, mit etwaigen Retouchen noch nachzuhelfen hätten. Nachdem die „Nation" in ihrer vorigen Nummer schon einen, das weite Feld der vielseitigen Thätigkeit Gildemeister's bezeichnenden Artikel

gebracht hat, sei es uns vergönnt, an dieser Stelle noch einmal einen frischen Kranz um unser altes Bild zu schlingen.

Gildemeister's Person war, da er ja sein Bremen fast niemals zu verlassen pflegte und er, wie Kant, der äußeren Umgebung kaum einen Einfluß auf sein Geistesleben einräumte, sondern die Welt nur durch ein Fernglas zu betrachten gewohnt war, den weiten Kreisen des Publikums fast unbekannt; selbst in Bremen haben gewiß Hunderte die paar Schritte, die er täglich von seinem Hause zum Rathhause und zum Museum ging, gekreuzt, ohne zu wissen, wem sie begegneten. Darin unterschied er sich in hohem Grade von anderen unserer hervorragenden Bürger, H. H. Meier, Heinrich Müller, H. A. Schumacher, daß er alles ablehnte, was nach Pose aussah. Ein eigener Zauber von Würde und Feinheit umwob ihn und machte jedem, der etwa täppisch und dummdreist mit einem schalen Witz vertraulich sich hätte heranmachen wollen, alle Annäherung unmöglich; wenn er dagegen jenen Zauberbannkreis löste, Interesse an dem zeigte, was andere beschäftigte oder von den großen Goldbarren seines Geistes einiges in Kleingeld umsetzte und dieses in glänzender Unterhaltung zum Besten gab, dann gewann er alle Herzen.

Gildemeister's Charakteristik ist mit einem Worte zu geben. „Was er leistete, leistete er vollendet." Er blieb niemals hinter dem, was er gewollt hatte, zurück, weil er etwa seine Kräfte überschäzt hätte; und wenn der gigantische Gang der Weltbegebenheiten nicht immer seinen Idealen entsprach und die Dinge, namentlich die wirthschaftlichen Angelegenheiten Deutschlands sich in Richtungen bewegten, die er als falsch und verhängnißvoll erkannt hatte, so hat er doch nicht einen Augenblick sich von dem Ausdruck seiner Ueberzeugung abhalten oder gar sich dahin bringen lassen, in finsterem Unmuthe zu schweigen. Mit klassischer Klarheit sein ceterum censeo auszusprechen, ist er nie müde geworden, ja, fast buchstäblich ist es zu nehmen, daß er nicht müde geworden, bis zum letzten Hauch. Dieses beharrliche Eintreten für die Wahrheit, auch wenn sie von einer Welt von Feinden bekämpft wird, ist ein der treuesten Nachahmung würdiger Heroismus. Denn gar zu leicht übt auf Seelen von schwächlicher Ueberzeugung das tausendstimmige Gebrause der sogenannten öffentlichen und in ihren einzelnen Schichten sich gegenseitig elektrisch steigernden Meinung eine lähmende Wirkung aus; sie zweifeln, sie schwanken: „Kann, wenn ein so ungeheurer Haufe so laut sein ‚Kreuzige'! schreit, das Anathema wohl ungerecht sein?" Lautes Geschrei hat seit je in religiösen wie in politischen, wirthschaftlichen und künstlerischen Fragen eine große Rolle gespielt und entgegenstehende Meinungen, wenn nicht zum Einstimmen, so doch zum Schweigen gebracht. Und Schweigen jenen Mächten gegenüber, mit denen Götter selbst vergebens kämpfen, ist für aristokratisch-exklusive Naturen, wie Gildemeister eine war, eine große Versuchung. Er ist dieser Versuchung nicht unterlegen; er hat nicht abgelassen, für seine Ueberzeugung Zeugniß abzulegen und das immer und ohne Ausnahme in vollendeter, von jedem persönlichen Haß, von jedem Revanchebedürfniß absehender, sich streng an die Sache haltender Ritterlichkeit und Höflichkeit. Ob es ihm schwer geworden ist, sich zu dieser Weisheit durchzuringen? Wer vermag es zu sagen? Vielleicht hat frühzeitige stoische Selbsterziehung ihn dahin gewöhnt, vielleicht ist leidenschaftlicher Sturm und Drang seiner Seele von Haus aus fremd gewesen.

Wir glauben aus verschiedenen Anzeichen auf Letzteres schließen zu dürfen. Wenn ein Mann das ausgesuchteste Rüstzeug der Sprache in Vers und Prosa in Händen hält, Rüstzeug, das in Stärke und Glanz von Hephästos selber geschmiedet scheint, und es nie gebraucht, einer in der Tiefe des Herzens sich regenden dichterischen Leidenschaft Bahn zu brechen in die freie Luft der Außenwelt, so hat diese Leidenschaft, wenn sie überhaupt vorhanden war, gewiß nicht diejenige Allgewalt besessen, ohne die eben ein vollendetes Gedicht nicht entstehen kann. Deshalb sah er, in dessen Augen nur das Vollendete Werth hatte, er, der vollendete Schriftsteller, davon ab, ein Dichter sein zu wollen. Der beste politische Tagesschriftsteller seiner Zeit, das ist ein wahrlich nicht geringer Ehrentitel; ‚auch ein Dichter', das hätte ihm keinen Glanz hinzugefügt. Gildemeister wußte, daß ein großer Dichter ohne ein tobendes Herz nicht denkbar ist; da jedoch sein Herz nicht tobte, so versagte er sich — gelegentliche geistreiche Epigramme und Festverse ausgenommen — die dichterische Produktion völlig. Selbstkritik! Selbstkritik! Dabei jedoch war seine sprachliche Begabung so reich, daß er in eigener Ueberfülle hätte ersticken müssen, wenn er sich nur auf Leitartikel und Essays hätte beschränken wollen. Von früh auf war ihm das Gebiet der Uebersetzung vertraut; eine Don Juan-Uebersetzung, die allerdings mit der späteren, berühmten wenig mehr gemein hat, fällt bereits in seine Gymnasiastenzeit. In der Uebersetzung konnte er wiederum das, worauf es ihm einzig ankam, das Vollendete leisten.

Hier konnte er unter den vielen Meistern der Uebersetzungskunst, deren sich vor allen anderen die deutsche Sprache rühmen darf, der erste werden. Und so wendete sich der ganze Reichthum der Prägnanz und des Wohlklanges, der seiner Seele eingeboren war, Schöpfungen zu, die bereits von anderer Seite alles, was einem Gedicht unerläßlich ist, besaßen. Für den Schrei der Leidenschaft, für Hohngelächter und glühende Farben der Schilderung hatte Lord Byron, für den ewig sich erneuernden Regenbogen der Phantasie hatte Ariost, für die furchtbare Stimme des Weltrichters hatte Dante gesorgt, es kam nur darauf an, diese ungeheuren und allem Anschein nach von dem heimathlichen Boden und Wesen ihrer Sprache untrennbaren Elemente trotz aller Hindernisse dennoch zu verpflanzen und sie so zu pflegen, daß sie auf unserer eigenen Scholle gewachsen schienen. In welch eminentem Maße Gildemeister das erreicht hat, braucht hier nicht abermals ausgesprochen zu werden. Es ist von keiner Seite je bestritten worden; die Kritik hat jedes seiner Werke mit uneingeschränktem Lobe aufgenommen. Das aber hier im einzelnen zu erörtern, würde uns vorkommen wie jene Tischunterhaltung, die gegen uns einstmals ein Biedermann mit den Worten eröffnete: „Nicht wahr? Bismarck, das ist mal ein thatkräftiger Mann?" Und als wir ihm das zugaben, war das Thema natürlich erschöpft.

Dennoch war Gildemeister keineswegs überzeugt, daß seine Uebersetzungen ein wirklich treues Spiegelbild der Originale seien, und er war eine viel zu schlichte und grade Natur, um nur so die übliche Bescheidenheit zu affektiren. Ihm stand der Geist der fremden Sprachen eben so nahe, wie der der eigenen; er empfand alle die durch kein Lexikon und keine Grammatik zu kontrolirenden Imponderabilien des fremden Idioms, jenen Hauch einer einzigen Wendung, die über einen ganzen Vers einen Schatten oder einen Lichtstrahl ausgießen konnte, und er empfand, was tausend aus gröberem Stoff geschnitzte Leser schwerlich nachempfunden haben, daß die deutsche Wendung der fremden nicht ganz gerecht würde. Dann verglich er wohl die Uebersetzung mit dem Klavierauszuge eines Orchesterwerkes und resignirte sich dabei: „Besser, wenn das deutsche Volk die großen fremden Dichter in Uebersetzungen mit den dieser Litteraturgattung nun einmal anhaftenden Unzulänglichkeiten hat, als wenn es sie gar nicht hätte. Mehr als die Hälfte unserer Bildung beruht ja auf Uebersetzungslitteratur." Und als ich daran anknüpfend über die banausische Geringschätzung spottete, die neulich bei der Eröffnung unserer neuen Kunsthalle in hochoffiziellen Reden den Nachbildungen nach der Antike zu Theil geworden war, da blitzte in seinen klugen Augen ein lustiges Feuer auf: „Die Antike hat schon viel überlebt, sie wird auch den heutigen Torfbauernkultus überleben." Ich dachte in dem Augenblick der paar wunderschönen Abgüsse, welche die vornehme Anspruchslosigkeit seines eigenen Treppenhauses schmücken, und setzte dann im Geiste ein modernes Torfschiff an ihre Stelle. O Musen und Grazien!

Nicht etwa, daß er kein Herz für unsere heimische plattdeutsche Art gehabt und nur in höheren klassischen Re-

gionen sich wohl gefühlt hätte. O, nein! Als tagen=baren Bremer Kind hat er sein Bremerthum niemals verleugnet; das trat schon im Klange seiner Sprache hervor, die einen ganz speziell bremischen Timbre verrieth, und wie ihm alles Affektirte widerwärtig war, auch nicht von dem leisesten Anflug jenes dialektlosen Theaterdeutsch überschminkt war, das man gelegentlich als Kennzeichen feinerer Bildung ausgeben zu wollen scheint. Er sprach ein tadelloses Plattdeutsch, und ihn Fritz Reuter vorlesen zu hören, war ein großer Genuß.

Gildemeister's litterarisches Lebenswerk ist einstweilen nicht zu übersehen, und ganz vollständig wird es sich auch niemals feststellen lassen. Denn der überwiegende Theil seiner Schriften besteht in einzelnen Artiken, die er in erster Linie für die „Weser=Zeitung“, dann aber auch für andere Zeitschriften, namentlich für die „Nation“ schrieb; hier gelegentlich seinen Namen Otto Gi, in dem amüsanten Anagramm Giotto verhüllend. Dem Tagesschriftsteller jedoch wie dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze. Wie viele große Männer, die jedem Tage das zu reichen im Stande waren, was jeder Tag an Nahrung erforderte, sind sammt ihren Gaben vom Tage endlich verschlungen worden und zum Orkus gewandert. Denken wir z. B. an einen ihrer allergrößten, an Voltaire. Hat jemals ein Schriftsteller mächtiger auf seine Zeit gewirkt, ihre ganze Geistesrichtung gewaltiger aus dem Qualm der Autodafés und Justizmorde emporgerissen als er? Er ist ein garnicht wieder hinwegzudenkender Sauerteig des achtzehnten Jahrhunderts. Und wer liest heute Voltaire? Georg Brandes sagte einmal lachend zu dem Verfasser dieser Zeilen: „Sie sind der einzige lebende Mensch, der die ganze Henriade gelesen hat.“ Und neben diesem Einen, wie viele haben geleuchtet und sind untergegangen? Von den großen Franzosen und Engländern zu schweigen: wer liest heute Wieland, wer liest Herder, ja selbst Lessing! wer liest außer seinen unsterblichen Dichtungen noch seine ästhetischen und philosophischen Schriften? Nur das auf sich selbst ruhende Kunstwerk trotzt der Vergänglichkeit; das Heilsamste und Weiseste jedoch, was, gleichviel in welcher Form, und sei sie die abgeklärteste und geschliffenste, dem Tage gedient hat, wird mit dem Tage dahingerafft. So werden wir uns wohl das schmerzliche Eingeständniß nicht ersparen können, daß viele, viele Erzeugnisse des Gildemeister'schen Geistes, die uns einst zu heller Freude entzückt haben, nunmehr unwiederbringlich dahin sind. Wollte auch dankbare Pietät sie sammeln, als eine Art Memoiren, als Dokumente ihrer Zeit sie herausgeben, — ein unter dem Texte schwerfällig einherrollender Beiwagen sachlicher Anmerkungen würde alle Freude verderben. Ein spontaner Seitenblick, eine Anspielung auf diese oder jene Lächerlichkeit kann zur rechten Zeit den Leser in die beste Stimmung versetzen; allein man muß sie nicht zwanzig, dreißig Jahre nach ihrer Entstehung erläutern wollen. Ein Herbarium wird niemals wieder ein Blumenbeet. Dennoch findet sich unter der reichen Fülle von Aufsätzen und Essays noch eine Menge, die wohl geeignet wäre, den Schatz zu ergänzen, der vor ein paar Jahren unter dem Titel „Essays von Otto Gildemeister“ bei W. Hertz erschienen ist. Gildemeister selbst fand großes Interesse daran, alte Zeitschriften, z. B. Bände der „Revue des deux mondes“ aus den vierziger Jahren wieder zu lesen: „Man erlebt seine Jugend gewissermaßen zum zweiten Male“, sagte er. Auch in seinen Aufsätzen, wie viel würden wir wieder erleben! Von dem reinen Genuß, in dieser Zeit der Sprachverrohung unser Deutsch in seiner schlichten, gesunden Schönheit zu empfangen, ganz abgesehen!

Horn bei Bremen. Arthur Fitger.

Theater.

Königl. Schauspielhaus: „Die Heiterethei“. Volksstück in 3 Akten nach Otto Ludwig's Erzählung von Heinrich Welcker.

Heinrich Welcker hat Otto Ludwig's Erzählung „Die Heiterethei“ in ziemlich grober Bearbeitung auf die Bühne des Kgl. Schauspielhauses gebracht: das darf uns gleichgiltig sein. Aber die Frage: ist es überhaupt möglich, eine gute Erzählung künstlerisch zu dramatisiren?, möchte ich so leichter Hand nicht von mir weisen. Sie greift ans Herz der Kunst.

Eine ganze Reihe großer Bühnenerfolge spricht für die Möglichkeit wenigstens äußerlichen Gelingens. Man denkt an die Birch=Pfeiffer, an die „Kameliendame“ und an den „Hüttenbesitzer“. Gibt es also ein bühnenwirksames Dramatisiren, warum nicht auch ein echt künstlerisches? Und doch glaube ich — abgesehen von den Fällen, die nur scheinbar hierher gehören, daß ein Shakespeare die Fabel eines Novellenstoffes sich aneignet, die Charaktere aber frei aus sich heraus erfindet, — doch glaube ich die Frage verneinen zu müssen. Je mehr Epos und Drama ihren ureigenen Gesetzen entsprechen, und das will doch wohl besagen, je besser sie sind, desto größer erscheint die Kluft zwischen ihnen.

Ein ästhetisches Problem liegt vor: es ist üblich, um es zu lösen, von irgend einer Definition des künstlerisch Schönen oder Wahren (was beides gleich belanglos ist) auszugehen. Aber wir haben den Glauben an Definitionen verloren! Vielmehr: dies scheinbar ästhetische Problem ist in Wahrheit ein psychologisches. Erzählung wie Bühnenvorgang wirken auf die Phantasie. Aber die Arten der Phantasiebethätigung — einmal ist's eine unmittelbare, auf der Bühne eine sinnlich bedingte — sind grundverschieden von einander.

Ich trug — da hier doch nur der eigene Eindruck vor Gericht gestellt werden kann, habe ich von mir selbst zu sprechen — eine ganz klare Konzeption der Ludwig'schen Gestalten in mir, als ich vor dem Vorhang saß. Wie er aufging, war mein erstes Gefühl das des Erstaunens. Mich frappirte die Kleidung, die die Leute trugen; doch mußt' ich mir sofort sagen, daß sie richtig gewählt, und hatte mir weiter zu bekennen, daß ich mir davon keine Vorstellung gebildet. Ich nahm ferner an Haartracht, Augenfarbe, Gesichtsbildung Anstoß und wurde mir doch gleichzeitig bewußt, daß ich die Haarfarbe der Heiterethei, die mir vorschwebte, nicht kannte. Schloß ich die Augen, so sah ich die Gestalten meiner Phantasie wieder: entschiedener, großzügiger, farbiger als die Personen auf der Bühne. Doch fehlten diesen Bildern alle Einzelzüge. Und das scheint mir in der That das Entscheidende zu sein: die unmittelbare Phantasiebethätigung des Lesers geht auf Erfassung des Ganzen, schafft ein Bild in scharfen Umrissen und in leuchtenden Farben; vermitteln die Sinne den Phantasieeindruck — denn bei rein sinnlicher Aufnahme hat es auch auf der Bühne nicht sein Bewenden — so treten Einzelheiten auf Kosten der Gesammtwirkung hervor.

Und mit einem Inneren der Charakteristik ist es nicht anders. Bestimmte Wesenszüge, zumal wenn die Handlung des Betreffenden sie bestätigt, prägen sich fest ein. Man hat gesehen, wie Macbeth hinging, den schlafenden König, seinen Gast und Herrn, zu ermorden. Macbeth ist damit für den Zuschauer gewaltthätig und grausam, und bleibt es für alle Zeiten. Man könnte sich nicht vorstellen, daß er in ein Kloster ginge, Buße thäte, und man ihn da als Wohlthäter der Armen wiederfände. So stark tritt auf der Bühne der Grundzug des Charakters hervor, daß es für ihn nur eine Entwicklung gibt, die auf der Grundlinie der herrschenden Eigenschaft; ein Auf und Nieder, kein Abbiegen nach rechts und links. Kluge Noraspielerinnen kehren deshalb gleich im Anfang das Unberechenbare oder Phantastische dieses Charakters hervor. Und wo im Drama eine wirkliche, vielseitige Entwicklung des Wesens statthat, wie etwa

im „Faust“, versagt die Phantasie des Zuschauers gänzlich. Die Augenblicksbilder treten neben einander, sie decken sich nicht mehr. Für den Bühneneindruck ist der Faust, der dem Meere Land abringt, schlechtweg ein Anderer, als der Liebhaber Gretchens.

Die innere Entwicklung, die Wesensbereicherung ist aber längst, vielleicht seit „Wilhelm Meister“, ein Grundmotiv epischer Dichtung geworden. Die beiden Hauptgestalten in Otto Ludwig's „Heiterethei“ sind zum Schluß ganz andere, als sie eingangs waren. Er hat in inneren Kämpfen das Wildthun abgethan, hat den falschen Stolz und Trotz niedergerungen und Lust an der Arbeit gefunden. Sie ist nicht nur seelisch geläutert, auch ihr sinnliches Sein ist ein anderes geworden, das Weib mußte in ihr erwachen, so nur konnte sie die Ehescheu überwinden. Das geht so weit, daß Demüthigungen vorerst ganz anders auf sie wirken als nachher — und dennoch nehmen alle diese Wandlungen in der Erzählung der Charakteristik nichts von ihrer Schärfe. Ich möchte, um die Verschiedenart der Phantasiebethätigung ganz deutlich darzuthun, weiter gehn und sagen: ich kann mir festumrissene epische Charaktere ganz deutlich in Situationen denken, die dem Gang der gegebenen Handlung geradewegs zuwiderlaufen. Es ist unschwer, sich Werther verheirathet, im Kreise einer Familie vorzustellen, man könnte sich ausmalen, wie er sich bei der Taufe seines Erstgeborenen benimmt. Man kann epische Charaktere aus dem Rahmen ihrer Zeit und Lebensgewohnheiten herausreißen, und sie in ganz andere, heterogene Lagen versetzen: Odysseus würde als Mitglied eines modernen Parlaments Odysseus bleiben, Don Quichote würde als Ingenieur der Konstruktion eines Perpetuum mobile Zeit und Kräfte opfern. Sucht man sich aber den Hamlet oder Macbeth, dessen Bild man aus Bühneneindrücken gewonnen, (bei wiederholter Lektüre der Dramen tritt eine Verschiebung ein) in das moderne Leben als arbeitenden Berufsmenschen gestellt zu denken, so wird die Vorstellung ganz wesenlos.

Die Phantasie des Zuschauers ist durch den Vorgang auf der Bühne in jedem Augenblicke festgebannt, die des Lesenden umspielt die Situationen frei, wie der Falter die Blume. Das ermöglicht es dem Roman, der Situation als solcher, ganz unabhängig von aller Handlung, ihren eigenen Reiz zu geben. Man denke an das Krebsessen der Oberlehrer in „Frau Jenny Treibel“. Man lebt das mit, man vergegenwärtigt sich ähnliche Geselligkeiten, an denen man theilgenommen, liebe Erinnerungen werden deutlich, eine Empfindung des Sich-heimisch-fühlens erwacht. Auf der Bühne würde derselbe Vorgang, bei dem dieselben Worte gewechselt würden, ganz eindruckslos vorüberziehen. Die Phantasie gewänne nicht Zeit, ihre Schwester Gedächtniß zu rufen. Das Gefühl: wozu das alles? würde erwachen. Der Reiz der Situation würde mit der Unmöglichkeit des freien Spiels mit ihr verloren gehen. Darum muß der scenische Vorgang auf der Bühne die Einbildungskraft unmittelbar, gewaltthätig gefangen nehmen. Er muß als gebietender Herr auftreten und darf sich auf seine Diener, die Associationen, nicht verlassen. Darum wirkt er später in Einzelheiten bestimmt, aber nackt und einseitig fort.

Die Sprache des Dramas kann demnach auch nicht die des Romans sein, auch nicht in der dem Epos eingefügten direkten Rede. Ganze Sätze, die Otto Ludwig's Menschen sprechen, waren buchstabengetreu in die Bühnenbearbeitung übernommen: sie blieben wirkungslos. Denn es macht einen Unterschied, ob ein Wort dem Zuschauer ins Ohr gerufen wird, oder ob man es still in sich aufzunehmen hat. Wieder legt der sinnlich vermittelte Eindruck die Phantasie fest, der freie, unmittelbare ruft verwandte Vorstellungen wach. Das Wort des Romans soll die Einbildungskraft wecken, das des Dramas sie sättigen. Darum ist die Sprache aller großen Epiker andeutender, schlichter, aller großen Dramatiker reicher an Vergleichen, phantastischer. Und das scheint mir einer der tief nachwirkenden Fehler der Hauptmannschule zu sein: sie haben von Anfang an in ihren Dramen Romansprache geschrieben. Seiner ganzen Natur aber und seinen psychologischen Wirkungen nach, kann der Roman realistischer sein als das Drama. Thut das nicht in jedem Augenblick der Phantasie Zwang an, so bleibt es todt. Und natürlich, stärker erweist sich der Einbildungskraft das Ungewöhnliche, als das Vertraut-Alltägliche. Bühnenschilderungen Tolstoj's würden schon deshalb auf uns lebhafter als die Hauptmann's wirken, weil sie fremde, ungekannte Bilder zeigen. Eine der Kraftquellen der historischen Tragödie liegt hier.

Es mag mir jemand von einer Schlägerei erzählen und von seinen Heldenthaten berichten, und ich mag meine helle Freude daran haben. Wär' ich gezwungen, dieselbe Schlägerei mitanzusehen, ich würde mich wahrscheinlich mit Ekel davon abwenden müssen. Das weist auf den letzten Unterschied zwischen Epos und Drama, und der greift bis in die Ethik hinüber. Es ist nicht zuviel gesagt, daß die sittlichen Vorstellungen, auf denen der Roman beruht, zum Theil andere sind, als die des Dramas. Stellt man sich zwei Kreise vor, so liegt der des Dramas konzentrisch in dem des Romans beschlossen. Künstlerisch aber gilt, was ich schon vorher folgern durfte: das Drama muß die Handlungsmomente erschöpfen, der Roman ist da am stärksten, wo er durch Andeutungen die Phantasie zum Weiterspinnen drängt. Was die Bühne nicht bewältigen kann, ist für sie ein Unding: Schlachten auf offener Scene wirken lächerlich. Und nun vergegenwärtige man sich, wie klar das Schlachtbild ist, das man aus Frenssen's „Jörn Uhl“ gewonnen. Nur von der Bedienung einer Kanone wird da berichtet. Aber diese eine Kanone vertausendfacht sich in der Phantasie. Wir fügen hinzu: die Anschauung des weiten Schlachtfeldes ist deshalb so lebendig, weil nur von einer Kanone und ihrer Arbeit die Rede war. Wie armselig aber stände das eine Geschütz auf der Bühne!

Zwischengattungen sind aufgewuchert. An sich aber sind Drama und Roman getrennte Welten: was aus der einen in die andere hinübergeführt werden sollte, hätte vorerst das Schattenreich zu passiren.

Man pflegt zu sagen: der Bühneneindruck ist stärker als der des gelesenen Epos. Denkt man dabei an die flüchtige Stunde, die man vor offenem Vorhang verlebt, so ist das unbestreitbar. Aber man entsinnt sich des psychologischen Gesetzes, daß der Gedächtnißeindruck am festesten haftet, der die meisten Associationen eingegangen ist. Und das weist auch hier dem Roman die Führerschaft zu.

Ernst Heilborn.

Bilder aus Rumänien.

I.

Die Bevölkerung.

Der Westeuropäer, der eine ungefähre Vorstellung von der Rassenmischung des Orients gewinnen will, kann seine Studien an einem bequemen Platze machen. Er braucht nur auf einem Landungssteg der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft oder auch des erst besten Flußpropellers sich aufzupflanzen. Wenn das Schiff anlegt, kann er in drei Minuten mehr Rassen an sich vorüberfluthen sehen, als in seiner westlichen Heimath in eben soviel Jahrzehnten.

Nicht als ob im Westen die Völker der Rasse nach so einheitlich wären, wie sich die Blut-Fanatiker schmeicheln. Sieht man vom skandinavischen Norden ab, so giebt es wohl überhaupt kein Fleckchen Erde, auf dem die Rassen sich nicht gemischt und gekreuzt und nicht Mischrassen gebildet hätten. Im Rheinthal kann man bei einiger Aufmerksamkeit noch recht wohl die Typen blonder Franken, brünetter Kelten und schwärzlicher Romanen von einander unterscheiden. Und in anderen Gegenden Deutschlands ist

wiederum die slavisch-germanische Vermischung unverkennbar. Aber die Einheitlichkeit der Kultur, des Staates und der Erziehung hat die Rassenmerkmale so stark verwischt, die Kreuzung der Rassen ist auch eine so intensive, daß die Differenzen kaum in höherem Maße zum Bewußtsein kommen als etwa die auch in derselben Rasse denkbaren individuellen Verschiedenheiten. Im Orient ist das ganz anders. Die Toleranz und Indolenz des Osmanen, der sich um den elenden Gjaur überhaupt nicht gekümmert, hat es jedem Volkssplitter gestattet, seine Sonderheit rein zu wahren; von einer einheitlichen Kultur gar kann schlechterdings keine Rede sein, so sind die Länder unter ehemaliger türkischer Oberherrschaft geradezu Musterkarten der verschiedensten ethnologischen Typen geworden.

Da ist zunächst der Türke selbst. In Rumänien hat er sich nur in spärlichen Ueberresten erhalten. Im Innern des Landes ist er ganz verschwunden, an der Peripherie begegnet man auch nur vereinzelten Exemplaren. Nur in den größeren Städten an der Donau, in Braila, Galatz, Giurgiu trifft man sie noch zu Dutzenden, und will man sie in ihren Quartieren finden, so muß man schon über die Donau hinüber ins bulgarische Gebiet, nach Rustschuk. Seitdem Bismarck gesagt hat, der Türke sei der einzige Gentleman des Orients, braucht man ja keinerlei Exkommunikation mehr zu befürchten, wenn man gesteht, daß von all den Volkstypen, die sich dort dem neugierigen Blicke darbieten, der türkische der erfreulichste ist. Ihre hohen muskulösen Gestalten, ihre peinliche leibliche Sauberkeit, ihr ruhiger Stolz in den freundlichen, klugen Gesichtern unterscheiden sie aufs vortheilhafteste von all den verkümmerten, muskelschwachen oder schmierigen Erscheinungen, an denen der Orient so reich ist. Und eine Stimme herrscht nur über den Türken. Er ist wahrheitsliebend und hält sein Wort. Was das im Handel und Wandel bedeutet, das weiß nur der zu würdigen, der die Verlogenheit der übrigen Orientalen kennen gelernt hat. Es ist jammerschade, daß der Islam heute die Türken hindert, sich die Fortschritte der westlichen Völker anzueignen. Wäre das nicht der Fall, könnte man sich keine besseren Herren über den „Balkankehricht" wünschen, als diesen stolzen, zeremoniösen Turanier. Ob er nun mit untergeschlagenen Beinen auf einem mitgebrachten Teppich im Dampfer hockt, oder in seinem nach der Straße offenen Gewölbe mit dem Hobel hantirt, er ist immer ein Bild schöner Gelassenheit und in seinen Manieren von vollendeter, etwas zeremoniöser Höflichkeit. Ich habe stets geglaubt, maskirte Edelleute vor mir zu sehen, wenn ich irgendwo auf Türken traf; selbst unter der Last schwerer Getreidesäcke schien mir der türkische „Hamal" stattlicher und edler in der Bewegung, als jeder andere Lastträger. Wer bringt diesem prächtigen Volke die Erlösung von zerrüttender Serailwirthschaft?

Nächst dem Türken fällt in Rumänien am meisten der Magyare auf. Er gehört durchwegs der dienenden Klasse an. Kutscher, Ausläufer, auch die weiblichen Dienstboten sind vielfach magyarischen Stammes. Der Rumäne ist Bojar, Beamter oder Bauer. Für den Hausdienst eignet er sich nicht. So kommen denn alljährlich aus dem nahen Siebenbürgen zahllose Ungarn und Ungarinnen herüber, angelockt durch die relativ hohen Löhne, die in rumänischen Häusern gezahlt werden. Und ein solches Haus ist nicht sparsam in der Verwendung der Dienerschaft. Mag das mit der kaum geschwundenen Leibeigenschaft zusammenhängen oder gehört es überhaupt zum Aufwand, der in rumänischen Häusern getrieben wird, eine deutsche Hausfrau geriethe in Verzweiflung, wenn sie ein solches Personal zu versorgen und zu verpflegen hätte, wie es in dem „besseren" rumänischen Hause als selbstverständlich gilt. Da ist zunächst die Köchin, die nicht ohne den dazu gehörigen „Mann" aufgenommen wird. Dieser Mann ist nicht etwa nothwendig der Ehemann. Im Gegentheil, Ehen dürften unter diesen Paaren selten sein. Aber er gehört zur Köchin und muß mit ihr versorgt werden; ein zweiter Mann dient dazu, die auf dem Markte eingekauften Waaren nach Hause zu tragen. Frau Köchin hält es auch natürlich unter ihrer Würde, das gebrauchte Geschirr abzuwaschen. Dazu dient ein eigens aufgenommenes Abwaschmädchen. Ein erstes und zweites Stubenmädchen sind gleichfalls de rigueur, außerdem ein Diener zum Aufwarten bei Tische, in Herrschaftshäusern natürlich noch Kutscher, Kammerdiener u. s. w. So splendid man aber in der Verwendung dieser Leute ist, so wenig denkt man doch an eine Fürsorge für sie. Ein interessanter Fall, der die Zustände in der Dienstbotenklasse gut beleuchtet, ist mir verbürgt. Ein Haus wollte ein übriges thun und statt der magyarischen Dienstboten Schweizerinnen verwenden. Der Lohn lockte, die Mädchen kamen. Aber am ersten Abend war der Konflikt schon da. Als die Mädchen ihre Schlafstätten aufsuchen wollten, fanden sie zu ihrem Schrecken, daß nur eine einzige Schlafkammer für männliches und weibliches Personal zusammen vorhanden war. Der Protest war zunächst nutzlos, denn es gab keinen andern Raum. Mit Hilfe des Konsulats gelang es den braven Mädchen noch, sich von dem Dienstplatze freizumachen, aber verwundert war die Herrschaft höchlichst ob solcher Prüderie. Das Konsulat andererseits trug dafür Sorge, daß nicht wieder Schweizerinnen gezwungen waren, so unangenehme Entdeckungen zu machen. Es kommt keine Schweizerin mehr in ein rumänisches Haus. — Begreiflich daher, daß das Personal gleich gepaart seinen Dienst antritt. Die Magyarinnen, die diese Verhältnisse kennen, sorgen wohl dafür, daß ihnen nicht Fremde allzunah auf den Leib rücken.

Den Handel beherrschen Griechen, Armenier und Juden. Die ersteren den Groß-, die letzteren den Kleinhandel. An Pfiffigkeit und Gerissenheit kann es der Jude bekanntlich mit dem Griechen oder gar mit dem Armenier nicht aufnehmen. Gleichwohl werden beide um ihres christlichen Glaubensbekenntnisses willen von dem Rumänen dem Juden vorgezogen. Sie erhalten ohne Schwierigkeit das Bürgerrecht und spielen im öffentlichen Leben Rumäniens keine geringe Rolle. Unter dem Fürsten Cuza wurden Armenier und selbst Zigeuner massenhaft in den Staatsbürgerverband aufgenommen. Von den Griechen, die ja lange genug die Herren des Landes waren — die Phanariotenherrschaft hat über ein Jahrhundert gedauert (1716 bis 1821) — war das selbstverständlich. Ein großer Theil des Adels stammt von ihnen. Es ist aber keine rein griechische Rasse, die sich uns in ihnen darbietet, vielmehr das byzantinische, stark mit slavischen Elementen versetzte Griechenthum, an dem wir vergeblich die klassischen Züge „hoher Ahnherrn" suchen. Für den Anthropologen ist es keine reizlose Aufgabe, diese Physiognomien zu studiren. Bei dem Griechen verschwindet oft genug der arische Typus vollständig, bei dem Armenier ist er überhaupt nicht vorhanden. Die armenische Sprache wird dem indogermanischen Stamme zugerechnet, die Rasse aber ist unzweifelhaft mit den semitischen näher verwandt, als mit den arischen, wenigstens nach der Bildung der Gesichtszüge zu urtheilen. Freilich kann wiederum der unzweifelhaft arische Zigeuner denjenigen irre machen, der seine Vorstellungen von dem arischen Rassentypus aus Westeuropa schöpft. Der tiefbraune, dunkeläugige, katzenhafte Zigeuner könnte als diametraler Gegensatz zum blonden, hochwüchsigen Engländer oder Skandinaven gelten.

Einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung, insbesondere der Stadtbevölkerung, machen die Juden aus. Ethnologisch bieten sie für den Kenner des osteuropäischen Judenthums wenig Interessantes. Hier nur soviel, daß sie zum geringeren Theil und zwar nur in der Wallachei dem sephardischen Stamme der Spaniolen angehören, in ihrer Hauptmasse in der Moldau dem aschkenasischen, den deutschen Jargon sprechenden polnischen Juden. Sie dürften vorwiegend aus Galizien und Südrußland gekommen sein, soweit sie nicht schon mit den Römern in die Kolonie eingewandert sind. Ursprünglich aber müssen sie in den oberfränkischen Gegenden des Rheins gewohnt haben, denn ihr Jargon hat eine Menge oberfränkisch-allemanischer Formen konservirt.

Wie zwei Völker unterscheiden sich von einander Bojaren und Bauern, die eigentlichen Rumänen. Nach

Tracht, Sprache, Sitte und Lebensweise. Der Bojar entstammt einer Mischung aller je im Lande herrschenden oder zu großem Besitz gekommenen Familien. Er ist der Rasse nach undefinirbar, schlank, geschmeidig, nicht sonderlich muskulös, spricht lieber französisch als rumänisch. Er kann höchstens seinem noch größeren Aufwande nach von Angehörigen der noch kaum vorhandenen Mittelklasse unterschieden werden, die ihm in allem und jedem nachstreben. In Ungarn läßt sich der Hochadel auch äußerlich an Statur und Physiognomie von der echt magyarischen Gentry unterscheiden. In Rumänien nicht. Es gibt auch keine scharfe Trennung zwischen eigentlichen Bojaren und anderen Vollbojaren. Die Unterscheidung ist nur eine historische, an den Familiennamen geknüpfte. Die ganze Oberklasse von Bukarest, Jassy und anderen Städten könnte durch einen Riesengriff vom Pariser Boulevard nach dem Osten getragen sein. Am meisten aber hat mich die städtische Bevölkerung an diejenige ostitalienischer und sizilianischer Städte erinnert, wo ja auch das romanische Element wiederholt von fremden, phönizischen, sarazenischen, normannischen überschwemmt worden ist und seinen rein romanischen Charakter verloren hat. Rumänisch ist an dieser Klasse kaum mehr anderes, als die in den Schulen gelehrte, aber nicht im Hause gesprochene Nationalsprache.

Ganz anders der Bauer. Er ist der eigentliche Rumäne. In seinem Namen wird chauvinistische Nationalpolitik gemacht, er selbst aber hat wenig davon. Ich kenne nichts Aermeres, Armseligeres als diesen rumänischen Bauern. Höchstens der galizische läßt sich noch mit ihm vergleichen, wohl weil er unter der gleichen engherzigen Adelswirthschaft lebt. Wer ein deutsches oder ungarisches Dorf gesehen hat, den stattlichen schwäbischen oder magyarischen Bauersmann kennt, wird geneigt sein, diesen Heloten selbst den Namen Bauer zu verweigern. Sie hausen in Erdlöchern, deren strohgedeckte Dächer nicht einmal Rauchfänge haben. Ihre Kleidung ist bis auf das schöne, von den Frauen gestickte Hemd ebenso primitiv, wie ihre Nahrung, die aus Zwiebeln, Knoblauch und der Mamaliga, einem aus Maismehl bereiteten Brei, besteht. Es ist nicht möglich, in der Nähe dieser Bauern auszuhalten; der fürchterliche Knoblauchgeruch benimmt einem den Athem. Man kann nicht sagen, daß der Bauer faulenze. Während der Ernte habe ich ihn vom frühen Morgen bis in die späte Nacht arbeiten sehen. Aber die rationelle Behandlung des Bodens kennt er nicht. Das Unkraut wird nicht gejätet, man weiß nicht, wächst der Weizen im Unkraut oder das Unkraut im Weizen. Kommt man aus dem ungarischen Tiefland, wo die Getreidewogen wie feines Seidenhaar vom Winde gewellt werden, so glaubt man nicht, daß es dieselbe Pflanze sei, die da auf den rumänischen Feldern so struppig wächst. Bei richtiger Pflege könnte das fruchtbare Land eine Kornkammer Europas werden, aber das Raubbausystem der Pachtwirthschaft verhindert jede Pflege. Ich habe mit einem Bojaren von großer Intelligenz, der zugleich einer der hervorragendsten Politiker des Landes ist, über die Frage der Bewirthschaftung gesprochen. Er gibt dem ungeheuer hohen landesüblichen Zins schuld an der Misere der Landwirthschaft. Achtzehn Prozent sind christliche Zinsen. (Den Wucher besorgt in Rumänien überhaupt der Christ, Armenier und Grieche in holdem Verein.) Der Landwirth kann nicht warten, bis sich die Preise heben, bei zweimonatlicher Lagerung seiner Frucht verliert er schon drei Prozent. Es wird fast ohne Geld gearbeitet. Mein Gewährsmann hat ein Gut von 10 000 Joch Größe. Das gibt er seinen Bauern zur Bearbeitung, die ein Fünftel des Ertrages als Lohn behalten können, das Saatkorn muß der Gutsherr stellen. Er rechnet dafür 10 000 Francs Auslagen. Die Ernte bringt ihm dafür 100 000 Francs ein, so daß ihm 20 000 Francs 80 000 jährlich, eine gute Ernte vorausgesetzt, eintragen. Ich erlaubte mir die bescheidene Frage, warum er denn von dem Jahresertrag von 80 000 Francs nicht einen Theil kapitalisire, so daß er nach einigen Jahren über die nöthigen Mittel verfüge, Maschinen und Vieh zur vollen Ausnutzung seines Bodens anzuschaffen. „Das ist eine deutsche Frage", erwiderte der Herr Graf seelenruhig, wenn man bei uns 80 000 Francs Einkommen hat, gibt man 100 000 aus! So hängt schließlich Herr wie Knecht von der Gunst der Natur ab, die ja auch im Unkraut Korn gedeihen läßt. Es ließe sich das Vierfache aus diesem Lande ziehen, wenn das Volk erst dazu erzogen wäre. Aber diese Mühe nimmt sich niemand. Der Bauer wird als Vieh behandelt und betrachtet. Im Jahre 1897 gab es nur 3580 Dorfschulen, 60 Prozent der Kinder sehen nie in ihrem Leben ein Schulzimmer. Dafür aber soutinirt man in Siebenbürgen rumänische Schulen.

Es ist schade um dieses Volk. Der Schlag an und für sich ist kein übler, was man am besten an den Soldaten erkennen kann. Es sind durchwegs stramme Burschen von guter Haltung, denen man es anmerkt, daß der oberste Chef der Armee ein Deutscher ist. Auch an den Offizieren ist die deutsche Erzieherhand wahrnehmbar. Bei aller Eleganz sind sie doch soldatisch in ihrem Wesen. Auf das Dorf hinaus aber dringt der Einfluß des Landesvaters nicht. Er ist der Gefangene einer einzigen Klasse, die sich mit der Nation verwechselt, Worte des Nationalstolzes und des Patriotismus im Munde führt, dabei aber langsam und sicher das Land zu Grunde richtet.

Wien. Hugo Ganz.

Zur Wahl in Kulmbach-Forchheim.

Herr Professor S. Günther in München, der als Mitglied des Reichstages und des bayerischen Abgeordnetenhauses der freisinnigen Sache manchen guten Dienst geleistet hat und auch, seitdem er den Parlamenten nicht mehr angehört, sich fortgesetzt in dankenswerther Weise am politischen Leben betheiligt, sendet dem Herausgeber der „Nation" das nachstehende Schreiben, das wir gern zum Abdruck bringen, da auch uns, die wir abweichender Meinung sind, daran liegt, die Motive, von denen die süddeutschen Freisinnigen bei der Wahl in Kulmbach-Forchheim geleitet worden sind, völlig klargestellt zu sehen.

Bahrn, den 31. August 1902.

Verehrter Freund!

Zweimal wurde in der „Nation" von Ihnen die allerdings in mehrfacher Hinsicht interessante und symptomatische Reichstagsersatzwahl besprochen, die unlängst im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken stattfand. Wir süddeutschen Freisinnigen verstehen vollkommen den Standpunkt der norddeutschen Freunde, ohne ihn allerdings zu dem unserigen machen zu können. Angesichts der Thatsache aber, daß bei dieser Gelegenheit die sonst glücklicherweise der Vergessenheit überantwortete „Mainlinie" wieder aufzuleben scheint, ist es vielleicht angezeigt, die strittige Angelegenheit in Ihrer bei uns weit verbreiteten Wochenschrift auch von der anderen Seite her zu beleuchten, und der Unterzeichnete darf Sie deshalb wohl um ein Plätzchen für diese Erörterung ersuchen.

Die deutsch-freisinnige Partei in Bayern ist ihrerseits ganz ebenso überzeugt, daß der Schwerpunkt aller inneren Politik zur Zeit in der Frage der „Tarifreform" liegt. Eine Verschlechterung der bestehenden Zustände, eine Erhöhung der Zölle auf nothwendige Lebensbedürfnisse zu verhüten, ist jetzt die oberste Pflicht für diejenigen, welche an den alten Prinzipien des Liberalismus festhalten. Darüber jedoch, wie dies Ziel im Einzelfalle anzustreben sei, können die Meinungen auseinandergehen.

Ein Politiker von Fach, der alle Verhältnisse klar überblickt, kann sehr wohl zu der logisch kaum anfechtbaren Wahrheit gelangen, daß ein Abgeordneter, der die Regierungsvorlage anzunehmen bereit ist, eigentlich eine größere Gefahr als ein ultramontaner Agrarier darstelle, der doch niemals Aussicht habe, seine extremen Wünsche verwirklicht zu sehen. Allein die strenge Logik wird im Wahlkampfe sich nicht immer als die

sicherste Richtschnur erweisen. Diejenigen Wähler, welche im allgemeinen dem freisinnigen Programme zuneigen, werden ihrer großen Mehrheit nach für einen sonst frei denkenden Mann, wenn er auch in der Zollfrage von ihnen abweicht, zu haben sein, wenn sie selbst keine Aussicht haben, einen der Ihrigen durchzubringen. Und diese Aussicht war leider diesmal nicht vorhanden.

Diejenigen, die den in Rede stehenden Wahlkreis näher kennen, sind einig in der Ueberzeugung, daß, wenn fünf Kandidaten statt vier auf dem Platze erschienen wären, der freisinnige, der nationalliberale und der sozialdemokratische Bewerber einfach ausgefallen sein würden. Die Stichwahl hätte zwischen einem — möglicherweise unter nationalliberaler Flagge segelnden — Vollblutagrarier und einem Klerikalen entscheiden müssen. Und von solcher Alternative wollten unsere Kulmbacher Gesinnungsgenossen von vornherein nichts wissen.

Es kommt hinzu, daß, wer im protestantischen Norddeutschland lebt, sich schwerlich eine Vorstellung von der Erbitterung zu machen im Stande ist, welche in Bayern, soweit es nicht ultramontan ist, gegen die Partei des Centrums herrscht. Und dieser Groll ist wahrlich nicht ungerechtfertigt; haben doch in der engeren Wahl zahlreiche Sozialdemokraten, der offiziellen Parole entgegenhandelnd, lediglich aus diesem Grunde liberal gestimmt. Da wäre es ganz umsonst, etwa darauf hinweisen zu wollen, daß es sich ja um den Reichstag, und nicht um die bayerische Abgeordnetenkammer, gehandelt habe. So feine Unterschiede läßt die erregte Volksseele nicht gelten; ihr schien die Gelegenheit gekommen, den Uebermüthigen, welche die innere Politik Bayerns in der nachtheiligsten Weise beeinflussen, einen Denkzettel zu verabreichen, und man würde es durchaus nicht begriffen haben, hätte man diesen Anlaß ungenützt vorübergehen lassen. Und indirekt hat die Niederlage des Centrums auch ihre Bedeutung für die Reichspolitik.

Ein sehr wesentliches Moment endlich, welches für den Entschluß der Freisinnigen bestimmend war, ist das Folgende. Bei den kommenden Hauptwahlen müssen wir alles daran setzen, um auch in Bayern wieder eine Vertretung zu erlangen. Dem blinden Haß gegenüber, der sich sozialdemokratischerseits in den größeren Städten am meisten gegen die Linke richtet, kann einzig und allein das Zusammengehen aller Liberalen auch unserer Richtung wieder zu äußeren Erfolgen verhelfen. Wenn wir jedoch von den weiter rechts stehenden Liberalen in einem Wahlkreise das Eintreten zu unseren Gunsten verlangen, so müssen wir denselben anderwärts unsere Unterstützung zu Theil werden lassen, ohne ihnen strenge Bedingungen — die wir ja auch nicht annehmen würden — aufzuerlegen. Und schließlich darf man wohl auch nicht außer Acht lassen, daß eine fünfjährige Legislaturperiode noch gar manche bedeutsame Frage wird auftauchen sehen, wenn der Zollkampf längst der Vergessenheit angehört.

Dies, verehrter Freund, waren in der Hauptsache die leitenden Motive der fränkischen Freisinnigen im vorliegenden Falle. Ich gebe mich der Hoffnung hin, Ihnen dargethan zu haben, daß unsere Stellungnahme jedenfalls nicht ohne reifliche Erwägung getroffen worden ist.

Wie stets Ihr aufrichtig ergebener

S. Günther.

Maxim Gorki: Die Kleinbürger. Schauspiel in vier Akten. Verlag Bruno Cassirer. Berlin, 1902.

Ohne Ibsen und Hauptmann ist diese Familientragödie (die sich nur freilich nicht zu einer „Familienkatastrophe" zuspitzt) kaum zu denken, sowohl was die Form, als vermuthlich auch was die Stoffwahl betrifft. Aber wie, ist nicht wieder das deutsche „Friedensfest" seinerseits ein Gewächs gerade auch aus russischen Anregungen? Und so wäre demnach mit Gorki's Theaterstück nur etwas zurück in die künstlerische Heimath gelangt, von der es in transformirter Gestalt einst ausgegangen? Und der Kreislauf von Anregungen geschlossen —? Ja, so ist es in der That. Man kann die „Kleinbürger" nicht lesen, ohne als Kenner der neuen Litteratur vor allem das zu empfinden. Der Kreis ist geschlossen, und jenes Kunstmotiv, das uns aus mehr als einem Kleinbürgerstück schon bekannt, ist jetzt erst auf seinen ureigensten Grund und Boden verpflanzt. Es würde zu weit führen, wollten wir untersuchen, warum der russischen Dichtkunst und vor allem dem russischen Theater diese neue Eroberung erst jetzt zugefallen ist; daß sie von dem Grafen Tolstoj, dem Kenner des Adels und des Bauernthums, nicht erwartet werden konnte, liegt auf der Hand. Nun ist es aber endlich da, das russische Kleinbürgerstück, und ist von seinem feinen Dichter mit so fesselnden Zügen einer intimsten Charakteristik gestaltet, daß man künstlerisch seine helle Freude daran haben kann. Wie sind hier — in russischer Luft, in russischer Dialektik und Nervosität — all jene Figuren erst wirklich wahr und typisch, die bei den deutschen Dichtern so oft nur „seltsam" anmutheten! Daß in einem Stück, wie dem Gorki's, die Volksseele, das Publikum, das Theater zu stärkerer Theilnahme kommen, scheint mir fraglos. Hier sind die Typen menschlich und sogar auch sozial als Typen erkennbar: Dieser wohlhabende Kleinbürger Beßjemenow, ein sorgen- und liebevoller, sogar kluger und doch kleinlicher, unerträglicher Hausvater; diese fromme, dumme Mutter; diese Tochter, ein unschönes, unzufriedenes Mädchen, „vom Leben zerbrochen, ohne Geschrei, ohne Thränen . . . unmerklich . . ."; dieser Sohn, ein unglücklich skeptischer Student ohne „irgend etwas Eigenes, ohne Gesicht" und sie alle, alle bis auf die kurz auftauchenden Freunde, die mit ihrer geschlossenen, gleichviel ob frohen oder verzweifelten, Lebensstimmung keinen Widerhall in Beßjemenow's Hause finden. Ein Meisterstück litterarischer Bühnenform, trotz vieler gezwungener, theatralischer Einzelheiten, ist dem russischen Dichter gelungen.

A. G.

Künstler-Monographien.

In den letzten Monaten ist eine ganze Reihe von Einzeldarstellungen über Künstler oder Kunstgebiete sowohl in deutscher als in englischer Sprache erschienen, die durch den billigen Preis einem weiteren Publikum zugänglich sind, und deren meist hohe Auflageziffern zu Freude und Erstaunen nachweisen, daß im Lesepublikum ein starkes Interesse für solche Publikationen vorhanden ist. Der hohe Stand der Reproduktionstechnik ermöglicht es jetzt, der textlichen Darstellung eine ungemein große Zahl von Abbildungen in Autotypien, ja sogar in Lichtdrucken oder Heliogravüren beizugeben, und kein einsichtiger Kunstschriftsteller wird sich der Thatsache verschließen können, daß für die Ueberzahl des Publikums gut gewählte und technisch ausreichende Illustrationen tausendmal mehr bedeuten als ein historischer oder beschreibender Text. Sind wir erst soweit, auch die Farbwerthe eines Oel- oder Wasserfarbenbildes im Buchdruck wiedergeben zu können, so wird — wer wird sich darüber mehr freuen als der Kunstschriftsteller? — der Text vielfach auf eine kritische Lebensdarstellung, Mittheilung von Thatsachen und Wiedergabe der persönlichsten Impression vom Kunstwerk beschränkt werden können. Vorläufig leiden allerdings noch manche Monographien, insbesondere einzelne aus der Knackfuß'schen Sammlung an Weitschweifigkeit und vor allem wortreicher Langeweile des Textes. Trotzdem werden diese Bücher, besonders jene, die nicht das Leben einzelner Künstler (in der letzten Zeit sind u. a. erschienen: Kaulbach, Thoma, Leibl), sondern ganze Schaffensgebiete, wie das Buch über „Ex libris" oder das über „Karrikaturen" behandeln, zu den werthvollsten Nachschlage- und Bilderwerken wohlfeiler Bibliotheken zu rechnen sein. Im Range weitaus höher stehen allerdings die englischen Ausgaben ähnlicher Art von George Bell and son, die um den billigen Preis von höchstens fünf Schillingen in ausgezeichnet gedruckten und gut in Leinwand gebundenen Bänden das Leben der großen Meister darstellen. Von den Bänden der letzten Zeit seien die über Rembrandt, Pintoricchio, Memlinc, Brunelleschi und Mantegna erwähnt und es sei, was aus dieser Mittheilung der Themen schon hervorgeht, noch besonders gerühmt, daß sich die Herausgeber nicht begnügen, jene Künstler zu behandeln, die reichlich im Publikum bekannt sind, sondern immer wieder weniger berühmte Meister zur Kenntniß der Leser bringen und so erzieherisch wirken. Als eine besondere Leistung, die hoffentlich bald eine Nachahmung im deutschen Buchhandel finden wird, ist zu verzeichnen die Maler-Miniaturserie Bell's, in der um den Preis von einer Mark gebundene, ausgezeichnet gedruckte und meist gut illustrirte Bände bisher über Velasquez, Watts, Fra Angelico, Romney und Burne Jones veröffentlicht wurden, und die für die nächste Zeit eine ganze Reihe neuer Bände, vor allem einen über Watteau und seine Schule verspricht. Diese kleinen Bücher sollen auch bei uns in Deutschland der weitesten Verbreitung empfohlen werden.

W. F.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 50. **Berlin, den 13. September 1902.** **19. Jahrgang.**

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Rudolf Virchow, einer der größten unter den zeitgenössischen Herrschern im Reiche der Naturwissenschaften, ist am 5. September gestorben und am 9. September vom Berliner Rathhause aus mit all den Ehren, die einem Fürsten der Wissenschaft, einem Volksmann und einem um das Wohl der Hauptstadt des Reichs ein Menschenalter hindurch emsig und erfolgreich bemüht gewesenen Bürger zukommen, zur letzten Ruhe bestattet. Die ganze civilisirte Welt hat an dem Verlust, den Deutschland erlitten, Antheil genommen. Es wird eines weiten Geistes und einer sichern Hand bedürfen, um demnächst die umfassende Lebensarbeit Virchow's auch nur einigermaßen erschöpfend litterarisch zu fixiren. Der große Forscher und der pflichtgetreue, sich auch um die Kleinigkeiten des täglichen Lebens bekümmernde Bürger waren in ihm zu einem ganzen Manne verschmolzen. Wissenschaft und Politik berührten sich in diesem reichen Leben fortgesetzt und wurden gegenseitig von einander befruchtet. Schon Sainte Beuve hat in seinem Essay über François Arago darauf hingewiesen, wie schwer es sei, zutreffend eine Persönlichkeit zu schildern, die nicht nur ein großer Gelehrter und ein ausgezeichneter akademischer Lehrer, sondern zugleich ein hervorragender Politiker gewesen sei. Im allgemeinen sind die großen Gelehrten nicht häufig, welche auch in die Politik aktiv eingreifen; unter diesen wenigen aber steht Virchow, wie anläßlich seines siebzigsten Geburtstags in diesen Blättern durch den Herausgeber der „Nation“ schon einmal hervorgehoben wurde, nahezu einzig da durch die Beharrlichkeit und Pflichttreue, mit der er von den Zeiten seines frühesten Ruhmes an unabläßig als Politiker innerhalb und außerhalb des Parlaments seinen Mann gestanden hat. Es wäre für ihn so leicht und so bequem gewesen, sich auf seinen wissenschaftlichen Weltruhm zurückzuziehen und in Reich, Staat und Gemeinde die Dinge gehen zu lassen, wie es Gott und einer wohlweisen Obrigkeit gefällt. Man hätte es ihm nicht einmal übelnehmen können, wenn er sich darauf berufen hätte, daß ihn die Wissenschaft vollauf in Anspruch nähme, und der Tribut der Bewunderung, mit dem Virchow's politische Gegner oft genug aus Parteihaß geknausert haben, wäre gewiß noch reicher ausgefallen. Statt dessen hat Virchow auch auf der Höhe seines wissenschaftlichen Ruhmes sich nicht gescheut, selbst die kleinsten Arbeiten in der Politik und im Dienste der Gemeinde zu verrichten, immer bereit, mit seiner ganzen Persönlichkeit für seine Ueberzeugung und seine politischen Freunde einzutreten. Dabei pflegte er diese Ueberzeugung stets so unzweideutig zum Ausdruck zu bringen, daß auch bei seinen Gegnern nicht einmal die Möglichkeit bestand, dieselbe wohlwollend zu überhören. Der 1849 gemaßregelte Dozent erzwang sich durch die Bedeutung seiner wissenschaftlichen Leistungen den Wiedereintritt in die preußische Universitätslaufbahn, aber er brachte das den politischen Machthabern sehr unbequeme Gepäck seiner demokratischen Ansichten mit zurück. Er hat gelehrt, was in Deutschland gewiß nicht überflüssig war, daß ein großer Gelehrter nicht darauf zu verzichten braucht, auch in der Politik eine eigene Meinung zu haben, daß selbst die größten wissenschaftlichen Leistungen den Einzelnen nicht von der Verpflichtung entbinden, der gewonnenen Ueberzeugung auch politisch Ausdruck zu verleihen, und endlich, daß man mit Vernunft und Humanität nicht bloß im stillen Kämmerlein sympathisiren, sondern dafür auch auf offenem Markte rücksichtslos Partei ergreifen solle. Was Virchow als Forscher für die Wissenschaft bedeutet, ist in dieser Zeitschrift, die sich auch ihrerseits der Mitarbeiterschaft des großen Gelehrten erfreute, anläßlich seines siebzigsten und seines achtzigsten Geburtstages von berufenen Federn anschaulich dargelegt worden. Welche Verehrung Virchow auch bei jenen politischen Freunden, die nicht in allen Einzelfragen mit ihm übereinstimmten, genoß, dafür legt das Erinnerungsblatt ein Zeugniß ab, welches Heinrich Rickert ihm in dieser Nummer widmet.

Bekanntlich sind die nothleidenden Agrarier monarchisch bis in die Knochen, vaterlandstreu und die wahren Stützen von Thron und Altar. Das muß man sich vergegenwärtigen, um einen Artikel richtig würdigen zu können, den das „Sächsische Vaterland“, das Organ des konservativen Landesvereins im Königreich Sachsen, dieser Tage über die Noth der Landwirthschaft veröffentlicht hat. In diesem Artikel befindet sich folgende Stelle:

„Wenn das Ende der Landwirthschaft aber einmal besiegelt ist, die zur Verzweiflung getriebene Landbevölkerung mit dem Proletariat der Städte sich vereinigt, dann werden die Throne zusammenkrachen und es wird ein Chaos herrschen, bis aus Blut und Brand und greuelvoller Verwüstung sich langsam wieder geordnete Zustände herauswinden können!“

Dieses ganz im Stil der Jahrmarkts-Morithaten gehaltene Schauergemälde ist für das agrarische Demagogenthum außerordentlich charakteristisch. Bekommen wir keine höheren Brotwucherzölle, so verabschieden wir unsere Loyalität und betheiligen uns an Mord und Brand. Angenehme Mitbürger! In Wirklichkeit sind die braven Sachsen nun allerdings nicht ganz so schlimm. Das Ganze ist öde Renommage, nur dazu bestimmt, um Leute mit schreckhaften Nerven einzuschüchtern. Man spekulirt darauf, daß Fürsten und ihre Umgebungen traditionell unter Vorstellungen von blutigen Revolutionen leben. Es ist ein alter reaktionärer Kniff, derartige schreckhafte Vorstellungen für reaktionäre Zwecke zu fruktifiziren. Um dieses Ziel zu erreichen, schämt man sich nicht, sich selbst in dieser ungeheuerlichen Weise zu prostituiren. Der Humor von der Geschichte ist aber folgender: Die sächsischen Desperados, die unter Umständen bereit sind, mit dem Proletariat zusammen zu morden und zu brennen, werden von dem sozialdemokratischen „Vorwärts“ sehr kräftig zur Ordnung gerufen.

Die Sozialdemokratie will mit diesen „Mordbrennern“ nichts zu thun haben; sie bedankt sich schönstens dafür, mit Leuten von so niedriger Gesinnung irgendwie zusammenzugehen. Die „Kreuzzeitung“ hat denn auch sofort begriffen, welche Dummheit das „Sächsische Vaterland“ begangen hat. Sie erklärt in Rücksicht auf die oben citirten Worte des konservativen sächsischen Blattes: „Solche Worte soll ein konservativer Mann gar nicht denken, geschweige drucken lassen.“ Besonders nicht drucken lassen! So etwas eignet sich besser, um in die Ohren getuschelt zu werden. Es ist das Geschäft einer Camarilla, derartige Drohungen an die richtige Adresse zu bringen. Aber nur nicht drucken lassen, wenigstens nicht in konservativen Zeitungen drucken lassen! Früher benutzte man für so etwas Lockspitzel, um die Angst vor der Revolution lebendig zu erhalten. Aber es scheint, daß selbst Anarchisten auf solche plumpen Einschüchterungsversuche nicht mehr hineinfallen, und deshalb hat sich das Organ des konservativen Landesvereins im Königreich Sachsen schon selbst bemühen müssen.

In den Gewässern der Negerrepublik Haïti hat sich das deutsche Kanonenboot „Panther“ genöthigt gesehen, ein Kriegsschiff der Insurgenten „Crête à Pierrot“ zu vernichten, nachdem dieses in unzulässiger Weise den Handelsverkehr eines deutschen Kauffahrteischiffs gestört hatte. Die Republik Haïti ist eine staatliche Karikatur. Politisch bedeutsam kann der Vorgang nur werden, wenn daraus Verwicklungen mit anderen Großmächten, insbesondere mit den Vereinigten Staaten von Amerika, hervorgehen sollten. Es scheint aber, als ob die öffentliche Meinung in Amerika das Vorgehen des „Panther“ als durchaus korrekt anerkennt, so daß dieser kriegerische Zwischenfall keine weiteren Kreise ziehen wird.

* * *

Was ist liberale Wirthschaftspolitik?

Das summarische Verfahren, mittels dessen dieser Tage in Kreuznach 99 Genossenschaften, insbesondere Konsumvereine, die unter der Leitung von Sozialdemokraten stehen, aus dem Allgemeinen Verbande der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften ausgeschlossen sind, hat auch in den Reihen derjenigen, deren aufrichtiges Interesse an der gedeihlichen Fortentwicklung des auf dem Prinzip der Selbsthilfe beruhenden Genossenschaftswesens außer Frage steht, Befremden hervorgerufen. Es war ja seit langem kein Geheimniß, daß der Einfluß der Sozialdemokraten, namentlich innerhalb der Konsumvereine, mit dem Zuströmen der Arbeiter in diese Vereine beständig wuchs. Daß daraus mancherlei Unbequemlichkeiten und Reibungen hervorgerufen wurden, wird man wohl glauben können, denn die Sozialdemokratie zeichnet sich nicht gerade durch besondere Toleranz politisch anders Gesinnten gegenüber aus. In manchen Genossenschaften, in denen die sozialdemokratischen Mitglieder das numerische Uebergewicht erlangten, haben sie von diesem Uebergewicht bei der Neubesetzung leitender Stellungen einen, wie es scheint, recht rücksichtslosen Gebrauch gemacht. Es kann das auch tadeln, wer bezweifelt, ob andere politische Richtungen bei einer ähnlichen Konstellation es anders gemacht hätten.

Nirgends trat jedoch bisher auch bei solchen Konsumvereinen, die dem Einflusse von Sozialdemokraten völlig unterworfen waren, das Bestreben hervor, sich von dem Grundprinzip der Selbsthilfe, auf dem die Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften aufgebaut sind, zu entfernen und etwa Staatshilfe anzurufen. Der gemeinschaftliche Boden für ein genossenschaftliches Zusammenwirken des wirthschaftlichen Liberalismus mit der Sozialdemokratie war somit nach wie vor gegeben. Dem wirthschaftlichen Liberalismus wurden keine Konzessionen an sozialistische Vorstellungen und Ziele zugemuthet; vielmehr begaben sich die Sozialdemokraten, indem sie an der Entwicklung der Konsumvereine thätig mitarbeiteten, nicht bloß auf den Boden der bestehenden Wirthschaftsordnung, sondern speziell auch auf ein Feld, das mit liberalen Wirthschaftsprinzipien bestellt war. Der radikale Flügel der Sozialdemokratie hat deshalb auch, von seinem Standpunkt aus gewiß mit Recht, die Betheiligung sozialdemokratischer Parteimitglieder an Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, die so sehr den Stempel liberalen Geistes tragen, stets mit scheelen Augen angesehen. War ihnen schon die Gewerkschaftsbewegung unbequem, die sich nothwendigerweise auf dem Boden der bestehenden Wirthschaftsordnung abspielen muß, so war das noch weit mehr mit der Betheiligung an Genossenschaften der Fall, die in viel höherem Grade geeignet war, die sozialdemokratischen Genossen von der unentwegten Verfolgung der reinen sozialdemokratischen Lehre abzulenken. Die Freisinnigen, welche es für eine der wichtigsten Aufgaben erzieherischer Politik halten, die große Masse der Arbeiter aus dem Bannkreis utopistischer sozialdemokratischer Vorstellungen zu befreien und zu einer praktischen reformatorischen Arbeiterpolitik zurückzuführen, haben andererseits die wachsende Betheiligung der Arbeiter an den Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften bisher als einen großen Gewinn angesehen.

Das brüske Vorgehen gegen die unter sozialdemokratischer Leitung stehenden Konsumvereine, wie es in Kreuznach erfolgt ist, kann und wird nur die Folge haben, daß die in Kreuznach ausgeschlossenen Genossenschaften sich nun als ein spezifisch sozialdemokratischer Verband neu organisiren, daß mit der Anziehungskraft, welche der großen Masse beiwohnt, noch eine beträchtliche Zahl von Genossenschaften, insbesondere von Konsumvereinen, aus dem Allgemeinen Verband herausgezogen und in immer wachsendem Maße das Konsumvereinswesen unter ausschließlich sozialdemokratische Kontrole kommen wird. Diese unerwünschte Absonderung wird natürlich auch politisch

ihre Folgen haben. Die Kluft zwischen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft und dem liberalen Kleinbürgerthum muß sich erweitern, und der Radikalismus im sozialdemokratischen Lager wird sich die Kreuznacher Vorgänge sicher nicht entgehen lassen, um im Triumph darauf hinzuweisen, daß jede Berührung mit den bürgerlichen Elementen vom Uebel sei. Die Phrase von der einen reaktionären Masse hat neues Leben gewonnen.

Diese Entwicklung der Dinge ist um so bedauerlicher, als die evolutionistische Richtung in der Sozialdemokratie sehr ernsthaft bestrebt ist, das Genossenschaftswesen neben den Gewerkschaften zu einem Stützpunkt seiner Bestrebungen zu machen. Es hatte sich gerade jetzt ein bisher nur vegetirender „Verein für soziales Genossenschaftswesen" rekonstruirt. An seine Spitze waren neben dem bekannten hamburgischen Genossenschaftler R. E. May u. a. die sozialdemokratischen Abgeordneten Eduard Bernstein, A. von Elm, H. Peus getreten. Das kurz vor dem Kreuznacher Genossenschaftstage bekannt gegebene revidirte Programm dieses Vereins bezeichnet es als sein Hauptziel:

„die theoretischen Ansichten zu klären, unbefangen Werth und Wichtigkeit der genossenschaftlichen Bewegung zu prüfen, Voraussetzungen und Grenzen für ihre Leistungen auf den verschiedenen Gebieten des wirthschaftlichen Lebens abzuwägen und durch die Verbreitung theoretischer Einsicht über die einzuschlagenden Wege und das zu verfolgende Ziel die praktischen Bestrebungen zu vertiefen, um möglichst weite Kreise, namentlich der arbeitenden Klassen, für sie zu gewinnen."

Der Verein will insbesondere auch

„die im Rahmen organisirten Konsums mögliche Produktion nach Kräften durch theoretische Klärung der Bedingungen ihres Gedeihens fördern und vor Mißerfolgen zu bewahren suchen."

Selbst wer da meint, daß hinter diesen Bestrebungen allerlei spezifisch sozialistische Hintergedanken stehen, muß dennoch, wenn ihm an einer vernünftigen Entwicklung der Arbeiterbewegung liegt, solchen Bestrebungen Erfolg wünschen. Jede Betheiligung an praktischen, auf die ökonomische Besserstellung der arbeitenden Klassen gerichteten Organisationen, die sich auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung entwickeln, sind ein erzieherischer Gewinn. Gegen den sozialdemokratischen Utopismus gibt es kein besseres Mittel als Betheiligung an praktischen Aufgaben, die im Rahmen der gegenwärtigen Wirthschaftsordnung gelöst werden können. Es ist dabei meines Erachtens von ganz untergeordneter Bedeutung, ob man glaubt, durch derartige Genossenschaften dem sozialistischen Zukunftsstaat vorzuarbeiten oder entgegenzuwirken, ob man glaubt, durch derartige Genossenschaften den Mittelstand aufzulösen oder zu befestigen; die thatsächliche ökonomische Entwicklung ist glücklicherweise nicht abhängig von dem volkswirthschaftlichen Glauben der Menschen.

Daß jede weitere Ausgestaltung des Genossenschaftswesens und insbesondere des Konsumvereinswesens von einschneidender Wirkung speziell auch auf die Entwicklung des Handwerks und des Kleinhandels sein muß, liegt auf der Hand. Das wird auch von denjenigen, die den Ausschluß der sozialdemokratischen Konsumvereine in Kreuznach befürwortet haben, durchaus nicht bestritten. Der Genossenschaftsanwalt Herr Dr. Crüger hat das in seinem Jahresbericht außerordentlich zutreffend in folgenden Sätzen hervorgehoben:

„Jede Genossenschaft schaltet Arbeitskräfte aus, und diese Arbeitskräfte sehen naturgemäß in der Genossenschaft einen Konkurrenten. Solange der Konkurrent unter den gleichen Bedingungen arbeitet, können jene Arbeitskräfte keine berechtigte Klage führen, denn wir leben nicht mehr in der Zeit der Zwangs- und Bannrechte. Anders wird es, wenn der Staat eingreift, den Genossenschaften Mittel zum Betriebe zur Verfügung stellt. Dann können die durch die Genossenschaften ausgeschalteten Arbeitskräfte durch die Betriebe der genossenschaftlichen Organisation eine wirthschaftliche Beeinträchtigung von Staatswegen empfinden. Sie erblicken in den staatlicherseits subventionirten Genossenschaften vom Staat privilegirte Konkurrenten."

Das ist vortrefflich gesagt und spricht in überzeugender Weise gegen staatliche Aufpäppelung von Genossenschaften, gleichgiltig ob es sich nun um landwirthschaftliche oder um Handwerkergenossenschaften handelt. Zu den Grundsätzen jeder aufrichtig liberalen Wirthschaftspolitik gehört aber noch etwas weiteres.

Keine liberale Wirthschaftspolitik kann und darf sich darauf versteifen, irgend eine bestehende Wirthschaftsform dauernd konserviren zu wollen. Fortgesetzte Bewegung, fortgesetzte Entwicklung ist das wichtigste Lebensprinzip des Liberalismus. Sein oberstes Ziel muß die stetige Fortentwicklung zu einer höheren Produktivität menschlicher Arbeit sein. Ein liberaler Wirthschaftspolitiker darf sich keiner Tendenz widersetzen, die darauf hinausgeht, ein wirthschaftliches Ziel mit einem geringeren Aufwand von wirthschaftlichen Kräften zu erreichen. Das gilt für das Gebiet der Güterproduktion ebenso wie für das Gebiet der Gütervertheilung. Aus eben diesem Grunde müssen wir jede Erfindung, durch die Arbeit erspart wird, jeden Verkehrsweg, durch den Arbeit erleichtert wird, jede neue Arbeitsmethode, durch welche die Vertheilung der Güter sich rascher und billiger ermöglichen läßt, als einen Fortschritt begrüßen, und wir können keine überlebte Wirthschaftsform, keine überlebte wirthschaftliche Organisation nur um deswillen unter unseren Schutz nehmen, weil sie einmal besteht. Um das Prinzip der größtmöglichen Produktivität der menschlichen Arbeit dreht sich der ganze wirthschaftliche Liberalismus. Das ist auch der entscheidende Grund, weshalb wir Freihändler sind. Protektionismus heißt Verschwendung von Arbeitskraft, geringere Produktivität. Aus demselben Grunde bleibt auch unsere Opposition gegen Trusts und Kartelle da stehen, wo diese Organisationen das Ziel erstreben, die Produktion zu verbilligen, d. h. mit einem geringeren Aufwand wirthschaftlicher Kräfte dasselbe oder ein höheres Produkt hervorzubringen.

Auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens, insbesondere auch auf jenem genossenschaftlichen Gebiete, wo es sich um die Vertheilung der Güter handelt, steht die Sache nicht anders. Man sagt dem wirthschaftlichen Liberalismus eine besondere Vorliebe für den Handel nach. Das trifft nur insoweit zu, als der Handel sich befähigt zeigt, die Gütervertheilung unter immer geringerem Aufwand wirthschaftlicher Kräfte zu bewirken. Der Weg von der Produktion zur Konsumtion verkürzt sich fortgesetzt, ist unter dem Einfluß unserer Verkehrsmittelrevolution immer einfacher und billiger geworden. Zahllose Zwischenglieder im Handelsverkehr sind ausgeschaltet worden und werden beständig weiter ausgeschaltet. Es kann einem liberalen Wirthschaftspolitiker nicht in den Sinn kommen, dieser naturgemäßen Entwicklung entgegenzuarbeiten. Wogegen wir uns wehren, das ist nur jede künstliche Beförderung dieses Prozesses, jede Parteinahme der staatlichen Gewalt gegen den Handel; denn solange nicht auf natürlichem Wege die Zwischenglieder ausgeschaltet sind, ist der beste Beweis dafür geliefert, daß sie in dem Kampfe um die produktivste Wirthschaftsform noch die Konkurrenz aushalten können und deshalb existenzberechtigt sind.

Diese Grundsätze bestimmen auch die Haltung des wirthschaftlichen Liberalismus gegenüber den Konsumvereinen und dem Kleinhandel. Wir wollen keine staatliche Begünstigung der Konsumvereine, aber wir wollen auch keinen staatlichen Schutz des Kleinhandels in seinem Konkurrenzkampf gegen Konsumvereine. Man macht sich meines Erachtens eine ganz übertriebene Vorstellung davon, was überhaupt mit Konsumvereinen zu erreichen ist. Der Konsumverein ist dem Einzelunternehmer bei der Vertheilung der Güter keineswegs immer überlegen. Der Konsumentenkreis ist so verschiedenartig zusammengesetzt, daß der Konsument seine Bedürfnisse sehr häufig durch einen einzelnen Händler zweckmäßiger befriedigt sieht als durch einen Konsumverein. Für manche Artikel eignet sich auch der Vertrieb durch Konsumvereine nicht. Endlich aber — und das

ist in meinen Augen das Ausschlaggebende — ist es viel weniger die Wirthschaftsform als die wirthschaftliche Begabung der Leiter und Unternehmer, die für den größeren oder geringeren wirthschaftlichen Erfolg entscheidend ist. Unter genau denselben äußeren Voraussetzungen sehen wir alle Tage den einen prosperiren und den anderen zu Grunde gehen, die eine Aktiengesellschaft verkrachen und die andere hohe Dividenden geben, den einen Landwirth in Verschuldung gerathen, den anderen sich zum Wohlstand durcharbeiten.

Es ist immer wieder das Unternehmertalent, das Geschick des Einzelnen, das im Konkurrenzkampf die letzte Entscheidung gibt. Mit den Genossenschaften steht es nicht anders. Sind sie gut geleitet, so blühen sie auf, sind sie schlecht geleitet, so gehen sie zu Grunde. Unter allen Irrthümern der Sozialdemokratie ist keiner größer als die Ueberschätzung der Organisationsform und die Unterschätzung der persönlichen Tüchtigkeit. Aus diesem Irrthum geht auch die übertriebene Bedeutung hervor, die manche Sozialisten einer planmäßigen Organisation der Befriedigung des Verbrauchs beimessen. Die Schwierigkeiten, die sich einer derartigen planmäßigen Organisation entgegenstellen, wachsen in demselben Maße, wie diese Organisationen sich erweitern. Sobald dann an diese Konsumvereine oder Konsumgenossenschaften noch Produktionsbetriebe angegliedert werden, ist bereits ein ganz außerordentliches Unternehmertalent erforderlich, um solche weitschichtigen Unternehmungen wirthschaftlich erfolgreich zu gestalten. Leute, die dazu befähigt sind, finden auf dem Gebiete der Privatwirthschaft viel höher gelohnte Stellungen, so daß sie nur sehr schwer von Genossenschaften gehalten werden können, in denen sozialistische Gleichheitsbestrebungen vorwalten. Es ist also zur Genüge gesorgt, daß auch hier die sozialistischen Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Um so weniger hat man Ursache, sich einer Bethätigung der Sozialdemokratie auf diesem Gebiete entgegenzustellen, und um so gleichgiltiger ist es, ob die Sozialdemokraten, die sich den Konsumvereinen zuwenden, glauben, daß sie damit einer Umgestaltung der ganzen Wirthschaftsordnung die Wege ebnen. Es erscheint deshalb schwer verständlich, wie die Leitung des Allgemeinen Verbandes der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften aus diesen übertriebenen Vorstellungen mancher Sozialdemokraten von der Bedeutung der Konsumvereine für die Umgestaltung der Wirthschaftsordnung den Anlaß zum Ausschluß der sozialdemokratischen Konsumvereine herleiten konnte. Es sei unmöglich, meinte Herr Dr. Crüger, daß der Genossenschaftsanwalt auf dem einen Verbandstage einstimme in jene Anschauungen, die dahin zielen, die Wirthschaftsordnung von Grund aus umzugestalten, die privatwirthschaftlichen Betriebe überall zu ersetzen durch genossenschaftliche Organisationen, und die Hoffnung ausspreche, daß einst der Tag kommen werde, an dem das gesammte Wirthschaftsleben sich in einer Genossenschaft abspiele, und dann am folgenden Tage Kreditgenossenschaften, Handwerkergenossenschaften u. s. w. die Wege zeige, auf denen die Genossenschaften Stützen der heutigen Wirthschaftsordnung werden müssen.

Als ob es darauf ankäme, was man bei der Gründung einer Genossenschaft glaubt, und nicht viel mehr darauf, wie die Geschäfte der Genossenschaft besorgt werden! Bisher ist nirgends überzeugend nachgewiesen, daß die von Sozialdemokraten geleiteten Konsumvereine geschäftlich auf andere Grundlagen gestellt werden sollen wie die übrigen auf dem Prinzip der Selbsthilfe aufgebauten Konsumvereine. Hätten die sozialdemokratischen Genossenschaften etwas gethan, was den Zielen des Allgemeinen Verbandes widerstrebte, so mochte man sie eliminiren. Aber das wird von den Angeklagten durchaus bestritten und von den Anklägern auch kaum behauptet. Nicht Thaten, sondern der Glaube ist die Ursache des Ausschlusses geworden, ein, wie auch ich meine, falscher Glaube, ein übertriebener Glaube an die sozialistische Triebkraft der Konsumvereine. Es sind wirthschaftspolitische Häretiker, die nicht um ihrer Thaten, sondern um ihres Glaubens willen aus dem Allgemeinen Verbande ausgestoßen sind. Das ist der Eindruck, den zu unserer Linken die „Frankfurter Zeitung“ und zu unserer Rechten die „Nationalzeitung“ gleich uns aus den Verhandlungen in Kreuznach gewonnen haben. Wir theilen das Bedauern dieser beiden aufrichtigen Freunde des Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaftswesens über die Kreuznacher Exkommunikation.

Theodor Barth.

Rudolf Virchow.

Die Redaktion wünscht, daß ich als einer der ältesten parlamentarischen Freunde des Abgeordneten Virchow dem hochverehrten Manne in der „Nation“ ein Erinnerungszeichen widme. Wenn ich diesem Wunsch trotz meines immer noch nicht befestigten Gesundheitszustandes nachkomme, so kann es selbstverständlich nicht meine Absicht sein, die politische Wirksamkeit des berühmten Forschers als Abgeordneter auch nur annähernd erschöpfend darzustellen, sondern ich muß mich darauf beschränken, aus den zweiunddreißig Jahren, in welchen ich die Freude hatte, mit Virchow im Parlament zusammen zu arbeiten, einige mir besonders in Erinnerung gebliebene Momente auszuwählen, welche den umfassenden Geist und die treue, gewissenhafte Arbeit des Volksmannes besonders darlegen.

Trotz seiner angestrengten wissenschaftlichen Thätigkeit scheute Virchow auch die kleinste und undankbarste Arbeit und Mühe nicht, wenn es sich darum handelte, wichtige Rechte der Landesvertretung wahrzunehmen. Es ist von allen Parteien ohne Unterschied des politischen Standpunkts anerkannt, daß Virchow als langjähriger Vorsitzender der Rechnungskommission die nicht besonders kurzweiligen, aber wichtigen Arbeiten dieser Kommission mit unermüdlicher Pflichttreue gefördert hat. Ich habe unter seiner Leitung in der Rechnungs- und Budgetkommission des Abgeordnetenhauses die Bedeutung dieser Arbeiten kennen und schätzen gelernt, so daß, als ich im Jahre 1874 in den Reichstag trat, ich den Vorsitz in der Rechnungskommission des Reichstages übernehmen und die Decharge der Rechnungen von 1867 ab vorbereiten konnte. Virchow's nie versagende Arbeitsfreudigkeit wird uns immer ein leuchtendes Vorbild sein.

Als Redner und als Charakter wird mir Virchow stets in Erinnerung bleiben aus der Sitzung vom 15. Dezember 1881. Es handelte sich damals um den gemeinsamen Antrag der Abgeordneten Dr. Haenel, Dirichlet, Rickert, Baumbach und Genossen betreffend die Wahlbeeinflussungen bei den vorangegangenen Reichstagswahlen. Der Reichstag hatte an diesem Tage zwei längere Sitzungen, die zweite schloß erst um 12½ Uhr Nachts und endigte nach einem unter dem lebhaftesten Beifall aufgenommenen Schlußwort Virchow's mit dem nahezu einstimmig angenommenen Beschluß: „Die Wahlprüfungskommission zu beauftragen, den Reichstag über die bei den letzten Wahlen hervorgetretenen Mängel des Wahlverfahrens insbesondere in Rücksicht auf die Geheimhaltung und Unabhängigkeit der Wähler und die nothwendig erscheinenden Abänderungen Bericht zu erstatten.“ Der Bericht über diese denkwürdigen, das System Puttkamer illustrirenden Verhandlungen wurde damals von den drei liberalen Fraktionen des Reichstags gemeinsam herausgegeben. In diesen Verhandlungen treten besonders hervor die Rede des Abgeordneten v. Bennigsen und das erst spät Abends gehaltene Schlußwort des Abgeordneten Virchow.

Virchow war in der Regel einer der ruhigsten und kühlsten Redner des Hauses, aber wenn er, wie in diesem Schluß-

wort nicht nur mit dem Antisemitismus des Herrn Stöcker, sondern auch mit dem reaktionären System des Ministers v. Puttkamer Abrechnung hielt, dann riß er durch das schnellere Tempo einer kraftvoll sich äußernden Ueberzeugung und durch das natürliche, sittliche Pathos die Zuhörer mit sich fort. „Ja, Herr v. Puttkamer" — rief er unter lebhaftem Beifall des Hauses dem Minister des Innern zu — „die Ehrlichkeit gegen die Gegner ist die Pflicht eines anständigen Mannes."

Die halbamtliche „Provinzialkorrespondenz" vom 20. Juli 1881 hatte geschrieben, die Treue gegen den König stände zwar in dem Programm der Fortschrittspartei, ganz anders sei es aber, wie sie die Treue seither gehalten habe, und da könne man sagen, daß sie keine Gelegenheit habe vorübergehen lassen, um das Königthum zu schwächen, und wenn es nach ihr gegangen wäre, würde das Königthum, wenn es überhaupt noch bestände, aller Rechte und alles Einflusses beraubt sein.

„Das ist" — bemerkte Virchow — „die positivste Verleumdung, die jemals ausgesprochen ist . . . Was würde Herr v. Puttkamer sagen, wenn in allen Gemeinden verbreitet wird und die Leute verpflichtet werden zu glauben, daß Herr v. Puttkamer und Genossen Leute sind, welche das Königthum aller Rechte und aller Macht berauben wollen, wird Ihnen das gefallen? Ist es nicht auch Ihre Sache? Handelt es sich nicht darum, die Ehrlichkeit und den Anstand im öffentlichen Leben zu erhalten (Bravo links!), hier im Parlament zu erhalten? Meine Herren, glauben Sie denn, daß wir irgendwie beschmutzt würden durch diesen Koth? O nein, meine Herren. (Sehr gut! links) Und möge die „Provinzialkorrespondenz" jahrelang noch in dieser Weise fortfahren, das verachten wir und können es verachten. (Bravo links!) . . . Und wenn solche Schufte gegen uns da schreiben (oho! rechts — ja wohl! links) da fordern wir unser gutes Recht und erwarten nicht, daß Herr v. Puttkamer sagt: „Alles was uns unterstützt, ist uns willkommen." . . . Ich appellire an die Ehrenhaftigkeit der Vertreter der Regierung, daß sie uns schütze in solchen Dingen, daß sie es unterdrücken, wo es möglich ist, wenn in dieser Weise der Wahlkampf mißbraucht wird . . . Aber wir wollen doch fragen: wie kommst du dazu, öffentliche Gelder in dieser Weise zur Verleumdung der gegnerischen Parteien zu benutzen (Bravo! links) . . . Während der Zeit des Absolutismus hatte man die Idee, daß mit einem Beamtenthum, welches nichts weiter als knechtlich gesinnt sei, mit einer Sammlung von Bedienten, der Staat nicht zu führen sei (Sehr richtig! links). Da hatte man die Meinung, man müsse ein unabhängiges Beamtenthum schaffen, erziehen und in der Verwaltung erhalten. Da forderte man es sogar, daß, wenn ein Beamter eine andere Meinung habe in wichtigen Dingen, er sich auch äußere. In der monarchischen Gesammtorganisation des Herrn von Puttkamer würden diese Beamten sicherlich keinen Platz haben. Aber was der Herr Minister von ihnen fordert, darüber diskutiren wir nicht. Wir diskutiren nur darüber, ob neben der von dem Herrn Minister geplanten Gesammtorganisation der Monarchie auch noch gewisse Leute übrig bleiben, die man für gewöhnlich Bürger nennt — Unterthanen nannte man sie sonst im Sinne des Absolutismus — und ob diese Bürger oder Unterthanen noch einen eigenen Willen haben dürfen, ob sie noch selbständige, unabhängige Männer sein können, ob sie sich vermöge ihrer gewissenhaften Ueberzeugung — das nennen wir moralisch nach unserer Vorstellung — ob sie sich darnach auch im öffentlichen Leben geriren dürfen . . . Wir haben immer geglaubt, jede Art der Einwirkung, welche die Leute hindere, in ihrer Weise zu stimmen, sei unmoralisch und sei auch gegen die Bestimmungen und den Sinn unserer Gesetzgebung und unserer Verfassung. Deshalb", so schloß der Abgeordnete Virchow seine zündende Rede unter lebhaftem Beifall, „haben wir das größte Interesse daran, daß wir als gewissenhafte, freie und ich sage noch einmal königstreue Männer es können, unsere Wahlen wirklich frei ausüben."

In derselben Sitzung war es auch, wo vorher der Abgeordnete v. Bennigsen sein Bedauern darüber ausgesprochen hatte, daß hier im Reichstage zum ersten Male von einem preußischen Minister (v. Puttkamer) das Wort in den Mund genommen sei, daß für die Hilfe und Unterstützung, welche die Beamten ihm im Wahlkampfe geliehen hätten, sie seines Dankes und seiner Anerkennung sicher wären — nein auch des Dankes und der Anerkennung Seiner Majestät. „Daß", sagte Herr v. Bennigsen, „eine angegriffene gefährdete Regierungspolitik den Schild des Monarchen (Lebhaftes Bravo links) in öffentlicher Reichstagsverhandlung in Anspruch zu nehmen wagt, (Lebhaftes Bravo) das haben wir noch nicht für möglich gehalten. Dagegen lege ich nicht bloß im Namen meiner Freunde und der ganzen liberalen Seite des Reichstags, sondern auch, wie ich das fest annehme, im Namen vieler Personen aus anderen Parteien Verwahrung ein. (Lebhaftes Bravo.)"

Die denkwürdige Verhandlung endigte mit einer nahezu einstimmigen Verurtheilung der Puttkamer'schen Wahlpraxis.

Eine andere Seite, die ich aus der parlamentarischen Wirksamkeit Virchow's noch besonders hervorheben möchte, ist seine Thätigkeit bei dem Zedlitz'schen Schulgesetze. Die erste Berathung dieses Gesetzes fand während der Sitzungstage vom 25. bis 30. Januar 1892 statt. Virchow sprach als erster Redner am 29. Januar. Daß dieses Gesetz in seiner Bedeutung sich über alle gesetzgeberischen Akte der letzten Zeit hinaushebe und die höchsten Bedenken habe, wies er in schlagender Weise nach. An die Stelle der Religion solle die Konfession treten, die Regierung wolle den zweikonfessionellen Staat. Centrum und auch Konservative — denn auch diese wollen einen protestantischen Hohenpriester — erstreben das organisirte Priesterthum. Dieses und die Kirche sollen Religion sein. Schon der Minister Falk habe, statt die Gemeinde zu organisiren, die Synodalordnung geschaffen. Er (Redner) habe vergeblich gewarnt. Schon jetzt müsse sich der Minister gegen die Forderung Stöcker's wehren, daß auch die Kreisschulinspektoren konfessionell sein sollen. Wie lange noch, da werde man wieder die katholische Abtheilung im Ministerium verlangen. Die Vorlage entspreche in allen wesentlichen Punkten den bekannten Schulanträgen Windthorst's. Dem Standpunkt der Regierung gegenüber betone er, daß es eine bloß menschliche Moral gebe, welche auf der inneren Stimmung des Menschen beruhe, ganz abgesehen davon, was seine Konfession oder seine Religion sei. Die Vorlage vernichte die Organisation der Stadtschule, die Dorfschule solle fortan das Modell unserer Gesetzgebung werden. Es werde sich jetzt entscheiden, ob unser Staat künftighin wesentlich als ein doppelt konfessioneller religiöser Staat erscheinen soll, der seine Dogmen in kirchlichen Dingen sucht, oder ob wir fortgehen sollen, wie es die deutsche Entwicklung bis dahin mit sich gebracht hat, in jener freieren Richtung des Protestantismus, wo auch der Laie berechtigt ist, über Dogmen der Kirche nicht bloß sich zu äußern, sondern auch darüber zu entscheiden. Unter wiederholtem Beifall sprach er am Schluß die Hoffnung aus, daß unser Volk doch noch einmal dahin kommen werde, sein Schulwesen auf eine wirklich deutsch-nationale Grundlage zu stellen.

Der Zedlitz'sche Gesetzentwurf wurde einer Kommission von 28 Mitgliedern überwiesen, in der auch Virchow den Kampf gegen das verhängnißvolle Gesetz mit ganzer Kraft führte. Ich erinnere mich noch immer mit Dankbarkeit der Thatsache, daß er unter den Kommissionsmitgliedern der einzige war, der für den von mir gestellten Antrag auf Nichtgründung von weiteren Vorschulen an den höheren Lehranstalten stimmte. Daß das Zedlitz'sche Schulgesetz, gegen das sich auch im Lande ein Sturm erhob, auf Initiative des Königs zurückgezogen wurde, ist bekannt. Daß Virchow beim Schulaufsichtsgesetz und beim Kulturkampf — dieses Wort hat er geprägt — mitgewirkt hat, wird man als selbstverständlich ansehen. Freilich hat er dem Kulturkampf und seinen Zielen eine andere, tiefere Bedeutung beigelegt, als der erste Kanzler des Reichs. Kurz — in allen Fragen, wo es sich darum handelte, die Rechte des Volkes zu wahren und die großen Kulturerrungenschaften zu erhalten und zu vertheidigen, stand Virchow in der ersten Reihe der Kämpfer. Möge sein Vorbild auf die Jüngeren belebend und anspornend wirken; wir, denen es vergönnt war, mit ihm gemeinsam zu arbeiten, werden auch sein politisches Wirken stets in Ehren halten.

Heinrich Rickert.

Der Fall Neidhardt.

Der Pfarrer Neidhardt in Hamburg veröffentlicht einen offenen Brief an den Oberkirchenrath in Berlin über seine Nichtbestätigung zu der Pfarre an der Luisengemeinde Charlottenburgs. Der Brief ist sehr deutlich und wird dem Adressaten wenig gefallen; er ist von lebhaftester Entrüstung diktirt; aber er ist gerechtfertigt; denn der Pfarrer Neidhardt ist durch das gegen ihn beobachtete Verfahren völlig schuldlos in seiner Ehre schwer verletzt.

Neidhardt ist im Juli vorigen Jahres von den Gemeindekörperschaften der Luisengemeinde gewählt. Er war bekannt als liberaler Theologe, hatte mehrere Pfarrämter, darunter auch eines in dem Bezirke des Berliner Konsistoriums, untadlig verwaltet; gegen seine Lebensführung war nicht das Mindeste zu sagen.

Von positiver Seite, auch aus dem Kreise der Gemeindekörperschaften heraus, sind zur Anfechtung der Wahl eine Menge Anschuldigungen gegen ihn erhoben, gegen seine Predigt, in die man allerlei hineindeutet, gegen sein Verhalten bei der Wahl, gegen seine Lehre. Das Verfahren zieht sich endlos hin, fast ein halbes Jahr scheint es still zu stehen. Alle Anschuldigungen werden von Neidhardt widerlegt, das Konsistorium berücksichtigt sie nicht. Aber einen Punkt findet es bedenklich. Unter den Anschuldigungen ist eine, die behauptet, Neidhardt habe nach seiner Wahlpredigt eine Unterhaltung mit mehreren Mitgliedern der Gemeindekörperschaften gehabt und in derselben habe er zweifellos (!) sich auch über die von ihm einzunehmende Leitung der Gemeinde geäußert.

Neidhardt stellt dies dahin richtig, daß nach seiner Gastpredigt, als er schon seinen Koffer zur Rückreise packte, einige ihm bis dahin unbekannt gewesene Herren, die sich als Mitglieder der Gemeindekörperschaften zu erkennen gegeben hätten, zu ihm gekommen seien, um ihn zu bitten, kurze Zeit mit ihnen zusammen zu sein. Er habe geglaubt, diesem Wunsche sich nicht versagen zu können, ohne unhöflich zu sein, und habe sich mit den Herren eine kurze Zeit unterhalten, habe aber keinen Versuch gemacht, um ihre Stimmen sich zu bewerben oder sonst irgendwie auf die Wahl einzuwirken. Diese Darstellung ist durch eine von dem Konsistorium angestellte Zeugenvernehmung bestätigt.

Das Konsistorium stellt bezüglich dieses Punktes in seinem Erkenntniß fest:

„Aus den Ermittlungen hat sich ergeben, daß Pastor Neidhardt nach der Gastpredigt, also vor der Wahl, auf Einladung eines Mitgliedes der kirchlichen Gemeindevertretung der Luisengemeinde, des Lehrers Fischer, mit diesem und noch sieben anderen Mitgliedern dieser Gemeindekörperschaft im Union-Restaurant zu einer Unterredung zusammen gewesen ist."

Dies ist die einzige Thatsache, auf Grund derer die Bestätigung versagt ist. Völlig irrthümlicherweise. Man lese nur den folgenden Wortlaut der Bestimmung, auf deren Grund die Entscheidung abgegeben ist:

> „Ein Bewerber darf sich nur den zu gemeinschaftlicher Sitzung vereinigten Gemeindeorganen und zwar auf Einladung des Gemeindekirchenraths anläßlich der von ihm gehaltenen Gastpredigt persönlich vorstellen. Einem Gewählten, welcher entgegen dieser Vorschrift durch persönliches Werben um Stimmen oder in anderer Weise durch unwürdige Mittel auf seine Wahl einzuwirken versucht hat, ist die Bestätigung zu versagen." (Ges. v. 15. 3. 86. § 7 Abs. 4.)

Nichts kann klarer sein, als daß nach dieser Bestimmung die Bestätigung nur versagt werden soll, wenn ein persönliches Werben um Stimmen oder eine andere Einwirkung auf die Wahl durch unwürdige Mittel stattgefunden hat. Das ist aber weder vorgekommen noch vom Konsistorium angenommen. Dieses hat auf Grund der Verletzung einer Formvorschrift, nämlich des ersten Satzes der Bestimmung, die Bestätigung versagen zu müssen geglaubt. Diese Verletzung ist durchaus arglos sowohl von Seiten des Pastors Neidhardt als auch von den Gemeindevertretern erfolgt, ja sie ist gar nicht ihm, sondern wenn überhaupt einem, den Einladenden zur Last zu legen. Trotzdem ist sie als den Wandel des Pastors Neidhardt betreffend bezeichnet. Unter Wandel versteht man die Lebensführung, sofern sie vom moralischen Standpunkt gewürdigt wird, eine jede Bemängelung des Wandels eines Menschen ist ein Vorwurf gegen seine Moralität. Diesen Vorwurf hat Pastor Neidhardt mit Recht sehr schwer empfunden. Noch verschärft wird die Verletzung dadurch, daß in den Preßmittheilungen über die Nichtbestätigung gesagt ist, sie sei seines Wandels oder gar seines unwürdigen Wandels wegen oder auf Grund des wörtlich citirten § 7 Abs. 4 erfolgt, so daß man annehmen muß, Pastor Neidhardt habe alles das begangen, was in dieser Bestimmung steht.

Der Oberkirchenrath hat diese Entscheidung ohne Angabe von Gründen bestätigt. Wenigstens — wenn er der gleichen Rechtsüberzeugung wie das Konsistorium war — hätte er aussprechen müssen, daß gegen den Wandel des Pastors Neidhardt nichts einzuwenden, sondern nur, und zwar völlig unbewußt, eine Form verletzt sei. Aber auch der Oberkirchenrath bezeichnet die Entscheidung als des Wandels wegen erfolgt.

Kann man da dem schwer Verletzten, der bis dahin ein Jahr lang alles geduldig über sich hat ergehen lassen, verdenken, daß er nach Erschöpfung aller Rechtsmittel zur Wiederherstellung seiner Ehre die Thatsachen veröffentlicht und daß er nun das ganze gegen ihn eingeschlagene Verfahren schildert?

Aber ehe ich auf dieses eingehe, noch ein Wort über die Bedeutung dieser Auslegung des § 7 Abs. 4. Darnach ist jede noch so harmlose Unterredung eines zur Wahl stehenden Geistlichen mit den Männern, die ihn wählen sollen, nicht bloß verboten, sondern muß die Nichtbestätigung der Wahl zur Folge haben; ja der gleichgültigste Verkehr zwischen ihnen hat diese Wirkung. Das heißt, daß die Wähler den Mann, der ihnen lange Zeit hindurch als Seelsorger dienen, ihr und ihrer Familien Freund und Berather sein soll, nur aus der Ferne, auf der Kanzel, als Prediger kennen lernen dürfen. Können sich die Gemeindekörperschaften solche Beschränkung gefallen lassen? Und die Geistlichen, in welches Licht werden sie gestellt! Eine solche Interpretation des Gesetzes ist doch nur zu rechtfertigen, wenn angenommen wird, daß jede Unterredung eines zur Wahl stehenden Geistlichen mit einem Wähler die dringende Gefahr enthalte, daß jener auf die Wahl in unerlaubter Weise einwirke. Ein schönes, von den obersten Kirchenbehörden den ihrem Schutz anvertrauten Geistlichen, natürlich ohne sich dieser Konsequenz ihrer Entscheidung bewußt zu sein, ausgestelltes Zeugniß! Und glaubt man denn, daß es möglich sei, eine solche Bestimmung durchzuführen?

Ein Verkehr wird sich in vielen Fällen gar nicht vermeiden lassen; wie soll es z. B. mit Geistlichen gehalten werden, die an ihrem Wohnorte sich um eine Stelle bewerben? Dürfen diese von der Gastpredigt bis zur Wahl mit keinem Gemeindevertreter reden, mit dem sie vielleicht in mannigfachen Beziehungen stehen? Das ist unmöglich. Die Anwendung solcher Bestimmung wird immer eine ungleichmäßige sein, und jeder Denunziation wird Thor und Thür offen stehen.

Und nun noch einige Worte über die anderen Umstände des Falles.

Demjenigen, der die Verhältnisse nicht kennt, muß auffallen, mit welcher Geflissenheit, ja selbst Erbitterung, die Gegner Neidhardt's gegen ihn arbeiteten. Bei jedem liberalen Geistlichen wird ja der Versuch gemacht, seine Wahl durch Proteste zu beseitigen, aber so hartnäckig ist es selten geschehen und so gutmüthig haben die kirchlichen Behörden nicht leicht solche fortwährend neuen, unbegründeten Anschuldigungen aufgenommen. Das erklärt sich daraus, daß bald nach der Wahl Neidhardt's in Folge einer Ver-

mehrung der Mitglieder der Gemeindekörperschaften die Majorität der Liberalen in eine Majorität der Positiven umgewandelt ist. Diese sind nun sicher, daß die nächste Wahl auf einen der Ihrigen fallen wird. Das spornte den Eifer der positiven Gemeindemitglieder an, und auch dem Konsistorium wird ein positiver Pfarrer erwünscht gewesen sein. Nach Neidhardt's offenem Brief ist ihm, wahrscheinlich um ihn zum Rücktritt zu bewegen, angedeutet, daß er auf seine Bestätigung nicht rechnen könne, und zwar lange ehe der oben angeführte Grund für die Nichtbestätigung angebracht war.

Aber, wenn man nicht Neidhardt wegen seiner liberalen Theologie zurückweisen wollte, so fehlte es an einem Grunde.

Ein Weg, Neidhardt ohne viel Aufhebens zu beseitigen, schien zwar dem Konsistorium vorgeschlagen zu sein; es ist nämlich behauptet, daß die Wahl des Oberpfarrers in Charlottenburg königlicher Bestätigung bedürfe. Diese Frage scheint auch lange Zeit den Fortgang des Prozesses verzögert zu haben; denn die Zurückweisung eines Protestes gegen die Wahl durch den Synodalvorstand, welche am 26. September 1891 erfolgt ist, wurde erst am 3. März den Protesterhebern und dem Pastor Neidhardt mitgetheilt, vermuthlich nachdem man eingesehen hatte, daß nach der jetzigen Kirchengesetzgebung von einer königlichen Bestätigung einer Pfarrwahl nicht mehr die Rede sein kann. Da erst wurde in einem Rekurse gegen diese Entscheidung des Synodalvorstandes die Thatsache vorgebracht, auf Grund welcher die Bestätigung versagt ist, und nun konnte man, wenn dieser als zureichend angesehen werden konnte, die Frage der Lehre bei Seite lassen, was denn auch geschehen ist.

Man kann Neidhardt, gegen den in dem langen Verfahren absolut nichts, als die unbewußte Verletzung einer Form hat aufgebracht werden können, nicht verdenken, wenn er den ausgesprochenen Grund seiner Nichtbestätigung nicht für den maßgebenden hält und die Angabe dieses verlangt, und wenn er die offenbar ihm bewiesene Abneigung auf seine liberale Richtung schiebt. Darin hat er auch Recht, daß seit einiger Zeit die landeskirchlichen Behörden sich vor Prozessen gegen die Lehre scheuen; wenn irgend möglich, wird der Sache eine andere Wendung gegeben: den liberalen Theologen wird beigemessen, daß sie taktlos seien, oder nicht zum Frieden der Gemeinde wirken und dergl. Solcher Dinge ist Pastor Neidhardt auch beschuldigt, aber alles ist als unrichtig nachgewiesen; seine liberale theologische Richtung hat er offen ausgesprochen, sie war auch allgemein, insbesondere dem Konsistorium, bekannt. Wollte man ihn durchaus nicht bestätigen, so mochte man hier ansetzen, wie es das Hannöversche Konsistorium im Falle Weingart gethan hat.

Aber man möchte die preußische Landeskirche nicht in den Verdacht bringen, daß sie Glaubenszwang übe; freilich hilft alles nichts, denn jeder, der die kirchlichen Verhältnisse kennt, weiß, daß es geschieht — mit Vorsicht, nicht immer mit Umsicht, aber recht wirksam.

Mit lebendigen Worten schildert Neidhardt in seinem offenen Briefe das Unheil, das dieser Glaubenszwang über die evangelische Kirche und insbesondere über die Geistlichen bringt. Mit Recht sagt er, daß, weil man in den weitesten Kreisen dies weiß, weil man deshalb annimmt, daß die Geistlichen nicht offen reden, das Vertrauen zu ihrer Wahrhaftigkeit fehlt, ihrem Einfluß die nothwendigste Grundlage entzogen ist. Er schildert dagegen aus eigener Erfahrung die Möglichkeit und die Vorzüge freien Zusammenwirkens der verschiedenen theologischen Richtungen an der evangelischen Kirche, er will und kann mit Positiven friedlich zusammen arbeiten.

Kaum zu hoffen scheint es, daß die Behörden der preußischen Landeskirche sich zu der einzig dem Grundgedanken der Reformation entsprechenden Auffassung und Praxis durchringen, freie gleichberechtigte Bethätigung allen auf dem Boden des Evangeliums stehenden protestantischen Richtungen zu gewähren. Es ist Sache des Volkes, vor allen andern der Männer, welchen die Erhaltung oder richtiger Erneuerung der Religion am Herzen liegt, für die Beseitigung dieses Glaubenszwanges an allen Stellen kräftig zu wirken. Und wer Werth darauf legt, die Arbeiter wieder für die Religion zu gewinnen, der bedenke, daß der Hauptgrund der Abneigung der Arbeiter gegen die Kirche der ist, daß sie die Geistlichen nicht für freie, unabhängige Männer, sondern für gehorsame Diener der herrschenden Klasse halten.

K. Schrader.

Eine Apologie der Kartelle.

II.

Ein besonderes Kapitel wird den „wirthschaftlichen Rückwirkungen auf die Produktion" gewidmet. Dasselbe wird eingeleitet mit der bereits im vorigen Artikel erwähnten unrichtigen Darstellung des Entstehens der Ueberproduktion und des ruinösen Konkurrenzkampfes, woraus die Nothwendigkeit der Kartelle hergeleitet wird. Das Bestreben zur Kartellbildung ist nach Grunzel bei den mittleren Betrieben stärker als bei den mächtigsten, da sie durch das Kartell ihre Existenz sichern, aber auch die letzteren sind dazu geneigt, da ihnen damit ein höherer Unternehmergewinn gewährleistet wird.

Den Kartellen spricht Grunzel das Moment der größeren Wirthschaftlichkeit zu,

„weil 1. überflüssige Frachtkosten erspart werden, 2. der Zwischenhandel überall ausgeschaltet wird, wo er überflüssig ist, 3. weil sich die Vertriebskosten vermindern, 4. weil eine zweckmäßige Spezialisirung herbeigeführt werden kann, 5. weil eine größere Stabilität in der Produktion herbeigeführt wird, 6. weil eine rationelle Pflege des Exports eine Ausdehnung der Produktion ermöglicht, und 7. weil sich das Kapitalrisiko erheblich vermindert."

1. Was den ersten Punkt anlangt, so ist allerdings beim Absatz eine Ersparniß von Frachtkosten sehr wohl möglich, aber hierin unterscheiden sich die Kartelle nachtheilig von den Trusts, welch letztere auch an den Frachtkosten für die zu verarbeitenden Materialien sparen. Das Schlimme ist nur, daß die Wirthschaftlichkeit lediglich dem Unternehmer zu Gute kommt, nicht dem Konsumenten, da die Konkurrenz eben ausgeschlossen wird.

2. Die Ausschaltung des Zwischenhandels überall da, wo er überflüssig ist, wird erheblich überschätzt, denn in den meisten Fällen ist er eben nicht überflüssig, ja garnicht zu entbehren. Durch die Eisenkartelle ist kein Eisenhändler weniger geworden, ist der Großhandel nicht ausgeschaltet worden, und das Gleiche gilt vom Kohlenhandel; an die großen Weiterverarbeiter haben die Produzenten der Halbfabrikate auch bereits früher ohne Kartelle direkt ohne Vermittelung des Großhandels abgesetzt, ebenso wie die Spinnereien an die großen Webereien. In manchen Artikeln, z. B. im Zucker, ist allerdings der Großhandel für den Inlandsabsatz im weitgehenden Maße ausgeschaltet worden; aber dieser Vorgang spielte sich auch schon vor dem Inslebentreten des Zuckerkartells ab, und beim Spiritus hat man die Großhändler ohne Weiteres in das Kartell mit aufgenommen. Daß aber der Kleinhandel in Zucker nach Beseitigung des Großhandels besser daran sei als vorher, wird aus diesen Kreisen aufs Energischste bestritten.

3. Daß sich die Vertriebskosten vermindern, ist ebenfalls nur in seltenen Fällen zuzugeben. Die Komplizirtheit der Vertheilung der Aufträge, der Abrechnungen zwischen dem Kartell und den einzelnen Werken ist in der Regel so groß und erfordert so viel Beamte, daß eine nennenswerthe

Verbilligung gegenüber dem früheren direkten Absatz nur in geringem Umfang und in seltenen Fällen eingetreten ist.

4. Die Herbeiführung einer zweckmäßigen Spezialisirung wird bei den Kartellen verhältnißmäßig nur selten erreicht. Auch hierin unterscheiden sie sich nachtheilig von den Trusts, welche die Produktionskosten durch weitestgehende Spezialisirung der Produktion in den einzelnen Werken erheblich herabdrücken. In einzelnen Fällen wird auch hierin das eine oder das andere Kartell einen wirthschaftlichen Fortschritt zeitigen können. Man wird die Fabrikation von Scheibenrädern auf das eine, die von Speichenrädern auf das andere Werk konzentriren können. Man wird einem Walzwerk einen größeren Auftrag des einen Profils, einem anderen einen solchen eines anderen überweisen und dadurch das häufigere Umlegen der Walzen verringern können, aber das sind verhältnißmäßig seltene Ausnahmen; gerade in schlechten Zeiten laufen die Spezifikationen in so kleinen Posten ein, daß schon aus Frachtrücksichten die Ausführung eines aus den verschiedensten Sortimenten bestehenden Auftrages einem Werke überwiesen werden muß, und bei anderen Massenartikeln fungibler Waaren wie Zucker, Spiritus, Stärke u. a. m. kann von einer Spezialisirung nicht gut die Rede sein.

5. Die Kartelle sollen besonders wirthschaftlich arbeiten, weil sie eine größere Stabilisirung der Produktion herbeiführen. Mit Rücksicht auf die enormen Schwankungen, welche der Inlandsbedarf trotz der für fast jeden Spezialartikel bestehenden Syndikate gerade erst in den letzten Jahren gezeigt hat, ist das eine sehr gewagte Behauptung. Man muß im Gegentheil annehmen, daß das ungesunde Hochhalten der Inlandspreise in den Zeiten wirthschaftlichen Niederganges die Produktion nicht stabilisirt, sondern den Konsum und damit die Produktion einschränkt.

6. Die rationelle Pflege des Exports durch die Kartelle und damit die Ausdehnung der Produktion, die stets zum Lobe der Kartelle angeführt werden, sind allermindestens recht bestrittene Vortheile. So lange unter dem Schutz hoher Zölle von den Kartellen die Preise auf dem Inlandsmarkt hochgehalten werden, um mit Kartellexportprämien auf Kosten der inländischen Verbraucher die Waaren dem Ausland unter den Selbstkosten zu liefern, wird der an volkswirthschaftliches Denken gewöhnte Mensch in diesem Export nichts Wirthschaftliches, sondern etwas Unwirthschaftliches, nicht eine Förderung des Nationalvermögens, sondern eine Verschleuderung desselben erblicken müssen, wird man darin nicht eine Maßregel sehen können, welche dem heimischen Arbeiter zu Gute kommt, sondern eine solche, welche die Arbeit dem heimischen Markt entzieht. Denn gegenüber den wenigen dadurch mehr beschäftigten Arbeitern in der Industrie der Halbfabrikate steht eine das Mehrfache betragende Arbeiterschaar in den weiterverarbeitenden Industrien, denen mit diesem Schleuderexport in Halbfabrikaten der heimische Markt vertheuert, der Absatz von Fertigfabrikaten nach dem Ausland erschwert oder unmöglich gemacht wird. Beispiele, wie ganze Industrien durch die Syndikate mit ihrer Praxis in das Ausland gedrängt werden, sind oft genug — auch in meinen bereits citirten „Nation“-Artikeln — vorgeführt worden.

Freilich, meint Herr Grunzel, das sei ja nicht die Schuld der Kartelle, sondern das sei die Schuld der übertriebenen Schutzzölle. Das ist ja aber gerade der circulus vitiosus dieses ganzen Gedankenganges, daß die Schutzzölle die Vertheuerung der Inlandswaaren herbeiführen sollen, und daß sie das vielfach erst können unter der Einwirkung der Kartelle.

Der Schutzzoll — meint Grunzel — soll nicht höher bemessen werden als dem Ausgleich der ungünstigeren Produktionsbedingungen entspricht.

Nun schreien aber die schutzzöllnerischen Industrien in Oesterreich, daß ihre Produktionskosten höher seien als in Deutschland, die Deutschen, daß Oesterreich billiger produziren könne als Deutschland, weil die Löhne dort billiger seien, die sozialen Lasten bei uns höher als dort. Die Amerikaner motiviren ihre Schutzzölle mit den riesigen Arbeiterlöhnen und dem Interesse an deren Erhaltung gegenüber den Hungerlöhnen der europäischen Konkurrenz, und so wirft immer der eine dem anderen vor, daß jener billiger produziren könne, daß man ihn selbst also durch Zölle schützen müsse.

In Wirklichkeit entspricht den höheren Löhnen — einschließlich der höheren sozialen Arbeitslasten, die dem Lohne zugerechnet werden müssen — fast immer auch eine höhere Arbeiterleistung. Ja meist arbeitet ein Land mit hohen Löhnen und niedrigen Lebensmittelpreisen billiger als ein Land mit niedrigen Löhnen; und weder der Centralverband Deutscher Industrieller noch der Centralverband der Industriellen Oesterreichs hat die Schutzzölle des eigenen Staates für zu niedrig erklärt. Wir sehen ja wie beide Körperschaften emsig an deren Erhöhung arbeiten, und Herr Grunzel scheint eifrig mit dabei thätig zu sein. Er meint allerdings, das eigene Interesse der Kartelle halte dieselben ab, übermäßige Preise im Inland zu fordern, da dadurch der Konsum eingeschränkt und die Neigung zur Errichtung von außenstehenden Werken gestärkt werde. Zweifellos liegt hierin ein mäßigendes Moment für die Preispolitik der Kartelle, aber man wird nicht behaupten können, daß die betreffenden Kartellleiter dasselbe stets genügend gewürdigt hätten. Der Appetit kam beim Essen, und je länger ein Kartell in günstiger Konjunktur bestand, um so mehr erhöhte es die Preise, damit den Umschwung nur fördernd. Das unverständige Hochhalten der Preise hat wiederum in zahllosen Fällen neue Unternehmungen hervorgerufen, welche dann die Ueberproduktion zeitigten. Die Chokoladenfabrikanten gründeten ihre eigene Zuckerfabrik, die Destillateure ihre eigenen Spiritusbrennereien, die Zeitungsverleger eigene Papierfabriken, die mechanischen Webereien eigene Spinnereien, die Bauunternehmer eigene Ziegeleien u. s. f., so daß mehr wie ein Kartell durch seine übertriebenen Preistreibereien sich selbst den Ast abgesägt hat, auf dem es saß, bis dann die Noth der Zeit oft die bisherigen Outsiders mit den früheren Kartellfirmen zu einem neuen Kartell vereinigte. Es gibt eben bloß ein Mittel, um die Kartelle zu einer verständigen Preispolitik zu zwingen, und das ist die Konkurrenz.

Freilich Grunzel vertritt die Meinung, daß der Zoll mit der Sicherung eines bestimmten Absatzgebietes zwar die Kartellbildung erleichtere, aber daß auch in freihändlerischen Ländern eine solche möglich sei, und beruft sich dafür auf das Beispiel Großbritanniens. Was er aber selbst an englischen Kartellen aufzählt, ist der beste Beweis dafür, daß die Preis- und Verkaufskartelle nur auf dem Boden des Schutzzolles gedeihen. Muß er doch selbst Seite 317 zugestehen, daß die englischen Amalgamations mehr den amerikanischen Trusts ähneln, daß sich Kartelle dagegen nur ganz vereinzelt zeigen. So vermag er lediglich die im Januar 1901 in Yorkshire gebildete Vereinigung gegen die künstliche Beschwerung von Kammgarnstoffen (Yorkshire woolen association) aufzuführen, die doch lediglich den Zweck hat, dem unlauteren Wettbewerb zu steuern, auf Preise, auf Regelung des Absatzes aber keinen Einfluß hat; ferner die Sheffield forge and rolling mill association, welche den Zweck hat, den Preis für das Schmieden und Walzen von Gußstahl und Bessemerstahl für die Sheffielder Stahlwerke auf Grund einer Standardliste zu reguliren. Hier handelt es sich um eine im Interesse beider Kontrahenten gelegene Vereinbarung, die nur mit Gewalt als Kartell bezeichnet werden kann.

Die staatliche Regelung des Kartellwesens ist eine der brennenden Fragen, welche auch Grunzel ausführlich behandelt. Eine ganze Reihe von Staaten haben gesetzliche Bestimmungen gegen die Kartelle getroffen, oder es hat die Judikatur den Kartellverträgen die zivilrechtliche Gültigkeit versagt. Ganz besonders gilt dies bezüglich Oesterreich-Ungarns, wo das Koalitionsgesetz auch auf die Kartelle in Anwendung gebracht worden ist. Zweifellos ist dies für die bestehenden Kartelle eine recht unangenehme

Sache, wenn auch freilich in der Praxis sich das nicht so fühlbar gemacht hat. Die Zahl der Fälle, in welchen einzelne Mitglieder eines Kartells auf die Ungültigkeit der Verträge geklagt haben, ist verschwindend. Grunzel hebt meines Erachtens mit vollem Recht hervor, daß es in den Kreisen der Industrie als der kaufmännischen Ehre widersprechend erachtet werde, wenn eine Firma von der Auslegung der Judikatur bezüglich der Ungültigkeit der Kartellverträge Gebrauch mache, umsomehr, als die Kartelle ja immer bloß auf verhältnißmäßig kurze Zeit abgeschlossen sind, oder eine Kündigungsfrist vorgesehen ist.

Der Fall liegt hier ähnlich wie mit dem Verbot des Terminhandels in Industriepapieren in Deutschland, wo es ebenfalls als gegen die kaufmännische Ehre verstoßend gilt, wenn jemand auf Nichtigkeit des einmal abgeschlossenen Geschäftes klagen will. Solche Leute sind mit Recht geboykottet in der öffentlichen Meinung ihrer Standesgenossen; ein anständiger Kaufmann macht von einer derartigen gesetzlichen Ermächtigung keinen Gebrauch.

Die außerordentlich zahlreichen Kartelle, welche in Oesterreich-Ungarn bestehen, beweisen übrigens am besten, wie wirkungslos derartige gesetzliche Bestimmungen sind. Es ist trotzdem begreiflich, daß Grunzel eine feste rechtliche Basis herbeiwünscht. Daß eine solche Lösung nur zu erreichen ist, wenn gleichzeitig der Stimmung der öffentlichen Meinung gegen die Kartelle Rechnung getragen wird, sieht er dabei sehr wohl ein, und er macht auch Vorschläge. Aber, wie sind sie? Lediglich **ut aliquid fecisse videatur!** Er wünscht ein Kartellregister und die Statuirung einer Anzeigepflicht für die Kartelle. Der Staatsbehörde soll ein gewisses Kontrolrecht zugestanden werden, welches sie in den Stand setzen würde, in bestimmten Fällen mehr zu erfahren, als was aus dem Kartellregister zu ersehen ist.

„Das Recht zur Forderung von Auskünften über Geschäftsverhältnisse müßte den behördlichen Organen eingeräumt werden, allerdings gegen die Verpflichtung strengster Verschwiegenheit."

Man fragt sich vergebens, was ein derartiges Kontrolrecht der Staatsbehörden nützen soll, wenn sie gar keinen Gebrauch gegenüber der Oeffentlichkeit, auch nicht einmal gegenüber den gesetzgebenden Körperschaften davon machen kann! Es würde das für die Behörde lediglich ein **privilegium odiosum** sein. Sie würde alle Mißbräuche der Kartelle zwar kennen lernen, aber durch ihr erzwungenes Stillschweigen gewissermaßen sanktioniren, denn das Recht auf Untersagung oder Suspension der Kartellbeschlüsse bekämpft Grunzel mit guten Gründen.

Allerdings macht er den weiteren Vorschlag, daß bei Verletzung der öffentlichen Interessen durch ein Kartell die Behörde dasselbe aus dem Register streichen kann. Nun denke man sich aber die Situation für die Behörde, wenn sie ohne Angabe von Gründen gegenüber der Oeffentlichkeit ein Kartell aus dem Register streicht. Wenn sie einen solchen Akt der Kabinettsjustiz vollzieht, würde das Kartell natürlich in die Welt schreien, daß ihm schweres Unrecht gethan worden sei, und die Behörde würde durch die Pflicht zur Verschwiegenheit außer Stande sein, auf diese Angriffe zu antworten. Selbstverständlich würde unter solchen Umständen die Behörde kaum jemals von der Streichungsbefugniß Gebrauch machen, umsoweniger als die kartellirte Großindustrie gewöhnlich so gute Freunde in den Ministerien besitzt — in Preußen ist ja der Fiskus selbst an einer ganzen Reihe von Kartellen betheiligt — daß gar nicht zu befürchten ist, daß die Kartelle jemals aus dem Register gestrichen würden.

Grunzel's Erörterungen über die gesetzliche Regelung der Kartelle erbringen den Beweis, daß im Wege der Gesetzgebung gegen diese Bildungen nichts auszurichten ist, daß, wo Legislatur oder Judikatur den Versuch dazu gemacht haben, derselbe ein Schlag ins Wasser geblieben ist. Ganz besonders ist daher dieser Abschnitt Herrn Reichstagsabgeordneten Dr. Spahn zu empfehlen, vielleicht wird dann sein Glaube an seinen im Schreibtisch verschlossenen Entwurf doch etwas erschüttert.

Je mehr indessen durch die Gesetzgebung die Kartellbildung erschwert wird, umsomehr drängt man die betheiligten Fabriken auf die Bahn des Trusts, d. h. zur Fusionirung einzelner Werke zu einem gemeinsamen großen Unternehmen, und gegen derartige Bildungen muß jede Gesetzgebung unwirksam bleiben, sofern nicht der Nutzen, den sie schafft, himmelweit hinter dem angerichteten Schaden zurückbleibt.

Fast ganz mit Stillschweigen geht Grunzel über die Gefährdung der Handelsverträge durch die Kartelle hinweg. Obgleich er sonst auch die neuesten Erscheinungen in den Bereich seiner Besprechung zieht, scheint ihn die Note des russischen Finanzministers garnicht zu interessiren.

Zweifellos kann ein Kartell die Wirkung eines ausländischen Schutzzolles durch eine Exportprämie illusorisch machen. Mit Recht hat deshalb Witte die Frage angeregt, ob eine Bindung von Zollsätzen in den künftigen Handelsverträgen noch möglich sei, wenn der Zweck des Zolles, die eigene Industrie zu schützen, erreicht werden solle. Daß hierin eine große Gefahr für brauchbare Handelsverträge liegt, ist ohne Weiteres anzuerkennen, da die Anwendung eines Zuschlagzolles in Höhe der Kartellprämie gegen das Prinzip der Meistbegünstigung verstößt, und damit die ganze Basis der heutigen Handelsverträge ins Wanken kommt. Es muß aber auch betont werden, daß es kaum möglich sein wird, die Höhe der Kartellexportprämien festzustellen; und schließlich würden diejenigen Länder, in denen die Association zu der höheren Stufe des Trusts vorgeschritten ist, einem derartigen Zuschlagzoll nicht unterworfen werden können, obgleich sie vielleicht in Wirklichkeit eine noch viel höhere Exportprämie gewähren, als die Kartelle, bloß daß diese nicht festzustellen ist.

Das Bestreben mancher Fabrikationszweige, sich zu Verbänden, auch zu Trusts zusammenzuschließen, kann ein durchaus berechtigtes sein. Ich bin weit davon entfernt, jedes Kartell als schlecht, als wirthschaftlich unzweckmäßig hinstellen zu wollen, ebenso wenig wie ich das Gebahren vieler Kartelle und Trusts zu loben vermag. Aber den sehr häufig vorkommenden gefährlichen Ausschreitungen dieser Bildungen kann man auf dem Wege der Gesetzgebung oder Judikatur nicht begegnen, und diese Ausschreitungen leugnen, heißt den Kopf in den Sand stecken. Zu dieser Vogel-Straußpolitik wünscht Grunzel im Interesse seiner geliebten Kartelle andere — das draußen stehende Publikum und vor allem die Gesetzgeber — zu bekehren. Hoffentlich gelingt ihm das nicht.

Gegen die Ausschreitungen der Kartelle gibt es eben nur ein brauchbares Mittel: das ist die Aufrechterhaltung der Konkurrenz, die Beseitigung der hohen Schutzzölle. Das wird selbst Herr Witte einsehen müssen, und er kann sich im eigenen Lande davon überzeugen, welche Blüthen dort die Kartellbewegung unter dem Schutz exorbitanter Zölle getrieben hat.

Jede weitere Zollerhöhung auf Produkte der Großindustrie heißt die Kartellbewegung in ungesundem Maße verstärken, heißt ihre Ausschreitungen privilegiren; und für jemanden, der mit Kritik zu lesen versteht, ist das Buch Grunzel's ein neuer Beweis dafür.

Georg Gothein.

Nur ein Kapellmeister.

Vom Gürzenich zu Köln weht eine Trauerfahne. Franz Wüllner, der Herr und Meister des musikalischen Lebens in der alten Rheinstadt, liegt auf der Todtenbahre. Am 7. September ward seinem arbeitsreichen, kunstgeweihten Leben ein Ende gesetzt, und nun tönt die Klage um den Verstorbenen vielhundertstimmig durch den deutschen Blätterwald, als ob auch im fernsten Gau die Bedeutung dieses Verlustes empfunden und gewürdigt würde. Und doch, wie viele Tausende werden fragen, wer war Franz Wüllner? Was hat er uns geschaffen, was unserem Volke hinterlassen, daß wir euer Klagen begreifen?

Es hat sein Bedenkliches um die übergroße Resonanz, die den Menschen und Ereignissen unserer Zeit durch das geräuschvolle Instrument der Tagespresse geschaffen wird. Im Guten wie im Bösen, bewußt und unbewußt, wird da fort und fort vergröbert, vergrößert und verzerrt, sodaß in wenigen Tagen oft das Maß der Dinge verrückt, das Bild der Erscheinungen verwischt ist. An diesem Uebel krankt vor allem unsere landesübliche Nekrologie. Da ist einem schlechten Herkommen gemäß alles auf den großen Ton abgestimmt und ohne pompes funèbres kann in unseren Zeitungen kaum ein Landschulmeister mehr zur letzten Ruhe gebracht werden. Je weniger Greifbares und Sachliches sie von einem Menschenleben zu berichten wissen, desto größer und voller ist der Schwall ihrer Worte. Dies Unwesen ist mir sehr widerlich, und ich wünsche oft, als journalistischer Grabredner meinen Abschied zu bekommen. Was soll der beste schlichte Abschiedsspruch, wenn rechts und links mit allen Registern georgelt wird!

So dacht' ich auch, als der Tod des alten wackeren Wüllner gemeldet wurde, und man allerseits die große rhetorische Trauersymphonie anzustimmen begann. Tonwerke, aus denen die schöpferische Kraft einer künstlerischen Persönlichkeit bezwingend und beglückend zu Mitwelt und Nachwelt spricht, hat er nicht hinterlassen, seine Bedeutung beruht völlig auf seinem Wirken als nachschaffender Künstler. Was er als Leiter musikalischer Aufführungen, zunächst als Chormeister und Orchesterdriller, dann als umsichtiger, kenntnißreicher und ernstbedächtiger Kapellmeister geleistet hat, macht den größten Ertrag seines Lebens aus. Und wie schwer ist gerade der Werth solcher wechselvollen Wirksamkeit abzuschätzen. Wie grundverschieden möchten die Urtheile lauten, je nachdem Wüllners Thätigkeit als Opernkapellmeister in München und Dresden oder als Kölner Konzertleiter zum Hauptpunkt der Betrachtung gemacht würde. Nur eine sorgfältige Abwägung der sachverständigen Berichte von Ohrenzeugen vermöchte da zu einer gerechten und wahren Bewerthung der Verdienste zu gelangen. Und ähnlich steht es mit der Betrachtung der langjährigen und weitverzweigten musikpädagogischen Wirksamkeit Wüllners. Zweifellos lebte und webte in dem thatkräftigen, rastlos strebenden Manne ein Erzieher ersten Ranges. Wer aber soll die Früchte seiner Mühen heute bereits bestimmen können? Wer vermag ohne gründliche Prüfung die Lebensfähigkeit der von Wüllner mit außerordentlicher Organisationskunst geschaffenen, für die Musikpflege und das Kulturleben seiner Wirkungsstätte überaus wichtigen Anstalten und Einrichtungen jetzt schon zu bemessen? Gleich andern weniger bekannten seiner Kunstgenossen hat Wüllner auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Musikwesens bedeutsame Anregungen gegeben und in einem langen, arbeitsvollen Leben manches zu Stande gebracht, was ihn überdauern wird, allein nur um dieser Erfolge willen möchte ich meine Abneigung gegen die Leichenrednerei nicht überwunden haben. Ein besonderer Vorzug des Verstorbenen löst mir das schwere Wort.

Eines zeichnete Franz Wüllner vor den meisten seiner Altersgenossen, vor der großen Ueberzahl seiner Mitzünfter aus: er erfreute sich nicht nur einer auch im hohen Alter nicht erlahmenden geistigen Spannkraft, sondern erwies sich dieses Gnadengeschenkes auch würdig, indem er Amt und Titeln zum Trotz der Kunst und der Künstler sich hilfreich annahm, auch wo ihre Wege von den seinen abzweigten und in Gründe sich zu verlieren schienen, die von der fürsorglichen Weisheit der staatlichen Aesthetik abgesperrt werden. Gleich dem herrlichen alten Fontane war Wüllner gerade im höchsten Alter ein mächtiger, liebevoller und ehrwürdiger Schutzherr der „Jungen“ und wurde so der trefflichste Mittler zwischen der älteren Musikübung und der Kunst des kommenden Geschlechts. Wüllner, den akademische Würden und staatliche Ehren zierten, hat es auch als Siebzigjähriger verschmäht, sich aus den Prinzipien des einzig Wahren, Guten und Schönen das bekannte Ruhekissen zu polstern. Er blieb bis an sein Ende ein freier, tapferer Kämpfer. Nun sei ihm die Erde leicht!

H. Welti.

Ein Roman in Versen.

Wer einen Roman in Versen schreibt, — wie dies soeben Franz Lindheimer mit seinem „Karl Roland“*) gethan hat, — gibt meines Erachtens durch die Versform zu verstehen, daß er nicht hauptsächlich Erzähler von spannenden Begebenheiten, vielleicht auch nicht einmal Charakterzeichner sein will, sondern daß ihm seine erfundene Romanhandlung wesentlich dazu dienen soll, an ihr gleichsam wie an einem Gerüst die Festons lyrischer Betrachtungen des Lebens aufzuhängen, sich elegisch, — das Wort im antiken Sinne genommen, der nicht bloß Trauergedichte meinte, — über Erscheinungen und Probleme des Daseins zu äußern.

Daß diese Auffassung wenigstens für Franz Lindheimer's Roman in Versen die richtige ist, läßt sich aus mancher Strophe seiner Dichtung erkennen, z. B. aus der dreizehnten des vierten Kapitels:

„Jetzt hab' ich Stunden, wo ich viel vergesse
Und ew'ge Ideale glauben kann,
Dann find' ich wieder Liebe und Int'resse
Für diesen nimmer endenden Roman
Und ringe, daß ein helles Kleid ich messe
Für schmerzlicher Gedanken schwarzen Wahn.
Man glaubt an Gott und fast an Menschlichkeit
Und bleibt am Werke aus Vergeßlichkeit.“

Das helle Kleid poetischer Kunstform vorwiegend schmerzlichen Gedanken anzupassen — dies also war die dem Verfasser vielleicht erst während seiner Arbeit so klar zum Bewußtsein gekommene seelische Veranlassung seines Schaffens. Was aber die „schmerzlichen Gedanken“ betrifft, so sind sie, wie man bald inne wird, zum kleinsten Theil Erwägungen persönlichen Leides, obschon der Dichter gewiß manches, was er seinen Helden durchmachen läßt, selbst in ähnlicher Weise dürfte erlebt haben und dieser subjektive Zug gewissen Stellen des Romans besonderen Reiz verleiht. Im Wesentlichen jedoch bewegen sich die „schmerzlichen“ Gedanken um das Thema: Was soll man in der heutigen Welt thun, wenn man lebens-kundig, aber mit einem Gewissen beschenkt ist? — Und dieses sozial-ethische Thema wird, wie man bald bemerkt, nicht von einem jungen Schwärmer in Frage gestellt; einem solchen würde der weltmännische Humor, der bei allem Ernst die Dichtung durchdringt, nicht so leicht zu Gebote stehen. Man trifft vielmehr überall auf die gereifte Lebenseinsicht eines Mannes, der viel gesehen, sich wohl auch schon in dieser oder jener praktischen Berufssphäre wichtige Eindrücke gesammelt hat

*) Verlag Dr. John Edelheim, Berlin W.

und der daher die Methode der romantischen Ironie, für die ihm Byron's „Don Juan" und vermuthlich auch Puschkin's „Eugen Onegin" vorbildlich waren, mit der Ruhe eines überlegenen Geistes handhabt.

Immerhin erweist sich die Romanhandlung als ein mit frischem Zug dahinströmender epischer Fluß, von dem sich die Phantasie des Lesers gern weitertragen läßt. Und wenn dem Dichter selbst die Stellen, in denen er seine Weltanschauung ausspricht, wohl die wichtigsten sind, so hat er doch auch an die Charakteristik seiner Gestalten so viel Liebe gewendet, daß sie uns interessiren und wir an einzelnen von ihnen sogar weiter rathen möchten, wer die Modelle waren, ob z. B. die Figur des Großindustriellen Kurt von Karren nicht auf eine gewichtige Persönlichkeit der Pfalz weist, die sich der besonderen Gunst des Kaisers zu erfreuen hatte u. s. w.

Karl Roland ist der Sohn eines deutschen Astronomieprofessors, aber mit dem seinen Reichthum protzig zur Schau tragenden Vater innerlich entzweit. Dieser Professor macht köstliche Figur. Obwohl er bei jedem Anlasse hervorhebt, wie reich er sei, erzählt er doch mit Behagen:

„Es gibt kein Blatt (auch das ist nicht nicht geprahlt),
Das mir nicht jedes Honorar bezahlt."

Und cynisch gesteht er, daß er einmal schon:

„Geschrieben in ein Autographenheft:
‚Was sind die Sterne? — Sie sind mein Geschäft'."

Als der Professor dem erwachsenen Sohne den Vorschlag macht, ihn durch Protektion zu fördern, die heutzutage unerläßlich sei, kommt's zum Bruch. Der Vater meint:

„Ich machte Dir das Bett, leg' Dich hinein."
Er aber rief: „Dein Bett war niemals rein. —"

So hat sich denn Karl Roland selbständig gemacht, auf fremden Universitäten studirt und nebenbei mit Adele, einer kleinen, blonden Gouvernante, eine Liebschaft begonnen, die er jedoch wieder löst, nachdem der erste Liebesrausch verflogen. Doch hatte er dem Mädchen einmal versprochen, ihr Italien zu zeigen. Und um dies Versprechen zu erfüllen, reist er mit ihr nach Genua, wo das Paar in wechselseitiger Uebereinkunft sich trennt. Man sieht, der Dichter will aus seinem Helden durchaus keinen fehlerfreien moralischen Idealmenschen machen, hebt indessen doch hervor, daß nicht bloß der Egoismus des Mannes diesen für das Mädchen schmerzlichen Bruch herbeiführte, sondern daß hierbei auch Karl Roland's „ernstes Streben" nach Wahrheit in jedem Verhältnisse bestimmend wirkte.

In Genua nun — und das ist eine der bedeutendsten Stellen der Dichtung — sieht Karl Roland in der Galerie ein Gemälde von Rubens:

„Ein Mann im reichen, bunten Kriegerkleid
Hält eine Frau umfaßt auf seinem Schoß,
Sie neigt den Kopf zu ihm und scheint bereit,
Mit süßem Dienste gerne seinen Willen
An ihrer reifen Schönheit Quell zu stillen."

Zugleich greift der Krieger nach der Weinkanne, die in ihrem Arme liegt:

„Ein dreister Amor hielt des Kriegers Klinge
Und Bacchus trinkt ihm zu: Sei guter Dinge!"

„Doch ihm, der gierig nach des Lebens Freuden
Die Arme streckt, färbt Schwermuth das Gesicht,
Von ew'ger Sehnsucht, unstillbaren Leiden
Die abgehärmte, fahle Wange spricht,
Zur Ferne läßt den Blick er forschend gleiten,
Er sieht den Amor, sieht den Bacchus nicht.
Was auch die Hand mechanisch mag vollbringen,
Der Geist fliegt weltenweit auf reinen Schwingen."

Denn noch eine fünfte, kaum sichtbare Figur ist auf dem Rubensbilde, ein in Dunkelheit gehüllter dämonischer Wächter, der dem Krieger auf die Schulter klopft und ihm leise, furchtbare Worte zuzuraunen scheint:

„Karl kannte dieses Dämons finst're Weise
Und glaubte, keinen Ton daraus zu missen;
Der Dämon war das wachende Gewissen."

Im 2. Kapitel des Romans steht die interessante Schilderung dieses Rubensgemäldes; aber gegen Ende des Werkes werden wir abermals an sie gemahnt. Da befindet sich Karl Roland in ähnlicher Situation wie der Krieger. Er ist in die Heimath zurückgekehrt und hat inzwischen volle Einsicht erhalten in all das Elend, das, seiner Ueberzeugung nach, der Kapitalismus verschuldet, der auch der Arbeit, weil er sie zur Frohn macht, ihren Segen genommen hat:

„Der Arbeit Ehre hat der Mensch erschlagen."

Und diese Einsicht würde ihm die Pflicht auferlegen, für die soziale Befreiung der Menschheit zu wirken. Aber eine schöne Frau hat auf ihn mächtigen Einfluß gewonnen, und er ist im besten Zuge, über dem Genuß von Lebensfreuden, die ihm der Verkehr mit ihr bietet, aller humanen Aufgaben zu vergessen, obwohl er immer Momente hat, in denen die Frage an seinem Herzen nagt:

„Nichts thun als trinken, oder Mädchen küssen?
Und weiter nichts? O! Schmach und Feuerpein
Des Nichtsthuns! Wo die vielen Tausend **müssen**!"

In einem solchen Augenblicke, da Elvira auf seinem Knie sitzt und er „mit nachlässiger Geberde als wie im Traum und seiner nicht bewußt" die Hand um ihren Hals und nach ihrer Brust führt, da schrickt er empor, denn:

„Dort, aus des Spiegels Scheibe
Hat ihn das Bild des Rubens angeschaut:
Die Hände an der Flasche und am Weibe!
Und im Gesicht, so daß ihm selber graut,
Verzweiflung, Trauer und im Auge Tod!
Und hinterm Rücken die Gewissensnoth."

Mit einem gellenden: „Juchei! wie gut ich Bilder stellen kann!" springt er auf und stürmt aus der Thür. Er hat sich selbst und den Ernst seiner Lebensaufgabe wieder gefunden.

Mir scheint, es sei nach dieser Probe der Fähigkeit des Verfassers, in die Begebenheit des Romans tiefsinnigen Zusammenhang zu bringen, nicht nothwendig, daß hier nun die weitere Geschichte Karl Roland's, seine Beziehung zu dem russischen Sozialisten Boris, zu dem schon erwähnten Großindustriellen Kurt v. Karren sowie zu dessen unschuldigem Töchterchen nacherzählt werde. Alles läuft darauf hinaus, daß es Karl Roland schwer fällt, „den Philister zu überwinden", daß er es aber zuletzt doch fertig bringt und am Schluß des Romans als eine geläuterte Persönlichkeit dasteht, der man irgend eine große That der Selbstaufopferung zutraut, die uns der Verfasser vielleicht in einem zweiten Theile seines Werkes einmal erzählt.

Lieber möchten wir aus der gedanklichen Füllung des Gedichts hier noch einiges anführen, das uns mit der Lebensanschauung des Dichters näher bekannt macht. Und zum Schlusse möchten wir uns auch über Sprach- und Verskunst des Romans ein paar Worte gestatten.

Geht auch ein melancholischer Zug durch die Dichtung und scheint der Verfasser in manchem seiner Aussprüche sozialer Pessimist zu sein, so läßt sich doch wenigstens eine Strophe citiren, in welcher dieser soziale Pessimismus durch einen schönen Gedanken überwunden wird — die Schlußstrophe des ersten Kapitels:

„Der Geist der Jungen stammt nicht von den Alten
Allein. Sie haben immer etwas mehr
Direkt vom Urgeist noch dazu erhalten,
Der ist ein ewig wachsend, brausend Meer.
Was jede Zeit an Geisteskraft enthalten,
Das floß ihm zu, und täglich schwillt es höh'r,
Und wo die Alten Ufer noch vermuthen,
Da seh'n die Jungen just die schönsten Fluthen."

Doch geht dieses Wachsen der Geistesfluth jedenfalls nur sehr allmählich von statten und namentlich vom Einfluß der Lektüre hält der Verfasser nicht viel:

„Die meisten finden Bücher ‚übertrieben'
Und lesen alles kühl und gönnerlich,
Das sind dieselben, die es gar nicht lieben,
Beziehst du einen Satz auf sie und dich.
Sie sagen: Ach! das ist ja nur geschrieben,
Das spielt in Rußland! Was bekümmert's mich! —
Sie sehen auf der Bühne alte Sünder
Und bleiben hübsch das Unglück ihrer Kinder."

Auch die den wahren Lebensbedürfnissen gleichgültig gegenüberstehende, unfruchtbare Professorenwissenschaft bekommt ihr Theil ab:

„Solch ein Gewissen, das fein stille sitzt,
Galt ihm als erste der Gelehrtengaben.
Man forscht, bei wie viel Grad ein Maulwurf schwitzt,
Man geht nach Babylonien, dort zu graben,
Man rechnet, was ein Hottentot besitzt,
Wenn hier am Rhein die Kinder Hunger haben,
Und während sich erhängen die Familien,
Schwärmt man für Logik oder für Fossilien."

Von anderen, nur kurzen Aussprüchen der Lebensweisheit erwähnen wir hier die Umschreibung des lateinischen Satzes: „Semper homo bonus tiro est":

„Der Gute bleibt sein Lebtag ein Rekrut,
Er wird nicht klüger durch erlitt'nen Schaden."

Ein andermal begreift sogar ein junges Mädchen:

„Daß einer immer weint auf dieser Welt,
So oft ein frohes Loos dem andern fällt."

Zahlreich und hübsch sind die Sentenzen über Liebe:

„Der Seele und des Leib's zu einer Frist
Sich freu'n, ist Lieben! Dann wird Mund und Arm
Beseelt, die Seele wird umarmt, geküßt.
Wenn man auch unterscheiden sonst gewiß muß —
Die Liebe duldet keinen Dualismus."

Die Schwärmerei für die gar zu Naiven, für das sogenannte unbeschriebene Blatt der Mädchenseele, läßt der Dichter jedoch nicht gelten:

Naiv ist gut — so denkt er — doch zu rein
Darf die Naivetät sich nicht entfalten,
Ein Weib muß auch ein Mensch, ein Kämpfer sein,
Die tücht'ge Seele soll die Wage halten
Der holden Weiblichkeit!" —

Doch wird der weckende Einfluß der Liebe auf den Mann nicht gering angeschlagen, wie die Dichtung überhaupt an vielen Stellen der holden Weiblichkeit — bald den Frauen, bald dem Mädchenflor — ausgiebig huldigt, z. B.:

„Die Mädchen, das sind wunderbare Wecker —
Sprach Adam schon am sechsten Schöpfungstag,
Und Gott ist mir der größte Zuckerbäcker! —
Geträumt hatt' er von einem Keulenschlag;
Als er die Augen öffnete, entdeckt' er,
Daß Eva zärtlich ihm am Herzen lag
Und ihn ganz leise in die Rippen stieß,
Da war er munter und im Paradies."

Die Sprachkraft und Sprachgewandtheit Lindheimer's geht schon aus vielen der bisher angeführten Proben hervor. Wir machen noch auf ein paar andere Stellen aufmerksam, z. B. auf den glücklichen Vers:

„Die volle Brust, die Burg der Leidenschaft." —

Wenn dieses Wort von einem unserer Klassiker des achtzehnten Jahrhunderts wäre geprägt worden, so würde es unzweifelhaft in Büchmann's Citatenschatz stehen. Ein andermal heißt es von einem stolzen Frauenbilde, in dessen Antlitz zwar Leben flammte, während die Glieder starr blieben und ohne Regung:

„Ein Wille war gelegt auf die gesammte
In diesem Weibe wohnende Bewegung."

Auch die hochromantische Strophe über das Wesen der Liebe darf als sprachlich schön hier angeführt werden:

„Die Liebe ist Verschwenden und Verlangen
Von meerestiefer, heißer Zärtlichkeit,
Ein Wunsch ohn' Ende, der nie angefangen,
Im Augenblicke eine Ewigkeit!
Ihr Stolz ist maßlos, maßlos ist ihr Bangen,
Und alles das fühlst du zu gleicher Zeit,
Bei jedem Worte und in jedem Kuß,
Hochbrausend wie der freigeword'ne Fluß."

Genua im Mondlicht wird in einer einzigen Strophe ungemein charakteristisch wiedergegeben:

„Zu Füßen Karls (das Haus schaut hoch vom Hügel)
Erglänzten ruhmumwobene Paläste,
Die Palmen regten ihre schweren Flügel
Und in der Tiefe wiegten sich die Gäste,
Die Schiffe fremder Küsten, auf dem Spiegel
Der Meeresfluth, die an die Marmorfeste
Des Hafens rhythmisch klatschend, flüsternd schlug
Und fern im Mondlicht flieh'nde Wolken trug."

Natürlich finden sich unter den 500 bis 600 Ottaven auch ungelenke Strophengefüge, Verse mit gewaltthätigen Wortverrenkungen und nicht nur unreine, sondern geradezu unmögliche Reime. Indessen muß man sich hüten, solche holprichte Stellen dem Verfasser ohne Weiteres als von ihm selbst nicht bemerkte Nachlässigkeiten anzurechnen. Die meisten, wie man sehr bald inne wird, stehen vielmehr absichtlich da und beruhen nur auf der vielleicht etwas zu häufigen Nachahmung eines hauptsächlich von Byron in seinem „Don Juan" geübten Kunstprinzips, das aus der Vers- und Reimnoth insofern eine Tugend zu machen wußte, als diese salti mortali des Pegasus mit ihrer erfrischenden Unregelmäßigkeit den sonst gar zu gleichmäßigen Paßgang der Ottave-Rime angenehm unterbrechen sollten. Auch hat ja Byron, — wie schon die herrliche Don-Juan-übersetzung Gildemeister's erkennen läßt, die diese kühnen Seitensprünge und Kapriolen wunderbar wiedergibt, — in der Regel gerade die Verse, in denen er darüber wettert, er könne keinen rechten Reim finden, durch irgend eine sprachliche Gewaltthätigkeit, die er mit einem seiner genialsten Gedankenblitze lud, zu eigentlichen Treffern und Schlagern der Dichtung gestaltet und so, während er mit dem Eingeständniß des Unvermögens kokettirte, gleichzeitig seine Sprachkunst aufs glänzendste bewiesen. Auch Lindheimer sind einige solcher Verskunststücke artig gelungen. Von der reizenden Adele heißt es z. B. am Ende einer Strophe:

„Im Reich der höheren Zoologie
Und zu der Schopenhauerschen Verneinung
Des Lebens und zu Tolstoj's Askese
War sie nicht die gewünschte Propaganda,
Weil man zu viele hübsche Sachen fand da."

Oder wenn Karl Roland in seinem Gespräch mit dem Russen Boris klagt, um die Macht des Kapitals zu bekriegen, dürfe er nicht dieses selbst als Waffe benützen, er möchte lieber mit reinen Waffen für den guten Zweck streiten, —

„Da lächelt Boris: Leihen Sie bei Zeus
Den Blitz, der ist noch rein und etwas Neu's!"

Ja, man kann sogar die an Wilhelm Busch gemahnenden Verse gelten lassen:

„Nein', rief Adele, hell und kampfesfroh,
Herr Roland, warum reden Sie auch so!" —

weil sie die Saloppheit der gewöhnlichen Umgangssprache in lustiger Charakteristik treu wiederspiegeln. Wenn aber

da, wo der Verfasser uns von der ernstesten Liebe seines Helden zu einem ungewöhnlich hochachtbaren und edeln Mädchen spricht, eine Strophe schließt:

„. . . Doch mit der Liebe Allgewalt
Zog es ihn immer wieder zu Sofia,
Denn stets blieb seines Herzens Sorge sie ja“ . . . .

so gibt uns diese wie ein häßlicher Klecks wirkende sprachliche Plattheit einen richtigen Begriff von der Gefahr, die auch für einen sonst feinfühligen und der modernen Verstechnik mächtigen Poeten in der Anwendung jenes mit der Nachlässigkeit kokett spielenden Schaffensprinzips liegt. Man darf vielleicht doch darauf aufmerksam machen, daß die italienischen Ottave rime-Dichter, sowohl der ernsthafte Tasso wie auch der lustige Ariost, in ihren großen Epen ohne solche scheinbar sprachlichen Uebermuthskünste, die im Grunde doch nur Verlegenheitskünste sind, gut auszukommen wußten. Wenn manche moderne Leser Ariost langweilt, — mir macht er immer große Freude, so oft ich ihn aufschlage, — so liegt das nicht an dem harmonisch gleichmäßigen Fluß seiner eleganten Stanzen, sondern wohl an stofflichen und zeitlichen Distanzverhältnissen, die hier weiter nicht untersucht werden sollen. Uebrigens gestehe ich, daß mir nicht bloß die leicht zur Unart werdende Art der Byron'schen Verskapriolen auch in der besten Nachahmung Bedenken erregt, sondern ebenso halte ich die Nachahmung der Zwischenreden, mit denen er, gerade bei solcher Gelegenheit, den Fluß der Dichtung unterbricht und mit dem Leser über den weiteren Verlauf des Werkes in Unterhaltung tritt, für eine sehr gewagte Sache. Der Leser wird doch immer mehr oder weniger aus der Illusion gerissen, wenn der Dichter mit ihm auf einmal von dem eben vorliegenden Opus spricht und, wie das ja einigermaßen die Bescheidenheit verlangt, es in der Regel en bagatelle behandelt. Stellen dieser Art sind mir daher auch in Lindheimer's „Karl Roland“ die wenigst lieben, während ich gegen die ernsthaften gedanklichen Reflexionen des Verfassers nichts einzuwenden habe. Denn jene objektive Unsichtbarkeit des Dichters, wie sie im großen nationalen Epos, im homerischen Gedicht, in den Nibelungen natürliches Gesetz ist, braucht für das subjektive Epos oder für den Roman in Versen nicht zu bestehen, ja, scheint mir für letzteren, wie dies im Anfang dieser litterarischen Anzeige hervorgehoben wurde, sogar keineswegs wünschenswerth.

Gestattete die heutige Mode Untertitel, so hätte Lindheimer unter „Karl Roland“ die Worte aus einer seiner Schlußstanzen schreiben dürfen „Vom Bourgeoismann zur Freiheit!“ Denn diesen Weg der Entwicklung geht sein Held. Gleichwohl kann man nicht behaupten, der Roman sei eine sozialistische Tendenzdichtung und die Gestalten seien nur den Ideen zu Liebe erfunden. Hiefür ist der Verfasser zu sehr echter Poet. Und bezeichnender Weise schließt der Roman nicht etwa mit einer Aufforderung des Dichters an die Leser, seinen Ideen zuzustimmen, sondern mit der Klage um eine ihm selbst liebgewordene Mädchengestalt, um Toni, die Tochter des Großindustriellen, die sich den Tod gegeben, da ihr Vater ihr die Verbindung mit dem von der Pest der Sozialdemokratie angesteckten Karl Roland unmöglich gemacht hat:

„Verblassen muß vor ihrem Todesleide
Des Lebens kluger, stolzer Riesenplunder,
Gesetz und Ideal, Verträge, Eide,
Des Rechtes und der Wahrheit schönes Wunder.
O! Welt, mit Deinem lauten Zirkelstreite,
Du sinkst in eines Kindes Thränen unter!
Ach, ewig treibst Du funkelnd in das Nichts
Und ewig stirbt die Ausgeburt des Lichts.“

Bern. J. V. Widmann.

Theater.

Lessing-Theater: „Die Kleinbürger“. Schauspiel in 4 Aufzügen von Maxim Gorki.

Der russische Bürger und Bauer behält in unseren Augen etwas Kindliches. In einem Winkel seines Wohnzimmers hängt in grellem Buntdruck die Gottesmutter, darüber das ewige Lämpchen, und das Bild hat wunderliche Gebete mit anzuhören. Ganz patriarchalisch ist seine Lebensführung, er zergrübelt den Kopf über Probleme, über die wir nachzudenken längst verlernt haben, weil wir wissen, daß alles Sinnen darüber vergeblich. — Und dieser Bürger Rußlands weist zugleich ausgesprochen senile Züge auf! Er setzt wenig Vertrauen in die Güte des Gottes, zu dem er betet, in das Schicksal, in sich selbst; es ist etwas Perverses in seinem Empfindungsleben; er ist gelegentlich der schroffste Verneiner von Kultur und Staat und Gesellschaft. Es wäre schon wunderbar genug, wenn solche Gegensätze in einem Lande neben einander wohnten: in Rußland aber sind, soweit die Litteratur das Bild recht spiegelt, die einen zugleich die andern. Diese Kinder sind Greise und diese Greise Kinder. Der russische Mensch führt, scheint es, ein Doppelleben.

Das ist das Interessante an der litterarischen Physiognomie Maxim Gorki's, daß er so ganz Russe ist. Selbst eine zwiespältige Natur, hat er die feine Witterung für das Doppeldasein seiner Menschen. Er sieht und träumt sie zugleich. Gorki ist Optimist und Skeptiker in einer Person, Naturalist und Mystiker.

Kein Wunder, daß es ihn zu den gescheiterten Existenzen hinzieht. Er hat sie lieb, diese Landstraßenpilger, diese Ritter von der Schnapsflasche und Kopekenjäger, denn er sieht durch ihre Schwäche und Erbärmlichkeit hindurch die — Kraft. Sie ziehen die Mütze vor dem, der ihnen Fußtritte versetzt, sie lassen sich von dem kleinen Bürger brutalisiren, sie tragen ihre Armuth zu Markte. Aber wenn sie da draußen im Morgenthau des Waldes den Vögeln Schlingen legen, geht ihnen wohl die dumpfe Ahnung einer unbegriffenen Herrlichkeit auf. Sie verachten den Mächtigen, sie verlachen Gesetz und Gebote, sie führen inmitten der Civilisation das ungebundene Leben des freien Thiers der Wüste. Und war es nicht ein Ueberschuß an Kraft, der sie ihre Habe verjubeln, ihre Stellung fortwerfen hieß?, haben sie nicht den angestellten Schergen der Gesellschaft eines Tages kecklich ins Gesicht gelacht? Sie sind Schwächlinge, denn die Schnapsflasche macht sie zu Sklaven. Aber der Rausch spielt ihnen große, längst vergessene Bilder vor die Seele, läßt alle Demüthigungen vergessen, macht sie frei von den Erbärmlichkeiten des Lebens. Nur wer das Dasein verachtet, genießt, nur wer die Menschen nicht braucht, trägt keine Fesseln. Der Vagabund ist der einzig Kluge, denn er stellt sich außerhalb der Gesellschaft, an der die anderen alle zu Grunde gehen; er ist der ungekrönte König im fettigen, durchlöcherten Bettlermantel. So wenigstens empfindet Gorki, so zeichnet sich ihm das Doppeldasein dieser Gestalten.

Es gibt nichts Engeres, Beschränkteres, Durchsichtigeres als den Bourgeois, und Gorki weiß das. Und das sind die Farben, in denen Gorki, der Naturalist, den Kleinbürger malt: er ist unzugänglich und kleinlich, denn über die Zeit, in der seine Jugendeindrücke haften, ist die Entwicklung hinweggegangen. Er sparte sein bißchen Vermögen groschenweise, und wurde geizig. Er ist Antisemit, denn er fürchtet die Konkurrenten; Frömmler, denn ihm graut vor allem Unbegriffnen. Mit seinen kleinen Nörgeleien verbittert er seiner Umgebung und sich selbst das Leben. Er hatte den Ehrgeiz, seine Kinder Bildung erwerben zu lassen, aber nun, da sie mehr gelernt als er, mißtraut er ihnen. Er ist innerlich auf seine Häuslichkeit angewiesen, und macht sich sein Heim zur Stätte des Unfriedens und des Zanks. Und seine „gebildeten“ Kinder sind nicht anders als er: die Tochter eine anämische alte Jungfer mit Heirathsgelüsten,

der Sohn ein relegirter Student ohne den Muth seiner Ueberzeugung. Die Mutter und Frau des Hauses immer ängstlich bemüht, Frieden zu stiften, und in ihren thörichten Vermittlungsversuchen zugleich die nie versiegende Quelle neuen Haders.

Aber eben dieselben Menschen erfaßt der Mystiker Gorki, und sie gewinnen ein anderes Gesicht. Immer müssen sich diese Kleinbürger zermartern über das, was sie thun und was ihnen widerfährt. Jedes Erlebniß ruft ihnen die Frage wach: welches ist der Sinn meines Lebens? Sie gehen ihren Weg und sehen sich gleichzeitig zu. Sie zanken sich und grübeln dabei über den Empfindungsunterschied zwischen Alter und Jugend, und auf wessen Seite das Recht. Sie sagen sich: also verfährt das Schicksal mit uns, darum ist das Schicksal dumm und sinnlos. Für den Zuschauer aber tritt damit eine seltsame Spiegelung ein. Er ist in jedem Augenblick durch die nachdenkliche Art dieser Menschen gezwungen, sie den ewigen Gesetzen gegenüber zu sehen. Der Eindruck ihres Seins kontrastirt mit den Vorstellungen, die sie sich machen, und eben dieser Widerspruch bahnt eine Ahnung der Wahrheit an. Der Verblendete schilt die Thorheit des Schicksals, also — ist das Schicksal gerecht? Man blickt in das Zimmer dieser Kleinbürger, man sieht sie ihren Thee trinken und ist Zeuge ihres Mißmuths: gleichzeitig aber fühlt man sich angesichts des Wesens Mensch, das nach der Deutung seines Daseins fragt. Es ist ein naturalistisches Milieudrama, das Gorki geschrieben, Hauptmann's „Friedensfest“ nicht unähnlich, aber es ist auch ganz etwas anderes; Naturalismus und Mystik sind eins geworden, aber auf der Basis einer ganz spezifischen nationalen Eigenart; dies Schauspiel ist vor allem „russisch“.

Man blickt in die kleinbürgerliche Stube mit der Madonna und der ewigen Lampe an der Wand, man ermüdet am immerwährenden kleinlichen Hader, man gewinnt zeitweilig Antheilnahme an der inneren Ueberlegenheit und dem göttlichen Kehrmichnichtdran der Proletarier, die sich als Kostgänger zu den Mahlzeiten einstellen, man sieht dieselben Menschen kommen und gehen, gehen und kommen. Einzelne Vorgänge zeichnen sich ab. Der haltlose Sohn des Kleinbürgers hängt sich an eine lustige Wittwe und verläßt das elterliche Haus. Der Pflegesohn, der Typ eines arbeitsfreudigen, kraftstrotzenden Proletariers, heirathet eine arme Nähterin gegen den Willen seiner Adoptiveltern. Die Tochter, die auf ihn gerechnet hatte, ihn in ihrer Art liebte, macht, da sie von seiner Verlobung mit der Anderen hört, einen Selbstmordversuch, bleibt aber dem Leben erhalten. Das alles gleicht den Blasen, die auf dem Spiegel eines Sees aufsteigen; die Wasserfläche selbst bleibt unbewegt. Von dramatischer Entwicklung ist keine Rede, es steht nicht einmal eine Gestalt im Brennpunkt der Beleuchtung. Diese Vorgänge sind auch nicht motivirt, es könnte ebenso gut alles ganz anders kommen. „Die Kleinbürger“ sind ein Drama, das ein Epiker geschrieben.

Aber hinter diesen undramatischen, naturalistischen Bühnenvorgängen empfindet man geheimnißvoll die Scenenfolge eines großzügigen Wirklichkeitsschauspiels. Das Doppelleben, das die Gestalten führen, gewinnt Macht über die Phantasie und zwingt, die Fäden weiterzuspinnen. Die Menschen verlieren das Individuelle, sie werden Typen. Man wird sich des dramatischen Gegensatzes bewußt, in dem diese Kleinbürger, die Besitzenden, zu diesen Proletariern, den Besitzlosen, stehen. Und während auf der Bühne nur immer Worte und wieder Worte gewechselt werden, wähnt man sich Zeugen des großen Wirklichkeitskampfes, in dem das Proletariat wider das Kleinbürgerthum aufsteht. Energielose, verkümmerte Gestalten hinter dem Ladentisch, in der Werkstatt, und der dumpfe Tritt der Proletarierkolonnen in den Gassen . . .

So stark ist die Duplizität dieses Schauspiels, daß die Antwort, die es innerlich gibt, mit dem äußeren Abschluß nur wenig gemein hat. Ganz episch klingen die episch geschilderten Vorgänge aus. „Aengstige dich nicht um deine Kinder“, höhnt der Proletarier den Bourgeois, „sie werden ganz das gleiche Leben führen, das du geführt hast; sie werden engherzig und beschränkt sein, ganz wie du.“ Innerlich aber besagt der Abschluß des Schauspiels: es ist nicht wahr, daß der Sohn dem Vater, der Enkel dem Sohne folgen wird. Das Wenige, das sie haben, werden sie verlieren, die niedrigen Stufen, die sie erklommen, werden sie hinabgestürzt werden. Andere werden in ihren Häusern wohnen, andere werden an ihren Tischen sitzen. Und die Tritte dieser anderen sind vor der Thür.

Dies naturalistische Drama des Bourgeoisthums ist eine romantische Verherrlichung des Proletariats.

Die Frage nach den Wesensunterschieden zwischen Drama und Epos könnte zu neuer Erörterung drängen. Es ist kein Zweifel, daß hier mit rein epischen Mitteln auf die Phantasie gewirkt wird, daß die Andeutung alles, der Ausdruck nichts besagt. Aber diese „Kleinbürger“ sind auch eben nur soweit Drama, als hinter der sichtbaren eine unsichtbare Welt ersteht. Wie Gorki nur soweit Pessimist ist, als seine Augen ihn zwingen zu sehen.

Vielleicht ist es nur ein armes Hoffen und Sehnen, das den Russen inmitten einer ertödtenden Wirklichkeit zu solchem Doppeldasein führt?

Ernst Heilborn.

Bilder aus Rumänien.

II.

Sinaia und die Königsfamilie.

Thue Geld in Deinen Beutel und gehe nach Sinaia — das ist der Rath, den ein vielgeprüfter Wandersmann nach langen Kreuz- und Querfahrten durch das ganze rumänische Land jedem guten Freunde geben kann. Er erweist mit diesem Rathe auch den Rumänen selbst einen Dienst. Wer von Rumänien nichts kennt, als diese Perle der Sommerfrischen, wird immerdar dem Lande ein Loblied singen. Und zwar in recht hohen Tönen. Sinaia ist ein Juwel, Sinaia könnte dem fortgeschrittensten Staate zur Zierde gereichen, Sinaia ist die Schöpfung der Natur in ihrer Sonntagslaune.

Das Beste an Sinaia ist trotzdem, daß es uns nach einem Spaziergang von einer knappen Stunde mit dem Schlosse des Königs im Peleschthale überrascht, einem Zauberschlosse im Zauberwald. Und dies Schloß mit seiner ganzen unvergleichlichen Umgebung ist von deutschen Meistern errichtet worden und steht unter der Aufsicht des deutschen Königs, der ein großer Fußgänger vor dem Herrn ist und ein scharfes Auge hat. Einzig die reichlich gesäten Konstabler in der Umgegend des Schlosses sind Rumänen; alles andere, Arbeiter und Dienerschaft, ist deutsch oder ungarisch. Es gibt noch kein Gesetz, das dem Könige vorschriebe, daß in seiner persönlichen Umgebung die Fremden nur in bestimmtem Prozentsatz vertreten sein dürfen. Das Peleschthal ist ein Stück nach Rumänien verpflanzten Siebenbürgens. Sachsen und Székler sind hier zu Hause. Selbst hoch oben im Steinbruch, eine gute Stunde hinter dem Schlosse, gibt uns das blonde Inspektorstöchterlein auf unsere Frage gut deutsche Antwort. Auch sie ist eine Sächsin, und die Arbeiter im Steinbruch sind — Italiener. Der Kutscher aber in der russischen Birjarentracht, der uns auf der ersten Fahrt geleitet, ist ein Kernmagyare. Ebenso das ganze Personal, das in den Ställen des Kronprinzen und der Kronprinzessin hantirt. Unsere leidliche Kenntniß der ungarischen Sprache kommt uns wunderbar zu statten. Mit Freuden werden wir überall begrüßt und mit Segenswünschen entlassen.

Sinaia liegt an der Vereinigung zweier Bäche und eines Flusses, die alle drei tiefe Thäler in das waldige Hochgebirge geschnitten haben. Von der Terrasse des alten, hochgelegenen Klosters, von der noch höher gelegenen

Kaserne und einem wunderlieblich auf dem vorspringendsten Punkte angelegten, ringsum offenen Holzhäuschen, dessen umwachsene Fenster je ein Landschaftsbild trefflich einrahmen, hat man eine geradezu herrliche Aussicht über die dichtbelaubten Bergkuppen, die diese drei Hochthäler umsäumen. Die Krone aber bildet das Peleschthal, die Wiese und Terrasse vor dem Schloß Pelesch. Da schaut der himmelhohe Bucsecs (spr. Butschetsch), ein mächtig gedehnter blauer Koloß von über dritthalbtausend Metern Höhe mit breitem Rücken und glänzenden Schneerinnen im blauen Gestein, hernieder auf die fast theatralisch schönen Bauten des königlichen und kronprinzlichen Schlosses. Der Peleschbach springt murmelnd und schäumend über die Felsblöcke, dort vertieft er sich unter dem Dunkel uralter Tannen zu einem tiefgrünen Teich, auf dem einsam und hoheitsvoll ein Schwan rudert; eine mächtige Fontäne wirft ihren Strahl in die Höhe und spielt im Sonnenstrahl alle Farben des Regenbogens. Heu- und Harzgeruch füllen die Luft, das tiefe Blau des Himmels leuchtet über dem satten Grün der thurmhohen Edeltannen, die sich dicht an die Schlösser herandrängen und bis hoch, hoch hinauf in düsterer Majestät den alles beherrschenden Berg umstehen. Reißt man sich los vom Anblick des Schlosses mit seinen zahllosen Thürmchen und Galerien, über deren eine jetzt eben in der Vormittagskühle die weißhaarige Königin, wohl in poetische Visionen versunken, würdevoll auf- und abwandelt, und dringt in das Dunkel des Hochwaldes ein, so leiten weißbestreute, peinlich sauber gehaltene Wege bergan, stundenlang in immer gleicher, tadelloser Reinheit. Am Tage zuvor hat es gegossen, wie wenn der Himmel zeigen wollte, daß er nicht nur im Salzkammergut „Schnürl" regnen lassen kann. In schweren Wehen sind die Wolken durch die Thäler gestrichen, daß der Wald dampfte wie aus hundert Kohlenmeilern. Heute aber schon können wir einen mehrstündigen Spaziergang durch den tief einsamen Wald machen, ohne auch nur die Stiefelsohle uns zu beschmutzen. Und da in Waldesmitte, auf kaum klafterbreitem Wege begegnet uns auch der König, schon recht morsch in seiner Uniform, die Mütze auf dem Kopf, mit einem blonden, strammen Knaben an der Hand, dem Sohne des Thronfolgers. Wir müssen zur Seite treten, um ihm den Weg frei zu geben, und erhalten auf unseren stummen Gruß ein kräftiges „Bon soir" zur Antwort, dem ein rascher Blick aus schönen, blauen Augen folgt. Wie es scheint, ist ihm die enge Umwachung durch Geheimpolizisten selber lästig, und so ergeht er sich abseits im stillen Wald. Zu fürchten hat er nichts, denn die politischen Leidenschaften können sich im Parteikampfe austoben, und die unglücklichsten seiner Unterthanen wissen, daß sie nicht ihm ihr Elend verdanken. Nicht die Sorgen, sondern körperliche Leiden haben ihm die tiefen Furchen in das freundliche Antlitz gegraben.

Wir setzen unseren Weg fort, der ein nächstes Ziel hat: das „Nest" der Kronprinzessin. Ungarische Arbeiter führen uns; dann weiter oben weisen uns zwei Popen, die unsere Unschlüssigkeit an einem Kreuzweg erkennen, mit vielen uns unverständlichen Worten, auf die wir halb lateinisch, halb italienisch zu antworten versuchen, und mit noch mehr energischen Stockstrichen im Sand, aus denen wir allerdings nicht sehr klug werden. Aber nach einigen Irrfahrten — ein Spaziergänger geht ja nicht um — erreichen wir doch die Höhe, wo die Schöpfung einer fürstlichen Kaprice im Gezweige hängt. In der That, ein richtiges Nest. Auf sieben starken Bäumen, die am Rande eines Abhangs und zum Theil schon in der Senkung wurzeln, steht ein allerliebstes Holzhäuschen mit Butzenscheiben. Drunter und drüber rauschen die Blätter der Buchen, die allerorten das düstere Grün der Tannen mit lichteren Tönen beleben. Der Zugang ist höchst originell. Ein Thurm, gleichfalls aus Holz, ist auf der Höhe errichtet und von einer seiner Etagen führt eine Zugbrücke hinüber zu dem Nest. Sie ist jetzt, während der Abwesenheit der Kronprinzessin, aufgezogen; ebenso, wenn die Prinzessin im Häuschen weilt und nicht gestört sein will. Allzu tragisch darf man die Abschließung freilich nicht nehmen, und für ein unbedingt sicheres Nachtlager hielte ich das Nest auch bei aufgezogener Brücke nicht, falls die Bäume unten nicht noch besonders bewacht werden. Ein halbwegs gewandter Turner könnte schon den Zugang „forciren" und mancher Romeo hat schon halsbrechendere Kunststücke aufgeführt, um zu seiner Liebsten zu gelangen, als es das Erklettern dieses Nestes wäre. Aber gutbewachte Prinzessinnen haben von Wegelagerern nichts zu befürchten, und — ein Romeo hat hier nichts zu suchen.

Noch höher hinauf, und wir gelangen zu einem Bergwerk mit interessanter Waldbahn. Oben werden die Wagen beladen und rollen dann auf einem steilen Geleise an einem Drahtseil tief hinab bis zum Prahoraufer, im Sinken durch ihr Gewicht den leeren Wagen von unten herauf ziehend. Ein paar Pferde schleppen dann den leeren Wagen auf Schienen bis zur Stelle des Aufladens und von da zurück bis zum Drahtseil. Das Anspannen besorgt das obenerwähnte zwölfjährige Sachsenmädel, das uns auf alle unsere Fragen verständig Bescheid gibt. Auch eine Meierei mit Musterwirthschaft liegt auf der Höhe. Tiefer unten, auf dem anderen Ufer des Pelesch, sind die Stallungen mit den prächtigen Reit- und Wagenpferden der Prinzessin oder der jungen Königin, wie hier die Leute sagen, die als verwegene Reiterin von der ungarischen Dienerschaft natürlich angebetet wird. Aber auch in der übrigen Bevölkerung erfreut sich die junge Frau, ein blondes Rasseweib von prächtigem Wuchs und Mutter eben so blonder, reizender Kinder, großer Beliebtheit.

Von der Königsfamilie spricht hier, wie auch in Bukarest, natürlich jedermann. Der dynastische Sinn der Rumänen, mit dem in den Zeitungen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit paradirt wird, ist selbstverständlich Flunkerei. Aber das persönliche Ansehen des Königs ist gleichwohl groß und die bösartigen Angriffe, denen er lange Zeit in der antidynastischen Presse ausgesetzt war, finden kein Publikum mehr und haben demzufolge aufgehört. Es wird noch hier und da gemurrt, der „Preuße" habe sich ein Vermögen gemacht, während das Land verarmt sei, aber kein ernsthafter Mensch kann diese Anklage aufrecht erhalten, und so hat sie auch, als sie jüngst von Bernard Lazare in einem vehementen Artikel der „Aurore" wiederholt wurde, gerechte Erbitterung auch bei den Juden erregt, deren Sache mit solchen unzulässigen Ausfällen wahrlich nicht gedient wird. Der König ist ein musterhafter Wirth und zieht aus den ihm von den Liberalen bewilligten Krondomänen natürlich großen Nutzen. Aber niemand hindert die leichtsinnigen Bojaren mit ihren Latifundien, das Gleiche zu thun, wobei sie sich an dem Könige nur ein Muster nehmen und dabei auch etwas für ihre im Elend verkommenden Bauern thun könnten. Man muß im Gegentheil dem Könige Dank wissen, daß er diesem Lande zeigt, was Sparsamkeit und Sorgfalt in der täglichen Lebensführung bedeuten, und daß einzig und allein die landesübliche Liederlichkeit die schwere, irreparable Nothlage der Bevölkerung, wie die unheilbare Krise der Staatsfinanzen verschulden. In die Hymnen der offiziellen Lobredner des Königs braucht man darum noch immer nicht einzustimmen. Der König hat als kluger Mann für das Wohl seiner Familie gesorgt, im übrigen aber nicht den Versuch gemacht, nach dem Vorbilde anderer Hohenzollern, vor allem mit eiserner Strenge Zucht und Rechtlichkeit in das orientalisch verrottete Land einzuführen. Ein Hohenzoller war es, Friedrich Wilhelm I., der Vater Friedrich des Großen, von dem das heilige Donnerwetter losging gegen die Leute mit der Devise: „Gibst du mich die Wurscht, so lösch' ich dich den Durscht", und wenn die preußische Verwaltung heute noch für die ganze Welt als Muster eiserner Pflichterfüllung und Redlichkeit dienen kann, so ist das ihm und dem Hohenzollerngeiste seiner meisten Nachfolger zu verdanken. Aber die gerechte historische Kritik darf auch nicht vergessen, daß die Position eines absoluten Herrschers aus angestammtem Fürstenhause eine ganz andere ist, als die eines gewählten Fürsten in einem soi-disant-Verfassungsstaate. Bei größerer Strenge und minderer Nachsicht gegen die eingewurzelten Laster der regierenden Klasse hätte König Carol unzweifelhaft mit

seiner Krone gespielt und, um davongejagt zu werden, ist er ja schwerlich von seinem Sigmaringen nach Rumänien übersiedelt. In seiner großen Klugheit hat der Monarch zunächst durch die Abnutzung der nichtsnutzigen Parteien für die Stärkung der königlichen Gewalt an und für sich gesorgt; einem seiner Nachfolger muß es überlassen bleiben, von dieser Gewalt den richtigen erziehlichen Gebrauch zu machen und dem Lande das zu bringen, was ihm fehlt, weil es in seiner Entwicklung die Stufe des aufgeklärten Absolutismus übersprungen hat.

Daß der Thronfolger der Träger dieser Mission werde, wird im Lande allgemein bezweifelt. Man hält ihn für äußerst beschränkt und unfähig. Nur die ungarischen Kutscher sind anderer Ansicht. Der Kronprinz versteht etwas von Pferden, und das heißt für sie soviel, als daß er ein ganzer Mann ist. Freilich sagt schon Lichtenberg: „Das Einzige, was die Fürsten gut lernen, ist das Reiten — weil das Pferd nicht nachgibt." Aber vielleicht hat das Stallpersonal recht, und das, was Rumänien zunächst braucht, ist ein Mann, der fest im Sattel sitzt.

Wirklich undankbar scheint mir die öffentliche Meinung gegen die Königin zu sein. Wenn irgend jemand dem Lande Sympathien zugewandt hat, so war es diese Künstlerin und schöne Seele auf dem Königsthrone. Aber der Klatsch heftet sich an kleine Eigenheiten der hohen Frau, erzählt schmunzelnd von ihrer „Exaltirtheit", die sie veranlaßt in Konzerten sichtbar dem Takte der Musikstücke zu folgen, von ihrer extremen „Schönseligkeit", für die dem grobkörnigen, nur in äußerem Schliff glänzenden Halbbarbaren natürlich das Verständniß fehlt. Die Wahrheit ist, daß die Königin von einer rührenden, fast hilflosen Güte ist, die niemand leugnet, jedermann aber gern mißbraucht, und daß sie in einer ganz unwirklichen, erträumten Welt lebt, umsponnen von den Melodien der Tonmeister, denen sie mit einer die ausübenden Künstler oft erschöpfenden Ausdauer huldigt. Sie ist eine Kennerin der gesammten Kammermusik und liebt namentlich Mozart mit einer Liebe, wie sie nur die allermusikalischsten Naturen für diesen nach neuester Theorie „primitiven", in Wahrheit aber götttlichsten aller Meister aufbringen. Auf ihre Neigung zu allem Poetischen rechnete die Hofintrigue, als sie den kleinen aber staatsgefährlichen Roman zwischen dem Thronfolger und jener Hofdame spann, der dann fast zu einem Zerwürfniß zwischen dem klarsehenden König und der schwärmerischen Königin führte. Heute, wo die junge Königin schon die Herzen oder wenigstens die Phantasie der „Gesellschaft" gewonnen, ist Gras über jene Geschichte gewachsen, aber man lächelt noch immer über die weltfremde Frau, deren Seele ganz Poesie und deren Herz eitel Güte und Wohlthätigkeit ist. Nur die Künstler, mit denen sie Kammermusik treibt, selber den Klavierpart ausübend, sind ganz entzückt von ihr. Ihren „fast pathologischen Mangel an Urtheil" bestreiten auch sie nicht.

Am interessantesten ist natürlich für die vielzüngige Fama die elegante, von Lebenskraft und Lebenslust strotzende Kronprinzessin Marie von Edinburgh. Sie ist der Liebling der hohen rumänischen Gesellschaft, unverwüstlich, unermüdlich, ein Stück nordischen Frühlings in der Schwüle des rumänischen Sumpflandes. Ihr sonniges Gesicht, ihre Kraft und Grazie sind das Entzücken des für weiblichen Reiz höchst empfänglichen Adels und insbesondere der Armee. Ihre Kinder sind Prachtexemplare gesunden Vollbluts, mit ihren rosigen, blonden Köpfchen wirklich überaus herzig. Sie sind alle der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten.

Von der Politik hält sich die Familie mit Ausnahme des Königs ganz fern. Der König selbst allerdings ist in alle Details eingeweiht und hat namentlich die Leitung der auswärtigen Politik ganz in den Händen. So ist denn auch die Diplomatie stets in seiner Nähe zu finden, und noch ehe die Saison in Sinaia beginnt, folgt der ganze diplomatische Stab dem König in das Gebirg. Vermuthlich mit großer Freude. Das Hotel Ungerth in Sinaia könnte zur Speisezeit ganz wohl einen kleinen Kongreß veranstalten. Selbst Markgraf Pallavicini, der Vertreter Oesterreich-Ungarns, der eine besondere Villa in Sinaia bewohnt, nimmt das Dejeuner mit den übrigen Diplomaten ein. Nach dem Speisen lustwandelt dann die ganze Gesellschaft im Kurpark bei den Klängen der Militärmusik, die nicht übel konzertirt und auch ein reichhaltiges Programm hat. Der Park mit seinen lauschigen Plätzchen und zahlreichen Ruhebänken ist in der Hochsaison natürlich der Rendezvous-Platz der eleganten Welt, das Wort Rendezvous-Platz in jedem Sinn genommen. Es wird viel geflirtet wie überall in Rumänien, so insbesondere in Sinaia. Man kommt leidlich restaurirt aus den Bädern, man gibt sich und seinen Putz zum Besten, natürlich auch die landesübliche Schminke, die auf keinem „eleganten" Gesichte fehlt. Die Chronique scandaleuse wird von der Chaussee Kisselew in Bukarest in den Kurpark von Sinaia übertragen, nur skandalisirt man sich in dem toleranten Lande nicht allzusehr dabei. Es ist ein fideles Leben, nicht eben geeignet, fidele Köpfe zum Nachdenken zu bringen über den Untergrund, auf dem sich das alles bewegt. Wer nach einer Reise durch das ganze, ausgesogene, im Raubbau verwüstete Land hierherkommt und der halbthierischen, elenden Bauern gedenkt, die das Kriegsmaterial für all diesen Aufwand der eleganten Gesellschaft beschaffen müssen, der wird freilich manchmal nichts weniger als heitere Anwandlungen haben. Aber die Augen für diese Kontraste hat nur der Fremde. Der Einheimische, vom Glück Begünstigte merkt nichts von dem Vulkan, auf dem er tanzt, oder besser gesagt von der Gebrechlichkeit des Fahrzeuges, in dem er seine Orgien feiert. Denn von unten, erdbebenhaft wird die Erschütterung nicht kommen, der verelendete Bauer hat die Kraft nicht zur Auflehnung und, wenn es hie und da einmal zu Hungerkrawallen kommt, so sorgen die Repetirgewehre schnell für die nöthige Ruhe und „Ordnung". Aber von außen, von der nächsten Sturzwelle einer Wirthschaftskrise wird der Zusammenbruch kommen, und dann wird das zärtliche Flüstern unter den Bäumen des Parks von Sinaia seltener werden oder ganz verstummen. Droben aus dem Klostergang, wo deutsche Arbeiter über den schattenhaft dahinhuschenden Popen auf dem Gerüste thätig sind, das verblaßte Gold des Gesimses zu erneuern, tönt deutscher Gesang. Soll er uns andeuten, wer einmal berufen sein wird, die Erziehung der Balkanvölker zu übernehmen, wenn der allgemeine Bankrott die vorläufige Unmündigkeit dieser jäh emanzipirten Nationen erst dargethan haben wird? Deuten wir nicht. Heute lacht die Sonne in dies herrliche Thal und läßt die Tannen ganze Wolken des erquickenden Harzgeruchs entsenden. Und die Waldberge und der gewaltige blaue Bucsecs blicken gleichmüthig herunter, als wollten sie mit dem rumänischen Sprichwort sagen: „Das Wasser fließt ab, die Steine bleiben."

Wien. Hugo Ganz.

Wir erhalten folgende Zuschrift mit der Bitte um Aufnahme:

Die Unterzeichneten veranstalten, unter Mitwirkung des Dichters, eine

Sammlung von Briefen Henrik Ibsen's,

die zugleich in norwegischer und in deutscher Sprache erscheinen soll. Wir bitten alle, die im Besitze solcher Briefe sind, die Originale oder genaue Abschriften der Briefe Herrn Staatsrath Dr. Sigurd Ibsen (Adresse: Det Norske Ministerhotel, Stockholm) zu übersenden, der das überlassene Material binnen kurzem den Adressaten zurückreichen wird.

Berlin und Christiania, den 12. September 1902.

Dr. Julius Elias. Dr. Carl Naerup.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 51. Berlin, den 20. September 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, hat der sozialdemokratische Parteitag, der diesmal in München abgehalten wird, sein Ende noch nicht erreicht. Interessant war er auch bisher.

Zwei Debatten dürfen schon jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit beanspruchen; die eine beschäftigte sich mit den Polen in unserm Vaterlande; die andere schien sich um das erhabene Problem zu drehen, wie eine Zeitschrift, die mit Unterbilanz arbeitet, in eine Zeitschrift verwandelt werden kann, die ihre Kosten deckt.

Mit den Polen haben auch die Sozialdemokraten schlechte Erfahrungen gemacht. Die Redner behaupten, daß die polnischen Sozialdemokraten zuerst Polen und dann erst, wenn überhaupt, Sozialdemokraten seien; sie betrieben vor allem polnische Nationalpolitik, aber nicht sozialdemokratische Parteipolitik. Mißlinge ein letzter Versuch, zu einem Ausgleich zu gelangen, so müsse eine Scheidung eintreten zwischen Sozialdemokraten und polnischen Nationalisten.

Beachtenswerth bei diesen Erörterungen ist der Umstand, daß es auch der Sozialdemokratie bei ihren Anhängern nicht gelungen ist, den nationalen Chauvinismus zurückzudrängen; so tief liegt er den Völkern im Blute. Das ist eine beachtenswerthe Lehre, mit der nicht nur die Sozialdemokratie, sondern jeder Politiker zu rechnen haben wird.

Das Buchhändlerproblem über den Absatz einer Zeitschrift birgt einen ernsteren Kern.

Die wissenschaftliche Vertretung der Sozialdemokratie soll der von Kautzky redigirten „Neuen Zeit“ obliegen. In diesem Blatt kommen die Anschauungen zu Tage, die die Parteileitung billigt; das Blatt wird aus der Parteikasse unterstützt, da es nicht genügende Leser findet; es ist der sozialdemokratische wissenschaftliche Reichs- und Staatsanzeiger, und die Sozialdemokraten finden auch ihren Staatsanzeiger nicht sehr lesenswerth. Die „Sozialistischen Monatshefte“ sind hingegen ein unabhängig dastehendes Organ, das keinen Zuschuß erhält, das sich beständig ausbreitet und an dem hervorragende Sozialdemokraten mit Vorliebe mitarbeiten. Die Frage lautet, wie kann diese unerfreuliche Konkurrenz beseitigt werden? unerfreulich, vom finanziellen Standpunkt; noch unerfreulicher vom politischen Standpunkt, denn da es neben den offiziellen Anschauungen der Partei, auch abweichende Anschauungen selbständig denkender Sozialdemokraten gibt, so soll damit die Geschlossenheit der Partei bedroht sein.

Einmal glaubten die Sozialdemokraten ganz genau zu wissen, was sie politisch und wirthschaftspolitisch auf Grund „unantastbarer Gesetze“ zu denken hätten; dann gab man Behauptungen, die bisher Grundpfeiler der Lehre zu sein schienen, preis, und nun wurden immer neue Zweifel angeregt und eine Fortentwicklung der Anschauungen verlangt. Fort, sagen die einen, mit diesen Zweifeln; fort mit diesen neuen Anschauungen; fort mit den „Sozialistischen Monatsheften“, die die Gewissen beunruhigen; fort mit dieser immer gefährlicher werdenden Konkurrenz der Entwicklungswilligen und Entwicklungsfreudigen in der Partei.

Die Frage stellt sich so: Wie beseitigt man die erfolgreiche Konkurrenz jener, die nicht glauben, daß alle Wahr-

heiten schon gefunden und bei Marx und im Parteiprogramm zu lesen seien?

Eigentlich ist es eben so logisch, die intellektuelle wie die materielle, die wirthschaftliche Konkurrenz beseitigen zu wollen: sogar logischer, denn am letzten Ende beruht auch die siegende wirthschaftliche Konkurrenz auf intellektueller Ueberlegenheit. Durch die materielle Ueberlegenheit, durch materielle Machtmittel allein erringt man schon lange nicht mehr bleibende wirthschaftliche Siege.

Der Sozialdemokratie war also das Doppelproblem gestellt, wie die wirthschaftliche Konkurrenz, wie das Defizit in der Kasse, und wie die intellektuelle Konkurrenz, wie das Abschwenken immer weiterer Kreise zu den sozialdemokratischen Evolutionisten zu beheben sei. Die Partei fand nach langen und hitzigen Erörterungen keinen Ausweg; ein interessantes Symptom und ein Symbol, das zugleich den Grundirrthum der ganzen sozialistischen Lehre gewissermaßen klarstellt. Die Konkurrenz ist das Lebenselement der Entwicklung; und wer die Konkurrenz beseitigt, der hier das Defizit in der Kasse schafft, und die dort das Defizit in den Köpfen aufweist, der ertödtet den menschlichen Fortschritt.

Der Masse der Besucher des Parteitages erschien die Debatte erklärlicherweise als Gelehrtengezänk, aber es ist der uralte Kampf um die Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? Die Marxistischen Parteiführer sagen: Wir haben sie. Die junge Richtung sagt: Wir suchen sie. Man kam über den tiefen Gegensatz, der in der Buchhändlerbeklemmung wegen der Abonnentenzahl steckt, schließlich hinüber mit einer lustigen Wendung des gescheidten, so menschenkundigen und humorvollen Auer. Sollen sich die Sozialdemokraten trennen?

Auf oamal auseinanda,
Deandl, dös mueßt net thoa,
Lebn wir weita beieinanda,
Schau, was thaist denn alloa?

Und die ernste Debatte schloß mit stürmischem, lang anhaltendem Beifall.

Solche Erörterungen, die im Kern immer dasselbe bedeuten, sind übrigens nicht auf Deutschland beschränkt, und das erhöht noch ihre Bedeutung.

In Imola, auf italienischem Boden, haben die Sozialisten der Apenninhalbinsel ihren Parteitag abgehalten; und dort maßen sich Turati, der Bernstein Italiens, mit Ferri, dem Kautsky Italiens; Turati siegte, wie Jaurès in Frankreich gesiegt hat, und als die Pariser „Petite République Socialiste“ von Gérault-Richard die Vorgänge von Imola besprach, schrieb sie:

„En Italie comme en France, c'est entre les métaphysiciens de la Révolution sociale et les hommes d'action que s'est engagée et se poursuit la lutte. En Italie comme en France, comme en tous les pays où le Parti socialiste a pris un développement qui l'oblige à passer de la discussion perpétuelle des théories à la réalisation des idées, il faut choisir entre les deux systèmes.“

Und welches sind diese Systeme?

„Nous devons au prolétariat de travailler sans relâche à son élévation morale et matérielle. Si l'effort nous semble disproportionné avec le résultat, nous n'en devons pas moins poursuivre notre tâche. Le révolutionnarisme, tel que l'entendent et le pratiquent quelques-uns, n'est bien souvent que la peur des responsabilités. Les socialistes italiens viennent, après ceux de France, de condamner ce révolutionnarisme-là.“

Die Deutschen stehen noch am Scheidewege. Hätten wir bis heute ein Sozialistengesetz, so gäbe es in der deutschen Sozialdemokratie ganz sicher keine Diskussion über die Frage: Besitzen wir in unserem Programm bereits den Stein der Weisen?

Die letzte Nummer der „Sozialen Praxis“ enthält von dem Reichstagsabgeordneten Richard Rösicke einen Beitrag unter der Ueberschrift: „Der Kreuznacher Beschluß gegen 99 Genossenschaften.“ Rösicke kommt genau zu denselben Folgerungen, die in der „Nation“ gezogen werden. Er schließt seine Ausführungen mit den Worten:

„Darüber gibt es meines Erachtens nur eine Meinung, daß der Beschluß vom 3. September d. J. die Kluft zwischen Bürgerthum und Arbeiterschaft vergrößert hat, und daß außer der Sozialdemokratie selbst nur die Vertreter der politischen und wirthschaftlichen Reaktion Nutzen daraus ziehen werden.“

Sie melden sich bereits, diese Vertreter der Reaktion. Die „Kreuzzeitung“ findet, daß die Zustimmung zu dem Kreuznacher Beschluß ein Zeichen „von politischem Takt“ und „Gesinnungstüchtigkeit“ sei. Das Lob der „Kreuzzeitung“ ist ein ernstes Zeichen, und es ist doppelt zu beklagen, daß die „Kreuzzeitung“ Anlaß zu solchem Beifall findet, während in München die Sozialdemokraten sich beim Auer'schen hübschen Liede vom Bua und dem Deandl zu trösten suchen.

Der Unterausschuß der Zolltarifkommission des Reichstages hat bereits getagt; die Arbeiten der Kommission selbst werden in Kurzem beginnen, und heute noch herrscht dieselbe Unklarheit über das, was die schutzzöllnerische Majorität will, wie bisher. Gibt es eine Majorität für die Regierungsvorlage? schwerlich; gibt es eine Majorität für die Forderungen des Bundes der Landwirthe? schwerlich. Gibt es nur eine Majorität für die Negation?

Die Centrumsfraktion hat über ihre Stellungnahme bereits berathen. Als Ergebniß dieser Berathung wurde der Oeffentlichkeit die tiefsinnige Wahrheit mitgetheilt, daß einmüthige Uebereinstimmung darüber herrscht, sowohl die Interessen der Landwirthschaft als die der Industrie zu schützen; wenn nur in Bezug auf eine solche leere Phrase Uebereinstimmung geherrscht haben sollte, dann wären die trennenden Meinungsverschiedenheiten in der Partei sicherlich erhebliche.

Die zur Zeit in Holland weilenden Burengenerale sollen die Absicht haben, nach Deutschland zu kommen, um hier Vorträge zu halten; sie werden gewiß allseitig mit großer Sympathie aufgenommen werden, wie sie so hingebenden, so vaterlandsliebenden, so tapferen Männern gebührt. Jedoch für eines wird die deutsche Bevölkerung ganz gewiß nicht zu haben sein; wir werden uns nicht gebrauchen lassen für lärmende Demonstrationen gegen England. Unsere Politik machen wir selbst nach unseren Bedürfnissen. Aber gerade wenn wir auch zugleich die Bedürfnisse der Buren in Betracht ziehen, dann gewiß möchten wir vor einer Politik der Demonstrationen warnen, bei der das holländische Element in Südafrika, für das in Deutschland lebhaftes Mitgefühl vorhanden ist, nur verlieren kann.

Es hat den Anschein, daß solche Warnung nicht geboten ist wegen der Haltung und Absichten der Burengenerale, eher wegen der Vorliebe unserer verehrten Mitbürger, der Alldeutschen, für lärmende politische Theateraufführungen.

Der französische Marineminister Pelletan hat in den letzten Tagen ein sechstel Dutzend Reden gehalten und in einer Rede einen Rippenstoß gegen Italien, in einer zweiten Rede einen Rippenstoß gegen Deutschland ausgetheilt. Aufregung hierüber ist mit Recht nicht vorhanden; man nimmt Herrn Pelletan nicht gar so ernst, und übrigens kann sich Herr Pelletan als mildernden Umstand darauf berufen, daß, was er gethan, auch andere Leute in verantwortlicher Stellung gleichfalls gethan haben; so Herr Chamberlain in England; und gibt es in Deutschland keine Beispiele?

Früher redeten Männer, die eine große Verantwortung zu tragen haben, unter genauer Abwägung des Gewichtes jedes einzelnen Wortes; jetzt ist es Mode, daß politische Männer immer häufiger ihren Einfällen, ihrem Temperament und ihrem schlechten Geschmack folgen. Ernstes Unglück ist dadurch glücklicher Weise für die Welt noch nicht heraufbeschworen worden. Die einzige Wirkung war bisher, daß man die leichtfertig hingeschleuderten Reden und die Redner erheblich weniger ernst nimmt.

* * *

Zu dem Ausschluß von Konsumvereinen aus dem Allgemeinen deutschen Genossenschaftsverbande.

Entgegnung.

Herr Dr. Barth wirft die Frage auf: „Was ist liberale Wirthschaftspolitik", und kritisirt und verurtheilt unter dieser Fragestellung den Beschluß des Allgemeinen Genossenschaftstages in Kreuznach, durch den siebenundneunzig (nicht neunundneunzig) Konsumvereine aus dem Allgemeinen Verbande ausgeschlossen sind. Herr Dr. Barth geht bei seiner Kritik von unrichtigen Voraussetzungen aus, wenn er derselben zunächst die Frage zu Grunde legt: Was ist liberale Wirthschaftspolitik? Er prüft, ob der Kreuznacher Beschluß den Grundsätzen liberaler Wirthschaftspolitik entspricht und gelangt zur Verneinung der Frage, da liberale Wirthschaftspolitik sich nicht darauf versteifen kann, irgend eine bestehende Wirthschaftsform dauernd konserviren zu wollen. Ferner wirft Herr Dr. Barth die Frage auf: „Haben sich die dem Einfluß von Sozialdemokraten völlig unterworfenen Konsumvereine von dem Grundprinzip der Selbsthilfe, auf dem die Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften aufgebaut sind, entfernt?" Auch diese Frage wird verneint. Endlich stellt Herr Dr. Barth die Behauptung auf, für die Zugehörigkeit von Genossenschaften zum Allgemeinen Verband sei es gleichgültig, „was man bei der Gründung einer Genossenschaft glaube", es komme allein darauf an, „wie die Geschäfte der Genossenschaft besorgt werden". Im übrigen beurtheilt Herr Dr. Barth in vollkommen zutreffender Weise die Thätigkeit der Konsumvereine und legt dar, wie erfreulich es ist, daß erhebliche Theile der Sozialdemokratie sich durch ihre Betheiligung an den Konsumvereinen auf den Boden der heutigen Wirthschaftsordnung stellen, wobei er allerdings meines Erachtens nicht genügend berücksichtigt, daß diese Theilnahme erfolgt unter dem Gesichtspunkte der evolutionistischen Bewegung, — ein Moment, durch das sich die Betheiligung an den Konsumvereinen in ein ganz anderes Licht stellt.

Die Kritik des Herrn Dr. Barth zeigt, wie schwer es für den außerhalb einer Organisation Befindlichen ist, sich in die Verhältnisse derselben hineinzuversetzen. Da ist man leicht geneigt nach Aeußerlichkeiten sich ein Urtheil zu bilden.

Der Kreuznacher Beschluß kann nicht beurtheilt werden nach dem Gesichtspunkte: Was ist liberale Wirthschaftspolitik? — sondern: Welches sind die Aufgaben des Allgemeinen deutschen Genossenschaftsverbandes? Der Allgemeine Verband hat Wirthschaftspolitik in dem Sinne der Barth'schen Kritik überhaupt nicht zu treiben — ebensowenig konservative, freihändlerische, schutzzöllnerische oder andere Politik. Der Zweck des Allgemeinen Verbandes ergibt sich aus dem Statut desselben. Als Zweck werden angeführt: Förderung des Genossenschaftswesens im allgemeinen — Fortbildung der Verfassung und der Einrichtungen der verbundenen Genossenschaften — Wahrnehmung der gemeinsamen Interessen mit vereinten Mitteln und Kräften — die Anknüpfung gegenseitiger Geschäftsbeziehungen. In diesem durch § 2 des Statuts gegebenen Rahmen hat sich die Wirthschaftspolitik des Allgemeinen Verbandes bisher bewegt, und wesentlich dem Umstande, daß Schulze-Delitzsch und seine Nachfolger stets bestrebt waren, alles fern zu halten, was außerhalb dieses Zweckes liegt, ist es zu verdanken, daß der Allgemeine Verband stets und ausschließlich eine rein genossenschaftliche Interessenvertretung geblieben ist. Er hat sich dadurch unterschieden von manch anderem Genossenschaftsverbande. Wir finden daher auch an der Spitze der dem Allgemeinen Verbande angehörenden Genossenschaften liberale Wirthschaftspolitiker neben „Zünftlern", Freihändler neben Schutzzöllnern.

Die Vorfrage, was ist liberale Wirthschaftspolitik, durfte daher nicht als Ausgangspunkt für die Kritik des Kreuznacher Beschlusses gestellt werden.

Richtig ist, daß die unter sozialdemokratischem Einfluß stehenden Konsumvereine sich von dem Grundsatz der Selbsthilfe nicht entfernt haben, — doch die Genossenschaften des Allgemeinen Verbandes beruhen nicht bloß auf dem Grundsatze der Selbsthilfe, es kommt noch etwas anderes hinzu, was sie verbindet — das ist der Wille, auf dem Boden der heutigen Wirthschaftsordnung Gewerbe und Wirthschaft der Mitglieder zu fördern, und zwar durch die verschiedenen Genossenschaftsarten. Der Zweck des Verbandes ist: „Die Wahrnehmung gemeinsamer Interessen". Die Interessen der Genossenschaften müssen also gemeinsam sein, woraus sich ergibt, daß dem Allgemeinen Verbande nicht gleichzeitig Genossenschaften angehören können, die Handwerk und Kleinhandel fördern wollen, und solche, die Handwerk und Kleinhandel zu eliminiren beabsichtigen. Sehr geschickt zieht Herr Dr. Barth meinen Ausspruch aus dem Jahrbuch: „Jede Genossenschaft schaltet Arbeitskräfte aus" heran, um insbesondere die Wirkung der Konsumvereine auf die Konkurrenz zu zeigen und mich in einen Widerspruch mit mir selbst zu versetzen. Etwas anderes aber ist die von mir hervorgehobene Wirkung der Genossenschaften (nicht bloß der Konsumvereine) und das Gründen von Genossenschaften je nach Bedürfniß — etwas anderes ist das systematische Gründen von Genossenschaften zur Beseitigung des Handels; dort ist die Wirkung eine Begleiterscheinung, hier ist sie die Folge eines systematisch verfolgten Zieles. Auf dem Allgemeinen Genossenschaftstag in Hannover (1900) habe ich mich bereits wie folgt hierüber ausgelassen:

„Die Frage ist noch niemals an uns herangetreten: wie stellt sich der Allgemeine Verband zu Genossenschaften, die durch ihren Vertreter ausdrücklich erklären lassen, daß sie nicht eintreten könnten für eine Empfehlung der genossenschaftlichen Organisation anderen Ständen gegenüber? Das ist für uns eine brennende Frage: sie kann vielleicht auf einem anderen Genossenschaftstage bei einer Empfehlung der Rohstoffgenossenschaften sich wiederholen oder auch bei einer anderen Genossenschaftsart. Meine Stellung zu der Frage ist klar. Ich gebe die Erklärung ab, daß meines Erachtens mit Genossenschaften, die sich auf den Standpunkt stellen, ein gemeinsames Arbeiten ein Ding der Unmöglichkeit ist. Wer Mitglied unseres Allgemeinen Verbandes sein will, muß auf dem Standpunkt stehen, daß er die genossenschaftliche Organisation überall empfiehlt, wo mit Hilfe derselben wirthschaftlich geholfen werden kann; wer der wirthschaftspolitischen Ueberzeugung ist, daß die wirthschaftliche Kraft und Leistungsfähigkeit des Kleinhandelsstandes, des Handwerkerstandes durch die genossenschaftlichen Organisationen nicht gehoben werden kann, stellt sich außerhalb der Bestrebungen unserer Organisation."

Gewiß ist es gleichgültig für die Zugehörigkeit zum Allgemeinen Verband, was der einzelne „glaubt". Herr Dr. Barth will Thaten sehen. Diese Thaten haben wir in der systematischen Lehre hervorragender Führer der evolutionistischen Bewegung.

Die für die Kritik des Kreuznacher Beschlusses zu stellende Frage ist die folgende: Soll der Allgemeine Verband als Vertreter der wirthschaftlichen Anschauungen fortbestehen, die bisher von seiner Leitung im Einverständniß mit der übergroßen Mehrheit der Genossenschaften des Allgemeinen Verbandes zum Ausdruck gebracht sind — oder soll er in das Fahrwasser der evolutionistischen, sozialistischen Bewegung hineinsteuern?

Herr Dr. Barth hält den Kreuznacher Beschluß für um so bedauerlicher, als die evolutionistische Richtung in der Sozialdemokratie ernsthaft bestrebt ist, das Genossenschaftswesen neben den Gewerkschaften zu einem Stützpunkt ihrer Bestrebungen zu machen. Herr Dr. Barth weist dann auf den „Verein für soziales Genossenschaftswesen" hin. Von genanntem Verein sind mir bisher nur unklare, verschwommene Willensäußerungen bekannt, und das von dem Verein in seinem revidirten Programm bezeichnete Hauptziel zeichnet sich wahrlich auch nicht durch Klarheit aus. Der Verein will „die im Rahmen organisirten Konsums mögliche Produktion nach Kräften durch theoretische Klärung

der Bedingungen ihres Gedeihens fördern und vor Mißerfolgen zu bewahren suchen". Einer der Führer dieses Vereins hat kürzlich die in Hamburg bestehende Genossenschaft „Produktion" als ein Ideal hingestellt; von meinem Standpunkt aus, und derselbe wird von den berufenen Mitarbeitern im Allgemeinen Verbande getheilt, stellt sich die Genossenschaft „Produktion" in Gegensatz zu allen gesunden wirthschaftlichen Grundsätzen; sie paßt ihre Organisation Utopien an.

Ein Tummelplatz wirthschaftspolitischer Anschauungen dürfen die Allgemeinen Genossenschaftstage nicht sein — sie müßten es aber werden, wenn dem Allgemeinen Verbande Genossenschaften angehören, die Zielen nachstreben, die als gegensätzliche zu bezeichnen sind.

Der Allgemeine Verband muß von einheitlichen wirthschaftlichen Anschauungen getragen sein, sonst fallen die Genossenschaften auseinander, und aus dem Anwalt des Allgemeinen Verbandes wird ein Sekretär desselben, der juristischen Rath zu ertheilen und Beschlüsse auszuführen hat, der aber niemals eine selbständige Persönlichkeit sein kann. Herr Dr. Barth meint, darauf käme es nicht an, daß der Anwalt nicht auf dem einen Verbandstage einstimmen könne in jene Anschauungen, die dahin zielen, die Wirthschaftsordnung umzugestalten, und auf einem anderen Verbandstage für die Erhaltung privater wirthschaftlicher Betriebe. Darauf aber kommt es nach der Stellung des Anwaltes und nach der Stellung des Allgemeinen Verbandes allerdings wesentlich an. Es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, und ich bemerke, daß diese Auffassung von dreißig der Direktoren der Unterverbände (der Allgemeine Verband hat zweiunddreißig Unterverbände) getheilt wird, daß die Genossenschaften, die für die Erhaltung privatwirthschaftlicher Betriebe gegründet sind, aus dem Allgemeinen Verbande austreten würden und müßten, wenn die evolutionistische Richtung im Allgemeinen Verbande die herrschende würde. Es ist in der Oeffentlichkeit nicht genügend berücksichtigt, daß auch ein Theil der Direktoren der Konsumvereinsverbände für den Kreuznacher Beschluß eintreten.

Der Allgemeine Verband kann auch nur dann Einfluß auf die Genossenschaftsgesetzgebung, auf alle das Genossenschaftswesen betreffenden Fragen ausüben, wenn er eine Einheit darstellt, wenn er von gleichartigen Bestrebungen getragen ist.

Thaten will Herr Dr. Barth sehen — es genügt hier wohl darauf hinzuweisen, daß die an der Spitze des modernen Konsumvereinswesens stehenden Konsumvereine ihre Organisation im Widerspruch zu früheren Beschlüssen der Allgemeinen Genossenschaftstage gestalten. Dem kann entgegengehalten werden, daß diese Beschlüsse keine Evangelien sind; sie können abgeändert werden. — Gewiß, aber im vorliegenden Falle könnten sie nur abgeändert werden, wenn ihnen eine andere Wirthschaftsanschauung zu Grunde gelegt wird, und das ist einfach undenkbar bei der heutigen Zusammensetzung des Verbandes. Man denke sich nur den Fall, daß die Herren von Elm, Pëus und Katzenstein bei dem Allgemeinen Genossenschaftstag den Antrag einbringen: „Handwerkergenossenschaften und Genossenschaften der Kleinhändler sind überflüssig, da sie nicht im Stande sind, Theile am genossenschaftlichen Körper, die im Absterben begriffen sind, zu erhalten," und das ist ein Grundsatz, den von Elm auf dem Allgemeinen Genossenschaftstag in Hannover (Mittheilungen Seite 373) aufgestellt hat. Die verschiedene Auffassung über Zweck und Organisation der Konsumvereine soll hier ganz unerörtert bleiben.

Der Allgemeine Genossenschaftstag in Kreuznach, der Gesammtausschuß und der Anwalt haben in einer brennenden Frage, die zur Lösung gebracht werden mußte, vollkommen im Sinne des Begründers des Allgemeinen Verbandes gehandelt.

Es ist gesagt worden, der Beschluß stelle eine Ueberrumpelung dar; Macht sei vor Recht gegangen. Nun, jede Abstimmung stellt eine Machtfrage dar. Das ist nichts Besonderes. Von einer Ueberrumpelung kann keine Rede sein, denn maßgebende Persönlichkeiten, die an der Spitze der ausgeschlossenen Genossenschaften stehen, waren längst darauf aufmerksam gemacht, daß eine Trennung nothwendig sei; doch sie wollten erst einen Beschluß des Allgemeinen Genossenschaftstages darüber haben.

Es ist gewiß das gute Recht jeder wirthschaftlichen Organisation, die wirthschaftliche Richtung zu bestimmen, die für sie gelten soll.

Wer von den Gegnern oder den ausgeschlossenen Vereinen ehrlich ist, muß zugeben, daß die Vertreter der evolutionistischen Richtung, sobald sie die Macht dazu in Händen gehabt, die „kleinbürgerlichen" Genossenschaften vor die Wahl gestellt hätten, entweder im Winkel bei Seite zu stehen, oder aus dem Allgemeinen Verbande auszutreten. Die Sozialdemokraten, die in Kreuznach gesprochen, wären gewiß die letzten gewesen, die auch nur einen Moment gezaudert hätten, wenn es galt, dem Allgemeinen Verband ihren Stempel aufzudrücken. Aus zuverlässigster Quelle ist mir bekannt, daß schon vor Jahr und Tag in jenen Kreisen die Frage erörtert ist, wie man den Allgemeinen Verband in die Hände bekommen könne. Die Leitung des Allgemeinen Verbandes hätte unverantwortlich gehandelt, wenn sie den Eintritt dieses Zeitpunktes ruhig abgewartet hätte. Jetzt mußte der Allgemeine Genossenschaftstag sprechen, nachdem alle Bemühungen zur friedlichen Scheidung resultatlos verlaufen waren.

In der separaten Besprechung der Vertreter der ausgeschlossenen Konsumvereine führte von Elm aus:

„Es hat keinen Zweck, jetzt noch viel zu reden. Kaum einer, selbst diejenigen, welche nicht ausgeschlossen worden sind, würden glauben, daß wir das Spiel mit dem Allgemeinen Verbande noch fortsetzen können. Es ist gestern gesagt worden, der Allgemeine Verband wolle den Mittelstand aufrecht erhalten; zum Mittelstand rechnet Dr. Crüger auch die Krämer. Ein Verband, der die Absicht hat, den Krämerstand zu erhalten, geht gegen die Interessen der Konsumvereine."

Deutlicher sprach sich Pëus aus:

„Ein Verband, der Mittelstandsrettung proklamirt, ist nicht mehr im Stande, die Konsumvereinsinteressen zu vertreten."

Von Elm behauptet also, daß der Allgemeine Verband, der den Kaufleuten die Bildung von Einkaufsgenossenschaften empfiehlt, gegen die Interessen der Konsumvereine handelt, und er will es gleichwohl nicht gelten lassen, wenn der Allgemeine Genossenschaftstag behauptet, daß er (v. Elm) und seine Freunde die Interessen des Allgemeinen Verbandes schädigen, wenn sie die Eliminirung des Handels als einen Programmpunkt ihres Genossenschaftswesens bezeichnen?!

Schließlich noch ein Wort, wie die Vertreter der modernen Richtung sich die Zukunft des Konsumvereinswesens vorstellen.

Fleißner-Dresden schreibt gelegentlich in einem für die Blätter für Genossenschaftswesen bestimmten Aufsatz:

„Ich habe allerdings die Ansicht, daß die Entwicklung auf eine besondere Zentralorganisation der deutschen Konsumvereine hinausgeht. So lange aber dieses Stadium nicht erreicht ist, so lange haben die Konsumvereine ihren Zusammenfassungspunkt im Allgemeinen Verbande zu suchen."

Kautsky in einem Aufsatz „Konsumvereine und Arbeiterbewegung" schreibt:

„Wir haben nicht zu fragen, ob sie (die Konsumvereine) das Mittel sind die soziale Frage zu lösen, sondern ob und unter welchen Umständen sie geeignet sind, den Klassenkampf des Proletariats zu fördern." „Auch hier finden wir die politische und gewerkschaftliche Organisation des Proletariats als nothwendige Vorbedingung der Konsumgenossenschaften, wenn diese für den Emanzipationskampf der Arbeiterklassen Bedeutung erlangen sollen." „Wenn die Vorkämpfer der Partei gemaßregelt werden, wenn sie ihrer Ueberzeugung halber brotlos aufs Pflaster fliegen, so sind sie sicher, bei der Genossenschaft Brot und Beschäftigung zu finden."

Das „Handlungsgehilfenblatt“ spricht von der „Hyperneutralität“.

Frau Steinbach, eine der Hauptrednerinnen in Kreuznach, bemerkt gelegentlich in den „Sozialistischen Monatsheften“:

„Drei Hauptfaktoren sind es, mit denen wir heute rechnen, wenn wir die Uebermacht des kapitalistischen Systems zu brechen versuchen. Es sind dies die politischen, die gewerkschaftlichen und die genossenschaftlichen Organisationen.“

Heine in der gleichen Zeitschrift sieht die Genossenschaftsbewegung zu einem Gliede der Arbeiterbewegung werden. Beachtenswerth ist, wie Heine über die „Neutralität“ denkt. Heine bemerkt:

„Als vor wenigen Jahren das Schlagwort von der Neutralität der Gewerkschaften auftauchte, da jubelten die berufsmäßigen Vernichter der Sozialdemokratie, obwohl ihnen wie Genosse von Elm sehr treffend bemerkt hat, schon dadurch, daß kein geringerer als Bebel für diese Neutralität eintrat, die Augen über deren Bedeutung hätten geöffnet werden sollen.“

Für die Neutralität der Konsumvereine tritt von Elm ein. Sollte dies nicht auch jedermann die Augen öffnen?

Die Ansichten Braun's, Timm's über den Werth der Neutralität sind bekannt. Kein anderer wie Elm schrieb kürzlich:

„Vor allem meine ich, muß man von dem Gesichtspunkte aus die Sache behandeln, daß die genossenschaftliche sowohl als die gewerkschaftliche Bewegung als eine Ergänzung der politischen Bewegung zu betrachten ist.“

Das sind die Aeußerungen führender Personen in dem Streite. In dem Organ der ausgeschlossenen Hamburger Großeinkaufsgesellschaft, dem „Hamburger Wochenbericht“ dem Organ, das die Willensrichtung des modernen Konsumvereinswesens angibt, ist niemals ein Wort der Abwehr gegen solche Aufgaben und Ziele der Konsumvereine zu lesen gewesen. Im Gegentheil hat es daselbst nie an Angriffen auf den „versteinerten“ Allgemeinen Verband und den „verknöcherten“ Anwalt gefehlt.

Der Einfluß, den die moderne Richtung auf die wirthschaftliche Organisation der Konsumvereine bereits gezeitigt hat, ist oben von mir gestreift; es fehlt hier natürlich an Raum, mich näher darüber auszulassen. Es wird gegen alle gesunden wirthschaftlichen Grundsätze verstoßen — Grundsätze, die in den Augen der Vertreter der modernen Richtung „veraltet“ sind.

Ich hoffe, daß diese Zeilen beitragen werden zu einer objektiven Würdigung des Kreuznacher Beschlusses. Die Frage darf also nicht gestellt werden: entspricht der Beschluß liberaler Wirthschaftspolitik — sondern die Frage muß dahin gestellt werden: soll die Tendenz des Allgemeinen Verbandes hinzielen auf Erhaltung privatwirthschaftlicher Betriebe, oder auf die Vernichtung derselben auf dem Wege der evolutionistischen Entwicklung. Der Allgemeine Genossenschaftstag hat sich für das erstere ausgesprochen. Die sich aus der Thätigkeit jeder Genossenschaft ergebende Nebenwirkung, die in der Ausschaltung von Arbeitskräften besteht, hat mit dieser prinzipiellen Frage durchaus nichts zu thun.

Soeben lese ich in der „Sozialen Praxis“ eine Besprechung der Vorgänge auf dem Kreuznacher Genossenschaftstage, in der zunächst zugegeben wird, daß nach den Konflikten der letzten Jahre das Ergebniß kaum mehr überrascht hat; zum Schluß aber wird das Bedauern darüber ausgesprochen, „daß man auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens Bürgerthum und Arbeiterschaft, die sich hier zu vereinigen begannen, gewaltsam wieder auseinandergerissen hat“. Dem Verfasser der Besprechung der Vorgänge auf dem Kreuznacher Genossenschaftstage ist es darnach unbekannt, daß gerade die Führer der Richtung, der er das größte Lob spendet, stets nach Möglichkeit bemüht waren, das „Bürgerthum“ aus der Verwaltung der Konsumvereine zu beseitigen. Wenn im übrigen die „Soziale Praxis“ das Bestreben „mit Genossenschaftswesen Mittelstandspolitik zu treiben“ bekrittelt, und von der in „alten Bahnen befangenen“ Verbandsleitung spricht, so stellt sich die „Soziale Praxis“ damit freilich auch auf den Standpunkt, daß die Tage des Mittelstandes gezählt sind. Aus der Entwicklung der dem Mittelstande — wenn nun einmal wieder dieses Wort gebraucht werden muß — dienenden Genossenschaften läßt sich die Richtigkeit der Annahme der „Sozialen Praxis“ nicht herleiten.

Hans Crüger.

* * *

Antwort.

Es kann den Lesern dieser Zeitschrift wohl überlassen bleiben, sich durch Vergleich der vorstehenden Ausführung mit dem von mir in der vorigen Nummer veröffentlichten Artikel ein selbständiges Urtheil darüber zu bilden, ob meine Darlegungen durch die Entgegnung des Herrn Dr. Crüger in einem einzigen Punkte entkräftet sind. Ich will mich meinerseits nur darauf beschränken, nochmals deutlich den springenden Punkt in diesem Streite zu bezeichnen.

Herr Dr. Crüger gibt zu, daß die in Kreuznach ausgeschlossenen Konsumvereine von dem Grundsatze der Selbsthilfe nicht abgewichen sind. Er liefert weder einen Beweis noch behauptet er auch nur, daß die ausgeschlossenen Genossenschaften das Konsumvereins-Geschäft anders betreiben, als die von Herrn Dr. Crüger approbirten Konsumvereine. Alle diese Konsumvereine sind, soweit ihre genossenschaftliche Organisation und ihr Geschäftsgebahren in Frage kommen, wesensgleich, und deshalb muß auch die wirthschaftliche Wirkung dieser Konsumvereine in dem Konkurrenzkampf mit Einzelhändlern die gleiche sein. Mit anderen Worten: Ein erfolgreicher Konsumverein, einerlei ob er zu den in Kreuznach approbirten oder zu den verfehmten Konsumvereinen gehört, wird und muß weniger leistungsfähige Kleinhändler verdrängen. Es liegt das in der Natur eines jeden Konsumvereins. Auch Herr Dr. Crüger anerkennt das ausdrücklich mit den Worten: „Jede Genossenschaft schaltet Arbeitskräfte aus.“ Aber, fügt er jetzt in seiner Entgegnung hinzu, diese ausschaltende Wirkung ist bei denjenigen Konsumvereinen, die in Kreuznach approbirt sind, eine „Begleiterscheinung“, während sie bei den in Kreuznach ausgeschlossenen Konsumvereinen die Folge eines „systematisch verfolgten Zieles“ ist. Ich glaube nicht, daß die durch Konsumvereine aus der Konkurrenz gedrängten Kleinhändler besonderen Werth darauf legen, ob ihre Ausschaltung als Begleiterscheinung einer wirthschaftlichen Organisation oder in Folge offenbaren Tendenz sich vollzieht; aber die ganze Gedankenreihe, die dieser Differenzirung zu Grunde liegt, scheint mir der nöthigen Klarheit zu ermangeln. Herr Dr. Crüger ist sich durchaus bewußt, daß die Ausschaltung von Arbeitskräften bei jeder Begründung eines erfolgreichen Konsumvereins als Begleiterscheinung eintreten muß; indem er sich trotzdem um die Gründung neuer und um die Entwicklung alter Konsumvereine bemüht, trägt er bewußtermaßen das Seinige dazu bei, daß die ausschaltende Wirkung der Konsumvereine fortgesetzt eintritt. Er mag es bedauern, daß die Entwicklung der Konsumvereine von dieser Begleiterscheinung sich nicht trennen läßt, aber indem er trotzdem die Konsumvereine fördert, verfolgt er doch zugleich auch seinerseits die Tendenz, die von den Konsumvereinen untrennbaren Begleiterscheinungen herbeizuführen. Worin liegt unter solchen Umständen denn nun der Unterschied zwischen seinem und seiner Freunde Vorgehen bei der Entwicklung des Konsumvereinswesens und dem Vorgehen jener Genossenschaftler, die in Kreuznach exkommunizirt sind? Beide beschreiten dieselben Wege; beide erstreben dasselbe Ziel, beide rufen dieselben wirthschaftlichen Wirkungen mit ihren Konsumvereinen hervor; nur in einem Punkt existirt ein

erkennbarer Unterschied: die einen bedauern die „Begleiterscheinung", die andern erblicken darin einen erfreulichen und gesunden Entwicklungsprozeß. Gegen die auf einen solchen Ideenunterschied gestützte Begründung des Ausschlusses der unter sozialdemokratischer Leitung stehenden Konsumvereine richtete sich in erster Linie meine Kritik. Dieser Ideenunterschied ist meines Erachtens für die Beantwortung der Frage, ob jemand zum allgemeinen Verbande gehören darf oder nicht, völlig gleichgültig. Es kann jemand ein ausgezeichneter Leiter eines Konsumvereins sein, wenn er auch glaubt, mit Konsumvereinen wahre Wunder bei der Neuformation des gesammten Wirthschaftslebens verrichten zu können. Das kann höchstens seinen Eifer, sich am genossenschaftlichen Leben zu betheiligen, verstärken. Auch der Glaube, daß man indirekt der eigenen politischen Partei dient, wenn man sich an Konsumvereinsbestrebungen emsig betheiligt, kann doch von keinem Standpunkt aus als etwas Unerlaubtes erscheinen.

Es ist meines Erachtens Phantasterei zu glauben, mit Konsumvereinen, wenn sie sich nur umfangreich entwickeln, unsere Wirthschaftsordnung aus den Angeln heben zu können. Der wirklich fruchtbaren Thätigkeit von Konsumvereinen sind sehr viel engere Grenzen gezogen, als es die Konsumvereinsenthusiasten wähnen. Die Bildung der großen Waarenhäuser zeigt bereits, daß auf dem Gebiet der Güterverthеilung Einzelbetriebe auch Konsumvereinen gegenüber jeder Konkurrenz gewachsen sind. Die Möglichkeit für Kleinhändler, sich zu Einkaufsgenossenschaften zusammen zu schließen, ist noch keineswegs erschöpft, und endlich gibt es auch zahllose einzelne Kleinhändler, die selbst mit beschränkten Mitteln bei großer Geschäftstüchtigkeit sich der Konkurrenz der Konsumvereine völlig gewachsen zeigen. Ich gebe deshalb durchaus Herrn Dr. Crüger Recht, wenn er meint, daß die Herren von Elm, Pëus und Genossen zum Theil von phantastischen Voraussetzungen über das, was mit Konsumvereinen zu erreichen ist, ausgehen; aber seit wann schließt man denn aus einem Verbande die Genossen aus, die sich am meisten von den zu gründenden Genossenschaften versprechen? Ich gebe zu, daß ein derartiger übertriebener Enthusiasmus zu leichtfertigen Genossenschaftsgründungen führen kann; sobald eine solche geschäftliche Unsolidität in die Erscheinung tritt, dann ist die Zeit für den Verbandsanwalt gekommen, um zu warnen; aber eine etwaige geschäftliche Unsolidität ist den in Kreuznach Ausgeschlossenen überhaupt nicht vorgeworfen worden. Jedenfalls erscheint ein solcher Anklagepunkt nicht unter den Ausschlußgründen. Vielmehr ist es immer wieder nur die Gesinnung, die Tendenz, der Glaube, die bei den Ausgeschlossenen bemängelt werden.

Herr Dr. Crüger darf sich nicht wundern, daß eine Exkommunikation auf solche Gründe hin bei vielen liberalen Wirthschaftspolitikern Befremden erregen mußte; und zwar um so mehr, als bisher gerade von vorurtheilsfreien liberalen Wirthschaftspolitikern die Entwicklung der evolutionistischen Richtung in der Sozialdemokratie mit besonderer Befriedigung betrachtet wurde. Daß die Sozialdemokratie sich in immer stärkerem Grade der Gewerkschaftsbewegung und neuerdings der Genossenschaftsbewegung zuwendet, ist meines Erachtens die glücklichste Erscheinung, die wir gegenwärtig in unserem Staatsleben zu verzeichnen haben.

Die Sozialdemokratie muß unserem Staatsleben wiedergewonnen werden; das aber kann nicht durch schöne Lehren und nicht durch geistlichen Zuspruch, auch nicht durch Ausnahmegesetze und Zurückstoßen von gemeinsamen Arbeitsfeldern geschehen; sondern nur durch Betheiligung der Sozialdemokraten an praktischer Arbeit, an den Aufgaben des Reichs, des Staats, der Gemeinde und nicht zum wenigsten auch an gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Arbeiten. Es ist ein Glück, daß Sozialdemokraten im Reichstag sitzen. Es ist ein Skandal sondergleichen, daß sie durch das miserabelste aller Wahlgesetze von den Arbeiten des preußischen Landtages ausgeschlossen sind. Nur spießbürgerliche Kurzsichtigkeit kann wünschen, daß Sozialdemokraten sich nicht an kommunalen Arbeiten betheiligen und in Stadtverwaltungen unvertreten sind. Sie sind nirgends bequem; sie sind manchmal unausstehlich mit ihrem Hochmuth der Halbbildung und ihrem Charakterprotzenthum. Volksschichten, die neu an die Macht kommen, sind niemals liebenswürdig; aber selbst der befangenste Politiker sollte nicht verkennen, daß die Sozialdemokraten durch die Betheiligung an staatlichen, kommunalen und genossenschaftlichen Arbeiten zu immer brauchbareren Staatsbürgern erzogen worden sind, und daß es unverzeihlich wäre, wollte man diesen Gesundungsprozeß durch engherzige Absonderung von der Sozialdemokratie unterbrechen. Das hätte man meines Erachtens auch auf dem Genossenschaftstage in Kreuznach berücksichtigen sollen.

Theodor Barth.

Juristen und Mediziner.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Isle of Wight, den 15. September 1902.

Viel seltener, als ich es gewünscht, habe ich in letzter Zeit die Gastfreundschaft der „Nation" zu erbitten vermocht. Sie wissen ja: die täglichen Berufsgeschäfte, die Termine, die Sprechstunden, die Akten! Dann ist am Abend die Feder zu müde, um sich nochmals zu rühren, selbst wenn sie hin und wieder das Bedürfniß fühlt, etwas zu sagen. Ich glaube fast, ich hätte sie auch hier in meinem Ferien-dolce-far-niente ruhen lassen. Man hat Besseres hier zu thun, wenn die Sonne leuchtend auf das blaue Meer und die frühlingsfrischen Rasenteppiche herunterscheint und die vierspännigen Coaches mit den fröhlichen, schlanken Menschen kreuz und quer durch das gesegnete Land fahren. Doch dann kommt plötzlich einmal der graue, englische Nebel herangekrochen und wischt mit leiser, aber unbarmherziger Hand alle Farbe und alles Licht, alles Leben und alle Fröhlichkeit fort. Der Engländer greift gleichmüthig nach seinem wasserdichten Regenmantel, der ihn nie und nirgends verläßt, der Fremde aber flüchtet sich dann gern in einen der behaglichen Ledersessel im Schreibzimmer seines Hotels, und wenn inzwischen die Post Briefe und Zeitungen aus der Heimath gebracht, vergißt er darüber wohl auch das programmwidrige, abscheuliche Wetter draußen.

Solch ein Vormittag ist's, an dem mir ein freundliches Geschick soeben die Nr. 49 der „Nation" mit dem Aufsatze des Herrn Professor Eulenburg über den „ärztlichen Sachverständigen im Strafprozesse" zugehen läßt. Gestatten Sie mir, mich zu diesem, mir aus langjähriger, praktischer Erfahrung vertrauten und — von mir beklagten — Thema gleichfalls mit einigen Worten zu äußern. Ich begrüße es mit aufrichtiger Genugthuung, daß die Frage von berufener ärztlicher Seite aufgegriffen wird, denn unter den zahlreichen Schäden, an denen leider unser Strafprozeß, oder richtiger und deutlicher gesagt, die Ausübung unserer Strafrechtspflege krankt, liegt hier ein besonders wunder Punkt. Ein Fall, der weniger sensationell wie die Beispiele meines verehrten Vorredners, aber wie mir scheint, noch prägnanter die Momente illustrirt, auf die es ankommt, hat sich kürzlich in meiner Gegenwart abgespielt.

Auf der Anklagebank saß die bisher unbescholtene Frau eines Beamten, die geständlich aus einer Anzahl Geschäfte eine Menge Sachen gestohlen. Der Umstand, daß dieselben theilweise weder Gebrauchs- noch Nutzwerth für die Angeklagte hatten, sowie gewisse auf psychopathische Abnormitäten hindeutende Vorgänge aus ihrer Vergangenheit führten zur Zuziehung des gerichtlichen Sachverständigen. Dieser hatte die Frau vor dem Termin einige Male unter-

sucht und erklärte nun: die Frau sei „nicht normal", ob sie aber zur Zeit der Begehung der That sich in einem die freie Willensbestimmung ausschließenden Zustande der Trübung ihres Bewußtseins befunden, das könne er nicht sagen, das könne vielmehr erst möglicherweise durch längere Beobachtung in einer Anstalt festgestellt werden. Der Staatsanwalt konstatirte nur das negative Ergebniß dieses Gutachtens: „Der Sachverständige habe die Angeklagte nicht für geisteskrank erklärt" und beantragte die Bestrafung. Der Vertheidiger verlangte, daß die Angeklagte auf Grund des Gutachtens zunächst einer Anstalt zur Beobachtung ihres Geisteszustandes überwiesen werde. Darauf erklärte der Vorsitzende der Strafkammer, eine derartige Ueberweisung sei nur auf Antrag des Sachverständigen selbst zulässig, und dieser habe den Antrag nicht gestellt. Dies ist formell richtig: nach ausdrücklicher Bestimmung des Gesetzes muß der Antrag von dem Sachverständigen selbst gestellt werden, andernfalls kann weder von Amtswegen noch auf Antrag der Anklagebehörde oder der Vertheidigung eine derartige Maßregel angeordnet werden. Im vorliegenden Falle glaubte jedoch der Vertheidiger die Schlußworte des gerichtsärztlichen Gutachtens für einen „Antrag" im Sinne des Gesetzes ansehen zu sollen und bat, falls hierüber Zweifel herrschten, den Sachverständigen um eine authentische Interpretation seiner Worte zu ersuchen. Der Vorsitzende lehnte dies ab, und erst auf den vom Vertheidiger beantragten Gerichtsbeschluß wurde die nochmalige Frage an den Sachverständigen gerichtet. Dieser erklärte, daß er den erwähnten Antrag habe stellen wollen und ihn nunmehr wiederhole. Der Gerichtshof zog sich zurück und nach kurzer Berathung wurde die Verurtheilung der Angeklagten verkündet, „an deren Zurechnungsfähigkeit der Gerichtshof keinen Zweifel habe".

Die Verhandlung hatte etwa eine halbe Stunde gedauert, keiner von den fünf Richtern hatte die Angeklagte vorher jemals gesehen, bei der Verhandlung selbst war sie, da ihr Geständniß eine weitere Erörterung erübrigte, fast völlig passiv geblieben, für die Beurtheilung der Psyche der Frau war so gut wie nichts hervorgetreten. Dagegen erklärt der Sachverständige, daß er sich trotz seines für solche Fragen geschärfteren Blickes, trotz seiner vorangegangenen Untersuchungen ein abschließendes Urtheil noch nicht habe bilden können. Und trotzdem hatte der Gerichtshof „keinen Zweifel", nicht einmal so viel, um die vom Sachverständigen beantragte nochmalige sachgemäße Beobachtung des Geisteszustandes der Angeklagten zu wünschen, bevor er sein „Schuldig" sprach!

Der Fall ist nach vielen Richtungen typisch. Die fünf Richter waren reife, erfahrene Männer, bei denen fraglos sowohl das Gefühl der Verantwortlichkeit, wie der ernste Wille, die Wahrheit zu finden, vorhanden war; als medizinischer Gutachter fungirte der seit langen Jahren mit Recht als Autorität betrachtete gerichtliche Sachverständige. Aber unsere Richter — und das scheint mir der eine springende Punkt zu sein — stehen nicht nur dem Wesen fortgeschrittener psychopathischer Lehre und Wissenschaft völlig fremd gegenüber, sondern sie wollen auch nicht in dieser Unbefangenheit irritirt werden. Sie können sich noch immer von der Auffassung nicht losmachen, daß ein Mensch ihre Fragen verstehen und klare und überlegte Antworten darauf geben, und daß er doch im Momente der That durch eine seine strafrechtliche Verantwortung ausschließende krankhafte Störung in seinem Willen unfrei gewesen sein kann. Ich habe in einer anderen Sache die Zurechnungsfähigkeit, entgegen den Bedenken des Sachverständigen mit der Begründung bejahen gehört, daß einige als Zeugen vernommene Dorfinsassen niemals eine geistige Störung bei dem Angeklagten wahrgenommen, einer derselben „sogar" bekundet habe, daß er „gut rechnen könne". Wer an solche Auffassungen rührt, hat von vornherein das größte Mißtrauen gegen sich, das im Berathungszimmer in gewisse Schlagworte austönt: das „ultimum refugium" des Vertheidigers und „die moderne Schule" des Sachverständigen. Und ganz bewußt, nicht „ahnungslos", wie Herr Professor Eulenburg meint, verschließen unsere Richter in ihrer überwiegenden Mehrheit sich den „neuen Lehren", obgleich dieselben eigentlich so ganz neu gar nicht mehr sind. Sie kennen sie nicht, aber sie mißbilligen sie, weil sie instinktiv das Gefühl haben, daß sie ihnen gegenüber mit ihrer bisherigen Schulweisheit nicht auskommen. Sie merken, wie an den Stützen ihrer Richterstühle gerüttelt wird, und sie glauben das Schicksal der Rechtsprechung bedroht, weil der Wahrheitsfindung neue Wege gewiesen werden sollen, die in manchen Fällen dazu führen würden, daß ein nach den paragraphenmäßigen Thatbestandsmerkmalen festgestelltes „Delikt" ohne „Strafe" bliebe. Denn das scheint mir der zweite besonders zu beachtende Punkt zu sein. Nur in denjenigen Fällen pflegt sich richterliche Selbstherrlichkeit über medizinische Gutachten psychiatrischer Art hinwegzusetzen, wenn die letzteren zur Verneinung strafrechtlicher Verantwortung führen würden. Ich kann mich keines Falles erinnern, in dem der Sachverständige die Zurechnungsfähigkeit bejaht, das Gericht aber sich selbständig die entgegengesetzte Ueberzeugung gebildet und deshalb freigesprochen hätte. Im Gegentheil, dann ist bei aller freien Beweiswürdigung ein solches Gutachten wie ein rocher de bronze, an dem sich die etwaigen eigenen Bedenken brechen. Das kam mir kürzlich erst bei einer Schwurgerichtsverhandlung zum Bewußtsein. Der Angeklagte hatte unter ganz unsinnigen Nebenumständen sein Waarenlager in Brand gesetzt, die Anklage nahm an, um sich in den Besitz der Versicherungssumme zu setzen, obgleich seine Bücher seine Solvenz bestätigten. Der medizinische Sachverständige erklärte ihn für einen hochgradigen Neurastheniker, bestätigte auch, daß bei solchen ein die freie Willensbestimmung ausschließender Zustand der Bewußtseinstrübung eher eintrete als bei normalen Menschen, gab aber sein Gutachten dahin ab, daß er in concreto das Vorliegen eines solchen Zustandes nicht feststellen könne. Die Vertheidigung wies die Geschworenen darauf hin, daß sie auf Grund der beiden von dem Sachverständigen gegebenen Untersätze sehr wohl in der Lage seien, die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten zu verneinen, wenn sie aus dem Zusammenhang der in der Verhandlung erwiesenen Thatumstände zu der Ueberzeugung gelangten, daß unmöglich ein Mann mit gesunden Sinnen gehandelt hätte wie der Angeklagte. Es ist mir später berichtet worden, daß in der That unter den Geschworenen eine starke Neigung für diese Auffassung bestand. In der Rechtsbelehrung bestätigte der Vorsitzende ihnen, daß sie auch gegenüber dem negativen Gutachten des Sachverständigen in ihrer Entscheidung frei seien, aber, so fügte er hinzu: „Sie werden sorgfältig zu prüfen haben, ob Sie sich wirklich über ein von so autoritativer Seite abgegebenes Gutachten eines gewiegten Sachverständigen hinwegsetzen können." Und die Geschworenen bejahten hierauf die Schuldfrage. Der Sachverständige aber war der gleiche, über dessen Gutachten hinweg in dem oben erwähnten Fall das Strafkammerkollegium die Beobachtung der ihm geisteskrankverdächtigen Frau abgelehnt hatte.

Ob und wie solcher „Fremdheit und Unvertrautheit der Organe unserer Strafrechtspflege auf psychopathologischem Terrain", um mit Professor Eulenburg zu reden, abzuwehren ist? Ich meine, in einzelnen Fällen dadurch, daß bei der bevorstehenden Revision der Strafprozeßordnung die Beobachtung eines Angeklagten auf seinen Geisteszustand in einer öffentlichen Anstalt obligatorisch gemacht wird, wenn der Sachverständige dies in der mündlichen Hauptverhandlung beantragt. Hierin liegt keine Beschränkung der „freien Beweiswürdigung", sondern nur die Erzwingung der Erhebung eines Beweises über eine zweifellos beweiserhebliche Thatsache. Das Reichsgericht hat in zahlreichen Entscheidungen den Grundsatz ausgesprochen, daß es unzulässig sei, eine Beweiserhebung abzulehnen, weil das Gericht von vornherein von der Ergebnißlosigkeit derselben überzeugt ist, indem es etwa dem neu benannten Zeugen wegen dessen Verwandtschaft mit dem Angeklagten, wegen seines Interesses zur Sache, oder weil andere Zeugen schon glaubwürdig Gegentheiliges behauptet haben, den Glauben versage.

Nicht anders liegt die Sache hier. Die Ablehnung der beantragten Beobachtung ist auch eine antizipirte Beweiswürdigung. Führt die Beobachtung zu einem mit der jetzigen richterlichen Ueberzeugung konformen Gutachten, dann wird schlimmsten Falls der Angeklagte einige Wochen später verurtheilt werden. Verneint das auf solche Weise gefundene Gutachten die Zurechnungsfähigkeit, so wird sich ein Richterkollegium schwerer entschließen, sich darüber hinwegzusetzen. In jedem Falle bleibt es aber in seiner Würdigung auch dieses Beweisergebnisses noch immer frei.

Für viele Verhandlungen dürfte dies Auskunftsmittel genügen, denn forensisch gewandte Sachverständige werden geeigneten Falls hieraus Gelegenheit nehmen, ihrer Ansicht Nachdruck zu verschaffen — für viele, aber nicht für alle! Und ich bin mir auch bewußt, ein mehr äußerliches, aber nicht an die Wurzel des Uebels greifendes Heilmittel vorgeschlagen zu haben. Ich fürchte, unserer jetzigen Richtergeneration gegenüber wird ein solches auch nicht gefunden werden. Wir haben Richter, auf die wir stolz sein dürfen, weil sie in ihrer größten Mehrzahl ehrliche, gewissenhafte und aus unerschrockener Ueberzeugung richtende Männer und tüchtige Juristen sind, aber nur eine verschwindende Minorität unter ihnen besitzt auch den Ehrgeiz, im weiteren Sinne verstanden, geistig durchbildete Menschen zu sein. Man frage auf unseren Universitäten, wie viele juristische Studenten es für erforderlich halten, über ihre Fakultätskollegien hinaus eine philosophische oder medizinische Vorlesung zu belegen, man frage unsere Referendarien, ob es ihnen wichtiger erscheint, den gesellschaftlichen Korpsburschen- und Reserveleutnantsschliff zu repräsentiren oder die Werke eines Lombroso und Liszt zu lesen, und man frage endlich unsere Richter selbst, wie viel Muße ihr Amt, ihre Familie, ihr Frühschoppen, ihr Skattisch ihnen läßt, um mit ihrer Wissenschaft fortzuschreiten und daneben auch noch in sich aufzunehmen, was außerhalb derselben den geistigen Gehalt unserer Zeit ausmacht. Mit verschwindenden Ausnahmen wird die ehrliche Antwort verneinend ausfallen.

Ob es immer so war? Ich weiß es nicht. Ob es nicht anders sein kann? Ich glaube, doch! Unzweifelhaft aber scheint mir, daß viel weniger Indolenz und geistige Bedürfnißlosigkeit der Einzelnen die Schuld tragen, als das System, unter dem wir leben und arbeiten. Die Ueberbürdung unserer Richter, aber auch die Enge der Verhältnisse, unter denen sie größtentheils leben müssen, spielt eine Rolle dabei. Man entlaste sie durch reichliche Vermehrung der Richterstellen, man enthebe sie aber auch durch Erhöhung ihres Einkommens der Nothwendigkeit geistiger Einschränkung. Gute Bücher, den Blick weitende Reisen und alle Gelegenheiten zur Anregung des Geistes und des Gemüths kosten Geld. Mit Recht ist der englische Richter der bestbezahlte Beamte im Staate — im engen Kreis verengert sich der Sinn, der „Richter“, im besten Verständniß dieses Wortes, aber muß einen weiten, offenen Blick und dazu ein Herz voll warmer, wohlwollender Menschlichkeit besitzen, wie sie nur derjenige erwirbt, dem es über den engen Kreis seines eigenen Lebens hinaus, auf allen Gebieten reife Erfahrung zu sammeln vergönnt war.

Vor allem aber fange man beim Anfang an. Man gebe unserer Jugend wieder andere Ideale als die der patenten Korrektheit und der energischen Schneidigkeit. Man schärfe unseren jungen Juristen ein, daß es nicht genügt, seine Examina zu bestehen, um dann mit einem Federstrich über Wohl und Wehe seiner Mitmenschen zu dekretiren und zu judiziren, sondern daß es das höchste und verantwortungsvollste Ehrenamt ist, zu dem sie berufen sind, und daß sie sich dieser Auszeichnung nicht durch möglichst schneidige Aburtheilung, sondern dadurch würdig zeigen, daß sie ohne Standeshochmuth alle geistigen Errungenschaften ihrer Zeit in dem einen Bestreben, die Wahrheit zu finden, in sich aufzunehmen suchen. Aus dem so vorgebildeten Juristenstand aber wähle man nicht die jüngsten Assessoren, und nicht die „Energievollsten“, auch nicht die „Strebsamsten“, sondern die Reifsten, die Vorsichtigsten und Bedachtsamsten, die „geistige Elite“, wie Eulenburg sagt, zu Strafrichtern, und sie erst lasse man aburtheilen über Schuld und Sühne sündiger Mitmenschen!

Ich hätte vielleicht zur Vervollständigung noch manches hinzuzufügen, was ich auf dem Herzen habe. Indes — das ist ein weites Feld, wie Effi Briest's Vater sagt. Ich wollte ja auch nur einige durch Professor Eulenburg's vortrefflichen Artikel angeregte Ferienbetrachtungen schreiben, und — last not least — inzwischen hat auch die Sonne den Nebel wieder besiegt. Sit omen auch für den Gegenstand dieser bescheidenen Ausführungen. Mit ergebenstem Gruß

Ihr

Dr. Mamroth-Breslau.

Internationale Vertragstreue.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

In der Nummer der Nation vom 5. April dieses Jahres machte ich auf die verderblichen Wirkungen aufmerksam, die das rumänische Handwerkergesetz für den Wohlstand des Königreichs an der Donau haben müsse, sowie darauf, daß dieses Gesetz gegen die internationalen Verträge verstoße. Man konnte hoffen, daß die Kritik, die immer stärker in der Presse Westeuropas geübt worden ist, die rumänische Regierung zum Einlenken bewegen werde; das ist unzweideutig nur in einem einzigen Punkte geschehen.

Die Ausführungsbestimmungen zum Gesetz, die nunmehr erlassen sind, erkennen an, daß den rumänischen Juden der Betrieb eines Handwerks nicht unmöglich gemacht werden soll, und man betrachtet es schon als eine „Konzession“, daß ein Land einem Theil seiner Unterthanen nicht verbietet, sich durch ehrliche Arbeit zu ernähren. Man denke!

Dagegen sind in diesem Gesetze engherzigsten und kurzsichtigsten wirthschaftlichen Chauvinismus alle jene Bestimmungen bestehen geblieben, die die Ausländer im eigentlichen Sinne des Wortes, also auch die Deutschen, schwer benachtheiligen können, und diese Benachtheiligung wäre alsdann zugleich die offene Verhöhnung des zwischen Deutschland und Rumänien abgeschlossenen Handelsvertrages vom 21. Oktober 1893. Dort heißt es im Artikel 1: „Die Vorrechte, Befreiungen und andere Vergünstigungen, welche die Angehörigen des einen der vertragschließenden Theile in Bezug auf Handel und Gewerbe genießen, sollen auch den Angehörigen des anderen Theiles zustehen.“ Nun enthält das rumänische Handwerkergesetz eine ganze Reihe von Bestimmungen, die den Rumänen vor dem Ausländer bevorzugen. So bestimmt Artikel 95:

„Bei allen Unternehmungen oder Lieferungen des Staates, der Distrikte, der Gemeinden oder der anderen Zivil- und Militärbehörden, welche 30,000 Francs nicht übersteigen, werden die Rumänen bevorzugt werden, selbst wenn ihre Offerten um 5 Prozent theurer als diejenigen der Konkurrenten sind.

In den Bedingungsheften von öffentlichen Arbeiten oder von Lieferungen für den Staat, die Distrikte, die Gemeinden und die anderen Zivil- und Militärbehörden wird die Klausel vorgesehen werden, daß vom Unternehmer fremde Handwerker bloß in dem von der Verwaltung, entsprechend der Natur der Arbeiten und der Gegend, in welcher sie ausgeführt werden, festgesetzten Verhältnisse verwendet werden können.“

Und in den Ausführungsbestimmungen heißt es im Artikel 146:

„Bei allen öffentlichen Arbeiten und Lieferungen für den Staat, die Gemeinden, Distrikte und alle Civil- und Militärbehörden werden rumänische Handwerker verwendet werden. Nach der Art der Arbeiten und auch der Gegend, wo sie ausgeführt werden müssen, werden in den Bedingungen der Verwaltung die Verhältnißziffern festgesetzt, wieviele fremde Handwerker gebraucht werden dürfen.“

Das ist eine schwere Benachtheiligung sowohl deutscher Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, und da jeder Auftrag des Staates und der Behörden, der 30 000 Francs überschreitet, in einzelne Loose zerschlagen werden kann, die für sich unter 30 000 Francs bleiben, so kann der Ausländer von jeder Bewerbung ausgeschlossen werden.

Freilich besagt Artikel 4 des Gesetzes:

„Die Fremden müssen, um zur Ausübung eines Gewerbes gemäß den Bestimmungen des vorstehenden Gesetzes zugelassen zu werden, den Nachweis liefern, daß in ihrem Heimathlande das Reziprozitätsrecht für Rumänien existirt.

In Ermangelung eines solchen Beweises, müssen sie die vorherige Autorisation von der Handels- und Gewerbekammer erhalten. Das vorliegende Gesetz tangirt in keinem Sinne die internationalen diesbezüglichen Verträge."

Aber offensichtlich soll sich diese Klausel bezüglich der internationalen Verträge ausschließlich und allein auf Artikel 4 beziehen, das heißt nur auf die Bestimmungen in Betreff der Zulassung zur Ausübung eines Handwerkes, während eine Gleichstellung von In- und Ausländern bei Lieferungen an den Staat und bei Aufträgen des Staates und der Gemeinden (Artikel 95) nirgends im Gesetz und ebensowenig in den erläuternden Ausführungsbestimmungen ausgesprochen ist. Schon der Umstand, daß eine solche Deklaration mitten in einen einzelnen Artikel des Gesetzes eingefügt worden ist, läßt über die Absicht des Gesetzgebers keinen Zweifel. Daß diese Benachtheiligung des Auslandes, auch wenn mit ihm Verträge bestehen, herbeigeführt werden soll, setzt die rumänische chauvinistisch gesinnte Bevölkerung überdies voraus; die rumänische Presse liefert den Beweis hierfür. Ob die rumänische Regierung diese neue Verletzung internationaler Verträge auch heute noch wagen wird, ist eine andere Frage. In jedem Falle sollte schnell Klarheit geschaffen werden, um den üblichen Schädigungen und Chikanen gegen deutsche Arbeitgeber und Arbeitnehmer in Rumänien vorzubeugen.

O. E. Scandi.

Probleme der modernen Krebsforschung.

Wenn in den folgenden Zeilen entsprechend einer Aufforderung der Redaktion dieser Zeitschrift der Versuch gemacht wird, dem Nichtarzt über den gegenwärtigen Stand der Krebsforschung einen Bericht zu geben, so bedarf es zur Rechtfertigung des gegenüber dieser Aufgabe eingehaltenen Standpunktes einiger Worte. Ich habe die Ansicht vieler sonst durchaus liberaler Aerzte, daß die Erörterung rein medizinischer Probleme nur in ärztliche Fachschriften gehöre, nie getheilt; ich halte es umgekehrt für das Recht und die Pflicht des gebildeten Laien, über die thatsächlichen Fortschritte und auch über die Ziele der Medizin und Hygiene in der Presse ebenso Belehrung zu suchen, wie über solche der Kunst, Litteratur und anderer Zweige exakter Wissenschaft. Aber der ärztliche Berichterstatter muß sich der viel größeren Verantwortung bewußt sein, die er seinen Lesern gegenüber trägt. Denn diese treten an den Gegenstand nicht mit der objektiven Ruhe heran, wie etwa bei der Lektüre eines Aufsatzes über Fortschritte der Technik oder der Volkswirthschaft; ihr Interesse an dem Ergebniß ist häufig genug mit Furcht und Hoffnung für die eigene Person oder die eines nahestehenden Angehörigen verbunden. Der Leser hat daher, zumal wenn es sich um die Besprechung von Problemen handelt, im Interesse seiner Seelenruhe den Anspruch auf eine streng kritische Sichtung der Ergebnisse; und ein vorwiegend skeptischer Standpunkt, selbst wenn ihn die Zukunft als zu weitgehend hinstellen sollte, ist mehr angebracht, als verfrühter Enthusiasmus. —

Die unbestreitbaren Fortschritte, welche die praktische Medizin unter Zuhilfenahme naturwissenschaftlicher Methoden in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, Fortschritte, zu deren Erreichung Empirie und planmäßiger Versuch gleichmäßig beigetragen haben, ermuthigen in der Neuzeit dazu, auch an solche Aufgaben heranzutreten, welche früheren Aerztegeschlechtern gänzlich unlösbar erschienen. Diese Erscheinung, welche für die medizinische Forschung unserer Tage geradezu kennzeichnend ist und welche die Thatbereitschaft und Schlagfertigkeit ihrer Führer erweist, findet sich natürlich nicht nur in unserer Zeit; die Geschichte der Medizin, namentlich die Seuchenlehre, bietet mehrere Beispiele ganz ähnlicher Bewegungen. Und die Wandlungen waren fast stets dadurch gekennzeichnet, daß weniger neue Beobachtungen, als die Beseitigung alter Vorurtheile dem Fortschritt neue Bahnen eröffneten und daß der Umschwung der Anschauungen sich überraschend schnell und leicht vollzog.

In den letzten Jahren hat sich nun die Forschung mit einem besonders lebhaften Interesse bemüht, den zahlreichen bisher ungelösten Problemen näher zu kommen, welche die Krebserkrankungen bieten, und den Kampf mit diesem bisher unheilbaren Leiden aufzunehmen. In allen Ländern wenden sich die besten Forscher diesem Ziele zu; mit statistischen, epidemiologischen, klinischen und experimentellen Methoden werden Beobachtungen zusammengetragen; neue Stätten der Forschung werden lediglich zur Untersuchung der Krebskrankheit aufgethan, Fürsten und Behörden setzen Preise aus für praktische Resultate, und Sonderversammlungen und Komitees werden einberufen, zur Besprechung der Fragestellung und zur Sichtung und Zusammenfassung der Ergebnisse. In den Parlamenten berichtet ein Regierungsvertreter über den augenblicklichen Stand der Forschung, und die Tagespresse meldet ihren Lesern jede Veröffentlichung der Fachzeitungen.

Die Abgrenzung der Krebskrankheiten oder der bösartigen Geschwülste ist ein Ergebniß des neunzehnten Jahrhunderts; in den Sterbelisten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts findet sich diese Krankheit entweder gar nicht oder als ein Sammelbegriff der verschiedenartigsten Leiden. Die anatomische Erforschung, um die besonders Johannes Müller, Virchow, Thiersch, Waldeyer u. a. sich die größten Verdienste erwarben, ist zu einem gewissen Abschluß gekommen, soweit von einem solchen in der Medizin überhaupt die Rede sein kann. Darnach sind die Krebsgeschwülste Zellwucherungen von einer bestimmten, den Bau normaler Gewebe nachahmenden Zusammensetzung, die langsamer oder schneller wachsen und durch ihr Wachsthum und ihre Veränderungen das Leben auf das äußerste gefährden. Sie bevorzugen als Sitz ihres Ursprungs bestimmte Organe, ihre Keime können aber vom Ort des ersten Entstehens losgerissen und durch den Kreislauf an andere Stellen fortgeschleppt werden und dann dort neue, dem ursprünglichen Krankheitsheerd gleichartige, größere oder kleinere Geschwülste, sogenannte Metastasen, erzeugen. Eine innerliche Behandlung, die dem Wachsthum dieser atypischen Zellwucherungen Einhalt gebietet, ist bisher nicht bekannt geworden; und nur das Messer des Chirurgen, wofern es möglich ist alles Krankhafte zu entfernen, gewährt Aussicht auf Rettung. Die modernen Operationsmethoden haben den Wirkungskreis des Chirurgen erheblich erweitert, indem sie auch innere drüsige Organe dem Messer zugänglich machten, und die klinische Diagnostik hat neue Methoden geschaffen, welche eine frühzeitige Erkennung des Leidens ermöglichen. Eigenartige Geschwulstbildungen, vielleicht mit der Krebskrankheit des Menschen verwandt, finden sich auch bei manchen Säugethieren und sogar in der Pflanzenwelt. Zur Erklärung der Geschwulstbildung sind mehrere Hypothesen von namhaften Forschern aufgestellt, deren keine recht befriedigt und das Wesen des Leidens aufhellt.

Auf dieser Grundlage entwickelte sich nun die umfangreiche Forschung der letzten Jahre. Schon jetzt ist eine Fülle von ernster Arbeit geleistet; ihr Ergebniß ist aber vorläufig wenig mehr, als eine Festlegung der Richtung für die weitere Arbeit und die Aufstellung bestimmter Ziele. Von den vielen Problemen, die in Angriff genommen worden sind, kommen vorzugsweise drei in Betracht, die ein allgemeines Interesse besitzen und über deren Ergebnisse sich schon heute etwas sagen läßt.

Die erste Frage ist die nach der Zunahme der Krebserkrankungen und Krebstodesfälle in den letzten Jahrzehnten. Diese Frage ist durch namhafte Statistiker und Aerzte vieler Länder einer eingehenden Untersuchung unterzogen worden. Es hat sich dabei als sicher ergeben, daß die absolute und

relative Zahl der Todesfälle überall in größerem oder geringerem Steigen begriffen ist und daß die Krankheit, ein Leiden der vorgerückteren Lebensjahre, in der letzten Zeit verhältnißmäßig stärker auch die jüngeren Lebensalter ergreift als früher. Diese Thatsache hat in weiten Kreisen berechtigtes Aufsehen erregt.

Feinere Eintheilungen über das verschiedene Verhalten von Stadt und Land, über die verschiedene Betheiligung der einzelnen Berufsklassen, den Einfluß der Ernährung, der Bodenbeschaffenheit haben zu widersprechenden Ergebnissen geführt. Fest scheint nur die eine Thatsache zu stehen, daß die Höhe der Sterblichkeit in verschiedenen Ländern durchaus ungleich ist und daß in diesen sogar bestimmte Gegenden ganz verschieden stark betheiligt sind. Die Erscheinung, daß in allen Ländern, auf die sich die Untersuchung erstreckt hat, eine mehr oder weniger starke Zunahme der Todeszahl an Krebskrankheiten zu verzeichnen gewesen ist, hat zu dem Schluß geführt, daß in den letzten Jahrzehnten das Leiden stetig um sich greife. Ja man ist sogar soweit gegangen anzunehmen, daß die äußeren Ursachen der Entstehung des Leidens eine Steigerung erfahren haben müssen. Diese Annahmen sind aber nicht ohne Weiteres zuläßig. Denn sie stützen sich lediglich auf die amtliche Registrirung der Todesursachen. Mit dieser stand es aber und steht es noch heute in vielen Ländern, die keine ärztliche Todtenschau und eine ungenügende ärztliche Versorgung besitzen, recht schlimm. Recht viele Todesfälle an Krebs in früheren Jahrzehnten sind in der amtlichen Statistik als solche von Abzehrung oder chronischen Organleiden verzeichnet worden. Die reichlichere Versorgung der Länder mit Aerzten, die Verfeinerung der Diagnostik, die Zunahme der Krankenhäuser, in denen die Sektion die Diagnose bekräftigt, haben ganz bestimmt ihren großen Antheil an dem häufigeren Auftreten des Krebses als Todesursache in der amtlichen Statistik. In einigen Ländern, z. B. in Italien, das eine alte und gute Registrirung der Todesursachen besitzt, ist die Zunahme der Todesfälle an Krebs eine so geringe, daß die Verfeinerung der Diagnostik allein schon zur Erklärung der Erscheinung ausreicht.

Dazu kommt noch ein zweiter Grund. In den letzten Jahrzehnten hat die Gesammtsterblichkeit in vielen Ländern, besonders in Deutschland, abgenommen. Das liegt an dem Zurücktreten der Infektionskrankheiten des Kindesalters und des jugendlichen Alters. Die für den Krebs empfänglichen Altersklassen sind also stärker besetzt, als früher, und in ihnen ist wohl durch Minderung der früheren Auslese auch die Zahl der Empfänglichen gesteigert.

Die Frage nach der Ursache der in den letzten Jahrzehnten beobachteten Zunahme der Krebserkrankungen ist also noch nicht endgültig gelöst. Es steht nicht fest, in welchem Maße sie eine reelle, in wie weit sie nur eine durch Verbesserung der statistischen Aufzeichnungen und die Verfeinerung der Diagnostik vorgetäuschte ist. Soweit sie aber reell ist, so erwächst die weitere Frage, ob sie mehr durch das Heranwachsen einer größeren Zahl von empfänglichen Individuen oder mehr durch Zunahme der äußeren sie erzeugenden Ursachen bedingt ist. Es soll natürlich nicht bestritten werden, daß eine spätere Zeit die letztere Deutung, die jetzt vielfach ohne Weiteres angenommen wird, bestätigt. Gegenwärtig aber darf sie eben noch nicht als erwiesen hingestellt werden.

Die zweite Richtung der Krebsforschung beschäftigt sich gerade mit den äußeren Ursachen der Entstehung des Leidens. Von diesen war bis vor einigen Jahren eigentlich kaum etwas bekannt, was der Kritik Stand hielt. Die Annahmen von dem Einfluß einseitiger Ernährung, bestimmter Bodeneinflüsse oder des Zusammenhangs mit Pflanzenkrankheiten sind unbewiesene Hypothesen; sicher ist nur, daß einige Hautkrebse häufig im Zusammenhange mit chronischen chemischen oder mechanischen Reizen stehen (Lippenkrebs der Pfeifenraucher u. s. w.). Auch die Erblichkeit des Krebses, die lange angenommen wurde, ist recht wenig gestützt. Denkbar wäre nur eine erbliche Uebertragung der Empfänglichkeit, aber die Statistik spricht nicht dafür. In der neuesten Zeit hat nun die Hypothese von der Entstehung des Krebses durch Mikroparasiten eine zahlreiche Anhängerschaft gefunden. Es soll zugestanden werden, daß eine ganze Reihe von Beobachtungen und Analogieschlüssen diese Hypothese nicht einmal unwahrscheinlich machen. Am wenigsten beweiskräftig hierfür ist freilich der am häufigsten angeführte epidemiologische Grund, die wiederholt gemachte Beobachtung, daß in einer Familie verschiedene Mitglieder, z. B. im Verlaufe mehrerer Jahre beide Ehegatten, einer Krebserkrankung erlagen. In gewissen Altersklassen ist eben der Krebs eine relativ häufige Todesursache, so daß die recht leicht zu berechnende Wahrscheinlichkeit der Erkrankung zweier Ehegatten gar nicht so gering ist. Solche Fälle erregen besonderes Aufsehen und gelangen wohl alle durch Veröffentlichung zur Kenntniß. Sie sind aber doch nicht so häufig, um die Wahrscheinlichkeit ihres Vorkommens auch ohne besonderen Anlaß zu übersteigen und somit die Hypothese einer familiären Ansteckung durch Uebertragung eines belebten Parasiten zu rechtfertigen. Sonstige sichere Beweise für eine Ansteckung des Krebses von Mensch zu Mensch fehlen aber bis jetzt. Trotzdem könnte der Erreger des Krebses ein Parasit sein, der in der Außenwelt vorkommt oder in einem thierischen oder pflanzlichen Zwischenwirth vegetirt. Diese Frage kann nur die direkte Untersuchung und Durchforschung der Geschwulst entscheiden.

Seit Jahren nun suchen zahlreiche bewährte Mikroskopiker und Bakteriologen den Erreger des Krebses mit allen feineren Methoden. Man glaubt ihn in einem Angehörigen der Protozoen finden zu müssen. Im Zwischenraum weniger Monate hören wir immer wieder, daß er gefunden und gezüchtet sei, wunderschöne Abbildungen bald deutscher, bald italienischer oder französischer Arbeiten stellen ihn uns dar. Nachprüfungen haben bisher aber immer wieder ergeben, daß es sich um Irrthümer, um Kunstprodukte, meist vorgetäuscht durch die mühselige technische Vorbehandlung der Präparate, gehandelt habe.

Also die Hypothese von der parasitären Natur des Krebses hat vieles für sich, manches freilich auch gegen sich; wer die Möglichkeit bestreitet, daß ein solcher Erreger morgen oder in Jahresfrist oder später wirklich aufgefunden werde, würde mit Recht als unwissenschaftlicher Dogmatiker abgethan werden. Alle bis heute vorliegenden Behauptungen aber von der Entdeckung des Krebsparasiten, mit wie großer Sicherheit sie auch verkündet worden sind, halten der Kritik nicht Stand und erschüttern die Thatsache nicht, daß wir bis jetzt einen parasitären Erreger des Krebses eben nicht kennen, daß alle vorläufig mitgetheilten, mühevollen Forschungen in dieser Richtung ergebnißlos geblieben sind.

Das dritte Problem, das natürlich das größte allgemeine Interesse erweckt, betrifft die Frage, ob es möglich ist, durch bestimmte Behandlungsmethoden die Krebsgeschwulst zum Verschwinden oder mindestens zum Wachsthumsstillstand zu bringen und somit also die Krankheit auch ohne Zuhülfenahme des Messers erfolgreich zu behandeln.

Die Fragestellung ist durch sehr merkwürdige Forschungen der letzten Jahre gerechtfertigt worden. Im weiteren Verfolge der Ergebnisse moderner Immunisirungsversuche sind ganz eigenartige Abwehrmechanismen des thierischen Organismus entdeckt worden, deren Träger das Blutserum ist. Wenn man einem Thiere eine Aufschwemmung einer bestimmten Zellenart einspritzt, so erwirbt nach kurzer Zeit dessen Blutserum die Eigenschaft, gerade diese Zellenart im Reagensglase aufzulösen, zu vernichten. Dieses „Immunserum“ läßt sich durch Einspritzung auch einem anderen Thiere einverleiben und verleiht ihm eine „passive“ Immunität, die so lange vorhält, als das Serum noch im Körper kreist, und die streng spezifisch ist, d. h. nur auf die zur Immunisirung verwendete Zellart einwirkt.

Es lag nun sehr nahe, solche Versuche auch auf die „atypische Zellwucherung“ der Krebsgeschwülste auszudehnen. Und thatsächlich ist auch der Versuch von

verschiedenen Seiten angestellt worden. Solche Arbeiten haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil wir den hypothetischen Erreger des Krebses nicht kennen, also auch in Reinkultur nicht vor uns haben, weil die meisten Versuchsthiere nicht spontan an Krebsgeschwülsten erkranken und obendrein der Krebs der Menschen auf Thiere sich nicht übertragen läßt. In jüngster Zeit theilte nun ein skandinavischer Forscher mit, daß es ihm gelungen sei, Krebsgeschwülste bei Mäusen auf dem Wege der spezifischen Serumimmunisirung zum Verschwinden zu bringen. Daraufhin erfolgte vor einigen Tagen eine vorläufige Mittheilung aus der Klinik von Ernst v. Leyden, die sich auf längere Versuchsreihen bezog. Hier soll es gelungen sein, nach der gleichen Methode krebskranke Hunde erfolgreich zu behandeln. Ja sogar einige Menschen, deren vorgeschrittenes und aussichtsloses Leiden den Versuch mit einem an sich unschädlichen Verfahren rechtfertigte, erhielten die Einspritzung eines Serums von Thieren, die mit menschlichen Krebsprodukten vorbehandelt waren. Das bisher in wenigen Fällen geübte Verfahren war nach den Angaben des Berichts mindestens nicht entmuthigend für die Fortsetzung und ergab einige beachtenswerthe und auffällige Erscheinungen. Es wäre verfehlt, angesichts der geringen Zahl der Fälle und noch dazu an dieser Stelle eine ins Einzelne gehende Kritik anzustellen, die nur die berechtigten Zweifel hervorhebt. Auch die Berichterstatter äußern sich zurückhaltend genug und mit vollem Recht, denn eine oft so langdauernde Erkrankung, wie die vorliegende, bietet zuweilen auch im unbeeinflußten Verlauf überraschende Stillstände und theilweise Rückbildungen. Nur so viel ist zuzugeben, daß der von Leyden und mit ihm von manchen anderen gemachte Versuch in Anlehnung an die bekannten Immunitätsversuche und angesichts der Trostlosigkeit des Leidens und der Ungefährlichkeit der Methode im Großen angestellt werden müßte. Bis jetzt hat er zu irgend welchen Ergebnissen, die Schlüsse zulassen, noch nicht geführt; ob dies je der Fall sein wird, das eben wird ja die Zukunft lehren. Ernste Zweifel sind gewiß berechtigt, große Hoffnungen verfrüht.

In der Krebsfrage ist also noch keine einzige der Fragen, die hauptsächlich ein weiteres Interesse beanspruchen, zu einem Abschluß gebracht; noch ist alles strittig. Weder die Zunahme der Krebskrankheiten in der Neuzeit, noch ihre parasitäre Entstehung, noch die Möglichkeit ihrer Beeinflussung durch die Methode der Serumtherapie ist festgestellt. Aber auch das Unzutreffende dieser Annahmen ist bisher nicht erwiesen. Bei der regen Geschäftigkeit, mit der zahlreiche namhafte Forscher aller Länder auf diesem Gebiete thätig sind, ist aber die Erwartung berechtigt, daß die nächsten Jahre die erwünschte Aufklärung bringen werden.

Berlin. A. Gottstein.

Der Reim auf der Bühne.

In seinen „Briefen aus dem zweiten Theile der Schriften“ legt Lessing ein „offenherziges Bekenntniß von dem Reime“ ab: „Es scheint mir, daß diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich sind, sich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen . . . . . Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armuth an glücklichen Veränderungen.“ Mit solcher Wärme tritt Lessing für den Reim ein. „Zeuge ich nicht schon selbst wider mich?“ ruft er aus. „Ich, der ich mir noch nie einen reimlosen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es schwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu suchen?“

Und keinem anderen als Lessing ist es zu verdanken, daß der Reim für ein Jahrhundert lang von der deutschen Bühne nahezu verschwand. Noch in seiner Hamburgischen Dramaturgie hat Lessing hauptsächlich über gereimte Bühnenstücke zu berichten. Damals herrschte aus unselbständiger Nachahmung der Franzosen in Lust- und Trauerspiel der Alexandriner. Er kam noch auf Goethe, der sich seiner in den Jugenddramen: „Die Laune des Verliebten“ und „Die Mitschuldigen“ bediente. Lessing brach mit der Gewohnheit. Seine Vertheidigung des Reims galt nur jenen Gegnern, die den tönenden Versschmuck auch aus der lyrischen und epischen Poesie verbannen wollten. In der Bühnendichtung schloß sich Lessing zunächst denen an, die der Prosarede den Vorzug gaben. Sein letztes, bedeutsamstes Bühnenwerk aber schuf er unter dem Einfluß des großen Briten in fünffüßigen reimlosen Jamben. Seit dieser Zeit kannte das deutsche Drama höheren Stils keine andere Form als den Shakespeare'schen Blankvers.

Schiller bekehrte sich dazu, als er seine Sturm- und Drangperiode überwunden hatte, Goethe kleidete seine formenschönen Dramen „Iphigenie“ und „Tasso“ in den reimlosen Blankvers, und der jambische Rhythmus beeinflußte seinen Pulsschlag so kräftig, daß der in Prosa geschriebene „Egmont“ an zahlreichen Stellen jambischen Tonfall aufweist. Selbst für das Lustspiel galt die herbe Form des reimlosen Verses als vorbildlich, Kleist wandte sie glücklich in seinem „Zerbrochenen Krug“ an. Grillparzer ging nach einem mißlungenen Versuch, mit der „Ahnfrau“ den von den Spaniern überkommenen vierfüßigen Trochäus einzuführen, für alle Zukunft zum Blankvers über. Grabbe und Hebbel konnten ihn nicht entbehren. Es ist selbstverständlich, daß die Nachstrebenden, von Gutzkow und Laube bis zu dem jungen Wildenbruch, keine Aenderung wagten.

Nur zwei Ausnahmen wies die klassische Periode auf: Schiller hatte das Vorspiel zu „Wallenstein“ und Goethe seinen „Faust“ in gereimten Versen geschrieben. Schiller kündigte sein Wagniß ganz schüchtern im Prolog zu seiner Trilogie an:

> Und wenn die Muse heut
> Ihr altes deutsches Recht, des Reimes Spiel,
> Bescheiden wieder fordert — tadelt's nicht!

Goethe's „Faust“ steht auch in Anbetracht der Form einzig da unter allen Bühnenwerken der deutschen Dichtkunst, es ist das einzige tragische Drama in Reimen. Unter den neueren Dichtern gelang es nur Zweien, mit kleinen gereimten Lustspielen in Deutschland Erfolg zu ernten: Jordan mit seinem anmuthigen Zweiakter: „Durchs Ohr“ und ein paar Jahrzehnte später Hans Hopfen mit seinem einaktigen Scherz: „Hexenfang“.

So sehr war man des Reimes entwöhnt, daß man auch Uebertragungen gereimter französischer Dramen in reimlosen Jamben abfaßte. Schiller gab Racine's „Phädra“, Goethe Voltaire's „Mahomet“ und „Tancred“ im Blankvers wieder. Als Graf von Baudissin in den Jahren 1865—67 den Molière übertrug, wählte auch er den fünffüßigen Jambus ohne Reim. Man fand das so natürlich, daß Lindau, der feine Kenner französischer Litteratur, dem „feingebildeten, sprachkundigen Grafen“ nachrühmte: „Er ist verständig genug gewesen, diesen Sklaven (den Reim), der gehorchen soll, aber oft unberufen sich zum Herrn macht, zu verabschieden. Den Alexandriner, der ein gebildetes deutsches Ohr auf die Dauer rasend macht, hat er durch dessen natürlichen Stellvertreter, den fünffüßigen Jambus ersetzt.“

Es ist interessant, diese Bemerkung Lindau's aus seinen „Literarischen Rücksichtslosigkeiten“ mit einer anderen von Lessing aus der „Hamburgischen Dramaturgie“ zusammenzuhalten:

„Die Franzosen waren ehedem so ekel, daß man ihnen die prosaischen Stücke des Molière, nach seinem Tode, in Verse bringen mußte; und noch jetzt hören sie ein prosaisches Lustspiel als ein Ding an, das ein jeder von ihnen machen könne.“

So verschieden war der Geschmack beider Nationen. Lessing redet freilich von den Franzosen des 18. Jahrhunderts, aber auch im 19. Jahrhundert zollte man in den französischen Theatern Victor Hugo's, Musset's und Augier's gereimten Alexandrinern bewunderungsvollen Beifall.

Auf der deutschen Bühne zeigte sich eine Erscheinung, die nicht unbeachtet bleiben darf. Zur Zeit, ehe Lessing in die Litteratur eingriff, klammerten sich die deutschen Bühnendichter an den gereimten Alexandriner. Um dieselbe Zeit aber tobte der Kampf der Lyriker und Epiker für und wider den Reim, ein Kampf, der unter dem sieghaften Vorschreiten des Odensängers Klopstock zu Gunsten des reimlosen Verses entschieden wurde.

Als die klassische Periode anbrach, gewann der Reim in der Lyrik wieder festen Boden, und die folgenden Romantiker nahmen sich bekanntlich mit besonderer Sorgfalt des Reimes an. Bei Heine und Rückert feierte er seine höchsten Triumphe. Nur nach dieser Vorbereitung war es möglich, daß Bodenstedt's „Mirza Schaffy" einen so gewaltigen Auflagenerfolg errang. Noch bei Lenau und Hamerling spielt der Reim eine wichtige Rolle. Paul Heyse schrieb selbst Novellen in Reimen. Das war die Zeit der reimlosen Bühnendramen. Man könnte fast behaupten: in dem Maße, in dem der Reim unter dem lesenden Publikum Verbreitung fand, wurde er seltener und gleichgiltiger für die Zuschauer im Theater.

Und diese Wechselwirkung läßt sich weiter verfolgen!

Mit dem Tode Geibel's hatte sich auch die Glanzperiode des Reimes in der deutschen Lyrik überlebt. Schon Wilhelm Scherer äußert wenige Jahre später, in seiner 1888 erschienenen „Poetik": „.... an gewissen Reimen hängen gewisse Gedanken. Von bequemen Reimen ist viel gesprochen, und wählerische Dichter vermeiden sie, indem sie sich vor dem Prinzip der Neuheit beugen. Er erfolgen so gewisse Erschöpfungen der poetischen Technik von Zeit zu Zeit. Die Reimtechnik schien erschöpft zu Klopstock's Zeit, und dieser verschmähte daher den Reim. Heute hat es wieder den Anschein, als wenn mit dem Reim der Ausdruck der Trivialität fast unlöslich verbunden wäre."

Wilhelm Scherer hat es richtig vorausgesehen: unsere neue Lyrik bevorzugt, wenn auch freilich mit mehr oder weniger Einbuße an Formenschönheit, den freien Vers, der den gleichmäßigen Tonfall wie den Reim verschmäht.

Und wieder zeigt sich auf der Bühne der aus der Lyrik verdrängte Reim.

Als er von neuem im Drama auftauchte, machte er durchaus den Eindruck eines seltsamen Fremdlings, von dem man nicht recht wußte, wie man ihn aufnehmen sollte. Die gereimten Alexandrinerdramen des 18. Jahrhunderts waren ja längst vergessen. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts konnte August Wilhelm v. Schlegel in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst" erklären, daß „die Bequemlichkeit der Schriftsteller, zum Theil auch der Schauspieler, das Lustspiel in Prosa in der neueren Zeit allgemein üblich gemacht hat". Er knüpfte daran die Mahnung: „Besonders uns Deutschen würde ich zum fleißigen Anbau des versifizirten, ja gereimten Lustspiels rathen", — eine Mahnung, die ungehört verhallte. Nun trat Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Paul Heyse mit einem gereimten Volksstück auf: „Weltuntergang". Es wurde an einer Bühne aufgeführt, der damals sehr anständige Kräfte zur Verfügung standen, im Königlichen Schauspielhaus zu Berlin. So aber war man des Reimes auf der Bühne entwöhnt, daß Paul Lindau in seiner Besprechung über die Bühnenkünstler des auf seine Vornehmheit stolzen Institutes bekunden mußte: „... überdies blieb der Vortrag oft noch unverständlich. Wir wollen mit den Schauspielern deswegen nicht zu hart ins Gericht gehen, denn sie sind durch unsere Bühnendichtung thatsächlich an die gereimten Verse garnicht gewöhnt." Und Lindau knüpfte daran noch die Betrachtung:

„Wunderbar genug, daß das großartige Vorbild des „Faust" bei uns fast ohne Nachahmung geblieben ist. Während in Frankreich das Lustspiel in gereimten Versen von der großen Zeit Molière's an bis auf den heutigen Tag, bis auf Emile Augier, Ponsard und Pailleron, sorgsam gepflegt wird, ist der Reim bis auf vereinzelte Versuche, die eine nachhaltige Wirkung auf unsere Bühnensprache nicht gehabt haben, von unseren Brettern nahezu verschwunden. Auch das von Paul Heyse gegebene Beispiel dürfte schwerlich zur Nacheiferung anregen."

Drei Jahre später brachte Fulda seinen „Talisman" auf die Bühne. Der Erfolg war überraschend stark, — war es, trotzdem das Drama in Reimen geschrieben war und wohl auch eben deshalb! Das ungewohnte Ohr des Publikums wurde zur Aufmerksamkeit für diese Reime gezwungen, denn sie erklangen nicht als ein bloßer Prunkschmuck des Dialogs, sie waren ein wesentlicher Theil, sie brachten ganz nach dem Vorbild der Franzosen die Pointen der fein geschliffenen Rede. Bei den Franzosen hat der Reim noch eine höhere Bedeutung als bei uns, da er ihnen als der bemerkbarste Unterschied von der Prosarede gilt, sie besitzen nicht unseren ausgebildeten Rhythmus, und deshalb hielt sich ihre Poesie von jeher an den Reim. In einer seiner Vorreden erklärte Voltaire: „Nos sillabes ne peuvent produire une harmonie sensible par leur mesures longues ou brèves; la rime est donc nécessaire aux vers François." Dieses Hervorstechen des Reims führte die französischen Bühnendichter dazu, in dem Endklang des Verses auch die Gedankenentwicklung zum Gipfel zu führen. Das hatte Fulda ihnen abgelauscht. Er ist zu ihrem größten Meister in die Schule gegangen, zu Molière. Diesen selbst übertrug er in deutschen Reimen und machte rasch die reimlosen Blankverse des Baudissin'schen Molière vergessen.

Die Beibehaltung des Reims vertheidigt Fulda im „Vorwort" zu seiner Uebertragung von Molière's Meisterwerken: „Der Reim ist bei Molière keineswegs akustischer Zierrath; er ist der Träger des Witzes, der unterstrichene Abschluß der Pointe, die Fermate des epigrammatisch zugeschliffenen Gedankens." Und dann erzählt er, wie er zur Wahl des Verses kam: „Ich habe den französischen Alexandriner durch das Versmaß des Faust zu ersetzen versucht. Mit fünffüßigen Jamben wechseln beliebig vierfüßige, hier und da auch sechsfüßige ab." Nicht an den Hans Sachsischen Knittelvers knüpfte er an, den der junge Goethe ursprünglich für seinen „Faust" gewählt hatte, sondern an den später ausgereiften mit dem streng jambischen Tonfall. „In gleichem Maße wie das Puppenspiel über sich selbst hinaus zu einer Welttragödie emporwuchs, nahm der Dichter — wohl halb unbewußt — eine Veredelung des überlieferten Verses vor .... der Wechsel von Hebung und Senkung erlangt immer größere Regelmäßigkeit, bis zuletzt der Vers einen fast ausschließlich jambischen Charakter annimmt. Der Knittelvers hat sich zum Faustvers veredelt. .... Dieses Metrum schien mir wie geschaffen, um Molière für uns zu erobern." Man weiß, daß es Fulda gelungen ist.

Mit einem Schlage war das deutsche Theaterpublikum für den Bühnenreim gewonnen, und der Sieg war so nachhaltig, daß man sich sogar schon um des Reimes willen Dramen gefallen ließ, die man sonst wohl nicht beachtet hätte. Ein offenkundiges Beispiel dafür liefert der sonderbare Erfolg des Bühnenspiels „Vasantasena" von Pohl.

Es fanden sich auch sofort eine Reihe Bühnendichter, die dieser neuen Form mit Geschick und Glück sich zuwandten. Wildenbruch kleidete sein vaterländisches Drama „Der neue Herr" gewandt in Reime, Sudermann glänzte mit einem pikanten Reimspiel: „Das Ewig-Weibliche", und es geschah das Unerwartete: Hauptmann, der Bahnbrecher des derbsten Naturalismus, erschien plötzlich mit einem Märchendrama, in dem der fünffüßige Blankvers mit zarten, wie aus dem „Sommernachtstraum" erlauschten Reimversen abwechselt.

Es konnte dem Theater nicht erspart bleiben, daß auch das Bühnenhandwerk sich des modernen Schmucks bemächtigte. Die Reimfabrik, aus der als erstes „Renaissance"

und nach ihm viele andere Stücke von gleicher Güte und Reellität hervorgingen, ist bekannt, nur allzu bekannt.

Noch herrscht der Reim auf der deutschen Bühne. Fulda vermochte zwar mit eigenen Reimspielen keinen solchen Eindruck mehr wie einst mit seinem „Talisman" hervorzurufen, dafür gelang es ihm, die Nachdichtungen eines zeitgenössischen Franzosen, Rostand's „Die Romantischen" und „Cyrano de Bergerac", durch die Kunst seiner Pointenreime erfolgreich bei uns einzuführen. Mit mehr oder weniger glücklichen Versuchen folgten Wiener und Münchener Dramatiker. Wir dürfen noch manches Neue erwarten, u. a. auch von Gerhart Hauptmann, der wieder ein Märchendrama unter der Feder haben soll.

Inzwischen aber vollzieht sich auch ein merkwürdiger Wandel, der hier nicht übergangen werden soll, auf der Opernbühne.

In der reimlosen Zeit des deutschen Theaters, die fast das ganze vorige Jahrhundert ausfüllt, war nur die Schauspielbühne dem Blankvers überliefert, in den Opernhäusern wurde der Reim nach und nach als unentbehrlicher Begleiter des Gesanges betrachtet. Freilich nur als der dienende Begleiter, und so verrieth er denn auch alle Mängel und Untugenden eines dienstbaren Geistes, gezwungene Pose, lächerliche Inhaltslosigkeit und sprachwidrige Mißbildung. Man denke nur an die unglücklichen Reimverse zu Mozart's herrlichen Tonschöpfungen. Ein wenig besser zur Geltung kam der Reim in den derberen Operetten, doch auch da nur, wenn die Kunst eines Kalisch, wie bei den Offenbachiaden, zu Gebote stand. Der Reimunfug in den Opern blieb, bis Richard Wagner nach mehreren mühseligen Versuchen in seinen Erstlingswerken mit dem alten Zwange brach und zum reimlosen Musiktext überging. Dieser führt sich jetzt mehr und mehr ein, die modernen Musikdramen wissen nichts mehr von dem gereimten Vers. Durch die Zeitungen ging in diesem Sommer eine sehr bemerkenswerthe Mittheilung des Komponisten Richard Strauß über seine Kunstübung.

„Die alten Versmaße", erklärte er u. a., „die jambischen und trochäischen Rhythmen, ebenso der Reim sind für die Musik ganz unbrauchbar, denn die Musik hat einen ganz anderen Rhythmus und muß nothwendig die Versform zerschlagen. Meiner Meinung nach ist nur der Nibelungenvers oder eine geschwungene Prosa für die Komposition das Beste."

Nur ein Dichter, der mit allem Fleiße seines Talentes die Reime sorgsam zusammengelöthet hat und dann erfahren muß, wie erst der Komponist und nachher der Sänger alle die schön abgemessenen Klangsilben hier übermäßig auseinanderzerrt, dort rücksichtslos unterdrückt, — nur solch ein armseliger, enttäuschter Dichter kann nachfühlen, wie Richard Strauß da den Nagel auf den Kopf trifft.

Schon der feinfühlige Lessing hatte es herausgefunden, daß der Reim für den Musiker ganz überflüssig sei. Im „einundfunfzigsten" seiner „Briefe, die neueste Litteratur betreffend", rühmt Lessing ein paar Klopstockische Oden. Erst preist er den Inhalt, das „stürmische Feuer", und dann fährt er begeistert fort: „Aber was sagen Sie zu der Versart; wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts als eine künstliche Prosa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einzelnen Vers eines besonderen Sylbenmaaßes betrachten kann. Sollte wohl nicht rathsam seyn, zur musikalischen Composition bestimmte Gedichte in diesem prosaischen Sylbenmaaße abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem Musikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählt, und alle Schwierigkeiten desselben sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm sogar hinderlich, und er muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche Mühe gemacht hat. Da also der prosaische Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Collision leidet und Wohlklang zu seyn aufhört; wäre es nicht besser, daß der Dichter für den Musikus in gar keinem Sylbenmaaße schriebe, und eine Arbeit gänzlich unterließe, die ihm dieser doch niemals dankt?"

Fast hundertfünfzig Jahre mußten verstreichen, ehe diese Erkenntniß den Dichtern und Musikern einging.

Daß unsere Bühnendichter jetzt Meisterwerke in Reimen zu schaffen suchen, gilt als das Zeichen eines geläuterten Geschmacks, — wie es ehedem das Merkmal eines solchen war, Dramen im reimlosen Blankvers zu schreiben. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß einst wieder eine Formerschöpfung eintreten und daß der Reim einer anderen, zwangloseren Form weichen wird. Und leicht kann es geschehen, daß auch dann wieder der Umschwung auf der Bühne mit dem in der Lyrik zeitlich zusammenfällt und der aus dem Theater verbannte Reim von den lyrischen Dichtern in Gnaden aufgenommen wird.

Sigmar Mehring.

Bilder aus Rumänien.

(Schluß.)

Die Donauseestädte Braila und Galatz.

Eine zehnstündige Fahrt durch die wallachische Tiefebene bringt uns von Bukarest nach Braila, der ersten der Donauseestädte. Zehn Stunden Eisenbahnfahrt durch Sommergluth und Tiefebene genügen sonst, den Menschen ein wenig in seine Urbestandtheile aufzulösen. Ich muß den rumänischen Eisenbahnen die Anerkennung zollen, daß sie einen wesentlichen Vorzug vor allen übrigen haben: der Ruß und Kohlengestänk fehlt, so daß man am Ende einer Reise noch ebensowenig vergiftet ist, wie am Anfang, und selbst bei Damen die bekannten Erscheinungen der Eisenbahn-Seekrankheit sich nicht einzustellen pflegen. Dieser angenehme Mangel erklärt sich aus dem Heizmaterial, das verwendet wird, einer Mischung von Petroleum und Braunkohle. Das Petroleum gehört zwar auch nicht zu den Parfümerien, aber sein Geruch wirkt doch viel weniger auf die Nerven, die sonst schon beim Betreten eines Bahnhofs aufs empfindlichste irritirt werden. Auch rußt die Mischung fast gar nicht, und so kann man in blüthenweißem Anzug reisen, wie das Gigerl, das in irgend einer Station zu uns eingestiegen ist, ohne die Gefahr als Schornsteinfeger am Ziele anzugelangen. Ich gedenke mit unverhohlener Dankbarkeit dieses Heizsystems. Es hat mir den gefürchtetsten Theil meiner Reisestrapazen abgenommen.

Welcher Klasse reist man in Rumänien? Ich vermuthe, daß neun Zehntel aller Reisenden die dritte Klasse benutzen. Die soziale Struktur der Bevölkerung läßt sich schon erkennen, wenn man die lange Waggonreihe eines Personenzuges abschreitet. Auf ein Dutzend Wagen dritter Klasse kommt einer, der die erste und einer, der die zweite enthält. Die Bauern benutzen die dritte, der in Folge dessen der Europäer ausweichen muß. Knoblauch und Branntwein mögen entzückenden Wohlgeschmack besitzen; als Wohlgerüche der Atmosphäre beigemengt sind sie entschieden etwas zu aufdringlich, und man braucht noch kein Dandy zu sein, um ihnen Rosen, Flieder oder frischgemähtes Heu vorzuziehen. Die zweite Klasse ist kaum stärker besetzt, als die erste, zum Beweis dessen, daß der Mittelstand fehlt. In der ersten macht es sich die Bojarenklasse bequem, die selbst, wenn sie wollte, in der billigeren zweiten nicht Unterschlupf suchen könnte, da hier jeder jedermann kennt und man sich kein „Armuthszeugniß" ausstellen darf. Wir hoffen, auf der langen Fahrt uns ein Stündchen ausstrecken zu können,

und nehmen gleichfalls die erste Klasse. Aber wir sollen angenehm enttäuscht werden; zum Schlafen kommen wir nicht, dafür machen wir die reizendsten Bekanntschaften. Der Schaffner, der durch ein Trinkgeld bewogen worden war, uns ein sicheres Coupé anzuweisen, kommt vor Abgang des Zuges mit hochgezogenen Schultern und vielen Entschuldigungen, er muß einer hochgestellten Dame Einlaß gewähren, alle andern Coupés sind schon halb besetzt. Die ausgestreckten Beine werden also schleunigst vom Sitze genommen, das Gepäck zusammengeschoben. Herein tritt eine freundlich blickende, noch jugendlich schöne Dame mit einem geradezu wunderhübschen Jungen. Ich kann mich an dem prächtigen Burschen nicht sattsehen. Zum ersten Male glaube ich, daß die Rumänen von den Römern stammen, denn dieser kleine Bojar mit der prachtvollen breiten Stirn, den großen, offenen Augen, der schmalen, geraden Nase und dem schönen, vollen Mund ist wie vom Postament gestiegen der jugendliche Cäsar Augustus. Aber meine Abstammungstheorie wird rasch über den Haufen geworfen. Der Knabe hat mehr englisches und französisches Blut in den Adern als rumänisches. Seine Mutter stammt aus einer englisch-französischen Mischehe, und nur sein Vater ist ein Rumäne. Ein alter Bojar mit einem riesigen Monocle gesellt sich noch zu uns — er hustet furchtbar und nennt sich selbst eine Ruine, die nur noch durch Arsenik zusammengehalten werde, — und so rollen wir hinaus in die endlose Ebene, bald in ein nicht abreißendes, deutsch und französisch geführtes Gespräch vertieft. In solchen Unterhaltungen habe ich mehr von den Zuständen des Landes kennen gelernt, als durch eigene Beobachtung möglich war. Die vollendete Höflichkeit der gebildeten Rumänen, ihr fast kindliches Entgegenkommen, ihr ausgesprochenes Konversationstalent machen das Gespräch zu einem wirklichen Genuß. Wer die Rumänen lieb gewinnen will, muß sie beim Plaudern kennen lernen; sie sind charmant, wie die Franzosen, offenherzig wie die Italiener und haben eine ganz eigene Grazie, die bei flüchtiger Bekanntschaft geradezu bezaubert. Und in diesem Falle hätte auch ein Tieferdringen keine Enttäuschung gebracht. Die Dame war von umfassender Bildung und ernster Denkweise, der neunjährige Sohn musterhaft erzogen und sprach nicht nur fließend und elegant französisch und deutsch, sondern interessirte sich auch für alles, was um ihn vorging, aufs lebhafteste und gründlichste. Der Blick, der mir auf dieser Reise in ein gutes rumänisches Haus eröffnet wurde (der Vater ist Professor an der Bukarester Universität) hat meinen hoffnungslosen Pessimismus in Bezug auf die rumänische Gesellschaft um ein Beträchtliches gemildert. Es gibt doch auch dort Leute, die alle Mißstände des Landes nicht nur klar erkennen, sondern auch die Kraft haben, ihr eigenes musterhaftes Leben zu führen. Wenn einmal der Regenerationsprozeß des öffentlichen Lebens beginnen soll, wird er von solchen Elementen auszugehen haben. — Wir langen angeregt und — ausgehungert endlich in Braila an.

Der Birjar, diesmal ein nicht ganz reinlicher Hebräer, bringt uns im raschen Trabe vom Bahnhof in das Centrum der Stadt, wo das uns empfohlene Hotel liegt. Die Abendsonne steht noch im Westen, der Vollmond taucht schon als blasses Wölkchen am Osthorizonte auf. Wunderbar rein und durchsichtig ist die Luft. Sie söhnt uns mit den primitiven Vorstadtstraßen und Häusern aus, denn wir hoffen nach der Schwüle der Bukarester Sommertage hier am Donaustrand erquickendere Nächte wenigstens zu verleben. Und bis auf den Lärm haben wir uns auch nicht getäuscht. Als wir nach der ersten Waschung uns vor dem Hotel zum Abendessen niederließen, leuchtete schon der Vollmond silbern auf den breiten, von dichten Menschengruppen belebten Platz herunter. Rauschende Musik tönte von der gegenüberliegenden Konditorei. Das außerordentlich breite Trottoir war dicht mit Stühlen und Tischen besetzt; zwischendurch drängten sich plaudernd die Leute, nahmen Platz, schlürften ihr Eis oder ihren türkischen Kaffee. Noch hatten wir unsern Sterlet und das am Spieß gebratene Huhn, das neben der schmackhaften Mamaliga, der rumänischen Polenta, unsere einzige Nahrung in Rumänien bildete, nicht verzehrt, als schon der Gastfreund, dem wir unsere Ankunft telephonisch hatten mittheilen lassen, mit der liebenswürdigen Gattin bei uns Platz nahm und über unsern Abend disponirte. Zum Volksgarten, wo Konzert ist! Jede rumänische Stadt hat ihren Volksgarten, irgendwo draußen im Grünen, an der „Chaussee", wo man soupirt und bei den Klängen der Musik flirtet, Braila aber hat den schönsten. Von dort erblickte ich zum ersten Male im klaren Schein des Vollmonds den Donaustrom, wie er silbern hinunterfloß zwischen unzähligen Dampfern und Seglern hindurch, in gewaltiger Breite. Der Volksgarten liegt hoch auf der steilen Uferwand, vor der sich ein weiter Strand ausdehnt, jetzt still und verlassen, bei Tag aber belebt wie ein Bienenkorb. Trotz unserer Müdigkeit vermochten wir kaum uns von dem Bilde der im doppelten Lichte des Mondes und der strahlenden Bogenlampen wandelnden Menge zu trennen. Die klare, milde Luft hatte etwas Berauschendes, die vielen gutgekleideten Menschen täuschten uns den lang entbehrten Schein allgemeiner Wohlfahrt vor und luden uns zum Verweilen; ich hatte das Verlangen, die erfreulicheren Eindrücke fest zu halten, bevor sie von den unvermeidlichen Schattenbildern wieder verdunkelt würden. Aber es nahte Mitternacht, und auch der andere Tag hatte sein Programm. Hafen und Börse! Wir müssen früh auf dem Posten sein, also gute Nacht.

In der That, kurz nach Mitternacht verstummte auch schon die Musik unter unsern Fenstern, und wir hätten in dem geräumigen Zimmer, das uns die ungarische Cameriera und der ungarische Hausbursche eröffnet hatten, zum ersten Male in Rumänien einen ruhigen Schlaf finden können, wäre nicht in aller Himmelsfrühe der Lärmteufel wieder losgewesen mit seinen schon sattsam aus Bukarest bekannten Ausrufern, Waarenträgern und Camelots. Wohl oder übel wird man sich also der Landessitte anpassen und den Nachmittag für das Ausschlafen verwenden müssen — der Rumäne legt sich beim Morgengrauen nieder, verschläft den Vormittag und schläft sich am Nachmittag aus — heraus jetzt aus dem unerträglich werdenden Bette! Bald ist das Frühstück genommen, die Zeitung gelesen, ja welche Ueberraschung harrt unserer? Der (selbstverständlich ungarische) Laufbursche unseres Gastfreundes hat ein ganzes Packet Zeitungen für uns abgegeben — die „Frankfurter Zeitung", das „Berliner Tageblatt", den „Vorwärts". Sie sind zwar dank der beträchtlichen Entfernung schon ein wenig altbacken, aber kaum um einen halben Tag hinter den im Kaffeehause aufliegenden Wiener Blättern zurück. Und als sich noch herausstellt, daß die Frau des Hoteliers eine Mainzerin ist, fühlen wir uns schon fast ganz zu Hause. In der That, in Braila sind nur die Behörden und der Unterbau der Bevölkerung rumänisch; alles übrige ist Ausland, internationaler Handel. Wir haben mit unserem Gastfreund ein Rendezvous in seinem Bureau verabredet, weil er uns zum Hafen hinabgeleiten will. Der ungarische Diener öffnet die Thür, wienerisch werden wir von dem ersten Beamten angesprochen, das ganze Personal spricht deutsch. Wir verweilen im Oberstock, von dem wir eine hübsche Aussicht auf die stattliche Metropolitankirche haben; unser Freund läßt uns einen seiner Beamten rufen, den Bibliothekar! Ich soll Einsicht nehmen in den Katalog. Ich durchblättere das Heft — von Gustav Freytag und Spielhagen über Gottfried Keller zu Tolstoj und Kipling fehlt kein modernes, insbesondere deutsches Buch, über das in den letzten zwanzig Jahren gesprochen und geschrieben wurde. Die zweiundzwanzig jungen Männer, die unter der Leitung dieses Kulturmenschen arbeiten, legen einen Theil ihrer Ersparnisse in guten Büchern an, die von ihnen dann der Reihe nach ausgeliehen werden. Ich bin nicht mit der ganzen Liste einverstanden, ich merke wohl die Abhängigkeit von einigen Zeitungsreferenten, mit denen ich nicht durch Dick und Dünn gehen möchte, aber immerhin: ein solches Bureau hätte ich angesichts der Balkanberge, die dort über die Donau herüber in violetten Tönen blicken, wahrlich nicht erwartet. Diese kleine Kulturoase ist das Werk eines einzigen Mannes, dessen Namen ich, seinem Geschmack ent-

sprechend und mit Rücksicht auf mein Prinzip, nicht nennen will, dem aber doch von hier aus nochmals Gruß und Anerkennung zu Theil werden soll. Nähme sich doch jeder Minister nur so der Kultur seiner Leute an, wie dieser Handelsherr. Nur einen Schmerz hat er: die sonst so folgsamen und dankbaren jungen Leute sind ganz entgegen seinen Anschauungen ausnahmslos — Zionisten geworden. Ich mache wieder die Wahrnehmung, die sich mir im Osten öfter aufgedrängt hat: wie der Sozialismus die christliche, so beherrscht der Zionismus vielfach die jüdische Jugend. Er hat wie jener Zukünftiges genug in sich, um sich insbesondere einer in die Weite schweifenden Jugend zu empfehlen. (Daß die kaufmännische Jugend in Braila ausschließlich aus Juden besteht, brauche ich wohl kaum nachzutragen.)

Wir gehen zum Hafen hinunter, die steil abfallende Straße verräth schon die Hafennähe, Schifferkneipen, Viktualienhandlungen, Auskochereien säumen sie ein. Hier kann der Lastträger für ein paar Bani (Centimes) ein Stück Fleisch, getrockneten Fisch, Brot und Obst in Fülle erstehen. Der Händler ist wohl auch nur ein ausrangirter Schiffsmann, kenntlich am Messingring im einen Ohr. Noch ein paar Schritte weiter, und ein ungeheurer Lärm nimmt uns auf. Hier schieben und drängen sich die Menschen in allen möglichen Trachten. Hier ist unter freiem Himmel die Getreidebörse von Braila. Auf beiden Seiten der Straße sind die Komptoirs, meist in niederen Korridoren gelegen, die auf der anderen Seite in den Hafen münden; die Geschäfte werden auf der Straße abgeschlossen. Es sind Geschäfte im großen Stil. Ein Wort, und ganze Waggonladungen Getreide erhalten ihre Bestimmung nach Holland, England, Deutschland. Mein Begleiter macht mich aufmerksam auf die strenge Verläßlichkeit aller dieser Firmen. Abmachungen über viele Tausende werden ohne eine Zeile getroffen, und nie kommt es vor, daß ein Wort rückgängig gemacht würde. Braila ist das Zentrum des Getreideexports. Die endlose Reihe von Segelschiffen, die wir schon vom Hafen herüberwinken sehen, bringen das Korn die Donau herunter. Wir eilen, den Anblick der Verladung zu genießen. Einige Agenten treten respektvoll auf unseren Begleiter zu. Sie sind mit einem kurzen Worte beschieden; dann durchkreuzen wir einen der Korridore, wir sind am Strand!

Wohin blickt das Auge zuerst, woran soll es sich zuerst sattsehen? Da drängen sich die Prachtgestalten der Hamals (Lastträger) in ihren bunten Trachten, Türken, Albanesen, Armenier, Juden, zwischendurch die Karrentreiber, Lenker kleiner einspänniger Getreidekarren, eine ganze Armee. Eine elektrische Tramway, die den Hafen durchkreuzt, saust an uns vorüber, ein Eisenbahnzug kommt von der Galatzer Seite her, lautes Rufen schallt von einem Berge gelben Maises her, auf dem Männer und Weiber — Rumäninnen in gestickten Hemden — stehen und das gelbe Korn schaufeln. Andere füllen es in die langen Säcke, der Aufseher hantirt dazwischen — nun wirft der Hamal den schweren Sack über die Schulter und eilt in wiegendem Laufschritt über die schaukelnde Planke auf — den Ozeandampfer, der dort in seiner ganzen Wucht und Majestät sich an dem Ufer dehnt und die mächtigen Schlote in den tiefblauen Himmel streckt. Da laufen die halbnackten Kerle Planke auf, Planke ab; der Schweiß rinnt ihnen über die nackten, behaarten Brüste, die bunten Hemden kleben an den breiten Schultern, die Muskeln an Schenkeln und Waden spielen, es ist ein Bild, von dem man sich nur losreißen kann, wenn man wieder über die gewaltige Stromfläche blickt, wo die Ozeanungethüme lagern, und die gekrümmten Segelboote der Türken und Griechen vor Anker liegen. Der Hamal verdient sich seine sieben Francs den Tag, ein hübsches Sümmchen, wo der Fisch kaum einen Groschen kostet und auch der Wein nicht theuer ist. Aber sauer erworben ist das Geld. In dieser Sonnengluth von früh bis in die Nacht hinein Säcke schleppen, ist wahrlich kein Spaß, und mag die Beschäftigung nach den blitzenden Augen der schwarzgebrannten Kerle auch eine gesunde sein, uns städtische Faulenzer lockt sie nicht. Für diese behenden Leute dauert sie aber nur nicht lange genug. Wie bald ist die Ernte und ihre Verladung vorüber! Dann stirbt der Hafen wieder aus, und der Hamal muß von seinem Ersparten zehren. Dann verlassen auch die Exporteure die Stadt, in der es für sie während der tollen Zeiten keine Erholung gibt, und suchen ihre Familien auf, falls diese nicht bei ihnen wohnen, oder reisen mit der Familie in die westlichen Bäder. Dann mag es still sein in dieser lebendigen Stadt, die sich uns in ihrer besten Zeit präsentirt hat. Jetzt schwellen alle ihre Adern von Leben. — Braila ist die einzige Stadt Rumäniens, von der ich den Eindruck solider Wohlfahrt erhalten habe.

Unser Gastfreund bereitet uns noch eine besondere Freude. Der heiße Tag verspricht einen ebenso heißen Abend. Wir werden ihn auf dem Strom genießen, der so lockend zwischen seinen Ufern fluthet. Welche unendliche Wasserfülle! Drüben leuchten wieder in den zartesten Tönen die violetten Balkanberge, glatt wie ein Brett dehnen sich davor die sumpfige Donauebene und die Dobrudscha aus. Und zwischendurch die Wasser, die kein Ende nehmen, die fern, fern vom deutschen Lande kommen, wo der Schwabe an ihren Ufern wandelt, hierher unter die gebräunten Orientalen, diese Halbwilden aus aller Herren Länder. Im hellen Tageslicht will es uns nicht gelingen, die Illusion von der Heimathlichkeit dieser Wasser zu gewinnen; vielleicht verschafft sie uns der Mondstrahl. Die Sonne sinkt, ein Remorqueur wird „eingespannt", der griechische Maschinist mit seiner Familie stellt uns Stühle auf das Deck, bringt sogar eine Flasche Schnaps und Sultansbrot, die uns aber beide wenig locken, und nun geht's lustig stromaufwärts im Dämmer des hereinbrechenden Abends. Lange, lange fahren wir. Der Mond hängt wieder wie eine Kugellampe in die Welt hinein, derselbe Mond, den wir so oft in jungen Tagen vom Deck des Rheindampfers angeschmachtet, als wir noch Vers- und Liebesnoth im Jünglingsbusen trugen, aber nein, es ist eine andre Welt! Wohl hat auch diese Stadt ihren „ewigen Dom", aber diese byzantinischen Kuppeln muthen uns fremd an, die Segelschiffe, die kein Ende nehmen wollen, erinnern uns eher an die Lektüre unserer Knabenzeit, als an die vertrauten Rheinschlepper; krumm sind sie, wie der Halbmond und wahrhaftig, da steht auch der Kümmeltürk an Bord, den Turban auf dem wild verwegenen Haupt, und alles, was sich da bewegt, ist wild und piratenhaft, . . . nein, Heimathsgefühle sind es nicht, die hier auf der stumm drängenden Fluth lebendig werden. Und das verdächtige Gesindel, das sich landwärts an den schwerbeladenen Getreideschiffen zu schaffen macht, lockt auch nicht zu sentimentalen Träumen. Da werden illegitime Geschäfte gemacht — ein Sack Getreide gegen ein paar Hühner oder einen Hammel, wie es eben geht. Bezahlt ist die Ladung ja längst, was verschlägt's dem großen Handelsherrn, wenn etwas weniger im Schiffe bleibt und der Bauer sich dafür einmal einen Kuchen backen kann. Wir sind noch lange nicht am Ende der Gespensterschiffe angelangt, in einer Bucht sehen wir gleich wieder ein halbes Dutzend vor Anker, aber nun machen wir kehrt, zurück zum Landungsplatz. Wie endlos lang die „Rhede" des Donau-Seehafens Braila ist, davon habe ich heute noch keine Vorstellung. Ich weiß nur, daß man sich im eigentlichen Hafen schon recht müde laufen kann.

* * *

Nächst dem Hafen hat Braila noch eine Sehenswürdigkeit, für manchen vielleicht interessanter und pikanter als die riesigen schwimmenden Getreidelager — den Salzsee, lacu saratu. Schon in Bukarest hat man mir seltsame Dinge von der Mormonenstadt am Salzsee erzählt, die so viel Frauen und so wenig Männer hat. Unsere Gesellschaft, der sich noch ein junger, intelligenter Arzt angeschlossen hatte, machte also am nächsten Tag den kleinen Ausflug mit der elektrischen Bahn vom Hotel über die „Chaussee", die auch hier nicht fehlt, zum Salzsee. Wir

hatten unser Ziel noch nicht erreicht, als sich schon ein befremdlicher Geruch bemerkbar machte. Faule Eier und nasser Schlamm dürften vereint etwa ein solches Parfum ergeben. Endlich hält der Waggon, wir steigen aus und wandeln an einem Hotel vorüber durch eine lange hölzerne Stadt, deren Fenster sich sofort beleben. In der That, nur Frauenköpfe erscheinen im hölzernen Rahmen. Da aber auch in unserer Gesellschaft die Damen nicht fehlen, — auch die Frau unseres Gastfreundes und eine Freundin derselben hatten sich uns angeschlossen —, so verschwinden die Köpfe bald wieder. Wir eilen durch die Badeanstalt hinab zum See, immer dichter umgeben von den Düften, deren Ursprung uns noch nicht klar ist. Endlich haben wir sie aus erster Hand. Der See liegt vor uns. Er bringt das Kunststück zu Wege, einige Quadratkilometer mit seinem Dunst zu sättigen. Der See ist eine Riesenpfütze mit perlmutterartigem Wasser, das über heilkräftigem Schlamm steht. Jod und Schwefel in unverhältnißmäßigen Quantitäten machen dies Wasser und seinen Schlamm zu einer Heilquelle für die Glücklichen, die in der Lage sind, die Kosten einer dortigen Kur zu erschwingen, und dabei so unglücklich, Jod und Schwefel zu brauchen zum Ausputzen ihres inneren oder äußeren Adams (hier müßte man Eva sagen). In zahllosen Kabinen steht auch der liebliche Schlamm zur Verfügung. Man kommt erst ins Schlamm- oder Moorbad und von da ins Reinigungsbad. Der Verwalter bot uns liebenswürdig die Benutzung an. Wir dankten aber schaudernd. In den Anlagen fanden wir dann einen jungen, sehr hübschen Arzt mit mehreren Damen Tennis spielend. Warum alle Frauenärzte hübsche Männer sind? Mein Gott, ich gönne Jedermann, auch wenn er weiblich ist, sein Vergnügen. Aber ein Liebesidyll im Dunstkreis des Lacu saratu ist doch wohl nicht nach Jedermanns Geschmack. Lassen wir denn auch die Fama flüstern, was sie will, von den Sitten jener hölzernen Strandstadt, die doch nur ein ins Heilbad übertragenes Bukarest sein mag; uns reizt dies Sodom, offen gestanden, trotz Jod und Schwefel nicht. Wir eilen mit dem nächsten Zuge heimwärts nach dem freundlichen Braila, dessen reine Luft uns wie eine Erlösung anmuthet nach dem schweren, heißen Dunst dieser Heilstätte von allen Arten Liebesnoth. Lacu saratu, mögen wir Deiner nie bedürfen!

* * *

Nichts auf dem Dampfer verrieth mir, daß unser Kiel irgendwo eine Grenze durchschnitt; kein Knirschen, kein Stoß, keine Welle. Vielleicht vollzog sich das Ereigniß nur deshalb so unmerkbar, weil diese Grenze keine wirkliche mehr war, sondern nur eine gewesene, der Schatten einer Fiktion; aber irgendwann muß doch etwas Wesentliches mit uns vorgegangen sein: wir waren plötzlich nicht mehr in der Wallachei, sondern in der Moldau. Ich konstatirte das mit dem gebührenden Respekt. Aber entschieden froh war ich doch, daß diesmal kein Zollwächter und kein Polizeibeamter sich bemühte, meine geographischen Kenntnisse zu befestigen. Aus der Wallachei in die Moldau kommt man heute unbehelligt, dank dem Walten der fortschreitenden Weltgeschichte und der Einigung der ehemals getrennten Fürstenthümer.

Galatz ist in allem und jedem das Gegenstück von Braila, der andere Thürflügel, die andere Schale der Nuß. Dehnen sich die Reihen der Segler von Braila aus stromaufwärts ins Endlose, so setzen sie sich von Galatz aus stromabwärts fort. Braila ist Export-, Galatz Importhafen. Die Schiffe, die von der Sulinamündung der Donau mit Waaren nach Rumänien kommen, verladen in Galatz; die aus Rumänien mit Waaren nach dem Ausland gehen, verladen in Braila. Und trotzdem der Import den Export übersteigt, ist Braila eine aufblühende Stadt und Galatz geht trotz aller Quaibauten zurück. Vielleicht gibt es eine Erklärung dafür. Der Import liegt in den Händen Einheimischer, der Export zumeist in denen der Ausländer. Der Ausländer bringt ein Stück Europa dorthin, wo er sich alljährlich so viele Monate hindurch aufhält, Komfort, Begriffe von Ordnung und Reinlichkeit. Der Einheimische ist Schmutz und Unordnung gewöhnt. Galatz ist die echte und rechte rumänische Provinzstadt, schmierig, verwahrlost, schlecht gepflastert.

Die Thatsache selbst macht sich recht unangenehm bemerkbar. Wohl ist das Bild, das Galatz von der Flußseite bietet, kein übles. Die riesigen Docks, die Kirchen mit ihren bunten Kuppeldächern fesseln den Blick schon eine Weile, bevor der Dampfer an der Brücke anlegt, aber kaum hat man den festen Boden betreten und sich der elektrischen Bahn oder einem Kutscher anvertraut, so verschwindet auch schon der freundliche Eindruck. Die Pferde klettern die steile Uferstraße hinan zwischen elenden und verfallenen Häusern; auf der Höhe angelangt durchkreuzt man ein paar Gassen, die einen besseren Eindruck machen. Sie stellen die eigentliche City, die Handelsstadt, vor und sind fast durchaus von jüdischen Kaufleuten mit deutschen Namen bewohnt. Der Zug nach dem Westen ist an ihnen unverkennbar. Dann aber beginnt wieder der Dorfcharakter der Vorstadt, die nur nach einer Richtung hin, nach der „Chaussee" und dem Volksgarten hübsche Villen zeigt. Die bazarartigen Geschäfte erinnern noch daran, daß Galatz einstmals wie ein Pilz in die Höhe geschossen ist, von 7000 auf 60 000 Einwohner in den wenigen Jahrzehnten seiner Freihafenexistenz. Mit der Aufhebung des Freihafens ist es aber wieder still geworden, und so führen die Besitzer der Bazare ein recht idyllisches Dasein. Ich glaube, in Galatz müßte man vor Langeweile sterben. Der Verfall ist der ganzen Stadt zu deutlich aufgeprägt, als daß er nicht auch deprimirend auf die Stimmung wirken müßte. Ich beneide die Angehörigen der internationalen Kommissionen nicht, die hier ihren Sitz haben. Zerstreuungen außer einer Militärmusik gibt es hier nicht. Das Bild der Hafenthätigkeit, das Braila unterhaltend macht, fehlt fast vollständig. Die Karren mit pestilenzartig duftenden Rinderhäuten, die nach den Schiffen transportirt werden, ersetzen den Anblick der Getreideverladung nicht. Nur rüstige, gewinnbringende Thätigkeit belebt eine Bevölkerung. Hier aber nimmt man großartige Aufwendungen wahr, die das Leben zurückbringen sollen und das nicht vermögen. Galatz ist eine öde Stadt.

Wir waren froh, als uns der Dampfer wieder zurückbrachte nach der rasch vertraut gewordenen Schwesterstadt Braila. Die Donaufahrt selbst entschädigt für alle mißlichen Eindrücke. Wieder schwimmen wir in der buntesten Balkangesellschaft zwischen der Handelsflotte hindurch, dem Strom entgegen. Rumänische Offiziere charmiren mit Dämchen mit schweren Seidenkleidern und leichten Sitten. Nur unser deutsches Auge kann daran überhaupt etwas Bemerkenswerthes finden. Bulgaren mit ihren Lammfellmützen, bewegliche Griechen, gravitätische Türken füllen das Hinterdeck. Man knüpft sich den Rock gut zu, bevor man sich zwischen ihnen durchdrängt. Der türkische Kaffee, der da und dort servirt wird, duftet verlockend. Wir widerstehen der Verlockung nicht und lassen uns bei dem aromatischen Täßchen und der glimmenden Cigarre stromaufwärts tragen. Hier läßt sich Siesta halten. Nur auf dem Rücken des Riesenstroms ist die leise Kühlung zu finden, die unter diesem Gluthhimmel die Nerven etwas spannt. Und erfrischt lassen wir uns über die Landungsbrücke zum Ufer drängen, obgleich des Tages Mühen keine leichten waren. Die laue Abendluft unter den funkelnden Sternen spülte den letzten Rest von Unmuth uns aus der Seele. Schade, daß wir Braila, diese gastliche, freundliche, lebendige Stadt, diese kleine Oase deutscher Kultur, so rasch verlassen müssen.

Wien. Hugo Ganz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 52. Berlin, den 27. September 1902. 19. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verlag der „Nation“, Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Von den krachenden Thronen spricht die konservative Presse; die Konservativen in den Parlamenten sind erklärlicherweise maßvoller; sie begnügen sich damit, es als wünschenswerth und nothwendig hinzustellen, daß die heute noch bestehenden verfassungsmäßigen Rechte der Herrscher eingeschränkt und beschnitten werden.

Thatsächlich bedeutete ja die Haltung der preußischen Konservativen in der Kanalfrage nichts anderes als: Der Wille des Parlaments muß an die Stelle des Willens der Regierung und des Monarchen treten, der in dieser Frage sich mit seiner ganzen Autorität für die Vorlage der Regierung eingesetzt hatte. Die Konservativen gaben sich alle Mühe, diesen Sachverhalt, der aus den Vorgängen laut genug sich verkündete, zu verschleiern. Solche Verschleierung scheint einzelnen Konservativen heute nicht mehr wünschenswerth zu sein.

Graf Kanitz, eine der eigenartigsten und aufrechtesten Gestalten unter den Konservativen, hat in der Zolltarifkommission des Reichstages staatsrechtliche Grundsätze entwickelt, die nicht übersehen werden dürfen. Er gab zu, daß der Kaiser nach der Verfassung das Recht habe, internationale Verträge einzugehen; aber er empfindet es als unbequem, daß somit der Kaiser auch Handelsverträge abschließen könne, die dann dem Reichstage zur Genehmigung vorgelegt werden. Viel besser, so führte Graf Kanitz nach einem Bericht der „Nationalzeitung“ aus, der Kaiser verliere dieses Recht:

> „Warum sei in der Verfassung ausdrücklich dem Kaiser das Recht eingeräumt, Verträge abzuschließen? Die Bestimmung könne ebenso gut gestrichen werden.“

Es ist gut, daß Fürst Bismarck unsern Blick geschärft hat für die Symptome des Strebens politischer Parteien nach Parlamentsherrschaft. Dieses Streben tritt bei den Vertretern der „Kreuzzeitungs“-Politik immer deutlicher zu Tage. Und es verdient als Zeichen der politischen Entwicklung in Deutschland vermerkt zu werden, daß ein Mann der „Kreuzzeitung“, das Verlangen aufstellt, dem Kaiser das Recht zum Abschluß internationaler Verträge zu nehmen. Wir auf der Linken sind nicht so radikal. Wir sind der Ansicht, daß im Interesse des Staates, im Interesse einer einheitlichen und kraftvollen Vertretung deutscher Interessen dem Auslande gegenüber dem Kaiser das Recht erhalten bleiben sollte, internationale Verträge einzugehen, die alsdann die Volksvertretung zu verwerfen oder zu billigen hat.

Auf der Rechten, deren Presse das Krachen der Throne voraussagt —, das der Liberalismus weder erwartet noch wünscht —, befindet man sich also munter auf dem Weg zur Etablirung einer recht umfassenden Parlamentsherrschaft. Das ist gar nicht verwunderlich.

Es konnte nie zweifelhaft sein, daß der Rechten das Instrument ihrer politischen Herrschaft nicht vor allem wichtig erscheint. Es ist zwar bequemer durch die Beherrschung des Monarchen ein Land zu beherrschen, aber wenn es sein muß, warum sollte man sich nicht auch dazu entschließen, den Monarchen und ein Land durch das Parlament beherrschen zu wollen; wohlverstanden, wenn und so

lange man das Parlament in der Hand hat, während man den Monarchen nicht so sicher in der Hand zu haben glaubt. Es ist beachtenswertherweise jetzt für die Konservativen die Zeit des Liebäugelns mit dem Parlamentarismus, dem wieder nach Gelegenheit und Umständen die begeisterte Hingabe an jenen Absolutismus folgen kann, der sich zum Vollstrecker der Forderungen und Diktate der Reaktion hergibt. Jene Treue wenigstens, die die äußerste Rechte gegen sich selbst übt, ist unerschütterlich.

Der sozialdemokratische Parteitag hat nicht mehr viele Reden und Erörterungen von Bedeutung gebracht. Man sprach über die Versicherungsgesetzgebung und über die Kommunal-Politik; einen besondern Werth für das öffentliche Leben des Augenblicks oder für die Erkenntniß der inneren Zustände der sozialdemokratischen Partei haben diese Diskussionen nicht gehabt. Agitatorisch in hohem Grade wirkungsvoll war nur noch die Rede von Bebel über die politische Lage und die bevorstehenden Reichtagswahlen. Wenn ein Mann von diesem Temperament eine politische Situation wie die augenblickliche zu behandeln hat, dann kann er freilich Wirkungen erzielen. Die Urheber des Zolltarifentwurfs und jene, die nichts gegen die Fleischvertheuerung thun, werden sich als die hingebungsvollsten Förderer der Sozialdemokratie erweisen; um zu dieser Anschauung zu kommen, hätte es der Bebel'schen Rede nicht einmal bedurft.

Wilhelm Oechelhäuser ist, 82 Jahre alt, gestorben; eine der sympathischsten Gestalten aus der guten nationalliberalen Zeit; ein Kaufmann großen Stils; ein sachlicher Politiker; ein feinsinniger Verehrer und Kenner Shakespeare's.

Der französische Ministerpräsident Combes hat den Kriegsminister André und den Marineminister Pelletan nicht allzu sänftiglich wegen ihrer kriegerischen Reden zurecht gewiesen. Für die internationale Politik haben diese Vorgänge keine Bedeutung, aber vielleicht für die Zusammensetzung des französischen Ministeriums.

Die Burengenerale haben einen Aufruf erlassen, in dem sie die civilisirten Staaten in ergreifenden Worten bitten, durch Spenden der Noth in Südafrika zu steuern. Dieser Aufruf ist nicht bestimmt, eine politische Demonstration zu sein; er soll das Elend mildern, das der Krieg erzeugt hat. Die Bitte um Gaben wird gewiß nicht ungehört verhallen; hoffentlich auch nicht in England. Es wäre eine Pflicht für das Vereinigte Königreich, Opfer zu bringen, und sicher auch ein Akt der Klugheit.

Die barbarische rumänische Wirthschaft, die bisher nur die Presse der civilisirten Länder und nicht die Diplomatie beschäftigt hatte, ist jetzt auch von einer Regierung zum Gegenstand einer ernsten Erörterung gemacht worden. Es ist beschämend für Europa, daß die Vereinigten Staaten von Amerika die ersten sind, die offiziell eine Aenderung der rumänischen Politik verlangen.

Man hat eingewendet, die Vereinigten Staaten seien zu ihrer Note an die Unterzeichner des Berliner Vertrages nicht berechtigt gewesen. Denn erstens hätten die Vereinigten Staaten sich in europäische Verhältnisse nicht einzumischen, da die Republik sich ihrerseits auf Grund der Monroedoktrin eine Einmischung in Amerika verbäte. Und ganz gewiß seien die Vereinigten Staaten aus dem Grunde unzuständig, da sie gar nicht zu den Unterzeichnern des Berliner Vertrages gehören.

Der eine Einwand ist so nichtig wie der andere.

Als wir mit Piraten in den Gewässern von Haiti kurzen Prozeß machten, hatten wir Recht, und die Vereinigten Staaten bestritten uns nicht dieses Recht, und nun da die Vereinigten Staaten von den rumänischen Zuständen in Mitleidenschaft gezogen zu werden fürchten, sind sie gleichfalls zum Einschreiten legitimirt, und dürfen ihre Stimme warnend erheben. Es geht kein Strich durch den Atlantischen Ozean, und es gebietet nicht die Monroedoktrin, daß es den Leuten auf der einen Seite des Striches gleichgiltig zu sein habe, was auf der andern Seite des Striches sich ereignet. Die Monroedoktrin will etwas ganz anderes; sie will nicht, daß europäische Staaten sich in Amerika durch Erwerbung von Land und Leuten auch heute noch festsetzen, und wir würden ernstlich zu erwägen haben, was zu thun sei, wenn sich die Vereinigten Staaten auf dem europäischen Kontinent mit bewaffneter Hand einnisten wollten; aber es handelt sich hier um etwas durchaus anderes.

Die Welt ist eine Einheit, und wenn eine barbarische Gesetzgebung Tausende aus ihrer Heimath treibt, die in Amerika eine Zuflucht suchen, dann sind die Vereinigten Staaten wohl befugt, auf diese Erscheinung hinzuweisen, die auch dem Lande nicht gleichgiltig sein kann, das Auswanderer jeglicher Art, Juden wie Christen, aufzunehmen bereit ist, wenn sie durch den natürlichen Gang der Entwicklung, wenn sie in freier Entschließung den Wunsch hegen, die Vereinigten Staaten aufzusuchen; aber eine Zwangsexpatriirung muß natürlich ganz andere Wirkungen haben.

Das Vorgehen der Vereinigten Staaten ist also politisch wohl begründet, und wenn man die Politik bei Seite schiebt und nur an die Humanität denkt, so bedarf diese Note gewiß keiner Rechtfertigung.

Man weiß bisher nur, daß England das Vorgehen der Vereinigten Staaten zu unterstützen bereit ist. Das ist die Haltung jenes England, das man zu vergessen begann. Was werden die anderen Mächte thun?

Erwägungen der Humanität fallen für Deutschland nicht allein in das Gewicht. Wir in Deutschland sind an der Gesundung der rumänischen Zustände in hohem Grade aus sehr materiellen Gründen interessirt.

Man kann annehmen, daß über eine Milliarde Franken rumänischer Staatsschulden in Deutschland untergebracht sind. Nun sind die rumänischen wirthschaftlichen Verhältnisse schon an und für sich recht bedenkliche, und sie sind es trotz einer guten Weizenernte, der freilich eine schlechte Maisernte gegenübersteht, auch in diesem Jahre geblieben. Der rumänische Staat ist mit Schulden überlastet, und er muß noch immer weiter Geld leihen. Schädigt Rumänien durch eine engherzige, wirthschaftliche Gesetzgebung seine finanzielle Entwickelung, und bleibt die rumänische Politik eine derartige, daß durch Interventionen und Reklamationen fremder Staaten das Vertrauen zu dem Reiche an der unteren Donau mehr und mehr schwindet, — es ist schon arg genug erschüttert —, dann erleidet der rumänische Kredit unabwendbar einen schweren Schlag, und die Rückwirkung wird sich für die deutschen Besitzer rumänischer Papiere immer stärker fühlbar machen.

Es liegt also ein sehr greifbares deutsches Interesse vor, daß auch unsere Staatsregierung in Bukarest solche Schritte unternimmt, die sie für geeignet hält, um einer rumänischen Politik der Vertragstreue, der nüchternen Sachlichkeit und der Solidität in Zukunft zum Durchbruch zu verhelfen.

* * *

Der Todtenschein.

Die Berathungen der Zolltarifkommission nehmen ihren ruhigen Fortgang; in jeder Sitzung sprechen eine erhebliche Anzahl Parlamentarier sachgemäß oder leidenschaftlich; eine erhebliche Anzahl von Regierungsvertretern, Minister und Geheimräthe, antworten und mahnen; es wird abgestimmt; Positionen der Regierungsvorlage werden angenommen, geändert, in den Zollbeträgen heraufgesetzt oder herabgesetzt; die Sitzung wird geschlossen, und am nächsten Tage klappert die Maschine mit gleicher Präzision wieder von neuem und so fort, einen lieben Tag nach dem anderen,

Diese Thätigkeit macht mit ihrem würdevollen, parlamentarischen Ernst den üblichen Eindruck. Jeder zeitungslesende Deutsche erfährt an jedem Morgen, welche gewichtigen Beschlüsse die Vertreter des Volkes in der Kommission an jedem Tage vorher gefaßt haben, und diese Beschlüsse werden alsdann gebührend angegriffen oder vertheidigt, mit hohem Lob bedacht oder mit bitterem Spott getadelt. Gegen alles dies läßt sich nichts einwenden; das alles sind Erfordernisse des politischen Krieges.

Doch eine schüchterne Frage mag gestellt werden. Daß in einem modernen Staat politisch Krieg geführt wird und geführt werden muß, ist für die Gesundheit des Staates so nothwendig wie die Bewegung für die Gesundheit des Individuums. Im allgemeinen ist es jedoch zweckmäßig, daß ernste Männer um ein Objekt, das des Kampfes werth ist, kämpfen, und nachgerade wird es nothwendig, zu untersuchen, ob ein solches Objekt denn wirklich noch vorhanden ist.

Als die Zolltarifkommission von neuem zusammentrat, wurde sie mit sehr üblen Prophezeiungen empfangen. Es war schon recht bedenklich, daß die Presse des Centrums gar pessimistisch in die Welt blickte, denn dem Centrum mußte bei seiner Zusammensetzung aus Parlamentariern, die sich einerseits auf die Bevölkerung der Industriebezirke und andererseits auf ländliche Wählermassen zu stützen haben, besonders daran gelegen sein, zu einem Kompromisse zu gelangen, um die Verschärfung der Gegensätze in der eigenen Fraktion nicht bis zu offener Gegnerschaft vor aller Welt sich steigern zu lassen. Aber die Hoffnungen der führenden Organe der Partei waren gering.

Damals zur Begrüßung des Wiederzusammentrittes der Kommission schrieb die „Kölnische Volks-Zeitung“:

„Die Aussichten der Zolltarifvorlage haben leider während der kurzen Ferienzeit, welche die Kommission des Reichstages sich gestattete, keine Besserung erfahren . . . Auf alle Fälle werden wir jetzt das Schauspiel erleben, daß die Vorlage in einer Fassung ins Plenum des Reichstages kommt, welche die Mehrheitsparteien sowohl gegen die Reichsregierung wie gegen eine rücksichtslose Opposition vertreten müssen. Daß das Scheitern eines solchen Versuches nahezu sicher wäre, braucht kaum mehr auseinandergesetzt zu werden.“

Und im „Westfälischen Merkur“, einem anderen führenden Centrumsblatt, war zu lesen:

„Die Kommission faßt Mehrheitsbeschlüsse, von denen niemand mit Sicherheit sagen kann, ob eine Mehrheit im Plenum hinter ihnen steht und wieweit sie Gnade in den Augen der Regierung finden werden. Eine Verständigung zwischen den Mehrheitsparteien wäre unter solchen Umständen zwecklos, ja sie ist unmöglich . . . . Nun könnte man sich die Unsicherheit ja noch eine Weile gefallen lassen, wenn man wenigstens damit rechnen könnte, daß überhaupt etwas zu Stande käme. Da wäre es doch wirklich besser, dem grausamen Spiele würde möglichst bald ein Ende gemacht.“

Nehmen wir noch einen Ausspruch der „Kreuzzeitung“ hinzu; ihre Ansichten pflegen die Ueberzeugungen der Konservativen wie der reinen Agrarier wiederzuspiegeln. Das Blatt schreibt:

„Die Aussichten für das Zustandekommen des Entwurfs sind die denkbar trübsten.“

Solchen Anschauungen entsprechen die realen Vorgänge in der Kommission.

Die Majorität faßt Beschlüsse, die eine starke Minorität bekämpft, und die die Regierung für unannehmbar bereits früher erklärt hat und die sie jetzt mit allem Nachdruck von neuem als unannehmbar bezeichnet. Es gibt also eine Majorität, die die Minorität und die Regierung gegen sich hat, es gibt eine Regierung, die weder eine Majorität noch auch nur eine ins Gewicht fallende Minorität für sich hat, und es gibt eine Minorität, die die Regierung und die Majorität gegen sich hat. Diese drei Elemente, die sich immer von neuem die feierliche Versicherung gegenseitig abgeben, daß sie sich nicht verständigen können, und daß sie unter gar keinen Umständen von ihrem Standpunkt, der eine Verständigung ausschließt, abgehen werden, sie verhandeln eifervoll weiter, um einen Gesetzentwurf, der nach allgemeiner Uebereinstimmung niemals Gesetz werden kann, mit allen Vorzügen des Diesseits und Jenseits auszustatten.

Graf Posadowsky hat erklärt, die Regierung werde über die im vorgelegten Zolltarifgesetzentwurf festgesetzten Sätze für Getreide nicht hinausgehen; die Majorität der Kommission setzt höhere Sätze ein. Die Majorität erklärt, ohne Mindestsätze für Vieh und Fleisch den Entwurf für „unannehmbar“; Graf Posadowsky erklärt die beschlossenen Vieh- und Fleischzollsätze für „undurchführbar“, und alsdann werden die undurchführbaren Sätze angenommen. Graf Kanitz erklärt den Tarif für die Hauptsache; Handelsverträge seien irrelevant; Graf Posadowsky erklärt, daß Handelsverträge heute nach Lage der Verhältnisse eine Nothwendigkeit seien, und nachdem auf diese Weise erneut und unzweideutig festgestellt worden ist, daß die Ansichten der Regierung weder bei der Majorität noch bei der Minorität eine Stütze finden, arbeiten Regierung, Majorität und Minorität weiter, um einen Gesetzentwurf fertigzustellen, für den weder die Regierung, noch eine zuverlässige Majorität, noch eine kompakte Minorität einzutreten bereit ist.

Wenn sich ein Konzilium sachverständiger Aerzte darüber geeinigt hat, daß man eine Todtgeburt vor sich hat, und wenn diese sachverständigen Aerzte würdevoll oder hitzig darüber debattiren, welche Wartung, welche Diät und welche Kleidung man dem lebensunfähigen Embryo angedeihen lassen müßte, wenn es lebte, so ist das kein grausames Spiel mehr, wie der „Westfälische Merkur“ sagt, sondern ein burleskes. Grausamkeit ist in der Politik nicht das Schlimmste, wohl aber die Lächerlichkeit.

Für die Regierung und die Majorität stellen sich die Möglichkeiten mithin so dar: Entweder die Erklärungen, die von der Majorität und der Regierung abgegeben wurden, sind ernst zu nehmen, dann mag man bedauern, daß nicht ein Aristophanes sich zur Behandlung dieses wundervollen Schauspiels findet, wie die Regierung und die regierenden Parteien Deutschlands das Posadowsky'sche riesige, leere Straußenei bebrüten; er selbst gab einmal dieses Windei fälschlich für einen edlen Marmorblock aus. Oder die Regierung nimmt die feierlichen Erklärungen der Majorität und die Majorität nimmt die feierlichen Erklärungen der Regierung nicht ernst. Wenn man sich gegenseitig nicht mehr ernst nimmt, so kann dies freilich zur Erhöhung des Ansehens der Regierung wie der Majorität in gewissem Sinn beitragen.

Die Opposition darf diesem Schauspiel in Ruhe zusehen; das Schauspiel ist charakteristisch; es ist das Ergebniß jener Entschlußlosigkeit, die seit den Zeiten des Fürsten Hohenlohe in unserem politischen Leben zur Herrschaft gelangt ist und zur Herrschaft gelangen mußte, da die Regierung mit dem konservativen Agrarierthum regieren will und immer wieder die Erfahrung macht, daß mit diesen Parteien sich in einem modernen Staat nicht regieren läßt, und ganz gewiß nicht durch schwächliches Entgegenkommen.

Der Beweis hierfür ist allen Sehenden erbracht, und es wird jetzt wohl nicht mehr sehr lange dauern, bis die Regierung das gleiche Eingeständniß macht, indem sie dem verwesenden Zolltarifentwurf offiziell den so nothwendigen Todtenschein ausstellt.

P. Nathan.

Der erste deutsche Bankiertag.

Von jedem der in Frankfurt Anwesenden wurde das Gefühl berechtigten Stolzes und aufrichtiger Genugthuung nachempfunden, mit welchem der Vorsitzende des Centralverbandes des deutschen Bank- und Bankiergewerbes den ersten deutschen Bankiertag eröffnete. Mehr als hundert Banken, darunter die größten und kapitalkräftigsten, und über fünfhundert Privatfirmen, unter ihnen die ersten und klangvollsten Namen der Finanzwelt, waren der Aufforderung gefolgt, sich zu einer Aussprache ihrer Wünsche und Beschwerden, zum Austausch ihrer Hoffnungen und Forderungen zu vereinigen, und alle Theile Deutschlands hatten ohne Ausnahme ihre Vertreter entsendet: ein Erfolg, den vorher niemand in Aussicht genommen hatte!

Erst sechs Jahre trennen uns von dem Erlaß des Börsengesetzes, aber diese kurze Spanne Zeit ist lang genug gewesen, um dem deutschen Bank- und Börsengeschäfte die schwersten Wunden zu schlagen und unser gesammtes Wirthschaftsleben in Mitleidenschaft zu ziehen. Immer von neuem ist der Zorn derer, gegen welche das Gesetz sich richtete, zu so lautem Ausdruck gekommen, daß die Regierung schon vor Jahresfrist Veranlassung nahm, zwei Sachverständigen-Kommissionen zu berufen, um über die nothwendigen Abänderungen zu berathen; die Rücksicht auf die maßgebenden politischen Parteien des Reichstages hat jedoch die Verfolgung der auch von den Regierungsvertretern als erforderlich erkannten Reformen gehindert. Je weiter sich daher die Aussicht einer Verbesserung der unerträglich gewordenen Zustände entfernte, desto mehr brach sich die Erkenntniß Bahn, daß die betheiligten Kreise selbst nicht länger in schweigender Resignation verharren dürfen sondern ihre eigenen Kräfte rüsten müssen, um zu versuchen, einen Wandel in jenen Verhältnissen herbeizuführen. So bildete sich, von der losen Vereinigung der Berliner Großbanken, der sogenannten „Stempelvereinigung", die sich ursprünglich nur behufs Ueberführung einiger gesetzlichen Bestimmungen in die Praxis gebildet hatte, ausgehend, der Centralverband der deutschen Bankiers und die neuliche Frankfurter Tagung war die erste Heerschau, die dieser über seine Berufsgenossen abhielt. Aber nicht nur die stattliche Zahl der Theilnehmer war es, durch die sich die letztere auszeichnete, sondern auch das Interesse, das die Regierungen des Reichs, Preußens, Württembergs und des Bremischen Staates durch Entsendung von Vertretern bewiesen. Allerdings, der preußische Handelsminister wurde vergeblich gesucht; sein Kollege von der Justiz hat es wohl für selbstverständlich gehalten, dem vorwöchigen Juristentag beizuwohnen und seine Freude über dessen Arbeiten auszusprechen; bei den Verhandlungen in der großen landwirthschaftlichen Woche fehlt der preußische Landwirthschaftsminister niemals, und sogar kleine Provinzversammlungen dünken ihn nicht zu gering, um die Schleusen seiner Beredtsamkeit zu öffnen: Herrn Möller gebrach es leider an Zeit — vielleicht auch an Neigung —, auf der ersten Versammlung eines der hervorragendsten Zweige desjenigen Handelsstandes zu erscheinen, dem er selbst noch vor wenigen Monaten angehört hat!

Die Signatur der Tagesordnung des Bankiertags trug begreiflicher Weise die unmittelbare Ursache seiner Berufung. Börsengesetz und Börsenbesteuerung bildeten den Mittelpunkt der Berathungen. Darüber hinaus waren die Entstehung und Ausbreitung der gegenwärtigen wirthschaftlichen Krisis und eine Darlegung über die Stellung und die Aufgaben des Bankierstandes in dem modernen Erwerbsleben Punkte der Tagesordnung; eine Prüfung der Frage, ob die gesetzliche Regelung des Checkverkehrs der Vereinfachung und Verbilligung unseres Zahlungmittelwesens zu gute kommen werde, wollte den praktischen Bedürfnissen gerade derjenigen Kreise, denen die Zahlungsvermittelung in Deutschland obliegt, gerecht werden. Durch diese — man kann wohl sagen — glückliche Aneinanderreihung verschiedenartiger Gegenstände vermied der Bankiertag, zu einer ausschließlichen Protestversammlung gegen gesetzliche Mißgeburten zu werden, so nahe dies auch gelegen hätte, wie denn auch der Umstand, daß die theoretischen Forderungen der Volkswirthschaftslehre durch einen hervorragenden Vertreter der letzteren zu Worte kamen, ihn auf eine höhere Zinne als diejenige der Partei stellte.

Naturgemäß fanden die Redner über die ihrem Gewerbe durch jene Gesetze zugefügten Schädigungen die stärksten Töne und den lautesten Widerhall in der Versammlung; aber ohne Ausnahme zeigte sich das Bestreben, nicht sowohl die Gegner anzugreifen und zu bekämpfen als vielmehr die erfahrene Unbill darzulegen und sie zahlenmäßig zu beweisen. Die Namen derer, die seiner Zeit und noch jetzt im Reichstag die Börse nicht genug zu befehden wissen, wurden nicht genannt, auf die politischen ihr abholden Parteien kaum hingewiesen: der Mahnung des Vorsitzenden, daß eine schlechte Sache durch verletzende Ausfälle nur noch verschlechtert wird, eine gute sie aber nicht nöthig hat, hätte es augenscheinlich nicht einmal bedurft.

Es war daher ein Zeichen für die Sachlichkeit der Verhandlungen, daß der Vertreter des preußischen Handelsministeriums sich gelegentlich der Erörterung der Besteuerung des Börsenverkehrs nicht nur zu den geäußerten Wünschen entgegenkommend verhielt sondern auch seinerseits eine kräftige und gesunde Börse eine unentbehrliche wirthschaftliche Organisation, ja einen politischen Machtfaktor allerersten Ranges nannte. Allerdings, Neues wird damit nicht gesagt, aber wie anders klingt dies doch, als die früheren ministeriellen Bezeichnungen der Börse als eines Giftbaums und des Handels als eines nothwendigen Uebels.

Die Beschlüsse der Versammlung, welche einhellige Zustimmung fanden, kennzeichnen die verderblichen Wirkungen des Börsengesetzes und verlangen die Abschaffung des Börsenregisters sowie die Aufhebung des Verbots des Terminhandels in Antheilen von Bergwerks- und Fabrikunternehmungen sowie in Getreide und Mühlenfabrikaten und Streichung oder Aenderung des Paragraphen 764 des Bürgerlichen Gesetzbuches betr. den Differenzeinwand. In gleicher Weise wurde die Beseitigung der vor zwei Jahren eingeführten Erhöhung der Umsatzsteuer und des Stempels auf Werthpapiere sowie der Stempelrevision bei den Privatbankiers verlangt.

Charakteristisch waren neben diesen Beschlüssen die Hinweise fast sämmtlicher Redner an beiden Tagen auf die Nothwendigkeit, daß der Bankier ebenso wie seine weiteren kaufmännischen Berufsgenossen das Hauptaugenmerk auf größere Theilnahme am öffentlichen und politischen Leben legen müsse. Stets ertönte die Klage, daß der Einfluß des Handelsstandes in den Parlamenten der Einzelstaaten und des Reiches ein beklagenswerth geringer sei, und es ist bezeichnend, daß gerade der Vertreter der Wissenschaft innerhalb der Versammlung, Professor Lotz aus München, es war, der den Bankiers am stärksten in das Gewissen redete. „Welch betrübendes Bild der Theilnahmlosigkeit", so führte er in treffender Weise aus, „wenn wir die heutige Zeit mit der der sechziger Jahre vergleichen. Damals formulirte der deutsche Kaufmann, oft ein wenig begüterter Mann in jener Zeit, die gesetzgeberischen Bestimmungen, welche unser Bank- und Geldwesen, unsere Handelspolitik und Verkehrspolitik später ergeben sollten. Heute ist derjenige Stand, dem die Kreditgewährung obliegt, derjenige Stand, von dem man glauben sollte, daß er die größte Macht aufs öffentliche Leben, diejenige des Gläubigers ausüben könnte, am schwächsten im Einfluß, aber auch vielfach am gleichgültigsten gegenüber den allgemeinen Problemen gewesen." Und der laute Beifall, der seinen Worten folgte, zeigte, daß sie nicht umsonst gesprochen waren.

Was dem Geist der Versammlung den Stempel aufdrückte, war die in ihr herrschende Einmüthigkeit. Nicht nur trat diese in Erscheinung, wenn es galt, Stellung gegen ungerechte, unwirthschaftliche Ehre und Existenz des

Bankierstands bedrohende Gesetze zu nehmen, sondern auch in der Erkenntniß, daß die Interessen des großen und kleinen Kapitals, der Banken der Weltbörsen und der Provinzialbankiers identisch sind, während sie sich bisher manchmal zu bekämpfen schienen — wir erinnern an die Beschlüsse der ersteren und den Widerstand der letzteren gelegentlich der Frage der Eintragung in das Börsenregister —, und in dem wiederholt zum Ausdruck gekommenen ehrlichen Wunsche, an der Selbstzucht des eigenen Standes und seiner Glieder sowie an der Gesundung unseres in das Schwanken gerathenen Erwerbslebens mitzuarbeiten, nicht minder aber auch den vielseitigen Aufgaben als Berather des Anlage suchenden Sparkapitals und als Versorger des Kreditbedürfnisses der Industrie, des Staates und der Kommunen gleichmäßig gerecht zu werden.

Dieser Geist war es, verbunden mit der Macht der vertretenen Personen und Kapitalkräfte, welche der Versammlung und ihren Beschlüssen eine weit über den Tag hinausgehende Bedeutung verleiht, eine Bedeutung, welcher sich auch weder die Regierung noch der Reichstag werden entziehen können. Es wird unmöglich sein, in Zukunft wieder Bestimmungen über den Bank-, Börsen- und Geldverkehr den gesetzgebenden Körperschaften vorzulegen, ohne vorher die sachverständigen Kreise zu hören, die aber allerdings auch das Ihrige thun müssen, um ihren Stimmen nicht nur gelegentlich, sondern dauernd innerhalb unseres gesammten öffentlichen Lebens Geltung zu verschaffen.

Und diese Aufgabe hinterläßt der erste deutsche Bankiertag seinen Nachfolgern. Gerade sein glänzender Verlauf, zu dem die ausgezeichnete Leitung des Vorsitzenden und last not least die unermüdliche Thätigkeit seines Geschäftsführers zum guten Theile beigetragen haben, legt dem Centralverband die Pflicht auf, auch auf den späteren Tagungen den Beweis zu führen, daß die Interessen des Bankierstandes gleichbedeutend sind mit denen der Allgemeinheit unseres Volkes, daß sein Gedeihen dessen Gedeihen, seine Schädigung dessen Schädigung bedeutet.

Frankfurt a. M. F. Thorwart.

Angloamerikanische Erziehungsideale.

Wenn wir zwei Heere gegen einander ins Feld rücken sähen, von denen das eine mit alten Steinschloßflinten, das andere mit modernen Magazingewehren ausgerüstet ist, so würden wir nicht lange im Zweifel sein, welchem von beiden der Sieg zufallen müßte. Die bessere Waffe würde unter sonst annähernd gleichen Verhältnissen stets den Erfolg auf ihrer Seite haben. Dasselbe Gesetz herrscht auch auf dem industriellen Gebiet und entscheidet in dem großen Wettbewerb der menschlichen Arbeit stets zu Gunsten der vollkommneren Methoden und leistungsfähigeren Maschinen und sorgt so durch Ausmerzung des Veralteten und Begünstigung des Zweckmäßigen für die Erhaltung und den Fortschritt der menschlichen Civilisation. In der Erkenntniß dieses Entwicklungsgesetzes sind denn auch alle Kulturvölker aufs eifrigste bemüht, in der Herstellung ihrer Kriegswaffen und der Ausrüstung ihrer industriellen Betriebe auf der Höhe der Zeit zu bleiben und ihre Nachbarn durch Aufnahme der neuesten technischen Verbesserungen und Erfindungen aus dem Felde zu schlagen.

Gleichwohl liegt es auf der Hand, daß in letzter Reihe nicht die militärische und industrielle Bewaffnung über die Machtstellung der Völker auf Erden entscheidet. Nicht die Artillerieparks und die Dampfhämmer, nicht der todte Reichthum des Bodens, nicht Fabriken und Bergwerke bilden den Grundfonds für die Größe einer Nation sondern die lebendigen moralischen und intellektuellen Kräfte des Volkes. Nicht die Waffen sondern der Krieger, welcher die Waffe führt, gewinnt die Schlachten, nicht die Maschine sondern der Arbeiter besiegt den Wettbewerb der konkurrirenden Nationen. Die beste Schußwaffe in der Hand des Wilden ist ein verhältnißmäßig harmloses Spielzeug, die Dampfmaschine neuester Konstruktion ein Haufen nutzlosen Eisens, wenn sie in den Besitz des Barbaren geräth.

Die Summe der intellektuellen und moralischen Fähigkeiten eines Volkes, wie sie aus seiner Abstammung, den Einflüssen seiner Heimath und seiner Geschichte erwachsen sind, nennen wir seinen Nationalcharakter. Er repräsentirt die Gesammtheit der Kräfte und Anlagen, welche sich in der Vergangenheit als lebenerhaltend und siegreich bewährt haben, und wird durch das ganze Milieu des sozialen Lebens wie durch ausdrückliche Lehre und Erziehung jeder heranwachsenden Generation übermittelt und eingeprägt. Da der Nationalcharakter etwas historisch Gewordenes ist und stets die Erfahrungen der Vergangenheit widerspiegelt, so müssen wir in ihm ein wesentlich konservatives Element erblicken, das beständig der Zuführung neuer Einflüsse und zeitgemäßer Ideen bedarf, um die Nation lebens- und konkurrenzfähig zu erhalten. Der Volkserziehung fällt unter diesen Umständen die doppelte Aufgabe zu, die geistigen Waffen zu hüten, mit denen die Väter ihre Siege erfochten haben, und neue Waffen zu schmieden, wenn sich die alten als überholt und unbrauchbar erwiesen haben.

Das wichtigste künstliche Mittel, um der Jugend die nationale Prägung zu geben, bildet die Volksschule, und unter ihren Werkzeugen besitzt für diesen Zweck keins eine höhere Bedeutung als das Buch, an welchem die Kinder zuerst die schwierige Kunst des Lesens üben sollen. Wer einen Begriff von der Verschiedenheit des deutschen, französischen und englischen Nationalcharakters gewinnen will, der vergleiche Inhalt und Tendenz der deutschen Volksschullesebücher, der französischen Livres de lecture courante und der englisch-amerikanischen Readers. Die in den Lesebüchern gebotenen Stoffe im Verein mit den Schöpfungen der populärsten Dichter und den verbreitetsten Jugendschriften geben ein klares Bild von der Gesammtheit der intellektuellen und moralischen Bewaffnung, welche die einzelnen Völker für geeignet halten, um ihre Kinder für den großen Kampf des Lebens zu rüsten. Wer Augen hat zu sehen, der kann durch das Studium der Volksschullesebücher einen lehrreichen Einblick in die Arsenale der geistigen Bewaffnung der Völker gewinnen, und dieser Einblick wird ihm so manche Ursache der scheinbar unerklärlichen Erfolge und Mißerfolge der Völker in dem großen Wettbewerb auf dem Erdball verständlich machen.

Wenn ich den Leser einlade, mich auf einem kurzen Spaziergang durch die Jugendlitteratur unserer angelsächsischen Vettern zu begleiten, so glaube ich das damit begründen zu können, daß einerseits die gewaltigen materiellen Erfolge der englisch-redenden Völker die Annahme nahe legen, daß ihre geistige Bewaffnung nicht zu unterschätzen sein wird, und daß andererseits manches gute Waffenstück aus ihren Arsenalen bei der Blutsverwandschaft der Nationen vielleicht auch für unsere Statur passen dürfte. Da die ethisch-politischen Ideale der englisch redenden Völker in den wichtigsten Zügen übereinstimmen und nur diese wichtigsten Züge ins Auge gefaßt werden sollen, so ist eine prinzipielle Scheidung zwischen englischen und amerikanischen Quellen kaum nöthig, nicht selten wird allerdings der Leser wohl die richtige Empfindung haben, als ob in den amerikanischen Abschnitten ein frischeres Blut und ein kräftigeres Leben pulsire. Um das ohnehin ungeheuer ausgedehnte Gebiet zu beschränken, sollen nur solche Stoffe berücksichtigt werden, welche für Knaben und junge Männer berechnet sind, und besonders solche Ideen in den Vordergrund gerückt werden, die spezifisch angelsächsisch sind und in der Jugendlitteratur der andern Kulturvölker, besonders der Deutschen, wenig Berücksichtigung erfahren.

Der Bestand der englischen Jugendlitteratur ist so überaus reich, daß im Folgenden selbstverständlich nur ein

geringer Bruchtheil in Betracht gezogen werden kann. Außer den Jugendschriften im engeren Sinne enthält aber die englische Litteratur eine solche Fülle von leicht verständlichen, klar und sorgfältig geschriebenen politischen, ethischen und pädagogischen Essays, eine solche Menge von Biographien, Reden und Vorträgen der hervorragendsten Männer, welche sämmtlich von denkenden jungen Leuten ohne übergroße Mühe gelesen und verstanden werden können, daß eine scharfe Grenze zwischen Jugendlitteratur und Litteratur überhaupt nicht gezogen werden kann. Philosophen, Naturforscher, Staatsmänner, Entdeckungsreisende und große Geschäftsleute haben sich in unzähligen Schriften und Ansprachen gerade an junge Männer gewendet, und viele von diesen Stoffen sind ganz oder im Auszuge in die Schullesebücher übergegangen.

* * *

Das Ideal, welches die Jugenderziehung jedem englischen oder amerikanischen Knaben tief einzuprägen und in tausend Beispielen aus dem Leben und der Geschichte beständig vor Augen zu halten versucht, ist — ein selbständiger männlicher Charakter. Eine kraftvolle Persönlichkeit, die auf eigenen Füßen steht, selbständig denkt und handelt, ohne Menschenfurcht ihr Recht vertheidigt, ihre Ziele mit harter Arbeit und eiserner Konsequenz durchsetzt und sichtbare Erfolge erkämpft, das ist der Typus menschlicher Vollkommenheit, auf welchen alle Erzählungen und Winke in der englischen Jugendlitteratur hinweisen.

„Vertraue dir selbst! Jedes Herz vibrirt mit dieser eisernen Saite. Nimm den Platz hin, den die göttliche Vorsehung für dich ausgesucht hat, die Gesellschaft deiner Zeitgenossen, die Kette der Ereignisse. Große Männer haben immer so gethan und sich wie Kinder dem Genius ihrer Zeit überlassen und haben damit bezeugt, daß das, was ein so unsägliches Vertrauen verdiente, in ihren eigenen Herzen thronte, durch ihre Hände schuf, ihr ganzes Sein beherrschte. Und wir sind nun Männer und müssen uns im höchsten Sinne demselben transscendentalen Schicksal überlassen, nicht wie Unmündige und Invaliden im warmen Ofenwinkel, nicht wie Feiglinge, die vor Revolutionen flüchten, sondern als Führer, Wohlthäter und Erlöser, die dem allmächtigen Triebe gehorchen und durch Chaos und Dunkel vorwärtsschreiten."

Diese Worte Emersons, dessen enormer Einfluß auf die englisch redende Jugend bekannt ist, könnten als Motto auf dem Titelblatt aller angloamerikanischen Erziehungsbücher stehen. Selbständigkeit und Vertrauen zu der eigenen Kraft und Sendung ist das Leitmotiv, das in Poesie und Prosa tausendfältig aus ihnen widerklingt.

Arbeit.

Als erste Stufe zur Selbständigkeit und Quelle jedes großen dauernden Erfolges wird überall ehrliche Arbeit dargestellt. „Was ist das Geheimniß Ihres Erfolges?" fragte eine Dame den berühmten Maler Turner. Er erwiderte: „Da ist kein Geheimniß, gnädige Frau, nur harte Arbeit." „Arbeit hat alles Kapital in der Welt geschaffen, Arbeit beschäftigt alles Kapital, die Zeit wird nie erscheinen, wann wir aufhören zu arbeiten." (Paxton Hood.) Die Arbeit ist ein Bedürfniß des Menschen und die einzige Quelle wahrer Zufriedenheit und rechten Lebensgenusses. Der Faule weiß nicht, was das Wort Ausruhen bedeutet. „Harte Arbeit schafft uns nicht nur Gelegenheit zum Ausruhen für den Körper sondern, was mehr werth ist, Frieden für die Seele. Wenn wir unser Bestes gethan haben, können wir uns in Frieden der Ruhe hingeben." „Wenn wir Engländer als Rasse Erfolg gehabt haben," sagt Sir John Lubbock, „so haben wir das nicht zum geringsten Theil dem Umstande zu verdanken, daß wir hart gearbeitet haben."

Wie man arbeiten soll, ist das Thema unzähliger Aufsätze, Sprüche, Erzählungen und Gedichte. Der in die Augen springende Charakterzug aller dieser Darbietungen ist ihre praktische Verwendbarkeit. Das sind nur selten ganz altmodische Geschichten, Anekdoten aus dem Leben von Monarchen, Thierfabeln und Bibelsprüche vielmehr Bilder aus dem modernen, praktischen Leben, Erzählungen von Männern, die sich selbst von der Pike heraufgearbeitet haben, das sind nicht salbungsvolle Redensarten sondern wirklich brauchbare Geschäftsgrundsätze. Da wird gezeigt, wie Beharrlichkeit und Ausdauer mit verhältnißmäßig geringen Mitteln gewaltige Schwierigkeiten überwinden und große Werke ausführen, da werden immer und immer wieder die Grundsätze eingeprägt und veranschaulicht: „Hilf dir selbst!" „Verlaß dich nicht auf Glück und Empfehlungen!" „Was du thun willst, das thue ganz!" „Gute Arbeit oder garkeine!" „Zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen!" „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg." „Das Wort ‚unmöglich' gibt es nicht in dem Lexikon eines tüchtigen Mannes."

Recht charakteristisch für die englische Denkweise ist ein Abschnitt in einem Londoner Lesebuch über „Kleinigkeiten", wo es heißt: „Um auf irgend einer Laufbahn Erfolg zu erringen, muß jemand eine, wie man es genannt hat, geradezu ‚schimpfliche Liebe zu Kleinigkeiten' besitzen. Es ist dies eine Eigenschaft, von welcher keine Größe des Planes, kein Idealismus in den Endzielen, keine Begeisterung für den großen Zweck dispensiren können. Es ist die Eigenschaft, welche den praktischen Mann, der seine Ideen zu einem nützlichen Ende durchführt, von dem bloßen Träumer unterscheidet, den Stephenson, welcher eine brauchbare Lokomotive erschuf, von seinen Vorgängern, welche die Idee hatten, sie aber nicht zur Ausführung bringen konnten."

Auf Ausdauer bei der Arbeit und unermüdliche Wiederaufnahme des einmal mißglückten Versuches als den einzigen Weg zu schließlichem Erfolge wird immer von neuem hingewiesen. Die Try-again-Moral zieht sich wie ein rother Faden durch die Lesestoffe aller Bücher und aller Altersstufen hin. Gedichte und Prosastücke, Erzählungen und kurze Reflexionen predigen das eine Evangelium des Sieges: „Versuch's noch einmal!" Frische Strophen prägen diesen Grundgedanken durch Rhythmus und Melodie dem Ohre der Kinder ein; freilich dürfte es recht schwierig sein, von Gedichten wie „Never say fail!" oder „Be Thorough!" oder „Persevere!" und manchen andern durch wörtliche Uebersetzung dem deutschen Leser eine Vorstellung zu geben.

Daß die Arbeit nicht bloß die Schöpferin alles Reichthums sondern auch die Quelle alles wahren Adels sei, wird in dem häufig wiederkehrenden Gedichte von Charles Swain „What is Noble?" ausgeführt. Der Gedankengang des Dichters ist etwa folgender: Nicht jener ist der wahre Edelmann, der Reichthum, Rang und stolze Titel erbt, auch jener nicht, der sich mit dem Säbel auf dem Schlachtfelde Ruhm erwirbt, sondern der Mann der Arbeit, welcher an der Glut der Maschine, umdröhnt vom Donner der schweren Hämmer und vom Zischen des Dampfes, zum Fortschritt der menschlichen Wohlfahrt schafft. „Der ist der wahre Edelmann, welcher die Freiheit und die Sache der Menschheit fördert." Jede Arbeit ist ehrenwerth. Newman Hall, Ruskin, Carlyle, Emerson, Hugh Miller, Horace Greely, William Wirt und viele andere stimmen in den Chorus zum Preise ehrlicher Arbeit mit ein, und in der Mehrzahl der dargebotenen Stücke beschränken sich die Verfasser nicht auf die soziale und wirthschaftliche Bedeutung gewissenhaft verrichteter Arbeit, sondern sie betonen fast stets ihren hohen sittlichen Werth als Faktor der ethischen Erziehung.

So sagt Emerson: „Arbeite zu jeder Stunde, bezahlt oder unbezahlt, sieh nur zu, daß du arbeitest, und du wirst deines Lohnes nicht verlustig gehen. Mag dein Werk zart oder rauh sein, magst du Korn pflanzen oder Epen schreiben, wenn es nur ehrliche Arbeit ist, die deinen Beifall findet, so wird sie ihren Lohn ernten, sowohl sichtbar als auch im Innern. Wie oft du auch Niederlagen erleidest, zum Siege bist du geboren. Der Lohn eines guten Werkes besteht darin, daß man es gethan hat." Und Carlyle spricht: „Es

liegt ein dauernder Adel und selbst etwas Heiliges in der Arbeit. Wäre der Mensch auch noch so wenig seines hohen Berufes eingedenk, so berechtigt er doch immer noch zu Hoffnungen, so lange er wirklich und ernstlich arbeitet — nur im Müßiggange liegt ewige Verzweiflung. Arbeit steht, sei sie auch noch so niedrig und mammonisch, stets im Zusammenhange mit der Natur. Schon der Wunsch, Arbeit zu verrichten, leitet immer mehr und mehr zur Wahrheit und zu den Gesetzen und Vorschriften der Natur, welche Wahrheit sind."

Nirgends wird ein Unterschied in der Werthschätzung zwischen Handarbeit und Geistesarbeit zu erkennen gegeben. Die schöne Stelle aus Carlyle's Sartor resartus von den zwei Arbeitern: „Zwei Menschen ehre ich und keinen dritten" u. s. w., kehrt in mehreren Lesebüchern wieder. Wenn von der Arbeit schlechthin die Rede ist, so denkt der Autor, das fühlt man heraus, vorzugsweise an rauhe Handarbeit, an die Mühsal des Pioniers, der mit Beil und Hacke den Urwald ausrodet und der Civilisation eine Gasse durch die Wildniß bahnt.

Der Werth der Zeit und die richtige Benutzung unserer Tage und Stunden bildet den Inhalt unzähliger Lesestücke. „Morgen!" „Fünf Minuten zu spät!" „Gerade zu spät!" „Pünktlichkeit", „Der Werth der Minuten", „Die Morgenstunde" und ähnliche Titel finden sich in allen Lesebüchern wieder. Der Graf v. Chesterfield, Sir Walter Scott, Benjamin Franklin, Horace Mann und viele andere Denker, Dichter und Geschäftsleute treten hier der Jugend als Warner und Wegweiser zur Seite. Besonders wird mit großem Nachdruck und sittlichem Ernst auf die Kostbarkeit der Jugendjahre als der Periode des Lernens und der Charakterbildung hingewiesen.

Materielle Unabhängigkeit.

Dem praktischen Sinn des Angelsachsen entspricht es wenig, seine Kraft dauernd einer Arbeit zuzuwenden, welche keine sichtbaren Erfolge zeitigt, und einer der am meisten in die Augen fallenden Erfolge ist die Verbesserung der wirthschaftlichen Lage und der sozialen Stellung des Arbeiters. Materielle Selbständigkeit und Vermögen zu erwerben, gilt daher als ein durchaus berechtigtes Ziel für das Streben des jungen Mannes, und viele Abhandlungen und Erzählungen in den Lesebüchern tragen dazu bei, diese Hoffnung auf Erfolg im Leben zu nähren. Ein festes Ziel haben, Rechtschaffenheit, Ausdauer und Fleiß sind die Mittel, um empor zu kommen. Genie vermag wenig ohne diese zähe Beharrlichkeit und Kraft des Willens. „Der Intellekt ist nur der halbe Mensch", heißt es in einem Londoner Schulbuche, „der Wille ist das Triebrad und die Quelle aller Bewegung. Der Wankelmüthige wird, wie groß auch seine Fähigkeiten sein mögen, in der Rennbahn des Lebens von dem Manne mit festem Willen bei Seite gestoßen. Nur wer entschlossen ist zu siegen und bei jedem Mißerfolg noch einmal beginnt, erreicht das Ziel. Der Strand des Glückes ist mit den Schiffstrümmern von Männern mit hervorragenden Fähigkeiten bedeckt, denen es an Vertrauen, Muth und Willenskraft fehlte, und die deshalb scheiterten, während Seefahrer mit geringeren Fähigkeiten aber größerer Entschlossenheit den Hafen erreichten." „Ich bin immer der Meinung gewesen", schreibt Benjamin Franklin, „daß ein mit leidlichen Geistesgaben ausgerüsteter Mann große Veränderungen unter den Menschen bewirken und Großes durchführen kann, wenn er die Ausführung seines Planes zum Hauptgeschäft und emsigen Streben seines Lebens macht."

Die Wege, auf denen die zahlreichen selbstgemachten Männer, an denen die Geschichte Englands und der Vereinigten Staaten so reich ist, zu Ansehen und Vermögen gelangt sind, bilden das Thema vieler Erzählungen. Ihre treffenden Aeußerungen und Selbstbekenntnisse finden sich in zahlreichen Abhandlungen wieder. Keiner jener barfüßigen Jungen, welche in den Straßen Londons oder New-Yorks Zeitungen verkaufen, braucht die Hoffnung aufzugeben, durch eigene Tüchtigkeit, durch Selbstvertrauen, Umsicht und Geschicklichkeit zu den sonnigen Höhen des Ruhms und der Macht emporzusteigen. Die Anekdoten aus den Biographien jener mannhaften Persönlichkeiten, denen die Armuth Pflegemutter und Erzieherin war, der Stephenson, Hugh Miller, Stanley, Lincoln, Garfield, Edison, Henry George und vieler anderer bilden einen der ansprechendsten Bestandtheile der englisch-amerikanischen Lesebücher. Sie sind in Wahrheit ein nationaler Schatz, wie ihn keine andere Sprache besitzt. Die Biographien der selbstgemachten Männer sind Blitzableiter, welche die bestehende Gesellschaftsordnung vor den elektrischen Entladungen der sozialen Unzufriedenheit sichern. In einem Lande, wo es möglich ist, daß täglich tüchtige Persönlichkeiten durch ehrliche Arbeit zu Vermögen und Ansehen gelangen, kann jene allgemeine Unzufriedenheit nicht Platz greifen, die ihre gefährlichsten Schürer und Führer gerade in denjenigen willensstarken Männern findet, welche durch eine unbillige Gesellschaftsordnung am Emporkommen gehindert werden.

Die gesammte englische Jugendlitteratur ist geeignet, das Streben der Knaben und Jünglinge auf die höchsten Ziele zu lenken. Der junge Angelsachse darf aus der Schule die Ueberzeugung mit ins Leben hinaus nehmen, daß er persönlich zu großen Dingen berufen sei und das Recht und die Pflicht habe, nach hohen Zielen zu streben. Freilich erreicht diese Ziele niemand mit gewöhnlichen Anstrengungen. Wer ungewöhnliche Erfolge erringen, an der Spitze stehen will, der muß Ungewöhnliches leisten, der muß mehr thun, als die anderen, mehr, als man von ihm billiger Weise verlangen kann. Es sind stehende Wendungen, die in Poesie und Prosa häufig wiederkehren: „Dein Platz ist an der Spitze, mein Junge!" „Wo die Millionen Halt machen, da fängt dein Weg an", „Auf dem Gipfel ist noch viel Raum" „Die besten Plätze in der Welt sind noch lange nicht besetzt", „Die Nachfrage nach Intelligenz und Charakter ist noch keineswegs gedeckt, in beiden Artikeln herrscht beständig Hausse an der Börse des Lebens!"

Der junge Mann soll mit hochgespannten Erwartungen ins Leben der Arbeit hinaustreten. Ein amerikanischer Geistlicher sagt zu seinen jungen Lesern: „Wenn Sie niemals einige Schlösser in der Luft bauen, werden Sie niemals in den Besitz von Schlössern auf dieser Erde gelangen. Widmen Sie sich mit unermüdlichem Fleiß irgend einem Arbeitszweige. Setzen Sie sich eine Lebensaufgabe und geben Sie sich von ganzem Herzen ihrer Lösung hin. Seien Sie nicht mit der Mittelmäßigkeit zufrieden. Erheben Sie sich über die Massen. Streben Sie nach Vollkommenheit. Nehmen Sie die Sache von Anfang an ernst. Seien Sie fleißig, und wenn Sie sich in dieser Weise ohne zu ermüden einem würdigen Ziel hingeben, dann wird seine Erreichung in der Zukunft nicht mehr zweifelhaft sein. Ihr Leben wird einen Werth haben." (Sylvanus Stall.)

„Stecke deiner Thatkraft das höchste Ziel, dessen deine Natur fähig ist", heißt es in einem Lesebuch, „sei unternehmend, geduldig, arbeite hart, benutze glückliche Gelegenheiten, sei ehrlich und gewissenhaft und erwarte das Beste. Wenn du dann doch das Ziel deiner Wünsche verfehlen solltest — und das ist trotz deiner äußersten Anstrengungen wohl möglich — so wirst du mit der Ueberzeugung sterben können, deine Pflicht gethan zu haben, und das ist, wenn man alles erwägt, der wahrhafteste Erfolg, den ein Mann erringen kann."

Auch für das Geschäftsleben fehlt es nicht an ausdrücklichen Ermuthigungen zu hochfliegenden, ehrgeizigen Plänen. „Seien Sie Könige in Ihren Träumen", ermahnt der Millionär Andrew Carnegie die Studenten des Curry Commercial College in Pittsburg. „Sagen Sie zu sich selbst: ‚Mein Platz ist oben.' Ich gäbe nicht einen Pfifferling für einen jungen Mann, der sich im Geiste nicht schon als Theilhaber oder Chef einer Weltfirma sähe."

„Das sind Dienstinstruktionen für Offiziere", wird man sagen, „wo aber sind die Exerzierreglements für die

gemeinen Soldaten, unsere dienenden Brüder, die schon durch ihre Geburt berufen sind, ohne zu murren, die Lasten zu tragen, die ihnen eine gütige und weise Vorsehung auferlegt hat?" Von solchen Reglements wird man in anglo-amerikanischen Lesebüchern wenig finden. Vielleicht glaubt man jenseits des Kanals und des Ozeans, daß jemand, um Lasten zu tragen, keiner besonderen Reglements bedarf. Was in den englischen Jugendschriften geboten wird, sind wohl Vorschriften für gemeine Soldaten, aber für solche, welche avanciren sollen, welche den Marschallstab im Tornister tragen und es, wenn nicht zu etwas Besserem, so doch zur Stellung jener „Kapitäne der Industrie" bringen sollen, die mit Königen wie mit Ihresgleichen verkehren.

Bei der großen Bedeutung, welche Handel und Industrie im Leben der englischen Rasse spielen, finden die Methoden des Gelderwerbs auch in den Lesebüchern eingehende Besprechung. Der Werth eines kleinen Betrages als Nothgroschen, als Anlagekapital für selbständige Unternehmungen, als Rückhalt für persönliche Unabhängigkeit werden den Kindern früh eingeschärft, die materielle und sittlich-erzieherische Bedeutung der Sparsamkeit wird wiederholt erörtert. Die Rathschläge, die Franklin dem armen Richard in den Mund legt, und alle die unzähligen Anekdoten und Erzählungen, welche Samuel Smiles in seinem Buche über die Sparsamkeit gesammelt hat, kehren in der einen oder anderen Form wieder. Wir hören Mr. Micawber seine Weisheit, nach welcher zu leben ihm die Kraft fehlte, der jungen Generation verkünden: „Du verdienst zwanzig Pfund jährlich und gibst neunzehn Pfund neunzehn Schilling und sechs Pence aus — Resultat Glück. Du verdienst zwanzig Pfund und gibst zwanzig Pfund und sechs Pence aus — Resultat Elend — und doch beträgt der Unterschied nur einen Schilling."

Bemerkenswerth und charakteristisch für englisch-amerikanische Verhältnisse ist die Auffassung, der man drüben gelegentlich hinsichtlich der Beamtenstellung als Lebensberuf begegnet. In einem recht praktischen Rathgeber für junge Männer, The Youth's Companion and Counsellor von W. Chambers heißt es über die Berufswahl: „Wenn Sie sich einer Beamtenlaufbahn zuwenden, werden Sie bei angemessenem Fleiße auf eine dauernde Stellung und festes Gehalt rechnen dürfen, welches, der Dienstzeit entsprechend, eine geringe Erhöhung erfahren kann; aber die Kehrseite der Medaille besteht darin, daß Sie wie in einer Tretmühle an einen Kreislauf von Obliegenheiten gekettet sind, welcher keine Bethätigung Ihrer Anlagen zum selbständigen Denken und nur geringe Verbesserung in Ihrer äußeren Lage gestattet. Da im übrigen alle diese Stellungen nothwendigerweise knechtisch und darauf berechnet sind, das eigene Urtheil zu verkümmern, so kann sich niemand, der nach Unabhängigkeit im Denken und Handeln strebt, in einer solchen Lage glücklich fühlen."

Paul von Gizycki.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die Beschleunigung der Civilprozesse.

Auf der reichhaltigen Tagesordnung des 26. deutschen Juristentages, dessen Verhandlungen vom 10.—13. September dieses Jahres in Berlin stattgefunden haben, stand neben anderen mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Gegenständen eine Frage, die für das große Publikum, insbesondere für die handel- und gewerbetreibende Bevölkerung von Wichtigkeit ist, obschon ihre Formulirung dies für die Laien nicht gerade zu Tage treten ließ. Denn wenn darüber berathen wurde, ob „die Civilprozeßordnung einer Aenderung in der Richtung bedürfe, daß dem Richter eine größere Mitwirkung bei dem Prozeßbetriebe gewährt werde", so wird das dem Laien sicherlich als eine nur die Fachleute angehende juristisch-technische Angelegenheit erschienen sein. Das Gleiche gilt von der Fassung der zu diesem Berathungsgegenstande gestellten Aufgabe: „Die Abgrenzung von Richterrecht und Parteibetrieb im Civilprozeß", als deren Bearbeitung zwei Gutachten, ein umfangreiches mit werthvollem statistischen Material von dem Oberlandesgerichtsrath Dr. Neukamp und ein kürzeres von dem bekannten Prozessualisten Professor Wach, dem Juristentag gedruckt vorlagen. — Auch die Tagesblätter haben, soweit sie mir zu Gesicht gekommen sind, gerade über die hier fraglichen Verhandlungen verhältnißmäßig kurz referirt. In Wirklichkeit aber verbirgt sich unter jenem Thema nichts anderes und geringeres als die Erörterung von Mitteln zur Beseitigung einer Kalamität, die in immer steigendem Maße die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gelenkt hat, nämlich der allzulangen Dauer der bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten.

Die Klagen hierüber haben sich gerade in der letzten Zeit, wenn sie auch bereits früher ab und zu erhoben wurden, besonders lebhaft geltend gemacht. Und zwar gingen sie nicht nur von der Tagespresse*) aus, der man vielleicht entgegenhalten möchte, daß sie aus einzelnen Vorkommnissen in schneller Verallgemeinerung falsche Schlüsse zöge, sondern auch juristische Schriftsteller**) haben diesem Mißstand eigene Abhandlungen gewidmet, wie auch die preußische Justizverwaltung ihr Augenmerk darauf gerichtet hat. Desgleichen ist bei der Berathung des Gesetzes über die aus Anlaß der Einführung des neuen bürgerlichen Rechts nöthig gewordenen Abänderungen der Civilprozeßordnung in der Reichstagskommission das Bestehen dieses Uebelstandes von dem Regierungsvertreter ohne weiteres zugegeben worden.

Allerdings macht der Uebelstand sich nicht überall in gleicher Stärke fühlbar, vielmehr ist die durchschnittliche Dauer der Prozesse, wie die von den beiden Gutachtern beigebrachten statistischen Daten zeigen, landschaftlich und nach Art der Gerichte sehr verschieden. Letzteres ist selbstverständlich. Denn das Verfahren vor den Amtsgerichten ist in Folge der durchweg kürzeren Fristen und der im Verhältniß zu einem Kollegium leichteren Beweglichkeit des Einzelrichters schleuniger, als das landgerichtliche Verfahren, zu dessen Kompetenz ja auch Sachen von an und für sich größerer Bedeutung gehören.

Noch langsamer verläuft der Natur der Sache nach die Erledigung in der Berufungsinstanz. Immerhin ergeben die sorgfältigen statistischen Aufstellungen, wie sie von Neukamp auf Grund der vom Reichsjustizamt periodisch veröffentlichten „Deutschen Justizstatistik", sowie auf Grund besonderer Mittheilungen des Reichsjustizamtes und der ihm zugänglich gemachten amtlichen Geschäftsübersichten der preußischen Gerichte in seinem Gutachten niedergelegt sind, daß Prozeßverschleppungen in bedenklichem Umfange vorhanden sind, und daß sie sich in fortschreitender Tendenz geltend machen. Mit Recht weist Neukamp auf die Gefährlichkeit eines solchen Zustandes hin, der das Vertrauen in eine geordnete und zuverlässige Rechtspflege erschüttern muß. Wie schon Professor von Bar hervorgehoben hat, ist ein fehlerhaftes Prozeßverfahren weit schädlicher, als ein verkehrter materieller Rechtssatz, dessen Einwirkungen sich der einzelne durch besondere Dispositionen meistens leicht entziehen kann. Fehlerhaft ist es aber im höchsten Grade, wenn die Entscheidung des Gerichts nicht prompt genug erfolgt. Denn, wie Neukamp betont, muß der Urtheilsspruch noch der wirthschaftlichen Situation der Parteien entsprechen, und wenn er ihr nachhinkt, so bringt er häufig dem Kläger nicht die rechte Hülfe mehr. Dazu kommt noch, daß der mit jedem Prozeß verbundene Aufwand an

---

*) z. B. „Frankfurter Zeitung" vom 13. Juni 1902; „Kölnische Zeitung" vom 14. August 1901, 21. November und 2. Dezember 1901.

**) z. B. Schneider, „Der Mißstand der überreichlichen Terminsvereitlungen bei den deutschen Kollegialgerichten und seine Beseitigung."

Zeit und Kosten, das wirthschaftliche Brachliegen des in dem Rechtsstreit befangenen Kapitals, die durch die Ungewißheit des Ausgangs bedingte Unklarheit der Verhältnisse mit der längeren Dauer um so schwerer ins Gewicht fallen.

Fragen wir nun nach dem Grunde der allzulangen Prozeßdauer, so ist man sich im Großen und Ganzen darüber einig, daß er in den allzuhäufigen Terminsvereitelungen durch Vertagung liegt. Nur darüber pflegen die Ansichten auseinanderzugehen, wem die Schuld hieran beizumessen sei. Und es hat nicht an unerquicklichen Erörterungen der Betheiligten, Richter und Anwälte, gefehlt, die dem einen oder dem anderen Faktor die Schuld zuzuschieben versuchten*). So sicher es nun auch ist, daß von Amtswegen, also von Seiten des Gerichts, eine Vertagung nur in seltenen Fällen geschieht, eigentlich nur, wenn das Gericht wegen Ueberlastung der Tagesordnung oder wegen sonstiger unvorhergesehener Ereignisse die Sitzung abbrechen muß, so ungerechtfertigt würde es sein, den die Vertagung beantragenden Anwälten ihren Antrag stets zum Vorwurf anzurechnen. Abgesehen davon, daß viele Parteien — was jeder bestätigen wird, der einmal bei einem Anwalt praktisch gearbeitet hat — so indolent sind, daß sie nur mit Anwendung allergrößter Energie zur Ertheilung der nöthigen Information gebracht werden (daher die vielen Vertagungen wegen ungenügender Vorbereitung), trifft es sich an größeren Orten sehr häufig, daß mehrere Sachen desselben Anwalts, die aber vor verschiedene Kammern oder Abtheilungen desselben Gerichts oder gar vor verschiedene Gerichte (Amts-, Landgericht) gehören, zu gleicher Zeit zur Verhandlung kommen, oder daß der Anwalt zu derselben Zeit in einer Strafsache die Vertheidigung zu führen hat. In vielen Fällen wird ihm daran liegen, den Civilprozeß selbst zu verhandeln. Was geschieht? Er läßt durch einen Kollegen in der mündlichen Verhandlung einen Vertagungsantrag stellen; der Gegner wird sich wohl oder übel einverstanden erklären, will er nicht bei der nächsten Gelegenheit, wo er sich in gleicher Lage befindet, auf unerwünschten Widerstand stoßen. Das Gericht muß aber nach unserer Civilprozeßordnung dem übereinstimmenden Antrage beider Parteien stattgeben, und es erhöht nicht das Vertrauen des Publikums in die staatliche Rechtspflege, wenn der mit den gesetzlichen Bestimmungen nicht vertrauten Partei als Ergebniß der Verhandlung von ihrem Vertreter, was menschlich begreiflich ist, mitgetheilt wird, daß das Gericht wiederum den Termin verlegt habe.

Auch das Ansehen des Anwaltstandes leidet Schaden. Denn es ist im großen Publikum noch fast durchweg unbekannt, daß der Anwalt von der Anzahl der Termine absolut keinen pekuniären Vortheil hat, da ihm die — nach der Höhe des Streitgegenstandes sich richtende — Gebühr von Ausnahmen abgesehen im Ganzen nur dreimal in einer Instanz zukommt, nämlich als Prozeß-, Verhandlungs- und Beweis- zuzüglich erhöhter Verhandlungsgebühr, mögen zwei oder zwanzig Termine stattgefunden haben. Hieraus folgt, daß der Anwalt an einer möglichst schnellen Beendigung des Prozesses geradezu interessirt ist, zumal erst dann seine Gebühren fällig werden. Die bekannte Anekdote von dem ergrauten Advokaten, der seinem eben zu dieser Würde gelangten Sohn einen fetten Prozeß abtritt und ihm, als er denselben nach einem Jahre gewonnen hat, jedes Talent abspricht, weil er doch zwanzig Jahre davon hätte leben können, ist daher der Wirklichkeit heute nicht mehr konform.

Für die Gerichte entstehen aus den Vertagungen die größten Unzuträglichkeiten. Zunächst ist die zur Vorbereitung auf eine nicht zur Verhandlung kommende Sache verwendete Arbeit und Zeit des Vorsitzenden und des Referenten völlig vergeudet; denn bis zu dem Termin, an dem die Sache wieder ansteht, ist sie längst dem Gedächtniß entschwunden, und es bedarf einer erneuten Durcharbeitung der Akten. Dann aber bewirkt das Ausfallen von Sachen an einem Termin, daß, während dieser nunmehr nicht [ge]nügend ausgenutzt wird, die vertagten Sachen den für n[eue] Sachen verfügbaren Platz eines anderen Sitzungstages [be]schränken. Das Vertagungsunwesen führt daher nicht n[ur] eine Verzögerung der betreffenden Sachen, sondern a[uch] aller anderen Prozesse herbei.

Um diesem Unwesen zu steuern, halten die beiden G[ut]achter, wenn sie auch hinsichtlich des Umfanges und in d[en] Einzelheiten von einander abweichen, übereinstimmend e[ine] Reform der Civilprozeßordnung in dem Sinne für erforde[r]lich, daß der Parteibetrieb zu Gunsten der richterlich[en] Prozeßleitung beseitigt oder doch wenigstens erheblich e[in]geschränkt werde. Nach dem geltenden Recht ist die Proze[ß]leitung zwischen Gericht und Parteien so getheilt, daß zw[ar] manche das Verfahren betreffende Handlungen von Amt[s]wegen vorzunehmen sind, daß aber nicht nur die Einleitun[g] des Prozesses, sondern auch sein Fortgang im wesentliche[n] von dem Betreiben der Parteien abhängt. In Folge diese[r] Gestaltung wird es der beklagten Partei nicht allzuschwe[r] die Abwicklung des Prozesses zu verzögern. Die in unsere[r] Civilprozeßordnung vorgesehenen Mittel, einer solchen Ve[r]schleppungstaktik entgegenzutreten, haben sich als nicht aus[]reichend erwiesen. Dies gilt sowohl von dem die säumig[e] Partei möglicherweise treffenden Kostennachtheil als vo[n] der Befugniß des Gerichts, verspätetes Vorbringen vo[n] Thatsachen in gewissen Fällen zurückzuweisen. Zunächs[t] kommen beide Pressionsmittel bei beiderseitigen Vertagungsanträgen überhaupt nicht in Frage. Dem Zweck, einseitiger Verschleppung vorzubeugen, wird in genügender Weise nu[r] die Vorschrift des § 278 Abs. 2 C.-P.-O. nutzbar gemacht wonach das Gericht der auf Grund verspäteten Vorbringens von Angriffs- oder Vertheidigungsmitteln obsiegenden Partei die Kosten des Rechtsstreits auferlegen kann, wenn sie dasselbe nach richterlicher Ueberzeugung zeitiger hätte geltend machen können. Von dem Recht, die Partei in eine besondere Verzögerungsgebühr nach § 48 des Gerichtskostengesetzes zu verurtheilen machen die Gerichte erfahrungsgemäß sehr selten Gebrauch offenbar um des odiosen Charakters willen, der dieser Maßregel bei nicht ganz krassen Verschuldungsfällen immerhin anhaftet. Auch § 95 der Civilprozeßordnung, wonach eine die Vertagung oder Verlegung eines Termins verschuldende Partei die dadurch verursachten Kosten zu tragen hat, ist praktisch ziemlich ohne Bedeutung, weil in der Regel nennenswerthe Kosten nicht erwachsen. — Ebenso kommt es fast niemals zu einer Ausschließung der Parteien mit den nachträglich vorgebrachten Vertheidigungsmitteln und den zu spät benannten Zeugen und Urkunden (§§ 279, 374, 433 C.-P.-O.), weil es der Feststellung einer absichtlichen Prozeßverschleppung oder wenigstens einer groben Nachlässigkeit und zudem eines Antrages der Gegenpartei bedarf. Ist schon ersteres schwer nachzuweisen, so wird der erforderliche Antrag überhaupt kaum gestellt, da man dem Gegner, vor allem dem Gegenanwalt eine solche Beschuldigung ins Gesicht zu schleudern, eine begreifliche Scheu trägt.

Hier setzen denn auch die Reformvorschläge ein. Das Gericht soll von Amtswegen und auch, ohne grobes Verschulden feststellen zu müssen, das verspätete Vorbringen zurückweisen. Ferner soll die Auferlegung der Verzögerungsgebühr nach § 48 des Gerichtskostengesetzes nicht in das freie Belieben des Gerichts gestellt bleiben, sondern ihm zur Pflicht gemacht werden. Auch bei Verlegung oder Vertagung auf Antrag beider Parteien soll ohne Rücksicht auf ein Verschulden jedem Theil die Gebühr zur Hälfte auferlegt werden. Ueberhaupt soll einem Verlegungs- oder Vertagungsantrag selbst beider Parteien nur dann stattgegeben werden, wenn er auf genügende Gründe gestützt wird, wie denn auch eine Vertagung von Amtswegen durch einen motivirten Beschluß gerechtfertigt werden soll. Um eine Umgehung zu verhüten, wird ferner vorgeschlagen, daß beim Nichterscheinen beider Theile die Klage als zurückgenommen gelten (Neukamp), oder weniger eingreifend, das Verfahren auf drei Monate ruhen (wie in der österreichischen Civilprozeßordnung), oder noch milder, der neue Termin hinter allen anstehenden Ver-

*) Vergl. Justizrath Stranz in der Festnummer des „Juristischen Litteraturblattes“ zum deutschen Juristentage S. 199.

ndlungsterminen angesetzt werden soll. (Oberlandesgerichtspräsident Hamm als Referent auf dem Juristentage.) Auf weitere Einzelheiten, die ebenfalls darauf hinauslaufen, die Prozeßleitung in die Hände des Gerichts zu legen, kann hier nicht eingegangen werden.

Entgegen den beiden im Wesentlichen übereinstimmenden Gutachten, entgegen auch den Vorschägen des ersten Berichterstatters Präsidenten Hamm hat die mit der Berathung der Frage befaßte Abtheilung des Juristentages dem Antrag des zweiten Berichterstatters, Justizrath Heinitz, daß „eine Aenderung der Civilprozeßordnung im Sinne einer größeren Mitwirkung des Richters beim Prozeßbetriebe nicht empfehlenswerth sei,“ zugestimmt, allerdings unter Annahme eines Zusatzantrages, „in Erwägung zu nehmen, in welcher Weise der Vereitlung von Verhandlungsterminen möglichst vorgebeugt werden könne“.

Es soll also zunächst alles beim Alten bleiben; aber dann wird das Eingeständniß hinzugefügt, daß der bestehende Zustand eine Aenderung erwünscht erscheinen läßt. Dies ist eine sehr verbreitete Auffassung; daß man dem Ziele aber nicht einen Schritt nähergekommen, wird der Bevölkerung als ein unbefriedigendes Ergebniß erscheinen.

Göttingen. A. Thiesing.

Riccarda Huch's neuer Roman.

Riccarda Huch's Schriften haben alle etwas von der Süßigkeit, dem Duft und stillen Goldglanz alten, abgelagerten Edelweines. Nicht leicht spürt man in ihnen jenen erregten Wellenschlag streitlustiger Gegenwartsideen, der uns heute aus den meisten künstlerischen Aeußerungen bedeutender Frauen entgegenklingt, aber ein Achtsamer und Tiefsuchender wird dennoch einen Niederschlag dieser Ideen aus dem Grunde aller ihrer Dichtung heraufschimmern sehen und vielleicht ist es gerade dieser feine farbige Bodensatz, der ihrer, sonst stark archaisirenden Schreibweise das Lebendige, Gesättigte gibt, auch in ihrem neuen Roman „Aus der Triumphgasse“, so schwer auffindbar er gerade dort ist.

Ueberhaupt scheinen Gelassenheit und Abgeklärtheit das künstlerische Ideal der Dichterin zu sein. Offenbar absichtlich wählt sie jedesmal eine Form, durch die eine kühlende Entfernung des Erzählers vom Helden und den Geschehnissen bedingt wird. Meist berichtet ein unbetheiligter Zuschauer, oder die Dichterin selbst schafft dadurch, daß sie ihre Gestalten mit überlegenem und klugem Lächeln, wie von weit her, betrachtet, die Vorstellung, sie selber wandle unangefochten droben im Licht, während ihre Geschöpfe noch drunten im lieblichen und unseligen Thale der Gefühle umhergetrieben würden. Sie selbst schildert diese Art des Erzählens treffend in der „Triumphgasse“, da sie ihren jungen Patrizier sagen läßt: „Weniger die Feinheit der Bemerkung machte mich stutzig, als die Art und Weise, wie die Farfalla sie hinwarf und das Lächeln, mit dem sie sie begleitete. Es klang nicht, als wäre sie die Elende, die verzweifelt um Hilfe jammerte, sondern als hätte sie die Beobachtung an anderen gemacht, ohne mehr als einen kühlen menschlichen Antheil daran zu nehmen.“

In ihrem, von stummer Gluth förmlich leuchtenden und feierlich leidenschaftlichen „Ludolf Ursleu“ freilich wirkt diese künstliche Entfernung fast wie Flucht, wie die instinktive Selbstrettung einer allzu stark empfindenden Seele in die lichte Höhe der Betrachtung empor.

Auch in der „Triumphgasse“ ist der Erzähler anscheinend nichts als Zuschauer. Schon der Untertitel „Lebensskizzen“ will auf Allgemeines, Unpersönliches hinweisen. Dabei kommt ihr wieder die alte chronikartige Erzählungsform zu Hilfe. Ganz von selbst wird durch das Medium des unbetheiligten Zuschauers aus der Fülle des Gleichgeordneten eine Auswahl getroffen, die den ebenfalls zuschauenden Leser befriedigen muß. Anstatt photographischer Wirklichkeit wird nur das von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus Hervorstechende und Ergreifende gegeben, alles aber in dem milden nivellirenden Lichte der Erfahrung, die, anstatt zu staunen mit Bekanntem zu vergleichen versteht.

Was aber besonders den Eindruck des Ruhsamen verstärkt, ist der Stil. Riccarda Huch hat mit großer Hingabe die Schriften der Renaissance studirt, hat sich in den Geist des Mittelalters versenkt und mit feinster Nachempfindung die Männer und Frauen aus der Blüthezeit der Romantik auf ihren vielverschlungenen Wegen begleitet. Jede dieser Zeiten ist so lebendig in ihr geworden, daß sie sich zu Kunstwerken verdichten konnte, jede dieser Zeiten hat an ihrem Stile mitgearbeitet und ihm eben jenes Firne, Dunkelsäftige gegeben, das uns bald als archaistisch, bald als völlig zeitlos anmuthet. Dazu kommt ihr langer Aufenthalt unter den gesund nüchternen Schweizern, im Angesicht der großen Alpennatur. — Alles Umstände, die ein wohlthuendes Gegengewicht gegen das Zerfahrene, Hypernervöse des modernen Menschen geben konnten und gaben. Oft freilich wird es des Verweilens und Betrachtens allzuviel. Die vornehme Linie der Komposition verschwindet häufig ganz unter dem Arabeskengewirr von Philosophie und Gleichnissen, mit denen die Dichterin sie schmückt. Es bedarf schon einer so strengen männlichen Ehrfurcht vor der Gesetzmäßigkeit wie Meister Bach sie besitzt, um Variationsschmuck dem Hauptgefüge unterordnen zu können. Riccarda Huch aber bleibt immer Frau, das heißt ein wenig Kind. Sie liebt das reizende Spielen, die wehmüthige Schönheit des Ueberflüssigen, Auflösenden.

Gerade diese Eigenthümlichkeit kommt in dem neuesten Werke der Dichterin, der „Triumphgasse“, sehr stark zur Geltung. Dem flüchtig Lesenden mag es sogar scheinen, als habe man es hier nur mit einer Menge lose aneinandergereihter Geschichten von armen Leuten zu thun, die weder einzeln noch für sich etwas Anderes bezwecken, als Gelegenheit zu Rührung, Wohlgefallen, Schrecken und Bedauern zu geben. Eingekleidet und nothdürftig zusammengehalten wären nach dieser Auffassung diese Erzählungen durch die leicht durchscheinende Fiktion eines vornehmen Jünglings, der ein Haus in der elenden Triumphgasse der Römerstadt besitzt und erst zufällig, dann absichtlicher mit seinen Insassen eine Zeit lang in Berührung kommt, dann, angewidert von der undankbaren und ausnutzenden Art der Leute sich schließlich wieder zurückzieht.

Auch so wäre die Triumphgasse ein Kunstwerk ersten Ranges.

Wenn man an das Buch denkt, kommt einem vornehmlich eine Schaar junger und alter Frauen in das Gedächtniß, die bald in reizender gedankenloser Unschuld sich ihr bischen Glück erjagen wollen, bald mit unbegreiflicher, halb stumpfer, halb philosophischer Ergebung ihr Schicksal — den meist ungezügelten, selbstsüchtigen Mann — ertragen. In allen diesen Schilderungen ist weniger Tendenz zu spüren, als ein leiser wehmüthiger Humor, der über die armen Menschen den Kopf schütteln muß, die sich das goldene Leben so unbegreiflich verwüsten mögen.

In dieser Weise wird uns von der schilfschlanken goldfarbenen Galanta berichtet, die zum Erstaunen der klugen alten Farfalla es ablehnt, den Vater ihres Kindes zu heirathen.

„Anfangs wollte es der Farfalla nicht einleuchten warum es nicht besser sein sollte einen Vater für sein Kind zu haben, der für es arbeitete . . . . . Aber auch der Bravste, sagte Galanta, wäre noch schlechter, als gar keiner! Ihr Kind könne sie wohl allein erhalten, mit dem Kinde hätte sie lauter Liebe und Frieden, der große, grobe Mann säße im besten Falle überflüssig dabei, wenn er nicht, was häufiger vorkäme, wie ein schweres, schmutziges Thier die Ruhe und Sauberkeit und den Wohlstand des Hauses

unter den Füßen zertrete." Und der Farfalla kommen Erinnerungen an ihr eigenes Leben, wie anders es hätte sein können, wenn ihr Mann sie nach der Geburt des ersten Kindes, anstatt nach sieben verlassen hätte.

Die Figur der alten Farfalla ist mit besonderer Liebe ausgestattet. Diese merkwürdige Mischung von Würde und Schlauheit, Weisheit und Aberglauben, Hülfbereitschaft und Habsucht ist wunderbar beobachtet. Die zweite Hauptfigur ist ihr Sohn, der in seinem gebrechlichen Körper eine feurige und lebensdurstige Seele trägt. Seine strahlenden Augen in dem abgezehrten Gesichte haben etwas von Edelsteinen, die man in die Augenhöhlen einer Mumie eingesetzt hat. Dieser schöne kranke Junge mit seiner leidenschaftlichen Begabung für Musik, seinem stolzen Zartgefühl und seiner unbändigen Trauer, wenn ihm Schönes verloren geht, ist eine Art Treffpunkt für die ewig in Bewegung und Erregung befindlichen elenden Bewohner der Triumphgasse. Für ihn betet das Kirchenweib, das für Geld die Gebete der anderen übernimmt und ausführt; zu seiner Mutter Farfalla kommt die liebliche Annetta, um Rath und Hülfe zu holen, sie das ewig lachende, putzsüchtige Kind, das sich ein paar bunte Tücher borgen will zum Putze beim Fasching, wo an Stelle der Mailuft und der Sonne Wein und überheiße Säle voll Tanzmusik die Früchte des Herzens reiften. „Zuweilen kamen um diese Jahreszeit einige sonnige und warme Tage, wie schöne Fremdlinge auf eine öde Insel verschlagen, die man bekränzt und anbetet und mit ausgelassenen Freudenreigen umtanzt, und dann war der Taumel um so hinreißender."

Es ist unmöglich, auch nur oberflächlich die lange und wilde Reihe zu schildern, die mit Fluchen und Gebet, mit Gesang und unter stillem Sehnen, mit Lachen und in Verzweiflung das schmutzige Pflaster der Triumphgasse tritt. Eine seltsame Erscheinung ist der Pfarrer Jurewitsch, der wie die Verkörperung ruhiger Schönheit unter den von Unruhe und Noth verzerrten Gestalten der Armuth sich bewegt und wohl auch einmal mitten unter ernsten Gewissensqualen über sein Verhalten gegen den verbrecherischen Stiefbruder, dem er nicht mit genügender Härte entgegengetreten sei, unbewußt kokett seinen weiblichen Gemeindekindern zulächelt. Ebenso prägt sich das stolze, frohe Bild der Vittoria ein, die mit ihren jungen Siegeraugen so hoffnungsvoll in die Welt hineinschaut und die man dann wenige Jahre später wiedersieht. „Sorge, Gram, Furcht und was für Schmerzen es sonst noch waren, hatten ihre Seele mit Marterwerkzeugen aus der Tiefe ans Licht gezerrt, und wie diese wund, angstvoll durch ihr Gesicht schimmerte, das gab ihr jetzt eine neue, fast beängstigende Schönheit."

So wenig als die Menschen in Riccarda Huch's früheren Romanen Hamburger, Schweizer oder Italiener waren, so wenig gehören eigentlich die Leute der Triumphgasse irgend einem Vaterlande an. Die Sprache, die sie reden, wird in keinem Orte der Welt geredet, außer in Riccarda Huch's Büchern, aber doch kann dabei eine gewisse wilde und grausame Realistik in der Schilderung teuflischer Morde, unseliger Verwirrung des Blutes und einer unerhörten Wahrheit bei Naturstimmungen bestehen.

Neben alledem aber, was da in der Römerstadt geschieht, zieht sich durch das ganze Buch eine Tragik, die weit komplizirterer und weit modernerer Art ist, als alle Morde oder Verirrungen dort. Eine Tragik, die den eigentlichen einheitlichen Grund der Erzählungen bildet, eben jenen Bodensatz heutiger Ideen, von dem ich anfangs sprach. Und zwar ist es ein Thema, das man immer wiederkehren sieht in Riccarda Huch's Schöpfungen. Immer schildert sie die einsame, ins Leben verirrte Schönheit, die in ihrer unschuldvollen, lachenden Weltfreude sich an den Mächten der geordneten irdischen Gesetze und Anschauungen wund reibt, selten dennoch siegt, wie in ihrem Renaissance-Drama Evoe, wo die schöne Felicia und die alte froh-weise Emilia gegen den Asketen kämpfen, bis die Freude siegt. „Evoe! Heilig ist der Rausch."

Anders in dem süßtraurigen Märchen vom Mondreigen, dem Symbol der alten, halbverklungenen, heiteren Heidenwelt. Frau Sälde, die so lieblich lacht und nie in die Kirche geht, versinkt in all ihrer hilflosen Schönheit im See, gehetzt und verängstigt durch engherzige Philister.

In der „Triumphgasse" nun ist das alte Thema zum Problem geworden. Mit unheimlicher, stiller Gewalt steigen aus der engen Gasse die widrigen Dünste von Noth und Elend empor, bis herauf zu uns, die wir in Schönheit leben wollen, leben müssen, wenn wir Zutritt behalten wollen zu den Hallen der Götter. Und unser eigenes Gewissen, unser Mitleid ist es, das die Thorflügel offen hält, die wir früher öffnen oder schließen konnten, wie es uns beliebte.

Das ist nun vorbei. Das soziale Gewissen ist in uns erwacht. Jetzt genügt es nicht mehr zu helfen, zu geben. Wir alle kennen ihn, diesen furchtbaren, angstvollen Schwindel, der uns förmlich hinabzerrt zu den Leidenden. Und während wir noch auf der sonnigen Höhe stehen, vermögen wir es nicht, das Haupt zu wenden von der Tiefe, aus der Seufzen und Geschrei herauftönt, vermögen es nicht mehr nur mitleidige und hilfreiche Zuschauer zu sein. Hinab, hinab zieht es uns mit unwiderstehlicher, magischer Gewalt. Wo sind nun noch die Spiele goldenen Gewölks um uns her, wo der reine Lufthauch der Berge, wo das sanfte Säuseln grüngoldenen Gezweigs in der Sonne? Wir spüren sie nicht mehr. Nur das eine noch: Hinab, hinab!

Das ist es, was uns Riccarda Huch in der „Triumphgasse" schildert.

Ganz leise hebt es an:

„Ich hatte mit Antheil zugehört", heißt es zuerst, „aber doch meinen Widerwillen gegen die dumpfe Armseligkeit der Umgebung nicht überwinden können . . . . . . und athmete hoch auf in der stolzen Zufriedenheit, daß ich ich war und heute lebte. . . . . Wie einen durchnäßten und verschmutzten Anzug, der eine Weile lästig und ekelhaft an einem geklebt hat, wollte ich diese Armuth um mich her abstreifen und wegwerfen." Von seiner Geliebten, der wunderschönen, blonden Lisabella sagt der Erzähler: „Sie hatte kein unempfindliches Herz, aber um nicht etwa gerührt und in ihrem Wohlbehagen erschüttert zu werden, vermied sie den Anblick des Unglücks und wollte nichts davon hören." „Ist das Unglück eine Tugend?", sagte sie, „sollen alle unglücklich sein, weil es einige sind? Mein Beruf ist das Glück, laß mich Dich lieben und glücklich sein." Der junge Edelmann selbst besitzt nicht mehr die gesunde Selbstsucht seiner Geliebten. Immer wieder kehrt er zu der alten, elenden Römerstadt zurück, läßt sich von der verschmitzten Farfalla erzählen und besucht die Kranken und Verbrecherischen im Spital und Gefängniß. Jedesmal kommt jener Schauer stärker über ihn, der uns Menschen vor jeder großen nahenden Gefahr zu befallen pflegt. „Wozu befasse ich mich mit Leuten, die wie ein anderes Volk mit eigenem Glauben und eigenen Gesetzen von uns geschieden sind?", fragt er sich zwar manchmal. Dann aber berichtet er weiter: „Schrecklicher als dies alles war dies: In einer Geschäftsauslage sah ich eines Tages einen geschliffenen Topas, sehr groß und so fein gefaßt, daß er frei auf der Nadel zu schweben schien. Augenblicklich versetzte meine Phantasie den Stein in Lisabellas weiches, blondrothes Haar . . . . Da fiel mir, ich weiß nicht wie, Riccardo ein und ich ließ meine Hand sinken und ging meiner Wege weiter. Ich malte mir aus, was er sagen würde, wenn ich ihm die Geldsumme, die der Topas werth war, auf das Bett legte . . . . Dann wieder sah ich das leuchtende Haupt Lisabellas, hörte den Jubelruf beim Anblick des Steines und sah, wie sie ihn in die Locken grub und rosig vor den Spiegel trat. . . . Fast wäre ich zu ihr gegangen, hätte mich ihr zu Füßen geworfen und gebeten zu entscheiden, ob ich ihr den Topas oder Riccardo das Geld geben sollte, aber ich unterließ es, weil ich wußte, daß sie lachen und sagen würde: Kaufe mir den Topas und gib Riccardo das Geld."

Das schöne, blonde Glücksgenie ahnt nichts von dem, was in ihrem jungen Liebhaber Komplizirtes und Schmerzliches vorgeht, nicht, daß es mit einfachem Geben, gleichsam Abzahlen mit Gelde, schon nicht mehr gethan ist, um sein aufgewühltes Mitleid zu sättigen. Er kauft freilich schließlich doch den Topas, aber ein häßliches Gefühl, als hätte er etwas gestohlen, sitzt ihm in der Kehle. Sehr fein beobachtet ist Folgendes. Der Erzähler, von einem wirren Gefühle getrieben, bringt den Stein zu Riccardo, gleichsam, um sich Absolution zu holen, Riccardo fragt nach dem Preise, und als die Summe genannt worden ist, „wuchs seine Bewunderung sowohl für den Stein, wie für mich und für Lisabella, die ihn tragen sollte". Den Armen selbst ist mit unseren Gewissensbissen nicht gedient, sie sind ihnen unverständlich, sie bedürfen vielmehr Höherer und Glücklicherer, die sie bewundern können.

Der Erzähler aber macht diese Anmerkung nicht. Lange Zeit kommt ihm das Qualgefühl täglich wieder, mit dem er Riccardo den Stein gezeigt hat, und treibt ihm das Blut in die Stirne. „Ich weiß nicht, ob es Scham über den Einkauf war oder über mein erbärmliches Mitleiden."

Schon ist ihm seine diesjährige Vergnügungsreise, die ihm erst eine erwünschte Entfernung zwischen ihm und den Gegenständen seines Mitleids schafft, kein Asyl mehr. Das Pech aus der Altstadt-Hölle klebt ihm nun einmal an und ist nicht so leicht loszulösen. Auf kühlem, würzigen Waldwege, auf der hellen Straße, in einer fremden Stadt, sieht er plötzlich die Triumphgasse vor sich, wie sie krumm gebückt, schmutzig die Anhöhe hinaufkriecht, heiße, schweißige Dünste und Geruch von Schnaps und Oel und Zwiebeln mit sich schleppend. Ein mißlungener Spaziergang des Krüppels Riccardo kommt ihm in den Sinn und vergällt ihm jeden Genuß. Gern hätte er dieses Knäuel von Empfindungen, denen sich allerhand sophistischer Trost zugesellt, wie, daß die Armen von ihrem geschmacklosen Marienbilde in der Heidenkirche mehr hätten als der Verwöhnte von der mediceischen Venus — in ein tiefes Wasser versenkt, aber sie kommen immer wieder ans Tageslicht. Schließlich, ärgerlich darüber allzusehr den Düpirten abzugeben und doch durch die Eindrücke der Reise etwas freier geworden, entschließt er sich sein Herz mehr zu verhärten gegen diese Leute, die Wärme nur mit Berechnung verbinden, wie er empfindet.

Das Buch schließt mit einer wunderlichen Scene. Der junge Mann steht, seine schöne lachende Geliebte erwartend, am Fenster, da hört er unten in der Gasse das Lied eines Bettlers, des ‚Elendsgrafen'. Der Mann sieht herauf und von neuem fühlt der Jüngling jenen unbegreiflichen Schauer über seinen Leib gehen, zugleich gedenkt er einer alten Sage. In einer Stadt am Meere wurde alljährlich ein Sommerfest gefeiert. In der Mondnacht fährt eine lustige Gesellschaft auf einer Art Floß ins offene Meer hinaus, man singt, tanzt und jubelt und legt Blumen zu den Füßen eines geschnitzten Bildes nieder. Bei dem leidenschaftlichen Treiben wurde leicht einer oder der andere an den Rand des Schiffes gedrängt, fiel in das Meer und ertrank. Da war es denn streng verboten, ihm zu helfen, ja sich auch nur umzuschauen nach ihm. Kein Ton des Jammers sollte das Fest stören. Schmetternd und jauchzend fuhr das Schiff weiter, während die Ertrinkenden mit dem Tode rangen. Ganz versenkt in dieses Bild, das sich ihm zur beängstigenden Vision gestaltet, steht der junge Edelmann am Fenster. Zuletzt rafft er sich auf und sagt zu sich selbst: „Ja, ich werde mich abwenden von dem Schrecken dort unten, mich in das Gedränge werfen, dorthin, wo die Musik lockt und die Frauen lächeln, und nicht beachten, daß das Heer der Ertrunkenen wie eine Schaar Möven dem Schiffe nachfliegt." Während er aber so denkt, überhört er den Eintritt seiner Geliebten. Denn es ist ein fremder durchdringender Ton in ihm aufgestiegen, der rücksichtslos die leisen Schritte des Glückes übertönt. Auch er ist von dem Schwindel erfaßt worden, sich hinabzustürzen zu den Gescheiterten. Und erschüttert schließt er: „O Lisabella, was wird aus Dir und mir, wenn mein Herz Deine Stimme überhört?"

Was wird aus dem Glück, dem Lachen, dem Stolz und dem Uebermuthe des Edelmenschen, wenn sein soziales Gewissen erwacht ist? Das ist der Gegenwartsgrundton in Riccarda Huch's „Triumphgasse".

Anselm Heine.

Der Pfeiffertag.

Am 17. September letzthin, fast drei Jahre nach ihrer ersten Aufführung in Schwerin, ist nun die zweite Oper von Max Schillings, „der Pfeiffertag" auch auf der Musikbühne der Reichshauptstadt erschienen. Der Aufführung, einer hervorragenden Leistung unseres Opernhauses, folgte eine zahlreiche, beifallslustige Hörerschaft mit sichtlicher Theilnahme, und zum guten Schlusse gab selbst die Presse in vorwiegend günstigen Urtheilssprüchen ihren Segen zu dem unverhofften Ereigniß.

Das sind lauter erfreuliche Erscheinungen. Wie man sich nach den ersten Aufführungen der „Ingwelde" erzählte, ist die Schilling'sche Musik keineswegs nach dem Geschmack des Kaisers, und es ist also hoch anzuerkennen, daß die Leitung unserer königlichen Bühnen trotzdem ihrer künstlerischen Pflicht gegenüber einem unsrer begabtesten und höchststrebenden Tonkünstler Genüge thun durfte. Sodann soll, da so oft und so laut das Gegentheil behauptet wird, mit Freuden festgestellt werden, daß auch im Dunstkreis der Großstadt zu guter Stunde sich noch eine stattliche Hörerschaar finden mag, die gewillt und fähig ist, mit ernster Kunst ernstlich und würdig sich zu befassen. Endlich gebührt es sich auch, bei diesem Anlaß darauf hinzuweisen, wie einläßlich und theilnehmend die so oft der bloßen bösen Absprecherei geziehene Berliner Musikkritik — ich denke dabei besonders an einige thörichte urtheilslose Versuche zur Rettung des d'Albert'schen „Improvisator" — eine neue Kunsterscheinung zu betrachten vermag, wo nur eine echte Begabung und wahrhaftes Streben darin erkennbar sind.

Ich konstatire den Beifall des Publikums und erwähne die wohlthuende, vornehme Haltung der Kritik hier nachdrücklich, weil ich zu meinem eigenen großen Leidwesen nicht in der Lage bin, mein Urtheil so günstig zu formuliren. Ueber alle Zweifel offenbart sich ja auch in dieser zweiten Oper Schillings' hervorragende musikalische Begabung, deutlich zeichnet sich der Fortschritt des Künstlers in der Beherrschung aller Mittel, in der Verfeinerung und zunehmenden Individualisirung der Ausdrucksweise, vernehmlich und überzeugend spricht der hohe Wille und Schaffensernst eines echten Tondichters auch aus diesem burlesken Stück zu mir, aber — mißlungen ist „der Pfeiffertag" trotzalledem, gleichviel ob man ihn als „heitere Oper" oder als moderne Musikkomödie auffaßt und beurtheilt. Ich könnte dies etwas weniger schweizerisch und artiger etwa so ausdrücken, trotz aller musikalischen Vorzüge vermöge ich die Grundgebresten des Ganzen nicht zu verwinden, allein die Bedeutsamkeit des Falles, in dem sich die Lage unsrer Musikdramatik typisch darstellt, erheischt meiner Meinung nach unbarmherzige Deutlichkeit der Aussprache. Das Gebrechen, an dem „der Pfeiffertag" krankt, ist eben deshalb so häufig und für unsere heimische Opernproduktion so gefährlich, weil es als solches von den Komponisten, Musikverlegern, Theaterdirektoren und einem großen Theil des Publikums immer noch nicht erkannt und energisch bekämpft wird.

Ueber eines sollte heut zu Tage kein Musiker mehr, der für die Bühne schafft, hinwegkommen: über einen schlechten Text. Konnten Mozart's „Cosi fan tutte" und

Weber's „Euryanthe", diese verkrüppelten Meisterwerke, die Schaffenden nicht genugsam von verlorenen Pfaden abschrecken, so wäre nunmehr, zwanzig Jahre nach Richard Wagner's letzter That, doch zu hoffen, daß das lebendige Beispiel seiner Schöpfungen die Nachstrebenden über die Grundbedingung ihrer Kunst aufklärte: die Lebensfähigkeit eines musikalischen Bühnenwerkes ist unlösbar gebunden an die Lebenskraft und den Lebensorganismus des Dramas. An der Verkennung dieses Grundgesetzes sind seit zwei Dezennien eine ganze Reihe musikalisch reich ausgestatteter, fein empfundener, großgedachter Operndramen eines frühen Todes erblichen. Behende haben sich unsere Tonkünstler die Mittel und Fertigkeiten der neuen Musik anzueignen verstanden. In außerordentlicher Weise haben jüngere Tondichter das Ausdrucksvermögen der Musik erweitert, vervielfältigt und verfeinert, aber dieser beschleunigten Entwicklung entsprach in keinem Falle auch ein Fortschritt in der Kunst, eine Oper dramatisch aufzubauen, dem Musiker eine lebendig erschaute, psychologisch motivirte und organisch gegliederte Handlung als dichterische Grundlage zu schaffen. Da blieb es trotz Wagner bei der althergebrachten Handwerkerei und Dilettanterei. Und darin lauert das Verhängniß, denn ohne die Voraussetzung eines wahren Dramas hätte sich die Musik nicht in der Richtung entwickeln können, die sie mit Wagner eingeschlagen hat, ohne den innigsten Zusammenhang mit einem so beschaffenen Drama bleibt auch die feinst geschliffene, wandlungsfähigste Tonsprache unverständlich.

In diesem Verhältniß stehen auch im „Pfeiffertag" großen Theils Text und Musik zu einander. Das Buch, vom Grafen Ferdinand Sporck verfaßt, ist eine grobschlächtige und schablonische Arbeit. Ungeschickt und schwerfällig ist ein leichter Stoff, eine echte und gerechte Schnurrpfeifferei, zu einer breiten Handlung zerdehnt. Der billige Witz, daß einer sich todt stellt, um bei lebendigem Leibe die Vortheile großen Nachruhms zu genießen, bildet den Kern der Vorgänge. Das ist ein Vorwurf für einen Studentenulk oder — eine aristophanische Komödie. Sporck aber hat vermittelst allerhand bunter, kulturhistorischer Verbrämungen und symbolischer Ausdeutungen versucht, daraus ein Gegenstück zu Wagner's Meistersingern zu machen. In den mittelalterlichen Pfeiffern, deren Zunftfest gefeiert wird, soll uns sinnbildlich der moderne Künstler im Kampfe mit der „Welt", im Streben nach Freiheit und Selbstherrlichkeit erscheinen. Das mag auf den ersten Blick für einen guten Gedanken gelten, betrachtet man aber die Sachlage näher, so ergibt sich, daß sie nicht nur kulturhistorisch anfechtbar, sondern auch künstlerisch sehr bedenklich ist. Ein offenkundiger Widerstreit zwischen der höheren Stimmungssphäre der Gedankendichtung und dem possenhaften Charakter der äußern Handlung zerstört schon im Libretto die Einheit des Ganzen.

Die edle Musik, die Schillings zu diesem zwiespältigen Buche schrieb, verschärft den Gegensatz noch. Als echter Musiker sieht und hört er in den Figuren und Masken seines Stückes Innerlichkeiten, Gefühlswandlungen und Gedankenentwicklungen, von deren Möglichkeit sich sein Textverfertiger nichts träumen ließ, deren Ausdruck aber auch der Hörer nur ahnend versteht, da das Weg weisende Wort ausbleibt, der dürftige Bühnenvorgang den Reichthum des musikalischen Erlebnisses nicht völlig zu erschließen vermag. Und das ist jammerschade, denn wo der Librettist dem Musiker gut und deutlich vorgearbeitet hat, wie etwa in der großen Rede des Pfeiffers Rasbert über des deutschen Spielmanns Loos und Sehnsucht, da steigert sich Schillings' Tonsprache zu hinreißender Beredtsamkeit. Häufiger aber erscheint er als der feine Schilderer eines zartnervigen, vielverzweigten und reichbewegten Innenlebens, als der aufmerksame Beobachter und Maler gemischter Stimmungen, als glücklicher Finder neuer Tönungen und behutsam-gewissenhafter Darsteller leiser Regungen. So ist er ein Instrumentationskünstler ersten Ranges, ein Harmoniker von eigener Art geworden. Er liebt die Vorhalte in der Musik, denn er kennt die tausend und abertausend Hintergründe menschlicher Gefühle. Dies verleiht seiner Musik den Charakter des Insichgekehrten, der stillen Intimität und hat dazu geführt, ihm bewußte, sogenannte vornehme Zurückhaltung nachzurühmen. Ich will hoffen, dies bedenkliche Lob sei nicht zutreffend und eine großzügige, von Leben wahrhaft erfüllte Dichtung werde in Schillings auch den freien, kraftvollen, schlagenden Ausdruck wecken und seine musikalische Meisterschaft über polyphonische Künste hinaus am Drama zur Vollendung führen.

Auf daß dies geschehe, muß aber der heilige Richard seine Hülfe nicht versagen und Schillings wie seinen Weggefährten das dramatische Gewissen gründlichst stärken.

Heinrich Welti.

Theater.

Schauspielhaus: „Schnapphähne." Ein Sommerspiel vom Rhein in 4 Aufzügen von Walter Bloem. — Lessing-Theater: „Der Heerohme." Ein bürgerliches Drama in 5 Akten von Joseph Lauff. — Deutsches Theater: „Der Schatzgräber." Bauernkomödie in 3 Akten von Carlot Gottfrid Reuling.

Es ist bezeichnend im Guten wie im Argen für den Geist der mittleren Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, daß der Begriff des Dilettantismus all seine feinen Bestimmungs- und Unterscheidungsmerkmale einbüßen durfte. Wer die Kunst zu seinem Broterwerb machte, hieß schlechtweg Künstler, der andere Dilettant. „Die Italiener nennen jeden Künstler Maestro. Wenn sie einen sehen, der eine Kunst übt, ohne davon Profession zu machen, sagen sie: Si diletta." Auf seine primitive Bedeutung war das Wort somit zurückgeschraubt, und das darf wohl für eine Zeit charakteristisch heißen, die auf reale Werthe ausging und äußerlich scharf geprägte Begriffe als gangbare Scheidemünze brauchte, — charakteristisch für Dezennien, deren anerkannte Kunstübung nicht gar viel mehr als souveräner Dilettantismus war.

Auf den kurzen Traum einer neuen, ursprünglichen Kunst unserer Tage ist allzu schnell und vielleicht auch allzu grausam die Ernüchterung gefolgt. Aber das Kunstwollen ist ein ernsteres geworden. Heute reizt es wieder, Goethe's Notizen über den sogenannten Dilettantismus aufzuschlagen und unterscheidend den als Dilettanten zu bezeichnen, der, ohne ein besonderes Talent zu dieser oder jener Kunst zu besitzen, bloß den allgemeinen Nachahmungstrieb bei sich walten läßt. Oder in noch schärferer Bestimmung mit Grillparzer im Dilettanten den gesteigerten Liebhaber zu erkennen, dem bei allem Streben doch das Vermögen einer genügenden Darstellung fehlt.

In solcher Beleuchtung wird man sich klar über den Bühnendilettantismus unserer Tage. Die Neuaufführungen der letzten Woche legen recht schalkhaft seine Spielarten dar.

* * *

Er heißt Walter Bloem und ist, wie man mir sagt, Rechtsanwalt und Reserveleutnant. Sollte er jedoch nicht Reserveleutnant sein, so wäre es Pflicht des Kritikers, aus eigner Gnadenfülle ihn dazu zu erheben. Er besitzt seelisch die Qualifikation dazu. Walter Bloem ist also Rechtsanwalt und ist Reserveleutnant, und er findet trotz dieser beiden abendfüllenden Berufe noch Zeit zum Dichten. Das Kgl. Schauspielhaus führt sein Sommerspiel vom Rhein „Schnapphähne" auf.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen, und zwar ist er ein Bürgerlicher, sie ein adliges Fräulein. Natürlich kriegen sich die zwei. Die Pointe der Geschichte aber ist, daß allen Standesvorurtheilen der Krieg erklärt wird, daß sich der Adlige den bürgerlichen Anschauungen anzubequemen hat. Walter Bloem ist ein modern denkender Mann, er ist Rechtsanwalt.

Herr Bloem ist auch Reserveleutnant. Ein Reserveleutnant darf schon, zumal in unserer Zeit romantischer Triebe, einige Vorliebe für das Mittelalter hegen, die goldene Zeit, da alle Infanteristen Kürassiere waren. Und Walter Bloem wird der Doppelseele in seiner Brust gerecht. Was wäre einfacher als das?, er verlegt den Vorfall ins Mittelalter. Nun ist der Jüngling ein Kaufmannssohn, sie ein Raubrittertöchterlein. Auf ihr Felsennest wird er verschleppt, sie darf den Verwundeten pflegen. Als Verlobte empfehlen sich zum Schluß: Hildegard von Falkenburg und Georg Nettekoven, — Falkenburg und Köln, im Sommer 1273. Dem holden Vorgang aber, der sich ohne erhebliche Zwischenfälle abspielt, wird ein Reimgewand übergezogen. Und in die lyrischen Ergüsse prasseln die Kasinowitze.

Man kann die Stillosigkeit nicht gut fürder treiben. Idee und Stoff ironisiren einander gegenseitig, die Form ist buntscheckig wie eine Narrenmütze. „Alle Dilettanten", sagt Goethe, „greifen die Kunst von der schwachen Seite an." Das will doch wohl besagen, sie erfassen nicht, daß das Kunstwerk ein Organismus, daß Idee und Stoff und Form zu tiefstem Einklang zu vermählen sind. Walter Bloem exzellirt darin, die heterogensten Zuthaten in einem Topf zu kochen. Er ist der Typus des ganz naiven, des herzigen Dilettanten.

* * *

Der Thatbestand des zweiten Kunstdelikts ist folgender: Ein junger katholischer Geistlicher hat in bewußter Auflehnung gegen die kirchliche Ordnung, der er untersteht, das Mädchen seiner Liebe zu seinem Weibe „vor Gott und den Sternen" gemacht. Dem Dechanten, der ihn zur Rechenschaft zieht, antwortet er mit Abfall und Empörung. Darauf gibt der Dechant den Fehltritt dieses priesterlichen Revolutionärs vor versammelter Gemeinde von der Kanzel herab kund, und der Vater des verführten Mädchens erschlägt ihn.

Hören wir, wie sich der Dichter zu diesem Thatbestande äußert:

„Auferstehungsglocken jubeln durchs Land! Sie haben an die Mauern und Fenster meiner Zelle gerüttelt." — „Diesseits der Alpen wurzelt die deutsche Seele — nicht jenseits derselben." — „Heiße, trunkene Liebesfunken zitterten von Blume zu Blume, von Rispe zu Rispe, um in seliger Berührung ein heiliges Nehmen und Geben zu tauschen." — „Mein Blut war todt, und die dürren Blätter der Resignationsphilosophie raschelten mir hier um die Stirn — hier um die Stirn." — „Ich ziehe den Schleier des Vergessens darüber, sintemal in den Brauseköpfen junger Theologen trübe Lachen sich finden, die bei ruhiger Prüfung zur späteren Klärung gelangen." — „Der Sturm der individuellen Freiheit ist in mir." „Zwinge ihn nieder."

Man sieht, es ist hier mehr, als ein schlichter Reserveleutnant zu geben hat: Der Dichter des „Heerohme", der im Lessingtheater gespielt wird, ist Major Lauff.

Wieder besteht kein Zusammenhang zwischen Inhalt und Form, die Stilrosinen sind mit freigebiger, wahlloser Hand in den Teig gestreut. Und das ist gleichzeitig charakteristisch für die Gestaltung des Stoffes. Unbekümmert um irgendwelche psychologische Entwicklung, mit hartherziger Beiseitesetzung jedweder Charakteristik, hat Lauff die Situationen auf die Bühne gezogen, von denen er sich Wirkung auf das Publikum versprach. Im vierten Aufzug treten die Hauptpersonen überhaupt nicht auf! Die Ermordung des jungen Geistlichen zum Schluß trägt den Zauber der Ueberraschung in sich. Und damit eben stellt Lauff den Typus des bösartigen Dilettanten dar. Er gewöhnt das Publikum an Reizmittel, die echte Kunst weder bieten kann noch will.

Es bedarf der Versicherung kaum, daß Lauff's Schauspiel in den August des Jahres 1870 verlegt ist, und daß verschiedene Rufe wie Donnerhall erbrausen. „Dilettanten", sagt Goethe, „haben ferner meistens eine patriotische Tendenz."

* * *

Wir senken die Stimme und sprechen leiser, da wir von Carlot Gottfrid Reuling und seiner dreiaktigen Bauernkomödie „Der Schatzgräber" zu reden haben, die im Deutschen Theater aufgeführt wird. Carlot Gottfrid Reuling stellt den tragischen Typus des Dilettanten dar.

Ein feines Kunstempfinden und gute Ideen sind ihm eigen, und beides hat er auch diesmal bekundet. Nur findet er niemals den schweren Weg vom Kopf zur Hand. Er schildert einen Bauern, der nach Schätzen gräbt. Ein arglistiger Freund, der der Bäuerin nachstellt, überredet ihn, zu sicherer Hebung des unterirdischen Reichthums ein Keuschheitsgelübde abzulegen, der böse Bursche bringt auch seine Liebste als „reine Jungfrau" in das Bauernhaus, unter dem Vorwand, daß sie ein Hemd aus Linnen für die feierliche Handlung spinne. Jago ist im Begriff seinen Willen bei der Bäuerin durchzusetzen, als die Eifersucht der reinen Magd die Entwicklung herbeiführt. Aus dieser Idee wäre etwas zu machen gewesen.

Reuling hat nichts daraus gemacht, darauf hat sich die Kritik zu beschränken. Die Charakteristik ist schemenhaft, die Milieuschilderung ohne alle Farbengebung. Mit ehrlicher Hand, aber doch erschreckendem Bühnenunverstand sind die Vorgänge scenisch gestaltet. Selbst aus der gedanklich reizvollsten Scene, da die Bäuerin von ihrer Reise heimkommt und der Bauer sich mit seiner unfreiwilligen Keuschheit ängstlich in die Ecke verkriecht, hat Reuling nichts zu schöpfen gewußt als ein Mehr an Langeweile. „Invita Minerva" sagten die Römer von solcher Kunstübung hart; auch eine Spielart von Dilettantismus entschuldigen wir höflich.

Carlot Gottfrid Reuling aber ist von Beruf ein Dichter.

Ernst Heilborn.

Ach was!

Ein Scherz.

Er legte den Kopf in beide Hände. Die Ellenbogen auf den Schreibtisch gestützt, auf dessen grüner Tuchplatte der weiße Bogen sich ausbreitete, blickte er düster vor sich hin. Ein Seufzer hob ihm die Brust, ein Stöhnen vielmehr. Nun tippte er mit dem Zeigefinger an seine Schläfe, horchte, tippte leise wieder, langsam skandirend. Und nun ließ er beide Arme ermattend auf die noch unbeschriebenen Seiten niedersinken und beugte sich mit gerunzelten Brauen so tief über die krampfhaft verschränkten Hände, so tief, daß die Nägel sich ihm schmerzhaft in seine Stirn eingruben.

„Du, hör mal!" sagte die helle Stimme seiner jungen Frau von der Thür her.

Er fuhr herum auf seinem Sessel: „Wie kannst Du! wie darfst Du mich stören — heute!"

„Ach was!" — da stand sie schon mitten im Zimmer, — „Du sitzt ja noch immer da und thust nichts. Ich kann das wirklich nicht so schlimm finden, wenn ich mal reinkomme, so lang Du noch gar nicht angefangen hast, was zu schreiben. Und überhaupt — muß denn durchaus gedichtet werden, heute, gleich am ersten Morgen nach unserer Heimkehr von der Reise?"

„Du findest es wohl überflüssig", fragte er in eiskaltem Tone, „daß überhaupt ein Dichter dichtet?"

„Ach was! moquir' Du Dich nur ruhig. Recht hab' ich doch. Gedichte müssen sein, das versteht sich. Schon weil die Dichter leben wollen. Und Du bist ein großer, ein sehr großer — darum liebe ich Dich doch grade. Aber wenn Du gar nicht mal weißt, was Du schreiben willst! . . ."

„Was! Als ob's auf das „Was“ ankäme. Es ist das „Wie“, dessen Wahl mich so martert.“

„Ist das nicht so ziemlich dasselbe?“ fragte sie harmlos.

„Dasselbe!“ — es lag bodenlose Verachtung im Blick und Stimme, wie er das ausrief.

Sie aber kam nur näher zu ihm, streichelte, ihm im Rücken stehend, seine kurzen, etwas borstigen Haare — „Daß ich's nicht weiß, ist ja doch keine Schande.“

„Nicht?“ fragte er, „nach zweijähriger Ehe mit mir, einem Dichter!“

„Du bist genau so lange mit mir verheirathet — verstehst Du dadurch nur das Allergeringste vom Haushalt oder vom Kochen? Und ich meine denn doch, daß ich eine Hausfrau bin aus dem ff! — Also. — Was ich noch fragen wollte, sag mal — was schreibst Du denn nun gleich heute, ohne Dir nur die Zeit zu lassen, Dich ein bischen zu verpusten und — auszupacken? Du weißt doch wohl, daß da drinnen Dein Koffer noch so unordentlich mit all' den Bücherpacketen dasteht. Mir hast Du verboten, ihn anzurühren.“

„Ja doch, ja. Ich komme — nachher. Jetzt aber — ich muß mir in mir erst schlüssig werden, in mir selber.“

„Du“, flüsterte sie — „und wenn Du so weit bist — sagst Du's mir dann? Wird es doch wieder so 'ne Geschichte von einem, der verheirathet ist und der seine Frau betrügt? Ich mag das eigentlich ganz und gar nicht.“

„Ich habe es Dir schon so oft gesagt: das „Was“ ist der Rohstoff, den der Künstler erst formt, wenn er ihn durch das Feuer seines Geistes hindurchgeführt, gleichsam — (um mit den Ausdrücken Deiner Kochkunst mich Dir eher verständlich zu machen) — gleichsam umgerührt, gesiebt, geknetet, neu gebacken hat. Ob ich nun den Vorwurf, der mich lange beschäftigt, modern behandele, ob ich eine antike Tragödie, ein Renaissancedrama in leidenschaftsvoll glühenden Farben daraus auferstehen lasse . . .“

„Ach ein Drama! Seit wir verheirathet sind, schriebst Du kein Stück. Und man kriegt dabei Tantièmen und — nicht wahr? — auch Lorbeerkränze!“

„Wenn man nicht durchfällt,“ sagte er düster.

„Schreibst Du denn nun eins?“

„Weiß ich's? Muß ich Dir das immerfort wiederholen: ich weiß es nicht!“

„Ja . . .“, sie stand da mit großen Augen und blickte ihn an, „ich denk' doch das „Was“ das ist der Stoff, wie Du mir sagtest?“

„Die Fabel, ja.“

„Natürlich, ich verstehe Dein Gleichniß. Fragt sich nur, was dann noch dazu kommt und wie man es ansetzt, in was für 'nen Topf, bei was für 'nem Feuer. Das muß man aber doch vorher wissen! Wenn ich nun in die Küche ginge und nähme mir Mehl und nähme mir Butter und ahnte selbst nicht, ob es ein Pudding werden sollte oder Brot, oder 'ne feine Rebhuhnpastete — Du, was würdest Du bei Tisch dann wohl sagen?“

„Liebes Kind, willst Du nicht jetzt lieber in Deine Küche gehen und mich ungestört lassen?“

„Ach was,“ sagte sie, „wenn ich so dumm bin, so muß ich was lernen. Und von wem, als von Dir?“ — Dabei nahm sie seinen Arm und legte ihn sich um die Hüften — sie war schlank und doch voll — legte ihren Arm ihm um den Nacken, und so an ihn angeschmiegt, flüsterte sie: „Du verachtest mich ja ganz schrecklich; aber Du magst mich doch, was? ganz gern. Na und bei mir steht's akkurat so: ich hab Dich auch lieb, furchtbar lieb, Du! Nur mir macht's nicht so viel Plaisir, Dich zu verachten, wie Dir, der Du es für Dein gutes Recht hältst, als Dichter und Mann. Nun sag mir mal, ehrlich; — Du sitzt da schon den halben Morgen und druckst und quälst Dich — von wem soll denn die Entscheidung nun kommen?“

Er nahm ihren Arm sich von seinem Halse: „Du quälst mich. Ich kann das nicht vorher so wissen. Ich hänge von der Stimmung ab, vom Moment, von der Inspiration.“

„Ja“, rief sie, „die grade! Ich sollte meinen, die müßte Dir's sagen. Oder sie fehlt Dir. Und — sie kam ihm wieder ganz nahe und flüsterte ihm am Ohr — und, mein Liebling, Du mußt ja doch nicht? Nein wirklich. Dein Hausstand, den führ' ich von meinem Eigenen. Ich brauch' nichts dazu. Und sonst, bisher . . .“

„Laß das“, sagte er scharf. „Ich schreibe nicht ums Geld, wie Du wissen könntest.“

„Ja — aber dann?“

„Himmel, willst Du's denn gar nie begreifen! Bei aller Inspiration, die Brust geschwellt von Wollen, von Plänen, das Hirn so voll des Erlebten, Geschauten, das Herz so voll Fühlen, heißem Fühlen, daß man wähnt, ein Drama wie spielend leicht vollenden zu können, daß sich die poetischen Bilder nur zudrängen, sich ganz von selbst zu Reimen und Strophen aneinander fügen, da muß man doch zögern. Denn es gibt heute so viele, viele verschiedene Weisen sich auszudrücken, so viele Mittel, um zu schreiben!“ — Dabei hatte er unwillkürlich eine Feder von seinem Dintenfaß in die Hand genommen.

„Mittel zu schreiben?“ fragte sie staunend, „meinst Du das wörtlich? Zögerst Du, ob Du die Gänsefeder oder die Brandauer Nr. 546 M nehmen sollst, ob Craw's safety oder Hurwitz Goldfüllfederhalter? Freilich, Du hast so Vieles da liegen, den Bleistift, den Blaustift und den Rothstift. . .“

„Frau!“ stöhnte er nur.

„Na ja“, sie lachte, „das konnt' ich mir doch gerade nicht denken, daß Dir die Wahl Deiner Feder so schwer fällt. Aber von Stilarten und Moden solltest Du erst recht nicht Dich verwirren lassen. Ich an Deiner Stelle, ich . . .“

„Was würdest Du thun?“ fragte er mit der hoffnungslosen Stimme eines, der für sein Leben im Kerker der Ehe Gefangener bleibt.

„Ach was! sagte ich und nähm' da den langen Bismarckbleistift — nein, Hercules heißt er — (und das paßt auch), denn der eine, wie der andere, sie waren Riesen!). — Und selbst wenn ich mich nicht als Riesen fühlte, ich schwänge den Stift als meine Keule und finge an und schriebe drauf los, so wie mir's zu Muth wär', nach meinem Kopf, in meinem Stile und ließe mich die Leute nicht kümmern und nicht die Kritik und erst recht nicht die Mode! Nur gut müßt' es werden. Ob nun Hausbrot oder Pastete, — gutes Mehl und frische Butter, ja, die nähm' ich dazu und ein tüchtiges Feuer in meinem Heerd. So würd' ich es machen!“

Er hatte wieder die Stirn auf seine Hände gepreßt und lag da, wie vernichtet von dem Geriesel ihres Plapperns.

„Meine Muse, ach meine Muse“, seufzte er, „willst Du denn Deinen armen Poeten nicht gnädig beschützen vor dieser Prosa der Küchenweisheit!“

Und — das Plappergeriesel verstummte. Seine Frau sprach nicht ein Wort mehr. Sie, und nicht schwatzen, so lange sie da war? Nein, unmöglich, ganz undenkbar! Er hob den Kopf auf. Sie war fort. — Er athmete freier.

Aber da er horchte, ob sie nicht doch noch wiederkäme, da vernahm er richtig Schritte. Sie wollte ihn also nicht ungestört lassen. Die Thür öffnete sich. Was ist das! Etwas Weibliches kommt herein — sie ist das nicht! Eine Gestalt in weißem, griechisch losem Kleide naht feierlich, auf hohem Kothurn. Und auf dem Fuß folgt ihr eine zweite, noch fremder, luftiger gewandet. Und darauf eine, hochmodern. Die nächste in Lumpen. Und mehr und mehr noch . . . .

Der bleiche Dichter klammert sich angstvoll mit den Händen an seinen Schreibtisch. Die kurzgeschorenen Haare sträuben sich ihm auf dem Haupt.

Die Damen stellen sich im Halbkreis um ihn her. Sie schweigen. Und blicken ihn an. Er schweigt und starrt sie an.

Dann beginnt die Erste zu reden:

„Im Hexameter sag's, mir der wahren, der klassischen Muse,
Im Pentameter auch, ob ich es bin, die Du riefst!"

„Die Musen!" murmelt er, „nein, wahrhaftig, daß Ihr so zu mir kommt, diese Ehre! Habt Ihr Euch aber alle verändert! Ihr seht so ganz anders aus, als ich Euch jemals auf Bildwerken sah . . ."

„Auch ich?" fragt leise in melodischem Ton die Zweite. Sie kommt ganz nah zu ihm auf ihren weichen, nackten Sohlen und berührt mit ihrem Plektron, das zum Schlagen der Lyrasaiten dient, ihm wie segnend Lippen und Stirn:

„Auch ich, bin ich anders,
Als Du mich im Bild sahst?
Anders als mich Deine Träume Dir zeigten?
Siehe, ich trage
Nur duftige Schleier,
Keine Gewänder, die hüllen und hindern.
Siehe, ich bringe Dir Perlen und Rosen,
Lehre Dich küssen, lehre Dich kosen,
Hebe Dich fort über irdische Sorgen,
Hoch in den reinen, den goldblauen Morgen!
Frühling der Menschheit soll Dich umgeben,
Frei sollst und leicht hoch im Aether Du schweben,
Nie mehr Dein Fuß harten Boden berühren,
Komm mit mir, komm doch!
Lasse Dich führen
Fern in das Traumland,
Das ich Dir male, —
Ich bin die Muse
Der Ideale! —"

Die Dritte, eine wellig langgescheitelte Blondine in knappem Tuchkleid, dessen Schleppe mit Seidenrauschen ihm über den Fuß fährt, nimmt mit ihren beringten Fingern die brennende Cigarette aus dem Munde: „Na ja", sagt sie, „das klingt ganz nett. Aber, mein Bester, Du bist denn doch ein Mensch von heute und stehst mit Deinen beiden Füßen auf irdisch-festem, praktischem Boden, — in der dünnen Luft so hoch oben, da könnte es, fürcht' ich, Dich hungern und frieren. Sieh mal — ich, — ich rühme mich, auf allen Wegen," — sie streckt ihr Füßchen vor im spitzen Lederschuh mit Straßschnalle und Talon Louis XV., — „auf allen Straßen gehen zu können. Ich bin die Muse der Moderne"!

„Was Du Dir einredst", ruft die Nächste, „ne, so'n Zeugs! Jieb Dir man nich Mühe den juten Jungen mit Deine parfümirten Cigaretten und mit Dein falsches Diamantenjefunkel zu verführen. Als ob Du richtig modern wärst! Mit so'ne Balletschuh jeht man auch nich auf Straßenpflaster. Nu kuck mal hierher! — und sie hebt rasch ihren Rock auf, daß man den karrirten Unterrock sieht, die grauen, reinwollenen Strümpfe, die derben Schnürstiefel mit platter Hacke, — kuck, so is die Wirklichkeit, so is das Leben. Ich bin die Realistische!"

„Aeh bäh, öh ne!" stöhnt neben ihr eine Frau mit offenen Haaren, in schmutzigem, von den Schultern herabgerissenem Kleide, „ne, nich duhn, nich duhn, werr ich nich, äh leiden! Hat sich was modern äh! hat sich was real, öh! ihm höchst ejal, jeh! natural is sein Fall, bäh!"

„Was", fragt der Dichter, „was spricht sie eigentlich? ist das Deutsch? ich verstehe nicht eine Silbe!"

„Ne", sagt die Realistische lachend, „ich auch nicht. Es soll wohl schlesisch sein, das is nu ja Mode. Bloß sie versteht es selbst nich so richtig. Das kommt bei die Naturalistische vor."

Kommt es bei ihr vor? — Durch die halbgeschlossene Thürspalte windet sich eine wachsbleiche, überschlanke, lilienhaft sich neigende Huldgestalt herein, — ja, es kommt bei ihr vor! Es kommt auch bei Dir vor. Und kommt selbst bei mir vor. Wir alle kommen uns oft unverständlich vor, weil wir aus Unverstandenem kommen. Du, Dichter, starrst ahnungsvoll diese Thür an: kommt noch eine Muse? Es kommt sicher noch eine. Kommt noch eine zweite? Es kommt vielleicht durch die Thür eine zweite. Es kommen durch diese Thür wohl noch viele. Wer ist die letzte, die durch diese Thür kommt? War ich die letzte, die durch diese Thür kam?"

„Hör' auf", schreit er, „ich werde verrückt!"

Sie aber, ohne sich stören zu lassen: „Ich war nicht die erste, die durch diese Thür kam. Kennst Du die letzte, die nun durch die Thür kommt? Kennst Du die letzte, die kommen wird?"

„Hör' auf!" stöhnt er und hebt beide Hände sich vor seine Augen, — „ich will nichts mehr sehen, ich mag nichts mehr hören, ich kann nicht, ich kann nicht!"

„Denn die Thür ist symbolisch zu deuten", fährt sie in ihrem unveränderlichen, unerbittlichen Tonfall fort, die Thür ist das Symbol alles Anfangs, die Thür ist das Symbol alles Endens. Die Thür, die sich aufthut, ist Symbol des Lebensbeginnens, ist Symbol des Dichtungbeginnens, ist Symbol des Lorbeergewinnens, ist Symbol des . . ."

Da verlor er das Bewußtsein.

„Na natürlich", ruft die Muse des Realen, und schiebt ihre symbolistische Schwester unsanft bei Seite, „das hält kein Thier aus, nich mal ein Dichter. Aber was fangen wir nun an? Wie bringen wir ihn ins Leben zurück? Er sollte doch eine von uns für sich zu seiner Muse ernennen und wählen."

„Wähle!" sprechen sie alle im Chore, „wähle, entscheide Dich und wähle!"

Die klassische Muse steht in plastisch edler Pose hoheitsvoll da, die idealistische hebt sich wie schwebend und winkt ihm, ihr in die Wolken zu folgen, die moderne reibt ihm aus dem Goldflacon an ihrem Gürtel ein Tröpflein Ylang-Ylang unter die Nase, die naturalistische sucht aus ihrer zerbrochenen Flasche ihm einen Schluck Branntwein einzuflößen.

Aber die Realistische versetzt ihm einen tüchtigen Klapps. Und da wacht er auf. Und er reibt sich die Augen . . . . Die Musen stehen dicht um ihn im Kreise. Eine nach der andern schaut er sich prüfend lange an — und wiegt dann zweifelnd das Haupt.

„Wähle", flüstern sie, „so wähle, wähle mich!" Sie sagen es, seufzen es, hauchen, bitten, betteln, locken . . . . .

Er zögert noch.

Da klingt durch all' die verheißungsvoll süßen, flehenden Stimmen von nebenan, von der Gegend der Küche her, ein Singen, lustig und hell:

Ach was! der Morgen ist so jung
Und jeder Baum ist grün,
Ach was, die Welt ist weit und frei —
Sollt' mir das Glück nicht blüh'n? —

„Ach was!" ruft er laut, — (denn es ist ihm plötzlich der gute Rath seiner tapferen, jungen Frau wieder eingefallen), — „ich danke Euch schönstens, meine sehr verehrten Damen. Aber wählen eine von Euch? Nein, ich will dichten, so wie mir mein Kopf steht, ohne vorgeschriebene Richtung, ohne festes Programm, ohne Mode, nach meiner eigenen Façon will ich selig, — oder auch unselig werden!"

Und da er mit seinem Arm eine grüßende, verabschiedende Bewegung macht, da sind plötzlich die wundersamen Frauenbilder verflogen, verduftet, entrauscht, verschwunden, wie Nebelwölklein, wie Spuck und wie Rauch . .

Und der Dichter fing an zu schreiben.

Adalbert Meinhardt.

Dieser Nummer liegt das Inhaltsverzeichniß über den abgelaufenen neunzehnten Jahrgang bei.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.